die Form der Dramen wurde es durch ſeine klare, lebendige, epigrammatiſche Proſa — in der Leſſing allein ſich durch die Emilia Galotti übertraf, aber von Niemand erreicht wurde — allgemein maaßgebend. Aber ein Hauptmoment dürfen wir nicht überſehen, was Hölſcher glücklich hervorhebt, daß Leſſing ſchon faktiſch durch dies herrliche Werk, welches man noch jetzt ſo oft als das einzig deutſche Luſtſpiel rühmen hört, die Bedeutung des Franzoſenthums im deutſchen Vaterlande zertrümmert hat, ſo daß er auf den allgemeinen Beifall trauend dann in der Dramaturgie die Geißel der Kritik ſchwingen konnte, die flüchtigen Worthelden vollends aus den Gränzen zu verjagen. Der Gegenſatz zwiſchen Tellheim und Riccaut galt als ein nationaler, es wäre Schade geweſen, hätte der Dichter dieſen Franzoſen in einen deutſchen „Bruder Lüderlich“ umgeſchaffen, wie er einmal Willens geweſen ſein ſoll. Wo bliebe dann die Erinnerung an Roßbach und ſeine ſchnellfüßigen Helden?

Nur zweimal war Leſſing während der fünf Jahre von Breslau weg geweſen, 1762 begleitete er ſeinen General nach Schweidnitz, als dieſer die Blokade kommandirte, und 1763 nach dem Frieden auf einer Reiſe zu dem König nach Potsdam, von wo er einige Tage zu ſeinen Freunden nach Berlin flog. Selbſt in der Stellung zu Breslau gab es wieder Kämpfe mit ſeinen Aeltern, die ſich immer noch der Sorge für die Zukunft nicht entſchlagen konnten. Leſſing's freier Geiſt wollte ſich nur eine Zeitlang in Feſſeln halten laſſen, weil er damit Höheres gewann. Daher ſchreibt er im Juni 1764, zur Zeit als der General gefährlich krank lag und Leſſing's Vater ſich beſorgt erkundigte, an ſeine Eltern: „Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begriff gemacht hätten. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, ſondern mehr als einmal geäußert, daß mein jetziges Engagement von keiner Dauer ſein könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, daß ich mehr als jemals entſchloſſen ſei, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinn iſt, zu abſtrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Reſt noch zum Sklaven zu machen. Ich ſchreibe Ihnen dies, liebſter Vater, und muß Ihnen dieſes ſchreiben, damit es Sie nicht befremde, wenn Sie mich in Kurzem wieder von allen Hoffnungen und Anſprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernt ſehen ſollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt geweſen bin, herauszuſetzen, und alsdann verlaſſe ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird, iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umſtände befürchten, die außer Stand zu arbeiten ſetzen können, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſehung. Ich habe ein beſſeres, und habe Freunde.“ Ein anderer Brief, worin er bedauert, ſeinen Bruder Karl nicht bei ſich ſehen zu können, iſt vom 10. Jan. 1765 und der letzte aus Breslau.

Zu Oſtern 1765 zog er ganz von hier weg, über Camenz, zuerſt zu einem Beſuche ſeiner Freunde nach Leipzig. Einen Bedienten hatte er mit ſeinem Hausgeräthe und den Büchern nach Berlin vorausgeſchickt. Dieſer hielt dort üble Wirthſchaft, gab ſich für Leſſing's Bruder aus, brauchte des Herrn Kleider und Wäſche und wurde natürlich, als dieſer eintraf, fortgejagt. Ich führe dies nur gelegentlich hier an, weil Leſſing ſehr oft von ſeinen Dienſtboten mißbraucht wurde, die er gleich den meiſten Gelehrten nicht zu überwachen verſtand. Ein anderer Bedienter verkaufte ihm heimlich einen Theil ſeiner ſeltenſten Bücher. Als man ihm erzählte, ein Diener, den er in Breslau hatte, habe ſich ſoviel bei Seite gebracht, daß er nun eine Kaffeewirthſchaft kaufen könne, rief er lachend: Der hat es doch gut angewendet! Wenn man dieſen Umſtand aus

Leſſing's Leben kennt, ſo lieſt man mit noch größerm Behagen die ächtkomiſche Bedientenſcene in der Minna.

In Berlin hatte er ſich bald wieder eingelebt. Da er ſeinen jüngſten Bruder mitbrachte, ſtiegen die Ausgaben; er mußte deſto fleißiger ſein. Daher ließ er 1766 ſeinen „Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poeſie" drucken. Herder nennt dies „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menſchlichen Wiſſenſchaften, die Muſe der Philoſophie, der Poeſie und der Kunſt des Schönen geſchäftig geweſen ſind." Leſſing erwartete indeſſen nicht viele Leſer und rieth dem Verleger, nur eine kleine Auflage zu machen. Aber auch dieſes Buch war von ſchlagender Wirkung, wenn gleich nicht in den erſten Jahrzehnten. Winkelmann hatte damals in Deutſchland große Theilnahme für die Kunſtſchätze der Alten erregt, er galt Vielen für ein Orakel, dieſe ärgerten ſich, daß Leſſing ihm nicht überall beiſtimmte, allein Winkelmann ſelbſt äußerte ſich brieflich: „Leſſing, von dem ich leider nichts geſehen hatte, ſchreibt, wie man geſchrieben zu haben wünſchen möchte; und wenn ich nicht ſeine Reiſe von Ihnen erfahren hätte, ſo wäre ich demſelben mit einem Schreiben zuvorgekommen. Es verdient derſelbe alſo, wo man ſich vertheidigen kann, eine würdige Antwort. Wie es rühmlich iſt, von würdigen Leuten gelobt zu werden, ſo kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurtheilung würdig geachtet zu ſein." Was Leſſing nach Winkelmann's Ermordung äußerte, will ich ſpäter anführen.

Die übeln Nachwehen des Breslauer Aufenthaltes wurden jetzt bei Leſſing ſichtbar. Sah er ihn auch als Sklaverei an, er hatte doch viel Bequemes und Behagliches gehabt. Dadurch war ſein körperlicher Umfang bedeutender geworden, die ſitzende Lebensart, welche er nun ſtreng einhalten ſollte, wirkte nachtheilig. Noch mehr die Nothwendigkeit, eine beſtimmte Arbeit bis zu beſtimmter Zeit abzuſchließen. Leſſing wußte zu gut, daß manche Werke des Denkers und Dichters ſich im Grund niemals abſchließen laſſen. Und die Wiſſenſchaft hat ihre Labyrinthe! Du vertiefſt dich in einen reizenden Stoff, du verſenkſt dich gleichſam in einen Schacht — oder da gibt es Nebengänge, die du auch betreten möchteſt, dunkle Wände und verriegelte Pforten, an welche zu klopfen der Geiſt drängt. So wird es eine Laſt, ununterbrochen und mit gleicher Anſtrengung zu arbeiten. Ich verſtehe es wohl, was der Bruder Biograph über dieſe Zeit ſchreibt: „Zerſtreuungen und Abhaltungen hatte er nun nicht mehr außer, ſondern in ſeiner Studierſtube. Wenn er in der beſten Arbeit auf und nieder ging, fiel ihm der Titel eines Buchs in die Augen; er ſah hinein, fand einen Gedanken, der auf ſeine Meditation zwar ganz und gar keine Beziehung hatte, aber doch ſo herrlich, ſo vortrefflich war, daß er ihn wenigſtens aufſchreiben mußte; und im Aufſchreiben konnte er ſeine Gedanken dabei nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſe bezogen ſich wieder auf etwas Anderes, dem er ſogleich nachzuforſchen nicht unterlaſſen konnte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es gar nicht zu finden, wenn er es brauchte. — Welche neue Entdeckung! welch ein ſchöner Aufſchluß! Nun hatte die Sache ein ganz anderes Anſehen! der Buchdruckerjunge aber klopfte und verlangte Manuſcript. Ja, das war wohl fertig, nur mußte es noch einmal durchgeſehen werden; und deswegen hatte er ſich auch heute früh recht zeitig hingeſetzt. Allein er ſtand von ſeiner Arbeit auf, und das Aufſtehen hatte ihm zwar Stoff zu einem neuen Buche gegeben, aber das im Druck begriffene war deshalb nicht weiter durchgeſehen. Der Burſche kam, wie befohlen, wieder; mit genauer Noth hatte Leſſing ſeine Gedanken auf's Neue ſammeln können. Er ſah ſelbſt ein, es werde nicht weit reichen; aber er wollte nicht eher einen Fuß aus der Stube ſetzen, bis er ganz mit dem Manuſcript fertig wäre. Lieber Gott! gegen Abend war ſeine ganze Seele von dem Stubendunſt beklemmt; er mußte friſche Luft ſchöpfen. Er ging nur auf eine Stunde zu einem Freunde. Der Freund unterhielt ihn von einer anziehenden Materie; ſie kamen in's Plaudern. Zwar ging er zeitig genug nach Hauſe; aber für heute war das Manuſcript vergeſſen. Er ſaß aber doch bis zwölf Uhr.“ Dieſe Schilderung des Bruders iſt gewiß gelungen. Ich erkenne in Leſſing's damaligem Zuſtande die Nachwehen des Aufenthaltes in Breslau. Die Frage, ob Dichter und Schriftſteller ein Amt im bürgerlichen Leben bekleiden ſoll oder nicht, mag hier ohne Antwort bleiben; aber gewiß iſt es, wer ſich mit freier Seele gegen das Joch amtlicher Pflichten ſträubt wie Leſſing, der ſollte dies Joch auch nicht zeitweiſe, zur Erholung oder um ſich ſchnell auszuruhen, tragen: es bleibt dann immer ein ſüßes Nachgefühl der Sicherheit, die faſt jedes Amt gewährt und dies Nachgefühl wird zum Nachwehe, wenn eine liebgewordene Zerſtreuung darunter leidet, wie bei Leſſing. Er geſtand mehr als einmal: „So iſt es nun in der Welt. Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert, und muß dienen: das wilde in ſeiner Wüſte iſt frei, verkömmt aber vor Hunger und Elend.“ Der Bruder erzählt weiter: „Er legte ſich zu Bette, ſtand auf, war nicht heiter, und mochte lieber Alles thun als ſitzen und ſeine eigene Arbeit durchleſen, die ihm gar nicht gefiel. Bruder, ſagte er wohl endlich, die Schriftſtellerei iſt die ekelhafteſte, die abgeſchmackteſte Beſchäftigung. Nimm dir ein Beiſpiel an mir! — Endlich war er wieder im Geleiſe — aber wie lange? Er durfte nur wegſehen, und die Bücher ſpielten ihm einen neuen Streich. Wenn er nur keine Bücher mehr hätte! Ob er nun gleich mit dieſer freiwillig gewählten Lebensart unzufrieden war, ſo wollte er doch von nichts als von ſogenannten literariſchen Beſchäftigungen wiſſen.“ —

Er verfiel auf allerlei Pläne, um dem heranſchleichenden Zuſtand innerer Zerwürfniß und äußern Dranges zu entfliehen. Einmal wollte er ſich auf ein paar Jahre in ländliche Stille abſperren, Luſtſpiele ſchreiben und dann mit einer wandernden Geſellſchaft dieſelben auf eigene Koſten von Ort zu Ort geben. Ein Herr von Brenkenhof, der Hofmeiſter geweſen war, zog damals zu ihm und Leſſing begleitete ihn ſogar nach Pyrmont in das Bad. Von da zurückgekehrt erhielt er zu rechter Zeit eine Einladung nach Hamburg, wohin er im Dezember 1766 ging. Eine Geſellſchaft von Theaterfreunden hatte auf ihre Rechnung das dortige Theater übernommen. Leſſing ſollte ihre Zwecke fördern. Er ſchloß mit ihnen einen vortheilhaften Contrakt und kehrte dann wieder nach Berlin zurück, wo er bis März 1767 blieb. Zum zweitenmal in Hamburg angekommen, fand er freilich Vieles anders. Die Unternehmer ſtritten um Kleinigkeiten. Leſſing, ſeine großen Zwecke immer im Auge, begann einſtweilen ſein Wochenblatt die Dramaturgie, um auf andere Art in Hamburg feſten Fuß zu faſſen. Zugleich ſchloß er mit Bode, Inhaber einer Buchhandlung und Druckerei, einen Vertrag auf gleichen Vortheil und Schaden; ſie wollten nicht allein jenes Wochenblatt, auch dramatiſche Stücke für die Hamburger Bühne einzeln oder in Sammlungen drucken und baten bei dem Magiſtrat um ein Privilegium und um Befreiung von der Cenſur. Natürlich wurden ſie abgewieſen; der Beſcheid aber, den der Biograph mittheilt, iſt eine köſtliche Probe des ſchauderhaften Styls, den man damals bei Gerichten ſchrieb.

Auch andere Verlagsunternehmungen muß Leſſing im Sinne gehabt haben. Wenigſtens fragt er bei Gleim wegen Bode's an: „Wie wäre es, wenn Sie ihm Ihre Werke in Verlag gäben? Ich habe ihm ſchon vorläufig davon geſprochen. Er iſt zu allem bereit. Melden Sie mir alſo, ob und unter was für Bedingungen ich mich mit ihm einlaſſen ſoll? Er iſt ein ehrlicher Mann. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich auf dieſe Weiſe etwas beitragen könnte, daß Sie die letzte Hand an Ihre Werke legten. Eilen Sie; wer weiß wie lange wir athmen. Wir müſſen machen, daß wir um ſo viel länger leben.“ Ohne Zweifel wird es ihm nach ſolchen Aeußerungen mit dem Buchhändlergeſchäft Ernſt geweſen ſeyn.

Die Geſchäftsverbindung mit Bode ging aber ſchon im Februar 1769 zu Ende. Leſſing war nicht für ſolche Dinge gemacht; er fand viel Verdruß darin —

oder „das Glück hatte ſeinen Scherz mit ihm.“ Mit Bode ſelbſt zerfiel er nicht; dieſer ſetzte das Werk noch eine Zeitlang allein fort. Die Dramaturgie wollte Dichter und Schauſpieler zugleich beurtheilen, gab aber bald das Letztere auf, weil er verzweifelte, an den Schauſpielern durch Kritik Etwas beſſern zu können. Dies iſt eine Erfahrung auch unſerer Tage! — Die Dramaturgie dauerte leider nur ein Jahr, die Einnahme des deutſchen Theaters war gering, es wagte ſich ſogar eine franzöſiſche Geſellſchaft her und ſchadete der deutſchen. Die Lauheit des Publikums trug die meiſte Schuld, weshalb Leſſing im Grimme über daſſelbe ſofort nach Italien gehen wollte. Er ſchreibt an Nikolai: „Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom ſchreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur ſoviel ſagen, daß ich in Rom wenigſtens eben ſo viel zu ſuchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutſchland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben, aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle iſt, nun ſo wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß verſichert, daß es ſich luſtiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln laſſen, als in Deutſchland.“ Seitdem wieß er ſelbſt die lockendſten Anerbietungen verächtlich zurück, weil er mit dem Theater nichts mehr zu thun haben wollte. Aber ſeinem gerechten Zorn gegen das Publikum machte er am Schluß der Dramaturgie Luft: „Wenn das Publikum fragt, was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet, ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, daß etwas geſchehen könne? Auch nichts, ja noch etwas Schlimmeres als Nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei, keinen eigenen haben zu wollen.“ —

Vielleicht hatte Leſſing Unrecht, ſo früh ſich entmuthigen zu laſſen, denn die Nachwirkungen ſeiner Thätigkeit für die Bühne traten erſt recht in dem Augenblick ein, als er ihr den Rücken kehrte. Zunächſt die Wirkung auf die darſtellende Kunſt, ſei es durch ſeine Stücke und die Dramaturgie, ſei es durch den lebendig ergreifenden perſönlichen Umgang. Es iſt nicht meine Sache, hier darauf einzugehen; ich darf nur an die geiſtreiche Antwort erinnern, welche Eckhof, einer der größten Schauſpieler der damaligen Periode, dem Nikolai gab, der ſeinen Odoardo — in Emilia Galotti — unübertrefflich fand. Eckhof ſagte: „Wenn der Autor tief in's Meer der menſchlichen Geſinnungen und Leidenſchaften hinab taucht, ſo muß der Schauſpieler ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft. Dies iſt freilich mühſam und mißlich. Aber nur wenige machen es dem Schauſpieler ſo ſchwer wie Leſſing. Man kann die andern leicht haſchen, ſie ſchwimmen oben auf wie Baumrinde.“— Doch von weit größerem Einfluß iſt die Dramaturgie ſelbſt geweſen.

Ich laſſe hier Gervinus ſprechen: „Ein Vermächtniß für Deutſchland und ein Leitſtern unſerer ganzen folgenden Poeſie ward Leſſing's Dramaturgie. Hier endlich brach die ganze lang drohende Wetterwolke ſeines Zorns gegen die franzöſiſche Poeſie los, und ich kenne kein Buch, bei dem ein deutſches Gemüth über den Wiederſchein ächt deutſcher Natur, Tiefe der Erkenntniß, Geſundheit des Kopfes, Energie des Charakters und Reinheit des Geſchmacks innigere Freude und gerechtfertigteren Stolz finden dürfte. Dies iſt das Werk, das uns auf Einen Schlag von dem Joch der Literatur der großen Nation befreite. In dem Jahre, da es erſchien, trat Gerſtenberg mit dem Ugolino auf und hinfort verdrängte, wie es Leſſing wollte, Shakeſpeare das Anſehen der Corneille und Voltaire ganz; die Dichtung Goethe's und Schiller's, die Kritik der Romantiker führte praktiſch und theoretiſch weiter aus, was Leſſing umſchrieben hatte und gab mehr Nachdruck hinzu; und endlich gelang es den Einflüſſen der deutſchen Literatur, den alten Perückenſtyl in Frankreich ſelbſt zu unterminiren. Schon gleich nach ihrer Erſcheinung führten ſchadenfrohe Neider des Voltaire die Dramaturgie in Frankreich ein. Kein ſchmähſüchtiger Bouhours redete hier eitle Vorwürfe gegen nichtsbedeutende Männer, ſondern der Tadel traf die Erſten unter den Lebenden und Todten, die Corneille und Voltaire, er war mit allem Aufgebot der Gründlichkeit belegt, mit aller Gerechtigkeit auf den Maaßſtab der Angegriffenen ſelbſt, wiewohl mit „eigenem Ekel" geſtellt; er ging mit der möglichſten Kurzweiligkeit auf alle Langweiligkeiten und Kleinlichkeiten der franzöſiſchen dramatiſchen Kritik ein, die den guten Deutſchen bis dahin lauter Evangelien waren. Nicht aus blinder Nationaleitelkeit iſt den fremden Muſtern und Meiſtern widerſprochen, ſondern die Unpartheilichkeit des Kunſtrichters ſpringt grell in die Augen, wenn er gleich Anfangs die Cronegk und Gottſched, und ſpäter die Schlegel, Romanus und Weiße wegwirft und ſeine eigenen Verſuche nicht ſchont, wenn er den Vorfechtern unſerer Originaldichtung die Hand führend zeigt, wie große Stümper ſie ſind, und ſelbſt unſere bloßen Ueberſetzer franzöſiſcher Stücke verachtet, welche in unſerer Sprache, (die doch wie die Griechiſche ſchon durch den Rhythmus die Leidenſchaften anzudeuten vermöge), jene franzöſiſchen Verſe ſogar nicht nachbilden konnten, in denen das Metriſche blos Kitzelung der Ohren iſt, ohne zur Verſtärkung des Ausdrucks beizutragen, und die keinen andern als den elenden Werth der überſtandenen Schwierigkeit haben. Die kühne Manier, in der die Dramaturgie geſchrieben iſt, und die bald von Herder und den Kraftmännern der 70er Jahre in's Rohe übertrieben ward, veranlaßt leicht, die vortrefflichen Reſultate, die oft in entlegenen Ecken verſteckt liegen, zu überſehen, ſich an der polemiſchen Seite zu unterhalten und an der einzigen Taktik und ſiegsſichern Kriegsführung zu ergötzen, mit der er die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Bühne aufreibt und den großen Anführern Corneille und Voltaire die Lorbeeren zerpflückt. Beſonders an dem Letzteren übt er ſein Spiel, ich würde ſagen zu übermüthig und muthwillig, wenn nicht des Mannes poetiſcher und kritiſcher Dünkel eine ſolche Behandlung provocirte.“ So weit Gervinus. Wir können hier bei Einzelheiten, mit denen Leſſing die Franzoſen abfertigt, nicht weilen, nicht ausführlich darthun, wie er Shakeſpeare zu Ehren bringt und zeigt, einzelne Gedanken bei ihm würden bei den Franzoſen zu ganzen Scenen und einzelne Scenen bei ihm bei dieſen zu Aufzügen ſchwellen, denn wenn man die Aermel aus dem Kleide eines Rieſen für einen Zwerg recht nutzen wollte, ſo müſſe man ihm aus dem Aermel einen Rock machen. Mitten aus ſeinem Spott und ſeiner Schärfe taucht deutſches Gemüth auf; er iſt ſeiner volksthümlichen Waffen auf dieſem Felde ſo ſicher, daß er nach dem noch zu erörternden Geſtändniß, er ſelbſt ſei kein Dichter, doch ausruft: „Ich wage es, eine Aeußerung zu thun, mag man ſie doch nehmen wofür man will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, das ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette?“

Auch die Dramaturgie ſichert ihm ſeinen Triumphzug unter den Männern des Volkes. Sie durfte daher nicht mit wenig Worten hier abgethan werden. Was Voltaire verdient, wurde ihm reichlich zu Theil. Manches mochte auch der große Friedrich für ſich hinnehmen, oder doch die Franzoſenfreunde aus ſeiner Schule. Einer drolligen Anekdote erwähnt Leſſing's Bruder. Ein junger Menſch erlaubte ſich, die Dramaturgie nebſt einem franzöſiſchen, ſchlecht gelungenen Brief an Voltaire zu ſenden und dieſen um Antwort zu erſuchen. Die Antwort kam; und was enthielt ſie? Die Worte: „Ich bin zu alt, noch Deutſch zu lernen, um meine Gegner zu verſtehen. Sie melden mir, daß Herrn Leſſing's Blätter gut geſchrieben ſind. In der That, wenn er ſo gut Deutſch ſchreibt, wie Sie Franzöſiſch, ſo müſſen ſie ganz vortrefflich ſein.“

Ein anderer Streit Leſſing's war der mit dem halliſchen Profeſſor Klotz. Dieſer hielt ſich für einen großen Gelehrten und Kunſtkenner. „Es galt ihm im Grunde gleich, durch welche Mittel er berühmt wurde, wenn er es nur wurde.“ Dieſer unreine Charakter, noch dazu Intriguant in der Literatur, hatte gelehrten Ruf und wollte, nachdem Leſſing's Laokoon erſchienen war, dieſe Arbeit tadeln, um noch mehr Anſehen zu erlangen. Leſſing antwortete 1768 in den „Briefen antiquariſchen Inhalts“ mit heftiger Bitterkeit, mit wenig Schonung und dem ſichtbaren Vorſatz, ihn dem Gelächter und der Verachtung Preis zu geben. Dies geſteht der Biograph ſelbſt zu. Aber welche Meinung mußte Leſſing auch von Klotz und ſeiner Clique haben! Er ſchreibt an Nikolai kurz vor dem Ausbruch der Fehde: „Es iſt doch unleiblich, was die Kerle in Halle ſudeln! und in was für einem Tone!“ — Von dem ganzen Streite übrigens mag Heine's witzige Bemerkung gelten: „Ja, Polemik war die Luſt unſers Leſſing's und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner ſeiner würdig war. So hat er eben durch ſeine Polemik manchen Namen der wohlverdienten Vergeſſenheit entriſſen. Mehrere winzige Schriftſtellerlein hat er mit dem geiſtreichſten Spott, mit dem köſtlichſten Humor gleichſam umſponnen, und in den Leſſingſchen Werken erhalten ſie ſich nun für ewige Zeiten, wie Inſekten, die ſich in einem Stück Bernſtein verfangen. Indem er ſeine Gegner tödtete, machte er ſie zugleich unſterblich. Wer von uns hätte jemals etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Leſſing ſo viel Hohn und Scharfſinn verſchwendet! die Felſenblöcke, die er auf dieſen armen Antiquar geſchleudert und womit er ihn zerſchmettert, ſind jetzt deſſen unverwüſtliches Denkmal.“

Damals war Senior zu Hamburg Goeze, ein gelehrter Theolog, den Leſſing oft beſuchte; ſeinen Freunden geſtand Leſſing, er ſchätze deſſen Gelehrſamkeit, während die Gegner in dem Rheinwein des Hauptpaſtors einen Grund der häufigen Beſuche Leſſing's ſahen. Goeze war ſchon bekannt durch die ſtrengſten Predigten. Inzwiſchen war Leſſing in ökonomiſcher Hinſicht zurückgekommen. Er arbeitete mit größter Anſtrengung und nichts weniger als Verſchwender ſah er dennoch keine Abhülfe. Da verkaufte er ſeine Bücher, an 6000, um die Mittel zu einer italiäniſchen Reiſe zu gewinnen. Allein die Hülfe kam von anderer Seite. Der Profeſſor Ebert hatte dem Erbprinzen von Braunſchweig die antiquariſchen Briefe Leſſing's vorgeleſen, dieſer Fürſt ließ Leſſing einladen, und die Stelle eines Bibliothekars, die gar nicht erledigt war, wurde für ihn in Ausſicht genommen. Im November 1769 reiſte er nach Braunſchweig und kam Ende Dezembers nach Hamburg zurück, ohne, wie er glaubte, einen günſtigen Eindruck hinterlaſſen zu haben. Dem greiſen Vater, der ihn darüber befragte, ſchrieb er, wie ihn der Erbprinz auf die gnädigſte Art zu ſich eingeladen, dann: „Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwieſen, deren ich mich von dem geſammten Hauſe zu rühmen habe, welches aus den leutſeligſten und beſten Perſonen von der Welt beſteht. Ich bin indeß der Menſch nicht, der ſich zu ihnen drängen ſollte: vielmehr ſuche ich mich von Allem, was Hof heißt, ſo viel wie möglich zu entfernen, und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuſchränken. Die Stelle ſelbſt iſt ſo, als ob ſie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es um ſo viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andere Anträge von der Hand gewieſen. Sie iſt auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann. Das allerbeſte aber dabei iſt die Bibliothek, die Ihnen ſchon dem Ruhme nach bekannt ſein muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir ſie jemals eingebildet hatte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkaufen müſſen, nun ſehr wohl vergeſſen. Ich wünſchte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herumführen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern ſind. Eigentlich Amtsgeſchäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf geſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen ſoll. Indeß werde ich Beides zu verbinden ſuchen: oder eigentlich zu reden, folgt ſchon Eins aus dem Andern." Am 21. April 1770 trat er ſein Amt an.

Dieſer Ruf nach Wolfenbüttel erfüllte dem Herzen ſeines Vaters einen der letzten Wünſche. In jene Zeit fällt auch die Bekanntſchaft Herder's, der eben aus Frankreich zurückkehrte, den Leſſing ſehr lieb gewann und mit dem er bis einige Wochen vor ſeinem eigenen Tode briefwechſelte.

Leſſing, wiewohl ein im geſelligen Umgange gewandter Mann, hatte wie es ſcheint, nie zärtliche Neigung für ein weibliches Weſen gefühlt, ehe er damals mit der Wittwe König in nähere Verbindung trat. Sie war eine verſtändige, geiſtreiche Frau, die zärtlichſte Mutter ihrer Kinder, und ſie feſſelte ihn unwiderſtehlich. Er hatte längere Zeit mit ihr in Briefen ſich ausgetauſcht, und dachte nun an die Verheirathung. Zu Ende April nahm er Abſchied von Hamburg, ging auf einige Tage nach Braunſchweig und dann nach Wolfenbüttel. Gleich in den erſten Tagen fand er das Manuſcript eines bis dahin unbekannten Werkes des Theologen Berengar von Tours, über das heilige Abendmahl. Die gelehrte Streitigkeit, in welche dieſer verwickelt war, kann uns hier nicht angehen. Er verwarf die Brotverwandlungslehre der katholiſchen Kirche und bildete ſich eine Anſicht von dem Sakrament und ſeinen Wirkungen, welche der des Reformators Luther nahe ſteht. Die katholiſche Kirche behauptete, Berengar ſei durch ſeinen Gegner Lanfrank widerlegt und völlig zum Schweigen gebracht worden; das Gegentheil erwies ſich aus dieſem Manuſcript. Leſſing konnte ſeinem Vater noch den Fund melden, doch ſtarb dieſer hochbejahrt, 1770.

Seiner Braut ſchrieb er nach Wien, ſein Werk werde nun unter die verbotenen Bücher geſetzt werden, die Lutheraner würden ihn für eine Stütze ihrer Kirche ausſchreien. Er erwartete vielleicht von ſeiner Entdeckung wichtigere Folgen, als ſie hatte — und haben konnte.

Moſes beſuchte ihn im Laufe des Oktobers und gratulirte zu dem Funde. Leſſing führte ihn in einer Freude ſogleich in die Bibliothek, wahrſcheinlich um ihre Schätze auszulegen. Mendelsſohn ſtand verwundert und rief: Welche Menge Bücher und wie wenig weiß man! Doch ſetzte er begütigend hinzu; Lieber Freund, ich bin nur um Ihretwillen da. Ihre Meinung will ich wiſſen, nicht, was da in den ſchönen Särgen enthalten iſt! Dennoch verlor die Unterhaltung beider Freunde nichts von ihrer früheren Herzlichkeit.

Das anhaltende Sitzen, unzertrennlich mit gelehrten Arbeiten verbunden, bekam ihm auch jetzt wieder ſchlecht. Zur Wiederherſtellung reiſte er nach Hamburg und Berlin.

In Berlin ſetzte er ſeine Freunde in Erſtaunen und Verwunderung, indem er ihnen zuerſt das Manuſcript zeigte, woraus die Wolfenbüttler Fragmente genommen ſind. Er wollte es drucken laſſen, allein wegen einiger Anſtände, welche die Cenſur erhob, unterblieb dies damals. Kaum war Leſſing zurückgekehrt, ſo fragte Profeſſor Sulzer in Folge eines Auftrages bei ihm an, ob er nicht abgeneigt ſei, nach Wien zu gehen und zwar unter ſehr vortheilhaften Bedingungen. Leſſing erklärte, er ſei wohl mit ſeiner Stellung zufrieden, nur vermiſſe er anregenden Umgang; unter Büchern vergraben zu ſein, ſcheine ihm im eigentlichen Sinne begraben zu ſein. Mithin wäre er nicht abgeneigt, in Wien einen entſprechenden Wirkungskreis anzunehmen, nur wolle er mit dem Theater durchaus nichts zu ſchaffen haben. Er ſolle Forderungen machen, meinte Sulzer: der Vorſchlag käme von einem kaiſerlichen Miniſter, und gehe das Theater nicht an. Zugleich hörte Leſſing, man werde ihn zum Beſuch einladen, um mündlich zu unterhandeln. Dieſe Einladung aber erfolgte nicht, und

Leſſing durfte ſeinem Herzog gegenüber keine weiteren Schritte thun. Madame König hatte zwei Fabriken in Wien und zog bald nachher dahin; dies hätte wohl bei Leſſing entſcheiden können. Allein es ſtellte ſich ſpäter heraus, daß man den Plan, eine Akademie der Wiſſenſchaften zu gründen, zwar gehabt, aber bald aufgegeben hatte, weil bedeutende Gelehrte, die man berufen wollte, alle auswichen.

Im März 1772 wurde das Trauerſpiel Emilia Galotti fertig. So lange bedurfte es, bis Leſſing in ſich ſelbſt klar ſah, entweder, daß die antiken Stoffe überhaupt ſich nicht für unſere Bühne ſchicken, weil unſer öffentliches Leben dem der Alten ſo gänzlich unähnlich iſt, oder bis er ſich überzeugt hatte, die Bearbeitung eines ſolchen Stoffes werde ihm nicht gelingen. Ich habe ſchon von dem erſten Entwurfe des Stückes geſprochen, auch gezeigt, daß Leſſing andere antiken Charaktere z. B. Alcibiades, Kleonnis u. ſ. w. aufgefaßt und überdacht hatte. Und wer war tiefer in den Geiſt der Alten eingedrungen? Las er nun den Julius Cäſar von Shakeſpeare und ſah, wie dieſer dramatiſche Heros ſeinen Brutus, ſeine Portia zu geſtalten wußte — die Beide vielleicht die vollendetſten antiken Charakterſchilderungen ſind, welche die neuere Zeit hervorbrachte, — ſo mochte ihm der Muth fehlen, mit William Shakeſpeare um die Palme zu ringen. Nur zögernd räumte er übrigens das Feld, denn ſelbſt jetzt — im März 1772 — war eigentlich das Trauerſpiel, wenn ſchon im Druck begriffen, noch nicht von ſeinem Herzen gelöſt. Von Seiten der Theaterdirektion wollte man es zum Geburtstag der verwittweten Herzogin von Braunſchweig zum Erſtenmal geben. Leſſing nahm Anſtand; er ſchrieb an den regierenden Herzog und legte ihm die Bogen bis zum 4ten Akte vor; er erklärte in dem Briefe, das Ganze ſollte „nichts weiter als die römiſche Geſchichte der Virginia in einer modernen Einkleidung" ſein; er erwartete nur einen Wink, um die Aufführung ſelbſt zu hintertreiben. Sogar nach erhaltener Einwilligung des

Herzogs ſäumte er; der Tag der Aufführung kam immer näher und der Direktor Döbbelin hatte noch nicht die Schlußſcenen des Trauerſpiels, das zu Berlin gedruckt wurde. Erſt die Drohung dieſes Direktors, er wolle ſelbſt den Schluß dazu machen, zwang Leſſing zur Eile, und am Tage der Vorſtellung konnte er der Dame, deren Ehrentag es war, ein Exemplar überreichen laſſen. In Hamburg, Berlin, Wien und andern Hauptorten kam es ſehr bald zur Aufführung, und noch heute nach fünf und ſiebzig Jahren iſt es eine Zierde des Repertoirs geblieben. Allerdings ſteht dies Trauerſpiel gegen Minna von Barnhelm inſofern zurück, als dieſe die lebendige, nationale Begeiſterung vertritt und hier gewaltſam in die alte Zeit zurückgegriffen iſt, ſo zugleich, daß der Schluß des modernen Stückes gegen den des „antiken heroiſchen Volksdramas" allzugrell abſticht; allerdings war damit das Nationalgefühl beeinträchtigt und die Sphäre aus dem kernhaften Volksleben heraus an einen erbärmlichen Hof mitten unter „Hofpöbel" verſetzt, wo Mätreſſen und Kammerherrn intriguiren und ſelbſt die Kunſt nur dem verbuhlten Geſchmack eines fürſtlichen Schwachkopfs dient; allerdings verſöhnt und befriedigt der Schluß der Tragödie durchaus nicht, iſt herb und verletzend: allein dennoch ſiegt die ſtrenge Regelmäßigkeit im Bunde mit ſo klaren Formen, die Charaktergebung mit all ihren oft unbegriffenen und unverſtändig getadelten Nüancen, die Expoſition, worin es kein Schauſpiel der Welt mit Emilia aufnehmen kann, „das klaſſiſche Zuſammenwirken der Begebenheiten und der Handlung dies in einem Grade, wie wir es bis dahin in keinem Drama unſerer Nation wieder gefunden haben," (Vilmar) und zugleich die klaſſiſche Sprache, die Goethe als lakoniſch bezeichnet, ſo über alle jene Ausſtellungen, daß das Werk dennoch ein Triumph deutſchen Geiſtes genannt werden muß. Und wie, wenn vielleicht Leſſing gerade dadurch, daß er die Sphäre, in welcher Virginia's tragiſches Schickſal abläuft, ſo gewaltſam verſchob, uns ſtillſchweigend mahnen wollte, was der modernen Zeit fehlt, oder was ſie zu viel hat? Es wird nicht ſchwer, eine tief elegiſche Satyre ſchon aus der Umgebung dieſes Fürſten Hettore und aus der Stellung, welche die wahrhaft edeln Menſchen, Odoardo, Emilia, Appiani gegen ihn einnehmen müſſen, herauszufinden; Grunds genug, warum man gleich anfangs die Tragödie bedenklich anſah, und wie der Bruder Leſſing's bemerkt, „den Vornehmen der Kammerherr anſtößig war, den Mätreſſen die Orſina." Die Einwirkung auf die Bühnendichter, welche bereits mit der Sara nach dieſer Richtung begonnen hatte, wurde mit der Emilia vollendet — Leſſing begründete die bürgerliche Tragik und machte, indem er Privatſchickſale und Privatleiden als nicht unwürdige Stoffe eines Bühnengemäldes erklärt, auf der andern Seite wieder gut, was er auf der einen verſchuldet haben konnte. Für Goethe, Schiller und alle folgenden Dichter bis auf unſere Zeit herab war Emilia ein Studium, von welchem keiner ohne reichen Gewinn an poetiſcher Erkenntniß abließ.

Leſſing ſelbſt ſah nicht Eine Aufführung des Stückes zu Braunſchweig. Er war wieder in dem kläglichen Zuſtande wie damals in Hamburg. Er ſchrieb an ſeine geliebte König: „Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie abſehen können, auf eine oder die andere Weiſe. Mir aber iſt jetzt nicht ſelten das ganze Leben ſo ekel — ſo ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich ſie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs — (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, mag ich nicht haben) — unerträglich wird; eine Ausſicht in das ewige liebe Einerlei: — das alles ſind Dinge, die einen ſo nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von da auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder geſund bin. Wer mich ſieht, macht mir ein Kompliment wegen meines geſunden Ausſehens, und ich möchte dieſes Kompliment lieber mit einer Ohrſeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch ſo geſund ausſehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines geſunden Menſchen unfähig fühle? Kaum daß ich noch die Feder führen kann.“ Jammer der Hypochondrie!

Doch war er in ſeinem Berufe ſehr thätig, wenn er auch „auf ſeinem ganzen Felde nichts als Dornen“ ſah, „— es iſt nun einmal mein Feld!“ Er gab der Wolfenbüttler Bibliothek eine ganz andere Ordnung; indem er blos mündlich den Herzog um Erlaubniß hierzu bat, verletzte er den Kanzler von Braun, von welchem die alte Anordnung herrührte; ebenſo mußte dieſer geheime Rath erfahren, daß Leſſing vom Herzog die Cenſurfreiheit für noch herauszugebende Schriften erhalten hatte, ohne daß man den Kanzler vorher befragte. Er fing nun ſeine „Beiträge zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ 1773 an und ſcheint dadurch beabſichtigt zu haben, den bekannten Fragmenten den Weg zu bahnen. In den drei erſten Beiträgen, welche er vor ſeiner Reiſe nach Italien veröffentlichte, finden ſich ſchon theologiſche Aufſätze, z. B. über die Ewigkeit der Höllenſtrafen, und aus dem Manuſcript: von Duldung der Deiſten. Er ſchrieb an ſeinen Bruder: „Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Schreibereien irgend einen andern Zweck hätte, als jene große Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigene Art, wie ich dies thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wiſſen. Ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reines zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders unſere neumodiſche Theologie (der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts!) gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer? Mit der Orthodoxie war man, Gott ſei Dank! ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. — Darüber ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſei. Ich weiß kein Ding in [illegible] Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie ſetzen will, als ſich das alte anmaaßt. Und doch verdenkſt du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus droht ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich Hülfe leiſten. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es mit dem gänzlichen Ruin meines Hauſes ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen; oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, wie meines eigenen.“

Der Erbprinz ließ ihn 1773 nach Braunſchweig rufen und eröffnete ihm, der regierende Herzog wünſche, daß ſich Leſſing mit Geſchichte und Recht des Braunſchweiger Hauſes befaſſe, was bisher der nun verſtorbene Probſt Lichtenſtein gethan. Leſſing war ſehr vergnügt, er traf in Wolfenbüttel alle Vorbereitungen; allein ein Jahr verging, und von der Sache war nicht mehr die Rede. Er mußte, ſo dachte er, angeſchwärzt worden ſein. Nun wurde er verſtimmt, dann eigenſinnig und wich dem Erbprinzen hartnäckig aus, ſtatt vor ihn zu treten und um Aufſchluß zu bitten. Im März 1775 reiſte er nach Berlin; hier wollte man ihn wieder zu halten ſuchen. Er hielt mit einer beſtimmten Erklärung zurück, denn der kaiſerliche Geſandte lag ihm dringend an, nach Wien zu gehen. Leſſing entſchloß ſich, ging über Dresden und Prag und kam Ende März an. Die Aufnahme war ſehr günſtig. Bald traf der Prinz Leopold von Braunſchweig hier ein, im Begriff, nach Italien zu reiſen. Dieſer erſuchte ſeinen Vater, den Herzog, um die Erlaubniß, Leſſing mitnehmen zu dürfen; ſie ward ihm gewährt und Leſſing riß ſich aus den Vorbereitungen zu ſeiner Hochzeit los, um eine Reiſe zu machen, die dem Bruder Biographen nach, „viel zu ſchnell und viel zu vornehm war, um ſehr unterrichtend ſein zu können." Auf dieſer Reiſe kam ſein Manuſcript des Fauſt, welches in einer Kiſte nach Leipzig geſchickt wurde, abhanden. Ein unerſetzlicher Verluſt für unſere Literatur! — Als er kaum in Wien angekommen war, mußte er vor dem Kaiſer und vor Maria Thereſia erſcheinen. Sie fragte viel, unter Andern, wie er mit Wien, den öffentlichen Anſtalten, dem Theater und den Verdienſten der dortigen Gelehrten um Deutſchlands Literatur zufrieden ſei. Er wich aus, er maaße ſich nach ſo kurzem Aufenthalte noch kein Urtheil darüber an. Die kluge Frau hörte darin verſteckten Tadel. „Ich glaube Ihn zu verſtehen" — ſagte ſie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geſchmack nicht recht fort will. Sag Er mir doch, woran die Schuld liegt. Ich habe Alles gethan, was meine Einſichten und Kräfte erlauben. Aber oft denk' ich, ich ſei nur ein Weib, und Frauen können in ſolchen Dingen nicht viel ausrichten!" — Als ſie hörte, daß er auch nach Mailand wollte, ſagte ſie lachend: „Da werde ich Ihm einen Brief an den Grafen Firmian mitgeben; ich weiß, Er wird mir dieſe Bekanntſchaft danken."

Wirklich ſchickte ſie ihm ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben. Dieſe Reiſe dauerte vom 25. April bis Mitte Dezember, wo ſich Leſſing zu München von dem Prinzen trennte und nochmals nach Wien ging. Im Jan. 1776 treffen wir ihn zu Dresden, wo der Kurfürſt in einer Unterredung ſehr gnädig gegen ihn war, und ihm die Stelle Hagedorn's anbot, der ein Bruder des bekannten Dichters und damals alt und ſchwächlich war. Bald verweilte er einige Wochen in Berlin und kehrte dann nach Wolfenbüttel zurück. Der Erbprinz ließ ihn nicht vor, wodurch ſeine frühere Verſtimmung wieder erwachte. Als er ihm nachher auf der Straße begegnete, hörte er, daß er nicht gemeldet worden war und binnen kurzer Friſt gerufen werden ſollte. Es geſchah nicht und er ſchrieb an den Fürſten. Die Antwort befriedigte und beſchämte ihn, er hatte ſich im Erbprinzen geirrt, der ihm noch immer zugethan war.

Anfangs September 1776 kam der Buchhändler Schwan von Mannheim nach Wolfenbüttel, überreichte ihm das Diplom als Mitglied der Mannheimer Akademie, mit dem fürſtlichen Anerbieten einer Penſion von hundert Louisd'or, wenn er an den Arbeiten der Akademie Theil nehme, jährlich eine Abhandlung ſchicke und wenigſtens alle 2 Jahre perſönlich den öffentlichen Verſammlungen der Akademie beiwohne, wozu ihm dann die Reiſekoſten vergütet werden ſollten. Bei ſeiner bevorſtehenden Heirath war dieſer Vorſchlag ſehr erwünſcht. Der Herzog hatte nichts einzuwenden, der Erbprinz war es zufrieden, und Leſſing's Braut, geborne Pfälzerin, freute ſich von Herzen darüber.

Inzwiſchen war dieſe Freude etwas zu frühe gekommen. Leſſing verheirathete ſich bald nachher. Man hatte ſeinen Gehalt, der anfangs nur 600 Thaler, mit freier Wohnung und Holz betrug, wie er wünſchte, erhöht und noch dazu ihm den Hofrathstitel, den er nicht wünſchte, gegeben. Nun ſchrieb der Pfälziſche Miniſter, ſein Herr, der Kurfürſt, wünſche Leſſing's Bekanntſchaft und dieſer möge bald kommen, weil das Mannheimer Nationaltheater noch dieſen Winter eröffnet werden müſſe; zugleich erſuchte er ihn, einige Schauſpieler zu engagiren. Leſſing ſchützte vor, dazu ſei nicht die geeignete Zeit. Aber der Miniſter drang weiter in ihn; er nahm alſo einige Mitglieder für die neue Bühne an. Endlich Mitte Januar 1777 reiſte er ſelbſt nach Mannheim, wie ſehr ihm auch das Theater zuwider war, er glaubte, dem Willen des Kurfürſten und ſeines Miniſters in dieſem Betracht nachgeben zu müſſen. Letzterer erwähnte gegen Leſſing die Akademie mit keinem Worte; man ſah, er wollte das Theater im guten Stand wiſſen und ſomit in der Gunſt ſeines Herrn ſich noch mehr befeſtigen. Leſſing war alſo durch ihn und Schwan getäuſcht; die Akademie diente zum Lockvogel, es war nur auf das Theater abgeſehen. Der Kurfürſt empfing den Dichter ſehr gut. Dieſer war einige Tage in Heidelberg geweſen und wurde nun von dem Miniſter beſtürmt, ſich zu entſchließen; ja man bot ihm noch die Oberkuratel der Heidelberger Univerſität und den Rang eines Regierungsraths an. Leſſing ſchlug Beides aus. Der Miniſter ſetzte nun durch, daß man ihm in „generalen aber gnädigen Ausdrücken" antworte und auch die angebotene Penſion zurückziehe. Leſſing's Antwort darauf iſt des freien Mannes würdig, der ſich ſelbſt vor den Mächtigſten der Erde nicht erniedrigen kann. Unter Andern ſagt er: „Nur einem Kinde, dem man ein gethanes Verſprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freiwillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl, allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu ſetzen." Die Sache konnte leicht in öffentlichen Blättern zur Sprache gebracht werden, deshalb verwahrt er ſich: „Ich vergebe tauſend geſprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erſte Sylbe, die ſich jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es ſich in der Wahrheit verhält, ſage ich dem Publiko Alles rein heraus."

Damit war nun die ganze Angelegenheit für Leſſing abgethan, der ſie über theologiſcher Polemik bald wieder rein vergeſſen hatte. Die Fragmente, deren wirklicher Verfaſſer (wie ſich ſpäter herausſtellte,) ein Profeſſor am Gymnaſium zu Hamburg, Hermann Samuel Reimarus, der Vater, war und die Leſſing nur herausgab, enthalten einen kühnen und heftigen Angriff gegen die in einigen Schriften alten und neuen Teſtaments mitgetheilten Thatſachen, zumal gegen Aechtheit und Uebereinſtimmung der Evangelien. Lange Zeit galt Leſſing für den wahren Verfaſſer und alle Bitterkeit und ſogar Wuth vieler Theologen wendete ſich nur gegen ihn. Indeſſen iſt es bekannt und auch von Leſſing's Stiefſohn ausdrücklich angeführt worden, daß die Handſchrift der Fragmente ſchon geraume Zeit in Niederſachſen geſchrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen wurde, und „ſo im Verborgenen mehr Proſelyten machte, als es im Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen konnte." Früher oder ſpäter würde gewiß ein Anderer, vielleicht weniger berufen als Leſſing, die Herausgabe gewagt haben. — Dieſe Abhandlungen nun, wenn auch nicht durchweg Neues enthaltend, zum Theil an die Schriften engliſcher Freidenker ſich anlehnend, erſchütterten den hiſtoriſchen Grund des Chriſtenthums, verwarfen die Auferſtehung Jeſu, ſtellten den Zweck Jeſu und ſeiner Jünger in ein anderes Licht, als man bisher gethan. Die Fundamente des Offenbarungsglaubens ſollten ausgebrochen, der Deismus eingeſetzt werden, Chriſtus erſchien dann blos als Menſch und die Wunder fielen in das Bereich natürlicher Thatſachen, Heilungen u. ſ. w., die etwa der aufgeregten Phantaſie anders vorgekommen ſein mußten. Leſſing hatte bei der Herausgabe der Fragmente nur den Zweck, als Prieſter im Tempel der Wahrheit zu dienen; hier unterſucht, prüfet Alles und widerlegt, was ihr könnt und wollt! Er mußte ja aus der Geſchichte wiſſen, daß das wahre und reine Chriſtenthum nie vor ſolchen Angriffen gebebt hat; von einem Frevel ſeinerſeits kann darum keine Rede ſein.

Sehr bezeichnend aber für den Geiſt der Zeit und die Schmach der Verdächtigung iſt das Mährchen von 1000 Dukaten, welches zuerſt in einem Wiener Tageblatte auspoſaunt wurde und das Leſſing durch ſeinen Stiefſohn beſonders widerlegen ließ. Wie man ſchon in dem Streit mit Jöcher unſern Leſſing als käuflich verläumdete — natürlich man wußte, wie oft er in Geldverlegenheit war und wie leicht die Welt ſolche Klatſchereien verbreitet! — ſo diesmal. Nur wurde ein höherer Preis geſetzt, weil die Sache um ſo erheblicher ſchien. Die Judenſchaft zu Amſterdam ſollte an Leſſing ein Geſchenk von 1000 Dukaten geſchickt haben, weil er jene Fragmente gegen das Chriſtenthum herausgegeben. Sein Stiefſohn erließ im Monat Dezember 1779 ein beſonderes Blatt zu Leſſing's Vertheidigung, welches in der Ausgabe ſeiner Werke ſteht und worauf ich verweiſe. Der Erfinder jenes Mährchens überſah, daß in den Fragmenten die jüdiſche Religion mitunter ſehr übel wegkommt und es ihr unmöglich Vortheil bringen konnte, wenn die chriſtliche in ihren Grundfeſten erſchüttert wurde. Wie weit Goeze bei dem Mährchen ſelbſt die Hände mit im Spiel hatte, läßt ſich jetzt wohl nicht mehr ermitteln, erfunden könnte er es freilich eben ſo gut haben, als die Behauptung, daß Leſſing's Gegenſätze zu den Fragmenten, im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente ſelbſt — eine Anſicht, die er bei den Braunſchweiger Behörden wiederholt gegen Leſſing geltend zu machen wußte. Leſſing äußert ſich kaum über das Mährchen, über die Gegenſchrift ſeines Stiefſohnes ſchreibt er aber an Eliſe Reimarus ganz unbefangen: „Man mag immer glauben, daß ich dieſen Bogen wenigſtens doch nachgeſehen; wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringſte Unwahrheit herein korrigiret.“ — Wir ſehen übrigens daran, daß literariſche Verdächtigung, die ſich noch heute ſo groß macht, nicht neu iſt und ſelbſt an die Rieſen insgeheim heranſchlich, deren zerſchmetternde Keule ſchon ein und der andere Dünkelwicht gefühlt hatte. Eine bloße Zeitungsente iſt das Mährchen von den 1000 Dukaten ſchwerlich geweſen; dafür war es doch zu ſchlau angelegt und berückſichtigt ebenſo die pekuniären Unzulänglichkeiten Leſſing's, wovon in jener Blüthenzeit des deutſchen Michelthums auch Viele zu reden wußten, denen die Fragmente „böhmiſche Dörfer“ waren, und die in Leſſing nur den kecken Tauſendſaſa erblickten, der den Schwarzröcken einen Knittel unter die Beine warf.

Anfangs machten die Fragmente keineswegs ein großes Aufſehen. Erſt der ſchon genannte Goeze half dazu. Ich muß daher noch über ihn Einiges nachholen. Johann Melchior Goeze war 1717 in Halberſtadt geboren. Er kam ſchon 1752 als Paſtor nach Hamburg und wirkte daſelbſt bis zu ſeinem Tode 1786. Wir wiſſen, daß Leſſing ſeinen Umgang ſuchte, weil Goeze ſehr beleſen war und in ſeinen Schriften durch hiſtoriſche Kenntniſſe und kritiſche Bemerkungen viele Theologen ſeiner Zeit übertraf. Unermüdet wachte er über die Reinheit des proteſtantiſchen Lehrbegriffs und zwar in ſtrengſter Unterwürfigkeit unter die ſymboliſchen Bücher; überall witterte er Ketzerei und Gefahr für das Heil der Kirche. Alle, die er für Neologen anſah — außer Leſſing auch Baſedow und Goethe, dem er die Leiden Werthers nicht vergab — mußten vor ſein Gericht und ſeine Donnerſtimme hallte in ganz Deutſchland wieder. Goeze reiſte nach Erſcheinung der Fragmente durch Wolfenbüttel und wollte ſich mündlich mit Leſſing darüber benehmen. Zum Unglück trifft er ihn nicht an und erhält ſogar, als er kurz nachher ein Buch von der Bibliothek begehrt, oder eine andere Gefälligkeit in Anſpruch nimmt, keine Antwort, entweder weil Leſſing über den Tod ſeiner Frau betrübt und damals beſonders zerſtreut und vergeßlich war, oder weil er überhaupt nur ungern ſchrieb, oder — wer weiß ſonſt warum. Einem Goeze darf man zutrauen, daß er darüber zunächſt in Harniſch gerieth. Er begann alſo 1778 in der ſogenannten „ſchwarzen Zeitung“ oder den „Ziegraiſchen freiwilligen Beiträgen“ den Kampf mit einem obwohl noch ziemlich glimpflichen und anonymen Ausfall. Leſſing antwortete mit einer Parabel etwa des Inhalts: Ein ganz unregelmäßig aber feſt gebauter Pallaſt, der ſich vortrefflich erhielt, machte den ſpätern Architekten ſehr viel zu ſchaffen. Man glaubte verſchiedene alte Grundriſſe zu haben, faſt jeder beruft ſich auf einen davon, nur Wenige kümmern ſich um alle Grundriſſe nichts, und darüber entſteht großer Streit. Plötzlich in einer Nacht bricht Feuer im Pallaſt aus, die Kenner retten mit Eifer nur ſich und ihre Grundriſſe, die ſie für wichtiger halten als den Pallaſt. Statt löſchen zu helfen, ſtreiten ſie ſich auf der Straße mit dem Grundriß in der Hand, wo es brenne. Unter dieſem Streiten wäre der Pallaſt ruhig abgebrannt, wenn der ganze Feuerlärmen nicht falſch, und der Schein nicht ein Nordlicht geweſen wäre. — In ſeiner, dieſer Parabel beigegebenen Bitte ſagt Leſſing dann: „Ich habe geſagt, wenn man auch nicht im Stande ſein ſollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen ſo geſchäftig iſt: ſo bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Chriſten unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten derſelben erlangt haben.“ Damit werde nicht, wie Goeze ſage, den Theologen die letzte unfehlbare Zuverſicht genommen. Hierauf wird der Hauptpaſtor nur heftiger und Leſſing bricht in dem „Abſagungsſchreiben“ 1778, in die Worte aus: „O daß Luther darüber urtheilen könnte! Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! Großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzſichtigen Staarköpfen, die deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg ſchreiend, aber gleichgültig daher ſchlendern. — Du haſt uns von dem Joch der Tradition erlöſt: wer erlöſt uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt, wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde? Wer?“ — Goeze nahm hierauf als den Streitpunkt die Fragen an: ob die chriſtliche Religion beſtehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn ſie ſchon längſt verloren gegangen wäre, wenn ſie niemals geweſen wäre? — und: was für eine Religion Leſſing unter der chriſtlichen Religion verſtehe? — Leſſing erwiderte in ſeiner „nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage“, gleichfalls 1778. Dieſe Erwiderung mit ihren Folgen, zumal dem Antigoeze, alle im nämlichen Jahr herausgekommen, bilden den Kern und Mittelpunkt des Streites und ſind Meiſterſtücke der proſaiſchen Darſtellung Leſſing's. „Ich verſtehe,“ ſagte er, „unter der chriſtlichen Religion alle diejenigen Glaubensartikel, welche in den Symbolis der erſten vier Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche enthalten ſind.“ Dazu gibt er folgende Sätze: der Inbegriff jener Glaubensbekenntniſſe hieß bei den älteſten Vätern Regula fidei. Dieſe iſt nicht aus den Schriften des neuen Teſtamentes gezogen. Sie war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Teſtamentes exiſtirte. Sie iſt ſogar älter, als die Kirche. — Sie iſt der Fels, auf welchem die Kirche Chriſti erbaut worden, und nicht die Schrift, und nicht Petrus und deſſen Nachfolger. Die Schriften des neuen Teſtaments, ſo wie ſie unſer jetziger Kanon enthält, ſind den erſten Chriſten unbekannt geweſen; und die einzelnen Stücke, welche ſie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Anſehen geſtanden, in welchem ſie bei Einigen von Uns, nach Luther's Zeiten ſtehen. — Die Laien der erſten Kirche durften dieſe einzelnen Stücke gar nicht einmal leſen; wenigſtens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters leſen, der ſie in Verwahrung hatte. — Es war ſogar den Laien der erſten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn ſie dem geſchriebenen Worte eines Apoſtels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Biſchofs. — Nach der Regula fidei ſind ſelbſt die Schriften der Apoſtel beurtheilt worden. Nach ihrer mehreren Uebereinſtimmung mit der Regula fidei iſt die Auswahl unter dieſen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinſtimmung mit derſelben ſind Schriften verworfen worden, ob ſie ſchon Apoſtel zu Verfaſſern hatten; oder zu haben vorgegeben wurde. — Die chriſtliche Religion iſt in den erſten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Teſtaments nie erwieſen worden, ſondern höchſtens nur beiläufig erläutert und beſtättigt. — Der Beweis, daß die Apoſtel und Evangeliſten ihre Schriften in der Abſicht geſchrieben, daß die chriſtliche Religion ganz und vollſtändig daraus gezogen und erwieſen werden könne, iſt nicht zu führen. — Der Beweis, daß der heilige Geiſt durch ſeine Leitung es dennoch, ſelbſt ohne die Abſicht der Schriftſteller ſo geordnet und veranſtaltet, iſt noch weniger zu führen. — Der ganze Werth der apoſtoliſchen Schriften in Abſicht der Glaubenslehren iſt kein anderer, als daß ſie unter den Schriften der chriſtlichen Lehrer obenanſtehen, und ſofern ſie mit der Glaubensregel übereinſtimmen, die älteſten Belege derſelben, aber nicht die Quellen derſelben ſind. — Das Mehrere, was ſie über die Glaubensregel enthalten, iſt nach dem Geiſte der erſten vier Jahrhunderte zur Seligkeit nicht nothwendig, kann wahr und falſch ſein, kann ſo oder ſo verſtanden werden.“ Dies ſind die wichtigſten Sätze der nöthigen Antwort. Goeze wirft ihm nun mit Bitterkeit vor, ein ſolcher Streit müſſe viele guten Chriſten irre machen, wenn er deutſch geführt würde; warum der Gegner nicht lateiniſch ſchriebe? Leſſing weiſt dies mit Verachtung ab, wiewohl er ſchon bei ſeiner Ueberſetzung aus der Meſſiade bewieſen hatte, er ſei der lateiniſchen Sprache mächtig. Und was das Aergerniß für die Schwachen betrifft, ſo meint er: der Gewinn erſtrecke ſich auf alle Zeiten, der Verluſt nur auf den Augenblick, ſo lange die Einwürfe noch unbeantwortet ſeien. „Der Gewinn kommt allen guten Menſchen zu ſtatten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verluſt trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verſtandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verluſt trifft nur die leichte chriſtliche Spreu, die bei jedem Windſtoß der Bezweiflung von den ſchweren Körnern ſich abſondert und auffliegt. Von dieſer, ſagt Tertullian, mag doch verfliegen ſo viel als will. Aber nicht ſo unſere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der chriſtlichen

Spreu ſoll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen ſie die Körner ſelbſt nicht lüften und umwerfen laſſen."

Goeze's Verketzerung und der Nothſchrei der Geiſtlichen durch ganz Deutſchland hatte die Folge, daß Leſſing im Juli 1778 die Cenſurfreiheit verlor, und die Braunſchweiger Regierung ihm in dieſer Sache weiter zu ſchreiben verbot. Der Herzog war alt und unterzeichnete nicht mehr ſelbſt; der Erbprinz war in's Feld gezogen. So hatte der Kanzler freies Spiel, und wie er mit Leſſing ſtand, iſt früher angedeutet worden. Auch die Waiſenhausbuchhandlung zu Braunſchweig, ſein Verleger, erhielt die gemeſſenſten Befehle. Umſonſt verſuchte Leſſing ſeine Rechtfertigung. Es wurde ihm ſchon nach einigen Tagen aufgegeben, die Handſchrift, woraus er die Fragmente entlehnte, einzuſchicken und ſich aller Bekanntmachung ähnlicher Schriften „bei Vermeidung ſchwerer Ungnade und ſchärfern Einſehens gänzlich zu enthalten."

So ſtand es mit dieſem Streit, als Leſſing am 11. Auguſt 1778 an ſeinen Bruder ſchrieb: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt ſein. Du weißt wohl, daß man das nicht beſſer iſt, als wenn man Geld hat, ſo viel man braucht; und da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn du und Moſes es für gut findet, ſo will ich das Ding auf Subſcription drucken laſſen, und du kannſt nachſtehende Ankündigung nur je eher je lieber ein Paar hundertmal auf einem Oktavblatt abdrucken laſſen und ausſtreuen, ſo viel und ſo weit du es für nöthig hältſt. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stückes allzufrüh bekannt würde; aber doch wenn ihr ihn wiſſen wollt, ſo ſchlagt das Dekamerone des Bokkaz auf: I, 3. Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich Alles ſehr gut ſoll leſen laſſen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will, als noch mit zehen Fragmenten.“ Dies alſo die erſte Anregung zu ſeinem unſterblichen Gedicht: Nathan der Weiſe. Das Stück war damals ſchon fertig, ſollte vor drei Jahren, bald nach ſeiner italiäniſchen Reiſe gedruckt werden. Ein Einfall in ſchlafloſer Nacht rief es ihm in das Gedächtniß; Nathan ſoll ihm zu Geld verhelfen; nebenbei will er den Streit auf ein anderes Feld und den Theologen einen Poſſen ſpielen, weil ſie da nicht folgen, die über das ganze Volk ſich möglicherweiſe verbreitende Wirkung durch Cenſurzwang nicht hemmen können. Er ſchreibt daher auch bald nach dieſem Briefe an Eliſe Reimarus: „Ich muß verſuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigſtens, noch ungeſtört will predigen laſſen.“

Die erſte Quelle iſt die weltbekannte Erzählung von den drei Ringen. Leſſing überarbeitete es vom Auguſt bis November 1778. Es ſtand ihm der Hauptgedanke vor der Seele: „Nathan's Geſinnung gegen alle poſitive Religion iſt von jeher die meinige geweſen.“ Der Buchhändler Voß in Berlin ſollte das Stück drucken, er nahm an einigen Punkten Anſtoß. Da ſchrieb Leſſing: „Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verhauen, endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erſt nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf ſchimpfen, aber dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen.“ Wehmüthig ſchrieb er zuletzt: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerſt aufgeführt wird.“

Am Schluſſe des Jahres näherte es ſich mit ſchnellen Schritten der Vollendung. Die Einladung zur Subſcription hatte den glänzendſten Erfolg; dies ſtreute einige wohlthuende Streiflichter in das farbloſe Leben Leſſing's, wenn er ſich auch ſagen mochte, Neugier oder Luſt am Skandal, den Manche zu erwarten ſchienen — hatte ja doch Mendelsſohn ſelbſt was Aehnliches geargwöhnt — ſeien bei Vielen nur die trübe Quelle der Theilnahme. Im Januar 1779 ſchreibt er: „Ich für mein Theil muß wenigſtens *tauſend* Exemplare haben, denn ſo viel haben ſich bei mir unmittelbar gemeldet.“ Bis dahin hatte er ein Nachſpiel „der Derwiſch“ beabſichtigt; verſchiedene Erläuterungen und eine Abhandlung über dramatiſche Interpunktion ſollten angehängt werden. Doch kam er davon ab, er ſchrieb nicht einmal eine Vorrede. Mit ſolch ringender Haſt hatte er auch andere Arbeiten endlich los zu werden geſucht; ſeine eigenen Produktionen wurden ihm zuletzt läſtig, bis er ſich den Gedanken daran wieder aus dem Kopf geſchlagen hatte. Auch die letzte Stelle über das Stück — ſie iſt einem Brief vom 18. April 1779 entnommen — ſcheint von trüben Gefühlen diktirt: „Es kann wohl ſein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, *welches wohl nie geſchehen wird*. Genug, wenn er ſich mit Intereſſe nur lieſet, und unter tauſend Leſern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit ſeiner Religion zweifeln lernt.“

Leſſing hat ſich in dem Nathan die Aufgabe geſtellt, „das rein Menſchliche, den Adel der Seele, ganz unabhängig vom Unterſchied der Religion, des Standes u. ſ. w. zu zeigen. Dies Reinmenſchliche erkennt er zunächſt im beſonnenen und vorurtheilsfreien Denken, dann aber auch in tugendhafter Geſinnung und uneigennützigen, nur aus wahrer Liebe fließenden Handlungen. Nicht immer faßt er es zwar in dieſer Allgemeinheit, er bringt es mitunter nur in ſeinem Ausgangspunkt, nämlich in der Arbeit und dem Ergebniß des Alles prüfenden Verſtandes zur Anſchauung. Den Glauben hält er immer und überall mit Aberglauben vermiſcht, den Glauben an das Uebernatürliche, an Wunder, Engel u. ſ. w. läßt er aus Schwäche des Verſtandes und Willens oder aus menſchlichem Stolze entſpringen. In dieſem Stolz erkennt er Unſinn und Gottesläſterung, dieſer leiſte dem Eigennutze und der Trägheit Vorſchub; andächtig ſchwärmen ſei dabei leichter, als wahrhaft gut handeln. Bei ſolchen Begriffen ordnet er den Glauben unter die That, die ſittliche Handlung, und wenn ein beſtimmter Glaube ſich für edler und beſſer hält, als den andern, wenn eine beſondere Glaubensform ſich für die allein wahre hält, ſo erblickt er darin wiederum nur Stolz und Hochmuth. Wiederholt und ausdrücklich ſchärft er ein, Gott gehöre keinem Volke, keinem Menſchen beſonders an. Im Glauben verdiene nur die Ergebung in den göttlichen Willen Anerkennung und Werth. Entſchieden iſt er in der Anſicht, Religion ſei auch Parthei, und wer ſich drob auch noch ſo unpartheiiſch glaube, halte, ohne es ſelbſt zu wiſſen, doch nur ſeiner die Stange. Unter dem Chriſtenthum verſteht Leſſing im Nathan meiſt nur ein Aggregat von Dogmen und Meinungen, von Satzungen und Gebräuchen, welches äußerlich an- und eingelernt in der Regel auf die Geſinnung weiter keinen Einfluß übt; er hält das Chriſtenthum nach ſeiner geſchichtlichen Außenſeite höchſtens nur für eine veredelte Form des Judenthums; der Stamm iſt derſelbe geblieben, nur ein edleres Pfropfreis iſt ihm eingefügt. An der Parabel von den drei Ringen erkennt man Leſſing's Meinung am deutlichſten; jeder Bruder ſoll die Aechtheit ſeines Ringes durch die That beweiſen. Dadurch wird zunächſt die Annahme, daß nur Einer der ächte ſei und nothwendig ſein müſſe, widerlegt und aufgehoben. Möglich, daß Einer der ächte iſt, es können alle drei, vielleicht auch keiner von ihnen ächt ſein. Das Reſultat bleibt wohl, daß Leſſing wahre Humanität und in ihr wurzelnde Toleranz nur — in der ſogenannten natürlichen Religion, welche nichts anderes iſt, als das farbloſe Schattenbild des Chriſtenthums, zu finden glaubt."

Es iſt hier der Ort nicht, zu zeigen, wie weit die philoſophiſche Grundlage des Gedichtes haltbar und die äſthetiſche Ausbauung befriedigend ſei; dies that ich an einem andern Ort. Aus der Spannung, womit man das Stück erwartete, läßt ſich ſchon vermuthen, welche Wirkung es bei den Gebildeten im Volk hervorbringen mußte. Es würde inzwiſchen eine förmliche Geſchichte des deutſchen Geiſtes nöthig ſein, dieſe genau nachzuweiſen und bis in unſere Tage herab zu verfolgen. Daß es aber den Indifferentiſmus, die Gleichgültigkeit gegen Religion und Kirche befördert habe, iſt unbegründete Annahme; die großen Ausgeburten politiſcher Zeitläufe ſind daran mehr ſchuld als ein Kunſtwerk. Auf Schiller und Goethe wirkte der Nathan bedeutend. Die erſten Vorſtellungen waren zu Berlin, Weimar, Leipzig u. a. und erfreuten ſich einer ſehr ungleichen Aufnahme; es mußte bedeutend abgekürzt werden, und dies geſchieht auf unſern Bühnen ſelten mit dem nöthigen Verſtand und der ſchuldigen Rückſicht für den Organiſmus eines Dramas.

Mit dem Nathan ſchien Leſſing ſein Tagewerk vollendet zu haben. Wir müſſen daher, ehe wir die Erzählung dieſes großen Lebenstags ſchließen, noch das düſtere Gewölke aufſteigen ſehen, welches um die ſinkende Sonne ſich lagerte. Die Erzählung vom Verluſte ſeiner Frau wird uns zu ſeiner Krankheit und zu ſeinem Tod hinleiten.

Leſſing lernte, wie ſchon erzählt wurde, zu Hamburg jene Madame König, eine nicht eben mehr junge Wittwe, kennen und ſchrieb an ſie eine Reihe von Briefen, aus denen eben ſo viel Freundſchaft und herzliche Anhänglichkeit, als heitere Laune und Aufrichtigkeit hervorleuchtet. Sie beſaß Vermögen, das übrigens den Kindern aus ihrer erſten Ehe gehören ſollte. Daher mußte Leſſing warten, bis er ſich mit ihr verbinden konnte, und ich habe erzählt, wie willkommen ihm die Mannheimer Ausſichten hauptſächlich deshalb wurden, weil ſie ſeine Heirath erſt möglich machten. Wie hätte er ſich auch ſonſt mit dem Theater noch einmal „bemengt,“ da er in der Hoffnung einer deutſchen Nationalbühne nur eine ſchöne Seifenblaſe ſah! — Erſt 1776 führte er die Braut in ſein neu eingerichtetes Haus.

Er war jetzt 47 Jahre alt und doch hatte er ſich den Sinn für häusliches Glück lebendig zu erhalten gewußt. Alle Gedichte von ſeinem Bruder oder von ſonſt Jemand auf ſeine Hochzeit verbat er ſich im Ernſte. Er ſchreibt deshalb: „Du wirſt kaum Zeit haben, weder Deinen noch einen fremden Pegaſus zu ſatteln, deſſen beſte Sprünge mir bei dergleichen Gelegenheit ohnedies höchſt zuwider ſind. Erſpare mir immer, was ich Dir auch erſparen will. Genug, daß einer von dem Andern verſichert iſt, wie ſehr es ihn bemungeachtet freut, den Andern glücklich zu wiſſen.“ Seine Gattin ſchien ſein Glück vollendet zu haben. Er ſchreibt kurze Zeit nach der Heirath an ſeine Schweſter, entſchuldigt ſich, daß er nicht zu dieſem Schritte die Einwilligung ſeiner noch lebenden Mutter (ſie ſtarb hochbetagt 1777) eingeholt und äußert ſich dann über ſeine Wahl mit kurzen, aber gewichtigen Worten: „Meine Frau iſt in allen Stücken ſo, wie ich mir ſie längſt gewünſcht habe. Eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben.“ Aber dies Glück, welches ihm bisher ſo ſchmerzlich gefehlt hatte, ſollte nur von kurzer Dauer ſein; „es war wie der Sonnenſtrahl, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet.“ (Heine). Zu Anfang des Jahres 1778 gebar ſie ihm einen Knaben, der aber ſchon nach 24 Stunden ſtarb; durch die Folgen der künſtlichen und ſehr gewaltſamen Niederkunft verlor er Weib und Kind. Zuerſt den Knaben. Leſſing ſchreibt am 3. Januar 1778 an Eſchenburg: „Ich ergreiſe den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Mein Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! — ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte?

daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen!" — Er nennt jene Zeit die traurigſten vierzehn Tage, welche er jemals hatte, denn „die Freude war ſo kurz und die Betrübniß ward von der größten Beſorgniß ſo überſchrieen!" Die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne „Verſtand;" alle Tage, alle Nächte jagte man ihn ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß er ihr den letzten Augenblick nur „ſaurer mache." Einmal ſchlug die Krankheit um; er hatte drei Tage die Hoffnung, daß er die Gattin diesmal noch behalten werde, „deren Umgang ihm jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wurde." Aber ſchon am 7. Jan. iſt die Hoffnung „wieder ſehr gefallen;" er hat eigentlich nur noch Hoffnung, „bald wieder hoffen zu dürfen." Am 10. Januar ſchreibt er endlich an Eſchenburg: „Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können zu machen; und bin ganz leicht." — Faſt jeder Brief ſeitdem erwähnt ihrer und der trüben Stimmung, aus welcher ſich ſein Geiſt nicht mehr herauszuringen vermochte. An ſeinen Bruder ſchreibt er: „Wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat: ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden. — Und am Tag nach ihrer Beerdigung: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben, wie gerne wollt' ich es thun! Aber das geht nicht. — — — Ein guter Vorrath von Laudanum literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehen helfen.“ Wir dürfen nicht vergeſſen, daß gerade in dies Unglücksjahr 1778 ſeine Hauptſtreitſchriften gegen Goeze fallen! Seit dem Tode ſeiner Frau empfand er ſeine Einſamkeit wieder auf's Neue und heftiger denn je. Er mußte ſich jetzt um Dinge im Hauſe kümmern, die ihm ſonſt nie Sorge machten; er mußte ſeiner Stiefkinder wegen Manches übernehmen, was die verſtändige und gewandte Frau gewiß beſſer als er überdachte. Er ſchreibt daher im Auguſt: „Ich bin mir hier ganz allein überlaſſen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrüßlichkeiten beſtürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdacht nicht auszuſetzen, der mir unerträglich iſt. Wie oft möchte ich es verwünſchen, daß ich auch einmal ſo glücklich habe ſein wollen, als andere Menſchen! Wie oft wünſche ich, mit eins in meinen alten iſolirten Zuſtand zurückzutreten, nichts zu ſein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit ſich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, ſo iſt meine wahre Lage. Haben Sie alſo bei ſo bewandten Umſtänden auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zuſtande auszudauern, der mir längſt zur Laſt geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieſer elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Poſſen hier aushalte! — Doch ich bin zu ſtolz, mich unglücklich zu denken, — knirſche eins mit den Zähnen, — und laſſe den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht ſelbſt umſtürzen will!“ — Noch ein Jahr nach dem Tode ſeiner Gattin entſchuldigt er ſich bei ſeiner Schweſter, weil er ſo lange nichts habe von ſich hören laſſen: „Wenn Du wüßteſt, in welchen Sorgen ich ſeit dem Tode meiner Frau gelebt habe, und wie kümmerlich ich habe leben müſſen, ſo würdeſt Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürfe machen.“

Er wollte durch ſeine Arbeiten ſeinen traurigen Zuſtand ſich ſelbſt ausreden, weswegen er ſogar noch im Auguſt 1780 mit der Hamburger Theaterdirektion einen Kontrakt abſchloß, worin er jährlich zwei neue Schauſpiele zu liefern und dieſe der Hamburger Bühne auf ein halbes Jahr im Manuſcript allein zu laſſen verſprach. Die Direktion ſollte für jedes Stück 50 Louisd'or bezahlen. Welche Rolle hat auch in dem Leben eines Leſſing das Geld ſpielen müſſen!! Wie niederſchlagend, daß er noch bald nach ſeiner Anſtellung ſeinem Bruder im Vertrauen ſchreiben mußte: „Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu ſchreiben, als jetzt: und dieſe Nothwendigkeit hat, natürlicher Weiſe, ſogar Einfluß auf die Materie, wovon ich ſchreibe. Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert; was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß, als aus Büchern: damit kann ich mich jetzt nicht abgeben." — Oder ſpäter noch: „Das Geld iſt gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will ſchlechterdings in Jahr und Tag keinem Menſchen mehr etwas ſchuldig ſein."—

Seine Freunde, unter welche in der letzten Zeit beſonders Eſchenburg und Leiſewitz gehörten, ſahen mit tiefſtem Schmerze ſchon ſeit 1777 jenen krankhaften Zuſtand, der als eine „gewiſſe Schwere und Schlafſucht" bezeichnet iſt und den kein Arzt ergründen, kein Mittel heilen konnte. In den heiterſten Zirkeln ſeiner Freunde überfiel es ihn plötzlich, unwiderſtehlich, er war für die Umgebung nicht da. Endlich angeregt, oder von ſelbſt zu ſich gekommen, erhob er ſich gewöhnlich mit der Frage: Nun, was gibt's?—Auch die geiſtvollſte Geſellſchaft, die trefflichſte Unterhaltung verhinderte dieſe Anfälle nicht. So erzählt Erneſtine Voß: „Eines vorzüglich angenehmen Abends bei Büſch erinnere ich mich noch, wo Leſſing in einer nicht kleinen Geſellſchaft durch ſeine lebhafte Unterhaltung die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich zog. Er war damals ſchon kränklich, und mitten im Geſpräch überfiel ihn ein unwiderſtehlicher Schlaf. Seine Stieftochter gab nicht zu, daß das Geſpräch unterbrochen wurde, da ein ſolches Aufmerken auf ihn ihn immer verſtimmte. Er hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt; als er erwachte, war er verlegen, ſeine ſchönen hellen Augen hatten allen Glanz verloren, und er redete wehmüthig mit Klopſtock, der neben ihm ſaß, über dieſe Schwäche, von der er durch die Reiſe Heilung gehofft hatte.“ Der Biograph bemerkt: „Selbſt in ſeinen vertrauteſten Briefen liegt ſeit dieſer Zeit etwas ſo Mißmuthiges und Gleichgültiges, daß es ſcheint, als ſei alle Hoffnung auf dieſer Welt nicht von ihm aufgegeben, ſondern ihm ganz verſchwunden geweſen. Kein Muth mehr wie ſonſt, Schwierigkeiten zu überwinden, ſondern eine unthätige Gelaſſenheit, ohne Murren zu leiden. Da bloße körperliche Uebel dieſe Stimmung der Seele erzeugten,“ (ich kann es nicht glauben,) „die ſich Anfangs nicht häufig äußerte, ſo machte man damals ein gelehrtes Uebel daraus, und hieß es Einbildung und Faulheit. Seine letzte Reiſe, die er nach Hamburg that, ſchien ihn einigermaaßen kurirt zu haben; aber das war nur Schein: das Uebel verſchlimmerte ſich bald wieder von Tag zu Tage. Er wurde dabei äußerſt engbrüſtig, und war nicht im Stande zwanzig Schritte zu gehen, ohne ſehr müde zu werden und ausruhen zu müſſen. Das Feuer ſeiner Augen erloſch, und die Lebhaftigkeit ſeiner Unterhaltung wurde immer ſeltener. Er hatte faſt keine einzige heitere Stunde mehr.“ Für den Umgang, ſelbſt für geiſtige Anregung ſchien er abſterben zu wollen; denn „wer wird durch Mittheilung und Freundſchaft die Sphäre ſeines Lebens zu erweitern ſuchen, wenn ihn beinahe des ganzen Lebens ekelt? Oder, wer hat auch Luſt, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umher zu jagen, wenn er in der Nähe nichts um ſich ſieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren könnte?“

Aber die Kraft ſeines Geiſtes war noch nicht gebrochen. In dieſen Leidensjahren gab er noch zwei Schriften heraus, die Erziehung des Menſchengeſchlechts und die Geſpräche Ernſt und Falk. Erſtere

Schrift, ſagt er: „iſt von einem guten Freunde, der ſich gern allerlei Hypotheſen und Syſteme macht, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureißen. Dieſe Hypotheſe nun würde freilich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anſchlag geweſen. Aber was thut's? Jeder ſage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit ſelbſt ſei Gott empfohlen.“ Die neueſte Kritik hat dies Werk, doch nur einmal, als Arbeit Leſſing's angefochten. Körte nämlich behauptete in A. Thaer's Leben, daß dieſer der Verfaſſer ſei, aber Guhrauer hat in einer beſondern Schrift ſchlagende Gründe beigebracht, die für Leſſing als den Verfaſſer zeugen. Dem ſei wie ihm wolle, ſein Ernſt und Falk kann nur ihm gehören und iſt vielleicht das Vollendetſte, was deutſche Proſa jemals in der Geſprächsform zu Tage förderte. Es handelt über den Freimaurerorden, in welchen ſich Leſſing zu Berlin hatte aufnehmen laſſen.

In den letzten Lebenstagen — es war im Anfange des Jahres 1781 — wagte er die Reiſe nach Braunſchweig, ſich dort zu erholen. Am dritten Februar kam er — ſo berichtet Leiſewitz, dem ich hier folge — „höchſt engbrüſtig“ aus einer Geſellſchaft nach Hauſe und hatte ſogar die Sprache verloren. Dennoch wollte er zu keinem Arzt ſchicken, befahl vielmehr dem Bedienten, ihn allein zu laſſen und das Zimmer zu verſchließen. Nach einer ſchmerzvollen Nacht machte er am nächſten Morgen Anſtalten, nach Wolfenbüttel zu fahren, das er wahrſcheinlich nicht erreicht hätte. Ueberredet ließ er den Arzt kommen, ein Aderlaß ſchaffte einige Linderung. Oft war er während dieſer Krankheit außer dem Bette, nahm Beſuche an und ließ ſich vorleſen. Bald ſchien er ſeinen Tod nahe, bald entfernt zu glauben; gänzliche Geneſung hoffte er nicht, doch blieb er ruhig und gelaſſen, bisweilen war er munter im Geſpräch. Sein Schlaf wurde nicht unterbrochen; noch in den letzten Stunden äußerte er, wenn er auch den ganzen Tag geſchlafen hätte, freue er ſich doch auf die Nacht. Am 15. Febr. glaubte er, ſich außerordentlich wohl zu befinden. Als er ſich aber Abends in das Bett legen ließ, befiel ihn die Beklemmung ſo heftig und nachhaltig, daß er nach mehreren Minuten, „ſich und den Umſtehenden unvermuthet“ ſtarb.

Soweit der Freund. Die Gegner rechneten es der Welt vor, ſeine letzte Geſellſchaft habe aus Chriſten und Juden beſtanden. Ja, es war gedruckt zu leſen, das Volk glaube, der Teufel habe Leſſingen geholt.

Leſſing der Mann ſollte zwar von Leſſing dem Nationalſchriftſteller nicht getrennt werden, denn Beides durchdrang und verſchmolz ſich auf das Innigſte zur Einheit, von welcher man eben keinen andern Ausdruck gebrauchen kann, als den der Leſſingheit, welches Wort Voß in einem Briefe angewendet. Aber der leichtern Ueberſchaulichkeit wegen und weil man von jeher gewohnt iſt, bei ſeinen kritiſchen Verdienſten länger zu verweilen, wodurch in Wahrheit eine Schilderung wieder kritiſch zerſetzend werden muß, will ich ihn hier zuerſt als Menſchen betrachten, nachher ſeine Bedeutung für die Volksliteratur vergegenwärtigen.

Welches war ſeine äußere Erſcheinung? Der Mann zeigte ſich ſo ganz als Geiſt, Verſtand, Gemüth — nennt es wie ihr wollt, ſo daß man die Hülle darüber vergeſſen konnte. Zerſtreute Andeutungen machen kein vollſtändiges Bild. Zunächſt mußte das geiſtvolle Auge feſſeln. Voß ſchreibt: „Leſſing hat einen Blick, wie ich noch nie geſehen habe, in ſeinen blauen Augen, einen rechten Geierblick.“ Freilich litten ſie durch die Anfälle von Schlafſucht, nach welchen ſich jedesmal ihr Glanz verloren hatte. Und in der letzten Zeit nahm ihr Feuer täglich ab. Darum ſchreibt er drei Wochen vor ſeinem Tode an E. Reimarus: „Ich bin kränker als jemals. Nicht daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank ſei es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin ſo gut wie blind. Von Geſtalt war er eher unterſetzt und gedrungen zu nennen, überdies kräftig. Dies nehmen wir aus ſeiner eigenen Zuſammenſtellung ſeiner Perſönlichkeit mit der des breitſchultrigen Schauſpielers Theophil Döbbelin. Er ſchrieb nämlich nach jener Krankheit aus Breslau an Ramler: „Ihre Liebe wünſchet mich geſund; aber ſollten ſich wohl Dichter eine athletiſche Geſundheit wünſchen? Sollte der Phantaſie, der Empfindung, nicht ein gewiſſer Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher ſein? Die Horaze und Ramler wohnen in ſchwächlichen Körpern. Die geſunden Theophile und Leſſinge werden Spieler und Säufer.“ In Breslau fing er an ſtärker zu werden, das behagliche Leben trug meiſtens dazu bei. Seine Lebensweiſe, beſonders in den letzten Jahren wird als ſehr einfach gerühmt. Linſen waren ſeine Lieblingsſpeiſe; er ſchrieb in allem Ernſt an Campe: „Wenn ich mir jetzt einmal wünſche, Linſen, mein Lieblingsgericht, zu eſſen, ſo iſt immer ein zweiter Wunſch dabei, es in Ihrer Geſellſchaft zu eſſen.“

Aus ſeinem Leben hat uns der Biograph folgende Züge zuſammengeſtellt, die ihn gewiß nicht allein brüderliche Liebe ſo verbinden hieß:

„Leſſing war theilnehmenden Herzens an allem, was ſeine Eltern und Geſchwiſter betraf, bereitwillig zu allen ihren Wünſchen. Es war nicht Räſonnement; bloße Natur und faſt Unbewußtheit, anders handeln zu können.“ Ich muß hier einſchalten, daß ihn der Tod ſeines Vaters ſehr betrübte. „Du warſt ein ſo guter Mann, und zugleich ſo ein hitziger Mann!“ ſchrieb er, indem er ſich den Vater lebhaft vergegenwärtigte, der ihm wohlmeinend doch ſo bittere Stunden bereitete. Er war auch erbötig, alle vorhandene Schulden der Familie zu bezahlen und ſchickte der Mutter fortwährend Geld zu, mitunter für ihn große Summen. Weiter ſagt ſein Bruder: „Nie war er launiſch oder ärgerlich, als wenn er nicht konnte, wie man wünſchte; nicht gegen den Wünſchenden, ſondern gegen ſich ſelbſt. Und ſo wie er Bruder war, war er auch Freund, Gatte und Vater. Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb er faſt bis zur Sophiſterei, und eine nur etwas ſcharfe Beurtheilung desſelben ſchalt er den liebloſeſten Stolz, deſſen ſich rohe Eigenliebe ohne Selbſterkenntniß ſchuldig machen könnte. Sein gröbſter Beleidiger war, in Noth, vor der geringſten Miene ſeines Tadels ſicher. Sein Zorn oder Widerwillen war dann wie abgeſchnitten. Unglück war in ſeinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangetaſtet laſſen muß. Kurz, den Grund alles Edeln und Geſelligen hatte die Natur ſo tief in ihn gelegt, daß er einer von den chriſtlichen Schwärmern zu ſein ſchien, welche die guten Werke ſehr ſtreng und eifrig ausüben, aber keinen großen Werth darauf ſetzen. Von Seiten ſeines Herzens ließe ſich nichts tadeln, als ein Uebermaaß von Großmuth. Man hat ihn als Spieler und Verſchwender ausgeſchrien; er war aber Beides im eigentlichſten Verſtande nicht. Er war von Jugend auf zur frugalſten Lebensart gewöhnt und ſchreibt ſchon 1750: „Gemächlich heißt bei mir, was ein Anderer vielleicht zur Noth nennen würde.“ Was man Vergnügen der großen und kleinen Welt heißt, erweckte ihm gar bald Ueberdruß und Mißbehagen. Fand man ihn aber ja darin, ſo war es Neugierde und Verlangen, nicht aus Beſchreibungen, ſondern aus Erfahrung Alles kennen zu lernen, was den geſelligen Menſchen betrifft. Daher ſagte er einmal zu Kleiſt in Leipzig: „Sie müſſen alle Tage ſpazieren gehen, und ich alle Tage auf das Kaffeehaus, wenn wir unſere Erholungsſtunden zweckmäßig anwenden wollen.“ Leidenſchaft war ſeine Spielſucht gewiß nicht. Leſſing war, ſo zu ſagen, nicht ganz Stockgelehrter; er beſaß Biegſamkeit und Menſchenkenntniß genug, um auch in der bürgerlichen Welt eine wichtige Rolle zu ſpielen, wenn er das gewollt hätte. — War er nicht immer gravitätiſch genug, ſo halte man es ſeinem jovialen Temperament zu gut, und bedenke, daß Luther ſelbſt manchmal unter Schwänken und Schnurren ſeinen Gegnern bittere Pillen gab. Aeltern, Vaterland und Religion ſind Dinge, die wir uns nicht ſelbſt geben; aber an allen dreien erben wir viel Gutes, ob es gleich vielleicht beſſer und mehr ſein könnte. Leſſing war kein undankbarer Sohn. Er wäre es geweſen, wenn er einem alten Erbſtücke kein Plätzchen mehr hätte vergönnen wollen, einem Erbſtück, das ſein Vater ſo werth hielt. Es war ja deſſen ganzer Reichthum, deſſen ganze Glückſeligkeit. Leſſing war weit entfernt, es für neumodiſche Waare umtauſchen zu wollen, wie man ſie auf den Märkten der Philoſophie zum Kauf herumträgt. Wären die Lutheraner verfolgt worden, und hätte ſich kein Verdienterer zu ihrer Vertheidigung aufgeworfen, Leſſing hätte ſich an ihre Spitze geſtellt, und ſein Leben für ſie hinzugeben, nicht zu viel geachtet. — Sein moraliſcher Charakter iſt alſo immer ſchätzbar und liebenswürdig, und unter den guten einer der Vorzüglichſten, wenn auch jeder nach ſeiner Denkweiſe Flecken darin bemerkt. Leſſing affektirte weder einen Engel in menſchlicher Geſtalt, noch einen gelehrten Bravo, der ſich über alle geſellſchaftlichen Sitten und Konvenienz wegſetzt. So wie ſein ganzes äußerliches Betragen bis auf die Kleidung nichts Hervorſtehendes, nichts Zurückſtoßendes hatte, ſo war auch ſein Geiſt. Man gewann ihn lieb, je länger man mit ihm umging. Selbſt die, welche keine Gelehrten, noch witzige Köpfe waren, oder ſein wollten, fanden in ihm den verſtändigen und gutmüthigen Mann; und Viele, die ihn am dritten Orte zufällig kennen lernten, verwunderten ſich daher, daß er Leſſing ſei. Die Sucht, bei allen Gelegenheiten zu glänzen, den Gelehrten auch da, wo es nicht nöthig iſt, hervorſchimmern zu laſſen, war ſeine Sache nicht. Er richtete ſich gern nach jeder Geſellſchaft, oder vermied diejenige ganz, worin er keine Unterhaltung für ſich vermuthete. Er drängte ſich zu nichts, noch weniger machte er ſich koſtbar und ließ ſich ſuchen. Er ſtrebte nicht, Eitelkeit zu verbergen, ſondern keine Eitelkeit zu haben. Er hatte keinen Stolz; er konnte aber auch keinen vertragen. Er war leutſelig, freundlich, gütig und dienſtfertig, aber das Alles auf eine männliche Weiſe, wenn gleich oft mit vieler Luſtigkeit und Schalkheit.“

Als Mann der Wiſſenſchaft zeigte er einen Charakter, wie er bei Gelehrten ſeltener iſt. Sein Freund Moſes findet folgende Hauptzüge, die er im Lapidarſtyl notirt: „Liebe zum Forſchen; dieſer konnte er alle ſeine übrigen Neigungen aufopfern; Lieblingsneigung, ſich der ſchwächern Seite anzunehmen; Scharfſinn, der an Sophiſterei gränzte und mit reichhaltigem Witz verbunden; dieſer führte ihn durch alle Fächer der Literatur mit gleichem Fortgang, und machte ſie ihm alle gleich angenehm, das Jagen behagte ihm mehr, als das gejagte Wildpret; vernünftige, nicht ſinnliche Einbildungskraft; mehr Fähigkeit, ſich in Leidenſchaft zu denken, als zu verſetzen; daher das Gekünſtelte, faſt Verkünſtelte, ſeiner verliebten Auftritte; daher ſein aufrichtiges Geſtändniß, er habe mehr Kritik als Genie; am glücklichſten war er in ſolchen Charakteren, die an den ſeinigen gränzten; (Tellheim und der Templer werden mit den Jahren Odoardo's; Juſt wird durch Religion zum Kloſterbruder.) Beſcheiden in einem hohen Grade; Mangel an äußerer Höflichkeit; Unfähigkeit mit den Großen umzugehen; Entfernung von aller Gleißnerei, von Eigennutz und Eigendünkel; er nahm Tadel und Verbeſſerung von Freunden mit der größten Bereitwilligkeit an; Mildthätigkeit mit äußerlichem und innerlichem Vermögen; Unverdroſſenheit ſich zu allen Zeiten in Unterſuchungen einzulaſſen und von ſeinen Einſichten mitzutheilen; ohne Ruhmredigkeit, ſo daß man ſich ſelbſt weiſer dünkte, ob man gleich deſſen Ueberlegenheit nur allzuſehr empfand. Iſt es Reichthum oder Beſcheidenheit, daß er es nie ſich merken ließ, wenn er beſtohlen ward? Beſtimmung des Menſchen, mehr Forſchen als Finden. Wahrheit, wie Münze zugezählt, ohne Unterſuchung des Schrots und Korns, iſt ſchädlich. — Der Beſitz macht ſelten ſo glücklich, als das Erlangen. Gefundene Wahrheit hat einen doppelten Nutzen: einen theoretiſchen und einen praktiſchen; die überlieferte Wahrheit iſt ſteril an theoretiſchem Nutzen.“ Wie Schade, daß Mendelsſohn den Entwurf nicht ausarbeitete!

Leſſing's Hand änderte ſich ſehr oft. Seine Arbeiten warf er zum Theil auf zerſtreuten Blättchen nieder; mitunter bediente er ſich der Hefte. Er korrigirte viel; von allen Briefen, die er ſchrieb, machte er Concepte; ſogar fanden ſich dergleichen von Briefen an ſeine Geſchwiſter. Und doch waren ſie, was jeder Brief ſein ſoll, treuſte Abdrücke ſeiner Seelenſtimmung. „Wenn ich einmal ſchreibe“ — ſagt er — „iſt mir es nicht möglich, anders zu ſchreiben, als ich eben denke und empfinde.“ Nur Eins blieb ihm zuwider: ſchon Gedrucktes für eine neue Auflage zu überarbeiten! Es ſei — meinte er ſonſt — beinahe noch lehrreicher zu wiſſen, was ein Dichter ausgeſtrichen, als was er ſtehen gelaſſen habe. Alle ſeine Papiere zeigten, wie gewiſſenhaft er war, vorher ſelbſt zu lernen, ehe er ſich zu lehren getraute. Vieles ging verloren. Ich weiß nicht, ſagte er, wo viele Blätter meiner ehemaligen Sammlungen hingekommen; mir geht es damit, wie der Sybille im Virgil; ich ſchreibe dergleichen Dinge auf einzelne Blätter, die ich wohl hinlege und ordentlich aufzuheben denke, aber weht auch nur der kleinſte Wind darunter und treibt er ſie einmal auseinander, dann haſch' ich ſie nimmermehr.“

Man hat mancherlei Anekdoten aus Leſſing's Leben, die zum Theil Zeugniß von ſeinem Geiſt und Witz, zum Theil von einem Humor geben, der auch eine Geſchichte gern wiederholt, wobei er ſelbſt eine lächerliche Figur ſpielt. Unter Andern. Leſſing pflegte, als er in Berlin wohnte, auf einem ſehr kleinen Pferd auszureiten. Einſt ritt er bei Regenwetter in einem ſehr weitem Mantel, der ihn und den Klepper verhüllte. Auf dem Heimweg überſchüttete ihn ein Platzregen. Er wollte entfliehen und ſtieß in ſchnellem Trab an der Ecke der Strahlauerſtraße einer Höckerin ihre Obſtkörbe um. Das Weib ſchrie wüthend nach: Halt ihn! da läuft er, der große ungeſchickte Kerl! — Sie hatte in der Eile und im Zorn Leſſing und ſein Pferdchen für Eins angeſehen. —

Einſt ging Leſſing mit einigen Bekannten ſpazieren. Sie kamen am Galgen vorbei, an welchem Einer hing. „Machen ſie geſchwind eine Grabſchrift auf den Gehenkten!“ ſagte einer der Begleiter zu Leſſing. „Nichts iſt leichter“ — verſetzte dieſer: „Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht!“ — Einer der ſogenannten Salzjunker in Wolfenbüttel, der gerne Edelmann ſein wollte, war klein von Perſon, aber groß von Dünkel. Er ſchrieb ſchlechte Verſe und quälte Leſſing, dem er ſie bei jeder Gelegenheit vorlas. Leſſing improviſirte einſt auf ihn die Verſe:

Am Körper klein, am Geiſte noch viel kleiner,
Schämſt du des Salzes dich, drum ſchämt das Salz ſich deiner

Es machte in Hamburg großes Aufſehen, daß ein Prediger zu Bergedorf einige Theaterſtücke ſchrieb. Bei einem Gaſtmahl ſaß eine gelehrte Senatorin neben Leſſing. Sie fragte: Aber, Herr Magiſter, darf ein Prediger wohl Komödien ſchreiben? — Da muß ich dagegen fragen, ſprach er: darf ein Schauſpieler predigen? Dann ſetzte er lächelnd hinzu: die Antwort auf Ihre Frage iſt: Warum nicht, wenn er kann? Die Antwort auf die Meine: Warum nicht, wenn er will?

Der ſchon genannte Döbbelin, mit welchem ſich Leſſing einmal vergleicht, war im höchſten Grade eingebildet. Er ſoll oft ausgerufen haben: Ein Gott! Ein Friedrich! Ein Döbbelin! — Mit ſeinem Verſtande war es nicht weit her. Als Leſſing's Nathan erſchien, deſſen Aufführung Viele für ein Wageſtück hielten, kam Döbbelin zu einem Profeſſor, mit dem Buche in der Hand. „Wiſſen Sie,“ ſagte er, „daß ich Leſſing's Nathan geben werde.“ — Wie? frug der Andere erſtaunt; wer wird denn den Nathan ſpielen? — „Ich!“ verſetzte der dicke Theophil und ſchlug wie oft an ſeinen Bauch. — Und wer den Weiſen? frug der Profeſſor weiter. Döbbelin ſchwieg und ging. Wirklich war er Einer der Erſten, welche dieſe Rolle gaben, und ſicher der Erſte, der darin durchfiel.

Wenn wir Leſſing hier als Mann des Volkes anführen, ſo müſſen wir einige Züge noch allein ſtellen, die in ſeinem Charakterbild weſentlich ſind. Zunächſt, daß er keinen Unterſchied des Standes machte, wenn es dem Ehrenmann galt. Er ſagte, was er auch in einem Briefe ausſpricht: „Alle Arten, ſein Brot zu verdienen, ſind einem ehrlichen Manne gleich anſtändig; Holz ſpalten, oder am Ruder des Staats ſitzen. Es kömmt ſeinem Gewiſſen nicht darauf an, wie viel er nützt, ſondern wie viel er nützen wollte.“ Die bevorzugten Stände, wenn er auch mit ihnen umging und viel von ihnen geſucht wurde, mochte er nicht leiden. Aus Italien rückkehrend reiſte er allein über Wien zurück, wo er das „große Geſchmeiß“ vermied, denn er hatte zu viel Erfahrungen an ihnen gemacht, die nur entmuthigten. Auch war ihm Alles, was ſich ausſchließt — man bezeichnet es heut zu Tage mit dem Fremdwort „exkluſiv“ — ganz zuwider, ſowohl in der Religion und Kirche, als im Leben.

Nicht minder bewährt er ſich als Mann des Volkes durch ſeine unerſchütterliche Liebe zur Wahrheit und — was damit Hand in Hand geht, ſeinen männlichen Freimuth. Seinen Wahlſpruch hab' ich bereits in der Stelle angeführt, wo er über die „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ ſich äußert. Dieſer Wahlſpruch iſt: Jeder ſage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit ſelbſt ſei Gott empfohlen! Man kann von ihm ſelbſt ſagen, was er im Nathan vom Saladin ſagen laßt:

— „er will Wahrheit, Wahrheit,
Und will ſie ſo, ſo baar, ſo blank, als ob
Die Wahrheit Münze wäre —“

Dieſem blieb er getreu von jenem Auftritt auf der Fürſtenſchule an, wo er dem nachläſſigen Lehrer frei die

Wahrheit in das Geſicht ſagte, bis zum letzten Athemzug. Eine gelehrte Akademie warf zu ſeiner Zeit die Frage auf, ob man das Volk zu ſeinem eignen Beſten täuſchen könne. Leſſing war entſchieden gegen eine ſolche Beförderung menſchlichen Wohls, die nicht mit der Wahrheit geht, möge ſie auf Zwang oder Täuſchung hinauslaufen. Er war ſo wahrheitsliebend, daß er ſelbſt in ſeinen Streitigkeiten dem Gegner zugeſtand, was dieſer Gutes hatte, ja — was noch mehr iſt — dem erbitterten Feind gegenüber die eigenen Fehler nicht verſchwieg, nicht bemäntelte. Die Wahrheit herrſchte aber nicht allein in ſeinen Gedanken, ſie leitete auch deren Ausdruck, ſie wurde die Hauptfarbe ſeines Styls. In dieſer Beziehung ſagt er im Antigoeze: „Wie lächerlich, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Styl desſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt ächten Glanz;" Gleich daneben legt er wie auf den Altar dieſer Göttin ein Geſtändniß der Fehler nieder, woran ſein Styl leide; Fehler, die ſeine dramatiſchen Arbeiten möchten „mitverſtärkt" haben. In dieſem Dienſt der Wahrheit ſteht ihm Goethe unter allen Schriftſtellern unſers Volks am nächſten, wie Hillebrand weiter ausführt. Die Weisheit erkennt Goethe nur in der Wahrheit. Als er Italien ſah, war das Erſte, daß er ſich freuete, „ſein Leben dem Wahren gewidmet zu haben, weil es ihm nun leicht wird, auch zum Großen überzugehen, das nur der höchſte, reinſte Punkt des Wahren iſt." Goethe ſagt: „das Erſte und Letzte, was vom Genie gefordert wird, iſt Wahrheitsliebe." Ferner: „Gegen ſich und Andere wahr zu ſein, iſt die ſchönſte Eigenſchaft der größten Talente." Sodann: „Das Einzelne, was man denkt und äußert, möge immerhin nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf ſeinem Wege gegen ſich ſelbſt und Andere wahr bleibt." Goldene Fäden, die aus Leſſing's Schriften geſponnen ſein könnten!

Als Mann des Volkes huldigt Leſſing unbedingt der freien Perſönlichkeit und der Einheit unſerer Nation; Erſtere koſtete ihn ſein Lebenlang viele Kämpfe und Letztere ſtand im Hintergrunde ſeines Strebens, wenn er auch nie das Wort gebraucht hat. Engherzige Vaterlandsliebe, die das Fremde nur verſchmäht, weil es nicht das Heimiſche iſt, bleibt fern vom ächten Mann des Volks. Daher ſchreibt Leſſing einmal: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir auf's höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre.“ Will man nach dieſer Stelle ihm alle Vaterlandsliebe, auch die mit Weltbürgerſinn beſtehende abſtreiten? Man wird ihm ſchreiendes Unrecht thun. — Seine perſönliche Freiheit errang er als koſtbares Kleinod zuerſt, als er von der Fürſtenſchule nach Leipzig kam, und gab ſeitdem dies Kleinod immer nur auf Augenblicke aus den Händen, wenn er andere Zwecke verfolgte; z. B. bei ſeiner Anſtellung in Breslau. Dieſe Freiheit benützte er aber nicht zur Willkür und Ungebundenheit; ſie lehrte ihn zunächſt, ſich ſelbſt bilden, und darauf die größte Aufgabe ſeines Lebens löſen: dem Vorurtheil und Wahn die Wege in das Herz des Menſchen abzugraben und falſchen Schein zu zerſtreuen. Für ſeine Freiheit hungerte und darbte er, wir hörten ihn ſagen: „Das zahme Pferd wird im Stall gefüttert, und muß dienen; das wilde in ſeiner Wüſte iſt frei, verkümmert aber vor Hunger und Elend.“ Gleichviel. Für ſeine Freiheit wagte er ſogar Liebe und Segen ſeiner Aeltern und die Hoffnungen jüngerer Brüder, die er zwar hier und dort treulich unterſtützte, aber glänzend hätte unterſtützen können, wenn er ſich Eins der einträglichen Aemter gewählt hätte, die ihm zu verſchiedenen Zeiten angeboten wurden. Als er endlich dieſe Freiheit opferte, als er die Stelle zu Wolfenbüttel annahm, da fühlte er das Joch auch ſo drückend auf ſeinem noch ungebeugten Nacken, daß er in jedem Briefe ſeufzt und wehklagt, „daß er auch einmal ſo glücklich ſein wollen, als andere Menſchen;" und „mit Eins in ſeinen alten iſolirten Zuſtand" d. h. in ſeine Freiheit zurückzutreten wünſcht. Ach, der Preis, um den er ſich dem Herrendienſt verkauft hatte, war ja das einzige Mittel, in den Beſitz des geliebten Weibes zu gelangen — und Leſſing hatte denn doch auch ein Recht, des Lebens Luſt und Wonne am eigenen Herde zu genießen! Wer verdammt ihn für dies Opfer?

Daß ihm der Gedanke an die nationale Einheit Deutſchlands die Bruſt höher gehoben, wer ſtellt dies in Abrede? Schon in ſeiner Minna ſchimmert der Wunſch, den Groll zwiſchen Preußen und Sachſen, damals den alleinigen Trägern höherer deutſcher Bildung, zu beſeitigen. Noch mehr leuchtet aus der Hamburger Dramaturgie, aus ſeiner Klage über den Mangel eines Nationalcharakters, aus ſeiner bittern Anklage der Gleichgültigkeit des deutſchen Publikums nur die Sehnſucht nach deutſcher Einheit im Geiſt. Dieſe Sehnſucht läßt ihn ſpäter mit Wien anknüpfen, weil er die Möglichkeit einer deutſchen Akademie unter einem Joſeph II. noch nicht aufgibt. Dieſe Sehnſucht lodert noch einmal mächtig auf, als man in Mannheim ein Nationaltheater beabſichtigt; ſie läßt ihn nach ſo bittern Enttäuſchungen alles Vergangene vergeſſen, weil es jetzt die Ehre des deutſchen Volkes gilt. — Will man gegen meine Behauptung einwenden, Leſſing habe ſich ja nirgends an die politiſche Geſchichte des Vaterlandes angelehnt, von ſeinen beſten Stücken ſpiele ja nur Minna in Deutſchland, dagegen Miß Sara in England, Emilia in Italien, Nathan in Paläſtina, ſo iſt dies noch kein Grund, ſeine vaterländiſche Geſinnung zu bezweifeln. Dieſe liegt in deutſcher Art, Sitte und Sprache ſeiner Dichtungen, unbekümmert, auf welchem Boden jene ſpielen. Wer eine ſo entſchieden feſte und ſelbſtſtändige Stellung in der Geſchichte deutſchen Geiſtes und ſeiner Entwicklung einnimmt, dem wird man doch die Würde des deutſchen Mannes aus jenen Urſachen nicht abſtreiten wollen! Zumal wenn er bei allem Selbſtgefühl noch Beſcheidenheit genug behält, ſeine Verdienſte um Volk oder Wiſſenſchaft und Kunſt den Anderer unterzuordnen, welche er höher ſtellt, als ſich ſelbſt. So muß es uns wahrhaft rühren, wenn er an Nikolai ſchreibt: „Wie ich aus den Zeitungen ſehe, ſo beſtätiget ſich die Nachricht von Winkelmann's Tode. Das iſt ſeit kurzem der zweite Schriftſteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geſchenkt hätte. Daß kömmt aber daraus, wenn man Kaiſer beſucht, und Schätze ſammeln will.“

Großer Geiſt! Ein Paar Jahre deines eigenen Lebens hätteſt du mit Freuden einem Winkelmann geſchenkt — und dieſer war noch kein Leſſing, konnte nie für Deutſchland werden, was ein Leſſing wurde! Ja, du ſahſt dies ſelbſt ein, wenn du ſchriebſt: „Niemand kann den Mann höher ſchätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben ſo ungern Winkelmann ſein, als ich oft Leſſing bin!“ Und dennoch!

Leſſing's größte Thaten ſind ſeine Schriften. Ich verſuche es daher zum Schluſſe, ihn nach ſeiner Bedeutung für unſere Literatur und voraus für die ächt volksthümliche Seite derſelben zu würdigen: denn wenn es überhaupt in der Geſchichte unſerer Literatur „klaſſiſche Schriftſteller“ gibt, Männer, welche den höchſten geiſtigen Aufſchwung der Nation beurkunden, dann iſt Leſſing unter ihnen. Selbſt wer, wie einige neuere Hiſtoriker thun, nur Goethe und Schiller als den klaſſiſchen Doppelſtern leuchten laſſen will, darf nicht vergeſſen, daß Beide ohne Leſſing und ſeinen Vorgang, ohne ſeine Arbeit von 20 mühevollen Jahren, das nicht wären. Er war der Prophet einer neuen beſſern Zeit in unſerer Literatur. Darum freute er ſich innig, wenn ein neues, großes Geſtirn am Horizont auffuhr. So war er einſt zu Braunſchweig mit ſeinem Freunde Eſchenburg in einen Buchladen gegangen, um die Neuigkeiten der letzten Leipziger Meſſe zu betrachten. Da fiel ihm „Julius von Tarent,“ Leiſewitzens einziges Trauerſpiel, in die Hände, deſſen Verfaſſer ſich aber noch nicht genannt hatte. Leſſing blätterte, las und fand es vortrefflich. Er glaubte, Goethe müſſe der Verfaſſer ſein. Eſchenburg, der vielleicht ſchon Näheres wußte, äußerte einige Zweifel dagegen. „Deſto beſſer!“ rief Leſſing mit funkelnden Augen, „ſo gibt es außer Goethen noch ein Genie, das ſo was machen kann.“ Dieſe Aeußerung, welche Eſchenburg nie vergaß, bewog dieſen nachher, als Leiſewitz von ſeinem Wohnort Hannover nach Braunſchweig kam, beide Dichter mit einander bekannt zu machen; ſie wurden Freunde und blieben es bis über das Grab hinaus.

Ich habe Leſſing mehrmals im Verlaufe meiner Schilderung einen Dichter genannt. War er es wirklich? Dieſe Frage ſcheint ſeltſam bei einem Schriftſteller, deſſen poetiſche Werke noch immer in einem ganzen Volke fortleben und denen die Unſterblichkeit geſichert iſt. Indeſſen muß ich zuerſt dieſe Frage in Betracht nehmen, da ſich in der Dramaturgie eine berühmte Stelle findet, worin Leſſing ſich ſelbſt unbedingt die Würde des Dichters abſpricht, und da bedeutende Kritiker, darauf geſtützt, behaupten, man dürfe „niemals über ſeine Dichtungen mit eigenem Weisheitsdünkel abſprechen, und niemals anders darüber als mit Leſſing's eigenen unſterblichen Worten reden.“ Als ob es gar keinen Irrthum gäbe, keinen Wahn auch bei dem, welcher jedem Wahn den Krieg erklärte! — Hören wir alſo und prüfen dann. Leſſing ſagt: „Ich bin weder Schauſpieler, noch Dichter. Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet (verdirbt) iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gerne für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſelbſt bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige

Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich empor arbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauſpreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. Doch freilich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Ort zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſein, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben; ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, Niemand in der Welt ungeſchickter ſein kann wie ich.“ — — Allerdings iſt dieſe Erklärung ſtark und unumwunden. Sie würde in dieſer Faſſung jeden Zuſatz überflüſſig machen, hätte er ſie etwa an dem Ende ſeiner Geſammtthätigkeit für die Bühne als offenes Geſtändniß niedergelegt, wären nicht ſpäter noch ſeine Emilia und der Nathan erfolgt. In der Dramaturgie äußerte er ſich einmal über das Genie: „Dem Genie iſt es vergönnt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath ſeines Gedächtniſſes, ſondern das, was es aus ſich ſelbſt, aus ſeinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht ſeinen Reichthum aus; was es gehört oder geleſen, hat es entweder wieder vergeſſen, oder mag es nicht weiter wiſſen, als inſofern es in ſeinen Kram taugt; es verſtößt alſo bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorſatz, ſo oft, ſo gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir ſtehen und ſtaunen und ſchlagen die Hände zuſammen und rufen: Aber wie hat ein ſo großer Mann nicht wiſſen können! wie iſt es möglich, daß ihm nicht beifiel! überlegte er denn nicht? — O laßt uns ja ſchweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in ſeinen Augen lächerlich; alles, was wir beſſer wiſſen, als er, beweiſet blos, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten." So denkt ſich Leſſing denn auch ein poetiſches Genie. Natürlich mußte er ſich dieſe Genialität abſprechen, denn die lebendig ſprudelnde Quelle, der Drang produktiver Kraft, der Reichthum an ureigenen Geſtalten, die Wärme auch für ſpröde Stoffe, der Seherblick in die Zukunft der Welt und der Menſchengeſchicke, kurz Alles, was man ſo gemeinhin dem Genie zuſchreibt, das fehle ihm; die Kritik bringe Etwas zu Stande, was dem Genie nahe kommt. Gewiß iſt aber, ſolch ein Genie, auf welches jene von Leſſing angeführten Merkmale paſſen, wird nur gar ſelten geboren. Es ſteht dahin, ob die neuere Zeit überhaupt, ob das moderne Drama, ob unſere deutſche Literatur insbeſondere nur Ein Genie in dieſem Sinne hervorgebracht habe, ja hervorbringen konnte. So naturwüchſige Geiſter wie William Shakeſpeare trug Deutſchlands Boden nicht. Ein Goethe ſogar ließe ſich nach allen jenen Vorausſetzungen, wie Leſſing ſie ſtellt, auch nur als großes, dramatiſches Talent, nicht als Genie anführen; in der Lyrik gälte er eher noch für genial in dieſem Sinne, weil da ſeine Unmittelbarkeit, ſein Reichthum aus ſich ſelbſt durchaus unbeſtritten bleiben muß.

Sagt man uns ferner, und es iſt vielfach behauptet worden: Nur der iſt ein Dichter, wie ihn Leſſing in der angeführten Stelle wird gemeint haben, der mitten aus und in gemeiner Wirklichkeit eine ſchöne, harmoniſche Welt ſelbſt hervorbringt, ſo ſcheint Leſſing wieder nur Recht zu haben, wenn er ſich die Dichterweihe abſpricht. Er hatte zu viel im heißen, ſchwülen, ſtaubaufwühlenden Kampfe zu ſchaffen, als daß er uns die ſchönen, farbigen Kränze hätte reichen können, wie Goethe, dem er an die zwanzig Jahre voll Mühen und Verdrüßlichkeiten, voll Nergeleien und Verfolgungen vorgearbeitet hatte. Leſſing's poetiſche Gebilde ſind daher nicht in jener Harmonie untereinander, ſie entfalten nicht jenen überſchwänglichen Reichthum geſtaltender Bezüge, jene einzig und allein durch die unbewußt, (weil vom Genie) befolgten Geſetze der Schönheit geregelte Bewegung, die uns zwingen müßte, ſie als Theile einer von ihm hervorgezauberten, eigenen neuen Welt zu erkennen, als Ausſtrahlungen einer innern, urſprünglichen, nur durch ſich ſelbſt genährten Glut zu bewundern. Nein! die Wirklichkeit behauptet immer noch ein gewiſſes Recht auf ſie; die Wahrheit herrſcht bei ihnen wie im Leben ihres Bildners ſelbſt, und die Schönheit tritt nur als gefällige Freundin hinzu. Die Werkſtätte aber, worin Wahrheit und Schönheit arbeiten, hat ein reifer Geſchmack, frei von aller Einſeitigkeit, gewählt und eingerichtet. Vom Letztern ſagt Leſſing: „Man hat keinen Geſchmack, wenn man nur einen einſeitigen Geſchmack hat, aber oft iſt man deſto partheiiſcher. Der wahre Geſchmack iſt der allgemeine, der ſich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als ſie nach ihrer Art gewähren kann."

So nun iſt etwa der Charakter ſeiner Poeſie. Ich kann es nicht über mich gewinnen, ihm den Namen eines großen Dichters zu entziehen. Lieber ſetze ich den Unterſchied zwiſchen Genie und Talent hier bei Seite, oder ſage: das Talent brachte in ihm und durch ihn die Wirkungen des Genies auf ſein Volk und ſein Jahrhundert hervor. Zudem erwäge man noch, was ich ſchon an einem andern Ort in dieſer Angelegenheit aufſtellte: Seine erſten dramatiſchen Arbeiten verrathen freilich den wahren Dichter noch nicht. Sie laſſen, nimmt man etwa die „Juden“ aus, nur ganz von Weitem ahnen, nicht einmal ſchließen, was er in der Folgezeit wurde. Ihm aber war es gegeben, eine ſpröde Naturanlage durch andere Geiſteskraft, durch männlichen Willen zu ſchmelzen und ſo gleichſam die Natur zu ſeinem Dienſt und Willen zu zwingen. „Die Freiheit des Geiſtes“ — ſagt Kurz — „erlaubte ihm nicht blos, alles Material, das ſich ihm entgegenſtellte, ſo maſſenhaft es auch ſein mochte, mit Leichtigkeit zu bewältigen, ſondern auch die geheimnißvollſten Kräfte der menſchlichen Seele mit Sicherheit aus ihren Wirkungen zu erkennen und ſie ſich anzueignen, wenn er ſie einmal erkannt hatte. Dieſe freie Beweglichkeit, dieſe Elaſtizität des Geiſtes machte es ihm möglich, Alles zu werden, Alles zu ſchaffen, was er wollte; aber während das geborene Talent (das Genie Leſſing's?) gleichſam unwillkürlich und ſich ſelbſt unbewußt die in ihm liegende Welt zur Anſchauung bringt, mußte Leſſing (das durch Willenskraft ſich ſelbſt geſtaltende Talent) auf dem Wege der Forſchung den Punkt zu gewinnen ſuchen, den das geborene Talent von Natur einnimmt.“ Geſteht man dies Alles zu — und man wird ſich bei reiflicher Ueberlegung und bei ſorgfältiger Vergleichung ſeiner Dichtungen mit ſeiner Theorie nicht länger es zu geſtehen ſträuben: ſo dürfen wir ihn auch mit Recht zu den Dichtern zählen. Wir haben ſeine poetiſchen Meiſterſtücke vor uns, was liegt nun im Grunde daran, ob ſie in eben ſo viel Wochen oder Jahren, mit Leichtigkeit oder großer Mühe vollendet ſind? Man vergleiche z. B. Goethe's Clavigo mit Leſſing's Emilia — wer ſieht es auf den erſten Schlag und ohne der Verfaſſer Verſicherung den Trauerſpielen an, daß der Clavigo in ſieben Tagen geſchrieben iſt, indeß unſer Leſſing an der Emilia alle ſieben Tage nur ſieben Zeilen geſchrieben haben will — wenn anders dieſe letztere

Bemerkung nicht gar bildlich iſt? Wer zeigt uns aus ſeiner Arbeit heraus die Mühe, welche die Arbeit ihm koſtete? Den Nathan nennt er „Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden half;" wer ſieht denn dieſes dem Stück an? Auch W. Schäfer iſt unſerer Anſicht. „Jenes ſtrenge Urtheil Leſſing's über ſeine Dramen" — ſagt er — „macht ſeinem Charakter Ehre, allein es iſt in Augenblicken des Unmuths niedergeſchrieben, wo er, die Trümmer ſeiner Hoffnungen vor Augen, wie von ſeiner Nation, ſo auch von ſich ſelbſt geringer dachte. Den Ehrenplatz, den ihm dieſe Nation unter ihren dramatiſchen Dichtern zuerkennt und gewiß niemals verweigern wird, hätte er nicht erlangt, wäre nicht mit dieſer Kritik, der er Alles zu verdanken vorgibt, auch eine ungewöhnliche produktive Kraft vereint geweſen."

Die Großheit, womit ſich in Leſſing die Anlagen zum Kritiker, Dichter und Volksſchriftſteller vereinten und gleichzeitig in ihrer Entwickelung — dem Drang eines unſtäten, wechſelvollen Lebens und ſeinen Strömungen dahingegeben — bald hemmten, bald ruckweiſe voranſtießen, iſt unverkennbar einzig in ihrer Art. Wir haben keinen zweiten Leſſing in unſerer Literatur! — Seine Phantaſie war ſo innig mit klarem, durchdringendem Verſtande verſchwiſtert, daß ſie unmöglich jene Uebermacht über den ruhigern Zwillingsbruder gewinnen konnte, der man ſonſt bei Dichtergenien, wie z. B. bei Shakeſpeare begegnet. Er wußte ſich während der Produktion genau von allen Regeln der Kunſt Rechenſchaft zu geben; ſie ſtanden ihm ſtets gebietend oder abwehrend vor der Seele. Eine höhere Begeiſterung, ein — wenn ich ſo ſagen darf — ganz inſtinktartiges Auffinden mit dem Gefühl iſt bei Geiſtern von ſolcher Harmonie wohl nie bemerkt worden. Allein ohne bedeutende Dichterbegabung erfindet man keine Emilia, keinen Nathan. Er ging mit voller Freiheit des Geiſtes ſeinen Weg und fand da als Denker wieder die Kunſtregeln, die ſchon das klaſſiſche Alterthum aufgeſtellt und befolgt hatte. Und wie frühe gelangte er zur Einſicht! Schon 1748 erklärte er ſich (im Journal „der Naturforſcher") in einem von der Cenſur verſtümmelten Gedichte für die Alten. So mahnt er denn:

Betritt der Alten ſichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab;
Er ſuchet blumenreichre Stege
Und findet ſeines Ruhmes Grab.

Oder mit einem Hinblick auf vaterländiſche Dichter:

Reizt dich nicht Hagedorn, klingt dir nicht Haller's Flöte? —
Wem danken dieſe denn ihr göttlich Lied? Den Alten.
Drum ihnen gleich zu ſein muß man's mit jenen halten.

Und wie richtig iſt die Bemerkung: „Laſſen Sie uns bei den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für beſſere Lehrer wählen?

Dieſe Regeln waren ihm nun gewonnenes Eigenthum. Seine Phantaſie zeigt ſich ihnen fügſam. — Beweiſt es aber gegen ihn und gegen unſere Annahme, wenn er ſelbſt behauptet, ein dramatiſches Werk fertig zu haben, wenn der Plan Scene für Scene entworfen war? Iſt dabei wirklich nur der Verſtand thätig? Braucht es nicht auch ächte Dichterkraft, mit ſchaffender Phantaſie ausgerüſtet, den nun fertigen Plan ſo auszuführen, daß die ſtrengſte Kritik — und die übte er doch bei jeder Produktion am meiſten gegen ſein eigenes Werk — nichts mehr dawider einzuwenden weiß? Es iſt wahr, ſeine Phantaſie könnte oft feuriger, da und dort unabhängiger vom Verſtande ſein. Dann aber hätte ſie ſich ſchwerlich mit der Reinigung und Befeſtigung ſeines Geſchmacks auch immer mehr gekräftigt. — Schönheit, getrennt vom Natürlichen und Vernunftgemäßen, kannte er nicht. Phantaſtiſche Verirrung iſt ſo wenig ſeine Sache, als ein aufopferndes Streben nach dem Idealen. Bis zuletzt huldigte er dem äſthetiſchen Naturalismus, mit welchem er durch Diderot, den er überſetzte, vertraut geworden war, und der jedenfalls ſeiner Eigenthümlichkeit am meiſten zuſagte. Man ſpricht bisweilen auch von Leſſing's Cynismus, ſo unter Andern Schlegel in ſeiner Charakteriſtik. Allein jene herbe Beimiſchung des Gemeinen an ſich, wodurch der Cynismus ſich kund gibt, ja die der eigentlichſte Charakter dieſer Verirrung eines unklaren Geſchmacks wird, vermag ich wenigſtens in ſeinen Dramen nicht aufzufinden. Man wird mir nicht den Derwiſch im Nathan entgegenhalten: denn wozu dieſer ein Cyniker geworden, iſt ganz klar. Aus Einem Charakter darf man auch nicht auf Andere ſchließen. Auch wird man mich nicht mit Leſſing's eigenen Worten ſchlagen wollen, der nach der Erſcheinung des Werther von Goethe an Eſchenburg ſchreibt, ſeine Unzufriedenheit ausdrückt und ein Kapitelchen zum Schluſſe hinzuwünſcht, „und je cyniſcher, je beſſer!“ Denn hier lag ihm die Verbindung der Poeſie mit der Moral am Herzen, er ſah prophetiſch, was eintraf und ſchrieb: „Wenn ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte?“ — Im Allgemeinen maßgebend kann alſo das „cyniſche Kapitelchen“ nicht ſein; das Triviale blieb einem Leſſing ſo fern wie das Sentimentale.

Ich habe bei dieſem Punkt länger verweilen müſſen, weil es noch immer Leute gibt, die mit F. Schlegel zweifeln, ob Leſſing „ein Dichter geweſen ſei, ja ob er poetiſchen Sinn und Kunſtgefühl gehabt habe.“ Beides zu bejahen, war meine Abſicht. Von allen Gattungen der Poeſie gab Leſſing, wie es nicht anders ſein kann, der dramatiſchen den Vorzug. Er ſah ja zuerſt die Wechſelwirkung zwiſchen der Bühne und dem eigenen Charakter, die er ſchon früher angedeutet, und die er noch meint, wenn er 1768 ſeinem Bruder ſchreibt: „Kultivire deinen eigenen Charakter; ohne das kann ich mir keinen guten dramatiſchen Schriftſteller denken.“ Die Bühne war ſodann ſeine Kanzel. Hier ſah er ſein Volk vor ſich. Er ſagt: „Der gute Schriftſteller, er ſei von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht blos ſchreibt, ſeinen Witz, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtetſten und Beſten ſeiner Zeit und ſeines Landes in Augen, und nur was dieſen gefallen, was dieſe rühren kann, würdigt er zu ſchreiben. Selbſt der Dramatiſche, wenn er ſich zu dem Pöbel herabläßt, läßt ſich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu beſſern; nicht aber, ihn in ſeinen Vorurtheilen, in ſeiner unedeln Denkungsart zu beſtärken.“ Bei dem Streben, Poeſie und Leben nicht länger getrennt zu wiſſen — welches Streben kein deutſcher Schriftſteller vor ihm ſo offenkundig zeigte, mußte er ſeine ganze Liebe auf das Schauſpiel richten, welches die Zuſchauer lebendig erfaßt und durch ſeine Handlung zu Theilnehmern einer Weltbewegung macht. Es darf dabei nicht vergeſſen werden, daß er bei keinem ſeiner frühern Dramen an ſtille Leſer dachte, alſo für die Lektüre ſchrieb; nur Nathan macht eine Ausnahme, weil Leſſing zweifelte, ob dieſer in hundert Jahren über die Bretter gehen werde. Wollte er nun den ſchlechten Geſchmack ſeiner Zeit verdrängen, ſo mußte er ſelbſt zum Einfachen und Natürlichen zurückkehren; es war kaum vermeidlich, daß er hierbei mitunter einen falſchen Schritt machte, blos aus Furcht, wieder zum vorigen Unweſen zurück zu gerathen. Stoff und Idee ſeiner erſten Stücke lag ihm nahe. Wie er zu dem der Uebrigen kam und kommen mußte, iſt gelegentlich erzählt. Dem lächerlichen Pathos, den uns die Nachahmung der Franzoſen eingeimpft hatte, auszuweichen, ließ er den Alexandriner — jenen ſchleppenden Vers der frühern franzöſiſchen Dramen — fallen und ſchrieb alle ſeine Stücke in Proſa, wieder mit Ausnahme des Nathan, dem er aus dem vorhin genannten Grunde poetiſchen Schmuck lieh, aber mit klarer Umſicht doch gerade den Schmuck des Verſes, welcher der Proſa am nächſten ſteht; „um geſchwind fertig zu werden, (meine Proſe hat mir von jeher mehr Zeit gekoſtet, als Verſe) mache ich den Nathan in Verſen; freilich nicht in gereimten (Alexandrinern): denn das wäre gar zu ungereimt.“ Allgemach bei ſeiner dramatiſchen Produktion und fortgeſetzten Studien der herrlichen Muſter aller Zeiten, bildete ſich auch ſeine Theorie über das Drama; er nahm ſie aus der Natur der Poeſie und der Abſicht des Theaters, war aber weit entfernt, abſtrakte Regeln aufzuſtellen und ein Syſtem zu machen. Er ſtützte ſich auf die Alten und auf Shakeſpeare. Ariſtoteles und was er in ſeiner Poetik über das Drama ſagt, wird weitläufig geprüft, erörtert und die Unfehlbarkeit der Poetik gewürdigt. Ja, was noch mehr ſagen will und damals nur einem Univerſalgeiſt wie Leſſing gelingen mochte, der Standpunkt wird ſicher ermittelt, auf welchem Ariſtoteles als Träger des antiken Geſchmackes und Shakeſpeare als Repräſentant der modernen Tragödie ſich vereinigen laſſen. Die dramatiſche Poeſie faßt Leſſing übrigens unter einem Geſichtspunkte auf, den man zwar noch den Geiſt der Zeit anmerkt, welche „die Bühne als gerade Heerſtraße zur Hölle ausſchrie,“ der doch aber dem Herkömmlichen ſich mit Freiheit und Energie anſchließt und durchaus keine Schranken duldet, als die Tugend und Sitte ziehen. Die Abſicht der tragiſchen Bühne findet er in Mitleid und Rührung; ſie ſoll unſerer Fähigkeit, Mitleid mit den beſten Menſchen zu fühlen, erweitern. Ich ſchreibe hier keine Aeſthetik; ich müßte ſonſt des Weiteren darlegen, wie und warum Leſſing dem alten Grundſatz: „das Trauerſpiel ſoll beſſern,“ den neuern entgegenſtellt: „die Tragödie ſoll Leidenſchaften erregen.“ Wer hierüber ſeine Anſicht am zuſammenhängendſten erfahren will, muß einen Brief an Mendelsſohn leſen, der ſich nur mit dieſem Punkt befaßt. Aehnliche tiefe Bemerkungen gibt er über das Luſtſpiel. Ein großes Verdienſt erwarb ſich ferner Leſſing dadurch, daß er die Deutſchen mit Shakeſpeare näher bekannt machte. Sein Freund Weiße hatte einen „Richard der Dritte“ geſchrieben. Er erinnerte ſich erſt, als er fertig war, daß auch Shakeſpeare dieſen Stoff behandelt habe, und ſagt darum: „Sollte ich alſo bei der Vergleichung ſchon viel verlieren: ſo wird man doch wenigſtens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienſt geweſen, an dem Shakeſpeare ein Plagium zu begehen.“ Leſſing greift dies auf und ſagt: „Vorausgeſetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt ſich vollkommen vom Shakeſpeare ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin eine Shakeſpeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ſtellen! Shakeſpeare will ſtudirt, nicht geplündert ſein. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakeſpeare das ſein, was dem Landſchaftsmaler die Camera obſcura iſt: er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektirt; aber er borge nichts daraus. — Es würden aus einzelnen Gedanken beim Shakeſpeare (nämlich in einer Tragödie franzöſiſchen Geſchmacks wie die von Weiße) ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müſſen“ u. ſ. w. Durch Leſſing wurde auch Wieland zum Shakeſpeare gleichſam hingetrieben. Endlich iſt nicht zu überſehen, daß er auch auf die Schauſpielkunſt ſelbſt höchſt vortheilhaft einwirkte, ſei es durch ſeinen lebendigen Umgang, ſei es durch die feinen Bemerkungen über Charaktergebung, Mimik u. ſ. w. Die armen Wichte ſind zu bedauern, die zu ihrem eigenen Schaden ihm dies nachher ſo verleideten, daß er zornig ausruft: „Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren, ſie muß ganz von Neuem wieder erfunden werden.“ Was half es denn, daß das Theaterweſen einigermaßen durch ſeine Wirkſamkeit einen neuen Schwung bekam, und in Wien, Mannheim, Berlin, Weimar Erfreuliches geſchah? Es war nicht nachhaltig, weil ſelbſt die Goethe und Schiller — ſchrieben ſie auch Meiſterſtücke — nicht eine Muſterbühne auf die Dauer zu bilden vermochten, wie er es gekonnt, wenn ihm ſtatt beſchränkter Komödianten auch wahre Schauſpieler ein williges Ohr geliehen hätten.

Leſſing's Wirkſamkeit für die Bühne leitet mich auf ſein Verdienſt um Kritik. Wenige Schriftſteller waren ſo zum Kritiker gemacht, wie er; durch ihn wurde ſie daher aus ſteifem Schulzwang erlöſt und was ſie ſeitdem Großes leiſtete, gründet auf ſeine Anfänge. Was daraus geworden wäre, wenn er mit ſeinem Scharfblick, ſeinem Freimuth und ſeiner Beleſenheit in Geſchichte und Literatur, der Kritik anderer Felder erobert und z. B. den Staat, ſeine Verfaſſung und Fortſchritte kritiſch beleuchtet hätte, läßt ſich kaum abſehen. Ein Glück für die bevorrechteten Stände, daß Leſſing nur auf der Bühne ſich mit ihnen etwas zu ſchaffen machte!

So wenig wie bei ſeinen kritiſchen Arbeiten können wir hier bei dem weilen, was er im Laokoon über Malerei und Poeſie geſagt. Dieſe Abhandlungen zeichnen ſich wie die über Weſen und Styl der äſopiſchen Fabel beſonders aus. Ich will hier gleich anfügen, was ihm die deutſche Sprache überhaupt verdankt. Man kann ihn da mit Luther vergleichen. Luther iſt Schöpfer der neuhochdeutſchen, Leſſing iſt Erzeuger der modernen deutſchen Proſa geworden. Vilmar ſagt: „Das Eigenthümliche derſelben iſt die Darſtellung des dialektiſchen Prozeſſes in ſeiner vollen Wahrheit und höchſten Lebhaftigkeit; wir hören in Leſſing's Styl ein geiſtreiches, belebtes Geſpräch, in welchem gleichſam ein treffender Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöſt, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird; Gedanke folgt auf Gedanke, Zug um Zug, im heiterſten Spiel und dennoch mit unbegreiflicher, faſt zauberhafter Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreißend, beredend, überzeugend, überwältigend: wir können uns der Theilnahme an dem Geſpräche nicht entziehen, wir glauben ſelbſt mitzureden, und zwar mit ſolcher Lebhaftigkeit, Klarheit, Beſtimmtheit mitzureden, wie wir ſonſt noch *niemals* geſprochen haben; Einrede und Widerlegung, Zugeſtändniß und Beſchränkung, Frage und Antwort, Zweifel und Erläuterung folgen auf einander in ununterbrochener Abwechſelung, bis alle Seiten des Gegenſtandes nach einander herausgekehrt und beſprochen ſind, ohne daß doch bei einer einzigen nur einen Augenblick länger verweilt würde, als zur vollſtändigen Darlegung derſelben nöthig iſt: da iſt kein müßiger Gedanke, kein ausſchmückender Satz, kein überflüſſiges Wort, nichts was nur angedeutet, halb ausgeſprochen, dem Beſinnen und Errathen überlaſſen wäre; der Gegenſtand muß ſich unſerm Denken, unſerer Anſchauung ganz und gar hergeben; er wird vollſtändig durchdrungen, aufgelöſt und in unſer innerſtes geiſtiges Leben hineingezogen, unſerm Geiſte im Ganzen und in allen ſeinen Theilen aſſimilirt. Wie reizen in Leſſing's Darſtellung ſelbſt Gegenſtände, die uns an ſich ſo fern liegen und ſo ſpeziell wiſſenſchaftliche Dinge behandeln? — Und welche rege Theilnahme gewinnen wir für dieſe Dinge, ſo wie wir nur wenige Zeilen der Leſſingiſchen Beſprechung derſelben geleſen haben, wie feſſeln ſie uns, daß wir nicht davon los können, und welchen Genuß haben ſie uns gewährt, wenn wir zum Schluſſe gelangt ſind! Es iſt darum auch Leſſing's Proſa ſeit 80 Jahren das unerreichte Muſter desjenigen Styls, welcher das Geſpräch, die Verhandlung über die Gegenſtände darſtellt; — wie Goethe's Proſa das gleich unerreichte Muſter des Geſprächs und der Verhandlung mit den Gegenſtänden iſt. Zwiſchen dieſen beiden Polen hat ſich ſeitdem unſere proſaiſche Darſtellung, in ſo fern ſie auf Klaſſicität Anſpruch macht, bewegt, iſt, wo ſie ein Herausſchreiten verſucht hat, nur zu ihrem Nachtheil aus dieſer Achſe gewichen, und wird ſich ohne alle Frage noch ein Jahrhundert lang zwiſchen dieſen Polen bewegen." So weit Vilmar; ich habe in dieſer begeiſterten erſchöpfenden Darſtellung nichts dazwiſchen reden wollen; wenn ich auch nicht der Anſicht am Schluſſe bin, muß ich bekennen, Leſſing's proſaiſcher Styl iſt nie ſo gerecht gewürdigt worden. Wollte man ſich die Bildung desſelben veranſchaulichen, ſo muß man den Dichter, Denker, Kämpfer eigens zu dieſem beſonderen Zwecke durch alle Entfaltungen ſeines Lebens begleiten. Ob dieſer Styl nicht auch ſeine Schattenſeite habe? Hören wir, was Leſſing ſelbſt (im Antigötze) darüber ſagt, nachdem der Hauptpaſtor ihn getadelt hatte: „Vergeben Sie mir immer eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt, auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Caſcaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe. — Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? — Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Styl deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt ächten Glanz. — Ich gebe meinen Styl aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, (das Verweilen bei Metaphern u. ſ. w.) dieſen Fehler mögen meine dramatiſchen Arbeiten mit verſtärkt haben, denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben, weil ... die mehrſten Uebergänge aus Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. . . Aber das iſt mein Styl und nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſein, was mein Styl iſt: eine Theaterlogik. So ſagen

Sie. Aber ſagen Sie, was Sie wollen, die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, auf was man will."

Es iſt aber nicht ſein Styl allein, wodurch er zur Ehre der Mutterſprache wirkte; er ſtudirte ſie auch gründlich in ihren geſchichtlichen Denkmälern und ſuchte ihren Bildungsgang auf, um darin ihr wahres Weſen zu begreifen. Ehe noch J. Grimm ſeine Grammatik ſchreiben und das kleine Häuflein deutſcher Philologen ſeine ämſige Arbeit beginnen konnte, hatte Leſſing an ein deutſches Wörterbuch gedacht; er ſammelte eine Menge deutſcher Wörter und die Stellen in neuern Dichtern, worin ſie gebraucht ſind; er verglich deutſche Wörter und Redensarten mit fremden und hatte mit feinem Takt die geiſtige Verwandtſchaft unſerer Sprache mit der griechiſchen ſchon herausgefühlt; er zog Theile des Heldenbuchs, den Renner des Hug von Trymberg, Lieder, Priameln und Fabeln, die der erſten Blüthezeit unſerer Poeſie angehören, aus dem Staube der Bibliotheken; Logau, Tſcherning, Scultetus und andere Dichter, die man während der Wirren des dreißigjährigen Krieges und ſeiner Folgen nicht beachtete, erhielten durch neue Ausgabe Zugang zum Herzen des Volkes. Und hierbei kam es ihm jedesmal zugleich darauf an, die Fortſchritte der Gegenwart zu unterſtützen. Er ſagt daher in der Vorrede zum Logau: „Werden die Liebhaber der Poeſie an unſerm alten Dichter einigen Geſchmack finden: ſo freuen wir uns, daß dadurch die Beſchuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichſchönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewiſſen Seite übertrieben iſt." Dieſer Ausgabe ſind „Anmerkungen in Geſtalt eines Wörterbuchs" beigefügt, und er meint: „Aehnliche Wörterbücher über alle unſere guten Schriftſteller würden ohne Zweifel der erſte nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unſrer Sprache ſein. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigſtens zeigen wollen."

Noch fehlt uns bekanntlich bis heute ſolch ein allgemeines Wörterbuch der deutſchen Sprache — aber die Rieſenarbeit, welche die Brüder Grimm im Verein mit ihren Freunden unternommen haben, geht rüſtig auf dem von Leſſing und Ramler gezeigten Weg voran und kann nur ſo ein wahres Ehrendenkmal deſſen werden, was der Weltgeiſt in unſerer Volksſprache erſtrebte und erſchuf. Dem Leſſingiſchen „Geyerblick" entgingen nicht einmal die Volkslieder, welche der franzöſiſche Geſchmack des vorigen Jahrhunderts mit geſpreizter Geringſchätzung anſah. Nikolai mit hausbackener Nüchternheit kämpfte gegen die Aufnahme der Volkspoeſie durch Herder. Leſſing ſollte ein Kampfgenoſſe werden; Nikolai hatte von ihm Beiträge zu ſeinem Almanach verlangt. Allein Leſſing unterſcheidet ſogleich die Pöbelslieder oder die wahren Gaſſenhauer von ächten Volksliedern — auf Vermengung des Pöbels und Volkes komme der ganze Spaß doch nur an; wenn es aber wahrhaft poetiſche Lieder unter dem Volke gäbe, „ſo müßte uns wahrlich die Aufhebung derſelben eine ſehr angelegene Sache ſein." Dieſer Aeußerung hängt er aber ſogleich einen Tadel gegen Nikolai an: „Sie aber wollen über das Angelegene dieſer Sache gerade ſpotten." Demnach befremdet es auch nicht, unter ſeinem Nachlaſſe die Hinweiſung auf alte Volkslieder, Sprüche und dergleichen zu finden, die er „für Liebhaber eines triftigen Sinns in ungekünſtelten Worten" zuſammenſtellt.

Er wollte ſelbſt Volksgedichte — aus Priameln und Bilderreimen, (ſo nennt er jene Gedichte ſatyriſchen Inhalts, zur Erklärung von Kupferſtichen oder Holzſchnitten, die man jetzt unter dem Namen der fliegenden Blätter begreift,) welche er in Maſſe geſammelt, beſtehend — herausgeben; von eigentlichen Liedern — ſchreibt er an Herder — habe er bei unſern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung werth wäre; man müßte auch, dem poetiſchen Genie unſerer Vorfahren Ehre zu machen, mehr das erzählende und dogmatiſche, als das lyriſche Fach erwählen; er getraue ſich eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie ſie kein Volk aus ſo frühen Zeiten in Europa beſſer haben müßte. — So tief war er in den Schacht der Volkspoeſie hinabgeſtiegen!

Zur Geſchichte ſtand Leſſing in ſonderbarem Verhältniß. Nicht als habe er ſie mißverſtanden oder gering geſchätzt — denn wie wäre dies bei ihm möglich? Er hatte auch wohl die richtige Anſicht von ihr als einer Lebensaufgabe, wenn er meint, der Name eines wahren Geſchichtſchreibers komme nur demjenigen zu, der die Geſchichte ſeiner Zeiten und ſeines Landes beſchreibe. Allein er machte ſelbſt keinen Verſuch, obwohl er einſah, daß es um dieſes Feld in dem ganzen Umfang der deutſchen Literatur noch am ſchlechteſten ausſehe. Angebauet ſei es zwar genug, aber wie? Die Urſache„ warum wir ſo wenige oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geſchichtſchreiber haben, iſt ihm die: „Unſere ſchönen Geiſter ſind ſelten Gelehrte, und unſere Gelehrte ſelten ſchöne Geiſter. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit, ihrem Stoff eine Geſtalt zu ertheilen. Unterdeſſen iſt es im Ganzen recht gut, daß jene ſich gar nicht damit abgeben, und dieſe ſich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht ſtören laſſen. Denn ſo haben jene am Ende doch nichts verdorben, und dieſe haben wenigſtens nützliche Magazine angelegt, und für unſere künftige Livios und Tacitos Kalk gelöſcht und Steine gebrochen.“ — Beſcheiden genug, will er alſo nur Material ſammeln, Vorarbeiten anlegen helfen, ein Kärrner ſein, damit künftige Könige bauen könnten. Und wie ließe ſich eine Culturgeſchichte Deutſchlands, eine Geſchichte des deutſchen Geiſtes, zu der wir noch immer hinanſtreben, vollenden, ohne daß ihr Schreiber das in Leſſing's Werken gehäufte Material benützte?

Bezeichnen wir endlich ſein Verdienſt auf dem religiöſen Gebiete. Zuvor aber beherzigen wir einen Ausſpruch in ſeiner Ankündigung des Berengar: „Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern: wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz oder gar nicht zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erworben, oder wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit; dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer es uns einleuchtet, daß es Irrthum iſt. — Der Mann, der bei drohender Gefahr der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergibt ihm ſeine Untreue um ſeiner Liebe willen." Daneben mag der Satz ſtehen, den er vom poetiſchen Standpunkt des Nathan — „von welchem er alle geoffenbarten Religionen als einzelne Ausſtrahlungen des Lichtes, das die Gottheit ſelbſt iſt, anſah"— mit Beſtimmtheit ausſpricht: „Alle poſitiven und geoffenbarten Religionen ſind gleich wahr und gleich falſch." Dazwiſchen hin bewegt ſich nun Leſſing's theologiſche Anſicht; man kann dieſelbe eben ſo wenig aus dem Nathan, als aus den Fragmenten und den darüber geführten Streitigkeiten ganz vollſtändig erkennen. Seinen eigenen Glauben trennt er immer ſcharf von dem, was er eben gerade vertheidigt. So ſagt er in einem Briefe an E. Reimarus: „Es freut mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens ſo gut verſtehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er ſich gewiß nicht verſieht. Denn da er ſich nun einmal verredet hat und wiſſen will, nicht was ich von der chriſtlichen Religion glaube, ſondern was ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe: ſo habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Chriſten muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr ſchützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern ſuchen, was ohnedem nicht geſchehen wird; nämlich nur zu verhindern ſuchen, daß die Papiſten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papiſten werden.“ Dies iſt nun nicht Schwanken des Partheigängers, nicht Gleichgültigkeit des bloßen Verſtandesmenſchen; es iſt Liebe zum Streit; „der Streit“ — ſagt er aber — hat den Geiſt der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Anſehen in einer beſtändigen Erſchütterung erhalten, kurz hat die geſchminkte Unwahrheit verhindert, ſich an der Stelle der Wahrheit feſtzuſetzen.“ Den Geiſt der Prüfung nähren! Das religiöſe Leben vor der Verſumpfung bewahren! Dies war ſein Streben und ſein größtes Verdienſt auf dieſem Felde. Es wäre ſehr gefehlt, wollte man ihn gegen Religion an ſich eingenommen glauben. Wenigſtens ſagt er im „Freigeiſt“ — IV. 3 am Ende: „Die Religion iſt eine Zierde für alle Menſchen, und muß ihre weſentlichſte Zierde ſein. Ach! Sie verkennen ſie aus Stolz, aber aus einem falſchen Stolz. Was kann unſere Seele mit erhabnern Begriffen füllen, als die Religion? Und worin kann die Schönheit der Seele anders beſtehen, als in ſolchen Begriffen? in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unſern Pflichten, von unſrer Beſtimmung? Was kann unſer Herz, dieſen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenſchaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben die Religion? Was kann uns im Elend mehr aufrichten als ſie? Was kann uns zu wahren Menſchen, zu beſſern Bürgern, zu aufrichtigern Freunden machen, als ſie? — Man hat ihn trotz dieſer Ausſprüche zu ſeiner Zeit wie den Antichriſt verſchrieen und fromme Leute, vielleicht waren die verkappten Gegner ſelbſt chriſtliche Theologen, haben dem Volke, wie geſagt, vorgeredet, der Teufel habe ihn geholt. Und doch ſteht er im Streit der Meinungen durchaus auf dem Boden des chriſtlichen Glaubens; er will zwar das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, weggegoſſen wiſſen, aber nicht eher weggegoſſen, als bis man weiß, woher reines nehmen, denn für reines werde man doch die „Miſtjauche“ der neumodiſchen Theologie nicht anſehen. Bei dieſer Neigung zum Conſervativen konnte er bisweilen gar für einen Orthodoxen gelten. Sein eigener Bruder vermuthete einmal etwas Aehnliches. Leſſing antwortet mit Unwillen: „So habe ich wirklich, meinſt du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meinſt, ich habe es nicht bedacht, daß auch ſie damit weder zufrieden ſein können noch werden? was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte ſie eben ſo ſehr, als du; nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.“ Hier haben wir mithin den Schlüſſel. Alle Glaubenstyrannei, alles Ausſchließen und Verdammen iſt ihm in tiefſter Seele zuwider. Allein die alte Trägheit, die das Hergebrachte nur weil es hergebracht liebt, ekelte ihn eben ſo an, denn „beſſer iſt es, ſich vom Sturm in den erſten beſten Hafen werfen laſſen, als in einer Meerſtille mitten auf der See verſchmachten.“ Noch heute würde Leſſing ſchwerlich ſich anders zu den herrſchenden Partheien ſtellen, als 1773, wo er dieſe Worte ſchrieb; noch heute verſucht man die Glaubenstyrannei wie damals, und die Toleranz, welche Viele bei jeder Gelegenheit im Munde führen, iſt Toleranz des Hochmuths, die Leſſing verabſcheute, nicht Toleranz der Demuth und Liebe, welche er durch den Nathan und noch mehr durch ſein ganzes Leben predigte, deren großer, oft verkannter Apoſtel er iſt. Die damaligen Partheien konnten ihm ja nichts anders als Sekten ſcheinen, die ſich von dem Urchriſtenthum, wie es ihm aufgegangen war, losgeſagt, und gegen Sektirer war er unerbittlich; ſie haßte er, wenn er die Orthodoxen nur verachtet. Er ſchreibt an ſeinen Bruder gelegentlich einer Erwähnung Baſedow's: „Ich haſſe alle die Leute, welche Sekten ſtiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, ſondern der ſektireriſche Irrthum, ja ſogar die ſektireriſche Wahrheit machen das Unglück der Menſchen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte ſtiften wollte." Es liegt am Tage, daß übrigens ſein kritiſcher Verſtand manchmal mit ſeiner oben berührten Neigung zum Conſervativen zu zanken hatte. Aus ſolchen Augenblicken bewegter Strömung mag ſein Geſtändniß herrühren: „Je bündiger mir der Eine das Chriſtenthum erweiſen wollte, deſto zweifelhafter ward ich; je muthwilliger und triumphirender mir es der Andere ganz zu Boden treten wollte, deſto geneigter fühlte ich mich, es wenigſtens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten." Danach muß man nun alle ſeine theologiſchen Arbeiten beurtheilen, wenn man ihm nicht ſchreiendes Unrecht thun will. Hochmuth oder blos Unzufriedenheit mit der kritiſchen Unzulänglichkeit der zeitgenöſſiſchen Kämpfer für und wider hat ſchwerlich ihm dieſe Stelle in die Feder gegeben.

Leſſing's Dogmatik wurde nicht fertig; er wollte es wohl nicht einmal, denn wir haben gehört, wie ihm das Jagen mehr behagte, als das gejagte Wildpret; er erkannte auch mit ſeinem Scharfblick, daß die Philoſophie zur Zeit noch nicht genug erſtarkt ſei, um zu einem ſolchen Ausbau die erforderlichen Dienſte zu leiſten. W. Schäfer würdigt ihn in dieſem Punkte treffend: „Das Streben nach Wahrheit und Licht ehrte er unter jeder Form; er geſtand der Kritik das Recht zu, die Urkunden der Religion zu prüfen, und wollte nichts von der Furcht derjenigen hören, welche durch die wiſſenſchaftliche Kritik das Chriſtenthum gefährdet glaubten. Allein die oberflächliche Religionsſpötterei, die ſchale Berliner Aufklärerei war ihm zuwider, und er nahm ſich zu Zeiten des orthodoxen Syſtems mit einer Wärme an, daß ſeine Freunde ſich über die Rechtgläubigkeit deſſelben Mannes verwunderten, den ſeine Gegner für einen gefährlichen Widerſacher des Chriſtenthums hielten. Manchfache Bahnen verſuchend ringt ſein Geiſt zum Licht und deutet, überall prüfend, oft nur mit flüchtigen Fingerzeigen hin, wo weiter zu denken und zu forſchen ſei. An welchem Punkte für ihn alle verſchiedenen Wege zuſammenliefen, zeigen uns außer Nathan die Geſpräche Ernſt und Falk und die Abhandlung von der Erziehung des Menſchengeſchlechts, welche, wenn auch in Einzelheiten mit einander im Widerſpruche, die große Lehre darthun, daß die Schickſale ſowohl des Menſchengeſchlechts, überhaupt, als der Einzelweſen von der höchſten Weisheit und Liebe zum beſten Ziel geführt werden, und die Menſchen dieſe göttlichen Zwecke durch ächte Humanität, durch das Wirken im Ganzen und Großen der Menſchheit zu fördern berufen ſind.“

Welches war denn nun Leſſing's religiöſer Glaube? Dieſe Frage hat ſeine Zeitgenoſſen eben ſo beſchäftigt, wie noch uns. Die Anſichten darüber liefen indeß nach allen Richtungen aus einander. Man beſchuldigte ihn ſogar des Spinozismus, des Glaubens, Gott und die Welt ſei Eins in ewiger Verbindung und Durchdringung; die Welt ſei mithin ewig mit Gott vorhanden geweſen. Der Philoſoph Fr. H. Jacobi ſchrieb nach Leſſing's Tode: „über die Lehre des Spinoza“ und beſchuldigte in dieſer Schrift ihn alles Ernſtes, des Spinozismus und Atheismus. Mendelsſohn, kaum erſt von ſchwerer Krankheit geneſen, entſetzte ſich gewaltig darüber, daß den Todten, den er, wie ich noch zeigen will, als Idol in ſeinem Geiſte aufgeſtellt, dieſer Vorwurf treffen ſollte — der arme Moſes, der in ſeinen „Morgenſtunden“ Vorleſungen über das Daſein Gottes hatte drucken laſſen, konnte dieſen Angriff nicht ertragen. Schwach und hinfällig wie er war, ſchrieb er ein Werkchen „an die Freunde Leſſing's," 1786, aber der Seelenſchmerz, verbunden mit körperlichen Stürmen, die er ſteigerte, als er ſein Manuſcript ſelbſt in die Druckerei brachte und ſich eine ſehr heftige Erkältung zuzog — dies Alles zuſammen ſtürzte ihn ſelbſt in das Grab. In dem theologiſchen Nachlaſſe Leſſing's fanden ſich nun wirklich einige Spuren, daß die Philoſophie von Leibnitz, deſſen Biographie er zu ſchreiben beabſichtigte, gleich wie Spinoza's Lehre ihn anzog und beſchäftigte. Er ſoll ſich bei Jacobi über dieſe Denker, zumal den letztern, ſehr vortheilhaft ausgeſprochen haben. Was nun mehr? Es finden ſich im Nachlaſſe auch Andeutungen, er habe eine Seelenwanderung geglaubt und ſogar angenommen, daß die Seele jeden Körper vollkommener verlaſſe, als ſie ihn bezogen, und daraus habe er das Fortſchreiten der Menſchheit beweiſen wollen. Möchte man nicht auch darüber eine Anſchuldigung machen?

Mendelsſohn's Angſt und Jacobi's Anklage ſind längſt vergeſſen. Erſt Einer der jungen Schule hat an den Streit wieder erinnert und hätte gern eine Begründung eigener pantheiſtiſch-ſpekulativen Anſichten bei Leſſing nachgeſucht. Heine iſt's, er ſagt deshalb im Salon mit unverhaltenem Spott: „Mendelsſohn, ſein beſter Freund, vertheidigte ihn mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beſchuldigte. Vertheidigung und Eifer waren eben ſo lächerlich wie überflüſſig. Beruhige dich im Grabe, alter Moſes; dein Leſſing war zwar auf dem Wege zu dieſem entſetzlichen Irrthum, zu dieſem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinozismus — aber der Allerhöchſte, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Leſſing war kein Spinoziſt, wie die Verläumdung behauptete; er ſtarb als guter Deiſt, wie du und Nikolai und Teller und die allgemeine deutſche Bibliothek!" — Heine glaubt den Beweis für Leſſing's Deismus vollſtändig geliefert; er ſetzt hinzu:

„Leſſing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Teſtament in's dritte hinüberdeutete.*) Ich habe ihn als Fortſetzer des Luther genannt und eigentlich in dieſer Eigenſchaft habe ich ihn hier zu beſprechen. — Nachdem Luther uns von der Tradition befreit, und die Bibel zur alleinigen Quelle des Chriſtenthums erhoben hatte, da entſtand ein ſtarrer Wortdienſt, und der Buchſtabe der Bibel herrſchte eben ſo tyranniſch wie einſt die Tradition. Zur Befreiung von dieſem tyranniſchen Buchſtaben hat nun Leſſing am meiſten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der einzige war, der die Tradition bekämpfte, ſo kämpfte Leſſing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigſten gegen den Buchſtaben. Hier erſchallt am lauteſten ſeine Schlachtſtimme. Hier ſchwingt er ſein Schwert am freudigſten, und es leuchtet und tödtet. Hier aber auch wird Leſſing am ſtärkſten bedrängt von der ſchwarzen Schaar, und in ſolcher Bedrängniß rief er einſt aus: „O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der dieſes ausrief, nur noch dieſes ausrufen konnte. (Huß rief dieſes auf dem Scheiterhaufen.) Erſt ſoll uns hören erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will! O daß er könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte, Luther, Du. u. ſ. w." Die Stelle iſt ſchon einmal S. 387 vorgekommen. Heine ſchließt ſeine Beweisführung: „Ja, der Buchſtabe, ſagte Leſſing, ſei die letzte Hülle des Chriſtenthums und erſt nach Vernichtung dieſer Hülle trete hervor der Geiſt. Dieſer Geiſt iſt aber nichts anders, als das „was die Wolfiſchen Philoſophen zu demonſtriren gedacht, was die Philanthropen in ihrem Gemüth gefühlt, was Mendelsſohn im Moſaismus gefunden, was die Freimaurer geſungen, was die Poeten gepfiffen, was ſich damals in Deutſchland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus.“

---

*) Heine macht hier keine Phraſe. Leſſing ſagt in der „Erziehung des Menſchengeſchlechts:" § 86. „Sie wird gewiß kommen die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns ſelbſt in den Elementarbüchern des neuen Bundes verſprochen wird." Er hofft dann, „daß die Zeit der Vollendung kommen werde, da der Menſch das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und ſtärken ſollten, die innern beſſern Belohnungen desſelben zu erkennen." §. 85.

Doch auch dieſe Anſicht hat nicht mehr Halt, wie die der Orthodoxen und Rationaliſten, wenn ſie ihn zu ihrer Fahne ziehen. Leſſing's Religion war mehr Liebe als Glauben. Ich leſe ſein „Teſtament Johannis“ mit immer neuer Rührung. Ich faſſe den Sinn der Worte: „Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiſſes Salz der Erde ſchwur. Jetzt ſchwört dieſes Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man ſagt, es ſei nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.“ Zwar kann und will ich nicht ſagen: Genug, daß wir die chriſtliche Liebe beibehalten; mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will. Unſere Zeit ſteht unbezweifelt höher; wir wiſſen auch das Poſitive zu ſchätzen, ohne daß wir die Rechte der Liebe ſchmälern. Wir dürfen übrigens einen Leſſing darum nicht weniger achten; wir brauchen ihn aber auch keineswegs zu vertheidigen. Es iſt genug, ſein Bild möglichſt rein und friſch, wie es aus ſeinen Werken unverbleichend hervorſtrahlt, aufzuſtellen, um die heiligſte Achtung einer ganzen Nation ihm zu ſichern. Er war für ſeine Zeit, was er ſein konnte und — mußte. Dies ſein Bild im Herzen des Volkes wird denn auch nebſt ſeinen Schriften für jetzt das einzige Denkmal ſein, welches wir ihm ſetzen können. Zu Camenz hat man 1823 ein Krankenhaus geſtiftet, um an ſeinen Namen zu erinnern — bezeichnend genug für den geſündeſten Geiſt, den die geſammte deutſche Literatur aufzuweiſen vermag. Ein anderes Denkmal zu ſetzen, ſei der Zukunft anheim gegeben! Vorerſt aber müſſen wir wünſchen, daß unſer Volk ſich wieder mehr am Geiſte Leſſing's erfriſche, daß er in ſeiner ganze Leſſingheit verjüngt erſtehe. Kaum noch ſind ja die

Spuren ſeiner großartigen Wirkſamkeit in den Fluren, die er durchpflügt, zu erkennen. Die Kritik ſchlägt immer mehr mit ſtumpfen Waffen oder verliert ſich in wirrem Gerede über Perſönlichkeit und Tagesfragen; das Vertrauen, welches er ihr im Schweis ſeines Angeſichts errang, hat einem nicht ungegründeten Mißtrauen Platz gemacht. Das Theater iſt wieder ein Tummelplatz der Ausländerei; nicht einmal, was den Franzoſen als ein klaſſiſches Muſter erſcheint, wird von uns überſetzt, bewundert, aufgeführt — nein! alles und jedes, was auf einem franzöſiſchen Theater je ausgeheckt worden, läßt ſich Deutſchland gefallen; deutſche Dichter — oder die ſich ſo nennen — ahmen die Effekte, die Verwicklung, die Unnatur nach; Leſſing, Goethe, Schiller, Leiſewitz u. A. ſind nur ſelten, und viele der Zuſchauer, die blos einſeitigen, d. h. nach Leſſing's Erklärung gar keinen Geſchmack haben, gähnen dieſen Meiſterwerken entgegen. In der Theologie iſt kaum ein Schritt vorwärts gethan; eine neumodiſche Miſtjauche gibt es noch immer, die Orthodoxie preiſt ſich glücklich im Beſitze ihres unreinen Waſſers — und im Gewirre der Partheien hört man tauſendmal den Feldruf: Leſſing's Toleranz iſt Indifferentismus!

O wäre denn dein Kämpfen und Ringen, großer Geiſt, für ſo Viele verloren? Tröſte dich, ein eben ſo großer Mann des Volkes ſagt: Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten! Und die Beſten deiner Zeit erkannten dich; Weiße, Mendelsſohn, Ramler, Kleiſt, Gleim, Herder, Wieland, Goethe, Schiller verehrten mit unverlöſchlicher Liebe das Gedächtniß deines Wirkens.

Mendelsſohn ſchrieb bald nach Leſſing's Tode an deſſen jüngern Bruder:

„Nicht ein Wort, mein Beſter, von unſerm Verluſt, von der großen Niederlage, die unſer Herz erlitten. Das

Andenken des Mannes, den wir verloren, iſt mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erſcheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenſtände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch ſeinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen dank' ich der Vorſehung für die Wohlthat, daß ſie mich ſo früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen laſſen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, die ich vorhatte, bei jeder Zeile, die ich hinſchreiben ſollte, mir als Freund und Richter vorſtellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorſtellen werde, ſo oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn ſich in dieſe Betrachtung noch etwas Melancholiſches mit einmiſchet, ſo iſt es vielleicht die Reue, daß ich ſeine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach ſeinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachläſſigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können! Ach! ſeine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen ſchöpfen konnte, die er wie gemeines Waſſer von ſich ſprudelte, zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er ſeine Einſichten mittheilte, ſetzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienſt zu verkennen, denn ſie ſchien ihn in keine Unkoſten zu ſetzen, und zuweilen ſchob er ſie den meinigen ſo mit unter, daß ich ſie nicht mehr unterſcheiden konnte. Ueberhaupt war ſeine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen laſſen, daß ſie Almoſen ausſpenden, ſondern er ſpornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. Alles wohl überlegt, mein Liebſter, iſt Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geſchieht eigentlich nichts zur Unzeit, ſondern auch in unſerer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmeſſer hat, zur rechten Zeit. Fontenelle ſagt von Kopernikus: er machte ſein neues Syſtem bekannt und ſtarb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anſtande ſagen können: er ſchrieb Nathan den Weiſen, und ſtarb. Von einem Werke des Geiſtes, das eben ſo ſehr über Nathan hervorragte, als dieſes Stück in meinen Augen über Alles, was er bis dahin geſchrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher ſteigen, ohne in eine Region zu kommen, die ſich unſern ſinnlichen Augen völlig entzieht; und dies that er. Nun ſtehen wir da, wie die Jünger des Propheten und ſtaunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verſchwand. Noch einige Wochen vor ſeinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu ſchreiben: er ſolle ſich nicht wundern, daß der große Haufen ſeiner Zeitgenoſſen das Verdienſt dieſes Werkes verkenne; eine beſſere Nachwelt werde noch fünfzig Jahre nach ſeinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden."

Er iſt in der That mehr als Ein Menſchenalter ſeinem Jahrhunderte vorangeeilt.

Unter den Iſraeliten der Gegenwart kennen wir Einen, der es gleich Mendelsſohn verdiente, Leſſing's Freund zu ſein: Dr. G. Rieſſer*). Selbſt ein trefflicher Mann des Volkes hat er über den großen Geiſt, deſſen Bild uns eben beſchäftigt, wahrhaft Ergreifendes geſagt. Am 15. Februar 1837 ließ ſich nämlich am Grabe Leſſing's zu Braunſchweig der Wunſch vernehmen „dieſem hochverdienten Genius ein angemeſſenes Denkmal in jener Stadt zu errichten." Braunſchweigs Bürger, hieß es in der öffentlichen Aufforderung, würden es als eine Ehrenſache betrachten, die Koſten dieſes Unternehmens aus eigenen Mitteln zu beſtreiten; „indeſſen würden ſie den vielen Verehrern Leſſing's zu nahe zu treten glauben, wenn ſie ihnen die Gelegenheit entzögen, durch freiwillige Beiſteuer ein Zeichen der Verehrung für den unſterblichen deutſchen Mann an den Tag zu legen.“ Dieſe Aufforderung flog durch ganz Deutſchland und blieb nicht ohne Erfolg.

---

*) Unſere Leſer verweiſen wir auf die treffliche Schilderung dieſes Charakters durch Dr. J. Weil im 2. Bande der „Männer des Volks" S. 165 u. ff.

Damals richtete Rieſſer „einige Worte über Leſſing's Denkmal an die Iſraeliten Deutſchlands,“ worin er in kurzen, aber feurigen Zügen den Mann des Volkes ſo würdigt, wie es ſelten geſchehen. Das Schriftchen dünkt uns im deutſchen Lande nicht nach Gebühr verbreitet zu ſein; wir glauben darum deinen wärmſten Dank zu verdienen, deutſcher Leſer, wenn wir die ſchönſten Stellen hier einflechten. Andere Charakteriſtiken, von den bedeutendſten Geſchichtſchreibern unſerer Literatur entworfen, ſtehen ſonſt überall zu Gebote. „Es gibt Namen“ — ſo beginnt Rieſſer — „in deren Klange ſich uns die höchſten Beſtrebungen der Menſchheit verkörpern, ſo daß ſie unſerer Seele mehr ſagen, als der künſtlichſten Rede zu ſagen gelingen würde. In dem Namen eines großen Mannes wird uns der Gedanke lebendig, deſſen Ausdruck ſeine Perſönlichkeit, deſſen Darſtellung ſein Leben und Wirken war. Was die Sprache zu arm iſt, in eines ihrer Worte zu faſſen, was ſie kaum in mühſamen Abſtraktionen ſtammelt, das ſchallt aus einem ſolchen Namen kräftig und lebensvoll in unſere Seele. Die Unſterblichkeit jedes großen Mannes bereichert ſeines Volkes Sprache um ein Wort, bedeutungsvoll und inhaltreich, wie der Schatz der Sprache ſonſt keine zu bieten hat; die Erinnerung an ſeine großen Geiſter iſt das reichſte Erbtheil von eines jeden Volkes Zunge. Aus gleicher Quelle ſchöpft die ganze Menſchheit die Beziehung ihrer gemeinſamen tiefſten Empfindungen. Wie die Wiſſenſchaft Sterne, ſo benennt die Menſchengeſchichte nach großen Männern ihre Glanz- und Wendepunkte, ihre bedeutſamſten Richtungen. Ihr Andenken iſt das heiligſte Vermächtniß der Vergangenheit, die erhebendſte Bürgſchaft der Zukunft. Ihre Namen wirken wie heilende Zauberworte auf den durch das Leiden der Gegenwart gebeugten Sinn; ſie wecken das Vertrauen wieder auf den Fortſchritt, auf die Zukunft der Menſchheit, wenn es durch das Schauſpiel augenblicklichen Stillſtands oder Rückſchrittes wankend werden möchte."

„So bedeutet uns der Name Leſſing Menſchenbildung, Menſchenliebe, Aufklärung, Gewiſſensfreiheit, Kampf gegen Unduldſamkeit, Religionshaß, Geiſtesdruck. Wem bei dieſen Gedanken das Herz höher ſchlägt in reichen Hoffnungen für die Menſchheit, wem es erzittert in Theilnahme an den Kämpfen der Gegenwart, wem es ſich ſchmerzlich bewegt in der Erinnerung an das Leid der Vergangenheit, dem erwärmt und belebt es ſich neu in tiefem Athemzuge bei dem Namen Leſſing, das gekränkte Gefühl richtet ſich getröſtet auf; der ermattende Sinn fühlt das Wehen einer erquickenden Luft; er gewinnt neue Kraft zur Arbeit an dem Werke der Menſchheit; er hat ein Wort des Troſtes und der Verheißung vernommen, und iſt neu geſtärkt im Glauben und Vertrauen."

„Weſſen Herz aber ſchlüge wohl lauter bei den Gedanken der Freiheit, der Dulbung, der Menſchenliebe, des Kampfes gegen Religionshaß und Gewiſſenszwang, als das des deutſchen Juden, wenn er ſeine Stellung und Beſtimmung zu begreifen vermag?" —

„Dem Streiter — auf welchem Gebiete es ſei — für Licht und Freiheit gegen Finſterniß und Knechtſchaft, für Duldung und Menſchenrecht gegen Glaubenshaß und Unterdrückung ſind die vor allen Andern zum Danke verpflichtet, die am härteſten gelitten unter dem Joche des Unrechts, die der Laſt des gehäſſigen Vorurtheils am längſten und am ſchmerzlichſten erlagen. Schon darum ſtände uns gegen Leſſing ein Vorrecht des Dankes zu, läge uns eine höhere Pflicht der Anerkennung und der Verehrung ob. Aber es iſt eine noch nähere und innigere Beziehung, die unſer Herz bei ſeinem Namen bewegt. Wo die Finſterniß die tiefſte war, da hat Leſſing am hellſten und am glänzendſten die Sonne ſeines Geiſtes leuchten laſſen; wo der Haß am ſchlimmſten und verheerendſten ſeit Jahrhunderten gewüthet hatte, da hat ſeine Menſchenliebe ihre Heilkraft am eifrigſten geübt, am herrlichſten bewährt. Sein großes Herz umfaßte die Menſchheit mit unerſchöpflicher Liebe; ſein feſter Muth, ſeine unverſiegende Geiſteskraft waren jeden Augenblick bereit, gegen jedes Vorurtheil, gegen jede Lüge, gegen jeden ungerechten Haß in die Schranken zu treten; aber das größere Leid, der tiefer gewurzelte Haß, gaben uns ein Vorrecht in ſeinem Herzen, einen nähern Anſpruch auf ſeine Wirkſamkeit, und manche ſeiner edelſten Gedanken waren dem in uns verkannten Rechte der Menſchheit gewidmet. Zu einer Zeit, wo die Unterdrückung in der politiſchen Sphäre noch allgewaltig, wo noch kein Ring der tauſendjährigen Feſſeln gelöſt, wo noch kein dürftiger Strahl beſſerer Einſicht in das finſtre Vorurtheil der Maſſen gedrungen war, da fanden Duldung, Menſchenliebe, Verſöhnung der Religionen ein herrliches Aſyl in dem Zauberreiche der Leſſing'ſchen Muſe. Es war kein eitles Bild, das hier dem müßigen Ergötzen aufgeſtellt wurde; es war ihre Zukunft, ihr Ziel, ihr Ideal, das der Menſchheit in dem Zauberſpiegel der Dichtung vor die Augen geführt ward. Der Zeitpunkt, in welchen jene herrliche Schöpfung Leſſing's fiel, war in Deutſchland für die Sache der religiöſen Duldung, wie für manches andere hohe Streben des Jahrhunderts, ein bedeutſamer, ſchöner, ewiger Erinnerung würdiger. Eine edle Schaar freier, fortſchreitender Geiſter ging über Deutſchland, wie eine tagverkündende Morgenröthe, auf; die beſten Hoffnungen der Menſchheit erwachten aus langem Winterſchlaf; auf eine herrliche, freie Zukunft, wo Recht und Menſchlichkeit, Schönheit und Bildung — in der edelſten Bedeutung der Worte — den Scepter führen würden, waren die Blicke gerichtet."

Rieſſer ſchildert hierauf wie im Vorübergehen als einen der ruhigſten und mildeſten unter den Weiſen jener

Zeit Leſſing's geliebteſten Freund, Mendelsſohn *), dann wirft er ehrfurchtsvoll forſchende Blicke auf Leſſing's Geiſt und Wirken, mit Rückſicht auf höhe Fragen und geiſtige Bedürfniſſe unſerer Zeit.

„Jedes höhere Streben der Menſchheit hat in dem Wirken Leſſing's ſeine Stelle gefunden, was er für Freiheit gethan, finde den erſten Platz in unſerer Anerkennung. Er hat die Freiheit in allen ihren Richtungen geliebt; er hat ihr in allen gehuldigt, hier nur in leiſern Andeutungen, dort im ſtärkern Ausdruck, je nachdem die Zeit es ertrug und zuließ, aber immer mit Ernſt und Kraft der Geſinnung. Vor Allem aber iſt es die Freiheit der Ueberzeugung in Sachen des Glaubens, für die er mehrere Jahre lang am heißeſten, am gewaltigſten geſtritten hat. Die Anſicht, daß das ernſte aufrichtige Ringen, der heilige Trieb nach Wahrheit, mehr noch als die gefundenen Wahrheiten ſelbſt, den Werth des Menſchen beſtimmen, bildet den Mittelpunkt von Leſſing's geiſtigem Leben und iſt zumal die Seele ſeiner theologiſchen Forſchungen und Kämpfe. Daß jenes Streben nach Wahrheit ein ungetrübtes, ein unverfälſchtes ſei, unberührt durch äußern, unheiligen Zwang, unbeſtochen durch unlautere Rückſicht, daß die Wahrheit nicht entweiht werde durch unwürdige, angeblich ihrem Dienſt geweihte Mittel, welche die Gewiſſen verführen, ſtatt ſie zu belehren, verfälſchen, ſtatt ſie zu überzeugen, — das war das Ziel von Leſſing's Bemühungen auf dieſem Gebiete. Man kann nicht ſagen, daß er je als Kämpfer für irgend eine theologiſche Meinung aufgetreten iſt, ſelbſt nicht für die aufgeklärteſte. Ja, er hat bei dem Streite zwiſchen den orthodoxen Gottesgelehrten ſeiner Zeit und ihren theologiſchen Gegnern mehrfach, zum großen Befremden der Partheigänger des Rationalismus,

---

*) Wir hoffen, Mendelsſohn's vollſtändiges Charakterbild, und zwar von Dr. Gabriel Rieſſer ſelbſt ausgeführt, bald unter den Männern des Volkes aufſtellen zu können.

die Erſtern in Schutz genommen. Er lobte es an ihnen, daß ſie dem Glauben ein der freien Forſchung ganz fern liegendes, dieſelbe von keiner Seite berührendes Gebiet anwieſen, während ihre Gegner, indem ſie zwiſchen Vernunft und Glauben Einklang erzwingen wollten, um eines zweifelhaften Gewinns willen die Freiheit vernünftiger Forſchung wahrhaft gefährdeten. Was er aber bei ſeiner mächtigen theologiſchen Polemik hauptſächlich im Auge hatte, war die Behauptung des Rechts der freien Erörterung; was ihn mehr als alles Andere beſeelte, war der Wunſch, jeder Meinung die volle Freiheit der Aeußerung, jedem Streben nach Erkenntniß ungehemmte Wirkſamkeit und zugleich jeder aufrichtigen Ueberzeugung die ihrem moraliſchen Werthe gebührende Achtung zu verſchaffen. Er ſelbſt achtete jeden Glauben, jede gewiſſenhafte Anſicht; nur der Heuchelei, der abſichtlichen Krümmung der Wahrheit, nur der Unduldſamkeit und dem Verfolgungsgeiſt war er unerbittlicher Feind. Erſt da als die Orthodoxie der freien Unterſuchung feindlich entgegen trat, als ſie begann, den Gründen des Forſchers, ſtatt der Gegengründe oder des auf Gründe verzichtenden Glaubens, gehäſſige Verdammung, Verdächtigung der ſittlichen Abſicht, Drohung mit der Gewalt des Staats entgegenzuſtellen; erſt da, als ſie ſich des Verſuchs nicht ſchämte, die Wirkſamkeit eines Leſſing mit Druck- und Leſeverboten zu hemmen — erſt von dieſem Augenblicke an wurde er ihr heftigſter, ihr gefährlichſter Gegner. Und dennoch erkennt man es leicht aus vielen einzelnen Zügen, ja aus der ganzen Art und Weiſe, wie er den Streit um die bekannten Fragmente führte, ſo wie aus manchen vertrauten Aeußerungen in ſeinen Briefen, daß er ſtets bereit war, ſogleich für eben jene ſo lebhaft von ihm beſtrittenen Meinungen in die Schranken zu treten, falls es ſich ein zur Herrſchaft gelangtes halbvernünftiges Syſtem ſollte beigehen laſſen, die dem Aberglauben entwundenen Waffen gegen ihn zu kehren und im Namen einer anmaßenden Aufklärung von Neuem Unterdrückung zu üben. Es zeugt von Leſſing's ſcharfem und tiefem Blick, daß er es deutlich erkannte, wie manche Anhänger des proteſtantiſchen ſogenannten Rationalismus ſehr geneigt ſeien, für Rechnung ihres theologiſchen Syſtems das alte Werk der Gewaltherrſchaft und der Verfolgung Andersglaubender fortzuſetzen: eine Tendenz, die zu jener Zeit noch ſehr wenig Gelegenheit hatte, ſich zu äußern, die ſich aber in unſern Tagen bei manchen Anläſſen, und ganz beſonders bei der Frage der Rechtsgleichheit der Juden, vollkommen bewährt hat. Auf ſolche Weiſe ſtand Leſſing da, zuerſt als Kampfrichter, und dann erſt, wann Recht und Sitte des Kampfes ſchnöde verletzt wurden, als gewichtigſter Kämpfer in den Glaubensſtreitigkeiten ſeiner Zeit; ſo ſtand er, ein treuer Wächter, mit dem flammenden Schwerte ſeiner Rede, vor dem Tempel des Wahrheitsdienſtes, den aufrichtig Dienenden Zugang geſtattend und freie Bahn erkämpfend, falſche Diener aber und die Träger unredlicher Waffen zurückweiſend von der Schwelle des Tempels mit Ernſt und Spott, mit allen den reichen Mitteln ſeines Geiſtes und ſeines Wortes."

„Eben dieſe Geſinnung aber, als deren edelſten Vertreter wir Leſſing verehren, von dem Gebiete der Literatur auf das des Lebens, des Staats und des Rechtes, dem Geiſte unſerer Zeit gemäß übertragen, iſt auch der Mittelpunkt und die Seele des Strebens nach Gleichheit der Rechte ohne Unterſchied des Glaubens, welches die Gegenwart bewegt, welches, gleich andern politiſchen Beſtrebungen, in einigen Staaten Europa's in muthigem Anlauf ſein Ziel erſtürmt hat, oder ſich demſelben ſiegreich nähert, in Deutſchland aber in mühſeliger Anſtrengung um jeden Schritt des Bodens mit wechſelndem Erfolge kämpfen muß."

Zunächſt wird nun das ſittliche und humane Verhältniß gewürdigt, in welchem Leſſing und Mendelsſohn als unzertrennliche Freunde — wiewohl Bekenner verſchiedener Religionen — ſtanden. Hier unter Andern die treffliche Stelle:

„Im Gebiete der Spekulation, da war Leſſing nicht Chriſt, war Mendelsſohn nicht Jude; aber im Leben blieb Einer wie der Andere der ihm angewieſenen Stellung treu; da ſtrebte Jeder redlich, die Keime des Guten, die in dem angeerbten Glauben lagen, zu pflegen und zu entwickeln, den Uebelſtänden, die ſich jedem überlieferten Glauben anzuſetzen pflegen, kräftig entgegen zu wirken, Jeder freute ſich an der heilbringenden Wirkſamkeit des Andern auf dem ihm zugetheilten Boden. So ſtreng Jeder von ihnen im vertrauten Briefwechſel über die philoſophiſchen Unterſuchungen des Freundes richtete, ſo wenig warf ſich Einer zum Richter über den Glauben des Andern auf, ſo wenig wollte Einer dem Andern den ſeinigen entziehen. Keiner, auch Mendelsſohn ſelbſt nicht, war ſo entrüſtet wie Leſſing über die unzarten Bekehrungsverſuche, die ein vorlauter Eiferer an Jenen richtete; wir ſehen ihn in gerechtem Unmuth ſeinen auch hier zur Milde ſich neigenden Freund ermahnen, daß er doch ja den Zudringlichen derb und ernſt in ſeine Schranken zurückweiſe. Leſſing war gewiß eben ſo weit, wie Mendelsſohn ſelbſt entfernt, die Schwächen und Vorurtheile des damaligen Judenthums zu verkennen. Aber er hat ſtets diejenigen verachtet, welche die Schonung, ja die Huldigung, die ſie herrſchenden Irrthümern weihen zu müſſen glauben, vor dem Richterſtuhl der Vernunft wieder gut zu machen meinen, wenn ſie die Pfeile giftigen Spottes, gehäſſiger Kritik gegen die Irrthümer einer unterdrückten Parthei richten. So wie ihn die Vorurtheile der Orthodoxie ſeiner eigenen Kirche, mit der er einen ſo harten Kampf für geiſtige Freiheit zu beſtehen hatte, auf keine Weiſe beſtimmen konnten und durften, zu einer andern der beſtehenden Kirchen überzutreten; ſo wie er ohne allen Zweifel zu Gunſten jener Glaubensmeinungen, die zu theilen er ſo weit entfernt war, wenn äußere Gewalt ſie hätte drängen und bedrücken wollen, den Grundſatz der Gewiſſensfreiheit mit allem Feuer ſeines Geiſtes, mit aller Selbſtverläugnung und Aufopferung, deren er fähig war, würde geltend gemacht haben: ſo war es auch ſeinem unpartheiiſchen Sinn unmöglich, ein verſchiedenes Verfahren von dem Angehörigen einer andern Religion, dieſer gegenüber, zu heiſchen, oder auch nur an ihm zu billigen; ſo mußte er das vollkommen entſprechende Verhältniß Mendelsſohn's zum Judenthum begreifen und achten.“

Um Leſſing's Verdienſte als Dichter in das rechte Licht zu ſtellen, zeigt Rieſſer zuerſt, wie ſchief es ſei, „die Poeſie ein für alle Mal vor der läſtigen Mahnung an die höchſten Intereſſen der Menſchheit zu ſchirmen,“ d. h. Alles, was des Volkes Leid und Wohl betrifft, als ungeeigneten Stoff (— „ein garſtig Lied, pfui ein politiſch Lied!“ —) ausſchließen und ächten zu wollen; Recht, Freiheit, Duldung als zu abſtrakte Ideen, für dichteriſche Behandlung unempfänglich, zu betrachten.

„Ein Blick auf Leſſing's erhabenſte Dichtung, auf ſeinen Nathan, lehrt uns, wie weit die Muſe Leſſing's von den gerügten Vorurtheilen entfernt geweſen. Der Duldung, der Gewiſſensfreiheit und der Menſchenliebe iſt dieſe Dichtung geweiht; Haß und Fanatismus ſind die blinden Dämonen, mit denen Weisheit und Liebe ringen, und die ſie ſiegreich überwinden. Es hat nicht an Beurtheilern gefehlt, die der einmal angenommenen Theorie zu gefallen den Nathan nicht poetiſch finden wollten, weil er, wie ſie ſich ausdrücken, eine didaktiſche Tendenz habe. Als wenn es dem Dichter unziemlich wäre, zu lehren, zu bilden! Es liegt dabei ein Mißverſtändniß eigener Art zu Grunde. Nicht, daß gelehrt werde, ſondern die Art und Form der Lehre kann allein der Poeſie Abbruch thun. Auch die Natur lehrt; aber ſie lehrt ohne die Abſicht zu lehren uns ſichtbar vor die Augen zu ſtellen; ſie lehrt, indem ſie ſchafft, bildet und erhält. Wir dürfen von dem Dichter verlangen, daß er dieſen geheimnißvollen Reiz der Natur möglichſt nachahme, daß er uns durch lebendige Schöpfungen anziehe und gewinne, und uns, während wir in liebender Anſchauung ſchwelgen, beinahe unvermerkt belehre. Wir können daher dem Dichter dann, aber auch nur dann einen Vorwurf machen, wenn uns ſeine Geſtalten ohne Theilnahme laſſen, wenn wir anſtatt die lebendige Anregung unſerer Gefühle zu erfahren, die wir zunächſt und am unmittelbarſten erwarten, nur die erkältende Abſicht uns zu belehren, wahrnehmen. Wem aber die Charaktere in Leſſing's Nathan kein warmes Mitgefühl erregen, wem die Vertreter der drei Religionen nicht die Duldung und die Liebe, die ſie lehren, durch ihre Perſönlichkeiten abgewonnen haben, noch ehe ſie ſie gelehrt, der iſt des poetiſchen Mitgefühls überhaupt nicht fähig, und der mag ſeine eigene dürre Natur anklagen, wenn er Nichts als die Abſicht, ſeinem widerſtrebenden Bewußtſein erhabene Lehren beizubringen, entdecken kann. Auf das Beſtreben zu lehren, Licht und Erkenntniß zu fördern, konnte ein Geiſt wie der Leſſing's in keinem Zweige ſeiner reichen Thätigkeit verzichten, und man darf annehmen, daß er der Dichtkunſt entſagt haben würde, hätten ihre Geſetze wirklich einen ſolchen Verzicht von ihm gefordert. Aber die wahre Poeſie verbietet ſo wenig zu lehren, wie ſie zu lieben verbietet. Nur darf die Lehre ſo wenig, wie die Liebe, die Weisheit ſo wenig, wie das Gefühl, die poetiſche Schöpfungskraft in Erfindung und Sprache erſetzen ſollen; nur müſſen ſie, wie ſie es in der Leſſing'ſchen Dichtung in vollem Maaße thun, die Bedingungen der poetiſchen Form, deren ſie ſich bedienen, auch zu erfüllen wiſſen."

„Der Umſtand, daß Leſſing den Lichtpunkt dieſer Dichtung in den Charakter des Juden geſetzt hat, — woran die Unduldſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen ſowohl als mancher Spätern großes Aergerniß genommen — darf hier nicht unberührt bleiben. Ein erhabener Gedanke der Humanität und der poetiſchen Gerechtigkeit, in ihrem edelſten Sinne aufgefaßt, iſt darin nicht zu verkennen. Welche würdigere Aufgabe kann die Poeſie ſowohl wie die Menſchenliebe ſich ſtellen, als die, die ſchmerzlichſten Wunden zu heilen, die der Haß geſchlagen, in die tiefſte Nacht verkennender Liebloſigkeit und verblendeten Vorurtheils das Licht menſchlicher Billigkeit, liebender An=

erkennung zu tragen? Weil das Judenthum am längſten und am härteſten gelitten unter Druck und Haß und Verfolgung, darum wählte die Muſe Leſſing's es zum Eckſtein an dem poetiſchen Tempel der Verſöhnung und der Menſchenliebe. Der Dichter läßt ſeinen Juden am wenigſten, ſeinen Chriſten am meiſten durch eigenes Vorurtheil befangen ſein; er läßt in Jenem vom Anfang der Dichtung an jene Geſinnung reiner Menſchlichkeit leuchten, zu welcher der Letztre erſt nach manchen Irrungen und inneren Kämpfen gelangt. Wir wollen dieſe Schöpfung eines eben ſo tief menſchlichen wie poetiſchen Gemüths weder zu Anklagen, noch vollends zu eitler Selbſterhebung benutzen; wir wollen vielmehr in beiden Charakteren, in dem, der vollendet vor uns auftritt, wie in dem, der vor unſern Augen der Vollendung entgegenſtrebt, auf gleiche Weiſe nur beſchämende Bilder unerreichter Ideale erblicken, die der Dichter den verſchiedenen Religionspartheien hat vorhalten wollen. Aber eine tiefere Bedeutung, als die eines bloßen Werkes der Laune oder willkürlicher Vorliebe wird uns in jenem Verhältniß, in jener von dem Dichter dem Juden angewieſenen innigeren Vertrautheit zu der höchſten Idee der Humanität, zu finden wohl vergönnt ſein: eine Bedeutung, die das Gedicht in Worten nicht ausſprechen durfte, die aber als das Wort des Räthſels ſeiner poetiſchen Anlage in ſeinem tiefſten Kerne verborgen zu liegen ſcheint, und die des Geiſtes und des Gemüthes des Dichters gleich würdig iſt.“

Dieſe tiefere Bedeutung erkennt Rieſſer von ſeinem Standpunkte aus nur darin, daß Leſſing's Gerechtigkeit dem unterdrückten Volk und Glauben eine weltgeſchichtliche Vergeltung zuerkennen wollte, indem er ihm dieſe vertrautere Beziehung zu der Idee der Humanität anwies

Hohenheim.

(Theophraſtus Paracelſus.)

Von

Dr. L. Grieſſelich.

„Gleichwie Dürer in der Mahlerei,
Alſo dieſer in der Erztnei;
Vor und nach ihnen niemand tratt,
Der in ihrer Kunſt ihnen gegleichet hat.“

Spruch aus dem Jahr 1578
(unter einem Bildniſſe Hohenheim's).

Hohenheim.

(Geboren zu Einſiedeln im Jahr 1493, — geſtorben am 24. September 1541 zu Salzburg.)

Kaum hat es je unter den Aerzten einen geſinnungsreicheren gegeben als Hohenheim, unter den deutſchen aber nie einen, von dem man ſagen könnte, er ſei deutſcher geweſen, als er. — Ein ſolcher Mann aus dem Stande der Aerzte iſt werth, näher gekannt zu werden, zumal wenn man von ihm ſagen kann und muß: ſein Name iſt beſſer als ſein Ruf; denn nur ſelten mag ein Arzt verketzert worden ſein gleich Hohenheim, erſt die neuſten Zeiten machen an ihm wieder gut, was ſeine Zeitgenoſſen verſchuldet.

Hohenheim ſtammte aus einem alten Geſchlechte in Schwaben. Sein Vater war Arzt in der Nähe der Abbtei Maria Einſiedeln in der Schweiz, woſelbſt der Sohn im Jahr 1493 geboren wurde. Der Vater unterrichtete ihn in der Alchymie, in der Chirurgie und der Medicin; auch erhielt er von Geiſtlichen, ſo wie auf der Baſeler Hochſchule Anweiſung in den Wiſſenſchaften. Der damals ſo mächtigen Alchymie wendete er ſich ganz beſonders zu und deshalb beſuchte er die Stadt Schwatz in Tyrol, wo S. von Fugger ſeine Reichthümer in Bergwerken holte. Er durchreiſte Deutſchland, Italien, Frankreich und andere Länder; nicht aber die ſogenannten Gelehrten ſuchte er da auf, ſondern das Volk und, wie man zu ſagen pflegt, das gemeine, und von dem lernte er ſehr viel. — Das wurde ihm übel angerechnet und gab zu vielen Nachreden Veranlaſſung; ſie kamen zunächſt von denen, auf welche Hohenheim am wenigſten hielt: von den Bücherweiſen, welche nicht in der Natur zu leſen verſtanden, worauf er gerade Alles hielt.

Nachdem er ſelbſt eine Reiſe nach Konſtantinopel gemacht, kam er, erſt 32 Jahre alt, von ſeinen weiten Fahrten nach Deutſchland zurück. Er ließ ſich in Baſel nieder, wurde daſelbſt als Profeſſor und Stadtphyſikus angeſtellt und hielt Vorleſungen über Wundarzneikunſt und über verſchiedene Zweige der innerlichen Heilkunſt, wobei er ſeinen eigenen Weg einſchlug. Man muß wiſſen, daß die Heilkunſt des Mittelalters die Bahn der Natur verlaſſen hatte; — die Aerzte hielten ſich in einer wahrhaft ſklaviſchen Unterthänigkeit an die Satzungen des Claudius Galenus, eines Arztes aus Kleinaſien, welcher im zweiten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung lebte und ſich ebenſoſehr durch großes ſpekulatives Talent, als durch Mangel wahrer Naturbeobachtung auszeichnete. Allein er bekam durch die Art und Weiſe, wie er die Sachen in ſeinen Werken darſtellte, einen ſolch dauernden Einfluß auf die Aerzte, daß er lange Jahrhunderte hindurch der Alleinherrſcher im Reiche der Medicin wurde. — Dieſe Alleinherrſchaft des Galenus wurde von Hohenheim mit den ſchärfſten Waffen angegriffen, er war es, der die eigene Naturanſchauung wieder auf den Thron zu ſetzen ſtrebte und kauderwelſcher Dialektik den Abſagebrief zuſandte.

Als Profeſſor in Baſel ging er dieſen, von der Menge nicht betretenen Weg, jedoch fand er unter ſeinen Zuhörern vielen Beifall, deſto weniger bei ſeinen Mit-Lehrern und bei den Apothekern. Die Erſteren ärgerten ſich über ihn, weil er dem Schlendrian den Hals brach, und wollten nicht, daß er ſeine Vorleſungen fortſetzte; die Apotheker wurden ihm feind, weil er ihnen ſcharf auf die Finger ſah, damit ſie gute Waare führten und ſich keine Uebertheuerung zu Schulden kommen ließen. — Auf dieſe Weiſe ſaß er zwiſchen zwei Keilen und war in ſchlimmer Lage; aber er machte gute „Kuren" und heilte Kranke, welche von andern Aerzten nicht geheilt werden konnten; das wurde ihm noch mehr übel genommen. — So befreite er einen Kanonikus von einem beſchwerlichen Uebel, nachdem die übrigen Aerzte ſich fruchtlos bemüht. Schon noch drei Pillen, ſo erzählt die Geſchichte, war der Kanonikus ſchmerzensfrei. Dem Hohenheim hatte er hundert Gulden Honorar verſprochen, wenn er ihn herſtelle; es ſcheint aber, dem Kanonikus ging die Kur zu ſchnell, denn nun wollte der Geneſene nicht zahlen; die Sache kam vor's Gericht und dieſes entſchied für den Kanonikus; darüber wurde Hohenheim erbittert und äußerte ſich in dieſem Sinne gegen die Richter, was für ihn die Folge hatte, daß er von Baſel fliehen mußte.

Ueberhaupt hatte er viel Mißgeſchick mit ſeinen Kranken, vorzugsweiſe aber mit vornehmen und reichen; wenn er ſie geheilt hatte, thaten ſie ihm zuweilen allen Schimpf an und ſchlugen ihm die Zahlung ab.

Nach ſeiner Flucht von Baſel hatte Hohenheim lange keinen feſten Aufenthalt; er zog herum, kreuz und quer. Von Baſel kam er nach Colmar, von da finden wir ihn in Eßlingen und Nürnberg, wo er von den Aerzten arg mitgenommen wurde. Auf ſein Anſuchen übergab man ihm daſelbſt einige Kranke, welche von den Nürnberger Aerzten nicht geheilt werden konnten; er heilte ſie, und zwar, ohne etwas dafür zu begehren. Nirgends brachte er es aber zu etwas; arm und unangeſehen zog er von Stadt zu Stadt; München, Regensburg, Amberg, Innsbruck, Meran beſuchte er nach einander, immer bettelarm, aber wohlgemuth und nicht wohl zu ſprechen auf „Doctores in ſeidenen Kleidern an den Fürſtenhöfen," und auf die Geiſtlichen, deren Heuchelei er aufdeckte. —

Im Jahr 1531 kam er nach der Schweiz zurück, wo er theils in St. Gallen, theils in und um Zürich lebte.

Auf ſeinen vielfachen Wanderungen durch Deutſchland ſchloſſen ſich ihm Schüler an. Die Kraft, mit welcher Hohenheim auftrat, die Ueberzeugung, welche aus ihm ſprach, und der durch ſeinen Zeitgenoſſen Luther erweckte Geiſt, dies Alles mußte einem ſo entſchiedenen Manne vornehmlich die jugendlichen Gemüther zuführen; und ſo ſehen wir denn, daß wißbegierige Leute ihm folgten. Allerdings waren darunter viele, welche nur vom Eigennutze geſtachelt ſchienen, denn Hohenheim ſpricht ſich über die Menge dieſer ſeiner Schüler nicht günſtig aus; die meiſten folgten ihm nur, um von ihm Geheimniſſe zu erfahren, die Goldmacherkunſt zu erlernen und vor Allem die in jenen Zeiten ſo ſehnlich geſuchte Univerſalmedicin ihm abzulauſchen. — Von manchen ſeiner eigenen Schüler wurde er verläumdet und betrogen, auch verbreiteten ſie unter ſeinem Namen vielen Unſinn, was in jenen Zeiten der geiſtigen Gährung leicht war, und welchem Mißſtande er durch Herausgabe ſeiner Werke hätte begegnen können. Er ſchrieb zwar viele einzelne Werke von größerem und kleinerem Umfange, und widmete ſie meiſtens entweder Corporationen oder Perſonen in den Städten, wo er ſich gerade aufhielt, allein ſie blieben doch faſt alle, mit ſehr wenigen Ausnahmen, während ſeiner Lebzeiten ungedruckt. —

Von weither wurde er berathen und um ſeine Meinung befragt, was in dieſem oder jenem ſchwierigen Krankheitsfalle zu thun wäre; er ſandte dann ſeine Anſicht ſchriftlich, oder reiſte wohl auch zu den weit entfernten Kranken. Vom Jahre 1536 trieb er ſich unter andern in Augsburg, Mähren, Wien und Ungarn herum; von da ging er nach Kärnthen, zuerſt nach Villach, wo ſein Vater als angeſehener Arzt geſtorben war, dann nach St. Veit. — In Kärnthen ſchrieb er mehrere Werke, die er den kärnthenſchen Ständen zueignete; die Letzteren verſprachen ihm dankend den Druck dieſer

Schriften zu unterſtützen. — Im Jahr 1541 kam er, wie man vermuthet, auf Veranlaſſung des Erzbiſchofs Ernſt, nach Salzburg. Hier wäre ihm unter dem Schirm eines Mäcens eine ſehr gute Stellung beſchieden geweſen, jedoch genoß er ſie nur kurz, denn er ſtarb in demſelben Jahre (am 24. September). — Die Nachrichten über ſeinen Tod ſind nicht ganz beſtimmt, doch iſt es wahrſcheinlich, daß ſeine Feinde in Salzburg an ſeinem Tode Schuld tragen, denn es heißt in einem alten Buche über Hohenheim, daß er bei einem Mahle geweſen ſei, wo er „von der Doktoren Dienern und andern auf ihn beſtellten Sicariis“ (Meuchelmördern) „angegriffen, von einer Höhe abgeſtürzt und ihm alſo der Hals gebrochen worden.“

Ein berühmter deutſcher Arzt, von Sömmering, hat im Jahre 1812 den Schädel Hohenheim's auf dem Sebaſtianskirchhofe in Salzburg unterſucht und einen ſehr großen Sprung daran gefunden, welcher wie Sömmering meint, nur an dem Schädel eines Lebenden entſtehen konnte.

Wer nach Salzburg kommt, beſucht ohnehin den Sebaſtianskirchhof; Hohenheim's Grabmal findet ſich dort. — Wer aus der Stadt über die Brücke hinüber geht nach der Linzer Vorſtadt, wird, ohne lange zu ſuchen, an einem der erſten Häuſer oben an der Wand das Bild dieſes durch alle Zeiten berühmten Arztes erblicken. —

Das Teſtament Hohenheim's iſt uns bekannt; es wurde drei Tage vor ſeinem Tode verfaßt, als er noch „geſunden Herzens“ war. Das ganze „Inventarium“ iſt dabei; Reichthümer ſind keine verzeichnet; „15 Hungeriſche Goldgülden, 1 Salzburgiſcher Dukaten“ ſind Hauptſtücke. — Daß er auf die Bücherweisheit ſeiner Zeitgenoſſen nichts gehalten, beweiſt am beſten ſein Inventarium; es enthält außer einer Bibel und einem neuen Teſtamente nur noch außerordentlich wenige Bücher. — Faſt Alles vermachte er den Armen.

Betrachten wir nun Hohenheim nach ſeinen Eigenſchaften! — Wie man keinen Menſchen richtig beurthielen kann, wenn ſein ganzes Zeitalter unberückſichtigt bleibt, ſo würden wir auch bei Hohenheim irre gehen, wenn die Denkungsweiſe des neunzehnten Jahrhunderts als Maaßſtab für die des ſechszehnten Jahrhunderts angelegt und darnach geurtheilt würde. Es gibt keine von ihrer Zeit ganz und durchaus unabhängige Charaktere, — ſie tragen mehr oder weniger den Stempel der Zeit. Die großen Geiſter unterſcheiden ſich aber dadurch von den kleinen, daß jene ihr Zeitalter viel mehr beherrſchen, als daß ſie ſich von ihm beherrſchen laſſen. So war es mit Hohenheim, welcher für die Medicin das wurde, was Luther für die Kirche. Es iſt merkwürdig, daß Beide ebengenannte Reformatoren in dieſelbe Zeit fielen; Beide hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, Beide waren mit Leib und Seele deutſche Männer, und verfolgten, im Bewußtſein einer guten Sache, ihr Ziel. Bemerkenswerth iſt es noch insbeſondere, daß Hohenheim von ſeinen Zeitgenoſſen ſpottweiſe „der Luther unter den Aerzten“ genannt wurde.

Wie Luther, ſchrieb und ſprach Hohenheim am liebſten deutſch, kräftig und bündig, er ſcheute dabei herzhafte Redensarten, derbe, ſelbſt gemeine Ausdrücke und recht herzlich grobe Scheltworte nicht im Mindeſten. — Die Aerzte und die ärztlichen Genoſſenſchaften ſeines Zeitalters ſtanden auf einer ſehr tiefen Stufe, ſo daß ohne ſeine unzarte Redensarten die „heilloſen Lotterbuben“ (wie er ſeine Mitärzte nannte) aus dem Nachbeten der galeniſchen und galeniſch-arabiſchen Medicin gar nicht aufzuſchrecken geweſen wären und er ihrer moraliſchen Schlechtigkeit mit Erfolg nicht hätte begegnen können...... „Jetzt ſind,“ ſo ſagte er, „300 Doctores oder 400 und mehr, die zu den erſten Zeiten nicht hatten mögen Köche der Aerzten ſein: ſo gar iſt die Arztnei“ (Arzneikunſt nämlich) „in das gemein Unziffer kommen, und all die, die ſonſt nirgend zu gut oder nütz ſindt, werden Arzt... denn die hohen Schulen machen Doctores, die deß zu ſeyn nit werth ſindt, nit tüglich, nit verſtändig. Und dieſelbigen Doctores ſchicken ſie zun Fürſten, zun Städten, zun Ländern und confirmirens..... d. i. geben Zeugnuſſ, ſie ſeyend Doctores, Meiſter" u. ſ. w. —

Es iſt bemerkenswerth, daß Hohenheim die Univerſitäten, namentlich die italieniſchen, beſchuldigte, ſie nähmen es mit dem Doctormachen nicht ſo genau, während dieſe Klage bis auf die heutige Zeit ſich hie und da wiederholt. Er ſagt: „In Teutſchland glaubt man gleichwohl, wenn ein Teutſcher Eſel, verdorbener Schulmeiſter, Meßner, Henker und dergleichen in der Sakryſtei zu Rom die rothe Krone (d. h. den Doctorhut) empfangen, ſo habe er den heiligen Geiſt mit ſich heraus gebracht. So wird nämlich Teutſchland von den Wälſchen betrogen. — Wo ſie ſelbſt nicht hinkönnen, ſchicken ſie die Teutſchen Eſel hin, nehmen 14 Dukaten und machen aus einem Teutſchen Narren ein probirten Eſel." — „Ob mir die hohen Schulen folgen oder nicht, was kümmert's mich? Sie werden noch niedrig genug werden, und mehr will ich richten nach meinem Tode gegen ſie, als bey meinem Leben, wo ſie mich verachten, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich Teutſch bin." Wie er den „Wälſchen" wegen ihrer betrügeriſchen Doctormacherei gram war, ſo war er auch kein Franzoſenfreund. „Die Franzoſen," ſagte er, „haben die Art der Hähne, wegen iher überſchwenglichen Hoffarth, die ſie in ihrer Influenz über alle Nationen tragen, ſie meinen ihr Hals, ihre Vernunft und Witz gehen bis in den Himmel... und wenn ſie ihren Hals ſtrecken, ſo ſoll alle Welt fliehen... ſo lange Franzoſen ſind, werden ſie immer Zank und Hader haben mit allen Umländern, und ſo viel ſie können vertreiben und unterdrücken."

Deſto mehr hielt Hohenheim auf Deutſchland und dankte Gott, daß er ein „geborner Teutſcher Mann" ſei. — Ob er gleich gut lateiniſch zu ſchreiben verſtand und mehrere Werke in dieſer Sprache verfaßte, ſo ſchrieb er doch vorzugsweiſe deutſch und eiferte gegen das lateiniſche Gelehrtthum; ja er glaubte, man könne die Wahrheit nur deutſch verkünden, wie ein Arzt des ſechszehnten Jahrhunderts von ihm ausſagt. —

Wir haben geſehen, daß Hohenheim viel herumgewandert iſt. Abgeſehen von der Nothwendigkeit, Baſel zu verlaſſen, trieb ihn ein wahrer Heißhunger nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe durch die Welt und deßhalb ſtieg er ja bis zu „Landfahrern, Nachtwächtern und Scheerern“ herab, um zu lernen, wie er ſagt. Das viele Sitzen und Stehen mache dumm, ſo meinte er; man müſſe hinaus in die Welt und wandern, aber nicht ſtubenhocken. „Keinem wächſt ſein Meiſter im Haus, noch hat Einer ſeinen Lehrer hinter dem Ofen. Wo Gott die Kunſt hingelegt, da ſoll ſie geſucht werden … Die hinter dem Ofen bleiben, eſſen Rebhühner, die den Künſten nachgehen, eſſen eine Milchſuppe. Die Winkelſitzer tragen Ketten und Seiden; die da wandern, vermögen kaum den Zwilch zu bezahlen.“ —

Es war ganz natürlich, daß er ſich ſo äußerte und ſeine Mitärzte, die „Winkelſitzer,“ mit unſanften Worten auf die weite Welt verwies, wo ſie wieder Menſchen und Aerzte werden konnten. Darum ſagte er auch: „Ein Arzt ſoll ein Landfahrer ſeyn. Urſach: die Krankheiten wandern hin und her, ſoweit die Welt iſt … Will einer viel Krankheit erkennen, ſo wandre er auch … Die engländiſchen Humores ſind nicht ungariſch, noch die neapolitaniſchen preußiſch … Wer die Natur durchforſchen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten … So oft ein Land, ſo oft ein Blatt, und die verſchiedenen Länder und Provinzen ſind die Blätter des Codex der Natur.“

In unſern Tagen gehört es zum guten Ton, daß ein Arzt reiſt; ja wir haben an den in Deutſchland, England, Italien und Ungarn beſtehenden Naturforſcher- und Aerzte-Verſammlungen wahre Wandergeſellſchaften, deren Gutes freilich viel weniger in den Verſammlungen ſelbſt, als in den Wanderungen liegt, welche zu Bekanntſchaften, Bündniſſen, Ausgleichungen führen, die Sauertöpfigkeit nicht aufkommen laſſen und wieder gut machen, was die Bücher verdarben.

Ganz innig hängt daher Hohenheim's große Achtung vor der Natur mit ſeiner geringen Achtung vor den Büchern zuſammen; ja in Baſel hat er einſt des Galenus Werke öffentlich verbrannt; (das Geſetzbuch der mittelalterlichen Heilkunſt, wie Luther das Geſetzbuch des päpſtlichen Rechts!) — „Aus Uebung und Erfahrenheit wird der Arzt geboren, denn wer wollte gelehrt werden in Erkenntniß der Erfahrenheit von Papier? Das Papier hat die Eigenſchaft, daß es faule und nachläßige Leute macht ... Durch ſolche Scribenten iſt die Arznei zerbrochen worden, und es iſt den papieriſchen Büchern nicht zu trauen, die nur aus alten Lappen gemacht ſind ... Die Kranken aber ſollen des Arztes Bücher ſein. Leſen hat nie einen Arzt gemacht, ſondern Praktik. Ich ſtellte mir vor, wie, wenn in der ganzen Welt kein Lehrer der Arznei wär, wo würd' ich die Kunſt lernen? Nirgends als in dem offenen Buch der Natur, mit Gottes Fingern geſchrieben.“ —

Aus dieſem Grunde eiferte er denn gegen jedes Nachtreten althergebrachter ärztlicher Schulſatzungen, wobei er jedoch ſehr anerkannte, was wirklich verdienſtvolle Männer geleiſtet hatten. Aber er nahm an, daß jeder ſelber ſehen, ſelber forſchen müſſe und dem Andern nicht nur darum glauben dürfe, weil dieſer als ein Kirchenlicht angeſehen iſt. — Um ſo viel weniger anerkannte er jene Lichter, welche der ärztlichen Kunſt eigentlich keinen wirklichen Vorſchub geleiſtet hatten und nur in unverdienten Ruf gekommen waren, wie ſich das mit Galenus ereignet hatte, weshalb er gegen deſſen 1300jährige Herrſchaft mit aller Kraft ankämpfte. — „In Allem ſtreitet er (Galenus) gegen die Natur, und iſt daher ein Lügner, der nichts verſteht, als Perlen zu ſammeln und Kieſelſteine daraus zu machen.“

Allerdings iſt das ausgezeichnete praktiſche Talent Hohenheim's gemiſcht mit allerhand ſeiner Zeit eigenen Träumereien und Ueberſchwenglichkeiten; allein die praktiſche Richtung war in ihm doch ſehr vorherrſchend, und nicht umſonſt ſetzte man ihm auf ſeinen Grabſtein, er habe den Ausſatz, das Podagra und andere unheilbare Krankheiten mit wunderſamer Kunſt zu heilen verſtanden; und mehr als alles bewies es der Haß, den er dadurch auf ſich zog, daß er aufgegebene Kranke herſtellte.

Auch mit der Cenſur kam er in Noth; er wollte 1529 in Nürnberg ein Werk herausgeben, welches über eine damals große Verwüſtung anrichtende Krankheit handelte. Allein der Nürnberger Stadtrath verbot den Druck, weil einige Mitglieder der Leipziger Univerſität Einſprache dagegen erhoben. — Solche Einſprache kann nur zur Empfehlung dienen, und in der That hat ſich Hohenheim durch die beſſere Behandlung der ſo eben erwähnten Krankheit ein großes Verdienſt erworben. — Angeſichts dieſer ſeiner Erfolge in ſchweren Uebeln dürfen wir es ihm überhaupt ſo arg nicht anrechnen, wenn er in Redensarten ausbricht, welche ein wenig ſtark nach Prahlerei ſchmecken; jedoch ſind ſolche Ausbrüche durch die kräftige Individualität bedingt und ohne Zweifel durch erduldeten Widerſtand geſteigert worden. Wenn er daher ruft: „Mir nach Avicemna, Galenus, Rhaſes*). Mir nach und ich mit euch nach, ihr von Paris, ihr von Mompelier, ihr von Schwaben, ihr von Meißen, ihr von Köln, ihr von Wien, und was an der Donau und Rheinſtrom liegt, ihr Inſeln im Meer, du Italien, du Dalmatia, du Sarmatia, du Athenis, du Griech, du Arabs, du Iſraelita. Mir nach und ich mit euch nach, mein iſt die Monarchey …“ — Dieſe und ähnliche Worte eines von ſeinem Werthe erfüllten Mannes haben vielfache Anfeindungen ſeines Charakters hervorgerufen und bewirkt, daß man Bombaſt-Macher, Großſprecher und Prahlhänſe in einen Topf mit Paracelſus warf.

---

*) Namen berühmter alter Aerzte.

Bedenken wir aber die Umſtände überhaupt, und die Zeit, in welcher Hohenheim lebte, ſo wird uns ſeine anſcheinende Ruhmredigkeit wenigſtens nicht größer erſcheinen, als ſeine Leiſtungen; betrachten wir dagegen die geringen Thaten und die deſto größeren Anſprüche Anderer, die Geheimenraths-, Ordens- und Beſoldungszulagenſucht, das Recenſentenlob, die literariſche Buhlerei und Gevatterſchaft der Neuzeit, ſo kommt uns dies alles jedenfalls viel hohler und aufgeblaſener vor, als der mannhafte Stolz unſeres Hohenheim.

Ebenſo war Uneigennützigkeit ſein hervorſtechender Charakterzug; er verrichtete die ſchwierigſten Curen, ohne dafür etwas zu begehren; viele Arme, denen die andern Aerzte Geld abgenommen, behandelte er ohne Anforderung. Daß er ſich aber bezahlen ließ, wo er ein Recht darauf beſaß und man ihm, wie dies in jenen Zeiten üblich war, für den Fall der Heilung eine gewiſſe Summe zugeſichert hatte, war ganz in der Ordnung.

Schlimme Erfahrungen mochten ihn zu dem Gelöbniß veranlaßt haben: „er wolle keinen Fürſten artzneien, er hab denn den Gewinn im Seckel, kein Edelmann auf ſein Schloß, kein Mönch, kein Nunn …“

Ein hoher reliöſer Sinn leuchtet aus Hohenheim's Schriften hervor. Der damaligen Geiſtlichkeit bezeigte er allerdings wenig Achtung, und dies gab Veranlaſſung zu dem Vorwurfe, er ſei ein Gottloſer, ein Ketzer. — Er glaubte feſt an die heilige Schrift, aus ihr ſagte er, müſſe die Philoſophie ihren Fuß nehmen, allein er ſuchte nicht in der Bibel, was nur in der Natur zu ſuchen war. — „Der Artzt, der eines guten Glaubens iſt, der leugt nit und iſt ein Vollbringer der Werk Gottes … Du mußt in Gott eines ehrlichen, redlichen, ſtarken, wahrhaftigen Glaubens ſein, mit allem deinem Gemüth, Hertzen, Sinn und Gedanken in aller Liebe und Vertrauung...“

Viele Schriften, welche unter ſeinem Namen ſpäter herauskamen, handeln auch über theologiſche Gegenſtände, doch mit Sicherheit iſt nicht zu ſagen, ob dieſe Schriften wirklich von ihm herrühren. Es kommen aber in jenen, die man für die ächten hält, ſo viele Stellen vor, welche beweiſen, was er über theologiſche Gegenſtände dachte, daß über ſeine Geſinnungen in dieſer Beziehung kein Zweifel obwalten kann.

Sehr ſtark äußerte er ſich z. B. über die Abgötterei mit Heiligenbildern und Reliquien, ſo wie über die Wallfahrten und das Ceremonienweſen. — „Die Heyligen ſeyend im Himmel und nit in Holz,“ ſagte er. — Es läßt ſich leicht denken, daß er ſich damit bei der Kleriſei keine Freunde machte; das wußte er ganz gut und machte auch ſo wenig Umſtände in Worten mit ihr, wie mit Andern.

Ueber ſeine Art, ſich auszudrücken, äußerte er ſich ſelber: „Von der Natur bin ich nicht ſubtil geſponnen, iſt auch nicht meines Landes Art, daß man etwas mit Seideſpinnen erlange.“ — Was übrigens ſeine Schreibart betrifft, ſo muß man ſie eben auch nach jener Zeit beurtheilen und bedenken, daß die meiſten ſeiner Schriften von ſeinen Schreibern und Schülern beſorgt waren. Viel Unſinn hat ſich daher auf dieſem Umwege in ſeine Schriften eingeſchlichen; ſo viel iſt aber wahr, daß Hohenheim eine Menge neuer, theilweiſe unverſtändlicher Ausdrücke einführte, welche als Waffe gegen ihn, den Unwiſſenden, „den Waldeſel von Einſiedeln,“ „den landſtreicheriſchen Bettler,“ und wie er ſonſt von ſeinen Gegnern genannt wurde, in Gebrauch kamen.

Hohenheim war trotz aller hellen Ideen, doch ein merkwürdiges Gemiſch; von Aberglauben iſt er nicht freizuſprechen, ob er gleich gegen ihn ankämpfte. — Hier konnte er ſich von den Schwächen, welchen andere große Männer ſeines Zeitalters, ſelbſt Luther, unterlagen, nicht frei machen.

Der Grundgedanke war bei Hohenheim der Zuſammenhang aller Dinge und die Einheit des Weltalls; zwiſchen Allem fand er Beziehungen und da war es, bei dem damaligen tiefen Stande der Naturwiſſenſchaften, wenigſtens zu entſchuldigen, daß ein raſtloſer Geiſt durch die Einbildung erſetzte, was an wirklichem Wiſſen mangelte und daß er durch Bilder ergänzte, was an Thatſachen abging. —

Den Menſchen erkannte Hohenheim als einen Theil, ein Glied des großen lebendigen Weltganzen; er nannte ihn eine Welt im Kleinen und betrachtete den geſunden wie den kranken Menſchen nicht für ſich allein ſtehend, ſondern in ſteter Verbindung mit der großen Außenwelt. —

Wie ſehr er jedoch gegen den damaligen Glauben an den Einfluß der Sterne ſtritt, beweiſen viele Stellen; er nannte es mehr denn einen linken Verſtand, zu glauben, daß die Geſtirne den Körper bilden, naturen und regieren.

Wie gegen den Köhlerglauben an den Sterneneinfluß, ſo kämpfte er auch gegen den an die böſen Geiſter, den Teufel und andere Bilder einer erhitzten Einbildungskraft; „die Dinge, die zauberiſch, hexiſch, teufeliſch zu ſeyen, das gemeine Volk vermeint, ſo ſie doch all natürlich ſind und in natürlichen Grund erfunden werden.“

Aus Dieſem läßt ſich ſchon zum Voraus annehmen, daß er ein eifriger Gegner des zu jener Zeit herrſchenden Hexenunweſens und der Hexenprozeſſe war. —

Nicht minder eiferte er gegen Vorurtheile, wie z. B. gegen die allgemein verbreitete Sucht Gold zu machen; und dennoch ſcheint er ſelbſt in ähnliche Fehler gefallen zu ſein, indem er, Nachrichten zufolge, nach einem das Leben verlängernden Mittel ſuchte, — eine Aufgabe, welche ſich die Alchymiſten des Mittelalters häufig geſtellt hatten.

Wenden wir uns von dieſen mehr allgemeinen Gegenſtänden weg, auf das ärztliche Feld, wo Hohenheim wirkte! — Es iſt leicht zu denken, daß ein ſo viel umfaſſender Geiſt auf dem weiten Felde der Heilkunſt um ſo mehr vorbringen konnte, als er eben, vermöge ſeiner großen, allgemeinen Kenntniſſe, eine Menge geiſtiger Hülfsmittel beherrſchte, welche ſeinen ärztlichen Zeitgenoſſen abgingen. So konnte er denn auch den ſchweren Kampf gegen Vorurtheil, Schlendrian und Unſinn in der Heilkunſt auf ſich nehmen und nach ſeinen Kräften redlich ausfechten.

Es iſt hier nicht am Platze, in Einzelheiten einzugehen, indem dieſe nur dem Naturforſcher und Arzte verſtändlich ſind; mögen wir uns mit dieſer allgemeinen Schilderung begnügen! Es ſei nur noch geſagt, daß Hohenheim der Vater der in unſerem Zeitalter durch Hahnemann berühmt gewordenen Homöopathie iſt, welche Lehre der Letztere jedoch auf ganz andere Weiſe ausbildete.

Hohenheim überſetzte ſeinen Namen nach damaliger Sitte, und ſo kennt man ihn allgemeiner unter dem Namen Paracelſus.

Die Männer des Volks

dargeſtellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. Th. Creizenach,
Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr. L. Grieſſelich,
Dr. Karl Gutzkow, N. Hadermann, Dr. Hecker, W. Hieronymi,
Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, C. F. Lauckhard,
Dr. G. Lommel, Karl Mathy, Müller-Jochmus, Auguſt Nodnagel,
Dr. Gabr. Rieſſer, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuſelka,
Dr. W. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G.
Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Dritter Band.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1 8 4 7.

Druck von Streng u. Schneider in Frankfurt a. M.

Haupt-Archiv
der NSDAP.
München
Nr.

Inhalt des dritten Bandes.

Blücher . . . . von Dr. Eduard Duller . . . 145
Falk . . . . . „ C. F. Lauckhard 235
Forſter . . . . „ Dr. W. Stricker 183
von Gagern . . „ Karl Buchner. 101
Huß . . . . . „ M. Habermann 1
Luther . . . . „ Dr. Joh. Georg Aug. Wirth. 295
Stein . . . . „ Dr. Bernhard 407
Waſhington. . . „ Dr. L. Braunfels 253

Johann Huß.

Von

R. Hadermann.

Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken;
Verderblich iſt des Tigers Zahn:
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

Schiller.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜ

Johannes Huß.

(Geboren am 6. Juli 1373 zu Huſſinecz; geſtorben am 6. Juli 1415 zu Konſtanz.)

Als Hintergrund, auf welchem das Bild dieſes Glaubenshelden ſtrahlen ſoll, müſſen wir ein Gemälde aufrollen, deſſen Farbenmiſchung eine düſtere iſt. Wir betreten den Boden der Religionskämpfe. Er hat Menſchenblut getrunken: er iſt mit der Aſche von Scheiterhaufen bedeckt, auf denen menſchliche Gebeine verkohlt ſind. Wie iſt es möglich geweſen, daß in dem Gebiete des Geiſterkampfes die Schwerter der Gewalt geröthet worden ſind? Und wer hat ſie geröthet? Die Kirche iſt es geweſen, die ſich rühmt, die Trägerin des ächten Gottesgeiſtes zu ſein, die ſich rühmt, daß der ihr Eckſtein ſei, der durch ſein ganzes Leben und im Sterben die Liebe war, die ſich rühmt, daß die Pforten der Hölle ſie nicht zu überwältigen vermögen. Sie hat nicht dieſem Gottesgeiſte vertraut, ſondern dem Arme weltlicher Machthaber: ſie hat gegen Andersdenkende nicht die Liebe walten laſſen, ſondern den Haß: ſie, die angeblich gegen die Hölle gewappnet war, ſie hat in Angſt und Zittern vor jeder abweichenden Meinung gebebt. — Wir wollen nicht anklagen und ſchelten. Das ſei ferne von uns! Wir erkennen, daß in dem großen Leben der Menſchheit, wie in dem des Einzelnen, jede Noth, jede Trübſal, jeder Irrthum in der Hand der Vorſehung Mittel ſind, zu erziehen und zu bilden. Wie du dich an den Blumen freueſt, welche dir die Erinnerung aus den Träumen, Hoffnungen und Genüſſen deiner verſunkenen Jugendzeit pflückt, ſo ſollſt du auch ihre Verirrungen an dir vorüber gehen laſſen und deinen Blick nicht von den Greueln einer wilden Zeit wegwenden, auf daß du in deinem Mannesalter erkennen mögeſt, was du zu thun und zu laſſen haſt. Es ſoll dir klar werden, woran der wahre Geiſt des Chriſtenthums, das ächte Evangelium, die *frohe Botſchaft* von der Beſtimmung des Menſchen zur *Freiheit* und *Liebe*, bisher geſcheitert iſt. Es wird dir klar werden; und wenn das dir *klar* geworden iſt, — dir *deutſches Volk*, meine ich, — dann iſt dieſe Beſtimmung auch *erfüllt*! Die Geſchichte muß die Lehrerin der Völker ſein.

Vorgeſchichte.

Religion, das Vermögen, das Streben in dem Menſchen, die überſinnliche Welt, mit welcher er ſich verbunden fühlt, verbunden weiß, zu erfaſſen und in menſchlicher Begriffsform darzuſtellen, — ſie iſt von jeher ein Gegenſtand ſtreitender Meinungen geweſen. Der Menſchengeiſt, der kleine Gott der Erde, ſuchet hier, wie überall, die Wahrheit. Aber „was iſt Wahrheit?“ hat *Pontius Pilatus* gefragt, als *Jeſus* vor ihm ſtand und zu ihm ſprach: „Ich bin ein König der Wahrheit.“ Was iſt Wahrheit? fragen wir heute noch. — Haben wir alſo nichts gelernt in zwei Jahrtauſenden? Sind wir um nichts weiter gekommen? O, ja!

„Wir haben gelernt, daß dem ird'ſchen Verſtand
Die Wahrheit *nie* wird erſcheinen:
Ihren Schleier hebt keine irdiſche Hand.
Wir können nur *rathen* und *meinen*.“

„In's Innere der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt.“ In's Innere der Natur nicht einmal, die dich ſo nah umgibt; von der du ſelber ein Theil biſt; und du willſt den Urgrund derſelben, du willſt Gott erkennen, beſtimmen, wie ſein Weſen beſchaffen iſt? In Athen fand Paulus „dem *unbekannten* Gotte“ Altäre errichtet. Unerforſchlich, unerkannt iſt Gott auch heute noch, wie am erſten Tage. Laſſet euch an dem Bewußtſein genügen, an dem Glauben, *daß* er iſt. Wahrheit in dieſem Gebiete, wie in ſo manchem anderen, iſt wie ihr die Sache jedesmal *ſehet*; nicht immer, wie ſie wirklich *iſt*. Der Eine ſieht mehr, oder glaubt mehr zu ſehen; der Andere weniger. Iſt doch die Sehweite des körperlichen Auges bei jedem Menſchen verſchieden. Wie ſollte es die des geiſtigen nicht auch ſein, und darf ich ſchelten darüber, wenn einem Andern verborgen bleibt, was mir klar geworden zu ſein ſcheint? Das Erzeugniß dieſer Erkenntniß iſt endlich Eigenthum des 19. Jahrhunderts. Es iſt die völlige *Bekenntnißfreiheit*, die völlig *gleiche Berechtigung aller Anſichten*, die *thätige* Liebe Chriſti, welche die ganze Menſchheit umfaßt, ohne ſich um ihr Glaubensbekenntniß zu bekümmern. Das iſt die heilige Errungenſchaft unſerer Ahnen, die Frucht, die ihr vergoſſenes Blut gezeitigt hat. Der Wahn der früheren Menſchen, der Wahn der Kirche, eine für alle Zeiten gültige Wahrheit gefunden zu haben; eine Wahrheit, an der der Seele Seligkeit hänge, hat es vergoſſen. Laſſet uns wach ſein, daß wir nicht wiederum dieſer finſteren Macht in die Hände fallen. Die Seligkeit hängt von keiner Meinung, ſondern von der That ab. „*Folget mir nach*,“ hat Jeſus Chriſtus geſprochen. Aber wie iſt gerungen worden, bis dieſe Erkenntniß nur hat ausgeſprochen werden dürfen, bis ſie Eigenthum des beſſeren Theiles des Volkes geworden iſt! Wie muß noch gerungen werden, bis ſie eine *thatſächliche* Anerkennung findet? Daher kann der Blick nicht oft genug auf die Nacht zurückgerichtet werden, der wir entgangen ſind, damit wir ſie in ihrer ganzen Schwärze und Furchtbarkeit erkennen, und dann vorwärts der Morgenröthe entgegen, die uns einen ſchönen Tag verkündet.

Jede Religion äußert ſich in den Menſchen nach zwei Richtungen hin: nach Innen, wo ſie ihn zum mehr oder minder klaren Bewußtſein ſeiner höheren Beſtimmung führt, und die Quelle ſeiner freien ſittlichen Thaten wird, der Thaten, die ihm und der Menſchheit wahrhaft nützen, die da geſammelte Schätze ſind, die Motten und Roſt nicht freſſen, und wornach die Diebe nicht graben und ſtehlen, die Ruhe des Gewiſſens, und die dankbare Achtung der Mit- und Nachwelt; — nach Außen in gewiſſen vorgeſchriebenen Gebräuchen, womit eine kindliche Vorſtellungsweiſe Gott zu dienen glaubte, die urſprünglich dazu beſtimmt waren, jene innere Religion zu wecken, zu heben und zu bilden, die aber bald von den religiöſen Leitern des Volkes, von den Prieſtern, zu eigenem Vortheile ausgebeutet und für die Religion ſelbſt ausgegeben wurden. Sie waren ein Mittel zum Zweck und man hat ſie zum Zweck gemacht. Das Alterthum war faſt ausſchließlich dieſer äußeren Seite der Religion zugewendet. Es war mit gottesdienſtlichen Gebräuchen überladen, und hatte einen zahlreichen, geordneten, mächtigen, mit Vorrechten reich verſehenen Prieſterſtand. Er beherrſchte ſelbſt das Oberhaupt des Staats und den Krieger; der ganze Staat hing von ihm ab. Künſte und Wiſſenſchaften waren in ſeinen Händen, jede freie Bewegung gehindert, geknickt, das Volk zu ewiger Dienſtbarkeit verurtheilt. Indien, Aegypten geben Zeugniß von dieſem Zuſtande. In Griechenland und Rom war das Verhältniß wohl anders, aber die Religion gleichfalls nur eine Aeußerlichkeit, in den Händen des Staates, ein Mittel zu ſeinen Zwecken. Da trat Jeſus von Nazareth auf und mit ihm der Begriff der reinen Religion in ſeiner ganzen Vollkommenheit. Abgethan war der ganze Formendienſt; er hat ſich gegen ihn ausgeſprochen und ihn nicht beobachtet. Die Taufe war eine einfache Aufnahmsform ein für allemal vorgenommen. Der Glaube allein war an ſeine Stelle getreten, die innere Ueberzeugung von dem Daſein Eines liebenden Vaters aller Menſchen; Alle ſind ſeine gleichberechtigten Kinder. Unſterblichkeit der Seele, Tugend, Liebe, — unermeßliche Liebe, die ſelbſt das Haupt des Todfeindes ſegnet, waren hinfort die einzigen Triebkräfte; die Sterne an dieſem neuen Himmel: innere Glückſeligkeit hienieden, Glückſeligkeit drüben der einzige Lohn. Und jener Himmel, er erhob ſich nicht mehr, ein überirdiſches (außerweltliches) Jenſeits blos; er ſenkte ſich herab auf dieſe Erde, in eines Jeden Bruſt; denn: „zu uns komme dein Reich; dein Wille geſchehe im Himmel, wie auf Erden.“ Ein Himmelreich auf Erden wurde verheißen. Jeſu Leben, ſein Tod, waren ein ermuthigendes, begeiſterndes Beiſpiel. Er ſah im Geiſte dieſe Religion, dieſe Anſicht von der göttlichen Natur des Menſchengeiſtes, den Erdkreis überwinden, und die Menſchheit erlöſen von dem Uebel, von dem Uebergewicht der Sinnlichkeit, von dem Eigennutze und von der Selbſtſucht. Er nannte ſich ihren Erlöſer, ihren Heiland, oder wurde von ſeinen, für ſeine große Perſönlichkeit begeiſterten Jüngern ſo genannt. Das war die Idee des Urchriſtenthums, wie wir ſie in den Evangelien, den einzigen Quellenſchriften, niedergelegt finden. Zeiget uns eine andere, ältere oder neuere Religion, die dieſe Idee übertroffen hat; oder zeiget uns vielmehr einen Mangel, einen Fehl, eine Unvollkommenheit an ihr, die eine Verbeſſerung, eine Ergänzung nothwendig machte. Wenn ſie die Menſchheit im Einzelnen und Ganzen durchdrungen hat, wenn ſie der Menſchen Thun beſtimmt und leitet, dann wird ſie ihre Beſtimmung erfüllt haben; das verlorene Paradies iſt wiedergewonnen, der erſte und der letzte Brudermord geſühnet, das große Schuldbuch vernichtet, ausgeſöhnt die ganze Welt.

Die Verwirklichung dieſer großen Idee mußte auf rein geiſtigem Wege verſucht werden. „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt,“ hatte der große Meiſter geſprochen. Belehrung, Beiſpiel allein mußte die Menſchen gewinnen, feſſeln, zur Nacheiferung anregen, fortreißen. So iſt das Werk auch begonnen worden. Er ſelbſt hatte ſeine Jünger in alle Welt ausgeſendet, und ſie zogen in alle Welt, von Feuereifer beſeelt, von dem Geiſte getragen, den er ihnen ſterbend eingehaucht, der ſich mit ſeinem dahinſtrömenden Blute in ſie ergoſſen hatte. Es bildeten ſich freie Genoſſenſchaften, Gemeinden, die ſich an ihrer Lehre erbauten und ſich das Verſprechen gaben, den alten Menſchen auszuziehen und den neuen, den Gottmenſchen an. Ihre ſelbſtgewählten Vorſteher, ihre Aelteſten, ſorgten für die Ordnung, für die Vorträge, für die Verpflegung Armer und Kranker. Die Geſammtheit dieſer Gemeinden, zuſammengehalten allein durch den Geiſt deſſen, nach dem ſie ſich nannten, durch gleiches Streben und durch die Erinnerung an ihn, mußte das Reich Gottes auf Erden zu bilden und auszubreiten ſuchen. Aber die Welt, in welche die Apoſtel ausgegangen waren, war eine verdorbene Welt. Es waren Staaten, die ſich ausgelebt hatten, von Genüſſen entnervt, in Sinnlichkeit verſunken, mit allen Laſtern vertraut. Ihr Abend nahete heran. Verjüngende Völkerſtröme mußten ſich in ihre Adern ergießen, ein neues Geſchlecht ſich auf ihren Trümmern anſiedeln, und aus barbariſchem Zuſtande zur Geſittung emporſteigen. Die jungen Gemeinden ſelbſt waren von dem Gottesgeiſte nicht ſo erfüllt, daß ſie vor Spaltungen und Parteiungen bewahrt blieben. Sie hatten den herrlichen Lehrer nur unvollkommen begriffen. Sie ſtritten unter einander, ob Petrus oder Paulus Recht hätte, das Juden-Chriſtenthum oder das Pauliniſche, — das Juden-Chriſtenthum, welches im Chriſtenthume nichts anders ſah, als eine Vervollkommnung des Judenthums, das ächte Judenthum, und daher keinen Heiden ohne vorangegangene Beſchneidung aufnehmen wollte, — oder der Paulinianismus, welcher das moſaiſche Geſetz für erfüllt und abgethan erklärte und die Univerſalität des Chriſtenthums behauptete, d. h. ſeine Verkündigung an alle Völker ohne Unterſchied, an Juden und Heiden, und an die Stelle der früheren Geſetzesgerechtigkeit die Rechtfertigung durch den Glauben ſetzte. Dieſe Lehre aber lief dem Geiſte des Stifters, der überall auf ſittliche Thaten dringt, gleichfalls ſchnurſtracks zuwider, und hat zu den traurigſten Irrthümern, zu einer jüdiſchen Ausſchließlichkeit des Chriſtenthumes wieder Veranlaſſung gegeben, die Paulus bekämpfen wollte. So verkümmerte die freie Pflanzung des größten Geiſtes von Anfang an. Sie verkümmerte in den Gemeinden; ſie verkümmerte im Staate. In Letzterem ſpielte ſie lange eine unbeachtete Rolle. Sie wurde von den Machthabern überſehen, von den Gelehrten verlacht. Als ſie aber hier und da bei dem niederen Volke Anklang und Anhänger fand, wurde ſie von der erbitterten Prieſterſchaft, deren Opfer und Einkünfte ſie bedrohete, als gottlos (atheiſtiſch) und ſtaatsgefährlich angeklagt und durch den Arm der weltlichen Macht verfolgt. Ihre Verkündiger ſtarben häufig den Märtyrertod, wie ihr Herr und Meiſter ſelber. Aber die alten Götter zeigten ſich in den vorhandenen inneren und äußeren Drangſalen machtlos; das Vertrauen zu ihnen war dahin. Die Prieſter ſelber hatten ihre Weſenloſigkeit ſchon längſt eingeſehen, viel früher ſchon, als das Volk; ſie mußten lachen, wenn ſie einander begegneten. Das Volk hatte ſich nun auch von ihnen abgewendet, und trotz der blutigen Verfolgungen dem neuen Sterne zu, der in der verachtetſten Stadt des Paläſtinerlandes aufgegangen war. Was war zu thun; was war nothwendig? Das alte Spiel war verloren; man mußte ein neues verſuchen, die Zeichen wechſeln; man mußte den Herrn, dem das Volk diente, auch für den ſeinigen erklären. Der Gekreuzigte hatte über ſeine Feinde geſiegt. Prieſter und römiſche Imperatoren, die ihn durch ihre rohen Krieger hatten mißhandeln und morden laſſen, erkannten ihn an, hatten ſich ihm ergeben. Aber nicht Ueberzeugung, nicht Liebe hatte ſie in ſeine Arme getrieben, ſondern Furcht allein; Furcht vor den äußeren Feinden, Furcht vor der inneren Verwirrung; ſie ſuchten ein Bindemittel in ihm für den aus ſeinen Fugen weichenden Staat;

eine Verjüngung der Volkskraft gegen den heranbrauſenden Orkan. Konnte er Beides gewähren ohne die ſittliche Kraft, die er von allen ſeinen Anhängern forderte, ohne den heiligen Geiſt, den er allen ſeinen ächten Jüngern verheißen hat, und die in dem gräßlich entarteten, grauenhaft zugerichteten römiſchen Weltreiche fehlten? Gewiß nicht! — Man ſuchte ſich zu helfen, ſo gut es ging. So viele ſichtbare Götter waren in den Staub geſtürzt; man bedurfte eines neuen handgreiflichen Gottes. Einen Verbrecher, einen Gottesläſterer, einen Volksverführer hatte man gekreuzigt; einen Gott erhob man aus der Fülle der Schmach auf den neuen Altar. Das Werkzeug ſeines ſchimpflichen Todes, das Zeichen ſeiner Demuth und ſeiner Liebe bis in den Tod, das Kreuz, ſtieg aus Hohn und Verachtung empor auf die Röcke einer herrſch- und gewinnſüchtigen Prieſterſchaar, auf die goldenen Kronen blutiger Könige, als Oriflamme des Krieges in die Fahnen der Völkermörder. Du Verkündiger des Friedens, du Bote des Heils, ſo haſt du nicht dein Reich gedacht! Das macht: deine Religion war Staatsreligion geworden; Konſtantin, den ſie zum Danke dafür den Großen genannt haben, hatte ſie dazu erhoben (312), obgleich er ſelbſt ſich erſt auf dem Todbette taufen ließ (337). Schon früher hatte ſich bei den chriſtlichen Gemeinden, dem Geiſte des Urchriſtenthums entgegen, nach dem Jeder lehren und predigen konnte, ein eigener Prieſterſtand gebildet, ein geiſtlicher Geſellſchaftskörper, der ſich Klerus nannte im Gegenſatze zu den Nichtgeiſtlichen, den Laien. Unter den, von den Gemeinden frei gewählten Aufſehern, Vorſtehern oder Aelteſten hatte ſich Einer erhoben, dem man ausſchließlich den Namen Biſchof beilegte; ein Name, der in der früheren Zeit allen gemein war, denn auch er hatte urſprünglich nur die Bedeutung eines Aufſehers oder Vorſtehers. Der Biſchof, deſſen Gemeinde wirklich oder vorgeblich von einem Apoſtel oder Apoſtelſchüler gegründet war, oder deſſen Sitz ſich durch politiſche Wichtigkeit auszeichnete, verlangte eine beſondere Beachtung. Sie ſtritten, wer der Größeſte unter ihnen ſei, und hatten der Worte Chriſti ganz vergeſſen, die da ſagen: „Derjenige wird der Größeſte unter euch ſein, der den Andern am meiſten dienet.“ Wohl hatten die chriſtlichen Gemeinden Recht, ſich als Ein Ganzes zu betrachten: aber ſtatt ihr Bindemittel, wie ſchon bemerkt, allein in der chriſtlichen That, in der Liebe, zu ſuchen, wollten ſie eine Einheit der Lehre herſtellen, und die allgemeine (katholiſche) Kirche dankt ihre Entſtehung allein dem Kampfe gegen abweichende Meinungen, welche man mit vereinter Kraft beſſer unterdrücken und vernichten konnte. Hierzu bedurfte man aber einer Uebereinſtimmung in der Form, in den gottesdienſtlichen Gebräuchen ſowohl, wie in den Glaubensbekenntniſſen, und da das Chriſtenthum in ſeiner urſprünglichen Geſtalt weder Eins noch das Andere aufzuweiſen hatte, ſo ſchuf man Beides und berief ſich dabei auf mündliche Ueberlieferungen der Apoſtel, angeſehener Kirchenlehrer u. ſ. w. So ſind die Glaubensbekenntniſſe alle entſtanden; ja ſogar die Sammlung (der Canon) der neuteſtamentlichen Schriften. Denn die Katholiken entſchieden willkürlich über ihre Aufnahme. Sie nahmen nur die auf, welche ſie für ächt apoſtoliſch hielten oder erklärten, d. h. diejenigen, in welche die Grundzüge ihrer Anſichten enthalten waren, und ſchieden die aus und vernichteten ſie, auf welche ſich ihre Gegner beriefen, und die ihnen nicht zu ihren Abſichten taugten. Der Bau dieſer katholiſchen Kirche ſchritt natürlich um ſo raſcher und ſicherer voran, ſeitdem das Chriſtenthum Landesreligion geworden war: denn nun ſtand ihm die Macht der Waſſen zu Gebote, ſeine Allgemeinheit geltend zu machen. Es war, wie die früheren heidniſchen Religionen in dieſen Staaten, ein Mittel in der Hand des Landesherren geworden, ihre Zwecke zu verfolgen und zu erreichen. Die ganze gegliederte heidniſche Prieſterſchaft war zu ihm übergetreten; ſie waren Staatsdiener geweſen, ſie blieben es; auch die chriſtlichen Prieſter hatten von da an das Glück Staatsdiener zu ſein und vom Staate Beſoldung zu empfangen. Der Gottesdienſt (Kultus) wurde mit Pomp und Pracht verbunden. Prächtige Kirchen ſtiegen in den Hauptſtädten empor. Reicher Kirchenornat ſchmückte die vornehme (!) Geiſtlichkeit. Opferdampf und Weihrauchgerüche waren zu den geſtürzten Göttern emporgeſtiegen; Weihrauchdämpfe erfüllten auch die chriſtlichen Kirchen, und das alte heilige Feuer der Parſen, das römiſche Veſtafeuer flimmerte als ewige Lampe auch in ihnen. Bald war die Kirche, d. h. die Prieſterſchaft, der Klerus, mit dieſer gewonnenen geſicherten, aber abhängigen Stellung nicht mehr zufrieden. Sie ſtrebte nach Selbſtſtändigkeit, nach eigener Macht; ſie hatte Vermögen, Grundbeſitz, Reichthum erworben; ſie war ein Staat im Staate geworden, der mit dieſem den Kampf wagte. Sie hat in das Haus, das ſie gaſtlich aufgenommen und ihr Schutz verliehen, den Feuerbrand geworfen, denn ſie wollte den Herrn ſpielen in ihm, nachdem ſie erſtarkt war. Aber recht geſchah dem Staate eigentlich doch. Sie hatten eine Ehe miteinander geſchloſſen, die nicht auf gegenſeitiger Liebe und Achtung zu einander beruhte, ſondern auf Eigennutz und Selbſtſucht; Eins ſuchte das Andere zu ſeinen beſonderen Zwecken zu gebrauchen; Eines das Andere zu überliſten, ſich dienſtbar zu machen. Wo es indeſſen darauf ankam, einen gemeinſamen Gegner niederzuhalten, da verſtanden ſie ſich; da waren ſie einig. Der noch heidniſche Konſtantin ſchon verkündete die Beſchlüſſe der Kirchenverſammlung zu Nicäa (325) als kaiſerliches Geſetz. Wer ſich nicht fügte, wurde verwieſen; die Schriften der Gegner verbrannt. Bald zogen wüthende Mönchsbanden im Lande umher; die Tempel und Heiligthümer der Heiden, unſchätzbare Kunſtwerke oft, ſanken in Trümmer und Aſche; wer opferte, wurde als Hochverräther beſtraft. Aber nicht gegen die Heiden allein war die Verfolgungswuth der chriſtlichen Prieſter gerichtet, ſondern gegen die Chriſten ſelber; gegen die Chriſten, die den gebotenen, vorgeſchriebenen, geſetzlichen (?)

Glauben nicht theilen konnten; die ſich überhaupt in irgend etwas den Gebräuchen nicht fügten, welche die allgemeine Kirche angenommen hatte. Sie hießen Ketzer, Häretiker; gegen ſie war bald jede Behandlung, jede Gräuelthat erlaubt.

Die Biſchöfe in Rom waren in ihrem Streben nach ſelbſtſtändiger Macht und Herrlichkeit durch beſondere Verhältniſſe begünſtigt. Die Entfernung von dem Sitze des Hofes, ſeitdem dieſer nach Konſtantinopel verlegt war, die Verwirrungen in Italien ſelber, wo eine Zeitlang arianiſche Eroberer herrſchten, die ſich um die katholiſche Kirche nichts kümmerten, ihre ſpätere freundſchaftliche Verbindung mit den fränkiſchen Königen aus dem karolingiſchen Hauſe, denen ſie ihren Thronraub hatten begehen helfen, wofür ſie mit bedeutenden Länderverleihungen (Schenkungen, wie ſie behaupten,) belohnt worden waren, die Verhältniſſe und Schwächen des neuen germaniſchen Kaiſerreichs, zu dem ihr Sitz von deſſen Gründung an gerechnet wurde: — Alles dies war von ihnen wohl benutzt worden, und hatte bewirkt, daß die römiſche Kirche das werden konnte, was ſie wirklich geworden iſt. Die anmaßliche Herrſchaft der Geiſtlichkeit, an ihrer Spitze der Papſt, die Hierarchie, hatte in ihr ihren Gipfelpunkt, ihre Vollendung erreicht, was der morgenländiſchen oder griechiſchen Kirche nie ganz gelungen iſt.

Dieſe Vollendung aber war keine Vollendung in der Erziehung des Volkes im Geiſte des ächten Chriſtenthums. Nichts weniger, als das. Wie wäre das auch in jener Zeit möglich geweſen? Hatte der Geiſt des Evangeliums in den alten römiſchen Reichen nicht Herr werden können über die Unſittlichkeiten, Laſter und Sünden eines verweichlichten Geſchlechtes: wie hätte er in den neuen, weſtlichen Staaten des Welttheils, wo die Völkerwanderung mit ihren Schrecken am fürchterlichſten gehauſt hatte, bei den nordiſchen Barbaren, die im Siegestaumel und bei leicht erworbenen Schätzen barbariſch ſchwelgten, — wie hätte er ſich bei dieſen eines raſchen

Sieges erfreuen dürfen? Wer waren dieſe Prieſter in ihnen, die Verkündiger des Wortes Gottes, des reinen Hauches aus Chriſti Munde? Gehörten ſie nicht den verderbten unterworfenen Nationen an, oder den gigantiſchen, barbariſchen Siegern? Waren ſie nicht vertraut mit griechiſchen Ueppigkeiten und Wollüſten; oder ſchwangen ſie nicht in eiſernen Rüſtungen das Schlachtſchwert mit nerviger Fauſt? Nein, das Chriſtenthum war nur dem Namen nach noch vorhanden in der Kirche jener Zeit; es ſchlief in den Urkunden, welche die Kirche geſammelt und aufbewahrt hatte; es ſchlief einen langen Schlaf und wartete auf Beſchwörung. Die Hierarchie war vollendet; aber auch ihre Ausartung. Eine Zuchtruthe für wilde Leidenſchaften unbändiger Naturmenſchen war ſie geweſen; ein Hemmniß für die Herrſchbegierde weltlicher Machthaber. Als ſie ſich aber vermaß, ſchrankenlos ſelbſt zu herrſchen; als ſie ſich deßwegen an das Lebenselement der Völker, an den Geiſt, an die erwachende Wiſſenſchaft, wagte, als ſie dieſen zu feſſeln, zu erſticken ſuchte, — da mußte ſie fallen. Und ſie iſt gefallen! Aber der Kampf war hart und iſt noch nicht ganz beendet: denn die Gefallene ergreift jede Gelegenheit, ſich wieder zu heben, und den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Darum ſeyd auf eurer Hut, ihr Männer des freien Geiſtes, und du herrliches deutſches Volk mit ihnen, unterſtütze ſie und bleibe nicht gleichgültig bei ihrem Ringen, bei ihren Freuden und Leiden! Sie ſtreiten und ſiegen nicht für ſich, ſondern für dich; die Früchte ihrer Mühen reifen auf ihren Gräbern; deine Enkel werden ſie brechen. Fließt auch kein Blut mehr in dem Geiſteskampfe des 19. Jahrhunderts, — manche Thräne wird noch heimlich geweint, manche zerknickte Lebenshoffnung zu Grabe getragen, manches Talent von der Stelle geſcheucht, die ihm gehöret, weil es einer, den Staats- und Kirchenhäuptern mißliebigen Glaubensrichtung zugethan iſt, weil die ausſchließliche Rechtgläubigkeit es zu läſtern und zu verdächtigen für gut hält. Aber die Geſchichte ſei euer Troſt, und dieſe lehret euch, daß ſelbſt Gekreuzigte auferſtehen und zu Gott erhoben werden. Alſo Geduld, auch eure Stunde, oder die Stunde eurer Sache wird kommen, wo ſie ſich eines vollſtändigen, unzweifelhaften Sieges erfreuen wird. Dankbar anerkennen wird die Volksgeſchichte die Thaten der Männer, die dem Geiſte Bahn gebrochen, die in früheren Jahrhunderten ſchon der, noch allmächtigen Kirchengewalt Trotz geboten haben, und einem gewiſſen Untergange muthig entgegen gingen, die, als des Todes Schrecken ſie umfingen, nicht wankten und nicht zitterten, und den Leib in Qualen dahinfahren ließen, auf daß die Seele nicht Schaden nähme, und frei und rein ſich emporſchwingen konnte zum Vater des Lichtes und der Wahrheit. Sie zeigen uns, weſſen der Menſchengeiſt fähig iſt, wenn er zum vollen Bewußtſein gekommen iſt, wenn der Funke, den der große Menſchenvater Jedem in den Buſen geſenkt, zur lichten Flamme geworden iſt, die den ganzen Menſchen durchglüht und durchleuchtet. Sie ſchlagen mahnend an unſer Herz und fordern uns auf, in gleichen Fällen Gleiches zu leiſten, damit das Reich der Lüge ein Ende nehme und Gottes Frieden und Segen endlich einkehre bei den Menſchen, die ſeines Geſchlechtes und Brüder ſind. Eine Blume der Erinnerung auf die Aſchenurne Eines jener Geiſteshelden niederzulegen, bezweckt dieſe Darſtellung, und wo ſollte ich mich hinwenden mit ihr, als daß ich ſie meinem Volke darreiche? Denn wo finde ich ſeinen Grabeshügel? Du ganzes, großes, deutſches Vaterland biſt er; denn die Winde haben die Flammen ſeines Scheiterhaufens und den Staub ſeiner Gebeine über dich hingeweht, und die Waſſer deines Hauptſtromes haben ſeine Aſche getrunken. Vertrauend auf deutſches Kaiſerwort iſt er gekommen aus ſeinem böhmiſchen Heimathlande, wo er in der Liebe ſeines Volkes und unter dem Schutze ſeines Königes ſicher war; und wälſche Treue, wälſche Falſchheit, wälſchen Haß und wälſche Rache hat er gefunden; ſie haben ihn ungehört verdammt und geſchlachtet. Die Thoren, die Kurzſichtigen! Sie haben noch nicht gewußt, daß von ſolchen Holzſtößen ſich ein flammender Phönix in die Lüfte erhebt, der Geiſt, den ſie nicht morden können, und der ſich aus des Himmels Höhen, zertheilt, einen Feuerregen, auf Tauſende ergießt, die vorher theilnahmlos, gleichgültig waren. Ein ſolcher Blutzeuge iſt für die träge, ſchwer bewegbare Maſſe mehr werth, als hundert Lebendige! Da wir dieſe in unſerem feinen Jahrhunderte wo ſelbſt die Qualen und die Verfolgungen verfeinert, zu Nadelſtichen blos geworden ſind, nicht mehr haben, ſo wollen wir auch aus dieſem Grunde jene Bilder heraufbeſchwören. Sie ſollen uns erfriſchen, kräftigen. Um die ganze Bedeutung des gemißhandelten Mannes in's richtige Licht zu ſtellen, haben wir dieſe Vorgeſchichte vorangehen laſſen und müſſen ihr, ehe wir vor ſeine Thatenbühne treten, noch die Geſchichte der Beſtrebungen gegen die herrſchende Kirche folgen laſſen, welche den ſeinigen vorangingen, und von denen ſie nur eine Fortſetzung waren.

Vom Beginne des Chriſtenthums an iſt, neben dem endlich gelungenen Beſtreben, eine geſchloſſene herrſchende allgemeine Kirche zu begründen, mit beſtimmten, von ihren Prieſtern aufgeſtellten Glaubensbekenntniſſen, außer welcher kein Heil und keine Seligkeit zu finden ſei — die freie Richtung vertreten geweſen, die geiſtige Auffaſſung des Evangeliums, die ſich durch keine menſchliche Erklärungen, ſie mochten kommen von wannen ſie wollten, durch keine Concilien-Beſchlüſſe, durch keine weltliche Machtſprüche wollte binden laſſen. Sie hielt der Kirche, ihren Satzungen und Einrichtungen die reine Quelle des Evangeliums entgegen, wogegen ſich dieſe bei Allem, was nicht durch die Evangelien geſtützt werden konnte, auf mündliche Ueberlieferungen (Tradition) von den Zeiten der Apoſtel her, und auf den heiligen Geiſt berief, der ihrer Angabe nach die Geſammtheit ihrer Geiſtlichen beſeelen ſollte. Sie bildeten einen ſtehenden Gegenſatz gegen die Kirche und deren Gewalt und wurden von dieſer mit dem Namen der Häretiker belegt, d. h. von dem geltenden Lehrbegriffe und Gottesdienſt Abgewichene, Abgefallene. Die

Benennung Ketzer wird ſpäter in Deutſchland allgemeiner Gebrauch, und bedeutet die Reinen, Auserwählten, wie ſich mehrere dieſer Sekten nannten. Hatte man ſie in den erſten Jahrhunderten nur mit dem Ausſchluſſe aus der Kirchengemeinſchaft, mit dem Kirchenbanne beſtrafen können, ſo traf ſie, ſeitdem die Kirche das Glück gehabt, Staatsanſtalt zu werden, mit dem Banne auch die Reichsacht, der Verluſt ihrer bürgerlichen Rechte, und dem Verbrennen ihrer Schriften folgte bald das Verbrennen ihrer Leiber. Das erſte Blut, was die Kirche in Folge eines förmlichen Urtheils durch den weltlichen Arm vergießen ließ, war das des Spaniers Priscillian und ſechs ſeiner Anhänger, die auf einer Synode zu Trier (385) von ſpaniſchen Biſchöfen angeklagt, verurtheilt und hingerichtet wurden.

Die Hauptſtreitigkeiten fanden über die Perſon Chriſti und ſein Verhältniß zum Vater ſtatt und waren gegen die ſich bildende Dreieinigkeits- (Trinitäts-) Lehre gerichtet. Man nannte die Gegner dieſer Lehre Monarchianer, Antitrinitarier, weil ſie ſtrenge auf die Einheit Gottes hielten. Der große Kampf der Arianer (Arius, Presbyter zu Alexandrien um das Jahr 312), der im 4. Jahrhundert geführt wurde und das erſte zwingende Glaubensbekenntniß, das Nicäniſche, in's Leben rief, hatte denſelben Urſprung. Der Streit und die Trennung zwiſchen der morgenländiſchen und abendländiſchen, der griechiſchen und lateiniſchen (römiſchen) Kirche war urſprünglich hierarchiſcher Natur, — ein Streit um die Oberherrſchaft, da Konſtantinopel nicht Rom dienen wollte und umgekehrt, und wenn man ihn ſpäter auch in einen Lehrſtreit mit verwandelte, ſo blieb jener immer die Hauptſache. Gegen dieſe Herrſchaft der Kirche, gegen ihre Verdorbenheit und Ausartung, gegen die Oberhoheit und Anmaßung der Päpſte waren auch die Beſtrebungen der beſſeren und reineren Menſchen der ſpäteren Jahrhunderte faſt ausſchließlich gerichtet; die Streitigkeiten um die Lehre waren in den Hintergrund getreten. Man nannte die Gegner nun deßwegen Antihierarchianer. Aber um ſo fürchterlicher waren nun auch der Haß und die Verfolgungen der Kirche gegen ſie, denn es handelte ſich bei ihr um Sein oder Nichtſein. Hatte man bisher die Verfolgung der Ketzer den Biſchöfen überlaſſen, ſo zogen nun bald in allen Ländern der Chriſtenheit eigene Ketzermeiſter mit unumſchränkter Vollmacht umher, die Ketzer aufzuſpüren, zu verhören und dem weltlichen Richter zur Beſtrafung zu überantworten. Brandſtätten bezeichneten ihren Weg, Blutſpuren ihre Tritte. Aber der Geiſt läßt ſich nicht bannen. Ueberall ſchlugen ſeine Flammen aus dem wirren Chaos, bald hier bald dort, ſeine Kraft prüfend und die ägyptiſche Finſterniß beleuchtend, die auf der Kirche lag. Durch das ganze Mittelalter ziehen die Verſuche, ſeine Feſſeln zu ſprengen, die Vorſpiele der Reformation. Seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts werden dieſe Verſuche im Abendlande häufiger, von Jahrhundert zu Jahrhundert bedenklicher, unaufhaltſamer. Nicht Einzelne ſind es mehr, die man durch die willige Hand der Fürſten ſtumm machen konnte; Tauſende hatte der Geiſt ergriffen; langwierige Kriege mußten gegen ſie geführt, Kreuzzüge gegen ſie gepredigt werden. Aber hier im Abendlande war die Entartung des geiſtlichen Standes in dem faſt geſetzloſen Zeitalter zu einer fürchterlichen Höhe geſtiegen. An den biſchöflichen Hoflagern wurde die Zeit mit Waffen, Turnieren, Jagden, Tänzen und Trinkgelagen ausgefüllt; ſie waren von denen der weltlichen Fürſten in nichts verſchieden. Der Biſchof ertheilte ſogar Erlaubniß zur Errichtung öffentlicher Frauenhäuſer auf ſeinem Landesgebiete und erhob Abgaben von ihnen. Die geiſtlichen Aemter, ſogar Anwartſchaften auf ſie, wurden verkauft. Am päpſtlichen Hofe war Alles feil. Die Käufer ſuchten ihr ausgelegtes Geld durch drückende Auflagen wiederzugewinnen. Der Biſchof bezog von ſeinen Pfarrern eine beſtimmte Summe für die öffentliche Haltung von Beiſchläferinnen. **Windeck**, Kaiſer Sigmund's Rath ſagt aus: „Wo man Böſes hörte, oder Krieg war, und man fragte, wer das thut?

da hieß es, der Biſchof, der Papſt, der Dechant, der Pfaffe; — die Laien gaben den Pfaffen die Schuld und ebenſo die Pfaffen den Laien.“ Nikolaus von Clemange (Paris 1401) ſagt: „Die Mönche ſind reißende Wölfe in Schafskleidern, die ſich äußerlich ſtreng, keuſch, demüthig und heilig anſtellen, inwendig aber voll ſchändlicher Wollüſte ſind, ſich mit Wein und fetten Speiſen überfüllen, mit fremden Weibern leben und Alles mit ihren Lüſten beflecken.“ Die Nonnenklöſter vergleicht er mit öffentlichen Häuſern. Geiſtliche, erzählt er weiter, habe man viele angetroffen, die weder leſen noch ſchreiben gekonnt, und von der Bibel in ihrem ganzen Leben nichts weiter als den Einband angeſehen hätten. Sei ein Geiſtlicher eines Diebſtahls, einer Mordthat, einer Entführung oder eines andern ſchweren Verbrechens wegen eingekerkert geweſen, ſo ſei er für unſchuldig erklärt und freigelaſſen worden, ſobald er ſeinem Biſchof ein Stück Geld bezahlt habe.

Die Verwilderung der Kirche, wie die der öffentlichen Sitten überhaupt, zeigte ſich am meiſten in der Art, wie ſie ihre Feſte beging. Vermummungen, Gelage, Tänze, rohe Streiche, blutige Händel bezeichneten die meiſten. Die ſ. g. Narrenfeſte mit ihrem Narrenbiſchofe ſind bekannt. An ihnen erhielt die Geiſtlichkeit die Freiheit, öffentlich auszuſchweifen und Zucht und Sitte vor Aller Augen zu verletzen. So wurden das Feſt des heil. Nikolaus, die Faſtnacht, die Maifeſte, Pfingſten, die Heiligentage und Kirchweihen begangen.

Der päpſtliche Hof zu Avignon war der Schauplatz aller Ueppigkeit, von wo ſie ſich durch die Franzoſen erſt nach Neapel und ganz Italien ergoß. Von einem bildenden, moraliſchen Einfluſſe auf das Volk konnte bei einer ſolchen Kirche keine Rede mehr ſein. Das Beiſpiel ihrer Diener mußte im Gegentheil ſehr verderblich wirken. Dazu bot ſie durch ihren Ablaßkram das leichteſte Mittel, alle Sünden, alle Verbrechen zu ſühnen. War das nicht eine mittelbare Aufforderung, ſie zu begehen? Aber der geſunde Sinn des Volkes erwachte ob dieſes gräulichen Zuſtandes. Eine tiefe Wehmuth, eine Art Verzweiflung ergriff die weicheren Gemüther; ſie erwarteten das Hereinbrechen des jüngſten Tages; gewaltiger Unwille, der ſich zu Verachtung und Haß gegen den ganzen Klerus ſteigerte, bemächtigte ſich der Kräftigeren. Sie ſahen in der äußern Macht der Kirche ihr Verderben, und mit Recht; ſie erhoben ſich dagegen. Aus der Geiſtlichkeit ſelber wurden Stimmen laut. „Es wäre ſchon zum Sprichwort geworden,“ ſagt der Kardinal Peter von Ailly, „die Kirche ſei in einen ſolchen Zuſtand gerathen, daß ſie nur durch verworfene Leute regiert werden könne.“ Der ſchon erwähnte Nikolaus von Clemange ſagt: „Sonſt war nichts ehrwürdiger, als ein Prieſter; jetzt iſt nichts ſo verächtlich, ſo verwerflich!“ —

Aus dieſem Geſichtspunkte wird die Bildung der zahlreichen Sekten und Ketzerhaufen jener Zeit erklärlich. Dieſe Menſchen fanden keine Befriedigung mehr in dem, was die Kirche Chriſtenthum nannte, und in ihrem Gottesdienſte. Sie waren mit Abſcheu gegen das öffentliche Aergerniß erfüllt, was von ihr ausging. Die Handſchriften der Bibel waren ſelten, koſtbar; Ueberſetzungen von ihr, außer der lateiniſchen, gar nicht vorhanden. Dennoch fanden ſich viele ſolcher Leute, welche den Inhalt des neuen Teſtamentes deutſch auswendig wußten. Sie drangen auf einen geſitteten Zuſtand der Kirche, auf ein vollkommenes Chriſtenthum. Ein Theil von ihnen hatte das äußere Leben der Chriſten im Auge, die Gemeindeverfaſſung, nach dem Vorbilde des apoſtoliſchen Zeitalters, ſie waren natürliche Gegner des Papſtthums. Andere ſuchten mehr das innere Leben im Gegenſatz zu dem troſtloſen Ceremonienweſen der Kirche zu heben, ſie gelangten zu lobenswerther oder verwerflicher Myſtik. Wohl geriethen ſie häufig in Leidenſchaft und wilde Schwärmerei: aber das konnte bei dem Weltzuſtande, in dem ſie lebten, und bei dem Kampfe, den ſie zu kämpfen hatten, gar nicht anders ſein. Denn ſtatt daß die Kirchengewalt ihnen entgegengekommen wäre, jene Abwege zu vermeiden, und gegründeten Beſchwerden Abhülfe verheißen hätte, ſuchte ſie alles, was ihr Ketzer hieß, zu zerſchmettern, von dem Erdboden zu vertilgen. Aber dieſe Mittel ſtählten nur die Ueberzeugung. Wie früher Einzelne für den Glauben, ſo ſtarben nun Hunderte aus allen Ständen und Geſchlechtern den Märtyrertod in den feurigen Armen der Flammen. Kein Land, keine Gegend der abendländiſchen Chriſtenheit blieb von dem Gifte der Ketzerei frei. Hatte doch der edle, ſittlich reine, geiſtige Arnold von Brescia der Hierarchie in Rom ſelber die Axt an die Wurzel geſetzt. Aller weltlichen Macht und alles weltlichen Beſitzes wollte er die Kirche entkleiden, ſie zu ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückführen. Den Papſt Lucius II. hatte das wüthende Volk geſteiniget (1145). Die erſten Hohenſtaufen, von den Römern ſelbſt dazu aufgefordert, verſchmähten es, wie ſpäter Karl V., ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen und der Welt die erſehnte Freiheit zu bringen, denn auch ſie kannten die Freiheit nicht; auch ſie wollten herrſchen. Barbaroſſa erkaufte ſeinen Frieden mit dem Papſte durch die Auslieferung Arnold's. Er wurde bei'm erſten Strahle der Morgenſonne vor Roms Thoren verbrannt (1155). Sein Blut ſollte den Bund kitten, den die beiden finſteren Mächte, die geiſtliche und die weltliche Tyrannei abermals mit einander geſchloſſen hatten! O, du ſo geprieſener Hohenſtaufe Friedrich I., wäreſt du ein Friedrich II. geweſen! Hätteſt du deine Zeit beſſer verſtanden! Doch nein! Die Pflanze der Freiheit ſoll keine Blume ſein, die im Strahle der Fürſtengunſt erblühet, — am Morgen erblühet und am Abend verwelket, wenn ihrer Laune ihr Duft nicht mehr angenehm vorkömmt, ein ſtarker Baum ſoll ſie ſein, der in der Bruſt des Volkes wurzelt, von ihm erzogen; von ihm gepflegt und genähret, mit ſeinem Blute getränket, von ihm geſchützt und geſchirmet, der den Stürmen von Jahrhunderten gewachſen iſt und trotzet. Ihre Zeit war noch nicht gekommen; ihr Boden noch nicht bereitet! — Arnold's Anhänger wirkten im Geheimen fort.

An andern Orten wurden ähnliche Menſchenopfer gebracht. Fanatismus ergriff die Gegner der Kirche und riß ſie über alle Grenzen hinaus. Sogar der nüchterne Niederländer begann zu ſchwärmen. In der Gegend von Antwerpen (1115—24) zog Tanchelm oder Tanquelin umher. Er predigte im freien Felde, umgeben von Bewaffneten; eine Fahne und ein Kreuz wurden vor ihm hergetragen. Er nannte die Kirchen Häuſer der Unzucht, verwarf das Abendmahl, den geiſtlichen Zehnten; gab ſich für Gott aus, weil der h. Geiſt in ihm wohne. Er wurde hingerichtet. Aber ſeine Anhänger erhielten ſich noch lange um Utrecht und Köln. — In Bretagne und Gascogne, in der Provence und Languedoc wurden (1100—1150) Kirchen und Altäre zerſtört, Kreuze verbrannt, (weil Chriſtus an ihnen gelitten), Prieſter und Mönche mißhandelt; in der Gegend von Toulouſe wurde aller öffentliche Gottesdienſt eingeſtellt. Das ſüdliche Frankreich wurde ein Haupttummelplatz für die Sektirer. Man nannte ſie jetzt (11. und 12. Jahrh.) wohl auch mit einem allgemeinen Namen Manichäer (nach einer älteren Sekte des 3. Jahrh.). Ihre beſondere Namen waren mannigfaltig: Katharer (Reine, Auserwählte), Paulinianer (von einer Armeniſchen Sekte, die ſich um das J. 660 gebildet hatte und vorgab, die ächten Lehren des Apoſtel Paulus zu beſitzen; man hatte das öde Thracien mit ihnen bevölkert, und ſie wurden daher auch ſpäter Bulgaren genannt), gute Leute u. a. Um 1120 zeigten ſie ſich am Rhein in Deutſchland. Sie verwarfen die Prieſter und erkannten nur an, was Chriſtus und die Apoſtel angeordnet. 1159 kamen ſolche deutſche Katharer nach England, wo man ſie brandmarkte und des Landes verwies. Die Kirche ſchleuderte mehrmals den Bann gegen ſie; ihre Güter wurden eingezogen, ſie ſelbſt leibeigen. Es half Alles nichts; ihre Zahl mehrte ſich. Selbſt im Kirchenſtaat hatten ſie Fuß gefaßt;

in Mailand war ihr Hauptſitz. In Südfrankreich waren ſie an mehreren Orten herrſchende Partei; die mächtigſten Barone gaben ihnen Schutz; Graf Raimund VI. von Toulouſe duldete ſie, denn ſie waren ſittliche Leute, mieden Schwelgerei und Kleiderpracht, ſogar den Handel, um keinen Betrug zu üben, und nährten ſich von ihrer Hände Arbeit. Hier kam nun in dem Trauerſpiele, das die Kirche gegen ſie aufführte, für alle der Name Albigenſer auf, von der Landſchaft Albigeois (Gebiet von Albi), wo man ſie zuerſt angriff. Der päpſtliche Legat, Ciſtercienſer und Ketzermeiſter, Peter von Caſtelnau, war im Gebiete des Grafen ermordet worden, und die Mönche ſchoben die Schuld auf den Grafen. Papſt Innocenz III. ließ einen Kreuzzug gegen ihn predigen. Die franzöſiſchen Biſchöfe, der Adel, der König ſelbſt, leiſteten willige Folge. Geſindel, das der päpſtliche Ablaß und die Hoffnung auf Beute aus weiter Ferne herbeilockte, wurde unter der Fahne des Erlöſers gegen ruhige Leute geführt, die ihn durch ein reines Leben ehrten. Der Krieg wüthete von 1209—1229. Die Dörfer wurden eingeäſchert, die Städte geſtürmt, Alles ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes (bei der Eroberung von Beziers gegen 60,000 Menſchen auf einmal), ohne Unterſchied der Religion, ſogar auch die Katholiken, niedergemacht. „Der Herr kennt die Seinen ſchon!“ hatte der Legat, Abt Arnold von Citeaux, geſprochen. Warum ſich alſo Mühe geben, die Schuldloſen von den Schuldigen zu ſondern? Dazu war keine Zeit bei dem heiligen Werke, und oben im Himmel ſchadete es nicht. Hunderttauſende von beiden Seiten gingen gräßlich unter; das verwüſtete Land ſchenkte ein Concil (!) zu Montpellier (1215) dem Grafen Simon von Montfort, dem Hauptführer des Kreuzheeres. Was von den Unglücklichen übrig war, wurde den Blutgerichten der Inquiſition überlaſſen. Und dennoch verſchwand nur der Name, und die Sache blieb. Flüchtlinge dieſer Partei haben in den Thälern Piemont's und der Lombardei die ſ g. franzöſiſche Kirche gegründet, ſie verbreiteten ſich ſogar nach Spanien, wo Leon ihr Hauptſitz war. In Deutſchland fanden ſich allein in der Diöceſe Paſſau 41 Schulen der Ketzer: in Italien beſaßen ſie viele Kirchen.

Die Waldenſer traten in einen noch entſchiedneren Gegenſatz mit den Lehren der Kirche, als die bisher genannten, da ſie noch beſtimmter die Bibel zur einzigen Regel ihres Glaubens machten und apoſtoliſche Einfachheit auch in das Leben zu bringen ſuchten. Die Ableitung ihres Namens iſt eine zweifache: von Petrus Waldus (de Vaux) oder von Thalbewohnern (Vallee, Waadtländer, Vaudois). Nach einer Angabe ſoll die Sekte ſchon um 1100 vorhanden geweſen ſein. Petrus Waldus war ein reicher Kaufmann von Lyon, der um das Jahr 1170 auf den Gedanken kam, das Leben der erſten Chriſten nachzuahmen; alle ſeine Güter den Armen ſchenkte und unter freiem Himmel zu predigen anfing. Er fand viele Anhänger, vorzüglich aus dem Stande der Handwerker. Sie ſagten ſich von allen Satzungen und Gebräuchen der römiſchen Kirche gänzlich los und bildeten eine eigene Religionsgemeinſchaft. Sie wurden ſchon 1184 gebannt; eine allgegemeine Verfolgung erfuhren ſie aber erſt mit den Albigenſern. Auch ſie flohen nach verſchiedenen Richtungen und bildeten in den von der Natur feſten Thälern Piemonts eine beſondere Kirche, die heute noch beſteht. In Deutſchland verbreiteten ſich ihre Grundſätze bis an die Nord- und Oſtſee. Waldenſer kamen nach Apulien und Kalabrien und nach Böhmen.

Die bisher geſchilderten Verſuche alle waren von dem Volke ausgegangen. Sie hatten ſich meiſt außerhalb der Kirche geltend zu machen geſucht; denn die Mittel, die Kirche von Innen zu bekämpfen, ſtanden ihnen nicht zu Gebot. Auch war daran nicht zu denken geweſen, ſo lange die Macht des Papſtthums in ihrer ganzen Furchtbarkeit daſtand. Als dieſe aber zu ſinken begann, mußte der Gedanke an eine Verbeſſerung innerhalb der Kirche Raum gewinnen. Die Hauptaufgabe mußte ſein, nicht nur einzelne Mißbräuche zu heben, ſondern die Kirche ſelbſt, ihr Weſen und ihren Geiſt umzugeſtalten, zu erneuern. Auch das Mittel hierzu war gefunden. Es war die Wiſſenſchaft, deren Licht zu dämmern begann. Der Stand der Gelehrten, der ſich allmälig vom Klerus losriß und als eigener Stand auftritt, mußte die Einleitung hierzu beginnen. Auch er mußte ſeine edelſten Söhne zum Opfer darbringen. Ihr Herzblut rann in den breiten Strom, den das Volk im Drange dunkeln Gefühles lange ſchon vergoſſen hatte. Wenn ihr Licht alle Schichten deſſelben durchdrungen haben wird und ſeiner Thatkraft die rechte Bahn beleuchtet, dann iſt der Sieg errungen. Licht und Wärme, innig mit einander verbunden, ſind Feuer, und Feuer verzehrt Alles, was nicht ächt iſt.

Aus den äußeren oder Nebenſchulen, welche bei den Stiftsſchulen für Laien beſtanden, ſind die Stadtſchulen und hohen Schulen entſtanden. Die ſtädtiſchen Behörden haben bei ihnen nach und nach die geiſtliche Oberherrſchaft zu entfernen gewußt und ſich an den Landesherrn gewendet, wenn der Klerus Schwierigkeiten machte. Höhere Wiſſenſchaften wurden an verſchiedenen Orten beſonders betrieben, Arzneikunde, römiſches Recht, Theologie. Das Innungsweſen jener Zeit wurde auch hierauf angewendet; es bildeten ſich gelehrte Vereine. Um einen Lehrer ſammelten ſich die Schüler, wie die Gefolgſchaften früherer Zeit um den Führer, wie die Knappen um den Ritter. Die Lehrer mußten freilich vom Biſchofe oder vom Papſte Erlaubniß zum Lehren haben, aber ihre Geſellſchaften waren freie Vereinigungen. Sie waren in Landsmannſchaften getheilt, die ſich zu einer Geſammtheit (Univerſität) vereinigten, in deren innere Angelegenheiten ſich weder Staat, noch Kirche miſchten. Sie hatten eigene Gerichtsbarkeit unter ihrem Rektor. Sie wurden immer unabhängiger, erhielten Sitz und Stimme auf Reichstagen und Kirchenverſammlungen und traten bald gegen den Klerus auf.

Wichtig für den Verlauf unſerer Geſchichte iſt, was zu Oxford in England zuerſt gegen die Bettelmönche geſchah, welche die Rechte und Statuten der Univerſität angreifen wollten.

Johann Wiklef (Wicliffe, geboren 1324), Lehrer an dieſer Univerſität, trat 1360 gegen jene Mönche auf und widerlegte ſie; er tadelte auch den Papſt, der ihnen Schutz gab. Als ſpäter der Papſt (1367) von König Eduard III. den jährlichen Tribut forderte, den ihm Johann ohne Land bewilligt, Eduard aber ſeit vielen Jahren zurückgehalten hatte; trat er auch gegen den Papſt ſelber auf und bewies, daß dieſe ſchimpflichen Verſprechungen Johann's für ſeine Nachfolger nicht bindend ſeien. Noch kein öffentlicher Lehrer hatte ausgeſprochen, was er. Er hieß den Papſt den Antichriſt, den weltlich ſtolzen Prieſter von Rom, den abſcheulichſten Schafſcheerer und Beutelſchneider. Die Mönche nannte er die Schüler des Antichriſts und faule Bäuche. Durch freies Forſchen in der Schrift, die er auch in's Engliſche überſetzte, erwarb er ſich den Namen eines „evangeliſchen Lehrers.“ Nicht blos Verbeſſerung der Kirchenverfaſſung erſtrebte er, ſondern Herſtellung der göttlichen Wahrheiten des Chriſtenthums. „Kein anderes Anſehen,“ ſagte er, „könne hier gültig ſein, als die Schrift; die vielen Irrthümer kämen aber daher, weil die Ausleger nichts von Grammatik und Logik verſtünden.“ Die unwiſſenden Mönche namentlich hätten die Religion durch Fabeln verfälſcht. Er verwarf die Brodverwandlung (Transſubſtantiation) im Abendmahl, den Ablaß; Verbeſſerung der Firmelung, Prieſterweihe und Ehe hielt er für keine Sakramente. Der Papſt befahl zwar, Wiklef einzuſperren und unſchädlich zu machen; aber Parlament und Volk ſchützten den muthigen Lehrer. Nach einem langwierigen Prozeſſe brachte es zwar der Erzbiſchof von Canterbury auf dem ſpottweiſe ſogenannten Erdbeben-Concil zu London (1382, da die geiſtlichen Herrn durch ein heftiges Erdbeben ſo erſchreckt worden waren, daß ſie auseinander gehen wollten) dahin, daß Wiklef's Lehrſätze als Ketzereien verdammt wurden;

aber ſeine Anhänger waren ſehr zahlreich, ſelbſt der Kanzler der Univerſität gehörte zu ihnen. Von der Univerſität mußte er entlaſſen werden, ſtarb aber ſonſt unangefochten auf ſeiner Pfarrei Lutterworth (1384). „Wir bitten Gott für unſeren Pabſt Urban VI., daß er ſeinen heiligen Verſtand nicht durch ſeine Feinde verführen laſſe,“ hatte er kurz vor ſeinem Tode noch an den Papſt geſchrieben. Seine Anhänger waren in allen Gegenden und unter allen Ständen verbreitet. Man brachte endlich die weltliche Macht gegen ſie auf; der Papſt ſchilderte ſie dem Könige als Verräther der Krone. Sie wurden verfolgt. Im Jahre 1413 verbrannte man bei London zwei Edelleute, einen Prieſter und 36 andere, nachdem man ſie vorher gehängt hatte. Ein gleiches Schickſal hatte 1416 der Lord Cobham, Johann Oldcaſtle. Wiklef's Gebeine wurden im Jahr 1428 aus dem Grab geriſſen und verbrannt. Seine Partei verſchwindet endlich aus England. Viele aber waren nach Deutſchland gegangen, wo ſie an den Waldenſern Glaubensverwandte fanden und den Namen Lollharden erhielten.

In Wiklef's Zeit fällt auch der Anfang der großen Kirchenſpaltung unter zwei Päpſten (das große päpſtliche Schisma 1378), deren einer Urban VI. in Rom, der andere Clemens VII. in Frankreich reſidirte. Dies ſteigerte die Verwirrung und das Aergerniß in der Kirche auf's Aeußerſte. Auch nach dem Tode dieſer beiden Päpſte hörte die Trennung nicht auf: denn die Römer wählten Bonifacius IX. (1390) und die franzöſiſchen Kardinäle zu Avignon Benedikt XIII. Das Verlangen nach einer Reformation an Haupt und Gliedern ward allgemein, und die Univerſitäten liehen ihm Sprache. Schon früher hatte ein Deutſcher, Lehrer der Theologie an der Univerſität zu Paris, Heinrich von Heſſen, genannt Langenſtein, in einer eigenen Schrift darauf hingewieſen (1381), daß die Vereinigung und Reformation der Kirche nur von einem allgemeinen Concile zu erwarten ſei. Nun gaben die pariſer Doktoren unter ihrem angeſehenen Kanzler Gerſon den Ausſpruch, daß ſich jeder Papſt einem allgemeinen Concile unterwerfen müſſe. Da aber keiner der Päpſte Luſt hatte, ein ſolches zu berufen, ſo trug die Univerſität Oxford darauf an, eins zu erzwingen (1339). Beide gelehrte Körperſchaften hatten auch anerkannt, daß die Sache nicht ohne den römiſchen König ausgeführt werden könne. Aber im römiſchen Reich ſah es aus, wie in der Kirche. Es war getheilt, und zwei Könige ſtanden einander gegenüber: Wenzel von Böhmen und Ruprecht von der Pfalz. Von Beiden geſchah nichts. Da kündigte Frankreich den beiden Päpſten, dem neugewählten (1407) römiſchen Gregor XII. und dem franzöſiſchen Benedikt XIII. den Gehorſam auf. Die pariſer Univerſität war dabei wieder thätig, und man brachte es dahin, daß beide Päpſte von den meiſten Kardinälen verlaſſen wurden, die ein allgemeines Concil nach Piſa ausſchrieben. Hier wurden nun (1409) die beiden Päpſte als hartnäckige Schismatiker und Ketzer abgeſetzt und Alexander V. zum alleinigen Papſte erwählt. Dieſer beſtätigte die Beſchlüſſe der Verſammlung, verſchob aber das Weitere, d. h. die Kirchenverbeſſerung, auf ein nächſtes Concil. Die Erwartungen waren alſo wieder getäuſcht und nicht einmal die Kircheneinheit hergeſtellt: denn aus der Zweiheit war, wie König Wenzel vorhergeſagt hatte, eine Dreiheit geworden. Keiner der abgeſetzten Päpſte legte ſeine Macht nieder, und jeder behielt Anhang.

Die neugeſtifteten deutſchen Univerſitäten haben an den kirchlichen Ereigniſſe keinen Theil genommen; ſie waren wohl noch zu jung dazu. Aber von Prag iſt eine Bewegung ausgegangen, die in ganz Böhmen Anklang fand, und den Anſtoß gegeben hat, nach Wiklef's Vorgang die Kirchenverbeſſerung oder die Verbeſſerung der Geiſtlichkeit mit der Verbeſſerung der Lehre zu verbinden oder auf dieſe zu gründen, vor allem aber der Hierarchie den unbedingten Gehorſam aufzukündigen.

Das ſlaviſche Land Böhmen war frühe ſchon, von den Zeiten der erſten Karolinger an, in die Lehensabhängigkeit von Deutſchland gerathen. Es waren in ihm noch beſondere Gründe zum Widerſtand gegen die römiſche Hierarchie vorhanden. Zu den Böhmen war das Chriſtenthum durch die griechiſche Kirche gekommen und ſie blieben den Gebräuchen dieſer Kirche zum Theil bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zugethan. Die Ehe unter der Geiſtlichkeit und der Genuß des Abendmahls in beiderlei Geſtalt hatte ſich bei ihnen bis in dieſelbe Zeit erhalten. Durch Geſetze und Strafen hatte man dieſe Gebräuche unterdrückt. Dadurch war aber im Volke Haß gegen Rom entſtanden. *Waldenſer* waren überdieß in das Land geflüchtet. Sie waren hier unter dem Namen *Grubenheimer* bekannt, vermuthlich weil ſie den Verfolgungen in Gruben und Höhlen zu entgehen ſuchten. Im Jahr 1341 iſt ein päpſtlicher Legat und Ketzerrichter von ihnen zu Prag ermordet worden.

Kaiſer *Karl* IV. hatte zu Prag nach dem Muſter von Paris und Bologna eine *Univerſität* gegründet (1347), die erſte in Deutſchland. Er beſtimmte ſie nicht allein für Böhmen, ſondern für die deutſchen und benachbarten ſlaviſchen, ja ſogar für die ſcandinaviſchen Lande. Er theilte die Studirenden in 4 Nationen: die böhmiſche, baieriſche, polniſche und ſächſiſche, oder jede Sprache in zwei Mundarten. In kurzer Zeit war Prag ſehr ſtark beſucht; man zählte bei Karl's Tode 7000 Studirende. Ueberhaupt war Böhmen ſehr häufig von Fremden beſucht. In Prag waren auch frühzeitig ſehr freiſinnige Prediger aufgetreten. *Konrad Stiekna* (auch Konrad von Oeſtreich genannt, † 1369), Pfarrer zu Prag und Domherr, war ein gewandter Redner und griff den Unfug der Mönche an. Er nannte ſie Wölfe in Schafskleidern und geißelte ihre Laſter und ihre Heuchelei. Er drang auf wahre Frömmigkeit und ächte Andacht, die an keine Glocken und Stunden gebunden ſeien, ſondern von der Stimmung des Herzens abhingen. Die erbitterten Mönche vermochten ihn nicht zu ſtürzen, denn Karl IV. ſchützte ihn. Auch war er rein im Glauben und Leben und griff nicht allein die Mönche, ſondern das Sittenverderbniß ſeiner Zeit überhaupt an. Er ergriff das Volk gewaltig. Vornehme Frauen gaben ihren koſtbaren Schmuck zum Beſten der Armen hin. Johann Milicz aus Mähren war ein Zeitgenoſſe von Stiekna und Erzdiakonus und Domprediger zu Prag. Wie dieſer rein von Sitten, war er von glühendem, an Schwärmerei gränzenden Eifer für Verbeſſerung der kirchlichen Zuſtände beſeelt. Er predigte wider die Einführung des Abendmahls in Einer Geſtalt, wider die Abſchaffung der Landesſprache beim Gottesdienſte (die Päpſte hatten die Erlaubniß, den Gottesdienſt in ſlaviſcher Sprache zu halten, bald gegeben, bald genommen), wider den eheloſen Stand und den weltlichen Beſitz der Geiſtlichkeit, wider das Mönchsweſen. 1302 legte er ſein Erzdiakonat freiwillig nieder, ward Sakriſtan an derſelben Kirche und lebte allein von Almoſen, die ihm fromme Hände reichten. Der Zudrang zu ſeinen Predigten war außerordentlich; er mußte an Einem Tage oft drei bis viermal predigen; er erlernte die deutſche Sprache, um auch den Fremden verſtändlich zu ſein. Den Stoff zu ſeinen Predigten ſchöpfte er aus der heiligen Schrift. Er reiſte nach Rom, um auch da zu predigen, aber man warf ihn in's Gefängniß. Der von Avignon zurückgekehrte (1367) Urban V. gab ihm jedoch die Freiheit wieder. Nach Prag zurückgekehrt, erhielt er nach Stiekna's Tode deſſen Stelle. Er ſetzte Gebetsformeln für den öffentlichen Gottesdienſt auf, die in Böhmen faſt allgemein angenommen wurden. Sein Einfluß auf den Sittenzuſtand ſeiner Zeitgenoſſen war bedeutend. 300 öffentliche Dirnen ſollen durch ſeine Predigten auf den Weg der Tugend zurückgeführt worden ſein. Die Geiſtlichkeit dagegen ſetzte Klagen wider ihn auf und ſandte ſie an den Papſt. Milicz reiſte zum zweiten Male nach Rom, verantwortete ſich vor Gregor XI. und ward freigeſprochen (1374). Gleich nach ſeiner Heimkunſt ſtarb er. Matthias von Janow, der Beichtvater Kaiſer Karl's IV. (der zugleich König von Böhmen war), wirkte ganz in demſelben Geiſte. Er legte dem Kaiſer die Nothwendigkeit einer Kirchenreformation an's Herz und forderte ihn auf, eine allgemeine Kirchenverſammlung zu berufen. Karl trug das Begehren dem Papſte vor, und dieſer erklärte Alle, die es geſtellt, für freche Ketzer, und verlangte von dem Kaiſer ihre Verfolgung. Karl gehorchte wirklich, und Janow wurde des Landes verwieſen. Er kehrte, wie es ſcheint, heimlich zurück und ſtarb 1394. Dieſe Männer waren die Vorläufer von Huß. Dieſer fand den Boden gut bereitet zur Aufnahme der Saat, die er ausſtreute, und theilweiſe noch günſtigere Verhältniſſe, als Jene. Denn König Wenzel, der ſeinem Vater Karl IV. in Böhmen und im römiſchen Reiche gefolgt war (1378), hatte deſſen tiefe Ergebenheit gegen den Papſt und die Geiſtlichkeit gar nicht, und war ſehr häufig mit dem Klerus ſeines Hauslandes in Händel verwickelt, die er auf rohe Weiſe zu entſcheiden ſuchte. So gab er im Zorne die Güter des Erzbiſchofs Johann von Prag, weil dieſer ſeinem Hofmarſchalle ein in der Elbe errichtetes Wehr hatte zerſtören laſſen, Jedermann Preis. Das Ganze war ein unbedeutender Streit über die Fiſchfangsgerechtigkeit an dieſer Flußſtelle. Die Höfe des Erzbiſchofs wurden geplündert, das Vieh weggetrieben, ſeine Kornböden ausgeleert, ſeine Teiche ausgefiſcht und er erlitt einen Schaden von beinahe 100,000 fl. heutigen Geldes, nach ſeiner Berechnung. Bei Nacht durchzog der König häufig an der Spitze bewaffneter Häſcher die Straßen von Prag, drang in die Häuſer der Geiſtlichen ein und hob diejenigen auf, bei welchen er Konkubinen oder liederliche Weiber fand; ſie wurden des anderen Tages mit dieſen öffentlich an den Pranger geſtellt. Wenzel fürchtete ſogar eine Verſchwörung der böhmiſchen Geiſtlichkeit gegen ſich, welcher ein Drittel des Königreichs eigenthümlich zugehörte und die mit Bewaffneten und Feſtungen wohl verſehen war, während er kein ſtehendes Heer auf den Füßen hatte. Er ſchrieb in dieſer Beziehung einmal an den Erzbiſchof von Prag: „Du Erzbiſchof! packe dich fort aus meinem Böhmen, und wenn du etwas wider mich und die Meinigen unternimmſt, ſo will ich dich erſäufen und ſo die Händel ſtillen.“ Er ließ mehrere

Geiſtliche gefangen ſetzen. Den Einen ſchlug er ſelber im Zorne mit dem Degenknopfe auf's Haupt, daß er blutete. Zwei Andere ließ er foltern, um ſie zum Geſtändniß deſſen zu bringen, was der Erzbiſchof gegen ihn im Schilde führe, und als er die gewünſchte Auskunft nicht erlangte, ließ er den Einen von ihnen, des Erzbiſchofs Vikar, Johann Pomuk, in der Mitternachtsſtunde gebunden auf die Moldaubrücke tragen und in's Waſſer ſtürzen (1393). Der Erzbiſchof verließ Böhmen heimlich und reiſte nach Rom. Hier verklagte er den König förmlich und verlangte den Bann gegen den König und deſſen Hofleute und das Interdikt auf das ganze Land. Er richtete indeſſen nichts aus (1393). Uebrigens wird gleicher Weiſe von König Wenzel berichtet, daß er die Geiſtlichen, welche lobenswerth wirkten und kein Aergerniß gaben, geachtet, gütig, ſogar großmüthig behandelt und mit Gnadenbriefen begünſtigt habe. Er war für die Reinheit der Lehre beſorgt, und ließ den von Rom geſchickten Ketzerrichtern Schutz und Hülfe angedeihen, die Ketzer aufzufinden und zu beſtrafen. Im Jahr 1391 hatten zwei Prager Einwohner, der Kaufmann Kreuz und Johann von Mühlheim, des Königes Rath, in der Prager Altſtadt eine neue Kirche gegründet. Erſterer gab den Platz dazu her, und Letzterer das Geld zu ihrem Baue und zur Beſoldung zweier Prediger, die in ihr Gottes Wort in böhmiſcher Landesſprache öffentlich vortragen ſollten. Das war der Zweck der Stiftung, damit die böhmiſchen Prediger nicht mehr gezwungen ſein ſollten, es wie bisher in Häuſern und Winkeln zu verkündigen. Der Erzbiſchof gab ſeine Zuſtimmung und König Wenzel, auch um die ſeinige gebeten, beſtätigte die Stiftung mit Freuden. In der Urkunde ſagt er: „Die Predigten (in der Landesſprache) gehörten allerdings unter diejenigen Wiſſenſchaften, durch welche die heilige katholiſche Religion bekräftigt, und der menſchliche Verſtand aufgeklärt würden. Wir hoffen mit Zuverſicht, daß uns Gott dafür belohnen werde.“ Dieſe Kirche iſt Bethlehem genannt, und durch Huß geſchichtlich berühmt worden: denn an ihr hat er als böhmiſcher Prediger geſtanden.

Johann Huß war am 6. Juli 1373 in Huſſinecz geboren, einem Marktflecken des Prachiner Kreiſes im ſüdlichen Böhmen in der Nähe der Paſſauer Gränze. Er beſuchte, von ſeinem Grundherrn und andern Gönnern unterſtützt, zuerſt die Schule der benachbarten Stadt Prachatiz und dann die Univerſität Prag. Hier wurde er im Jahr 1393 Baccalaureus (die niedrigſte akademiſche Würde, die zum Halten von Vorleſungen berechtigte) der freien Künſte, das Jahr darauf Baccalaureus der Theologie und im Jahr 1396 Magiſter. 1398 hielt er ſchon öffentliche theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen; 1401 war er Dekan der philoſophiſchen Fakultät. 1402 wurde er Prediger an der Kirche Bethlehem in Prag und um dieſelbe Zeit Beichtvater der Königin Sophia, Wenzel's zweiter Gemahlin aus dem Baieriſchen Herzogshauſe. Er hatte nun Zutritt, Gunſt und Einfluß am Hofe. Huß beſaß gelehrte Kenntniſſe, Scharfſinn und große Beredſamkeit. Ueber die Reinheit ſeines Wandels iſt auch bei ſeinen Feinden nur Eine Stimme. Seine Sitten waren von Jugend an untadelhaft: er führte ein ſtrenges, rauhes, allen äußeren Genüſſen und Ergötzlichkeiten fernes Leben. Sein Geſicht war blaß, hager; nur wenn er ſprach, ſchwach geröthet von dem Widerſcheine der inneren Begeiſterung. Sein Blick war klar, hell; feuerſprühend, wenn der Fluß der Rede ſeinem Munde entquoll. Seine Freundlichkeit gegen Jedermann gewann ihm die Herzen mehr noch, als ſeine Beredtſamkeit. Der Jüngling ſchon glühete für den Glaubensmuth, der zum Opfertode bereit iſt. Märtyrergeſchichten regten ihn zu dem Verſuche an, ob er gleiche Kraft in ſich trage. Als er einſt die Geſchichte des heiligen Laurentius las, der auf einem Roſte zu Tode gemartert worden ſein ſoll, legte er einen Finger in's Feuer, bis ſeine Freunde ihn herausriſſen. Sanft und beſcheiden, ſchüchtern, ängſtlich faſt bei'm erſten Auftreten, wich er nie von der, einmal betretenen Bahn und ſchritt entſchloſſen dem Ziele ſeiner Sendung entgegen, in den glühenden Flammentod.

Huß begann eigentlich mit der Fortſetzung deſſen, was die drei oben genannten böhmiſchen Geiſtlichen angefangen hatten. Er, der Sittenreine, griff in ſeinen Predigten in der Kirche Bethlehem die Ausſchweifungen und Laſter aller Stände an. Das Volk ſtrömte herbei, die Bürger und Studenten; der Adel und ſelbſt der Hof. Mehrere Jahre aber waren ſeine Vorträge durchaus nicht gegen die Kirche und ihr Oberhaupt gerichtet, noch weniger gegen ihre Lehren. Um das Jahr 1402 brachte vermuthlich Hieronymus von Prag einige Schriften Wiklefs, deſſen Werke übrigens ſchon ſeit 1385 in Böhmen bekannt waren und geleſen wurden, aus England nach Prag und zeigte ſie Huß. Huß aber hing noch ſo feſt an den Lehren ſeiner Kirche und hatte eine ſolche Scheu vor dieſen Schriften, die als ketzeriſch ſchon verurtheilt waren, daß er ohne Weiters verlangte, man möge ſie verbrennen oder in's Waſſer werfen, damit ſie den Neurungsſüchtigen nicht in die Hände fielen. Hieronymus indeß veranſtaltete eine Menge Abſchriften von ihnen und vertheilte ſie in Böhmen und Mähren unter die Ritter und unter das Volk. Er empfahl ſie Männern und Weibern zum Leſen und allen Magiſtern und Baccalaureen vom Katheder herab zum Studiren an. „Wer Wiklef's Bücher nicht ſtudirt habe, dem ſei nur die Rinde der Wiſſenſchaft, nicht aber ihr Kern und ihre Wurzeln bekannt geworden,“ pflegte er zu ſagen.

Hieronymus war ein Edelmann aus dem Geſchlechte der Faulfiſch von Prag. Er war ein Mann von edlem, lebendigem Geiſte, großer Gelehrſamkeit (gelehrter noch als Huß) und bewundernswerther Beredſamkeit, wie ſeine Feinde ſelbſt an ihm rühmen. Sie warfen ihm vor, daß er zu Gewaltthätigkeiten geneigt geweſen ſei. Er war eben zugleich ein Mann der Waffenthat, der allerdings oft raſcher zuſchritt, als der ſanfte Huß, und der die faulen Glieder der Kirche lieber durch die Radikalkur einer Amputation, durch das Eiſen geheilt hätte, als durch eine langwierige Behandlung. Er hatte zu Köln, Heidelberg und Prag ſtudirt und wahrſcheinlich auch zu Oxford. 1399 war er Magiſter der freien Künſte, bald auch Baccalaureus der Theologie geworden. In dem geiſtlichen Stand iſt er aber nicht getreten; ſondern er hielt ſich als Ritter am Hofe König Wenzel's auf, den er oft in der Rüſtung bei'm Ausreiten begleitete. Sein Ruf war weit verbreitet. Der König von Polen ließ ihn (1410) zu ſich entbieten, damit er ihm die Univerſität Krakau einrichte. Wenzel's jüngerer Bruder Sigmund, der König von Ungarn war, wünſchte ihn zu hören. Er predigte vor ihm und vielen weltlichen und geiſtlichen Herrn zu Ofen, wurde aber, als er auch hier Wiklef's Lob verkündete, als Ketzer verfolgt und auf Betrieb der Wiener Univerſität gefangen geſetzt, bis ihm die Prager wieder die Freiheit erwirkte. — Huß und Hieronymus waren Freunde und Einer ergänzte den Andern. Beide von gleichem Eifer für Wahrheit beſeelt, von gleicher Thatkraft, von gleichem Aufopferungsmuthe, wurde jener durch des Hieronymus Ungeſtüm raſcher vorangetrieben, dieſer durch Huſſens Milde von manchen voreiligen Schritten zurückgehalten.

Die Scheu vor Wiklef's Schriften ſchwand bei Huß mit der erſten genaueren Anſchauung. Er fühlte ſich angezogen und zollte bald dem Geiſte des edlen Briten die vollſte Anerkennung. „Ich wünſche nichts, als daß meine Seele, wenn ſie dereinſt von dieſem Körper ſcheidet, dahin kommen möge, wo die des vortrefflichen Briten weilt," antwortete er, als man ihm bemerkte, Wiklef ſei für einen Ketzer erklärt und weile in der Hölle. Der Blick war ihm aufgethan und er durchſchauete das Unweſen der Hierarchie. Gegen dieſe und ihr Oberhaupt begann nun der Kampf. Die Verhältniſſe wurden verwickelter; der Knoten des Dramas begann ſich zu ſchürzen.

Huß hatte mehrere Schriften Wiklef's in's Böhmiſche überſetzt und ſie dem Markgrafen Jodokus von Mähren zugeeignet. Die Wiklef'ſchen Schriften ſind es, auf welche die Gegner Huſſens ihre erſten Angriffe richteten. Aber ihr Haß gegen ihn floß nicht aus Einer, ſondern aus mehreren Quellen und war gar nicht rein dogmatiſcher oder kirchlicher Natur. Die Verhältniſſe der Univerſität, die politiſchen Verhältniſſe ſeines Königs ſpielen dabei eine große Rolle. Die zwei Hauptparteien der Univerſität, die Deutſchen, (zu denen ſich auch die Polen rechneten,) und die Böhmen, ſtanden ſchon längſt in feindſeligem Verhältniß. Sie waren nicht allein durch die Verſchiedenheit ihrer Sitten einander abgeneigt; ſie waren auch Anhänger zweier verſchiedener ſcholaſtiſcher Parteien. Die Deutſchen waren Nominaliſten, (die behaupteten, die allgemeinen Begriffe ſeien bloße Vorſtellungen, Worte, Namen); die Böhmen dagegen gehörten zu den Realiſten, (welche annahmen, die allgemeinen Begriffe ſeien nicht allein durch den Verſtand gebildet, ſondern der Wirklichkeit nach in den Gegenſtände gegründet). Die Abſetzung Wenzel's durch einen Theil der deutſchen, vorzüglich geiſtlichen Kurfürſten (1400) und die dadurch entſtandenen Verwicklungen brachten die Böhmen noch mehr gegen die Deutſchen auf. Auch der König wandte ſich nun von den Fremden ab. Dieſe aber behaupteten auf der Univerſität die Oberhand; denn die drei Stimmen waren gegen die Eine Böhmiſche, und die Beſetzung der Univerſitätsſtellen lag daher in jener Hand.

Der römiſche Papſt Bonifaz IX., welcher geiſtliche Würden an den Meiſtbietenden verkaufte, ſie einzog und zum zweiten Male verhandelte, hatte Wenzel's Abſetzung in Deutſchland betrieben, weil dieſer damals ſich mit Frankreich verſtändigt hatte, die Abdankung der beiden ſchismatiſchen Päpſte und die Wahl Eines alleinigen rechtmäßigen Papſtes durchzuſetzen. Als nun König Sigmund von Ungarn, der ſeinen Bruder Wenzel in

Ungarn gefangen hielt, und in ſeinem Namen die Statthalterſchaft in Böhmen übernommen hatte, gegen den römiſchen Gegenkönig Ruprecht zu Felde ziehen wollte; wiegelte Bonifaz IX. die ungariſche Geiſtlichkeit und den Adel gegen ihn auf. Er veranlaßte auch den König Ladislaus von Neapel, ſich nach Ungarn zu begeben und ſich hier zum Könige krönen zu laſſen. Sigmund eilte nach Ungarn zurück, beſprach ſich mit ſeinem gefangen gehaltenen Bruder und ſie beſchloſſen gemeinſchaftlich, dem Papſte auch die Einkünfte aus Böhmen zu ſperren (1403). Es ging der Befehl nach Böhmen, keine Abgaben irgend einer Art mehr nach Rom zu liefern, auch keine Briefe und Verordnungen von Bonifaz oder deſſen Legaten weiter anzunehmen. Der Prager Erzbiſchof Sbinko (ſeit 1403) ſollte dieſe Verordnungen dem Volke allenthalben verkündigen laſſen. Wer dagegen handle, ſolle mit Gefängniß und mit dem Verluſte ſeiner Pfründe beſtraft werden. Dies war bei dem Meinungsſtande in Böhmen Oel in's Feuer gegoſſen. Prager Prediger deckten die Mißbräuche der Hierarchie ſchonungslos auf, und Huß, durch Wiklef gehörig vorbereitet, richtete ſeine Geſchoſſe nach dieſer Seite, vorzüglich gegen den Ablaß, mit welchem Bonifaz IX. gleichfalls einen ordentlichen Handel trieb. Erzbiſchof Sbinko, der ſehr päpſtlich geſinnt war, ergrimmte darob. Bei dem ſo eben geſchilderten Zuſtande der Dinge wagte er aber nicht, Huß wegen ſolcher Predigten anzugreifen; denn König Wenzel, war ſeiner Haft entkommen und konnte jeden Augenblick in Prag eintreffen; Huß ſtand bei ihm in Gunſt, und er war auf den Papſt und die Erzbiſchöfe (die deutſchen [rheiniſchen] Erzbiſchöfe hatten ihn abgeſetzt) nicht gut zu ſprechen, und verſtand keinen Spaß. Sbinko wagte daher einen indirekten Angriff; er beſchloß ſich einer Waffe zu bedienen, die ihm für den Augenblick ſicher war, der Univerſität, des Haſſes der Deutſchen gegen die Böhmen. Huß war ein Anhänger von Wiklef und hatte bei Disputationen die deutſchen Magiſter häufig durch Wikleſ'ſche Sätze in die Enge getrieben. Es war alſo nichts leichter, als eine Verurtheilung Wikleſ's von Seiten der Univerſität durchzuſetzen. Es geſchah. Fünf und vierzig, aus Wikleſ's Schriften gezogene Sätze wurden durch Stimmenmehrheit (der deutſchen Lehrer) verboten; im Namen des Rektors wurde verkündet, daß jeden, der ſie künftighin lehren würde, die Strafe des Scheiterhauſens treffen ſolle. Das Jahr darauf erſchienen zwei britiſche Studenten in Prag und erregten in öffentlichen Disputationen großes Aufſehen durch verfängliche Fragen. Von den Univerſitätsbehörden darüber zur Rede geſetzt: erklärten ſie zwar, ihre Abſicht ſei allein, durch die Beſprechung und Widerlegung ſolcher bedenklichen Zweifel den Glauben feſter zu ſtellen: aber man legte auch ihnen Stillſchweigen auf. Sie folgten, griffen jedoch zum Pinſel. Sie ließen den Tanzſaal des Gaſthauſes, in welchem ſie wohnten, prächtig ausmalen. Auf der einen Seite war der Einzug Jeſu in Jeruſalem zu ſehen, wie er prunklos auf einer Eſelin ſitzt, Volk und Kinder mit Oelzweigen voranziehen, ſeine Jünger in bloßen Füßen nachfolgen: auf der andern Seite ein päpſtlicher Aufzug; der Papſt auf einem großen, mit Gold, Silber und Edelſteinen prächtig geſchmückten Hengſte, voran Trompeten und Pauken, Bewaffnete mit Spießen und Hellebarden, hinter ihm die Kardinäle auf herrlichen, mit Goldzeugen belegten Pferden. Das Gemälde erregte großes Aufſehen. Tauſende ſtrömten hinzu, freuten ſich darüber oder brachen in Verwünſchungen aus. Der Auflauf wurde endlich ſo groß, daß die Engländer für gut fanden, Prag eilig zu verlaſſen. Dieſe Streitigkeiten zogen ſich ohne Entſcheidung durch mehrere Jahre hin. Vom Jahr 1408 an werden ſie wichtiger. Die ganze Univerſität war durch ſie noch tiefer geſpalten; das Volk nahm Theil daran. König Wenzel ſuchte ſie zu vermitteln, zu beendigen. Nicht zufrieden damit, daß die ganze Univerſität, auch die böhmiſche Nation in einer beſonderen Verſammlung, die 45 Sätze aus Wikleſ's

Schriften abermals unterſucht und verboten hatte (1408); befahl er dem Erzbiſchof von Prag, ſämmtliche Geiſtliche nach Prag zu berufen und mit Hülfe der Gottesgelehrten zu entſcheiden. Der König ſelbſt ſchrieb an alle Prälaten und Vorſteher der Klöſter, auch an die Herren und Ritter des Königreichs, ſich gleichfalls einzufinden. Dieſe Verſammlung fand am 17. Juni des Jahres 1408 wirklich ſtatt, und die Wiklef'ſchen Schriften wurden natürlich auch von ihr verurtheilt, und Jedermann verboten, ſie zu leſen. Doch erklärte der Erzbiſchof, er habe auf ausdrücklichen Befehl des Königs überall in Stadt und Land Unterſuchungen anſtellen laſſen und gefunden, daß nirgends Ketzereien gelehrt würden. Das gefiel dem Könige ſehr wohl. Er hielt die Sache für abgemacht und reiſte nach Breslau. Aber die Böhmen beſannen ſich in ſeiner Abweſenheit. Sie erkannten, wie ſich der Erzbiſchof in ihre Univerſitätsangelegenheiten eingemiſcht hatte, und wie er ſie durch die Fremden bekriegt; ſie kannten auch des Königs Abneigung gegen die Deutſchen. Darauf bauten ſie ihren Plan. Sobald er das Königreich wieder betreten hatte, eilte ihm nach Kuttenberg eine Deputation entgegen, welche aus Univerſitätsgliedern der böhmiſchen Nation beſtand. Huß und Hieronymus waren nicht unter ihnen: aber es iſt zu vermuthen, daß der König durch ſie, die ja Beide Zutritt am Hofe hatten, oder durch ihre Freunde, ſchon vorher zu Gunſten der böhmiſchen Magiſter geſtimmt war. Die Abgeordneten traten vor ihn und legten ihm die Beſchwerden ſeiner böhmiſchen Nation vor. Wie ſie, wenn es ſich um eine Ehrenſtelle, Präbende oder Profeſſur handle, immer zurückſtehen müßten, da ſie drei Stimmen gegen ſich hätten; auf dem Lande dagegen in Stätten und Dörfern ſich müßten zum Jugendunterrichte verwenden laſſen, weil man da die Ausländer nicht brauchen könne, weil dieſe der Landesſprache nicht mächtig ſeien, (es war ein Geſetz, daß jeder Baccalaureus zwei Jahre Schule halten mußte, ehe er an der Univerſität zu lehren begann). Die Deutſchen hätten faſt immer das Siegel der Univerſität, auch die Schlüſſel des Archivs, überhaupt Alles in der Hand. Sie erinnerten ihn daran, das Kaiſer Karl's IV. Stiftungsbrief beſage, er wolle Prag gerade ſo eingerichtet haben, wie die Univerſitäten Paris und Bologna: dort aber herrſchten die Einheimiſchen. Wenzel war überzeugt und gab ihnen auf der Stelle einen Freiheitsbrief, kraft deſſen die Böhmen künftighin drei, die fremden Nationen aber zuſammengenommen nur eine Stimme haben ſollten. Bei den nächſten Wahlen kam es zu Streitigkeiten. Die Böhmen machten ihre drei Stimmen geltend, und die Ausländer wollten davon nichts hören. Der König mußte ſich in's Mittel legen und die Stellen beſetzen. Er ernannte einen Böhmen zum Dekane der philoſophiſchen Fakultät und wahrſcheinlich auch Huß zum Rektor (1409)*) Die Böhmen bemächtigten ſich alſo des Univerſitätsſiegels, des Archivs und der Bibliothek, was Alles bisher die Deutſchen unter ihrer Verwaltung gehabt hatten. Einige Tage darauf wurden auch alle niedere Stellen an der Univerſität mit Böhmen beſetzt. Dies brachte die Sache zum Bruch. Die Fremden verließen Prag. Ueber die Anzahl der Weggezogenen finden die verſchiedenſten Angaben ſtatt. 44,000, 40,000, 24,000, 20,000 oder 5000 ſollen es geweſen ſein; 2000 nur blieben zurück. Viele zogen nach Leipzig, wo Markgraf Friedrich der Streitbare grade im Begriff war, eine Univerſität zu gründen. Durch dieſe Auswanderung erlitt

---

*) Manche Geſchichtſchreiber erzählen hier ſpöttiſch, der König habe in dieſen Streitigkeiten ſeinen Küchenmeiſter zum Rektor der Univerſität ernannt. Dies wird aber durch Urkunden nicht beſtätigt. Keiner der Rektoren jener Zeit, die alle bekannt ſind, war Küchenmeiſter. Aber wenn ſie es auch geweſen wären; ſo hätte dies der Univerſität keine Schande gebracht, da dieſe Hofſtelle immer nur von Perſonen des höchſten Adels bekleidet wurde. So war in den Jahren 1408 — 1410 (dem Zeitraume, um den es ſich handelt) Udalrich von Haſenburg aus dem Herrenſtande des Königs Küchenmeiſter.

Prag bedeutende Nachtheile. Handwerksleute, Krämer, Hausbeſitzer litten. Selbſt der Handel, der damals dort blühte, ſoll dadurch einen Stoß erlitten haben; denn die vielen Kaufmannsſöhne, welche dort aus fernen Ländern ſtudirten, erhielten von ihren Vätern verſchiedene Waaren geſchickt, die ſie verhandelten; für das Geld ſchafften ſie andere an und ſchickten ſie nach Hauſe. So erzählen gleichzeitige Schriftſteller. Huß war dadurch bei den Bürgern nicht beliebt geworden. Aber dieſe Mißſtimmung gegen ihn ſchwand bald wieder durch wichtigere Angelegenheiten.

Die Kirchenverſammlung von Piſa war im Begriffe zuſammenzutreten und man unterhandelte mit Wenzel, der immer noch römiſcher König war, über ſeine Zuſtimmung. Er gab ſie freudig, da die Kardinäle ihm verſprachen, daß der künftige Papſt ihn allein als römiſchen König anerkennen ſollte. Er ſagte dem römiſchen Papſte Gregor XII. den Gehorſam auf und erklärte den päpſtlichen Stuhl für erledigt. Wer in Böhmen dies nicht anerkenne, ward mit Verhaftung bedroht. Huß, der bei dem Könige viel galt, konnte auf dieſen ſeinen Entſchluß Einfluß geübt haben. In ſeiner Kirche Bethlehem predigte er über den Gegenſtand. Was er ausſprach, war der allgemeine Wunſch der ganzen Chriſtenheit: Einigkeit in die Kirche zurückkehren zu ſehen und mit ihr Ordnung, Zucht und Sittlichkeit unter die Geiſtlichkeit. Aber der Erzbiſchof Sbinko wagte es, dem Könige zu trotzen. Er hielt feſt bei Gregor XII. und ließ an alle Kirchthüren eine Verordnung anſchlagen, durch welche er Allen, die von Gregor abgefallen waren, und namentlich Huß, jede geiſtliche Verrichtungen unterſagte. Huß kehrte ſich nicht an dieſes Verbot und predigte fort. Der Papſt und ſeine Geiſtlichkeit waren der Text zu ſeinen Predigten. Ein alter Chroniſt ſagt: „So lange Huß über die Herrn, Ritter, Edlen, Handwerker und und Bürger predigte, da war ihm Jedermann gut, daß er ſo freimüthig die Sünden ſtrafte. Man ſagte, der Geiſt Gottes ſpricht aus ihm. Sobald er aber den Papſt, die hohe und niedere Geiſtlichkeit angriff, ihren Stolz ihre Habſucht, Simonie (Handel mit geiſtlichen Stellen) und andere Laſter rügte, und predigte, daß ſie keine Güter beſitzen ſollte, ſo ſtand die ganze Kleriſei wider ihn auf und ſprach: „er hat den Teufel im Leibe und iſt ein Ketzer.“ — Der Erzbiſchof verklagte Huß bei dem Könige, erhielt aber zur Antwort: „So lange der Magiſter wider uns Laien predigte, da habt ihr euch darüber gefreut: jetzt iſt die Reihe an euch gekommen; ſo möget ihr es auch zufrieden ſein.“ Als aber der größte Theil der böhmiſchen Geiſtlichkeit dem Beiſpiele ihres Erzbiſchofs folgte und dem Papſte Gregor ergeben blieb, gerieth der König in Zorn. Er ließ viele Geiſtliche in's Gefängniß werfen; die Domherrn auf dem Prager Schloſſe wurden mißhandelt und ihre Häuſer geplündert. Unterdeſſen hatte die Kirchenverſammlung zu Piſa Wenzel wirklich als den rechtmäßigen römiſchen König anerkannt und einen neuen Papſt aufgeſtellt, Alexander V. Sbinko konnte nicht weiter umhin und mußte ihn anerkennen. Er wandte ſich aber ſogleich an ihn mit einer Anklage wider Huß. Umgehend faſt, im Januar 1410 ſchon erhielt er eine Bulle deß Inhalts: „In den Prager Städten ſoll nirgends, als in den Pfarr- und Kloſterkirchen gepredigt werden dürfen; die verdammten Grundſätze Wiklef's ſollen weder heimlich noch öffentlich gelehrt werden; der Erzbiſchof ſoll mit Zuziehung von vier Lehrern der Theologie und zwei Doktoren des kanoniſchen Rechtes hierfür ſorgen und das Recht haben, jeden, welcher darwider handelt, als Ketzer zu ſtrafen; er ſoll die Bücher Wiklef's, des Erzketzers, auf alle nur mögliche Art zu vertilgen ſuchen.“ Huß war in dieſer Bulle gar nicht genannt, wahrſcheinlich weil man ſeine Stellung am Hofe kannte und fürchtete: aber doch war ſie ganz gegen ihn gerichtet. Beſonders wollte man ihm durch ſie das Predigen in ſeiner Kirche verbieten; denn ſie war weder eine Pfarr- noch eine Kloſterkirche, ſondern nur eine Kapelle. Aber die Königin

Sophia war ſehr für ihn eingenommen und auch der König war ihm gut; er war gerade Rektor der Univerſität, und die Studenten hingen Alle an ihm. Der Erzbiſchof behielt daher ſeine Bulle vorerſt für ſich uub wartete auf günſtigere Zeit. Er beſchied Huß zu ſich, ſprach freundlich mit ihm und mahnte ihn von den Wiklef'ſchen Ketzereien ab; von ſeinen Predigten gegen Papſt und Klerus war keine Rede. Huß verſicherte, daß er nie etwas anders, als den reinen chriſtlichen Glauben verkündiget habe. Der Erzbiſchof entgegnete ihm, wie er doch kürzlich erſt gepredigt habe, daß man ſich ebenſo gut im Wald und Feld, wie bei den Kirchen, begraben laſſen könne. Huß erklärte, daß er Alles zu beſſern bereit ſei, was er etwa unvorſätzlich wider das Chriſtenthum vorgebracht habe, ſo bald er eines Beſſeren belehrt werde. Sie ſchieden freundlich. Im Juni des Jahres erſt rückte Sbinko mit der Bulle vor; (Papſt Alexander war ſchon am 5. Mai geſtorben). Er verbot das Predigen außerhalb der Pfarr- und Kloſterkirchen, befahl den Profeſſoren, Magiſtern und allen Studenten der Univerſität, auch allem übrigen Volke, Wiklef's Werke in den erzbiſchöflichen Pallaſt abzuliefern. Der Befehl wurde befolgt; Huß ſelbſt brachte die Wiklef'ſchen Schriften, die er im Beſitze hatte, dem Erzbiſchofe mit der Bitte, die in denſelben enthaltenen Irrthümer zu bemerken, damit auch er ſie erkennen und verwerfen möge. Aber die ſechs Beiſtände, welche Sbinko, der päpſtlichen Bulle zufolge, zuzog, gaben ſich keine weitere Mühe, dieſe Irrthümer herauszufinden, ſondern beſchloſſen die Verbrennung der Bücher. Dieſer Beſchluß ſchon veranlaßte eine große Aufregung. Die Univerſität verſammelte ſich, erklärte ſich dagegen, und ließ den König erſuchen, das Unternehmen des Erzbiſchofs zu verhindern, um dadurch der Beſchämung vorzubeugen, die ihm, der hohen Schule und dem ganzen Lande daraus erwachſen müſſe. Der König ſchickte auch alsbald an den Erzbiſchof die Anfrage, ob er im Ernſte geſonnen ſei, die Bücher zu verbrennen. Dieſer antwortete, er wolle ohne des Königs Bewilligung wider Wiklef nichts unternehmen, und verſchob die Ausführung. Das Verbot, in Bethlehem zu predigen, beachtete Huß indeß nicht. Er erklärte, die Kapelle ſei ausdrücklich zu dem Zwecke geſtiftet worden, dem Volke in ſeiner Spache zu predigen, und der Papſt, der Erzbiſchof und der König hätten ſie beſtätigt; übrigens habe Chriſtus ſelber geboten, ſeine Lehre überall zu verkündigen; endlich habe man Alexander's Verordnung erſt nach ſeinem Tode in Vollziehung zu ſetzen verſucht. Daher appellirte er in Gegenwart eines Notars und ſieben anderer Zeugen an den neuen Papſt Johann XIII. Sbinko, durch dieſen Widerſtand gereizt, vergaß des Verſprechens, welches er dem Könige gegeben hatte. Er ließ die Thore ſeines Pallaſtes ſperren, mit Bewaffneten gut beſetzen, und im inneren Hofe deſſelben Wiklef's eingeſammelte Bücher verbrennen. 200 koſtbare Handſchriften, alle reich gebunden und mit goldenen Buckeln beſchlagen, wurden ein Raub der Flammen. (16. Juli 1440). Als die Kunde von dieſer Barbarei in die Stadt gelangte, gerieth ganz Prag in Bewegung. Die Hofleute fielen über die Domherrn her; die Königin weinte; Wenzel fluchte; das gemeine Volk ſelbſt nahm Antheil daran; es ſang Gaſſenlieder auf den Erzbiſchof, in welchen er ein A B C Schütz geſcholten wurde, welcher Bücher verbrannt habe, ohne zu wiſſen was in ihnen ſtände. Es kam zu Thätlichkeiten; noch am nämlichen Tage fielen einige Mordthaten vor. Huß predigte am nächſten Sonntage gewaltig. „Man will euch Böhmen Wahrheiten vorenthalten, die andere Völker ſchon erleuchtet haben. Denn in der Finſterniß läßt ſich der habſüchtigen Pfaffen Beutel am leichteſten füllen. Sie haben eine Ordnung erfunden, welche zu den gröbſten Unordnungen in der Chriſtenheit geführt hat. Mit dieſer Unordnung binden ſie euch Einfältige, wie mit Ketten. Werdet Männer, und ihr zerreißet ſie, wie Strohhalme. Eine Freiheit wird euch entgegenlachen, von der ihr keinen Begriff habt; es wird euch ſein, als wäret ihr einem Kerker entronnen. Es iſt eine Schande, daß man wider Gott, wider Ehre und Recht Bücher verbrannt hat, die göttliche Wahrheiten enthalten; Bücher, die zum Nutzen des Volkes geſchrieben waren. Hat der Erzbiſchof durch das Verbrennen Sünden aus den Herzen der Menſchen geriſſen? Im Gegentheil! Viele Sprüche und Sätze, welche herrliche Wahrheiten enthielten, hat er vertilgen wollen, und hat dafür Sünden, Aufruhr, Verläumdungen und Haß und Mordthaten unter das Volk geſchleudert. Aber die Wahrheit ſtirbt nicht in den Flammen. Den König und das Land hat er übrigens durch ſeine thörichte, unbeſonnene Handlung in üblen Verdacht bei dem Auslande gebracht; in den Verdacht der Barbarei; des Vandalismus!" — Seine Gegner, die Deutſchen in Prag, wurden durch ſeine Kühnheit ſo erbittert, daß ſie einſt, als er predigte, bewaffnet vor die Kapelle zogen, um ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben. Die Menge und drohende Haltung ſeiner Zuhörer aber hielt ſie davon ab. Sie gingen jedoch mit dem Gedanken um, die Kirche nach der Predigt, wenn die Zuhörer heimgegangen wären, zu zerſtören. „Sehet," ruft Huß ſeinen Böhmen zu, „ſehet die Verwegenheit und den Fanatismus der Deutſchen! Keinen Backofen, keinen Stall darf ein Nachbar dem Andern ohne die Einwilligung des Königs niederreißen; und ſie unterſtehen ſich, an die Zerſtörung eines Gotteshauſes zu denken!" Der Erzbiſchof war in großer Verlegenheit, und wandte ſich in ſeiner Noth an den König. Aber die Eigenthümer der verbrannten Bücher, die dem Erzbiſchofe nur zur Durchſicht (denn vom Verbrennen hatte er bei ihrer Einforderung weislich geſchwiegen) waren anvertraut worden, hatten ſich gleichfalls mit einer Erſatzklage an den König gewendet. Der König billigte ihre Forderung und befahl dem Erzbiſchof, die Kläger zu entſchädigen. Dieſer weigerte ſich natürlich, und nun gab Wenzel zwei böhmiſchen Herrn, von Waldſtein und Kobyla, ebenſo dem Magiſtrate der Prager Altſtadt, die Befugniß, den

Erſatz von den Aebten, Domherrn, Prioren und Pfarrern zu fordern, welche dem Erzbiſchofe zu der Vernichtung der Bücher gerathen hatten und behülflich dabei geweſen waren. Ihre Zinſen und Einkünfte wurden geſperrt, Viele in Verhaft genommen. Man bemächtigte ſich vieler Koſtbarkeiten aus Kirchen nnd Klöſtern und jagte die armen Pfarrer davon. Der altſtädter Rath und die beiden Herrn wurden deßwegen von dem Erzbiſchofe gebannt. Hieronymus von Prag war durch alle dieſe Vorgänge auf's höchſte geſpannt und gereizt. Er verehrte das Bildniß Wiklef's in ſeinem Zimmer, wie das eines Heiligen, predigte öffentlich, Wiklef's Lehre ſei die allein ächte Lehre Chriſti und der Apoſtel, und ließ drei Karmeliter-Mönche, die wider Wiklef geeifert hatten, in das Gefängniß ſetzen. Einen davon warf er in die Moldau; er wurde mit genauer Noth gerettet. Der Erzbiſchof wandte ſich um ein Gutachten an die Univerſität Bologna. Auch dieſe ſprach ſich in den entſchiedenſten Ausdrücken gegen die Bücherverbrennung aus. Nun nahm er ſeine Zuflucht nach Rom. Aber auch der König hatte ſchon an den Papſt und die Kardinäle geſchrieben. In dem Schreiben an letztere findet ſich folgende Stelle: „Wir haben die Kirche, unſere Mutter, wie auch ihre Vorſteher von Jugend auf mit kindlichem Gehorſam verehrt. Aber wenn wir nachdenken; finden wir, daß uns leichtſinnige und tückiſche Leute um ſo härter und hitziger begegnen, je gelaſſener wir uns gegen ſie betragen. Wir erſuchen Euch daher, bei dem Papſte dahin zu wirken, daß des Erzbiſchofs unbeſonnene Kühnheit gehemmt werde u. ſ. w." — Der Papſt übertrug indeſſen die Unterſuchung dem Kardinal Colonna, und dieſer beſchied Huß nach Rom. Aber der König und die Königin ließen Huß nicht ziehen: denn ſie befürchteten, er möchte unterwegs ſchon von ſeinen Feinden bei Seite geſchafft werden. Der Adel, die Bürgerſchaft und die hohe Schule zu Prag lagen dem Könige an, eine Geſandtſchaft nach Rom zu ſchicken. Im Anfang des Jahres 1411 zog eine anſehnliche Botſchaft über die Alpen, Huß zu entſchuldigen und das Land von dem Verdachte der Ketzerei zu reinigen. Der König ließ dem heil. Vater entbieten: „Huß ſei von Feinden fälſchlich und ungegründeter Weiſe verklagt worden; er ſei ein frommer, gottſeliger, rechtgläubiger Chriſt; in Böhmen ſei überhaupt keine Ketzerei vorhanden; der Papſt möge auf des Königs Koſten einen Legaten ſenden, ſich davon überzeugen, und das Verbot, in der Kirche Bethlehem zu predigen, aufheben.“ Huß ſelbſt hatte Bevollmächtigte mitgeſchickt, ſeine Sache zu vertreten. Colonna jedoch wollte von keiner Vertheidigung hören und belegte Huß als offenbaren und halsſtarrigen Ketzer mit dem Banne. Die Böhmen erhoben heftigen Widerſpruch; Huſſens Bevollmächtigte warf man in's Gefängniß. Die Aufregung in Böhmen ſtieg auf die Kunde von dieſen Vorgängen. Der Bann wurde nicht anerkannt; Huß erklärte das Verfahren für widerrechtlich und legte Berufung an ein künftiges Concil ein. Dieſer Apellation ſchloſſen ſich mehrere angeſehene Lehrer an. Die Verwirrung war unbeſchreiblich, und der König verſuchte daher eine Vermittlung. Man brachte beide Theile, die Univerſität und den Erzbiſchof dahin, ſich des Königs ſchiedsrichterlichem Ausſpruche zu unterwerfen. Dieſer ernannte ein Gericht von 10 unparteiiſchen Männern. Dieſe entſchieden dahin: „Beide Theile ſollten ihre Klagen von Rom zurückziehen; der Erzbiſchof ſolle ſich vor dem Könige, als vor ſeinem Herrn, demüthigen, nach Rom berichten, daß in Böhmen keine Ketzerei vorhanden ſei, und vom Papſte die Aufhebung des Bannes für Alle verlangen, gegen die er in Folge dieſer Wirren ausgeſprochen worden; dagegen ſollten die geſperrten Einkünfte der Geiſtlichen freigegeben, auch alle Verhaftete entlaſſen und die Kirche überhaupt in keinem ihrer Rechte weiter beeinträchtigt werden.“ Sbinko unterwarf ſich dieſem Ausſpruche wirklich, erklärte öffentlich, daß ihm keine Ketzereien im Lande bekannt ſeien, und ſöhnte ſich mit dem Magiſter Johann Huß, den er in einem

Schreiben einen „Ehrwürdigen“ nennt und mit der ganzen Univerſität förmlich aus. Der Brief an den Papſt indeſſen iſt, obgleich geſchrieben, und vom König gutgeheißen, nicht abgeſchickt worden. Der Erzbiſchof eilte vielmehr zu dem, mit Bewilligung ſeines Bruders kaum erſt gewählten römiſchen König Sigmund nach Ungarn, und ſoll ihn zu bewaffnetem Einſchreiten aufgefordert haben. Sigmund war jedoch mit den Ungläubigen in der Türkei verwickelt, und Sbinko kehrte nicht mehr nach Hauſe zurück. Er ſtarb in Presburg, wie Spätere vermuthen, an Gift, was jedoch durchaus unerwieſen iſt. (Sept. 1411.). Während der Entfernung des Erzbiſchofs hatte ſich Huß veranlaßt geſehen, öffentlich vor der Univerſität ſein Glaubensbekenntniß abzulegen. Er ſtimmt darin in allen Glaubenslehren wirklich mit der römiſchen Kirche überein. Er erſcheint darin als aufgeklärter und von allen Vorurtheilen geläuterter Katholik, und nur die Uebergriffe der Hierarchie ſind es geweſen, die er auf Leben und Tod bekämpfte. Die heilige Schrift iſt auch ihm die Waffe, die er gegen dieſe gebraucht. Wer ihr mit Wort oder That widerſpreche, ſei allein ein Ketzer. Irren ſei übrigens des Menſchen Loos, und er jeden Augenblick bereit, ſeine Meinung zu ändern, ſobald er eine beſſere kennen gelernt habe; denn das, was man wiſſe, ſei der geringſte Theil von dem, was man nicht wiſſe. Aber Verbrennung von Büchern, wenn es auch die Bücher von Ketzern wären, ſei nie zu billigen; denn überall ſeien Irrthümer mit Wahrheiten vermiſcht, und nach jenem Grundſatze müßte man ſo ziemlich alle Bücher in's Feuer werfen. Was er für wahr halte, werde er überall offen verkündigen; vielleicht würdige ihn Gott der Märtyrerkrone. Das Verbot gegen ihn, zu predigen, nennt er den Neid des Antichriſts.

Durch Sbinko's Tod trat einige Ruhe ein. Der neue Erzbiſchof Albik (Albrecht) war aus bürgerlichem Stande und ein ſtiller, friedliebender Mann. Er war ſechs und zwanzig Jahre lang Profeſſor der Medizin und Wenzel's Leibarzt geweſen. Er ſetzte als Erzbiſchof ſeine gewohnte zurückgezogene Lebensweiſe fort, ſchaffte den ganzen erzbiſchöflichen Hofſtaat ab, und behielt nur eine alte Köchin bei, für ſeine kleine Tafel einige Speiſen zu bereiten. Er kam dadurch in den Verdacht des Geizes und man ſagte ihm nach, er habe ſeinen Kellerſchlüſſel immer in der Taſche getragen, auch tagtäglich dieſelben Gerichte gegeſſen: Bauſchnitzſuppe und Erbſen. Der Papſt ließ den Gegenſtand ruhen, da die Klagen aus Prag aufhörten. Aber die Sehne des Bogens war angezogen; der Schuß mußte erfolgen, der Pfeil ſein Ziel erreichen. Ein auswärtiges Ereigniß brachte die Sache wieder in Fluß. Es langte ein päpſtlicher Legat zu Prag an (1412), dem Erzbiſchofe das Pallium zu überbringen, aber auch den Böhmen eine Bulle mit bleiernem Siegel: das Kreuz gegen König Ladislaus von Neapel zu predigen. Denn dieſer König hatte geſchworen, den Papſt ſammt ſeiner heiligen Stadt von dem Erdboden zu vertilgen. Johann **XXIII.** hatte Pauli Schwert gegen den ungerathenen Sohn der Kirche erhoben; die Werbetrommel war in dem Lande Italien ertönt; Kriegerſcharen ſammelten ſich. Damit aber dieſe Armee dem päpſtlichen Schatze nicht zur Laſt falle; wurde in allen Ländern der Kreuzzug gegen Ladislaus verkündiget und vollkommener Ablaß für jeden, der dem Papſte in dieſem Kriege perſönlich oder durch einiges Geld Dienſte leiſte! In drei Hauptkirchen Prags wurden drei eiſenbeſchlagene Kaſten aufgeſtellt, das geſammelte Geld aufzunehmen, und die Stimmen der Prediger erſchollen laut von den Kanzeln, „den König und ſein Reich plündern“ zu helfen, wie ein gleichzeitiger Dichter ſang; um ſo lauter, da ſie von dem päpſtlichen Legaten vernommen wurden. Der König hatte die Erlaubniß gegeben; aber Huß erhob ſich dagegen. Es ſei wider den Geiſt des Chriſtenthums, Chriſten gegen Chriſten zum Kriege zu treiben, und Ablaß für Geld zu verkaufen, um Blutvergießen zu veranlaſſen. Der König verhielt ſich theilnahmlos; Albik ermahnte Huß zum Gehorſam gegen die Verordnungen des heiligen Vaters. Huß erklärte ſich nur in ſo weit dazu bereit, als ſie mit der Lehre Chriſti und der Apoſtel übereinſtimmten. Er veranſtaltete über den Gegenſtand eine öffentliche Disputation. Volk aus allen Klaſſen fand ſich ein. Der Rektor erblaßte und verlangte, das Volk ſolle ſich entfernen, weil es von der Sache doch nichts verſtehe. Es erhob ſich großes Getümmel. Huß aber winkte mit der Hand, und der Sturm legte ſich. Er hielt ſeine Rede, und die Disputation begann. Die alten Doktoren riethen Huß ab und wieſen auf die Gefahren hin; die jungen ſtanden auf ſeiner Seite. Die Päpſtlichen ſuchten ihn mit dem geiſtlichen und kaiſerlichen Rechte zu widerlegen. Er ſtand auf das Evangelium geſtützt und auf das Landrecht ſeines Volkes, und Niemand konnte vor der Kraft ſeiner Beredſamkeit beſtehen. Einer der Gegner warf ihm vor, daß er als Prieſter gegen die Prieſter auftrete, gegen den Biſchof, gegen den Papſt, dem er ſein Amt, ſeine Würde zu verdanken habe; er ſei undankbar und verfluchet, wie Cham, weil er gethan habe, wie der! Das Volk drang auf den Redner ein und wollte ihn erſchlagen: aber Huß warf ſich dazwiſchen und rettete ihn. Hieronymus betrat die Rednerbühne. Als er geendet, riefen Ritter und Volk einſtimmig: „Er redet wahr; er hat recht!" Er forderte das Volk auf, von Huß und ihm geführt, nach dem Rathhauſe zu ziehen und dem verſammelten Rath zu erklären, daß die Bulle und der Ablaß ungerecht ſeien. Der Rektor verhinderte es: aber die Studenten begleiteten Hieronymus nach Hauſe, und das Volk den Huß und rief ihm zu: „Sei muthig; ſei ſtandhaft!"

Die Ablaßkrämer ließen ſich jedoch in ihrem Geſchäfte nicht irre machen. Sie durchzogen unter Trommelſchlag die Dorfſchaften, zeigten die Bulle und forderten Geld.

Wer ihnen nicht Geld geben konnte, von dem nahmen ſie Kühe, Schaafe; Alles, was Geldes Werth hatte. König Wenzel ergrimmte, ſammelte die Zeugniſſe und ſchickte ſie durch ſeinen Beichtvater nach Rom nebſt einem Schreiben, worin er ſich über dies Verfahren bitter beklagte. Auch die Ablaßpredigten in Prag dauerten fort, dem entſchieden ausgeſprochenen Volkswillen zum Trotze und ihn gewiſſer Maaßen herausfordernd. Die Folgen ließen nicht lange auf ſich warten. Hieronymus ließ einen Ablaßprediger und zwei öffentliche Dirnen einfangen und auf einem Wagen, von Bewaffneten umgeben, durch die Straßen führen. Den Ablaßbrief hatte er den Dirnen auf die entblößte Bruſt gehängt und vor dem Zuge ließ er ausrufen: „Sehet die Bulle eines Volksbetrügers zum Scheiterhaufen führen!“ An dem Neuſtädter Pranger wurden ſie verbrannt. Junge Leute verſchworen ſich, in den Kirchen ſich zu vertheilen, und den Pfaffen, welche Ablaß predigten, öffentlich zu widerſprechen. Die Wogen des Volksunwillens gingen hoch; es ſtand ein Ausbruch bevor. Die Univerſität war in großen Sorgen. Sie verſammelte ſich deswegen eines Sonnabends in der Frühe. Man hätte Huß und Hieronymus vorgefordert und beſchwor ſie mit thränendem Auge bei Gott und allen Heiligen, bei den grauen Häuptern der meiſten Würdeträger, bei den Hoffnungen ihrer eigenen Jugend, die gefährliche Bahn zu verlaſſen und zu ſchweigen. Hieronymus verſprach es mit dem Bemerken: „es iſt ſehr ſchwer, die Wahrheit zu verſchweigen!“ Aber Huß entgegnete: „Ich ſehe, wie ihr, das Verderben nahen; aber ich habe meine Hand aufgehoben für die Wahrheit und werde ſie nicht ſinken laſſen; ich kann nicht ſchweigen, doch will ich mich mäßigen, ſoviel ich kann.“ Am darauf folgenden Sonntage ſchon fand in den drei Kirchen, wo das Ablaßgeſchäft betrieben wurde, Störung des Gottesdienſtes ſtatt. Junge Leute waren aufgeſtanden und hatten die Geiſtlichen vor allem Volke Lügner und Betrüger genannt. Drei von ihnen, zwei Studenten und ein Schumacher wurden ergriffen und in das Gefängniß der Altſtadt gebracht. Huß eilte auf das Rathhaus; gegen 2000 Studenten ſammelten ſich vor demſelben. Er bat den verſammelten Rath um Gnade für die drei unbeſonnenen Jünglinge; man möge ſie des Ablaſſes wegen nicht ſtrafen. Er erhielt zur Antwort: Man wundere ſich, daß er ſich in Angelegenheiten miſche, die ihn nichts angingen, und dem offenen Aufruhr das Wort rede; er habe ohne dies der Stadt und dem Land ſchon Schaden genug zugefügt, die hohe Schule zerſtört, die Studenten verjagt u. ſ. w.; des Ablaſſes wegen würden die Gefangenen nicht beſtraft werden; ſie hätten den Gottesdienſt geſtört, die Kirchen nicht geachtet, Aufruhr erregt; doch möge er die Studenten nur veranlaſſen, ruhig nach Hauſe zu gehen; dann ſolle ſeine Fürbitte den Strafbaren heute oder morgen zu ſtatten kommen. Huß zog ſich dankend zurück, beruhigte die vor dem Hauſe Verſammelten über das Schickſal der Verhafteten, und bat ſie, auseinander zu gehen. Sie gehorchten ihm. Der Rath ließ aber zur Stunde den Scharfrichter holen und den Gefangenen auf dem Rathhauſe die Köpfe abſchlagen. Das Volk rottete ſich abermals zuſammen, bemächtigte ſich der Leichen, hüllte ſie in koſtbare Stoffe und begrub ſie feierlich in der Kirche Bethlehem. Man nannte ſie Märtyrer Jeſu Chriſti, und bis zu fünfzig Perſonen erboten ſich, auf gleiche Weiſe zu ſterben. Huß hielt ihnen eine öffentliche Gedächtnißrede in Bethlehem.

Mit Ende des Jahres 1412 legte Erzbiſchof Albik ſeine Würde nieder, und Konrad von Vechta, bisher Biſchof zu Olmütz, trat an ſeine Stelle. Er ſuchte zu vermitteln, was aber unmöglich war, da die päpſtliche Partei von keinem Nachgeben hören wollte. Es gelang ihm indeß, den König entſchiedener auf ihre Seite zu ziehen. Nun kam die Nachricht von Rom, daß Huß abermals gebannt; jeder Ort, an welchem er ſich aufhielt, mit dem Interdikte belegt ſei. Der neue Erzbiſchof ſetzte letzteres in Vollzug. Keine Meſſe wurde mehr in Prag geleſen; keine Kinder wurden getauft, keine Todten begraben. Nur der Wiſchehrad, der Stadttheil, wo das königliche Schloß lag, war davon ausgenommen. Huß, von dem Könige verlaſſen, appellirte nun von der Ungerechtigkeit der Menſchen, die ihn verdammten, ohne ihn gehört zu haben, an „den gerechteſten der Richter, der erkennet, ſchützet und richtet eines jeden Menſchen gerechte Sache, an Jeſum Chriſtum,“ und verließ Prag (1413). Der Herr ſeines Geburtsorts, Nikolaus von Huſſinecz, nahm ihn freudig auf. Er fuhr fort zu lehren und zu predigen, in Städten und Ortſchaften, auf dem freien Felde und zwiſchen Zäunen, wo das Volk ſich ſammelte und ſeiner harrte. In dieſer Zeit war er auch am fruchtbarſten an Schriften. Nie müde, nie eingeſchüchtert, nie verdroſſen, ſetzte er den ſich mehrenden Gegnern und Angriffen erhöhete Thätigkeit entgegen. Er ſchritt daher, wie ein Prophet des Alterthums, von dem Volke faſt für einen Heiligen gehalten.

Das Interdikt war mit Huß von Prag weggezogen, aber Einigkeit war dafür nicht eingekehrt. Die Parteien blieben ſchroff gegeneinander über ſtehen; die eine, die Vertreibung ihres Meiſters betrauernd; die andere noch nicht zufrieden damit. Beſtändig ergingen von Rom aus an den König Aufforderungen, die Wiklefſchen Ketzereien in ſeinem Lande zu vertilgen, und Huß nach Rom zu liefern. Von Verſöhnung wollte man nichts hören.

Mittlerweile war der Zuſammentritt des Koſtnitzer Concils auf den Oktober des Jahres 1414 feſtgeſetzt worden. Huß hatte ſchon früher an ein Concil Berufung eingelegt, und war ſich bewußt, nicht den Glauben ſeiner Kirche, ſondern nur Mißbräuche derſelben angegriffen zu haben. Er war daher entſchloſſen, ungefordert vor demſelben zu erſcheinen und, ein Zeuge der Wahrheit, vor allen Biſchöfen und Theologen der Chriſtenheit aufzutreten. Die Böhmen und er wurden aber auch geladen dazu: denn König Sigmund, dem nach Wenzel's Tode Böhmen zufiel, mußte neben dem Wunſche nach allgemeiner Kirchenvereinigung, noch den beſonderen haben, die religiöſen Bewegungen in jenem Lande zu ſtillen. Huß erſchien im Auguſt 1414 wieder in Prag, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen und ſich zur Reiſe vorzubereiten. Der Erzbiſchof Konrad von Prag hatte um dieſe Zeit eine Synode berufen. Huß machte durch öffentliche Maueranſchläge bekannt, daß er geſonnen ſei, das Concil zu Koſtnitz zu beſuchen. Seine Feinde hätten fortgefahren, ihn zu verläſtern, ohne ihn eines Irrthums überführen zu können. Er fordere Jedermann auf, vor dem Erzbiſchofe und der ganzen Synode gegen ihn aufzutreten; er ſei bereit, zu erſcheinen, die Kläger anzuhören und ſich zu verantworten. „Tretet vor den Erzbiſchof, und ſagt öffentlich heraus, wenn ihr von mir etwas Falſches oder dem katholiſchen Glauben Fremdes gehört habt," lauten ſeine Worte. Am Tage der Synode verlangte er Eintritt. Der Erzbiſchof ließ ihn aber wiſſen, daß kein Kläger wider ihn aufgetreten und ſeine Gegenwart ſomit überflüſſig ſei. Er ließ ſich dieſen Vorgang durch einen Notar beſcheinigen. Von dem Könige ließ er ſich dasſelbe bezeugen. An den päpſtlichen Ketzerrichter in Böhmen, den Biſchof Nikolaus von Nazareth, wandte er ſich gleichfalls und erhielt von ihm folgendes Zeugniß: „Wir haben gar oft mit dem Magiſter Huß über die heilige Schrift und andere, ſich darauf beziehende Dinge geſprochen und aus allen ſeinen Geſprächen, Handlungen und dem Betragen erkannt, daß er ein rechtgläubiger und katholiſcher Mann ſei, ohne etwas Böſes, Verkehrtes oder Irriges an ihm bis zu dieſer Zeit angetroffen zu haben, außer den päpſtlichen Bann, von dem er ſich löſen möge." Zugleich bezeugte ihm der Biſchof den Vorgang auf der Prager Synode. Die böhmiſchen Stände verſammelten ſich in Prag, und Huß erſuchte ſie, ſie möchten den Erzbiſchof fragen, ob ſeine Lehre ketzeriſch ſei. Der Erzbiſchof erklärte öffentlich, daß er nie eine falſche oder von dem Glauben Chriſti abweichende Lehre an Huß gefunden habe. Die Stände verlangten nun von Kaiſer Sigmund für Huß ein ſicheres Geleit, daß er auf das Concil abgehen und unangetaſtet wieder zurückkehren könne. Der König war über dieſe Zeugniſſe alle doch erfreut, und ſchenkte Huß ſeine ganze Gewogenheit wieder. Er befahl drei der angeſehnſten Herrn, Johann von Chlum, Wenzel von Leſtna und Heinrich von Laczenbok, Huß nach Koſtnitz zu begleiten und wieder zurückzuführen.

Kaiſer Sigmund's Geleitsbrief iſt zu Speier am 18. Oktober 1414 in der gewöhnlichen Form ausgeſtellt worden. Er bezeugt, daß der Kaiſer Huß in des heiligen Reichs Schutz und Schirm genommen, und befiehlt allen Reichsangehörigen ihn ohne alle Hinderniſſe auf das Concil „und hinwieder zurückziehen zu laſſen, auch, wo es die Noth erfordern will, mit Spezialgeleite zu verſehen, Uns zur Ehre und Unſerer Majeſtät zum Ruhme.“ Huß wartete indeß den Geleitsbrief gar nicht ab; er trat ſchon am 11. Oktober 1414 ſeine Reiſe an, und erhielt ihn in Nürnberg, (nach Anderen erſt bei ſeiner Ankunft in Koſtnitz). Er nahm ſchriftlich Abſchied von ſeinen Böhmen. Dieſer Brief iſt der Ausdruck der reinſten Frömmigkeit, des Muthes und der Entſchloſſenheit. Er täuſchte ſich nicht über das, was ihm auf dem Concile begegnen konnte, und war auf Alles gefaßt. „Ich habe euch getreulich gelehret“, ruft er ſcheidend ſeinen Landsleuten zu, „und Gottes Wort vorgetragen, keine unchriſtliche Lehre und keine Ketzerei, und ſo lange ich lebe, werde ich das Heil eurer Seele zu fördern ſuchen. Ich ziehe jetzt hin, wo mächtige Feinde meiner harren; es werden auf dem Concile mehr Feinde wider mich aufſtehen, als gegen Chriſtum ſelbſt geweſen ſind: alle die Biſchöfe und Magiſter, die weltlichen Fürſten und Phariſäer. Sie werden kein falſches Zeugniß ſparen wider mich! Aber ich verlaſſe mich auf den allmächtigen Gott, meinen Schöpfer und Erlöſer, der mir nach ſeiner Verheißung und in Folge eures Gebetes, Weisheit und eine gelehrte Zunge geben wirk, daß ich ihnen widerſtehen kann; der heilige Geiſt wird mir beiſtehen, in ſeiner Wahrheit zu bleiben, und die Pforten der Hölle ſollen mich nicht trennen von ihm. Er wird mir Gnade verleihen, und ich werde mit fröhlichem ſtandhaften Gemüthe allen Verſuchungen, dem Gefängniſſe und dem Tode Trotz bieten. Wer an Chriſtum glaubet und in ſeiner Wahrheit bleibet, kann nicht umkommen. Daher betet, Geliebte, betet emſiglich, daß er mir zu ſeines Namens Ehre einen Geiſt gebe, der mich kräftige, daß ich in ſeiner erkannten Wahrheit bleibe, und das Uebel von mir weiche. Soll mein Tod zu ſeines Namens Ehre gereichen, ſo möge er ihn fördern. Soll ich wieder heimkehren zu euch, ſo geſchehe es ohne Makel und ohne Verletzung meines Gewiſſens, das iſt, daß ich ja nicht gewichen bin von der heiligen Wahrheit des Evangeliums, ſondern daß ich ſie mehr und mehr erkannt habe, des Antichriſts Lehre vertilge und allen Brüdern ein ſchönes Beiſpiel zur Nachfolge hinterlaſſe. Ihr werdet mich vielleicht in Prag nicht mehr ſehen: aber des allmächtigen Gottes Wille geſchehe; wir wollen deſto freudiger an ſeinem Geſetze feſthalten."

So verließ Huß die Seinen, die er nicht wieder ſehen ſollte. Er kannte die Löwengrube, die ſein Fuß betrat: aber er wich nicht zurück. Auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland war er verwundert, überall zuvorkommende, freundliche Aufnahme zu finden. Weil er in Prag ſo viel von dem Haſſe der Deutſchen gegen ihn gehört hatte, ſo vermeinte er ihn noch in reicherem Maaße auf ſeinem Wege zu finden. Er fand aber das Gegentheil; er fand Achtung, Liebe. Denn in den unſeligen Zuſtand der Kirche hinein, der ja auch in Deutſchland tief gefühlt wurde, war ſeine Stimme über die böhmiſchen Berge herüber geſchollen, wie die Stimme eines Frühlingsſängers in noch winterlicher Jahreszeit. Von Morgen ſchien es tagen zu wollen. Die Pfarrer ſelbſt erwarteten ihn zum Theil in den Herbergen, um ihn zu ſehen und ſich mit ihm zu unterreden. Einer nannte ſich ſeinen alten, wenn auch unbekannten Freund. Das Volk lief zuſammen, ſah ihm mit Verwunderung und mit Beifall nach. In Nürnberg war ſeine Ankunft vorher verkündet worden, und er fand die Straßen gedrängt voll Menſchen, die nach ihm fragten. Er hielt daſelbſt ein öffentliches Religionsgeſpräch im Beiſein der Bürgermeiſter und Rathsherrn. Die Bürger gaben ihm Beifall; der Pfarrer zu St. Sebald jedoch war ſehr unzufrieden darüber. Von Nürnberg aus ſchrieb er nach Böhmen. Er war wohlgemuth und der Hoffnung, „es ſollten alle Sachen gut werden.“ Ja, wenn du es mit dem Volke zu thun gehabt hätteſt, edler Huß; aber — — du hatteſt den Vortheil ſeiner Leiter, ſeiner Hirten angegriffen und gefährdet! — Am 3. Nov. langte Huß in Koſtnitz an.

Die allgemeine Kirchenverſammlung zu Koſtnitz (Konſtanz, 1414 — 1418) war hauptſächlich den Bemühungen des römiſchen Königs Sigmund zu verdanken. Er hatte bei ſeiner Wahl ſchon verſprochen, allen Fleiß auf die Herſtellung der Kircheneinheit zu wenden. Auch war allgemein anerkannt, daß dem römiſchen König das Recht zuſtehe, ein allgemeines Concil auszuſchreiben. Der berühmte Kanzler Gerſon von Paris hatte noch überdies bemerkt, „daß der König Sigmund bei Strafe einer Todſünde und der ewigen Verdammniß verbunden ſei, in der gegenwärtigen Lage der Kirche ein Concil anzuſetzen.“ Sigmund hatte, wie ſchon bemerkt, noch einen beſonderen Beweggrund dazu: Böhmen zu beruhigen. Er war im Ganzen, wie ſein Bruder Wenzel, zur Ueppigkeit und zu Gewaltthätigkeiten geneigt, doch weniger dem Weine, und mehr der Wolluſt ergeben. Er war vorſichtiger und thätiger, wie ſein Bruder, zeigte aber viel weniger Achtung vor Verträgen; im Augenblicke der Entſcheidung fehlte ihm männliche Feſtigkeit. Gegen den päpſtlichen Stuhl war er heuchleriſch ergeben, wie ſein Vater; Ketzerei war ihm das größeſte Verbrechen. Er war ein Freund von Johann **XXIII.** Dieſer Papſt, Balthaſar Coſſa, hatte in ſeiner Jugend das Gewerbe eines Seeräubers getrieben und vereinigte in ſich alle Laſter und Ausſchweifungen auf eine ſchamloſe Weiſe. Er war der Nachfolger Alexander's V. den er vergiftet haben ſoll; und hatte den päpſtlichen Stuhl mit Gewalt eingenommen. Denn mit gewaffneter Hand war er in das Konklave der Kardinäle gedrungen, hatte das päpſtliche Gewand von ihnen verlangt und verſprochen, es dem zu geben, welcher der würdigſte ſei. Darauf zog er es ſelbſt an und ſprach: ego sum Papa (ich bin der Papſt). Mit dieſem Papſte nun unterhandelte Sigmund in Betreff der Kirchenverſammlung, obgleich ihm Jedermann das Recht zugeſtand, ſie aus eigner Machtvollkommenheit zu berufen. Der Papſt bedurfte des Königs gegen den jungen, unternehmenden Ladiſlaus von Neapel, der ihn ſchon aus Rom vertrieben hatte und auch Ungarn bedrohte. Alſo vereinigten ſich Beide in Freundſchaft gegen den gemeinſchaftlichen Feind, jedoch nur in der Abſicht, einander zu überliſten. Das waren die Häupter der Chriſtenheit!

Sigmund ließ ſeinen Freund hoffen, daß er der alleinige Papſt bleiben ſolle, wenn er das Concil nach einer deutſchen Stadt ausſchreibe. Johann entſchloß ſich entlich dazu, wiewohl mit großem Widerſtreben. Zu Lodi verweilten Beide einen Monat mit einander, ehe Johann einwilligte (1413). Nun ſchrieben ſie es auf den Allerheiligentag des nächſten Jahres nach Koſtnitz aus. Kurz vor dem angeſetzten Termin ſtarb Ladiſlaus von Neapel, und nun bereute Johann ſeine Zuſage und wollte nach Rom zurückkehren. Mit Mühe brachten ihn die Kardinäle von dieſem Entſchuſſe ab. Aber er traf alle mögliche Vorſichtsmaaßregeln für ſeine perſönliche Sicherheit. Er ließ ſich von der Stadt Konſtanz eine öffentliche Urkunde darüben ausſtellen und trat noch während der Reiſe mit dem Herzoge Friedrich von Oeſterreich in ein geheimes Schutzbündniß, ernannte ihn zu des apoſtolichen Stuhles oberſtem Feldhauptmann, Rath und Vertrauten und wies ihm 6000 Goldgulden auf ſeine Kammer an. Der Wagen des Papſtes ſchlug im

Schnee des Arlberges um. Das galt ſeinen Begleitern für ein übles Zeichen: aber noch betroffener bemerkten die Leute, daß der heilige Vater dabei in des Teufels Namen fluchte. Auf der hohen Bergfläche angelangt, ſahen ſie auf den Bodenſee und das umliegende Land bis Konſtanz herab. Trübe Ahnungen ſtiegen in der Seele Johann's auf: er deutete auf Konſtanz und ſagte: „Dort iſt die Grube, wo man die Füchſe fängt!“ Am 28. Oktober hielt er an der Seite des Herzogs Friedrich, ſeinen Einzug in die Stadt, von neun Kardinälen, vielen Biſchöfen und Prälaten begleitet, in allem mit 600 Pferden.

Die Verſammlung wurde eine ſehr zahlreiche und glänzende, glich aber eher einer jeden anderen, als einer ſolchen, auf welcher geiſtliche Angelegenheiten, insbeſondere eine Sittenverbeſſerung des Klerus an Haupt und Gliedern verhandelt werden ſollten. Ein Augenzeuge, Ulrich von Reichenthal, erzählt: Auf die beſtimmte Zeit ſah man faſt täglich zu Konſtanz einreiten Fürſten und Herrn, geiſtliche und weltliche, und Abgeordnete aus allen Landen, Mächten und Ständen der Chriſtenheit. Es kamen in Perſon die Kurfürſten des Reichs und die anderen Fürſten, Biſchöfe und Prälaten, Grafen, Ritterſchaft und Adel, desgleichen die Abgeordneten der Städte, alle mit zahlreichem Gefolge und vielen Pferden. Dann kamen die Botſchafter aller chriſtlichen Könige, und Erzbiſchöfe und Biſchöfe ihrer Lande, die Hochmeiſter der geiſtlichen Ritterorden, die Meiſter göttlicher Kunſt, die Schulpfaffen und die andern gelehrten Leute aus England, Schottland, Hiſpanien, Italien, Schweden, Dänemark, Preußen, Böhmen und den wendiſchen Landen; aus Ungarn, Polen, Maſſovien; Botſchafter aus Griechenland mit langen ſchwarzen Haaren und Bärten; Botſchafter aus Lithauen und Razen, aus der großen und kleinen Wallachei, von den Königen, geſeſſen in Türkei, von den Herzogen der weiſſen und rothen Reußen, und mit ihnen viel mancherlei heidniſche Herren mit wunderlichem Gewande, mit Tücher um das Haupt gewunden und mit ſpitzigen Hüten; viele vom griechiſchen, einige von Mahomed's Glauben, und auch rechte Heiden. — Gebhard Dacher, ein angeſehener Mann zu Konſtanz, hat auf Befehl des Kurfürſten von Sachſen, als Erzmarſchall des Reichs, ein Verzeichniß aller Anweſenden aufgenommen und eine „ordentliche Beſchreibung der großen Pracht des Koſtnitzer Concilii“ verfaßt. Nach dieſer Zählung iſt die Mittelzahl der Fremden in den zwei erſten Jahren auf 80,000 zu ſchätzen: zur Zeit des ſtärkſten Zuſammenfluſſes wohl auf 150,000 Menſchen und 30,000 Pferde. Die vornehmſten Perſonen waren nach dem Kaiſer und Papſte drei Patriarchen (von Konſtantinopel, Grado, Antiochien) 22 Kardinäle, 20 Erzbiſchöfe, 92 Biſchöfe, wozu noch einige engliſche kamen, 124 Aebte, 1800 Prieſter, Doktoren verſchiedener Wiſſenſchaften, Abgeordnete verſchiedener Univerſitäten, auch viele Mönche. Nicht weniger zahlreich waren die Fürſten und Herrn vom Laienſtande. Zum Gefolge des Kaiſers gehörten allein 1000 Perſonen. Hierzu kamen noch viele Kaufleute, Künſtler und Handwerker, welche von der Volksmenge ihren Gewinn ſuchten. Man zählte 346 Schauſpieler und Gaukler aller Art, 700 gemeine Frauen in Häuſern; der heimlichen Frauen waren wohl eben ſo viele; die ſchlechteſten lagen in Badſtuben und Ställen, andere in Wirthshäuſern bei Wein und Spiel. Die Großen wetteiferten untereinander vor dieſer Verſammlung aus ganz Europa in prächtigen Rüſtungen, Kleidern und Pferden. Viele leerten zu dieſem Zwecke die, von ihren Vorfahren lange erſparten Schätze. Die gelehrten Kardinäle und Prälaten rüſteten ſich, durch philoſophiſchen Scharfſinn, große Gelahrtheit und nachdrucksvolle Beredſamkeit vor der ganzen chriſtlichen Kirche allgemeinen Ruhm zu ärnten. Sie waren ausgezogen wie zu einem ſeltenen Schauſpiele, und ſo wurde die Verſammlung auch von den meiſten benutzt. Sie ſuchten und genoſſen ihre gewohnten Vergnügungen in erhöhtem Maaße. Das Volk im Ganzen war bald über die zügelloſen Sitten namentlich der Geiſtlichkeit aufgebracht. Ein Auguſtinermönch aus dem mainzer Kirchenſprengel redete zu dem Koſtnitzer Concilium: „Ich erblicke an den Geiſtlichen nichts anderes, als einen lebendigen Inbegriff aller Laſter, des Stolzes, des Ehrgeizes, des Neides, der Verſchwendung, des Luxus, der Unzucht, der Weichlichkeit und des Müßigganges.“

Auf dieſem Schauplatze nun erſchien Huß, ein weiſſer Rabe unter ſo vielen ſchwarzen. Wie konnte ihm auf ſolchem Boden Heil erblühen? Die Hauptbeſtrebungen der Theilnehmer hatten die Kirchenverfaſſung im Auge, waren beſonders auf die Beſchränkung des Papſtes gerichtet. Die Wünſche der Nationen in Beziehung auf Verbeſſerung des Prieſterſtandes und der Lehre ſelbſt ſtanden ſehr im Hintergrunde. Prag war nicht vertreten, wie es die dortigen Vorfälle erfordert hätten; die Univerſität nicht; ſelbſt der Erzbiſchof war zu Hauſe geblieben. Huß erſchien nicht als Stimmführer, ſondern in eigener Angelegenheit, als Appellant, und bald als Beklagter. „Den Tag nach ſeiner Ankunft begaben ſich ſeine Begleiter zu Johann **XXIII.** und meldeten ihm, daß ſie Huß unter dem freien Geleite des Kaiſers auf das Concil gebracht; ſie baten ihn, ihm auch ſeinen Schutz zu gewähren. Der Papſt dankte ihnen freundlich für ihren Gehorſam und verſprach Huſſen vollkommene Sicherheit, „auch wenn er ſeinen (des Papſtes) leiblichen Bruder ermordet hätte.“ Der Papſt befreite ihn ſogar vom Banne, wahrſcheinlich auf das mitgebrachte Zeugniß des böhmiſchen Ketzermeiſters. Doch ließ man ihn erſuchen, nicht öffentlich aufzutreten, um Aergerniß bei dem Volke zu vermeiden. Er gehorchte.

Unterdeß waren auch ſeine Feinde aus Böhmen herbeigeeilt: Magiſter Stephan Palecz, früher ein Freund von Huß, welchem dieſer von Jugend auf viel Gutes erwieſen hatte. Er war auch einmal der freien Richtung zugethan geweſen, nun aber in das Gegentheil umgeſchlagen, und was bei Apoſtaten häufig iſt, ein um ſo giftigerer Feind der Sache, der er früher ſelber gedient. Er fand ſchon einen anderen Todtfeind Huſſens vor, einen ehemaligen Prediger in Prag, Michael de Cauſis, der wegen Schurkereien aus Böhmen hatte fliehen müſſen (er hatte ihm anvertraute königliche Gelder unterſchlagen). Dieſe beiden Männer begannen die Verfolgungen gegen Huß. Sie ſtellten ihn in öffentlichen Maueranſchlägen als einen Ketzer dar. Sie thaten ſich zuſammen, ſchrieben aus Huſſens Bücher einzelne, aus dem Zuſammenhang geriſſene Sätze ab, namentlich gegen die Gewalt des Papſtes, erſannen noch mehrere dazu und formten daraus ein Ganzes, eine Anklage. Sie liefen damit zu allen Kardinälen, Biſchöfen, Prälaten, Mönchen und Pfaffen und ſchürten beſtändig. Der ganze Angriff ſcheint übrigens auf höhern Befehl unternommen worden und die beiden Böhmen nur die Werkzeuge dazu geweſen zu ſein.

Am 28. November 1414 um Mittagszeit waren Papſt und Kardinäle verſammelt. Sie ſchickten die Biſchöfe von Augsburg und Trident, den Bürgermeiſter von Konſtanz und Einen von Adel zu Huß mit dem Befehle, er ſolle kommen und ſeine Lehre vertheidigen; ſie ſeien bereit, ihn zu hören. Sie hatten vorher ganz heimlich in ſein Haus und in die Nachbarshäuſer Bewaffnete gelegt, wovon indeß weder Huß, noch ſein Ritter Johann von Chlum das Geringſte gemerkt hatten. Sie ſaßen Beide gerade zu Tiſche, und die Ladung kam ihnen ganz unerwartet. Huß antwortete ſogleich: „Ich bin nicht hierher gekommen, um mich von Papſt und Kardinälen im Geheimen verhören oder richten zu laſſen; ſondern um frei und öffentlich vor dem ganzen verſammelten Concil meine gerechte Sache zu vertheidigen und auf Alles zu antworten, was man mich fragen wird. Weil ihr mich jedoch auf Befehl der Kardinäle vorfordert, ſo will ich mich ſtellen, obgleich ich weiß, was meiner wartet. Ich traue auf meinen Herrn, Jeſum Chriſtum, der mich ſtärken wird, daß ich eher mein Leben, als die Wahrheit verlaſſe.“ Die Biſchöfe thaten freundlich, und verlangten von ihm, daß er gleich mit ihnen gehen ſollte. Huß und Ritter Chlum ließen ihre Pferde herausziehen und begaben ſich zu den Kardinälen.

Die Kardinäle ſprachen zu ihm: „Wir haben vielerlei Klagen wider dich gehört, Magiſter Johann Huß! Wenn dem alſo iſt; werden wir es nicht dulden, noch leiden. Es geht das allgemeine Gerücht, daß du grobe, handgreifliche Irrthümer gelehrt und in Böhmen verbreitet haſt. Darum haben wir dich vorgefordert, die Wahrheit der Sache zu ergründen.“ Huß antwortete: „Liebe Väter, mein Gemüth iſt ſo beſchaffen, daß ich lieber ſterben, als eines Irrthums ſchuldig ſein möchte, geſchweige denn vieler und grober, wie ihr ſaget. Ich bin ja deßwegen auf dieſes Concil gekommen, Irrthümer, welche mir nachgewieſen werden, zu widerrufen.“ „Daran thuſt du wohl,“ entgegneten die Kardinäle und verließen das Zimmer. Es traten Bewaffnete ein und bewachten die beiden Böhmen. Bald darauf trat ein Menſch an Huß heran, der ſich für einen Laien ausgab, aber verfängliche theologiſche Fragen that. Huß erkannte in dieſen Fragen ſogleich gelegte Fallſtricke, ſagte zu ſeinem Begleiter auf Böhmiſch: „dieſer Menſch iſt nicht, was er ſcheinet;“ und zu dem Fragenden ſelber: „du ſtellſt dich einfältig, haſt aber den Schalk im Herzen; deine Reden und dein Betragen ſtimmen übel mit einander überein.“ Nachdem er weggegangen, fragte Huß einen der Wächter, wer er geweſen, und erhielt zur Antwort, er heiße Magiſter Dibbakus und ſei der beſte Theologus in der ganzen Lombardei. — Gegen Abend verſammelten ſich die Kardinäle wieder bei dem Papſte, um über Huß zu entſcheiden. Man beſchloß auf das Drängen von Palecz und Cauſis, ihn in Verhaft zu behalten; er wurde in der Nacht in das Haus des Kantors zu Koſtnitz abgeführt. Seine Feinde riefen ihm ſpottend zu: „Jetzt haben wir dich einmal; du ſollſt nicht eher wieder los kommen, als bis du Alles bezahlt haſt!“ Das Ganze war eine feige Hinterliſt, ſich

Huſſens Perſon zu bemächtigen: denn von dem vorgeſpiegelten Verhöre findet ſich keine Spur. Ritter Chlum war hoch entrüſtet über dieſes wortbrüchige Verfahren. Er eilte auf der Stelle zu dem Papſte und erinnerte ihn an das kaiſerliche Geleit und ſeine eigene Zuſage. Der Papſt aber erklärte, „es ſei nicht auf ſeinen Befehl geſchehen: er dürfe ihm keine Schuld beimeſſen: er ſehe ja wohl, daß er ſelbſt in der Gewalt der Kardinäle ſei.“ Chlum ſchrieb ſogleich an den Kaiſer, der noch nicht in Koſtnitz eingetroffen war, und nach Böhmen; er ließ auch an alle Kirchthüren von Koſtnitz ſeine Beſchwerde anſchlagen, daß Huß gegen den kaiſerlichen Schutzbrief und Befehl gefangen gehalten werde. Der Kaiſer war über dieſes Verfahren Anfangs wirklich unwillig; er gab ſeinen Geſandten am Concil den Auftrag, Huß in Freiheit zu ſetzen und ſollten ſie Gewalt brauchen und deſſen Kerkerthüren aufſprengen müſſen. Aber der Papſt, im Widerſpruch gegen ſeine frühere Entſchuldigung, wußte den Vollzug dieſer Befehle zu verhindern, und beſchwerte ſich ſeiner Seits über den Kaiſer, der ſich einen Beſchützer des Concils nenne und Huß zu befreien trachte, welcher auf ſeine Verordnung hin eingeſchloſſen worden ſei. Die Geiſtlichkeit kannte den Kaiſer und machte mit ihm, was ſie wollte. Er kam den Tag vor Weihnachten nach Konſtanz und ſogleich wurde er von ihr umgeben. Man bewies ihm aus dem geiſtlichen Rechte, daß er nicht ſchuldig ſei, einem Ketzer ſein Wort zu halten. Auf ihr Bitten, die Freiheit der Väter des Concils aufrecht zu erhalten und nicht unter dem Vorwande ſeines Geleitsbriefs die gegen Huß begonnene Unterſuchung zu hemmen, gab er die Zuſicherung, das Concil ſolle in Glaubensangelegenheiten ganz frei ſein und wider alle der Ketzerei Verdächtige verfahren können; die früheren Befehle, Huß zu befreien, habe er zurückgenommen. Am erſten Feiertage hielt der Papſt in der Frühmette das Hochamt; der Kaiſer war zugegen, legte ſeinen kaiſerlichen Schmuck ab, zog einen

Chorrock an und ſang das Evangelium: „Es begab ſich, daß ein Gebot vom Kaiſer Auguſto ausging.“

Die Nachricht von Huſſens Gefangennehmung erregte in Böhmen großen Unwillen. Augenblicklich erließen mehrere angeſehene Adlige ein Schreiben an den Kaiſer: „Sie hätten von ihrem Erzbiſchofe das Zeugniß für Huß, daß er kein Pünktlein falſcher Lehre in ihm gefunden, ihn nicht anklage, und ſofern er bei dem Papſte angeklagt werden ſollte, ihn vertreten wolle. Sie erſuchten daher den Kaiſer, daß er ihn aus dem Gefängniß entlaſſe und dafür Sorge trage, daß er frei und öffentlich verhört werde, und nicht unverhöret, durch falſches Zeugniß und Läſterungen ſeiner Feinde uns, uns Böhmen ſagen wir, zu Hohn und Spott möge überwältiget werden.“ Auch die Böhmen in Konſtanz waren unermüdet thätig, und gingen bald die Kardinäle, bald den Kaiſer an, und als alles umſonſt war; wandten ſie ſich wieder an die Stände ihres Landes. Dieſe ſendeten auch alsbald ein zweites, hartes Schreiben an den Kaiſer: „Es ſoll Ew. kaiſerlich Majeſtät wiſſen, daß M. Huß, ein gelehrter Theologus, nicht gezwungen nach Koſtnitz auf das allgemeine Concil gezogen iſt, ſondern ganz freiwillig, damit er die falſchen Anklagen widerlege, die nicht allein ihm, ſondern auch uns Böhmen allen vorgeworfen werden. Er iſt auch bereit, ſeine Lehre zu verdammen und zu widerrufen, wenn ſie falſch erfunden werden ſollte. Auf das kaiſerliche freie Geleit hin iſt Huß nach Koſtnitz gezogen, und daſelbſt unverhört, viel weniger überwieſen in ein abſcheuliches Gefängniß geworfen worden, wider alles Geſetz und das kaiſerliche Geleit. Wolle Ew. kaiſerlich Majeſtät ſolches wohl bedenken, und nicht zulaſſen, daß deren Geleit ſo gebrochen werde. Denn dieſe Sache gibt andern ein böſes Beiſpiel, daß hernach, wer da nur will, Ew. kaiſerliche Majeſtät Geleit verachtet, wie denn bereits ſehr Viele gar ſchändlich davon reden.“ Der Kaiſer entſchuldigte ſich bei den Böhmen mit den gewöhnlichen Ausflüchten der Schwäche: „Das ganze Concil habe auf dem Spiele geſtanden; da habe er endlich ſich entſchloſſen, *ſich des ganzen Handels nicht weiter mehr anzunehmen*.“

Aus ſeinem erſten Gefängniſſe in dem Hauſe des Kantors, wo *Huß* in leiblicher Gefangenſchaft gehalten worden war, hatte man ihn, weil dieſer Ort nicht ſicher genug ſchien, den Predigermönchen übergeben, deren Kloſter am Ausfluſſe des Rheins aus dem See lag. Dies ſoll nach Einigen ſchon am 5. Dezember geſchehen ſein; nach Andern erſt am 3. Februar 1415, nachdem das erſte Schreiben der Böhmen angekommen, und man befürchtet habe, dieſe ſuchten ihn mit Gewalt zu befreien. Hier wurde er in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, in eine Grube, durch welche eine Kloake in den Rhein mündete. Er fiel in ein gefährliches Fieber. Aber erſt als ſein Leben ernſtlich bedroht war und die Väter des Concils das Schauſpiel einer öffentlichen Hinrichtung einzubüßen fürchteten; ließen ſie ihn in ein reinliches Behältniß tragen und gaben ihm Aerzte. Es war eine eigene Kommiſſion zuſammengeſetzt worden, ſeinen Prozeß einzuleiten und dieſe beſchickte den ſchwer Kranken: er ſolle *ſogleich* vor ihr erſcheinen, ſich gegen die, wider ihn erhobenen Klagepunkte zu vertheidigen. *Huß* verlangte, mit Hinweiſung auf ſeinen jammervollen Körperzuſtand, einen Advokaten als Rechtsbeiſtand. Er wurde ihm verweigert, „weil ein alter Kanon allen und jedem Menſchen den Umgang mit einem Ketzer verbiete.“ Und doch ſollte *erſt noch entſchieden* werden, ob er ein Ketzer ſei! Im März des Jahres 1415 wurde *Huß* den Barfüßermönchen übergeben, die ihn menſchlicher behandelten. Er genaß und hat aus dem Kerker mehrere Briefe in ſein Heimathland entſendet.

Unterdeſſen hatte die Kirchenverſammlung ihre Arbeiten zur Beſeitigung des großen kirchlichen Schismas, „*dieſer abſcheulichen Dreieinigkeit*,“ wie ſie der Kanzler Gerſon nannte, begonnen. Papſt Johann **XXIII.** wurde nun in ſeinem Vertrauen auf die Verſprechungen

Sigmund's grade ſo getäuſcht, wie der unglückliche Huß. Der Kaiſer hatte ihm verſprochen, daß er den Vorſitz in den Verſammlungen führen ſollte, wie anfänglich auch wirklich geſchah. Nun verlangte man aber auch von ihm Niederlegung ſeiner Würde, wie von den beiden andern Päpſten. Der Kaiſer ſchwieg, oder ſtimmte in dieſes Verlangen ein. Johann ſetzte dieſem Wortbruche des Kaiſers Liſt und Verſtellung entgegen, beſchwor die ihm vorgelegte Abdankungsurkunde, ſtellte ſogar eine eigene Bulle darüber aus, worin der Eidſchwur wiederholt war. Zwei Tage darauf verſchwand er aus Konſtanz (20. März 1415). Während eines, von Herzog Friedrich von Oeſtreich veranſtalteten großen Ritterſpieles war er in der Verkleidung eines Herrenboten, eine Armbruſt auf der Schulter, heimlich entwichen und hatte ſich nach Schaffhauſen begeben, wo der Herzog mit ihm zuſammentraf. Von hier aus ſchrieb er an den Kaiſer: „Die Luft in Konſtanz ſei ihm nicht zuträglich geweſen; hier ſei ſie beſſer." Sein Schritt hatte indeſſen nicht die gehofften Folgen. Die Kirchenverſammlung blieb beiſammen und erklärte ſich über dem Papſte. Ueber den Herzog wurden Acht und Kirchenbann ausgeſprochen; Allen, die ihn bekriegten, Ablaß verheißen. Die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen, von dem Kaiſer noch beſonders dazu aufgefordert; hatten in acht Tagen den Ueberreſt der habsburgiſchen Stammbeſitzungen in ihre Hand gebracht. Der Herzog unterwarf ſich, und das Concil ſaß förmlich zu Gericht über Johann. Siebzig Klagepunkte waren aufgeſetzt: aber man fand für gut, nur 54 davon öffentlich zu verleſen, weil die übrigen ſolche Abſcheulichkeiten enthielten, daß man ſie unterdrücken zu müſſen glaubte. Unter ihnen war auch die Anklage, daß er oft geredet habe, es gebe gar kein ewiges Leben und keine Auferſtehung, ſondern Leib und Seele ſtürben mit einander. Und dieſer Mann, er vertheidigte ſich gar nicht, was man ihm geſtatten wollte und angeboten hatte; er bat das Concilium um Gnade.

Dieſes ſprach ſeine Abſetzung aus und übergab ihn dem Kaiſer, nicht damit er etwa dieſen „Sammelplatz aller Laſter," wie ſie ihn ſelber nannten, nach Recht und Geſetz und der Welt zum abſchreckenden Beiſpiele richten möge; nein, damit er ihn bewahre. Der Kaiſer ließ ihn in das Schloß Gottlieben bei Konſtanz bringen. Da er aber mit der Stadt einen Briefwechſel zu unterhalten ſuchte; wurde er dem Pfalzgrafen Ludwig am Rhein übergeben, der ihn nach Heidelberg bringen ließ, wo er im Schloſſe drei Jahre lang in leiblichem Gewahrſam ſaß. Der Herzog ließ ihn endlich gegen eine große Geldſumme, die er grade zum Kriege brauchte, frei, und der neue Papſt Martin V., von dem die Chriſtenheit immer noch die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern erwartete, um welche ſie in Koſtnitz betrogen worden war, ernannte ihn zum Kardinal und Biſchof von Tuskulum!!

Die Flucht des Papſtes, die daraus entſtandenen Verwirrungen und Verhandlungen boten dem Kaiſer Gelegenheit zu Huſſens Gunſten einzuſchreiten. Er wurde auch dazu aufgefordert: denn die Böhmen begaben ſich zu Sigmund und verlangten von ihm, er ſolle Huß in eigene Verwahrung nehmen oder auf freien Fuß ſtellen. Sigmund aber erfüllte ihre Bitten nicht und geſtattete ihnen nur einen Beſuch bei ihrem Landsmanne. Sie fanden ihn krank, abgehärmt, halb verhungert. Denn des Papſtes Leute, die ihn bisher bewacht und verſorgt hatten, waren abgezogen und ſeit drei Tagen hatte man ſeiner vergeſſen. Dem Biſchofe von Konſtanz wurde er nun übergeben, der ihn in das Schloß Gottlieben bringen lies, daſſelbe, in welches ſpäter auch Johann XXIII. gefangen geſetzt wurde. Hier wurde er in einen feſten Thurm geworfen, wo er des Tags in einem Gewölbe umher gehen konnte: des Nachts wurde er an Fußketten an die Mauer geſchloſſen. Hier verlebte er bis Oſtern.

Am 4. April 1415 kam Hieronymus in Konſtanz an. Man hatte ihm in Prag Vorwürfe gemacht, daß er den Freund allein gelaſſen. Nach acht Tagen aber verließ er die Stadt wieder und begab ſich nach der Reichsſtadt Ueberlingen. Von hier aus bat er den Kaiſer und das Concil um freies Geleit. Sigmund ſchlug es ab; das Concil wollte es nur zur Herreiſe, aber nicht wieder zurück bewilligen. Hieronymus ließ nun an alle Stadtthore, Kirchen und Klöſter, auch an die Häuſer der vornehmſten Kardinäle eine Schrift anſchlagen, worin er bekannt machte, wie er freiwillig erſchienen ſei, ſich öffentlich vor dem ganzen Concile zu vertheidigen, wenn man ihm freies Geleit zuſichere. Nun erließen die Väter eine förmliche Vorladung an ihn, „weil ihnen daran gelegen ſei, die Füchſe, die den Weinberg des Herrn Zebaoth zu verwüſten gedächten, kennen zu lernen. Sie verſprachen ihm auch freies, ſicheres Geleit, ſo weit es an ihnen liege, und es der reine Glaube erfordere.“ Hieronymus hatte ſich unterdeſſen von den böhmiſchen Edelleuten und Rittern in Konſtanz ein Zeugniß über das ausſtellen laſſen, was er gethan, und war auf der Heimreiſe begriffen. In Hirſchau wurde er jedoch verhaftet und an den Pfalzgrafen Johann nach Sulzbach abgeliefert. Dieſer ließ ihn auf einen Wagen ſchmieden und nach Konſtanz zurückführen. Spottend empfing ihn hier der Herzog von Baiern, der Vetter jenes Pfalzgrafen. Sie befeſtigten eine lange Kette an ſeinen Arm, die ein großes Getöſe verurſachte, und führten ihn daran, wie ein wildes Thier durch die Straßen in das Kloſter der Barfüßermönche, wo ſich die Kardinäle, Biſchöfe, Prälaten und die ganze Kleriſei verſammelt hatte. Sie fielen über ihn her mit Schreien, Schimpfen und Anklagen. Was er in Paris, in Köln, in Heidelberg gelehrt, wurde ihm vorgeworfen. Er ſtand gelaſſen da, und als er Einem, der ihn falſcher Meinungen beſchuldigte, antwortete, er ſolle ihm dieſe doch angeben, erwiderte dieſer beſtürzt: „Es fällt mir jetzt gleich nichts bei; aber ich will mich ſchon beſinnen darauf.“ Zuletzt ſchrien Alle: „Zum Feuer, zum Feuer!“ — „Alſo begehrt ihr weiter nichts, als mein Leben?" rief Hieronymus, „wohlan, nehmt es!" — Der Biſchof von Salzburg allein ſprach: „Nicht alſo, nicht alſo, Hieronymus! Denn es ſteht geſchrieben, ich will nicht des Sünders Tod, ſondern, daß er ſich bekehre und lebe." — Nun überantworteten ſie ihn dem Biſchofe von Riga. Dieſer ließ ihm eine Kette um den Hals legen und ihn mit Händen und Füßen an einen Klotz feſtſchließen, welcher aufgerichtet in einem Thurme auf dem Kirchhofe St. Pauli hing. Der Klotz war, wie ein Schweinetrog, und in ſeine Höhlung wurde der Gefangene mit den Ketten hineingezwängt, daß er ſich weder rühren, noch regen konnte. In dieſer Stellung brachte er 11 Tage und 11 Nächte zu, und wurde mit Waſſer und Brod geſpeiſet, bis er in eine tödtliche Krankheit fiel. Den Beichtvater, den er begehrte, wollten ihm die heiligen Väter ſogar lange nicht bewilligen. O, nach 300 Jahren noch rinnet die Thräne des Mitleids und des Zornes bei der Beſchreibung dieſer Abſcheulichkeiten, die von den Prieſtern einer Religion verübt worden ſind, deren Stifter geboten hat: „Liebet eure Feinde; ſegnet, die euch fluchen; thuet wohl denen, die euch haſſen; bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen." Die Irokeſen in den Wäldern Nordamerikas können ſich nicht mehr an den Leiden ihrer Schlachtopfer weiden, als dieſe heiligen Väter des Koſtnitzer Concils. Auf den Befehl des Kaiſers mußten ſie ihn zwar dieſem ſchrecklichen Aufenthaltsorte entnehmen: daß ſie dem Todtkranken aber die Ketten abgenommen hätten, war von ihnen nicht zu erlangen.

Sieben Monate lag der unglückliche Huß ſchon in Ketten und Banden, ohne ein einziges Mal noch verhört worden zu ſein. Die böhmiſchen und mähriſchen Stände hatten ein drittes Schreiben an den Kaiſer gerichtet, worin ſie ihm vorſtellten, daß man gegen Huß verfahre, wie man es gegen einen Heiden nicht verantworten könne; wie des Kaiſers Majeſtät und die Ehre des ganzen römiſchen Reichs dadurch geſchändet werde. Huß hatte an Chlum geſchrieben, er möge ſeine Sache beſchleunigen, weil er lieber im Feuer umkommen, als im Gefängniſſe erſticken wolle. Zweimal noch im Laufe des Mai's wendeten ſich die in Konſtanz anweſenden böhmiſchen und polniſchen Herrn an das Concilium ſelbſt, in harten Ausdrücken den an Huß verübten Wortbruch tadelnd und das Verlangen ſtellend, ihn frei zu laſſen und ſeinen Prozeß zu fördern. Sie boten ſich Alle zu Bürgen an, daß er nicht entrinne. Man antwortete ihnen, Bürgen könnten ſie nicht annehmen, und wenn ſich deren Tauſend anböten, „weil ein Mann, wie Huß, weder Treu noch Glauben halte." Doch beſtimmten ſie den 5. Juni 1415 zu ſeinem Verhöre.

Die Kirchenverſammlung wollte indeß ein öffentliches Verhör vermeiden; ſeine Beredſamkeit und ſeine bekannte Geſinnung gegen den Klerus konnten bei einer ſolchen Gelegenheit ſchlimme Folgen für die Prälaten haben. Bequemer war es natürlich und für ein ſolches Gericht auch anſtändiger, ihn blos nach Auszügen aus ſeinen Schriften zu verurtheilen oder zum Widerrufe der vorgeworfenen Ketzereien zu nöthigen.

Am oben genannten Tage verſammelten ſich faſt alle Kardinäle, Biſchöfe, Prälaten u. ſ. w. im Hörſaale der Barfüßer Mönche. Huß war nach Konſtanz gebracht worden und ſtand gefeſſelt in einem Vorzimmer. Man führte ihn nicht vor die Verſammlung, verlas die Klagepunkte gegen ihn und wollte, ohne ihn gehört zu haben, zu ſeiner Verurtheilung ſchreiten. Da eilte Peter von Mladanowicz aus der Verſammlung zu dem Ritter Chlum und dieſer mit anderen Böhmen ſogleich zum Kaiſer. Sigmund ſendete den Herzog Ludwig von Baiern und den Landgrafen Friedrich von Nürnberg an die verſammelten Väter mit dem Befehle ab, daß ſie über Huß kein Urtheil fällen dürften, ohne ihn gehört zu haben; daß ſie ferner ihm, dem Kaiſer ein Verzeichniß aller ſeiner vorgeblichen Irrthümer zuſenden ſollten, damit er ſie durch gelehrte Männer könne prüfen laſſen. Letzteres verweigerten die Väter; in dem erſten Punkte mußten ſie gehorchen. Huß wurde hereingeführt, und die böhmiſchen Bevollmächtigten überreichten **Huſſens** Bücher gegen das Verſprechen der Rückgabe. Sie wurden **Huß** zur Anerkennung vorgelegt und er erkannte ſie für die Seinigen an mit der Bemerkung, daß er bereit ſei, die Irrthümer in denſelben, die man ihm als ſolche nachweiſe, zu verbeſſern. Man begann die Klageartikel zu verleſen. Als aber **Huß** auf ſie antworten wollte; erhob ſich ein ſolches Geſchrei, daß Niemand ſein eigenes Wort mehr hören konnte. **Peter von Mladanowicz**, der zugegen war, beſchreibt: „Es wäre geweſen, als ob lauter wilde Thiere mit einander geſtritten, nicht als ob gelehrte Männer über ſo wichtige Sachen zu urtheilen im Begriffe geweſen.“ Wenn es ruhiger wurde und **Huß** wieder begann, die heilige Schrift oder die Kirchenväter für ſich anzuführen; ſchrien Alle, „das gehört nicht her!“ Sie läſterten, ſie verſpotteten ihn, bis er ſtille ſchwieg. Da riefen ſie wieder: „Seht, wie er ſchweigt; er bekennt ſich überführt; er geſteht ein, Ketzerei gelehrt zu haben!“ **Huß** antwortete darauf: „Ich habe geſprochen, bis ihr mich durch euer Schreien daran verhindert habt; ich werde wieder ſprechen, ſobald man mich hören will.“ Die Verſtändigeren und Beſſeren in der Verſammlung waren über dieſes Verfahren entrüſtet; ſie hatten vor der Haltung des unglücklichen Mannes Achtung gewonnen und brachten es dahin, daß die Verhandlungen auf einen andern Tag verſchoben wurden, an welchem ſie von Anfange wieder begonnen werden ſollten. Die Böhmen aber begaben ſich zum Kaiſer und erzählten ihm, wie man in dem Verhöre mit **Huß** umgegangen war. Der Kaiſer verſprach ihnen, er werde in der nächſten Sitzung zugegen ſein und dafür ſorgen, daß es ordentlich und anſtändig zugehe.

Dieſem Verſprechen gemäß begab er ſich am 7. Juni in den Hörſaal der Barfüßer. Die Geiſtlichen waren, wie am 5. wieder Alle verſammelt; **Huß** wurde gefeſſelt hereingeführt. Man begann mit der Anklage: Dieſer **Johann Huß** habe in der Kirche Bethlehem zu

Prag und an andern Orten viele Irrthümer aus Wiklef's Büchern und eigene ſelbſt erdachte Ketzereien gelehrt und halsſtarrig vertheidigt. Es wurden 5 Punkte hervorgehoben. 1) Er habe behauptet, daß das Brod im Abendmahl nach der Einſegnung natürliches Brod verbleibe. Huß erklärte und rief Gott zum Zeugen an, daß er dergleichen nie geglaubt, vielweniger gelehrt habe. Nach einer langen Erörterung, an welcher vorzüglich engliſche Theologen gegen Huß Theil nahmen, dieſer aber fortwährend beſtimmt betheuerte, daß er ſich in dieſer Beziehung nie von dem Glauben und der Lehre der Kirche entfernt habe, beriefen ſie ſich auf mehr als zwanzig gegenwärtige gelehrte und angeſehene Männer als Zeugen, die es gehört haben wollten. Als er das falſche Zeugniß derſelben beleuchten wollte, ging man, ohne ihn weiter zu hören, zum zweiten Punkt über. 2) Er habe die ketzeriſchen Anſichten Wiklef's im ganzen Lande Böhmen verbreitet. Huß erwiderte: Er habe nie eine Ketzerei gelehret, weder eine Wiklef'ſche, noch eine andere; dem unzeitigen Verdammungsurtheile wider Wiklef, welches alle Anſichten und Lehren desſelben als ketzeriſch und anſtößig bezeichnet, habe er ſich allein widerſetzt. Er hätte keinen Punkt in Wiklef's Lehren annehmen oder verdammen wollen, ſo lange er nicht nach Gottes Wort beurtheilt geweſen wäre. So hätten auch andere Lehrer der Univerſität Prag gedacht. Auch der König ſei dieſer Anſicht geweſen. Er habe endlich von dem Papſt, bei welchem ſeine Vertheidigung nicht gehört worden, an den höchſten und gerechteſten der Richter, an Chriſtum ſelbſt appellirt. — Allgemeines Hohngelächter der Stellvertreter Chriſti auf Erden war die Antwort darauf. 3) Er habe gewünſcht, ſeine Seele möge an den Ort kommen, wo Wiklef weile. Huß gab zu, Wiklef's Schriften hätten ihn ſo angezogen, daß er ſich zu ihm gewünſcht. Auch hierüber lachten die heiligen Väter. 4) Huß habe Aufruhr geprediget; er habe dem Volke gerathen, Alle, die ſeiner Religion zuwider wären, nach Moſis Beiſpiele mit der Schärfe des Schwertes zu ſchlagen, und keiner dürfe dabei ſeines Bruders, Freundes oder Nachbars ſchonen. Huß erklärte dies für eine boshafte Lüge. Er habe das Volk gelehret, ſich mit dem Helme des Glaubens und mit dem Schwerte der Gerechtigkeit zu rüſten. 5) Er ſei an der Verfolgung der Geiſtlichen in ſeinem Vaterlande und an dem Ruin der Univerſität zu Prag ſchuld geweſen. — Huß wies nach, daß an der Verfolgung der Geiſtlichkeit in Böhmen das Schisma ſchuld geweſen ſei und nicht er, und was die Univerſität betraf, berief er ſich auf das Zeugniß des anweſenden Albert Varrentrapp, der damals mit den deutſchen Studenten aus Prag gezogen war. Als dieſer aufſtand und reden wollte, geboten ihm die Kardinäle zu ſchweigen.

So war es Nacht geworden und der geplagte Mann hatte alle Anklagen ſiegreich zurück gewieſen. Sie übergaben ihn dem Biſchofe von Riga, demſelben, der Hieronymus ſo hatte mißhandeln laſſen. Ehe er abtrat, ſagte der Biſchof von Cambray, Kardinal d'Ailly zu ihm; „Höre, Huß, in der vorigen Verſammlung haſt du dich gerühmt, wenn du nicht freiwillig nach Koſtnitz gekommen wäreſt, ſo hätte dich weder der Kaiſer, noch der König, noch vielweniger das Concil, hierhergebracht.“— „Ja,“ antwortete Huß, „das habe ich auch geſagt; denn in meinem Lande Böhmen ſind mir viele Herrn gewogen; die hätten mich beſchützt.“ Der Kardinal ſprach zornig zum Könige: „Da ſieht man, wie unverſchämt der Menſch iſt!“ Durch die Verſammlung ging ein Gemurmel. Ritter Chlum aber erhob die Stimme und rief: „Er hat recht geredet. Denn ich bin ein armer Edelmann und hätte ihn doch ein ganzes Jahr lang wider den Kaiſer und König ſchützen wollen: und es ſind viele andere und mächtigere Herren in Böhmen, die ſtärkere Schlöſſer haben, als ich!“ „Das wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen,“ ſprach der Kardinal, „dir aber Huß, ſage ich, unterwirf dich dem Concile; das wird dein Vortheil ſein.“ Auch der Kaiſer wendete ſich zu Huß und ermahnte ihn: „Zwar geben Einige vor, du hätteſt erſt den 15. Tag nach deiner Geſangennehmung ein freies Geleit von uns erhalten. Dem iſt aber nicht ſo; du haſt es bekommen, ehe du von Prag weggezogen biſt. Wir haben dir auch ein freies Verhör verſprochen, und die ehrwürdigen Kardinäle und Biſchöfe haben es dir gewährt. Viele behaupten auch, man ſolle ſich desjenigen nicht annehmen, der ein Ketzer, oder der Ketzerei verdächtig iſt: dennoch geben wir dir den Rath, welchen dir der Kardinal ſo eben gegeben, unterwirf dich dem Concile. Dann wollen wir die Sache wegen Unſerer. unſeres Herrn Bruders, des Königs von Böhmen, und der königlichen Krone von Böhmen, dahin bringen, daß du eine leibliche Buße erhältſt und friedlich von dannen ziehen kannſt. Wo nicht, ſo werden die Väter mit dir zu verfahren wiſſen. Wahrlich, wir wollen weder dich, noch deinen Irrthum beſchützen; ſondern mit dieſen unſeren eigenen Händen ein Feuer anſchüren, das dich Halsſtarrigen verzehren ſoll. Daher nimm an, was das Concil beſchließen wird.“ Huß war erſchrocken über des Kaiſers harte Rede und dankte ihm in der Verwirrung für ſein freies Geleit. Chlum aber trat zu ihm und erinnerte ihn, den Vorwurf des Kaiſers zurück zu weiſen. Da ſagte Huß: „Allergnädigſter Kaiſer, Gott iſt mein Zeuge, daß ich niemals Irrthümer halsſtarrig vertheidiget habe. Ich bin hierher gekommen, einzuſehen, wo ich geirrt habe, wenn man mich überführt.“ An der Kette führten ſie ihn nun fort. Der Herr von Chlum aber reichte ihm die Hand und rief: „Sei getroſt, Meiſter, laſſe lieber das Leben, als die Wahrheit!“

Am 8. Juni wurden die Verhandlungen fortgeſetzt; der Kaiſer war wieder zugegen.

An dieſem Tage legte man ihm 39 Sätze vor, welche man aus ſeinen Büchern gezogen haben wollte. Sie betrafen weniger die Glaubenslehre, als den Papſt, den Klerus und die Kirchenverbeſſerung: „Chriſtus iſt das Haupt der Chriſtenheit, nicht Petrus; wenn Chriſti Statthalter Chriſto in Lehre und Leben nachfolgt, ſo iſt er wirklich Chriſti Statthalter, im entgegengeſetzten Falle iſt er ein Vorbote des Antichriſtes, ein Statthalter von Judas (die Kardinäle ſahen einander an, ſchüttelten die Köpfe und lachten); die päpſtliche Würde ſtammt von Kaiſer Konſtantin her; des Papſtes Gewalt iſt nichtig, wenn er nicht Chriſto und Petro gleichet; die weltliche Macht ſoll die Geiſtlichen anhalten, ihr Amt gewiſſenhaft zu verrichten; der Kirchengehorſam iſt eine Erfindung der Geiſtlichkeit, in der Schrift ſteht nichts davon; wenn ein Prieſter ſein Amt gut verwaltet, ſoll er ſich darin durch des Papſtes Bann nicht irre machen laſſen: der Zwang, den die römiſche Kirche übt, iſt ein unchriſtlicher; man ſoll eines Ketzers wegen nicht ein ganzes Land mit dem Interdikte belegen; wenn Papſt, Biſchof oder Prälat in Todtſünden befangen iſt, ſo iſt er weder Papſt, Biſchof, noch Prälat; ein gottloſer Papſt iſt ein Dieb und Mörder, wie Judas, nicht aber ein Haupt der Kirche; gottloſe Kardinäle und Biſchöfe ſind reißende Wölfe; die Chriſtenheit bedarf keines geiſtlichen Hauptes; Chriſtus kann ſeine Kirche ſchon durch ſeine rechten Jünger regieren und bedarf keiner ſo ungeheuren Köpfe; denn die Apoſtel und ihre Jünger haben die Kirche regiert, ehe ein Papſt vorhanden geweſen iſt, und das würde noch geſchehen, wenn keiner da wäre.“ „Huß iſt ein Prophet geworden,“ riefen die Kardinäle höhniſch. „Ihr beweiſet ja durch euer eigenes Beiſpiel, daß ich Wahrheit geſprochen,“ ſagte Huß, „ihr habt keinen Papſt und dennoch behauptet ihr, daß ihr die Kirche regiert.“

Huß erkannte viele dieſer Sätze, als ſeine Meinung enthaltend an; viele wies er als Verſtümmelungen nach; andere verwarf er ganz als ihm untergeſchoben. Eigentliche Ketzereien im wahren Sinne des Worts befanden ſich gar keine darunter, und man hätte erwarten ſollen, daß ſich die Franzoſen ſeiner angenommen: denn ſie hatten ſich über dieſelben Gegenſtände häufig eben ſo ſtark ausgeſprochen. Sie gehörten aber Alle zu den Nominaliſten, und Huß war Realiſt. Alſo ſtand doppelter Parteihaß gegen den armen Angeklagten, theologiſcher und philoſophiſcher. In einem Schreiben an den König von Frankreich geſtehen oder rühmen ſich die Nominaliſten ſelbſt, daß Huß durch ihre Partei gefallen ſei. Beſonders thätig war auch in dieſer Verſammlung wieder der franzöſiſche Kardinal d'Ailly. Er hatte während der Vorleſung der 39 Artikel und zwiſchen Huſſens Vertheidigung hinein fortwährend erſchwerende Bemerkungen gemacht. Nun nahm er wieder das Wort und ſprach: „Du haſt gehört, Huß, wie ſchwer, wie oft und wie gröblich du geirrt haſt. Nun überlege, was du thun willſt. Zwei Wege ſtehen dir offen. Entweder du unterwirfſt dich dem Concile und trägſt geduldig, was über dich beſchloſſen wird; dann ſoll mit Freundlichkeit und gutem Willen gegen dich verfahren werden. Oder du vertheidigſt dich noch weiter, was dir nicht gewehrt wird. Aber dann bedenke wohl, du ſiehſt hier ſo viele hocherleuchtete Männer vor dir, gegen deren Beweiſe du nichts wirſt vorbringen können. Das wird dann zu deinem größten Schaden gereichen Nicht als Richter, ſage ich dir das, ſondern als Freund, der dich warnt. Gleiche Warnungen empfing Huß von den andern Kardinälen. „Ehrwürdige Väter,“ antwortete er, „ich habe ſchon oft erklärt, daß ich nicht hierher gekommen bin, meine Meinung eigenſinnig zu vertheidigen, ſondern Belehrung von euch anzunehmen. Darum bitte ich euch, mich weiter zu hören, und mir zu erlauben, meine Gedanken ausführlich darzulegen. Werde ich eines Irrthums überführt, ſo will ich ihn gerne bekennen und eure Belehrung annehmen.“ „Seht da,“ ſchrien nun Einige, wie liſtig er iſt; er ſpricht nur von Belehrung. Von einem Urtheile, von einem Richterſpruch will er nichts wiſſen!“ „Nennt es, wie ihr wollt, Belehrung oder Urtheil: ich rufe Gott zum Zeugen auf, daß ich es ernſtlich meine,“ ſprach Huß. Der Kardinal d'Ailly ſprach wieder: „Willſt du dich alſo dem Concile, d. h. einem Ausſpruche von 50 Doktoren der h. Schrift unterwerfen, welchen das ganze

Concil gebilligt hat? Ihr Urtheil geht dahin, daß du mit demüthigem Herzen bekennſt, daß du geirrt haſt; daß du ſchwörſt, dieſe Irrthümer fernerhin nicht mehr zu lehren, noch zu glauben; daß du Alles widerrufſt, was bisher geſchehen iſt.“ Viele riethen ihm wieder daſſelbe an. Aber Huß ſagte: „Ich erkläre wiederholt, daß ich mich belehren laſſen will; ich bitte euch aber um Gottes Willen, mich nicht zu etwas zu zwingen, was ich nicht thun kann, meines Gewiſſens und der ewigen Strafen wegen, deren ich mich dadurch ſchuldig machte. Abſchwören iſt nichts anders, als einen frühern Irrthum verlaſſen. Ihr aber beſchuldigt mich vieler Irrthümer, welche ich niemals gelehrt habe. Wie kann ich die abſchwören? Diejenigen aber, welche ich gelehrt habe, kann ich doch nicht eher verlaſſen, als bis ihr mich belehret habt, worinnen ſie beſtehen.“ Nun ſtellte ihm auch der Kaiſer die Sache nach ſeinem weiten Gewiſſen vor. Er ſprach zu ihm: „Warum kannſt du denn nicht ohne Gefahr Irrthümer abſchwören, auch wenn ſie dir fälſchlich zugerechnet werden? Ich für meinen Theil will alle Irrthümer abſchwören, und doch ſollte Niemand daraus folgern dürfen, daß ich ſie wirklich gelehrt hätte.“ Huß entgegnete ihm: „Ew. kaiſerliche Majeſtät nehmen das Wort anders, als es gebraucht wird.“ Der Kardinal von Florenz bemerkte: „Es ſoll dir eine ganz leichte ſchriftliche Abſchwörungsformel vorgelegt werden.“ Der Kaiſer wieder: „Du haſt gehört, daß dir zwei Wege offen ſtehen: entweder du ſteheſt von deiner verdammten Lehre ab und unterwirfſt dich, was zu deinem Vortheile gereichen wird; oder du fährſt fort, deine Meinung zu vertheidigen, und dann weiß man, wie man mit dir zu verfahren hat.“ Huß: „Ich kann mich dem nicht widerſetzen, was das Concil über mich beſchließen wird, aber das kann ich verlangen, daß man mir meine Gewiſſensfreiheit läßt und mich höret.“ Der Kaiſer: „Was iſt da weiter zu hören? Durch zweier, dreier Zeugen Mund wird überall die Wahrheit kund, und gegen dich zeugen ſo viele hochſtehende Männer! Sei klug und ſchwöre ab; oder ſie wiſſen hier, was zu thun iſt.“ „O,“ rief ein Biſchof aus Polen, „wohl wiſſen wir, wie man mit Ketzern umgeht!“ „Beweiſt mir erſt, daß ich ein Ketzer bin,“ ſagte Huß. „Sehet den Halsſtarrigen,“ riefen die heiligen Väter wieder durcheinander, „man ſoll ihn gar nicht mehr abſchwören laſſen: denn er würde doch nur mit dem Munde, und nicht mit dem Herzen ſchwören!“ „Das lüget ihr,“ rief der gehetzte Mann. — —

Nach dieſen Reden und Gegenreden trat ein Moment der Stille ein, welche die Verräther, der Judas Iſchariot Palecz, und der, der ſeinen König um Geld betrogen hatte, Michael de Cauſis, welche Beide bei dem Concile aber nichts deſto weniger in gutem Anſehen ſtanden, zuerſt wieder brachen. Sie fanden es doch für nothwendig, ihr Betragen gegen den Landsmann zu entſchuldigen: denn auch ſie wußten wohl, daß es Fälle gibt, „wo man den Mord liebt und den Mörder haßt.“ Sie behaupteten, nicht Feindſchaft ſei der Beweggrund ihres Handelns geweſen, ſondern der Eid allein, den ſie als Geiſtliche geſchworen hätten. Huß ſprach zu ihnen: „das wird Gott wiſſen.“ Der Kardinal d'Ailly aber gab ihnen im Namen der ganzen Verſammlung das Zeugniß, daß ſie mit Gottesfurcht und Gelindigkeit verfahren wären, worüber ſie ſich Alle nicht genugſam hätten verwundern können; ſie hätte alle ausgezogene Artikel gemildert; in Huſſens Bücher ſeien ſie in viel härterer Form vorhanden. — Huß wurde fortgeführt, und der Kaiſer, welcher gar kein Urtheil in dieſer rein geiſtlichen Sache zu fällen hatte, ſondern nur das gefällte zu vollziehen; der Kaiſer, welcher den ſchnödeſten Wortbruch an ihm ſchon begangen hatte, durch den ſeine und des ganzen Reiches Ehre in den Augen aller Länder befleckt war, wie die böhmiſchen Edeln ihm ſchon oft vorgerückt hatten; der Kaiſer warf den erſten Stein auf ihn! Hallte das Wort nicht mehr in ſeinen Ohren, welches der kühne Mann heute erſt im Laufe ſeiner Vertheidigung in den Sturm der Leidenſchaft und Verläumdung, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, hineingerufen hatte: „Auch der Kaiſer iſt vor Gottes Angeſicht kein Kaiſer mehr, wenn er ſich in Sünden wälzet!“ Oder hatte jenes Wort vielleicht zu tief eingeſchnitten in ſeine Seele? „Wir ſind allzumal Sünder,“ hatte das weltliche Haupt der Chriſtenheit in ſcheinbarer Demuth darauf geantwortet. Aber der franzöſiſche Kardinal hatte ihn aufmerkſam gemacht, wie Huß ſeine gefeſſelten Hände nun auch an den Geſalbten des Herrn zu legen wage! — Der Kaiſer erhob ſich und ſprach zu der Verſammlung: „Ihr Väter des Conciliums, ihr habt nun Alle gehört, was für Irrthümer dieſer Mann gelehrt hat; nach meinem Urtheile iſt ein jeder Einzelne ſchon des Todes würdig. Schwört er ſie nicht ab, ſo laßt ihn verbrennen; ſchwöret er ſie ab, ſo laſſet ihn doch nie mehr eine Kanzel betreten, vor allem aber nicht mehr nach Böhmen zurückkehren, denn dort wird er ſeine Irrthümer nicht aufgeben, im Gegentheile mit Hülfe ſeiner Anhänger neue hinzufügen. Die widerlegten (?) Artikel muß man in Böhmen herumſchicken und den Befehl geben, ſie auszurotten. Alle ſeine Anhänger, Hieronymus beſonders, müſſen ernſthaft geſtraft werden.“ — „Wenn der Meiſter brennt, wird es dem Schüler ſchon warm werden,“ riefen die Kardinäle. — Das war der Schluß der Sitzung.

Vier Wochen lang blieb der Märtyrer nach dieſem Urtheile noch im Gefängniſſe, jeden Tag die Stunde erwartend, die ſeinem gequälten Leben ein Ende machen ſollte. Aber unerſchütterlich feſt ſtand ſein Entſchluß, nicht die Ehre auf dem Kampfplatze zu laſſen, ſondern das Leben. Stärke und Troſt quollen ihm unverſiegbar aus ſeiner großen Seele und aus dem Gedanken an die ferne Heimath und an die Lieben, die er dort zurückgelaſſen hatte, für deren Seelenheil er beſorgt war, als wenn er noch unter ihnen weilte. In den Briefen, die er aus ſeiner harten Gefangenſchaft, aus Ketten und Banden, an ſie gerichtet hat, athmet, was ſein ganzes Leben bewegte: Liebe zu Gott, zu der Wahrheit und zu den Menſchen. Aber auch ſeine Klagen über die ungerechte Behandlung hat er in ihnen niedergelegt und ſeinen Abſcheu gegen die Menſchen, die es wagten, ſich als Richter zwiſchen ihn und das Evangelium zu ſtellen. Dieſe Briefe ſind für die Charakteriſtik des Mannes wichtig, und wir müſſen Stellen aus ihnen anführen.

„Dieſes Concilium von Koſtnitz, welches voller Hoffahrt, Geiz und aller Gräuel iſt, hat meine böhmiſch geſchriebenen Bücher als ketzeriſch verdammt, die es doch weder geſehen, noch geleſen hat. Und wenn man ſie auch vorgeleſen hätte, ſo hätte ſie ja doch keiner verſtanden: denn es ſind ja lauter Leute, die ganz andere Sprachen reden; die böhmiſchen Geiſtlichen ausgenommen, die dabei ſitzen, und die zuerſt Gottes Wahrheit geſchändet und angeklagt haben, und unſer böhmiſches Vaterland, das doch voll frommer Chriſten iſt. Wenn ihr hier wäret, würdet ihr des Concils (das ſich heilig nennt und dafür gehalten ſein will, als könne es nicht irren,) Gräuel und ſchändliches Weſen mit eigenen Augen ſehen können. Die hieſigen Leute ſelber ſagen, daß in 30 Jahren nicht die Sünden alle geſühnt werden könnten, die von dieſem Concile begangen werden. Darum erſchrecket über das Urtheil nicht, welches dieſe Leute über meine Bücher gefällt haben. Sie werden zerſtreut werden, wie die Motten, und ihre Lehren und ihr Urtheil werden Beſtand haben, wie die Spinnengewebe. Von Wahrheit wegſchrecken haben ſie mich wollen, aber von Belehrung war keine Rede. Sie haben es auch nie gewagt, ſich mit mir in der heiligen Schrift zu meſſen."

In einem anderen Schreiben heißt es: „Entſetzet euch nicht und erſchrecket nicht, daß meine Feinde meine Bücher zu verbrennen beſchloſſen haben. Auch dem Propheten Jeremias iſt das geſchehen, und ſeine Lehren ſind doch nicht unterdrückt worden; und der Beiſpiele gibt es noch viel mehr. Solche Erfahrungen laſſet euch zur Warnung dienen, daß ihr nicht aus Menſchenfurcht meine Bücher nicht leſet, oder ſie gar den Feinden zum Verbrennen hingebet. Seyd unerſchrocken, liebe Brüder, und des Antichriſts Stuhl wird vor euch zurückweichen und euch in Ruhe laſſen; nach Böhmen hinein wird das Konſtanzer Concil nicht kommen! Wie die Störche werden ſie von dieſem Concile hierhin und dorthin von dannen ziehen und im Winter den Lohn für das erhalten, was ſie im Sommer gethan haben. Sie haben ihr Haupt ſich ſelber abgeſchlagen, den Papſt, von dem ſie behaupten, er ſei Gott auf Erden; er ſei das Herz der Kirche, er ſei der Brunnen der Tugend, die Sonne der Chriſtenheit. Ihr irdiſcher Gott iſt gebunden, und ſeine Sünden ſind offenbar worden. Verſiegt iſt dieſer Brunnen; ihre Sonne iſt erloſchen; ihr Herz iſt ihnen aus dem Leibe geriſſen und weggeworfen worden. Aber wenn diejenigen unter ihnen den Papſt Johann hätten verurtheilen ſollen, die ohne Sünde wären, er wäre ſicherlich Papſt geblieben.“

Ein dritter Brief enhält eigentlich das Teſtament Huſſens an ſeine Landsleute, denn er iſt am Vorabende eines Tages geſchrieben, an welchem er die Vollziehung ſeines Urtheils erwartete. Er beginnt: „Ihr Gewaltigen, ihr Reichen und ihr Armen, ich bitte, ich ermahne euch, daß ihr Gott gehorchet, ſein Wort achtet und darnach lebet. Ich bitte euch, daß ihr in der Wahrheit Gottes bleibet, die ich euch aus ſeiner heiligen Schrift und den heiligen Lehrern gepredigt habe. Ich bitte euch, hat jemand unter euch in der öffentlichen Predigt oder ſonſt wo von mir etwas gehört, oder in meinen Büchern geleſen, das der Wahrheit Gottes entgegen iſt, ſo ſoll er es nicht annehmen, wiewohl mir nicht bewußt iſt, daß ich ſo etwas geſchrieben oder geredet habe. Ich bitte euch, wenn jemand an meinen Worten oder Wandel eine Leichtfertigkeit bemerkt hat, daß er mir ſolches nicht nachthue, ſondern Gott für mich bitte, daß er ſie mir vergeben möge. Ich bitte euch, daß ihr die Prieſter, die ihre Pflichten erfüllen, lieb und werth haltet vor Allem; hütet euch vor dem Böſen, beſonders aber vor den gottloſen Pfaffen, von denen der Herr geſagt hat, daß ſie in Schafskleidern einhergehen, innerlich aber reißende Wölfe ſind. Ihr Herren, euch bitte ich, verfahret gut mit euren Unterthanen und haltet gutes Regiment. Ihr Bürger, euch bitte ich, lebe ein Jeder ſo in ſeinem Stande, daß er ein gutes Gewiſſen dabei behält. Ihr Handwerker, ich bitte euch, arbeitet treulich und gewinnt eure Nahrung in Gottesfurcht. Ihr Knechte, euch bitte ich, dienet treulich euren Herrn. Zuletzt bitte ich euch Alle insgeſammt, daß ihr den Böhmen, Mähren und Polen danket, die treulich bei mir ausgehalten, und anerkennt, was ſie gethan haben; denn ſie haben die Wahrheit männlich vertheidiget und Alles aufgeboten, mich zu befreien. Betet für euren König und für die Königin. Betet für die Böhmen, die mich verrathen haben. Ihr Prager, behaltet meine Kirche Bethlehem lieb und ſorget dafür, daß Gottes Wort auch fernerhin rein in ihr gepredigt werde. Denn der Teufel iſt dieſer Kirche abſonderlich gram, und hat die Pfarrherrn und Dompfaffen gegen ſie aufgeregt. Ich bitte euch, ich bitte euch, habet euch lieb untereinander, und wehret Niemanden die Wahrheit; habet Acht darauf, daß die Frommen nicht unterdrückt werden."

In einem andern Schreiben erzählt er, daß Palecz bei ihm geweſen ſei und ihm gerathen habe, die Schande des Abſchwörens nicht zu ſcheuen, ſondern den Nutzen zu bedenken, der ihm aus demſelben erwachſe. Dieſem habe er geantwortet, daß derjenige, der ſich vor dem Verbrennen nicht fürchte, wohl auch ein kleineres Uebel, die Schande, nicht fürchten könne. Aber von Furcht ſei hier auch gar keine Rede: man könne von keinem Menſchen etwas Unmögliches verlangen. „Was wollet ihr thun," redete er ihn an, „wenn ihr etwas abſchwören ſollt, was ihr gar nicht gelehrt habet?" „Es iſt ſchwer," ſagte Palecz und weinte. In demſelben Briefe ſchreibt er weiter. „Tröſtlich iſt der Spruch: Selig ſeyd ihr, wenn euch die Menſchen haſſen und verfolgen um meines Namens willen; freuet euch alsdann und ſeyd guter Dinge, denn euer Lohn iſt groß im Himmel. Ein guter, köſtlicher Troſt: aber ſchwer, ihn ganz zu verſtehen und darnach zu handeln, und uns in Trübſal zu freuen. Es iſt leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Hat nicht Chriſtus ſelbſt in ähnlichem Falle geſagt: meine Seele iſt betrübet, bis in den Tod; hat er nicht gezittert und gezaget und im blutigen Schweiße mit dem Tode gerungen? Sind nicht Engel vom Himmel niedergeſtiegen, ihn zu tröſten? Aber in der höchſten Noth hat er zu ſeinen Jüngern geſprochen: euer Herz zittere und zage nicht vor dem Wüthen eurer Feinde; denn ich bin bei euch immerdar, damit ihr der Feinde Bosheit überwinden könnt. Und im Hinblick auf ihn haben die Apoſtel große Leiden überwunden. Durch Feuer und Waſſer ſind ſie gegangen und haben ihre Seelen gerettet und die Krone der Ehren von Gott dem Herrn empfangen dafür. Dieſe Krone wird auch mir zu Theil werden. Jeſus Chriſtus hat uns ſein Beiſpiel zur Nachfolge hinterlaſſen. Und hat der Meiſter leiden müſſen, ſo müſſen auch wir, die Glieder mit dem Haupte leiden, und er hat geſagt: wer mein Jünger ſein will, der verläugne ſich ſelbſt, nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach. Ja Herr, nimm uns Schwache zu dir; gib uns einen ſtarken Geiſt, wenn auch das Fleiſch ſchwach iſt. Gib uns einen willigen Geiſt, ein getroſtes Herz, einen rechten Glauben, ſtarke Hoffnung, ſtarke Liebe, daß wir unſer Leben für dich mit Freuden opfern. Amen, Amen!“

Jene Krone iſt ihm geworden; er hat ſie mit ſtarker Hand davon getragen und ſich als gleich nachahmungswürdiges Beiſpiel neben das des Meiſters geſtellt.

Von den Wenigen, die ihm wohl wollten, wurden noch einige Verſuche gemacht, ihn zu retten, d. h. ihn zu irgend einem Widerrufe zu bewegen: aber ſie mußten bei der geſchilderten Sachlage fehlſchlagen. Der Kardinalbiſchof von Oſtia war einer der wenigen Prälaten, welche günſtig gegen ihn geſinnt waren. Er beſuchte ihn gleich am Tage nach dem letzten Verhör und legte ihm eine Widerrufsformel vor, welche gemäßigt abgefaßt war. Aber ſie enthielt einen Widerruf und eine „allerdemüthigſte Unterwerfungserklärung unter die Ausſprüche des Concils gegen ſeine beſſere Ueberzeugung, und Huß — wies ſie zurück. „Ich kann mich auf die verlangte Weiſe dem Concile nicht unterwerfen,“ ſagte Huß, „denn ich müßte die lautere Wahrheit als ärgerlich verdammen und meineidig werden, wenn ich beſchwören ſollte, ich hätte irrig gelehrt. Welches Aergerniß würde ich dadurch den Rechtgläubigen geben? In dem alten Teſtamente, in den Büchern der Maccabäer finden wir, daß ſich Eleazar nicht einmal hat ſtellen wollen, als äße er Schweinefleiſch, obgleich man ihm erlaubt hatte, ein anderes Fleiſch zu eſſen, allein damit ſeine Nächſten nicht geärgert würden dadurch; und ich, ein Prieſter des neuen Teſtamentes ſollte aus Furcht vor zeitlichen Martern mich ſo ſehr wider Gott verſündigen, die Wahrheit verläugnen und einen Meineid ſchwören, und meinen Nächſten ein ſolches Aergerniß geben? Ich will lieber ſterben, als mich einer kurzen zeitlichen Strafe entziehen, dafür aber in die Hand des Herrn fallen und durch dieſe in ewige Schmach. Ich habe an Jeſum Chriſtum, den gerechteſten Richter appellirt und ihm meine Sache befohlen. Er wird mich nicht nach falſchen Zeugen und, dem Irrthume unterworfenen Concilien richten, ſondern nach der That und nach der Wahrheit.“ Auch der Kaiſer ſchickte noch einmal eine beſondere Deputation, aus etlichen Biſchöfen und den beiden böhmiſchen Herrn, von Chlum und Duben beſtehend, zu Huß in's Gefängniß, in das Kloſter der Barfüßer. Chlum redete ihn an: „Lieber Herr Magiſter, wir, als ungelehrte Laien, können euch hierin keinen Rath geben. Ihr müßt ſelbſt wiſſen, was ihr zu thun habt, und ob ihr der Irrthümer ſchuldig ſeyd, deren euch das Concil anklagt. Seyd ihr ſchuldig, ſo ſcheut euch nicht nachzugeben und eure Irrthümer zu verlaſſen. Iſt aber euer Gewiſſen rein, ſo nehmet euch wohl in Acht, daß ihr nicht vor Gottes Angeſicht zum Lügner werdet, oder daß ihr das Leben lieber habt, als die Wahrheit.“ Thränen ſtürzten dem ſo Angeredeten aus den Augen und er erwiederte: „Gott iſt mein Zeuge, daß ich gerne nachgeben würde, wenn ich wüßte, daß ich etwas gegen das Wort Gottes und die wahre Kirche gelehrt oder geſchrieben hätte; auch würde ich dann gerne widerrufen, was ich gethan habe. Bis auf dieſe Stunde habe ich ein Verlangen darnach, gründlicher in der heiligen Schrift unterwieſen zu werden. Ja, haben ſie eine beſſere Lehre, als diejenige, welche ich verkündiget habe, und können ſie dieſelbe als eine ſolche erweiſen; ſo will ich gerne von der meinigen abſtehen und die ihrige annehmen.“ — „Was, willſt du gelehrter ſein, als das ganze Concilium?“ rief Einer. „O, nein,“ antwortete Huß, „gebet mir Einen, auch den geringſten von dem Concile, der mich aus dem Worte Gottes eines Beſſeren belehret; ſo will ich ja dieſem Einzigen gerne Beifall geben, geſchweige denn, dem ganzen Concile.“ „Ein verſtockter Ketzer,“ riefen die Biſchöfe, und Huß wurde in ſein Gefängniß zurückgeführt.

Während Huſſens Sache noch ſchwebte, kam eine neue Klage des Erzbiſchofs Konrad von Prag nach Konſtanz. Magiſter Jakob von Mieß, von den Katholiſchen ſpottweiſe gewöhnlich Jakobellus genannt, hatte bald nach Huſſens Abreiſe an der Kirche Bethlehem, wo er jetzt als Prediger angeſtellt war, das Abendmahl in beiderlei Geſtalt ausgetheilt, und andere Geiſtliche folgten ſeinem Beiſpiele. Die Kirchenverſammlung erklärte auch dies für Ketzerei und gebot (15. Juni), den Laien das Abendmahl nur in einer Geſtalt zu reichen, wie auch die Verfolgung der Darwiderhandelnden. Obgleich Huß nun an dieſer Sache unmittelbar gar keinen Antheil hatte, ſo wurde die Seinige dadurch nicht gebeſſert; ſie hat wohl mit dazu beigetragen, den Kaiſer, der immer noch ſchwankte, endlich dahin zu bringen, den Tag der letzten Verhandlung und Hinrichtung zu beſtimmen.

Dieſer Tag war der 6. Juli 1415, Huſſens Geburtstag. — Zwei Stunden vor Tag ſchon kam der Biſchof von Riga mit einer Schaar, welche mit Spießen, Schwertern und Stangen gerüſtet war, in das Kloſter der Barfüßer, ließ Huß aus dem Gefängniß holen und führte ihn in die Domkirche. Hier hatte ſich verſammelt, was von Geiſtlichen hoch und niedrig in Konſtanz war, und viel Volk, welches die Handlung mit anſehen wollte. Vor der Kirche mußte Huß auf dem Kirchhofe ſtehen bleiben, damit er als Ketzer den Gottesdienſt während der Meſſe nicht entheilige. Nach der Meſſe führte man ihn in die Verſammlung. In der Kirche hatte man rings an den Wänden herum Gerüſte für die neugierige Menge aufſchlagen laſſen. Der Kaiſer ſelbſt, eine goldene Krone auf dem Haupte, ſaß auf ſeinem kaiſerlichen Thron. Neben ihm hielt der Herzog von Baiern den Reichsapfel mit dem Kreuze, auf der andern Seite der Burggraf von Nürnberg das blanke Schwert. Mitten in der Kirche ſtand ein hoher Tiſch, auf dem ein Meßgewand lag, mit welchem ſie Huß entweihen wollten. Vor dieſen Tiſch wurde Huß geſtellt. Er kniete nieder und betete. Nun hielt ein Biſchof eine lange Predigt über die Worte aus dem 6. Kapitel des Römerbriefes: „Was wollen wir hierzu ſagen? Sollen wir denn in der Sünde beharren?“ Er ſchilderte weitläufig das Unheil der Ketzerei, wie ſie die chriſtliche Kirche zerſtöre; die Leute Chriſto entführe und ſie gleichſam dem Teufel in den Rachen ſtecke. Die weltliche Obrigkeit ſei verpflichtet, ſie auszurotten: denn die Ketzer wären ärger, als die ärgſten Tyrannen. „Derohalb,“ wandte er ſich an den Kaiſer, „iſt es billig, daß Ew. kaiſerliche Majeſtät dieſen verſtockten Ketzer hinrichten, weil er in unſern Händen iſt. Sie werden dadurch, ſo lange die Welt ſteht, einen unſterblichen Namen erlangen, wenn dieſelben eine ſo herrliche und Gott wohlgefällige That vollbringen.“ Der Sprecher des Concils ermahnte nun die ganze Verſammlung, nicht eher zu raſten und zu ruhen, bis ſie den verſtockten Ketzer verbrannt hätte. Ein anderer Biſchof verlas ſodann die Akten der früheren Verhöre. Als ſich Huß vertheidigen wollte; rief ihm der Kardinal d'Ailly zu: „Halte das Maul, bis alles verleſen iſt; dann antworte.“ „Alſo auch hier wollt ihr mir das Reden verbieten,“ rief Huß, „wie kann ich hernach auf alles zugleich antworten?“ Als er wiederum ſprechen wollte; gebot der Biſchof von Florenz den Schergen, ihn mit Gewalt daran zu hindern. Huß hob die Hände gen Himmel und rief mit lauter Stimme: „Um Gotteswillen, höret mich nur wegen derer, die umherſtehen, daß ich den Argwohn aus ihren Herzen nehmen kann. Dann thut mit mir, was euch beliebt!“ Als man ihm das Reden aber dennoch unmöglich machte; fiel er auf die Knie nieder, hob Augen und Hände gen Himmel und empfahl ſeine Sache Gott. Dies that er während des Vorleſens öfters. Ueber den gleichfalls vorgetragenen Zeugenbeweis wider ihn, ſagt ein Geſchichtſchreiber: „Hier gingen ſie mit ihm um, daß es Gott hätte erbarmen mögen: denn Niemand erfuhr und konnte wiſſen, wer es gezeuget, denn es hieß immer, das haben zwei Canonici in Prag gehöret; das haben zwei Pfarrherrn, das hat ein Kaplan, ein Doktor u. ſ. w. angehört.“ Sie warfen ihm auch vor, er habe vier Perſonen in der Gottheit gelehrt und beriefen ſich auf einen Doktor als Zeugen. Huß verlangte deſſen Namen; der Biſchof aber nannte ihn nicht und bemerkte, das ſei nicht nöthig. Als man an die Stelle kam: „Huß hat in Gegenwart unſerer Aller an den Richterſtuhl Gottes appellirt, und das iſt ketzeriſch;“ rief Huß laut: „Siehe, Herr Chriſtus, dieſes Concilium hält das für ketzeriſch. Haſt du nicht ſelbſt, als du von deinen Feinden überwältiget wurdeſt, deine Sache deinem himmliſchen Vater befohlen und uns dadurch ein Beiſpiel gegeben, daß wir in unſerer Noth zu dir fliehen und bei dir Hülfe ſuchen ſollen?“ Der letzte Punkt war, daß er des Papſtes Bann verachtet habe. Da rief Huß wieder: „Worin habe ich den Bann des Papſtes verachtet? Oeffentlich habe ich an den Papſt appellirt; habe dreimal Abgeordnete an ihn geſchickt, die mich bei ihm vertreten ſollten, da ich ſelbſt gewichtiger Urſachen wegen nicht kommen konnte. Es iſt allgemein bekannt, wie man mit ihnen umgegangen iſt. In's Gefängniß hat man ſie ungehört geworfen und ſonſt geplagt. Da habe ich mich endlich entſchloſſen, bei Zeiten auf dieſes Concilium zu kommen. Freiwillig bin ich gekommen und habe ein freies, ſicheres Geleite von dem römiſchen Kaiſer erhalten, der hier zugegen iſt; und bin der zuverſichtlichen Hoffnung geweſen, es würde mir keine Gewalt geſchehen, und ich würde ungehindert meine Unſchuld vertheidigen können." Und Huß ſah bei dieſen Worten dem Kaiſer feſt in's Geſicht, und der Kaiſer unter Zepter und Krone, auf dem Throne zwiſchen dem Reichsapfel mit dem Kreuze und dem blanken Schwerte, der Kaiſer ſchlug den Blick zu Boden vor dem gefeſſelten Manne und ſein Geſicht wurde blutroth vor Scham.

Aber die Kirche hatte ſolche Scham längſt verlernt, und der päpſtliche Richter erhob ſich, ein alter Mann mit einer großen Glatze, und las das Urtheil vor. Auch hier verſuchte Huß noch mehrere Mal zu ſprechen, wurde aber mit Gewalt daran verhindert. Er kniete wieder nieder und betete: „Herr Gott, ich bitte dich, verzeihe meinen Feinden; du weißt, daß ſie mich fälſchlich angeklagt, falſches Zeugniß gegen mich angenommen, und mich ungerecht verurtheilt haben: ich bitte dich um deiner unausſprechlichen Barmherzigkeit willen, rechne es ihnen nicht an!" Die chriſtliche Geiſtlichkeit aber, ſonderlich die Biſchöfe ſahen ihn dabei höhniſch an.

Nun traten ſieben Biſchöfe heran, die ihn entweihen ſollten. Er mußte den Predigerornat anlegen, als wenn er Meſſe leſen wollte. Als er das weiße Chorhemd anzog, äußerte er: „Auch Chriſtus iſt in einem weißen Kleide verſpottet worden." Zum letzten Male ermahnten ihn die Biſchöfe: „Noch wäre es Zeit; noch könne er ſeinen Irrthum erkennen, verwerfen und abſchwören." Er aber wandte ſich mit thränendem Auge an das Volk: „Sehet, die Biſchöfe ermahnen mich, ich ſolle vor Gottes Angeſicht zum Lügner werden. Ich bin mir keines Irrthums bewußt und kann daher keinen abſchwören, ohne den wahrhaft Frommen, meinen ehemaligen Zuhörern allen ein Aergerniß zu geben, und andere treue Diener des göttlichen Wortes von dem Wege der Wahrheit abzuführen.“ Die Biſchöfe aber riefen und alle Geiſtliche mit ihnen: „Sehet ſo halsſtarrig iſt er in ſeiner Bosheit; ſo verſtockt in ſeiner Ketzerei! Steige herab; ſteige herab!“ Er ſtieg herab, und die Entweihung nahm ihren Anfang. Zuerſt nahmen ſie ihm den Kelch und ſprachen: „O, du verfluchter Judas, der du verlaſſen haſt den Rath des Friedens und mit den Juden Rath gehalten, ſiehe, wir nehmen dir dieſen Kelch, darinnen das Blut Jeſu Chriſti geopfert wird zur Vergebung der Sünden.“ Huß aber ſprach: „Ich habe die Hoffnung zu Gott, er werde den Kelch des Heils nicht von mir nehmen, ich bin verſichert und harre darauf, daß ich ihn heute noch in ſeinem Reiche trinken werde.“ Auf dieſelbe Weiſe nahmen ſie ihm die anderen Geräthe alle und ſprachen jedesmal jene Worte des Fluches dazu. Huß blieb geduldig und ſagte: „Ich leide alles gerne um der Wahrheit und des Namens Jeſu Chriſti willen.“ Zuletzt entſtand unter den Biſchöfen ein Streit, der in lauten Zank ausartete, wie ſie ihm die prieſterliche Tonſur auf dem Haupte ſchänden ſollten, ob mit einem Raſirmeſſer oder mit einer Scheere. „Die Biſchöfe können nicht einig darüber werden, wie ſie mich genugſam verſpotten wollen,“ ſprach Huß, zum Kaiſer gewendet. Endlich verglichen ſie ſich, machten mit der Scheere ein Kreuz in die Tonſur und ſprachen dazu: „Das heilige Concilium zu Konſtanz wirft Johann Huß, aus dem heiligen und herrlichen Stande der Prieſter; es zeiget damit an, daß er ſich von der chriſtlichen Kirche geſondert hat; er iſt von da an der weltlichen Gewalt in die Hände gegeben.“ Sie ſetzten ihm eine papierne Mütze auf, die mit drei großen Teufeln bemalt war und die Aufſchrift „Erzketzer“ trug, und ſprachen dazu: „Wir befehlen deine

Seele den Teufeln." „Und ich befehle ſie meinem Herrn, Jeſu Chriſto," ſprach Huß.

Der Kaiſer befahl nun dem Herzog Ludwig von Baiern, Huß dem Scharfrichter zu übergeben und ihn zur Hinrichtung zu begleiten. Dieſer bereitete ſich hierzu, indem er ſeinen fürſtlichen Ornat ablegte. Der Graf Kaspar von Schlick aber, des Kaiſers Kanzler, ein gelehrter, kluger und verſtändiger Mann, der bei drei Königen in Ehre und Anſehen geſtanden hatte, verließ im Unmuthe die Kirche, und betheuerte öffentlich, daß er bei einem ſolchen Urtheile mit gutem Gewiſſen nicht weiter zugegen bleiben könne.

Mit der Papierkrone auf dem Haupte wurde Huß durch die Straßen der Stadt zum Scheiterhaufen geführt, der auf einer Rheininſel errichtet war, welche von bewaffneten Bürgern und Söldnern gut bewacht wurde. Er ſchritt fröhlichen Muthes und freudigen Geiſtes den letzten harten Gang. Auf dem Kirchhofe ſah er, wie ſie ſeine Bücher verbrannten. Er ſtand ſtille dabei und lächelte. Das Volk verſicherte er wiederholt, daß er unſchuldig ſterbe. Auf der Marterſtätte angekommen, fiel er auf ſeine Knie nieder und betete laut den 30. und 50 Pſalm. Beſonders wiederholte er oft die Worte: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt; du haſt ihn erlöſet, du getreuer Gott." Einen tiefen Eindruck machte dies auf das umſtehende Volk. „Wir wiſſen nicht", ſprachen Viele unter einander, „was dieſer Mann früher gelehrt oder geprediget hat; aber jetzt hören wir lauter heilige Worte von ihm." Andere riefen: „Man muß ihm wenigſtens einen Beichtvater geben." Aber ein dicker, fetter Pfaffe, der Kaplan zu St. Stephan, der einen grünen, rothgefütterten Rock trug und zum Zeitvertreib unter der Menge herum ritt, ſprach: „Auf Ketzer muß man nicht hören, liebe Leute; die Kirche kann ihnen auch keinen Beichtvater geben; ſie kann ſie doch nicht abſolviren." Während des Betens war ihm die papierne Krone vom Kopfe gefallen. Sie ſetzten ihm dieſelbe wieder auf mit den Worten:

„Die Teufel ſollen mit ihrem Diener verbrennen.“ Darauf führten ihn die Henker im Kreiſe herum, damit er die Umſtehenden ſegne. Er that es und betete nochmals für ſeine Feinde. Zuletzt verlangte er noch einmal mit ſeinen Wächtern zu ſprechen. Er dankte ihnen für die Wohlthaten, welche ſie ihm in ſeiner langwierigen Gefangenſchaft erzeigt; ſie ſeien nicht ſeine Hüter, ſondern ſeine Brüder geweſen. Nun ſchritt er ohne ein Zeichen von Furcht an den, in die Erde geſchlagenen Pfahl; er wurde mit dem Rücken daran gelehnt und mit ſechs Stricken feſtgebunden. Sein Blick war zufällig gegen Morgen gerichtet. Doch die chriſtliche Liebe der „heiligen Väter“ zu Koſtnitz konnte nicht dulden, daß die Sonne des ſterbenden Ketzers Angeſicht beſchien. Er mußte daher wieder losgebunden und nach Mitternacht gekehrt werden. Um den Hals legten ſie ihm eine alte verroſtete Kette, gleichſam als ob er keiner neuen werth geweſen wäre. Unter ſeine Füße, an welchen noch die Stiefel und Fußeiſen waren, legten ſie zwei Bündel Reißholz, und um ihn herum ſchichteten ſie Holz, Reißig und Stroh. Ehe es angezündet wurde, ritt Herzog Ludwig und ein Marſchall an den Holzſtoß und fragten ihn noch einmal, ob er ſeine Irrthümer erkennen und abſchwören wolle. Aber mit heller Stimme rief ihnen Huß zu: „Was ſie mir durch falſche Zeugen aufgebürdet, habe ich nicht gelehrt; die Wahrheiten aber, welche ich verkündiget habe, ſtimmen mit Gottes Wort überein; die will ich behalten und mit meinem Tode beſiegeln.“ Die Fürſten ritten erſtaunt davon und ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen. Der Holzſtoß wurde angezündet und brannte raſch in die Höhe. Als der Rauch aufſtieg, ſang Huß mit vernehmlicher Stimme: „Chriſtus, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner.“ Bald ſchlug ihm die Flamme unter das Geſicht und erſtickte ſeine Stimme. Er bewegte betend den Mund noch einige Minuten lang und verſchied. Aufgeſtiegen war ſeine Seele in die Hände deſſen, dem er ſie in Drangſalen und Noth ſo oft empfohlen hatte.

Aber die Rache der alleinſeligmachenden Kirche war noch nicht befriediget. Sie wüthete gegen die Ueberreſte des Geſchlachteten fort, ſo lange ihr noch ein Stäubchen erreichbar war, und auf eine Weiſe, welche ſich die Feder zu beſchreiben ſträubet. Als das Holz verbrannt war und die Flamme in ſich zuſammen ſank, erblickte man die obere Hälfte des Leichnams, deſſen untere verbrannt war, an der eiſernen Halskette noch am Pfahle hängen. Die Henker ſtießen denſelben mit Stangen um, zerſchlugen die Gebeine, damit ſie deſto raſcher verbrennen ſollten, und legten noch mehr Holz an. Beſonders zertrümmerten ſie den Kopf; das Herz aber, das ſie unter den Eingeweiden herausgefunden hatten, das Herz ſteckten ſie an eine ſpitzige Stange und ließen es braten!!! Herzog Ludwig erfuhr, daß die Henkersknechte Huſſens Mantel, Gürtel und einige andere Kleidungsſtücke auf die Seite gebracht hatten. Er befahl ihnen, das alles zu verbrennen, damit ſie den Böhmen nicht zu theuren Heiligthümern werden möchten. Sie weigerten ſich lange, bis er ihnen eine gewiſſe Summe Geldes dafür verſprach. Nachdem alles verbrannt war, luden ſie die Aſche und die Erde unter ihr, die ſie etliche Schuh tief ausgruben, auf Karren und warfen ſie in den Rhein.

Der Held unſerer Geſchichte hat als Held geendet. Das erkennen ſelbſt die Gegner an und da ſie keinen Makel auf ſeinen Wandel zu bringen wiſſen, bei dem gehaßten Feinde jedoch ſelten reine Beweggründe anerkennen; ſo ſagen ſie, Eigenſinn und Eitelkeit ſeien die Triebfedern geweſen, welche ihn die Hand nach der Märtyrerkrone hätten ausſtrecken laſſen. Eitelkeit hat wohl manchen Kriegeshelden getrieben, die Bruſt dem Schlachtendonner entgegenzutragen, und ſich einen blutbefleckten Lorbeerkranz um die Stirne zu winden, wenn die Hand eines Völkerverderbers winkt. Daß ſie aber um Schimpf und Schande ihrer Mitwelt geworben, um langwierige quälende Gefangenſchaft und um einen ſchmachvollen gräßlichen Tod, das wäre eine ganz neue

Erſcheinung in der Geſchichte: ſie widerſpricht aller Erfahrung und aller Seelenkunde. Das Volk aber, welches ſein Golgatha umſtand, ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und blieb auf ſeiner Meinung, Papſt Johann hätte wegen ſeiner ſchändlichen Thaten wohl eher verdient, verbrannt zu werden, als Huß. — Volkesſtimme, Gottesſtimme! — *Huß* hat ſich von dem Glauben ſeiner Kirche nicht entfernt; er war in ſeinen Geſinnungen, Sitten und Handlungen ein wahrhaft edler und reiner Menſch: — Papſt Johann ein Ausbund aller Laſter und Schändlichkeiten; Raub, Mord, Blutſchande und noch gräßlichere Verbrechen laſteten ſchwer auf ihm; er war ein Läſterer und Gotteslängner. Jenen lohnte die Kirche mit dem Scheiterhaufen; dieſen bekleidete ſie wieder mit dem Purpur. Das wahre Weſen der Kirche iſt an dieſem Beiſpiele klarer zu erkennen, als irgend anderswo. Dieſes Weſen iſt *Herrſchſucht* und *Gewalt*. Wer das antaſtet, iſt ihrer Rache verfallen. Johann **XXIII.** hat ſich ihrem Urtheile ohne Vertheidigung unterworfen; er war deßwegen in aller ſeiner Häßlichkeit ein gehorſamer Sohn der heiligen Mutter und ſeine Sünden, wären ſie auch noch zahlreicher geweſen, hierdurch hinreichend geſühnt. *Huß* dagegen wollte überwieſen, belehrt ſein, nicht ſchlechthin *gehorchen*; er erkühnte ſich zu zweifeln, ob das auch wirklich Irrthümer wären, was die Kirche dafür erklärte; er appellirte von ihrem Ausſpruche an einen höheren Richter, an die Vernunft, an Chriſtus, an Gott. Das war verſtockte Ketzerei; teufliſcher Irrthum. Er war ein Verräther, ein Judas am Standesintereſſe; er mußte ſterben: denn der ganze Bau ſchwebte in Gefahr, wenn ſolche Ketzereien überhand nahmen. Das hatte der Klerus in Böhmen ſchon zur Genüge empfunden. Sein Anſehen war durch Huſſens und ſeiner Vorgänger ſchonungsloſe, aber verdiente Angriffe unter Null herabgeſunken. Kam Huß, mit den in Koſtnitz geſammelten Erfahrungen bereichert, nach Hauſe zurück, ſo durfte jener nie mehr daran denken, es zu heben; ſo war es für immer vernichtet. Daher war die böhmiſche und mähriſche Geiſtlichkeit aller Grade, Biſchöfe, Aebte, Canoniker, Pfarrer und Mönche unabläſſig thätig, durch alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel, ſogar durch *Geldſendungen* nach Konſtanz ſeinen Untergang zu bewirken. Daß er noch glaubte, was die Kirche auch glaubte, war bei ſeinen Beſtrebungen und Geſinnungen eine Nebenſache: denn der Glaube war der alten Kirche nur ein Mittel zum Zweck. Es konnte ſich jemand daher, ſo weit er wollte, davon entfernen: wenn er nur auf *Befehl* der Kirche wieder zu ihm zurückkehrte; wenn er *gehorchte*, ſo hatte das gar nichts zu ſagen. Johann XXIII. lieferte für dieſe Behauptung den beſten Beweis

Huß war in jeder Beziehung der entſchiedenſte Vorläufer der Reformation des 16. Jahrhunderts: er hat ihr die Bluttaufe verliehen. Auch dieſe Reformation ſuchte zunächſt nur eine Befreiung von dem tyranniſchen äußeren Kirchenzwang; das Lehrgebäude ließ auch ſie beinahe ganz unangetaſtet. *Huſſens* Grundſätze waren bis in's Einzelne hin die der ſpäteren Reformatoren: aber eben ſo wenig, als dieſe, hat er deren Folgerungen alle überſchaut, noch viel weniger ſie entwickeln können. Er hatte einen Schatz gehoben, deſſen ganzer Reichthum ihm eine unbekannte Größe blieb. Er verwarf die päpſtlichen, überhaupt alle menſchliche Vorſchriften in Glaubensſachen; die Schrift ſollte die alleinige Führerin ſein: aber bei ihrer Prüfung und Auslegung ließ er der *Vernunft* ihre Rechte. Alle Mißbräuche der Kirche ſtellte er in das hellſte Licht. Keine Sündenvergebung durch Prieſterſchaft, Papſt und Ablaß mehr; keine Ketzermacherei, keinen Verfolgungsgeiſt, keinen Gewiſſenszwang! Er war ein wahrer Prieſter des Herrn, ein Verkündiger ſeiner Liebe. Er lebte, er ſtarb als Solcher; ſeine letzten Gebete baten für ſeine Mörder. Eine ſpätere Volksſage hat dieſe ſeine Stellung zur Reformation durch die Erzählung anerkannt, er habe auf dem Scheiterhaufen geſprochen: „Heute bratet ihr eine Gans (mit Anſpielung auf ſeinen Namen: Huſſo böhmiſch die (Ganz): aber nach hundert Jahren wird ein weißer Schwan kommen, den ihr nicht werdet verbrennen können.“ Wohl iſt der Schwan erſchienen, und verbrannt haben ſie ihn nicht: aber gerupft und ihm die Flügel beſchnitten haben ſie doch, ſo viel es anging. Der Phönix, welcher ſich aus der Aſche des Scheiterhauſens emporſchwingen muß, wird immer noch erwartet.

Auch ein Mann der Wiſſenſchaft iſt Huß geweſen und hat ihre Freiheit, die Freiheit ſeiner Univerſität gegen die Uebergriffe der Kirche, des Prager Erzbiſchofs vertheidigt, der ſich der Eiferſucht der Nationen gegen einander zu bedienen wußte, ſie zu feſſeln. Davon zeuget ſein Kampf gegen die Verurtheilung der Wiklef'ſchen Schriften. Er theilte die Wiklef'ſchen Anſichten gar nicht alle: aber er konnte den brutalen Eingriff in die Lehrfreiheit nicht ertragen. Daß ihn die Wiſſenſchaft in ſeinem Todeskampfe verlaſſen hat, iſt eine ewige Schande für ſie. Die franzöſiſchen Nominaliſten und die deutſchen Gelehrten hatten ſich mit dem Klerus zu ſeinem Untergange verbunden, obgleich ſie ſeine natürlichen Verbündeten geweſen wären, wenn ſie von ihren Gelehrtenſtreitigkeiten und Perſönlichkeiten hätten abſehen können.

Aber Huß war endlich drittens, und das iſt mehr werth, als alles Andere, ein Mann des Volks. Kein Standesintereſſe lag ihm näher, als das Wohl der Menſchen, und zunächſt das ſeiner Böhmen. Die wahre Religion, die Religion der That, die Sittlichkeit verkündete und forderte er von allen Ständen, und da er ſie bei dem ſeinigen faſt am wenigſten vorfand, ſtellte er ihn offen in ſeiner ganzen Blöße dar, um deſſen verderblichen Einfluß auf die Allgemeinheit zu vernichten. Was er in der Wiſſenſchaft gefunden, behielt er gleichfalls nicht, wie ſo viele Tauſend und aber Tauſend Gelehrte, ſelbſtgenügſam für ſich; ſondern er trat damit wieder hinaus unter das Volk und ſuchte, wie die Religion, ſo auch die Wiſſenſchaft mit dem Leben zu vermitteln. Mit Liebe umfaßte er ſein böhmiſches Land und ſein böhmiſches Volk. Als die Fremden auf der Prager Hochſchule ſeine Nation beherrſchten, wußte er ſie frei zu machen, ſelbſt auf die Gefahr hin, für einen Zerſtörer der Univerſität gehalten zu werden. Nach Koſtnitz iſt er auch mit deßwegen gezogen, die Ehre ſeines Volkes gegen den Vorwurf der Ketzerei zu vertheidigen. Seine Gegner auf dem Concile waren unedel genug, ihm auch dieſes zu gedenken, und ihm den Ruin der Hochſchule, Volksaufwiegelung und Verachtung aller irdiſchen Majeſtät vorzuwerfen. Mit Liebe und Begeiſterung hing das böhmiſche Volk auch wirklich an ihm; es folgte ihm, und er hat es nie zum Aufſtande angeführt, ſondern im Gegentheile häufig beruhigt und von Gewaltthätigkeiten abgehalten. Edelleute und Bürgerſchaft waren ſtolz auf ihn, und was ſie, ſelbſt die verſammelten Stände gethan haben, ihn zu retten, iſt uns im Verlaufe der Geſchichte bekannt geworden. Selbſt in Konſtanz fürchtete man ſeinen Einfluß auf die Maſſen, und ſuchte ihm daher von Anfang an alles öffentliche Auftreten, alles Predigen, und zuſammenhängende Reden bei ſeinen Verhören ſogar, unmöglich zu machen. Einen tiefen Eindruck hat die Art ſeines Sterbens auf das umſtehende Volk gemacht.

So ſtehet der Gemordete in einer dreifachen Glorie da: als ächter Gottesprieſter, als freier, unbefangener Wiſſensforſcher, als begeiſtert anerkannter, einflußreicher Volksführer. Er hat in ſeiner Perſon auf eine merkwürdige Weiſe vereinigt, was bisher getrennt gekämpft hatte. Er hat das Volk, die Wiſſenſchaft, die Geiſtlichkeit ſelbſt von dem Zwange der Kirche frei zu machen geſucht, und die Waffen dieſer drei Stände mit gleicher Macht und Geſchicklichkeit gehandhabt. Ein Herold iſt er geweſen, den in der Kirche ſchlafenden Geiſt des Chriſtenthums zu erwecken: das Weſen der Kirche von Grund aus umzugeſtalten und zu erneuern. Licht und Wärme waren verbunden in ihm, wie ſelten in einem Menſchen, und ſein Feuer hat Viele, hat ſein ganzes Volk durchglüht. Das Feuer hat auch ſeinen irdiſchen Leib verzehrt, aber ſich zum Strahlenkranz um ſein unſterbliches Bild geſtaltet mit welchem es der Nachwelt leuchtet. Dieſe Glorie erliſcht nicht im Laufe der Jahrhunderte; ſie wird glänzender, je reiner ſich das religiöſe Leben entfaltet; je durchſichtiger, nebelfreier das geiſtige Element wird, in welchem die Völker athmen. — Deutſcher Wanderer, wenn du die Stätte ſchaueſt, wo der fremde Mann ſein Leben ausgehaucht hat; ſo wirſt du dich wundern vielleicht, daß ſie noch durch kein Denkmal geſchmückt iſt, in einem Jahrhunderte, das lange ſo rührig geweſen iſt, viel geringere Verdienſte durch Monumente zu ehren. Aber das Volk hat bis jetzt immer noch nicht Zeit und Mittel gehabt, ſeiner Gefallenen durch ſolche Aeußerlichkeiten zu gedenken. Doch ſie leben in ſeinem Gedächtniſſe. Die Kunſt, die ſich ſo ſehr beklagt, daß der Sinn für ſie im Volk erſtorben ſei; die Kunſt hat ſeit längerer Zeit nur *erſtorbenen* Gottheiten und den Erdengöttern gedient. Sie ſoll aufhören zu klagen und das warme Leben erfaſſen, und ſie wird wieder zu Ehren kommen im Volke. Das habet ihr an dem herrlichen Bilde erfahren, welches der edle Düſſeldorfer Leſſing geſchaffen hat: Huß vor den heiligen Vätern zu Koſtnitz. Vor dieſem Bilde geht Niemand theilnahmlos vorüber, und der Zauber der Wahrheit und der Zauber des *Gegenſtandes* feſſelt Jeden. *Die Kunſt ſoll dem Volke dienen, und das Volk wird ſie anerkennen*: es wird ſich aufrichten an ihr und aus ihren Werken Freude und Veredlung ſchöpfen.

Leer iſt die Stelle bis heute geblieben, wo der Märtyrer verblutet hat; *graslos* ſogar ſoll ſie ſtehen bis auf die neueſte Zeit, und frommer Wahn hat geglaubt: weil die Aſche des Gebannten, des Verfluchten auf ihr geruht habe. Wenn ihr ſolche Urſachen für ſolche Erſcheinungen haben müßt, ſo will ich euch eine ganz andere angeben. Graslos mußte die Stätte ſein, weil hier einer der edelſten Menſchen hat ſchuldlos verbluten müſſen unter frecher Gewalt: weil hier das ſchauderhafteſte Verbrechen an der Menſchheit verübt worden iſt, ein Mord an dem freien, heiligen Geiſte der Wahrheit, der Ueberzeugungstreue. Aber wie viele Stellen in dem deutſchen Vaterlande und außer ihm dürften dann kein Gras mehr tragen? O, ich wüßte auch ein Denkmal, welches dieſe grasloſe Brandſtätte zieren ſollte, und welches anzeigte, daß der ſchwere Streit endlich ausgerungen iſt, der unſer Vaterland ſo lange zerriſſen hat, und als deſſen Opfer auch Huß gefallen iſt, der Kampf für die gleiche Berechtigung aller Anſichten gegen Glaubensdruck und Gewiſſenstyrannei. Der Tempel einer freien Gemeinde, einer freien Kirche müßte auf ihr emporſteigen, und beitragen hierzu müßten Alle, welchen Glaubensmeinungen ſie auch zugethan wären, die in der ächt chriſtlichen Geſinnung, in der Liebe, übereinſtimmten. Denn dieſe Glaubenseinigkeit iſt der Phönix, der über den Gräbern ſo vieler Gefallenen ſeine farbenſchimmernden Flügel endlich einmal entfalten muß, und ſie haben nicht umſonſt geblutet.

Nicht erfolglos ſelbſt für ſeine Zeit iſt Huß geſtorben. Die heiligen Väter des Concils und Kaiſer Sigmund glaubten die kirchlichen Wirren in Böhmen durch ſeinen Tod beſeitigt. Sie haben gerade das Gegentheil dadurch bewirkt. Ein fürchterlicher Aufſtand in Böhmen, ein zwanzigjähriger gräßlicher Krieg war die unmittelbare Folge davon. Ganz andere Scheiterhaufen, die Flammen von Dörfern und Städten ſind emporgeſtiegen; ganze Geſchlechter ſind als Sühnopfer für ihn in das Grab geſunken. Wir werden die Hauptereigniſſe dieſes Krieges, um die Darſtellung eines anderen Charakters gruppirt, als zweiten Theil zu vorſtehender Geſchichte, nachbringen; denn ſie ſind lehrreich.

Die Reform hatte man zurückgedrängt; die Revolution trat an ihre Stelle. Die religiöſe Begeiſterung hatten ſie an's Kreuz geſchlagen; der Fanatismus und wilde Leidenſchaften waren dafür losgelaſſen, und ſie mußten ſie gewähren laſſen, bis ſie ſich erſchöpft hatten und in ſich ſelbſt zuſammenſanken. Blut iſt geſäet worden; wer will ſich wundern darüber, daß Blut aufgegangen iſt?

Das iſt der Eumeniden Macht:
Die Liebe ſtirbt; die Rache wacht.

Heinrich von Gagern.

Von

Karl Buchner.

— — — — Dir iſt dein Haupt umkränzt
Mit tauſendjährigem Ruhm! Du hebſt den Tritt der Unſterblichen,
Und geheſt hoch vor vielen Landen her!
— — — Ich liebe dich, mein **Vaterland!**

* * *

Früh hab ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den erſten Schlag der Ehrbegierde ſchlug.
— — — — — — —

* * *

Du pflanzeteſt dem, der denket, und ihm, der handelt!
Weit ſchattet und kühl dein Hain,
Steht und ſpottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Büſch' um ſich her!

* * *

Wen ſcharfer Blick und die tanzende glückliche Stunde führt,
Der bricht in deinem Schatten, kein Märchen ſie,
Die Zauberruthe, die nach dem helleren Golde,
Dem neuen Gedanken, zuckt.

Klopſtock.

Heinrich von Gagern.

(Geboren am 20. Auguſt 1799, lebt zu Monsheim in der Provinz Rheinheſſen als Gutsbeſitzer.)

Ein Freund nicht blos konſtitutioneller Formen, ſondern ebenſo ſehr des konſtitutionellen Geiſtes, der wie der Geiſt Gottes am Schöpfungstag das Licht von der Finſterniß ſchied und nach allen Seiten hin Ordnung, Freiheit und eine Mannigfaltigkeit von Geſtaltungen verbreitete, wie ſie nur aus dem Begriffe der Freiheit zu keimen vermag; ein Mann, der bei ſeinen wenigen literariſchen Arbeiten das ſüße Bewußtſein hatte, immer durch ein unmittelbares Zeitbedürfniß dazu angeregt worden zu ſein; ein muthvoller kräftiger Volksabgeordneter; ein Geiſt, der mit großen Opfern ein freilich hohes Ziel, die Selbſtſtändigkeit ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit, errang; ein Charakter in einer ſo vielfach abgeflachten charakterloſen Zeit; ein Menſch, der um ſeinen Zoll der irdiſchen Natur darzubringen, da ſtolz iſt, wo Andere eitel ſind, tritt mit dem oben hingeſchriebenen Namen uns vor Augen. Die Geſtalt hoch und kräftig, die Haltung feſt und gerade, der Ausdruck des Geſichts Ernſt und Ehrenhaftigkeit mit Gutmüthigkeit miſchend, die ganze Natur eine ſolche, die ſtark genug iſt, einen Stoß auszuhalten, aber ebenſo auch, einen Stoß zu geben. — So die allgemeinſten Züge; einzelner Anlaß wird zum Einzelnen zurückführen.

Von Gagern's vollſtändige Vornamen ſind: Heinrich Wilhelm Auguſt; er entkleidete ſich dieſer auf ſeinem neueſten literariſchen Werke, blos den Rufnamen beibehaltend; und ebenſo ließ er auf dieſem den „Freiherrn" weg. Wer das Glück oder das Unglück hat, im adeligen Stande geboren zu ſein, thut wohl daran, dieſem Umſtande nicht mehr Rückſicht zu ſchenken, als er der Natur der Sache nach muß.

Heinrich von Gagern wurde am 20. Auguſt 1799 geboren. Der Sohn eines Vaters, deſſen Namen einen ehrenvollen Klang als Staatsmann und Schriftſteller ſich erwarb, als Glied einer zahlreichen Familie, von denen mehrere Brüder die militäriſche Laufbahn einſchlugen und theilweiſe bis in ihre höheren Grade verfolgten, war auch v. Gagern für die militäriſche Laufbahn beſtimmt. Zur Zeit des untergehenden Sternes Napoleon, nämlich von 1812 bis 1814, befand er ſich in der Militärſchule zu München. Der Stern war wirklich untergegangen und die Zeit ſchien ſich zu längerem Frieden niederlegen zu wollen. v. Gagern, immer gern ein Mann der That, kam zurück nach dem erſten Pariſer Frieden, um den Militärſtand aufzugeben und für den Civilſtand ſich auszubilden. Aber nicht lange hielt es der auf der Inſel Elba zur Ruhe geſprochne große Weltbeweger aus. Erlittene Verletzung kam ſeinem Wunſche auf halbem Wege entgegen. Fortgeſetzte Verbindungen in Frankreich trugen eine raſche Frucht. Bald *ſtand er wieder an der Spitze ſeiner ſieggewohnten Heere.* Die Diplomatie, die es ſich zwiſchen Feſten und faſt feindſelig gewordenen Verhandlungen im Ganzen doch ſehr bequem gemacht hatte, fuhr erſchrocken auf; der ſüße Lockton der Nationalunabhängigkeit erſcholl wieder und die Jugend wie das Alter, in großmüthigem Sicherheben nicht mehr daran denkend, welche dürftige Saat auf dem Acker der Freiheit unterdeß aufgekeimt war, griff nochmals in allen deutſchen Landen nach den Waffen. v. Gagern's Familie wohnte damals in Weilburg im Naſſauiſchen. Alſo nahm er 1815 hier Dienſt und wurde, mit Rückſicht auf ſeine militäriſche Ausbildung, Officier. Die naſſauiſchen Truppen gehörten zu denjenigen deutſchen Heeresmaſſen, auf welchen, in Verbindung mit den Engländern, der ganze heiße Tag der Schlacht bei Waterloo (18. Juni 1815) drückte. Auch v. Gagern, damals erſt im ſechszehnten Jahre ſtehend, ward leicht verwundet.

Nach beendigtem Feldzuge kehrte er zu ſeinen Studien zurück. Er ſtudirte von 1816 an in Heidelberg, Göttingen und Jena. In Heidelberg war er Mitſtifter der burſchenſchaftlichen Verbindung; in Göttingen gehörte er zu Denjenigen, welche fruchtlos Aehnliches verſuchten; in Jena befand er ſich unter den Deputirten, welche damals die ſogenannte allgemeine Burſchenſchaft gründen wollten, die Statuten dieſer Verbindung entwarfen und öffentlich diskutirten. Von Jena ging er in die Schweiz, wo er 1819 und 1820 in Genf fortſtudirte. Durch ſeine Beſitzungen in Rheinheſſen ſtand v. Gagern's Vater zum Großherzogthum Heſſen im Unterthanenverbande und ſo wandte ſich der Sohn zum Zwecke ſeiner Anſtellung nach dieſem Staate. 1820 machte er zu Gießen ſein Examen und wurde Acceſſiſt, 1821 Landgerichtsaſſeſſor in Lorſch. Als Solcher zur Aushülfe im Geheimen Sekretariat des Miniſteriums des Innern und der Juſtiz unter v. Grolman berufen, eröffnete ſich ihm ein bedeutender Wirkungskreis. Die Anfänge waren gegeben; die Richtung mußte nur befolgt werden. Aber gerade das ſcheint nicht ſo geſchehen zu ſein. Hatte das Großherzogthum damals ſeine erſten konſtitutionellen Wehen bereits hinter ſich, ſo galt es nun der einen Seite um gemäße Entwickelungen des konſtitutionellen Prinzips, der andern um möglichſte Einſchränkungen. Es war das der Kampf, wie er war, iſt und ſein wird, nur zu den verſchiedenen Zeiten mit verſchiedenen Waffen, mit verſchiedenen Anſprüchen und mit verſchiedenem Glücke geführt. Auch hielten wohl perſönliche Verhältniſſe ihre erſt zuſammenführende und dann wieder trennende Hand in die Sachen.

v. Gagern ward 1824 Regierungsaſſeſſor und erſt

1829, nachdem im nämlichen Jahre der Miniſter v. Grolman geſtorben war, unter deſſen Nachfolger, dem Freiherrn du Thil, Regierungsrath. In dieſe Zeit, zwiſchen 1824 und 1829, fiel dann auch v. Gagern's erſtes ſchriftſtelleriſches Auftreten.

Der Landtagsabgeordnete von Kuder, zugleich Kollege von Gagern's in der Regierung, hatte nämlich auf dem Landtage von 18[illegible] einen Antrag geſtellt, welcher zum Zweck hatte, die Stände zwar wie bisher alle drei Jahre, aber abwechſelnd als Finanz- und als Geſetzgebungslandtag, verſammelt zu ſehen, ſo daß alſo namentlich forthin die Bewilligung des Budgets nicht mehr für drei, ſondern für ſechs Jahre geſchehe. Dabei wollte der Antragſteller alle Anträge, Geſetzesvorſchläge u. ſ. w. unverzüglich auf einmal vorgelegt, ſodann aber die in die Ausſchüſſe nicht Gewählten durch die Präſidenten auf ſechs Wochen beurlaubt.

Es war gewiß etwas Seltenes, daß ein Antrag, von einem Staatsdiener wenn auch nicht mit Vorwiſſen der höchſten Staatsbehörde, doch gewiß mit deren nachträglicher Billigung ausgegangen, in einem andern Staatsdiener ſeinen Bekämpfer fand; manche mochten es ſogar etwas Seltſames heißen. Aber v. Gagern nahm den ſeidenweichen Handſchuh, der ſich ſo gefällig um die Hand ſchmiegen ſollte, mit Entſchiedenheit auf. Er ſchrieb eine kleine Broſchüre: „Ueber Verlängerung der Finanzperioden und Geſetzgebungslandtage,“ mit Nennung ſeines Namens. Er gliederte, nachdem er den gedachten Antrag des Herrn v. Kuder ſeinem ganzen Inhalte nach mitgetheilt, den Gegenſtand genau durch und ſtellte den Behauptungen des Antragſtellers Gegenbehauptungen entgegen. Sein Hauptbeweis aber richtete ſich dahin, „daß die Summe ſtändiſcher Rechte weſentlich verkümmert, der Werth ſtändiſcher Verfaſſung herabgeſetzt würde, wenn jenem Antrag, inſofern er darauf abziele, daß die Dauer der Finanzperiode auf ſechs Jahre beſtimmt und beſondere Geſetzgebungslandtage geſchaffen würden, Folge gegeben werden ſollte.“

Es iſt hier nicht der Raum, den größeren Theil jener wohl unterdeſſen ſelten gewordenen Broſchüre wieder mitzutheilen. Deßhalb nur die Erwähnung zweier Geſichtspunkte, nach welchen v. Gagern die Frage näher erörterte!

„Das (Steuer=) Bewilligungsrecht,“ ſo ſagte er, „iſt das eigentlich demokratiſche Recht der zweiten Kammer, woraus die politiſch höhere Bedeutung derſelben in der Staatsmaſchine ſich entwickelt hat.

„Dieſe politiſch höhere Bedeutung beruht nicht allein auf dem Rechte der Verwilligung ſelbſt, wie dieſes aus den richtigen Begriffen von der Sicherheit des Eigenthums fließt, ſondern auch auf der Leichtigkeit, in Verbindung mit der Verwilligung, Abhilfe der Beſchwerden und Erfüllung von Deſiderien zu erwirken.“

v. Gagern flocht dabei für die Miniſter Manches ein, was weniger eine Roſe als ein Dorn war. z. B. „Vollkommenes Verlaſſen und Zutrauen in die Weisheit und Redlichkeit der Miniſter iſt ein parlamentariſches Monſtrum. Die Vortrefflichkeit der Verfaſſungen bewährt ſich in dem Aufrechterhalten des richtigen Grades von Eiferſucht und Wachſamkeit bei der Beobachtung des Betragens der Miniſter, in der Freiheit der Debatte und in der Begrenzung des Vertrauens, welches die Miniſter ſtets zu erwarten berechtigt ſind. Das wechſelſeitige Bedingen iſt der weſentliche Charakter ſtändiſcher Verhandlungen. Schon darin beruht die Möglichkeit, Abſtellung von Beſchwerden und Erfüllung von Deſiderien zu bedingen, daß die Stände die Diskuſſion des Budgets verzögern können, während, wenn dies nicht wäre, den Miniſtern die Macht bliebe, die Stände, nach bewilligtem Budget, zu verabſchieden, und dadurch zu verhindern, daß noch weitere Fragen zur Sprache kommen können,“ ꝛc.

Das Uebergehen auf die Sache ſelbſt gab v. Gagern, der gern immer ſeine Ausführungen auf oberſte Grundſätze zurückführt und der was dadurch unangenehm doktrinär werden könnte, durch die Wärme ſeines dabei vortretenden Rechtsgefühls erſetzt, Gelegenheit, über die Natur der Kräfte und der Gewalt im Staate und das zur zweckmäßigſten Entwicklung derſelben getroffene Auskunftmittel zu ſprechen. „Es liegt,“ ſagte er, „in der Natur der Kräfte, daß ſie geübt werden, und in der Natur der Gewalt, daß ſie ſich auszudehnen ſucht. Dieſe Kräfte und Gewalten im Staate, das monarchiſche, ariſtokratiſche wie das demokratiſche Element zu begrenzen, ſo daß ſie ſich neben einander dulden müſſen, hat der menſchliche Scharfſinn das Syſtem repräſentativer Verfaſſungen erdacht und die Geſchichte es ausgebildet.“ v. Gagern lehnte ſich hierbei an Montesquieu und an Blackſtone's Lob der engliſchen Verfaſſung, er ſagte gerade heraus, daß das monarchiſche und demokratiſche Element, Prinzipat und Freiheit, offenbar nicht von einerlei Natur ſei und führte dies in ſeinen einzelnen Anwendungen durch. Er erwähnte mit naheliegender Anwendung: es genüge den Ständen nicht, zu wiſſen, daß im Innern die Verfaſſung aufrecht erhalten werde; ſie zögen zum Beiſpiele ebenſo in Erwägung, ob ſich aus den Ernennungen zu Geſandtſchaftspoſten ſchließen laſſe, daß es den Miniſtern Ernſt ſei, auch im Verhältniſſe zu auswärtigen Staaten der Verfaſſung eine neue Garantie zu verſchaffen. Der Geſammteindruck aller einzelnen Regierungshandlungen müſſe das Urtheil der Stände begründen. Dieſe Abrechnung müſſe der tägliche Stoff ſtändiſcher Betrachtungen ſein. Und dann ging v. Gagern wieder auf das Verwilligungsrecht über, als auf „die Axe, um die ſich alle ſtändiſche Wirkſamkeit dreht.“

Er machte auch dabei entfernt nicht den Zaghaften. Er lehnte ſich auch dabei entſchieden an die engliſchen Grundſätze. „Die fortdauernde Verweigerung der Verwilligung,“ ſagte er, „im Falle eines Bruches zwiſchen Ständen und Miniſtern, iſt der Weg, auf dem die Stände auf die Geſtaltung eines Miniſteriums, das dem Geiſte der Majorität entſpricht, einwirken können.“ Er nannte das Gegentheil: „der ſtändiſchen Wirkſamkeit enge Grenzen ſetzen."

Von der Verantwortlichkeit der Miniſter ſprechend, nannte er ſie zwar „die Grundtheorie," „das Palladium repräſentativer Verfaſſungen," aber zugleich „das verſchleierte Bild zu Sais." Praktiſcher, in weiterem Raume für die Zurechnung, und zugleich mit milderem Sinne würden die Miniſter oder Staatsbehörden durch den Verluſt des Vertrauens und zwar zuerſt das der Kammern, — und wenn etwa durch deren Auflöſung und neue Wahlen eine Majorität nicht wieder erlangt werden könne, auch durch den Verluſt des Vertrauens des Regenten geſtraft. Dieſer ſei alsdann im Falle, andern Miniſtern ſein Vertrauen zu ſchenken.

Es kann Einzelnem aus der Schrift hier nicht weiter gefolgt werden. Nur eines Punktes ſei noch Erwähnung gethan. Es iſt die im Verlauf der Schrift in verſchiedenen Formen wiederkehrende Behauptung, daß der Verfaſſer gegen Neuerungen, für das Beſtehende rede, daß die Stände, wie ſie ihrer Natur nach ſollten, conſervatoriſch zu wirken hätten, u. dgl. Solche Behauptung, vom Verfaſſer gewiß treulich gemeint, hatte in einem Sinne, der an die oberſten Grundſätze der engliſchen und jedes abſtrakten konſtitutionellen Staatsrechtes knüpfte und vor keiner ſeiner Folgerungen zurückſchreckte, gewiß Anſpruch auf Geltung. Ja, ſie hat ihn jetzt noch, wo ſie im Munde Anderer, als Parade oder um ſich den Rücktritt zu ſichern, nothwendig im Cours der öffentlichen Meinung verloren hat, und wo wahrſcheinlich v. Gagern ſelbſt, in richtigem Erkennen, daß ſehr Vieles in der Geſtaltung des Staates nicht aus oberſten Grundſätzen, ſondern aus der Natur des Menſchen und den fortſchreitenden Bedürfniſſen der Zeit ſeinen Füllwein nehmen müſſe, weit weniger Gewicht darauf legt, als es früher von ihm geſchehen iſt.

Um jene Zeit, die ihn ſo entſchieden aus ſich ſelbſt herausgehen ließ, knüpfte v. Gagern auch das erſte Band ehelicher Liebe. Luiſe von Bretlack, eine

Tochter des in Darmſtadt verſtorbenen Oberforſtmeiſters von Pretlack, wurde im September 1828 ſeine Gattin. Aber bei aller äußeren Jugendfülle untergrub doch ein frühe dageweſenes körperliches Leiden nur zu bald Jugend und Schönheit. Sie ſtarb im Februar 1831, und wenn von ihr, in dem Vorworte zu den neulich erſchienenen Gedichten Karl Kekulés, meines liebwerthen unvergeßlichen Jugendfreundes, geſagt ward: „In dem ganzen Weſen jener anmuthigen Frau war ſo viel Schönheit und Poeſie verwirklicht, daß ihr Umgang ganz geeignet war, den Glauben eines Dichters zu ſtärken und ihn über die Region banger Zweifel emporzutragen,“ ſo kann ich, auf einige nachbarliche und geſellige Bekanntſchaft hin, jene Bemerkung nur beſtätigen.

Mit dem Jahre 1830 war eine neue große, folgenſchwere Zeit in die Geſchichte Frankreichs und mit ihm in die Geſchichte Europas hineingetreten. Auch das kleine Großherzogthum Heſſen durchzitterte ſie und die erſten ihr folgenden Landtagswahlen im Sommer 1832 regten das öffentliche Intereſſe mehr an, als es ſeit Jahren geſchehen. Auch nach v. Gagern griff jene Zeit und das Schickſal. Bei der im nämlichen Jahr erfolgten neuen Organiſation der Verwaltungsbehörden zum kontrolirenden Beamten des Miniſteriums des Innern und der Juſtiz mit dem Titel eines Regierungsraths befördert, wählte ihn der Wahlbezirk Lorſch, wo er früher Beamter geweſen, zu ſeinem Vertreter auf dem bald zu eröffnenden Landtage.

Man ging damals noch von andern Grundſätzen aus, als ſpäter geſchah. Die Gewißheit oder der Verdacht, freiſinnige Grundſätze zu hegen, war noch kein Grund für Staatsdiener, den Urlaub verweigert zu bekommen. Noch nicht drückte der ertheilte Urlaub die Anerkenntniß, daß man mit den Regierungsmaximen einig gehe, auf die Stirne. v. Gagern erhielt mit ſeinen politiſchen Freunden und Kollegen im Staatsdienſte Jaup, Höpfner, Hallwachs, Fritz Schenck, Wilhelm Hoffmann, von Brandis und

Elwert Urlaub. Die zweite Kammer wählte ihn zum Mitgliede ihres erſten (Finanz-) Ausſchuſſes, dieſer ſelbſt ihn zu ſeinem Präſidenten. Berichterſtatter der zur Entwerfung einer Dankadreſſe auf die Thronrede gewählten Kommiſſion, bemerkte er bei deren Vorlage, daß es „nicht paſſend ſein dürfte, über ernſte, unſern ganzen politiſchen Zuſtand betreffende Fragen mit Stillſchweigen hinauszugehen.“ Die Adreſſe war von der Kommiſſion mit Stimmeneinhelligkeit beſchloſſen worden; ſie hatte ſich mit Vorſicht ausgedrückt und ſo widmeten ſelbſt Abgeordnete von ganz entgegengeſetzter politiſcher Anſicht ihr ihre Anerkennung. Indeſſen erregten doch in höheren Regionen einzelne Theile der Adreſſe Anſtoß. Folge davon war die vom Präſidenten der Kammer angeregte Entwerfung einer neuen Adreſſe und, auf erſtatteten Kommiſſionsbericht, deren — Unterlaſſung, indem ſich die Kammer auf eine begütigende Erläuterung ihrer Anſichten zum Protokoll beſchränkte. Bei den meiſten wichtigeren Diskuſſionen nahm v. Gagern auch weiterhin das Wort. Er ſtellte ſich dabei zur Regierung in keine abſolute Oppoſition. So war er der Meinung, daß auch Staatspenſionärs, als Landtagsabgeordnete, des Urlaubs bedürften. Dagegen erklärte er ſich für den Antrag des Abgeordneten E. E. Hoffmann auf Abänderung des Art. 60 der Verfaſſungs-Urkunde, welcher vor Gericht Geſtandene, nicht völlig Freigeſprochene aus der Kammer weiſt und noch immer in ſeinen drückendſten Theilen die ſonſt Wahlfähigen des Großherzogthums belaſtet; für den Antrag deſſelben Abgeordneten auf Abänderung des Art. 81 der Verfaſſungs-Urkunde, wonach Petitionen hinſichtlich allgemeiner politiſcher Intereſſen unerlaubt und ſtrafbar ſind, eine Beſtimmung, welche eine natürliche grammatiſche Auslegung blos von Petitionen an die Stände gelten laſſen kann, während ſie in neuerer Zeit von der Staatsregierung auch auf Petitionen an den Großherzog zur Anwendung gebracht und in dieſer Geſtalt ſogar, unter Androhung beſtimmter Strafen, in das neue Polizeiſtrafgeſetzbuch aufgenommen wurde. Ein Antrag des Abgeordneten Heß auf Abänderung des Geſetzes, die Errichtung von Sicherheitswachen betreffend, fand nicht ſeinen Beifall, obgleich er es für eins der ſchlechteſten erklärte, was unter ſtändiſcher Mitwirkung je entſtanden ſei, weil er durch ſein Beſtehenbleiben das ſtets lebhafter hervortretende Bedürfniß einer allgemeinen Bürgerbewaffnung hoffte. Gelegentlich mehrerer die Freiheit der Preſſe oder doch eine mildere Cenſur berührenden Gegenſtände konnte kein Zweifel obwalten, welcher Anſicht ſich v. Gagern mit Nachdruck anſchließe. Aus ſehr triftigen Gründen war v. Gagern gegen den Antrag des Abgeordneten E. E. Hoffmann auf Ernennung eines landſtändiſchen Ausſchuſſes bei Vertagung oder Auflöſung eines Landtages. Ein Antrag des Abgeordneten Hardy auf Vermehrung der Untergerichte in den Provinzen Starkenburg und Oberheſſen gab v. Gagern, damals noch Regierungsbeamten der rechten Rheinſeite, Anlaß, ſich lebhaft für Kollegialität und Oeffentlichkeit auszuſprechen. Andere Anläſſe ließen ihn der Unabhängigkeit des Richteramts, der freien Verwaltung des Gemeindevermögens durch die Gemeinden, der Herabſetzung mehrerer Laſten, einer zweckmäßigeren Bildung der Ausſchüſſe und überhaupt einer beſſern Geſchäftsordnung gelegentlich des hierüber vorgelegten Regierungsprojekts, ſowie noch mehreren anderen, von einem freieren Schwunge getragenen Gegenſtänden das Wort ſprechen, während er verſchiedenen Regierungstendenzen, theils mit Rückſicht auf die damals ſchwebenden großen politiſchen Fragen — die ſogenannten „Lebensfragen,“ theils in Anwendung auf die mehr inneren Verhältniſſe des Großherzogthums entſchieden entgegen trat. Hinſichtlich des Vorſchlags der Staatsregierung, welcher den Aus- und Neubau eines Reſidenzſchloſſes in Darmſtadt betraf, war er mit dem Ausſchuß gegen die Bewilligung, doch, wie er bei der Berathung bemerkte, weil er glaubte, daß die Ausführung des projektirten Schloßbaues einen jährlich wiederkehrenden erhöhten Aufwand für die Hofhaltung veranlaſſen werde. Ja er erklärte ſich geneigt, für die geforderte oder eine annähernde Summe zu ſtimmen, wenn den Ständen ein Bauplan vorgelegt werde, welcher ſich in beſcheidenen Dimenſionen halte. Die damals in Folge des Frankfurter Attentates vom 3. April 1833 geſchehene Beſetzung des Großh. Heſſiſchen Ortes Rödelheim durch preußiſche Truppen, wegen der ein Antrag von mehreren Abgeordneten geſtellt worden, focht er als ſolche nicht an. Dennoch aber erklärte er, für den Antrag des Ausſchuſſes (deshalb eine Anfrage an die Staatsregierung zu erlaſſen,) ſtimmen zu wollen, weil er es als Mangel an Achtung und als Geringſchätzung der Landſtände und der landſtändiſchen Wirkſamkeit von Seiten der Staatsregierung betrachte, daß ſie nicht gleich Anfangs, als dieſe auffallende Beſetzung während verſammelten Landtags, erfolgte, diejenige Nachricht oder Aufklärung den Ständen gegeben habe, welche ſie hätte geben können. Er nahm dabei Anlaß, ſich noch weiterhin folgendermaßen auszuſprechen: „Ich ſchließe mich den Anſichten derjenigen an, welche den Bund groß, kräftig und ſtark wünſchen ... Ich meines Orts halte mich zuerſt für einen Deutſchen, war zuerſt ein Deutſcher, ehe ich ein Heſſe war, und das Gefühl, daß vor Allem ich ein Deutſcher ſei, wird mich niemals verlaſſen, ich mag in untergeordneten ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen leben, in welchen ich da will.“ Hieran reihte ſich dann eine gedrängte Schilderung des Ungenügenden des jetzigen öffentlichen Rechtszuſtandes in Deutſchland. Bei ſpäteren Verhandlungen drang v. Gagern mit andern Mitgliedern der Oppoſition auf Vorlage der Zollvereinsrechnungen. Die Beſchwerde eines Kandidaten der Theologie, welcher wegen burſchenſchaftlicher Sünden nicht zur Fakultätsprüfung zugelaſſen werden ſollte, gab v. Gagern Anlaß, ſich ſelbſt als ehemaligen Burſchenſchafter zu bekennen und die Vertheidigung der deutſchen Burſchenſchaft, ſowie der ihr zu Grunde liegenden Idee, mit Glück zu führen. „Der Beſchluß, welcher im Jahr 1819 gegen die Burſchenſchaft erlaſſen wurde,“ bemerkte er hierbei, „bietet eine Analogie mit den Schritten dar, welche gegen die Stände, gegen die ſtändiſchen Verfaſſungen der deutſchen Staaten in den letzten Bundestagsbeſchlüſſen eingeleitet ſind," was er denn mit kräftigen Streichen weiter ausführte. Mitſteller des Antrages auf Vollziehung des Art. 103 der Verfaſſungs-Urkunde („Für das ganze Großherzogthum ſoll ein bürgerliches Geſetzbuch, ein Strafgeſetzbuch, und ein Geſetzbuch über das Verfahren in Rechtsſachen eingeführt werden,") hatte v. Gagern, ehe noch dieſer Antrag zur Berathung kam, wiederholt Gelegenheit, als weſentliche Punkte der rheinheſſiſchen Geſetzgebung: die Oeffentlichkeit des Verfahrens, die Mündlichkeit, das Inſtitut der Geſchwornengerichte und die Staatsanwaltſchaft zu bezeichnen, und die Uebertragung dieſer Punkte auf die übrigen Theile des Großherzogthums zu wünſchen. Aber auch bei Berathung jenes Antrages ſelbſt, am dritten Tage der heißen Diskuſſion (3. Okt. 1833), ſprach v. Gagern ausführlich im nämlichen Sinne. Er kam dabei auf noch mehr obere Grundſätze zurück. „Der thut," ſagte er gelegentlich der Frage über die Zweckmäßigkeit der Geſchwornengerichte, „wahrlich dem monarchiſchen Prinzipe keinen Vorſchub, der behauptet, es ſei irgend ein Grad vernünftiger Freiheit unvereinbarlich mit der Monarchie." Dabei widerlegte er die aus der deutſchen Nationalität genommenen Einwendungen gegen die Ueberſiedelung der rheinheſſiſchen Geſetzgebung und brachte damit ſein Gefühl und ſeine Ueberzeugung als Deutſcher in Einklang. „Wenn wir," ſagte er, „in Deutſchland die Hoffnung hätten, ein ſolches Nationalwerk (eine nationale Geſetzgebung) zu erreichen, ich würde jeden andern Weg von mir wegſtoßen, ich würde glauben, daß das ſo zu gewinnende Reſultat nothwendig das Beſte ſein müſſe, und wenn es auch am Ende meine Wünſche und Erwartungen nicht befriedigte. Aber das kann kein nationales Werk ſein, was aus der iſolirten Stellung eines kleinen Fragments eines großen Volks, und nur für dieſe Parzelle beſtimmt, hervorgeht." v. Gagern's

Finger wies dann auf Rheinheſſen, auf ſeine „beſondere, ihm garantirte Geſetzgebung," wie er es noch heute thut. Der Erfolg der Abſtimmung in der zweiten Kammer war für Rheinheſſen durchaus günſtig, ſie war eine Kriegserklärung gegen das vom Miniſterium im Geſetzgebungsweſen bisher eingeſchlagene Verfahren, aber die zweite Kammer bildet nur einen der hierbei zur Sprache kommenden Faktoren und der Großherzog hatte das Recht der Auflöſung.

Ein ſcheinbar unbedeutender Antrag des Abgeordneten E. E. Hoffmann, die Torfgräberei in Starkenburg betreffend, hatte v. Gagern Veranlaſſung gegeben, in ausführlicher Rede von der Rednerbühne die Bedeutung der Art. 72 und 73 der Verfaſſungs-Urkunde — des Bereichs der Geſetzgebung und des Verordnungsrechts — einen noch immer unausgetragenen Gegenſtand, zu entwickeln. Er ſchloß mit den Worten: „Nur in dem Geſetze hat der Staatsbürger die höchſte Gewalt zu achten, die Gehorſam erzwingt. Liegt das Geſetz in einer Verordnung der vollziehenden Gewalt, ſo hört es auf, der Ausdruck des Geſammtwillens im Staate zu ſein, es erſcheint als die einſeitige Meinung einer der Gewalten, welche verfaſſungsmäßig zur Geſetzgebung zu konkuriren haben, die Kritik iſt freier, die Achtung vielleicht geringer, und der Gehorſam lau. Darum glaube ich, daß in einem konſtitutionellen Staate die Verwaltung um ſo ſtärker und geachteter ſein werde, je ſtrikter ſie ihre Thätigkeit neben einer wachſamen Oberaufſicht, auf die Vollziehung der Geſetze beſchränkt." Dieſe Anſichten blieben von Seiten mehrerer Kammermitglieder nicht unbeſtritten, und v. Gagern ward dadurch zu deren wiederholter Vertheidigung veranlaßt. Auch hatte er die Genugthuung, den Antrag des Ausſchuſſes, mehrere in dieſer Angelegenheit erlaſſene Verordnungen, als mit der Verfaſſung nicht vereinbar, außer Wirkſamkeit zu ſetzen, — welchen Antrag er unterſtützt hatte, — mit 30 gegen 9 Stimmen von der Kammer angenommen zu ſehen. Dieſelbe Frage, in Anwendung auf die

Organiſation der Gerichte, ſchlug durch, als von einigen Abgeordneten die ihrer Anſicht nach ungeſetzliche Regelung der Präſidialverhältniſſe des Aſſiſen- und Specialgerichtshofs der Provinz Rheinheſſen in Mainz zur Sprache gekommen war, und v. Gagern ſchloß ſich entſchieden der Anſicht an, daß nur durch ein mit den Ständen vereinbartes Geſetz, nicht durch eine Verwaltungsmaßregel, jene Regelung hätte ſtattfinden können. Auch noch ein drittesmal, wieder in anderer Anwendung, nämlich veranlaßt durch die Beſchwerde eines Gaſtwirths, welchem von der Pädagogkommiſſion in Darmſtadt eine Strafe von 15 fl. angeſetzt worden war, behandelte v. Gagern kurz dieſe Frage, mit dem Abgeordneten Jaup dahin einverſtanden, daß die Heſſiſche Verfaſſung, in Verbindung mit der Gemeindeordnung, hier noch eine Lücke habe, welche ausgefüllt werden müſſe.

Ein von v. Gagern mitgeſtellter Antrag, auf Beſchwerdeführung wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt und Verletzung des Art. 33 der Verfaſſungs-Urkunde, („Kein Heſſe darf anders, als in den durch das Recht und die Geſetze beſtimmten Fällen und Formen, verhaftet oder beſtraft werden. u. ſ. w.“) und eine dieſen Antrag vervollſtändigende Vorſtellung der Ehegattin des Rektors Dr. Weidig in Butzbach, die Verhaftung und Gefangennehmung ihres Ehegatten betreffend, eröffnete das große politiſch-criminalrechtliche Trauerſpiel, das nun für unbeſtimmte Zeit im Großherzogthum Heſſen zur Aufführung kommen ſollte. Der Ausſchuß der zweiten Kammer hatte beantragt, gegen den verantwortlichen Miniſter, wegen des in dieſer Sache eingehaltenen Benehmens, beim Großherzog Beſchwerde zu führen und mehrere Tage lang ſchwankte in jener Kammer der heiße Kampf um dieſe Frage. v. Gagern nahm eine ſehr entſchiedene Stellung hierbei ein und die Kammer erklärte ſich mit großer Mehrheit für den Antrag des Ausſchuſſes.

Die Finanzangelegenheiten kamen nunmehr an die Reihe. v. Gagern ſelbſt hatte einige wichtige und umfaſſende Berichterſtattungen in denſelben übernommen gehabt. Dabei wahrte er da, wie überall und im richtigen Erkennen, daß der Grundſatz der Finger ſei, welcher den Zeiger ſowohl an der kleineren als an der größeren Uhr drehe, die Grundſätze. So behauptete er gelegentlich bei der Berathung über die Finanzverwaltung in der Finanzperiode von 1830 bis 1832 die Pflicht der Staatsregierung, die Veranlaſſung einzelner unvorhergeſehener und deßhalb im Voraus nicht verwilligter Ausgaben genügend zu rechtfertigen, gegen den Präſidenten des Finanzminiſteriums mit Nachdruck. Ueberhaupt regten die jetzt mehr und mehr auftauchenden Finanzfragen noch manche praktiſche Seite an. Da, früher ſchon einigemal erwartet, nahte das Ende des Landtages in Folge des Entſchluſſes des Regenten und ſeines verantwortlichen Miniſteriums. Neun Abgeordnete hatten einen Antrag geſtellt, welcher zwölf ohne Zuſtimmung der Stände erlaſſene Verordnungen betraf und dieſem hatte ſich nachher noch ein ähnlicher geſellt. Es handelte ſich um die Auslegung der ſchon erwähnten Art. 72 und 73 der Verfaſſungs-Urkunde. Die Antragſteller wollten jene Anträge zurückgenommen oder den Ständen zur Einholung von deren Genehmigung vorgelegt; der zweite Ausſchuß der zweiten Kammer, im Referate Höpfner's, hatte Bericht darüber erſtattet, die Regierung verlangte Striche im Bericht, ehe er zur Berathung käme, die Kammer wies die Mittheilung des Staatsminiſteriums „zum Berichte an den Ausſchuß über deren Inhalt“, und vier Tage darauf (am 2. November 1833) wurde der Landtag aufgelöſt.

Dieſe Maßregel wirkte wie ein zündender Strahl. Noch war die Kraft im Publikum nicht erlahmt; noch ſetzte es etwas durch, weil es den Muth und die Luſt dazu noch nicht verloren hatte. Man gab in Darmſtadt der Oppoſition ein Feſtmahl ungeachtet der ſtark tadelnden „Verkündigung“, welche der Auflöſung der Kammer im Regierungsblatte gefolgt war. Da, noch in die Klänge jenes Feſtmahles hinein, tönte die Nachricht von der erfolgten Penſionirung der in der Oppoſition am weiteſten gegangenen Staatsdiener. Auch v. Gagern war darunter. Auſſerdem verlor er den Kammerherrnſchlüſſel. Die Uebrigen nahmen die Maßregel hin (es ſoll ihnen deßhalb kein Vorwurf gemacht werden, aber doch ſchärft ſich der auf v. Gagern's Entſchluß lagernde Glanz durch den Gegenſatz) und verſchwanden von da, in Folge des von der Regierung eingeſchlagenen und feſtgehaltenen Syſtems der Urlaubsverweigerung, thatſächlich aus der Reihe der Wählbaren. v. Gagern ertrug nicht, Bezahlung für Dienſte zu erhalten, die er nicht leiſte, und dadurch von Dienſten abgehalten zu werden, die er freilich nicht als Regierungsrath, wohl aber als Rath der Regierung, inſoweit volksmäßige und freie Strebung mit Rath und That auf den Gang der Regierung einwirkt, ſo gern leiſten wollte. Obgleich ohne bedeutendes eigenes Vermögen nahm er wenige Tage nach der ihn betroffenen Maßregel ſeinen Abſchied. Er ſchied ſich dadurch nicht blos von der Gegenwart, ſondern auch von der Zukunft, oder mußte doch ſeine Zukunft in andern Regionen ſuchen, als die ſüßduftenden der Büreaukratie und des Hofes, welche ihn bis dahin umgaben. Das Landleben, der Landbau ſollten ſeine Zukunft ſein. Nach Nierſtein am Rhein, zu ſeinem Freunde Wernher begab er ſich, dort die Landwirthſchaft theoretiſch und praktiſch zu erlernen. Die Möglichkeit der Rückkehr in die Kammer wahrte er ſich dadurch, daß er nicht ohne Opfer die Anſchaffung liegender Güter vornahm. War ihm vorher ſeine Beſoldung der Geleitsmann in die Reihen der Wahlfähigen geweſen, ſo war's nunmehr die von ihm entrichtete Steuer.

Es würde eine Lücke in v. Gagern's Biographie und ein Verluſt für die Geſchichte Rheinheſſens ſein, wenn hier nicht eine Anführung ſtände, daß eine Anzahl Bewohner der letzteren Provinz, in richtigem Erkennen, daß das Volk ſeine Freunde nicht verlaſſen dürfe, durch freiwillige Subſcription, notarielle Akte, v. Gagern's Beſoldungsverluſt decken wollte; aber Dieſer lehnte das Angebotene entſchieden ab.

Der Wahlbezirk Lorſch ſandte v. Gagern auch diesmal wieder als Abgeordneten in die Kammer. v. Gagern hatte die meiſten Stimmen zu den Präſidenten-Kandidaten; außerdem wurde er wieder Mitglied des erſten Ausſchuſſes und deſſen Präſident. Der neue Landtag zeigte bald ſtürmiſche Auftritte. Denn noch war zwar die Oppoſition in der Majorität, aber durch den Wechſel der Perſonen hatte ſie im Ganzen genommen weniger Intelligenz; dabei war die Minorität, durch die ihr günſtiger gewordenen Zeitumſtände gehoben, heftiger und kühner.

Die Dankadreſſe auf die Thronrede war, im Referate des Abgeordneten Emmerling, diesmal ſehr mild gehalten; ſie umging alle bedenklichen Punkte: kaum, daß ſie einen freundlichen Bezug auch auf die vorige Kammer ſich erlaubte. Bei der Diskuſſion jedoch machte v. Gagern ſeine perſönliche Anſicht kräftig geltend. Er nannte ſich ein Mitglied der „tief verletzten und ſchwer beleidigten“ Majorität der aufgelöſten Ständeverſammlung, bezeichnete die „Verkündigung“ als das „übereilte Produkt einer gereizten Stimmung,“ über welches die öffentliche Meinung ihr Urtheil geſprochen habe, und bezeichnete dann eine Stelle der Verkündigung, bedingungsweiſe, als „Verläumdung.“ Nach einem hiſtoriſchen Rückblicke auf die Veranlaſſung des parlamentariſchen Kampfes auf dem vorigen Landtage, verbreitete er ſich dann über dieſen ſelbſt: alles vollhaltige ſchwere Münze der Rede, oder vielleicht beſſer gehaltvolle Barren, an deren gefälliger, couranter Ausmünzung es nur bisweilen etwas fehlte. Die perſönliche Freiheit, der verfaſſungsmäßige Antheil der Landſtände an der Geſetzgebung, das Verwilligungsrecht, die Verantwortlichkeit der Miniſter und die Freiheit der Preſſe gaben dabei weſentliche Anhaltpunkte. Dieſer Vortrag rief einen Sturm in der Kammer hervor. Mehrere Mitglieder proteſtirten dagegen, andere beklagten ihren Inhalt, der Abgeordnete v. Grolman wollte ſogar, mit mehrfacher Unterſtützung, den

Vortrag in die Verhandlungen gar nicht aufgenommen haben. Indeſſen ging der Sturm vorüber.

Andere Stürme, über Wahlfragen und Zwiſchenauftritte dabei, folgten. Die neue Ständeverſammlung war in mehrfachem Sinne die Erbin der vorigen geworden: ihrer unerledigten Arbeiten und ihrer Schickſale. Jene eignete ſie ſich regelmäßig an; ebenſo wurden die wichtigeren Anträge wieder geſtellt. Dazwiſchen einige neue Geſetzes- oder ſonſtige Regierungsvorſchläge und insbeſondere die ſchon lange gewünſchte Vorlegung feſter Beſoldungsetats. v. Gagern blieb ſich bei allen dieſen Veranlaſſungen treu und gleich. Die Vorträge über die feſten Etats hatte v. Gagern ſelbſt in's Referat genommen. Er lieferte einen Bericht darüber, 17 Druckbogen ſtark: ein ausgezeichnetes Werk, welches ſich nicht blos ziffernd, ſondern ſtets höhere Standpunkte aufſuchend, über den Staatsdienſt des Großherzogthums, ſeine Natur und Erforderlichkeiten verbreitete. Der Bericht war, theils ſeinen allgemeinen Grundſätzen, theils ſeinen Einzelheiten nach, häufig im Gegenſatze zu den Anſichten der Regierung; indeſſen hatten ſich doch nach und nach die Anſichten genähert. Bei der Berathung der vorläufigen Ueberſicht der Ergebniſſe der Finanzverwaltung in den Jahren 1830, 1831 und 1832, worüber v. Gagern den Bericht erſtattet hatte, fand er wieder Anlaß, konſtitutionelle Grundſätze in Bezug auf die Feſtſetzung der Staatsausgaben, in Uebereinſtimmung der Staatsregierung und der Stände, zu wahren. Ein Antrag des Abgeordneten Hardy auf Einſchränkung der Einzugsfreiheit in Gemeinden ließ ihn ſich in einer Rede von der Tribüne über Recht der Niederlaſſung, Korporationsgeiſt und Betreibung der Gewerbe verbreiten.

Dazwiſchen fielen mehrere perſönliche Streitigkeiten, freilich durch Sachen bedingt. Die wichtigſte davon ein Auftritt mit dem Geheimen Staatsrathe (damals noch Miniſterialrath) Dr. Linde, deſſen Erhebung in den Adelſtand in ſpäteren Jahren erfolgte und der beſonders in Verbindung mit den Angelegenheiten der Univerſität Gießen neuerdings ſo häufig genannt ward. v. Gagern hatte ſich in der zweiten Kammer in Gegenwart dreier Regierungskommiſſäre über die Univerſität Gießen und über die Beſetzung der dortigen Dozentenſtellen ungünſtig geäußert. Dr. Linde, als Kanzler der Univerſität Mitglied der erſten Kammer, brachte die Sache da zur Sprache. Er bezeichnete v. Gagern's Aeußerungen als einen Angriff auf den gelehrten Stand der Univerſität und deutete ſehr beſtimmt an, daß nur „die Ausſicht, wegen ſolcher herabſetzenden Aeußerungen gegen einen achtbaren Stand, nicht einmal der Gefahr ausgeſetzt zu ſein, von dem Richteramte angehalten zu werden, Genugthuung zu leiſten," v. Gagern zu ſeinem Verhalten den Muth gegeben habe. v. Gagern, nachdem er von Dr. Linde's Verfahren gehört, erwähnte deſſelben, es zunächſt als ganz unparlamentariſch bezeichnend, in der zweiten Kammer, erläuterte ſeine Anſichten, und verzichtete, ſeine „Verachtung" ausſprechend gegen den Redner der erſten Kammer, ihm wie jedem Andern gegenüber, auf jedes Recht, welches ihn nach ſeiner Meinung gegen gerichtliche Anſprüche ſchützen könnte.

Die Finanzarbeiten waren unterdeſſen langſam vorgerückt. Die Berathung des neuen Militärbudgets hatte wieder Anlaß zu manchen Entwürfen und frommen Wünſchen gegeben. Auch v. Gagern äußerte ſolche. Auf die Annahme: „Ich glaube, die Natur des deutſchen Bundes läßt keinen andern Bundeskrieg zu, als nur einen Nationalkrieg, an welchem, wenn er ausbricht, die ganze Nation mit Energie Theil nimmt," beſtritt er die Mehrforderungen für Vermehrung der Reſerve. Gelegentlich des neuen Civilbudgets tauchten die alten Beſchwerden über die großen Koſten der auswärtigen Verhältniſſe auf. v. Gagern, auch da gern eine Grundlage im Prinzip ſuchend, ſtützte ſich an die ihm wünſchenswerthe Annahme, daß Deutſchland in ſeiner Entwickelung vom Staatenbund zum Bundesſtaat übergehe, und daß es für Heſſen als Theil des Bundesſtaats gar keine auswärtigen Verhältniſſe mehr gebe. Alsdann verbreitete er ſich in einer Kritik der von der Staatsregierung in dieſer Sache genommenen einzelnen Maßregeln. Ebenſo war er bei andern Poſten des neuen Civilbudgets in Thätigkeit. Da ergab ſich abermals eine Kataſtrophe im Zuſammenſein des Landtages. Die Regierung hatte eingeſehen, daß ſie mit demſelben zu keinem ihr wünſchenswerthen Abſchluſſe zu gelangen vermöge und es keimte immer beſtimmter der Entſchluß zu einer nochmaligen Auflöſung der Kammer. War es das Vorigemal der ſogenannte „zwölf Apoſtel-“ Bericht geweſen (über ſoviele Verordnungen verbreitete er ſich nämlich,) ſo war es diesmal eine Aeußerung v. Gagern's, — eine Aeußerung, welche in der That nicht ſchwer wog und in England, Frankreich und Spanien, ja vielleicht ſelbſt jetzt in Preußen, die daran geknüpften Folgen gewiß nicht nach ſich gezogen hätte.

Von dem Abgeordneten Heß war nämlich bereits auf dem vorigen Landtage ein Antrag zur Sicherung der Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts geſtellt worden; dieſen wiederholte er auf dem neuen Landtage und am 24. Oct. 1834 kam er in der zweiten Kammer zur Berathung. Zwei Regierungskommiſſäre, worunter der Geheime Staatsrath Knapp, waren anweſend. Nachdem ſchon eine Zeitlang die Debatte gedauert, ergriff der Abgeordnete v. Gagern das Wort. Im Verlauf ſeines Vortrages bemerkte er: „Der Regierungskommiſſär habe vorhin erklärt, das Syſtem der Staatsregierung ſei kein anderes, als daß ſie von den Richtern verlange, ſie ſollten nach den Geſetzen ſprechen. Aber unſere Geſetze ſeien unvollſtändig, ſie ſeien namentlich in Bezug auf Delikte äußerſt unvollſtändig, ſie ſeien in Bezug auf unſere konſtitutionellen Rechte und ihre Folgen noch gar nicht ausgebildet. Es ſei hier ein großes unendliches Reich der Unvollſtändigkeit für die Anwendung der Geſetze. Dabei ſei vom

Abgeordneten C. E. Hoffmann gewiß mit vielem Rechte vorhin auf ein Edikt aufmerkſam gemacht worden, welches die Staatsregierung erlaſſen habe, um zu ſagen, was ihr Syſtem bei Ernennungen ſei. Die Staatsregierung ſei für ihren Theil nicht zweifelhaft, wie gewiſſe Geſetze zu interpretiren ſeien, und ſie habe darin Parthei genommen. Wenn nun die Staatsregierung, indem ſie für ſich eine Parthei ergriffen, nur im Sinne dieſer Parthei die Richter ernenne? ſo fänden die Staatsangehörigen, welche vielleicht hierin verſchiedener Anſicht ſeien, keine Garantie mehr für die Unabhängigkeit der Juſtiz. Man könnte ihm, dem Redner, einwenden, wie ſolle aber dieſe Garantie geſchaffen werden, der Staatsregierung ſtehe ja doch immer das Ernennungsrecht der Richter zu. Was dieſes betreffe, ſo behalte er ſich vor, ein Amendement zu ſtellen, hinſichtlich des Ernennungsrechts zum oberſten Gerichtshof. Er mache aber darauf aufmerkſam, daß in einem konſtitutionellen Staate, wo das Prinzip der Verantwortlichkeit der Miniſter ſeine wahre Entwicklung erhalte, wo es nicht anders möglich ſei, als daß das Miniſterium, daß die Staatsregierung im Sinne der drei vereinigten Gewalten handle, ſchon hierin eine Garantie liege, daß man in dieſer übereinſtimmenden Anſicht aller Gewalten des Staates auch die Richter ernenne. Wo ſich aber die Staatsregierung von der Verantwortlichkeit in dieſem Sinne gewiſſermaßen entbinde, wo ſie es gar nicht hehl habe, daß ſie einen ganz anderen Weg eingeſchlagen, als namentlich die Majorität der zweiten Kammer, die hervorgegangen ſei aus der Wahl des Volkes und dieſes Volk repräſentire, ihn eingeſchlagen zu ſehen wünſche und wenn noch die Mittel nicht gefunden ſeien, dieſem Mißſtand vorzubeugen, oder ihn zu entfernen, da müſſe man allerdings neue Garantien ſelbſt bezüglich der Ernennung für das Richteramt ſuchen, nach dem allgemeinen Prinzipe: novis injuriis quaerere nova remedia, zu deutſch: Neuer Unbill muß man neue Abhilfe ſuchen.

An dem vorigen Landtage habe der Berichterſtatter *) über den Antrag des Abgeordneten Heß in ſeinem Berichte geſagt: „daß ſich konſtitutionelle Verfaſſungen überhaupt nicht auf das Vertrauen, ſondern gerade auf ein Mißtrauen gründen.“ Man habe ihm dies zum Vorwurf gemacht und er, Redner, glaube, daß die Parthei, welche gegenwärtig die Geſchäfte in unſerm Staate führe, darin einen Grund gefunden habe, jenen Abgeordneten davon abzuhalten, in dieſer Kammer wieder Sitz zu nehmen. Dieſer Parthei, welche das konſtitutionelle Prinzip nicht verſtehe, und in ihren einzelnen Mitgliedern auch vergeſſen zu haben ſcheine, was Recht ſei, dieſer Parthei müſſe er in dieſer Beziehung Folgendes vorzutragen ſich erlauben.“

Der Regierungskommiſſär, Geheime Staatsrath Knapp, fragte nun den Redner, was er unter dem von ihm gebrauchten Ausdruck Parthei verſtehe.

v. Gagern: (nach der Aufzeichnung des Geſchwindſchreibers) Er verſtehe darunter die Parthei, welche vorzugsweiſe von dem Herrn Geheime Staatsrathe Knapp repräſentirt werde; (nach der Reviſion der Regierungskommiſſäre) er verſtehe darunter die Parthei, an deren Spitze der anweſende Regierungskommiſſär, Geheime Staatsrath Knapp, ſtehe, und die er hier repräſentire.

Geheime Staatsrath Knapp verlangte den Abgeordneten v. Gagern zur Ordnung verwieſen; der Präſident dagegen bat v. Gagern, ſich über den Sinn ſeiner Aeußerung näher zu erklären.

v. Gagern: Er glaube, der Ausdruck Parthei bedeute nichts anders, als das Bekennen zu einer Meinung, und die Kammer werde es ihm nicht leugnen wollen, daß der Herr Geheime Staatsrath Knapp eine andere Meinung habe, als er, und folglich gehöre er auch zu einer andern Parthei. Etwas Beleidigendes liege aber in dem Ausdrucke nicht.

---

*) Hofgerichtsrath Schenck in Darmſtadt.

Der Präſident bemerkte nun, daß nach dieſer Erklärung der hauptſächlichſte Grund eines Rufes zur Ordnung hinwegfalle. Anderer Anſicht waren die Regierungskommiſſarien und mehrerer Mitglieder der Kammer. Vergebens daß v. Gagern wiederholt erläuterte, er verſtehe unter Parthei durchaus nichts Beleidigendes, er, als Redner, bekenne ſich auch zu einer Parthei, denn er habe eine fixirte Meinung, wo ſolche fixirte Meinungen, die durchaus nichts Ungeſetzliches ſeien, ſich gegenüber ſtünden, da ſeien Partheien; dergleichen ſei in allen konſtitutionellen Staaten. Die Regierungskommiſſäre verließen den Sitzungsſaal. Nach einer Diskuſſion über die Frage: Ob v. Gagern zur Ordnung gerufen werden ſolle? verneinte die Kammer mit 20 gegen 14 Stimmen dieſe Frage. Unter die Verneinenden gehörte auch der Präſident. Tags darauf, 25. October 1834, erfolgte die Auflöſung der Kammer.

Es mußte etwas Schmerzliches für v. Gagern haben, im Publikum als der Veranlaſſer dieſer Maßregel angeſehen zu werden; auch daß ſelbſt da und dort Freunde meinten, der Landtag hätte ohne dieſen Zwiſchenfall zu einem gedeihlichen Ende gebracht werden können.

In v. Gagern's neueſter Schrift, welche ſpäterhin eine genauere Anführung finden wird, bezeichnete er die Kriſe, welche nun im Staatsleben des Großherzogthums Heſſen eintrat, — daß in Folge der neuen landſtändiſchen Wahlen die bisherige Majorität der zweiten Kammer zur Minorität wurde, — auf eine ebenſo deutliche als ſchonende Weiſe. „Wir kommen," ſagte er nämlich, indem er zum Landtag von 18¾ ſich wandte, „jetzt zu der Epoche, in welcher durch Ausſcheidung alter und Zuführung neuer Mitglieder die Geſinnung der zweiten Kammer eine weſentlich andere geworden war. Zachariä, 40 Bücher vom Staat, ſagt im 19. Buch Seite 232:

„„Hiernach ſind nur zwei Fälle möglich, wie in der konſtitutionellen Monarchie die Regierung im Gange erhalten werden kann. Entweder muß die Zuſammenſetzung der zweiten Kammer das Werk des Miniſteriums, oder es muß die Zuſammenſetzung des Miniſteriums das Werk der zweiten Kammer ſein. Jedoch der erſtere Ausweg läßt die konſtitutionelle Monarchie mehr dem Namen als der Sache nach, beſtehen.""

Für den Landtag 1844 wurde v. Gagern abermals, und zwar doppelt, nämlich von der Stadt Worms und vom Wahlbezirke Hungen (in ſeinem bisherigen Wahlbezirke Lorſch war er den Anſtrengungen ſeiner Gegner unterlegen) gewählt. v. Gagern entſchied ſich für Hungen, aber die Frage: ob er ſich noch zu rechter Zeit entſchieden habe? wurde von der Einweiſungskommiſſion und von der Prüfungskommiſſion der Kammer in einen nicht geahnten Zweifel gezogen, und ſo erfolgte v. Gagern's Eintritt in die zweite Kammer (welche mit 33 gegen 3 Stimmen ſeine Entſcheidung noch für zuläſſig erklärt hatte), erſt nach deren Eröffnung und insbeſondere nach gepflogener Diskuſſion über die Dankadreſſe. v. Gagern kam diesmal in keinen Ausſchuß. Doch nahm er, wenn er in Darmſtadt anweſend war, an den Berathungen eifrigen Antheil. So namentlich an den verſchiedenen Vorlagen des Finanzminiſteriums, wo er im Sinne zweckmäßiger Erſparniß und ſtrenger Feſthaltung konſtitutioneller Prinzipien wirkte; bei der Berathung über den Geſetzesentwurf, welcher eine Modifikation der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens in Rheinheſſen beabſichtigte u. ſ. w.

Zu dieſem u. ſ. w. gehörte auch der Antrag mehrerer Abgeordneten über die Vollziehung des ſchon früherhin erwähnten Art. 103 der Verfaſſungsurkunde, in einem der rheinheſſiſchen Geſetzgebung und ihren Grundlagen ganz feindlichen Sinne. Drei lange Sitzungen hindurch beſchäftigte er die zweite Kammer und auch v. Gagern war unter den Rednern. Er blieb ſeinen früher geäußerten Grundſätzen dabei treu und ſchloß ſich den Anträgen des Abgeordneten Glaubrech an, welche die Abſicht hatten, bei der Ausarbeituug der Entwürfe der neuen Geſetzbücher die rheinheſſiſchen zum Grunde gelegt zu ſetzen. Als dann wiederholt der Antrag in die zweite

Kammer kam, hatte v. Gagern nur zu viel Stoff, der erſten Kammer und deren Mitglied, dem Freiherrn v. Breidenſtein, welcher dieſe Sache als Ausſchußmitglied im Referate gehabt hatte, den Krieg zu machen. Er beſtritt deſſen „Syſtem.“ Er nahm den Fehdehandſchuh auf, welcher von ihm den Anſichten der Minorität entgegen geworfen worden. Er ging Punkt für Punkt durch, je in der Form von Vertheidigung oder von förmlichem Angriff auf den Gegner. Gleich beim Beginn ſeiner Rede hatte er geſagt, daß er die Geduld der Kammer nicht oft mehr in Anſpruch nehmen werde. Doch als er nach längeren Ausführungen die Worte ſprach: „Eine umfaſſende Geſetzgebung in das Leben zu rufen, dazu kann nur dann der Augenblick gekommen ſein, wenn die Nation ihre freien Organe hat, wenn Freiheit und vor allem Freiheit der Erörterung beſteht. Und ich frage Sie: leben wir in einer ſolchen Zeit? wo iſt bei uns, was der Freiheit gleicht?“ — unterbrach ihn der Präſident und bat ihn, ſich nicht auf dieſes Feld zu verirren, worauf v. Gagern um Entſchuldigung bat, wenn er die Kammer zu lange aufgehalten habe, ſich gedrängt rechtfertigte und dann zum Schluſſe überging. v. Gagern war hierbei, wie bei andern Gelegenheiten, in der Minorität. Er war es ohne Empfindlichkeit, aber, wie ſich begreifen läßt, nicht ohne Nachhall von Schmerz, welcher halb Erbautes wieder niederreißen und neues Erfreuliches nicht oder kaum (dazu gehörte die in ihrem Werthe ſehr zweifelhafte Rentenablöſung) an deſſen Stelle treten ſieht.

Am 30. Juni 1836 erfolgte der Schluß des Landtages, des erſten „erfolgreichen,“ wie ihn ſeine Freunde nannten, nach zweien „vergeblichen.“

v. Gagern wollte zum nächſten Landtage nicht mehr gewählt ſein. Um dies zu bewirken, mußte er ſein Steuerquantum verringern: ein Mittel, was er durch Güterveräußerungen erreichte. Aehnliche Entſchlüſſe ſind zu jener Zeit anderwärts gefaßt und ebenſo anderwärts getadelt und beſtritten worden. Der Gegenſtand iſt ſchwierig. Aber ganz von der theoretiſchen Frage abgeſehen, bleibt die praktiſche Gewißheit übrig, daß Kräfte nur noch wirkſam ſein können, ſo lange die Fiber in ihnen ſich ſpannt und der Puls ſchlägt. Bedürfen ſie der Erholung — und dem Selbſturtheil darf man wohl trauen, wo die Selbſtthätigkeit es vorher nicht auf's Feiern abgeſehen gehabt — nun, da iſt beſſer, ſie etwas ſich auffriſchen zu laſſen, als daß man ſie — die müden — immer von Neuem in den Kampf jagt. Auch der Stern der Ermüdung ſtand über v. Gagern; freuen wir uns, daß er von dannen gewichen!

v. Gagern hatte nach erlernter Landwirthſchaft mit ſeinem Vater einen Pachtkontrakt in Bezug auf deſſen Gut in Monsheim eingegangen und ſpäter dieſes Gut im Eigenthum von ihm erworben. Monsheim iſt ein Pfarrdorf, welches bei der letzten Volkszählung 877 Seelen enthielt. Im Kreiſe Worms, im Kanton Pfeddersheim gelegen, treiben ſeine Bewohner meiſt Ackerbau und Viehzucht, aber auch die Weintraube ſchwellt dort noch im Licht der Sonne. Die Gegend iſt freundlich, hügelig und fruchtbar; nahe dem Ort vorüber fließt die Pfrimm (der dortige Landbewohner nennt ſie die Bremm); weſtwärts hebt der Dom von Worms ſein Haupt. Dazwiſchen liegen Pfiffligheim mit dem Luthersbaume, Pfeddersheim mit ſeinem Schlachtfelde, auf dem 1525 die aufſtändiſchen Bauern bluteten, und hundert Spuren kleiner Dynaſtenwirthſchaft aus der Zeit des deutſchen Reichs, welches in ſeiner damaligen Geſtalt ewig ruhig ſchlafen möge. Monsheim ſelbſt iſt eine ſolche Spur. Denn ehemals Gräflich Leiningiſch, fiel Schloß und Gut ſpäter an die Freiherrn v. Gagern. Noch jetzt gehört es ihnen; es iſt daſſelbe Schloß und Gut, welches erſtere, am weſtlichen Ende des Ortes, in einem länglichen bequemen Quadrate ſich hinzieht. Du trittſt, Wanderer, durch die eine längliche Seite in jenes Quadrat. Gerade dir gegenüber der ältere Schloß-, der eigentliche Herrenbau, wohl geeignet, in einer Walter Scott'ſchen Erzählung ſeine architektoniſche Rolle zu ſpielen. Rechts unten, die eine kleinere Seite des Quadrats ausmachend, die Wohnung Heinrich v. Gagern's: in mehr bürgerlichen, beſcheidenen Dimenſionen Zimmer und Treppen, aber bequem, geräumig und freundlich.

v. Gagern war eine Reihe von Jahren Wittwer geweſen. Da führte ihn Neigung der Tochter eines zu Freinsheim (in der nahen Rheinpfalz) wohnenden bürgerlichen Gutsbeſitzers zu und Beide wurden ein Paar.

Dieſes Verhältniß war, wie für ſein inneres, ſo gewiß auch höchſt wichtig für v. Gagern's äußeres Leben. Es verknüpfte ihn noch näher mit dem Volke, als es die von ihm gewählte Lebensart bereits gethan hatte; es hielt die Hand der Liebe und Treue über die Furche bürgerlicher Pflicht, in die er ſeinen einfachen Pflug nun auf immer eingelenkt hatte. Er verflocht das heitere Selbſtbewußtſein des unabhängigen Mannes mit der mannigfaltigſten wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Errungenſchaft und führte beiden Friſche, Anmuth und Labung zu. Dabei gewährte es ihm das ſüße Glück, Vater zu werden — v. Gagern hat jetzt vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen — etwas, was ihm in ſeiner erſten kurzen und bald durch körperliche Leiden ſeiner Frau getrübten Ehe verſagt geweſen war.

Man würde in der Annahme geirrt haben, daß v. Gagern, als er nicht mehr Mitglied der zweiten Kammer zu ſein wünſchte, oder überhaupt zu irgend einer Zeit dem politiſchen Intereſſe und der Bethätigung desſelben erſtorben geweſen ſei. Aber indem er ſich nach Rheinheſſen überſiedelte, konnte er nur von dort aus den Hebel des Archimedes für die ſtaatlichen Verhältniſſe des Großherzogthums einſenken. Vorbedingung hierfür war, daß er ein gewiſſes Maß von Einfluß in Rheinheſſen übte, und dieſes wollte er ſo wenig leicht erlangen, als die Rheinheſſen geneigt geweſen wären, es leicht zuzuwenden. Er mußte ſich vorerſt in ſeiner neuen bürgerlichen oder bäuerlichen Exiſtenz befeſtigt haben. Er mußte dabei Vorurtheile gegen ſich, gar mancherlei Art, bekämpfen. Das Vorurtheil, daß er kein geborner Rheinheſſe, von jenſeits kam; das Vorurtheil gegen ſeine Geburt; das Vorurtheil der Gemäßigten gegen ſeine politiſche Tendenz, die allerdings keine ganz rheinheſſiſche oder rheiniſche des linken Rheinufers iſt; endlich das von einflußreichen Seiten ſo ſehr genährte Vorurtheil, daß er durch ſeine Oppoſition nur ehrgeizige Zwecke verfolgt habe.

Es darf angenommen werden, daß v. Gagern durch ſein neuſtes entſchiedenes Auftreten für die rheinheſſiſche Geſetzgebung dieſe Vorurtheile vollends niedergekämpft hat. Gewiß iſt, daß ſeine Strebungen als Landwirth und ſeine Perſönlichkeit ſchon ſehr bald die vollſte Anerkennung gefunden hatten. Im Sommer 1837 nämlich wollte ihn der landwirthſchaftliche Verein in Rheinheſſen zu ſeinem Präſidenten wählen, was nur dadurch unterblieb, daß ſeine Gegner den Regierungspräſidenten Freiherrn von Lichtenberg in Mainz, einen ſehr beliebten Verwaltungsbeamten, mit ihm in die Wahl brachten.

Bei den neuen landſtändiſchen Wahlen im Jahr 1841 war in Oppenheim auch der Name v. Gagern's genannt worden, aber der Wahlkommiſſär bemerkte, daß er nicht wählbar ſei, indem er nicht im Verzeichniß der Wahlfähigen ſtehe. Dies war zwar richtig, aber ein Gewählter kann auch noch nach der Wahl ſich wahlfähig machen. Bei einer ſpäteren (Ergänzungs-) Wahl in Oppenheim ſtand v. Gagern's Wahlfähigkeit außer Zweifel und war auch wohl allgemein bekannt, indeſſen erhielt er da nicht die zur Wahl erforderliche Majorität.

Präſident des landwirthſchaftlichen Vereins in Rheinheſſen wurde v. Gagern im Spätherbſt 1845, da, nach v. Lichtenberg's Tod, ihm kein gleich Einflußreicher mehr entgegengeſtellt werden konnte.

Im Spätherbſt des darauf folgenden Jahres bereiteten ſich die Bewegungen in Rheinheſſen gegen die beabſichtigte neue Civilgeſetzgebung vor. Auch v. Gagern ſchloß ſich denſelben an. Aber er wahrte dabei ſeine Stellung als Präſident des landwirthſchaftlichen Vereins, und die in Darmſtadt, nachdem v. Gagern am 25.

Okt. 1846 in Alzey einer zu jenem Zwecke abgehaltenen Verſammlung präſidirt, umgehenden Gerüchte, als denke man wegen Mißbrauchs ſeiner Präſidenteneigenſchaft an ſeine Entfernung aus jener allerdings einflußreichen Stellung, waren, als durchaus des Gegenſtandes ermangelnd, auch der Möglichkeit der Ausführung nach unbegründet.

Der Landtag begann und durch das zu Ende des Jahres 1846 erfolgte Ableben des Weinhändlers Valckenberg aus Worms wurde die Stelle eines Abgeordneten der Stadt Worms daſelbſt erledigt. Man nannte bald v. Gagern als in der Wahl befindlich; aber weniger vielleicht Rückſichten der politiſchen Aengſtlichkeit bei ſo Manchem, was der Stadt Worms noch wünſchenswerth erſcheinen muß, als die Meinung, man müſſe zum Zweck der gerade da in Frage ſtehenden rheinheſſiſchen Inſtitutionen ein rheinheſſiſches juriſtiſches Vollblut in die Kammer ſchicken, ſtand ihm einigermaßen entgegen. Ehre der Mehrheit der Wahlmänner der Stadt Worms, daß ſie dieſe Bedenklichkeit beſiegte! Und Ehre ſämmtlichen Wahlmännern, auch denen der gemäßigteren Parthei, daß ſie ihre freie Ueberzeugung nach allen Seiten dabei aufrecht erhielten! Nachdem neben v. Gagern ein allgemein geſchätzter Anwalt in Mainz als mit in der Wahl befindlich mehrfach öffentlich genannt worden war, änderte ſich ſchnell vor derſelben das Verhältniß. Herr Langen, früher Advokat-Anwalt in Mainz und zweiter Präſident der Kammer von 1834, ſpäter durch Scheinverkäufe ſich ſeiner Wahlfähigkeit entäußernd, Secretär des landwirthſchaftlichen Vereins und befreundet mit v. Gagern, ein Mann gemäßigt liberaler Geſinnung, kam bei einem Theile der Wahlmänner in Betracht. Er erhielt 12, v. Gagern 13 Stimmen und wenn letzterer auch nur mit einer Stimme geſiegt hatte, ſo war doch ebenſo wenig zu verkennen, daß ſelbſt das Unterliegen gegen einen ſo ehrenhaften mit in der Wahl Befindlichen, wie Langen nichts Verletzendes für v. Gagern hätte haben können.

Am 17. Februar 1847 trat v. Gagern in die Kammer und der Zufall, der bisweilen ſcherzhaft iſt, ließ ihn für dieſe Sitzung einen Sitz neben Georgi einnehmen. Am 18. Februar, an welchem Tage die Berathung des Entwurfs des Polizeiſtrafgeſetzes zum Art. 32 vorgerückt war, ſprach v. Gagern zum Erſtenmale wieder ſeit eilf Jahren in der Kammer. Er bemerkte, daß er weder an der Generaldiskuſſion, noch an der ſpeciellen der erſten Titel habe Theil nehmen können, und daß er durch dieſes beſondere Verhältniß in doppelter Beziehung die Nachſicht der Kammer in Anſpruch nehmen müſſe. Denn der Geſetzesentwurf, der eben in Diskuſſion ſei, ſei, wie er annehmen müſſe, den übrigen Mitgliedern der dermaligen Kammer zu einer Zeit zugeſtellt worden, daß ſie vielleicht Muße gehabt, in den Geiſt deſſelben einzubringen und mit ſich ſelbſt darüber in's Klare zu kommen. Dies hätten aber diejenigen nicht gekonnt, welche nicht früherhin Mitglieder der Kammer geweſen. v. Gagern tadelte dann, daß der Entwurf gegen den einſtimmigen Beſchluß beider Kammern und im Widerſpruch mit der von der Regierung ertheilten Zuſage, nicht zu rechter Zeit, ſechs Monate vor Eröffnung der Ständeverſammlung, dem Publikum bekannt geworden ſei. Darum, wenn es ihm verſtattet ſein könnte, auf die Generaldiskuſſion zurückzukommen, würde er beantragen, die Staatsregierung zu erſuchen, den Geſetzesentwurf der Berathung einer künftigen Kammer, wenn ſie es dann noch für gut finde, ihn vorzulegen, vorzubehalten. Er, v. Gagern, habe den Entwurf erſt kennen lernen durch einen Nachdruck deſſelben, der ſpäter verboten worden ſei. Damals ſei aber der Ausſchußbericht noch nicht bekannt geweſen. Es ſei vorauszuſehen geweſen, daß der Ausſchuß an dieſem Geſetzesentwurf Manches ändern, ſehr viel verbeſſern würde. Dies ſei auch, wofür er ſein Anerkenntniß ausſpreche, geſchehen. v. Gagern bezeichnete dann mit Bezug auf mögliche Verſtöße und Zurückkommen auf bereits erledigte Fragen, die er ſich unter dieſen Umſtänden zu

Schulden kommen laſſen könne, dies als die erſte von ihm in Anſpruch genommene Rückſicht.

Der Senfteig, obgleich in aller Ruhe aufgetragen, verfehlte doch nicht ſeine Wirkung. Der erſte Präſident ſtreute einige Bemerkungen zwiſchen v. Gagern's Rede und dieſer bezeichnete dann als zweite Rückſicht die eigenthümliche Stellung des Entwurfs zum Einführungsgeſetz. Er werde, ſagte er, bei der künftigen Berathung der einzelnen Titel und Artikel des Polizeiſtrafgeſetzbuches, ſtets von der Vorausſetzung ausgehen, daß der Einzelrichter, wenigſtens in der Provinz Rheinheſſen — und er wünſche, daß es auch in den beiden andern Provinzen ſo ſei — keine andere und keine höhere Strafgewalt auszuüben haben werde, als diejenige, welche ihm nach der dermal beſtehenden Geſetzgebung eingeräumt ſei. Dabei ſprach ſich der Redner gegen die Erhöhung der Strafkompetenz der rheinheſſiſchen Polizeieinzelrichter auf's Doppelte im Einführungsgeſetze, wozu, er wiſſe nicht warum, die Minorität des Ausſchuſſes ihre Einwilligung gegeben habe, aus.

v. Gagern hatte wieder einmal geſprochen und mit gehaltener Aufmerkſamkeit waren ihm Kammer und Publikum gefolgt. Er nahm von da an mehrfach das Wort und ſelbſt ſeine Gegner werden nicht leugnen, daß damit ein neues Leben in die Kammer einzog. Friſch, ungenirt, entſchieden und doch in der Form gemäßigt, ſprang er in die Diskuſſion, ſtellte Amendements, wahrte die Geſchäftsordnung, wo er Verſtöße dagegen zu erblicken glaubte. Manchmal, wo er, ſein Terrain und Möglichkeiten zu ſehr vergeſſend, zu weit ging, ſetzte er wohl ſelbſt einigemal ſeine nächſten politiſchen Freunde in Verlegenheit. Indeſſen glich ſich das bald aus; v. Gagern fand bald den Höhemeſſer für ſeine Umgebungen und auch der leidenſchaftlich gereizte Ton, welcher anfänglich manchmal hervortrat, legte ſich im Lauf der erſten Wochen.

Schon auf frühern Landtagen hatte v. Gagern mit dem Abgeordneten Weyland lebhafte Auftritte gehabt.

So wieder in der Sitzung vom 1. März, worin der Art. 73 des Entwurfs des Polizeiſtrafgeſetzes, welcher einen Theil des Art. 81 der Verfaſſungsurkunde wörtlich in ſich aufgenommen hatte (das Verbot des Petitionsrechts hinſichtlich allgemeiner politiſcher Intereſſen) und beſtimmte Geldſtrafen für Anſtifter und Theilnehmer dabei androhte, zur Berathung kam. Mehrere Abgeordnete hatten ſchon gegen dieſen Artikel geſprochen, worunter v. Gagern, welcher namentlich entwickelte, daß Art. 81 der Verfaſſungsurkunde eine Undeutlichkeit enthalte, indem nicht nothwendig dadurch ſolche Petitionen an den Regenten verboten ſeien, und daß es ungeeignet ſei, Undeutlichkeiten mit Androhung von Strafen aus der Verfaſſungsurkunde in's Geſetz zu verpflanzen und ſo dem Richter Zweifeln anheim zu geben. Da erhob ſich der Abgeordnete Weyland zu Gunſten des Artikels, und ſagte, daß es ſehr vorſichtig von der Staatsregierung geweſen ſei, ſo zu verfahren. v. Gagern, in ſeiner Antwort, bemerkte, der Abgeordnete Weyland ſei ihm immer als ein Freund der Vorſicht bekannt geweſen; worauf Weyland an v. Gagern die Frage richtete, was er hier unter Vorſicht verſtehe, und als v. Gagern gemäßigt ſich darüber erklärte, den einen Schurken nannte, der eine unredliche Abſicht bei ihm unterſtelle. v. Gagern, ſich fortgeſetzt in den Schranken haltend, erklärte, daß er in der Aeußerung über Weyland keine Andeutung von Unehrenhaftigkeit habe geben wollen, und daß, nachdem er dieſes geſagt, er in dem fortgeſetzten Verhalten des Abgeordneten Weyland eine Beleidigung finden müſſe. Der erſte Präſident hatte den Abgeordneten Weyland nicht eigentlich unterbrochen und noch viel weniger zur Ordnung gerufen, der Abgeordnete Weyland ſagte nichts Begütigendes und das Publikum trug ſich ſchon mit Gerüchten von Herausforderung, als, in der nächſten Sitzung, der erſte Präſident in Auftrag des Abgeordneten Weyland eine Rücknahme ſeiner Aeußerung gegen v. Gagern vortrug und ſeine Abweſenheit aus dem allerdings begründeten Umſtande erklärte, daß ein Trauerfall in ſeiner Familie eingetreten ſei. Dieſe gab dann auch dem Abgeordneten Weyland Anlaß zu einer längeren Reiſe und, als er wieder nach Monaten in die Kammer trat, war das Andenken an jenen, damals ungeheures Aufſehen machenden Vorfall faſt verſchollen.

Im Entwurf des Einführungsgeſetzes waren unter Anderm auch die Beſchlüſſe der deutſchen Bundesverſammlung über die Preſſe als ſolche Beſtimmungen bezeichnet worden, welche neben dem Polizeiſtrafgeſetz in Wirkſamkeit beſtehen bleiben ſollten. Der Ausſchuß der zweiten Kammer hatte aus Gründen, die nicht blos oppoſitionell waren, darauf angetragen, dieſe Stelle wegzulaſſen. Zur Berathung gelangt, ſtellte v. Gagern zuerſt die Behauptung des Präſidenten in Abrede, daß die Beſchlüſſe über die Preſſe von 1819 außer der Wirkſamkeit der Stände lägen, und ging dann zu den Gründen über, weßhalb die Frage, obgleich immer noch von gleicher Wichtigkeit, doch ihren aufregenden Charakter verloren habe. Er fand dieſe theils darin, daß nach den öffentlichen Blättern, in der Bundesgeſetzgebung über die Preſſe, zu Gunſten deren Freiheit, Aenderungen eintreten ſollten, theils in dem ſoeben Statt findenden Zuſammentritt des preußiſchen vereinigten Landtages; bezeichnete als eine der Hauptaufgaben, Mittel und Wege zu finden, wie in den Beſchlüſſen des Bundes ſich die Wünſche der deutſchen Nation Weg bahnen würden und ging dann auf eine Prüfung einzelner Artikel der Bundesakte und der Verfaſſungsurkunde, zu Gunſten der Preßfreiheit über. Scharfe Streiflichter nach den Bundesbeſchlüſſen von 1832 und den Wiener Miniſterkonferenzen von 1834 fehlten dabei nicht. Seine Ausführungen veranlaßten den Regierungskommiſſär zu keiner genaueren Erwiederung, als allenfalls der, daß er die von v. Gagern geſchehene Aeußerung: „nächſt den Verhältniſſen der Preſſe im Kurfürſtenthum Heſſen ſeien nirgends die Verhältniſſe der Preſſe ſo ſchmählich als im Großherzogthum Heſſen,“ für „ſehr ungeeignet“ erklärte.

Das Neueſte, Wichtigſte, was v. Gagern gethan, iſt die Herausgabe ſeines Werkes: „Rechtliche Erörterungen über den Inhalt und Beſtand der der Provinz Rheinheſſen landesherrlich verliehenen Garantie ihrer Rechts-Verfaſſung bei Verwirklichung des Art. 103 der Staats-Verfaſſung. Von Heinrich v. Gagern zu Monsheim. Worms, 1847. Steinkühl und Smith, vormals F. W. Kunze.“ Dem Vernehmen nach war zuerſt das Manuſcript der kreisräthlichen Behörde in Worms zum Zwecke der Cenſureinholung vorgelegt worden; dieſe aber hatte ſie verweigert, für's ganze Werk, nicht blos für einzelne Stellen. Darauf faßte man den Entſchluß, das Werk ohne Cenſur, auf das Privileg der Bücher über 20 Bogen, erſcheinen zu laſſen.

Bisher, wenn die Rheinheſſen ihre Inſtitutionen gegen abändernde geſetzgeberiſche Strebungen von Regierung und Ständen vertheidigten, ſtützten ſie ſich auf die Garantie des Beſitznahmepatents vom 8. Juli 1816. v. Gagern gebührt das Verdienſt, zu dieſer Garantie noch eine zweite wichtigere hinzugefunden und die daraus für Rheinheſſen abzuleitenden Folgerungen mit ebenſo vieler Entſchiedenheit als Klarheit abgeleitet zu haben. Es iſt dieſes die vom verewigten Großherzoge Ludwig I. bei Eröffnung der erſten Ständeverſammlung am 27. Juni 1820 gehaltenen Thronrede. „Ich habe Ihnen Allen,“ ſagte der Großherzog in derſelben, „durch den von Vielen mißverſtandenen Sinn des Edikts über die landſtändige Verfaſſung verheißen, daß ich an der Rechtsverfaſſung eines jeden Landestheils, ſowohl in Bezug auf die Grundlagen derſelben, als auch auf die damit verwebten, einem jeden Theile theuren Inſtitutionen nichts ändern werde, als wenn uns gemeinſchaftliche Ueberzeugung eine Abänderung als das Beſſere erkennen läßt. Die Bewohner meiner Provinz Rheinheſſen werden hierin eine Wiederholung desjenigen erkennen, was ich ihnen bei der Beſitznahme verkünden ließ, und werden finden, daß ich ſie nicht gegen ihre Nachbarn zurückgeſetzt habe.“ In der Dankadreſſe auf die Thronrede acceptirte dieſes dann förmlich die zweite Kammer.

Es war eine nothwendige Konſequenz aus den in dem Werke mitgetheilten geſchichtlichen Thatſachen und eine noch nothwendigere, wo es galt, zu Gunſten der rheinheſſiſchen Geſetzgebung und der Provinz Rheinheſſen das Aeußerſte zu thun, zu dem Ergebniß zu gelangen, daß nur dann, wenn die Mehrheit der rheinheſſiſchen Abgeordneten darein willige, eine Aenderung in der rheinheſſiſchen Geſetzgebung rechtlich zuläſſig ſei; eine Anſicht, welche zugleich den Bewohnern der beiden andern Provinzen jede Ausſicht auf Beſſerung ihres Rechtszuſtandes verſchließt, wenn nicht jene Mehrheit der rheinheſſiſchen Abgeordneten ihre Einwilligung dazu gibt. Dieſes die ſchwache Seite des Werks; aber eigentlich nur ſubjektiv ſchwach, weil die Perſönlichkeit eines v. Gagern, ſelbſt wo er ein Provinzial-Recht vertheidigt, doch nicht ganz das Mißbehagen im Publikum ferne halten kann, er vertheidige ein Provinzial-Recht. Indeſſen gilt dann wohl die Gegeneinwendung, daß das Intereſſe der beiden andern Provinzen, ſelbſt das Intereſſe des ganzen Großherzogthums und das deutſche Geſammtintereſſe, die Rechtsinſtitutionen der ganzen linken Rheinſeite vor Zerlöcherung zu bewahren, dringend erheiſcht.

Dem Einzel-Inhalte des Werkes kann hier nicht genauer gefolgt werden. Es iſt Partheiſchrift, aber wohl gegliederte, auseinander ſich entwickelnde, ebenſoſehr mit hiſtoriſcher Genauigkeit, als theilweiſe mit ſchneidender Ironie und entſchiedenſter Herbigkeit geſchriebene Partheiſchrift. Ich tadle das an ſich gar nicht; eine beſtimmte Meinung muß auch ihre beſtimmte Form ſuchen und unter den vielen moraliſchen, intellektuellen und politiſchen Uebeln unſerer Zeit ſteht das nicht unten an, daß wir uns verſtecken und uns ducken, wenn wir ſprechen oder ſchreiben, im Gefühl beſtändig uns plagender, in unſer Fleiſch zuletzt uns eingewachſener Juſtiz- und Polizeifurcht. Ein anderes iſt die Frage, ob nicht mit einer kleinen Aenderung in der Schattirung des Ausdrucks ebenſoviel oder doch nicht viel weniger zu erreichen geweſen wäre? — Indeſſen werden auch da die Individualitäten die vollwiegendere Antwort geben. Und gerade in dieſer Beziehung begegnen wir einer Eigenthümlichkeit v. Gagern's. Seine Worte ſind von jeher in ſeiner parlamentariſchen Wirkſamkeit kühner und ſelbſt kecker geweſen als ſeine Doktrinen. So die Aeußerung im Juni 1833, die Staatsregierung habe bisher nichts vorgelegt, als „Kleinigkeiten, wahre Lappalien," welchen Ausdruck „Lappalien" er zwei Monate darauf, doppelt und in derſelben Anwendung wiederholte. Später ſprach er „von den Rückſichten einer erbärmlichen Philiſterei, namentlich in den kleinern deutſchen Staaten, Derjenigen, welche an der Spitze der Geſchäfte ſtehen." Auch gegen ſeine politiſchen Freunde in der Kammer war er nicht immer ſchonend. So nannte er eine auf jenem Landtage vom Abgeordneten Glaubrech bezüglich der Entſtehung der polniſchen Revolution geäußerte Anſicht — eine Anſicht, welche durch den Zuſammenhang als durchaus gerechtfertigt erſchien — eine „kleinliche." Aber auch über dieſe nächſten perſönlichen Schranken hinaus, ſchlug v. Gagern bisweilen auf Sachen. So im Jahr 1833 durch die Aeuſſerung: „Man will die Geſchwornengerichte nicht, weil in Landau einige Schreiber, einige Gelehrte, über angeſchuldigte Preßvergehen von Geſchwornen freigeſprochen worden ſind." In der That, wenn man auch zugibt, daß das Wegwerfende dieſer Aeußerung hauptſächlich durch die Abſicht veranlaßt wurde, jenes Nichtwollen als ein unbegründetes und geſuchtes hinzuſtellen, ſo bleibt doch immer noch genug von der Pfauenfeder übrig, welche in der Gänſefeder nichts anders, als eben die Gänſefeder erblickt. Aehnlich äußerte ſich v. Gagern noch 1835 über die zu öffentlichen Gerichtsverſammlungen Zuzulaſſenden. Er ſprach zwar vom „ganzen Publikum," aber gleich dabei von „denjenigen, welche Recht und Intereſſe haben, darüber zu wachen, daß und wie die Geſetze gehandhabt werden," und ſpäter von der dabei nöthigen Eigenſchaft als „Staatsbürger." Die Abneigung gegen den „Pöbel," inſofern er den öffentlichen Gerichtsverhandlungen beiwohne, drang dabei zu beſtimmt durch. Aber nicht blos die Schule, die erſte Erziehung, bildet uns, ſondern ebenſoſehr das Leben ſelbſt, als eine zweite Erziehung. Und gewiß gibt v. Gagern ſelbſt gern zu, daß ſeine in Rheinheſſen, unter veränderten äußeren Umſtänden und fortgeſetzt, gemachten Erfahrungen ihn über Manches anders und mehr zu Gunſten des Volks und volksmäßiger Einrichtungen habe denken lehren, als dies früher der Fall geweſen iſt. Ebendaſſelbe gilt auch von der periodiſchen Preſſe und ihren Trägern, und es mag als ein Einbekenntniß in dieſer Hinſicht (nicht blos als eine Gefälligkeit gegen ihre Urheber) gelten, daß v. Gagern dem „Ehrenrathe" zutrat, welcher zum Zweck der „Aufſicht und Kontrole" über die in Heidelberg vom 1. Juli 1847 an erſcheinende „Deutſche Zeitung" zuſammengeſetzt wurde.

Es war vorhin von v. Gagern's Mäßigung in der Doktrin die Rede. Die Grundlage ſeiner politiſchen Anſichten — die Dreiheit der Gewalten — leitete ſchon nothwendig dazu hin, da er, nicht, wie Fox, der gleicher Anſicht huldigte, aber im Zweifelsfall der Demokratie den Vorzug einzuräumen erklärte, ein ſtetes Gleichgewicht derſelben oder ein ſchnelles Wiederfinden des etwa Geſtörten, für das Wünſchenswertheſte hielt. Andere Beiſpiele finden ſich in den Protokollen; das Neuſte vielleicht am 7. Mai 1847, wo er, als es ſich um die Art und Weiſe handelte, wie das neue Anatomiegebäude zu Gießen innen eingerichtet werden ſollte und mehrere Mitglieder zwar Geldbewilligungen dafür vorſchlugen, aber unter gewiſſen näheren Beſtimmungen über die Art jener Einrichtung, an den Art. 68 der Verfaſſungsurkunde erinnerte, der, wiewohl er dies nicht billige, nun doch einmal feſtſetze, daß Verwilligungen nicht an Bedingungen geknüpft werden dürften, ſo daß der Präſident und andere Mitglieder ihm zu Gunſten der ſtändiſchen Rechte widerſprachen und näher nachzeigten, daß im vorliegenden Fall von der Anwendung jenes Artikels nicht die Rede ſein könne.

Indeſſen iſt jene Mäßigung v. Gagern's in der Doktrin doch nur eine bedingte. Das Steuerverwilligungsrecht hat er immer in der weiteſten Ausdehnung verfochten; er muß eben hohe Standpunkte aufſuchen, für die er ſeiner tüchtigen Natur und Sinnesart nach ſo ganz geſchaffen iſt; er muß die Gedanken an Vaterland, deutſche Nation, Freiheit ſeine Theorien umfliegen laſſen, um ſie wärmer und eindringlicher zu machen.

v. Gagern ſpricht langſam und betont, nachdrücklich und würdig, gefacht und zuſammenhängend, deutlich und wenn gleich weniger durch den Klang ſeiner Rede, als durch deren Accent, durch die ſie umwallende Kraft der Ueberzeugung, zum Herzen bringend.

v. Gagern's neueſtes Werk, welches zugleich einen deutlichen Fortſchritt in der Entſchiedenheit der Ausdrucksweiſe v. Gagern's beurkundet, erregte ein großes Aufſehen. Sieben und zwanzig Mitglieder der zweiten Kammer fanden ſich durch zwei Stellen der Schrift verletzt und richteten deshalb ein Schreiben an den erſten Präſidenten der Kammer, worin ſie ſich zugleich auf's Tadelndſte über den Verfaſſer ausließen und ihre Erklärung in das Archiv der Kammer niederzulegen baten. Es entſpann ſich darüber ein Briefwechſel zwiſchen dem erſten Präſidenten und dem Abgeordneten v. Gagern, welchem der Erſtere jene Eingabe zur Einſicht mitgetheilt hatte. v. Gagern erläuterte, wann (vor ſeiner Wahl zum Abgeordneten und ſeinem Eintritt in die Kammer) und unter welchen Eindrücken das Werk von ihm geſchrieben worden war und bemerkte das Nöthige zur Rechtfertigung deſſen Inhaltes. Sodann erklärte er ſich zur Zurücknahme der einen Stelle bereit, wenn in ſeiner Vorausſetzung ein Irrthum gelegen habe. Die Sache wäre kurz abgethan geweſen, wenn ſich v. Gagern zur Annahme einer Erklärung verſtanden hätte, welche ihm von der andern Seite vorgeſchlagen ward. Darin ſollte er poſitiv ausſprechen, daß er ſich von der

Unrichtigkeit ſeiner Anführung in jener Stelle ſpäterhin überzeugt habe und zugleich war die Schilderung des Wahlweſens nach den Kammerauflöſungen von 1833 und 1834, als deſſen Ergebniß die Mehrheit der ſpäteren Kammern erſchienen ſei, weggelaſſen. In der Sitzung vom 1. Juni 1847 kam die Angelegenheit in der zweiten Kammer vor vollgefüllten und höchſt aufmerkſamen Gallerien zur ausführlichen Verhandlung. v. Gagern erklärte, auf die Sache ſelbſt eingehen zu wollen. Einige Freunde v. Gagern's drangen auf das Uebergehen zur Tagesordnung, da die Sieben und Zwanzig ihren Zweck erreicht hätten. Frank (O. A. G. R.), einer der Unterzeichner, erklärte dieſe nicht befriedigt durch die vom Abgeordneten v. Gagern gegebene Erklärung und beharrte auch darauf, nachdem v. Gagern ausdrücklich erklärt hatte, daß er keinen der anweſenden Abgeordneten perſönlich in ſeiner Schrift habe beleidigen wollen. Im Uebrigen ſpaltete ſich die Berathung in zwei Theile: in die Frage, ob v. Gagern wort- und ſinngetreu in ſeinem Werk über eine Aeußerung des Regierungskommiſſärs berichtet habe und in einen hauptſächlich mit dem Letzteren geführten Streit über die Garantien der Provinz Rheinheſſen hinſichtlich ihrer Rechtseinrichtungen. Der Streit ſtreifte häufig nach der Erwähnung und Beurtheilung allgemeinerer Zuſtände hin, und war deutlich, obgleich mehr innerlich als äußerlich, erregt. Die Berathung endigte ohne eigentliche Beſchlußnahme.

Eine weitere Folge jener Schrift war die vom Abgeordneten Georgi an v. Gagern wegen der jenen betreffenden Stelle gerichtete Herausforderung auf Piſtolen. Die öffentliche Meinung hat ſich dahin ausgeſprochen, daß von Gagern dieſe Herausforderung gar nicht hätte annehmen ſollen. Indeſſen überwog da wohl ſein chevaleresquer Sinn und der Wunſch, eine Beleidigung, welche perſönlich durch Georgi nicht veranlaßt war, durch das Eingehen auf die Herausforderung zu ſühnen. Aber dieſe letztere war ganz einfach auf Piſtolen erfolgt und ebenſo hatte v. Gagern ganz einfach dieſelbe angenommen. Deshalb wurde dann auch vielfach gebilligt, daß, als Georgi's Sekundant das Duell in einer Weiſe einzurichten antrug, welche v. Gagern's Sekundanten „Metzelei“ nannten und der Criminalbehörde, nach Vollführung deſſelben, Anlaß hätte geben können, wegen Mords oder Mordverſuchs eine Unterſuchung einzuleiten und (vom Landtag verbannende) Strafen zu verhängen, v. Gagern ein ſolches Piſtolenduell, auf das beſtimmte Anſinnen ſeiner landſtändiſchen Mitabgeordneten aus Rheinheſſen, ausſchlug. Wichtiger als dieſes Ereigniß, welches ſich in ſeinem Beginnen doch nur als Hingebung an veraltete und barbariſche Vorurtheile kund gibt, war die Darlegung beſtimmter Anſichten im Volke über jenes Ereigniß und einer Achtung und Neigung für v. Gagern, welche dieſer ſo ſehr verdient. Nämlich von Darmſtadt, Mainz, Worms, Bingen, dem Kanton Oberingelheim, Gießen, Butzbach u. a. O. gingen Adreſſen an v. Gagern ein, welche, in der anerkennendſten Weiſe ſeiner bisherigen Wirkſamkeit erwähnend, die Aufforderung an ihn ſtellten, ſich nicht zu ſchlagen und ſein Leben, ſeine Wirkſamkeit dem Volke zu erhalten. Aehnliches geſchah durch perſönlich bei ihm eintreffende Deputationen. Kein Zweifel, daß die Sache nun als abgethan erſcheint; die Geſchichte um einen Irrthum, aber auch um erfreuliche Erfahrungen reicher.

Und hiermit ſchließe ich. Es iſt eine eigenthümliche aber leicht erklärliche Erſcheinung, daß bei den Kämpfen der Völker um ihre Rechte häufig Adelige in den erſten Reihen ſtehen. So, um ein älteres Beiſpiel zu erwähnen, Mirabeau und Lafayette in der konſtituirenden Verſammlung, und, in der neueren Zeit, v. Cloſen in Bayern und v. Vincke in Berlin. Es ſcheint mir die Andeutung darin zu liegen, daß die Reaktion ſehr ſtark iſt und daß, um ihr mit einigem Erfolg zu begegnen, es nicht hinreicht, Männer bürgerlicher Abkunft die parlamentariſche Wehre führen zu ſehen. Im Gegentheil iſt dann ein Steigerungsmittel der Wirkung, ein Firniß, welcher die Kraft der Farben hebt, die Eigenſchaft des Adeligſeins. Sie bricht im Voraus die Spitze mancher Angriffe ab, ſie läßt manches Wort den Gegner geduldiger hinnehmen. Nicht zum Nachtheil ſolcher Adeligen ſei das geſagt. Gebührt doch jeder tüchtigen Anſtrengung ſchon an ſich Ehre und wahrhaftig auch dem Adeligen iſt der Kampf nicht leicht gemacht. Er iſt ihm ſogar im Voraus erſchwert durch Lebensrichtungen und Lebensgewohnheiten, welche in Geiſt und Gemüth einſchneiden, wie die wenn auch goldne Feſſel in das Fleiſch. Doppeltes Lob gebührt alſo dem Adeligen, der, im richtigen Erkennen der Zeitbedürfniſſe und namentlich der Fortentwickelung der Freiheit, ſich, indem er für dieſe kämpft, wenigſtens einigermaßen, mit jenen Richtungen und Gewohnheiten in Gegenſtreit ſetzt! Aber die erwähnte Erſcheinung liegt vor, ſie wird noch lange vorliegen und nur dann mehr und mehr zurücktreten, je mehr ſich die Kraft und Intelligenz im Bürgerſtand heben und (was zu wünſchen) das Beamtenthum in größerer Ausdehnung als jetzt der Fall iſt, durch Wähler, welche die Bedeutung einer konſtitutionellen Verfaſſung richtiger einſehen, vom Ständeſaale fern gehalten wird.

Blücher.

Von

Eduard Duller.

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los.“

Goethe.

Gebhard Leberecht von Blücher.

(Geboren zu Roſtock am 16. December 1742, geſtorben auf dem Gute Kriblowitz in Schleſien am 12. September 1819.)

Eine begeiſternde Loſung erſchallet über alles deutſche Land, Tauſende, die allzulang geſchlummert und von des Volkes künftiger Geltung, künftiger Größe — geträumt, zur harten und doch ſo freudigen Arbeit des Erringens weckend. Dieſe Loſung heißt „Vorwärts.“ Sie tönt, Menſchen vereinigend, die ſich nie von Antlitz geſehen, nie von einander vernommen, Hohe und Niedere, Jünglinge und Greiſe, ſie tönt allen Mitkämpfern am unblutigen Kampfe für die höchſten Güter der Menſchheit, für geſetzliche Freiheit Aller, für geiſtige Bildung und ſittliche Veredlung jedes Einzelmenſchen.

Einſt, im Jahre 1813, ſchell dieſe Loſung, von einem Helden gerufen, allen Deutſchen, welche, das Vaterland von unwürdiger Fremdherrſchaft zu befreien, mit den Waffen in der Hand zuſammengetreten waren, und unaufhaltſam riß der gewaltige Zauber ſie fort, bis Deutſchlands äußere Unabhängigkeit errungen war.

Tritt uns jetzt wieder hervor, theurer Mann des deutſchen Volkes, der du im Befreiungskampfe zuerſt die Siegesloſung „Vorwärts“ gerufen, du kernhafte Natur, die nichts geſcheut hat als die Federn der Diplomaten. Die Gegenwart braucht einen Wecker des Selbſtgefühls, einen Lehrer des Muths. Dein Bild betrachtend, wollen wir's fühlen, daß des Mannes Selbſtgefühl nicht blos durch einen äußeren Feind herausgefordert wird, daß der Muth nicht blos mit Waffen gegen Waffen erprobt werden muß. Genug der inneren Feinde gibt's, die das große Grundgeſetz der Menſchheit verkennen; der gefährlichſte Feind aber ſitzt dir im Herzen, mein Volk, wenn du deiner ſelbſt und der Aufgabe vergißeſt die du zu erfüllen haſt. Vorwärtsſchreiter für die ganze Menſchheit ſollſt du ſein, Streiter für den Sieg ihrer höchſten Gedanken; wie, und du haſt noch immer nicht den Muth gefunden: ganz du ſelbſt zu ſein? Vorwärts zu dieſem erſten Schritt! Und endlich — ſtehſt du denn wirklich auch gegen jeden äußeren Feind ſo ſicher da, wie's der alte Blücher erringen gewollt? Dein junges Geſchlecht harrt großer Entſcheidung; wer weiß, wann die Stunde ſchlägt! Nun denn, ſo ſpreche der alte Blücher zu unſerm jungen Geſchlecht: „Stählet des Leibes und der Seele Kraft! Seid wachſam, rüſtig und gerüſtet! Traget das Vaterland im Herzen! Blitzen je des Fremden Waffen vom Weſten oder vom Oſten, vom Norden oder vom Süden her deutſchen Gränzen entgegen, — dann für Deutſchlands Selbſtſtändigkeit und Ehre vorwärts Alle wie Ein Mann!" —

Am 16. Dezember des Jahres 1842 vollendete ſich das hundertſte Jahr, ſeit Gebhard Leberecht von Blücher zu Roſtock geboren wurde, wohin ſein Vater, der das Erbgut Großen-Renſow beſaß, und früher heſſen-kaſſel'ſcher Rittmeiſter geweſen, von Mecklenburg gezogen war; Blücher's Mutter war eine geborne von Zülow, ſein älterer Bruder hieß Ulrich Siegfried, und ſeine Schweſter war an einen Herrn von Krackwitz auf Rügen verheirathet. Dorthin ſandten die Eltern beim Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges ihre beiden Söhne, und dort lernte Gebhard Leberecht von Blücher, damals ein Jüngling von 14 Jahren, ſich in der Landwirthſchaft ausbilden, ſowie zu Roß und zu Fuß, zu Land und zur See ſeine Körperkraft ſtählen, wobei es an manchem tollkühnen Wageſtück nicht fehlte.

Der Aufenthalt auf Rügen wurde bei den damaligen Zeitverhältniſſen die Veranlaſſung, daß der junge Blücher die kriegeriſche Laufbahn betrat, auf welcher er im ſpäten Greiſenalter den ſchönſten deutſchen Eichenkranz erringen ſollte. Da ſich Schweden auf die Seite der Feinde Friedrichs des Großen ſchlug, ließ es Truppen auf Rügen landen, und ſo wie der junge Blücher die erſten ſchwediſchen Huſaren ſah, da rief's laut in ſeinem Herzen: „Soldat muß ich werden!“ Vergeblich war jede ernſte Abmahnung ſeiner Schweſter, ſeines Schwagers; vom heißen Drange hingeriſſen, eilte er zum ſchwediſchen Huſaren-Rittmeiſter, ließ ſich als Junker anwerben, und war durch keine Vorſtellung ſeines herbeigeeilten Schwagers von dem freudig gefaßten Entſchluß mehr abzubringen. Den Säbel an der Seite, das Roß tummelnd, mit voller Jugendluſt in die Welt hinausblickend, folgte Blücher nun ſeinen Waffengefährten, überall der Keckſte voran, wo es zu plänkeln und die Feinde zu necken galt. Die ſchwediſchen Truppen ſtreiften bis in die Mark Brandenburg, als es bei Suckow an der Ucker zu einem Gefecht mit preußiſchen Huſaren kam, wobei jene weichen mußten; Blücher's Pferd ſtürzte durch einen Schuß und er ſelbſt ward gefangen genommen.

Der Oberſt von Belling, Chef des preußiſchen Huſarenregiments, vor welchen er gebracht wurde, gewann ihn lieb und wollte ihn zum Kornet machen, wenn er in preußiſche Dienſte trete. Blücher gewann allerdings Neigung dafür, wollte aber die ſchwediſchen durchaus nicht eigenmächtig und ungehörig verlaſſen, und ſo dauerte es denn ein Jahr lang, bis er, gegen die Auslieferung eines von den Schweden gefangenen preußiſchen Lieutenants, ſeinen förmlichen Abſchied von den Schweden erhielt, worauf er denn als Fahnenjunker in das preußiſche ſchwarze Huſarenregiment trat. Im Jahre 1760 wurde er Kornet, ſchon im nächſten Sekondelieutenant, und ein halbes Jahr ſpäter Premierlieutenant.

Als ſolcher machte Blücher die letzten Jahre des ſiebenjährigen Krieges mit, focht bei Kunnersdorf, wo der liebenswürdige Dichter Chr. E. v. Kleiſt den Heldentod ſtarb, und bei Freiberg, wo er verwundet wurde. Nur im Krieg, wo ſich ſein wildes Feuer austoben konnte, war ihm wohl; die Waffenruhe, wie ſie nach dem Hubertsburger Frieden 1763 eintrat, war nichts für ihn; ihn verzehrte der ungeſtüme Thatendrang, für den er keinen Spielraum fand, und in überbrauſender Jugendkraft ergab er ſich, ohne Maaß zu halten, den Freuden der Jagd, des Spiels, des Gelages; ſchöne Pferde waren ſeine Luſt und gern machte er Aufwand, unbekümmert darum, daß ſeine Mittel nicht dazu im gehörigen Verhältniß ſtanden. Aufbrauſend, die Worte in der Hitze nicht wählend, war dieſer rechte Mann der That auch wohl zuweilen ein Mann der Gewalt, — und wiewohl ihm Keiner von ſeinen Kameraden gram ſein konnte, weil ſeine Kernhaftigkeit ſeine Uebereilungen gut machte, ſo wurden doch ſein Trotz gegen ſeinen neuen Chef, den General von Loſſow, und ſein eigenmächtiger Muthwille gegen einen römiſch-katholiſchen Prieſter in Polen, wo wegen der ausgebrochenen Unruhen (1770) preußiſche Truppen lagen, zur Veranlaſſung, daß Blücher, welcher 1771 Stabsrittmeiſter geworden war, auf Loſſow's Vorſchlag übergangen wurde; ſtatt ſeiner erhielt ein im Dienſt jüngerer Rittmeiſter die Schwadron, auf welche, dem Herkommen zufolge, Blücher das Anrecht hatte. Gekränkt bat er in kurzen, ſtolzen Worten den König um ſeinen Abſchied und erhielt ihn im Januar 1773 mit den Worten, ſo ganz in der eigentlichen Manier des alten Fritz: „Der Rittmeiſter von Blücher iſt ſeiner Dienſte entlaſſen und kann ſich zum Teufel ſcheren.“ Der König, der aus Preußen eine ſtarke achtunggebietende Kriegsmacht geſchaffen hatte, ahnte nicht, daß ihre Kraft nur auf ſeiner Perſönlichkeit beruhte und daß die Kraft des Staates mit ſeinem letzten Athemzuge ſchwinden würde, weil die vernunftgemäßen Grundſätze, welche er als Normen verkündigt, nach ſeinem Tode nicht beachtet wurden: er ahnete nicht, daß eben dieſer Rittmeiſter von Blücher, den er „ſich zum Teufel ſcheren“ hieß, dereinſt Preußen retten würde.

Blücher trat nun in andere Lebensverhältniſſe, wozu die Neigung ſeines Herzens zu der Tochter des ſächſiſchen Oberſten von Mehling, welche er noch als Offizier in Polen näher kennen gelernt und mit welcher er ſich verlobt hatte, nicht wenig beitrug. Dieſes Fräulein war um 14 Jahre jünger als er und von ausgezeichneter Schönheit; ſein plötzlicher Abſchied vermochte weder die Geſinnungen ſeiner reizenden Verlobten noch die ihrer Anverwandten zu ändern, und ſo wurde denn ſeine Hochzeit vollzogen, worauf ihm ſein Schwiegervater, welcher Generalpächter in Polen war, das Gut Geriſſunde in Unterpacht überließ. Blücher widmete ſich nun, gleich jenem Cincinnatus des Alterthums, der das Schwert mit dem Pfluge vertauſchte, der Landwirthſchaft, und zwar mit dem lebhafteſten Eifer. In kurzer Zeit hatte er durch Umſicht und Fleiß ſo viel erübrigt, daß er ſich ein Gut in Pommern in der Nähe von Stargard ankaufen konnte, wohin er dann bald zog, und wo er ſich die allgemeine Achtung in dem Grade erwarb, daß er zum Ritterſchaftsrath erwählt wurde. In dieſem neuen Kreiſe wirkte der thatkräftige Mann, deſſen Familie im Lauf der Jahre auf ſechs

Söhne und eine Tochter heranwuchs, unermüdlich und mit dem beſten Erfolge; insgeheim freilich ſpornte ihn immerfort die heftigſte Sehnſucht nach dem verlaſſenen Kriegerſtande. Friedrich der Große ſprach ihn öfters und bewies ihm thatſächlich ſeine Anerkennung und ſeine Gnade; doch von Erfüllung ſeines geheimen Lieblingswunſches konnte für Blücher keine Rede mehr ſein. Der alte Fritz war nicht der Mann, zu widerrufen, wenn er auch gern Uebereilungen verzieh, vergaß oder gut machte. Und ſo blieb denn Blücher 15 Jahre lang bis zum Tode Friedrichs des Großen — Landwirth.

Nach dem Abſcheiden des Königs gelang es Blüchern, welcher ungeachtet aller Bedenklichkeiten ſeiner Gattin nach Berlin gereiſt war, von dem neuen König Friedrich Wilhelm II., dem er ſehr wohl gefiel, ſeine Wiederanſtellung zu erlangen, und zwar nicht blos bei ſeinem alten Schwarzen-Huſarenregiment, ſondern auch mit ſolcher Rangberückſichtigung, als ob er ohne Unterbrechung fortgedient hätte. So trat er denn 1787 als Major wieder in preußiſchen Kriegsdienſt ein; ſein Patent wurde auf den 14. April 1779 zurückdatirt. Er machte nun den Feldzug von 1787 mit, welcher die Beſchützung des Hauſes Oranien gegen die Volksparthei in den Niederlanden zum Zweck hatte, und wobei 20,000 Preußen in Holland einrückten; Blücher beſetzte unter dem Befehl des Generals von Göckingk die Provinz Over-Yſſel. Im darauffolgenden Jahre wurde er zum Oberſtlieutenant und 1790 zum Oberſt und Befehlshaber des Regiments ernannt, in welchem er bisher gedient hatte.

Inzwiſchen war über den Staat, in welchem einſt ein König die Worte: „der Staat bin ich ſelbſt“ ausgeſprochen, über Frankreich ein Ereigniß hereingebrochen, wie die europäiſche Menſchheit nie ein gleiches geſehen; die franzöſiſche Revolution iſt's, was ich meine; ſie war das in Donnern und Blitzen, in verheerenden Stürmen und Fluthen verkündigte Gottesurtheil über jenen Spruch Ludwig's XIV.; ſie war eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Denn in Frankreich hatte die Willkürherrſchaft, ſowohl des Königshauſes, als auch der bevorrechteten Stände, nicht blos jede Geltung der Rechte der Nichtbevorrechteten (der bloßen Menſchen) geläugnet, ſondern auch die Menſchenwürde, die Tugend und Sittlichkeit verhöhnt. Nun iſt aber das Recht das Ewige, unabhängig vom Belieben der herrſchenden Geſchlechter, ihre Zeugungen überdauernd: es iſt ſo ewig wie Gott; es mußte, wo das gewiſſenloſeſte Walten der Willkür jede Form ſeiner Erſcheinung im Staat zerſtört hatte, es mußte endlich jede Form der Willkür und der Bevorrechtung zerſprengen, um den Staat neu herzuſtellen als die Anſtalt, die er ſein ſoll, die zur Verwirklichung des Rechts jedes Einzelnen in der großen Rechtsharmonie der Geſellſchaft; wer verkennt das geſchichtliche Ziel, das über dieſem Zwecke leuchtet, die Erhebung des Einzelbewußtſeins zum Geſammtbewußtſein, des Nationalgefühls zum Verſtändniß der Humanität? Was nach Geſetzen, die ebenſo unverrückbar wie die der Sternenbahnen, geſchehen mußte, — geſchah; die Bevorrechteten konnten's nicht aufhalten. Hätten ſie bei ihrer ungeheuren Selbſtſucht — ich will nicht ſagen: nur etwas Redlichkeit — nein, hätten ſie nur etwas Klugheit, nur etwas klaren Blick beſeſſen, dann konnten ſie auch ſich ſelber noch retten, und ob ſie auch nichts fördernd beizutragen brauchten, — das große Werk der ſtaatlichen Wiedergeburt, die Herſtellung eines Rechtsſtaates auf den Grundfeſten der Humanität wäre vollbracht worden. Aber die Bevorrechteten haben durch Flucht aus dem Vaterlande und durch heimliche Ränke drin, der franzöſiſche Hof hat durch Leichtſinn und Bitterkeit, durch Uebermuth und Demüthigung, durch ein gänzliches Verkennen der ewigen Ideen des Rechts und der Sittlichkeit, ja durch entſchiedene Treuloſigkeit das große Werk in ſeiner na=

turgemäßen Entwickelung gehemmt, und das haben ſie alle zuſammen mit Noth, Angſt, Aechtung, Leiden und Tod büßen müſſen. Durch dieſes knaben- und weiberhafte Eingreifen haben ſie aber auch die Leidenſchaften heraufbeſchworen und entfeſſelt; dieſe Leidenſchaften haben auch jene unterſten Schichten der Nichtbevorrechteten, auf welche die jahrhundertlange Verknechtung am meiſten entſittlichend gewirkt, aufgewühlt, und ſo iſt es, nachdem der Odem Gottes den morſchen Lehnsſtaat zerſtäubt, den unedelſten und unlauterſten Kräften möglich geworden, neben den edelſten und lauterſten aufzutauchen, ja dieſe ſelbſt zu überwältigen, und ſo endlich unter dem Namen der Freiheit denſelben Zuſtand der Rechtloſigkeit herbeizuführen, wie er zur Zeit der königlichen, adeligen und prieſterlichen Willkürherrſchaft war.

Was hatte nun Deutſchland dabei zu thun? Es wimmelte damals in unſerm Vaterland von den ausgeflogenen Motten des alten zerſtäubten franzöſiſchen Lehnsſtaates, von Prinzen und Adeligen, die nichts hatten als ihr bischen Vollblut, ihre Galanteriedegen, ihre Eitelkeit, ihre Sittenloſigkeit, kurz ihre Nichtigkeit, von Abbé's und ähnlichen Männlein eines übermüthigen Prieſterſtandes, die Alles in Allem waren, nur das nicht, was ſie ſein ſollten! Man konnte dieſen Leuten in Deutſchland aus Mitleid ein gaſtlich Obdach gewähren, wenn ſie auch keine Achtung verdienten, aber man durfte nicht einſeitig auf ihre Darſtellungen, als wären's Offenbarungen Gottes, hören; dieſe franzöſiſchen Vaterlandsflüchtlinge (Emigrés) logen ihre Sache zur gerechten: den früheren naturwidrigen Zuſtand der Dinge ſchilderten ſie als alleinheilbringenden; die ewigen Ideen der Menſchheit, welche ſich zur Geltung durcharbeiteten, verdächtigten ſie ihren Geiſtesverwandten in Deutſchland, die keine Ahnung von der Wahrheit hatten, als eine Peſt, welche auch außerhalb Frankreich's alle alte Ordnung bedrohe. Das war nun freilich der Fall; hatten ja doch leider die meiſten größeren und kleineren deutſchen Höfe den geprieſenen franzöſiſchen nachgeäfft: ſie hatten's nicht blos in Bezug auf das politiſche Prinzip einer von Gottes Gnaden unbeſchränkten Macht, einer durch den Zauber des Blutes bevorrechteten Adels: und einer durch den heiligen Geiſt beſonders begnadigten Prieſterkaſte; ſie hatten's auch in Bezug auf die glänzenden Formen des Hoflebens, in Bezug auf die Vergeudung von Schweiß- und Blutgeld ihrer Unterthanen für Feſte und Jagden, für Mätreſſen und Kammertürken. Darum zitterte auch in Deutſchland mancher hochgeborne arme Wicht vor einem Siege des Grundſatzes; daß es nichts Höheres gibt als den Menſchen mit ſeinem angebornen Recht. Nicht geziemte es deutſchen Herzen, dieſen „Emigrés“, deren Benehmen auf gaſtlichem Boden ein ſchlechtes Zeugniß für ihre Sittlichkeit gab, mit den Waffen in der Hand zur Erneuerung ihrer altgewohnten Volksbedrückung und Volksentſittlichung in Frankreich zu verhelfen, — um dieſer Leute willen ein großes Volk anzugreifen und in den geſchichtlichen Gang ſeiner Entwickelung einzugreifen. O, bei weitem mehr hätte es den Meiſten in Deutſchland geziemt, Angeſichts der angehenden Bewegung in Frankreich in ſich zu gehen und auf die ernſten Mahnungen der Geſchichte zu achten. Sie haben das nicht gethan.

Kurz: durch deutſche Waffen ſollte mit der unbeſchränkten Monarchie in Frankreich, obwohl ſie ſchon aus völliger Entnervung zuſammengebrochen war in ſich ſelbſt, der ganze alte Zuſtand der Dinge wiederhergeſtellt werden. Der Herzog von Braunſchweig erließ das berüchtigte „Manifeſt“ vom 25. Juli 1792, deſſen übermüthiger Ton trefflich geeignet war, die ganze franzöſiſche Nation nicht blos zum Zorn, ſondern auch zur großen nationalen That zu entflammen. Sollte ſie ſich noch länger von den Bevorrechteten jetzt ein Verſprechen geben und bei der nächſten Gelegenheit ſich von ihnen wiederum täuſchen laſſen? Sollte ſie ihnen die Errungenſchaft des nachhaltigſten

Mannesmuths, jede Gewähr des Rechts in der Verfaſſung neuerdings preisgeben? Und der Fremde ſollte ihr eine ſolche ſchmähliche Unterwürfigkeit durch eine Drohung abtrotzen? Nein! Was in Frankreich Volk war, ſtand auf jenes „Manifeſt“ hin wie Ein Mann da. Der Krieg war entſchieden. Das Ziel des Kampfes, die Vertheidigung der Freiheit und Ehre des Vaterlandes, verwandelte Menſchen, welche nie fechten gelernt hatten, in todesmuthige Krieger.

In dieſem ernſten Kampfe von Deutſchen gegen Frankreich erſchien auch Blücher. Bei den Lebens- und Staatsanſchauungen, in welchen er zum gereiften Manne herangewachſen war, konnte er keine Hinneigung für die franzöſiſche Nation hegen. Ihm war das Königthum eine geheiligte Macht, und er unterſchied nicht, wie himmelweit die mit dem Purpur der Monarchie bekleidete Willkürherrſchaft der Bourbone von ſeinem Ideale entfernt war, einem Ideale, für deſſen Verwirklichung er einſt noch als Greis die Waffen erheben ſollte. Als Deutſcher ſtolz und trotzig auf ſeine Deutſchheit, mißkannte er ebenſo ſehr nur allzuviel die franzöſiſche Nation und war in ſeinem Haß gegen ſie ungerecht. Wohl mußte ſein deutſches Herz von Zorn aufwallen, wenn er an allen Raub deutſcher Länder dachte, die er nun mit Frankreich vereinigt ſah. Er unterſchied nur nicht, daß nicht die franzöſiſche Nation ſo viel Unbill an uns Deutſchen verübt, ſo viel herrliches Land uns entriſſen hat, ſondern eben wieder die ſultaniſche Willkür der franzöſiſchen Könige und Miniſter. Wie viel mehr mußten nun erſt ſpäterhin die weitere Ausartung der Staatsumwälzung und alle Scheußlichkeiten, welche ihren Todeskampf bezeichneten, wie viel mehr mußten nun gar die noch ſpäteren Siegesfortſchritte der Franzoſen auf deutſchem Boden ſeinen Haß gegen alles, was franzöſiſch war, entflammen!

Blücher kam erſt im Februar des Jahres 1793 mit dem erſten Bataillon des Belling'ſchen (ſpäter Golziſchen) Huſarenregiments zu den am Niederrhein mit den öſterreichiſchen Truppen vereinigten preußiſchen. Nun hatte er einen weiten Spielraum, (wie er längſt gewünſcht) für ſeine Thatkraft und für ſeine Talente. Nun zeigte er, daß er zum Soldaten geboren war. Aus allen ſeinen Thaten leuchtete das Genie, das ſich nicht anſtudiren läßt, deſſen überſchießende Kräfte aber die Wiſſenſchaft und Erfahrung, letztere mit wiſſenſchaftlichem Blicke gewürdigt und nutzbar gemacht, harmoniſch ordnen. Die Jahre 1793 und 1794 ſahen Blücher's glänzende Waffenthaten bei Orchies, Luxemburg, Frankenſtein, Oppenheim, Kirweiler und Edesheim; aber mehr als einmal bewies er in dieſen Feldzügen auch durch wahrhaft ergreifende Charakterzüge, daß er über dem Soldaten nie den Menſchen vergaß und daß er den Menſchen auch im Feinde ehrte. Der Kampf bei Kirweiler, am 28. Mai 1794, wo Blücher an der Spitze ſeiner tapfern Huſaren die feindliche Reiterei zurückwarf, das Fußvolk und Geſchütz der Franzoſen überritt und als Preis des Sieges 6 Kanonen, 9 Pulverwagen, 120 Pferde und 300 Gefangene gewann, verſchaffte ihm die Auszeichnung, daß ihn der König unterm 4. Juni zum Generalmajor und zum Inhaber des Huſarenregiments machte. Der Sieg bei Edesheim (am 13. Juli), wo er ſeinen im Feuer ſtehenden Braven, an ihnen vorüberſprengend, zurief: „Kinder nur heute haltet aus: es gilt Preußen's Ehre," und wo er die Antwort erhielt: „O ja, Herr General, verſorgen ſie uns nur mit Patronen," — dieſer glänzende Sieg, wobei der General Laboiſſière, 1 Oberſt, mehrere Offiziere und 80 Gemeine gefangen genommmen, 3 Kanonen und 100 Pferde erbeutet wurden, war Blücher's Dank. Noch glänzender war ſein Sieg bei Leiſtadt, am 20. September, ein rechtes Reiterſtück, raſch wie aus dem Stegreif erfochten.

König Friedrich Wilhelm III. welcher nach dem Tode ſeines Vaters am 16. Nov. 1797 den preußiſchen Thron beſtieg, belohnte die militäriſchen Verdienſte Blücher's am 20. Mai 1801 durch deſſen Beförderung zum Generallieutenant und übertrug ihm 1802 die Beſitzergreifung von Erfurt, Mühlhauſen und Münſter für Preußen. Bei dieſem ſchwierigen Geſchäft benahm ſich Blücher mit Mäßigung und Klugheit. In kurzer Zeit hatte er ſich volksbeliebt gemacht. Wie konnte es auch anders ſein? Seine ganze Natur war ja ſo recht volksthümlich, von gutem alten Schrot und Korn. Mochte auch die herbe Entſchiedenheit ſeines ſoldatiſchen Tons manchen verletzen oder erſchrecken, der köſtliche Urſtoff ſeines Weſens mußte ihm die Herzen des Volkes, auch ſeiner Untergebenen gewinnen. In ihm war ſo gar nichts Künſtlich-Gemachtes, ſo gar kein flimmernder Schein und Manierentand; was er dachte, das ſprach er raſch, kurz, kräftig, trefflich bezeichnend heraus; hatte er ſein Wort gegeben, ſo brachte ihn keine Macht der Welt davon ab, es zu halten. In ihm ſah man ganz und gar unſeres deutſchen Volkes feſte Kraft, hohen Muth, lautere Biederkeit, wie ſie einſt deſſen Stolz und Ruhm geweſen.

Im Jahr 1803 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Münſter.

Inzwiſchen hatte ſich die Lage der Dinge in Frankreich weſentlich verändert. Die Neugeſtaltung Frankreichs war durch feindſelige Kräfte im naturgemäßen Entwicklungsgange gehindert, die Vollendung eines freien Rechtsſtaates, wozu der ſchönſte Anfang gemacht war, vereitelt worden. Während die Nation ihre ungemeine Lebenskraft im Kampfe nach außen bethätigte, ward ſie innerhalb der Gränzen Frankreichs abermals die Beute der Willkür und Selbſtſucht der Partheien. Die jungfräuliche Freiheit war verrathen; ſtatt ihrer, ja ihren edlen Namen mißbrauchend, waltete die Schreckensherrſchaft der Geſetzloſigkeit, bis man dieſe endlich gegen eine Ordnung unter abermals einer Ein- und Alleinherrſchaft, und noch dazu einer ſoldatiſchen, bis man die Freiheit gegen den Ruhm vertauſchte!

Neben dem Wahlſpruch: „Freiheit und Gleichheit“ ertönte anfangs der Ruf: „Es lebe der General der Republik, Bonaparte!“ — dann als dieſer außerordentliche Mann die Heere Frankreich's von Siegen zu Siegen geführt, ertönte ſtatt jenes Wahlſpruchs plötzlich: „Es lebe Kaiſer Napoleon.“ Der Wille eines Einzigen galt nun in Frankreich, und leider vernahm man auch gar bald in Deutſchland von Deutſchen den Ruf: „Es lebe der Kaiſer Napoleon!“ den tauſendjährigen Ruf: „Es lebe der deutſche Kaiſer!“ vernahm man nicht mehr!

Am Furchtbarſten hatte ſich in Preußen die Nachwirkung des „alten Regiments“ gerächt. Aus den Schöpfungen Friedrich's des Großen hatte man unter ſeinem Nachfolger die köſtlichſten Edelſteine gebrochen, die Grundgedanken, welche die Fortſchrittsfähigkeit enthielten, und an deren Stelle hatte man eine Willkürherrſchaft der Bevorrechteten, der Günſtlinge, der Dunkelmänner, hatte man eine gränzenloſe Verſchleuderung des Schatzes treten laſſen; von dem Ruhme der preußiſchen Armee, welchen Friedrich der Große geſchaffen, zehrten eigenſinnige alte und eingebildete junge Offiziere adeligen Bluts; von ſeinem ganzen Heerweſen war ſo zu ſagen nichts mehr vorhanden, als der Zopf und der Stock; ließ ſich damit dem Kriegsgott des Jahrhunderts entgegen treten? Der neue Regent, König Friedrich Wilhelm III., ein Mann von ſchlichtem Weſen, gutem Willen und religiöſem Sinn, erkannte den troſtloſen Zuſtand Preußens; er ſuchte zu ſparen, neu zu ſchaffen, das drohende Unheil abzuwenden. Vergeblich: der gute Wille, die Kraftanſtrengung des einzelnen Mannes reichte nicht aus. Es mußte über den ganzen Staat die tiefſte Noth kommen! Sie allein konnte die wahre Rettung bringen.

Der Krieg zwiſchen Preußen und Napoleon brach im Spätherbſt des Jahrs 1806 aus. Die Ereigniſſe drängten ſich in einer Aufeinanderfolge, die eben ſo raſch war, als Napoleons Ankunft in Thüringen. Am 10. Oktober fiel der ritterliche Prinz Louis von Preußen bei Saalfeld; am 14. ward die furchtbare Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt geſchlagen. Blücher war dabei. Vergeblich ſeine Tapferkeit; vergeblich führte der König ſelbſt ſeine Preußen zum Angriff. Noch ſtanden ganze Abtheilungen preußiſcher Truppen ſchlagfertig; ſchon ſprengte Blücher mit der Erlaubniß, nochmal anzugreifen, freudig zu ſeinen Huſaren; aber faſt im ſelben Augenblick, als er davon Gebrauch machen wollte, wurde ſie zurückgenommen; das Verhängniß entſchied. Gegen 10,000 Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfeld und die Verwirrung des Rückzugs vollendete das Unglück der preußiſchen Heeresmacht. Der General Graf von Kalkreuth und der Fürſt von Hohenlohe verſuchten allerdings die Reſte des Heeres zu ſammeln und in Ordnung zu führen. Blücher ſchloß ſich dem Erſteren an und wirklich gelang es ihm im Anfang, die Truppen, durch Ueberliſtung der Feinde, von dem unvermeidlich ſcheinenden Untergang zu retten, der durch die feindliche Uebermacht drohte, und ſpäter — ſich mit denſelben mannhaft durchzuſchlagen. Der raſche Fall von Erfurt, das Vorſpiel zahlreicher anderer Uebergaben, hatte zur nächſten Folge, daß der ohnehin ſchon gefährliche Rückzug nun noch mehr erſchwert wurde. Als ſich überdies der Fürſt von Hohenlohe bei Prenzlau ergeben mußte, ſah ſich Blücher von Stettin abgeſchnitten und wandte ſich jetzt in's Mecklenburgiſche. Bei Dambeck gelang es ihm endlich, ſich mit dem Corps des Herzogs von Weimar zu vereinigen, welches Prinz Wilhelm von Braunſchweig-Oels führte. Doch leider waren die zuſammengeſchmolznen Truppen, welche Blücher noch hatte, durch unabläſſige Märſche und Gefechte, durch Hunger und Mühſal jeder Art ſo ſehr ermattet, daß er es nicht wagen konnte, ſie in einem ſolchen Zuſtande der vierfach drohenden feindlichen Uebermacht gegenüberzuſtellen; und ſo ſah er jetzt keinen andern Ausweg mehr, als: ſich hinter die Trave zurückzuziehen, ſich in

Lübeck zu erholen und dann zu Schiff Rettung zu verſuchen. So rückte er denn mit ſeinen Truppen am 5. November in der freien Stadt Lübeck ein; aber eben ſo raſch drangen auch die Feinde in dieſelbe und nur mit genauer Noth konnte ſich Blücher vor der Uebermacht noch retten; von allem Fußvolk und Geſchütz hatte er nur noch 3 Bataillons und 2 Kanonen übrig. Vergeblich verſuchte er, aus Lübeck gedrängt, die Stadt in der Nacht wieder einzunehmen; er mußte ſein letztes Augenmerk auf Travemünde richten. Nirgends war jetzt ein Ausweg mehr; er vernahm zu Ratkau, daß auch Schwartau und Travemünde vom Feinde genommen ſeien, (welche letztere Nachricht ſich jedoch ſpäter als unbegründet erwies). Die Truppen hatten keine Nahrung, ja kaum noch Kleidung mehr, und auch der Schießbedarf war faſt zu Ende. Da ließ ihm der Fürſt von Pontecorvo vorſtellen: er habe für ſeine Ehre genug gethan und möge ſich auf ehrenvolle Bedingungen ergeben. Noch zögerte Blücher, mehr trotzend, als hoffend, als ihn ein heftiges Fieber niederwarf. Erſt jetzt willigte er in den Vorſchlag des Feindes, aber auch jetzt nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſämmtliche Beweggründe zur Uebergabe (namentlich der Mangel an Brod, Pferdefutter und Pulver) bei derſelben angegeben würden; und nun ſtreckten die 6000 Mann, auf welche kleine Zahl die Truppen zuſammengeſchmolzen hatten, das Gewehr, und Blücher begab ſich als franzöſiſcher Kriegsgefangener auf ſein Ehrenwort nach Hamburg, wo die Bevölkerung den 64jährigen Helden ebenſo hochachtete, als er ſich durch ſein ſchlichtes biederes Weſen bald die allgemeine herzlichſte Liebe gewann. Ihm aber war das müßige Leben, zu dem er ſich verurtheilt ſah, in tiefſter Seele zuwider und mit Ungeduld wünſchte er, ausgewechſelt zu werden, um ſich wieder zu Roße ſchwingen und dem verhaßten Feind im Felde begegnen zu können.

Bald ſah er denn auch wirklich dieſen Wunſch erfüllt, indem am 26. Februar 1807 die Konvention zu Oſterode zu Stande kam, derzufolge 30 kriegsgefangene Generäle und Offiziere von beiden Seiten ausgewechſelt werden ſollten. Blücher wurde für den franzöſiſchen General Victor freigegeben, welchen der edle Held unſeres Volks Ferdinand von Schill auf einem Streifzug gefangen genommen hatte. Ungeduldig, ſeine alte Laufbahn wieder zu betreten, reiſte Blücher am 22. März jenes Jahres von Hamburg ab, und kaum war er in Königsberg, als er ſich durch das Vertrauen des Königs an die Spitze der preußiſchen Truppen geſtellt ſah, welche in Vereinigung mit engliſchen (die man erwartete) und mit ſchwediſchen zu einer Unternehmung in Pommern beſtimmt waren. Eilig rüſtete er und landete mit den Seinigen gegen Ende des Mai auf Rügen; doch ſchon waren die Schweden mit den Franzoſen Waffenſtillſtand eingegangen, und ſo fand denn Blücher den Schauplatz für ſeine Thätigkeit abermals verſchloſſen, als auch noch in Folge der Schlacht von Friedland (14. Juni) ein Waffenſtillſtand feſtgeſetzt wurde, der die Unthätigkeit der Blücher'ſchen Schaar ausdrücklich bedingte. Der Friede zu Tilſit wurde geſchloſſen (7. und 9. Juli); Preußen verlor die Hälfte ſeiner Länder mit 5 Millionen Menſchen!

Wohl mochte damals mancher Ehrenmann mit blutendem Herzen in Preußens Zukunft wie in eine Nacht ohne Sterne hinausſtarren; aber auch noch manches Herz ſchlug, worin der Schluß jener Antwort einen Hoffnung verheißenden Wiederhall fand, welche die edle, hochherzige Königin Louiſe von Preußen Napoleon zu Tilſit gab: „Es war uns erlaubt, uns durch den Ruhm Friedrich's über die Mittel unſerer Macht zu täuſchen, — wenn wir uns überhaupt getäuſcht haben.“ Aus den Trümmern der phyſiſchen Macht erhob ſich die moraliſche, und aus der Feuerprobe der Noth, welche König und Volk gemeinſam litten, welche ſie treu für einander mitempfanden, ging eine Neugeſtaltung des Staates im Geiſte, in der Wahrheit und Freiheit hervor. In Trümmern waren nun, Gott ſei Dank, die längſt verwitterten Formen zerfallen, die aus einer Zeit ſtammten, in welcher jede Erinnerung an den Geiſt der deutſchen Urverfaſſung erloſchen war und jede Berufung auf die Rechte des Volkes, die in derſelben ſo unwiderleglich begründet ſind, für ein Märchen galt. Wie wenige Männer hatten in jenen unſeligen Zeiten, die ſich ſeit ein paar hundert Jahren vor 1807 beſchrieben und wo die Herrſchaft des Stocks die höchſte Blüte des Dünkels der bevorrechteten Kaſten bildete, wie wenige Ehrenmänner hatten wohl in jenen Zeiten daran gedacht oder darauf hingewieſen, daß bei unſern Urvätern der Volkskrieg auch Sache des ganzen Volkes, daß dann jeder Deutſche — Krieger war, und daß Der als Feigling verachtet und beſtraft wurde, der nicht mitzog? So ſehr hatte ſich das Verhältniß geändert, daß der edle Kriegerſtand zum bloßen Gewerbe herabgeſunken war, vor dem der blos einfach- (nämlich nicht wohl-) geborne zitterte, weil eben der bloße Vorrang adlicher Geburt auch dem Unfähigſten das Vorrecht gab, den „Gemeinen“ — gemein zu behandeln, und wann hätte ein Bürgerlicher träumen dürfen, Offizier zu werden? Bürger! Gab es denn überhaupt noch deutſche Bürger im ächten ſchönen Sinne des Worts! Gab es denn noch ſelbſtſtändige Bürgergemeinden? Und dies iſt der Finger Gottes, der das Jahr 1807 mit Unglück zeichnete, der König und die Königin, — deutſcher Hausvater und deutſche Hausfrau, — fühlten das; die edle Louiſe bekannte offen: „Es wird mir immer klarer, daß Alles ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt; die göttliche Vorſehung leitet unverkennbar neue Weltzuſtände ein und es ſoll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte ſich überlebt hat und in ſich ſelbſt als abgeſtorben zuſammenſtürzt.“

Daß dieſe neue Ordnung ward, dafür wirkten Männer des Volks, wie ſelten eine Zeit ſo viel herrliche um einen König ſich ſchaaren, wie ſelten eine Zeit einen König ſolchen ächten Männern des Volkes durchaus vertrauen ſah; „es war“ (ſagt unſer Arndt) „eine große Zeit, wo ſich ein Häuflein edler Menſchen durch Gottes Fügung und durch des eigenen Herzens Sendung zur Rettung und Befreiung des Vaterlandes in einer großartigen Gemeinſchaft zuſammengefunden hatte!“

In Mitten jener furchtbaren Stürme, da Einer den Andern von Heut auf Morgen fragen konnte: „Gibt's noch ein Königreich Preußen?“ — in Mitten jener Stürme wurden die Mauern niedergeriſſen, welche das Volk vom Throne, die Ehre vom Volke trennten; der Bürger wurde wieder Bürger, da er das Recht zurückerhielt, ſeiner Rechte Vertreter ſelbſt zu wählen, die Waffen wieder zu tragen wie einſt in beſſeren Tagen Jeder für Alle, und Gutsbeſitz zu erwerben; die Erde mit all ihrem Segen war nun kein Alleinbeſitz des Adels mehr, und das Verdienſt, gleichviel, ob durch Pflug, Schwert oder Geiſt, konnte ſich nun dem Ahnenrechte gleichſtellen. So wuchs ein ſtattlich Gebäude heran, auf der Grundfeſt deutſcher Urverfaſſung; Nationalehre war deſſen Schlußſtein, und auch einen tüchtigen Eckſtein hatte dies Gebäude, dieſe feſte Burg des wiedererwachten Nationalſinns, um welche die Schwerter der neu belebten uralten Nationalbewaffnung ſo friſch und freudig klangen, — einen Eckſtein hatte es, eine tüchtige deutſche Quader, einen rechten Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes für den franzöſiſchen Soldatenkaiſer nicht blos, ſondern auch für ſo viel hundert hochgeſtellte Feinde des deutſchen Volks in Deutſchland — den preußiſchen Miniſter Freiherrn von Stein, durch deſſen Anregung, Rath und That alle jene durchgreifenden Anſtalten zur Wiedergeburt Preußens in's Leben traten. „Le nommé Stein,“ ein „gewiſſer Stein“ — nannte ihn Napoleon, und er war auch in der That ein gewiſſer Stein!

Neben Stein nun, einem politiſchen Charakter, der ſcharfſichtig wie keiner in die Tiefen der Idee des Staates drang und mit deutſcher Thatkraft, deutſchem Muth Hand an's Werk legte, mit deutſcher Unbeugſamkeit für's Wahre und Rechte das Begonnene durchführte, — neben Stein und mit ihm Hand in Hand wirkten damals im edelſten Wetteifer Männer wie Humboldt und Schön, wie Scharnhorſt und Gneiſenau, wie Boyen und Blücher an der geiſtigen, ſittlichen, ſtaatlichen, kriegeriſchen Wiedergeburt Preußens.

Erſt von jener Zeit an wirkte Blücher ſo recht eigentlich als Mann des Volks; bis dahin war er nur ein wackrer Kriegsmann von altem deutſchem Schrot und Korn geweſen; nun ſollte er der Retter Preußens, der Retter des deutſchen Volks von der Fremdherrſchaft werden.

„Er iſt der Mann geweſen, als Alles verſank,
Der muthig gen Himmel den Degen noch ſchwang,
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart
Franzoſen zu weiſen die preußiſche (deutſche!) Art!“

Blücher behielt nach dem Tilſiter Frieden den Oberbefehl in Pommern und nahm ſein Hauptquartier anfänglich in Treptow, (wo er ſich in ſeiner ſchwierigen Stellung zu den franzöſiſchen Generälen mit großer Klugheit und Mäßigung benahm,) und ſpäter in Stargard. Während nun der treffliche General von Scharnhorſt das preußiſche Kriegsweſen im durchaus nationalen Geiſte neu geſtaltete, und in aller Stille, wie ſie durch die Vorſicht geboten war, das Land zum kräftigen Widerſtand für den wahrſcheinlichen Fall eines abermaligen Krieges rüſtete, — wirkte Blücher in ſeinem Kreiſe übereinſtimmend mit gewohnter Energie. Leider befiel ihn jedoch im Sommer 1808 eine Krankheit, welche faſt 9 Monate dauerte und ſeine körperlichen Kräfte zu erſchöpfen drohte; ſeine Seele befand ſich dabei in höchſter Spannung und der urmächtige Drang, welcher ſie erfüllte, gab ſich in Ideen über die Zukunft kund, welche damals als Hirngeſpinnſte belächelt wurden, ſo z. B., wenn er mit voller Beſtimmtheit wie eine abgemachte Sache behauptete: „er würde Napoleon ſtürzen, Deutſchland befreien und den König ſiegreich in ſein Land zurückführen,“ wenn er dann in die Worte ausbrach: „Napoleon muß herunter und ich werde ſchon helfen; eh' das geſchehen iſt, will ich nicht ſterben.“ Wer dächte dabei nicht an jene Worte unſers Schiller:

„Es gibt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeiſt näher iſt als ſonſt?“

Kein Spottlächeln vermochte ſeine feſte Zuverſicht auf die Untrüglichkeit der innern Stimme, die Ueberzeugung, daß ihm jener Beruf zu Theil geworden, wankend zu machen; und wirklich ſchien im Jahre 1809, als ſich das ſpaniſche Volk mit glühendem Haß gegen die Fremdherrſchaft erhob, als Oeſterreich zu den Waffen griff und der Erzherzog Karl der ganzen deutſchen Nation zurief: „Wir kämpfen, um Deutſchlands Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu erobern,“ als die Tyroler im vollen Vertrauen auf ein Kaiſerwort aufſtanden, als Schill ſeine todesluſtige Schaar mit dem Wahlſpruch: „Beſſer ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende“ zum Kampfe gegen die Franzoſen führte, — wirklich ſchienen ſich damals alle Anzeichen zu vereinigen, daß für Blücher's Prophezeihung der Tag der Erfüllung, für Deutſchland der Tag der Befreiung nahe ſei.

Doch die Prüfungszeit war noch nicht vollendet. Dem glorreichen Sieg des Erzherzogs Karl bei Aſpern (21. Mai 1809) folgte am 14. Oktober der Wiener Friede; der edle Schill ſtarb in der Fährſtraße Stralſunds am 27. Mai den Heldentod; Andreas Hofer ward am 20. Februar 1810 auf Mantua's Wällen erſchoſſen, und am 2. April deſſelben Jahres feierte Napoleon ſeine Hochzeit mit der Tochter des Kaiſers Franz I. von Oeſterreich, der Erzherzogin

Maria Louiſe. Welche Hoffnung konnte Preußen unter ſolchen Verhältniſſen noch hegen? Und dennoch gab Blücher ſeine feſte Zuverſicht nicht auf. Am 20. Mai 1809 zum General der Kavallerie ernannt, wurde er — in Folge des Bündniſſes zwiſchen Frankreich und Preußen vom 24. Februar 1812, wobei ſchon ein Krieg gegen Rußland und Preußens Hülfe für Frankreich in Ausſicht ſtand, — vom Oberbefehl in Pommern abberufen. Ein Mann wie er an der Spitze der Truppen konnte dem neuen Bundesgenoſſen nur ein eben ſolcher Gegenſtand des Mißtrauens ſein, wie der edle Scharnhorſt, welcher gleichfalls den Schauplatz ſeiner öffentlichen Thätigkeit verlaſſen hatte, aber nichts deſto weniger an dem großen Werke, das er begonnen, im Stillen fortarbeitete. Blücher begab ſich zu Ende Januar's 1812 von der Armee nach Berlin, und ſechs Wochen ſpäter nach Schleſien.

Als Napoleon Oeſterreich und Preußen zu Bundesgenoſſen hatte und mit freudiger Zuverſicht auf einen Erben ſeiner Kaiſerwürde blickte, ſtand er auf dem Gipfel ſeiner Macht, aber noch nicht am Ziele ſeines Verlangens; das mächtige Rußland, das ſtolze England hatten ſich vor ihm noch nicht gebeugt. Es war am 24. Juni 1812, als Napoleon mit einer halben Million Soldaten den Gränzfluß des ruſſiſchen Reichs, den Niemen, überſchritt; ſchon am 14. September zog er als Sieger in die alte Hauptſtadt des Reiches, Moskau, und in den Czarenpalaſt ein, von wo aus er die rieſigen Flammen weit und breit emporſchlagen ſah; am 26. und 27. November erkämpfte das franzöſiſche Heer den Uebergang über die Berezina und die Rettung vom gänzlichen Untergang; und ſchon am 18. Dezember deſſelben Jahres befand ſich Napoleon wieder in Paris, um, nachdem weit über 243,000 Soldaten ſeines Heeres in Rußland erlegen waren, friſche Truppen zu rüſten und den Kampf neuerdings zu beginnen. In dieſer Wendung erkannten die Nationen das Gericht Gottes. Als nun der General

York, welcher die preußiſchen Truppen beim franzöſiſchen Heere befehligte, am 30. Dezember 1812 zu Tauroggen mit den Ruſſen eine Uebereinkunft ſchloß, der zufolge die preußiſchen Truppen am Kriege ferner nicht mehr Theil nehmen ſollten, als hierauf der König von Preußen ſich im Januar 1813 aus Berlin nach Breslau begab, wo er ungehindert ſeine Entſchließungen kund geben konnte, wo die trefflichen Männer Scharnhorſt, Gneiſenau und Gneſebeck ihn umgaben, wo der alte Held Blücher kampfluſtig in der Nähe war, da klopfte jedes preußiſche Herz vor Freuden mächtiger, denn jedes wußte: die Stunde der Entſcheidung ſei endlich nahe und jeder Augenblick müſſe den Zauberſpruch bringen, durch den alles geheime Wollen plötzlich zur That werde.

Dieſer Zauberſpruch, der den alle Herzen umfangenden Bann löſte, war der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. an ſein Volk und an ſein Heer. Es war am 17. März zu Kaliſch, als der König im feſten Gottvertrauen die denkwürdigen Worte ſprach: „Gott und ein feſter Wille werden unſerer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer beſſeren Zeit!“ Dieſer Aufruf hallte in allen Herzen wieder; das Volk ſtand auf, der Sturm brach los, Freiheits- und Kriegslieder zogen dem Nationalheer voran, gerüſtete Jungfrauen ſchritten in den Reihen der Männer, die Haus und Hof, Weib und Kind verließen, um das Vaterland zu befreien, und der Herzog von Mecklenburg-Strelitz ſprach, als er ſich — der Erſte — von Frankreichs Sache abwandte: „Mit Gottes Hülfe werde ich mich der Ehre werth zeigen, ein deutſcher Fürſt zu ſein!“

Die Hauptſtärke der preußiſchen Heeresmacht waren die Truppen in Schleſien, über welche — nach einem kurzen Schwanken über die Wahl — der nunmehr 71jährige Blücher den Oberbefehl erhielt; als Generalquartiermeiſter trat ihm Scharnhorſt zur Seite.

Laßt uns den alten Feldherrn in's Auge faſſen: Eine hohe kräftige Geſtalt, das Geſicht ſein ganzes Weſen ausdrückend, die Stirne hoch und edelgebaut, die gefurchten Wangen voll friſchen Roths, dazu der Scheitel ſchneeweiß, die Adlernaſe trutzig, der feingeformte Mund vom ſtarken Schnurbart bedeckt, das Kinn wohlgebildet! So verkündete ſchon ſein Aeußeres den deutſchen Krieger, mit dem Scharfblick des Feldherrn und mit dem hinreißenden Zauber perſönlichen Beiſpiels, wenn er den Soldaten, die ihn blos ihren „Vater Blücher“ nannten, der liebſte Kamerad war, — die ächtnordiſche Kernnatur mit dem Wort, wie's ihm vom Herzen kam, derb heraus, das Herz voll unverſöhnlichen Haſſes gegen den Feind, der ſein theures Vaterland mehr als in Noth und Elend gebracht, der es gedemüthigt, verhöhnt, in den Staub getreten, voll unerſchütterlicher Treue für dies ſein Vaterland und ſeinen König, voll feſter Zuverſicht auf den Sieg der guten Sache. So ſah er aus, ſo war er, der alte Blücher.

Mit 25,000 Mann Preußen war Blücher ſchon am 16. März aus Schleſien nach der ſächſiſchen Gränze aufgebrochen, 13,000 Ruſſen unter Winzingerode waren ihm vorangeeilt. Am 30. März rückte er bereits in Dresden ein, brach jedoch ſchon am 2. April von dort auf und rückte nach Altenburg, wo er 14 Tage in unfreiwilliger Unthätigkeit ausharrte. Bei Lützen und Großgörſchen maß ſich am 2. Mai zum erſten Mal die wiedererwachte Nationalkraft mit den Schaaren des franzöſiſchen Kaiſers, — zum zweitenmal (am 19.—21. Mai) bei Bautzen; bei der erſten Schlacht machte jeder Theil Anſpruch auf die Ehre des Sieges, die zweite gewann Napoleon um einen theuren Preis; die Armee der Verbündeten zog ſich ſtolz und trotzig, in einer Haltung, welche dem nachfolgenden Feinde Achtung gebot, nach Schleſien zurück. Am 27. Mai führte Blücher, nachdem er einen Tag zuvor einen raſchen Reiterſieg bei Hainau erfochten hatte (der Feind ſollte über die veränderte Richtung des Rückzugs der Verbündeten ſo lang als möglich im Unklaren bleiben), das Heer über die Katzbach, und am 31. Mai in das Lager vor Schweidnitz. Langſam folgte Napoleon, und ſo ſchien Schleſien zum Schauplatz des Krieges beſtimmt, als Napoleon einen Waffenſtillſtand einging, wobei Oeſterreich zur Vermittlung eines Friedens die Hand bot.

Napoleon ſuchte dieſen Waffenſtillſtand zu benützen, um ſich von der Erſchöpfung ſeiner Streitkraft zu erholen, während die Verbündeten eigentlich den wahren Vortheil davon zogen, indem Oeſterreichs Beitritt zur Nationalſache entſchieden wurde; beſonders thätig war hiefür auf dem Kongreß zu Prag der treffliche Scharnhorſt, welcher ſich, — angeblich zur Heilung ſeiner bei Lützen erhaltenen Wunden — dort befand, und am 28. Juni auch daſelbſt ſtarb. Am 12. Auguſt erklärte ſich Oeſterreich endlich offen gegen Napoleon; zwei Tage früher hatten ihm Preußen und Rußland den Krieg angekündigt. Napoleon ſtand in Dresden; die Macht der Verbündeten war ſo vertheilt: in Böhmen das Hauptheer, Oeſterreicher nebſt Ruſſen und Preußen unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg, — in der Mark das Nordheer, ſchwediſche, ruſſiſche, preußiſche und gemiſchte Truppenabtheilungen unter dem Befehl des auf der Seite der Verbündeten ſtehenden Kronprinzen von Schweden, — in Schleſien Blücher mit zwei ruſſiſchen Heeresabtheilungen unter Langeron und Sacken, und einer preußiſchen unter York; an Scharnhorſt's Stelle war Gneiſenau Generalquartiermeiſter in Blücher's Hauptquartier. Gegen dieſes letztere Heer nun, das ſchleſiſche, wollte Napoleon ſeine Hauptmacht wenden, während die Gebirgspäſſe Böhmens beſetzt und das öſterreichiſche Heer dadurch zurückgehalten werden ſollten; eine dritte franzöſiſche Heeresabtheilung endlich ſollte gegen Berlin rücken. Schwarzenberg's Bewegung in der Richtung nach Dresden hin beſtimmte Napoleon, ſich ſelbſt dahin zurückzuziehen und die Kriegsleitung in Schleſien dem Marſchall Macdonald zu übertragen.

Raſch drängten ſich die Begebenheiten, welche die weltgeſchichtliche Entſcheidung herbeiführten. Am 23. Auguſt 1813 beſiegte Bülow die Franzoſen bei Großbeeren, wodurch ihr Anſchlag auf Berlin vereitelt wurde; — drei Tage ſpäter, am 26. Auguſt, rückte das ſchleſiſche Heer in drei Abtheilungen gegen die Katzbach vor, fand jedoch die Feinde bereits dieſſeits derſelben. Raſch traf Blücher die Anſtalten zur Schlacht und rief dann ſeinen Soldaten zu: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzoſen herüber; nun vorwärts!“ und anderwärts: „Kinder, heut gilt's! Ihr ſollt beweiſen, ob ihr euern König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind! Auf, zeigt euch wie wackere Preußen!“ „Es lebe der König!“ riefen Alle jauchzend und ſogleich ging's jetzt zur Schlacht. Der Regen verhinderte das Feuern, da griffen die Preußen mit Bajonett und Kolben friſch zu: ein furchtbares Handgemenge brach los, während ihre Geſchütze auf dem rechten Flügel wacker halfen. Doch tapfer war auch die Gegenwehr und lange ſchwankte die Entſcheidung, bis endlich Blücher mit gezogenem Säbel vor ſeine Uhlanen und Huſaren ſprengte und ſie mit dem Ruf: „Vorwärts!“ in vollem Rennen wider die Feinde führte und ſo endlich den Sieg errang. Zahlreiche Feinde fanden auf der Flucht in den Gebirgswäſſern, die durch den Regen immer höher anſchwollen, den Tod. Raſch und klug wurde dieſer Sieg benützt, und zwar ſo, daß Macdonald mit nur geringen Truppenreſten nach Dresden floh. Die Franzoſen hatten 30,000 Mann Todte, 20,000 Gefangene, 105 Kanonen und über 300 Pulverwagen verloren, während der Verluſt des ſchleſiſchen Heeres nach Blücher's Ueberſchlag höchſtens 1000 Mann betrug. Schleſien war vom Feinde befreit. Die Nachricht vom Sieg an der Katzbach traf im Hauptquartier der Verbündeten gerade am 30. ein, an welchem Tage Oſtermann, Colloredo und Kleiſt die Feinde bei Kulm geſchlagen hatten, und ein Dankgebet ſtieg beim großen Kirchenfeſte am 3. September zu dem Herrn der Heerſchaaren empor. Jenes „Vorwärts“ Blücher's aber ward von nun an zum volksthümlichen Beinamen des greiſen Helden. Und

„Guten Vorwärtsſchritt erhob er
Ueber Fluß und Berg und Thal,
Von der Oder, von dem Bober
Bis zur Elb' und bis zur Saal'!“

Napoleon's Stern war im Erbleichen; am 6. September ſiegten Bülow und Tauenzien mit einer Minderzahl von Truppen bei Dennewitz; am 3. Oktober ging Blücher bei Wartenburg über die Elbe, — ein kühner Schritt, der die wichtige Folge hatte, daß nun auch das Nordheer und Schwarzenberg eine raſche Thätigkeit entfalten mußten; Blücher zog nach Düben und vereinigte ſich mit dem Nordheer, welches bei Deſſau über die Elbe gegangen war. Alles drängte jetzt zur großen Entſcheidungsſchlacht ſie wurde vom 16. bis 18. Oktober auf den Feldern von Leipzig geſchlagen, wo ſchon einmal der eherne Würfel gefallen war (im dreißigjährigen Kriege). Da war der alte Blücher wieder ganz an ſeinem Platz, und konnte ſein „Vorwärts“ zu neuen Ehren bringen. Am erſten Schlachttage, als Napoleon noch die volle Ueberzeugung hegen konnte, daß der Sieg ſein würde, — und er durfte dies glauben nach der Waffenentſcheidung auf dem linken Flügel, ja, er verkündigte bereits, daß der Sieg ſein ſei, — damals ſtand Blücher bei Möckern auf dem rechten Flügel und wahrlich auf dem rechten Fleck. Auch jetzt war's wieder der alte Blücher mit ſeinem „Vorwärts,“ der, an der Spitze der brandenburgiſchen Huſaren in den Feind eindringend, dem unerſchütterlich tapfren York und deſſen Heldenſchaaren den wohlverdienten Preis ihrer Anſtrengungen und ihrer Todesverachtung errang und die Schlacht entſchied. Beim Wiederausbruch der Völkerſchlacht nach dem Ruhetage, am 18. Oktober, that **Blücher**, nach einigen ernſten aber kurzen Mißhelligkeiten mit dem Kronprinzen von Schweden, redlich das Seinige und nahm, die Entſcheidung der Schlacht und den Rückzug der Franzoſen als unvermeidlich vorausſehend, frühzeitig darauf Bedacht, indem er York befehligte, noch in derſelben Nacht aufzubrechen, um an der Saale dem Feind den Rückzug zu erſchweren. Und wieder ſein „**Vorwärts**“ war's, das, die Ruſſen befeuernd, den Preußen unter Bülow die Vorſtädte Leipzig's und dieſe Stadt ſelbſt öffnete. Der König von Preußen ernannte **Blüchern** zum **Feldmarſchall**; „durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienſte um den Staat ſchneller, als ich mit den Beweiſen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag,“ hieß es in dem königlichen Schreiben, welches Prinz Wilhelm von Preußen dem alten Helden überbrachte. Davon klingt das Lied, das **Arndt** gedichtet, als ächtes Volkslied, „das Lied vom **Blücher**“:

„Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall in fliegendem Saus;
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert!
Juchheiraſſaſa! Die Deutſchen ſind da!
Die Deutſchen ſind muthig: ſie rufen: Hurrah!

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter wie greiſender Wein;
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes ſein.
Juchhei 2c.

Drum blaſet, ihr Trompeten, Huſaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus;
Du reite Glück entgegen zum Rhein und über'n Rhein!
Du alter deutſcher Degen! Und Gott ſoll mit Dir ſein!
Juchhei 2c.“

Die Franzoſen waren über den Rhein geflohen, Deutſchland war **bis** an dieſen Strom von ihnen befreit.

Die Sieger boten, in ihren Fortſchritten einhaltend, die Hand zum Frieden, Frankreich ſollte den Rhein und die Alpen, das Meer und die Pyrenäen zu Gränzen haben. Grollend und ſeinem Groll Worte leihend, blickte Blücher auf die angeknüpften Friedensverhandlungen, in denen er nur Fallſtricke der Liſt ſah und die er für Deutſchlands unwürdig hielt. „Vorwärts! vorwärts, über den Rhein, in's Herz von Frankreich den Feinden nach!“ Dieſer Gedanke erfüllte ihn ganz und gar, und es währte nicht lange, ſo drang ſeine Anſicht durch. Am 29. Dezember 1813 ſchrieb er von Frankfurt am Main aus heim: „Nach Frankreich gehe ich von hier, und den erſten Januar mit Tagesanbruch paſſire ich mit der ganzen Armee den Rhein; zuvor aber will ich mit meinen Waffenbrüdern in dieſem ſtolzen Strome alle Knechtſchaft abwaſchen, und als freie Deutſche wollen wir der großen Nation, die jetzt die fromme geworden iſt, Gebiet betreten. Als Sieger, aber nicht beſiegt, kehren wir zurück, und wenn der ehrenvolle Frieden erkämpft iſt, dann ſoll unſer Vaterland uns dankbar empfangen.“ Die Vorbereitungen zum Rheinübergang wurden mit der größten Behutſamkeit betrieben, und mit dem zwölften Glockenſchlage, welcher den Eintritt des neuen Jahres 1814 verkündete, ging das 85,000 Mann ſtarke ſchleſiſche Heer zu gleicher Zeit bei Mannheim, bei Kaub und bei Koblenz über den Rhein, Blücher ſelbſt bei Kaub.

Paris war ſein Ziel: „wir müſſen nach Paris,“ (antwortete er nach der Schlacht bei Brienne dem Fürſten Schwarzenberg auf deſſen Anfrage, was in Betreff des ganzen Krieges ſein Ziel und ſeine Abſicht ſei,) — „Napoleon hat in allen Hauptſtädten von Europa ſeine Viſite gemacht; ſollen wir weniger höflich ſein als er? Und endlich muß er vom Thron, auf dem er zum Wohl von Europa und unſeren Fürſten nie hätte ſitzen ſollen. Ehe er nicht davon herabgeſtoßen iſt, können wir keine Ruhe bekommen.“ Er ſiegte am 1. Februar bei La

Rothiere und drang nun darauf, daß die ganze Macht der Verbündeten auf Paris losrücken ſollte, welche Anſicht jedoch nicht beliebt wurde. Ja es überwog ſogar die Friedensparthei in Mitte der Verbündeten, und zum größten Verdruß Blücher's wurden die Unterhandlungen zu Chatillon eingeleitet, welche jedoch Napoleon's übergroße Forderung wieder abbrach. Blücher ſiegte am 9. März bei Laon, und rückte dann, mit Schwarzenberg vereinigt, nach Paris vor. Als er dieſe Stadt von ſeinem Hauptquartier auf dem Montmartre aus durch's Fernrohr betrachtete, ſprach er die charakteriſtiſchen Worte: „Lieber als das Fernrohr richtete ich auf das Neſt meine Kanonen,“ und in der That ließ er ſchon 84 Stück ſchweres Geſchütz auf dem Montmartre gegen die Stadt aufpflanzen, als plötzlich die Uebergabe abgeſchloſſen wurde. Am 31. März zogen die Verbündeten ſiegreich in die Hauptſtadt Frankreich's ein. Blücher, ſeit einiger Zeit kränklich, blieb auf dem Montmartre, legte am 2. April den Oberbefehl des ſchleſiſchen Heeres nieder und zog dann erſt nach Paris, wo ſich ſeine Geſundheit bald wieder erholte.

Am 3. Juni 1814 erhob ihn König Friedrich Wilhelm III. zum Fürſten Blücher von Wahlſtatt (Letzteres zum Andenken jener Schlacht an der Katzbach; Wahlſtatt, in der Nähe des Schlachtfeldes, war zum Gedächtniß der großen Mongolenſchlacht 1241 erbaut worden, wo Herzog Heinrich von Liegnitz den Opfertod ſtarb); ſeine Nachkommen ſollten dieſen ruhmvollen Titel mit der Grafenwürde beibehalten. In demſelben Monat folgte Blücher den verbündeten Monarchen nach England, wohin ihn der Prinz-Regent in einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben eingeladen hatte. Schon der erſte Empfang bezeichnete die allgemeine Begeiſterung für ihn. Im eigentlichſten Sinn des Wortes ward Blücher auf den Schultern des Volks vom Schiff an's Land getragen; Töchter der erſten Familien des ſtolzen Englands drängten ſich um ihn, wollten ihn küſſen, waren ſtolz darauf, die Hand des Heldengreiſes zu berühren. Die edelſten Damen baten ihn um Locken ſeines Scheitels zum theuerſten Andenken, ſo daß er, in ſeiner Verlegenheit mit heiterer Laune auf ſein ſpärliches Haar weiſend, bemerkte: „wollte er jeder Dame auch nur ein Haar geben, ſo müßte er England als vollkommener Kahlkopf verlaſſen.“ — „Blucher for ever!“ (Blücher für immer) ſcholl's, wo er ſich nur blicken ließ: die Bevölkerung bildete Spaliere: kam er zu Wagen, ſo ſpannte man ihm die Pferde aus und jauchzende Menſchen zogen die Kutſche fort, drängten ſich an die Schlagtritte, drückten ihm die Hand, ja kletterten auf die Wagendecke. Die Univerſität Oxford machte ihn zum Ehrenmitglied, was ihn zu dem Scherzſpruch veranlaßte: „Nu, wenn ich Doktor werden ſoll, müſſen ſie den Gneiſenau wenigſtens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zuſammen.“

Blücher reiſete durch die Niederlande nach Deutſchland zurück, wo er überall gleichfalls mit der lebhafteſten Begeiſterung empfangen wurde, ſo in der Grafſchaft Mark, in Pyrmont, Braunſchweig, Berlin, wo er bei einem ihm zu Ehren gegebenen Gaſtmahl den bedeutungsvollen Trinkſpruch ausbrachte: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und Bürgerſtandes vermittelſt der Landwehr!“ Bei dem feierlichen Einzug des Königs ritt Blücher unmittelbar neben dieſem. Zu Ende des Sommers begab er ſich nach Schleſien, wo ihn das biedere Volk gleichfalls mit hohen Ehren empfing. Gegen die Mitte des Oktobers reiſte er nach Berlin zurück, wo er während der Verhandlungen des Wiener Kongreſſes, die ihm wie ſo vielen Andern, in Beziehung auf Deutſchlands Wiederherſtellung in den alten Gebietszuſtand, keineswegs genügen konnten, zu ſagen pflegte: „Wir halten nur Raſttag.“ Er meinte, ein neuer Bruch mit Frankreich ſei unvermeidlich, und die durch den Pariſer Frieden feſtgeſtellten Gränzen Frankreichs ſchienen ihm viel zu weit, da auch das Elſaß und Lothringen, dieſe alten deutſchen Länder, noch immer darin begriffen waren.

In Bezug auf die erſtgenannte Vorausſetzung täuſchte ſich denn der alte Degen auch wirklich nicht. „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländiſchen Meere?“ mit dieſer Frage trat er eines Morgens in das Schlafzimmer des großbritanniſchen Geſandten zu Berlin, der ihn verwundert anblickte und es kaum zu glauben vermochte, als ihm Blücher die Nachricht mittheilte: Napoleon habe Elba verlaſſen und ſei in Frankreich gelandet; der Sinn jener Frage war ein Vorwurf für England geweſen, daß deſſen Seekriegsmacht die Inſel Elba nicht beſſer bewachte; — „wir müſſen wieder von vorn anfangen,“ ſprach er, indem er ſich bei dem Geſandten empfahl, „und daran ſind die Engländer ſchuld.“ Kampf war nun für des Greiſes jugendliche Seele wieder die Loſung; er zog ſeine abgelegte Feldmarſchallsuniform wieder an, und bald empfing er die Ernennung zum Oberbefehlshaber der preußiſchen Heeresmacht, die ſich am Niederrhein aufſtellen ſollte. Am 10. April 1815 verließ er Berlin und am 19. war er bereits in Lüttich, wo er ſein Hauptquartier nahm und einen Aufſtand der ſächſiſchen Truppen, die nunmehr zu Preußen gehörten, zu dämpfen hatte. In der Schlacht bei Ligny (16. Juni 1815) gerieth er, als er an der Spitze ſeiner Reiter wider die Feinde anſprengte, in die äußerſte Gefahr. Von einem Schuß getroffen, ſtürzte ſein Pferd, auch das ſeines Adjutanten, von Noſtitz, wurde neben ihm verwundet; von der Nähe des Feindes bedroht, rief er, als ſein Pferd zuſammenſtürzte, Jenem zu: „Noſtitz, nun bin ich verloren.“ Unter dem Roß lag er betäubt am Boden; doch Noſtitz ſprang augenblicklich vom Pferde, ſtellte ſich mit blankem Säbel neben ihn und ließ Preußen und Franzoſen vorüberſprengen, bis gegen Abend wieder Truppen, zuerſt franzöſiſche, dann preußiſche, vorüber jagten. Noſtitz hielt die letzteren auf, man half dem greiſen Feldherrn unter dem Pferde hervor, ein Uhlane gab ihm das ſeinige, und kaum war das geſchehen, als abermals Feinde herbeiſprengten und Blücher mit genauer Noth entkam. „Noſtitz!“ fragte Blücher ſpäter einmal den Treuen, „ehe mich die Franzoſen fortgeſchleppt hätten, was hätten Sie gethan?“ „Was ich gethan hätte,“ erwiederte Noſtitz, „weiß ich nicht; aber ich weiß, was ich in ſolchem Falle hätte thun ſollen.“* Die Schlacht bei Ligny war verloren, aber Blücher meinte in ſeiner derben friſchen Weiſe: „Wir haben Schläge bekommen, wir müſſen es wieder ausbeſſern“ (ſo ſprach er zu Gneiſenau). Sein körperlicher Zuſtand war freilich ſchlimm; aber als ihm der Wundarzt die zerquetſchte Seite einreiben wollte und Blücher auf die Frage: „was das für Zeug ſei?“ die Antwort erhielt: „es ſeien Spirituoſa,“ meinte er: „Auswendig hilft das nicht viel; ich will dem Ding beſſer beikommen,“ trank Champagner und ſprach zu dem Kurier des Königs: „Sagen Sie nur Seiner Majeſtät: ich hätte kalt nachgetrunken, es würde beſſer geben.“

Zwei Tage nach dem Unfall bei Ligny kam's zur Schlacht bei Belle-Alliance. Als ihn am Morgen des denkwürdigen 18. Juni 1815 der Wundarzt wieder einreiben wollte, rief der alte Held, von Schlachtluſt glühend, heiter: „Ach was, noch erſt ſchmieren! Laßt nur ſein, ob ich heute balſamirt oder unbalſamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!“ So ſetzte er ſich zu Pferde und rief, als er den ſtarken Regen gewahrte, froh: „Das ſind unſre Alliirten von der Katzbach, da ſparen wir dem König wieder viel Pulver.“ Eine ausführliche Schilderung der Schlacht bei Belle-Alliance würde die Gränzen dieſes gedrängten Lebensbildes überſchreiten; darum nur ſo viel davon, daß Blücher's Zauberſpruch „Vorwärts“ auch diesmal ſeine Wirkung nicht verfehlte, daß der alte Held mit jugendlicher Raſchheit überall erſchien, wo ſeine Gegenwart nöthig war. Als die Truppen den Mühſalen faſt erlagen und Manche ſchon murmelten, daß das Fortkommen unmöglich ſei, rief er: „Kinder, wir müſſen vorwärts. Es heißt wohl: es geht nicht; aber es muß gehen; ich hab' es ja meinem Bruder Wellington verſprochen! Ich hab' es verſprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden ſoll?“ Und wahrlich: es ging. Napoleon verlor den Sieg, die Krone, die Freiheit. Blücher's Verdienſt bei der Schlacht von Belle-Alliance bezeugt am beſten Wellington. Er ſchrieb an den Prinz-Regenten. „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung ſprechen, wenn ich nicht dem Feldmarſchall Blücher und dem preußiſchen Heere das glückliche Ereigniß dieſes furchtbaren Tages beimäße, durch den Beiſtand, welchen ſie mit ſo großer Bereitwilligkeit und ſo zu rechter Zeit mir geleiſtet haben.“ Blücher hatte damals Napoleon's Wagen, Mantel und Fernrohr erbeutet; deſſen Hut, Degen und Orden ſandte er an den König. „Ich denke, die Bonapartiſche Geſchichte iſt nun wohl vorbei,“ ſchrieb er am 19. Juni an Schwarzenberg. Napoleon's völliger Untergang war bald entſchieden, wozu das Benehmen der Regierungsverweſer in Paris, als ſich die Armee dieſer Hauptſtadt näherte, am meiſten beitrug. Sie unterhandelte, und Blücher gab dabei in ſeiner gewohnten derben Soldatenmanier wieder den Ausſchlag. Mit dem vollen Selbſtgefühl des Siegers beſtand er auf der Herausgabe aller geraubten und in Paris aufgehäuften Kunſtſchätze, und gern hätte er, wäre es ihm nur möglich geweſen, jedes Denkmal der Erinnerung an Frankreichs kriegeriſchen Ruhm, wie die Vendomeſäule und die Brücke von Jena, vernichtet. Die Mäßigung, welche gegen die Beſiegten beliebt wurde, war in ſeinen Augen durchaus nicht am Platze, und wenn er gegen Caſtlereagh beim freundſchaftlichen Mahle die Worte: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit ſo vieler Anſtrengung gewonnen worden!“ im Tone heiteren Scherzes ausſprach, ſo war's ihm doch bittrer Ernſt dabei, und, wär's durchaus nach ſeinem Sinn gegangen, ſo hätte Frankreich, wär's auch nicht „geviertheilt" worden, doch gewiß die urſprünglich deutſchen Provinzen, die es durch das empörendſte Unrecht von der Welt vor Zeiten an ſich geriſſen, damals zurückgeben müſſen. Der neue Frieden machte dem patriotiſchen Greis, der in heißen Tagen ſo oft für Deutſchland's Größe und Herrlichkeit dem Tode getrotzt hatte, bittres„Herzweh. Er ſah ſein Preußen, ſein Deutſchland den ruſſiſch-engliſchen Intereſſen geopfert. Heißen Zorns, daß die außerordentlichſten Anſtrengungen ſo kärgliche Früchte tragen ſollten, daß Deutſchlands gerechte Anſprüche unter den Verhandlungen einer engherzigen Diplomatie unbeachtet bleiben ſollten, wollte der greiſe Held in jugendlicher Aufwallung den Staatskanzler Hardenberg zum Zweikampfe fordern. Nur mit Mühe konnte man ihn davon abbringen.

Noch manche intereſſante Charakterzüge und Kernſprüche wären aus den letzten Lebensjahren des alten Helden zu berichten, welche er theils auf ſeinen Gütern in Schleſien, theils in den Bädern verlebte. Da hielt ſich denn die unverwüſtliche Soldatennatur nicht in den Schranken. Sollen wir die Schattenſeiten verſchweigen? Mit nichten! Was zu tadeln iſt, muß auch am großen Manne, dem man viel verdankt, offen getadelt werden. Blücher trank mehr als ſich ziemte; er ſpielte hoch und mit Leidenſchaft, das Gold zerrann ihm unter den Fingern, die nur das Eiſen zu faſſen gewohnt waren. Solche Flecken hat uns Tacitus am Charakter unſerer germaniſchen Urväter gezeigt.

Doch laßt uns jetzt den Blick davon abwenden und einen Kernſpruch Blücher's hören, der ſeine Beſcheidenheit bezeichnet. Ungeduldig unterbrach er einſt alle Lobreden auf ihn mit den Worten: „Was iſt's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneiſenau's Tapferkeit und des großen Gottes Barmherzigkeit!"

Seine körperliche Kraft wie ſeine gute Laune litten allmählig unter häufig wiederkehrender Kränklichkeit, und im Jahre 1819 nahm ſein Leiden ſo zu, daß er von der Nähe ſeines Todes überzeugt war. Furchtlos ſah er ihm entgegen und ſagte eines Tages zu dem treuen Noſtitz, der ihm einen Labetrunk reichte: „Nicht wahr, mein lieber Noſtitz, Sie haben Manches von mir gelernt? Jetzt ſollen Sie auch lernen, wie man mit Ruhe ſtirbt.“ Am Jahrestage der Schlacht an der Katzbach (am 26. Auguſt 1819) wurde in ſeiner Vaterſtadt Roſtock ſein Denkmal enthüllt, deſſen Errichtung die mecklenburgiſchen Stände ſchon im Dezember 1814 beſchloſſen hatten, — ſein Standbild, verfertigt von Gottfried Schadow und durch Goethe mit Inſchriften verſehen, auf der Vorderſeite: „Dem Fürſten Blücher von Wahlſtatt die Seinen,“ auf der Rückſeite die angeführten Verſe:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los.“

Bei der Nachricht, daß Blücher's Krankheit ſich verſchlimmere, ſandte der König ſeinen Generaladjutanten zu ihm, dem Blücher unter anderem ſagte: „Ich ſterbe gern, denn ich bin nichts mehr nutz. Sagen Sie dem König, daß ich treu für ihn gelebt habe und treu für ihn ſterbe.“ Am andern Tage beſuchte ihn der König ſelbſt; Blücher erkannte ihn eine kleine Weile nicht, dankte ihm dann für die liebevolle Theilnahme und empfahl ihm ſeine Gattin. Am 12. September 1819 verſchied er ſanft im 77. Jahre ſeines Lebens, auf ſeinem Gute Kriblowitz in Schleſien. Das Heer trug, auf Befehl des Königs, 8 Tage lang für den Feldherrn Trauer.

In Berlin ließ der König das eherne Bild des Helden (nach Rauch's Modell) gegenüber den Marmorſtatuen Scharnhorſt's und Bülow's aufſtellen; es wurde am 18. Juni 1826 (dem Jahrestage der Schlacht bei

Belle=Alliance) enthüllt. Schleſien endlich ließ, gleichfalls von Rauch, ſeine koloſſale eherne Bildſäule ausführen, welche 1827 auf dem Salzring zu Breslau aufgeſtellt wurde.

Aber auch andere Denkmäler ſind ihm geworden; in tönenden Bildern erkennt und preiſet das Volk jeden Zug ſeines Antlitzes und Weſens. Sie ſind nicht verhallt, die Volkslieder vom alten Blücher, mit dem letzten Sturmeswehen der Freiheitskriege; immer wieder, ob auch Mancher, der jene mitgeſungen und dieſe mitgekämpft, verſtummen mußte, — immer wieder brechen ſie im Volk und in der Jugend hervor wie im Frühling das friſche Laub; immer wieder redet in dieſen tönenden Bildern der feſte deutſche Muth, und immer wieder hallet daraus das unverwüſtliche „Vorwärts.“

Johann Georg Adam Forſter.

Von

Dr. W. Stricker.

. . . . . . Ein ſolcher bin ich, der getrachtet
Nur einzig nach dem Guten, Schönen, Wahren;
Der Opfer nie dem Götzendienſt geſchlachtet
Und nie gefröhnt dem weltlich eitlen Brauch,
Verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet,
Der irrend zwar und träumend oft den Rauch
Für Flamme hielt, doch muthig beim Erwachen
Das Rechte nur verfocht. —

Chamiſſo.

So wie einſt der nordamerikaniſche Freiheitskrieg, hat nachmals auch die franzöſiſche Staatsumwälzung in Europa die lebendigſte Theilnahme und Meinungsſpaltung erregt. Dieſe Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzoſen perſönlich liebte oder haßte, ſondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft wurde, ſo daß jeder Streich, jenſeits des Weltmeers oder Rheines geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war ſein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte, das ihm vom Herkommen oder von der geſunden Vernunft geheiligt war.

Zſchokke.

Johann Georg Adam Forſter.

(Geboren zu Naſſenhuben bei Danzig 1754, geſtorben zu Paris den 11. Januar 1794.)

Mehr als ein halbes Jahrhundert iſt bereits verfloſſen, ſeit Georg Forſter unter den Stürmen der franzöſiſchen Staatsveränderung geiſtigen und körperlichen Leiden erlag. So wie ſeitdem das Urtheil über die Revolution ein ganz andres geworden iſt, als es bei einem großen Theil der Zeitgenoſſen war, ſo hat ſich auch die Meinung über das edle Opfer jener Ereigniſſe umgeſtaltet. Unſere Aufgabe iſt es nun, neben einer getreuen Schilderung des Lebens und des Charakters von Georg Forſter beſonders die Ereigniſſe nachzuweiſen, welche den ruhigen Naturforſcher zum feurigen Anhänger der neuen Fortſchrittsgedanken gemacht. Wir benutzen, um die allmähligen Uebergänge in ſeiner Geiſtesrichtung zu bezeichnen, den getreuſten Spiegel ſeines Innern, die brieflichen Aeußerungen des erſten Erguſſes, wie ſie in ſeinem Briefwechſel*) niedergelegt ſind und werden charakteriſtiſche Ausſprüche von ihm an den betreffenden Stellen einſchalten.

---

*) J. G. Forſter's Briefwechſel, nebſt einigen Nachrichten von ſeinem Leben. Herausgegeben von Thereſe Huber, geb. Heyne. 2 Theile. Leipzig 1829. — G. Forſter, von Thereſe Huber, geb. Heyne, im Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikon, IV. Aufl. 1817. III. — S. Th. v. Sömmerring's Leben und Verkehr mit ſeinen Zeitgenoſſen, herausg. von R.

Obgleich aus einer engliſchen Familie ſtammend und in Polen geboren, war Forſter dennoch durchaus ein deutſcher Charakter, mit allen ſeinen edlen Seiten und ſeinen Schwächen: auf der einen Seite der feſte Glauben an die Menſchheit, der erſt in den letzten Monaten ſeines Lebens unter den Gräueln der Schreckensherrſchaft wankend wurde, die uneigennützige Begeiſterung für Wiſſenſchaft und Kunſt, für die höchſten Güter der Menſchheit im weiteſten Umfang, der edle Stolz, der ihn nirgends ſich herbeidrängen ließ; die feinſte Geſinnung in Geldſachen, — auf der anderen Seite ſeine Neigung zum Geheimnißvollen und Ueberſinnlichen, die übrigens eine Krankheit des damaligen Zeitalters war und auch reine Verſtandesmenſchen ergriff, ſein Idealismus, der ihn überall mit ſeiner Stellung unzufrieden machte, ſo daß er ſie lieber verließ, als daß er ſich den Umſtänden gefügt hätte, endlich ſein Weltbürgerſinn, wonach er ſeine Landsleute als Feinde betrachtete und herzlich ihren Untergang wünſchte, wenn ſie ſeinen Anſichten und politiſchen Grundſätzen zuwider kämpften.

Ungemein wichtig war für Forſter's Charakterentwickelung und ſpäteres Schickſal ſeine Jugendgeſchichte. Sein Vater Johann Reinhold Forſter, der Abkömmling ausgewanderter Schotten, war in ſeiner Jugend durch den Starrſinn ſeiner Eltern von dem ihm zuſagenden Studium der Natur- und Heilkunde abgehalten worden und hatte, ebenſo entſchieden der ihm aufgenöthigten Rechtswiſſenſchaft abgeneigt, das Studium der Theologie erwählt. In dieſem Beruf fand der leidenſchaftliche, auf große und ferne Dinge gerichtete Sinn Reinhold Forſter's ebenſo wenig Befriedigung, als in den engen Ver-

---

Wagner. Leipzig 1844. — Briefe von und an Merck, herausg. von Wagner. 2 Sammlungen. Darmſtadt 1835 und 1838. — Gervinus Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen. Zweite Aufl. 1844 S. 389.

hältniſſen des Dorfs Naſſenhuben, deſſen Pfarre er im vierundzwanzigſten Lebensjahre erhielt (1753). Aber er ſollte nicht nur ſo früh in dieſer weltvergeſſenen Wildniß ſich vergraben, ſondern, da er gleichzeitig ſich verheirathete, hatte er allmählig auch die Sorge für die Erziehung und Verſorgung von ſieben Kindern zu tragen. Mit um ſo größerer Anſtrengung wandte ſich der raſtloſe Sinn des Vaters auf die Ausbildung der glänzenden Geiſtesgaben ſeines älteſten Sohnes Georg. Faſt ſpielend lernte dieſer leſen und erhielt ſchon in zarter Jugend Unterricht in der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache. Ebenſo frühzeitig begannen ſeine Reiſen, deren erſte den elfjährigen Knaben bis an die Grenzen Aſiens führte. 1765 machte der ruſſiſche Reſident in Danzig, von Rebbinder, dem Vater den Vorſchlag, die neu angelegten Anſiedelungen an der Wolga zu bereiſen. Reinhold übernahm den Auftrag, begab ſich mit ſeinem Sohn Georg nach Petersburg und dann nach den Kolonien in der ſaratoff'ſchen Statthalterſchaft und bis zum Salzſee Elton; er unterſuchte ihre Verhältniſſe in jeder Rückſicht und legte ſeine Erfahrungen über die Mängel der Kolonien und ſeine Anſichten über deren Heilung offen und ohne allen Rückhalt in einer Denkſchrift an die Kaiſerin Katharina II. nieder. Mit dieſer Schrift, die ſo viel Gutes hätte ſtiften können, verſperrte er ſich den Weg zu jedem Erfolg am Petersburger Hof. Theils die Ränke des Statthalters von Saratoff, deſſen gewaltſames und habſüchtiges Verfahren darin aufgedeckt war, theils der Zuſtand des Hofes, wo Günſtlinge und Projektenmacher, um Einfluß und Anſehen kämpfend, ein betäubendes Gewirr von Feſtlichkeiten, Kriegsplanen und Vorſchlägen zu inneren Verbeſſungen aller Art hervorbrachten, verhinderten, daß Reinhold Forſter's Vorſtellungen Erfolg hatten oder ſeine Dienſte belohnt wurden. Statt ihn gehen zu laſſen, wohin ſeine darbende Familie ihn rief, übertrug man ihm die Anfertigung eines Geſetzbuchs für jene Anſiedlungen, welches aber eben ſowenig beachtet wurde. Während dieſer ganzen Zeit der Vergeſſenheit und des Mangels mußte **Reinhold Forſter** ſich und ſeine Familie durch literariſche Arbeiten ernähren, meiſt Ueberſetzungen, wobei ſein zwölfjähriger Sohn ihn unterſtützte. Endlich wurde ihm die Heimreiſe erlaubt, und zwar ohne die geringſte Belohnung oder Entſchädigung, da der heftige Mann ſich nicht hatte herbeilaſſen wollen, bei dem Grafen Gregor **Orloff** um ſein Recht, als um eine Gnade zu betteln.

Reinhold Forſter's Pfarre war durch ſeine lange Abweſenheit verſcherzt, Deutſchland bot ſeinen herumſchweifenden Gedanken keinen Stützpunkt, er ſchiffte ſich deßhalb, ohne ſeine Familie zu beſuchen, mit ſeinem Sohne Georg nach England ein, und es gelang ihm dort, an der Gelehrtenſchule zu **Warrington** in Lancaſhire eine Lehrſtelle zu erhalten, wo er in Naturgeſchichte und Sprachen Unterricht gab. Er ließ ſeine Frau mit ſeinen ſechs übrigen Kindern, von denen das jüngſte kaum ſechs Jahre alt war, zu ſich kommen, entzweite ſich aber bald mit den Leitern der Anſtalt, gab ſeine Stelle auf und ernährte ſich wieder durch Ueberſetzungen von naturgeſchichtlichen und Reiſe-Werken, ſowie durch Privatunterricht. Sein fünfzehnjähriger Sohn **Georg** unterſtützte ihn nicht nur bei ſeinen literariſchen Arbeiten, ſondern gab ſelbſt weit ältern Schülern Unterricht in der franzöſiſchen Sprache.

Ein in der Folge vereitelter Entwurf zu einer Reiſe nach Oſtindien mit dem engliſchen Kapitän **Dalrymple** ließ den Vater Forſter, ſeine, wenn auch kärglich, doch ſicher nährende und ruhige Stellung zu Warrington aufgeben. Nach dem Scheitern jenes Entwurfs blieb ihm nichts anders übrig, als in der Hauptſtadt, in **London**, ſeinen Unterhalt durch literariſche Beſchäftigung zu ſuchen. **Georg** war dort Anfangs, der Laune des Vaters nachgebend, eine Zeitlang Ladendiener in einer Tuchhandlung, ſodann unterſtützte er den Vater bei ſeinen Arbeiten. So hatte der Jüngling bis zu ſeinem ſechzehnten Jahre bereits an den Mündungen der Weichſel und Newa, an der Wolga, am Merſey und an der Themſe gewohnt, und in der verſchiedenſten Weiſe zum Unterhalt ſeiner Geſchwiſter beigetragen. Es verfloſſen noch einige Jahre im ſteten Kampf gegen Bedrängniß in dem theuern London ohne alle Sicherheit des Erwerbs, bis endlich im Jahre 1772 Reinhold Forſter aufgefordert wurde, den Schiffshauptmann Cook bei ſeiner Entdeckungsreiſe nach dem Südpol zu begleiten. Er hielt ſich die Erlaubniß aus, ſeinen Sohn Georg als Gehülfen mitzunehmen und ſicherte ſeiner Familie durch Anweiſung auf einen Theil ſeines ſehr mäßigen Reiſegelds einen ſpärlichen Unterhalt zu. Georg Forſter's Geſundheit war damals noch nicht befeſtigt, er war ſpät gewachſen, — vielleicht hatte die der frühen Jugend ſo wenig angemeſſene Geiſtesanſtrengung und die Sorge, die er ſo innig mit ſeiner Familie theilte, einer kräftigeren Entwickelung Abbruch gethan. So ward er empfänglicher für den nachtheiligen Einfluß des Seelebens, denn die Folgen des ſcorbutiſchen Uebels, dem er bei ſeiner erſten Ankunft in Tahiti faſt unterlegen wäre, begleiteten ihn ſein ganzes Leben und führten endlich ſeinen Tod herbei. Seine Diät war immer darauf berechnet, dieſem traurigen Uebel abzuhelfen und er würde ihm ohne dieſe Sorgfalt, die Mäßigkeit und Einfachheit ſeiner ganzen Lebensweiſe nicht ſo lange widerſtanden haben.

Reinhold Forſter gerieth nach ſeiner Rückkehr 1775 in neue Zerwürfniſſe, diesmal mit dem Admiralitätskollegium, das ihm jede Belohnung entzog. Seine Lage wurde dadurch ſo verzweifelt, da außer Georg keines ſeiner heranwachſenden Kinder noch etwas zum Unterhalt der Familie beitragen konnte, daß er in das Schuldgefängniß geſetzt wurde, aus dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig, zu dem Forſter der Vater in freimaureriſchen Beziehungen ſtand, ihn befreite. Georg Forſter's Wittwe macht an dieſer Stelle der Lebensbeſchreibung folgende Bemerkung, welche, als von einer gerade hierin als Frau höchſt kompetenten Richterin ausgehend und für das Schickſal Georg Forſter's ſehr wichtig, wir nicht übergehen dürfen: „Forſter's Freunde würden ihn beſſer verſtanden, berathen, beurtheilt haben, wenn ſie mehr von ſeinen beſondern Schickſalen und Sorgen gewußt hätten. Dieſes Verhehlen gegen ſeinen Nächſten verleitete ihn bei ſeinem weichen Gemüth nothwendig zur Inconſequenz, — er äußerte ſich mehr gegen fremde Menſchen, weil dieſe ſeinen Kummer weniger fühlten als jene, denen er gern lauter Freude hätte machen wollen. So hatten zum Beiſpiel ſeine Hinterlaſſenen den Schmerz, erſt lange nach ſeinem Tode in ſeinem Briefwechſel mit Freunden die peinigenden Verlegenheiten, in welche ihn ſein Geldmangel ſetzte, kennen zu lernen, da eine fortgeſetzte offene Darlegung ſeiner Einnahme das einzig wahre Mittel zur bürgerlichen Unabhängigkeit: angemeſſenene Einſchränkung, möglich gemacht hätte." Im Oktober 1777 machte Georg Forſter eine Reiſe nach Paris, wo er Franklin und Büffon kennen lernte, und als merkwürdigen Gegenſatz zu der Art, wie er das franzöſiſche Volk nach Beginn ſeiner Staatsveränderung beurtheilte, finden wir ihn hier ganz mit den Vorurtheilen eines Engländers ſich ausſprechen. Im Oktober 1778 trat Georg Forſter ſeine Reiſe nach Deutſchland an, in der Abſicht, Hülfe für ſeinen Vater zu ſuchen. Seine Hinopferung für dieſen ging ſo weit, daß er ſpäter in Kaſſel in Gefahr ſtand, ſeine eigene Verſorgung zu verſcherzen, weil er von der Bemühung, die ihm angebotene Stelle jenem zu verſchaffen, gar nicht abließ. Georg Forſter alſo war 24 Jahre alt, als ſich einige Ausſicht ihm eröffnete, in Berlin eine Anſtellung zu finden. Er reiſte über Holland und Heſſen nach Berlin zu, als er bei ſeinem Aufenthalte in Kaſſel ganz unverhofft an dem daſigen Carolinum als Profeſſor der Naturgeſchichte angeſtellt wurde. Seine Reiſe nach Berlin unterblieb aber nicht und er benutzte ſie, ſeinem Vater eine Profeſſur in Halle zu verſchaffen.

Ueber Berlin ſchrieb Georg Forſter am 23. April

1779: „Berlin iſt gewiß eine der ſchönſten Städte Europa's, aber die Einwohner! Gaſtfreiheit und geſchmackvoller Genuß des Lebens, ausgeartet in Ueppigkeit, Praſſerei, ich möchte faſt ſagen: Gefräßigkeit, freie Denkungsart in freche Ausgelaſſenheit und zügelloſe Freigeiſterei."

In Kaſſel begann eine neue Periode in Georg Forſter's Leben. Während er bisher den Bahnen ſeines Vaters gefolgt war, fing er hier an, ſeine eigenen Wege zu gehen. Anfangs ſtand er ziemlich vereinzelt in Kaſſel. Der ausgezeichnete Miniſter Schlieffen hatte, im Geſpräch von Forſter's Geiſt angezogen, dem Landgrafen Friedrich II., jenem militäriſchen Deſpoten und Verkäufer ſeiner Unterthanen (reg. ſeit 1760), der damals gerade durch Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften und Künſten ſich die Langeweile vertrieb *), Forſter's Ernennung zum Profeſſor der Naturgeſchichte vorgeſchlagen. Der Landgraf hatte aber mehr Freude an ſeinen in Italien neu erkauften Antiken, die er gerade im Muſeum hatte aufſtellen laſſen, als an der Naturgeſchichte, und ſo wurde Forſter nur mit dem kargen Gehalte von 450 Thalern angeſtellt, erhielt jedoch ſpäter mehrmals Zulagen.

Bald gewann Georg Forſter die Freundſchaft S. Th. Sömmerring's, der an derſelben Anſtalt Anatomie lehrte **). Sömmerring und Forſter waren von früh an durch zahlreiche Bande verknüpfte Landsleute, inſofern ſie Beide Deutſche, unter polniſcher Herrſchaft geboren, waren, und kamen in Kaſſel als Kollegen zuſammen. Gleicher Eifer für Naturwiſſenſchaften beſeelte Beide und daß ſie verſchiedene Zweige derſelben trieben, mußte ſie noch enger verbinden, indem ſo lebhafter Gedankenaustauſch ſtattfand, während doch alle Veranlaſſung zu Eiferſucht und Neid durch das verſchiedene Streben entfernt war. Ihre religiöſen und im Ganzen auch ihre politiſchen Anſichten waren dieſelben, nur hatte Forſter mehr kosmopolitiſchen, Sömmerring mehr deutſchnationalen Sinn. Als dieſer Unterſchied praktiſch durch den Einfall der freiheitbringenden Franzoſen in Deutſchland hervortrat, als es galt, ſeine Parthei zu ergreifen, da mußten die Wege der beiden Freunde ſich trennen, und dem Briefe vom 6. Januar 1793 konnte keiner mehr folgen. Forſter ſchreibt darin an Sömmerring, prophetiſch für ſich ſelbſt: „Es hat mich ſchon genug geſchmerzt, daß unſer Weg ſich bei der Erſcheinung der Franken in Mainz trennen mußte, indem wir verſchiedenen Grundſätzen folgten, oder anders aus einerlei Prämiſſen ſchloſſen. Ich habe mich für eine Sache entſchieden, der ich meine Privatruhe, mein häusliches Glück, vielleicht meine Geſundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß.“ Auch umſchlang beide Freunde derſelbe Geheimbund. Man kennt die Wichtigkeit, welche die Roſenkreuzer für Preußen unter Friedrich Wilhelm II. erhielten, die Rolle, welche der Illuminatenorden in Baiern ſpielte. Der deutſchen Neigung zur Heimlichkeit und Häuslichkeit gemäß wurden die Gedanken der neuen Zeit, welche bald, in Frankreich auf offenem Markte ausgeſprochen, die Welt umgeſtalten ſollten, im Kreiſe Eingeweihter gehegt. Die Mittheilungen über dieſe Angelegenheit in den Briefen ſind der Natur der Sache nach dunkel, und auch mündlich hat weder Sömmerring noch Forſter etwas darüber geäußert. Nur ſoviel ſteht feſt, daß Beide enttäuſcht wurden, daß dieſe Sache die Urſache der Entfernung beider Männer aus Kaſſel war, daß einflußreiche Perſonen, wahrſcheinlich der Landgraf ſelbſt, in dem Bunde waren, indem **Forſter** öfters die Furcht ausſprach, die Briefe, welche man ihm von Kaſſel nach Wilna ſchrieb, würden dort aufgefangen, daß Verbindungen mit Berlin ſtattfanden, endlich daß Goldmacherei dabei im Spiele war, indem Beide noch nach Jahren über die Schulden klagen, in die ſie dieſes Weſen verwickelt *). **Forſter** genoß zu Ende ſeines Aufenthalts in Kaſſel das damals gar nicht unbedeutende Einkommen von 800 Thlrn, wovon er freilich ſeine Familie unterſtützte. Man kann dieſe Schuldenlaſt als eine der Urſachen des ſpätern Schickſals **Forſter's** betrachten, indem ſie ihn nöthigte, jede Stelle, welche ihm geboten wurde, anzunehmen, ſelbſt wenn er einſah, daß er darin nicht ausdauern würde, um nur ſeiner augenblicklichen Verlegenheit ein Ende zu machen. Sein Wittwe äußerte ſich folgendermaßen darüber: „Seine fortgeſetzte Bemühung, die Bedürfniſſe ſeiner Familie zu decken, hinderte ihn hauptſächlich nach ſeiner Anſtellung in Kaſſel, Ordnung in ſeine Angelegenheiten zu bringen, denn der Gewinn ſeiner literariſchen Arbeiten blieb ihr zum größten Theil gewidmet. Bald gerieth er auf den traurigen Irrthum, ſeinen Wohlſtand auf die Größe ſeiner Einnahme, nicht auf die Beſchränkung ſeiner Ausgaben gründen zu wollen, — ein Irrthum, den er nie berichtigen lernte und der ein Hauptgrund ſeiner unaufhörlichen Unſtätheit und Unzufriedenheit mit ſeiner Lage blieb. Es iſt ſeltſam, daß dieſe Beſchränkung einem ſtets in Nahrungsſorgen aufgewachſenen Mann ſo ſchwer ward und ſo verhaßt blieb. Jedesmal, wenn er bis an ſeinen Tod von Entſagung ſpricht, iſt dieſe blos relativ und Entbehrung des Ueberflüſſigen, nie des Nothwendigen, in einem vernünf-

---

*) Forſter ſchreibt an Jacobi den 17. Marz 1780: „Seitdem ich Ihnen ſchrieb, feſſelt mich ein neues Band an Kaſſel, der Landgraf hat mir nämlich mit 100 Thalern Zulage die Aufſicht über ſein Naturalienkabinet anvertraut. Dies Kabinet iſt freilich eines der winzigſten, das ſich denken läßt, indeſſen kommt der Eigenthümer täglich herein und will dort unterhalten ſein und ſo ſoll ich ihm die Langeweile vertreiben helfen."

**) Forſter nennt ihn: „meinen einen Herzensfreund, den Freund, den ich von ganzem Herzen liebe u. ſ. w."

---

*) **Forſter** ſchreibt 1784: „Superiores Incogniti und Societas Jesu (S. J.) ſind von jeher eins und daſſelbe geweſen", und in Sömmerring's Briefe finden ſich geheimnißvolle Hinweiſungen auf den König von Preußen (K. v. P.) und die Roſenkreuzer.

tigen Sinn. Dieſes Streben nach Ueberfluß mochte wahrſcheinlich auch ſeine Ordensverbindungen herbeiführen und ihn in ein Labyrinth von religiöſer Schwärmerei verwickelt haben, die einige Jahre ſeines Aufenthalts in Kaſſel ſeine Zeit in Anſpruch nahm. Da er nicht die Charakterkraft hatte, ohne Mißmuth zu entbehren, da er ſich nicht über ſeinen theilnehmenden Kummer, über die Bedrängniß ſeiner Eltern emporſchwingen konnte, ergriff er den überirdiſchen Troſt auf wunderthätige Hülfe, welche der Roſenkreuzerorden ihm bot, mit ſehnſüchtigem Eifer. Er betete, hoffte mit Geiſtern in Verbindung zu kommen und war unaufhörlich mit chemiſchen Arbeiten beſchäftigt, die zur Entdeckung des Steins der Weiſen führen ſollten. Der Einfluß der ihm damals eigenen Denkart, (vom Jahre 1779—1783) iſt in ſeinen Briefen an ſeine Familie und an Jacobi ſichtbar und es iſt bemerkenswerth, daß ſeine Briefe an Lichtenberg in dieſem Zeitraum keine Spur von jener religiöſen Exaltation haben. Bannte Lichtenberg's klare Vernunft dieſen frommen Dämon, oder wollte er mit ihr als einer hölliſchen Macht nicht in Berührung kommen?“ Später dagegen finden wir bei ihm das Prinzip der freien Sittlichkeit, wenn er ſagt: „Die Quelle der reinſten und edelſten Handlungen, deren wir fähig ſind, haben gar nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns von Gott, dem Leben nach dem Tode und dem Geiſterreich machen.“

So innig Forſter's Verhältniß zu dem abweſenden Lichtenberg war, mit dem die Verbindung, einzelne Beſuche Forſter's in Göttingen abgerechnet, nur ein lebhafter Briefwechſel unterhielt, ſo wenig konnte er ſich mit ſeinem Kollegen Johannes (von) Müller befreunden, mit dem er ſpäter in Mainz nochmals zuſammentraf. Er durchſchaute den Charakter dieſes vielfach überſchätzten Mannes ſchon damals, früher als viele Zeitgenoſſen, und ſchrieb ſchon am 8. Auguſt 1781: „Müller iſt mir nichts und kann mir nichts werden, ſo wie ein Jeder, der den Mantel nach dem Wind hängt und mit beiden Schultern trägt. Er ſchimpfte in meiner Gegenwart über ſein Vaterland und verſpottete deſſen Freiheit, und machte das Eloge des Deſpotismus, um dem Miniſter von Schlieffen zu ſchmeicheln. Er blasphemirte beim franzöſiſchen Geſandten" u. ſ. w. und ſpäter: „Müller iſt weich in weltlichen Verhältniſſen und läßt ſich leicht zu Inkonſequenzen bringen." Heyne in Göttingen, Forſter's Schwiegervater, ſchreibt bei Gelegenheit von Müller's Tod: „Müller war für ſeine Stelle zu ſchwach" und ähnlich lauten die Urtheile von Männern der verſchiedenſten Richtungen, wie Fr. Gentz, v. Strombeck, Hans von Held, Wolfg. Menzel, unter denen wir nur das von Gentz anführen wollen, der in ſeinem berühmten Abſagebriefe ſich ſo ausläßt (am 27. Februar 1807): „Die ganze Zuſammenſetzung Ihres Weſens iſt ein ſonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftloſeſten Seelen geſellte. Die Maſſe von vortrefflichen Gedanken, von ſinnreichen und oft tiefen Kombinationen, die ſeit 20 Jahren durch Ihre Feder gegangen, ſchien ſich blos für Andere zu entwickeln; in Ihnen ſelbſt hat nichts haften, nichts Wurzel ſchlagen können; Sie ſind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu laſſen, alles zu umfaſſen, ſich gleichſam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Abhängigkeit tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß, zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben iſt eine immerwährende Kapitulation. Wenn der Teufel in Perſon auf Erden erſchiene, ich wieſe ihm die Mittel nach, in 24 Stunden einen Bund mit Ihnen zu ſchließen." —

Je weniger Umgang Forſter in Kaſſel ſelbſt hatte, deſto eifriger war ſein Briefwechſel. Außer mit Lichtenberg und mit ſeiner Familie ſtand er in regelmäßiger Korreſpondenz mit Fritz Jacobi, mit dem er die literariſch-politiſch-religiöſen Welthändel beſprach, und mit dem berühmten Anatomen Camper über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände. Als durchreiſende Fremde lernte er den bekannten Kriegsrath Merck aus Darmſtadt und in der Begleitung des Herzogs von Weimar Goethe kennen, der damals in dem Uebergang von ſeiner empfindſamen Periode zur realiſtiſchen ſtand, während Forſter, der dieſen Prozeß ſpäter ebenfalls durchmachte, damals noch in ſeiner ſchwärmeriſchen Zeit ſich befand. Am 2. Nov. 1779 ſchrieb Forſter über ihn: „Ich habe Goethe'n geſehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Beriſch in Deſſau hat mir ſeine ausgelaſſene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden. Hier war er ernſthaft, machte wenig Worte, frug mich über die Südländer, über deren Einfalt er ſich freute, und hörte die meiſte Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in deſſen Gegenwart wir uns faſt immer nur geſehen haben.“ Auch bei Goethe's zweitem Aufenthalt in Kaſſel kamen beide Männer ſich nicht näher, denn Forſter ſchrieb an Jacobi am 13. November 1783: „Vor ſechs Wochen war Goethe hier am Hofe und beſuchte Sömmerring fleißig in der Anatomie. Ich habe ihn nur wenig geſehen, da wir verſchiedene Wege hatten. Er ſchien mir ernſthafter, zurückhaltender, verſchloſſener, kälter, magerer und bläſſer als ſonſt, und doch mit Freundſchaft und einem Etwas, welches zu ſagen ſchien, er wolle nicht verändert ſcheinen. Sein Dichten und Trachten war Wiſſenſchaft und Kenntniß. Naturgeſchichte ſchien er neuerlich ſehr fleißig zu ſtudiren, denn er wußte vieles davon zu ſagen.“

Heyne, mit dem Forſter als Vorſtand der Göttinger Bibliothek häufig in Berührung kam, verehrte er „als einen der reſpektabelſten Menſchen, einen Mann, der nicht blos die Seele und der Verſtand, ſondern auch das Herz von ganz Göttingen iſt,“ erklärte aber noch im Dezember 1781 ſeine Brautſchaft mit deſſen Tochter für „ein bloßes Gerücht ohne den mindeſten Grund. Ich habe noch nicht das Weib geſehen, das ich heirathen möchte.“

Forſter blieb in Kaſſel bis Oſtern 1784. Am 16.

Februar theilte er Heyne, am dritten März ſeinem Vater ſeinen Entſchluß mit, nach Wilna zu gehen, wohin er als in „ſein Vaterland“ berufen worden war. Ueber dieſen Entſchluß ſagt ſeine Wittwe Folgendes: „Ein paar ſehr edle, Forſter ſehr zugethane Männer (in Kaſſel) waren ihm fremder geworden, andere Bekannte hatte er vernachläſſigt. Es iſt daher begreiflich, wie erfreut er war, als er den Ruf als Lehrer der Naturgeſchichte auf der Univerſität Wilna in Litthauen erhielt. Die unter ruſſiſchem Einfluß geduldeten Machthaber in Polen glaubten damals einiger Ruhe für ihr Land entgegenſehen zu können. Seine Nachbarn bezeigten ſich mit den damals (1772) an ſich geriſſenen Landestheilen für's Erſte zufrieden; Rußland hatte dem noch beſtehenden Polen 1773 eine Verfaſſung aufgezwungen und regierte die Regierung ſo kräftig, daß ihr Ruhe zu einigen Verbeſſerungsplanen zu bleiben ſchien. So freiſinnig Forſter theoretiſirte, ſo wenig fiel es ihm damals ein, in der praktiſchen Staatsverwaltung etwas Anderes, als das Vorhandene zu fordern: er hatte alſo, bei den ihm von der polniſchen Studienkommiſſion gemachten Vorſchlägen Glauben in des Biſchofs von Plozk und Primas von Polen, Graf Michael Poniatowski, Eifer und Güte, und für ſeinen Ruf als vortrefflichen, gelehrten, aufgeklärten Mann die höchſte Bewunderung. Einen Theil ſeiner Anſichten theilten ſeine Freunde, Heyne ſelbſt, ſo vorſichtig er war, fand die Ausſichten gut und den Entſchluß, nach Wilna zu gehen, heilſamer, als in Kaſſel zu bleiben. Forſter ſelbſt äußert ſich über die Abſicht ſeiner Berufung ſehr verſtändig und wenn er auf die praktiſchen Zwecke des Studienausſchuſſes eingegangen wäre, wenn ihn ſein früher erwähnter Idealismus nicht bewogen hätte, weil er dort ſein wiſſenſchaftliches Ideal nicht erreichen konnte, auch das zu Erlangende zu verſäumen, ſo würde er ſeine Stellung in Wilna für ſich, wie für die Hochſchule fruchtbringend gemacht haben. Er ſchreibt ſeinem Vater: „Die Hauptabſicht der Erziehungskommiſſion, indem ſie die Stelle eines Profeſſors der Naturgeſchichte errichtete, iſt: die Anwendung der inländiſchen Produkte bekannter und allgemeiner zu machen. Ich werde mich, wie ſich's verſteht, bemühen, die Produkte des Landes, ihren ökonomiſchen, landwirthſchaftlichen und mediziniſchen Nutzen, ihre Anwendung für Künſte und Handwerke, Färberei, Manufakturen und Handel, ihre Verbeſſerung, leichteſte Kulturmethode, Unterhaltung und dergl. zu ſtudieren. — — Ich werde Sie bitten, mir gelegentlich Ihre Gedanken über die Anlegung eines kleinen botaniſchen Gartens mitzutheilen, der nicht viel fremde, beſonders Treibhauspflanzen, ſondern inländiſche Pflanzen enthalten ſoll; wie man ihn am nützlichſten einrichten kann." So vernünftig Forſter aus der Ferne ſeine künftige Stellung in Litthauen betrachtete, ſo ſcheint er doch an Ort und Stelle ſeiner urſprünglichen Natur gefolgt zu ſein. Thereſe Huber ſagt darüber: „Forſter wartete auf die Erfüllung der ihm gethanen Zuſagen, um irgend etwas Großes zu leiſten, und er würde ſich eine viel freiere Stellung erworben haben, wenn er mit den armſeligen, aber ſchon vorhandenen Mitteln das mögliche Kleine gethan und dabei unaufhörlich auf das Verſprechen gedrungen hätte. Er bewohnte mit drei andern Profeſſoren einen Theil des ehemaligen Jeſuitenkloſters, und der daran ſtoßende kleine Garten war zum botaniſchen beſtimmt; hätte Forſter dieſen Raum mit „einheimiſchen, der Benutzung fähigen Gewächſen" bepflanzt, wie verlangt war, hätte er das Wort Joſephs II. bedacht, der in Wien zu ihm ſagte, die Polen müſſe man ſtatt der Naturgeſchichte das ABC lehren, hätte er dann dieſer Anordnung ein wiſſenſchaftliches Anſehen gegeben, ſo würde er Erwartungen in dem litthauiſchen Publikum erregt und nicht das bedrückende Gefühl gänzlicher Unthätigkeit gehabt haben, was ihn hauptſächlich von Wilna wegtrieb. Man hatte dort gewiß den beſten Willen, ſowohl Forſter zu gewinnen, als die Hochſchule zu heben. Forſter bekam 400 Dukaten Gehalt, freie Wohnung, den Rang eines Geheimrathes, man legte ihm noch 200 poln. Gulden für ſeinen Briefwechſel zu und tilgte ſeine

Schulden in Kaſſel. Kurz vor der Abreiſe ſchloß er ſeinen Bund mit Thereſe Heyne. Noch am 9. März 1784 ſchrieb er: „Ich fühle, daß wir Mannsperſonen ſelten zum Wirthſchaften Anlage haben, zumal Gelehrte; ich fühle auch Lücken in meinem Herzen, die nun ausgefüllt werden müſſen; wundern Sie ſich alſo nicht, wenn dieſe Veränderung des Wohnorts bald auch Veränderung meiner bisherigen einſamen Lebensart nach ſich ziehen ſollte. Ich habe bis jetzt noch keinen Gegenſtand, allein bis jetzt habe ich nicht geſucht; aber wenn es mit dem Suchen Ernſt zu werden anfängt, dann hat man gemeiniglich auch bald gefunden." Schon am 22. Mai begann (von Leipzig aus) Forſter's Briefwechſel mit Thereſe Heyne. — Aus den oben angeführten Worten ergibt ſich wohl deutlich genug, daß der Beweggrund dieſer raſchen Wahl wohl nicht Liebe, ſondern die Unmöglichkeit, unverheirathet in Wilna zu leben, die kurze Zeit, die vor ſeiner Abreiſe ihm blieb, und ſein freundſchaftliches Verhältniß zu Heyne war. Ueber ihre eignen Gefühle und die ſpätere unglückliche Wendung dieſer Ehe ſprach ſeine Frau ſich in der dem Briefwechſel vorangehenden Lebensbeſchreibung alſo aus: „Nachdem Forſter's Verhältniſſe in Wilna berichtigt waren, machte er noch einen Beſuch in Göttingen, wo er, ohne vorhergehende nähere Bekanntſchaft, um ſeine nachmalige Frau, Heyne's älteſte Tochter, warb, aber auf ihres Vaters Wunſch ohne eine abgeſchloſſene Verabredung aus Deutſchland ſchied. Das junge Mädchen hatte Forſter bei ſeinen Beſuchen in Göttingen während ſeines ſechsjährigen Aufenthalts in Kaſſel einigemal geſehen; die innigſte, bis zu ſeinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm, Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn in dem öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz ſpornten ſie an, mit dem berühmten Mann ein ernſtes Schickſal zu theilen und ſo gab ſie Forſter vor andern Ausſichten den Vorzug. Warum in ſpäteren Jahren eine Ehe, in der gegenſeitige Achtung und innige Theilnahme unerſchütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, iſt das Geheimniß beider Gatten, in das Niemand einzudringen das Recht hat. Der ſcharfſinnige Seelenkundige erräth vielleicht, die Zeitgenoſſen haben Thatſachen in der Hand, um ihre Anſicht zu bilden. Dieſe ſind die innigſte Liebe und das Vertrauen, das Forſter bis zu ſeinem Tod an ſeine Frau band, ſeiner Wittwe pflichterfüllendes Leben und vier Kinder, die ſie zu würdigen Menſchen erzog." — Seine Reiſe nach Wilna richtete er über den Harz und durch Sachſen, wo er ſich weiter in der Mineralogie ausbildete, nach Prag, Wien und Warſchau. In Wien hatte er die früher erwähnte Zuſammenkunft mit Kaiſer Joſeph II., der ihn vor den Verſprechungen der Polen warnte, welchen kein Worthalten zu folgen pflege, und der ihm vorausſagte, ſein Aufenthalt in Litthauen würde nicht von langer Dauer ſein. In Wien wurde er von dem hohen Adel, wie von den ausgezeichneten Beamten und Gelehrten, welche Joſeph II. zur Ausführung ſeiner erhabenen Gedanken dort um ſich verſammelt, auf's Zuvorkommendſte empfangen und auf's Ehrenvollſte ausgezeichnet; Alles, beſonders die Frauen, drängten ſich, den erſten deutſchen Weltumſegler, den anziehenden, beſcheidenen jungen Mann kennen zu lernen. Man bot ihm für den Fall, daß die Anſtellung in Wilna ihm nicht zuſagen ſollte, Lehrſtellen an mehreren kaiſerlichen Univerſitäten an, was auch dazu beigetragen haben mag, gegen Wilna ihn im Voraus einzunehmen. So war er beſtändig von wahrhaft tantaliſchen Lockungen umgeben, von Schatten umgaukelt, die, ſo bald er ſie greifen wollte, zurückwichen. Außer den Berufungen, auf die er mit mehr oder weniger Erfolg einging, hatte er ſchon in Kaſſel eine nach Mitau als Profeſſor der Philoſophie an des bekannten Stark, ſpäter Oberhofpredigers in Darmſtadt, Stelle abgelehnt. Man muß Forſter's Vielſeitigkeit, die ſich auch in ſeiner literäriſchen Thätigkeit zeigte, bewundern, denn hier ſollte er ja einen Theologen erſetzen!

Aus Wilna beginnen nun in ſeinem „Briefwechſel" am 18. November, in „Sömmerring's Leben“ mit dem 12. Dezember 1784 eine Reihe höchſt wichtiger Briefe, welche im Bilde der Hochſchule und des geſelligen Lebens der Stadt die ganze „polniſche Wirthſchaft“ des untergehenden Staates ſchildern. In der ganzen Angelegenheit, ſoweit ſie Forſter wie die Hochſchule anging, zeigten ſich die Polen als die „Franzoſen des Nordens.“ Mit der Lebhaftigkeit, wie ſie den ſlaviſchen und romaniſchen Völkern eigen iſt, war die Hebung der Univerſität betrieben worden, aber man hatte die Unzulänglichkeit der Mittel nicht vorher überlegt und, ſobald ſich Hinderniſſe zeigten, erlahmte der Eifer der Machthaber. Dazu kamen die politiſchen Verwickelungen, die Uneinigkeit der Studienkommiſſion auch in dieſer Sache, indem der Primas Vorliebe für die Univerſität Krakau hatte und dieſer nach Möglichkeit Summen von dem gemeinſchaftlichen Studienfonds zuwandte. So hatte man zwei ſchlechte Hochſchulen ſtatt einer guten. Auch fehlten nicht Einflüſſe von Weibern und endlich, wie Forſter andeutete, Veruntreuung. Er ſchrieb darüber an Sömmerring: „Der Reichstag brummt über die ſtarken Ausgaben und die Univerſitäten leiden Mangel und werden nicht unterſtützt. Wo liegt der Knoten? Das Geld bleibt irgendwo kleben. Man ſagt — man ſagt — und es iſt wohl leider zu wahrſcheinlich, daß die, die Gewalt in Händen haben, ſie mißbrauchen. Man hat Schulden, man hat Bedürfniſſe, man hat Ehrgeiz ohne Grenzen — wer kann das Herz der Menſchen ergründen? Es gleißt zwar oft von außen, aber von innen iſt oft alles verfault und hohl. Man gewinnt ſo leicht die Menſchen durch kleine Wohlthaten und ſteckt dafür ungeheure Summen in den eigenen Säckel. Wenn das Uebel da wüthet, wo man die Rettung herhoffte, ſo iſt wohl wenig Hoffnung.“

Forſter ſelbſt war mit den beſten Erwartungen nach Wilna gekommen, da er bei manchen einflußreichen Polen in Dresden und Warſchau guten Willen, für die Wiſſenſchaft etwas Entſchiedenes zu thun, gefunden hatte.

Anfangs gewann ihn auch die Auszeichnung, welche der König und ſeine Familie ihm angedeihen ließen, und die Gaſtfreiheit des litthauiſchen Adels. Hier mußten natürlich die Mittheilungen eines Weltumſeglers noch weit neuer und überraſchender ſein als in Deutſchland. Bald aber erlahmte dieſer Eifer, ſobald die Neugier geſtillt war; beide Theile fühlten ſich einander im Innerſten zu fremd in ihrer Lebensanſchauung und Forſter trug am wenigſten dazu bei, dieſen Umgang fortzuſetzen. Bald klagte er ſeinen Freunden ſeine Vereinzelung in dieſer fremden Welt, denn auch unter ſeinen Kollegen fand er nur Einen, der ihm näher trat, den Profeſſor der Klinik Langmaier, einen Oeſterreicher; die übrigen waren faſt lauter Italiener und Franzoſen, zum Theil Exjeſuiten, nur wenige Polen. Er ſchreibt: „Gutherzige Leute gibt es ſchon etliche, aber das iſt nicht genug für einen Kopf, der Nahrung haben will und zwar kräftige,“ und über die Polen im Allgemeinen: „Die Polen ſind Schweine von Haus aus, ſo Herren als Diener, alles geht ſchlecht gekleidet, zumal das weibliche Geſchlecht; putzen ſie ſich, ſo ſitzt es, wie der Sau das güldene Halsband. Ausnahmen gibt's das verſteht ſich; ich ſpreche von der allgemeinen Regel. Polniſche Fräulein kämmen ihr Haar zum Fenſter hinaus und laſſen die Einquartierung herabregnen und Cavaliere mit dem Stanislausorden ſchneuzen ſich zwiſchen den Fingern die Naſe.“

Auch ſeine häuslichen Verhältniſſe machten ihm Kummer und Mühe; er hatte ſeinen Hausrath bei der Abreiſe von Kaſſel verkauft und keine deutſchen Dienſtboten mitgebracht, was ihm viele Koſten und mancherlei Verdruß machte. Doch wurde dies beſſer, als er im Sommer 1785 ſeine Thereſe abholte, nachdem er eine heftige Krankheit überſtanden hatte. Auf dieſer Reiſe erhielt Forſter in Halle die mediziniſche Doktorwürde und kehrte im November 1785 nach Wilna zurück. Die Förmlichkeit der Promotion hielt er für nöthig, weil er beabſichtigte, in Wilna als ausübender Arzt aufzutreten, ein Entſchluß, der, wenn er ihn ausgeführt, gewiß ſo vortheilhaft für ihn, als wohlthätig für die Bewohner von Wilna geworden wäre, denn er ſah keinen Menſchen je ſo beſorgt um ihre Geſundheit, als die Polen, die meiſten Aerzte aber waren Juden und ehemalige Kammerdiener, unwiſſend und träge, Nachts nicht ausgebend, aber doch ſehr theuer bezahlt. Alle Welt, Geſunde und Kranke, kamen 20—30 Meilen weit her, um in Wilna die Maikur zu gebrauchen, die bei Herrn Biſio und Conſorten in Purgiren, Brechen, Aderlaſſen und Molkentrinken beſtand, wofür die Perſon 10—50 Dukaten dem Arzte zahlte.

Obgleich er in jedem Briefe ſein häusliches Glück preiſt, ſo blieb doch immer der [illegible]on vor ſeiner Verheirathung ausgeſprochene Wunſch, ſo bald als möglich die Stelle in Wilna zu verlaſſen, feſt ſtehen. Die gezwungene Unthätigkeit, die Ungenießbarkeit der Geſellſchaft für ihn, die Abgeſchiedenheit, die Lage und Bauart, ſowie das Klima ſeines Wohnorts waren und blieben ihm gleich unerträglich. Ueber einen der Hauptgründe, die ihn wegtrieben, bemerkte ſeine Wittwe: „Forſter hätte viel Uebles vermieden, hätte er dieſe Frau zur Theilnehmerin ſeiner ökonomiſchen Sorgen gemacht, ſowie ſie es ſeiner literariſchen Intereſſen wurde. Allein er ließ ſie bis zu ſeinem Tode über dieſen Gegenſtand im Dunkel. Sie hatte nie Geld in Händen gehabt und auch nie gelernt, wie man Geld eintheilte; ſie hatte nur beſcheidene Wünſche gelernt, die ihr bei vielfachen geiſtigen Intereſſen jederzeit genügten, ſie hatte die Einzelheiten, aber nicht die Führung eines Haushalts gelernt, doch ſah ſie Sparen, Schaffen, Erhalten als ihren wahren Beruf an, und ſo ging es gut in ihrem kleinen Kreiſe, allein nie bekam ſie mehr Geld in die Hände, als für den laufenden Tag und ſo lernte ſie ihres Mannes ökonomiſche Lage nicht kennen. Bei der offenen Mittheilung derſelben jetzt oder ſpäter (in Mainz) würde ſie wahrſcheinlich darauf gedrungen haben, neben dem Streben nach größerer Einnahme, das ſtrengſte Ebenmaaß zwiſchen ſeiner jetzigen und ſeiner Ausgabe herzuſtellen;

ſein weiches Herz verhinderte ihn, da er die Beſchränkung überhaupt für höchſt ſchmerzlich hielt und ſeine ſtets fortgeſponnenen Entwürfe und Erwartungen verleiteten ihn, einen andern Ausweg aus dem Labyrinthe zu ſuchen. Ihn ſelbſt hätten dieſe Beſchränkungen hart getroffen, er hätte ſeine Reiſen, ſein Bücherkaufen u. ſ. w. aufgeben müſſen, und Das zu fordern, hatte ſeine Frau nicht mehr den Muth, wie ihre Mittel, ihn glücklich zu machen, nicht mehr ausreichten. Forſter mußte während ſeiner Dienſtzeit in Wilna ſich einen jährlichen Abzug zur Tilgung des bezahlten Vorſchuſſes (für ſeine Schulden in Kaſſel) gefallen laſſen. Bei den Bedingungen, welche ſich Forſter zu ſeinem ſchriftſtelleriſchen Erwerb geſetzt hatte, wo er ihn ausſchließlich auf die Hülfsmittel, die ihm aus Deutſchland zukamen, gründete, hätte er nie ſeine Ausgaben decken können, da die Herbeiſchaffung von Büchern, Karten, Inſtrumenten außerordentlich koſtbar, langwierig, ungewiß war und des ärmlichen Univerſitätsvermögens wegen zum größten Theil aus ſeinen eigenen Mitteln geſchehen mußte. Eine ebenſo koſtſpielige Maaßregel vermehrte die Ausgaben ſeines Haushalts. Er war überzeugt, daß kein litthauiſcher Handwerker noch Kaufmann einen erträglichen Artikel liefern könne, daß man ohne deutſche Dienſtboten nicht auskomme; — alſo mußten dieſe Dinge entbehrt oder theuer verſchrieben werden, und zu dieſem Zweck auf andern Seiten die ſtrengſte Beſchränkung, welche dennoch nie konſequent war, ſtattfinden. Wirklich hielt Forſter das erſte halbe Jahr aus Sparſamkeit keine Pferde, welches in Wilna eine unerhörte Beſchränkung war, ſtandesmäßig, da keine anſtändige Frau anders als bei Wallfahrten zu Fuße ging, und für die Geſundheit, da man zu Fuß nur ſelten den Koth der Gaſſen zu paſſiren im Stande war." — Mit vorſtehenden Bemerkungen gedenken wir dieſe ebenſo unerquicklichen als für Forſter's Schickſal wichtigen Verhältniſſe ein für allemal abgethan zu haben. — So wie Forſter, erlebte, daß eine ehrenwerthe

Verbrüderung in Deutſchland ſeines Vaters Schulden tilgte, wie ihn der Ruf nach Wilna und der Vorſchuß der Erziehungskommiſſion von ſeinen Verpflichtungen in Kaſſel befreite, ſo führte ihn ein Glücksfall aus Polen, wo er acht Jahre zu bleiben ſich verbindlich gemacht hatte, als ſeine Lage dort unerträglich zu werden anfing.

Ein ruſſiſcher Flottenoffizier erſchien 1787 im Mai, um den Weltumſegler zu einer neuen mehrjährigen Entdeckungsreiſe einzuladen, welche Katharina II. beabſichtigte.

Die Bedingungen, nicht nur von der Kaiſerin, ſondern auch von ihrem muthmaßlichen Nachfolger unterzeichnet, waren die glänzendſten; ſeine Verbindlichkeiten gegen Polen wurden übernommen, für ihn und ſeine Familie während der Reiſe, ſowie für ſeine Angehörigen im Falle ſeines Todes war auf's Reichlichſte geſorgt und ihm in Bezug auf den wiſſenſchaftlichen Theil der Reiſe und ſeine dazu nöthigen Untergebenen die vollſte Freiheit gelaſſen, ja ihm winkte die Hoffnung, als wiſſenſchaftlichen Begleiter, natürlich ihm gleichgeſtellt, ſeinen geliebten Sömmerring zu erhalten. So ging er denn, ohne Rückſicht auf die Erfahrungen, die ſein Vater unter derſelben Kaiſerin gemacht, auf das Anerbieten ein; Alles war geordnet und auf's Genaueſte verabredet, im Herbſte 1787 ſollten die Schiffe abfahren, als die türkiſche Kriegserklärung die Reiſe vereitelte. Forſter erfuhr dies in Göttingen und mußte mit einer kärglichen Entſchädigung zufrieden ſein, aber er tröſtete ſich und ſchrieb an Sömmerring: „Ja wohl iſt das Entrinnen aus Sarmatien ein Gewinn an und für ſich ohne alle weitere Rückſicht.“ Noch ehe ſeine Verhältniſſe zur ruſſiſchen Regierung ganz aufgelöſt waren, als er noch in Göttingen auf eine entſcheidende Antwort von Petersburg wartete, bot ſich ihm ein neues glänzendes Trugbild dar. Er hatte auf ſeiner Reiſe aus Polen einen ſpaniſchen Bergwerksbeamten d'Elhujar in Sachſen kennen gelernt, der ihm zur angegebenen Zeit von Wien aus Vorſchläge that, eine Stelle auf den Philippinen anzunehmen, deren natürliche Schätze damals die ſpaniſche Regierung entſchloſſen war, beſſer kennen zu lernen und auszubeuten. Forſter entwarf wirklich ſeine Bedingungen, die Sache hatte aber weiter keinen Erfolg, als daß Forſter die folgende Selbſtſchilderung von ſich aufſetzte: „Ich zähle dreiunddreißig Jahre, meine Geſundheit iſt gut und mein Geſicht, ohne zu meinem Vortheil einzunehmen, hat wenigſtens nichts Zurückſtoßendes. Ich habe die zweite Reiſe Cook's mitgemacht und beſchrieben. Ich habe alle Zweige der Naturkunde mit Einſchluß der Phyſik und Chemie ſtudirt und zeichne ziemlich gut Pflanzen und Thiere. Ich beſitze einige Kenntniſſe in Philoſophie, Literatur und den Künſten, aber Geographie, Geſchichte und Politik haben ſtets den meiſten Reiz für mich gehabt und ich habe ihnen meine Mußeſtunden gewidmet. Ich ſchreibe lateiniſch und verſtehe ein wenig Griechiſch, ſpreche und ſchreibe mit Leichtigkeit deutſch, franzöſiſch und engliſch, verſtehe holländiſch und italieniſch und kenne die Anfangsgründe der ſchwediſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, ruſſiſchen und polniſchen Sprache. Ich liebe die Unterhaltung, ſpreche aber wenig und habe mich in der Gewalt, da meine Lebhaftigkeit durch Ernſt gemäßigt iſt. Ich bin treu und eifrig in den Geſchäften, die ich übernehme, und ein beſſerer Geſchäftsmann, als Gelehrte zu ſein pflegen. Meine Ehre und der Beifall meiner Vorgeſetzten iſt die einzige Richtſchnur meiner Handlungen. Von Natur bin ich mäßig, ſpiele nicht und bin zu glücklich in meiner Ehe, um unerlaubte Verbindungen einzugehen.“ — Seine Frau entwirft von ſeiner Perſönlichkeit folgendes Bild. „Forſter's Perſönlichkeit vermehrte das Intereſſe, das ſeine unerhörte Eigenſchaft eines Weltumſeglers einflößte, nicht, weil er hübſch war — ſeine urſprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeſchrumpft und mit Narben bedeckt; der heftige Scorbut, den er auf ſeiner Seereiſe erlitten und von dem die Maſſe ſeiner Säfte auf immer angeſteckt war, hatte das Weiße ſeiner Augen gefärbt und ſeine Zähne gänzlich verdorben, — aber ſobald er durch das Geſpräch belebt ward, erhielten ſeine Züge den mannigfachſten Ausdruck und kaum ſah ich je ein Geſicht, das durch den Geiſt und die Empfindung einer größern Verſchönerung und eben auch des Gegentheils fähig geweſen wäre. Ein Ausdruck von Beſcheidenheit und Sicherheit zugleich gab ihm den Anſtand der beſten Geſellſchaft, ſo daß er in dem geiſtvollſten Zirkel gefiel und im vornehmſten an ſeinem Platz war. Unaufgeregt ſprach er nicht, aber ſobald er von einem Gedanken erwärmt war, drückte er ſich nicht im Deutſchen allein, ſondern auch im Engliſchen und Franzöſiſchen mit Leichtigkeit und klarem Zuſammenhange aus. Sein Betragen im engen Familienkreis war immer ſo fein und geſittet, wie in der Geſellſchaft. Nie hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vernachläſſigte er ſeine Kleidung, ſein Zimmer noch die Aufmerkſamkeit eines Mannes von feinem Ton gegen weibliche Bekannte. Bei dieſem höchſt gebildeten Betragen bezeigte er die gütevollſte Theilnahme an fremden Schickſalen, wurde leicht heimiſch in engern Kreiſen und machte keine Art geſellſchaftlicher Anſprüche. Dafür hatte er aber auch das Glück einer Art unſchöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Wege entgegenkamen, was ihm bei ſeinem ſehr weichen Herzen ſtets den Genuß einer ſehr geſteigerten Freundſchaft gewährte.“ Zur Vervollſtändigung dieſer Schilderung folgen einige Worte über ſeine religiöſe Anſicht. Sein Vater trennte die Philoſophie vom Chriſtenthum wie dieſes vom praktiſchen Leben und ertheilte ſeinem Georg den ſtrengen Katechismusunterricht jener Zeit. Sein weiches Herz und der ſtete Druck der äußern Verhältniſſe führten ihn, wie ſeine Briefe bis 1778 beweiſen, zu einer ſchwärmeriſchen Religioſität, die ihn zu jenen geheimen Ordensverbindungen leitete. Seine Enttäuſchung führte ihn auf den Standpunkt der freien Sittlichkeit, wo er (März 1784) ſchreibt, daß „ſeine Meinungen mit keiner der chriſtlichen Kirchen noch Sekten übereinſtimmten, und daß es Finger gebe, an welche keiner der Leſſing'ſchen drei Ringe paſſe und welche doch gute brauchbare Finger ſeien." (Dezember 1784). Genauer eingehend äußerte er ſich: „Die römiſch-katholiſche Religion iſt mir vor allen andern zuwider wegen ihres deſpotiſchen Geiſtes; ich finde die Grundſätze und Lehren dieſer Kirche der Vernunft und Menſchlichkeit widerſprechend."

Dennoch führte ihn ſein Geſchick zu Anfang des Jahres 1788 an den Hof, in die Hauptſtadt eines Fürſten dieſer Kirche, nach Mainz, und zwar nicht als den einzigen Proteſtanten, denn er fand dort ſeine Kollegen aus Kaſſel, Johannes Müller, der ſeine Berufung als Bibliothekar vermittelt hatte, und Sömmerring, ſeinen geliebten Freund. Es gehörte dieſe Ergänzung der „Universitas semper catholica" zu den Aufklärungsverſuchen eines nicht vorbereiteten Volks plötzlich und durch allerhöchſte Machtvollkommenheit. Dieſe mußten im Kleinen dieſelben traurigen Wirkungen erzeugen, wie in Oeſterreich, oder gänzlich erfolglos bleiben. Niemand in Mainz ſah die Berufung proteſtantiſcher Gelehrten mit günſtigem Auge, manches noch vorhandene Billet von Joh. Müller zeigt, daß Forſter von Seiten des Publikums mancher Aeußerung des böſen Willens ausgeſetzt war und der Stand der allgemeinen Bildung war keineswegs von der Art, ſeinen perſönlichen Werth ſchätzen zu können. Der Mittelſtand war ohne alle geiſtige Bildung und deſſen Geſellſchaftlichkeit ohne jede geiſtige Mittheilung, der Adel in der vollkommenſten Abſonderung und im ſchroffſten Stolz auf ſeine Vorrechte. Die fremden Geſandten hatten zum Theil die Anſicht, daß ihr Kreis durch wiſſenſchaftliche und weltbürgerliche Bildung an Annehmlichkeit gewinnen könnte, und näherten ſich berühmten Gelehrten, wie Forſter und Sömmerring, allein den Mainzern ſelbſt blieben ſie fremd. Durchreiſende Fremde jeder Nation, welche Forſter aufſuchten, nährten allein ſein Bedürfniß nach Anerkennung und mündlichem Gedankentauſch. Wenige Freunde belebten ſeine Häuslichkeit. Wie in Wilna gab ſein eigentlicher Beruf, die Anordnung der Bücherſammlung der Univerſität, bei dem elenden Zuſtand derſelben, keine Befriedigung und unzählige Hinderniſſe hemmten ſeine Thätigkeit. Die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters aber hielt ihn ab, durch die gewiß willkommene Veranſtaltung naturgeſchichtlicher Vorleſungen für das größere Publikum einen neuen Wirkungskreis ſich zu ſchaffen.

Seine zunehmende, auf ſeine Heiterkeit, ſeinen Muth ſo traurig wirkende, ſeine Empfindlichkeit ſchärfende Kränklichkeit verſtimmte ihn immer mehr gegen die Menſchen und gegen ſich ſelbſt. Der Ton des Geſprächs in ſeinem Hauſe, die Art der Unterhaltung, die Einfachheit der Bewirthung ſonderten ihn immer mehr von dem ächten Mainzer Wohlleben ab, von koſtbaren Gaſtereien und Landparthien. Dieſer Gegenſatz mußte Mißfallen an den Bewohnern von Mainz, ein Verachten ihres Bildungsſtandes erzeugen, „das ſpäterhin nicht ohne Wirkung blieb.“

Zu dieſer geſelligen Unbehaglichkeit geſellte ſich eine politiſche bei dem Manne, der unter Englands freier Verfaſſung, damals der einzigen Europa's, ſeine Bildung erhalten hatte. Dieſe Seite von Forſter, welche in wenigen Jahren ihm ſo verhängnißvoll werden ſollte, bedarf einer näheren Begründung. Wenn gleich er in ſeinem oben mitgetheilten Schreiben an d'Elhujar ſeine Theilnahme für Politik hervorhebt und ſchon 1782 ſagt: „Europa ſcheint auf dem Punkte einer ſchrecklichen Revolution; wirklich, die Maſſe iſt ſo verderbt, daß nur Blutlaſſen wirkſam ſein kann; vom Thron bis zum Bauer ſind alle zwiſchenliegenden Stände von dem, was ſie ſein ſollten, herabgeſunken,“ — ſo war in ſeinem, im ſchönſten Sinne deutſchen Charakter, doch auch der unſelige Zug des „politiſchen Idealismus“ auf's Entſchiedenſte ausgeprägt, nämlich die Fähigkeit, bei den überſpannteſten Idealen den unbefriedigendſten Zuſtand ruhig und indolent zu ertragen. Wenn wir noch heute finden, daß eine Maaßregel, deren Nothwendigkeit und

Unvermeidlichkeit tauſendmal nachgewieſen, welche ſeit Jahren erwartet iſt, dennoch Ueberraſchung erregt, ſobald ſie zur Thatſache wird, ſo mußte in jener Zeit der Zwieſpalt zwiſchen That und Gedanken noch viel größer ſein. Der Schlüſſel dazu liegt in der deutſchen Geſchichte ſeit dem weſtfäliſchen Frieden, ſeitdem die Nation, das Volk das Handeln verlernt hatte, ſeit Alles durch einzelne Reichsglieder, durch Fürſten geſchah. Die Zeit vor der franzöſiſchen Revolution war in Deutſchland die Zeit der Reformen von oben her, nicht nach praktiſchen Bedürfniſſen, ſondern nach idealen Grundſätzen, wodurch Joſeph ſcheiterte. Aber daß das Volk etwas durchſetzen werde in Abſchaffung anerkannter Mißbräuche, das dachte Niemand. Thereſe Huber drückt dieſe Wahrheit an zwei Stellen, ſowohl in Bezug auf Forſter als auf die öffentliche Meinung, ſehr gut aus, wenn ſie ſagt: „So freiſinnig Forſter theoretiſirte, ſo wenig fiel es ihm damals ein, in der praktiſchen Staatsverwaltung etwas Anderes, als das Vorhandene zu fordern,“ und: „Die Preſſe war damals ſehr kühn. Dennoch dachte man in Deutſchland noch gar nicht daran, daß etwas Gedrucktes etwas Anderes als ein Leſebuch ſein könnte; Bücher las man von Amerika's Befreiungskrieg, ſpäter von den Parlamentsverweiſungen in Frankreich, von der Herabwürdigung der Königin in der Halsbandgeſchichte, von der Berufung der Notabeln, — alles mit ruhiger Neugier.“ In die Friedlichkeit dieſer politiſchen Kindheit tönten plötzlich wie Poſaunenſtöße die gewaltigen Reformen der franzöſiſchen Nationalverſammlung in ihrer erſten Periode ſeit der denkwürdigen Nacht des vierten Auguſt 1789: die Abſchaffung der Vorrechte des Adels, die Einführung von Gleichheit der Abgaben und allgemeiner Berechtigung zu Staatsämtern, die Aufhebung der Klöſter und Zehnten, der inneren Mauth und der Abgaben auf die erſten Lebensbedürfniſſe u. ſ. w., die Verwirklichung der Gedanken der Zeit. Unendlicher Jubel tönte von Deutſchland entgegen. Außer Forſter nahmen von Deutſchen noch Bollmann, Schlabrendorf, Oelsner, Anacharſis Cloots und der tübingiſche Magiſter, ſpätere Graf, Reinhard thätigen Antheil.

Klopſtock richtete mehrere begeiſterte Oden an die Nationalverſammlung, Gleim, Pfeffel, Voß, Schiller, Schubart feierten theils mit ausdrücklicher Hinweiſung, theils durch die ganze Anſchauung ihrer Gedichte die Freiheit der Neufranken. Goethe zielt in einer Stelle von Hermann und Dorothea auf das Erhebende dieſes Aufſchwungs, Campe drückt in ſeinen Briefen aus Paris die ganze Begeiſterung aus, deren ſeine Natur fähig war, ebenſo Baggeſen in ſeinen Briefen an Reinhold, Jacobi an Klinger, ja 1796 beſang eine öſterreichiſche Gräfin Pachta die Siege der Republik über Oeſterreich und Preußen. Die Stimmung der edelſten Geiſter und einflußreichſten Schriftſteller Deutſchlands nährte die Nationalverſammlung durch eine kluge, dem weltbürgerlichen Sinne der Deutſchen angepaßte Maaßregel. Ein Dekret vom 26. Auguſt 1792 verlieh den Männern, „welche durch ihre Schriften und ihren Muth die Sache der Freiheit verfochten und die Befreiung der Völker vorbereitet hatten," einer Anzahl von Engländern, Amerikanern, dem Polen Kosciuzko, dem Italiener Gorani, dem Schweizer Peſtalozzi und den Deutſchen Schiller, Klopſtock, Campe, Cloots den Titel eines franzöſiſchen Bürgers.

Was nun die Entwickelung von Forſter's politiſchem Idealismus bis zum thätigen Antheil an den Ereigniſſen betrifft, ſo iſt darüber Folgendes zu ſagen. In wie verſchiedenen Ländern, unter wie mannigfachen Regierungsformen er auch gelebt, ſo hatte ihn doch keines befriedigen können, weder die ruſſiſche Knute, noch der heſſiſche Korporalſtock, weder der Mainzer Krummſtab, noch die polniſche Anarchie. In England hatte ſein Vater von der Regierung bittern Undank erfahren, in Rußland waren ſein Vater und er ſelbſt getäuſcht worden. Selbſt Englands Parlament erſchien ihm durch den Kampf gegen die Volksfreiheiten der Nordamerikaner, für welche er entſchieden Parthei nahm, in zweifelhaftem Licht. So mußte er der neuen Bewegung in Frankreich ſich zuwenden, welche den Staat nach ewigen und wahren Geſetzen zu ordnen verſprach. Wichtig war eine Reiſe, die er mit Alex. von Humboldt den Rhein hinab nach England unternahm. Er verließ Ende März 1790 Mainz, ging von Düſſeldorf über Aachen durch Belgien bis Antwerpen, ſchiffte ſich in Amſterdam nach England ein, verweilte einige Zeit in London und beſuchte dann das Innere des Landes. Ueber Paris kehrte er im Juni nach Mainz zurück. Die Ergebniſſe dieſer Reiſe legte er in dem vortrefflichen Werke nieder: „Anſichten vom Niederrhein“, deſſen dritter Band erſt nach ſeinem Tode von Huber herausgegeben wurde. Er ſuchte bei dieſer Reiſe mehrfache Zwecke zu erreichen. Zunächſt wollte er bei der engliſchen Regierung noch einen Verſuch machen, einen Theil der ſeinem Vater und ihm gebührenden Entſchädigung für die Reiſe mit Cook zu erhalten; ſodann, was ſich ebenfalls auf dieſe Reiſe bezog, ſuchte er einen Verleger oder eine Unterſtützung von Seiten der Regierung oder eines reichen Privatmanns zur Herausgabe eines umfaſſenden Werks über die Südſee. Seit ſeiner Niederlaſſung in Deutſchland war dies Unternehmen ſein Hauptaugenmerk geweſen. Er ließ in London mit großen Koſten eine Menge Zeichnungen von vorzüglichen Künſtlern anfertigen und hatte durch zahlloſe Auszüge dazu vorgearbeitet, um eine vollſtändige Entdeckungsgeſchichte und eine allſeitige Schilderung jener Länder liefern zu können. Dieſe Arbeit, deren Plan mit jedem Jahre durch Vervielfältigung der Seereiſen an Umfang zunehmen mußte, blieb das Ziel ſeines Strebens bis an ſein Ende; da aber ſeine Aufzeichnungen nur ihm verſtändlich waren, ſo konnte ſie auch nach ſeinem Tode nicht erſcheinen und die Zeichnungen wanderten für einen mäßigen Preis in die herzogliche Sammlung in Gotha. Drittens endlich beabſichtigte Forſter auf dieſer Reiſe ſich nach einem reichen jungen Engländer umzuſehen, deſſen Erziehung er zu leiten oder den er auf Reiſen zu begleiten hätte. Keine ſeiner Erwartungen ward aber befriedigt. Die beiden lebhafteſten Eindrücke, welche Forſter von ſeiner Reiſe zurückbrachte, waren Mißvergnügen über England und eine Begeiſterung für Frankreich, das er in dem günſtigſten Augenblick ſeiner großen politiſchen Bewegung, in den Tagen des Bundesfeſtes 1790, durchreiſt hatte. In ſeinen Anſichten drückt ſich der Enthuſiasmus aus, den damals die edelſten Männer für die reine Sache der bürgerlichen Freiheit hegten. Dieſe beiden Eindrücke trugen viel dazu bei, ſeiner Theilnahme an der franzöſiſchen Revolution mehr Perſönliches zu geben. Er hatte ihre Erfolge in dem ſchönen Bilde der freieſten Ergießung von Freude und Einigkeit geſehen. Erſt jetzt war ſie für ihn in die Wirklichkeit übergetreten; Alles, was fortan dort vorging, knüpfte ſich an dieſe Anſchauung, jeder Redende und Handelnde hatte für ihn ein perſönliches Intereſſe gewonnen. Zwei Jahre lang nährten ſich ſeine Phantaſie und ſein Geiſt mit dieſer großen Begebenheit, und ohne auf die entfernteſte Weiſe mit ihr in Berührung zu ſtehen, bereitete ihn dieſes Intereſſe zu dem Standpunkte vor, auf den ihn die Begebenheiten des Oktobers 1792 verſetzten. Deſto widerlicher berührten ihn die Ereigniſſe in Brabant. So wenig er die Gewaltſamkeit der beſſernden Maaßregeln Joſephs II., welche den Buchſtaben der Vorrechte des Landes verletzten, die Härte der militäriſchen und die Kopfloſigkeit der bürgerlichen Vertreter des Kaiſers in ſeinen Niederlanden überſah, ſo durchſchaute er doch ſogleich, daß hier unter dem Namen der Freiheit für Adels- und Pfaffenherrſchaft gekämpft wurde. Er ſprach dies nicht nur im zweiten Bande der „Anſichten,“ ſondern auch in den erſt 1793 erſchienenen „Erinnerungen an das Jahr 1790“ deutlich aus, indem er bei Gelegenheit der Erklärung eines Bildes, die Parade der Freiwilligen auf dem Markte von Brüſſel darſtellend, ſagte: „Die buntſcheckige Horde der Freiwilligen auf dem Platze macht ihrem Namen Ehre, wenn der freie Wille darin beſteht, in Strümpfen oder Schuhen

u. ſ. w. . . . zur Vertheidigung nicht der Freiheit, ſondern des adeligen und pfäffiſchen Despotismus zu erſcheinen. — Nun aber die unbedeutenden, nichtsſagenden Geſichter, dieſes durchweg herrſchende Phlegma von Brabant, das kaum noch Energie genug hat, um den Beichtvätern nachzubeten: „wir wollen nicht frei ſein!“ — Es fallen uns noch einige Züge auf, die man zur übrigen Gruppe nicht würde reimen können, wenn man nicht ſchon wüßte, daß ohne Mönche ſich die Revolution in Belgien nicht denken läßt.“ (1830!)

Ueberhaupt war auf der ganzen Reiſe ſein Sinn, faſt noch mehr als den Naturmerkwürdigkeiten und Kunſtſchätzen, der Lage des Volkes in den von ihm beſuchten Gegenden zugewandt. Um zu zeigen, mit welcher Wärme und Vielſeitigkeit Forſter das Wohl des Volkes nach allen Richtungen erſtrebte, heben wir eine Reihe von Aeußerungen über Angelegenheiten, in deren Beachtung und Ergründung er ſeiner Zeit vorangeeilt war und deren Löſung erſt in unſern Tagen von den Staatsgewaltigen erſtrebt wird, hier hervor.

So ſagte Forſter bei Gelegenheit des Beſuchs von Ehrenbreitſtein Folgendes: „Nichts konnte mich für den abſcheulichen Eindruck entſchädigen, den die Gefangenen dort auf mich machten, als ſie mit ihren Ketten raſſelten und zu ihren räucherigen Gitterfenſtern hinaus einen Löffel ſteckten, um dem Mitleiden der Vorübergehenden ein Almoſen abzugewinnen. Wäre es nicht billig, fiel mir dabei auf's Herz, daß ein jeder, der Menſchen zum Gefängniß verurtheilt, wenigſtens einen Tag im Jahre mit eignen Ohren ihr Gewinſel, ihre himmelſtürmenden Klagen vernehmen müßte, damit ihn nicht der todte Buchſtabe des Geſetzes, ſondern eignes Gefühl und lebendiges Gewiſſen von der Rechtmäßigkeit ſeiner Urtheile überzeugte? Wir bedauern den unſittlichen Menſchen, wenn die Natur ihn ſtraft und phyſiſches Uebel über ihn verhängt, wir ſuchen ſein Leid zu mildern und ihn von ſeinen Schmerzen zu befreien; warum darf nicht Mitleid den Elenden erquicken, deſſen Unſittlichkeit den Arm der beleidigten Bürgerordnung reizte? Iſt der Verluſt der Freiheit kein hinreichendes Sühnopfer und fordert die ſtrenge Gerechtigkeit noch die Marter des Eingekerkerten? Mich dünkt: die Abſchaffung der Todesſtrafen hat uns nur noch grauſamer gemacht. Ich will hier nicht unterſuchen, ob ein Menſch befugt ſein könne, einem andern das Leben zu nehmen, aber wenn es Güter gibt, die unantaſtbar und Allen heilig ſein ſollen, ſo iſt das Leben gewiß nicht das einzige, welches unter dieſe Rubrik gehört; auch diejenigen Zwecke des Lebens gehören hierher, ohne welche der Menſch ſeinen Rang auf der Leiter der Weſen nicht behaupten kann, ohne welche er Menſch zu ſein aufhören muß. Die Freiheit der Perſon iſt unſtreitig ein ſolches, von der Beſtimmung des Menſchen unzertrennliches und folglich unveräußerliches Gut. Wenn alſo der bürgerliche Vertrag ein ſo ſchreckliches Uebel, wie die gewaltſame Beraubung eines unveräußerlichen Gutes, über einen Menſchen um der Sicherheit Aller willen verhängen muß, ſo bleibt zu entſcheiden übrig, ob es nicht zweckloſe Grauſamkeit ſei, das Leben durch ewiges Gefängniß in fortwährende Qual zu verwandeln, wobei es ſchlechterdings zu keiner andern Abſicht, als zum Leiden erhalten wird, anſtatt es durch ein Todesurtheil auf einmal zu enden? Die fromme Täuſchung, die man ſich zu machen pflegt, als ob ein Verbrecher während ſeiner lebenslänglichen Gefangenſchaft Zeit gewönne, in ſich zu gehen, eine ſittliche Beſſerung anzufangen, ſich durch ſeine Reue mit Gott zu verſöhnen und für ein künftiges Leben zu bereiten, würde ſchnell verſchwinden, wenn man ſich die Mühe gäbe, die Erfahrung um Rath zu fragen, ob dergleichen Bekehrungen die gewöhnlichen Folgen der ewigen Marter ſind? Die finſtern, modernden Gewölbe der Gefängniſſe und die Ruderbänke der Galeeren würden, wie ich fürchte, hierüber ſchauderhafte Wahrheiten verrathen, wenn man auch nicht, durch richtiges Nachdenken geleitet, ſchon im Voraus, überzeugt werden könnte, daß die Bekehrung im Kerker zwecklos ſein müſſe, weil ſie un=

fruchtbar bleibt, und daß ein Augenblick wahrer Reue ſo viel Werth ſei, als ein in Thränen und Büßungen hingeſchmachtetes halbes Jahrhundert. Allein die Furcht vor dem Tode, die nur durch eine der Würde des Menſchen angemeſſene Erziehung gemildert und in Schranken gehalten wird, lehrt den Richter, das Leben in immerwährender Gefangenſchaft als eine Begnadigung ſchenken, und den Verbrecher, es unter dieſer Bedingung dankbar hinnehmen. Auch hier wirkt alſo die Furcht, wie ſie ſonſt immer zu wirken pflegt: ſie macht grauſam und niederträchtig. Doch den Geſetzen will ich hierin weniger Schuld beimeſſen, als der allgemeinen Stimmung des Menſchengeſchlechts. So lange es Menſchen gibt, die ein Leben ohne Freiheit, an der Kette und im Kerker, noch für ein Gut achten können, ſo lange bedaure ich den Richter, der vielleicht nicht weiß, welch ein ſchreckliches Geſchenk er dem unglücklichen Verbrecher mit der Verlängerung eines elenden Lebens macht, aber verdenken kann ich es ihm nicht, daß er ſich von dem Geiſte ſeines Zeitaltes hinreißen läßt.“ — Das „finſtere, traurige, halbentvölkerte“ Köln machte auf Forſter einen traurigen Eindruck. Neben unzähligen katholiſchen Kirchen fand ſich kein Gotteshaus der Proteſtanten, denn der Pöbel hatte den Stadtrath durch Drohungen von Aufruhr, Mord und Brand zur Zurücknahme ſeiner Erlaubniß gezwungen; Handel und Gewerbe lagen trotz der günſtigen Stellung der Stadt darnieder, zerlumpte, müßige, freche Bettler bildeten faſt die Hälfte der auf 40,000 Menſchen herabgeſunkenen Bevölkerung und waren durch ihren rohen Aberglauben das geſchmeidige Werkzeug der überaus zahlreichen Geiſtlichkeit aller Orden, deren Menge ſelbſt dem aus einer geiſtlichen Reſidenz kommenden Forſter auffiel. Trefflich entwickelte Forſter die nothwendigen Folgen eines ſolchen Zuſtandes für die ganze Bevölkerung. „Das ſicherſte Zeichen eines zerrütteten, ſchlecht eingerichteten, kranken Staates“ (ſagte er) „hat man immer daran, wenn er eine große Menge Müßiggänger nährt. Der Fleißige, der die Früchte ſeines Schweißes mit dieſen Raubdienen theilen muß, kann ſich endlich des Gedankens nicht erwehren, daß man die unbilligſte Forderung an ihn thut, indem man ſeiner Redlichkeit die Strafe auferlegt, die eigentlich ſtrafwürdigen Faullenzer zu füttern. Die natürliche, unvermeidliche Folge dieſer Reflexion iſt, — wenn man ſich zu ſchwach fühlt, dem Uebel abzuhelfen, — eine tödtliche Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Beſte, gegen die Verfaſſung ſelbſt. Welcher Staat kann Gemeingeiſt von ſeinen Bürgern verlangen, wenn er ſie mißhandelt? Es iſt gleichviel, ob ein Deſpot oder eine Horde von Bettlern die Freiheit des arbeitſamen Bürgers vernichtet; dieſe Ungerechtigkeit muß der Staat allemal büßen. Aus gleichgültigen, kalten Mitgliedern des Ganzen werden die Hintangeſetzten und Gedrückten bald auch zu moraliſch ſchlechteren Menſchen. Das Beiſpiel ſteckt an, und gegen die Uebermacht gewiſſenloſer Müßiggänger ſcheinen Betrug und Liſt und Ränke ihnen bald die erlaubteſte und ſicherſte Gegenwehr. Was die Bettler auf der einen Seite rauben, das müſſen Betrogene auf der andern Seite wieder-erſetzen *). Auf dieſe Weiſe ſchleicht unvermerkt das Gift der Sittenloſigkeit durch alle Stände und verderbt endlich die ganze Maſſe. Die Vernunft wird entbehrlich, wo die Begriffe von Recht und Billigkeit dem Eigennutze weichen müſſen. Alles verſinkt in jene ſinnliche Abſpannung, die das Laſter unvermeidlich macht und bei den nachfolgenden Krämpfen des Gewiſſens dem Aberglauben gewonnenes Spiel gibt.“

In Aachen fand Forſter einen ähnlichen, wenn gleich nicht ſo weit gediehenen Verfall, aber mehr aus politiſchen denn aus religiöſen Gründen. Wie von Köln vor dem Fanatismus der Handel und Reichthum, die Induſtrie und Intelligenz der Proteſtanten nach Mülheim geflüchtet war, ſo zog ſich vor dem Druck veralteten Zunftzwangs der einſt in Aachen blühende Gewerbfleiß nach

---

*) Die Wahrheit dieſes Satzes drängt ſich uns täglich in Unteritalien auf.

den freieren Gebieten ringsum, beſonders nach Burtſcheid. Es war nämlich jeder Wetteifer und Fortſchritt in der Tuchfabrikation dadurch unmöglich gemacht, daß jedem Webermeiſter nur vier Geſellen zu halten erlaubt war und die Kaufleute nur bei zünftigen Webern der Stadt ſelbſt arbeiten laſſen durften. So konnten weder die Fleißigen und Geſchickten ſich aufſchwingen, noch auch die Unfähigen und Nachläſſigen durch Arbeitsmangel gebeſſert werden. „Um Aachen her, (äußerte ſich Forſter) auf allen Seiten ſind nach und nach anſehnliche Staaten entſtanden; der Fleiß, die Freiheit und das Glück haben im Wetteifer mit einander vielen neuen Städten einen Grad von blühendem Wohlſtand geſchenkt, den Handel in andre Kanäle geleitet, den Geiſt der Menſchen entwickelt und gebildet, wie er an einem vereinzelten Orte und bei hartnäckiger, blinder Anhänglichkeit an altes Herkommen nicht mit fortrücken konnte. Sodann aber haben die Tyrannei des Aberglaubens, die noch immer gegen andersgeſinnte Religionspartheien wüthet und die Nichtkatholiken von manchen Vorrechten des Bürgers ausſchließt, die Wuth der Partheien, die unaufhörlich um die Alleinherrſchaft einer nur dem Namen nach freien Reichsſtadt kämpften, und endlich der finſtere Deſpotismus der Zünfte, zur Sittenverderbniß, zur Verblendung über das wahre Beſte des gemeinen Weſens und des einzelnen Bürgers, zum Müßiggang, zur Bettelei und zur Entvölkerung kräftig mitgewirkt. Wo iſt der Wohlſtand, der ſo vielen, ihn untergrabenden Feinden widerſtehen könnte? Was ächte Bürgertugend allein wider die übrigen ungünſtigen Umſtände vermocht hätte, ſtehet dahin; mit ihr hat man die Probe nicht gemacht und ohne ſie verblühen die Staaten, ſelbſt im Schooße des Glücks!“

Unter manchem häuslichen Unfall verfloſſen die nächſten zwei Jahre; Forſter's Geſundheit wurde immer wankender, ſeine Frau verfiel in ein langes Bruſtleiden, zwei Kinder wurden geboren und ſtarben frühzeitig. Es mögen aus dieſer Zeit einige politiſche Ausſprüche Forſter's hier ſtehen, unter denen ſich merkwürdige Vor-

Herſagungen finden, um zu zeigen, wie bis zu der Zeit, wo Forſter in die Ereigniſſe eingriff, ſeine Anſicht ſich entwickelte.

„Im Kölniſchen beſtürmt das Domkapitel den Kurfürſten mit orthodoxen Vorſtellungen. Der Kurfürſt von Trier hat dem Emſer Verein*) entſagt und in Koblenz eine Kommiſſion niedergeſetzt, die einer Inquiſition nicht unähnlich ſein ſoll. Es iſt, als ob man nur auf Joſeph's Tod gewartet hätte, um wieder überall mit dem alten Aberglauben hervorzutreten. (Den 20. März 1790.)

Es gehen in Mainz Sachen vor, wovon man in keinem deutſchen Lande, das nach Geſetzen regiert wird, einen Begriff hat. Es gibt kein willkürlicheres, deſpotiſcheres Verfahren in der Welt. Unſere Politik iſt, mit allen Leuten zu negoziiren und keinem Wort zu halten. (8. Jan. 1791.)

Das arme Lüttich büßt nun für ſeinen Freiheitsſinn. Die deutſchen Fürſten wiſſen die Händel, in welche ſie ſich unter dem Vorwand der Erhaltung der Reichsverfaſſung miſchten, als Finanzquelle zu nutzen. Mainz fordert 400,000, Trier 200,000, Köln eine Million, Pfalz 1,200,000 fl. Offenbar gewinnt jeder wenigſtens den vierten Theil ſeiner Forderung als baaren Profit. (22. Jan. 1791.)

Das Berliner Kabinet iſt durch ſeine innerliche Zerrüttung und den entgegengeſetzten Einfluß verſchiedener Miniſter und der Weiber überall verächtlich geworden. (29. Jan. 1791.) Im Preußiſchen hofft Alles auf den Krieg, als das einzige Mittel gegen die Kabale, welche den König beherrſcht und überall verächtlich macht. (18. Febr. 1791.)

Wir hätten noch ein Jahrhundert ohne Revolution ausgehalten, der Krieg*) beſchleunigt ihre Erſcheinung um mehr als 50 Jahre; allein der deutſche Adel iſt ganz blind vor Wuth und ſtatt den Zeitpunkt wahrzunehmen, um durch vernünftige Entſagung Alles zum Vortheil zu ebenen, hetzt er die Fürſten an zum Kriege gegen Frankreich, zur Ausübung blinder Gewalt gegen ihre Unterthanen, und beſchleunigt alſo die Gährung. Er thut hier, was der Adel in Frankreich bei der erſten Zuſammenberufung der Stände that; er wird es ſich ſelbſt zuſchreiben müſſen, wenn es ihm nicht beſſer geht, als dort. (9. Juli 1791.)

---

*) Emſer Punktation, 1786 von den Erzbiſchöfen von Mainz, Köln, Trier und Salzburg zur Wahrung der Selbſtſtändigkeit der deutſchen katholiſchen Kirche gegen die Uebergriffe Rom's abgeſchloſſen.

Der Enthuſiasmus hat immer etwas Theatraliſches, das vom franzöſiſchen Nationalcharakter noch erhöht werden muß. Aber es iſt erbärmlich, wenn die Leute nur immer bei dem Repräſentiren ſtehen bleiben und ſich wirklich einbilden, man ſpiele nur Freiheitskomödie in Frankreich. Dieſe Komödie wird ſo gut geſpielt, daß der Bauer durch ganz Frankreich von der baaren Hälfte ſeiner Laſten befreit wird. Darum fühlt er ſich, darum iſt er glücklicher als vorher, er kann ſich ſatt eſſen, er kann ſich kleiden, das konnte er nicht unter dem Harpyenregiment. (12 Juli.)

Der Zeitpunkt, den wir jetzt erleben, iſt äußerſt wichtig und intereſſant. Alle Räder und Triebwerke der alten Formen ſtocken. Der unwiſſende Adel mußte der beſſern, edlern Mittelklaſſe weichen. Er hatte nicht mehr Energie genug, ſich in ſeinen Uſurpationen zu erhalten. Wenn unſere Fürſten nicht laſſen können, ſich in die franzöſiſche Sache zu miſchen, ſo kommt uns um fünfzig Jahre zu früh die Revolution über den Hals; blind ſind ſie aber, daß ſie ſich von den Ariſtokraten regieren laſſen, anſtatt ſelbſt zu regieren und den übermüthigen Adel in Schranken zu halten. (25. Juli 1791).“ —

In den geiſtlichen Reſidenzen am Rhein hatte ſich indeſſen der ausgewanderte franzöſiſche Adel niedergelaſſen, ein getreues Abbild jener Menſchenklaſſe, welche während des ſiebenjährigen Kriegs den franzöſiſchen Namen in Deutſchland ſo verächtlich gemacht hatte; im höchſten Grade verderbt, bettelſtolz, großſprecheriſch, feige und alle Lächerlichkeiten einer weibiſchen Ueberfeinerung zur Schau tragend, waren ſie jetzt ebenſo läſtige Gäſte, als einſt verſpottete Feinde. Der herrſchende Adel der geiſtlichen Höfe, der, alles nationalen Gefühls baar und ledig, ſeit lange in den bewunderten franzöſiſchen „Seigneurs“ ſeine unerreichten Vorbilder gefunden, hegte ſie auf die auffallendſte und für die konſtitutionelle Regierung beleidigendſte Weiſe und ſpielte mit dem Feuer ebenſo unbeſorgt, wie die großen deutſchen Mächte, die den Zug nach der Champagne unternommen. So traf der Rückſtoß der Franzoſen die Großſprecher unvorbereitet und machtlos, und häufte Schimpf und Schande auf den deutſchen Namen durch die ſchmähliche Uebergabe von Mainz. Hören wir, wie Forſter dieſe Verhältniſſe auffaßte und ſich darüber ausſprach:

---

*) Beſchloſſen von der Fürſtenverſammlung in Pillnitz, Auguſt 1791.

„Alles wimmelt jetzt hier von Franzoſen (Emigrés) zwiſchen Mainz und Koblenz. Möchte doch nur bald etwas Entſcheidendes geſchehen, damit wir dieſes Heuſchreckenheer los würden. In Koblenz haben ſich die Weiber, insbeſondere die Maitreſſe des Monsieur (Ludwig's XVIII.) ſo ſchamlos betragen, daß der Kurfürſt von Trier erklärt hat, er könne ſie nicht länger bei Hofe zulaſſen, und ſähe es gerne, daß ſie gingen. Das ſind die Menſchen, für die ſich Europa intereſſiren ſoll!“ (April 1792). Bei Gelegenheit der Ermordung Guſtav's III. ſagte Forſter: „Seit Karl dem Erſten ſind ſoviele Könige theils umgebracht theils angefallen worden und keiner vom Volk, ſondern allemal entweder von ihres Gleichen oder vom Adel oder von Pfaffen.“ (April 1792).

„In Frankreich, wo Oeſterreich und Preußen Alles für geendet anſehen, wird jetzt eine Revolution, aber freilich eine blutige angehen. Für das Leben der königlichen Familie gebe ich keinen Groſchen. Die Wuth der Jakobiner iſt zu Allem fähig und ſie trotzen auf ihre Macht. Wenn die Kriſis auf's Höchſte gekommen iſt, werden ſie gewiß hervortreten.“ (Mai 1792.)

Ueber das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig ſchrieb Forſter: „Wahrhaftig, wenn man es darauf angelegt hätte, die Franzoſen zur Gegenwehr anzuhetzen, ſo hätte man es nicht klüger anfangen können; jetzt müſſen ſie Schande halber den Kampf der Verzweiflung fechten, und das werden ſie auch thun. So ſchnell, als als man ſich's denkt, wird man nicht nach Paris kommen und Frankreich wird man auf keinen Fall ganz bezwingen. Spinnt ſich aber der Krieg in die Länge, dann iſt es um die Ruhe von Europa geſchehen. Und das ſind die Menſchen, deren Maaßregeln man billigen ſoll? Wohl dem, der einen Winkel gefunden hat, wo er ruhig dem wahnſinnigen Treiben zuſehen kann.“

Nur wenige Wochen vergingen und Forſter wurde aus ſeinem „ruhigen Winkel“ aufgeſchreckt und es galt entſcheidende That. Sein Grundſatz war: Frei ſein heißt Menſch ſein. Welche Freiheit war jedoch in Deutſchland zu erwarten bei der Auflöſung des Reichsverbandes, wo alle Selbſtſtändigkeit der Reichsſtände gegen die Macht von Oeſterreich und Preußen aufging, deren Heere eben von der verſuchten Bekämpfung Frankreichs zurückkehrten, wo der Kaiſer der Bruder der ſchwerbeleidigten und bedrohten Königin von Frankreich war? Während bei nahender Gefahr die Söldlinge aus den benachbarten deutſchen Ländchen ehrvergeſſen ihre Poſten auf den Werken von Mainz verließen und die adeligen Offiziere die Grundloſigkeit ihrer Prahlereien nackt hervortreten ließen durch die übereilte Flucht, auf der ſie den Kurfürſten begleiteten, die Hauptſtadt rath- und ſchutzlos zurücklaſſend, rückten die begeiſterten Schaaren der jungen Freiheit, Freiwillige aller Alter und Stände heran. Ihnen voran flog das Verſprechen Frankreich wolle nichts erobern, nur allen Völkern die Freiheit bringen. Die erſten Schaaren vereinten Ernſt, Mäßigung, Begeiſterung, und Cüſtine gewann über Erwartung faſt ohne Widerſtand die wichtige Rheinfeſte. Forſter's Sprachkenntniß brachte ihn zunächſt in Beziehung zum franzöſiſchen Feldherrn und ſodann in ſeine politiſche Laufbahn, welche er mit der ganzen Energie ſeines Weſens verfolgte. In dieſer ſeiner politiſchen Stellung mußte er ſich ganz von Deutſchland abwenden. Werfen wir deßhalb keinen Stein auf ihn, ſondern bedauern wir ihn, daß er in einer Zeit lebte, wo die Begriffe Freiheit und Vaterland in unverſöhnlicher Fehde ſtanden. Indeſſen hatte er Anfangs Hoffnung, für ſein engeres Vaterland, für Mainz, Manches zu wirken, die Erhaltung der Hochſchule zu ſichern und durch ſein mächtiges Fürwort bei dem Oberbefehlshaber Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu verhindern. Ja, er ſprach ſich gegen dieſen ſelbſt mit ſchonungsloſer Schärfe aus, wo deſſen Betragen mit der Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit nicht vereinbar ſchien. Cüſtine verlangte nämlich von den Mainzern eine Erklärung darüber, ob ſie einen Freiſtaat wie Frankreich bilden oder unter ihre alte Regierung zurückkehren wollten. Die geſtellte Frage wurde zur Abſtimmung gebracht, indem man zwei Bücher auflegte, ein rothes und ein ſchwarzes, mit Ketten umwundenes. Natürlich fand ſich kein Menſch, der dem Zwange zu trotzen gewagt hätte, welcher durch dieſe ſymboliſche Anordnung ausgeübt wurde und unter den gegebenen Verhältniſſen wohl ganz unnöthig war. Wie die Nerven-Enden jede Einwirkung auf die Nerven-Knoten am lebhafteſten empfinden, ſo mußte auch Forſter, auf den Glanzpunkt der franzöſiſchen Freiheit geſtellt, wo der Feind ſeine Hauptmacht vereinigt hatte, wo ein wechſelvoller Kampf hin- und herwogte, durch alle Stürme des Mittelpunktes Paris am ſtärkſten ergriffen werden. So ſteigerte ſich ſeine politiſche Aufregung mit den Vorgängen in Paris, er urtheilte über die Mitwirkung der Frankfurter bei der Befreiung ihrer Vaterſtadt von Cüſtine's Herrſchaft, — ein Ereigniß, das faſt unter ſeinen Augen vorgegangen war, — ebenſo leidenſchaftlich und verblendet, wie die Jakobiner in Paris, er ſprach noch am 20 November 1793 nach der Hinrichtung der Girondiſten es aus: auch jetzt müſſe man noch nicht an dem Gelingen der Revolution verzweifeln.

Von der andern Seite reizte ihn der Abfall vieler ſeiner frühern Freunde, welche das Verdammungsurtheil des Staats auch auf den Schriftſteller ausdehnten, die Verkennung ſeines Charakters, wenn man in dem Erfaſſen der neuen Ideen nur die Folge ſeiner ungenügenden Verſorgung in Mainz ſah! Das eben erwähnte Ereigniß in Frankfurt war auch die nächſte Urſache, daß Forſter, um ſeine Frau bei einer etwaigen Einnahme von Mainz ſicher zu wiſſen, ſeine Familie zuerſt nach Straßburg, dann nach Neuenburg ſchickte. Er hat die Seinige nur noch einmal wiedergeſehen!

Forſter ging bei ſeiner Theilnahme an dem revolutionären Verwaltungsrathe nach der Einnahme von Mainz von der Anſicht aus, daß es eines wackern Mannes Pflicht ſei, für des Landes möglichſte Schonung zu ſorgen, wer auch deſſen Beſitzer ſein möge. Das hat er thätig und uneigennützig gethan. Furchtlos den franzöſiſchen Kommiſſarien, unbeſtechlich dem Mainzer Volk gegenüber, that er das Rechte. Indeſſen wurde ſeine Lage in Mainz bald unhaltbar. Der Umſchwung der Dinge hatte doch den fremden proteſtantiſchen Gelehrten nicht plötzlich zu einem bei dem Volk beliebten Manne machen können. So ſehr er die Achtung und das Vertrauen der Beſſeren beſaß, ſo wenig begriff der große Haufe, was dieſer Fremde bei der Verwaltung von Mainz und der Beſtimmung ſeiner Schickſale zu ſchaffen habe. Der verſchiedene Bildungsſtand Forſter's und ſeine, ſchon erwähnte, frühere Abſonderung von der Mainzer Geſellſchaft trat ihm hemmend in den Weg. Zudem war jetzt gerade die Republik in höchſter Gefahr; die Freiheitsidee, die Fortbildung ſtaatlicher Formen trat in den Hintergrund, man brauchte in Mainz mit den Verhältniſſen vertraute Geſchäftsleute, praktiſche Menſchen. So trat er zurück gegen Leute, die er an Verſtand und Bildung, vielleicht auch an Reinheit des Willens überragte und nahm gern die Wahl des Volks an, als Abgeordneter nach Paris zu gehen, um die Vereinigung der rheiniſchen mit der franzöſiſchen Republik zu bewirken. Sorglos und ſeiner eignen Angelegenheiten nicht achtend, ohne Jemanden nur die Sorge für ſein Eigenthum, für die koſtbaren und mühſamen Sammlungen über die Südſee anzuvertrauen, machte er ſich am fünfzehnten März 1793 wie zu einer Spazierfahrt auf den Weg, führte in Paris das Wort und erreichte den Gegenſtand ſeiner Sendung, da der Nationalkonvent ſo großmüthig war, das, was Frankreich ſeit Jahrhunderten erſtrebt hatte, als Geſchenk anzunehmen. Als er ſich aber zur Rückkehr anſchickte, war Mainz von den Deutſchen eingeſchloſſen, bald belagert. Forſter's Briefe bezeugen, welcher grauſame Wechſel von Hoffnung, Entſchloſſenheit, Kleinmuth und Ergebung jetzt in ſeiner Seele ſtatt hatte. Die Bekanntſchaft mit den ſcheußlichen Elementen, aus welchen ſich die Freiheit entwickeln ſollte, das Schickſal von Mainz, die Trennung von ſeiner Familie, der Verluſt ſeines literariſchen Beſitzthums, deſſen Bearbeitung ihm immer noch als Aufgabe ſeines Lebens vorgeſchwebt, Alles das zuſammen brach ſeine Kraft, da alle Traumbilder ſeiner Hoffnungen zerronnen waren.

Auch ſein Begleiter Lux, der bekanntlich wegen ſeiner Begeiſterung für Charlotte Corday ſpäter hingerichtet wurde *), machte ihm viel zu ſchaffen.

Da durch die Wegnahme von Mainz Forſter's Auftrag erloſchen war, ging er als Bevollmächtigter des Konvents zum Nordheere, um Gefangene auszuwechſeln. Er blieb vom Auguſt bis zum Oktober 1793 in Cambray und dann längere Zeit in Arras und kam im November mit ſeiner Frau an der Schweizergrenze zuſammen.

Am fünften April 1793, alſo acht Tage nach ſeiner Ankunft in Paris, ſchrieb er: „Ich bin ſo wenig vom Charakter der Franzoſen erbaut, als ihre Feinde und

---

*) Die Anklageakte deſſelben findet ſich in Archenholtz Miscellen, I. 199.

Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das ſie haben, und ich ſehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zuſammen machen die Maſſe der ganzen Gattung aus und die Franzoſen ſind nun einmal, vielleicht gar zur Straſe, beſtimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müſſen. So ungefähr, wie die Deutſchen zu Luther's Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer abgeben mußten, indem ſie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten.“ Wenige Monate ſpäter äußerte er ſich: „Ihr macht euch wohl keinen rechten Begriff von einem Menſchen in meiner Lage, der wunderbar um ſeine ganze Wirkſamkeit gekommen iſt und in eine fremde Art der Exiſtenz übergehen muß, welche ſich blos auf einen ununterbrochenen Widerſtand gegen die ganze auf ihn eindrängende Macht des Schickſals beſchränkt. Ich bin ſo ſehr belagert wie Mainz, ich habe ſo ſtarke Ausfälle gethan, und, wenn's erlaubt iſt, das Gleichniß weiter fortzuſetzen, ſo glaube ich, daß ich mich auch bis auf's Aeußerſte wehren werde.“ Gefaßt ertrug er trotz vielen Klagen den traurigen Aufenthalt in Cambray, wo er die Erfahrung machte, wie ſchlecht es mit den Annehmlichkeiten des Lebens ſelbſt in den größeren Provinzialſtädten von Frankreich damals noch beſtellt war, wie verwahrloſt die Bildung der von Natur trägen Bewohner, wie ſchmutzig die Wohnungen, wie elend das Eſſen; dazu kam noch die Theurung durch die Aſſignaten, das Mißtrauen, welches durch unzählige Angebereien und die Entdeckung angeblich gegen die Republik angezettelter Verſchwörungen genährt wurde, und die Nähe des Feindes, welche am 7. Auguſt ihn zwang, ſchleunigſt Cambray zu verlaſſen und nach Arras zu reiſen. Von dort ſandte er am 21. Auguſt folgendes merkwürdige Bekenntniß, das wir in ſeiner ganzen Ausdehnung hier anführen müſſen, weil es ſeinen Charakter ebenſowohl zeichnet, wie die Verhältniſſe in Paris, über die er endlich zur Klarheit gekommen war: „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politiſche Laufbahn beendigt iſt. Dieſelbe Redlichkeit und Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundſätzen treu geblieben bin, überzeugt mich, daß, ſo ſehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte oder wenigſten glauben konnte, Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgange eines Schriftſtellers heraustrat und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geſchäfte begab, ich jetzt eben ſo ſehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht, was *unmöglich* ſcheint, die ganze Richtung, die man dem Rade der Staatsmaſchine gegeben hat, in Kurzem eine weſentliche Aenderung erleidet. Ich bin ein eifriger Freund der Freiheit und der Republik, ich wünſche das Heil des Menſchengeſchlechts trotz dem beſten Schwärmer und ich würde nie eine Feder in die Hand nehmen wollen, wenn ich nicht Hoffnung hätte, daß eine rauhe, ſelbſtverläugnende Tugend der allgemeine Sinn werden könnte, keine Maaßregel ſollte mir zu ſtreng ſcheinen, die man gegen äußere und innere Feinde des Vaterlandes nähme, ich würde die überflüſſigen ſogar gut heißen, wenn ſie den Freiheitsgeiſt einflößten, beſtärkten und zur höchſten Höhe ſpannten. Aber das ſind ſüße Träume, die der unſittliche Zuſtand des Menſchengeſchlechts ganz vernichtet. Hätte ich vor zehn, vor acht Monaten nur gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen und nicht in den Klubb. Das iſt ein Wort, deſſen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausſpreche. Es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundſätzen, von meinem Charakter ſich in einem öffentlichen Poſten erhalten und folglich dem Staat nützen könne. Meinungen ſind nicht frei, nicht ſtraflos, und können es in dem gewaltſamen Zuſtand der Dinge nicht ſein; hiermit ſpreche ich alſo mir ſelbſt das Urtheil, ſobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Redlichkeit, gute Abſicht, Aufopferung ſind nichts, das Schi*boleth* iſt *Alles*, und kann der freie Mann *dies* ſein *Alles* ſein laſſen? Ohne daſſelbe iſt ewiges Mißtrauen, Verläumdung, Verfolgung, Gericht, folglich die Unmöglichkeit Gutes zu wirken, mit demſelben, — ſogern ich zugebe, ja ſo gar glaube, daß man nichts Gutes wirken könne, wenn man nicht in Verbindung mit Andern wirkt, denen man oft auch in Dingen, die man nicht billigt, nachgeben muß, — mit demſelben, ſage ich, kann, wenn Leidenſchaft und Immoralität im Spiele ſind, eine moraraliſche Verantwortlichkeit über uns kommen, der ſich kein vernünftiger Mann unterziehen kann, ſo lange er noch an Tugend glaubt. Mein politiſches Glaubensbekenntniß iſt ſehr kurz. Die Periode, wo man ſich ſchmeicheln durfte, abſolute Freiheit in Europa und insbeſondre hier ruhig und feſt gegründet zu ſehen, iſt ſeit acht Monaten (ſeit der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Jan. 1793) vorüber, es iſt keinem kaltblütigen, keinem hellſehenden Beobachter verholen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen, und ich betheure euch, daß die Krämpfe, die man uns mit Kanthariden verurſacht, mit einer gänzlichen Abſpannung endigen werden. Damit iſt nicht geſagt, daß die auswärtigen Feinde ihren Zweck erreichen werden; im Gegentheil, ich hoffe, daß ihre Plane ſcheitern müſſen, ehe man noch wiſſen kann, was aus uns werden wird. Amerika war nicht ſo geſpannt als wir, ſeine Hauptanführer gingen beſonnener, weiſer und edler zu Werke und dennoch verwandelte ſich ein paar Jahre nach dem Frieden die Verfaſſung in eine beinahe ganz ariſtokratiſche und Waſhington, der Präſident heißt und immer nur auf vier Jahre gewählt wird, iſt mächtiger, als Georg III., den man König nannte und der erbliche Rechte hatte. Man kennt den Zuſtand von Amerika nicht in Europa, ſonſt würde man bald inne werden, daß der höchſte Grad der Verderbtheit unter den Menſchen, die ſich mit den Angelegenheiten der Regierung befaſſen können, dem ächt demokratiſchen Staate die Dauer abſpricht. Die Leidenſchaften müſſen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt ſich. Das Letzte iſt unmöglich in die Länge, alſo das Erſtre. Ich bin indeſſen feſt überzeugt, daß die Verfaſſung von

Amerika eine freie Verfaſſung genannt zu werden verdient, die freieſte, die wir in einem großen Staate kennen, denn die einzige Ariſtokratie, die ſie geſtattet, iſt die des Reichthums, die man ohne eine kaum ausführbare ſpartaniſche Gemeinſchaft nicht wegſchaffen kann. Ich hoffe daher auch hier noch auf öffentliche Glückſeligkeit, aber Niemand kann vorausſehen, wie lange wir noch zu kämpfen haben, ehe die Noth uns einigt, denn wir ſind gegen die kaltblütigen Amerikaner Tollköpfe und unſere Grundſätze ſind in die Wurzel hinein verderbt. Mein Lebensplan geht von der Hoffnung aus, daß meine Bücher, Handſchriften, Zeichnungen, Landkarten gerettet ſind und vor Ende des Jahres wieder in meinen Händen ſein können. Auf eine Schadloshaltung vom Staate iſt hier, zumal jetzt nicht, zu rechnen. Auf Bedienſtungen, die mich ſo ernährten, daß ich zurücklegen, meine Schuld allmählig tilgen und meine Kinder unterſtützen könnte, ebenſo wenig, denn ich bin ein Ausländer, ſtehe hier ganz einzeln und ohne alle Unterſtützung, ohne Familienverbindungen, ohne Freunde, ohne Vorſchub einer Parthei, endlich ohne die Gewandtheit, die erforderlich iſt, aus einer Stelle von 3000 Livres Gehalt eine Stelle von 15000—20000 Livres Einkünfte zu machen. Alſo gehe ich freiwillig in meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurück und würde am liebſten an der Rhone, in oder bei Lyon leben.“ Noch kräftiger hatte Forſter ſeine Anſicht von dem Gang der Dinge in Frankreich ſchon in einem Briefe aus Paris, am 26. Juni 1793 ausgeſprochen: „Nie hatte die Tyrannei ſoviel Unverſchämtheit, ſo viel Ausgelaſſenheit, nie wurden alle Grundſätze ſo mit Füßen getreten, nie herrſchte Verläumdung mit ſo zügelloſer Gewalt als hier.“

Die Hoffnung auf eine ruhige Zurückgezogenheit, welche Forſter hegte, bewährte ſich nicht; der Wirbel der Revolution ließ keinen los, den er einmal gefaßt hatte und bald aufwärts, bald hinunter riß. Da Forſter Ausländer war, da die Natur nach ſeiner eignen Ueberzeugung die Eigenſchaften blutiger Größe, herzloſer

Staatskunſt, die damals allein den Wagen des Staats über zuckenden Leichnamen aufrecht erhalten konnte, ihm verſagt hatte, ſo war ihm der Weg nach oben verſchloſſen und nur der Tod konnte bei der Freimüthigkeit, womit er ſeine edlen Geſinnungen ausſprach, ihn vor dem Fallbeil ſchützen. Seit ſeiner Rückkehr von der Schweizerreiſe, Ende Novembers, lebte er in Paris ohne beſtimmtes Amt, mit einem Wartegeld von 18 Livres (Aſſignaten!) täglich, was gerade für ſeinen Unterhalt hinreichte. Am 11. Dezember ſchrieb er zuerſt von ſeiner Krankheit, aber ſeine Gewohnheit, über jedes Unwohlſein mit hypochondriſcher Genauigkeit zu berichten, ließ die Seinigen ohne ernſte Sorgen. Auch ging es bald beſſer; aber Ende Dezembers trat ein Rückfall ein, dem der edle Dulder am 12. Januar 1794, Abends fünf Uhr, erlag. Bei der Nachricht von Forſter's Tode konnte die Hinterlaſſenen nur die Gewißheit tröſten, daß er bei ſeinen Lebzeiten und in ſeiner Krankheit keinen Mangel gelitten und die ſorgfältigſte Pflege und ärztliche Hülfe genoſſen habe.

Weltumſegler, du ſuchteſt auf pfadloſem Ocean Zonen,
  Wo die Unſchuld der Ruh' böte vertraulich die Hand. —
Edler Forſcher, was fandeſt du dort? — Die Kinder der Erde,
  All an Schwachheit ſich gleich, alle dem Tode geweiht.
Sohn der Freiheit, du öffneteſt ihr die männliche Seele,
  Ihr, die vom Himmel herab ſandte der Vater zum Heil. —
Ach, es wandte die Göttin ſich ſchnell von der blutigen Erde!
  Forſter, du ſchwebteſt mit ihr hin, wo dein Glaube ſich lohnt.
Friederike Brun, geb. Münter.

Forſter war mit unendlich empfänglichem Herzen und ſeltenen Fähigkeiten des Geiſtes geboren, aber von ſeiner Geburt an zog ſich durch ſein Daſein ein unſeliges Mißverhältniß zwiſchen ſeinem Streben und ſeinen Mitteln. Seine frühen Verdienſte bei dem beſtändigen Drucke häuslicher Beſchränkung, die frühe, enthuſiaſtiſche Anerkennung derſelben von den Seinigen bei den ewigen Hinderniſſen, die dem Gelingen ſeiner Anſtrengungen im Wege ſtanden, die unbegrenzte Ernte von Wiſſen und

Anſchauungen, welche die Umſtände ihm boten, bei dem Mißlingen, ihre Früchte geltend zu machen, die Bewunderung der Menge, die ſchmeichelnde Neugier der Großen, die Gunſt gebildeter Frauen überall, wo der junge, beſcheidene, geiſtvolle Weltumſegler auftrat, neben der Unbedeutendheit ſeiner häuslichen Umſtände, die Größe ſeiner Anſichten bei der Kleinheit ſeines Wirkungskreiſes, — alle dieſe Gegenſätze brachten eine fortwährende Diſſonanz in ſein Leben. In Forſter's Charakter waren die höchſte menſchliche Güte und unzerſtörbares Hoffen innig verwebt. Dieſe Güte lief wie ein goldener Faden durch das ganze dunkle Gewebe ſeines Lebens hindurch, ſtets rettend im Schmerz, oft hindernd am Entſchluß, oft irre führend im Urtheil, aber immer einem Engel gleich, der mit ſeinem Palmzweig die ſchwüle Erdenluft erquickend bewegte und ihn nach jedem Mißlingen zum kühlen Kranz um ſeine Stirne bog. Dieſe herrliche Güte war in ihm auch die Mutter der Hoffnung, — leider iſt ſie es aber, die uns am häufigſten über den Werth des Augenblicks täuſcht, doch wenn ſie die Güte zur Mutter hat, nie den Getäuſchten herabwürdiget. Aus dieſem Grunde blieb Forſter's Selbſtachtung ſtets unerſchüttert und die Achtung Aller, die ihn kannten, blieb ihm ſelbſt da, wo ſie ihn tadelten, gewiß. Forſter's reicher Geiſt entwickelte ſich ohne viele fremde Unterſtützung ſchnell und üppig an dem vielſeitigen Anſchauen der Natur. An der Hand eines Vaters von ſtarkem, umfaſſendem Naturſinn bildete ſich jenes Talent der Naturbeobachtung, welches ſich in ſeinen Charakteriſtiken in ſeinen Schriften überall offenbart. In der Anſchauung der Natur entwickelte ſich ferner der hohe Freiheitsſinn, der ſeinen Schriften, wie ſeinem ganzen Weſen den Grundton gibt. Frei von den Feſſeln der Syſtemſucht und dem Staube der Stubengelehrſamkeit betrachtete er Natur und Kunſt, frei von des Fremden Nachahmung, friſch und lebendig ſtellte ſein reiner Geiſt das Angeſchaute in eigenthümlicher Geſtaltung dar und dies iſt's was ihn zu einem klaſſiſchen Proſaiſten der

Deutſchen erhebt. Was ſeine Schriften betrifft, ſo erwähnen wir von ſeinen zahlreichen Ueberſetzungen nur die der Sakontala (1791), wodurch er dieſe köſtliche Frucht des indiſchen Himmels nach Deutſchland verpflanzte; ſein Hauptwerk iſt die für Menſchenkenntniß und Naturgeſchichte ſo wichtige Beſchreibung ſeiner Reiſe um die Erde (2 Bände 1788); den höchſten Grad von ſtyliſtiſcher Vollendung erreicht aber ſein reifſtes Werk, die erwähnten „Anſichten vom Niederrhein," wo man nicht weiß, ob man mehr die Natur- oder Kunſtſchilderungen, die ſcharfe Charakteriſtik einzelner Individuen oder die Zeichnung ganzer Völker, mehr den politiſchen Scharfblick oder die Tiefe und Wärme der allgemeinen Betrachtungen bewundern ſoll.

Wir ſchließen unſre Darſtellung mit der Charakteriſtik, welche Gervinus von Forſter entwirft. Gervinus, der auch das Verdienſt hat, durch eine neue Ausgabe von Forſter's Schriften dieſen edlen Mann der Nation wieder näher gebracht zu haben, ſagt bei Gelegenheit der Schilderung, wie die Schreckenszeit auf die früheren Bewunderer der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland wirkte, Folgendes:

„In der allgemeinen Troſtloſigkeit und Rechtloſigkeit, wo kein Urtheil Stand hielt und wo ſelbſt ſeine Frömmigkeit den gutartigen Deutſchen ſoweit verließ, daß er an Gott und Vorſicht irre ward, hielt vor Anderen Ein Mann in öffentlichen Schriften an dem richtigen Urtheile feſt und an dem, wenn nicht religiöſen, doch hiſtoriſchen Glauben, daß trotz jenes Spiels der raſendſten Leidenſchaften dies Schauſpiel nicht von einem blinden Zufall, nicht von einem boshaften Teufel der Welt zwecklos bereitet ſei; er ſah, wie kein Deutſcher, ganz in der Nähe dem Chaos der menſchlichen Willkürlichkeiten, der Eitelkeit, dem Eigennutz, den Umtrieben der Partheien zu, aber er hielt an dem Einen Punkte feſt, „der ſich brüten ließ und künftige Geſtaltung verſprach," er glaubte an kommende heilſame Früchte, als ſein Auge am dichteſten auf den Gräueln ruhte, die ſie zu vergiften drohten, er traute dem Schickſal und der Menſchennatur, als ihm ſchon das Herz gebrochen war, und ſelbſt der vorläufige, üble Ausgang jener großen Reformation der Welt konnte nicht ſeinen Begriff vom moraliſchen Zuſammenhang der Dinge aufheben. Ich rede von Georg Forſter, einem der klaſſiſchſten Schriftſteller unſerer Sprache und der ſeltenſten Menſchen aus dem Kreiſe unſerer Literatoren. Daß aber dieſer Mann nicht gehört wurde, das machten ſchon ſeine Schickſale begreiflich; er ſchien ja weit der Verirrteſte unter allen Verirrten, denn er durchſchaute vom erſten Augenblicke die deutſchen Regenten und brauchte ſeine Kräfte da, wo etwas zu wirken war, er that nach den Grundſätzen die man, wie es unſre Art iſt, in Deutſchland nur in der Idee, nicht in den Handlungen ertrug; man erklärte ihn in Acht und Bann, man ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf, und Schiller und Goethe mochten in den Xenien den tragiſchen Fall dieſes Mannes mit einem elenden Witze begleiten, der es beweiſt, wie unendlich fern ein wirkender, praktiſcher Sinn aus dem Geſichtskreis unſerer größeſten Männer lag. Wer die Werke Forſter's und ſein Leben kennt, den wird es nicht befremden, daß wir von ihm ausſagen, er habe die Anlage gehabt, ein wahrhaft großer Staatsmann zu werden, er ſei dem kleinlebigen Geiſte des deutſchen Volkes zum Opfer gefallen und habe ſeine größten praktiſchen Gaben unentwickelt zu Grabe getragen.*) Wie abnorm waren aber auch die Schickſale, die uns ausnahmsweiſe einen ſolchen Mann bildeten! Er mußte in England aufwachſen, als Jüngling die Welt umſegeln und ſein übriges Leben in der Sehnſucht nach einem großen praktiſchen Wirkungskreiſe verbringen, der ihm in Deutſchland nicht blühte. Als jene Revolutionszeiten kamen, wo man in Deutſchland aus der Theilnahme an den Geſchicken der Menſchen ein Verbrechen machte, drängte ſich auch ihm wohl der Gedanke auf, in dem ſich jeder ehrliche Deutſche am glücklichſten fühlt, ſich auf ſich ſelbſt zurückzuziehen und für ſich allein zu ſorgen. Es gab noch ein Zweites: ſich dorthin zu wenden, wo jene ſympathetiſchen Geſinnungen kein Verbrechen waren, und dies lag dem thatſinnigen Manne nahe genug zu thun, der in der Schule des Lebens kein Neuling war, der nicht aus fliegender Hitze, ſondern aus einer ruhigen und ſelbſt phlegmatiſchen Natur nach Prinzipien handelte. Sich aus dem Vaterlande nichts zu machen, das hatte ja das deutſche Vaterland in Theorie und Praxis ſelbſt gelehrt! Nur dort ein Vaterland zu glauben, wo Freiheit iſt, das hatte er aus der Kenntniß von England und der Geſchichte gelernt. Seine konſequente Neigung für die franzöſiſche Sache floß ganz aus den Gründen einer politiſch-hiſtoriſchen Einſicht, mit der Forſter nur öffentlich allein ſtand, keineswegs abſolut. So nüchtern und geſund beobachtende, ſo kalt urtheilende Männer wie Merck und Lichtenberg waren ganz auf ſeinem Wege. Forſter handelte ſelbſt in der Nähe mit, er beobachtete ganz im Einzelnen und hatte im Moment der unreifſten Thaten ohne Vergleich die treffendſten Urtheile gegeben, jene Reihe von Vorausſichten und Weiſſagungen ausgeſprochen, von denen faſt keine einzige unerfüllt geblieben iſt. Er hat noch im raſchen Gang der Dinge ſelbſt ihren Verlauf, wie einen vergangenen Akt geſehen, er hat das Bleibende im Vorübergehenden erkannt, er hat innerhalb der werdenden Geſchichte ein hiſtoriſches Urtheil gefällt, das der ſpätere Geſchichtsſchreiber nur erweitern, nicht beſſern kann. Dies iſt das Wahrzeichen, an dem man den Politiker und den Hiſtoriker erkennt!"

---

*) Forſter ſchrieb ſchon 1779, als Deutſchland noch ein rein literariſches Leben lebte: „Ein gelehrter Mann, ein witziger Kopf, einer, der ſeine Sprache und ſeine Feder in der Gewalt hat, den nennen wir groß, wenn's auch ein Kerl von Leder iſt."

Johannes Falk.

Von

C. F. Lauckhard.

In jedem Herzen glimmt von Anbeginn
Der *Gottesfunke*, der dem Born des Lichts
Entſprang und ſeine Quelle wieder ſucht.
O Menſch, du weißt gar oft nur ſelber nicht,
Daß du ihn haſt. Oft kommt das *Glück* zu dir
Und mahnt dich dran; du faſſeſt ſeinen Finger,
Und wähnſt, es feſtzuhalten; — ſieh, ſchon iſt
Es dir entſchwunden und du ahnteſt nicht,
Indem du's ſelber faſſen wollteſt, welchen
Koſtbaren Schatz es dir *in dir* — *gezeigt*!
Da tritt der *Schmerz* zu dir und weckt vom Traum
Dich auf. Von ſeines Odem's kaltem Hauch
Zuſammenſchauernd, ahnſt du nicht ſogleich,
Daß er den Gottesfunken, den du nie
Gekannt, zur hellen Flamme angefacht.
Es iſt der *Menſchenliebe* heil'ges Feuer,
Das deines Stoffes gröbre Hüllen tilgt;
Hervor dann dringt's, und brauſt, ein goldner Strom,
Erhellend, wärmend, läuternd, durch die Nacht
Von armen kalten Herzen um dich her.
Da *ſiehſt* du erſt, da *faßeſt* du das *Glück*,
Wie du's im *Nächſten* findeſt, dem du's brachteſt;
Dann erſt in ganzer Fülle iſt es *dein*.
Da dankſt du erſt dem Schmerz, der dich befreit
Von allem Bann der Selbſtſucht, der gefangen
Dich hielt, auf daß du zum Befreier wardſt
Jedweden Herzens, das in gleicher Haft
Einſt lag und ſich mit dir des Lichts nun freut!
Da fühlſt du erſt, woher du ſelber kamſt,
Wohin du ſtrebſt; da weißt du erſt, warum
Du lebſt! Du weißt: *Ein Leben, ganz*
Gelebt im Ganzen, ob die letzte Hülle
Verzehrt zu Aſche wird, *vergehet nicht*.

D.

Johannes Falk.

(Geboren 1768 in Danzig; — geſtorben 1826 in Weimar.)

„Der böſe Feind verſucht mich ſo zu Allerlei und oft wünſch' ich ſogar — Gott verzeihe mir den Wunſch! aber was kann ich davor, daß er mir von Herzen kommt? — daß mir nur wieder einmal ſo ein ſchwer Unglück paſſirte, wie das war, was meine Eltern an mir erlebten, als ich Anno 78, zehn Jahr alt, auf St. Petri Kirchhof von einem Kutſchwagen fiel und ein Bein brach. Aber ſo gut wird es mir nimmer, liebſter Herr Vetter. Ach! das war eine ſchöne Zeit! Denn damals, und ſo lang ich in dem Verbande zubrachte, konnte ich leſen, was und ſo viel ich nur immer wollte, und ſchnitt mir kein Menſch deshalb ein ſchief Geſicht. Jetzt, ſobald ich nur ein weltlich Buch in die Hand nehme, heißt es gleich: ob mich der Satan ſchon wieder mit mein' Hiſtorienbuch bei der Hand hätte? Und damit iſt's nicht genug, ſondern ſteht auch gleich mein Vater oder Mutter hinter mir, und nimmt es mir weg. Ach, liebſter Herr Vetter, das ſind ſchwere Zeiten, die ich verlebe, und iſt auch keine Hoffnung, daß mein Fortune je beſſer werden wird. Abends um Zwielicht und wenn die Andern im Haus und in der Werkſtatt Vesper halten, ſchleich ich mich fort, und geh' und hol' mir irgend ein Buch aus Herrn Brückner's Leſebibliothek. Aber wo leſen? das iſt die Kunſt! Da trete ich dann im Winter auf die hohen Beiſchläge am Fiſcherthor, wo die Laternen brennen und leſe, bis mir das Geſicht braunroth wird und mein' erfrornen Hände die Blätter vor Kälte nicht mehr umſchlagen können. Wenn ich darauf nach Hauſe komme, hab' ich auch keinen gnädigen Herr-Gott; da zankt mein Vater und meine Mutter auf mich ein, da ſetzt es ſaure Geſichter und oft wohl gar —. Nun was hilfts? einmal iſt man in der Welt und muß aushalten." —

So ſchrieb ein vierzehnjähriger Knabe an einen Anverwandten, zu dem er Liebe und Vertrauen hatte und vor welchem er zuweilen ſein ſchwergepreßtes Herz ausſchütten durfte. Dieſer Knabe war Johann Daniel Falk, der Sohn eines armen Perrückenmachers in der freien Reichsſtadt Danzig — nachmals ein berühmter Schriftſteller, ſodann Dollmetſcher und Sekretär bei den franzöſiſchen Kommiſſären, und zuletzt, nach ſchweren Prüfungen und vielfachem häuslichem Unglück, ein Helfer in der Noth, ein Vater armer verlaſſener Kinder, der Peſtalozzi des Nordens. Er war berufen, durch Schrift, Geſinnung und That ein Mann des Volkes zu werden.

Wenn man das Leben eines bedeutenden Mannes, eines kräftigen Geiſtes überblickt und genauer prüft, ſo findet man, daß gewöhnlich zwei Gewalten es ſind, welche ineinander wirken, um es zu dem auszuprägen, als was es dann endlich fertig und abgeſchloſſen, mit dem Siegel eigenthümlicher Bedeutung für Mitwelt und Nachwelt, daſteht. Das Eine, was ſich unabweislich geltend macht, iſt der urſprüngliche innere Drang, der Beruf eines Menſchen, das, was die Vorſehung gegeben, die Richtung des ganzen Seins, die Beſtimmung, — aber freilich wird ſie's erſt, wenn das freie Bewußtſein ſie erfaßt, der klare, kräftige Wille ſie zu ſeinem Eigenthum macht; als ein Zweites erſcheinen ſodann die äußern Verhältniſſe, welche jenem innern Drange hemmend und fördernd, beſtimmend und verändernd gegenüber treten. Aus Beidem wächſt und geſtaltet und vollendet ſich das, was ein Menſch in ſeiner Zeit und Umgebung wird und thut. Falk war vorzugsweiſe ein energiſcher Geiſt, ein praktiſcher, thatkräftiger Menſch mit einem entſchiedenen Willen. Sein rüſtiges Streben war auf das Wahre und Gute, auf das Geſunde und Natürliche inſonderheit auf das ſittliche Wohl des Volks gerichtet. Dieſer edlen Richtung traten Armuth, Niedrigkeit und eine tyranniſche Erziehung, es traten ihr die Thorheiten der Menſchen, und die ſchweren Zeiten, welche der franzöſiſche Krieg über unſer Vaterland brachte, entgegen. Damit fand er Kampf und Arbeit genug; daraus aber geſtalteten ſich auch die drei Entwickelungen ſeines Lebens, in welchen er, innerlich Derſelbe, äußerlich ein Anderer, erſchien. Als wiſſensdürſtiger, nach Freiheit von dem Druck der Verhältniſſe ringender Knabe tritt er zuerſt vor unſere Blicke, dann zeigt er ſich uns als freier, an kein Amt gebundener Schriftſteller, endlich als thätiger Helfer in der Noth, als ſchwergeprüfter, liebevoller Menſchen- und Kinderfreund.

Und dieſe letzte Entwickelung iſt die ſchöne Frucht ſeines Daſeins für ſein Vaterland, für das Menſchenthum. Auf dieſem letzten Standpunkte zeigt ſich ſein Bild in ſo reinem Glanze, daß es ſich wohl verlohnt, die Schickſale ſeines Lebens zu verfolgen, und wahrzunehmen, wie ſich ein urſprünglich edler Geiſt endlich zum Finden ſeines eigentlichen Berufes, zur Erringung einer ſegensreichen Stellung im Volke durcharbeitet. Ein Mann des Volks zu werden, iſt das Ziel, das jeder Sohn unſeres Volkes als das höchſte und herrlichſte betrachten muß! Wie verſchieden auch die Lebenswege ſind, auf denen jeder von uns wandelt, und ob auch mancher glauben möge, der Pfad, welchen er betreten, führe ihn von jenem Ziele weit ab, — wenn jeder nur redlich will, ſo kommt er doch dahin; er bahnt ſich den Weg. Das zeigt uns Falk. Und ſo ſtehe denn hier das Bild ſeines Lebens, in kurzen Umriſſen entworfen, ohne grellen, blendenden Farbenglanz, aber treu und wahr!

Welch ein Leben war Falk's Knabenzeit! Jener Brief, den er, vierzehnjährig, an ſeinen Verwandten ſchrieb, enthüllt das ganze Streben, enthüllt all die Thatkraft, all den friſchen Muth, all die Leiden des armen Knaben! Wie viele Tauſende gibt's, in denen derſelbe Funke glüht, und in wie vielen Tauſenden wird er erſtickt, weil die Umgebung, welche des jungen Herzens kräftige Lebenslaufbahn beſtimmt, ihn nicht ahnt! Der Knabe Falk, welcher nichts ſo ſehnlich wünſchte, als recht viel zu lernen und einmal „ſtudiren“ zu dürfen, wurde, nachdem er in ſeiner Vaterſtadt Danzig kurze Zeit eine öffentliche Schule (die Petriſchule) beſucht hatte, wieder herausgenommen und mußte ſeinem Vater im Geſchäft an die Hand gehen. Er wurde namentlich angehalten, die friſirten Perrücken in großen Schachteln herum zu tragen, was er nur mit großem Widerwillen that. Eines Tages, als er es nicht mehr aushalten konnte und das Schimpfen und Mißhandeln über ſeine Lern- und Leſeſucht gar zu arg wurde, entfloh er aus dem Hauſe ſeiner Eltern und irrte mehrere Tage in der Nähe von Weichſelmünde in den Waldungen umher. Flehentlich wandte er ſich an mehrere Schiffer: ſie möchten ihn mit auf die See nehmen. Aber ſie erwiederten ihm, er ſei noch zu jung für den Seedienſt und verſtehe auch die engliſche Sprache nicht. Von nun an, war der junge Falk ernſtlich darauf bedacht, tüchtig Engliſch zu lernen. Ein braver Lehrer, welchem er ſeine verzweifelte Lage ſchilderte, nahm ſich des Knaben an und erlaubte ihm, an dem Unterricht, den er mehreren jungen Leuten im Engliſchen ertheilte, Antheil zu nehmen. Der arme Falk wurde von ſeinen Mitſchülern, wegen ſeines weißen Rockes, den er wegen ſeiner Beſchäftigung mit Puder, Zöpfen und Perrücken nothwendig tragen mußte, vielfach geneckt, verachtet und zurückgeſtoßen; aber es dauerte nicht lange, ſo hatte er mehr gelernt, als die andern alle. Sein Lehrer empfahl ihn dem Prediger an der St. Petrikirche, Majewsky, und dieſer Mann brachte es endlich dahin, daß Falk's Vater ſeine Einwilligung zum Studiren gab. Johannes Falk, überglücklich, daß endlich der heißeſte Wunſch ſeiner ganzen Seele erfüllt werden ſollte, kam ſofort in die Petriſchule (1783) und ſodann in's Gymnaſium (1785). Die Leiden ſeiner Jugend waren aber noch lange nicht zu Ende.

Die eigne Armuth und der Uebermuth der Reichen wurden ihm eine Quelle mannigfacher Sorgen und Kränkungen. Er gab den Tag über Privatſtunden und mußte einen Theil der Nacht für ſeine eignen Studien verwenden. Um wach zu bleiben, pflegte er eine Zeit lang ſtarken Kaffee zu trinken und die Füße in kaltes Waſſer zu ſtellen, was ihn beinahe das Leben gekoſtet hätte. Die Primaner des Danziger Gymnaſiums durften Degen und Federhut tragen, was ſonſt nur den Studenten der Univerſitäten erlaubt war. Eines Tages nun fühlte ſich ein ſtolzer Primaner veranlaßt, aus Muthwillen dem Sohn des armen Perrückenmachers auf öffentlicher Straße den Hut vom Kopf zu ſtoßen. Hierüber ergrimmte Falk dergeſtalt, daß er dem übermüthigen Beleidiger, ehe er ſich's verſah, den Stock aus Hand und den Degen von der Seite riß und ihm beide zerbrochen vor die Füße warf.

Auch von einer andern Seite, ſollte nach einiger Zeit des jungen Falk's Herz ſchwer verlezt werden und auf's Schmerzlichſte den Uebermuth der Bevorzugten empfinden. Er hatte in einem Konzert die Tochter eines reichen Rathsherrn kennen gelernt. Die ſchöne Jeanette hatte ſeine Liebe erhört, zog ihm aber ſpäter einen reichen Engländer vor, welcher ſie indeſſen gleichwohl nicht zur Frau nahm. Falk fühlte ſich durch dieſe Zurückſetzung tief verlezt und bitter gekränkt, und gerieth in eine trübe Stimmung, welche nicht ſelten dem Menſchenhaß nahe kam.

In ſeinem 20. Lebensjahr (1788) bezog Johannes Falk, durch mehrere Stipendien unterſtüzt, die Univerſität Halle, wo er Theologie ſtudiren wollte. Bald aber gab er dieſen Plan auf und folgte bei der Wahl der Vorleſungen ganz frei ſeiner Neigung. Er hatte ſo viel Vertrauen auf ſich und ſein Talent, daß er das Brodſtudium verſchmähte und ſtatt eines Staats-Amtes die freie Wirkſamkeit des Schriftſtellers für ſeine Zukunft ſich auserſah. Schon in Halle begann er ſeine Laufbahn als Schriftſteller und trat damit auf die zweite Entwicklungsſtufe ſeines Lebens.

Die Richtung, welche er einſchlug, war die ſatyriſche, diejenige, in welcher der Mann, deſſen Geiſt berufen iſt, mit der Waffe der Schrift in's Volksleben einzugreifen, die Thorheiten und Erbärmlichkeiten, welche ein Zeitalter beherrſchen, dadurch zu bekämpfen und zu vernichten ſucht, daß er ſie lächerlich macht. Jeder Schriftſteller hat einen hohen Beruf; nicht geringer ſteht er an Wichtigkeit da, als der Fürſt, als der Staatsmann, als der Lehrer, als der Geiſtliche. Durch die Macht der Gedanken herrſcht er, durch ſie hat er die geiſtige und ſittliche Kraft des Volkes zu läutern, zu heben, zu ſtählen; er iſt der größte Erzieher, er iſt der wahre „Seelſorger," wenn er das iſt, was er ſein ſoll. Ein hoher Beruf, eine ſchwere Verantwortung! Wer die Feder ergreift, um als Schriftſteller zu wirken, — wehe ihm, wenn ihm das Volk nicht heilig iſt, wenn er nur an Gewinn oder Ruhm denkt, wenn er blos mit der flüchtigen Mode Schritt hält, oder wenn er nur um die Gunſt der Menge buhlt! Einen ſolchen hebt der Augenblick raſch hoch empor, um ihn gar bald deſto tiefer ſinken zu laſſen; er iſt ſchnell berühmt, um mit Recht bald für immer vergeſſen zu werden. Schriftſteller ſein, im wahren Sinne, heißt: ſich aufopfern für ſein Volk, bei jedem Gedanken ſeines Volkes Wohl denken, bei jedem Athemzug ſeines Volkes Wohl empfinden, in jedem Buchſtaben, den man niederſchreibt, für ſeines Volkes Aufklärung, Erſittlichung, Veredlung wirken, und wenn man auch von allen Partheien verkannt, wenn man verdächtigt und verhöhnt, wenn man in den Staub getreten wird, dennoch nicht irre werden, am Volke, dennoch nicht treulos werden an den Ideen, deren einſtiger Sieg es glücklich machen wird, dennoch nicht ablaſſen, in ſolchem Sinne zu wirken, — das heißt: Schriftſteller ſein! Und nun erſt der ſatyriſche Schriftſteller, ein ſolcher, der alles Unrecht, alle Thorheit, alle Erbärmlichkeit durch Witz lächerlich macht und durch Lächerlichmachen ververnichtet! Freilich: ein ſolcher Schriftſteller, wenn er ganz ein Volksſchriftſteller ſein will, kann in Ländern nicht auftreten, wo die Freiheit der Preſſe gefeſſelt iſt, denn in ſolchen kann er für jede Verletzung der Volksrechte ebenſowenig in ſeiner Weiſe wirken, als der ernſte Schriftſteller. Aber auch, wo ſolche drückende Verhältniſſe noch beſtehen, hat der ſatyriſche Schriftſteller, wenn er ein rechter Mann des Volkes ſein will, noch immer ein weites Feld für ſeine Thätigkeit. Er kann die Sittlichkeit des Volkes heben, indem er die eben herrſchenden Laſter der Verachtung preis gibt; er kann für die geiſtige Aufhellung des Volkes wirken, wenn er die Folgen der Verfinſterung in ihrer ganzen Armſeligkeit darſtellt.

Doch kehren wir wieder zu Falk zurück! Wie kam's, daß er ſich, da er als Schriftſteller auf ſein Volk wirken wollte, gerade für die ſatyriſche Richtung entſchied? Er konnte gar nicht anders, er wurde durch die Schickſale ſeiner Jugendzeit in dieſelbe gedrängt.

Er hatte die brutale Dummheit, er hatte die geiſt- und herzloſe Anmaßung und die ſich bevorrechtet dünkende und theilweiſe auch wirklich bevorrechtete Unwiſſenheit nahe genug vor Augen gehabt; ſie hatten ihn in ſeinem innerſten Leben ergriffen, verletzt, gedemüthigt. Was Wunder, daß der ihm innewohnende Drang nach dem Rechten und Wahren und das Gefühl der eignen Kraft ihm die Waffe des Lächerlichen und die Geißel des Spottes in die Hände drückten? Aber er ſollte auch früh ſchon erfahren, daß auf dem Pfade des Satyrikers Dornen und Diſteln wachſen und daß man den Menſchen die Wahrheit, die ihnen unangenehm iſt, nicht ungeſtraft in's Angeſicht ſagt. Immerhin: man kann ſie ihnen nicht oft genug ſagen; endlich muß ſie doch durchdringen. Falk's erſte Spottgedichte waren: der Menſch und die Helden (1795 und 1796 veröffentlicht). In dem erſten dieſer Gedichte glaubte ein Danziger Rathsherr ſich wegen ſeines Geizes verſpottet und hart mitgenommen. Die Folge davon war, daß Falk eines ſeiner Stipendien einbüßte, welches er ſpäter nur theilweiſe wieder erhielt. Im Uebrigen erntete er für ſeine erſten Verſuche auch manches Lob und wurde theilweiſe, namentlich von dem Dichter Wieland, über die Gebühr geprieſen. Hierdurch ermuthigt, war Falk entſchloſſen, das Satyrenſchreiben zu ſeinem eigentlichen Geſchäft zu machen und ſeinen Unterhalt damit zu verdienen; ja, er dachte ſogar, „darauf zu heirathen.“ Seine Angriffe auf die Zeitverhältniſſe und beſtehenden Einrichtungen zogen ihm jedoch bald Streit und Verdrießlichkeiten genug zu. Die Tadler betten ſich ſelten auf Roſen und wenn ſie es noch ſo wohl meinen und noch ſo ſehr recht haben. Sie ſagen zwar immer, ſie wollten nur die Sachen zum Beſſern wenden; — aber Perſonen und Sachen ſind im menſchlichen Leben allezeit auf's Engſte verknüpft, ſo daß jene gern für dieſe einſtehen und das, was gegen die Sache geſagt wird, ſich anziehen, übel nehmen und Widervergeltungsrecht üben, — nicht mit Scherz und Spott, ſondern leider allzuoft mit bitterm Ernſt.

Von Halle ging Falk nach Berlin und von da nach Weimar, wohin ihn namentlich den Aufenthalt ſeines Freundes Wieland zog. Hier verheirathete er ſich mit Karoline Roſenfeld aus Halle. In ſeinen Werken findet ſich ein Gedicht an ſeine Braut, in welchem er ihr die Gründe auseinanderſetzt, aus denen ein Mädchen eigentlich keinen Satyriker heirathen dürfte.

In Weimar ſetzte Falk ſeine Beſtrebungen mit Muth und Freimüthigkeit fort und ließ ſich weder durch Schmähworte noch durch Drohungen darin irre machen. „Zu tadeln iſt aber, daß er nach und nach, ſtatt Thorheiten und Laſter zu geißeln, ſeine Angriffe lediglich auf Perſonen richtete, wodurch er — und mit Recht — das Vertrauen des Publikums zum Theil verlor. Großes Aufſehen machte indeß ein Mährchen in dramatiſcher Form, welches er in jener Zeit veröffentlichte Es hieß: Die Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel; ein höchſt ergötzliches Stück. Die Aufführung auf dem Theater wurde jedoch verhindert, weil man fürchtete, daß die Gegner einen allzugroßen Lärmen erheben würden. Falk trat nun auch kühn auf's Gebiet der Kritik und Politik und war in dem verhängnißvollen Jahr 1806 einer der Muthigſten und Freiſinnigſten. Auch jetzt konnten ihn heimliche Warnungen und Drohbriefe ohne Namen — wie ſchon früher einmal in Halle — nicht beſtimmen, ſeinen Wohnort zu verlaſſen. Er war übrigens, in vielerlei Händel verwickelt, auf dem Wege, ein hypochondriſcher Grübler, ein kleinlicher, menſchenſcheuer Stubengelehrter zu werden. Seine Geſundheit ſchien untergraben; bleich, abgezehrt und reizbar ſchlich er umher, das Leben und die Menſchen mißkennend. Da traf ihn plötzlich ein glücklicher Stoß, der ihn auf dem Wege zum Untergange erfaßte und mitten in's friſche Leben und in die unmittelbare Wirkſamkeit der That hinein warf.

Auf die Empfehlung ſeines Freundes Wieland wurde Falk, den Kontribution einſammelnden Franzoſen, als „secrétaire interprête," (Sekretär-Dolmetſcher) beigegeben. Hier hatte er denn Gelegenheit, durch ſeine Umſicht und Unerſchrockenheit viel Gutes zu wirken, Mißverſtändniſſe zu verhüten, Schonung zu vermitteln und Gewaltthätigkeiten zu verhindern. Er war durch dieſe, ſeinen früheren Beſchäftigungen ganz entgegengeſetzte Thätigkeit, welche aber der Natur des energiſchen, thatkräftigen Mannes vollkommen zuſagte, in kurzer Zeit wie umgeſtaltet. Der kränkliche, abgezehrte Satyriker war in dem rüſtigen, gewandten, in Geſundheit blühenden Weltmann kaum wieder zu erkennen, der mit der dreifarbigen Kokarde, dem großen Säbel an der Seite und dem dreieckigen Hut auf dem Kopfe allenthalben thätig und geſchäftig war. Im Jahr 1807 wurde er von ſeinem Landesherrn, dem Großherzog Karl Auguſt von Weimar, mit einem diplomatiſchen Auftrag nach Berlin geſandt und erhielt ſpäter als Legationsrath ein Jahrgehalt.

Es läßt ſich nicht läugnen und darf in einer wahrheitsgetreuen Lebensbeſchreibung nicht verſchwiegen werden, daß Falk durch dieſe äußern Erfolge dahin kam, ſeinem urſprünglichen Charakter untreu zu werden. Eitel und ehrgeizig drängte er ſich an Adel und Hof heran, und gab eine Zeitlang — wahrſcheinlich um ſeine Volksbeliebtheit mit Gewalt zu retten, — des Abends von ſeinem Fenſter aus dem Pöbel Schattenſpiele zum Beſten, welche theilweiſe ſo unfein waren, daß ſie von der Polizei unterſagt werden mußten.

So ſehen wir denn den von Haus aus wackern und tüchtigen Mann an dem äußerſten Ende der Untreue gegen ſich ſelber angelangt. Aber die gute Natur war in ihrem Kern noch unverſehrt, und da mußte denn auch bald ein entſcheidender Wendepunkt in der Krankheit ſeines Charakters eintreten, eine „Kriſis,“ wie man's in der Kunſtſprache der Aerzte nennt. Es kam bald und plötzlich ein Umſchwung — vom Glück in's ſchwerſte Leiden, vom Uebermuth in die Demuth, welche zu ſeiner Ehre in die ächte Bruderliebe, in die hülfreiche, wahrhaft chriſtliche Menſchenliebe überging.

Der erſte ſchwere Schickſalsſchlag, der ihn traf, war der Tod ſeines Freundes Wieland. Durch die in Weimar und der Umgegend wüthenden Nervenfieber verlor Falk ſodann in einem Zeitraum von vier Wochen vier blühende Kinder: zwei Söhne und zwei Töchter. Sein Schmerz war gränzenlos. Er wünſchte und erwartete den Tod; aber umſonſt. Da ſtieg in ihm der Gedanke auf: er ſei berufen, der Vater und Beſchützer der armen Waiſen zu werden, welche durch den Krieg und die herrſchende Seuche verlaſſen und elternlos geworden waren. — „Wir wollen,“ ſchrieb er damals, „dieſen verwaiſten Kindern das ſein, was ihre zu früh verſtorbenen Eltern und Verwandten vielleicht den unſern in einer andern Weiſe ſind. An den irdiſchen Geſpielen unſerer ehemaligen Söhne und Töchter, die jetzt Geſpielen der Engel ſind, wollen wir treulich die Schuld einer glühenden, herzlichen Liebe und Zuneigung abtragen, die wir den Unſern ſelbſt in dieſer Welt nicht mehr erzeigen können.“

Im Verein mit dem Stiftsprediger Horn in Weimar gründete er die „Geſellſchaft der Freunde in der Noth." Ueber den Zweck dieſes wohlthätigen Vereins, welcher große Unterſtützung im In- und Auslande fand, und für welchen eigne Miſſionäre unterhalten wurden, äußerte er ſich alſo: „Wir wollen verwilderte Knaben zu nützlichen bürgerlichen Gewerben heranbilden und ſo die Zuchthäuſer und Galgen um manchen Kandidaten betrügen. Weder die myſtiſch-frömmelnde Parthei, noch die gutgemeinte, aber in ihren Folgen höchſt liebloſe Aufgeklärtheit, die über alles durch Jahrtauſende Hergebrachte brauſend dahin fährt, kann uns auf unſerem einfachen, ächt evangeliſchen Weg etwas anhaben. Es iſt viel leichter, 365 Bibeln auf einen Tag zu verbreiten, oder 52mal im Jahre ſonntäglich zu predigen, und ſodann gemächlich ſeines Leibes mit Speiſe und Trank zu warten, als die Sorge für ein einziges Paar verwilderter Kinder zu übernehmen und dieſelben zu den Grundſätzen der Religion und Frömmigkeit zurückzuführen. — Es handelt ſich hier keineswegs um eine bloße Idee; wir ſehen vielmehr dieſe Idee leibhaftig, mit Händen und Füßen begabt, vor unſern Augen ſtehn. Sie erſcheint in den Rathsſtuben, ſie wandelt in den Gerichtshöfen, ſie ſitzt in den Werkſtätten. Unſere Zöglinge leſen zum Theil nur nothdürftig, ſie ſchreiben ſchlecht. Aber wie, wenn der Unterricht überhaupt nur Mittel, nie Zweck an ſich wäre? Als Endreſultat aller Dinge, alles Treibens und aller Bewegungen der Völker auf unſerm Erdboden verkündet uns die Geſchichte mit der Poſaune des Weltgerichts einen großen, furchtbaren Erfahrungsſatz, der mit Flammenzügen, zum Schrecken des Abendlandes von Europa, auf die eingefallenen Mauern von Perſepolis, auf die Trümmer von Babylon geſchrieben iſt. Er heißt: verfault Hausregiment, verfault Staatsregiment; verfault Rom, verfault Griechenland. Aus Schelmen, Dieben, Bankerottirern, falſchen Spielern, liederlichen Dirnen, Pariſer Beutelſchneidern — laſſen ſich nun und nimmermehr freie und glückliche Verfaſſungen zuſammenſetzen und wenn wir alle Tell's, alle Winkelriede, alle Waſhington's, alle Franklin's, alle Lykurge und alle Solon's von den Todten wieder aufwecken wollten. Was in aller Welt nützen oder frommen dem Staat Spitzbuben, die ſchreiben, Spitzbuben, die rechnen können? Sie ſind ihm nur um ſo gefährlicher. Ja, was lateiniſche, was griechiſche, was franzöſiſche Spitzbuben? Die mechaniſch erlangten Fertigkeiten ſolcher Menſchen ſind ja nur ebenſoviel Dietriche, die man ihnen zur Plünderung des Heiligthums der Menſchheit in die Hände gibt.“ —

Wie Vieles paßt aus Falk's, vor 30 Jahren ausgeſprochenen, Worten noch auf die jetzige Zeit, wenn er ſagt:

„Man hat oft geklagt über den Einfall der Franzoſen in Deutſchland, denen man die moraliſche Verſchlimmerung allein beimeſſen möchte. Aber leider war der keuſche Schnee auf unſern Bergen längſt geſchmolzen, als die Franzoſen unſer Vaterland von einem Ende bis zum andern überſchwemmten. Wie in dem Volke, ſo in den höhern Ständen denkt Alles nur auf den Tag und die Gegenwart. Schenken oder Hotels, Hütten oder Palläſte, für den Grundſatz einer praktiſchen Gottesläugnung, eines im Uebermaß verfeinerten oder vergröberten Epikuräismus, iſt alles Eins. Was oben unter ſchlechten Beamten für Auſtern und Champagner, wird unten im Volk für Semmeln und Brandwein geopfert. Gottesfurcht, Ehre und Religion, die Furcht vor dem Unſichtbaren iſt hin. Genuß iſt das Loſungswort. Durchſauſten Tagen folgen durchſchwärmte Nächte. Fehlt Alles — eine Kugel vor den Kopf fehlt niemals. Selbſtmord iſt eine Kleinigkeit, das Jenſeits eine Nebelküſte. Zehrte dies Uebel nur an dem Mark der höheren Stände, ſo möchte es noch hingehen. Aber daß dieſe Seuche auch bereits das Volk ergriffen hat, das iſt ein ſo grenzenloſes Uebel, daß man, mit Melanchton zu reden, die Elbe mit ſeinen Thränen darüber erfüllen möchte. Das iſt die Sprache, die im Jahr 1818 einem Deutſchen gegen Deutſche geziemt. Die von den Freunden in der Noth vorläufig aufgeſtellten Ideen einer chriſtlich-praktiſchen Volkserziehung ſind aus Thatſachen bekannt. Es iſt aktenmäßig erwieſen, daß fromme Werkſtätten, als Grundpfeiler der Civiliſation, auch beſonders dieſes leiſten, was kaum auf einem andern Wege geleiſtet werden kann: daß ſie durch eine nützlich eingeleitete Beſchäftigung der Jugend das Thier im Menſchen bändigen, ja, es wieder zur Vernunft und Beſinnung bringen."

Mit dieſer Idee und in der ihr entſprechenden Wirkſamkeit ſtand nun Falk endlich in ſeinem eigentlichen Berufe. Hier entfaltete ſich die Blüte ſeines Daſeins zur vollen Bedeutung. Alle Lebenstriebe deſſelben drängten im ſchönſten Wetteifer nach Thaten. Endlich konnte er als Menſchenfreund wirken, und das Bewußtſein, was er zunächſt ſeinem Volke ſchuldig ſei, war nicht ſein letzter Sporn. Nun hatte er das Unmittelbarſte vor ſich, das er erfaſſen konnte; nun fing er am einzelnen Menſchenleben an, ergriff es, veredelte es; und wahrlich: nur wenn jeder Einzelne da, wo's ihm zunächſt liegt, handelnd eingreift, den einzelnen Menſchen rettet und zum Selbſtbewußtſein hinanführt, nur dann wird ein edles Geſammtbewußtſein, ein Volksbewußtſein, ein Menſchheitsbewußtſein reifen. — Dabei wirkte Falk auch als Schriftſteller fort, und zwar von nun an als Volksſchriftſteller im beſten Sinne des Worts.

Eine im Jahr 1826 erſchienene Schrift Falk's „Volksſpiegel zur Lehr' und Beſſerung" enthält eine Menge vortrefflicher Züge und Darſtellungen, welche ſämmtlich in dem Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit geſammelt und nach dem Leben gezeichnet ſind. Dieſes Buch gehört zu dem Beſten, was unſer reiches Schriftthum in dieſem Gebiete beſitzt, und ſollte aus der Vergeſſenheit wieder an's Licht gezogen werden.

Während Falk in der letzten Entwickelung ſeines Lebens, ſolcherweiſe nach dem höchſten Ziele hin ſtrebend, Volksbildung durch Schrift und That förderte, kam in ſeinen letzten Lebensjahren zu den harten Prüfungen, welche er ſchon ertragen hatte, noch der Verluſt einer erwachſenen Tochter. „Daß ich“ ſo ſchrieb er im Jahr 1822 an einen Freund, — und dieſer Brief enthüllt ſein ganzes edles Herz, — „ſeitdem ich Sie zuletzt ſah, wieder ein blühendes Kind, meine ſechzehnjährige *Angelika*, verloren, davon kein Wort! Ich ſtehe einmal zwiſchen den großen Todtenkanzeln Lützen, Leipzig und Jena, ſo ſtumm und doch ſo beredt da, um denen, die tauben Ohrs ſind, das ernſte Evangelium zu predigen von uralten provencaliſchen Völkerſchaften, die ihre Pferde nicht umſonſt — oder alle Weltgeſchichte iſt Lug — an die Krippe des Sachſenlandes banden. Umher auf den kalten Steinen ſitzen die Kinder von Vätern, die in Rußland erfroren, in Spanien verbrannt und in Tyrol geſteinigt worden, und hören zu. Dazwiſchen muß ich nun meine eignen Kinder begraben laſſen, und aus dieſem ungewiſſen Zwielicht, mit blutigen Streiflichtern der Zukunft untermiſcht, ſteigt der neue Bau“ (ein Bet- und Schulhaus, durch *Falk's* Zöglinge 1822 begonnen) „im Vertrauen auf Gott empor. Feſt und unerſchütterlich, durch keine Lockung der Zeit verführbar, halte ich nun neun verhängnißvolle Jahre hindurch feſt die Hand des Fürſten auf ſeinem Thron und ebenſo feſt die Hand des armen Volks in der letzten Hütte. So geziemt es der Würdigkeit des Deutſchen, der das Herz von ganz Europa darſtellt. Mögen die Hände und übrigen Theile des großen Staatskörpers gichtiſch zucken! So lange das *Herz* ſelbſt noch einen freien Schlag behält, iſt die Krankheit doch nur äußerlich.“ — So dachte der treffliche Mann, den wir mit Recht als einen treuen „*Mann des Volks*“ begrüßen, inmitten alles Leids, das ſein Herz traf, an das Elend des Vaterlands; ſo blieb er, wenn auch gebeugt, doch feſt, wenn auch tieferſchüttert, doch unwandelbar in ſeinem Streben für des Volkes Wohl. *Eine geiſtige und ſittliche Wiedergeburt des Volkes von unten auf*, — dafür arbeitete er unverdroſſen fort, und auch wir Männer von heutzutage haben an dieſem Werk noch zu ſchaffen. Darum ſollen wir noch heute Falk's lebhaft gedenken. Nur von unten auf die geiſtig-ſittliche Verjüngung unſeres Volks weiter vorangebracht, und — Deutſchland wird noch nicht verloren ſein, ob noch ſo viel auf uns hereindrängt. Falk hatte (wie erwähnt) ein Bet- und Schulhaus begründet; im Jahr 1825, noch nicht ganz vollendet, ward es beim Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl Auguſt feſtlich geſchmückt. Im September deſſelben Jahres erkrankte Falk an einer Erkältung und ſiechte fünf Monate lang. Zwei Tage vor ſeinem Tode ſchrieb er die „letzte Bitte an ſeine Freunde" um Verbreitung eines von ihm verfaßten Volksbüchleins „Dr. Martin Luther und die Reformation, in Volksliedern." Den Tag vor ſeinem Tod erſchöpfte er ſeine letzten Kräfte durch die Mittheilung ſeines Teſtaments, nach welchem die von ihm begründete Anſtalt und ſeine Familie nur ein Ganzes bilden ſollten. Am 14. Februar 1826 des Abends um 7 Uhr — auf den Geburtstag ſeiner Frau — verſchied er. Eine tiefbetrübte Gattin und vier unmündige Kinder weinten ihm nach. —

Falk hatte angeordnet, daß ſeine Leiche ganz ſtill und ohne Gepräng auf dem neuen Kirchhof in ſeiner Familiengruft beigeſetzt würde. In die Mauer ſollte, ſo wünſchte er, ein Sandſtein mit einer Inſchrift eingefügt und davor in einiger Entfernung ſollten drei Linden gepflanzt werden. Die Inſchrift des Denkſteins ſollte aber folgende ſein:

„Unter dieſen grünen Linden
Iſt, durch Chriſtus frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden.
An der Oſtſee fernem Strande
Ließ er Aeltern und Verwandte,
Da ihn Gott zur Ilme ſandte.
Kinder, die aus fremden Städten
Dieſen ſtillen Ort betreten,
Sollen alſo für ihn beten:
Ew'ger Vater, dir befehle
Ich des Vaters arme Seele,
Hier in dunkler Grabeshöhle.

Weil er Kinder aufgenommen,
Laß ihn ja mit allen Frommen
Als dein Kind auch zu dir kommen!“

Johannes Falk war ein ſchöner, lebhafter Mann. Er ſprach ſchnell und viel. Seine Rede war laut, rein und wohlklingend. Seine lebendige Phantaſie riß ihn leicht hin, ſo daß er bald in's Deklamiren und Alleinreden gerieth. Nicht ſelten ging er vom Ernſt plötzlich in's Komiſche über. Seine Lebensbeſchreibung hat er ſelbſt verfaßt unter dem Titel: Johannes von der Oſtſee. Als Denk und Wahlſpruch ſtellte er folgende Verſe voran:

„Wie man lebt und wie man liebet,
Wie man fürchtet, wie man haßt,
Wie man in der Kunſt ſich übet,
Sich erfreut und ſich betrübet,
Und zuletzt erliegt der Laſt:.
Alles das hat in dem Büchlein
Treu und fleißig Herr Johannes
Von der Oſtſee hier verfaßt.“

Das war Falk! Er hat viel geſtrebt, viel geduldet, viel gewirkt! All ſein Streben mußte durch's Dulden durchgehen, auf daß es zum eigentlichen Wirken ward. Dies ſein Wirken bleibt uns unverloren. Tauſende können demſelben nachfolgen, wenn ſie nur wollen, und wollen ſie nur, ſo ſchaffen ſie Segen für Hunderttauſende. Wie manches verlorene Kind geht an deiner Schwelle vorüber, du Edelmann, Bürger, Bauer, gleichviel wie du heißeſt, — du biſt nichts beſſres als Menſch! So fühle, daß dies verlorne Kind vom Anbeginn her nichts ſchlechtres iſt wie du, — Menſch! Werd' ein „Freund in der Noth!“ Nimm es auf, erzieh es zum Menſchen! Und werd' es ein Deutſcher, und trag' es dem Vaterland die Schuld des Dankes ab, die es dir ſchuldet, dann freut ſich noch dort oben der wackre Johannes Falk.

Georg Waſhington.

Von

Dr. L. Braunfels.

Wie ſchön der Menſch iſt! Wackre neue Welt,
Die ſolche Bürger trägt!

Shakespeare.
(im „Sturm".)

Georg Waſhington.

Geboren den 22. Februar 1732; geſtorben den 14. Dezember 1799.

In der alten Welt, wie in der neuen, hat der Geiſt des Handels oder die Eroberungsſucht der Völker zur Gründung von Kolonien angetrieben. Die Griechen brachten den fernen Küſten, die ſie mit ihren Pflanzſtädten überſäeten, nicht nur ihre Bildung und Sprache, ſondern auch den Segen der Freiheit; jede helleniſche Kolonie bildete ſofort einen neuen, unabhängigen Staat. Anders die Römer und Karthager: ihre weithin verpflanzten Bürger blieben auch in der Ferne organiſche Glieder des Mutterſtaates; ihre Kolonien waren entlegene Vorſtädte von Rom und Karthago. Die Staaten der Neuzeit ſind keinem dieſer beiden Wege gefolgt. Wenn ſie Kolonien gründeten, ſo ſchufen ſie Lande politiſcher Rechtloſigkeit, die man zum Vortheil des Mutterlandes ausbeutete; ihre ausgewanderten Bürger wurden zu Unterthanen ihrer ehemaligen Brüder.

Nur England, das von der Großartigkeit der antiken Staats- und Weltanſchauung ein gutes Theil geerbt zu haben ſchien, übertrug auf ſeine Pflanzſtaaten jenſeits der Meere ein nicht geringes Maß der eigenen Freiheit, die es aus den Wirrniſſen des Mittelalters allgemach herausgebildet. So hatte die Unabhängigkeit der Gemeinden in ihren innern Angelegenheiten ſich als unveräußerliches Erbe mit den ausgewanderten Briten in Amerika angeſiedelt; ſo war in den amerikaniſchen Kolonien Englands der oberſte Grundſatz des germaniſchen Staatsrechtes von Anfang an gültig: daß das Volk nur dann Steuern zu bezahlen habe, wenn es ſelbſt oder durch ſeine Vertreter ſie bewilligt. In allen Beziehungen der größeren Politik blieben die Kolonien an den Willen Großbritanniens unbedingt gebunden. Seine Kriege wurden die ihrigen; ſeine Geſetze, obſchon ſie zu deren Berathung nicht mitgewirkt, waren ihnen herriſche Gebote; ihr Handel bewegte ſich dürftig in den engen Bahnen, die das Mutterland vorgezeichnet. Dies mochte den erſten Einwanderern naturgemäß erſcheinen, die ſich ſelbſt nur noch als Briten dachten; aber im Gemüthe ihrer Kinder, ihrer Enkel verdorrten allmählig jene Wurzeln des Vaterlandsgefühles, die da weit über das Weltmeer hinübertreiben ſollten, und ſuchten ihren nährenden Boden daheim, wo ihre Häuſer ſich erhuben, ihre Familien ſich bildeten und mehrten. Amerika war nicht mehr ein erweitertes Britannien; es war ein ſelbſtſtändiges Land geworden, deſſen Herzſchlag nach den Geſetzen der eigenen Organiſation zu pulſen begann.

Und gerade während der Keim der neuen Nationalität ſich mit kräftigerem Trieb entfaltete, drängte ein unabweisbares Geſchick die Engländer dazu, mit eiſernem Tritt die jungen Saaten jenſeit des Oceans niedertreten zu wollen. Straffer zog man die Zügel europäiſcher Vormundſchaft zu einer Zeit an, wo der jugendliche Emporkömmling ſich ſtark genug fühlte, mit freier Selbſtbeſtimmung ſeine eigenen Lebenspfade zu gehen.

Seit Cromwell's Tagen laſtete auf den Kolonien die Navigationsakte, welche ihnen keinen Handel geſtattete, als nach England. Der Nordamerikaner mußte alſo ſeine Rohſtoffe nach dem Mutterlande führen, und jede Art gearbeiteter Erzeugniſſe von dieſem kaufen. Wollte Virginien ſeinen Tabak, Carolina ſeinen Reiß, Georgien ſeine Baumwolle nach einer anderen, ſelbſt einer engliſchen Kolonie führen, ſo mußte die Waare über

England gehen, oder eine bedeutende Abgabe erlegen, wenn man nicht lieber die geheimen Wege des Schleichhandels wählte. Die Unterdrückung des Schmuggelweſens gab den erſten Anlaß zu allgemeiner Unzufriedenheit in den engliſchen Kolonien.

Indeſſen hatte damals die neuere Zeit noch keinen Abfall ganzer Kolonien geſehen und an ſolchen Beiſpielen noch nicht gelernt, daß ſelbſt für das mächtigſte Mutterland weiſe Mäßigung nicht nur eine Tugend, ſondern auch eine Nothpflicht der Politik ſei. Amerika hatte bisher den engliſchen Handel bereichert; nun ſollte es auch die engliſche Staatskaſſe unmittelbar füllen helfen. Ein Geſetz vom fünften April 1764, des Miniſters Grenville Werk, legte einen Zoll auf die Einfuhr verſchiedener Erzeugniſſe des britiſchen Gewerbfleißes. Alſo für den auferlegten Zwang, nur engliſche Waaren zu kaufen, ſollte der Amerikaner noch obendrein Vergütung zahlen! Und während hierdurch dem Abfluß des baaren Geldes ein breites Bett geöffnet wurde, verbot man aus mißverſtandener Fürſorge den Umlauf des Papiergeldes in den Kolonien und nahm ſolchergeſtalt dem inneren Verkehr jedes Hülfsmittel. Um dem Drucke der neuen Zölle zu entgehen, beſchloſſen die Bürger von Boſton, der damals reichſten Handelsſtadt in Nordamerika, dem Verbrauch engliſcher Waaren ſo viel nur möglich zu entſagen, und alle Kolonialſtaaten folgten dem Beiſpiel. Auf Englands Handel und Gewerbfleiß fiel ſo die Laſt, die den Amerikanern zugedacht war.

Während die Funken jener eiferſüchtigen Zwietracht, welche zwiſchen aufſtrebenden Söhnen und geſtrengen Vätern ſo leicht entglimmt, bereits zu einem weiten Flammenherde ſich angefacht hatten, wehte von England herüber ſtärker und heftiger jene unbeſonnene Zugluft, die den Brand immer auf's Neue ſchürte. Am zweiundzwanzigſten März 1765 wurde ein Geſetz erlaſſen, das in den Kolonien eine neue Stempeltaxe einführte. Was man bisher auf Umwegen, durch Belaſtung des Handels zu erreichen geſucht hatte, ward nun offen und unmittelbar zur Ausführung gebracht; Nordamerika ſollte mit ſeinen Steuern die Schulden Englands abtragen helfen. Vergeblich erklärten die Abgeſandten der Kolonien in London: das Land, das ſie der Wildniß abgewonnen, gehöre nur ihnen und habe keine Abgaben zu leiſten, die nicht von den Einwohnern ſelbſt bewilligt würden. Vergeblich erklärten die beredten Führer der Oppoſition im Parlamente, Pitt, Rockingham, Barré, daß geſetzlich Amerika nur dann beſteuert werden könne, wenn es ſeine Vertreter in der Reichsverſammlung habe. Vergeblich erhob ſich die Preſſe, das ganze Land für das gekränkte Recht der Kolonien. Die Miniſter blieben ſtarrköpfig bei ihrem Vorhaben: „Amerika iſt durch unſere Fürſorge bevölkert und angebaut, durch unſere Liebe großgezogen, durch unſere Waffen beſchützt worden; Amerika muß uns die Laſten tragen helfen, die der Krieg für Amerika uns aufgebürdet.“ Allein ſolche Gründe konnten auf das amerikaniſche Volk um ſo weniger wirken, als ſie nicht auf richtiger Würdigung der Verhältniſſe beruhten. Denn nicht die Fürſorge Englands, ſondern meiſtentheils religiöſe Verfolgungsſucht und politiſche Tyrannei hatte die Anſiedlungen auf den weſtlichen Küſten des Weltmeers veranlaßt; die Liebe des Mutterlandes hatte ſich nur in den Willkürlichkeiten der Beherrſchung gezeigt; in dem Kriege aber, der ſeit 1754 zwiſchen Engländern und Franzoſen über den Beſitz des Miſſiſſippi-Gebietes ausgebrochen, waren es gerade die Amerikaner, welche die größten Opfer gebracht und mit eigener Anſtrengung den Sieg erfochten hatten. Dieſer Krieg und ſein glänzender Erfolg hatte den Kolonien eine ſolche Zuverſicht, ein ſolches Vertrauen auf ihre Kraft eingeflößt, daß nur die thörichtſte Verblendung von ihnen die ſtille Geduld der Unterwürfigkeit erwarten konnte.

Die nordamerikaniſchen Kolonien bildeten zu jener Zeit dreizehn Provinzen, die von Norden nach Süden in folgender Reihe ſich begränzen: New-Hampſhire, Maſſachuſetts, New-York, Connecticut, Rhode-Island, Pennſylvanien, New-Jerſey, Delaware, Maryland, Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien. Alle dieſe nahmen die Nachricht von der rechtswidrigen Maßregel des Parlaments mit Entrüſtung auf. Virginien, deſſen Volksvertreter gerade damals zu einer General-Aſſembly, (allgemeinen Landes-Verſammlung,) vereinigt waren, erhub zuerſt die Fahne des Widerſtandes. Die Aſſembly beſchloß, die öffentliche Erklärung auszuſprechen, daß ohne ihre Zuſtimmung Niemand berechtigt ſei, für Virginien Steuern auszuſchreiben und Geſetze zu erlaſſen. Aller Orten fand der Beſchluß glühende Vertheidiger. Die „Söhne der Freiheit,“ wie die eifrigſten Feinde der engliſchen Gewaltmaßregeln ſich nannten, verbreiteten den Geiſt des geſetzlichen Widerſtandes durch alle Provinzen; während in vielen Städten, — ſo zu Boſton, New-York, Philadelphia, — die geringeren Volksklaſſen zu den Mitteln roher Selbſthülfe oder zu Ausbrüchen grimmigen Rachegefühls gegen die Beamten Englands ſich hinreißen ließen. Die Schiffsladungen des neuen Stempelpapiers, die das Miniſterium geſendet hatte, wurden überall vernichtet oder nach Europa zurückgeſchickt. Und als der erſte November 1765 erſchien, der Tag, welcher die Ausführung der Stempelakte ſehen ſollte, war kein Gerichtshof, der ein Urtheil ſprechen, kein Hafenaufſeher, der ein Schiff auslaufen laſſen, kein Geiſtlicher, der eine Hochzeit einſegnen konnte, bis die engliſchen Statthalter einſtweiligen Erlaß des Stempelgeſetzes bewilligten.

Aber hierbei gedachten die Amerikaner, die gelehrigen Schüler des beſonnenſten Volkes der Neuzeit, keinesweges ſich zu beruhigen. Die Landesverſammlung der Provinz Maſſachuſetts hatte ſchon im Juni beſchloſſen, daß ſämmtliche Kolonien ſich durch ihre Abgeordneten zu einer allgemeinen Verſammlung vereinigen ſollten; alle traten dem Beſchluſſe bei. Am ſiebenten Oktober 1765 trat der Generalkongreß in New-York zuſammen, veröffentlichte eine Erklärung der Rechte der Kolonien und faßte deren Inhalt in drei Bittſchriften zuſammen, die an den König und die beiden Parlamentshäuſer geſendet wurden. Gegen ſolchen Sturm, der von Amerika wie von allen Gegenden des engliſchen Reiches ſelbſt aufbrauſte, vermochte das Miniſterium nicht, ſein Schifflein länger flott zu halten. Grenville fiel; an ſeine Stelle trat der biedere Rockingham. In den erſten Monaten des Jahres 1766 wurde nach langem parlamentariſchem Kampfe, in welchem vor Allen William Pitt, der ſpäter zum Grafen Chatham ernannte Staatsmann, das Siegesbanner ſeiner mächtigen Rede wehen ließ, die Stempelakte wieder aufgehoben. Indeſſen ward zugleich ein Keim neuen Haders ausgeſäet; in einer „Declaratory-Act“ ſprach das Parlament ſeine Berechtigung aus, Geſetze jeder Art, beſonders in Bezug auf Steuern, den Nordamerikanern aufzulegen. Die Erbitterung der Kolonien über eine ſolche Anmaßung regte ſich ſo laut und ungeſtüm, als nur je zuvor. Rockingham trat vom Ruder ab; es folgte das Miniſterium des Herzogs von Grafton und des Grafen Chatham, eine aus Tories und Whigs gemiſchte Verwaltung. Eine der erſten Maßregeln der neuen Miniſter war es, in Gemäßheit der „Declaratory-Act“ eine Bill durchzuſetzen, welche die Einfuhr gewiſſer Waaren in die Kolonien, namentlich des Thees, mit Zöllen belegte und zugleich verordnete, es ſolle künftig jede Kolonie jährlich eine gewiſſe Summe unter dem Namen einer Civilliſte entrichten, welche England nach Gutdünken verwenden könne. Dieſe letztere Beſtimmung hatte den Zweck, den engliſchen Statthaltern und Beamten eine von den Amerikanern völlig unabhängige Stellung zu gewähren.

Die kaum beſchwichtigte Aufregung in den Kolonien flammte nun aller Orten wieder empor, zumal in Boſton, der Hauptſtadt von Maſſachuſetts, und in Virginien. Vergeblich verſuchte man von England aus die zweiſchneidige Waffe der Drohung; vergeblich beſetzte man Poſten mit Truppen. Die Amerikaner kannten die Achillesferſe des engliſchen Staatskörpers; mit kluger Entſagung beſchränkten ſie abermals den Einkauf britiſcher Waaren, ſo daß die Zolleinnahme von allen dreizehn Kolonien im Jahre 1764 bis auf dreißigtauſend Pfund Sterling ſank. Das Parlament hob zwar die Zölle, mit Ausnahme der auf den Thee gelegten, wieder auf; allein dies konnte, als eine halbe Maßregel, welche den Grundſatz der engliſchen Berechtigung unberührt ließ, die gekränkten Amerikaner nicht verſöhnen. Die Gegenmaßregeln der Kolonien wurden nur um ſo kräftiger gehandhabt; die Reibungen zwiſchen Soldaten und Bürgern führten in Boſton ſagar zu blutigen Aufruhrſcenen.

Immer weiter und tiefer wurde die Kluft zwiſchen dem Mutterlande und den Kolonien. Jenes beſtand nach wie vor auf ſeinen Anſprüchen; dieſe verbanden ſich zu ſtets feſterem Zuſammenwirken. So kam das Jahr 1773 heran, in welchem zwei gewichtige Ereigniſſe den Bruch unheilbar machten. Franklin, der ſeit Jahren als Abgeordneter der Kolonien auf engliſchem Boden geweilt, kam durch geheimnißvolle Mittel in den Beſitz von Briefen britiſcher Beamten, welche die gefährlichſten Plane gegen die Amerikaner enthüllten; er überſandte ſie der Provinzialverſammlung von Maſſachuſetts. Da erkannten auch die verſöhnlichſten Geiſter, daß der Pfad friedlicher Verſtändigung nie zu einem gedeihlichen Ziele leiten könne. Wenn dies vielfach mißdeutete Wagniß Franklin's die nähere Entwickelung des Kampfes vorbereitete, ſo iſt das andere Ereigniß des Jahres 1773 bereits als die thatſächliche Eröffnung der Feindſeligkeiten zu betrachten. Die oſtindiſche Kompagnie hatte für ihren Theehandel nach Amerika eine bedeutende Zollerleichterung bewirkt; dies hieß zu der erſten Willkürhandlung, der Zollauflage ſelbſt, eine zweite fügen, die noch bedrohlicher erſchien. Als nun das erſte mit Thee beladene Schiff im Hafen von Boſton erſchien, ſammelte ſich das Volk am Hafendamme, und aus ſeiner Mitte drangen Bewaffnete, als Indianer verkleidet, an Bord des Schiffes, und warfen den ganzen Theevorrath, an achtzehntauſend Pfund Sterling werth, (195,000 Gulden,) in die See. Auch in den andern Häfen wagte Niemand die eingetroffenen Theeladungen zu kaufen.

Wohl begriff man in England die Bedeutung des Vorgefallenen. Sofort beſchloß das Parlament, mit der ganzen Kraft des britiſchen Reiches die aufrühreriſchen Kolonien niederzudrücken. Das Miniſterium, an deſſen Spitze jetzt Lord North ſtand, ſetzte eine zuſammenhängende Reihe der ſchärfſten Maßregeln durch, unter welchen dieſe obenan ſtand, daß vom erſten Juni 1774 an der Hafen von Boſton geſchloſſen werden ſollte. Zugleich ſendete man den General Gage mit ausgedehnten Vollmachten nach Maſſachuſetts.

Der Streich, der gegen Boſton geführt war, traf in's Herz aller Amerikaner. Geſellſchaften zur Vertheidigung des Landes und der Freiheit bildeten ſich auf's Neue und umfaßten mit einem weiten Netze die Provinzen. Was waffenfähig war, rüſtete ſich und übte ſich ein. In der einzigen Provinz Maſſachuſetts, deren Hauptſtadt, Boſton, das Lager der engliſchen Armee war, machten ſich zwölftauſend Landwehrmänner („Milizen“) marſchfertig; ſie nannten ſich, „Minute-men,“ als Männer, die jede Minute kampfbereit ſeien. Ein Generalkongreß von Abgeordneten aller Kolonien trat am vierten September 1774 in Philadelphia zuſammen. Er hob jede Art des Handels zwiſchen England und Amerika auf, erklärte eilf Parlamentsakten für ungeſetzlich, und erließ ſeine berühmte Darlegung der Rechte, (Declaration of rights,) einen wahren Katechismus der bürgerlichen Freiheit, wie die Amerikaner ſie in Anſpruch nahmen. Aber noch folgenreicher war der Beſchluß, daß jeder Verſuch, einen Amerikaner nach England oder andern Kolonien gefangen zu führen, um ihn dort vor Gericht zu ſtellen, zum Widerſtand berechtige. Ganz Nordamerika ſchien ſich in ein Feldlager zu verwandeln; nur in New-York ſiegte eine Zeit lang der Krämergeiſt über die Vaterlandsliebe.

Das engliſche Miniſterium hielt noch immer die Bewegung für ſo gefahrlos, daß ſie mit geringer

Anſtrengung zu unterdrücken wäre. Das Parlament, trotz der feurigen Beredtſamkeit von Wilkes, Burke und Chatham, erklärte, die Provinz Maſſachuſetts ſei im Zuſtande der Empörung: zehntauſend Mann alter Truppen wurden eingeſchifft, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben.

Dieſe Nachricht brachte endlich das Feuer des Krieges zu lohendem Ausbruch. Die nächſte Veranlaſſung gab der engliſche General Gage. Er hatte durch Mittheilungen der Loyalen, — ſo nannte man die Anhänger Englands, — in Erfahrung gebracht, daß man in der Nachbarſchaft von Boſton bedeutende Kriegsvorräthe angehäuft habe, und ſendete einige Truppen ab, um die Magazine zu zerſtören. Zwar wurde der Zweck des Unternehmens erreicht; allein auf dem Rückwege kam es bei Lexington zum Gefecht mit den amerikaniſchen Milizen, wobei die Engländer ſtarken Verluſt erlitten. Das war der erſte offene Waffenkampf zwiſchen den Briten und ihren mündig gewordenen Söhnen. Die Landwehr der Kolonien hatte bewieſen, daß ſie es mit kriegsgeübten Truppen aufzunehmen vermöge. Alsbald ſammelte ſich ein amerikaniſches Heer aus den benachbarten Provinzen unter den Mauern von Boſton und ſchloß den engliſchen Feldherrn in dieſe Stadt ein.

Zu dem Gefühle erlittener Kränkung geſellte ſich nun das ſtolze Bewußtſein, daß man auch vermöge, ſie abzuwehren. Ein Blitzſtrahl der Kühnheit zuckte durch alle Geiſter. Von der Vertheidigung ging man plötzlich zum Angriff über; die Veſten Ticonderago, Crown-Point, Skeensborough, die Schlüſſel von Canada, wurden in raſchem Ueberfall genommen; ſelbſt eine Kriegskorvette, die auf dem Champlainſee ankerte, wurde erobert. Wenig gewannen die Briten, als ſie, nach Ankunft ihrer Verſtärkungen unter Howe und Clinton, die Amerikaner von Boſton zurückdrängten und ihnen bei dem Bunkershill empfindlichen Verluſt beibrachten; denn unendlich wichtiger war es für die Milizen, daß ſie in den täglichen Gefechten Kriegsübung und Selbſtvertrauen erwarben.

Unter ſolchen Umſtänden eröffnete der Generalkongreß am zehnten Mai 1765 zu Philadelphia ſeine zweite Verſammlung. Seine Aufgabe war die ſchwierigſte, die je der hohe Rath einer beginnenden Nation zu löſen hatte. Es galt, einen allgemeinen Widerſtand anzuordnen und zu leiten, während das Wort des Abfalls, der Unabhängigkeit noch nicht ausgeſprochen war; es galt, für's Erſte noch auf dem ſchmalen, unterwühlten Pfade der Geſetzlichkeit zu ſchreiten, ohne die aufſtandsgierigen Kolonien zu entmuthigen, ohne die Vorbereitungen zum Kriege zu verſäumen. Und dieſen bald unvermeidlich nahenden Krieg ſollten Provinzen führen, die in Intereſſen, Meinungen, Verfaſſung und Abſichten oft weit auseinander ſtanden, deren Truppen, nur durch eignen guten Willen zuſammengehalten, nichts von Kriegszucht und Gehorſam wußten, denen es an Geld, Waffen, Pulver, Vorräthen jeder Art fehlte. Zwar war es muthige Begeiſterung und inniges Rechtsbewußtſein, das ſie unter die Fahnen geführt; aber das Rechtsbewußtſein erlahmt unter der Bürde der Opfer, die es fordert; die Begeiſterung, die eilige Blüthe des Augenblicks, welkt oft noch raſcher unter dem ſengenden Strahl der Entbehrungen.

Der Kongreß bot mit altrömiſcher Standhaftigkeit allen Gefahren eine ruhige Stirn. Als ſeine erſte Pflicht betrachtete er es, die Leitung des Kampfes in Eine Hand zu legen. Nach kurzer Berathung fand man den Bürger aus, der da würdig ſei, den Krieg der Freiheit zu fechten, und vor deſſen Namen jedes Mißtrauen ſchwinden, jeder Neid ſchweigen müſſe. Am fünfzehnten Juni 1765 erwählte der Kongreß mit Stimmeneinhelligkeit Georg Waſhington zum Oberfeldherrn.

Schon in früheren Jahren hatte Waſhington mannigfache Auszeichnung errungen und ſich als den tüchtigſten, edelſten Freund des Landes erwieſen, wo ſeine Wiege ſtand. Sein Vorfahr, Johann Waſhington, war um 1658 nach Virginien ausgewandert und ſomit einer der erſten Anſiedler in dieſer älteſten aller brittiſchen Kolonien. Sein Wohnſitz war in der virginiſchen Grafſchaft Weſtmoreland. Dort wurde am vierundzwanzigſten Februar 1732 ſein Urenkel Georg Waſhington geboren, den das Schickſal dazu beſtimmte, der Gründer der amerikaniſchen Freiheit und das hohe Vorbild eines ächten, reinen, vollkommenen Republikaners zu werden.

Früh ſchon verlor er ſeinen Vater Auguſtin. Seine Mutter, Maria Ball, wußte mit entſchloſſener Hand und zartſinniger Milde die Erziehung einer zahlreichen Familie zu leiten. Wie ſo viele der größten und beſten Männer, die die Geſchichte uns nennt, dankte auch Georg Waſhington ſeiner Mutter Alles, was er geworden. Dafür ſtrahlte auf ihr Alter der Ruhm ihres Sohnes zurück und die höchſten Ehren, die ein freies Land verleihen kann.

Amerika bot in jenen Tagen nur noch ſehr beſchränkte Mittel zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung. Waſhington verdankte das Meiſte ſeinem eigenen Fleiße. Ernſt und feurig, beſonnen und thatkräftig, wußte er ſeine jugendlichen Leidenſchaften zu zügeln. Früh entwickelte er jene Feſtigkeit des Charakters, durch die er dereinſt die drohendſten Gefahren des Krieges und die ſchwierigſten Klippen des Staatslebens überwinden ſollte.

Seine Neigung zur Mathematik beſtimmte ihn, ſich vorzugsweiſe als Feldmeſſer zu beſchäftigen, was ihm eine höchſt angeſehene und zugleich gewinnreiche Stellung gewährte. Lord Fairfax, der mit Georg's Bruder Laurenz in entfernter Verſchwägerung ſtand, ließ ihn ſeine weitläufigen Beſitzungen am Fluſſe Potowmac vermeſſen. In dieſer Thätigkeit erwarb er ſich durch Geſchick und Rechtlichkeit einen ausgezeichneten Ruf.

Zu jenen Zeiten waren die Gränzen von Virginien häufigen Einfällen der Franzoſen und Indianer ausgeſetzt. Die Virginier beſchloſſen, Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Die Miliz wurde einberufen; Waſhington wurde bei derſelben als Major und Generaladjutant angeſtellt. Mochten auch verwandtſchaftliche Empfehlungen zu dieſer Beförderung beigetragen haben, ſo iſt es doch ohne Zweifel, daß ſein perſönliches Verdienſt das Meiſte dabei gethan. Waſhington war damals neunzehn Jahre alt. Von Jugend auf hatte er Vorliebe für das Waffenhandwerk gezeigt, und was er ſchon als Knabe in Soldatenſpielen verrathen, das Talent zum Ordnen und Leiten konnte er nun auf dem blutigen Felde der Wirklichkeit bewähren.

Indeſſen brach auch in Amerika der längſt drohende Krieg zwiſchen den Franzoſen und Engländern aus, der in Europa mit jenem berühmten ſiebenjährigen Kriege zuſammenfällt. Von Canada aus eröffneten die Franzoſen ihren Angriff, des Willens, durch Eroberung des Ohio- und Miſſiſſippi-Gebietes eine Verbindung zwiſchen jener nördlichen Provinz und ihrer ſüdlichen Beſitzung Louiſiana herzuſtellen. Die britiſchen Kolonien, auf's Ernſtlichſte gefährdet, ſtrengten alle ihre Kräfte an, um mit den königlichen Truppen vereint das Feld zu behaupten. Waſhington entwickelte in einer Reihe mühevoller und ſchwieriger Unternehmungen jene ruhige Umſicht und unerſchütterliche Tapferkeit, die den künftigen Feldherrn des Freiſtaates auszeichnen mußte. Er rückte bis zum Oberſten vor und wurde Befehlshaber aller Kolonialtruppen von Virginien. Als ſolcher führte er am zehnten Mai 1754 einen glücklichen Ueberfall aus, und beſtand am dritten Juli das ruhmvolle Gefecht auf den Great Meadows, (Großen Wieſen,) gegen eine überlegene franzöſiſche Abtheilung, die nach neunſtündigem Kampfe ihm freien Abzug mit allen Kriegesehren bewilligen mußte. Waſhington's großer Charakter bewährte ſich im Drange des Unglückes immer am Glänzendſten. Wie er auf den Great Meadows ſeine ſchwache Schaar gerettet, ſo leuchtete er vor Allen hervor in dem Treffen am Fluſſe Monongabela, (am neunten Juli 1755,) als der britiſche General Braddock, unter welchem er damals die Stelle eines Adjutanten bekleidete, in der ungünſtigſten Stellung von den Franzoſen und Indianern überfallen wurde. Man ſah ihn hoch zu Pferde, während alle höheren Offizieren verwundet oder todt hinſanken, das Schlachtfeld durcheilen, Befehle überbringend und die weichenden Soldaten ſtets auf's Neue ermuthigend. Die virginiſchen Kompagnien, die er befehligte, erſtritten den Ruhm der höchſten Tapferkeit; von ihnen entgingen nur dreißig Mann und ihr Führer den Kugeln der Franzoſen und dem Tomahawk der Indianer. In den folgenden Jahren wurde ihm die ſchwierige Aufgabe, die beſtändigen Einfälle der Indianer in Virginien abzuwehren; er erfüllte ſie, ſo gut es die kärglichen Mittel geſtatteten, die ihm zur Verfügung waren, mit Ausdauer und Nachdruck. Seine kriegeriſche Laufbahn krönte er endlich durch die Wegnahme des Forts Duquesne, die man hauptſächlich ſeinen Rathſchlägen verdankte.

Im Jahre 1758 endigte in dieſen Gegenden der Krieg zwiſchen Engländern und Franzoſen. Waſhington zog ſich in's Privatleben zurück. Auf dem reizenden Landſitze Mount-Vernon am Potowmac genoß er an der Seite ſeines edlen Weibes, Martha Dandridge, der Wittwe von John Parke Cuſtis, die ihm am ſechsten Januar 1759 angetraut worden, eines ſeltenen häuslichen Glückes. In ſo jungen Jahren ſchon als der tüchtigſte Kriegsmann Amerika's, als die beſte Hoffnung ſeines Vaterlandes genannt, ſchien nur er allein den Ruhm nicht zu kennen, der wie ein ſtolzes Banner ſeinem Namen voranwehte. Er gab alle ſeine Stunden der Sorge für ſeine Familie hin und den Beſchäftigungen der Landwirthſchaft. Ungern, doch mit treuer Pflichterfüllung, entriß er ſich dem ſtillen häuslichen Wirken, um jedes Jahr als Abgeordneter an den Sitzungen der virginiſchen Kolonialverſammlung Theil zu nehmen. So lebte er fünfzehn Jahre ruhigen Glückes, als die Eingriffe Englands in die Rechte der Kolonien jene mächtige Bewegung hervorriefen, welcher die Welt das großartige Vorbild freieſter Staatseinrichtungen zu danken hat.

Waſhington wurde von ſeinem Heimathlande Virginien als Abgeordneter zu den Generalkongreſſen der Jahre 1774 und 1775 geſendet. Hier wurde er bei allen Ausſchüſſen, welche ſich mit der Vertheidigung des Landes zu beſchäftigen hatten, zum Vorſitzenden ernannt. So war er von ſelbſt, als der raſche Gang der Ereigniſſe zur Entfaltung eines immer ernſteren und kühneren Widerſtandes führte, zur Stelle des Oberbefehlshabers bezeichnet.

Mit dem beſcheidenen Widerſtreben, das ſich durch die Schwere der auferlegten Pflichten rechtfertigte, übernahm er das hohe, gefahrvolle Amt. Daß er Leben und Glücksgüter auf's Spiel ſetzte, galt ihm keiner Berückſichtigung werth. Bereit zu jedem Opfer, erklärte er ſofort dem Kongreſſe, daß er keine Beſoldung annehmen werde.

Die erſte Kriegsarbeit, die es zu vollführen galt, war die Vertreibung der Engländer aus Boſton. Gegen zwölftauſend Mann königlicher Truppen hielten dieſe Stadt beſetzt. Dem amerikaniſchen Feldherrn ſtanden zu ſeinem ſchwierigen Unternehmen nicht mehr als fünfzehntauſend Mann zu Gebote, während mindeſtens zweiundzwanzigtauſend erforderlich waren, um die Stadt genügend zu umſchließen. Und wenn auch der frühere Krieg gegen die Franzoſen den Amerikanern einen hohen Grad von Selbſtvertrauen gegeben, ſo war doch das Heer auf's Bunteſte zuſammengewürfelt aus Söldlingen und Landwehr, jungen Soldaten, nur auf eine beſtimmte Zeit geworben, nur ihrer eigenen Provinz zu dienen gewillt, ohne Uebung, ohne Mannszucht, ohne Vorräthe, ohne Kriegskaſſe. Die Truppen jeder einzelnen Kolonie betrachteten ſich wie eine ſelbſtſtändige, unabhängige Heerſchaar, die nur der gute Wille und die Vaterlandsliebe zuſammenhielten, — ſchwache Nothbrücken, trefflich für die Raſchheit des Anfanges, leicht zerbrechlich vor den Wogen dauernder Bedrängniſſe.

Aus ſolchen Beſtandtheilen ſollte Waſhington ein kriegeriſches Heer bilden, mit ſolchen Mitteln der Thatkraft alter Soldaten und der reichen Macht Englands entgegenſtehen. Und ſchon wucherte der giftige Samen der Unzufriedenheit im amerikaniſchen Lager; jene Offiziere fanden ſich widerrechtlich in ihrem Range zurückgeſetzt; dieſe Soldaten klagten über Mangel an Pulver und Lebensmitteln, über ihre Unterordnung unter Anführer aus anderen Kolonien. Mit ſeltener Umſicht bot Waſhington all dieſen Schwierigkeiten die Stirn. Er ſuchte in jedes Regiment, in jede Brigade möglichſt nur Soldaten aus derſelben Provinz einzureihen und ſie unter ihre heimiſchen, wohlbekannten Anführer zu ſtellen. Diejenigen, die ſich der neuen Vorſchrift nicht fügen wollten, entließ er, deſſen eingedenk, daß ein kleines, aber zur Pflicht gewöhntes Heer tüchtiger iſt zum Kampf, als die größte Maſſe ohne die Strenge des Gehorſams. Wußte er ſo gegen ſeine Truppen das rechte Maß kluger Schonung zu beobachten, ſo verſtand er ſich anderſeits trefflich darauf, das Mißtrauen zu beſchwichtigen, das viele Mitglieder des Kongreſſes gegen das nothwendige Uebergewicht eines Feldherrn empfanden und zeigten. Jede Maßregel, die er treffen wollte, theilte er vorher dem Kongreſſe mit; über jeden Schritt, den er gethan, gaben ſeine Briefe ausführliche Rechenſchaft. Aber der Kongreß hatte nur eine ſehr beſchränkte Obermacht über die einzelnen Kolonien. Mit dieſen ſelbſt mußte Waſhington in tägliche Beziehung treten, mußte ſich an ihre geſetzgebenden Verſammlungen, an ihre Volksvereine, an ihre Ausſchüſſe wenden, überall unaufhörlich auffordern, antreiben, Nachweiſe geben. Dieſer unendlichen Mühe genügte er, wie Keiner es leicht vermocht hätte, durch die Ruhe, die Pünktlichkeit, die Ordnung, die milde Berückſichtigung, jene ächt republikaniſchen Eigenſchaften, die ſeinem Geiſte angeboren waren.

Die Verfaſſung der Kolonien und das ſchwache Band ihres Zuſammenhanges ſchufen neue Schwierigkeiten bei jeder Maßregel und bei jeder Unternehmung; noch größer aber war die Gefahr, ſobald es den offenen Kampf mit dem Feinde galt. Jeder Unfall konnte die Amerikaner entmuthigen und den, im Schooß ihrer Städte noch zahlreichen Anhängern Englands das Uebergewicht geben;

das Heer, einmal geſchlagen und zerſtreut, konnte nicht wieder erſetzt werden, während die britiſchen Flotten ſtets friſche Truppen heranführten. Die engliſchen Feldherren durften Alles wagen; für die amerikaniſchen war der Einſatz beim Kriegsſpiele Sein oder Nichtſein. Darum mußte Waſhington die Vorſicht über die Kühnheit ſtellen und ſo viel als möglich Schlachten meiden, welche das Heer, die einzige Hoffnung des Landes, gefährden konnten; ihm war die Rolle des Zauderers Fabius beſchieden, mit weiſer Bedächtigkeit den Feind zu ermüden, bis eine Schwäche deſſelben zu erſpähen war, ein Fehler zur raſchen Benutzung ſich darbot.

Unverbrüchlich nach ſolchen Grundſätzen handelte der Feldherr der Freiheit. Kaum hatte er den Befehl übernommen, ſo lag es ihm ſchon ob, ein neues Heer zu bilden, da die Dienſtzeit der Truppen mit dem Jahr 1775 zu Ende ging; und wie ſchwer war dies in einem Lande, wo die Kriegspflicht nur der leiſtete, welcher eben Luſt zum Solde oder zu Abenteuern trug! Das Heer lag fortwährend vor Boſton; das Gerücht vergrößerte ſeine Zahl um das Dreifache; alle Kolonien begehrten ungeduldig den Angriff auf die Stadt und die Verjagung der engliſchen Beſatzung. Waſhington zögerte, bis er die jungen Truppen beſſer eingeübt; ſodann, zu Anfang des Monates März 1776, befeſtigte er die Höhen von Dorcheſter, die die See beherrſchten. Indem er auf ſolche Weiſe die Annäherung der feindlichen Flotte verhinderte, ſchnitt er den engliſchen General Howe, der jetzt an der Stelle des zurückgerufenen General Gage den Befehl in Boſton führte, von jeder Hülfe ab, und vermochte ihn ſo zur Räumung der Stadt. Ohne Wagniß, ohne Verluſt war der erſte bedeutende Vortheil über die Engländer errungen. (17. März 1776.)

Das britiſche Heer ſegelte auf der Flotte, welche Admiral Howe, der Bruder des Generals, befehligte, nach New-York, um ſich dieſer Stadt zu bemächtigen. Hier ſammelten die Engländer eine Macht von fünf und fünfzig tauſend Mann, welcher Waſhington nur eine ſehr untergeordnete Kriegerzahl entgegenſtellen konnte. Trotz der Ueberlegenheit des Feindes wies er alle Friedensanträge deſſelben zurück, da ſie im Grunde ſich nur auf Anerbieten königlicher Verzeihung beſchränkten. Er ſtellte ſeine Truppen ſo auf, daß ſie ebenſowohl zur Vertheidigung der Stadt, als erforderlichen Falles zum ungehinderten Rückzug bereit ſein konnten. Und in der That, als am ſieben und zwanzigſten Auguſt General Sullivan mit einer Abtheilung der beſten amerikaniſchen Truppen auf Long-Island, einer vor New-York gelegenen Inſel, eine ſchwere Niederlage erlitt, blieb dem Feldherrn, der die Muthloſigkeit unter den Seinigen einreißen ſah, kein anderer Ausweg übrig, als New-York ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

Mittlerweile hatte der Kongreß am vierten Juli 1776 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika erklärt. Der Würfel war geworfen; eine Umkehr auf dem Wege der Freiheit war nicht mehr möglich. Es galt nun einen Kampf auf Tod und Leben zwiſchen Großbritannien und einem Volke, welches eine Nation ſein wollte, und an der Themſe mit dem Namen Rebellen belegt wurde. Und der Erfolg dieſes Kampfes ruhte allein auf Waſhington und auf dem ſchwachen Heere, das regelmäßig am Ende jedes Jahres in Selbſtauflöſung begriffen war.

Waſhington war nicht der Mann, der ſelbſt in den dräuendſten Gefahren je kleinmüthig verzagte. Er traf alle Maßregeln, die Scharte auszuwetzen, die hauptſächlich der Läſſigkeit einiger Unterbefehlshaber und dem gänzlichen Mangel an Reiterei zuzuſchreiben war. Mit raſcher Entſchiedenheit ordnete er jenen meiſterhaften Rückzug an, der als eine der ausgezeichnetſten Kriegsthaten gerühmt wird. Er vermied jedes Zuſammentreffen in Maſſe, beunruhigte den Feind ſtets durch Angriffe auf einzelne Punkte, und ermüdete und ſchwächte die Briten im kleinen Krieg. Ob auch im Lande Stimmen allerſeits laut wurden, die ihn der Schwäche beſchuldigten, die mächtig nach Schlachten und Siegen riefen, ihn kümmerte es nicht; [um des öffentlichen Wohles willen mochte er gerne die Volksthümlichkeit ſeines Namens bloßſtellen] Durch kleine Vortheile, die er hie und da erlangte, kräftigte er auf's Neue den Geiſt ſeiner Truppen, die in der letzten Zeit überall geflohen waren, wo nur der Feind ſich zeigte. Kaum war es ihm gelungen, den Engländern Stand zu halten, als ein neues Unglück hereinbrach; das Fort Waſhington auf York-Island fiel mit zweitauſend achthundert Amerikanern in die Gewalt der Engländer. Da mußte Waſhington bis über den Fluß Delaware zurückweichen, während Howe ſiegreiche Aufrufe weit und breit erließ und allen Amerikanern, die binnen ſechzig Tagen den Eid der Treue leiſten würden, Verzeihung anbot. Groß war die Anzahl derer, die jetzt zur königlichen Sache abfielen; allein Waſhington's Ausdauer blieb unerſchüttert. Er erlangte es endlich, daß der Kongreß das Heer auf mehr als hundert Bataillone zu bringen beſchloß, (dem Beſchluſſe ward freilich niemals eine vollſtändige Ausführung!) die bis zu dem Ende des Krieges dienen ſollten; man übertrug zugleich dem Feldherrn eine faſt unbeſchränkte Gewalt auf ſechs Monate. Jetzt ging Waſhington über den Delaware, überfiel bei Trenton drei Regimenter jener heſſiſchen Truppen, welche Deutſchland für gutes Geld an die Engländer als Kanonenfutter verkauft hatte, und nahm gegen tauſend Mann gefangen, (am fünfundzwanzigſten Dezember 1776;) dann entging er durch einen raſchen nächtlichen Zug der Uebermacht des britiſchen Generals Lord Cornwallis, fiel bei Princeton über eine Abtheilung Engländer her, (am dritten Januar 1777,) und brachte ihnen einen bedeutenden Verluſt bei. So hatte er, als die ganze Welt ihn ſchon verloren gab, ſich aus der verzweifeltſten Lage aufgerafft, den Feind zum Rückzuge gezwungen, Philadelphia, den Sitz des Kongreſſes, von der nahenden Gefahr errettet, und binnen weniger Wochen ſeinem Volke das Selbſtvertrauen wiedergegeben, das die einzige Bürgſchaft des endlichen Sieges war.

Der Feldzug des Jahres 1777 verfloß zum größten Theile unter Hin- und Hermärſchen, da Howe ſich auf jede Weiſe bemühte, Waſhington zur Schlacht zu zwingen. Endlich, als Howe in der Nähe von Philadelphia landete, mußte der amerikaniſche Feldherr das Glück der Waffen verſuchen, da die öffentliche Stimme es ihm nicht verziehen hätte, den Sitz des Kongreſſes ohne Schwertſtreich preiszugeben. Philadelphia in engliſchem Beſitz war in den Augen der Amerikaner die ſchlimmſte Niederlage von allen. Am elften September kam es am Fluſſe Brandywine zur Schlacht; die Uebermacht der Briten ſiegte. Sie zogen in Philadelphia ein; der Kongreß hatte ſich bereits nach Yorktown geflüchtet. Bald darauf erſpähte Waſhington eine günſtige Gelegenheit zu erneuertem Kampf. Howe hatte einen Theil ſeiner Truppen über den Delaware entſendet und ſtand mit ſeiner Hauptmacht bei Germantown. Hier griff ihn Waſhington am Morgen des vierten Oktobers an. Der Plan war trefflich entworfen; das Glück ſchien ihn anfangs zu begünſtigen. Allein das ſchwankende Benehmen der Milizen, die den Angriff nicht zur rechten Zeit unterſtützten, das allzu ungeſtüme Vordringen einer Truppenabtheilung unter Green, und ein dichter Nebel, der das Ineinandergreifen der Bewegungen hemmte, brachte Unordnung in die Schlachtreihen; der faſt ſchon errungene Sieg wurde den Händen Waſhington's wieder entwunden. Das Treffen geſchah am vierten Oktober 1777. Nach einem geſchickten Rückzuge nahm er eine feſte Stellung, die den Feind an jedem weiteren Erfolge hinderte. Der Kongreß ſprach Waſhington und ſeinen Soldaten den Dank des Vaterlandes aus.

In Europa vernahm man mit ſtaunender Bewunderung, daß ein neu zuſammengeworbenes Heer ſich mit den verſuchten Truppen der Briten meſſen konnte, daß es nach jeder Niederlage kräftiger als zuvor daſtand und eine ganze Reihe von kleinen Siegen den engliſchen General um Nichts ſeinem Ziele näher brachte. Vor Allem hatte in Frankreich der Hof und das Volk die

Augen auf Amerika gerichtet; hier glaubte man den ſchwachen Punkt gefunden zu haben, wo England, das ſo lang ſiegreiche, tödtlich getroffen werden könnte. Schon war ein Jüngling aus dem hohen Adel des Landes, der Marquis von Lafayette, nach Amerika geeilt, weniger um für Zwecke der Politik, als vielmehr für die aufblühende Idee der Völkerfreiheit kämpfen zu dürfen. Waſhington's nie ermüdender Widerſtand gab den Unterhandlungen der amerikaniſchen Abgeſandten zu Verſailles ein unglaubliches Gewicht; ein glückliches Ereigniß führte die volle Entſcheidung herbei. Der engliſche General Bourgoyne, der von Canada aus in das Gebiet der jungen Freiſtaaten eingebrochen, wurde mit ſeinem Heere von 6000 Mann von den Amerikanern unter Gates und Arnold gezwungen, die Waffen zu ſtrecken. Dieſe glänzende Kriegsthat, vollbracht am dreizehnten Oktober 1777 auf den Feldern von Saratoga, durchſcholl mit ihrem Ruhme die ganze Welt. Jetzt zögerte man zu Verſailles nicht länger; noch im Dezember deſſelben Jahres ſchloſſen Franklin und der franzöſiſche Miniſter Vergennes ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Frankreich und den Vereinigten Staaten. Vergeblich bot nun der britiſche Miniſter den Amerikanern einen Vergleich an, deſſen Bedingungen vor der Unahängigkeitserklärung gewiß alle Kolonien zufrieden geſtellt hätten. Der Kongreß wies jeden Antrag zurück, der nicht von der völligen Anerkennung des neuen Bundesſtaates ausging.

Die erſten Monate des Jahres 1778 waren den Truppen Waſhington's unter großen Entbehrungen hingegangen. Den Feldherrn ſelbſt bedrohten liſtige Ränke, mittelſt deren eine Parthei im Kongreſſe ihn von dem Befehl verdrängen und durch Gates erſetzen wollte. Waſhington traf nicht die geringſte Maßregel gegen ſeine geheimen Feinde; er beſiegte ſie durch die bloße Schwerkraft ſeiner unerſchütterlichen Redlichkeit.

Indeſſen hatte Howe den Oberbefehl über die britiſchen Truppen niedergelegt. Sein Nachfolger Clinton, in der Beſorgniß, durch die herannahende franzöſiſche

Flotte unter Admiral d'Eſtaing abgeſchnitten zu werden, ſah ſich zur Räumung von Philadelphia gezwungen; auf dem Rückzug ſchlug ihn Waſhington bei Monmouth, am achtundzwanzigſten Juni 1788. Nur der Ungehorſam des Generals Lee und die einbrechende Dunkelheit hatten die Engländer vor der vollſtändigen Niederlage bewahrt. So war nach der düſterſten Noth, welche jemals im Laufe des Krieges die Amerikaner bedrängt hatte, die Morgenröthe des Glückes wieder über der jungen Republik aufgegangen. Clinton zog nach New-York, und der Gewinn aller Siege, die Howe errungen, war mit einem Male wieder eingebüßt. Der Reſt des Jahres ſah keine bedeutenden Unternehmungen mehr. Die Engländer hatten ein förmliches Syſtem des Raubes und der Verheerung angenommen; ſie überfielen einzelne Küſtenſtädte, brannten ſie nieder, übten Mord und Plünderung. Aber die Flammen jeder vernichteten Hütte entzündeten mächtiger die unverlöſchliche Glut der Freiheit. Waſhington's eiſerne Ruhe ſchmolz auch nicht bei dem warmen Lächeln des Glückes. Als die neuen Bundesgenoſſen der Amerikaner darauf drangen, daß ein Zug nach Canada unternommen werde; — denn es gelüſtete ſie nach dem Wiedererwerb eines Landes, das ſie einſt der indianiſchen Wildniß abgewonnen, und das ihnen vor kaum zwanzig Jahren an die Briten verloren gegangen war, -- da ſtemmte ſich Waſhington mit der Macht ſiegreicher Staatsgründe gegen einen Plan, der zwar glänzenden Ruhm verhieß, aber dem jungen Freiſtaate im Norden, wie bereits an der mittäglichen Gränze, bedrohliche Nachbarn gegeben hätte, die in naher Zukunft als ein ſchwerer Alp auf der Ruhe Amerika's drücken mußten. Man ließ den Plan fallen.

Der Bund mit Frankreich erzeugte bald eine Gefahr anderer Art. In der ſchmeichelnden Vorausſetzung, daß jetzt der Sieg keine Anſtrengungen mehr heiſche, wurden die Staaten und der Kongreß läſſiger von Tag zu Tage in der Erfüllung ihrer Kriegspflicht. Es fehlte an Mannſchaft, an Sold, an Lebensmitteln. Wie ſonſt immer der Anfang jedes Feldzugs, ſo war in noch bedrohlicherer Weiſe dieſes Jahr mit ſolchen Nöthen bezeichnet, denen unter allen Leitern des Staates und Heeres nur die moraliſche Kraft Waſhington's gewachſen war. Es ſchien ihm nur die Wahl zu bleiben, entweder die Truppen zu verabſchieden, oder mit Gewalt im Lande zu nehmen, weſſen er zu ihrer Unterhaltung bedurfte. Doch wußte die Gewalt ſeines Namens das Heer zu feſſeln, der Einfluß ſeiner dringlichen Vorſtellungen die Noth zu lindern. Durfte er mit ſeinen geringen Streitkräften keine große Unternehmung wagen, ſo erlauerte er mit vorſichtiger Ruhe den Augenblick, wo er irgend eine ſchwache Seite des Feindes faſſen konnte. So gewann er die vorgerückten Standorte der Engländer zu Stony Point am Hudſonfluſſe und zu Paulushook.

War das Jahr 1779 im Ganzen ohne folgenreiche Thaten vergangen, ſo überhäufte dafür der nächſte Sommer die Amerikaner mit unerhörtem Mißgeſchick. Clinton war nach dem Süden gegangen, eroberte Charlestown, die bedeutendſte Stadt von Süd-Carolina, und nahm die ganze amerikaniſche Südarmee unter General Lincoln gefangen. (12 Mai 1780.) Das Unglück wäre vermieden worden, wenn Lincoln der Anſicht Waſhington's gefolgt wäre, der, obſchon hundertſechzig deutſche Meilen vom Schlachtfelde entfernt, die Lage mit richtigem Blicke überſehen hatte. Und bald darauf ſah ſich die nördliche Gränze gefährdet durch den Verrath Arnold's, welcher, bis jetzt einer der thätigſten und glücklichſten Feldherrn der Republik, ſich durch Rachſucht und zerrüttete Verhältniſſe zum niedrigſten Verbrechen ſtacheln ließ. Die Gefangennehmung des engliſchen Unterhändlers, des Majors André, (der die gefährliche Rolle mit dem Leben büßen mußte), führte jedoch die noch rechtzeitige Entdeckung des verſuchten Frevels herbei.

Indeſſen war im Juli 1780 eine neue franzöſiſche Flotte an den amerikaniſchen Küſten erſchienen, die ein Landheer von ſechstauſend Mann unter den Befehlen von Rochambeau herüberführte. Allein zugleich erhielt die britiſche Flotte ſo bedeutende Verſtärkungen, daß dennoch an größere entſcheidende Unternehmungen für's Erſte nicht zu denken war. An einzelnen Punkten trafen ſogar bedeutende Niederlagen das Heer der Vereinigten Staaten; nur in einem einzigen Gefecht gewannen die Amerikaner Vortheile, geringeren Belanges.

Das war der Ausgang des Feldzuges von 1780, auf welchen Waſhington ſo große Hoffnungen gebaut. Nach ſo vielen Unfällen war die Entblößung des Heeres größer als je. Unter den pennſylvaniſchen Truppen brach in der Nacht des erſten Januars eine Meuterei aus, die kaum verdammlich erſchien, ſo zahlreich und ſo gerecht waren die Beſchwerden der Soldaten; und dies Beiſpiel ermuthigte die Truppen von New-Jerſey zur raſchen Nachfolge. Den Aufſtand der Pennſylvanier beſchwichtigte die Nachgiebigkeit der bürgerlichen Behörden; daß aber die Bewegung nicht weiter um ſich greife, hielt Waſhington die raſcheſte Strenge gegen die Truppen von New-Jerſey nothwendig. Das ſtrafende Beiſpiel, das er geben mußte, ſchloß ihm keineswegs die Augen über die Urſachen der Empörung. Der Mangel war zu einem Grade geſtiegen, daß das Heer oft dem Verſchmachten nahe war, und daß zu fürchten ſtand, was die engliſchen Waffen nicht vermocht, würde der Hunger vollbringen. Das Land war weit und breit erſchöpft; die Ernten boten wenig Ausſicht; eine nachhaltige Hülfe war nirgends zu hoffen.

Und mitten unter ſolchen Umſtänden entwickelten die Engländer einen Angriffsplan, der, großartiger als alle bisherigen Verſuche, alle Küſten des Landes zugleich umfaßte. Ihre Uebermacht zur See geſtattete ihnen, zu gleicher Zeit in den Staaten New-York, Georgien, Virginien, den beiden Carolina handelnd aufzutreten. Damals wandten ſich die Behörden von Virginien, dem Heimathlande Waſhington's, mit dringender Bitte um Rückkehr an den Feldherrn; allein er, der ſtets nur das große Ganze im Auge hatte, wußte ſelbſt ſeine gerechte

Vorliebe für die Heimath zu beſiegen. Kümmerte ihn doch eben ſo wenig die Sorge um ſeine eigenen Beſitzungen! Denn als der Oberaufſeher ſeiner Güter am Potowmac den Engländern, damit ſie die Häuſer und Felder Waſhington's verſchonten, Lebensmittel lieferte, ertheilte ihm der Feldherr den ſtrengſten Verweis und verbot ihm für's Künftige jede ſolche feige Nachgiebigkeit: „Für das öffentliche Beſte müſſe man jeden Verluſt gern ertragen, und im Dulden und Entbehren allen Mitbürgern mit entſchloſſenem Beiſpiele vorangehen!"

Damit keine Art der Bedrängniß fehle, war auch um dieſe Zeit ein innerlicher Zwiſt im Gebiete von New-York entglommen, der ſich zum Bürgerkriege auszubreiten drohte. Der nördliche Theil dieſer Kolonie wollte unter dem Namen Vermont einen beſonderen Staat bilden, während New-York dieſe Abſonderung nicht dulden mochte. Vergeblich hatte der Kongreß eine Vermittlung verſucht; aber wo die friedliche Löſung ſchon unmöglich ſchien, genügte Waſhington's moraliſcher Einfluß, eine Verſtändigung zum Beſten des Vaterlandes herbeizuführen. Auf ſein Wort erkannte New-York den neuen Bundesſtaat Vermont als gleichberechtigten Bruder an.

Als endlich im Auguſt 1781 die franzöſiſche Flotte durch den Admiral Grafen von Graſſe eine anſehnliche Verſtärkung erhielt, während die Briten ſich gerade durch mehrfache Entſendungen geſchwächt hatten, beſchloß man mit vereinigten Kräften die Belagerung der Stadt New-York, wo das engliſche Heer immer noch ſein Hauptlager aufgeſchlagen hatte. Dieſen Plan vereitelte ein Zuzug von dreitauſend Heſſen, den die engliſchen Truppen erhielten, und beſonders der Umſtand, daß die franzöſiſche Flotte bald nach Weſtindien zurückſegeln ſollte. Um die kurze Friſt ihrer Anweſenheit noch zu benützen, ließ Waſhington nur eine Heeresabtheilung zur Beobachtung und Abwehr in den nördlichen Gebieten, und wandte ſich mit Rochambeau in raſchem Zuge nach Virginien, wo Lafayette bereits im Kampfe gegen Lord Cornwallis Lorbeeren geerntet hatte. Während General Clinton zu New-York in dem Glauben erhalten wurde, daß alle Abſichten der Amerikaner auf dieſe Stadt gerichtet ſeien, wurde das Heer des Lord Cornwallis von dem ungeahnten Angriffe überraſcht, in die Städte Glouceſter und Yorktown gedrängt, und dort nach kurzer nachdrücklicher Belagerung gezwungen, die Waffen zu ſtrecken. Die Zahl der Gefangenen betrug über ſiebentauſend Mann. Am neunzehnten Oktober 1781 geſchah dieſe glänzende Waffenthat, welche das tief geſunkene Glück der Amerikaner höher erhob, als es je zuvor geſtiegen. Die Abfahrt der Flotte hinderte für dies Jahr weitere Unternehmungen.

Die öffentliche Meinung in Amerika glaubte jetzt wiederum den Krieg ſo gut wie beendet und baute hierauf um ſo ſicherer, da die Nachricht eintraf, daß Friedensunterhandlungen bevorſtünden. Die nächſte Folge war, daß die wohlbekannte Läſſigkeit in der Stellung neuer Truppen und in der Beiſchaffung der erforderlichen Hülfsmitteln ſich jetzt durch keinen Sporn mehr zur Thätigkeit aufſtacheln ließ. Waſhington theilte keineswegs die gefährliche Zuverſicht ſeiner Landsleute. Er hielt dafür, daß man im Frühling des Glückes um ſo mehr auf die Pflege der ſchon keimenden Saaten bedacht ſein, daß man den errungenen Vortheil unausgeſetzt verfolgen müſſe, damit jegliche Wendung der Verhältniſſe uns wohlgefaßt finde. Den Mittheilungen der Briten ohne Weiteres zu trauen, ſei thöricht; nur die weitere Vorbereitung für den Krieg könne den Frieden ſichern, nur die Stärke der amerikaniſchen Rüſtungen die Engländer zum Aufgeben ihrer Anſprüche bewegen.

Trotz dieſer eindringlichen Vorſtellungen wurde die Truppenzahl nicht vervollſtändigt, noch für die Abtragung der Soldrückſtände Sorge getragen. Doch Waſhington's Namen allein war ein Heer. Im ganzen Laufe des Jahres 1782 wagten die Engländer, trotz ihrer Ueberlegenheit, keine neue Unternehmung. Aber eine ſchlimmere Gefahr erwachte im Schooße des amerikaniſchen Lagers. Offiziere und Soldaten waren vom Nothwendigſten entblößt; der Kongreß ſchien ohne Mittel, die gerechten Anſprüche der Truppen auf ihren Sold jemals zu befriedigen. Um ſo näher die Ausſicht auf den Frieden ſchien, um ſo weniger glaubte das Heer, jetzt, wo man es für entbehrlich halten konnte, die Bezahlung der ihm geſchuldeten Summen länger erwarten zu dürfen. Ihre einzige Hülfe erblickten die Truppen in Waſhington; ihr Vortheil erheiſchte, daß der Feldherr auch im Frieden die höchſte Macht in Händen behalte. Ein großer Theil der Offiziere pflog geheime Verſammlungen und ſie kamen endlich überein, durch den Mund eines angeſehenen Obriſten dem General Waſhington die Alleinherrſchaft anzubieten, ſei es unter dem Namen eines Königs, ſei es unter einem anderen Titel. Waſhington's Antwort auf einen Antrag, welchen der Ehrgeiz aller glücklichen Soldaten vom Anfang der Geſchichte bis zum heutigen Tage als höchſtes Ziel erſehnt, welchem ſchwerlich auch eine ſonſt geprüfte Tugend zu widerſtehen vermocht hat, zeichnet in weniger Kernzügen den erhabenen Republikaner. Er ſchrieb am zweiundzwanzigſten Mai 1782 jenem Oberſten folgenden Brief:

„Mit Staunen und Beſtürzung habe ich das, was Sie mir überſandten, aufmerkſam durchgeleſen. Seien Sie verſichert, daß kein Vorfall im ganzen Kriege mir ſo großen Schmerz verurſacht hat, als die Mittheilung, welche Sie mir machen, und aus der ich ſehe, daß in dem Heere Geſinnungen gehegt werden, die meinen Abſcheu erregen und meine ſtrengſte Zurechtweiſung verdienen. Für jetzt ſoll das, was Sie mir geoffenbart haben, in meinem Buſen verſchloſſen bleiben, inſofern keine weitere Anregung dieſer Sache mich zur Kundmachung derſelben zwingt.

Ich begreife nicht, wie mein Betragen Sie ermuthigt haben kann, mir einen Vorſchlag zu thun, der nach meiner Ueberzeugung mein Vaterland mit dem größten Unheil bedroht, das es jemals treffen könnte. Wenn ich mich nicht völlig über mich ſelbſt täuſche, ſo gibt es keinen Menſchen in ganz Amerika, dem Ihre Entwürfe verhaßter ſein können, als mir. Zugleich muß ich aber, um meinen Geſinnungen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, hinzufügen, daß Niemand ſo aufrichtig wie ich wünſcht, dem Heere möge im vollen Maße ſein Recht geſchehen; und ſoweit meine Macht und mein Einfluß ſich auf verfaſſungsmäßigem Wege erſtrecken, werde ich Alles anwenden, was in meinen Kräften ſteht, und keine Gelegenheit unbenutzt laſſen, um Allen zu dem zu verhelfen, was ihnen gebührt. Ich beſchwöre Sie deßhalb, wofern Sie noch Liebe zu Ihrem Vaterlande haben, wenn Ihnen Ihr eigenes und das Glück Ihrer Nachkommen am Herzen liegt, und wenn Sie noch die geringſte Achtung für mich hegen, ſo verbannen Sie dieſe Gedanken aus ihrer Seele, und äußern Sie nie gegen irgend Jemand, weder aus eignem Antrieb, noch im Auftrag von Andern, dergleichen Geſinnungen." †

Solcher Briefe hat leider die Geſchichte nicht viele in ihre Jahrbücher verzeichnen können! Und nur einem Manne dieſer Art konnte es auch gelingen, die Forderungen einer aufgeregten Maſſe, die noch mit den Waffen in der Hand ihr Recht gegen die zaudernde Schwäche oder den vergeßlichen Undank durchzuſetzen die Macht hatte, durch ſein bloßes Wort zu beſchwichtigen; da er doch den Befreiern des Vaterlandes für ihre Armuth und ihre Entbehrungen nichts zu bieten vermochte, als kalte Geduld und blaſſe Hoffnungen, — Hoffnungen, daß die Gerechtigkeit des gefahrfreien Volkes thun werde, zu was die ſcharfſpornende Bedrängniß es nicht vermocht hatte! Aber das Vertrauen der Truppen auf Waſhington täuſchte ſie nicht. Der Kongreß und die einzelnen Staaten beachteten ſeine Vorſtellungen und bewilligten endlich, was er als recht und billig vorſchlug.

Bald darauf kam die Nachricht von dem Friedensſchluſſe zu Paris. Am neunzehnten April 1783, acht Jahre nach dem Tage, wo bei Lexington zuerſt für die Selbſtſtändigkeit Amerika's Blut gefloſſen, wurde dem Heere die amtliche Mittheilung gemacht, daß *England* die *Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt habe*. Von dieſem Augenblicke trat auf die Schaubühne der Welt eine Republik, die vielleicht beſtimmt iſt, eine der größten Räthſelaufgaben der Geſchichte ihrer Löſung mit raſchem Schwunge näher zu bringen, als achtzehn Jahrhunderte es vermochten.

Waſhington nahm Abſchied von dem Heere und gab ſeine Beſtallung in die Hände des Kongreſſes zurück, nachdem er für das Wohl des Vaterlandes ſeine letzten Rathſchläge ertheilt. Auf vier Säulen wollte er das neue Staatsgebäude der Freiheit errichtet wiſſen: unauflösliche Einheit der Staaten unter einer kräftigen Centralgewalt; Heilighaltung aller übernommenen Verbindlichkeiten der Republik; Sicherheitsmaßregeln zur Abwehr künftiger Angriffe; Einigkeit und Verſchmelzung der Sonderintereſſen in dem Intereſſe des ganzen Vaterlandes.

Die Einleitungen zu der künftigen Verfaſſung der Republik, die Einrichtung und Anordnung der inneren Staatsverhältniſſe gedachte er andern Köpfen zu überlaſſen, die, wie ſeine Beſcheidenheit wähnte, dazu fähiger ſeien, als er. Umſtrahlt von jeglichem Ruhme des Feldherrn, des Staatsmannes, des tugendhaften Bürgers, hatte er keinen innigeren Wunſch, als, den Reſt ſeines Lebens in der ländlichen Stille von Mount-Vernon zu verbringen. Dort wollte der Mann, der die Königsmacht von ſich gewieſen, ſeine Felder bauen, ſeine Güter bewirthſchaften und ſein durch den Krieg gemindertes Vermögen mit den Erſparniſſen eines guten Haushaltes wieder herſtellen. Staatsbelohnungen, die ihm öfters geboten wurden, ſchlug er aus. Ein einziges Mal konnte er ein Geſchenk an Grundeigenthum nicht zurückweiſen; ſein Heimathland Virginien gab es ihm, als er zuerſt zur Regelung der Binnenſchifffahrt und zur Vermeſſung und Bebauung der wüſten Ländereien den Plan entworfen hatte, welchem ſeitdem Amerika unausgeſetzt treu geblieben iſt. Allein er nahm die Gabe nur unter der

Bedingung, ſie unverkürzt zum Beſten öffentlicher Schulen zu verwenden. Das Waſhington's-Kollegium in der Grafſchaft Rockbridge und die erſte Hochſchule Nordamerika's verdanken ihm ihr Daſein.

In ſtiller Wirkſamkeit verlebte er mehrere Jahre. Er führte auf ſeinen Gütern ein verbeſſertes Syſtem der Bewirthſchaftung ein, legte Gärten an, pflanzte Bäume, pflegte Blumen und genoß die beſten Freuden der Häuslichkeit inmitten ſeiner Familie und trefflicher Freunde. „Endlich,“ ſo lautet einer ſeiner Briefe an Lafayette, „endlich lebe ich wieder als friedlicher Bürger, an den Ufern des Potowmac, unter dem Schatten meines eigenen Weinſtocks und Feigenbaums; [von dem Lärm des Lagers und der Geſchäftigkeit des öffentlichen Lebens erlöſt, erquicke ich mich an den ſtillen Freuden, von denen der Soldat, welcher ſtets dem Ruhme nachjagt, nichts weiß; noch der Staatsmann, der mühevolle Tage und ſchlafloſe Nächte damit hinbringt, Pläne zu entwerfen, welche die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes befördern ſollen, während ſie vielleicht andere Völker in's Verderben ſtürzen, als ob dieſer Erdkreis nicht Raum genug hätte für uns Alle; noch der Hofmann, der beſtändig auf das Angeſicht ſeines Fürſten achtet, in der Hoffnung, vielleicht ein gnädiges Lächeln zu erringen.] Ich habe mich nicht nur von allen öffentlichen Geſchäften zurückgezogen; ich ziehe mich auch in mein eigenes Innere zurück und fühle mich fähig, die einſamen Wege und ſtillen Pfade des Lebens mit herzlicher Freude zu betreten. Keinen werde ich beneiden und für Alle ein herzliches Wohlwollen haben; dies ſei die Regel meines Wandels; und ſo will ich ſanft den Strom des Lebens hinabſchiffen, bis ich bei meinen Vätern ſchlafe.“

Dieſer Wunſch konnte dem edlen Manne nicht in Erfüllung gehen. Zu ſehr bedurfte ſeiner das Vaterland, als daß es ihn dem verborgenen Leben der Häuslichkeit überlaſſen konnte. Die ſchwachen Vereinigungsbande der Staaten drohten ſchon zu zerreißen; der Kongreß war faſt nur ein Schattenbild; die Ohnmacht der oberſten

Bundesbehörde mußte unausbleibliche Mißachtung des Auslandes gegen den ganzen Bund herbeiführen. Längſt war Waſhington mit beſorgtem Geiſte der Entwickelung dieſer Mißverhältniſſe gefolgt. Um ſo weniger konnte er ſich dem Rufe des Vaterlandes verſagen, da Virginien ihn im Mai 1787 als Abgeordneten zu der Verſammlung aller Staaten in Philadelphia wählte, die den Bund auf neuen Grundlagen befeſtigen ſollte. Einſtimmig ernannte ihn dieſe Verſammlung zum Vorſitzer und Leiter ihrer Berathungen, aus welchen am ſiebenzehnten September 1787 die Verfaſſung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorging, —[eine Verfaſſung, welche eine Anzahl unabhängiger Republiken mit der weitgedehnteſten Freiheit innerer Selbſtbeſtimmung zu Einem Staate mit nachdruckſamer Centralgewalt verſchmelzen ſollte, und welche dieſe ſchwierigſte aller Aufgaben ſo gelöſt hat, daß ſie die Gewähr von ſechs Jahrzehnten und die Bürgſchaft der herrlichſten Erfolge für ſich erlangen konnte.]

Kaum war die Verfaſſung in allen Staaten angenommen, ſo fielen, da ein Präſident der neuen Bundesregierung zu ernennen war, die Stimmen aller Wähler ohne Ausnahme auf Waſhington. So ſchwer es ihm ankam, ſein geliebtes Mount-Vernon zu verlaſſen,, er zauderte nicht, weil das geſammte Vaterland von ihm allein eine gedeihliche Wirkſamkeit erwartete. (April 1789.) Seiner Verwaltung ſtanden um ſo größere Schwierigkeiten entgegen, da die Staaten, an keine Centralregierung gewöhnt, erſt allmählig und nur durch vorſichtige Schonung die Unterordnung in allen Beziehungen der höheren Politik zu lernen fähig waren. Neue Bahnen der Regierungsweisheit mußten geſucht werden; und Waſhington's redliche Einſicht fand ſie auf. Der öffentliche Kredit wurde befeſtigt, das Schuldenweſen geordnet, die innere Entwickelung des Bundes durch Geſetze geregelt, eine kräftige Wehrverfaſſung eingeführt, und der Abſchluß von Handelsverträgen mit fremden Mächten durchgeſetzt.

Als die geſetzlich auf vier Jahre beſtimmte Amtsdauer des Präſidenten zu Ende lief, fiel die einſtimmige Wahl abermals auf Waſhington. Mit noch größerem Widerſtreben gab er diesmal nach; aber die Umſtände waren inzwiſchen ſo bedenklich geworden, daß er den Wünſchen des Volkes und dem Andringen der bedeutendſten Staatsmänner des Landes ſich weniger als je entziehen durfte. Ein langwieriger Kampf mit den Indianern nahm bedeutende Mittel in Anſpruch. Schroffe Partheiungen bildeten ſich und ſchienen die Nation in zwei große Feindeslager trennen zu ſollen. Dunkle Gewitter zogen von Oſten her, wo die Stürme der franzöſiſchen Umwälzung endloſe Kriege über ganz Europa ausſandten. Zwiſchen die Waffen Englands und Frankreichs geſtellt, ergriff Waſhington mit Entſchiedenheit den Weg, welcher ſeitdem die unverbrüchliche Richtung der amerikaniſchen Politik bildet. Ausgehend von dem Grundſatze, daß jeder Staat das Recht habe, ſich nach Belieben eine Regierung zu geben und deren Formen zu ſchaffen, und daß über die Rechtmäßigkeit dieſer Regierung keiner auswärtigen Macht die Entſcheidung zuſtehe, erkannte er, in verfaſſungsgemäßer Uebereinſtimmung mit dem Senate, die franzöſiſche Republik an, beſchloß aber auch zugleich, die ſtrengſte Neutralität zwiſchen den kriegführenden Mächten zu beobachten. Wer hätte glauben ſollen, daß eine ſolche Politik, für die Vereinigten Staaten die natürlichſte und vortheilhafteſte, auf allen Punkten Amerikas den heftigſten Widerſtreit hervorrufen würde! Von Stunde an ſchieden ſich in der Nation die beiden großen Partheien, die bis heute allen Wechſel der Zeiten und Perſonen, ja den Wechſel ihrer eignen Zwecke überdauert haben: die der Demokraten, und die ſogenannte Bundespartheі, dieſe auch als Whigs, jene als Tories bezeichnet, mit völliger Umkehr des Sinnes, der beiden Namen in England beigelegt wird. Der franzöſiſche Geſandte Genet trug das Seinige dazu bei, die Spaltung zur tiefen und breiten Kluft zu erweitern. Er ſtiftete demokratiſche Vereine zur Bekämpfung der Bundesregierung, und ſuchte auf alle Weiſe, Amerika in den Kampf der franzöſiſchen Republik gegen England hineinzuziehen. Die Erbitterung wuchs ſo gewaltig, daß ſie endlich ſogar an das Haupt des Präſidenten ſich wagte. Aber keine Aufregung der Gemüther, kein tückiſcher Angriff, ſelbſt nicht der drohende Verluſt ſeiner Volksthümlichkeit konnte Waſhington's ſtarke Seele erſchüttern, oder ihn von dem Wege ablenken, den er als den rechten und guten für das Vaterland erkannt hatte. Er blieb inmitten des Partheihaſſes eben ſo gleichmüthig, wie er es bei den ſtürmiſchen Ausbrüchen vergötternder Volksliebe geweſen.

Auf der Neutralität feſt beharrend, ſchloß er mit England einen Handelsvertrag, der alle bisherigen Irrungen zu beſeitigen verhieß, und unterzeichnete ihn, nachdem deſſen Annahme, wie die Verfaſſung vorſchrieb, im Senate erfolgt war. Jetzt ſtieg die Aufregung der ſogenannten Volksparthei noch höher. Verſammlungen wurden aller Orten gehalten, die ſogar noch vor der Annahme und Veröffentlichung des Vertrages ihn für eine Demüthigung vor dem engliſchen Intereſſe, für eine Schmach des Vaterlandes erklärten; und als man ſah, daß Waſhington ſich durch all dieſes nicht von der Unterzeichnung abhalten ließ, ward das Gift der Verläumdung reichlicher als je auf den Mann ausgegoſſen, deſſen Leben als ein reiches Lehrbuch jeder Bürgertugend offen lag vor den Augen des ganzen Volkes. Waſhington ließ in würdigem Bewußtſein den Gegnern ungeſtört das Wort; denn, ſagte er, dereinſt werden die Urkunden meiner Verwaltung mich richten, nicht die Stimme der Partheiwuth.

Um dieſe Zeit gab Randolph, der Staatsſekretär, (Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten,) ſeine Abdankung. Ein von den Engländern aufgefangener Brief ſchien die Beſchuldigung zu erweiſen, daß er mit dem neuen franzöſiſchen Geſandten Fauchet in zu vertrauter Verbindung geſtanden, wie ſie dem amerikaniſchen Staatsmanne nicht geziemte. Randolph gab eine Rechtfertigungsſchrift heraus; während er aber an derſelben arbeitete, beſchwerte er ſich über die Vorenthaltung von Papieren, die ſeiner Sache zur Vertheidigung dienen könnten. Waſhington's Antwort hierauf iſt einzig in ihrer Art: „Ich habe den Befehl ertheilt, Ihnen die beliebige Durchſicht aller meiner Papiere zu geſtatten, und ſtelle es Ihnen anheim, jeden vertraulichen Brief von mir zu veröffentlichen, ja ſogar jedes Wort, das ich je zu Ihnen oder zu einem Anderen geſprochen.“ Wo wäre in unſeren Tagen der Staatsmann zu finden, der ſeiner ſelbſt ſo ſicher, der ſo reinen Bewußtſeins und ſo vollendeter Rechtlichkeit wäre, daß er es wagen könnte, dem Manne, den er durch ſchweren Verdacht eben erſt von einer hohen Stellung geſtürzt, ſein ganzes Sein und Thun, das Innerlichſte ſeiner Wirkſamkeit, jedes Wort und jeden Gedanken preiszugeben! Und wenn uns aus Waſhington's Leben nur dieſer eine Zug erhalten wäre, er würde genügen, um uns im vollſten Lichte ſein hehres Bild zu malen.

Bald kam auch eine Gelegenheit, wo der Präſident gegen das, was als allgemeiner Volkswunſch ſich geltend machte, die Feſtigkeit ſeines Charakters zu bewähren hatte. Das Haus der Stellvertreter, (die zweite Kammer, wie wir uns ausdrücken würden,) unzufrieden mit dem engliſchen Vertrage, beſchloß, von der Regierung die Vorlegung aller auf denſelben bezüglichen Briefe und Urkunden zu verlangen. Aber obſchon eine große Stimmenmehrheit dieſem Begehren einen ungewöhnlichen Nachdruck gab, ſo verweigerte er dennoch die Folgeleiſtung, weil die Verfaſſung nur dem übereinſtimmenden Willen des Präſidenten und des Senates den Abſchluß von Staatsverträgen anheimſtellte, und die ſtrengſte Geſetzestreue ihm als die erſte Pflicht erſchien. Den Unwillen der Abgeordneten wußte er allgemach zu beſchwichtigen, und ſiegreich und feſter ging unter Waſhington's Leitung die Verfaſſung aus einem Sturme hervor, der ſie in ihren Grundlagen zu erſchüttern gedroht.

Die Regeln, welche Waſhington in ſeiner achtjährigen Wirkſamkeit als Präſident befolgte, ſind zum unverbrüchlichen Geſetze aller deren geworden, die ihm in der höchſten Würde des Bundesſtaates gefolgt; denn wo nur immer die Verfaſſung irgend einer Auslegung zu bedürfen ſchien, fragte man ſeitdem: Wie hat Waſhington in dieſem Falle gehandelt? und die Beantwortung war ſtets auch die Entſcheidung des Zweifels.

Selbſt die häusliche Ordnung, die er als Präſident einführte, iſt ſeinen Nachfolgern zur Regel geworden. Schwierig war es, die äußerliche Würde ſeiner Stellung mit der Einfachheit und den, aller Förmlichkeit feindlichen Gewohnheiten des republikaniſchen Lebens in Einklang zu bringen. Im Hauſe des Präſidenten, wo jedem Bürger die traulichſte Annäherung freiſtand, durfte die gänzliche Abweſenheit höfiſchen Zwanges nicht zur Annäherung an die Gewöhnlichkeit ungebildeter Sitten führen. Nie durfte der Einheimiſche vergeſſen, daß er mit dem oberſten Beamten ſeiner Republik, nie der Fremde, daß er mit dem Haupte eines großen Staates verkehrte. Eine gewiſſe Stunde war für Jeglichen und für jedes Begehr beſtimmt; in Sachen des öffentlichen Dienſtes hatte man zu allen Tageszeiten freien Zutritt. Eine anſtändige, behagliche Gaſtfreiheit übte er gegen Beamte, gegen Geſandte und wer ſonſt ihm empfohlen war; er ſelbſt nahm nie eine Einladung an. Ein Nachmittag war wöchentlich der geſelligen Erholung im zahlreichen Kreiſe der Bekannten und Freunde gewidmet. Der Empfang beim Präſidenten war nicht anders, als wie bei dem einfachſten Privatmanne. Die ernſte Achtung ſollte nie durch den Tand äußerer Formen erzwungen und fühlbar gemacht werden, ſondern an das höchſte Amt des Staates nur in freier, würdiger Weiſe ſich knüpfen, damit auch der Präſident nicht vergeſſe, daß er nur der Erſte ſei unter gleichberechtigten, freien Männern.

Als die zweite Amtsführung Waſhington's zu Ende ging, gab er, trotz aller Bitten ſeiner Freunde, den unbeugſamen Entſchluß kund, die Bühne des öffentlichen Lebens zu verlaſſen. Und ſo mächtig hat in Allem Waſhington's Beiſpiel gewirkt, daß ſeit ihm kein anderer Präſident es wagen durfte, nach der zweiten Amtsführung von vier Jahren wieder als Bewerber aufzutreten; und was nirgends vom Geſetze vorgeſchrieben war, daß man nicht zum drittenmal das höchſte Staatsamt bekleiden könne, iſt durch Waſhington's Vorgang zu einem Buchſtaben der Verfaſſung geworden.

Am vierten März 1797 begab ſich Waſhington in den Kongreß, um die Präſidentſchaft den Händen ſeines Nachfolgers Adams zu übergeben. Im Staatswagen mit ſtolzem Viergeſpann, wie es dem Haupte der Regierung ziemte, war er nach dem Verſammlungshauſe gefahren; allein und zu Fuße kehrte er zurück, freudigen Auges, glücklich in dem Gedanken, daß ihm von nun an vergönnt ſei, ſich ſelbſt zu leben. Er ſehnte ſich nach ſeinem geliebten Mount-Vernon, nach den Baumgängen, die er angelegt, nach den Feldern, die er urbar gemacht, nach den ſtillen Gärten, wo ihm die heiterſten Tage ſeines Lebens aufgegangen waren. Aber auf der Heimreiſe erwies ihm, dem einfachen Bürger, aller Orten das Volk noch höhere Ehren, als es ſonſt dem Präſidenten erwieſen. Zu Mount-Vernon gab er ſich wieder mit alter Liebe den Arbeiten der Landwirthſchaft hin, umgeben von ſeiner Familie und einem innigen Freundeskreiſe.

Zu bald indeſſen wurde das Glück dieſer ländlichen Ruhe wieder geſtört. Mißhelligkeiten, die mit dem Direktorium der franzöſiſchen Republik ausgebrochen waren, und die zum Ausbruche eines Krieges zu führen ſchienen, zwangen die Amerikaner, auf neue Rüſtungen bedacht zu ſein. Auf wen konnte, da eine Gefahr drohte, die Wahl zum Oberfeldherrn fallen, als auf Waſhington! Am dritten Juli 1798 wurde ſeine Ernennung vom Senate beſtätigt. Auch diesmal entzog er ſich nicht den Anforderungen des Vaterlandes. Die Wucht des Alters hatte ſeinen Körper geſchwächt, doch ſeinen Geiſt ungebeugt gelaſſen; er vermochte es, der Bildung eines neuen Heeres und umfaſſenden Vertheidigungsanſtalten eine kraftvolle Thätigkeit zu widmen. Die ehrfurchtgebietende Stellung, welche Amerika mit raſcher Entſchiedenheit einnahm, bewies den Franzoſen, daß ſie nicht ohne ernſtlichen Kampf auf Sieg jenſeits der Meere zählen konnten; und wie Waſhington vorausgeſagt hatte, ſo zeigte ſich Frankreich bereit zu Unterhandlungen, ſobald es die Hoffnung aufgeben mußte, durch ſeine Kriegsdrohungen die Regierungsparthei in Amerika zu ſtürzen.

Den Vertrag jedoch, welcher zwiſchen beiden Staaten das freundſchaftliche Verhältniß wiederhergeſtellte, erlebte Waſhington nicht mehr. Am 12. Dezember 1799 zog er ſich beim Ausreiten eine Erkältung zu; zwei Tage darauf verſchlimmerte ſich das Uebel zu einer Halsentzündung; am fünfzehnten deſſelben Monats verſchied er Abends zwiſchen zehn und eilf Uhr.

Wir brauchen nicht zu ſagen, daß Waſhington's Verluſt mit jähem, tiefſtem Schmerze die Herzen der ganzen Nation traf. Mit der Nacht des Todes kommt für Jeden der Tag der Gerechtigkeit. Ueber dem Grabe ſchweigt bereuend die Stimme ſelbſt des grimmigſten Haſſes; und Waſhington war in ſeinem langen thatenreichen Leben der Verkennung verblendeter Partheien kaum auf wenige Augenblicke ausgeſetzt geweſen. Ihm ſprach ſich nach dem Tode nur lauter und mächtiger aus, was ihm längſt ſchon in der allgemeinſten Verehrung zu Theil geworden. Der Kongreß ſchloß ſeine Sitzungen einen Tag lang, als die trübe Kunde nach Philadelphia kam. Dreißig Tage hindurch trugen die freien Bürger Amerikas Trauer um den Vater des Vaterlandes. Ein marmornes Denkmal wurde ihm errichtet, ein unzweifelhaftes Zeichen wahren Ruhmes, weil von freiwilliger Huldigung der ſtolzeſten Republikaner gegründet. Im Namen des Kongreſſes ſchrieb der Präſident einen Brief der herzlichſten Theilnahme an Waſhington's Gemahlin, und um die nationale Bedeutung dieſes Schreibens zu würdigen, müſſen wir beifügen, daß ſeitdem nie wieder in den Vereinigten Staaten der Schmerz einer Wittwe ſo geehrt worden iſt.

Waſhington iſt inmitten aller Zeitenwechſel dem Amerikaner das große Vorbild eines ächten Mannes, eines treuen Republikaners geblieben. In ſeinem Charakter waren jene Eigenſchaften ausgeprägt, welche die thatkräftige, rückſichtsloſe Entſchiedenheit mit der ruhigen, gerechten Mäßigung vermitteln. Er hatte den Muth der Todesverachtung auf dem Schlachtfeld; im bürgerlichen Leben jene noch größere Tapferkeit, die vor den heftigſten Partheiangriffen nie um einen Punkt vom Boden des Rechtes weicht. Sein Ehrgeiz war es, die höchſte Ehre zu gewinnen auf der Bahn des Edlen und Guten, zu der ihn unbewußte Naturanlage gewieſen, auf welcher ihn ernſte Selbſtbeſtimmung für und für feſthielt. Den Ruhm liebte er; doch nicht als ſein Ziel, ſondern als erfreuliches Zeugniß, daß er das rechte Ziel nicht verfehlt habe. Kalt im Ueberlegen, feurig im Ausführen, ſtandhaft im Unglück, ſtandhafter noch im Glücke, ſcharfſinnig in der Wahl ſeiner Rathgeber, ohne Eitelkeit in der Befolgung des guten Rathes, fern von Neid und Selbſtſucht, wahrhaft, aufrichtig, redlich von Herz und That, pflichtgetreu, ſich ſelbſt beherrſchend, gegen Andere milde und nachſichtig, frei von allem Hochmuth, den beſcheidenen Stolz des Bewußtſeins nie in Worten, ſondern im Handeln zeigend, ein wahrer Menſchenfreund, den Armen hülfreich, den Freunden ein Bruder, als Bürger wie als Menſch gleich vortrefflich, vor Allem aber der Freiheit mit Seele und Leben zugeſchworen: ſo war **Waſhington**. Die Leidenſchaften, die ſelbſt den Beſten bezwingen, Zorn und Ungeduld und Abneigung, verſtand er in ihren allzuraſchen Ausbrüchen faſt eben ſo raſch wieder zu bändigen. Die Geſchichte malt uns ſein Bild in ſo hellen Farben, daß es die Augen beinah ermüdet; die Harmonie ſeines Gemüthes und Geiſtes war ſo vollkommen, daß ihre Klänge faſt zu einem einzigen Tone zuſammenſchmelzen.

Darum iſt **Waſhington** nicht ein Held der leidenſchaftlichen Erzählung, der romantiſirenden Geſchichte; ſondern ein ehernes Standbild im Tempel der ernſten

Erinnerung, aufgeſtellt zur liebenden Verehrung, nicht zur gemüthlichen Liebelei oder zur phantaſtiſchen Vergötterung. In den Jahrbüchern der Vergangenheit, die als größte Staatsberühmtheiten Männer benennen, deren ſelten Einer ohne politiſche Verbrechen, ohne Sünden gegen die Menſchheit oder gegen ſeine eigne Tugend aus den Lebenskämpfen geſchieden iſt, in unſern Jahrbüchern iſt ein Mann, wie *Waſhington*, eine einſame Erſcheinung, die man anſtaunt. Iſt doch nicht ein einziges intereſſantes Laſter in dem Manne zu finden! Er hat keine Städte zerſtört, keine Völker erwürgt, keine Bündniſſe treulos gebrochen; wie langweilig! Nicht einmal mit einer tragiſchen Mordthat hat er ſein Gewiſſen bedrückt, daß es ihm auf dem Todtenbette Gelegenheit zu einem reuevollen Drama geboten hätte. Weder Schauder und Entſetzen, die Muſen gewiſſer Hiſtoriker, noch himmelnde Schwärmerei, das Ideal unreifer oder überreifer Weiblichkeit, noch ungeheuerliche Phantaſie, das Spielwerk der jugendlichen Weltenſtürmer, die dereinſt als Aktenwürmer enden, noch ſonſt eine der beliebten Maßloſigkeiten oder Verzärtelungen des Menſchengeiſtes, gibt bei *Waſhington's* Lebensbeſchreibung einen Anlaß zu merkwürdigen Bereicherungen der Seelenkunde.

Mag denn die blaßwangige Gegenwart, ſich ergötzend an der Fieberglut der Leidenſchaften und an dem krankhaften Ueberreiz der Schwäche, immerhin die Poeſie vermiſſen in dem heiteren Blicke dieſes Auges, die Poeſie in den geſunden Farben dieſes Geſichtes! *Waſhington* ſteht an den Pforten der Zukunft, die den Wohlthäter eines Volkes lieben, die ſelbſtſüchtige Größe eines Eroberers verachten wird. *Waſhington war der eigentliche Gründer des erſten wahren Freiſtaates der Welt.* Was man uns in märchenhafter Weiſe von der genügſamen Einfachheit und hehren Beſcheidenheit der älteſten republikaniſchen Helden erzählt, das Alles findet ſich in ihm wieder, erhellt vom Tageslichte der Wahrheit; aber was Jene nur ſein konnten in einer Zeit der Rauhheit und allgemeinſten Sittenſtrenge, die noch nicht gegen eine ſchwächende Bildung anzukämpfen hatte, das war, Waſhington in den Tagen, wo die Verfeinerung der Geiſter alle Stände durchdrungen hatte, und die tauſendfachen Bedürfniſſe der Geſelligkeit jegliches Opfer erſchwerten. So gab er das große Beiſpiel antiker Tugend im innigen Verein mit moderner Kultur. Das Schickſal hatte ihm als Feldherrn keine Nöthen und Leiden erſpart, ihm als Staatsmann mehr als einmal Verkennung und Anfeindung bereitet; und jedes Mißgeſchick ward ihm nur eine Gelegenheit, es zu beſiegen. An ſeinem Namen wird die Begeiſterung des Schwärmers ſich nicht entzünden; aber wer es als das Herrlichſte achtet, ſeinem Vaterlande eine ächte, rechte That zu thun und im Heile der Geſammtheit ſein beſtes Glück zu finden, der wird Waſhington's Größe begreifen und den Helden lieben, den er verehren muß.

Martin Luther.

Von

Johann Georg August Wirth.

„Hie ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir.
Amen!“

Luther
auf dem Reichstag zu Worms.

„Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn!“
Luther.

Martin Luther.

geb. am 10. November 1483 zu Eisleben, geſtorben am 18. Februar 1546 zu Eisleben.)

Das Verderbniß der Sitten, die Verkäuflichkeit kirchlicher Aemter und Würden, die Gelderpreſſung, die Ueppigkeit der höheren Geiſtlichkeit und deren zügelloſes Leben hatte die hellſten Augen und die reinſten Gemüther des deutſchen Volkes zu der Ueberzeugung gebracht, daß die wahre Lehre von Chriſtus nicht mehr herrſche, wenigſtens von denen nicht mehr befolgt werde, welche deren Grundpfeiler ſein ſollten. Der Zuſtand der Dinge, wie er zu Anfang des 15. Jahrhunderts war, konnte, durfte nicht mehr ſo bleiben. Und in der That, der ernſte Drang nach Verbeſſerung fand ſeinen Vorfechter — Huß predigte die Reinigung der Kirche, die Wiederherſtellung der reinen chriſtlichen Lehre — aber leider ging es ihm, wie es manche Vorkämpfer edlerer Zuſtände erfahren müſſen, welche zu frühe für ihr irdiſches Heil das Licht dieſer Welt erblickt haben — er ſtarb, als Märtyrer. Allein durch dieſen Sieg der römiſchen Kirche wurde die Kirchenverbeſſerung, welche die öffentliche Meinung der Völker forderte, nicht verhindert, ſondern nur um einige Menſchenalter verzögert, dafür aber auch der Umſchwung tiefer und großartiger.

Auf den Synoden des 15. Jahrhunderts wollten die höheren Stände, als geſetzliche Vertreter der Kirche, eine Wiedergeburt ermitteln; allein an der Böswilligkeit der römiſchen Biſchöfe ſcheiterte Alles und die Triebkraft des Jahrhunderts wurde ſo eingepreßt, daß ſie einen gewaltſamen Ausbruch nehmen mußte. Weder Lehre, noch Beiſpiel, noch Erfahrung wirkte auf eine Verbeſſerung der Sitten der Geiſtlichkeit. Letztere verſchlimmerte dieſelben im Gegentheil von Tag zu Tag. Die Geiſtlichen ſanken ſo ſehr in der öffentlichen Meinung, daß ſie endlich verachtet wurden, ja daß der Prior eines Kloſters in Mecheln die Mönche geradezu für den Ausbund alles Laſters erklärte, indem er ausrief: „was ein Mönch unterfängt, würde der Teufel ſelbſt nicht auszudenken wagen.“

Das Uebel ſtieg ſo hoch, daß ſelbſt das ſittliche Gefühl der beſſer geſinnten Geiſtlichen empört wurde und endlich auch dieſe auf Aenderung ſannen. Nach dem bekannten Huſſitenkriege traten noch andere Lehrer auf, wie Hans Böheim, Johann von Goch, Johann Weſel, Geiler von Kaiſersberg. Allein in ihnen wohnte noch nicht die unwiderſtehliche Kraft des Reformators — das Verderbniß eilte mehr und mehr dem Abgrunde zu. Der Drang nach Verbeſſerung der kirchlichen Zuſtände, der Drang nach Reformation wurde nun immer allgemeiner, gewaltiger. Schon ließen Propheten ſich vernehmen, welche dieſelbe verkündeten. Geiler von Kaiſersberg, als er einſtmals vor Kaiſer Maximilian I. predigte, rief mit tiefem Ernſt aus: „Wenn Kaiſer, Papſt und Biſchöfe nicht reformiren wollen, ſo wird Gott einen Reformator ſchicken. Es dauert nicht mehr lange. Ich bin dann ſchon todt, doch ihr werdet es erleben.“ In Thüringen ſetzte Johannes Hilten mit auffallender Beſtimmtheit den Anfang der Reformation auf das Jahr 1516 feſt. Doch am merkwürdigſten iſt die Weiſſagung von Andreas Proles, Prior des Kloſters Himmelspforte bei Wernigerode. Er verkündete: „der Herr wird einen Helden erwecken, ausgerüſtet mit Lebenskraft, Fleiß und Stärke, ausgezeichnet durch Wiſſenſchaft, hohen Geiſt und Beredtſamkeit, welcher die Reformation beginnen und den Irrlehren ſich widerſetzen wird — dem Gott den Muth verleihen wird, daß er den Großen der Erde zu widerſprechen wagt.“ Und dieſer Held erſchien denn wirklich. —

Dr. Martin Luther, der Sohn eines Bergmannes, wurde am 10. November 1483 in Eisleben geboren. Die Fähigkeiten des Knaben erregten bald Aufmerkſamkeit und er wurde durch beſondere Fügung des Schickſals dem geiſtlichen Stande zugewendet. Sein Vater war ein gottesfürchtiger Mann und führte ihn in ſeinem ſiebenten Jahre in die Schule von Mansfeld, wo er leſen und ſchreiben lernte. Der zarte Martin wurde von Jugend auf von ſeinen Eltern ſehr ſtrenge gehalten; hieraus entſprang ſeine ſpätere Schüchternheit, die ihn zuletzt in das Kloſter trieb, wie Luther ſelbſt meint. Im 14. Jahre wurde Martin, da die Zeugniſſe ſeiner Lehrer ſehr günſtig lauteten, in die höhere Schule nach Magdeburg geſchickt. In derſelben wurden unbemittelte Knaben unentgeldlich aufgenommen und unterrichtet, mußten hingegen allerlei Verrichtungen, wie beim Gottesdienſt, übernehmen, in der Kirche und vor den Häuſern ſingen und dadurch einiges Geld ſammeln, als ſogenannte arme Schüler. Nachdem Luther da und hierauf einige Zeit zu Eiſenach geweſen war, ging er in ſeinem achtzehnten Jahre, 1501, auf die hohe Schule zu Erfurt, wo er zuerſt Philoſophie oder Weltweisheit ſtudirte, dann aber nach ſeines Vaters Willen das Studium der Rechte betreiben ſollte. Hier fiel ihm in ſeinem zwanzigſten Jahre zuerſt eine lateiniſche Bibel in die Hand, welche bald wegen ihres Inhaltes, der bekanntlich dem Volke damals zum größten Theil nicht bekannt war, ſein ungetheiltes Intereſſe erregte. Bald erwachte in ihm eine tiefgemüthliche, religiöſe Richtung, welche durch eine gefährliche Krankheit, in die er fiel, noch genährt wurde. Nachdem er ſich die nöthigen Kenntniſſe auf der hohen Schule zu

Erfurt erworben hatte, trat er plötzlich im Jahre 1505 in das dortige Auguſtiner-Kloſter. Hier erhielt ſeine tiefe beſchauliche Richtung in religiöſer Beziehung neue Nahrung. Sein weiches Gemüth, welches einen Anflug von Schüchternheit hatte und in der Wärme des Gefühls bis an die Gränzen der Schwärmerei ſtreifte, flößte ihm eine geheimnißvolle Scheu vor dem Walten des höchſten Weſens ein. Dieſelbe ging ſo weit, daß er an ſeiner einſtigen Seligkeit zweifelte und darüber große Seelenangſt empfand. Obgleich dieſe freilich nur die Folge einer ſtark ausgeprägten Beſcheidenheit war, ergriff ſie gleichwohl das ganze innerſte Weſen Luther's. Gefoltert von innerer Unruhe, ſuchte der junge Mönch ſowohl im Gebet, als in den Studien Troſt; doch vergeblich, bis er endlich auch einen alten Geiſtlichen ſeines Ordens über die Mittel zur Erwerbung der Seligkeit um Rath fragte. „Es gibt kein anderes," erwiederte der Greis, „als den lebendigen und aufrichtigen Glauben an die Erlöſung des Menſchengeſchlechtes durch Jeſum Chriſtum. Der Menſch vermöge daher nicht durch eigene Verdienſte oder gute Werke, ſondern nur durch den Glauben an Chriſtus gerechtfertigt zu werden. Dieſe Ueberzeugung könne man ſich aber nicht ſelbſt geben, ſondern empfange ſie nur durch die Gnade Gottes; wer alſo in ſeinem Innern von dem Glauben an Jeſus ſich lebendig durchdrungen fühle, der hätte die Gewährſchaft, daß er bei Gott Gnade gefunden habe, ſohin der Seligkeit theilhaftig werde." Solchen Sinn hatte die Aeußerung des alten Auguſtiners, und da ſie der Gemüthsart Luther's entſprach, letzterer auch ſeines aufrichtigen Glaubens an Chriſtus ſich bewußt war, ſo verſchwand auf einmal die frühere Gewiſſensunruhe und es theilte ſich ihm eine hohe Freudigkeit mit. Durch eifriges Forſchen im Kirchenvater Auguſtin fand er dieſe Anſicht von der Rechtfertigung beſtätiget und ſie ſetzte ſich ſo ſehr im Innerſten ſeines Gemüthes feſt, daß ſie über ſeine geſammte künftige Lebensrichtung entſchied.

Viel trug zu Letzterer auch eine Reiſe nach Rom bei, welche er in Angelegenheiten ſeines Kloſters dahin unternahm. Auf ſeiner Fahrt lernte er die Sitten der italieniſchen Geiſtlichkeit im Innern kennen, in ihrer ganzen Verdorbenheit. Er ſchauderte zurück vor dem Unglauben, vor der Spötterei und den Ausſchweifungen, welche in den Klöſtern an der Tagesordnung waren. Es wurde ihm durch dieſen Anblick bald klar, daß eine Verbeſſerung (Reformation) eintreten müſſe, wenn die Chriſtenheit nicht in einen Pfuhl ſich verwandeln ſolle. Am meiſten Eindruck oder am meiſten Entſetzen erregte in dem jungen **Martin Luther** die Aeußerung eines Mönches, welcher ſpottend bemerkte: bei der Verabreichung des Abendmahls ſage er ſtatt der üblichen Formel: panis, es, et panis manebis — vinum es, et vinum manebis. — (Brod biſt du und Brod wirſt du bleiben. — Wein biſt du und Wein wirſt du bleiben).

Im Jahre 1508 wurde **Martin Luther** in das Auguſtinerkloſter zu Wittenberg verſetzt, und da hier einige Jahre zuvor eine Univerſität errichtet worden war, ſo trat er an derſelben als Lehrer auf, nämlich 1509 als Baccalaureus und 1512 als Doktor der Theologie. Obgleich er dieſen Schritt, aus übergroßer Schüchternheit, nur aufgefordert, erſt nach langem Widerſtreben und gleichſam gezwungen that, ſo zog er bei dieſer Wirkſamkeit durch ſeinen wiſſenſchaftlichen Eifer, ſeine reiche, herzliche und eingreifende Beredſamkeit und ſeinen genialen Geiſt bald die Aufmerkſamkeit ſeiner Obern auf ſich, während er durch Beſcheidenheit und reinen Lebenswandel ſich Achtung erwarb. Ja er trug weſentlich dazu bei, daß die oben bemerkte Lehre von der Rechtfertigung, welche eigentlich von dem Kirchenvater Auguſtin herrührt, an der Univerſität Wittenberg, mittelſt Verdrängung der abweichenden Meinung der an alten Vorurtheilen hängenden pedantiſchen Profeſſoren (Scholaſtiker), das Uebergewicht gewann. Die Wirkung blieb nicht allein auf hier beſchränkt, ſondern die Lehre übte ihren Einfluß auf ganz Deutſchland aus.

Nun begab es ſich um dieſe Zeit, daß der Papſt Leo X.

in Deutſchland Ablaß predigen ließ, um für den unternommenen Bau der Peterskirche in Rom Geld zu erhalten. Man verſprach nämlich im Namen der Kirche Vergebung der Sünden, wenn man nur eine gewiſſe Summe bezahle. Es war dies an ſich ſchon eine Unſittlichkeit, weil die Päpſte ſelbſt nicht an die Wirkſamkeit ihres Ablaſſes glaubten, ſondern denſelben nur als ein Mittel betrachteten, einfältigen Leuten Geld abzunehmen. Aber die Art und Weiſe, wie die Ausbietung betrieben wurde, war vollends anſtößig. Am Unverſchämteſten benahm ſich der Dominikanermönch Johann Tetzel, der den Ablaß in Auftrag des Erzbiſchofs von Mainz zum Verkauf ausbot. Er verſicherte, daß man für die größten Schandthaten (Blutſchande z. B.) durch Einlöſung des Ablaſſes Verzeihung erhalte, ja er ſtrengte ſeine Phantaſie bis zur Fieberhitze an, um durch Erſinnung von Rohheiten zu beweiſen, wie weit die Wirkſamkeit der päpſtlichen Sündenvergebung ſich erſtrecke. Sprichwörtlich wurde insbeſondere die Aeußerung Tetzel's: „Sobald der Pfennig im Kaſten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer ſpringt." Zuletzt wurde ſogar für zukünftige Sünden der Ablaß ertheilt, und dieſer Umſtand ſoll Veranlaſſung zu folgendem Vorfalle geweſen ſein. Einige Raubritter oder Soldaten ließen ſich in einer Stadt Thüringens Ablaß für vergangene und zukünftige Sünden für ihr baares Geld ertheilen. Als Tetzel mit ſeinem Geldkaſten aus dem Städtchen wieder wegfuhr, lauerten Erſtere ihm in einiger Entfernung auf und nahmen ihm das Geld. Als Tetzel ſie furchtbar verwünſchte und den Strahl des Himmels auf ſie herabfluchte, beriefen ſie ſich auf ihren Ablaß. In Sachſen ſelbſt ward dieſer Mönch zwar nicht zugelaſſen; allein da er nicht weit von Wittenberg, an der Grenze predigte, nämlich in Jüterbog, ſo lief das einfältige Volk von erſterer Stadt ſchaarenweiſe dem Ablaß nach.

Welch' nachtheiligen Einfluß Letzterer auf die Moral und die Sitten des Volkes haben mußte, iſt leicht zu begreifen. Freilich konnte die Stimme des Gewiſſens bei den edleren Menſchen nicht durch, mit Geld erkauften Ablaß beſchwichtigt werden, allein bei dem roheren Sinne mußte dieſer Mißbrauch ſowohl zum Laſter, als zum Verbrechen anreizen. Alle edlen und verſtändigen Männer, vornehmlich aber den gemüthvollen, ernſten Luther verletzte Tetzel's Lehre tief, denn ſofern man auch bei vollem Unglauben durch bloßes Geld die Seligkeit erwerben könne, ſo war der ganze auguſtiniſche Lehrbegriff der Rechtfertigung zerſtört. Darum predigte der junge Dr. Martin Luther wider den Ablaß, um das Volk in Wittenberg von Tetzel abzuziehen; als er aber erfuhr, daß die Dreiſtigkeit des Letzteren immer höher ſteige, ſo ließ er am Allerheiligen-Abend — 31 Oktober — 1517 an der Schloßkirche in Wittenberg 95 Sätze (Theſes) wider die Ablaßkrämerei anſchlagen. Nach den Sitten jener Zeit pflegte man nämlich dunkle Stellen in wiſſenſchaftlichen Werken oder ſonſt eine Streitſache oder Ungewißheit in gelehrten Sachen durch gegenſeitigen Schriftwechſel oder mündliche Disputation aufzuklären und die Aufforderung dazu war die Verkündigung von kurzen Sätzen oder Behauptungen (Theſes genannt), in welchen der Einladende ſeine Meinung, jedoch nicht maßgebend, zuſammenfaßte. Martin Luther wollte alſo die Frage über die Sündenvergebung durch ſeine 95 Sätze nicht entſcheiden, ſondern nur die wiſſenſchaftliche Unterſuchung über dieſen ihm dunkel erſcheinenden Gegenſtand veranlaſſen. Er fühlte wohl das Verwerfliche der Tetzel'ſchen Umtriebe, aber er war noch nicht klar, ob der Grund nur in der mißbräuchlichen Anwendung des Ablaſſes zu ſuchen, oder letzterer gänzlich zu verwerfen ſei. Darum geſtalteten ſich auch ſeine Theſes zum Theile ſchwankend. Im 27. Satz heißt es: „die predigen Menſchentand, die da vorgeben, daß, ſobald der Groſchen, in den Kaſten geworfen, klingt, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre.“ Dagegen ſagt er im 38: „Doch iſt des Papſtes Vergebung und Austheilung mit nichten zu verachten.“ Satz 43: „Man ſoll die Chriſten lehren, daß der, welcher den Armen gibt oder dem Dürftigen leihet, beſſer thut, denn daß er Ablaß löſete." Satz 32: „Die werden ſammt ihren Meiſtern zum Teufel fahren, die vermeinen durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu ſein."

Es tritt indeſſen aus dieſen Theſes ſchon die reinſte ſittliche Güte und zugleich eine beſondere Kraft des Willens und der Sprache entgegen. Der redliche Mann glaubte damals noch nicht an das tiefe Verderbniß der römiſchen Kurie, und zwar weder in Anſehung des Lehrbegriffes noch hinſichtlich der Moral und der Politik, ja er war im Gegentheil dem Papſtthum aufrichtig zugethan. Die Ausſchweifungen und den Unglauben, welche er z. B. in Italien angetroffen hatte, ſchrieb er mehr den Verirrungen einzelner Geiſtlichen zu, welche durch angemeſſene Lehren gebeſſert werden könnten. Luther erzählt dies in der Vorrede zu ſeinen ſämmtlichen Werken ſelbſt, und zwar auf ſeine gewöhnliche nachdrückliche, naive Weiſe: „der Leſer ſoll wiſſen, daß ich vor dieſer Zeit auch ein Mönch, und der recht raſenden unſinnigen Papiſten Einer geweſen bin, ſogar erſoffen in des Papſtes Lehre, daß ich bereit geweſen wäre, zu ermorden Alle, ſo dem Papſte in der geringſten Sylbe nicht wollten gehorſam und unterworfen ſein." Er glaubte deshalb, die Umtriebe Tetzel's geſchähen wider Willen der Kirchenobern, und ſandte ſeine 95 Sätze über den Ablaß an die nächſten Biſchöfe, indem er dieſelben um Zurechtweiſung des Dominikanermönchs erſuchte. Man lächelte jedoch über die Einfalt der Unſchuld und ließ den Ablaßprediger gewähren. So hatte denn der Schritt Luther's zunächſt keine andere Folge, als daß er die Erbitterung der Dominikaner erregte. Allein hieraus entſprangen allmählig Ereigniſſe, welche abermals den Satz beſtätigten, daß die größten Weltveränderungen aus den geringfügigſten Veranlaſſungen hervorgehen.

Obgleich die 95 Theſes des jungen ſächſiſchen Gelehrten ſehr gemäßigt und zurückhaltend abgefaßt waren, ſo leuchtete anderer Seits doch auch Kühnheit und Freiſinnigkeit durch, und ſchon dies machte bei den blinden Anhängern der römiſchen Kurie Aufſehen. Es ſtellte daher nicht nur Johann Tetzel andere Sätze entgegen, ſondern es ſchrieb ſelbſt der Prokanzler der Univerſität Ingolſtadt, Dr. Eck, wider die Wittenberger Theſes. Die Dominikaner dagegen erhoben amtliche Beſchwerden wider den Verfaſſer der Letzteren bei der Kurie ſelbſt. Der Papſt ſchritt auch ſogleich ein, indem er eine Unterſuchung gegen Dr. Martin Luther einleitete. Man zählte damals 1518 und es fand gerade ein Reichstag in Augsburg ſtatt, welchen auch der heilige Vater beſchickte. Auf die Verwendung des Kurfürſten Friedrich's des Weiſen von Sachſen erließ er dem angeklagten Mönche die Reiſe nach Rom und beauftragte ſeinen Geſandten in Augsburg, den Kardinal Cajetan, den angeblichen Irrlehrer zurecht zu weiſen und zum Widerſpruch anzuhalten. Luther erſchien zur beſtimmten Zeit im Oktober 1518, jedoch mit Empfehlungsſchreiben ſeines Kurfürſten, welcher ſich ſchon damals dem Wirken Luther's ſehr geneigt zeigte, an einflußreiche Männer in Augsburg verſehen. Dieſe riethen dem von da an erſtehenden Reformator, vor dem päpſtlichen Legaten nicht eher zu erſcheinen, bis er das freie Geleit des Kaiſers und der Reichsſtadt Augsburg erhalten habe. Geheime Anhänger der römiſchen Kurie bemühten ſich ſehr eifrig, jene Vorſichtsmaßregeln zu hintertreiben; denn ſie ſpiegelten dem Angeklagten vor: der Legat Cajetan habe die günſtigſte Geſinnung für ihn, obgleich doch gerade dieſer in einem Schreiben an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen über das Einholen des freien Geleites von Seiten Luther's ſich beſchwerte. Dem Vorgeben, durch das Einholen des freien Geleites würde er die Sache nur bedenklicher und übler machen, antwortete Luther ſehr beſonnen, daß er ſchon aus Achtung gegen ſeinen Kurfürſten dem Rathe der Männer folgen müſſe, an die ihn jener empfohlen habe. So wurden alſo die geforderten Geleitsbriefe ausgefertigt und hierdurch allein die Einleitungen zur Kirchenverbeſſerung gerettet. Denn daß die römiſche Kurie gegen Luther nicht die beſten Abſichten hatte, das bewies gerade obige Beſchwerde des Kardinals Cajetan. Als Dr.

Martin Luther vor dem Kardinallegaten perſönlich erſchien, wollte Letzterer die Lehre des Vorgeladenen über den Ablaß und den Glauben durch eine gelehrte Stelle widerlegen, indem er hoffte, daß Luther dieſe Stelle nicht kenne. Indeſſen: der Reformator erwies ſeinem Gegner ſogleich, daß es nicht eine, ſondern zwei ſolcher Stellen gebe, und während er den Kardinal durch gründliche Gelehrſamkeit in Verlegenheit ſetzte, widerlegte er zugleich alle Einreden deſſelben ſo ſiegreich, daß die Anweſenden von der Wahrheit der Luther'ſchen Anſicht ſich überzeugt fühlten. Schon dies brachte eine gute Wirkung hervor, da die bisherigen Anhänger der neuen Lehre in ihren Geſinnungen befeſtiget und zugleich die Einwohner Augsburgs ihr günſtig geſtimmt wurden.

Es fand außerdem noch eine zweite Beſprechung zwiſchen dem Kardinallegaten und dem Reformator ſtatt, wobei heftig in den Letzteren gedrungen wurde, ſeine angeblichen Irrthümer zu widerrufen; allein weder gütliche Vorſtellungen, noch Drohungen vermochten den Angeklagten zu erſchüttern. Unbeugſam beharrte vielmehr Dr. Martin Luther bei allem, was er geſchrieben und geſprochen. Cajetan ſuchte die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, auch durch Anbieten freien Geleites den jungen Mönch zur Reiſe nach Rom zu bereden. Dagegen riethen die Freunde Luther's unverzügliche Abreiſe von Augsburg und Zurücklaſſung einer Berufung an den Papſt. Dieſer Rath wurde befolgt, indem der Angeklagte ſich nach Nürnberg begab und von dort nach einigem Verweilen die Rückreiſe nach Wittenberg antrat. Luther legte den Weg zu Pferde zurück, da er ein guter Reiter war, wie überhaupt ſelbſt die Geiſtlichen jener Zeit ſich ſelten eines Wagens bedienten, welche damals noch ſehr plumper Geſtalt waren.

Als das Merkwürdigſte der Verhandlung in Augsburg ſtellt ſich übrigens die Thatſache dar, daß Luther den beſtimmten Vorſatz gefaßt hatte — für die Menſchheit ſich zu opfern, für die Wahrheit zu ſterben.

Dies ſchrieb Luther aus Augsburg an ſeinen Freund Philipp Melanchton, welcher, ein gelehrter Philologe, und Theologe, als Profeſſor nach Wittenberg berufen, bald der Vertraute Luther's geworden war. „Beweiſe und erzeige dich als ein Mann," ſchrieb Letzterer jenem, „und lehre die liebe Jugend, was recht und göttlich iſt. Ich gehe hin, mich für euch und die liebe Jugend zu opfern, ſo es dem Herrn gefällt. Ich will lieber ſterben, ob mir's wohl ſehr ſchwer wird, euere Geſellſchaft zu entbehren, denn daß ich das, ſo durch mich recht gelehrt iſt, widerrufen ſollte."

Fortan war ſein Beruf zum Reformator feſtgeſtellt. Auf die Bürger der Reichsſtadt Augsburg machte das ſtandhafte Benehmen Luther's großen Eindruck. Letzterer bemerkt in demſelben Briefe an Melanchton, „daß Jedermann in der ganzen Stadt von Dr. Luther redet, und den neuen Heroſtrat zu ſehen begehre, der ſolch großes Feuer angezündet habe." Bei ſeiner Rückreiſe mochte Luther auch mit den Humaniſten in Nürnberg verkehrt haben, und ſo leiſtete die Verhandlung in Augsburg der begonnenen Kirchenverbeſſerung überhaupt bedeutenden Vorſchub. Die Berufung an den Papſt, welche Luther in jener Reichsſtadt zurückgelaſſen hatte, wurde zwei Tage nach ſeiner Abreiſe von einem Notar unter Zuziehung von Zeugen an die Domkirche angeſchlagen, natürlich ohne Erfolg. Leo X. ließ vielmehr die Ablaßlehre der römiſchen Kurie, welche angegriffen worden war, durch eine förmliche Bulle ihrem ganzen Umfange nach beſtätigen. Jetzt berief ſich (appellirte) Luther und zwar am 28. November 1518 von dem Papſt an eine allgemeine Kirchenverſammlung.

Einige Zeit vorher war ſchon in wiſſenſchaftlicher Hinſicht durch die edelſten Geiſter der Nation eine Reform angeſtrebt worden — durch die ſogenannten Humaniſten. Der Gegenſatz derſelben waren nämlich die Anhänger der herrſchenden Schulgelehrſamkeit, oder Scholaſtik. Die Letztere, aus den Klöſtern und den biſchöflichen Unterrichtsanſtalten hervorgegangen, war früher nicht ohne Verdienſt, allein wie ihr Urſprung, die Kirche, im Laufe der Zeit ausgeartet. Das Studium der lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker erhielt damals neuen Aufſchwung, welchen dieſe Humaniſten beförderten. Die Scholaſtiker hingen der orthodoxen Lehre eifrig an, während die Humaniſten Anhänger der Reform waren. Daher mußte zwiſchen beiden ein heftiger Kampf entſtehen. Namen wie Reuchlin, Erasmus, Celtes, Brandt, Pirkheimer ſind bekannt. Vor Allen aber zeichnete ſich Ulrich von Hutten aus und gab durch ſeine berühmten „Briefe unbekannter Männer“ bei dem Streite den Ausſchlag. Solche Männer begrüßten daher freudig unſeren Luther, welcher der römiſchen Kurie ſich zu widerſetzen wagte. Alle Gutgeſinnten in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands verkündeten das Lob des entſchloſſenen Mannes, und die Humaniſten erblickten in ihm einen willkommenen Beiſtand wider die Barbarei der Scholaſtik; denn mit dieſer ward der Reformator ſchon zu Augsburg in Händel verwickelt.

Pabſt Leo X., welcher über die Wendung der Dinge unruhig wurde, ſuchte den kühnen Auguſtinermönch in der Güte zu beſchwichtigen. Zu dem Ende ſandte er ſeinen vertrauten Kammerherrn, Karl von Miltiz, nach Sachſen, um den Kurfürſten durch Ueberreichung der geweihten goldenen Roſe, eines hochgeachteten Geſchenkes des Papſtes, zu gewinnen, und zugleich mit Dr. Martin Luther Frieden zu ſchließen. Miltiz benahm ſich mit großer Einſicht und Mäßigung und brachte den Reformator durch gute Worte wirklich zu dem Verſprechen des Stillſchweigens in dem Streite, ſofern auch ſeine Gegner ſchweigen würden. Obwohl dieſer Vergleich der herrſchenden Kirchenpartei ſehr günſtig war, ſo wollten ſich die verſtockteſten Anhänger der Kurie dennoch nicht damit begnügen, ſondern ſich öffentlich als Sieger über den Neuerer zeigen. Dr. Eck, der hartnäckigſte Widerſacher Luther's, hatte dieſen in Augsburg beſucht, und durch verſtellte Freundlichkeit ſich erboten, die Streitfrage in einer Disputation mit Dr. Andreas

Bodenſtein aus Karlſtadt, Profeſſor in Wittenberg zu erörtern. (Karlſtadt ſchlechtweg nannte ſich dieſer ſpäter ſelbſt, ſo wie es überhaupt zu jener Zeit unter den Gelehrten üblich war, den eigenen deutſchen Namen in's Lateiniſche oder Griechiſche zu überſetzen oder einen beliebigen fremden anzunehmen; ſo überſetzte Philipp Schwarzerde ſeinen Namen in's Griechiſche und nannte ſich Melanchton). Luther nahm dieſen Vorſchlag bereitwillig an, und da auch Bodenſtein einwilligte, ſo wurde die Disputation am 27. Juni 1519 in Leipzig eröffnet. Zuerſt ſprach Karlſtadt, dann aber auch Luther, und bei dieſer Gelegenheit gab Letzterer die wichtige Erklärung ab, daß verſchiedene Lehren von Huß der heiligen Schrift gemäß, alſo mit Unrecht, verurtheilt worden ſeien. Hierin lag der erſte Schritt zum offenen Bruch mit dem Papſtthum, und von jetzt an ging das Reformationswerk mit raſchen Schritten ſeinem Ziele entgegen.

Bei Gelegenheit des Zwiegeſprächs in Leipzig ergab ſich Luther tiefen und umfaſſenden Forſchungen, um für ſeine aufgeſtellten Sätze Beweiſe in der Schrift zu ſammeln. Dadurch entdeckte er von Schritt zu Schritt neue Irrthümer in der Lehre der Kurie, und nun ging im Innern des Reformators allmählig eine große Veränderung vor. — Bis jetzt hielt derſelbe das Papſtthum ſelbſt mit dem wahren Geiſt des Chriſtenthums keineswegs für unverträglich, ſondern er hing ihm dem Weſen nach aufrichtig an, und drang nur bei einzelnen Gegenſtänden auf andere Lehren. Nunmehr gelangte er aber nach und nach zu der Ueberzeugung, daß das Papſtthum ſchriftgemäß überhaupt unhaltbar ſei, und daß die wahre Religion keineswegs durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, ſondern vielmehr nur durch Entfernung des ſichtbaren Hauptes, ſohin durch Aufhebung des Papſtthums mit allen ihm angehörenden Lehren und Einrichtungen, hergeſtellt werden könne.

Dr. Martin Luther prüfte ſich lange, ehe er das entſcheidende Wort ausſprach; indeſſen ſeine Haltung wurde von Tag zu Tag kühner. Endlich erſchien im Juni 1520 ein Aufruf des Reformators an den deutſchen Adel, welcher das Papſtthum in ſeinen weſentlichſten Stützpunkten angriff und zu einer ganz neuen Lehre den Grundſtein legen mußte. **Luther** ſtellte nämlich zunächſt den Satz auf: daß alle Chriſten durch die Taufe zu Prieſtern geweiht worden, und daß im Nothfall jeder Chriſt taufen und abſolviren könne. Daraus zog er folgerichtig die Schlüſſe: nicht dem Papſt allein, ſondern der ganzen chriſtlichen Gemeinde ſteht das Recht der Auslegung der Schrift zu, das Recht zu löſen und zu binden. Nachdem hierauf die weltliche Pracht der Päpſte gerügt wurde, ſo folgte die Aufforderung, daß man der römiſchen Kurie das Einziehen der Annaten (jährlichen Beiträge) von Seiten der Reichsgewalt nicht mehr geſtatten möge. Hiernächſt erhob ſich der ſtarke Mann gegen die Beſchimpfung der Reichsgewalt durch den Papſt mit einer Kraft, welche gegen das Benehmen Kaiſer Friedrichs I. und Ludwigs des Baiern einen auffallenden Kontraſt bildete. Er erklärte, daß „der Papſt über den Kaiſer keine Gewalt habe, daß ja nicht die teufliſche Hoffart fürder zugelaſſen werde, daß der Kaiſer des Papſtes Füße küſſe, oder zu ſeinen Füßen ſitze, oder wie man ſagt, ihm den Stegreif halte, und den Zaum ſeines Maulpferdes, wenn er aufſitzt zu reiten.“ In der Entſchiedenheit der Geſinnung von Schritt zu Schritt zunehmend, erklärte ſich Dr. **Martin Luther** hierauf gegen die Wallfahrten, das Verbot der Prieſterehe, die Bettelklöſter, die Jahrtage, Begängniſſe und Seelenmeſſen, den Zwang zu Faſten und alle Brüderſchaften. Zugleich tadelte der gerechte Mann mit entſchiedenem Nachdruck das Verfahren der Kirchenverſammlung wider Johannes Huß. „Von Buben“ rief er aus, „ließ ſich Kaiſer Sigismund zur Brechung des freien Geleites verführen; denn auch dem Ketzer muß man Wort und Treue halten.“ Hierbei gab der Reformator auch die merkwürdige Erklärung ab, „daß man Ketzer blos durch Gründe und nicht mit Feuer überwinden könne.“ So war denn der Grundſatz der freien Forſchung ausgeſprochen. Endlich nannte **Luther** den Papſt geradezu den Antichriſt und verlangte die Vertilgung des geſammten päpſtlichen Rechts.

Eine ſolche Kühnheit war bis dahin noch nicht erlebt worden, da ſelbſt Huß und Hieronymus ungleich zurückhaltender ſich ausſprachen, oder doch wenigſtens den Papſt nicht ſo ungeſtüm angriffen. Die Kurie wollte daher mit der Ausrottung des neuen Ketzers nicht mehr länger zögern, ſondern gab Befehl, die bereits am 15. Juni 1520 gegen **Luther** erlaſſene Verurtheilungsbulle in Deutſchland zum Vollzug zu bringen.

Um ſchnell zum Ziele zu gelangen, hatte man den Todfeind des Verurtheilten, Dr. Eck in Ingolſtadt, mit der Verbreitung der Bulle beauftragt; allein jetzt zeigten ſich die Einwirkungen der Vorläufer der Reformation, ſo wie der Lehren **Luther's** ſelbſt; denn das deutſche Volk nahm die päpſtlichen Befehle an verſchiedenen Orten mit Unwillen auf. Ja, Dr. Eck gerieth in Sachſen bei Verbreitung ſeines Urtheils ſogar in Lebensgefahr und mußte ſein Heil in eiliger Flucht ſuchen. Nunmehr bemühte ſich die Kurie, vornehmlich den Landesherrn **Luther's**, den Kurfürſten Friedrich den Weiſen von Sachſen zur Einſchreitung wider den Verurtheilten zu bewegen. Schon nach der Verhandlung in Augsburg hatte der Kardinallegat an Friedrich geſchrieben und ihn erſucht, den ketzeriſchen Mönch nach Rom zu ſchicken, oder wenigſtens aus dem Lande zu jagen. Indeſſen der Kurfürſt war durch verſchiedene Gründe bewogen worden, dem Anſinnen nicht zu entſprechen. Die neue Univerſität Wittenberg machte ihrem Stifter, Friedrich dem Weiſen, große Freude und dieſer hegte den ſehnlichen Wunſch, ſie gedeihen zu ſehen. Einer ihrer berühmteſten Lehrer war aber **Dr. Martin Luther**, und während der Verhandlung in Augsburg erklärte der Rektor der Univerſität, daß der Verluſt eines ſolchen Mannes der Anſtalt unerſetzlichen Schaden zufügen werde, denn „ſo er wegkäme, würde die Univerſität bei menſchlichen Gedenken dieſen Schaden nicht überwinden und überaus viel Studenten und guter Leute verlieren.“ Solches Anſehen, ſolche Liebe hatte ſich Luther in wenig Jahren erworben. Auch bei den Vergleichsverſuchen Karl's von Miltiz verwandte ſich die Univerſität ſehr warm für Luther, und am 22. November 1518 bat dieſelbe den Kurfürſten von Sachſen um Fürſprache bei dem Papſt, daß Dr. Martin ohne Widerlegung durch die Schriſt nicht zum Widerruf ſeiner Lehren gezwungen werde. Friedrich der Weiſe war unter ſolchen Umſtänden freilich zur Beſchützung Luther's geneigt; allein einestheils fürchtete er einen Bruch mit dem Papſt und anderntheils hätte er um keinen Preis eine Irrlehre begünſtigen wollen. Er zog daher den gelehrten Erasmus von Rotterdam zu Rathe, auf deſſen Urtheil er ſehr viel hielt. Der Ausſpruch jenes gebildeten Theologen war günſtig für Luther, er ſchrieb nämlich unter anderem an Friedrich, „daß die Schriften Luther's von den guten und gelehrten Männern mit dem größten Beifall aufgenommen und geleſen worden ſeien, daß auch ſein Lebenswandel von Niemanden getadelt werde, und daß er gleich frei ſei von Habſucht ſowohl, als von Ehrgeiz.“ Der Kurfürſt Friedrich entſchied ſich nun, keine Verfolgung des Reformators zu dulden. Er antwortete daher dem Kardinal Cajetan, daß er ſeinen Anträgen nicht entſprechen könne, bis man den Angeklagten der Ketzerei wirklich überwieſen habe. Am 8. Juli 1520 ſchrieb der Papſt Leo X. ſelbſt an den Kurfürſten, und erſuchte ihn, nach fruchtloſem Verlauf der 60tägigen Friſt, die dem Reformator in der Verdammungsbulle zum Widerruf vorgeſteckt worden war, den Dr. Martin Luther als Ketzer gefänglich einzuziehen und bis auf weitere Verfügung der römiſchen Kurie zu verwahren. Friedrich der Weiſe, geſtützt auf ein zweites Gutachten von Erasmus, erklärte aber auch dem Papſte ſelbſt, daß er vor einer Widerlegung Luther's keine Verfolgung deſſelben zugeben könne, ſohin auf eine gründliche und unbefangene Unterſuchung der ſtreitigen Lehren bringen müſſe. So entging der Reformator glücklich der erſten und größten Gefahr, und vorzüglich hierdurch wurde das wichtige Werk gerettet, denn inſofern Luther den Schutz des Kurfürſten durch Verläumdung oder auf ſonſt eine Art verloren hätte und in die Hände ſeiner Feinde gefallen wäre, ſo würde er wie Huß ſogleich hingerichtet worden ſein. Da aber Männer wie Luther nur nach Jahrhunderten wiederkehren, ſo lag denn Alles daran, daß er nur anfangs nicht ſogleich geopfert werde. Solches verhinderte die Freiſinnigkeit des Erasmus, und dieſer gelehrte Mann wurde hierdurch ein vorzügliches Werkzeug, ja gewiſſermaßen der Retter der Reformation. Nach der Verwerfung der päpſtlichen Anträge in Sachſen bot die Kurie Alles auf, um der Verdammungsbulle in anderen deutſchen Landſchaften Anerkennung zu verſchaffen.

Luther hatte indeſſen auch ſeinerſeits Schritte gethan, um ſeiner Lehre Geltung zu verſchaffen. Er ſchrieb an den neuerwählten Kaiſer Karl V.: „zuerſt bitte er um Verzeihung, daß er, ein Mann ſo geringen Standes, an einen ſo großen Fürſten ſchreibe; doch die Urſache, warum er es thue, ſei wichtig und nur ſo, wie ſie mit dem Ruhme Chriſti vereinbar ſei: er habe einige Schriften herausgegeben, welche von Vielen für einen beleidigenden Angriff angeſehen worden ſeien; doch ohne ſeine Schuld, denn er ſei von ſeinen Gegnern wider Willen zu ſolchem Streite gezwungen worden. Viel lieber wäre er verborgen geblieben, allein es ſei ſein vorzügliches und einziges Streben, daß die reine Lehre des Evangeliums von den falſchen Satzungen der Menſchen geläutert werde, was viele tüchtige und gelehrte Männer ihm bezeugen könnten. Dies ſei ſonderbarer Weiſe die Urſache des Haſſes, der Entrüſtung, der Gefahren, der Schmähungen und Nachſtellungen, welche nun ſeit drei Jahren gäng und gäbe ſeien. Er habe nichts unterlaſſen, um die Sache beizulegen. Allein je öfter er Friedensbedingungen vorgeſchlagen habe, deſto wüthender ſeien die Gegner geworden. Oft und vielfach habe er ſie aufgefordert, doch Beſſeres zu lehren, wenn er irrlehre; allein außer ſchmählichen Schimpfreden hätten ſie nichts zu erwidern vermocht und dadurch gezeigt, wie ſie ſich ſelbſt und das Evangelium vernichten. Daher wolle er zum oberſten Heilmittel greifen und nach dem Beiſpiele des Athanaſius zu ihm flüchten, als dem Altar und Hort des Rechtes. Er wolle ihn bitten, daß er der Beſchützer der chriſtlichen Lehre werde, daß er ihn gegen jede Gewalt und Beleidigung vertheidige, aus welcher Urſache ſie auch entſpringen möge; dagegen verlange er keinen Schutz, ſobald er überwieſen werde, daß er eine falſche Lehre predige. Er verlange nur, daß ſie geprüft werde, ehe man etwas gegen ſie verkündige; dies gehöre zu des Kaiſers Pflicht, und dazu ſei ihm die höchſte Gewalt von Gott gegeben, damit er das Recht ſtreng handhabe und den Schwachen und Gebrechlichen gegen die Unbilden der Mächtigen beſchütze."

In demſelben Sinne ſchrieb er an alle Orden, auch an den Biſchof von Merſeburg nnd den Erzbiſchof Albert von Mainz. Letzterer antwortete ihm ziemlich freundlich: „er freue ſich, daß Dr. Martinus nicht halsſtarrig auf ſeiner Lehre beharre, ſondern nachgeben wolle, wenn man ihn eines beſſern belehre; er ſelbſt habe noch nicht Zeit gehabt, die Schriften Luther's zu durchleſen. Am beſten könnte man die Sache aber der Entſcheidung derer überlaſſen, welche kompetent ſind." Zugleich veröffentlichte Luther mehrere Streitſchriften, worin er das Papſtthum mehr und mehr in ſeinem Fundamente angriff. Cölibat, Wallfahrten, Seelenmeſſen und Anderes hatte er ſchon früher beſtritten, nun aber bekämpfte er auch die Sakramente der Kirche, indem er nur drei annahm, die Taufe, die Beichte und das Abendmahl. Endlich wiederholte er ſeine Berufung an eine Kirchenverſammlung. Die römiſche Kurie machte inzwiſchen unausgeſetzt die äußerſten Anſtrengungen, um Luther zu verderben, und ließ zuletzt auch noch ſeine Bücher verbrennen. Dies, in Verbindung mit dem Bannſtrahle des Papſtes, brachte Dr. Martin Luther zum Aeußerſten.

Zu Wittenberg, am 10. Dezember 1520, nachdem er ſämmtliche Studenten zuſammenberufen, verbrannte er in Gegenwart einer großen Zahl von Gelehrten und Profeſſoren die päpſtlichen Geſetzbücher, ſo wie die jüngſt gegen ihn erlaſſene Verdammungsbulle. Er erklärte ſolche für ein Werk des Antichriſts und ſagte ſich vom Papſtthum förmlich los..

Als die Friſt, welche dem Reformator Dr. Martin Luther in der Bulle Leo's X. vom 15. Juni 1520 zum Widerruf vorgeſteckt worden, fruchtlos verſtrichen; und alle Verſuche zur Beſchwichtigung der neuen Lehre fehlgeſchlagen waren, ſo wurden in einer zweiten Bulle vom 3. Januar 1521 Dr. Martin Luther und deſſen Anhänger mit dem Banne belegt und alle Strafen der Ketzerei wider ſie ausgeſprochen. Es war um dieſe Zeit eine Reichsverſammlung nach Worms beſchieden worden; auf derſelben ſollten nun die Lehren Luther's geprüft und der Entſcheidung des Reichstages unterworfen werden. Der päpſtliche Legat Leander ſtellte daher bei der Reichsverſammlung den Antrag zur Vollziehung des päpſtlichen Urtheils. Durch den Einfluß des Kurfürſten Friedrich von Sachſen wurde jedoch der Kaiſer zu dem Ausſpruch bewogen, daß dem Angeklagten vor Allem erſt das rechtliche Gehör verſtattet werden müſſe, ja die Reichsverſammlung beſchloß ſogar, die Unterſuchung ſelbſt zu führen, und zu dem Ende Luther vor ihre Schranken zu fordern. Nachdem die Ladung ergangen war, erhielt, wie einſt Johannes Huß, ſo auch Dr. Martin Luther vom Kaiſer das freie Geleit in der Art, daß er unangetaſtet von Wittenberg nach Worms reiſen und nach Hauſe zurückkehren dürfe. Auch die Fürſten verbürgten die perſönliche Sicherheit des Reformators, und ſo machte ſich dieſer getroſt auf den Weg. Dr. Martin Luther reiſte in Begleitung eines Ehrenholdes und einiger Reiſigen, welche ihm die Reichsverſammlung zu ſeinem Schutze geſendet hatte. Während der Reiſe zeigte ſich, wie ſehr ſchon der Ruf des kühnen Mannes verbreitet war; denn das Volk ſtrömte häufig herbei, um ihn zu ſehen. Trotz des freien Geleites ging Luther einen ſchweren Gang, da es bekannt war, wie oft die Hinterliſt der ſtarren Kirchenpartei die klarſten und beſtimmteſten Urkunden zum Verderben ihrer Gegner zu verdrehen wußte. Im gegebenen Falle lagen aber noch beſondere Verdachtsgründe in der Mitte, indem vor der Ankunft Luther's in Worms ſeine Bücher durch öffentlichen Anſchlag verboten wurden. Seine Freunde in Oppenheim riethen ihm daher bei ſeiner Ankunft daſelbſt, daß er ſich nicht nach Worms wagen möge; doch Luther war mit hohem Muth und wahrer innerer Freudigkeit erfüllt. Schon in mehreren Briefen, die er unterwegs ſchrieb, hatte ſich der feſte Entſchluß ausgedrückt, auf jede Gefahr hin die Wahrheit ſeiner Lehre zu vertheidigen, und ſo gab er denn den warnenden Freunden die mannhafte Antwort: „Wolan! weil ich erfodbert und berufen bin, ſo hab ich bei mir gewiß beſchloſſen, hinein zu ziehen, im Namen des Herrn Jeſu Chriſti, wenn ich gleich wüßt, daß ſo viel Teufel drinnen weren, als Ziegel auf den Dechern ſind." Die Perſönlichkeit des denkwürdigen Mannes tritt demnach allmählich deutlicher hervor: hoher, entſchloſſener Muth, Unbeugſamkeit des Willens, freudige Bereitwilligkeit zur Hingebung, felſenfeſtes Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit, und außer allen dieſen Eigenſchaften eine ſeltene Kraft und Eigenthümlichkeit der Sprache! Am 16. April 1521 ritt der Reformator an der Seite Kaſpar Sturm's, des Ehrenholdes, welcher ihn von Wittenberg bis Worms geleitet hatte, in letzterer Stadt ein. Er nahm ſeine Herberge im deutſchen Hof, und dieſer war nun bald von Gäſten überfüllt; denn es fanden ſich noch am nämlichen Tage bis tief in die Nacht viele Grafen, Ritter und Geiſtliche ein, um Dr. Martin Luther zu ſprechen. Am andern Morgen (17. April 1521) erſchien Ulrich von Pappenheim, des Reichs Erbmarſchall, im deutſchen Hof und überbrachte dem Reformator die ſchriftliche Ladung: Nachmittags vier Uhr vor dem Kaiſer, den Fürſten und den übrigen Ständen des Reichs zu erſcheinen und anzuhören, warum und wozu er berufen ſei. Luther nahm den Befehl der Reichsverſammlung mit Ehrerbietung auf und erklärte ſeine Bereitwilligkeit, ihm Gehorſam zu leiſten. Zur beſtimmten Stunde wurde er daher von dem Erbmarſchall Ulrich von Pappenheim und dem Ehrenhold Kaſpar Sturm in die Herberge des Pfalzgrafen bei Rhein und von da in heimlichen Gängen auf das Rathhaus geleitet. Der Augenblick war inhaltſchwer; ſchon ſtieg das Volk in Worms auf die Dächer, um den Reformator zu ſehen. Ehe er in den Saal eintrat, klopfte der berühmte Krieger und Feldherr Georg von Frundsberg, welcher Luther'n wohlgeneigt war, demſelben auf die Schulter und ſprach die bedeutungsvollen Worte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehſt einen ſchweren Gang; ſo viele Schlachten ich auch ſchon geſchlagen, ſo habe ich doch keinen ſchwereren gethan." In feierlicher Stille empfing die Reichsverſammlung den vorgeladenen Mönch; Kaiſer Karl V. ſaß mit dem Scepter in der Hand auf dem Kaiſerthrone, umgeben von ſeinen Räthen; die Kurfürſten zeigten ſich im Schmuck ihrer Würde, die Fürſten, Grafen, Freiherrn und die Abgeordneten der Reichsſtädte dagegen in der prachtvollen Kleidung ihres Standes; über 200 Fürſten und Herren waren zugegen; die Großartigkeit und der Glanz der Verſammlung ſchien darum den armen Angeklagten betäuben zu müſſen und ihn nothwendig in Befangenheit zu verſetzen. Um den Eindruck der gewaltigen Scene noch zu erhöhen, bedeutete der Erbmarſchall von Pappenheim dem Angeklagten bei der Ankunft vor den Schranken, daß er nicht ſprechen dürfe, er würde denn gefragt. Einen Augenblick maß das Auge des Kaiſers, der Fürſten, Grafen und Herren in Todesſtille den Mann, welcher als Angeklagter vor der Reichsverſammlung ſtand; dann nahm Dr. Johann Eck, kaiſerlicher Orator und Offizial des Kurfürſten von Trier, (nicht zu verwechſeln mit dem Prokanzler in Ingolſtadt) das Wort, indem er erſt in lateiniſcher, und dann in deutſcher Sprache dem Angeklagten die beiden Fragen vorlegte:

1) Ob er die unter ſeinem Namen gedruckten Schriften (man zeigte eine Sammlung aller bis dahin erſchienenen Bücher Luther's vor) als die ſeinigen anerkenne?

2) Ob er den Inhalt derſelben widerrufen oder darauf beharren wolle?

In den Romanen ſtirbt ſich's leicht für die Wahrheit, ſchnellfertig traut ſich nach ihnen Jeder eine ſolche That zu; doch die ernſte Wirklichkeit haucht etwas andere Gefühle ein, und auch die gewaltigſte Kraft fühlt ihre Pulſe ſtärker und banger ſchlagen, wenn die Stunde der Prüfung erſcheint. Die größten Männer ſcheuen ſich in ſolchen Augenblicken nicht, die Bitterkeit des Todes, die Schmerzen der Hingebung zu geſtehen, auch Jeſus rief: „Iſt's möglich, Vater, ſo laſſe den bittern Kelch an mir vorübergehn." Wir finden es nur menſchlich, nicht ſchwach, wenn ein Gleiches bei folgenden Märtyrern hervor trat, ja es erhöht durch die Offenbarung des Seelenkampfes, welcher der Aufopferung vorausging, noch die Größe der That. Schwerer noch, als der Tod ſelbſt, ſind aber die Vorbereitungen desſelben, die Verhöre in öffentlicher feierlicher Verſammlung, und die ſtärkſte Seele fühlt für Augenblicke einen überwältigenden Eindruck derſelben. Mochte nun Luther von ſolchen Empfindungen durchdrungen ſein, als nach der Anrede des Dr. Eck die tiefe Stille der Reichsverſammlung zurückkehrte, oder mochte er noch eine letzte ernſte Prüfung ſeiner Ueberzeugung wünſchen: genug, — er bat in Beziehung auf die zweite Frage um Bedenkzeit, wogegen er die ihm vorgezeigten Schriften bereitwillig als die ſeinigen anerkannte. Man gewährte ihm einen Aufſchub von 24 Stunden und am 18. April 1521 Abends 6 Uhr ſtand der Reformator abermals vor den Schranken der Reichsverſammlung. Nachdem ihn Dr. Eck aufgefordert hatte, ſeine Antwort auf die geſtern vorgelegten Fragen jetzt klar und beſtimmt abzugeben, hielt Luther an die glänzende Verſammlung folgende Anrede:

„Gehorſam der Verfaſſung meines Vaterlandes erſcheine ich vor Kaiſer und Reich, um wegen einer Anklage mich zu verantworten. Ein Mann aus dem Volke, erzogen in klöſterlicher Einſamkeit, nicht gewöhnt an die Zierlichkeit der Höfe, Feierlichkeit der Fürſtenverſammlung, kenne ich die Gebräuche und feinere Sitte des höheren Anſtandes nicht; wo ich daher gegen ſie aus Einfalt verſtoße, möge man mir es zu Gnaden halten. In der Sache ſelbſt wiederhole ich zuvörderſt das Anerkenntniß der mir vorgelegten Schriften, ſoferne ſie nicht etwa von Mißgünſtigen argliſtig verfälſcht worden ſind. Was hingegen den geforderten Widerruf anbetrifft, ſo muß zwiſchen demjenigen Theil meiner Schriften unterſchieden werden, welcher die Sache, und demjenigen, welcher bloße Perſönlichkeiten betrifft. Jene kann ich weder widerrufen, noch ermäßigen oder einſchränken: denn ſie enthalten nur Wahrheit, und Verläugnung der Wahrheit iſt ein Verbrechen am Menſchengeſchlecht. In den Streitſchriften gegen die Vertheidiger der römiſchen Tyrannei bin ich hingegen allerdings heftiger und ſchärfer geweſen, als es meinem Stande gebührt; doch ſo aufrichtig ich meinen Fehler bekenne, ſo vermag ich gleichwohl auch von den Streitſchriften nichts zu widerrufen, weil man dies nur zur Erneuerung und Befeſtigung der Tyrannei benützen würde.“ — Beſonders rührend war die Erklärung des Reformators, daß er den Streit nicht aus perſönlichem Intereſſe, ſondern aus Gemeinſinn unternommen habe. „Um der deutſchen Nation, meinem lieben Vaterland meinen ſchuldigen Dienſt nicht zu entziehen,“ ſo lautete die wörtliche Aeußerung Luther's.

Mit feſter Stimme, mit Muth und Entſchloſſenheit gab der Reformator dieſe Erklärung ab, doch er vermied dabei alle Heftigkeit und ſprach ruhig und beſcheiden. Als er geendet hatte, erklärte der Offizial, daß die Verhandlung keine Disputation oder Erörterung von Glaubensſätzen, ſondern einfach den Widerruf der Luther'ſchen Schriften zum Zweck habe, daß ſohin die Rede des Angeklagten an die Frage nicht ſtreng genug ſich halte. Darum möge er eine einfache und beſtimmte Antwort ertheilen. Nun regte ſich in dem Angeklagten die angeborne Kraft ſeiner Gemüthsart, die Energie ſeines Charakters, der heilige Zorn der Begeiſterung, die Flammen der Feuerſeele ſprühten empor, mit erhabenem Stolz richtete ſich der Reformator auf, und mit funkelnden Augen und glühenden Wangen ſprach er:

„Weil denn Euer kaiſerlichen Majeſtät, kurfürſtlichen und fürſtlichen Gnaden eine ſchlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, ſo wil ich die geben, ſo weder Hörner noch Zehne haben ſol. Nemlich alſo: Es ſey denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überweiſet werde, ſo kan und wil ich nichts widerruffen. Hie ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir Amen!“

Erſchütternd drang dieſe Ergießung eines begeiſterten Gemüthes, die edle Sprache eines entſchloſſenen Vertheidigers der Wahrheit in die Herzen aller Anweſenden, mit dem Ausdruck der Verwunderung beugten die Großen des Reiches ſich vor, jede Sylbe erhaſchend, die den Lippen des ſtürmiſchen Redners entſtrömte. Selbſt einzelne Widerſacher zeigten ſich bewegt, und überwältigend erſchien überhaupt die Feierlichkeit des Augenblicks. Wer iſt der Mönch, der einſam und allein an den Stützpunkten tauſendjähriger Macht rüttelt, an der Gewalt über Leib und Gewiſſen? Wo ſind die Streitkräfte, mit denen er den Krieg gegen den ſtählernen Arm der ſtolzen Kirche beginnt, wo ſind ſeine Heere, ſeine feſten Schlöſſer, ſeine Schätze? Einſam ſteht er auf dem Kampfplatz, ſeine Streitkräfte ſind das Wort, ſeine Burgen die Gerechtigkeit und Heiligkeit ſeiner Sache, ſeine Schätze die überfließende Beredſamkeit, die unverſiegbare Weisheit, ſein Schild der tiefe Glaube, die innere Erleuchtung, das prophetiſche Vorgefühl des unaufhaltſamen Sieges ſeiner Unternehmung, das Bewußtſein endlich, daß dieſe nicht ſeine, ſondern Gottes Angelegenheit, die Angelegenheit der Weltordnung ſei! Doch welch' blendender Glanz war es, welche einſchüchternde Schauſtellung der Herrſchergröße, als das Auge der Fürſten prüfend auf dem Antlitz des Reformators lag! Und erblindet er nicht durch den Glanz, wankt er nicht vor dem Gewicht der ungeheueren Macht, die er jetzt erſt von Angeſicht zu Angeſicht ſieht, vermag das Ungewohnte ſeiner Lage, die imponirende Würde einer Reichsverſammlung, die entſetzliche Ruhe und Stille des Augenblicks, nicht den einfachen, verlaſſenen, ſchüchternen Sohn des Volks zu erſchüttern? Ja, der Glanz blendet ihn für einen Augenblick, (Bitte um Bedenkzeit) doch nur für einen Augenblick; dann faßt er ſich und mit ruhiger, doch unbeugſamer Entſchloſſenheit ſteht der Held vor Kaiſer und Reich, wegweiſend jeden Widerruf, jede Verſöhnung, jede Vermittlung. Da ſteht der Heros, wie die Ahnung von Andreas Proles ihn nannte und zeichnete, da iſt er, von Furcht ebenſoweit entfernt, als Uebermuth, in ihm ſeht ihr nun den Fels, auf dem die Zukunft Deutſchlands ſich aufbauen ſollte, und er ſteht unbeugſam und unerſchütterlich für immer! Jetzt fällt das Licht der Erkenntniß in das Auge manches Mächtigen, nun weiß man, wer der Mann iſt, der das Unglaubliche unternommen, jetzt fühlt man allmählich die ganze ſchwere Bedeutung der Sache!

Als Dr. Martin Luther nach dem Verhöre vom 18. April 1521 in ſeine Wohnung zurück geleitet worden war, wurde das Zuſtrömen von Fürſten, Grafen, Freiherrn und Edlen, welche ihn beſuchten, noch größer und heftig drängte ſich auch das Volk hervor, um den Widerſacher des Papſtes zu ſehen. Am 3. Tage (19. April 1521) verſammelten ſich die Stände des Reichs, um über die Urtheilfällung zu berathen. In ihrer Mitte erſchien eine Botſchaft des Kaiſers Karl V., welcher den ſchriftlichen Antrag überbrachte: „den römiſchen Stuhl in Schutz zu nehmen, daher die Lehre Luther's zu verdammen, und den Neuerer ſowie alle Anhänger deſſelben mit der Reichsacht zu belegen, doch das gegebene freie Geleit nicht zu brechen, ſondern für die ſichere Rückkehr des Verurtheilten nach Wittenberg zu ſorgen.“ Die Stände beriethen über dieſen Antrag vom 19. bis 20. April, traten ihm aber alsdann bei. Nachdem hierauf der Erzbiſchof von Trier und einige andere Fürſten in Auftrag des Kaiſers noch mehrere Tage mit dem Reformator unterhandelt und vergeblich die größten Anſtrengungen gemacht hatten, denſelben zum Widerruf zu bewegen, ſo wurde ihm endlich das Urtheil der Reichsverſammlung am 25. April mit dem Bedeuten eröffnet, daß ihm zur Rückreiſe unter ſicherem Geleite eine Friſt von 20 Tagen geſtattet ſei, daß er unterwegs aber weder durch Predigen, noch durch Schreiben das Volk aufregen dürfe. Am anderen Tag, den 26. April 1521, verließ Luther die Reichsſtadt Worms, um nach Wittenberg zurückzukehren. Es begleitete ihn abermals der Ehrenhold Kaſpar Sturm, welcher nur einige Stunden ſpäter von Worms abgereiſt und ſchon in Oppenheim wieder bei dem Zug eingetroffen war. Indeſſen der Kurfürſt Friedrich von Sachſen traute ſelbſt dem freien Geleite nicht, ſondern ließ den Reformator unter dem Schein eines bewaffneten Ueberfalls aufheben und nach der Feſte Wartburg in Sicherheit bringen. Dieſer war damit einverſtanden, wie ſich aus einem Brief an den berühmten Maler Meiſter Lukas Cranach in Wittenberg ergibt.

Dr. Martin Luther war verſchollen, nur Vertraute wußten um das Geheimniß ſeines Aufenthalts, und im Volke gingen über ſein Schickſal nach dem Reichstage vielfache widerſprechende Gerüchte um; doch ſeine Lehre lebte bereits in den Herzen vieler Deutſchen, und die Abneigung gegen Rom ergriff allmählig einen weiten Kreis. Karl V. dachte geringſchätzend von dem Reformator und hielt die religiöſe Bewegung in Deutſchland überhaupt nicht für ſo wichtig; wie die römiſche Kurie glaubte er vielmehr, daß es nur der Aechtung Luther's und ſeiner Anhänger bedürfe, um den ganzen Streit niederzuſchlagen. Geſtützt auf die Zuſtimmung der Reichsverſammlung erließ er daher ſchon am 8. Mai 1521 in Worms eine Verordnung, wodurch 1) Dr. Martin Luther, als Ketzer und ausgeſtoßenes Glied der Kirche, mit der Reichsacht belegt, 2) bei Strafe der Acht die Aufnahme deſſelben unterſagt, und dafür im Fall der Betretung die Verhaftung und Auslieferung an den Kaiſer geboten wurde, 3) bei derſelben Strafe die Verbreitung ſeiner Bücher verboten, und endlich 4) vorgeſchrieben wurde, daß von nun an weder ein Drucker noch ein Anderer Bücher theologiſchen Inhalts ohne Erlaubniß der Ordinarien des betreffenden Orts oder deren Stellvertreter drucken dürfe. So ſollte denn durch päpſtlichen Einfluß Deutſchland der Geiſtesfreiheit beraubt und dem Druck der Cenſur unterworfen werden! Bemerkenswerth iſt ferner, daß die Cenſur nicht blos über Bücher, ſondern auch über Bilder angeordnet worden iſt. Dies gewährt die tiefſten Blicke in die große geiſtige Bewegung jener Zeit, da die Ausdehnung der Cenſur über Gemälde ihre Veranlaſſung ohne allen Zweifel in Karrikaturen hatte, welche zur Verſpottung des alten Syſtems in Umlauf geſetzt wurden. Krampfhaft kämpfte ſohin die Gewalt für ihr Daſein. Dies zeigt beſonders eine Maßregel, welche Karl V. gegen die Anhänger des Reformators beobachtet wiſſen wollte; denn man ſollte ſie niederwerfen, ihrer Güter berauben und dieſe in eigenen Nutzen verwenden. Bei dem Geiſt der Zeit, welcher am Rauben ohnehin ſo großes Gefallen fand, konnte jene Aufforderung des Kaiſers zur Ausplünderung der Anhänger Luther's gefährliche Folgen nach ſich ziehen. Indeſſen die reformatoriſchen Ideen waren im Volke ſchon zu tief gewurzelt: die Verordnung des Reichsoberhauptes brachte daher gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor, d. h. ſie erregte das Volk wider das veraltete Syſtem. Zunächſt äußerten ſich jedoch die Folgen des Wormſer Ediktes oder Ausſchreibens in politiſcher Beziehung. Die Reichsverſammlung wollte nach der Verurtheilung Luther's (20. April 1521) nicht weiter mit ihm unterhandeln, ſondern den Geächteten ſchon am 21. April entlaſſen: allein in Worms wurde plötzlich eine Schrift auf öffentlichem Markte angeſchlagen, daß 400 Ritter zum Schutze des Reformators und beziehungsweiſe zur Rache ſich verbunden hätten, wenn man ihm ein Leid zufügen ſollte. Dieſe Nachricht erſchreckte die Fürſten, obgleich ihr der Kaiſer keinen Glauben beizumeſſen ſchien, und man machte nun mit Zuſtimmung des Letztern den oben bemerkten neuen Verſuch, eine Verſöhnung Luther's mit der Kirche zu Stande zu bringen.

In dieſelbe Zeit fällt der Aufſtand des armen Konrad in Würtemberg und das Unternehmen Hutten's und Sickingen's, vermittelſt der Reichsritterſchaft und des niederen Volkes eine Verbeſſerung der Reichszuſtände zu ermitteln. Hutten beſchloß, die Unternehmung Luther's zum Mittelpunkte ſeiner Beſtrebungen für Deutſchland zu machen. „Es lebe die Freiheit!“ ſchrieb er in ſeinem erſten Briefe an Luther; „laſſet uns die öffentliche Freiheit erringen,“ heißt es in einem andern, „wollen wir unſer unterdrücktes Vaterland befreien,“ in einem dritten. Je größer aber die Hoffnungen waren, welche der patriotiſche fränkiſche Ritter auf den kirchlichen Reformator ſetzte, deſto größer wurde ſein Unwille über die römiſche Kurie, welche auch das erſchienene neue Licht wieder zu erſticken ſuchte. Entſchloſſen, mit Luther zu ſtehen oder zu fallen, bot Ulrich von Hutten nun alle ſeine Geiſteskraft und alle ſeine Verbindungen auf, um dem kirchlichen Reformator Anhänger zu verſchaffen, und durch ſeinen großen Einfluß bei der humaniſtiſchen Richtung wurde dieſe entſchieden zum Kampfe gegen das Papſtthum angetrieben. Zugleich bearbeitete er den Adel, ſuchte den Kaiſer, ja ſelbſt die Fürſten zur Beſchützung Luther's wider den Papſt zu vereinigen. Im Jahre 1520 bot dagegen Sickingen dem kirchlichen Reformator, **Dr. Martin Luther**, ſeinen Schutz an. Das Gleiche geſchah auch von andern Rittern, und aus vielfältigen

Thatſachen ging überhaupt hervor, daß ein bedeutender Theil des Adels der reformatoriſchen Richtung gewonnen war. Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten faßten nun allmählig den beſtimmten und klar durchdachten Plan einer durchgreifenden Staats- und Kirchenveränderung in Deutſchland. Derſelbe ging dahin: 1) das Papſtthum abzuſchaffen und auf den Grundlagen der Lehren Luther's eine allgemeine, deutſche Nationalkirche zu gründen; 2) die landesherrliche Macht einzuſchränken und durch Erhöhung der kaiſerlichen Gewalt eine feſte Reichseinheit wieder herzuſtellen; 3) das römiſche Recht zu entfernen, und überhaupt die alten, einfachen Sitten der Deutſchen zurückzuführen. Brennend vor Eifer, dem kirchlichen Reformator bei der Reichsverſammlung den Sieg zu verſchaffen, ſuchte Hutten ſowohl auf die Stände, als auf die öffentliche Meinung einzuwirken, indem er beredte Flugſchriften zu Gunſten Luther's verbreitete. Als aber aller Anſtrengung ohngeachtet das Verdammungsurtheil wider den Reformator ausgeſprochen wurde, ſo fühlte ſich Ulrich tief erſchüttert, und unwandelbar ſtand fortan ſein Vorſatz, die Waffen zu ergreifen. Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen ſuchten vor allem für ihr Unternehmen die mittleren und unteren Stände zu gewinnen, und dies ſchien ihnen auch gelungen zu ſein, nachdem ſie vielfaches Mißtrauen bekämpft hatten, beſonders durch das Auftreten Luther's, deſſen Lehre ſeit dem Reichstage in Worms mit unglaublicher Macht ſowohl in den freien Städten, als auch unter den Landleuten um ſich gegriffen und eine unbeſchreibliche geiſtige Gährung erregt hatte. Welchen Gang müßte auch das politiſch-reformatoriſche Unternehmen genommen haben, wenn Luther ſich mit Sickingen und Hutten verbunden, wenn er die Volksmaſſen durch ſeine Beredſamkeit zum allgemeinen furchtbaren Aufſtand gebracht hätte? Allein jetzt gerade erklärte ſich der kirchliche Reformator gegen jede gewaltſame Staatsveränderung, nun verſtand er gerade ſeine Lehren anders, als alle ſeine

Anhänger ſie ausgelegt hatten; d. h. er wollte nur die Kirche, nicht den Staat reformiren.

Wir haben Luther bisher nur nach den Grundſätzen der Aufklärung und der Freiſinnigkeit handeln ſehen, wir erblickten ihn hervorragend vor ſeinen Zeitgenoſſen; allein jetzt erſcheint er plötzlich in einer Weiſe, welche ihn mit den Prinzipe der Freiheit in Widerſpruch und nicht über, ſondern faſt unter die allgemeine Bildung ſeiner Zeit ſtellt. Um dieſe Handlungsweiſe einigermaßen aufzuklären, müſſen wir etwas tiefer eingehen, als es Raum und Ort eigentlich geſtatten.

Als die chriſtliche Religion auftrat, verhielt ſie ſich zu den damaligen geiſtigen und ſittlichen Zuſtänden des Menſchengeſchlechts, wie die Reformation zu dem ausgearteten Ultramontanismus, d. h. ſie wollte durch Beſſerung des inneren Menſchen dem Staats- und Sittenverfall ſteuern. Nach ihrem tiefſten Weſen gehörte ſie dem Fortſchritt, dem wahren Humanismus an, und in dieſer Eigenſchaft konnte ſie unmöglich der Quelle aller Laſter, der Knechtſchaft, das Wort reden. In der That widerſprechen dem alle Lehren und alle Handlungen Jeſu; allein es liegt ein Grundſatz in der chriſtlichen Religion, welcher zwar wahr und ſchön, ja der größte Vorzug derſelben iſt, jedoch bei unrichtiger Auffaſſung auf Irrwege leiten kann. Derſelbe beſteht darin, daß der Geiſt über die Materie erhaben ſei, daß alle geiſtigen Intereſſen vor den materiellen den Vorzug behalten. Je edler ein Volk iſt, deſto mehr fühlt es ſich von der Vorliebe für das Geiſtige im Gegenſatz des Materialismus durchdrungen, und in dem Grade die Entwicklung oder die Zeit eines Volkes beſſer oder ſchlechter wird, in demſelben Maaße behauptet die geiſtige Richtung oder der Materialismus die Oberhand. In den kindlichen Zuſtänden der Nationen nimmt nun das Gefühl des Gegenſatzes vom Geiſtigen und Materiellen eine beſondere Färbung an, indem man unter jenem das Leben nach dem Tode und unter dieſem das Daſein auf der Erde verſteht. In der Religion Jeſu, als der edelſten, iſt natürlich auch die geiſtige Richtung vorherrſchend, und der erhabene Lehrer der Völker ſuchte mit Recht auf ſie am meiſten hinzuwirken. „Mein Reich iſt mehr geiſtig, als materiell,“ war ſein ſchöner Wahlſpruch; indeſſen: demſelben ward ſpäter die Auslegung gegeben, daß alle Hoffnung der Chriſten auf das Leben nach dem Tode verwieſen werde. Zugleich wurde einigen Bibelſprüchen, worin Beſcheidenheit und Friedensliebe unter einem Gleichniß empfohlen wird, die Bedeutung gegeben, daß der Chriſt in Betracht der ihn erwartenden ewigen Seligkeit alle Mißhandlungen und Beſchimpfungen geduldig ertragen ſolle. Der Charakter und das Verfahren von Jeſus beweiſen abermals, daß ſeine Lehren nicht einen ſolchen Sinn haben konnten, und zwar um ſo weniger, als ſie dann geradezu auf Unſittlichkeit führen mußten. Sie wurden jedoch in Deutſchland hin und wieder allerdings von dieſer Seite aufgefaßt, und von keinem Religionslehrer entſchiedener als von Luther.

Der Reformator faßte nämlich den Unterſchied von Geiſt und Materialismus ſtrenge ſo auf, daß er unter jenem das Leben nach dem Tode, und unter dieſem das irdiſche Daſein verſtand. Er unterſchied nämlich zwiſchen dem himmliſchen und dem weltlichen Reiche, und lehrte, daß erſteres in der ewigen Seligkeit, letzteres hingegen in den Freuden ſinnlicher Genüſſe oder den Gütern der Erde beſtehe. Durch einen ganz eigenthümlichen Schluß behauptete er aber, daß himmliſches und weltliches Reich einander ausſchließen, daß alſo Niemand beide erlangen, ſondern auf das eine oder das andere verzichten müſſe. Man könnte allerdings nachweiſen, daß in gewiſſer Beziehung einiger Sinn dieſer Meinung denkbar ſei; aber Luther bildete ſie ſo ſchroff aus, daß er bei ſeiner gewohnten Folgerichtigkeit nothwendig am Ende auf widerſinnige Sätze gerathen mußte. Die größte Eigenthümlichkeit des Reformators beſtand darin, daß er niemals vor einer Folgerung erſchrack, die mit logiſcher Nothwendigkeit aus einem Vorderſatz hervorging, von deſſen Wahrheit er überzeugt war. So brachte er denn aus dem ſchroffen Unterſchied des himmliſchen und weltlichen Reiches Schlüſſe hervor, welche dem gebildeten Gefühl peinlich ſind. „Der Chriſt," ſagte er, „muß ſich, ohne den geringſten Widerſtand zu verſuchen, geduldig ſchinden und drücken laſſen; weltliche Dinge gehen ihn nicht an, er läßt vielmehr rauben, rennen, drucken, ſchinden, ſchaben, freſſen und toben, wer da will, denn er iſt ein Marterer auf Erden." Am beſtimmteſten und klarſten entwickelt aber Luther die bemerkte Lehre in ſeiner Auslegung des 101 Pſalmes. Er unterſcheidet dort, wie gewöhnlich, zwiſchen geiſtlichem und weltlichem Reich und wiederholt den Ausſpruch, daß Gott den Chriſten das geiſtliche und den Heiden das weltliche Reich beſchieden habe. Letzteres wird nun aber näher beſtimmt. Daſſelbe ſoll ein „Fürbild der rechten Seligkeit und des Himmelsreichs" ſein, es werden daher nicht blos die äußern Güter des Reichthums und der Macht, ſondern ſogar die innern Vorzüge des Verſtandes und der wiſſenſchaftlichen Geiſtesbildung dazu gezählt, wie bereits oben bemerkt wurde. Der Reformator ſagt mit dürren Worten, daß es in den Staatseinrichtungen, der Geſetzgebung und der Ordnung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe überhaupt nur die Heiden zur Vernunft und Weisheit bringen könnten, die Chriſten aber alberne, gute, einfältige Schöpſe und Schafe ſeien. Daraus zieht er insbeſondere den Schluß, daß die Chriſten niemals im Stande ſein würden, ein eigenes Rechtsſyſtem auszubilden, ſondern daß das römiſche Recht bis an den jüngſten Tag bleiben werde, weil die Leute, welche mit ſo hoher Vernunft und Verſtand begabt geweſen wären, ſo viele Menſchenkenntniß beſeſſen und ſolche Weisheit in Staatsſachen gezeigt hätten, niemals mehr leben würden. Er ſagt ferner ausdrücklich, daß die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands wohl auch eines Luther's bedürften, daß hierin aber Keiner erſtehen werde, weil Gott die Staatsſachen nicht ſo hoch achte, als die religiöſen Angelegenheiten; es werde daher die Staatseinrichtung der Deutſchen immer bloßes

Flickwerk bleiben. Aus ſolchen Grundſätzen mußte nun natürlicherweiſe auch die Lehre fließen, daß der Chriſt blindlings der Obrigkeit unterworfen ſei und ſich auch den widerrechtlichen Handlungen derſelben niemals widerſetzen dürfe. Luther lehrt dies an vielen Stellen beſtimmt und deutlich, ja er ſagt ausdrücklich, daß gerade hierdurch die Chriſten ſich von den Heiden unterſcheiden. „Die Heiden haben hie friſch drein gegriffen und nicht allein billig, ſondern auch löblich gehalten, unnütze böſe Obrigkeit abſetzen, würgen und verjagen. Daher die Griechen auch Kleinod und Geſchenke durch öffentliche Geſetze zuſprachen den tyrannicidis, das iſt denen, welche einen Tyrannen erſtächen oder umbrächten. Dem haben die Römer in ihrem Keiſerthum mächtiglich gefolget und ſchier das mehrer Teil ihrer Keiſer ſelbſt ermordet. Aber das iſt nicht genug an ſolchen Exempeln, denn wir fragen nicht darnach, was die Heiden oder Juden gethan haben, ſondern was Recht und billig iſt zu thun, nicht allein für Gott im Geiſt, ſon- auch in Göttlicher eußerlicher Ordnung des weltlichen Regiments. Denn wenn gleich noch heute oder morgen ein Volk ſich aufmachet und ſezet ſeinen Herrn ab, oder erwürget ihn; wolan das were geſchehen, die Herren müſſens gewarten, bis Gott ſo verdinge. Aber daraus folgt noch nicht, daß darum recht und billig gethan ſei. Mir iſt noch kein ſolcher Fall vorkommen, daß es billig were. Kann auch jetzt diesmal keinen erdenken. Die Bauern in dem Aufruhr gaben für, die Herren wollten das Evangelium nicht laſſen predigen, und ſchünden die armen Leute. Darumb müßte man ſie ſtürzen. Aber ich hab ſolches verantwort, daß, obgleich die Herren Unrecht daran thaten, were darumb nicht billig, noch recht, auch Unrecht zu thun, das iſt, ungehorſam zu ſein und zu zerſtören Gottes Ordnung, die nicht unſer iſt, ſondern man ſolle das Unrecht leiden." Noch ſchärfer beſtimmt Luther in einer andern Stelle den Unterſchied zwiſchen Heiden und Chriſten, und beweiſt, daß das Weſen und der eigentlichſte Charakter der chriſtlichen Lehre darin beſtehe, zu leiden und zu dulden und ohne den geringſten Widerſtand ſich mißhandeln zu laſſen.

Solche Anſichten waren nicht blos düſter, ſondern ſie verletzten auch die Würde des Menſchen und mußten die Völker bei ſtrenger Durchführung elend machen. Was aber die Anſchauungs- und Handlungsweiſe Luther's von dieſer Seite in einem noch ungünſtigeren Licht darſtellt, das iſt die auffallende Thatſache, daß ſeine hier erörterten Lehren auch nicht durch den damaligen Bildungsgrad entſchuldigt werden können; denn ſeine unanſtändigen Grundſätze über geduldige Ertragung von Mißhandlungen lagen keineswegs in der Zeit, ſie ſtanden vielmehr mit dem Geiſt derſelben in geradem Widerſpruche. Nach einigen geſchichtlichen Anzeigen ſcheint es, daß die Lehre von der Demuth (dienender Muth [Sinn]) ſchon bei der Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland von manchen Prieſtern nach der Weiſe Luther's verkündet worden ſei. Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß eine ſolche Lehre nun auch ſogleich in das Leben übergegangen wäre und in den Sitten und Handlungen des Volkes ſich gezeigt hätte. Selbſtſtändiger Sinn vielmehr, Thatkraft, männlicher Stolz und nicht kriechende Unterwürfigkeit lagen vor der Reformation im Charakter der Deutſchen aller Stände.

Da unter dieſen Umſtänden die Lehren Luther's über die Pflicht der Demuth mit dem Bildungsgrade der Zeit nicht entſchuldigt werden können, ſo wird die Denk- und Handlungsweiſe des Reformators ſcheinbar räthſelhaft: denn man würde ſehr irren, wenn man den Widerſtand deſſelben gegen die politiſche Umgeſtaltung Deutſchlands aus ariſtokratiſchen Geſinnungen, Härte des Gemüths oder gar Schmeichelei gegen die Fürſten herleiten wollte. Luther haßte im Gegentheil jede Unterdrückung und war von Seite des Herzens mild und gütig, in Beziehung auf den Charakter aber voll von Unabhängigkeit und furchtloſer Wahrheitsliebe. Gegen die Verbeſſerungen der bürgerlichen Zuſtände war er allerdings gleichgültiger, als gegen die Reinigung der Religionslehren, und er mußte dies auch ſein, weil er aufrichtig glaubte, daß für den Chriſten die irdiſche Wohlfahrt keinen Werth habe. Indeſſen als gerechter und billiger Mann, der er durchaus war, fand er ſich durch Bedrückungen des Volks von Seite der Fürſten immer verletzt und tadelte die Letzteren mehr als einmal auf das Heftigſte. Im Weſen ſelbſt war er auch der Verbeſſerung der bürgerlichen Verhältniſſe keineswegs entgegen, er hoffte zwar nicht viel davon, doch verlangte er auch in politiſcher Beziehung Gerechtigkeit. Seine Feinde haben ihm ſo oft vorgeworfen, daß ſein Benehmen hinſichtlich der politiſchen Richtung heuchelnde Schmeichelei gegen die Fürſten geweſen ſei, und auch in neuerer Zeit wird jenes Benehmen, wenn auch aus andern Gründen, bitter getadelt. Um daher ein unparteiiſches und tiefer gegründetes Urtheil faſſen zu können, muß man auch die Verfahrungsweiſe Luther's gegen die Fürſten genauer kennen lernen. Wir werden den Widerſtand des Reformators gegen die Verſuche der politiſchen Reformatoren bald in der ganzen Härte darlegen müſſen, die Luther damals wirklich gezeigt hat, aber auch zeigen mußte; ja in unſrer Zeit wird dieſe Härte noch größer erſcheinen, manches Gemüth erſchrecken und das Urtheil über den großen Mann ſchwankend machen. Es wäre daher offenbare Ungerechtigkeit, wenn man nicht auch das Benehmen Luther's gegen die Fürſten in ſein volles ungetrübtes Licht ſetzen würde. Denn wer nicht aus den eigenen Worten des Reformators ſieht, wie wenig er ſich vor den Fürſten fürchtete und wie ſehr er zugleich jede Bedrückung des Volks verabſcheute, den könnte ſeine Handlungsweiſe gegen die politiſch-reformatoriſche Richtung leicht irre machen und zu einem unrichtigen Urtheil verleiten. Hören wir daher Luther bei ſeiner Sprache gegen die Fürſten in ſeinen eigenen Worten. In einer großen Abhandlung, welche er im Jahre 1523 über die weltliche Macht und, wie weit man ihr Gehorſam ſchuldig ſei, ſchrieb, behandelte er die Lehre, daß man auch widerrechtlichen Handlungen der Obrigkeit keinen gewaltſamen Widerſtand leiſten dürfe, mit beſonderer Gründlichkeit, aber eben deßhalb benutzte er auch dieſe Gelegenheit, um ſich über die Fürſten ganz offen und unumwunden auszuſprechen. Er ſchilderte die Herrſchſucht, den Eigennutz und die Tyrannei derſelben mit äußerſtem Freimuth und bemerkte ſogar, daß die Fürſten von jeher meiſtens nur Einfaltspinſel (Narren) oder Böſewichter geweſen ſeien. Noch härter verfährt Luther mit den Fürſten in ſeiner Auslegung des 82. Pſalmes. Er wirft ihnen dort drei Untugenden vor, und kündigt ihren einſtigen Untergang an. In ſeiner Schrift an den deutſchen Adel ſagt er: „Ich muß den Fürſten predigen, daß ſie nicht blos ſolche bleiben, ſondern auch Chriſten werden; denn Gott, der Allmächtige, hat unſere Fürſten toll gemacht, daß ſie nicht anders meinen, ſie mögen thun und gebieten ihren Unterthanen, was ſie nur wollen. Und die Unterthanen auch irren und glauben, ſie ſeien ſchuldig, dem allen zu folgen. Sogar und ganz, daß ſie nun angefangen haben, den Leuten zu gebieten, von ſich zu thun, glauben und halten, was ſie fürgeben. Damit ſie ſich vermeſſen, auch in Gottes Stuhl zu ſitzen, und die Gewiſſen und Glauben zu meiſtern, und nach ihrem tollen Gehirn den heiligen Geiſt zur Schulen füren. Geben dennoch für, man dürfe es ihnen nicht ſagen, und ſoll ſie noch Gnadjunker heißen. Sie ſchreiben und laſſen Zettel ausgehen, der Keiſer habs geboten, und wollen chriſtliche gehorſame Fürſten ſein. Gerad, als were es ihr Ernſt, und man den Schalk hinter ihren Ohren nicht merke. Denn wir ſollten wol ſehen, wenn ihnen der Keiſer ein Schloß oder Stadt nehme, oder ſonſt etwas unrechts geböte, wie fein ſie finden ſollten, daß ſie dem Keiſer widerſtünden und nicht gehorſam ſein müſſen. Nun es aber gilt, den armen Mann ſchünden und ihren Mutwillen an Gottes Wort büſſen, muß es keiſerlichen Gebots Gehorſam heißen. Solche Leute hieß man vor Zeiten Buben, jetzt muß man ſie chriſtliche, gehorſame Fürſten heißen.

Und ſollt wiſſen, daß von Anbeginn der Welt gar ein ſeltſam Vogel iſt umb einen klugen Fürſten, noch viel ſeltſamer umb einen frommen Fürſten. Sie ſind gemeiniglich die größten Narren und die ergeſten Buben auf Erden. Darumb man ſich allezeit bei ihnen des ergeſten verſehen, und wenig gutes von ihnen gewarten muß, ſonderlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen. Denn es ſind Gottes Stockmeiſter und Henker, und ſein göttlicher Zorn gebraucht ihrer, zu ſtrafen die Böſen, und euſſerlichen Frieden zu halten. Es iſt ein großer Herr, unſer Gott, darumb muß er auch ſolch edle, hochgeborne, reiche Henker und Bütel haben, und will, daß ſie Reichthum, Ehre und Furcht die Menge haben.

Ich wollt aber den verblendeten Leuten gar treulich rathen, daß ſie ſich fürſehen für einem klein, kleinem Sprüchlein, der im 107. Pſalm ſteht. Effundit contemptum super principes. (Er ergoß ſeinen Zorn über die Fürſten.) Ich ſchwere euch bei Gott: Werdet ihrs verſehen, daß dies klein Sprüchlein über euch in den Schwang kommt, ſo ſeid ihr verloren, und wenn auch euer jeglicher ſo mechtig als der Türk were. Und wird euch euer Schnauben und Toben nichts helfen. Es iſt ſchon ein groß Teil angangen. Denn wenig Fürſten ſind, die man nicht für Narren und Buben hält; das macht: ſie beweiſen ſich auch als ſolche. Und der gemeine Mann wird verſtendig, und der Fürſten Plage, die Gott contemptum heißt, gewaltiglich daher gehet unter dem Pöfel und gemeinem Mann. Und ſorge, ihm werde nicht zu wehren ſein. Die Fürſten ſtellen ſich dann fürſtlich und fahen wieder an, mit Vernunft und ſeuberlich zu regieren. Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht euer Tyrannei und Muthwillen in die Länge leiden, liebe Fürſten und Herrn. Da wißt euch nach zu richten, Gott wills nicht lenger haben. Es iſt jetzt nicht mehr eine Welt, wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jaget und triebet. Darumb laſſet euer Frevel und Gewalt und denkt, daß ihr mit Recht handelt.“

Woher kam dem ſchwachen Auguſtinermönche ſolcher Muth gegenüber den Gewaltigen der Erde, dem einzelnen Manne, deſſen Schüchternheit Anfangs ſo groß war, daß er ſich ſträubte öffentlich aufzutreten? Es ging ihm, wie allen großen Männern. Meiſtens haben ſie ein reines Gemüth, eine Schüchternheit, welche ſie Verborgenheit lieben läßt, allein ein mächtiger Gedanke drängt und glühet in ihrem Innern, treibt ſie zur Erfüllung ihres Berufes.

Man überzeugt ſich ſchon aus obigen Stellen, deren wir noch eine Menge anführen könnten, daß der dem Reformator gemachte Vorwurf eines Fürſtenſchmeichlers handgreifliche Verläumdung iſt. Es erhellt ferner aus den angeführten Stellen, daß Luther auch kein Vertheidiger der Tyrannei war, ſondern die bürgerliche Unterdrückung ebenfalls verabſcheute und auch in politiſcher Beziehung das Gute redlich wollte. Aber durch ſeine tiefe Ueberzeugung, daß das Weſen des Chriſten im Leiden beſtehe und daß namentlich Widerſetzung gegen die Obrigkeit von Gott unbedingt verboten ſei, war er in Beziehung auf die Wahl der Mittel in einen engen, nicht zu überſchreitenden Kreis gebannt. Er konnte nach ihr keine andere politiſche Reform zugeben, als eine ſolche, welche von den Fürſten ſelbſt ausgehe. Darum wandte er ſich, in Beziehung auf bürgerliche Verbeſſerungen, niemals an das Volk, ſondern immer an die Fürſten und ſuchte dieſe, bald bittend, bald drohend, zur freiwilligen Gewährung deſſen, was recht und billig wäre, zu vermögen. Wenn aber die Fürſten nicht wollten, ſo würden ſie zwar ihre Strafe erhalten, und er drohte ihnen ſogar, wie wir geſehen haben, mit ihrem gänzlichen Sturze und Untergang; indeſſen, Gott ſelbſt ſollte ſie ſtürzen, das Volk dagegen dürfe nie in deſſen Strafamt eingreifen, alſo niemals ſich ſelbſt Recht ſchaffen, nie Gewalt brauchen. Die Männer, welche nach der politiſchen Reform Deutſchlands ſtrebten, befolgten Anfangs einen ähnlichen Gang. Sie wollten die Reform urſprünglich ebenfalls auf gütlichem Wege erwirken, und boten daher alle ihre Beredſamkeit auf, die Fürſten zur freiwilligen Gewährung derſelben zu bewegen. Allein ſie wurden bald belehrt, daß alle ihre Bemühungen vergeblich ſeien. Luther hatte wohl im Grunde dieſelbe Meinung; aber er zog daraus nur den Schluß, daß man im Chriſtenthume Troſt ſuchen und alles Gott anheim ſtellen müſſe, der zu ſeiner Zeit die Fürſten hart genug ſtrafen würde. Einen weſentlich anderen Schluß zogen dagegen Diejenigen, welche neben der religiöſen, auch noch nach der politiſchen Reform ſtrebten. Wenn Vernunft und Güte, ſagten dieſe, bei den Fürſten nichts gilt, ſo muß man zu wirkſamern Mitteln ſchreiten .... man muß Gewalt brauchen. Dieſen Schluß konnte jedoch Luther nie zugeben, ohne Alles zu widerrufen, was er nach dem Evangelium bisher ſo eifrig gelehrt hatte. Nach dieſem beſtehe ja das Weſen des Chriſten im Leiden, in dem geduldigen Ertragen des Unrechts. Die weltliche Wohlfahrt gebühre ja nur den Heiden, nicht den Chriſten. Diejenigen alſo, welche die bürgerlichen Verbeſſerungen mit Gewalt durchſetzen wollten, zeigten eben dadurch, daß ſie nicht leiden, nicht dulden, mithin nicht Chriſten ſein möchten; ſie müßten aber vollends deßhalb verdammt werden, weil ſie ein zweites ausdrückliches Gebot Gottes verletzen, nämlich jenes des unbedingten Gehorſames gegen die Obrigkeit. Der Reformator hatte noch überdies die feſte Ueberzeugung, daß das rechte Verſtändniß der chriſtlichen Lehre in der Chriſtenheit nicht bleiben könne, wenn nicht ſorgfältig zwiſchen Chriſti Reich und der Welt Reich unterſchieden würde. Er befürchtete daher von dem gewaltſamen Durchführen der politiſchen Reform, wodurch jener Unterſchied verwiſcht werden müßte, auch eine Gefahr für das Beſtehen der neuen Religionslehre und mußte dadurch zu noch ſtärkerem Widerſtand getrieben werden. An dieſem Punkte gingen denn die Wege des religiöſen und politiſchen Strebens auseinander, und es ſtellten ſich zwei ſelbſtſtändige weſentlich verſchiedene Richtungen heraus. Die politiſche Richtung wollte zwar auch die kirchliche Reform, aber zugleich mit einer ſtaatsrechtlichen Umgeſtaltung Deutſchlands, welche wegen des Widerſtandes der Fürſten gewaltſam erzwungen werden müſſe. Die religiöſe Tendenz hatte dagegen das Heil der Seele zum Gegenſtande, und weil dieſes mit dem Streben nach weltlicher Wohlfahrt nichts zu thun habe, mit einer gewaltſamen Widerſetzung gegen die Obrigkeit aber vollends unvereinbarlich ſei, ſo müſſe die Verbeſſerung der Staatsverhältniſſe, wo ſolche von den Fürſten verweigert würde, unbedingt dem Seelenheil aufgeopfert werden. Sobald Luther von dem Daſein der politiſchen Richtung Spuren ſah, wirkte er ihr ſogleich entgegen. Schon an Hutten hatte er geſchrieben (1521), daß, nach ſeinem Willen, für das Evangelium nicht gewaltſam gekämpft werden ſollte. Als aber die Abſichten Sickingen's auf eine Staatsumwälzung ruchbar wurden, ſo gerieth der Reformator in tiefen Unmuth, weil er nun die Kirchenverbeſſerung in dringende Gefahr geſetzt zu ſehen glaubte. Mit äußerſtem Nachdruck erklärte er ſich deßhalb wider die Entwürfe des kühnen Ritters. Das war eine üble Durchkreuzung der Pläne Hutten's und Sickingen's. Seit dem Auftreten Luther's war eine politiſche Reform Deutſchlands nicht blos der Wunſch der öffentlichen Meinung, ſondern auch entſchiedener Plan der würdigſten Männer unſeres Volkes. Reine Vaterlandsliebe war die Triebfeder dieſes Strebens. Man wollte Deutſchland durch Entfernung alles Fremden und Ausländiſchen, namentlich des römiſchen Rechts, ſeine eigenthümliche Nationalität und durch Mäßigkeit und Einfachheit ſeine alte Einfalt und Sittenreinheit wiedergeben. Der Ruhm und die Größe des Vaterlandes gegen Auſſen ſollte durch die Befeſtigung der Reichseinheit, alſo durch Wiederherſtellung einer wirkſameren und mächtigeren kaiſerlichen Gewalt geſichert werden; endlich ſollte auch das Loos der untern Volksklaſſen verbeſſert werden, indem man denſelben nicht nur Antheil an der Ernennung der Richter einräume, ſondern auch durch Verminderung der Pracht und des Aufwandes der Fürſten Erleichterung in den Abgaben erwirke. Einem ſolchen Streben mußte natürlich das Auftreten Luther's höchſt willkommen ſein. Letzterer ging ja auch von Grundſätzen der Freiheit aus, er verlangte ja die Abſchüttelung des päpſtlichen Joches, er lehnte ſich ja ebenfalls wider eingeriſſene Mißbräuche auf. Nichts konnte auch in der That dem Plane einer politiſchen Reform Deutſchlands förderlicher ſein, als die gleichzeitige Abſtellung der päpſtlichen Macht, die ſo drückend auf Deutſchland lag. Mit ungemeiner Freude kamen daher Hutten und Sickingen dem religiöſen Reformator entgegen. Sie mochten wohl glauben, in ihm eine Stütze, einen Beförderer ihrer politiſchen Beſtrebungen zu finden und Hand in Hand mit ihm das erſehnte Werk der völligen Reform Deutſchlands, alſo der politiſchen ſowohl wie der kirchlichen, durchzuführen. Allein ſie irrten ſich ſehr. Wo ſie einen Freund zu finden hofften, fanden ſie einen Feind, und zwar keinen heimlichen, hinterliſtigen, ſondern einen offenen, redlichen, geraden Feind; wo ſie einen mächtigen Bundesgenoſſen zu gewinnen wähnten, erſtand ihnen der entſchiedenſte, gefährlichſte Gegner, und noch dazu ein überlegner.

So mußte denn durch den Widerſtand Luther's das edle Unternehmen Hutten's und Sickingen's ſcheitern. Und dennoch grollte Hutten nicht, denn er ſchrieb Luther'n ſpäter die denkwürdigen Worte: „Unſer Werk war Menſchenwerk, darum mußte es untergehen; allein dein Werk, edler Mann, iſt Gottes Werk, darum wird es beſtehen.“

Die Einſamkeit der Wartburg veranlaßte den Reformator zu tieferem Nachdenken und hier erſt wurde er endlich klar über ſeinen Beruf. Mit einer an's Unglaubliche grenzenden Ausdauer begann und vollendete er die Ueberſetzung der Bibel, welche bis dahin nur in fremder Sprache exiſtirt hatte, und deßhalb nicht in die

Hände des Volkes gekommen war. Sie iſt nicht allein in gelehrter Hinſicht ſo ausgezeichnet gelungen, daß ſie nach dreihundert Jahren noch als Muſter beibehalten worden iſt, ſondern ihre Wirkung iſt auch dadurch von der äußerſten Bedeutung, daß Luther durch ſie unſere heutige Schriftſprache gründete, denn ohne ihn möchten die verſchiedenen Dialekte, der allemanniſche, plattdeutſche u. a. in Idiome wie das holländiſche ausgeartet ſein. Ein Hauptvorzug des Reformators war ſeine außerordentliche Macht über die Sprache. Sein innerer Charakter malt ſich ſtets in derſelben ab, bald in dem Gähren ſeiner Gefühle, bald in dem Toben ſeiner Leidenſchaft, bald in der Ruhe und Klarheit der liebenswürdigſten Gemüthlichkeit und kindlichſten Einfalt. Alle Schätze ſeines reichen Herzens ergoß er bei ſeiner entſchiedenen Beherrſchung der Sprache über die Bibelüberſetzung und ertheilte derſelben dadurch einen Zauber, der die Herzen unwiderſtehlich anzog. In dieſer Sprache erkannte man erſt die Sanftmuth Chriſti und die rührenden Ergießungen ſeiner Menſchenliebe , in ihr erſt die tiefe, heilige Glut der orientaliſchen Poeſie, wie ſie aus vielen Stellen des alten Teſtamentes zu uns ſpricht. Luther war ſelbſt Dichter; in der Sprache der Dichtkunſt wiedergegeben, erweckte die überſetzte Bibel eine poetiſche Begeiſterung des geſammten Zeitalters und jetzt erſt wurden die Gemüther von dem Inhalte der chriſtlichen Lehre lebendig ergriffen und ſchwärmeriſch hingeriſſen. Blieb Luther auf der Wartburg auch von äußeren Feinden verſchont, ſo wurde er doch von einem inneren gequält, — von einem Feinde, der in Gährungsperioden häufiger, vor allem aber bei hohen Geiſtern ſich einſtellt, — ich meine die Hypochondrie. Dieſes Geſpenſt, das wie eine rieſige Spinne nach dem Herzen greift, das dem Menſchen alle ſeine Gedanken, ſeine Entſchlüſſe, ſeine Handlungen, ſeine Hoffnungen wie in einem ſchwarzen Spiegel wiedergibt, allen Troſt ihm raubt, verfolgte auch Luther'n. In der dichteriſchen bildlichen Gedankenwelt jener Zeit war dieſe Quälerei —

der Teufel. Aber die gewaltige Kraft des Reformators widerſetzte ſich dieſem Dämon und warf dem Teufel, wofür auch er ihn hielt, das Tintenfaß an den Kopf, ſo daß die Flecken, welche es an der Wand, woran es zerſchellte, verurſacht haben ſoll, heute noch gezeigt werden. Nicht Luther allein war von dieſer Seelenkrankheit heimgeſucht, ſondern auch viele ausgezeichnete Männer jenes Zeitalters. Dieſe ſchrieben ſolches ihr Leiden häufig dem Reformator und baten um Troſt. Luther antwortete jedesmal liebreich, ſchrieb ſolche Leiden der Anfechtung des Teufels zu und mahnte zum Gebet.

Während ſo Dr. Martin Luther in der Einſamkeit der Wartburg tiefen Studien nachhing und über ſeinen Beruf bald zur völligen Klarheit gelangen ſollte, äußerten ſich an der hohen Schule zu Wittenberg allmählig die Wirkungen des Reichstags von Worms. Für ihren großen Freund oder Lehrer ohnehin ſchon mit der größten Verehrung erfüllt, geriethen die Profeſſoren, Studenten und ſelbſt die Bürger Wittenbergs vollends in ſtürmiſche Begeiſterung, als das heldenmüthige Benehmen des Reformators vor Kaiſer und Reich von Augenzeugen in den Einzelheiten berichtet wurde. Die geiſtige Bewegung nahm jetzt einen ſolchen Aufſchwung, daß man es nicht mehr bei dem offenen Bekenntniß zu den Grundſätzen Luther's bewenden laſſen, ſondern dieſe ſelbſt im Leben zur Ausführung bringen wollte. Unter ſolchen Umſtänden gedachte man die alten Kirchen-Gebräuche bei dem Meſſeleſen, insbeſondere die Bilder in den Kirchen nicht ferner zu dulden, und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu reichen, wie zu nehmen. Bei der großen Glut der Begeiſterung entſtanden jedoch allmählig ſtürmiſche Auftritte, indem namentlich Heiligenbilder zerſchagen und in Brand geſteckt wurden. Und was die Vorfälle beſonders bedenklich machte, war die Einmiſchung einer ſchwärmeriſchen Sekte, welche an mehreren Orten in Sachſen, namentlich in Wittenberg und Zwickau Fuß gefaßt hatte.

Dieſelbe träumte von einer allgemeinen Brüder-Geſellſchaft und Glückſeligkeit durch Errichtung eines neuen Reiches, worin nur die Frommen und Tugendhaften der Leitung aller öffentlichen Verhältniſſe vorſtehen. Wie ſpäter einzelne Verſuche der Ausführung beweiſen, ſo beruhte das Ganze auf dem Gedanken der Gütergemeinſchaft. Man nannte die Sektirer auch Wiedertäufer, ſo insbeſondere Sleidan, weil ſie der Taufe der Kinder ſich widerſetzten. Ihre Schwärmerei war überaus heftig; denn ſie behaupteten, Zweigeſpräche mit Gott zu unterhalten und von ihm ſelbſt Auftrag zur Bekehrung der Menſchen, zu dem Ende aber die Gabe der Weiſſagung empfangen zu haben. An der Spitze der Fanatiker in Zwickau ſtanden zwei Gelehrte, Stübner und Cellarius, und zwei Tuchmacher Storch und Thomä. Ein Prediger in Zwickau, Thomas Münzer, von der ſchwäreriſchen Gemüthsrichtung ebenfalls glühend ergriffen, unterſtützte die Fanatiker bald mittelbar, bald ganz offen und entſchieden. Nunmehr näherte ſich die Reformation ihrer wichtigſten Entwicklungsſtufe; denn es trat das mächtige Naturgeſetz in Wirkſamkeit, welches die Staatsumwälzungen leitet, und Sieg oder Sturz der großen Unternehmung hing ausſchließend davon ab, daß ihr Urheber und Leiter jene unwandelbare Regel der Weltordnung klar zu erfaſſen vermöge. Um alles dieß ganz deutlich zu machen, müſſen wir etwas weiter ausholen.

Bei allen entſcheidenden Umwälzungen treten nämlich zwei Kräfte im Kampfe auf: 1) ein altes, abgelebtes Prinzip, das im Laufe der Jahre von der Natur ſelbſt zerſtört worden iſt und durch eine jugendliche Kraft erſetzt werden muß, 2) neue reformatoriſche Grundſätze. Urſprünglich ſchwebt nun der Kampf blos zwiſchen dieſen beiden Kräften, aber ſobald die reformatoriſchen Lehren Anklang und Fortgang gewinnen, tritt noch eine dritte eigenthümliche Richtung hervor. Dieſelbe beſteht darin, daß man die Veränderungen, welche die zuerſt aufgetretenen Reformatoren verlangen, nicht groß und durchgreifend genug findet, daher weſentlich andere Verbeſſerungen fordert, die zwar allerdings viel tiefer gehen würden, zugleich aber auch unmöglich ſind. Sämmtliche Anhänger der letzten Meinung ſind gewöhnlich Schwärmer und werden am Ende Fanatiker. So zerfallen denn die Beförderer der Reformation ſelbſt wieder in zwei Richtungen: 1) in die beſonnene und 2) in die ausſchweifende und fanatiſche Partei. Dadurch entſteht nun eine doppelte Gefahr für die eingetretene Umwälzung. Erſtlich iſt zu beſorgen, daß die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips über die reformatoriſche Richtung die Oberhand erhalten und letztere gänzlich wieder vernichten. Dieß kann theils dadurch geſchehen, daß die Bekenner der neuen Grundſätze durch ihren inneren Zwieſpalt ſich ſchwächen und aufreiben, theils dadurch, daß durch die übertriebenen Forderungen der fanatiſchen Partei den Vertretern des Alten neue Waffen in die Hände geſpielt worden. Die Vertheidigung der Letztern beſteht nämlich immer in der Behauptung, daß die reformatoriſche Richtung nur zur Unordnung führe, alle Bande der geſellſchaftlichen Ordnung auflöſe, das Eigenthum gefährde und den mittleren Ständen überhaupt den Untergang drohe. Dieſer Vorwand empfängt jedoch Nahrung und Unterſtützung, wenn von Seiten der verbeſſernden Partei eine Richtung ſich ausſcheidet, welche fanatiſche und mit den Geſetzen der Natur im Widerſpruch ſtehende Forderungen erhebt. Hierdurch werden die Aengſtlicheren auf Seite des neuen Prinzips unruhig und werfen ſich im Nothfalle lieber wieder dem Alten in die Arme, als daß ſie ſich der Möglichkeit ausſetzen wollen, unter die Herrſchaft der Fanatiker zu fallen. Wenn indeſſen auch dieſer Wechſelfall nicht eintritt, ſondern vielmehr die reformatoriſche Richtung ſiegreich wird, ſo droht wieder von einer andern Seite eine Gefahr, welche eben ſo dringend iſt und zuletzt auch die nämliche Wirkung hat, nämlich Zurückführung des Ganzen auf den alten Zuſtand der Dinge. Dieſe Gefahr erhebt ſich dann, wenn nach dem Sturz des abgelebten alten Prinzips in der verbeſſernden Partei die Fanatiker die Oberhand über die Beſonnenen erhalten. In ſolchem Falle geht nämlich die Reformation unter dem Uebermaaß ihrer Forderungen und Beſtrebungen unrettbar zu Grunde, reibt ſich ſelbſt auf und führt dadurch alles auf den früheren Zuſtand zurück. Die Rettung und Durchführung der Reformation iſt daher bei allen Umwälzungen dadurch bedingt, daß zwar die Bekenner der neuen Grundſätze, aber unter ihnen der beſonnene Theil oder die Partei des Maaßes die Oberhand gewinnt, und mithin nicht nur gegen die Vertheidiger des alten Prinzips ſiegreich ſich behauptet, ſondern zu gleicher Zeit auch die fanatiſchen Reformer überwindet und in dauernder Weiſe zur Ruhe bringt. Jenes beſonnene Maaß bleibt ſich jedoch in Beziehung auf den Umfang nicht zu allen Zeiten gleich, ſondern geht mit der Zeit weiter. Was alſo z. B. in dem einen Jahrhundert das rechte Maaß war, kann in einem folgenden nur eine verwerfliche halbe Maaßregel ſein. Der Kampf der Prinzipien, wie wir ihn eben darſtellten, zeigte ſich nun in der Geſchichte der neuern Völker beſonders bei drei großen Begebenheiten: 1) in der Reformation Luther's, 2) in der engliſchen und 3) in der franzöſiſchen Staatsumwälzung. Bei allen traten die drei Richtungen heraus, welche wir eben ſchilderten. In Frankreich waren dieſe drei Richtungen 1) die Royaliſten oder Vertheidiger des monarchiſchen Syſtems, ſei dieſes nun abſolutiſtiſch oder konſtitutionell, 2) die beſonnenen oder gemäßigten Republikaner (Gironde), und 3) die fanatiſchen Republikaner, oder die Bergpartei. Bei der engliſchen Staatsumwälzung waren die drei Parteien: 1) die Kavaliere oder Vertheidiger der Vorrechte der Krone, 2) die gemäßigte reformatoriſche Partei, und 3) die fanatiſchen Reformer oder Independenten. Die Rettung der engliſchen Umwälzung hing daher davon ab, daß die gemäßigtere Parlamentspartei ſiegreich wurde, und die Rettung der franzöſiſchen davon, daß die Girondiſten die Oberhand behielten und mithin gleichmäßig die Vertheidiger des alten Prinzips wie die fanatiſche Bergpartei überwanden. Allein ſowohl in England als in Frankreich ſiegte die fanatiſche, reformatoriſche Richtung und brachte ſowohl dort, wie hier auf den früheren Zuſtand zurück; denn die Herrſchaft der Independenten in England führte die Reſtauration Karl's II., alſo die völlig ungeänderte und unbedingte Wiederherſtellung des Alten, die Herrſchaft der Bergpartei dagegen die Reſtauration Ludwig's XVIII. herbei, welcher zwar eine Konſtitution gab, jedoch mit weit geringerer Freiheit, als die alten Konſtitutionellen, ſogleich bei dem Anfange der Revolution, nämlich im Jahre 1791 durchgeſetzt hatten. Bei der Reformation Luther's waren die bemerkten drei Richtungen ebenfalls hervorgetreten, und zwar 1) die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips oder die Papiſten, wie man ſie damals hieß, 2) die Anhänger Luther's und die gemäßigte reformatoriſche Partei überhaupt, 3) die ſchwärmeriſchen Religionslehrer oder „Rottengeiſter", wie ſie Luther nannte.

Dahin gehörte namentlich die erwähnte Sekte in Zwickau; denn die Beſtrebungen derſelben betrafen die verrückte Idee des tauſendjährigen Reiches, ſowie einer vollkommenen Gleichheit aller Menſchen; ſie beruhten demnach auf wirklicher Geiſtesverwirrung. In den Zeiten der Staatsumwälzungen und Reformationen iſt übrigens der Fanatiker nicht gar zu leicht von dem beſonnenen Reformer zu unterſcheiden, da die Gährung auch bei den klarſten Männern aufgeregte Begeiſterung hervorzurufen pflegt. Zudem entwickeln öfters die Schwärmer neben ſittlicher Reinheit auch Herzensgüte und Uneigennützigkeit: ſie ſtreben dann wirklich aufrichtig nach der Beförderung des öffentlichen Wohls und ſind für ſolchen Zweck der größten Aufopferung fähig. Sowie dies ſchon zu blenden vermag, ſo beſticht zuweilen auch die Glut ihrer Gefühle und die ſcheinbare Tiefe ihrer Ueberzeugung; — nicht Jedermann vermag daher ihre eigentliche Bedeutung von dem rechten Geſichtspunkte aufzufaſſen.

Je größer das Anſehen der Männer iſt, welche ihr Urtheil über die Schwärmerei trüben laſſen, deſto gefährlicher wird die letztere, und ſolche Gefahr zeigte ſich niemals größer, als bei dem erſten Hervortreten der ſächſiſchen fanatiſchen Reformer. Nicht nur der berühmte Profeſſor Karlſtadt neigte ſich dem Sektengeiſt zu, ſondern ſogar ein Mann von noch größerer Bedeutung, Philipp Schwarzerde, ſchien wanken zu wollen. Melanchton, wie er ſeinen Geſchlechts-Namen überſetzte, war von dem Kurfürſten Friedrich in Sachſen als Profeſſor der alten Sprachen an die Hochſchule in Wittenberg berufen worden, und wurde hier der wichtigſte Mitarbeiter des kirchlichen Reformators. In Abweſenheit des Letzteren war es ſogar gewöhnlich, das Urtheil Melanchton's über dringende Fragen einzuholen, und denſelben überhaupt als den natürlichen Stellvertreter Luther's zu betrachten. Es wollte unter den ſpäteren Gelehrten faſt zur Sitte werden, den erſten Gehülfen über den Meiſter zu erheben; doch wehe der Reformation, wenn Philipp Schwarzerde die oberſte Leitung derſelben hätte führen müſſen. Abgeſehen von einer Unſelbſtſtändigkeit, welche in wichtigen Augenblicken der Leitung durchaus nicht entbehren konnte, vermochte er auch nicht, ſich die Klarheit und den Scharfſinn des Urtheils zu bewahren. Als daher Abgeſandte der Zwickauer Fanatiker, Storch und Thomä, in Wittenberg erſchienen, ließ er ſich von der ſcheinbar tiefen Ueberzeugung und der vermeintlichen Weiſſagungsgabe derſelben ſo entſchieden blenden, daß er mit ſich nicht in's Reine kommen konnte, ob die beiden Tuchmacher Fanatiker oder wirklich inſpirirte Propheten ſeien. In einem Schreiben an den Kurfürſten von Sachſen geſtand er vielmehr den großen Eindruck, welchen die Sehergaben der Wollenweber auf ihn hervorbrachten, die Betheurung beifügend, daß die Propheten offenbar von gewiſſen Geiſtern erfüllt ſeien. Ob dieſe gute oder böſe Geiſter wären, getraue er ſich nicht zu unterſcheiden; da hierzu nur Ein Mann befähiget ſei . . . . . Dr. Martinus. So war alſo die entſcheidende Frage beſtimmt geſtellt; denn ſoferne Luther über den Charakter und die Bedeutung der ſchwärmeriſchen Richtung nicht ſogleich völlig klar geſehen hätte, ſo war das Werk der Reformation unrettbar verloren.

Die Pflichten, welche in dieſer Beziehung die Häupter von Staatsumwälzungen zu erfüllen haben, ſind an ſich ſchon äußerſt ſchwer, weil Eigenſchaften von ſcheinbar widerſprechender Art bei ihnen zur vermittelten Einheit gelangt ſein müſſen. Mit kalten Verſtandsgründen bringt man kein Volk dahin, wider Einrichtungen oder Gewohnheiten langer Jahrhunderte ſich zu erheben und den ſchweren Kampf wegen tief gewurzelter Vorurtheile zu beginnen. Dazu gehört die erſchütternde Macht der Beredſamkeit, und dieſe entquillt nur der Glut des Herzens. Je höher indeſſen die Flammen des Gemüths emporſchlagen müſſen, deſto größer wird die Gefahr der Gefühls-Ueberſpannung, und dies iſt ſo wahr, daß auch der kälteſte Reformator einen leichten Anflug ſchwärmeriſcher Begeiſterung offenbaren muß. Aber während die Bruſt wie ein Feuermeer ſprüht, ſoll der Kopf eiskalt bleiben und dadurch die Klarheit des Urtheils bewahren.

Für Dr. Martin Luther war die Erfüllung ſolcher Aufgabe um ſo ſchwieriger, als er im entſcheidenden Augenblick gerade den gefährlichſten Durchgangspunkt ſeiner inneren Entwicklung erreicht hatte. Bei jedem Mann ſeiner Art, welcher unabſichtlich auf eine Veränderung der Weltverhältniſſe hinarbeitet und nur von Schritt zu Schritt über ſeine Unternehmung immer klarer wird, tritt ein Moment ein, wo die Seele, wie durch Blitze plötzlich erleuchtet, auf ein Mal mit hellem Bewußtſein und tiefer Ueberzeugung des reformatoriſchen Berufes ſich erfüllt ſieht. Solche Momente gehen zunächſt aus ungewöhnlicher Steigerung des Gefühls-Vermögens hervor, und ſind am meiſten von dem bemerkten ſchwärmeriſchen Anfluge begleitet, welcher im Leben eines jeden Reformators ſich äußert. Luther erfuhr dieſe Umwandlung während ſeines Aufenthaltes auf der Wartburg, und in der raſch vorübereilenden Erleuchtung ſeines innerſten Geiſtes erkannte er ſich zum erſten Mal als das Werkzeug der Weltordnung, als den lange erwarteten Reformator ſeines Volkes. Gerade in dieſen gefährlichen Zeitpunkt, wo die geſteigerte Gemüthsrichtung ſo ſehr der Verſuchung zum

Uebermaaß unterliegt, fiel nun das Auftreten des ſchwärmeriſchen Reformers in Sachſen.

Durch die Abweſenheit Luther's des Führers beraubt, und irregeleitet noch überdies durch den Eifer Karlſtadt's und das ſchwankende Benehmen Melanchton's, ließen viele Bürger und Studenten Wittenbergs zu einer unklaren Aufregung, ſowie zu tumultuariſchen Schritten ſich fortreißen, und es entſtanden die Auftritte in Wittenberg, deren oben erwähnt wurde. Wie leicht hätte nun Luther in der gereizten Gemüthsſtimmung, welche gerade bei ihm eingetreten war, zur ſchwärmeriſchen Ueberſpannung mit fortgeriſſen werden können! Doch der Kopf des Reformators blieb ſo kalt wie Eis, und er durchſchaute auf den erſten Blick den Charakter und die Bedeutung der hervorgetretenen fanatiſchen Richtung. Von der klarſten Ueberzeugung durchdrungen, daß von dieſer Seite der Reformation eine größere Gefahr drohe, als von jener der Papiſten, erhob er ſogleich den Kampf wider die Schwärmer.

Zunächſt erſchien ſeine Schrift wider die Neuerung zu Wittenberg, worin die geſchehenen Vorfälle entſchieden getadelt wurden; dann aber verließ Luther, ſelbſt wider Willen ſeines Kurfürſten, ſofort die Wartburg, um durch ſein perſönliches Anſehen alle Mißgriffe in Wittenberg zu beſeitigen. Am 7. März erſchien er dort, und bald war durch ſeine öffentlichen Vorträge aller Unfug geſtillt. Auch die Fanatiker von Zwickau erſchienen nun vor dem Reformator, um ihre Sehergaben zu offenbaren; doch der klare Luther wies ſie mit Nachdruck zurecht. Von jetzt an beobachtete derſelbe die Schwärmer genau, um ihnen bei jedem Verſuch zur Ausführung ihrer Tollheiten ſogleich überwältigend entgegen zu treten.

Während Luther ſo die überſpannte, reformatoriſche Richtung darnieder hielt, ſetzte er gleichzeitig ſeinen Kampf wider das Papſtthum mit Nachdruck fort. Heinrich VIII., König von England, wollte ſich zum Ritter der römiſchen Kurie aufwerfen und den deutſchen Reformator mit dem Wort überwinden. Zu dem Ende ließ er wider denſelben eine Streitſchrift unter ſeinem Namen verbreiten. Vielleicht meinte Heinrich, ſeine königliche Würde mache auf Luther einen ſolchen Eindruck, daß dieſer ſofort demüthig vor ihm ſich beugen werde: — aber was galt dem unabhängigen Mann ein Diadem? Mit ſeinem gewöhnlichen Freimuth antwortete er dem königlichen Schriftſteller noch im Jahre 1522, und ſpielte ihm arg mit. Heinz, wie Luther ihn nannte, fühlte ſich ſehr betroffen, daß ein deutſcher Bürger ſo gegen ihn zu ſchreiben wage; er ſuchte daher um die Einſchreitung des Kurfürſten von Sachſen nach; allein bei den damaligen Zeitumſtänden konnte ihm dies wenig helfen und er mußte alſo die ſcharfe Zurechtweiſung geduldig hinnehmen. Die Sprache des Reformators war allerdings mehr als derb, und man kann ſie kaum mit der Zeit allein erklären, da eigene Anhänger Luther's dadurch ſich verletzt fühlten. Indeſſen dieſer war der Meinung, daß man Revolution mit Roſenwaſſer und Zuckerbrot nicht durchſetzen könne. Wenn ſich daher ſeine Freunde über ſeine heftige Sprache beſchwerten, antwortete er immer: „ſo lange er mit Bitten und gütlichen Vorſtellungen zu Werke gegangen, hätten ſich ſeine Feinde nur über ihn luſtig gemacht, darum wolle er es jetzt mit einem andern Ton verſuchen.“

So wie der Reformator über ſeine heftige Schrift gegen den König von England ſich verantworten mußte, ſo war er von dieſem ſchon vorher zur Rede geſtellt worden, warum er die hohen kirchlichen Würdeträger ſo herabſetze. Bei unſrer Bildungsſtufe müſſen ſolche Ausdrücke wie: „Was iſt's, daß ein Eſel will den Pſalter leſen, der nur zum Sacktragen gemacht iſt,“ allerdings befremden; indeſſen ſie wurden von der Leidenſchaft abgepreßt, und Leidenſchaften ſind dem Reformator nothwendig, wenn ſchon mit Recht zu wünſchen iſt, daß ſie die Geſetze des Anſtandes nicht verletzen mögen.

Unter den heftigen Ausfällen gegen ſeine Widerſacher von zwei entgegengeſetzten Seiten vergaß Dr. Martin Luther niemals, aufbauend an ſeinem großen Werke fortzuarbeiten. Bald erließ er Belehrungen über die weſentlichen Grundſätze der neuen Lehre, bald Ermahnungen zur Ablegung papiſtiſcher Gebräuche, bald Anleitungen zur zweckmäßigen Organiſation der reformatoriſchen Kirchengeſellſchaft. In letzterer Beziehung entwickelte er auch wirkliche ſtaatswiſſenſchaftliche Kenntniſſe, wie ſich insbeſondere aus ſeinen Rathſchlägen zur Behandlung der geiſtlichen Güter ergiebt. Da nämlich viele Mönche und Nonnen, ja ſelbſt höhere Geiſtliche mit anſehnlichen Pfründen die Lehre Luther's mit Begeiſterung annahmen und ihr Amt niederlegten, ſo wurden allmählig die Einkünfte von Stiftern oder geiſtlichen Gütern für andere Zwecke verfügbar. Martin Luther gab daher in einer beſonderen Druckſchrift ſeinen Rath, wie man jene Einkünfte behandeln ſolle. Derſelbe geht auf eine äußerſt verſtändige Weiſe dahin: von den Renten einer geiſtlichen Stiftung jährlich zuerſt die Ausgaben für eine Pfarrſtelle, Küſterei und die nothwendigen Schulen zu beſtreiten, den Ueberfluß hingegen für gebrechliche und arme alte Menſchen, Unterhaltung der Waiſen und armen Kinder, Unterſtützung der Hausarmen, Verpflegung dürftiger Reiſenden, Unterhaltung der Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäude und auf Errichtung von Getreide-Magazinen für Nothfälle zu verwenden. Seine Rathſchläge ſind aber vornehmlich in Anſehung der Verwaltung des Stiftungs-Vermögens ſo gediegen, daß ſie jetzt noch für manche Regierung zur Belehrung dienen könnten.

Wir führen einige Gedanken Luther's über Regierungs-Veränderung an:

„Des weltlichen Regiments Werk und Ehre iſt, daß es aus wilden Thieren Menſchen macht, und Menſchen erhält, daß es nicht wilde Thiere werden. Meineſt du nicht, wenn die Vögel und Thiere reden könnten und das weltliche Regiment unter den Menſchen ſehen ſollten, ſie würden ſagen: o ihr Lieben, ihr ſeid nicht Menſchen, ſondern Götter gegen uns. Wer will dies Regiment nun erhalten, ohne wir Menſchen, denen es Gott befohlen hat, und die ſein auch ſelbſt wahrlich bedürfen? Die wilden Thiere werden's nicht thun; Holz und Steine auch nicht. Welche Menſchen aber können's erhalten? Fürwahr nicht allein, die mit der Fauſt herrſchen wollen, wie jetzt viel ſich laſſen dünken; denn wo die Fauſt allein ſoll regieren, da wird gewiß zuletzt ein Thierweſen draus, daß, wer den andern übermag, ſtoße ihn in den Sack; wie wir vor Augen wohl Exempel genug ſehen, was Fauſt ohne Weisheit und Vernunft Gutes ſchafft. Darum ſagt auch Salomo: „Weisheit müſſe regieren und nicht die Gewalt. Weisheit iſt beſſer, denn Harniſch und Waffen. Weisheit iſt beſſer, denn Kraft“: daß kurzum nicht Fauſtrecht, ſondern Kopfrecht regieren muß unter Böſen ſowohl, als unter den Guten.“

An einem andern Orte ſagt er: „Ehe das geſchehen wird, daß Kaiſer, Könige und Fürſten mit dem ganzen Reich dazu thäten, das Regiment zu beſſern, wollen wir den oberſten Herrn aller Herren oben in den Wolken ſehen kommen und mit ihm davon fahren. Indeſſen mag das Regiment, der böſe Pelz, ein plumpes Regiment bleiben, und (die Perſonen umgemengt) Gott befohlen ſein, welchen er will hervorziehen und erheben. Aenderung der Regiment und Rechte geben ohn groß Blutvergießen nicht ab, wie alle Hiſtorien zeugen; und ehe man in Deutſchland eine neue Weiſe des Reichs anrichtete, ſo würde es dreimal verheeret.“

„Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juriſten wohl auch eines Luther's bedürften; aber ich beſorge, ſie möchten einen Münzer kriegen; darum ich nicht hoffen kann noch will, daß ſie einen Luther kriegen werden. Es iſt nicht zu rathen, daß man es ändere; ſondern flicke und pelze daran, wer kann, weil wir leben, ſtrafe den Mißbrauch und lege Pflaſter auf die Blattern. Wird man die Blattern ausreißen mit Unbarmherzigkeit, ſo wird den Schmerzen und Schaden niemand mehr fühlen, denn ſolche kluge Barbierer. Aendern und Beſſern ſind zweierlei. Eines ſteht in der Menſchen Hände in Gottes Verhängen, das andere in Gottes Händen und Gnaden.“

Ferner ſagt er: „Wenn das natürliche Recht und Vernunft in allen Köpfen ſteckte, die Menſchenköpfe gleich ſind, ſo könnten die Narren, Kinder und Weiber eben ſo wohl regieren und kriegen als David, Auguſtus, Hannibal, und müßten Phormionen ſo gut ſein als Hannibal's; ja alle Menſchen müßten gleich ſein und keiner über den andern regieren, einer dem andern gehorchen. Welch ein Aufruhr und wüſt Ding ſollt hieraus werden? Aber nun hats Gott alſo geſchaffen, daß die Menſchen ungleich ſind, und einer den andern regieren, einer dem Andern gehorchen ſoll. Zween können mit einander ſingen, (d. i. Gott alle gleich loben) aber nicht mit einander reden (d. i. regieren). Einer muß reden, der andere hören. Darum findet ſichs auch alſo, daß unter denen, die ſich natürlicher Vernunft und Rechts vermeſſen und rühmen, gar viel weibliche und große natürliche Narren ſind; denn das edle Kleinod, ſo natürlich Recht und Vernunft heißt, iſt ein ſelten Ding unter Menſchenkindern.“

„Aber das iſt der Teufel und Plage in der Welt, daß wir in allen Dingen, an leiblicher Stärke, Größe, Schöne, Gütern, Geſicht, Farbe, unter einander ungleich ſind; und allein in der Weisheit und Glück wollen gleich ſein, da wir doch am allerungleichſten unter einander ſind. Und was noch wohl ärger iſt, ein jeglicher will hierin über den andern ſein; und kann den ſchändlichen Narren und Klüglingen niemand nichts recht thun, wie Salomon ſpricht: „Ein Narr dünkt ſich klüger ſein, denn ſieben Weiſen, die das Recht ſehen.“

„Alſo ſchreibt auch Plato, es ſei zweierlei Recht, Naturrecht und Geſetzrecht; ich will's das geſunde Recht und das kranke Recht nennen. Denn was aus Kraft der Natur geſchieht, das gehet friſch hindurch, auch ohn alles Geſetz, reißt auch wohl durch alle Geſetze. Aber wo die Natur nicht da iſt und ſolls mit Geſetzen herausbringen, das iſt Bettelei und Flickwerk; geſchieht gleichwohl nicht mehr, denn in der kranken

Natur ſteckt. Als wenn ich ein gemein Geſetz ſtellete: man ſoll zwo Semmeln eſſen und ein Röſel Wein trinken zur Mahlzeit. Kommt ein Geſunder zu Tiſch, der friſſet wohl vier oder ſechs Semmeln, und trinket eine Kanne oder zwo, und thut mehr denn das Geſetz giebt. Kommt ein Kranker dazu, der ißt eine halbe Semmel und trinkt drei Löffel voll, und thut doch nicht mehr an ſolchem Geſetz, denn ſeine kranke Natur vermag; oder muß ſterben, wo er ſoll das Geſetz halten. Hier iſt's nun beſſer, ich laſſen den Geſunden ohn alles Geſetz eſſen und trinken, was und wieviel er will; dem Kranken gebe ich Maaß und Geſetze, wieviel er kann, daß er dem Geſunden nicht nach müſſe.“

„Nun iſt die Welt ein krank Ding und eben ein ſolcher Pelz, da Haut und Haar nicht gut an iſt. Die geſunden Helden ſind ſelten, und Gott giebt ſie theuer, und muß doch regiert ſein, wo Menſchen nicht ſollen wilde Thiere werden. Darum bleibts in der Welt nur eitel Flickwerk und Bettelei; und iſt ein rechtes Spital, da es beiden, Fürſten und Herren und allen Regierenden, fehlet an Weisheit und Muth, d. i. an Glück und Gottes Treiben, wie den Kranken an Kraft und Stärke. Darum muß man hie flicken und pletzen, ſich behelfen aus den Buchſtaben oder Büchern, mit der Helden Recht, mit Sprüchen und Exempeln; und müſſen alſo der ſtummen Meiſter (d. i. der Bücher) Schüler ſein und bleiben. Und machens doch nimmermehr ſo gut, als daſelbſt geſchrieben ſteht; ſondern kriechen hienach und halten uns dran als an den Bänken oder Stecken, folgen auch daneben dem Rath der Beſten, ſo mit uns leben, bis die Zeit kommt, daß Gott wieder einen geſunden Helden oder Wundermann giebt, unter deſſen Hand alles beſſer geht, oder ja ſo gut, als in keinem Buch ſtehet, der das Recht entweder ändert oder alſo meiſtert, daß im Lande alles grünet und blühet, mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, daß es ein geſund Regiment heißen mag; und dennoch daneben bei ſeinem Leben, aufs höchſte gefürchtet, geehret, geliebt und nach ſeinem Tode ewiglich gerühmet wird. Und wenns ein Kranker oder Ungleicher demſelben wollt nachthun und gleich oder beſſer ſein, den hat Gott gewiß zur Plage der Welt geſchickt, wie die Heiden auch ſchreiben: der Helden Kinder ſind eitel Plagen."

„Denn was hilft große hohe Weisheit und trefflich herzlich guter Muth oder Meinung, wenns nicht die Gedanken ſind, die Gott treibt und Glück dazu giebt? Es ſind doch eitel Fehlgedanken und vergebliche Meinungen, ja wohl auch ſchädliche und verderbliche. Darum iſts ſehr wohlgeredt: „die gelehrten, die verkehrten." Item: „ein weiſer Mann thut keine kleine Thorheit." Und zeigen alle Hiſtorien auch der Heiden, daß die weiſen und gutmeinenden Leute haben Land und Leute verderbet. Welches alles geſagt iſt von den Selbſtweiſen oder kranken Regierenden, die Gott nicht getrieben, noch Glück dazu gegeben hat; und habens doch wollen ſein. Alſo iſt ihnen das Regiment zu hoch geweſt, habens nicht können ertragen noch hinausführen, ſind alſo drunter erdruckt und umkommen, als Cicero, Demoſthenes, Brutus, die doch aus der Maſſen verſtändige und hochweiſe Leute waren, daß ſie mochten heißen Licht in natürlichem Recht und Vernunft; und haben zuletzt das elende Klaglied ſingen müſſen: „ich hätt' es nicht gemeint." Ja Lieber! das gute Meinen macht viel Leute weinen. Summa, es iſt eine hohe Gabe, wo Gott einen Wundermann giebt, den er ſelbſt regiert: derſelbe mag ein König, Fürſt und Herr heißen mit Ehren, er ſei ſelbſt Herr oder Rath zu Hofe. Drum ſpricht auch Salomo: „zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein, zum Streit hilft nicht ſtark ſein; zum Reichthum hilft nicht klug ſein; angenehm ſein, dazu hilft nicht, alles wohl können, ſondern es liegt alles an der Zeit und am Glück." Was iſt das anders geſagt, denn ſo viel: Weisheit mag da ſein, hohe Vernunft mag da ſein, ſchöne Gedanken und kluge Anſchläge mögen da ſein, aber es hilft nichts, wenn ſie Gott nicht giebt und treibt, ſondern gehet alles hinter ſich."

„Die Heiden, weil ſie nicht erkannt haben, daß weltliches Regiment Gottes Ordnung ſei, (denn ſie habens für ein menſchlich Glück und That gehalten), die haben friſch darein gegriffen, und nicht allein billig, ſondern auch löblich gehalten, unnütze, böſe Obrigkeit abzuſetzen, zu morden und zu verjagen. Es iſt aber dahinten eine böſe Folge oder Exempel, daß, wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder zu verjagen, reißt es bald ein, und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Tyrannen ſchilt, die nicht Tyrannen ſind, und ſie ermordet, wie es dem Pöbel in den Sinn kommt, als uns die römiſchen Hiſtorien wohl zeigen, da ſie manchen feinen Kaiſer tödteten, allein darum, daß er ihnen nicht gefiele, oder nicht ihren Willen thät und ließ ſie Herren ſein. Man darf dem Pöbel nicht viel pfeifen, er tollet ſonſt gern; und iſt billiger, demſelben zehn Ellen abbrechen, denn eine Hand breit, ja eines Fingers breit einräumen in ſolchem Fall: denn der Pöbel hat und weiß keine Maaße, und ſteckt in einem jeglichen mehr denn fünf Tyrannen. Die Rache iſt mein, ſagt Gott, ich will vergelten! Ein böſer Tyrann iſt leidlicher, denn ein böſer Krieg: welches du mußt billigen, wenn du deine eigene Vernunft und Erfahrung fragſt. Gott läßt einen Buben regieren um des Volkes Sünde willen. Gar fein können wir ſehen, daß ein Bube regiert; aber das will niemand ſehen, daß er um des Volkes Sünde willen regiert. Laß dich nicht irren, daß die Obrigkeit böſe iſt, es liegt ihr die Strafe und Unglück näher, denn du begehren möchteſt."

„Obrigkeit ändern und Obrigkeit beſſern, ſind zwei Dinge, ſo weit von einander als Himmel und Erde. Aendern mag leichtlich geſchehen; beſſern iſt mißlich und gefährlich. Warum? Es ſteht nicht in unſerm Willen und Vermögen, ſondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es beſſer, ſondern daß es nur anders werde; wenn es dann ärger wird, ſo will er abermal ein Anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen, und zuletzt Horniſſe für Hummeln. Und wie die Fröſche vorzeiten auch nicht mochten den Klotz zum Herren leiden, kriegten ſie den Storch dafür, der ſie auf den Kopf hackte und fraß ſie. Es iſt ein verzweifelt, verflucht Ding um einen tollen Pöbel, welchen niemand ſo wohl regieren kann, als die Tyrannen; dieſelbigen ſind der Knittel, dem Hunde an den Hals gebunden. Sollten ſie beſſerer Weiſe zu regieren ſein, Gott würde auch andre Ordnung über ſie geſetzt haben, denn das Schwert und die Tyrannen. Das Schwert zeigt wohl an, was es für Kinder unter ſich habe, nämlich eitel verzweifelte Buben, wo ſie es thun dürften."

„Deßgleichen will ich und kann auch nicht getröſtet haben, unſre Nephilim, die Tyrannen, Wucherer und Schelmen unter dem Adel, die ſich laſſen dünken, Gott habe uns das Evangelium darum gegeben, daß ſie mögen geizen, ſchinden und allen Muthwillen treiben, ihre Fürſten pochen, Land und Leute drücken, und Alles in Allem ſein wollen; das ihnen nicht befohlen ſondern verboten iſt. Dieſe ſind es, ſo dazu helfen, daß Gottes Zorn den Türken zum Dreſcher über uns, über ſie ſelbſt auch ſchicket, wo ſie nicht Buße thun werden. Denn unmöglich iſt's, daß Deutſchland ſollte ſtehen bleiben, auch unerträglich und unleidlich, wo ſolche Tyrannei, Wucher, Geiz, Muthwille des Adels, Bürgers, Bauers und aller Stände ſo ſollten bleiben und zunehmen; es behielte zuletzt der arme Mann keine Rinde vom Brod im Hauſe, und möchte lieber oder ja ſo gerne unter den Türken ſitzen, als unter ſolchen Chriſten. Es ſtellen und zieren ſich faſt der meiſte Theil des Adels ſo läſterlich und ſchändlich, daß ſie damit dem gemeinen Mann böſes Blut und argen Wahn machen, als ſei der ganze Adel durch und durch kein Nutze."

— „Woher werden Tyrannen? Weil ſie Vertrauen auf ihre Macht ſetzen. Alle Weltweiſen haben geklagt über die Beſchwerung, ſo im Regiment iſt; und daher pflegen auch die Tyrannen zu kommen, welche, wenn ſie ſehen, daß ihre Rathſchläge und ihr Thun, das alles ſehr fein verordnet, keinen Fortgang oder Glück haben, oder daß ihnen andre Widerſtand thun, ſo werden ſie gar toll und unſinnig, und werden aus frommen Fürſten Tyrannen, die mit Gewalt und andrer Leute Schaden, (welche ſie meinen, daß ſie ihnen im Wege liegen,) ſich unterſtehen, hindurchzubrechen und damit ihre Gewalt zu erhalten: denn es ſind nicht tapfre Helden, die ſich ſelbſt zwingen könnten, ſondern hangen und folgen ihren Begierden nach.“

„Alſo werden auch zur Zeit des Antichriſts etliche ſein, welche ſo genau auf den Frommen Achtung geben werden, ob er etwas aus Unvorſichtigkeit rede oder thue, das ſie entweder mit Gewalt oder Liſt können verdrehen, oder gewaltſamer Weiſe auf ſo einen Verſtand ziehen, der wider den heiligen Sitz der Beſtie ſei, damit ſie alſobald nach Gewohnheit unſrer Papiſten ſchreien können: „Zum Feuer!“ Da doch derjenige, der es geſagt, entweder niemals daran gedacht, oder es doch niemals hat öffentlich vorbringen wollen. Ja wenn auch der Fromme etwas mit aller möglichſten Vorſicht geredet hat, und ſich keiner Gefahr befürchten könnte: ſo wird doch dieſes der Gottloſen Amt ſein, die beſten Reden zu verläſtern und in den unſchuldigen Sylben Gift, wie die Spinne in den Roſen, zu finden. Dieſes thun ſie ihrem Bedünken nach nicht aus unweiſer Abſicht, (ſintemal ſie dieſes aus der Erfahrung als eine gewiſſe Sache haben, daß es um ein tyranniſches Reich nicht gar zu ſicher und glücklich ſtehe) wenn ſie nur diejenigen zu Grunde richten, die entweder als Schuldige können überwieſen, oder doch der fälſchlichen Anklage können verdächtig gemacht werden; ſondern man müſſe auch allen andern zum Exempel und Schrecken diejenigen plagen, die ſich nicht weniger befürchtet, als daß ſie einmal, in dergleichen Fallſtricke und Netze verfallen ſollen. Daß alſo niemand iſt, der ſich nicht für einem Tyrannen zu fürchten habe, wenn er ſich gleich auf ſein gut Gewiſſeu verlaſſen kann, und ſich keines böſen Anſchlags wider den Tyrannen bewußt iſt.“

Im Laufe des Jahres 1524 wirkte Luther durch Rede und Schrift ununterbrochen für die Befeſtigung ſeiner Lehre, und während er hierdurch ſeine alten An=

hänger beſtärkte und immer neue gewann, trat im Jahr 1525 ein Ereigniß ein, wodurch die Reformation auf einmal auch einen äußern Stützpunkt erhielt. Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, hatte die Kirchenverbeſſerung bisher blos geduldet, ihr vielleicht nur im Stillen Vorſchub geleiſtet; allein am 5. Mai 1525 verſchied er, und ſein Bruder und Nachfolger, Johann der Beſtändige, trat ſogleich entſchieden zur Lehre Luther's über.

Leben iſt Entwickelung; wie alſo die rechte reformatoriſche Richtung erſtarkte, mußte auch ihr nothwendiger Begleiter, die fanatiſche Verirrung bis zum entſcheidenden Zuſammenſtoß im Wachsthum begriffen ſein; üppig wucherte daher auch dieſe unheilvolle Saat. Zu Zwickau, wo der vorzüglichſte Sitz der Schwärmerei war, ſchritt endlich die Behörde ein und entſetzte den Pfarrer Thomas Müntzer, das Haupt der Ultra-Reformer, ſeines Amtes. Müntzer hielt ſich natürlich nun für einen Märtyrer und verfügte ſich nach Allſtett in Thüringen, um dort ſein Weſen ärger zu treiben, wie zuvor. Derſelbe begnügte ſich nämlich nicht blos mit dem Empfehlen des tauſendjährigen Reiches, ſondern ging auch zur Herſtellung desſelben über, indem er die ihm ſo angenehme Gütergemeinſchaft einführte. Es war nicht zu tadeln, daß ſich Müntzer manchen Lehren Luther's mit Ernſt widerſetzte: gegen jene Macht des bloßen Glaubens war der rechte Widerſpruch vielmehr verdienſtlich; auch die Ueberzeugung Müntzer's, daß der wahre heilige Geiſt nur des Menſchen Vernunft ſei, verdient alles Lob; allein dieſe Ausſprüche waren bei ihm leider nicht Erzeugniſſe klarer Denkkraft, ſondern Spiele einer krankhaften Phantaſie, welche nach einer andern Richtung wieder alles verdarben. Müntzer glaubte nämlich an unmittelbare myſtiſche Eingebungen, und er ſtellte deßhalb an die Spitze ſeines Glaubensbekenntniſſes den abentheuerlichen Satz: daß das wahre Wort Gottes unmittelbar „von und aus deſſen Munde gehe." Nun eiferte er freilich gegen die Schrift, allein aus dem noch myſtiſcheren Grunde, weil Gott nicht unmittelbar geſprochen habe. Eine ſolche unmittelbare Offenbarung ſei der Traum; Thomas Müntzer glaubte daher ſehr ernſthaft an Träume. War nun ſchon im wachenden Zuſtand ſein Gehirn etwas verdreht, — welche verzerrte Phantaſien mochten ihm vollends im Schlafe kommen, und was mußte entſtehen, wenn er dieſe fieberhaften Gebilde als Befehle des Herrn ernſtlich im Leben ausführen wollte?

So beſtrebte er ſich denn, das Reich Gottes zu gründen; das heißt: mit der Gleichheit aller Menſchen auch die Gemeinſchaft der Güter herzuſtellen. Allſtett war der glückliche Ort, wo der Verſuch wirklich gemacht wurde. Mit Hülfe einer geheimen Geſellſchaft ſchritt Müntzer dort zur Vollziehung ſeiner Pläne und es entſtand ein Treiben, das großes Aergerniß erregte. Da Müntzer die Gütergemeinſchaft über die ganze Chriſtenheit ausdehnen wollte, ſo beſchränkte er ſeine fanatiſche Wirkſamkeit nicht auf Thüringen, ſondern ſuchte zunächſt ganz Deutſchland mit ſeiner Geiſtes-Verirrung anzuſtecken. Bis zum Jahre 1524 behauptete ſich der Unfug in Allſtett; dann wurde jedoch der Urheber auch von dieſer Stadt vertrieben. Nun begab ſich Thomas Müntzer in das ſüdliche Deutſchland, um in Waldshut an der Schweizer-Grenze ſich anzuſiedeln. Unterwegs hatte er in Nürnberg eine Schrift wider Luther drucken laſſen, weil derſelbe ſeinem Treiben überall ſo nachdrücklich entgegen trat. Während früher der Reformator wegen ſeiner Heftigkeit und des gänzlichen Bruches mit dem Papſte ſo ſehr getadelt worden war, erhielt er jetzt von Müntzer wegen Halbheit und unterwürfiger Geſinnungen ſcharfe Verweiſe. Müntzer nannte ihn nur das „ſanftlebende Fleiſch“ und in einer ſpäteren Schrift: „den ſanftlebenden Bruder und Leiſetreter.“ Unglücklicherweiſe befand ſich in Waldshut ſchon vor der Ankunft Müntzer's eine Richtung, welche ſich zur Wiedertäuferei hinneigt. Dieſe fing nun durch die Lehren des neuen Propheten Feuer, und es bildeten ſich ähnliche Beſtrebungen, wie in Allſtett aus. Leider verbreiteten ſich die Grundſätze von Thomas Münzer ſowohl in der Schweiz, als im Hägau und in einem Theile von Schwaben, und da ſie natürlich die unterſten Volksklaſſen am meiſten aufregen mußten, ſo griffen ſie allmählig bei den Bauern in einem gewiſſen Kreiſe um ſich. Thomas ſetzte dieſen unter andern über die Regierungs-Grundſätze und die rechte Art der Staatsverwaltung einige Artikel auf, welche hierauf umgearbeitet ſowie erweitert wurden und unter den Bauern böſes Blut erzeugten.

Es iſt zur Sitte geworden, die Urſachen des Bauernkrieges in dem gedrückten Zuſtande der Landleute zu ſuchen, und es iſt manches romantiſche Gemälde hierüber aufgeſtellt worden. Indeſſen: die Pflicht geſchichtlicher Nüchternheit und Treue empfiehlt eine ſchärfere Beobachtung und, nach ihrer Anſtellung, Vorſicht im Urtheil. Schon die allgemeine Lage Deutſchlands zu Ausgang des 15. Jahrhunderts leitet auf Geſichtspunkte, welche gegen eine ungewöhnliche Noth des Bauernſtandes Zweifel erregen müſſen. Der Handel war damals noch ſehr lebhaft und vorzugsweiſe in den Händen der Deutſchen; auf dem Meere ſegelten unſere Handelsflotten und belebten rückwirkend die Schiffahrt auf dem Rhein, der Donau, der Elbe und der Oder. Schwunghafter Handel muß jedoch unfehlbar auf die Landwirthſchaft günſtigen Einfluß äußern, und dies beſtätigte ſich auch; denn die Früchte des Landes waren geſucht und ſtanden im lohnenden Preiſe. Dadurch ſteigt aber von ſelbſt der Werth des Grundeigenthums, und ſohin der Wohlſtand der Bauern. Hiezu kommt noch eine weitere Thatſache, welche mit beſonderer Aufmerkſamkeit gewürdigt werden muß. Die Abgaben auf den Bauerngütern waren nämlich dinglicher Art und rührten aus ſehr alten Zeiten her. Dortmals hatte das Grundeigenthum einen geringen Werth, und nach Verhältniß deſſelben wurde in der Regel das Maaß der Abgaben feſtgeſetzt. Mit Ausnahme der Zehnten und gewiſſer Gattungen des Handlohns oder der Laudemien, blieben nun die Zinſen im Laufe der Zeit unverändert, während der Werth des

Grundeigenthums bedeutend ſich erhöhte. Unter ſolchen Umſtänden mußten mit zunehmendem Nationalwohlſtand auch die Bauern reicher werden, und zu Ausgang des 15. Jahrhunderts war dies ganz entſchieden der Fall. Solches beſtätigen auch viele volksthümliche Schriftſteller und Prediger, wie Sebaſtian Brandt und Geiler von Kaiſersberg, in fulminanten Reden wider den Luxus der Bauern, ebenſo viele Andere.

Der Charakter der Kirchenverbeſſerung war Kampf gegen ein Prinzip, welches tauſend Jahre in der Meinung gegründet und feſtgewurzelt war. Freiheit war ihr Wahlſpruch, und ſie konnte daher füglich ſo ausgelegt werden, daß ſie die politiſche Freiheit, nämlich die Entfernung der fürſtlichen und königlichen Macht, ebenſo gut beabſichtigte, als die der päpſtlichen. Unter dieſem Geſichtspunkte konnte ſie ſehr leicht den Fürſten gefährlich erſcheinen und bei denſelben Widerſtand erregen. Waren aber die päpſtliche und die weltliche Macht der Fürſten vereinigt, ſo konnte an eine Durchführung der reinen Lehre nicht gedacht werden. Gerade umgekehrt ſchien ſolche nur dann möglich, wenn ein bedeutender Theil der Fürſten für die Evangeliſchen gewonnen werden konnte, und dies hat denn auch die Geſchichte bewieſen. Blos dadurch, daß der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen den Aufforderungen des Papſtes zur Verfolgung oder gar Auslieferung Luther's nicht Gehör gab, wurde es verhindert, daß die Reformation nicht gleich Anfangs erſtickt wurde, und ihr ſpäterer Sieg ward nur dadurch herbeigeführt, daß ſich mehrere mächtige Fürſten förmlich für die Kirchenverbeſſerung erklärten und dieſelbe mit den Waffen in der Hand vertheidigten. Selbſt hier war der Kampf noch zweifelhaft und konnte nur mit vieler Anſtrengung zum Vortheile des reformatoriſchen Prinzips entſchieden werden. Hätten alſo dieſelben Fürſten, welche die neue Lehre annahmen und ſo große Anſtrengungen zur Erhaltung derſelben machten, gegen ſolche ſich erklärt, — ſo lag es klar am Tage, daß die Reformation erdrückt worden wäre. Die Gegner derſelben wußten dies alles ſehr gut, und darum ging ihr Beſtreben gleich Anfangs dahin, das reformatoriſche Prinzip den Fürſten in Anſehung der politiſchen Folgen, die daraus entſpringen mußten, verdächtig zu machen und ihnen die Beſorgniß einzuflößen, daß nothwendig Aufruhr und Empörung oder der Sturz aller fürſtlichen Macht dadurch entſtehen müſſe. Dies war immer ihre Hauptwaffe, womit ſie die Evangeliſchen bekämpften, immer ſuchten ſie zu beweiſen, daß die Angriffe gegen die päpſtliche Gewalt, wenn ſie gelängen, nothwendig auch zu Angriffen gegen die Fürſten führen müßten und daß letztere folglich zugleich mit dem Papſte geſtürzt würden. Viele Fürſten glaubten dies auch wirklich, und dieſe Beſorgniß trug bei manchen mehr dazu bei, ſie zum Widerſtande gegen das Lutherthum zu bewegen als die Ueberzeugung von dem größeren inneren Werthe des entgegengeſetzten Lehrbegriffes. An ſich war die Behauptung, daß die Angriffe gegen die päpſtliche Gewalt, oder mit andern Worten: das Streben nach Befreiung aus dem geiſtigen Joche auch ein Streben nach Befreiung von dem weltlichen Druck zur Folge haben könne, nicht ſo ganz ohne Grund, ſondern aus pſychologiſchen Rückſichten ſogar ſehr wahrſcheinlich. Diejenigen, welche dem reformatoriſchen Prinzip, um deſſen Fortgang zu hindern, immer das Schreckbild der bürgerlichen Empörung entgegenhielten, wußten zwar ſehr gut, daß Luther nicht allein keinen politiſchen Zweck habe, ſondern im Gegentheile einem ſolchen entſchieden ſich widerſetzen würde; allein ſie hüteten ſich wohl, es zu zugeſtehen, und behaupteten fortwährend, die Umwälzung in der Kirche müſſe auch zu politiſchen Umwälzungen führen. Sie vertheidigten dieſe Behauptung auch mit vielen ſcheinbaren Gründen und machten ſchon hierdurch viele Fürſten der neuen Lehre abgeneigt. Dazu kam aber noch, daß der Gang der Ereigniſſe ihre Vorherſagung zu beſtätigen ſchien, und theilweiſe auch wirklich beſtätigte. Der Aufſtand der Bauern, die von den ſchwärmeriſchen Reformatoren aufgeregt worden waren, trat hervor, und zwar mit allen Greueln und Schrecken, welche der bewaffnete Fanatismus zu verurſachen pflegt. Dadurch wurde das reformatoriſche Prinzip in die größte, dringendſte Gefahr gebracht. Denn es hatte ſich ja erfüllt, was die Anhänger des Papſtes verkündet hatten, der Aufſtand und die maaßloſen Ausſchweifungen, welche ihn begleiteten, waren von den Bekennern der neuen Lehre ausgegangen, die Aufſtändiſchen hatten ſich ſogar auf die Grundſätze der Reformation berufen! Hatten alſo die Verdächtiger der letztern nicht Recht? Haben jene Grundſätze nicht zu blutigem Aufruhr geführt, nicht Brennen, Rauben, Morden veranlaßt, nicht das Eigenthum gefährdet, nicht zur Umkehrung aller Verhältniſſe und zur Auflöſung aller geſellſchaftlichen Bande Gefahr erregt? Muß ſich demnach nicht Jedermann vor dem Gift der Neuerung hüten, das ſolche Früchte bringt? Müſſen alſo nicht alle Getäuſchten und Verführten zur ſchützenden und erhaltenden Mutterkirche zurückkehren? In der That: die Gefahr, welche bei ſolchen Umſtänden für das reformatoriſche Prinzip entſtehen mußte, war drohend und furchtbar, und es gab nur ein Mittel, ſolche abzuwenden. Daſſelbe beſtand nicht darin, daß Luther bei dem Ausbruche des Aufſtandes ſich heftig gegen die Fanatiker erklärte, denn dies würde wenig geholfen haben, ſondern darin, daß der Reformator die nothwendige Entſtehung der ſchwärmeriſchen Partei und deren gewaltſame Verfahrungsart ſchon längere Zeit vorausſehen, und ihr daher ſchon von vorne herein mit Nachdruck entgegen wirken mußte. Und Luther hatte wirklich den klaren, ſcharfen Blick, der erfordert wird, um ſolche Ereigniſſe jahrelang vorauszuſehen. Schon vier Jahre vor dem Ausbruch des Bauernkriegs wußte er, daß es zu politiſchen Empörungen kommen würde, und er bot daher, ſchon vom Januar 1522 an, alle ſeine Kraft und Beredſamkeit auf, dieſelbe zu verhüten. Hiebei benahm er ſich ſo offen und aufrichtig, daß jeder Redliche überzeugt ſein mußte, der Reformator wolle nicht allein keine politiſche Umwälzung, ſondern es widerſtrebe eine ſolche ſeinem Zwecke. Und der Umſtand, daß jene Ueberzeugung ſchon vor dem Ausbruch des Bauernkrieges den ungleich größeren Theil der Anhänger der neuen Lehre und insbeſondere die Fürſten, welche die letztern begünſtigten, ergriffen hatte, dieſe Thatſache allein rettete die Reformation. Denn als die Vertheidiger des Papſtthums triumphirend ausriefen: „Nun ſeht ihr die Früchte der Neuerung, nun findet ihr, wie wahr unſere Vorherſagung geweſen iſt“, verlor dieſe zur Zeit des Aufſtandes außerdem ſo mächtige Waffe alle Kraft, weil Luther gegen den Aufruhr lange genug gelehrt und gewirkt hatte, und die Fürſten, welche dem neuen Prinzip anhingen, zu tief überzeugt waren, daß nur fanatiſche Uebertreibung, nicht aber Luther's Lehre die Kataſtrophe herbeigeführt habe. Hätte hingegen der Reformator vorher geſchwiegen, hätte er ſich rückſichtlich der politiſchen Folgen nicht ſchon mehrere Jahre vorher entſchieden erklärt, ſo würde ihm, wenn er es nun auch bei dem Ausbruche des Aufſtandes ſelbſt hätte thun wollen, Niemand geglaubt haben, und die politiſche Empörung würde völlig auf Rechnung der von ihm angefangenen Neuerung geſchrieben worden ſein; dies mußte aber alsdann nicht blos einen großen Abfall in ſeiner ganzen Partei, ſondern auch eine enge Verbindung der geſammten weltlichen Macht mit dem Papſte, alſo Sturz des reformatoriſchen Prinzips und Zurückführung der Völker unter das geiſtige Joch der Kirche zur unausbleiblichen Folge haben. Die nämliche Wirkung würde eingetreten ſein, wenn die fanatiſche Richtung über Luther und die Anhänger des Papſtes zu gleicher Zeit die Oberhand gewonnen hätte. Die Gründe ſind einfach und ſicher. Schwärmerei kann ſich nicht ſelbſt beherrſchen, ſie iſt ohne Maaß und Ziel, hält keine Grenze ein und zerſtört ſich durch ihre Ausſchweifung ſelbſt. Nothwendige Folge davon iſt, daß die Fanatiker, wenn ſie einmal ihr Gegengewicht des Maaßes zerſtört haben, unter ſich ſelbſt uneinig werden, weil immer einer die Ausſchweifung weiter treiben will, als der andere, und jenen, welcher einmal inne halten möchte, der Mäßigung und Schwäche anklagt.

Luther wußte alſo genau, daß durch die fanatiſche Richtung den Anhängern des Papſtes neue Waffen gegeben und die Gefahr erregt würde, das geſammte reformatoriſche Streben durch die Vertheidiger der alten Lehre unterdrückt zu ſehen. Er wußte aber auch, daß die nämliche Wirkung eintreten würde, wenn die Schwärmer ſiegen. Dies ſpricht der Reformator an mehreren Orten deutlich aus. „Würden die Bauern Herren," ſagt er z. B., „ſo würde der Teufel Abbt werden, würden aber ſolche Tyrannen Herr, ſo würde ſeine Mutter Aebbtiſſin werden." Auch in ſeiner Auslegung des Propheten Jonas bezeichnet er ſcharf ſeine wahre Stellung und erklärt, daß er das Evangelium gegen zwei Seiten hin zu vertheidigen habe, 1) gegen die Geiſter und Rotten, womit es der Teufel zur rechten Seite angreift und 2) gegen die Tyrannen, womit er es zur linken Seite anfällt. Die erſte Urſache der Bauernaufſtände war gewiß die neue Lehre Luther's, denn ſie hatte die Gemüther des Volkes im höchſten Grade aufgeregt und, falſchverſtanden, zu ganz anderen Abſichten und Anſchlägen in dem Kopfe des gemeinen Mannes Grund gelegt, als es in der Abſicht Luther's lag. Luther wollte keine politiſche Umwälzung, das hatte er ſchon gegen Hutten gezeigt, am allerwenigſten aber eine, die von den unterſten Ständen ausging. Daher trat er bei Zeiten dagegen auf. Am vollſtändigſten und kräftigſten ſprach er ſich über den Gang der Reformation und über den Punkt, woran alles zu ſcheitern drohte, in folgenden wichtigen Worten aus: „So ſoll nun und muß euer Titel und Namen dieſer ſein, daß ihr die Leute ſeid, die darumb ſtreiten, daß ſie nicht unrecht noch übles leiden wollen noch ſollen, wie das die Natur giebt; den Namen ſollt ihr führen und Chriſtus Namen mit Frieden laſſen." (Die empörten Bauernhaufen hatten nämlich den Namen „der große evangeliſche Bund" angenommen.) „Wollt ihr den nicht führen, ſondern chriſtlichen Namen behalten, wohlan, ſo muß ich die Sache nicht anders verſtehen, denn daß ſie mir gelte, und euch für Feinde rechnen und halten, die mein Evangelium dämpfen oder hindern wollen, mehr denn Papſt und Kaiſer bisher gethan haben.“ An einer anderen Stelle, welche zwar zwei Jahre ſpäter iſt, allein augenſcheinlich auf dieſes Verhältniß ſich bezieht, heißt es: „Aber was ſoll ich auf die Papiſten hinfürder faſt ſehr zornig ſein, welche meine öffentlichen, abgeſagten Feinde ſind, und was ſie an mir thun, das thun ſie nach Feindes Recht, wie ſich's gebühret. Aber dieß ſind mir allererſt die recht ſchuldigen, meine zarten Kinder, meine Brüderlein, meine goldnen Freundlein, die Rottengeiſter und Schwärmer, welche (als mich dünkt) weder von Chriſto noch vom Evangelio etwas tapferes hätten gewüßt, wo der Luther nicht zuvor hätte geſchrieben, und freilich durch ihre Kunſt aus des Papſtes Tyrannei in ſolche Freiheit und Licht ſich ſchwerlich hätten gewirkt, oder wo ſie es hätten thun können, hätten ſie es doch nicht dürfen angreifen noch wagen. Denn zu der Zeit, da ich allein im Kampfe ſtund, Bullen und Bann, beide Papſts und Kaiſers, dazu aller Papiſten Anfechten leiden mußte, waren ſie aus der maſſen kühne, freudige, unverzagte Helden, ſtille zu ſchweigen und mich allein im Schlamm arbeiten zu laſſen. Nu mir aber Gott gnädiglich geholfen hat, daß ich mir und ihnen ein wenig Luft und Raum gemacht habe, und ſie mir ſollten beiſtehen und helfen vollends den Streit ausführen, wie ich mich auf ſie verließ und getröſtet, fallen ſie von hinten zu über mich armen gemarterten Menſchen, und greifen mich dazu greulicher an, denn die Papiſten thun. Da muß ich ein neuer Papiſt ſein, ſie ſinds, die Chriſtum recht predigen. Wohlan allzuſammen, wie ihr zuſammen ſeid und zuſammen gehöret, Teufel, Papiſten und Schwärmer, nur friſch an den Luther. Ihr Papiſten von vornen her, ihr Schwärmer von hinten zu, ihr Teufel von allen Enden dran, hetzt, jagt, treibet getroſt, ihr habt das rechte Wild für euch. Wenn der Luther liegt, ſo ſeid ihr geneſen und habt gewonnen.“ Hätte er ſich von der gemäßigten und billigen Sprache, die in dem Manifeſte der Bauern geführt ward, irre führen laſſen und ſeinen Widerſtand verſchoben, ſo wäre er ſpäter nicht mehr im Stande geweſen, die ſiegreiche fanatiſche Partei in gemäßigte Schranken zurückzuführen; er würde vielmehr ihr erſtes Opfer geworden ſein, weil ſie ihn, wie dies bei ſolchen Verhältniſſen gewöhnlich iſt, mehr haßten als die Anhänger des Papſtes ſelbſt. Aber ſo wie er, durch ſein ſcharfſinniges Vorherſehen der Entſtehung der fanatiſchen Richtung, den Vertheidigern des alten Prinzips die Hauptwaffe, das Schreckbild des Aufruhrs, zerſtört hatte, ſo vernichtete er eben dadurch ſchon von vorne herein auch die Macht und Wirkſamkeit der überſpannten Reformer. Die große Mehrzahl unter den Bekennern der neuen Lehre waren ſchon mehrere Jahre vor dem Ausbruche der ausſchweifenden Richtung mit dem nothwendigen Eintreten dieſer Erſcheinung und mit deren verderblichen Folgen bekannt gemacht worden, auch die Art und Weiſe, wie jene Richtung nun wirklich im Leben auftrat, war von dem Reformator vorhergeſagt worden; alle beſonnenen Anhänger des Letztern (und dieſe bildeten die Mehrheit), waren alſo ebenfalls lebhaft überzeugt, daß die Rettung des reformatoriſchen Prinzips durch die Ueberwindung der Fanatiker bedingt ſei, ſie erhoben ſich daher mit Macht gegen ſolche und brachten ſie ſchnell und dauernd zur Ruhe. Dadurch wurde nun das neue Prinzip von der doppelten Gefahr, die wir eben angegeben haben, befreit, denn einerſeits wurde verhindert, daß die Umwälzung nicht unter dem Uebermaaß ihrer Forderung unterliege und anderſeits wurde, durch die Aufrechterhaltung der Einheit in der verbeſſernden Partei, den Gegnern die Macht zur Unterdrückung der Reformation benommen. Dieſer Erfolg war indeſſen nicht ſo leicht, als man glaubt, Luther mußte vielmehr für ſolchen Zweck viel leiden. Zuerſt überhäufte ihn bei den erſten Zeichen des Aufſtandes der Bauern die päpſtliche Partei mit bittern

Vorwürfen und gab ihm und ſeiner Lehre die ganze Schuld des bevorſtehenden Unheils. Dann griffen ihn aber auch die Anführer der Bauern hämiſch an und beſchuldigten ihn der Heuchelei, der Doppelzüngigkeit und der Abſicht, ein neues Papſtthum aufrichten zu wollen. So lange die Bauern noch nicht förmlich zu den Waffen gegriffen hatten, hegte überdies der Reformator noch einige Hoffnung, daß er die Sache durch gütliche Vorſtellungen beilegen könne, er wollte daher noch nicht in ſeiner Kraft mit ihnen ſprechen, ſondern nahm vielmehr ihre ungerechten und ſo tief kränkenden Vorwürfe, um dem guten Zweck nicht zu ſchaden, geduldig hin. Es iſt rührend, wie der große Mann die ihm ſonſt eigenthümliche Heftigkeit bei dieſer Gelegenheit beherrſchte, und, ohne an die erlittenen Beſchimpfungen zu denken, ſo mild und gütig zu den Bauern ſprach.

Indeſſen nicht blos die beiden äußerſten Endpunkte der Meinung richteten Angriffe auf Luther, ſondern ſelbſt ſeine eigenen Anhänger, welche ſein Verfahren im Ganzen billigten, äußerten über die Art, wie er ſich ſpäter gegen die Bauern ausſprach, die größte Unzufriedenheit. So war denn der Mann von allen Seiten angegriffen und verlaſſen, aber er beſaß ein Gut, das unſchätzbarſte und höchſte von allen Gütern die Unabhängigkeit von dem Einfluß der Meinung. Die Macht der letztern iſt groß, in der Regel iſt ihr Lob Leben, ihr Tadel Tod, und die meiſten Menſchen nehmen daher ihre Kraft zu weiteren Leiſtungen aus der Beiſtimmung derſelben, ſo wie ſie umgekehrt durch deren Mißbilligung alle Kraft zu weiteren Erfolgen verlieren. Aber es gibt Fälle, wo der Einzelne ſich über die Meinung erheben und ſeine Ueberzeugung gegen ſolche aufrecht halten muß. Dieſe Fälle ſind als Ausnahme von der Regel ſehr ſelten, treten gewöhnlich nur in großen Zeiten ein und ſind auch nur vorübergehend, indem hervorragende Männer ihrer Zeit nur vorangehen und darum deren Anſichten, Pläne und Verfahrungsarten ſelbſt von den Beſten eine kleine Weile mißbilliget werden; doch die Zeit rückt ſchnell nach, das Große findet Anerkennung und kommt durch die Meinung zum Leben. Es bleibt alſo zwar wahr, daß die wirkliche Macht nur in der Meinung liegt und daß außer ihr es keine gebe; aber gleichwohl iſt es in gewiſſen, nur vorübergehenden Fällen ſelbſt zum Vortheil des Guten und Wahren nothwendig, ſeine Ueberzeugung gegen die ganze Welt, gegen Feind und Freund zu vertheidigen und aufrecht zu halten. Dieſer Kampf iſt der härteſte und ſchwerſte, welcher im Menſchenleben zu beſtehen iſt, denn nichts lähmt und erdrückt mehr, als Mißbilligung und Verkennung ſelbſt von Seiten der Guten und Edlen. Aber Luther hatte die Kraft, auch dieſen Kampf ſiegreich zu beſtehen und entſchieden über die Meinung ſich zu erheben. Nie war er größer, als wie er ſchrieb: „Wohlan, ſo gelte der Trutz in Gottesnamen, wen es gereuet, der laſſe ab, wer ſich fürchtet, der fliehe, mein Rückhalter iſt mir ſtark und gewiß, das weiß ich. Ob mir ſchon die ganze Welt anhinge und wieder abfiele, das iſt mir eben gleich und denke, iſt ſie mir doch auch nicht angehangen, da ich allein war. Wer nicht will, der laſſe es; wer nicht bleibt, der fahre immer hin. Ich kann deſto fröhlicher leben und ſterben, weil ich mit ſolchem Gewiſſen lebe und ſterbe, daß ich ja mit allem Fleiß habe der Welt zu ihrem Beſten gedient.“

Der Reformator verſuchte zunächſt den Weg der Güte, um die Landleute von dem gewaltſamen Aufſtand abzubringen und zugleich die Fürſten zur freiwilligen Erleichterung der unteren Stände zu bewegen. Zu dem Ende ſchrieb er eine Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerſchaft in Schwaben. Eifrig bemüht, den Mittler in den gefährlichen Wirren zu machen, wandte er ſich in jener Schrift zuerſt an die Fürſten und Herren und gab ihnen alle Schuld des Aufruhrs. Der freimüthige Mann erklärte mit Nachdruck, daß die Fürſten und Biſchöfe durch ihre Tyrannei gegen das Volk, welche nicht mehr zu ertragen ſei, die Empörung veranlaſſen. Luther ging hier zum Vortheil der Bauern ſogar weiter, als ſich ſtreng thatſächlich erweiſen ließ; denn ſelbſt aus urkundlichen Unterſuchungen über die Größe der damaligen Abgaben geht hervor, daß ein übermäßiger materieller Druck durchaus nicht vorhanden war. Aus freiſinnigen und humanen Rückſichten ſtellte ſich der Reformator indeſſen auf die Seite des Volkes und verband darum mit ſeiner Fürſprache für die Bauern die eindringliche Aufforderung an die Herren, zu einer milderen Behandlung gegen die unteren Stände überzugehen. Hierauf ſprach Luther die Landleute an, indem er ihnen im Einzelnen Urſache zur Beſchwerde zugeſtand, ſeiner gewöhnlichen Theorie nach aber behauptete, daß ſie ſich gegen die Obrigkeit nicht mit Gewalt Recht verſchaffen dürften. Alsdann ging er zur Unterſuchung der zwölf Artikel ſelbſt über. Wie vorauszuſehen war, wurde der erſte für recht erklärt; indeſſen hier ſchon zeigte ſich die Abneigung des Reformators gegen jeden Eingriff in das Eigenthum, denn er widerſetzte ſich der Verwendung des Zehnten zur Beſoldung des Pfarrers, wenn der Zehnten Eigenthum eines Dritten ſei. Folgerichtig fand natürlich Luther den zweiten Artikel über Abſchaffung der Zehnten gänzlich verwerflich, und er äußerte ſich ſehr bitter wider denſelben. Ja ſogar der dritte Artikel fand keine Gnade vor ihm, weil nach der Bibel Abraham und die andern Patriarchen Leibeigene gehabt hätten, eine ſolche Einrichtung alſo nicht gegen das Evangelium ſei. Die übrigen Sätze erklärte der Reformator für bloße Rechtsfragen, welche ihn als Theologen nichts angingen, und er verwies daher in dieſer Beziehung an das Gutachten der Rechtsverſtändigen. Am Schluß ſprach Dr. Luther beide Parteien an, mit der Betheurung, daß beide gleich Unrecht thäten. Deßhalb machte er den Vorſchlag, daß man aus dem Adel einige Grafen und Herren, und in den Städten einige Rathsherren erwählen möge, welche den Streit vermitteln ſollen. Beide Theile möchten etwas nachgeben, die Herren alſo ihren Unmuth mäßigen und von ihrer Tyrannei ſo weit zurückweichen, daß der arme Mann Luſt und Raum zum Leben gewinne, — die

Bauern hingegen alle Forderungen aufgeben, welche zu weit und hoch griffen. Solcher Rathſchlag war ohne Zweifel ebenſo wohlwollend als verſtändig; allein nach der gegenſeitigen Stimmung der Gemüther war die Befolgung nicht zu erwarten. Uebrigens kam auch die Vorſtellung Luther's zu ſpät; der Kampf in Schwaben hatte ſchon begonnen. Allein ſowohl in Schwaben, wie in Franken, nahm er ein unglückliches Ende; und daß es der Reformation nicht ebenſo ging, hatte man blos Luther'n zu verdanken.

Wir gehen nun zu einer kurzen Schilderung der neuen Lehre Luther's und ihre Wirkung auf das Volk über.

Mit der heiteren Lebens-Auffaſſung ſtanden die Grundſätze der Kirche über Vergebung der Sünden im Einklang. Der Papſt beſaß die Macht, zu binden und zu löſen: durch ihn erlangten daher ſämmtliche Beichtiger die Fähigkeit, alle Sünden zu vergeben. Zuweilen legten die Geiſtlichen zwar ſchwere Bußen auf; doch was waren dieſe gegen die ewige Verdammung, von der man durch die Strafen erlöſt wurde? Ueberdies gaben Geldbedürfniſſe der Päpſte öfters Gelegenheit, durch Erkaufung von Ablaß auf leichte Weiſe der Sünden ledig zu werden. Alles dies wurde durch die Lehre Luther's über die Rechtfertigung weſentlich verändert. Nach ſolcher Theorie konnte das ewige Heil nicht durch gute Werke, keineswegs durch Faſten oder milde Gaben, nicht durch prieſterliche Sünden-Vergebung, ja nicht einmal durch tugendhaftes Leben allein, ſondern nur durch den Glauben an den Erlöſer Jeſus Chriſtus erworben werden. Unglücklicherweiſe ſollte ſich aber nicht Jedermann den Glauben beliebig aneignen, vielmehr derſelbe nur durch Gott, und zwar den heiligen Geiſt, verliehen werden können. Da nun Alles, was dieſen Glauben nicht hat, verdammt wird, ſo hängt die Frage, wer verdammt oder ſelig werden ſoll, ausſchließend von Gott ab, ohne daß die Handlungen der Menſchen, alſo weder Tugend noch Laſter, Einfluß hierauf haben können. Gott beſtimmt demnach im Voraus, wer verdammt und wer ſelig werden ſoll, Freiheit des menſchlichen Willens gibt es nicht, gute und böſe Thaten des Menſchen haben auf Seligkeit oder ewige Verdammung nicht den geringſten Einfluß. Dies folgt logiſch aus den oben angeführten Lehrſätzen. Luther ſpricht es aber zum Ueberfluß auch noch ausdrücklich und äußerſt beſtimmt aus, und zwar in ſeiner berühmten, wichtigen Streitſchrift gegen Erasmus „de servo arbitrio“ oder über den unfreien Willen. Selbſt aber bei dieſen Folgen kann es noch nicht ſein Bewenden haben, ſondern es muß vielmehr aus der bemerkten Lehre auch der noch härtere Satz fließen, daß, nach der ewigen und unveränderlichen Vorherbeſtimmung Gottes, Menſchen ewig verdammt werden, die es nicht verdient haben, und umgekehrt andere ſelig werden, denen ein anderes Loos gebührt hätte. Luther, welcher die Folgerichtigkeit Allem vorzog und ſich vor keinem Satze ſcheute, der aus ſeinen Vorderſätzen als Schlußfolge nach den Regeln der Logik hervorgehen mußte, gab auch dies ausdrücklich zu.

Daß dieſe Folge hart ſei, ja daß es ſogar Schauder erregen müſſe, wenn Menſchen, ohne es verdient zu haben und ohne es verhindern zu können, ewig verdammt ſein ſollen, entging Luther'n keineswegs, ſondern er fühlte es vielmehr ſehr lebhaft, er ſprach es beſtimmt aus und zeigte deutlich, wie lebhaft und ſcharf er die harten Folgen ſeiner Lehre einſah. Allein es floſſen dieſe Folgen einmal aus Vorderſätzen, von deren Richtigkeit er unerſchütterlich überzeugt war und die er nie aufgeben konnte; ein Schwanken und Handeln mit Grundſätzen, wie es z. B. im Charakter des Erasmus lag, und womit ſpäter die proteſtantiſche Kirche und ſogar die, welche ſich lutheriſch nennt, ſelbſt ſich zu helfen ſuchte, konnte nichts für den großen Mann ſein: er war immer klar, folgerichtig, offen, redlich, er mußte daher die Schlußſätze, welche aus ſeinen Vorderſätzen nach logiſchen Regeln nothwendig folgen mußten, auch treuherzig und furchtlos annehmen und zugeben, mochten ſie auch noch ſo ungereimt und ſinnlos ſcheinen. Alles, was er thun konnte, mußte ſich darauf beſchränken, gegen die Härte, die aus der Rechtfertigungs-Lehre bei ihrer folgerichtigen Anwendung nothwendig fließen mußte, einen Satz aufzuſtellen, der einigen Troſt und Beruhigung ertheilt, ohne ſein Lehrgebäude und namentlich ohne ſeine Logik anzutaſten. Dieſes Auskunftsmittel fand er in der Erklärung, daß Gottes Wille nicht vollſtändig offenbart, ſondern theilweiſe noch verborgen ſei. Man müſſe alſo zwiſchen dem offenbarten und nicht offenbarten oder heimlichen Willen Gottes unterſcheiden. Zu letzterem gehöre nun die Frage, warum Menſchen, ohne es verdient zu haben, zur ewigen Verdammniß unabänderlich verurtheilt ſind, und warum Gott gleichwohl der gütigſte und gerechteſte ſei, wenn er Menſchen, ſchon ehe ſie geboren werden, ewig verdammt. Hierüber habe Gott dem Menſchen, ſo lange dieſer auf der Erde ſei, noch keinen Aufſchluß ertheilen wollen; man dürfe daher über den verborgenen oder heimlichen Willen Gottes nicht forſchen, „ſondern es ſei der Gott mit Zittern und Furcht anzubeten, der ſolche hohe, große Werke kann thun und will thun.“ Am jüngſten Tage werde aber auch über den verborgenen Willen Gottes Aufſchluß ertheilt werden. „Denn wie das recht ſei,“ ſagt der Reformator, „daß Gott die Sünder und die es nicht verdient haben, ſelig mache, iſt uns unbegreiflich; wir werden es aber ſehen, wenn wir nun kommen werden, da der Glaube wird aufhören und wir von Angeſicht zu Angeſicht ſehen. Alſo auch, wie das recht ſei, daß er die verdamme, die es nicht verdient haben, iſt uns jetzund unbegreiflich; wir glauben es aber, bis daß des Menſchen Sohn vom Himmel offenbart wird.“

Sobald Glaubensſätze der Art die Maſſen wirklich ergriffen, ſo mußte eine furchtbare Erſchütterung des Gemüthes entſtehen. Bisher hatte man die Sorge für das Seelenheil der Kirche überlaſſen, welche das ewige Leben für die genaue Befolgung ihrer äußern Vorſchriften gern bewilligte. Jetzt konnte aber der Prieſter nichts mehr helfen, Beichte war unwirkſam, Sündenvergebung ohnmächtig, nur Auserwählung von Gott machte ſelig. Nothwendig mußte alſo die quälende Frage entſtehen, ob man zu denen gehöre, welche ſchon vor der Geburt zur ewigen Verdammung verurtheilt wurden, oder zu den andern? Kennzeichen der Auserwählung war nur der tiefe Glaube an den Erlöſer; folgerichtig regte ſich alſo der peinvolle Zweifel, ob man recht aufrichtig und tief genug an Chriſtus glaube? Jeder Anflug von Luſt und Scherz, jede Hinneigung zu Heiterkeit und Lebensgenuß konnte nun für eine Anfechtung des Teufels, für ein Zeichen des mangelnden Glaubens, alſo der vorherbeſtimmten Verdammung gehalten werden. Das Gemüth wurde daher erſchrocken und zaghaft, und jetzt war ein breiter Weg zum Myſticismus eröffnet.

Mit einer Gewalt, welche den ganzen inneren Menſchen krampfhaft aufrüttelte, ergriff nun die Lehre Luther's wirklich die Maſſen. Aengſtlich entſtand in dem weiteſten Kreiſe die Selbſtprüfung über den Beſitz des aufrichtigen Glaubens, und daher kam die Seelenunruhe und Gewiſſensangſt, welche im Reformations-Zeitalter ſo allgemein verbreitet war. Deßhalb legten auch ſo viele vornehme Würdeträger ihre Stellen nieder, und ſtellten ganze Konvente ihre reichen Einkünfte zur Verfügung des Landesherrn. Der Reformator ſelbſt hatte früher durch den Zweifel über die Mittel zur Seligkeit ungeheure Qual gelitten, und wenn dies bei einem ſo klaren Kopf und eiſernen Charakter möglich war, ſo ergibt ſich leicht, wie die Wirkung der neuen Lehre bei den Maſſen ſein mochte. Man hat oft geäußert, daß die luther'ſche Religion im Verhältniß zur katholiſchen ein leichter und bequemer Kultus ſei; doch man irrte gewaltig; denn jene entfernte weit mehr von heiterer Auffaſſung des Lebens und legte ihren Bekennern, trotz der einfachen äußern Gebräuche, innerlich ungeheure Laſten auf. Der Zweifel am Beſitz des aufrichtigen Glaubens drückte, in Verbindung mit der Ohnmacht der

Prieſter zur Verleihung der Seligkeit, das Gemüth nieder und machte gegen alle Güter des Lebens gleichgültig.

Welche Einflüſſe nun dieſe Umwandlung des religiöſen Lebens auf die Staatszuſtände und alle politiſchen Fragen äußern mußte, liegt klar am Tag. Luther erklärte, daß die Heiden, als kleine Entſchädigung für die ewige Verdammung, in den Staatsſachen die Gabe hoher Vernunft und Weisheit empfangen hätten und darum zur Freiheit und Würde der öffentlichen Zuſtände gelangt ſeien. Er lehrte, daß umgekehrt die Chriſten wegen der Theilhaftigkeit am ewigen Leben einfältige Schafe und Schöpſe ſeien und bleiben müßten, daher in den öffentlichen Zuſtänden es nie über den Unſinn hinausbringen könnten. Erbärmlichkeit der politiſchen Verhältniſſe war alſo ein Kennzeichen der Auserwählung Gottes, — Fülle, Anmuth und Würde derſelben dagegen ein mögliches Wahrzeichen der vorherbeſtimmenden oder prädeſtinationellen Verdammung. Sollten nun die ächten Gläubigen mit Liebe, Eifer und Aufopferung an der Veredlung der Staatszuſtände arbeiten? Das mußten ſie wohl bleiben laſſen! Uns kommt die Sache freilich beinahe lächerlich vor, und es mag ſchwer ſein, in die Eigenthümlichkeit des damaligen Glaubens ſich hineinzudenken; indeſſen — das Sachverhältniß war doch ſo, wie wir es ſchilderten. Der Reformator ſpielte keinen Heuchler, ſondern was er ſprach, das glaubte er auch aufrichtig. Es war ihm deshalb voller Ernſt, wenn er über Vorzüge oder Mängel der Staatsverfaſſung mit Gleichgültigkeit ſich ausdrückte. Alle jedoch, welche ihm aufrichtig anhingen, theilten eifrig ſeine Meinungen und Gefühle, — die geſammte luther'ſche Richtung wurde daher lau gegen eine politiſche Reform Deutſchlands. Man verkannte das Bedürfniß derſelben nicht, man würde ſie angenommen haben, wenn ſie den religiöſen Grundſätzen nicht widerſprach; indeſſen man hielt ſie in Betracht des höheren Gutes der Seligkeit für unweſentlich, für Nebenſache. Reformationen können jedoch nur durch Aufopferung durchgeſetzt werden, und Triebfeder der Letzte=

ren iſt ausſchließend der Enthuſiasmus. Wenn nun ſowohl Luther, als alle ſeine aufrichtigen Anhänger gegen die politiſche Reform völlig gleichgültig blieben, wo ſollte denn die Aufopferungs-Fähigkeit für einen ſolchen Zweck herkommen? — Es war ja nur die kirchlich-reformatoriſche Partei, keineswegs aber die entgegengeſetzte, welche auch eine Verbeſſerung der Staatszuſtände durchführen wollte. Unter ſolchen Umſtänden mußte Letztere alſo geradezu unmöglich werden; denn in dem Maaße die Popularität Luther's bei der ſtrebenden Richtung zunahm, mußte auch der Eifer für die politiſche Reform erkalten und zuletzt bei der evangeliſchen Partei ganz erlöſchen.

Alle äußern Umſtände und Begebenheiten trugen nun noch dazu bei, um jene Nothwendigkeit um ſo unabweisbarer zu machen. Auf Seiten der luther'ſchen Partei forderte man ſehr ſtrenge Uebereinſtimmung des Glaubens-Bekenntniſſes mit den Handlungen. Reiner ſittlicher Lebenswandel war daher ſo nothwendig, um öffentliche Achtung zu genießen, daß ſchon ein gewiſſer Glanz im äußeren Leben, vollends aber jede Art von Geſchlechtsübergriffen Anſtoß erregte. Wer in dieſen Fall kam, war ſogleich alles Anſehens und Einfluſſes ledig. Die Häupter der politiſch-reformatoriſchen Richtung waren nun allerdings edle und feinfühlende Männer, welche durch ihre Bildung den Anſtand liebten und alle unlauteren Ausſchweifungen vermieden; allein manche von ihnen hielten in ihrer heitern Lebensluſt zärtliche Verhältniſſe auſſer der Ehe nicht geradezu für unſittlich. Jene Männer verkannten die Gefahren, welche zweideutige Verhältniſſe zum andern Geſchlechte für reinere Volkszuſtände immer hervorbringen, und ſetzten ſich dadurch ſelbſt in eine ſchiefe Stellung. So hatte z. B. Willibald Pirkheimer in Nürnberg, als Wittwer, Verbindungen der Art, und der edle Ulrich von Hutten wurde von ſeinen Gegnern mit einem noch übleren Rufe verfolgt. Dies reichte nun hin, um dieſelben bei der luther'ſchen Partei jeder entſchiedenern Einwirkung unfähig zu machen.

Endlich richteten die Ausſchweifungen des Bauern-Aufſtandes die politiſch-reformatoriſchen Entwürfe in den Augen der mittleren Stände vollends zu Grunde.

Bald nach dem Streite über den freien Willen mit Erasmus erhob ſich ein neuer zwiſchen Luther und Karlſtadt über das Abendmahl. Karlſtadt fand nämlich die Einſetzungs-Worte: „Das iſt mein Leib und Blut“ nur ſymboliſch und meinte, daß jene Aeußerung des Religionsſtifters blos den Sinn habe: „Brot und Wein ſollen an ſeinen Leib und ſein Blut, alſo an ſeine Hingebung erinnern.“ Die richtige Faſſung würde alsdann lauten: „Dies bedeutet meinen Leib und mein Blut!“ Es iſt unläugbar, daß ſolche Anſicht die richtige iſt, und man hätte nothwendig eine Billigung derſelben von Seiten Dr. Martin Luther's erwarten ſollen. Letzterer war früher ſelbſt über den Sinn des Abendmahls zweifelhaft geweſen und hatte darüber noch keine unwiderrufliche Meinung gefaßt. Die Auslegungsart Bodenſtein's blieb dem Papſtthum feindlich, es ſchien demnach alle Hoffnung gegeben zu ſein, daß ſie von der geſammten evangeliſchen Richtung angenommen werde; indeſſen — ein ſeltſames Zuſammenwirken vieler eigenthümlicher Umſtände ſollte die Urſache ſein, daß Luther allmählich zu dem Entſchluß bewogen wurde, der Meinung Karlſtadt's ſich hartnäckig zu widerſetzen.

Nachdem dieſer Gelehrte mit dem Reformator zerfallen war, nährte er heftigen Haß wider denſelben und fügte ihm manche bittere Kränkung zu. Wir erwähnen hier nur eines Zuſammenſtoßes beider in Jena und Orlamünde, in welcher letzteren Stadt Bodenſtein die Bevölkerung ſo ſehr wider Dr. Martin Luther eingenommen hatte, daß dieſer von dem Rathe der Stadt geradezu Beleidigungen hinnehmen mußte, und noch dazu ſchriftlich. Ja, der Reformator ſcheint in Orlamünde ſelbſt zur Flucht vor dem ergrimmten Pöbel genöthiget geweſen zu ſein, und alle dieſe Umſtände ſetzten daher auch in ſeinem Innern Bitterkeit gegen den Urheber Karlſtadt an. Luther war allerdings nicht rachſüchtig; als ſein

Widerſacher öffentlich der Theilnahme an dem Bauern-Aufſtand beſchuldigt wurde, gewährte er vielmehr bereitwillig die Bitte Karlſtadt's, deſſen Vertheidigung mit einer wohlwollenden Vorrede oder Empfehlung zu begleiten; allein da ihm Bodenſtein mit ſeiner hitzigen Neuerungsſucht ſo oft ſtörend in den Weg getreten war, ſo blieb er gegen die Abſichten deſſelben immer mißtrauiſch. Darum glaubte er, daß die freie Anſicht ſeines Gegners über den Sinn des Abendmahls, wie bei der Bilderſtürmerei, auf neue excentriſche oder ſchwärmeriſche Abwege führen könne. Luther hielt ſich jetzt an den Buchſtaben der Einſetzungsworte: „Das iſt mein Leib“ u. ſ. w., und wollte die Auslegung: „bedeutet“ durchaus nicht zulaſſen. Dr. Andreas Bodenſtein fand bei den freiſinnigen Gelehrten hinſichtlich ſeiner Abendmahlslehre zwar in ſoferne keinen Beifall, als er zum Theil und noch überdies ohne Noth in einer geſuchten Auslegung der betreffenden Bibelſtellen ſich gefiel; dagegen fanden viele andere Gelehrte das Weſentliche ſeiner Anſicht über das Abendmahl ganz richtig. Das war insbeſondre in Oberdeutſchland der Fall, und als Karlſtadt bei ſeiner Vertreibung aus Orlamünde eine Anſtellung in Baſel fand, ſo erlangte ſeine Lehre nicht blos in der Schweiz, ſondern auch in andern Gegenden, namentlich in den einflußreichen Reichsſtädten Straßburg und Ulm, geneigte Aufnahme.

In Oberalemannien hatte Zwingli ſchon vor Karlſtadt ähnliche Gedanken über das Abendmahl gehegt, wie dieſer, und ſolche nur verborgen gehalten; jetzt ſprach er dieſelben aber auch öffentlich aus. An ihn ſchloß ſich ein anderer fähiger Mann an, Hausſchein, der ſeinen Namen in's Griechiſche überſetzt hatte und ſich Oekolampadius hieß. Da zu beiden außer Bodenſtein auch die geachteten Gelehrten Kapito und Bucer in Straßburg ſich hinneigten, ſo ſollte die Meinungs-Verſchiedenheit allmählig wichtiger werden, als man glauben mochte. Unbedingt zu Luther hielten alle ſeine Freunde und Kollegen in Wittenberg, ſo daß im reformatoriſchen Lager ſich zwei verſchiedene Parteien gebildet hatten. Luther gab ſich unſägliche Mühe, die Abendsmahls-Lehre Karlſtadt's, Zwingli's und Oekolampadius' ſogleich im Keime zu erſticken; er nannte dieſelbe Schwärmerei, und ihre Anhänger die Rottengeiſter, er warnte insbeſondre die Stadt Straßburg vor dieſer Richtung, während ſein Freund Bugenhagen wider Zwingli ſchrieb. Indeſſen — erſtickt konnte die abweichende Lehre nicht werden, ſondern dieſelbe erlangte vielmehr in der Schweiz entſchieden das Uebergewicht.

Um dieſe Zeit fand ein großer Zuwachs der Luther'ſchen Sache Statt. Nicht blos das kurfürſtlich-ſächſiſche Haus, ſondern auch der Landgraf Philipp von Heſſen, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Fürſt von Anhalt, die Braunſchweig-Lüneburgiſchen Herzöge zu Celle und Grubenhagen und die Grafen von Mansfeld hatten das Lutherthum feierlich angenommen. In Preußen traten ſogar nach dem Beiſpiele des Markgrafen von Brandenburg die beiden Biſchöfe über. Alle dieſe Fürſten nun vereinigten ſich am 12. Juni 1526 zu einem Bunde zur Vertheidigung des neuen Glaubens. Hierauf traf ein Schreiben des Kaiſers ein, der fortwährend von Deutſchland abweſend geweſen war, in welchem er erklärte: „Er gedenke in die Lutheriſchen Sachen und Irrthümer auf eine Weiſe zu ſehen, daß der Allmächtige durch den heiligen Glauben geprieſen werde.“ Allein ſeine Drohung wurde durch äußere Umſtände vereitelt. Auf einem Reichstage zu Speier kam eine Uebereinkunft der katholiſchen und Lutheriſchen Fürſten zu Stande, worin die neue Lehre bedeutende Vortheile erlangte. Die Anhänger derſelben erblickten darin ſogar eine Aufhebung des Verbotes des Lutherthums und erlangten nun Zeit und Gelegenheit zur Befeſtigung und Ausbreitung ihres Glaubens. Einige Zeit darauf hatte der Kaiſer in Italien das Uebergewicht gewonnen und wollte nun gegen die Luther'ſche Partei Ernſt gebrauchen. Auf einem zweiten Reichstage zu Speier am 15. März 1529 wurden vom Kaiſer Anträge gemacht, welche der Ausbreitung der evangeliſchen Lehre ein Ziel ſetzen ſollten. Allein die evangeliſchen Stände von ganz Deutſchland, ſchon zu einer bedeutenden Macht angewachſen, legten feierlich Einſpruch ein. Man nannte dieſen Proteſtation, und ſeitdem erhielt die evangeliſche Partei den Namen — Proteſtanten.

Allein da hierauf der Kaiſer, nachdem er mit ſeinen auswärtigen Feinden Frieden geſchloſſen, immer drohender wurde, ſo mußten alle Kräfte vereinigt werden, namentlich machte der tüchtigſte Führer der proteſtantiſchen Fürſten, Philipp von Heſſen, die größten Anſtrengungen, um über die Abendmahls-Lehre eine gütliche Einigung zwiſchen Luther und Zwingli zu vermitteln, und brachte zu dem Ende eine Unterredung beider Reformatoren zu Marburg in Vorſchlag. Dr. Martin Luther willigte zwar in die Zuſammenkunft; allein er erklärte zum Voraus, daß er nicht im Mindeſten nachzugeben gedenke. Unter dieſen Umſtänden hatte er freilich Recht, wenn er ſich von dem Zwiegeſpräch geringen Erfolg verſprach, ja ſogar eine Vermehrung der wechſelſeitigen Erbitterung befürchtete. Um jedoch durch unbedingte Zurückweiſung des Sühne-Verſuchs keinen Anſtoß zu geben, reiſte Luther in Begleitung ſeiner Freunde Melanchton und Jonas im Jahre 1529 wirklich nach Marburg ab. Zwingli erſchien mit Oekolampadius, und außerdem hatten ſich Martin Bucer von Straßburg, Andreas Oſiander, Johann Brentz, Stephan Agricola und Kaspar Hedio eingefunden. Die Unterredung ward am 1. Oktober 1529 eröffnet, und der Landgraf Philipp hatte aus Klugheit die Vorſorge getroffen, daß die beiden Reformatoren nicht ſelbſt einander gegenüber geſtellt würden, vielmehr Luther mit Oekolampadius, und Zwingli mit Melanchton ſich beſpreche. Selbſt dieſe Vorſicht half jedoch nichts. Luther hatte die Worte: „Das iſt mein Leib,“ vor ſich hingeſchrieben, und auf alle Gründe antwortete er immer: „iſt, iſt!“ Da alſo ein Vergleich hierüber unmöglich war, vereinigte man ſich nur in den übrigen von dem Papſtthum abweichenden Lehrſätzen der geſammten reformatoriſchen Richtung. Es wurden hierüber 15 Artikel feſtgeſtellt, welche Luther ſchriftlich abfaßte. Wiewohl man in der Frage des Abendmahls ſich nicht vergleichen konnte, verſprachen doch beide Theile, im Uebrigen wechſelſeitig Friede und Freundſchaft zu halten.

Unterdeſſen ſchrieb Karl V., in Bologna von dem Papſt als Kaiſer gekrönt, einen förmlichen Reichstag für das folgende Jahr 1530 nach Augsburg aus. Als Hauptzweck desſelben war freilich der nothwendige Krieg gegen die Türken, welche damals das Reich bedrohten, angeführt; allein im Geheimen dachte man noch mehr an die endliche Beilegung der religiöſen Wirren. Das Ausſchreiben des Kaiſers war in dieſer Beziehung ſehr verſöhnlich verabfaßt, denn er erklärte: „daß er eines Jeden Gutdünken in Liebe und Gütigkeit hören, und die unterſchiedenen Meinungen zu einer einigen chriſtlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen bemüht ſein wolle.“ — Zur beſtimmten Zeit fanden ſich die Reichsſtände ſehr zahlreich in Augsburg ein. Da man von beiden Religions-Parteien eine endliche, gründliche Erörterung der Streitfagen vorausſah, ſo ſorgten dieſelben für tüchtige theologiſche Beiſtände. Auf katholiſcher Seite ſtanden Johann Eck, Johann Faber, Konrad Wimpina und Johann Cochläus, während der Kurfürſt von Sachſen von Philipp Melanchton, Juſtus Jonas, Georg Spalatin und Johann Agricola umgeben war. Dr. Martin Luther ſelbſt konnte in Augsburg nicht wohl erſcheinen, weil er ſeit dem Wormſer Reichstage noch in der Acht lag. Um jedoch zur ſchleunigen Raths-Ertheilung den Verhandlungen näher zu ſein, nahm der Reformator während derſelben ſeinen Aufenthalt in Koburg, der letzten ſächſiſchen Stadt. Schon vor der Eröffnung des Reichstages hatte übrigens der Kurfürſt Johann ein Gutachten ſeiner Theologen über ein vorzulegendes Glaubens-Bekenntniß eingeholt, welches unter dem Namen der „Torgauer Artikel“ bekannt iſt. Dieſes wurde von proteſtantiſcher Seite den Verhandlungen auf der Reichsverſammlung zu Grunde gelegt.

Der Kurfürſt Johann von Sachſen traf mit ſeinen gelehrten Räthen, am 2. Mai 1530 in Augsburg ein. Auch die andern Landesherrn hatten ſich größtentheils ſchon eingefunden, den Kaiſer zu erwarten, und einzelne von ihnen reiſten dieſem entgegen. Da es gerade die größten Widerſacher der Reformation waren, auch ein Uebereinkommen des Reichsoberhauptes und des Papſtes zur Unterdrückung der Evangeliſchen vermuthet wurde, ſo hegten die letzteren ängſtliche Beſorgniſſe. Endlich gelangte am Abend vor dem Frohleichnamsfeſt die Botſchaft an, daß Karl V. der freien Stadt Augsburg ſich nähere, und ſofort wurden Anſtalten getroffen, denſelben mit Glanz zu empfangen.

Die Kurfürſten und Fürſten des Reichs begaben ſich am 13. Juni Nachmittags zu Pferde, um dem Kaiſer entgegen zu reiten. An der Lechbrücke fand das Zuſammentreffen ſtatt, und der hohe Ankömmling ward von dem Erzbiſchof zu Mainz, als des Reiches Erzkanzler, ehrerbietig bewillkommnet. Jetzt ordnete ſich der Zug zur feierlichen Einführung des Reichsoberhauptes in ſeine freie Stadt Augsburg. Voran ritt der ſächſiſche Kurprinz, Herzog Johann Friedrich von Sachſen, mit den Rittern und Reiſigen des Kurfürſten von Sachſen, als des Reiches Erzmarſchall; dann folgten die Geſandten des Kurfürſten und Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein mit dem kriegeriſchen Zug und hierauf der reiſige Zug oder die gewappneten Ritter, Knappen und Knechte des Kurfürſten Joachim's von Brandenburg, ſo wie die Erzbiſchöfe von Köln, Trier und Mainz und alsdann der König von Böhmen mit glänzendem Hofſtaat, endlich erſchien das Reichsoberhaupt ſelbſt, gefolgt von ſeinen ſtattlichen Hatſchieren. Den Zug ſchloſſen die Herzöge von Baiern, der Landgraf zu Heſſen, der Markgraf Joachim der Jüngere von Brandenburg, Herzog Friedrich von Sachſen, Heinrich von Braunſchweig, Albrecht von Mecklenburg, Ernſt von Lüneburg, die Fürſten von Anhalt-

Deſſau, der Herzog von Liegnitz, Landgraf von Leuchtenberg, Markgraf von Brandenburg und Herzog Georg von Sachſen.

Gleichſam wie vor dem Erlöſchen hatte ſich die Herrlichkeit des deutſchen Reiches auf dem großen Tage zu Augsburg noch ein Mal in vollem Glanze gezeigt.

Der Kurfürſt Johann von Sachſen trug dem Kaiſer das Schwert vor, zur Rechten befand ſich ein Geſandter des Pfalzgrafen bei Rhein und zur Linken der Kurfürſt von Brandenburg. Unter dem Thore der freien Reichsſtadt hielt der Abbt von St. Ulrich mit einem Thronhimmel. Als Karl V. unter denſelben ſich begeben hatte, nahmen die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln bei den vordern Stäben des Thronhimmels die Ehrenplätze zur Rechten und Linken des Kaiſers, der König von Böhmen und der päpſtliche Legat hingegen jene bei den hintern Stäben ein. Seiner Majeſtät freie Stadt Augsburg empfing ihr Oberhaupt mit 200 wohlgerüſteten Pferden und 2000 wohlgewappneten Knechten, welche ſich an die Züge der Fürſten anſchloſſen.

Karl V. hatte den beſtimmten Vorſatz gefaßt, die katholiſche Religion wider die Neuerung Dr. Martin Luther's mit Nachdruck zu vertheidigen; es ſollte zu dem Ende im Nothfall auch Vorkehrung zur Waffengewalt nicht geſcheut werden, indeſſen wollte man ſehr eifrig den Weg der Güte verſuchen. Dieſer Politik gemäß, ſtellte der Kaiſer ſogleich bei ſeiner Ankunft in Augsburg das Anſinnen an die evangeliſchen Fürſten, das Predigen nach ihrem Glaubens-Bekenntniß zu unterſagen. Die proteſtantiſchen Reichsſtände beriethen ſich in einer beſondern Verſammlung über den Antrag ihres Oberhauptes, beſchloſſen aber einmüthig, denſelben abzulehnen. Markgraf Georg von Brandenburg ward beauftragt, dieſen Beſchluß dem Kaiſer vorzutragen. Als letzterer auf ſeinem Anſinnen beharrte, erklärte Markgraf Georg mit großem Nachdruck: „Ehe ich wollte meinen Gott und ſein Evangelium verläugnen, eher wollte ich hier für Ewr. Majeſtät niederknieen, und mir laſſen den Kopf abhauen!" „Nit köpf ab, nit köpf ab," lautete die Erwiderung des fünften Karl's. Zugleich ward ein Ausweg in der Art ermittelt, daß beiden Religions-Parteien das Predigen verboten wurde, und der Kaiſer ſelbſt die Ernennung unparteiiſcher Prediger ſich vorbehielt. Am andern Tag ließ das Reichsoberhaupt die evangeliſchen Fürſten einladen, an der Frohleichnams-Prozeſſion Theil zu nehmen; allein ſo eindringlich auch ſeine Zuſprache war, ſo blieben die proteſtantiſchen Stände gleichwohl bei ihrer Weigerung, und hielten ſich wirklich von der Feierlichkeit entfernt.

Die Hauptſchriften über die neue Religionslehre gingen bis jetzt meiſtens von Luther aus, und waren nach ſeiner gewöhnlichen kühnen, nachdruckvollen und ſelbſt heftigen Weiſe verabfaßt. Philipp Melanchton hielt es jedoch nicht für rathſam, bei den bevorſtehenden Verhandlungen der Sprache des Reformators ſich zu bedienen, ſondern er wollte leiſer und gelinder auftreten. Man legte von evangeliſcher Seite ein großes Gewicht darauf, bei dem gegenwärtigen feierlichen Reichstag zum erſten Mal ein wohlgeordnetes, klares und vollſtändiges Glaubens-Bekenntniß der reformatoriſchen Richtung abzulegen, und die Vorläufer davon waren die Schwabacher, ſowie die Torgauer Artikel. Um nun daſſelbe in ruhigen, mäßigen und gelinden Ausdrücken abzufaſſen, hatte Philipp Melanchton vor der Ankunft des Kaiſers, in Augsburg aus den Schwabacher und Torgauer Sätzen ein getreues Glaubens-Bekenntniß der Evangeliſchen zuſammengeſtellt. Da man ohne die Genehmigung Luther's in einer ſo wichtigen Angelegenheit nichts thun wollte, ſo ſandte der Kurfürſt von Sachſen die Arbeit Melanchton's an den Reformator nach Koburg, um ſie zu prüfen, zu berichtigen oder zu ergänzen. Dr. Martin Luther fand an dem Aufſatz ſeines Freundes nicht das Mindeſte zu ändern und billigte ſogar die gelinden Ausdrücke desſelben mit der Bemerkung, daß er ſelbſt nicht ſo ſanft zu ſchreiben vermöge. Man war nun über das proteſtantiſche Glaubens-Bekenntniß einig, und daſſelbe wurde nun im Namen des Kurfürſten von Sachſen ausgefertigt. Melanchton hatte ſich der lateiniſchen Sprache bedient, weil er dieſe lieber ſchrieb, als die deutſche; nach dem Antrag der ſämmtlichen evangeliſchen Fürſten und Städte wurde das Glaubens-Bekenntniß aber in die Mutterſprache übertragen und zugleich im Namen aller proteſtantiſchen Reichsſtände geſtellt.

Jetzt machte man bei dem Kaiſer den Antrag, die Konfeſſion der Luther'ſchen Lehre in der Reichsverſammlung entgegen zu nehmen und anzuhören. Karl V. beſtimmte hierauf den 24. Juni 1530 zur Uebergabe derſelben; allein die Proteſtanten wollten ihr Glaubens-Bekenntniß nicht blos ſchriftlich überreichen, ſondern mündlich vor Kaiſer und Reich feierlich vortragen. Nach verſchiedenen Unterhandlungen ward die Bitte endlich gewährt und die Feierlichkeit für den folgenden Tag feſtgeſetzt. Sonnabends den fünf und zwanzigſten Juni des Jahres 1530 wurde nun die evangeliſch-lutheriſche Lehre in der Reichsverſammlung vor dem Kaiſer, den Fürſten und den Abgeordneten der freien Städte zum erſten Mal vollſtändig dargelegt. In tiefer Stille hörte die glänzende Verſammlung faſt zwei Stunden lang das Ableſen der deutſchen Original-Urkunde des Glaubens-Bekenntniſſes an, und dieſes erhielt hiernach fortan den Namen der Augsburger Konfeſſion. Alsdann wurde ſowohl das deutſche Original, als auch ein lateiniſcher Text deſſelben dem Reichsoberhaupt übergeben. Karl V. nahm den letzteren für ſich, und ließ die deutſche Original-Urkunde dem Erzbiſchof von Mainz, als des Reiches Erzkanzler, zur Aufbewahrung zuſtellen. An die Proteſtanten erging übrigens der Beſcheid, daß der wichtige Gegenſtand in reifliche Berathung gezogen werden ſolle.

Die Haltung der evangeliſchen Stände war während des Vortrages ihres Glaubens-Bekenntniſſes ernſt und würdig. Voll Vertrauen auf die überwiegende Kraft ihrer Lehre, hegten ſie die Hoffnung, daß der lebendige

Vortrag derſelben bei manchen ihrer Gegner nicht ohne Wirkung bleiben werde. Darum empfanden ſie über die Bewilligung des Ableſens ihrer Konfeſſion große Freude, und die Feierlichkeit ſelbſt erhöhte ihr Selbſtgefühl. Doch bald nahm die Lage der Dinge eine weſentlich andere Wendung. Karl V. ließ nämlich dem proteſtantiſchen Glaubens-Bekenntniß durch die katholiſchen Theologen eine Widerlegung entgegenſtellen, und dieſe, die Konfutation genannt, am 3. Auguſt 1530 ebenfalls in der Reichsverſammlung ableſen. Nach geſchehenem Vortrage ſchritt der Kaiſer aber ſogleich als Richter ein; er befahl den Evangeliſchen, in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück zu kehren. Alles ſollte demnach erledigt, das Glaubens-Bekenntniß der Proteſtanten verworfen und die Konfutation allein ſiegreich ſein. Für den Fall des Ungehorſams kündigte das Reichsoberhaupt verſchleiert ſogar Maaßregeln der Strenge an. Die evangeliſchen Stände erbaten ſich eine Abſchrift der katholiſchen Widerlegung ihrer Konfeſſion, und obwohl ihr Geſuch endlich bewilligt wurde, ſo wollte der Kaiſer doch von einem weiteren Schriftenwechſel nichts wiſſen, ſondern auf der Unterwerfung der Proteſtanten beſtehen. Da hierdurch ſchon die Gefahr eines Religionskrieges entſtand, ſo erlangten verſchiedene katholiſche Fürſten von friedlicher Geſinnung von Karl V. endlich die Zuſtimmung zu einem Verſuche gütlicher Unterhandlungen. Bevor dieſelben in Gang kamen, verließ jedoch der Landgraf von Heſſen eigenmächtig den Reichstag. Dieſer Schritt erregte eine ſolche Beſtürzung, daß der Kaiſer die Thore von Augsburg ſchließen ließ. Durch die Erklärung der übrigen evangeliſchen Stände, daß ſie um die Abreiſe des Landgrafen nicht gewußt haben, auch Augsburg ohne Erlaubniß des Reichsoberhauptes nicht verlaſſen wollten, wurde die Ruhe wieder hergeſtellt und die Unterhandlung zwiſchen beiden Religionsparteien wirklich eröffnet; doch jetzt bemächtigte ſich eines Theiles der Proteſtanten die größte Muthloſigkeit.

Zur Leitung des Sühne-Verſuchs war von katholiſcher Seite ein Ausſchuß ernannt worden, welcher ſeine Arbeiten am 16. Auguſt 1530 begann. Die katholiſchen Theologen, Cochläus, Eck und Wimpina, pflogen mit den proteſtantiſchen Melanchton, Brenz und Schnepf gelehrte Erörterungen, und man ſchien in der That ſich über verſchiedene Sätze vereinigen zu können. Wimpina und ſeine Kollegen waren aber in der Politik dem gutmüthigen Melanchton überlegen, und da letzterer bei ſeiner Furchtſamkeit gar zu gerne einen Vergleich erzielt hätte, ſo ließ er ſich etwas viel gefallen. Nicht genug, daß er die Biſchöfe mit ziemlicher Macht beibehalten wollte und verſchiedene Gebräuche der Kirche nach der alten Art wieder herzuſtellen verſprach, ſo geſtattete er auch bei den Fundamental-Glaubensſätzen eine Faſſung derſelben, welche ſophiſtiſcher Auslegung einen weiten Spielraum eröffnete und die Proteſtanten gänzlich der römiſchen Kurie unterordnen konnte. Unter einem großen Theil der evangeliſchen Partei entſtand daher eine heftige Unzufriedenheit mit Melanchton. Dadurch verlor dieſer vollends den Kopf und ward bis zum Erbarmen verzagt. Seine Aengſtlichkeit theilte ſich Andern mit, und die evangeliſche Partei bot allmählig einen ſehr traurigen Anblick dar.

Jetzt zeigte ſich indeſſen wieder, welchen Fels ſie zur Grundlage hatte, welche wunderbare Stärke ihr großer Führer, Dr. Martin Luther, beſaß. Immer in den Gefahren hob ſich die begeiſternde Glut und die überwältigende Kraft des Reformators am meiſten, und ſo war dies denn auch während der gegenwärtigen Bedrängniſſe der Fall. Luther ſah, wie immer, ſogleich ſcharf und klar; er wußte, daß ein Vergleich mit dem Papſtthum unmöglich ſei, und fiel zugleich auf das einzige Mittel, die Wirren gründlich zu beſeitigen, ... die Gewiſſensfreiheit! „Laſſet Jedermann glauben, was er will,“ rief er aus, „zwinget die Evangeliſchen nicht zum Papſtthum, die Katholiken nicht zur Reformation, gewähret vielmehr Freiheit der Meinungen, des Denkens und des Gewiſſens!“ Der Rath war weiſe und vortrefflich, und es würde heute anders um Deutſchland ſtehen, wenn man ihn befolgt hätte. Nachdem der Reformator in ſolcher Weiſe den richtigen Weg zur Verſöhnung gezeigt hatte, erhob er ſeine Stimme mit Macht, um ſeinen zagenden Freunden wieder Vertrauen und Muth einzuflößen. Er ſchrieb nun eine Reihe von Briefen nach Augsburg, worin er ſeiner Seelengröße herrliche Denkmale geſetzt hat. Aus allen leuchtet ſeine unerſchütterliche Standhaftigkeit hervor, ſeine Unbeugſamkeit, ſeine eiſerne Willenskraft. Er verwies ſeinem Freund Melanchton und zuweilen ſelbſt dem ſtärkeren Juſtus Jonas ihre Angſt und Nachgiebigkeit, immer zur Feſtigkeit und Ausdauer ermahnend. Durch unaufhörliche Einwirkung von Koburg aus richtete er denn wirklich ſeine verzweifelten und gebeugten Freunde wieder auf. Als er nun vollends das ſchöne Lied des Vertrauens: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ zu Koburg dichtete und ſang, ſo kehrte nicht nur die Freudigkeit ſeiner Freunde zurück, ſondern die Begeiſterung der geſammten evangeliſchen Richtung ward ſo ſehr erhöht, daß dieſe nun Gut und Blut an ihre Ueberzeugung zu ſetzen beſchloß.

Allein dennoch wurde von der katholiſchen Majorität des Reichstages der Beſchluß gefaßt: Es ſolle eine abweichende Lehre über das Abendmahl weder geduldet noch etwas von dem beſtehenden Ritus verändert werden; wer gegen ſolches Gebot handelte, ſolle mit Vermögens- Leibes- oder Todesſtrafe belegt werden.

Jetzt war der verhängnißvolle Würfel geworfen und blutige Zwietracht drohte dem Vaterlande. Die proteſtantiſchen Fürſten traten in Schmalkalden zu einem Bündniſſe zuſammen, um die Königswahl Ferdinand's, des Bruders Karl's V. zu hintertreiben, was ihnen indeſſen nicht gelang. Zu gleicher Zeit hatte ſich in der Schweiz ſchon ein Bürgerkrieg entſponnen. Allein glücklicherweiſe für die Proteſtanten, drohte Gefahr von den Türken, und Ferdinand zog einen Vergleich der Strenge vor. So kam der Nürnberger Religionsfriede zu Stande, der eine weſentliche Stütze der Reformation wurde.

Bald nach Abſchluß des Nürnberger Religionsfriedens, und zwar am 16. Auguſt 1532, ſtarb der Kurfürſt von Sachſen, Johann der Standhafte. Luther und alle ſeine Anhänger betrauerten tief den Verluſt eines Mannes, welcher der evangeliſchen Lehre ſo treu angehangen war und ſo großen Vorſchub geleiſtet hatte. Die Reformation ſelbſt ſollte durch die Regierungs-Veränderung in Sachſen übrigens nichts verlieren, da der Sohn des Geſchiedenen, Johann Friedrich, dem Lutherthum eben ſo eifrig ergeben war, und zur Vertheidigung deſſelben noch mehr Thatkraft beſaß. Zunächſt machte der neue Kurfürſt verſchiedene Verſuche, den Kaiſer für die Reformation günſtiger zu ſtimmen, und als er dieſe fehlgeſchlagen ſah, arbeitete er an einer feſten Vereinigung der proteſtantiſchen Stände. Nachdem er auf einer Verſammlung in Braunſchweig den Schmalkaldiſchen Bund theils befeſtigt, theils erweitert hatte, bemühte er ſich, den König von England in das Bündniß der Proteſtanten zu ziehen.

Umgekehrt blieb der Kaiſer unwandelbar zur früheren oder ſpäteren Unterdrückung der neuen Lehre entſchloſſen, und da das ſchicklichſte Mittel dazu die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Verſammlung zu ſein ſchien, worauf die Proteſtanten ſelbſt angetragen hatten, ſo nahm er dieſen Entwurf nun mit Nachdruck auf. Die Gefahr von Seite der Türken war wieder entfernt worden, indem ein ſtarkes Reichsheer unter die Fahnen Karls V. ſich geſtellt hatte. Deshalb eilte der Kaiſer nun nach Italien, um den Papſt perſönlich zur Ausſchreibung des Conciliums zu bewegen. Inzwiſchen hatte der grimmigſte Feind der Evangeliſchen, Herzog Georg von Sachſen, äußerſt gewaltthätige Mittel angewendet, um die Verbreitung der Reformation in ſeinem Lande zu hindern. Nicht genug, daß er ſeinen Unterthanen einen Eid abzwingen wollte und zum Theil wirklich abnöthigte, die lutheriſche Lehre zu meiden, verlangte er auch von ihnen die Beibringung eines Zeichens von dem Beichtvater, welches zum Beweiſe des katholiſchen Genuſſes des Abendmahls diente. Dr. Martin Luther war über dieſes Verfahren deshalb ſo entrüſtet, weil Herzog Georg ſich dadurch Eingriffe in das Gewiſſen erlaubte. Er ſchrieb darum am Charfreitage 1533 einen Brief an ſeine Freunde in Leipzig, worin er in ſeiner gewohnten Weiſe ſcharf wider Herzog Georg auftrat. Als der Bürgermeiſter Wolf Widemann ſchriftlich bei dem Reformator anfragte, ob er ſich zu jenem Schreiben bekenne, erfolgte eine barſche Antwort. Endlich veröffentlichte Luther die Eidesformel, welche abtrünnige Proteſtanten in des Herzogs Landen ſchwören mußten, und verband damit ein förmliches Urtheil, nach welchem Georg vom Teufel beſeſſen und ſeinem Verderben nahe ſei. Die Sprache war niederſchmetternd und erzürnte den Herzog ſo ſehr, daß er am kurfürſtlich-ſächſiſchen Hofe wider Luther Beſchwerde führte. Luther verantwortete ſich ſchriftlich, und geſtand alle Angriffe wider Georg nicht nur zu, ſondern erneuerte ſie auch. Außer einem wohlmeinenden Verweis und dem Rathſchlag einer gemäßigteren Schreibart, hatte der Streit keine Folgen für Luther; indeſſen die bereits angeregte Erbitterung ſeiner Partei wurde durch den Schriftenwechſel und die Anklage des Reformators um ſo heftiger, als Herzog Georg auch mehrere Evangeliſche aus Leipzig vertrieben hatte.

Der Kaiſer konnte kein Concil zu Stande bringen und es wurde hierauf ein Religionsgeſpräch in Regensburg abgehalten, um eine Vereinigung zu ermitteln, doch auch dieſes führte zu keinem Reſultate, aus denſelben Gründen wie früher. Allein das Werk der Reformation gewann immer beſſern Fortgang im Stillen, immer größere Ausdehnung und innere Kraft. Keine Macht der Erde konnte es mehr erſchüttern. Dieſe Ueberzeugung war allgemein und mußte vor Allem die letzten Tage des Mannes ſtärken und erleuchten, welcher das große Werk geſchaffen und mit bewunderungswürdiger Ausdauer durchgeführt hatte. Dr. Martin Luther hatte um dieſe Zeit noch nicht das drei und ſechzigſte Lebensjahr zurückgelegt; allein ſeine Anſtrengungen im Wirken für die Wahrheit, Aufklärung und Humanität waren zu anhaltend und zu außerordentlich, um nicht die größte Kraft frühzeitig aufzureiben. Wenn wir den Umfang der öffentlichen Thätigkeit des Reformators von 1517 bis 1546, alſo in dem langen Zeitraume von neun und zwanzig Jahren überblicken, ſo können wir des Staunens unmöglich uns erwehren. Schon ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind von einer Ausdehnung, daß ſie ein Menſchenleben füllen konnten; denn welche Unternehmung war — neben der Feſtſtellung der wahren chriſtlichen Lehre in allen ihren weſentlichen Theilen — nur die Ueberſetzung der Bibel! Gleichwohl waren dieſe mühſeligen Studien und Leiſtungen, verbunden mit dem Lehramt an der Univerſität Wittenberg, und dem ergreifenden Geſchäfte des erſten Volkspredigers, faſt unbedeutend gegen den harten Kampf, welchen Luther neun und zwanzig Jahre lang wider die Macht des Papſtthums führte!

Als ſeine Lehre Wurzel gefaßt hatte, war der Doktor, wie er mit Recht vorzugsweiſe genannt wurde, der politiſche Mittelpunkt ſeiner Partei. Nichts Weſentliches geſchah ohne ſeinen Rath, überall mußte er durch Gutachten die Entſchließungen der reformatiſchen Richtung leiten. Wie viele Verſuche zur Vermittlung, wie viele Disputationen, Geſpräche und Unterhandlungen fielen nur in dem Zeitraume von neun und zwanzig Jahren vor, wie oft war die Reformation der Berathungs-Gegenſtand auf den Reichsverſammlungen? Und jederzeit hatte Luther in der Vertretung ſeiner Partei die Hauptgeſchäfte zu verrichten! Der Reformator war zugleich der Rathgeber aller ſeiner Anhänger in ihren beſonderen Angelegenheiten. Sollte eine Kirche oder Schule nach neuen Grnndſätzen eingerichtet werden, ſo ward um das Gutachten Luther's gebeten; bedurfte man eines Pfarrers, mußte er ihn vorſchlagen; entſtand ein Zweifel über irgend eine Religionsfrage, ſo berief man ſich auf ſeine Entſcheidung. Ja ſogar im häuslichen Leben betrachteten die Lutheriſchen ihren Führer als Tröſter und Schützer. Wer an Gemüthsunruhe litt, wer um der Religion willen verfolgt wurde, wer durch den Tod eines Familiengliedes in Schmerz verſetzt war, wendete ſich an Dr. Martin Luther, um Linderung ſeines Kummers zu erhalten. Und nie ließ der milde Mann den Hülferuf ohne Gewährung. So ſehr er auch von allen Seiten Deutſchlands mit Bitten der Art beſtürmt wurde, gleichwohl ſendete er immer ſeinen gemüthreichen Troſtbrief. Schon die ungeheure Maſſe von Antwortſchreiben der Art, welche in ſeinen Werken geſammelt ſind, erregen die Verwunderung, — wie viele mögen aber noch unbekannt ſein, und in den Archiven verborgen liegen. Es iſt ſchwer, von dem Umfange einer neun und zwanzigjährigen Wirkſamkeit der Art eine genaue Vorſtellung zu gewinnen, dagegen leicht begreiflich, wie ſehr die Kräfte des Mannes frühzeitig nachlaſſen mußten.

Nachdem wir Luther's öffentliche Wirkſamkeit betrachtet, iſt es Zeit, auch einen Blick auf das Privatleben des großen Mannes zu werfen. Obgleich Luther die Urſache des Eingehens der Klöſter des Auguſtinerordens war, obgleich in ſeinem eigenen Kloſter alle Mönche im Jahre 1524 ausgetreten waren, hatte er mit dem Prior allein noch am längſten da verweilt. Da ihn indeſſen bald die Verwaltung der Kloſtereinkünfte, welche ihm allein oblag, zu ſehr beläſtigte, übergab er endlich das Kloſter dem Kurfürſten und legte die Mönchskutte ab. In ſeiner Lebensweiſe war Luther äußerſt nüchtern und mäßig, in ſonſtigem Aufwand anſpruchslos bis zur Armuth. Doch trank er in ſeinen reiferen Jahren gerne ein Glas gutes Bier und liebte das ergötzende Geſpräch einer lebhaften, geiſtreichen Tiſchgenoſſenſchaft. In ſeiner Kleidung war der Reformator ſo einfach, daß ihm ſein Kurfürſt wiederholt Tuch zu einem neuen Rocke ſchickte. Solche Geſchenke nahm er jedesmal mit der größten Beſcheidenheit auf; er äußerte, daß das Tuch viel zu fein für ihn ſei und anderes mehr. Vorzüglich naiv iſt folgender Brief, den er bei einer ſolchen Gelegenheit an ſeinen Kurfürſten ſchrieb: „Ich habe lange verzogen, Ew. kurfürſtlichen Gnaden unterthänigſt zu danken für die überſchickten geſchenkten Kleider und Gewande. Aber ich will Ew. kurf. Gn. bitten, nicht zu glauben denen, die mich angeben, als habe ich Mangel. Ich habe leider mehr, ſonderlich von Ew. kurf. Gn., denn ich mit gutem Gewiſſen vertragen kann. Mir gebühret auch nicht, als einem Prediger, Ueberfluß zu haben, begehre es auch nicht. Darum ich auch Ew. k. Gn. milde und gnädige Gunſt alſo ſpüre, daß ich mich fürchte. Denn ich ja nicht gerne hier im Leben wollte mit denen erfunden werden, zu welchen Chriſtus ſpricht: Wehe euch Reichen, ihr habt euern Lohn dahin. Zudem auch, weltlich zu reden, ich will nicht gerne Ew. kurf. Gn. beſchwerlich ſein, als der ich weiß, daß Ew. k. Gn. des Gebens ſo viel hat, daß Sie freilich zu ſolchem Stande nichts übrig haben mögen. Denn zuviel zerreißt den Sack. Dennoch, wiewohl es zu viel wäre geweſen an dem lederfarbenen Tuch, auf daß ich aber Ew. k. Gn. dankbar ſei, ſo will ich auch Ew. k. Gn. zu Ehren den ſchwarzen Rock tragen, wiewohl es mir doch ja zu köſtlich iſt, und wo es nicht Ew. k. Gn. Geſchenk wäre, ich nimmermehr ſolchen Rock tragen könnte. Bitte derohalben Ew. k. Gn. wollten harren, bis ich ſelber klage und bitte, auf daß ich durch ſolch Zuvorkommen nicht ſcheu werde, für Andre zu bitten, die ſolcher Gnade viel würdiger ſind. Denn Ew. k. Gn. thun mir ohnedieß zu viel. Chriſtus ſoll und wird es gnädiglich und reichlich erſtatten. Das bitte ich von Herzen. Amen.“ Trotz dieſes beſcheidenen Verhaltens bemächtigte das Gerücht und die Verläumdung ſich doch ſeiner, wie jedes berühmten Mannes. Seine Feinde verbreiteten die abentheuerlichſten Gerüchte über ihn; je fabelhafter ſie waren, deſto mehr wurden ſie geglaubt. So kam einſt ein Bote oder Kundſchafter des Königs Ferdinand nach Wittenberg, um ſich von dem Grund oder Ungrund des Gerüchtes zu überzeugen, wornach Luther mit bewaffneten Haufen in der Stadt umherziehen und ein ausgelaſſenes, liederliches Leben führen ſollte. Auch während ſeines Aufenthaltes zu Worms hatte man ausgeſprengt, daß er trinke und mit Würfeln ſpiele. Freilich waren das Alles nur Vorwürfe, welche ſeine Feinde, die römiſchen Pfaffen, mit größerem Rechte trafen. — Luther war lange im Kloſter und daher bis in ſein 42tes Jahr ledig geblieben. Selbſt nachdem er das Kloſter dem Kurfürſten übergeben hatte, dachte er nicht an die Ehe, da doch die meiſten Mönche, ſobald ſie aus ihren Klöſtern getreten waren, ſich verheiratheten. Er erwiederte vielmehr auf eine Aufforderung dazu: „er habe dermalen ganz keine ſolche Gedanken, ſondern hoffe bald zu ſterben.“ Im Jahr 1524 wurde er mit Katharina von Bora bekannt, einer Nonne, die das Kloſter Nimptſchen verlaſſen hatte. An ſich dachte er in Bezug auf dieſelbe zuerſt am allerwenigſten, ſondern ſchlug vielmehr mehreren ſeiner Freunde vor, Katharina von Bora zu heirathen. Allein die Zeit bringt Roſen, und ſo entſchloß ſich denn Luther im Jahre 1525 plötzlich, ſelbſt dieſe Katharina zu ehelichen. Mit auffallender Eile vollzog er, um vielleicht Einwendungen zuvorzukommen, die Trauung am 13. Juni 1525. Schon früher hatte man ausgeſprengt: Luther wolle ſich verheirathen, und aus einem ſolchen Akte den Sturz ſeines ganzen Werkes prophezeit, vorzüglich aber die Verläumdung ausgeſtoßen, Luther habe ſein Unternehmen nur deswegen begonnen, um heirathen zu können. Ein gewiſſer Hieronymus Schurf ſagte: „wenn der Mönch Martin ein Weib nähme, ſo würde die ganze Welt und der Teufel ſelbſt lachen, und er alle ſeine Sache damit verderben.“ Allein ſolches Gerede beſtärkte vielmehr den ſtarken Geiſt, ſtatt ihn zu entmuthigen, denn in dem, was er bei ſeinen Schülern gut hieß, konnte und ſollte er ſelbſt mit eigenem Beiſpiel vorangehen. Anfangs Mai 1525 ſchrieb er: „Kann ich's ſchicken, dem Teufel zum Trotz will ich meine Käthe zur Ehe nehmen, ehe denn ich ſterbe; wo ich höre, daß ſie fortfahren. Ich hoffe, ſie ſollen mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen.“

An ſeinen Freund Michael Stiebel ſchrieb er nach der Hochzeit: „Bittet für mich, mein lieber Herr, daß Gott der Herr meinen neu angefangenen Orden wolle gnädiglich ſegnen und heiligen. Denn die Weltweiſen, auch unter den Unſren, ſind heftig erzürnt darüber. Sie müſſen bekennen, daß der Eheſtand Gottes Geſchöpf und Werk iſt. Aber die Larve meiner und der Jungfrau Perſon macht ſie thöricht und treibt ſie, wider Gott zu denken und zu reden. Iſt mein Eheſtand Gottes Werk, was iſt's Wunder, daß die Welt ſich darum ärgert? Wir haben die Renten und Zinſen unſeres Kloſtereinkommens dem Landesfürſten übergeben. Ich lebe nun fort wie ein anderer Hausvater und bleibe im Kloſter (im Gebäude), ſo lange Chriſtus will. Denn ich habe nicht darum ein Weib genommen, als gedächte ich lange zu leben, ſondern nachdem ich denke, daß ſchier mit mir am Ende ſein will, weil ich ſehe, daß Jedermann, Hohe und Niedrige, wider mich wüthen und toben“ (Luther ſchrieb dieſes gerade in der Zeit der Empörung in Münſter) „daß ich meine Lehre mit meinem eigenen Exempel beſtätigt, den ſchwachen Gewiſſen zum Troſte hinter mir ließe?“ Es erhellt hieraus, daß ſein Schritt auch von Freunden getadelt wurde, obgleich er doch eine nothwendige Folge ſeiner eigenen Lehre ſein mußte. Von ſeinen Feinden mußte der Reformator natürlich die ärgſten Läſterungen erdulden. Es wurde unter Anderem an eine Sage erinnert, daß von einem Mönch und einer Nonne der Antichriſt erzeugt werden ſolle; worauf indeſſen der geiſtreiche Erasmus erwiederte, dann müſſe es bereits Tauſende von Antichriſten in der Welt gegeben haben. Zu einem Hochzeitsſchmauſe hatte **Dr. Martinus**, wie er von ſeinen Freunden häufig genannt wurde, mehrere Vertraute eingeladen, unter andern auch Leonhard Koppe von Torgau, den Beförderer der Flucht ſeiner Katharina. Für die Hochzeit erbat er ſich nicht Geſchenke, ſondern Glückwünſche und das Gebet um Gottes Segen. Doch ſchickte ihm der Magiſtrat von Wittenberg als Hochzeitsgeſchenk ein Stübchen Malvaſier, ein Stübchen Rheinwein und ſechs Maaß Frankenwein. Noch zwei Trauringe ſind vorhanden, wovon der eine einen Rubin hat, der andere einen Diamant, mit der Inſchrift: Was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Neuerdings wurde noch ein ſilberner Ring in Sachſen aufgefunden, der ein Trauring ſein ſoll, und vielleicht wegen ſeiner Einfachheit mehr der Aechtheit ſich nähert. Luther war 42 Jahre alt, als er ſich verheirathete, ſeine Frau 26; ſie ſoll ſchön geweſen ſein. Des Reformators reines, kindliches Gemüth befand ſich wohl im Eheſtand, und die Briefe, welche er an ſeine Freunde über dieſen Punkt ſchrieb, zeugen von einer ungetrübten, frohen Heiterkeit. Nach dem erſten Jahre wurde ihm ein Sohn geboren, nach dem zweiten eine Tochter, welche jedoch bald wieder ſtarb und den fühlenden Mann in tiefes Herzeleid verſetzte. Die naive Gemüthlichkeit des Reformators erhebt ſich vorzüglich in einem Briefe, den er auf einer Reiſe an ſein vierjähriges Söhnchen ſchrieb: „Ich ſehe gern, daß du wohl lerneſt und fleißig ſeieſt. Thu' alſo, mein Söhnchen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, will ich dir einen ſchönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübſchen, luſtigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und leſen ſchöne Aepfel unter den Bäumen, und Birne, Kirſchen, Spilling und Pflaumen; ſpringen, ſingen, ſind fröhlich; haben auch ſchöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und ſilbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten iſt, weß die Kinder wären? Da ſprach er: es ſind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm ſind; da ſprach ich: lieber Mann, ich hab auch ein Söhnchen, heißt Hänschen Luther, möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er ſo ſchöne Aepfel und Birn eſſen möchte und ſolche ſeine Pferdlein reiten und mit dieſen Kindern ſpielen? u. ſ. w."

Der Kurfürſt von Sachſen hatte dem Reformator das Kloſtergebäude der Auguſtiner zu Wittenberg geſchenkt. In dieſem geräumigen Hauſe bewirthete er oft ſeine Freunde. Wenn er auch ſelbſt mäßig war, ſo ſetzte er doch gerne gute Speiſen und Trank vor, welche er mit ſinnigen, kräftigen Sprüchen würzte, von denen viele noch in ſeinen Tiſchreden uns aufbewahrt ſind. Den Abend liebte er ſpäter bei einem Glaſe Bier mit ſeinem Freunde Dr. Jonas oder Lukas Cranach zuzubringen, wo er ſich erholte und ſeinen Geiſt von den Anſtrengungen des Tages aufheiterte. Der Letztere, der berühmte Künſtler, malte zu verſchiedenen Malen das Bildniß unſeres Luther's, bei Lebzeiten und nach ſeinem Tode, welche Porträte noch vorhanden ſind. Die Muſik hielt der Reformator hoch, und als ein beſonderes Mittel gegen die Anfechtungen des Teufels, gleich unmittelbar nach der Theologie.

Luther ging öfters mit dem Gedanken um, durch andere als blos geiſtige Arbeit ſeinen Unterhalt ſich zu erwerben. So verſuchte er dies einmal durch Landwirthſchaft. Allein er mußte ſie bald wieder aufgeben, weil er dabei zuſetzte. So übte er ſich — theils aus dieſem Grunde, theils der Bewegung halber — in der Drechſelkunſt. Hierüber ſchrieb er an ſeinen Freund Link in Nürnberg: „Weil bei uns Barbaren keine Kunſt und kluge Einſicht iſt und ich und Wolfgang, mein Gehülfe, die Dreherkunſt angefangen haben zu treiben, ſchicken wir hier einen Goldgulden mit der Bitte, du wolleſt einige Handwerkszeuge zum Bohren und Drehen uns mit der Zeit ſchicken und zugleich ein paar Schrauben, wie dir leicht jeder Dreher ſagen und unterrichten kann; wir haben hier Handwerkszeug, aber wir möchten gern auch feinere von euerer Nürnberger Arbeit. Ich denke, bei euch iſt Alles wohlfeiler zu haben. So lernen wir uns mit eigener Hand unſern Unterhalt erwerben, wenn allenfalls die Welt uns um des Wortes willen nicht mehr ernähren und erhalten mag, und dienen dann den Unwürdigen und Undankbaren nach dem Bilde unſers Vaters im Himmel.“

Wie viele große Männer, die dem finſtern Geiſte ihres Jahrhunderts widerſtrebten, ſoll auch Luther mit Meuchelmord bedroht geweſen ſein. Hutten warnte ihn im Jahre 1520 vor Gift. In Worms zerſprang ihm ein Glas in der Hand, ehe er deſſen Inhalt verkoſtet hatte. Dieſer Umſtand wurde der Vorſehung Gottes zugeſchrieben, und man vermuthete, daß das Getränk vergiftet war. Mehrere verdächtige Fremde kamen nach Wittenberg und verſchwanden, ſobald man ſie für verdächtig hielt und vernehmen wollte.

Wie ſchon erwähnt, wurde der Reformator von Bekannten und Unbekannten nah und fern, ſelbſt in Familienangelegenheiten, zu Rath gezogen. Eine Anekdote, die jedoch nicht verbürgt iſt, will ich anführen, weil ſie den kernigen Humor des Dr. Martinus abſpiegelt. Ein Bauer führte ſeinen Sohn zu Luther und fragte ihn um Rath, was er ihn lernen laſſen ſollte. Auf einem Nebentiſche ſtand eine gebratene Gans. Während die Männer ſich unterhielten, verwandte der Bauernbube ſeine Zeit damit, der Gans die Haut abzuziehen und zu verſpeiſen. Luther, der das Unternehmen bemerkt hatte, rieth ſogleich dem Bauer, ſeinen Sohn Gerber (wo nicht Schinder) werden zu laſſen, indem er auf die vollbrachte Arbeit hinwies.

Der Hypochondrie des großen Mannes haben wir ſchon gedacht, wie er die Leiden, welche ſolche hervorbrachte, den Anfechtungen des Teufels zuſchrieb, und einmal, als ihm die Qual zu arg wurde, in ſeiner Kraft dem Letzteren, das Tintenfaß an den Kopf zu werfen verſuchte. — So gering Dr. Luther's Einnahme und Vermögensumſtände auch waren, (denn weder er noch ſeine Frau hatten etwas in die Ehe mitgebracht,) ſo lebte er bei ſeiner Genügſamkeit doch froh im häuslichen Kreiſe. Er hatte drei Söhne und war bei ſeiner gemüthlichen Natur ein guter Familienvater. Die Aufmerkſamkeit und liebreiche

Pflege ſeiner Gemahlin, wie der näheren Freunde bemühte ſich eifrig um Bewahrung ſeiner Geſundheit; deſſen ungeachtet zeigte ſich vom Jahre 1544 an ein raſches Altern bei ihm. So wie die Kräfte abnahmen, verlor ſich auch die frühere Heiterkeit des Geiſtes und Luther wurde allmählig düſter, ja faſt mürriſch.

Aeußere Umſtände trugen noch dazu bei, um dieſe Stimmung zu vermehren und die letzten Lebensjahre des großen Mannes zu trüben. Das bitterſte Gefühl, welches er in ſeinem ganzen Leben empfunden hatte, war ſeine Unzufriedenheit mit der abweichenden Lehre der ſchweizeriſchen Reformirten über das Abendmahl. Luther war ſich klar bewußt, welches Maaß von Muth, Charakterſtärke und Geiſteskraft nothwendig war, um den ungleichen Kampf mit dem Papſtthum zu beginnen. Vor ihm hatte denſelben Niemand in ſo entſchiedener Weiſe gewagt, wie der ehrwürdige Zwingli ſelbſt gerecht anerkannte. Unerträglich ſchien es daher dem eigentlichen Urheber der Reformation, Dr. Martin Luther, zu ſein, daß diejenigen, denen er zum öffentlichen Bekenntniß der beſſeren Lehre erſt Muth gemacht und die Bahn gebrochen, ihn über Glaubensſätze meiſtern wollten. Von dem Standpunkt geſchichtlicher Unparteilichkeit kann man das Benehmen Luther's in dem Sakraments-Streit mit den Zwingliſchen allerdings nicht rechtfertigen, da Letztere in der Sache ſelbſt Recht hatten, und noch überdies in dem Streite ſowohl verſöhnlicher als beſcheidener ſich erwieſen. Dagegen läßt ſich die Empfindlichkeit Luther's aus den angegebenen Gründen ſehr leicht erklären, und wer wollte dem unſterblichen Manne bei ſeinen außerordentlichen Verdienſten um die Menſchheit eine Schwäche nicht verzeihen? Wie dem aber auch ſei, ſo wurden dem Reformator durch den Zwieſpalt mit den Zwingliſchen jedenfalls ſeine letzten Lebensjahre verbittert. In ſeiner Seele ſetzte ſich nämlich der Verdacht feſt, daß Philipp Melanchton insgeheim der Lehre Zwingli's ſich zuneige. Bei der großen Abneigung, welche er gegen die Anhänger dieſer Lehre hegte, konnte ihm nicht Entſetzlicheres begegnen, als den treuen Gehülfen ſeiner langen öffentlichen Wirkſamkeit, den Freund ſeiner Seele, ſein zweites Ich, zu ſeinen Todfeinden übergehen zu ſehen. Luther litt unſäglich durch dieſe Befürchtung, und zog ſich nun verſchloſſen in ſich ſelbſt zurück.

Selbſt ſeine Stellung an der Univerſität Wittenberg ward jetzt unbehaglich, ja faſt unerträglich. Von allen ſeinen Amtsbrüdern geachtet, geliebt, bewundert, war er bisher auch an der hohen Schule der Mittelpunkt aller geiſtigen Thätigkeit, die eigentliche Seele der Anſtalt geweſen. Da aber auch Melanchton mit Recht hoch geſchätzt und innig verehrt wurde, da man nur mit Schmerz eine heimliche Kälte zwiſchen beiden hochſtehenden Männern ſich anſpinnen ſah, ſo kehrte ſich das Mißtrauen Luther's auch gegen die Mehrheit ſeiner Kollegen. Seine Gemüths-Stimmung war nun ſo trübe, daß er Wittenberg im Jahr 1544 ſogar zu verlaſſen beſchloß und nur mit Mühe durch die Fürbitte der geſammten Univerſität von jenem Entſchluß abgebracht werden konnte. Deſto heftiger erneuerte er dafür ſeinen Streit mit den Schweizern durch eine Schrift, welche im Jahre 1544 erſchien. Immer düſterer und verſchloſſener ward fortan ſeine Gemüths-Stimmung und nur ein Vorfall gab ihm noch kleine Erheiterung. Man verbreitete nämlich im Jahre 1545 von Rom aus eine Schrift in italieniſcher Sprache, worin berichtet wurde, daß Dr. Martin Luther geſtorben und daß ſein gottloſer Leib vom Teufel geholt worden ſei. „Durch dieſes Ereigniß,“ hieß es ferner, „hätten Viele ihr Leben gebeſſert und zur rechten Kirche ſich zurückgewendet.“ Luther war über jene Schrift ſo ergötzt, daß er ſie ſelbſt in's Deutſche überſetzte und durch den Druck verbreitete. Es kommen darin folgende Stellen vor: „Auf daß das Volk abſtünde von ſolchem großen Irrthum, Zerſtörung und Verderbniß, welche obengenannter Luther in dieſer Welt angerichtet hat, darum iſt alsbald, nachdem ſein Leib in's Grab iſt gelegt worden, ein ſchrecklicher Rumor und Getümmel gehört worden, als ſiele Teufel und

Hölle in einander. Die folgende Nacht an demſelben Ort, da der Leib des Martin Luther war begraben, hat Jedermann gemeiniglich gehört ein größer Ungeſtüm, denn das erſte. Darum iſt auch das Volk aufgeſtanden und kam in Furcht und Entſetzen. Derhalben als es Tag ward, gingen ſie hin, aufzuthun das Grab, da der gottloſe Leib des Martin Luther hingelegt war, welches Grab, als es auf ward gethan, ſah man, daß da weder Leib, oder Fleiſch, noch Bein, noch einige Kleider waren, aber es war alles voll ſolch ſchwefelichen Geſtankes, daß es Alle, die umherſtanden, krank machte. Dadurch haben Viele ihr Leben gebeſſert zu dem heiligen chriſtlichen Glauben, zu Ehre, Lob und Preis Jeſu Chriſti und Befeſtigung ſeiner heiligen chriſtlichen Kirche, die da iſt ein Pfeiler der Wahrheit.“ Unter die Ueberſetzung ſchrieb er: „Und ich Martinus Luther D. bekenne und zeuge mit dieſer Schrift, daß ich ſolchs zornig Gedichte von meinem Tod empfangen hab am 21. Martii, ſehr gerne und fröhlich geleſen, ausgenommen die Gotteslesterung, da ſolche Lügen der hohen, göttlichen Majeſtät wird zugeſchrieben. Sonſt thut mirs ſanft auf der rechten Knieſcheiben, und an der linken Ferſen, das mir der Teufel und ſeine Schupen, Papſt und Papiſten ſo herzlich feind ſind, Gott bekehre ſie vom Teufel. Iſt's aber beſchloſſen, daß mein Gebet für die Sünde zum Tod vergeblich iſt, wohlan, ſo gebe Gott, daß ſie ihr Maaß voll machen, und nichts anders, denn ſolche Büchlein zu ihrem Troſt und Freuden ſchreiben. Laßt immer hinfahren, ſie fahren recht, sic voluerunt, ich will dieweil zuſehen, wie ſie wollen ſelig werden, oder wie ſie büſſen, und widerrufen mögen alle ihre Lügen und Gottesläſterungen, damit ſie die Welt füllen.“

Im Mai oder Juni 1545 hatte Luther ſeinen Vorſatz, Wittenberg zu verlaſſen, wirklich ausgeführt; ja er ſchrieb ſogar an ſeine Ehefrau, daß er nicht mehr dahin zurückzukehren gedenke. Da man von dieſem Schritte großen Nachtheil für die Univerſität Wittenberg befürchtete, ſo vereinigte ſich Alles, um den Reformator zur

Rückkehr zu bewegen, welche denn endlich auch erfolgte. Schon am 23. Januar 1546 reiſte aber Dr. Martin Luther wieder von Wittenberg ab, um auf die Bitten der Grafen von Mansfeld durch ſeine überwältigende Perſönlichkeit verſchiedene Irrungen in ihrer Familie zu vermitteln und zu vergleichen. So hart ihn das Geſchäft in ſeiner damaligen Lage ankam, wollte er ſich demſelben doch gern unterziehen, um durch Verſöhnung der Grafen von Mansfeld ſeinem Heimathlande wieder Ruhe zu geben. Am 24. Januar 1546 langte der Reformator in Begleitung ſeiner drei Söhne Johann, Martin und Paul in Halle an, und verweilte wegen hohen Waſſerſtandes bis zum 27. alldort. Auch dieſe Ruhezeit ſollte zum Wirken benützt werden, und darum predigte er am 26. in Halle. Nachdem er am 29. desſelben Monats in Eisleben angekommen war, unterzog er ſich dort bis zum 17. Hornung täglich dem verwickelten Vermittlungsgeſchäft zwiſchen den Grafen und predigte noch überdies vier Mal in beſonders eindringlicher Weiſe. Schon vor ſeiner Ankunft in Eisleben war er im Wagen ſo ſchwach geworden, daß man für ſein Leben fürchtete. Durch Reiben mit warmen Tüchern hatte man dem Uebel begegnet, und Luther war wieder ziemlich wohl. Im traulichem Zwiegeſpräch mit ſeinen Freunden äußerte er des Abends oft, daß er bei ſeinem Alter die Laſt der Geſchäfte jetzt doch empfinde, und darum endlich einmal ſich zur Ruhe zu ſetzen gedenke. Der alternde Mann erfreute ſich ſehr an dieſem Gedanken und ſagte, daß er bei ſeiner Rückkehr nach Wittenberg ſogleich in den Ruheſtand ſich verſetzen laſſen wolle. Allein die Freude, von ſeinen ungeheuren Arbeiten auszuruhen, und noch einige Jahre ſorgenlos und heiter zu verleben, ſollte dem Reformator nicht zu Theil werden: denn ſchon am 17. Hornung 1546 kehrte die Schwäche noch in Eisleben zurück, und ein ſegensreiches, vielbewegtes Leben ſtand nun an ſeinem Ziele.

Dr. Jonas, der bewährte Freund Luther's, umgab mit des Letztern drei Söhnen das Lager des Kranken.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Hornung nahm die Schwäche ſo zu, daß der Reformator ſein herannahendes Ende fühlte. „Ach, lieber Doktor Jonas,“ ſagte er, „ich acht’, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben!“ Zwei Aerzte eilten nun herbei: der Graf Albrecht von Mansfeld und ſeine Gemahlin begaben ſich der Pflege willen zu dem Kranken, und noch andere Perſonen, insbeſondere M. Celius, boten freundlich ihre Dienſte zu gleichem Zwecke an. Dr. Jonas und M. Celius ſuchten dem Leidenden Hoffnung auf Geneſung einzuflößen; allein dieſer erklärte beſtimmt, daß er ſeinen Geiſt aufgeben werde. Darauf begann Dr. Martin Luther in folgender Weiſe laut zu beten: „O mein himmliſcher Vater, ein Gott und Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, du Gott alles Troſtes, ich danke dir, da du mir deinen lieben Sohn Jeſum Chriſtum offenbaret haſt, an den ich glaube, den ich geprediget und bekannt hab, den ich geliebet und gelobet hab, welchen der leidige Papſt und alle Gottloſen ſchänden, verfolgen und läſtern. Ich bitte dich, mein Herr Jeſu Chriſte, laß dir meine Seele befohlen ſein. O himmliſcher Vater, ob ich ſchon dieſen Leib laſſen, und aus dieſem Leben hinweggeriſſen werden muß, ſo weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Armen mich Niemand reiſſen kann.“

Da die Krankheit ſichtbar zunahm, verſuchte ein Arzt noch die Wirkung einer Arznei, welche er für Nothfälle bei ſich trug; Luther betheuerte hingegen wiederholt die Unabwendbarkeit ſeines Todes und ſprach deshalb drei Mal ſehr ſchnell: „Pater in manus tuas commendo spiritum meum. Redemisti me, Deus veritatis.“ (In deine Hände befehle ich meinen Geiſt, Vater; du haſt mich erlöſt, Gott der Wahrheit). Hierauf wurde er ſtill, und als man ihn rüttelte, rieb und ihm zurief, öffnete er die Augen nicht und gab auch keine Antwort. Später gelangte Luther wieder zum Bewußtſein, und in dieſem Augenblicke richteten Dr. Jonas und M. Celius folgende Frage an ihn: „Verehrungswürdiger Vater! Wollet ihr auf Chriſtum und die Lehre, wie ihr die geprediget, beſtändig ſterben?“ Es war gefährlich, eine ſolche inhaltſchwere Frage einem Sterbenden vorzulegen, deſſen Bewußtſein und klare Denkkraft im Schwinden war. Allein Luther ſprach ſo feſt, daß man es deutlich hören konnte: „Ja!“ Gleichſam als hätte er nun ſein letztes Geſchäft verrichtet, ſein Werk vollendet und gekrönt, ſeine Rechnung mit der Erde abgeſchloſſen, wendete er ſich auf die andere Seite und begann zu ſchlummern. Nach einer Viertelſtunde wurde er plötzlich ſehr bleich, holte tief, doch leicht Athem und entſendete noch vor Anbruch des Tages ſeinen kühnen Geiſt.

Ruhig und ſanft war das Hinſcheiden des erhabenen Mannes!

So ſtarb Dr. Martin Luther am 18. Hornung 1546 zu Eisleben in der Grafſchaft Mansfeld. Als ſchon die Heldenſeele entſchwunden war, wollten die Umſtehenden den Gedanken daran noch nicht ertragen. Vor dem Verſcheiden waren auch der Graf Heinrich von Schwarzburg und ſeine Gemahlin an das Krankenbett gekommen. Dieſe und die Mansfeld jammerten laut, und rieben ſammt Jonas, Celius und Aurifaber den Todten noch längere Zeit, bis ſie der Gewißheit weichen mußten. Früh um vier Uhr erſchienen der Fürſt Wolf von Anhalt, mehrere Grafen und Herren und alle erhoben ihre Stimme und weinten laut, wie der große Verklärte ſo ſchön geſagt hatte. Alsdann ſtrömten auch die Bürger von Eisleben herbei und ergoſſen heiße Thränen über den todten theuren Leib. Am 19. Hornung ward die Leiche in die Hauptkirche zu St. Andreas getragen, begleitet von vielen Großen und der geſammten Bevölkerung der Stadt. Dort predigte Dr. Jonas, während M. Celius vor dem Abgang der Ueberreſte des Reformators nach Wittenberg eine ergreifende Rede hielt. Der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen wünſchte nämlich, daß der erhabene Todte ſeine letzte Ruheſtätte an dem Orte, wo er ſeine öffentliche

Wirkſamkeit eröffnet hatte, finden ſollte. Nachdem die Grafen von Mansfeld nicht ohne Widerſtreben eingewilliget, fuhr die Leiche am 20. Hornung 1546 von Eisleben ab. Graf Hans und Hans Hojer von Mansfeld geleiteten dieſelbe mit 45 gerüſteten Pferden. Als der Zug der Stadt Halle ſich näherte, ſtrömte ihm der größte Theil der Bevölkerung entgegen. Unter den Thoren empfingen die Pfarrherren, der Rath der Stadt, und die Schullehrer mit allen ihren Zöglingen ehrerbietig die Leiche. Am 22. Hornung langte der Zug vor den Thoren von Wittenberg an, wo alle Profeſſoren und Studenten der Univerſität, der Rath und die ganze Bürgerſchaft verſammelt waren. Mit großer Feierlichkeit wurden die theuern Ueberreſte hierauf in die Schloßkirche gebracht, und dort hielt Dr. Bugenhagen eine rührende Predigt. Ihm folgte in lateiniſcher Rede Dr. Philipp Melanchton, um die verwaiſte Kirche und hohe Schule einigermaßen zu tröſten.

Der Eindruck, welchen der Tod des großen Reformators hervorbrachte, war überall gleich — tief, überwältigend, unermeßlich. Das Volk fühlte und wußte, daß ſein edelſter Wohlthäter, ſein Schirm und Hort, ſein Vater und Erzieher geſchieden ſei. Deshalb floſſen die Zähren ſo bitter und heiß in Eisleben, deshalb ſtrömten bei der Ueberfahrt der Leiche nach Wittenberg aus allen Ortſchaften zu beiden Seiten des Weges die Einwohner herbei, um ihren Schmerz auszuklagen und die theuern Ueberreſte zu ſegnen. In jedem Dorfe, in jeder Stadt wurden die Glocken geläutet, und Männer wie Frauen, Greiſe, Jünglinge und Kinder gingen ſchluchzend dem Leichenwagen entgegen.

Nicht blos Familien oder Gemeinden waren in Trauer verſunken, ſondern das Volk ..... es war eine Landestrauer, nicht jene kalte Ceremonie, wie ſie bei fürſtlichen Todesfällen öfters nur in Folge des Gebotes abgehalten wird, ſondern eine tiefgefühlte, allgemeine, heilige Volksklage! Als Dr. Bugenhagen in der Predigt über der Leiche Luther's heftig weinend ausrief:

„Wer iſt jetzt unſer Hort, unſer Vater? Wir ſind verlaſſen, verwaiſt!“ brach die ganze Verſammlung in den Schrei der Verzweiflung aus. Das Volk ſtürzte nieder, von Schmerz zerriſſen; es erkannte klar ſeinen ungeheuren Verluſt.

Dr. Martin Luther war einer der merkwürdigſten Charaktere, vielleicht der ſeltenſte Mann der Weltgeſchichte! Je unermeßlicher und ſchwerer das Werk der Kirchenverbeſſerung war, welches durch ihn vollführt werden ſollte, deſto ſorgſamer ſchien die Vorſehung in der geiſtigen Ausſtattung ihres Sendboten, deſto aufmerkſamer in der Wahl der Eigenſchaften geweſen zu ſein, welche zur Erfüllung ſeines Berufes nothwendig waren. Luther beſaß viel umfaſſendere Kenntniſſe und weit größere Gelehrſamkeit, als man ſpäter im Vergleich mit Melanchton gewöhnlich finden wollte. Er legte nur keinen Werth darauf, prunkte nicht damit, ſondern verbarg ſie eher. So mag ſein Schatz von Kenntniſſen Manchem freilich geringer erſcheinen; wer dagegen Jahre lang ſich mit ihm beſchäftiget, ſtößt auf unzweideutige Zeichen des Gegentheils. Die Gelehrſamkeit war zugleich bei dem Reformator geiſtig durchdrungen, durch klares Urtheil lebendig. Nichts zeigte ſich ſchärfer bei ihm ausgebildet, als der Verſtand. Darum war er ſo folgerichtig im Denken, daß er für die perſonifizirte Logik gelten konnte. Es iſt öfters der Fall, daß bei dem Menſchen Gemüth und Verſtand im umgekehrten Verhältniß ſtehen, eine Eigenſchaft auf Koſten der andern das Uebergewicht hat. Bei Luther ſtanden dagegen beide im reinſten Ebenmaaß. Gleichwie ſeine Denkkraft zu durchdringendem Scharfſinn, zu vollendeter Klarheit des Geiſtes ſich erhob, ſo war ſeine Bruſt von einem vollen, warmen, herrlichen Gemüth erfüllt. Luther war weich wie ein Kind, und dies wird der rührendſte Zug in ſeinem Bilde. Wenn man die Donnerſtimme hört, mit der er die tauſendjährige Kirche erſchütterte, wenn man den eiſernen Trotz gewahrt, welchen er der ungeheuern Uebermacht des Papſtes entgegenſetzte, ſo kann nichts ergreifender, nichts wahrhaft rührender ſein, als in dieſer Heldengeſtalt die Unſchuld und das weiche Gefühl eines Kindes zu erblicken.

Ehrwürdig war ferner die offene Gradheit, die redliche ächt deutſche Aufrichtigkeit des Reformators. Auch in den geheimſten Falten ſeines Herzens konnte keine Falſchheit ſich verbergen: er war ſtets wahr und treu, gerecht und gewiſſenhaft, ſelbſt gegen Feinde. Damit verband er endlich den erhabenſten aller Vorzüge des Menſchen, — wirklich reine, unerſchütterliche Uneigennützigkeit. Luther war Armin nach einer andern Richtung, der unbeſtechliche große Patriot in der Kirche, wie jener im Staate, und hierdurch ward erſt ſeine wahre Größe vollendet.

In prachtvollen Palläſten, umgeben von allem Gepränge, allen Genüſſen fürſtlicher Größe lebten ſeine Gegner, die höchſten Würdeträger der Kirche, und der Mann des Jahrhunderts, der Erneuerer der Weltverhältniſſe, weilte in einem ſchlichten Stübchen zu Wittenberg, zufrieden mit einem Häring als Mittagsmahl, und hoch erfreut, wenn ihm, als aufheiternder Genuß, des Abends das gute Wittenberger Bier in Geſellſchaft ſeines lieben Gevatters, des kunſtreichen Meiſters Lukas Cranach, zu Theil wurde. Dieſer Zug wird um ſo großartiger, als der Doktor kein Kopfhänger, kein trübſeliger Schwärmer war, welcher Selbſtpeinigung zur Schau tragen will, ſondern ein froher, heiterer Mann mit empfänglichem Sinn für alle anſtändigen Freuden des Lebens. Seine humoriſtiſchen Tiſchreden und vornehmlich einer ſeiner Lieblingsſprüche erwieſen Solches. „Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,“ ſagte der frohe Mann, „der bleibt ein Narr ſein Leben lang!“

Dr. Martin Luther beherrſchte die Welt durch ſein Wort. Als er ſprach: „das ſollen ſie laſſen ſtahn!“ mußten Kaiſer und Papſt ſein Wort in der That unangetaſtet laſſen; keine Heere, nicht die Schätze beider Indien, ſelbſt nicht der geheimnißvolle Zauber der Schlüſſel St. Peters waren im Stande, daran etwas zu ändern. Mit welchem unerſchrockenen Freimuth Luther die Laſter der Großen ſtrafte und rügte, haben wir oben geſehen. Hoch über den Fürſten ſtehend, behandelte er ſie faſt wie Untergebene, und dies war bei Mißgriffen derſelben nicht nur gegen die feindlich geſinnten Machthaber, ſondern ſelbſt gegen ſeine Anhänger, ja ſelbſt gegen ſeinen Landesherrn der Fall. Für die proteſtantiſchen Höfe war jeder ſeiner Wünſche ein Befehl, für die katholiſchen ein jeder ſeiner Schritte ein Schrecken. Wie der eine Theil der Welt ihn liebte, fürchtete ihn der andere. Und ein ſolcher Mann, dieſer Ordner und Leiter der Weltverhältniſſe, bedankt ſich tief gerührt bei dem Kurfürſten von Sachſen, als ihm derſelbe zwei neue Röcke machen ließ, betheuernd das Tuch ſei zu koſtbar für ihn.

Welcher Meinung ihr auch ſein möget, ihr Deutſchen alle, ſeid gerecht gegen ſolche Größe; empfindet mit Stolz, daß Dr. Martin Luther ein Sohn eures ruhmwürdigen Vaterlandes, daß auch er ein Deutſcher war!

Karl Freiherr vom und zum Stein.

Von

Dr. Bernhard.

Der Wille freier Menſchen der — unerſchütterliche Pfeiler jedes Throns.

Stein's politiſches Teſtament.

Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauſcht,
Da iſt ein Adler aufgeflogen,
Der früh dem Sphärenklang gelauſcht,
Der fruhe in des Lichtes Wonne
Die junge Seele eingetaucht,
Den früh der goldne Reiz der Sonne
Mit ſtolzer Sehnſucht angehaucht.
— — — — — —
Heil, feſter Stein vom feſten Steine!
Heil, ſtolzer, freier deutſcher Mann!
Der in des Ruhmes Sonnenſcheine
Vor aller Welt nun leuchten kann.

E. M. Arndt.

Karl Freiherr vom und zum Stein.

(Geboren am 15. Oktober 1757, geſtorben am 29. Juni 1831.)

Im Jahre 1757, am 5. November, ſtäubte die Reichsarmee, ein treues Abbild des in trauriger Auflöſung begriffenen deutſchen Reichskörpers, vor Friedrich's II. Königs von Preußen Geiſtesgröße und entſchiedener Thatkraft bei Roßbach auseinander, und es gab ſich hiermit thatſächlich kund, daß in dem jungen Preußen eine neue Macht erſtanden ſei zur Wiedererweckung und Belebung der abgeſtorbenen und erlahmten Kräfte des deutſchen Volks, ein geiſtiger Mittelpunkt, um und an welchen ſich die getrennten Glieder anlehnen ſollten, aus welchem ſie erneute Kraft zu ziehen vermöchten. In demſelben Jahre, am 15. Oktober, wurde Heinrich Friedrich Karl aus dem alten reichsfreiherrlichen Geſchlechte der vom und zum Stein zu Naſſau an der Lahn geboren, an deren linkem Ufer ſich ein Berg erhebt, der noch in ſeiner Mitte die alte Stammburg dieſes Geſchlechtes trägt, während ſeine Spitze durch das Stammſchloß der naſſauiſchen Herzogsfamilie gekrönt iſt. Die Stein ſind eines jener alten Geſchlechter, welche die ureigene deutſche Freiheit, die in längſt verklungenen Zeiten jedem Deutſchen als angeborenes Recht zuſtand, aus den uralten Wäldern unter den Stürmen verhängnißvoller Zeiten und Ereigniſſe ſich in die neuere Zeit herüber gerettet hatten und nun noch als Standesvorzug beſaßen was ehmals Allgemeingut des ganzen Volkes geweſen. In ſolchen Geſchlechtern konnte ſich ächtdeutſche Weiſe und vaterländiſche Geſinnung am längſten erhalten, denn der Ahnen Sitten und Anſichten erbten vom Vater auf den Sohn mit den Stammgütern fort, und ſie gehörten keinem beſchränkten und beſchränkenden Einzelgebiet, ſondern nur dem großen Ganzen an. Wie alſo ſchon ſein Geburtsort an dem Rhein, an welchem ſich Deutſchlands Geſchichte in voller Großartigkeit entwickelt hat, und ſein Stamm, der fränkiſche, von jeher das Bindeglied aller deutſchen Stämme, — ſo wies auch insbeſondere ſeine Familienſtellung den jungen Stein auf das große Geſammtvaterland hin, machte ſeine Hoffnungen und Befürchtungen von dem Wohl und Wehe desſelben abhängig und lenkte ſo ſeine Strebungen auf deſſen Ruhm und Gedeihen.

Stein's Vater, der Reichsfreiherr Karl Philipp vom und zum Stein, war der Beſitzer der Familiengüter und bekleidete zugleich als Ehrenamt eine Kammerherrnſtelle bei dem Kurfürſten Emmerich Joſeph von Mainz. Die Anwartſchaft auf die Erlangung dieſer Güter wurde durch ein Familienübereinkommen auf Karl, den dritten unter den Söhnen, den neunten unter allen Geſchwiſtern, übertragen, während die beiden älteren Brüder auf andere Weiſe abgefunden wurden, und ſo gewann der kräftige Knabe ſchon frühe die Ausſicht auf eine geſicherte und unabhängige Lebensſtellung, — ein Umſtand, der auf ſeine Charakterentwicklung nicht ohne Folgen geblieben ſein mag. Denn bald entfalteten und bethätigten ſich in ihm neben einer vielverſprechenden Befähigung für die Wiſſenſchaften, wie für das Leben ein auf das Hohe und Großartige gerichteter Sinn und eine ſiegesgewiſſe Entſchiedenheit und Beharrlichkeit in der Verfolgung einmal erfaßter Zwecke, die nicht ſelten in Trotz und Eigenſinn auszuarten drohten. Zur Sänftigung und Milderung dieſes oft grell hervortretenden Charakterzuges trugen das chriſtlich fromme Weſen der ſanften Mutter und der ächt weibliche

Sinn einer älteren Schweſter, Maria Anna, die als Aebtiſſin des freiadligen von Wallenſteiniſchen Stiftes zu Homberg in Kurheſſen ſtarb, nicht wenig bei. Es ſoll dieſe Schweſter im Ganzen viel Aehnlichkeit im Innern und Aeußern mit Stein gehabt haben, und deſto größer mag ihr Einfluß auf den heranwachſenden Jüngling geweſen ſein, wie denn überhaupt das ächte Weib am ſicherſten und nachhaltigſten auf den wahren Mann einzuwirken vermag.

Die Anwartſchaft aber auf eine unabhängige und geachtete Stellung im Leben wirkte eben auch fördernd ein, indem ſie verbunden mit der Behandlung, die einem dazu Berechtigten von ſeiner ganzen Umgebung zu Theil wird, das kräftige Emporblühen einer edeln Freimüthigkeit und Offenheit begünſtigte, welche, tief in dem Weſen des Knaben wurzelnd, ſich unter allen Verhältniſſen des Lebens in dem Manne erhalten und nicht ſelten da, wo ſie ſich rückſichtslos zeigte, ihm Verkennung und Feindſchaft zugezogen hat.

Von einem treuen und gewiſſenhaften Lehrer unterrichtet und erzogen, verlebte ſo Stein die heiteren Tage der Jugend auf dem Stammſitze ſeiner Familie zu Naſſau in der wildromantiſchen Lahngegend, ſtets die Burg ſeiner Ahnen auf dem nahen Berge, wie ein zum Aufſluge mahnendes Wahrzeichen, vor Augen.

Da er ſich für eine ſtaatsmänniſche Laufbahn entſchied, ſo bezog er 1773, in ſeinem ſiebenzehnten Jahre, wohl vorbereitet die Univerſität Göttingen, auf welcher zu jener Zeit, beſonders durch den kräftigen und entſchloſſenen Schlözer, eine freiere und würdigere Auffaſſung des Staatsrechts, verbunden mit einer unbefangeneren Anſicht der Geſchichte, Platz zu greifen begann. Allgemeines deutſches Recht aber, ſo wie die Staatswiſſenſchaften waren es, denen hier Stein während ſeines vierjährigen Aufenthaltes ſeine volle Thätigkeit zuwendete, womit er jedoch das eifrigſte Studium der deutſchen Geſchichte verband, für welche ſeine frühe Vorliebe noch in ſpäteren Zeiten die ſchönſte Früchte entwickeln und reifen ſollte.

Um die Kenntniſſe, die er ſich auf dieſe Art in der Wiſſenſchaft erworben hatte, nun auch mit den wirklichen Verhältniſſen des Lebens in Vergleichung und Einklang zu ſtellen, unternahm Stein nach vollendeten akademiſchen Studien eine längere Reiſe durch Deutſchland, verweilte eine geraume Zeit in Wien, an dem Kaiſerſitze, beſuchte mehrere deutſche Fürſtenhöfe und arbeitete dann nach der Sitte jener Zeit zur Vollendung ſeiner Vorbereitung für eine praktiſche Thätigkeit ein Jahr in Wetzlar bei dem Reichskammergerichte, in welchem, als dem höchſten Gerichtshofe, alle Intereſſen und Verhältniſſe des geſammten deutſchen Vaterlandes ihren Mittelpunkt fanden. Jetzt nahte ſich für Stein ein wichtiger Zeitpunkt, da er ſich entſcheiden ſollte, in welchem Lande er ſeine Laufbahn eröffne. Seine Familie verſammelte ſich zur Berathung hierüber in Mainz; aber während die Glieder derſelben aus alter Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus für den Eintritt in deſſen Dienſte geſinnt waren, neigte ſich der junge Stein zu dem jugendlichen Preußen; denn mit richtigem Inſtinkte ahnete er die ſchon in ſeinem Geburtsjahre angekündigte Beſtimmung deſſelben: die Verjüngung Deutſchlands anzubahnen und zu erwirken.

Das Fürſtenhaus, in welchem ſich dieſe Aufgabe kund gab, die hoch aufſtrebenden Hohenzollern, aus Deutſchlands Südweſten in ſeinen Nordoſten als tüchtige Grenzhüter und Markgrafen verſetzt, wandelten zuerſt das rohe Land und die ungeſchlachten Bewohner in urbaren Boden für deutſche Geſittung und Bildung um, ihn von ſlaviſchem Weſen und mittelalterlicher Barbarei reinigend. Dann unternahm es ihr größter Sohn, Friedrich II., das neugeſchaffene Königreich durch die überragende Kraft ſeines Geiſtes in die Reihe der europäiſchen Großmächte einzuführen, die bisher in ſtolzer Verachtung darauf herabgeſehen hatten, indem er zugleich in ihm die Idee des Staates, wie ſie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aufgefaßt wurde, zu verwirklichen verſtand. Es galt damals, alle Kräfte des Staates und der Genoſſen deſſelben, die das Mittelalter in der Zerriſſenheit des Lehnsweſens getheilt und geſchwächt hatte, in eine Einheit zuſammen zu faſſen, und dieſe Einheit bildete zu jener Zeit der Fürſt. Dies war allgemeine Anſicht der Zeit, die ſich in Ludwig's XIV. bekanntem Ausſpruch „l'état c'est moi" (der Staat — das bin ich) am Augenfälligſten kund that. Friedrich II. aber ragte über die Anſichten ſeiner Zeit hinaus, indem er es als Zweck des Staats und als Pflicht des Fürſten anerkannte, die in der Einheit zuſammengefaßten Kräfte wieder zum Wohl des Ganzen und des Einzelnen zu verwenden, ſomit den Regenten als den erſten Diener des Staates erklärend, und dem Einzelnen die Berechtigung zur freien, ungehemmten Entwickelung ſeines geiſtigen Lebens zuerkennend, da er Denk- und Glaubensfreiheit als unveräußerliche Güter jedes Staatsgenoſſen verkündigte. Ein ſolcher Staat, der die Vielheit der Intereſſen und Strebungen, in einer kräftigen Einheit vereinigt, zum Vortheile des Ganzen verwendete, dabei aber der Entfaltung und Ausprägung des geiſtigen Lebens in ſeinen einzelnen Bürgern freien Raum geſtattete, ein Staat endlich, der durch die großartigſten Kriegsthaten ſeine Kraft erprobt und ſich die Anerkennung und Bewunderung Deutſchlands und Europa's errungen hatte, war vor allen berufen, die getheilten und geſpaltenen Sonderintereſſen der deutſchen Ländergebiete und Stände in einem Brennpunkte, dem Wohle des großen Vaterlands, durch die Macht des Geiſtes, wodurch er ſelbſt ſich erhoben, zu vereinigen und ſomit auf die deutſcheſte Weiſe, durch geiſtige und ſittliche Entwickelung und Bildung, gepaart mit äußerer Macht, die Wiedervereinigung Deutſchlands zu erzielen.

Solche Ahnungen, wenn gleichwohl noch nicht zu klaren Anſchauungen gediehen, waren es, welche den jugendlich emporſtrebenden Stein bewogen, gegen die Anſichten und Gewohnheiten ſeiner Familie, ſein Schickſal an Preußens glänzend ſich erhebendes Geſtirn zu knüpfen. Er begab ſich nach Berlin und wurde auf ſeine Bitte im Jahre 1780 als preußiſcher Bergrath zu Wetter in der Grafſchaft Mark angeſtellt. Auf dieſe Art ſah ſich Stein in eine Landſchaft verſetzt, deren Bewohner die Anſichten und Sitten ihrer Vorfahren eben ſo treu bewahrten, wie ſich ihre reindeutſche Abſtammung in ihrem ganzen Körperbau, ihren blonden Haaren und blauen Augen unverkennbar ausdrückt, und ſo war es dem jugendlichen Freiherrn vergönnt, ſeine deutſche Natur unter den Einflüſſen ächtdeutſchen Seins und Weſens zu männlicher Charakterfeſtigkeit ſich entfalten und heranreifen zu laſſen. Auch gewann und bewahrte Stein für dieſen erſten Schauplatz ſeiner amtlichen Thätigkeit, der ſeiner Eigenthümlichkeit ſo ſehr entſprach, eine ungemeine Vorliebe.

Mit regem Eifer und kräftiger Beharrlichkeit vervollkommnete er jetzt die Kenntniſſe, für den bergmänniſchen Beruf, welche er durch Studien und durch die auf ſeinen Reiſen gewonnenen Anſchauungen errungen hatte, und war bald befähigt, den Anforderungen ſeines Amtes vollſtändigſt zu entſprechen. Zur Erweiterung ſeiner bergmänniſchen Kenntniſſe aber und zur Vollendung ſeiner Ausbildung durch den Vortheil eigener, großartiger und lebendiger Anſchauungen unternahm Stein im Jahr 1786 mit ſeinem Freunde, dem Grafen von Reden, der gleiche Zwecke verfolgte, und dem bekannten Grafen von Schlabrendorf eine Reiſe nach Großbritannien, deren Erfolge vollkommen ſeinen Abſichten entſprachen. Wichtiger aber für die Stellung, die er ſpäter in den großen Angelegenheiten Preußens, ja des Geſammtvaterlandes einnehmen ſollte, waren die Blicke, die er hier in das großartige Staatsleben eines ſtammverwandten Volks zu thun Gelegenheit fand, und die daraus gewonnenen Anſichten und Eindrücke, die mächtig auf des ſtrebſamen Mannes Geiſt einwirkten, haben ſpäter die ſchönſten Früchte für das eigene Vaterland getragen. Nach ſeiner Rückkehr wurde Stein zum Bergamts-Direktor befördert und arbeitete rüſtig in ſeinem Berufe fort. Durch ſeine Pflichttreue, ſeine Gerechtigkeit und ſtrenge Unparteilichkeit erwarb er ſich bald die allgemeine Anerkennung und Achtung, wenn es auch bei ſeiner ſtrengen, oft herben und derben Weiſe nicht ausbleiben konnte, daß er zuweilen für ſtolz und hart galt; denn er war hierin, wie in ſeinem ganzen Weſen, ein Deutſcher der früheren Jahrhunderte, ein wahrer Stein, feſt und kräftig, aber auch hart und eckig. In dieſer Zeit gründete auch Stein durch ſeine Vermählung mit der Reichsgräfin von Wallmoden-Gimborn, einer ſanften und milden Frau, das Glück ſeines häuslichen Lebens, wie auch gerade jetzt ſeine äußere Lage durch den Antritt ſeiner Stammgüter, die er durch den Tod ſeines Vaters überkam, ſich höchſt günſtig geſtaltete. Bereits fing denn auch Stein's Tüchtigkeit und Brauchbarkeit an, die Anerkennung der preußiſchen Regierung zu finden.

Als im Jahre 1793 das preußiſche Heer vom Mittelrhein nach Weſtphalen zog, welches Land durch die Oeſterreicher, die den Winter vorher hier gelegen, arg gelitten hatte, ſo ſtellten ſich für eine hinreichende und zweckdienliche Verköſtigung und Verpflegung desſelben die größten Schwierigkeiten heraus. Zur Hebung derſelben wurde eine eigene Verpflegungs-Kommiſſion ernannt und Stein mit der Leitung derſelben betraut, — ein Vertrauen, welchem er auf das Beſte entſprach, indem er theils durch das Heranziehen ſachkundiger Mitglieder, theils durch die Anordnung der geeignetſten Maaßregeln bald für die reichlichſte Verköſtigung und die wohlthuendſte Verpflegung der Soldaten Sorge zu tragen wußte.

Sogleich nach Vollziehung dieſes Auftrags wurde denn auch Stein zum Direktor der Kriegs- und Domänenkammer, und noch in demſelben Jahre 1793 zum Präſidenten derſelben ernannt. Ein größerer und umfaſſenderer Wirkungskreis wurde ihm aber eröffnet, als er im Jahre 1796 zum Oberpräſidenten der weſtphäliſchen Kammer zu Weſel, Hamm und Minden ernannt wurde. In dieſer Stellung erwarb er ſich die größten Verdienſte um die ihm anvertrauten Länder. Er zerſchlug die großen Domänen und vertheilte ſie unter die Bauern, wodurch er eine bedeutende Anzahl wohlſtehender Bauernfamilien, die ſicherſte Grundlage jedes Staates, ſchuf, und ließ die bis dahin höchſt unfahrbaren Landſtraßen Weſtphalens in bequeme Chauſſeen umwandeln. Zugeich weckte und pflegte er die Gewerbthätigkeit der Bewohner, begünſtigte die Anlegung von Fabriken und förderte die ſchon beſtehenden, belebte den Handel und ſorgte für eine geregelte Bewirthſchaftung der Forſte. Kurz, er unterſtützte alle Unternehmungen, die dem Ganzen und dem Einzelnen vortheilhaft waren, und ſorgte ſo für das Wohl des Staates, indem er den einzelnen Genoſſen deſſelben, wo und wie er nur konnte und wußte, Unterſtützung angedeihen ließ. So wirkte er mit jugendlicher Kraft für das Gute, und er ſelbſt erwähnte noch in ſpäterer Zeit dieſer Jahre als der glücklichſten ſeines Lebens. Auch bewahrten die Bewohner Weſtphalens ſein Andenken in treuer Bruſt; ſie nannten ihn, als er nach langen Jahren zu ihnen zurückkehrte, noch immer am liebſten ihren „alten Oberpräſidenten.“ Selbſt in unangenehmen und ihrer Natur nach leicht anſtößigen Geſchäften, wie die Einziehung der geiſtlichen Stifter Münſter und Paderborn war, die er im Jahre 1803 zu bewerkſtelligen hatte, wußte ſich Stein durch ſtrenge Unparteilichkeit und offene Gerechtigkeit wenigſtens die ungetheilte Achtung aller Betheiligten zu erwerben. Zugleich wurden durch die verſchiedenartigen Geſchäfte, die er in dieſer Stellung zu leiten und zu ordnen hatte, ſo wie durch die Bekanntſchaft, die er hierbei mit allen Kreiſen des Volkes, ihren Wünſchen und Bedürfniſſen gewann, ſein eigener Blick erweitert, ſeine Anſichten berichtigt und geläutert, ſeine Umſicht und Geſchäftsgewandtheit in hohem Grade gefördert, und ſo ſeine Kraft und Tüchtigkeit für die Leitung des Staates, die er bald übernehmen ſollte, auf das Sicherſte entwickelt und geſtählt.

Im Jahre 1804 wurde Stein nach dem Tode des Miniſters von Struenſee in's Miniſterium nach Berlin berufen und ihm das Departement der indirekten Abgaben, der Acciſe und Zölle, des Salzweſens, der Fabriken und des Handels, der Verwaltung der Staatsſchulden, der Seehandlung und der Bank übergeben.

Betrachten wir jetzt zuerſt die Lage und die Verhältniſſe des Staates, zu deſſen Mitleitung Stein hierdurch berufen wurde. Wir haben oben geſehen, daß unter Friedrich's II. Regierung der preußiſche Staat vollkommen der Idee, welche jene Zeit von ihm hatte, entſprach, indem er einerſeits die vielartigen Kräfte und Strebungen der Stände und einzelnen Genoſſen desſelben in einem großen Intereſſe, dem Wohle des Ganzen, zuſammenfaßte, anderſeits der Entwicklung des Einzelnen durch ungehemmte Denk- und Glaubensfreiheit den für jene Zeit genügenden Raum gewährte. Die Regierung und Verwaltung desſelben war eine durch und durch geiſtige, von Ideen getragene und belebte. Alles dies aber hatte ſich mit dem Tode des großen Königs geändert. An die Stelle des Gemeinwohls, welches unter Friedrich's II. Regierung als der letzte und hauptſächlichſte Zweck der Staatsverwaltung gegolten hatte, war unter ſeinem Nachfolger der Wille des unumſchränkten Fürſten, und, was noch viel ſchlimmer war, die ſchnöden Privatintereſſen einer argen, dem Sinnengenuß und der Frömmelei ergebenen Partei, welche den König und durch ihn den Staat lenkte, getreten. Dabei wurden die ſchreiendſten Eingriffe in die von Friedrich II. eingeräumten Denk- und Glaubensfreiheit durch beengende und die freie geiſtige Entwicklung des Einzelnen hemmende Religions- und Cenſur-Edikte gethan, und der Staat, welchem Friedrich II. einen Schatz von ſiebenzig Millionen Thaler hinterlaſſen hatte, mit einer Schuldenlaſt von vierundzwanzig Millionen Thaler beſchwert. Und, was noch das Schlimmſte war, die ganze Form der Staatsverwaltung blieb, während der belebende Geiſt aus ihr entſchwunden war.

Hier zeigte es ſich denn ſo recht deutlich und unwiderleglich, daß unumſchränkte Fürſtenherrſchaft, wenn ſie auch unter einem großen Regenten zum Heile des Staates angewendet werden kann, doch gerade der weſentlichſten Grundlage, der Stetigkeit und Dauer ihrer Abſichten und Zwecke, entbehrt, welche dem Staate nur großartige, durch das Geſetz befeſtigte und geſicherte Einrichtungen und Anſtalten zu geben vermögen, die den Einzelwillen ſtets in der Bahn und Richtung nach dem Geſammtwohl feſthalten. Solche Einrichtungen und Anſtalten ſind aber nur durch eine wohlgeordnete Verfaſſung, welche dem Volke die Mitwirkung an ſeiner Regierung ſichert, zu gewinnen. Auch fing man bereits zu jener Zeit in Preußen, wie in ganz Deutſchland an, beſonders durch die eben bezeichneten Mißſtände veranlaßt, ſich nach Verbeſſerung der ſtaatlichen Verhältniſſe zu ſehnen, wenn man auch für jetzt die dahin führenden Mittel noch nicht klar erkannt und begriffen hatte. Man fühlte den Druck und wünſchte die Hebung desſelben. In einiger Beziehung brachte dieſen der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III., indem die ſchreiendſten Mißbräuche, das bekannte Wöllner'ſche Religionsedikt und die in letzter Zeit beliebte Kabinetsjuſtiz, an die man ſich in Preußen nicht mehr gewöhnen konnte, aufgehoben wurden. Im Ganzen zeigten ſich überhaupt unverkennbar humane und volksfreundliche Tendenzen der Regierung. Aber die alte, erſtarrte Form der Staatsverwaltung blieb, und es fehlte der Geiſt, ſie neu zu beleben und zeitgemäß umzugeſtalten. Schwere Schulden drückten das Land, und zu ihrer Tilgung waren neue Steuern erforderlich. Ein ſchroffes Junkerthum lagerte ſich über das Volk, da dem Adel allein der Zutritt zu den höchſten Stellen in Civil und Militär offen ſtand. Das Soldatenthum, ſtolz auf die durch Friedrich's II. Geiſt errungenen Lorbeeren, die es ſelbſt nicht erkämpft hatte, war trotzig und übermüthig, und legte ſeine Verachtung gegen den Bürgerſtand oft in roheſter Weiſe an den Tag. Und obwohl der König ſelbſt ein ſolches Benehmen höchlichſt mißbilligte, ſo traf doch die Uebermüthigen ſelten oder nie die gerechte Strafe, indem die Miniſter, die faſt ausſchließlich aus dem Militärſtande genommen wurden, gleiche Verachtung des Volkes mit dem unterſten Lieutenant theilten und ſich als eine bevorrechtete Kaſte betrachteten, der ein kleiner Muthwillen und eine „unſchuldige Neckerei" gegen den Bürger- und Bauernſtand wohl zu geſtatten ſei.

Zugleich aber entbehrte der Staat aller Einheit der Leitung, da zu viele, oft von den verſchiedenartigſten, meiſt ſelbſtſüchtigen Intereſſen geleitete höchſte Beamte ſich darein theilten. Es gab zu Zeiten ſechszehn Miniſter, zwei bis drei Juſtizminiſter, ebenſoviel Kultusminiſter. Neben dieſen oder vielmehr über ihnen, wenn auch dem Range nach unter ihnen, ſtanden ein oder zwei Kabinetsräthe, die faſt nur allein mit dem Könige arbeiteten und ſo eigentlich den höchſten Einfluß übten. Während dieſe aber bürgerlichen Standes waren, pochten die Miniſter auf ihre adlige Herkunft und militäriſche Stellung, und ſo herrſchte ein ſteter Hader und Krieg in allen Zweigen der Verwaltung. Nun waren aber auch noch viele von den höchſten Staatsbeamten aus den Zeiten der Regierung Friedrich Wilhelm's II. überkommen, ohne allen geiſtigen Aufſchwung und jede ſittliche Erhebung; wir nennen nur den Miniſter von Haugwitz und den Kabinetsrath Lombard, um unſer ſcheinbar hartes Urtheil zu begründen. Aus dieſen Verhältniſſen wird ſich denn auch leicht das ſchwankende und unſichere Verhalten des preußiſchen Kabinets in den äußern Angelegenheiten des Staates zu jener Zeit erklären.

In ſolche Verhältniſſe trat Stein durch ſeine Berufung in's Miniſterium im Jahre 1804, — ein Mann, der auf Vernunft und Erfahrung geſtützte Grundſätze hatte und gewohnt war, dieſelben mit eiſerner Folgerichtigkeit zu verfolgen, ein Mann, der, geſtützt auf das Bewußtſein ſeiner guten Abſichten und ſeines redlichen Willens, jedes Rückſichtnehmen, jede Scheinbewegung und jeden krummen Weg verſchmähte, der die Erreichung eines Zweckes alsbald aufgab, wenn ſie nicht in gerader, offener Weiſe möglich war, — mit einem Worte: ein Charakter, und jeder Zoll ein Mann.

Schon damals wurde denn auch Stein durch die Stimmen einſichtsvoller Beurtheiler der Zeitverhältniſſe als der Mann bezeichnet, von dem Preußens Heil zu erwarten ſei, deſſen Platz eigentlich der eines erſten Miniſters wäre. Ihr Urtheil lautete ſo: „Er ſei ein feuriger, vielwiſſender, energiſcher Mann; von einer in ihm entſtandenen Idee gehe er nie ab; er fürchte Nichts über und neben ſich und familiariſire ſich nicht mit dem, was unter ihm ſei. Seine Rechtſchaffenheit ſei ohne Makel, ſeine Thätigkeit kenne keine Grenzen. Er wage es, alte Formen, die ihm zweckwidrig ſchienen, zu zerbrechen, und habe Kraft und Phantaſie genug, etwas Anderes an die Stelle zu ſetzen. Und wenn er auch viele Mißgriffe machen würde, ſeine Ueberzeugung nicht immer die richtigſte ſein ſollte, ſo würde er doch ein feſtes, unabänderliches Syſtem annehmen und ſowohl in den äußeren, als inneren Staatsverhältniſſen ſolches durchführen, und wenn ſelbſt ein falſches Syſtem angenommen würde, ſo wäre es doch beſſer, als gar keins.“

Obwohl nun die Wirkſamkeit Stein's durch die oben gezeichnete Lage der Dinge, wie durch ſein eigenes Weſen vielfach gehemmt war, ſo leiſtete er doch Großes und Wichtiges. Alsbald nach ſeinem Eintritte in's Miniſterium bewirkte er die Aufhebung ſämmtlicher binnenländiſcher Zölle im Innern von Preußen, wodurch der Handel von den unnatürlichen Hemmungen befreit, und das dem preußiſchen Staate ſo nothwendige und erſprießliche Bewußtſein des Zuſammengehörens und ſomit die Idee des gemeinſamen Vaterlandes in dem Geiſte und Herzen der Genoſſen der verſchiedenen Stämme, die unter einer Regierung ſtanden, geweckt und belebt wurde. Nicht minder wohlthätig für die Erſparung unnöthiger Ausgaben ſowohl, als für die Einheit und Kraft in der Leitung wirkte die Vereinfachung der Verwaltung, die er in den unter ihm ſtehenden Zweigen oder Departements einzuführen wußte. Die traurige Lage, in welcher ſich gerade damals die preußiſchen Finanzen befanden, nöthigten ihn zur Schaffung eines Papiergeldes, der ſogenannten Treſor- oder Kaſſenſcheine, einer Maaßregel, die zu jener Zeit vielfach getadelt wurde, ſich aber bis jetzt als ein treffliches Erleichterungsmittel für den Handel und Verkehr erprobt hat.

Auf die Richtung der preußiſchen Politik nach Außen aber konnte Stein damals noch keinen Einfluß gewinnen. Vergeblich widerſetzte er ſich der Eingehung des Haugwitziſchen Vertrags mit Frankreich, wodurch Preußen ſich für ſeine altangeſtammten Länder in Franken, Anſpach und Baireuth, das von Napoleon beſetzte Hannover widerrechtlicher Weiſe abtreten ließ. Er vermochte nicht durchzudringen.

Selbſt in der Verwaltung ſeines eigenen Departements ſah ſich Stein durch den Kabinetsrath Beyme vielfach gehemmt. Dieſer Mann war ſo recht das Widerſpiel von Stein. Man kann nicht ſagen, daß er gerade ſchlimme Abſichten verfolgte; aber er ermangelte jeder ſchöpferiſchen Kraft. Ihm galt es als Aufgabe, die Staatsmaſchine in ihrem gewohnten Gange zu erhalten; er fügte ſich in alle Verhältniſſe und griff doch überall ein, wo es ihm die Umſtände geſtatteten, aber nicht nach einem feſten Plane, ſondern ſo, wie es eben ging. Von den adligen Miniſtern wegen ſeiner bürgerlichen Herkunft angefeindet und nicht ſelten geringſchätzig behandelt, trat er weder durch Gewinnung des Adels, was ihm leicht möglich war, in ihre Reihen über, noch ſetzte er ihren Anmaßungen Kraft und Würde entgegen; er bewegte ſich ſchwankend hin und her. Gleichwohl hatte Beyme einen überwiegenden Einfluß auf den König, und der Staatswagen bewegte ſich im alten Geleiſe, mochte es auch noch ſo ausgefahren ſein.

Jetzt aber nahte das Verhängniß; Preußen ſah ſich genöthigt, endlich den lang vermiedenen Krieg mit Frankreich zu beginnen, und wenn Börne irgendwo höchſt witzig ſagt, Friedrich II. habe die Schlacht bei Jena verloren, ſo iſt dies in ſo fern wahr, als die alte, von ihm geſchaffene Form des Staates, die ſein Geiſt verlaſſen, im Zuſammenſtoß mit einer neuen, von den Strebungen der Zeit und einem gewaltigen Genius hervorgerufenen Ordnung der Dinge zuſammenbrach. Stein begab ſich mit dem Königshofe nach Königsberg, gerieth aber jetzt in neue feindſelige Berührung mit Beyme, in deren Folge er im Frühjahr 1807 ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Staatsdienſte in höchſt ungnädigen Ausdrücken erhielt. Getragen und gehoben durch das Bewußtſein ſeines Werthes und ſeines reinen Willens, zog ſich Stein auf ſeine Stammgüter im Naſſauiſchen zurück, wo er bald in eine ſchwere Krankheit verfiel. Am 9. Juli 1807 wurde der Friede zu Tilſit geſchloſſen, in welchem Preußen, Friedrich's des Großen Preußen, „auf die Verwendung Seiner Majeſtät des Kaiſers der Ruſſen" kaum die Hälfte ſeiner Länder zurück erhielt.

Mit dieſem erniedrigenden Frieden begann ein neuer und raſcher Umſchwung der Dinge. Die alte Form der Staatsverwaltung war untauglich geworden; dies lag am Tage. Auf dem früheren Wege konnte man das Vorhandene nicht einmal erhalten, geſchweige denn das Verlorene wieder gewinnen. Es mußte eine neue Kraft geſchaffen werden, tüchtig und ſtark genug, den Staat, der aus ſeinen Fugen zu brechen drohte, zu erhalten und die erſtorbenen Glieder neu zu beleben. Und wo war dieſe anders zu finden, als im Volke, welches in dieſen Zeiten des Unglücks die rührendſten Beweiſe ſeiner Treue und Hingebung für das Vaterland und das Regentenhaus gegeben, während das Junkerthum im Civil- und Militärſtande vielfach Hohlheit und Faulheit, ſowie engherzige Ichſucht an den Tag gelegt hatte. Dies fühlte der König, dies empfand noch tiefer die hochſinnige Königin Louiſe, eine Frau von ächt deutſchem Weſen und vaterländiſcher Geſinnung.

Dies erkannten Alle, deren Herz von Vaterlandsliebe erwärmt, deren Geiſt von klarer Einſicht in die Zeit und ihre Verhältniſſe erhellt war. Aber zu dieſer Umgeſtaltung bedurfte es eines Mannes von hellem Blicke, vielfachen Erfahrungen und einer ſeltenen Willensſtärke und Feſtigkeit. Als ein ſolcher hatte ſich der erſt vor Kurzem in Ungnade entlaſſene Freiherr von Stein ſtets erwieſen. An ihn wandte ſich daher der König in einem huldvollen Handſchreiben und berief ihn zurück, um als erſter Miniſter die Umgeſtaltung des Staates mit feſter Hand zu leiten. Und obſchon Stein noch krank darnieder lag, als das königliche Schreiben bei ihm eintraf, er zögerte keinen Augenblick; — das Vaterland rief ja ihn durch die Stimme des Königs zu einem großen Werke, und einem ſolchen Rufe entzieht ſich ein Mann des Volkes, der deſſen Wohl nicht im Munde, ſondern im Herzen trägt, entzieht ſich ein deutſcher Mann, wie Stein, nie.

Groß war die Aufgabe, welche Stein übernahm, ſchwierig die Ausführung. Dies ſah man damals allgemein ein. Ein geiſtreicher Beobachter der Zeitumſtände warf bei Stein's Eintritt in ſein neues Amt folgende Frage auf: „Hat der Herr von Stein den ſchlüpfrigen Boden der Premier-Miniſterſchaft gehörig unterſucht? Fühlt er ſich durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes allen den Hinderniſſen gewachſen, die ſein eigener Stand, der Adel, ihm in den Weg legen wird, um ihn, einen Ausländer, von einem erhabenen Poſten zu verdrängen, wo er Alles verdunkelt, was ſich gerne neben ihm geltend machen möchte? Sieht er ein, daß der preußiſche Staat zu einem Augiasſtalle geworden iſt, der nur durch einen Herkules gereinigt werden kann, und daß ihm bei aller ſeiner Energie dieſe Reinigung nie gelingen wird, wenn er ſich nicht mit dem Geiſte der Zeit in's Gleichgewicht ſetzt, mit einem Geiſte, welcher die Vernichtung der erblichen Privilegien fordert und der Souveränetät ein ganz neues Fundament zu geben verſpricht?' Iſt er endlich davon überzeugt, daß es nicht blos auf die Reorganiſation des einen oder des andern Zweigs der öffentlichen Verwaltung ankommt, ſondern auf den Bau einer ganz neuen Regierung, die von der alten gänzlich verſchieden iſt, und daß alſo dieſe Wiedergeburt nur unter der Bedingung gelingen kann, daß ſich die Herrſchaft der Prinzipien plötzlich erweitert?“ Sehen wir nun, wie Stein ſelbſt ſeine Aufgabe begriff und erfaßte, und welches die Grundſätze waren, mit welchen er an das Ruder des Staates trat und die er in deſſen Mark und Leben übergehen zu laſſen trachtete.*)

„Was dem Staate“ (ſo ſprach Stein ſich aus) „an extenſiver Größe abgeht, muß er durch intenſive Kraft gewinnen. Das Alte iſt vergangen, es muß Alles neu werden, wenn das zertrümmerte Preußen wieder Bedeutſamkeit, im europäiſchen Staatenbunde erhalten ſoll. In dem Ueberbleibſel des ehemaligen größeren Staates ſind feindſelige Elemente vorhanden. Dieſe müſſen weggeſchafft werden, daß Alles ein Ganzes werde. Die verſchiedenen Stände im Staate ſind wegen der Gunſt, die der eine genoß, mit den minder begünſtigten im Streit. Eintracht gibt Stärke. Gleiches Recht, was alle Staatsglieder umfaßt und dem einen Stande nicht mehr gewährt als dem andern, muß herrſchen, wenn Eintracht einkehren ſoll. Allen Einwohnern gleiche Pflichten gegen den Staat! Jeder muß perſönlich frei ſein und nur Einen Herrn haben, den König mit ſeiner Geſetztafel in der Hand. Und damit Pflicht und Recht gleich und die erſtere keinem Einzelnen drückend werde, — eine Nationalrepräſentation, durch deren Mitwirkung beſſere Geſetze zu

---

*) Wir entheben ſeine eigenen Worte „den preußiſchen Staatsmännern,“ einer Schrift, die mit gediegener Sachkenntniß und ſtaatsmänniſchem Takte eine weiſe Mäßigung verbindet, und welcher unſere Darſtellung viel verdankt.

Stande kommen, als durch Beamtenrath! Freier Gebrauch ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten muß jedem Menſchen im Staate gewährt werden, ſo lange er nicht die Schranken verletzt und bricht, welche Religion, Sittlichkeit und Staatsgeſetze, die das Ganze umfaſſen, vorſchreiben. Alles Grundeigenthum im Staate muß jedem Erwerber zugänglich ſein, Erleichterung des Beſitzes und Erwerbes muß durch tüchtige Geſetzgebung gefördert werden. Die Bevormundung der Kommunen durch die Behörden oder durch einzelne Privilegirte iſt ein gefährlicher Uebelſtand, der allen Gemeinſinn unterdrückt. Sie muß enden. Niemand im Staate, weder eine Korporation, noch ein Individuum! dürfen Richter in eigener Sache ſein. Daher Trennung der Juſtiz von der Verwaltung. Für Alle nur die nämlichen Geſetze, alſo auch nur eine richterliche Behörde, deren geſetzlicher Ausſpruch für den Höchſten, wie für den Niedrigſten gilt! Keiner unfrei im Staate, nur der Verbrecher, der Religion und Sittlichkeit und heiliges Geſetz mit Füßen tritt! Auch der Dienſtbote iſt perſönlich frei; ſein Vertrag, welcher den Grundſätzen ſtaatsbürgerlicher Freiheit nicht entgegen ſein darf, bindet ihn an ſeinen übernommenen Dienſt. Daſſelbe Geſetz ſchützt ihn und ſeinen Herrn. Bildung erhebt ein Volk, und der höhere Grad derſelben weiſt ihm ſeine höhere Stellung im Vereine der civiliſirten Staaten an. Sie iſt die wahre Lebensbedingung gedeihlicher Fortſchritte in Ordnung, Kraft und Wohlfahrt. Der Staat muß dieſe Bildung fördern."

In ſolchem Geiſte begann nun der neue Miniſter das große Werk der Umgeſtaltung Preußens mit eben ſo viel Umſicht und tiefer politiſcher Weisheit, als bewundernswerther Schnelle und Thatkraft. Sein großer Plan war: das Volk und jeden einzelnen Genoſſen desſelben wieder für die längſt eingeſchlummerte und erſtorbene Theilnahme an dem Staate und ſeinem Geſchicke zu beleben, es zu dieſem Zwecke an der Leitung desſelben zu betheiligen, die bisher unterdrückten Stände von den ſchmählichen Laſten und Feſſeln, worin ſie die Barbarei vergangener Zeiten geſtürzt, zu befreien, ein allgemeines freies Staatsbürgerthum zu gründen und ſo wieder Gemeingeiſt und Vaterlandsliebe zu erwecken und zu entflammen. Er wollte alſo nichts anders, als: dem preußiſchen Volke alle die Güter und Freiheiten auf dem Wege geſetzlicher Reform gewähren, welche die Franzoſen in dem blutigen Drama ihrer Staatsumwälzung wohl erſtrebt, aber unter Napoleon's Gewaltherrſchaft theilweiſe wieder verloren hatten. Dadurch wurde es denn möglich, durch die überwiegende geiſtig ſittliche Kraft, welche Preußen auf dieſem Wege erlangen mußte, der auf die Trümmer der Revolutionsgrundſätze und der Volksfreiheit gebauten Macht des ſeine Mutter verläugnenden Sohnes der Revolution mit Erfolg entgegen zu treten und ſie zu ſtürzen.

Die Weiſe aber, wie Stein dieſe große Reform bezweckte, zeugt eben ſo von ſeinem ächt deutſchem Geiſte als von tiefer, ſtaatsmänniſcher Einſicht und ſteht der franzöſiſchen Art der Umgeſtaltung ſchnurſtracks entgegen. Stein beſchritt den Weg des Geſetzes, die Franzoſen die gefährliche Bahn der Volksaufregung und des Umſturzes. Während dieſe den Bau von oben begannen, und man möchte ſagen, in ihrer Konſtitution von 1791 zuerſt das Dach des Staates herrichteten, ſuchte Stein zuerſt einen tüchtigen und dauerhaften Grund in der geſetzlichen Ordnung der Gemeinden und Städte, ſo wie der Provinzialverwaltung zu legen, worauf denn das ſtattliche Gebäude einer Verfaſſung mit Volksvertretung ſich ausbauen und ſicher ruhen ſollte. Wenn in Frankreich alle Kräfte und Tendenzen in der oberſten Staatsregierung ihren Brennpunkt finden und in ihr aufgehen ſollten, ſo ſtrebte dagegen Stein, das Leben der einzelnen Glieder zu erwecken und zu kräftigen und dann die dadurch neuerwachten Strebungen zu einer gemeinſamen Thätigkeit für das Ganze, den Staat und das Vaterland, zu vereinigen. Wenn man daher mit Recht der franzöſiſchen Staatseinrichtung Mechanismus vorwerfen kann, ſo iſt doch gewiß das Staatsleben, welches Stein beabſichtigte, ein naturwüchſiges, ächt organiſches zu nennen.

Die Wahrheit der eben dargelegten Anſchauung wird ſich leicht aus einer Schilderung des Stein'ſchen Verfahrens im Einzelnen ergeben. Im September 1807 übernahm Stein ſein neues Amt, und am 9. Oktober erſchien bereits das Edikt, den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, ſo wie die perſönlichen Verhältniſſe des Grundeigenthümers betreffend. Dieſes Geſetz „erſchütterte den mittelalterlichen Bau adliger Grundherrſchaft in ſeinem Fundamente.“ *)

Die Lehns- und Erbunterthänigkeit war dadurch aufgehoben, der Bauer war nicht mehr am Boden gefeſſelt und zum Frohndienſte verpflichtet. Alle Unterthanen der Monarchie erhielten das Recht, nach freiem, uneingeſchränktem Willen Ländereien und Grundbeſitze jeder Art zu kaufen und zu verkaufen. Während ſonſt der Adlige nur an einen Adligen ſeine Güter verkaufen durfte, war es jetzt jedem Unterthan, weß Standes er ſein mochte, erlaubt, Ritter- und Bauerngüter, kurz: Grundeigenthum jeder Art zu erwerben. In gleichem Sinne überließ ein anderes Geſetz den Domanialbauern ihr Land zu unumſchränktem Grundeigenthum. So ordnete Stein die Verhältniſſe des Bauernſtandes in einer Weiſe, welche die jetzt ſo viel geltende, ſogenannte „hiſtoriſche“ Schule „radikal“ zu nennen beliebt, und doch war eben dieſer Stein, der Reichsfreiherr vom und zum Stein, durch Geburt, Geſinnung und Handlungsweiſe eine ächt hiſtoriſche Perſönlichkeit und ſeine Anordnungen ſtellten nur das ächt deutſche Verhältniß des freien Grundbeſitzes wieder her, welchen die Rohheit und Gewaltthätigkeit des Mittelalters un-

---

*) Preußiſche Staatsmänner.

rechtmäßig mit Laſten und Bürden überladen hatte. Und gerade dieſen Grundſätzen, welche die Bildung der Zeit, der ſo arg geſchmähte „Zeitgeiſt,“ aufgeſtellt hat und welche Stein mit wahrhaft hiſtoriſchem Sinne befolgte und anwendete, verdanken die Herrn der „hiſtoriſchen Schule,“ die größtentheils den Ständen angehören, welche unter den Fußtritten der geharniſchten Ritter und den Bußpſalmen der Mönche ihre Freiheit einbüßten, während ſich Stein's Geſchlecht die ſeinige erhielt, ihre jetzige gehobene Stellung. Haben ſie etwa Luſt, in jene Zuſtände der Knechtſchaft und Erbunterthänigkeit zurückzukehren?

Nachdem ſo die alte Allodialfreiheit der Bauern wieder hergeſtellt war, gab Stein auch den Städten die ihnen theils mit Gewalt, theils durch Liſt entriſſenen Rechte zurück, überließ den aus ihrer Mitte frei gewählten Stadtverordneten und Magiſtraten die Verwaltung ihrer Angelegenheiten und ihres Gemeindehaushaltes und ordnete ihre Verhältniſſe auf eine dem Zeitgeiſte angemeſſene Art. Dies geſchah in der ewig denkwürdigen Städteordnung vom 19. November 1808, die noch jetzt die Grundlage der Rechtsverhältniſſe der preußiſchen Städte bildet. Sie iſt ein ehrwürdiges Denkmal ſeiner ſtaatsmänniſchen Einſicht und ſeiner hochherzigen Geſinnung, und wenn er auch ſonſt Nichts geſchaffen hätte, als dieſe Städteordnung, ſo würde er ſchon hierdurch allein eine glänzende Stelle unter den Männern des Volks einnehmen.

„Alle Bürger ohne Unterſchied des Standes und des Glaubens ſind zur Theilnahme an den Gemeinde-Angelegenheiten berufen; ſie üben dieſe durch die von und aus ihnen gewählten Stadtverordneten und die aus denſelben hervorgehenden Magiſtrate. Dieſe Theilnahme iſt Pflicht und Ehre zugleich.“ So ſuchte Stein durch die Betheiligung der Bürger an dem Wohl und Wehe ihrer Stadt auch ihr Intereſſe für die allgemeinen Angelegenheiten des Staates zu erregen und zu beleben und ſie zur Theilnahme an der großen Nationalrepräſentation, die den Schluß ſeines Werkes bilden ſollte, vorzubereiten und zu befähigen.

Um dieſe aber ganz ſtufenmäßig anzubahnen, erging dann noch die Verordnung, daß von jetzt an landſtändiſche Repräſentanten zu den Sitzungen der Provinzial-Regierungen gezogen werden ſollten. Dieſe Verordnung erſchien zwar erſt nach Stein's Amtsaustritt am 26. Dezember 1808; ſie war aber ſchon von ihm vorbereitet und ſo ganz in ſeinem Geiſte, daß wir ſie ohne Bedenken für ſein Werk erklären. Die ihr zu Grunde liegende, auch in ihr ſelbſt ausgeſprochene Idee war, die Verwaltungsbehörde in innige Verbindung mit der Provinz zu ſetzen, in die Mitglieder der erſteren mehr Lokal-, Perſonal-, und landwirthſchaftliche Kenntniſſe zu bringen, dem Lande hingegen die Ueberzeugung zu geben, daß ſeine Intereſſen und Wünſche ſchon in der erſten Inſtanz berückſichtigt würden. Im Großen und Ganzen aber ſollte dieſe Einrichtung das Vertrauen zwiſchen Regierung und Volk ſtärken und den Uebergang zur Nationalvertretung vermitteln. Sie iſt aber nur in Königsberg, und auch hier nur auf kurze Zeit, in Vollziehung getreten, hat ſich jedoch hier ſogleich höchſt erſprießlich erwieſen. Damit aber das ſo in ſeinen Verhältniſſen und Rechten ſittlich und geiſtig gehobene Volk auch das Bewußtſein ſeiner Kraft und damit den Muth zur Abwerfung der ihm aufgebürdeten Fremdherrſchaft und zur Wiedererringung des verlorenen Kriegsruhms und der ihm entriſſenen Landſchaften gewinne, mußte die altdeutſche Waffenehre wieder hergeſtellt und an die Stelle des Soldatenthums eine volksthümliche Wehrverfaſſung geſchaffen werden. Dieſem großen Werke unterzog ſich ganz in Stein's Sinn und Geiſt der edle Scharnhorſt. Die entehrende Prügelſtrafe wurde aufgehoben, der Zutritt zu den höchſten Sellen im Heere, der bis jetzt nur dem Adel zuſtand, auch dem bürgerlichen Verdienſte eröffnet und der Grundſatz ausgeſprochen, daß Jeder von unten auf dienen müſſe.

In allen dieſen Einrichtungen athmete ein friſcher; volksthümlicher und zeitgemäßer Geiſt. In demſelben war auch das Benehmen des Königs, ſeiner Gemahlin und ſeines erſten Miniſters gehalten. Jedem, auch dem Geringſten aus dem Volke, war freier Zutritt zu ihnen geſtattet; mit der freundlichſten Güte wurde jeder Wunſch, jede Klage vernommen und, ſo viel es in der damaligen Bedrängniß ging, jeder Noth abgeholfen.

So ſollte Preußen gehoben und gekräftigt, dieſer Geiſt allmählig über das Deutſche Geſammtvaterland verbreitet und damit die Möglichkeit und der Erfolg einer allgemeinen Schilderhebung des deutſchen Volks gegen den fremden Unterdrücker angeſtrebt und erzielt werden.

Denn daß Stein bei ſeiner Umgeſtaltung des preußiſchen Staates nicht blos das Einzelintereſſe deſſelben, ſondern das geſammte Wohl des deutſchen Vaterlandes bezweckte, beweiſt unter andern eine Stelle in einem Briefe an ſeinen Freund den Freiherrn von Gagern, ganz deutlich:

„Mein Wunſch," (ſo ſchrieb er) „Preußen vergrößert zu ſehen, floß nicht aus einer blinden Anhänglichkeit an dieſen Staat ſelbſt, ſondern aus der Ueberzeugung, daß die Zerſtücklung Deutſchland ſchwächt, um Nationalehre und Nationalgefühl bringt, es unfähig macht zu einer ſtaatswirthſchaftlichen Verwaltung und den Einzelnen indem es ihm einen der Hauptträger der Sittlichkeit, die Vaterlandsliebe, entzieht, herabwürdigt. Die deutſchen Fürſten ſollten doch bedenken, daß Deutſchlands Unabhängigkeit gegen Rußland und Frankreich hauptſächlich auf den moraliſchen und materiellen Kräften Preußens ruht."

Zu dieſem großen Zwecke bot ſich nun Stein in dem neu gegründeten Tugendbunde ein wirkſamer Bundesgenoſſe dar, den er denn auch eifrigſt unterſtützte und förderte.

Es hatte ſich nämlich kurz nach dem Tilſiter Frieden zu Königsberg ein ſittlich-wiſſenſchaftlicher Verein gebildet „zur Milderung des Elends und der Nachwehen des Kriegs und zur Belebung der geiſtigen und moraliſchen Kraft des Volks,“ der auch die königliche Genehmigung erhielt. Sein letzter Zweck aber war die Vertreibung der Franzoſen aus Deutſchland. Dies erkannte Napoleon wohl, und der König von Preußen ſah ſich genöthigt, denſelben im Jahr 1809 öffentlich aufzuheben. Im Geheimen aber beſtand er fort, und ſein Werk vorzüglich war die großartige Erhebung des deutſchen Volks im Jahre 1813. Seine Seele war der Freiherr vom Stein. Auch dieſer Bund hat in der trüben nebeligen Zeit der Reaktion, die auf die hellen, ſonnigen Tage des Befreiungskrieges folgte, harte Verdächtigungen und Schmähungen zu erleiden gehabt. Wir weiſen auf ſeine That hin; dies gilt ſtatt jeder Rechtfertigung.

Kaum ein Jahr war Stein Preußens erſter Miniſter geweſen, und ſein Name, der früher wohl nicht über Preußens Grenzen hinaus genannt worden ſein mochte, hatte jetzt ſchon europäiſchen Klang gewonnen und war ein Panier geworden, unter das ſich die Edelgeſinnten mit ihren neuerwachenden Hoffnungen ſchaarten. Da wurde er durch einen Machtbefehl Napoleon's ſeiner Wirkſamkeit entriſſen.

Ein vertrauliches Schreiben des wackern Stein an den Fürſten von Sayn-Wittgenſtein, worin er ſeine Geſinnung gegen die Franzoſen ausſpricht, von den Vorbereitungsmaaßregeln zu ihrer Vertreibung aus Deutſchland, auf Spanien hinweiſend, redet, wurde von ihnen aufgefangen, indem ſie den Ueberbringer desſelben, den Aſſeſſor Koppe, anhielten und ſeiner Papiere beraubten. Alsbald erließ Napoleon aus dem Feldlager von Madrid eine Achtserklärung Stein's, die alſo beginnt: „Le nommé Stein“ (ein gewiſſer Stein). Stein wurde vor den weſtphäliſchen Gerichtshof geladen; ſeine Güter zog man ein. Hierdurch ſah er ſich genöthigt, den König um ſeine Entlaſſung zu bitten, die ihm dieſer höchſt ungern und nur nothgedrungen im November 1808 ertheilte.

Noch kurze Zeit verweilte Stein, gleichſam auf der Flucht, in Berlin, und hier erhielt er ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's, in welchem es unter anderm hieß: „Es kann einem großen Manne nicht zur Unehre gereichen, einem großen Manne zu ſagen, daß er ſich in ihm geirrt hat. In dieſem Falle befinde ich mich gegen Sie. Die Konfiſkation Ihrer Güter in Naſſau will ich aufheben, und ſolche mit den rückſtändigen, wie den laufenden Einkünften an Sie zurückgeben, wenn Sie ſich ſelbſt ruhig verhalten und an politiſchen Dingen keinen, weder mittelbaren noch unmittelbaren Theil nehmen wollen.“ Aber Stein's Zorn gegen Napoleon, als den Unterdrücker des deutſchen Volks, konnte durch dies Anerbieten des gewaltigen Kaiſers, noch dazu bei der Bedingung, welche dieſer ſtellte, nicht beſchwichtigt werden. Er zeigte das Schreiben Napoleon's einigen vertrauten Freunden, die ihn, Waſhington's Biographie leſend, fanden, und warf es dann gleichgültig auf den Tiſch. Er hat es nie beantwortet.

Ehe er aber, wie wir bald ſehen werden, Preußen verließ, legte er die Grundſätze ſeiner Staatsverwaltung in einem Sendſchreiben an die oberſte Verwaltungsbehörde nieder, das unter der Bezeichnung: „Stein's politiſches Teſtament“ weltgeſchichtliche Bedeutung gewonnen hat. Hier iſt es:

„Umſtände, deren Darſtellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienſte des Staats, für den ich lebte und für den ich leben werde. In den äußeren Verhältniſſen herrſcht die Nothwendigkeit ſo ſtark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums dann wenig vermag. — In die Verwaltung des Innern ſetzte ich mein Ziel.

Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke ſtattfindet, den Kampf der Stände unter ſich, der uns unglücklich machte, zu zernichten, geſetzlich die Möglichkeit aufzuſtellen, daß Jeder im Volke ſeine Kräfte frei in moraliſcher Richtung entwickeln könne, und auf ſolche Weiſe das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergeſtalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe. Mit Ihrem Beiſtande, meine Herrn, iſt Vieles bereits geſchehen. Der letzte Reſt der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, iſt zernichtet, und der *unerſchütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menſchen* iſt gegründet. — Das *unbeſchränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums* iſt proklamirt. Dem Volke iſt die Befugniß, ſeine erſten Lebensbedürfniſſe ſich ſelbſt zu bereiten, wiedergegeben. *Die Städte ſind mündig erklärt*, und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nutzten und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, ſind gelöſet. Wird das, was bis jetzt geſchah, mit Feſtigkeit aufrecht erhalten, ſo ſind nur wenige Hauptſchritte nöthig. Ich nehme mir die Freiheit, ſie Ihnen aufzuzählen, nicht, um Ihre Handlungen dadurch zu leiten — denn Ihre Einſicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung — ſondern, um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Anſichten einen Maaßſtab zu geben.

I. *Regierung kann nur von der höchſten Gewalt ausgehen.* Sobald das Recht, die Handlung eines Mitunterthans zu beſtimmen und zu leiten, mit einem Grundſtücke ererbt oder erkauft werden kann, verliert die höchſte Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geſchwächt. Nur der König ſei Herr, inſofern dieſe Benennung nur die Polizeigewalt bezeichnet, und ſein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt.

Es ſind ſchon Vorſchläge zur Ausführung dieſes Prinzips von Seiten des Generaldepartements gemacht.

II. *Derjenige, der Recht ſprechen ſoll, hänge nur von der höchſten Gewalt ab.* Wenn dieſe einen Unterthan nöthigt, da Recht zu ſuchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann ſchwächt ſie ſelbſt den

Glauben an unerſchütterliches Recht, zerſtört die Meinung ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit.

Die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit iſt bereits eingeleitet.

III. Die Erbunterthänigkeit iſt vernichtet. Es beſtehen aber noch in einigen Gegenden Geſindeordnungen, welche die Freiheit des Volks lähmen. Auch hat man Verſuche gemacht, wie der letzte Bericht des Civilkommiſſärs der Provinz Schleſien zeigt, durch neue Geſindeordnungen die Erbunterthänigkeit in einigen Punkten wiederherzuſtellen. Von dieſer Seite wird der heftigſte Angriff auf das erſte Fundamentalgeſetz unſeres Staates, unſere Habeas-Corpus-Akte, geſchehen.

Bisher ſcheinen mir dieſe Verſuche keiner Beobachtung werth, theils weil nur einige Gutsbeſitzer ſie machten, die nicht das Volk, ſondern nur der kleinſte Theil desſelben ſind, insbeſondere, weil niemals die Rede davon ſein konnte, dieſen Einzelnen auf Koſten der Perſönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf, meiner Einſicht nach, keiner neuen Geſindeordnungen, ſondern nur der Aufhebung der vorhandenen; das, was das allgemeine Landrecht über das Geſindeweſen feſtſetzt, ſcheint mir durchaus hinreichend. In dieſen drei Sätzen iſt die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Beſtimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken.

Das nächſte Beförderungsmittel ſcheint mir:

IV. Eine allgemeine Nationalrepräſentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unſeres Königs. Aber damit dieſes Recht und dieſe unumſchränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, ſcheint es mir nothwendig, der höchſten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch ſie die Wünſche des Volks kennen lernen und ihren Beſtimmungen Leben geben kann.

Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm ſogar die Verwaltung ſeiner Kommunalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die *Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Oppoſition mit ſich zu betrachten.* Daher iſt Widerſtreit oder wenigſtens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Exiſtenz des Staates. Wo Repräſentation des Volkes unter uns bisher ſtattfand, war ſie höchſt unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher: *jeder aktive Staatsbürger, er beſitze hundert Hufen oder eine, er betreibe Landwirthſchaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder er ſei durch geiſtige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräſentation.*

Mehrere mir hierzu eingereichte Pläne ſind von mir vorgelegt. *Von der Ausführung oder Beſeitigung eines ſolchen Planes hängt Wohl und Wehe unſeres Staates ab; denn auf dieſem Wege allein kann der Nationalgeiſt poſitiv erweckt und belebt werden.*

V. Zwiſchen unſern beiden Hauptſtänden, dem Adel und dem Bürgerſtande, herricht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entſagt ſeinem vorigen Stande ganz.

Dieſes hat nothwendig die Spannung, die ſtattfindet, erzeugen müſſen. Der Adel iſt, um den Werth, den man ihm beilegt, zu behaupten, zu zahlreich und wird immer zahlreicher.

Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb, in dem Staatsdienſte, den er bisher ausſchließlich bekleidet, hat zur Erhaltung des Ganzen, Konkurrenz geſtattet werden müſſen.

Der Adel wird daher zu Geſchäften und Gewerben ſchreiten müſſen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen ſeiner Geburt Anſprüche macht, im Widerſpruche ſtehen. Er wird ein Gegenſtand des Spottes und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung die ihm ſchon als Staatsbürger gebührt.

Jeder Stand fordert jetzt abgeſondert den Beiſtand der höchſten Gewalt, und jedes Gut, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurückſetzung. —

So leitet der Gemeingeiſt und das Vertrauen der Regierung. Dieſe Anſicht hat nur die Meinung von der *Nothwendigkeit einer Reformation des Adels*. Die Verhandlungen liegen Ihnen vor.

Durch eine Verbindung des Adels mit den übrigen Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit werth ſind, in einem höheren Grade erhalten werden.

Dieſe Verbindung wird zugleich

VI. *Die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes* lebhaft begründen, und auch dieſe Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernſtand wird deßhalb, weil er durch die Erbunterthänigkeit ſo lange zurückgehalten worden, einiger poſitiver Unterſtützung zur Erhöhung ſeines perſönlichen Werthes noch bedürfen. Hierzu zähle ich

VII. *Die Aufſtellung geſetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen.*

Beſtimmte Dienſte, die der Beſitzer des einen Grundſtücks dem Beſitzer des andern leiſtet, ſind an ſich zwar keine Uebel, ſobald perſönliche Freiheit dabei ſtattfindet. Dieſe Dienſte führen aber eine gewiſſe Abhängigkeit und willkührliche Behandlung der Dienenden mit ſich, die dem Nationalgeiſte nachtheilig iſt.

Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derſelben (ſo wie er auch die Gemeinheitstheilungen fördert) geſetzlich feſtzuſtellen, ſo daß ein Jeder Ausgleichung unter beſtimmten Bedingungen verlangen kann. Dieſes wird hinreichen, um bei dem Fortſchritte des Volkes, der aus jenem Fundamentalgeſetze nothwendig folgen muß, die Dienſtpflichtigen zu veranlaſſen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen.

VIII. Damit aber alle dieſe Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwickelung des Volkes vollſtändig erreichen, und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterland in der That gedeihen, *ſo muß der religiöſe Sinn des Volkes neu belebt werden.*

Vorſchriften und Anordnungen allein können dieſes nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernſt dieſe wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geiſtlichen, Abwehrung leichtſinniger oder unwiſſender Kandidaten und Verbeſſerung der theologiſchen Vorbereitungsanſtalten die Würde des geiſtlichen Standes wiederherzuſtellen, auch durch angemeſſene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorſorge für anſtändige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienſtes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anſtalten zu befördern.

IX. Am meiſten aber hierbei, wie im Ganzen, iſt von der *Erziehung* und dem *Unterrichte der Jugend* zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menſchen gegründete Methode jene Geiſteskraft von Innen heraus entwickelt, und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einſeitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit ſeichter Gleichgültigkeit vernachläſſigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menſchen beruht, *Liebe zu Gott, König und Vaterland* ſorgfältig gepflegt, ſo können wir hoffen, *ein phyſiſch und moraliſch kräftiges Geſchlecht aufwachſen und eine beſſere Zukunft ſich eröffnen zu ſehen.*

Alle kleinen Mängel unſerer Verfaſſung, namentlich unſere Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald ſich heben, wenn nur die obigen Anſichten mit Ernſt verfolgt werden.

Ich darf Ihnen Glück wünſchen, meine Herren, zu dieſem Geſchäfte berufen zu ſein. Und ſteht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, ſo wird doch die Wichtigkeit des Werks und der entſchiedene, auch durch die neuen Civil- und Militäreinrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth ſtärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zuſichern.

Königsberg am 24. November 1808.

Stein.

Faſſen wir die geſammte Thätigkeit Stein's während der kurzen Dauer ſeiner Wirkſamkeit in Verbindung mit den eben dargelegten Grundſätzen, welche dieſe leiteten, zuſammen, ſo können und müſſen wir ſagen: Stein hatte die Aufgabe des Staates, wie ſich dieſelbe durch den Fortſchritt der geiſtigen Bildung und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe von den Jahren Friedrich's II. an bis zu ſeiner Zeit geſtaltet hatte, vollſtändig begriffen und war ganz befähigt, ſie zu verwirklichen durch Kenntniß der dahin führenden Mittel ſowohl, als durch Stärke und Feſtigkeit des Willens. In dem Abkömmlinge des alten reichsfreiherrlichen Geſchlechts der vom und zum Stein war die Idee eines vollbürtigen Staatsbürgerthums jedes einzelnen Volksgenoſſen in ungetrübter Schöne aufgegangen, und er fühlte die Kraft in ſich, dieſe Idee in alle ihre Konſequenzen zu verfolgen und ſo die alte Allodialfreiheit vollkommen wieder herzuſtellen. Auch er hatte Geſchichte ſtudirt; das Ergebniß ſeiner Studien war aber ein anderes, als das der heutigen „hiſtoriſchen Schule;“ denn ihn hatte die Geſchichte gelehrt, daß die Trennung der Stände den Staat ſchwäche, ihre Verbindung aber und das all- und gleichberechtigte Staatsbürgerthum ihm unzerſtörbare Kraft und Stärke durch die geiſtige und ſittliche Erhebung des Volkes gewähre. Stein fühlte in ſich ſelbſt die Kraft und den Beruf, den Staat Friedrichs II. auf die Grundlage der zeitgenöſſiſchen Bildung zu geſtalten und ſo das große Werk des großen Mannes fortzuſetzen, der, ſelbſt die Zukunft ahnend, am Abende ſeines Lebens ausrief: „er ſei es müde, über Sklaven zu herrſchen.“ Mit Recht nennt daher Vogel (in ſeiner Germania) Stein den Miniſter Vorwärts. Dies war er; denn er hatte Einſicht genug, das Rückwärts zu würdigen und Muth und Entſchloſſenheit genug, um im Vertrauen auf den

Geiſt Gottes, wie er ſich in der Geſchichte offenbart, die Folgen des Vorwärts nicht zu ſcheuen.

Doch es war ihm nicht vergönnt, ſein großes Werk zu vollenden. Unter den früher geſchilderten Verhältniſſen, von Napoleon geächtet, von der weſtphäliſchen Regierung gerichtlich verfolgt, konnte er in Preußen nicht mit Sicherheit leben; er begab ſich daher nach Oeſterreich, unter deſſen Fahnen, wie der edle Erzherzog Karl in einer bei dem bald darauf ausbrechenden Kriege gegen Napoleon erlaſſenen Proklamation ſagte, ſich (damals) die Freiheit Europa's geflüchtet hatte. Hier wohnte er abwechſelnd in Brünn, Troppau und zuletzt nach dem Wiener Frieden dauernd in Prag. Damals weilten mehrere theils durch Geburt, theils durch Geiſt hochgeſtellte Männer in dieſen Städten, die alle gleicher Haß gegen Frankreichs Uebermacht und der Wunſch, Deutſchlands Unabhängigkeit wieder hergeſtellt zu ſehen, vereinigte. Stein, der dieſen hohen Zweck mit ſcharfem Blicke und männlicher Feſtigkeit verfolgte und für denſelben in ſteter Verbindung mit den einflußreichſten Männern in Preußens Kabinette und Heere, mit Hardenberg, Schön, Dohna, Scharnhorſt, Gneiſenau, Boyen u. m. a. blieb, ſammelte einen Kreis für gleiche Strebungen begeiſterter Männer um ſich, in welchem die zeitgenöſſiſchen und vaterländiſchen Intereſſen oft und viel mit hochfliegendem Geiſte und feurigen Zungen durchfühlt und beſprochen wurden. Zu dieſem gehörte auch der für alles Schöne und Gute in warmem, aber mildem Herzen empfängliche Varnhagen von Enſe, der, vor Allen mit dem Talente feinſter Beobachtung und meiſterhafter Darſtellung begabt, uns Stein unübertrefflich ſchildert:

„Wenn Stein eiferte, gerieth ſeine Stimme und Gebärde in eine eigene Art von Zitterung, wobei er die Augen zudrückte und die Worte zuletzt kaum noch ausklingen ließ. Aber wie traf gleich darauf ſein Blick groß und durchdringend den Zuhörer, welchem er dann jeden geheimen Widerſpruch auf dem Geſichte las, und mit neuem, oft herbem und verletzendem Anlauf entgegendrang! Mit ihm ein Geſpräch zu haben, war ein ſteter Kampf, eine ſtete Gefahr; nie konnte man ſicher ſein, durch eine plötzliche Wendung ſich feindlich behandelt zu ſehen, weil es ihm beliebte, den gerade Anweſenden, mochte dieſer auch ganz einſtimmig ſein, ſich als Widerſacher vorzuſtellen, und das ohne übeln Willen, ohne perſönliche Abſicht und ohne einen bleibenden Eindruck in ihm ſelber. Dies gab dann dem Umgange Stein's einen eigenen Reiz, und ließ die Erregung, in welche ſein Geſpräch verſetzte, eher aufſuchen, als meiden. — Seine Heftigkeit habe ich, als auf mich perſönlich gerichtet, nie erfahren, wohl aber oft peinlich beſtanden, wenn er ſich wider Andere tobend auslies. Stein's Raſchheit und Ungeſtüm hing ganz mit ſeiner körperlichen Organiſation zuſammen. Er fragte mich einmal nach der Zahl meiner Pulsſchläge und hielt mir lachend die Hand hin, ich ſolle die ſeinigen einmal zählen. Es waren hundert in der Minute. Dies, verſicherte er, ſei ſein gewöhnlicher Puls, bei dem er ſich vollkommen wohl befinde. Er ſchien ſelber dieſe Eigenheit als einen Freibrief der Natur anzuſehen, der ihm ſchon erlaube, etwas lebhaftere Aufwallungen zu haben, als andere Menſchen."

Das große Drama des Napoleoniſchen Geſchicks näherte ſich ſeiner tragiſchen Auflöſung. Noch einmal ſollte ſich der geniale Korſe im Strahlenglanze aller irdiſchen Hoheit und Würde der erſtaunten Welt zeigen, um dann unaufhaltſam ſeinem erſchütternden Falle zuzueilen. Auf ſeinen Wink ſammelten ſich zu Dresden huldigend die Fürſten Europa's, deren Stammbäume in die graue Vergangenheit hinaufreichten, um den gewaltigen Sohn der Revolution; ſelbſt ſein kaiſerlicher Schwiegervater, der Abkömmling des Hauſes Habsburg-Lothringen, der letzte Kaiſer des weiland römiſchen Reiches deutſcher Nation, erſchien in dieſen Reihen, den Glanz des Mächtigen erhöhend.

Stein hatte alle Gründe zu befürchten, ſeine Auslieferung möchte gefordert werden. In dieſem Augenblicke erhielt er von dem durch Napoleon mit Krieg bedrohten Kaiſer Rußlands, Alexander I. eine Einladung nach Petersburg. Obwohl Stein ſich nicht verbergen konnte, daß, endete dieſer Krieg wie alle früheren zum Glücke Napoleon's, Europa ihm keinen ſichern Aufenthaltsort mehr gewähre, zögerte er doch keinen Augenblick, dem Rufe zu folgen. Er trennte ſich von ſeiner Gemahlin, welche die bevorſtehende Gefahr in klarem Geiſte erwog, aber auch mit gleichem Muthe und ächt weiblicher Hingebung in die Wege der Vorſehung ſich von Neuem zum Dulden und Ausharren vorbereitete, und reiſte im Mai nach Petersburg ab, ohne von den öſterreichiſchen Behörden, oder ſelbſt von Napoleon, der Kunde davon gehabt haben ſoll, gehindert zu werden.

Diesmal hatte Alexander in der Ahnung ſeines warmen Gemüthes richtiger geſehen, als Napoleon in ſeiner kalten Verſtändigkeit. „Mit Stein, durch Napoleon's Aechtung ein Lichtzeichen" *) wendete ſich die Sympathie des deutſchen Volkes Rußland zu.

Stein's Lage am Petersburger Hofe war eine eigenthümliche, in welcher ſich die Kraft ſeines feurigen Geiſtes und ſeiner hohen Sittlichkeit in ihrer ganzen Aechtheit und Wahrheit erprobte. Arndt, welchen Stein im Auguſt 1812 zu ſich nach Petersburg berief, ſchildert dies und Stein's ganzes Weſen ſo ſchön und treffend, daß wir uns nicht verſagen können, einige Stellen ſeiner Darſtellung zu entlehnen:

„Ich ward mit großer Freundlichkeit von ihm (Stein) empfangen. Mich hatten ſeine Geſtalt und Darſtellung betroffen, als hätte ich ſchon irgendwo ihres Gleichen oder ihres Aehnlichen geſehen, aber ich wußte mich Anfangs nicht zu erinnern. Erſt als ich einige Stunden vor ihm am Theetiſche geſeſſen, und die erſten Eindrücke ſich beruhigt und abgeklärt hatten, rief ich in mir: Fichte. Ja, Vieles von meinem alten Fichte ſchlug

---

*) Worte Arndt's.

mich nun: dieſelbe Geſtalt ungefähr, kurz gedrungen, breit, dieſelbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogener; dieſelben kleinen, ſcharfen, funkelnden Augen, faſt dieſelbe nur noch mächtigere Naſe; die Worte derb, feſt, mit kurzer Geſchwindigkeit gleich Pfeilen vom Bogen gerade in's Ziel ſchlagend. Daß ich die Fichte'ſche ſittliche Strenge in den Grundſätzen bei ihm bewundern mußte, ergab ſich ſehr bald. Der Unterſchied war nur, daß dieſer Mann der Sohn eines alten reichsfreiherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der Sohn eines armen Tuchwebers in der Lauſitz war; daß dieſer Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philoſoph aber, von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabſteigend, vergebens ſtrebte, es auf dieſem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln..... Auf dem obern Theil des Stein'ſchen Antlitzes wohnten faſt immer die glanzvollen und ſturmloſen Götter. Seine prächtige, breite Stirn, ſeine geiſtreichen freundlichen Augen, ſeine gewaltige Naſe verkündigten Ruhe, Tiefſinn und Herrſchaft. Davon machte der untere Theil des Geſichts einen großen Abſtich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und feingeſchnitten, auch das Kinn nicht ſtark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung; hier trieben Zorn und Jachzorn ihr Spiel und oft die plötzlichſte Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr feſt begegnete, ſich bald wieder beruhigte. Aber das iſt wahr, daß, wenn dieſer ſchwächere untere Theil im Zorn zuckte, und der kleine, bewegliche Mund mit ungeheurer Geſchwindigkeit ſeine Ausſprudelungen vollführte, die oberen Theile wie ein ſchöner, ſonniger Olymp noch zu lächeln, und ſelbſt die blitzenden Augen nicht zu dräuen ſchienen, ſo daß wer vor der untern Macht erſchrack, durch die obere Macht getröſtet ward. Sonſt ſprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieſes herrlichen Mannes Redlichkeit, Muth und Frömmigkeit. Er war ein herriſcher Mann, wäre ein geborener Fürſt und König geweſen, kurz ein Nummer-Eins-Mann. Ich will hiermit nicht geſagt haben, daß einer als Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich ſein und wirken könne. Das verſteht ſich ja von ſelbſt; aber Stein war dazu nicht geſchaffen. Es war eine zu mächtige Eigenthümlichkeit in ihm, ſeine Natur überhaupt aus einem ſo ſtrengen Metallguſſe, daß er ſich einer fremden Natur nicht leicht anſchmiegen, viel ſchwerer noch ſich ihr unterſchmiegen konnte, was die edelſten Menſchen für gute Zwecke oft gethan haben und thun müſſen.“ Hören wir nun Arndt über Stein's Stellung in Petersburg: „Der Herr von Stein hatte hier keine Kämpfe — denn er ging ohne Furcht immer gerade durch und überließ das Uebrige Gott — aber der Kaiſer Alexander hat ſich langſam durchkämpfen müſſen. Dieſer Herr war jedes Anhauchs und Anflugs des Großen und Edelmüthigen fähig; — aber es war etwas Weiches in ſeiner Natur, was die feſte Ausdauer und die männliche Härte verſagte. Der Krieg mit Napoleon war erklärt, und die erſten blutigen Zuſammenſtöße hatten ſchon geknallt; aber noch immer ſaß Romanzoff am Ruder und hatte den Miniſter des Innern, den verdienten Szernaski und den Geheimen-Rath Beck in ſeinem Miniſterium, weil ſie dem Kaiſer Vorſchläge und Rathſchläge zu den kühnſten und geſchwindeſten Maaßregeln übergeben hatten, in Verbannung und Kerker geſchickt. Er war bekannt als die Seele des gegen Spanien, gegen England und Oeſterreich beſchworenen und nur zu lange und zu ſchimpflich gehaltenen Napoleoniſchen Bündniſſes; er, in ſeinen Sitten und Gewohnheiten ein abſcheulicher Weichling, gehörte zu den Entnervten, die in Napoleon den Schickſalsmann des göttlichen Fingers ſahen, den keine irdiſche Macht werde bändigen können; ſein Rath war Frieden und Unterwerfung geweſen. Kaiſer Alexander hatte nicht den Muth, ſich plötzlich von dem alten Manne zu ſcheiden und loszureißen, obgleich Stein über dieſe Stellung, beſonders über die Meinung, welche dieſe Stellung bei England, Oeſterreich, Preußen und bei allen, die einmal an dem Joche des Korſen ſchütteln könnten, nothwendig hervorbringen müſſe, dem Kaiſer die redlichſten und tapferſten Wahrheiten geſagt und geſchrieben hatte. Ich habe von ihm an den Kaiſer geſtellte Briefe abſchreiben müſſen, welche nach Wien und London geſchickt wurden, in welchen dieſes Verhältniß und die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des weichlichen, wollüſtigen und charakterloſen Mannes mit dem leiſen Tritt und der honigſüßen Miene mit Stein'ſcher Kürze und Klarheit geſchildert war. So wirkte er auf den Kaiſer: aber eine breitere, mächtigere Bahn machte er ſich bald in der größern Petersburger Geſellſchaft, und durch dieſe wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiſer zurück. Sein Muth, ſeine Kühnheit, noch mehr ſein Witz und ſeine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein, und leuchteten und zündeten, wie Blitzſtrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die ſittliche Schönheit und Klarheit ſeines Weſens, durch und durch mit Muth durchgoſſen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzeſten, unſcheinbarſten Worten an den Tafeln und Theetiſchen zu ſpielen wußte, wo er ſich auch gerne und unbewußt ſelbſt im leichtern Koſen und Scherzeln hingeben ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Manne in der Petersburger Geſellſchaft; ſein tapferer Wille, ſeine Einfälle, ſeine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen ſehr bedeutenden Anhang, der um ſo treuer war, da Alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen ſei, der mit dem Siege wieder gegen Weſten walle, daß er alſo keinem in den Weg treten werde. Er ſtand endlich in Petersburg, wie das gute Gewiſſen der Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloffe, Soltikowe, Ouwarowe, Kotſchebey, Lieven und das zum Begeiſtern und Fortſchnellen ſo allmächtige Heer der ſchönen und geiſtreichen Frauen pflanzten ſein Banner auf. Auch war er der unerſchütterliche Fürſt und Feldherr des Muthes. Als die Nachricht von der Schlacht von Borodino und bald von dem Brande Moskau's ankam, und Czar Konſtantin umher ſprengte und Frieden, Frieden! rief, als die Kaiſerin Mutter und Romanzoff Frieden flüſterten, trug er ſein Haupt nur deſto heiterer und ſtolzer. Ich habe ihn geſehen, dieſen heiteren Muth. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehreren wackern Deutſchen bei ihm zur Tafel. Nie habe ich ihn herrlicher geſehen. Da ließ er friſcher einſchenken und ſprach: Ich habe mein Gepäck im Leben ſchon drei vier Mal verloren; man muß ſich gewöhnen, es hinter ſich zu werfen; weil wir ſterben müſſen, ſollen wir tapfer ſein."

Ein Hauptgeſchäft Stein's beſtand in der Organiſation der ſogenannten „Ruſſiſch-Deutſchen Legion," die aus flüchtigen und kriegsgefangenen Deutſchen errichtet werden ſollte. Da er aber dieſen Auftrag mit dem Herzoge von Oldenburg und dem Grafen von Lieven theilte, mit Männern, die ihm höchſt-unähnlich waren, ſo ſtießen ihm hierbei die mannigfachſten Unannehmlichkeiten auf, und die Sache ſelbſt nahm einen höchſt langſamen und ſchleppenden Fortgang.

Mit dem Rückzuge der Franzoſen aber, der am 20. Oktober 1812 begann, fingen ſich die Verhältniſſe raſcher zu entwickeln an. Alexander ſelbſt entſchloß ſich, ſeinem ſiegenden Heere zu folgen, und Stein ſollte ihm nach Preußen vorangehen. Dieſer verließ daher am 5. Januar 1813 Petersburg. Raſch ging die Reiſe über die mit Leichen und Trümmern des franzöſiſchen Heeres bedeckten polniſchen Lande nach Königsberg, wo er bereits am 31. Januar eintraf.

In Preußen war man nach dem Abgange Stein's unter Hardenberg's Verwaltung rüſtig auf dem von Stein angebahnten Wege fortgeſchritten und hatte bereits, als der Krieg gegen Rußland ausbrach, mehrere der in ſeinem politiſchen Teſtamente niedergelegten Wünſche verwirklicht. Die Steuerfreiheit des Adels, wie der Zunftzwang in den Städten waren aufgehoben, und die

Ablösbarkeit der Frohnden auf dem Lande war ausgeſprochen worden. Jetzt ging man der großen Entſcheidung entgegen. Am 30. Dezember 1812 hatte York den bekannten Vertrag mit den Ruſſen geſchloſſen, wodurch das Land zwiſchen Memel und Tilſit für neutral erklärt, aber letzteren der Durchzug durch daſſelbe geſtattet wurde, und ſchon trafen die Yorkiſchen Schaaren und die ruſſiſchen Truppen in Königsberg ein.

Stein verſammelte die Notabeln der Provinz Preußen um ſich und traf ſchnell mit ihnen die beſten und erfolgreichſten Maaßregeln, ſo daß ſich dieſe Provinz als die thätigſte und aufopferndſte in dem großen Freiheitskriege erwies, wie noch neuerdings auf dem erſten vereinigten preußiſchen Landtage einſtimmig anerkannt worden iſt.

Der König von Preußen ging nach Breslau und rief ſein Volk zu den Waffen; dieſem königlichen Aufrufe entſprach die allgemeine Begeiſterung in würdigſter Weiſe. Am 25. März 1813 erfolgte von Kaliſch aus die ruſſiſch-preußiſche Erklärung an die Deutſchen, worin ihnen die Wiedergeburt ihres ehrwürdigen Reiches und eine dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volkes gemäße, zumal deſſen Einheit befeſtigende Verfaſſung verheißen wurde. Stein eilte nach Breslau zu Preußens König, wohin ihm auch ſeine Gemahlin und ſeine beiden Töchter entgegengekommen waren. Jetzt ernannten ihn der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen zum Vorſitzer eines ruſſiſch-preußiſchen Verwaltungsrathes für die deutſchen Angelegenheiten, zu deſſen Mitgliedern Schön und Niebuhr berufen wurden. Kaum war daher Stein von einem gefährlichen Nervenfieber, das ihn zu Breslau in den Armen der Seinen befiel, nur halb geneſen, als er nach Dresden eilte. Der Wirkungskreis, der ſich hiermit für ihn öffnete, war großartig; aber auch die Anforderungen, die an ihn geſtellt wurden, überſpannt, und ſeine Thätigkeit durch mancherlei Hinderniſſe oft peinigend beengt. Arndt, der, wie er ſelbſt ſagt, in jener Zeit nur noch an ihm, noch nicht in ihm ſtand, erzählt, daß unzählige Rathſchläge und Aufforderungen an ihn einliefen, die wohl größtentheils gut gemeint, aber oft ganz verkehrt waren. Namentlich gingen den Meiſten die Kriegsbewegungen nicht ſchnell genug, und die allgemeine Volksbewaffnung wurde nicht raſch genug gefördert. Dabei litt Stein am Podagra und war ſelbſt durch das Unbeſtimmte und Zauderhafte in dem Ganzen der europäiſchen und deutſchen Verhältniſſe oft arg verſtimmt. So aßen Arndt und Steffens einmal in Dresden bei ihm zu Mittag und brachten die Mahnung, 25,000 Mann Sachſen unter die Waffen zu ſtellen, an ihn. Da gerieth er in heftigen Zorn, und als wolle er ſie zur Thüre hinaus werfen, rief er: „Gehen Sie, meine Herrn! So klug, wie Sie, bin ich auch; aber ich bin weder Kaiſer von Rußland, noch König von Preußen.“ Er ſelbſt war entſchieden für Volksbewaffnung und hatte deßhalb bereits von Petersburg aus mit Münſter gebriefwechſelt, auf deſſen engherzige Befürchtungen wegen der dadurch möglichen Gefahren Stein die wahrhaft großherzige Antwort gab: „Er wolle lieber das Stück trocken Brod mit dem ärmſten deutſchen Bauer in der Hütte eſſen, als in der glänzendſten Herrſchaft von Fremden abhängen.“

Noch mehr wurde Stein durch den zu Anfang Juni's 1813 geſchloſſenen Waffenſtillſtand gereizt, denn er, wie alle vaterländiſch Geſinnten, fürchteten neue Ränke der Franzoſen. Er begab ſich nach Reichenbach, um hier, in der Nähe der Verhandlungen, für ſeine großen Zwecke zu wirken. Als der Krieg von Neuem begann, zog Stein mit dem Hauptquartiere durch Böhmen nach Sachſen; denn am 4. Auguſt trat auch Oeſterreich zu den Verbündeten und kündigte Napoleon den Krieg an. Wenn hieraus auch der deutſchen Sache eine neue Stärke zuwuchs, ſo erlitt doch ſchon die Verwirklichung der in der Kaliſcher Erklärung in Ausſicht geſtellten Wünſche aller Deutſchgeſinnten durch den Vertrag, den eben dieſes Oeſterreich für ſich allein am 8. Oktober zu Ried mit Baiern abſchloß, den erſten harten Stoß; denn dadurch band man ſich in Betreff der künftigen Organiſation Deutſchlands die Hände. Indeſſen wurde die große Völkerſchlacht bei Leipzig geſchlagen und Napoleon trat ſeinen Rückzug aus Deutſchland an, um es nie wieder zu ſehen. Jetzt wurde am 21. Oktober 1813 eine Centralkommiſſion für die Verwaltung aller durch die Truppen der Verbündeten beſetzten Länder angeordnet, und Stein zu deren Präſidenten ernannt. Neben ihm ſaßen Schön und Rüdinger für den im Herbſte abgetretenen Niebuhr darin. Dieſe hatte die Aufgabe, die ihr untergebenen Länder zu verwalten, die zu den gemeinſchaftlichen Kriegskoſten nöthigen Beiträge zu erheben und die Landesbewaffnung zu erwirken und zu regeln. Stein, als in Niemandens Dienſten ſtehend, wurde an ihre Spitze geſtellt; er ſollte das Ganze nach ſeiner Einſicht leiten, die betreffenden Beamten ernennen und abberufen, doch war er verantwortlich und mußte in noch nicht entſchiedenen Fällen Verhaltungsbefehle bei den Verbündeten einholen. In dieſer Eigenſchaft begleitete er das Hauptquartier der Verbündeten von Leipzig nach Frankfurt am Main.

Jetzt traten aber auch ſchon die Folgen des Rieder Vertrages zu Tage: Würtemberg und andere Rheinbundesfürſten erhielten gleiche Bedingungen, wie Baiern. Dies begünſtigte die öſterreichiſche Politik, und Preußen, welches damals noch ganz andern Strebungen folgte, ließ es nur höchſt ungern geſchehen, um nicht die Eintracht zu ſtören, deren es dem gewaltigen Feinde gegenüber ſo höchlich Noth that. Bald zeigten ſich aber auch die Ergebniſſe dieſes Verfahrens, indem in dem Angeſichte des Feindes, der zwar zurückgedrängt, aber noch keineswegs beſiegt war, die Sonderintereſſen der deutſchen Höfe wieder in grellem Lichte hervortreten. Ueberall ſtellten ſich den zum allgemeinen Beſten ergriffenen Maaßregeln der Centralverwaltung die Anſprüche der Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der einzeln Regierungen entgegen. „Hätte man,“ (heißt es in den bereits mehrmals angeführten

„preußiſchen Staatsmännern,") „den Fürſten, welche wieder in ihr Herrſcherthum eingeſetzt werden ſollten, dieſe Wiedereinſetzung als eine Vergünſtigung angerechnet, anſtatt ſie wie ein Recht und jede neue Anordnung als eine Aufopferung von ihrer Seite zu betrachten, ſo würde man dem geſammten Deutſchland eine gleichmäßige Verfaſſung und den einzelnen Ländern eine zweckmäßige Lage und eine Macht haben geben können, die im Verhältniſſe zu dem geſtanden hätte, was jeder einzelne Staat für das Wohl und die Freiheit Deutſchlands gewirkt."

Stein litt empfindlich unter dieſen Verhältniſſen, und die Centralverwaltung ſah ſich überall in ihrer Wirkſamkeit gelähmt und gehemmt. Man darf nur die Schilderung leſen, die Dorow von der Behandlung gibt, welche er als Abgeordneter derſelben zur Beſichtigung der Krankenpflege der verwundeten Krieger erfuhr, um ein treues Bild von den obwaltenden Verhältniſſen zu erhalten. *)

Die Centralverwaltung wirkte indeſſen, ſo viel es nur möglich war, und hat ſich durch tüchtige Verwaltung

---

*) In dieſe Zeit fällt auch die Geſchichte der Verfolgung des Grafen Reiſach von Seiten Baierns, welche Dorow zur Verunglimpfung Stein's auszubeuten ſucht. Und wenn auch die übrigen Beſchuldigungen, womit Dorow Stein überhäuft, wohl durch unſere Charakterſchilderung auch ohne weite Erörterung ihre Erledigung und Aufklärung finden möchten, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß wir die in dieſer Sache obwaltenden Verhältniſſe nicht klar genug durchſchauen, um ein gerechtes und wahres Urtheil fällen zu können. Hat Stein Reiſach veranlaßt, gegen Baiern zu ſchreiben, warum hat er ihn dann nicht geſchützt, da er dies doch konnte? Was hat ihn gegen Reiſach zu ſo argem Zorne gereizt, daß er ihn nach Jahren nicht in ſeiner Geſellſchaft dulden will? Es wäre wünſchenswerth daß Stein's alte Freunde und Vertraute, der Freiherr von Gagern und Arndt, hierüber Aufſchlüſſe gäben, damit auch nicht ein Schatten von Makel an Stein's ehrenvollem Namen haften bliebe.

im Innern und Aufſtellung und Ausrüſtung zahlreicher Heerhaufen gegen den äußern Feind gewichtige Verdienſte um das Geſammtvaterland erworben. Sie folgte dem Heere der Verbündeten, jedesmal in dem Hauptquartiere ihren Sitz nehmend, bis nach Paris.

Hier nahmen aber ſchon die deutſchen Angelegenheiten eine traurige Wendung. Der leicht erregbare Kaiſer Alexander wurde zugleich von der bekannten Frau von Krüdener für myſtiſche Strebungen und von Frankreichs Diplomaten für franzöſiſche Tendenzen gewonnen, ſo daß Stein ſeinen Einfluß auf ihn gänzlich verlor. England verließ Preußen; Oeſterreich und die kleinen deutſchen Staaten verfolgten ihre Sonderintereſſen. So ſtand Preußen allein, und der Staatskanzler Hardenberg, ein ſchwankerer Charakter, als Stein, beſaß nicht Kraft und Stärke genug, vermochte es wohl auch nicht, den gerechten Anſprüchen Preußens, das mit ſeinen Strebungen allein auch die Sache des Geſammtvaterlandes vertrat, Geltung und Nachdruck zu verſchaffen. „Die Federn der Diplomaten verdarben wieder,“ wie Blücher ſich kräftig ausdrückt, „was das Schwert gut gemacht hatte,“ und der erſte Pariſer Frieden wurde geſchloſſen.

Im Juni 1814 kehrte Stein von Paris zurück und hielt ſich ſechs bis acht Wochen in Frankfurt auf, während welcher Zeit ſein Garten vor dem Eſchenheimer Thore ein Stell-dich-ein für alle durch Geiſt und Stellung bevorzugte Perſonen war, die damals zahlreichſt Frankfurt beſuchten. Dann ging er auf ſeine Güter in Naſſau, und hier trug ſich ein Vorfall zu, der, ſo unbedeutend er ſcheint, doch gerade geeignet iſt, Stein zu kennzeichnen.

Der Hettmann Platow nebſt noch einem Ruſſiſchen General war in Naſſau zu Mittage. Nach Tiſche ging Alles, Steins Schweſter und ſeine beiden noch nicht erwachſenen Töchter mit, auf die Burg Stein ſpazieren. Da hatte es ein eigenes Spiel. Ein alter Maurermeiſter im Städtchen Naſſau, der vor längſt verſchollenen

Jahren mit dem Freiherrn Kinderſpiele geſpielt und ſich immer als ein Ergebener zum freiherrlichen Hauſe gehalten hatte, war auf den Einfall gekommen, an den Gängen, welche auf die Höhe und an den Wieſen hin durch den Park des Stein'ſchen Berges laufen, wirklich und bildlich durch die künſtlichſten und wunderlichſten Zuſammenſetzungen von Steinen, Mooſen, Blumen und Büſchen die Thaten und Leiden der ruſſiſchen Feldzüge, den Brand von Moskau, den Rückzug der Franzoſen, die Leipziger Schlacht u. ſ. w. abzubilden. Da war denn auch Stein's Namen und Wappen und ein wohlverdienter Kranz hie und da abgebildet. Der alte Herr hatte ſchon von dieſer Transfiguration gehört und finſter dazu geſehen. Nun als er ſie wirklich erblickte, gerieth er in Zorn und wollte Alles ſogleich wegſchaffen laſſen, alle die ſchöne kunſtreiche und mühſame Arbeit, worauf der fromme und dankbare alte Meiſter vielleicht die Feierſtunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Priorin war außer ſich, wagte aber nicht ſich gegen zu legen, ſeufzte nur: ach! der arme Mann! Sie nahm Arndt bei Seite, und ſeinen und der anderen Gäſte Bitten und Vorſtellungen gelang es, Stein ſo weit zu beſchwichtigen, daß er verdrießlich mit den Worten wegging: „Die Leute könnten glauben, ich wäre ein kindiſcher Narr geworden und bildete mir ein, die Welt erobert zu haben."

Im September 1814 ging Stein nach Wien zu den Verhandlungen des Kongreſſes, blieb aber daſelbſt nur wenige Tage, da er bald durchſchaute, daß ein anderer Geiſt, als der, unter deſſen wehendem Paniere er zur Vergewaltigung des mächtigen Feindes mitgewirkt hatte, dort regiere. Schon begann die Reaktion ihr Werk, und Stein fand und ſah keine Mittel, ihr offenen Kampfe zu begegnen, und ſo zog er ſich von nun an in's Privatleben zurück. Der alte Freiherr ging auf den Sitz ſeiner Ahnen.

Er ſchrieb an ſeinen Freund Gagern: „Zu Wien haben ſie finalement nur halbe Arbeit gethan, und die

Nation über Bund und Bundesſyſtem gar nicht begriffen. Und nachdem wir ſo ſehnlichſt Eintracht zwiſchen Oeſterreich und Preußen im Großen gewünſcht, ſo wollten wir doch keineswegs ein ſolches Schmiegen und Aſſimiliren in Dingen, die ſich wenig ähnlich ſind, wie Lage und Verhältniß bei den Regierungen gegen ihre Völker. Der Fürſt Metternich" (wir laſſen einen harten Zwiſchenſatz aus) „verführte dann das preußiſche Kabinet, und beſchädigte dadurch Beide — ja — uns Alle."

Die erſten Jahre ſeiner Zurückgezogenheit brachte Stein in Naſſau zu, indem er gewöhnlich den Winter in Frankfurt verlebte. Arndt ſagt ſchön hierüber: „Die beiden erſten Jahre nach 1814 wandte er dazu an, ſich ſelbſt und ſein gleichſam zerſtreutes Leben und ſein zerſtreutes Haus wieder zu ſammeln und zu bauen. Er wohnte wieder in Naſſau, wo er geboren und erzogen war und im Schooße glücklicher und ehrwürdiger Eltern die reinſten und ſchönſten Jahre ſeiner Jugend verlebt hatte; er hatte ſeine Gemahlin und Kinder (zwei Töchter), welche Unglück und Elend treu mit ihm getheilt hatten, wieder um ſich verſammelt. Vieles war auch hier zu ordnen und wieder herzuſtellen. So ward der Blick oft rückwärts geführt in die Vergangenheit; aber der Mann, der die Gegenwart mit der ganzen Schwere ihres Unglücks und ihres Sieges auf ſeinen Schultern gefühlt, lebte doch am meiſten in ihr und wandelte mit den Gefühlen frommer Wehmuth und ſtiller Anbetung über das, was Gott an ihm und dem Vaterlande gethan hatte, hier unter den Erinnerungen ſeiner Kindheit umher. So entſtand die Idee, ſeinem Schloſſe einen alten deutſchen Ritterthurm anzubauen, den er mit Bildern und Denkmälern ſeiner Zeit füllen, worin er künftig wohnen, denken und ſchreiben, ſtudieren, leben wollte. Dieſes Werk ward mit der ihm eigenen Geſchwindigkeit in wenig Jahren vollendet, von außen mit den Bildniſſen der chriſtlichen Kardinaltugenden und mit der Inſchrift: „Nicht mir, ſondern Deinem Namen gebührt die Ehre," von innen mit den Büſten und Bildniſſen der Herrſcher, Helden und großen Männer ſeines Zeitalters geſchmückt. Hier hauſte und wirkte er bei ſeinem Aufenthalte am liebſten, und hier zeigte er den Fremden vor allem mit dem größten Wohlgefallen das Bildniß ſeines früher heimgegangenen Freundes Scharnhorſt „des Stillbereitenden und Thätigſchaffenden.“

Wie aber Stein hier oft erinnernd in die Tage der Kindheit zurückkehrte, ſo wandte ſich auch ſein Sinn wieder der Lieblingsbeſchäftigung ſeiner Jugend, dem Studium der älteren Geſchichte unſeres Vaterlandes zu. Wenn er auch hierin ganz mit ſeiner Zeit pulſirte, ſo war es doch wieder er, welcher dieſer Beſtrebung ſeiner Zeit durch eine Einrichtung, die er hervorrief, Ziel und Dauer gab. In ihm entſtand nämlich zuerſt die Idee der Gründung eines Vereins für vaterländiſche Geſchichte, hauptſächlich zum Zwecke der Sammlung und Herausgabe ihrer Quellen. Dieſe beſprach er oft während ſeines Winteraufenthaltes in Frankfurt mit gleichgeſinnten Männern und wirkte zugleich brieflich anregend auf Viele. Hierbei kamen ihm ſeine großen und weitverzweigten Verbindungen und das Anſehen, welches er bei den Hochgeſtellten und Gelehrten genoß, weſentlich zu ſtatten. Er ſelbſt ſchoß bedeutende Geldſummen vor und veranlaßte Fürſten und Privatleute zu Gleichem, und ſo konſtituirte ſich am 20. Januar 1819 die Geſellſchaft für Deutſchlands ältere Geſchichte förmlich unter ſeinem Vorſitze zu Frankfurt am Main. Ihr Werk iſt die Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica inde a Christ. 500 usque ad 1500“ (der geſchichtlichen Denkmale Deutſchlands von 500-1500 n. Ch. G.) für welche Stein, ſelbſt mitſammelnd, thätig war. So wichtig aber auch dieſes große Unternehmen, das noch fortgeſetzt wird, für das Geſchichtsſtudium iſt, ſo ſchlagen wir doch die Anregung, die Stein hierdurch für die Erforſchung der vaterländiſchen Geſchichte gab, noch ungleich höher an. Dieſer von ihm gegründete Verein war der erſte hiſtoriſche in Deutſchland, und nach ſeinem Muſter bildeten ſich nun in allen Gauen unſeres

Vaterlandes Vereine für die Erforſchung der verſchiedenen Landesgeſchichten. Und dies iſt um ſo wichtiger, da es als die Aufgabe unſerer Zeit erſcheint, die im vorigen Jahrhunderte auf dem Wege kosmopolitiſcher Strebungen gewonnenen allgemeinen Ideen und Grundſätze auf volksthümliche Weiſe zu verarbeiten und auszuprägen und ſo unſern vaterländiſchen Zuſtänden mit einem eigenthümlichen Gepräge ächt hiſtoriſche Entwickelung zu ſichern. Einen feſten Boden für dieſe Strebungen gewann aber unſere Zeit nur durch und in dieſen Vereinen, als deren Gründer wir Stein verehren.

Mitten in dieſen Beſtrebungen, durch welche Stein über manche Kümmerniſſe der Gegenwart hinauszukommen trachtete, erlitt er im Jahr 1819 durch den Tod ſeiner edeln, mit den ſchönſten Tugenden gezierten Gemahlin einen harten Schlag. Wie er ſelbſt ſagt, war ihr Leben nur eine Reihe von Entbehrungen, Anſtrengungen und Aufopferungen, die durch die damaligen Zeitverhältniſſe und das unſtäte Geſchick ihres Gatten veranlaßt wurden, und von welchen ihre zart organiſirte Natur ſelbſt nach eingetretener größerer Ruhe nicht geneſen konnte. Um ſeinen Schmerz zu mildern und ſeinen beiden nun erwachſenen Töchtern die Welt zu zeigen, unternahm Stein bald darauf eine Reiſe durch Süddeutſchland, die Schweiz und Italien. Aber auch auf derſelben behielt er den Zweck, der ihn jetzt beſchäftigte, vor Augen und war für die Sammlung der Hülfsmittel der deutſchen Geſchichte im Mittelalter höchſt thätig und förderlich. Das kennzeichnet ja große Männer, daß ſie das eigene Leiden durch Strebungen welche auf allgemeine Zwecke gerichtet ſind, zu überwinden verſtehen.

Wie Stein überhaupt dem Leben in kleineren Staaten abgeneigt war, ſo gerieth er auch beſonders mit der naſſauiſchen Regierung in mancherlei Mißhelligkeiten, die zwar in der Richtung, welche dieſe auf Vielregiererei unter dem Miniſterium Marſchall nahm, ihre Veranlaſſung, ihren wahren Grund aber darin hatten, daß er wohl geneigt geweſen war, ſeine reichsfreiherrliche

Unmittelbarkeit zu Gunſten des großen Vaterlands, aber nicht der Territorialregierung eines kleinen Ländchens zu opfern. Denn er war, wie vielfach aus ſeinen Briefen hervorgeht, der Meinung, es ſei räthlicher geweſen, die Macht der beiden größten Regierungen Deutſchlands, Oeſterreichs und Preußens, auf Koſten der Mindermächtigen zu verſtärken. Wenn wir auch dieſe Anſicht nicht theilen können, indem auf dieſe Weiſe Deutſchland unwiderruflich in zwei übermächtige Staaten zerſpalten worden wäre, ſo dürfen wir doch nicht verkennen, daß ihr eine große Idee zu Grunde lag. Genug, dieſe Gründe bewogen ihn, auf dem Gute Kappenberg in Weſtphalen, das er für ſeine im Naſſau'ſchen gelegenen Beſitzthümer von der preußiſchen Regierung erworben hatte, ſeine alten Tage zu verleben.

„Mitten im Herzen Weſtphalens liegt auf der waldumkränzten Höhe des Münſterlands das ehemalige prächtige Kloſter Kappenberg. Man ſieht es auf dem ſogenannten Hellwege überall ſchon aus weiter Ferne, und auf den ebenen und fruchtbaren Feldwegen zwiſchen Unna und Hörde glänzen bei heller Witterung ſeine langen Fenſterreihen im Sonnenlichte; die Lage iſt entzückend ſchön! Aus den Sälen des Schloſſes liegt das ganze geſegnete Land wie ein Garten Gottes offen und frei vor den erſtaunten und ſinnenden Blicken. Man ſieht in mannigfacher, maleriſcher Miſchung die Städte und Dörfer, die Edelhäuſer und Bauernhöfe, in üppigen Feldern zerſtreut, daliegen, und der Geiſt der ſorgenfreien Lebensluſt athmet in friſcher Wohlhabenheit aus dieſer reichen Fülle. — In dieſen Gegenden war Stein bekannt, hier war er gern. Mit ihm befreundeten Männern, den früheren Bergräthen von Wetter, dem nachherigen Oberpräſidenten zu Stettin, Sack u. a. war er, wer weiß wie oft, dieſe ſtille und doch belebte Bergſtraße gekommen. Die Höhen und Thäler bei Hagen, Iſerlohn, Sieberg, Hattingen, Lüdenſcheid, Altena, Grune, waren ihm, auf ſeinem Pferde ſitzend, obgleich wohlbekannt, immer neu. Das friſche lebensvolle Bild davon trug er in ſich, und dahin kehrte ſeine Sehnſucht immer wieder zurück. Er hatte die Hauptſtädte von Europa, die Pracht von Petersburg, London und Paris u. ſ. f. geſehen, aber in allen eine gewiſſe gleichförmige Aehnlichkeit, eine ermüdende Kopienwelt gefunden. Je älter und reicher an Erfahrungen er geworden, deſto mehr wurde ihm das Niveau der großen Welt, ihre innere Armuth, ihr Scheinen, ihre Künſtlichkeit, ihr abgemeſſenes, glattes Weſen, das er durchſchaute, zuwider. Seine Originalität hatte er in vielſeitigem Konflikt mit den höhern und höchſten Ständen ſich voll Energie bewahrt, und es lag Einheit in ſeiner Tiefe. Seine Individualität fand ſich angeſprochen von einer Volksthümlichkeit, die, entfernt von großen Städten und von ihrer Verflachung durch Berge abgeſchnitten, originell geblieben und in allen Klaſſen voll von Originalen iſt. Dieſer Gegend hatte er ſeine reife, männliche Thätigkeit gewidmet, die ganze Provinz war des Segens derſelben froh geworden. Ihn kannte Jeder perſönlich; Jedem hatte er mittelbar oder unmittelbar gedient; ihm kam Jeder ehrerbietig und treuherzig in gutem Vertrauen entgegen." *)

Dabei verlor er jedoch in dieſer Zurückgezogenheit nicht die großen Intereſſen des Vaterlandes aus den Augen, ſondern beſchäftigte ſich in regſter Theilnahme mit denſelben, wie ſeine Briefe an Arndt und beſonders die an Gagern Zeugniß geben. Und gerade um dieſer Briefe willen iſt er neuerdings vielfach angegriffen und verkannt worden, und dies zwar von den verſchiedenſten Seiten. Einmal hat er hochgeſtellte Perſonen nicht genug geſchont, anderntheils hat er über Männer und Strebungen der neueſten Zeit harte Urtheile gefällt. Dies war aber ſo ſeine Art. Er faßte leicht Vorliebe oder Abneigung für eine Perſon oder eine Erſcheinung, und dieſe ſprach er oft in derber Weiſe aus. Und ſollte er ſich auch hierin oft geirrt

---

*) Nach Eylert.

haben, manchmal hart, ja ungerecht in ſeinem Urtheile geweſen ſein, wie es wirklich der Fall iſt, — wir wollen ihn deßhalb nicht verkennen; *ſeine Grundgeſinnung war ehrenhaft und der Ehre und dem Wohle ſeines Volkes zugewendet.* Das iſt über allen Zweifel erhaben.

Seine Anſichten, wie ſie ſich aus ſeinen Werken und ſeinen Briefen dargeſtellt haben, ſind in kurzer Faſſung dieſe. Eine großartige Entwicklung der deutſchen Verhältniſſe war das Haupt- und Endziel aller ſeiner Strebungen. Dieſe wollte er gründen auf kräftige und durchgreifende Inſtitute, in reicher und mannigfacher Gliederung von der Gemeinde zur Provinz und von der Provinz zum Staate übergehend; denn er trachtete vor Allem nach einer wohlgefügten und feſtgeregelten Ordnung der Dinge, die Stätigkeit und Dauer verbürge, und war mehr für Geſammtbildung, als Einzelentwicklung. Das Leben des Volkes ſollte in dieſen Gliedern der Gemeinde und der Provinz pulſiren, und durch dieſes Leben der Staat Füllung erhalten. Wie er ſich aber das Verhältniß der einzelnen Stände zu einander, des Adels, Bürger- und Bauernſtandes gedacht, iſt nicht klar; denn er ſchwankt hier unverkennbar zwiſchen ariſtokratiſchen und demokratiſchen Tendenzen. Aller Centraliſation war er feind, und daher blieb ihm das franzöſiſche Weſen gänzlich fremd, und er findet keinen ſichern Maaßſtab zu deſſen Würdigung in ſich. Zu wahrer Volksentwicklung war ihm ſittlich-religiöſe Charakterbildung die erſte und letzte Bedingung. „Unſere neuen Publiciſten“ ſagte er „ſuchen die Vollkommenheit der Staatsverfaſſung in der gehörigen Organiſation der Verfaſſung ſelbſt, nicht in der Vervollkommnung des Menſchen, des Trägers der Verfaſſung. Die mit dem Praktiſchen vertrauten Alten forderten unerläßlich zu ſeinem (des Staates) Beſtehen Religioſität und Sittlichkeit. Der Charakter, das *Wollen* muß gebildet werden, nicht allein das Wiſſen.“ In religiöſer Beziehung war er dem Proteſtantismus des ſechzehnten Jahrhunderts mit

Herz und Seele ergeben und daher dem Rationalismus entſchieden abgeneigt. Der preußiſchen Staatsregierung, vorzüglich dem Könige hing er mit vertrauungsvoller Treue an, wenn er auch deſſen hochgeſtellteſte Diener, wie den Fürſten Hardenberg, oft hart tadelte.

In ſolchem Sinne wirkte Stein, als er nochmals zur thätigen Theilnahme an den Staatsangelegenheiten berufen wurde. Nach der Einführung der Provinzialſtände in Preußen 1823 wurde er für den erſten weſtphäliſchen Landtag zum Deputirten erwählt und vom Könige zum Landtagsmarſchall ernannt. Auf demſelben hatte er die Genugthuung, die von ihm 1808 in Preußen eingeführte Städteordnung auf Weſtphalen übertragen und zugleich eine wohlthätige Selbſtſtändigkeit der Landgemeinden geſetzlich begründen zu helfen.

Welches Gewicht aber Stein auf die Betheiligung der Bürger an den Gemeinde-Angelegenheiten noch immer legte, zeigt ein Brief an Arndt aus dem Jahre 1831, worin er ihn dringend aufforderte, von ſeinen Rechten als Bürger zum Wohle ſeines Wohnorts (Bonn) Gebrauch zu machen. Stein's ehrenhafte Geſinnung ſpricht ſich aber am Deutlichſten und Reinſten in der Antwort aus, die er als Marſchall des zweiten weſtphäliſchen Landtags im Jahre 1828 auf die Eröffnungsrede des Landtags-Kommiſſärs, des Oberpräſidenten von Vincke, ertheilte.

„Gewiß verdient,“ ſagte er darin, „das von unſerm geliebten Könige gebildete Inſtitut der ſtändiſchen Verſammlungen den innigſten, ehrfurchtsvollen Dank aller Preußen, da nicht die Schule allein, ſondern Theilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen der ſicherſte Weg iſt zur Vollendung der ſittlichen und geiſtigen Ausbildung eines Volks. Sie entrückt den Menſchen aus den engen Schranken der Selbſtſucht, verſetzt ihn in das edle Gebiet des Geſammtwohls und an die Stelle des Treibens nach Genuß und Gewinn oder des ſtarren Hinbrütens der Faulheit und des Verſinkens in Gemeinheit tritt ernſte Verwendung des Geiſtes, Willens und Vermögens auf das dem Vaterlande Gemeinnützige und das wahrhaft Wiſſenswürdige, und es entwickelt ſich durch religiös-ſittliche Erziehung und durch ſelbſtſtändiges, freiſinniges Handeln eine Energie des Geiſtes und Willens, welche die Quelle von vielem Edlen und Großen wird bei dem Einzelnen und bei der Geſammtheit. Aus dieſer Energie entſpringt in großen Momenten des Lebens der Staaten und der Einzelnen die hohe Begeiſterung der ſich für Nationalerhaltung und Vaterlandsvertheidigung aufopfernden Heerſchaaren und Helden. Auch die Wiſſenſchaft gewinnt durch politiſche Freiheit und Thätigkeit, bei deren Abweſenheit ſie ſich oft zu trocknen Unterſuchungen oder zu leeren Träumen hinneigt, die der Religion und der bürgerlichen Geſellſchaft leicht gefährlich werden können. Die Ausbildung des durch Liebe für König und Vaterland belebten ſtändiſchen Inſtituts verlangt aber eine ſchonende und zarte Behandlung; ſie wird geſtört durch ſtarres Kleben am Mechanismus veralteter, centraliſirender Formen, durch amtlichen Dünkel und Anſprüche auf Unfehlbarkeit, durch leere Furcht vor revolutionären Geſpenſtern, die oft Feigheit hervorruft und Schlauheit benutzt. Wir dürfen vertrauungsvoll einer ſchönen Zukunft entgegenſehen; alle Hinderniſſe wird die Hand unſeres weiſen, frommen und hochherzigen Königs beſeitigen."

In dieſem Vertrauen leitete Stein die Verhandlungen des dritten weſtphäliſchen Landtags von 1830 auf 1831 und bewirkte ſelbſt, daß die Bitte um endliche Verwirklichung der durch das Geſetz vom 22. Mai 1815 verheißenen reichsſtändiſchen Verfaſſung nur in der zarteſten und ſchonendſten Form vor den König gebracht wurde.

Dies iſt in kurzen Zügen eine Schilderung von Stein's landſtändiſcher Wirkſamkeit. In gleichem Sinne leitete er als Vorſitzender die Verhandlungen der evangeliſchen Provinzial-Synode Weſtphalens und förderte und pflegte jede auf das Gute gerichtete Strebung. Zugleich ließ er nochmals ſein thaten- und ſchickſalreiches

Leben vor ſeinem ſinnenden Blick vorübergehen, indem er es ſelbſt beſchrieb. Noch verwahrt ſeine Familie dieſes koſtbare Denkmal; möge bald die Zeit kommen, daß ſie das deutſche Volk damit beſchenkt!

In der Mitte Juni 1831 befielen den Greis katarrhaliſche Beſchwerden, wozu ſich bald Blutandrang nach dem Kopfe und der Bruſt in ſo hohem Grade geſellte, daß er ſeinen nahen Tod voraus ſah. Mit männlicher Feſtigkeit und ächt chriſtlicher Ergebung bereitete ſich Stein auf ihn vor, nahm Abſchied von ſeinen Hausgenoſſen und Dienern und empfing das heilige Abendmahl. Am Abende des 29. Juni endete ein Schlagfluß ſein thaten- und ehrenreiches Leben. Sein Leichnam wurde mit Schwert und Helm in der Gruft ſeiner Väter beigeſetzt; denn kein Sohn war ihm vergönnt, ſeinen ehrenvollen Namen auf die dankbare Nachwelt überzutragen.

„Ewig“ ſagt Arndt, „daure das Gedächtniß des deutſchen Biedermannes. Friſch ſtehe ſeine Tugend in dieſer gewaltigen Zeit vor uns, damit wir wiſſen, wie wir handeln und leiden ſollen, wenn das Vaterland uns aufruft.“ Denn Stein war ein Mann im vollen Sinne des Wortes, ein Mann, der, wie Wenige, die Sache des deutſchen Volks in ſeinem großen, warmen Herzen trug, ein ächter Mann des Volks!

Alles Böſen Eckſtein,
Alles Guten Grundſtein,
Deutſcher Ehre Schlußſtein.

Die Männer des Volks

dargeſtellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von
Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. Th. Creizenach, Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr. L. Grieſſelich, Dr. Karl Gutzkow, R. Hadermann, Dr. Hecker, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, E. F. Lauckhard, Dr. G. Lommel, Karl Mathy, Müller-Jochmus, Auguſt Nodnagel, Dr. Gabr. Rieſſer, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuſelka, Dr. W. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben
von
Dr. Eduard Duller.

Vierter Band.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Druck von Streng u. Schneider in Frankfurt a. M.

Johann Gottlieb Fichte.

Von

H. L. Egidius.

„Auf der vollendeten Stufe der Bildung iſt jeder dem Andern Prieſter und Mittler zum Ewigen und Göttlichen, dem Manne das Weib und hinwiederum für das Weib der Mann Prieſter der Religion und Liebe, in ſeiner ganzen perſönlichen Erſcheinung, wie ſie das Abbild und der Wiederſchein, die lebendige Offenbarung ſeiner idealen Individualität iſt. Um jede große Perſönlichkeit ſammeln ſich die Jünger; auch der Künſtler iſt ein Diener des Gottes in Andacht und Begeiſterung, und alle die wahren Meiſter der Wiſſenſchaft, ſowie die Männer der That, die Heroen der Geſchichte ſind die hohen Prieſter des Geiſtes, die Werkzeuge, um den Willen des Weltgeiſtes zu vollſtrecken.“

Johann Gottlieb Fichte.

(Geb. am 19. Mai 1762 in Rammenau, geſtorben am 28. Januar 1814 in Berlin.)

Nicht blos als ein Meiſter der Wiſſenſchaft glänzt Fichte am Himmel der Geſchichte des Menſchengeiſtes; auch durch ſeine in ſich abgeſchloſſene, gediegene, thatkräftige Perſönlichkeit, durch die ſeltene Energie ſeiner Thätigkeit für eine große Idee, wie durch die mächtigen Erfolge dieſer Thätigkeit, ragt er über ſeine Zeitgenoſſen als ein Heros des deutſchen Geiſtes, als ein ächter Mann der Nation empor, in deren Andenken ſich an Fichte's Namen die Erinnerung ihrer glorreichſten Erhebung knüpft. Er iſt eine kräftige, männliche, überwältigende Perſönlichkeit, welche alles Keimkräftige und Willensſtarke ihrer Zeit in ihren Zauberkreis unwiderſtehlich hereinzieht, gleich gewaltig wirkend als Denker wie als Redner, als perſönliche Erſcheinung und als Schriftſteller. Darum werden uns die Leſer und Freunde der „Männer des Volks“ willig folgen, wenn wir in der folgenden Schilderung ſeine Lehrjahre mit den Bildungskämpfen ſeines Charakters, ſeine Wanderjahre mit den Kämpfen um ſeine Exiſtenz, und die Glanzperiode ſeines Ruhmes mit ſeinem Kampf auf dem Markte des öffentlichen Lebens, der anſchauenden Betrachtung vorführen und ſein Bild als einen Gegenſtand der Bewunderung und Liebe für Solche hinſtellen, die daran gerne den Geiſt erfriſchen und den Willen beleben mögen.

In Rammenau, einem Dorfe zwiſchen Biſchofswerda und Pulsnitz, in der Oberlaxſitz, wo ſich ſein Vater Chriſtian Fichte, nachdem er ſich mit der Tochter ſeines Lehrherrn Johann Schurich aus Pulsnitz vermählt, als Handwerker niedergelaſſen hatte, wurde am 19. Mai 1762 Johann Gottlieb Fichte geboren. Schon des Knaben ſtille, ſinnige Natur verbarg die Keime der im Geiſte ſchlummernden Welt und wies auf den ſpäteren tiefen Denker hin. Den lebhaften Spielen des Knabenalters fremd, liebte es der junge Gottlieb, halbträumend und ſinnend, in ſich verſunken, ſtundenlang in die Ferne zu blicken, mit friſchen Zügen das geheimnißvolle Allleben der Natur in ſich aufnehmend und Sinn und Gemüth ſo tief damit erfüllend, daß dieſe Stunden ſpäter dem Manne die hellſte und liebſte Erinnerung waren. In den Feierſtunden des Abends lehrte ihn der Vater Leſen, Bibelſprüche und Liederverſe; zur Bibel und zum Katechismus, woraus der Knabe die erſte Geiſtesnahrung ſchöpfte, geſellte ſich bald die Volkshiſtorie vom gehörnten Siegfried, ein Geſchenk des Vaters, das die Einbildungskraft des jungen Fichte ſo feſſelte, daß er allgemach alle Aufmerkſamkeit für die väterlichen Lehrſtunden verlor und in Folge deſſen ſich ſtrenge Strafen zuzog. Bei dieſer Gelegenheit war es denn, daß in dem Knaben noch ein anderer Charakterzug ſich äußerte, der ſpäter bei dem reifen Manne nicht minder, wie jener obenerwähnte frühzeitig erwachte Zug zur Natur und zum ſtillen Sinnen und Nachdenken, als weſentlich wirkende Kraft in ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit ſich erwies. Schon damals war in dem Knaben das Pflichtgefühl ſtärker, als ſeine Lieblingsneigung, und um ein für allemal jenem Zuſtande ſtrafbarer und ſtreng beſtrafter Pflichtverſäumniß ein Ende zu machen, gelangte er mit energiſcher Willenskraft zu dem Entſchluſſe, durch eine Handlung der Selbſtüberwindung ſich von dieſem Zwieſpalt der Neigung und der Pflicht zu befreien, indem er das verhängnißvolle Lieblingsbuch in den Bach ſchleuderte, der an des Vaters Hauſe vorbeifloß. Als ihn nun aber ſogleich nach vollbrachter That, der heftigſte Schmerz über den Verluſt ſeines geliebten Buches erfaßte und ihm die bitterſten Thränen auspreßte, erfuhr der Vater den ganzen Vorfall und beſtrafte den armen Jungen nachträglich noch für ſolche Vernachläſſigung und Geringachtung ſeines Geſchenkes.

Fichte gewann bald darauf die Zuneigung des Pfarrers ſeines Geburtsortes in ſo hohem Grade, daß ſich dieſer entſchloß, dem Knaben noch weiteren Unterricht zu ertheilen, wobei deſſen Fähigkeiten mehr und mehr zum Vorſchein kamen und insbeſondere eine derſelben eine bedeutungsvolle Wendung ſeines jugendlichen Schickſals veranlaßte. Er wußte nämlich mit leichter Mühe eine gehörte Predigt aufzufaſſen und dem Hauptinhalte nach im Zuſammenhang wiederzugeben. Dadurch wurde der Freiherr von Miltiz auf den neunjährigen Gottlieb aufmerkſam und beſchloß, denſelben aus ſeinen beſchränkten Verhältniſſen herauszuziehen und einer höheren Bildung theilhaftig werden zu laſſen. Nach einigem Widerſtreben und auf anhaltendes beruhigendes Zureden des Freiherrn, gaben die treuen, mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit für das Seelenheil ihres unverdorbenen Kindes beſorgten Eltern ihre Einwilligung dazu, daß ihn der freundliche Gönner auf ſein Gut bei Meißen mitnahm und einem frommen Prediger in dem unweit Meißen gelegenen Dorfe Niederau zur Erziehung übergab. Dort brachte Fichte einige ſeiner ſchönſten Jugendjahre unter den für ſeine Bildung ſegenreichſten Verhältniſſen zu, und hing mit der zärtlichſten Dankbarkeit und Zuneigung an ſeinen vortrefflichen Pflegeeltern, welche — ſelbſt kinderlos — ihn wie ihr eignes Kind erzogen. Nachdem er die Stadtſchule zu Meißen beſucht hatte, kam er zur Vollendung ſeiner Schulſtudien im Jahre 1774 nach der berühmten Fürſtenſchule Schulpforte bei Naumburg, auf welcher beſtändig über 100 Zöglinge frei unterhalten werden. Die kloſterähnliche Einrichtung dieſer Anſtalt war indeſſen für den bisher an eine heitere, freundliche Umgebung Gewöhnten keine willkommene Veränderung, ſondern brachte einen äußerſt ungünſtigen Eindruck auf denſelben hervor. Die jüngern Schüler ſtanden unter der unmittelbaren Leitung und Aufſicht älterer Zöglinge, mit deren Einem ſie das Zimmer theilten und von demſelben Nachhülfe und Unterſtützung in ihren Schulaufgaben erhielten. Einer der Lehrer fand einſtmals den jungen Fichte in ſeiner Zelle damit beſchäftigt, ein Buch auf einen Schlag vom Tiſch zu ſchleudern, und da er ihn verwundert über den Grund dieſer ſonderbaren Beſchäftigung befragte, ſo gab ihm Fichte zur Antwort: „er übe ſich einſtweilen in der Kunſt, Ohrfeigen auszutheilen, damit er, wann er einſt Obergeſelle geworden ſei, dieß eben ſo gut verſtehe, wie ſein jetziger Stubengenoſſe." Indem Fichte in dieſer für ihn äußerſt drückenden und beengenden Umgebung, auf ſich angewieſen und in ſein Inneres zurückgedrängt, ſtill und düſter dahin lebte, kam ihm einmal der Gedanke der Flucht aus dieſer unbehaglichen Einſamkeit. Schon war er im Begriffe, dieſen Entſchluß auszuführen und das Weite zu ſuchen, um, ohne gerade einen beſtimmten Plan ausgedacht zu haben, vielleicht auf einer fernen Inſel, wie Robinſon Cruſoe, freie Tage zu verleben, und hatte bereits eine ziemliche Strecke auf dem Wege nach Naumburg zurückgelegt, als ihn der Gedanke an ſeine Eltern, die er dann nie wiederſehen dürfe, von dieſem abentheuerlichen Plane zur Rückkehr antrieb. In der Anſtalt wegen ſeiner willkürlichen Entfernung zur Rede geſtellt, geſtand er dem Rektor mit unbefangener Aufrichtigkeit die Beweggründe für ſein auffallendes Unternehmen und erzählte mit ſo rührender Offenheit ſeinen gedrückten Zuſtand, daß er nicht blos gütig aufgenommen wurde und ſtraflos blieb, ſondern auch einem andern Obergeſellen übergeben wurde, der ihn durch freundlichere Behandlung an ſich zu feſſeln verſtand. Als er nun ſelbſt Obergeſelle geworden war, ſah man Fichte'n bald des lebhafteſten Wetteifers voll, ſich durch Streben und Wiſſen hervorzuthun und von der Autorität der Lehrer mehr und mehr unabhängig zu machen. Da über die beſtimmte Abendſtunde hinaus zu arbeiten, den Zöglingen nicht geſtattet war, ſo griff er zu dem Mittel, die Fenſter zu verhängen, um unbemerkt des Nachts arbeiten zu können. Die Schüler von Schulpforte waren ordnungsmäßig auf das Studium der alten griechiſchen und römiſchen Muſterſchriftſteller beſchränkt; Fichte indeſſen, der ſich mit Anderen auch hierin von der Autorität des Hergebrachten ſelbſtſtändig machte, las heimlich mit großer Begierde die, durch einen jüngeren Lehrer mitgetheilten, berühmten Streitſchriften Leſſing's gegen den Paſtor Göze und faßte daraus eine große und tiefe Verehrung für dieſen „Patriarchen der deutſchen Geiſtesfreiheit,“ wie Leſſing mit Recht genannt worden iſt.

Zu Michaelis 1780 war Fichte's Schulzeit abgefloſſen und er bezog, im vollendeten achtzehnten Jahre, die Univerſität Jena, um neben philologiſchen Studien ſich hauptſächlich, dem Wunſche ſeiner Eltern und ſeines Pflegevaters gemäß, dem Berufsſtudium der Theologie zu widmen, der er jedoch in Folge von Zweifeln über Glaubensſätze, die in dem Jüngling erwachten, gar bald innerlich ſo ſehr entfremdet wurde, daß er ſich mehr zur Philoſophie hingezogen fühlte. In dieſem, damals in Deutſchland noch wenig angebauten Gebiete des geiſtigen Lebens iſt Fichte während ſeines Univerſitätslebens beſonders durch die philoſophiſchen Schriften des bereits hundert Jahre früher verſtorbenen, berühmten Amſterdamer Juden Spinoza angeregt, deſſen „Ethik“ (Sittenlehre) Fichte'n zuerſt lebhaft ergriff. Fichte ward durch Spinoza ein Anhänger des ſogenannten „Determinismus,“ d. h. derjenigen philoſophiſchen Anſicht, wonach auch die anſcheinend freien und ſelbſtſtändigen Handlungen des Menſchen als ein Beſtimmtwerden beſonderer Art gefaßt und begriffen werden ſollen. Die Sittenlehre dieſes tiefſinnigen und tiefſittlichen, von ſeinen Religionsgenoſſen verſtoßenen Mannes ergriff Fichte'n, ohne ihn doch zu befriedigen, da er ſeiner ganzen Natur nach, wie ſeine ſpätere Geiſtesentwicklung zeigt, zur entgegengeſetzten Anſicht, der Freiheit und Selbſtſtändigkeit des menſchlichen Willens, hinneigte. Seine äußere Lage war während dieſer Zeit eine höchſt ſorgenvolle und gedrückte, da er, nach ſeines Gönners und ſeines Pflegevaters Tode, ohne irgend eine Unterſtützung von Seiten des Staats gelaſſen, die Mittel ſeines Unterhalts ſich ſelbſt erſt erkämpfen mußte. Dieſer Lage wurde auch, nachdem er ſeit 1784 in verſchiedenen Häuſern Sachſens Hauslehrer geweſen war, von Seiten der geiſtlichen Behörde ſeines Vaterlands ſo wenig abgeholfen, daß ihm im Gegentheil die Stelle eines Landgeiſtlichen, um die er (1787) ſich beworben hatte, wegen ſeines der Rechtgläubigkeit damaliger Zeit wenig befreundeten, freieren theologiſchen Standpunktes, abgeſchlagen wurde. Fichte ſah ſich dadurch genöthigt, ſein Vaterland zu verlaſſen, obgleich er auch in den nächſten Jahren immer noch lange Zeit mit dem Plane umging, noch einmal ſächſiſcher Landpfarrer zu werden.

Im Jahre 1788 ging Fichte nach Zürich, wo er im Herbſt eine Hauslehrerſtelle bei dem damaligen Beſitzer des, auch jetzt noch allen Schweizerreiſenden bekannten, Gaſthofes „zum Schwerte“ antrat. Seine dortige Stellung und Wirkſamkeit war keineswegs eine erfreuliche zu nennen, da durch das beſtändige Entgegenwirken der eigenſinnigen und vorurtheilsvollen Mutter ſeiner Zöglinge das, was Fichte gut gemacht, immer wieder möglichſt verdorben wurde. Indeſſen ließ ſich Fichte, im Gefühle ſeiner übernommenen Verpflichtungen, durch ſolche Hinderniſſe am wenigſten wankend machen, ſeine Erziehungsgrundſätze geltend zu machen: er hatte ſogar den Muth, in einem wöchentlichen Tagebuch die verkehrte Erziehungsweiſe der Eltern ſelbſt einer ſcharfen Kritik zu unterwerfen und ſo wenigſtens auf dem Wege des Schamgefühls bei denſelben Manches zu erreichen, was er auf andere Weiſe nicht würde durchgeſetzt haben. Nach zwei Jahren übrigens, während welcher ſich Fichte auch noch mit kleinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen beſchäftigte, ohne ſich ſchon damals zu eigentlich philoſophiſchen Studien hinzuneigen, und auch hin und wieder mit entſchiedenen Beifall predigte, löſte ſich (1790) das Verhältniß zu ſeinem Hauſe auf. Dort, in Zürich, war es auch, wo Fichte mit dem berühmten Lavater und andern Männern, deren Namen damals in der Literatur einen guten Klang hatten, namentlich Hottinger und Pfenninger, bekannt wurde und ihrer Freundſchaft ſich erfreute. Beſonders wichtig wurde für ihn die Bekanntſchaft des Waagmeiſters Rahn, eines durch Geiſt, Talent und Lebenserfahrung ausgezeichneten Mannes, des Schwagers von Klopſtock, deſſen Haus damals für Zürich ein Mittelpunkt der Geſelligkeit war. Die damals ſchon im dreißigſten Jahre ſtehende älteſte Tochter dieſes Mannes, Johanna Maria, wurde Fichte's Verlobte und nachmals ſeine Gattin. Sie war vier Jahre älter, als Fichte. Die Briefe, welche derſelbe in Zürich ſelbſt an ſeine Braut ſchrieb, geben ein intereſſantes Bild von der wachſenden Innigkeit dieſes auf tiefe Achtung und Neigung gegründeten Bündniſſes, das für's Leben geſchloſſen war. Mehrere unglückliche Handelsunternehmungen des Vaters ſeiner Braut verzögerten indeſſen wider Erwarten die eheliche Verbindung beider auf einige Jahre; eine Zeit, in welcher Geiſt und Charakter unſeres Fichte zu tiefer und gründlicher Selbſtverſtändigung gelangten. „Der Hauptzweck meines Lebens“ — ſo ſchrieb er damals an ſeine Verlobte — „iſt der, mir jede Art von Charakterbildung zu geben, die mir das Schickſal nur erlaubt.“ „Ich habe zu einem Gelehrten von métier ſo wenig Geſchick, als möglich; ich will nicht blos denken, ich will handeln.“ „Wahres Glück iſt unter dem Monde nirgends, beim Dorfpfarrer ſo wenig, als beim Premierminiſter. Glück iſt nur jenſeits des Grabes. Alles auf Erden iſt unbeſchreiblich klein; das weiß ich; aber Glück iſt's auch nicht, was ich ſuche; ich weiß, ich werde es nie finden. Ich habe nur Eine Leidenſchaft, nur Ein Bedürfniß, nur Ein volles Gefühl meiner ſelbſt, das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, deſto glücklicher ſcheine ich mir."

Nachdem Fichte ſeine Hauslehrerſtelle in Zürich niedergelegt hatte, kehrte er, mit heitern Hoffnungen und mancherlei Plänen für die Zukunft, in ſein Vaterland zurück. Seine Schriftſtellerei hatte ſchon damals dasſelbe Ziel der Volksbelehrung, welches er ſpäterhin mit ſo großer Energie verfolgte. Im Mai 1790 kam Fichte nach Leipzig, wo er ſeine Privatſtudien fortſetzte und ſeine Unterhaltsmittel durch Unterricht ſich ſicherte, welchen er Studierenden ertheilte. Ein Geldgeſchenk, welches ſeine Verlobte ihm anbot, hatte er in Zürich ausgeſchlagen; nur ſeiner eigenen Kraft und Arbeit wollte er ſeine Exiſtenz zu danken haben. In Leipzig gab er einem Studenten Privatunterricht in der Kant'ſchen Philoſophie, die damals mehr und mehr Anerkennung und Verbreitung auf allen deutſchen Univerſitäten fand, ſo daß allenthalben Lehrſtühle für dieſe ſogenannte „kritiſche Philoſophie" errichtet wurden. Von den berühmteſten Schriften Kant's war gerade damals, 1790, die „Kritik der Urtheilskraft" erſchienen, von welcher Fichte vom September 1790 bis zu Anfang des Jahres 1791 eine erklärende Bearbeitung ſchrieb, die aber nicht gedruckt ward, — vermuthlich mit aus dem Grunde, weil Fichte, nach ſeinem eignen Geſtändniß, mit dieſer Arbeit „höchſt unzufrieden" war. Kant hat beſonders durch die ſittliche Seite ſeiner Philoſophie außerordentlich viel und nachhaltig gewirkt. „Der Wille iſt ſelbſtgeſetzgebend, autonom" (ſagt Kant in dieſer Beziehung): „der Menſch exiſtirt als Selbſtzweck. Die oberſte Maxime, der Sittlichkeit und Freiheit iſt alſo: Handle ſo, daß du die Menſchheit ſowohl in deiner Perſon, als in der Perſon eines jeden Andern jederzeit zugleich als Zweck, nie blos als Mittel brauchſt. Freiheit heißt: die Urſache ſeiner Selbſtbeſtimmung in ſich zu haben." Gerade von dieſer praktiſchen Seite ergriff die Kant'ſche Philoſophie Fichte'n mit ſolcher Macht, daß durch dieſelbe eine gänzliche Umwandlung ſeines Denkſyſtems hervorgebracht und ſeine geiſtige Richtung für die Zukunft beſtimmt wurde. Aus mancherlei unbeſtimmten Plänen und getheilten ſchwankenden Vorſätzen wurde Fichte jetzt mit Einem Male zur vollen Klarheit über ſein eigentliches Lebensziel hingeführt und in ſein geiſtiges Streben eine Einheit, ein Mittelpunkt gebracht. Dies war für ihn die Frucht des Studiums dieſer Philoſophie, die eine großartige Revolution im ganzen deutſchen Geiſtesleben hervorrief. Sehr intereſſant ſind auch die brieflichen Aeußerungen Fichte's, worin er dem tiefen Eindruck, den dieſe Philoſophie auf ihn machte, und der Begeiſterung, mit welcher er ſie ergriff, Worte lieh. Er ſagt unter Anderm: „Ueber Hals und Kopf, aus Verzweiflung mehr, als aus Geſchmack, aus Noth habe ich mich in die Kantiſche Philoſophie geworfen und ſichtbar geſpürt, daß Kopf und Herz dabei gewinnen." „Es iſt eine Philoſophie, welche die Einbildungskraft zähmt, dem Verſtande das Uebergewicht und dem ganzen Geiſte eine unbegreifliche Erhebung über alle irdiſche Dinge gibt." „Ich werde" (bekennt er naiv genug) „dieſer Philoſophie wenigſtens einige Jahre meines Lebens widmen." „Sie hat mir in einer ſchwankenden äußeren Lage die ſeligſten Tage, eine Ruhe, die ich noch nie empfunden, gegeben." Fichte findet auch alsbald ihren eigentlichen Kern und Lebensnerv, ihre praktiſche Bedeutung heraus, indem er ſchreibt: „Ihre Folgen ſind äußerſt wichtig für ein Zeitalter, deſſen Moral bis in die Quellen verdorben iſt." „Ich bin gänzlich überzeugt, daß der menſchliche Wille frei und daß Glückſeligkeit nicht der Zweck unſeres Daſeins ſei, ſondern Glückswürdigkeit." „Dieſe Erde iſt nicht das Land des Genuſſes, ſondern der Arbeit."

Wie ſehr die kräftige ſittliche Natur Fichte's von den ſittlichen Grundſätzen der Kantiſchen Philoſophie auch für ſich ſelbſt und ſeine eigene ſittliche Bildung Nutzen zu ziehen verſtand, beweiſt auch die folgende Aeußerung in einem Briefe an ſeine Braut aus damaliger Zeit: „Eine Uebung, die die Geſundheit des Leibes und der Seele in gleichem Grade befördert: ich ſuche nämlich völlig Herr über mich ſelbſt zu werden, und lege mir in dieſer Abſicht jetzt etwas auf, was ich nicht gerne thue, verſage mir jetzt etwas, was ich gerne gehabt hätte, blos darum, weil ich es gerne gehabt hätte, kündige jeder aufkeimenden Leidenſchaft, ſo wie ſie ſich blicken läßt, den Krieg an, und ſo werde ich dann dieſer Störer unſerer Ruhe und Geſundheit immer mehr entledigt.“

Im Frühling 1791 hatte Fichte ſich zu verheirathen gehofft und ſtand ſchon im Begriff, Leipzig zu verlaſſen und nach Zürich zurückzukehren, als er die Nachricht erhielt, daß durch den Bankerott eines Hauſes, dem Rahn ſein Vermögen anvertraut hatte, ſein künftiger Schwiegervater in eine drückend ſorgenvolle Lage verſetzt und überdies von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, in welcher er der Pflege ſeiner Tochter bedurfte. So geſchah es denn, daß ſich Fichte entſchließen mußte, auf's Neue in die Fremde zu ziehen. Er ſollte die Stelle eines Erziehers in einem gräflichen Hauſe zu Warſchau übernehmen. Indeſſen war der gegenſeitige Eindruck ſchon bei der erſten Vorſtellung ſo unvortheilhaft, Fichte's Ernſt und Mangel an Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit mißfiel dort in hohem Grade, auch fand man an ſeinem franzöſiſchen Ausdruck Mancherlei auszuſetzen, ſo daß Fichte um ſeine Entlaſſung bat und eine Entſchädigung verlangte, die ihm auch, wiewohl erſt nach einigem Widerſtreben, zugeſtanden wurde. So entſchloß ſich denn Fichte kurz und begab ſich nach Königsberg, um Kant's perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Anfangs fand er ſich von deſſen Aufnahme und Vorleſungen in ſeinen Erwartungen wenig befriedigt, bis er endlich darauf verfiel, eine „Kritik aller Offenbarungen“ zu ſchreiben und die Arbeit, ſtatt einer Empfehlung, zu überreichen. Der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung Gottes in der Sinnenwelt durch Wunder ſei — dies iſt der Grundgedanke dieſer kleinen, von Fichte in der Zeit vom 13. Juli bis zum 18. Auguſt 1791 vollendeten

Schrift — in Folge verbeſſerter Einſicht in die Naturgeſetze aus dem Bewußtſein denkender Menſchen verſchwunden und ein Beweis für die Göttlichkeit ſolcher Offenbarung aus theoretiſchen Gründen nicht möglich; ein ſolcher Beweis könne vielmehr nur aus dem Inhalte derſelben, nämlich ihrer Uebereinſtimmung mit dem Moralgeſetze, mithin durch die praktiſche Vernunft geführt werden.

Einige Tage ſpäter, nachdem Fichte die Handſchrift ſeiner Arbeit an Kant geſchickt hatte, fand er ſich perſönlich bei ihm ein, um das Urtheil des Meiſters darüber zu vernehmen. Dieſer nahm jetzt Fichte'n mit ausgezeichneter Güte auf und bezeigte ihm ſeine volle Zufriedenheit mit der Arbeit. Bei einem ſeitdem vermittelten näheren Umgang mit Kant fand nun auch Fichte in dieſem einen „angenehmen und geiſtreichen" Mann und entdeckte Züge in ihm, die ſeines großen Geiſtes würdig ſeien.

Nachdem ſo Fichte durch das günſtige Urtheil Kant's zu weiterem Fortſchritt auf der betretenen Bahn aufgemuntert worden war, gedachte er in ſein Vaterland zurückzukehren und durch eine Dorfpfarre ſich die erforderliche Muße zu weiteren literariſchen Arbeiten zu verſchaffen; er wollte Schriftſteller werden. Er bat Kant um den Vorſchuß der zur Rückreiſe nöthigen Gelder, da er ſich in der drückendſten Geldverlegenheit befand. Kant lehnte dies, ohne Angabe der Gründe ab und ſchlug dagegen Fichte'n vor, ſeine „Kritik aller Offenbarungen" drucken zu laſſen. Dieſe Umſtände veränderten Fichte's Plan; er nahm eine, durch den Hofprediger Schulz in Königsberg ihm verſchaffte Hauslehrerſtelle bei dem Grafen von Krekow bei Danzig an, und zwar, als ein von Kant Empfohlener, unter den ehrenvollſten Bedingungen. Die freundlichſte Aufnahme wurde ihm dort zu Theil und er lebte eine Weile in den angenehmſten Verhältniſſen.

Mittlerweile fand Fichte einen Verleger für ſeine Schrift, die anfangs in Halle, wo ſie gedruckt werden ſollte, nicht die Cenſur paſſirte, bis ein anderer Cenſor die Druckerlaubniß gab. Da dieſelbe durch Zufall ohne Namen des Verfaſſers erſchien, ſo vermuthete man in der gelehrten Welt: Kant ſelbſt ſei der Verfaſſer, und in einer Anzeige des „Intelligenzblattes der allgemeinen Literaturzeitung" vom Jahr 1792, (Nummer 82), erntete der Verfaſſer überſchwängliche Lobſprüche. Indeſſen bezeichnete Kant in einer Anzeige Fichte'n als den Verfaſſer und lehnte allen Antheil an „dieſer Arbeit des geſchickten Mannes" (wie er ſich ſelbſt ausdrückt) ab. Dieſe Umſtände hatten aber der Schrift eine Art von offiziellem Charakter gegeben, was zur Folge hatte, daß in Jena öffentlich über dieſelbe diskutirt, über ihre Sätze Streitſchriften und Diskuſſionen verfaßt wurden, woneben freilich auch Anfechtungen und zum Theil Verdächtigungen von Fichte's perſönlichem Charakter nicht fehlten. Einige kleinere Schriften polemiſchen Inhalts, welche Fichte damals verfaßte, ſind von weniger großer Bedeutung gegen jene erſte wiſſenſchaftliche Schrift desſelben.

Wir ſtehen nunmehr an einem Wendepunkte in Fichte's äußerem und innerem Leben, an dem Uebergang aus der Zeit ſeiner Lehrjahre in die Periode ſeiner wiſſenſchaftlichen Vollendung und Reife, die Zeit ſeiner erſten öffentlichen Wirkſamkeit für die großen und fruchtbaren Ideen, deren theoretiſche Darſtellung und praktiſche Anwendung Fichte's Ruhm und Größe verkündeten. Aeußerlich iſt dieſer Uebergang durch ſeine jetzt ſtattfindende Rückkehr nach der Schweiz bezeichnet, woran ſich ſeine Verheirathung knüpfte. Noch kurz vor ſeiner Abreiſe dorthin ſchrieb er an ſeine Braut die für ſeine Geſinnung und ſein Streben charakteriſtiſchen Worte: „Was ich dir allenfalls geben könnte, bedarfſt du nicht; was du mir geben ſollſt, bedarf ich ſehr.... An deinem Herzen will ich mich bilden, bis ich nützlicher hervortreten kann." Ferner, an einer andern Stelle: „Mein Stolz iſt der, meinen Platz in der Menſchheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Exiſtenz in die Ewigkeit hinaus für die Menſchheit und die ganze Geiſterwelt Folgen zu knüpfen; ob ich's that, braucht Keiner zu wiſſen, wenn's nur geſchieht!"

Nachdem Fichte's Vermählung im Oktober 1793 ſtattgefunden und er mit ſeiner Gattin eine Reiſe nach Bern und in die franzöſiſche Schweiz gemacht hatte, verbrachte er in dem Hauſe ſeines Schwiegervaters, deſſen Vermögensverhältniſſe ſich mittlerweile wieder günſtiger geſtaltet hatten, einige Monate in glücklichſter Lage, welche er für ſeinen erkannten und feſtgehaltenen ſchriftſtelleriſchen Beruf auf das Beſte benutzte. Er verfaßte in dieſer Zeit zwei politiſche Schriften, welche ohne Angabe ſeines Namens erſchienen ſind, nämlich: „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürſten Europa's, die ſie bisher unterdrückten. Eine Rede. Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finſterniß," und die andere, wichtigere, welche, obgleich ſie kurz hintereinander zwei Auflagen erlebt hatte (1793 und 1795), doch das unverdiente Schickſal fand, ſpäterhin faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen zu ſein; ſie hatte den Titel: „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution. (2 Theile.)" In dieſer letzteren Schrift hat Fichte der franzöſiſchen Revolution das Wort geredet. Auch er theilte die unendliche Begeiſterung, mit welcher die edelſten Männer in Deutſchland ſich damals dem großartigen Schauſpiele zuwandten, einen Staat aus dem wahrhaften Weſen und Begriffe des Staates in die Wirklichkeit treten zu ſehen; wie Klopſtock, Kant, Schiller und Andere, knüpfte auch Fichte im Anfang an jenes überraſchende Ereigniß die glühendſten Hoffnungen auf eine ſittliche Wiedergeburt Europa's, und lebte der feſten Zuverſicht, daß, wenn die Leidenſchaften verraucht, aus der Schreckenszeit der Anarchie für die Völker Segen keimen werde.

Die letztgenannte Schrift Fichte's beſchäftigt ſich mit einer der politiſchen Lebensfragen unſerer Zeit, der Frage über das Verhältniß der allgemeinen Menſchenrechte und des ſogenannten hiſtoriſchen Rechts oder der beſtehenden Bevorrechtung, und ſie verdient deshalb, daß wir den Hauptinhalt derſelben für die Leſer hier zuſammenfaſſen. Das traurige Syſtem der Bevorrechtung wird mit ernſter Würde und heiliger Begeiſterung für die Freiheit, nach dem leitenden Grundgedanken des ſpäteren wiſſenſchaftlichen Standpunkts unſeres Fichte, dem Satze: „Ich bin Ich!“, als nach der Richtſchnur der frei und mündig gewordenen Vernunft, der ſtrengſten Kritik unterworfen. Zuvörderſt wird die Frage, nach welchen Grundſätzen Staatsveränderungen, ihre Rechtmäßigkeit und ihre Weisheit zu beurtheilen ſei, dahin beantwortet, daß dies weder nach Erfahrungsgrundſätzen, Herkommen, Gewohnheit und äußerlichen, zufälligen Autoritäten, noch auch nach den gewöhnlichen hiſtoriſchen Prinzipien und hiſtoriſch erfahrungsmäßigen Rechtsgrundſätzen geſchehen könne, ſondern allein aus dem ewigen Vernunftbegriffe des Rechts, aus den Prinzipien der wahrhaft praktiſchen Vernunft. Dabei wird die Frage, ob es überhaupt Recht ſei, dieſen Gegenſtand öffentlich, d. h. in einer dem Volke zugänglichen Weiſe zu beurtheilen, mit der Bemerkung bejaht, daß Wahrheit und ihre Enthüllung niemals wirklich ſchädliche Folgen haben könne, daß aber das, was der freie Mann denke und rede, auch jeder wiſſen dürfe. Weiterhin wird die Frage, ob das Volk das Recht habe, ſeine Verfaſſung zu ändern, oder nicht? nach den ſchon von Rouſſeau ausgeſprochenen Grundſätzen erörtert, und es werden die Staatsverfaſſungen auf den Begriff eines Vertrags und einer vorhergegangenen verſtändigen Berathung zurückgeführt, zugleich aber dabei nachgewieſen, wie wenig die bisherigen Staatsverfaſſungen von dieſer Art geweſen ſeien. Kein Menſch (heißt es) könne anders, als durch eigene freie Einwilligung geſetzlich gebunden werden, oder mit andern Worten: Kein Staatsgeſetz dürfe den Vernunftgeſetzen widerſprechen, wenn es für den vernünftigen Menſchen verbindlich ſein ſolle. Darum kann denn auch nur das durch das Vernunftgeſetz Freigelaſſene von der bürgerlichen Geſetzgebung umfaßt werden und dieſe letztere kann ſich lediglich auf die veräußerlichen Rechte des Menſchen, als da z. B. ſind: Kriegsrecht, Dienſtleiſtung, Eigenthum u. ſ. w., nicht aber auf die ewigen und unveräußerlichen Rechte, die allgemeinen Menſchenrechte, erſtrecken. Da demnach auch nur der Wille der Einzelnen, ſowie er ſich zu einem Geſammtwillen vereinigt, die Einrichtung und Verfaſſung ihrer Geſellſchaft, die Staatsverfaſſung, beſtimmen und feſtſetzen kann, ſo muß einerſeits eine Wiederveränderung des Vertrags oder (was daſſelbe iſt) ein neuer Vertrag, nothwendig auch in ihrem Rechte ſtehen, und auf der andern Seite kann naturgemäßer und vernünftiger Weiſe Unveränderlichkeit keine Bedingung oder Eigenſchaft eines wahrhaften Geſellſchaftsvertrags oder einer Staatsverfaſſung ſein, zumal da eine ſolche Forderung, abgeſehen von ihrer Rechtswidrigkeit, auch allem geiſtigen und moraliſchen Fortſchritte der Menſchen und Völker Hohn ſprechen würde. Dieſe Prinzipien und allgemeinen Grundſätze werden nun als Maaßſtab an die beſtehenden Staatsverfaſſungen angelegt und weiter erörtert, und hierauf auf die Prüfung der bevorrechteten Stände und begünſtigten Volksklaſſen, zuerſt im Allgemeinen, dann im Beſonderen auf Adel und Kirche angewandt. Dabei wird das einfache vernünftige Naturrecht einer halbbarbariſchen Politik und dem finſtern Schlendrian des Herkommens und der vermeintlichen Rechte, die aber nur Ungerechtigkeiten ſind, entgegengeſetzt. Was zunächſt den Adel betrifft, welcher bei den germaniſchen Völkern ſeinen Urſprung in der Erblichkeit der Lehen hat, ſo wird zwiſchen dem einzig möglichen und natürlichen Adel der Geſinnung und des Verdienſtes, und dem gewöhnlich ſogenannten Erbadel oder dem Adel des ſogenannten Rechts, welcher aber nichts als eine widerrechtliche Bevorrechtigung ſei, unterſchieden. Dem letzteren werden wahre Rechtsanſprüche abgeſprochen und mit dem Satze geſchloſſen, daß zur Aufhelfung dieſes Übels kein geſetzmäßiges Mittel übrig ſei. Sofort wird auf das Rechtsverhältniß der Kirche zum Staate übergegangen und durch Feſtſtellung des Begriffes von unſichtbarer und ſichtbarer Kirche die Grundlage und das Beſtehen beider ebenfalls auf einen Vertrag zurückgeführt, die katholiſche Kirche allein für konſequent erklärt, den andern beiden ihre innere Haltungsloſigkeit nachgewieſen. Der Abſchnitt ſchließt mit einer Erörterung über das Verhältniß von Kirche und Staat, worin der Kirche das Gebiet der unſichtbaren Welt zugewieſen, der Staat aber von der unſichtbaren Kirche ausgeſchloſſen wird. Die vielgeprieſene Einheit von Kirche und Staat wird von Fichte ganz zurückgewieſen und die Kirche ganz aus der ſichtbaren Welt verdrängt. „Ein Staat, welcher die Krücke der Religion noch borgt, zeigt, daß er lahm iſt.“ Fichte, unſer deutſcher Fichte will von der Kirche nichts wiſſen! —

Dies iſt in gedrängter Kürze der Hauptinhalt der Schrift Fichte's über die franzöſiſche Revolution. Und hauptſächlich um dieſer Schrift willen iſt Fichte als Demokrat, im mißliebigen Sinne des Wortes, mehr als einmal bezeichnet und verdächtigt worden. Freilich war Fichte der Mann, welcher die Ariſtokratie aller Art und die vielköpfige Tyrannei Weniger gegen Viele mit kräftigen Waffen bekämpfte und mit ſcharfer Kritik die Unvernunft des Vorurtheils aus allen Schlupfwinkeln an's Tageslicht hervortrieb. Darum hatte auch Fichte ſelbſt die richtige Ueberzeugung, daß es nicht ſein Atheismus ſei, um deſſen willen er ſpäter gerichtlich verfolgt worden iſt, ſondern ſein Demokratismus. „Die Triebfeder“ (ſo ſpricht er ſich ſpäter ſelbſt hierüber aus) „iſt klar; ſie iſt notoriſch: nur daß keiner den Namen des Dinges ausſprechen will! Ich bin überhaupt nicht gemacht, hinter dem Berge zu halten, und ich will es beſonders hier nicht; ich will es alſo ſein, der den Namen des Dings ausſpricht.“ Ich bin ihnen ein Demokrat, ein Jakobiner. Dies iſt es. Daß ich ihnen das bin, dieſer ſträfliche Demokrat und Jakobiner, und daß ich ihnen deswegen unausſprechlich verhaßt bin, iſt notoriſch." In einer, bei Gelegenheit einer ſpäteren Anklage wegen Atheismus von Fichte geſchriebenen ausführlichen Vertheidigungsſchrift geht Fichte auf ſeine ihm vorgeworfenen demokratiſchen Anſichten näher ein, und dies mit einer ſo ausgezeichneten Schärfe des Gedankens und Freimüthigkeit der Geſinnung, daß es, um das Charakterbild des großen Mannes recht getreu den Leſern vor die Anſchauung hinzuſtellen, nothwendig erſcheint, ihn hier ſelber reden zu laſſen. „Es iſt nicht mein Atheismus" (ſagt er), „den ſie gerichtlich verfolgen, ſondern es iſt mein Demokratismus. Der erſte hat nur die Veranlaſſung gegeben. Vertheidige ich mich nur gegen das, was man wirklich hören läßt, ſo iſt das Verfahren gegen mich nur aufgeſchoben: man fährt fort mich zu haſſen und zu verwünſchen, und ergreift die erſte Gelegenheit, um mich noch feſter zu faſſen. Ich muß, wenn ich auch für die Zukunft mir Ruhe verfechten will, geradezu auf den Siß der Anklage losgehen; ich muß mich vorzüglich vertheidigen gegen das, was ſie blos im Herzen denken. Ich bin alſo ein Demokrat. Was iſt denn nun dies, ein Demokrat? Etwa ein ſolcher, der die demokratiſche Regierungsverfaſſung als die einzig rechtmäßige aufſtellt und deren Einführung empfiehlt? Ich ſollte meinen, wenn er dies, ſelbſt unter einer monarchiſchen Regierung, blos in gelehrten Schriften thut, ſo könnte man die Widerlegung dieſer Meinung, wenn ſie unrecht iſt, andern Gelehrten überlaſſen. So lange er nicht eine äußere Handlung vollzieht, um die beſtehenden Regierungsverfaſſungen wirklich zu ſtürzen und die ihm gefällige an die Stelle derſelben zu ſetzen, ſehe ich nicht ein, wie ſeine Meinung vor den Richterſtuhl der Regierung auch nur gelangen könne, vor welchen nur Thaten gehören. Jedoch ..... paßt denn jene Anklage auf mich und bin ich denn ein Demokrat, im oben angegebenen Sinne des Wortes? ..... Man wird ihnen keinen Schriftſteller nennen können, der ſich entſcheidender und mit ſtärkeren Gründen gegen die demokratiſche Regierungsform, als eine abſolut rechtswidrige Verfaſſung, erklärt habe. Laſſen ſie ſich einen ehrlichen Auszug aus meiner Grundlage des Naturrechts machen. Sie werden finden, daß ich eine Unterwürfigkeit unter das Geſetz und eine Aufſicht desſelben über die Handlungen der Bürger fordere, wie ſie noch von keinem Staatsrechtslehrer gedacht, in keiner ihrer Verfaſſungen zu realiſiren verſucht worden. Die meiſten Klagen, die ich gegen dieſes Syſtem gehört, waren darüber, daß es der Freiheit (der Ungebundenheit und Geſetzloſigkeit) der Menſchen ſo großen Abbruch thäte. Ich bin alſo weit entfernt, Anarchie zu predigen. Doch es iſt wohl weit gefehlt, daß ſie mit dieſem Worte einen beſtimmten Sinn und den wiſſenſchaftlich richtigen Sinn verbinden ſollten. Es wäre mir vielleicht möglich, wenn alle die Gelegenheiten, bei denen ſie ſich dieſes Ausdrucks bedienen, zuſammengenommen würden, zu ſagen, welchen Begriff ſie eigentlich damit verbinden; und es iſt ſehr möglich, daß ich in dieſem Sinne ein ſehr entſchiedener Demokrat bin: es iſt wenigſtens ſo viel gewiß, daß ich lieber gar nicht ſein möchte, als der Laune unterworfen ſein und nicht dem Geſetze." — Im weiteren Verlauf führt nun Fichte ſeine ganze Vergangenheit als Beweis an, daß er der ruhigſte Bürger ſei und daß ihm nicht ein einziger verdächtiger Schritt in ſeiner Lebensgeſchichte nachgewieſen werden könne.

So viel über den Vorwurf des Demokratismus, welchen ſich Fichte durch jene oben erwähnten Schriften zugezogen hatte und gegen welchen er ſich zwar nicht damals ſchon, ſondern erſt einige Jahre ſpäter, bei Gelegenheit jener Rechtfertigung wegen des Vorwurfs des Atheismus, gründlich vertheidigte. Wir haben nun wieder an dem Faden ſeiner Lebensbeſchreibung anzuknüpfen und hier unſern Fichte in die zweite Periode ſeines Lebens, die Zeit ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit für die Wiſſenſchaft durch Schriften und als akademiſcher Lehrer, zu begleiten.

Während nämlich Fichte in Zürich die durch die Beſchäftigung mit der Kant'ſchen Philoſophie in ſeinem Geiſte angeregten und befruchteten Keime ſeines philoſophiſchen Lehrgebäudes zur wiſſenſchaftlichen Vollendung reifen ließ, während unter den ſtillen Segnungen einer glücklichen Häuslichkeit aus einſamem Denken ein unſterbliches Leben hervorwuchs, — wurde ihm, zu Ende des Jahres 1793, der ihm ſelber ganz unerwartete Antrag gemacht, ob er die Stelle des gerade nach Kiel berufenen Profeſſors Reinhold, als außerordentlicher Profeſſor für die Kant'ſche Philoſophie in Jena annehmen wolle. Für Fichte, der zum freien mündlichen Vortrag geboren war und nach immer größerer wiſſenſchaftlicher Verſtändlichkeit rang, kam dieſer ehrenvolle Ruf nach Jena, welches damals die beſuchteſte deutſche Univerſität war, wo auch Schweizer, Dänen, Kurländer und Lievländer, Polen, Ungarn und Siebenbürger ſich zuſammenfanden, in hohem Grade willkommen; er gab ſofort, für den Zweck ſeiner in Jena zu haltenden Vorleſungen, im Jahr 1794 ſeine beiden erſten ſtreng wiſſenſchaftlichen Schriften heraus, und zwar zunächſt den allgemeinen Entwurf und die Umriſſe ſeines philoſophiſchen Lehrſyſtems in der Schrift „über den Begriff der Wiſſenſchaftslehre oder der ſogenannten Philoſophie," und kurz darauf auch das Syſtem ſelbſt, als Handſchrift für ſeine Zuhörer, nicht für das größere Publikum beſtimmt, in der Schrift: „Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre." Auf dieſe beiden folgten, als Anwendungen der Wiſſenſchaftslehre, nach deren Prinzipien ausgearbeitet, ſeine „Grundlage des Naturrechts" (2 Bände. 1796 u. f.) und ſein „Syſtem der Sittenlehre" (1798), ſowie ſchon gleich zu Anfang ſeines Auftretens in Jena die „Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten" (1794) gedruckt wurden. Fichte wurde hier bald als das neu aufgegangene philoſophiſche Geſtirn bewundert. Als akademiſcher Lehrer hatte ſeine begeiſterte Wirkſamkeit eine doppelte Richtung die ſittliche Geſinnung der Studierenden zu bilden und ſie zum ächt wiſſenſchaftlichen Denken zu erziehen. Sein Streben ward in beiden Beziehungen von den glücklichſten Erfolgen gekrönt. Dies bezeuget unter Anderm die begeiſtert dankbare Stimme zweier nachmals berühmt gewordener Männer, des ſpäter in Berlin neben Fichte wirkenden Philoſophen Solger und des Dichters Hölderlin, welche in Jena Fichte's Zuhörer waren. „Wer im Denken zuſammengenommen, geſchult und raſtlos durchgearbeitet werden will“ (ſagt Solger), „der gehe zu ihm. Kein Anderer reißt ſo mit Gewalt die Zuhörer an ſich, Keiner bringt ſie ſo ohne alle Schonung in die ſchärfſte Schule des Nachdenkens.“ In ähnlicher Weiſe urtheilt Hölderlin, der ſeit Herbſt 1794 Fichte'n hörte, mit Begeiſterung über denſelben, als über „einen Titanen, welcher für die Menſchheit kämpfe und deſſen Wirkungskreis gewiß nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde.“ „Fichte“ (ſo ſchreibt Hölderlin im November 1794 von Jena aus an ſeinen Freund Neuffer) „iſt jetzt die Seele von Jena. Und Gottlob! daß er's iſt. Einen Mann von ſolcher Tiefe und Energie des Geiſtes kenne ich ſonſt nicht. In den entlegenſten Gebieten des menſchlichen Wiſſens die Prinzipien dieſes Wiſſens, und mit ihnen die des Rechts aufzuſuchen und zu beſtimmen, und mit gleicher Kraft des Geiſtes die entlegenſten, kühnſten Folgerungen aus dieſen Prinzipien zu denken, und trotz der Gewalt der Finſterniß ſie zu ſchreiben und vorzutragen, mit einem Feuer und einer Beſtimmtheit, deren Vereinigung mir Armen ohne dieſes Beiſpiel vielleicht ein unauflösliches Problem geſchienen hätte, — dies, lieber Neuffer, iſt doch gewiß viel, und iſt gewiß nicht zu viel geſagt von dieſem Manne. Ich hör' ihn alle Tage und ſprech' ihn zuweilen.“ —

Eine merkwürdige Stelle über den Inhalt und eine Haupteigenthümlichkeit der Fichte'ſchen Philoſophie, wie ſich dieſelbe im Geiſte Hölderlin's ſpiegelte, findet ſich in einem andern Briefe des Letzteren an ſeinen Halbbruder, vom 13. April 1795, einer Stelle, womit wir die Leſer glauben am Unmittelbarſten in die lebensvolle Mitte des Fichte'ſchen Denkens einführen und damit den paſſendſten Uebergang zu einer kurzen Zuſammenfaſſung der Grundgedanken ſeines Syſtems machen zu können. „Es iſt im Menſchen" (ſo faßt Hölderlin Fichten auf) „ein Streben in's Unendliche, eine Thätigkeit, die ihm ſchlechterdings keine Schranke als immerwährend, ſchlechterdings keinen Stillſtand möglich werden läßt, ſondern immer ausgebreiteter, freier, unabhängiger zu werden trachtet: dieſe ihrem Triebe nach unendliche Thätigkeit iſt beſchränkt: die ihrem Triebe nach unendliche, unbeſchränkte Thätigkeit iſt in der Natur eines Weſens, das Bewußtſein hat, (eines „Ich," wie Fichte ſich ausdrückt) nothwendig, aber auch die Beſchränkung dieſer Thätigkeit iſt einem Weſen, das Bewußtſein hat, nothwendig, denn wäre die Thätigkeit nicht beſchränkt, nicht mangelhaft, ſo wäre dieſe Thätigkeit Alles, und außer ihr wäre nichts. Litte alſo unſere Thätigkeit keinen Widerſtand von außen, ſo wäre außer uns nichts, wir wüßten von nichts, wir hätten kein Bewußtſein; wäre uns nichts entgegen ſo gäbe es für uns keinen Gegenſtand; aber ſo nothwendig die Beſchränkung, der Widerſtand, und das vom Widerſtand bewirkte Leiden zum Bewußtſein iſt, ſo nothwendig iſt das Streben in's Unendliche, eine dem Triebe nach gränzenloſe Thätigkeit, in dem Weſen, das Bewußtſein hat. Denn ſtrebten wir nicht: unendlich zu ſein, frei von aller Schranke, ſo fühlten wir auch nicht, daß etwas dieſem Streben entgegen wäre, alſo fühlten wir wieder nichts von uns verſchiedenes, wir wüßten von Nichts, wir hätten kein Bewußtſein." Knüpfen wir nun ſogleich an dieſe Herzensergießung Hölderlin's über Fichte's Lehre, von welcher er geſtand, daß ihm dieſelbe im Anfang viel Kopfſchmerzen verurſacht habe, einen kurzen Umriß dieſer Lehre ſelbſt, ſo liegt hinter dem berühmt gewordenen und oft wiederholten, freilich ſelten verſtandenen und darum öfters beſpöttelten Satze Fichte's: „Ich bin Ich" oder „Ich = Ich" der ſehr wahre und tiefe Grundgedanke verborgen, „daß nichts von Außen in das

Ich, in den Geiſt hineingegoſſen werden könne, daß niemals und in keiner Form des Bewußtſeins er eigentlich leidend ſich verhalte, daß Alles, was das Seinige werden ſoll, urſprünglich ſchon keimkräftig in ihm ſein müſſe." Dieſer Satz iſt es, wovon Fichtes Wiſſenſchaftslehre ausgeht.

Die Ueberzeugung, die — laut Fichte's eigner Erklärung — ſich in ihm ausgebildet hatte, daß nämlich die Philoſophie noch nicht zu einer wirklich überzeugenden Wiſſenſchaft ausgebildet ſei, ließ ihn an dieſelbe die Grundforderung ſtellen, daß ſie von einem abſoluten und unbedingt gewiſſen, durchaus vorausſetzungsloſen, in uns ſelbſt liegenden Grundſatze ausgehen ſolle, welcher zugleich das Prinzip alles menſchlichen Wiſſens ſei. Dieſer Grundpfeiler und Ausgangspunkt iſt der obige Satz: „Ich bin Ich." Unſer Geiſt oder Bewußtſein (Ich), das von Fichte als eine unmittelbar gewiſſe Thatſache vorausgeſetzt wird, muß nothwendig ein unabhängig von ihm Gegebenes, ein Nicht-Ich, die äußere Welt von ſich unterſcheiden und ſich ſelber gegenüberſetzen, ſonſt wäre eben kein Bewußtſein möglich. Dieſes Ich iſt aber, nach Fichte nicht das einzelne, endlich beſchränkte Subjekt, ſondern das allgemeine, reine Ich oder das abſolute Ich, das allgemeine menſchliche Bewußtſein. So gewiß nun auch für unſer unbefangen gläubiges, noch nicht tiefer denkendes Bewußtſein die äußere Welt iſt, ſo geht doch Alles, was in ihr vorgeht, außerhalb unſeres Bewußtſeins vor, und wir können davon, wie es vorgeht und was die Dinge ſind, nichts erfahren, ſondern die auf uns eindringenden Gegenſtände ſpiegeln ſich in unſerm Bewußtſein ab; was wir ihnen aber von Eigenſchaften zuſchreiben, legen wir erſt in die Dinge hinein, ohne daß wir dieſelben ſo zu denken vermöchten, wie ſie an und für ſich wirklich ſind; die Begriffe, die wir von den Dingen außer uns haben, ſind nur Produkte unſerer Vorſtellung. Die äußere Welt iſt, nach Fichte, für das Ich eine unbegreifliche Erſcheinung;

das Einzige, was für den Menſchen eine wirkliche, unmittelbare Thatſache iſt, das iſt das *handelnde Ich*. Ich iſt dasjenige, deſſen Sein und Weſen darin beſteht, daß es ſich ſelbſt ſetzt, ſchafft, hervorbringt, d. h. handelt; und ſo iſt es das unendliche Streben, die Schranken des Nicht-Ich zu überwinden; auf völlige Befreiung von der Natur geht der Endzweck unſeres Handelns, der darum, weil doch das Ich *nie ganz* unabhängig von der Natur werden kann, in der *Unendlichkeit* liegt und nur *annäherungsweiſe* zu erreichen iſt. Das *Ziel*, die *wirklich* erreichte *Erlöſung* des *Ich* von ſeiner *Schranke*, iſt das in der Bruſt jedes ſittlichen Vernunftweſens liegende *Ideal*. Da nun aber *alle* Solche *denſelben* Zweck haben, ſo iſt die Darſtellung des reinen *Ich* das *Ganze* der ſittlichen Vernunftweſen, die *Gemeinde* der Heiligen. Das Bewußtſein *aller* vernünftigen Weſen, in *Eins* vereinigt, iſt das göttliche Weſen ſelbſt, das *Bewußtſein Gottes*. Unſer ſittliches Thun, als die Welt unſerer eigenen freien Schöpfungen, iſt nur das Abbild und die Offenbarung der in uns liegenden *moraliſchen Weltordnung* oder *ſittlichen Weltregierung*. Dieſe (ſo lehrte *Fichte*) iſt der alleinige und vollſtändige Inhalt unſeres Glaubens: ſie iſt *Gott*, der — ohne für ſich Perſönlichkeit und Bewußtſein zu haben — *nur als dieſe moraliſche Weltordnung* exiſtirt. Das Wiſſen, Wollen und Leben in *dieſer* iſt *eins* mit dem Weſen *Gottes* ſelbſt. Einen andern Gott bedürfen wir nicht, nach *Fichte*, und können auch keinen andern faſſen: die Vorſtellungen einer göttlichen Perſönlichkeit außerhalb und über der Welt ſind nichts als unziemliche und ſich widerſprechende Verendlichungen und Beſchränkungen des Höchſten. *Religion* und *Sittlichkeit* ſind auf dieſem Standpunkte *durchaus eins*: *Fichte's* Religion iſt *die Religion des freudigen Rechtthuns*. In der *pflichtmäßigen Geſinnung* und *Thätigkeit* hat der Menſch ſchon *hienieden* das ewige *Leben*. —

Dies waren die Grundzüge von Fichte's urſprünglicher Lehre, über deren Inhalt er an Jakobi ſchreibt: „Wozu iſt denn die Philoſophie, wenn ſie nicht für's Leben iſt? Hätte die Menſchheit von dieſer verbotenen Frucht niemals gekoſtet, ſo könnte ſie der ganzen Philoſophie entbehren. Wir fingen an zu philoſophiren aus Uebermuth, und brachten uns dadurch um unſere Unſchuld; wir erblickten unſere Nacktheit und philoſophiren ſeitdem aus Noth für unſere Erlöſung.“ Und ſo dachte, philoſophirte, ſchrieb und ſprach Fichte in Jena und bildete ſich eine Anzahl von Schülern, die, ohne Nachbeter des Meiſters zu ſein, in ſeinem Sinne fortdachten und das Samenkorn reichlich wuchern ließen. Ein Mann, der einige Jahre ſpäter mit Fichte in vertraute Freundesverhältniſſe kam, der Rektor Forberg zu Saalfeld, urtheilte in ſeinen, im Jahre 1796 herausgegebenen „Fragmenten aus meinen Papieren“ über Fichte ſehr wahr und treffend in folgender Weiſe: „Fichte's akademiſcher Vortrag fließt nicht ſo ſtetig und ſo lieblich und ſanft dahin, wie der Vortrag Reinhold's (ſeines Vorgängers in Jena); er rauſcht daher, wie ein Gewitter, das ſich ſeines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht, wie Reinhold, aber er erhebt die Seele.... In ſeinen Schriften kommen auch wenig eigentlich ſchöne Stellen vor, ſein Tröſtliches hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch ſpricht er nicht ſchön, aber alle ſeine Worte haben Gewicht und Schwere.... Der Grundzug von Fichte's Charakter iſt die höchſte Ehrlichkeit. Ein ſolcher Charakter weiß gewöhnlich wenig von Delikateſſe und Feinheit.“

Das in dieſen Worten über Fichte'n ausgeſprochene Urtheil hat, was Fichte's damalige Weiſe als Schriftſteller angeht, eine Beſtätigung ſo merkwürdiger und eigenthümlicher Art in dem verwandten Urtheil eines andern berühmten Zeitgenoſſen gefunden, daß es nahe genug liegt, hier des dasſelbe veranlaſſenden Vorfalles zu erwähnen. Schiller nämlich, der als Profeſſor der Geſchichte in Jena Fichte's Kollege war, hatte in den von ihm herausgegebenen „Horen" einen Aufſatz „über Erhöhung und Belebung des reinen Intereſſes für die Wahrheit" von Fichte aufgenommen, eine ſpätere Abhandlung Fichte's aber, welche „über Geiſt und Buchſtaben in der Philoſophie" überſchrieben war, zurückgewieſen, weil ihn Inhalt und Form der (wie ſich Schiller in einem deßhalb an Fichte geſchriebenen Briefe vom 21. Juni 1795 ausdrückt) „trocknen, ſchwerfälligen und nicht ſelten verwirrten Darſtellung" nichts weniger als befriedigten und die ganze Arbeit „für das gegenwärtige Bedürfniß der Horen zweckwidrig" erſchien. Beide Männer geriethen in den darüber gewechſelten Briefen (Fichte hielt ſich damals gerade in dem benachbarten Oßmannſtädt auf) etwas hart aneinander und gaben ſich gegenſeitig ihre Vorwürfe nicht ohne einige Bitterkeit zurück. Uebrigens war doch bei jedem die Hochachtung für den Andern zu tief begründet, als daß aus dieſem Vorfalle eine Entzweiung beider Männer hervorgegangen wäre. Wir ſehen ſie ſchon in den nächſten Jahren wiederum in freundſchaftlichem Briefwechſel, woraus ſich mit Recht ſchließen läßt, daß eine perſönliche Annäherung wieder ſtattgefunden habe. Fichte war in Jena ſehr bald auch mit Goethe, den beiden Schlegel's, Humboldt, Hufeland und Anderen in nähere Verbindung getreten. Insbeſondere hatte ſich auch Goethe ſehr entgegenkommend und anerkennend über die erſte Darſtellung der „Wiſſenſchaftslehre" ausgeſprochen, die ihm Fichte bogenweiſe überſendet hatte.

So angenehm nun aber auch für Fichte die unter den glücklichen Vorbedeutungen ſeines wachſenden wiſſenſchaftlichen Ruhmes begonnenen Verhältniſſe in Jena waren, ſo wurden dieſelben doch durch mehrere unangenehme Vorfälle und Zerwürfniſſe getrübt. Gleich im erſten Jahre ſeines dortigen Auftretens wurde ihm eine „kleine Tracaſſerie," wie er ſelbſt den Vorfall bezeichnet, bereitet, welche für ihn die Veranlaſſung wurde, jene bereits erwähnten „Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten“ (1794 herauszugeben.*) Er wollte nämlich, um mit keiner anderen wichtigen Vorleſung zu kollidiren, ſeine moraliſchen Vorleſungen am Sonntag halten, nachdem er ſich vorher des Genaueren erkundigt und erfahren, daß dies nichts Geſetzwidriges und in Jena Unerhörtes ſei. Das Konſiſtorium in Jena beſchuldigte ihn aber bei dem Oberkonſiſtorium in Weimar: Fichte wolle dadurch — die zeitherige gottesdienſtliche Verfaſſung untergraben! Ja, in einem öffentlichen Blatte wurde die Sache dahin ausgebeutet, daß Fichte ſich erfrecht habe, den öffentlichen Gottesdienſt durch Aufrichtung eines Vernunftgötzendienſtes zu ſtören!! Nachdem ſich Fichte gegen ſolchen Vorwurf in einer ausführlichen Eingabe bei der kirchlichen Landesbehörde, in welcher ein Herder ſaß, vertheidigt hatte, wurde er von dem Verdachte als einem grundloſen losgeſprochen, mit dem Bedeuten jedoch, daß man ein ſo „ungewöhnliches“ Unternehmen nicht gerne ſehe, weßhalb auch Fichte die Vorleſungen am Sonntag zu halten unterließ, nachher aber fünf davon unter dem obigen Titel im Druck erſcheinen ließ.

Eine weitere Veranlaſſung zu Zerwürfniſſen gab das Verhältniß, in welches ſich Fichte, der bei den Studierenden beſonders durch ſeine bekannte politiſche Geſinnung Achtung und Einfluß genoß, zu dieſen ſetzte. Um nämlich zur Verbeſſerung der Sitten unter den Studierenden kräftigſt beizutragen, faßte er den Plan, drei damals in Jena beſtehende Ordensverbindungen und Landsmannſchaften zu unterdrücken, weil er in denſelben eine Quelle der Rohheit und Unſittlichkeit im Studentenleben zu ſehen glaubte. Es gelang ihm wirklich durch Belehrung und Ermahnung, zwei dieſer Verbindungen dahin zu bringen, daß ſie einen freiwilligen Entſagungseid vor Kommiſſarien der Regierung leiſteten; die Dritte aber trat, in Folge des dabei eingehaltenen verkehrten Geſchäftsganges, wieder zurück und warf Fichte'n die Fenſter ein. Dadurch im höchſten Grade verletzt und aufgebracht, nahm Fichte im Sommer 1795 Urlaub und brachte einige Monate auf dem Dorfe Oßmannſtädt bei Weimar als Schriftſteller zu, bis ihm durch Beſtrafung der Schuldigen die verlangte Genugthuung zu Theil geworden war. Das alte eingewurzelte Uebel auszurotten, gelang übrigens hier ebenſowenig, wie an andern Orten.

---

*) „Handeln, handeln“ (ruft er in dieſen Vorleſungen unter Anderm aus), „das iſt's, wozu wir da ſind.“ Und von ſich ſagt er im energiſchen Selbſtgefühle ſeines „Ich bin Ich“: „ich bin ein Prieſter der Wahrheit, ich bin in ihrem Solde, ich habe mich verbindlich gemacht, Alles für ſie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werde, wenn ich in ihrem Dienſte gar ſterben ſollte, was thäte ich dann ſonderlich, als das, was ich ſchlechthin thun müßte. Aber ein entmarktes und nervenloſes Geſchlecht erträgt dieſe Empfindung und den Ausdruck derſelben nicht.“

Ein dritter Vorfall wurde die entſcheidende Veranlaſſung eines wichtigen Wendepunkts in Fichte's Leben. Fichte war nämlich ſeit 1795 neben Niethammer Mitherausgeber des von letzterem gegründeten „philoſophiſchen Journals", welches zum Organ für die wiſſenſchaftliche Geltendmachung und Verbreitung der „Wiſſenſchaftslehre" Fichte's erhoben wurde und dadurch der letzteren zu ihrer bedeutenden literariſchen Macht mitverhalf. Ein Mitarbeiter des Journals, der ſchon oben erwähnte Freund Fichte's, Forberg, wollte 1798 darin eine Abhandlung „über die Beſtimmung des Begriffes der Religion" erſcheinen laſſen und hatte ſich durch Fichte's Abmahnen nicht bewegen laſſen, den Aufſatz zurück zu nehmen. Um nun das darin etwa enthaltene Anſtößige und Verfängliche zu entfernen und zu mildern, ſchickte Fichte zur Einleitung einen Aufſatz „über den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" voraus, der aber den befürchteten Anſtoß nicht zu beſeitigen vermochte. Fichte hat darin die bereits oben kurz entwickelte Anſicht von der ſittlichen Weltordnung vorgetragen und die letztere für Gott ausgegeben. Da brach denn ein gewaltiger Sturm los, der von dem Hofprediger Reinhard in Dresden angeregt worden war. Die kurfürſtlich ſächſiſche Regierung belegte das erſte und zweite Heft des philoſophiſchen Journals mit Beſchlag und verbot deren Verkauf bei Geld und Gefängnißſtrafe. Zugleich erließ dieſelbe Regierung an die Univerſitäten Leipzig und Wittenberg ein Reſkript des Inhalts, daß wegen der in dem erſten und zweiten Hefte des von den Profeſſoren zu Jena, Fichte und Niethammer, herausgegebnen philophiſchen Journals enthaltenen atheiſtiſchen Aeußerungen die Konfiſkation der Schrift angeordnet ſei, daß man zu den Lehrern der beiden oben genannten Univerſitäten das gegründete Vertrauen hege, ſie werden jede durch ihr Amt und ihren Einfluß auf die Jugend und das Publikum ihnen an die Hand gebotene Gelegenheit dazu benutzen, um die angegriffene Religion mit allem Eifer und Nachdruck in Schutz zu nehmen. Endlich erließ die kurſächſiſche Regierung auch an die ſächſiſchen Herzöge, als die gemeinſamen Pfleger und Erhalter der Univerſität Jena, ein Schreiben, worin eine Unterſuchung und, nach Befinden, nachdrückliche Beſtrafung der Verfaſſer gefordert wurde.

Als Antwort auf das Konfiſkationsreſkript der kurſächſiſchen Regierung, und zu ſeiner öffentlichen Rechtfertigung dagegen verfaßte Fichte eine „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus. Eine Schrift, die man erſt zu leſen bittet, ehe man ſie konfiſzirt (1799).“ Nachdem Fichte in dieſer ſeiner Vertheidigung den Inhalt des angeſchuldigten Artikels in einfacher deutlicher Sprache wiederholt hat, weiſt er den Gegnern die Unlauterkeit ihres religiöſen Standpunktes nach. „Ihr Endzweck iſt immer Genuß, ob ſie denſelben nun grob begehren oder noch ſo fein ihn geläutert haben, Genuß in dieſem Leben, und wenn ſie eine Fortdauer über den irdiſchen Tod hinaus ſich gedenken, auch dort Genuß; ſie kennen nichts anders als Genuß. Daß nun der Erfolg ihres Ringens nach dieſem Genuſſe von etwas Unbekanntem, das ſie Schickſal nennen, abhänge, können ſie ſich nicht verhehlen. Dieſes Schickſal perſonifiziren ſie, und dies iſt ihr Gott. Ihr Gott iſt der Geber alles Genuſſes, der Austheiler alles Glücks und Unglücks an die endlichen Weſen; dies iſt ſein Grundcharakter." „Nun aber" — fährt Fichte fort — „habe der ſinnliche Menſch, der nur Genuß will, keine Religion und ſei keiner Religion fähig; ein Gott, der der Begier dienen ſoll, ſei ein verächtliches, ein böſes Weſen, und ganz eigentlich der Fürſt dieſer Welt; ſeine Diener ſeien die wahren Atheiſten. Und daß er, Fichte, dieſen ihren Götzen nicht ſtatt des wahren Gottes wolle gelten laſſen, dies ſei, was ſie „Atheismus" nennen; dies ſei's, dem ſie Verfolgung geſchworen haben."

Die von der Weimar'ſchen Regierung geforderte Rechtfertigung wurde von Fichte in der Schrift: „Der Herausgeber des philoſophiſchen Journals gerichtliche Verantwortungsſchriften gegen die Anklage des Atheismus. Herausgegeben von J. G. Fichte" (1799) geliefert. In der erſteren dieſer Schriften (die zweite iſt von Niethammer) erklärte Fichte zunächſt, daß er den Aufſatz über den Grund unſeres Glaubens an eine moraliſche Weltregierung bei ungeſtörten Gemüths- und Leibeskräften überlegter und bedachter Weiſe abgefaßt und zum Druck befördert habe. Hierauf werden von Fichte die beiden Fragen beleuchtet und beantwortet: „Muß alles Gedruckte mit der chriſtlichen Religion und überhaupt mit der Religion übereinſtimmen, und iſt es denn ſchlechthin und unter jeder Bedingung unerlaubt, gegen dieſelbe zu ſchreiben?" und ferner: „Sind nun die von uns zum Drucke beförderten Aufſätze wirklich atheiſtiſch, wie der Gegner vorwirft?" Beide Fragen werden mit klarer und bündiger Beweisführung verneint, und darauf die eigentliche Quelle der Entſtehung einer ſo grundloſen Beſchuldigung erklärt und der notoriſche Grund, daß ernſthafte Gelehrte und ſogar eine weiſe Regierung zu ſolchen Maaßregeln verleitet werden konnten, in dem Demokratismus Fichte's gefunden, wovon bereits oben die Rede geweſen iſt.

Der weitere Verlauf dieſer Angelegenheit war nun dieſer, daß *Fichte*, während von der Weimar'ſchen Regierung eine für *Fichte* möglichſt ſchonende Entſcheidung vorbereitet wurde, von einem Verweiſe hörte, den er erhalten und womit die Sache abgemacht werden ſolle. *Fichte*, ſchroff und ſtolz, wie er war, glaubte ſich damit nicht zufrieden geben zu können, und trat inkonſequenterweiſe mit der Regierung in Privatunterhandlungen, indem er in einem Privatſchreiben an ein Mitglied der Weimar'ſchen Regierung, welches unleugbar in einem ſtolzen, faſt drohenden Tone gehalten war und dem Seitens der Regierung ein offizieller Charakter beigelegt wurde, entweder förmlich freigeſprochen oder verurtheilt zu werden verlangte und im Falle eines Verweiſes ſeinen Abſchied forderte. Hierauf erhielt er den Beſcheid: „daß, da der Beſchuldigte ſich von der Anklage des Atheismus nur durch Berufung auf eine von ihm angenommene philoſophiſche Terminologie habe reinigen können, übrigens aber die Verbreitung ſeiner, nach dem gemeinen Wortverſtande, ſo ſeltſamen und anſtößigen Sätze als ſehr unvorſichtig erkannt werden müſſe, ihm ein Verweis dafür nicht vorenthalten werden könne. Da er aber ferner, im Falle eines Verweiſes, ſeine Dimiſſionsabgebung angekündigt habe, ſo werde ihm dieſe hiermit ertheilt.“

So ſehr nun der Muth und die kräftige Entſchiedenheit, womit *Fichte* dieſen Kampf für wiſſenſchaftliche *Lehrfreiheit* in ſeinen Vertheidigungsſchriften durchgefochten hat, anzuerkennen iſt, ſo iſt doch ſein Auftreten der Weimar'ſchen Regierung gegenüber von dem Vorwurfe der Taktloſigkeit und eines allzuſtarken Hervortretens ſeiner eignen Perſönlichkeit nicht frei zu ſprechen. In der *Sache* hatte er volles Recht, in der *Form* fehlte er. „Es iſt gar keine Frage,“ (ſo ſchreibt ihm *Schiller*, dem er ein Exemplar ſeiner „Appellation an das Publikum“ zugeſandt hatte) „daß Sie ſich darin von der Beſchuldigung des Atheismus vor jedem verſtändigen Menſchen völlig gereinigt haben und auch dem unverſtändigen Unphiloſophen wird vermuthlich der Mund dadurch geſtopft ſein. Nur wäre zu wünſchen geweſen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja, daß ſie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Konſequenz für Ihre perſönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn ſo wie die hieſige Regierung denkt, war nicht das Geringſte dieſer Art zu befahren. Ich habe in dieſen Tagen Gelegenheit gehabt, mit Jedem, der in dieſer Sache eine Stimme hat, darüber zu ſprechen, und auch mit dem Herzoge ſelbſt habe ich es mehrere Male gethan. Dieſer erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im *Schreiben* keinen Eintrag thun würde und könne, wenn man auch gewiſſe Dinge nicht auf dem Katheder geſagt wünſche. Doch iſt das letzte blos ſeine Privatmeinung, und ſeine Räthe würden auch nicht einmal dieſe Einſchränkung machen. Bei ſolchen Geſinnungen mußte es nicht den beſten Eindruck auf dieſe Letzteren machen, daß Sie ſo viel Verfolgung befahren. Nur macht man Ihnen zum Vorwurf, daß Sie den Schritt ganz für ſich gethan haben, nachdem die Sache denn doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden.... Was meine beſondere Meinung betrifft, ſo hätte ich allerdings gewünſcht, daß Sie Ihr Glaubensbekenntniß über die Religion in einer beſondern Schrift und ſelbſt ohne die geringſte Empfindlichkeit gegen das ſächſiſche Konſiſtorium abgelegt hätten."

Fichte übrigens handelte ſo, und nicht anders konnte er auch ſeiner ganzen Natur nach handeln; er war auch hier nur er ſelbſt und ſich ganz getreu. Sein ſcharf abgeſchloſſenes Weſen kannte keine Rückſichten und verſchmähte alle vermittelnden Schritte zur ruhigen Beilegung der Sache. Seiner Natur nach konnte er nicht anders, als dieſelbe öffentlich vor aller Welt Ohren zu verhandeln. Und wenn wir auf die Folgen des Ereigniſſes im Großen und Ganzen ſehen, die daraus für *Fichte's* Zukunft erwuchſen, wenn wir dabei auch vergeſſen, daß *Fichte* ſelbſt ſpäterhin etwas einlenkte und ſeinen einſeitigen *moraliſchen* Standpunkt, der ſolchen Anſtoß erweckt hatte, in den *religiöſen* wieder zurückbog, — ſo war es auch gut, daß es ſo gekommen. Die zweite Periode ſeines Lebens war zu Ende; er trat in ein neues Stadium ſeiner Wirkſamkeit ein, welches ihn auf den Glanzpunkt ſeines Ruhmes führte.

Nachdem der Fürſt von Schwarzburg-Rudolſtadt ein Geſuch Fichte's, in ſeinem Lande als Privatmann leben zu dürfen, abgeſchlagen hatte, ließ ſich Fichte durch den Miniſter Dohm, der ſeine Mitwirkung verſprach, auf den Gedanken leiten, in Preußen eine Zuflucht zu ſuchen. So begab ſich Fichte, vorläufig allein, indem er ſeine Familie in Jena zurückließ, im Juli 1799 nach Berlin, wo ſein Erſcheinen Anfangs einiges Aufſehen erregte, bis die Entſcheidung des gerade von der Hauptſtadt abweſenden Königs Friedrich Wilhelm III. Fichte's Entſchluß, in Berlin zu bleiben, befeſtigte. „Iſt der Mann“ (ſo waren die Worte des Königs) „ein ſo ruhiger Bürger, iſt er ſo fern allen gefährlichen Verbindungen, wie ich vernehme, ſo geſtatte ich ihm gern den Aufenthalt in meinen Staaten. Ueber ſeine religiöſen Grundſätze zu entſcheiden, kommt dem Staate nicht zu.“ Noch charakteriſtiſcher iſt die andere Lesart der letzten Worte, die demſelben König bei dieſer Gelegenheit in den Mund gelegt werden: „Wenn Herr Fichte mit dem lieben Gotte in Feindſchaft lebt, ſo mag auch der liebe Gott das mit ihm abmachen; mir thut das nichts.“

Fichte's hauptſächlichſter Umgang während der nächſten Monate ſeines neuen Aufenthaltes war mit Friedrich Schlegel und deſſen Freundin, der Madame Veit, für welche er ſich in Briefen an ſeine vorläufig in Jena zurückgebliebene Frau ſehr eingenommen zeigte. Doch kehrte Schlegel ſehr bald nach Jena, wo er ſchon vorher privatiſirt hatte, zurück und hielt dort als Privatdocent Vorleſungen. Dafür fand Fichte aber im Umgang mit dem geiſtreichen Theologen und Kanzelredner Schleiermacher, der ſeit einigen Jahren Prediger an der Charité in Berlin war, einen Erſatz. Während nun hier Fichte die Sommer- und Herbſtmonate dazu benutzte, um ſeine Schrift „die Beſtimmung des Menſchen,“ welche im Jahre 1800 erſchienen iſt, zu vollenden, bereitete ſich in ſeinem Geiſte eine bedeutende Umwandlung ſeines wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Standpunktes vor, welche durch die Kataſtrophe in Jena und den durch ſeinen bisherigen Standpunkt erregten Anſtoß mit veranlaßt war, dabei aber unleugbar auch aus einem tieferen geiſtigen Bedürfniſſe, einem gediegeneren wiſſenſchaftlichen Halt hervorging. Dieſe Umwandlung, die von manchen Seiten her Fichte'n als „Abfall“ angerechnet und von ihm ſelbſt eigentlich nie zugeſtanden worden iſt, da er ſelbſt ihr nur die Deutung gibt, ſeinen bisherigen Standpunkt zu erläutern und zu vertheidigen und denſelben außerdem durch eine populäre Wendung auch außerhalb der Schule dem größeren Publikum zugänglich zu machen, — ſie tritt nun, ihren erſten Spuren nach, ſchon in der erwähnten Schrift „über die Beſtimmung des Menſchen,“ hervor in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters,“ in der Schrift „über das Weſen des Gelehrten und ſeine Erſcheinungen im Gebiete der Freiheit,“ in der „Anweiſung zum ſeligen Leben,“ in den „Reden an die deutſche Nation“ und andern, nach ſeinem Tode aus ſeinem Nachlaſſe herausgegebenen, ſtreng wiſſenſchaftlichen Schriften, worunter auch mehrere neue Darſtellungen der „Wiſſenſchaftslehre“ aus verſchiedenen Jahren ſich auszeichnen.

Ganz beſonders wichtig iſt der Uebergang Fichte's aus ſeinem früheren, einſeitig moraliſchen Standpunkt in den religiöſen, welcher letztere ſich namentlich in der von Fichte in Berlin (1806) herausgegebnen Schrift: „die Anweiſung zum ſeligen Leben“ ausführlich entfaltet, wobei er ſelbſt zugibt, daß jener frühere Standpunkt Gott nicht bedürfe, da ſich die blos moraliſche Weltanſicht ſelber ihr Gott, Heiland und Erlöſer ſei. Da der Inhalt dieſer Schrift in der That die frühere Einſeitigkeit ergänzt und Fichte ſelbſt ſie als den hellſten Glanzpunkt ſeines Philoſophirens bezeichnet hat, ſo dürfen wir nicht unterlaſſen, die Grundgedanken derſelben hier zuſammenfaſſend anzuführen.

Das Chriſtenthum iſt das Prinzip der neuen

Geſchichte: es iſt nicht nur Lehre, ſondern Verfaſſung, Beſtimmung des wirklichen Seins des Menſchengeſchlechts. Die Geſchichte geht von einer Theokratie (Gottesherrſchaft) des Glaubens bis zu einem für Jedermann verſtändlichen und verſtandenen Reiche Gottes auf der Erde. Das Himmelreich iſt ein Reich der Freiheit und eine Beherrſchung ſeiner durch Gott. Der Himmel iſt nur nach dem Tode, aber nach dem Tode während des äußeren Lebens hienieden, nach dem Abſterben der Welt; das Mittel zur Seligkeit iſt der Tod der Selbſtheit, der Tod mit Jeſu, die Wiedergeburt. Jeſus drum, als der erſte Bürger des Reiches, iſt eingeborner Sohn Gottes. Der Sinn der Wiederkunft Chriſti und des allgemeinen Gerichts am jüngſten Tage iſt: daß ſchlechthin alle Menſchen Bürger des Himmelreiches werden. Wie und wodurch kommt es aber zu dieſem Reiche? Es muß eine ſichere, unfehlbare und an jedem gegebenen Individuum ihren Zweck erreichende Kunſt einer ſolchen Menſchenbildung geben, wonach Jeder die beſtimmte Stelle erkenne, die ihm im göttlichen Weltplane angewieſen. Das Leben in dieſem göttlichen Reiche iſt Seligkeit, Liebe, Sein. Der geliebte Gegenſtand des wahrhaftigen Lebens iſt Gott, das Geiſterreich; der Gegenſtand der Liebe des nur ſcheinbaren Lebens, das Veränderliche iſt die Welt. Nur in der unmittelbaren Berührung mit Gott iſt Leben und Licht und Seligkeit; in jeder Entfernung aber Tod, Finſterniß und Elend. ·Die Sehnſucht nach dem Ewigen iſt die innerſte Wurzel alles endlichen Daſeins. Die Seligkeit liegt auch jenſeits des Grabes für denjenigen, für welchen ſie ſchon diesſeits desſelben begonnen hat. Das reine Denken iſt ſelbſt das göttliche Daſein: es gibt für ſich keinen beſtimmten Begriff oder Erkenntniß von ſeinem inneren Weſen; das göttliche Leben bleibt im verborgenen und dem Begriffe unzugänglichen Sein des Bewußtſeins. Das Eine göttliche Sein, als das wahrhaft Wirkliche in allem Daſein, wird durch die Reflexion des Bewußtſeins in einen unendlichen Wechſel von Geſtalten zerſpaltet. Hinter allen dieſen lebt Gott, aber wir ſehen nicht ihn, ſondern immer nur ſeine Hülle; wir ſehen ihn als Stein, Kraut, Thier, ſehen ihn, wenn wir höher uns ſchwingen, als Naturgeſetz, als Sittengeſetz, und alles dieſes iſt doch immer nicht Er! „Ich ſage dir, der du ſo klagſt,“ (ſpricht Fichte begeiſtert ſchön), „erhebe dich nur in den Standpunkt der Religion, und alle Hüllen ſchwinden; die Welt vergeht dir mit ihrem todten Prinzip, und die Gottheit ſelbſt tritt wieder in dich ein, in ihrer erſten urſprünglichen Form, als Leben, als dein eignes Leben, das du leben ſollſt und leben wirſt. Und die aus dem leeren Schattenbegriff von Gott unbeantwortliche Frage: was iſt Gott? wird hier ſo beantwortet: er iſt dasjenige, was der ihm Ergebene und von ihm Begeiſterte thut. Willſt du Gott ſchauen, wie er in ſich ſelber iſt, von Angeſicht zu Angeſicht? Suche ihn nicht jenſeits der Wolken; du kannſt ihn allenthalben finden, wo du biſt. Schaue an das Leben ſeiner Ergebenen, und du ſchauſt ihn an; ergib dich ſelber ihm und du findeſt ihn in deiner Bruſt. Der wahrhaft Religiöſe lebt nur im Thun, rein als Thun, wie ihn denn in der That der Erfolg oder Nichterfolg durchaus nicht kümmert, ſondern er will es darum, weil es der Wille Gottes in ihm und ſein eigener, eigentlicher Antheil am Sein iſt. Der Menſch kann ſich keinen Gott erzeugen; aber ſich ſelbſt kann er vernichten und ſodann verſinket er in Gott. „Das Ewig Eine“ (ſo drückt ſich Fichte in einigen nachgelaſſenen Sonetten treffend aus)

„Lebt mir im Leben, ſieht in meinem Sehen.
Nichts iſt, denn Gott, und Gott iſt nichts denn Leben.
Gar klar die Hülle ſich vor dir erhebet:
Dein Ich iſt ſie; es ſterbe, was vernichtbar,
Und fortan lebt nur Gott in deinem Streben.
Durchſchaue, was dies Streben überlebet,
So wird die Hülle dir als Hülle ſichtbar,
Und unverſchleiert ſiehſt du göttlich Leben.“ —

So lebte denn Fichte einige Jahre als Privatmann und Schriftſteller in Preußens Hauptſtadt und hielt Vorleſungen vor Gelehrten, Künſtlern, Staatsmännern und Gebildeten aller Stände. Nachdem er im Jahre 1804 einen Ruf nach Rußland und einen anderen an die Univerſität Landshut nicht angenommen, wurde ihm die

Stelle eines Profeſſors der Philoſophie zu Erlangen angetragen, unter der beſonderen Vergünſtigung, daß er nur während des Sommerſemeſters dort Vorleſungen zu halten hatte, im Winter dagegen ſeine bisherigen Vorleſungen vor einem gemiſchten Publikum in Berlin fortſetzen durfte. Im Mai 1805 hat Fichte dieſe Stelle in Erlangen angetreten, nachdem er im vorhergegangenen Winter 1804—5 in Berlin die ausgezeichneten „Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ gehalten, in welchen er ſeine Tendenz: ſein Wiſſen auch leben zu laſſen, in ausgezeichneter Weiſe beurkundete. Zugleich ſind dieſe Reden ein Zeugniß von Fichte's geſchloſſenem, entſchiedenem und thatkräftigem Charakter, mit welchem er ſich als ſtolzer Fels der Zeit entgegenſtellt, von der dieſe Vorleſungen ein Sittengemälde mit manchen ſcharfen Zügen entwerfen und dabei den Endzweck und das Ziel der Geſchichte des Menſchengeſchlechts auf wahrhaft würdige, ächt philoſophiſche und doch volksverſtändliche und eindringliche Weiſe angeben. Es kommen in dieſen Vorleſungen manche verwandte Gedanken mit dem Inhalte von Schiller's Antrittsrede in Jena (1789) „was heißt und zu welchem Ende ſtudiert man Univerſalgeſchichte?“ vor, nur daß dieſe Gedanken bei Fichte beſtimmter, entſchiedener und volkskräftiger dargeſtellt werden, als es bei jenem der Fall war.

Die gegenwärtige Zeit (dieß iſt der hauptſächlichſte Inhalt dieſer Vorleſungen) iſt ein weſentlicher und nothwendiger Beſtandtheil des Einen großen und zuſammenhängenden Weltplanes, den die ewige Vorſehung mit unſerm Geſchlechte im Erdenleben hat; die Erſcheinungen der Gegenwart ſind ebenſo als nothwendige Folgen aus der Vergangenheit abzuleiten, wie dieſelben als die Keime der Zukunft anzuſehen ſind. Jede einzele Erſcheinung der Zeit gilt als die nothwendige Bedingung eines höheren Lebens in der Zeit, das aus ihr entſprießen ſoll. Wir begreifen Alles als nothwendig im Ganzen und als ſicher zum Vollkommeneren führend. Alles

Große und Edle im Menſchenleben muß aber darauf zurückgeführt werden, daß der Einzelne ſeine beſchränkte Perſönlichkeit an die Gattung, an das Geſchlecht, an das Allgemeine hingebe, und dieſes iſt der Staat. Dies nennt Fichte das Leben in der Idee, das ihm als das höhere, allein wahre und wahrhaft ſittliche Leben gilt. „Wo die Idee als ein eignes und ſelbſtſtändiges Leben ſich darſtellt“ (ſagt Fichte) „geht der niedere Grad des Lebens, das ſinnliche, völlig in ihr auf und wird in ihr verſchlungen und verzehrt; die Liebe dieſes niederen Lebens zu ſich ſelbſt und ſein Intereſſe für ſich ſelber iſt vernichtet. Aber alles Bedürfniß entſteht nur aus dem Daſein dieſes Intereſſes und aller Schmerz nur aus der Verletzung desſelben. Das Leben in der Idee iſt vor aller Verletzung auf dieſem Gebiete in Ewigkeit geſichert, denn es hat ſich aus demſelben zurückgezogen. Für dieſes Leben gibt es keine Selbſtverläugnung mehr und keine Aufopferung; das zu verläugnende Selbſt und die Objecte des Opfers ſind ſeinem Auge entrückt und ſeiner Liebe entſchwunden. Dieſe Verläugnung und dieſe Opfer bewundert nur derjenige, für den die Gegenſtände davon noch Werth haben, weil er ſelbſt ſie noch nicht aufgegeben; wie man ſie aufgibt, ſo verſchwinden ſie in Nichts, und es findet ſich, daß man nichts verloren habe. Für dieſes Leben in der Idee iſt das ernſtgebietende Pflichtgebot aufgehoben, welches die Luſt vorausſetzt und nur dazu da iſt, um Anfangs die Begier in das Dunkel des Herzens zurückzuſcheuchen, damit die Idee Platz gewinne, ihr Leben zu entwickeln. Nur der erſte Schritt iſt's, der da koſtet. Iſt man einmal hindurch, ſo ſteht dasjenige, was erſt als ernſte Pflicht drohte, als das da, was man allein noch treiben, und um deſſen willen man allein noch leben möchte, als einzige Luſt und Liebe und Seligkeit. Es iſt daher Unkunde, wenn man einer tiefen Philoſophie zutraut, ſie wolle die finſtere Sittenlehre der Selbſtkreuzigung und Ertödtung erneuern. O nein! einladen will ſie, daß man hinwerfe, was keinen Genuß gewährt, damit dasjenige, was unendlichen Genuß verleiht, an uns kommen und uns ergreifen möge." In ſolcher und ähnlicher Weiſe beſchreibt Fichte noch weiter den Genuß des Lebens in der Idee und ladet die Zuhörer (und Leſer) ein, es ſelber zu leben.

Er erwähnt darauf die verſchiedenen Formen und Aeußerungen der einen und ewigen Idee: die ſchöne Kunſt, als bei deren Ausübung der Künſtler in den höchſten Genuß der geiſtigen Seligkeit zerfließe, die geſellſchaftliche Idee, Patriotismus und Weltbürgerthum, als die Idee des politiſchen Lebens im Staate und in der Menſchheit, und endlich die Religion, als die umfaſſendſte und alles in ſich aufnehmende und an jedes Gemüth bringende Form der Idee, das Hinſtrömen aller Thätigkeit und alles Lebens, mit Bewußtſein, in den Einen, unmittelbar empfundenen Urquell des Lebens, die Gottheit. „Wem dieſes Leben und Bewußtſein in ſeiner Unmittelbarkeit und unerſchütterlichen Gewißheit aufgeht und zur Seele alles ſeines übrigen Wiſſens, Denkens und Sinnens wird, der iſt eingegangen in den Beſitz nie zu trübender Seligkeit. Was ihm begegne, es iſt Lebensform jenes Urquells des Lebens, welches in jeglicher Geſtalt heilig iſt und gut, und welches in jeglicher Geſtalt zu lieben er ſich nicht entbrechen kann; es iſt mit andern Worten der Wille Gottes, mit welchem ſein Wille immer Eins iſt... Wer in dieſem Glauben und in dieſer Liebe ſein Feld ackert, iſt unendlich edler und ſeliger, als wer ohne dieſen Glauben Berge verſetzt." „So windet die ewig ſich ſelbſt ganz erfaſſende, in ſich ſelber lebende Eine Idee ſich fort durch den Einen Strom der Zeit, und in jedem Momente dieſes Zeitſtromes erfaßt ſie ſich ganz, wie ſie iſt, in dem ganzen unendlichen Strome... Nichts geht darin verloren. Welten gebären Welten, und Zeiten gebären neue Zeiten;... dann thut ſich auf das Grab, nicht das, was aus Erdhügeln Menſchen häuften, ſondern das des undurchdringlichen Dunkels, womit das erſte (niedere) Leben uns umgibt, und es gehen aus ihm hervor die mächtigen Organe der Ideen, und erblicken im neuen Lichte vollführt, was ſie anfingen, ganz, was ſie einſeitig erfaßten; geht hervor, jede noch ſo unſcheinbare That, die im Glauben an das Ewige geſchah, ſchwingt ſich ſelbſt das hier gefeſſelte und zum Boden niedergezogene geheime Sehnen im neuen Aether auf entwickelten Fittigen. Mit Einem Worte: wie, wenn der Athem des Frühlings die Lüfte belebt, das ſtarrende Eis ſich nicht länger hält, ſondern zuſammenſtrömt in eine einzige, ſich durchdringende, in ſich bewegliche und laue Fluth, wie dann die vorher getrennten und in dieſer Trennung nur Tod und Verwüſtung darſtellenden Naturkräfte einander entgegenſtrömen und ſich umarmen und durchdringen und in dieſer Durchdringung lebendigen Balſam darbieten allen Sinnen, alſo — zerfließt nicht durch den Liebeshauch der Geiſterwelt, denn es iſt in ihr kein Winter, — ſondern es iſt und bleibt in ihr ewig verfloſſen in Eine Fluth das Ganze der Geiſterwelt. Nichts Einzelnes vermag zu leben in ſich und für ſich, ſondern Alles lebt in dem Ganzen, und dieſes Ganze ſelber in unausſprechlicher Liebe ſtirbt unaufhörlich für ſich ſelber, um neu zu leben. Das iſt einmal das Geſetz der Geiſterwelt: alles was zum Gefühle des Daſeins gekommen, falle zum Opfer dem in's Unendliche fort zu ſteigernden Sein; und dieſes Geſetz waltet unaufhaltbar, ohne irgend Eines Einwilligung zu erwarten. Nur dies iſt der Unterſchied, ob man mit der Binde um das Haupt, wie ein Thier, ſich wolle zur Schlachtbank führen laſſen, oder frei und edel und im vollen Vorgenuß des Lebens, das aus unſerem Falle ſich entwickeln wird, ſein Leben am Altare des ewigen Lebens zur Gabe darbringen.“ — So ſpricht ſich ein Fichte über Religion, über Unſterblichkeit und ewiges Leben aus; unſere matte, eitle und egoiſtiſche Zeit lerne von ihm, dem Gotterfüllten und Gottbegeiſterten, was Unſterblichkeit und ewiges Leben iſt!

Den Zweck des Erdenlebens ſetzt nun Fichte weiter in das Vernünftigwerden der Menſchen durch Freiheit, oder darein, daß die Menſchheit in demſelben alle ihre Verhältniſſe mit Freiheit nach der Vernunft einrichte, ſich zum reinen Abdruck der Vernunft ausbilde. *Freiheit* iſt das innerlich Bewegende aller Geſchichte, und zwar diejenige Freiheit, welche die ewigen Ideen des Menſchengeiſtes, von denen oben die Rede war, zu ihrem erfüllenden Inhalte hat. Nach der Unterwerfung der Natur durch die Vernunft ſtrebt die Menſchheit hin.

Das Ganze des Menſchenlebens zerfällt, nach *Fichte*, demgemäß in *fünf Hauptepochen*. Die *erſte* nennt er die Zeit der unbedingten Herrſchaft des Vernunftinſtinktes, d. h. der noch als Naturgeſetz und Naturkraft wirkenden Vernunft, oder den *Stand der Unſchuld des Menſchengeſchlechts*. „Im Paradieſe des Rechtthuns und Rechtſeins ohne Wiſſen, Mühe und Kunſt erwacht die Menſchheit zum Leben. Kaum hat ſie Muth gewonnen, eigenes Leben zu wagen, ſo kommt der Engel mit dem feurigen Schwerte des Zwanges zum Rechtſein und treibt ſie aus dem Sitze ihrer Unſchuld und ihres Friedens. Unſtät und flüchtig durchirrt ſie nun die leere Wüſte, kaum ſich getrauend, den Fuß irgendwo feſtzuſetzen, in Angſt, daß jeder Boden unter ihrem Fußtritte verſinke. Kühner geworden durch die Noth, baut ſie ſich endlich dürftig an und reutet im Schweiße ihres Angeſichts die Dornen und Diſteln der Verwilderung aus dem Boden, um die geliebte Frucht des Erkenntniſſes zu erziehen. Vom Genuſſe derſelben werden ihr die Augen aufgethan und die Hände ſtark, und ſie erbauet ſich ſelber ihr Paradies nach dem Vorbilde des verlorenen; der Baum des Lebens erwächſt ihr, ſie ſtreckt aus ihre Hand nach der Frucht, und ißt und lebet in Ewigkeit.“ — In der *zweiten* Epoche iſt dieſer Vernunftinſtinkt in der Menſchheit ſchwächer geworden, und ſpricht ſich nur noch in wenigen Auserwählten aus, die als Heroen des Geſchlechts eine Autorität für Alle werden; es iſt dies das *Zeitalter der anhebenden Sünde*, auf welches drittens die *Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit* folgt; auf dieſe der *Stand* der anhebenden Rechtfertigung oder die Epoche der Vernunftwiſſenſchaft; und das Ziel iſt dann die Epoche der Vernunftkunſt oder der Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung. Fichte betrachtet das gegenwärtige Zeitalter als das der vollendeten Sündhaftigkeit, das ſich durch die größte Gleichgültigkeit gegen die göttliche Wahrheit auszeichne. Der gegenwärtige Zuſtand — und es iſt ſeitdem noch nicht gar lange her — erregt ſeinen tiefſten, bitterſten Unwillen; er klagt die Gegenwart an, daß das Leben in der Idee, der Sinn und das Intereſſe für das Höhere, Allgemeine, für das Ganze und die Gattung ganz verſchwunden und nur noch der ungeheuerſte Egoismus des beſchränkteſten Privatlebens übrig geblieben ſei, wo das Individuum ſich einbilde, daß es nur für ſich ſelber da ſein und leben, denken und wirken könne. Die 15. und 16. Vorleſung ſind es beſonders, welche den Charakter der öffentlichen Sitte und Religioſität des gegenwärtigen Zeitalters ſchildern und dieſem Geſchlechte den Spiegel der Sittlichkeit und Religion, wie ſich dieſe im wahren Lichte der Idee darſtellen, energiſch vorhalten. In einer (im Jahre 1807 von Fichte verfaßten) kleineren Schrift: „Geſpräche über Patriotismus und ſein Gegentheil“ ſetzt derſelbe aus einander, daß unſere — alſo die damalige — Zeit jetzt im Uebergange aus der dritten Epoche in die vierte, als die Zeit der Vernunftwiſſenſchaft, begriffen ſei, daß von nun an nur die Wiſſenſchaft die Menſchheit weiter führen könne, die insbeſondere das innerſte Heiligthum des deutſchen Volkes ſei. Rettet nicht der Deutſche den Kulturzuſtand der Menſchheit, ſo wird kaum eine andere Nation ihn retten.

Nachdem Fichte, im Frühjahre 1805, die im vorhergegangenen Winter gehaltenen Vorleſungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters beendigt hatte, war er im Mai nach Erlangen übergegangen, wo er freilich nur ein halbes Jahr wirkte, obgleich er ſein Amt unter glücklichen Vorbedeutungen angetreten hatte. Sogar

Profeſſoren und Docenten hörten bei ihm Vorleſungen über ſeine berühmte „Wiſſenſchaftslehre,“ von welchen in ſeinem wiſſenſchaftlichen Nachlaſſe noch der Entwurf vorhanden iſt. Seine damals zu Erlangen gehaltenen öffentlichen Vorleſungen „über das Weſen des Gelehrten und ſeine Erſcheinungen im Gebiete der Freiheit“ ſind gleichzeitig daſelbſt im Druck erſchienen. Fichte ſtellt darin den höchſten Begriff des Gelehrten auf, nennt einen ſolchen Jeden, der von der Idee in irgend einer ihrer Geſtaltungen ergriffen und dieſe in die Welt einzuführen oder ſie theoretiſch darzuſtellen berufen ſei; daher auch der wahrhafte Regent, Geſetzgeber und Staatsmann unter dieſen Begriff falle.

Als im Jahre 1806 der Krieg Preußens gegen Napoleon entſchieden und ausgebrochen, und dieſer, nachdem er im Oktober die entſcheidende Schlacht bei Jena und Auerſtädt gewonnen, ſeinen Einzug in Berlin hielt, verließ Fichte dieſe Stadt und begab ſich im Herbſt deſſelben Jahres zunächſt nach Stargard in Hinterpommern und von da nach Königsberg in Preußen, wo ihm bis zur Wiederherſtellung der Ruhe eine proviſoriſche Profeſſur verliehen worden war. Anfangs war es beſtimmt, daß ſeine Gattin und ſein Sohn ihm dorthin nachfolgen ſollten: im Februar des nächſten Jahres (1807) aber forderte ſie Fichte auf, nicht zu kommen, da er bald mit Ehren zurückzukehren hoffte; für ſeine Philoſophie, (ſo ſchrieb er zugleich an ſeine Gattin) ſei man an der Küſte der Oſtſee noch nicht reif. Nachdem Fichte, im Sommer 1807, in Königsberg ſich eifrigſt mit dem Studium des Peſtalozzi'ſchen Erziehungsſyſtems, das ihn in hohem Grade feſſelte und anregte, beſchäftigt hatte, verließ er auch dieſe Stadt wiederum und begab ſich, im Geiſte mit mancherlei neuen literariſchen Planen beſchäftigt, nach Kopenhagen, von wo er endlich, nachdem der Tilſiter Friede zwiſchen Preußen und Frankreich zu Stande gekommen war, zu Ende Auguſt's 1807 wieder zu den Seinigen nach Berlin zurückkehrte. Still und von den Fremden unbemerkt, bewohnte er in Berlin ein kleines Gartenhaus, und lebte einige Monate lang in vertrautem Verkehr mit dem Geſchichtſchreiber Johannes von Müller.

Im Winter 1807—8 war es nun, daß Fichte, trotz der Gefahr bei dem Thun und Treiben der anweſenden Fremden, die gewaltigen „Reden an die deutſche Nation" hielt, welche er aus Vorſicht zu gleicher Zeit im Druck erſcheinen ließ und ausdrücklich, im Vorworte vom April 1808, als Fortſetzung der im Winter 1804—5 in Berlin gehaltenen Vorleſungen „über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" bezeichnete. Dieſe Reden haben Fichte's Namen auf ewig in die Tafeln der vaterländiſchen Geſchichte eingegraben. Die Ereigniſſe der Jahre 1806 und 1807 hatten bei Fichte zunächſt alle Hoffnungen auf eine Wiederherſtellung Deutſchlands zu politiſcher Selbſtſtändigkeit vernichtet. „Ich glaubte," (ſchrieb er nach dem Tilſiter Friedensſchluſſe an ſeine Gattin) „die deutſche Nation müſſe erhalten werden; aber ſiehe, ſie iſt ausgelöſcht!" Damals ſchrieb er auch an den Staatsminiſter Beyme: „Aus Nichts wird Nichts; auch gibt es keinen Sprung zwiſchen durchaus entgegengeſetzten Zuſtänden. Darum glaube ich, theuerſter Freund, immerfort, daß ohne eine völlige Umſchaffung unſeres ganzen Sinnes, d. h. ohne eine durchgreifende Erziehung aus keinem günſtigen oder ungünſtigen Erfolge für uns Heil zu erwarten iſt. Was als Kraftерwachen erſcheint, iſt oft nur Fieber, das ſich im Prahlen mit künftigen Großthaten und in einem einfältigen Vertrauen auf Andere, die eben ſo fertig ſchwatzen, äußert." Den Plan zu einer ſolchen durchgreifenden Nationalerziehung, einer gänzlich umgeſtalteten Volksbildung, legt nun Fichte in den „Reden an die deutſche Nation" vor. Und in Wahrheit bedurfte das tief geſunkene Vaterland in dieſen Zeiten höchſter Noth und tiefſter Schmach, wo es ſeiner Freiheit ganz verluſtig zu gehen und zu einer Provinz des franzöſiſchen Kaiſerreichs umgewandelt zu werden drohte, eines willenſtarken Mannes, der auf Herz und Willen des Volkes einwirkte. Während die Furcht vor dem großen Welteroberer und Helden des Jahrhunderts Allen damals den Mund ſchloß und das deutſche Volk ſein Selbſt mit ſeiner politiſchen Selbſtſtändigkeit verloren zu haben ſchien, wagte Fichte allein zu reden, wagte er es allein, der weltüberwindenden That des Eroberers ſeine That, ſeinen Willen dem Willen Napoleon's entgegenzuſetzen! Seine „Reden an die deutſche Nation“ waren dieſe weltgeſchichtliche That. Die Freiheit und der Muth des Selbſtbewußtſeins, welches dem allgemeinen Schickſale mit dem Donnerworte: Ich bin Ich! entgegentritt und in der Vernichtung der äußeren Selbſtſtändigkeit doch ſein Selbſt nicht verliert, war in Fichte repräſentirt, in dem die von der ächtſittlichen Freiheit des Geiſtes getränkte und geſtärkte Geſinnung gleichſam Perſon geworden war. Der glühendſte, zornſprühende Haß gegen den Unterdrücker des Vaterlandes war in Fichte energiſch zuſammengefaßt. Er zertrat in dieſen „Reden“ ſein Volk moraliſch, wie es der Fremde thatſächlich als Volk zertreten hatte; er wiederholte durch die Macht des zweiſchneidigen Wortes nochmals den Akt der Selbſterniedrigung, den das Volk an ſich hatte vollziehen laſſen. Er that es, um das geknechtete, in dumpfer Gleichgültigkeit die Fußtritte des Herren hinnehmende Volk aufzuſtacheln, daß es ſich wiederherſtelle. Und die Abſicht gelang ihm; die „Reden“ richteten den Muth der Deutſchen wieder auf; im Stillen erſtarkten Geſinnung und Entſchluß, ſich aufzuraffen und die Schmach zu tilgen, die auf ihnen laſtete.

„Der Zweck dieſer Reden“ (ſagt Fichte in der erſten derſelben) „iſt, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerſchlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängniß leicht und ſanft hinüber zu geleiten. Die Zeit erſcheint mir wie ein Schatten, der über ſeinem Leichname, aus dem ſo eben ein Heer von Krankheiten ihn herausgetrieben, ſteht und jammert und ſeinen Blick nicht loszureißen vermag von der ehedem ſo geliebten Hülle und verzweifelnd alle

Mittel verſucht, um wieder hineinzukommen in die Behauſung der Seuchen. Zwar haben ſchon die belebenden Lüfte der andern Welt, in welche die abgeſchiedene eingetreten, ſie aufgenommen in ſich und umgeben ſie mit warmem Liebeshauche. Zwar begrüßen ſie ſchon freudig heimliche Stimmen der Schweſtern und heißen ſie willkommen; zwar regt es ſich ſchon und dehnt ſich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrlichere Geſtalt, zu der ſie erwachſen ſoll, zu entwickeln; aber noch hat ſie kein Gefühl für dieſe Lüfte oder Gehör für dieſe Stimmen, oder wenn ſie es hätte, ſo iſt ſie aufgegangen in Schmerz über ihren Verluſt, mit welchem ſie ſich zugleich ſelbſt verloren zu haben glaubt. Was iſt mit ihr zu thun? Auch die Morgenröthe der neuen Welt iſt ſchon angebrochen und vergoldet ſchon die Spitzen der Berge und bildet vor den Tag, der da kommen ſoll. Ich will, ſo ich es kann, die Strahlen dieſer Morgenröthe faſſen und ſie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die troſtloſe Zeit ſich erblicke, damit ſie glaube, daß ſie noch da iſt, und in ihm ihr wahrer Kern ſich ihr darſtelle, und die Entfaltungen und Geſtaltungen desſelben in einem weiſſagenden Geſichte vor ihr vorübergehen. In dieſe Anſchauung hinein wird ihr denn ohne Zweifel auch das Bild ihres bisherigen Lebens verſinken und verſchwinden, und der Todte wird ohne übermäßiges Wehklagen zu ſeiner Ruheſtätte gebracht werden können.“

Weiter entwickelt nun der kühne, kräftige Redner, wie es zu allernächſt den Deutſchen anzumuthen ſei, vorangehend und vorbildend für die übrigen Völker dieſe neue Zeit zu beginnen. Nur diejenige Nation, welche die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menſchen durch wirkliche Ausübung gelöſt haben werde, werde ſodann auch jene des vollkommenen Staates löſen. Deutſchland ſei der Inbegriff des geſammten gebildeten Europa im Kleinen, und für Deutſche ſchlechthin, abſehend von allen trennenden Unterſcheidungen des kleinlichen Philiſterthums, rede er darum und verlange von den Deutſchen, Muth zu haben, um der Zeit in's Auge zu ſehen und ſich zu überzeugen, daß das Rettungs- und Erhaltungsmittel der deutſchen Nation in der Bildung zu einem durchaus neuen, allgemeinen und nationalen Selbſt, in der Erziehung der Nation zu einem neuen Leben, kurz in der gänzlichen Umwandlung des bisherigen Erziehungsweſens beſtehe. Die *Bildung zum wahren Menſchen* ſei die Aufgabe und das Weſen dieſer neuen *öffentlichen Erziehung*, die den Zögling anzuleiten habe, ſein Leben und jedes andere geiſtige Leben immer nur im Lichte des Ewigen, als ein Glied in der Kette der Offenbarung des höheren göttlichen Lebens, der allgemeinen ſittlichen Weltordnung anzuſchauen, um die Verwirklichung dieſer Welt, die da ſein ſoll, mit dem Willen zu erſtreben. Denn der natürliche Trieb des Menſchen ſei der, den Himmel ſchon auf Erden zu finden und ewig Dauerndes zu verflechten in ſein irdiſches Tagewerk, das Unvergängliche im Zeitlichen ſelbſt zu pflanzen und zu erziehen; und in weſſen Gemüthe Himmel und Erde, Unſichtbares und Sichtbares ſich durchdringen und ſo erſt einen wahren und gediegenen Himmel erſchaffen, der kämpfe bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Beſitz wiederum ungeſchmälert zu überliefern an die Folgezeit. Die Ausführung dieſes neuen Erziehungsplanes ſoll ſich nun, nach *Fichte*, an *Peſtalozzi's* Ideen und Unterrichtsgang anſchließen, der wohl im Stande ſei, den Völkern und dem ganzen Menſchengeſchlechte aus der Tiefe ſeines dermaligen Elendes herauszuhelfen.

Die Frage, wem die *Ausführung* des neuen Erziehungsplanes anheim fallen ſollte, beantwortet *Fichte* dahin, daß dies Geſchäft dem *Staate* zufalle. Dieſer ſolle, verlangt *Fichte*, einſehen, *daß er ſich um die ewige Seligkeit ſeiner Mitbürger nicht zu bekümmern*, ſondern *für das Leben auf der Erde zu ſorgen habe.* Bei der vorgeſchlagenen *Nationalerziehung* bedürfe der Staat keines beſonderen Heeres, ſondern hätte an ſeiner Jugend ein Heer, wie es noch keine Zeit geſehen, das er rufen und unter die Waffen ſtellen könne, ſobald er wolle, und ſicher ſein könne, daß kein Feind es ſchlage. Der Staat erziele ferner eine gründliche Verbeſſerung der Staatswirthſchaft, er erhalte arbeitende Stände, die des Nachdenkens über ihr Geſchäft von Jugend auf gewöhnt ſeien. Zucht und Verbeſſerungshäuſer würden verringert werden, Armenanſtalten gänzlich wegfallen, da es in einem ſo erzogenen Volke keine Armen gäbe. Welcher deutſche Staat aber in der Ausführung dieſes Plans den Anfang mache, der werde den größten Ruhm davon haben und nicht lange allein ſtehen, ſondern bald Nacheiferer haben. Würde gleich damit angefangen, ſo könnte ſchon nach 25 Jahren das beſſere Geſchlecht, deſſen wir bedürfen, daſtehen. Nähme ſich der Staat der Sache nicht an, ſo ſollten es wohlgeſinnte Privatperſonen thun, große Gutsbeſitzer auf ihren Gütern dergleichen Erziehungsanſtalten errichten, wo denn der Staat bald nachfolgen würde.

Vorzugsweiſe anziehend und mit der Fülle redneriſcher Begeiſterung ausgeſtattet iſt beſonders die Schlußrede, in welcher ſich Fichte an die Jünglinge, an die Alten, an die Geſchäftsmänner, an die Denker, Gelehrten und Schriftſteller, an die Fürſten Deutſchlands einzeln, und an die Deutſchen insgeſammt wendet und ſie beſchwört, daß jeder das Seinige thue und ſogleich, ohne Verzug und Beſinnen, einen kräftigen Entſchluß faſſe, dieſe Ideen zu verwirklichen. Er greift ſeine Hörer und Leſer kräftigſt am Ehrgefühl an: „Iſt vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein ſolcher in das Leben eingreifender Entſchluß allein hervorwachſen kann, völlig ausgerottet und verſchwunden? Iſt wirklich und in der That euer ganzes Weſen verdünnt und verfloſſen zu einem hohlen Schatten, ohne Saft und Blut und eigene Bewegkraft, und zu einem Traume, in welchem zwar bunte Geſichter ſich erzeugen und geſchäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todähnlich und erſtarrt daliegen bleibt? Es iſt dem Zeitalter ſeit langem unter die Augen geſagt, daß man ungefähr alſo von ihm denke . . . habt ihr es vernommen, iſt es fähig geweſen, — euch zu entrüſten; — nun, ſo ſtrafet doch diejenigen, die ſo von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge; zeigt euch anders vor aller Welt Augen“ . . . „Es dürfte Jemand unter euch hervortreten und mich fragen: was gibt gerade dir, dem einzigen unter allen deutſchen Männern und Schriftſtellern, den beſonderen Auftrag, Beruf und das Vorrecht, uns zu verſammeln und auf uns einzudringen? Ich antworte, daß ich gerade es darum thue, weil keiner ſonſt es vor mir gethan hat, und daß ich ſchweigen würde, wenn ein anderer es früher gethan hätte. Dies war der erſte Schritt zu einer durchgreifenden Verbeſſerung; irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerſt lebendig einſah; darum wurde ich der, der es zuerſt that. Einer muß immer der erſte ſein, und wer es ſein kann, der ſei es eben.“

Es liegt uns von einem der edelſten und beſten unter den neueren deutſchen Dichtern, der leider ſchon in der kräftigſten Blüte ſeiner Manneskraft vor einigen Jahren der Mitwelt entriſſen worden, Friedrich von Sallet, ein „Fichte“ überſchriebenes Gedicht vor, das dieſe ganze Zeitlage, in welcher Fichte in Berlin dieſe berühmten Reden gehalten hat, ſowie den Kern ihres Inhaltes, in kräftiger Sprache anſchaulich vorführt, und wir glauben uns den Dank unſerer Leſer zu erwerben, wenn wir dieſes Gedicht hier mittheilen:

Die Fenſter klirren von verworr'nem Toſen.
Fremdartig näſelnde Commandoſchreie
Von draußen her und Trommeln der Franzoſen;
Doch drin im Saal Prophetenwortes Weihe.

Da ſteh'ſt du, Fichte! ja, du Rieſenfichte!
Hoch, ungebeugt, an Gradheit nicht zu tadeln,
Umſchimmert leis vom Freiheitsmorgenlichte,
Doch Zornesrauſchen in des Hauptes Nadeln.

Vor deinem Blick, durch Herz und Nieren dringend,
Sucht jedes Aug' den Grund, die Hörer zittern,
Und alſo lautet, unerbittlich zwingend,
Dein Wort, gleich langgetragenen Gewittern:

„Die Zeit verworfner Selbſtſucht iſt gekommen,
Da jeder nur bedacht, ſich weich zu betten.
Ich ſagt' es euch; doch ihr habt's nicht vernommen.
Jetzt eßt die Frucht vom faulen Baum in Ketten.“

„So frech war't ihr, es warnend zu verkünden:
„„In Geiſteswelten ſchwärme nicht, o Jugend!
Nur eine Krippe kriechend dir zu gründen
Voll Futter, das iſt Demuth, Weisheit, Tugend.““

„Und die euch in des Geiſtes Tempel luden,
Waren gefährliche, hochmüth'ge Thoren.
Wo aber ſind jetzt eure Krämerbuden?
Im Koth. Eu'r Höchſtes: euer Kram? — Verloren!“

Auffraß die größte Selbſtſucht eure kleine,
Denn haltlos iſt in ſich, was niederträchtig.
Nur wo im Ganzen lebet jeder Eine,
Als Geiſt, im Geiſt, ſind Staat und Bürger mächtig.“

„Ihr hattet euch in feige Ruh' verkrochen,
Draus der Gewalt Fauſt euch an's Licht geriſſen.
Jetzt ſchützt euch nichts, zerknirſcht und herzgebrochen,
Die eigne Schlechtigkeit gründlich zu wiſſen.“

„Ja! ſchlecht ſind wir, verfault und wurmzerfreſſen,
Vom Herrn verworfen, vor der Welt beſchimpfet.
Uns beſſern jetzt? — Wie könnten wir vergeſſen,
Was unſrer Kindheit ſchon ward eingeimpfet?“

„Nein! wir ſind todt, uns weckt kein neues: Werde! —
Soll ewig drum ein großes Volk verderben? —
Nein! wir beſudelten die deutſche Erde:
Doch ſie entſühnen können unſre Erben.“

„Statt thränenſchwelgend, weichlich zu verzagen,
Sollt ihr euch in euch ſelbſt zuſammenraffen.
Hört auf mein Wort! Ihr ſollt zu hoffen wagen:
Ein neu Geſchlecht wird Deutſchland neu erſchaffen.“

„Uns ſtrömt geheim, wie tief wir auch verſunken,
Ew'ger Erfriſchung jugendliche Quelle:
Die Mutterſprache, ſo wir rein getrunken
Aus Gottes Geiſt, in ungemiſchter Welle.“

„Schaut um euch auf Europa's Völkerſchaaren!
Beſiegt, wo ſie als Sieger eingedrungen,
Vergaßen ſie auf ewig, wer ſie waren,
Und reden eitel mit geborgten Zungen.“

„Sie fügten Worte wohl mit Halbverſtändniß,
(So ſpielt ein Kind mit Steinchen, bunt von Schimmer)
Doch auf das Urlicht lebender Erkenntniß
Zurückbeſinnen können ſie ſich nimmer.“

„Doch euch, dem Urvolk mit urlautrer Sprache,
Euch iſt die ew'ge Rückkehr nicht verloren,
Ihr könnt, verfälſcht in der Gemeinheit Lache,
Im Wahrheitsurquell werden neu geboren.

„Von euch erharren alle Völker bange
Entfaltender Vergeiſt'gung Lebensſpende,
Wer bleibt noch, der in Gottes Herz gelange,
Ging euer Mittleramt mit euch zu Ende?“

„Auf denn! euch ſelbſt, die Menſchheit zu befreien,
Bringt eure Kinder, ſo noch unverdorben,
In neuer Geiſtestaufe ſie zu weihen,
Bis, was von euch, in ihnen iſt geſtorben!“

„Senkt in den Born ſie, da in ew'gem Wiſſen
Der Menſch mit Gott ſich Eins fühlt, ohne Bürde,
Bis ſie aus des Verderbens Finſterniſſen
Auftauchen licht in erſter Menſchenwürde.“

„Ihr aber, ſperrt euch ab vom Heiligthume,
Darin ein neues Volk wird aufgezogen!
Daß nicht um ihre Frucht die zarte Blume
Vom Peſthauch eures Mundes wird betrogen.“

„Ihr Ohr vernehme nie das alte Locken:
„„Der Pflichten heiligſte ſei — Brot gewinnen,
Dem Weltſturm fern am ſichern Ofen hocken
Und niemals über Gott und Freiheit ſinnen.“““

„Nichts, als dies eine Wort ſoll ihnen tönen:
Daß aller Stoff iſt ſchattenhaft und nichtig,
Der nicht ein Leben fand im Hohen, Schönen,
Den nicht des Geiſtes Gold macht vollgewichtig.“

„Sie dürfen's gar nicht wiſſen, gar nicht glauben,
Daß je ein Mann, ſein kleines Ich zu pflegen,
Darf der Geſammtheit Geiſt und Kräfte rauben,
Und doch geehrt ſein, ſtatt bezahlt mit Schlägen."

„Der Knechtſchaft Abgrund dürfen ſie nicht ahnen,
Daß Einzelmacht und Willkür dürfen ſchalten,
Darunter Alles kriecht auf Krämerbahnen,
Von einem Geiſt zuſammen nicht gehalten."

„Selbſtlos, ſich nie von der Geſammtheit trennen,
Mit ihr nur ſteh'n, und freudig mit ihr fallen,
Sich im Geſetz, als Freie, ſelbſt erkennen —
Das ſei die Zucht, tief eingewurzelt Allen!"

„So, von der räud'gen Heerde abgeſchnitten,
Soll aus der Jugend Schule ſich entfalten
Ein freier Staat in eurer Knechtſchaft Mitten.
Der wird den Druck der Tyrannei zerſpalten."

„Daß Wahrheit nur im Pfennig, nicht im Geiſte,
Der ſich mit Händen nicht kann greifen laſſen,
Daß keine Freiheit braucht der Staubgeſpeiſte —
Sie hörten's nie und könnten's gar nicht faſſen."

„Für ſie iſt wirklich nur die Tempelhalle,
Darin ſie ſelbſt ſind unſichtbare Säulen,
Im Ganzen Eins, und ſelbſtbewußt doch Alle.
Der Bau trotzt ewig der Gewaltthat Keulen." —

„Dies ſag' ich euch, dies allem deutſchen Volke,
Das, durch mein Wort, ich hier in euch vereine.
Jetzt geht und handelt! bis die ſchwarze Wolke
Zerborſten vor der Freiheit Sonnenſcheine." —

So ſprach der Philoſoph, von Gott begeiſtert,
Und in der Hörer Bruſt hallt's dräuend wieder,
Bis ſich das Heldenwort des Volks bemeiſtert,
Und über Deutſchland hin rollt auf und nieder.

Zum Völkerfreiheitsſturm iſt's angeſchwollen,
Kanonen haben's donnernd fortgeſungen.
Horch! am Montmartre noch ein letztes Grollen —
Dann — Schweigen — jetzt — vergeſſen und verklungen!

Warum habt Fremdknechtſchaft ihr abgetrieben?
Daß man daheim euch ſo bequemer knechte!
Wo iſt das neue, freie Volk geblieben?
Wo kam der Geiſt zu ſeinem Königsrechte?

Ihr ſeid getreten, und verdient's nicht beſſer.
Heil, Fichte, dir! Du ſchlummerſt unter'm Raſen,
Sieh'ſt nicht die faulen Kriecher, faulen Freſſer,
Die Feigheit predigen in ſtolzen Phraſen.

Und die ſich nicht auf Lotterbetten dehnen,
Müſſen, im Dienſt des Geiſt's, umſonſt verbluten.
Wär' ich ein Weib, ich weinte heiße Thränen:
Ich bin ein Mann, drum peitſch' ich euch mit Ruthen.

Ein merkwürdiger Umſtand iſt, daß Napoleon von dieſen Reden Fichte's keine Kunde erhielt, weil Keiner ſeiner Zuhörer ſo elend war, ihn zu verrathen. Aber die gedruckten, daß ihm dieſe verborgen blieben, — dies iſt zu verwundern; vielleicht erklärt es ſich auch einfach daraus, daß Napoleon von Fichte, dem Philoſophen, nichts fürchtete, da er überhaupt von der Philoſophie nicht viel hielt, ſie als leere Träumerei und unpraktiſches Treiben anſah. Fichte freilich (das wußte der Welteroberer nicht,) Fichte war der Mann, der ſein Wiſſen auch leben wollte, deſſen Denken unmittelbar That ward. Und wahrlich: es knüpften ſich an dieſe Reden des einzigen Mannes die bedeutendſten Erfolge; die allſeitigſten Anſtrengungen für die Verbeſſerung des Erziehungsweſens, das Turnweſen, die Reformen auf den Univerſitäten, die Einrichtung der Schullehrerſeminare, — freilich hernach auch das Ausarten dieſer Beſtrebungen in Schwärmerei und Deutſchthümlei, waren die Reſultate dieſer Ermahnungen Fichte's.

Nachdem ſich Fichte von einer ſchweren Krankheit, die ihn im Frühjahr 1808 ergriffen und hart mitgenommen hatte, allmählig wieder einigermaßen erholt hatte, eröffnete ſich bald ein neuer, reicher Wirkungskreis für den thatkräftigen, unermüdlichen Mann. Während dieſer Zeit des größten Nationalelendes regte ſich im preußiſchen

Staate, der damals unter der Leitung des ausgezeichneten Miniſters Hardenberg ſtand, noch ein kräftiges Selbſtbewußtſein und ein entſchiedenes Vertrauen auf die Zukunft. Dies ſprach ſich unter Anderm in der ſchon ſeit Jahren beabſichtigten und vorbereiteten Gründung der Univerſität Berlin aus. Die Wiſſenſchaft ſollte der Herd der Geiſtesfreiheit und damit der politiſchen Freiheit werden; und eine der erſten friſchen Früchte von Preußens Entſchluß, von innen heraus, durch eine Verbeſſerung des ganzen Unterrichtsweſens auf die Wiedergeburt Deutſchlands zu wirken, war eben die Berliner Univerſität, für welche ausgezeichnete Lehrer berufen wurden. Schon bevor dieſelbe förmlich eröffnet worden war, was im Jahr 1811 geſchah, hatte Fichte mit Schleiermacher und einigen Andern dort Vorleſungen gehalten. Fichte ſelbſt war dort im erſten Jahre Dekan in der philoſophiſchen Fakultät und im zweiten Rektor. Als ſolcher zeigte ſich Fichte übrigens allzu ſchroff und unpraktiſch, ſo daß er ſeine beſten Abſichten, beim redlichſten Willen, ſelten zu erreichen im Stande war und ſich dadurch in den letzten Jahren ſeines Lebens manche Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten bereitete. Die Zerſtörung der ſchädlichen landsmannſchaftlichen Verbindungen und die Abſchaffung des Zweikampfs unter den Studierenden, dieſes verderblichen Reſtes mittelalterlicher Barbarei, wofür er die Einführung von Ehrengerichten zur Schlichtung von Streitigkeiten unter den Studierenden angeregt hatte, lag Fichte'n ſehr angelegentlich am Herzen; aber ſeine Abſichten gingen, aus Mangel an Unterſtützung von Seiten ſeiner Kollegen, nicht durch.

Zum Erſatz für die in dieſer Beziehung gemachten bitteren Erfahrungen wandte Fichte ſeinen Drang zur That und zum Kampf wieder der politiſchen Seite zu, und nahm, als nach dem für Napoleon unglücklichen ruſſiſchen Feldzug im Januar 1813 von Breslau aus, des preußiſchen Königs Aufruf an die Jugend zur Erhebung für den Schutz und die Befreiung des Vaterlandes ergangen war, auf das Lebhafteſte an dieſem Befreiungskriege Theil. Er entließ ſeine vertrauteren Schüler mit einer eindringlichen und wirkſamen Rede; ja er hatte ſelbſt an Waffenübungen eifrigen Antheil genommen, und als ihm Einer bald im Unmuth zurief, er könne bei ſeiner ungewöhnlichen Muskelkraft freilich leicht ausdauern, das ſei aber auch kein Verdienſt, da erwiederte *Fichte*: „Schaffen Sie ſich meine Grundſätze an, ſo werden Sie auch meine Muskeln bekommen!“

Als kurz darauf ein Aufruf an die Frauen ergangen war, ſich der Pflege der Kranken und Verwundeten in den Hospitälern zu widmen, war *Fichte's* Frau, den Grundſätzen und der Geſinnung ihres Mannes getreu, eine der Erſten und Eifrigſten in dieſem Geſchäfte edler Aufopferung. Von einem Nervenfieber, das ſie ſich dabei zuzog, genas ſie zwar wieder; aber ihr Mann war davon angeſteckt worden, und dieſer erlag, nachdem er die ihm dargebotene Arznei mit den Worten zurückgewieſen: „Laß das, ich bedarf keiner Arznei; ich fühle, daß ich geneſen bin,“ am 28. Januar 1814 in ſeinem noch nicht vollendeten 52ſten Lebensjahre. Seine Frau überlebte ihn noch bis zum Januar 1819.

Fichte ruht auf dem Kirchhof vor dem Oranienburger Thore, wo ſpäter und zwar dicht neben ihm auch ſein Nachfolger in Berlin, *Hegel*, ſeine Ruheſtätte gefunden hat.

Fichte's einziger Sohn, jetzt Profeſſor der Philoſophie in Berlin, hat eine Lebensbeſchreibung mit dem Briefwechſel des Vaters veröffentlicht und ſowohl früher ſchon deſſen *nachgelaſſene Werke* in drei Bänden, als auch in den letzten Jahren *Fichte's* ſämmtliche Werke in 8 Bänden herausgegeben.

Hermann von Beckerath.

Von

Friedr. von Schönthal.

Der Mann des Rechts nur iſt der Mann des Volks!

Hermann von Beckerath.

(geb. 1801).

In die vorderſte Reihe der Männer unſers *deutſchen* Volkes, an welche in der Gegenwart der Weckruf des Geiſtes ergangen iſt, haben alle Stämme ihre beſten und tüchtigſten Söhne geſtellt, nicht als Vertreter je eines Stammes, ſondern als Vorfechter eines einigen Volkes, das, ſeiner heiligſten, unverjährbaren, unveräußerlichen Rechte einmal bewußt geworden, ſich weder dies Bewußtſein wieder trüben, noch ſich neuerdings zerſpalten laſſen will nach todten Linien willkürlich-wandelbarer Landesgränzen. Es gilt kein Hinweiſen mehr auf bloße Gnade, auf bloßes Vorrecht: unſerm Volk gebührt *das* allein, was *über* allem Verſchiedenem eins, was über allem Zufälligen ewig iſt, was *in* Allen von Anfang begründet iſt, das Erſte und Letzte, das *Recht ſelbſt*, das *eine, ganze, volle Recht*, von welchem jedes beſondere ausgeht, auf welches ſich *bürgerliche* und *religiöſe Freiheit* zurückbezieht. Noch gilt's freilich *Kampf*, einen ernſten, langen, heiligen Kampf für dies *eine, ganze, volle Recht*: noch ſtehen der *Zukunft* unſeres Volkes die Mächte der *Vergangenheit* feindſelig entgegen, und die alte Nacht will ihre Anſprüche noch nicht aufgeben, will den jungen Tag noch nicht anerkennen, der da ſchon freudig heranſteigt. Nun wohlan: Kampf zwiſchen Licht und Nacht! Und glückſelig wir, die wir dieſen Kampf erleben; dreifach beglückt aber jeder, der, von des Lichtes Morgenkuß berührt, dieſen Kampf mitzukämpfen ſich erhob, ſeines Volkes lange Schmach fühlend, ſeines Volkes einſtige Größe erſtrebend, für ſeines Volkes Freiheit zu leben und zu ſterben bereit!

Von beſonderer Bedeutung iſt dieſer geiſtige Kampf jetzt auch in Preußen. In die vorderſten Reihen der Vorkämpfer für das wahrhaft göttliche Recht, nämlich für das allgemein menſchliche, hat nun auch Preußen ſeine Männer des Volks geſtellt, und es ſind ihrer nicht wenige, und ſie ſind nur die Zeugen von Tauſenden und Abertauſenden, was die denken und wollen, und ſie werden nicht wanken; ſie ſtehen oder fallen, — der Weg iſt einmal gebahnt! Nun, ſo laßt uns einen Trefflichen aus ihrer Mitte in's Auge faſſen! Sein Name iſt Hermann von Beckerath.

Hermann von Beckerath wurde geboren im Dezember 1801. Es liegt wohl blos in dem Wörtchen „von" begründet, wenn in der neueren Zeit adelige Abſtammung der von Beckerath'ſchen Familie gedacht worden iſt; erweislich iſt der Aeltervater der Familie als Flüchtling aus einem kleinen Dörfchen im Jülich'ſchen nach Krefeld gekommen. Dieſes Dörfchen oder vielmehr dieſer Weiler, zur Kirchengemeinde Wickrathberg gehörig, liegt in nächſter Nähe von Wickrath und gehörte in frühern Zeiten der herrſchaftlichen Familie von Wickrath-Quadt, welche, bis zum Ausbruche der franzöſiſchen Revolution in dem Schloſſe reſidirte, das ſpäterhin von der preußiſchen Regierung erſt als Kaſerne, dann bis jetzt als Lokal für eine königliche Stuterei benutzt wird. Das Dörfchen Beckerath beſteht nur aus wenigen, dazu nicht einmal bedeutenden Bauerhöfen, und von einer adeligen Gutsherrſchaft, außer jener von Wickrath, kann hier keine Rede ſein. Die Bezeichnung „von" rührt alſo in dieſem Falle, der ſich am Niederrhein häufig vorfindet, blos von dem Namen des Ortes her, in dem die Familie von Beckerath früher gewohnt hat. Der Grund, welcher dieſe Familie veranlaßte, den bisherigen Wohnort zu verlaſſen, lag in der Religionsverfolgung der damaligen Zeit; als Mennoniten ſuchte und fand ſie gaſtliche Aufnahme in dem damals noch kleinen Krefeld, das ſchon unter den Vorfahren der preußiſchen Regenten, den Oraniern, der Religionsfreiheit ſich erfreute. In dieſe neue Heimath brachte die Familie nichts als ihren Fleiß und die ungewöhnlichen Gaben, welche die meiſten Nachkommen derſelben auszeichnen. Zuerſt ſchloß ſich dieſelbe hier den Fabrikherrn Floh an, welche mit der von Beckerath'ſchen Familie gleiches Schickſal gehabt hatten. Im Laufe der Zeit trat eine Linie von Beckerath's durch Verheirathung zur reformirten Gemeinde über und gründete im vorigen Jahrhunderte eine der drei großen Seidenmanufakturen, welche Friedrich der Große mit ſeinem beſondern Schutze begünſtigte. Der übrige Theil der Familie, dem mennonitiſchen Bekenntniſſe fortwährend ergeben, blieb lange Zeit hindurch in untergeordneten induſtriellen Verhältniſſen, ſtand aber dennoch in vielfacher Verbindung mit den erſten Kreiſen der Stadt. Aus dieſer Linie ſtammt Hermann von Beckerath, deſſen Großvater Meiſter in der Floh'ſchen Fabrik war und viele Bandmühlen in ſeinem Hauſe hatte. Von deſſen Söhnen waren die ältern, zum Theil mit Beibehaltung des Seidenbandwirker-Verhältniſſes, als Comtoiriſten in dem Floh'ſchen oder auch in den von der Leyen'ſchen Hauſe thätig und hatten nebenbei ein kleines Geſchäft, welches ſie ſpäter zur Hauptſache machten und dadurch eine unabhängige Stellung erlangten. Der jüngſte dieſer Söhne, Peter, der noch lebende Vater Hermann's, war anfangs auch Meiſter über Bandwirkerſtühle und beſchäftigte als ſolcher mehrere Geſellen. Die ungünſtigen Zeitverhältniſſe drückten indeß die Weber ſehr; das Meiſterverhältniß löſte ſich und ſo gab er im Jahre 1811 ſeine bisherige

Beſchäftigung auf, um die Stelle eines Gerichtsvollziehers anzunehmen. Auch als ſolcher hatte er als Verſorger einer zahlreichen Familie (außer Hermann, dem älteſten Sohne, waren nämlich noch 5 Kinder vorhanden,) in jenen drückenden Zeiten der Fremdherrſchaft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; doch ſchwächten die Nahrungsſorgen, denen er ſtets mit pflichttreuer Thätigkeit zu begegnen ſuchte, niemals ſeinen heitern Muth, nie ſeinen Sinn für die edlern Beziehungen des Lebens, und dadurch, ſo wie durch ſeine ganze Perſönlichkeit, durch die, von ſeinen Vätern ererbte, oft erprobte dankbare Anhänglichkeit an das preußiſche Haus, deſſen Vorfahren einſt den ſeinigen Schutz gewährt, gewann er ſich die Achtung Aller und die Freundſchaft Vieler. Zu der ſchöneren Geſtaltung ſeines Familienlebens und der edleren Richtung ſeines Geiſtes trug ganz beſonderes der Umſtand bei, daß die in der Familie häufig vorkommende Anlage zur Muſik bei ihm zu einer Fertigkeit ausgebildet war, die ihm ſchon als jungen Manne den Eintritt in die beſten, muſikaliſcher und literariſcher Unterhaltung zugewendeten Kreiſe der Stadt verſchaffte. Unter dieſen Eindrücken einer durch Kunſt und Literatur veredelten, oft durch Humor erheiterten Geſelligkeit ſuchte er ſeinen Kindern, wie ſchwer ihm dies auch in ſeiner beſchränkten Lage fiel, alle Schulbildung zu geben, zu welcher die damals allerdings ſehr mangelhaften Unterrichtsanſtalten Krefelds Gelegenheit darboten. Aber zu einer noch wichtigeren Bildung, welche auch die beſte Schulanſtalt nicht gewähren vermag, zu der Bildung des Herzens, waren die trefflichſten Elemente in dem Hauſe ſelbſt vorhanden. Hier waltete als Gattin und Mutter eine jener wahrhaft weiblichen Naturen, die in engbegränztem Kreiſe raſtlos wirkend kein Verlangen kennen, darüber hinauszugehen, die aber dieſe ihre eigenſte Sphäre mit dem ganzen Inhalt eines liebreichen Daſeins füllen und mit der unwiderſtehlichen Macht des Beiſpiels auch die Ihrigen auf die Bahn der ſelbſtverleugnenden Hingebung für Andere führen.

Hermann von Beckerath's Mutter iſt eine reine fromme Seele; niemals, auch nicht in den dunkelſten Zeiten, unter den ſchwerſten Sorgen, wankte ihr Gottvertrauen, immer ſtand ſie dem Gatten als eine unermüdliche, unverdroſſene Helferin zur Seite, und — um Hermann's eigenen Worte zu gebrauchen, die er dem Verfaſſer dieſer Zeilen ſchrieb — „was der Entwickelungsgang ihrer Kinder Würdiges darbieten mag, das iſt hervorgegangen aus dem ſittlichen Lebensgrund, den ſie gelegt und den das gemüthvolle, nie getrübte Verhältniß zwiſchen ihr und ihrem Gatten befeſtigt hat.“ Für den, der mit ſeeleprüfendem Blicke die Entwickelungsgeſchichte hervorragender und wahrhaft würdiger Männer durchforſcht hat, iſt es eine vielfach beſtätigte Wahrheit, daß gerade der Grund, den eine ſinnige, gefühl- und liebevolle Mutter in ächter Weiblichkeit, mit innigem Gottvertrauen bei der Erziehung ihrer Kinder gelegt, daß gerade dieſer Grund und nur er allein es iſt, auf dem die edelſten Tugenden gedeihen, auf dem wahre Menſchengröße ſproßt. Wir wollen keineswegeſ den hohen, unverkennbaren Werth antaſten, der in unſrer Zeit und auch mit unſerer vollkommenſten Zuſtimmung auf eine vielſeitige, durch Literatur, ſprachliche und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erzielte geiſtige Bildung der künftigen Gattinnen und Mütter, der Erzieherinnen des nach uns folgenden Geſchlechts, gelegt wird, aber wir würden uns ſehr täuſchen, wenn wir in der umfaſſendſten geiſtigen Bildung jemals einen ausreichenden Erſatz zu finden wähnen könnten für jene reine, einfache, menſchen- und gottvertrauende, gemüthvolle, durch Sanftmuth herrſchende Weiblichkeit, die durch alle Erziehungskunſt nicht angebildet werden kann, die, allein von der Natur in die weibliche Seele gepflanzt, erhalten werden muß, die aber nur erhalten werden kann, wenn wieder, von zarter Hand geleitet, alle Unnatur aus der Erziehung der weiblichen Jugend verbannt bleibt.

Haben wir ſo unſern Leſern den Boden geſchildert, auf welchem Hermann von Beckerath gewachſen, ſo wenden wir nun uns zu dieſem ſelbſt. Als Knabe hatte er den lebhaften Wunſch, ſich den Studien zu widmen, und insbeſondere war es der Beruf eines Advokaten, der ihn am meiſten anzog. Die Verhältniſſe, in denen ſeine Eltern lebten, machten es denſelben jedoch durchaus unmöglich, die Koſten einer ſolchen Laufbahn zu beſtreiten, und ſo mußte Hermann von Beckerath ſchon nach kaum vollendeten 14. Jahre die Schule verlaſſen und in das Geſchäftsleben eintreten. Er wurde als Lehrling in das Banquierhaus „Gebrüder Molenaar" und ein Paar Jahre ſpäter von dem damaligen alleinigen Inhaber dieſes Geſchäftes, Herrn Nikolaus Molenaar, als Hausgenoſſe aufgenommen. Hatte Hermann von Beckerath bis dahin eine harte Jugend zu verleben gehabt, die indeß auch bei ihm nicht ohne Segen geblieben iſt, ſo geſtaltete ſich nun ſeine Lage immer freundlicher. Der talentvolle junge Mann ergriff jede Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu bereichern, und die Aufnahme in dem Hauſe ſeines Geſchäftsherrn, wo eine gefühlvolle und fein gebildete Frau die geiſtigen Kräfte Krefelds vereinigte, führte manche Verhältniſſe herbei, welche auf ſeine Entwickelung günſtig einwirkten. Ganz beſonders gehört hierher der nähere Umgang mit dem Prediger der Mennonitengemeinde, Iſaak Molenaar (geſt. 1835). Liegt es an und für ſich ſchon in der Eigenthümlichkeit der mennonitiſchen Auffaſſung des Chriſtenthums gegründet, die kirchliche Form überall dem Geiſt entſprechend zu geſtalten und auf die einfachſten Zeichen zurückzuführen, dadurch jungen Gemüthern die Erkenntniß der reinen Menſchheit zu erleichtern und ſie zu bewahren vor dem ebenſo häufigen als folgenſchweren Mißgriffe, die Form mit der Sache, das Symbol mit dem Weſen zu verwechſeln,— ſo konnte der Einfluß Iſaak Molenaar's jene Wirkung auf Hermann von Beckerath bis zu einem gewiſſen Punkte nur erhöhen. Bei Molenaar war ein für alles Gute und Schöne empfängliches Gemüth mit einer feinen Geiſtesbildung, insbeſondre mit einer gründlichen Kenntniß der deutſchen klaſſiſchen Literatur verbunden und wie er, als Religionslehrer den jungen von Beckerath in ein gläubiges, chriſtliches Leben einführte, ſo weckte er als väterlicher Freund in dem Jüngling zugleich die Begeiſterung für alles menſchlich Große und für alles Schöne, namentlich für Poeſie. Die Lieder eines Max von Schenkendorf, Arndt, Körner u. A. wurden nicht blos von aeſthetiſcher Seite, ſondern auch als der lebenswarme Ausdruck deutſcher Geſinnung gefaßt, und dieſe letztere ſchlug in Hermann von Beckerath damals tiefe Wurzeln. Das erſte Erwachen ſeines höhern Bewußtſeins fiel in die unvergeßliche Zeit, in welcher der ungeſchwächte Nachhall der kaum vollendeten Befreiungskriege noch in allen Herzen tönte; hätte ein jugendliches, ſo empfängliches Gemüth wie das ſeinige dagegen ſich verſchließen können?

Bei Hermann von Beckerath iſt grade dieſe Zeit ſeines Lebens, grade dieſer Aufenthalt in dem Molenaar'ſchen Hauſe von unendlicher Wichtigkeit geweſen und ſeine Stellung in demſelben wurde auch in äußerer Beziehung immer ehrenvoller, da er im Laufe der Zeit erſt Geſchäftsführer, und dann Geſchäftsgenoſſe (Aſſocié) dieſes Handlungshauſes wurde, und nicht eher austrat, bis er im Jahr 1838, nachdem er ſich drei Jahre vorher verheirathet hatte, unter der Firma „von Beckerath - Heilmann“ ein eigenes Bankgeſchäft gründete. Ebenſo wichtig aber als jene Zeit und jener Umgang für die äußeren Verhältniſſe von Beckerath's geworden ſind, ebenſo tief eingreifend, ſo nachhaltig haben jene Zeit und jener Verkehr auf die Geſtaltung und Richtung ſeines geiſtigen Lebens gewirkt; damals und hier iſt in ihm der Grund gelegt worden für ſeine religiöſe wie für ſeine politiſche Weltanſchauung. Faſſen wir zuerſt jene in's Auge!

Iſaak Molenaar führte ſeinen jungen Freund, wie bereits erwähnt worden, zunächſt zu der ſorgfältigen Unterſcheidung zwiſchen Form und Sache, zwiſchen Schale und Kern, und leitete ihn immer darauf hin, das rein

Menſchliche im Chriſtenthum zu erkennen. Es iſt eine beklagenswerthe, nur zu häufige Erſcheinung, daß talentvolle junge Männer, wenn ſie erſt zum Nachdenken über religiöſe Gegenſtände gelangen, wenn ſie ſich bemühten, zum klaren Bewußtſein ihrer Stellung zu ihrem bisherigen religiöſen Glauben zu kommen, daß ſie dann, bei der ſich leicht darbietenden Mangelhaftigkeit der äußeren Form, bei dieſer einzig und allein ſtehen bleiben, ohne ſich durchzuarbeiten zu der Erkenntniß des nur dem tiefer blickenden Geiſte ſich enthüllenden Inhaltes. Die unbefriedigende Form, kurzſichtiger Weiſe für ein und Alles gehalten, führt dann zu dem Wahn, daß in der Religion überhaupt nur wenig oder nichts Erſtrebenswerthes enthalten ſei, und verleitet gar leicht zu der traurigen Anſicht, daß die Religion nur für die ungebildete Maſſe paſſe, um als Zügel und Zaum gebraucht zu werden, die Leidenſchaften derſelben vor rohen Ausbrüchen zu bewahren, daß aber ein „gebildeter" Menſch der Religion theils nicht bedürfe, und daß es theils mit ſeinem Standpunkte unmöglich zu vereinigen ſei, den Lehren der Religion Glauben zu ſchenken. Rechnen wir zuerſt die Gleichgültigkeitsmenſchen (Indifferenten), die entweder aus Schlaffheit oder ſcheuer Furcht gar nicht zum Nachdenken gekommen ſind, deren Zahl aber leider heutzutage nur allzugroß iſt, rechnen wir dieſe ab, ſo iſt der oben geſchilderte Standpunkt beklagenswerther Weiſe eben derjenige, auf dem in unſern Zeiten Tauſende und aber Tauſende ſtehen, denen es an einem Führer gefehlt hat, welcher ſie gelehrt hätte, durch die Schale hindurchzudringen zu dem Kerne, zu den ewigen Ideen, welche das Weſen des Chriſtenthums und, ſagen wir es offen, auch anderer Religionen ausmachen, zu den Ideen: Gott, Freiheit und Unſterblichkeit. Mögen die Formen, in welche dieſe Ideen eingekleidet ſind, mannigfach von einander abweichen je nach der Verſchiedenheit der vielfachen äußeren und inneren Verhältniſſe der Bekenner, möge die eine dieſer Formen edler, geeigneter, des Menſchen würdiger ſein als die andere, — es bedarf keiner Form und keine iſt vollkommen, und jede ſolche wird und muß ſich veredeln und fortbilden, je mehr ihr Inhalt zum klaren Bewußtſein der Bekenner derſelben gekommen iſt. Die Formen werden ewig die Menſchen trennen, nur das Weſen kann und wird ſie einigen; in den Formen präge ſich immerhin die eigenthümliche Beſonderheit der Einzelnen, ganzer Völker und Kirchen, aus; in dem Weſen, in jenen unvergänglichen Ideen findet das Allgemeine, das rein Menſchliche ſeinen Ausdruck.

Wer könnte es verkennen, daß unſre Zeit und namentlich unſer deutſches Volk mit Rüſtigkeit und Kraft in dem Streben begriffen iſt, die Formen, in welche ſeine religiöſen Ideen gekleidet ſind, zu veredeln und ſie ſorgfältig im Bewußtſein zu trennen von dem, was jede Form überlebt? Blicken wir hin auf die verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe, wie tritt uns da überall jener mächtige Drang entgegen, die Formen ſo zu geſtalten, daß ſie der wahren Ueberzeugung von dem in ihnen lebenden Gehalte entſprechen! Wir bezweifeln nicht, daß in der römiſch-katholiſchen Kirche Beichte, Ablaß, Verehrung der Heiligen, der Reliquien u. ſ. w. bei ihrer erſten Einführung wohl geeignet geweſen ſind, den Ideen, welche urſprünglich in ſie hinein gelegt wurden, eine Geſtalt zu geben, um ſie auch Allen, welche der Auffaſſung einer reinen Idee unfähig waren, zugänglich zu machen; wir läugnen nicht, daß damals in jenen Formen — Leben war. Aber dieſes Leben in ihnen iſt im Laufe der Zeit erſtorben; ſie erinnern nicht mehr mit Nothwendigkeit an den Geiſt, ihr Gebrauch iſt zum Mißbrauche geworden und ſo können ſie nur dazu dienen, einen geiſtloſen Kultus der Form, eine Verehrung der leeren Schale ſtatt der Religion im Geiſte und in der Wahrheit zu fördern. Von dieſem Standpunkte aus betrachten wir den Deutſch Katholizismus, der, ſich der todten Formen entledigend, die religiöſen Ideen zum friſchen Bewußtſein in ſich aufnehmend, neue, würdigere und paſſendere Formen ſucht, ſorgfältig dieſe zu trennen bemüht iſt von den ewigen Wahrheiten, die denſelben ihr Leben verleihen ſollen, und der in der möglichſten Vereinfachung und Durchſichtigkeit derſelben die Bürgſchaft ſucht, daß ſie nicht ſobald und ſo leicht wieder mit ihrem Inhalte verwechſelt, und daß ſie nach Gebühr gewürdigt werden. Blicken wir auf den Proteſtantismus, ſo finden wir das gleiche Streben. Die ſogenannten „ſymboliſchen Bücher" deſſelben, (das heißt: die Bekenntnißſchriften der reformatoriſchen Väter) der lutheriſche und der heidelberger Katechismus, das augsburgiſche Glaubensbekenntniß u. ſ. w. entſprechen nicht mehr dem religiöſen Bewußtſein, nicht mehr den religiöſen Ideen einer großen Menge unſerer proteſtantiſchen Zeitgenoſſen; die ſogenannten Lichtfreunde, die proteſtantiſchen Freunde treten in freien Gemeinden zuſammen und außer ihnen ſtehen Tauſende, welche in gleicher Weiſe einen Mangel der Uebereinſtimmung zwiſchen jenen Formen und den religiöſen Ideen findend, darnach ſtreben, jene ſo zu geſtalten, daß dieſe letzteren nicht ferner dadurch beeinträchtigt, daß nicht die Hülle verehrt werde, während der Geiſt aus ihr abhanden gekommen. Ja, ſchweifen unſere Blicke über das Chriſtenthum hinaus zu den Juden, — was Anderes wollen die Reformfreunde auch hier? Was Anderes, als ſich entledigen der drückenden, geiſtloſen Formen, welche, nach ihrer beſten Ueberzeugung, den gegenwärtigen Kultus zur unvernünftigſten, Herz und Sinn verderbenden Ceremonie herabwürdigen? Die Veredelung und Vereinfachung der Form, die wahre Würdigung und die ſorgfältige Unterſcheidung derſelben von dem ſie erfüllenden Weſen iſt ein durchgreifendes Streben unſerer Zeit und unſeres Volkes, und dieſes Streben wird zu ſeinem Ziele gelangen, ob die reformatoriſchen Vorkämpfer unſerer Tage fallen oder ſtehen: dieſes Streben wird ſeine Befriedigung finden, weil es aus der Kraft der Wahrheit hervorgegangen iſt und nicht auf zufälligen Verhältniſſen, nicht auf bloßen Perſonen ruht.

Aber nicht nur dieſe Formen beſchäftigen in der Gegenwart die edelſten Gemüther unſres deutſchen Volkes.

Wenn zu irgend einer Zeit, ſo iſt gerade in der unſrigen überall die Bemühung der Beſſern im Volke darauf gerichtet, das rein Menſchliche im Chriſtenthum zu erkennen und demſelben darin diejenige Stelle anzuweiſen, welche ihm gebührt. Die Beſtimmung des Chriſtenthums zur Weltreligion, das endliche Ziel desſelben, alle Erdenbewohner in ſich zu vereinigen und alle ihre Verhältniſſe mit ſeinem Geiſte zu durchdringen, — dieſe Beſtimmung und dieſes Ziel können nur erreicht werden, wenn das Außerweſentliche und Zufällige in ſeiner Geltung die ihm zukommende untergeordnete Stelle einnimmt und das Allgemeine, was alle Menſchen als ſolche der höchſten Vollkommenheit und der Gottheit entgegen führt, in ſeiner vollkommenen Würde anerkannt wird.

Wohl gibt es eine Partei, und (wir leugnen es nicht) eine heutiges Tages höchſt einflußreiche und mächtige, welche Alles aufbietet, um vom Chriſtenthum das rein Menſchliche ſo viel als möglich abzuſtreifen, das Lebendige und Flüſſige in ihm zu verſteinern, nothwendig und in weiterer Folge davon das ächt Menſchliche im Menſchen zu ertödten. Blödſichtig es verkennend, daß die Lebensverhältniſſe, die Verfaſſung, die geſellſchaftlichen Beziehungen, daß Alles dieſes bei uns vom Geiſte des Chriſtenthums durchdrungen iſt, ſtrebt dieſe Partei darnach, einen ſogenannten „chriſtlichen Staat“ in ſo ausſchließlicher und ſo eigenthümlicher Bedeutung zu verwirklichen, als ob aus unſern weltlichen Staaten Kirchenſtaaten entſtehen ſollten. Chriſten heißen bei dieſer Partei keineswegs diejenigen, welche nach dem Grundſatze des Chriſtenthums: „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächſten wie dich ſelbſt“ denken und leben; Chriſten ſind bei ihnen zuerſt nicht — Katholiken: mit Lutheranern ſteht es wenigſtens zweifelhaft: Deutſch-Katholiken ſind es noch weniger und Lichtfreunde vollends ſtehen ihnen den Heiden gleich. Sie ſuchen die Chriſten in ihrem Sinne vorzugsweiſe unter den Reformirten; aber auch da wieder ſind diejenigen ausgeſchloſſen, welche den Calvinismus in dem Sinne auffaſſen, daß Calviniſt ſein gleich bedeutend damit ſei, zu forſchen und zu ſtreben im Geiſte Calvin's; nur diejenigen ſind in ihrem Sinne Chriſten, welche den Menſchen als das unwürdigſte Geſchöpf Gottes betrachten, das, aller moraliſchen Freiheit und Selbſtbeſtimmung bar, nur durch die Gnade Gottes nach deſſen freier Wahl zur Glückſeligkeit gelangen könne. Gewiß hat dieſe Partei in dem letzten Jahrzehend bedeutend an Boden gewonnen und namentlich in einzelnen Strecken Deutſchlands unter den aller Prüfung und Forſchung unfähigen Klaſſen ſich ausgebreitet. Deſto rüſtiger und beſtimmter tritt dagegen eine große Mehrheit aus den gebildeten Klaſſen des Volkes dieſen Beſtrebungen entgegen und bringt die Wahrheit zur Geltung, daß auch das Chriſtenthum entwickelungsfähig ſei und ſein müſſe, wenn es ſeine Beſtimmung zur Weltreligion ſolle erfüllen können: es veredele durch ſeinen Geiſt der Liebe das Menſchliche im Menſchen; es drücke den Geiſt nicht hinab, ſondern erhebe ihn zu den höchſten Stufen der Vollkommenheit. — Sind dieſe beiden Beſtrebungen: Veredelung und Vereinfachung der religiöſen Formen, Unterſcheidung derſelben von dem Weſen und dann die Geltendmachung des rein Menſchlichen im Chriſtenthum, — ſind dieſe Beſtrebungen unverkennbar die religiöſe Aufgabe, welche der beſſere Theil des deutſchen Volkes zu löſen bemüht iſt, ſo bleibt uns nun zu zeigen, wie Hermann von Beckerath dieſen Beſtrebungen gegenüber denkt und handelt! Wir kehren indeß vorher wieder zu ſeinen äußeren Verhältniſſen zurück und begleiten ihn auf ſeinem Wege bis zu dem Punkte, wo ſeine Wirkſamkeit ein größeres Feld als Volksvertreter beim vereinigten preußiſchen Landtage erhält.

Seit 1836 iſt Hermann von Beckerath ununterbrochen Mitglied des Gemeinderathes und der Handelskammer ſeiner Vaterſtadt Krefeld geweſen. Die Erfahrungen, welche er in dieſen Stellungen zu machen Gelegenheit hatte, benutzte er ſorgfältig, um ſich für die höhere Wirkſamkeit vorzubereiten, zu welcher ſeine Mitbürger ihn beriefen, als ſie ihn 1843 zum Landtagsabgeordneten von Krefeld erwählten. Sein inneres Leben, und namentlich ſeine politiſche Entwickelung hat in vielen Beziehungen gleichen Schritt mit dem Entwickelungsgange gehalten, welchen das deutſche Volk im Allgemeinen ſeit den Befreiungskriegen genommen hat. Von lebendigem Nationalgefühl durchdrungen, tief eingetaucht in Freiheitshoffnungen, den Anbruch einer neuen beſſern Zeit erwartend, wendete ſich der Deutſche dem Staate zu: aber dieſe Theilnahme war in der erſten Zeit — und auch Hermann von Beckerath erging es ſo — mehr eine poetiſche als eine praktiſche. Man dichtete, las und ſang die ausgezeichneten patriotiſchen Poeſien, welche die damalige, zu neuem Leben erwachte Zeit hervorbrachte, man ſchwelgte in der Erinnerung an die eben vollbrachten ſiegreichen Thaten und über dieſem Dichten und Leſen und Singen und Schwelgen verſäumte man es, ſich auf den praktiſchen Boden zu ſtellen, auf welchem allein eine erſprießliche Wirkſamkeit in politiſchen Dingen ausgeübt werden kann. Es war mehr ein Gefühlsleben als ein klares Erkennen deſſen, was man wünſchte und erſtrebte, und dieſes Gefühlsleben machte es der bald eintretenden Reaktion leicht, ihre Zwecke zu erreichen: die früher gehegten Hoffnungen wichen einem Gefühle der Täuſchung, einer Entſagung, welche das politiſche Intereſſe faſt zu einem blos theoretiſchen herabdrückte, die freilich in Preußen dadurch gemildert wurde, daß der König Friedrich Wilhelm III. in Folge der ſittlichen Würdigkeit ſeines Charakters die Liebe ſeines Volkes beſaß. Auch Hermann von Beckerath war und iſt bis auf den heutigen Tag der Dynaſtie und der Monarchie überhaupt von Herzen ergeben: doch hinderte ihn das nicht, die politiſche Richtung feſtzuhalten und in ſich auszubilden, die in den Rheinlanden in der Form der Anhänglichkeit an die rheiniſche Geſetzgebung und Gerichtsverfaſſung immer mehr hervortrat. Namentlich bethätigte er dieſe Geſinnung, als er 1837 in der Handelskammer die Berichterſtattung über einen von dem Juſtizminiſter von Kamptz zur Begutachtung eingeſandten Entwurf eines neuen

Wechſelrechts auszuarbeiten hatte und das Kollegium veranlaßte, dieſen reaktionären Verſuch mit Energie zurückzuweiſen. Nun kam der Regierungswechſel in Preußen, das begeiſternde Auftreten des neuen Königs ſchuf in den Gemüthern den ſtill gehegten, auf eine freiheitliche Entwickelung gerichteten Wunſch in ein frohes, beſtimmteres Verlangen um. Es erging Hermann von Beckerath wie es damals ſehr Vielen in und außerhalb Preußen ergangen iſt: auch er verſprach ſich Vieles, wenn nicht Alles, von der Perſönlichkeit dieſes Königs, der nach einem umfaſſenden Plane ſein Volk von Stufe zu Stufe zu einer großen Beſtimmung hinanführen zu wollen ſchien. Aber dieſe Erwartung hatte das Schickſal aller ſchwärmeriſch begeiſterten, lediglich auf Perſonen beruhenden Hoffnungen; ſie wurde ſchon bald nachher in hohem Maße herabgeſtimmt und verſchwand immer mehr, nachdem ſeit dem Beginne des Jahres 1843, offenbar eine neue Gegenwirkung in Preußen hervortrat. Das Wichtigſte, was jene Erwartung indeß in ihrem Gefolge hatte, war die nun auch allmälig bei den frühern Anhängern einer unbedingt ſich hingebenden ſogenannten „Vertrauens-Politik" ſich entwickelnde Ueberzeugung, daß in Perſönlichkeiten, und ſeien es die beſten, niemals jene Bürgſchaft gefunden werden könne, welche den Völkern die Gewißheit einer geregelten, naturgemäßen freiheitlichen Entwickelung ſichert. Jene unerfüllt gebliebene Erwartung hat in Preußen auf dieſe Weiſe mehr als alles Andere für die Verbreitung und Würdigung konſtitutioneller Ideen gewirkt und ſo wurde auch Hermann von Beckerath aus einem auf Perſönlichkeiten vertrauenden Unterthan ein ſich klar bewußter und begeiſterter Verfaſſungsfreund. Dieſelbe Durchgangs- und Wendepunkte der politiſchen Entwickelung des deutſchen Volkes überhaupt finden wir demnach in ganz gleicher Weiſe bei Hermann von Beckerath wieder: erſt jugendliche Begeiſterung für die allgemeine Idee der Freiheit, dann allmälige Herabſtimmung des Gemüths bis zur Gleichgültigkeit und Theilnahmloſigkeit; darnach ein neues Erwachen friſcher Hoffnungen, auf Perſönlichkeiten gegründet; hierauf abermalige Enttäuſchung, und nun endlich, aus Allen dieſem naturgemäß hervorgehend, Klarheit der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer durch unantaſtbare höchſte Geſetze geregelten, von perſönlichem Ermeſſen ganz und gar unabhängigen Entwickelung in Staat, Kirche und Schule.

Auf dieſem Standpunkte befand ſich Hermann von Beckerath, als er (1843) zum erſten Male als Abgeordneter für Krefeld an den Verhandlungen des ſiebenten rheiniſchen Landtages Theil nahm; beſonders hatte er als Berichterſtatter über die dem Landtage vorgelegte rheiniſche Gemeindeordnung mannigfache Gelegenheit, die Verbeſſerung jenes Entwurfes in vielfachen Beziehungen und in beſtimmten Formen zu beantragen. Die rheinpreußiſchen Provinzialſtände waren bei der vorgelegten Gemeindeordnung in einer peinlichen Verlegenheit nach zwei Seiten hin. Die bisherige Kommunalverfaſſung in Rheinpreußen war noch die napoleoniſche, welche bekanntlich eben keine ſehr freie Bewegung der Gemeinden zuließ, und der Wunſch nach einer Verbeſſerung dieſer Zuſtände mußte dort um ſo allgemeiner und um ſo dringender hervortreten, als alle übrigen Provinzen Preußens, der geringeren politiſchen Bildung ungeachtet, ſich einer unvergleichlich freieren Gemeindeverfaſſung erfreuten. Eine Abänderung dieſer Zuſtände war vielfach Seitens der Gemeinde dringend beantragt und Seitens der Regierung bereitwillig gewährt, indem ſie den Rheinländern die „revidirte preußiſche Städteordnung“ von 1831 zur Annahme anbot. Wäre dieſe Städteordnung die ſogenannte „gute“ von 1808 geweſen, ſo würde die Verlegenheit der Rheinländer durch die eigenthümlichen Ortsverhältniſſe der Provinz, welche keinen durchgreifenden Unterſchied zwiſchen Stadt und Land zu machen geſtatten, wohl eine noch größere geweſen ſein; die Städteordnungen beide ſind auf einer ſolchen Trennung von Stadt und Land begründet, und dieſer Umſtand, ſo wie auch wohl die geheime Hoffnung, auf Grund höherer politiſcher Bildung vielleicht noch ein Mehr von Freiheiten bewilligt zu erhalten, hatte die Stände bewogen, das Anerbieten abzulehnen und den Antrag zu ſtellen, daß recht bald eine den eigenthümlichen Verhältniſſen der Provinz angepaßte Gemeindeverfaſſung ausgearbeitet und der nächſten Provinzial-Ständeverſammlung vorgelegt werden möge. Der Entwurf einer ſolchen war vorbereitet und den rheiniſchen Mitgliedern der 1842 in Berlin verſammelten ſtändiſchen Ausſchüſſe zur Kenntnißnahme und vorbereitenden, mehr perſönlichen Begutachtung mitgetheilt, von dieſen aber als in manchen Prinzipien, namentlich in der darin begünſtigten Stellung des Adels, als für die Rheinprovinz ganz ungeeignet, einſtimmig zurückgewieſen worden. Jetzt legte die Regierung den Ständen einen *neuen* Entwurf vor, in welchem allerdings *Stadt* und *Land gleich* geſtellt waren; die in dem früher zu Berlin vorgelegten Entwurfe begünſtigte Stellung des *Adels* aber, der als ſolcher ſchon geborenes Mitglied des Gemeinderathes ſein ſollte, war jetzt dahin umgeändert worden, daß Jeder, der 50 Thaler Grundſteuer bezahle, *geborner Gemeinderath* ſei, und ſomit waren die *adeligen Gutsbeſitzer* auf dem *Lande* natürlich *überall mit eingeſchloſſen*, wenngleich ſie dieſes Vorrecht mit manchem Andern, der von bürgerlicher Herkunft war, zu theilen hatten; es war ferner in dieſem vorgelegten Entwurfe den Gemeinden nur ein Mindeſttheil *freier Selbſtbeſtimmung* bewilligt, ganz gleich dem Maaße, welches den öſtlichen Landgemeinden bewilligt iſt und z. B. in der weſtphäliſchen Landgemeinde-Ordnung finden ſich ſehr viele Stellen, ſogar wörtlich gleichlautend mit den betreffenden in der rheiniſchen Gemeindeordnung. Hier galt es nun, Seitens der Stände, die nicht wohl auch *dieſen* Entwurf abweiſen konnten, eine Wahl zu treffen für die ganze Provinz, alſo auch für die zahlreichen größeren Städte, ſich mit jenem Mindeſttheil der Freiheiten zu begnügen und dadurch das längſt behauptete *Prinzip der Unzertrennbarkeit von Stadt und Land zu retten*, oder aber dieſes *Prinzip auf-*

zugeben, die Landgemeinden bei dem gegebenen Mindeſttheil zu belaſſen und den Städten größere Freiheiten zu erwerben. Die Stände blieben ſich getreu und wählten das Erſtere; die Landgemeinden haben nicht Urſache, ſich über Zurückſetzung gegen die ältern Provinzen zu beklagen; die Städte mögen der Hoffnung leben, durch die Vermittelung des vereinigten Landtages im Laufe der Zeit ein geeigneteres Maaß der unabhängigen Selbſtbeſtimmung zu erhalten.

Bei der ſtändiſchen Begutachtung des Entwurfes war nun darauf hinzuarbeiten, daß das Unrheiniſche aus demſelben möglichſt entfernt und die Bevormundung der Gemeinden durch die Regierungsbehörden auf das nothwendige allergeringſte Maaß beſchränkt werde; was Hermann von Beckerath als Berichterſtatter in dieſer Angelegenheit erſtrebt hat, das zeigt eine Vergleichung des Entwurfes mit den durch die öffentlichen Blätter bekannt gewordenen ſtändiſchen Amendements zu demſelben. Das Ergebniß iſt nicht überall ein günſtiges geweſen; aber die Stände haben erreicht, was ſie unter den gegebenen Verhältniſſen und in ihrer Stellung erreichen konnten, und Hermann von Beckerath hat durch ſeinen Bericht einen nicht unweſentlichen Antheil an dem, was erlangt worden.

Nachdem von Beckerath ſomit ſeine politiſche Laufbahn begonnen, erwachte in ihm der Drang, auf jede Weiſe an der politiſchen Wiedergeburt des Vaterlandes nach Kräften mitzuwirken, und ſo wurde er auch zu einer journaliſtiſchen Thätigkeit hingeführt. Als Ergebniſſe derſelben finden wir in Nro. 40 der Kölniſchen Zeitung, Jahrgang 1844, eine Kritik des Landtagsabſchiedes für die Rheinprovinz, von dem es bekannt iſt, daß er durchgehends alle Anträge, welche in irgend einer Weiſe materielle Dinge zum Gegenſtande hatten, genehmigte, dagegen aber mit ſtarrer Beharrlichkeit alle Wünſche der Stände, welche auf Prinzipienfragen Bezug hatten, unbefriedigt ließ. Als dann im folgenden Jahre die vielbeſprochne, ſeltſame Ausweiſung der beiden badiſchen Volksvertreter Hecker und Itzſtein aus Preußen alle patriotiſchen Gemüther in große Aufregung verſetzte, da nahm Hermann von Beckerath Veranlaſſung, in Nro. 161, Jahrgang 1844, der Kolner Zeitung in einem geiſtſprühenden Aufſatz dieſe Maßregel des preußiſchen Miniſters des Innern und der Polizei von den verſchiedenſten Seiten zu beleuchten und über dieſelbe in allen jenen Beziehungen den ſcharfen Tadel, den das Verfahren in allen deutſchen Gemüthern ſich zugezogen hat, unumwunden auszuſprechen.

In demſelben Jahre (1845) finden wir von Beckerath auf dem achten rheiniſchen Landtage wieder. Die konſtitutionellen Ideen hatten ſeit den letzten zwei Jahren namentlich in Rheinpreußen ſo vielfache Verbreitung im Volke gefunden und ſich der Gemüther ſo ſehr bemächtigt, daß der Abgeordnete Camphauſen von Köln unter lautem Jubel der Provinz ſeinen bekannten meiſterhaft gehaltenen Antrag auf Verleihung einer reichsſtändiſchen Verfaſſung ſtellte. Die Berichterſtattung über denſelben fiel wieder von Beckerath zu und auch hier fand ſeine gewandte und überzeugende Darſtellung von der Nothwendigkeit der endlichen Erfüllung eines längſt gegebenen Verſprechens den ungetheilteſten Beifall der Stände und der Provinz, und von Beckerath verfaßte die Adreſſe an den König, in welcher jene Nothwendigkeit unumwunden ausgeſprochen wurde.

Die Verfaſſungsangelegenheit in Preußen geſtaltete ſich allmälig immer dringender und immer mehr wuchs die Spannung auf den Zeitpunkt, wann, und die Art und Weiſe, wie dieſe Frage ihre Löſung finden werde. Mittlerweile begegnen wir von Beckerath wieder in der Kölniſchen Zeitung, welche in No. 28, Jahrgang 1846 von ihm einen Artikel enthält unter der Ueberſchrift: „die neueſten Landtagsabſchiede für die preußiſche Monarchie,“ und außerdem erſchienen in demſelben Jahre zwei kleine Flugſchriften von ihm über den direkten Schifffahrtsverkehr des Zollvereins mit den außer-europäiſchen Ländern und über den holländiſch-belgiſchen Handelsvertrag vom 29. Juli 1842. Die erſtere dieſer beiden Schriften gab zu einem merkwürdigen Schriftenwechſel zwiſchen den rheiniſchen Induſtriellen und dem preußiſchen Finanzminiſter Veranlaſſung, welcher letztere Jenen die Weiſung gegeben hatte: „ſich in Zukunft mit derartigen Vorſchlägen, als über ihre politiſchen Kenntniſſe hinausgehend, nicht weiter zu befaſſen und mit Vertrauen den Maßnahmen der betreffenden höchſten Behörden, als allein dazu befähigt, entgegenzuſehen; ſie, ihrerſeits ſollten nur Sorge dafür tragen, durch größere Vervollkommnung ihrer Fabrikate die Konkurrenz mit der ausländiſchen Induſtrie ertragen zu können. In einer durch dieſe Weiſung veranlaßten Verſammlung zu Düſſeldorf wurde dieſer unverdiente mittelbare Tadel des Finanzminiſters von der Hand gewieſen, zugleich aber dem Miniſter in ſcharfen Worten erwiedert, daß ſie, die Induſtriellen, vollkommen berechtigt ſeien, bei den betreffenden Stellen Vorſchläge zur Verbeſſerung einzureichen und daß er, der Finanzminiſter, nach den ihm vor Augen geführten Stellen des Geſetzes die unbedingte Verpflichtung habe, die ihm vorgelegten Anträge und Vorſchläge anzunehmen und einer ſorgfältigen Prüfung zu unterwerfen.

Dieſer ganze Schriftenwechſel trug nicht wenig dazu bei, eine noch größere Verſtimmung über die in Preußen vorwiegende Beamtenherrſchaft zu verbreiten. So ſtand die Rheinprovinz, ſo ſtand Preußen, ſo ſtand auch Hermann von Beckerath, erwartungsvoll der Dinge, die, wie von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern verlautete, in Berlin vorbereitet wurden. Da erſchien das Patent vom 3. Februar 1847, welches beſtimmt war, die große Verfaſſungsfrage in Preußen zu löſen. Es wurde durch daſſelbe eine reichsſtändiſche Verſammlung unter dem Namen des „Vereinigten Landtages“ geſchaffen, dieſelbe auf den 11. April nach Berlin zuſammen berufen und vom Könige perſönlich eröffnet. Die Zeit von der Verkündigung des Patentes bis zur Eröffnung des Landtages war eine Zeit der Ungewißheit, der Berathung und der fortgeſetzten Spannung der Gemüther. Das Patent kündigte ſich an als die Vollendung des Baues ſtändiſcher Verfaſſung in Preußen, als die Erfüllung des vor mehr als einem Menſchenalter gegebenen Verſprechens, als die Ausführung der dieſen Gegenſtand betreffenden älteren Geſetze, die von dem Geſetzgeber ſelbſt zum Theil als unwiderrufliche bezeichnet worden waren. Wenn es auch wahr ſein mag, daß in dem Patente *Einzelnes* dem Volke *gegeben* worden, was durch die frühere Geſetzgebung wenigſtens mit klaren Worten oder vielmehr dem Wortlaute nach *nicht* zugeſichert war, obgleich es ohne Zweifel in der Abſicht des Geſetzgebers gelegen, — ſo iſt doch unverkennbar mit bedeutender *Beſchränkung* der ſtändiſchen Rechte durch das Patent die frühere Geſetzgebung alterirt. Bisher noch war man in Preußen vollkommen berechtigt, eine beſtimmte, den früheren Zuſagen entſprechende Verfaſſung zu erwarten und zu fordern; entſchloſſen ſich jetzt die Stände, das Patent, ſo wie es war, unbedingt *anzunehmen*, ſo *verzichteten* ſie damit auf manche *früher zugeſicherte Rechte*, und da ihre *periodiſche* Zuſammenberufung *für alle Zukunft keineswegs* in demſelben ausgeſprochen, vielmehr rein von dem perſönlichen Ermeſſen des Monarchen einzig und allein abhängig gemacht worden war, ſo *verzichteten* ſie mit der *Annahme* zugleich auf jede *Gewährſchaft für ihre eigene Exiſtenz*. Entſchieden ſich die Stände zur definitiven *Ablehnung* des Patentes, ſo war von neuem die erſehnte Löſung der dringlichen Verfaſſungsfrage in vielleicht *ferne Zukunft* hinausgeſchoben, ohne daß dadurch mit Sicherheit auch nur wahrſcheinlich darauf hätte gerechnet werden können, eine endliche, vollkommen befriedigende Geſtaltung der Verhältniſſe zu erreichen. In Oſtpreußen, Poſen und zum Theil in Schleſien war die Stimmung des Volkes und der Abgeordneten dem Letzteren zugeneigt; in den Rheinlanden vertraute man der

Entwickelungsfähigkeit des Gegebenen und der eigenen Kraft, durch zäheſtes Feſthalten an dem, was der Zuſtimmung der Stände bedurfte, die Elaſtizität des Entwurfes zu benutzen, man baute auf die Macht der Verhältniſſe, die im Laufe der Zeit gar bald zu neuen Zugeſtändniſſen führen müſſe, und endlich verlor man nicht aus dem Auge, daß durch die Vereinigung der ſämmtlichen Provinzialſtände die Vertretung des Landes eine ſo breite Grundlage gefunden hatte, wie nicht leicht hätte erwartet werden dürfen, und die ſicher bei der ſpäteren Ausarbeitung eines neuen Verfaſſungsentwurfs Seitens der Regierung auf die Ausſchüſſe beſchränkt worden wäre; denn es iſt unmöglich zu verkennen, daß die Verſchiedenheit der Meinungen zwiſchen der Regierung und den Ständen ſich vorzugsweiſe um den Angelpunkt drehte, daß die erſtere den eigentlichen Reichstag in den Ausſchüſſen erblicken wollte, während die letzteren den vereinigten Landtag einzig und allein als ſolchen betrachteten.

Nach heftigen Kämpfen in den vorberathenden Verſammlungen der in Berlin verſammelten Abgeordneten ſiegte die Anſicht der Rheinländer, welche ſich für die Annahme des Patentes und die gleichzeitige Verwahrung der durch die früheren Geſetze zugeſicherten, noch unerfüllt gebliebenen Rechte entſchieden hatten.

Die Thronrede des Königs bei der Eröffnung des Landtages — als Ausfluß einer Perſönlichkeit, ſchlechtweg als Rede betrachtet, unverkennbar voller Pathos — hatte bei den Ständen im Allgemeinen einen höchſt ungünſtigen, obwohl nicht den vielleicht erwarteten niederſchmetternden Eindruck hervorgebracht. Als Erwiederung auf dieſelbe, und zugleich zu dem Zwecke, den Dank für die Zuſammenberufung ſelbſt, aber auch zugleich die Ueberzeugung der Unzulänglichkeit des Gegebenen und der nicht befriedigenden Löſung der Verfaſſungsfrage auszuſprechen, wurde eine Adreſſe an den König beſchloſſen. Dieſe

Adreſſe entwarf *Hermann von Beckerath*. Wir dürfen dieſelbe, gleich den erlittenen Amendements und den Verhandlungen darüber, in welchen *Hermann von Beckerath* ein glänzendes redneriſches Talent zum erſten Mal in der durch die Preſſe vermittelten Oeffentlichkeit vor dem Volke und der Welt entwickelte, als bekannt vorausſetzen. In den Verhandlungen ſprach ſich in großer Mehrheit und mit voller Entſchiedenheit die *konſtitutionelle Geſinnung der preußiſchen Abgeordneten* aus und wenn in der Thronrede der König einen unverhaltenen Widerwillen gegen alle Konſtitutionen ausgeſprochen und eine ſtändiſche Verfaſſung als das Ziel, das er erſtrebe und das einzig und allein des Volkes Glück begründe, verkündigte, ſo war es eben ſo taktvoll als verſtändig gehandelt, daß die Stände auf dieſe Unterſcheidungen zwiſchen „*ſtändiſcher*“ und „*repräſentativer*“ (konſtitutioneller) Verfaſſung ſich gar nicht einließen, wohl wiſſend, daß die wahren Unterſchiede derſelben rein fiktive ſind, welche in der praktiſchen Geſtaltung der Verfaſſungsverhältniſſe allen Boden verloren haben. Erklärten ja einzelne Abgeordnete unter allgemeinſter Zuſtimmung, und faſt ſonderbarer Weiſe auch der des königlichen Kommiſſarius, daß mit dem Eintritte in den Ständeſaal jeder Gedanke an ihre Standſchaft aufhöre und ſie nur als *Vertreter des Volkes* und ſeiner Intereſſen ſich fühlten.

Die *Rechtsverwahrung*, in Betreff der in der *von Beckerath*'ſchen Adreſſe einzeln aufgeführten Punkte, wurde in Folge der von der Regierung erklärten Bereitwilligkeit, die Hand zur Verſtändigung zu bieten, einſtweilen hinausgeſchoben, bis im Laufe der Verhandlungen die geeignete Veranlaſſung dazu ſich darbieten werde. In allen Verhandlungen über die Verfaſſungsfrage ſtand *Hermann von Beckerath* in den erſten Reihen der *Vorkämpfer für die Rechte des Volkes*; mit ausdauernder Beharrlichkeit führte er ſtets und wiederholt die Punkte auf, die unerledigt geblieben; er war durchdrungen davon, daß aus der Geſetzgebung vom 3.

Februar hervorgehe, wie der König nicht zu jener Selbſtentäußerung entſchloſſen ſei, ohne welche der Abſolutismus, die Bureaukratie in Preußen nicht gebrochen, ohne welche ein freies, ſelbſtſtändiges Volksleben nicht hervorgerufen werden könne. Heilig iſt ihm das Recht des Königs, aber eben ſo heilig das Recht des Volkes, und mit glänzendſter Beredſamkeit wies er hin auf die glücklichen Folgen, welche aus der beiderſeitigen Anerkennung derſelben für die Kraft und den Glanz des preußiſchen Staates hervorgehen müßten. Wir können es uns nicht verſagen, den Schluß der ohne Vorbereitung gehaltenen Entgegnungsrede von Beckerath's auf die Gegengründe des königlichen Kommiſſars hier wiederzugeben:

„Die Rechte, welche die früheren Geſetze dem Lande gewähren, ſind ſein edelſter Beſitz, und daß dieſelben ungeſchmälert erhalten bleiben, iſt ein nicht nur durch das geſchriebene Geſetz begründeter, ſondern auch von dem höheren Geſetz der Sittlichkeit getragener Anſpruch. Dieſen Anſpruch zu erheben, im Intereſſe des Thrones ſowohl als des Volkes, im Intereſſe des Volkes, das ſich nicht weniger als die Monarchie auf die Geſchichte, auf die glorreichſten Thaten nationaler Erhebung berufen kann, ihn zu erheben mit dem entſchloſſenen Ernſte, der in einem entſcheidenden Augenblick die Seele des Handelnden erfüllen muß, ihn zu erheben endlich mit der tiefen Ehrfurcht gegen die Krone, mit der loyalen Geſinnung, zu der wir uns ja mit Kopf und Herz bekennen, — das iſt die Aufgabe dieſer Verſammlung. Jeden von uns durchdringt das Bewußtſein ihrer Bedeutung, Jeder von uns fühlt ſich klein vor der Größe des Werkes, an dem mitzuarbeiten die Vorſehung ihn berufen hat. Was mußte nicht geſchehen, ehe es dahin kam, daß die edlen Stämme, die das preußiſche Königsſcepter regiert, in einem gemeinſamen Organ zu lebensvoller Einheit ſich verbinden konnten! Das ruhmvolle Preußen des vorigen Jahrhunderts mußte erliegen im Zuſammenſtoß mit einer fremden, von neuer Weltentwickelung getragenen Macht, dann mußten welthiſtoriſche Schlachten geſchlagen, unermeßliche Opfer gebracht werden, ehe die Freiheit nach außen und mit ihr der Raum zur innern freieren Entwickelung errungen war. Tauſende treuer deutſcher Herzen verbluteten auf dem Felde des Sieges; viele andere rangen Jahre lang mit dem Schmerz getäuſchter Hoffnungen: uns endlich iſt es vergönnt, dem Ziele näher zu treten, für das jene Edlen begeiſtert in den Tod gingen. Der Gedanke eines verjüngten, in Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſich entfaltenden Volkslebens in Preußen, der Gedanke einer höhern Einigung und nationalen Kräftigung des geſammten deutſchen Vaterlandes, auf's Neue hat er die Gemüther ergriffen, und dieſe Verſammlung iſt berufen, dahin zu wirken, daß er eine Wahrheit werde. Sie kann dieſen Beruf nur erfüllen, wenn ſie von demſelben Geiſte geleitet wird, der in der Zeit des Befreiungskrieges ſo Großes vollführte, von dem Geiſt der Treue, der Wahrhaftigkeit, der Einigkeit. Treue gegen das Fürſtenhaus, das, unter den Dynaſtien Europa's die herrlichſte, unſern Königsthron ziert. Treue gegen das Volk, das ſeine theuerſten Rechte unſerer Obhut anvertraute. Das ſei der glänzende Schild dieſer Verſammlung, den auch nicht das leiſeſte Wölkchen trübe! Wahrhaftigkeit ziere unſer Thu'n, Wahrhaftigkeit, wie der Deutſche ſie verſteht, der den Grundcharakter ſeines Volks verläugnet, wenn er ſeine Ueberzeugung rückſichtsvoll verhüllt, wenn er nicht vor König und Volk der ganzen, vollen Wahrheit Zeugniß gibt. Einigkeit endlich, ſie war in jener glänzenden Epoche unſerer Geſchichte die Mutter großer Thaten: die heilige Liebe zum Vaterlande, die alle Herzen durchflammte, ſie verband die Deutſchen auf's Neue zu einem einigen Brudervolke: als die Weſtphalen in ihren geſegneten Feldern, die Rheinländer an den Ufern ihres herrlichen Stromes mit Jubel die Pommern, die Preußen und die tapfern Bewohner der andern Provinzen als ihre Befreier begrüßten, da wob ſich zwiſchen den entlegenſten Theilen des Reichs ein unzerſtörbares Band, und von jenen Tagen an wuchs das Verlangen nach einer innigen Gemeinſchaft, nach einer Bahn zu einem einheitlichen politiſchen Entwickelungsgange. Sie iſt geöffnet, dieſe Bahn; der erſte Schritt, mit dem wir ſie betreten, ſei eine Verbrüderung der Provinzen zu einem großen, von Vaterlandsliebe getragenen Ganzen: wie meine Stimme hinüberdringt über die Scheidung, die in dieſem Saal die Provinzen von einander trennt, ſo mögen auch innerlich alle provinziellen Schranken fallen, hier, wo es die große Sache des Vaterlands, wo es die Ehre und Wohlfahrt unſres Volkes gilt! Und ſo pulſire in dieſer Verſammlung das einheitliche Leben der Nation: hier ſei der Herzſchlag eines neuen verjüngten Preußens, eines Preußens, das der Welt aufs Neue das Beiſpiel geben wird, daß die Monarchie in der Freiheit und die Freiheit in der Monarchie eine Stütze findet, eines Preußens, das, umgeben von den Sympathien der deutſchen Bruderſtaaten, das deutſche Volk zu der Stelle hinanführen wird, die ihm unter den Kulturvölkern der Erde gebührt!“

Im Laufe der Verhandlungen ſpaltete ſich nun die große Mehrheit der von dem Patente Unbefriedigten in zwei Parteien, von denen die eine, mit dem Freiherrn von Vincke an ihrer Spitze, auf die frühern Geſetze geſtützt, eine „Deklaration der Rechte“ beabſichtigte, die in einer Plenar-Sitzung der Diskuſſion unterworfen werden, und in Folge deren die Stände-Verſammlung erklären ſollte, im Beſitz jener Rechte zu ſein und demgemäß nicht erſt eine neue Verleihung derſelben von Seiten des Königs gewärtigen zu wollen. Die andere Partei war bereit, der Regierung, welche entgegen kommen zu wollen erklärte, das Zugeſtändniß zu machen, den als allein zuläſſig bezeichneten Weg der „Petition“ einzuſchlagen, um auch den Schein jeder Nöthigung, als die Regierung ſchwächend, zu vermeiden, aber zugleich in der Zuverſicht, alsdann auch die Anträge der Petenten in Erfüllung gehen zu ſehen. Jene erſte Partei ſtand vollkommen auf dem Boden des Rechts, mit dem auch die letztere völlig einverſtanden war; nur glaubte dieſe unter den gegebenen Verhältniſſen in der alleinigen Berufung auf das Recht nicht den Weg zu erkennen, der zu dem gemeinſam erſtrebten Ziele führen werde; ohne das Recht aufzugeben, beantragte ſie die volle Ausführung der einſt gegebenen Geſetze auch „aus Gründen der inneren Nothwendigkeit und Nützlichkeit.“ Zu dieſer Partei, abweichend von der Mehrzahl der rheiniſchen Deputirten, zählte neben Camphauſen auch von Beckerath, und wollen wir in unſerm Urtheile gerecht ſein, ſo müſſen wir geſtehen: wenn das ſtarre und alleinige Feſthalten am Rechte dem politiſchen Charakter ziemt, ſo nehmen wir doch ohne damit jenen 138, denen wir ſelbſt vielleicht uns zugeſellt haben würden, im Entfernteſten zu nahe zu treten, keinen Anſtand, in dieſem Zugeſtändniß und in dieſem Vertrauen eine Handlungsweiſe zu erkennen, welche den Menſchen ehrt. Der König hat bekanntlich die definitive Entſcheidung über dieſe Petitionen einſtweilen noch hinausgeſchoben und noch läßt ſich nicht mit Gewißheit vorausſehen, wie dieſe Entſcheidung fallen wird; aber noch iſt auch das Vertrauen nicht gewichen, daß in einer nicht fernen Zukunft dieſe Angelegenheit dennoch zur Zufriedenheit der Stände ihre Erledigung finden wird. Dieſe Hoffnung iſt um ſo mehr begründet, als die preußiſche Regierung mit den „vereinigten Ausſchüſſen,“ deren Wegfall die nothwendige Gewährung der geforderten Rechte von ſelbſt mit ſich führt, nichts Weſentliches auszurichten vermag, nachdem denſelben durch die Verhandlungen und Erklärungen der Stände der Boden, auf dem ſie ihre Wirkſamkeit ausüben konnten, entzogen und ſie ſomit moraliſch vernichtet worden ſind. Wird aber, wie gleichmäßig zu erwarten als zu hoffen ſteht, den Anträgen der Petenten Genüge geleiſtet, ſo mag dann immerhin die preußiſche Verfaſſung auf den Namen einer Konſtitution verzichten, — ſie wird vollkommen geeignet ſein, den unaufhaltſamen Fortſchritt der freiheitlichen Entwickelung, die dauernde und maßgebende Mitwirkung des Volkes bei der Geſetzgebung in Preußen zu ſichern, und wird zugleich in ihren Rückwirkungen kräftigend, fördernd und ſchützend auf die Verfaſſungsſtaaten des übrigen Deutſchlands den heilſamſten Einfluß äußern.

Haben wir bis jetzt nachgewieſen, wie *Hermann von Beckerath* in ſeiner *politiſchen* Wirkſamkeit überall für die höheren ſtaatlichen Intereſſen des *Volkes* thätig geweſen iſt, wie er namentlich in ſeinem Denken und Fühlen und in ſeiner ganzen politiſchen Wirkſamkeit durchaus frei iſt von jenem engherzigen, kalten, abſtoßenden und dünkelhaften preußiſchen Sonderungstrieb, der, ſeine eigenen Intereſſen einſeitig verfolgend, ſo lange Zeit hindurch von dem übrigen Deutſchland beklagt und getadelt worden iſt, — bleibt vielmehr bei ihm ganz beſonders hervorzuheben, wie er mit glühendem Herzen jede Angelegenheit zu der ſeinigen macht, die überhaupt eine *deutſche* iſt, und er nichts wiſſen mag von einem Preußen, das fähig wäre, dem übrigen Deutſchland ſchroff gegenüber zu ſtehen, ſo erübrigt uns nun noch die Aufgabe, ſeine Wirkſamkeit in Betreff der *religiöſen* Beſtrebungen der Gegenwart in's Auge zu faſſen.

Es iſt bekannt, wie mannigfache Hemmniſſe das preußiſche Kultusminiſterium durch adminiſtrative und polizeiliche Maßregeln der Entwickelung des *Deutſch-Katholizismus* allerwärts entgegenſtellte; man kennt die vielfachen Konflikte der Verwaltungsbehörden mit den Beſtrebungen der *freien Gemeinden* in Oſtpreußen und der *proteſtantiſchen Freunde* in Sachſen; in ganz Deutſchland iſt die Meinung verbreitet, daß das gegenwärtige Kirchenregiment in Preußen nach der Herſtellung einer rechtgläubigen, allein vollberechtigten Staatskirche (etwa nach dem Vorbilde der engliſchen Hochkirche) ſtrebe, ja, man iſt allerorts nur zu geneigt, auch die politiſche Reaktion während der letzten Jahre in Preußen dem Einfluſſe hierarchiſcher Tendenzen auf die politiſche Entwickelung zur Laſt zu legen und, ſei es mit Recht oder mit Unrecht, ein allgemeiner Argwohn, ein nicht leicht zu beſeitigender Verdacht hat in ganz Deutſchland Wurzel gefaßt gegen das, was man in Preußen unter der Firma des „chriſtlichen Staates“ erſtrebt. Daß der bei weitem größere Theil der gebildeten Klaſſen in Preußen jene Hemmniſſe dem Deutſch-Katholizismus gegenüber beſeitigt wünſcht und den freien Bewegungen im Schooße des Proteſtantismus ſelbſt keinerlei Hinderniſſe entgegengeſtellt wiſſen mag, das wird wohl nur noch von Wenigen beſtritten werden. Um eine andere und beſſere Geſtaltung dieſer Verhältniſſe herbeizuführen, um jeder freien Bewegung auch auf dieſem Gebiete Luft und Raum zu verſchaffen, hatte der rüſtige Oſtpreuße von Saucken-Julienfelde eine Petition eingebracht, welche eine Abänderung des Geſetzes wegen Anordnung der Provinzialſtände beantragte, namentlich in Bezug auf die ſogenannten „Diſſidenten“ (ſo nannte man von Seiten der Regierungen die katholiſchen und proteſtantiſchen Gemeinden der freien, deutſchen, chriſtlichen Kirche). Wenn Einer von den vielen rüſtigen Kämpfern für dieſen Fortſchritt ganz beſonders hervorragt, ſo iſt's gewiß von Beckerath, welcher, dem äußerſt unbeſtimmten Gutachten der Abtheilung gegenüber, die entſchiedene Forderung aufſtellt, daß die Beſtimmung des provinzialſtändiſchen Geſetzes, welche die Wählbarkeit zu den Landtagen an das religiöſe Bekenntniß knüpft, aufzuheben ſei. Er weiſt nach, wie der Staat, deſſen Aufgabe es ſei, die Idee des Rechts zu verwirklichen, nicht eindringen ſolle in das Gebiet der religiöſen Ueberzeugung, wie es mit der Idee der Menſchheit unvereinbar ſei, daß die Menſchenwürde auch nur in einem einzigen Individuum verkannt werde, daß ein Theil der Staatsangehörigen von den politiſchen Rechten ausgeſchloſſen ſei, nicht weil er dem Staatszwecke entgegen gehandelt, ſondern weil er ſich über Dinge, die außerhalb der Sphäre des Staates liegen, eine Ueberzeugung gebildet, die der im Staate begünſtigten Ueberzeugung nicht entſpricht. „Die Woge des nationalen Lebens“, fährt er in ſeiner Rede fort, „ergießt ſich in dieſem Augenblicke belebend über unſer Land; von ihr gehoben blicken wir auf unſere Kinder; denn wir vertrauen, daß ſie dereinſt in einem geordneten öffentlichen Rechtszuſtande die Früchte unſerer Mühen und Kämpfe ernten werden. Was aber iſt das Lebensgefühl deſſen, der im Staate nur geduldet, nicht als Bürger anerkannt iſt? In ſich gekehrt, gedrückt, den Stachel der bittern Kränkung im Herzen, geht er einher; er hört den Jubel, mit dem das Volk eine neue Entwickelungsſtufe, den Anbruch einer beſſern Zeit begrüßt, er hört den Jubel, er kann aber keinen Theil daran nehmen, er muß ſich ſchweigend hinwegwenden, für ihn bricht die beſſere Zeit nicht an. Er iſt ſich ſeiner ſittlichen Würde bewußt: er hat alle Pflichten gegen die Geſammtheit erfüllt, alle Laſten des Staates redlich getragen, und dennoch iſt er ausgeſchloſſen, dennoch gilt er nur als Fremdling auf dem Boden, den doch nach Gottes heiliger Ordnung auch er ſeine Heimath, das Land ſeiner Väter zu nennen berechtigt iſt. Kummer begleitet ihn bis an das Grab, und wenn er ſeine Augen ſchließt, ſo tröſtet ihn nicht wie uns der Gedanke, daß ſeine Kinder auch die Kinder des Vaterlandes ſind, ſondern es quält ihn die Vorausſicht, daß auch ſie unter dem Drucke des Vorurtheils leben, daß ſie einer dunkeln Zukunft entgegengehen werden. Und Alles dieſes ſollte eine Folge, eine nothwendige Konſequenz des „chriſtlichen Staates“ ſein? Es iſt nicht möglich, meine Herren! Die chriſtliche Religion iſt die Religion der Liebe, der Gerechtigkeit, der edelſten Humanität. Wie ſollte ſie denn zur Liebloſigkeit führen können? Die chriſtliche Eigenſchaft des Staates ruht nicht auf der Konfeſſion, ſie ruht auf dem Geiſte des Chriſtenthums. Der Geiſt des Chriſtenthums iſt aber kein anderer, als der Geiſt der reinen Menſchheit, der Geiſt der Liebe, der Geiſt der Freiheit. Das iſt der rechte chriſtliche Staat, der in allen ſeinen Anordnungen, in allen ſeinen Einrichtungen dieſen Geiſt bewährt, der ihm

Raum gibt, daß er überall hin frei ſich entfalten kann; den Staat aber vermag ich nicht einen chriſtlichen zu nennen, der dieſen Geiſt in konfeſſionelle Schranken einzuengen ſucht und von dieſem beſchränkten Standpunkte aus es gerechtfertigt hält, das Recht im Staate von dem religiöſen Bekenntniſſe abhängig zu machen. Man könnte ſagen: das chriſtliche Element, der chriſtliche Geiſt muß gepflegt und durch die Geſetzgebung geſchützt werden. Aber, meine Herrn, welche Geſetzgebung hat denn den chriſtlichen Geiſt geſchützt, als in den erſten Zeiten des Chriſtenthums ſeine Bekenner, von den Machthabern der Erde gedrückt und verfolgt, umher irrten? Was Anderes hat ihn geſchützt, als die ewige Kraft der Wahrheit, die in ihm wohnet? Welche andere Kraft war es, als dieſe, die es dahin brachte, daß das chriſtliche Element den Erdkreis durchdrang und die Lebensverhältniſſe der Völker in ihrem Kern ſegensreich umgeſtaltete? Der Geiſt der Wahrheit bedarf nur der Freiheit; wäre es möglich, daß dieſer ewige Geiſt je aus der Menſchheit entwiche, fürwahr: keine Geſetzes-Paragraphen würden ihn zu halten vermögen. Wir haben uns hier oft mit warmen Herzen auf dem nationalen, auf dem vaterländiſchen Gebiete bewegt; laſſen Sie uns auch heute dieſen Standpunkt einnehmen! Jahrhunderte lang iſt unſer Vaterland durch die unſelige Vermiſchung des religiöſen und ſtaatlichen Lebens in Zwieſpalt und Drangſale geſtürzt worden. Dreißig Jahre lang verwüſtete ein mörderiſcher Krieg unſere Fluren, Deutſche ſtanden als Feinde gegen Deutſche. Unſerer Zeit erſt iſt es vergönnt, das Chriſtenthum über die Konfeſſion hinaus in ſeiner geiſtigen, Alles durchdringenden Weſenheit zu erfaſſen, und immer mehr befeſtigt ſich die ſtaatsbürgerliche Anſchauung, die die Berechtigung im Staate nicht nach dem religiöſen Bekenntniß abmißt. Laſſen Sie uns auch heute dieſen Standpunkt feſthalten, laſſen Sie uns in unſerm Lande ein wahres Staatsbürgerthum gründen! Wie auch unſere religiöſen Meinungen von einander abweichen mögen, — auf dem ſittlichen Boden der Vaterlandsliebe ſtehen wir feſt vereinigt, und von dieſem Boden möge Keiner im Volke ausgeſchloſſen ſein; aber auch über den nationalen Geſichtspunkt hinaus laſſen ſie uns das höhere Gebiet der Menſchheit betreten, laſſen Sie uns den Adel der menſchlichen Natur und ihre unveräußerlichen Rechte in keinem Individuum verkennen! Laſſen Sie uns darthun, daß wir den „chriſtlichen Staat“ nicht auf die äußere Erſcheinung, auf das formelle Bekenntniß, ſondern auf den Geiſt des Chriſtenthums gründen, daß wir wahren chriſtlichen Sinn üben, daß wir, getreu unſerer Konfeſſion, — ich halte die Konfeſſion hoch, ſie iſt mir ehrwürdig, als die nothwendige Form, die das Ewige der menſchlichen Auffaſſung vermittelt, — daß wir, ſage ich, getreu dieſer Konfeſſion, auch denen gerecht werden wollen, die Gott auf einem anderen Wege zum Ziele führet! Viele der Edelſten unſeres Volkes ſehe ich hier vereinigt; ja, dieſe Verſammlung iſt würdig, iſt berufen, einen Ausſpruch zu thun, der Tauſende gedrückter Herzen mit unausſprechlichem Dank erfüllen, der bei allen civiliſirten Nationen, die uns längſt mit einem wahrhaft chriſtlichen Beiſpiel vorangegangen ſind, freudigen Wiederhall finden wird. Laſſen Sie uns Keinen, dem Gott das unvergängliche Siegel ſeines Ebenbildes auf die Stirne gedrückt hat, ausſchließen aus dem Kreiſe menſchlicher Berechtigung, laſſen Sie uns keinem unſerer Brüder darum ein Recht entziehen, weil er feſthält an dem, was auch Jedem von uns das Höchſte iſt, nämlich, daß er Gott nach ſeiner Ueberzeugung dient!“

Wir erkennen leicht, daß von Beckerath, indem er hier zunächſt die politiſchen Rechte der Deutſch-Katholiken proklamirt, zugleich ſchon ſeinen Blick auf alle Diejenigen richtet, deren Glauben ſie ausgeſchloſſen hat aus den Reihen der politiſch Berechtigten in dem chriſtlichen Staate, und ſo könnten wir ſchon vorausſehen, auf welchem Standpunkte von Beckerath zu ſuchen war, als die Juden-Frage zur Berathung und Verhandlung gelangte. Die Gründe für eine vollſtänbige Emanzipation der Juden ſind allmälig ſo allgemein anerkannt, daß die hauptſächlichſten Einwürfe, die noch dagegen erhoben werden konnten, nicht mehr politiſche, ſondern faſt nur noch religiöſe waren. Es wurde behauptet, namentlich vom Staatsminiſter von Thile, daß die Juden Zion allein, nicht aber etwa das Land, in dem ſie gegenwärtig wohnten, als ihr Vaterland betrachteten. Dieſen Anſichten ſtellte von Beckerath ſich entgegen mit einem jüdiſchen Religionsbuche von Johlſon, in Frankfurt 1829 herausgegeben und in den rheiniſchen Religionsſchulen der Juden eingeführt, in der Hand, las aus demſelben einzelne Fragen und Antworten vor, welche darin unter der Ueberſchrift: „Von den Bürgerpflichten“ enthalten ſind und bewies dadurch die Unzulänglichkeit des Einwurfs, daß eine völlige Gleichſtellung der Juden mit den Chriſten, wegen ihrer verwerflichen und unklaren Begriffe in Bezug auf den Staat und die Pflichten gegen denſelben, in keiner Weiſe zuläſſig ſei; er bewies, daß man mindeſtens einen großen Irrthum ausſpreche, wenn man ſage, daß die Juden nur Gäſte im Staate ſeien und ſein wollten. Von Beckerath wies darauf hin, daß es ſich bei der Emanzipation der Juden nicht allein um einen Akt der Gerechtigkeit gegen dieſe, ſondern um die Wahrung unſerer eigenen Staatsintereſſen, daß es ſich darum handle, ob das Prinzip der chriſtlichen Moral, des Rechts und der Freiheit dem Staate gegenüber durchgeführt oder verleugnet werden ſolle; er machte aufmerkſam auf einen Umſtand, der in der Regel faſt gar nicht beachtet worden iſt, nämlich darauf, daß das Unrecht, welches wir an den Juden verüben, auf uns ſelbſt nachtheilig zurückwirken müſſe, daß, ſo lange die Juden nicht frei ſeien, wir ſelbſt es nicht ſind; er mahnte davon ab, die Juden durch die Einengung derſelben in Korporationen von dem Staatsverbande loszureißen, und verwahrte ſich und das preußiſche Volk gegen jede Betheiligung an dem letzten Verſuche, mit welchem der finſtre mittelalterliche Geiſt noch einmal gegen die freie, wahrhaft chriſtliche Weltanſchauung hervorzutreten wage. Und als dann, um die Stände, welche immer lauter und allgemeiner die Juden zu vertreten begannen, gleichſam einzuſchüchtern, die Frage aufgeworfen wurde, ob man denn ſich würde entſchließen können zu dulden, daß ein Jude neben ihren Sitzen in der Ständekammer Platz nehme, um mit ihnen auf die Geſetzgebung, die in Preußen nur eine chriſtliche ſein könne, einzuwirken, — da erklärte von Beckerath, daß allerdings der Geiſt des Chriſtenthums eine weſentliche Einwirkung auf die Geſetzgebung ausübe, es ſei indeß ein großer Unterſchied zu machen zwiſchen dem Geiſt der Kirche und dem allgemeinen Geiſte des Chriſtenthums. Das kirchliche Leben müſſe ſorgfältig gepflegt werden, es ſei die individuelle Form des chriſtlichen Geiſtes und nur durch die Form könne der Inhalt ſich offenbaren. Wenn es ſich aber darum handle, den chriſtlichen Geiſt in ſeiner Allgemeinheit zu erfaſſen, ſo müſſe man vom Kirchlichen, vom Konfeſſionellen abſtrahiren; man müſſe anerkennen, daß der Geiſt des Chriſtenthums in unſrer Zeit das Leben des Volkes, unſere Sitten, unſere Literatur ſo durchdringe, daß nicht leicht ein gebildeter Menſch ſich der Einwirkung dieſes Geiſtes der Wahrheit und der Liebe entziehen könne; die äußeren Erſcheinungen dieſes Geiſtes ſeien Humanität und Sittlichkeit, und auf dieſen Grundlagen ruhe unſere Geſetzgebung und auf dieſe Eigenſchaften komme es an, wo es ſich um Theilnahme an ſtändiſchen Verhandlungen handle. Da aber bei den betreffenden Wahlen die Wähler grade auf dieſe Eigenſchaften allein Rückſicht zu nehmen haben, ſo ſah von Beckerath keine Nothwendigkeit in Beziehung auf die Ausübung ſtändiſcher Rechte, wohl aber eine Ungerechtigkeit darin, hier irgend einen Unterſchied zu treffen zwiſchen Juden und Chriſten. „So lange wir die Juden nicht für würdig halten, hier unter uns zu ſitzen, ſo lange verachten wir ſie, und ſo lange wir ſie verachten, handeln wir gegen unſre Chriſtenpflicht, die darin beſteht, im Menſchen den Menſchen zu ehren."

Sehen wir ſo Hermann von Beckerath auch in den religiöſen Fragen der Gegenwart ſich anſchließen und kämpfen für die Beſtrebungen unſerer Zeit — die Unterſcheidung der Form von der Sache, der Kirche von der Religion und das Hervorheben des rein Menſchlichen im Chriſtenthum — ſo iſt es ohne Zweifel gerechtfertigt, wenn wir, indem wir ihn in die Reihen der Männer des Volkes ſtellten, über ſein geiſtiges Bild den Wahlſpruch ſchrieben: „Der Mann des Rechts nur iſt der Mann des Volks!" Wir werden es begreiflich finden, daß ein ſolcher Mann, dem Freiherrn von Vincke gegenüber, als dieſer ſtolz auf ſeine Vorfahren, die „den Acker des Rechts" gepflügt hätten, hinwies, mit gleichem Stolze ſagen konnte, daß ſeine Wiege am Webſtuhle ſeines Vaters geſtanden; wir werden uns nicht wundern, wenn der Titel eines Kommerzienrathes, der ihm 1845 verliehen wurde, keinen Eindruck auf ihn gemacht hat und er es ſeinen Freunden dankt, wenn ſie ſich dieſer Bezeichnung nicht bedienen.

Wir finden es nur konſequent, wenn von Beckerath, nachdem er der „Deklaration der Rechte" der 138 einmal nicht beigetreten war, dann auch in gleichem Vertrauen, aber auch mit gleicher Verwahrung ſich bei den Wahlen am Schluſſe des Landtages betheiligte. Möge ſein, ſeiner Geſinnungsgenoſſen, möge Preußens Vertrauen und Hoffen ſich erfüllen! Möge er im Intereſſe des Vaterlandes und der Menſchheit noch lange Theil nehmen an dem Kampfe, in dem es gilt, unſerm Volke als dauerndes Eigenthum das zu erringen und praktiſch zu erwerben, was früher poetiſch erfaßt, dann theoretiſch erörtert wurde: ein unzweifelhaftes, unantaſtbares Volksrecht zur Mitwirkung, zur Mitentſcheidung im Staate, als unerläßlichen Beſtandtheil des Fundaments, auf dem unſre Zukunft ſich aufbauen muß.

Uwe Jens Lornſen.

Von

Karl Buchner.

Dir, Kämpfer, iſt kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht.
Nein, wie ein Fähnrich, wund und blutig
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickſt du, tief gekränkt, doch muthig
Und ſtolz auf das gewahrte Recht.

(Nach Uhland.)

Uwe Jens Lornſen.

(Geboren am 18. November 1793 in dem Dorfe Keitum auf der Inſel Sylt in Nordfriesland, einem Diſtricte des Herzogthums Schleswig; geſtorben am 10. März 1836 auf einem Landhauſe zu Pregny am Genferſee.)

Es war noch vor kurzer Zeit keines der kleinſten Opfer eines deutſchen Patrioten, für das, was er that, ſtrebte und litt, den Dank, den Beifall nur innerhalb ſehr ſchmalgezogener Grenzen ſuchen zu müſſen. Nicht als ob Ruhm, Ehre und Herrlichkeit der Preis eines Patrioten überhaupt, und alſo auch der eines deutſchen Patrioten wäre. Aber entziehe ſich eine menſchliche Bruſt den Wirkungen der Lebensluft, die ſie umgibt! Verzichte einer auf die Sympathien einer großen Nation, um mit dem, was einer ihrer Zweige, ihrer Blätter von ihm hält, vorlieb zu nehmen! Biete er — ſtatt wie jene römiſchen Fechter thaten, im Kampfſpiele die Bruſt dem gegenüberdrohenden Schwerte hinzuhalten und ein hartes, aber großes Volk in den dichtgefüllten Räumen des gewaltigen Schauſpielhauſes zu Zeugen ſeines Muthes zu haben, — in einer kleinen Jahrmarktsbude, einem Winkeltheater, vor einem halben Dutzend theilnehmender Zeugen, ſeine Bruſt demſelben Schickſale an! Laſſe er dieſes halbe Dutzend oder gar nur ſeine Mehrheit diejenigen ſein, welche ihm die Palme als Siegespreis oder den letzten Stoß in die narbenvolle Bruſt zuſprechen! Der Menſch bleibt immer Menſch und er entzieht ſich in keiner Hinſicht dieſer ihm durch ſeine Geburt auferlegten Bedingung.

Sehen wir, zur Beſtätigung des ſo eben Geſagten, etwas näher auf unſer Deutſchland hin! Die Verfaſſungskämpfe Würtembergs in den Jahren 1816 und 1817 wurden erſt durch die Lieder Uhland's dem deutſchen Volke bekannt; von den Leiden, welche die badiſche Oppoſition in den letzten Jahren des Großherzogs Ludwig von Baden zu beſtehen hatte, erklang der Ruf zwiſchen Bodenſee und nördlichem Neckarufer; was Bayern eine lange Reihe von Jahren gegen eine übermächtige hierarchiſche Richtung vergeblich anſtrebte, ſeine politiſchen Prozeſſe und ſeine Abbitten, bahnte ſich ſelbſt bis in die neuere Zeit hinein nach dem übrigen Deutſchland nur in gröberen Umriſſen den Weg. Und doch habe ich alle die größeren Staaten des ſüdweſtlichen Deutſchlands genannt, Staaten mit Preßfreiheit in ihren Verfaſſungsurkunden und mit nicht blos gedruckten, ſondern auch der Perſon des Volkes zugängigen landſtändiſchen Verhandlungen. Wie erſt in den kleineren Staaten! Wie erſt in denjenigen, wo ſich kaum die erſten Pulsſchläge eines beginnenden konſtitutionellen Lebens regten, wo das Volk nicht blos nach dem augenblicklichen diktatoriſchen Ausſpruche der Machthaber, ſondern noch mehr durch ſeine ganze Vergangenheit unreif, unreif gemacht war, in eine Entſchließung der Freiheit hineinzuſpringen, wo Verhaftungen, peinliche Prozeſſe, Verfolgungen und Verungnadungen aller Art ſich folgten, ohne daß mehr als eine kleine Welle über das große Meer „Deutſchland“ ihre Furche gezogen hätte, wo man die Freiheit durch den Eigennutz band und wo keineswegs eine allgemeine Gleichheit vor dem Geſetze einigermaßen die Beſchränkung der Freiheit aufwog! Alle dieſe in der Sache ſich ſo ähnlichen, hinſichtlich ihrer Erſcheinung ſo mannigfaltigen Ereigniſſe blieben mehr oder minder unbeachtet. Mehr oder minder unbeachtet blieben diejenigen, welche, wenn auch nur auf wenig ausgedehntem Schauplatze, als Männer dagegen kämpften.

Dem Himmel ſei Dank, daß die Jahre des Anſtoßes

1830 und 1840 und noch mehr die hochbedeutungsvolle Zuſammenberufung des preußiſchen vereinigten Landtages in der erſten Hälfte des Jahres 1847 eine weſentliche Aenderung in dieſer, der deutſchen Einheit und Freiheit ſo ungünſtigen Sachlage hervorgebracht haben, daß, was hier und da und dort in Deutſchland geſchieht, nicht mehr als ein von dem andern durchaus getrenntes Ereigniß, ſondern als ein die Entwickelung deſſelben bedingender Organismus betrachtet wird, daß demgemäß die Theilnahme und das lebendige Ergreifen ſelbſt des räumlich Entfernteren ſich geltend machen! Wie jeder deutſche Stamm erhielt auch Schleswig-Holſtein ſein Theil davon. Wie noch wenige Jahre vorher um Hannover, drehte ſich nun um die wackeren Vorkämpfer deutſcher Nationalität zwiſchen Nord- und Oſtſee das öffentliche Intereſſe. Ständeverſammlungen, das ganze Volk in friſchem, raſchem Aufflammen, nahm ſich ihrer an; Anträge, Beſchlüſſe, Adreſſen, Zuſchriften aller Art flogen als Boten der Theilnahme und innigſten Herzverbrüderung dem deutſchen Norden zu. Aber es hätte dies nicht einmal bedurft, die Glut anzuſchüren und zu erhalten; ſowie jetzt, nachdem der Enthuſiasmus etwas ſtiller geworden, beides ebenſowenig dadurch bedingt iſt. Denn wenn irgend ein deutſcher Staat aus ſich ſelbſt Nahrung und Kräfte zu ziehen vermag, ſo iſt es Schleswig-Holſtein, und wenn eine Maſſe tüchtiger Patrioten ohne einen Blick nach Außen und den Beifall, der von dort ihnen wird, ihre Kräfte regt, ſo geſchieht und geſchah es ſchon lange in Schleswig-Holſtein.

Schleswig-Holſtein hat eine Geſchichte für ſich, und zwar eine bedeutende Geſchichte, und hat darin Vieles vor größeren deutſchen Staaten, die keine ſolche haben, wie z. B. Würtemberg und Baden, voraus. Das ſchleswig-holſteiniſche Volksbewußtſein iſt nicht ein Produkt der Neuzeit; es war ſtets ſtärker vorhanden als in irgend einem deutſchen Staate ähnlicher Größe. Es iſt dies ein Ergebniß ſeiner in das Volksbewußtſein gedrungeren Geſchichte; es iſt dies auch ein Vorzug ſeefahrender Völkerſtämme. Die holſteiniſchen „Prälaten und Ritterſchaft" haben ſchon im Jahr 1816 zuerſt beim König, dann 1822 beim Bundestag um Herſtellung der Unionsverfaſſung und der ſtändiſchen Rechte petitionirt. Wer in den Jahren 1817 bis 1820 und auch noch ſpäter auf deutſchen Univerſitäten geweſen, wird ſich erinnern, daß die Stimmung und Haltung der Schleswig-Holſteiner vorzugsweiſe durch männlichen Freiſinn ſich ausſprach. Dieſer Geiſt wurde damals genährt durch die Univerſität Kiel, die ſtets entſchieden freiſinnig war; auch durch die republikaniſchen Einrichtungen in den frieſiſchen Harden u. ſ. w. Es herrſcht faſt allgemein Freiheits- und Unabhängigkeitsſinn in Schleswig-Holſtein, und ein ſtrenger Rechtsſinn. Welche volksthümliche Stellung hat ſogar ſelbſt der Adel dort! Alle Stände verſtehen ſich und ſtreben nach *einem* Ziel.

Allerdings haben ſie dabei große Schwierigkeiten zu beſtehen. An Dänemark durch einen Staatsvertrag geknüpft, war Schleswig-Holſtein bei Auslegung desſelben der Nachtheil zugefallen, daß Dänemark als der größere, ſtärkere Staat ſeiner Auslegung den meiſten Nachdruck zu geben vermochte. Und wenn es das allein geweſen wäre, wenn es das allein wäre! Aber Staatsverträge und Staatsverhältniſſe ſind in Europa zu großen Kindtaufen geworden, wobei man Dutzendweiſe zu Gevatter ſteht. Geladen oder ungeladen, gewünſcht oder unerwünſcht, treten die Gevattersleute hinzu und binden weniger ihre Gaben ein, als ſie ihre Gaben verlangen. Wie das Kind erzogen werden ſoll, was aus ihm werden ſoll, wenn es zu den Entſcheidungsjahren gelangt, wie es vermahnt, belehrt und ſelbſt gezüchtigt werden ſoll, was mit ihm angefangen werden ſoll, wenn es ſeine ſelbſtſtändigen Wege einzuſchlagen gedenkt, das Alles wird ſo leicht zum Gegenſtande gemeinſchaftlicher Berathung oder auch nur einſeitiger diplomatiſcher Verhandlung. Die größeren, mächtigeren führen das Wort und die kleineren, unmächtigeren ſtimmen ausdrücklich oder ſtillſchweigend zu. Grundſätze ſind bereits vorhanden, oder ſie werden friſch aufgeſtellt. Wo kein materielles Intereſſe an ihrer Bildung mithilft, thut es das ideelle. Und gerade hier hängt materielles und ideelles Intereſſe ſo innig zuſammen. Der abſolutiſtiſche Grundſatz, das freiheitsfeindliche Beſtreben, was im Nachbarſtaate aufrecht gehalten wird, kommt auch dem eigenen Staate zu gute. Man braucht den Nachbarſtaat nicht unter Umſtänden mitbeerben zu wollen, um ſo den allerdings unmittelbarſten Vortheil davon zu ziehen. Auch ſchon ein mittelbarer wiegt ſchwer auf der Staatenwage.

Es iſt begreiflich, daß unter ſolchen Umſtänden die ſtaatlichen Grundlagen der Völker, inſofern ſie gleichbedeutend mit Freiheit und Fortſchritt ſind, in der Regel eine geringere Ausbildung und ſtete Wahrung erhalten, als diejenigen, welche dem Stabilitätsprinzip, der „Ruhe und Ordnung,“ dienen, daß die erſteren ſtets zu kämpfen haben und daß nicht ſelten ein einigermaßen durch die Volksgeſinnung und den Volkswillen verhinderter Rückſchritt ſchon als das höchſte Erreichbare gilt. Demungeachtet aber bleibt dem Volke und ſeinen einzelnen Mitgliedern unverrückbar ihre Bahn vorgezeichnet. Wird ſie auch nur mit Mühe beſchritten, — auch die Mühe hat ihren Preis. Iſt ihr Erfolg zweifelhaft, — er kann es nur ſein in Bezug auf den Eintritt des Gewünſchten. Denn der Geiſt, der Fortſchritt, macht nicht nur laute und öffentliche, ſondern auch ſtille und geheime Eroberungen. Es iſt wie mit den Waſſern, die unter dem Erdreich ihre Wellen treiben, nichts deſto weniger aber da ſind und befruchten. Oder wie der Citronenbaum gleichzeitig Blüten und Früchte trägt, ſo iſt auch die Zeit nicht blos Erträgniß liefernd, ſondern auch Erträgniß vorbereitend. Es iſt wahr: die Zeit wird dem Einzelmenſchen oft lang; denn ſein Haar bleicht, ſeine Stirn legt ſich in Furchen; für ihn, das Individuum, fällt nicht ſehr viel ab aus dem Streit der Grundſätze und der Intereſſen. Aber dieſe Erfahrung — und dies muß einigermaßen tröſten — gilt auch für dasjenige Individuum, welches eine Krone trägt. Unſicherheit des Beſitzes laſtet nicht viel weniger, als ſein Nichterrungenhaben. Die ſchönſte Krone aber drückt der Geiſt, der bald mehr Genius bald mehr Engel iſt, dem Manne in's Haar, der, perſönlich ganz uneigennützig, für Volksfreiheit edelſinnig ſtrebte und eben ſo edelſinnig litt.

Mit dieſen allgemeinen Betrachtungen lenke ich gleichzeitig zu dem Manne um, deſſen Geſchichte hier erzählt werden ſoll: zu einem Angehörigen Schleswig-Holſteins, zu Uwe Jens Lornſen. Durch den geſchilderten Volksſinn eher begünſtigt als gehindert, indem ſonſt ſeine Wirkſamkeit faſt räthſelhaft ſein würde, hatte er doch, — auch da, ein Klein-Abbild ſeines Landes, — mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er hatte die Angelegenheit zuerſt in die mittleren und unteren Schichten der Geſellſchaft zu bringen gewußt, unter die Leute, die keine Studirte ſein müſſen. Das war ſeine große Aufgabe und das war zugleich ſein großes Verdienſt.

* * *

Uwe Jens Lornſen wurde am 18. November 1793 im Dorfe Kritum auf der Inſel Sylt geboren. Sein Vater war der Schiffskapitain Jürgens Jens Lornſen und ſeine Mutter die Tochter des Schiffskapitains Uwe Pieters zu Kritum. Zur Zeit der Geburt ſeines Sohnes Uwe befand ſich Jürgens Jens Lornſen auf einer Seereiſe von Archangel nach Liſſabon und zwar in einem heftigen Sturme, welcher ihn in der Nähe der Ferroer Inſeln überfallen hatte und ihn der Gefahr einer Strandung an dem felſigen Ufer dieſer Inſeln ausſetzte. Doch die Sturmnacht ging für Vater und Mutter glücklich vorüber, um als Sturmnacht fortdauernder Unruhe und Widerwärtigkeiten, über einen großen Theil des künftigen Lebens ihres Sohnes ſich auszubreiten.

Jürgens Jens Lornſens Berufsgeſchäfte hielten ihn damals faſt beſtändig von den Seinigen entfernt und ſo kam es, daß er erſt vier Jahre nach der Geburt Uwe's dieſen zum Erſtenmale ſah. Indeſſen blieb er doch von da an meiſt daheim, wurde Rathmann und lebte von ſeinem auf der See erworbenen Vermögen. Uwe Lornſen wuchs luſtig heran. Wie die meiſten ſeiner Landsleute hatte er einen ſtarken, hochgewachſenen Körper, von ungewöhnlicher Schulterbreite, eine geſunde Geſichtsfarbe (ſchon beim Studenten wurde ſie fahl, gelblich,) und ein blondes lockiges Haar. Ungewöhnliche Körperkraft ſtand ihm zu Gebote. Aber auch geiſtig entwickelte er ſich auf die anſprechendſte Weiſe. Ein heller Verſtand war durch Muth und Entſchloſſenheit getragen. Nachrichten über jene Zeit ſagen, daß er auch nicht „allzu lenkſam" geweſen, daß er unter ſeinen Geſpielen und Mitſchülern ſich früh ein Anſehen zu geben gewußt und namentlich in der „Handhabung des Regiments" bei den abendlichen Spielübungen der Dorfjungen ziemlich viel Derbheit entwickelt habe. Aber gleichzeitig laſſen dieſelben Nachrichten der Güte ſeines Herzens, ſeiner Menſchenfreundlichkeit und ſeiner feurigen Liebe für Recht und Vaterland die vollkommenſte Gerechtigkeit widerfahren. Charaktere haben ſich eben immer ſchon früh gebildet und Uebung wie Schliff der Welt ſind nur ſpätere Zuthat. Bedürfte es bei Lornſen deſſen Zeugniß, ſo wäre es die Schilderung des Mannes Lornſen, welche ein Landsmann von ihm, der Profeſſor Dr. Georg Beſeler zu Roſtock, in die Vorrede zu Lornſen's Werk: „Die Unionsverfaſſung Dänemarks und Schleswig-Holſteins" einige Jahre nach des Verfaſſers Tode niederlegte. „Er war," ſo ſagt Beſeler, „ein ächter Genoſſe jenes kräftigen und edeln Volksſtammes, unter dem er geboren war, der freiheitsſtolzen Frieſen, welche am nordöſtlichen Saume des deutſchen Landes nach Dänemark ſich hinaufziehend, den Uebergang vom deutſchen zum ſkandinaviſchen Germanenthum bilden. Hochſtehend und rückſichtslos konnte der Mann ſein, deſſen hoher Wuchs und ſtolze Haltung den gebietenden Charakter bezeugte; auch klagte er wohl ſelbſt, daß er nicht gelernt habe, die Bedeutung der Form im Verhältniß zur Sache gehörig zu würdigen. Aber in ſeine Seele hatte Gott eine edle Leidenſchaft für die höchſten Güter der Menſchheit, für Freiheit, Recht und Vaterland geſenkt; ihm war neben einem geraden, männlichen Sinn und einem durchdringenden Verſtande eine ſeltene Thatkraft gegeben, welche bei günſtigem Geſchick das Höchſte hätte leiſten können, in dieſer Zeit und unter dieſen Verhältniſſen jedoch ſeine Lebenskraft zerſtörte. So fiel er, ein Opfer ſeiner eigenen Natur: denn an ſich ſelbſt dachte er zuletzt, wie er auch ohne Haß gegen ſeine Feinde war: er ſah ſich nur als ein Mittel für die Bethätigung ſeiner Ueberzeugung an. Das war die hohe Beſcheidenheit, welche ſich dem, der ihn genauer kannte, als die ſchönſte Seite ſeines Charakters darſtellte: die Demuth bei allem Mannesſtolze, welche ſich ohne Klage vor dem ewigen Verhängniß beugte."

Lornſen erhielt ſeinen erſten Unterricht bei dem Küſter und Schullehrer in Keitum. Zugleich hatte er Privatunterricht im Lateiniſchen bei demſelben. Bei dem Schullehrer in Tinnum übte er ſich in der Mathematik, ſelbſt in der Trigonometrie und Algebra. Doch dachte er damals noch nicht an's Studiren, ſondern gleich den Mehrſten ſeiner Landsleute wollte er ſich der Seefahrt widmen. Aber er änderte ſeinen Entſchluß, als der Krieg zwiſchen England und Dänemark ausbrach und die Seefahrt der Sylter in Folge dieſes Umſtandes ſtockte. Im October 1811 ſandte ihn ſein Vater nach Tondern, wo er als „Seminariſtenſchüler" einige Jahre verblieb. Ohne ſich gerade durch wiſſenſchaftlichen Sinn beſonders auszuzeichnen, war er doch der Erſte unter ſeinen Mitſchülern. Seine kräftige Natur, welche das ihn umgebende ungebundenere Leben friſch erfaßte, und ſeine Gutmüthigkeit ließen ihn dabei manche größere Ausgabe machen.

Lornſen bezog 1816 die Univerſität Kiel, und 1817 die Univerſität Jena, um Jurisprudenz zu ſtudiren. Es war das die Jugendzeit deutſchen Univerſitätslebens, mit dem unter Luther zu vergleichen, als er die päbſtlichen Bullen und das kanoniſche Recht vor den Thoren Wittenbergs verbrannt hatte. Von dem noch nicht lange beendigten Freiheitskriege her die Erde voll Keim- und Schnellkraft; eine Menge von patriotiſchen und freiheitlichen Gedanken in der Luft; die Flüſſe und Bergwaſſer ringsum von großer Thaten der Vergangenheit und von wo möglich noch größeren Thaten der Zukunft erzählend! Was Wunder, daß eine Perſönlichkeit wie Lornſen, gleich ſo Vielen ſeiner gleichgeſinnten Freunde, auf's Lebhafteſte davon ergriffen wurde! Er half die deutſche Burſchenſchaft mitſtiften, dieſen Verein, welcher ſo viel zur Wiedererſtehung des deutſchen Vaterlandes hätte thun können, wäre nicht bald, auf kleine Ueberſchwänglichkeiten hin, mit welchen nicht einmal die Sache der deutſchen Burſchenſchaft nothwendig zuſammenhing, ein Kreuzzug gegen ſie eröffnet worden, der, wenn auch nur gegen die Idee (denn wo iſt „die deutſche Burſchenſchaft"?) noch jetzt fortdauert. In einem der über Lornſen erſchienenen Nekrologe hat man zu ſeiner Vertheidigung behauptet, daß er keinen Theil am Wartburgsfeſt genommen habe und ebenſo auch frei von dem „demagogiſchen Bunde" geweſen ſei. Sonderbare Vermiſchung der Umſtände und Widerſpruch in der Angabe der Zeit! Das Wartburgfeſt war in jedem Sinne ſchön und edel, es war auch geſetzlich, mit Ausnahme etwa des Verbrennens von Büchern und andern Gegenſtänden, welche ein kleiner Theil der auf der Wartburg verſammelten Jugend, im Andenken und mit Nachahmung jener That Luther's, erſt dann vornahm, als, ſchon ziemlich ſtark in der Nacht, die meiſten Wartburgfeiernden bereits nach Eiſenach zurückgegangen waren. Noch überflüſſiger iſt das vom „demagogiſchen Bunde" Geſagte. Bündelei und verbotenes Vereinsweſen bildeten ſich nämlich erſt in viel ſpäterer Zeit, in Folge angeſtellter Demagogenjagd. Bis dahin war nach allen Seiten hin Offenheit, weil Ueberzeugung, daß das Gute und Rechte durch ſich ſelbſt ſiegen müſſe, und weil der beſte, reinſte, herzlichſte Wille vorhanden war.

War Lornſen ein eifriges, tüchtiges Glied der Burſchenſchaft und zugleich von einem Einfluſſe, der ihm zu Jena einen noch mehrere Univerſitätsgenerationen hindurch fortdauernden Nachruhm erwarb, ſo ſtudirte er doch auch mit Ernſt und Eifer die von ihm gewählte Wiſſenſchaft. Er hatte dabei, ſo wie überhaupt bei ſeinen akademiſchen Studien, den Vortheil, aus dem frühen Jugendalter bereits herausgerückt zu ſein und ſich, was er lernte, nicht blos Lernens und gewöhnlicher künftiger Ausübung wegen, ſondern auch mit Einſicht und mit genauer Würdigung des Werthes ſeiner Wiſſenſchaft für das höhere praktiſche Leben, anzueignen.

Im Frühjahr 1819 kehrte Lornſen von Jena nach Sylt zurück. Aber mitten in ſeinen Vorbereitungen auf's Examen wirkte er günſtig auf die ihn umgebenden geſelligen und öffentlichen Verhältniſſe. Der damals entſtandene Sylter Klub erhielt von ihm Feuer und Belebung; mit allen Kräften beförderte er die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek auf Sylt. Der junge, feurige, patriotiſche, gefeierte Mann riß gern hin und man ließ ſich gern von ihm hinreißen.

Nachdem Lornſen im Jahre 1820 zu Schleswig ſein juriſtiſches Examen mit Auszeichnung beſtanden hatte, war es anfänglich ſeine Abſicht, ſich irgendwo als Advokat niederzulaſſen. Er war auch zu dieſem Zwecke nach der kleinen holſteiniſchen Stadt Oldeslohe gegangen, als er nach ganz kurzer Zeit ſein Advokatenpatent wieder zurückgab. Zwei Biographien, die ich vor mir liegen habe, weichen hinſichtlich der Urſachen zu dieſem Schritte von einander ab. Nach der einen gefiel ihm die Advokatur nicht, nach der andern wollte er an dem Kampfe der gerade damals gegen ihre Unterdrücker aufgeſtandenen Griechen Theil nehmen. Vielleicht trafen beide Umſtände zuſammen. Doch änderte ſich die letzterwähnte Abſicht Lornſen's in Folge eines ernſten Wortes ſeines Vaters.

Im Herbſt 1821 ging Lornſen nach Kopenhagen, um in den Komptoiren des höchſten Regierungskollegiums für die Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg die Beamtenlaufbahn zu beginnen. Nachdem Lornſen die erſten Schwierigkeiten, ſich in ſeiner untergeordneten Stellung bemerklich zu machen, überwunden hatte und ihm wichtigere Arbeiten übertragen wurden, zeigte er ein ſo ungewöhnliches adminiſtratives Talent, daß er früher als ſonſt üblich und den meiſten ſeiner Kollegen voraus zur Beförderung gelangte. Er wurde im September 1826 zum Chef des erſten und vierten Sekretariatskomptoirs der ſchleswig-holſteiniſchen Kanzlei ernannt, in welcher Eigenſchaft er das Referat in Kirchen- und Schulſachen, Militärſachen, Straßenbauangelegenheiten, Handels- und Gewerbſachen hatte, und erhielt ſpäter auch den Titel eines Kanzleirathes. Dennoch blieb er etwa zehn Jahre lang im Sekretariat, weil die Regierung ſich nicht entſchließen konnte, ſoweit von ihrem Syſteme abzuweichen daß ſie einen Bürgerlichen, ehe er dem Greiſenalter nahe ſtand, auf einen Poſten ſtellte, der den ausgezeichneten Geiſtesgaben Lornſen's entſprach.

Leider hatten unterdeß zu große Anſtrengung und körperliche Anlage die Geſundheitsverhältniſſe Lornſen's bedeutend getrübt. Zur Wiederherſtellung derſelben ging er im Sommer 1827 nach Pyrmont, und da ſein Zweck nicht vollſtändig erreicht worden war, im Sommer 1828 nach Karlsbad in Böhmen. Zu Anfang des Winters 1828 war er ſoweit hergeſtellt, daß er nach Sylt reiſen konnte, wo er das Vergnügen hatte, wieder einmal längere Zeit im Kreiſe ſeiner Familie zu verweilen. Seine vollſtändige Geneſung ging nur langſam von Statten, doch fühlte er ſich im Juni 1829 ſtark genug, nach Kopenhagen zurückzureiſen und dort ſeine Amtsgeſchäfte wieder zu beginnen.

Schon im Jahr 1828 hatte Lornſen, der noch immer im Sekretariat war und aus dem angeführten Grunde keine Ausſicht auf Beförderung in jenem Geſchäftszweige hatte, den Entſchluß gefaßt, eine Beamtenſtelle anzunehmen, wenn ſich eine paſſende darbieten würde. Dieß geſchah im Jahr 1830, kurz nach der Julirevolution, durch die Entlaſſung des damaligen Landvogts auf Lornſens heimathlicher Inſel Sylt. Daß Lornſen ſich um dieſe Unterbeamtenſtelle bewarb, findet ſeine genügende Erklärung in dem Ebenangeführten und in ſeiner Liebe für die Heimath. Ob er dabei zugleich den beſtimmten Plan hegte, in den Herzogthümern eine politiſche Bewegung hervorzurufen, iſt nicht ganz klar: gewiß iſt aber, daß die Julirevolution einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte und ihn zu einer ungewöhnlichen praktiſchen Thätigkeit beſtimmte. Im Auguſt 1830 ſchrieb er an einen Freund in den Herzogthümern: „Die neueſten Begebenheiten im Herzen von Europa, deren Vibrirungen allen Ländern ringsumher friſches Blut zuführen, haben die Beſtrebungen der Zeit plötzlich um ein halbes Jahrhundert ihrem Ziele näher gerückt. Schon lange hat die Freiheit feſt im Volksleben gewurzelt, und daß die Sache der Völker triumphiren würde, hat nie einem denkenden Menſchen zweifelhaft ſein können: es fragt ſich daher nur, ob wir den Triumph erleben werden. Ganz anders werden die Wirkungen der jetzigen Pariſer Begebenheiten ſein, wie 1790. Damals fiel die Saat auf einen wüſten und unkultivirten Boden und nur einzelne Körner gingen auf. Jetzt iſt nicht nur allenthalben der Boden bearbeitet, ſondern es ſind auch ſchon die Früchte geſäet und aufgegangen, und es bedarf nur der Entfernung des wuchernden Unkrauts, das jetzt ausgejätet iſt, und einer erwärmenden Sonne, die jetzt aufgegangen iſt. Es naht jedenfalls eine thatenvolle Zeit heran, die jeden ſtreitbaren Mann mahnt, ſich wohlgerüſtet vorfinden zu laſſen, und meine Sylter Muße ſoll meine Rüſtkammer werden.“

Am 10. Oktober 1830 war Lornſen zum Landvogt auf Sylt ernannt worden, und um die Mitte des nämlichen Monats reiſte er von Kopenhagen nach Kiel ab, um nach einem kurzen Aufenthalt daſelbſt ſein Amt auf Sylt anzutreten. Die Zeit ſchien günſtig, zu Gunſten der Gewinnung einer ſchleswig-holſteiniſchen Verfaſſung einen Verſuch zu machen. Lornſen, von ſolchen Gedanken erfüllt, traf in Kiel auf befreundete Gemüther, und dies mochte ihn entſcheiden, ohne Aufenthalt thätig zu werden. Aber ſeine Lage war zugleich äußerſt ſchwierig. Durch ſeinen längeren Aufenthalt in Dänemark dem ſchleswig-holſteiniſchen Volke etwas entfremdet, ohne vorbereitete Verbindungen, ohne beſonderes Anſehen durch ſeine äußere Stellung und ſelbſt ohne Geldmittel, war er plötzlich und tief in die mißliche Frage hineingerathen: wie, durch welche Mittel ein anerkannt ſchlimmer, ſtaatsrechtlicher Zuſtand geheilt werden ſolle, was zweckmäßig und was doch auch zugleich klug ſei, und wie weit man ſich wagen dürfe? Aber Lornſen rechnete auf ſich und auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache. Er war überzeugt von der moraliſchen Schwäche ſeiner Gegner. Er hielt ſie deßhalb für unfähig, einem offen ausgeſprochenen Volkswunſche in dieſer Zeit der gewaltſamen Bewegungen zu widerſtehen.

Lornſen dachte dabei ſo wenig als ſeine Freunde an eigentliche Gewaltmaßregeln, oder, wie die eine der erwähnten Biographien ſagt: „Er wollte keine Revolution im böſen Sinne des Wortes.“ Aber allerdings wollte er nachdrücklich auf die endliche Erfüllung eines längſt gegebenen Verſprechens (der Ertheilung der verheißenen Verfaſſung) wirken und ebenſo nachdrücklich um Grundlagen ſich dabei bemühen, welche den Bedürfniſſen einer wirklichen konſtitutionellen Freiheit und eines nationalen Beſtehens von Schleswig-Holſtein entſprachen.

Petitionen aus allen Ständen und Diſtrikten des Landes und eine in Kiel abzuhaltende allgemeine Landesverſammlung ſollten den Weg dazu bahnen. Um dieſes ohne Hemmungen von oben in's Werk zu ſetzen, war raſches Handeln unumgänglich nothwendig. Am 1. November ſollte jene Verſammlung abgehalten werden. Ihr gingen mündliche und ſchriftliche Einladungen in alle Theile von Schleswig-Holſtein voraus. Lornſen ſelbſt unternahm zu dieſem Zwecke eine eilige Rundreiſe. Er wollte längs der Oſtküſte Schleswigs hinauf, dann die Weſtküſte beider Herzogthümer hinab, bis Altona reiſen, und von dort an dem feſtgeſetzten Tage wieder in Kiel eintreffen. Er reiſte wirklich nach Flensburg, fand hier aber nicht ſoviel Anklang, als er erwartet hatte, wurde einige Tage aufgehalten und mochte einſehen, daß er nicht Zeit genug habe, die beſtimmte Reiſe mit Wirkſamkeit auszuführen. Auch fing die Regierungsparthei an, in der Stille Gegenmaßregeln vorzubereiten. Lornſen kehrte daher von Flensburg faſt ohne alles Ergebniß nach Kiel zurück und ſchien jetzt nichts mehr von der ſogenannten Landesverſammlung zu halten. Inzwiſchen war der 1. November nahe und den dazu nach dem erſten Plane durch Freunde Lornſen's Eingeladenen konnte nicht mehr Nachricht von einem veränderten Plane gegeben werden. Es mußte daher doch zu jener Verſammlung, wenn auch in verkleinertem Maßſtabe, kommen. Sie fand in einem Gaſthofe zu Kiel ſtatt. Lornſen hatte eine Schrift: „Ueber das Verfaſſungswerk in Schleswig-Holſtein“ ausgearbeitet, welche in der Verſammlung vorgeleſen wurde und allgemeine Billigung erhielt. Man beſchloß, daß jeder Einzelne nach Kräften für allgemeine Petitionen um eine repräſentative Verfaſſung wirken ſolle, und wünſchte zugleich, daß Lornſen's Schrift gedruckt werde, um ſo eine Grundlage zu haben, auf welche hin die Petitionsbemühungen im ganzen Lande erfolgreicher betrieben werden könnten. Dieſes Letztere geſchah, trotz der anfänglichen Schwierigkeiten, das Imprimatur der Cenſur zu erhalten: 10000 Exemplare der Schrift waren in wenigen Tagen vergriffen und das ganze Land nahm jetzt an der Aufregung Theil, welche bis dahin nur noch Wenige bewegt hatte.

Es iſt wohl hier der geeignete Platz, den weſentlichen Inhalt jener Lornſen'ſchen, nicht ganz einen Bogen großen Schrift zu erwähnen.

Der 13. Artikel der deutſchen Bundesakte, (wie in derſelben bemerkt,) habe auch dem Herzogthume Holſtein eine repräſentative Verfaſſung zugeſichert, die noch nicht ertheilt ſei. Auf Petitionen der Diſtrikte des Herzogthums Schleswig, daß die für Holſtein zu gewärtigende Verfaſſung für beide Herzogthümer gegeben werden möge, wäre keine Verfügung erfolgt. Seitdem ſei über ein Jahrzehnd verfloſſen. Die gegenwärtige Zeit mahne jeden Staatsbürger, der mit Lauterkeit und Wärme für Schleswig-Holſtein fühle, zur Sprache und zur Erörterung zu bringen, was nach ſeiner Ueberzeugung dem Lande Noth thue. Eine Trennung des Herzogthums Schleswig von dem Herzogthum Holſtein, die durch die vereinzelte Umgeſtaltung des letzteren in einen konſtitutionellen Staat und der damit in Verbindung ſtehenden adminiſtrativen Einrichtungen desſelben in der Hauptſache durchgeführt wäre, ſei jedem Schleswig-Holſteiner ſchlechthin undenkbar. Es frage ſich daher nur, ob jetzt auf die Gründung einer Repräſentativ-Verfaſſung für die Herzogthümer anzutragen ſei. Folgende zwei Thatſachen aber forderten gebieteriſch eine durchgreifende Umgeſtaltung der Staatseinrichtungen in Schleswig-Holſtein: I. die Finanzverwaltung des Staates ſei ein Geheimniß vor der Geſammtheit der Staatsbürger; II. die geſammten höheren adminiſtrativen Einrichtungen bedürften einer gänzlichen Umgeſtaltung. Zu erbitten und zu erſtreben wäre das Folgende: 1) Zuſammenberufung einer proviſoriſchen Verſammlung von Abgeordneten des Landes für das Jahr 1831, um ihr einen auf die nachſtehenden Grundbeſtimmungen baſirten Entwurf zu einer Verfaſſungsurkunde für beide Herzogthümer von Sr. Majeſtät vorzulegen: a) Die Verſammlung der Abgeordneten bildet eine Geſammtheit. Von den Abgeordneten wird aus ihrer Mitte ein Ausſchuß als erſte Kammer gebildet. b) Beiden Kammern ſteht das Steuerbewilligungsrecht zu, zu welchem Ende ſie ſich in Eine Kammer vereinigen. c) Beiden Kammern ſteht die Theilnahme an der geſammten Geſetzgebung zu, welche jede für ſich übt. d) Den Kammern ſteht die Initiative ſowohl als dem Könige zu. e) Der König hat ein abſolutes Veto. 2) Verlegung der ſämmtlichen Landeskollegien von Kopenhagen nach den Herzogthümern; (nach

Kiel). 3) Trennung der Verwaltung von der Juſtiz. 4) Die Errichtung eines oberſten Juſtizhofes für beide Herzogthümer, in der Stadt Schleswig, mit der Verpflichtung zur Angabe der Entſcheidungsgründe. 5) Die Einſetzung zweier Regierungskollegien, eines für jedes der beiden Herzogthümer reſp. in Schleswig und Kiel. 6) Die Einſetzung eines oberſten Staatsrathes, dem ſämmtliche Verwaltungskollegien unterzuordnen wären, zur Regierung beider Herzogthümer; der Sitz des Staatsraths in Kiel. Dieſer Staatsrath hätte die Verhandlungen mit den Abgeordneten und die Geſetzesentwürfe vorzubereiten. Zwei ſeiner Mitglieder würden abwechſelnd in der Reſidenz des Königs wohnen und nur in ihrer Gegenwart dem Könige die ſchleswig holſteiniſchen Sachen von dem ſchleswig-holſteiniſchen Staatsminiſter vorzutragen ſein. Das Kanzleikollegium würde eingehen, oder zum Staatsrath umzugeſtalten ſein. — So würden die Herzogthümer von dem Königreich Dänemark in adminiſtrativer Hinſicht gänzlich getrennt. An eine Verſchmelzung beider denke man nicht länger. Nur der König und der Feind ſei beiden gemeinſchaftlich. Vielleicht finde der König im Intereſſe beider Theile, Winters in Schleswig zu reſidiren. — Die bezeichneten, von der öffentlichen Meinung gewünſchten Reformen würden für die Blüte, die öffentlichen Angelegenheiten, den Handel und die Gewerbe der Herzogthümer von den beſten Folgen ſein. Die Sicherung des Grundeigenthums vor einer willkürlichen Beſteuerung würde die Reichthümer, welche Hamburg fortwährend aus ganz Deutſchland an ſich ziehe, in die Herzogthümer ableiten, und ſei es gegründet, daß jährlich große Geldſummen aus den Herzogthümern nach Dänemark gehen, ſo würden ſie fortan, wie es ſich gebühre, im Lande bleiben. Angeſehene Bürger in zwei Hauptſtädten der Herzogthümer hätten beſchloſſen, Petitionen um eine repräſentative Verfaſſung für Schleswig-Holſtein einzureichen. Andere Männer, die nicht weniger von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt ſeien, hätten aber Bedenklichkeiten geäußert, die Sache in jetzigem Zeitpunkte anzuregen, — Einige, weil ſie den Pöbel fürchten, Andere mit Rückſicht auf die Liebe des ganzen Volks zum Könige, welchem die gewünſchten Reformen mißfällig ſein könnten; — aber beides ſei ungegründet.

Die Schrift enthielt auch Stellen von allgemeiner Bedeutung: „Spott und Hohn hat zwar die mächtigſte und edelſte Nation Europa's (die deutſche) wegen ihrer heilloſen Zerſtückelung von jeher und von allen Seiten und Völkchen auf ſich laden laſſen müſſen. Aber die Zeit hat gezeigt, und ſie wird fernerhin zeigen, daß auch der Deutſche fortan jedes unwürdige Anſinnen mit Nachdruck zurückzuweiſen wiſſen wird.“ Und dann gegen die vorgeſchützte Pöbelfurcht: „Es hat ſich als das Reſultat der großen Kämpfe der vergangenen Zeiten die Wahrheit herausgearbeitet und geltend gemacht, daß fortan allein die Ueberzeugung des großen Mittelſtandes, bei dem die phyſiſche wie die intellektuelle Macht wohnt, die Welt regieren und Alles, was ſich gegen dieſe Ueberzeugung erhebt, machtlos daran zerſchellen wird.“ Die Schrift hatte über die Bedenken, daß die gewünſchten Reformen dem Könige mißfällig ſein könnten, ſich wie nachſteht, geäußert und zugleich geſchloſſen: „So darf ſich die Liebe zum Könige in der Bruſt des Mannes nicht kund thun. Wir dürfen uns nicht in die Lage ſetzen, unſere dringlichſte Angelegenheit hinausſetzen zu müſſen bis zu dem Zeitpunkte des Ablebens eines Königs, dem wir die Unſterblichkeit wünſchen *). Es iſt im Gegentheil in mehrfacher Rückſicht gerade jetzt unter der Regierung und bei Lebzeiten unſeres jetzigen Königs der geeignetſte Zeitpunkt für die Gründung unſerer neuen Staatseinrichtungen. Unſer König iſt kein gemachter, ſondern ein geborner Bürgerkönig.“

Es war begreiflich, daß dieſe Schrift — der erſte

---

*) Damals und bis zum 3. Dezember 1839 regierte noch König Friedrich VI.

laute offene Athemzug nach langem Verſchloſſenſein alles Athmens in der Bruſt der Nation — ein großes Aufſehen machte, daß die Herzen aller guten Schleswig-Holſteiner, aller repräſentativ geſinnten Männer ihm entgegenflogen. Aber weniger begreiflich wäre es, daß bald heftige und perſönliche Gegenſchriften erſchienen, wenn nicht in dieſem Fache leider Alles nach und nach begriffen werden könnte. Selbſt ein Aufſatz in der Zeitſchrift Minerva (Okt. Nov. und Dez.-Heft 1830), betitelt: „Die verſuchte Aufregung in Holſtein und Schleswig,“ welche Lornſen die Ehre anthat, ihn „genial“ und ſeine Schrift eine „merkwürdige“ zu nennen, welche über die Gegenſchrift eines Landraths Rumohr witzelt, daß ſie keinen Rumor machen werde, und unumwunden eingeſtand, daß der Hof Holſtein noch keine Verfaſſung im Sinne des Art. 13 der Bundesakte gegeben habe, daß Holſtein, gegen die Beſtimmungen der Bundesakte, noch heute ein Oberappellationsgericht entbehre, — warf ſchiefe, ungünſtige Lichter auf Lornſen, ließ den Gemeinplatz hereinſpielen, daß die Preßfreiheit und die freie Sprache des Bürgers ihre Grenzen habe, und kopulirte ihn gleich mit dem weiteren, daß dieſe Grenzen enger für den Staatsbeamten, als für den ſeien, welcher es nicht iſt. Als ob, wo die Preßfreiheit ihre geſetzlichen Grenzen habe, dieſe dem Staatsdiener nicht ebenſo zu Gute kommen dürften und müßten, als den übrigen, nicht im Staatsdienſt befindlichen Staatsangehörigen! Als ob ihm, einem modernen Papageno, der Mund von Amtswegen verſchloſſen wäre, bis die Dame der Nacht ihn wieder zu öffnen ihm erlaube! Als ob er ſeine Freiheit der Meinungsäußerung, dieſe edelſte Perle des Menſchſeins, verkauft hätte für einige hundert oder wie viel Gulden, Thaler oder Mark!

Lornſen hatte, ehe er der Verabredung mit ſeinen Freunden Folge gab, und insbeſondere, ehe er die von ihm verfaßte Schrift verbreitete, der Regierung offen und ehrlich ſein Beginnen in einem an den Präſidenten der ſchleswig-holſtein-lauenburgiſchen Regierung gerichteten

Schreiben gemeldet. Aber ſo wenig dieſes als der im Ausdruck und ſelbſt in den Sachen gemäßigte Inhalt der Schrift und Lornſen's bisheriges Leben konnten ihn vor ſchnell über ihn hereinbrechenden, ſtrengen Maßregeln ſchützen.

In Kiel hatte man alsbald zahlreiche Unterſchriften zu einer Petition um Verfaſſung geſammelt, die man aber, wahrſcheinlich durch Intrigue im Sinne der Reaktion verleitet, nicht unmittelbar an den König, ſondern an den Stadtmagiſtrat und die Bürgerrepräſentanten richtete, von welchen man ſich verſprach, daß ſie dieſelbe ſich aneignen und amtlich kräftig unterſtützen würden. Inzwiſchen wurde das Petitioniren in mehreren andern Städten der Herzogthümer thätig betrieben; durch den Druck der hundertjährigen unumſchränkten Herrſchaft aber von allem öffentlichem Handeln entwöhnt, wagten hier die Petitionäre nicht, ihre Petitionen eher abzuſenden, als bis die Kieler die ihrige abgeſandt hätten, denen man über die Zuläſſigkeit dieſes Schrittes ein richtigeres Urtheil zutraute. Die Kieler Petition wurde aber gar nicht abgeſandt, denn die Gegner im Rath und in der deputirten Bürgerſchaft erhielten die Mehrheit, die Petition wurde zurückgehalten und die ganze Sache gerieth in's Stocken. Inzwiſchen hatte die Anfangs ſehr beſtürzte Regierung ſich allmälig über den wahren Zuſtand der Dinge näher unterrichtet und erkannt, daß die reformirende Partei nicht ſo ſtark ſei, wie man im erſten Schrecken geglaubt hatte. Lornſen hatte Befehl erhalten, ſich unverzüglich auf ſeinen Poſten nach Sylt zu begeben. Er kam dort am 13. November an und empfing, nachdem er ſich in ſeinem neuen Amte vorgeſtellt, von ſeinen Freunden und Verwandten und Beamten die innigſten Glückwünſche.

Die Ruhe war nirgend unterbrochen worden. Man hatte ſich nur des gottgegebenen Rechts mündlicher Verſtändigung in geſchloſſenen Räumen und ohne periodiſche Wiederkehr bedient, um gemeinſchaftliche Bitten auf längſt Verheißenes, durch die Zeit Gereiftes und durch die Verhältniſſe dringend nothwendig Gewordenes an die Regierung zu richten und ein von der Cenſurbehörde genehmigtes, alſo gebilligtes kleines Buch ſollte der Vermittler ihres Verſtändniſſes für die nächſten Umgebungen ſein. Aber Lornſen ſelbſt täuſchte ſich am wenigſten über die Gefahr, der er ſich Preis gegeben. Wie der große deutſche Volksbefreier Hermann einſt in Rom die Kunſt ſeiner Gegner kennen gelernt, ſo Lornſen die der ſeinigen und ſeines Volksſtammes im däniſchen Kopenhagen.

Noch zitterte die Bewegung durch die Herzogthümer, noch ſchwebte man in Furcht und in Hoffnung, da brachte im Laufe des Monats November die Kopenhagener Kollegialzeitung Folgendes: „Kanzleirath Lornſen, der am 12. Oktober zum Landvogt auf der Inſel Sylt ernannt wurde, hat, ſeit ſeiner Abreiſe am 18. desſelben Monats, ſtatt das ihm allergnädigſt verliehene Amt anzutreten, an verſchiedenen Orten in den Herzogthümern, und namentlich in Flensburg und Kiel, eifrige Bemühungen angewandt, um, auf ſtrafbare Weiſe und ſeinen Pflichten als Beamter gerade entgegen, das Vertrauen zwiſchen der Regierung und den Unterthanen zu ſtören und die ruhigen Einwohner zu gemeinſchaftlichen Schritten zu verleiten, welche zu den verderblichſten Folgen für die öffentliche Sicherheit und Ruhe führen könnten. Außerdem, daß eine von ihm herausgegebene Schrift von ſeinen Abſichten und Schritten zeugt, wird Solches näher durch ein Schreiben an den Präſidenten der ſchleswig-holſtein-lauenburgiſchen Kanzlei vom 5. November aufgeklärt, wobei er die benannte Schrift eingeſandt, ſowie durch einen Bericht des Amtmannes vom Amte Tondern, welcher zeigt, daß Kanzleirath Lornſen, weit entfernt, ſeine Abſichten aufgeben zu wollen, den feſten Vorſatz gefaßt hat, ſeine Amtsſtellung zu mißbrauchen, um eine unruhige Stimmung bei den Einwohnern gedachter Inſel hervorzubringen. Seine Majeſtät, welcher dieſe Thatſachen vorgelegt worden, haben unterm 15. d. M. beſchloſſen, daß das königl. ſchleswig'ſche Obergericht ſogleich die Verhaftung des Kanzleiraths Lornſen und deſſen Hinbringung in ſichere Verwahrung auf die Feſtung Rendsburg veranſtalten ſoll, ſowie auch das beſagte Obergericht die genaueſte Unterſuchung wider den Kanzleirath Lornſen in Anleitung ſeiner obenerwähnten geſetzwidrigen Schritte, und in Uebereinſtimmung mit dem Ergebniſſe dieſer Unterſuchung das weitere Nöthige gemäß dem Geſetz und Rechte vorzunehmen hat.“

Gemäß dieſer Bekanntmachung erſchienen denn am 23. November der Juſtizrath Dröbbe, der Amtsſekretär Boie und ein Tondern'ſcher Polizeidiener bei Lornſen, um ihn in Verhaft zu nehmen. Lornſen ertrug dieſes gefaßt und benutzte noch die letzten Augenblicke ſeiner Anweſenheit auf der Inſel, um die Gemüther wegen der gegen ihn getroffenen Maßregel zu beruhigen.

Nach der Feſtung Rendsburg gebracht, ward Lornſen alsbald der Gegenſtand einer Unterſuchung, welche von der auf allerhöchſten Befehl ernannten außerordentlichen Kommiſſion, beſtehend aus den Obergerichtsräthen Thomſen und Niſſen und dem Sekretär Federſen, mit alle dem Nachdrucke gegen ihn geführt ward, welchen man in Deutſchland bei politiſchen Prozeſſen gewöhnt iſt. Auch Lornſen's Freunde mußten in Bezug auf die ihnen gemachten Anſchuldigungen dieſer Kommiſſion Rede ſtehen. Lornſen's Arreſt war ſtreng: die gegen ihn geführte Unterſuchung dauerte über ein halbes Jahr. Als die Akten geſchloſſen waren, erfolgte ihre Einſendung zum Spruche an das Obergericht in Schleswig.

Am 31. Mai 1831 erhielt Lornſen ſein Urtheil. Ohne Entſcheidungsgründe und ohne Anführung eines Geſetzes lautete es auf Amtsentſetzung als Landvogt der Inſel Sylt, auf einjährigen Feſtungsarreſt des erſten Grades und auf Erſtattung ſämmtlicher Unterſuchungskoſten, wie es im Urtheile heißt: „wegen Handlungen, welche hätten gefährlich werden können.“ Man ſieht: der im Artikel der Kovenhagener Kollegialzeitung gebrauchte Ausdruck: „zu gemeinſchaftlichen Schritten zu verleiten, **welche zu den verderblichſten Folgen für die öffentliche Sicherheit und Ruhe führen könnten,“** war nicht ohne einen gewiſſen Nachhall im Urtheil geblieben. Den Titel „Kanzleirath“ ließ man **Lornſen**.

In Folge des gegen ihn erlaſſenen Urtheils ward **Lornſen** am 2. Juni 1831 nach der Feſtung Friedrichsort gebracht, im November deſſelben Jahres jedoch, auf ſein Anſuchen, zurück nach der Feſtung Rendsburg. Ein Strom von Schmähungen und Verläumdungen ergoß ſich unterdeß gegen ihn. Außer der ſchon erwähnten Rumohr'ſchen, erſchien auch eine Schrift **Witt's von Törring** gegen **Lornſen** und die von ihm unternommene Verfaſſungsarbeit. Aber der edle Mann äußerte nicht einmal ein gehäſſiges Wort über das, was man ihm that. Am 1. Juni 1832, als **Lornſen** ſeine Strafe verbüßt hatte, erhielt er die Freiheit wieder und ſeine Freunde veranſtalteten ihm ein Feſtmahl. Das Andenken an das trübe Vergangene war auf einige Stunden durch die herzliche, theilnahmvolle Gegenwart und die Ausſicht auf eine günſtigere Zukunft in den Hintergrund getreten. Kurz darauf reiſte **Lornſen** ſeiner Heimath zu, wo ihm Jeder auf Sylt, wie überall, wohin er kam, ein Herz voll Liebe und Hochachtung entgegentrug. Im September 1832 las man in öffentlichen Blättern, **Lornſen**, der ſich noch auf der Inſel Sylt aufhalte, werde ſich nach Kiel begeben, und, wie es heiße, dort advociren. Aber dieſer Plan, wenn er überhaupt vorhanden geweſen, kam nicht zur Ausführung.

So ſtark auch **Lornſen's** Körper in früherer Zeit geweſen war, ſo hatte ſeine Geſundheit doch in ſpäteren Jahren bedeutend gelitten. Um dieſe wiederherzuſtellen, hielt er einen mehrjährigen Aufenthalt in einem wärmeren Klima für nothwendig. Aber auch die Vernichtung ſeiner Wirkſamkeit, ſeine Amtsentſetzung und Beſtrafung, ließen ihm wünſchenswerth erſcheinen, aus ſeinem Vaterlande ſich zu entfernen. Er wollte zugleich fort, „weil,“ wie er ſchrieb, „es ihm unerträglich ſei, als müſſiger Zuſchauer im Lande zu leben.“

Am 6. Oktober 1833 reiſte Lornſen von Morſum nach Sylt ab. In der Nähe von Föhr traf er ein Schiff, das nach Amſterdam ſegeln ſollte. Hier angelangt, fand er bald ein Schiff, welches nach Rio de Janeiro ging. Am 20. Dezember 1834 war er an dem Ort ſeines neuen Aufenthaltes und ſeiner alten Wirkſamkeit. Denn auch in der tropiſchen Welt, die ihn jetzt umgab, in der Hoffnung der Wiedergeneſung, unter tauſend Eindrücken, welche er vorher nicht hatte ahnen können, dachte er ſeines Vaterlandes Schleswig-Holſtein und arbeitete für daſſelbe. Konnte er es nicht mehr als praktiſcher Staatsmann, in unmittelbarer Verhandlung mit dem Volke und für das Volk, ſo that er es als Schriftſteller. Die Saite, die er in ſeiner erſten kleinen Schrift angeregt hatte, ſollte, ein reiches Taſtenwerk, ſich ausklingen, und an der Hand der Geſchichte, pragmatiſch, die Gerechtſame ſeines Vaterlandes, Dänemark gegenüber, nachzeigen.

Noch während ſeiner Gefangenſchaft und jetzt während ſeines Aufenthalts in Braſilien hatte Lornſen die Genugthuung, daß die Regierung einigermaßen dem Einfluſſe wich, welchen in den Herzogthümern das durch Lornſen reger gewordene öffentliche Intereſſe und in Dänemark die beiſpiellos glücklichen Wirkungen der freien Verfaſſung in Norwegen geltend gemacht hatten. Der König-Herzog gab im Jahr 1831 ſeinen ſämmtlichen Unterthanen in den beiden Herzogthümern, wie im Königreich Dänemark „eine den Zeitumſtänden und Verhältniſſen angemeſſene Verfaſſung,“ um in jenen „den Sinn und Eifer für das gemeinſame Wohl noch mehr zu beleben,“ und im Jahr 1834 eine Verordnung wegen näherer Regulirung der ſtändiſchen Verhältniſſe Schleswig-Holſteins. „Sollten wir,“ lauteten die Schlußworte dieſer Verordnung, „zur vollkommneren Erreichung unſerer landesväterlichen Abſicht für die Zukunft eine Veränderung in den wegen Anordnung und Regulirung der ſtändiſchen Verhältniſſe erlaſſenen Vorſchriften nöthig finden, ſo werden wir dies als einen nach Maßgabe unſeres allgemeinen Geſetzes wegen Anordnung von Provinzialſtänden vom 28. Mai 1831 zu behandelnden Gegenſtand betrachten und die ſolche Veränderung betreffenden Geſetzentwürfe der ſtändiſchen Verſammlung zur Berathung vorlegen laſſen, ehe wir darüber unſern allerhöchſten Beſchluß faſſen.“ Man ſieht, es waren nur berathende Stände, welche in's Leben treten ſollten; alſo auf eine Repräſentativverfaſſung nur eine kleine Abſchlagszahlung! Aber welche Mühe hatte dieſe ſchon nöthig gemacht! Dabei hatte der König den Unterthanen das Recht der Petitionen an die Stände, den Ständen aber das Recht der „Vorſchläge und Anträge, der Bitten und Beſchwerden, welche auf das ſpezielle Wohl des ganzen Herzogthums oder einen Theil deſſelben Beziehung haben,“ ertheilt: ein Umſtand, auf den Volks- und Verfaſſungsfreunde gleichfalls damals großes Gewicht legten. Aber viel ſpätere Ereigniſſe haben gelehrt, daß dieſes Gewicht zu groß angeſchlagen geweſen ſei.

Im Frühjahr 1835 befand ſich Lornſen wohler, aber doch nicht wohl genug, um die Rückreiſe antreten zu dürfen. Beſſer ſtand es um ihn im Frühjahr 1837. Er verließ alſo Rio de Janeiro und ging über Marſeille, nach einem kurzen Aufenthalte in der Provence, nach der Schweiz. In der Mitte Septembers 1837 war er in Genf. Hier fand er die erwarteten Briefe aus der Heimath, aber nicht das in denſelben, was er ſo ſehnlich wünſchte. Er hatte eine geliebte Schweſter gehabt, dieſe war erkrankt und der Wunſch, ſie wieder zu ſehen, hatte ihn weit aus der neuen Welt zurück in die alte geführt. Nun erfuhr er die Nachricht von ihrem Tode. Tief ward er dadurch erſchüttert. Einſamer als je ſtand er da. Sein Werk für das Vaterland war vollendet. Die Schweſter, die Zeugin ſeiner Jugendfreuden, die Tröſterin in ſeinen Leiden, war dahin. Der Vater ſtand am Rande des Grabes. Er ſelbſt fühlte ſich ſiecher.

Am 16. September 1837 ſchrieb er von Genf aus an Heinrich von Gagern, mit dem er in Jena ſtudirt hatte. Der Eingang des Brieſes lautete: „Vor zwanzig Jahren, lieber Gagern, verbanden wir uns für die Sache Deutſchlands und der Freiheit. Wir beide ſind unſren Gelübden treu geblieben, und haben für dieſe Sache gehandelt und geopfert. Mir iſt es nicht gegeben, das Werk, was ich in meinem Lande mit Erfolg begonnen, zu vollenden, ungeachtet alle meine ſeitherigen Beſtrebungen darauf gerichtet waren. Seit langen Jahren an einer ſchlimmen Flechtenkrankheit leidend, gegen welche ich vergebliche Hilfe unter einem milden Himmel geſucht, werde ich jetzt unterliegen und in wenigen Wochen in das Grab ſinken. In dieſer Lage wende ich mich an dich, deinen Beiſtand für meine Sache in Anſpruch zu nehmen, die zugleich die Deinige, weil die des gemeinſamen Vaterlandes und der Freiheit iſt, für welche wir uns verbunden haben.“

Der Brief geht dann mit der Bemerkung: „Das Verfaſſungswerk iſt in unſerm Schleswig-Holſtein wegen der Verhältniſſe zu Dänemark mit beſonderen Schwierigkeiten verbunden,“ zur ausführlichen Darlegung dieſer Schwierigkeiten über. Er enthält den Beweis, wie ſo ganz dieſer Gegenſtand Lornſen's klaren, überſchauenden Geiſt bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens erfüllte. Dem Inhalte des Brieſes ſelbſt in ſeinen geſchichtlich-ſtaatsrechtlichen Ausführungen kann hier nicht gefolgt werden. Er iſt ein gedrängter Auszug des Werkes: „Die Unions-Verfaſſung Dänemarks und Schleswig-Holſteins“ und beider Inhalt wurde in den letzten Jahren, wo die Angelegenheiten Schleswig-Holſteins einen neuen Aufſchwung genommen, in Adreſſen, Reden, Druckſchriften und Landtagsverhandlungen mannigfaltig erörtert.

Nachdem Lornſen den Inhalt des Manuſkriptes angegeben und den Wunſch geäußert, der Herausgabe ſeines umfänglicheren Werkes, für das Volk „die ſämmtlichen Hauptergebniſſe des Buches in einem kurzen, bündigen und ergreifenden Vortrage auf höchſtens drei Druckbogen zuſammen zu faſſen, um ſolchergeſtalt ſicher zu ſein, alle Stände in einer Richtung und für ein Ziel zu vereinigen," dabei aber angeführt, daß er jetzt nicht im Stande ſei, dieſe Arbeit zu unternehmen, beſprach er die Frage: wem er die Herausgabe des Werks übertragen ſolle? und bezeichnete es als eine beſonders günſtige Fügung, daß er den Dr. juris Beſeler, ſeither Profeſſor in Baſel, nunmehr in Roſtock, in der Schweiz antreffe. Dieſen nahm er als Herausgeber ſeiner Schrift in Ausſicht, berührte aber mit der zarteſten Rückſicht die Nachtheile, welche dieſe Herausgabe für Beſeler, bei der von dieſem betretenen Laufbahn haben könnte; Rückſichten, über die ſich jedoch, wie die Folge zeigte, Beſeler ſelbſt hinwegſetzte, der dem Vertrauen, das Lornſen in ihn geſetzt hatte, in vollem Maße ententſprach. „Zwar verfechte ich," fuhr Lornſen fort, „in meiner Schrift die Sache Deutſchlands, indem ich Schleswig, das größtentheils von einer deutſchen Bevölkerung bewohnet iſt, Holſtein und ſomit Deutſchland zu retten, indem ich ein deutſches Land, Holſtein, aus einer ſchmachvollen Stellung in eine ehrenvolle zu heben ſuche. Aber dieſe Rückſicht wiegt bei unſern Regierungen den Vorwurf nicht auf, daß ich in der Schrift, wie überhaupt, die Sache der Freiheit vertrete, ſo inſonderheit auch bei Erörterung der Erbfolgefrage die Volks- und Landesrechte gegen die einſeitige Regulirung der fürſtlichen Erbrechte in Schutz nehme. Das Ergebniß dieſer und ähnlicher Erörterungen war dann der Antrag an v. Gagern, in Gemeinſchaft mit dem Profeſſor Beſeler der Herausgabe des Manuſkripts ſich zu unterziehen und als Herausgeber ſich namhaft zu machen. Er (Lornſen) könne ſich nicht anders vorſtellen, als daß ihre beiderſeitigen Beſchlüſſe für den Druck ausfallen würden. Der Inhalt des Manuſkripts könne ihnen unmöglich Bedenklichkeiten erregen. Dabei willigte jedoch Lornſen in alle Milderungen und Veränderungen des erſten Kapitels, die ſie zweckmäßig fänden, und bat ausdrücklich um Verbeſſerungen in Ausdrücken. Ebenſo willigte er darein, daß in den Einzelheiten Umgeſtaltungen der Form vorgenommen und Ergänzungen, welche mit dem Geiſte und Inhalt des Buches übereinſtimmen, eingeſchaltet würden. Er könne aber nicht ſeine Zuſtimmung dazu geben, daß mit dem Inhalte ſelbſt Veränderungen vor ſich gehen, außer was das erſte Kapitel anbetreffe.

Lornſen's letzte Worte in dem Briefe waren: „Ich erinnere noch ſchließlich daran, wie man es mir zum Vorwurf gemacht hat, daß ich, nachdem ich ſo entſchieden für die Sache des Landes aufgetreten war, nachmals für dieſelbe weiter nichts gethan habe. Es haben aber ſeitdem alle meine Beſtrebungen dieſer Sache gegolten und es liegt jetzt an Euch, mein Andenken durch die Herausgabe des Buches gegen dieſen unbegründeten Vorwurf ſicher zu ſtellen.“

Ein von Lornſen am 2. Oktober 1837 in Genf aufgerichtete „Vollmacht, Auftrag und Bitte“ für von Gagern, Juſtizrath und Profeſſor Hegewiſch in Kiel und Profeſſor Beſeler ließ ſich wiederholt über die Angelegenheit — die Herausgabe des mehrgedachten Manuſkripts — aus. Er willigte darein in Abänderungen der drei erſten Kapitel des Manuſkripts, welche ſeine Freunde etwa nöthig erachten könnten, doch alſo, daß der Gegenſtand nach wie vor derſelbe bleibe. Ebenſo vervollſtändigte und ordnete er einiges Andere. In einem noch ſpäteren Briefe an Profeſſor Beſeler willigte Lornſen im äußerſten Falle in die anonyme Herausgabe der Schrift, und beſtimmte, daß, falls der zeitige Druck nicht zu erlangen ſei, der holſteiniſchen und ſchleswigſchen Ständeverſammlung eine Abſchrift eingeſandt werden ſolle. Ebenſo gab er noch die Erlaubniß zu einigen Weglaſſungen.

Es hat etwas Rührendes, dieſes Zurückweichen vor Verhältniſſen oder Anſichten Dritter und das Dreingeben eines geliebten Wunſches. Aber daneben lebte in ihm das Vollgefühl des Werthes der That, die er durch ſein geſchichtliches und ſtaatsrechtliches Werk vollführte; ein Vollgefühl, welches aus Freundesbruſt in Freundesbruſt gegoſſen, und durch den Schatten des nahenden Todes von der Eitelkeit der Welt und gewöhnlicher Selbſtſchätzung abgetrennt, keiner Mißdeutung unterliegen kann.

Beſchäftigt mit den Angelegenheiten ſeines Vaterlandes und darin die Erhebung in einem kummer- und ſchmerzvollen Daſein ſuchend, lebte Lornſen noch einige Monate lang bis zum 10. März 1838, wo ſein Tod in einem Landhauſe zu Preſſy am Genferſee erfolgte.

Lornſen, ſo ſchien es, war in den politiſchen Salons, auf dem großen Weltmarkte der Staatsereigniſſe vergeſſen; man durfte ein vornehmes Ignoriren auf ſeinen frühen Sarg werfen. Deſto lebhafteren Wiederhall erregte ſein Hingang in den Herzogthümern. „Lornſen war,“ ſo hieß es in einer dort erſcheinenden Zeitſchrift, „ein Mann von hellem Geiſte, von ſeltener Willenskraft und von tiefem Gemüth, ein ächter Sohn Germaniens. Ihm galt nicht Nutz und Gewinn, nicht Glanz und Titel, ihm galt nur die ſchöne That. Ihm waren wohl Viele während ſeines Lebens nicht geneigt, er aber hat Vielen zum Wohle gelebt. Im Volke Schleswig-Holſteins lebt die Liebe zu ihm, wie zu keinem andern.“ Noch ſchöner, — wahrhaft meiſterhaft — äußerten ſich über Lornſen die Kieler Blätter, welche das Blatt, worin ſie ſeinen Tod gemeldet, (wohlverdienter als es in hundert andern Fällen geſchehen,) mit einem ſchwarzen Rand verſehen hatten. „Der Adel ſeiner Seele, die Kraft ſeines Geiſtes, die Tiefe ſeines Gemüthes offenbarten ſich im kleinen Kreiſe, ſeine Thatkraft wählte keinen Schauplatz, ſein Sieg blieb halb ohne Kranz, ſeine Niederlage nahm ihm Alles bis auf den Ruhm. Du Kämpfer ohne Schwert, du Feldherr ohne Heer, du Feind ohne Haß im Herzen, die Fackel, die du angezündet und kühn am Höchſten geſtellt haſt, leuchtet fort, ob du auch geſchieden. Dein Name kann nimmer verlöſchen in Schleswig-Holſtein, dein Wort nimmer verhallen. Wie deine mild-ernſten Züge dem, der ſie geſehen, für immer in die Seele eingeprägt ſind, wie ihn dein leuchtender Blick, deiner Worte gewaltiger Schall ſein Lebenlang begleiten, ſo iſt deine That, unſcheinbar nach Außen, innerlich groß, eingegraben in dieſes Volkes lebendiges Gedächtniß, und verwebt in die wachſende Geſchichte dieſes Landes." Andere öffentliche Nachrichten über Lornſen hoben noch beſonders hervor die Reinheit der Geſinnung, die ihn leitete und ſeine große Gabe der Beredſamkeit. „Lornſen's Beredſamkeit" heißt es da, „war in Wahrheit unwiderſtehlich, die verſchiedenartigſten Menſchen wußte er zu elektriſiren, dieſen durch die Klarheit ſeiner Gründe, jenen durch die Wärme ſeines Gefühls für ſeine Pläne beſtimmend. Hätte Lornſen die Gelegenheit gehabt, oder ſich bereitet, vor großen Volksverſammlungen zu reden, ſo hätte er eine weit ernſtlichere plötzliche Aufregung in ſeinem Vaterlande erzeugen können; aber er vermied dieß, weil er das Volk im Ganzen für zu wenig vorbereitet hielt zur politiſchen Wirkſamkeit und nur durch die reinſten moraliſchen Mittel ſiegen wollte." Im Verlauf dieſes Aufſatzes iſt Lornſen mit dem deutſchen Hermann verglichen worden, einem Helden, mit dem auch, wenn wir ihn uns recht denken, Geſtalt und Haltung Lornſens vielfach übereinſtimmten; anderwärts verglich man ihn mit Johann Huß, indem er vielleicht für Holſtein um hundert Jahre zu früh aufgetreten wäre. Doch ſetzte man mit Grund hinzu: „wenn anders eine Beſtrebung verfrüht genannt werden mag, welche jedenfalls manche verwandte Ideen in befreundeten Geiſtern wirken und den nur dadurch zu beſchaffenden Umſchwung der Dinge in der folgenden Generation vorbereiten konnte."

Schweizererde bedeckte längſt die Reſte Lornſen's, als ſein von ihm ſo treu gepflegtes Werk: „Die Unions-Verfaſſung Dänemarks und Schleswig Holſteins," (Jena, Friedrich Frommann, 1841) veröffentlicht wurde. Gagern verſchuldete dieſe ſpäte Veröffentlichung, aber nicht in rückhaltlicher Abſicht. Profeſſor Beſeler in Roſtock hatte die Herausgabe beſorgt und als Herausgeber ſich auf dem Titel genannt. Aus der Vorrede erfuhr man unter Anderm, daß Lornſen an die Ausarbeitung ſeines Werkes die letzten ſieben Jahre ſeines Lebens geſetzt, daß er es im Gefängniß begonnen, in Amerika fortgeführt, auf dem Todbett vollendet hatte. Das Vermächtniß Lornſens wurde in ſeinem Sinne vollendet. Das Werk erſchien ſo, wie es aus Lornſen's Feder hervorgegangen.

Nach der Bemerkung, daß in demſelben Lornſen's ganze Perſönlichkeit, mit ſeinen Tugenden und, wenn man wolle, mit ſeinen Fehlern, dem Leſer entgegen trete, und nach der Charakteriſtik Lornſen's, welcher ich bereits in dem Eingange dieſes Aufſatzes eine Stelle angewieſen, fuhr Beſeler in ſeiner Vorrede wie nachſteht fort: „Eine ſolche Perſönlichkeit darf es verlangen, daß ſie ungeſchwächt und unbeſchnitten der Nachwelt überliefert werde, und wahrlich wir Deutſchen haben keinen ſolchen Reichthum an politiſchen Charakteren, daß wir einen ſo bedeutenden nicht voll und abgeſchloſſen hinſtellen ſollten. Der Charakter des Mannes aber zeigt ſich in ſeinen Thaten, und dieſes Werk iſt eine That. Lornſen begann es ohne gelehrte Vorbildung in der Geſchichte und dem Rechte, das er bearbeiten wollte: nur die Ueberzeugung, daß es für ſein ſchleswig holſteiniſches Land und deſſen gerechte Sache nothwendig ſei, führte ihn zu dieſen Studien. Aber ſein ſtaatsmänniſcher Blick beherrſchte bald das Material." — Und dann: „vor allem muß ich den Wunſch ausſprechen, daß Niemand über dieſes Werk urtheilen wolle, der es nicht ganz und im Zuſammenhange geleſen hat. Eine ſo ſcharf gezeichnete Perſönlichkeit, wie Lornſen's, ſteht oft im ſchroffen Widerſpruch mit Andern: Einzelnes reizt und verletzt; nur der ganze Guß darf hier entſcheiden." Beſeler rechnete dann namentlich zu den „harten Worten und Angriffen" des Buches, Lornſen's Auftreten gegen den Etatsrath Falck in Kiel, aber mit dem ausdrücklichen Zuſatze, daß es nur der Sache gegolten.

Die deutſche Kritik begegnete Lornſen's Werk mit Achtung und Anerkennung. — —

Es gibt Männer, aber wenige, deren geiſtige Tüchtigkeit von einer ſo thätigen Willenskraft getragen iſt, daß wir kaum uns überzeugen können, ſie würden jemals aus dem Leben, dieſer ſüßen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens, bleibend ſcheiden. Im Gegentheile: wenn die Fahne ſich entrollt, um welche ſie einſtmals geſtanden, wenn das Hifthorn erklingt, dem ſie gehorcht, der Ruf erſchallt, den ſie mitgerufen, dann glauben wir ſie aus dem Schatten, der ſie umhüllt, und wäre es der Schatten des Grabes, auf's Neue hervortreten zu ſehen. Sie ſind wieder da; ſie wirken, ſie kämpfen wieder. Der Sieg welcher errungen wird, hat ihren erſten Jubel, die Niederlage, welche ſtatt des Sieges auf ihr Haupt und das ihrer Freunde fällt, ihre letzte Klage im Gefolge. Der Jubel aber iſt nicht der ihre, die Klage nicht die ihre; ſie empfinden zunächſt nur für die Sache: Jubel und Klage iſt nur der Roſen- oder der Cypreſſenkranz, den ſie um die Sache winden. Ein ſolcher Mann war Lornſen. Lang war er todt, als die Verfaſſungskämpfe der Herzogthümer und der Drang, deutſch zu ſein und zu bleiben, mit erneuter Kraft entbrannte und das „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" durch alle Gauen des großen Vaterlandes tönte. Da war es nicht blos Lornſen's zürnender Geiſt, den Beſeler am Ende ſeiner Vorrede heraufbeſchwor, ſein „Wehe!" auszurufen über Diejenigen, „welche in neueſter Zeit (1840) darüber eins ſind, die heiligen Bande, welche Natur und Geſchichte zwiſchen Schleswig und Holſtein geknüpft haben, freventlich zu zerreißen," -- nein, es war auch Lornſen's freundlicher, fröhlicher Geiſt, der, wo Männerwille und Männerbegeiſterung ſich geltend machten, aus dem Geiſterreiche entboten, unſichtbar dem Rufe folgte und ſeine beſten Wünſche dem Gedeihen des Vaterlandes als wehendes Banner voraus flattern ließ.

Friedrich von Schiller.

Von

Dr. Georg Zimmermann.

Alles wiederholt ſich nur im Leben,
Ewig jung iſt nur die Phantaſie;
Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Schiller.

Friedrich von Schiller.

(Geboren am 11. Nov. 1759 in Marbach, geſtorben am 9. Mai 1805 in Weimar.)

Schiller's väterliche Ahnen waren ehrſame Bauern und Bürger. Sein Vater, ein geſunder, tüchtiger Kopf und ein treues deutſches Herz in rauher und ſperriger Form, wurde frühzeitig als geborner Soldat auf die kriegeriſche Laufbahn geführt und fand dort Gelegenheit, ſeinen Drang nach höheren Dingen zu befriedigen. Er nahm als Wundarzt am öſterreichiſchen Feldzuge Theil, ließ ſich dann in dem freundlichen Städtchen Marbach am Neckar nieder und verheirathete ſich, wurde aber durch Dürftigkeit, Thatkraft und Kriegsmuth aus der Enge des häuslichen Lebens hinausgetrieben und ließ ſich bald nach dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges als Fähndrich und Adjutant anwerben. Da er ſich als ein thätiger und zuverläſſiger Mann bewährte, der überdies, ſo oft die Waffen ruhten, mit unermüdlichem Fleiße an ſeiner Geiſtesbildung arbeitete, ſo avancirte er noch während des Krieges zum Hauptmanne und erhielt ſpäter den Majorstitel. Seine Gattin, die Tochter eines Marbacher Bürgersmannes, blieb im älterlichen Hauſe zurück und beſuchte ihn nur von Zeit zu Zeit in den Winterquartieren. Unmittelbar nach einem ſolchen Beſuche gebar ſie, unter den friſchen Eindrücken des Feldlagers, am 11. November 1759 den Dichter, dem vor allen andern der Beiname des Kriegeriſchen gebührt. Ahnungsvoll betete der Vater, als er die Nachricht empfing, zu Gott, er wolle doch dem Neugeborenen an Geiſtesſtärke das zulegen, was er aus Mangel an Unterricht nicht habe erreichen können. Und das Flehen des Gerechten fand Erhörung. „Dank Dir, gütigſtes Weſen," rief ſpäter der entzückte Greis aus, „Dank dir, daß du auf die Bitten der Sterblichen achteſt!"

Erſt nach dem Abſchluſſe des Hubertsburger Friedens kehrte der Hauptmann zum häuslichen Heerde zurück, und bis dahin wuchs der kleine Friedrich unter der ausſchließlichen Leitung und Pflege der Mutter heran. Sie war die Weiblichkeit, die Häuslichkeit, die Mutterliebe ſelbſt, und ihre Milde und Weichheit prägte ſich in der Seele, wie in den Zügen des zartgebildeten Knaben aus, der ihr Ebenbild war. Die Tiefe und Innigkeit ihres Gemüthes eilte der Entwicklung ihres Verſtandes weit voran. Sie ſpielte die Harfe und dichtete: die geiſtlichen Geſänge eines Uz und Gellert waren ihre getreuen Begleiter durch das Leben. Ihr Glaube wurzelte unerſchütterlich im Lutherthume, und hierin ſtimmte ſie mit ihrem Gatten vollkommen überein. Wenn die Mutter es ſich angelegen ſein ließ, den Kindern an den Sonntagsnachmittagen den Text der Predigt zu erklären, ſo verſäumte es der Hauptmann nicht, im Kreiſe der Familie aus der Bibel vorzuleſen.

Nicht lange nach dem Friedensſchluſſe wurde der Vater nach dem Dorfe Lorch verſetzt, in die ernſte Stille eines von Nadelhölzern eingeſchloſſenen Wieſengrundes, von wo ſich die Ausſicht nach einer Reihe von Bergen eröffnete. Zeitlebens hing das Herz des Dichters an dieſer Gegend. In Lorch empfing er ſeinen erſten Unterricht durch den Prediger Moſer, deſſen Redlichkeit und Sanftmuth in ihm den Entſchluß erweckte, ſich dereinſt dem geiſtlichen Stande zu widmen. Die liebenswürdige Milde und Güte, das feine Wahrheitsgefühl des Knaben ließen die ſittliche Größe und Schönheit des Mannes ſchon damals in zarter Knoſpe erblicken. Er wäre vielleicht unter der liebevollen Pflege der Mutter und der älteren Schweſter verweichlicht werden, hätte ihn nicht der Zorn des Vaters und die Nahrungsſorgen auf den Stirnen der Aeltern frühzeitig an den ſchweren Ernſt des Lebens gemahnt.

Durch die Verſetzung des Hauptmanns nach Ludwigsburg, die im J. 1768 erfolgte, kam Schiller in die dortige lateiniſche Schule. Der Rektor war ein ſteifer, pedantiſcher Schuldespot, der die Lektüre der römiſchen Dichter blos zur Aufſpeicherung von Phraſen, Figuren und Redeblumen benützte, und ſich wohl hütete, ſeine Zöglinge in den Geiſt der Alten einzuführen. Durch ſeine Mißhandlungen zwang er dem Knaben, den Fleiß der Furcht ab, während ihn der lutheriſche Geiſtliche, der ihm den Religionsunterricht ertheilte, durch die Härte der Dogmen und der Disciplin peinigte. Als der Vater im Jahr 1770 auf die Solitude bei Stuttgart berufen wurde, um die dortigen Gartenanlagen und Baumpflanzungen zu überwachen, blieb Friedrich, von der Familie fern, in Ludwigsburg zurück und wohnte zwei Jahre lang bei ſeinem Profeſſor. Nach Ablauf dieſer Zeit erwartete ihn die klöſterliche Abgeſchiedenheit und Strenge des Seminariums, das ihn zum Prediger bilden ſollte. Da trat wie ein „ungeheures Schickſal" der Herzog Karl in den Kreis ſeiner Hoffnungen herein. Er wünſchte die Aufnahme des talentvollen Knaben in die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude, wo er unentgeldlich unterrichtet und verpflegt werden ſollte, und der Wunſch des Despoten war Befehl! Der Vater wagte es nicht, die unwillkommene Gnade abzulehnen. Da der Herzog Schillern die Wahl ſeines Berufes überließ, ſo ergriff dieſer von den Fächern, für die man ſich auf der Schule ausbilden konnte, die Rechtswiſſenſchaft.

Die Zöglinge der Anſtalt zerfielen in zwei Klaſſen, in Adelige und Bürgerliche, und nachdem ſie ſich bis auf dreihundert vermehrt hatten, trennte man jede Klaſſe wieder in drei Abtheilungen An der Spitze jeder Abtheilung ſtand ein Hauptmann mit zwei Unteroffizieren: jede Klaſſe kommandirte ein Major, das Ganze ein Oberſt: Sergeanten hielten Anfangs durch Prügel die Mannszucht in den einzelnen Abtheilungen aufrecht. Der Ruf des Kommando's beſtimmte die Zeit des Eſſens, des Schlafens, des Unterrichtes und der Andacht. In jeder Bewegung mußte ein gleiches Tempo herrſchen, die Kleidung war ſtreng regulirt, die Paradeanzüge ängſtlich abgeſtuft, das Maß des langen falſchen Zopfes, der nie fehlen durfte, genau vorgeſchrieben. Allmählig nahm man alle Fächer, mit Ausnahme der Theologie, in den Unterricht auf; die Zahl der Lehrer wuchs bis auf Fünfzig an, und die Zöglinge wurden nach den Lehrgegenſtänden in 24 Diviſionen eingetheilt. Der Herzog beaufſichtigte die Anſtalt, nachdem ſie zu Ende des Jahres 1775 nach Stuttgart in die Nähe des Schloſſes verlegt worden war, in eigener Perſon und wohnte dem Unterrichte täglich bei. Eine Gallerie führte ihn leicht in jeder Stunde vom Schloſſe zu den Zöglingen. Er war häufig bei ihrem gemeinſchaftlichen Mahle zugegen und tafelte gewöhnlich in ihrer Nähe. Er gönnte ihnen manche Zerſtreuungen, unterhielt ſich oft mit ihnen und bot ihnen bei Feſten die Gelegenheit, ſich mit ihren Talenten zu zeigen. War nun der Druck der Disciplin für die Jugend eine kaum erträgliche Laſt, ſo diente er doch auch dem Geiſte des Guten. Die Zöglinge ſchloſſen ſich inniger an einander an und lernten das Glück der Freundſchaft doppelt ſchätzen. Sodann wurde durch die Trennung der Aufſicht von dem Unterrichte der Stellung des Lehrers alles Gehäſſige genommen, und die Schüler gaben ſich ihm leicht mit argloſem Vertrauen hin. Da die meiſten Lehrer überdies den älteſten Schülern im Alter wenig überlegen waren, ſo waltete oft zwiſchen beiden Theilen die herzlichſte Freundſchaft.

Schiller machte tüchtige Fortſchritte in der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache und blieb auch in der griechiſchen nicht zurück; aber deſto weniger wollte es in der Rechtswiſſenſchaft, die er ſchon im fünfzehnten Lebensjahre zu ſtudiren anfing, mit ihm vorangehen. Dies rührte hauptſächlich von der mächtigen Anregung her, die er ſchon damals durch die Lektüre der Dichter empfangen hatte. Die erhabene Sprache, die feierliche Andacht und glühende Vaterlandsliebe unſeres Klopſtock, dem wir neben Leſſing die Erhebung aus ſklaviſcher Nachahmung der Franzoſen, die Reinigung von hohler Phraſenpracht und ſteifer Regelrichtigkeit der Verſe und Geſtalten verdanken, riß den jugendlichen Sinn unwiderſtehlich mit ſich fort. Nicht geringer war die Einwirkung der lutheriſchen Bibel auf ſeine Anſchauungen, ſeine Gemüthsentwickelung und ſeinen ſprachlichen Ausdruck. Dazu kam trotz des Verbotes der vaterländiſchen Dichter auf der Anſtalt die frühzeitige Bekanntſchaft mit Gerſtenberg, Leſſing, Leiſewitz und Goethe. Er vermochte dem Drange nach eigenen Schöpfungen nicht länger zu widerſtehen und beklagte es nur, daß ihm die militäriſchen Argusaugen ſelten eine Stunde der ungeſtörten, freien Sammlung des Geiſtes gönnten. Seine dichteriſchen Meiſter leiteten ihn allmählich auf das eigentlichſte Feld ſeines Wirkens, auf die Tragödie hin, die ihm als die Darſtellung der mit den Schickſalsmächten ringenden Freiheit das treffendſte Bild ſeines eigenen Lebens darbieten mußte. Seine erſten Verſuche athmeten den Titanenmuth eines Geiſtes, der die Beſtimmung zu großen Thaten in ſich ſpürt und ſich zur Oppoſition gegen das Herkommen der Geſellſchaft rüſtet.

Als nach der oben erwähnten Verlegung der Schule auch die Medicin in den Kreis der Lehrgegenſtände aufgenommen wurde, bot ein Aufruf des Herzogs unſerem Dichter den willkommenſten Anlaß, die verhaßte

Rechtswiſſenſchaft abzuſchütteln und ſich einem — wie er glaubte — erquickenderem Studium zuzuwenden. Noch erfreulicher mußte ihm aber der Weg erſcheinen, der ihn dahin führen ſollte, — der Weg eines philoſophiſchen Jahrescurſes. An ſeinem angeſtrengten Fleiße erkannte man die geiſtige Befriedigung, die ihm die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften gewährte. Vor Allem zog ihn die Pſychologie an, die er zweimal hörte. Nächſtdem ſtudirte er die Moral, in der ein Ferguſon und Garve ſeine Führer waren, am eifrigſten. Sein Geiſt empfing eine entſchieden ſpeculative Richtung: er reifte ſogar als Denker ſchneller, wie als Dichter.

Eine neue Periode ſeines Dichterlebens begann mit der Bekanntſchaft Shakespeare's, die er im ſechszehnten Lebensjahre machte. Lange Zeit verdrängte dieſer gewaltigſte aller Dichter alle übrigen aus ſeinem Herzen; er kannte kein Ziel ſeines Strebens mehr, als dieſes Vorbild. Daher kam es, daß er ſich mit unbeſchreiblichem Eifer in dramatiſche Verſuche warf. Seine lyriſchen Gedichte waren roh und zum Theil ſehr düſter. Was Schiller als Dichter leiſtete; war übrigens damals ſo wenig, als ſpäterhin, das leichte Erzeugniß augenblicklicher Begeiſterung, die Poeſie fiel ihm „aus den Wolken, aus dem Schooſe der Götter“ ſchon in der kräftigſten Jugend nur ſelten zu. Vielmehr gehörte er zu denen, die dem Himmelreiche Gewalt anthun müſſen, um es zu ergreifen. Erſt durch mühſames Nachdenken, durch wiederholtes Studium der Vorbilder erlangte er die Fähigkeit, ſeinen Ideen die Form zu geben. Dies erklärt ſich freilich großentheils aus dem Ernſte und der Tiefe ſeines Geiſtes, der die Geſtalt um ſo ſchwerer gewann, je mehr ſie etwas Wahres und Ewiges ausdrücken ſollte. Aber nicht wenig trugen zu jener Langſamkeit des Producirens auch die klöſterliche Abgeſchiedenheit der ſchönſten Lebensjahre, in denen er ſich vergebens nach weiten, freien Anſchauungen ſehnte, und das allzufrühe philoſophiſche Nachdenken bei, zumal da die Speculation jener Zeit, der es nicht an verſtändigem Scharfſinne, aber an genialer Erhebung fehlte, wenig dazu geeignet war, einen Dichter zu begeiſtern. Außerdem iſt der Umſtand nicht zu überſehen, daß Schiller in ſeiner Jugend mit den griechiſchen Dichtern ſo gut wie gar nicht bekannt wurde, daß ihm alſo die Offenbarung der reinſten und vollendetſten Schönheit in den entſcheidendſten Jahren der künſtleriſchen Entwickelung verſagt blieb.

Indeſſen befeſtigte ſich die Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes in jeder Beziehung. Der fortdauernde Druck konnte ihn nur im Widerſtande beſtärken und neue wunderbare Kräfte in ihm hervortreiben. Es dünkte ihm unerträglich, dem albernen Schlendrian ſeiner Vorgeſetzten ſich gefangen zu geben. Er war feſt entſchloſſen, ſich in keine Feſſeln zu ſchmiegen, ſo lang ſein Geiſt ſich frei erheben könne. Er war ſtolz und muthig in dem Bewußtſein, eine ganz andere Welt in ſich zu tragen, als ſie von der armſeligen, geknechteten Wirklichkeit ihm geboten werden konnte. In ſeinen religiöſen Ueberzeugungen fühlte er ſich gebrochen; die Philoſophie kämpfte in ihm mit der ſtrenggläubigen Ueberlieferung, die ihm der Geiſt der Familie theuer, der Unterricht verhaßt gemacht hatte. Oft hüllte banger Zweifel ſeine Seele in Nacht ein, oft rang ſie in ihrer Angſt nach Erleuchtung von Oben. Zwiſchen dem Aberglauben und dem Unglauben in die qualvolle Mitte gedrängt, ſetzte er ſein einziges Vertrauen auf Gott und flehte ihn um Ruhe an, damit er fähig ſei, ihn und ſeinen Geſandten zu erkennen: denn dies allein ſei die Wahrheit, die das Herz ſtärke und die Seele erhebe. Er eilte in das Gotteshaus; er hoffte, im Gebete die Stärke des früheren Glaubens wieder zu erlangen. Vergeblich! Schon hatte der Zweifel zu tiefe Wurzeln in ihm gefaßt, ſchon hatten Voltaire und Rouſſeau zu mächtig auf ihn eingewirkt. Es dauerte nicht lange, ſo fühlte er den Boden der Ueberlieferung unter ſich zertrümmert, ſo klammerte er ſich, um nicht rettungslos in einen Abgrund zu ſtürzen, an die Philoſophie feſt, die ſeinen innern Menſchen wieder herſtellen, ihm die heiligſten Ueberzeugungen in verjüngter Geſtalt zurückgeben ſollte. Indem er ſein ganzes Vertrauen auf den freien Gedanken ſetzte, errichtete er ſich ein kühnes Gebäude der Theoſophie, von dem wir in den philoſophiſchen Briefen noch eine großartige Ruine erblicken. Mag er nun ſpäterhin ſelbſt auf dieſe Stufe ſeiner geiſtigen Entwickelung als auf eine Periode jugendlicher Verirrung und phantaſtiſcher Träumerei heruntergeſehen haben, ſo läßt es ſich doch ſchwerlich in Abrede ſtellen, daß in jenen kühnen Aphorismen, die zwar nicht durch das eiſerne Band des Syſtems, aber deſto inniger durch die lebendige Einheit des Individuums aneinander gereiht ſind, ein weit tieferer Gehalt verborgen liegt, als in ſeinen ſpäteren philoſophiſchen Schriften, in denen doch meiſtens die Kantiſche Bedächtigkeit ſeinen Aufſchwung hemmte. „Du mußt wetten, du mußt wagen," ſagt der hohe Meiſter ſelbſt, „nur ein Wunder kann dich tragen in das ſchöne Wunderland." So gelangt auch der Denker zu weit großartigeren Reſultaten, wenn er dem Fluge der Genialität vertraut, als wenn er, in beſtändiger Furcht vor den Fußangeln der Ueberſchreitung, langſam einen Schritt auf den andern folgen läßt. Auch in ihm muß es auf einmal und unerwartet Licht werden durch den Blitz der Begeiſterung, der in ihn hineinſchlägt, noch ehe ihn das Auge geſehen haben kann.

In der Zeit, wo die oben bezeichnete Revolution in der Seele des 18jährigen Jünglinges vorging, richtete ſich ſein freier und großer Sinn hauptſächlich an zwei Schriftſtellern auf, an Plutarch und an Rouſſeau. Plutarch's biographiſche Portraits, die zwar hinſichtlich der geſchichtlichen Wirklichkeit manche Zweifel erregen, aber deſſenungeachtet die wahren Genienbilder des griechiſchen und römiſchen Geiſtes aufſtellen, ſind ganz geeignet, ein jugendliches Herz mit dem erhabenſten Glauben an menſchliche Größe und Tugend zu durchdringen. So erheben ſie denn auch unſeren Dichter über die platte Generation der Gegenwart und machten ihn zum Zeitgenoſſen einer beſſern, kraftvollern Menſchheit. Rouſſeau, der, wie Schiller ſagt, „aus Chriſten Menſchen wirbt,“ war ein Abgott ſeiner Jugendjahre.

Wie tief unſer Dichter damals in dem Vertrauen auf die ihm inwohnende urſprüngliche Kraft ſich eingewurzelt hatte, beweiſen ſeine eignen Worte: „Nein! nein! Ein Mann muß nicht ſtraucheln. — Sei, wie du willſt, namenloſes Jenſeits — bleibt mir nur dieſes mein Selbſt getreu. — Sei, wie du willſt, wenn ich nur mich ſelbſt mit hinübernehme. — Außendinge ſind nur der Anſtrich des Mannes. — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.“ Die Glückſeligkeit achtete er mehr für eine perſönliche Eigenſchaft, als für eine Gunſtbezeigung des Geſchickes, und näherte ſich ſo dem Gedanken ſeines ſpäteren Schülers Novalis: daß Schickſal und Gemüth zwei verſchiedene Namen für denſelben Begriff ſeien.

Die Sehnſucht nach politiſcher und religiöſer Freiheit, der Drang, das Joch verjährter Vorurtheile und Mißbräuche abzuwerfen, bewegte damals ganz Deutſchland und vorzüglich Würtemberg, wo der Liberalismus an dem Dichter Daniel Schubart einen kühnen und genialen Sprecher fand. Die Theilnahme für dieſen Mann erreichte auch in der Karlsſchule einen hohen Grad, als er im Jahr 1777 auf den Asperg wandern und ſeitdem dort eine Reihe von Jahren, ohne Verhör und Rechtsſpruch ſchmachten mußte. Einige kraftvolle Dichtungen Schubart's, vorzüglich die Fürſtengruft, machten auf Schiller einen ſtarken Eindruck. Er beſuchte den Sänger der Freiheit einigemal in ſeinem Kerker, und der Gefangene begrüßte das aufgehende Licht mit glühender Begeiſterung; er pries Schiller'n beſonders darum, weil er dem gekrönten Laſter muthig zürne, weil er es für köſtlicher halte, Menſchen zu lieben, als zu überſtiegen. Er meinte: außer ihm wiſſe er kaum einen jungen deutſchen Mann, „dem heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar emporſtiegen.“ Uebrigens ging

Schiller im Streben nach der Freiheit ſeinen eigenen Weg: er wurde von den Zeitereigniſſen, ſelbſt von dem nordamerikaniſchen Freiheitskampfe, wenig berührt und las wahrſcheinlich gar keine Zeitungen.

Die zarten Empfindungen, die beſonders durch den Umgang mit der Mutter und Schweſter in ihm geweckt worden waren, traten bei dem vordringenden Heroismus des Jünglings allmählig in den Hintergrund, ohne jedoch zu erlöſchen. Sein Herz hatte Raum für die innigſte Freundſchaft. Eine milde Wehmuth beſchlich ihn nicht ſelten in einſamen Stunden; ja es fehlte ſich nicht, daß er bei dem Uebermaß von Kraft und Anſtrengung, das er noch in zarter Jugend aufgeboten hatte, in Ermattung und ſelbſt in Lebensüberdruß zurückfiel, wie ſich denn eine ſolche Stimmung in einem Schreiben des Jahres 1780 ausſpricht: „Ich bin noch nicht ein und zwanzig Jahre alt; aber ich darf es Ihnen frei ſagen, die Welt hat für mich keinen Reiz mehr. Ich freue mich nicht auf den Tag meines Austrittes aus der Akademie in die Welt, mit jedem Schritte, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit. Je mehr ich mich dem reifern Alter nähere, deſto mehr wünſchte ich, als Kind geſtorben zu ſein.“

Während nun Schiller in dieſer Zeit unabläſſig an ſeinen Räubern arbeitete, finden wir ihn zugleich in den meiſten Lehrgegenſtänden, die ihm in der Schule vorgetragen wurden, eifrig arbeitend und mit gutem Erfolge voranſchreitend. Dieß gilt beſonders auch von dem Studium der Medicin, die dem Dichter wegen ihrer häufigen Berührung mit philoſophiſchen Fragen ein bedeutendes Intereſſe einflößte. Freilich war er nicht dazu geſchaffen, den durch die Erfahrung gegebenen Stoff dieſer Wiſſenſchaft durch ausdauernde Pünktlichkeit der Beobachtung ſich anzueignen und feſtzuhalten, vielmehr drängte ihn der Geiſt, ſobald er einiges Material erworben hatte, daſſelbe mit kühner Schnelligkeit für den Bau ſeines ſpeculativen Syſtemes zu verwenden. Er wollte der Naihr Geſetze vorſchreiben und nicht abwarten, bis ſie ihm die ihrigen verkündigt haben würde.

Die Räuber wurden 1777 begonnen und 1780 beendigt. Schiller ſchrieb mit anhaltendem Eifer daran, doch unter den mannigfaltigſten Störungen und in beſtändiger Angſt, entdeckt zu werden, zumal da der Herzog bisweilen in eigener Perſon viſitirte. Einige Namen und Charaktere des Stückes entlehnte er aus ſeinen Umgebungen in der Akademie. Man fühlt es auch einem Schweizer, Roller, Grimm und Spiegelberg wohl an, daß ſie aus dem Leben gegriffen ſind. Das Drama iſt ein getreues Abbild Schiller's und ſeiner Jugendgenoſſen. Man erſieht daraus, wie groß die allgemeine Erbitterung der Schüler über den unnatürlichen Zwang der Disciplin, wie glühend und wie excentriſch die Begeiſterung für ein freies und naturgemäßes Leben geweſen ſein muß. Für Schiller ſelbſt war die Dichtung das einzige Mittel, ſich gegen Verzweiflung zu ſchützen; ein Ausbruch ſeiner eingepreßten, gigantiſchen Natur. Daß er im Karl Moor ſich ſelbſt gezeichnet habe, erkennt man auf den erſten Blick. Selbſt in den Raiſonnements des Franz Moor ſtellt ſich, freilich zur abſcheulichſten Carricatur verzerrt, die diaboliſche Seite ſeiner damaligen Weltanſicht dar, die bei aller phantaſtiſchen Idealität und poetiſchen Myſtik doch auch mit den trüben Maſſen des Materialismus zu ringen hatte. Das Drama iſt ein Sturmlauf gegen die geſellſchaftliche und ſtaatliche Ordnung jener Zeit. Als es Schiller ſchrieb, meinte er, es müſſe ſo ausfallen, daß es vom Schinder verbrannt werde.

Gleichzeitig mit der Vollendung der Räuber ſchlug Schiller'n die Stunde der Befreiung aus den bisherigen Feſſeln; er verließ die Akademie am 15. Dezember 1780. Das Amt eines Regimentsarztes, das ihm nunmehr übertragen wurde, bot ihm einen ſpärlichen Gehalt und einen Wirkungskreis, in dem ſich ſein Genius nicht lange gefallen konnte. In der ſteifen und abgeſchmackten Feldſcheeruniform, im pedantiſchen Schmucke des langen, dicken Zopfes, in den engen Beinkleidern und ausgeſtopften Kamaſchen, die ihn faſt an der Bewegung hinderten, bot er in der That einen humoriſtiſchen Anblick dar. Schiller war damals ein ſehr großer Mann, von grader Statur, die Arme und der Hals ſehr lang, die Bruſt herausgekehrt und gewölbt. Seine Haltung hatte etwas Steifes, ſeinen Bewegungen fehlte es an aller Eleganz. Die breite Stirn, die gebogene, ſpitze Naſe, die rothen, faſt zuſammengehenden Braunen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen, die dünnen Lippen, von welchen die untere energiſch hervorragte, das ſtarke Kinn, die bleichen, ſommerfleckigen Wangen, das buſchige, dunkelrothe Haar gewährten ein häßliches Anſehen; aber der Ausdruck einer überwiegenden Geiſteskraft und eines leicht erregbaren, ſtarken Affektes lag auf allen Zügen und imponirte dem Betrachtenden. —

Schiller faßte ſeinen Beruf Anfangs mit Liebe und Energie in's Auge, ließ aber bald, da er ſich von ſeiner praktiſchen Untüchtigkeit überzeugte, die Flügel hangen. Sein Leben begann unordentlich und wüſt zu werden; ein wilder Freiheitsdrang riß ihn ungeſtüm mit ſich fort und ſtellte ihm Sitte, Geſetz und Zucht wohl gar als Gegenſtand eingeroſteter Vorurtheile dar. In ſeinem kleinen ärmlichen Zimmer gleicher Erde ſah es gewöhnlich höchſt burſchikos und nichts weniger, als anſtändig aus. Flaſchen, Bücher, Kleider lagen in romantiſcher Verwirrung durcheinander und boten der Kritik des aufwartenden Grenadiers tauſend ſchwache Seiten dar. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken: doch hart im Raume drängen ſich die Dinge." In der Wahl ſeiner Genüſſe verfuhr Schiller damals ohne allen Geſchmack; ſein Gefühl für ſinnliche Schönheit hatte er noch gar nicht ausgebildet. Er hatte bis dahin in einer abſtrakten Welt gewohnt, und als er in der wirklichen zu leben anfing, griff er ohne Geſchick nach den nächſten Ergötzungen, die ſich ihm anboten. Es lag etwas Haſtiges in der Art, wie er die verſäumte Jugend vor ihrem völligen Entſchwinden zu ergreifen und einzubringen ſtrebte, und ohnehin zog der Geldmangel um ſeine Wünſche ſehr beengende Schranken. Auf den Umgang mit Frauen verſtand er ſich gar nicht. Mit den Freunden, die ſeinen überlegenen Geiſt anerkannten, lebte er im freieſten und herzlichſten Verkehre; der Ton, in dem er ſich mit ihnen unterhielt, war derb und ganz der Sturm- und Drangperiode angemeſſen. Schiller's Benehmen erregte durch Ungeſchicklichkeit, mitunter ſelbſt durch Rohheit, manchen Anſtoß; aber ein Trinker, wie man ihm nachredete, war er nicht. Die Schulden, in die er ſich ſtürzte, erklären ſich hauptſächlich aus der Unfähigkeit, mit dem Gelde umzugehen. Er war beſſer, als ſein Ruf; die Welt hat an graden und genialen Naturen immer etwas zu mäkeln, und in Stuttgart gab Alles auf ihn Acht, nachdem er einmal die Räuber und die Anthologie herausgegeben hatte. Manche brachte er wohl auch durch ſeinen Stolz, den er offen zur Schau trug, gegen ſich auf. So pflegte eine Frau von ihm zu ſagen: er ſchreite einher, als wenn der Herzog der geringſte ſeiner Unterthanen wäre.

Sogleich nach ſeinem Austritte aus der Akademie legte Schiller mit kritiſchem Bewußtſein die Feile an ſein Drama. Er hatte, ſeinem Geſtändniß zufolge, drei Gründe, den Abdruck desſelben zu wünſchen: einmal den Mangel an Geld, ſodann die Begierde, das Urtheil der Welt kennen zu lernen, und endlich die Nothwendigkeit, bei Zeiten ſich der Poeſie zu entlaſten, damit ſie ihm ſpäter bei einer mediciniſchen Profeſſur nicht hinderlich würde. Da ſich aber kein Buchhändler dazu verſtehen wollte, das verlangte Honorar von fünfzig Gulden an das Werk zu wagen, ſo ließ es Schiller auf eigene Koſten drucken und borgte die hierzu erforderliche Summe. Dieſe erſte Ausgabe erſchien (1781) zu Frankfurt und Leipzig ohne Namen des Verfaſſers. Bald wurde der Dichter von allen Seiten mit Ausdrücken des Lobes und der Bewunderung überhäuft. Mit Freuden ergriff er die Aufforderung des vielvermögenden Reichsfreiherrn von Dalberg, der damals Intendant des Mannheimer Theaters war, die Räuber gegen ein beſtimmtes Honorar für die Bühne umzuarbeiten und der Theaterdirektion in Verlag zu geben. Er hoffte, ſich auf dieſem

Wege in jenem Lieblingsaufenthalte der dramatiſchen Muſe eine Freiſtätte bereiten zu können. Nach langen Verhandlungen mit Dalberg erhielt das Stück endlich die Geſtalt, die der Theaterpraxis und Kaſſenpolitik behagte. Es war, wie Schiller ſelbſt ſagt, zu einem buntfarbigen Dinge, gleich den Hoſen des Harlekin, geworden.

Unterdeſſen machte ſich Schiller in demſelben Jahre (1781) auch als Lyriker bekannt. Er gab in Stuttgart einen Muſenalmanach unter dem Titel Anthologie heraus, für welchen außer ihm nur einige Freunde arbeiteten. Denn ſeine Fahne hatte, nach dem Ausdrucke eines Genoſſen ſeiner Jugend, etwas Unheimliches, Energiſches, was ſentimentale, weichliche, poetiſche Rekruten eher abſchreckte, als anzog. Auch auf dem Titel der Anthologie ſtand ſein Name nicht. Seine eigenen Gedichte, die er darin abdrucken ließ, verherrlichten in ſcharfen und ſchneidenden Ausdrücken Vernunft, Freiheit und Natur, ſie erhoben ihre Donnerſtimme gegen Dummheit, Vorurtheil und Eigennutz, die ſich zum Untergange Rouſſeau's verbanden, ſie malten in Zügen, die der Würtemberger leicht erkannte, das Leben und Schickſal des Tyrannen, ſie verſpotteten das kraftloſe Alter, das der Jugend Geſetze vom Pulte aus diktiren will, ſie machten gegen die heuchelnde Decenz jener Zeit das Recht geſunder Sinnlichkeit geltend. Mit ſolchen vulkaniſchen Ausbrüchen der Freiheit und Natur wechſeln die zarteren Stimmen der Liebe und Freundſchaft ab, aus denen uns der Geiſt der philoſophiſchen Briefe anweht. Auf den Flügeln der Liebe fühlen wir uns zu Gott, zum Glauben an Unſterblichkeit emporgetragen. Wir erkennen ſie als das vereinigende Band der Geiſterwelt, als den Weg zur Vergöttlichung.

Im Januar 1782 reiſte Schiller, ohne ſich vorher bei dem Chef ſeines Regimentes beurlaubt zu haben, nach Mannheim, um der erſten Aufführung der Räuber beizuwohnen. An allen Straßenecken der Stadt war der Theaterzettel nebſt einer Proklamation des

Dichters angeſchlagen, in welcher er ſich mit dem Publikum über die ſittliche Tendenz des Stückes zu verſtändigen ſuchte, und namentlich den Umſtand hervorhob, daß hier die weiſe Hand der Vorſehung auch den Böſewicht als Werkzeug ihrer Plane zu benutzen und den verworrenſten Knoten des Geſchickes zum Erſtaunen aufzulöſen wiſſe. Aus allen Städten der Nachbarſchaft war man damals herbeigeeilt, um die Darſtellung des Schauſpieles durch die berühmteſten Künſtler des Vaterlandes mit an zu ſehen. Dieſe Männer gehörten beinahe ſämmtlich der Schule Eckhof's an, deſſen Streben hauptſächlich darauf gerichtet war, die reine Naturwahrheit auf dem Theater einzubürgern. Schon in den erſten Nachmittagsſtunden war das Haus von Menſchen angefüllt. Die Aufführung gelang ganz vortrefflich, und der Beifall war außerordentlich. Der Dichter, von deſſen Anweſenheit nur Wenige unterrichtet waren, ſchwelgte in ſtillem Entzücken. Er verließ Mannheim mit einer Bruſt voll großer, kühner Entwürfe, voll ſtolzen, muthigen Selbſtgefühles. Mit welchem Ekel wandte er ſich dagegen den mediciniſchen Geſchäften wieder zu, wie unerträglich dünkte ihm jetzt die militäriſche Dienſtregel, in die er ſich ſchmiegen ſollte!

Im ganzen deutſchen Reiche aber erregten die Räuber ein unbeſchreibliches Aufſehen. Schon im Februar 1782 waren die achthundert Exemplare der erſten Auflage vergriffen. Die zweite erſchien nunmehr mit dem Namen des Verfaſſers und zeigte auf dem Titelblatte einen zornigen Löwen, mit der Aufſchrift: „in Tyrannos.“ An manchen Orten wurde die Aufführung des Stückes von der Polizei verboten. In Stuttgart gerieth man über ſeine Erſcheinung in nicht geringen Schrecken, zumal da mehrere Stellen ſich leicht auf den Herzog und ſeine nächſte Umgebung beziehen ließen. Der Herzog, ein blinder Verehrer der franzöſiſchen Poeſie, fand in dem Stücke nur revolutionäre Auswüchſe und äſthetiſche Rohheiten. Er warnte den Dichter „väterlich“ vor Verſtößen gegen den beſſern Geſchmack und verlangte von ihm die Einreichung ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe vor dem Drucke, — ein Verlangen, das Schiller mit Entſchiedenheit zurückwies.

Zu dem ungünſtigen Eindrucke, den er hierdurch hervorrief, kam noch ein an ſich geringer Zufall, der durch ſeine Folgen den Boden unter Schiller's Füßen gänzlich unterminiren mußte. Es befand ſich nämlich in den beiden erſten Ausgaben der Räuber eine Stelle, in welcher Graubündten als das Athen der heutigen Gauner bezeichnet wurde. Dieſer Ausfall galt nicht dem Kanton, ſondern einem verhaßten Aufſeher der Akademie, der dort geboren war. Nun fühlte ſich aber ein Graubündtner durch die angebliche Verletzung ſeines Vaterlandes ſo beleidigt, daß er eine Beſchwerde darüber in einem öffentlichen Blatte erhob. Auch wurde Schiller von einigen rachſüchtigen Schweizern oder auf Betrieb derſelben förmlich verklagt. Der Herzog beſchied ihn ſogleich zu ſich, ſchalt ihn auf's Derbſte aus und bedeutete ihn, bei Strafe der Kaſſation und Feſtung, niemals wieder Komödie oder ſonſt etwas zu ſchreiben, ſondern ſich auf ſeine Medicin zu beſchränken. Schiller'n ſchwebte das Schickſal eines Schubart, Rieger und Moſer vor Augen! Doch ſelbſt die bängſten Sorgen vermochten nicht ſein Heldenherz zu überwältigen: er lachte der Gefahr und — ſchrieb am Fiesko weiter.

Nachdem unterdeſſen die Räuber in Mannheim fortwährend mit ungeſchwächtem Beifalle aufgenommen worden waren, ſo äußerten einige Freunde und Freundinnen des Dichters den Wunſch, einer Aufführung des Stückes beizuwohnen, und forderten Schiller'n auf, ſie zu begleiten. Er willigte um ſo lieber ein, als er bereits den Entſchluß gefaßt hatte, durch Dalberg's Vermittelung den Abſchied vom Herzoge zu erwirken und ſeinem Dichtergeiſte die erſehnte Freiſtätte in der Pfalz zu eröffnen. Da der Herzog ſich gerade auf kurze Zeit von Stuttgart entfernt hatte, ſo gewährte dies dem Dichter einen willkommenen Vorwand, abermals nicht um Urlaub bei ihm nachzuſuchen; er reiſte jedoch mit Wiſſen und Willen ſeines Oberſten. Dalberg gab ihm keine feſte Zuſage. Er wandte ſich nochmals ſchriftlich an ihn, er wiederholte ſeine mündlich vorgetragenen Bitten und ſuchte zugleich um eine vorläufige Anſtellung an dem Mannheimer Theater nach. Abermals erfolgte — zwar eine gnädige Antwort, aber kein beſtimmtes Verſprechen. Um das Maß der Bedrängniß voll zu machen, wurde auch noch das Geheimniß ſeiner Abreiſe durch die Plauderhaftigkeit der Freundinnen dem Herzoge verrathen. Der entrüſtete Fürſt beſchied ihn abermals zu ſich, gab ihm die ſtrengſten Verweiſe und wiederholte nicht nur ſeinen früheren Befehl, ſondern unterſagte ihm auch alle Verbindung mit dem Auslande. Sodann diktirte er ihm einen Arreſt von vierzehn Tagen.

Nachdem Schiller wieder auf freien Fuß geſetzt war, ſchrieb er an Dalberg und bat ihn auf's Dringendſte, wenn er etwas für ihn thun wolle, damit zu eilen. Er fürchtete, wie Schubart, zu ſeiner beſſeren Ausbildung in die Schule zu Hohenasperg geſchickt zu werden. Er ſah keinen anderen Weg der Rettung vor ſich, als die Flucht. Aber war er dem Herzoge, der Jahrelang als Wohlthäter an ihm gehandelt hatte, nicht zu Danke verpflichtet? Konnte der Deſpot es nicht ſeine Aeltern entgelten laſſen, wenn er ſich ohnmächtig fühlte, den Gegenſtand ſeines Zornes, ſeiner Rachſucht zu erreichen? Hatte ſein Vater ſich nicht dafür verbürgen müſſen, daß der Sohn ſich ausſchließlich den Dienſten des Würtembergiſchen Hauſes widmen und dieſelben ohne Erlaubniß des Fürſten nicht verlaſſen werde?

Doch es gibt Lebenslagen, in denen wir keine Rückſichten nehmen dürfen, in denen der Genius, eingedenk des Spruches, daß uns die Haare auf dem Haupte gezählt ſind, ohne rechts oder linkshin ſich umzuſchauen, nur das Nothwendige zu thuen hat, was ihm der Moment gebietet, und die Folgen dem überläßt, der das Ganze der Weltgeſchicke ordnet. Die

Freiheit, den Stempel des göttlichen Ebenbildes, und den Geiſt, unſer königliches Prieſterthum hat Niemand preiszugeben, und ſollte auch das Herz dabei brechen. Schiller's ganze Zukunft ſchwebte auf der Schneide eines Meſſers: es handelte ſich um alle Heiligthümer ſeines Daſeins. Denn Schubart's Loos hatte ihm bewieſen, daß man in den Kerkern auch die Geiſter morden kann! Hier galt es kein Bedenken, kein Beſinnen! Wie Tell, mußte Schiller den gewagten Sprung thun, um der lauernden Tyrannenmacht zu enteilen!

Vorſichtig, faſt ängſtlich traf er die Anſtalten zur Flucht. Er vertraute alle ſeine Sorgen dem treuen Herzen eines Muſikus, Andreas Streicher, an, der ſchon lange mit der innigſten Verehrung und Liebe an ihm hing und ihm das Anerbieten machte, die Reiſe mit ihm zu theilen. Außerdem wurde die älteſte Schweſter des Dichters von dem Vorhaben in Kenntniß geſetzt und durch ſie ſpäterhin auch die Mutter in das Geheimniß gezogen. Vor dem Vater hielt man die Sache geheim, damit er nöthigenfalls auf ſein Ehrenwort verſichern könne, von dem ganzen Anſchlage nichts gewußt zu haben.

Sobald einmal der Entſchluß zur Flucht in Schiller'n feſtſtand und der Plan derſelben entworfen war, ſo nahm er, bei zurückkehrender Heiterkeit des Gemüthes, ſeinen Fiesko wieder auf, der ihm zunächſt in der Welt forthelfen ſollte. Unterdeſſen traf man in Stuttgart, wie auch in der ganzen Umgebung der Stadt, alle möglichen Vorbereitungen zum Empfange des ruſſiſchen großfürſtlichen Paares. Eine außerordentliche Menge von Fremden fand ſich ein, um die Feſtlichkeit mit anzuſehen. In der erſten Hälfte des Septembers 1782 bewillkommte man endlich die erwarteten fürſtlichen Häupter. Dies war der Moment, den Schiller ohne Zaudern ergreifen mußte. Noch einmal ging er nach der Solitude, um die Seinigen zu ſehen, um die Mutter zu beſchwichtigen. Als die treffliche Frau ihn empfing, war ſie vor der inneren Bewegung unfähig, ein Wort hervorzubringen. Später entfernten ſich beide, und Schiller kehrte nach einer Stunde ohne die Mutter mit verweinten Augen zu der Geſellſchaft zurück.

Einige Tage darauf, während eine große Parforcejagd bei der Solitude die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, wurden die Anſtalten zur Flucht getroffen. Sie ſollte in der Nacht vom 22. bis 23. September, bei der allgemeinen Beleuchtung der Solitude ſtattfinden. Es traf ſich nämlich glücklicher Weiſe, daß in dieſer Nacht das Regiment, zu welchem Schiller gehörte, nicht auf die Wache ziehen ſollte, daß alſo vorausſichtlich die Thore der Stadt von ſolchen Soldaten, die ihn nicht kannten, beſetzt wurden. Die Vorbereitungen zur Abreiſe verzögerten ſich dadurch, daß dem Dichter beim Einpacken Klopſtock's Oden in die Hände fielen und eine derſelben ihn zur Nachahmung begeiſterte. Abends 9 Uhr fand ſich Schiller in der Wohnung des ehrlichen Streicher ein, und um 10 Uhr beſtiegen ſie den Wagen. Am Thore, zu dem ſie hinausfuhren, ſtand ein bewährter Freund als Lieutenant auf der Wache. Die Flüchtlinge gaben dem Unteroffiziere falſche Namen an; dann fuhren ſie auf Umwegen um die Stadt, bis ſie die Ludwigsburger Straße erreicht hatten. Als die Mitternacht herannahte, ſahen ſie den ganzen Himmel zur Linken in Flammen ſtehen. Dann leuchtete ihnen auf eine Entfernung von anderthalb Stunden die Solitude in prachtvollem Glanze entgegen. Schiller zeigte dem Freunde die Stelle, wo ſich die Wohnung ſeiner Aeltern befand; dann aber fiel er mit dem Ausrufe: „O, meine Mutter!“ auf ſeinen Sitz zurück.

Von Mannheim aus richtete er an den Herzog eine Vorſtellung, der kein anderer Zweck zu Grunde lag, als die Familie ſicher zu ſtellen und den gewaltſamen Schritt, ſo weit es nur möglich war, auf den Boden der Rechtmäßigkeit hinüber zu ſpielen. Er ſagte darin: die Verzweiflung habe ihn gezwungen, dieſen ſchrecklichen Ausweg zu ſuchen; das Verbot der Herausgabe literariſcher Arbeiten und des Verkehrs mit dem Auslande hindere ihn, wenn es nicht gemildert werde, an der Erfüllung ſeiner Pflichten gegen ſein Talent und gegen die Welt und an der Fortſetzung einer Laufbahn, die ihn ſicherlich zu einem bedeutenden Ziele führen und auch ſeinem fürſtlichen Erzieher Ehre machen müſſe: er habe das letzte Mittel ergriffen, das Herz ſeines Fürſten und Vaters zu rühren; aus Furcht, in Strafe zu fallen, wenn er das Verbot übertreten und dem Herzoge ſchreiben würde, ſei er hierher geflüchtet, in der feſten Ueberzeugung, daß nur das Bild ſeines Unglückes dazu gehöre, das Herz ſeines Herrn zur Gnade zu ſtimmen; werde ihm dieſe verweigert, ſo ſei ihm hiermit jede Ausſicht für die Zukunft verſperrt. Die Bittſchrift wurde dem Herzoge durch Schiller's Regimentschef zugeſtellt. Nach zwei Tagen ſchrieb der General an den Dichter zurück, er ſei beauftragt, ihn wiſſen zu laſſen, daß der Herzog jetzt ſehr gnädig geſinnt ſei, und er möge nur zurückkommen. Dieſelbe Antwort erfolgte auf eine zweite Anfrage. Da man ihm aber inzwiſchen aus Stuttgart meldete, allgemeiner Vermuthung zufolge gehe der Herzog damit um, ſeine Auslieferung zu verlangen, ſo fand er es gerathen, ſich auf ſein Zimmer und die Wohnung eines vertrauten Freundes zurückzuziehen. In der letzteren las er einer Geſellſchaft von Schauſpielern, in der ſich unter Andern Iffland, Beil und Beck befanden, ſeinen Fiesko vor, erntete aber damit nicht den erwarteten Beifall, ſondern ſah einen Zuhörer nach dem andern ſich davonſchleichen. Die Schuld dieſes wahrhaft tragiſchen Erfolges beruhte lediglich auf Schiller's abſcheulicher Deklamation. Denn am folgenden Morgen äußerte ein Kenner, der das Manuſcript zurückbehalten hatte, Fiesko ſei ein Meiſterſtück und eigne ſich beſſer für's Theater, als die Räuber.

Briefe aus Stuttgart riethen ihm jetzt, ſich auf einige Wochen von Mannheim zu entfernen, da doch vielleicht ſeine Auslieferung von Kurpfalz verlangt werden könne. Er zog mit Streicher nach Frankfurt und arbeitete dort mit großem Eifer an ſeinem Drama Luiſe Millerin oder Kabale und Liebe. In großer Geldverlegenheit ſchrieb er an Dalberg und bat ihn um ein Anleihen von einigen hundert Gulden, mit dem Verſprechen, innerhalb drei Wochen den Fiesko theaterfertig zu liefern und dann ſeine Schuld abzutragen. Der Reichsfreiherr ließ ihm ſchreiben: er könne ihm keinen Vorſchuß leiſten, weil Fiesko in der gegenwärtigen Geſtalt ſich für das Theater nicht eigne: die Umarbeitung müſſe erſt vollendet ſein, bevor er ſich weiter erklären könne. Der unglückliche Dichter faßte ſich ſogleich, er klagte nicht, er ſchritt zur That. Er beſchloß, die umgeſtaltende, vollendende Hand an ſeine Tragödie zu legen, um ſie dennoch auf's Theater zu bringen oder einem Buchhändler zu verkaufen. Er wählte zum ſtillen Sitze dieſer Beſchäftigung die Umgegend Mannheim's wo er die Hilfe ſeiner Freunde in der Nähe hatte. Streicher, in deſſen urſprünglichem Plane es gelegen hatte, ſeine Reiſe weiter nach Hamburg fortzuſetzen, wollte den Gefährten im Elende nicht verlaſſen. Glücklicher Weiſe langten auch, als die Noth den höchſten Gipfel erreicht hatte, die begehrten Hilfsgelder ſeiner Mutter an. Ohne ſich lange zu bedenken, fuhren die Freunde auf dem Marktſchiffe nach Mainz, und ergriffen dann die Wanderſtäbe, um die Reiſe zu Fuße weiter fortzuſetzen. In Nierſtein labten ſie ſich an dem kräftigen, heiteren Wein, den ſie von der beſten Sorte ſich reichen ließen, und legten dann rüſtig einherſchreitend, die letzte Station bis nach Worms in einer Tour zurück. Am folgenden Tage trafen ſie mit Mannheimer Freunden in Oggersheim zuſammen, und hier beſchloß Schiller zu bleiben. Hier arbeitete er denn auch mit dem angeſtrengteſten Fleiße an Kabale und Liebe fort; Streicher's Klavierſpiel trug dazu bei, ſeine dichteriſche Begeiſterung lebendig zu erhalten. Erſt nach einigen Wochen begab er ſich an die Umgeſtaltung des Fiesko. Oggersheim's flache ſandige Umgegend, die trübſeligen Herbſttage, die Abgeſchiedenheit von gebildeten Menſchen, die Nothwendigkeit, ſich vor der Abenddämmerung von Mannheim entfernt zu halten, das Alles vereinigte ſich, dem Dichter einen öden und langweiligen Aufenthalt zu bereiten. Dennoch ſcheint er ſich damals eine heitere Laune bewahrt zu haben. Für die äußere Exiſtenz ſorgte Streicher dadurch, daß er ſich den Reſt des Geldes, das für ſeine Reiſe nach Hamburg beſtimmt war, von ſeiner Mutter nachſchicken ließ. Unter ſolchen erträglichen Umſtänden gelang es denn auch Schiller'n, in den erſten Tagen des Novembers mit ſeinem Fiesko fertig zu werden, und er beeilte ſich, das Manuſcript ſeinem Gönner in Mannheim zu überſenden. Aber nach langem vergeblichem Harren erhielt er zu Ende des Monates den Beſcheid, man könne auch von der neuen Bearbeitung keinen Gebrauch machen und ihm folglich keine Vergütung dafür bewilligen. Dagegen gelang es dem Dichter, einen Verleger zu finden, der ihm den Fiesko drucken ließ und ihm zur rechten Zeit — denn die Geldnoth der Freunde war wieder mächtig gewachſen — ein Honorar von eilf Louisdor bezahlte. Sodann beſchloß er, da er gar keinen Grund mehr haben konnte, länger in Mannheim und der Umgegend zu verweilen, und da er ſeinen dortigen Aufenthalt immer noch nicht für ſicher hielt, einen Plan, den er in der jüngſten Zeit entworfen hatte, ohne Verzug in Ausführung zu bringen. Schiller hatte in Stuttgart einen Zögling der Akademie, Wilhelm von Wolzogen, kennen gelernt und ein inniges Freundſchaftsbündniß mit ihm geſchloſſen. Der junge Mann hatte ihn mit ſeiner Mutter bekannt gemacht, einer Wittwe, die ſich häufig in Stuttgart aufhielt, um ihre dort ſtudirenden Söhne in der Nähe zu haben. Sie hatte ihm ſchon früher, als er ihr den Vorſatz zur Flucht anvertraute, ihr Familiengut Bauerbach bei Meiningen zur Freiſtätte angeboten. Jetzt ergriff er die Gelegenheit, den Vorſchlag der wohlwollenden Frau zu benutzen, und ſetzte ſie von ſeinem Entſchluſſe in Kenntniß. Die Abreiſe ward auf den letzten Novemder feſtgeſetzt. Bei ſchneidender Kälte und tiefliegendem Schnee kam der Dichter, der ſich nur mit einem leichten Ueberrocke bedecken konnte, in Begleitung einiger Freunde nach Worms, von wo ihn die langſame Poſt weiter führen ſollte. Am Abend trennte er ſich endlich von dem Manne, der bis dahin mit namenloſer Treue ſein ſchweres Schickſal mit ihm getheilt hatte.

Am ſiebenten December kam Schiller in Bauerbach an. Das Gut lag am Fuße eines Berges, auf welchem die Ruinen eines alten Schloſſes emporragten, in einem von düſteren Fichtenwäldern und fernen Bergen eingeſchloſſenen Thale. Weithin war die Gegend von tiefem Schnee bedeckt. Die Natur ſtimmte zu dem Gemüthe des Dichters: auch in ihm war es rauh und ſchroff geworden, der Menſchenhaß war auch bei ihm eingekehrt. Kein Wunder! Er hatte mit glühendſter Liebe die halbe Welt umfaßt und am Ende die Entdeckung gemacht, daß er einen Eisklumpen in ſeinen Armen halte. Er fühlte ſich wohl unter den einfachen Landleuten: er befand ſich wieder, wonach ſein Herz ſich längſt geſehnt hatte, in dem ſtillen Frieden idylliſcher Natur: die Tage von Lorch kehrten in ſeiner Erinnerung zurück. Er lebte faſt unbekannt, unter angenommenem Namen, und beſchäftigte ſich beinah ausſchließlich mit ſeinen dichteriſchen Arbeiten. Doch unterbrach er ſich gern darin durch Briefe voll des tiefſten Gefühles an ſeine Wohlthäterin, an Frau von Wolzogen, deren Blicken es nicht entgehen konnte, daß ſeine begeiſterte Hingebung nicht ihr, ſondern ihrer eben aufblühenden Tochter Charlotte gelte. Seine Neigung ſteigerte ſich bald zur Leidenſchaft. Er fand das Mädchen noch ganz, wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reifſte, empfindſamſte Seele, den reinen Spiegel ihres Gemüthes noch durch keinen Hauch des allgemeinen Verderbens getrübt. Die ſüße Liebe, die ihn quälte, ließ ihn Dichterglanz und Unſterblichkeit vergeſſen; er wurde weich und träumeriſch; ein ermattender, betäubender Frühling von Luſt und Sehnſucht durchathmete ſeine Seele. Er ließ das Schwert des Geiſtes, mit dem er bis dahin geſtritten hatte, willenlos aus der Hand gleiten. Frau von Wolzogen beobachtete mit ſchweren Sorgen die ſtets mächtiger emporſteigende Flamme der Leidenſchaft: ſie befand ſich ſelbſt in ganz beſchränkten Verhältniſſen. Schiller's Zukunft war in Nebel eingehüllt, wohin ſollte ſeine Liebe führen? Sie verſchwieg ihm ihre Bedenklichkeiten nicht. Unterdeſſen hatte er im Februar 1784 ſeine Luiſe Millerin glücklich vollendet, und gegen Ende des März begann er ſeinen Don Karlos zu dichten, um in dieſe Schöpfung die ganze Gluth ſeines liebenden Herzens auszuſtrömen. Denn die Liebe, die er Charlotten nicht geſtehen durfte, trug er auf Don Karlos über: der von ihm ſelbſt geſchaffene Freund, der Gegenſtand ſeiner platoniſchen Liebe, in dem er ſich doch nur die eigne Seelenſchönheit verkörperte, in den er ſich ſo tief hineinlebte, daß er für ihn „zitterte, aufwallte, verzweifelte,“ dieſer Freund ſtellte ſich ihm als ſein Geliebter, oder — als ſein Mädchen dar, mit dem er, wie er ſagte, um Bauerbach herumſchwärmte, nach Meiningen hin, wo ſeine Charlotte wohnte. Jetzt alſo diktirte dem Dichter ein neuer Genius, und der mächtigſte, der im Reiche des Schönen gebietet, es diktirte ihm die Liebe ſeine Bilder, ſeine Worte. Die Hingebung an ein weibliches Weſen entzauberte in ihm neue, wunderbare Kräfte, die bisher, ihm ſelbſt verborgen, in ihm geſchlummert hatten. Zwar durchweht in Kabale und Liebe ein Hauch, wie aus einer fremden Welt, die mit nicht blos dichteriſcher Theilnahme gepflegte Geſtalt der Lady Norfolk. Es iſt Franziska, die liebenswürdige Geliebte des Herzogs, zu welcher der Dichter manchmal, nicht ohne tiefere Bewegung des Gemüthes, ſein Auge erhoben hatte, die ihm ſelbſt nicht abgeneigt war. Es iſt Franziska, deren Bild nach der Flucht ihn lebendiger beſchäftigen und den ſtrengeren Zügen der Britin ſich mildernd einprägen mochte. Allein ſolche Ahnungen zeigten ihm das Weſen der weiblichen Natur blos aus der Ferne: ſein Herz hegte damals noch keine Wünſche und konnte ſie nicht hegen. Der Dichter, unter dem noch der Boden des ganzen Daſeins zitterte, konnte es nicht im Traume ſich einfallen laſſen, ein Verhältniß der Liebe zu begründen. Jetzt in der friedlichen Stille ſeines Zufluchtsortes, in einem Alter, das ſolche Empfindungen zur leidenſchaftlichſten Gluth zu entfachen pflegt, traten bei Lottens Anblick alle Bedenklichkeiten in den Hintergrund; der kühne Mann, mit der großen Zukunft im Herzen, gab die Hoffnung nicht auf, und er mochte es ſich in Stunden der Begeiſterung zurufen: daß dem Genius die Welt gehöre!

Indeſſen empfand es Schiller immer drückender, wie viel ihm an Aufmunterung und Anregung für ſein dichteriſches Schaffen durch das Einſiedlerleben abgebe; es drängte ihn mit Ungeſtüm hinaus in die Welt, zu gleichſtrebenden Geiſtern; es mußte ihn endlich aufreiben, daß er faſt nur aus ſich ſelbſt und ſeinen Büchern zu ſchöpfen hatte. Während er nun mit mancherlei Plänen und Entwürfen wegen der Veränderung ſeiner Lage umging, erhielt er zu ſeinem größten Erſtaunen eine Aufforderung von — Dalberg, ihm Kabale und Liebe für die Bühne zu bearbeiten. Die Verhältniſſe hatten ſich nämlich für den Dichter weſentlich geändert. Denn der Herzog drückte, obgleich er ſich über Schiller's Undankbarkeit beſchwerte, doch die unzweideutige Abſicht aus, ſein Vergehen zu ignoriren; eine Sinnesänderung, zu der die allgemeine Anerkennung und der Stolz des Fürſten auf einen ſolchen Zögling ohne Zweifel das Meiſte beitrugen. Obgleich Schiller damals dem Freiherrn von Dalberg gleichgültig und ausweichend, ja mit einem Anfluge von Ironie antwortete, ſo ließ ſich derſelbe doch nicht abſchrecken, ſondern ſetzte ſeine Korreſpondenz fort und legte es dem Dichter nahe, wieder in Mannheim zu wohnen. Auf den Rath der Frau von Wolzogen entſchloß er ſich endlich im Juli, vorläufig dorthin zu reiſen und ſich mit Dalberg zu beſprechen. Er gedachte, bald nach Bauerbach zurückzukehren.

Wie mußte ihm das Herz vor Freude ſchlagen, als er in Mannheim wieder mit dem treuen Streicher zuſammentraf! Aber aus dem geräuſchvollen Leben, das die Stadt ihm darbot, ſehnte er ſich bald nach dem friedlichen Landſitze und ſeiner träumeriſchen Ruhe zurück, bis er die Nachricht erhielt, daß ein früherer Bewerber Charlottens nach Bauerbach gekommen ſei, um dort längere Zeit zu verweilen. Es war für ihn der Cherub mit dem flammenden Schwerte. Sollte er nun Bedenken tragen, auf Dalberg's Vorſchläge, die ihn an Mannheim feſſeln wollten, einzugehen? Er machte ſich alſo anheiſchig, vom erſten September an ein Jahr lang für das Theater zu arbeiten, behielt ſich jedoch vor, während der heißeſten Sommerzeit an einem anderen Orte wohnen zu dürfen. Er ſollte bis zur erwähnten Friſt außer der Bearbeitung des Fiesko und der Luiſe Millerin ein neues Drama liefern und dafür einen Gehalt von dreihundert Gulden beziehen, von denen ihm ſogleich zweihundert ausbezahlt wurden. Auch bewilligte man ihm die Einnahme einer von ihm ſelbſt zu beſtimmenden Vorſtellung ſeiner Stücke, — eine Vergünſtigung, auf die er ſpäter gegen die feſte Geſammtbeſoldung von fünfhundert Gulden verzichtete. Endlich ſollte ihm das Eigenthumsrecht an ſeinen Dramen verbleiben.

Der Dichter ſah ſich nun ſeiner ſchwerſten Sorgen entlaſtet; er hoffte, bald ſeine Schulden abtragen zu können und dann ein ganz neues Leben anzufangen. Sein Lebenswandel ordnete und befeſtigte ſich immer mehr; die Eindrücke von Bauerbach umſchwebten ihn als Engel und ſchützten ihn gegen Verführungen. Wie hatte er an ſittlicher Zartheit zugenommen, wie hatte er ſo manches Derbe und Rauhe ſeiner Natur abgelegt, wie hatte er die aufſprudelnde Sinnlichkeit gebändigt, ſeitdem er in die Schule der Frauen gegangen war! Er warf ſich nun mit dem vollen Feuer des jugendlichen Geiſtes in die Umarbeitung des Fiesko: noch niemals mochte er ſich ſo lebendig, ſo thatenluſtig gefühlt haben! Aber kaum hatte er die Hand an's Werk gelegt, als ihn ein kaltes Fieber an das Lager feſſelte. Erſt nach drei

Wochen fühlte er ſich ſtark genug, das Nächſte zu thun, was ihm am Herzen lag, nämlich ſeiner Freundin nach Bauerbach zu ſchreiben. Die Erinnerung an die dort verlebten Tage waren der einzige Troſt, der ihn in ſeiner Krankheit aufrichtete. Er blieb längere Zeit zu aller Arbeit unfähig. Ja den ganzen Winter hindurch wich das Fieber nicht von ihm. Seine Geneſung wurde durch Beſuche, Bekanntſchaften und Zerſtreuungen aller Art, am meiſten aber durch allzufrühe Anſtrengung des Geiſtes erſchwert. Denn um mit Anſtand leben und ſeine Schulden bezahlen zu können, um namentlich im Stande zu ſein, das entſetzliche Drängen des Herrn von Dalberg und die Erwartungen des Mannheimer Publikums zu befriedigen, mußte er im kranken Zuſtande arbeiten und ſich dabei durch künſtliche Mittel aufrichten. Ganz Deutſchland verließ ihn damals, aber ſein Streicher nicht!

Fiesko kam endlich im Januar 1784 zur Aufführung, fand aber, wie ſehr auch einzelne Stellen zur Bewunderung hinriſſen, im Ganzen durchaus nicht denſelben Beifall, wie die Räuber. Man vermißte die unmittelbare Begeiſterung, die urkräftige Naturgewalt der erſten Dichtung; man fühlte es heraus, daß der Genius bei der zweiten mit gebrochenen Kräften gerungen, daß er ſich auf die Krücke des berechnenden Verſtandes hatte ſtützen müſſen. Auch hatte das Publikum kein Organ für die Seele des Stückes, für die altrömiſche Republikanertugend. Dagegen wurde Fiesko in Berlin in Zeit von drei Wochen vierzehn Mal verlangt und geſpielt. Noch im März fand ſodann die Vorſtellung von Kabale und Liebe in Mannheim ſtatt. Nach Beendigung des zweiten Aktes erhoben ſich die Zuſchauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weiſe und brachen einſtimmig in ein ſtürmiſches Bravorufen und Händeklatſchen aus. Man glaubte, nun wieder die volle Gewalt des Genius zu empfinden, der ſich in den Räubern angekündigt hatte. Seit ſeiner Rückkehr von Bauerbach hatte Schiller die aus leicht erklärlichen Gründen in's

Stocken gerathene Korreſpondenz mit ſeinen Aeltern wieder angeknüpft. Die Mutter ſchrieb ihm ſchon im September 1783, ſeit ſeiner Entfernung ſei ſie um zehn Jahre älter geworden. Ein ſchleichender Kummer untergrub ihre Geſundheit. Schmerzliche Krämpfe warfen ſie auf das Krankenlager. Dieſe Leiden und die Dürftigkeit der Familie waren Schuld daran, daß eine von Schiller ſo innig erſehnte Zuſammenkunft mit den Seinigen nicht ſtatt finden konnte. Dazu kam, daß ſich der Vater ohne Urlaub vom Herzoge nicht entfernen durfte. Auf ſeinen Vorſchlag, Schiller möge unmittelbar oder durch ihn den Herzog um Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath bitten, konnte der Dichter ohne ſchwere Verletzung ſeines Ehrgefühles nicht eingehen. Der gute Vater, der aus der Ferne ſo viel für ihn that, als ihm ſein kärgliches Einkommen verſtattete, gab unter dieſen Umſtänden die Hoffnung auf, ihn ſo bald wieder bei ſich zu ſehen. Aus den Briefen, die er damals an ihn ſchrieb, ſpricht die treueſte, ehrlichſte Liebe. In den gelindeſten Ausdrücken ermahnte er ihn zur Ordnung und Sparſamkeit, zur Beſchränkung ſeines übermäßigen Selbſtvertrauens und forderte ihn namentlich auf, zur Medicin zurückzukehren und in Heidelberg zu promoviren. Schiller bat auch in einem rührenden Briefe den Herrn von Dalberg um einen Vorſchuß auf ein Jahr, damit er dort ſeine Fachſtudien vollenden könne, wurde jedoch auch diesmal abgewieſen.

Nach längerem Hin- und Herſchwanken in ſeinen poetiſchen Entwürfen, dem ſich noch die ſtörende Neigung zum philoſophiſchen Denken zugeſellte, ergriff Schiller endlich im Juni den Don Karlos wieder, den er bereits aufgegeben hatte. Um ſeine Phantaſie zu zügeln und ſeinen Geſchmack zu ſchulen, las er in Stunden der Erholung in den franzöſiſchen Tragikern. Wie weit mußte ein Dichter von der reinen Kunſtſchönheit noch entfernt ſein, wenn er glaubte, durch den hohlen Rednerpomp und die froſtige Zierlichkeit dieſer Hofpoeten aus der Rokokozeit die wahre Anregung zu empfangen!

Doch arbeitete er ſich mit ſolchem Feuer der Begeiſterung und mit ſo glänzendem Erfolge in die Tragödie hinein, daß ſein Selbſtvertrauen mit jeder Zeile, jedem Worte zunahm. Er fühlte ſich, nachdem er das bürgerliche Schauſpiel hinter ſich gelaſſen und die Höhe des Kothurns wieder erſchwungen hatte, ſeinem eigentlichſten Elemente zurückgegeben. Er wagte den Ausſpruch: auf dieſem Gebiete könne er vielleicht von Niemanden erreicht werden. In der That! er hatte ein Recht dazu, in einem höheren Tone von ſich und ſeinen Leiſtungen zu reden. Denn unter dem Schreiben wurde es ihm klar, daß er jetzt erſt zum Manne geworden ſei. Die weiche Sehnſucht und Milde einer aufknoſpenden Jünglingsnatur, die als ein Erbtheil von Bauerbach ſich in der Geſtalt ſeines Karlos fortſetzte, wich dem ſtahlfeſten Heroismus ſeiner im Feuer der Leiden geprüften Seele. Er hatte ſich ſelbſt zum tragiſchen Helden umgeſchaffen, und die gebietende Hoheit, die ihm von der Stirn leuchtete, prägte er wie ein olympiſches Siegel den Charakteren ſeiner Dichtung, vor allem aber dem Marquis Poſa auf, der jetzt erſt in das Drama aufgenommen wurde, um die neue Lebensſtufe des Dichters zu vertreten.

In dieſen Zeiten der idealen Noth und Verklärung pochte unerwartet die ungeſtüme Preſſerin, die Noth an die Thüre des Dichters. Ein Mann in Stuttgart, der ihm für eine Schuld gebürgt hatte, war, von den Gläubigern auf's Aeußerſte gedrängt, nach Mannheim geflohen und dort der Obrigkeit in die Hände gefallen. Schiller war in ſeiner Verzweiflung ungerecht genug, den Vater um eine Summe von dreihundert Gulden anzuſprechen, und noch ungerechter, ihm Vorwürfe zu machen, als er ſie ihm verweigern mußte. Der biedere alte Mann erwiederte ihm mit einer Liebe und Würde, die ihn nur tief beſchämen konnte. Da von Dalberg wieder nichts zu erwarten ſtand, ſo nahm Schiller die

Hilfe eines unvermögenden Mannes, des Baumeiſters Anton Hölzel an, der das erforderliche Geld herbeiſchaffte. Um aber die Verpflichtung, die er ſich hierdurch auferlegte, baldigſt erfüllen zu können, ſah er ſich genöthigt, eine neue Quelle des Erwerbes zu ſuchen, und ſo brachte er einen ſchon längſt entworfenen Plan in Ausführung. Er gründete eine Zeitſchrift für die Intereſſen des Theaters und überhaupt für die höheren Angelegenheiten der Menſchheit, unter dem Namen der Rheiniſchen Thalia. In der Ankündigung führte er eine ſtolze und kühne Sprache: er ſchreibe als Weltbürger, der keinem Fürſten diene, das Publikum ſei ihm nunmehr Alles, ihm allein gehöre er ganz an; nur vor dieſem Tribunale werde er ſich ſtellen; es ſei der einzige Gegenſtand ſeiner Furcht und ſeiner Verehrung; etwas Großes wandle ihn bei dem Gedanken an, keine Feſſeln zu tragen, als den Ausſpruch der Welt, an keinen Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele.

Dieſer republikaniſch derbe Ton, in dem ſich der Dichter damals ausſprach, hielt ihn jedoch bald nachher nicht ab, in Darmſtadt dem großmüthigen Beſchützer der Kunſt und allgemein verehrten Fürſten, Herzog Karl Auguſt von Weimar den erſten Akt des Don Karlos vorzuleſen und von ihm den Titel eines Rathes anzunehmen. Er konnte es ſogar nicht verbergen, daß er auf dieſe Standeserhöhung, die er einem Fürſten verdankte, ſtolz war, und er hatte gewiß alle Urſache, Gewicht darauf zu legen. Denn jetzt erſt fühlte er wieder einen Boden poſitiver, hiſtoriſcher Lebensverhältniſſe unter ſeinen Füßen: er wußte ſich wieder als Bürger eines beſtimmten Staates und durfte doch wenigſtens hoffen, auf dem Wege, der ihm einmal geöffnet war, zu einer geſicherten Exiſtenz zu gelangen. Mit ſolchen Gedanken kehrte eine langentbehrte Ruhe bei ihm ein: es war ihm zu Muthe, als hätte er doch jetzt etwas auf der Welt, das ihm eigen angehöre. Sein Auftreten im bürgerlichen Leben gewann an Energie, an Selbſtvertrauen.

Unterdeſſen war ihm ſein bisheriger Aufenthalt immer mehr verleidet worden. Obgleich es ihm nicht an freundſchaftlichem Umgange, ſelbſt mit Solchen fehlte, die ihn durch höhere Geiſtesbildung feſſeln konnten, ſo ließ ihn doch das Ganze ſeiner Umgebungen leer und kalt, und er ſehnte ſich oft in das traute Bauerbach zurück. Dazu kam das Zerwürfniß mit den Schauſpielern, die er in ſeiner Thalia nicht ſchonte, und die leidige Stelle als Theaterdichter, die ihn von Tag zu Tag mehr anekelte. Er mußte es ſich eingeſtehen, daß ſeine höheren Anſichten von der Bühne ſich nicht durchführen ließen. Auch hatte ihn die bisherige Erfahrung hinlänglich über die unſichere Stellung eines Schriftſtellers aufgeklärt, der in jener Zeit von literariſchen Arbeiten leben wollte. Er beſchloß alſo, ſeine bisherige Stellung aufzugeben, künftighin nur in den geweihteſten Momenten zu dichten und ſich dagegen mit ganzer Seele dem Studium der Rechtswiſſenſchaft zu widmen, um ſich eine ehrenvolle politiſche Laufbahn zu eröffnen. Er traute ſich die Kraft zu, mit ungewöhnlich raſchen Schritten den Weg zu dieſem Ziele zu durchmeſſen.

Seine Gedanken verweilten ſchon ſeit längerer Zeit voll hoffender Sehnſucht in Leipzig. Im Juni 1784 hatte er von dort her ein Paket erhalten, welches Geſchenke, Bildniſſe und Briefe ihm völlig unbekannter Verehrer und Verehrerinnen, unter Anderen jenes Körner enthielt, der durch ſeinen Sohn Theodor allgemein bekannt geworden iſt, und dieſes überraſchende Ereigniß hatte zunächſt eine lebhafte Korreſpondenz mit den neuen Freunden herbeigeführt. Jetzt aber, wo er nichts ſehnlicher wünſchte, als Mannheim zu verlaſſen und in einem anderen Aufenthalte ein ganz neues Leben anzufangen, wandte er ſich an ſie in der Abſicht, bei ihnen ſeine künftigen Tage zu verleben. Durch ihre Vermittelung und die thätige Theilnahme des Buchhändlers Schwan wurde es dem Dichter möglich gemacht, von Mannheim loszukommen, und im März 1785 reiſte er nach Leipzig, nachdem er von Streicher Abſchied genommen hatte, um ihn niemals wieder zu ſehen!

In Leipzig bezog der Dichter ein kleines Studentenzimmer, bei ſeiner Armuth heiter und behaglich, der wiedergewonnenen Freiheit, der Freundſchaft und Dichtkunſt in tiefſter Seele ſich erfreuend. Schon in der erſten Woche ſeines dortigen Aufenthaltes machte er eine große Menge von Bekanntſchaften. Er liebte das Gewimmel der Menſchen, und ſein liebevolles, offenes Gemüth ſchloß ſich gern und leicht an ſie an. Es wohnte in ihm eine ächt ſüddeutſche, ſchwäbiſche Natur. Doch unterſchied er die Menſchen mit ſcharfem Blicke und ließ ſich durch den Schwarm zudringlicher Bewunderer nicht aus dem Geleiſe der Lebensklugheit bringen.

Die zuverſichtliche Hoffnung auf eine baldige Befeſtigung ſeiner äußeren Lebensverhältniſſe gab ihm denn auch in dieſer Zeit den Muth ein, an ſeine Vermählung mit einem Mädchen zu denken, das allmählig Charlotten, den Gegenſtand unerfüllbarer Wünſche, in ihm verdrängt und oft, wenn er an Don Karlos dichtete, ſeiner Begeiſterung kühnere Schwingen geliehen hatte. Er wandte ſich an den Buchhändler Schwan und warb um die Hand ſeiner Tochter Margaretha. Sie war ein ſehr ſchönes Mädchen, mit großen, ausdrucksvollen Augen, von ſeltener Lebendigkeit des Geiſtes und ausgezeichneter Bildung, aber mehr für die Welt, für die Kunſt, als für die ſtille Häuslichkeit geſchaffen. Die Gelegenheit, die ihr im väterlichen Hauſe oft geboten wurde, ihre Vorzüge geltend zu machen, raubte ihr die Kindlichkeit, die Unbefangenheit, den Frühlingshauch der weiblichen Seele. Als der Dichter ſie kennen lernte, war ſie neunzehn Jahre alt. Er gewann ihre Liebe, und der Herzog von Weimar, dem er ſich zuerſt darüber anvertraute, freute ſich der getroffenen Wahl. Beim Scheiden gab ihm Margaretha ein Andenken und verabredete einen Briefwechſel mit ihm. Als der Dichter jetzt um ſie anhielt, berief er ſich auf ſeinen fürſtlichen Gönner und ſtellte die Begründung einer äußern Exiſtenz durch die Rückkehr zur Medicin in Ausſicht. Aber Schwan gab, ohne mit ſeiner Tochter auch nur ein Wort von der Sache geſprochen zu haben, einen abſchlägigen Beſcheid, und der Briefwechſel der Liebenden wurde raſch abgebrochen.

Gegen Ende des Sommers zog Körner nach Dresden, wohin er als Appellationsrath berufen war, und im Oktober folgte ihm Schiller nach. Dort vollendete er ſeinen Don Karlos. Mit beſonderer Liebe arbeitete er daran, wenn er bei dem Dorfe Loſchwitz im lieblichen Elbthale einen Weinberg Körner's bewohnte. Hier verlebte er im Familienkreiſe des Freundes die ſchönſten Tage. Und an Körner ſelbſt fand er wirklich einen Freund im vollſten Sinne des Wortes, wie er eines ſolchen damals bedurfte. Ohne zu imponiren und imponiren zu wollen (denn vielleicht ging ſeine Beſcheidenheit über das Maß hinaus) war dieſer Mann die gediegene Treue und Zuverläſſigkeit ſelbſt, ein unbefangener und kühner Verſtand; in ſeinem ganzen Weſen lag eine ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte. Es verband ſich in ihm philoſophiſche Freiheit in der Beurtheilung Anderer mit dem zarteſten moraliſchen Gefühle und einer inſtinktartigen Güte.

Eine unglückliche Liebe, die den Dichter wieder zu peinigen anfing, ſcheint ihn allmählig mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, auch die friedliche, ſchöne Freiſtätte in Dresden zu verlaſſen und ſich im Auguſt 1787 nach Weimar zu begeben, wo er, im gefeierten Wohnſitze unſerer geiſtigen Heroen, ſich eine neue Erhebung ſeines Genius verſprechen durfte. Unterdeſſen war Don Karlos und mit ihm die erſte Periode ſeines Dichterlebens zum Abſchluſſe gekommen; es war ihm gelungen, in dieſer Schöpfung den tiefſten Gehalt ſeiner Weltanſicht niederzulegen. Zwar fehlte es einem Produkte, an dem er ſo lange Zeit, an ſo verſchiedenen Orten, in ſo wechſelvoller Stimmung gearbeitet hatte, nothwendig an dem Geſammtgepräge künſtleriſcher Einheit und Vollendung, und man fühlte ihm keineswegs die ſtille Seligkeit eines ungeſtört und ungebrochen ſchaffenden Geiſtes an, der mit jedem Moment ſeiner Selbſtoffenbarung freier aufathmet und endlich auf den Gipfeln entzückender Befriedigung ſchwelgen darf. Vielmehr mußte die Ungleichartigkeit der Darſtellung und Haltung, das Schwanken zwiſchen urkräftigem Heldenſinne und hinſchmelzender Sentimentalität, zwiſchen rhetoriſchem Pathos und ſchlichter Herzensſprache, zwiſchen lebensvoller Anſchaulichkeit der Phantaſie und proſaiſch-berechnendem Theaterverſtande immer deutlicher hervortreten, immer rückſichtsloſer getadelt werden. Deſſenungeachtet war der Sturm des Beifalls, mit dem die Nation das Gedicht begrüßte, durch keine Proteſtation der Kritiker zu bändigen und zu bannen. Denn Schiller hatte darin dem Herzen ſeines Volkes erſt die rechte, volltönende Sprache geliehen; er hatte als der Prophetenmund des Jahrhunderts geredet. Wer ihn hörte, der glaubte ſich ſelbſt, die Stimme ſeines eigenen Geiſtes zu vernehmen; er war Allen Alles geworden. Bei dem erhabenen Anblicke ſeines Sängers mochte es damals unſerem Volke nicht anders zu Muthe ſein, als den alten Bewohnern Athen's, wenn der olympiſche Perikles feierlich gemeſſenen Schritts, im ſtolzen Faltenwurf des Mantels, über den Marktplatz auf die Rednerbühne wandelte, dann erſt zu den Unſterblichen betete, daß ihm unter ihrem Beiſtande kein unpaſſender Ausdruck entfallen möge, und nun die Donner des Wortes rollen und die Gedankenblitze leuchten ließ. Wie in Jenem gewiſſermaßen die männliche Athene auftrat, ſo ſchritt die Heldengeſtalt des Dichters, „des Königs Geiſt in Waffen,“ als der Schutzgott Deutſchland's über die Bretter. Er verkündigte den Seinigen ein Reich der Freiheit in der Wahrheit, ein Reich des Rechtes und der Liebe, in dem auch der geringſte Bürger zur Anerkennung ſeines unendlichen, unveräußerlichen Menſchenwerthes gelangen, in dem wir alle uns als Brüder, als Mitglieder eines Weltſtaates umarmen ſollten. In dieſer Einheit ſollten alle Unterſchiede der Stände, der Nationen, der Lebensbeziehungen überhaupt aufgeben; ſie ſollten nicht eingeriſſen werden, nicht einem ſchwindelnden revolutionären Drange Platz machen, ſondern im großen, heiligen Ganzen zu Ehren kommen und zu Ehren dieſes Ganzen daſein. So entwarf der erhabene Mann das Bild des Gottesreiches auf Erden, das, wenn auch in Knechtsgeſtalt verhüllt, von den Geiſtern der Finſterniß geſchmäht, verfolgt, gefeſſelt und gekreuzigt, doch, wenn die Zeit erfüllt iſt, von den Todten auferſteht und ſeine Verherrlichung und Verklärung feiert!

Nachdem aber Schiller hiermit das große Werk vollbracht hatte, die ganze Fülle ſeiner ſittlich-politiſchen Ideen einer Schöpfung einzuprägen, in der die Erreichung dieſes Zweckes jeder anderen künſtleriſchen Rückſicht weichen mußte, ſo gebot ihm der Genius, auf der ruhmvoll durchmeſſenen Bahn einzulenken und ſeine fernere Entwickelung einer ſtrengen Zucht der Bildung zu unterwerfen. Er konnte ſich den Anforderungen des Gedankens, dem Drange nach philoſophiſcher Wahrheit nicht länger entziehen; er mußte, vom Geiſte der Reflexion fortwährend in ſeinen poetiſchen Anſchauungen unterbrochen und geſtört, erſt dieſen ungeſtümen Mahner befriedigt haben, bevor er, in ſich beruhigt und verſöhnt, zur Dichtkunſt zurückkehren durfte. Zugleich aber war er in das Lebensalter eingetreten, das den Mann auf die Erfaſſung und Durchdringung der Weltverhältniſſe hinweiſt; er mußte ſich in das weite Reich der Wirklichkeit vertiefen, um den Stoff zu erbeuten, ohne den auch die genialſte Phantaſie unausbleiblich in ſich ſelbſt verſinkt und verkümmert. Schon hatte er in ſeinem Geiſterſeher ein Gebäude aufgeführt, das ihn ſelbſt an einzelnen Stellen durch die derbe, markige Geſtaltung der Wirklichkeit in Erſtaunen ſetzen mußte, ohne daß ihm ein minder freier Anhauch, als aus dem Don Karlos, daraus entgegengeweht wäre! Er ſtand mit dieſer Dichtung, die ein Torſo blieb und bleiben mußte, bereits auf der Brücke zur klaren, feſten Gegenſtändlichkeit poetiſcher Darſtellung, die er in ſeinen nachfolgenden Dramen mit dem ganzen Aufgebote ſeiner Kraft erſtrebte. Vorerſt aber mußte er das Auge an eine ſcharfe und in's Einzelſte gehende Beobachtung gewöhnen, um allmählig die Fähigkeit zu erlangen, unbewußt auch die kleinſten Züge der Erſcheinungswelt in ſich aufzunehmen und in der Dichtung wiederzugeben, deren Aufgabe es nicht iſt, die Wirklichkeit aufzulöſen, ſondern ſie zu erfüllen. Eine ſolche Selbſterziehung für die Erfaſſung der Realität ließ ſich nun bei der Beſchränktheit ſeiner Lebensverhältniſſe, die es ihm nicht vergönnten, ſeinen Blick durch weite Reiſen zu ſchärfen und auszudehnen, nicht anders bewerkſtelligen, als durch das einzige Studium, das er, ohne Nachtheil für ſeinen Genius, ergreifen konnte, um ſich eine bürgerliche Exiſtenz zu erwerben, nämlich durch das Studium der Geſchichte. Seine dramatiſchen Arbeiten hatten ihn ja ſchon auf hiſtoriſche Stoffe hingeleitet, ſein eigenes Leben ließ ihn öfter den Pulsſchlag der Weltgeſchichte empfinden, in Kabale und Liebe war er unabſichtlich zum Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit geworden, und was konnte ihn mächtiger zum Studium der Vergangenheit antreiben, als die Beſchäftigung mit der Idee des Staates und der Freiheit, deren Heiligthum er im Don Karlos aufgeſchloſſen hatte? Sein für die Tragödie geſchaffener Geiſt mußte überdies vor Allem ſich danach ſehnen, das Menſchengeſchick, das ihm bisher faſt nur in der Enge des eigenen Daſeins kund geworden war, in dem großen Spiegel der Weltentwickelung anzuſchauen und für ſein Herz, das der ganzen Menſchheit ſchlug, auch wirklich eine ganze Menſchheit zu finden. Mächtig mußte es ihn drängen, die ganze Gattung in ſich aufzunehmen, um ſein eigenes Ich zum Stellvertreter derſelben zu erweitern. In dieſem Sinne haben wir ſeine geſchichtlichen Studien als einen Alexanderzug für die Weltpoeſie zu betrachten.

Schiller's nächſter Gedanke in jener Zeit, wo er von Dresden nach Weimar überzog, war aus den oben angedeuteten Beſtimmungsgründen der: ſeine ganze Kraft dem Studium der Geſchichte zuzuwenden und ſich dadurch den Weg zu einer akademiſchen Profeſſur zu bahnen. Die berühmte Stadt nun, die ſchon damals durch Karl Auguſt und deſſen Mutter Amalia zum Mittelpunkte der deutſchen Literatur und zum Wohnſitze unſerer größten Dichter erhoben worden war, bot ihm zunächſt nicht ſo viel Anregendes und Erhebendes dar, als er ſich erwartet hatte. Goethe war in Italien, die Herzogin bereitete ſich zu einer Reiſe vor, der Herzog, oft abweſend, mochte zu jener Zeit auf Schiller'n weniger achten, und ein näherer Umgang mit Herder kam nicht zu Stande. Nur mit Wieland geſtaltete ſich ein Verhältniß herzlicher Freundſchaft. Im Ganzen war es für Schiller ein Glück, daß ihn Studien und Geldverhältniſſe zu einer eingezogenen Lebensweiſe nöthigten. Denn obgleich ſich der Kreis ſeines Umganges allmählig erweiterte und erhöhte, ſo hatte er doch außer Wieland, von dem ihn der Unterſchied der Jahre und der Weltanſicht doch wieder entfernt hielt, keinen Menſchen, an den ſein Herz ſich anſchließen konnte, und der allgemeine Geſellſchaftston, in welchem Kritik und Reflexion vorherrſchten, ließ ihn kalt.

Da führte ihn der Schutzgeiſt ſeines Lebens in der Perſon Wilhelm's von Wolzogen, den er in Meiningen fand, nach Rudolſtadt in den Kreis der Familie von Lengefeld. Die edele Bildung und und feine Sitte dieſes Hauſes, dabei die unverfälſchte Natürlichkeit, die Empfänglichkeit für das Schöne und Edele zogen das Herz des Dichters, der ſich hier ganz ohne Rückhalt ausſprechen und ſein individuelles Weſen frei entwickeln durfte, mächtig an: doch ein Magnet bannte es feſt für alle Zeiten, es war Charlotte, die jüngere Tochter. Geſtalt und Geſichtsbildung des einundzwanzigjährigen Mädchens waren anmuthig, in ihren Zügen wohnte die reinſte Herzensgüte, aus ihrem Auge ſprachen Wahrheit und Unſchuld. Geſinnung und Geiſtesrichtung waren ideal; mäßig, aber treu die Neigungen. Sie hatte Talent zum Landſchaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darſtellung. Auch drückte ſie ihre Empfindungen oft in anmuthigen Gedichten aus. Als Schiller ſie kennen lernte, war ihr Herz durch eine unglückliche Liebe gebrochen. Zu ihrer Erheiterung ſollte ſie ſich eine Zeit lang in Weimar aufhalten. Der Dichter näherte ſich ihr mit zarter Schüchternheit; ſeine Liebe war mild, beſonnen, ohne Gluth der Leidenſchaft. Charlotte blieb nicht ungerührt. Im Mai (1788) folgte er ihr in das Rudolſtädter Thal, wo ihre Familie, eine halbe Stunde vor der Stadt eine Wohnung für ihn gemiethet hatte. Von ſeinem Fenſter aus konnte er dort den Lauf der Saale durch das Grün der Wieſen und den Schatten uralter Bäume verfolgen; am jenſeitigen Ufer des Fluſſes erhoben ſich waldige Berge, an deren Fuße ſich freundliche Dörfer hinzogen, und auf der andern Seite ragte das Schloß von Rudolſtadt auf erhabenem Gipfel, ſchön gelegen, empor. Im Umgange mit der Geliebten, ihrer Schweſter und Mutter gab ſich Schiller der heiterſten Laune hin; es waltete zwiſchen ihm und den Frauen das freundlichſte Einverſtändniß; man fühlte ſich durch ſeine Gegenwart in eine heitere Idealwelt verſetzt. Er verband hohen Ernſt mit geiſtreicher Anmuth; ſeine Offenheit und Reinheit bezauberte die Herzen. Wenn er im Laufe des Tages ſich gewöhnlich zurückzog, um an ſeinem Abfall der Niederlande oder an ſeinem Geiſterſeher, zu arbeiten, fand ihn der Abend bei ſeinen Freundinnen.

Im Lengefeldiſchen Hauſe war es, wo er Goethe'n nach deſſen Rückkehr von Italien kennen lernte; aber beide Geiſter blieben damals noch einander fremd. Ihr beiderſeitiges Streben hatte bisher wenig Verwandtes gehabt, und wenn Goethe, heiter in ſich abgeſchloſſen, im ſicheren Bewußtſein vollbrachter Leiſtungen, bei noch lebendiger Schöpferkraft und im Beſitze der reinſten Kunſtbildung, vom Leben wenig mehr zu fordern hatte, gährte es in Schiller's Genius noch von dem heißen Drang nach großen Thaten, während ſein äußers Daſein in größter Ungewißheit ſchwebte. Schiller zwar hätte Anfangs gern dem hohen Manne die Hand geboten; aber die Gemeſſenheit Goethe's ſchreckte ihn ſogleich zurück.

Mit Charlotten und ihrer ältern Schweſter las Schiller die Griechen, und ſo führte ihn die Liebe zuerſt in den Tempel der ächten Schönheit ein, die ja nur die ſichtbare Liebe ſelbſt iſt. Jetzt erſt, wo ſein eigenes Weſen ſich aus der Erhabenheit zur freien Schönheit umbildete, wehte ihn der Hauch jener niealternden Jugend an, die einſt unter dem Himmel von Hellas erblüht iſt. Doch gebührt Wieland'en das Verdienſt, ihn ſchon vorher und mit allem Nachdrucke auf das Studium der Alten hingewieſen zu haben. Die höhere Kunſt Offenbarung, die dem Dichter jetzt zu Theil wurde, legte er in ſeinem Lehrgedichte: die Künſtler nieder, das er zu Rudolſtadt im Herbſte 1788 begann und zu Weimar im Februar des folgenden Jahres vollendete. In dieſer Dichtung liegen die Keime zu allen wiſſenſchaftlichen Entwickelungen, die er ſpäter über das Weſen der Schönheit und der Kunſt gegeben hat. — Bei ſeiner geringen Kenntniß des Griechiſchen mußte ſich Schiller freilich damit begnügen, ſich und ſeinen Freundinnen die Werke der Alten aus franzöſiſchen Ueberſetzungen vorzuleſen. Am meiſten beſchäftigte er ſich damals mit dem Euripides, der denn auch vollkommen dazu geeignet war, ihn bei ſeinem Uebergange aus Verſtandesreflexion und Rhetorik in die unmittelbare Anſchauung lebendiger Schönheit zu begleiten.

Er hatte nicht ohne Grund gehofft, in Rudolſtadt als ein zweiter Oreſt ſeinen Hain der Diana zu finden. Sein ganzes Weſen gelangte dort zu einem tiefen Frieden, zur Verſöhnung mit ſich ſelbſt und mit der Welt, und die Unholdinnen, die ihn bis dahin verfolgt hatten, entwichen vor der Nähe jener heilbringenden Göttinnen, die den ſchwergeprüften Flüchtling in ihren Schutz nahmen. —

Als ihn der Winter nach Weimar zurückführte, ſonderte er ſich noch mehr, als er es früher gethan hatte, von den Menſchen ab: er ſuchte oft die einſame Natur auf, um den Gedanken an die entfernte Freundin nachzuhängen. Eine lebhafte Korreſpondenz mit den Schweſtern war ſeine Erholung, ſein Troſt.

Aus den ſchönen Träumen, in die ihn die Ausſicht einwiegte, den künftigen Sommer wieder in ſeinem Rudolſtädter Thale zuzubringen, rüttelte ihn die Nachricht auf, daß er — als Profeſſor der Geſchichte nach Jena berufen ſei. Da er ſelbſt für dieſe Berufung gar keinen Schritt gethan hatte, ſo verſetzte ihn die unerwartete Kunde davon in einen Schrecken, der nicht eben der freudigſte war. Jetzt hörte man ihn klagen über den Verluſt der Unabhängigkeit, der ihm bevorſtehe, über die zerſchlagene Hoffnung auf einen poetiſchen Sommer. Jetzt verſprach er ſich auf einmal von dem Katheder, den er doch bisher als das Ziel ſeiner Wünſche betrachtet hatte, wenig Glück und große Unannehmlichkeiten. Da man mit der Profeſſur zunächſt keinen Gehalt verbinden wollte, ſo betrachtete er um ſo mehr die Uebernahme dieſer Stelle als eine heroiſche Reſignation, die nur die Bedeutung für ihn haben könne, ihm eine ſorgenfreie Zukunft anzubahnen. Und dies war denn auch der Geſichtspunkt, aus dem er die Sache anſehen und ſich in das Unvermeidliche fügen lernte. —

Im Mai 1789 trat Schiller ſein Lehramt an. Die Verhältniſſe in Jena hatten ſich damals ſo günſtig geſtaltet, wie es auf Akademien nur möglich iſt. Im geſelligen Verkehre waltete eine große Freiheit und Duldſamkeit: es konnte ſich Jeder nach der Eigenthümlichkeit ſeiner Anſichten, Neigungen und Gewohnheiten entwickeln und geltend machen. In Bezug auf religiöſe und politiſche Ueberzeugungen waltete kein Zwang: man begrüßte mit einem edlen Enthuſiasmus das aufgehende Licht der Wahrheit, das damals Reinhold als Prediger der Kantiſchen Lehre verkündigte, und der Geiſt des großen Königsberger Denkers regte die jüngeren Kräfte der Hochſchule zu einer freien, ſchöpferiſchen Auffaſſung der Wiſſenſchaften an. Die akademiſche Jugend wandelte, unbekümmert um politiſche Tagesfragen und praktiſche Lebensbeziehungen, durch die heiteren Gefilde der Idee und bewegte ſich mit ihren Neigungen und Beſtrebungen um dieſen Mittelpunkt. So ſammelte ſich in ihr der Brennſtoff an, der bald nachher durch Fichte's glühende Beredſamkeit zur hellauflodernden Flamme entzündet werden ſollte. Alles drängte im Reiche des Wiſſens nach Fortſchritt, Leben, Freiheit hin. Der Menſch wagte auf ſein ureigenſtes Beſitzthum zu vertrauen, und „griff denkend in ſeine Bruſt!“

Schiller'n kündigte unter den Studirenden ein Ruf an, wie er nicht leicht wieder einem Profeſſor vorausgehen wird. Er war der Liebling, der Abgott der deutſchen Jugend geworden. Kein Wunder alſo, daß ſeine erſten Vorleſungen mit ſtürmiſchem Beifalle begrüßt wurden, daß er bald auch als akademiſcher Lehrer Alles neben ſich überſtrahlte. Derſelbe Genius, der ſeine Schriften durchwehte, mußte ja auch in ſeiner Rede leben: an einer Fülle der großartigſten Gedanken, der kühnſten Bilder konnte es ihm auch hier nicht fehlen, und wenn dem äußerlichen Vortrage das unangenehme Organ, der ſchwäbiſche Dialekt und ſelbſt der rhetoriſche Pomp ſtörend entgegen traten, ſo leiſtete dafür die große Gewandtheit im wiſſenſchaftlichen Geſpräche, die ſich auf dem Katheder geltend machen mußte, und die aus den Tiefen des Herzens ſtrömende Begeiſterung den vollkommenſten Erſatz.

Doch ſei es, daß unſeren Dichter die trockenen Vorſtudien, die ihm das akademiſche Amt zur Pflicht machte, allzuſehr zurück ſchreckten, ſei es, daß er es mit ſeinem Drange nach völliger Unabhängigkeit unvereinbar fand, ſich in die feſte Ordnung eines bürgerlichen Berufes zu fügen, ſei es, daß ihn die durch ſeine Anſtellung nur erhöhten Nahrungsſorgen niederdrückten (denn er bezog keine Kollegiengelder), ſei es, daß ihm die kleinliche Pedanterie und ſelbſt der armſelige Brotneid einzelner Amtsgenoſſen verſtimmte und anwiderte, — kurz! in Schiller erwachte alsbald wieder die kaum niedergekämpfte Ueberzeugung, daß er ſeinen Lebensberuf gänzlich verfehlt habe. „Welcher böſe Genius,“ rief er aus, „gab mir ein, mich in Jena zu binden! Ich bin hier ohne allen Zweck und Nutzen!“ Deſto inniger lebte ſich denn ſein liebevolles Gemüth in das mit Charlotten angeknüpfte Verhältniß hinein, und er ſuchte in ihr ſeinen ganzen Muth zum Leben, ſeine faſt ſchon verglimmende Begeiſterung wieder. Unfähig, den ſchmerzvoll-ſeligen Empfindungen, die ſein Innerſtes für ſie durchſtürmten, länger Widerſtand zu leiſten, brach er endlich das lange Schweigen und bekannte ſeine Liebe. Die Einwilligung Charlottens empfing er mit dem Entzücken einer reinen, himmliſchgeſtimmten Seele, die ſich nun erſt ſelbſt gefunden hat, nun erſt ihrer ſelbſt gewiß iſt. Von nun an war er in allem Dichten und Denken untrennbar mit der Geliebten verbunden; bald hatten ſich die Seelen mit einander verwachſen, und Liebe und Begeiſterung waren in dem Innern des Dichters nicht mehr von einander zu trennen. Schwieriger war es, die Zuſtimmung der Mutter zu erlangen; doch wirkte ein kleiner Jahresgehalt, den ihm der Herzog bewilligte, und namentlich die Vermittelung des Kurmainziſchen Coadjutors Karl Theodor von Dalberg, den wir mit ſeinem ſchon öfters genannten Bruder nicht verwechſeln dürfen, zu Gunſten des Dichters. Am 20. Februar 1790 wurde er mit Charlotten getraut.

Die Ehe führte unſern Dichter zu ſeiner Jugend zurück und flößte ihm wieder den lebendigen Sinn für die geſelligen Freuden ein, denen er ſeit dem Eintritte in die akademiſche Laufbahn und ſchon vorher faſt ganz entfremdet worden war. Es fing in ſeinem Herzen wieder zu knospen und zu grünen an, als ob ein zweiter und ſchönerer Frühling der Poeſie in ihm erwachen ſollte. Aber es ſollten noch Jahre darüber verfließen, bis dieſe ſchönen Erwartungen, denen er im erſten Rauſche einer beglückten Liebe ſich hingab, in Erfüllung gingen. Noch ruhte die Laſt des hiſtoriſchen Studiums und der amtlichen Thätigkeit zu ſchwer auf ſeinen Schultern, als daß er es vermocht hätte, ſich zu einer neuen poetiſchen

Schöpfung zuſammenzunehmen, und nachdem er ſich dieſer Hinderniſſe einigermaßen entledigt hatte, ſo machte wieder das philoſophiſche Streben ſeine Rechte mit einer Stärke geltend, die kein anderes Intereſſe aufkommen ließ. Schiller's Anlagen waren zu vielſeitig, um ihm die Beſchränkung auf ein einziges Gebiet zu geſtatten, und zugleich doch nicht ſo günſtig entwickelt, daß ſie ſich leicht zu einem gemeinſchaftlichen Wirken concentrirt hätten. Er mußte zuerſt eine Kraft nach der andern ausgebildet haben, bevor er ſie alle in der bedeutendſten zuſammenfaſſen konnte. Daher finden wir denn auch, daß in ſeiner hiſtoriſchen und ſodann in ſeiner philoſophiſchen Periode der dichteriſche Genius allmählig entſchlummerte und Schiller ſogar an der Exiſtenz deſſelben zu zweifeln anfing. Er mußte ſich eine Zeitlang auf die Poeſie des unmittelbaren Lebens beſchränken, die ihm durch die Ehe dargeboten wurde. Charlotte erhöhte ihm den Reiz des Daſeins durch Empfänglichkeit und Hingebung, durch fröhlichen Sinn und ächt-weibliche Sanftmuth.

Was nun die geſchichtlichen Werke Schiller's betrifft, unter welchen außer dem ſchon erwähnten Abfall der Niederlande hauptſächlich die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges hervorzuheben iſt, ſo walteten in ihnen dieſelben Grundideen, die uns, nur in jugendlicherer und kühnerer Geſtalt, als die belebende Seele ſeiner Dramen begegnet ſind. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß die **Freiheit des Willens** der Geſchlechtscharakter der Menſchheit ſei, und erkannte in der Uebung dieſes Vermögens nach den ewigen Geſetzen der Vernunft unſere eigentlichſte Beſtimmung. Damit hing denn bei ihm der Glaube an den unendlichen Werth und die abſolute Berechtigung jedes menſchlichen Individuums zuſammen, und er vermochte keine ſtaatliche und geſellſchaftliche Inſtitution anzuerkennen, die mit jenen Majeſtätsrechten der Menſchheit im Widerſpruche ſtehe. Er ſah in der ganzen Weltgeſchichte einen fortwährenden Kampf der Freiheit und des Lichtes mit der Herrſchſucht und Verfinſterung und kehrte die Waffen ſeines Zornes hauptſächlich gegen diejenigen, die den Geiſt in ſeinen innerſten Heiligthümern beeinträchtigen wollen, gegen die geiſtlichen Despoten, gegen die Frevler an der **Gewiſſensfreiheit!** Er nimmt für kein Volk, für keine Religion, für keine Perſönlichkeit Partei; er hat nur dies Eine im Auge, und predigt es mit nie ermüdender Feuerzunge, daß der Menſch im Menſchen zur freien Entwickelung kommen, daß ein Staat der Menſchheit gegründet und gegen alle Angriffe der Selbſtſucht, der Beſchränktheit und der Schwäche ſicher geſtellt werden ſolle. So erſcheint er auch hier, gleich ſeinem Marquis Poſa, als ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit.

Dieſe erhabene weltbürgerliche Geſinnung, die oft durch geiſtreiche Sprüche und kühnes Rednerſpiel die Darſtellung der Begebenheiten unterbricht, machte es ihm zu einer Sache der Unmöglichkeit, bei dem blos Thatſächlichen der Weltgeſchichte ſtehen zu bleiben. Wir reden hier nicht von todten, trockenen Notizen, wie ſie die bloße Gelehrſamkeit aufzuſpeichern pflegt; denn damit würde ſich auch ein Geiſt von geringeren Fähigkeiten nicht begnügt haben. Wir reden von jener unmittelbaren, faſt kindlichen Auffaſſungs- und Erzählungsweiſe, in der ſich gewiſſermaßen die Naturſeele der Begebenheiten ſelbſt ausſpricht und die Poeſie des Weltgeſchickes wie aus einem kryſtallenen Spiegel uns anblickt. Zu dieſer mährchenartigen Stufe des dämmernden geſchichtlichen Bewußtſeins wollte und konnte damals Schiller ſich nicht zurückwenden. Er mußte, wie er geſchaffen war, mit ſeinen grübelnden Gedanken an die Dinge herantreten und ſie darauf beziehen, darnach beurtheilen. Nur die hervorragenden Spitzen der Ereigniſſe hatten, weil ſeine Ideenblitze ſie treffen konnten, Reiz und Intereſſe für ihn. Was eigentlich die Aufgabe des Geſchichtſchreibers iſt, — das Eigenthümlichſte der Perſonen und Begebenheiten im Lichte des Allgemeinen, als des ſtets thätigen Gerichtes über das Beſondere, erſcheinen und ſich reinigen zu laſſen, die in den Vorgängen verborgen waltenden Genien von ihren Hüllen zu befreien und in einem neuen, durchſichtigen Gewande zu zeigen, damit konnte oder wollte ſich Schiller nicht leicht befaſſen. Anſtatt zu ſeiner Belehrung den Orakeln des Weltgeiſtes zu lauſchen, ſah er die Geſchichte faſt nur darauf an, paſſende Exempel für ſeine politiſchen und ſittlichen Grundſätze darin zu entdecken. Was nicht mit ſeiner Philoſophie in ihrem individuellſten Ausdrucke übereinſtimmte, das blieb ihm etwas Fremdes und Undurchdringliches und konnte eben nur von ihm auf die Seite geſtellt und verworfen werden. So gelangte er denn durchaus nicht dazu, den Geiſtern der vergangenen Jahrhunderte die wahre Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und wenn man ihn einen rückwärtsgekehrten Propheten genannt hat, ſo kann dieſe Bezeichnung von ſeinen Geſchichtswerken nicht gelten. Als Dichter trat er aber hier inſofern faſt ganz in den Hintergrund, als er das Ideal im Wirklichen meiſtens überſah und die geſtaltloſe Geiſtigkeit nur über den Dingen hinſchweben ließ. Ebenſo bemüht ſich der Philoſoph umſonſt, hier den genialen Schwung der Briefe von Julius und Rafael oder die tiefſinnige Denkkraft der Künſtler wiederzufinden. Hiernach beſchränken ſich die Vorzüge der Schilleriſchen Geſchichtswerke auf den Ausdruck einer erhabenen und reinen Geſinnung, auf den Gehalt einzelner, vornehmlich verſtändiger Betrachtungen, auf die Kraft und Fülle der Sprache. Für den Dichter ſelbſt aber hatten ſie die hohe Bedeutung, daß er durch ſie mit Stoffen der Wirklichkeit bereichert, in der Beobachtung der Außenwelt geübt und nachdrücklich auf die Philoſophie hingewieſen wurde.

Die große Revolution, welche damals in der wiſſenſchaftlichen Welt durch die immer weitere Verbreitung des Kantiſchen Syſtems hervorgerufen wurde und ihren eigentlichen Heerd in Jena fand, war auch an Schiller nicht vorübergegangen, und ſchon vor ſeiner akademiſchen Anſtellung konnte man aus einzelnen Stellen ſeiner Werke erſehen, daß er ſich bereits im Aether der Kantiſchen Ideen zu bewegen anfing. Je mehr ihn nun der Gang der politiſchen Ereigniſſe abſtieß und ſogar mit Beſorgniſſen erfüllte, deſto inniger ſehnte er ſich danach, in den Tiefen des Gedankens eine bleibende Befriedigung und Ruhe für ſeinen Geiſt zu finden. Ohne ſich ſeit ſeinem Abgange von der Schule viel mit philoſophiſchen Schriften beſchäftigt zu haben, trug er doch ſchon ſo viele Elemente der Speculation in ſich, daß er ſich als hinlänglich vorbereitet für das Studium Kant's betrachten durfte. Dazu kam denn noch der Umſtand, daß er, in Folge ſeines unregelmäßigen Lebens, der nie ruhenden Sorgen, vorzüglich aber der oft bis in die tiefe Nacht hinein fortgeſetzten Anſtrengung des Geiſtes, im Anfange des Jahres 1791 von einem ſtarken Fieber und einer darauf folgenden Bruſtkrankheit ſo heftig ergriffen wurde, daß er ſeitdem nie mehr völlig geſundete ſondern ſtets „in Leiden bangte, kümmerlich genas." Er mußte von dieſem Moment an des Glaubens leben, daß er den größten Theil ſeines irdiſchen Daſeins hinter ſich liegen habe, und ſich mit um ſo größerer Entſchiedenheit der Betrachtung des Ewigen zuwenden, die ihm in der Philoſophie dargeboten wurde. Er wendete ſich fortan dem Meiſter Kant als ſeinem Tröſter im Leben, wie im Tode zu. Endlich glaubte er damals, da ſeine Dichterkraft durch das kritiſche Bewußtſein, das er von ihr erlangt habe, nicht wenig geſchwächt worden ſei, nur in der tiefern Erfaſſung dieſes Bewußtſeins zu ſeiner künſtleriſchen Wiedergeburt gelangen zu können. Er wählte unter ſolchen Umſtänden zuerſt die Kritik der Urtheilskraft zu ſeinem Studium, zumal da er hoffen durfte, ſie unter den Hauptwerken Kant's am leichteſten verſtehen zu können. Dieſes Buch handelt vom Schönen, vom Erhabenen und vom Dichtergeiſte. Kant, deſſen größte Stärke eigentlich darin beſtand, daß er den Verſtand der Vernunft gegenüber, und zwar faſt nur durch den Verſtand ſelbſt, in ſeine Schranken zurückdrängte, ging, ſchon an der Schwelle des Greiſenalters ſtehend, in jenem

Werke inſofern weit über ſich hinaus, als er mitten in ſeinen trockenen Unterſuchungen ſich, faſt wider Willen, den tiefſinnigſten, genialſten Ahnungen überließ, die in der That ein fremdartiger Genius aus ihm zu verkündigen ſchien. Der Philoſoph findet noch jetzt in einzelnen dieſer Sätze Stoff genug, der einer höchſt bedeutſamen Entwickelung fähig wäre. Einem geborenen Dichter mußte aber ein ſolches Werk von hohem Nutzen ſein wegen der liberalen und großen Weiſe, in welcher hier das Verhältniß des Genie's zur Regel aufgefaßt iſt. War Kant vielleicht ſelbſt kein Genie, ſo beſaß er doch die Fähigkeit, ein Genie zur Selbſterkenntniß zu bringen und hiermit auf den rechten Weg zu leiten. Alle kleinlichen Mäkeleien der Kunſtrichter werden durch ſeinen Satz niedergeſchlagen: „Genie iſt die angeborene Gemüthsanlage, — durch welche die Natur der Kunſt die Regel gibt.“ (Kritik der Urtheilskraft §. 46.)

Mit unglaublicher Kraft und Schnelligkeit warf ſich nun Schiller, während er mit unaufhörlicher Kränklichkeit kämpfte, in das Studium Kant's und bald auch ſchon in eine kunſtphiloſophiſche Schriftſtellerei hinein, die ſich auf die Kritik der Urtheilskraft ſtützte. Er rang die neuen Eroberungen, die er auf dieſem Gebiete machte, gewiſſermaßen dem ihn beſtändig umlauernden Tode ab, ſeinem Grundſatze getreu, daß man ſich dem allwaltenden Geiſte der Natur ergeben und wirken müſſe, ſo lang man es vermöge. Endlich ſetzte ihn, wonach er ſich ſo lange geſehnt hatte, noch im Jahre 1791 der Edelmuth des Herzoges Chriſtian Friedrich von Auguſtenburg und des Miniſters Grafen Ernſt von Schimmelmann in den Stand, drei Jahre lang mit Ruhe ſeinen geiſtigen Beſchäftigungen leben zu können. Sie boten ihm für dieſe Zeit ein jährliches Geſchenk von tauſend Thalern an. Schon die außerordentliche Zartheit, mit der ſie dies thaten, geſtattete es Schillern nicht, das Anerbieten von ſich abzulehnen. Der Weltbürgerſinn, der ſich in ihrem Briefe ausdrückte, mußte ihn begeiſtern. „Wir kennen,“ heißt es darin unter Anderem, „keinen Stolz, als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen des Weltalls umfaſſen. Sie haben nur **Menſchen, Ihre Brüder** vor ſich, nicht eitele Große, die durch ſolchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen.“ Zu dieſem Beweiſe außerordentlicher Liebe und Verehrung kam im folgenden Jahre eine Auszeichnung, die damals nur wenige Deutſche erlangten: — Die Nationalverſammlung in Paris ertheilte ihm das franzöſiſche Bürgerrecht.

Im Auguſt 1793 trat Schiller mit ſeiner Gattin eine Reiſe in die Heimath an. Er fand in Heilbronn ſeine Aeltern, Schweſtern und Jugendfreunde. Ein Brief, den er im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglinges an den Herzog von Würtemberg ſchrieb, fand von Seiten des erkrankten Mannes keine Erwiederung. Aber Freunde hinterbrachten ihm die Aeußerung deſſelben: wenn Schiller in ſein Land komme, ſo werde er ihn ignoriren. Als der Fürſt bald nachher ſtarb, erinnerte ſich der Dichter nur noch der Wohlthaten, die er ihm erwieſen hatte, und mit Rührung betrachtete er ſein Grabmal.

Wie wohlthätig die Eindrücke der Heimath auf ſeine Stimmung eingewirkt hatten, gab ſich bei ſeiner Rückkehr nach Jena durch die große Ruhe und Milde ſeines Weſens zu erkennen; aber ſein Körper zeigte ſich hinfällig, einem Schatten ähnlich. Unterdeſſen war ihm hier ein neues Lebensglück bereitet worden. Wilhelm von Humboldt, den er ſchon ſeit einigen Jahren kannte, hatte ſich blos in der Abſicht, mit Schiller'n an einem Orte zu leben, in Jena niedergelaſſen. Beide Männer und ihre Frauen vereinigte ein Bündniß der edelſten Freundſchaft für das ganze Leben. Schiller und Humboldt kamen in dieſer Zeit täglich zweimal zuſammen und unterhielten ſich über Philoſophie und Kunſt oft bis tief in die Nacht hinein. Ihre Unterredungen hatten oft die Poeſie des Alterthums zum Gegenſtande.

Schiller entfaltete bei dieſer Gelegenheit die ganze Fülle ſeines Talentes für das wiſſenſchaftliche Geſpräch.

Bald nachher gelang es ihm denn auch, ſich die **Freundſchaft Goethe's**, das köſtlichſte Beſitzthum ſeines ganzen Lebens, zu erwerben. Der große Mann hatte längſt den redlichen Ernſt in Schiller's Beſtrebungen und Leiſtungen zu ſchätzen gewußt. Die Verſchiedenheit ihrer Lebensanſichten hatte ſie bis dahin von einander entfernt gehalten, und für Schiller's hiſtoriſche und philoſophiſche Richtung konnte Goethe ſeiner ganzen Natur gemäß keine Sympathie haben. Ein wiſſenſchaftliches Geſpräch diente jedoch dazu, beide Heroen einander näher zu bringen, und Goethe mußte ſich ſchon damals geſtehen, daß Schiller Alle feſtzuhalten wiſſe, die in ſeinen Kreis einträten. So konnte denn die allmählige Befeſtigung eines Bundes nicht ausbleiben, der auf einem beſtändigen Fortſchreiten geiſtiger Ausbildung und dichteriſcher Thätigkeit beruhte. Es war eine Zeit, in welcher ſich beide aus ihren gegenwärtigen Sphären, Schiller aus der Philoſophie und Goethe aus der Naturwiſſenſchaft, nach der Dichtkunſt zurückſehnten, und jeder von ihnen ſich vollkommen dazu gerüſtet hatte, das Höchſte der künſtleriſchen Schönheit zu erſtreben. So zog ſich denn Schiller von der Speculation ganz zurück und lebte ſich zunächſt in die reiche Welt von Anſchauungen hinein, die ihm durch Goethe geboten wurde. Er erquickte ſeinen Sinn an dem milden Frühlingshimmel, den der Wilhelm Meiſter ſeines Freundes über ihn ausbreitete, und konnte in der begeiſterten Liebe, mit welcher er ſich dieſer Schöpfung hingab, den Ausſpruch nicht unterdrücken, daß nur der Dichter der wahre Menſch und der beſte Philoſoph gegen ihn eine Carricatur ſei.

Nach ſeiner Rückkehr aus Schwaben kündigte Schiller die Herausgabe einer neuen Zeitſchrift, der Horen, an, die ihm nicht blos einen großen Einfluß auf die damaligen literariſchen Verhältniſſe gewährte, ſondern auch zur Erhöhung ſeines Wohlſtandes nicht wenig beitrug. Unter ſeinen Mitarbeitern befanden ſich Goethe, Friedrich Heinrich Jacobi, Wilhelm v. Humboldt und Fichte. In der Ankündigung bezeichnete er es als die ausſchließliche Aufgabe der Zeitſchrift, das zu befördern, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ſei, und dadurch eine gründliche Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes vorbereiten zu helfen. Außerdem bemerkte er noch, man werde hier darnach ſtreben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und jener durch dieſe ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu verleihen; ſo weit es ſich ausführen laſſe, werde man die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft von ihrer Schulform befreien und in einer reizenden, wenigſtens einfachen Hülle dem Gemeinſinne verſtändlich machen. Außer den Horen begann Schiller auch noch um dieſelbe Zeit ſeinen Muſenalmanach zu redigiren, an welchem ſich Goethe, Herder, Auguſt Wilhelm Schlegel, Hölderlin u. A. betheiligten. Durch dieſes ausſchließlich der Poeſie gewidmete Unternehmen wurden die Horen nach und nach in den Hintergrund gedrängt, bis ſie endlich ganz aufhörten.

Bevor wir zur dritten Hauptperiode im Leben unſeres Dichters übergehen, müſſen wir ſeiner Leiſtungen auf dem Gebiete der Philoſophie gedenken. Schiller faßte in ſeinen hierher gehörigen Abhandlungen, wenige höchſt intereſſante Bemerkungen über das neuere Staatsleben, vorzüglich in ſeinem Verhältniſſe zum antiken oder griechiſchen und römiſchen, abgerechnet, nicht, wie in ſeinen Geſchichtswerken, die politiſchen Angelegenheiten der Menſchheit in's Auge, ſondern wandte ſeinen forſchenden Geiſt dem Urbilde der Schönheit zu, wie es theils in den Schöpfungen der Künſtler, theils in den menſchlichen Perſönlichkeiten ſich darſtellt. Da er jedoch keine Schönheit als eine ſolche erkannte, die nicht den ewigen Gehalt der Freiheit und Wahrheit in ſich trägt, da er ſie vielmehr nur als die ſichtbare Geſtalt des göttlichen Ebenbildes oder des Engels im Menſchen betrachtete, ſo wurde er durch die Vertiefung in ihr eigenthümliches Weſen zu manchen Unterſuchungen über die ſittliche Natur und ewige Beſtimmung des Menſchen hingedrängt, wobei ſeine Denk- und Geſinnungsweiſe hauptſächlich reichliche Nahrung in den Kantiſchen Schriften fand. Mit großer Vorliebe betrachtete er das gegenſeitige Verhältniß, welches Schönheit und Sittlichkeit in der Erziehung und Bildung des Menſchen behaupten, und legte ſeine hierauf bezüglichen Anſichten in einer Reihe von Briefen nieder, die ſich durch ſprachliche Fülle und Abrundung auszeichnen. Er entwickelte die Idee des Schönen am Gründlichſten in ſeinem geiſtreichen Aufſatze über Anmuth und Würde und bemühte ſich außerdem, doch mit geringerem Erfolge, die Kantiſchen Andeutungen über das Erhabene weiter auszuführen. Für die philoſophiſche Erkenntniß der Kunſt und Kunſtgeſchichte bahnte er einen neuen Weg durch ſeine bedeutungsvolle Unterſcheidung zwiſchen der naiven und ſentimentalen, d. h. zwiſchen der griechiſchen und der neueren Poeſie. Doch gingen ihm zur tieferen Beſtimmung dieſes Unterſchiedes die erforderlichen Anſchauungen der Literaturgeſchichte ab. Im Allgemeinen ſteht er als Philoſoph des Schönen, was die Gründlichkeit der Forſchung und die Strenge des Syſtems, ja ſelbſt, was den genialen Tiefſinn betrifft, hinter ſeinem großen Vorgänger, deſſen Ideen er häufig nur in eine bilderreiche, redneriſche Sprache einkleidet, weit zurück. Er beſaß vielleicht dieſelbe Schärfe des Verſtandes, wie Jener, aber während dieſe Kraft von Kant in ihre Gränzen gewieſen wird und ſich bis zu dem Punkte fortentwickelt, wo ſie vor der Vernunft die Waffen ſtrecken muß, ſo drängt ſich Schiller's Verſtand mit großer Kühnheit in die Regionen der Idee ein und umſchreibt ſie, ohne die Tiefe erreichen zu können, in glänzenden Gegenſätzen und Unterſcheidungen, deren imponirende Gewalt durch eingewobene Bilder noch verſtärkt wird. Nur im Einzelnen, wenn er, vom wiſſenſchaftlichen Denken ermüdet, ſich der poetiſirenden Phantaſie hingibt, gelangt er — zwar nicht zur wiſſenſchaftlichen Beſtimmung, aber doch zu bedeutſamer Verſinnlichung des eigentlichen Gehaltes, auf den es ankommt. So liegen in ſeinen äſthetiſchen Schriften eine Menge vortrefflicher Bemerkungen zerſtreut, aus denen man noch heutzutage ſehr viel lernen kann, die ſich aber weder zu einem Syſtem zuſammenfügen, noch als Prophetenblicke des Geiſtes ſo großartig ſind, daß wir ſie mit den Gedankenblitzen eines Schelling oder mit den weltumfaſſenden Ideen in der Theoſophie des Julius vergleichen dürften. Die eigentliche lebendige Offenbarung des Schönen wurde Schiller'n auch für die Erkenntniß erſt dann zu Theil, als er den Boden der Poeſie wieder betrat und ſeine philoſophiſchen Errungenſchaften in Lehrgedichten niederlegte. Wäre er auf dem Wege der philoſophiſchen Briefe weiter fortgegangen, ſo ſtünde er ohne Zweifel als Philoſoph eben ſo hoch, wie als Dichter! Aber er ſollte einmal der vorherrſchenden Verſtändigkeit des Zeitalters im Denken ſeinen Zoll entrichten! Uebrigens kann er nächſt Kant als der Begründer der neueren Aeſthetik oder wiſſenſchaftlichen Betrachtung des Schönen angeſehen werden.

Unter den Lehrgedichten zeichnen wir das Reich der Schatten oder, wie es ſpäter benannt wurde, das Ideal und das Leben, den Genius, das Glück, die Nänie und den Spaziergang aus. Im Reiche der Schatten enthüllt uns der Dichter in reicher Gedankenfülle und prachtvollem Strome der Rede die Welt der Schönheit als der reinen Form und Erſcheinung des Geiſtes und preiſt das Leben in ihr als das allein beſeligende. Im Genius erhebt er das unmittelbare und urſprüngliche Gefühl des Wahren und Guten über die begriffliche Auffaſſung des Syſtemes. Im Glück führt er den Gedanken aus, daß das Höchſte ein freies Geſchenk der Götter ſei, und ſchildert die Macht, mit welcher der von den Unſterblichen begünſtigte Menſch alle Herzen erobere. Man erkennt in dieſem Bilde die mit verklärender Liebe wiedergegebenen Züge Goethe's, deſſen olympiſcher Perſönlichkeit gegenüber es für unſern Dichter gar keinen andern Ausweg gab, als ihn von ganzer Seele zu lieben und dadurch — ſich anzueignen. Dieſe ſchöne, neidloſe Bewunderung und Hingebung durchſtrömt denn auch das Gedicht mit einer Friſche und Fülle der Anſchauung und des Empfindungslebens, die es dem Beſten der griechiſchen Elegiendichtung an die Seite ſtellt. Schiller reinigt hier durch die unendliche Hingebung, die er dem Schönen entgegenbringt, ſich ſelbſt zur vollendeten Schönheit; denn was iſt dieſe anders, als die Ausſtrahlung entzückter Liebe, die im Anderen ſich ſelbſt begegnet? Die Nänie dagegen feiert in rührender Klage das kurze Leben, das frühzeitige Welken und Verſchwinden der Schönheit und tröſtet ſich zugleich mit dem Gedanken, daß es auch etwas Herrliches ſei, im Klageliede der Geliebten fortzuleben. Im Spaziergange endlich wird uns der Contraſt zwiſchen der ewigen Unveränderlichkeit der Natur und dem ewigen Wechſel der menſchlichen Zuſtände in lebendigen culturgeſchichtlichen Ueberſichten dargeſtellt. — Mehrere Lieder und Elegien, die Schiller in der dritten Periode ſeines Lebens gedichtet hat, und die zu ſeinen vortrefflichſten Schöpfungen gehören, bewegen ſich ſo entſchieden in demſelben Ideenkreiſe, wie die Lehrgedichte, daß wir ſie hier nicht übergehen dürfen. Es gehört dahin die Gunſt des Augenblickes, die Dithyrambe und die vier Weltalter. In der Gunſt des Augenblickes tritt eine Grundidee ſeiner ſpätern Weltanſicht, zum Theil in engem Anſchluſſe an den Inhalt des Lehrgedichtes: „das Glück,“ nicht mehr didaktiſch und reflectirend, ſondern im Feuer der unmittelbarſten Begeiſterung hervor:

„Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoos, das Glück,
Und der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick.“

„Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel ſchwebt,“

„So iſt jede ſchöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düſtern Grabe
Schließt die Nacht ſie wieder ein.“

Noch freier und kühner athmet dieſe Begeiſterung in dem Dithyrambus, wo der Dichter alle die himmliſchen Götter in ſeinem irdiſchen Wohnhauſe um ſich verſammelt ſieht und ſie, unfähig, die erhabenen Gäſte zu bewirthen, um ihr unſterbliches Leben als Gaſtgeſchenk anfleht.

„Die Freude ſie, wohnt nur
In Jupiter's Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!“

Und gnädig erhören die Götter den flehenden Liebling:

„Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein;
Netz' ihm die Augen mit himmliſchem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten nicht ſchaue,
Einer der Unſern ſich dünke zu ſein!“

Die erhabene Sendung des Dichters, die ihn des Umganges mit den Göttern würdig macht, ſtellt uns **Schiller** vielleicht noch großartiger, als hier, in dem Gedichte: „die vier Weltalter“ dar, wo er den kühnen Ausſpruch an die Spitze ſtellt, ohne die Leier ſei auch beim Nektarmahle der Götter die Freude gemein, und ſodann folgendes Bild des Sängers entwirft:

„Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige ſpiegelt:
Er hat alles geſeh'n, was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt:
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.“

„Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblick's flüchtig verrauſchenden Schall.“

In ſolchen Stellen geht er an lebendiger Auffaſſung der Idee, die dem bloßen Verſtande ewig unerreichbar bleibt, weit über die mühſam errungenen Ergebniſſe ſeiner Abhandlungen hinaus. Wer in das Heiligthum ſeiner

Philoſophie eindringen will, hat ſich an ſeine Gedichte und an die mehrfach erwähnten philoſophiſchen Briefe zu halten.

Kehren wir nun zu der Lebensgeſchichte unſeres Dichters zurück, ſo finden wir, daß ſie von dem Momente an, wo er den Boden der Poeſie wieder mit Entſchiedenheit betritt, faſt alles äußerliche Intereſſe verliert und mehr und mehr ſich in eine bloße Geſchichte ſeiner Productionen und ſeines Zuſammenlebens mit Goethe verwandelt.

Die Rückkehr zur Dichtkunſt war Schillern durch ſeinen bisherigen Entwickelungsgang bedeutend erſchwert; er hatte, während er ſich mit der Geſchichte und Philoſophie beſchäftigte, die künſtleriſche Production beinahe ganz bei Seite geſetzt und der Ausübung eines oft ganz proſaiſchen Verſtandes den größten Theil ſeines Fleißes und ſeiner Kräfte gewidmet. Seine Speculationen hatten ſich auf dem Gebiete der Kunſtphiloſophie bewegt und ihn hier zu einer Art des Bewußtſeins geführt, die dem ſchöpferiſchen Genius nicht gerade vorherrſchend günſtig ſein konnte. Wäre es ihm vergönnt geweſen, auf dem Grunde einer lebensvollen und genialen Philoſophie, wie die unſerer gegenwärtigen Zeit iſt, den wahrhaften Gehalt der Schönheitsidee zu durchdringen, ſo würde ohne Zweifel die Kraft der Dialektik ihn zur Unmittelbarkeit der poetiſchen Anſchauung und Schöpfung ſelbſt begeiſtert haben. Denn wie in der ächten Dichtung die Philoſophie, ſo ſchlummert auch in der ächten Philoſophie die Dichtung, und beide müſſen wechſelſeitig einander fördern und erwecken, nicht ſtören und aufheben. Wenn alſo Schillern, wie er ſelbſt und Goethe meinten, die Philoſophie geſchadet haben ſollte, ſo möchte dies nur in dem Sinne anzuerkennen ſein, daß er, weil ihm die eigentlichen Tiefen der Wiſſenſchaft doch verſchloſſen blieben, durch das Speculiren den einſeitigen, abſtrakten Verſtand nicht geläutert und verklärt, ſondern in ſeiner proſaiſchen Anmaßlichkeit noch beſtärkt hätte. Dies läßt ſich auch, wenn man die äſthetiſchen Abhandlungen lieſt, zum Theile nicht in Abrede ſtellen. Doch geht aus der ſpäteren Geſchichte des Dichters hervor, daß die Reflexion, die ihn früher hauptſächlich zur rhetoriſchen Unnatur verleitet hatte, durch die breite Entwickelung, die er ihr auf dem Boden der Wiſſenſchaft geſtattete, ſich allmählig austobte und darum, als er zur Muſe zurückkehrte, ſchon keine rechte Gewalt mehr über ihn hatte.

Indeſſen waren es die durch die Kunſtphiloſophie gewonnenen Ergebniſſe, die unſern Dichter durch ihre Einſeitigkeit vielfach ſo befangen machten, daß er noch lange Zeit mit ſich zu kämpfen hatte und namentlich den wohlthätigen Einwirkungen Goethe's ſich überlaſſen mußte, bis die urſprüngliche Kraft ſeines Genius ſich wieder geltend machte und ihn auf den Weg des lebendigen künſtleriſchen Schaffens zurückführte. Er hatte zunächſt durch ſeine ſtreng-wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen das eingebüßt, was dem Dichter vielleicht von Allem das Unerläßlichſte iſt, den Sinn für die Beobachtung und Nachbildung des Individuellen, und ſtatt ſich in den Reichthum der lebendigen Erſcheinungen zu verſenken und ihn gereinigt und verklärt in der Dichtung auferſtehen zu laſſen, bemühte er ſich jetzt, allgemeine Begriffe künſtlich zu beleben und zur Gegenſtändlichkeit zu formen. Er hätte als Dichter in den Dingen ſelbſt das Ideal anſchauen und ihm durch ſeine Darſtellung nur die durchſichtige Form geben ſollen, und ſuchte ſtatt deſſen zu dem Ideale, das er im Voraus geſchaffen hatte, eine Form, die ihm unter den bildenden Händen abſterben mußte, weil ſie eine künſtliche, phantaſtiſche Schöpfung war, die nicht dem unmittelbaren Leben der Natur entquoll. Wie tief Schiller den hemmenden Einfluß dieſer Richtung auf ſeine Productionskraft empfand, gibt ſich beſonders in den Lehrgedichten zu erkennen, in welchen er, nicht ohne tiefe Wehmuth, dem wiſſenſchaftlichen Bewußtſein gegenüber die Natur, das Leben und die Empfindung erhebt. Er zerfiel auf dieſe Weiſe mehr und mehr mit ſich ſelbſt und begann bei der unendlichen Mühe, die ihn Anfangs die Ausführung ſeines Wallenſtein koſtete, an ſeinem Dichtervermögen zu verzweifeln. Den ſchweren Kampf, der dadurch in ihm hervorgerufen wurde, erleichterte ihm das große Vorbild Goethe's, das er nun mit einer neidloſen Liebe, die vergebens ihres Gleichen ſuchen möchte, in ſich aufnahm. Als ihm die wunderbare Welt des Wilhelm Meiſter ſich aufſchloß, als ihm hier ein unerſchöpflicher Reichthum der friſcheſten und lebendigſten Phantaſie entgegenſtrömte, da fühlte er wohl, daß es ſolchen überwiegenden Vorzügen gegenüber kein anderes Mittel der Rettung und Beruhigung gebe, als die Liebe, und ſo lebte er ſich denn mit völliger Hingebung in den Geiſt hinein, der ihm fortan als die Quelle der wahren und urſprünglichen Schönheit dienen ſollte. Wenn Goethe durch Schiller dazu angeſpornt und ermuthigt wurde, die Dichtung, die auch er hatte ruhen laſſen, wieder aufzunehmen, wenn er dem Freunde das klarſte Verſtändniß über ſeine Productionen verdankte, wenn er unter ſeiner Einwirkung ſich ohne Mühe in den Ergebniſſen der Philoſophie orientirte, ſo erlangte Schiller durch ihn die ganze Wiedergeburt des ſchöpferiſchen Genius und würde ohne die Nähe und den Einfluß dieſer durchaus dichteriſchen Perſönlichkeit das Vortrefflichſte, was wir von ihm beſitzen, niemals zu Stande gebracht haben. Man könnte den Geiſt Goethe's als den Stoff betrachten, den Schiller, meiſtens unbewußt, in ſich aufnahm und verarbeitete, und auf der anderen Seite Schiller's zweite und ſchönere Dichterjugend für die größte Schöpfung halten, die Goethe hervorbrachte. Durch dieſe wechſelſeitige Beziehung gewann denn auch ihre Freundſchaft eine Feſtigkeit und Nothwendigkeit, die alle früheren Verhältniſſe Schiller's weit in den Hintergrund drängen mußten.

Schon im Jahr 1790 wurde Schiller durch ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges veranlaßt, den Wallenſtein zum Gegenſtande eines Drama zu wählen. Die Ausführung dieſes Planes wurde aber durch Krankheit und philoſophiſche Studien von Jahr zu Jahr hinausgeſchoben, obgleich er ſchon 1792 die Arbeit anfing und während ſeines Aufenthaltes in Schwaben einige

Scenen in Proſa entwarf. Nach ſeiner Rückkehr beſchäftigten ihn die Horen und der Muſenalmanach zu ſehr, als daß er an die Fortſetzung des Wallenſtein hätte denken können. Auch drängte ſich eine Zeitlang der Plan zu den Maltheſern dazwiſchen. Am meiſten aber hemmte ihn die Unfähigkeit, das Gebiet des philoſophiſchen Reflectirens zu verlaſſen und ſich friſchen Muthes in das unmittelbare Leben der Phantaſie hineinzuwagen. Er fühlte es wohl, welch' ein Reichthum von Poeſie ſich unterdeſſen in den Tiefen ſeines Geiſtes geſammelt hatte: aber noch traute er ſich die Kraft nicht zu, den verborgenen Schatz zu heben, und noch lagen ſeine Theorien als abwehrende Hüter vor dem Eingange. Er ſchwankte ſo lange hin und her, bis er nahe daran war, ſich ſelbſt aufzugeben. Es erforderte damals lange Ueberlegung und Berathung mit ſeinen Freunden, ehe er ſich dazu entſchloß, ſeine Thätigkeit künftig auf die Poeſie zu concentriren. Goethe's mächtiger Zuruf begeiſterte ihn endlich im März 1796 den Wallenſtein mit Entſchiedenheit wieder zu ergreifen und ihn zu beendigen, es koſte, was es wolle. Freilich meinte er, nachdem er ſich eine Zeitlang mit der Arbeit beſchäftigt hatte, die widerſpenſtigſte Maſſe unter den Händen zu haben, der ſich nur durch heroiſches Ausharren etwas abgewinnen laſſe. Auch lag der Gegenſtand, den er dramatiſch entfalten ſollte, ſeiner Empfindungsweiſe fern; es dünkte ihm völlig fremd, ja unheimlich, das buntfarbige Leben in reiner, unparteilicher Darſtellung zu vergegenwärtigen, Tage lang bei der Zeichnung eines Charakters auszuharren, der dem ſeinigen nicht verwandt war oder in entſchiedenem Gegenſatze zu ihm ſtand. Er ſchwang ſich erſt während des Schaffens dazu empor, mit der allſeitigen Liebe des Künſtlers auch das Entlegenſte zu umfaſſen. Jetzt gelang es ihm, ſich in ſeine Gegenſtände zu verwandeln, ſich in ihnen zu vergeſſen, und ſo ſpürte er bald einen Anhauch von der Seligkeit des Schaffens, die uns nur aus dem Grabe des eigenen Ich entgegenweht. Er entledigte ſich der grauſamen Pein, die ihn ſo lange gequält hatte, als er ſich nur mit ſich und ſeinen Ideen beſchäftigt, als er jede Thätigkeit ſeiner Seele mit wachſender Aengſtlichkeit beobachtete. Er genas in der Hingebung an die immer freier ſich geſtaltende Welt der Phantaſie, die ihm ein Unterpfand der Verſöhnung mit ſich und dem Leben wurde. In dieſer zunehmenden künſtleriſchen Selbſtgewißheit glaubte er täglich zu erfahren, wie wenig der Dichter durch allgemeine, reine Begriffe gefördert werde. Er war manchmal unphiloſophiſch genug, alles ſyſtematiſche Wiſſen der Aeſthetik für einen „Kunſtgriff des Handwerkes“ hingeben zu wollen. Im März 1799 lag endlich das erhabene Werk vollendet vor ihm, und am 20. April wurde Wallenſtein's Tod zum erſten Male in Weimar aufgeführt. Als das Ganze im folgenden Jahre gedruckt erſchien, konnte man ſchon aus dem großen und raſchen Abſatze erſehen, wie mächtig die Wirkung war, die es hervorrief. Es durchhauchte die Jugend mit einem edlen kriegeriſchen Geiſte und erweckte durch das heimiſche Bild des deutſchen Lebens, durch die wahrhaft nationale Luft, die den Leſer und den Zuſchauer daraus anhauchte, die längſt erloſchene Liebe zu dem theuren Vaterlande wieder, ſo viel Fremdartiges auch für ein deutſches Gemüth in der Weltanſicht des Ganzen lag. Denn der finſtere Hintergrund, aus dem die Tragödie hervortritt, iſt die rieſenmäßige Gewalt des allbezwingenden Schickſals. Der Held, eine durch Geiſteskraft und äußere Stellung übermächtige Perſönlichkeit, lehnt ſich gegen die geſellſchaftliche Ordnung, in deren zäher Herkömmlichkeit das Fatum ſeinen feſteſten Sitz behauptet, auf und bereitet ſich dadurch den Untergang. Ehrbegierde und Rachſucht begegnen in ihm den Ideen des Weltbürgers; er will einen neuen Gang der Dinge herbeiführen und fällt, weil er das hiſtoriſche Recht verletzt, dem der Dichter nunmehr nicht, wie früher, das Naturrecht, ſondern den Eigenwillen des in ſeinen Entwürfen maßloſen Genius gegenüberſtellt, während ſich ſeine ideale Liebe nicht mehr der bürgerlichen

Freiheit, ſondern der ſchönen Menſchlichkeit (in Max und Thekla) zuwendet. Das Letztere rührte von der großen Veränderung her, die in der ſittlich-politiſchen Richtung Schiller's allmählig vorgegangen war. Manche Umſtände hatten dazu beigetragen, ſeine Begeiſterung für ſtaatliche Ideale zu ſchwächen, und ganz beſonders hatte ihn in dieſer Hinſicht die Wendung der franzöſiſchen Revolution umgeſtimmt. Das Sittlich-Schöne wurde ihm nun die Sonne, von der das Leben der Menſchheit ſein Gedeihen und Wachsthum empfangen ſollte. Nachdem ſein eigenes Daſein ſich beruhigt und verſöhnt hatte, ertrug er die Formen des Staates und der Kirche, gegen welche früher ſein Titanenwiderſtand gerichtet geweſen war, und fügte ſich, wenn auch mit trauerndem Herzen, in das, was einmal nicht zu ändern ſtand; er beugte ſich vor dem Geſchicke, das ihm nach ſeinem jetzigen Standpunkte den Menſchen und die Weltgeſchichte mit unauflöslichen Banden zu umfangen ſchien. Er flüchtete ſein von tiefen Wunden langſam geneſendes Herz in den ſtillen Gottesfrieden der ſanfteren menſchlichen Gefühle, auf die ſelige Inſel der Liebe, der Freundſchaft, der beſcheideneren Tugenden. Hier ſuchte er die kummerlöſende Vergeſſenheit, die verjüngende Lethe auf; der Weg führte ihn unmerklich in das Reich der Schatten zurück, dem er auf die bunte, vielbewegte Oberwelt entronnen zu ſein glaubte; er brach die Hesperidenäpfel des Friedens in dem Lande, wo das nie alternd lebt, „was ſich nie und nirgends hat begeben.“ Die Freiheit ſchwebte ihm jetzt mehr als ein verklärtes Bild der Erinnerung in der Ferne; der müde Kämpfer pries den Frieden und ſeine Segnungen, er verherrlichte die Geſetzlichkeit, die Ordnung, die treue Pflichterfüllung im vorgeſchriebenen beſchränkten Kreiſe. Wie ein ſterbender Schwan, vereinte er in ſeinem Geſange die ſüßeſten, die mildeſten Töne voll himmliſchen Zaubers; er hauchte den ganzen Athem ſeiner Liebe den Engelsbildern ſeines Max und ſeiner Thekla ein, für die, wie für ihn, die Erde keinen Raum hatte. Denn wer ſpähete „auf allen

Länderkarten“ das Paradies, den Wohnſitz für ſolche Seelen aus?

Noch in demſelben Jahre, in welchem Wallenſtein vollendet wurde, zog Schiller von Jena nach Weimar über. Er glaubte zwar von der dortigen Societät wenig Erſprießliches hoffen zu dürfen; er rechnete aber um ſo mehr auf die Einwirkung Goethe's, auf die Nähe des Theaters und auf eine reichere Fülle der Lebenswirklichkeit, die ihn umgeben würde. Das Zuſammenleben mit Goethe namentlich ſollte ſeiner Exiſtenz einen ganz andern Schwung geben; denn er fühlte ſich durch den Freund immer in die lebendige Welt hinausgetrieben, während er, ſo oft er von ihm entfernt war, in ſich ſelbſt zurückſank. Er fand in Weimar, was er nur wünſchen konnte, geiſtvolle, anregende Menſchen zum Umgange, ein höheres, edleres Geſellſchaftsleben, in dem es ihm wohl wurde, allgemeine Liebe und Verehrung, vorzüglich von Seiten der Frauen, unter denen ſich ausgezeichnete Perſönlichkeiten befanden. Er bewegte ſich in einem Elemente geiſtiger Ariſtokratie, das ſeinem ſtets auf das Erhabene und Würdige gerichteten Geiſte in hohem Grade zuſagen mußte. Karl Auguſt, der auf Schiller'n ſtolz war, behandelte ihn wie einen Freund; ebenſo die Gemahlin und die Mutter des Herzogs. Mit Wieland, der ſich ihm neidlos unterordnete, blieb er in freundlichem Verkehre; dagegen traten zwiſchen ihm und Herder Mißhelligkeiten ein, die endlich eine völlige Entfremdung zur Folge hatten. Herder vermochte es nun einmal nicht, ſich vor irgend Jemanden zu beugen, und war auch in ſeiner Weiſe groß genug, um ſich Schiller'n gegenüber für ebenbürtig halten zu dürfen. Er trug ſogar manche Ahnungen in ſich, die über Schiller's Geſichtskreis hinausgingen. Aber unſer Dichter iſt in jener Periode ſeines Glanzes und Ruhmes von einem allzugroßen Selbſtgefühle nicht ganz frei zu ſprechen, und man wünſchte manchmal, er möchte den oben erwähnten Brief ſeines ehrlichen Vaters gründlicher beherzigt haben. In den Xenien (Gaſtgeſchenken), die er früher in Gemeinſchaft mit Goethe herausgab, die wir aber wegen ihrer Mittelmäßigkeit gar nicht zur Sprache bringen wollten, hatte er ſich manche Ausbrüche eines höchſt rückſichtsloſen Uebermuthes erlaubt, und man erſchrickt wahrhaft, wenn man den feinfühlenden und gerechten Jean Paul den Eindruck ſeiner Perſönlichkeit ſchildern hört: „Ich trat geſtern vor den felſigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückſpringen.“ „Seine Geſtalt iſt verworren, hartkräftig, voll Edelſteine, voll ſcharfer, ſchneidender Kräfte — aber ohne Liebe.“ Schiller hatte allerdings etwas Imperatoriſches und Ausſchließliches in ſeinem Weſen, was ihn nicht in gleichem Maße, wie Goethe'n, zur vollkommenen Würdigung fremdartiger Individualitäten durchdringen ließ. Er maß die Welt zu einſeitig nach ſeinem Genius ab und bewährte auch im Leben ſeinen Mangel an Objectivität, der ihm mit großem Unrechte als Liebloſigkeit ausgelegt wurde. Es war für ausgezeichnete Geiſter ſchwer, mit ihm zu leben: nöthigten ſie nicht, wie der einzige Goethe, ihm die Huldigung ab, ſo verlangte er ſie von ihnen, und in ſeiner Anerkennung wurde er immer ſparſamer und abgemeſſener. Er ſchlug Männer, wie Schelling, die Schegel, Herder, Jean Paul, Fichte, bei Weitem zu gering an und rief ſie zum Theil durch ſeine Schuld zu Gegenwirkungen auf, die ihn lange Zeit in der Anerkennung der literariſchen Welt benachtheiligten und Goethe's Ruhm, mehr als er es verdiente, über den ſeinigen hinauswachſen ließ.

Uebrigens würde ſelbſt das Verhältniß zu Goethe von geringerer Dauer und Feſtigkeit geweſen ſein, wenn es dem letzteren in gleichem Maße, wie Schiller'n, an Beweglichkeit und Nachgiebigkeit gefehlt hätte. Goethe behauptet, er habe dem Freunde niemals widerſprochen, ſondern ihn ſogar in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſchalten laſſen. Er nahm ſogar Manches ſtillſchweigend hin, was Schiller von ihm nicht würde ertragen haben. Schiller behauptete, ſoweit er dem überlegenen Dichtergeiſte gegenüber mit Bewußtſein handelte, ſehr entſchieden ſeine Unabhängigkeit gegen ihn; er wollte ſich auch hier durchaus nichts vergeben und ließ ihn ſeine große Reizbarkeit empfinden. Daß Goethe Miniſter war, hatte auf die gegenſeitige Haltung durchaus keinen Einfluß.

Unterdeſſen gelang es der friſchen Begeiſterung und dem raſtloſen Streben unſeres Dichters, in der Zeit vom Juni 1799 bis zum April 1801 zwei neue dramatiſche Meiſterwerke zu vollenden, die Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. In Leipzig wohnte er am 17. September 1801 zum erſten Male einer Aufführung der Jungfrau bei. Als der Vorhang nach dem erſten Aufzuge gefallen war, erhoben die Zuſchauer den begeiſterten Ausruf: „**Es lebe Friedrich Schiller!**" und Pauken und Trompeten begleiteten ſtürmend und wirbelnd die wiederholte Huldigung. Nach der Beendigung des Stückes ſtrömte Alles in Eile aus dem Hauſe, um dem Dichter beim Heraustreten ſeine Verehrung und Liebe zu beweiſen, und als der Gefeierte erſchien, da traten die Verſammelten auseinander und ließen ihn mit entblößten Häuptern, während eine tiefe Stille eintrat, durch ihre lange Reihe dahingehen. Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor und flüſterten ihnen zu: „**Das iſt er!**" Das deutſche Volk erkannte wieder ſeinen Perikles, der es durch die olympiſche Donnerkraft des Wortes lenkte, den geweihten Prophetenmund, der ihm alle ſeine Heiligthümer offenbarte und auslegte, den Feldherrn des Geiſtes, der ihm die Schlachtfahne vorantrug, und zugleich den Engel des Friedens mit der Palme des Sieges und der Lilie der Verklärung.

Mit dieſem Diplome der Unſterblichkeit, das ihm der Geiſt des deutſchen Volkes damals ausſtellte, verband ſich im folgenden Jahre ein Adelsdiplom des Kaiſers Franz II., das ihm der Herzog ausgewirkt hatte. „Sie werden wohl," ſchrieb der Dichter über dieſes Ereigniß an Wilhelm von Humboldt, der damals in der Ferne lebte, „Sie werden wohl gelacht haben, da Sie von unſerer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unſerem Herzog, und da er geſchehen iſt, ſo kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen auch gefallen laſſen.“

Betrachten wir nun die beiden Kronen, mit welchen Schiller damals das Wappenſchild ſeines dichteriſchen Dynaſtenadels ſchmückte (der ſich glücklicher Weiſe ebenſowenig auf die Ahnenzahl ſeiner Ideen, als ſein irdiſcher Adel auf eine legitime Reihe von Vorältern ſtützen konnten, ſo drängen ſich uns folgende Bemerkungen auf.

In der Maria Stuart treten die allgemeinen ſtaatlichen und religiöſen Beziehungen der Weltgeſchichte nur da hervor, wo ſie dazu dienen, uns das innere Leben der Heldin zu enthüllen oder die Mächte, die von Außen auf ſie einwirken, zu veranſchaulichen. Die Entwickelung der Ereigniſſe erhält die Bedeutung, daß ſie als der ſichtbare Genius der in ſich zerriſſenen und der Selbſtverſöhnung zuſtrebenden Königin erſcheint. Schiller entwirft uns in dieſer büßenden Magdalena, die noch im Zuſtande der Erniedrigung, der Reue und Zerknirſchung die Herzen unwiderſtehlich feſſelt, das Bild eines Weibes mit allen ſeinen Tugenden und Schwächen. Durch den höchſten Reiz einer zugleich üppigen und majeſtätiſchen Schönheit, durch den Zauber der Rede und die Anmuth des Umgangs, endlich durch das mitleiderflehende Leiden, das einen unnennbaren Schmelz der Verklärung über jeden ihrer Züge hinhaucht, reißt ſie, der Lorelei des Mährchens vergleichbar, alle Männerherzen zur Liebe, zur Bewunderung, zur Anbetung hin und entzündet durch ihre zugleich überirdiſche und doch ſo ganz menſchliche Erſcheinung unbewußt und abſichtslos; als eine Ate der Empörung, die Fackel des Bürgerkrieges. Im Kampfe mit der Bosheit ihrer Feinde, im Gegenſatze zu der inneren Häßlichkeit ihrer Nebenbuhlerin, im gelaſſenen Anſchauen einer ſelbſtſüchtigen, verrätheriſchen Welt, gelangt ſie zu immer tieferer Selbſtbeſinnung, zur Reinigung von irdiſchen Hoffnungen und Begierden, zur Befreiung von aller Menſchenfurcht und betritt voll unerſchütterlicher Zuverſicht den Weg der Rettung, der ſie durch die irdiſche Vernichtung zur Auferſtehung in Gott, zum ewigen Leben führt. So befreit die ſtrafende Hand des Herrn, die ſie in kindlich-frommer Liebe als die Hand des erbarmungsvollen Vaters erkennt, den angeborenen Engel ihres Herzens zu einem reinen und unvergänglichen Daſein. Ihre ſinnliche Schönheit verwandelt ſich nun in die Schönheit des Himmels, deren Prophezeihung ſie geweſen war. —

Wie Maria Stuart, ſo athmet auch die Jungfrau von Orleans einen durchaus religiöſen Geiſt, der ſich hier, wie dort aus den Tieſen eines weiblichen Gemüthes entfaltet, nur mit dem weſentlichen Unterſchiede, daß er dort auf dem Wege natürlicher Entwickelung zu ſeiner Offenbarung gelangt und hier durch das äußere und innere Wunder ſich hervorbringt, daß er dort die Verletzung rein menſchlicher Pflichten im engen Anſchluß an das einfache menſchliche Gefühl abbüßt und hier mit dem menſchlichen Gefühle in Konflikt geräth und über das Weſen, das ihm gehorchen will, das „Schuldig“ ausſpricht, daß er dort nur durch die That ſich lebendig erhalten kann und hier in der duldenden Ergebung ſeine Stärke beweiſt. Wenn es Schiller's Zweck in dieſer Periode ſeines Schaffens überhaupt war, dem Drama durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung Luft und Licht zu verſchaffen, ſo erreichte er dieſen Zweck glänzender, als irgendwo, in der Jungfrau. Alles Sinnliche und Irdiſche dient hier nur dazu, ein Symbol des Ewigen zu ſein; die wirkliche Welt tritt uns als der durchſichtige Leib einer Welt von geiſtigen Geſtalten entgegen; in den menſchlichen Begebenheiten ſpiegeln ſich die unſichtbaren Reiche der Lichtgeiſter und Dämonen ab. Wie bei Calderon, bringt hier die Phantaſie nur Kryſtallformen hervor, die bis in's Innerſte von den Ideen durchſonnt werden. Daher dieſes magiſche, geheimnißvolle Farbenſpiel, dieſe Fremdartigkeit der Bilder und Töne, die der Dichter mit Recht als romantiſch bezeichnet. Man muß ſich über den Standpunkt der Wirklichkeit und Endlichkeit emporgeſchwungen und die Idee als das einzige wahrhafte Sein bereits erkannt haben, um die volle Wahrheit dieſer köſtlichen und einzigen Dichtung zu empfinden, die von jedem anderen Intereſſe, als dem poetiſchen und religiöſen mit Entſchiedenheit hinwegſieht. Die ſeichte Aufklärung und der nüchterne Verſtand werden ſich vergebens nach einem Anhaltepunkt darin umſehen. Damit ſoll indeſſen nicht behauptet werden, daß hier nicht den äußeren und inneren Naturgeſetzen ihr Recht widerführe; der Dichter hebt das Natürliche nur innerhalb des Natürlichen ſelbſt auf, nachdem er es vollkommen durchdrungen und veranſchaulicht hat. Auch hier nimmt, wie in der Maria Stuart, die Geſtalt der Heldin beinahe das ganze Gebiet der Tragödie ein, und die Nebenfiguren ſchweben nur als Abbilder ihres Genius und ſeines Schickſals, wie flüchtige Schatten an uns vorüber. Von ihr ſelbſt aber durfte der Dichter im entzückten Anſchauen der eigenen Schöpfung ausrufen:

„Und wie du ſelbſt, aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ew'gen Sternen zu;
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben,
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben!“

Dieſen beiden Dramen ſchloſſen ſich bald nachher zwei andere an, die Braut von Meſſina und Wilhelm Tell, von welchen jene in den erſten Wochen des Jahres 1803, dieſer aber am 18. Februar 1804 beendigt wurde.

Schiller war, wie ſchon oben angedeutet wurde, in der dritten Periode ſeines geiſtigen Lebens vorzüglich darauf bedacht, die Tragödie über das Natürliche zu einem ſelbſtſtändigen Daſein zu erheben. Es ſollte darin alles Stoffartige vertilgt, jeder Beſtandtheil nur das Glied eines idealen Ganzen werden. Dieſe Reinigung glaubte er nun am geeignetſten durch zwei Hilfsmittel vollbringen zu können, durch den Chor und das Schickſal. Beide haben wir als das doppelte Auge zu betrachten, in welchem der Geiſt der Braut von Meſſina ſich ausdrückt. Was zunächſt das Schickſal betrifft, ſo heftet ſich daſſelbe an den unnatürlichen Haß zweier Brüder, der durch einen entſetzlichen Fluch des Stammvaters hervorgerufen iſt. Der Fluch aber iſt die Folge eines Frevels, und ſo ſtellt ſich der Untergang des Geſchlechtes als Strafe für ein verübtes Verbrechen dar. Ganz im Sinne der Griechen, denen ſich der Dichter hier überhaupt anſchließt, wird dem Unglücklichen ſein Schickſal vorherverkündigt, ohne daß er ihm entfliehen kann. Der freie Wille behält nur einen ſehr engen Spielraum. Das Schickſal beſchließt Alles und vollführt Alles, ſelbſt durch die Gegenanſtalten, die von den Menſchen getroffen werden. Nur freie Unterwerfung kann es verſöhnen. Das Erhebende der furchtbaren Tragödie liegt erſt im Schluſſe, wo der Unglückſelig-Schuldige, auf deſſen Haupt ſich alle Frevel und Strafen ſeines Hauſes zuſammengedrängt haben, ſich ſelbſt verdammt und freiwillig dem Tode weiht. In dieſer blutigen Buße ſoll ſich uns die Heiligkeit des Sittengeſetzes und eine Kraft offenbaren, durch welche die Kette des Geſchickes gebrochen wird. Sodann ſollen die feindlichen Brüder, auf ewig verſöhnt und friedlich im Hauſe des Todes bei einander ruhen und der Mutter von ihrem Grabe aus als Götter den ſtärkenden Troſt bieten. Wie Schiller ſelbſt den Chor auffaßte, ſo war er ihm die verkörperte, in die Darſtellung ſelbſt aufgenommene, rein menſchliche Theilnahme des Dichters. Er ſollte die gemeine moderne Welt mit ihren gekünſtelten Formen zur Wahrheit und Einfachheit der menſchlichen Natur zurückführen. Er ſollte durch Abſonderung der Reflexion von der Handlung die Tragödie reinigen und zur freien Poeſie erheben. Er ſollte eine erhabene Ruhe in das Kunſtwerk bringen.

Wenn ſich Schiller in dieſer Dichtung, die ſich vorzüglich durch einzelne lyriſche Stellen von der erhabenſten Schönheit auszeichnet, von dem Boden der deutſchen Nationalität und des modernen religiöſen Bewußtſeins weit entfernte und, durch einſeitige Theorien verleitet, ſeinen Genius in Formen einzwängte, die mit der Dichtung der neueren Zeit im Widerſpruche ſtehen, ſo kehrte er dagegen im Wilhelm Tell zu ſeiner eigentlichſten Natur zurück und vereinigte in dieſer letzten Schöpfung, die er vollenden ſollte, noch einmal in voller Jugendkraft der Begeiſterung alle die außerordentlichen Vorzüge, die wir bisher an ihm bewundert haben. —

In Wilhelm Tell tritt wieder, wie in Don Karlos, die Idee des Staates, des Rechtes und der Freiheit in den Vordergrund; doch findet ſie jetzt einen ganz anderen Ausdruck, als in jenem Drama. Der Dichter bleibt nicht in ihrer innerlichen, individuellen Geſtaltung befangen, ſondern führt ſie aus ſeinen Betrachtungen heraus in eine reiche, lebendige Welt des wirklichen Daſeins, die er mit der Kunſt des vollendeten Meiſters darſtellt. Sodann aber unterſcheidet ſich Wilhelm Tell hinſichtlich des politiſchen Standpunktes von Don Karlos, wie von den dramatiſchen Jugendwerken Schiller's überhaupt, weſentlich dadurch, daß in den letzteren das Beſtehende umgeſtoßen und dagegen im Tell erhalten werden ſoll. Die ſchlichten Schweizer Landleute folgen nicht einem Ideale der Freiheit und des Menſchenrechtes, ſondern faſſen nur die beſtehenden Zuſtände und alten Gewohnheiten in's Auge. Sie gehören noch ganz der Natur an und ſind mit ihr verwachſen; ſie haben ſich noch nicht zur ſittlichen Selbſtbeſtimmung aus freier Vernünftigkeit entwickelt, ſondern treffen im Allgemeinen das Wahre durch Inſtinkt. Dieſer Inſtinkt treibt ſie dazu an, ihren Naturſtand gegen fremde Unnatur, ihre geſchichtlichen Rechte gegen freche Willkür zu vertheidigen. Es iſt denn auch nicht die Verletzung allgemeiner Rechte, ſondern die Beeinträchtigung von Privatrechten und die empörende Mißhandlung Einzelner, die das ganze Volk, aber erſt allmählig, zu den Waffen ruft, nachdem es dazu hingedrängt worden iſt, über das Allgemeine nachzudenken und ſich auf ſeine ererbten politiſchen Rechte zu beſinnen. Dennoch läßt ſich von

Zeit zu Zeit die Stimme der idealen Freiheit vernehmen, die gleich einer prophetiſchen Offenbarung aus den Tiefen eines hochherzigen Enthuſiasmus für die angefochtenen heiligſten Güter emporſteigt, z. B. in den berühmten Worten Stauffacher's.

„Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt, — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüber ſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein and'res mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchſtes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir ſteh'n vor unſer Land,
Wir ſteh'n vor unſ're Weiber, unſ're Kinder!"

Eine Stelle, die man, um Schiller's politiſchen Standpunkt in den ſpäteren Jahren ſeines Lebens nicht einſeitig aufzufaſſen, mit dem ganzen Geiſte des Wilhelm Tell und namentlich auch mit folgendem vortrefflichen Gedichte zuſammenhalten muß, das er an ſeinen Freund, den Kurfürſten-Erzkanzler von Dalberg richtete:

„Wenn rohe Kräfte feindlich ſich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme ſchürt,
Wenn ſich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
Wenn alle Laſter ſchamlos ſich befreien,
Wenn freche Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker löſt, an dem die Staaten hangen, —
Da iſt kein Stoff zu freudigen Geſängen."

„Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich ſelbſt genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch ſelbſt im Zorn die Menſchlichkeit noch ehrt,
Im Glücke ſelbſt, im Siege ſich beſcheidet, —
Das iſt unſterblich und des Liedes werth.
Und ſolch ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennſt's, denn alles Große iſt dein eigen."

Noch haben wir einer anderen Eigenthümlichkeit zu gedenken, durch welche ſich Wilhelm Tell an die Dramen der Jugendzeit anſchließt und eine gegenſätzliche Stellung zu den übrigen Tragödien der dritten Periode erhält. Die ganze Entwickelung der Ereigniſſe gründet ſich hier nämlich auf den natürlichen Gang der menſchlichen Verhältniſſe, und es ſteht weder das Schickſal, noch die Vorſehung als ſichtbar einwirkend im Hintergrunde. Die Erhöhung und Verallgemeinerung des ſchlichten Idylls beruht theils auf den großartigen, allerdings von dem Geiſte der innigſten Religioſität durchdrungenen Ueberzeugungen der menſchlichen Perſönlichkeiten, theils auf den weltgeſchichtlichen Begebenheiten, an welche die Vorgänge der abgeſchloſſenen Schweizerthäler im Ganzen höchſt glücklich angeknüpft werden. Ueber die durchgehende künſtleriſche Vollendung des Tell, über die Verklärung des Stoffes, die hier dem Dichter ganz anders, als in der Braut von Meſſina, gelungen iſt, über das ganze freie, friſche Daſein der Geſtalten wollen wir uns ebenſowenig verbreiten, als über die ächt menſchliche und nationale Geſinnung, die jeden Vers der Dichtung glühend durchathmet, und über die wundervolle Sprache, in welcher der tiefſte Gehalt eines durch alle Bildungsſtufen hindurchgeſchrittenen Geiſtes wie durch den Mund eines unſchuldigen Kindes ſich ausſpricht. In der That iſt Tell der reinſte und vollkommenſte Ausdruck der wiedergewonnenen Naivität, der zweiten und höheren Kindheit unſeres Dichters, durch die ihm ein Himmelreich auf Erden erſchloſſen wurde. — Laſſet uns aber noch eine Stelle, einen Spruch in dem letzten Werk unſeres Dichters und Propheten, unſeres gemeinſchaftlichen treuen Freundes, der uns nie verlaſſen wird, ſo lange noch ein Laut der deutſchen Sprache erſchallt, laßt uns ihn aufſchlagen und im Grunde unſerer Seelen beherzigen. Er iſt köſtlicher, als alle goldenen Worte der ſieben Weiſen Griechenland's. Es iſt **Schiller's letzter Wille!**

„Die angebornen Bande knüpfe feſt,
An's **Vaterland**, an's theure ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen.
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwaches Rohr, das jeder Sturm zerknickt!“

Und daran ſchließt ſich von ſelbſt das letzte Stammeln des ſterbenden Attinghauſen: **„Seid einig — einig — einig!“** —

Kehren wir nun noch einmal zu der Lebensgeſchichte unſeres Dichters zurück, ſo finden wir ihn während der erſten Monate des Jahres 1804 bei beſtändigem Fortarbeiten am Tell und ununterbrochener Kränklichkeit durch das Gedeihen ſeiner Schöpfung beglückt und durch Goethe's Beifall ermuntert. Eine Reiſe nach Berlin, wo er am 1. Mai anlangte, trug nicht wenig zur Erheiterung und Erhebung ſeines Herzens bei. Die Liebe und Verehrung, mit der man ihm dort entgegen kam, war ohne Gränzen. Der geniale Held, Prinz Ludwig Ferdinand lud ihn zur Tafel; die edele **Königin Luiſe** drückte ihm den Wunſch aus, er möchte ſich an ihre Hauptſtadt feſſeln laſſen. Bald nach ſeiner Rückkehr erhielt er auch vom **Könige Friedrich** Wilhelm III. die Aufforderung, ſeinen bisherigen Aufenthalt mit Berlin zu vertauſchen, und das Anerbieten eines Gnadengehaltes von 3000 Thalern. Zugleich war ihm eine Stelle in der Akademie zugedacht. Aber er hatte verſchiedene Gründe, den ehrenvollen Ruf von ſich abzulehnen, einmal die Rückſicht auf ſeine fortwährende Kränklichkeit, ſodann die Wünſche ſeiner Gattin und endlich die Zufriedenheit mit ſeinen ſocialen Verhältniſſen, die er, als ein Freund des Südens, nicht mit einem Aufenthalte im höhern Norden, mit ungewohnten, meiſt künſtlicheren Zuſtänden, zumal bei ſeinem vorgerückten Alter, vertauſchen mochte. Karl Auguſt erleichterte ihm ſeinen Entſchluß dadurch, daß er ſeinen feſten Gehalt auf 800 Thaler erhöhte. Schiller's Werke trugen außerdem ſo bedeutende Honorare ein, daß er nunmehr bei nur mäßigem Fleiße vortrefflich beſtehen konnte.

Die letzte That des Geiſtes, an welche Schiller Hand anlegte, und in deren Vollbringung er durch den Tod überraſcht wurde, war ſein Demetrius. Durch einen Krankheitsanfall, den er nach ſeiner Rückkehr aus Berlin erlitten hatte, war ſeine Geſundheit völlig untergraben worden. Seine Geſichtsfarbe fiel in's Graue; ſein feſter, aufrechter Gang wurde unſicher, ſeine ſtolze, militäriſche Haltung gebeugt. Der ſtrenge Winter machte es ihm ſodann unmöglich, ſich zu erholen, und in der Mitte des Januars befiel ihn ein Fieber. Nach ſeiner Geneſung beſuchte er Goethen, der gleichzeitig mit ihm erkrankt war. Sie umarmten ſich lange und ſchweigend und knüpften dann raſch eine erheiternde geiſtige Unterhaltung an, ohne daß Einer der Krankheit des Anderen Erwähnung that. Schon in den erſten Tagen des Februars begannen die Anfälle des Fiebers ſich bei Schiller'n wieder einzuſtellen; er fühlte ſich bis auf die Wurzeln erſchüttert, und ſein Muth ſank immer tiefer. Er ahnte allmählig die Nähe des Verhängniſſes, das ſobald ſchon ſein Haupt umdunkeln ſollte; doch hoffte er, noch einmal die Schweiz, die Heimath ſeines Tell, zu ſehen. Später zog ihn die Sehnſucht nach dem friedlichen Bauerbach, zu ſeinen Schweſtern nach Meiningen und Schwaben, an das weite, unendliche Meer, das Bild ſeines freien, ſchrankenloſen Geiſtes. Eine unausſprechliche Milde durchdrang ſein ganzes Weſen; wie in einer unangreifbaren Burg wohnte der Gottesfriede in ihm. An ſeiner Geduld, ſeinem Gleichmuthe erkannte man den Helden, der in der Waffenrüſtung ſterben wollte. Die Liebenswürdigkeit des Kranken bezauberte die Herzen. Noch einmal — auf wenige Tage — ſiegte der mächtige Geiſt über die Gewalt der Natur, der ſein Körper ſchon faſt erlegen war. Gegen Ende des März ſchrieb er wieder an ſeinem Demetrius: „Ich habe mich mit ganzem Ernſte endlich an meine Arbeit, den Demetrius, angeklammert und denke, nun nicht mehr ſo leicht zerſtreut zu werden. Es hat ſchwer gehalten, nach langen Pauſen und unglücklichen Zwiſchenfällen wieder Poſto zu faſſen, und ich mußte mir Gewalt anthuen. Jetzt aber bin ich im Zuge.“ Die Ahnung des Todes trat jetzt bei ihm in den Hintergrund; ſobald er ſeinen Geiſt wieder ſtark fühlte, wähnte er, auch die leibliche Geſundheit zurückempfangen zu haben. Die Natur, die langerſehnte, die er wieder beſuchen durfte, kündigte ihm den baldigen Frühling an; ſeinen Blicken ſchien ſich ein neues Leben zu eröffnen. Er zeigte ſich wieder bei Hofe und im Theater. Er ſchrieb wieder an Freunde und Verwandte, unter Anderen an Wilhelm von Humboldt, der damals in Rom lebte: „Für unſer Einverſtändniß ſind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht ſo ſehr zerſtreuen und der meinige mich nicht ſo ſehr vereinſeitigen und beſchränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen ſollten. Und am Ende ſind wir ja beide Idealiſten und würden uns ſchämen, uns nachſagen zu laſſen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.“ „Ich wünſchte, mir anſchaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. **Der deutſche Geiſt** ſitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, Deutſch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei meiner Anweſenheit in Weimar auf's Neue **in meiner Deutſchheit beſtärkt**, ſo lebhaft ſie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unſrigen fühlbar machte.“ Am 29. April ergriff ihn im Theater ein ſo heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten; er fiel wieder in ſein früheres Leiden zurück. Am 6. Mai Abends begann er oft abgebrochen, doch immer noch mit Klarheit zu ſprechen. Am folgenden Abende rief er im Schlafe aus: „Iſt das euere Hölle, iſt das euer Himmel?“ erwachte dann und blickte mit ſanftem Lächeln aufwärts. Den 8. Mai brachte er meiſtens ſtill und oft ſchlafend zu. Als man ihn des Abends fragte, wie es um ihn ſtehe, erwiederte er: „Immer beſſer, immer heiterer!“ Er ließ ſich den Vorhang öffnen, um die Sonne zu ſehen, und verweilte freundlichen Blickes in ihrem Anſchauen. In der folgenden Nacht rief er Gott mehrmals an, ihn vor langem Todeskampfe zu bewahren. Am Morgen des 9. Mai ſchlief er bis gegen zehn Uhr. Dann verließ ihn die Beſinnung, er phantaſirte: „Wer löſ'te die Kanonen? — Wer commandirt den linken Flügel? — Siehſt du? — Die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig ſieht das Regiment aus — weiß und blau! — Sind ſie im Lager? — Das iſt luſtig! — Singt noch einmal den Rundgeſang!" — Manchmal durchlief er ſtarren und irrenden Blicks die Umſtehenden; er kannte Niemanden mehr. Seine Augen lagen tief im Kopfe. Gegen drei Uhr des Nachmittages wandelte ihn vollkommene Schwäche an; allmählig ſchwand ihm der Athem. Plötzlich zuckte es wie ein Blitz über ſein Angeſicht; das Haupt ſank zurück; die Ruhe eines Engels umſchwebte ſeine Züge. Das große Herz, in dem ein ganzes Weltall Raum gefunden, hörte auf für dieſe Erde zu ſchlagen. Der Schatten des gereinigten Geiſtes entwandelte auf die glänzenden Gefilde der mangelloſen Freiheit, Schönheit und Liebe.

Der Schmerz, den die Nachricht vom Tode des Dichters in ganz Deutſchland verbreitete, war unbeſchreiblich; noch niemals iſt in unſerem Vaterlande ein Verluſt ſo tief und ſo lange betrauert worden. Erſt jetzt erkannte man die unermeßliche Gewalt, die ſein Geiſt auf das ganze Leben des Volkes, des Jahrhunderts ausgeübt, erſt jetzt empfand man, wie tief er in die deutſchen Herzen ſich hineingelebt hatte. Es erhob ſich bei der ſo plötzlich eingetretenen, unausfüllbaren Leere eine allgemeine Weheklage, wie einſt in Korinthos, als die Nachricht vom Tode des großen Pan, des allumfaſſenden Naturgeiſtes, eintraf. Den ſtärkſten zugleich und ſüßeſten Mund des Geſanges, das Orakel der tiefſten Weisheit und reinſten Tugend hatte die Hand des Todes geſchloſſen; der Herold der Freiheit und der Menſchenrechte, der Bannerträger des Muthes in der Schlacht der Geiſter war dahin; das hellſte Licht des deutſchen Geiſtes war erloſchen, als das Reich der Finſterniß uns ſchon mit ſeinen dichteſten Schatten zu umlagern begann.

Auf Goethe'n, der mit Schiller zugleich erkrankt war und alle Mühe hatte, ſich ſelbſt aufrecht zu erhalten, laſtete eine trübe, bange Ahnung. An dem Abende, als Schiller ſtarb, wurde ein Freund, der ſich bei Goethe befand, hinausgerufen, um die Nachricht für ihn zu empfangen, kehrte aber nicht mehr zu ihm zurück. Auch hatte ſonſt kein Menſch den Muth, ihm die unausbleibliche Kunde zu bringen. Da er nun die Hausgenoſſen in Verwirrung ſah und ihr ängſtliches Ausweichen gar wohl bemerkte, ſo ſagte er endlich: „Ich merke es wohl, Schiller muß ſehr krank ſein,“ ohne jedoch eine Erklärung zu verlangen. Er blieb den ganzen Abend in ſich gekehrt; in der Nacht hörte man ihn weinen. Am folgenden Morgen fragte er eine Freundin: „Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank?“ Sie vermochte kein Wort hervorzubringen, ſie ſchluchzte laut. „Er iſt todt?“ fragte Goethe mit feſter Stimme. „Sie haben es ſelbſt geſagt!“ gab die Freundin zur Antwort. „Er iſt todt!“ wiederholte er und bedeckte ſich die Augen mit den Händen. Auch in den nächſten Tagen wagte Niemand in ſeiner Nähe das Geſpräch auf Schiller zu lenken; er ſelbſt vermied es.

Die Beerdigung mußte, obgleich ſie auf den Morgen des 12. Mai beſtimmt war, wegen der Schnelligkeit, mit welcher die Leiche in Verweſung überging, ſchon in der vorhergehenden Nacht ſtattfinden. Als der Zug um ein Uhr ſich in Bewegung ſetzte, folgte dem Sarge nur ein einziger Begleiter. Die Primaner des Gymnaſium's gingen voran. Zwölf Männer höheren Standes nahmen den Trägern ihre Bürde ab und trugen den Dichter zu Grabe. Alsbald ſprengte ein Reiter heran, ſtieg vom Pferde herunter und folgte dem Zuge von Ferne. Als er bei der Einſenkung des Sarges unter Schluchzen und Händeringen hinzutrat, erkannte man Wilhelm von Wolzogen, der aus Naumburg herbeigeeilt war, um dem Jugendfreunde die letzte Ehre zu erweiſen. Am 12. Mai, als einem Sonntage, wurde zu Ehren des Todten eine gottesdienſtliche Feier veranſtaltet. Der Generalſuperintendent Voigt hielt eine Rede; vor und nach derſelben führte die Kapelle des Herzoges das Mozartiſche Requiem auf.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preiſen,“ ſagt Goethe, „daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen. Denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ein ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Daß er frühe hinwegſchied, komme auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner Kraft und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzuſetzen. So wird er ſeinem Volke und der Menſchheit in dem, was er gewirkt und gewollt, ſtets leben.“

Erſt am 22. März des Jahres 1832, bei vollkommener Friſche und Klarheit des Geiſtes und faſt unverſehrter Schönheit des Körpers, im drei und achtzigſten Jahre ſeines Lebens, ging auch Schiller's hoher Genoſſe im Dichten und Denken zur ewigen Ruhe ein. Goethe entſchlummerte ſanft mit der Loſung des Jahrhunderts und der Menſchheit: „**Mehr Licht!**“ In der Fürſtengruft zu Weimar ſtehen die Särge der beiden Dichter, und in ihrer Mitte ruhen die Gebeine ihres erhabenen Beſchützers, des Großherzogs Karl Auguſt.

Ludwig von Vincke,

und deſſen Sohn

Georg Ernſt Friedrich von Vincke.

Von

Friedr. von Schönthal.

„Recht muß doch Recht bleiben!“

G. E. Fr. von Vincke.

Ludwig von Vincke,

geboren am 23. Dezember 1774, geſtorben am 2. Dezember 1844,

und deſſen Sohn

Georg Ernſt Friedrich von Vincke.

(Geboren den 15. Mai 1811.)

Unſere Zeit iſt eine Zeit großer Schwankungen, vielfältiger Halbheiten, durchgängiger Unentſchiedenheit. Wir wollen nicht den rüſtigen Vorkämpfern zu nahe treten, welche auf den mannigfachen Gebieten unſerer ſozialen, politiſchen und religiöſen Verhältniſſe ihren lauten Fahnenruf ertönen laſſen und das Volk nach ſich ziehen zum geiſtigen, geſetzlichen und heiligen Kampfe für den Fortſchritt: wir wollen nicht zu nahe treten den bewunderungswürdigen Felſenmännern, die mit unerſchütterlicher, deutſcher Kraft, ihrer inneren Ueberzeugung getreu, nicht einen Fuß breit weichen von dem, was ſie als Recht, was ſie als Wahrheit erkannt. Aber ſehen wir hin auf die große Menge unſerer Zeitgenoſſen, auch auf diejenigen ſogar, die wir zu den Gebildeteren unſeres Volkes zu zählen genöthigt ſind, — überall tritt uns die traurige Erfahrung entgegen, daß entweder die Gleichgültigkeit in allen ſogenannten ſtreitigen Dingen als der richtige Standpunkt gebildeter Menſchen angeſehen wird, oder aber, daß blos die Erkenntniß des Wahren und Rechten als vollgenügender Selbſtzweck betrachtet wird, ohne daß dieſe Erkenntniß zur That werde. Es iſt hohe Zeit, jene Lauen aufzurütteln aus ihrer trägen Ruhe, und ihnen das Kommando-Wort des Marſchalls Blücher: „Vorwärts“ in die Herzen zu donnern: es iſt hohe Zeit, daß das als Recht und als Wahrheit Erkannte auch eine Geſtalt gewinne im Leben, daß es zur That werde. Der Kampf um Wahrheit und Recht wogt in unſern Tagen hin und her; — ſeien wir wachſam, daß wir keinen Schritt von dem errungenen Boden verlieren; ſtehen wir feſt! In gar vielen Köpfen iſt es hell geworden: die Wahrheit iſt eingezogen in ihren Geiſt, nur noch nicht in ihr Herz, nur noch hat ſie ihre Thatkraft nicht zum Handeln beſtimmt. Erkenntniß iſt in großem Maße verbreitet, aber vielerorten fehlt noch die Geſinnung, fehlt die Aufopferungsfähigkeit, fehlt die Feſtigkeit. Sollen wir's ausdrücken mit einem einzigen Worte, ſollen wir mit einem Worte ſagen, woran unſere Zeit Mangel hat? Es ſind Charaktere. Wahrheit und Recht werde allerdings zuerſt klar erkannt: aber die klar erkannte Wahrheit und das klar erkannte Recht gewinne auch Geſtalt im Leben und werde mit muthiger, heiliger Ueberzeugungstreue vertheidigt als das Heiligſte, was der Menſch zu vertheidigen und zu wahren hat! Charaktere, deren Handeln und Erkennen in einer ſolchen nothwendigen harmoniſchen Uebereinſtimmung ſtehen, ſolche Charaktere ſtählen durch ihren bloßen Anblick die ſchwache Kraft Anderer, und wir freuen uns, in dem Doppelbilde von Vater und Sohn, das wir unſern Leſern hier vorzuführen gedenken, Charaktere zeigen zu können: die beiden Vincke, Vater und Sohn, ſind Männer der Geſinnung, Männer der That.

Ludwig von Vincke wurde am 23. Dezember 1774 auf dem Gute Oſtenwalde, im Fürſtenthum Osnabrück geboren und war der Sohn des Oberſtallmeiſters und Landdroſten von Vincke, der zugleich Domdechant in Minden war und abwechſelnd bald hier, bald auf ſeinem Gute wohnte. In ſeinen jüngeren Jahren erhielt Ludwig von Vincke ſeine erſte Bildung durch Privatunterricht in ſeinem älterlichen Hauſe; beſuchte dann von Oſtern 1789 bis dahin 1792 das Pädagogium zu Halle und machte ſeine Univerſitätsſtudien in Marburg, Erlangen und Göttingen. In Marburg hatte von Vincke Wohnung und Tiſch im Hauſe Stilling's, welcher damals Profeſſor daſelbſt war und der in ſeinen „Lehrjahren“ erzählt, daß von Vincke zu den vortrefflichſten Jünglingen gehörte, die jemals in Marburg ſtudirt hätten. Nach Beendigung ſeiner Studien trat er, da ſein Vater auch im preußiſchen Staate Beſitzungen hatte, in die Dienſte dieſes Staates, wurde Auskultator und Referendar bei der kurmärkiſchen Kriegs- und Domainenkammer zu Berlin und beſuchte von da aus zum erſten Male England. Bald nach ſeiner Rückkehr wurde er (1798) zum Landrath des Kreiſes Minden ernannt. Allerdings war er noch in ſehr jugendlichem Alter, aber ſein äußeres Anſehen ließ auf eine noch geringere Zahl von Jahren ſchließen, ſo daß, als König Friedrich Wilhelm II. bei ſeiner Anweſenheit zu Minden ihn anſah, dieſer den damaligen Oberpräſidenten, den nachherigen Staatsminiſter von Stein fragte: „Macht man hier Kinder zu Landräthen?“ Darauf antwortete derſelbe: „Königliche Majeſtät, der Landrath von Vincke iſt ein Jüngling an Jahren, aber ein Mann an Verſtande.“ So erzählt uns Biſchof Eylert, der in ſeinem Nachrufe an ſeinen Freund von Vincke uns auch als ein Beiſpiel von Edelmuth und ſittlicher Kraft deſſelben mittheilt, daß von Vincke mit einem akademiſchen Freunde, deſſen Vater plötzlich ohne Vermögen geſtorben war, ſeinen Wechſel theilte, ſich einſchränkte und keine Schulden machte.

Im Jahre 1803, als von Vincke kaum 30 Jahre alt war, wurde er zum Präſidenten der Kammer zu Aurich, in dem damals zu Preußen gehörigen Fürſtenthum Oſt-Friesland, ernannt. Der Oberpräſident der preußiſchen Landestheile in Weſtphalen, Freiherr von Stein hatte mit ſeinem Kennerauge gar bald die praktiſchen Fähigkeiten von Vincke's im Verwaltungsfache kennen gelernt und als derſelbe nach dem Tode des Miniſters von Struenſee von dem Oberpräſidium entbunden und in's Miniſterium in Berlin berufen wurde, ſchlug er den Freiherrn von Vincke zu ſeinem Nachfolger vor. So wurde Vincke im Jahr 1804, 31 Jahr alt, Oberpräſident der geſammten weſtlich von der Weſer gelegenen preußiſchen Beſitzungen und ihm ſomit ein bedeutender Wirkungskreis angewieſen, für den er durch Studien, Reiſen nach England und Spanien und durch ſeine bisherige praktiſche Wirkſamkeit ſich vorbereitet hatte.

Mittlerweile fingen die äußeren Verhältniſſe Preußens an, ſich zu verwickeln. Nach dem Baſeler Frieden hatte Preußen unrühmlicher Weiſe dem gemeinſamen Feinde Deutſchlands gegenüber ſich neutral gehalten: ein Benehmen, das allerdings nach der Verſicherung glaubhafter Männer durch den gänzlichen Mangel aller baaren Mittel im Staatsſchatze entſchuldigt wird, welche unter Friedrich Wilhelm II. leichtſinniger Weiſe vergeudet worden waren. Als einen Bruch dieſer Neutralität ſah indeß Napoleon den Abſchluß der ſogenannten Potsdamer Konvention mit Rußland an und verlangte in Folge derſelben die Abtretung von Ansbach an Baiern, und von Kleve und Neuſchatel an Frankreich. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß auch die Grafſchaft Mark abgetreten werden ſolle und wurde daſſelbe Veranlaſſung zu der klaſſiſchen Petition der Markaner vom 10. März 1806, die von dem Pfarrer Möller in Elſey verfaßt, ein redendes Zeugniß der Treue und Anhänglichkeit dieſes Landestheiles geworden iſt. Unter ähnlichen Beſorgniſſen vor Abtretung und Vertauſchung hatten während der Verhandlungen des weſtphäliſchen Friedens die Vorfahren der Bittſteller im Jahre 1647 ſich an den großen Kurfürſten gewandt und von ihm die Zuſicherung erhalten: „Sie und ihre Nachkommen ſollten von ihm und ſeinen Nachfolgern nun und zu ewigen Zeiten weder abgetreten, noch verwechſelt, ſondern immer und alle Zeit bei ſeinem Hauſe im Beſitz ihrer Rechte und Freiheiten erhalten werden.“ Der große Kurfürſt hatte mit eigener Hand am Rande bemerkt: „Ich müßte verrückt ſein, wollte ich meine getreuen Unterthanen mit Mamelucken vertauſchen.“ Darauf anſpielend hatte der Pfarrer Möller am Schluſſe ſeiner Petition die Worte gebraucht: „Ew. Majeſtät wollen das heilige Wort des großen Kurfürſten von Neuem der Grafſchaft Mark verkündigen laſſen!“ Bekanntlich hat das Schickſal anders gewollt. Das blinde Selbſtvertrauen der Preußen, die immer noch ſich für unüberwindlich hielten, mußte zuerſt vernichtet werden; man wähnte, die Formen, denen der große Friedrich ſeinen Geiſt einzuhauchen verſtanden, ſeien noch erfüllt von einem lebendigen Geiſte; man begriff nicht, daß dieſe Formen verknöchert und geiſtlos geworden waren, und ſo kam es, daß die Tapferkeit, die kriegeriſche Begeiſterung und Kriegskunſt Napoleon's mit einem Schlage, bei Jena, das haltloſe Gebäude zertrümmerten. Aber es mußte ſo kommen, ſollte anders eine neue und beſſere Zeit in Preußen anbrechen; das Unglück mußte zum Läuterungsfeuer werden für die Selbſtüberſchätzung und Selbſtüberhebung; der König mußte erſt zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Thron geſchirmt ſei, nicht wenn er ruhe auf den Bayonetten ſeiner Kriegerſchaaren, ſondern nur dann, wenn er mitten im Volke ſtehe, umgeben von deſſen Liebe und deſſen Zuverſicht; daß der Thron hinwiederum des Volkes Rechte und Freiheiten ſchütze, wenn er ruht auf der Ueberzeugung, daß die Monarchie die ſichere Stütze der Freiheit, und die Freiheit der Schirm der Monarchie ſei.

Bald nach der Schlacht bei Jena rückte ein franzöſiſches Heer in Weſtphalen ein. Nach einer kurzen Fortſetzung der Verwaltung verließ von Vincke Weſtphalen und beſuchte zum zweiten Mal England. Ihn, einen Staatsmann mit raſchem und ſicherm praktiſchem Blicke, hatten die beiden Reiſen nach Großbrittanien mit den Zuſtänden und Verhältniſſen dieſes Landes bekannt gemacht: es war ſein eifrigſtes Beſtreben geweſen, ſich während ſeines Aufenthaltes in England mit der innern Staats-Verwaltung und der deßfallſigen Verfaſſung bis in die kleinſten Einzelheiten vertraut zu machen. Es war von Vincke leicht, eben durch ſeine bedeutenden Geſchäftskenntniſſe, die ſo vielen andern Ausländern unverſtändlichen Formen des engliſchen Verwaltungsweſens zu durchſchauen. Bald ſah er deren Kraft und Lebendigkeit ein und verſäumte deßhalb keine Mühe, um die ihm dargebotenen Gelegenheiten zu Erkundigungen zu benutzen. Manchen Geſchäftsverhandlungen wohnte er als Augenzeuge bei und, vertraut mit den verſchiedenen Gegenſtänden, die jede Verwaltung in ſich ſchließt, ſuchte er mit Klarheit zu erkennen, wie jeder dieſer Gegenſtände in England betrieben werde. So gelangte er zu einem allgemeinen, aber lebensvollen Bilde und dieſes Bild, das er mit großer Wärme in ſich aufgenommen, gab er wieder in ſeiner Schrift: „Darſtellung der innern Verwaltung Großbrittaniens;“ er entwickelte darin zum Schluſſe die Anſicht, daß es wie in Großbrittanien, ſo auch in andern Staaten ſein könne, daß die Fähigkeit eines Volkes öffentliche Geſchäfte zum eigenen und allgemeinen Beſten auszuüben, bald erworben werde, wenn man ſeine freie Wirkſamkeit dabei nicht beſchränke. Schon der geringſte glückliche Anfang ſei ein großer Gewinn.

Dieſe Schrift, obgleich erſt 1815 von Niebuhr herausgegeben, verfaßte von Vincke gleich nach ſeiner Rückkehr aus England, als er den Sommer und den Herbſt des Jahres 1808 in erzwungener Geſchäftsloſigkeit in der Mark Brandenburg verlebte.

Der Friede zu Tilſit war geſchloſſen, die weſtphäliſchen Beſitzungen waren abgetreten und zum Großherzogthum Berg geſchlagen worden; in Weſtphalen war für Vincke kein Wirkungskreis mehr vorhanden. Er wurde 1809 zum Präſidenten der kurmärkiſchen Kammer zu Potsdam ernannt und blieb in dieſem Verhältniſſe bis zum Jahre 1810; dann nahm er ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſte und ging in ſeine Heimath zurück, wo er auf ſeinen Gütern in tiefſter Zurückgezogenheit lebte. Nach dem Abſchluſſe des Tilſiter Friedens hatte man die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umbilbung des Staatsweſens durch neue Verwaltungsformen, durch Belebung des Volksgeiſtes und durch Reform des Heerweſens erkannt, und um dieſe Umbildung in's Leben zu rufen, hatte der König mit glücklichem Blicke den Freiherrn von Stein erwählt als den Mann, der an der Spitze der geſammten Verwaltung, die von den Zeit-Verhältniſſen ſo gebieteriſch verlangten Reformen verwirklichen ſollte. Aber die Macht Napoleon's vermochte es, den Freiherrn von Stein zu verdrängen, der nach Rußland ging; von Vincke, eng mit ihm verbunden, verbannte ſich gleichzeitig ſelbſt auf ſeine Güter, erregte aber dennoch durch ſeine ſcheinbare Ruhe den Verdacht der franzöſiſchen Behörden, die ihn lange beobachteten, endlich verhafteten, ſeine Papiere in Beſchlag nahmen und ihn auf das linke Rheinufer verbannten, wo man glaubte, weniger von ihm befürchten zu müſſen. Da ſchlug die Stunde der Befreiung Deutſchlands; die verbündeten preußiſchen, ruſſiſchen und öſterreichiſchen Heere ſchritten ſiegreich vorwärts; für Norddeutſchland wurde eine Verwaltungsbehörde eingeſetzt und Stein an ihre Spitze geſtellt. Was dieſer im Stillen geſäet, begann jetzt ſeine Früchte zu tragen.

Die Geſetzgebung von 1807 an, hatte im Volke das Bedürfniß einer freiheitlichen Entwickelung geweckt, hatte bereits Vieles gegeben, Mehr noch in Ausſicht geſtellt und ſo das ganze Volk mit einer Begeiſterung für äußere und innere Freiheit erfüllt, wie wenigſtens die deutſche Geſchichte bisher kein Beiſpiel gekannt hat. Daß dieſe Begeiſterung in jenen Beſtrebungen, nicht aber in Nationalhaß wurzelte, das ſprach der Abgeordnete von Sauken-Tarputſchen unter allgemeiner Zuſtimmung der andern anweſenden Theilnehmer an den Befreiungskriegen gegen den jugendlichen Ritter von Bismark-Schönhauſen auf dem vereinigten Landtage in männlich ſchöner Rede aus. „Es gibt Menſchen,“ ſagte er, „die, indem ſie nicht in das Innerſte des Volkslebens eindringen, auch nicht an Begeiſterung der unteren Klaſſen eines Volkes glauben. Dieſe glauben, es wäre nur die Folge des Haſſes geweſen, der Haß gegen den Eroberer, gegen die Uebermacht, die Jeder empfunden hat. Wohl erhoben ſich Völker, um Unbill zu rächen, um ſich das Entriſſene wieder anzueignen; aber ein edles gebildetes Volk, wie das preußiſche, kennt keinen Nationalhaß. Während Preußen Alles geopfert — beinah nichts mehr als Eigenthum, als die Liebe zu König und Vaterland ſein nannte, während die Frauen ihre Männer und Söhne zum Kampfe ſelbſt antrieben, pflegten ſie in chriſtlicher Liebe die erkrankten Feinde. Meine Herren, mir war es gegeben, mit dem kleinen Reſte des preußiſchen Heeres von der Weichſel bis zur Memel zu ziehen; mein jugendliches Herz wollte berſten vor Schmerz, daß nicht jeder Arm ſich erhob, daß nicht jede Bruſt ein Bollwerk wurde gegen die übermüthigen Sieger; ich verſtand es damals noch nicht, daß die größte Liebe zum Könige und zum Herrſcherhauſe es nicht zu bewirken vermag, daß ein ganzes Volk ſich erhebe, nicht vermag ein ganzes Volk zu ſolcher That zu begeiſtern. Ich erfuhr es erſt, als mein Fuß im Jahre 1813 den preußiſchen Boden wieder betrat; da wehte mich wahre Volks-Begeiſterung an, eine ſolche, die ich im tiefſten Innerſten empfunden habe, als eine, die jeder Macht trotzt, wenn ſie wieder in der Bruſt eines Jeden lebt, wie damals. Meine Herren, wer den Unterſchied von 1806 und 1813 ſelbſt erlebt hat, der weiß es, was eine Regierung iſt, die ſich vom Volke iſolirt, und eine ſolche, die innig mit dem Volke verbunden bleibt, ſich auf dasſelbe nur ſtützend." Dieſe Begeiſterung hatte bald auch die weſtphäliſchen Landestheile vom Feinde befreit; und ſogleich war auch Vincke wieder da, um ſchon zu Ende des Jahres 1813 als Civil-Gouverneur die obere Verwaltung Weſtphalens zu übernehmen, indem er an die Spitze der Organiſations- und Regierungs-Kommiſſion trat. Seine erſte Thätigkeit war darauf gerichtet, alle Hülfsmittel zur Befreiung Deutſchlands aufzubieten; die Landwehr wurde organiſirt, der Landſturm aufgeboten und zum Eintritte in die Schaaren der Freiwilligen aufgerufen; weſtphäliſche Landwehr zog dem preußiſchen Heere unter Bülow nach, das Holland den Franzoſen entriß, und war mit bei dem Einzuge in Paris. Das eiſerne Kreuz lohnte Vincke für ſeine erfolgreichen Anſtrengungen. In gleicher Weiſe zeichnete er ſich aus, nachdem er kaum wieder zum Oberpräſidenten der Provinz Weſtphalen ernannt war, als durch die Rückkehr Napoleon's von Elba der Krieg von Neuem losbrach. Da verſtand er es, auf die Gemüther zu wirken, ſie zu den größten freiwilligen Opfern zu veranlaſſen und durch die Stiftung von Frauen Vereinen den verwundeten Kriegern Hülfe zu ſchaffen. Der König lohnte ihn durch die Verleihung des rothen Adlerordens **III.** Klaſſe, welchem wenige Jahre nachher der der zweiten, dann der erſten Klaſſe, dann der Titel eines wirklichen Geheimen Rathes mit dem Prädikate „Excellenz,“ und, um Alles zu nennen, womit Fürſten lohnen, im Jahre 1841 der ſchwarze Adlerorden folgte. Als Oberpräſident verſchaffte er ſeiner Provinz Landſtraßen und Waſſerwege und hat ſich in dieſer Beziehung ausgezeichnete Verdienſte erworben. Am rühmlichſten indeß und mehr noch als ſeine ſtäte Sorge für das materielle Wohl ſeiner Provinz, bleibt ſein Streben, überall mit eigenen Augen zu ſehen, die Handlungsweiſe der unteren Behörden ſelbſt zu kontroliren und die Beſchwerden und Wünſche ſeiner Weſtphalen überall, wo möglich unerkannt, im Bauernkittel und in gewöhnlichen Wirthsſtuben mit eigenen Ohren zu vernehmen. Wie aus ſeinem Werke über die innere Verwaltung Großbrittaniens hervorgeht, und wie Niebuhr ausdrücklich bemerkt, war Vincke ganz und gar von dem Sinne beſeelt, welcher die preußiſche Geſetzgebung von 1808 an nach ſchönen und edlen Zielen leitete, aus welcher die Städteordnung durch Stein hervorging, und er lebte der Ueberzeugung, daß die Freiheit ungleich mehr auf der Verwaltung als auf der Verfaſſung beruhe. In der That werden die Wohlthaten und Segnungen auch der beſten Verfaſſung nicht ſelten verkümmert durch das Streben der Verwaltungsbehörden, ihren Einfluß und ihr Anſehen in mög=

lichſt ſchroffer Weiſe dem Volke fühlbar zu machen, und ganz beſonders ſind es allerorts eben die unteren Verwaltungsbeamten, welche mit oft kindiſcher Eiferſucht die Vorrechte und den Einfluß ihrer Stellung geltend zu machen ſuchen, um dadurch im Volke mit ſorgfältiger Aengſtlichkeit das Gefühl der Abhängigkeit und Unterthänigkeit wach zu erhalten. Es iſt unendlich leichter, mit höherſtehenden Beamten, ſogar in wichtigen Angelegenheiten, zu verhandeln und zum Ziele zu gelangen, als die geringfügigſten Kleinigkeiten mit niederern Beamten abzumachen, und aus dieſem Grunde hat Vincke gewiß ſehr richtig gedacht und ſehr weiſe gehandelt, wenn er die ſelbſtſtändige Entwickelung und die freie Thätigkeit des Volkes durch eine ſtrenge Kontrole ſeiner untern Beamten möglich machte und förderte. Als Mitglied des Staatsraths ſeit 1817 wurde von Vincke häufig nach Berlin berufen, um an wichtigen Berathungen Theil zu nehmen. Bald nachher, als in Preußen 1823 die Provinzialſtände in's Leben gerufen worden waren und die ſtändiſche Vertretung auf den Grundbeſitz baſirt worden, kam die Frage über die Zerſtückelung des Grundbeſitzes zur Verhandlung. Schon früher hatten ſich Möſer und Ernſt Moritz Arndt gegen eine ſolche Zerſtückelung ausgeſprochen; jetzt erklärte ſich auch von Vincke dagegen und ließ (1824) einen Bericht an den Miniſter des Innern als Handſchrift drucken: „Ueber die Zerſtückelung der Bauernhöfe und die Zerſtückelung der Grundſtücke in der Provinz Weſtphalen.“ Der Verfaſſer weiſt nach, wie die unbedingte Theilbarkeit der Bauerngüter zu Uebervölkerung führe und alſo einen Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaft im Gefolge habe, der ſie mit dem doppelten Fluche, der kümmerlichen Exiſtenz der Mehrheit und der ſittlichen Verwilderung einer großen Anzahl, belaſte; an jenen zehre der Wucher, dieſe reifen für die Wohnungen, die den Verbrechern beſtimmt ſind. Außerdem verlieren, nach der Ueberzeugung Vincke's, durch die Zerſtückelung eines

Bauernhofes die darauf ſtehenden Gebäude ihren Werth, die Gemeinde die Bürgſchaft der Theilnahme an ihren Verpflichtungen, das Bauernerbe verliert ſeine politiſche Bedeutung und wird eine Handelswaare.

Bis zum Jahre 1844 wirkte Vincke unermüdet und unverdroſſen zum Wohl der ihm anvertrauten Provinz und nur wenige Monate noch fehlten an ſeiner 50jährigen Dienſtthätigkeit, als er im Dezember des angeführten Jahres ſtarb. Bei dem Anprallen des Wagens auf einer Dienſtreiſe hatte er am 4. November eine Kontuſion am Kopfe erhalten, welche wiederholte Schlaganfälle veranlaßte, die ihn am 2 Dezember den Seinigen entriſſen. Zur Feier ſeines Jubiläums wurden großartige Anſtalten getroffen und ſo allgemein geliebt war er von allen Bewohnern der Provinz, daß auch von keinem Dorfe eine Deputation gefehlt haben würde. Um ihm ein würdiges Denkmal zu ſetzen, legten die Stände eine namhaft große Summe zuſammen, mittelſt welcher unter dem Namen „Vincke'ſche Stiftung“ eine Provinzialanſtalt für Blinde gegründet wurde. Nach ſeinem Tode noch hat die Stadt Ruhrort in dankbarer Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Ruhrſchifffahrt ihm ein Denkmal geſetzt; das ſchönſte Denkmal aber hat er ſich ſelbſt gegründet in den Herzen der Weſtphalen, die noch bis auf dieſen Tag mit der wärmſten Anhänglichkeit von ihrem Vincke ſprechen, bei dem Jeder, auch der Aermſte im Volke, Zutritt erlangen und zu ſeinem Rechte kommen konnte.

Bevor wir unſere Darſtellung ſchließen, deren Material wir theilweiſe Dorow's Denkwürdigkeiten, theils dem „Sprecher“ entlehnt haben, theils mündlichen Mittheilungen von Weſtphalen verdanken, können wir nicht umhin unſern Leſern zur Vervollſtändigung und Ergänzung derſelben eine Stelle aus dem Nachrufe mitzutheilen, welchen der Biſchof Eylert ſeinem Freunde gewidmet hat:

„Er war ein klarer, denkender, mehr kombinirender als erfinderiſcher Kopf und hatte von allen Gegenſtänden, die im Leben vorkommen, eine geſunde, richtige und friſche Anſicht. Seine amtliche Laufbahn führte ihn in praktiſche Dinge, doch ruheten fruchtbar und orientirend die Theorien in ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung. Zwar hatte er nicht Zeit, Philoſophie, Sprachen und Geſchichte, die er liebte, fort zu ſtudiren, aber er hielt ſich mit den neueſten Erſcheinungen auf dieſem Gebiete bekannt. Er war unermüdet thätig, und da er die Kunſt verſtand, auch Augenblicke zu benutzen, ſo leiſtete er nicht nur unglaublich Viel, ſondern behielt auch noch Zeit für geſellige Verhältniſſe. Ueberall war er geweſen, keinen erwarteten Beſuch unterließ er, und oft erſchien er da, wo man es nicht erwarten durfte; beſonders auf Geſchäftsreiſen, und denen, die er zum Vergnügen machte, war er ein aufmerkſamer Beobachter und lernte das Unbekannte kennen, um das Gute wieder anzuwenden. Als Präſident war er muſterhaft; ein thätiger, pflichtliebender Vorgeſetzter, ging er ſämmtlichen Mitgliedern des Kollegii, den höhern, wie den ſubalternen, als ein lehrendes Beiſpiel voran, und Jeder, auch der Träge, that ſeine Pflicht, Jeder ſtrebte, ſein Wohlgefallen zu erhalten; Jeder fürchtete ſein Mißfallen. Er kontrolirte ſehr aufmerkſam und behielt Alles im Auge. Der kleine unſcheinbare Mann war ernſt und ſtrenge, wenn er auf dem Präſidentenſtuhl ſaß, und er konnte zornig und heftig werden, wenn er Verſchleppung und Flunkerei bemerkte. Er hatte, was ein Vorgeſetzter, beſonders ein ſo hoch geſtellter, haben muß, Achtung, Verehrung und Furcht. Doch war Liebe für ihn das vorherrſchende Gefühl, da er eben ſo gut als einſichtsvoll war. Schon mit dem guten Willen war er zufrieden, und ſelbſt im höchſten Grade gutmüthig, war er gewonnen, wenn er Gutmüthigkeit ſah. Bei dieſer hatte er unglaubliche Nachſicht und Geduld und blieb ſich darin gleich. Immer war er zufrieden, gewöhnlich heiter und ſtill, wenn er Körperſchmerzen und Seelenleiden hatte. In ſeinen Sitten und in ſeiner Lebensweiſe war er höchſt einfach und ſchlicht, ſo daß er, wo es auch ſein mochte, nirgends läſtig wurde. Orden, deren er eine Menge hatte, trug er nur dann, wenn es diplomatiſch ſchicklich war; doch war ihm das eiſerne Kreuz, das ſeine breite Bruſt ſchmückte, vorzüglich werth und theuer. So wie er ſchien, war er auch, und etwas ſcheinen wollen, was er nicht war, konnte er nicht. Nie machte er ſich wichtig; er ging einher und ſtand da, unſcheinbar. Der Fremde war erſtaunt, daß der kleine und demüthige Mann, der ſich nicht hervordrängte, der Oberpräſident war. Aber ſah man ihm in's Geſicht, in die klaren, blauen, denkenden Augen, beobachtete man die gewölbte, denkende Stirne, die gefüllten, gutmüthigen, ſanftgeſchloſſenen Lippen, hörte man ihn ſprechen, kurz, gedankenreich und einfach, — ſo wurde der Menſchenkenner bald inne, daß eine große Seele in dem kleinen Körper wohne. Er wurde oft verkannt, oft nicht gekannt, weil er gern zu Fuß reiſte und es liebte, vorzüglich dann den bequemen, weſtphäliſchen blauen Kittel zu tragen. In dieſem hat man ihn häufig für einen Bauer gehalten, und er ließ ſich, weil er dieſen achtungswerthen, biedern Stand kannte, achtete und liebte, gern dafür halten. Dieſes war nicht Affektation, wozu die Natur ihm die Anlagen verſagt hatte, ſondern wahre Stimmung. Er wies darum die Zumuthungen und Forderungen nicht zurück, und einmal, im blauen Kittel von Aalen nach Münſter gehend, half er, aufgefordert, einem Fuhrmanne, der auf ſchlechten Wegen feſtgefahren, durch beſchwerliches Heben und Schieben der Räder. Er hatte die ächte Popularität, die aus dem Herzen und der wahren Menſchenſeele kommt. Er ſah in jedem Menſchen den Menſchen, und die Kleidung, die er trug, war ihm, was ſie iſt, nur die äußere Hülle. Wahrheit und nichts als Wahrheit war in Allem das Ziel, das er ſuchte und wollte, und Wahrhaftigkeit die Luft, worin er immer lebte und athmete. Dabei gutmüthig und bieder, paßte er ganz zu dem Nationalcharakter der Weſtphälinger und verſtand namentlich den Bauer und den Bürger. In der Regel ſind dieſe mißtrauiſch, beſonders gegen Beamte, und der Meinung, daß man ohne Kniffe mit ihnen nicht fertig werde. Zu dem Oberpräſidenten hatten ſie ein unbedingtes Vertrauen, dem es vorzüglich zuzuſchreiben iſt, daß von Vincke ſo viel Gutes im Lande ſtiftete und er, ſeinen Bewohnern lieb und werth, nicht vergeſſen werden wird. Achtung, Liebe und Vertrauen nahmen mit den vielen Jahren ſeines Wirkens zu und er war ſtets umlagert mit Leuten aus allen Ständen, die ſeinen Rath verlangten: ſie befolgten, was er ihnen aus dem Schatze ſeiner Erfahrung rieth, und ſie befanden ſich wohl dabei. Er hatte, wiewohl er einen energiſchen Charakter, beſonders in Geſchäften, an den Tag legte, wenig oder gar keine Feinde, da er alle Intereſſen zu berückſichtigen und zu vereinbaren wußte. Er ſtand über jeder Partei, und in ſeiner Natur lag das Prinzip der Verſöhnung. Weil an ihm nichts Geſchrobenes und Geſchminktes, und, wie man dort zu ſagen pflegt, kein falſches Haar an ihm war, er vielmehr ſich ſo hingab und hingeben durfte, wie er war, blieb er ſich auch immer gleich. Er war heute wie geſtern, und weil er immer wahr dachte, redete, und fühlte, blieb er auch ſtets konſequent. Sein Stand, Rang und Einfluß war auf den guten Menſchen gepfropft, und dieſer blickte immer durch. Er wußte nichts von Hochmuth und wahre männliche Demuth war in Allem, er mochte ſtehen, vor wem er wollte, ſein Eigenthum. Darum machte er, wiewohl er einen zarten Takt hatte und Perſonen, Zeit und Ort richtig unterſchied, keinen Unterſchied; ſo war es ihm eine Sache, die ſich von ſelbſt verſtand, bei regnigtem Wetter den Lohnlakai bei ſich in den bedeckten Wagen zu nehmen. Darum reiſte er gewöhnlich ohne Bedienten, und der Excellenz fiel es nicht ein, beſſer als andre honnete Leute es haben zu wollen. Mit einem ſo edlen Menſchen läßt ſich wohl leben und überall gut fertig werden."

Wenden wir uns nun von dieſer biedern deutſchen Kernnatur zu ſeinem Sohne!

Georg Ernſt Friedrich von Vincke wurde geboren den 15. Mai 1811. Seine Mutter, die erſte Gemahlin ſeines Vaters, war eine geborne Freiin von Syberg auf Buſch, einem Rittergute, wo von Vincke das Licht der Welt erblickte, und welches, in der Nähe von Hagen gelegen, auch jetzt häufig ſein Aufenthaltsort iſt. Der Beſitz deſſelben berechtigt ihn als Deputirter der Ritterſchaft dieſes Wahlkreiſes auf dem Provinzial Landtage in Münſter zu erſcheinen. „Der alte General,“ ein Bruder des Oberpräſidenten von Vincke und Beſitzer des Stammgutes der Familie, Oſtenwalde im Fürſtenthum Osnabrück, Mitglied der erſten hannövriſchen Kammer, welcher im Jahre 1846 geſtorben iſt, vererbte dieſes Stammgut dem älteſten Sohne ſeines Bruders, und ſo iſt von Vincke zugleich preußiſcher und hannövriſcher Standesherr. Seine Erziehung und Vorbildung zu den akademiſchen Studien bieten nicht grade etwas Außergewöhnliches dar. Seit 1817 genoß er den Unterricht von Hauslehrern, blieb bis 1825 im älterlichen Hauſe in Münſter, beſuchte dann das Gymnaſium in Bielefeld bis 1828, ging dann bis 1830 nach Göttingen, ſtudirte weiter bis 1832 in Berlin und betrat in der gewöhnlichen Weiſe die preußiſche Beamtenlaufbahn. Wegen Theilnahme als Sekundant bei einem Piſtolenduell hatte er 1835 einen halbjährigen Feſtungsarreſt, arbeitete aber gleichzeitig bei dem Land- und Stadtgericht; 1836 wurde er zum Landrath von Hagen gewählt, erhielt bei Gelegenheit der Huldigung 1840 den Johanniterorden, und wurde 1843 Abgeordneter des weſtphäliſchen Provinzial Landtages. In ſeinem Aeußern treten mannigfache Unähnlichkeiten mit ſeinem verſtorbenen Vater hervor: Dieſer, klein, unanſehnlich und hagerer Statur, der Sohn eine kräftige, imponirende, feine und gewandte Perſönlichkeit, deſſen Haltung, Bewegungen und Manieren eben ſo viel Ritterliches an den Tag legen, als das ganze Erſcheinen des Vaters auf etwas ſchlicht Bürgerliches hätte ſchließen laſſen. Mit dieſen Abweichungen im Aeußern iſt indeß nicht, wie wohl behauptet werden, eine durchgreifende Verſchiedenheit der politiſchen und geſammten Weltanſchauung Beider verbunden; wir werden vielmehr mannigfache Gelegenheit haben, in dieſer Beziehung eine überraſchende Uebereinſtimmung nachzuweiſen.

Die erſte Gelegenheit, bei welcher der junge von Vincke zuerſt die Aufmerkſamkeit des größern Publikums erregte, war der Antrag, den er am 14. März 1845 in der 18. Sitzung des weſtphäliſchen Provinzial-Landtages ſtellte und welcher auf die Einführung einer reichsſtändiſchen Verfaſſung in Preußen gerichtet war. Die Verhandlungen der vorhergehenden Sitzungen waren vollſtändig der Oeffentlichkeit übergeben worden; die Diskuſſion dieſes Antrages veranlaßte mannigfaltige Kolliſionen in Betreff der Veröffentlichung, zwiſchen dem königlichen Kommiſſar, dem Landtagsmarſchall und dem Antragsſteller, und ſo geſchah es, daß offiziell nur eine kurze Notiz darüber in's Publikum gelangte und die weitere Veröffentlichung der nachfolgenden Verhandlungen unterbrochen wurde. Nicht aber wurde dadurch verhindert, daß namentlich die Rede des Freiherrn von Vincke auf Umwegen bekannt wurde und dem Redner die wärmſten Sympathien auch außerhalb der Grenzen ſeiner Provinz gezollt wurden. Man erzählte ſich damals, der junge von Vincke habe nur deßhalb einen ſolchen Antrag ſchon früher zu ſtellen unterlaſſen, weil er geglaubt habe, dadurch die Pietät gegen ſeinen Vater zu verletzen, welcher der Fortentwickelung der preußiſchen Verfaſſung entgegen geweſen wäre, daß er aber nun, nach dem Tode ſeines Vaters, durch keinerlei derartige Rückſicht ſich gebunden erachte und ſomit einzig und allein auf die Stimme ſeiner Ueberzeugung zu hören brauche. Zunächſt tritt dieſer Vermuthung entgegen, daß keineswegs eine Abneigung des Oberpräſidenten von Vincke gegen die Fortbildung der preußiſchen Verfaſſung erwieſen iſt, wenn er auch allerdings nicht zu denen gehörte, welche auf dem Wege des Drängens zum erwünſchten Ziele zu gelangen hofften. Vollkommen klar aber treten uns die Motive, welche den Antrag begründeten, entgegen, wenn wir die Rede des Freiherrn von Vincke ſelbſt anſehen, und die damaligen Zeitverhältniſſe in's Auge faſſen. Als nämlich im Jahre 1843 die Stände von Poſen einen gleichen Antrag geſtellt, hatte ihnen der König folgenden höchſt auffallenden Beſcheid gegeben.

„Wir wollen in Gnaden die Aeußerungen nicht näher erörtern, welche auf ein Gebiet übergreifen, das Unſrer Erwägung und Entſchließung vorbehalten bleiben muß, noch die unangemeſſene Berufung auf eine Verordnung (vom 22. Mai 1815), welche, wie Wir dies bereits in dem Landtagsabſchiede für das Königreich Preußen vom 9. September 1840 ausdrücklich erklärt haben, völlig unverbindlich für Uns iſt, da ſchon Unſeres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majeſtät, von Denen dieſelbe ausgegangen, ihre Ausführung mit dem Wohle Ihres Volkes nicht vereinbar fanden und das Geſetz vom 5. Juni 1823 an ihre Stelle treten ließen.“

Sehen wir hier davon ab, daß unmöglich das Geſetz vom 5. Juni 1823, welches die Einführung von Provinzial-Ständen verordnet, eine Aufhebung jener Verordnung vom 22. Mai 1815 in ſich ſchließen kann, weil jenes bei der Einführung der Provinzial-Stände ausdrücklich und wiederholt die einſtigen Reichsſtände in Ausſicht ſtellt, halten wir hier nur feſt, daß der König mit den klarſten Worten das feierliche Verſprechen ſeines Vaters als unverbindlich für ihn erklärt, erinnern wir uns, daß im Jahre 1818 auf die bekannte Koblenzer Adreſſe geantwortet ward, es ſei ein Frevel, an der Erfüllung eines Königs-Wortes zu zweifeln, bedenken wir ferner, daß, wenn es nun dennoch zu einer ſolchen Erklärung der Nichtverbindlichkeit gekommen war: lag es dann nicht nahe zu befürchten, daß mit dem Ablaufe des Zeitraums von 30 Jahren, wenn bekanntlich privatrechtliche Anſprüche erlöſchen, auch die ſtaatsrechtlichen Anſprüche des Volkes für erloſchen erklärt werden würden? War nicht in dem Geſchehenen das Recht des Volkes ſchon mehr verletzt als es durch eine ſolche zu befürchtende Erklärung noch weiter geſchmälert werden würde? Es iſt nicht zu bezweifeln, daß nach jenen Beſcheiden an die preußiſchen und poſenſchen Stände dem Freiherrn von Vincke der Ablauf der 30 Jahre ſchwer auf dem Herzen lag und ihm die größten Beſorgniſſe für die Zukunft einflößte. Hatte man bis dahin immer noch auf die endliche Erfüllung der gegebenen, freien und feierlichen Zuſage vertrauensvoll hoffen können, ſo war ſeit 1843 jedem derartigen Vertrauen aller Boden entzogen: wartete man bis über den 22. Mai 1845 hinaus, ſo konnte mit geringern Gewiſſens-Skrupeln und mit mehr Fug jedem Anſpruche auf Reichsſtände auch der Rechtsboden entzogen werden, und da hielt nun von Vincke es für ſeine heilige Pflicht, die Stände zur Aufrechthaltung der Volksrechte aufzufordern. In ſeiner Rede zitirt er zuerſt den Ausſpruch Stein's, „welcher einſt auf dem Stuhle ſaß, den der Landtagsmarſchall gegenwärtig einnehme:“ „„Das Schickſal dieſes Antrages (auf Reichsſtände) hing nicht von den Perſonen ab, ſie ihn machten, denn ihr Einfluß war gering: ſondern von ſeiner Uebereinſtimmung mit der öffentlichen Meinung.““ Sodann weiſt der Redner darauf hin, daß dieſe Uebereinſtimmung mit der öffentlichen Meinung jetzt in weit höherm Maße vorhanden ſei, erinnert daran, daß man für alle menſchlichen Einrichtungen, die nur auf das Leben einer Perſon ſich gründen, keine Garantie habe, weiſt hin auf die beklagenswerthe Regierung des Kurfürſten Georg Wilhelm und des Königs Friedrich Wilhelm II., erinnert an die alten verbrieften Rechte der Provinz, die nach dem Worte des verſtorbenen Königs ihr wiedergegeben werden ſollten, und findet allein in den Reichsſtänden das Mittel, daß Preußen ſich mehr mit den deutſchen Staaten aſſimilire und dadurch ihre Sympathien ſich zu eigen machen, entkräftet dann die Beſorgniſſe und Befürchtungen einiger ängſtlicher Gemüther, erinnert an den Ablauf der 30 Jahre und fährt dann in ſeiner Rede alſo fort: „Es iſt hohe Zeit, an die Erfüllung des königlichen Wortes zu mahnen. Sämmtliche Stände haben dazu nicht blos den Beruf, ſondern auch die heilige Pflicht: vor Allem aber der Stand, dem ich ſelbſt anzugehören die Ehre habe. Ich bin ſtolz darauf, dem Adel anzugehören; denn ich weiß, daß ſeit 600 bis 700 Jahren, ſo weit überhaupt Urkunden und Geſchlechtsregiſter reichen, meine Vorfahren ſtets Recht und Ehre als die Richtſchnur ihres Handelns erkannt, und daß ſie ſich nicht geſcheut haben, wenn ſie dieſe höchſten Güter des Lebens gefährdet glaubten, ſelbſt ihren Fürſten entgegen zu treten. Ich bin überzeugt, daß dieſe Geſinnung auch alle meine Standesgenoſſen beſeelt. Ich verſetze mich im Geiſte zurück in die Zeiten des Mittelalters und der Vehme, wo Recht und Gerechtigkeit nicht zu finden waren im heiligen, römiſchen Reiche, es ſei denn bei der weſtphäliſchen Ritterſchaft und dem Kurfürſten von Köln. Ich gehe über auf die Gegenwart und ſchlage die Geſetzſammlung auf. Da finde ich eine Urkunde, worin der Adel eine Mauer um den Thron genannt wird. Allerdings muß der Adel eine ſolche Mauer bilden, aber eine Mauer ſowohl nach rechts als nach links, eine Mauer nicht blos gegen revolutionäre Angriffe auf den Thron, ſondern auch eine Mauer, um alle Klaſſen des Volkes zu ſchirmen gegen Eingriffe, ſie möchten auch kommen, woher ſie wollen. Wenn ich nun meine Blicke richte auf die Zukunft, dann denke ich mir den Fall, der begründet iſt in der Erfahrung der Geſchichte, den Fall, daß ein weniger gutgearteter Sproß des Hauſes Hohenzollern auf dem preußiſchen Throne ſitze, daß eine Willkürherrſchaft dort Platz gegriffen habe, und daß dann der Unwille darüber laut werde auch in dieſer Provinz. Nach der Krönung eines deutſchen Kaiſers wandte ſich der Kaiſer zuerſt an die Ritterſchaft des Reiches und fragte: Iſt kein Dalberg da? So möchte in jenen Tagen der Zukunft auch vielleicht ein Bürger oder Bauer oder ein anderer Genoſſe dieſer Provinz fragen: Wo waren denn damals die Vertreter unſrer alten Geſchlechter? Möchten dann die Nachkommen ſagen können: Sie haben alleſammt ſich eingefunden und zuſammengeſchaart und beſchloſſen, den König an ſein Wort zu mahnen. Als die Reformbill im Oberhauſe eingebracht wurde, beugte der Lordkanzler ſeine Knie und ſagte: Mylords, auf meinen gebeugten Knien beſchwöre ich Sie, verwerfen Sie dieſe Bill nicht! Ich habe nicht gelernt, vor Menſchen zu knien, aber aus der Fülle meiner Seele und aus meiner ernſten Ueberzeugung beſchwöre ich die Verſammlung, beſchwöre ich insbeſondere die Mitglieder meines Standes: Ja zu ſagen zu meinem Antrage.“

Hiernach dürfen wir alſo keinesweges den Antrag von Vincke's als durch äußere Verhältniſſe und Rückſichten veranlaßt betrachten; er will nichts Anders als das Recht des Volkes wahren, das er gefährdet glaubt; „Recht ſoll Recht bleiben“ und dieſes Recht findet er unbeſtreitbar ausgeſprochen und verliehen in den früheren Geſetzen.

In Münſter hatten ſich 34 Stimmen für und 33 gegen den Antrag erklärt; derſelbe hatte alſo nicht die erforderliche Majorität von $^2/_3$ der Stimmen erhalten und der ſtändiſchen Geſetzgebung in Preußen gemäß, gelangte er deßhalb nicht zum Throne, wenn auch hier allerdings die Verhandlungen nicht unbekannt bleiben konnten. Daß aber dieſe Motion auch nur die einfache Majorität erlangen konnte in einer Provinz, die man gewöhnt war, ſich vorzugsweiſe als das Land des Vertrauens zu denken, in einem Lande, wo ein großer Theil des höheren Adels zu den eifrigſten Vorkämpfern des autonomiſchen Prinzips gehört und wo anderer Seits von einem Mitgliede des 4. Standes ſehr naiv erklärt wurde, daß er nur mit der größten Anſtrengung ſich auf dem Provinzial-Landtage zu orientiren vermöge, mithin er und ſeine Standesgenoſſen gänzlich unfähig ſein würden, ſich auf einem Reichstage zurecht zu finden, wo Andere ſogar die ſeltſame Befürchtung hegten, durch eine reichsſtändiſche Verfaſſung werde ihnen ihre ganze weſtphäliſche Eigenthümlichkeit verloren gehen, — daß, ſagen wir, dennoch dieſer

Antrag die einfache Majorität hier erhalten konnte, iſt ein Beweis, daß die konſtitutionellen Ideen zum Erſtaunen große und raſche Fortſchritte in Preußen gemacht hatten. War in dem Beſcheide an die poſenſchen Stände ausgeſprochen worden, daß die Provinzial-Stände an die Stelle der Reichsſtände getreten ſeien, daß mithin an dieſe gar nicht mehr gedacht werde, hatte der König auch bei andern Gelegenheiten unumwunden erklärt, die Provinzial-Stände fortbilden, aber keine reichsſtändiſche Verfaſſung geben zu wollen, ſo muß dennoch dieſe Anſicht der Dinge eine bedeutende Veränderung erlitten haben, da mit dem Patente vom 3. Februar 1847 wirklich dieſe Reichsſtände in's Leben gerufen wurden. Man mußte nun wohl die Ausführung der frühern Geſetze nicht mehr als unverträglich mit dem Wohl des Volkes betrachten, da die Regierung ſich ſelbſt ausdrücklich auf jene Geſetze berief und fortwährend mit großer Hartnäckigkeit behauptete, daß durch dieſes Patent Alles, ja noch Mehr gegeben ſei als jene Geſetze in Ausſicht geſtellt hätten. Die Reichsſtände wurden am 11. April nach Berlin berufen und ſchon gleich in der Diskuſſion der Adreſſe ſtellte ſich die Ueberzeugung der Stände heraus, daß weſentliche Rechte vorenthalten ſeien. Alſo galt es von Neuem, das Recht zu vertheidigen und gewiß werden wir hier den Freiherrn von Vincke nicht vermiſſen, der mit ſtolzem Selbſtgefühl, auf ſein Wappen anſpielend (eine Pflugſchaar in leerem Felde), darauf hinweiſt, „daß ſeine Vorfahren ſeit Jahrhunderten ſtets den Acker des Rechts gepflügt und demſelben viele köſtliche Früchte abgewonnen haben, werthvoller als die materiellen Güter dieſer Erde“ und der auch einſt auf dem Acker des Rechts ſeine Ruheſtätte zu finden hofft. Hatte ſelbſt die kleine gegen-konſtitutionelle Partei auf dem vereinigten Landtage bald zugeſtehen müſſen, daß eine Uebereinſtimmung des Patentes mit der frühern Geſetzgebung in vielen Stücken zum Nachtheil der Stände nicht vorhanden ſei, wurde dieſe angebliche Uebereinſtimmung faſt nur von der Regierung und einzelnen Organen derſelben, die zugleich Deputirte waren, namentlich von dem Abtheilungs-direktor im Miniſterium des Innern, Freiherrn von Manteuffel I. verfochten, — ſo theilten die Stände ſich nur in der Anſicht, wie dieſe Uebereinſtimmung herzuſtellen ſei. Eine kleine Partei wollte dem Könige allerdings die Ueberzeugung ausſprechen, daß ſie die behauptete Uebereinſtimmung nicht zu finden vermöge; aber ſie wollte zugleich das unbedingte Vertrauen in den König darlegen, daß dieſer den rechten Zeitpunkt und die geeigneten Mittel finden werde, die neue Geſetzgebung mit der frühern in vollkommenen Einklang zu bringen, wenn die Weisheit des Monarchen ein Weiteres mit dem Wohl des Volkes verträglich finden würde. Es war die alte Vertrauens-Politik, die ein ſolches Verhalten diktirte; die Wenigen, welche zu ihr ſich hinneigten, ſtanden der großen Mehrzahl nach, wie die ſpätere Diskuſſion des Diſſidenten- und des Juden-Geſetzes ergab, auf Seiten der Verfechter „des chriſtlichen Staates.“ Und wahrlich, wo anders dürften wir in unſern Tagen noch die Anhänger einer ſolchen Vertrauens-Politik ſuchen, wo anders, als bei ſolchen, welche die Fürſten als die Stellvertreter Gottes auf Erden betrachten, welche den modernen Staat in patriarchaliſcher und faſt theokratiſcher Weiſe konſtruiren möchten nach Prinzipien, welche der Weltanſchauung des alten Teſtamentes zu Grunde liegen? Das Vertrauen iſt rein Sache des Gemüthes und iſt unbeſtritten etwas Koſtbares und Unerſetzliches in Verhältniſſen, in die es hinein gehört. In der Familie iſt das Vertrauen, das gegenſeitige, die einzige haltbare Grundlage, worauf das ganze Verhältniß gegründet iſt, es iſt der Lebensnerv, der durch alle Beziehungen hindurch ſich erſtreckt, es iſt der Angelpunkt, um den alle Funktionen dieſes Organismus ſich drehen. Hierhin alſo gehört das Vertrauen, hier iſt es an ſeiner rechten Stelle; hier iſt es ſegensreich und beglückend und ohne daſſelbe fehlte dem Ganzen der belebende Geiſt, fehlte ihm die Bedingung eines glücklichen Daſeins. Allerdings findet das Vertrauen auch außerhalb des Familienkreiſes in beſonderen, freundſchaftlichen Beziehungen, die dem Gemüthsleben angehören, ſeinen Platz; aber es heißt einen Mißbrauch davon machen, es heißt unzeitig und am unrechten Orte es gebrauchen, wenn es zur Grundlage dienen ſoll in Verhältniſſen, die auf gegenſeitigen Rechten und Pflichten beruhen. Die ſtaatlichen Einrichtungen auf Vertrauen ſtatt auf Geſetz und Recht zu gründen, heißt dem Irrthum und der Täuſchung ſich ergeben, daß der Staat eine Familie ſei, und nicht ein Verein, der durch feſte geſetzliche Beſtimmungen ſeine Intereſſen regelt und das Wohl Aller und damit des Einzelnen zum Zwecke hat. In einen ſolchen Verband aber gehört nicht das Vertrauen: und wenn aus dieſem Grunde eine Vertrauens-Politik auf einer irrthümlichen Anſicht vom Weſen des Staates beruht, ſo war eine ſolche am allerwenigſten an ihrer Stelle, wo es einzig und allein galt, die gegenſeitigen Rechte und Pflichten zwiſchen den Fürſten und dem Volke dauernd feſtzuſtellen. Ein Deputirter, der namentlich zu ſolcher Zeit eine Feſtſtellung des gegenſeitigen Verhältniſſes vertrauensvoll und einſeitig dem Fürſten allein zuweiſen möchte, würde ſeine Verpflichtungen als Abgeordneter durchaus verkennen und verſäumen, würde dem Volke nicht dienen, das er vertreten ſoll, und auch dem Fürſten gegenüber ſich ſelbſt zum nutz- und zweckloſen Werkzeug ſtempeln. Mit einer ſolchen Vertrauens-Politik konnte von Vincke unmöglich etwas zu ſchaffen haben; ſuchen wir ihn auf der Seite derer, die das Recht des Volkes zu wahren bemüht ſind! Ein Theil derſelben, darunter manche der gefeiertſten Namen, glaubte in der Adreſſe an den König die vorenthaltenen Rechte aufzählen und feierliche Verwahrung derſelben einlegen zu müſſen. Es iſt wahr: der König konnte der Forderung dieſer vorenthaltenen Rechte ſeine Zuſtimmung verweigern und alsdann mußte der Ausgang des Kampfes zwiſchen den Ständen und der Regierung zweifelhaft und in die Ferne gerückt werden; oder im andern Falle: der König erkannte jene Rechtsforderung an und die Gewährung erhielt wenigſtens den Schein einer neuen Verleihung. Eine Verleihung aber hielt Vincke für eine Verletzung des Rechts und nach ſeiner Ueberzeugung konnte unmöglich ein Recht, das man ſchon beſitzt, erſt verliehen werden, weil dadurch auch zugleich die Befugniß zugeſtanden würde, es ferner vorzuenthalten. Somit wollte von Vincke keine Adreſſe, er wollte weder Dank noch Verwahrung; die Rechte des Volkes waren nach ſeiner innigſten Ueberzeugung in der frühern Geſetzgebung ausdrücklich ausgeſprochen und ſo wollte er, daß einfach die Erklärung ſeitens der Stände am Throne niedergelegt werde, ſie ſeien im Beſitz dieſer Rechte und verlangten nur eine Anerkennung derſelben ſeitens der Krone.

Eine ſolche Erklärung ſcheint ihm das einzige Geeignete zu ſein, wodurch die zugeſicherten Rechte des Volkes gewahrt werden können; in der Rede, wodurch er die Beſeitigung jeder Adreſſe herbeizuführen beabſichtigt, entwickelt er zunächſt, daß, ſo wie die Stände, ſo auch der König frei ſein müſſe in ſeinen Entſchlüſſen und nicht gedrängt werden dürfe. Wir verfehlen nicht, hier zuerſt aufmerkſam zu machen auf eine Uebereinſtimmung in den Anſichten zwiſchen Vater und Sohn: Beide wollen den Monarchen nicht zu Entſchlüſſen getrieben ſehen, denen die Reife abgeht, die nur mit der Zeit gewonnen werden kann. Vincke will auf die Thronrede nicht mit Worten, ſondern durch eine That geantwortet wiſſen und dieſe That ſoll die Erklärung der Stände ſein: „Wir haben noch die Rechte, die durch die ältern Geſetze uns zugeſichert ſind, und ebenſowenig als wir dieſe durch Nichtausübung derſelben verloren haben, ebenſowenig kann der Monarch einſeitig durch die Geſetzgebung vom 3. Februar ſie uns rauben.“ Keineswegs indeß weichen ſeine Anſichten ab von denen, welche in den weſentlichſten Punkten der Adreſſe enthalten ſind, und wenn er auch in Beziehung auf ſogenannte Verwaltungsſchulden und auf die Domainen nicht ganz mit dem Verfaſſer der Adreſſe, Herrn von Beckerath, einverſtanden iſt, ſo tritt doch auch er mit großer Entſchiedenheit der Ausführung des königlichen Kommiſſarius entgegen, nach welcher durch die ältern Geſetze den Ständen nur „Zuziehung,“ nicht Beirath zu der Geſetzgebung zugeſichert iſt, und wonach alſo jetzt mehr gegeben ſei als einſt verſprochen worden. Mit gleicher Entſchiedenheit hält er feſt an der jährlichen Zuſammenberufung der Stände, weil ihnen, dem Staatsſchuldengeſetz von 1820 gemäß, jährlich Rechenſchaft von der Verwaltung der Staatsſchulden abgelegt werden muß. Der Landtagskommiſſarius weiſt darauf hin, daß eine ſo große Verſammlung ja ohnehin nicht geeignet ſei, eine Rechnungsablage entgegen zu nehmen, aus welchem Grunde dieſes Geſchäft einer ſtändiſchen Deputation übertragen worden, welche für den Fall eines nahen oder ſchon ausgebrochenen Krieges den vereinigten Landtag zu erſetzen, beſtimmt ſei. Darauf entgegnet von Vincke: es könne nicht die Rede davon ſein, ob die Beſtimmung des Staatsſchulden Geſetzes zweckmäßig oder nothwendig ſei; er erblickt daher in dem neuern Geſetze eine Verletzung wohlhergebrachter Rechte. „Der Miniſter hat uns geſagt,“ fährt er mit ſchöner Begeiſterung fort, „daß im Falle eines Krieges es unmöglich werden könne, den Landtag ſo ſchnell zu berufen, um die erforderlichen Geldmittel zu ſchaffen. Wir werden indeß bei dem raſchen Fortſchreiten der Eiſenbahn Anlagen bald in der Lage ſein, daß wir uns aus allen Provinzen des Staates in acht Tagen hier verſammeln können. Ich bin der Meinung, daß gerade im Falle eines Krieges die Zuſammenberufung der allgemeinen Stände am nothwendigſten iſt: ich erinnere hier an ein erhabenes Beiſpiel der Geſchichte. Als unſer großer König die öſterreichiſchen Staaten (Böhmen und Mähren) beſetzt hatte, erſchien die jugendliche und heldenmüthige Königin Maria Thereſia in der ungariſchen Ständeverſammlung. Die anweſenden Magnaten zückten ihre Säbel und riefen: **Moriamur pro rege nostro. Maria Theresia!** Damit war der öſterreichiſche Staat gerettet, und das Haus Oeſterreich war noch ferner „an Siegen und an Ehren reich.“ Sollten wir von unſrem Patriotismus eine geringere Meinung haben? Sollte er uns nicht dieſelbe Begeiſterung einflößen, als der ungariſchen Nation? Sollte es aber auch wirklich unmöglich ſein, den Landtag zu berufen, ſo würde es doch ein anderes Auskunftsmittel geben, wie es namentlich in dem glücklichen Lande üblich iſt, deſſen Verfaſſung die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohne Gleichen gemacht haben. Die Miniſter ſcheuen ſich dort nicht, in einem ſolchen dringenden Falle für die Rettung des Vaterlandes ihren Kopf auf's Spiel zu ſetzen, und begehren dann nachträglich von den Volksvertretern eine Indemnitätsbill, die ihnen dann auch nicht verweigert wird; das iſt der geſetzliche Weg. Eine ſolche Ausnahme muß man nur im Fall dringender Nothwendigkeit machen und nicht die Ausnahme zum Geſetz erheben.“

Nachdem von Vincke dann weiter den materiellen Nachtheil hervorgehoben hat, den eine ſolche Anordnung einſeitig, ohne Zuſtimmung der Stände mit ſich führen müſſe, geht er weiter: „Viel größer,“ ſagt er, „als die materiellen, ſcheinen mir die inmateriellen Folgen zu ſein; ich meine den bedenklichen Zuſtand, daß durch die neuen Geſetze die Exiſtenz aller ſtändiſchen Rechte gewiſſermaßen in Frage geſtellt iſt. Ich ſage: gewiſſermaßen, denn der Monarch iſt nicht befugt, die Rechte der Stände aufzuheben; zum Beweiſe berufe ich mich auf einen anerkannt konſervativen Gewährsmann, auf den ſehr ehrenwerthen Edmund Burke, in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, worin er ſagt: daß freilich nicht rechtliche, wohl aber moraliſche Schranken für die Machtvollkommenheit eines Monarchen zu denken wären. Wie der König nur abdanken könne, nicht aber die königliche Würde abſchaffen, ſo dürfe er auch die Rechte der Stände nicht antaſten. Nun gehören aber jene älteren Geſetze zu unſern verfaſſungsmäßigen Grundgeſetzen, und in dieſer Ueberzeugung verlange ich unſere ausdrückliche Zuſtimmung, nicht allein unſeren Beirath zur Aenderung jener Geſetze. Es kommt hinzu, daß für diejenigen Provinzen, die dem Staate erſt ſpäter hinzugetreten ſind, durch die Beſitzungsergreifungs-Patente beſtimmt worden iſt, daß der hochſelige König ſie der Verfaſſung anſchließen wolle, die er ſeinen geſammten Staaten verleihen wolle. Für uns iſt alſo dadurch ein vertragsmäßiger Rechtszuſtand begründet. Wir haben ſeither unſern Theil des Vertrages als treue Unterthanen erfüllt, und wir dürfen daher erwarten, daß der Vertrag auch anderſeits erfüllt werde. Ich betrachte unſere ſtändiſchen Freiheiten und unſre geſammte Verfaſſung als ein großes Fideikommiß, worin wir auch die Rechte der Nachgebornen zu berückſichtigen haben. Wie der Fideikommißbeſitzer zu jeder Aenderung der Zuſtimmung aller Agnaten bedarf, ſo iſt auch der Monarch an die Zuſtimmung der Stände gebunden. Unſere Rechte bilden gleichſam ein eiſernes Inventar, was wohl vermehrt werden darf mit manchem Stücke des Hausraths, bis es eine vollſtändige Haushaltung wird, in der der Landesherr behaglich wohnt mit der großen Familie ſeiner Unterthanen, wovon aber kein Stück verloren gehen darf ohne die Zuſtimmung aller Miteigenthümer. In dieſem Sinne, glaube ich, darf unſer Mitwirkungsrecht in Anſpruch genommen werden. Es wird nur die Frage ſein, in welcher Form wir unſere Rechte verwahren wollen. Ich berufe mich auf das Zeugniß des Mitgliedes der Herrenbank (von Arnim) daß wir unſern Kommittenten Sicherheit gewähren müſſen. Auch ich ſage, daß wir unſeren Kommittenten Sicherheit ſchuldig ſind; doch bin ich der Anſicht, daß dies weder in der Form des Adreß-Entwurfs, noch in der des Amendements geſchehen kann, wodurch wir uns erſt die Erlaubniß zur Wahrung unſerer Rechte erbitten. Die Rechte, die wir bereits beſeſſen haben, können wir nicht erſt erbitten auf dem Wege der Petition, ſondern es handelt ſich hier blos um die einfache Erklärung, daß wir dieſe uns durch die früheren Geſetze verbürgten Rechte noch haben, daß die erwähnten Beſtimmungen der neuen Geſetze nicht aufgehoben worden ſind, und daß jene Geſetze nicht aufgehoben oder abgeändert werden können, es ſei denn mit ausdrücklicher Zuſtimmung der verfaſſungsmäßig berufenen Stände. Und dieſe Erklärung erlaube ich mir der hohen Verſammlung in Vorſchlag zu bringen. Dieſe Erklärung ſcheint mir alle Vortheile zu vereinigen; ſie iſt klar, denn ſie ſagt beſtimmt, was wir wollen; ſie iſt farblos, denn ſie ſteht nicht auf dem Boden der politiſchen Parteien, ſondern auf dem Boden des Rechts; ſie iſt einfach, denn ſie hüllt ſich nicht in ſchöne Redensarten, ſondern erſcheint in der nackten Geſtalt der Wahrheit; ſie wird zur Kenntniß Sr. Majeſtät gelangen, denn ſie wird abgegeben in Gegenwart des Landtagskommiſſars; ſie wird Se. Majeſtät nicht drängen, und wenn wir auf eine Adreſſe vielleicht eine unliebſame Antwort zu erwarten hätten, ſo läßt eine ſolche Erklärung unſerm königlichen Herrn ſeine freie Entſchließung. Se. Majeſtät werden nicht getrieben, und wir müſſen geduldig erwarten, daß Allerhöchſt Dieſelben den geſtörten Rechts-Zuſtand durch eine Erklärung wiederherſtellen werden. Dieſe Art der Verwahrung entſpricht unſeren Verpflichtungen gegen unſere Kommittenten, denn ſie beweiſt ihnen, daß wir ihre Rechte kennen und ſie ungeſchwächt erhalten wollen, ſie entſpricht den Pflichten gegen die Staatsgläubiger, denn ſie ſagt ihnen, daß wir ohne unſere Zuſtimmung kontrahirte Schulden nicht anerkennen; ſie entſpricht der Offenheit und Wahrheit gegen Se. Majeſtät, und ſchließt jede Dankadreſſe aus.“

So, ſtreng feſthaltend am ſtarren Recht, ſucht er die Adreſſe zu hintertreiben. Aber ſchon am Tage vorher hatten die Stände mit großer Majorität eine Adreſſe beſchloſſen und der Landtagsmarſchall wollte und konnte nicht zugeben, daß ein geſtern gefaßter Beſchluß heute von Neuem in Berathung gezogen und möglicher Weiſe vernichtet werde. Die Adreſſe kam zu Stande; von Vincke aber, in der Ueberzeugung, daß durch ſie das Recht des Volkes nicht mit der nöthigen Strenge und dem wünſchenswerthen Nachdruck gewahrt ſei, arbeitete unabläſſig fort, um zu bewirken, daß die betreffende Erklärung dennoch in der Kammer diskutirt und in's

Protokoll niedergelegt werde. Indeß auch hier wurden die größten Hinderniſſe in den Weg gelegt. Der Landtagsmarſchall beſtand auf ſeiner Anſicht, daß nur in den beiden vereinigten Kurien die Berathung ſtattfinden könne, und wie ſehr auch von Vincke, unterſtützt von der liberalen Majorität, die Verhandlung allein der zweiten Kurie zuzuweiſen bemüht war, ſo ſtellte doch der Marſchall nur die Alternative, nach welcher die Erklärung der Rechte nur in den vereinigten Kurien oder gar nicht geſtattet werden könne. Natürlich entſchied von Vincke für die Berathung in beiden Kurien. Da aber lehnte die erſte Kurie ihre Theilnahme an jener Berathung als reglementswidrig ab und wie eifrig auch gekämpft werden mochte für die ſeparate Berathung in der zweiten Kammer, ſo war doch der Marſchall in keiner Weiſe zu bewegen, jetzt eintreten zu laſſen, was er früher für ungeſetzlich erachtet hatte. Die ganze Debatte, die ohne Zweifel auch an der geeigneten Stelle nicht unbekannt blieb, hatte indeß wenigſtens bewirkt, daß die Erklärung, von 138 Deputirten unterzeichnet, vollſtändig zur Oeffentlichkeit gelangte. Dieſe Erklärung lautete im Weſentlichen wie folgt:

I. (In Betreff des Widerſpruchs zwiſchen den Geſetzen von 1815 und 1823, und dem Patent vom 3. Februar, hinſichtlich der Beſtimmung, daß nach jenen alle Geſetze, welche die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einſchluß der Beſteuerung betreffen, der reichsſtändiſchen Verſammlung vorgelegt werden müſſen, nach dieſem aber zum Theil dem vereinigten Landtage entzogen, zum Theil auch den Provinzial-Ständen und den Ausſchüſſen überwieſen werden können). Wir hegen die Ueberzeugung, daß die Verordnungen vom 3 Februar nicht vereinbar ſind mit den Beſtimmungen der älteren Geſetze, weil nach dieſen den Provinzial-Ständen die Geſetze, welche Veränderungen in Perſonen- und Eigenthumsrechten, ſo wie in den Steuern, zum Gegenſtande haben, ſo lange zur Berathung vorgelegt werden ſollen, als keine allgemeine ſtändiſche Verſammlungen ſtattfinden, die Wirkſamkeit der letzteren aber auf die Berathung über alle Gegenſtände der Geſetzgebung, welche die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einſchluß der Steuern betreffen, ſich erſtrecken ſoll, während nach den Verordnungen vom 3. Februar l. dieſer ſtändiſche Beirath dem vereinigten Landtage nicht unter allen Umſtänden zuſteht, vielmehr auch von den Ausſchüſſen oder den Provinzial-Landtagen erfordert werden kann.

II. Ferner enthält der §. 10 der Verordnung vom 3. Februar l. über die Bildung des vereinigten Landtags die Worte: „Für den Fall eines Krieges behalten Wir uns vor, außerordentliche Steuern ohne Zuſtimmung des vereinigten Landtags auszuſchreiben, wenn wir deſſen Zuſammenberufung in Berückſichtigung der obwaltenden politiſchen Verhältniſſe nicht zuläſſig befinden ſollten. In dieſem Falle werden Wir aber, ſobald es die Umſtände geſtatten, ſpäteſtens ſogleich nach Beendigung des Krieges, dem vereinigten Landtage den Zweck und die Verwendung der erhobenen außerordentlichen Steuern nachweiſen laſſen.“ Wir hegen die Ueberzeugung, daß dieſe Worte ebenfalls mit den bereits angeführten Beſtimmungen der ältern Geſetze unvereinbar ſind, inſofern nach dieſen Beſtimmungen die Wirkſamkeit der Landtags-Repräſentanten oder allgemeinen ſtändiſchen Verſammlungen auf die Berathung über alle Gegenſtände der Geſetzgebung ſich erſtrecken ſoll, welche die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einſchluß der Beſteuerung betreffen, während nach der Verordnung vom 3. Februar l. für den Fall eines Krieges außerordentliche Steuern ohne Zuſtimmung des vereinigten Landtags in Berückſichtigung der obwaltenden politiſchen Verhältniſſe nicht zuläſſig befunden werden, alſo auch die durch die Verordnung vom 22. Mai 1815 vorgeſchriebene Berathung des Landtags-Repräſentanten über alle Gegenſtände der Beſteuerungs-Geſetzgebung nicht ſtattgefunden haben möchte.

III. Die Verordnung vom 7. Januar 1820 lautet im §. 41: „Wir erklären den Staatsſchulden-Etat auf immer für geſchloſſen. Ueber die darin angegebene Summe hinaus darf kein Staatsſchulden-Dokument ausgeſtellt werden. Sollte der Staat künftighin zu ſeiner Erhaltung oder zur Förderung des allgemeinen Beſten in die Nothwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehens zu ſchreiten, ſo kann ſolches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung geſchehen." Wir hegen die Ueberzeugung, daß die erwähnten Worte unvereinbar ſind mit den Beſtimmungen der Verordnung vom 3. Februar, inſofern 1) nach der von weiland Friedrich Wilhelm **III.** Majeſtät als unwiderruflich bezeichneten Verordnung vom 17. Januar 1821 kein Staatsſchuldſchein oder irgend ein anderes Staatsſchulden-Dokument ausgeſtellt werden ſoll, ohne die Zuziehung und Mitgarantie der künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung; während §. 4 der Verordnung vom 3. Februar l. über die Bildung des vereinigten Landtags die Nothwendigkeit dieſer Zuziehung und Mitgarantie auf diejenigen neuen Darlehen beſchränkt, für welche das geſammte Vermögen und Eigenthum des Staates zur Sicherheit beſtellt wird; ferner: 2) nach §. 6 der Verordnung vom 3. Februar l. über die Bildung des vereinigten Landtags in den dort vorgeſehenen Fällen bei Aufnahme jener Darlehen die ſtändiſche Mitwirkung durch Zuziehung der ſtändiſchen Deputation für das Staatsſchuldenweſen erſetzt wird.

IV. In Betreff der Staatsſchulden-Verwaltung hegen wir die Ueberzeugung, daß die Beſtimmungen vom 17. Januar 1820 unvereinbar ſind mit den Verordnungen vom 3. Februar, inſofern: 1) nach der Verordnung vom 17. Januar 1820 die Mitglieder der Hauptverwaltung der Staatsſchulden von der reichsſtändiſchen Verſammlung vorgeſchlagen werden ſollen und jene Behörde verpflichtet ſein ſoll, der reichsſtändiſchen Verſammlung alljährlich Rechnung abzulegen; während nach den Verordnungen vom 3. Februar l., wenn der vereinigte Landtag nicht verſammelt iſt, durch den vereinigten ſtändiſchen Ausſchuß die Kandidaten für die bei der Hauptverwaltung der Staatsſchulden erledigten Stellen vorgeſchlagen und die Rechnungen dieſer Behörde abgenommen werden; 2) die nach der Verordnung vom 17. Januar 1820 zum Wirkungskreiſe der Reichsſtände gehörige Entgegennahme und Depoſition der eingelöſten Staatsſchulden-Dokumente durch die ſtändiſche Deputation für das Staatsſchuldenweſen vorgenommen wird. Im Hinblicke auf die vorſtehend hervorgehobenen Gegenſätze zwiſchen den Verordnungen vom 22. Mai 1815 und 17. Januar 1820 einerſeits und den Verordnungen vom 3. Februar l. andererſeits hegen wir die Ueberzeugung, daß die mehrerwähnten älteren Geſetze in den hervorgehobenen Punkten *noch zu Rechte beſtehen*.“

Augenſcheinlich iſt dieſe Erklärung in einer Weiſe gehalten, die den König, dem es nach ausdrücklicher Verſicherung ſeiner Räthe ein hoher Ernſt war, die Verſprechungen ſeines Vaters vollſtändig zu erfüllen, nicht verletzen konnte, die zugleich den Geſinnungen und Ueberzeugungen der großen Majorität des Landtages entſprach, wenn Manche auch nicht dieſen Weg als den zweckmäßigen anerkannten, und die ſo klar und ſo beſtimmt die Rechte des Volkes wahrte — was ja Alle wollten — daß weder die Regierung noch die Stände etwas Anderes darin erblicken konnten, als die gewiſſenhafte, pflichtmäßige Erfüllung der Pflicht eines Abgeordneten, der unverrückt ſtehen bleiben will auf dem Boden des Rechts. Wie indeß jetzt die Sache lag, war jede Möglichkeit abgeſchnitten, dieſe Erklärung durchzubringen, und, wenn es einmal keinen Weg gab, dieſelbe offiziell zum Throne zu bringen, ſo war es für ihr Schickſal und für ihre Bedeutung vollkommen gleichgültig, ob dieſelbe von 600 oder von nur 138 Abgeordneten privatim unterzeichnet war. Die Geſchichte dieſer Erklärung, die wir aus dieſem Grunde nothwendig in ſolcher Vollſtändigkeit mittheilen mußten, iſt der Angelpunkt, um den ſich die ſämmtlichen Verhandlungen über die Verfaſſungsfrage drehen und iſt zugleich der Maßſtab, mit welchem die ganze Wirkſamkeit von Vincke's auf dem Landtage gemeſſen werden kann. Ueberall iſt er der Mann des Rechts und der Ueberzeugung; Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit haben in ſeinen Augen keinen Werth, wenn nicht das Recht damit zu vereinigen iſt. So widerſetzt er ſich denn auch auf's Standhafteſte, nachdem er einmal gezwungen iſt, den Weg der Petition auf Abänderung der Geſetze vom 3. Februar zu betreten, jeder desfallſigen Bitte, ſobald ſie nur auf Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit ſich gründet, und es iſt weſentlich ſeinem Einfluſſe zuzuſchreiben, daß in den betreffenden Petitionen die unumwundene Erklärung des Rechts zugleich eine Stelle fand. Einer ſo konſequenten, ja hartnäckigen Verfechtung des Rechtes gegenüber wurde Alles aufgeboten, um ſeitens der Regierung den Beweis zu führen, daß die Rechte des Volkes nicht die behauptete Schmälerung erlitten hätten. Regierungsorgane, von Manteuffel I. an der Spitze, der Landtagskommiſſar, ja die drei Juſtiz-Miniſter verſuchten es, ſogar mit allen Waffen der Dialektik, die Verordnungen vom 3. Februar zu rechtfertigen. Und nun, nachdem unter den letzteren auch von Savigny gewiſſermaßen ſeinen europäiſchen Ruf auf's Spiel geſetzt, um zu beweiſen, daß der vereinigte Landtag, die ſtändiſchen Ausſchüſſe, die Staatsſchuldendeputation und die Provinzial-Stände Alle, einzeln genommen, Befugniſſe der Reichsſtände übernehmen könnten und doch der vereinigte Landtag auch wieder allein der Reichstag ſei, — nach dieſem dialektiſchen Meiſterſtück trat von Vincke auf mit einer Rede, die unbedingt zu den klaſſiſchen parlamentariſchen Reden zählt, und die wir unſern Leſern unmöglich vorenthalten können, ohne ihnen den Genuß zu rauben, Genialität und Rechtsbewußtſein in überlegenem Kampfe zu erblicken mit Spitzfindigkeit und überſpannter Loyalität. Ironie und Sarkasmen waren nicht geſchont worden, um dem kühnen Haupte der entſchiedenen Rechtspartei entgegen zu treten. Immer noch hofft dieſer, es werde ihm gelingen die Stände von dem Erbitten eines ſchon verliehenen Rechtes zurückzuhalten und zur Zuſtimmung ſeiner Erklärung zu veranlaſſen, das Recht ſoll ihm nicht vergeben, auch kein Titelchen davon geſchmälert und ebenſowenig durch die ſpitzfindigſte Sophiſtik hinweg deduzirt werden. Das Recht iſt ſeine alleinige Waffe, die kein Roſt der Zeit zu ſtumpfen vermag; mit dem Recht im Bewußtſein und mit dem geſchriebenen Recht in der Hand tritt er ultraroyalen und zweckberechnenden Ständen mit gleicher Entſchiedenheit entgegen als dem Fürſten: der Boden des Rechts allein iſt es, auf dem er ackert, und ſollte dieſer ihm Dornen tragen und der Acker der Zweckmäßigkeit ihm herrliche Südfrüchte bringen, — er pflügt auf dem Acker des Rechts; ſollte ein Eingehen auf den Boden der Nachgiebigkeit ihm Ehren und Würden tragen und ihn ſelbſt hineinverſetzen in die Regionen, wo Vertrauen gefordert, nicht erwiedert, wo Rechte verliehen, nicht anerkannt wurden, — er ackert auf dem Boden des Rechts. Hier ſeine Rede:

„Von verſchiedenen Rednern, die vor mir geſprochen haben, bin ich theils direkt angegriffen worden und theils in einer Weiſe gerühmt, die ich nur als direkten Angriff betrachten kann, und ich befinde mich alſo in einiger Verlegenheit, wenn ich jetzt meine Anſicht als den zweckmäßigſten Weg in der Sache vertheidige, und bitte um ſo mehr um gütige Nachſicht. Ich habe mich bei vielen Gelegenheiten ſo wohl für mich, als wenn ich für Andere das Wort nahm, die mit mir in einer Meinung vereinigt waren, zu der Anſicht bekannt, daß ich gegen jede Petition ſei in Bezug auf die Nichtübereinſtimmung der neueren Geſetze mit den ältern, und zwar hauptſächlich aus zwei Gründen: einmal, weil es mir nicht geeignet zu ſein ſchien, um ein Recht zu bitten, was ich bereits zu beſitzen glaube, und zum Andern deßhalb, weil ich nicht glaube, daß es mit der Ehrerbietung gegen den allerhöchſten Träger der Krone in Einklang zu bringen ſei, wenn wir den beſtimmten Erklärungen gegenüber, die wir theils aus dem Munde Sr. Majeſtät des Königes und theils aus der Botſchaft vernommen haben, ſofort jetzt um eine Abänderung der Geſetze vom 3. Februar bitten wollen. Im Weſentlichen bekenne ich mich noch jetzt zu dieſer Anſicht: ich freue mich indeß, daß der weitere Fortgang der Verhandlungen es mir geſtattet, mit Modifikationen dem Gutachten der Abtheilung beizutreten, welches ich im Gegenſatze mit mehreren Rednern als vollſtändig unparteiiſch anerkennen muß. Was den erſten Punkt anbetrifft, ſo haben wir alle Urſache, den geehrten Abgeordneten aus Prenzlau und der pommerſchen Ritterſchaft es zu danken, daß ſie einen Weg aufgefunden haben für eine Bitte, ohne daß dadurch unſer Recht in Frage geſtellt zu werden braucht. Sie geben im Weſentlichen davon aus, daß ſie ſagen: wir beſitzen Rechte, und wir bitten Se. Majeſtät, dieſe Rechte anzuerkennen; wir bitten, wie es in andern Petitionen ausgedrückt worden iſt und wie auch in dem Gutachten der Abtheilung zu liegen ſcheint, nicht um die Verleihung des Rechts, ſondern um deſſen Anerkennung. Ich finde einen großen Unterſchied in dieſen beiden Formen und bedaure, mit dem Mitgliede von Köln hierin in weſentlicher Meinungsverſchiedenheit zu ſein. Es ſcheint mir nicht unbedenklich, wenn ich bitte, mir ein ſchon beſtehendes Recht zu verleihen. Wenn das Mitglied aus Köln bemerkt in dem Abdruck ſeiner Petition, daß die Krone nicht verhindert ſei, ein Recht durch Verleihung neu zu ſchaffen, ſo würde dies doch ein ſehr gefährlicher Zuſtand ſein: dagegen muß ich mich verwahren. Wenn dagegen nach deſſen ſpäter erfolgender Erklärung, nur um die Befriedigung eines Rechtanſpruches gebeten werden ſoll, ſo iſt dies weſentlich verſchieden. Die Form, in welcher ich bitte, iſt daher gewiß nicht gleichgültig; es kann dadurch ein Recht zur bloßen Vergönnung werden! Ich glaube, daß ſelbſt die verehrten Vertreter der Juſtiz auf der Miniſterbank das zugeben werden, und meine daher, daß wir den beiden Mitgliedern dankbar ſein müſſen, daß ſie uns den Weg gezeigt haben, um Anerkennung des Rechts zu bitten, ohne unſer Gewiſſen zu beeinträchtigen. In Bezug auf den zweiten Punkt glaube ich zwar immer noch, daß ſolche Bitten nach Emanation der Geſetzgebung vom 3. Februar, die ſich als vollendet ankündigt, nach den Worten, die wir hier vom Throne aus gehört haben, ſich nicht leicht mit der allerhöchſten Willensmeinung in Einklang bringen laſſen, und ich glaube dem Mitgliede der brandenburgiſchen Ritterſchaft darin widerſprechen zu müſſen, daß ich in der allerhöchſten Botſchaft dieſen Weg nicht vorgezeichnet finden kann. Im Gegentheil hat Se. Majeſtät der König geſagt: Der vereinigte Landtag hat keine andere Rechte als die ihm durch das Patent vom 3. Februar ertheilt ſind, und nur auf Ausbildung dieſer Geſetzgebung können Bitten eingereicht werden. Wenn hiernach um eine neue Schaffung von Rechten gebeten wird, ſo will ich dies erwägen und darüber entſcheiden. Mit Anträgen um Verleihung neuer Rechte möchte ich nun gern den König möglichſt verſchonen, um ſo dringender aber möchte ich beſtehen auf Erhaltung der bereits durch die frühere Geſetzgebung begründeten Rechte.

Wenn wir hiernach auch nicht im Einklange uns befänden mit den frühern Anſichten der Krone, ſo fühle ich mich doch jetzt darüber beruhigt, und zwar aus zweien Gründen, einmal, weil wir bei einer ſpätern Veranlaſſung von dem königlichen Herrn Kommiſſar vernommen haben, daß jeder Weg zur Verſtändigung willkommen wäre, dann aber auch aus einem zweiten perſönlichen Grunde. Es iſt gewiß der Verſammlung bekannt, ich wenigſtens habe vernommen, daß eine Zahl ehrenwerther Mitglieder, welche durch ihre Stellung in Leben und durch die Familien-Traditionen, die ſich gewiſſermaßen in ihnen koncentriren, dazu vorzugsweiſe geeignet ſind, ſich berufen zu fühlen, den konſervativen Standpunkt, die Erhaltung unſeres alten Rechtes beſonders zu erſtreben, welche ſich zu einer engern Vereinigung zuſammengefunden haben, und welche ſogar ſchon durch die Benennung des Ortes, (im engliſchen Hofe) den ſie zu ihrer Zuſammenkunft gewählt haben, an das Land haben erinnern wollen, das ſchon ſeit Jahrhunderten ſeine alten Rechte zu erhalten ſucht. Ich habe dieſe Thatſache mit großer Genugthuung und Befriedigung vernommen. Ich habe ferner gehört, daß ein erwählter Ausſchuß, wenn ich ſo ſagen ſoll, aus der Verſammlung des engliſchen Hauſes ſich in Verbindung mit dem königlichen Kommiſſar geſetzt hat, und wenn ich auch dieſen Weg etwas extraordinär finde, ſo glaube ich doch daraus ſchließen zu dürfen, daß eine größere Uebereinſtimmung des Gouvernements mit dieſen konſervativen Mitgliedern beſteht, und daß deßhalb die Erhaltung unſerer Rechte nicht blos das Ziel dieſer Verſammlung, ſondern auch des Gouvernements ſein wird. Sonach fühle ich mich vollſtändig beruhigt und kann nur auf die Sache ſelbſt übergehen. In Betreff der Frage, ob wir wirklich ein Recht beſitzen auf die Periodizität des vereinigten Landtages, ſo hatte ich mir vorgenommen, dem Herrn Juſtiz-Miniſter ausführlich zu antworten, obgleich ich nur mit einer gewiſſen Zaghaftigkeit mich dazu entſchließen konnte, einem Manne gegenüber, der geſtern mit Recht ein Juriſt von europäiſchem Ruf genannt wurde. Nur der Umſtand gab mir wieder einigen Muth, daß ich in dem Miniſter der Geſetz-Reviſion auch zugleich meinen früheren Lehrer von der Univerſität her zu verehren habe. Hätte ich daher irgend etwas Erhebliches zur Widerlegung vorgebracht, ſo wären es eben nur die früheren Gedanken deſſelben verehrten Mannes geweſen — wie ja der Diamant nur durch Diamantenſtaub geſchliffen werden kann. Es haben indeß viele Mitglieder, die ſich vor mir auf dieſer Stelle befunden haben, namentlich die Mitglieder für Königsberg, für Reinerz und für Elberfeld, ſich ſo vollſtändig über den Rechtspunkt geäußert, daß ich blos eine kleine Nachleſe zu halten brauche. Im Weſentlichen ſcheint mir von ihnen ſchon der Vortrag des Herrn Juſtiz-Miniſters vollſtändig widerlegt zu ſein. Es iſt namentlich bemerkt worden, daß aus dem klaren Buchſtaben des Geſetzes ein begründetes Recht auf eine alljährige Zuſammenberufung des Landtages behufs Abnahme der Rechnung der Staatsſchuldenverwaltung abzuleiten ſei. Es iſt ferner bemerkt, daß dies nicht blos den Kreditoren, ſondern dem ganzen Lande verliehen iſt. Ich habe aber nachträglich noch zu bemerken, daß, wenn von dem Herrn Juſtiz-Miniſter geſagt worden iſt, die Reichsſtände hätten ja die Rechnung alljährig zu prüfen, da die betreffende Deputation aus und von ihnen gewählt werde, ich dies mit dem Wortlaut des Geſetzes nicht vereinigen kann, welcher der ganzen Verſammlung dies Recht verleiht. Wenn er ferner ſagte, jene engere Deputation bekäme ihre Aufträge nicht von der Verſammlung, ſondern ſie hätte ihr Mandat aus dem Geſetz, ſo ſpricht dies grade für uns, denn nur der Mandatar kann das Recht für ſich in Anſpruch nehmen, die Perſönlichkeit des Mandanten innerhalb der Grenzen ſeiner Vollmacht zu vertreten. Aber wie der königliche Kommiſſar ſchon geſagt hat, ſo ſind dieſe Mandatare nicht von uns gewählt worden, ſondern ſie ſind uns geſetzt worden und ſo können ſie nie uns erſetzen, nie unſere Stelle vertreten. Es iſt ferner ſchon geſagt worden, daß dieſer Punkt keineswegs unbeſtimmt in dem Geſetze gelaſſen wäre, und ich möchte dies noch dahin ergänzen, daß der Geſetzgeber, wie der Herr Juſtiz-Miniſter ſelbſt bemerkt, nur die Einrichtung, Bildung, Zuſammenſetzung und Organiſirung der Reichsſtände unbeſtimmt gelaſſen hat, nur die Frage, wie ſie aus den Provinzial-Ständen hervorgehen ſollen. Aber dieſe Organiſation iſt jetzt dahin beſtimmt worden, daß nicht die Ausſchüſſe, wie das möglich geweſen wäre, ſondern daß ſämmtliche Provinzial-Landſtände zu einer reichsſtändiſchen Verſammlung vereinigt ſind; aber wie oft ſie zuſammen kommen ſollen, darüber beſteht keine Unbeſtimmtheit, darin iſt keine Ungewißheit, es war vielmehr ausdrücklich beſtimmt, daß ſie alljährlich zuſammen kommen. Wenn es endlich um die Interpretation des Geſetzes aus der Abſicht deſſelben ſich handelt, ſo findet eine ſolche überhaupt doch nur dann ſtatt, wenn die Dispoſition, der Wille des Geſetzgebers ſelbſt unklar iſt. Das aber iſt hier nicht der Fall, ſondern es iſt ausdrücklich geſagt worden, ſie ſollen alljährlich zuſammen kommen, alljährlich ſoll ihnen Rechnung abgelegt werden. Ob dies zur Sicherheit der Kreditoren und für den vereinigten Landtag nützlich iſt, iſt eine ganz andere Frage. Wie es aber der Buchſtabe des Geſetzes klar entſcheidet, ſollen wir alljährlich behufs der Prüfung der Rechnungen zuſammen kommen. Und hiermit glaube ich das Wenige noch ergänzt zu haben, was mir nach dem verehrten Redner noch zu ſagen blieb. Bei Beleuchtung des Vortrags des Herrn Juſtiz-Miniſters glaube ich auch die Anſicht des einen Theils der Abtheilung im Weſentlichen ſchon widerlegt haben. Ich habe nur noch zu bemerken. Wenn die Abtheilung auf unſre provinzialſtändiſche Thätigkeit Bezug nimmt und ſagt, daß dies eine permanente Thätigkeit wäre, ohne daß die Provinzial-Stände immer in voller Verſammlung zuſammen kommen, ſo habe ich darauf zu erwiedern: diejenigen Kommiſſionen der Provinzial-Stände, die behufs der Erledigung einzelner Angelegenheiten zuſammen kommen und in Permanenz bleiben, ſind von den Provinzial-Ständen gewählt, dieſe haben ihnen nur die Rechte delegirt, während, wie der Herr Juſtiz-Miniſter ſelbſt ſagt, das Mandat für unſere Deputation nur aus dem Geſetze herrührt, das Geſetz ſie an unſere Stelle ſetzt, ohne daß wir unſere Zuſtimmung dazu ertheilt haben. Hiernach ſcheint mir das Recht auf periodiſchen und alljährlichen Zuſammentritt der verehrten Verſammlung vollſtändig begründet. Die Nützlichkeits- und Nothwendigkeits-Gründe, die das Gutachten aufſtellt, ſind von dem geehrten Mitgliede für Köln ſcharf, klar und ſo vollſtändig auseinandergeſetzt worden, daß ich nicht glaube, darauf zurückkommen zu müſſen. Aber für mich handelt es ſich zunächſt nicht um die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit, ſondern, wo wir das Recht für uns haben, verlange ich es in ſeinem ganzen Umfange anerkannt zu ſehen, und erſt nachher wird es Gegenſtand der Verhandlungen der Krone mit den Ständen ſein, ob davon etwas abzunehmen iſt, ob die vollſtändige Ausübung des Rechtes nicht zweckmäßig ſei. Ich für meinen Theil glaube, daß eine europäiſche Großmacht, wie Preußen, ſich ganz in der Lage befindet, die vollſte Stärkung und Kräftigung ſämmtlicher Elemente im Staate durch eine innige Verbindung mit den Ständen zu ſichern, und daß wir in dieſer Beziehung nicht oft genug zuſammenkommen können, wenn wir mit Recht der Anſicht ſind, daß unſer Zuſammentritt der Krone neue Elemente der Stärke gibt. Wenn ich das weſentliche Vorrecht der Stände, mit der Krone ſich in das engſte Vernehmen zu ſetzen, ſo hoch anſchlage, ſo finde ich dazu die Veranlaſſung bei allen Großmächten, die ſich ſtändiſcher Verſammlungen erfreuen, in Frankreich und namentlich in England, mit denen wir uns in politiſcher Beziehung auf einer und derſelben Höhe befinden, und welche daraus ihre Kraft mit ſo glücklichem Erfolge gezogen haben. Es handelt ſich hier zunächſt nicht um Bitten und Wünſche, nicht darum, was nothwendig und nützlich iſt, denn auch in dieſer Beziehung wünſche ich Se. Majeſtät möglichſt wenig zu bedrängen, ja ich würde es nicht beklagen, wenn auf dem ganzen Landtage kein einziger Antrag auf Verfaſſungs-Aenderungen an den Thron gelangte, ich würde darauf keinen allzugroßen Werth legen. Wo es ſich aber um die Konſervation wohl erworbener Rechte handelt, habe ich die allerſtrengſte Anſicht. Inſofern es ſich nun gegenwärtig nur um den Rechtspunkt handelt, will ich dieſen nicht mit Gründen der Nützlichkeit vermiſchen und verdünnen, denn ſo hoch der Himmel über der Erde iſt, ſo hoch ſteht das Recht über den Nützlichkeits-Gründen, die nimmermehr an das Recht in ſeiner Höhe hinanreichen können. Das Recht will ich ungemiſcht mit Nützlichkeits-Gründen Sr. Majeſtät vorgetragen haben, auf das Recht berufe ſich die Verſammlung, und um es ſo vollſtändig zu ſagen, als es mir möglich iſt, beziehe ich mich auf den Antrag des geehrten Mitgliedes aus Köln, wo es ſagt: Das gefährliche Reizmittel für den Trieb, Rechte zu erwerben und zu erkämpfen, iſt das Gefühl, deren gar keine zu beſitzen, und bei einer unbefangenen Erwägung des Inhaltes der Verordnungen vom 3. Februar l. läßt ſich die Erkenntniß nicht abweiſen, daß dem vereinigten Landtage und dem Lande kein Recht zugetheilt ſei. Und deßwegen handelt es ſich hier zunächſt um Rechte und zwar um wohlerworbene und alte Rechte. Es iſt von einem Mitgliede mir gegenüber geſagt worden, wir ſollten zurückgehen auf die Geſchichte, wir ſollten aus der Geſchichte lernen, daß es ſich nicht um einzelne Buchſtaben handelt, daß die Beiſpiele der Geſchichte den Weg des Buchſtabens als einen gefährlichen bezeichnen. Ich bedaure, daß die verſprochenen Beiſpiele der Geſchichte nicht gegeben worden ſind, ich habe aus der Geſchichte die entgegengeſetzte Lehre gezogen und berufe mich auch hier wieder auf England, welches ich faſt überall als unſern Lehrmeiſter betrachte. Dort wurde ungefähr vor 150 Jahren, als die jetzige Dynaſtie unter Wilhelm III. den Thron beſtieg, das alte Recht punktatim und buchſtäblich niedergeſchrieben, in der „Deklaration der Rechte," und dann der Krone zur Anerkennung vorgelegt in der Bill der Rechte, ein ſchlagendes hiſtoriſches Beiſpiel, ſo lange das geehrte Mitglied kein entgegengeſetztes geliefert hat. Es iſt hier ebenfalls in Bezug auf die Geſchichte geſagt worden, daß Eintracht mit der Krone Noth thue, und ich frage, wer von uns wollte nicht mit der Krone einträchtig ſein? Es war damit wohl der erhabene Wahlſpruch des niederländiſchen Volkes gemeint: „Eintracht gibt Macht." Aber warum geht dort dieſer Wahlſpruch weſentlich vom Volke aus? Weil die Antwort aus dem Mund der niederländiſchen Fürſten darauf lautet:

„Je maintiendrai!"

oder wie es in anderer Sprache auf der Bruſt unſerer Fürſten geſchrieben ſteht: „suum cuique!" Weil die niederländiſchen Fürſten ungeſchwächt das Recht bis auf den kleinſten Buchſtaben erhalten, deßhalb ſagt das Volk: Eintracht gibt Macht. Deßhalb kann ich nicht die Anſicht des oft citirten Mitgliedes theilen, daß es ſich hier weſentlich um materielle Intereſſen handle, daß dieſe vorzugsweiſe gefördert und gepflegt werden ſollen. Meiner

Anſicht nach ſtehen vielmehr die immateriellen Intereſſen unendlich hoch über ihnen, und ſo lange die immateriellen Intereſſen nicht unerſchütterlich begründet ſind, ſo lange wir noch gar nicht wiſſen, was bei uns Rechtens iſt, ſo lange darf von den materiellen Intereſſen keine Rede ſein. Aus dieſen Gründen habe ich mir erlaubt, ein Amendement dem Herrn Marſchall vorzulegen, was ich vorzutragen und mit wenigen Worten motiviren zu dürfen bitte. Ich habe in Bezug auf die Periodizität der ſtändiſchen Verſammlungen das Amendement geſtellt: „Se. Majeſtät den König unterthänigſt zu bitten, das beſtehende Recht des vereinigten Landtags, auf Grund des Art. XIII des Geſetzes vom 17. Januar 1820, alljährlich behufs Abnahme der Rechnung der Haupt-Verwaltung der Staatsſchulden einberufen zu werden, allergnädigſt anzuerkennen; falls jedoch einer ſo häufigen Einberufung erhebliche Bedenken entgegen ſtehen möchten, dem vereinigten Landtage eine darauf bezügliche Propoſition huldreichſt vorlegen zu laſſen.“ Dieſes Amendement hat meiner Anſicht nach weſentliche Vorzüge vor dem Antrage der Abtheilung. Es iſt in dieſem Vorſchlage der Abtheilung geſagt: „Mit Bezug auf die frühere Geſetzgebung, ſo wie auch namentlich aus Gründen der Nützlichkeit.“ Ich muß mich ſelbſt dem Herrn Referenten gegenüber, deſſen Unparteilichkeit ich ſchon anerkannt habe, doch einem Redner anſchließen, welcher ſagte, daß der Rechtsgrund hinter die Nützlichkeit hierbei zurückgedrängt ſei. Es iſt geſagt worden: „Mit Bezug auf die frühere Geſetzgebung:“ ich frage aber: ſind das Beziehungen des beſtehenden Rechtes oder nur Beziehungen der Erwartung, wie der Herr Juſtiz-Miniſter ſagt? Ich wünſche nur Beziehungen des Rechts, und weil es heißt: „In Bezug auf das Geſetz,“ darin aber von Einigen nur Erwartungen gefunden werden, ſo will ich das Recht, das beſtehende Recht ausgedrückt haben. Ich beſchränke dies aber auf den Buchſtaben des Geſetzes, weil mein Beweis weiter nicht zuträfe; ich beſchränke mich auf die alljährliche Zuſammenkunft behufs der Rechnungsabnahme und Prüfung. Zwar bin ich der Anſicht, daß der Geſetzgeber damals daran gedacht hat, die Stände alljährlich zu berufen, und dann nicht blos mit jenem einen Gegenſtande zu beſchäftigen, aber ich bin auch der Anſicht, daß, wenn wir einmal zuſammen ſind, von ſelbſt auch andre Gegenſtände an die Reihe kommen werden. Genehmigen wir dies, beſchränken wir uns auf dieſe Forderung, ſo bewegen wir uns ſtreng auf dem Rechtsboden. Dieſen will ich anerkannt haben, ich bitte nicht um Verleihung, ſondern ich bitte um Aufrechthaltung des Rechts, und inſofern dies Verlangen über die früheren Erklärungen hinausgeht, wünſche ich die Anerkennung ſeitens der Krone, damit das Recht in Ausführung gebracht werde und zum Leben durchdringe. Denn ſo lange unſere Ueberzeugung nicht unangefochten iſt, ſo lange noch Zwieſpalt zwiſchen der Krone und uns beſteht, ſo lange iſt Eintracht nicht vorhanden, auf die ich den größten Werth lege. Ich will aber auch endlich einem Einwande begegnen, damit man nicht ſagen ſoll, ich wolle nicht das Nützliche. Ich will der Krone freie Hand laſſen, auf geſetzlichem Wege durch Vorlegung einer Propoſition dieſe Frage zur Entſcheidung zu bringen, bitte alſo, daß, im Fall die Krone die unbeſchränkte Ausübung des Rechtes bedenklich findet, dem vereinigten Landtage eine deßfallſige Propoſition vorgelegt werde. Aber das Recht muß erſt geſichert ſein. Ich erblicke in der verlangten Maßregel auch keine Gefahr oder Bedrohung für den Staat und glaube, daß der König, unterſtützt von den Rathgebern der Krone, ſich in der Lage befindet, zu erwägen, ob die Ausübung dieſer Rechte nützlich und zweckmäßig ſei. Ich weiſe endlich darauf hin, daß der Wille Sr. Majeſtät durch die Thronrede dieſen Weg hauptſächlich, das Recht in den Vordergrund treten zu laſſen, als den weſentlichſten und nächſten bezeichnet. Es iſt dort ausdrücklich geſagt: Vertrauen weckt Vertrauen, und wenn ich dieſem erhabenen Spruche folgen darf, ſo glaube ich, wenn wir dem Könige mit Vertrauen bezeichnen, was wir für das Rechte halten, ſo wird uns auch das allerhöchſte Vertrauen entgegenkommen und das gewähren, was wir nach den unzweifelhaften Buchſtaben der frühern Geſetzgebung als unſer Recht in Anſpruch nehmen. Es iſt dort ferner geſagt worden, daß die Stände mit dem ureigenen Geiſte der deutſchen Verfaſſung ſich durchdringen und Wahrer des Rechts ſein müßten, und darum würden ſie ſich ihrem heiligſten Berufe entfremden, den ihnen der König ſelbſt vorgezeichnet hat, wenn ſie aufhören wollten, zunächſt ihre Rechte zu verwahren, wenn wir uns auf Nützlichkeits- und Nothwendigkeits-Gründe einlaſſen wollten, wo wir das klare Recht vor uns haben. Wir ſollen nicht die Folgſamkeit des Knechtes üben, ſondern die Folgſamkeit um Gottes und unſres Gewiſſens willen. Und mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich meinen Kommittenten gegenüber eine Pflicht auf mir habe, daß ich nicht bloß mein Recht, ſondern auch das Recht meiner Kommittenten auf dieſer Stelle zu wahren habe. Und weil dieſes im Buchſtaben des Geſetzes klar ausgedrückt iſt, deßhalb iſt es ein Gehorſam um des Gewiſſens willen, wenn ich mich erdreiſte, der Krone die Gründe vorzutragen, aus denen ich glaube, daß die Geſetzgebung vom 3. Februar nicht in Einklang zu bringen ſei mit der frühern, die unſeres nun in Gott ruhenden Königs Majeſtät im Jahr 1820 erlaſſen hat. Ich glaube, daß dieſer Weg uns am ſicherſten ſchützt vor dem revolutionären Treiben, was Se. Majeſtät in der Thronrede als ein gefährliches Zeichen und bedenkliches Symptom der Zeit angeführt hat. Denn worin hat dies ſeine Wurzel? Darin, daß man Fürſt und Volk gegenſeitig einander zu verdächtigen und zu entfremden ſucht. Und wie ſtellt man ſich ihm am erfolgreichſten entgegen? Wenn man ſich ſtets auf dem Rechtsboden hält, nie den Boden des Geſetzes verläßt, alſo nicht einen entfernten Anlaß zu der Vermuthung gibt, als ob es je die Anſicht ſein könnte, der Krone Rechte zu nehmen und für uns zu beanſpruchen, als diejenigen, die das Geſetz uns verleiht oder welche die wohlerwogene freie Entſchließung der Krone uns als neue Rechte geben will. Se. Majeſtät der König — ich darf mir ſchließlich erlauben, dieſe erhabenen Worte ſelbſt vorzutragen, die mir die Sache vollſtändig zu begründen ſcheinen, — hat geſagt: „Jetzt gilt's einen neuen Kampf um dieſelben hohen Güter, einen friedlichen zwar, aber ſeine Treffen ſind nicht um eines Haares Breite unwichtiger, als es jene im Blachfelde waren. Gott aber wird wieder mit Uns ſein, denn es gilt den Kampf gegen die böſen Gelüſte der Zeit. Ihre Einmüthigkeit mit mir, Ihr thätiges Bekenntniß, mir helfen zu wollen: den Boden des Rechts (den wahren Acker der Könige) immer mehr zu befeſtigen und zu befruchten, wird aus dieſem Landtage eine gewonnene Hauptſchlacht wider jenes arge, rechtloſe, Deutſchland betrübendes und entehrendes Treiben machen, zu Ihrem und des Vaterlandes Ruhm und zur Befriedigung meines treuen Volkes." Dieſen allerhöchſten Worten laſſen Sie uns nun anſchließen: ſtets den Boden, den Acker des Rechts pflügen. Wir ſind hingewieſen auf die alten Rechte unſres Volkes und der ehrenwerthe Redner gegenüber hat mir den Vorwurf gemacht, als ob es meine Abſicht ſei, dieſe Rechte jetzt wieder hervorzurufen. Das habe ich nicht geſagt. Ich habe geſagt, ich befände mich nicht in der Lage, jetzt die alten Rechte unſrer frühern Stände in Anſpruch zu nehmen. Aber ſo lange uns noch nicht einmal die Rechte der nächſten Vergangenheit geſichert ſind, will ich auch nicht auf die Reſervation verzichten, nach Umſtänden auf eine noch entferntere Vergangenheit zurückzugreifen. Ich erinnere mich mit gerechtem Stolze, daß meine Vorfahren den Acker des Rechts ſeit vielen hundert Jahren gepflügt und demſelben viele köſtliche Früchte abgewonnen haben, werthvoller als die materiellen Güter dieſer Erde. Ich weiß nicht, wie lang die Spanne Zeit iſt, die mir hier noch zugemeſſen iſt. Wenn aber einſt meine letzte Stunde ſchlagen ſollte, dann wünſche ich nur, auf dem Acker des Rechts meine Grabſtätte zu finden. Es iſt heute ein großer Tag in der vaterländiſchen Geſchichte. Heut vor 107 Jahren hat Friedrich der Große den erhabenen Thron ſeiner Väter beſtiegen. Laſſen Sie uns durch eine würdige That des Landtags feiern die Thronbeſteigung Se. Majeſtät des Königs Friedrichs II., der uns nicht blos Schleſien erobert hat, deſſen edelſte Söhne hier ſitzen. (Eine Stimme lacht laut.) Ich finde dies nicht lächerlich; es iſt eine hiſtoriſche Wahrheit des großen Königs, welcher für unſer öffentliches Recht den erhabenen Grundſatz aufgeſtellt hat, daß der König der erſte Diener des Staates ſei. Es wird eine Zeit kommen, wo keines der ehrenwerthen Mitglieder dieſer Verſammlung mehr auf Erden wandelt, dann wird die unparteiiſche Geſchichte über den erſten vereinigten Landtag zu Gericht ſitzen. Möge ſie dann ſagen: der erſte Landtag der Krone Preußen, insbeſondere die Mitglieder der Kurie der Ritterſchaft, der Städte und Landgemeinden, ſie wurden als fleißige und treue Ackerer erfunden auf dem Acker des Rechts, ſie ſind von dieſem Boden nicht einen Fuß weit abgewichen, nicht um dieſes Nagels Dicke haben ſie nachgegeben von ihrem guten Rechte, ſie haben ſtets unabänderlich beharrt bei dem alten deutſchen Grundſatze unſrer Väter: Recht muß doch Recht bleiben!"

Mit dieſer Rede würden wir füglich die Verhandlungen des vereinigten Landtags über die preußiſche Verfaſſungsfrage verlaſſen können. Wir haben in denſelben überall den Freiherrn von Vincke als den konſequenteſten, gewandteſten und geſetzkundigſten Vertreter des Recht-Prinzipes gefunden; die Geſchichte ſeiner „Erklärung der Rechte" iſt zugleich die Geſchichte der Verhandlungen über dieſen Gegenſtand. Es bleibt uns aber noch übrig, das Benehmen dieſes Abgeordneten zu beleuchten, als von Seiten der Regierung am Schluſſe des Landtages die Anforderung an die Stände geſtellt wurde, zur Wahl der ſtändiſchen Ausſchüſſe und der Deputation für die Hauptverwaltung der Staatsſchulden zu ſchreiten. Wie ſehr auch die Stände gekämpft hatten, um jene beiden Korporationen aus der

Verfaſſung zu beſeitigen, die Regierung beharrte einſtweilen darauf, daß Alles, was durch die neue Geſetzgebung angeordnet war, wenigſtens in's Leben trete. Mag es ſein, daß man die Anſicht hatte, eine ſtarke Regierung, die allerdings auch in jedem Verfaſſungsſtaate wünſchenswerth bleibt, dürfe das kaum Geſchaffene nicht ohne Weiteres wieder aufgeben; mag es ſein, daß man durch das Beharren auf dieſer Forderung einen ſchlagenden Beweis geben wollte, man ſei nicht Willens, „mit Majoritäten zu regieren;" mag die Regierung, bevor ſie den allgemeinen Wunſch der Stände erfüllt, jenen beiden Korporationen einmal unbedeutende und unverfängliche Funktionen übertragen wollen, — in jedem Falle war die Aufforderung zur Wahl für die Stände nicht nur eine Frage der politiſchen Klugheit, ſondern zugleich ein Prüfſtein ihres ſtändiſchen Gewiſſens. Politiſche Klugheit allein hätte es wünſchenswerth finden müſſen, daß eine überzeugungstreue Oppoſition in die ſtändiſchen Ausſchüſſe hineingekommen wäre, und würde ſomit die Wahl vollzogen haben, um durch dieſelbe zu verhüten, daß nicht eine gefügige Majorität zu Funktionen ſich gebrauchen ließe, die mit den Rechten des vereinigten Landtages als unverträglich anerkannt waren. Die Ueberzeugungstreue, das ſtändiſche Gewiſſen aber mußte die Wahl ablehnen, weil damit thatſächlich anerkannt worden wäre, was mit ſo vieler Gewandtheit und mit ſo feſter Konſequenz als nicht zu Recht beſtehend beſtritten worden war. In dieſer Kolliſion zwiſchen dem Nützlichkeits- und dem Rechts-Prinzip mußte der blos kluge Politiker ſich auf die Seite des Nützlichkeits-Prinzips ſtellen, der männlich feſte politiſche Charakter fand ſeinen Platz auf Seiten des Rechts-Prinzips. Wo anders als hier wird von Vincke zu ſuchen ſein? Er proteſtirte gegen die Wahl und vollzog ſie nicht. Mochten Andere den Verſuch machen, wie es auch bei den Adreß-Berathungen geſchehen, das Recht mit der Zweckmäßigkeit zu vereinigen und unter Vorbehalt die Wahl zu vollziehen, — Vincke kannte nur das Eine Motiv, das ſeine Handlungen leitete, das Recht.

Und nun verlaſſen wir die ganze Verfaſſungsfrage, und begleiten von Vincke in die Berathungen hinein, wo ſeine ſoziale, religiöſe und geſammte Weltanſchauung hervortritt. Zuerſt treffen wir nun hier auf einen Punkt, der ihm vielfach zum Vorwurfe gemacht worden iſt: jeder Zoll an ihm iſt Ritter, und ſowohl in Münſter als in Berlin haben wir ihn unumwunden laut ausſprechen hören, daß er ſtolz ſei, dem Adel anzugehören: wir haben gehört, mit welchem Selbſtgefühl er auf ſeine Ahnen hinweiſt, die ſeit Jahrhunderten den Acker des Rechts gepflügt, worauf ihm freilich von Beckerath mit unendlich edlerem Selbſtgefühl entgegnen konnte, „daß ſeine Wiege am Webſtuhl ſeines Vaters geſtanden." Hier tritt der Gegenſatz zwiſchen Verdienſt- und Geburts-Adel in lebendigen Perſönlichkeiten hervor. Manche haben von Vincke deßhalb gegrollt, ja in der Abneigung vor dem Ritter die Anerkennung zurückgehalten, die ihm als Menſch, als Deputirter, als Mann der Ueberzeugung und des Rechtes gebührt. Auch wir theilen vollkommen die Geringſchätzung, auf welche der Geburts-Adel überall rechnen darf, wenn er die Verdienſte ſeiner Vorfahren, — haben dieſelben wirklich deren gehabt, — als perſönliches Verdienſt für ſich in Anſpruch nehmen will. Aber in dieſer vollkommenen Geringſchätzung, in dieſem Widerwillen gegen alle adelige Anmaßung wollen wir doch nicht die Ungerechtigkeit uns zu Schulden kommen laſſen, zu verkennen, daß es allerdings ein erhebendes, wenn gleich deſto größere Pflichten auflegendes Gefühl iſt, auf wirklich verdienſtvolle Vorfahren hinweiſen zu können, und wir wollen denn um ſo weniger mit Vincke ſtrenge rechten, da ſeine Vorfahren, wie die Geſchichte davon Zeugniß gibt, ſich nie geſcheut haben, auch den Fürſten entgegen zu treten, wenn es galt, die Volksrechte gegen deren Uebergriffe zu vertheidigen. Wir würden ſogar vielleicht uns befreunden können, mit einem Adel, der ſeinen Beruf vorzugsweiſe darin ſucht und findet, um mit Vincke auf dem Landtage in Münſter zu reden — „eine Mauer zu ſein, um alle Klaſſen des Volkes zu ſchirmen gegen Eingriffe, ſie möchten auch kommen, woher ſie wollen.“ Wir finden kein Unrecht darin, wenn der Adel, d. h. nicht der beſitzloſe, ſondern der vermögende, nicht der rohe Sklave der ſogenannten „nobeln Paſſionen“, ſondern der ſorgfältig gebildete, die Beſtrebungen und Bedürfniſſe der Gegenwart erkennende und durch ſeinen Grundbeſitz unabhängige und ſelbſtſtändige Adel, wir finden kein Unrecht darin, ſagen wir, wenn ein ſolcher, mit dem Mittelalter brechend, es ſich zum Lebensberufe machen und ſeine Zukunft darin finden will: ſeine Bildung und ſeine Unabhängigkeit zur Erhaltung der Rechte **aller** Volksklaſſen zu verwenden; wir proteſtiren nur gegen alle Ausſchließung Anderer, durch Geſinnung, Befähigung und Selbſtſtändigkeit Gleichberechtigter, mögen ſie einem Stande angehören, welcher es auch ſei. Eine ſolche Ausſchließung iſt uns indeß bis jetzt bei Vincke noch nirgend entgegen getreten und ſo gönnen wir ihm von ganzem Herzen das Vergnügen, aus dem volksfreundlichen Rechtbewußtſein ſeiner Vorfahren für ſich die Pflicht abzuleiten, in deren Fußſtapfen zu treten. Ueberhaupt indeß wollen wir, nach Abzug der rheiniſchen Autonomen, der weſtphäliſchen Ultramontanen und etwa einzelner brandenburgiſcher ultraroyalen Ritter, dem preußiſchen Adel, wie derſelbe wenigſtens auf dem Landtage hervortrat, unſere volle Anerkennung nicht verſagen: die Sache des entſchiedenſten Liberalismus hat in ihm eine große Anzahl ausgezeichneter Vertreter gefunden und wir brauchen nur neben von Vincke Namen zu nennen, wie etwa von Auerswald, von Saucken Tarputſchen, von Saucken-Julienfelde, Graf Schwerin, Graf Helldorf, von Bardeleben, Graf zu Dona Weſſelshöfen, von Bockum Dolffs und manche Andere, um den Beweis zu liefern, daß namentlich der Adel der zweiten Kurie in keiner Weiſe den Fortſchrittsideen unſerer Zeit entgegengetreten, vielmehr ſeine ganze Unabhängigkeit und ſeine Bildung in die Wagſchaale gelegt hat, um den Ideen, die unſere Zeit bewegen, den Sieg zu ſichern. Dem wirklichen Verdienſte aber werde ſeine Krone, finde es ſich beim Bauer oder beim Adel! Das Feſthalten Vinckes an dem Unterſchied der Stände ſteht nun allerdings in ſehr naher Berührung, iſt wenigſtens ganz analog mit ſeiner Wahrung provinzieller Intereſſen, gegenüber dem größeren Ganzen. So wie es nämlich bisher auf den preußiſchen Provinzial-Landtagen geſetzlich geſtattet geweſen, daß Einer der verſchiedenen Stände, der ſeine Sonder-Intereſſen durch einen Plenar-Beſchluß beeinträchtigt glaubte, durch eine Separat-Erklärung Sonderung in Theile, (itio in partes) dieſelben wahren durfte, was denn leider! ſehr oft die Folge gehabt hat, daß die Beſchlüſſe der Majorität dadurch unberückſichtigt blieben: ſo war in ganz gleicher Weiſe auf dem vereinigten Landtage den einzelnen Provinzen geſtattet, eine ſolche „itio in partes“ zu beantragen, dadurch das provinzielle Intereſſe dem allgemeinen Staatsintereſſe gegenüber zu ſtellen und ſo möglicher Weiſe zu entkräften. So hat denn auch von Vincke, namentlich bei der Diskuſſion des Land-Renten-Bankengeſetzes das Intereſſe ſeiner Provinz durch einen Antrag auf ſolche „itio in partes“ zu wahren geſucht und dadurch vielfältigen Tadel ſich zugezogen. Es war erhebend, zu vernehmen, in welcher Weiſe namentlich Hanſemann, von Beckerath und Andere hochherzig jede derartige Trennung als unpatriotiſch zurückwieſen und bei dieſer Gelegenheit mit feurigen, begeiſterten Worten, nicht nur die ſtaatliche Einheit Preußens als unabweisbare Forderung geltend machten, ſondern über das engere Vaterland hinausſchweifend, das Bedürfniß und die Nothwendigkeit ausſprachen, daß das gemeinſame deutſche Intereſſe die Stände durchdringen müſſe, daß ſie ſich fühlen müßten als Deutſche, nicht aber blos als Bürger des einen Staates und noch viel weniger als Deputirte irgend einer Provinz; es war bei einer ſpäteren Gelegenheit noch weit mehr erhebend, als die Abgeordneten der Provinz Preußen ihr großes provinzielles Lebens-Intereſſe an dem Bau der Oſtbahn bei Seite ſetzten, und als Männer des Rechts gegen die erforderliche Anleihe ſtimmten, weil ſie ihr Ja nicht vereinigen konnten mit den höhern allgemeinen politiſchen Intereſſen des geſammten Staates. Wahrlich, wer wollte ſich einer ſolchen, lange ſo ſchmerzlich vermißten Aeußerung der Einheit Preußens und Deutſchlands nicht höchlich erfreuen? Wer möchte nicht frohe Hoffnungen gründen auf derartige Kundgebungen, deren Mangel leider! die deutſche Geſchichte durchzieht, der ſo oft die Urſache der größten Erniedrigung Deutſchlands geweſen, ja, der noch bis auf dieſen Tag die Schuld trägt, wenn unſer Vaterland ſich vielfach über Rückſichtsloſigkeit anderer Mächte zu beklagen hat. Nun aber wollen wir doch auch berückſichtigen, daß der preußiſche Landtag in allen denjenigen Fragen, welche eine itio in partes zuließen, eine blos *berathende* Stimme hatte. Wir glauben nun zwar nicht, daß nach Abzug ſolcher Angelegenheiten, bei denen der ſogenannte chriſtliche Staat in's Spiel kömmt, das Votum der ſtändiſchen Majorität thatſächlich als ein blos *berathendes* angeſehen wird, daß vielmehr das *moraliſche* Gewicht eines ſolchen Votums vollkommen hinreicht, um die Regierung in die Bahn desſelben hinein zu nöthigen. Aber eben weil doch dieſe Vota wenigſtens *äußerlich* und nach dem *Buchſtaben* des Geſetzes nur die Stimmen *berathender* Stände ſind, ſo kann aus dieſem Grunde eine ſolche provinzielle itio in partes nur von untergeordneter Bedeutung ſein, und die Anträge auf eine ſolche werden ohne Zweifel im Laufe der Zeit immer ſeltner werden und allmählig ganz verſchwinden. Nach der Beſeitigung des Stände-Unterſchiedes für ein und dieſelbe Kurie wird der weitere Schritt, die Entfernung der rein provinziellen Stimmgebung, nicht lange auf ſich warten laſſen. In ihrem tiefern Grunde beruht aber auch dieſe Anſchauung der Verhältniſſe auf einer Grundlage, die der Freiheit bei weitem mehr förderlich als hinderlich iſt. Alle Centraliſation gibt allerdings Macht; aber dieſer Wachsthum an Macht ſteht in gleichem Verhältniſſe mit der Verringerung der Freiheit. So wie, von allen andern Verhältniſſen abgeſehen, alſo unter ſonſt gleichen Bedingungen, ein einheitliches Deutſchland, den verſchiedenen Stämmen ſeiner Bewohner nicht denjenigen Grad der ihnen eigenthümlichen, freien Entwickelung geſtatten würde, welchen die Sonderung in verſchiedene Theile zuläßt, ſo würde in gleicher Weiſe das Centraliſations-Syſtem in Preußen die eigenthümliche freiheitliche Entwickelung jeder einzelnen Provinz nothwendig beſchränken. Mit dieſer Bemerkung ſoll keinesweges der gegenwärtigen Zerſplitterung Deutſchlands das Wort geredet ſein und eben ſo wenig wollen wir damit den Vincke'ſchen Antrag auf eine provinzielle itio in partes rechtfertigen. Wir wollen aber nicht verfehlen, wiederholt hier auf eine Uebereinſtimmung in den Anſichten des Sohnes mit dem Vater aufmerkſam zu machen, welcher letztere, in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied des Staatsrathes, ſich unbedingt gegen ſogenannte „Sach-Miniſter" erklärte, dagegen eine ſolche Einrichtung beantragte, nach welcher jede Provinz ihren beſondern Miniſter erhalte, in deſſen Hände alle Angelegenheiten derſelben ohne Ausnahme ruhten. Offenbar hatte der Antragſteller dabei eben auch die Aufrechterhaltung der Intereſſen und die Wahrung der Eigenthümlichkeiten jeder Provinz, dem Geſammt-Staate gegenüber, im Auge, und ſo finden wir in dieſem Punkte von Neuem den Sohn in den Fußſtapfen ſeines Vaters.

Als nothwendige Folgerung des Unterſchiedes der Stände, wie von Vincke einen ſolchen anerkennt, erſcheint auch der Begriff der Standes-Ehre. Der verſchiedene Standpunkt der Beurtheiler, die mannigfaltige Vermiſchung naheliegender und verwandter Begriffe mit einander hat in das ganze Kapitel von der Ehre vielfache Verwirrung gebracht, indem ſie die Menſchheit auffaſſen, wie ſie ſein ſollte, und die Wirklichkeit der Lebensverhältniſſe wenig berückſichtigen, ſolche Menſchen müſſen wohl zu der Annahme gelangen, daß es blos eine allgemein menſchliche Ehre gebe, die, dem Boden der Sittlichkeit entſprießend, auch blos von dem Individuum ſelbſt mit Sicherheit beurtheilt werden kann. Von dieſem Standpunkte aus urtheilte u. A. Meviſſen in ſeiner, von Pietiſten begreiflicher Weiſe hart getadelten Rede über das Beſcholtenheits-Geſetz. „Die Ehrenhaftigkeit,“ ſagt er, „iſt eine doppelte, eine innere, eine äußere. Die innere Ehre beruht auf dem Selbſtgefühl, auf dem Gefühle der inneren ſittlichen Freiheit, der innern Würde, auf dem Bewußtſein, daß die einzelne Perſönlichkeit in keinem Akte ihres Lebens ſich ſelber, ihren Ueberzeugungen untreu geworden. Dieſe innere Ueberzeugung iſt jedem äußern Eingriffe unantaſtbar. Sie kann auch dann noch feſt beſtehen, wenn alle Andere ſie nicht anerkennen; ſie hat in der Geſchichte fortbeſtanden bei hiſtoriſchen Perſonen, die mit der ganzen Anſchauungsweiſe, mit dem Rechtsbewußtſein und der Sitte ihrer Zeit in Konflikt gerathen waren; ſie hat bei Sokrates, Chriſtus, Huß fortbeſtanden, inmitten ſolcher Konflikte, und kein Gericht der Welt hat ſie erſchüttern können. Die äußere Ehre der Perſon wird dargeſtellt durch die Achtung, welche die Perſon in ihrer nähern und weitern Umgebung in der menſchlichen Geſellſchaft genießt. Dieſe Achtung beruht auf der Anſicht der Geſellſchaft, daß die einzelne Perſon in ihrem Rechtsbewußtſein, in ihren Handlungen mit dem Rechtsbewußtſein und den Sitten dieſer Geſellſchaft in ungetrübtem Einklange ſtehe. Auf dieſer Uebereinſtimmung beruht die Anerkennung der äußern Ehre einer Perſon.“ Man kann dieſe Anſicht Meviſſen's vollkommen theilen, und auch wir thun das; aber es wird doch zugegeben werden müſſen, daß in dieſem Urtheil der Standpunkt ein ſo allgemeiner iſt, und ein ſo ausſchließlich philoſophiſches Gepräge an ſich trägt, daß die Wirklichkeit unſerer Lebensverhältniſſe darin durchaus keine Berückſichtigung gefunden hat. Wir ſind einſtweilen in unſerem ſozialen Leben noch nicht ſo weit gekommen;

es gibt immerhin Dinge, die freilich nichts mit der Sittlichkeit des Menſchen zu thun haben, die indeß in den verſchiedenen Kreiſen, bei den verſchiedenen Ständen der menſchlichen Geſellſchaft, welche nun einmal doch vorhanden ſind, eine ganz verſchiedene Beurtheilung finden. Eine Handlung, die von dem allgemein-menſchlichen, von dem ſittlichen Standpunkte aus eine unehrenhafte genannt werden muß, iſt und bleibt unehrenhaft, mag ſie der König oder der Bauer begehen; aber es verträgt ſich Manches nicht mit den konventionellen Begriffen von Anſtand, Schicklichkeit und Stellung im Leben des einen Standes mit denen des anderen. Das ſind allerdings Nebendinge, Kleinigkeiten, aber immerhin Dinge, die im äußern Leben nicht ganz ohne Beachtung bleiben. Theilte man die Menſchen ohne Weiteres ein in ſolche, die dem gebildeten Stande im Allgemeinen und Andere, die ihm nicht angehören, ſo würde es unbeſtritten Handlungen, Thätigkeiten, ſelbſt Aeußerungen geben, die mit der äußern Ehre dieſer letzteren ſehr wohl verträglich, mit der jener erſteren hingegen nicht zu vereinigen wären. Mag man von dieſer äußeren Ehre ſo gering denken als man will: ein ſtändiſches Beſcholtenheits-Geſetz dürfte ſie in keinem Falle ganz unbeachtet laſſen und allein auf der allgemein menſchlichen, auf der ſittlichen Ehre fußen. Da die konventionellen Begriffe von äußerer Ehre indeß im Laufe der Zeit ſich anders geſtalten, da zum Beiſpiel dieſe Ehre des Adels im Mittelalter Dinge geſtattete, die wir heutiges Tages ſogar im Widerſpruch mit der innern Ehre finden würden, ſo begreifen wir leicht, daß die Beſtimmung der äußern Ehrenhaftigkeit bei der Diskuſſion des Beſcholtenheits-Geſetzes heftige Debatten zwiſchen den verſchiedenen Parteien hervorrufen mußte. Ganz beſonders wurden dieſe Debatten heftig über den Paragraphen des Geſetzes, welcher die ſtändiſche Beſcholtenheit auch auf Ausſtoßung aus dem Offizierſtande gründete, welche letztere ſchon durch die Verweigerung eines Duells begründet werden kann. Demnach würden militäriſche Ehrengerichte in einzelnen Fällen zugleich über ſtändiſche Beſcholtenheit zu entſcheiden haben. Die Regierungspartei verfocht dieſen Paragraphen auf's Hartnäckigſte und auch der liberale, ehrwürdige Kriegsminiſter von Boyen hielt die Ausſtoßung aus dem Offizierſtande in jedem Falle für vollkommen hinreichend, den Betroffenen für beſcholten zu erklären; es war ſo viel zu Gunſten dieſer Beſtimmung vorgebracht worden, und die Oppoſition hatte ſo Manches einräumen müſſen, daß es allen Anſchein hatte, ſie werde unterliegen, — als Vincke mit ſeinem gewohnten Scharfſinne jene Beſtimmung beleuchtete. Von ſeinem Standpunkte aus findet er die äußere Ehre in der Achtung der Geſellſchaft, in der er ſich befindet, in der Anerkennung ſeiner Standesgenoſſen über ſeine Würdigkeit, ihrem Stande anzugehören, und kann ſomit den Begriff der äußern Ehre nicht von Standesbegriffen trennen. Nachdem er dann, auf die Duell-Frage eingehend, den religiöſen Geſichtspunkt dabei aus dem Spiel gelaſſen wiſſen will, macht er darauf aufmerkſam, daß das Urtheil der Standesgenoſſen nicht weiter ſich erſtrecken könne als über die Mitglieder des Standes; es könne das Urtheil der Offiziere nur darüber entſcheiden, ob Jemand Offizier bleiben könne oder nicht; aber nicht darüber, ob derſelbe noch einem andern Stande angehören könne. Und nun tritt er den Verfechtern, jenes Geſetz-Paragraphen, wie Columbus mit ſeinem Ei, mit der einfachen, klaren aber unbeachteten Wahrheit entgegen: Der Offizierſtand iſt gar kein Stand, ſondern nur ein Beruf und zählt Mitglieder aller Stände der Geſellſchaft in ſich. Damit hatte er ſchlagend, aber ſo klar als kundig die Behauptung widerlegt, daß militäriſche Ehrengerichte über ſtändiſche Beſcholtenheit urtheilen konnten und hatte damit zugleich den Ständen allein das Recht vindizirt, über die Ehrenhaftigkeit ihrer Genoſſen zu entſcheiden. Trotz der ſchließlichen Vertheidigung des Paragraphen von Seiten des gewandten königlichen Kommiſſarius trat die große Majorität der Vinckeſchen Auffaſſung bei.

Verlaſſen wir hiermit das ſoziale Gebiet, um den Standpunkt kennen zu lernen, den Vincke auf dem religiöſen Gebiete einnimmt. Daß der Mann des Rechts, der auch nicht ein Titelchen desſelben aufgeben will, daran gewöhnt iſt, die Begriffe in größter Beſtimmtheit, in den ſchärfſten Umriſſen aufzufaſſen, zu den klaren, denkenden Köpfen gehört, welche Vernunft und Gefühl, Ideen, Begriffe und Gemüths-Neigungen nicht mit einander vermiſchen und vermengen mögen; — das durften wir erwarten, auch wenn wir keine Aeußerung über ſeine religiöſe Weltanſchauung kennen gelernt hätten. Der unermüdliche Vertheidiger des geſunden Menſchenverſtandes kann unmöglich mit einer Romantik ſich befreunden, die es liebt, ſelbſt an und für ſich klare Begriffe in gefühligen Nebel zu hüllen und ſie ſo der deutlichen Auffaſſung zu entrücken. Das Gefühl, dem unſere Romantiker unbefugter Weiſe in Dingen, die dem Gebiete des klaren Erkennens angehören, den Vorrang vor dem Verſtande und der Vernunft einräumen, verhindert ſie nothwendig, ſowohl in religiöſen als in politiſchen Dingen klar zu werden mit ſich ſelbſt. Da hat es einen Reiz für ſie, ſich ihren Monarchen vorzuſtellen, umhüllt von Macht und Größe, mit der Gott ſelbſt in ſeiner Gnade, alſo ohne daß ſie es verdient, ſie bekleidet habe; da finden ſie es ſo gemüthlich, ſich dem Regenten vorzuſtellen als umſichtigen, unumſchränkten, liebevollen Landesvater im trauten Kreiſe ſeiner großen und kinderreichen Familie; die Idee eines Rechts-Staates iſt ihnen zu kalt, zu nackt, zu proſaiſch, ſie können damit nicht mittelalterlich romantiſiren. Daſſelbe, Vernunft und Verſtand in den Hintergrund drängende Gefühl, hindert unſere Romantiker in gleicher Weiſe, in religiöſen Dingen ſich klar zu werden. So wenig ihnen ein König zuſagt, der unter dem Geſetze ſteht, ſo wenig ſagt ihnen die Vorſtellung eines Gottes zu, der ſein Wirken an unwandelbare ewige Geſetze gebunden hat; die Unbeſchränktheit, die Willkür ſcheinen ihnen der Gottheit würdiger als die weiſeſte Geſetzmäßigkeit des Wirkens, und mit kindlichem Gefühl wähnen ſie, grade die bevorzugten Lieblings-Kinder des Gottes zu ſein, der ihnen zu Liebe auch ſeine eigenen Geſetze aufheben und in vollem Widerſpruche mit denſelben handeln könne. Ein Weltall, in dem ein großes Geſetz der Ordnung, Weisheit und Liebe die Schickſale Aller, ohne Bevorzugung von Lieblingen leitet und regelt, iſt ihnen eben ſo zu nackt, zu kalt und zu proſaiſch. Die religiöſe und politiſche Weltanſchauung gehen Hand in Hand, beide ſind die nothwendige Folgerichtigkeit der Ueberordnung des Gefühls über die Vernunft, oder der Vernunft über das Gefühl. Wer, wie Vincke, der Vertrauens-Politik den Rücken gewendet, wer die Majeſtät im höchſten Glanze findet, wenn ſie in freier Beſchränkung unter das Geſetz ſich zeigt, wer die ganze patriarchaliſche Weltanſchauung im Staate für unvereinbar erkannt hat mit unſern geſammten ſtaatlichen und bürgerlichen Zuſtänden, der kann, wenn er überhaupt ſich bemüht hat, in religiöſen Dingen klar zu ſehen, auch da nicht eine patriarchaliſche Anſchauung der Dinge haben, auch da nicht Willkür dem Geſetze vorziehen, auch da nicht Lieblings-Kinder wollen, denen allein und vor allen Andern das Rechte und Wahre zu Theil geworden. Der „chriſtliche Staat“ iſt für ihn ein Nebelbild, mit dem das Gefühl ſich freilich beſchäftigen kann, das aber in der Wirklichkeit nirgends zu faſſen iſt, das nirgend klar erkannt, nirgend recht untergebracht werden kann. Begleiten wir Vincke in die Debatten des „Diſſidenten- und Juden-Geſetzes.“

In den Debatten über die ſogenannten Diſſidenten (zunächſt Deutſch-Katholiken und proteſtantiſche Freunde) vermiſſen wir unter den Rednern den Freiherrn von Vincke. Wir wiſſen nicht, ob er zu der Zahl (17) derer gehört, die, als die Diskuſſion geſchloſſen wurde, noch Vorträge angemeldet hatten. Wir glauben kaum;

denn wir dürfen faſt allgemein vorausſetzen, *Vincke* gleich Anfangs unter den Kämpfenden zu finden, wo es ſich um *poſitives Recht* handelt: in allen denjenigen Fragen, bei denen Billigkeit, Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit und Humanität die leitenden Motive ſind, da finden wir zwar, ſo weit die namentlichen Abſtimmungen veröffentlicht worden ſind, ihn überall unter denen, welche für den Fortſchritt *ſtimmen*; weniger aber tritt er bei ſolchen Fragen als *Redner* auf. Die Anſicht indeß, die ihn auch in der *Diſſidenten-Frage* geleitet haben muß, tritt ohnehin deutlich hervor bei den Verhandlungen über das *Juden-Geſetz*, und wir begreifen um ſo leichter, wenn er bei dem *Diſſidenten-Geſetze* geſchwiegen, da dem Referate der Kommiſſion gegenüber, ein ſo allgemeines Amendement geſtellt war, *daß die politiſchen Rechte der Staatsbürger durchaus von keinem religiöſen Bekenntniſſe abhängig gemacht werden ſollten*, wodurch eine größere Anzahl von Abgeordneten bewogen wurden, ihre deßfallſigen Vorträge bis zur Diskuſſion des *Juden-Geſetzes* hinauszuſchieben. In dem Verhalten *Vincke's* bei der Diskuſſion dieſes Geſetzes werden wir daher deſſen ganzen Standpunkt in *religiöſer* Beziehung, mithin auch ſeine Anſichten über die *Diſſidenten* und deren *politiſche Rechte* erkennen und ſo brauchen wir, zum Verſtändniſſe unſrer Leſer, nur noch die Stadien zu bezeichnen, welche die Debatte durchlaufen hatte, um den Vertheidiger der Juden-Emanzipation und der abſoluten religiöſen Freiheit in *Vincke* mit ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit zu finden. Wir müſſen vorab nur bemerken, daß er in allen dergleichen Fragen ganz und gar ein Mann der Wirklichkeit, des praktiſchen Lebens iſt, daß er da nicht allgemeine Humanitäts-Ideen, wenn er ſie auch theilt, zu Motiven ſeiner Anträge macht, worin er nebenbei geſagt, wieder ſeinem Vater folgt: er ſteht überall auf dem Boden der *Wirklichkeit* in dem Gebiete des *Rechts*, der *ſozialen Verhältniſſe* und der *Religion*. So wenig er zu den ſogenannten Gefühls-

Menſchen und zu den Romantikern gehört, ſo wenig gehört er zu den ſogenannten Ideologen.

In den Debatten über das *Juden-Geſetz* hatten ohne Ausnahme *Alle*, und unter ihnen die *bedeutendſten* Redner des Landtags ſich *für vollſtändige Emanzipation* ausgeſprochen, ſo daß der Schatz-Miniſter von Thile zu allererſt ſich veranlaßt ſah, wieder auf den ſogenannten „*chriſtlichen Staat*“ zurück zu kommen. Er erkennt an, daß Alles, was zu Gunſten der Juden geſagt worden ſei, von einem „an ſich ſchönen, trefflichen Humanitäts-Prinzip“ ausgehe, behauptet aber, daß die Geſetzgebung neben der Rückſicht auf die Humanität zugleich die hohe Verpflichtung habe, die Rechte des „*chriſtlichen Staates*“ zu wahren! Unter keiner Bedingung dürften die Juden obrigkeitliche Aemter einnehmen, da ſie nicht den Staat, in dem ſie wohnten, ſondern Zion als ihr Vaterland anſähen. Nachdem darauf *Camphauſen* dieſen letzten Scheingrund als unwahr nachgewieſen und in der Bezeichnung „*chriſtlicher Staat*“ einen Widerſpruch mit dem Begriffe des Staates in ſich nachgewieſen, und hervorgehoben hatte, daß es unpolitiſch ſei, die anerkannten vielfachen Talente und Tugenden der Juden unbenutzt zu laſſen für das Wohl des Staates, macht dieſer namentlich aufmerkſam auf den großen Unterſchied zwiſchen den Begriffen *Zuläſſigkeit* und *Zulaſſung*. „Es gibt gar viele Chriſten,“ ſagt er, „welche zuläſſig ſind und doch nicht zugelaſſen werden; nicht jeder Lieutenant wird Feldmarſchall, aber er *kann* es werden; nicht jeder Referent wird Miniſter, aber er *kann* es werden. Daß dem geſinnungstüchtigen Genie die Bahn erſchloſſen werde, das iſt es, was ich begehre, und was ich für Juden auch deßhalb noch in Anſpruch nehme, weil ſo manches Blatt unſerer Geſchichte von Judenverfolgungen einen dunklen Fleck trägt, den ich weg gewiſcht zu ſehen mich ſehne.“ Dann ſpricht *Lenſing*, der auch auf dem Landtage zu Koblenz in höchſt ausgezeichneter Weiſe den Antrag auf Emanzipation der Juden geſtellt hatte, ſich zu Gunſten derſelben aus. Darauf fordert Meviſſen, der philoſophirende Hegelianer, die politiſche Emanzipation der Juden nicht im Intereſſe dieſer, ſondern im Intereſſe der Chriſten; von Mylius tritt merkwürdiger Weiſe der Emanzipation entgegen, weil aus allen Verfolgungen ſich immer ein höheres, reineres Verhältniß in freierer, ſittlicher Auffaſſung entwickelt habe. (!!) Nun tritt von Vincke auf: es geht ihm wie Andern, er hat trotz der eifrigſten Forſchungen und des gewiſſenhafteſten Nachdenkens ſich nicht klar machen können, was denn unter jenem ſo vielfach auf den Schild gehobenen „chriſtlichen Staat“ zu verſtehen ſei: bei aller Hochſtellung des Chriſtenthums kann, ſeiner Anſicht zufolge, der Begriff der Religion doch nur auf der innern individuellen Ueberzeugung beruhen: als Inbegriff von ſoviel Einzelmenſchen aber könne der Staat, als ſolcher, keine allgemeine Ueberzeugung haben: Auch könne der Staat nicht den Beruf haben, Glaubensſätze zu verwirklichen und in Betreff der Moral findet er Manches in jedem Staate als nothwendig, das mit den ſittlichen Forderungen des Chriſtenthums nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden könne. Kurz, mit der Vorſtellung des „chriſtlichen Staates“ weiß er nichts anzufangen und vom religiöſen Boden geht er wieder über auf den des Rechts. Als die Menſchen zuerſt ſich veranlaßt ſahen, aus dem Zuſtande der Rohheit in den der Civiliſation überzugehen und zu Staaten zuſammen zu treten, hätten ſie unmöglich die Befugniß ertheilen können, Jemanden wegen ſeiner innern Ueberzeugung von dem Genuſſe der Wohlthaten des Staatsverbandes auszuſchließen, und die jüdiſche Religion enthalte keine Vorſchriften, welche die Juden verhinderte, eben ſo gute Staatsbürger zu ſein als die Chriſten. Auf das praktiſche Leben übergehend, fährt er fort: „Ich komme auf die Fehler zurück, die uns von mehreren Seiten, als den Juden eigen, hervorgehoben wurden, und zu dieſen zähle ich namentlich ihre Habſucht, die ſehr häufig einen ſchmutzigen Charakter annimmt, und ich möchte hinzufügen ihre Kriecherei und (wenn auch viele Juden im Jahr 1813 das Vaterland vertheidigt haben, ſo ſetze ich doch noch hinzu) ihre Feigheit; alle dieſe Fehler ſichern ſie vor meiner Sympathie; wenn ſie mir aber auch noch ſo unangenehm in ſozialen Verhältniſſen wären, ſo genügt mir doch dies nicht, um ihnen die politiſchen Rechte abzuſprechen; zumal wenn wir uns noch ſagen müſſen, daß dieſe ihre Fehler in der Behandlung, die ihnen unſre Geſetzgebung hat angedeihen laſſen, ihren Urſprung haben. Gehen wir zurück auf die Geſchichte des jüdiſchen Stammes, ſo finden wir, daß dieſe Fehler wenigſtens nicht im Blute liegen, daß die Juden der Vorzeit nicht nur tapfere Kämpfer waren, daß ſie ſich gegen die Römer geſchlagen haben bei der Zerſtörung Jeruſalems, wie wenige Völker der Erde; ſondern auch, wenn wir ihre frühere Geſchichte durchgehen, daß ſie ein Ackerbau treibendes Volk waren und nicht Handel trieben. Ich möchte nicht, wie ein Redner vor mir, behaupten, daß der Handel keine edle Beſchäftigung ſei; er iſt wohl eben ſo edel, als Induſtrie und Ackerbau; der geehrte Redner hat aber auch wohl nur den Schacher im Auge gehabt; aber dieſer Schacherhandel eben iſt es, worauf wir ſie angewieſen, da wir ihnen jeden andern Weg verſperrt haben. Daß ſie neben dieſen Fehlern auch viele Vorzüge haben, hat ſelbſt der Herr Schatz-Miniſter anerkannt, und es bedarf alſo keines weiteren Zeugniſſes darüber mehr. Wenn man ein gewiſſes Vorurtheil als begründet anerkennen will, ſo iſt es durch die Geſetzgebung ſelbſt hervorgerufen. Gehen wir aber auf den eigentlichen hiſtoriſchen Anlaß der gedrückten Lage der Juden zurück, ſo iſt es nur der eine Grund, daß die Juden unſern Herrn gekreuzigt haben; aber ſo wie uns der göttliche Stifter unſerer Religion vom Kreuze aus die Worte zurief: „Vater vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ ſo haben wir doch zunächſt die Verpflichtung, dieſen göttlichen Ausſpruch zu verwirklichen, und wenn uns hier immer der „chriſtliche Staat“

Entgegengeführt wird, ſo muß ich daran erinnern, daß das erſte Gebot des Chriſtenthums iſt: „Liebe deinen Nächſten," und daß wir das Beiſpiel von dem Samariter uns zur Lehre dienen laſſen müſſen." In Beziehung auf die Aeußerung des Schatz-Miniſters, daß die Juden nur Zion als ihr Vaterland anſehen, iſt Vincke der Ueberzeugung, daß dies nur von dem Standpunkte der Religion und — der Poeſie richtig ſei; aber wahr bleibe es, daß die Juden unmöglich ſo mit ganzer Seele ein Land lieben könnten, das ihnen die höchſten politiſchen Rechte vorenthalte! Allerdings auch ihm ſelbſt würde es nicht gerade angenehm ſein, einen Juden als Nachbar im Ständeſaale zu erblicken, aber ſeine Sympathie oder Antipathie werde ihn nicht leiten, weil die Frage allein vom Standpunkte des Rechts und der Politik beurtheilt werden müſſe. Wenn es aber dahin kommen ſollte, daß ein Jude zu Provinzial-Ständen, oder zu dem vereinigten Landtage gewählt würde, ſo hätten gewiß Alle Veranlaſſung, den Hut vor einem ſolchen abzunehmen, weil er nur ein eminenter und ausgezeichneter Mann ſein könne. „Ich glaube," ſagt er zum Schluſſe, „daß wir ſämmtlich beſeelt geweſen ſind von dem Beſtreben, den Standpunkt des Rechts nach allen Seiten zu wahren, zu konſerviren und zu befeſtigen und getreu dem Wahlſpruche: „suum cuique" Jedem ſein gutes Recht haben angedeihen laſſen. Und von dieſem Standpunkte aus möchte ich mir das Recht vindiziren, einen Ausſpruch wo möglich für alle Folgezeit realiſirt zu ſehen, zu dem ſich der größte Monarch bekannt hat, der bis 1840 auf dem preußiſchen Throne ſaß, nämlich — Friedrich der Große. Wenn er auch von ſpäteren Miniſtern verdunkelt worden iſt, von Miniſtern wie Wöllner, und verdunkelt werden wird von Anderen, die ihm gefolgt ſind, oder folgen werden — ſo ſoll doch immer der erhabene Wahlſpruch als das würdigſte Exempel preußiſcher Regentenweisheit in Wirkſamkeit bleiben: „In meinen Staaten kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden!“

Und nun nehmen wir Abſchied von dem Ritter der Gegenwart! Auf allen Gebieten, die wir mit ihm durchwandert ſind, haben wir ſtets ihn gefunden als den muthigen rückſichtsloſen Vertheidiger des Rechts, als unerſchütterlichen Mann der Ueberzeugung, ſo feſt und ſo ſtarr an dem wahr und recht Erkannten haltend, daß er ſchon um deßwillen weder Führer einer Partei ſein, noch überhaupt einer ſolchen in allen Punkten unbedingt angehören könnte; er ſelbſt iſt eine Armee für ſich; ſein Feldzugsplan iſt einfach, aber gerade und beſtimmt, er hat nur das eine Loſungswort: „Recht,“ er ſieht auf ſeinem Marſche weder rechts noch links, ſchont weder was oben ſteht, noch was neben ihm ſich befindet, und ſelbſt ſeine Kampfgenoſſen ſind nicht ſicher vor Streichen, wenn ſie nicht Luft und Licht ihm frei laſſen. Möchte unſer Volk an ſolchen Perſönlichkeiten ſeine Thatkraft ſtählen, möchte der Hinblick auf eine ſolche Ueberzeugungstreue überall den Muth hervorrufen, das als Wahrheit und Recht Erkannte auch im Leben zu verwirklichen! Dann aber auch, möchten überall in unſerm ſchönen Vaterlande, in allen Gauen desſelben und in allen Kammern, wo die Abgeordneten des Volkes tagen, eine recht große Anzahl ſolcher muthiger Kämpfer für das Recht, ſo gewiſſenhafter, überzeugungstreuer Vertreter mit gleich hervorragenden Talenten gefunden werden! Wahrlich, wir werden dann nicht mehr ferne ſein von der Zeit, wo ein geordneter Rechtszuſtand alle Staaten Deutſchlands beglückt; wir werden dann nicht lange mehr, ſtaatliche Rechtsbegriffe zu einem wunderlichen Gemiſch vermengen ſehen, mit religiöſen Gefühlen, die dem individuellen Leben angehörend, keine Anſprüche haben auf eine Geltung außerhalb ihrer Sphäre, in den Rechtsbegriffen und in den Geſetzen des Staatslebens! Wir werden dann, wenn ſolche Charaktere nicht mehr zu den ſeltenen Erſcheinungen gehören, wir werden dann, und darauf legen wir den höchſten Werth, nicht mehr die Unentſchiedenheit, die Unentſchloſſenheit, die Halbheit und die Mattherzigkeit zu beklagen haben, die in unſern Tagen ſo mannigfach und ſo widerlich uns entgegentritt, und die weit mehr als alles Andere ein Hinderniß für jeden Fortſchritt zum Beſſern iſt. Gerade ſolche Charaktere ſind geeignet, unſerm ſo oft am Beſſerwerden verzweifelnden Volke mit erſchütternder Kraft in die Ohren zu rufen: „Hilf dir ſelber, ſo hilft dir Gott!“

Leberecht Uhlich.

Von

Friedrich Otto.

Was ſpricht nun *gegen* mich? Das Herkommen? das ſpricht bekanntlich für die freiere Praxis. Die Ordnung? Sie darf in keinem Fall eine Ordnung wider das Evangelium ſein; ſie iſt im nächſten evangeliſchen Orte jenſeits der preußiſchen Gränze doch eine andere, als bei uns! Der Wille des Landesherrn? Mein König beugt ſich vor Jeſu als ſeinem höheren Könige; gegen deſſen klares Gebot wird er ſeinen Willen nicht geltend machen wollen. Die Kirche? Der Proteſtant erkennt nur eine lebendige, nicht eine ſtarre, ſtabile, uniforme Kirche an, ſeine Kirche muß ihr Leben aus dem Worte Gottes ſchöpfen, alſo, da dieſes Geiſt iſt, und nicht Buchſtabe, muß ſie bildſam, veränderlich, mannigfaltig ſein. Als eine ſtete Warnung ſteht uns die alte katholiſche Kirche vor Augen.

Uhlich

(an das Konſiſtorium zu Magdeburg, 8. April 1847.)

Leberecht Uhlich,

geboren zu Köthen den 27. Februar 1799; lebt zu Magdeburg.

„Wie dünket euch um Chriſtus? Weſſen Sohn iſt er?“ Dieſe Frage hatte einſt Chriſtus ſelbſt, nach dem Evangelium des Matthäus, den Phariſäern und ihren getreuen Bundesgenoſſen, den Schriftgelehrten vorgelegt, nicht, um damit einen Glaubensſatz zu begründen, ſondern ihren verfänglichen Fragen eine Gegenfrage vorzuhalten, die ſie nicht zu beantworten wußten. Jene Frage, nach der Perſon und Abſtammung Chriſti, ſchallt nun ſeitdem durch alle Zeiten, ſie hat blutige Verfolgung und grimmigen Haß erregt, ſo daß in Beziehung auf ſie ein anderer Ausſpruch Jeſu angewendet werden kann: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, ſondern das Schwert.“ Ohne Zweifel waren ſchon die Jünger und erſten Anhänger über die Perſon ihres Meiſters nicht gleicher Anſicht. Der ſanfte Johannes und der feurige Paulus anerkannten Chriſtus als ein Weſen höherer Art, als den Logos, d. h. die Gottoffenbarung, was bei dieſen beiden Apoſteln theils aus ihrem Zuſammenleben mit dem Herrn, theils aus ihrem Charakter erklärt werden mag. Eine andere Anſicht hatten die ſogenannten *Judenchriſten*, die auch *Ebioniten* (Arme) oder *Nazaräer* hießen. Nach ihrer Lehre war Chriſtus nur ein Menſch, wenn ſchon der beſte und gottähnlichſte Menſch. An der Spitze dieſer Bekenner ſtand — des Herrn eigener Bruder, Jakobus, Verfaſſer eines ausgezeichneten Briefes im Neuen Teſtament, eines Briefes, der ein tief ſittliches Gemüth anzeigt und den nur Luther mit einiger Befangenheit ſo verkannte, daß er ihn die „ſtroherne Epiſtel“ ſchalt. Seit den Tagen des Herrn blieb nun die Meinung der Chriſten geſpalten. Die Kirche, deren Anſicht zu Nicäa und ſpäter noch ſich in Bekenntniſſen ausgeſprochen, lehrte die Gottheit Chriſti; der Sohn ſei dem Vater nicht ähnlich, ſondern gleiches Weſens mit ihm. Die, welche eine andere Anſicht verkündeten, hießen Ketzer: Haß, Verfolgung, Bann und Hinrichtung warteten ihrer. Die Hauptkämpfe über dieſe verſchiedenen Glaubensanſichten finden wir jedoch erſt in unſerm Jahrhundert. Hier hört man ſeit mehr als drei Jahrzehnten die Parteinamen: Rationaliſten, (Vernunftgläubige, Denkgläubige) und Supernaturaliſten (Offenbarungsgläubige.) Jene erkannten in Chriſtus zwar den Erlöſer des dem Irrthum und der Sünde verfallenen Menſchengeſchlechts, aber nicht den Gottesſohn an; ſie wollen überall an ſeine Lehre prüfend den Maßſtab der Vernunft anlegen, nichts glauben, was gegen oder über die Vernunft iſt, alſo nicht die Wunder, die Auferſtehung, die Himmelfahrt. Ihr Bekenntniß, wenn ſie nicht ganz den Boden des Evangeliums verlaſſen, iſt etwa von Chriſtus: „Ich ſehe zwei Seiten an ihm. Die eine iſt mir zugewendet, die iſt mir klar. Jeſus iſt mein Heiland; bei Niemand finde ich auf meine wichtigſten Fragen eine ſo genügende Antwort, für mein Leben eine ſo treffliche Leitung, ſowohl durch ſeine Lehre, als auch durch ſein eigenes Leben, für mein Gemüth eine ſo durchdringende Befriedigung und zugleich einen ſo würdigen Gegenſtand meiner innigſten Verehrung und Liebe, als bei Jeſu. Das iſt die eine Seite. Die andere iſt von mir ab und Gott zugewendet, mit welchem Jeſus in einer innigeren Verbindung ſtand, als ich und Alle, die ich kenne. An dieſer andern Seite iſt mir manches räthſelhaft, wie Jeſus Menſch ſein konnte wie ich, und doch ſo rein, ſo klar, ſo ganz ſich der Einheit ſeines Gemüthes mit dem Vater bewußt, wie ich es auch in meinen beſten Stunden nicht in mir finde, wie ich mir auch nicht zu hoffen getraue, es zu erreichen, das iſt mir ein Räthſel. Darum ſcheint es mir etwas dürr und kahl, zu ſagen: Jeſus war ein Menſch, wie wir, da er doch in ſo wichtigen Beziehungen anders war, als wie wir den Menſchen an uns und Andern kennen. Darum: — wer Jeſus eigentlich war, das weiß ich nicht; da fehlt mir die Antwort, nur was ich an ihm habe, das weiß ich und freue mich deſſen, meinen Heiland" *). So lehrte der gemäßigte Rationalismus, an Ausſchreitungen fehlte es natürlich auch nicht. — Der Supernaturalismus hingegen, der ſich in den letzten Jahren in der Partei der Orthodoxen (Rechtgläubigen) oder Strengkirchlichen darſtellt, erkennt in Chriſtus nicht nur den Gottesſohn, ſondern zugleich Gott ſelbſt, die zweite Perſon in der Dreieinigkeit; er nimmt Wunder, Auferſtehung, Höllen- und Himmelfahrt in eigentlichem Sinne an, und behauptet: die Vernunft müſſe ſich gefangen geben unter den Gehorſam gegen Chriſtus, oder unter den Glauben an ihn; durch dieſen Glauben werde der Menſch gerechtfertigt, d. h. der Wohlthaten und Segnungen des Chriſtenthums hier und im Jenſeits theilhaftig und Jeſus Chriſtus habe zugleich den blutigen Tod am Kreuz leiden müſſen, um dieſe Rechtfertigung möglich zu machen. — Lange Zeit fochten beide Anſichten nur mit gelehrten Waffen gegen einander, Männer der Wiſſenſchaft ſtanden hier und dort im Feldlager, wenige Parteigänger ſchritten ab und zu, die Vermittelung zu bewirken. Keinem fiel es ein, den Gegner wegen abweichender Anſicht zu verfolgen, oder aus Amt und Stellung zu drängen, — wenigſtens blieben ſolche Verſuche, falls ſie gemacht wurden, im Stillen. In Preußen zuerſt bereitete ſich eine Aenderung dieſes

---

*) Uhlich: „Bekenntniſſe."

Standes der Dinge vor. Dazu trug zweierlei bei, einmal: daß die neuere Theologie ſich mit Widerwillen von den Rationalismus abwendete, weil er hier und da zu weit ging und ſich verflachte, dann: daß der vorige König der ſtrengkirchlichen Richtung beſonders zugethan war, weit entfernt jedoch, die Männer der Gegenpartei drücken oder in ihrer Ueberzeugung ſtören zu laſſen. So kam der Regierungsantritt des gegenwärtigen Königs und man wußte, wie entſchieden dieſer dem orthodoxen Syſtem ſich zuwendete. Die Verhältniſſe ſtanden nun ohngefähr ſo, wie ſie Uhlich in ſeiner Anſprache auf der Aſſe, — freilich erſt 1845 — ſchildert. Er ſagt: „Alt und Neu ringen mit einander. Das Chriſtenthum will man auf beiden Seiten: aber auf der einen Seite will man es ſo, wie es die vergangenen Jahrhunderte gefaßt haben, und in dieſer Faſſung ſteht das Uebernatürliche, das Unbegreifliche voran, auf der andern Seite macht man den Anſpruch, daß Chriſtenthum und Vernunft Eins ſein müſſe, und weiſet nach, daß das urſprüngliche Evangelium, wie es aus dem Munde Jeſu gegangen, durchaus vernunftgemäß ſei. Die Parteien ſind ſehr ungleich. Auf der Seite des Alten ſteht ein durch Jahrtauſende geheiligtes Herkommen, ſtehen die Namen der berühmteſten alten Kirchenlehrer, die ehrwürdigen Namen Luther's und ſeiner Mitarbeiter, da ſtehen die Bekenntnißſchriften unſerer proteſtantiſchen Kirche, welche ſie im Jahrhunderte ihrer Entſtehung abfaßte, da ſteht die Verpflichtung auf dieſe Bekenntnißſchriften, welche lange geſetzlich gegolten hat und nirgends förmlich abgeſchafft worden iſt. Die in der Kirche regierenden Behörden befinden ſich, wenn ſie an des Geſetzes Form ſich binden wollen, auch auf dieſem Grund und Boden, und können das heute oder morgen geltend machen. Auf dieſer Seite hört man auch die Stimme erſchallen: wer das Chriſtenthum anders faßt, der iſt kein Chriſt, der iſt ein Feind des Chriſtenthums, der muß hinaus aus der Gemeinſchaft der Chriſten. Auf der Seite des Neuen ſteht der ganze gewaltige Drang unſerer Zeit, welcher in allen Gebieten des Geiſtes vorwärts treibt; da ſteht die durch die großen Fortſchritte in allen Wiſſenſchaften gereifte Vernunft, da ſteht die billige Forderung aller ernſten Gemüther, daß die Religion ihnen durch freiere Ueberzeugung zum vollſten Geiſteseigenthum werden müſſe; da ſteht die feſte Forderung, daß überhaupt auf dieſem Gebiete die Freiheit walten müſſe und daß nicht die Frage ſei, was hergebracht, was irgend einmal feſtgeſetzt worden iſt, ſondern was wahr iſt. Auf dieſer Seite ſtehen die „proteſtantiſchen Freunde,“ die dabei jedoch zugeſtehen, daß es im Chriſtenthum verſchiedene Auffaſſungsweiſen geben könne, und daß darum Keiner den Andern richten oder ausſchließen dürfe. Wollen wir die beiden Seiten der Zahl nach bezeichnen? Auf der neuen Seite ſteht, wenn nicht der Anſchein ganz trügt, der Kern des deutſchen Volkes, wenigſtens in Norddeutſchland, und in allen Ständen, von denen, welche ſelbſt denken, die Allermeiſten. Auf der alten Seite, wo die Zahl geringer zu ſein ſcheint, ſtehen jetzt in den meiſten Ländern vorzugsweiſe Behörden, in manchen auch der Adel; Viele in den niedern Ständen, aus andern Ständen einzelne ſcharfe Denker, ſeit einigen Jahren auch viele Geiſtliche, beſonders vom jüngern Geſchlecht. In einigen deutſchen Ländern iſt ſeit zehn Jahren von dieſer Seite Vieles aufgeboten worden, um ſich allein geltend zu machen, und wo die Behörden dies Beſtreben theilten, da iſt auch Vieles gelungen.“ —

Hiermit ſteht ein Bild des Parteikampfes vor unſerm Auge. Darin ſind bereits die ſogenannten „proteſtantiſchen Freunde“ auf die Eine Seite getreten. Wir müſſen aber um einige Jahre zurückgehen, um die Entſtehung dieſer „Lichtfreunde“ uns zu erklären und die Stellen aufzuſuchen, an welchen Uhlich ſich zuerſt hervorthat als Streiter für Licht und proteſtantiſche Freiheit. Als bekannt wird hierbei vorausgeſetzt, daß 1821 aus dem Kabinet König Friedrich Wilhelm's III. die vielbeſprochene preußiſche Agende erſchien, daß dieſelbe, zunächſt für die Garniſonskirche zu Berlin und Potsdam beſtimmt, nach des Königs Wunſch im ganzen Lande eingeführt werden ſollte, daß man ihr aber allerorten widerſprach und daß es ſelbſt den Generalſuperintendenten nicht gelang den königlichen Wunſch überall in Ausführung zu bringen; ebenſo wird es bekannt ſein, daß man damals ſchon die nach ihrer Ueberzeugung die Agende verwerfenden Geiſtlichen, dem Monarchen zu Gefallen, als böswillig und widerſetzlich betrachtete. Acht Jahre nach ihrem erſten Erſcheinen, 1829, erhielt die Agende durch die Konſiſtorien der einzelnen Provinzen Veränderungen und Zuſätze oder Erweiterungen, ſowie in der Vorrede das Zeugniß ihrer Chriſtlichkeit. Seitdem mußte jeder neu in ein Amt eintretende Geiſtliche die Agende annehmen. Von vornherein hatte man die Gemeinden nicht gefragt, die Geiſtlichen ſuchte man durch den allgemeinen Gebrauch umzuſtimmen. Dieſe Agende verlangt nun, daß allſonntäglich der Geiſtliche am Altare das ſogenannte apoſtoliſche Symbol, die drei Artikel des chriſtlichen Glaubens verleſe, daß bei Taufen die Zeugen nach dieſem Bekenntniſſe gefragt werden und daß bei der Konfirmation junger Chriſten die Zuſtimmung zu dieſem Bekenntniß gegeben werde. Da nun einmal die Agende vom Kirchenregiment eingeführt und ganz feſtſtehend ſchien, ſo ſetzte ſich zugleich die Meinung feſt, die kirchliche Partei oder die Orthodoxen hatten den Sieg gewonnen; die Kirchengewalt hielt es demnach für ihre Pflicht einzuſchreiten, wenn eine Lehre angegriffen oder beſtritten werde, die in dem Symbol vorausgeſetzt wird. Das erſte Schauſpiel dieſer Art gab Magdeburg. Der Paſtor Sintenis daſelbſt hatte ſich öffentlich gegen die Anbetung Jeſu Chriſti ausgeſprochen, weil dieſer ſelber lehrte: „Du ſollſt anbeten Gott, Deinen Herrn, und ihm allein dienen!“ Die Kirchengewalt hielt ſich einzuſchreiten genöthigt. Da begann Leberecht Uhlich zuerſt mehr im Stillen, dann gleich öffentlich für die Angelegenheit zu wirken, welcher er ſeitdem all ſeine Lebenskraft zum Opfer bringt. Theils um nicht allein zu ſtehen — wie er ſelbſt ſagt — wenn ſie in ſchwierigen Lagen des Raths bedürfen, theils um ſich über die weitere Entwicklung und Geſtaltung des Chriſtenthums zu verſtändigen, forderte jetzt Uhlich einige befreundete Geiſtliche zu einer gemeinſamen Beſprechung auf. Es war am 29. Juni 1841, als ſechzehn Geiſtliche, (Uhlich nennt unter ihnen außer Sintenis, den Lehrer des Rationalismus zu Halle: Wegſcheider, ferner Niemeyer, Fiſcher, Franke, Ehricht, Erler, Kluſemann, Hempel und Andere,) in Gnadau zuſammenkamen und ſich über die Stellung der Rationaliſten bei ſo bedenklicher Sachlage verſtändigten. Damit begann der Verein der „proteſtantiſchen Freunde," und bereits bei der zweiten Verſammlung im Herbſte 1841 zu Halle reihten ſich den Geiſtlichen auch Beamte, Volksſchullehrer und achtbare Männer aus dem Bürgerſtande an, welche nachher auch mit ſteigender Theilnahme die Hauptverſammlungen in Leipzig und in Köthen, oder die nach dem Vorbild der Hauptverſammlung für kleinere Kreiſe und in kürzern Zwiſchenräumen eingerichteten Kreisverſammlungen beſuchten. Der Boden war ſeit Jahren für eine ſolche Saat gelockert. Die Geiſtlichen dortiger Gegend machten ihre theologiſchen Studien entweder in Halle, Berlin oder Jena. Die ältern Landprediger, deren Jugend in die Zeit der deutſchen Freiheitskämpfe fiel, hatten faſt nur rationaliſtiſche Lehrer gehabt und waren in dieſem Syſtem aufgewachſen. Ein anregender Verkehr unter ihnen wurde durch die kleinern Pfarreien, die gleichwohl ein gutes Auskommen geben, erleichtert. Die Eiſenbahn von Leipzig aus that das Ihrige. Bei dem Landvolk wirkten die jüngern Schullehrer mit vollem Eifer, den ſie häufig von den Seminarien mitbringen, für den Denkglauben. Der Bürgerſtand neigt ſich ohnehin in unſerer Zeit vorherrſchend zu einer freiern Auffaſſung des Chriſtenthums: — Alles Gründe genug, die Verſammlungen der proteſtantiſchen Freunde, die bald den Charakter der Volksverſammlungen gewinnen mußten, in Aufnahme zu bringen. Uhlich ſelbſt meint in einer ſeiner Schriften, ſie ſeien bis zu 2000, ja ſogar zu 5000 Köpfen erwachſen. Für Viele war auch der in Sachſen und Preußen ſich zeigende unnatürliche Druck, mit welchem man die an und für ſich freie proteſtantiſche Kirche niederzuhalten ſuchte, ein mächtiger Sporn, der neuen Richtung zu folgen. Die Kirchenzeitung des Profeſſors Hengſtenberg zu Berlin, die Alles verketzert, was nicht dem alten, vor 300 Jahren gültigen Glauben zugethan iſt, ward von oben her begünſtigt und unterſtützt; anderer ganz widerlicher Erſcheinungen nicht zu gedenken. Man kann unbefangen ſagen, daß der Verein der proteſtantiſchen Freunde einzig und allein von den Staaten ſelbſt hervorgerufen wurde! — Was lehrten nun dieſe proteſtantiſchen Freunde? Iſt wirklich durch ſie das Chriſtenthum gefährdet worden! Sehen wir zu. Uhlich ſtellt in ſeinem „Sendſchreiben an die Chriſten des deutſchen Volkes" einige Sätze auf, aus welchen ihre Anſicht vom Chriſtenthum deutlich zu erkennen iſt. Er ſagt: 1) „Die proteſtantiſchen Freunde wehren Allem, was freie Entwicklung des Chriſtenthums hemmen will. Sie wirken auch darauf hin, daß das Chriſtenthum in unſerer Zeit die rechte Faſſung erhalte. Denn viele Chriſten wiſſen wohl, was ſie von den Satzungen der Vergangenheit nicht glauben können, aber was ſie denn nun eigentlich am Chriſtenthum haben, das iſt ihnen nicht recht klar, und gewiß recht Viele begnügen ſich mit einigen religiöſen Vorſtellungen, bei denen es ihnen aber ſehr ungewiß iſt, ob ſie damit auf dem Grund und Boden des Chriſtenthums ſtehen oder nicht." Andere Sätze waren: 2) Die proteſtantiſchen Freunde wollen in der chriſtlichen Kirche Frieden ſtiften. 3) Sie bauen an einem Reiche Gottes auf Erden. — Kehren wir zu den Verſammlungen zurück. Es wurde nunmehr beſchloſſen, jedes Jahr zweimal, zu Pfingſten und im Herbſt, in Köthen eine Hauptverſammlung abzuhalten, weil dieſer Ort die leichteſte Kommunikation und zugleich ein geräumiges Lokal zur Verſammlung darbot. Der Zuſammentritt ſollte ganz frei und die Verhandlung aller Welt zugänglich, ohne alle Heimlichkeit ſein. Statuten und Verzeichniſſe der Mitglieder, ohne welche ſonſt nur ſelten die kleinſte Geſellſchaft in Deutſchland beſteht, wurden nicht gemacht; oft wußten die Redner nicht, wer all ſich in ihrer Mitte befand. Ohne beſondere Wahl blieb jedesmal die Leitung einer Verſammlung proteſtantiſcher Freunde in der Hand derer, welche ſie veranlaßten, und im Vertrauen der Geſellſchaft ebenſo, als zum Theil in ſich ſelbſt das Recht dazu fanden. Gleich Anfangs äußerte ſich dringend der Wunſch: auch Nichtgeiſtliche möchten beiwohnen, nicht aber als ſtumme Hörer allein. Den ſtreng kirchlichen Gegnern gereichte eine dieſer Verſammlungen zum größten Aergerniß, weil ſie in dem Reſtaurationsſaal am Bahnhof zu Köthen abgehalten ward, welcher mit nackten Figuren aus der Götterwelt verziert iſt. Doch ſtörte dies die Theilnehmer durchaus nicht, die von Uhlich lernten, ſich in Schranken halten. Die am meiſten beſprochene, in allen Tagesblättern angezeigte Verſammlung fand am 29. Mai 1844 zu Köthen ſtatt. Der Halliſche Profeſſor Guericke trat öffentlich als Ankläger der ſogenannten Lichtfreunde auf, derſelbe, der vor Kurzem einen Brief an Uhlich ſchrieb, worin er demſelben ſeine Achtung ausſpricht und die Kirchengewalt wegen Uhlich's Suspenſion ſcharf tadelt. Auf dem Miſſionsfeſt zu Berlin betete man gemeinſchaftlich für die Rückkehr der proteſtantiſchen Freunde auf den Weg des Heils oder in den Schoos der Kirche. Ein Vortrag des Pfarrers Wislicenus: „Ob Schrift? ob Geiſt?“ — der zu Köthen damals gehalten worden, erſchien im Druck, fand die lauteſte Aufmerkſamkeit und erregte gleichfalls eine Vernehmung von Seiten der Kirchenbehörde. Am 15. Mai 1845 war nochmals in Köthen eine Verſammlung, wo die Lichtfreunde über das Weſen der Kirche ſich verſtändigten und der inzwiſchen ſuspendirte und zur Beſprechung mit den Obern vorgeladene Paſtor Wislicenus über dieſe Beſprechung Bericht erſtattete.

Bald nachher erließen die Regierungen Verbote gegen die Verſammlungen der proteſtantiſchen Freunde. Die Gemeinde der St. Katharinenkirche zu Magdeburg, etwa

6000 Seelen ſtark, beſchloß aber im Sommer 1845, den Paſtor Uhlich in Pömmelte als zweiten Pfarrer zu berufen. Mit dieſer neuen Stellung tritt ein Wendepunkt in ſeinem Leben ein. Holen wir nun hier nach, was von dieſem wackern Mann des Volkes noch aus ſeiner frühern Zeit zu erzählen iſt.

Leberecht Uhlich iſt am 27. Februar 1799 zu Köthen geboren. Ueber den Gang ſeines Lebens berichtet er ſelbſt ſeinem langjährigen Freunde, Archidiakonus Fiſcher in Leipzig unter Anderm:

„Mein Lebensweg hat große Aehnlichkeit mit den Wegen in unſern norddeutſchen Ebenen; die Ausſicht von der einen Strecke iſt der auf der andern gleich; höchſtens, daß einmal ein Hügel einige Abwechſelung hineinbringt.

Meine Aeltern hatten beide lange Jahre einer begüterten Familie, Beſitzerin einer Gold- und Silberwaarenfabrik in Köthen, gedient und hatten nach deren Auflöſung den Auftrag bekommen, an die Fabrikarbeiter Penſionen auszuzahlen. Von der Penſion, die ihnen ſelbſt dies Geſchäft brachte, lebten ſie. Der Vater war ein durch die Schule des Lebens gebildeter, heiterer Mann, rechtſchaffen, fromm; indem ſein Glaube die Geſtalt der alten Satzungen hatte, war ſein eigenes Denken und hellere Zeitvorſtellungen nicht davon ausgeſchloſſen. Die Mutter war fromm in ähnlicher Weiſe, gutmüthig, geſchäftig. Ich war das einzige Kind. So wuchs ich in einem beſchränkten Stillleben auf, in welchem dem Kinde die Freude nicht fehlte, wiewohl der ganze Zuſchnitt ärmlich war. Helle Zeiten des erhöheten Lebensgenuſſes waren die Sommermonate in einigen Jahren, wo die Aeltern mit ihrem Kind nach dem Landgute der ehemaligen Dienſtherrſchaft, Börln bei Dahlen in Sachſen, reiſen durften. Die Freiheit, das Landleben, der Schmetterlingsfang in Wieſe und Wald, das halbe Zubehör zu den glücklichen Verhältniſſen einer begüterten Familie, gab der Seele des Knaben einen beſondern Schwung, und noch heute denke ich an Börln als an das Paradies meiner Kindheit zurück. Bald ſagten die Lehrer der Köthen'ſchen Schule den Aeltern, ihr Sohn könne wohl einmal geiſtig Etwas leiſten. Ich war allerdings etwas nachdenkender, als die meiſten Kameraden, begriff leicht und war folgſam. So ward denn der Sohn, mit ſeiner freudigen Zuſtimmung, in Hoffnung auf Stipendien, die in Köthen nicht fehlen, zum Studiren, zum Theologen beſtimmt. Die Lehrer waren und blieben mit ihm zufrieden; der 18jährige Jüngling bezog die Univerſität Halle. Fromm war er, denn er mochte nicht ohne Gott leben, er mochte nicht ohne Gebet ſein; dabei lag die freiere Auffaſſung des Chriſtenthums unentwickelt in ihm, allerdings ſchon durch den Religionsunterricht der ganzen Schulzeit genährt. Dabei war er regſamen Geiſtes, ſowohl was das Erkenntnißvermögen, als was die Thatkraft betrifft; ſchläfrig, oder nur dem ſinnlichen Genuſſe zugeneigt auf dem breitgetretenen Wege dahingehen, das mochte er nie.

Als ich im zweiten Halbjahre Wegſcheider's Glaubenslehre hörte, da ging mir ein Licht auf; ich dankte Gott, daß es mir aufgegangen ſei und ließ mir nicht einfallen, daß neben dem Rationalismus (dem Vernunftchriſtenthum) noch eine andere Richtung aufkommen könne. Die Studentenjahre vergingen mir ſehr einfach; einige Ferienreiſen, mit wenigen Mitteln ausgeführt, nach der Oberelbe, nach dem Rhein, warfen helle Strahlen hinein. Vor Beendigung des dritten Jahres ging ich nach Köthen zurück, um als Hauslehrer in das Haus eines Hofmannes einzutreten. Treu ſuchte ich an den Kindern meine Pflicht zu erfüllen. Daß ich an ihnen und an den Verhältniſſen jenes Hauſes gelernt habe, deſſen bin ich mir wohl bewußt. Ueberhaupt entwickelte ſich immer mehr in mir jener eigenthümliche Gemüthszuſtand, welcher jetzt noch waltet, nämlich daß ich mit Theilnahme, aber mit Ruhe die Umgebungen, die Vorkommniſſe und mich ſelbſt beobachtete, und mir mit ſtiller Emſigkeit Lehren daraus zog, die ich dann fleißig anzuwenden ſtrebte. Das Leben mit Willigkeit, Treue und eigenem Intereſſe, als Schule hinzunehmen und zu benutzen, das war und iſt ein Grundzug meines Weſens. Dabei war ich ſtets friedlicher Natur, und ich wüßte nicht, daß ich einen Feind gehabt hätte. Lieb gehabt haben mich ſtets nicht wenige Menſchen. Bald wurde ich neben meinem Hauslehreramt auch Lehrer an Volksſchulen (denn auch meine beiden Zöglinge beſuchten die öffentliche Schule und ließen mir dadurch Zeit,) und ich unterrichtete gern. Meine Verſuche im Predigen wurden wegen ihrer Gemeinverſtändlichkeit gelobt.

Endlich, im Jahr 1824, wurde ich Dorfpfarrer. Mein Dörfchen, Diebzig bei Aken an der Elbe, ſtimmte vortrefflich zu den kindlichen Vorſtellungen, die ich vom Landpfarrleben hatte, und die ich nach Kräften verſuchte in die Wirklichkeit überzutragen. Ich darf hierbei nicht unerwähnt laſſen, daß ich dem Rationalismus nicht mehr ſo ausſchließlich huldigte, als vor 4 Jahren. Die ſeit 1817 neubelebte Altgläubigkeit trat mir durch Buch und Leben in einzelnen Erſcheinungen entgegen, welche mir der Betrachtung durchaus würdig ſcheinen. Ich wurde dadurch in die innern Arbeiten, auch wohl Kämpfe hineingezogen, von welchen ſeitdem viele junge Theologen zu ſagen wiſſen, nur daß ſolche Kämpfe dieſe häufig bange machen und ſie vom Wege des zuverſichtlichen Vernunftgebrauches zurückſchrecken, während ich dadurch wohl milder im Urtheil, aber auch feſter in meinen bisherigen Ueberzeugungen wurde. In jener Zeit war ich auch Bräutigam geworden, ein Verhältniß, welches mir zwei Jahre lang Seligkeit und dann die bitterſten Stunden meines Lebens gab, weil die Braut mir untreu ward.

Nun ereignete ſich ein ſeltſamer Zwiſchenfall. Mein Herzog ward katholiſch, und ich hatte gerade in dem nämlichen Jahre die Lebensbeſchreibung des wackern Fürſten Wolfgang von Anhalt, Unterzeichners der Augsburgiſchen Konfeſſion, in den Landeskalender rücken laſſen. Dies Zuſammentreffen machte Aufſehen, und da ich bei

Beförderungen gefliſſentlich übergangen wurde, ſo betrachtete man mich allgemein als Märtyrer des Proteſtantismus. Freunde von Einfluß im angränzenden Preußen boten mir aus eigenem Antriebe die Hand (ich hatte eine Stelle mit ſehr geringer Einnahme), und ſo ward ich im Jahr 1827 preußiſcher Prediger in Pömmelte, und heirathete zugleich nach neu getroffener Wahl eines treuen Herzens.

Da habe ich denn 18 Jahre unter meinem Strohdache in Pömmelte gewohnt, habe meinen beiden Gemeinden (Fegeleben bei Salze war die andere) nach beſter Einſicht und Kraft das Evangelium gepredigt, habe außer der Kanzel zu wirken geſucht auf mehr als eine Weiſe, habe meine Kinder unterrichtet, habe mit Amtsbrüdern Zuſammenkünfte gehalten, bin bei ausreichender Einnahme, feſter gewordener Geſundheit, ein zufriedener, glücklicher Menſch, vielleicht einer der glücklichſten unter Vielen geweſen, und habe nie anders gedacht, als daß dieſer einfache Lebensgang ſo bleiben werde bis an das Ziel des grünen Hügels. Mitunter kam wohl der Gedanke, durch die Preſſe in größere Kreiſe hineinzuwirken, aber es wurde aus dieſem Gedanken höchſtens ein Aufſatz für eine Kirchenzeitung. Da ereignete ſich in Magdeburg der Vorfall mit Paſtor Sintenis, daß dieſer in der Zeitung gegen die Anbetung Jeſu ſprach, und daß vom Biſchof Dräſeke der Wille kund ward, ihn darum abzuſetzen. Das weckte in mir den Gedanken eines Zuſammentritts gleichgeſinnter Theologen zu Rath und That. Einige Freunde gingen darauf ein, der Anfang wurde am 29. Juni 1841 in Gnadau gemacht. Daraus ſind die Verſammlungen der proteſtantiſchen Freunde geworden. Zu meiner eigenen Verwunderung ließ man mich, als die Verſammlungen größer und immer größer wurden, fortwährend Leiter und Sprecher ſein, und ſo bin ich's denn geblieben und gern. Warum ſollte ich auch nicht? Ich ſah darin, da ich mir eines redlichen Strebens und rechtlicher Mittel bewußt war, eine Führung Gottes, und die erblicke ich auch noch dieſen Augenblick darin.

Gewalt hat jetzt dieſe Sache gehemmt; mag ſie zuſehen, wie ſie ihr Einſchreiten rechtfertigen will! Jetzt hat mich eine Gemeinde Magdeburgs zu ihrem Prediger erwählt, und ich bitte Gott, daß er mir helfe, dieſer Fülle von Liebe und Vertrauen zu entſprechen, welche mir entgegengebracht wird.“ —

Ergänzen wir dieſe Skizze durch Fiſcher's Bemerkungen über Uhlich's Leben und Weſen. „Uhlich's frommer Sinn verläßt ihn nie, alles ſein Thun iſt davon durchwebt. Wie er ſein Neues Teſtament immer in der Taſche trägt, ſo ſchwindet das Andenken an Gott und Jeſus nicht aus ſeiner Seele. Er kann fröhlich ſein, wie irgend ein Menſch, aber mitten durch den frohen Sinn blickt immer die kindlich-fromme Anhänglichkeit an den Vater, der die Freude gab. So zeigt er ſich in ſeinen Briefen, ſo war er, wo er Verſammlungen leitete, ſo iſt er in ſeinem Hauſe, wo er des Abends die Seinen um ſich ſammelt und mit ihnen ſingt und betet. Darum treibt er auch, was er einmal unternimmt, mit einer Zuverſicht, die ſich durch Nichts irren läßt. Wo er ſteht, dahin, glaubt er, habe ihn Gott geführt und da müſſe er ſtehen und für Gottes Reich wirken. Die Menſchen, mit denen er dabei zu ſchaffen hat, ſieht er an als von Gott ihm zugewieſen, und mit ihnen müſſe er auskommen, ſo, daß Gott Wohlgefallen daran habe. Die Schickſale, die ihm dabei begegnen, ſind ihm Schickungen ſeines Vaters; dankbar nimmt er das Angenehme hin, geduldig trägt er und weiſe benutzt er das Schwere. Die Zukunft ſtellt er Gott anheim; er lebt der gegenwärtigen Stunde und ſucht ſie treu auszufüllen. Er iſt zwar Menſch genug, um vor den Heimſuchungen der Bangigkeit, des Unmuthes nicht ſicher zu ſein, aber ſein Gottvertrauen überwindet bald, und ſeine meiſten Briefe aus der bewegten Zeit und bei der Gefahr, die ihm droht, ſchließen mit dem Geſtändniß: ich bin ein glücklicher Menſch!“ „Nicht einmal das Herz wird mir auf einen Augenblick eng“ — ſagt er, wenn er an das Schwert erinnert, das über ſeinem Haupte ſchwebt. „Ohne

Gottes Willen bin ich nicht bis hierher gekommen, und ohne meines Vaters Willen krümmt mir kein Menſch ein Haar" — das iſt ſein Glaube.

Uhlich zeigt dabei die hingebendſte Liebe. Er ſetzt immer voraus, daß Andere es gut meinen und daß das Schlimme nur aus Verirrung und Schwäche entſpringe. Mild in ſeinem Urtheil geht er Allen freundlich entgegen, nirgends gibt er die Hoffnung auf. „Darum nimmt er auch überall an, daß man der Wahrheit ſein Herz nicht verſchließen werde und ſchreibt und ſpricht die Wahrheit, wenn auch nicht ſcharf und ſchroff, doch unverholen und feſt. — Aber zarter kann man ſie wohl nicht ausſprechen, als er es dann thut, wenn ſie für ein Gemüth Bittres enthält und nicht leicht kommt er wieder darauf zurück; ruhig läßt er die Arznei wirken. Nur, wenn er der Heuchelei, dem Phariſäismus und Prieſtertrug gegenüberſteht, der das arme Volk um die Wahrheit betrügen möchte, nur dann kann ſeine Rede bisweilen ſchneidend werden, ſo ſcharf, daß ſie durch und durch dringt." Für das Gute war Uhlich jederzeit bis zur größten Hingebung thätig. Dies hat ſich nie ſo unwiderlegbar bewieſen als bei den Verſammlungen der proteſtantiſchen Freunde und dem, was er dafür ſelbſt unternahm.

Seine Erſcheinung als Redner wirkte überall mächtig auf die Gemüther. Wer ihn zum Erſtenmal und in einem kürzern Vortrage hört, ſollte es kaum glauben. Und doch hat er weit verbreiteten Ruf. „Seine Sprache iſt ſchlicht, mehr populär als erhaben, ſein Organ nicht metallreich, der Umfang ſeiner Stimme gering, ſeine Geſtikulation befangen. Eintönig, vor ſich niedergebeugt, faſt in ſich verſunken, fängt er meiſt ſeine Vorträge an, als ſpräche er mit ſich ſelbſt. Allmählig hebt ſich ſein Auge, ſeine Stimme, er wird warm, die Wahrheit in unverkümmerter Geſtalt tritt an der Hand der Liebe über ſeine Lippe; er trifft, weil er nur redet, was ihn bewegt, das, was in andern Seelen im Aufleben begriffen iſt, und Aller Augen hangen an ſeinem Munde. Als habe er ſich über einer Leidenſchaft überraſcht, die ihn fortreiße, hält er plötzlich wieder den Zügel ſtraff und beginnt auf's Neue den ruhigen, ſchlichten Gang. Aber ungehemmt fließt, weil er nichts zu bewahren und zu verheimlichen hat, ungehemmt fließt die Rede über ſeine Lippen, und da es ihm um die Sache, nicht um die Form zu thun iſt, ſo wählt er nicht ängſtlich einen Ausdruck und verbeſſert nicht leicht ein Wort."

So iſt der Mann, der die bedeutſame Bewegung in der proteſtantiſchen Kirche veranlaßt hat; von ſeinem Aeußern geſtehen ſelbſt ſeine Freunde — daß die Hand, die ihn gebildet, zu lange bei der Seele verweilt zu haben ſcheine, als daß ſie dann nicht hätte eilen müſſen, deren Hülle zu geſtalten.

Uhlich hatte den Ruf, als zweiter Prediger in der St. Katharinenkirche zu Magdeburg angenommen; er konnte ja nicht anders, indem das Kirchenkollegium daſelbſt die auch öffentlich ausgedrückte Ueberzeugung gewonnen hatte und ihm zu erkennen gab, daß Uhlich's Lehre und Handlungsweiſe zwar mit den Vorausſetzungen und Folgerungen eines abgeſchloſſenen altkirchlichen Syſtems allerdings nicht übereinſtimme, dagegen im Weſentlichen durchweg mit dem, was im heutigen Gemeinde-Bewußtſein und namentlich in dem ihrigen als Chriſtenthum gelte. Aber mit der Konſiſtorialverfaſſung verträgt ſich dies nicht, ſie geſtattet dem Gemeinde-Bewußtſein keine freie Aeußerung und wenn ſie denn eine Berufung des Geiſtlichen durch die Gemeinde nicht hindern kann, ſo wendet ſie alle ihre Autorität auf, der Sache einen Gang zu geben, der eben nicht wie eine freie Bewegung ausſieht, auch wenn die Zwangsjacke geſchickt verſteckt wäre. Am 1. Okt. 1845 hatte demnach das Konſiſtorium zu Magdeburg eine förmliche und feierliche Verhandlung mit dem Paſtor Leberecht Uhlich. Der Generalſuperintendent Dr. Möller ſchilderte deſſen amtlichen Lebensweg, die wichtigen Anforderungen ſeines Berufskreiſes und ließ Beſorgniſſe und Bedenken durchblicken, aus denen man erſah, wie unheimlich dem Konſiſtorium die Nähe proteſtantiſcher Freunde ſei. Mit gewohnter Offenheit erklärte Uhlich: „es ſei ſein ernſter Vorſatz bei allen Aufgaben ſeiner geiſtlichen Amtsverwaltung ſich von der gewiſſenhafteſten Prüfung leiten zu laſſen, und ſich vor jeder Regung zu bewahren, welche von dem Wege der Pflicht ihn abführen könnte." Uhlich wußte alſo hiernach ſchon, worauf er gefaßt ſein müſſe. Dies hinderte ihn aber nicht, dem neuen Amte ſich mit heiliger Liebe zu widmen. Bald ſteigerte ſich der Kirchenbeſuch in allen Ständen, ſogar die Betſtunden, die Uhlich in der Woche hielt, waren beſuchter wie die meiſten andern Kirchen der Stadt am Sonntage; die Zahl der Kommunikanten ſtieg beinahe um das Zehnfache. In allen Kreiſen der Gemeinde waltete eine aufrichtige Verehrung für ihn, der ſich auch der Geringſten und Aermſten annimmt, der den Verkommenen und geiſtig Beladenen aufzurichten und für den Weg des Heils zu gewinnen weiß. — Das Konſiſtorium fand bald Gelegenheit, zu zeigen, wie es dieſe Wirkſamkeit ſchätze. Der Präſident dieſes Kollegs Göſchel lud nach der Reformationspredigt Uhlich's dieſen zu ſich ein und verwarnte ihn vor den Folgen, wenn er ferner ſo auftreten wolle, wie er in dieſer Predigt gethan. Göſchel berief ſich insbeſondere auf die Kirche, gegen welche Uhlich mit ſeinen Anſichten ſtreite. Dieſer aber verwahrte ſich nachdrücklichſt gegen den Begriff der Kirche, nach welchem dieſe eine fertige Anſtalt mit fertigen Statuten ſei, mithin die ganze neuere Entwicklung des Proteſtantismus als unberechtigt betrachtet werde. Der Präſident hatte wohl nie eine ähnliche Verwahrung von Seiten eines einzelnen Geiſtlichen gehört; er mußte ſeine Maßregeln danach treffen. Schon in der letzten Zeit zu Pömmelte war Uhlich's Reiſefreiheit ausnahmsweiſe beſchränkt worden, nur die Regierung ſelbſt durfte ihm Urlaub ertheilen, während dies ſonſt von den Superintendenten abhängt. Im Laufe des Jahres 1846 trat eine neue Beſchränkung ein, amtlicher Angriff aber erſt 1847. Dazu gaben die zahlreich beſuchten Abendverſammlungen Anlaß, die er ſeit Herbſt 1846 mit Männern aus ſeiner Gemeinde hielt, um die Lebensgeſchichte Jeſu ihnen nach dem Evangelium des Matthäus darzuſtellen. Die Polizei erklärte dieſe Zuſammenkünfte für — Volksverſammlungen und verbot ſie, die Regierung beſtätigte das Verbot. Das Konſiſtorium ſchauderte bei dem Gedanken, daß nun proteſtantiſche Freunde in ſeiner hochwürdigen Nähe ihr Weſen treiben konnten und forderte, daß Uhlich's Abendvorträge, die er frei gehalten hatte, ſchriftlich eingereicht würden. Zugleich — und hier ſprang das Kirchenregiment mit einem Satz auf ein Feld, wo es dem Verklagten ſicher zu Leibe rücken konnte! — zugleich ſollte er über ſein liturgiſches Verfahren des Sonntags, bei Taufe, Konfirmation und Begräbniß Auskunft geben. Nun war man glücklich bei der Agende und dem Symbol angekommen: daran haftet der Streit noch immer. Uhlich berief ſich auf die freiere Praxis, die ſich vom Anfang an bei dem Gebrauch der Agende geltend gemacht: er hatte die Taufe nicht auf das Symbol, wohl aber auf Jeſu Einſetzungsworte verrichtet: er hatte bei Konfirmationen das Symbol den Kindern nicht als das Bekenntniß ihres Glaubens abgefragt, wohl aber als hiſtoriſches, von der geſammten Chriſtenheit geehrtes Denkmal gelten laſſen. Er erinnerte daran, wie wenig Werth Jeſus ſelbſt auf die Form gelegt: er fragte, was denn nun gegen ihn ſpreche, und vertheidigte ſich in der Stelle, die dieſem Lebensbild als Motto vorgeſetzt iſt, ſcharf und männlich. — Nachdem er ſeine Oſterpredigt gehalten und darin, wie ſo viele Rationaliſten, den Scheintod Jeſu angenommen hatte, zog ihn das Konſiſtorium abermals zur Verantwortung. All den Plackereien zu entgehen, wendete er ſich am 16. April unmittelbar an den König. Dieſer antwortete ihm ſelbſt gar nichts: ſeinem Miniſter erklärte er in einer beſondern Kabinetsordre, Uhlich ſtehe ſeit lange in den vorderſten Reihen der Agitatoren, das Kirchenregiment habe das Amt, gegen ſolche Lehrer der Kirche einzuſchreiten, welche wider das Bekenntniß derſelben kämpfend auftreten: er ſtelle dem Uhlich frei, ein Diener ſeiner Lehre zu bleiben, wenn er ſich mit der evangeliſchen Kirche nicht zu vertragen vermöge: er ſolle ſich dann unter das Patent vom 30. März ſtellen, oder — ſich friedſam und ohne agitatoriſches Streben den Ordnungen der Kirche und den Forderungen ſeines Amtes fügen, in beiden Fällen werde er vor jeder Anfechtung vollkommen ſicher ſein.

Am 27. Mai legte das Konſiſtorium in einer harten Zuſchrift ihm die Frage vor: Ob er das Amt der Kirche in Zukunft ſeiner Pflicht gemäß verwalten wolle? Darauf folgte Uhlich's ausführliche Vertheidigung, die Schritt vor Schritt nachweiſt, daß er dies als evangeliſcher Geiſtlicher mit beſtem Wiſſen gethan, und die mit der herzlichen Bitte an das Konſiſtorium ſchloß: „den Gährungsprozeß der Kirche in dieſer Zeit ſich aus ſich ſelbſt weiter entwickeln zu laſſen und nicht mit eigenmächtiger Hand hineinzugreifen." Hierauf richtete das Konſiſtorium im Juli drei Fragen an ihn: 1) ob er die Vorſchriften der Agende von nun an bei allen Amtshandlungen treu und pünktlich befolgen wolle; 2) ob er gegen das Bekenntniß der evangeliſchen Kirche, wie es der lutheriſchen und reformirten gemeinſam iſt, namentlich auch gegen das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß niemals und in keiner Weiſe künftighin verfahren wolle; 3) ob er das Lehramt in der evangeliſchen Kirche freiwillig niederlegen und unter den Schutz des Patents vom 30. März ſich ſtellen wolle. Mit dieſem Erlaß ſchrieb der Generalſuperintendent nochmals ausführlich an Uhlich, die Schritte der Behörde zu rechtfertigen und Uhlich's Verfahren zu widerlegen. In dieſem Brief iſt Scharfſinn und eine gewiſſe Wärme nicht verkennbar, jedoch wahrhaft zu überzeugen vermag er nimmer. Wie anders faßt uns die Widerlegung dieſes Schreibens durch Uhlich in den „weitern Mittheilungen"! Und wodurch anders? Es iſt die Macht der Wahrheit, die triumphirend ihr Banner ſchwingt. Hören wir nur Eine Stelle dieſer Widerlegung. Uhlich hatte geſagt:

Wenn wir irren, ſo thun wir es auf eigene Gefahr. Daraus nimmt der Superintendent Anlaß, zum Abſchied („als ſtänden wir vor Gott“) ihm zu ſagen, daß er, wenn er irre, zugleich auf die Gefahr von Tauſenden irre. Und wie meiſterhaft richtet Uhlich dieſe Spitze gegen den Vorgeſetzten ſelbſt: „Irre ich, ſo ſind es meine Worte, meine Gedanken, geiſtige Kräfte, welche die, ſo mein Wort hören, in Gefahr bringen, und Worte, geiſtige Kräfte von entgegengeſetzter Seite ſind genug vorhanden, um ſie eines Andern zu belehren; um ſo eher, da ich nie ausſchließend ſpreche, da ich ermahne: Prüfet Alles, das Gute behaltet! Hinter meinen Worten ſteht keine weitere Kraft, um auf die Gemüther zu wirken; ich kann nicht Fürſprache, Ehre, Amt, Einnahme in Ausſicht ſtellen. Wie ganz anders iſt es bei Ihnen! Wenn Sie Erlaſſe unterzeichnen, welche die Geiſtlichen einer ganzen Provinz vor einer Glaubensrichtung warnen, zu einer andern ermahnen; wenn Sie als Kirchenviſitator im Lande umherreiſen und die Geiſtlichen zum Feſthalten am Bekenntniß ermahnen, mit Empfehlung alter Lieder, altgläubiger Katechismen, der Kernſprüche alten Glaubens in die Schullehrer dringen, wenn Sie als Examinator die Kandidaten empfinden laſſen, daß Sie die Orthodoxie bei ihnen erwarten; dann ſteht hinter Ihrem Worte Ihre Macht des erſten Geiſtlichen der Provinz, der da Wahlfähigkeitszeugniſſe ausſtellt und Aemter verleiht, der den Harrenden ſchnell befördern, oder ihn warten laſſen kann lange Zeit, der den jungen Mann auf dem erſten Schritte ſeiner Lebensbahn hemmen, den ſchmachtenden Familienvater noch ferner ſchmachten laſſen kann; und wie ſehr iſt das menſchliche Herz mit ſeiner Selbſtſucht, ſeiner Bequemlichkeit, ſeinem Gelddurſt und ſeinem Ehrgeiz, ſeiner Furcht und Angſt bereit, ſich durch ſolche Dinge beſtimmen zu laſſen, ſich beſtimmen zu laſſen auch zum Schmählichſten, was es laut Jeſu Zeugniß geben kann: zur Verſtellung, zur Heuchelei! — Wenn Sie irren — welche Gefahr und welche Verantwortung!“

Höre ihn, evangeliſches Deutſchland! Noch nie iſt der Jammer einer Konſiſtorialkirche ſo ſchlicht und doch ſo wahr ausgeſprochen worden, wie in dieſem Zuruf.

Für die ſechſte Hauptverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins, die am 21. September 1847 in Darmſtadt ihren Anfang nahm, zum Deputirten gewählt, erhielt Uhlich Urlaub und reiſte zu dieſem Zweck ab. An den Verhandlungen dieſer Verſammlung nahm er lebhaften, aber ſtillen Antheil, er ſprach nur ſein unbedingtes: Nein! womit er ſich gegen den bekannten Friedensvorſchlag, die neue Konkordienformel, erklärte. Bei der Feſttafel brachte er dem Verein einen Trinkſpruch, der beſſern und regern Zukunft entgegen blickend. Wohl ahnte er, was bevorſtehe, bezeichnete aber noch immer als Zeitungsgerücht, was ihm wie ein helliſcher und dämoniſcher Schatten nachgerückt war: die Kunde von ſeiner — Suspenſion. So feige und rückſichtslos verfuhr man, daß man in Uhlich's Abweſenheit die Ankündigung dieſes Gewaltſchrittes ihm in das Haus ſandte! — Die öffentlichen Blätter ſchilderten ſeinen Empfang in der Heimath, der eher einem Triumphzuge glich; tragbare Ehrenpforten, feſtlich geſchmückte Jungfrauen, der begeiſterte Zuruf von etwa 20,000 Menſchen, die den verehrten Lehrer bewegt in ſeine Wohnung geleiteten — das Alles zeigte, daß die Konſiſtorialkirche im Herzen des Volkes keine Anhänger mehr hat. Zum Beginnen einer Disciplinaruntersuchung vorgeladen, legte Uhlich ſeine

Berufung auf die evangeliſche Kirche in
Deutſchland

ein, die in vielen Zeitſchriften zur öffentlichen Kunde kam. Das Konſiſtorium will Partei, Ankläger, Richter in Einer Perſon ſein; ſo bleibt dem verfolgten Mann des Volkes nur dieſer Proteſt:

„Ich proteſtire gegen die Macht, welche mich durch verhängte Amtsenthebung aus meiner Kirche entfernt und von meiner Gemeinde reißt. Ich habe ſolcher Gewalt keine Gewalt entgegenzuſetzen, und wenn ich ſie hätte, ſo möchte ich ſie nicht anwenden. Aber meinem guten evangeliſchen Rechte nach bin ich mir bewußt, nach wie vor Prediger der Katharinen Gemeinde in Magdeburg zu ſein. Ich berufe mich auf dieſe meine Gemeinde, ich berufe mich auf die evangeliſche Kirche im Lande; ich berufe mich auf die evangeliſche Kirche in Deutſchland.“

„Was die angeordnete Disciplinarunterſuchung betrifft, ſo wird mir von rechtskundiger Seite geſagt, daß die kirchliche Behörde nach den Landesgeſetzen kein Recht zu dieſem Verfahren habe. Siehe §. 9 des Geſetzes vom 29 März 1844, vergl. mit Allg. Land R. 2. 11. 103. Demgemäß bedrohe das bürgerliche Geſetz das mir Schuld gegebene Dienſtvergehen mit der Strafe der Amtsentſetzung, und in dieſem Falle ſtehe nur dem Gerichte die Unterſuchung zu. Aber ich verzichte darauf, dieß als Rechtseinwand zu gebrauchen, in dem Bewußtſein, daß die Kraft des Rechtes eines evangeliſchen Geiſtlichen auf einem älteren und höheren Geſetz ruht, auf dem Evangelium. Durch dieſes iſt mir die einzige Antwort vorgeſchrieben, welche ich dem angeordneten Verfahren gegenüber zu geben habe: ſie ſteht Evang. Joh. 18, 20. 21.“ *)

„Das Konſiſtorium ſagt in ſeinem Dekret: „Wir müſſen im Wege der Disciplinarunterſuchung ordnungsmäßig feſtſtellen, ob Sie ſich ſolcher Verletzungen der für Lehre und Liturgie beſtehenden kirchlichen Ordnung ſchuldig gemacht haben, welche die Entfernung aus dem geiſtlichen Amt zur Folge haben müſſen.“ Indem es dies ſagt, iſt mein Urtheil von dieſer Seite ſchon geſprochen, denn was mir als Vergehen angerechnet wird, iſt ja dasjenige, was ich eben als evangeliſcher Geiſt-

---

*) „Jeſus antwortete ihm: Ich habe frei öffentlich geredet vor der Welt. Ich habe allezeit gelehret in der Schule und in dem Tempel, da alle Juden zuſammen kommen, und habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragſt du mich darum? Frage die darum, die gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe. Siehe, dieſelbigen wiſſen, was ich geſagt habe.“

licher für eine Pflicht erachte und deſſen ich niemals Hehl gehabt habe, was alſo nicht erſt durch eine Unterſuchung an den Tag gebracht zu werden braucht. Was iſt's nun, was ich gethan habe?"

„Bei der Taufe habe ich das Ja der Zeugen nicht für das ſogenannte apoſtoliſche Glaubensbekenntniß gefordert, ſondern für die Worte Jeſu: „Taufet im Namen des Vaters, des Sohnes, des heil. Geiſtes." Bei der Einſegnung der Jugend habe ich deren Ja ebenfalls nicht für jenes Bekenntniß gefordert, ſondern für den Glauben an den Vater, den Sohn, den heil. Geiſt. Das ſind meine Verletzungen der Ordnung hinſichtlich der Liturgie." *)

„Ich lehre und predige, daß wir an Gott unſern Vater haben, daß die Welt ſein Haus iſt, worin er uns zur Vollkommenheit erzieht, daß die Liebe die Erfüllung ſeiner Gebote iſt, daß dadurch die Welt zum Himmelreich wird, welches auf Erden anfängt und ewig dauert, und daß Jeſus der Zeuge, Mittler, Vollender des Himmelreiches iſt. Mein Bekenntniß iſt das urchriſtliche: Ich glaube an Jeſus Chriſtus. Aber ich lehre nicht die Dreieinigkeit, nicht die Rechtfertigung, ich lege kein Gewicht auf die Wunder; ich laſſe ſolche ältere chriſtliche Vorſtellungen unangegriffen auf ſich beruhen. Das ſind meine Verletzungen der Ordnung hinſichtlich der Lehre."

„In meiner Weiſe habe ich 22 Jahre in drei chriſtlichen Gemeinden gewirkt, und habe mich bis heute der ungetheilten Liebe derſelben zu erfreuen. Nie iſt aus Einer derſelben Beſchwerde über mich geführt worden. Mit gutem Gewiſſen darf ich ſagen: ich habe mich redlich und nicht ohne Erfolg bemüht, Seelen Jeſu zuzuführen. Ich berufe mich auf die von mir nie erbetenen Zeugniſſe des Kirchenvorſtandes und des Magiſtrates in den „weitern Mittheilungen."

„So ſtehe ich da: wie ſteht das Konſiſtorium da?"

„Es vernichtet thatſächlich die freie Bibelforſchung der Proteſtanten. Es vernichtet die Freiheit der Gemeinden, indem es geradezu erklärt, es wolle auf ihre

Stimme keine Rückſicht nehmen. Es übt eine Herrſchaft aus, zu welcher das Evangelium das Recht abſpricht. Es führt todte Werke in die Kirche ein, indem es Formen erzwingt, für welche kein Glaube in den Herzen der Gemeinde iſt. Es verführt durch ſeine Maßregeln die Geiſtlichen zu der ſchwerſten aller Sünden: der Heuchelei; der Heuchler kann ſich unter dieſer Behörde halten, der redliche Mann, der nicht gerade ihren Glauben theilt, nicht. Es zwingt dem ausdrücklichen Willen Jeſu zuwider die evangeliſche Gemeinſchaft, in Sekten zu zerfallen."

„Dieſem Konſiſtorium gegenüber berufe ich mich auf die evangeliſche Kirche in Deutſchland: ich frage dieſelbe: kann ich nach evangeliſch-proteſtantiſchen Grundſätzen wirklich nicht ihr Geiſtlicher bleiben?"

„Uhlich in Magdeburg,
1. Oktober 1847."

Von welcher Seite wir nun die Stellung Uhlich's, dem Kirchenregimente gegenüber, beleuchten mögen, ſo iſt das Konſiſtorium im offenbarſten Unrecht; es ſündigt an der evangeliſchen Freiheit des Einzelnen, an der Freiheit der Gemeinde, endlich an der ganzen evangeliſchen Kirche. Und was hat es für ſich? Das Recht, ſagt man. Allein worauf beruht dies Recht und von wem iſt es übertragen? Das Konſiſtorium zu Magdeburg weiß wohl, daß Chriſtus keine Kirche in dem Sinn und mit der Verfaſſung gründen wollte, wie jetzt die Kirchen ſind, voraus wie die preußiſche Staatskirche ſich in der letzten Zeit geſtaltet hat; es weiß wohl, daß die urchriſtliche Kirche, wie ſie geſchichtlich ſich zu entwickeln anfing, eine andere war; daß das Symbol derſelben nichts weiter war, als das von Uhlich wieder aufgenommene: Ich glaube an Jeſus Chriſtus. Das Konſiſtorium weiß wohl, daß nach den Ideen des wahren Chriſtenthums der Staat die Kirche weder zu überwachen, noch in die religiöſen Angelegenheiten der Menſchen einzumiſchen, am wenigſten aber ein Glaubensbekenntniß aufzudrängen hat, welches als todt erſcheint, weil es nicht mehr geglaubt wird. Das Konſiſtorium weiß es wohl — und muß es wiſſen, daß die Reformation urſprünglich von dem Volke ausging und die Fürſten in Deutſchland ſich zunächſt aus irdiſchen Gründen der neuen Bewegung bemächtigten, ſei es des Kaiſers oder der Kirchengüter wegen. Das Konſiſtorium muß endlich wiſſen, daß Liturgie und Agende, wenn eine ſolche nach evangeliſchem Sinne überhaupt erforderlich iſt, nur von der Kirche oder ihren gewählten Vertretern zu entwerfen und mit ausdrücklicher, voller Genehmigung der Gemeinden einzuführen iſt. Die Kirche iſt ja keine Polizeianſtalt: man kann und darf uns nicht gebieten, Gott zu verehren nach Einer Form, die noch dazu von der Willkür eines Fürſten oder Königs allein ausgeht — mag es dieſer auch noch ſo gut gemeint haben: in der Kirche iſt er Einer, ein Mitglied, ein Knecht Gottes gleich allen Andern, in der Kirche erkennt ſich der Fürſt als von Gottes Gnaden eingeſetzt. War alſo das Recht verkehrt und dadurch die Kirchengewalt in eine ſchiefe Stellung gekommen, ſo mußte das Konſiſtorium in den Angelegenheiten Uhlich's den guten Anlaß benutzen, ſoviel an ihm lag, den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Was hat es aber dafür gethan? Wir wollen, im Geiſte Uhlich's des milden und verſöhnlichen Mannes, nicht das harte Wort ausſprechen: Euch hat Menſchenfurcht getrieben, ihr habt nur nach dem Winde entſchieden, der von Berlin her weht.

Der Rationalismus iſt in Preußen, wie in ganz Deutſchland, zu Hauſe: Preußen ließ ihn auf Kathedern lehren, es zierte die Profeſſoren und Andere die ihm zugethan ſind, mit Orden und Ehrenzeichen. Nun greift es aus der Menge den Einzelnen, den Mann des Volkes, heraus, ihm will es ſeine Ueberzeugung verkümmern, er ſoll ſie wie einen Rock ausziehen und eine andere anlegen, weil dieſe jetzt Mode iſt, jene aus der Mode kam. Uhlich iſt ein Mann mit weißem Haar, der Rationalismus allein gibt ihm Seelenfrieden, gibt ein volles Maß von Segen in ſeiner Gemeinde. Und das ſoll aufhören? Rührt es Euch nicht, die ihr ſeine Ankläger und Richter ſeid, wenn er ſchreibt: „Wie gern bleibe ich in meinem Amte! Ich bin ja ein glücklicher, ein ſehr glücklicher Geiſtlicher, ich bin von Anfang an Pfarrer mit Leib und Seele geweſen. Wie gern bleibe ich auch als Familienvater in meiner einträglichen Stelle! Ich habe ja ſieben unverſorgte Kinder!" Wolltet ihr den Fall wünſchen, daß er ſich ſeinem Könige zu Liebe, mit blutendem Herzen, mit einem Seufzerblick auf die Thränen ſeines Weibes, mit einem Schmerzgedanken an die Zukunft ſieben unverſorgter Kinder umwende, und würde nun ein Heuchler und müſſe auf ſeine alten Tage ſein Amt nicht wie ſeit 23 Jahren mit Freuden, ſondern mit Seufzen, mit Verachtung gegen ſich ſelbſt thun? Wollt ihr es auf's Gewiſſen nehmen, wenn er ſeines Amtes entſetzt wird und es alſo zum Letzten kommt, wenn Tauſende von Proteſtanten mit ihm aus eurer Staatskirche ausſcheiden und gleichwohl in der evangeliſchen Kirche bleiben und von der Geſammtkirche des evangeliſchen Volks in Deutſchland nicht zurückgewieſen, ſondern als evangeliſche Brüder nach wie vor betrachtet werden? Und das wird nicht fehlen! Und der Jubel Roms und aller zahlloſen Feinde der evangeliſchen Kirche, wenn ſie ſchreien: Seht! wo iſt nun die evangeliſche Kirche? Steht ſie am Thron des Königs, ſitzt ſie im Konſiſtorium zu Magdeburg oder weilt ſie bei denen, die man hinaustrieb und gewaltſam zur Sektenbildung trieb?? —

Gleichfalls wird von der Kirchengewalt, wenn ſie ſolche Schritte thut, gegen die Freiheit der Gemeinden ſchwer geſündigt. Das ſprachen am 9. Juli 1847. 800 der ehrenwertheſten und angeſehenſten Bürger Magdeburgs in einer dem königl. Konſiſtorium der Provinz Sachſen übergebenen Proteſterklärung aus, worin es heißt: „Wir erkennen ein zu Recht beſtehendes Kirchenregiment, in deſſen Namen das Konſiſtorium handelt, nicht an: ein ſolches können wir uns nur denken, wenn es durch eine wahre Repräſentation der Gemeinden, in denen der chriſtliche Geiſt von Anbeginn gelebt und ſich entwickelt hat, verfaſſungsmäßig zu Stande gekommen wäre; mit Entrüſtung aber ſehen wir, wie die Partei, die jenes handhabt, ſich ausſchließlich als die Kirche — uns als unſelbſtſtändige Maſſen, als Unmündige in Sachen des Glaubens bezeichnet, und unter dem Vorwande, die Rechte der Kirche zu wahren, unſere heiligſten Rechte angreift."

Faſt mit gleicher Kraft und Entſchiedenheit ſprachen ſich andere Erklärungen, die aus der Gemeinde Uhlich's hervorgingen, gegen das Konſiſtorium aus. Wir müſſen ihnen beitreten, und auch dies als Sünde gegen die Gemeinde bezeichnen, daß dieſe nun in ihrem kirchlichen Leben geſtört und gehemmt wird.

Ihr Verfahren iſt zuletzt auch eine Sünde an der ganzen evangeliſchen Kirche. Denn dieſe beruht nur auf dem Grund des göttlichen Wortes. Uhlich beruft ſich auf Chriſti Worte und Einſetzung, die er in heiliger Bedeutung bei Lehre und Liturgie ſtehen läßt; das Konſiſtorium ſetzt ihn ab, weil Chriſti Worte nicht die eines, noch dazu vielfach ſeiner Aechtheit nach beſtrittenen Symbols der ſpäteren Jahrhunderte ſind, das in faſt allen evangeliſchen Gemeinden blos noch als hiſtoriſches Zeugniß galt, bis es die preußiſche Agende denſelben wieder aufnöthigte, als ſei es Ausdruck ihres Glaubens. Mit der heiligen Schrift tritt alſo das Konſiſtorium zu Magdeburg in Widerſpruch, es ſtreitet aber zugleich gegen die ſymboliſche Schrift, die denn doch ihrem Anſehen, ihren Verfaſſern, ihrem Zweck nach als das gültigſte Zeugniß einer evangeliſchen Kirche genommen werden muß: — die Augsburgiſche Konfeſſion! Denn dieſe beſagt in Artikel 7: von der Kirche. „Dieſes iſt genug zu wahrer Einigkeit der chriſtlichen Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verſtand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und iſt nicht Noth zur wahren Einigkeit der chriſtlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien von den Menſchen eingeſetzt, gehalten werden.“ So die Augsburgiſche Konfeſſion. Nun fragen wir aber, was ſind denn Liturgie, Agende, Symbol mehr und anders, als Ceremonien, die von Menſchen eingeſetzt wurden? Wollt ihr die preußiſche Agende für mehr als Menſchenwerk ausgeben?! — Nicht genug mit dieſen zwei Punkten. Das preußiſche Kirchenregiment, wie es zu Magdeburg verfährt, will auch wieder, dem Leben der evangeliſchen Kirche zu unverbeſſerlichem Schaden den Buchſtaben herrſchen laſſen und den Geiſt knechten. Was anders iſt in dem ganzen Benehmen gegen Uhlich ſichtbar? Man will den Fortſchritt in der proteſtantiſchen Kirche um jeden Preis und mit jedem zu Gebot ſtehenden Mittel hemmen; die Zurückberufung der altkirchlichen Symbole iſt ein Vorſpiel von der Autoritätserklärung der Tradition, und dann fahre wohl, Proteſtantismus und geiſtiger Fortſchritt, für welchen unſere Väter gekämpft und geblutet, dann gibt es einen proteſtantiſchen Ultramontanismus, einen Baſtard, weit ſchlimmer und gefährlicher, als der Sohn der Babylonierin, weil er geiſtige Freiheit an der Stirn und zur Schau trägt, im Herzen aber die feilſte und kläglichſte Sklaverei: die der freigeborenen Kirche unter einen an allen Uebeln erkrankten Staat.

Herrlich hat der verfolgte Prediger Uhlich ſeine „weiteren Mittheilungen“ geſchloſſen: „Vielleicht wird gerade in der Stunde, wo ich dieſe Seiten ſchließe, über mich Beſchluß gefaßt. Wie er auch ausfalle, dem Reiche Gottes muß er dienen.“ Ja, dieſem Gottesreich dienen alle Kämpfe dieſer Art, mögen die Streiter wollen oder nicht.

Wir ſtehen an einem geſchichtlichen Wendepunkte. Ahnungsvoll zittert jede Bruſt von den Schwingungen eines großen Ereigniſſes, welches, zur Stunde noch unſichtbar, ſo feſt, ſo unaufhaltſam einherſchreitet, daß der Boden unter ſeinen gewaltigen Tritten bebt und dröhnt. Ringsumher aus allen Tiefen dringen und ſteigen die

Stimmen empor, Stimmen der Sehnſucht, Stimmen der Forderung. Es ruft lauter und lauter aus dem Herzen der Nation nach Verſöhnung des Zwieſpalts, nach Befreiung der Wahrheit, nach der Nothwendigkeit, die Freiheit endlich zur Wahrheit zu machen. Wie ringsumher ſich katholiſche Gemeinden losriſſen von dem eiſernen Joche des Papſtthums und der Hierarchie, und ein friſches Leben aufblühte aus dem uralten Kerne des Chriſtenthums und die Befreiung von der Herrſchaft des Buchſtabenglaubens auch eine freie Gemeindeverfaſſung zur nothwendigen Folge hatte, und mit der Löſung des Zauberkreiſes einer ausſchließenden Rechtgläubigkeit nun auch das Ziel einer Einheit der Kirche klar geworden iſt, einer Einheit durch Wahrheit und Freiheit, — ſo iſt nun auch in der proteſtantiſchen Kirche der Anfang eines gleichen Strebens gemacht. Schon hat **Magdeburg** begonnen und wo noch ein Funke in deutſchen Herzen glüht, da wird er zur heiligen Opferflamme emporlohen. Wo nur die Wahl noch blieb zwiſchen Heuchelei und Freiheit, da griff man zur Freiheit; aus der Staatskirche gewaltſam herausgetrieben, entfalten ſich die evangeliſchen Gemeinden zur vollen Bethätigung ihres Rechts, in ganzer Selbſtſtändigkeit; und nicht ein Parteiname, nein — bedeutungsvoll für die Zukunft! — ſteht der einfache, die urſprüngliche allumfaſſende Einheit bezeichnende Name: „**chriſtliche** Gemeinde" auf ihrer Fahne, um welche ſich die edelſten Söhne des Vaterlands ſchaaren werden, welche durch die Grundgedanken des Chriſtenthums im Geiſte verbunden ſind. Mögen die ausgelebten Formen der Satzungs- und Autoritätskirchen ſich immerhin zerbröckeln und zerfallen, — die eine Chriſtuskirche wird ſich in ewiger Jugendfülle und Schönheit erheben. Möge das geiſtliche oder weltliche Kirchenregiment das offene Bekenntniß des geläuterten, mit der Vernunft nicht ſtreitenden, ſondern harmoniſch verbundenen Chriſtenthums ächten, — das kann es nicht wagen, den muthigen Bekennern deſſelben den Namen zu rauben, durch welchen ſie ſelbſt ihren freiwilligen Zuſammenhang mit dem ewigen Geiſte Chriſti und ihren Glauben an ſein Reich, ihr Bürgerrecht darin erklären, — den Namen Chriſten. Dieſer einfache Name, jetzt das letzte und einzige Kleinod, der letzte Schild der um der Wahrheit willen Bedrängten, wird einſt der erſte Siegesruf der Verſöhnung nach allen Kämpfen ſein, die noch durchzufechten ſind.

Arnold von Brescia.

Von

Eduard Duller.

„Jede herrliche, wie jede ſchreckliche Erſcheinung hat in der Geſchichte erinnernde Nachbilder, weiſſagende Vorbilder; wir ſehen die Vergangenheit, welche ſich nach ihrer Zeit wiedergebären, die Zukunft, welche ſich vor ihrer Zeit in die Welt hineindrängen will. So griff **Arnold von Brescia** von dem Punkte ſeines Daſeins aus weit zurück in die Vergangenheit, weit voraus in die Zukunft. Ihm trat jene mit der vollen Kraft der Gegenwart vor die Augen; und wiederum leuchteten ihm, durch das mangelhafte Licht ſeiner Tage hindurch, andere Sterne ſpäterer Jahrhunderte.“

Fr. v. Raumer.

(Geſchichte der Hohenſtaufen. 4. Buch. 1. Hauptſtück.)

Arnold von Brescia.

(Geboren zu Anfang des 12. Jahrhunderts zu Brescia, hingerichtet zu Rom im Jahre 1155.)

In welchem deutſchen Herzen leuchten nicht wie Sterne des Himmels die Namen der Helden, welche des deutſchen Volkes heiligen Kampf gegen die Weltherrſchaft der römiſchen Kirche gekämpft, die Namen Luther's, Zwingli's und der Helfer am großen Werke der Reformation! Und wem wären nicht die Namen der Vorläufer derſelben, der Vorkämpfer bekannt, welche als Märtyrer der Wahrheit in Flammen ſterben mußten, auf daß das Auge der Menſchheit, Jahrhunderte lang nur an Dunkel gewöhnt, durch den Anblick dieſer Flammen an das Gotteslicht wieder erinnert werde, welches von dem Hauch der herrſchenden Gewalt erlöſchen ſchien; wer wüßte nichts von jenem Johann Huß, der im Jahre 1415 zu Konſtanz, von jenem Hieronymus Savonarola, der fünfzehn Jahre vor unſers deutſchen Luther's Geburt in Florenz den Scheiterhaufen beſtieg? Aber noch kennt unſer Volk den Mann nicht, welcher der eigentliche Ahnherr der Reformation genannt zu werden verdient, welcher etwa vierthalb Jahrhunderte vorher, als Luther ſeine weltgeſchichtlich gewordenen 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg ſchlug, in Italien, in Frankreich, in der Schweiz das Saatkorn der Freiheit ausſtreute und die Grundfeſten des Papſtthums in der Stadt ſelbſt, wo der ſogenannte Stuhl des Apoſtelfürſten ſteht, ſo gewaltig erſchütterte, daß der dreifach gekrönte König der Könige, welcher ſich den Knecht der Knechte nannte, ſchon nahe daran war, wieder zum einfachen Biſchof von Rom zu werden. Dieſer Mann, dieſer eigentliche „Ahnherr der Reformation", einer der größten Geiſter, einer der erhabenſten Charaktere, welche je durch die Weltgeſchichte geſchritten ſind, heißt Arnold von Brescia.

Um die ganze Bedeutung dieſes Mannes würdigen zu können, müſſen wir uns in die Zeit zurückverſetzen, in welcher er auftrat und wirkte!

Es war die erſte Hälfte des zwölften Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung. Die ganze Entwickelung der europäiſchen Menſchheit bewegte ſich damals vorzugsweiſe in zwei Nationalitäten, in der deutſchen und der italiäniſchen, und um zwei großartige Gewalten, um das römiſch-deutſche Kaiſerthum und um das Papſtthum. Der Kern des Kaiſerthums war das deutſche Reich, deſſen frei erwähltes Oberhaupt, der König, ſich ſeit dem Anfang des 9. Jahrhunderts, ſeit den Tagen Karl's des Großen, als den Nachfolger jener alten römiſchen Kaiſer betrachtete, welche alle höchſte weltliche Gewalt in ſich vereinigt und das Recht auf die Weltherrſchaft als ein ausſchließlich ihnen zuſtehendes in Anſpruch genommen hatten. Das Papſtthum war bekanntlich aus den Anſprüchen des Biſchofs von Rom auf den Vorrang vor allen übrigen Biſchöfen der chriſtlichen Kirche erwachſen, — er gründete dieſe Anſprüche auf die theils mißverſtandenen, theils gefliſſentlich mißdeuteten Anreden Jeſu an Petrus, welche in der heiligen Schrift enthalten ſind. Die weltliche Herrſchaft über Land und Leute aber ſollte einem Papſt angeblich durch Kaiſer Konſtantin den Großen geſchenkt worden ſein; doch das iſt eine Behauptung, deren Unhaltbarkeit und Unwahrheit längſt nachgewieſen worden iſt. — Im Laufe der Zeiten hatte ſich nun folgendes Verhältniß zwiſchen dem Kaiſerthum und dem Papſtthum ausgebildet: der Kaiſer, der Beſitzer der höchſten weltlichen Macht, war der Schutzherr der Kirche; er hatte das Recht den Papſt zu erwählen: dagegen hatte der Papſt das Recht und die Pflicht, den Kaiſer zu krönen und zu ſalben, und der Kaiſer erkannte hinwieder den Biſchof von Rom als Nachfolger des Apoſtels Petrus und als Oberhaupt der Kirche, mithin als den höchſten Vertreter der geiſtlichen Macht in der Chriſtenheit an. Papſt Gregor VII. (welcher in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts lebte) ſtellte nun folgende Grundſätze auf: „Wie nichts Geiſtiges ſichtbar und erſcheinlich iſt ohne das Irdiſche, wie die Seele nicht wirkſam iſt ohne den Körper, ſo iſt die Religion nicht ohne die Kirche, dieſe nicht ohne Beſitz eines ſie ſichernden Vermögens; der Geiſt nährt ſich durch's Irdiſche im Körper: die Kirche alſo auch nur durch Land und Gut. Daß ſie ſolches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, iſt die Obliegenheit deſſen, der das oberſte Schwert führt, des *Kaiſers*. *Darum* ſind der Kaiſer und die weltlichen Großen *nothwendig* für die Kirche, die *nur* iſt durch den Papſt, wie dieſer durch Gott.“ Das war der eine Grundſatz des Papſtthums: der andere lautete alſo: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So iſt die *apoſtoliſche* Gewalt, wie die *Sonne*, die *königliche* Macht wie der *Mond*. Wie dieſer nur leuchtet durch die Sonne, ſo ſind Kaiſer, Könige und Fürſten *nur durch den Papſt*, weil dieſer durch Gott iſt. Alſo iſt die Macht des päpſtlichen Stuhles weit größer als die Macht der Throne und der König iſt dem Papſte unterthan und Gehorſam ſchuldig. Weil der Papſt durch Gott und an Gottes Statt iſt, ſo iſt unter ihm Alles; Weltliches und Geiſtliches gehört vor ſeinen Richterſtuhl. Die Kirche iſt der göttliche Richterſtuhl und gibt Gott Rechenſchaft für die Fehler der Menſchen. Kraft der Gewalt der Schlüſſel kann ſie Kaiſer, Könige, Fürſten, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte u. ſ. w. ein- und abſetzen. Wer der Kirche dräut, Gewalt anthut, ſie bedrängt, iſt kein Kind derſelben, iſt des Teufels, von ihr auszuſtoßen, von aller menſchlichen Geſellſchaft zu entfernen." Dies ſind die eigenen Worte des Papſtes Gregor VII. und in dieſem Geiſte handelten denn auch ſeine Nachfolger. In Folge dieſer Grundſätze ſtrebte nun das Papſtthum, die höchſte weltliche Macht, das Kaiſerthum, gänzlich unter ſeine Herrſchaft zu beugen. Dagegen ſträubten ſich die Kaiſer mit aller Energie und ſo kam denn ein ungeheurer Kampf zwiſchen dem Kaiſerthum und dem Papſtthum um die Erringung der Alleinherrſchaft zum Ausbruch. Die zweite Folge jener Grundſätze war die gänzliche Erſtickung der Willensfreiheit, welche von der Kirche als Verbrechen bezeichnet wurde, und die Erhebung eines blinden Glaubens und blinden Gehorſams zur höchſten Tugend und zum größten Verdienſt des Menſchen, alſo die geiſtige und religiöſe Verknechtung der Chriſtenheit. Die dritte Folge, welche aus dem Grundſatz entſprang, daß der Kirche — Vermögen, Land und Leute gehöre, war, daß die Kirche ſich durchaus verweltlichte, daß Habſucht und Herrſchſucht alle ihre geiſtlichen Glieder immer mehr und mehr durchdrangen, und daß damit auch eine tiefe Entſittlichung der Prieſterſchaft immer weiter um ſich griff, zumal da die Kirche keinem Laien Rechenſchaft zu geben, ſich für kein Verbrechen vor einer weltlichen Gerichtsbarkeit zu verantworten brauchte. Dieſe Sittenloſigkeit der Prieſterſchaft, dieſe Verderbtheit der Kirche war vor allen Augen offenkundig. Edlere Gemüther waren vom bitterſten Schmerz darüber durchdrungen; die ganze Chriſtenheit fühlte die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbeſſerung und Reinigung der Kirche an Haupt und Gliedern. Aber während Kaiſer und Päpſte um den Alleinbeſitz der Weltherrſchaft ſtritten, war Niemand kühn genug, das Uebel an der Wurzel anzufaſſen: Niemand wagte es, der Kirche den angemaßten Beſitz des weltlichen Gutes wieder abzuzwingen, die Glaubensſätze, durch welche ſie die urſprüngliche Lehre Jeſu entſtellt hatte, in ihrem Widerſpruch mit dieſer darzuſtellen, und dem von ihr aufgeſtellten Gebot des blinden Glaubens das von Gott verliehene Recht der Vernunft zur Forſchung im Wiſſen, dem von ihr aufgeſtellten Gebot des blinden Gehorſams das urſprüngliche Recht der Willensfreiheit gegenüber zu ſtellen, welches Gott in jedes Menſchenherz gepflanzt.

Alles dies wagte Arnold von Brescia.

In der lombardiſchen Stadt Brescia erblickte Arnold das Licht der Welt. Unbekannt iſt das Jahr ſeiner Geburt; doch läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er zu Anfang des 12. Jahrhunderts geboren worden iſt. Eben ſo iſt jede Nachricht über ſeine Aeltern und über die Geſchichte ſeiner Jugend, ſeiner erſten Bildung ganz und gar verloren gegangen. Alles, was er ſelbſt, ſo wie Alles, was Zeitgenoſſen über ihn niedergeſchrieben, hat der flammende Zorn ſeiner Feinde verzehrt, noch bevor derſelbe das Leben des Mannes erreichte und umſchlang und vertilgte. Bei ſolchem Mangel aller Nachrichten über Arnold's geiſtiges Heranwachſen, tritt uns ſeine Geſtalt aus dem Dunkel der Zeiten hervor bereits in ihrer Vollendung entgegen, als wäre dieſer Charakter in voller Größe und Kühnheit gleich fertig hervorgeſchritten aus der geheimnißvollen Werkſtätte des Weltgeiſtes. Keine Kunde iſt uns denn auch überblieben, aus der unſere Einbildungskraft ſich ein Bild ſeiner Züge zuſammenſetzen könnte; nichts haben wir über ihn, als die Ueberlieferungen ſeiner ergrimmten Feinde, die ihn ſchmähen, die Alles, was er that, in den Staub ziehen wollten. Aber eben ſie ſind die unverdächtigſten Zeugen aller Züge ſeines geiſtigen Bildes. In ihren Verdammungsurtheilen lieſt das 19. Jahrhundert den vollen Werth, — in ihren entſtellenden Schilderungen erkennt es die ganze Größe des Mannes, der ſeiner Zeit weitvorausſchritt.

Wir dürfen aus der Kenntniß der damaligen Zuſtände wenigſtens mit Beſtimmtheit auf die Eindrücke ſchließen, unter welchen ſeine Jugendbildung reifte. Da mals rangen Breſcia und die anderen lombardiſchen Städte mit hohem Muth um ihre Selbſtſtändigkeit. O gewiß hat die kräftige Lebensluſt der Freiheit, welche damals Breſcia, ſo wie die andern lombardiſchen Städte umrauſchte, Arnold's junge Bruſt erweitert, gewiß hat ſie alle Kräfte ſeiner Seele erſtarken gemacht, daß ſie ſich für ein einziges, höchſtes und heiligſtes Ziel ertüchtigen. Gewiß hat er ſchon früh das junge ſtrebende Herz voller Ahnungen dem ernſten keuſchen Munde der Geſchichte aufgeſchloſſen, gewiß hat ſie ihm, wenn er aus dem Drange der ſchaffenden Gegenwart in die Vergangenheit zurückblickte, das Urbild des Freiſtaats enthüllt, und wie dieſes Urbild in vollendeter Schönheit und erhabener Herrlichkeit ſeiner Seele einmal aufgegangen war, trieb ihn die mächtige Thatkraft, die ihn erfüllte, dazu hin, daſſelbe auch zu verwirklichen.

Die eigentliche Weihe für die hohe Aufgabe ſeines Daſeins erhielt Arnold aber erſt durch ſeine Bekanntſchaft mit dem großen Denker Peter Abälard, dem gelehrteſten Manne ſeiner Zeit. Alle Keime ſeiner geſchichtlichen Beſtimmung, die in ihm ſchlummerten, wurden erſt durch den heiligen Odem der Freundſchaft zur Blüte aufgeſchloſſen. Das iſt das große göttliche Geheimniß der vollkommenſten Menſchenerziehung und Menſchenvollendung: die Freundſchaft, daß der Einzelmenſch völlig aufzugeben ſcheint in der zweiten Natur, die ihm plötzlich, wie etwas Längſtbeſtimmtes, entgegentritt; er gibt ſich ihr hin mit allem, was er hat, und er empfängt ſich ſelbſt aus ihr ganz und vollkommen wieder; erſt durch ſolch ein Hingeben an ſie, durch ſolch ein Aufgeben in ihr erringt er ſeine eigene Selbſtſtändigkeit, geläutert und ſchöner, als eine Gabe jener höheren Macht, deren wirkende Geſetze er im Schlag des Freundesherzens und im Klopfen ſeiner eigenen Pulſe fühlt. Nichts beſticht ihn dabei, was der Erde angehört, nicht der Zauber des anderen Geſchlechtes mit dem flüchtigen Schimmer der Schönheit, nichts, was eine gemeine Begierde anſpannen und feſſeln kann: nur das gemeinſame Höchſte der Geiſterwelt macht zwei Geiſter ſich ebenbürtig und vereinigt ſie in der reinſten und heiligſten Verbrüderung, daß einer im andern ſich ſelbſt vollendet wieder findet.

Und welch einen Geiſt erkannte Arnold von Brescia in Peter Abälard! Peter Abälard, geb. 1079 zu Palais, acht Stunden von Nantes, hatte ein vielbewegtes, wechſelvolles Leben dem Dienſte des Geiſtes gewidmet, und die ſüßeſte Liebe war ihm die Quelle der herbſten Qual, namenloſes Elend war ihm zur Feuerprobe der Liebe, dieſes aber war ihm der Rückweg zum Dienſte des Geiſtes geworden. Mit erbitterten Feinden kämpfend, welche ſelbſt das furchtbare Unglück nicht verſöhnte, das ihn getroffen, hatte ſich Peter Abälard in eine ſtille Einſamkeit der Diözeſe Troyes geflüchtet, um dort als Waldbruder zu leben. Aber kaum ſtand das ärmliche Bethaus, das er ſich aus Schilf und Rohr erbaut, fertig da, — ſiehe da kamen ſeine Schüler, die das Geheimniß ſeiner Freiſtätte erfahren hatten, von weit und breit in die Wildniß gezogen, um aus dem Munde des geliebten Lehrers, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, die Offenbarung des Geiſtes zu vernehmen. Und alsbald erbauten ſie ein größeres Bethaus und der Meiſter weihte es dem heiligen Geiſt, den verheißenen Tröſter; und ſo nannte er es denn auch „Paraklet". Hier in des Paraklets Einſamkeit, bis zu welcher die Stürme der Welt nicht drangen, wo der vielgeprüfte Meiſter in dem Geiſte, „der da in alle Wahrheit leitet", den Troſt für alles Verlorne, wo er einen wahrhaft heiligen Gottesfrieden fand, — hier ſaß auch Arnold von Brescia zu Füßen des kühnen Denkers, in welchem er nicht blos den Lehrer, ſondern auch den Freund gefunden hatte: hier horchte er auf Abälard's Worte, und eine neue, lichtere, ſchönere Welt entſchleierte ſich immer heller vor ſeines Geiſtes Blicken. Denn Abälard hatte den tiefinneren Zuſammenhang des Menſchen mit der Gottheit wieder gefunden; kühn hatte er dem erſteren das Recht wieder erobert, das, was ihm göttlich, die Vernunft, auch als etwas Göttliches zu behaupten und ſiegreich hob er die Jahrhunderte lange blind verläugnete Willensfreiheit auf den Thron der ſittlichen Weltordnung, welchen bisher die Kirche, als höchſte, untrügliche, unantaſtbare Macht eingenommen, von welchem aus ſie ihre Glaubensſätze als Reichsgeſetze in alle Welt hinausgerufen hatte. So wirkte der verfolgte, unglückliche Abälard, als gefährlichſter Feind der römiſchen Kirche in des Paraklets Einſamkeit. Wie ſehr die Kirche vor ihm zitterte, bewies der Grimm ihres Vertheidigers, des Abbtes Bernhard's v. Clairvaux, welcher mit unermüdlichem Eifer alles aufbot, um den großen Gegner zu verderben. Aber auch die hohe Bedeutung Arnold's von Brescia erkannte Bernhard v. Clairvaux frühzeitig, und ſo klagte er nicht blos den Meiſter ſondern auch den Schüler und Freund an.

Bernhard von Clairvaux (welcher nach ſeinem Tode heilig geſprochen wurde) war unſtreitig ein in ſeiner Zeit bedeutungsvoller Mann, ein Mann, dem es Ernſt war um eine ſittliche Wiedergeburt der völlig verweltlichten und verderbten Kirche, der ſie — freilich von ſeinem Standpunkte aus — läutern und zu neuer Schönheit und Herrlichkeit wiederherſtellen wollte. Faſſen wir ihn daher ſchärfer in's Auge! Sehen wir, wie Bernhard von Clairvaux von ſeinem Standpunkte aus gerade ein ſo erbitterter Gegner Abälard's und Arnold's von Brescia werden mußte, wie er's wirklich war! Bernhard, Abbt von Clairvaux, glaubte: das Heil, deſſen die Kirche bedurfte, könne und müſſe innerhalb derſelben geſucht und errungen werden; die Erhaltung des ganzen künſtlichen Gebäudes der Kirche, mit allen Stufen, die zum Heiligthum führten, auf welchem die Gottheit — in ihrer geheimnißvollen Unendlichkeit und doch ſinnlich faßbar, ja der unmittelbarſten Aneignung erreichbar, thronte, — die Erhaltung der geiſtlichen Weltherrſchaft, mit Rom als ihrem Mittelpunkt, — das war ihm die Aufgabe ſeines Lebens. Ihm war das Reich Gottes ein wunderbarer Garten, der ſein Lebenswaſſer erhielt aus dem Bronnen Chriſti, welcher unverſiegbar aus dem Fels der römiſchen Kirche ſprudelte: dies Reich Gottes ſollte ihm im friſchen Lenze erblühen. Darum galt es nach ſeiner Anſicht: die Gräben, in welchen ſich die Waſſer vertheilten, vom angehäuften Schlamme zu reinigen, alle fremdartigen Pflanzen auszujäten, den Samen neuer Blumen auszuſtreuen. Jene Reinigung betraf nun nach ſeiner Anſicht die Sitten der Geiſtlichkeit, dieſe Ausſaat — die Gründung neuer Klöſter nach ſtrenger Regel, — die Ausjätung endlich betraf alle jene Lehren, welche von dem in der römiſchen Kirche herrſchend gewordenen Lehrſyſtem abwichen, und — alle Menſchen, welche ſolche Lehren vortrugen und verbreiteten! So faßte Bernhard von Clairvaux ſeine Aufgabe praktiſch an, und da das Gefühl der Unzulänglichkeit des vorhandenen Kirchenzuſtandes, das Gefühl der Nothwendigkeit einer Kirchenreinigung die Gemüther in überwiegender Mehrzahl ergriffen hatte, da das ganze Zeitalter von dem gewaltigen Drange bewegt wurde, Gott zu ſuchen, ihn überall leibhaft, in der Hoſtie, in Rom, über Rom hinaus, im heiligen Lande, in der Verzückung wahrnehmbar zu ſuchen, ſo iſt's begreiflich, daß Bernhard von Clairvaux, in deſſen Seele ſich gleichſam die ganze Richtung ſeines Zeitalters abſpiegelte, — bei den verſchiedenen Arten von Thätigkeit, worin ſeine intereſſante Perſönlichkeit vor der gläubigen Chriſtenheit auftrat, nämlich als Sittenreformator, als Klöſterſtifter, als Kreuzzugprediger und als Ketzerverfolger, — die Gemüther überwältigen mußte.

Dies war alſo der Mann, welcher dem großen Denker Peter Abälard mit aller unverſöhnlicher Strenge entgegentrat, ſowie er ſich überzeugte, daß der letztere durch die Erhebung der Willensfreiheit auf den Thron der Weltordnung die bisherige Weltherrſchaft der römiſchen Kirche an den Wurzeln bedrohte. Und ebenſo wie Bernhard von Clairvaux Abälard aus Grundſatz zu vernichten ſtrebte, ebenſo trachtete er auch mit gleich unermüdlichem Eifer, Arnold von

Brescia unſchädlich zu machen, ſo wie er einmal erkannt hatte, daß Abälard's Weltbefreiungs-Gedanken in Arnold's Bruſt Wurzel gefaßt hatten, ja daß Arnold von Brescia dieſelben aus der dumpfen Enge der Hörſäle in's Leben der Völker hinaustrug, daß Arnold ſie praktiſch verwirklichte, daß er ſein ganzes Daſein aufwandte, um durch die Durchführung derſelben die Weltherrſchaft der römiſchen Kirche zuerſt in der Meinung der Völker wankend zu machen und dann auch thatſächlich zu ſtürzen.

Nicht leicht läßt ſich nun die geiſtige Höhe beider Männer, Abälard's und Arnold's von Brescia, ihre über alle einſeitigen und beſchränkten Kirchenlehren, über alle ausſchließenden und verdammenden Kirchenſatzungen erhabene Auffaſſung der Religion überhaupt und des Chriſtenthums insbeſondere klarer erkennen, als eben aus der verketzernden Anklage Bernhard's. Hören wir denn deſſen eigene Worte über Peter Abälard und Arnold von Brescia: „Peter Abälard“ (ſo redet ſein Ankläger Bernhard*) „will das Verdienſt des chriſtlichen Glaubens ſchwächen, wenn er Gott ganz mit menſchlicher Vernunft zu begreifen behauptet: .. nichts ſieht er durch den Spiegel oder im Gleichniß, ſondern er ſchaut von Angeſicht zu Angeſicht... Er will nicht glauben, was er nicht begreift; alles maßt der menſchliche Geiſt ſich an, und dem Glauben bleibt nichts übrig:“ (jenem blinden Glauben nämlich, wie ihn die römiſche Kirche erforderte, der den blinden Gehorſam bedingte.) „Wenn er von der Trinität redet, erinnert er an Arius, wenn er von der Gnade redet, an Pelagius, wenn er von der Perſon Chriſti redet, an Neſtorius; über die Sakramente der Kirche wird nicht gläubig, über das Geheimniß der Dreieinigkeit nicht mit Einfalt und Salbung geredet: Alles wird verkehrt und gegen das Herkommen verhandelt." Gegen das Herkommen: ja das war freilich in den Augen der Kirche das größte Verbrechen Abälard's, denn das „Herkommen" war ja ihre einzige Grundfeſte. Weiter ſchildert Bernhard die beiden Männer, die er ſo gern als ruchloſe verdächtigen und dem Verderben überliefern will, alſo: „Es tritt hervor Goliath (d. i. Abälard) hochragenden Leibes, geſchmückt mit ſeiner edlen Waffenrüſtung, und vor ihm her ſchreitet ſein Waffenträger Arnold von Brescia. Schuppe fügt ſich an Schuppe und keine Oeffnung iſt zu finden. Es ſummte die Biene in Frankreich, die Biene in Italien, und ſie kamen zuſammen gegen Gott den Herrn und gegen Chriſtus" (d. h. das Papſtthum) „Sie haben den Bogen geſpannt, haben die Pfeile im Köcher bereit, um die zu ſchießen, die rechtes Herzens ſind" (nämlich die Hierarchie). — Vergleichen wir nun mit dieſen Worten des Anklägers nachfolgende Stellen aus Abälard's Schriften, welche als „Samen für die Beſtrebungen Arnold's von Brescia" gelten können. „Die alten Weiſen" (ſagt Abälard) „ordneten den Staat ſo, daß ſeine Lenker nur Verwalter des Gemeindeweſens hießen und ſchon damals ein Bild apoſtoliſchen Lebens auf Erden war: denn das iſt der wahre Staat, deſſen Verwaltung für's allgemeine Beſte geführt wird. —„Damit aber die Herrſcher das Volk werth halten und erkennen, daß ſie ihm mehr in Liebe beiſtehen, als zum Verderben vorſtehen ſollen, und ſich eher für Diener als für Herrn achten, haben die Philoſophen Männer dargeſtellt, die für die Freiheit des Vaterlandes Kampf und Tod nicht ſcheuten, der ewigen Seligkeit gewiß. . . . Das aber ſollen die weltlichen Mächte und Gewalten merken, daß ihnen die Unterthanen keinen Gehorſam ſchuldig ſind, wenn ſie ihnen etwas befehlen, was Gott verbeut, wenn jene auch durch Huldigung und Eid ſich dazu verpflichtet haben." Und hiermit war denn, in weiterer

---

*) Ich entnehme die Zuſammenſtellung aus M. Carriere's trefflicher Schrift „Abälard und Heloiſe“ (Gießen 1844) S. L XXIII u. ff.

Folgerichtigkeit, auch auf das *Papſtthum* in ſeiner Verweltlichung *der* Grundſatz anzuwenden, deſſen es ſich gegen die weltliche Macht bediente; derſelbe Grundſatz, der von der geiſtlichen Herrſchſucht zur Vernichtung der weltlichen Macht aufgeſtellt wurde, wurde nun von dem *Geiſt* als Waffe zur Erringung ſeiner Freiheit wider die Hierarchie gebraucht.

Gerüſtet mit dieſer Waffe und den Entſchluß im Herzen tragend, die große Errungenſchaft des Geiſtes, die er von ſeinem Freunde *Abälard* gewonnen, zu *verwirklichen*, verließ *Arnold von Brescia* — wahrſcheinlich im Jahre 1128 — Abälard's einſame Stiftung „Paraklet“ und wanderte durch die Thäler der *Waldenſer* ſeiner Heimath zu.

Bei den Waldenſer-Gemeinden fand er nun jene *Freiheit des Willens*, welche *Abälard* theoretiſch bewieſen, bereits praktiſch verwirklicht in *ihrer Unabhängigkeit von Rom* und in der urchriſtlichen freien Gemeinde-Verfaſſung. Auch die Gemeinden einer anderen gegenpäpſtlichen Kirchengeſellſchaft, der *Katharer*, lernte er kennen, und er nährte ſein Herz an dem guten Kern, den er aus manchen wirklichen und noch mehren ihnen angedichteten ſchlechten Schalen herausfand; zu jenem gehörte zunächſt die Selbſtſtändigkeit von allem kirchlichen Monarchismus und die Läugnung einer Brodverwandlung beim Abendmahle. Dagegen klebte den *Katharern* doch bei weitem mehr Sektenartiges an, als den Waldenſern, in deren Weſen durchaus die Idee des *allgemeinen Prieſterthums* vorherrſchte, während die *Katharer* (ein Geſammtname, unter welchem verſchiedene von einander abweichende Richtungen begriffen waren) den Gegenſatz von Prieſterthum und Laienſchaft in der Form des Unterſchiedes zwiſchen ſogenannten „Wiſſenden“ und „Nichtwiſſenden“ feſthielten. Wie dem auch war, — welches rege Leben und Streben, welches mächtige Ineinanderwirken der Nationalitäten, welches wunderſame Ausſchlagen ihrer Triebe aus den von Wuſt faſt verborgenen Stämmen erkennen wir bei dieſen Sekten, welche ſich von der geiſtlichen Weltherrſchaft Roms losgeſagt hatten, und welche die Freiheit, damit ſie Chriſtus befreit, eben auch in der bürgerlichen Verfaſſung des Gemeindelebens zu verwirklichen ſuchten! Wie verſchiedenartig auch die Beſonderungen ſich geſtalteten, und ob Arnold nicht überall die klare und hohe Erkenntniß des Chriſtenthums wiederfand, welche ihm ſelbſt aufgegangen war, — überall wehte ihm doch der reformatoriſche Geiſt in geſchehenen Thaten entgegen.

Als Arnold in ſeiner Vaterſtadt Brescia angekommen war, war ſeine Seele einzig und allein von dem Entſchluß erfüllt, den Samen der religiöſen und politiſchen Freiheit, die er als ewigen Kern des Chriſtenthums erkannt hatte, in Brescia ſowohl, als auch an andern Orten Italiens auszuſtreuen. Um dieſen Entſchluß aber mit Erfolg aus- und durchführen zu können, blieb ihm nichts anders übrig, als — das Mönchsgewand anzuziehen. Nur als Mönch hatte er ja die Freiheit, zu predigen. So ward er denn zum Mönch und nahm das Amt eines Lektors an. Und nun begann er ſeine Wirkſamkeit als Mann des Volks. Nun verkündigte der geringe Mönch Arnold von der Kanzel, auf offenem Markt, auf freiem Felde, in ſeiner Vaterſtadt, in der Umgegend, in vielen Orten Lombardiens, aus der Fülle eines Herzens, welches allen Jammer der geknechteten Menſchheit empfand, aus der Fülle eines Geiſtes, vor deſſen Blicken die Zukunft offen lag, das uralte Evangelium Jeſu Chriſti wieder als die frohe Botſchaft der Freiheit. Entzückt und begeiſtert lauſchte das Volk dem großen Manne, „deſſen Zunge" (wie ſein Feind Bernhard bekennt) „ein ſcharfes Schwert war, deſſen Rede glatt wie Oel, ſüß lockend, aber auch Pfeile, deſſen Worte Honig waren und doch die Kraft hatten, zu ſchaden," nämlich der Hierarchie. Denn vom Papſte bis zum geringſten Mönch herab keinen ſchonend, eiferte Arnold gegen das gränzenloſe Sittenverderbniß der Geiſtlichkeit und gab es der Verachtung des Volkes Preis; der Päpſte

Pracht, der Aebbte Ueppigkeit, der Mönche Hochmuth, all' die Verweichlichung und Völlerei, all' die unerlaubten Scherze, all' die Fleiſcheslüſternheit, die ſich die Kleriſei, vornehm und gering, zu Schulden kommen ließ, und die ſein reines Herz mit Entrüſtung erfüllte, enthüllte und verdammte er. Er wußte, wie ſehr dieſe Sittenverderbtheit der Geiſtlichkeit auch auf die Laienwelt, auf das Volk zurückwirkte; ihm war es klar, daß ein Volk, welches ſittlich und religiös unfrei iſt, auch zur Erringung der bürgerlichen Freiheit noch unfähig iſt; wie ja die Freiheit, die nur die Wahrheit iſt, blos eine iſt, wie es keine wahrhafte bürgerliche Freiheit geben, wie keine ſolche — auch bei der beſten Verfaſſung — beſtehen kann, wo das Volk nicht geiſtig und ſittlich und religiös mündig iſt! Deßhalb öffnete er, von der Entrüſtung ſeines eigenen religiös-ſittlichen Gefühls getrieben, dem Volke die Augen über die Verworfenheit derjenigen, welche es unter dem Vorwande beherrſchten, daß ſie durch Gottes beſondere Gnade heilig ſeien, alſo, daß das Volk ihre Gebote für göttliche halten ſollte; deßhalb legte er die Hand ſcharf an's Herz des Volks und fühlte ihm den Puls, und vertraute darauf, daß er das im Volk von Anfang her lebende und durch die Geiſtlichkeit blos in Schlummer gewiegte Sittlichkeitsgefühl wieder erwecken können werde. Er zeigte dem Volk, daß die Unſittlichkeit an und für ſich verabſcheuenswerth ſei, gleichviel, ob ſie an Geiſtlichen oder an Laien hafte; er zeigte dem Volk, indem er es die Unſittlichkeit auch an den für heilig gehaltenen Geiſtlichen verabſcheuen lehrte, daß auch dieſe nur Menſchen und zwar nichts weniger als achtungswürdige ſeien, daß mithin ihre vermeintliche höhere Gewalt, wodurch ſie die Freiheit unterdrückten, nur eine Einbildung ſei. Aber er ging nun auch weiter; er drang tief in die Urſachen ein, aus welchen die Verderbtheit der Geiſtlichen entſprang: da kam er denn auf die naturwidrige Verweltlichung der Kirche. Dem Baum die Axt an den Stamm ſetzend, that Arnold kühn den offenen Aufruf: „Soll der Papſt wirklich Chriſti Nachfolger ſein, dann muß er von ſeinem Throne niederſteigen, die Geiſtlichen (ſo bewies er ferner) müßten alles Eigenthum, die Biſchöfe müßten alle Regalien (Städte und Burgen, Herzogthümer, Markgrafſchaften und Grafſchaften, Vogteien und Gerichtsbarkeiten, Münze, Zoll und Handel und Kriegsmannſchaft), die Mönche müßten jeden weltlichen Beſitz von ſich thun; dies Alles gehöret der weltlichen Macht und iſt den Volksmännern zur Verwaltung zu übergeben. So predigte Arnold in kraftvollſter Weiſe gegen die Verderbtheit der Geiſtlichkeit und ſchilderte den unteren Ständen die Nothwendigkeit einer völligen Entweltlichung der Kirche. Bei dieſem Kampfe gegen die Weltmacht der Hierarchie hatte er die trefflichſte Bundesgenoſſin in ſeiner eigenen Sittenreinheit. Sie gab das ſchlagendſte Gegenſtück zu jener Verderbtheit, welche er in ihrer ganzen Abſcheulichkeit ſchilderte. Und ſo unantaſtbar war die Unbeſcholtenheit ſeines Wandels, daß er auch ſeine ergrimmteſten Feinde, wie Bernhard von Clairvaux, zur Anerkennung deſſelben zwang.

Nicht minder aber, wie durch jene Aufforderung zur Abſchüttelung der prieſterlichen Monarchie und zur Herſtellung der freien Gemeindeverfaſſung, bedrohte Arnold die Hierarchie in ihrem Lebensnerv auch durch die Erſchütterung jener Glaubensſätze, welchen ſie ihr übermenſchliches Anſehen als geheimnißvoll erkorene Vermittlerin zwiſchen Gottheit und Menſchheit, und ſomit die geheimſten Fäden des Netzes ihrer Herrſchaft verdankte, das ſie über die Gläubigen ausgeworfen hatte. Hierher gehörte denn ſeine von der kirchlichen abweichende Abendmahlslehre: er beſtritt, daß der Prieſter die Fähigkeit habe, Brod und Wein in Fleiſch und Blut zu verwandeln und die Gottheit in dieſen beiden Geſtalten alltäglich neu zu erſchaffen; er verwarf auch die Waſſertaufe ohne die Feuertaufe des heiligen Geiſtes; eine Verwerfung, welche aus dem Grundſatze von der Willensfreiheit nothwendig hervorging. Die Geſchichte ſtand ſeiner vernunftgemäßen Auffaſſung zur Seite. Waren ja doch viele Jahrhunderte vergangen, bis ſich die Annahme, daß Brod und Wein ſich durch prieſterliche Weihe in Fleiſch und Blut verwandeln könne, als Glaubensſatz geltend machen konnte! Wenn nun die uralte, einfache, menſchlich-ſchöne und tief ergreifende Bedeutung des Abendmahles als bloßes Leibesmahl neuerdings im Bewußtſein des Volks Platz griff, — wenn die gottesläſterliche Vorſtellung, daß Chriſtus, als Gott aus Gott, daß alſo der Ewige ſich durch die Konſekration von Prieſterhänden, jeden Tag als Kreatur ſinnlich neu erſchaffen laſſe, wieder verſchwand, was ward dann aus jener furchtbaren Stellung des Prieſters, welcher die Geheimniſſe Gottes in der Hand hielt? Dann vermochte er nicht länger die armen Menſchen zu dem Wahn zu knechten, ihn als Stellvertreter, ja als Verkörperer Gottes zu verehren; und war dieſer Wahn dahin, dann hatte das Volk wohl auch den Muth, ſein eigenes Beſitzthum, das weltliche Gut, welches die Geiſtlichkeit allmählig an ſich gezogen, heimzufordern und das allgemeine Prieſterthum, wie es im neuen Teſtament als Aufgabe der Chriſtenheit verkündigt worden, endlich zur Wahrheit zu machen. So, lieben deutſche Landsleute, hingen denn bei Arnold von Brescia der Kampf gegen die Verweltlichung der Kirche und der Kampf gegen die in der Kirche aufgekommenen Glaubensſätze auf's Innigſte zuſammen. Beide hatten ein und daſſelbe Ziel: die Freiheit, die chriſtlich-evangeliſche Freiheit, und zwar die volle und ganze.

Die Aufnahme, welche Arnold's von Brescia Lehre bei'm Volke fand, war ſo tief eingreifend, ſein Einfluß war in ſo raſcher Zunahme und Ausbreitung, daß der Biſchof und die Geiſtlichkeit von Brescia ſich ſchon im Jahre 1139 genöthigt ſahen, die Hülfe des damals in Rom verſammelten (zweiten) lateraniſchen Conciliums anzurufen. Dieſes verurtheilte denn den Reformator zum Schweigen und verbannte ihn aus Italien.

Aus dem Vaterlande flüchtig, wandte ſich nun Arnold wieder zu ſeinem Freunde Abälard, welcher im Entſcheidungskampfe, den er mit Bernhard von Clairvaux durchzumachen hatte, eines ſo rüſtigen Genoſſen wie Arnold wahrlich bedurfte. Im Vertrauen auf die Siegeskraft des Geiſtes erbot ſich Abälard, auf der von Geiſtlichen und weltlichen Fürſten zahlreich beſuchten Synode zu Sens (im Jahre 1140), ſeine Lehre gegen Bernhard von Clairvaux zu vertheidigen. Dieſer fühlte wohl ſeine Schwäche im dialektiſchen Kampfe und übte nun all' ſeinen ungemeinen Einfluß, um ſeinen überlegenen Gegner vor dem Beginne des Kampfes zu vernichten. Folgendes war das Mittel, deſſen er ſich hierzu bediente. Er ſtellte einzelne Lehrſätze Abälard's, aus dem Zuſammenhange geriſſen, aber auch andere, welche gar nicht von ihm herrührten, den Ausſprüchen der Kirchenväter gegenüber und ſtempelte dann jenes Machwerk, als angeblichen Auszug aus Abälard's Schriften, mit dem kirchlichen Brandmal „Ketzerei“; er ſprach ſomit in ſeinem Feuereifer eigenmächtig und einſeitig ein Urtheil früher, als die Unterſuchung ſtattgefunden: dieſem Kriegsplane getreu forderte er das Volk zum Gebet für die Bekehrung Abälard's auf. Dieſer aber ſah nun, daß die Verſammlung, vor welcher er ſein gutes Recht beweiſen wollte, ihm keinen ebenbürtigen Kämpfer entgegenſtellen könne, daß ſie vorneweg gegen ihn eingenommen war. Er fand es unter ſeiner Würde, das Machwerk, das man für ein Verzeichniß ſeiner Lehrſätze ausgab, bis zu Ende zu hören, verließ die Synode und ergriff ſofort Berufung an den apoſtoliſchen Stuhl. Da verdoppelte Bernhard von Clairvaux ſeine Anſtrengungen zur Vernichtung des Gefürchteten. Mit dem raſtloſeſten Eifer verfolgte er ihn allüberall hin, wo ſich nur irgend vermuthen ließ, daß er eine Freiſtätte, daß er wenigſtens eine unparteiiſche Beurtheilung und Prüfung finden würde. Bernhard's glühende Leidenſchaftlichkeit wurde nicht müde, den untadelhaften Mann bei allen ſeinen Freun=

ken zu verdächtigen und zu verläumden. So ſchrieb er dem Papſt, indem er ihn grade zur Vertilgung Abälard's und Arnold's von Brescia aufforderte: „Fange die Füchſe, die den Weinberg des Herrn zerſtören, ſo lange ſie noch klein ſind: — doch, ſchon ſind ſie nicht mehr ſo klein und wenig, vielmehr erwachſen; nur deine ſtarke Hand vermag ſie auszurotten. . . . . Es wird eine neue Grundlage des Chriſtenthums gebaut. Der Magiſter Peter und Arnold, von deſſen anſteckender Peſt ihr Italien gereinigt, haben ſich wider den Herrn und ſeinen Geiſt zuſammengethan. Wie Schuppe an Schuppe ſind ſie eng verbunden. . . Wir entrannen dem Brüllen Peters des Löwen, welcher Simon Peters Stuhl eingenommen: da ſtießen wir auf den Drachen Peter, der wider Simon Petrus Glauben ſtreitet. Du, o Gott, aber wirſt den Drachen wie den Löwen zertreten, und du, geliebteſter Vater, ſäume nicht länger zu helfen, der Vertheidigung der Kirche Chriſti gedenkend, umgürte dich mit dem Schwert!"

Die Einwirkung Bernhard's auf den Papſt und die Kardinäle blieb denn auch nicht ohne Erfolg, der Erſtere verdammte, in Uebereinſtimmung mit den Letzteren, ſowohl die ihm angegebenen Sätze Abälard's als auch dieſen ſelbſt, er gebot ihm immerwährendes Stillſchweigen und excommunicirte alle Anhänger und Vertheidiger ſeiner Lehre.

Der Papſt, deſſen ganze Exiſtenz lediglich auf der Grundlage eines blinden Glaubens und unverbrüchlichen Gehorſams der Chriſtenheit beruhte, konnte gar nicht anders als die Lehre der Geiſtes- und Willensfreiheit verdammen. Wohl mochte er nun dem halb zu Tode gemarterten Abälard Stillſchweigen gebieten; aber ſchwieriger, war's die tauſend lauten Stimmen zu beſchwichtigen, welche ſeine Freunde und Schüler, vor allen der in der Fülle der Mannskraft ſtehende Arnold von Brescia, im Volke erweckt hatten. Die hohe Bedeutung gerade dieſes Mannes trat allen Gegnern der Freiheit jetzt neuerdings mehr als je vor's

Auge und ſo wendeten ſie jetzt die ſchärfſten Waffen auf ſein Haupt. Die Biſchöfe erhielten am 16. Juli 1140 von Papſt Innocenz II., welcher dem gewaltigen Bernhard, ebenſo ſehr perſönlich verpflichtet war, als er ſich vor ihm fürchtete, den Befehl, den Peter Abälard und den Arnold von Brescia, „Urheber einer ketzeriſchen Lehre und Bekämpfer des katholiſchen Glaubens“, in Klöſtern, (jedoch nicht zuſammen, ſondern jeden geſondert) einkerkern und ihre Schriften verbrennen zu laſſen. Das letztere geſchah; der Wunſch jedoch, beide Männer in ſicheren Gewahrſam zu bringen, ward vereitelt. Als die beiden Freunde die Unmöglichkeit einſahen, den Kampf des Geiſtes auf einem Wahlplatz, der ihnen zur Löwengrube gemacht worden, auszufechten, als ſie ſich überzeugten, daß inmitten einer Ueberzahl von Feinden, welche nicht mit Gründen zu fechten verſtanden und deßhalb nur durch Vernichtung ihrer großen Gegner zu ſiegen hofften, daß inmitten einer zur Ketzervertilgung aufgewiegelten Volksmenge das Leben auf dem Spiele ſtand, da dachte jeder an die eigene Rettung auf beſondern Wegen. Und wahrlich: Arnold von Brescia that wohl daran, ſein Leben für künftige Thaten hoch genug anzuſchlagen, als daß es ihm für die Krone eines nutzloſen Märtyrthums feil geweſen wäre. Die beiden großen Männer trennten ſich alſo damals; ſie ſahen ſich nie wieder. Abälard hatte in der Sicherheit eines reinen und edlen Gemüthes ſich auf den Weg nach Rom gemacht, um dort ſeine Sache perſönlich zu betreiben; er war aber auf der Reiſe dahin nur bis Clugny gekommen, wo er bei dem Abbt Peter eine Freiſtätte fand. Der vielgeprüfte Dulder fügte ſich, mit gebrochener Kraft, endlich einer Verſöhnung mit ſeinem Todfeinde Bernhard von Clairvaux und verzichtete auf den Kampf mit der Orthodoxie. Er ſtarb am 21. April 1143 im Kloſter St. Marcellin bei Chalons.

Arnold von Brescia hatte ſich von der Synode zu Sens vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde zunächſt unter den Schutz des Kardinallegaten Guido de Caſtello geflüchtet, welcher ihm eine Freiſtätte in Frankreich ſicherte. Kaum hatte jedoch Bernhard von Clairvaux davon Kunde erhalten, als er den Kardinallegaten durch einen Drohbrief aufforderte, dem Manne, den zu begünſtigen eben ſoviel heiße, als ſich gegen den Papſt, ja gegen Gott ſelbſt aufzulehnen, dieſem Manne den bisher gewährten Schutz aufzukündigen, wenn nicht er ſelbſt in den Verdacht der Betheiligung an der ketzeriſchen Lehre fallen wolle. Wenn Arnold als ſein Haus- und Zimmer-Genoſſe dem Volke ſeine verkehrten Lehren mit Sicherheit einpflanze, wer würde es denn wagen, ihm zu widerſprechen? Um der Selbſterhaltung willen entließ nun Guido de Caſtello ſeinen Schützling und dieſer flüchtete nach Deutſchland zu dem Biſchof von Konſtanz, Hermann von Arbon. Dieſem ſchrieb Bernhard, unermüdlich in ſeinem Verfolgungseifer: „Als ein Freund des Heilands werdet ihr Arnold von Brescia lieber binden als fliehen laſſen, damit er nicht umherlaufe und umſomehr ſchade;... wenn die Schrift ermahnt: kleine Füchſe, welche den Weinberg plündern, zu fangen, wie viel mehr muß ein großer und wilder Wolf gebunden werden, damit er nicht in die Heerde Chriſti einbreche und die Schafe zerfleiſche und verderbe.“ Biſchof Hermann entſprach nun freilich der Aufforderung Bernhard's: Arnold von Brescia zu verhaften, nicht; um jedoch nicht ſelbſt in die äußerſte Gefahr zu kommen, beſtimmte er ſeinen Schützling, Konſtanz zu verlaſſen. Einem Aufenthalt deſſelben im Konſtanzer Sprengel ſetzte er indeſſen kein Hinderniß entgegen, und nun begab ſich Arnold nach Zürich.

Da begann er nun unter dem angenommenen Namen Leemann lebend, ſeine Wirkſamkeit für unſer deutſches Geſchlecht. Seiner Seele Odem fachte jedes edle Gefühl für Freiheit, jeden Funken des Wahrheitsdranges, der in deutſchen Herzen ſchlummerte und von der Hierarchie theils ſchon erſtickt war, theils noch erſtickt werden ſollte, zur hellen Flamme an. „Er unterſtund“ (ſo ſagt ein viel ſpäterer Schweizer, Tſchudi, in treuherziger heimiſcher Mundart,) „er unterſtund, das gemeine Volk anzuhetzen wider die Geiſtlichen, und insbeſonders wider die München, denen er grimm Feind war. Dem gemeinen Mann, ſo gern nüws hört, konnt er ſunders wol liebkoſen und mit ſinem Wolreden, das ungelehrt Pöbel betriegen", d. h. er öffnete dem Volke, das ſo lange von der Hierarchie im Dunkel umhergeführt worden war, die Augen, daß es die Lügen durchſchaute, die man ihm ſo lange als Wahrheit gepredigt hatte, daß es ſeines guten Rechts inne ward, das man ihm trügeriſch entwunden. „Er ſchalt die Prälaten, und inſonders redt er dem Papſt übel; ſprach: Die Pfaffen ſöltind gar kein eigen Guet haben, die München ſöltind kein Boden noch eigne Güeter beſitzen; den Prälaten gehörind keine Gerichtszwäng; alle zitliche Güeter ſöllind den weltlichen Fürſten zugehören zu regieren, und dem gemeinen Mann under die Händ geben werden zu bewerben. Den Geiſtlichen ſöllind allein gehören die Frucht von Nüwgerüten, die Opfer und die Zehenden, die ſöllind ſi allein zur Notdurft ihres Libs und nit zu Muetwillen und fleiſchliche Begierden, Pracht, Hoffart der Kleidern, unzüchtigen Scherz und Geilheit verwenden. Der Prälaten Pomp, der Aebbten Witſchweiſen, der München Hofſtaat und ärgerliche Wandel verdampt er gar, und was vil wahrhaft, und an ihm ſelbſt, wenn es ſunſt die Welt hätte wellen ſehen und ſich warnen laſſen." Aber mit dieſem Kampf gegen Papſtthum und Hierarchie allein war Arnold's Wirkſamkeit in der Schweiz nicht abgeſchloſſen: die Reinigung der faſt verſchütteten uralten Grundgedanken des Chriſtenthums von allem Aberglauben, von allen Menſchenſatzungen ſchloß ſich daran. Der eigentliche Kern von Arnold's Werk beſtand darin, im Chriſtenthum die reinmenſchlichſte Religion wiederherzuſtellen, wie ſie's nach der Abſicht ihres Stifters war, eine Religion, in welcher der Glaube mit dem Wiſſen durch die Freiheit des Willens verſöhnt werden ſollte. Die ganze Freiheit (religiöſe und bürgerliche,) war's, welche Arnold im alten Evangelium des Meiſters nachwies, und dieſe mußte in den deutſchen Herzen Anklang finden.

Von Zürich aus verbreitete ſich die Lehre des freien Chriſtenthums und der chriſtlichen Freiheit, welche Arnold predigte, raſch und gewaltig in die Nähe und Ferne, nach Schwyz, nach Schwaben und Baiern hinein: und nicht blos die Gemein Freien wie in den Alpenthälern — ſondern auch Adelige und Reiche wurden von dem Geiſt des einzigen Mannes zu kühnen Entſchlüſſen bewegt. So erhoben ſich die Erſteren feſten Muthes zur Vertheidigung ihrer guten Freiheit gegen die Aebbte von Einſiedeln und König und Reich, die Letzteren zur Vertheidigung des Reiches und der Nationalität gegen die weltliche Macht der Kirche. Dieſer Geiſt Arnold's von Brescia beſeelte die Schwyzer, als der deutſche König Konrad auf dem Tag zu Straßburg (1144) das ungerechte Urtheil beſtättigte: da faßten ſie den Beſchluß: „Diewil ſi ein fri Volk und uſſ friem Willen ire Vordern des Richs Beherrſchung angenommen, mit Anbedingung, daß ſi von jedem Künig oder Keiſer bi ir Landlüten, Marchen und altem Harkommen als frie Glieder des Richs ſoltind beſchirmt werden; das nun an inen nit gehalten, ſondern das Widerſpil jez zum andermal geſchehen, ſo wellind ſi fürbas mit Gottes Hilf ſich ſelbs beſchirmen, und fürbas dem Künig noch dem Rich kein Gehorſame mehr leiſten, und bi ir Altvordern Friheit beliben, dem Rich unverpflichtet, ſi tüeginds dann mit guten Willen." Von dieſem Geiſte beſeelt, verbanden ſie ſich vier Jahre ſpäter, als der Abbt von Einſiedeln ſie mit Uebermacht bedrohte, mit Uri und Stans, und alle drei Eidgenoſſen trotzten zwei Jahre darnach der Reichsacht, welche der König 1151, und dem Kirchenbann, welchen der Biſchof von Konſtanz über ſie verhängte: „die Waldſtetten gabend nüzit darumb, und hieltend ire Pfaffen darzue, daß ſi inen [illegible] alle Gottesrecht tuen.“ Vom Geiſte Arnold's von Brescia getrieben, erklärte die Ritterſchaft in Schwaben und Baiern, auf dem Reichstag zu Ulm (im Jahre 1153): der Kirchenbann habe keine Gültigkeit; ſie forderte, daß demſelben als ſolchen durchaus keine Vollſtreckung belaſſen werden dürfe, welche als weltliche Strafe für Verbrechen, oder auch nur als Minderung der bürgerlichen Ehre betrachtet werden könnte; als Grund war dabei angegeben: „es würde ſonſt das deutſche Reich durch die Umtriebe der Prieſterſchaft nothwendigerweiſe zerſtört werden.“

Doch wenden wir nun die Blicke von dieſen ſpätern Nachwirkungen, welche den geiſtigen Einfluß Arnold's von Brescia auf die deutſchen Gemüther bezeugen, auf den Reformator ſelbſt, wie er auf italiſchem Boden begeiſtert und muthig die Hand an die zwei höchſten Gewalten der abendländiſchen Chriſtenheit legt!

Noch befand ſich Arnold von Brescia in Zürich, als die Freiheitsſaat, welche er in Italien ausgeſtreut hatte, in Rom aufging. Der Gedanke an die frühere längſt entſchwundene Größe und Herrlichkeit der weltbeherrſchenden Stadt begeiſterte Adel und Volk von Rom zu dem Entſchluſſe, die günſtige Gelegenheit, welche die augenblickliche Schwäche der Papſtmacht darbot, zur Losreißung von derſelben, zur Wiederherſtellung einer römiſchen Republik zu benützen. Raſch folgte dem Entſchluß die That. Der Adel ſtellte ſich an die Spitze der gegenpäpſtlichen Bewegung und begann das Befreiungswerk damit, daß er den Senat als höchſte Regierungsbehörde wiedereinſetzte. Vergeblich war's, daß Papſt Innocenz die Römer mit dem Banne belaſtete; die Staatsumwälzung entwickelte ſich weiter, und während ein Papſt nach dem andern in kurzer Zeit ſtarb (Innocenz II. und Cöleſtin II. 1143-1144) ward ein Band nach dem andern gelöſt, welches die Römer an eine weltliche Herrſchaft des Papſtes knüpfte; fortan ſollte dieſer nichts mehr ſein, als ein einfacher Biſchof von Rom! Nicht mehr ein Stadtpräfekt, welchen der Papſt ernannte, ſollte an der Spitze der Verwaltung ſtehen, ſondern ein Patricius von Rom als Vorſitzender des Senats, d. i. der Verſammlung, welche den Freiſtaat vertreten ſollte. Der Senat beſtand aus 56 Mitgliedern, welche durch 10 Wahlmänner ernannt wurden, und die letzteren wurden wieder von den in 13 Bezirke (Rioni) vertheilten Bürgern gewählt. Zwar wurde die Stadtpräfektur vor der Hand noch nicht völlig verlöſcht, doch das Amt des Patricius verdunkelte dieſelbe ganz und gar. Dem Patricius ſollte nun der Papſt ſämmtliche Regalien übergeben; was der Papſt als einfacher Biſchof von Rom, dem blos ein geiſtliches Amt geworden, zu ſeinem Unterhalt nothwendig bedürfe, das ſollte ihm durch freiwillige Opfergaben der Gläubigen und durch Zehnten werden.

Der Papſt befand ſich in der größten Gefahr und wendete ſich deßhalb an den deutſchen König Konrad III., um deſſen Hülfe gegen eine Bewegung zu erlangen, welche er von ſeinem Standpunkte aus als hochverrätheriſch betrachtete. Aber auch die republikaniſche Partei wendete ſich an denſelben deutſchen König und ſchilderte ihm ihre That als eine That der Treue für ihn, den Papſt aber und deſſen Anhang lediglich als Anmaßer der dem König der Deutſchen gebührenden Rechte: ſie gab unumwunden ihren Wunſch kund: dieſer Letztere möge in Rom, als in der Stadt, welche das Haupt der Welt ſei, ſeinen Wohnſitz nehmen. Ausdrücklich erklärte die gegenpäpſtlich nationale Partei den Grundſatz, daß das oberſte Anſehen des Königs gelten ſolle, welcher, in Rom wohnend, gleich Juſtinianus, die Welt als Fürſt der Erde zu regieren und das zu empfangen habe, was des Kaiſers ſei. Wie benahm ſich nun König Konrad bei ſolcher Aufforderung im Augenblick weltgeſchichtlicher Entſcheidung? Er hatte weder die Aufforderung des bedrängten Papſtes um Hülfe beachtet, noch wollte er ſich für Senat und Volk Roms offen entſcheiden, wenn er auch ſeinen Wunſch: die Prieſterſchaft lediglich auf ihr geiſtliches Amt zurückzuführen und an allem Weltlichen und Staatlichen zu beſchränken, nicht verhehlen mochte. Hätte er nur dazu Hand an's Werk gelegt! Aber es blieb beim Wunſch. Inzwiſchen erlag Papſt Lucius im Jahre 1145 der gegenpäpſtlichen Bewegung, die er durch das Anſehen ſeiner hohenprieſterlichen Würde zu bekämpfen beabſichtigt hatte. Sein Nachfolger Eugen III., entwich mit den Kardinälen aus Rom, ſowie ihm dort die Verzichtleiſtung auf die weltliche Macht angemuthet worden war, und nun ſchaffte die republikaniſche Partei die Würde des Stadtpräfekten gänzlich ab und begann mit Anſtrengung aller Kräfte den Kampf zur Bewältigung aller noch vorhandenen Gegner aus dem Adel und Prieſterſtande. Vergeblich war's, daß der Papſt den Patricius in den Bann that; vergeblich rief er den König der Deutſchen auf, daß er ſich die Lenden mit dem Schwerte gürte, daß er, die Kaiſerpflicht erfüllend, ſeine Krone zu vertheidigen und die Kirche zu ſchützen, gen Rom komme. Aber eben ſo wenig wie dieſe Erforderung des Papſtes, beachtete König Konrad eine andere, welche gleichfalls aus Rom an ihn gelangte, nämlich: er möge ungeſäumt dort erſcheinen und zwar als Beſchützer der Republik; ihre Macht werde ihm beiſtehen, daß er ſich in Beſitz der Engelsburg ſetzen und das alte Kaiſerrecht in Beziehung auf die Papſtwahl wieder ausüben, daß er die Prieſterſchaft von allem Weltlichen auf ihr geiſtliches Amt werde zurückführen können. Anderſeits hinwieder ließ es Bernhard von Clairvaux an ſalbungsvoller Ermahnung an die „verführte Taube ohne Herz" (er meinte damit das republikaniſche Rom) nicht fehlen, ohne jedoch einen beſſeren Erfolg zu finden, als jene Aufforderungen bei dem König der Deutſchen gefunden hatten. Da griff der thatkräftige Papſt Eugen, ſtatt zum Hirtenſtab zum Schwerte, und zog an der Spitze der Schaaren von Tivoli (Rom's altem Feind) wider die Römer. Und wirklich gelang es ihm, denſelben einen Frieden abzuzwingen, deſſen Hauptbedingungen die Abſchafſung des Patricius und die Wiederherſtellung des Stadtpräfekten, ſowie die Ernennung der Senatoren durch den Papſt waren (1145). Aber nicht lange war Eugen wieder in Rom aufgenommen, als die republikaniſche Partei abermals all ihre Kräfte aufraffte, um der Prieſterherrſchaft ledig zu werden; der alte Haß der Römer gegen die von Tivoli, des Papſtes Bundesgenoſſen, gab die Veranlaſſung, daß man von dem Papſte verlangte, er ſolle Tivoli zerſtören. Er weigerte ſich: da ſahen die Römer in ihm ihren Feind und erhoben ſich zornentbrannt wider ihn. Zum zweitenmale mußte er aus Rom flüchten; er wich zunächſt nach Tivoli, dann weiter gen Frankreich.

Nun, da der Papſt von Italiens Erde ferne war, ſchritt der Mann, welchen ein Papſt von derſelben gebannt hatte, nun ſchritt Arnold von Brescia von den Ufern der Limmat, durch die ſchönen lombardiſchen Fluren, hin bis zum Mittelpunkt der hohenprieſterlichen Weltherrſchaft, deren Grundpfeiler er durch ſeines Geiſtes Macht, durch ſeiner Lehre Einfluß erſchüttert hatte; er war entſchloſſen, ihre letzten Säulen niederzureißen, und durch des eigenen Wortes Kraft das zu vollenden, was der Patricius Jordanus, was die Häupter des gegenpäpſtlichen Adels und Volks, von ſeines Geiſtes Gewalt, von ſeinem Rathe getrieben, begonnen hatten. Eine Schaar kernhafter, freiheits- und thatluſtiger Alpenſöhne folgte dem kühnen Arnold von Brescia aus den heimathlichen Schweizerthälern zur „ewigen Stadt" und half ihm dort beim großen Werke.

Da rief nun Arnold den Römern das Bild ihrer ruhmvollen Vorfahren in die Seele zurück, und wie die Herzen glühten, legte er mit raſcher Thätigkeit Hand an's Werk. Die Verfaſſungsformen des alten freien Römerſtaates wurden heraufbeſchworen, der Ritterſtand, das Tribunenamt, — das letztere als Gewähr der Volksrechte gegenüber dem Adel und der Regierung. Damit ſtand die Wiedereinführung des alten römiſchen Rechts in engem Zuſammenhange, deßgleichen die Wiederherſtellung des Capitoliums, als des ſichtbaren Mittelpunktes der altrömiſchen Republik; und entzückt lauſchte das Volk dem Apoſtel der Freiheit, wenn er es mit dem Namen „Quiriten“ begrüßte, einem Namen, welchen die Urahnen, als Götterſöhne, getragen, einem Namen, deſſen Zauber all' ihren Siegen vorangerauſcht, durch welche ſie die Weltherrſchaft errangen. Jenen alten Römern war dieſe letztere der Volksberuf, der ihnen vom Schickſal zugewieſen worden: — Arnold von Brescia betrachtete Rom gleichfalls als den Mittelpunkt, um welche ſich eine großartige Völkereinigung bilden ſollte, aber nicht durch die Herrſchaft, ſondern durch die Freiheit. Hier, in Rom, welches die ganze Chriſtenheit als heilige Stadt betrachtete, ſollte das Urbild der Freiheit zuerſt verwirklicht werden; von hier aus ſollte nun, wie die Herrſchaft von da aus ihre immer weiteren und weiteren Kreiſe gezogen, die Befreiung ſich allmählig über ganz Italien, über das ganze chriſtliche Abendland ausbreiten; von dem freien Rom ſollten die Völker lernen, wie man ſich von der Tyrannei des Papſtthums losreißen und dennoch zur Seligkeit kommen könne, zu einer Seligkeit ſchon im Diesſeits, die man ſich ſelbſt verdanke: von dem Vorbild Roms ſollten ſie lernen, daß ein Volk kein unmündiges Kind ſei, das der Zuchtruthe bedürfe, daß es ein Mann ſei, fähig auf eigenen Füßen zu ſtehen und ſich ſelbſt zu beherrſchen. So dachte, ſo hoffte, in dieſem Sinne wirkte Roms zweiter, größerer Brutus, Arnold von Brescia; ſo riß er die Römer zu dem Beſchluſſe hin, daß der Papſt nichts mehr zu ſchaffen haben ſolle mit der weltlichen Herrſchaft.

Da kehrte ſein unerſchütterlicher Gegner, Papſt Eugen **III.**, nach Italien zurück (1148) und erließ von Arnold's Vaterſtadt, Brescia, aus das Gebot: der Ketzer und Schismatiker Arnold, „ein Hauptwerkzeug des Feindes des Menſchengeſchlechts“, ſolle auf alle Weiſe gemieden und geflohen werden; alle Anhänger desſelben und ſeiner „Irrlehre“ ſchloß er „von dem Amt und den Wohlthaten der Kirche“ aus. Wie gewaltig nun auch damals noch die Vorſtellung von der geheimnißvollen Macht der Kirche, wie groß daher im Allgemeinen die Furcht vor ihrem Zorn und ihren Strafen war, — dennoch vermochte es der Papſt nicht, den ungemeinen Einfluß zu entkräften, welchen Arnold durch die Macht der freiheitlich-nationalen Idee auf die Römer ausübte. Zwar wurde der Papſt noch zweimal in Rom wieder aufgenommen; aber er vermochte die fernere Entwickelung der Verfaſſung nicht aufzuhalten, welche Arnold zum Zwecke der Hebung des Nationalbewußtſeins förderte, indem er die altrömiſchen Staatsformen durch die Vermehrung der Senatsmitglieder und durch die Ernennung zweier Conſuln ſtatt eines Patricius immer entſchiedener wieder herzuſtellen ſuchte.

Inzwiſchen war im fernen Morgenlande ein Ereigniß eingetreten, welches im Intereſſe des Papſtthums raſch benutzt werden mußte. Das letztere war umdrängt von den ärgſten Gefahren, es war in ſeinem Kern, in der weltlichen Macht bedroht, und ohne Verlaß auf König Konrad, in völliger Ungewißheit über deſſen eigentliche Geſinnungen; ja es mußte ſogar vorausſehen: das Kaiſerthum möchte die Noth des Papſtthums benutzen: was konnte ihm nun willkommener ſein, als die Gelegenheit, den alten Glauben an ſeine vermeintliche Göttlichkeit durch ein Unternehmen aufzufriſchen, in welchem es die verſchiedenartigſten Kräfte in einer höheren Einheit zuſammenfaſſen konnte? Ein ſolches Unternehmen war ein neuer Kreuzzug gegen die Saracenen; und die Veranlaſſung, die abendländiſche Chriſtenheit zu einem ſolchen aufrufen zu können, lag in der Nachricht, welche dieſelbe mit Beſtürzung erfüllte, daß die Stadt Edeſſa am Weihnachtsfeſte des Jahres 1144 in die Hand der Ungläubigen gefallen ſei. An die Spitze des Kreuzzuges ſtellte ſich, durch Bernhard von Clairvaux bewogen, der deutſche König Konrad. Aber der Kreuzzug endete im Jahr 1148 unglücklich und ſchmachvoll. Gebrochenen

Herzens kehrte **Konrad** III. nach Deutſchland zurück. Er ſtarb zu Bamberg im Jahre 1152. Nun wurde ſein Neffe, der Schwabenherzog Friedrich, welcher nach der Farbe ſeiner Haare den Beinamen „der **Rothbart**" (**Barbaroſſa**) trug, zum König der Deutſchen erwählt.

Der neue König der Deutſchen zeigte ſeine Erhebung dem Papſte Eugen in jenen Tagen der Entſcheidung ſofort an (März 1152) und zwar in merkwürdiger Weiſe. Er anerkannte ausdrücklich, daß es zwei Gewalten ſeien von denen dieſe Welt beherrſcht werde, nämlich: „die heilige Autorität der Päpſte" und dann die königliche Macht; er erklärte ſeine Bereitheit: dem „Gehorſam unter alle chriſtlichen Prieſter ergeben den Nacken zu beugen": er verſprach unumwunden, der Perſon des Papſtes die Bewahrung der angeerbten beſonderen Liebe, und der hochheiligen Mutter, der römiſchen Kirche, die eifrigſte und ergebenſte Vertheidigung.

Gleichzeitig erging an ihn, durch den Mund Wetzel's gerade in Bezug auf das Verhältniß des Kaiſerthums zum Papſtthum, ein Aufruf Arnold's von Brescia. Nach der Bezeugung der Freude darüber, daß ihn die Deutſchen zum König gewählt, heißt es in dem Briefe Wetzel's an König Friedrich I. alſo: „daß Ihr auf den Rath der Kleriker und Mönche, durch deren Lehre Göttliches und Menſchliches in Verwirrung gebracht iſt, die heilige Stadt Rom, die Herrſcherin der Welt, die Schöpferin und Mutter aller Kaiſer, Eurer Pflicht gemäß, darüber nicht zu Rathe gezogen, und ihre Beſtätigung, durch welche alle, und ohne welche keine Kaiſer jemals regiert haben, nicht nachgeſucht, und Ihr nicht wie ein Sohn (denn ihr Sohn und Diener zu werden, iſt ja Euer Verſatz) geſchrieben habt, — das thut mir ſehr leid. Um aber dem Hauptpunkt näher zu kommen, ſo will ich Euch die Sache deutlicher auseinander ſetzen, und Ihr merket wohl auf das, was ich ſage. Die Berufung Eurer Vorgänger auf den Thron geſchah, ſowie jetzt die Eurige, durch Blinde, das heißt durch Julianiſten, durch

Ketzer, abtrünnige Kleriker und falſche Mönche, welche ihren Stand ſchänden, gegen evangeliſches, apoſtoliſches und kirchliches Geſetz weltliche Herrſchaft in Händen haben, und mit lautem Widerſpruch göttlicher und menſchlicher Ordnung kirchliche und ſtaatsrechtliche Verhältniſſe durch einander mengen. Wie können diejenigen, welche nur nach Schätzen ſchnappen, jenes vornehmſte Gebot des Evangeliums vernehmen: „Selig ſind, die da geiſtlich arm ſind", ſie, die weder arm ſind, noch den Willen haben es zu ſein? Ich ſage: der Klerus verzehrt das Mark des Reichs; jene Erzählung von der Taufe Konſtantin's des Großen und ſeiner Uebertragung der weltlichen Herrſchaft auf den Vater der Geiſtlichkeit iſt erdichtet. Dieſe Lüge und ketzeriſche Fabel, als habe Konſtantin dem Sylveſter ſimoniſcher Weiſe die Hoheitsrechte der Herrſchaft über Rom abgetreten, iſt ſo offenbar und aufgedeckt worden, daß ſelbſt Lohnknechte und alte Weiber die größten Rechtsgelehrten heut zu Tage darüber belehren können, und daß ſich der Papſt mit ſeinen Kardinälen vor Scham nicht mehr in der Stadt zu zeigen wagt. Julianus erklärt, woher ein römiſcher Herrſcher ſeine Gewalt und die Macht habe, Geſetze zu geben mit den Worten: Was dem Herrſcher gefällt, das hat die Kraft des Geſetzes, weil das Volk alle ſeine Macht und Gewalt auf ihn übertragen hat. Da nun alle Macht und Gewalt des Gemeinweſens in der Hand des römiſchen Volkes ruht, da der Kaiſer dem römiſchen Volke angehört und nicht das römiſche Volk dem Kaiſer, was bei einigem Nachdenken klar iſt, — welches Geſetz, welcher vernünftige Grund hält den Senat und das Volk der Stadt Rom noch ab, ſich einen Kaiſer zu wählen?" Wie ſo deutlich war hier dem König der Deutſchen der Weg des Rechts vorgezeichnet, den er einzuſchlagen hatte, aber auch der Weg der Pflicht gegen das römiſche Volk, wie klar die Rechte des Letzteren! Friedrich der Rothbart war jedoch nicht fähig, die

Idee des Rechts zu faſſen. Eine von Kraft ſtrotzende Natur, entbehrte er des rein-menſchlichen Gefühls und der tieferen Bildung. Er hatte kein Herz für ſein Volk und Vaterland, für die Freiheit, für die Menſchheit; die Selbſtüberſchätzung ſeiner naturwüchſigen Kraft artete ihm zum rohen Mißbrauch derſelben aus. Er hatte keinen Sinn für die *ſittliche* Bedeutung des deutſchen Königthums und des römiſchen Kaiſerthums: er wollte *herrſchen, um zu herrſchen*. Dieſer Mann erſchien nun gerade in der Zeit, in welcher die Freiheit an *Arnold von Brescia* einen Apoſtel und Werkmeiſter der Zukunft, in den lombardiſchen Städten aber bereits das Zeugniß eines Sieges über die Lehensherrſchaft beſaß.

Mit jenem erſten Schritt König *Friedrich des Rothbarts*, der ſeinen Anſchluß ans *Papſtthum* bekundete, hing ein anderer eng zuſammen, ein *Vertrag* (vom 23. März 1154), welchen er mit dem Papſt abſchloß; demzufolge er ſich verband: mit den Römern keinen Frieden ohne des Papſtes Einwilligung abzuſchließen, der *Papſt* dagegen ſich verpflichtete: ihn ſogleich bei ſeinem Erſcheinen in Rom ohne Schwierigkeit und Widerſpruch zum Kaiſer zu krönen und ihn gegen alle Reichsfeinde durch alle kirchlichen Mittel zu ſchützen. Der König der Deutſchen und künftige Kaiſer geſtand alſo durch dieſen Vertrag die rechtsgültige Wirkſamkeit der kirchlichen Strafmittel (Exkommunikation und Bann) ſtillſchweigend zu: *indem* er aber dies that, mußte er doch wohl erkennen, daß er ſie, betreffenden Falls, auch *gegen ſich ſelbſt* dem *Papſte* zuerkannt hatte.

Eine Heerfahrt nach Italien lag eben ſo ſehr in ſeinem, als in des Papſtes Intereſſe, — in ſeinem, um die Kaiſerkrone zu tragen, in des Papſtes, um durch ihn das Papſtthum gegen *Arnold von Brescia* und die *republikaniſche Partei in Rom* zu ſichern. Jener Wunſch der Kaiſerkrone ſchloß den der unbeſchränkten Herrſchaft im despotiſchen Sinne der altrömiſchen Kaiſer in ſich.

Im Herbſt des Jahres 1154 ging *Friedrich der Rothbart* voll ſtolzer Pläne an der Spitze des deutſchen Heeres nach Italien. In Pavia empfing er (am Sonntag Jubilate 1155) die lombardiſche Königskrone, dann zog er weiter gen Rom, um ſich vom Papſt die Kaiſerkrone auf's Haupt ſetzen zu laſſen.

Hier, wo Arnold von Brescia waltete, hier war für König Friedrich den Rothbart in dieſem Einen großen Manne das größte Hinderniß zu bekämpfen, das ſeinen Plänen in Wege ſtand. Aber ſchon hatte ihm der Papſt trefflich vorgearbeitet, indem er die Stützen Arnold's untergrub.

Nach dem Tode Eugen's III. (1153) und ſeines Nachfolgers Anaſtaſius IV. (1154) war nämlich ein kluger und kraftvoller Brite, Nikolaus Breakſpear, als Hadrian IV. auf den päpſtlichen Stuhl erhoben worden, und dieſer ergriff ſogleich das wirkſamſte Mittel, um die Römer zu Paaren zu treiben, welche allerdings Arnold von Brescia leider nur allzuwenig in ſeiner ganzen Innerlichkeit zu erfaſſen im Stande waren und ſein großes Werk nur allzuhäufig durch Ausſchweifungen zügelloſer Leidenſchaften trübten und verdächtigten. So hatte man denn auch, empört über die Zurückweiſung des Anſinnens: Hadrian ſolle auf alle weltliche Herrſchaft verzichten und die neue römiſche Republik anerkennen, den Kardinal Guido mißhandelt und verwundet. Hiervon nahm nun Hadrian IV. den willkommenen Anlaß, Rom mit dem Interdikt zu belegen, d. h. es auszuſchließen vom Genuſſe aller ſogenannten kirchlichen Gnadenmittel: wo der Papſt das Interdikt verhängte, da waren alle prieſterlichen Handlungen unterſagt, da durfte kein Prieſter Meſſe leſen, taufen, trauen, beerdigen, Beichte hören, das Abendmahl ſpenden; da befand man ſich (nach damaliger Weltanſchauung) außer allem Zuſammenhang mit Gott. Hadrian IV. kannte das Volk; er wußte, wie deſſen ganzes Gemüth ſeit Jahrhunderten von den religiöſen Vorſtellungen ganz und gar durchwachſen war, wie der Glaube an eine geheimnißvolle Kraft des Meßopfers und der Sakramente, ſowie der kirchlichen Weihen, auch die

Ueberzeugung von einer unbedingten Nothwendigkeit derſelben zur Seligkeit in ſich ſchloß; er wußte ferner, daß, wenn es ihm gelang, das Volk von den freien, denkenden Leitern der Bewegung loszureißen, der Sieg der alten Ordnung der Dinge unzweifelhaft erfolgen müſſe. Wohl trotzten einzelne Geiſtliche dem Interdikt: aber die Mehrzahl — gehorchte dem päpſtlichen Gebot und enthielt ſich des Gottesdienſtes, ſowie der Spendung kirchlicher Gnadenmittel. Inzwiſchen näherte ſich nun die Zeit, in welcher die römiſche Kirche alljährlich ihre höchſten Myſterien, Erlöſungstod und Auferſtehung Jeſu, feiert und den eigentlichen Mittelpunkt ihrer ganzen Lehre und Macht im Kultus darſtellt. Als nun beim Beginn und in den erſten Tagen der Charwoche keine Glocke ertönte, als die Gotteshäuſer verſchloſſen blieben, als nirgends ein Prieſter zu ſchauen war, — da kam ein ſtarkes und immer ſtärkeres Grauen über das Volk, als ſei Sonnenlicht und Lebensluft verſagt in der entheiligten Stadt, aus welcher Gott ſelber zürnend hinweggegangen, in welcher kein Chriſtus mehr ſterbe und verſöhne, aus dem Grabe hervorgehe und lebendig wiedergeboren werde in der geſegneten Hoſtie. So ſegenbedürftig war dies Volk, und ſo arm an der Kraft des Glaubens, der ſich kühn mit des Sohnes voller Zuverſicht den Segen aus des Vaters eignen Händen holt, ſo durch vielhundertjährige Gewohnheit eines Schaugeprängedienſtes war es des eignen Denkens entwöhnt, daß es in dem Verbot des Gottesdienſtes den Verluſt der Gottheit ſelbſt bejammerte! Geängſtigt durch die Vorenthaltung des Gottesdienſtes und der Heilsmittel in der gnadenreichſten Zeit, in Kleinmuth, in Verzweiflung, und dazu noch von der päpſtlichen Geiſtlichkeit mit allen der Prieſterſchaft zu Gebote ſtehenden Mitteln bearbeitet, riß ſich nun das römiſche Volk vom Senat, von Arnold, von ſeiner eigenen Sache los; es verſprach dem Papſte, damit dieſer das Interdikt aufhebe, die Erfüllung aller Bedingungen, welche er geſtellt, die Verbannung Arnold's von Brescia und ſeiner bedeutendſten Anhänger aus der Stadt und aus deren Gebiet, die Abſchaffung der republikaniſchen Staatsformen, die völlige Wiederunterwerfung unter den Papſt. Dieſe Bedingungen wurden denn ungeſäumt erfüllt. Welch ein Ende der großartigſten Unternehmung, durch deren ſtandhafte Durchführung eine weltgeſchichtliche Bahn gebrochen worden wäre! Damit das Volk am Charfreitage das Schauſpiel der Grablegung, am Oſtertage das der Auferſtehung Chriſti nicht entbehre, mußte der Mann des Volks (der Mann der Menſchheit, ſo darf man hinzufügen) Arnold von Brescia, flüchtig wie ein Verbrecher zum Thore der Stadt hinaus wandern, welche er zum leuchtenden Mittelpunkte der ſtaatlichen und kirchlichen Freiheit für das ganze chriſtliche Abendland hatte machen wollen.

Es war am 23. März des Jahres 1155, als Arnold von Brescia Rom verließ. Wohin ſollte er ſich nun wenden? für ihn, wie für ſeinen von ſeinem Volk auch unbegriffenen erhabenen Meiſter war nirgends ein Ausweg, als — in den Tod; gewiß: wenn Einen der großen Menſchen, die Jeſu Herz je in ſeiner ganzen Fülle der Menſchheitlichkeit verſtanden haben, je ein Schmerz wie der ſeinige über Jeruſalem durchdrang, — dann weinte auch Arnold von Brescia, als er die Arbeit ſeines ganzen Lebens um Nichts zerſtört ſah; und ſein Schmerz über die heilige Einfalt der Völker, welche ſelber den Zwingherrn jene Ketten ſchmieden helfen, in denen ſie (die Völker) Jahrhunderte lang ſchmachten ſollen, — dieſer Schmerz war ſo groß, daß er vielleicht lächelte, wenn er an ſein eigenes Schickſal dachte, wenn er ſich's ſagen mußte, daß ein Herz, das nichts als die Menſchheit liebt, kein zweites findet, das ihm in der Noth zum feſten Schilde würde! Am folgenden Tage (es war der Gründonnerſtag) zog dann der angebliche Nachfolger und Stellvertreter deſſen, der das große Gottesreich der Freiheit und Liebe auf Erden geſtiftet und der am Kreuze ſterbend für ſeine Mörder gebetet, in Rom ein, nicht, um, wie Jeſus am Oelberge, zu ſprechen: „Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe", ſondern vom Lateran aus, den er bezog, ſeinen Willen als göttlichen der Welt zu verkündigen. Armes Rom, das er nun vom Interdikt befreite, um es neuerdings unter das Joch der Prieſterherrſchaft zu beugen!

Aber Hadrian IV. bangte noch vor dem flüchtigen Arnold von Brescia. So lange noch Arnold's von Brescia Auge, wenn gleich im Elend, leuchtete, ſo lange ſein Herz noch ſchlug, ſo lange ſeine Lippe noch Ein Wort hatte, um Geiſter und Herzen zu entflammen, ſo lange zitterte der Statthalter Chriſti. Er ahnte das Göttliche, das in den Martyrern lebt, welche ſich mit der ganzen Fülle ihres Daſeins dem Ungöttlichen entgegenſtemmen, es bekämpfen und ihm auch durch ihr Unterliegen gefährlich werden; er ſagte ſich: „Vor dieſem Manne, dem an allen Glücksgütern nichts liegt, woran des Menſchen Herz hängt, — vor dieſem Manne kann ich, vor ihm kann das Papſtthum erſt dann ſicher ſein, wenn der Tiberſtrom die Aſche ſeiner irdiſchen Hülle in's Meer hinausgetragen hat." Dazu nun ſollte ihm König Friedrich der Rothbart verhelfen. Die Kaiſerkrönung deſſelben ſollte der Preis dafür ſein, daß der Papſt ruhig ſchlafen könne, daß ihn nicht der Gedanke wach erhalte: Arnold von Brescia, der Verbannte, werde plötzlich an der Spitze des Volkes in Rom wiedererſcheinen und den geiſtlichen König der Könige zu einem einfachen Biſchof machen. In der That: der Papſt hatte Grund genug, dergleichen zu befürchten. Sowie einmal der erſte abergläubiſche Schrecken des römiſchen Volkes vorübergegangen war, beſannen ſich gar Viele darauf zurück, was denn Rom eigentlich ſei, und was ihm Arnold bedeute, was der Papſt. Dieſer ſeinerſeits beſorgte nicht minder Vieles von dem König der Deutſchen, deſſen raſche Ankunft ihm gemeldet ward. Er ſchickte deßhalb dem König der Deutſchen Geſandte entgegen. Aber ſchon war auch ein

Kardinal Oktavian, in deſſen Nähe, welcher das Wort für Arnold von Brescia und für die Republik Rom führen wollte. Das Zuſammentreffen der päpſtlichen und der königlichen Abgeſandten vereitelte jedoch Oktavian's Bemühungen, und von päpſtlicher ſowie von königlicher Seite war man ſchnell gegen die Sache der Freiheit — einig!

Aus Rom verbannt, flüchtig, heimathlos ging Arnold von Brescia umher, da fand ihn bei Oeruculi in Tuscien der päpſtliche Kardinal Gerhard und nahm ihn gefangen. Noch ſchien ihm ein Hoffnungsſtern aufzugehen. Die Vicegrafen von Campanien befreiten ihn aus des Kardinals Händen und nahmen ihn als Propheten mit hohen Ehren auf ihre Beſitzungen, wo ſie ihm eine Freiſtätte gewährten. Er ſollte ſie jedoch nicht lange genießen. Kaum hatte nämlich Papſt Hadrian davon erfahren, als er durch ſeine Geſandten den König, welcher ſich noch in Toscana befand, wiſſen ließ: „Nur dann, wenn ihm Friedrich den Ketzer ausliefere und die römiſche Republik vernichte, werde er ihm die Kaiſerkrone geben." Da vergaß Friedrich der Rothbart, vom Glanze der Kaiſerkrone geblendet, eines Königs erſte und heiligſte Pflicht und verſprach dem Papſt auf Kreuz und Evangelium die Auslieferung Arnold's von Brescia und die Unterdrückung der römiſchen Republik.

Der Papſt ſäumte nicht, den König zur Erfüllung ſeines Verſprechens zu drängen und König Friedrich der Rothbart ſandte nun ſogleich Bewaffnete aus. Er erhielt einen der Beſchützer Arnold's, den Vicegrafen, in ſeine Gewalt; die Andern bedrängte er ſcharf; und ſo geſchah es, daß ſie, gegen die Freilaſſung des Gefangenen, ihren Schützling den Kardinälen auslieferten. Die Kardinäle ſendeten den gefürchteten Mann ſogleich in Feſſeln nach Rom und ſchnell vollendete ſich nun ſein Schickſal.

In der Nacht vom 17. auf den 18 Juni des Jahres 1155 ward die Opferung des Mannes der Freiheit vollbracht. Ohne vorhergegangenes Verhör, ohne vorherigen Urtheilsſpruch, alſo ohne alle und jede Rechtsform, wurde Arnold von Brescia dem Untergange geweiht. Es heißt: der Stadtpräfekt Peter, Befehlshaber in der Engelsburg, welcher durch die Staatsumwälzung auf's Empfindlichſte berührt worden war, habe aus perſönlicher Rachluſt, ohne Wiſſen des Königs und Papſtes die raſche Hinrichtung Arnold's von Brescia beſchloſſen und ausgeführt. Mag immerhin ein ausdrücklicher Befehl des Papſtes an den Stadtpräfekten nicht ergangen ſein, ſo las doch der Letztere den Wunſch, der Gefürchtete möge vor dem Eintritt eines möglichen nochmaligen Wechſels in Rom plötzlich verſchwinden, in des Papſtes Seele, in deſſen Blicken; ſo konnte er ſich doch mit Beſtimmtheit ſagen: wenn die That glücklich vollbracht ſei, werde der heilige Vater der Eigenmächtigkeit ſeines Dieners nicht zürnen. Als am Morgen des 18. Juni 1155 die Nacht mit dem Lichte rang, wandelte Arnold von Brescia, umgeben von den Schergen des päpſtlichen Stadtpräfekten, zur Porta del popolo; dort, wo ſich die Ausſicht über das vom Morgenlicht erhellte, noch von den Fittichen des Schlafes bedeckte Rom vor ihm aufthat, harrte ſeiner ein Scheiterhaufen, inmitten desſelben ragte ein Kreuz. Dieſes junge Licht über dem Schlummer — welch ein Bild der Zeit! Die leuchtenden Ideen des großen Mannes gingen über einem Geſchlechte auf, das ſich noch nicht loszuringen vermocht aus dem Traumleben der langen Nacht.

Keine Kunde iſt durch den engen Kreis der Schergen, die den Märtyrer der Freiheit umſtanden, in die Mitwelt und Nachwelt hinausgedrungen über ſeine Haltung, ſeine Worte in den letzten Augenblicken ſeines thatenvollen Erdendaſeins. Schweiften vielleicht ſeine Blicke über das ſchweigende Rom hinaus weiter gen Mitternacht, nach jenen Gegenden, wo das Volk der Deutſchen von den ſtillen Alpenthälern an bis zum Saume der Nordſee wohnt? Dachte Arnold von Brescia, bevor er den Scheiterhaufen beſtieg, vielleicht ſegnend dieſes deutſchen Geſchlechts, in deſſen Mitte er eine Freiſtätte gefunden, in deſſen Herzen er die Saat der Freiheit geſtreut? Hoffte er vielleicht, da ſchon der knechtiſche Strick von Schergenhänden um ſeinen Nacken zum Knoten geſchlungen ward, daß dieſe Saat dereinſt aufgehen, daß ſie Früchte tragen werde, in einer Zeit, da ſeiner italiſchen Heimath ſchöner Boden brach liege und wüſt, überwachſen nur von den wuchernden Diſteln und Dornen der Tyrannei? Hoffteſt du das, o dann, edler Geiſt, hat die Hoffnung dich nicht getäuſcht! Deine Saat iſt in den ſtillen Alpenthälern über vierthalb Jahrhunderte lang unverſehrt geblieben und dann fröhlich und herrlich aufgegangen, und wo das deutſche Herz den Namen Zwingli ſtolzfreudig nennt, und ruft: das iſt die Lerche, die den Tag verkündet, da gedenkt es auch der gefangenen und gemordeten Nachtigall, die das hohe Lied der Freiheit zuerſt in ſüßen Tönen angeſtimmt. Arnold von Brescia wurde, an dem inmitten eines Scheiterhaufens ragenden Kreuze erwürgt: dann warfen die Schergen die Fackeln auf den Holzſtoß, hochauf ſchlug das Feuer und verhüllte die Leiche und verzehrte das Irdiſche. So hatten die alten Römer ihre großen Männer nach dem Tode geehrt: nicht verweſen ſollte die Hülle, nein in Flammen aufgehen. Wohl griff das Volk, als die Kunde von Arnold's Hinrichtung es aus dem Schlafe aufgeſchreckt, zu den Waffen; doch es war zu ſpät. Nicht einmal die Aſche konnte es mehr retten.

Auf Arnold's von Brescia Martyrertod folgte Friedrich's des Rothbarts Kaiſerkrönung. Der Papſt, deſſen Hauch die Flamme angefacht, welche ſich um Arnold's Haupt zum Kranze ſchlangen, ſetzte dem König, der ihm denſelben ausgeliefert, die reichſte, bedeutſamſte Krone der Welt auf's Haupt; während der Tiberſtrom die Aſche des Wahrheits- und Freiheitszeugen von dem entweihten Boden Italiens in's ewige Meer hinaustrug.

Johannes Wicliffe.

Von

H. L. Egidius.

Es ruft, wem Chriſti Lehre werth:
Nicht bring' ich den Frieden, ich bringe das Schwert.

Fr. von Sallet.

Johannes Wicliffe.

(Geboren 1324, geſtorben 1384.)

In der Entwicklungsgeſchichte des mittelalterlichen Chriſten- und Kirchenthums zog ſich neben der unter dem Namen der „Scholaſtik“ bekannten theologiſchen Schulweisheit, die ſich in unfruchtbaren Spitzfindigkeiten und müßigen Grübeleien über den Kirchenglauben bewegte, eine andere tiefere Richtung hin, die „Myſtik“; ſie drängte mit der vollen Macht unbefriedigter Sehnſucht auf die Tiefe und Gemüthsinnerlichkeit des chriſtlichen Glaubens hin, und da ſich der Geiſt, der ſich innerlich frei fühlte, gegen alles, was ihm blos äußerlich blieb, feindſelig und verneinend verhielt, ſo lagen in dieſer myſtiſchen Richtung die Keime eines Widerſpruches gegen die Hierarchie, welche alles religiöſe Leben in Aeußerlichkeit erſtarren gemacht, in tauſend unwandelbaren Formen und Normen verſteinert hatte. Die chriſtliche Myſtik des Mittelalters war der unbeſtimmte, unklare Ausdruck einer Sehnſucht nach der Erfaſſung des Lebens: ſie wollte alles menſchliche Leben im göttlichen finden; ſie fühlte das dringende Bedürfniß einer Reinigung, Läuterung und Neugeſtaltung des durchaus verweltlichten Kirchenthums. Solche Regungen eines reformatoriſchen Triebes traten immer mehr und mehr, theils mit deutlicherem Bewußtſein, theils mit entſchieden praktiſcher Energie hervor, ſuchten ſich namentlich im Volkskreiſe Geltung zu verſchaffen, und nahmen zunächſt die heilige Schrift und die urchriſtliche Geſtalt des Chriſtenthums zum Anhalts- und Ausgangspunkt.

Die aus dem unmittelbaren Volksleben hervortauchende und in vielfachen Verzweigungen ſich ausbreitende reformatoriſche Richtung, welche ſich aus der Verwirrung der kirchlichen Gegenſätze und aus dem Kampf der geſchichtlichen Entwicklung zur Einfachheit des Urchriſtenthums zurückſehnte und eine Erneuerung des apoſtoliſchen Chriſtenthums verlangte, lief ſeit dem elften Jahrhundert neben den beiden anderen des Scholaſticismus und des Myſticismus, her; bis zum dreizehnten Jahrhundert trat jedoch dieſer gegen das beſtehende Kirchenthum proteſtirende, reformatoriſche Geiſt hauptſächlich nur in vereinzelten ſchwärmeriſchen Erſcheinungen hervor; erſt die blutigen Ketzerverfolgungen, welche von der herrſchenden Kirche ausgingen, trugen dazu bei, daß der reformatoriſche Geiſt zu größerer Beſonnenheit und ernſterer Haltung gelangte, und daß er in geläuterterer Form ſich kund gab. An dem Zeitgeiſt, welcher unterdeſſen ſelbſt zu größerer Reife erſtarkt war, erhielt dann jener reformatoriſche Geiſt eine bedeutendere nachhaltigere Stütze.

Was nun zunächſt die erſtere, mehr excentriſche und ungeregelte Kundgebung des proteſtirenden Geiſtes angeht, ſo hatten ſich insbeſondere von Oberitalien aus nach Südfrankreich, Deutſchland und England mancherlei gährende Elemente eines der herrſchenden Kirche feindſeligen Geiſtes in verſchiedenen ſektirenden Richtungen ausgebreitet (z. B. die Katharer, Manichäer, Waldenſer, Albigenſer). Dieſer reformatoriſche Geiſt verwarf alles äußere Kirchenthum mit ſeinen Dogmen, ſeiner Hierarchie, ſeinem Kultus, bezeichnete die Einheit der wahren Kirche als die innere Einheit der Gläubigen und berief ſich theils auf das einfache Bibelwort, theils auch auf die unmittelbaren Wirkungen des heiligen Geiſtes, welcher bei ihnen die Stelle des römiſchen Papſtes einnehmen und die Gläubigen über alle Aeußerlichkeit erheben ſollte. Im zwölften Jahrhundert trat in den Niederlanden ein Schwärmer Tanchelm auf, der ſich kraft des empfangenen heiligen Geiſtes gleich Chriſto ſelbſt Gott nannte und ſeine Verlobung mit der Jungfrau Maria feierte. Eine ähnliche phantaſtiſche Richtung tauchte im dreizehnten Jahrhundert unter den Franziskanern auf, aus Veranlaſſung der Schriften des Abtes Joachim († 1202), welcher ein neues ewiges Evangelium des heiligen Geiſtes verkündigte, von einer bevorſtehenden Erneuerung der kirchlichen Verfaſſung und des kirchlichen Lebens weiſſagte, mit deren Eintritte das Zeitalter der Herrſchaft des heiligen Geiſtes beginnen ſollte. Auch der Franziskaner Peter de Oliva (im dreizehnten Jahrhundert) unterſchied in der Kirche verſchiedene Zeitalter oder Entwicklungsſtufen, von welchen immer die früheren dahinſtrebten, die nächſtfolgenden hervorzubringen, deren letztes auch er als das des heiligen Geiſtes bezeichnete.

Dergleichen in phantaſtiſchem Gewande ausgeſprochene tiefprophetiſche Anſchauungen, in denen die Keime künftiger Entwicklungen ſchlummerten, waren Anfangs noch zu vereinzelt aufgetreten und mit dem beſtehenden Kirchenthume noch zu wenig vermittelt, als daß ſich an dieſelben eine durchgreifende Reformation der Kirche hätte knüpfen können. Unterſtützt durch den damals neu erwachten Sinn für das Studium des griechiſchen und römiſchen klaſſiſchen Alterthums, machte ſich ſeit dem vierzehnten Jahrhundert eine mehr geläuterte und beſonnenere Proteſtation geltend, welche durch namhafte gelehrte Theologen im Schoße der Kirche ſelbſt vertreten wurde. Dieſe eigentlichen Vorläufer der Reformation ſtimmten alle mit einander überein in der entſchiedenen Verwerfung des Papſtthums, in dem Gegenſatze gegen die Veräußerlichung des kirchlichen Lebens und Kultus, in dem Zurückgehen auf die Schrift und in der Forderung eines innerlichen, geſinnungs- und thatkräftigen Glaubens: ſie legen gemeinſam Zeugniß ab, wie ſehr die Zeit zum Bewußtſein der Freiheit und

Selbſtſtändigkeit des religiöſen Geiſtes gelangt und zum Abſchütteln aller von Außen aufgebürdeten Schranken reif war.

Ehe noch in Böhmen die reformatoriſche Bewegung durch Huß und ſeine Anhänger eine volksthümliche Bedeutung erhielt, drang, in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, in der engliſchen Kirche Wicliffe, im Gegenſatze gegen die Mißbräuche der Hierarchie und die Verweltlichung des Klerus, auf ein aus der heiligen Schrift herzuſtellendes, rein evangeliſches Chriſtenthum. Und gerade die ſpätere böhmiſche Reformation, die ſich an Huſſens Namen anknüpft, iſt hauptſächlich durch die Begeiſterung gehoben und befördert worden, welche Wicliffe, Huſſens vorzüglichſter Lehrer, bei den böhmiſchen Kirchenverbeſſerern geweckt hatte.

Johann Wicliffe erhielt dieſen Namen von ſeinem Geburtsort, dem Dorfe Wicliffe bei Richmond in der Provinz York, wo er im Jahre 1324, unter der Regierung des Königs Eduard II., das Licht der Welt erblickte. Er war von geringer Herkunft; die Geſchichte der früheren Zeit ſeines Lebens, ſeiner Bildung und geiſtigen Entwickelung iſt unbekannt. Von ſeinen Eltern frühzeitig zum Dienſt der Kirche beſtimmt, beſuchte er eine Zeit lang das ſogenannte Königinnenkollegium zu Oxford, verließ jedoch dieſe Anſtalt bald wieder, um in das ſogenannte Mertonskollegium einzutreten. Hier machte er ſich die ſcholaſtiſche Bildung des Mittelalters zu eigen und ſtudierte die Philoſophie des damals außerordentlich hoch verehrten und vielgeleſenen Ariſtoteles, deſſen Schriften als die gewöhnliche Vorbereitung für das Studium der Theologie galten. Mehr als die pedantiſchen Feſſeln beengender Schulweisheit nahm ſeinen ſtrebenden Geiſt die gediegene Einfachheit der heiligen Schrift in Anſpruch, deren Studium ſich der Jüngling eifrig hingab, indem er ohne Lehrer dem Drange ſeines

Genius folgte und mit begeiſterter Vorahnung das Ziel ſeines Lebens, die Aufklärung und Veredlung des Volkes aus der heiligen Schrift, ſchon damals ergriff, ſo daß er den Beinamen des „evangeliſchen Lehrers“ davontrug.

Nachdem Wicliffe ſchon als Jüngling eine prophetiſche Schrift „über die letzten Zeiten der Kirche“ abgefaßt hatte, trat er zuerſt (ſeit 1360) in gelehrten Flugſchriften gegen die Bettelmönche auf, welche der Univerſität Oxford auf die ſchmählichſte Weiſe zur Laſt fielen. Die Univerſität verklagte ſie nämlich wegen ihres Unweſens und ihres ſchädlichen Einfluſſes auf die ſtudierende Jugend beim Parlament: aber da ſie vom Papſte der allgemeinen weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen und einer privilegirten geiſtlichen unterworfen worden waren, ſo fruchtete dieſe Maßregel ſo wenig, daß es vielmehr den Bettelmönchen, die in ihrer Sache an den Rechtsſpruch des Papſtes appellirten, gelang, ſich auch unter der ſtudierenden Jugend zu Oxford Anhänger zu verſchaffen und dadurch zwiſchen den Studenten und ihren akademiſchen Vorgeſetzten eine Spannung hervorzurufen, welche ſie denn mit aller Liſt und Gewandtheit trefflich zu unterhalten verſtanden.

Unter dieſen Umſtänden trat Wicliffe, im Jahre 1360, in einer Flugſchrift „wider die ſtarken und wohlhabenden Bettler“ für die Sache der Univerſität auf und ſuchte darin die Anſichten des Volks über den vorliegenden Punkt aufzuklären und zu berichtigen, indem er den gewaltigen Unterſchied zwiſchen der Armuth Jeſu und der Apoſtel, auf deren Vorbild ſich die Bettelmönche zu berufen pflegten, und ihrer ſelbſt hervorhob und aus der heiligen Schrift das göttliche Gebot, zu arbeiten und das vom Herrn anvertraute Pfund zu nützen, in überzeugender Weiſe darlegte. In ſolchem Spiegel betrachtet mußten nun jene Menſchen als ſchwelgeriſche Müßiggänger erſcheinen, welche die Religion entweihten und ein fauler Fleck der menſchlichen Geſellſchaft waren. Durch dieſe Schrift erwarb ſich

Wicliffe die Achtung und den Beifall der Univerſität in ſo hohem Grade, daß ſie ihm die Magiſterwürde ertheilte. Der Haß und die Erbitterung der beleidigten Mönche hingegen wartete blos auf eine günſtige Gelegenheit, um auszubrechen.

Der Erzbiſchof von Canterbury, Simon von Jslip, hatte ein Kollegium unter dem Namen Canterburyhall geſtiftet und dem Aufſeher deſſelben, einem Mönche Namens Wedehall, ſieben Weltgeiſtliche untergeordnet. Dieſe wurden jedoch von ihrem Vorſteher auf alle erdenkliche Weiſe ſo ſehr geplagt und verunglimpft, daß der Erzbiſchof ſich endlich genöthigt ſah, den ränkeſüchtigen Wedehall nebſt drei ſeiner Weltgeiſtlichen abzuſetzen und an die Stelle jenes Mönchs unſern Wicliffe zum Aufſeher der Anſtalt zu ernennen. Kaum war jedoch Jslip mit Tod abgegangen und ein Benediktinermönch, Simon Langham, der bis dahin Biſchof von Ely war, zum Erzbiſchof von Canterbury erhoben worden, ſo gelang es den Abgeſetzten, die Entfernung Wicliffe's und ſeiner Untergebenen zu bewirken. Ueber ſolche ſchmähliche Behandlung empört, entſchloß ſich Wicliffe, zur Rettung ſeiner gekränkten Ehre an den Papſt zu appelliren. Da jedoch dieſer einen Kardinal zum Richter ernannte und der Erzbiſchof Langham ſein Verfahren gegen Wicliffe zu rechtfertigen wußte, ſo wurde die Entſcheidung ſo lange hinausgeſchoben, bis eine neue Begebenheit die ſchon zu erwartende Entſcheidung zu Ungunſten Wicliffe's beſchleunigte.

Der herrſchſüchtige König Eduard III. wünſchte ſeine, durch die fortdauernden Kriege mit Schottland und Frankreich erſchöpfte Kaſſe wieder zu füllen, ohne zu neuen Auflagen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. Er glaubte dieſen Zweck am Beſten dadurch erreichen zu können, daß er eine urſprünglich freiwillige und einmalige, dann aber durch den Papſt zur ſtändigen und feſten erhobene jährliche Auflage, welche unter dem Namen des „Peterspfennigs“ dem Lande eine bedeutende Summe entzog, damit aber die päpſtliche Kaſſe bereicherte, im Jahr

1365 zurückhalten ließ. Darüber war, wie ſich's wohl denken läßt, Papſt Urban V. im hohen Grade ungehalten; er drohte dem König für dieſen Gewaltſtreich mit Bann und Interdikt; das Parlament jedoch beſtärkte und ermuthigte denſelben in ſeinem Vorſatze und rieth, die Sache auf's Aeußerſte kommen zu laſſen. Als nun ein Mönch mit einem Lügengewebe von ſpitzfindigen Scheingründen für die Partie des Papſtes focht und nachzuweiſen ſuchte, daß England ganz mit Unrecht den Peterspfennig zurückhalte, auf welchen der heilige Vater ein unbeſtreitbares Recht habe, da trat der allezeit kampfgerüſtete Wicliffe gegen dieſen Mönch in einer Flugſchrift mit der ganzen Friſche und Energie ſeines Geiſtes auf und vertheidigte die Sache ſeines Landes mit Gründen der Schrift und der Vernunft, denen man von der gegneriſchen Seite nichts Triftiges entgegen zu ſetzen vermochte. Nun ſollte Wicliffe das ganze Gewicht der Weltmacht fühlen, welche er ſo kühn herausgefordert; der Papſt erließ im Jahre 1370 eine Bulle, welche ihm alle Anſprüche auf das Aufſeheramt an Canterburyhall entzog und ſeine Abſetzung durch den Erzbiſchof beſtätigte. Zur Entſchädigung für das ihm zugefügte Unrecht übertrug ihm dagegen jetzt die Univerſität eine Profeſſur der Theologie zu Oxford, eine Stelle, in welcher er die beſte Gelegenheit hatte, die empfänglichen Geiſter der Jugend, die ſich in dem Hörſaale um ihn verſammelten, langſam und ſicher zu ſeinem Standpunkt vorzubereiten und vom Lehrſtuhl aus über den damaligen traurigen Zuſtand der chriſtlichen Kirche und namentlich den Verfall des Papſtthums aufzuklären.

Hier dürfte es der ſchicklichſte Ort ſein, in überſichtlichem Zuſammenhange die reformatoriſchen Ideen und Anſichten darzuſtellen, welche Wicliffe im mündlichen akademiſchen Vortrage, ſowie in ſeinen zahlreichen, während einer langen Reihe von Jahren abgefaßten gelehrten Abhandlungen und populären Flugſchriften ausgeſprochen und als Samenkörner ausgeſtreut hat, welche in empfänglichen, wahrheitsdurſtigen Gemüthern einen fruchtbaren Boden ſuchten, um lebenskräftig zu wirken.

Was in der heiligen Schrift gegründet iſt (ſo lehrte Wicliffe), darf man glauben, das übrige iſt verwerflich. Aller ſelbſterwählter Gottesdienſt iſt unvollkommen, weil der Menſch dadurch gehindert wird, Gott frei zu dienen. Die Religion Derer, die ſich in die Klöſter einſchließen, iſt keine chriſtliche Frömmigkeit. Nach der heiligen Schrift müſſen alle Wahrheiten geprüft werden: aus ihr muß die Kirche ihre Lehren und Ceremonien beweiſen können. Die heilige Schrift muß man einem Jeden in den Händen laſſen, damit er eine Regel habe, zu urtheilen, ob ſein Glaube wahr oder falſch ſei. Es iſt der evangeliſchen Kirche nicht nöthig zu glauben, daß die römiſche Kirche unter allen die vornehmſte ſei. Chriſtus iſt das Oberhaupt ſeiner erlöſeten Kirche: Petrus hat kein Vorrecht vor den andern Apoſteln dadurch erhalten, daß Jeſus geſagt hat: ich will dir den Schlüſſel des Himmelreiches geben: die Kirche iſt über dem Papſt, der keine größere Gewalt hat, wie ein anderer Prieſter oder Biſchof: den Papſt, der ſich für einen Statthalter Chriſti hält, ſoll man abſchaffen. Ueber die Bisthümer und Länder, welche der Papſt, ſeine Kardinäle, Biſchöfe, Aebbte und Prälaten beſitzen, zu herrſchen, das habe Chriſtus der weltlichen Obrigkeit überlaſſen. Die Geiſtlichen ſind auch der weltlichen Obrigkeit unterthan, weil Chriſtus ſich derſelben unterworfen hat: die Gewalt, die von Papſt und Mönchen erdichtet worden, iſt eingeführt, um die Unterthanen zu verführen. Die Obrigkeit kann um des gottloſen Lebens der Geiſtlichen willen, die Zehnten einziehen, welche weiter nichts als Almoſen ſind. Bettel- und Mönchsorden ſoll man abſchaffen, weil ſie der chriſtlichen Kirche ſchädlich ſind, und die Mönche zur Arbeit anhalten. Nicht aus dem Zeugniß der Ordination, ſondern aus dem chriſtlichen Leben kann man erkennen, ob Jemand ein wahrer Prieſter ſei: der aber iſt kein wahrer Prieſter, der ein Leben führt, das dem Leben Chriſti entgegen iſt. Ein jeder Geiſtlicher, folglich auch der Papſt, kann von der Kirche angeklagt und beſtraft werden. Bilder, ſo zur Abgötterei führen, ſoll man nicht in den Kirchen haben; die Ablaßbriefe helfen nichts; Gott hat nicht befohlen, in Rom den Ablaß zu holen.

Es muß ein Jeder eingeſtehen, daß ein Gott ſei; dies erkennt man aus der Vernunft. Gott muß man anbeten; die Jungfrau Maria oder andere Heilige um Fürbitte anzurufen, iſt ebenſoviel, als mit dem Heiligen Geſpött treiben; da Chriſtus geneigter und barmherziger iſt zu helfen, ſo mögen wir unſer Gebet zu ihm richten; ſie ſind auch im Vergleich mit Chriſto die größten Sünder, folglich ſollen wir auch nicht ſie zu Mittlern und Fürbittern, ſondern allein Chriſtum annehmen und behalten. Die Engel, die Seelen der Menſchen und und alle Körper ſind geſchaffen. Die Engel ſind die edleren Kreaturen Gottes; die guten Engel ſind beſtätigt in der anerſchaffenen Vollkommenheit; die böſen Engel, welche nicht in dem anerſchaffenen Stande der Unſchuld geblieben, verſuchen den Menſchen, doch nicht mehr, als es Gott zuläßt. Die Seelen der Menſchen und die Seelen der Thiere ſind verſchieden; die Seelen der Menſchen ſind unſterblich.

Der Menſch kann das Gute frei erkennen und frei verlangen, folglich kann er nach freier Willkür handeln; wenn der Menſch den freien Willen mißbraucht, ſo ſündigt er. Gott ſieht die freien Handlungen der Menſchen voraus und darnach beſtimmt er ſowohl die Strafen, als die Belohnungen. Die Sünde iſt nichts Poſitives, ſondern ſie iſt ein Mangel des Guten. Wer ſündiget, gehört nicht zur Kirche Chriſti. Gott wirket mit ſeiner Gnade in dem Menſchen; aber die Gnade Gottes kann man nicht kaufen und verkaufen um Geld. Aus Liebe hat uns Chriſtus erlöſet; das menſchliche Geſchlecht mußte in ſeiner Natur erlöſt werden, folglich war es nothwendig, daß das Wort in's Fleiſch gekommen. Kein Menſch, er ſei denn zugleich Gott, konnte die Menſchen mit Gott verſöhnen. Die Gnadenwirkung des heiligen Geiſtes iſt allen nöthig zur Seligkeit. Der Menſch verdienet Nichts bei Gott: der Ablaß iſt eine Gotteslästerung. Da man die Rechtfertigung vor Gott nicht verdienen kann, ſo iſt ſie Gnade. Will uns Gott ſeine Gnade zur Seligkeit ſchenken, ſo muß es ein ewiges Leben ſein.

Alles, was wir thun und laſſen ſollen, iſt uns in der heiligen Schrift gelehrt; das göttliche Geſetz und Evangelium muß man ſowohl in Worten, als in Werken erfüllen. Das Geſetz entdeckt die Heuchler; das Evangelium iſt zulänglich, einen Chriſten zu unterrichten, was er glauben ſoll und wie er leben ſoll. Was Jeſus nicht befohlen und auch die Apoſtel nicht bekannt gemacht haben, das iſt kein Sakrament. Die Lehre von ſieben Sakramenten hat keinen Grund. Der Chriſam in der Taufe nützt nichts. Chriſtus hat befohlen, allen Menſchen das Abendmahl unter zweierlei Geſtalt zu reichen. Die bloße Erkenntniß der Sünde iſt nicht hinlänglich, um die Vergebung derſelben von Gott zu erlangen: wenn der Bußfertige wahrhaft zerknirſcht iſt, ſo iſt ihm alle äußerliche Bekenntniß überflüſſig. Die äußerliche Beichte hilft nichts in der Buße, wenn keine wahre Reue in uns iſt. Da es genug iſt, wenn ein Jeder ſeine Sünde Gott insgeheim abbittet, ſo taugt die Ohrenbeichte nichts. Einem wahrhaftig Bußfertigen kann Gott ſeine Gnade nicht verſagen.

Der Glaube iſt etwas Uebernatürliches. Wer ſündiget, hat den Glauben nicht: die Früchte des Glaubens ſind die chriſtlichen Tugenden. Was ein Menſch außer dem Stand der Gnaden thut, iſt eine Sünde: was nicht aus dem Glauben geht, das iſt Sünde. Durch die Tugenden verdient der Menſch nichts von Gott, denn es wirkt ſie ſeine Gnade. Die Verdienſte der ſogenannten guten Werke gelten nicht mehr, als die Werke der Heiden. Für die Todten zu bitten, iſt zwar den Prieſtern einträglich, aber eine an ſich ſelbſt unnützliche Sache; die Meſſe hilft den Verſtorbenen nichts. Das Fegfeuer der andern Welt iſt nichts; wer hier nicht wohl gereinigt worden, wird dort wohl ungereinigt bleiben.

Chriſtus hat die Ehe den Geiſtlichen nicht verboten; Diejenigen, welche aus Wolluſt oder nur aus Begierde nach Gütern ſich verheirathen, ſind nicht ehelich verbunden.

Die Vorzüge eines wahren Jüngers Chriſti dürfen nicht nach deſſen äußerlichem Anſehen, ſondern müſſen nach dem innerlichen neuen Menſchen beurtheilt werden. Ohne die Liebe und Gnade Gottes, die in uns wirken muß, kann ſich keine wahre Tugend in uns äußern. Was der Menſch von Natur an ſich hat und wirkt, iſt keine Tugend. —

Solcher Art waren die religiöſen und kirchlichen Grundſätze, welche Wicliffe im Verlaufe ſeines öffentlichen Wirkens nach und nach verbreitete, und welche, wie viel Unbeſtimmtheit, Halbheit und Widerſprüche ſich auch für das gereifte Urtheil unſerer heutigen Weltanſchauung darunter vorfinden möge, dem trefflichen Wicliffe gleichwohl den Ruhm eines ausgezeichneten Vorläufers der Reformation vollſtändig ſichern würden, auch wenn er nicht zugleich der Mann der That und der Willenskraft geweſen wäre, wie er vor unſern Augen ſteht. Er kümmerte ſich nichts um die Verunglimpfungen, Verläumdungen und hämiſchen Anklagen ſeiner Feinde, die für ſeine Angriffe gegen den Papſt und ſeine Kleriſei keinen andern Beweggrund aufzufinden vermochten — oder ſich wenigſtens den Schein gaben, es nicht zu können —, als beleidigte Eitelkeit und Rache wegen des Verluſtes ſeiner Stelle.

Der mächtigſte und regſamſte unter Wicliffe's Feinden war der Erzbiſchof von Canterbury, Simon Sudbury, deſſen nachtheiliger Einfluß übrigens wenigſtens eine geraume Zeit lang durch das Wohlwollen und den Schutz aufgewogen wurde, welchen Wicliffe in Eduard's III. Sohn, dem Herzog von Lancaſter, Johann von Gaunt, hatte. In den Händen dieſes Mannes ruhte damals die ganze Verwaltung des Königreichs, und Wicliffe ſchien demſelben durch ſeinen Geiſt und Charakter, wie durch die ganze Lage, worin er ſich befand, vortrefflich geeignet, um ihm bei den Plänen behülflich zu ſein, die der Herzog gegen die Macht des Papſtes auszuführen gedachte. Zunächſt zog er ihn an den Hof und ſchenkte ihm ſein beſonderes Vertrauen, was ſich ſehr bald darin kund gab, daß er ihn mit dem Biſchof von Bangor zu einer Geſandtſchaft nach Avignon, der damaligen Reſidenz des Papſtes, auserſah, um dort Unterhandlungen über eine freie Beſetzung der der engliſchen Kirche angehörenden Pfründen zu pflegen. Die beiden Abgeſandten des Herzogs wurden zu Brügge von zwei päpſtlichen Kommiſſären, dem Propſt zu Valenza und dem Biſchof von Pampelona, empfangen. Faſt zwei Jahre (1373 und 1374) dauerten dieſe Verhandlungen, ohne daß etwas Beſonderes damit erreicht worden wäre: von päpſtlicher Seite wurde wenig verſprochen und nichts gehalten.

Den einen Vortheil hatte indeſſen dieſe ſonſt nutzloſe Geſandtſchaft für Wicliffe gehabt: er hatte einen tiefen Blick in das innerſte Gewebe der päpſtlichen Staatskunſt geworfen und die ganze Blöße, das tiefe Verderben des päpſtlichen Hofes in der Nähe kennen gelernt. Als er nun ſeine akademiſche Lehrſtelle wieder angetreten hatte, ſchilderte er ſeinen Zuhörern mit den lebendigſten Farben die wirkliche Geſtalt der römiſchen Kirche, das Leben und Treiben ihres Oberhauptes und ſeiner Geiſtlichkeit, deren ganze Menge. Päpſte, Kardinäle, Biſchöfe und ihre Anhänger als der leibhaftige Antichriſt von ihm dargeſtellt wurden. Es ſei (ſo ſprach Wicliffe) ein gewaltiger, für das Heil der Menſchheit grundſchädlicher Irrthum, daß man glaube: die ganze ſtreitende Kirche ſtehe unter dem Regimente des Antichriſts; vielmehr zeige es Vernunft und heilige Schrift, daß es in einer Kirche nicht ſchlimmer, ſondern beſſer ſtehen würde um chriſtlichen Glauben und chriſtliches Leben, wenn kein Papſt oder Kardinal oder Mönche geworden wären. Zugleich verfaßte Wicliffe eine Anzahl von Streitſchriften ähnlichen Inhaltes, welche z. B. den Titel führten: von der Kirche und ihren Gliedern, von dem Teufel und ſeinen Gliedern, von Chriſto und dem Antichriſt, vom Antichriſt und ſeinen Gliedern, von den Schlauheiten des falſchen Klerus, vom Wandel der Prieſter, von der Loslaſſung des Satans, vom Greuel der Verwüſtung, Spiegel des Antichriſts, vom verkehrten Glauben des Antichriſts, gegen das Kreuz des Papſtes u. A.

Es konnte nicht fehlen, daß, bei ſolcher entſchiedenen Feindſchaft Wicliffe's gegen den Papſt und ſeine Kleriſei, über kurz oder lang der Sturm gegen den kühnen Mann losbrechen mußte. Um alſo ſeinen Schützling bei Zeiten ſicher zu ſtellen und den Verfolgungen ſeiner Feinde etwas weiter zu entrücken, beförderte ihn der Herzog von Lancaſter zum Pfarrer zu Lutterworth, im Leiceſtriſchen. Bald darauf erließ auch wirklich der damalige Papſt Gregor XI. den gemeſſenen Befehl, Wicliffe zu verhaften und ſeine Lehren zu unterſuchen. Der Biſchof Courtney von London lud demgemäß den ſogenannten „Ketzer“ in die Paulskirche zu London vor, um dort über denſelben Gericht zu halten. Der Herzog von Lancaſter begleitete, mit dem Lord Percy, Marſchall von England, den Vorgeladenen dorthin. Beide verlangten, daß Wicliffe, während man die Anklage gegen ihn vortrug und die Unterſuchung über ſeine Lehre vornahm, einen Platz zum Sitzen erhalten ſolle, was der ſtolze Prälat auf das Nachdrücklichſte verweigerte. Aus einem zwiſchen dem Herzog und dem Biſchof darüber entſtandenen Wortwechſel entwickelte ſich bald eine laute und heftige Scene: der Herzog vergaß ſich in ſeiner Heftigkeit ſo weit, dem Biſchof zu drohen, er werde ihn und ſeine Genoſſen zur Kirche hinaus werfen laſſen. Die Verſammlung wurde aufgehoben und die Ketzerichter verließen unverrichteter Sache die Kirche, während das fanatiſche Volk wüthend auf den Herzog und ſeinen Begleiter hinſtürmte, ſo daß dieſe nur mit genauer Noth ſich in das Haus der Lords flüchten konnten, wo der Herzog für die Beleidigungen des übermüthigen Prälaten Genugthuung forderte und der Stadt London mit Entziehung aller Privilegien drohte. Indeſſen war das blinde raſende Volk in die Paläſte des Herzogs und der Lords geſtürmt und hatte dieſelben geplündert, bis es dem Biſchofe ſelbſt noch gelang, der tobenden Menge Einhalt zu thun.

Für den Augenblick war nun freilich die Angelegenheit Wicliffe's unterbrochen worden, und ſie blieb es auch für die nächſte Zeit, hauptſächlich in Folge der Veränderungen, welche durch König Eduard's Tod, im Jahre 1377, im Reiche entſtanden waren. Das Anſehen und die Beliebtheit des Herzogs von Lancaſter beim Volk waren bedeutend geſunken, und als das Haus der Gemeinen ſich dahin entſchieden hatte, daß während der Minderjährigkeit des jungen Königs Richard's II. eine Regentſchaft zur Verwaltung des Reiches gewählt wurde, war der Herzog nur unter den Vormündern des minderjährigen Thronfolgers. Nicht lange dauerte es, ſo wurde, nach wiederhergeſtellter Ruhe, auch Wicliffe's Angelegenheit wieder aufgenommen; es wurden nach Rom, wohin ſoeben Gregor XI. den päpſtlichen Stuhl wieder verlegt hatte, neue Anklagepunkte über die Ketzereien des Pfarrers von Lutterworth eingeſendet, und der Papſt erließ zu gleicher Zeit nicht weniger als fünf Bullen, von denen zwei an den Erzbiſchof Sudbury von Canterbury und an den Biſchof Courtney von London, zwei an den Kanzler der Univerſität und an dieſe ſelbſt, und eine an den König gerichtet waren. Alle wurden „um des Heils ihrer armen Seelen willen“ beſchworen, den auf den Umſturz der Kirche Chriſti ausgehenden frechen Ketzern mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln entgegen zu treten. Ein Verzeichniß von 16 der ſchwerſten Ketzereien Wicliffe's, die aus ſeinen Schriften ausgezogen worden, war mit der Weiſung beigelegt worden, daß der gottloſe Pfarrer von Lutterworth darüber vernommen und, wenn er ſich dazu bekenne, entweder ſofort verhaftet oder aufgefordert werden ſolle, binnen drei Monaten in Rom zu erſcheinen, um über ſein Verbrechen Rede zu ſtehen.

Dieſe ſchweren Anklagepunkte, welche gegen ihn vorgebracht wurden, waren aber folgende: 1) daß das Brod im Abendmahl nicht der wahre Leib Chriſti, ſondern nur die Geſtalt oder Vorſtellung desſelben ſei; 2) daß die Subſtanz des Brodes und Weines auch nach der Einſegnung noch da ſei; 3) daß die Accidenzien des Brodes und Weines nicht ohne Subjekt, ohne Subſtanz beſtehen können; 4) daß Chriſtus im Abendmahl nicht wirklich, identiſch und dem Leibe nach gegenwärtig ſei; 5) daß die römiſche Kirche ebenſowenig, als irgend eine andere, das Haupt aller Kirchen ſei; 6) daß der Papſt nicht mehr Macht, als jeder andere Prieſter habe; 7) daß die weltlichen Fürſten berechtigt, ja bei Strafe der Verdammung verbunden ſeien, einer Kirche ihre Güter zu nehmen, wenn ſie etwas verbrochen habe; 8) daß das Evangelium ganz allein ſchon hinlänglich ſei, jeden Chriſten zu leiten und zu regieren; 9) daß kein Geiſtlicher befugt ſein könne, Kerker und Gefängniſſe zur Beſtrafung der Verbrecher zu haben; 10) daß die päpſtlichen Exkommunikationen, die geiſtlichen Cenſuren und Interdikte ſchon an und für ſich null und nichtig ſeien, wenn ſie nur auf die Vermehrung der Kirchengüter abzielten; 11) daß jeder geſetzmäßig ordinirte Prieſter die Vollmacht habe, eine jede Sünde zu vergeben; 12) daß die durch gottloſe Prieſter verwalteten Sakramente ohne Kraft blieben; 13) daß die Zehnten bloße Almoſen, und die Gemeinden nicht verpflichtet ſeien, dieſelben zu entrichten, wenn die Prieſter ihre Pflichten vernachläſſigten und einen ſchlechten Wandel führten; 14) daß diejenigen, welche ſich der Exkommunikation oder des Interdikts wegen der Predigt des göttlichen Wortes enthielten oder auf den Gottesdienſt Verzicht leiſteten, ſich gerade dadurch der wahren und evangeliſchen Exkommunikation ſchuldig machten; 15) daß die Errichtung der Bettelorden dem Evangelium ſchnurgrade zuwider ſei; 16) daß es eine Aufmunterung des Müſſiggangs, mithin auch eine ſträfliche Sünde ſei, wenn man dieſen Orden durch Almoſen Vorſchub thue.

Der Eindruck und Erfolg, den die päpſtlichen Bullen auf die Univerſität und die Regierung bewirkten, waren keineswegs von der Art, wie der Papſt gehofft und erwartet hatte. Die Univerſität war lange unſchlüſſig, ob ſie die ihr zugekommene päpſtliche Bulle annehmen und der darin enthaltenen Aufforderung Folge leiſten ſolle; die Regierung dagegen mit dem Parlamente handelte geradezu dagegen und bewies Wicliffen ihr Vertrauen dadurch, daß ſie ſich bei ihm Raths holte, ob ſie die für den Papſt geſammelten Gelder nicht für das Wohl des Staates verwenden dürfte, eine Frage, welche Wicliffe natürlich mit triftigen Gründen unbedingt bejahte. So geſchah es denn auch; die Regierung behielt die Gelder zurück.

Der Biſchof von London, jetzt von Neuem über Wicliffe aufgebracht, beeilte ſich nunmehr, dem „Ketzer“ das Sündenregiſter ſeiner anſtößigen Lehren zu überſenden und ihm den Tag zu beſtimmen, wo er ſich in der Kapelle zu Lambeth wegen ſeiner Irrlehren rechtfertigen ſolle. Dieſe Verſammlung zu Lambeth nahm jedoch einen Ausgang, welchen der Biſchof nicht erwartet hatte: ſchon war das Verdammungsurtheil zum Spruche reif, als mit ungeſtümen Toben das Volk in die Hallen drang und ſeinen Unmuth laut gegen die verſammelten Prälaten losließ, die ſich dadurch in die Nothwendigkeit verſetzt ſahen, mit ihrer Rache an ſich zu halten und Wicliffe für diesmal mit der bloßen einfachen Verwarnung zu entlaſſen, er ſolle ſeinen Irrlehren entſagen und in den Schoß der römiſchen Kirche zurückkehren.

In einen neuen Wendepunkt trat Wicliffe's Angelegenheit nach dem im Jahre 1378 erfolgten Tode Gregor's XI., als dem von den Kardinälen gewählten italieniſchen Papſte Urban VI. in dem Grafen Robert von Genf ein Gegenpapſt, unter dem Namen Klemens VII. entgegengeſetzt und dadurch eine über 30 Jahre andauernde Papſtthums-Spaltung („Schisma“) hervorgerufen wurde, die ein deutliches Zeugniß von der innern Haltloſigkeit und Auflöſung der päpſtlichen Hierarchie war. Vor Wicliffe's Augen ſtellte ſich die ganze Kläglichkeit dieſes Zuſtandes mit ſeinen unheilvollen Folgen in ſo grellem Lichte dar, daß er dieſelben in einem deutlichen Spiegel aller Welt vor Augen zu ſtellen ſich gedrungen fühlte. Die Flugſchrift „von der Spaltung der römiſchen Päpſte", in welcher dies geſchehen iſt, verfehlte ihre Wirkung im Volke nicht und trug nicht wenig dazu bei, die Zahl derer, die im Stillen mit Wicliffe waren, bedeutend zu vermehren. Ihm ſelber freilich wurde die Freude über die Erfolge ſeines reformatoriſchen Strebens durch eine gefährliche Krankheit verkümmert, in welche er kurz darauf verfiel. Aber auch auf dem Siechbette verließ ihn der kühne Muth nicht, der ihn zum ausdauernden Streiter des Herrn ſtählte. Seine Feinde wollten in kurzſichtiger Verblendung dieſe Krankheit Wicliffe's benützen, um ihn zu einem Schritte zu veranlaſſen, welchen alle ihre Macht und Bosheit über den Geſunden nicht vermocht hatte; vier Bettelmönche, in Begleitung von ebenſoviel angeſehenen Oxforder Bürgern, beſuchten ihn und gedachten ihn zu einem Widerruf der Lehren zu bewegen, deren Erforſchung und Verkündigung der Mann ſeine Kräfte in geſunden Tagen geweiht hatte. Aber der Greis wies ſolches Anſinnen mit den Worten zurück, die er, indem er ſich vom Lager aufrichtete, in prophetiſcher Ahnung ſprach: „Nein! ich werde nicht ſterben! ich werde leben, leben, um die Bosheit der Mönche zu verkündigen!" Und er genas, um, was er begonnen, mit rüſtiger Kraft weiter zu führen.

Die Schätze der heiligen Schrift, woraus der engliſche Reformator vor der eigentlichen Reformation ſeine Bildung und ſeine Grundſätze geſchöpft hatte, auch dem der fremden gelehrten Sprache unkundigen Volke zugänglich zu machen, dieſer Gedanke war es, welcher Wicliffe jetzt begeiſterte und antrieb, die Bibel in's Engliſche zu überſetzen, eine Aufgabe, welche in damaliger Zeit bei dem Mangel ſo vieler gelehrter Hülfsmittel, wie ſie dem Ueberſetzer jetzt zu Gebote ſtehen, keine leichte war. Wicliffe löſte ſie und regte durch ſeine wörtlichgetreue Uebertragung der heiligen Bücher die Begierde ſeiner Zeitgenoſſen zur näheren Kenntniß derſelben nicht wenig an. Die Gegner der reformatoriſchen Beſtrebungen Wicliffe's boten Alles auf, um beim Parlament ein Geſetz zu erlangen, wodurch dieſe Ueberſetzung der Schrift unterdrückt werden ſollte: aber das Geſetz ging nicht durch, und wurden auch gelegentlich einige, bei Anhängern Wicliffe's vorgefundene Handſchriften dieſer Ueberſetzung verbrannt ſo diente dies doch, wie immer in dergleichen Fällen, nur dazu, ſie um ſo mehr zu verbreiten.

Um unſern Leſern eine Vorſtellung von der Art und Weiſe zu geben, wie Wicliffe ſeine theils in engliſcher, theils in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Flugſchriften abfaßte, ſei es vergönnt, hier ein Bruchſtück aus einer derſelben einzuſchalten, worin er ſich mit den Gründen beſchäftigte, warum arme Prieſter keine Stellen erhielten. Er ſagt darin unter Anderem: „Ja, wer nach Rom laufen und Geld aus dem Lande ſchleppen und rechten und prozeſſiren und für die Zehnten oder andere irdiſche Vortheile, die man das Kirchenrecht des Antichriſts nennt, weidlich ſtreiten und darauf ſchwören kann, der kann reiche Kirchenſtellen davon tragen, und wenn er noch ſo unkräftig wäre, wenn er gleich in dem Rufe eines laſterhaften Lebens und eines gottloſen Beiſpiels von Stolz, Geiz, Schwelgerei, Geilheit und anderer großen Sünden ſtände. Den einfachen und rechtſchaffenen Mann dagegen, der ſich fromm zu leben und Gottes Geſetz rein und lauter zu verkündigen beſtrebt, den hält man für einen Heuchler, für einen neuen Lehrer, für einen Ketzer, und man gibt nicht zu, daß er zu einem Amte gelangt. Und führt er nun an einem kleinen, elenden Orte, verkannt und hintangeſetzt, ein armſeliges Leben, ſo verfolgt und verläſtert man ihn auch da ſo lange, bis er endlich durch Liſt und Betrug und allerhand Nachſtellungen oder durch verſchiedene Gewaltthätigkeiten verſtoßen, in's Gefängniß geworfen und verbrannt wird. Die Lords, welche da Geiſtliche zu ernennen haben, verlangen, für ihre Präſentationen gemeiniglich ein großes Geld, und haben ſie das erhalten, ſo brauchen ſie ihre Seelſorger wohl gar zu weltlichen Dienſten. Deßwegen verabſcheuen ſie auch den Prieſter, der Gottes Geſetz verſteht, und dem Volk durch ſein rechtſchaffenes Leben ein gutes Exempel gibt, denn es iſt ihnen um einen Küchenſchreiber, um einen Pfennigfuchſer oder um einen Menſchen zu thun, der ſich auf den Bau eines Schloſſes oder auf andere weltliche Händel verſteht, ſei es auch, daß er ſonſt nicht einmal ſeinen Pſalter leſen oder daß er weder die zehn Gebote, noch die Sakramente der Kirche verſtehen könne. Und um dieſe Simonie zu bemänteln, nehmen zwar einige Lords gar nichts für ſich ſelbſt an, laſſen aber dagegen doch der gnädigen Frau den Hof machen, und derſelben gibt man denn etliche Schnupftücher oder ein ſchönes Paradepferd oder auch ein Fäßchen Wein. Und wenn zuweilen wieder die Lords irgend einen rechtſchaffenen Mann für ihre Pfründe beſtimmen, ſo wiſſen ſie die Damen nichts deſto weniger ſchon zu bereden, daß ſie ihre Beſtimmung ändern und die Pfarrei lieber einem guten Tänzer oder Jäger, einem Mäkler oder Seiltänzer zuwenden, den ſie in Affektion genommen haben. Dieſe Leute kriechen ſodann an den Höfen großer Herrn, um noch fettere Pfründen zu erhaſchen, und ſie denken dabei nicht einmal daran, ihr geiſtliches Amt mit Fleiß zu verſehen. Wehe den Herrn, welche von ſolchen verdammten Ketzern, von den Dienern des Antichriſts, von den Verräthern Gottes und ſeines Volkes geleitet worden! Oder wenn die armen Prieſter je zuweilen auch eine freiwillige Präſentation erhalten könnten, ſo müſſen ſie ſich doch fürchten, armer Leute Vermögen zu verſchwenden; denn die Prieſter ſind verbunden, ſich mit Nahrung und Kleidung, wie der heilige Paulus lehrt, für hinlänglich belohnt zu halten, und haben ſie etwas darüber, ſo iſt dieſes das Gut des Armen, wie das ihre eigenen und Gottes Geſetze lehren, deren Beſchützer ſie von Rechtswegen ſein ſollen. Allein wenn ſie da inſtallirt und zu ihrem Amt eingeſegnet werden, ſo müſſen ſie von dieſem Gute, das bekanntlich nach dem Ueberfluſſe dem armen Manne gehört, die Konſiſtorialen, die Erzdechante, die Officialen traktiren, welche ſammt und ſonders ohnedies nur gar zu reich ſind. Und wenn ſie nun die Biſchöfe mit ihren Beamten unter dem Vorwande beſuchen, daß ſie ihre Kirche viſitiren wollen, ſie, die nicht ſelten offenbaren Sündern jährliche Penſionen auswerfen und die Seelen dem Satan für Geld verkaufen: ſo ſind doch die armen Pfarrer verbunden, dieſelben reichlich zu bewirthen und ihnen Viſitationsmahlzeiten zu geben, die den göttlichen und menſchlichen Geſetzen, der Vernunft und dem Gewiſſen zuwider ſind. Und doch will man nicht geſtatten, daß dieſe Pfarrer Gottes Geſetz predigen, und ihre Untergebene vor den falſchen Propheten warnen, welche ſie durch ihr Leben und durch ihre Lehre betrügen; denn ſie müßten da wider die großen Sünden der Prälaten ſelbſt reden, und dieſe halten dafür, daß ſolche leidige Beſtrafungen die Kirche Gottes zerſtören. Zuweilen laſſen ſich auch wohl ihre Patrone von ihnen bewirthen und bringen ſie alſo um den geringen Unterhalt, von dem ſie und andere arme Perſonen leben ſollen. Solchergeſtalt können ſie denn ihre Zehnten und Opfer nicht nach ihrem guten Gewiſſen oder nach dem Geſetze Gottes gebrauchen, ſondern ſie ſehen ſich genöthigt, dieſelben an reiche und müßige Leute zu verſchwenden. Und wenn ſie mitunter die vielfältigen und täglichen Befehle der Bannflüche nicht glücklich vollziehen, um die Habſucht des Antichriſts zu ſättigen, ſo werden ſie ſelbſt verfolgt, von einem Orte zum andern citirt, ſie werden verunglimpft, ihrer Stellen entſetzt und verlieren ihre Einkünfte. Oder wenn ſie die koſtſpieligen Gaſtereien vernachläſſigen, wenn ſie ſich nicht ſo prächtig und herrlich kleiden, wie es der falſche Geſchmack der Welt mit ſich bringt, ſo werden ſie wenigſtens gehaßt und angefeindet, und Jedermann iſt gleich bereit, ihren guten Namen oder ihre Güter zu ſchmälern. So viele Kunſtgriffe hat der Antichriſt durch ſeine weltlich geſinnte Kleriſei erfunden, um die Seelſorger zu zwingen, daß ſie entweder das Vermögen des armen Mannes verſchwenden und ihr Amt ſchlecht verſehen, oder aber alles verlaſſen, dulden und leiden müſſen, damit die Glieder des Antichriſts, als Herrn dieſer Welt, das arme Volk durch vorgegebene Kirchenſtrafen berauben und die Lehre des Teufels nicht nur durch die öffentliche Predigt, ſondern auch durch Beiſpiele des laſterhafteſten Wandels verbreiten mögen. Und fühlen dergleichen Seelſorger nun auch den Trieb, Gottes Geſetz zu lernen und zu lehren, ſo können ſie doch von den Biſchöfen die Erlaubniß dazu nicht anders als um baares Geld erlangen und wenn ſie in ihren Studien am meiſten zunehmen, ſo wird ihnen da ihr Beginnen gemeiniglich wieder eingeſtellt. Um dieſer und tauſend anderer Urſachen willen halten es einige arme Prieſter für gut, herum zu reiſen, wo ſie am meiſten nützen können. Demungeachtet aber verdammen ſie die Seelſorger nicht, welche ihr Amt wohl verſehen und in ihren Sprengeln wohnen. Chriſtus bewahre ſeine Prieſter und das gemeine Volk vor den Betrügereien der Antichriſt's, nach ſeiner unendlichen Barmherzigkeit. Amen!" — —

Kehren wir nun nach dieſem kurzen Einblick in die charakteriſtiſche Weiſe von Wicliffe's ſchriftſtelleriſcher Darſtellung wieder zu den Schickſalen des Reformators zurück! Der Verfolgungsgeiſt ſeiner erbitterten Gegner ging immer hartnäckiger auf ſein Ziel los. Ein Beſchluß der Häupter der Oxforder Univerſität, welchen der Vicekanzler derſelben, Dr. Barton, zu erwirken gewußt hatte und wodurch dem mißliebigen Pfarrer zu Lutterworth mit allem Nachdruck angedeutet wurde, daß er ſeinen anſtößigen Meinungen entſagen und durch deren Aeußerung kein Aergerniß geben ſolle, erlangte eine für Wicliffe jetzt um ſo nachtheiligere Bedeutung, als ſein bisheriger hoher Gönner, der Herzog von Lancaſter, aus welchen Gründen es auch immer geſchehen ſein mochte, allmählig angefangen hatte, kälter gegen den früher Begünſtigten und Beſchützten zu werden und ſich von demſelben zurückzuziehen. Als nun nach Sudbury's Tode, Wicliffe's heftigſter Feind Courtney, der bis dahin Biſchof von London geweſen, Erzbiſchof von Canterbury geworden war, hatte dieſer fanatiſche Ketzerrichter nichts Eiligeres zu thun als Wicliffe auf den 17. Mai 1382 in das Kapuzinerkloſter zu Canterbury vorzuladen, um daſelbſt ſeine Irrthümer unterſuchen zu laſſen. Da indeſſen Wicliffe muthig erklärte, er könne dieſen Gerichtshof des Erzbiſchofs nicht als den ſeinigen anerkennen und da er vielmehr an den Spruch der Univerſität apellirte, ſo berief Courtney die Biſchöfe ſeines Sprengels zu einer geiſtlichen Synode zuſammen, um ein entſcheidendes Gericht über den widerſpenſtigen und hartnäckigen Ketzer und ſeine Lehren zu halten. Gegen die hier erfolgte Verdammung ſeiner Sätze trat der unermüdliche Mann mit unerſchrockenem, ungebeugtem Muthe abermals in gelehrten Abhandlungen und Flugſchriften auf, worin er ſeine Ueberzeugungen gegen das ungerechte Verdammungsurtheil der Synode mit ſo glänzendem Scharfſinn zu rechtfertigen unternahm, daß die Zahl ſeiner Anhänger wieder von Neuem wuchs und die mit ihm Gleichgeſinnten ſich nur um ſo entſchiedener in ihrem Glauben und ihrem wohlbegründeten Rechte befeſtigten. Der ergrimmte Erzbiſchof brachte nun einen Geſetzesvorſchlag in's Parlament, wodurch die Richter bevollmächtigt werden ſollten: jeden Ketzer, der ſich in ihrer Grafſchaft zeigen würde, zu verhaften, — ein Vorſchlag, der jedoch an dem Widerſpruch des Unterhauſes ſcheiterte. Nachdem Courtney auf dieſem Wege ſeinen Rache- und Verfolgungsplan gegen Wicliffe nicht hatte durchſetzen können, wandte ſich derſelbe geradezu an den König, um von dieſem Patente zu Maßregeln gegen alle ſogenannten Ketzer zu erlangen. Der ſchwache König ging zwar darauf ein, aber die Provinzen erhoben ſich dagegen und beſchwerten ſich darüber beim Parlament, welches laut und entſchieden ſeine Mißbilligung dieſer Uebergriffe der ſtolzen und anmaßenden Geiſtlichkeit erklärte; dadurch ſah ſich nun der König genöthigt, die dem Erzbiſchof gegebenen Vollmachten zurückzunehmen. Nichts deſtoweniger ſetzte der ſchlaue Courtney wenigſtens dies durch, daß der König ein beſonderes Schreiben an den Vicekanzler und den Magiſtrat der Univerſität zu Oxford erließ, worin denſelben dringend anempfohlen wurde, nach Wicliffe's ketzeriſchen Schriften und Anhängern ſorgfältig zu forſchen, um jeden, der dieſe Schriften beſäße oder die darin gelehrten Meinungen zu vertheidigen wagte, ſofort von der Univerſität zu entfernen, wozu ſich Richter und Vorſtände der Stadt auf alle Weiſe behülflich beweiſen ſollten.

Die Bekanntmachung des königlichen Befehls brachte die ganze Univerſität in die lebhafteſte Aufregung, die Studierenden geriethen in ſolche Bewegung, daß die Hörſäle geſchloſſen werden mußten. Wicliffe hielt es indeſſen unter ſolchen Umſtänden für gerathener, ſeine Lehrſtelle zu Oxford ganz aufzugeben und ſich auf ſeine Pfarrei Lutterworth zurückzuziehen. Dort war es, wo er denn auch ſein Hauptwerk, welches ſein wiſſenſchaftlich-reformatoriſches Syſtem enthält, den „Trialogus“ oder „vier Bücher Dialogen“ vollendete. Das erſte Buch handelt von der Gottheit und von den Ideen überhaupt; das zweite von der Erſchaffung der Dinge; das dritte von den Tugenden und Laſtern (Sittenlehre), und das vierte von den Sakramenten der römiſchen Kirche, von der ſchädlichen Dotation derſelben, vom Reich des Antichriſts, vom Urſprung der Mönche, von ihrer Heuchelei und dergleichen. In der Stille ſeines Pfarrlebens wirkte Wicliffe außerdem durch ſeine Predigten für religiöſe Aufklärung und Bildung des Volkes. Unter Wicliffe's Schriften finden ſich mehrere von ihm gehaltenen Predigten und eine Poſtille über die Evangelien und Epiſteln der Sonn- und Feiertage des ganzen Jahres. Auch eine katechetiſche Schrift: der arme Landmann hat Wicliffe verfaßt, als einen für die Armen beſtimmten Unterricht in der chriſtlichen Lehre, worunter die Erklärung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, der zehn Gebote und des Vaterunſers beſonders gelungen ſind. Indeſſen iſt der Kreis ſeiner Anhänger weniger unter dem eigentlichen Volke zu ſuchen, ſondern es ſind vorwaltend die Gelehrten und höheren Stände geweſen, bei welchen ſeine reformatoriſchen Ideen Eingang fanden.

Als ſich England bei der noch fortdauernden Papſtthums-Spaltung verleiten ließ, dem Papſte Urban, der alle Chriſten zu ſeiner Vertheidigung gegen den Gegenpapſt Klemens aufgefordert hatte, Hülfstruppen unter der Anführung des Biſchofs Spencer von Norwich zu ſenden, trat Wicliffe mit edler Entrüſtung dagegen auf, daß um zweier ſtreit- und ränkeſüchtiger Prieſter willen ſo viel Geld und Blut geopfert werden ſollte, und wies in einer deßfalls abgefaßten Flugſchrift darauf hin, daß das Kreuz ein Zeichen des Friedens und der Verſöhnung, nicht aber die Loſung zum blutigen Kriege in der Chriſtenheit ſei.

Kaum hatte der Papſt Urban vor ſeinem Gegner einige Ruhe gefunden, ſo lud er Wicliffe nach Rom vor. Das päpſtliche Schreiben traf dieſen indeſſen im Krankenbette, auf welches ihn ein Schlagfluß, der ihn in der Kirche zu Lutterworth getroffen, darniedergeſtreckt hatte. Aber ungeſchwächt in ſeiner geiſtigen Kraft, erließ der ehrwürdige Mann noch in ſeinen letzten Lebenstagen folgende öffentliche Antwort an Urban, gleichſam ſein Vermächtniß an die Nachwelt: „Mit Freuden lege ich meinen Glauben jedem Biedermanne, insbeſondere dem Papſte, dar. Denn vorausgeſetzt, daß dieſer Glaube wahr und von Gott gegeben iſt, wird ihn der Papſt mit Freuden vertheidigen; iſt es ein Irrthum, ſo wird er ihn gern mit Weisheit berichtigen. Ich nehme an, daß das Evangelium Chriſti ein Theil des göttlichen Geſetzbuches ſei; denn ich glaube, daß Jeſus Chriſtus, der uns dieſes Evangelium gegeben, wahrer Gott und wahrer Menſch ſei, daß folglich ſein Geſetz über alle andere Geſetze erhaben ſein müſſe. Ich nehme überdies an, daß unter allen Menſchen in der Welt Niemand mehr, als der Papſt verpflichtet, dieſes Evangelium aufrecht zu halten; denn der Papſt iſt der größte Stellvertreter Chriſti auf Erden. Nun iſt aber nicht irdiſche Größe der Maßſtab eines Stellvertreters Chriſti, ſondern ein tugendhaftes Leben nach dem Vorbilde Chriſti; denn ſo belehret uns eben das Evangelium. Dieſes lehrt uns, und ich glaube dies nach dem Zeugniß Chriſti ſelbſt, daß Chriſtus, als er auf Erden wandelte, der ärmſte und ſchlichteſte Menſch war; denn er ſagt ſelbſt, er wiſſe nicht, wohin er ſein Haupt hinlegen ſolle. Ferner, zur Glaubensregel dient mir der Grundſatz, daß wir Papſt und Heiligen nur inſofern nachahmen dürfen, als ſie ſelber Chriſto nachgeahmt; denn Jakobus und Johannes haben geirrt, Petrus und Paulus haben geſündigt. Dies veranlaßte mich, dem Papſt die heilſame Warnung zu geben, daß er doch die zeitliche Herrſchaft den weltlichen Herrſchern, nach der Vorſchrift Chriſti, überlaſſen und ſeine Geiſtlichkeit auch dazu ermahnen möge. Denn ſo handelte Chriſtus und ſeine Schüler, bis der Teufel die Welt verblendete. Irre ich mich hierin, ſo unterwerfe ich mich der Buße, ſollte es mir auch das Leben koſten; denn dies würde mir vortheilhaft ſein. Wäre ich im Stande zu reiſen, ſo würde ich mich nach Gottes Wohlgefallen auf den Weg zum Papſt machen. Aber Chriſtus hat mich in die Nothwendigkeit verſetzt, es nicht zu thun, und mir befohlen, Gott mehr zu gehorchen, als den Menſchen. Auch ſchmeichle ich mir, der Papſt werde nicht Antichriſt ſein wollen und mit mir gegen den Willen Chriſti verfahren. Denn wenn er ſelbſt, oder von ſeinen Anhängern vermocht, mich vernunftwidrig vorladet und dieſe ungerechte Vorladung wiederholt, ſo iſt er der offenbare Antichriſt. Die gute Meinung entſchuldigte Petrus nicht und konnte nicht hindern, daß ihn Chriſtus „Satan" nannte. Die blinde Bosheit ſeiner Räthe kann dem Papſt noch weniger zur Entſchuldigung dienen; denn wenn er von wahren Predigern verlangt, daß ſie eine Reiſe über ihre Kräfte unternehmen, ſo iſt kein Grund da, der ihn als Antichriſt vor Gott rechtfertigen könnte. Denn der Glaube lehrt uns, daß der geprieſene Gott uns nie über unſere Kräfte verſuche. Wollte dies ein Menſch thun? Wir bitten alſo Gott in unſerm Gebet, daß er unſern Papſt Urban VI. nicht von ſeinen Feinden verführen laſſe. Chriſtus, der nicht lügen kann, ſagt, daß die Feinde eines Menſchen ſeine Hausgenoſſen ſind, und das gilt von Menſchen und von Teufeln.“ —

Nicht lange darauf, nachdem Wicliffe vom Krankenlager aus dieſen Brief an Papſt Urban veröffentlicht hatte, erlag der Vielgeprüfte den Folgen des Schlaganfalls, der ihn getroffen hatte, im Jahre 1384, im ſechzigſten Lebensjahre. Freilich hatte, auch die Veranlaſſung zu ſeinem Tode und einige denſelben begleitende Umſtände ſeinen Gegnern die Gelegenheit geboten, um den Tod des „Erzketzers“ als eine Wirkung des Fluchs darzuſtellen, mit dem der Himmel den Mann beladen hatte, indem das Gericht ſelbſt an ihm das durch ſein Leben ſattſam verdiente Verdammungsurtheil an dem Sterbenden vollzogen habe.

Das Leben Wicliffe's iſt, wie jedes ausgezeichneten Mannes, mit ſeinem Tode noch nicht zu Ende. Er lebte in ſeinen Freunden und Anhängern, zum Aerger ſeiner Feinde, noch fort; die Saat, die er geſäet hatte, reifte im Stillen dem Tag der Ernte entgegen. Wicliffe's Lehren wurden nach ſeinem Tode mit dem größten Eifer verbreitet, und ſeine Anhänger, die bald Wicliffiten bald Lollharden oder Lollarten genannt wurden, waren bald ſo zahlreich geworden, daß ſie eine eigene Partei ausmachten, die ſich im Jahre 1389 ganz von der römiſchen Kirche trennte und 1395 dem Parlamente ihre Lehrſätze übereichte, um deren Beſtätigung nachſuchend. Die wichtigſten Punkte darin waren folgende: 1) daß die Gewalt der römiſchen Geiſtlichkeit, wodurch ſie ſich Alles zu unterwerfen trachte, nicht von Chriſto dem Herrn eingeſetzt ſei; 2) daß die römiſch-katholiſche Lehre von der Transſubſtantiation zur Abgötterei verleite; 3) daß das Cölibat der Geiſtlichen unzählige Ausſchweifungen und Aergerniſſe verurſache; 4) daß die Wallfahrten und Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder ohne Abgötterei nicht wohl ſtattfänden; 5) daß die Ohrenbeichte die Prieſter nur ſtolz mache und ihnen Gelegenheit verſchaffe, an vielen Ränken Theil zu nehmen; 6) daß das Gelübde der Keuſchheit, das von weiblichen Perſonen abgelegt würde, die größten Unordnungen, ja ſogar Blutſchande, Gottesraub und Kindermord veranlaſſe. Obgleich nun der Inhalt dieſer und anderer Wicliffitiſchen Sätze ſchon auf der im Jahre 1382 gegen Wicliffe ſelbſt abgehaltenen Synode verdammt worden waren, ſo nahm doch die Zahl derer, die ſich dazu bekannten, immer mehr zu und ſie konnten nicht einmal durch mancherlei Verfolgungen, die ſeit 1399 unter der Regierung der engliſchen Könige Heinrich IV und V. wider dieſelben ausbrachen, unterdrückt werden. Ein Rektor zu Sankt Oſiths in London, William Saunders, ein Hauptanhänger Wicliffiſcher Lehren, wurde ſogar auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Ihre Lehren drangen unter dem Papſt Alexander V. ſogar bis nach Böhmen, und viele Bücher Wicliffe's ſind von Huß in's Böhmiſche überſetzt worden. Aber Alexander's Nachfolger, Johann **XXIII.**, verdammte im Jahre 1413, eine Anzahl von Schriften Wicliffe's als ketzeriſch; er befahl, dieſelben auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen, und ſprach den Bannfluch über alle diejenigen aus, die irgend ein Buch von ihm leſen, beſitzen oder auch nur beifällig anführen würden, ohne ſeinen ketzeriſchen Inhalt zu widerlegen oder zu verwerfen. Um der Verfolgung noch mehr Nachdruck zu geben, wurde auf der Synode zu Konſtanz durch den Papſt Martin V., in der achten Sitzung, eine völlige Verdammung und Inquiſition gegen die Anhänger Wicliffe's eingeſetzt, ſein Andenken verflucht und die Ausgrabung ſeines Leichnams angeordnet. Dieſer päpſtliche Befehl iſt denn auch im Jahre 1428 durch Richard Flemming, Biſchof von Lincoln, vollzogen und die ausgegrabenen Gebeine des Ketzers ſind verbrannt worden.

Doch mag auch Wicliffe's Name in den Annalen der Ketzergeſchichte gebrandmarkt erſcheinen, ſo weiß doch die Nachwelt ſein Andenken verdientermaßen zu ehren, und der Pfarrer von Lutterworth, der manches Luther-Wort vor Luther muthig geſprochen, ſteht als einer der wirkſamſten „Reformatoren vor der Reformation“ in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche in ſchöner Verklärung da!

Gregor von Heimburg.

Von

Johann Georg Auguſt Wirth.

„In Zeiten, wo eine ſchöne, edle Begeiſterung die ganze Menſchheit beſeelt, ebenfalls tüchtig ſein und ſeinen beſſeren Gefühlen folgen, — iſt nicht ſo ſchwer: man wird vom Strome unwillkürlich mit fortgeriſſen. Aber in Zeiten der Gährungen, des Egoismus, der rückſichtsloſen Gewalt einzig und allein ſeiner Ueberzeugung folgen, das Recht und die Wahrheit verfechten, auch wenn man ſelber nicht mehr die Früchte ſeiner Bemühungen koſtet, vielmehr nur Undank und Verfolgung davon erntet, — das iſt keine ſo leicht zu erwerbende Tugend.“

Dr. Karl Hagen.

Gregor von Heimburg.

(Geboren um 1405, geſtorben im Auguſt 1472.)

Es gab eine Zeit in Deutſchland, noch ſind wenig Jahre ſeitdem verfloſſen, wo mancher Schriftſteller ſich berechtigt glaubte, die Deutſchen der Mehrzahl nach Bediente zu nennen, wo man die Jugend zwar glänzende Bilder von Freiheit in Griechenland und Rom träumen ließ, ihr für das eigene Leben hingegen Unterwürfigkeit und Gehorſam als die oberſte Tugend des Staatsbürgers pries. Jene düſtere Zeit iſt glücklich entſchwunden, allein noch hat unſer Volk den ſelbſtſtändigen Sinn, das Rechtsgefühl und die Kühnheit nicht erlangt, welche Männern ziemen. Solchen Unabhängigkeitsſinn und ſolchen Muth mehr und mehr erſtarken zu machen, ſoll unſer Beſtreben ſein. In unſere eigene, thatenreiche Vorzeit wollen wir zurückgreifen und unſerem Volke einen Mann vorführen, der durch Weisheit und Gelehrſamkeit, durch unerſchütterlichen Muth und unwandelbare Treue, durch aufrichtige Wahrheits- und aufopfernde Vaterlands-Liebe unter ſeinen Zeitgenoſſen hervorragte, deſſen Streben auf die Kräftigung der Einheit Deutſchlands, auf deſſen Ruhm, Macht und Glück gerichtet war, ein Ziel, welches er mit eiſernem Muthe und aufopfernder Liebe verfolgte. Möge durch das Beiſpiel ſolcher Männer auch in uns der Drang erwachen, der Muth erſtarken, im Kampfe gegen die Hinderniſſe, welche einer endlichen

Vereinigung und freiſinnigen Wiedergeburt unſeres großen Vaterlandes im Wege ſtehen!

Unter unſeren kühnſten Männern nimmt Gregor von Heimburg eine der erſten Stellen ein. Seine Geburt fällt in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Um indeſſen das Wirken dieſes Mannes recht zu begreifen, müſſen wir ſeine Zeit kurz betrachten.

Noch war der Scheiterhaufen des Huß in friſchem Angedenken, noch waren die Wunden nicht verharrſcht, welche der Rachekrieg der Huſſitten geſchlagen hatte, das Concilium von Konſtanz war indeſſen nicht im Stande geweſen, mit Huß auch die reformatoriſchen Ideen zu unterdrücken, für welche vor mehr als zwei Jahrhunderten ſchon Arnold von Brescia zum Märtyrer geworden war. Die Ideen dieſer Männer waren nicht verloren, auf ganz Deutſchland war vielmehr der reformatoriſche Drang übergegangen. Dies zeigten die auf einander folgenden Kirchenverſammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts, welche den Geiſt der Zeit in ſeiner beſſeren Richtung vertraten; denn ſie waren das Organ der Wünſche und Hoffnungen aller aufgeklärten Männer, und was von ihnen angeſtrebt wurde, ſtellte damals alle höheren Intereſſen Europa's in geiſtiger Beziehung dar. Nicht in kirchlicher Beziehung allein aber, — auch in politiſcher war ein Streben nach Verbeſſerung vorhergegangen; dies zeigte der Kampf der Städte mit den Fürſten im vierzehnten Jahrhunderte, der leider unglücklich für die erſteren endete, übrigens eine der wichtigſten Entſcheidungsepochen unſerer Geſchichte war. Von dem Zeitpunkte an erſtarkte die Macht der Fürſten immer mehr auf Koſten des Kaiſers, der Ritterſchaft und der Bürger. Es erwachte indeſſen zu jener Zeit auch die Liebe zur klaſſiſchen Literatur in Deutſchland, ſie wurde ein bedeutungsvoller Bundesgenoſſe der reformatoriſchen Partei im Kampfe gegen die Hierarchie. In dieſen drei Richtungen jener Zeit war Gregor von Heimburg der erſte Vorkämpfer. Er bekämpfte die Anmaßungen des

Papſtes, er trat unerſchrocken den Uebergriffen der Fürſten entgegen, ſowohl die kaiſerliche Würde verfechtend, als auch die Rechte der Bürger, er erwarb ſich um Einführung der klaſſiſchen Literatur in Deutſchland außerordentliche Verdienſte.

Gregor von Heimburg wurde zu Anfang des fünfzehnten Jahrhundertes in der Gegend von Würzburg geboren, auf einem Gute ſeiner Familie, eines edlen fränkiſchen Geſchlechtes. Von ſeiner Jugend iſt weiter nichts bekannt, als daß er im dortigen Stifte ererzogen wurde, ſeine Univerſitätsſtudien ebenfalls in Würzburg machte. Sein Hauptfach war zwar die Jurisprudenz, und er errang ſich gegen das Jahr 1430 die Würde eines Doktors der Rechte, allein er machte ſich auch mit anderen Wiſſenſchaften gründlich bekannt, wie aus ſeinen Schriften erhellt. Das Studium der Literatur haben wir ſchon erwähnt: er beſchäftigte ſich aber außerdem noch mit Philoſophie und war endlich ein ſo vollendeter Theologe, daß ſelbſt Biſchöfe ſeinen theologiſchen Streitſchriften, in welchen er zum Theil die Anmaßungen des Papſtes angriff, nur mit Schimpfreden zu entgegnen wußten.

Als im Jahr 1431 die berühmte Kirchenverſammlung zu Baſel eröffnet wurde, begab ſich Gregor von Heimburg dahin und trat zum erſten Mal im öffentlichen Leben auf, in welchem er eine ſo bedeutende Rolle ſpielen ſollte. Er wurde dort mit Aeneas Sylvius Piccolomini aus Siena bekannt, welcher ſeinerſeits dort die Laufbahn als Rechtsgelehrter eröffnete, die er als Papſt, unter dem Namen Pius II., endete. Liebe und Studium der klaſſiſchen Literatur führte die beiden jungen Männer zuſammen, und deren Anſichten vereinigten ſich dahin, daß nicht blos eine Läuterung des Geſchmackes durch das Studium der Alten ermittelt werden müſſe, ſondern auch eine religiöſe Reform. Gregor wurde von Aeneas Sylvius in die wahren Schönheiten der Alten eigentlich erſt eingeführt, er lernte durch ihn den Hauptvorzug ihrer Werke kennen, die fruchtbare Lebensweisheit gegenüber der todten Schulgelehrſamkeit oder dem Scholaſticismus des fünfzehnten Jahrhunderts. Aeneas Sylvius gab ſich große Mühe, das klaſſiſche Studium in Deutſchland zu erwecken und erwarb ſich in dieſer Beziehung auch entſchiedenes Verdienſt. Er hatte indeſſen die edle Natur nicht wie Heimburg die Liebe zu den Wiſſenſchaften läuterte nicht auch ſeinen ſittlichen Charakter, durchdrang nicht auch ſein ganzes Weſen mit männlichen, ehrenhaften Grundſätzen, ſo daß er ſein Leben rückſichtslos der Beförderung großer Ideen gewidmet hätte, ſondern er war bei aller Bildung, bei allem Geiſte — der Ueberläuferei fähig. In dieſer Hinſicht war Gregor von Heimburg ſein Gegenſatz. Begabt mit reicher Gemüthlichkeit (ſo ſchilderten wir ihn ſchon an einem anderen Orte), ſittlich-edler Geſinnung und einfacher, doch um ſo treuerer Aufrichtigkeit, wollte er überall nur das Schöne, Gute und Würdige. Er haßte den Aberglauben, die Pedanterie und die Ausſchweifungen; und ſo widerſetzte er ſich der entarteten Kirche wie dem abgeſchmackten Scholaſticismus. Der größte Vorzug Gregor's war aber ſein Patriotismus: er verlangte mit glühendem Eifer nach der Größe und dem Glücke ſeines Vaterlandes; deßhalb forderte er eine ſtarke Reichsgewalt und bekämpfte die Anmaßungen der Fürſten. Die klaſſiſchen Studien, welchen er ſich mit Begeiſterung ergab, ſollten ihm nun nicht blos zum Gelderwerb, zur Unterhaltung und Lebensverſchönerung dienen, wie bei Piccolomini; ſondern ſie ſollten der Brennpunkt werden, in welchen er ſeine Beſtrebungen für Aufklärung und Geſchmacksbildung, ſowie für die Freiheit und Einheit ſeines Vaterlandes zuſammenfaßte. Sie ſollten ihm die Leuchte verſchaffen zur Verſcheuchung der geiſtigen Dämmerung ſeines Zeitalters, die mächtige Waffe zur Verfechtung der Volksrechte wider kirchliche, wie ſtaatliche Unterdrückung. Eben darum wird die Geſtalt Heimburg's bei geſchichtlich treuer Auffaſſung ſo erhaben, weil er nicht blos Eine Richtung der Zeit in ſich aufnahm, wie es ſo oft geſchieht, alſo nicht blos den Betrieb wiſſenſchaftlicher und kirchlicher, ſondern auch die Durchführung der ſtaatlichen Reformen. Vollends ehrwürdig wird der große Deutſche aber durch die Unbeugſamkeit und unbeſtechliche Treue, mit denen er ſeinen Grundſätzen bis an ſein Lebensende anhing. Während der leichtfertige Piccolomini zum Ueberläufer wurde, um zu genießen, zu glänzen und zu herrſchen, — konnte keine Drohung, keine Beſtechung und keine Verfolgung den aufrichtigen Heimburg von ſeinem Ziele ablenken.

Vom Jahre 1433 bis 1460 war Gregor von Heimburg Syndikus der Reichsſtadt Nürnberg, und wurde auch während der Zeit bei allen wichtigen Rechtshändeln der Fürſten, ja bei den Reichstagen ſelbſt zu Rathe gezogen, welche er faſt ſämmtlich beſuchte. Bei einem hiſtoriſchen Begebniſſe ſehen wir ihn aber zum erſten Male im Jahre 1446 auftreten, wo er von den Kurfürſten als Geſandter nach Rom an Eugen IV. geſchickt wurde. Dieſer Papſt wollte, wie ſein Nachfolger Aeneas Sylvius, die Obergewalt der Concilien nicht anerkennen und ſuchte der Kirchenverſammlung zu Baſel ihre mächtigſten Stützen zu entziehen. Zu dieſen gehörten unter anderen die Erzbiſchöfe von Köln und Trier, welche der freiſinnigeren Meinung mit Entſchiedenheit zugethan waren: Eugen IV. entſetzte darum beide einflußreiche Würdenträger im Jahre 1445 ihres Amtes und verlieh die Erzbisthümer an Männer ſeines Anhanges. Der heilige Vater rechnete bei dieſer Anmaßung auf die Unterſtützung des Kaiſers, doch er wußte nicht, daß in Deutſchland die öffentliche Meinung bereits für die Reform ſich erklärt hatte; ſeine Gewaltthat wirkte daher gegen ihn ſelbſt zurück. Die Kurfürſten, durch den Schritt des Papſtes beleidigt, traten im Jahre 1446 zuſammen und verpflichteten ſich durch Erneuerung eines früheren Vereines, die allgemeinen Synoden in ihren Schutz zu nehmen. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft nach Rom, welche ihre Forderungen überbrachte. Sie verlangten, daß Eugen IV. die Oberhoheit der Concilien über den Papſt, wie ſie durch die Konſtanzer und Baſeler Beſchlüſſe feſtgeſetzt worden war, anerkenne, die Reformdekrete von Baſel durch eine förmliche Bulle zum kanoniſchen Recht erhebe, und zur Erledigung aller noch ſchwebenden Fragen eine neue Kirchenverſammlung nach Konſtanz, Mainz, Straßburg, Trier oder Worms ausſchreibe. Für den Fall einer Weigerung wurde die Drohung beigefügt, daß man das Concilium in Baſel als das allgemeine anerkennen und ſchützen werde. Alsdann erſuchten die Kurfürſten, welche ihren Vertrag ſehr geheim hielten, den Kaiſer, zugleich mit ihnen eine Geſandtſchaft an den Papſt abzuordnen, um von dieſem die Wiedereinſetzung der Erzbiſchöfe von Trier und Köln auszuwirken, und ihn überhaupt zu einem beſſeren Benehmen zu ermahnen.

Der Kaiſer billigte zwar das entſchiedene Auftreten der Kurfürſten nicht ganz und wünſchte ſanftere Wege, doch ließ er den Aeneas Sylvius, welcher damals ſein Sekretär war, vor ſich kommen, eröffnete ihm die Geheimniſſe der Fürſten und befahl ihm, in aller Eile zum Papſte zu reiſen, ihm die Geſinnung der Fürſten zu offenbaren, vor den Gefahren zu warnen und milde Maßregeln anzurathen, ſowie ihn ferner zu bitten, daß er die Kurfürſten wieder einſetze, wogegen der Kaiſer ihm künftig in jeglicher Weiſe behülflich ſein werde. Aeneas Sylvius reiſte ab, und obgleich die Geſandtſchaft der Fürſten früher abgegangen war, gelang es ihm doch, vor ihr zur Engelsburg zu gelangen und Rückſprache mit dem Papſte zu nehmen. An der Spitze der Geſandtſchaft der Kurfürſten ſtand unſer Gregor von Heimburg und er war ganz der Mann, um eine ſo ſchwierige Aufgabe zu löſen. Die Geſandten wurden vorgelaſſen und nachdem Aeneas Sylvius den Papſt gebeten hatte, Erſtere gütig anzuhören, ſprach Heinrich Leubin aus Nürnberg einige Worte. Das ganze Gewicht der Rede war aber Gregor von Heimburg zuertheilt, einem, wie Aeneas Sylvius ſelbſt ſagt, ſehr beredten und höchſt gelehrten Deutſchen. Aeneas Sylvius war, obgleich früher ihm befreundet, ſpäter doch ein bitterer Feind Gregor's; wie ſchön tönt daher dieſes Lob aus Feindes Mund! Werfen wir nun einen Blick auf des heldenmüthigen Mannes äußere Erſcheinung, ſo erblicken wir einen Mann von außerordentlicher Körperſchönheit, hoher Geſtalt, heiterem Antlitze, wunderbar glänzenden, geiſtvollen Augen, welches Alles eine kleine Glatze nicht ſtören konnte. Er konnte, ſo ſagte Sylvius, — ſo heftig war er, — weder ſeine Zunge noch ſeine Bewegungen mäßigen, er folgte nur ſeinem, keinem andern Rathe, lebte nur nach ſeiner Weiſe:*) unbekümmert um die Mode, und überall die Freiheit vorziehend, beobachtete er in ſeiner Lebensweiſe eine Art cyniſcher Philoſophie, ganz gleichgültig gegen die Meinung Andrer.

Kühn und freimüthig, ja vielleicht etwas derb war Gregor's Rede, Aeneas Sylvius nennt ſie voll Anmaßung.

„Die Fürſten," ſagte er, „ſeien zu einem entſchiedenen Entſchluſſe vereinigt, ſie hätten die Abſetzung der Erzbiſchöfe mit einem ſehr bitteren Gefühle ertragen, ſie verlangen, daß ſolche wieder aufgehoben und nichtig gemacht, damit die Autorität der Concilien beſtätigt werde. Auf daß die Nation wohl berathen ſei, wollen die Kurfürſten zu Anfang Septembers in Frankfurt zuſammen kommen, um über die Antwort des Papſtes zu entſcheiden."

Der Papſt erwiederte ausweichend: er habe die Erzbiſchöfe aus ſehr triftigen Gründen abgeſetzt, die Autorität der Concilien aber nie gering geſchätzt, ſondern nur die Würde des heiligen apoſtoliſchen Stuhles wahren wollen. Die Nation ſolle ſich indeſſen nicht voreilig ereifern, er wolle die Sache genau in Erwägung ziehen. Eugen IV. berieth ſich nun mit den Kardinälen und den Geſandten des Kaiſers, denen er viele Höflichkeiten erwies. Die Letzteren ſuchten den Papſt dem Rathe des Kaiſers, wie wir ihn oben genannt, geneigt zu machen, und Eugen IV. verſprach endlich auch, nachzugeben. Da indeſſen dieſe Berathungen ſich in die Länge zogen, ſo wurden die Geſandten der Kurfürſten der Sache überdrüſſig. Gregor von Heimburg pflegte nach der Vesper, ſo erzählt Sylvius, am Berge Jordan ſpazieren zu gehen. Vor Hitze ſchwitzend und gleichſam als wenn er ſeine Verachtung gegen die Römer und gegen ſeine Amtswürde hätte an den Tag legen wollen, zog er die die Stiefel aus und ſchlenderte barfuß, mit nackter Bruſt, entblößten Armen umher, in einem Athem Rom, den Papſt, die Kurie und die unausſtehliche Hitze des Landes zu allen Teufeln wünſchend. Das römiſche Klima, ſetzt Aeneas Sylvius naiv hinzu, iſt nämlich unerträglich für die Deutſchen; da ſehr ſaftige und vollblütige Menſchen, wie die Deutſchen, ſtark ſchwitzen, und dieſe, um den Durſt zu ſtillen, dazu noch Fluthen Weines eingießen, ſo werden ſie, weil ſie mehr Blut haben als die Italiäner und mehr Wein trinken, auch mehr von der Hitze gequält.

---

*) Ich bemerke nochmals, daß die Hauptquelle der Geſchichte Gregor's deſſen Feind Aeneas Sylvius iſt.

Endlich wurden die Geſandten wieder vor den Papſt gerufen, um den Beſcheid zu empfangen, daß Letzterer, da ſie nicht die Vollmacht hätten zu unterhandeln und abzuſchließen, die Verſammlung der Kurfürſten ſelbſt beſchicken wolle, um die Antwort zu ertheilen, wie ſie der päpſtlichen Würde angemeſſen ſei. Hierauf beſtiegen die Geſandten ihre Pferde und ritten davon. Als Gregor von Heimburg nach Frankfurt kam, waren die Kurfürſten bereits verſammelt. Aufgefordert, über das Ergebniß der Geſandtſchaft Bericht zu erſtatten, unterzog er ſich dieſer Aufgabe mit ziemlicher Derbheit. Wie Aeneas Sylvius behauptet, verſchwieg er das Angenehme und meldete nur das Unangenehme, welches der Papſt geſagt hatte: Eugen haſſe die deutſche Nation, ein Mann von ſeinen Verſtandeskräften ſei durch keine Vernunftgründe zu bewegen. Die Kardinäle ſchilderte Gregor als Leute, welche die Nation zu unterdrücken ſuchten, welche die Autorität der Concilien verachteten und nur auf abſolute Herrſchaft der römiſchen Kurie ausgingen;

jedem derſelben gab er einen Spitznamen, ſo nannte er den Kardinal Beſſarion, einen Griechen, der einen großen Bart trug, einen Bock. Als er fortfuhr, ſeinen Haß und ſeine Verachtung gegen die römiſche Kurie in derben Ausdrücken darzulegen, wurde er endlich von Aeneas Sylvius getadelt, welcher ebenfalls bei der Verſammlung war und das Benehmen des Papſtes zu beſchönigen ſuchte; derſelbe war nämlich ſchon damals für die päpſtliche Partei genommen. Gregor von Heimburg zeigte ſich aber ganz in dem Lichte einer zwar etwas derben, aber biederen, freimüthigen und kühnen deutſchen Natur.

Bald darauf ſchrieb Heimburg eine Abhandlung, welche uns noch erhalten iſt. Sie iſt betitelt: Gregor von Heimburg's, erzherzoglich öſterreichiſchen Reichskonſulenten, Ermahnung an den Kaiſer, die Könige und Fürſten der Chriſtenheit über die ungeſetzlichen Anmaßungen der römiſchen Päpſte oder „Wiederlegung der Primatur des Papſtes." In dieſer Schrift offenbart Gregor von Heimburg eine Fülle theologiſcher Gelehrſamkeit. Mit einer wahrhaft vernichtenden Logik beweiſt er die Nichtigkeit der Oberherrlichkeit des Papſtes aus den älteſten Quellen, aus der heiligen Schrift ſelbſt. Er ſchildert das Verderbniß der Kurie in grellen Farben. Die Behauptung der Dekrete der Päpſte, daß Letztere kraft der Vollmacht Chriſti über die Könige und weltlichen Fürſten die Herrſchaft hätten, nennt er geradezu eine Fabel, eine Erdichtung. Lächerlich, ſagt er, ſei namentlich auch das Gleichniß von dem Monde und der Sonne, welches die Schmeichler der Päpſte zu gebrauchen pflegen. Denn ſo wie die Sonne dem Monde zwar Licht mittheile, nicht aber Bewegung gabe, oder Einfluß auf ihn ausübe, — ebenſo ſollten auch die Könige und weltlichen Herren, welche man bildlich mit dem Monde zu vergleichen beliebt, zwar das Licht der Wiſſenſchaft vom Papſte und ſeinem Klerus, welche man mit der Sonne vergleicht, erhalten, hingegen ſind ſie durchaus nicht verbunden, eine Herrſchaft über ſich zu geſtatten. Die frühere Kirche maßte ſich keine weltliche Herrſchaft an, ſie errichtete ihr großes Gebäude durch heilige Sitten und Lehren und bewog dadurch das römiſche Kaiſerreich zum chriſtlichen Glauben und zur Ehrerbietung gegen deſſen Prieſterthum. Aber ſpäter riß zügelloſe Begierde und Herrſchſucht ein. Die Kirche wurde fleiſchlich und verwandelte mit wunderbaren Sophiſtereien die Ehrerbietung des Kaiſers in eine Pflicht; unverwahrter Beſitz und von einem ſchwachen und unterwürfigen Kaiſer erlangtes Privilegium wurde zur Herrſchaft, und ſo ſchritt die Kirche allmählich zur Ausübung angemaßter Oberherrlichkeit. Faſt dreihundert Jahre lang von Petrus bis zum heiligen Sylveſter, zur Zeit Konſtantin's des Großen, war von einer weltlichen Herrſchaft keine Rede. Dreihundert Jahre lang wurden die zum Papſt Erkorenen eher zum Märtyrerthum als zur weltlichen Herrſchaft hingezogen. Jener Kirche Ruhm, fährt Gregor von Heimburg mit einer Freimüthigkeit und Unerſchrockenheit fort, welche Friedrich Barbaroſſa und die meiſten Kaiſer beſchämt und tief unter ihn ſtellt, jener Kirche Ruhm waren nicht Purpur oder Reichthümer, nicht das weiße Pferd, nicht die Prachtliebe und die Herrſchaft, ſondern der Wahlſpruch: „Siehe, wir haben Alles verlaſſen und ſind dir gefolgt, o Herr!" Sie hofften dadurch nicht einen Sitz weltlicher Herrlichkeit zu erlangen, ſondern jenen von Chriſtus verſprochenen Stuhl der zwölf Richter des Stammes Iſrael. Seitdem aber Sylveſter von Konſtantin zur Unterſtützung der Armen und für andere Zwecke eine Schenkung, nicht zur Herrſchaft ſondern zur Nutznießung, erhalten hatte, ſeitdem wurden den Päpſten bis zur Zeit Otto's I. von dem Reiche große Ehrerbietung und Ergebenheit zu Theil. Die Kaiſer machten aus ſolcher Ehrerbietung und Ergebenheit am Anfange ihrer Thronbeſteigung, die Einen durch Geſandte, die Andern in eigner Perſon, — dem Papſte ihre Aufwartung, baten um ſeinen Segen und empfahlen ſich ſeinem Gebete für die Regierung und das Heil des Reiches. Die Ehrerbietung ging ſo weit, daß einige Kaiſer vom Papſte ſich ſogar ſalben und krönen laſſen wollten. Als Letztere hierauf anfingen unverſchämt zu werden, wurden mehrere von dem Kaiſer abgeſetzt: ſo z. B. Johannes XI., weil er lüderlich und unverbeſſerlich war, von Otto I. und Leo eingeſetzt, indem einſtimmig angenommen war, daß kein Papſt ohne die Einwilligung des Kaiſers gewählt werden könne. Nach dem dritten Otto fingen die Päpſte an, insgeheim darauf zu ſinnen, wie ſie die Kaiſer aus Ergebenen und Ehrerbietigen zu Unterthänigen machen könnten. Kein Weg war ihnen gelegener, dem Reiche aber gefährlicher, als der der Beſtechung der geiſtlichen Kurfürſten. Dieſe wurden denn widerſetzlich, damit die Wahl unter Zwietracht vor ſich gehe, der Papſt Hand im Spiele haben könne und dadurch an Anſehen gewinne, wenn die Parteien an den heiligen Stuhl appellirten. Durch ſolche Umtriebe der Päpſte entſtanden viele Schismen im Reiche. **Gregor von Heimburg** gibt ſodann eine kurze Ueberſicht der Anmaßungen der Päpſte, der Kämpfe einzelner Kaiſer gegen dieſelben, namentlich aber der Kabalen der Päpſte, welche Gegenkönige hervorriefen, von denen jene neue Zugeſtändniſſe zu erlangen wußten, und ſagt dann unter anderem: „Alles, was die Päpſte einſeitigen Partei- oder Schisma Königen auspreſſen konnten, ließen ſie im ſechsten Buche der Dekretalien als päpſtliches Recht niederſchreiben, und ſo ſchritten ſie, wenn die Kaiſerwürde getheilt oder gar unbeſetzt war, zum Aeußerſten: ſie maßten ſich alle Wahlen und Würden an, inſoweit ſie den Klerus betrafen: die Verleihung von Pfründen, die Einkünfte der Erzbisthümer und die Pfründen mit den päpſtlichen Jahresabgaben und übrigen unerlaubten Erpreſſungen, für die Belehnung z. B., — welche Einkünfte und Rechte früher alle dem Reiche gehörten. Auf ſolche Weiſe erſchöpften die Päpſte die Schätze der Welt, als ob ſie nicht mit ihrer ſo ſchon angemaßten Gewalt zufrieden ſein könnten." — Mit Recht, ſagt **Gregor**, hat man den Unterſchied zwiſchen

Chriſtus dem Herrn und ſeinem Vikar folgendermaßen ausgedrückt:

> Chriſtus ſchloß die weltliche Herrſchaft aus:
> Sein Vikar führte ſie ein.
> Chriſtus ſagte, er ſei kein weltlicher Richter:
> Sein Stellvertreter maßt ſich an, den Kaiſer zu richten.
> Chriſtus unterwarf ſich dem Stellvertreter des Kaiſers:
> Der Stellvertreter von Chriſtus ſtellt ſich über den Kaiſer, ja über die ganze Welt.
> Chriſtus tadelt die, welche nach Oberherrſchaft ſtreben:
> Sein Vikar kämpft um die Oberherrſchaft mit der ganzen Kirche.
> Chriſtus ſoll am Palmſonntage auf einem Eſel geritten ſein:
> Sein Stellvertreter iſt mit einer pompöſen Kavallkade nicht zufrieden, wenn ihm nicht der rechte Steigbügel vom Kaiſer gehalten wird.
> Chriſtus vereinigte die uneinigen Juden und andere Völker zu einem kirchlichen Reiche:
> Sein Stellvertreter veruneinigte die einſt einigen Deutſchen durch häufige Bürgerkriege.
> Der unſchuldige Chriſtus litt geduldig Beleidigungen:
> Sein Stellvertreter hört nicht auf, der Kirche und dem Reiche Kränkungen zuzufügen.

Alle die Anmaßungen und Frevel der Päpſte dürfen nicht mehr geduldet werden, ſo ſchließt Gregor. Weder der König von England, noch der von Frankreich, ja kein Herzog, kein Markgraf iſt durch einen Eid an den Papſt gebunden, und der Kaiſer ſoll es durch jene erdichteten Dekretalen ſein? Nimmermehr!

Dieſe und ähnliche Schriften Gregor's von Heimburg mußten natürlich einen ganz außerordentlichen Eindruck machen, wenn auch ein unmittelbarer Erfolg durch die Schwäche des damaligen Kaiſers

Friedrich's III., ſo wie durch die Kabalen des Papſtes vereitelt wurde. Gregor von Heimburg iſt einer von den Geiſtern, welche die Meinung widerlegen, daß große Männer nur im Verhältniß zu ihrer Zeit groß und erleuchtet ſeien, daß ſie aber, in einer ſpäteren Zeit mit derſelben Ausſtattung erſchienen, unter der Menge ſich verlieren. Nein, Heimburg war ein Mann, der auch in unſerer Zeit eine hervorragende Stellung eingenommen hätte, wäre er auch mit keinen andern Ideen und Talenten begabt, als vor vierhundert Jahren. Wir werden dies ſpäter noch in ſeinem Auftreten für die Würde und Macht des Kaiſers, für die Rechte des Bürgerthums, für Deutſchlands Einheit und Größe gegen die Uebergriffe der Fürſten erleben. Sein unerſchütterlicher Muth, ſeine unwandelbare Treue, ſeine Kraft und ſein Geiſt würden auch jetzt noch die Herzen aller edlen Freunde des Vaterlandes entflammen und ſie zu aufopferndem Handeln für deſſen Wohl hinreißen.

Auf die Vorſtellungen des Aeneas Sylvius Piccolomini hatte der Papſt ſich entſchloſſen, um ſeine letzte Entſcheidung auf die Forderungen der Kurfürſten abzugeben, Bevollmächtigte auf einen Reichstag zu ſchicken, der noch im nämlichen Jahre (1446) in Frankfurt am Main abgehalten wurde. Auch die Synode in Baſel ſchickte ihre Geſandten, und da auch Gregor von Heimburg, als Vertreter der Kurfürſten, Aeneas Sylvius, als Bevollmächtigter des Kaiſers, ſich einfand, ſo waren die Triebfedern der Zeit nach allen Richtungen in Wirkſamkeit. Vor Allen äußerte ſich der Einfluß Heimburg's, deſſen Anſehen durch die obenbenannte Schrift in Deutſchland ſehr geſtiegen war. Dazu hatte er aus Rom den größten Widerwillen gegen die Winkelzüge und die Falſchheit der Kurie zurückgebracht; darum enthüllte er in Frankfurt die treuloſe Politik derſelben ganz offen. Da er zugleich ein großer Redner war, ſo äußerte ſich die Wirkung bald: der Reichstag war nahe daran, entſcheidende Beſchlüſſe zu Gunſten der Synode von Baſel zu faſſen, trotz aller Gegenbemühungen

Piccolomini's. Da verſuchte dieſer endlich ein Mittel, deſſen Wirkſamkeit er an ſich ſelbſt erprobt hatte — den goldenen Schlüſſel der Beſtechung. Bei Männern wie Gregor von Heimburg konnte dies freilich nichts helfen, allein leider gab es auf dem Reichstage zu Frankfurt unter der Umgebung des Erzbiſchofes von Mainz Leute, welchen das Wohl oder Wehe Deutſchlands um Geld verkäuflich war. Johann von Lyſura und drei andere Räthe jenes Kurfürſten erhielten von Aeneas Sylvius viertauſend Goldgulden und überredeten dafür ihren Gebieter zum Abfalle von dem Vereine gegen den Papſt. Dadurch wurde die Oppoſition zerſplittert, beſtürzt und ihr ganzes Wirken vereitelt.

Betrachten wir jetzt Gregor von Heimburg in einem anderen Wirkungskreiſe.

Die Zuſtände unſeres Vaterlandes waren in materieller Hinſicht ziemlich befriedigend, der Ackerbau blühte, Handel und Induſtrie aber hatten einen für die damalige Zeit großartigen Aufſchwung im Vergleich zu anderen Völkern. Allein die Triebkraft zur Ermittelung höherer Kulturſtände war durch den Sieg der Landesherren über die Reichsgewalt und das Bürgerthum zerſtört. Aeußerlich war in Folge früherer Einwirkungen noch Fülle vorhanden: doch innerlich zehrte ein ſchleichendes Gift an dem Staatsleben, und fortan ging das deutſche Reich der Auflöſung entgegen. Dies beſtätigte ſich bei einem beſonderen Vorgange, bei welchem wiederum unſer Gregor auftrat, und trotz ſeiner hinreißenden Beredſamkeit den Kaiſer nicht aus ſeiner Lethargie reißen konnte.

Die Reichsſtadt Nürnberg hatte mit dem Markgrafen Albrecht Achilles von Ansbach und Baireuth häufige Fehden. Letzterer war ein beiſpiellos tapferer, aber auch ebenſo gewaltthätiger und brutaler Mann. An der Spitze ſeiner Soldaten erſtürmte er einſt Gräfenberg, eine kleine Stadt in Franken 8 Stunden von Nürnberg; zuerſt erſtieg er die Mauer und ſprang in die Stadt, ohne daß einer ſeiner Leute ihm folgen konnte; ſo von Feinden dicht umringt, vertheidigte er ſich, den Rücken an die Mauer gelehnt, mit wunderbarer Tapferkeit längere Zeit, bis es ſeinen Soldaten gelang, ihm zu folgen und ihn herauszuhauen; durch dieſe Heldenthat wurde das Städtchen genommen. Es ſind uns noch manche ſeiner tollkühnen Thaten aufgezeichnet, gegen welche die ſeines griechiſchen Namensbruders, gegen welche die Thaten eines Bayard Kinderſpiel waren; doch es iſt hier nicht der Ort, ſich über ſie zu verbreiten. Eben der ſtets glückliche Erfolg ſeiner Verwegenheit hatte den Markgrafen äußerſt übermüthig gemacht, ſo daß er die Städte mit der größten Verachtung, — ſeines Gleichen, ja den Kaiſer mit verletzendem Hochmuthe behandelte.

Doch war Achilles auch ein ſtaatskluger Mann; allein ſein Streben ging nur auf Vergrößerung ſeiner ſpeciellen Fürſtenmacht. In ſeinen Entwürfen hinderte ihn Nürnberg häufig; daher die Feindſeligkeit. Die freie Reichsſtadt berief ſich ſtets auf die Entſcheidung des Kaiſers, aber der kriegeriſche Markgraf wollte von keiner friedlichen Löſung etwas wiſſen. Selbſt der Befehl des Kaiſers wurde mißachtet und ſo rüſteten ſich denn beide Theile und ſahen ſich nach Bundesgenoſſen um. Die Fürſten halfen Albrecht, die Städte den Nürnbergern, ſo daß der größere Theil Deutſchlands in dieſen Krieg verwickelt wurde; es war wieder eine mächtige Kriſis, wieder ein entſcheidungsvoller Wendepunkt, allein wieder ſollten die Städte unterliegen. Neun harte, neun blutige Schlachten wurden geſchlagen und der Markgraf blieb, mit Ausnahme einer einzigen, ſtets Sieger. Aeneas Sylvius berichtet uns ein anderes Beiſpiel ſeiner außerordentlichen, löwenmüthigen Tapferkeit und ſagt, alle Helden des Alterthums ſeien Kinder gegen dieſen Mann geweſen; der Ruhm ſeiner Waffen hätte ganz Europa durchdrungen und ſeine Feinde hätten es zuletzt für unmöglich gehalten, über ein Heer zu ſiegen, in welchem er mitkämpfe. Dies mochte denn die Nürnberger bewogen haben, daß ſie um jeden Preis eine friedliche Vermittlung durch den Kaiſer ſuchten. Es kam auch eine Verhandlung zu Stande, welche zu Wiener-Neuſtadt Statt fand. Markgraf Albrecht Achilles erſchien mit ſeinen Räthen und vielen Fürſten auf der einen Seite, auf der anderen die Nürnberger, an ihrer Spitze Gregor von Heimburg.

Je größer das perſönliche Uebergewicht des eben geſchilderten Markgrafen war, ein deſto unerſchrockenerer, ja kühnerer Mann mußte ihm entgegen geſtellt werden. Aber die Wahl war gut getroffen, denn einen beſſeren Mann wie Heimburg konnte es nicht geben.

Bei Eröffnung der Verhandlung erhob ſich ſogleich Streit. Albrecht behauptete: ſeine Citation ſei nicht geſetzmäßig; nach der goldenen Bulle könne er nur durch einen Fürſten citirt werden, und das ſei nicht geſchehen. Sodann war der Markgraf mit den Richtern nicht zufrieden und forderte hartnäckig, daß nur die dreizehn anweſenden Fürſten richten könnten. Bevor dieß entſchieden, ließen ſich indeſſen die beiderſeitigen Redner vernehmen. Zuerſt ſprach Peter Knorr, ein gelehrter und beredter Mann, für den Markgrafen. Nachdem er behauptet, daß die Nürnberger Unrecht hätten, ohne indeſſen triftige Gründe dafür anzugeben, daß die Fürſten in dieſer Sache mit Recht zu Gericht ſäßen, trug er darauf an, daß die Citation annullirt werde und die Nürnberger zu den Koſten verurtheilt würden. Dann aber ſollten ſie erſt ſeine Forderungen hören, von denen er keinen zollbreit weiche.

Jetzt ſtand Gregor von Heimburg auf und hielt eine Rede, die ſowohl ſeinen Geiſt und ſeine Beredſamkeit, wie ſeinen edlen Patriotismus und ſeine kühne Unerſchrockenheit, gegenüber dem furchtbarſten Gegner, glänzend erwies:

„Erhabener Kaiſer, indem ich heute als Vertheidiger einer Stadt auftrete, die ſich um das römiſche Reich unendliche Verdienſte erworben hat, wo ſoll ich mich hinwenden, weſſen Schutz mir erflehen? Außer Deiner Majeſtät habe ich Niemanden. Denn die Uebrigen, welche umherſitzen, um mit Dir zu richten, ſind entweder Theilhaber des Streites, welche in den Krieg gegen uns mit verwickelt waren; oder ſie ſind durch Bande des Blutes mit Albrecht verwandt, oder als Fürſten von ihrem eigenen Intereſſe geleitet, welches es für eine ſehr ſchöne und lobenswerthe Sache hält, daß Fürſten nicht zur Rechenſchaft gezogen werden dürfen. Ja, es gibt keinen unter ihnen, der ſich nicht von Geſetzen und Richterſprüchen erlöſt zu ſeh'n wünſcht. Allein Deine Ehre wird von ihnen angegriffen, Deine Gewalt in Zweifel gezogen; Du mußt alſo vor allem geduldig anhören und ſorgfältig erwägen, damit nicht ein heutiges Urtheil der kaiſerlichen Würde zum Verderben gereiche. Albrecht greift Deine Citation an; fällt ſie, ſo fühlen wir zwar den Schaden; Deine Majeſtät aber wird Hohn und Geringſchätzung davon tragen. Der Markgraf iſt mit Recht und gemäß der in Bamberg errichteten Verträge geladen. Er aber geht nicht nach ordentlichem Rechte, ſondern nach frevleriſcher Gewalt zu Werke. Aus freiem Willen und auf gegenſeitige Uebereinkunft iſt das Gericht eingeſetzt worden; die Feierlichkeiten, welche die ſonſtigen Gerichte heiſchen, ſollten alle entfernt ſein; obgleich es unzweifelhaft iſt, daß auch auf ordentlichem Rechtswege die Geſetze für uns ſind; denn wenn das Geſetz der goldenen Bulle, auf welches der Markgraf und ſeine Redner ſich berufen, den Sinn hätte, welchen ſie ihm beilegen, ſo wüßten wir überhaupt nicht, warum wir noch das römiſche Recht zu achten hätten. Es iſt jedes Urtheil nichtig, es iſt die Gerechtigkeit unter uns vertilgt, weil Parteien der niederen Stände zwar ihren eigenen Richter haben, wenn ſie aber mit einem Fürſten einen Streit bekommen, die Sache vor den Kaiſer muß. Denn wenn ein Fürſt blos durch einen Fürſten geladen werden könnte, wer würde ſo mächtig ſein, einen Fürſten als dienenden Boten halten zu können? Hört mich an, deutſche Ritter! Hört, Ihr Adelige! ſehet Euch vor, alle Ihr Herren, die unter den Fürſten ſtehen, und Alle, die Ihr deren Lehensleute oder Nachbarn ſeid! Hab' und Gut, Weiber und Kinder werden ſie Euch noch nehmen! Was ſoll dann beginnen? Wohin ſollt Ihr Euch flüchten? Bei welchem Volke Hülfe nachſuchen? Wo werdet Ihr Eure Ehre wiederfinden? Wenn Ihr keinen Fürſten auftreibt, der den Fürſten lade, ſo findet Ihr bei dem Kaiſer keinen Schutz. O mein Deutſchland! o Sitz des Kaiſerthums! o Aſyl des Erdkreiſes! Wahreſt du ſo deine Rechte, wenn du ſie vernichteſt? O Fürſten unſeres Zeitalters, hat Euch aller Verſtand verlaſſen? Wehe euch, ſagt Jeſaias, die ihr ungerechte Geſetze macht, die ihr geſetzliche Fallſtricke niederſchreibt, um das Volk auszuplündern! O über die blinde und thörichte Schlauheit, welche, während ſie die Fürſten erheben will, ſie erniedrigt: welche dem Fürſten das Amt eines Räubers verleiht! Was ſollen die Italiäner, die Gallier und die übrigen Nationen ſagen, wenn ſie hören, daß bei den Deutſchen die Fürſten Räuber ſeien? Wenn Ihr Eure Verbrechen unbeſtraft zu wiſſen wünſcht, wäre es nicht am Ende beſſer, Ihr ſchüttelt, wie es tapferen Männern geziemt, mit offener Stirne das Joch des Reiches ab und unterlaßt dieſes Umgehen der Geſetze? Denn in der That habt Ihr ja nur ein Geſetz, das Geſetz, welches alle andern ausſchließt, das Reich zerſtört, die Völker unterdrückt, unzählige Tyrannen uns auf den Hals ladet. O blindes und unvernünftiges Deutſchland, das einen Kaiſer zu tragen verſchmäht und ſich dafür tauſend Herren unterwirft! Ein Fürſt könne nicht geladen werden, was ſoll es denn anders heißen, als: jeder iſt Kaiſer in ſeiner Provinz? Ueber ſechshundert Jahre hatten wir das Kaiſerthum; obgleich nicht ſo ausgedehnt, ſo herrſchten wir doch länger als Römer und Griechen. Vielleicht aber iſt ſchon das Ende unſeres Ruhmes da, da Gott keine Macht auf Erden ewig dauern läßt. Ich fürchte, ich fürchte, es möchten die Fremden kommen und unſer Land und unſer Volk an ſich reißen; denn bekanntlich gehen als Strafe der

Ungerechtigkeit Länder und Reiche von einem Volke zum anderen über. In unſeren Händen iſt, wie Ihr ſeht, das Reich geſchwächt, beinahe vernichtet. Unſere Nation, verwundet und zerriſſen, findet zu keiner Zeit Ruhe; überall wüthet der Krieg; nirgends iſt mehr Sicherheit; man lebt vom Raube; der Schwiegervater iſt vor dem Eidam nicht mehr ſicher. Die Städte haben keine Ruhe, die Fürſten keine Muße; und Letztere, durch keine Furcht vor dem Richter gehindert, fallen über einander her. — Dies iſt die Frucht ungerechter Geſetze, ſolches brachte die Ungerechtigkeit der Fürſten hervor, indem ſie, weil jeder für ſich herrſchen wollte, Alle das Reich zu Grund richteten. Aber ſie ſelbſt ſollen ſtürzen und nicht das Volk der Pharaonen mit ſich in die Knechtſchaft führen. Selbſt um Euch, Ihr Herren vom hohen Adel, iſt's geſchehen, wenn, wie die Fürſten es wünſchen, die Reichsgewalt unterdrückt oder gar aufgehoben wird."

Glaubt man nicht, einen von Gott geſandten, erhabenen Propheten zu hören, der das Schickſal eines Volkes verkündet? Iſt nicht Alles Wort für Wort eingetroffen?

Gregor von Heimburg kommt nun auf den beſonderen Theil und fährt folgendermaßen fort: „Dies von unſeren Geſetzen im Allgemeinen! Was das beſonders angeführte Geſetz betrifft, ſo ſagt die Carolina: wenn einer einen Fürſten in Belang ſeiner Ehre, ſeines Lebens, ſeines Lehens verklagt, muß er einen Fürſten haben, der ihn lade. Wer nun dahin klagen wollte, daß ein Fürſt ſeiner Ehren entkleidet, ſeines Lebens oder Lehens, das er vom Kaiſer hat, beraubt werde, ſo wird er ſich fruchtlos bemühen, wenn er keinen Fürſten findet, welcher ihn vorladet. Die Fürſten ſelbſt haben in Verbindung mit Deiner kaiſerlichen Majeſtät in früheren Jahren erklärt: dies ſei der Sinn des Geſetzes. Wenn ich aber ſage: in Deinem Lehen unterhältſt Du Leute, welche mich verletzen; Du erhebſt in Deinem Bereiche mehr Steuern, als Dir gebühren; Du empfängſt eine Abgabe, die man Dir nicht ſchuldig iſt; gib mir das

Leben zurück, welches Du mit Gewalt erlangt haſt, — dann trachte ich durch meine Klage weder nach Deinem Leben, noch nach Deiner Ehre, noch nach Deinem Leben. Das Geſetz findet hierauf keine Anwendung und Du, Markgraf, biſt mit Recht geladen. Du aber, Kaiſer, ſieh deßhalb zu, daß Du Dich nicht Deiner Gewalt entkleideſt, nicht mit Wiſſen Deiner kaiſerlichen Majeſtät Dich begibſt, wenn Du Deine Reichsſtadt Nürnberg unterdrücken läßeſt. Ihr Alle, die Ihr anweſend ſeid, gebt Acht, daß Ihr nicht dieſes ſchwere Joch auf Eure Schultern ladet: ohne einen vorladenden Fürſten keinen Fürſten belangen zu dürfen; denn es wird dann keine Angelegenheit mehr geben, in welcher nicht die Ehre, das Leben oder Leben eines Fürſten angegriffen ſein ſoll. Dem letzten Verlangen des Markgrafen, daß wir gegen ſeine Anklagen uns verantworten ſollen, werden wir nicht ausweichen, nachdem er, der zuerſt geladen, ſich zuerſt verantwortet haben wird.“

Gregor von Heimburg hatte mit hinreißender Beredſamkeit, mit ergreifender, donnernder Stimme geſprochen und die Augen der anweſenden Edlen blitzten feuriger, ihre Herzen ſchlugen höher, denn es war ihnen die ſchlechte Handhabung der Geſetze und ihr Verfall nicht unbekannt. Markgraf Albrecht Achilles behandelte den Kaiſer mit dem größten Uebermuthe, ja beinahe verächtlich, und der ſchwache Friedrich III. wagte nicht, ihn in die gebührenden Schranken zurückzuweiſen; die übrigen betrachtete Albrecht gar wie ſeine Untergebenen. Einem ſolchen ſtolzen und gewaltthätigen Manne gegenüber war die Rede Gregor's eine That: ſie war mehr: ſie war eine That, wie ſie kaum in einem Jahrhunderte einmal ſich ereignet. Selbſt der übermüthige Markgraf ſchien von der Kühnheit des Nürnbergers betroffen: er erwies ihm faſt mehr Achtung als dem Kaiſer ſelbſt. Indeſſen auf die Ueberzeugung ſich ſtützend, daß er ſeine Sache vor günſtigen Richtern führe, verlangte Albrecht in ziemlich anmaßendem Tone, daß Gregor ſich den Richtern unterwerfe und ſeine Vollmacht vorzeige. Ueber die Vollmacht wurde nicht widerſprochen, in Betreff der Unterwerfung unter das Gericht wiederholte Gregor von Heimburg, daß er die Kompetenz der Richter nicht anerkennen könne, da ſie zum Theil in den Streit verflochten, theils mit Albrecht verwandt ſeien, wie der Herzog Ludwig von Baiern und der Markgraf Karl von Baden. Hingegen werde er ſich ohne Widerrede dem Urtheile des Kaiſers unterwerfen, wenn dieſer Mitrichter ſich zutheile, welche in keiner Weiſe verdächtig ſeien. Markgraf Albrecht erwiederte hierauf, Alle ſeien zu Richtern fähig und dürften nicht für verdächtig gehalten werden, übrigens würden die hohen Fürſten, wenn ſie auch mit ihm verwandt ſeien, nichts thun, was ſie für unbillig hielten. Dem antwortete Gregor von Heimburg mit Kraft: „Eitler Vorwand iſt Deine Entgegnung, edler Fürſt! denn das Geſetz ſchließt die Sippen nicht als ſchlechte Menſchen, ſondern als Blutverwandte aus, — wiſſend, daß Fleiſch und Blut häufig anders urtheilt, als der Geiſt. Obgleich wir mit dieſen Fürſten Frieden haben, ſo ſtreiten wir doch über Angelegenheiten, wegen welcher wir früher mit einander kämpften; und wenn jetzt die Eintracht nicht hergeſtellt wird, ſo werdet Ihr, nach einem unter Euch beſtehenden Bündniſſe, mit vereinten Kräften uns von Neuem bekriegen.“

Es wurde viel und heftig hin und her geſtritten. Endlich verlangte der Kaiſer die Meinung der Fürſten über die Kompetenz des Gerichtes zu vernehmen. Letztere zogen ſich zurück und beriethen ſich ohne den Kaiſer. Aeneas Sylvius, damals Biſchof von Siena, fürchtete das böſe Beiſpiel eines Verfahrens, welches ausſah, als wenn die Fürſten dem Kaiſer Geſetze vorſchreiben wollten; er rieth daher Friedrich, ſich nicht von der Berathung ausſchließen zu laſſen. Der Kaiſer berief die Fürſten zu ſich, damit ſie in ſeiner Gegenwart ſich beriethen, und bat ſie, von ſeinem Rechtskonſulenten Ulrich Riderer ihre Meinungen ſich abverlangen zu laſſen. Als Albrecht dieſen mit den Fürſten ſprechen ſah, ergriff er ihn am Gewande und ſtieß ihn zur Thüre mit den Worten: „Biſt Du ein Fürſt, daß Du Dich unter Fürſten mengeſt?“ Schweigend und vor Zorn erröthend entfernte ſich Riderer; doch der Kaiſer — ſagte nichts dazu, obgleich er des Markgrafen unwürdige Verwegenheit fühlte. Nach vielen Verhandlungen wurde zuletzt doch nur der Beſchluß gefaßt, die ganze Sache auf einen Reichstag zu verſchieben. So weit war ſchon die Zügelloſigkeit der Fürſten, ſo weit die Schwäche des Kaiſers geſtiegen, daß dieſer nicht mehr ſeines Amtes, als oberſter Richter, zu pflegen wagte. Die Nürnberger ſahen ein, daß beim Kaiſer kein Rechtsſchutz zu erwarten ſei, und zogen es daher vor, mit dem Markgrafen ſich zu vergleichen.

In der ſpäteren Zeit ſeines Lebens war die öffentliche Wirkſamkeit Gregor's von Heimburg faſt allein dem Kampf gegen den Papſt zugewendet.

Die Päpſte erkannten die Machtvollkommenheit der Concilien nicht an und ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, die Wirkſamkeit derſelben zu vernichten, die Gewalt wieder zu erobern, welche ihnen durch jene beeinträchtigt worden war. Um zu ihrem Ziele zu gelangen, waren ſie durchaus nicht wähleriſch in den Mitteln und mußten daher durch ihre Handlungsweiſe ſehr verletzen. Auf den Reichstagen jener Zeit wurden ſtets bittere Klagen geführt. Da dieſe aber wenig berückſichtigt wurden, ſo wurde die Stimmung gegen den päpſtlichen Stuhl immer gereizter, ſo griffen die reformatoriſchen Ideen mehr und mehr um ſich.

Während eines ſolchen Standes der Dinge wurde Aeneas Sylvius Piccolomini, das frühere Haupt der aufgeklärten Partei, auf den Stuhl Petri geſetzt. Zugleich war auch die Eroberung von Konſtantinopel durch die Türken erfolgt. Die Gefahr war für das übrige Europa drohend; doch der Kaiſer, ſtatt mannhaft die Eindringlinge mit den Waffen zu vertreiben, ging bei Empfang der Nachricht in ſeine Kammer und weinte, und die ſelbſtſüchtigen deutſchen Fürſten wollten auch nichts thun. — Pius II., unter welchem Namen Aeneas Sylvius den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, war ein ſehr klarer Kopf, und da er ſchon als Beamter des Kaiſers die Gefährlichkeit der Feſtſetzung der Türken in Europa erkannt hatte, ſo forderte er als Papſt zu einem allgemeinen Kreuzzuge gegen die Türken auf. Zu dem Ende ſchrieb er im Jahre 1459 einen Tag nach Mantua aus, wohin alle Fürſten und Könige eingeladen wurden. Gregor von Heimburg war früher Piccolomini's Freund geweſen. Später, als Aeneas Sylvius der päpſtlichen Partei ſich hinneigte, wurde das freundſchaftliche Verhältniß lauer, bis es endlich in Feindſchaft und Haß ſich verwandelte.

In Mantua, wo wirklich faſt alle Könige und Fürſten zugegen oder doch durch Geſandte vertreten waren, erſchien auch Gregor von Heimburg, als Bevollmächtigter der Reichsſtadt Nürnberg, der Herzoge Albrecht und Sigismund von Oeſterreich und des Herzogs Wilhelm von Baiern. Da er die Verſchlagenheit Pius II. kannte, ſo glaubte er keineswegs an deſſen redliche Abſichten in Betreff des Türkenzuges, ſondern fürchtete vielmehr, dieſer möchte ſolchen blos zum Vorwand ſelbſtſüchtiger Zwecke gebrauchen. Daher erklärte er ſich dagegen und ſuchte in ſolchem Sinne auch auf die übrigen Fürſten und Geſandten einzuwirken. Wie Gregor von Heimburg ſelbſt ſagt, ſo hatte er, da die Schlauheit des neuen Papſtes in ganz Deutſchland weit und breit bekannt ſei, in der Aufforderung zum Türkenkriege nur einen Vorwand geſehen, um — in Deutſchland Geld zu erpreſſen. Obgleich es Gregor nicht gelang, die Uebrigen auf ſeine Seite zu bringen, und ein Türkenzug wirklich verſprochen wurde, ſo hatte er doch die Genugthuung, daß es aus Lauheit der Fürſten nur bei dem Verſprechen blieb. Gregor von Heimburg hatte ſich indeſſen durch ſeine Oppoſition den neuen Papſt, ſeinen früheren Freund, zum Feinde gemacht und dieſer ſuchte nun eine Gelegenheit zur Rache, welche ihm denn auch zu Theil wurde.

Schon lange war der Herzog Sigismund von Oeſterreich mit Nikolaus von Cuſa, Biſchof von Brixen, in Streit gelegen. Der Letztere zur Zeit der Baſeler Kirchenverſammlung ebenfalls auf Seite der Liberalen, hatte ſpäter, wie Aeneas Sylvius, die Farbe gewechſelt und war 1450 vom Papſte zum Biſchofe von Brixen erwählt worden. Der Herzog Sigismund von Oeſterreich hatte von ſeinem Rechte, einen Biſchof vorzuſchlagen, bereits Gebrauch gemacht, dennoch willfahrte er dem Papſte und zog ſeinen Vorſchlag zurück. Indeſſen war dieſe Angelegenheit die Veranlaſſung zu Feindſeligkeiten. Der Biſchof wurde grob und übermüthig, ſo daß Sigismund ihn gefangen nehmen ließ. Darüber gerieth nun natürlich der Papſt in den größten Zorn und drohte mit dem Banne, wenn Sigismund den Biſchof von Brixen nicht augenblicklich frei laſſe und hinreichend Genugthuung gewähre. Der Herzog wurde hierauf auf das Energiſchſte durch Gregor von Heimburg vertreten, der in dieſer Angelegenheit mehrere Schriften gegen den Biſchof von Feltre, von Brixen und den Papſt ſelbſt ſchrieb, welche uns noch erhalten ſind. Er appellirte an eine allgemeine Kirchenverſammlung und ſchlug dieſe Appellation ſelbſt an die Thüren italiäniſcher Kirchen z. B. in Florenz an. Hierauf wurde denn er, ſowie der Herzog Sigismund von Oeſterreich, von Pius II. in den Bann gethan, im Jahre 1460. Die Feindſchaft des Papſtes ging gegen Gregor insbeſondere ſo weit, daß er an die Nürnberger ein eigenes Schreiben richtete, welches in wirklich ſchrecklichen Ausdrücken abgefaßt iſt. „Der Heiland hat ſeine eigene Kirche auf Erden geoffenbart,“ ſagt Aeneas, „deren Haupt und ewiger Lenker er ſelbſt ſein wird. Nachdem er aber gen Himmel zum Vater zurückgekehrt, hat er zu ſeiner, für menſchliche Augen ſichtbaren Stellvertretung Petrus, den Erſten der Apoſtel, erwählt, mit deſſen rechtmäßigen Nachfolgern. Sie ſollten ſeine Stellvertreter ſein mit aller Machtvollkommenheit zur Leitung der Kirche und Gewalt zu löſen und zu binden im Himmel und auf Erden. Sollten einzelne giftgetränkte Frevler den Befehlen des Stellvertreters Chriſti nicht zu gehorchen wagen, ſo ſollten ſie aus ſeinem Reiche ausgeſchloſſen, aus der heiligen Kirche hinausgeworfen werden unter die Ketzer und Heiden, damit ſie mit den Söhnen des Verderbens und des Todes zu Grunde gehen. Denn ſowie kein in ſich getrenntes Reich beſtehen kann, wie könnte es die Kirche, wenn diejenigen, welche dem Stellvertreter Chriſti, des oberſten Königs, zu gehorchen ſich weigern, nicht aus der Kirche getrieben werden könnten?" Der Papſt meldet hierauf, er habe mit Recht den Herzog Sigismund, ſowie Gregor in den Bann gethan, weil erſterer ſich an der heiligen Perſon des Biſchofs Nikolaus und an den Gütern der Kirche vergriffen, daher ſei die Appellation Heimburg's eine heilloſe Frechheit, ein ſchändliches Verbrechen. Gregor von Heimburg wird in dem Briefe, unter vielen andern Ehrentiteln, Einer genannt, der vom Vater der Lügen teufliſch erzeugt ſei. Wegen dieſes Verbrechens ſeiner Appellation ſolle alſo dieſer ſogenannte Gregor von Heimburg, dieſer geſchwätzige, anmaßende und hoffärtige, lügneriſche und aufrühreriſche, dieſer freche und laſterhafte Menſch excommunicirt werden und in die Strafen der Majeſtätsbeleidigung und Ketzerei verfallen, aller Ehren und Güter beraubt werden. Pius II. ermahnt daher die Nürnberger, dieſen verpeſteten Menſchen zu meiden, ja, nicht allein zu meiden, ſondern hinauszuwerfen aus ihrer Stadt und alle ſeine beweglichen und unbeweglichen Güter in Beſchlag zu nehmen.

Mit ſo gemeinen Schimpfreden bemäntelte der Papſt ſeine anmaßenden Urtheile, derſelbe Aeneas, der früher Heimburg's Freund geweſen war. Gregor war indeſſen nicht der Mann, der ſich durch die Maßregeln des Papſtes einſchüchtern ließ. Seine Gegner, der Papſt ſowie der Biſchof Theodor Lälius von Feltre, welcher für den Erſteren eine beſondere Schrift gegen Gregor ſchrieb, ergoſſen ſich nur in Schimpfreden, ohne wirklich triftige Gründe, irgend gültige Beweiſe gegen Heimburg auftreiben zu können. Theodor Lälius nennt ihn den verdorbenſten, den elendeſten aller Menſchen, eine Zunge, welche man mit der Wurzel ausreißen ſollte: „Er, der ſich rühme, beider Rechte Doktor zu ſein, ſolle ſeine Unwiſſenheit eingeſtehen." Dies wäre freilich bequem für den guten Biſchof geweſen, da er ſolche ihm nicht beweiſen konnte.

Gregor von Heimburg fühlte ſich zwar auch nicht veranlaßt, auf die Schimpfworte der Päpſtlichen beſonders höflich zu ſein; allein er brachte doch Gründe, ſchlagende, vernichtende Gründe mit einer bewundrungswürdigen Logik. — Und das Schickſal war diesmal gerecht, der Erfolg bewies es. Der Bannſtrahl des Papſtes blieb wirkungslos und Gregor von Heimburg unangefochten, denn der deutſchen Nation waren durch die Bemühungen des Letzteren die Augen geöffnet worden, ſie mißbilligte die Anmaßungen des Papſtes und nahm die Oppoſition günſtig auf.

Auch der Erzbiſchof Dietrich von Mainz kam bald darauf mit dem Papſte in Streit. Er hatte ſich nämlich geweigert, die übermäßigen Gelderpreſſungen des Letzteren zu entrichten und wurde dafür in den Bann gethan. Wegen dieſer Angelegenheit hielten die Kurfürſten hierauf wieder eine Verſammlung in Mainz, bei welcher die päpſtlichen Geſandten erſchienen. Auch Gregor von Heimburg fand ſich für den Herzog Sigismund von Oeſterreich ein. Die päpſtlichen Geſandten trugen zwar darauf an, daß Gregor nicht ſprechen dürfe, da er exkommunicirt ſei und überhaupt keine Gemeinſchaft mit Chriſten haben könne; allein der Erzbiſchof von Mainz, in demſelben Falle, trug demungeachtet mit Nachdruck darauf an, daß Heimburg gehört werde. Dieſer drückte hierauf unumwunden ſeine Verachtung gegen den päpſtlichen Stuhl aus, und legte ſo freimüthig die Rechtsverletzungen des Papſtes dar, daß ein päpſtlicher Geſchichtſchreiber ſagt, er habe ſo viele ketzeriſche Reden vorgebracht, daß die Gegner ihn fortan ſtatt Gregorius nur Errorius (Irrthümler) nannten.

Der Erzbiſchof von Mainz nahm ihn indeſſen trotz dem zu ſeinem Rathe, und Gregor vertrat von da an zugleich die Sache des Erzherzoges Sigismund von Oeſterreich und des Erzbiſchofs Dietrich von Mainz. Wie bei den meiſten Angelegenheiten der Art zu jener Zeit, wurde hin und her geſtritten: keine der Parteien gab nach und die Sache ſchien verjähren zu wollen. Da entſchied die Schwäche des Kaiſers. Friedrich III. ſchlug ſich noch mehr auf die Seite des Papſtes und es wurde dem Erzbiſchof von Mainz ein anderer Biſchof entgegengeſetzt. Zuletzt wurde Dietrich's Muth gebrochen und er verzichtete auf ſein Erzbisthum. Mit vieler Mühe und erbärmlicher Kriecherei brachte es der Kaiſer auch dahin den Papſt mit Sigismund zu verſöhnen; allein Gregor von Heimburg — wurde dabei vergeſſen. Alle Hoffnung aufgebend, daß unter einem ſolchen Kaiſer Deutſchlands Würde könnte behauptet werden, richtete Letzterer ſeine Augen nach einer anderen Seite.

Durch die ſchwache Regierung des Kaiſers Friedrich's III. war Deutſchland ſowohl im Innern äußerſt zerrüttet, als gegen Außen in hohem Grade geſchwächt und herabgewürdiget worden. Zahloſe Fehden wütheten und der heilige Vater, dieſen Zuſtand der Dinge benützend, wurde immer anmaßender. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn allgemein der Wunſch nach einem andern Reichsoberhaupte entſtand. Nun herrſchte in Böhmen einer der hervorragendſten Fürſten jener Zeit, Georg Podiebrad, Statthalter ſeit 1458, aber König des Czechenlandes. Seine beſonders ausgeprägten Eigenſchaften waren Schlauheit und Energie. In ſeinem Lande die Ordnung mit feſter Hand aufrecht erhaltend, wußte er demſelben auch gegen Außen größere Geltung zu verſchaffen und übte auf die meiſten Fürſten bedeutenden Einfluß aus. Ein Geſchichtſchreiber jener Zeit ſagt: Podiebrad ſei aus Liſt heute dieſem Fürſten, morgen jenem günſtig geweſen; alle hätten Hülfe bei ihm geſucht, wozu er auch der rechte Mann war; er konnte faſt nach Belieben Fehden entzünden und wieder dämpfen, und welcher Partei er ſeine Hülfe gewährte, die trug den Sieg davon.

Podiebrad war, wie faſt alle ſeine Standesgenoſſen, ehrgeizig und als er die unzufriedene Stimmung des Reiches erkannt hatte, faßte er den Plan, ſelbſt Kaiſer zu werden. Zu dem Ende warb er im Stillen Anhänger: die Feinde des Papſtes waren ihm alle gewogen und ſelbſt Gregor von Heimburg, dem die Schwäche des Kaiſers endlich ein Dorn im Auge war, entſchied ſich zu ſeinen Gunſten. Auf einem Reichstage zu Eger ſuchte Podiebrad die Fürſten offen für ſich zu gewinnen und Heimburg unterſtützte ihn. Letzterer war endlich, nachdem er früher den Kaiſer aus allen Kräften unterſtützt hatte, zu der Ueberzeugung gelangt, daß Friedrich III. unfähig ſei, ſein hohes Amt zu verſehen, daß man einen tüchtigen Mann brauche, und daß jetzt kein beſſerer vorhanden ſei, als Podiebrad. Dies ſchrieb Heimburg ſogar in einem Briefe nach dem Reichstage zu Eger. Auch viele bedeutende Reichsſtädte gewann er für ſolche Anſicht. Allein wie immer war den Fürſten, ihrer Sonderintereſſen wegen, ein ſchwacher Kaiſer lieber, als ein ſtarker. Nach dem Reichstage zu Eger wurde in demſelben Jahre (1461) noch ein anderer zu Nürnberg gehalten, allein Podiebrad konnte nichts durchſetzen und ſo gab er denn ſeine Pläne wieder auf. Gregor von Heimburg, immer noch im Bann, ſchloß ſich enger an Podiebrad und zog ſogar zu demſelben nach Böhmen.

Hier verweilte Gregor die letzte Zeit ſeines Lebens, im Kampfe gegen den Papſt.

Nach den blutigen Kämpfen des Huſſitenkrieges war der Friede nur dadurch wieder hergeſtellt worden, daß den Böhmen ein Theil ihrer Forderungen bewilligt wurde, z. B. der Genuß des Abendmahles in beiderlei Geſtalt.

Dieſe Zugeſtändniſſe waren durch ſogenannte „Kompaktate" auf der Baſeler Kirchenverſammlung feſtgeſetzt worden. Allein die Päpſte dachten nicht daran, dieſe Verträge zu halten, ſuchten vielmehr ſie bei jeder Gelegenheit zu verkümmern. Podiebrad war der huſſitiſchen Lehre zugethan. Er hatte, ſobald er König geworden war, den Papſt Pius II. um Beſtätigung der Kompaktate erſucht. Dieſer aber hatte erwiedert, die Verträge ſeien ungültig; und wenn Podiebrad wirklich ein frommer Sohn der Kirche ſein wolle, müſſe er überhaupt jede Spur der neuen Lehre, weil ſie ketzeriſch, in Böhmen vertilgen. Podiebrad, über dieſe Antwort entrüſtet, hatte den päpſtlichen Geſandten in's Gefängniß werfen laſſen; der Papſt aber hätte Erſteren damals ſchon in den Bann gethan, wenn er nicht mit den deutſchen Kurfürſten in Streit gelegen wäre. Nachdem aber die Händel mit dieſen beſeitigt waren, erwachten in ihm Rachentwürfe gegen den König von Böhmen; allein der Tod raffte ihn weg, ehe er ſie zur Ausführung bringen konnte. Solche waren indeſſen eine Erbſchaft, die ſein Nachfolger Paul II., ein heftiger, intoleranter Mann, mit Verlangen antrat. Derſelbe erinnerte ſich bald nach ſeinem Amtsantritt des früheren Streites, lud den König in beleidigender Weiſe nach Rom und trieb den Uebermuth bis zu der lächerlichen Anmaßung, daß er Podiebrad, als ſeiner Würde ſuspendirt erklärte, bis dieſer vor dem heiligen Stuhle ſich gereinigt; ja er entband ſeine Unterthanen des Eides der Treue.

Podiebrad proteſtirte natürlich dagegen und ſuchte die Fürſten auf ſeine Seite zu bringen; dafür that ihn der Papſt indeſſen zum zweitenmal in den Bann. Um dieſe Zeit kam Gregor von Heimburg nach Böhmen, mit der Abſicht: in Verbindung mit dem Erzbiſchof von Prag Johann Rockyzan den König in ſeinem Streite gegen den Papſt zu unterſtützen. In der That war er kein ungewandter Bundesgenoſſe. Seine umfaſſenden Kenntniſſe, ſein durchdringender Scharfſinn und ſeine unbarmherzige Logik hatten oft ſchon die päpſtliche Partei niedergeſchmettert und in den Augen der Gebildeten vernichtet. Wie willkommen mußte daher Heimburg in Böhmen ſein! Er verfaßte auch alle Streitſchriften, welche Podiebrad gegen den Papſt erließ. Dieſe verfehlten ihre gewohnte Wirkung in Deutſchland nicht. Der Triumph Gregor's war diesmal ſogar größer, als je zuvor, und dieſer Triumph mag ihm ſeine letzten Jahre noch verſüßt haben. Obgleich Heimburg nämlich mit der Kraft der Jugend kämpfte, war er damals doch ſchon beinahe ſechzig Jahre alt. Die ganze öffentliche Meinung Deutſchlands wurde gegen den Papſt geſtimmt; nicht allein die Fürſten, ſondern auch die Univerſitäten, welche damals in hohem Anſehen ſtanden, erklärten ſich für den König von Böhmen.

Kein Wunder alſo, wenn der Haß des Papſtes vorzüglich nun auf unſeren Gregor fiel, ärger denn auf Podiebrad. Boguslaus Balbinus, ein böhmiſcher Geſchichtſchreiber, meint, es wäre mit dem Papſte eine Vermittelung leicht möglich geweſen, wäre nur Heimburg nicht der Vertreter des böhmiſchen Königs. Gregor wurde demnach zu wiederholten Malen in den Bann gethan, ja bei den alljährlichen, ſchauderhaft-feierlichen Bannflüchen, welche am grünen Donnerſtag vom Stuhle Petri über alle Ketzer gedonnert werden, wurde jedes Mal Gregor von Heimburg mit Namen verflucht; auch führten die Denunciationsformeln der Ketzer, welche jeden Sonn- und Feſttag in allen Kirchſpielen verleſen wurden, Gregor von Heimburg ſtets namentlich auf. Podiebrad hatte an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellirt, allein eine ſolche war nicht gerade die Lieblingsſpeiſe des Stellvertreters Chriſti und da Letzterer auf offenem Wege den Kürzeren gezogen hatte, ſo ſuchte er durch Intriguen ſeine Abſicht durchzuſetzen. Er ſtiftete unter den böhmiſchen Großen Aufruhr an und forderte den König von Ungarn, Mathias Corvinus, auf, des böhmiſchen Thrones ſich zu bemächtigen. Podiebrad kam nun in der That in eine mißliche Lage, da er zwiſchen zwei Feuern zu ſtehen hatte.

Der Papſt hatte den Biſchof und den Rath der Stadt Würzburg aufgefordert, die Güter Heimburg's in Beſchlag zu nehmen, welche in der dortigen Gegend lagen, mit dem Ausdrucke: Hab und Gut, Schuld, Gülten, Zinſen und Gefälle, denn Gregor von Heimburg's hauptſächlicher Aufenthalt nach Nürnberg war Würzburg. Es war ſogar Kardinal Lorenz, Biſchof zu Ferarra nach Würzburg geſchickt worden, um öffentlich gegen Gregor zu predigen. Allein da Jene dem Letzteren, wegen der vielen getreuen Dienſte, die er den Biſchöfen und dem Stifte geleiſtet, befreundet blieben, ſo ſuchten ſie eine Ausſöhnung zwiſchen dem Papſte und Gregor zu Stande zu bringen und baten Heimburg, den König von Böhmen zu verlaſſen und dem Papſte ſich zu unterwerfen. Allein der edle Mann erwiederte, nachdem er ſich zuvor gegen die Verläumdung, daß er die Kirche läſtere, verwahrt hatte, alſo: „Ich bin zum Könige von Böhmen in glücklichen Zeiten gekommen, als Fürſten und Herren, geiſtliche und weltliche, ihn ehrten und achteten. Soll ich nun von ihm laſſen, wo das Unglück über ſeinem Haupte droht? das iſt man niemals an mir zu ſehen gewohnt geweſen. Nein! ich werde ihn nicht verlaſſen. Was würde mich übrigens erwarten, wenn ich meinen kranken Leib heimlich zu Euch trüge? Nichts anderes als der Kerker! Deshalb entſchuldiget mich, wenn ich meinem Werke getreu bleibe und in meiner Pflicht verharre. Ich hoffe, es wird die Zeit noch kommen, wo ich auch gehört werde.“

Als indeſſen bald darauf 1471 Georg Podiebrad ſtarb, verließ Gregor von Heimburg Böhmen und begab ſich zu einem Verwandten Podiebrad's, dem Herzog Albrecht nach Meiſſen. Derſelbe hatte ſchon ſeit einiger Zeit eine Vermittelung mit dem Papſte betrieben und, da inzwiſchen ein neuer Papſt erwählt worden war, ſo erwirkte er bei Sixtus IV. wirklich die Abſolution Heimburg's. Letzterer wurde vom Biſchofe von Meiſſen abſolvirt, ſo daß ihm eine demüthigende Abſchwörungsformel, welche der Papſt ſchickte, erſpart wurde. Leider genoß der große Mann die Ruhe nicht lange; noch in demſelben Jahre, im Auguſt 1472, hauchte er in Dresden ſeinen edlen Geiſt aus. Er wurde in der Barfüßerkirche daſelbſt begraben. Beinahe zehn Jahre war er im Bann geweſen, um welchen er ſich indeſſen weniger gekümmert hatte, als die meiſten deutſchen Kaiſer. Gregor's Lob war in aller Munde. Sogar ein Mönch, der ſogenannte Pirna'ſche Mönch, nennt ihn einen ganz vortrefflichen Doktor, in allen Künſten erfahren, einen weitberühmten Juriſten und Teidingsmann, der hin und wieder in den Landen umher fährt in wichtigen Sachen. In der Würzburger Hiſtorie heißt es: ſeiner Redlichkeit, Weisheit, Geſchicklichkeit willen ſei er von den Fürſten, der Ritterſchaft, dem Kaiſer, ja ſelbſt dem Papſte geachtet worden. Weit und breit wurde er zu Rathe gezogen und hoch honorirt.

Gregor von Heimburg hat ſelbſt die Reden, und Geſpräche, die er in Mantua und andern Orten mit dem Papſte und Fürſten gepflogen, ſeine Berufung an das Concil und alle ſeine Schriften geſammelt und in ein Buch niedergelegt, welches herausgegeben werden ſollte. Lorenz Frieſe, Verfaſſer der Würzburger Hiſtorie, erhielt das Manuſcript zum Geſchenk von Johann Reinhard im Jahre 1543. Leider ſcheint es verloren gegangen zu ſein.

Gregor von Heimburg ziert unſere Nation vorzugsweiſe durch ſeine unerſchütterliche Männlichkeit; er war ein Mann im ſchönſten Sinne des Wortes. Möge ſein erhabenes Beiſpiel tauſendfältige Nachahmung finden und Deutſchland wird ein neuer Phönix aus ſeiner Aſche hervorgehen.

Ernſt Ludwig Heim.

Von

Dr. L. Grieſſelich.

O neidenswerthe Kunſt, die nicht den Leib nur,
Die auch die Seele heilt, durch's beſte Mittel,
Durch Menſchlichkeit! — O neidenswerthes Loos
Des Manns, der, ſorgvoll hergerufen, nicht
Zu kommen ſäumt, und ſieht, nicht mit dem Blick
Der Wiſſenſchaft allein, auch dem des Herzens,
Und ſiegt! O, wem die Kunſt der Leibesheilung
Auch nicht gegeben, — doch als Menſch zu kommen,
Zu ſeh'n, zu ſiegen, dieſe größte Kunſt
Lehrt ihn ein Mann des Volks, der alte Heim!

Ernſt Ludwig Heim.

(Geboren am 22. Juli 1747, geſtorben am 15. September 1834.)

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß es im Verhältniſſe weniger volksthümliche Aerzte gibt, als man vermöge der Wechſelbeziehung der Heilkunſt zum Volksweſen und dieſes zu jener denken ſollte. Immer noch herrſcht das gelehrte Weſen oder auch das Gelehrtthu'n mehr oder minder vor und ſtellt ſich als Scheidewand zwiſchen Volk und Kunſt. Auf der andern Seite zeigt uns ein Blick in's Leben, daß Aerzte, wenn ſie in und mit dem Volke leben, auch gern deſſen Untugenden annehmen und beim Mangel wahren Gehaltes leicht Gefahr laufen, in Gemeinheit unterzugehen. — Indem ſich uns in Heim das Bild eines Arztes darſtellt, welcher ſich weder als gelehrter Pfau vor dem Volke hinſtellte, noch auch eine Spur von der Hefe annahm, in die er vermöge ſeines Berufes hinabſtieg, finden wir in ihm das Muſter eines vollſtändigen Mannes, welcher bei allen, ſelbſt bitteren Erfahrungen bis in ſein hohes Alter ein ächter Menſchenfreund blieb, und welcher der Herder ſeines Standes genannt zu werden verdient.

Ernſt Ludwig Heim war der Sohn eines Pfarrers zu Selz in Franken; ſein Geburtstag war der 22. Juli 1747. — Sechs Brüder und eine Schweſter empfingen ihre erſte Erziehung in dem älterlichen Hauſe, wo der Vater die mitunter ein wenig ſonderbare Herrſchaft führte, welche durch die Mutter gemildert wurde. — Den Unterricht gab der Vater und der Schulmeiſter war hierbei der Helfer.

Durch eine ſchwere Krankheit wurde die Entwickelung Ernſt Ludwig's ſehr verſpätet: er war ein ſchwächlicher Knabe und mit dem Lernen wollte es nicht vorwärts; zwölf Jahre alt, konnte er noch nicht einmal fertig leſen, erſt ſpäter erholte ſich Körper und Geiſt, doch war dieſer ſchon bei Zeiten nach anderer Richtung thätig, indem der Knabe z. B. gut nachzeichnete und ſchon mit acht Jahren lobenswerthe Proben davon lieferte. Dieſe Neigung zum Zeichnen hing bei Heim eng zuſammen mit ſeiner ſpäteren Leidenſchaft für naturgeſchichtliche Gegenſtände, die ſich bis in ſein Alter gleich blieb und bei ihm eigentlich nichts anderes als ein ſtiller Gottesdienſt war, welchen er Angeſichts des geringſten Naturerzeugniſſes feierte.

Der Vater, ein gelehrter Magiſter — ſelbſt die treffliche Hausfrau hieß ihn „Herr Magiſter“ — ließ den Kindern viele Freiheit und ſo machten die Knaben ihre Naturſtudien von ſelbſt, denn in der Grammatik bei Lateiniſch und Griechiſch hätten ſie ſchwerlich einen Sperling von einer Schwalbe, eine Eiche von einer Buche unterſcheiden lernen. Nichts deſtoweniger war der Vater doch wieder ſehr ſtreng, ja mitunter grauſam, und bewies dies durch arge Züchtigung: eine der ſonderbarſten Strafen des Selzer Pfarrers beſtand darin, daß er dem Straffälligen unter Tag, vom Spiel weg, befahl in's Bett zu gehen. — Uebrigens hatte dieſe rauhe Art des ſtrengen Magiſters keinen Einfluß auf die kindliche Geſinnung der Kinder und aus den Briefen der Brüder leuchtet die treueſte Anhänglichkeit an den Vater hervor, wie denn auch unter den Brüdern ſelbſt bis an's Ende ihrer Tage eine rührende Uebereinſtimmung herrſchte: wir ſehen fünf Brüder, ſchon im Mannesalter ſtehend, am Grabe der geliebten Mutter, ſie ſchwören, ſich ſtets zu lieben und chriſtlich zu leben nach dem Geiſte der Entſchlafenen. Die Brüder waren nach einer ſchweren Krankheit des alten Vaters aus aller Herren Ländern in Selz zuſammengekommen.

Den „gelehrten" Unterricht erhielt Ernſt Ludwig Heim auf dem Lyceum in Meiningen, wo auch ſeine Brüder ihre Studien zu machen hatten; mit 17 Jahren zog er dahin, zwei Jahre ſpäter betrat er die akademiſche Laufbahn in Halle, und zwar widmete er ſich der Heilkunſt. Schon in früher Jugend hatte er Neigung dazu, freilich war dieſelbe nur durch den Treſſenhut eines im väterlichen Hauſe erſchienenen Doktors erregt, aber von ſolchen Aeußerlichkeiten wird der innere Funke geweckt. Wirklich nahm auch dieſe Neigung bei Heim ſchon frühzeitig eine praktiſche Richtung, indem er eine Katze fing, tödtete und öffnete. Es iſt überhaupt merkwürdig, wie bei Heim alles gleich praktiſch wurde; es war bei ihm alles That und ſein ganzes Leben lang hat er das papierne Weſen nicht leiden mögen. Von jener Katze an, über deren Bau er ſich als Knabe vergewiſſerte, blieb ihm die Luſt am Zerlegen der Thiere durch's ganze Leben und wo er ſich in dieſer Hinſicht unterrichten konnte, da that er's.

Der Vater war ebenfalls für das Studium der Heilkunſt, ſcheint aber eigenthümliche Gründe dafür gehabt zu haben; „zu einem Quackſalber ſchickſt du dich am beſten," ſagte er zu dem Sohne, „du kannſt den Leuten alles weiß machen, was du willſt." Uebrigens übte der Magiſter auf eigene Fauſt ſeine pfarrherrliche Heilkunſt in der Gemeinde, wie das ſo üblich iſt und von Nutzen ſein kann, wenn's das rechte Maß hält.

Heim blieb ſechs Jahre in Halle und der Aufenthalt daſelbſt war für ihn vom entſchiedenſten Einfluſſe auf ſein ganzes Leben.

Weit entfernt von aller religiöſen Schwärmerei, erſcheint der Vater doch als ein Mann, der die Kinder in der Furcht des Herrn erhielt. Und ſo ſehen wir den Halle'ſchen Studenten, wie er den Verkehr mit dem Gott der Liebe fortſetzt und ſich ſeiner, mitten in dem Treiben der Burſchen, mit Freude erinnert. Dieſe aufrichtige Gottesverehrung tritt bei Heim in allen Verhältniſſen des Lebens hervor, ſie iſt ſo herzlich, kindlich und rührend, daß ſie uns an die Schickſale Heim's wahrhaft feſſelt. Es iſt bei Heim nicht jener thatenloſe Glaube, jenes blinde Vertrauen zu der Vorſehung, welche uns nach ihrer Gnade Gutes und nach ihrer Strafe Schlimmes zuſendet, ſondern es iſt jenes werkthätige Chriſtenthum, welches nicht allein betet, ſondern auch arbeitet. Wir müſſen dieſe Seite bei Heim recht in's Auge faſſen, gerade deßhalb, weil auf dem Stande der Aerzte der Vorwurf der Irreligioſität laſtet, woran die Aerzte allerdings ſelbſt ſchuld ſind, — ein Vorwurf, welcher dadurch nicht ausgeglichen werden kann, daß ſich eine beſchränkte Zahl von Aerzten der beſchaulichen und myſtiſchen Richtung ergibt.

Heim zeigt uns, wie man Arzt und Naturforſcher und dennoch ein im beſten Sinne des Wortes frommer Menſch ſein kann. Wenn wir den Halle'ſchen Studenten aus einer luſtigen Geſellſchaft nach Hauſe kommen und noch um Mitternacht im Buche der Weisheit leſen ſehen, wenn er ſich nach dem Gebete für Vater, Geſchwiſter, Freunde „in ſeinem Schöpfer völlig vergnügt" zu Bette legt, wenn er den Tag mit einem frommen Geſang unter Klavierbegleitung beſchließt, ſo ſehen wir das freilich als eine ſeltene Ausnahme unter der akademiſchen Jugend und in Halle ſcheint ſich dieſelbe damals eben nicht ſonderlich ſein aufgeführt zu haben. Durch ſein gerades, offenes Weſen bekam jedoch Heim Einfluß auf die Genoſſenſchaft und, wie aus ſeinem Tagebuch erhellt, hat er die Ausſchweifenden oft in derber Weiſe zurechtgewieſen.

Sein Einfluß auf die Studenten war bedeutend und er benützte ihn nur zum Guten, dabei war er in Krankheitsfällen der Leibwalter der Genoſſen und auf dieſe Weiſe hatte er ſchon als Student eine ſtattliche Praxis, ſelbſt bei den Bürgern, indem er von einem ſeiner akademiſchen Lehrer, dem Profeſſor Rietzky, als Hülfsarzt benutzt wurde. Heim ſelbſt lobt ſein Glück in den Kuren, er wählte jedoch originelle Wege dabei, und da uns dies einen Blick thun läßt in die Eigenthümlichkeit des merkwürdigen Mannes, ſo wollen wir ihn ſelber reden laſſen..... „In manchen Krankheiten verordne ich ganz beſondere Mittel, welche den Studenten zuweilen ſehr wohl gefallen. Einer litt am Magenkrampf, wogegen er ſchon Manches gebraucht, ſo aber Alles nicht geholfen hatte. Sein Medicus hatte ihm das Reiten verboten... Ich befahl ihm daher, eine Bouteille Wein zu trinken, und dann ſich ſogleich auf's Pferd zu ſetzen und zu reiten, was das Zeug halten wollte.“ Der Erfolg war der beſte. — Einem Andern, der heftiges Reißen im Rücken hatte, ließ er gleich zur Ader; „des Abends um 6 Uhr mußte er einen formellen Kommers für 16 Perſonen aufwichſen und dabei brav ſingen und wenigſtens 12 Gläſer Punſch trinken, ſo daß er ganz molum wurde. Darauf legte er ſich ſchlafen, ſchlief wie ein Gott, und alles Reißen war weg.“

Von ſolchen Kuren ſteht nichts in den Handbüchern; Heim erzählt, man habe ſich über ſolche Verfahrungsweiſe aufgehalten: „ohne hinreichenden Grund“ unternehme er aber nichts: daß ein Mittel „parador“ iſt, hält ihn nicht ab, es anzuwenden. „Ich bitte, wie bei allen meinen Unternehmungen, meinen gütigen Gott um ſeinen Beiſtand, und durch ihn bin ich immer glücklich geweſen.“ —

Es iſt bemerkenswerth, daß Heim die Studentenverbindungen von der praktiſchen Seite auffaßte: er erklärte ſie im Intereſſe der Freiheit ſelbſt für thöricht, und ſah ein, daß die Individualität des Einzelnen durch eine Verbindung in Feſſeln gelegt, daß durch Beſchwören von Geſetzen und Vorſchriften, die man noch nicht kennt, die Selbſtſtändigkeit aufgegeben werde. Wie überall, ſo wollte er, daß der akademiſche Bürger dem poſitiven Geſetze und der Moral unterthan ſei. In dieſer letztern Hinſicht war Heim durchaus ſtreng gegen ſich ſelber wie gegen Andere; bei allem Feuer des Jünglings gibt er uns das Bild eines ſittlichen Wandels und ſtraft das Sprüchwort Lüge, welches Jugend keine Tugend haben läßt. Die Erſcheinung Heim's iſt in dieſer Beziehung um ſo angenehmer, da ſie durchaus nicht das Geſicht eines mürriſchen Tugendpredigers trägt. Die Neigungen Heim's haben immer ihren ſittlichen Halt, und wenn wir ſein Herz von Liebe überſtrömen ſehen, ſo ſind es immer die Worte einer unverdorbenen kräftigen Natur.

Bei einem unzweifelhaft hohen Grad eigener ſittlicher Kraft iſt es doch unverkennbar, daß dieſelbe durch den Umgang in Halle erſt zu einem feſten Baum erwuchs; insbeſondere war es das Haus einer vortrefflichen Dame, der Frau von Bückner, wo Heim ſich ſo recht heimiſch fühlte und Lebensbalſam einſog für Kopf und Herz. —

Von der größten Wichtigkeit für Heim war aber das Bündniß, welches er mit dem in Halle ſtudierenden Sohne des Geh. Rathes Muzel, des Leibarztes König Friedrich's II., ſchloß; denn die mittelbare Folge davon war Heim's ſpätere Niederlaſſung in Berlin. Beide Freunde waren ihrem äußern Weſen nach ſehr verſchieden, — Heim heiter und lebensfriſch und froh, Muzel verſchloſſen und trüb. Als ſich Beide ſahen, wollten ſie ſich nicht annehmen; nach und nach lernten ſie ſich kennen und ſchätzen, und ſo konnte endlich Heim ſagen, „im Anfange waren wir zwei Menſchen, die, dem äußern Schein nach, einander ganz widerſprachen; jetzt aber hat einer den Andern ſich gleich gemacht.“ Beide Freunde lernten ſich durch die Pflanzenkunde kennen und ſo waren es erſt Blumen, welche zwei jugendliche Herzen an einander ketteten. Heim ſetzte überhaupt das Studium der Pflanzenkunde neben dem der Heilkunde in Halle eifrig fort und eine ganz vorzügliche Neigung hatte er zu dem großen Reiche der ſo kleinen und meiſtens unanſehnlichen Mooſe; die Liebe zu denſelben blieb ihm bis zu dem Ende ſeiner Tage und die Wiſſenſchaft hat Heim's Namen auch in der Pflanzenkunde verewigt, indem ſie z. B. ein Moos nach ihm benannte. Der wunderbare Bau der Mooſe war für Heim ein Zeugniß für die Allmacht des Schöpfers; er fand in allen Naturerzeugniſſen einen Ausfluß der Gottheit.

Heim's Heiterkeit und Friſche litt auch dann keinen Schiffbruch, wenn die Noth über ihn hereinbrach. Die Pfarre in Selz ertrug 200—300 Thaler; da waren eben der Thaler, welche auf die Univerſität geſendet werden konnten, nicht viele; deßhalb ſehen wir denn unſern Ernſt Ludwig zu Halle in ewigem Hader mit dem Geldbeutel und die „Manichäer“ machten ihm böſe Stunden; daß er aber von den franzöſiſchen Tabakspächtern einſt mit einem eingeſchwärzten Päckchen Tabak erwiſcht wurde, bereitete ihm viele Sorge und die betreffende Korreſpondenz hat in der That manches Tragi-Komiſche; auch der Magiſter in Selz polterte dazwiſchen und hieß den Halle'ſchen Studenten am Ende gerne in's Bett gehen, wäre er nur zu Hauſe! Beinahe aber hätte ein kühleres Bett denſelben aufgenommen, denn mit ſeinem Freunde Muzel gerieth er in ein tiefes Waſſer; „wir glaubten hier unſern freundſchaftlichen Tod zu finden, ſprachen ſehr gelaſſen darüber, und waren höchſt vergnügt.“

In Halle legte Heim den Grund zu einem großen Kapital an Lebenserfahrung und der Umgang mit einer großen und mannigfaltigen Menge von Menſchen konnte ſeiner Anlage zum Beobachten nur förderlich ſein. Bei aller Offenheit des Charakters ſehen wir ihn doch auch wieder die Regeln der Klugheit nicht hintanſetzen und ſo konnte er in einem Schreiben an ſeinen theuren Bruder Anton ſagen, „mit den alten Doctoribus, mit den Damen und mit den Prieſtern darf es ein junger Medicus niemals verderben. Hat er dieſe zu Freunden, ſo kommt er leicht durch die Welt.“ — Wiewohl ein durchaus entſchiedener und ſelbſtſtändiger Charakter, hielt ſich doch Heim immer und überall mit den Doctoren jung und alt in Frieden; in der Ueberzeugung, daß jeder Arzt erſt vor ſeiner eigenen Thüre zu kehren habe, war er ſein ganzes Leben lang nachſichtig in der Beur-

Heilung anderer Aerzte und ihrer Verfahrungsweiſe, und auch hier ging der Menſch **Heim** mit dem Arzt **Heim** ſtets Hand in Hand. Dieſer Geiſt ächter Kollegialität hat ſich auch ſpäter, als **Heim** ſich in Berlin niederließ und in einen großen Kreis von Aerzten eintrat, trefflich bewährt; ſelbſt jene, die ihm nicht hold waren, wußte er zu verſöhnen; er hatte keinen Feind unter ſeinen Kollegen und machte ſo abermals ein Sprüchwort zu Schanden: medicus medicum odit *).

Die Perſönlichkeit kam **Heim** überall ſehr zu ſtatten; wenn er den Aerzten durch ſein entſchiedenes, gehaltreiches Weſen Achtung einflößte, ſo rief er durch ſeine männlich-kräftige ausdrucksvolle Geſtalt, ſeine gewandte Rede, überhaupt durch ſein äußerſt anſprechendes Aeußere bei Jedermann einen angenehmen Eindruck hervor und er hatte daher ſchon von Natur bei den „Damen“ ein gewonnenes Spiel; und das Glück, — im beſten Sinne des Wortes — hat ihn auch hier bis an's Ende ſeiner Tage begleitet. Wenn überhaupt je die Perſönlichkeit eines Arztes geeignet war, auf die Umgebung einen mächtigen Zauber auszuüben, ſo war es die **Heim's**. — Die folgenden Worte:

Ein Jeder meint, er wär' nie krank geweſen,
Wenn er nur mit dir ſpricht:
Wo du erſcheinſt, da ſind ſie ſchon geneſen,
So froh macht dein Geſicht.

drücken das eben Geſagte in Wahrheit aus.

Heim brachte an's Krankenbett immer auch den theilnehmenden Menſchen mit: er ſuchte die Hülfe nicht allein in der Arzneiflaſche, und darum fanden ſeine Kranken, die an ihm hingen, wie an einem Vater, Troſt, Linderung und Heilung noch wo anders als auf dem Recept. Er beurtheilte den Zuſtand des Kranken überhaupt auch von dem rein menſchlichen Standpunkt aus, und dachte ſich an des Kranken Stelle, und ſo konnte er ſagen, „von Rechtswegen ſollte jeder Arzt alle Jahre wenigſtens einmal recht empfindliche Schmerzen leiden, um nicht fühllos gegen ſeine Patienten zu werden.“ —

---

*) Ein Arzt haßt den andern.

Der junge Arzt Heim verließ Halle mit ſeinem trauten Freunde Muzel; es war ein großer Vortheil für Erſteren, daß Muzel's Umſtände ſo gut waren, um Heim auf der langen Reiſe durch Deutſchland, Holland, England und Frankreich frei zu halten; wo nur etwas zu ſehen und zu lernen war, da hielten ſich die Freunde auf, überall wurden Bekanntſchaften gemacht und ſo ſehen wir den kaum 25jährigen Doktor mit den berühmteſten Männern ſeiner Zeit, mit Aerzten, Naturforſchern u. ſ. f. in Verkehr treten, ſo z. B. in England mit Banks, Solander, in Frankreich mit Adanſon, Rouſſeau ꝛc. — Heim brachte von dieſer langen Reiſe einen reichen Schatz an Kenntniſſen, Lebenserfahrungen und Bekanntſchaften mit, ſein ganzes Leben hindurch hatte er daran vollauf. —

Auffallend iſt es, daß er ſich mit dem Franzöſiſchen weit weniger befreunden konnte, als mit dem Engliſchen; der biedern Natur war es, ſo muß man annehmen, nicht gegeben, dem mäandriſchen Weſen jener Sprache, ihrem Reichthum an ſchönen Redensarten und ihrer Armuth an Herz großen Geſchmack abzugewinnen. Das Tagebuch und der Briefwechſel wurden öfter engliſch geführt.

Auf der Rückreiſe von Paris und Straßburg kamen die Freunde über Stuttgart gen Ellwangen, wo damals Vater Gaßner ſein großes Schauſpiel vor ganz Deutſchland aufführte. Ein Mönch war lahm und gebrechlich auf dem Poſtwagen gebracht worden; durch einen Zufall jedoch fand ihn Heim unterwegs in der Nacht auf dem Gange des Gaſthofes raſch einhergehend, und ſo klärte es ſich auf, daß ein verabredetes Mirakel in Ellwangen vollzogen werden ſollte. Dieſe Entdeckung des lahmen Mönchs machte Heim für die Dauer ſeines Lebens gegenüber von Wunderſucht ſehr ungläubig und in ſolchen

Dingen war er ein wahrer Lichtfreund im edelſten Sinne des Wortes: ſo feſt ſein Bibelglaube ſtand, ſo wankend war ſein Glaube in Bezug auf alles Myſtiſche, was innerhalb der Heilkunſt und Naturforſchung ſich aufthat. Wäre jedoch von Pater Gaßner in Wirklichkeit etwas zu lernen geweſen, ſo hätte Heim nicht angeſtanden, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und ſein Schüler zu werden. Heim ſtieg, um zu lernen, ſelbſt herab in die Tiefe, er betrachtete die Kuren von Pfuſchern und Quackſalbern, von Schäfern, Hirten, Abdeckern, Kur-Schmieden, alten Weibern und all dem Volk, welches ſich mit dem Heilgeſchäft abgibt, und darin ſehen wir ihn mit Hohenheim übereinſtimmen: ja er nahm ſich das Verfahren ſolcher Natur-Heilkünſtler, wenn es ſich hilfreich bewieſen, zu Herzen, falls er nicht im Stande geweſen war zu helfen; er ging hierbei von der Ueberzeugung aus, daß alle Mittel, wenn ſie helfen, zu beachten ſind und, daß ein Grund dafür vorhanden ſein müſſe. Daher beſchwichtigte er ſein ärztliches Gewiſſen nicht mit dem Schlaftrunke der Gelehrten, welche ſolche Heilungen durch Volksheilmittel mit dem lieben Zufall bemänteln, als wenn nicht eine ungemeine Menge von Heilmitteln erſt vom Volke angewendet und auf dem ungelehrten Umwege zu den Aerzten gekommen wäre, deren Pflicht es iſt, der Sache weiter auf die Spur zu gehen!

Wir ſehen alſo in Heim den ächten Volksarzt; er nimmt von dem gemeinen Mann Belehrung an und benützt ſie zum Heile der Kranken. —

Nach dreijähriger Reiſe kam Heim mit ſeinem Buſenfreunde in dem Vaterhauſe des Letzteren zu Berlin an, ſetzte dort ſeine Studien fort und that die erforderlichen Schritte, um ein Phyſikat erhalten zu können. Jedoch dauerte der Aufenthalt in Berlin nicht lange, denn nach etwa ſieben Monaten (im April 1776) ging Heim nach Spandau, wo er für einen kranken Freund die Phyſikatsgeſchäfte verſah.

Hier eröffnete ſich nun für unſern Beobachter ein weites Feld der Wirkſamkeit: ein halbes Jahr ſpäter wurde er, da der Freund geſtorben war, Inhaber der Phyſikatsſtelle, und da er in wenigen Jahren auch die Stelle als Kreisphyſikus im Havellande erhielt, ſo erweiterte ſich der Kreis der Thätigkeit noch mehr und Heim war ein ſehr geſuchter Arzt. Seinem Berufe ſteht er mit der größten Aufopferung vor, er iſt Tag und Nacht zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, geht zu Reich und Arm, zu Vornehm und Gering, beſorgt Alle mit gleicher Liebe. „Den Armen thue ich Gutes", ſchreibt er ſeinem Bruder Ludwig, „und den Schildwachen, da die Soldaten arm ſind, gebe ich des Monats wenigſtens 4 Rthlr."

Bei aller Thätigkeit als Arzt iſt Heim doch ein fleißiger Kirchengeher und es iſt ihm ein Bedürfniß, eine gute Predigt zu hören; in Berlin erbaute er ſich an Spalding. Seine Tagebücher weiſen Manches auf, was er in Beziehung auf Prediger und Predigten dachte und fühlte; ſo hörte er einſt in Spandau einen über das Gericht und die Ewigkeit donnern und im Tagebuch ſteht davon: „Großer Gott! ſollen denn diejenigen, ſo hier deine Vorſchriften nicht befolgt haben, ewig unglücklich ſein? Ich kann es kaum glauben; du mußt es mir verzeihen, wenn ich irre."

Von Spandau kam Heim auch nach dem benachbarten Tegel: dort gab er dem Knaben Alexander von Humboldt Unterricht in der Pflanzenkunde und legte damit den Grund zu den ausgebreiteten Kenntniſſen dieſes ausgezeichneten Naturforſchers.

Sieben Jahre wirkte Heim als Arzt und Menſchenfreund in Spandau, geliebt von Allen, die mit ihm in Berührung kamen. Schwer traf ihn der Tod ſeines Buſenfreundes Muzel, deſſen er ſich bis in ſein höchſtes Alter mit ſtets gleicher Anhänglichkeit erinnerte; ergeben in den Willen des Schickſals, drückt er dem Freunde die Augen zu, vergießt keine Thräne mehr um den Entſchlafenen und lebt der Zuverſicht, „daß er (der Freund) bald dort ſein werde, wohin zu gelangen wir alle wünſchen."

Spandau wurde für Heim auch in anderer Beziehung wichtig; denn außerdem, daß der arme Pfarrersſohn ſein äußeres Glück dort gründete, wurde daſelbſt auch der Grund zu ſeinem häuslichen Glücke gelegt; 33 Jahre alt, verheirathete er ſich mit Charlotte Mäker, der Tochter eines angeſehenen Kaufmannes in Spandau, mit welcher er in einer äußerſt glücklichen, in jeder Rückſicht geſegneten Ehe lebte. Bevor jedoch dieſe gefeiert werden konnte, hatte Heim eine lebensgefährliche Krankheit zu beſtehen und wenig fehlte, ſo wäre er ſeinem Muzel nachgefolgt; mit der größten Ruhe und Freudigkeit ſah er dem Tod entgegen. „An Gott habe ich ſtündlich gedacht, ihm für alles Gute, ſo er mir im Leben erzeigt, gedankt, und ihn nur gebeten, mir Standhaftigkeit genug zu verleihen, die Schmerzen und vielen Leiden geduldig zu ertragen.“ —

Uebrigens wurde Heim während ſeiner Krankheit um eine große Erfahrung reicher. Er bekam nämlich in Berlin ſo viel Beſuche von „Doktoren und Feldſcheeren,“ *) daß ihm angſt und bange wurde, die Herrn hörte er ſoviel von ſeiner Krankheit reden, daß ihn die Hoffnung auf Geneſung verließ; er ſelbſt las Bücher über ſeine Krankheit, fühlte ſich immer den Puls, und verlor durch alles das die Gemüthsruhe. Da ſagte er der Königsſtadt Lebewohl und fuhr nach Spandau: „ich nehme keine Arznei mehr ein, mag keinen Doktor oder Feldſcheer mehr ſehen, leſe nichts mehr über meine Krankheit, habe meine Sekundenuhr weggeſchenkt“, — kurz, er mied alles, was ihm die Ruhe raubte, was ſich aber ſo oft an's Krankenbett herandrängt. Dieſe Geſchäftigkeit, womit man Kranken beiſteht, iſt oft hinderlicher als die Krankheit ſelber; die Pflege kann zur Plage, die Sorgfalt zur Pein werden; ein halb Dutzend Doktoren um ein Krankenbett ſind ein Verzögerungsmittel der Geneſung, denn jeder will

---

*) So nannte man damals die Militärärzte.

ſeinen guten Willen durch einen Rath zeigen; da entſteht Verwirrung in Anwendung von Heilmitteln, — — alle Stunden was anderes, — ein ewiges Gezerre um den armen Kranken, für welchen eine ſolche Wartung eine Folter iſt! Wahrlich, Hufeland hatte recht, wenn er ſagte, wer einen Arzt hat, der hat einen, wer zwei, nur einen halben, wer aber drei, gar keinen. — Der Glaube an die vier Augen, die mehr ſehen als zwei, hat Manchen um ein Jahrzehend ſeines Lebens gebracht! —

Obgleich Heim in ſeinem ärztlichen Handeln ſehr entſchieden war und an dem ihm paſſend ſcheinenden Orte mit Kraft dareinfuhr, ſo liebte er es doch auch, die Natur zu beobachten, wie ſie allein mit Krankheiten fertig wird; ſeine Landpraxis von Spandau aus gab ihm hierzu reichen Stoff. Die Landleute ſcheuen oft die Koſten für Arzt und Apotheker; ein Arzt, der ihnen nur Hausmittel verordnete, iſt ihnen ſehr willkommen, und ſo hatte Heim reichlich Gelegenheit, im Havellande Betrachtungen anzuſtellen, wie Krankheiten ohne Arznei verlaufen, und er zog daraus ſeine Nutzanwendung. Er ſelber erhielt ſich dabei den Glauben an die Macht der dem Organismus beigegebenen ſogenannten Heilkraft. Die Natur heilt, der Arzt behandelt, ſo dachte er, und darum war ſein Streben darauf gerichtet, der Natur beizuſtehen, ſie nicht zu übertölpeln. —

Nach langem Ueberlegen und Berathſchlagen mit den Seinigen entſchloß ſich Heim, ſeine Stelle in Spandau aufzugeben; das Verſehen derſelben war mit großen Anſtrengungen verbunden, er vermißte den Umgang, die Gelegenheit und die Zeit, ſich weiter zu bilden. Er verkannte nicht die Schwierigkeiten eines Ueberzuges nach Berlin, wo, wie er ſagte, viele Aerzte ihn für einen „Brotdieb“ anſehen würden; auch ſah er ein, daß er als ein natürlicher Menſch („homo naturalis“) den Berlinern gegenüber, welche meiſtens künſtliche Menſchen wären („homines artificiales“) einen ſchlimmen Standpunkt haben werde.

Im Jahr 1783 verließ Heim Spandau und zog nach Berlin, beſorgte aber von da aus noch viele Spandauer Kranke, und das treue Pferd, welches ihn zwanzig Jahre lang trug, mußte den Weg oft unter die Füße nehmen, da die Spandauer durch ihren Heim geneſen oder ſterben wollten — wenn's ſein mußte.

Wir ſehen nun unſeren Heim im Wagen ſitzen und die Königsſtadt meſſen; der Pfarrersſohn, dem der Vater ſchreibt, er könne ihm, da er nichts habe, kein Hochzeitsgeſchenk machen, hat ſich „Equipage" angeſchafft, und einen Scharlachrock für ganze 50 Thaler! „Nie würde ich mir dergleichen koſtbare Kleider anſchaffen, wenn es nicht zur mediciniſchen Politik gehörte, wohlgeputzt einherzugehen." — Und ſo ging er ſein ganzes Lebenlang einher, bis in's hohe Alter, und blieb doch immer der ehrliche Heim, trotz allen Ringen, Ketten und Nadeln, die er an ſich trug; der Unterſchied von vielen Seinesgleichen war nur der, daß er das beſte Gold, und den reinſten Edelſtein innen trug und mit dem Flunker und Flitter keine leere Stelle zu bedecken hatte.

Im erſten Jahr ſeines Aufenthaltes war Heim, trotz dem, daß ihm von warmen Freunden und darunter von dem Vater ſeines verſtorbenen Muzel unter die Arme gegriffen wurde, mit ſeinem Erfolge nicht zufrieden. Zwar hatte er das Glück, von einer Prinzeſſin zum Leibarzt erkieſet zu werden, zwar winkte ihm damit der Hofrathstitel, und der Gehalt von 200 Thalern war wenigſtens nicht zu verachten; aber Heim's Natur war viel zu wenig aalartig, als daß er ſich in dem Hofgewäſſer hätte behaglich fühlen können. — Es zeigte ſich auch bald, daß Heim wohl ein Hofrath, aber kein Hof-Hexenmeiſter ſei, denn eine von ihm verordnete Arznei bekam der Prinzeſſin nicht, es entſtanden bittere Vorwürfe, — dennoch verſtand es Heim, die Ungnädige zu beſchwichtigen und am Ende bat ſie ihn ſogar um Verzeihung; da aber die königliche Hoheit an Krämpfen litt, dieſe aber die Natur von Gewittern zu haben pflegen, ſo konnte es nicht fehlen, daß der hyſteriſche Blitz bei nächſter Gelegenheit in den Blitzableiter fuhr, und das iſt bei einer krampfhaften Dame immer der Doktor, wenn er nicht ſchnell hilft. Kurz, die Prinzeſſin überwarf ſich mit Heim und der „Hofrath" ging in die Brüche; nicht aber das war es, was Heim verdroß, ſondern, wie er im Tagebuch bemerket, daß ihm die Prinzeſſin „öfter die größten Schmeicheleien" geſagt und ihn dennoch endlich „en canaille" behandelt hat. — „Ich verlange keine Fürſtlichkeiten mehr zu Patienten zu haben. Die Ehre kann einem braven Mann gleichgültig ſein, und das Geld muß man ſauer verdienen, Bücklinge, Kratzfüße u. ſ. w. genug dafür machen und manche Unwahrheit dafür ſagen. Ich lobe mir meines Gleichen, unter dieſen wünſche ich mir Praxis."

Freilich ging das anders: denn Heim erwarb ſich nicht allein bei ſeines Gleichen in Berlin das größte und unbedingteſte Zutrauen, ſondern auch bei „Fürſtlichkeiten," und die Krämpfe der Prinzeſſin ſchlugen ihm nur zum Glücke aus.

Jedoch war es nicht allein die Praxis, welcher er oblag, ſondern auch die Fortbildung: er knüpfte Verbindungen mit den ausgezeichneten Männern Berlins an und ſtrebte fortwährend nach Entwickelung ſeiner Kenntniſſe: es blieb ihm nichts fremd in Kunſt und Wiſſenſchaft überhaupt. Auch im Kreiſe der Staatsmänner wurde er heimiſch: ſein Tagebuch enthält über den Miniſter von Herzberg freimüthige Bemerkungen, und Hardenberg war und blieb ſein treuer Freund. — In keiner Weiſe vergab er ſich aber gegen die Vornehmen etwas; er kannte die großen Schwächen derſelben ganz gut, und als ein Miniſter nebſt Gemahlin ſich von einem famöſen ausländiſchen Charlatan behandeln ließ, kann er ſich nicht genug wundern, wie beide ſo „blind" und „einfältig" ſind, ſich von einem Betrüger gröblich täuſchen zu laſſen. „Aber die Vornehmen ſind in dieſem Stück ebenſo leichtgläubig als der gemeinſte Pöbel. Was nur ihrer Eigenliebe ſchmeichelt, wenn es gleich auf die unverſchämteſte Weiſe geſchieht, gewinnt ihren Beifall." Man ſollte ſich wundern, wie es möglich war, daß ſich Heim als ein durchaus gerader Charakter in den höheren Kreiſen halten konnte, ohne ſich in ihm zu verwiſchen oder als etwas Fremdartiges von ihm ausgeſtoßen zu werden, ja daß es ihm nicht übel genommen wurde, wenn er ſich in der Berliner Demagogen-Fangzeit am Tiſche eines Miniſters frei äußerte. — Aber es bewährt ſich auch beim Arzte, daß der Menſch entweder Hammer oder Ambos iſt und daß es kein jämmerliches Mittelding zwiſchen beiden gibt. Läßt ſich ein feſter Charakter nichts abmarkten, hält er Stand gegen äußere Anfechtungen und geht er ſeinen Weg geradeaus, ſo nöthigt er auch dem Gegner Achtung ab; iſt ein ſolcher Mann ein tüchtiger Arzt und ſonſt im Umgang liebenswürdig, ſo hält man ihm ſeinen Freimuth als eine Art von „Originalität“ zu gute und auf dieſe Weiſe iſt der Hammer überall eine angenehme Erſcheinung, während der Ambos, bei aller Geſchmeidigkeit, Willenloſigkeit und Achſelträgerei, am Ende doch nur mehr geduldet iſt, ſchließlich ſelbſt denen, die ſich ſeiner als eines Werkzeuges bedienten, bei irgend einer Gelegenheit zum kläglichen Opfer fällt und, wenngleich mit Auszeichnungen aller Art und Geldſäcken beladen, den Schauplatz doch nur durch dieſe Aeußerlichkeiten behaupten kann, bis der Gleichmacher Tod auch ſie verwiſcht und damit einen Strich durch den ganzen Menſchen macht.

Für Berlin wurde Heim eine (im beſten Sinne des Wortes) ſtehende Figur, ein wahrer Volksmann; wo er ſich blicken ließ, bezeugte man ihm Achtung und das gemeine Volk wich ihm, dem „alten Heim“, wie man ihn ſpäter hieß, ehrfurchtsvoll aus, wenn er ſich im Gedränge auf ſeinem Pferde ſehen ließ. Er ritt bis in ſeine ſpäteren Jahre ſehr gern; „nichts erhebt das Gemüth mehr und vertreibt die Grillen ſicherer als Reiten“, ſagte er.

Nicht leicht bekam ein Arzt eine ausgebreitetere Praxis als Heim. Der Genuß ſeiner Familie wurde ihm dadurch freilich ſehr verkürzt; da er nun im eigenen Hauſe die

Seinigen nicht genießen konnte, ſo nahm er ſie zu ſich in den Wagen und kutſchirte mit ihnen bei den Kranken herum, deren er 60, 70 und mehr an einem Tag beſuchte. In den Jahren, wo er am beſchäftigtſten war, behandelte er 3—4000 Kranke unentgeldlich noch neben ſeiner ſehr einträglichen Praxis. Obwohl er im hohem Grade uneigennützig war, ergoß ſich doch des Glückes Füllhorn über ſein Haus; aber ſelbſt als er einen ungeheuren Verluſt erlitt (von mehr als 100,000 fl.) überwand er ihn mit Seelenruhe; das Geld war ihm überhaupt nur Mittel, nicht Zweck. Schon in Halle hatte er über den Geldpunkt ganz eigene Anſichten; wenig mochte er nicht annehmen, lieber nahm er gar nichts; von Armen, wenn ſie ihm etwas anboten, nahm er aus Theilnahme nichts, aber den Zahlungsfähigen that der Halle'ſche Studioſus der Medicin kund und zu wiſſen, daß wenn ſie ihm nicht 2—3 Louisd'or für die Behandlung geben, wolle er lieber nichts. — Auch hier hat Heim bei Zeiten den rechten Punkt getroffen, den Armen geſchont überall, den Vermöglichen, der auch in der Regel es dem Arzt wenig Dank weiß und ſich über den zartfühlenden Doktor wohl luſtig macht, in Anſpruch genommen, wie ſich's gehört. —

An dieſen Grundſätzen hielt Heim ſein Leben lang feſt; er ſandte Unbemittelten oder von ihm für unbemittelt Gehaltenen das Honorar zurück, und zwar that er das im erſten Jahr in Berlin, als es mit ſeiner Einnahme noch nichts weniger als glänzend ausſah; ja er half damals einem ärmeren Arzte, der ſeinen Sohn vom Wehrſtande loskaufen wollte, mit einem Geſchenke von 20 Thalern. Nahm er wider Erwarten ein bedeutendes Honorar ein, ſo diente das als neuer Sporn zur Armenbehandlung. Uebrigens nahm er außer Geld auch andere Sachen und ſo dankte er einſt für zwei — — Beſen, die ihm eine arme Frau verſprach, wenn er ihren kranken Sohn auf dem Lande beſuchen wolle, was er auch that.

In der langen Reihe von Jahren, wo Heim in

Berlin wirkte, bietet ſich eine Kette von Wohlthaten dar, mit welcher Heim die Königsſtadt umſchlang; Heiterkeit, Frohſinn und Gleichmuth verließen ihn nie; auch das Geheimerathsdiplom und die Orden, womit er in ſpäteren Zeiten geziert wurde, änderten nichts an ihm; er behielt ſelbſt die alte Anhänglichkeit an die Bauernjungen, mit denen er im ſtillen Dörfchen Selz herumgeſprungen. Als er, ein Mann von beinahe 50 Jahren, mit ſeiner Familie in die Heimath reiſt, beſucht er die alten Knaben, erfreut ſich des Koppe, Hans Mathes und Anderer, als wären es Reſidenzleute wie er. Schon in Spandau läßt er die Leute Geſichter ſchneiden, wenn er auf dem Bauernwagen über Land fährt und den Scharfrichterknecht mitnimmt; ja er badet als Fünfziger mit Scharfrichterknechten, Soldaten und Bauernjungen, wie ſein Tagebuch meldet, — weil es ſich eben ſo und nicht anders trifft.

Wie er ſich von Allem durch den Augenſchein zu unterrichten ſtrebte, ſo auch vom Erfolge des — Prügelns; das Köpfen, Hängen, Rädern und Spießruthen-Laufen machte keinen ſo widerwärtigen Eindruck auf ihn als das Prügeln, er konnte den Anblick nicht aushalten, hätte laut weinen mögen und lief davon — der 76jährige Heim, der „Kollege“ Blücher's, der „Feldmarſchall unter den Aerzten“, wie Blücher den alten Heim nannte!

Viel lieber als zu ſolchen Strafvollſtreckungen ſtieg Heim auf Berge und Thürme; kam er in eine Stadt, ſo lief er auf einen Thurm und im Jahr einmal mußte er in Berlin einen Thurm beſteigen und die Kinder waren dabei.

Heim wurde 88 Jahre alt; er ſpürte den Nachlaß der Natur recht gut und ergab ſich ruhig darein. Wir ſehen den Kreis ſeiner Thätigkeit ſich nach und nach verkleinern und zuletzt finden wir unſern ärztlichen Bayard nur noch unter den Seinigen. Der Scharlachrock iſt vermodert, aber das Andenken an den Buſenfreund iſt jugendlich friſch. Es drängen ſich keine Schaaren von Kranken in den Morgenſtunden mehr in ſeine Wohnung, —

der alte Heim, umgeben von Hilfsärzten, empfängt die Kranken, Hoch und Nieder, morgens nicht mehr in Hemd und Beinkleidern, und macht ſeinen Anzug nicht mehr wie früher, während er unterſucht und verordnet. Er feierte das himmliſche Jubiläum am 15. September 1834, nachdem er 12 Jahre vorher (1822) das irdiſche begangen. Berlin gab ihm dabei das Bürgerrecht und ehrte damit den Arzt, welcher ſich dem Dienſte der Armen ſo uneigennützig hingegeben, insbeſondere auch bei der Einführung der Kuhpockenimpfung ſehr entſchieden mitgewirkt und dadurch dem Gemeinweſen einen großen Dienſt erwieſen hatte.

Vier Jahre vor ſeinem Heimgang feierte er auch noch die goldene Hochzeit; derſelbe Geiſtliche, der das Paar in jungen Jahren eingeſegnet, ſteht auch vor den Alten. Beide Feſte ſind nicht allein Familien-, ſondern Berliner Ereigniſſe, und es gibt ſich dabei die allgemeine Liebe und Achtung kund.

Heim ſteht als Muſter eines Arztes da. Der Geſchichtſchreiber kommt in die Lage, an ſeinem Helden keine Untugend zu finden; durch und durch eine edle Erſcheinung, war bei Heim der Arzt auf's Innigſte von dem Menſchen durchdrungen; ohne Umſchweiſe ging er auf ſein Ziel los, wenn er mit ſich im Reinen war. „Wahr im Munde und ohne Falſch im Herzen“, ſo bezeichnet ihn ſein ärztlicher Genoſſe Hufeland in einer Gedächtnißrede. —

Wenn wir das Bild dieſes vortrefflichen Arztes an uns vorübergehen laſſen, ſo hat jeder von uns Gelegenheit, ſich etwas zu merken, was er an ſich beſſern kann. Der Menſchheit ſind jedenfalls viele Heim's zu wünſchen.

Inhalt des vierten Bandes.

Arnold von Breſcia	von Eduard Duller.	303
von Beckerath. . .	„ Friedrich v. Schönthal .	57
Fichte	„ H. L. Egidius.	1
Heim	„ Dr. L. Grieſſelich . . .	407
Heimburg	„ Dr. J. G. A. Wirth . . .	373
Lornſen	„ Karl Buchner.	93
von Schiller . . .	„ Dr. Georg Zimmermann	127
von Vincke (Vater) von Vincke (Sohn)	„ Friedrich v. Schönthal .	205
Uhlich	„ Friedrich Otto	271
Wicliffe.	„ H. L. Egidius	343

Die Männer des Volks

dargeſtellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von
Dr. H. Birnbaum, Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. B. Denhard, Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr. L. Grieſſelich, Dr. Karl Gutzkow, N. Habermann, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, C. F. Lauckhard, Müller-Jochmus, Auguſt Nodnagel, Dr. Gabr. Rieſſer, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuſelka, Dr. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben
von
Dr. Eduard Duller.

Fünfter Band

Frankfurt am Main
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Theodor Körner.

Von

R. Hadermann.

„Und ſollt' ich einſt im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück;
Denn was berauſcht die Leyer vorgeſungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen."
Körner.

Theodor Körner.

Geboren am 23. September 1791 zu Dresden; gefallen am 26. Auguſt 1813
bei Gadebuſch (in Mecklenburg-Schwerin).

Nein, wir weinen nicht um dich, du herrlicher Jüngling mit der ſchönen Wunde, mit der Todeswunde für das Vaterland. Freudig wollen wir dein Bild an unſerem Volke und an ſeiner Jugend vorüberführen. Es iſt ja das Bild dieſer Jugend ſelber, und es würde ſeinem Kranze die Vollendung fehlen, wenn die blutigen Roſen an ihm nicht aufgeblüht wären.

„Kunſt und Leben hat den Kranz gewunden,
Auf die Locken drückte ihn der Tod.“

Deine Poeſie iſt Wahrheit geweſen, und dieſe Wahrheit vor Allem hat dich verklärt. Du biſt im Tode beſtanden und dadurch zum Ideale geworden, nach welchem der edlere Theil der vaterländiſchen Jugend ſehnend blickt. Aber eine Ungerechtigkeit wäre es, bei deiner Geſchichte nicht zugleich der begeiſterten Schaar zu gedenken, deren ſchönſter Stern du geweſen biſt; jener ſchwarzen Reiter, in denen ſich die Liebe zu dem geſchändeten Vaterlande zum glühenden, verzehrenden Haſſe gegen ſeine Unterdrücker geſtaltet hatte. Sind ſie nicht die Poeſie jenes Krieges geweſen, wie du wieder die ihrige warſt? Die Lützower Jäger und du, ihr könnt nicht von einander getrennt werden. Höher ſoll das Herz unſeres Volkes ſchlagen, wenn es dieſe Namen klingen hört; gewaltiger ſoll ſich der Buſen ſeiner Jünglinge heben; Wille und Entſchluß zu gleichen Thaten ſollen unter derſelben Sonne reifen, welche jene Blutſaaten gezeitiget hat: denn das Vaterland wird heute oder morgen noch manchen Tod bedürfen.

Jede Nacht, ſie mag noch ſo lange dauern; lange, wie die der Menſchen, welche gen Sibirien zu wohnen; jede Nacht hat ihren Morgen, jede Niederlage ihre Erhebung. Lange hatte auch die Nacht Deutſchlands unter der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft gedauert. Lange ſchon war in dem zerſtückelten Lande die Sonne des Gemeinſinnes und der gemeinſamen Thatkraft untergegangen. Langſam und lange, ſeit Jahrhunderten ſchon *) hatte der ſchlimme Nachbar ſeine Fäden geſpennen und ſeine Netze geſtellt. Unter ſeinem Revolutionskaiſer war ihm gelungen, was er erſtrebt. Das deutſche Reich war zerriſſen, ſein Name aus der Reihe der europäiſchen Staaten ausgelöſcht. Seine ſouveränen Fürſten, die dem ſelbſtgewählten einheimiſchen Könige ſelten gefolgt waren, wie es des Reiches Geſammtwohlfahrt erfordert; ſie gehorchten jetzt ſklaviſch dem Winke eines auswärtigen Deſpoten; der das Blut ihrer Unterthanen auf fremden Schlachtfeldern fließen ließ. Seine ſchönſten Grenzländer, das linke Rheinufer; ſeine Nordſeeküſten tief landeinwärts ſogar waren mit dem franzöſiſchen Kaiſerreiche förmlich vereinigt worden; über innere Länder herrſchten franzöſiſche Fürſten. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich aller beſſeren Gemüther; der kräftigen ein Grimm, der nach Thaten dürſtete. Sie haben den ſchon erwähnten Franzoſenhaß jener Zeit geboren, von dem Alles durchdrungen war.

Der Haß und die Liebe knüpfen ſich zwar an perſönliche Gegenſtände an: aber immer ſind es wirkliche oder erwartete Thätigkeiten dieſer Perſonen, durch welche ſie erzeugt werden, und beide gelten eigentlich mehr jenen

---

*) Wir haben das in unſerem „Arndt" im erſten Bande dieſes Werkes ausführlich nachgewieſen und verweiſen darauf.

als dieſen. Wenn der Haß ſich zum Nationalhaſſe geſtaltet; ſo trifft er gleichfalls nicht dieſe oder jene Nation als ſolche, den Franzoſen als Franzoſen, den Ruſſen als Ruſſen; er trifft die, der einen Nation von der andern zugefügten Hemmungen, Rechtsverletzungen, Drangſale. Es iſt dieſer Haß nichts anders, als der Ausdruck einer gewaltſam geſtörten Selbſtentwicklung. Sobald dieſe hergeſtellt iſt, verſchwindet er von ſelbſt wieder. Wir haben dies vorausſchicken müſſen, weil wir nicht mißverſtanden ſein möchten. Wir wollen durch unſere Darſtellungen um keinen Preis, wie es von gewiſſen Seiten gewünſcht wird, den Franzoſenhaß von Anno dreizehn wieder heraufbeſchwören. Das franzöſiſche Volk iſt uns, wie jedes andere, lieb und werth, ſo lange es bleibt, wo es hingehört, und ſich nicht in unſere häuslichen Angelegenheiten miſcht. Wir ſind ihm in manchen Beziehungen ſogar zu beſonderem Danke verpflichtet. Wir haben viel von ihm gelernt und können noch Manches von ihm lernen. Dafür wollen wir aber hinfüro nur mit gleicher geiſtiger Münze zahlen und nicht mehr mit unſeren ſchönen Landesgauen, mit unſerem Hab und Gut, Leben und Blut. Sie wollen wir in Zukunft nicht mehr im Dienſte fremder oder einheimiſcher Tyrannen hingeben; mit ihnen ſoll nöthigen Falls allein die Freiheit noch erkauft werden.

Unerhört war der Druck der franzöſiſchen Herrſchaft in Deutſchland vor der Erhebung im Jahre 1813; Alles war in den Staub getreten, was der Nation heilig war, und an ihre frühere Selbſtſtändigkeit und Größe erinnerte. Bis in die innerſten, einzelſten Verhältniſſe wurde er fühlbar. Unſere Sprache war mißachtet, und der franzöſiſche Civilbeamte ſelbſt, der in unſerem Lande bleibend angeſtellt war, verſchmähte ſie zu verſtehen; er verlangte Rede und Antwort in der ſeinigen. Hochmüthig war das Betragen dieſer Beamten; frech waren ihre Diebereien und Betrügereien, gegen die nirgends Recht zu erlangen war. Die Douane mit ihrer körperlichen Unterſuchung; das Enregiſtrement, welches alle Geſchäfte controlirte und ſich jeden Akt theuer bezahlen ließ; die Conſcription, welche dem Lande ſeine beſten Söhne in Kriege entführte, die für fremdes Intereſſe geſchlagen wurden; die Cenſur, die jeden Vaterlandsgedanken in der Geburt erſtickte; die Contribution, welche das Mark des Landes ausſaugte; die Einquartirung, die das häusliche Leben zerſtörte und unſere Weiber und Töchter der Verführung und Schändung preisgab; die geheime Polizei und Angeberei endlich, die in das engſte Familienleben eindrangen: das waren Urſachen genug, das Blut auch eines noch kälteren Volkes zum Kochen zu bringen. Und es kochte in den Adern deutſcher Männer und Jünglinge gewaltig. Sie brannten vor Begierde, das Joch der Fremdherrſchaft abzuſchütteln und für die Befreiung des Vaterlandes ihr Schwert zu ziehen. Spaniens Beiſpiel leuchtete ihnen vor; der Volkskrieg mußte auch uns Rettung bringen. Die erſten Verſuche aber, ihn anzufachen, mißlangen. Schill und ſeine Getreuen verbluteten; die braven Tyroler wurden von der Uebermacht erdrückt. Da wälzten ſich die Schaaren des Völkerverderbers zum Angriffe gegen Rußland. Aber der franzöſiſche Stern erbleichte in den Flammen Moskaus, und die Trümmer der großen Armee bezeichneten den fürchterlichen Rückweg. Leider hatte auch deutſches Blut den ruſſiſchen Schnee genetzt. Aber vergeſſen war, was dahinter lag, und die Blicke hafteten auf der Zukunft. Viel zu lange für den ungeduldigen Muth zögerte Preuſſen, bis es ſeine Kriegserklärung gegen Frankreich ausſprach. Am 3. Februar (1813) zwar war an die preuſſiſche Jugend ſchon ein Aufruf ergangen, ſich zur Vertheidigung des Vaterlandes zu rüſten. Kein Feind war in dem Aufrufe genannt, aber jeder kannte ihn. Mit Begeiſterung erhob ſich Alles. Die Hörſäle der Univerſitäten ſtanden leer; aus Werkſtätten und Komptoiren, aus Hütten und Paläſten zogen die Jünglinge aus; Männer, ſelbſt Greiſe wollten nicht zurückbleiben. Wer nicht mitziehen konnte, brachte zur Ausrüſtung von Freiwilligen Geld dar; Frauen und Jungfrauen ihren Schmuck, ſelbſt die Locken ihres Hauptes. Es war eine ſchöne, großartige Erhebung. Aber immer noch laſteten Zweifel und Ungewißheit auf ihrem Zweck. Es konnte immer noch Alles wieder zerrinnen, wie ein Traumgebild: denn es wurde unterhandelt nach Süden und Oſten hin. Mit dem Frühlinge riß dieſer Schleier; es erſchien die preuſſiſche Kriegserklärung vom 16. März. Jubel und Dankgebete begrüßten ſie. Es war ſo gut, als ob der Sieg ſchon errungen wäre: die Bruſt athmete wieder frei. Die Anordnungen waren ſiegverheißend; ſie waren kräftig und umfaſſend. Es wurde eine allgemeine Landwehr errichtet, in welche alle waffenfähige Männer vom 17. bis 40. Jahre eintreten ſollten. Wo der Feind in das Land eindringe, ſollte ſich der Landſturm erheben, gebildet von Allen, die Waffen führen konnten; was nicht zu vertheidigen war, ſollte zerſtört werden. Früher ſchon (bei der Belagerung von Kolberg im Jahre 1807) hatte Preußen erfahren, was die Begeiſterung von Freiſchaaren vermag. Auch jetzt ſchritt man zur Errichtung einer ſolchen. Die Majore von Lützow und Petersdorf, beide ehemalige Schill'ſche Offiziere, erhielten auf ihr Anſuchen, am 18. Februar ſchon die Erlaubniß dazu. Die Idee, welche der Errichtung dieſer Freiſchaar zu Grund lag, ging aus den, bei dem Ausbruche des Kriegs beſtehenden Verhältniſſen hervor. Preußen und Rußland ſtanden noch allein im Bündniſſe gegen Napoleon. Oeſterreich hielt ſich beobachtend; auf dem übrigen Deutſchland laſtete der Druck der franzöſiſchen Herrſchaft noch in alter Schwere. Aber man wußte, daß dort gleiche Frühlingshoffnungen die Herzen erwärmten. Es konnten Hülfsmittel aus den, noch vom Feinde beſetzten Theilen Deutſchlands gezogen werden; denen, die aus ihnen gegen Frankreich kämpfen wollten, mußte man einen Sammelpunkt bieten. Die entſchloſſenſten, die begeiſtertſten Kämpfer ſammelten ſich an ihm. Mit dieſen kühnen Parteigängern, die man zu leichten Truppen bildete, konnte man ſich in die Seiten und in den Rücken des Feindes werfen, zwiſchen ihn und die Länder, welche er noch in Unterwerfung hielt; ſeine Verbindungen mit denſelben ſtören und unterbrechen, ihn beunruhigen und aus jenen Gegenden Verſtärkung ziehen. Der Staat hatte nichts übernommen, als die Beſoldung der Freiwilligen und die Stellung der Waffe, wenn ſie ſich dieſelbe nicht ſelbſt anſchaffen konnten; für Kleidung und Pferd mußten ſie ſorgen. Ausländer ſollten vorzugsweiſe angenommen werden. Breslau war der Sammelort. Hier leitete der Major Petersdorf mit raſtloſer Thätigkeit die Herbeiſchaffung der Mittel und die Annahme der Mannſchaft. Ueberall wurden Geldbeiträge geſammelt, Mittelloſe auszurüſten Der Kern der Freiſchaaren wurde ſogleich aus Studenten der Univerſitäten Berlin, Halle und Jena gebildet, welche zu dieſem Zwecke ſchon im Laufe des Winters Verbindungen unter einander angeknüpft hatten. Jahn's Turnplatz auf der Haſenhaide zu Berlin hatte vorgearbeitet; Jahn ſelber trat mit in die Reihen der Kämpfer ein. Aus den entfernteſten Theilen Deutſchlands ſchlichen ſich junge Männer durch die franzöſiſchen Armeen durch, neben ihm für des Vaterlandes Befreiung zu kämpfen. Aber auch Männer reiferen Alters verließen geſicherte Stellungen im Staate und ihre Familien, und ſchloſſen ſich an. Es fanden ſich unter den Lützower Jägern Regierungsräthe, Land- und Staatsräthe u. ſ. w.; es kamen Väter in gleichem Waffenſchmucke mit ihren Söhnen. Schwarz war das Kleid, in welchem ſie zu Felde zogen. Es bezeichnete die Stimmung, die ſie dem Nationalfeinde gegenüber beſeelte. Aber außer ihr war in dieſer edlen Schaar noch mehr verkörpert: die Sehnſucht und die Hoffnung des Volkes nach einem Zuſtande, welcher die Schmach, die nun mit dem Blute der Beſten abgewaſchen werden ſollte, für alle Zukunft unmöglich machte; die Sehnſucht nach deutſcher Einheit, welche die alte Macht des Vaterlandes nach Außen wieder begründen; die Hoffnung auf Freiheit, welche die innere Kraft erwecken und geſtalten ſollte. Das war es, was den gebildeten Theil der Nation in Kampf und Tod trieb. Die Vernichtung der Franzoſenherrſchaft war nur der nächſte Zweck; nur ein Mittel, zu jenem höheren Ziele zu gelangen. Und wohl war zu erwarten, daß dieſe Sonnen über dem Geſichtskreiſe unſeres geſchlagenen Landes endlich ſichtbar würden. Roth und blutig genug iſt der Morgen heraufgezogen; doch nicht immer verkündigt die Morgenröthe einen ſonnigen Tag.

In kurzer Zeit, vom 18. Februar bis gegen das Ende des Monat März, war das Lützower Korps auf 900 Mann Infanterie und 260 Mann Kavallerie angewachſen. Seinen höchſten Stand hatte es Anfangs Auguſt desſelben Jahres erreicht; es beſtand da aus 2800 Mann Infanterie und 480 Reitern mit 9 Geſchützen. Später ſtieg die Reiterei zwar auf 7—800 Mann; aber die Infanterie ſank um eben ſo viel Hundert herab. Zu dieſer ausgeſuchten, kampfluſtigen Schaar geſellte ſich auch Körner.

Karl Theodor Körner war am 23. September 1791 zu Dresden geboren.

Es iſt häufig der Fall, daß reichbegabte Talente mit ungünſtigen Entwicklungsverhältniſſen zu kämpfen haben; daß ſie ſich ringend erſt die Bahn brechen müſſen, welche ſie durchlaufen ſollen. Bei Theodor Körner war das anders. In ſeinem kurzen Leben war Alles vereinigt, ihn ſeinem Ziele ungehindert entgegenzuführen, und ſein Tod ſelbſt war nur eine erfüllte Hoffnung. Er hatte ihn gewünſcht, vorausgeſehen; er krönte ein ſchönes Leben. Sein Vater war kurſächſiſcher Appellationsrath, ein Mann, der mit ernſter wiſſenſchaftlicher Bildung einen heiteren Sinn für Kunſt und für geſelliges Leben verband. Er übte bis in ſein ſpätes Alter Muſik und philoſophiſche Studien und folgte der Wiſſenſchaft und Kunſt in allen ihren bedeutenderen Erſcheinungen. Ein tiefes Gemüth, eine tüchtige Geſinnung, und ruhige Thatkraft bildeten mit den geiſtigen Eigenſchaften ein ſeltenes Ganzes. Als nach dem verunglückten Feldzuge Napoleon's nach Rußland Deutſchlands lange geſchloſſenen Hoffnungen Blüthen zu treiben begannen; war er einer der Erſten, der ſich laut und muthvoll für die heilige Sache des Vaterlandes ausſprach, während ſein Fürſt noch im engen Bunde mit Frankreich blieb. Er billigte den Entſchluß ſeines Sohnes, in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten, und brachte für die Ausrüſtung der Freiwilligen bedeutende Geldopfer. Er war daher auch in dringender Gefahr, als ein Opfer franzöſiſcher Rache zu fallen, und mußte ſich eine Zeitlang verborgen halten. Im Jahre 1815 wurde er in preußiſchen Staatsdienſt berufen und folgte dieſem Ruf. Er war hier bis an ſein Lebensende in verſchiedenen Verwaltungszweigen thätig und ſtarb in Berlin am 13. Mai 1831.

Körner's Mutter war die Tochter eines, in Leipzig verſtorbenen geachteten Künſtlers, des Kupferſtechers Stock. Wie der Vater die edlen Eigenſchaften des Mannes, ſo vereinigte ſie in ſich die des Weibes. Auch ihr Geiſt war reichgebildet und klar; ihr Gemüth treu, liebevoll und innig; ihre Geſinnung tüchtig. Mit bräutlicher Liebe hing ſie noch im Greiſenalter an dem Gatten und war in allen Lebensverhältniſſen das Muſter einer Hausfrau. Allein zurückgeblieben von allen ihren Lieben, — denn die Kinder beide und der Gatte ſind vor ihr dahingegangen, — trägt ſie ein einſames Alter mit Würde und Heiterkeit in der ſicheren Hoffnung des Wiederſehens.

Neben dem Knaben ſtand eine, um drei Jahre ältere Schweſter, heranreifend zu einer edlen deutſchen Jungfrau, weiblich ernſt und heiter, früh entwickelt, in vielen Richtungen mit ſeltenen Fähigkeiten begabt und mit Fleiß ausgebildet. In Malerei und Geſang leiſtete ſie Vorzügliches. Auch auf ihrer Seele laſtete der Kummer über die Noth und die Schmach des Vaterlandes; auch ſie war durchdrungen von den Freiheitshoffnungen ihres Volkes und folgte deswegen dem Gange der Ereigniſſe mit geſpannter Aufmerkſamkeit. An dem Bruder hing ſie mit der innigſten Liebe.

Dieſe und noch zwei andere Perſonen, eine unverheirathete Schweſter der Mutter, eine bedeutende Künſtlerin (Paſtellmalerin), geiſtreich, witzig, fein und derb in bunter Miſchung; und eine Freundin ſeiner Schweſter, welche als Kind des Hauſes erzogen wurde, ein liebenswürdiges, heiteres Mädchen mit ſchöner Stimme und Geſangausbildung, waren des jungen Körner's Hausgenoſſen.

Aber das väterliche Haus war in Dresden auch der Mittelpunkt eines geſelligen Kreiſes, in welchem ſich Alles vereinigte, was von Einheimiſchen und Fremden auf Kunſtbildung Anſpruch machen konnte. Mit Goethe und Schiller ſtand der Vater in näherem Verkehr, und namentlich mit Letzterem in innigen Beziehungen. Auf einem ſchönen Weinberge bei Loſchwitz an der Elbe, welcher der ſtehende Sommeraufenthalt der Familie war, iſt Schiller's Don Karlos entſtanden.

Wohl können ſich nicht leicht günſtigere Verhältniſſe vereinigen, Geiſt und Gemüth eines begabten Menſchen zu entwickeln. Es war in der ganzen Umgebung Alles geboten, daß ſie ſich in Selbſtthätigkeit entfalten konnten. Dieſe ließ der verſtändige Vater auch in vollem Maße gewähren und begnügte ſich, beobachtend zu fördern oder zurückzuhalten, wie Eins oder das Andere nothwendig war. Er ſorgte dafür, daß neben der allgemeinen Bildung erworben wurde, was Eigenthümlichkeit und Neigung forderten und überließ es der freien Selbſtbeſtimmung des Sohnes, ſein Lebensziel zu wählen und zu verfolgen. Frühe ſtand er als rathender und helfender Freund neben dem Sohne, beide enger noch mit einander verbunden durch die Kenntniß ihres gegenſeitigen Werthes, als durch die Bande der natürlichen Liebe allein. So war Theodor Körner, als ihn der Tod auf dem Felde der Ehre fand, zu einem viel verſprechenden Jünglinge herangereift; zu der Knoſpe eines Mannes, die prangend in den ſchönſten Hoffnungsfarben, auf dem Altare des Vaterlandes als reines Opfer geknickt wurde.

Seine erſten Lebensjahre *) verfloſſen unter großer Sorgfalt für ſeinen Körper: denn er war ſchwächlich und kränklich. Er mußte die meiſte Zeit in der freien Luft, im Garten und auf dem Lande zubringen, und ſeine geiſtige Bildung konnte erſt ſpät beginnen. Manches

---

*) Wir können Körner's Jugendgeſchichte aus keiner beſſern Quelle ſchöpfen, als aus der, von ſeinem Vater verfaßten Biographie.

lernte er ſpäter, als andere Kinder. Aber frühe ſchon zeigte er ein weiches Herz und Feſtigkeit des Willens, leicht erregte Phantaſie und treue Anhänglichkeit an Alles, was er liebgewonnen hatte.

Als ſich ſeine körperliche Geſundheit befeſtigt hatte, entwickelten ſich ſeine Fähigkeiten raſch. Er faßte ſchnell und wurde vorzüglich durch das Studium der Geſchichte, Naturkunde und Mathematik angezogen; wenig Neigung und Anlage dagegen zeigte er für das der Sprachen; insbeſondere hatte er einen beſtimmten Widerwillen gegen das Franzöſiſche.

Der ſchwächliche Knabe war durch eine verſtändige Erziehung, durch vielfältige Turnübungen zu einem kräftigen, gewandten Jünglinge herangeblüht. Er war ein guter Tänzer, kühner Reiter, tüchtiger Schwimmer und geſchickter Fechter. Er beſchäftigte ſich überdies gerne mit feiner Drechslerarbeit, und ſie gelang ihm; er zeichnete gut mathematiſche Gegenſtände und Landſchaften. In höherem Grade noch war in ihm das Talent für Muſik ausgebildet. Das Inſtrument, was er zuerſt übte, war die Violine; bald aber ging er zur Guitarre über. Sie war ſeinem poetiſchen Sinne angemeſſen; ſie verſetzte ihn in die Zeiten der Troubadours zurück. Für dieſes Inſtrument und für den Geſang glückten ihm kleine Kompoſitionen. Die Dichtkunſt war von früher Jugend an das Ziel ſeines Strebens. Der verſtändige Vater jedoch begünſtigte die erſten Verſuche des Sohnes keineswegs durch voreilig geſpendetes Lob. Es ſollte ſich erſt zeigen, ob ächter, ernſter Beruf für dieſe Kunſt vorhanden war. Schiller und Goethe waren die Freunde und Lieblingsdichter des Hauſes, und Schiller's Balladen wahrſcheinlich die erſten Gedichte, die der Knabe zu leſen bekam. Das Erhabene wirkte mächtig auf ihn; aber in ernſten Dichtungen verſuchte er ſich erſt ſpäter und anfänglich mit Schüchternheit. Sein Talent zeigte ſich erſt in Gedichten ſcherzhafter Art, welche durch äußere Anläſſe entſtanden. An Stoff hierzu fehlte es nicht, da das friſche Leben und der Frohſinn der Jugend bei ihm durch nichts unterdrückt wurden. Die Reime machten ihm keine Noth; ſie ſtrömten ihm zu.

Das älterliche Haus verließ er nicht vor der Mitte des ſiebzehnten Jahres. Unterricht erhielt er eine Zeitlang auf der Kriegsſchule in Dresden; hauptſächlich aber durch ausgeſuchte Privatlehrer. Die Vermögensverhältniſſe ſeiner Aeltern waren ſo, daß er nicht auf den Beſitz eines bedeutenden Vermögens rechnen konnte. Er mußte daher auf ein Lebensgeſchäft denken, welches ſeine Zukunft ſicherte. Er wählte den Bergbau, höchſtwahrſcheinlich durch ſeine poetiſche Seite und die Geiſtesnahrung angezogen, welche ſeine Hülfswiſſenſchaften darboten. Bei ſeinem überwiegenden Hange zu verſchiedenen Kunſtzweigen bedurfte er einer ſolchen Verſtandesanregung um ſo mehr, wenn eine Einſeitigkeit der Bildung verhütet werden ſollte, die bei vielen Kunſtgebildeten ſo unangenehm berührt. Das Studium der Phyſik, Naturkunde, Chemie und Mechanik, dem er ſich mit Liebe hingab, boten dies Gegengewicht. Er wurde nun für den höheren Unterricht auf der Bergakademie in Freiberg vorbereitet. Dazu boten die oben ſchon geſchilderten Verhältniſſe im väterlichen Hauſe fortgeſetzte Bildungsmittel eines tüchtigen Charakters. Seine natürliche Offenheit, Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit entwickelten ſich hier ungehindert. Frühzeitig genoß der Knabe und Jüngling eine angemeſſene und wohlthätige Freiheit, und ſeine beſonderen Anlagen fanden die mannigfachſte Anregung. Die Empfänglichkeit für Poeſie und Muſik war allgemein, namentlich bei dem weiblichen Theile der Familie. In den Abendgeſellſchaften des Hauſes war der Sohn frühe gerne geſehen, weil er nie beſchwerlich, ſondern ungekünſtelt lebhaft, und theilnehmend war. Um die Schweſter hatte ſich ein Kreis von Jungfrauen gebildet, die ihn gerne unter ſich ſahen, was ihm nicht gleichgültig war. So lernte er den Werth eines feineren Umgangs ſchätzen und ſich ohne Zwang in allen geſelligen Kreiſen bewegen.

Im Sommer des Jahres 1808 bezog er die Bergakademie Freiberg, und auch hier fand er ſich bald in einer ſehr günſtigen Lage. Der Bergrath Werner, ein Freund ſeines Vaters, nahm ihn mit dem größten Wohlwollen auf, und in den angeſehenſten Häuſern fand er freundliche Aufnahme.

Körner trieb hier anfänglich mit großem Eifer das Praktiſche des Bergbaus, ſcheute keine Beſchwerde und war in den Eigenthümlichkeiten des Bergmannslebens ganz einheimiſch. Mit glänzenden Farben ſchildert er es in ſeinen Gedichten aus jener Periode. Bald aber wich dieſes Ideal einer farbloſeren Wirklichkeit, und die bergmänniſchen Hülfswiſſenſchaften, vorzüglich Mineralogie und Chemie beſchäftigten ihn. Er durchſtreifte die Gebirgsgegenden, ſammelte Foſſilien, zeichnete Charten, und machte mit Hülfe eines geübteren Freundes kleine chemiſche Verſuche.

Während eines zweijährigen Aufenthaltes in Freiberg gelangte Körner zu einer Geiſtesreife und Beſonnenheit, die man bei ſeinen Jahren und ſeinem leichten Blute kaum hatte erwarten dürfen. Viel Einfluß auf ihn hatte ein täglicher Genoſſe ſeiner Studien und Freund, Namens Schneider, ein junger Mann voller Geiſt, Kraft und Charakter, aber durch widrige Schickſale zum Trübſinne geneigt. Von dieſer dunklen Blume fühlte ſich der lebensfrohe Dichter angezogen. Der Bund wurde aber durch ein unglückliches Ereigniß getrennt. Schneider brach beim Schlittſchuhlaufen ein und ertrank. Der Anblick dieſer Leiche und eines anderen ſterbenden Freundes, der als Künſtler viel zu leiſten verſprach, machte auf Körner einen tiefen und bleibenden Eindruck. — Die heitere Stimmung Körner's war überhaupt weit von Leichtſinn und Frivolität entfernt, und in dem fröhlichſten Rauſche war bei ihm der Ernſt des Lebens ſichtbar. Den Genuß der Gegenwart konnte er erſchöpfen und die nächſte Stunde wieder dem Geſchäfte widmen.

Die kleinen häuslichen Feſte riefen ihn bei der geringen Entfernung Freibergs von Dresden faſt jedesmal in den Familienkreis zurück. Aber auch weitere Reiſen wurden unternommen. Im Sommer 1809 beſuchte er die Oberlauſitz und die ſchleſiſchen Gebirge. Die große Natur wirkte mächtig auf ſein empfängliches Gemüth, und er rechnet den Aufenthalt in Schleſien zu den glücklichſten Tagen ſeines Lebens. Einige Gedichte ſchildern dieſe Stimmung.

Von dieſer Zeit an traten ſeine poetiſchen Erzeugniſſe mit mehr Ernſt und Tiefe auf, und beſonders wird ein religiöſes Element in ihnen ſichtbar. Nicht in ihrem finſteren, alle Lebensfreuden ſtörenden Gewande war die Religion an ihn herangetreten. Er hatte ſie nur als ſtützende und erhebende Freundin kennen gelernt. Edlere Triebfedern, als die Furcht, hatten ihn das Heilige erkennen und ehren gelehrt. Daher ergriff ihn in der Vollkraft der Jugend die Reinheit des unverfälſchten Chriſtenthums. Es entſtanden ſeine geiſtlichen Sonnette. Er ſelbſt ſchrieb darüber in einem Briefe: „Ich denke, daß ſich das Sonnett zu dieſer Gattung Gedichte recht eignet, denn es liegt in dem Versmaß ſo eine Ruhe und Liebe, die bei den kunſtloſen Erzählungen der heiligen Schrift recht an ihrem Orte iſt.“ Damals entſtand in ihm auch die Idee, ein „Taſchenbuch für Chriſten“ herauszugeben. Es ſollte aus hiſtoriſchen Aufſätzen, geiſtlichen Sonnetten und Liedern oder ſonſtigen poetiſchen Darſtellungen einzelner Bibelſtellen beſtehen, und durch eine Reihe paſſender Kupferſtiche geſchmückt werden. Ein Brief von ihm enthält darüber folgende Stelle: „Soll uns denn die Religion, für die unſere Väter kämpften und ſtarben, nicht eben ſo begeiſtern, und ſollen dieſe Töne nicht manche Seele anſprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es gibt ſo ſchöne Züge der religiöſen Begeiſterung in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und vorher, die auch ihren Sänger verlangen.“ Die chriſtlich-germaniſchen, mittelalterlichen Reaktionsbeſtrebungen, wie ſie unmittelbar nach den Befreiungskriegen mit Stärke erwachten, erſcheinen hier ſchon vorgebildet, und ohne „allen äußeren Anſtoß“, wie ſein edler Vater meint, möchte dieſe chriſtliche Richtung in ihm doch nicht aufgetaucht ſein: denn er war auf ſeiner ſchleſiſchen Reiſe bei dem Grafen von Stolberg in Peterswaldau eingeführt worden, der ſchon im Jahre 1800 mit ſeiner ganzen Familie katholiſch geworden war, und deſſen Sohn ſich noch im Jahre 1825 zu Freiburg in der Schweiz in das Jeſuitenkollegium aufnehmen ließ. Der Plan zur Herausgabe des Taſchenbuches kam indeß nicht zur Ausführung.

Im Sommer 1810 verließ Körner Freiberg und war Anfangs geſonnen, ſeine Studien in Tübingen fortzuſetzen. Doch entſchied er ſich ſpäter für die neu errichtete Univerſität Berlin, wo für ſein Fachſtudium mehr zu erwarten war. Aber auch Leipzig, wo ſein Vater geboren war, und mehrere ſeiner Verwandte und Freunde lebten, ſollte nicht ganz übergangen werden, und ein halbes Jahr wurde zu einem dortigen Aufenthalte beſtimmt. Die Vorleſungen in Freiberg endigten indeß zu ſpät, um zu Anfang des Sommerhalbjahrs in Leipzig eintreffen zu können. Die Zwiſchenzeit wurde zu Reiſen verwendet. Er begleitete ſeine Aeltern nach Karlsbad, und verlebte einige Wochen in Löbichau bei Altenburg, auf einem Landſitze der Herzogin von Kurland, die ſeine Pathin war. Eine Beſchädigung am Fuße nöthigte ihn, eine beſchloſſene Reiſe in den Harz aufzugeben.

Um dieſe Zeit trat er vor dem Publikum zuerſt als Schriftſteller auf. Es erſchien eine Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel „Knospen“. Der Vater hatte ihn von einem ſo frühen öffentlichen Auftreten abſichtlich nicht zurückgehalten. Er ſollte die Stimme eines unbefangenen Urtheils Fremder vernehmen; denn der engere Freundeskreis bisher konnte befangenes Lob geſpendet haben. Er ſollte die Probe beſtehen, ob der Beruf zur Kunſt in ihm ſo feſt gegründet war, daß er ſich von ihm, ſelbſt durch ungerechten harten Tadel, nicht zurückſchrecken ließ. Dieſes erſte Auftreten jedoch geſchah mit einer ſolchen Beſcheidenheit und Schüchternheit, verbunden zugleich mit dem Bewußtſein eines redlichen Strebens, daß ihm auch die Herzen der Fremden gewonnen werden mußten. Von dieſer Stimmung des neunzehnjährigen Dichters zeugt das Sonnett:

Mit den Knoſpen.

Darf ich dir wohl des Liedes Opfer bringen?
Darf meine Muſe ſcheu und ſtill es wagen,
Was ſie gefühlt, begeiſtert dir zu ſagen;
Und wird das Streben meiner Bruſt gelingen?

Noch lebt das Bild auf ungewohnten Schwingen;
Noch kann es nicht der Wolken Druck ertragen,
Doch will das Herz das ferne Ziel erjagen,
Und aufwärts zu dem Sonnentempel dringen.

Drum magſt du mir mit güt'gem Blick vergeben,
Wenn auch mein Lied in regelloſen Spuren
Durch Qual und Luſt in wilden Tönen ſchweift;

Zur Wahrheit doch, zur Liebe geht ſein Streben,
Zum ſüßen Einklang höherer Naturen,
Und — meine Blüthen ſind noch nicht gereift.

In Leipzig wurde Körner in das Treiben der Studentenverbindungen hineingezogen, die ſich grade mit groſſer Erbitterung gegenüber ſtanden. Seine lebhafte Phantaſie erhöhte für ihn den Reiz dieſes freien, ungebundenen Lebens. Doch wurden ſeine Studien darüber nicht verſäumt. Er beſchäftigte ſich ernſtlich mit Geſchichte, Philoſophie und Anatomie, wurde Mitglied einer äſthetiſchen Geſellſchaft und der Makaria, einer Verbindung zu Geiſtesarbeiten und geſelligem Vergnügen; er errichtete einen Dichterklub, war in den angeſehenſten Häuſern wohl aufgenommen und in den Kreiſen lebensfroher Jünglinge, wo er für einen tüchtigen Kameraden galt. Er mußte ſich am Ende des Semeſters von Leipzig heimlich entfernen, weil es zwiſchen den Verbindungen zu öffentlichen Händeln gekommen und von der akademiſchen Behörde Unterſuchungen eingeleitet waren, welche ihm, als einem Parteiführer, beſonders nachtheilig werden konnten. Er ging (Oſtern 1811) nach Berlin.

Die Empfehlungen ſeines Vaters öffneten ihm auch hier den Familienkreis ausgezeichneter Männer, die ſich ſeiner mit Liebe annahmen. Er trieb hier beſonders Botanik, ſetzte ſeine begonnenen Studien der Philoſophie und Geſchichte fort und benutzte die anſehnliche Nikolai'ſche Privatbibliothek, die ihm durch einen Freund ſeines Vaters zu unbeſchränktem Gebrauche zu Gebot ſtand. Seine Erholungsſtunden am Abende ſollten zwiſchen dem Zelter'ſchen Singinſtitute und dem Theater getheilt werden. Anfangs Mai aber ſchon überfiel ihn ein dreitägiges Fieber, das mehrere Wochen anhielt und ihn durch öftere Rückfälle ſo abmattete, daß der Arzt Unterbrechung ſeiner Studien und eine Reiſe für nothwendig hielt. Er brachte einen Monat mit ſeinen Aeltern in Karlsbad zu und wäre dann gerne in die Rheingegenden und nach Heidelberg gegangen. Sein Vater fürchtete indeß auf dieſer Univerſität Wiederaufnahme des, in Leipzig verlaſſenen wilden Treibens und beſtimmte ihn, nach Wien zu gehen. Von der großen Stadt im Allgemeinen und von einigen ausgezeichneten Männern im Beſonderen, wie Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel, an denen er Stützen und Rath haben konnte, hoffte der Vater viel für die weiter Ausbildung des Sohnes. Im Auguſt 1811 traf er in Wien ein.

Hier nun begann für ihn, was der Vater erwartet hatte, eine neue Lebensepoche. Die angenehmſten Verhältniſſe umgaben ihn und regten ihn zur angeſtrengteſten Thätigkeit im Studiren und Schaffen an. In letzterem beſonders entwickelte er eine ſeltene Raſchheit und Gewandtheit. Sein Vater hatte ſich nun von ſeinem entſchiedenen Dichterberufe überzeugt und ließ ihn frei gewähren. Was er von ihm verlangte, war nur, daß er über zu früher und zu anſtrengender Arbeit im dichteriſchen Schaffen, nicht ſeine theoretiſche Weiterbildung verſäume, damit eine vollſtändige edle Menſchenbildung gewonnen werde. In 15 Monaten hat Theodor Körner in Wien ſeine kleineren und größeren Dramen alle zu Stande gebracht. Die Natur drängte die zum frühen Tode beſtimmte Blüthe mit Macht auf eine Stufe, auf welcher ſie kaum zur Hälfte entfaltet, eine Zierde und ein Schatz ihrer Nation wurde. Er hatte ſich durch ſeine früheren Uebungen eine große Leichtigkeit in der Versbildung erworben, die ihm nun ſehr zu Statten kam. Die Aufſuchung des Stoffs und die Entwerfung des Plans koſteten ihn immer die meiſte Zeit. Zur Ausführung eines größeren Werks bedurfte er nur einiger Wochen, aber in völliger Zurückgezogenheit und ununterbrochener Arbeit. Oft arbeitete er in ländlicher Ruhe im Freien.

Lange beſchäftigte er ſich mit den Vorarbeiten und dem Plane zu einem Trauerſpiele: Konradin, das aber nicht zur Ausführung kam. Er wünſchte ſeine erſte Tragödie in Wien aufgeführt zu ſehen und mußte daher auf die dortigen Cenſurverhältniſſe Rückſicht nehmen. Bei der Behandlung des Konradin's aber konnte die Zeichnung des Papſtes und mancher politiſchen Verhältniſſe in dieſer Beziehung vielfach Anſtoß erregen. Seine erſten dramatiſchen Verſuche waren zwei einaktige Luſtſpiele in Alexandrinern, die Braut und der grüne Domino. Sie wurden in Wien mit Beifall aufgenommen; ebenſo die Poſſe der Nachtwächter. Der Beifall war noch geſteigerter bei der Aufführung der Toni, einem Drama, welches nach einer Erzählung von Heinrich von Kleiſt bearbeitet iſt. Er ſtrebte von dem Luſtſpiele durch das Drama zur ernſten Tragödie empor. Sein erſter Verſuch in ihr war die Bearbeitung eines gräßlichen Stoffs, die Sühne. „Sie iſt“, ſagte er ſelber in einem Briefe, „nach Aller Geſtändniß das Gräßlichſte, was man je gewagt hat.“ Nun hatte er einen für Wien beſonders paſſenden Stoff eines größeren Trauerſpiels gefunden und bearbeitet. Es war Zriny, der ungariſche Leonidas. Der Dichter wurde am Schluſſe der Aufführung von dem Publikum gerufen, was in Wien faſt beiſpiellos war. Nun folgte Hedwig, die mit gleichem Beifalle aufgenommen wurde. Das Trauerſpiel Roſamunde hielt Körner ſelber für beſſer gelungen, als den Zriny. Zwiſchen dieſen Arbeiten liegen noch mehrere kleinere, meiſt komiſchen Inhalts: Joſeph

Heyderich, eine dramatiſirte wahre Begebenheit; der Vetter aus Bremen, der Wachtmeiſter, die Gouvernante; die Opern das Fiſchermädchen oder Haß und Liebe und der vierjährige Poſten. Pläne zu größeren und kleineren Arbeiten waren in Menge vorhanden. — Nicht der Beifall der Menge allein lohnte den jugendlich aufſtrebenden Dichter: auch die Urtheile gereifter, ſachverſtändiger Männer ſprachen ſich günſtig aus. Goethe munterte ihn auf und ließ mehrere ſeiner Stücke, die Braut, den grünen Domino, die Sühne, in Weimar aufführen.

Es kann ſich hier nicht darum handeln, den Maßſtab einer ſtreng künſtleriſchen Beurtheilung an dieſe Erſtlingserzeugniſſe eines Dichters zu legen, der überdies noch ſo raſch und viel in ſo früher und kurzer Zeit arbeitete. Der Umfang der Welterfahrung, die Tiefe der Menſchenkenntniß, welche dem dramatiſchen Dichter zur Zeichnung ſeiner Charaktere und Situationen ſo unentbehrlich ſind, wie hätten ſie Eigenthum des zwanzigjährigen Jünglings ſein können? Auch verrathen ſeine Produkte alle die Luft, in welcher ihr Schöpfer bisher vorzugsweiſe geathmet, die Luft der Schiller'ſchen Tragödie. Aber ſie zeigen uns auch ein aufblühendes Dichtertalent in ſeltener Reinheit und Kraft. Eine durchſichtige, faſt weibliche Klarheit und Milde war in ihm verbunden mit männlicher Stärke und Ausdauer. Die ganze Welt mit allen ihren Verhältniſſen, mit ihren Höhen und Tiefen lag vor ihm da im Widerſcheine ſeiner inneren Poeſie. Freudigkeit war über ſie und über ihn ausgegoſſen; kein Schatten einer finſteren Stimmung trübte das Verhältniß zwiſchen ihm und ihr. Heiteres Selbſtvertrauen ließ ihn leicht und ſicher daherſchreiten. Seinen Beruf zur Dichtkunſt hatte er erkannt und mit der ganzen ihm zu Gebote ſtehenden Kraft ergriffen. Von der Heiligkeit dieſes Berufes war er durchdrungen, und ſtrebte mit nie raſtender Thätigkeit der Vollendung zu. Am deutlichſten treten dieſe Elemente in ſeinen lyriſchen Dichtungen zu Tage. Und was der Dichter fühlte und ſang, das ſtrebte der Menſch zu ſein.

Es iſt nicht der Dichter allein, der uns an Körner feſſelt, und nicht der Menſch allein; es iſt die ſeltene Vereinigung beider zu einer liebenswürdigen Erſcheinung, die unwiderſtehlich anzieht. Dies zeigte ſich beſonders während ſeines Aufenthaltes in Wien; er war der Liebling Aller, mit denen er in Berührung kam. Von der öffentlichen Gunſt einer großen Hauptſtadt emporgetragen, wie wohl ſelten ein anderer Dichter, blieb er ſo anſpruchslos und beſcheiden, daß ſelbſt der Neid ſchwieg. Er war die Mode der großen Welt geworden und mußte ſich durch einen feſten Willen vor ihren Zerſtreuungen zu ſchützen ſuchen, was ihm zwar gelang, aber um ſo ſchwerer war, da viele Frauen ſein Talent und ſeine Geſellſchaft in Anſpruch nahmen. Der Erzherzog Karl ſogar ließ ſich ihn vorſtellen: er hatte dem Helden von Aſpern in der erwachten vaterländiſchen Begeiſterung zwei Gedichte gewidmet. Auch eine liebliche Braut hatte er in Wien gefunden, ein Mädchen, welches durch Schönheit, Sitte und Kunſttalent ausgezeichnet war. Seine Aeltern beſuchten ihn in Wien und gaben ihre Zuſtimmung. Sein Vater wünſchte, daß er einer Einladung Goethe's Folge leiſten und ſich eine Zeitlang in Weimar aufhalten möchte, um von Goethe's perſönlichem Umgange Früchte zu ziehen. Er war im Begriff, dem Wunſche des Vaters, wiewohl ungern, zu entſprechen, als er im Beginne des Jahres 1813 als kaiſerlicher Hoftheaterdichter in Wien angeſtellt wurde. Seine Zukunft war geſichert; er konnte ungeſtört ſeinem Berufe leben, ſich mit der Geliebten verbinden. Er hatte im Beginne ſeiner Laufbahn erreicht, wonach Andere oft ihr ganzes Lebenlang ſtreben. Er fühlte ſich wohl, glücklich; kein Wunſch war ihm bis hierher verſagt geblieben. An dem letzten Geburtstage, den er erlebte, hatte er ſeinen Lieben nach Hauſe ſchreiben können: „Noch nie hat mich ein 23. September ſo glücklich gefunden. Der Kranz der Liebe iſt um mich geſchlungen, und alle Blüthen, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligſten Gefühls, hat meine Toni (ſeine Braut) mir zum ewigen Frühling aufgeküßt. — Ich fordere den auf, der glücklicher ſich rühmen kann!“ Und die Aeltern erkannten das. An demſelben Geburtstage ſchrieb ihm der Vater: „Froh wollen wir Deinen Tag feiern; wir werden Gott für Alles danken, was er uns in Dir gegeben hat!“

Da ertönte der Nothruf des Vaterlandes an ſeine Söhne, und das irdiſche Glück ſo vieler guten und edlen Menſchen brach in blutige Scherben. Wie hätte Theodor Körner den Ruf ſeines Vaterlandes überhören können? Wohl war in dem Theile, der ſeine zweite Heimath geworden, noch tiefer Friede; wohl gab ſich Mancher Mühe, ihn „in das Gleis der Vernunft zurückzuführen,“ wie ſie es nannten; wohl hielt ihn das Leben mit den ſtärkſten, mit den lieblichſten Banden feſt. Aber die Stimme der höheren Pflicht war ſtärker; die Stimme des Vaterlandes ſiegte:

„Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde ſchönen Reih’n,
Tauchte in der Trennung Schmerzen
Und ward ſein!“

Längere Zeit ſchon ſchien er den Entſchluß in der Seele zu tragen, das Schwert mit der Leyer zu verbinden, ſobald ſich die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs zeigte. Leiſe ſuchte er die Aeltern darauf vorzubereiten. Am 20. Januar 1813 ſchreibt er unter anderm: „Es freut mich Euer vergnügtes Leben. Mögt Ihr in ſechs Wochen nicht anders ſprechen.“ Ein Brief vom 27. Januar ſchließt mit den Worten: „Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte.“ Als der preußiſche Aufruf ergangen war, theilte er dem Vater ſeinen Entſchluß in folgendem ausführlichen Schreiben vom 10. März mit: „Liebſter Vater! Ich ſchreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feſte Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erſchrecken wird. Neulich ſchon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reiſe gediehen iſt. Deutſchland ſteht auf; der preußiſche Adler erweckt in allen treuen Herzen durch ſeine kühnen Flügelſchläge die große Hoffnung einer deutſchen, wenigſtens norddeutſchen Freiheit. Meine Kunſt ſeufzt nach ihrem Vaterlande; — laß mich ihr würdiger Jünger ſein! — Ja, liebſter Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und ſorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, ſei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Uebermuth, Leichtſinn, Wildheit! Vor zwei Jahren hätte ich es ſo nennen laſſen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in dieſem Leben reifen kann; jetzt, da alle Sterne meines Glücks in ſchöner Milde auf mich niederleuchten; jetzt iſt es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt; jetzt iſt es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß ſei für das höchſte menſchliche Gut, für ſeines Volkes Freiheit. Vielleicht ſagt Dein beſtochenes väterliches Herz: Theodor iſt zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leiſten können; er iſt der Menſchheit noch ein großes Pfund zu berechnen ſchuldig. Aber, Vater, meine Meinung iſt die: zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre ſeiner Nation iſt Keiner zu gut, wohl aber ſind Viele zu ſchlecht dazu! Hat mir Gott wirklich etwas mehr, als gewöhnlichen Geiſt eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo iſt der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe ſein zu können in dieſer Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogenſturme die muthige Bruſt entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeiſterung meinen ſiegenden Brüdern meinen Jubel nachleyern? Soll ich Komödien ſchreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernſtes mitzuſprechen? Ich weiß, Du wirſt manche Unruhe erleiden müſſen; die Mutter wird weinen! Gott tröſte ſie; ich kann's Euch nicht erſparen. Des Glückes Schooskind rühmt' ich mich bis jetzt; es wird mich jetzo nicht verlaſſen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel. Daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der

Liebe, der Freundſchaft, der Freude geſchmückt iſt, und daß ich es doch wage; daß ich die ſüße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angſt zu bereiten, das iſt ein Opfer, dem nur ein ſolcher Preis entgegengeſtellt werden darf. — — Die Mutter ſoll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich 'liebt, ſoll mich 'nicht verkennen, und Du wirſt mich Deiner würdig finden."

Er fühlte lebendig die Größe des Opfers, das er brachte. In ſpäteren Schreiben an die Aeltern finden ſich noch folgende Stellen: „Der Abſchied von Wien liegt noch gewitterdumpfig auf meinem Herzen. Wäre das ſchon überſtanden! Warum muß die grade Straße der Pflicht unbarmherzig manch ſtilles Blümchen niedertreten, das gern am Wege aufgeblüht wäre?" — — „Doch es gilt ein großes Werk. Wer ſein Sandkorn nicht mit dazu legt, ſoll ſich in ſeinem Schatten nicht freuen dürfen."

Er verließ Wien am 15. März und trat in Breslau in die Reihen der Lützower ein (19. März). Mit der ganzen Gluth der Begeiſterung, mit der ganzen Tiefe ſeiner Poeſie ergriff er auch dieſen neuen Beruf; auch hier flogen ihm alle Herzen entgegen. Er wurde der Schlachtenſänger der muthigen Schaar. Seine ſchönſten Lieder ſind aus dieſem Zeitraum. Ihre Ausgabe iſt bekanntlich mit dem treffenden Namen: „Leyer und Schwert" bezeichnet.

Unmittelbar nach Körner's Eintritt, erhielt das Korps den Befehl, durch Sachſen gegen den Feind aufzubrechen. Vorher leiſtete das Korps in der Kirche zu Rogau, einem Dorfe bei Zobten, den Fahneneid und wurde feierlich eingeſegnet (28. März). Der Gottesdienſt begann mit der Abſingung eines, von Körner gedichteten Liedes, welches die Stimmung nicht der Freiſchaar allein, ſondern des ganzen Volkes bei dem Ausbruche des großen zweifelhaften Kampfes ausſprach:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zuſammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja ſelber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr iſt unſere Zuverſicht,
Wie ſchwer der Kampf auch werde;
Wir ſtreiten ja für Recht und Pflicht,
Und für die heil'ge Erde.
D'rum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unſre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zuſammen;
Es ſoll der Freiheit heil'ge Gluth
In allen Herzen flammen;
D'rum friſch in Kampfes Ungeſtüm!
Gott iſt mit uns und wir mit ihm.
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegesluſt
Für die gerechte Sache;
Er rief es ſelbſt in unſre Bruſt:
Auf, deutſches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu ſeiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

Ein Brief Körner's vom 30. März an Frau von P. in Wien beſchreibt dieſe Feier mit folgenden Worten:

„Eben erhalten wir die Nachricht, daß wir binnen acht Tagen vor dem Feinde ſtehen. Die Franzoſen haben Dresden ſtark beſetzt, machen Miene, es zu halten und ſollen ihre Vorpoſten bis Bautzen vorgerückt haben. Wir werden in aller Eile vorgeworfen, und ich halte es für keine kleine Gunſt des Schickſals, daß ich entweder die heilige Erde meiner Heimath befreien helfen darf, oder doch vor den Mauern meiner väterlichen Stadt, wie ein ehrliches deutſches Herz, verbluten kann. Das walte Gott; ich bin bereit! — Eine große herrliche Stunde habe ich am Sonnabend verlebt. Wir zogen in Parade aus Zobten nach Rogau, einem lutheriſchen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einſegnung der Freiſchaar einfach, aber geziemend ausgeſchmückt war. Nach Abſingung eines Liedes, das Ihr Freund zu der Gelegenheit verfertigt hatte, hielt der Prediger des Ortes, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid ſchwören, für die Sache der Menſchheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu ſchonen und zu ſiegen oder zu ſterben für die gerechte Sache. Wir ſchwuren! — Darauf warf er ſich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für ſeine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Bruſt die Todesweihe flammend zuckte; wo alle Herzen heldenmüthig ſchlugen. Der feierlich vorgeſagte und von Allen nachgeſprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geſchworen, und: „eine feſte Burg iſt unſer Gott,“ machte das Ende der herrlichen Feier, die zuletzt noch mit einem donnernden „Vivat,“ das die Krieger der deutſchen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchſprühten. Dieſe Stunde hatte um ſo mehr Ergreifendes für uns, da die Meiſten mit dem Gefühl hinausgehen, es ſei ihr letzter Gang. Ich weiß auch einige Geſichter in meinem Zuge, von denen ich's ganz deutlich voraus weiß, ſie ſind unter den Erſten, die der Würgengel fordert. Es gleicht wohl nichts dem klaren beſtimmten Gefühle der Freiheit, das dem Beſonnenen im Augenblicke der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod iſt ſo mild, als der unter den Kugeln der Feinde; denn was den Tod ſonſt verbittern mag, der Gedanke des Abſchieds von dem, was einem das Liebſte, das Theuerſte auf Erden war, das verliert ſeinen Wermuth in der ſchönen Ueberzeugung, daß die Heiligkeit des Untergangs jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde.“

Körner ſelbſt hatte häufig Todesahnungen, die indeß ſeine freudige Stimmung nie trübten und ihn nie im Handeln hemmten. Er ſprach ſie in den Briefen an die Freundin in Wien beſtimmt aus, während er ſie in ſeinen Schreiben an die Aeltern mit liebender Sorge verbarg und bei ihnen die Hoffnung auf ein freudiges Wiederſehen nach ausgerungenem Streite aufrecht zu erhalten ſuchte. In demſelben Briefe vom 30. März an die Frau v. P. ſchrieb er: „Sie verſprachen einmal, mich mild und ſanft zu pflegen; vielleicht brauch’ ich es bald; ſeit der Todesweihe im Gotteshauſe zuckt mir immer eine Ahnung durch’s Herz.“ In ſpäteren Schreiben an Dieſelbe äußerte er ſich: „Der Himmel hängt grau und düſter über uns und hüllt die Berge in Nebel, wo ich geſtern in luſtiger Jagd ſtreifte. Mir iſt recht häuslich zu Muthe und doch ſo verwegen dabei. Die kleinen Kreiſe ſind alſo aufgelöſt und die neunte Stunde hat ausgeſchlagen (in Wien betrachteten Alle dieſe Stunde als ihre tolle Stunde, in welcher ſie gewöhnlich Scherze zu treiben anfingen). Jeden Abend zieht es mich gewaltſam hinüber nach Süden. Nun, wenn ich nicht mehr auf der Grünangergaſſe (Straße in Wien, wo Frau v. P. wohnte) bin, vielleicht bin ich bald auf dem grünen Anger und recht ruhig.“ — „Geſtern Abend war ich an eines Freundes Tafel mit zwölf Andern, und die Hausfrau erſchrak ſehr über die ominöſe Dreizehn! Was meinen Sie?“ — „Ehe die Kanonen zu donnern anfingen, ſchlief ich ein halbes Stündchen an einem Wachtfeuer. Da hatt’ ich einen Traum, den ich ewig verſchweigen werde, der aber der fürchterlichſte und lebhafteſte meines ganzen Lebens iſt. Sie und Marianne waren bedeutend mit im Spiele, und ſonderbarer Weiſe ſah ich Mariannen in altdeutſchen, bürgerlichen Trauerkleidern, mit langen ſchwarzen Locken.“ Acht Tage vor ſeinem Tode ſchrieb er: „So eben marſchiren wir;

in zwei Tagen erwarten wir die Todeshochzeit. Leben Sie wohl mit Allem, was mir zugethan iſt. Tauſend Dank für Ihre lieben Briefe und für die lieben, lieben Andenken an Sie beide Genien meines Lebens. Der Himmel ſchütze Sie. Gott befohlen!“

Für den Dienſt zu Fuß hatte ſich Körner durch ſeine mineralogiſchen Wanderungen abgehärtet, auch durch öftere Uebungen im Schießen vorbereitet. Dies beſtimmte ſeine Wahl bei dem Eintritte in die Freiſchaar. Er wurde bald durch die Wahl ſeiner Waffenbrüder Oberjäger und Lieutenant. Er begleitete den Major Petersdorf, welcher die Infanterie des Korps kommandirte, auf einer Geſchäftsreiſe und kam dadurch eine Woche früher nach Dresden, als die Freiſchaar. Er ſah hier die Seinigen zum letzten Male. „Ich ſah große Freude“, ſchreibt er nach Wien, „und viele Thränen. Mein Vater war durchaus zufrieden mit mir; die Andern weinten.“ Ein Freund des Vaters, der preußiſche Major Wilhelm von Röder, der ſpäter in der Schlacht bei Kulm gefallen iſt, war damals bei dem Hauptquartier des General Winzingerode angeſtellt, und wünſchte Theodor Körner bei ſich zu haben. Seine Dienſtverhältniſſe konnten dadurch ſehr intereſſant und angenehm werden. Aber Körner blieb ſeiner Freiſchaar treu und folgte ihr nach Leipzig.

Während des Marſches durch Sachſen wurden die Werbungen und Geldſammlungen für das Korps fortgeſetzt. Körner hatte im Auftrage des Majors einen Aufruf an ſeine Landsleute zum gemeinſamen Kampfe für die gute Sache abgefaßt, der überall hin verbreitet wurde. Der Erfolg war ein Zuwachs von 500 Mann. Noch dachte man daran, den Volkskrieg auch in den Theilen des Vaterlandes zu erregen, deren Fürſten noch an den fremden Tyrannen gekettet waren. Voll Gluth und Flammen iſt dieſer Aufruf und giebt ſprechendes Zeugniß von dem Geiſte, der in Lützow's wilder, verwegener Schaar herrſchte, und den man ſpäter freilich unſchädlich machen mußte, als er nicht mehr offiziell war; als man ihn nicht mehr brauchen konnte. Der Aufruf lautete:

An das Volk der Sachſen von ihren Freunden.

Brüder! durch dreifache Bande des Blutes, der Sprache und der Unterdrückung an Euch gekettet, kommen wir zu Euch. Oeffnet uns Eure Herzen, wie Ihr uns Eure Thüren geöffnet habt; die lange Nacht der Schmach hat uns vertraut gemacht; die Morgenröthe einer beſſeren Zeit ſoll uns verbunden finden. Landsleute ſind wir; Brüder ſind wir; im feſten Vertrauen auf Euer Beharren bei der guten, bei der heiligen Sache Gottes und des Vaterlandes rühmen ſich Viele unter uns, Euch anzugehören, in Eurem Kreiſe geboren, in Eurer Sitte auferzogen zu ſein.

Wie es nun Brüdern ziemt, wollen wir durch Eure Thäler wandern. Wem wäre denn die heimathliche Erde, dies *Eine große Vaterhaus* aller deutſchen Herzen, heiliger; wem läge denn mehr an der Sicherheit, an dem Wohlſtande eines Landes, für deſſen Freiheit wir freudig Blut und Leben zu opfern geſchworen haben! — Ja, für die Freiheit dieſes Landes wollen wir fechten, und, wie Gott will, ſiegen oder ſterben. Soll denn die fremde Tyrannei noch länger Eurer heiligen Geſetze, der ehrwürdigen Ueberlieferung Eurer Väter ſpotten? Soll der fremde Gerichtshof ſich auf Eure Rathhäuſer drängen, und die angeborne Sprache nicht mehr gelten, die Ihr ſeit Jahrtauſenden bewahrt habet? Sollen Eure Speicher, Eure Keller noch länger die Henkersknechte füttern, Eure Weiber, Eure Bräute, Eure Töchter noch länger ihrem zügelloſen Frevel preisgegeben ſein, Eure Söhne noch länger für die Raſerei eines ſchamloſen Ehrgeizes geſchlachtet werden? Denkt an die Thaten Eurer Väter; denkt an die Sachſenkriege gegen den großen Karl; denkt an die goldenen Zeiten Eurer Altvordern unter der Ottone glückſeligem Zepter, denkt an die Helden Eures Volkes, an Eure *Heinriche*, Euren *Moritz*, Euren *Luther*! Die Zeit iſt gewohnt, glänzende Name aus Eurer Mitte zu verkündigen; Eure Väter bezahlten die heilige Schuld. *Laßt dieſe große Zeit nicht kleine Menſchen finden!* — Seht nur auf Euch, was Ihr jetzt ſeid! — Ein geopfert Volk, dem ruchloſen Willen eines einzigen Wütherichs verkauft. Euer Wohlſtand iſt vernichtet, Euer Handel zerſtört, Eure Fabriken ſind zu Grunde gerichtet; Eure Kinder laßt Ihr zu Tauſenden würgen, laßt ſie in den fürchterlichſten Qualen einer losgelaſſenen Hölle verbrennen und erfrieren, verhungern und verdurſten, verwinſeln und verzweifeln! — Von all' den Söhnen, die Euch der Wütherich vom Vaterherzen riß, kehren wenig Hunderte zurück, und dieſe bringen noch den Tod in das Herz Eures Landes; den Keim der Seuchen ſtreuen ſie in Eure geſunden Hütten, und pflanzen die Qual und die Verzweiflung, die einzige Löhnung des blutigen Tyrannen, in ihre heimathlichen Fluren. Und könnet Ihr denn auch Schonung, könnt Ihr Treue von denen verlangen, die ein fremdes Land gebar; die nicht Liebe und Recht, die Raubſucht und viehiſche Begierden zu Euch brachten? Iſt ihnen denn etwas heilig geweſen; haben ſie nicht Kirchen und Altäre geſchändet, Meineide geſchworen und meuchlings gemordet? Haben ſie nicht aus frechem Uebermuthe erſt jüngſt den Stolz Eurer Hauptſtadt zertrümmert?. — Und Ihr ſolltet ruhig bleiben und den Greuel unvergolten laſſen, und den Frevel ungebüßt und die Schande ungerächt? Nein, nein, Du gutes wackeres Volk! Nein, das ſollſt Du, das kannſt Du nicht! — Haſt Du den Moskowiten geſehen, wie er den Fackelbrand in ſeine Paläſte ſchleuderte? Siehſt Du den Preuſſen jetzt, Deinen Bruder und nächſten Bundesgenoſſen, wie er ſich rüſtet, Landwehr und Landſturm, alle waffenfähige Männer, eins in dem beſchworenen Entſchluſſe, zu ſterben oder frei zu ſein? Und Du wollteſt zaudern? Nein, Du zauderſt nicht; auch Du wirſt aufſtehen und Deine Ketten ſchütteln, und die welke Raute, wird herrlich aufblühen zum Kranze der Freiheit! Sieh auf unſere muthige Schaar! Wir haben es im Gotteshauſe beſchworen, zu kämpfen, zu ſterben für unſere, für Eure Freiheit; der Segen der Kirche iſt mit uns, und die Wünſche und Gebete aller treuen und redlichen Herzen! — Sammle Dich zu uns, wehrbare Jugend des unterjochten Sachſenlandes! Sammlet Euch zu uns, tüchtige Männer des tüchtigen Volkes! Wer nicht mitziehen kann, helfe der allgemeinen Sache mit Rüſtung und Zuſpruch; Eure Brüder in Weſtphalen erwarten uns; Preußens und Rußlands Adler kämpfen mit uns, und Gott hilft uns ſiegen. Es iſt in unſerer Schaar kein Unterſchied der Geburt, des Standes, des Landes. Wir ſind Alle freie Männer, trotzen der Hölle und ihren Bundesgenoſſen und wollen ſie erſäufen, wär's auch mit unſerm Blute. Nicht Söldner ſind wir: der Frieden, das Glück führt uns auseinander, wie uns Rache und Kampf zuſammen führt. Wenn der Feind darnieder liegt; wenn die Feuerzeichen von den Bergen des Rheins herüberrauchen, und das deutſche Banner im Hauche franzöſiſcher Lüfte flattert, dann hängen wir das Schwert in den Eichenwäldern des befreiten Vaterlandes auf, und ziehen heim in Frieden. Nun, ſo der Himmel will, es wird bald gethan ſein! Gott iſt ja mit uns, und die gerechte Sache, und eine feſte Burg iſt unſer Gott! Amen!

Das Freikorps ſollte nun ſeiner Beſtimmung gemäß verwendet und in den Rücken des Feindes geworfen werden, um durch den kleinen Krieg ſeine Unternehmungen zu erſchweren. Bisher ſtand Eugen, der Vicekönig von Italien, noch ſchwach auf dem linken Saale-Ufer, vereinzelt und ohne Verbindung noch mit Napoleon's heraneilenden Hauptmaſſen. Der Major von Lützow hatte ſchon länger gewünſcht, dieſe Zwiſchenzeit zu einem Streifzuge mit ſeiner Reiterei benutzen zu dürfen. Am 23. April indeß erhielt er erſt die Erlaubniß zum Aufbruche und durch Generallieutenant Scharnhorſt den Befehl, wenn es die Umſtände irgend verſtatteten, ſeine Infanterie in einzelnen Abtheilungen in den Harz, den Sollinger, Schwalemberger und Lippiſchen Wald zu werfen und alle Mittel zu ihrer Vergrößerung aufzubieten; mit der Kavallerie ſollte er umherſtreifen und die Verbindung zwiſchen den zerſtreuten Infanterieabtheilungen erhalten; auf jeden Fall bemüht ſein, den Feind im Rücken und auf der Seite ſo viel als möglich zu beunruhigen. Dieſem Befehle zu Folge ſetzte ſich der Major in Marſch. Er erreichte bei Scopau die Saale und hatte die Abſicht, hier überzuſetzen, um ſich zwiſchen Halle und Merſeburg auf Querfurt zu bewegen. Hier aber erhielt er durch eine vorausgeſchickte Kavallerieabtheilung die ſichere Meldung, daß der Feind mit mehreren ſtarken Zügen im Vorrücken gegen die Saale begriffen ſei, und daß Alles, was von den Truppen der Verbündeten noch auf dem linken Saaleufer ſtehe, am folgenden Tage auf das rechte zurückweichen werde. Unter dieſen Umſtänden war es nicht möglich, durch einen viel ſtärkeren Feind hindurch den Harz zu erreichen, und der Major Lützow entſchloß ſich, um ſeinen erhaltenen Inſtruktionen zu genügen, eine Umgehung des feindlichen linken Flügels zu verſuchen. Zu dieſem Zwecke mußte er ſich auf dem rechten Elbufer hinunterziehen, ſich einem der dort aufgeſtellten Truppenkorps der Verbündeten nähern und, es als Stützpunkt benützend, oder mit ihm vereint die Elbe überſchreiten. So konnte man immer noch hoffen, die des franzöſiſchen Joches müden Gegenden Norddeutſchlands hinter der feindlichen Armee, die durch Sachſen nach Preußen vordrang, in Flammen zu ſetzen. Lützow ſah ſich zu dieſem Verſuche um ſo mehr aufgefordert, da nach einer Mittheilung des Generals Winzingerode die leichten Korps von Dörnberg und Czernitſcheff in der Gegend von Hannover ſtehen ſollten. Er führte ſeine Schaar daher über Deſſau, Zerbſt, Havelberg elbabwärts bis nach Lenzen. Hier wurde er von General Wallmoden dringend eingeladen, mit ihm vereint über die Elbe zu gehen, um durch ein Unternehmen im Rücken des Feindes, der unter Davouſt mit 18,000 Mann Hamburg bedrohte, dieſe Stadt zu retten. Zugleich erhielt der Major die Nachricht von der Schlacht bei Groß-Görſchen und ihren Folgen, nebſt der Meldung eines ſeiner Rittmeiſter, welchen er auf das linke Elbufer entſendet hatte, daß bei Salzwedel und Stendal die franzöſiſchen Generale Philippon und Sebaſtiani mit zuſammengenommen 12,000 Mann ſtänden, jedoch allen Anzeigen zufolge, im Begriff, bald zur franzöſiſchen Hauptarmee abzumarſchiren. Es ſchien dem Major Lützow daher nicht räthlich, ſeinen Marſch nach dem Harz anzutreten: denn dies mußte die 12,000 Franzoſen unter Philippon und Sebaſtiani nachziehen. Beſſer war es, ihren Abmarſch erſt abzuwarten, wodurch das Feld freier und ergiebiger werden mußte. Die Zwiſchenzeit konnte zu der, von General Wallmoden vorgeſchlagenen Unternehmung angewendet werden. Doch entſendete der Major, um von der Lage des linken Elbufers unterrichtet zu bleiben, Abtheilungen von 30 bis 50 Reitern, welche die Altmark durchſtreiften, Rekruten warben, Beiträge einſammelten, Kaſſen aufhoben, Transporte von Lebensmitteln und anderen Kriegsbedürfniſſe wegnahmen. Er ſelbſt ging in Verbindung mit Wallmoden bei Dömitz über die Elbe und über Dannenberg nach der Göhrde, um den hier ſtehenden Feind anzugreifen. Hier kam es am 12. Mai zu einem lebhaften Gefechte. Die Franzoſen wurden geworfen und von den Lützower Reitern verfolgt. Der General ging indeß am 13. Mai mit all ſeinen Truppen bei Dömitz wieder über die Elbe zurück. Körner hatte am Morgen vor dieſem Gefechte ſein ſchönes „Bundeslied vor der Schlacht" gedichtet: „Ahnungsgrauend, todesmuthig." Er war indeſſen, wie die ganze Infanterie des Freikorps, gar nicht zum Gefechte gekommen, da die Franzoſen trotz ihrer Uebermacht nicht Stand gehalten hatten. Er war mit 100 Mann an eine Brücke kommandirt geweſen mit dem Befehle, ſich hier bis auf den letzten Mann zu halten, um einen möglichen Rückzug der Deutſchen zu decken. Er und ſeine Leute brannten vor Kampfbegierde. Da aber die Ihrigen ſiegten und vordrangen; ſo hatten ſie das leere Nachſehen und hörten den Schlachtendonner nur von Weitem, worüber er ſehr klagte.

Es war nun für den Major Lützow die Frage, ob die Befehle des Generals Scharnhorſt noch ausgeführt werden konnten. Die Umſtände hatten ſich ſehr verändert. Die Franzoſen waren über Dresden nach der Lauſitz vergerückt, und alle Nachrichten aus dem Harze ſtimmten darin überein, daß der Muth der Gebirgsbewohner durch dieſe rückgängige Bewegung des verbündeten Heeres bedeutend herabgeſtimmt war. Man mußte jetzt daher in jener Gegend mit viel größerem Nachdruck auftreten können, die Kampfesluſt wieder zu beleben und ihr eine kräftige Stütze zu gewähren. Eine mißlungene Unternehmung konnte das Anſehen des Korps und das Vertrauen der Gebirgsbewohner für immer zerſtören. Nach einer anderen Seite hin bot grade die gegenwärtige Stellung des Korps auf dem rechten unteren Elbufer eine Sicherheit, die im gegenwärtigen Augenblicke nicht gering anzuſchlagen war. Es deckte die preußiſchen Grenzen gegen einen Angriff von dieſer Seite her. Man organiſirte hier aus demſelben Grunde gerade den Landſturm, und die Militärbehörden der Landſtrecken am rechten Elbufer erkannten für den Fall eines feindlichen Angriffs den Nutzen, den die Freiſchaar und ihre Führer boten, da man ſich, ehe Hülfe größerer Heeresabtheilungen erſchien, längere Zeit wohl auf den kleinen Krieg hätte beſchränken müſſen. Zudem bot das überelbiſche Land gerade in dieſer Gegend die, der Freiſchaar für beide Fälle ihrer künftigen Anwendung nothwendigen Hülfsmittel, zur Verſtärkung und beſſern Bewaffnung ihrer Mannſchaft, in nicht geringem Maße. Dieſe Hülfsmittel waren überdies alle dem Feinde entzogen. Man konnte hoffen, durch ihre zweckmäßige Anwendung die Infanterie des Korps in einigen Wochen auf 2000 Mann zu bringen und mit drei leichten Geſchützen zu verſehen. Dieſe Betrachtungen bewegen den Major Lützow ſeiner Infanterie dieſe Friſt zu gewähren. Es wurde in Stendal unter dem Vorſitze des Volontair-Offiziers Staatsraths Grafen von Dohna eine eigene Verwaltungskommiſſion niedergeſetzt, welche die raſche und zweckmäßige Verwendung dieſer Mittel, ſowie die Wehrhaftmachung eines Theils der Altmärker beſorgen ſollte. Zu dieſem Zwecke umgab die Kavallerie des Korps die Gegend von Stendal und verweilte dort mehrere Tage.

Für Körner war die Zeit der Unthätigkeit, die nun bei der Infanterie eintrat, höchſt drückend. Er war, zum erſten Male vielleicht in ſeinem Leben, mißmuthig. Und wer mag ihm das verargen? Wohl wenige bei dem Korps hatten, wie er, ein Leben voll Thätigkeit und Genuß verlaſſen; wenige vielleicht waren gewohnt, wie er, dieſe beiden Früchte von jedem Lebenszweige zu brechen. Er forderte ſie auch von dem, den er nun in der Hand hielt; auch der Kampf ſollte ſeine Frucht in ſeinen Schoos ſchütteln. Er verlangte nach Schlachtenmorgenroth und mußte in der Ruhefriſt, welche bei ſeinem Korps eingetreten war, wieder eine Brücke bewachen bei Sandau an der Elbe, vor der kein Feind ſtand. Seinen Mißmuth ergoß er in einem Liede:

„Was ſoll ich im Gedränge
Ohne Schlachtenmorgenroth?
Gieb die friedlichen Geſänge,
Oder gieb des Krieges Strenge;
Gieb mir Lieder oder Tod.
Laß mir der Begeiſt'rung Thränen;
Laß mir meine Liebesnacht;
Oder wirf mein freudig Sehnen
In die Schlacht!

Um mich donnern die Kanonen
Ferne Cymbeln ſchmettern d'rein.
Deutſchland wirft um ſeine Kronen,
Und hier ſoll ich ruhig wohnen,
Und des Stromes Wächter ſein!
Soll ich in der Proſa ſterben?
Poeſie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber ſchnell!“

Er hat, wie ſchon öfter bemerkt worden, ſelten etwas gewünſcht, ohne daß die Gewährung auf dem Fuße gefolgt wäre. Auch die Poeſie des Krieges kam über ihn;

er hatte ſie heraufbeſchworen. Er folgte der Kavallerie nach Stendal, als Mitglied der Kommiſſion, welche die weſtphäliſchen Civilbehörden zur Mitwirkung an der Herbeiſchaffung von Hülfsmitteln anzuhalten hatte. Hier erfuhr er, daß der Major Lützow, der die Unthätigkeit eben ſo ſehr haßte, nach alter Schill'ſcher Weiſe, mit der Kavallerie des Korps einen kühnen Streifzug an die obere Saale vorhabe. Körner bat augenblicklich, ihn begleiten zu dürfen, und erbat ſich zum Dienſte bei der Kavallerie. Major Lützow, welcher ihn ſchätzte und gerne um ſich hatte, willfahrte ihm und machte ihn zu ſeinem Adjutanten. Der Major hatte zu dieſem Zuge ſeine vier Schwadronen Reiterei in Stendal zuſammengezogen, zuſammen 400 Pferde, mit 50 Koſaken. Die 50 Koſaken hatte ſich der Major früher ſchon dadurch verdient, daß er an den ruſſiſchen Generalſtab Winzingerode's auf Verlangen dieſes Generals einen gewandten Freiwilligen abgegeben hatte. Hierfür überließ man ihm die genannte Anzahl von Koſaken. Der Plan und Zweck des beabſichtigten Zuges war folgender. Aus Bayreuth und Thüringen hatte man dem Freikorps kräftige Mitwirkung zugeſichert, wenn es ihm gelinge, die dortigen Gegenden zu erreichen. Dazu erwartete man täglich die Kriegserklärung Oeſterreichs. So ſchien ein Unternehmen auf Bayreuth guten Erfolg zu verſprechen. Auf dem Wege über Weimar und Jena durchſchnitt man dabei die ſämmtlichen Verbindungsſtraßen im Rücken des Feindes und konnte hoffen, ihm bedeutenden Schaden zuzufügen. Freilich gab Lützow ſelbſt alle Verbindung mit den Seinen auf. Doch hatte er die Hoffnung, ſobald er das Fichtelgebirg erreichte, an Böhmen einen neuen Halt zu gewinnen, wenn ſich Oeſterreich den Verbündeten anſchloß. Durch dieſen Anſchluß wäre die Lage der franzöſiſchen Armee gänzlich verändert und alle Plane Napoleon's durchkreuzt worden. Und gerade in dem ſchwierigen Augenblicke neuer Anordnungen konnte es von der höchſten Wichtigkeit werden, im Rücken der franzöſiſchen Armee die kampfluſtigen Bewohner des Thüringer Waldes und Fichtelgebirgs in Aufſtand zu verſetzen. Erfolgte aber der Beitritt Oeſterreichs nicht, und konnte man ſich im Voigtlande nicht halten; ſo mußten die kühnen Reiter in einem größeren Bogen durch den Thüringer Wald und den Harz in die Altmark zurückkehren. Dem Major Petersdorf ließ Lützow den Auftrag zurück, mit der verſtärkten Infanterie wo möglich den Harz zu beſetzen und ihm von ſeiner Ankunft daſelbſt durch eine zurückgelaſſene Reiterabtheilung Nachricht zu geben.

Am 29. Mai brachen ſie von Stendal auf. Nur die größte Schnelligkeit und Wachſamkeit verſprachen einen Erfolg. Tag und Nacht wurde geritten, ſo weit die Kräfte der ermüdeten Thiere reichten, links und rechts kleinere Abtheilungen entſendet, Erkundigungen einzuziehen und dem Feinde zu ſchaden. Sobald die Schaar ein Bivouak bezog, wurden die wachſamſten Sicherheitspoſten ausgeſtellt und noch außerdem an der nächſten Hauptſtraße ober- und unterhalb des Bivouaks Verſtecke gelegt, um franzöſiſche Kuriere aufzufangen, was mehrere Male gelang; und um zu rechter Zeit von den Bewegungen unterrichtet zu werden, welche auf der Hauptſtraße ſtattfanden. Doch würde es dennoch unmöglich geweſen ſein, ohne allen Verluſt, durch bedeutende feindliche Truppenabtheilungen hindurchzuziehen, wenn nicht überall die Bewohner des durchzogenen Landes die hülfreichſte Hand geboten hätten.

Am erſten Tage erreichten ſie Letzlingen; am zweiten nach einem ſtarken Marſche über Kalvörde und Erxleben (zwiſchen Magdeburg und Helmſtädt) Kroppenſtädt. Von Kalvörde war der Lieutenant von Reiche, ein tüchtiger Offizier, mit 20 Reitern nach Helmſtädt entſendet worden. Er fand dort ein franzöſiſches Mehlmagazin und vertheilte es unter die Armen, da ſie zum Mitnehmen weder Zeit noch Mittel hatten. In Egeln, einer kleinen Feſtung an der Bode öſtlich von Kroppenſtädt, wurde der franzöſiſche Kommandant aufgehoben. Auch in Halberſtadt hätte man gerne einen Beſuch abgeſtattet: aber vor einigen Tagen erſt war Czernitſcheff dort geweſen und hatte eine ſtarke feindliche Abtheilung herbeigezogen, welche in der Nähe der Stadt lagerte. Am 31. Mai erreichten ſie, ohne angegriffen zu werden, Eisleben. Der Oberjäger Beczwarzowſky war auf dieſem Zuge mit 20 Reitern in Aſchersleben eingekehrt und hatte eine Kaſſe weggenommen. Der Major Lützow beabſichtigte einen Ueberfall auf Weimar und zog daher am 1. Juni über Allſtädt nach Wiehe auf dem rechten Ufer der Unſtrut. Von Allſtädt waren die Lieutenants von Reiche und Theodor Körner mit 20 Mann nach Wendelſtein entſendet worden, wo ſie die zum Dienſte brauchbaren Pferde des ſächſiſchen Geſtüts mitnahmen. Am 2. Juni gegen Mittag erreichten ſie Buttelſtädt nördlich von Weimar. Hier aber erfuhr man, daß Weimar mit 1000 Mann Infanterie beſetzt war, und daß in den umliegenden Dörfern 1500 Mann Kavallerie lagen, polniſche Uhlanen und franzöſiſche Dragoner. Von einem Ueberfalle auf Weimar konnte alſo weiter keine Rede ſein; es mußte im Gegentheile alle Vorſicht angewendet werden, einem Angriffe der Truppen zu entgehen, die in und um Weimar ſtanden. Es war Tag, und ihre Gegenwart und geringe Zahl konnte dem Feinde nicht verborgen bleiben. Nur eine Täuſchung desſelben konnte ſie retten. Major Lützow befahl daher einer ſtarken Abtheilung ſeiner Reiter auf den Höhen neben dem Ettersberge den Weg nach Erfurt einzuſchlagen, um einen Ueberfall auf dieſe Feſtung vorzuſpiegeln. Dieſe Abtheilung ſollte ſich, ſobald der Feind auf ſie aufmerkſam geworden, durch eine Vertiefung des Bodens wieder der übrigen Kavallerie anſchließen, welche ſich zu den Wäldern des Eckartsbergs gewandt hatte, um dort den Einbruch der Dunkelheit zu erwarten. Die Liſt gelang. Die Truppen um Weimar machten ſich auf, Erfurt zu Hülfe zu ziehen, und in der Nacht überſchritten die Lützower unangefochten die Ilmenau. Das Dorf, in welchem die Brücke lag, war zwar mit 300 Mann feindlicher Infanterie beſetzt: dieſe hatte aber alle Wachſamkeit ſo ſehr vernachläſſigt, daß die Lützower das Dorf paſſirten, ohne daß dieſe Infanterie in Allarm gerieth. Gerne hätte Lützow ihr durch einen nächtlichen Ueberfall ſeine Gegenwart fühlbar gemacht: aber Weimar und Jena waren ſtark beſetzt, und er mußte erſt das gefährliche Defilee der Saale hinter ſich haben, ehe er Aufmerkſamkeit erregen durfte. Man ließ die Franzoſen daher ruhig ſchlafen und ſetzte den Marſch ohne Aufenthalt fort. Am Morgen des 3. Juni wurde bei Hohlſtädt die von Weimar nach Jena führende Militärſtraße überſchritten und jenſeits derſelben geruht und gefüttert. Der Lieutenant Obermann wurde ſogleich mit 30 Reitern auf der Straße in Hinterhalt gelegt, und erbeutete 50 Wagen mit franzöſiſchen Effekten und einer Bedeckung von 40 Mann Infanterie. Da man ſich mit dem Transport von Gefangenen nicht befaſſen konnte, ſo entwaffnete man die Mannſchaft und ließ ſie gehen; den Offizieren nahm man das ſchriftliche Ehrenwort ab, in dem gegenwärtigen Kriege gegen die Verbündeten nicht mehr zu dienen. Nachdem Leute und Pferde etwas ausgeruht hatten, nährte man ſich der Saale und überſchritt ſie zwiſchen Jena und Lobeda mittelſt einer Furt zu Winsleben. Nachmittags trafen ſie in Roda ein. Der Major Lützow ritt an der Spitze einiger Huſaren unaufgehalten in die Stadt ein und fand auf dem Marktplatze 400 Mann Rheinbundstruppen aufmarſchirt. Er ritt ohne Weiters auf ihren Führer los und befahl ihm, das Gewehr zu ſtrecken. Es geſchah auf der Stelle mit den ordnungsmäßigen Griffen des Paradeexercitiums. Der Major benutzte dieſen Vorfall, ſich mit etwas Infanterie zu verſehen, die ihm in den nahen Bergen gute Dienſte leiſten konnte. Er entließ die 9 Offizieren auf ihr Ehrenwort, und nahm von den Gemeinen in ſeinen Dienſt, was Luſt dazu hatte. Er ſtellte an die Spitze dieſer Infanterie den Lieutenant von Reiche, der früher bei einem Infanterie-Bataillon geſtanden hatte. Auch ein bedeutendes Fruchtmagazin fanden ſie in Roda, welches für eine ſtarke, auf dem Marſche von Erfurt nach Gera begriffene Heeresabtheilung der Franzoſen beſtimmt war. Es wurde unter die Armen vertheilt. Kaum hatte die Kavallerie auf der Weſtſeite von Roda ihr Bivouak bezogen, als die auf der Straße nach Jena ausgeſchickten Patrouillen ſtarke Abtheilungen polniſcher Uhlanen meldeten, hinter welchen ſich noch andere heranziehende Truppen zeigten. Lützow mußte dem überlegenen Feind nach Süden auszuweichen ſuchen und dies konnte wieder nur geſchehen, indem man ihn täuſchte. Zu dieſem Zwecke zog er mit ſeiner Schaar nach der Brücke, welche über den Bach führte, der an Roda vorbei floß. Dann aber ging er in dem ſeichten Bache aufwärts und bog ſpäter in die Straße von Neuſtadt ein. Den Marſch an die Brücke hatte der Feind bemerkt und eilte nach: die anderen Bewegungen waren ihm aber wegen des tiefen Thales verborgen geblieben, ſo daß er noch lange eine leere Straße verfolgte, während ſich die Lützower in der Nacht durch ſeine rechts und links brennenden Wachtfeuer durchſchlichen und mit Tagesanbruch des 4. Juni wohlbehalten Neuſtadt erreichten (zwiſchen Gera und Saalfeld). Sie hatten in 6 Tagen 34 Meilen zurückgelegt. Den 4. Juni wurde in Neuſtadt geruht. Am 5. marſchirte Lützow über Schleiz, wo 100 Mann Kontingentstruppen aufgehoben wurden, nach Mühltrof und am 6. nach Plauen. Das Voigtland war erreicht, und die Unternehmungen im Bayreuthiſchen und in Thüringen konnten begonnen werden. Zuvor aber mußte man über die Stellung Oeſterreichs Gewißheit erlangen. Der Major entſchloß ſich daher, einige Tage in der Gegend von Plauen ſtehen zu bleiben, um ſichere Erkundigungen einzuziehen. Er gewährte den Truppen einen Ruhetag, ſtellte zwei Hauptabtheilungen in Neuſtadt und Reichenbach auf, und ſendete nach allen Richtungen hin Patrouillen aus, die zum Theil ſehr weit vorgeſchoben wurden. Plauen war ſein Mittelpunkt. Am 8. Juni wurde der Oberlieutenant von Kropf mit der Uhlanen-Eſkadron und 300 Mann Infanterie unter dem Lieutenant von Reiche gegen Hof entſendet; Lützow ſelber brach mit der übrigen Kavallerie gegen Adorf auf; in Plauen blieb eine kleine Abtheilung ſtehen, die Meldungen zu befördern. Man hatte eine Nachricht erhalten, daß feindliche Truppen in Folge einer beſonderen Uebereinkunft durch Böhmen marſchirt ſeien und die Gegend von Adorf paſſiren würden. Lützow hoffte, dieſe zu überraſchen und ſich überhaupt über Oeſterreich aufzuklären. Er erfuhr, daß jene Truppen einen anderen Weg eingeſchlagen hatten; aus Oeſterreich konnte er jedoch keine Nachricht erhalten. Er kehrte daher am 9. Juni nach Plauen zurück; auf dem Wege dahin erhielt er die Kunde von dem, am 4. und 5. Juni abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand.

Oberlieutenant Kropf hatte nämlich am Abend des 8. Juni Hof erreicht und auf der Stelle angegriffen. Seine Vorhut war in die Vorſtadt eingedrungen und bis an die verſchloſſenen Thore geſprengt; die Uhlanen umgaben die Stadt von allen Seiten. Die Feldwachen waren niedergehauen, zwei Offiziere und zwanzig Mann zu Gefangenen gemacht; die Infanterie rückte zum Angriffe heran. Da ſendete der bairiſche Kommandant zu Hof einen Parlamentair an die Angreiſenden und machte ihnen von dem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande Mittheilung; von Kropf gab ſogleich die Gefangenen heraus, ſchickte ſeinem Majore Meldung und ging noch an demſelben Abende nach Regnitz-Loſſa zurück, weitere Befehle zu erwarten.

Körner hatte dieſen kühnen Zug freudig mitgemacht. „Seit dem 29. Mai,“ ſchreibt er am 9. Juni, „bin ich nicht vom Pferde gekommen, habe nur reitend geſchlafen und mit eigenen Händen einige Gefangenen gemacht. Trotz dieſer ungeheuren Anſtrengung bin ich ſtark und munter und freue mich der Verwegenheit dieſes Lebens.“

Der Major von Petersdorf hatte die Mittel, welche das linke Elbufer bot, gut angewendet. Er hatte die Infanterie des Korps auf 2000 Mann gebracht, eine fünfte Eskadron Reiterei errichtet, welche ſiebenzig Pferde zählte und drei eiſerne 2¼pfündige Kanonen, welche der Miniſter von Voß zu Havelberg dem Freikorps geſchenkt, mit Beſpannung und Bedienung verſehen. Er war im Begriff, mit dieſen Streitkräften nach dem Harz aufzubrechen, als ihn der General Woronzow dringend zu einem Unternehmen auf Leipzig einladen ließ. Er brach am 8. Juni mit 900 Mann Infanterie und der Eskadron

Kavallerie dahin auf; in Eilmärſchen auf Wagen wurde das Fußvolk befördert. Am 7. Morgens ſtand er mit den Generalen Woronzow und Czernitſcheff vor Leipzig, welches der Herzog von Padua (Arrighi) beſetzt hielt. Die franzöſiſche Kavallerie rückte den Angreifenden entgegen; ſie wurde geworfen und verlor, außer den Todten und Verwundeten, an Gefangenen 18 Offiziere und 550 Mann. Nun erſchien ein franzöſiſcher Parlamentär und theilte ihnen den Abſchluß des Waffenſtillſtandes mit. Woronzow ſtellte augenblicklich die Feindſeligkeiten ein und gab die Gefangenen zurück.

Wäre dieſer Waffenſtillſtand nicht eingetreten, ſo befand ſich das Lützower Freikorps in einer ſehr günſtigen Lage und in einer Thätigkeit, welche dem Zwecke ſeiner Errichtung vollkommen entſprach. Das franzöſiſche Hauptheer ſtand in Schleſien; ſeine erfochtenen Siege waren nicht entſcheidend. Nun erſt begann die Thätigkeit der Landwehr; in ſeinem Rücken erhob ſich der Landſturm. Der Kampf mußte hartnäckig, allgemein, zum Volkskriege werden. Der Feind mußte von ſeinen Hülfsmitteln immer weiter entfernt, und gänzlich abgeſchnitten werden. Dazu konnten die Lützower auf's Beſte mitwirken. Der Major Lützow ſelber ſtand mit 400 Reitern und 300 Mann Fußvolk im Voigtlande und war im Beſitze einer Kriegskaſſe von 12,000 Thalern. Bayreuth und Thüringen waren im Begriffe, ihn kräftig zu unterſtützen. Major Petersdorf ſtand vor Leipzig. Dieſe Stadt wäre gefallen, und ihre Einnahme hätte ihm bedeutende Geldmittel geliefert. Dann wäre er mit ſeiner ganzen Infanterie und ſeinen drei Geſchützen in den Harz aufgebrochen. Seine fünfte Eskadron hätte die Verbindung mit dem Major Lützow im Voigtlande eröffnet. Der Waffenſtillſtand jedoch gab den Kriegsverhältniſſen eine ganz andere Wendung und brachte über den ſchönſten Theil des Korps, über die braven Reiter, Verderben.

Lützow's Zug hatte Aufſehen erregt; er hatte den Feind durch die Unterbrechung ſeiner Verbindungslinien erbittert, und Napoleon ſelber faßte den Plan, Alle, welche an dem verwegenen Zuge Theil genommen, zu vernichten; kein Mann von ihnen ſollte übrig bleiben zum abſchreckenden Beiſpiele für des Vaterlandes kampfbegierige Jugend. Der Waffenſtillſtand ſollte dazu benutzt werden; Verrath mußte dem großen Kaiſer zu Hülfe kommen, die kleine Heldenſchaar zu fällen, welche ſeiner Macht Trotz geboten hatte und unverſehrt mitten durch ſie hindurch gezogen war. Der Herzog von Padua, welcher durch die treue Beobachtung des Waffenſtillſtandes von Seiten der Verbündeten gerettet worden war, gab ſich zum Werkzeug des Verraths her, und deutſche Brüder waren die Schergen, waren die Meuchelmörder.

Nachdem Major Lützow durch ſeinen Lieutenant von Kropf Meldung von dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtands erhalten hatte, zog er ſeine Mannſchaft in Plauen zuſammen und gönnte ihr einige Tage Ruhe. Unterdeſſen zog er nähere Erkundigungen über den Waffenſtillſtand ein, und unterhandelte mit den franzöſiſchen Befehlshabern wegen ſeines Rückmarſchs. Wäre er in dieſer Beziehung auf irgend eine Schwierigkeit geſtoßen, ſo hätte er ſich nach Böhmen zurückziehen können, wo man ihm einen friedlichen Durchzug ſicher nicht verweigert hätte. Am 14. Juni erhielt er von Dresden, wohin er geſendet hatte, durch einen ſächſiſchen Hauptmann und Adjutanten ein Schreiben des Generallieutenants von Gersdorf mit der offiziellen Anzeige von dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes. Er erklärte nun, über die Elbe zu dem Armeekorps des General Bülow auf dem kürzeſten Wege zurückkehren zu wollen, wie es die Bedingungen des Waffenſtillſtandes vorſchrieben. Man gab ihm einen ſächſiſchen Marſchkommiſſär, den Lieutenant von Gösnitz an die Seite. Es iſt außer allem Zweifel, daß dem Kaiſer Napoleon von allen dieſen Verhandlungen ſchleunige Meldungen gemacht worden ſind. Er gab ſeine unmittelbaren Befehle darnach.

Am 15. brach der Major Lützow von Plauen auf. In der Nähe von Gera erfuhr er am 16., daß einer ſeiner Leute dort gefangen ſitze. Er war am 13. dahin geſchickt worden, um zwei franzöſiſche Gensd'armen zurückzugeben, welche die Lützower aufgehoben hatten, ehe ihnen der Waffenſtillſtand bekannt geworden war. Der Major ritt ſogleich in die Stadt und erhielt ſeinen freiwilligen Jäger zurück. Er forderte von dem franzöſiſchen Oberſt, welcher in der Stadt befehligte, einen franzöſiſchen Marſchkommiſſär. Der Oberſt lehnte es jedoch unter dem Vorwande ab, daß der ſächſiſche hinreichend ſei. Der Major wurde von dem Franzoſen zum Mittageſſen eingeladen. Er nahm die Einladung an, und ſie verbrachten den Mittag in freundlichen Geſprächen. Am Abende bezog er mit ſeinem Korps ein Bivouak in der Nähe der Stadt. Am 17. ſetzten ſie ihren Marſch ungehindert weiter fort. Sie fanden Zeitz von würtembergiſchen Truppen beſetzt, welche unter dem Befehle eines Oberſten von Becker ſtanden. Major Lützow umging die Stadt und ließ jenem Oberſten durch den ſächſiſchen Lieutenant von Gösnitz ſeinen Marſch melden. Gegen Abend erreichten ſie das Dorf Kitzen am Floßgraben nicht weit von Eisdorf und Groß-Görſchen, zwei Meilen von Leipzig. Sie bezogen ein Bivouak.

Kaum waren die Pferde abgezäumt, ſo erhielt der Major die Meldung, daß eine ſtarke Abtheilung Kavallerie gegen ſie anrücke. Er ſchickte den Lieutenant von Kropf als Parlamentär ab. Dieſer fand an der Spitze der feindlichen Kavallerie den Oberſten von Becker und erhielt von ihm die Erklärung: „Der Herzog von Padua laſſe den Major von Lützow einladen, Halt zu machen; er werde ihm Offiziere ſenden, ſeinen weiteren Marſch zu dirigiren.“ Major Lützow war damit einverſtanden, und beide Führer gaben ſich gegenſeitig das Ehrenwort, ihre Truppen von allen Feindſeligkeiten abzuhalten. Die Lieutenants von Kropf und Gösnitz wurden nach Leipzig geſendet, um mit dem Herzoge von Padua die verlangten Verabredungen zu treffen. Der Lieutenant von Kropf wurde in Leipzig ſogleich gefangen geſetzt. Kaum hatte von Kropf ſeinen Major verlaſſen, ſo erhielt dieſer die Meldung, daß neue Abtheilungen der Feinde heranrückten. Er befahl nun aufzuzäumen, aufzuſitzen und ſich gegen Alt-Ranſtädt in Marſch zu ſetzen. Er ſelbſt ritt einſtweilen den feindlichen Truppen entgegen, um Aufklärungen über ihre Abſicht zu erhalten und ſeinem Korps im Nothfalle Zeit zu verſchaffen, ſich fertig zum Schlagen zu machen. Er fand zwei Korps von allen Waffengattungen, etwa 5000 Mann ſtark, im Marſche auf Kitzen. Der Major ſetzte auf dieſem Wege über einen Graben; ſein Pferd ſprang fehl und ſtürzte; mehrere würtembergiſche Offiziere eilten herbei und halfen ihm höflich beim Wiederaufſitzen. Der Rittmeiſter von Bornſtädt, welcher die Kavallerie des Freikorps führte, ließ ſogleich Halt machen, als ihm dieſer Unfall des Majors gemeldet wurde. Er war im Zweifel über die Urſache desſelben und wollte in keinem Falle den Führer im Stiche laſſen. Major Lützow ſprach, unmittelbar nachdem er wieder zu Pferde geſtiegen, den würtembergiſchen General Normann, welcher an der Spitze der erſten feindlichen Abtheilung ritt. General Normann gab ſein Ehrenwort, „er habe nur den Befehl, das nächſte Dorf zu beſetzen.“ Er nannte den General Fournier als Befehlshaber der ganzen Abtheilung.

Die feindlichen Truppen blieben auf dem Wieſengrunde links von der Landſtraße, welche von Kitzen nach Leipzig führt, in Marſch; rechts von dieſer Straße liegen Häuſer und Gärten, welche die Bewegung der Reiterei meiſt gänzlich hindern; die Lützower marſchirten auf der Landſtraße.

Major Lützow ſuchte den General Fournier auf und fand ihn an der Spitze der zweiten Abtheilung. Er forderte von ihm, daß er mit ſeinen Truppenabtheilungen Halt machen ſollte, bis die nöthigen Verkehrungen wegen ſeines weiteren Marſches getroffen ſeien. General Fournier aber antwortete: „L'armistice pour tout le monde, excepté pour vous!“ (Waffenſtillſtand für Jedermann, ausgenommen für Euch!) Lützow warf ſein Pferd herum und ſprengte neben der feindlichen Kavallerie hin an die Spitze ſeiner Huſaren. Er erreichte ſie glücklich: aber in demſelben Augenblick begann auch ſchon der verrätheriſche Angriff von allen Seiten.

Der Rittmeiſter von Bornſtädt hatte ſeinen Marſch auf der Landſtraße wieder begonnen. Voran zogen die Koſaken und Uhlanen; dann folgten die Huſaren und zuletzt die Infanterie. Sie hatten kaum 500 Schritt zurückgelegt; ſo ſchwenkte die würtembergiſche Kavallerie, welche auf der Wieſe zur Linken defilirte, ein und warf ſich über die ſorglos marſchirenden Lützower her. Die Führer der Würtemberger waren es, welche den Major Lützow durch ein zweimal gegebenes Ehrenwort ſicher gemacht, ihre Leute dadurch auf eine hinterliſtige Weiſe ihm an die Seite geführt hatten, und ſie nun in Perſon zu erbittertem Angriff trieben. So traf ihn das Verderben ganz unvorbereitet.

Die Koſaken und Uhlanen, welche an der Spitze marſchirten, wurden von dieſem Angriffe nicht getroffen. Der Oberjäger Beczwarzowsky, welcher den letzten Zug führte, ſetzte mit dieſem links über den Chauſſee-Graben und griff mit zwölf Uhlanen einen Haufen würtembergiſcher Dragoner an, die ſich mit einzelnen Leuten herumſchlugen.

Hier kämpfte auch Lützow, vom Feinde umringt und ſchon vom Pferde geriſſen. Seine Uhlanen hieben ihn heraus: aber im Augenblick wurden ſie von der Uebermacht der Feinde zurückgeworfen, und Major Lützow hatte kaum Zeit, zu Fuß ein Dorf zu erreichen, welches rechts von der Chauſſee lag. Hier fand er einige Reiter, welche ſich durchgehauen hatten, den Lieutenant von Reiche und den Oberjäger Zencker. Die Nacht war eingebrochen und entzog ſie den Blicken der Verfolger.

Gleich nach dieſem muthigen Angriffe des Oberjägers Beczwarzowsky, welcher den Major rettete, war die ganze Uhlanen-Eskadron auf die Wieſe eingeritten. Sie ſetzte ſich den verfolgenden Dragonern entgegen, griff ſie mit Ungeſtüm an und warf ſie zurück. Sie erlangte dadurch etwas Raum, und ſetzten ihren Rückzug eilig weiter fort; auch ihr kam der Einbruch der Nacht zu ſtatten, und ſie vermochte ſich zu retten.

Nicht ſo glücklich war das Loos der andern Eskadronen und der Infanterie. Sie erlagen dem verrätheriſchen Angriffe der Würtemberger ohne die Möglichkeit eines wirkſamen Widerſtandes. Was auch Einzelne an Entſchloſſenheit, Muth und Tapferkeit aufboten; die Uebermacht war zu groß; es fochten faſt zehn Mann gegen Einen. Die Lützower wurden zerſprengt, niedergehauen oder gefangen genommen.

Der tapfere Beczwarzowsky, der den Befehl der Uhlanen übernommen hatte, weil ihr einziger Offizier, der Lieutenant von Kropf, in Leipzig gefangen gehalten wurde, führte ſeine Leute Anfangs in der Dunkelheit eine Strecke querfeldein, ſich nordwärts von Kitzen entfernend. Ein einheimiſcher Uhlan diente als Führer. Die Koſaken hatten ſich angeſchloſſen und gaben die Vor- und Nachhut gemeinſchaftlich. Sie überſchritten glücklich die Elſter in der Gegend von Schkeuditz und die Mulde in der Nähe von Ragun. Sie ſetzten ihren Weg in den großen Waldungen am rechten Muldeufer fort und erreichten am Abende des 18. Juni um 6 Uhr die Elbe in der Gegend von Bockerode. Der Fluß iſt hier überall ſchon dicht am Ufer ſehr tief. Dies erſchwerte den Uebergang. Beczwarzowsky zog ſchwimmend ſein Pferd nach: aber die andern Pferde wollten nicht folgen, ſondern kehrten um, da ſie plötzlich den Grund verloren. Endlich fand ſich eine günſtigere Stelle, wo ſich das Flußbett allmäliger ſenkte. Die Pferde wurden entzäumt und entſattelt; Beczwarzowsky ritt vor, und die ganze Heerde folgte und durchſchwamm den Fluß glücklich. Die Mannſchaft, das Reitzeug und die Waffen wurden auf wenigen vorhandenen Nachen übergeſetzt. Um halb neun Uhr war der Uebergang vollbracht, und gleich darauf erſchien der Feind am jenſeitigen Ufer. Die Eskadron traf am 27. Juni in Havelberg ein, wohin Major Petersdorf ſeine Leute von Leipzig aus geführt hatte.

Um den Major Lützow hatten ſich in der Nacht des 17. in jenem Dorfe, welches er zu Fuße erreicht, einundzwanzig ſeiner braven Reiter verſammelt. Einer von ihnen, der Huſar Gebhard, ſtieg vom Pferde und bat den Major dringend, ſich deſſen zu bedienen. Der Major nahm dies Opfer nur mit Widerſtreben an; er beſtieg, auch von den Uebrigen gebeten, das Pferd des treuen Huſaren, und wurde gerettet: Gebhard dagegen fiel in franzöſiſche Gefangenſchaft, aus welcher ihn erſt der Friede von 1814 erlöſte.

Die kleine Schaar wandte ſich, da vorauszuſehen war, daß der Feind gegen die Elbe hin verfolgte, weſtlich nach dem Harz, überſchritt die Saale oberhalb Merſeburg und langte am 18. Nachmittags auf einer einzelſtehenden Mühle bei Eisleben an. Lützow verweilte hier bis zum Abende und hielt Alles, was auf die Mühle kam, bis zu ſeinem Aufbruche feſt. In der Nacht vom 19. erreichte er die Gegend von Sangerhauſen und legte ſeine Leute in einen Wald. Er ſelbſt begab ſich zu dem Major von Braun nach Mittelhauſen, nördlich von Allſtädt auf der Straße von Merſeburg nach Nordhauſen. Von hier wurde zu dem Amtsrath Bregman nach Roſchwitz bei Bernburg geſchickt, der Alles in Bereitſchaft ſetzte, daß auf einem ſchleunigen Marſche die Elbe erreicht und überſchritten werden konnte. An die Ruhepunkte wurden Lebensmittel und Fourage geſchafft, auf der Saale und Elbe Kähne bereit gehalten. Unter dieſen Zubereitungen vergingen einige Tage, während welcher die Lützower in dem Walde verſteckt blieben. Ihre Rettung war ſchwierig, da in der Gegend, die ſie durchziehen mußten, zwei feindliche Reiterregimenter lagen. Dennoch gelang ſie, und ſie erreichten das rechte Elbufer.

Vielfach hat man ſich bemüht, dieſen ſchwarzen Verrath an den Lützowern für die Folge eines Mißverſtändniſſes auszugeben; er war aber aus ruhiger Ueberlegung der franzöſiſchen Befehlshaber hervorgegangen.

Als der ruſſiſche General Barclay de Tolly erfahren hatte, daß Major Lützow bei Plauen ſtand, ſendete er ſogleich den Major von Schütz nach Dresden, um die nöthigen Maßregeln in Betreff des Rückmarſchs der Truppenabtheilungen zu verabreden, welche auf dem linken Elbufer ſtanden. Am Vormittage des 17. Juni, an demſelben Tage, an deſſen Abende die Ausführung des ſchändlichen Ueberfalls beſchloſſen war, ſprach er den Prinzen von Neuſchatel, und entledigte ſich ſeines Auftrags. Der Prinz war ſcheinbar bereit, ihm die nothwendigen Vollmachten auszuſtellen, verſicherte indeß, daß er nicht wiſſe, wo ſich der Major Lützow befände. Dennoch theilte der General Gersdorf, durch welchen Major Lützow ſchon am 14. Juni die amtliche Anzeige von dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes erhielt, und mit welchem Letzterer alle Verabredungen über die Richtung ſeines Rückmarſches getroffen hatte, dem Major Schütz ſpäter offiziell mit, daß er von jedem ſeiner Schritte dem Fürſten habe Meldung machen müſſen, und daß durch dieſen Napoleon ſelbſt davon benachrichtigt worden ſei. Der General Monthion, Chef des Generalſtabs des Prinzen von Neuſchatel, verſicherte gleicher Weiſe, daß durchaus alle Nachrichten über den Major Lützow fehlten, und forderte den Major Schütz auf, ſich einſtweilen nach Zerbſt zu begeben und zu bewirken, daß ſich der Major Hellwig den Verträgen gemäß auf das Korps des General Bülow zurückziehe. Als der Major von Zerbſt nach Dresden zurückkam, erfuhr er, was bei Kitzen geſchehen war. Sogleich verlangte er eine Unterredung mit dem Prinzen von Neuſchatel. Nur mit Schwierigkeit erlangte er ſie, und der Prinz erklärte ihm nun: „daß man jenen Vorfall als ein bloßes Mißverſtändniß anſehen müſſe; allen Nachrichten zu Folge, ſeien die Würtemberger die Angreifer geweſen, und es ſei bereits nach Neumark geſchrieben, die nöthige Aufklärung zu erhalten.“

General Bülow verlangte von dem Prinzen die Niederſetzung einer gemiſchten Kommiſſion zur Aufklärung der Thatſache und eine ſtrenge Beſtrafung der Schuldigen. Man wich ſeiner Forderung aus und bot endlich als Genugthuung die gegenſeitige Auswechſelung derjenigen

Gefangenen an, welche etwa ſeit Abſchluß des Waffenſtillſtandes gemacht worden wären. Die verbündeten Heere hatten aber alle franzöſiſche Gefangene, auf welche dies Anwendung gefunden hätte, ſchon ohne alles Weitere früher ausgeliefert. So war dies nur ein leeres Anerbieten, eine Verweigerung jeder Genugthuung eigentlich. Uebrigens fanden die Verbündeten Mittel, jenen ſchamloſen Vertragsbruch wenigſtens einiger Maßen zu vergelten. Der Artikel 5. des Waffenſtillſtandes ſetzte feſt, „daß die Feſtungen Danzig, Modlin, Zamosk, Stettin, und Küſtrin alle fünf Tage nach Verhältniß der Stärke ihrer Beſatzung durch die Kommandanten der Blockade-Truppen verproviantirt werden ſollten.“ Dieſe Bedingung ließ man nun unerfüllt, ſo daß der an dem Freikorps verübte Verrath den Fall jener Feſtungen beförderte.

Von den gefangenen Lützowern brachten die Franzoſen übrigens kaum hundert nach Frankreich. Auf dem ganzen Marſche dahin war man in Dörfern und Städten den Gefangenen zur Flucht behülflich, und wer unter ihnen den Augen der Eskorte einmal entrückt war, der war auch gerettet. Selbſt vom Rheine her erreichten mehrere glücklich ihr Freikorps wieder. Beim Ablaufe des Waffenſtillſtandes beſtand die Kavallerie desſelben größten Theils wieder aus der alten Mannſchaft und zählte 480 Pferde, obgleich bei Kitzen 305 Pferde verloren gegangen waren.

Theodor Körner war an dem Tage bei Kitzen, wie auf dem ganzen Zuge von Stendal her, Adjutant ſeines Majors geweſen. Mit ihm ritt er vor, als der Major die, ſich noch rüſtenden Seinen verließ, um ſich perſönlich von dem gemeldeten Anzuge des Feindes zu überzeugen. Seine Ahnungen begleiteten ihn. Sie ritten durch die Ebene, welche ſeit der Lützener Schlacht mit Gräbern überſäet war. Der Major zeigte ſeinem Begleiter eines dieſer Gräber in der Ferne, und Körner ſprengte darauf zu. Er erreichte es; da ſank ſein Pferd mit den Vorderfüßen hinein. Verſtimmt über das böſe Vorzeichen, ritt er zu ſeinem Major zurück und ſagte ihm, daß ihm zu Muthe wäre, als träfe ſie heute noch ein Unglück. In der Ferne zeigten ſich die franzöſiſchen Vorpoſten. Der Major lachte ihn aus und bat ihn ſcherzend, ſeine Poeſie zu Hauſe zu laſſen; ſie tauge in ihrem Soldatenleben nichts. Gleich darauf ſieht er den Major ſelber mit dem Pferde ſtürzen; mit dem Pferde, welches der beſte Springer im ganzen Korps war, als er mit ihm über einen kleinen Graben ſetzen will. Zum zweiten Male zuckt das Gefühl des nahen Unglücks durch ſeine Seele. Dichter haben ſie die Schaaren der meuchelmörderiſchen Feinde umzogen. An der Seite ſeines Führers, das Schwert in der Scheide, reitet er furchtlos dem geſuchten franzöſiſchen Generale entgegen und höret die Antwort, die den biederen Lützow ſo furchtbar enttäuſcht. Während dieſer ſein Pferd zum raſchen Zurückſprengen wendet, haut die Umgebung des Generals auf deſſen Adjutanten ein. Ein Säbelhieb trifft das unbeſchützte Haupt des Jünglings und verwundet ihn ſchwer; zwei andere Hiebe verletzen ihn leichter; er ſinkt auf den Hals ſeines Pferdes, und ein Sprung desſelben rettet ſein Leben; ein vierter Hieb, der nach ſeinem Kopfe gerichtet war, wird dadurch abgeleitet und zerfetzt nur ſeinen Mantel. Dennoch behielt er die Kraft, ſich wieder aufzuraffen, und ſein gutes Pferd trug ihn in den nahen Wald. Hier ſaß er ab und verband ſich mit Hülfe eines Kameraden die Wunden. Da ſprengte ein Trupp feindlicher Reiter auf ſie zu. Die Geiſtesgegenwart hatte Körner nicht verlaſſen, und mit ſtarker Stimme rief er in den Wald hinein: „die vierte Eskadron ſoll vorrücken.“ Die Feinde ſtutzten und zogen ſich zurück. Körner eilte und verbarg ſich tiefer im Gehölz. Es war dunkel geworden, und im Dickicht fand er eine Stelle, wo er nicht leicht entdeckt werden konnte.

Die tiefe Kopfwunde ſchmerzte heftig; der Blutverluſt war bedeutend geweſen; die Kräfte ſchwanden und er glaubte zu ſterben. Da ſchwebte der Genius ſeines Lebens, die Poeſie, zu dem Verlaſſenen hernieder und nahm ihn in ihre Arme, um ihn, wie er wähnte, zu den Helden hinüber zu tragen, deren Blut, wie das ſeine, für

Vaterland und Freiheit vergoſſen worden. Die ſterbenden Lippen hauchten das ſchöne Sonnett aus:

Abſchied vom Leben.

Die Wunde brennt; die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier ſteh' ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willſt, dir hab' ich mich ergeben! —

Viel gold'ne Bilder ſah ich um mich ſchweben;
Das ſchöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! — Was ich ſo treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte;
Wofür ich raſch und jugendlich entbrannte;
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph ſeh' ich's vor mir ſtehen;
Und wie die Sinne langſam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

In den erſten Stunden der Nacht hörte er noch von Zeit zu Zeit die verfolgenden Feinde, welche den Wald durchſtreiften und durchſuchten. Aber mehr und mehr ſchwanden ſeine Sinne; matter und matter wurde der Schmerz ſelbſt, der ſein Haupt durchwühlte, und er entſchlief. — — Aber er ſtarb nicht. Die Kühle des Morgens erweckte ihn wieder. Er ſchlug die Augen auf und ſah zwei Landleute vor ſich ſtehen, die ihm freundlich ihre Hülfe anboten. Sie hatten die Nacht bei einem Holzvorrath in dem Walde Wache gehalten, der zu einem Wehrbau beſtimmt war. Ihr Wachtfeuer hatte mehrere Lützower Jäger herbeigezogen, welche durch den Wald flüchteten. Dieſe hatten ſich mit den Bauern in eine Unterredung eingelaſſen, und als ſie erkannten, daß ein deutſches Herz und ein deutſcher Muth in ihnen lebte; forderten ſie dieſelben auf, die Rettung eines verwundeten Offiziers zu unternehmen, der im Walde verborgen ſei. Sie konnten nicht bleiben und konnten ihren ſchwer verwundeten Kameraden auch nicht mitnehmen. Die Landleute verſprachen die Rettung und hielten Wort. Sie durchſuchten den Wald und fanden den auf Moos gebetteten Schläfer, der des Todes Farbe ſchon in dem blaſſen Geſichte trug. Sie erquickten den gänzlich Entkräfteten mit ſtärkenden Lebensmitteln und führten ihn auf abgelegenen Pfaden in das Dorf **Groß-Zſchocher**. Das Dorf war von feindlichen Reitern beſetzt; aber es fand ſich unter den braven Bewohnern kein Verräther. Man war dem flüchtigen Adjutanten des Majors ſogar auf der Spur und ſuchte ihn eifrig, weil man wußte, daß er die beträchtliche Kaſſe des Korps bei ſich führte; man ließ es an Drohungen und Verſprechungen nicht fehlen. Er aber war mitten unter den Feinden gut geborgen. Denn er ruhete, wie die Sage von Herzog Eberhardt von Würtemberg erzählt, in des deutſchen Landmannes Schoos. Alle Bewohner des Dorfes beeiferten ſich, ihm jede Unterſtützung zu gewähren, deren er bedurfte. Ein geſchickter Landwundarzt verband ſeine Wunden. Von hier ſchrieb er an einen Freund in **Leipzig**, damit die nöthigen Anſtalten zu ſeiner Weiterſchaffung getroffen würden.

Auch **Leipzig** war noch von den Franzoſen beſetzt und die Verbergung eines Lützower Jägers mit harten Strafen bedroht. Aber Körner's Freunde kannten keine Furcht. Einer von ihnen, Dr. **Wendler**, beſaß in der Vorſtadt einen Garten, zu dem man von Groß-Zſchocher aus zu Waſſer und auf einem wenig begangenen Fußſteig durch eine Hinterthür gelangen konnte. So wurde **Körner** verkleidet nach **Leipzig** gebracht. Hier erhielt er nun die nöthige chirurgiſche Hülfe und war nach fünftägiger Pflege im Stande, Leipzig wieder zu verlaſſen, damit er ſich von der Sorge für ſeine dortigen Freunde befreite, die ſo viel für ihn wagten. Die gerettete Kaſſe ſeines Korps ließ er zurück; ſie wurde demſelben nach der Schlacht bei Leipzig zurückgeſtellt.

Körner wollte ſich nach **Karlsbad** begeben. Doch mußte die Reiſe dahin mit großer Vorſicht gemacht werdeſſ: denn ſie ging durch ein, überall noch vom Feinde beſetztes Land, und der Zuſtand ſeiner Wunde erlaubte nur kleine Tagreiſen. Indeſſen gelangte er unentdeckt nach Böhmen, und fand in Karlsbad die freundlichſte Aufnahme und eine mütterliche Pflegerin an der Frau Kammerherrin Eliſa von der Recke. Er bedurfte ihrer: denn ſeine Wunde war durch die Reiſe ſchlimmer geworden. Frau Eliſa von der Recke nahm ihn in ihr eigenes Haus auf, um ihn beſſer pflegen zu können, und ein vorzüglicher Arzt, Hofrath Sulzer aus Ronneburg, pflegte ſeine Wunde. Nach vierzehn Tagen, um die Mitte des Juli, konnte er Karlsbad verlaſſen und durch Schleſien nach Berlin reiſen. Es wurden ihm wieder Anerbietungen gemacht, ihn zur großen Armee in eine Generals-Suite zu verſetzen. Er aber konnte ſich nicht entſchließen, ſeinen tapferen Lützowern untreu zu werden. Dazu hatte er in dem ruſſiſchen Hauptquartier zu Reichenbach in Schleſien, wo er ſich, durch eine abermalige Verſchlimmerung ſeiner Wunde gezwungen, einige Zeit aufhalten mußte, Gelegenheit gehabt, den Glanz und die Leiter des Krieges in der Nähe zu ſehen. Er fühlte ſich durch beide jedoch gar nicht angezogen. Vielmehr ſchrieb er darüber nach Wien: „Ich habe dabei Gelegenheit gehabt, einer recht alten, abgenutzten Wahrheit ſehr in der Nähe zu begegnen: wenn man in die Küche geſehen hat, ſo grauet Einem wohl vor den Speiſen.“ — Völlig geheilt und ausgerüſtet eilte er daher von Berlin aus in die Reihen ſeiner alten Waffengefährten zurück.

Das Freikorps hatte die Zeit der Waffenruhe gut benutzt, den erlittenen Schaden zu erſetzen und ſeine Streitkräfte zu vermehren. Es beſtand bei dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten aus 2800 Mann Infanterie und 480 Reitern; es beſaß acht Geſchützſtücke, zur Hälfte Fußartillerie, zur Hälfte reitende. Seine ganze Stärke betrug gegen 3400 Mann. Aber ſein urſprünglicher Zweck war durch die veränderten Verhältniſſe des wiederausbrechenden Krieges ein anderer geworden. Von der Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung, deren Ausführung man nur zögernd und mit ſichtbarem Widerſtreben begonnen hatte; von der Idee, einen Guerillaskrieg nach dem Beiſpiele der Spanier in Deutſchland anzufachen, von welchem Preußen Rettung erwartete, als es den Kampf mit dem gefürchteten Gegner begann und allein ſtand, — war man ſchon wieder zurückgekommen. Nachdem ſich Oeſterreich dem Bunde gegen Napoleon angeſchloſſen hatte; mußten wohl auch die kleineren Staaten Deutſchlands folgen. Dann war man ſtark genug, mit den gewöhnlichen, herkömmlichen Mitteln den Franzoſen die Stirne zu bieten und bedurfte der Allianz des Volkes nicht mehr. Es ſchien nun, als ob man der Begeiſterung und den Hoffnungen, welche in den Lützowern lebten, frühzeitig einen Damm entgegenſetzen wollte; als ob ſie zeitig verbraucht und matt gemacht werden ſollten. Die Lützower hörten auf, ein ſelbſtſtändiges abgeſondertes Korps zu bilden. Man theilte es mit mehreren anderen kleineren Truppenkorps, welche ihrer Entſtehung nach ihm ähnlich waren, mit den Reich'ſchen Jägern, der ruſſiſch-deutſchen Legion, den Hanſeaten, den Schill'ſchen Huſaren (von einem Bruder des in Stralſund Gefallenen geführt), der Nordarmee zu, welche ſich während des Waffenſtillſtandes unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) gebildet hatte, und ſtellte es unter den Oberbefehl des General Wallmoden. Als der Waffenſtillſtand am 17. Auguſt ablief, ſtanden die Lützower daher zwiſchen Büchen, Lauenburg und Boitzenburg an der unteren Elbe. Sie wurden zum Vorpoſtendienſte gebraucht, und waren von nun an faſt täglich im Gefechte. In der Bivouakhütte bei Büchen an der Stecknitz dichtete Körner am 17. ſein Kriegslied „Männer und Buben:“ „Das Volk ſteht auf; der Sturm bricht los!“

Die Abtheilung der Nordarmee, welche hier an der Unterelbe unter Wallmoden Stellung genommen, hatte die Aufgabe, die Marken gegen Hamburg und Holſtein zu decken. Denn Napoleon hatte nichts verſäumt, ſich den Beſitz der unteren Elbe zu ſichern, um von da her nach Oſten vorzudringen. Hamburg war befeſtigt und ein ſtarkes Korps in ſeiner Umgebung zuſammengezogen; die Dänen waren gewonnen. Marſchall Davouſt, der hier befehligte, konnte beim Ablaufe des Waffenſtillſtandes, ohne die Garniſonen von Hamburg und Lübeck zu rechnen, mit 41,000 Mann und 100 Geſchützen in's Feld rücken. Wallmoden war nur etwa halb ſo ſtark. Die Stecknitz, welche von Lübeck nach Lauenburg fließt, und durch einen Kanal zur Trave mit der Oſtſee in Verbindung ſteht, trennte die beiden Heere. Von der See bis Lauenburg ſtand die Vorpoſtenlinie der Verbündeten; die Lützower bildeten ihren äußerſten linken Flügel. Hinter ihr auf den Ebenen von Büchen, Zarrentin und Wittenburg waren unter den Generalen Tettenborn, Dörnberg und Wallmoden die Armeemaſſen der Verbündeten aufgeſtellt.

Marſchall Davouſt hatte den Befehl, bei dem Unternehmen mitzuwirken, welches von Sachſen aus auf Berlin verſucht werden ſollte. Er griff daher am 17 Auguſt Nachmittags das offene Land zwiſchen Zarrentin und Boitzenburg, vorzüglich auf der Straße von Hamburg nach Berlin bei Lauenburg an, und die Lützower ſtanden hier zwei Tage lang in rühmlichem Gefecht gegen einen viermal ſtärkeren Feind. Der Lützower Oberlieutenant v. d. Heyde befehligte hier acht Kompagnien Fußvolk und drei eiſerne Geſchütze. Er hatte den Befehl: Lauenburg zu vertheidigen und ſich, wenn er dazu genöthigt würde, in langſamem Rückzuge hinter die Stecknitz und weiter hinter das kleine Flüßchen Boitze zu ziehen. Die Straße von Hamburg nach Lauenburg zieht hier nahe an der Elbe hin. Lieutenant v. d. Heyde ließ vor Lauenburg, rechts und links von der Straße, mit ſeinem linken Flügel an die Elbe gelehnt, in aller Eile zwei unbedeutende Redouten aufwerfen und mit ſeinen drei Kanonen beſetzen. In der linken Redoute ſtanden zwei, in der rechten die dritte; Palliſaden und andere Schutzmittel fehlten gänzlich. Das Gelände, welches vor dieſen Redouten lag, war von einem Abzugsgraben und von Hecken durchſchnitten und begünſtigte die Aufſtellung einer Tirailleurlinie. Weiter vorwärts erhebt ſich ein flacher Höhenzug; hinter ihm begrenzen Waldungen die Gegend. Lieutenant v. d. Heyde ſtellte ſich hinter ſeinen beiden Verſchanzungen auf; dieſe waren leicht beſetzt; der Graben vor ihnen war von Tirailleurs vertheidiget. Die Franzoſen rückten auf der Hauptſtraße mit bedeutenden Streitkräften heran, ſetzten ſich in dem Walde feſt, welcher die Gegend begrenzte, und warfen die Tirailleurs aus dem Abzugsgraben. Lieutenant v. d. Heyde ließ ſeine Tirailleurs verſtärken und wieder vorgehen; ſie griffen die Franzoſen mit Entſchloſſenheit an, und warfen ſie aus dem Graben auf die flachen Höhen zurück. Die Lützower griffen dieſe Höhen ſogar an, um ſich über die Stärke des Feindes Gewißheit zu verſchaffen. Dieſer entwickelte nun am Rande des Waldes fünf Bataillone Infanterie und fünf Eskadrons Reiterei mit mehreren Geſchützen, und die Lützower zogen ſich wieder in ihren Graben zurück. Der Feind ſtellte nun auf den flachen Höhen vor dem Graben zwei Kanonen und zwei Haubitzen auf und begann ein lebhaftes Geſchützfeuer auf die linke Redoute, während die Tirailleurs wieder angegriffen wurden. Die beiden eiſernen Kanonen der Lützower aber blieben die Antwort nicht ſchuldig und demontirten eine feindliche Haubitze. Die Nacht machte dem Gefechte ein Ende; während derſelben zog v. d. Heyde einige Verſtärkung an ſich. Mit Tagesanbruch am 18. griffen die Franzoſen wieder an und wurden abermals auf die Höhen zurückgeworfen. Das Tirailleur- und Artilleriefeuer war heftig; die Artillerie der Franzoſen wurde nach und nach gänzlich zum Schweigen gebracht. Sechsmal hatte der Feind ſeine Tirailleurlinie verſtärken und ablöſen laſſen, was die Lützower nur einmal thun konnten: dennoch behaupteten dieſe ihre Stellung und drangen auf dem rechten Flügel, von dem Lieutenant von Dittmar geführt, ſogar bis an den Wald vor; von dem linken Flügel geſchah unter dem Oberjäger Stargard ein Gleiches, um ſich des feindlichen Geſchützes zu bemächtigen; die ganze Tirailleurlinie folgte, von ihren Geſchützen und dem größten Theile der Infanterie unterſtützt, und der ganze flache Höhenzug wurde dem Feinde entriſſen. Seine Artillerie hatte er indeſſen gerettet. v. d. Heyde gab jedoch den Befehl zum Rückzuge in die alte Stellung, denn die Beſetzung dieſer Höhen lag nicht in den, ihm ertheilten Befehlen. Die Franzoſen verfolgten ihn nicht, und ließen ſich auf dem flachen Höhenzuge eine Zeitlang nicht wiederſehen. Das Gefecht hörte um die Mittagszeit mehrere Stunden lang gänzlich auf. Nachdem der Feind jedoch durch zwei Bataillone verſtärkt worden war, griff er wieder an, doch mit demſelben ungünſtigen Erfolg; noch am ſpäten Abend unternahm er einen Sturm in Bataillons-Kolonnen und wurde zurückgeſchlagen. Der Verluſt des Freikorps an Verwundeten und Todten in den Gefechten der beiden Tagen betrug gegen 150 Mann; der Verluſt des Feindes war viel beträchtlicher. Der General Tettenborn und Major Lützow waren am Nachmittag des 18. ſelbſt nach Lauenburg gekommen; ſie lobten die Haltung, die ausgezeichnete Tapferkeit und Entſchloſſenheit der Offiziere und Gemeinen, insbeſondere die Umſicht, womit der Lieutenant v. d. Heyde das Gefecht geleitet hatte.

General Tettenborn ertheilte indeß jetzt den Befehl, im Falle eines abermaligen ernſtlichen Angriffs die Stellung nicht mehr zu halten, ſondern über die Stecknitz zurückzugehen. Die Geſchütze wurden daher ſogleich zurückgezogen. Um 2 Uhr Nachts am 19. Auguſt rückte der Feind auf der großen Straße im Sturmſchritt an. Der Regen goß in Strömen, und nur wenig Gewehre gingen los. Dennoch hielt eine Kompagnie der freiwilligen Jäger ihn ſo lange auf, bis ihre Kameraden die Brücke über die Stecknitz ruhig paſſirt hatten, und der ganze Rückzug wurde in der größten Ordnung und ohne allen Verluſt ausgeführt. Das Gefecht von Lauenburg war nicht ohne Wichtigkeit, wenn man die Abſicht des Marſchalls Davouſt, von Norden her auf Berlin vorzubringen, im Auge behält, während dieſe Hauptſtadt zugleich von Süden her angegriffen werden ſollte. Es hielt den Feind hier zwei Tage lang auf und zeigte ihm zugleich Entſchloſſenheit und Feſtigkeit in der Vertheidigung. General Wallmoden ſchenkte dem Korps wegen der guten Dienſte, die ſeine Artillerie bei Lauenburg geleiſtet hatte, drei engliſche ſechspfündige Kanonen.

Marſchall Davouſt rückte langſam und unentſchloſſen vor, und es war immer noch unentſchieden, ob er ſich ſüdlich gegen Berlin oder nördlich an die Oſtſee gegen Stralſund wenden werde. Am 24. Auguſt nahm er mit ſeinen Truppen, die er in geſchloſſenen Maſſen zuſammenhielt, eine feſte Stellung zwiſchen den Seen bei Schwerin; ſeine Rückzugslinie verlegte er auf die Straße über Gadebuſch nach Ratzeburg. Wallmoden mußte daher ein Gleiches thun. Er ſtellte ſeine geſchloſſene Hauptmacht, um die Straße von Schwerin nach Berlin zu ſperren, vorwärts von Wöbbelin, zwiſchen Schwerin und Ludwigsluſt auf, die großen Ebenen des erſteren im Auge, und das durchſchnittene, waldige Land des letzteren im Rücken.

Der Kronprinz von Schweden aber, der mit dem zweiten Theile der Nordarmee weiter ſüdlich gegen Sachſen zu ſtand und Beſorgniſſe für ſeine rechte ſchwächere Flanke hegte, beſchloß, die Unthätigkeit des Marſchall Davouſt zu benutzen. Er ſchickte dem Genenal Wallmoden Befehl, mit ſeiner Hauptmacht nach Brandenburg an der Havel zu marſchiren. Gegen Davouſt blieben nur die beiden Korps zurück, welche bisher den äußerſter rechten und linken Flügel der Wallmoden'ſchen Herresabtheilung gebildet und den Vorpoſtendienſt verſehen hatten, die Diviſion Vegejack, die an der Oſtſee bei Roſtock ſtand, und das leichte Korps von Tettenborn, zu welchem die Lützower gehörten, ſüdlich von Schwerin. Der Feind mußte über den Abmarſch der Hauptmacht und über das Mißliche in der Lage der zurückgebliebenen Korps getäuſcht werden. Dies konnte am leichteſten dadurch geſchehen, daß man ihn ſelbſt beunruhigte. General Tettenborn ſchob daher ſeine Infanterie nach Wöbbelin vor und entſendete am

25. Auguſt den Major Lützow mit 100 ſeiner Huſaren und 100 Koſaken in den Rücken der feindlichen Armee, auf die Straße von Schwerin nach Gadebuſch. Körner war wieder an der Seite ſeines Majors, als deſſen Adjutant.

Major Lützow erreichte mit ſeiner Reiterſchaar am Abende des 25. das Oertchen Gottesgabe, welches drei Stunden weſtlich von Schwerin liegt. Er fand hier für eine Abtheilung Franzoſen, die demnächſt durchkommen ſollten, eine Bewirthung bereitet. Seine Reiter ließen ſich dieſelbe trefflich ſchmecken, und marſchirten nach ein Paar Stunden Raſt geſtärkt weiter. Während der Nacht legten ſie ſich in einen Wald unweit Roſenberg (Roſenhagen), rechts von der Straße von Gadebuſch nach Schwerin in Verſteck. Major Lützow ſendete ſogleich Kundſchafter gegen das feindliche Lager aus, welches bei Schwerin ſtand und ſchlecht bewahrt ſein ſollte; er beabſichtigte einen Ueberfall desſelben. Ehe dieſe Kundſchafter jedoch zurückkamen, bemerkten Koſaken, welche auf einer Anhöhe lauterten, bei Tagesanbruch einen Zug ſchwerbepackter Wagen, die Munition und Lebensmittel zu führen ſchienen. Sie waren von zwei Kompagnien feindlicher Infanterie begleitet und näherten ſich auf der Landſtraße langſam dem Gehölze, in welchem die Lützower im Hinterhalte lagen. Major Lützow befahl ſogleich ſeinen Koſaken, den Transport an der Spitze und an der Seite ſchwärmend anzufallen; er ließ fünfzig Huſaren an dem Waldrande geſchloſſen halten für den Fall, daß eine Abtheilung feindlicher Kavallerie den Wagen folgen ſollte; mit den fünfzig übrigen Huſaren griff er ſelber den Transport im Rücken an; Theodor Körner ſprengte ihm zur Seite. Der Angriff der ſchwarzen Huſaren war raſch, wild, zuſammenwirkend, wie immer. Die Wagen ſetzten ſich, als ſie die Reiter aus dem Walde hervorbrechen ſahen, in Karriere, und die Koſaken konnten daher nicht, wie ihnen befohlen war, die Spitze der Kolonne gewinnen und den ganzen Zug aufhalten. Die vorderſten Wagen erreichten das nahe Gehölz, welches zu beiden Seiten der Straße hinzog. Ihre Bedeckung ſprang ab, warf ſich in das Gebüſch und bildeten am Rande des Waldes eine Tirailleurlinie. Acht und dreißig Wagen waren genommen und von der Begleitung hatten ſich Wenige nur gleichfalls in den Wald geworfen. Die Reiter waren mit dem Umdrehen der erbeuteten Wagen beſchäftigt, während wohlgezielte Schüſſe der Franzoſen aus dem Walde unter ſie ſchlugen. Körner bemerkt dies, und den nächſten Huſaren zurufend, „Kameraden, wer folgt mir dahinein!“ ſprengt er gegen den Wald und die Tirailleurlinie an. Er gelangt bis an einen Graben und iſt im Begriff, einen feindlichen Schützen niederzuhauen; da kracht ein Schuß; da trifft ihn die Todeskugel; lautlos ſtürzen Mann und Roß zuſammen. Seine Freunde eilen zur Stelle, unter den Erſten der edle Frieſen, der ein halbes Jahr ſpäter in den Ardennen von aufſtändiſchen Bauern erſchoſſen wurde; ſie heben den Gefallenen auf und unterſuchen ſeine Wunde. Die Kugel war ihm durch den Hals ſeines Pferdes in den Unterleib, die Leber verletzend, bis zu dem Rückgrate gedrungen; Sprache und Bewußtſein waren auf der Stelle verloren. Sorgfältig trugen ſie ihn in den nahen Hochwald und ſuchten die Hülfe des Wundarztes. Es war vergebens, es war zu ſpät: der herrliche Sänger war nicht mehr; er hatte in den Armen ſeiner Freunde die ſchöne Seele ausgehaucht. — — Wie ein Blitz durchzuckte der große Verluſt die ſchwarzen Reiter alle; von dem Geiſte der Rache getrieben, ſtürzten ſie ſich in das niedere Gebüſch auf den Feind, und in Einem Augenblicke war das Gefecht geendet; was nicht entrinnen konnte, wurde niedergehauen oder erſchoſſen.

Die wenigen, aber theuern Opfer dieſes Tages waren außer Körner ein Graf Hardenberg und ſieben Huſaren. Graf Hardenberg war ein hoffnungsvoller, einnehmender junger Mann; er diente als Freiwilliger in der ruſſiſchen Armee und führte bei dieſem Zuge eine Abtheilung Koſaken; er war in geringer Entfernung von Körner und faſt zu gleicher Zeit mit ihm erſchoſſen worden. Der Feind hatte fünfzig bis ſechzig Mann verloren; auch unter ſeinen Todten befanden ſich zwei Offiziere.

Die Lützower legten ihre Gefallenen auf die erbeuteten Wagen und zogen ſich mit ihnen auf ihr Hauptheer zurück. Herbeigeeilte franzöſiſche Kavallerie wagte nicht, ihren Rückzug ernſtlich zu ſtören. Der Major ſchickte die ganze Wagenkolonne in das Infanterielager.

Auf das Infanterielager bei Wöbbelin war die Nacht herabgeſunken; weithin leuchtete der Schein der Wachtfeuer; an ihnen ertönten fröhliche Geſänge aus dem Munde der ſchwarzen Jäger; es waren Körner'ſche Schlachtlieder. Ach, ſie wußten noch nicht, daß der Mund ihres Dichters auf ewig verſtummt war; daß ſeine entſeelte Hülle ihnen nahete. Nach und nach verſtummten die Lieder im Lager; es erloſchen ſeine Feuer und tiefe Stille trat ein, die nur durch den Tritt der Wachen und Runden unterbrochen wurde. Die Stunde der Mitternacht hatte geſchlagen, und die Krieger genoſſen einer kurzen Ruhe, welche ſie für die Mühen und Gefahren ſtärken ſollte, die der neue Tag bringen konnte. Da erſcholl Wagengeraſſel vom Dorfe her und näherte ſich dem Lager. Mancher der Schläfer erhob ſich, um zu ſehen, was der ſpäte Lärm bedeute. Der Mond ſchien hell und beleuchtete einen langen Wagenzug, den einzelne Huſaren geleiteten. Es war der, den Franzoſen am Morgen abgenommene Transport. Ein Infanterielieutenant trat an den Zug heran und fragte Einen der Huſaren, wo ſie herkämen, und was ſie brächten. „Beutewagen," antwortete der Reiter, „die wir auf der Straße von Gadebuſch den Franzoſen abgenommen. Wir ſind glücklich geweſen; nur haben wir unſeren Lieutenant dabei verloren, den die Hunde erſchoſſen haben." „Wie heißt er?" war die Frage des Infanterieoffiziers. „Körner," lautete die Antwort. „Was für ein Körner?" — „Da liegt er," antwortete der Huſar und deutete auf den nächſten Wagen, „da können Sie ſelber ſehen." Der Offizier eilte hin und erkannte den Dichter, den Freund. — Raſch durchlief die Trauerkunde das ganze Lager; bald ſchlief Niemand mehr; Schmerz und Wehmuth hatten Alle ergriffen.

Nahe bei dem Lager ſtand das Häuschen des Hirten; Hierher trugen die Krieger ihre Gefallenen. In die Mitte der Hausflur auf eine lange Tafel legten ſie den erſchlagenen Freiheitsſänger; Eichenlaub bildete das Bett der Ehre, auf dem er ſchlief. Die anderen Gefallenen wurden auf den Boden der Flur um die Tafel herumgelegt; auch ſie ruheten auf deutſchem Eichenlaube. Sie waren Alle von wohlgezielten Schüſſen raſch getödtet worden und daher mit den Mienen, die ſie im Augenblick des Todes trugen, plötzlich erſtarrt. Kein Geſicht zeigte einen Zug des Schmerzes; freudiger Muth, Siegesluſt oder Zorn ſprachen aus allen. Einer hatte den Arm gehoben und die Fauſt geſchloſſen; er hatte zum Todesſtreiche ausgeholt, als ihn ſelber der Tod gefällt. Ein Anderer ſchien ſogar zu lachen. Körner's Mienen waren unverändert, ruhig; wie ſein Gemüth im Leben geweſen, ſo hatte es der Tod gefunden; nichts trübte den Spiegel ſeines Geſichtes, wie den ſeiner Seele. Er hatte ſich am Morgen ſeines Todestages, wo ſie im Verſteck lagen, ſobald der Tag grauete, mit Schreiben beſchäftigt. In ſeiner Brieftaſche fand ſich „das Schwertlied“ eingetragen; es iſt ſein Schwanengeſang geweſen.

„Laß mich nicht lange warten!
Du ſchöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth,
Und aufgeblühtem Tod,“

hatte er geſungen, als das Morgenroth die Wolken ſäumte und die Trompeten zum Angriffe ſchmetterten, und diesmal wartete er nicht vergebens. Ein Paar Minuten waren dahingeflogen, und er war geſäet in jenen Garten, und der Tod hatte ihm die erſehnte Blüthe an die Bruſt geheftet.

Die Waffenbrüder der Gefallenen ſorgten für eine ſchöne Beſtattung. Zwei Schreiner, die ſich in der Kompagnie befanden, bei welcher Theodor Körner zuletzt geſtanden hatte, verſchafften ſich in dem Dorfe Eichenholz und begannen noch in der Nacht, ihm einen Sarg zu bereiten. Körner hatte wiederholt den Wunſch geäußert, im Schatten einer deutſchen Eiche zu ruhen, wenn er falle. Bei Wöbbelin ſtanden zwei alte Eichen. Unter der größten derſelben gruben vier Lützower Freiwillige *), Freunde und Landsleute des Gebliebenen, ihm das Grab mit eigener Hand; unter der zweiten, etwas kleineren Eiche wurde ein zweites größeres Grab bereitet, die Leichen der übrigen Gefallenen aufzunehmen.

Um Mittage ſetzte ſich der Trauerzug aus dem Hirtenhäuschen in Bewegung. Alles, was im Lager nicht Dienſt hatte, nahm Theil daran; Offiziere von Wallmoden'ſchen Regimentern, die gerade vorbeimarſchirten, ſchloſſen ſich an. Auf Eichenlaub wurde der Sarg in die Grube geſenkt; Eichenlaub deckte ihn. Weinen erſtickte die Verſe aus ſeinen Liedern, welche die Waffengefährten ſingen wollten. Die Ehrenſalven erſchollen; Freundeshände warfen den Hügel auf und deckten ihn mit Raſen. In die Rinde des Baumes ſchnitten ſie ſeinen Namen und Todestag tief ein.

Da ertönten im Lager die Alarm-Trompeten und der Generalmarſch; der Feind war im Anzuge. Verſchwunden waren die Zeichen der Trauer, und Freude leuchtete aus den finſteren Geſichtern. Ein Gefühl bemächtigte ſich Aller, die Luſt der Rache für das vergoſſene theuere Blut. Von den kaum vollendeten Gräbern ihrer Brüder eilten die Reiter zu ihren Pferden, die Infanterie zu ihren Gewehren, und Bajonette blitzten und blanke Schwerter glänzten; ſie ſollten vom Blute der Todtenopfer triefen. — Aber es war nur ein falſcher Lärm geweſen; die gehobenen Waffen mußten ſich wieder ſenken, und der Schmerz übte wieder ſein Recht.

---

*) **Ackermann, Förſter, Noſtitz und Thümmel.**

Der Sänger ſchlief;

„Es ſchwärmten ſeine Träume nicht vergebens:
Was er ſo oft gefeiert im Geſang,
Für Volk und Freiheit ein begeiſtert Sterben
Sein Schickſal ließ ihn nicht umſonſt nach dieſer Krone werben!“

„Er ſchlief im Nachhall ſeiner Liedergaben,
Im Nachglanz ſeiner ſchönſten Heldenthat.“

Die kühne Schaar aber, mit welcher er ausgezogen war, ſie hatte noch manchen Strauß zu beſtehen, noch manches Opfer zu bringen. Sie blieb in derſelben Gegend, in beſtändigem mühevollen Vorpoſten- und Streifdienſte beſchäftiget, bis zu Ende des Jahres 1813 und zu Anfang des folgenden Jahres ſtehen. Sie half den Marſchall Davouſt enger und enger einſchließen, endlich auf das befeſtigte Hamburg allein beſchränken und ihm alle Verbindung mit Frankreich abſchneiden. Was ihnen aufgetragen wurde, vollführten die Freiwilligen mit der größten Pünktlichkeit und Umſicht. Sie hatten mit Mühen und Entbehrungen, oft mit dem bitterſten Mangel zu kämpfen, und waren doch nie verdroſſen. Sie halfen am 16. Sept. 1813 unter General Wallmoden die Franzoſen unter General Pecheur überfallen und ſchlagen. Das Gefecht fand bei der Göhrde auf der Lüneburger Haide ſtatt, und die Lützower verloren in ihm an Verwundeten und Todten 110 Mann und 36 Pferde. Hier fiel ein Freund Theodor Körner's, ein vielſeitig gebildeter junger Mann, von Bärenhorſt. Ihm unter Allen war es am ſchwerſten geworden, den Freund zu überleben und er ſuchte den Heldentod. Beim Andringen auf einen Hügel, welcher mit Geſchütz und mit feindlicher Infanterie beſetzt war, die Quarrés bildete, erhielt er einen Schuß in die Seite: er hüllte ſich in ſeinen Mantel und mit dem Ausrufe „Theodor, ich folge dir“ ſchritt er mit ſeinen Jägern weiter voran und ſank, von mehreren Kugeln durchbohrt, nieder. Major Lützow ſelber wurde in dieſem Gefechte ſchwer verwundet. Er ſprengte unter heftigem Kartätſchen- und Gewehrfeuer gegen ein feindliches Quarré an und ward dicht vor demſelben in den Schenkel und Unterleib von zwei Schüſſen getroffen. Von achttauſend Franzoſen, die unter Pecheur aus Lüneburg ausgezogen waren, kamen nur zweitauſend dahin zurück; die übrigen waren zerſprengt, gefangen und getödtet. — Die Lützower Huſaren waren die erſten, welche am 13. Oktober in die Vorſtädte von Bremen ſprengten und die feindliche Infanterie gefangen nahmen, welche in dieſelbe vertheilt war. Der Kommandant der Stadt, der alte Oberſt Thuilliers war entſchloſſen, ſich auf's Aeußerſte zu vertheidigen. Zweihundert Granaten waren ſchon in die Stadt geworfen, und ſie brannte an mehreren Orten: dennoch ließ er auf den Parlamentär der Belagerer, welcher zur Uebergabe aufforderte, ſchießen, und der Trompeter des Freikorps, der ihn begleitete, wurde verwundet. Als man am 14. Oktober Vorbereitungen zum Sturm traf; gelang es den Lützower Tirailleurs, den alten Oberſten auf dem Walle zu erſchießen, und die Beſatzung kapitulirte. Von der Einſchließungsarmee vor Bremen war der Oberjäger Beyersdorf mit zehn Huſaren auf einen Streifzug gegen die Wümme abgeſendet worden. Burg an der Wümme war mit vierunddreißig Mann feindlicher Infanterie beſetzt, von denen ſiebenzehn Mann am Eingang des Fleckens aufgeſtellt waren. Beyersdorf wartete die Dunkelheit ab, und ſprengte um acht Uhr Abends unter Piſtolenſchüſſen in den Flecken ein. Er warf den erſten Poſten über den Haufen und zerſprengte den zweiten. In fünf Minuten war der Flecken genommen und wurde am anderen Tage durch Koſaken beſetzt. Oberjäger Beyersdorf rückte nun gegen Vegeſack an der Weſer an, welches von vierzig Mann Infanterie und mehreren franzöſiſchen Gensd'armen und Douaniers beſetzt war. Aber ſchon in der Nacht hatten ſich dieſe Alle eilfertig geflüchtet: denn Beyersdorf's Kommando war durch das Gerücht auf dreihundert Mann angewachſen. Das Volk empfing ihn jubelnd und ließ ſeinen Zorn an den franzöſiſchen Behörden aus. Die Lützower erfuhren hier, daß mehrere Schiffe mit franzöſiſchem Eigenthum in der Hunte, drei Stunden von Oldenburg vor Anker lägen. Beyersdorf ließ drei Mann mit den Pferden in Vegeſack zurück, beſtieg mit den ſieben andern und einigen bewaffneten Bürgern eine Schaluppe und erreichte in einigen Stunden die Schiffe. Wegen eines heftigen Gegenwindes jedoch konnten ſie nur durch Pferde fortgeſchafft werden. Oberjäger Beyersdorf ließ vier von ſeinen Leuten auf den Schiffen zurück, und eilte mit drei Mann, welche er mit Infanteriegewehren bewaffnet hatte, nach Elsfleth. Auch hier empfing ihn das Volk mit ausgelaſſenem Jubel und ſtellte ihm augenblicklich dreißig Pferde, durch welche er die acht großen, ſchwerbeladenen Schiffe nach Vegeſack zurückbringen ließ. Sie gelangten dann weiter wohlbehalten nach Bremen an General Tettenborn, bei dem auch Beyersdorf, ohne einen Verluſt erlitten zu haben, bald wieder eintraf.

Am 25. Dezember erhielt Major Lützow, der von ſeinen Wunden wiederhergeſtellt war, den lang erſehnten Befehl, mit zwei Eskadronen an den Rhein voranzugehen und die Uebergänge von Bonn bis Weſel und weiter abwärts bis Yſſel zu unterſuchen. Das ganze Freikorps ſollte folgen, ſobald der Friede mit Dänemark abgeſchloſſen ſei. Es brach am 20. Januar 1814 auf. Es hatte vorher ſeinen Antheil an der däniſchen Beute erhalten, der ihm ſehr zu ſtatten kam: denn ſeine Bekleidung war durch den ununterbrochenen Vorpoſtendienſt auf's Aeußerſte abgenutzt. Von den im Holſteiniſchen ausgehobenen Pferden wurde ihm gleichfalls eine Anzahl überlaſſen, und ſeine Kavallerie ſtieg dadurch auf 770 Mann.

Major Lützow erreichte den Rhein in der Gegend von Bonn, ging am 17. Januar bei ſtarkem Eisgang über und traf am 24. in Lüttich ein. Von hier beſchloß er, ſich an die ſchleſiſche Armee in der Champagne anzuſchließen; er hoffte durch perſönliche Verwendung bei dem Feldmarſchall Blücher die Abberufung ſeines Korps von den Feſtungsblockaden und von den fremden Armeekorps überhaupt zu erwirken. Er rückte daher auf dem rechten Ufer der Maas aufwärts, überſchritt dieſen Fluß oberhalb Verdün, wandte ſich dann rechts und erreichte Chalons für Marne am 12. Februar. Blücher verwendete den Major mit ſeinen Reitern zum Vorpoſtendienſt und zur Erhaltung der Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Hauptabtheilungen der großen Armee. Hier war es, wo der Major mit ſeinen beiden Eskadrons nach der Schlacht von Laon beinahe ein Opfer der inſurgirten Ardennenbewohner geworden wäre. Er hatte eine Meldung über den Marſch der franzöſiſchen Hauptarmee, welche um Rheims ſtand, nach Chalons a. d. Marne gebracht, und mußte der franzöſiſchen Armee, die in voller Bewegung war, ausweichen und über die Aisne gehen, um auf deren rechtem Ufer zum ſchleſiſchen Heere bei Laon zurückzukehren. Napoleon hatte aber in den gebirgigen und waldigen Grenzprovinzen im Rücken der verbündeten Heere den Landſturm aufbieten laſſen. Er hatte Proklamationen an das Volk erlaſſen, in denen er ſich als Sieger von Laon und Rheims ankündigte und es aufforderte, die Trümmer des geſchlagenen Feindes anzugreifen und zu vernichten. Die Landleute hatten ſich bewaffnet, ihre Feldwege durch Verhaue geſperrt, ihre Dörfer in Vertheidigungszuſtand geſetzt; ſie wurden von penſionirten Offizieren befehligt. Als Lützow mit ſeinen Reitern Vouziers an der Aisne erreichte, wo ſie über den Fluß gehen mußten, war die Nacht ſchon eingebrochen. Sie näherten ſich in einer engen Straße der Brücke und fanden ſie beſetzt. Lieutenant Obermann führte die Spitze und ſprengte vorwärts; die Beſatzung der Brücke floh auseinander und ließ ihnen den Uebergang frei. Es war eine Falle, in welche man ſie eingehen ließ; man war überzeugt, daß ſie den Ausweg nicht finden würden. Denn als die Lützower Vouziers erreichten, waren von den Behörden ſchon alle Anſtalten zum Aufſtande getroffen. Kaum waren ſie durch die Stadt geritten, als der dortige Unterpräfekt zwanzig reitende Boten nach allen Gemeinden der Umgegend abfertigte, um ihnen den Marſch der Deutſchen anzuzeigen und ſie zu ihrer Vernichtung aufzubieten. Die

Lützower erreichten ohne Hinderniß das Dorf Châtre; ſie waren ermüdet und bezogen ein Bivouak. Das Dorf war noch ruhig. Mitten in demſelben liegt ein Schloß, deſſen Hofraum von einer Mauer umgeben iſt; das Gebäude war feſt verſchloſſen und ſchien unbewohnt. Eine der Eskadronen zog auf den Hof; die andere ruhete auf einem Platze im Dorfe vor dem Schloß. Die Feldwachen wurden ausgeſtellt und der Maire des Dorfes herbeigerufen, um von ihm die nöthigen Lebensmittel zu erhalten und Erkundigungen über den weiteren Marſch einzuziehen. Das Schloß im Dorfe war aber nicht unbewohnt; ſein Eigenthümer, der alte General Alix, hatte ſich in ihm verrammelt und wartete auf die Feuerzeichen des heranziehenden Landſturms. Als Major Lützow noch mit dem Maire in ſorgloſem Geſpräche begriffen war, erglänzten dieſe, und aus dem Schloſſe fielen Schüſſe unter die ruhenden Reiter; zugleich meldeten die Feldwachen den Anzug des Feindes. Die Lützower ſaßen auf und verließen das Dorf, in welchem ſie ein Infanterieangriff in die bedenklichſte Lage geſetzt hätte. Aber außerhalb desſelben, in dunkler Nacht und in einer gänzlich unbekannten Gegend, war ihre Lage nicht minder bedenklich. Ein enger Weg, den rechts ein ſchroffer Berg und links dichte Hecken bildeten, führte nach einem zweiten Dorfe, und der Eingang zu dieſem war verhauen. Die Reiter mußten die Hecke links durchbrechen und gelangten auf eine Wieſe, welche von einem tiefen-und moraſtigen Graben durchſchnitten war, deſſen Brücke abgetragen war. Doch konnte ſie raſch wieder hergeſtellt werden: denn ihre Bretter fanden ſich in der Nähe. Bald wurde ein Bach durchritten und ein drittes Dorf erreicht. Ein Weg nur führte durch dasſelbe, und er mußte betreten werden. Die Eskadronen ſetzten ſich in Trab, um ihn raſch zurückzulegen. Da empfing ſie Gewehrfeuer aus allen Häuſern; der Major Lützow wurde an der linken Hand verwundet; mitten im Zuge ſtürzten Leute und Pferde verwundet und todt zuſammen; die Vorderſten ritten, ohne dies zu bemerken, weiter, und die Hinterſten wurden von ihnen getrennt. Am Ende des Dorfes trennten ſich zwei Wege. Die erſte Eskadron war links geritten, und die zweite verfolgte den Weg gerade aus; erſt als ſie weit auseinander waren, bemerkten ſie es. Sie konnten ſich nicht wieder zuſammenfinden und blieben getrennt; denn immer noch umgab ſie die Nacht, und ſie mußten eilen, dem lauernden Tod zu entgehen. Der Boden war für Kavallerie ganz ungünſtig, voller Schluchten, Hecken, Gräben und Hohlwege und überall beſetzt durch zahlreiche bewaffnete Bauern. Durch Feuerſignale oder reitende Boten wurde den Inſurgenten der Marſch der feindlichen Reiter bezeichnet; aus Häuſern, Hecken, und Gräben drohte ihnen Tirailleur-Feuer; oft folgte es ihnen auch außerhalb der Dörfer von der Seite. Sie mußten die offenen Gegenden zu durchreiten und ſich in den wellenförmigen Vertiefungen des Bodens den Blicken ihrer Verfolger zu entziehen ſuchen. Daß ſie durch ihre Trennung verſchiedene Wege eingeſchlagen, war ihnen im Ganzen nur vortheilhaft; denn Anfangs wenigſtens wurde der Landſturm dadurch irre gemacht. Zwei Tage und zwei Nächte ritten ſie ſo mit wenig Ruheſtunden, bis ſie das inſurgirte Ardennen-Departement im Rücken hatten. Ihr Verluſt belief ſich auf vierzig Mann. Unter den Todten befand ſich der Adjutant des Majors, der Lieutenant Frieſen, der Allen als Muſter und Vorbild vorgeleuchtet hatte. Er wurde am 16. März in einem Walde von einem blödſinnigen Schäfer durch's Herz geſchoſſen.

Unterdeſſen war die Hauptmacht des Freikorps am 14. Februar bei Köln eingetroffen und wurde zur Einſchließung der Feſtung Jülich verwendet. Erſt am 24. März wurde ſie wieder abgelöſt, und marſchirte nun nach Vervins im Aisne-Departement, wo das ganze Korps nun wieder unter ſeinem Major vereinigt war.

Nach geſchloſſenem Frieden trat es mit dem Bülow'ſchen Korps, dem es eigentlich, ſeit dem Wiederausbruch des Krieges nach dem Dresdener Waffenſtillſtand angehört hatte, den Rückmarſch in die Niederlande an und kehrte ſpäter über den Rhein zurück. Bei dem Wiederausbruch des Kriegs im Jahre 1815 trat ſeine Infanterie als 25. Infanterie-Regiment in das zweite Armeekorps ein, und die Kavallerie als ſechſtes Uhlanenregiment in das erſte; letztere gab zugleich die erſte Eskadron zur Bildung des neunten Huſarenregiments ab; die Artillerie war früher ſchon als 14. reitende Batterie in die ſchleſiſche Artillerie-Brigade eingetreten. Das war das Ende des Lützow'ſchen Freikorps. Die erſten Strahlen der Freiheitsſonne hatten es geboren; die ſteigende zeitigte ein Paar Linienregimenter daraus!

Unter den Tauſenden von Männern und Jünglingen, welche auf den Schlachtfeldern des Jahres 1813 verbluteten, hat keiner ſo allgemeine und bleibende Theilnahme gefunden, wie Theodor Körner. Sie war, wie ſeine Geſchichte bezeuget, wohlverdient, und der Kranz, den er errungen hat, wird unverwelkt und immerblühend auf die Nachwelt gelangen. Zwei und zwanzig Jahre war der Jüngling alt, als ihn der Hauch des Todes berührte, und gewiß hat ſelten ein ſo frühes Alter ſo Viel und ſo Schönes geleiſtet. Und über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus ging dieſe Anerkennung. In England, welches damals mit Deutſchland zu gemeinſamem Streben enge verbunden war, ging Körner's Name bei allen Gebildeten von Mund zu Munde. In Zeitungen und Monatsſchriften des freien Albions fanden ſich Nachrichten über ſein Leben und ſeine Schriften, Ueberſetzungen aus ſeinen Werken und Gedichte auf ihn. Mehrere ſolcher Arbeiten, welche dem Andenken des gefallenen Helden gewidmet waren, wurden von dorther an die Aeltern desſelben geſendet, und von den herzlichſten Zuſchriften der Verfaſſer begleitet. Auch amerikaniſche Blätter erwähnten ſeiner. Selbſt die Feinde, gegen welche ſein jugendlich glühender Haß gerichtet war; ſelbſt die Franzoſen haben ſeinen Werth und den Werth ſeines Opfers anerkannt. Hierdurch wird erwieſen, was wir im Eingange aufgeſtellt haben: die Völker haſſen einander nicht länger, als die Verblendung dauert, in welcher ſie ſich durch ihre gemeinſchaftlichen Feinde, durch habſüchtige oder ruhmbegierige Häupter, gegen einander treiben laſſen. Das Volk iſt überall gerecht, und bereit, das Schöne und Große zu würdigen, wo es ſich findet, ſollte es ihm auch in den Reihen ſeiner Widerſacher verderbend entgegengetreten ſein. Wenn der Kampf ausgerungen, reichen ſich dieſe Gegner verſöhnt die Hand. Wann wird die Zeit kommen, wo ſie einſehen, daß ſie dieſe Bruderhand nie mehr laſſen dürfen, daß ſie dieſer Völkerfriede allein ſchützen kann gegen den Hohn und den Uebermuth von Tyrannen?

In einem franzöſiſchen Blatte findet ſich über Körner folgendes: „Seine Vaterlandsliebe und ſeine Begeiſterung waren ſein Talent: kein Stuben-Tyrtäus iſt er geweſen, welcher Kriegslieder hinter dem Ofen ſang; ein freiwilliger Krieger war er, Einer jener ſchwarzen Jäger, das Schwert an der Seite und die Büchſe auf dem Rücken; in ihre Reihen iſt er eingetreten, um ſein Vaterland zu befreien und deſſen Tyrannen zu vernichten; ein Dichter und ein Held. In dem Feuer der Schlacht entbrannte ſein Genie und ſein Muth. Ihm iſt Alles Poeſie; der Blitz des Gewehres iſt der Funke der Freiheit; das Blut, das den Boden röthet, iſt der Purpur des jungen Tages; es iſt die Morgenröthe der Freiheit. Iſt er verwundet und meint zu ſterben; der Tod für's Vaterland, er ſchwebt zu ihm hernieder in Dichtungen und Bildern; ſeine letzten Gedanken ſind, wie ſein ganzes Leben, von dem Glanze der deutſchen Poeſie vergoldet. Liebliche Phantaſiegebilde ſteigen vor ſeinen brechenden Blicken empor; der Jammer der Sterbenden verwandelt ſich ihm in melodiſche Accorde. Was ihn ſo oft in Träumen umſchwebte; was er tief im Inneren des Herzens trug, er hat es ergriffen, er beſitzt es für immer; wofür ſeine jugendliche Seele entbrannt war, was er bald Freiheit, bald Liebe genannt hatte, es reicht ihm die Rechte in der Geſtalt eines roſigen Engels. Sehet, wie dieſe begeiſterte Jugend ſtarb! Wahrlich, das iſt nicht der Tod eines alte Gardegrenadiers, der blutig darniederſinkt und ſtolz in dem Gedanken ſtirbt, nie eine Ordre übertreten und nie die Ehre verletzt zu haben: das iſt der Tod der Begeiſterung; das iſt der Tod eines Dichters, das iſt ein deutſcher Tod!“

Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ſchenkte dem Vater den Platz, wo die theueren Reſte ſeines Sohnes ruheten. Die Grabesſtätte iſt jetzt mit einer Mauer eingefaßt, angepflanzt und mit einem in Eiſen gegoſſenen Denkmale bezeichnet. Die Schweſter und der Vater ruhen neben ihm. Ein ſtiller Gram über den Verluſt des Bruders hat der Jungfrau Herz gebrochen, als ſie ein Bildniß desſelben kaum vollendet hatte, womit ſie den Vater an ſeinem Geburtstage überraſchen wollte. Kurz vorher war ſie mit ihren Aeltern in Mecklenburg am Grabe des Bruders geweſen. Eine unendliche Sehnſucht nach ihm hatte ſie da ergriffen, und ſie verlangte, ihn zu ſehen: aber der Vater hatte ihrem Wunſche nicht entſprochen und das Grab nicht öffnen laſſen. Einige Wochen ſpäter ſehnte ſie ſich nicht mehr; da war auch ſie hinüber gegangen und ihre irdiſche Hülle ihrem Wunſche gemäß unter der Eiche bei Wöbbelin beſtattet worden. Im Jahre 1831 betrat der Leichenzug des Vaters denſelben Weg.

„Mein Vaterland, vergiß nicht das treue Geſchwiſterpaar unter der Eiche bei Wöbbelin!“ ruft ein noch lebender Waffengefährte Körner's aus, Einer von jenen Vieren, welche ihm das Grab gegraben. Wie wäre das möglich; wie könnte das geſchehen? Seiner und Eurer nicht, ihr tapferen ſchwarzen Streiter, wird das Vaterland jemals vergeſſen! Euer Beiſpiel ſoll den ſpäteſten Geſchlechtern noch voranleuchten; wie Ihr, ſoll ſich die Jugend unſeres Vaterlandes jedesmal erheben, wenn ihr Volk, wenn die Freiheit ruft: in ſeinen Liedern iſt unſerem Volke Euere Zeit und Euere Begeiſterung verewiget; in ihnen glüht Euere Vaterlandsliebe, Euer Freiheitsmuth, Euer Tyrannenhaß. Rein, lebensfriſch, ſittlich ernſt und thatkräftig, wie der edle Körner war, ſoll jeder deutſche Jüngling zu werden trachten, das Leben lieben und genießen und den Tod nicht ſcheuen. Der Tod für Pflicht und Ehre, für Vaterland und Freiheit bleibe ſein höchſter

Wunſch, ſein höchſtes Ruhmesziel. Nach der Eiche von Wöbbelin richtet eure Blicke und gelobet zu leben und zu ſterben, wie der Heldenjüngling, der unter ihr ſchläft. Blicket hin, blicket oft hin und vergeßt „des treuen Todten" nicht: aber vergeſſet auch nicht der Andern, die ungekannt und ungenannt dieſelbe Palme gebrochen haben. Denn, wie er, ſind Tauſende geſtorben. Auch vergeſſet nicht, daß Mancher der Ueberlebenden noch aus anderen Gründen, als aus getäuſchter Ruhmeshoffnung, das Loos der Gefallenen glücklich geprieſen hat, denn ſie ſah'n der Freiheit Licht, ſah'n ſie ſteigen über Leichen; doch ſie ſinken ſah'n ſie nicht: daß Mancher nach Jahren verzweifelnd ausgerufen hat, „die Banner, drauf in Gold, „„Freiheit"" geſchienen, ſie ſind zerriſſen und das Wort mit ihnen." Nein, vergeſſen wollen wir das nicht, aber auch verzweifeln nicht: denn der Weg der Völkerfreiheit führet durch Nacht zum Licht:

„Iſt der Stern der Freiheit auch geſunken,
O, der Morgen bringt ihn uns zurück!
Mag die Hölle droh'n und ſchnauben,
Die Tyrannei reicht nicht hinauf,
Kann dem Himmel keine Sterne rauben,
Unſer Stern geht auf!"

Adam von Itzſtein.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

Und ob auch zu dieſer Friſt
Furcht und Liſt
Aengſtlich noch die Worte mißt:
Doch ein Hoch! für Itzſtein, Welcker, Sandern,
Doch ein tauſendfaches Hoch! den Andern,
Die Ihr wißt!

Dieſer Namen goldnen Schein,
Echt und rein,
Stickt in Eure Banner ein!
Vorwärts, vorwärts auf der Freiheit Pfaden!
Kennt Ihr doch das Loſungswort: Hoch Baden!
Soll es ſein.

Robert Prutz „Badens zweiter Kammer 1842“.

Adam von Itzſtein.

Geboren zu Mainz den 28. September 1775. Lebt zu Mannheim und Hallgarten im Rheingau.

(Nach mündlichen und handſchriftlichen Mittheilungen des Hofgerichtsraths von Itzſtein, mit Benutzung der badiſchen Landtagsprotocolle und der Landtags-Zeitung, ſowie des Berichtes von K. Mathy über „das Itzſtein-Feſt“ 1844 und der Lebensbeſchreibung Itzſtein's von F. Hecker im „Vorwärts“ für 1845.)

Johann Adam von Itzſtein iſt geboren zu Mainz, 28. September 1775 *). Sein Vater war churmainziſcher Geheimer Rath und Director des Hofgerichts und mehrerer anderen höheren Stellen, zugleich k. k. öſterreichiſcher ſtändiger Commiſſarius der reichsunmittelbaren Ritterſchaft des Churrheinkreiſes. Obſchon er in letzter Eigenſchaft das Prädicat des Adels hatte, ſo machte er doch nur Einmal Gebrauch davon, als er nämlich für ſeinen Sohn, der als Offizier in ſächſiſche Militärdienſte treten wollte, den Adel nachweiſen mußte. Er war ein Mann von hoher Rechtlichkeit, anerkannten ausgebreiteten

---

*) Dies ergiebt ſich aus der eigenhändigen Aufzeichnung ſeines Vaters, nach welcher Adam das 14te unter 15 Kindern aus zwei Ehen war. Hienach ſind ſämmtliche bisherigen Angaben, die den Geburtstag auf den 18. September ſetzen, zu berichtigen.

Kenntniſſen und ſtrengen Sitten, die theils in der Zeit lagen, theils ihm anerzogen waren; mußte er doch ſelbſt von ſeinem Vater die Härte der Vorurtheile erfahren: als er zum zweiten Male ſich verehelichte und zwar mit einer Bürgerlichen, ward ſein Vater ſo aufgebracht darüber, daß er ihn in ſeinem Teſtamente nur auf's Pflichttheil ſetzte. Der ſtrenge Sinn des alten Itzſtein's äuſſerte ſich auch in der Erziehung und Behandlung ſeiner Kinder. Er war ein Feind aller Verzärtelung. Keins ſeiner Kinder durfte in geheizten Stuben ſchlafen, noch ſich im Bette mit irgend etwas anderm bekleiden als mit einem einfachen Nachthemde; Schlafröcke, Pelze und Wämſer wurden nicht geduldet, ſelbſt nicht in der kälteſten Winterszeit; ſo war es auch keinem Sohne vor dem zwanzigſten Jahre erlaubt, Wein zu trinken, Tabak zu rauchen oder gar zu ſchnupfen. Obſchon er ein reicher Mann war, ſo hielt er ſeine Söhne doch ſehr kurz; ſelbſt in vorgerückterem Alter, als ſie ihre Studien bereits begonnen hatten, mußten ſie ſich mit einem ſehr geringen Taſchengelde begnügen. Das Leben war im väterlichen Hauſe für jene Zeit ſehr geſellig, doch durfte kein Kind, wenn es nicht ſchon Stand und Rang erlangt oder wenigſtens ausſtudirt hatte, an der Geſellſchaft theilnehmen.

Der junge Adam beſuchte die Domſchule und dann die höheren Lehranſtalten ſeiner Vaterſtadt. Als er endlich die Univerſität bezog, entſchied er ſich für die Jurisprudenz. Zu den Lehrern, denen er am meiſten für ſeine academiſche Bildung verdankt, rechnet er die Profeſſoren Hartleben und Hofmann, der noch im 93 Jahre lebt.

Beim Ausbruche des Krieges flüchteten Adam's Eltern mit ihm aus Mainz zu ihrer Tochter im Naſſauiſchen. Als Mainz ſchon eine Zeitlang von Cuſtine beſetzt war, kehrten viele Flüchtlinge und ſo auch dieſe in die Stadt zurück. In dieſer Zeit, während die Republikaner Mainz inne hatten, waren die Studien ganz unterbrochen (14. October 1792 — 22. Juli 1793); dagegen beſuchten die Studenten, darunter auch Adam, regelmäßig den Jacobiner-Clubbs im großen Theaterſaale, wo ſich Hofmann bekanntlich durch ſein Wirken ſehr auszeichnete und ſich die hohe Achtung, ſogar der Franzoſen, erwarb, ſo daß er denn auch zu der Würde eines „Präſidenten der rheiniſchen Republik“ gelangte. Kurz bevor die Belagerung durch die Preußen erfolgte, hatte ſich die Familie Itzſtein auf ihr Gut zu Hallgarten im Rheingau zurückgezogen und lebte dort, bis Mainz an die Preuſſen überging. Noch ehe denn Mainz durch die Franzoſen eingeſchloſſen wurde, wanderte die churmainziſche Regierung mit den Gerichtshöfen nach Aſchaffenburg aus. Eben dahin begaben ſich Adam's Eltern und ließen nur ihn in ihrem Hauſe zurück, welches alsbald ganz bis auf zwei Zimmer von dem Oberſten der Rothmäntel und ſeiner Wachmannſchaft eingenommen wurde. Der junge Itzſtein erlebte hier alle Trübſale und Greuel einer Belagerung. Nach dem Entſatz durch den Feldmarſchall Clerfayt den 29. October 1795 blieb Itzſtein noch in Mainz und ſetzte ſeine Studien wieder fort.

Im Sommer 1797 begann er ſeine juriſtiſche Praxis als Acceſſiſt bei dem churmainziſchen Oberamte Amorbach. Schon im Juli 1799 berief ihn die Benedictiner-Abtei Amorbach zum Syndicus und Beamten ihrer Ortſchaften, weil der Vorgänger krank und geiſtesſchwach geworden war. Er nahm dieſen Dienſt an, nachdem die Mitglieder des Convents ihn einſtimmig gewählt hatten. Im Jahr 1803 wurde die Abtei aufgehoben und fiel nebſt der ganzen Gegend, ſo weit ſie mainziſch war, dem Fürſten von Leiningen zu. Um dieſe Zeit ward Itzſtein als alleiniger Beamte an das Amt Miltenberg verſetzt, er richtete ſich häuslich ein und heirathete den 1. Januar 1804 die Tochter ſeiner Stiefſchweſter, nachdem er die ſeit ſieben Jahren beim Papſte betriebene Dispenſation endlich gegen die feſtgeſetzten Gebühren erhalten hatte. Allein bald darauf trat die Organiſation des bekannten Kretſchmann ein, und ein anderer, von ihm begünſtigter Beamte wurde nun als erſter nach Miltenberg geſetzt, unter dem Itzſtein als zweiter ſtehen ſollte. Dieſer Verfügung widerſetzte ſich Itzſtein mit der Erklärung, daß er dieſe

Stelle anzunehmen nicht ſchuldig ſei und nicht weiter arbeiten würde. — Nach kurzem Zwiſchenraume wurde Itzſtein von der leiningiſchen Regierung als Stadtdirector nach Amorbach berufen, ſeine Beſoldung ſollte jedoch die Stadtkaſſe zahlen. Dieſe hatte aber gerade wegen der ihr auferlegten Zahlungsverbindlichkeit Klage gegen den Fürſten erhoben, und weil Itzſtein ſeine Beſoldung als Staatsdiener aus der Staatskaſſe bezog, verweigerte er den Aufzug nach Amorbach, bis ihm die Zahlung aus dieſer Kaſſe zugeſichert würde. Itzſtein wurde unterdeſſen unwohl. Die Regierung drohte, wenn er nicht in der anberaumten Zeit aufzöge, mit gänzlicher Entlaſſung. Itzſtein verweigerte den Aufzug beharrlich, und nun ſendete die Regierung einen ihrer Räthe nach Miltenberg um ſich zu überzeugen, ob Itzſtein wirklich krank ſei. Er aber reiſte bald nach Amorbach zum Fürſten und bat um ſeine Penſionirung. Der Fürſt, unwillig über Itzſtein's Verhalten, ordnete eine Prüfung an. Die Folge davon war, daß Itzſtein die Zuſicherung erhielt, der Staat ſolle die Beſoldung zahlen, ſo oft die Stadt die Zahlung verweigere. Itzſtein trat nun den Dienſt in Amorbach an, allein die Stadt, im Rechtsſtreite mit ihrem Fürſten, war zu dem Entſchluſſe gekommen, daß, bis zur Entſcheidung ihres Prozeſſes, kein Bürger bei ihrem Amte eine Rechtsklage anbringen ſolle. Deswegen war faſt nichts zu thun für Itzſtein als höchſtens einige Verwaltungsgegenſtände zu beſorgen. Die Stadtkaſſe zahlte unterdeſſen nicht und jede Pfändung blieb fruchtlos. Nach Verlauf von faſt einem Jahre entſchied das großherzoglich badiſche Oberhofgericht, an welches nach aufgehobenem Reichskammergerichte der Rechtsſtreit der Stadt übergegangen war, zu Gunſten der Stadt, und ſomit wurde die Anſtellung Itzſtein's und die ganze Einrichtung aufgehoben und er war ohne Dienſt. Darauf zog der Fürſt von Leiningen ihn in ſeine Nähe, zeichnete ihn vor Anderen ganz beſonders aus und ernannte ihn 1808 zum Rathe ſeiner Juſtizkanzlei.

Nach erfolgter Mediatiſirung des Fürſten von Leiningen trat Itzſtein in Folge eines im Jahre 1809 mit Baden geſchloſſenen Vertrages in badiſchen Staatsdienſt über. Die Frau Fürſtin von Leiningen, nunmehrige Herzogin von Kent, ſprach gegen ihren Gemahl den Wunſch aus, Itzſtein in ſeinen Dienſten zu behalten. Der Fürſt lehnte es aber ab, weil er kraft des Vertrags die Beſoldung, die ihm doch gut käme, ſonſt bezahlen müſſe. Die Frau Fürſtin wendete ſich nun an ihren Bruder, den anweſenden Herzog von Koburg, in gleicher Abſicht. Der Herzog wollte Itzſtein als Stadtdirector in einer ſeiner Städte anſtellen, allein da Itzſtein eine höhere Beſoldung als ſeine bisherige verlangen mußte, — weil dieſe Anſtellung in einem entfernten Staate ihn zu großen Vermögensopfern zwingen würde, — kam dieſer Vorſchlag nicht zu Stande. Itzſtein blieb alſo weiter nichts übrig als in den badiſchen Staatsdienſt zu treten. Er wurde ſofort als Oberamtmann an das Landamt Freiburg verſetzt. Dieſe Stelle mußte er aber ausſchlagen, das ganze Vermögen ſeiner Familie lag zu Mainz und im Rheingau und ihm war die Obſorge für deſſen Verwaltung Namens ſeiner durch die Stürme der franzöſiſchen Revolution zerſtreuten Geſchwiſter zugefallen. Die Regierung trug ihm nun drei Aemter an, unter denen er wählen konnte: Weinheim, Ladenburg und Schwetzingen. Unbekannt mit allen, entſchied er ſich für Schwetzingen. Er trat dieſe Stelle mit Beibehaltung ſeines früheren Ranges im Jahre 1809 an und verwaltete ſie bis 1819.

Vieles hat er während dieſer zehnjährigen Wirkſamkeit zum Nutzen und Frommen des Bezirks in jenen ſchweren Zeiten geleiſtet, manchen Mißbrauch abgeſchafft, z. B. die häufigen und drückenden Militärfrohnden, manche wirthſchaftliche Verbeſſerung eingeführt, deren Wohlthaten noch heute nachwirken. Durch ſeine muſterhafte Verwaltung, ſtrenge Rechtlichkeit und ſein menſchenfreundliches Benehmen erwarb er ſich die allgemeinſte Liebe und Verehrung. Und doch ließ ihn nach der Kammerauflöſung im Jahre 1842 dieſer Bezirk, deſſen Abgeordneter er ſeit 1831 war, bei der Abgeordnetenwahl ſo ſchmählich fallen!

Im April 1819 mußte Itzſtein wider ſeinen Willen und trotz ſeiner Vorſtellungen, in Folge eines Cabinetsbefehls, die Stelle eines Hofgerichtsraths in Mannheim annehmen.

Somit endete Itzſtein's Staatsdienerleben und es beginnt nun für ihn das öffentliche, dem er ſich bald zuwendete, bis auf den heutigen Tag treu blieb und fortwährend ſeine Zeit und ſeine beſten Kräfte widmet. Er iſt ſeitdem mit der ſtaatlichen Entwickelung Badens ſo eng verflochten, daß die Geſchichte der badiſchen Landtage zugleich auch die Geſchichte ſeines Lebens iſt.

Die badiſche Verfaſſung, vom Großherzog Karl 22. Auguſt 1818 verliehen, war erſt unter ſeinem Nachfolger in's Leben getreten, die Stände wurden zum erſten Male 22. April 1819 zuſammenberufen. Schon zum zweiten Landtage, 28. März 1822 wählte die Stadt Mannheim Itzſtein zu ihrem Vertreter. Itzſtein folgte dieſem ehrenvollen Rufe, obwohl an das Hofgericht ein Schreiben eingelaufen war des Inhalts: „man erwarte, daß keiner der Hofgerichtsräthe eine auf ihn fallende Abgeordnetenwahl annehmen werde.“ Itzſtein erklärte ſofort, er laſſe ſich das ſchönſte verfaſſungsmäßige Recht nicht nehmen und werde der erſten aller Pflichten gehorchen, nämlich der: dem Rufe des Volkes zu ſeiner Vertretung zu entſprechen.

Gleich nach ſeinem Eintritt in die Kammer erkannten ſeine Amtsgenoſſen ſeine Geſchäftskenntniß und biedere Geſinnung und wählten ihn alsbald zum erſten Secretär — ein ſchwerer Dienſt, weil damals noch keine Schnellſchreiber die Faſſung der Protocolle erleichterten. Vom erſten Augenblicke an war er der unerſchütterliche Vertheidiger der Rechte des Volkes und der Stände, wie ſie in der Verfaſſung gegründet ſind. Er entwickelte eine bewundernswerthe Thätigkeit und unterzog ſich mit eiſernem Fleiße den Arbeiten der Budgetcommiſſion, welche damals noch neu und eben darum beſonders ſchwierig waren.

Auf das Kräftigſte vertheidigte er den von einem andern Kammermitgliede verfaßten Bericht über den Militäretat und die darin angeſtellten Anträge auf Erſparniſſe, deren Nothwendigkeit die Regierung ſelbſt anerkannt hatte. Die Anträge wurden von der Kammer angenommen. Unterdeſſen erfolgte am 28. Januar ein großherzogliches Schreiben: „Wir erklären demnach, daß, da Wir außer Stand ſind, mit der bewilligten Summe Unſere Bundespflichten zu erfüllen; Wir erklären ferner, daß Wir durch Unſere Stände in Erfüllung Unſerer Bundespflichten nicht gehindert werden können, Wir als Mitglied des deutſchen Bundes das erforderliche Bedürfniß Unſeres bundesmäßigen Militärs für die laufende Finanzperiode auf die jährliche Summe von 1,600,000 fl. feſtſetzen.“

In der nächſten Sitzung (30. Januar) kam die Sache abermals zur Sprache. Itzſtein trat bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male mit ſeiner ganzen Entſchiedenheit auf und ſprach alſo:

„Meine Herren! Es iſt, wie der Herr Berichterſtatter (Duttlinger) vorgetragen hat, ein ſchwerer gewichtvoller Augenblick, in welchem wir uns gegenwärtig befinden. Denn es handelt ſich nicht mehr um das Geld, ſondern es gilt jetzt die uns allen theure und heilige Verfaſſung, es gilt die Würde der Kammer, es gilt Sein oder Nichtſein in der öffentlichen Meinung! Darum halte ich es für Pflicht, mich mit gewohnter Freimüthigkeit auszuſprechen, nicht, um meine Meinung auf andere zu übertragen, denn es möge jeder mit ſich und ſeinem Gewiſſen zu Rathe gehen, ſondern meine Anſicht von der Sache offen, wie es einem Deputirten zuſteht, zu beurkunden.“

„Ich ſcheide vorderſamſt die Perſon unſeres Regenten von dieſem Gegenſtande. Sie ſteht von uns allen hochgefeiert, erhaben und durch die Verfaſſung heilig und unverletzlich über uns! Der einzige Berührungspunkt, welchen die Budgetgegenſtände zwiſchen dem Regenten und den Ständen darbieten, iſt die Civilliſte und die Appanagen.“

„Dieſer Gegenſtand, meine Herren! iſt von der Kammer erledigt, und die Art und Weiſe, wie ſie ihn erledigt hat, beurkundet unverkennbar ihre tiefe Ehrfurcht und ihr Streben, die Perſon des Fürſten und ſein Haus mit demjenigen Glanze zu umgeben, welchen die Kräfte des Staats geſtatten. Alles andere alſo und auch der Militäretat ſind Verwaltungsgegenſtände, und wir haben es hier lediglich mit der Regierung zu thun. Wir haben hier nicht perſönliche Rückſichten eintreten zu laſſen, wohl aber den Zuſtand des Volks, zu deſſen Verbeſſerung die Kammern verſammelt ſind, und die Gewißheit in's Auge zu faſſen, daß wir die Steuern erhöhen müſſen, wenn nicht Erſparniſſe bei dem Militär- und dem Civiletat eintreten."

„Nun hat die Kammer in einer ihren letzten Sitzungen den von der Regierung gemachten Antrag, „für den Militäretat jährlich 1,600,000 fl. oder für zwei Jahre 3,200,000 fl. zu verwilligen," mit allen Stimmen bis auf jene des Herrn Staatsraths Winter verworfen."

„Der nämliche Antrag der Regierung wird heute wiederholt."

„Ich habe damals nach meiner innerſten Ueberzeugung, wie es mir mein Eid gebietet, und nach langer vorheriger Prüfung geſtimmt. Es iſt der Stand der Sache noch heute ganz derſelbe. Es ſind endlich heute ſo wenig wie damals jene Bundestagsbeſchlüſſe über das Militär, die immer vorgeſchoben werden, bei uns in Baden bindendes Geſetz."

„Ich kann meine Abſtimmung vor Gott dem Allmächtigen, vor meinem Gewiſſen und vor meinen Mitbürgern rechtfertigen, und bin ruhig über alle Folgen. Meine Ruhe und Zuverſicht gründet ſich auf das feſte Vertrauen, welches ich zu unſerm erhabenen Regenten, dem das Wohl des Landes und des Volkes theuer iſt, und zu der hohen Regierung, wie ich ſie größtentheils hier verſammelt ſehe, habe. Aber ich wüßte nicht zu rechtfertigen, wüßte es nicht mit meinen Pflichten in Einklang zu bringen, wenn ich jetzt gegen dieſe meine frühere Ueberzeugung und gegen meinen Eid anders ſtimmen wollte als ich vor 3 Tagen geſtimmt habe. Ich wüßte nicht, wie eine freie Abſtimmung, ein freies Wirken der Kammer, hervorgehend aus ihrer innern Ueberzeugung, möglich und denkbar wäre, wenn nach jeder Abſtimmung ein Reſcript erſchiene des Inhalts wie das geſtrige!“

Die Kammer trat mit 30 gegen 29 Stimmen Itzſtein's Anſichten bei und beharrte bei ihrem früher gefaßten Beſchluſſe. Die mächtige Hofpartei benutzte dieſes Ereigniß, die ſchon lange dauernde Spannung zwiſchen Regierung und Volksvertretung zum entſchiedenen Bruche zu bringen: den folgenden Tag wurde auf Befehl Sr. königl. Hoheit der Landtag geſchloſſen. Die Regierung ſandte der entlaſſenen Kammer im Regierungsblatte vom 6. Februar 1823 ein Manifeſt nach, in welchem ſie dieſelbe in den Augen des Volks verdächdigte, die Volksvertreter ſeien an Allem Schuld, darin liege der Grund erfolgloſer ſiebenmonatlicher Landtagsverhandlungen. Die Angeſchuldigten konnten ſich nicht einmal vertheidigen, da die Cenſur keine Entgegnung geſtattete. Die Regierung ging in ihrem Unwillen ſo weit, daß ſie nicht ein einziges der von ihr doch ſelbſt vorgelegten und von den Kammern angenommenen Geſetze ſanctionirte, und gewährte nicht einen der theils von den beiden Kammern vereint, theils von einer oder der andern Kammer allein an ſie gebrachten Wünſche, Vorſchläge oder Bitten. Nicht ein Moment des Wirkens ſollte dieſer verhaßte Landtag zurücklaſſen; um ihn zu ſtrafen, ſollten auch dem ganzen Volke die Früchte ſeiner Thätigkeit entriſſen ſein.

Die Führer der Oppoſition wurden mit kleinlichem Haſſe verfolgt, und Itzſtein wurde nach Entlaſſung der Abgeordneten, noch während ſeines Aufenthalts in Karlsruhe, wo er im Auftrage der Kammer die Protocolle redigirte, an das Hofgericht zu Meersburg verſetzt. Seine Gegenvorſtellungen gegen jene Verſetzung, die auf das Störendſte in ſeine Familien- und Vermögensverhältniſſe eingriff, blieben fruchtlos. Obgleich der Reichsdeputationsſchluß allen Beamten des Reichs zugeſichert hatte, daß ſie nur da eine Anſtellung anzunehmen brauchten, wo ſie beim Uebertritt anſäſſig waren, beharrte die

Regierung doch auf ihrer Forderung und drohte mit Verluſt der Stelle und des Gehalts, wenn Itzſtein ſich nicht füge. Aerger und Kränkung — er war ſogar unter polizeiliche Aufſicht geſtellt! — verbunden mit den Landtagsarbeiten, warfen ihn auf's Krankenlager, und ein ſchweres Nervenleiden machte den Ueberzug nach Meersburg unmöglich. Trotz der ärztlichen Zeugniſſe mußte ſich der Hofgerichtsdirector in höherem Auftrage doch zu wiederholten Malen perſönlich von ſeinem Leiden überzeugen — ſo weit trieb man die Verfolgung!

Die kleinen Gemüther befiel Furcht wegen der großen Ungnade, in die der Mann gefallen war, der ſeine Pflicht gethan hatte: die ſogenannten „alten guten Bekannten,“ mit Ausnahme weniger Biedermänner, wichen Itzſtein ängſtlich aus und mieden ſeinen Umgang. So iſt der Pöbel der ſogenannten Gebildeten!

Geſtützt auf den Reichsdeputationsſchluß verlangte Itzſtein nach der Wiederherſtellung ſeine Penſionirung. Sie wurde ihm verweigert, der Rechtsgang ihm erſchwert und nichts unterlaſſen, was ihm irgend das Leben verbittern konnte. Er blieb aber ſtandhaft, und nun erfolgte endlich die Penſionirung, die einen Einkommen-Verluſt von 700—800 fl jährlich im Gefolge hatte.

Für das Verfaſſungsleben Badens begann jetzt eine trübe Zeit. Auf die Landtage von 1825 bis 1828 wurden wenig freiſinnige Männer gewählt. Die Bürger kümmerten ſich wenig um den einen noch den andern. Speichellecker, Wohldiener und niedere Knechte übergaben ſogar eine Bitte um Aufhebung der Verfaſſung!*) Obwohl nun die Regierung erröthete und es verſchmähte, auf ein ſo ſchamloſes Knechteswerk einzugehen, ſo wurde doch die Verfaſſung auf dem Landtage dahin verſtümmelt, daß ſtatt alle zwei Jahre nur alle drei Jahre die Stände einberufen werden ſollten; ſo ſollten auch die Mitglieder, ſtatt wie ſie bisher auf acht Jahre gewählt, ſo daß je nach zwei Jahren ein Viertheil austrat und durch neue Wahlen erſetzt wurde, künftig auf ſechs Jahre gewählt werden, nach deren Ablauf eine vollſtändige Erneuerung ſtattzufinden habe.

---

*) An der Spitze ſtanden zwölf Beamte: drei im Oberlande (darunter ſogar Joſ. Albrecht von Ittner!), zwei im Mittelrheinkreiſe, ſieben im Odenwald, Bauland und Wertheim!

Itzſtein ſuchte inzwiſchen die zerrüttete Geſundheit auf Reiſen und in Bädern wieder. Vergebens. Seine Seele war krank; denn das Weh des Vaterlandes nagte an ihr, und deshalb mußten alle Wiederherſtellungsverſuche, die nur dem Körper galten, fruchtlos bleiben. Erſt als eine beſſere Zeit über das Vaterland heraufgekommen war, als er für dasſelbe wieder mit Freiheit und Freude wirken konnte, da geſundete auch er. Es iſt noch heute eine von Itzſtein's Eigenthümlichkeiten, daß er krank wird oder ſich doch für krank hält, ſobald der Himmel des Verfaſſungslebens ſich trübt, und fröhlich, friſch und geſund wird, ſobald ſich derſelbe wieder aufhellt.

Mit der Julirevolution und dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold (30. März 1830) begann ein neues reges Verfaſſungsleben. Eines der erſten Zeichen desſelben im Volke war die Wahl Itzſtein's zum Abgeordneten des Wahlbezirks Schwetzingen. Dieſe erſte Wahl gab Veranlaſſung, daß nachher das Volk alle übrigen Deputirten von 1822, die mit Itzſtein geſtimmt hatten, wieder wählte. Itzſtein nahm die Wahl an. Kummer und Leiden hatten ſein Haar gebleicht und er erſchien in der Kammer mit ſchneeweißem Haar; aber eine jugendliche Seele, ein ungebeugter Muth, eine willensfriſche Kraft und eiſerne Beharrlichkeit wohnte in ſeinem Innern, und ſo begann er ſeine parlamentariſche Wirkſamkeit auf's Neue mit der früheren Tüchtigkeit und Entſchiedenheit. Er eröffnete dieſelbe mit ſeinem der tiefſten Seele entſproſſenen Antrage auf Wiederherſtellung der 1825 abgeänderten Verfaſſung *). Dieſer Antrag iſt

---

*) Auch gedruckt in (Rutenberg's) Bibliothek politiſcher Reden aus dem 18. und 19. Jahrh. 1. Bd. (Berlin 1843.) S. 221—230.

zu wichtig in ſeinen Folgen geweſen, als daß er nur ſo obenhin erwähnt werden dürfte.

Ehe der Redner ſeine Gründe entwickelte, ſprach er ſich aus über das was ihn beſtimme, dieſen Antrag zu ſtellen.

„Es iſt nun neun Jahre, daß ich auf dem Landtage von 1822 in dem nämlichen Saale, auf dieſer nämlichen Rednerbühne, unter demſelben Präſidenten, mit vielen meiner ehrenwerthen Freunde, die ich nun wieder auf den Bänken der Deputirten ſehe, für die Heilighaltung der Verfaſſung, für die Rechte meiner Mitbürger gekämpft habe, und ich berge es nicht, es iſt ein erhebendes, ein lohnendes Gefühl für mich und meine Freunde, daß wir abermals hier ſtehen.“

„Wir hatten es damals, wie jetzt, gut und treu gemeint, wir wollten nur das allgemeine Beſte, und wir haben, Gott iſt mein Zeuge! den in die Hände des Regenten geſchwornen Eid, nur nach unſrer innigſten Ueberzeugung zu ſtimmen, gewiſſenhaft erfüllt.“

„Die Gewalt der Umſtände, die Gewalt der Perſonen trat uns damals hemmend entgegen.“

„Die Kammer wurde, nachdem ſie in einer ihrer letzten Sitzungen die Ehre, und ihr durch das Reſcript vom 28. Januar 1823 angetaſtetes verfaſſungsmäßiges Recht, denn um *dieſes*, und nicht um das *Geld* handelte es ſich dort, mit 30 gegen 29 Simmen gerettet hatte, ſchnell geſchloſſen. Der ganze Landtag ſollte keine Früchte tragen! Wir kehrten zurück mit dem erhebenden Bewußtſein, unſere Pflicht erfüllt und die Achtung unſerer Mitbürger errungen zu haben.“

„Aber! auch dieſe ſollte uns verkümmert werden!“

„Ein Bannſtrahl wurde uns nachgeſendet, ein Edict vom 6. Februar 1823, zu deſſen Unterzeichnung die verantwortlichen Miniſter den Regenten nie hätten beſtimmen ſollen; ein Edict, in welchem der Majorität jener letzten Sitzung alle Schuld des fruchtloſen Landtages aufgebürdet, hartnäckige Widerſetzlichkeit und Ueberſchreitung der ſtändiſchen Befugniß zur Luſt gelegt, und ſogar dem Volke erklärt wurde, wie jene dreißig Stimmen allein es ſeien, welche die aufgewendeten großen Landtagskoſten vergeblich gemacht hätten."

„Die Majorität, zu welcher ich zu gehören ſtolz bin, mußte bei ſolchen harten Anſchuldigungen ſchweigen und dulden. Ihr war, bei dem Mangel der Preßfreiheit, jedes Mittel zur Vertheidigung in öffentlichen Blättern benommen. Nur einzelne Stimmen*), und darunter die kräftige Stimme eines hochachtbaren Mitgliedes unſerer Kammer, führten in Zeitſchriften, die aber der Bürger nur ſelten lieſt, unſere Vertheidigung."

„Das Volk, niedergehalten von der Furcht, niedergehalten durch die Beamten, deren manche ſogar, wie Ihnen bereits ein verehrter Redner geſagt hat, mit freventlicher und ſtrafbarer Verletzung ihres Eides, verächtlich kriechend um die Aufhebung der Verfaſſung, des höchſten, des heiligſten Gutes, das der badenſche Bürger beſitzt, gebeten hatten, das Volk, ſage ich, entzog uns deſſen ungeachtet nicht ſeine Achtung, denn es wußte daß ihm die Kammer von 1822 die Verfaſſung unangetaſtet erhalten hatte."

„Aber der Landtag von 1825, zum größten Theile aus unfreien Wahlen hervorgegangen, griff mit haſtiger Eile in die Heiligkeit der Verfaſſung ein und hob die Art. 38 und 46 derſelben, über die theilweiſe Erneuerung der Kammern und über die zweijährige Landtagsperiode auf."

„Die Kammer von 1828 in gleichem Geiſte und Sinne handelnd, wie jene von 1825, that keinen Schritt zur Wiederſtellung der Verfaſſung, obgleich ſchon damals die Wünſche dafür in dem Lande ſich laut und vielfältig ausſprachen."

„Da trat endlich das ereignißvolle Jahr 1830 ein!"

Der Redner geht nun über auf die neue Geſtaltung des politiſchen Lebens in Baden, beſpricht die freien

---

*) Dazu gehört auch eine ſummariſche Rechtfertigung in Murhard's polit. Annalen. 10. Bd. 3. Heft 1823.

Wahlen und die daraus hervorgegangene neue Kammer, und ſchließt dann mit folgenden Worten:

„Iſt, wie Niemand verkennt, und das Miniſterium ſelbſt erklärt, die Beiwirkung der Kammer wohlthätig und nützlich, warum ſie von zwei auf drei Jahre verſchieben? warum das Nützliche mindern? Warum nicht weit eher auf den Gedanken kommen, jedes Jahr, wie in gar vielen conſtitutionellen Staaten, die Kammern zuſammenzurufen?“

„Eine andere höchſt nachtheilige Folge der auf drei Jahre verlängerten Landtagsperiode iſt aber die dadurch entſtandene Verkümmerung der heiligſten Rechte des Bürgers und ſeiner Abgeordneten. Das Recht der Geſetzgebung, jenes der Petitionen, das Recht der Steuerbewilligung, die Beſchwerde und Anklage der Miniſter und oberſten Staatsbeamten und ſo manche andere verfaſſungsmäßigen Befugniſſe — ſie alle ruhen um drei Jahre, während die urſprüngliche Verfaſſung in ihrer hochherzigen Tendenz ſie häufiger und alle zwei Jahre eintreten ließ. Und doch iſt es, wahrlich! nicht an der Zeit, dem Volke die Rechte zu beengen, welche ihm nach dem Stande der Bildung, zu dem es gekommen, nunmehr gehören. — Gefallen iſt bei uns jene, durch nichts beſchränkte Herrſchaft, die, nur aus Einem Munde ausgehend, über die Völker gebietet, wie über eine todte Maſſe. Der Bürger trat in die Rechte, die ihm gehörten; Verfaſſungen ſichern ihm ſolche; ſie zu erhalten, ſie auszubilden und in das kräftige Leben zu führen, nicht aber ſie zu verſtümmeln, iſt die Pflicht der Regierung, wie jene der Abgeordneten, iſt rathſam für beide, damit Vertrauen zurückkehre, und Ruhe eintrete in den bewegten Gemüthern!“

„Gleich wichtige Gründe ſprechen für die Partial-Erneuerung der Kammern.“

„Die Wahlen, das größte Recht der einzelnen Bürger, die Wahlen der Männer, welche in der Kammer über das Wohl und Wehe des Landes und ſeiner Bewohner zu ſprechen und zu entſcheiden haben, ſind eines der wirkſamſten Mittel, die Theilnahme an dem conſtitutionellen Leden, die Ausbildung der Verfaſſung zu begründen und in dem Volke zu verbreiten.“

„Das Austreten eines Viertheils der Abgeordneten auf jedem Landtage erhält die Ausübung dieſes Rechts im Leben, giebt Regſamkeit den Bürgern und richtigen Tact der Wahlcommiſſarien, während bei der in einer Periode von ſechs Jahren wiederkehrenden Integral-Erneuerung der Kammer, welche in dieſer Zeit nur zweimal zuſammentritt, die Theilnahme, nach der Natur des menſchlichen Charakters, nothwendig erkalten muß.“

„Wir haben aber in der neueſten Zeit und in allen Ländern ſprechende Beweiſe geſehen, wie nothwendig eine warme Theilnahme des Volkes an den verfaſſungsmäßigen Rechten iſt, damit freie, ſelbſtändige Männer, welche Kraft mit Mäßigung vereinen und das allgemeine Wohl als Ziel ihres Berufes erkennen, in die Kammern treten.“

„Aber nur, wenn Sie die Theilnahme des Volkes erhalten, nur wenn Sie der öffentlichen Meinung in den periodiſchen Wahlen Gelegenheit geben, ſich auszuſprechen, nur dann erhalten Sie in dem Reſultate dieſer Wahlen den Ausdruck, die Organe der öffentlichen Meinung — und dieſe zu erkennen, einzuflechten in den gebliebenen Theil der Kammer, das war der große Zweck des Stifters unſerer Verfaſſung, das iſt die gewiß wohlthätige Wirkung der partiellen Erneuerung der Kammer.“

„Eine weitere, für Regierung und Volk gleich wohlthätige Folge der partiellen Erneuerung der Kammern, wie ſie der Art. 46 der Urverfaſſung vorſchrieb, iſt die Stetigkeit des Geiſtes und der Grundſätze, welche dadurch den Kammern eigen wird.“

„Die großen Ereigniſſe des vergangenen und gegenwärtigen Jahres haben ſattſam gezeigt, wie nothwendig es ſei, ein ſtetes ruhiges Fortſchreiten an die Stelle ewigen Wechſels, greller Aufregung, raſcher Umwälzungen und Aenderungen zu ſetzen.“

„Aus ſolchem Zuſtande geht kein dauerndes Wohl hervor, nur im ſteten und ruhigen Fortſchreiten können

Staats-Einrichtungen und Geſetze ſich günſtig ausbilden und das Glück des Landes begründen."

„Wenn bei ſo vollwichtigen Gründen, deren die Berathung über dieſen Gegenſtand noch mehrere hervorheben wird, die Kammer von 1825 dennoch die Art. 38 und 46 der Verfaſſung abänderte, ſo kann der Freund des Vaterlandes nur trauern, daß es möglich war, ſo ſchnell und ſo ſehr entgegen den Wünſchen und den wahren Intereſſen des Volkes, Hand an die junge Verfaſſung zu legen, und Abänderungen zu treffen, über deren Räthlichkeit erſt eine längere Erfahrung ein reiferes Urtheil zulaſſen konnte."

„Es trauert der Bürger über die ſchmerzliche Erfahrung, daß die Abgeordneten des Volkes, berufen, ſein Wohl zu fördern und die Verfaſſung zu ſchützen, gerade die heiligſten Rechte, zum Theil aus kleinlichen Geldrückſichten, beſchränkten."

„Und doch erſcholl auch damals die Stimme für Wahrheit und Recht, für Feſthalten an der beſchwornen Verfaſſung laut und kräftig in dieſem Saale. Die Oppoſition jener — glänzende Stern der Kammer von 1825 — ſtritt mit der Kraft eindringender Beredtſamkeit für die gute Sache, wendete ſich mit gleicher Wärme an das Gefühl und an den Verſtand, und entwickelte mit eben ſo viel Umſicht als Scharfſinn die Gründe, welche die angetragene Veränderung der Verfaſſung als verwerflich bezeichneten."

„Aber! die Stimme der Wahrheit verhallte, und die Abgeordneten des Landes, als walte ein böſer Dämon über ihnen, beſchloſſen mit allen Stimmen gegen jene drei der Oppoſition die angetragene Abänderung der Verfaſſung."

„Ein Schrei der Mißbilligung drang durch das Land! Die Abgeordneten von 1825 hatten das Vertrauen des Volkes verwirkt. Die Wahlen von 1831 beurkunden dies."

„An Ihnen, Männer des Vertrauens und der freien Wahl! an Ihnen iſt es nun, die Wunde wieder zu heilen, welche die Kammern von 1825 und 1828 ſchlugen. — An Ihnen iſt es, das ſo ſchwer getäuſchte Vertrauen des Volkes auf ſeine Repräſentanten wieder herzuſtellen, die Liebe zu der Verfaſſung wieder zu erheben. — Erfüllen Sie den ſehnlichſten Wunſch des Volkes, geben Sie dem Lande ſeine Verfaſſung zurück und ſetzen Sie ſich dadurch ein unvergängliches Denkmal in den Herzen Ihrer Mitbürger.“

Beide Kammern nahmen den Antrag an: wenige Tage nachher wurde in Folge eingeholter und zugeſicherter Genehmigung von Seiten des Landesherrn die Verfaſſung in ihrer Urſprünglichkeit wieder hergeſtellt. Die Freude darüber war in beiden Kammern mächtig genug, dies glückverheißende Ereigniß *) durch ein gemeinſchaftliches Feſtmahl zu feiern. Die Traulichkeit dabei war ſo groß, daß der Abgeordnete von Itzſtein mit dem erſten Standesherrn „als erſten Bürger des Landes“ auf fortdauernde Einigkeit anſtieß.

Bald nach dieſem herrlichen Erfolge erkämpfte Itzſtein die Erweiterung der Verfaſſungsrechte, daß der jährliche Steuerbedarf ſowohl als der Conſcriptionsbetrag von der ſtändiſchen Genehmigung abhängig gemacht wurde. Leider ward nur der erſte Antrag zum Geſetz erhoben.

Wie hier, ſo überall, bei allen Anträgen und allen Verhandlungen ſprach ſich Itzſtein kräftig, frei und unerſchrocken aus. Das zeigte ſich beſonders auch noch in ſeiner Rede, die er am 16. Auguſt 1831 gegen miniſterielle Verſchwendung hielt. **) Der Generallieutenant von Schäffer hatte gelegentlich zu verſtehen gegeben, daß nicht er, ſondern der höchſtſel. Großherzog eigentlich Kriegsminiſter geweſen ſei. Darauf entgegnete Itzſtein: „Die Stände kennen nur ihn (v. Schäffer) als den Chef der Kriegsverwaltung. Er legte auf jedem Landtage die Budgets, von ihm unterzeichnet, vor; er vertheidigte ſolche, wie die Conſcriptionsgeſetze, als Präſident des Kriegsminiſteriums. Nur er iſt alſo der Kammer gegenüber der nach Artikel 67 der Verfaſſung verantwortliche Beamte. Und wer ſollte es auch ſein? Der Regent ſelbſt, wie man zu behaupten wagt? Wäre dies nicht ein wahres Traum- oder Trugbild?“

---

*) Die hohe Bedeutung dieſes Sieges lebt noch heute im Volke. Dreizehn Jahre ſpäter, beim Griesbacher Feſte, wurde Itzſtein während der Tafel ein Blättchen zugeſtellt, darauf ſtanden mit Bleiſtift geſchrieben folgende Verſe:

Der Pathe.

Das Kind, vor 25 Jahren geboren,
Längſt hätten's Feindes Hände umgebracht,
Hätt' ihm der Himmel Pathen nicht erkoren,
Die kühn wie Du ob ſeinem Loos gewacht.

**) S. Bibliothek politiſche Reden. 4 Bd. S. 93—102.

„Das iſt ja eben das Weſen und der Lichtpunkt der Repräſentativverfaſſung, daß der Fürſt, ſeinem Volke und deſſen Vertretern gegenüber, in jener Würde, Unantaſtbarkeit und Heiligkeit erſcheint, die ihn als Herrſcher des Volks umgeben müſſen, daß aber die unumſchränkte Gewalt dadurch gebrochen und beſchränkt wird, daß ſeine Miniſter verantwortlich ſind für die Verfaſſung und für alle in ihren Verwaltungsbereich einſchlagenden Handlungen.“

„Der Regent als ſolcher kann alſo nicht Miniſter, nicht den Ständen verantwortlich ſein. — Denn daraus würde der entſetzlichſte Widerſpruch folgen. Als Fürſt nach der Verfaſſung heilig und unverletzlich, könnten ihn die Stände als Miniſter in Anklageſtand ſetzen, könnten, je nachdem die Handlungen und Verfaſſungsverletzungen wären, auf Entſetzung, auf Einſperrung, oder auf noch härtere Strafen klagen. Nein, nie wird Baden, nie werden ſeine Stände ſich auf ſolche Art verirren! Sie wollen und können nicht einem Satze, einer Behauptung Eingang geſtatten, die zu Schlüſſen führt, wie ich ſie eben gezeigt habe. Der Herr Präſident des Kriegsminiſteriums wird und muß dies ſelbſt als wahr erkennen, und wenn er als Grund für ſich anführt, daß der höchſtſelige Großherzog die Beſoldung als Kriegsminiſter gezogen, ſo müſſen die Stände zwar bedauern, daß ſo etwas geſchehen konnte, aber ſie können daraus nicht das Unmögliche, nicht das Widerſprechendſte folgern: daß der Großherzog ſelbſt der ihnen verantwortliche Kriegsminiſter ſei. — Und was wäre denn unſere Verfaſſung, was wäre der hohe, vielgeprieſene Werth derſelben, wenn Wahrheit ſein könnte, was der Herr Präſident des Kriegsminiſteriums behauptet, wenn der Regent auch die Stelle des Miniſters in ſeiner Perſon vereinigen, alſo Miniſter der Juſtiz, des Innern, der Finanzen, des Krieges und des Auswärtigen ſein könnte?"

„Ein theures Spielwerk für das Volk, ein leeres Schattenbild für deſſen Repräſentanten, ein Hohn und eine Satyre für die Großen der Erde."

„Der Regent, welcher die Miniſterſtellen in ſich vereinigen will, ſchaltet dann wie ein unumſchränkter Selbſtherrſcher nach Belieben, legt Steuern auf, wie er will, macht Ausgaben nach Gutdünken, verkümmert die Verfaſſung, zerſtückelt das Land. — Er iſt als Regent heilig und unverletzlich und muß es ſein."

Itzſtein's Wirkſamkeit beſchränkte ſich während dieſes Landtags jedoch nicht allein auf die erwähnten Anträge, er nahm den lebhafteſten Antheil an allen wichtigen Verhandlungen und Beſchlüſſen, beſonders an den Budgetberathungen, und unterſtützte eifrigſt die Motionen ſeiner Freunde.

Es war ein freudiges Leben und Wirken im Ständeſaale, wie es nie früher, nie wieder nachher in Baden vorkam. Mit welchem Vertrauen, mit welcher Sicherheit konnten aber auch die Abgeordneten der Volkskammer auftreten.

Der Großherzog gab dazu den erſten Anlaß durch ſeine Eröffnungsrede. Er ſprach unter andern die unvergeßlichen Worte: „Bei meinem Fürſtenwort erneuere Ich die ſchon öffentlich verkündete Zuſicherung, die Verfaſſung des Großherzogthums wahrhaft zu beobachten und beobachten zu laſſen, Gerechtigkeit zu üben, die Ruhe und Ordnung mit Kraft zu erhalten und Allen und Jedem gleichen Schutz und Schirm zu gewähren."

Die Erwartungen des Volkes gingen in Erfüllung: mit Vertrauen trat die Regierung den Kammern und traten die Kammern der Regierung entgegen; die Uebereinſtimmung zwiſchen beiden beruhte nicht auf der Unterwürfigkeit der Volksvertreter, ſondern auf der allſeitigen Ueberzeugung, ſein Vertrauen Würdigen geſchenkt zu haben und das Vertrauen des Volks zu verdienen.

Auf ſolchen Grundlagen ruhend lieferte dieſer Landtag ſo bedeutende Ergebniſſe, daß der zu früh verſtorbene Rotteck (im Eingang ſeiner 1833 erſchienenen „Geſchichte des badiſchen Landtags von 1831“) mit Recht ſagen konnte: „Der Landtag von 1831 macht nicht nur Epoche für die Geſchichte des conſtitutionellen Badens, ſondern er iſt mittelbar auch für alle anderen conſtitutionellen Staaten Deutſchlands höchſt wichtig und fruchtverheißend; ja er iſt ein wahrhaft europäiſches Ereigniß. — Aus der freien Wahl für 1831 ging eine Repräſentanten-Kammer hervor, wie ſie bis dahin noch nirgends erſchienen; d. h. eine in Grundſätzen, Richtungen und Begehren ſo einige Kammer, wie die Geſchichte des conſtitutionellen Lebens in Deutſchland noch keine aufweiſt. Hierin, d. h. in der Einſtimmigkeit oder faſt Einſtimmigkeit aller Tendenzen und Beſchlüſſe in großen Dingen, beſteht der eigenthümliche und edelſte Charakter der badiſchen Volkskammer von 1831. In ihr gab es keine linke, keine rechte Seite und kein Centrum. Alle Deputirte, ohne Ausnahme, erſchienen von demſelben Geiſte beſeelt, alle ſprachen oder ſtimmten für Erleichterung des Volkes, für Befeſtigung der Verfaſſung, für die geiſtigen Forderungen der Neuzeit, für die Wiederherſtellung des Vernunftrechts in die ihm gebührende, aber durch die Verkehrtheit des hiſtoriſchen Rechts ihm längſt entriſſene Herrſchaft.“

Die Ergebniſſe dieſes Landtags befriedigten geiſtige wie materielle Intereſſen; die wichtigſten beſtanden in den Geſetzen über Preßfreiheit, Ehrenkränkungen, bürgerliche Prozeßordnung, Aufhebung der Herrenfrohnden, Rechte der Gemeindebürger und Erwerbung des Bürgerrechts, und in einer Gemeindeordnung, wie ſie kein deutſcher Staat aufzuweiſen hat. Zu dieſen Ergebniſſen gehört auch die Verminderung der Staatsausgaben, ferner eine Anzahl Motionen, als: Ablöſung der Zehnten und Vervollſtändigung des Geſetzes über Miniſterverantwortlichkeit, endlich die Erledigung von mehr als 1600 Petitionen.

Der Jubel im Lande war allgemein und groß. Ueberall wurden von dem hocherfreuten dankbaren Volke ſeine heimkehrenden Abgeordneten für ihr ſchönes Wirken feierlich empfangen, herzlich bewillkommnet, und durch Ehrengaben und Feſtlichkeiten ausgezeichnet.

Am 3. Januar 1832 kehrten die Mannheimer Abgeordneten mit dem des 33. Wahlbezirkes nach Mannheim zurück. Sie wurden in Schwetzingen von dem Bürgermeiſter und den Wahlmännern Mannheims bewillkommnet und dann unter dem Jubelrufe der Einwohner wie im Triumphzuge zu ihren Wohnungen geleitet, wo jedem einzelnen noch bei Fackelſcheine unter dem Zubrange des erfreuten Volkes die ſtädtiſchen Muſikchöre ein Ständchen brachten.

Itzſtein hatte Geſchäfte halber erſt ſpäter ſeine Reiſe von Karlsruhe aus antreten können. Den 5. Januar empfingen ihn ganz unerwartet unterhalb Graben, wohin damals noch die Landſtraße führte, mehrere Bürger, alle beritten, aus dem oberen Theile ſeines Wahlbezirkes. Sie begleiteten ihn weiter. Bald wuchs die Schaar der Reiter. In jedem Orte, durch den die Reiſe ging, mit Jubel empfangen, ſah er ſich bald von einer immer größeren Begleitung umgeben. So traf er in Schwetzingen ein. Die Ortsbehörde und die ganze Bevölkerung empfing ihn mit anhaltendem Jubelrufe und wiederholten Hoch! und begleitete ihn ſo zur Poſt. Dort im Saale wurde ihm von Bürgern ſeines Wahlbezirks zur Anerkennung ſeines Wirkens ein ſilberner Becher mit der einfachen inhaltsſchweren Umſchrift: OB CIVEM SERVATUM, überreicht. Der Gefeierte ſprach innig gerührt ſeinen herzlichen Dank aus. — Der Zug ging dann weiter zu Wagen und zu Roß, wohlgeordnet: im erſten Wagen ſaß der Rathſchreiber Schwetzingens ganz allein, den blinkenden ſilbernen Pokal vor ſich haltend; dann folgte im zweiten Wagen Itzſtein mit einigen Mitgliedern des Gemeinderaths. Hinterdrein kamen die übrigen Wagen, eine lange Reihe, denen ſich die Reiter anſchloſſen. Das verſammelte Volk begrüßte den Zug mit lautem anhaltenden Hochrufe. Als der Zug an die Gemarkung Seckenheim gelangte, bewillkommneten ihn die von dort herübergekommenen feſtlich geſchmückten jungen Bürger mit Freudenfeuer und Jubel und geleiteten ihn zu Pferd und zu Fuß weiter. Unter zunehmendem Jubel erreichte der Zug Neckarau. Nachdem der Gemeinderath Itzſtein begrüßt hatte, empfing ihn der Oberbürgermeiſter Mannheims nebſt einer Deputation von Wahlmännern. Die vielen mitgekommenen Bürger Mannheims und alle, die an den Wegen warteten, ſchloſſen ſich nun dem Zuge an, der mit Fackelbeleuchtung und Volksjubel ſich langſam durch die Hauptſtraßen der Stadt bewegte und endlich vor Itzſtein's Wohnung anhielt. Von den Beweiſen ſo vieler Anerkennung und Liebe tief ergriffen, dankte Itzſtein dem Volke und ſeinen Begleitern, munterte auf zum Feſthalten an der Verfaſſung und dem wahren Fortſchritte zur Freiheit und dem Bürgerglücke und brachte ein Hoch aus auf den Großherzog, dem die Verfaſſung eine Wahrheit ſei, in welches das Volk freudig einſtimmte.

Aber nicht allein in Mannheim und der Nachbarſchaft fand Itzſtein die wohlverdiente Anerkennung und Genugthuung für ſein bisheriges landſtändiſches Wirken — im ganzen Lande war dieſelbe Theilnahme, dasſelbe Gefühl der Freude und des Dankes für das, was Itzſtein leiſtete.

Bald nach dem feierlichen Empfange in Mannheim brachten ihm die Lahrer Bürger durch einen ſilbernen Becher ihre Huldigung dar, und in einer Adreſſe bezeugten ihm 300 Bürger von Konſtanz ihren innigen Dank. Bald darauf luden ihn die Bürger Raſtatts zu einem Feſtmahle ein und überreichten ihm „Dem Beharrlichen für ſein kräftiges Wirken am Landtag" einen Ehrenbecher.

Auch die Vaterſtadt gedachte jetzt ihres Itzſtein's. Am 16. December 1831 hatte ſich ein Ausſchuß gebildet und einen lithographirten Aufruf erlaſſen, der alſo anhebt: „Der badiſche Landtagsabgeordnete Itzſtein, einer der großen deutſchen Männer, welche die Veredelung eines freien, der Civiliſation unſers Jahrhunderts entſprechenden Zuſtandes unſeres deutſchen Vaterlandes mit eben ſo viel Geiſt, Einſicht und Erfahrung als edler Unerſchrockenheit, Feſtigkeit und Selbſtverleugnung erwirken — iſt in Mainz geboren."

Der Becher wurde im September 1832 erſt überſandt, alſo nach den bekannten Bundesbeſchlüſſen vom 28. Juni, mit folgender Adreſſe, die für die Stimmung jener Tage Zeugniß giebt: „Allverehrter deutſcher Mann! Als in den letzten Jahren das vaterländiſche Wirken ſo vieler Edlen in den Landtagsſitzungen mehrerer conſtitutioneller Staaten Deutſchlands dem geſammten theuren Vaterlande die Morgenröthe einer geſegneten politiſchen Zukunft eröffnete — da blickte eine große Zahl von wahrhaft conſtitutioneller Geſinnung durchdrungener Bürger der Stadt Mainz auf Sie, verehrungswürdiger deutſcher Mann, in dem Gefühle eines erhebenden Stolzes, einen Sprößling ihrer Vaterſtadt in den erſten Reihen jener Edlen zu zählen. Sie beſchloſſen, ihre Verehrung und Dankbarkeit für ihren patriotiſchen geraden Itzſtein in Ueberreichung eines ſilbernen Pokals gegen Sie auszuſprechen."

„Die Zeit jener freudigen Hoffnungen iſt getrübt; die Morgenröthe unſrer politiſchen Zukunft iſt hinter dunkle Wolken zurückgedrängt. Können wir aber an ihrer Wiederkehr zweifeln? Können wir die ſchöne Hoffnung aufgeben, daß unſer geliebtes deutſches Vaterland noch mehr als den jungen Morgen einer geſegneten Freiheit, daß es ihren hellen glanzvollen Tag wiederſehen wird?"

„Edler deutſcher Mann, wir blicken auf Ihr Leben, auf Ihre Schickſale, auf Ihr Wirken — Sie ſind uns mit all den Hochherzigen, die Ihr Streben aufrichtig in ihrer Bruſt tragen, ein vertrauungsvoller Troſt, eine feſte Bürgſchaft der dereinſtigen Verwirklichung unſerer gerechten Hoffnungen."

„So hat die Gabe, welche Ihnen die Unterzeichneten im Auftrage jener deutſchgeſinnten Mainzer überreichen, eine doppelte heilige Bedeutung: ſie iſt wiewohl ein ſchwaches Zeichen ihrer Verehrung und Dankbarkeit für das, was Sie in der Vergangenheit in Ihrem Wirken für das badiſche Brüdervolk zum Heile für das geſammte deutſche Vaterland ſchufen; ſie iſt zugleich ein Zeichen des heiligſten Vertrauens, daß, ſo lange unſer deutſches Vaterland ſeinen Itzſtein und die ihm gleichgeſinnten Edlen unter ſeine lebenden Söhne zählet, die Sonne ſeiner Freiheit nicht auf immer untergegangen ſein wird. Mainz, 30. Auguſt 1832.“

Es kamen nun für Itzſtein wie für Baden trübe Zeiten.

Das neue Jahr 1832 hatte zwar noch ganz fröhlich begonnen. Die Freude über die Ergebniſſe des letzten Landtags war noch allgemein, und die Hoffnung auf eine freiere Entwickelung des Staatslebens, auf eine beſſere Zukunft beſeelte noch alle Gemüther. Die Bedingung zu aller politiſchen Freiheit, zu jedem Fortſchritte zum Guten und Beſſern, die wahre Seele alles verfaſſungsmäßigen Wirkens, — die Preßfreiheit war ja errungen, ſie ſollte den erſten März in’s Leben treten. Der große Augenblick, der ein ganzes Volk vor allen deutſchen Völkern allein, eines Kleinodes theilhaftig machte, worauf es ſo lange ſehnlichſt, aber immer vergebens geharrt hatte, dieſer große Augenblick, der erſte März, der Tag der Einführung der Preßfreiheit kam heran und wurde an vielen Orten feſtlich begangen, hie und da ſogar feſtlicher als der Neujahrstag, und zwar mit Muſik und Geſang, Böllerſchüſſen, öffentlichen Reden, Feſteſſen und Freudenfeuern auf den Bergen. So geſchah es beſonders in Freiburg und zu Riegel im Breisgau; in Pforzheim brachte man den 29. Februar den Preßzwang um Mitternacht feierlich zu Grabe und verkündete nach zwölf Uhr unter Freudenmuſik die Erſtehung der Preßfreiheit.

Vier Wochen ſpäter, gerade am erſten April, hatte man auch zu Weinheim an der Bergſtraße eine ähnliche Feier *) veranſtaltet. Ueber zweihundert Theilnehmer

---

*) Ausführlich beſchrieben in der kleinen, jetzt ſchon ſeltenen Schrift: Das Feſt der freien Preſſe zu Weinheim

hatten ſich zu einem Feſteſſen eingefunden, Männer aus Baden, den beiden Heſſen, Baiern und Frankfurt, auch einige Polen und Griechen. Als Ehrengäſte waren dazu geladen mehrere Abgeordnete der badiſchen Kammer, aus Heidelberg Mittermaier und Winter, aus Mannheim v. Itzſtein, Gerbel und Mohr, aus Seckenheim Kerner und aus Weinheim Grimm. Zum Feſtſaale diente ein großer Raum des ehemaligen Carmeliterkloſters. Auf den zerfallenen Mauern des alten Bergſchloſſes Windeck wehte die badiſche Fahne, und Böllerſchüſſe verkündeten von dort her um ein Uhr den Beginn des Feſtmahles. Itzſtein wurde zum Präſidenten des Feſtes gewählt. Nachdem man dem Großherzog Leopold, dem Fürſten, „der dem Volke das Recht des freien Wortes zurückgab,“ ein dreifaches Lebehoch ausgebracht hatte, erhob ſich Itzſtein und ſprach alſo: „Es ergreift mich ein erhebendes Gefühl, wenn ich dieſen herrlichen Verein von Männern überblicke, aus verſchiedenen Ländern, ſich zum großen Theile ganz fremd und doch nahe befreundet durch Gleichheit und Uebereinſtimmung der Geſinnungen; wenn ich ſehe, wie ſie ſich die Bruderhand reichen, um die Freude darüber zu theilen, daß Badens Regierung zuerſt ihrem Volke zurückgegeben hat, was nur ungerechte Gewalt dem Menſchen vorenthalten kann, das heilige Recht der freien Rede, der freien Preſſe. (Lange Unterbrechung durch allgemeines Händeklatſchen.) Möge dieſes ſchöne Beiſpiel der badiſchen Regierung in immer größeren Kreiſen nach und nach auf alle deutſche Staaten ſich ausdehnen und dadurch Deutſchland auf jene Stufe erheben, welche ihm gebührt. (Allgemeines Bravo!) Mögen aber auch die Badener — und ich darf dies von ihrem geſunden Sinne hoffen — das errungene Recht üben mit würdevoller Mäßigung und mit Kraft! Nicht die Aufregung der Völker — nicht das Drängen nach gewaltſamem Umſturze ſei das Ziel unſerer Preßfreiheit. Ruhige, beſon-

---

an der Bergſtraße. Beſchrieben von einem Augenzeugen. Heidelberg bei Georg Reichard 1832.

nene Belehrung der Bürger über ihre verfaſſungsmäßigen Rechte und Pflichten, ſo wie über jene der Regenten und Regierungen, furchtloſe Aufdeckung aller Mängel und Gebrechen der Verwaltung, kräftige Rüge jeglichen Unrechts, es möge ſich zeigen, wo es wolle — das iſt die wahre Aufgabe der freien Preſſe! (Bravo! Bravo! von allen Seiten.) Durch ſolchen Gebrauch wird ſich der Geiſt und die öffentliche Meinung in Deutſchland immer mehr erſtärken, dann aber, ſeien Sie deſſen, meine Herren! gewiß, wie ein gewaltiger Strom, ruhig, jedoch unaufhaltſam ſeinem Ziele entgegeneilen. Dieſem würdigen Gebrauche der freien Preſſe bringe ich ein Hoch!“ Die ganze Verſammlung ſtimmte lautjubelnd ein.

Es folgten nun noch allerlei Trinkſprüche, Reden und Lieder. Ein Pole hatte in ſeiner feurigen Rede der edlen deutſchen Jugend gedacht und gemeint, daß ſie vollenden müſſe, wozu die Alten den Grund gelegt hätten. Darauf erwiederte Studioſus Brüggemann (jetziger Redacteur der Kölniſchen Zeitung), daß mehr als jugendlicher Enthuſiasmus zur „Vollendung der ſich emporarbeitenden Welt-Erneuung“ gehöre, und fuhr dann fort: „Wohl iſt die Jugend von einer heiligen Begeiſterung für Volksfreiheit und Volkswürde entflammt, wohl iſt ſie bereit, für das Höchſte freudig alles Liebe und Theure zu opfern; aber das im blendenden Glanze des endlichen Zieles ſchwelgende Auge weiß nicht den langen und beſchwerlichen Weg im dunkeln Geſtrüppe zu ſuchen, dem überſtrömenden Herzen iſt die ruhige Klugheit fern, dem hoffnungstrunkenen Opfermuthe fehlt Ausdauer und männliche Feſtigkeit. — Die bewegte gährende Zeit verlangt vor Allem Männer, beſonnene, unbeugſame Männer, wie die der badiſchen Volkskammer. Baden iſt jetzt der erſte deutſche Staat mit Preßfreiheit.“

„Solche Feſtigkeit thut uns Noth! Wir bedürfen Männer, welche das Volk retten, indem ſie ihm Recht verſchaffen, und ſo dem revolutionären Geiſte die Waffe entreißen; Männer, welche die Regierung retten, indem ſie dieſelbe weiſe erleuchten. Meine Herren! verzeihen Sie die Unbeſcheidenheit, in ſolch unerfahrener Jugend meine Anſichten ſo offen vorzutragen. Vaterlandsliebe trieb mich; ſie möge mich entſchuldigen! Ich bringe alſo der echten Männer-Art, dem beſonnenen aber auch unbeugſamen Willen — und als einem der Repräſentanten ſolches Sinnes, dem allverehrten Abgeordneten v. Itzſtein ein donnerndes Hoch!"

Kräftig ſtimmten alle Anweſenden in dieſes Hoch ein.

Wilhelm Schulz von Darmſtadt brachte dann die Worte Johann Huſſens in Erinnerung:

Ihr bratet jetzt eine Gans,
Doch bald wird kommen ein Schwan,
Den werdt Ihr müſſen ungebraten lan,

und knüpfte an dieſe prophetiſchen Worte allerlei ſchöne Hoffnungen.

Das Feſt ging ganz heiter zu Ende, aber der erſte April war ein gar ominöſer Tag: die Gans wurde bald gebraten, und der Schwan läßt lange auf ſich warten.

Schon im Frühjahr 1832 verbreiteten ſich Gerüchte, das Preßgeſetz würde in Folge höheren Einfluſſes nächſtens wieder aufgehoben werden.

In verſchiedenen Theilen des Landes kamen die Männer zuſammen und unterzeichneten Adreſſen an den Großherzog, worin ſie nicht allein um Erhaltung der Preßfreiheit baten, ſondern ſogar ihre Anhänglichkeit an den Regenten dahin ausſprachen, daß ſie mit Gut und Blut bereit ſeien, den beſtehenden Zuſtand, die Preßfreiheit und ihren Landesherrn zu vertheidigen und zu ſchützen. Auch traten allenthalben Freiwillige zuſammen, die ſich zu dieſem Zwecke in den Waffen übten. In Mannheim geſchah dies unter dem Major v. Haiſch. Zugleich fand unter Itzſtein's Leitung eine Volksverſammlung ſtatt, die dann eine Adreſſe in obigem Sinne an den Großherzog entwarf, die in wenigen Stunden 1200 Unterſchriften erhielt.

Den 28. Juni erſchienen die bekannten Bundesbeſchlüſſe. Baden fügte ſich, obſchon nur nach hartnäckig verſuchtem Widerſtande beim Bunde, endlich dennoch und veröffentlichte im Regierungsblatte vom 28. Juli und 20. Auguſt die Bundesbeſchlüſſe und hob dadurch das Preßgeſetz in ſeinen wichtigſten Theilen auf.

Der Landtag begann am 20. Mai 1833 unter den traurigſten Ausſichten. Das Preßgeſetz war factiſch aufgehoben. In einer *geheimen* Sitzung vom 3. Juli, deren Protocolle jedoch auf Befehl der Regierung *nicht* gedruckt werden durften, ſuchte ſich die Regierung zu rechtfertigen. Sie verſprach dann, durch ein Proviſorium das nunmehr mangelhafte Preßgeſetz zu ergänzen und den Wünſchen der Kammer, die durch einen Commiſſionsbericht ausgeſprochen waren, baldigſt zu entſprechen — was bis *heute* jedoch (trotz allen auf *jedem* Landtage wiederholten Mahnungen von Seiten der Kammer) *nicht* geſchehen iſt! — Die Wirkſamkeit der Kammer auf dieſem Landtage beſchränkte ſich größtentheils auf den Staatshaushalt, die Appanagen und die Forſtgeſetzgebung.

Itzſtein begründete zu Anfange des Landtags die Motion zu einem Geſetzentwurfe, kraft deſſen die jährliche Rekrutenaushebung nur mit der Zuſtimmung der Stände ſtattfindet, und erſtattete mehrere Berichte über die Rechnungsnachweiſungen der in der verfloſſenen Landtagsperiode bewilligten Mittel.

Im Laufe der Landtagsverhandlungen erhielt Itzſtein die Nachricht von der ſchweren Erkrankung ſeiner Frau, die gerade damals zu Hallgarten im Rheingau war. Er reiſte dorthin ab und traf ſie zwar noch lebend, ſie verſchied aber wenige Stunden nachher in ſeinen Armen. *) Tief erſchüttert vermochte er nicht länger an dem Orte

---

*) Sie gebar ihm zwei Kinder: eine Tochter und einen Sohn. Der Sohn ſtarb in ſeinem ſechſten Jahre, als er eben mit der Mutter bei deren Eltern in Koblenz war. Die Tochter iſt verheirathet an den großh. badiſchen Hofrath *Eiſenlohr*, Profeſſor der Mathematik und Phyſik am Lyceum zu Karlsruhe und Director des phyſicaliſchen Cabinets daſelbſt.

der Trübſal zu verweilen. Er entſchloß ſich, obwohl ſehr angegriffen und leidend, nach Karlsruhe zurückzukehren. Kaum war er hier, ſo erkrankte er und mußte nun, fern von aller anſtrengenden Arbeit, in Mannheim weilen. Kaum einigermaßen geneſen, eilte er wieder nach Karlsruhe, um den übertragenen Budgetbericht anzufertigen. Er erkrankte abermals, bearbeitete jedoch das Budget im Bette liegend und mußte ſo täglich einem Finanzrathe, der von Seiten des Finanzminiſteriums geſchickt war, die nöthigen Aufſchlüſſe ertheilen. Nach erlangter Geneſung erſchien er wieder in der Kammer und vertheidigte mit gewohntem Eifer und Kraft das Budget. Am 12. November wurde die Ständeverſammlung geſchloſſen.

Die Landtage, die nun folgten, 1835, 37 und 39, waren in allen großen Fragen (den Anſchluß an den Zollverein ausgenommen) ganz erfolglos, die Oppoſition war nicht mehr in der Mehrheit, die Regierung huldigte dem Rückſchritt, das Volk war niedergebeugt. Itzſtein und die übrigen Mitglieder der Oppoſition kämpften jedoch in der Minderheit eben ſo unerſchrocken und kräftig wie vorher, leider immer erfolglos, was ſich ſogar auf die Geldbewilligungen erſtreckte, ſo daß Itzſtein als der Hauptſprecher in den Budgetangelegenheiten mehrmals erklärte, es ſei bei einer ſolchen Lauheit und Nachgiebigkeit faſt nicht mehr der Mühe werth, einen Bericht über das Budget mit Anträgen auf Erſparniß zu machen.

Im Volke war jedoch die ſchöne Erinnerung an die herrlichen Tage von 1831 nicht ganz erloſchen. Dies beurkundet manches Zeichen der Liebe und Verehrung, welches in dieſer traurigen Zeit doppelt erfreulich ſein mußte.

Noch während des Landtags von 1833 verehrten ihm 239 Bürger von Müllheim einen ſilbernen Becher zur Erinnerung an die Wiederherſtellung der Verfaſſung den 26. März 1831.

Den 15. März 1835 ertheilte ihm die Stadt Mannheim das Bürgerrecht „in dankbarer Anerkennung (wie es in der Urkunde heißt) der von Wohldemſelben in ſeiner Wirkſamkeit als landſtändiſchen Abgeordneten bei vielfachen Gelegenheiten gegen unſere Stadt bethätigten günſtigen Geſinnungen", und am 16. Auguſt desſelben Jahrs ſandten ihm Bürger von Lörrach eine Dankadreſſe, welche alſo anhebt:

„In der gegenwärtigen Zeit, wo von der Partei der Reaction Alles verſucht wird, um diejenigen Männer, welche das Vertrauen und die Liebe des Volks genießen, in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen, zu verdächtigen und um die Macht ihres Anſehens zu bringen, in der gegenwärtigen Zeit iſt es nothwendig, daß das Volk ſeinen ſtandhaften und unerſchrockenen Vertretern öffentliche Beweiſe ſeines fortdauernden Vertrauens und ſeiner unveränderlichen Anhänglichkeit zu erkennen giebt. Da der jetzige traurige Zuſtand der Preſſe uns nicht erlaubt, in einem öffentlichen Blatte unſer Zeugniß laut auszuſprechen, ſo haben wir dieſen ſchriftlichen Weg betreten." Der Schluß lautet: „Fahren Sie fort, edler, würdiger Mann, als muthvoller Streiter für Freiheit und Recht den Kampf zu beſtehen, mit der Kraft ihres Geiſtes Ihre treuen Freunde zu erfreuen, die Schwankenden zu ermuthigen, und der Herrſchſucht jeder Ariſtokratie Schranken zu ſetzen! In unſeren Herzen wird der Name Itzſtein ſtets ein freundlicher heiliger Name ſein, deſſen bürgerliche Tugend die ſchönſte Ehrenkrone eben ſo beſitzt als verdient den laut ausgeſprochenen Dank des Vaterlandes!"

Als Beweis des Volksvertrauens darf ferner nicht vergeſſen werden, daß die Schopfheimer Itzſtein zu Ehren ihr neues Schützenhaus „der Itzſtein" nannten.

Dies Ereigniß verdient eine nähere Erwähnung, denn es beſtätigt die Umtriebe einer gewiſſen Partei, die Alles aufbot und auch jetzt noch, wo ſie ſich Erfolg verſpricht, aufbietet, jede Volksauszeichnung den Männern des Volkes zu verkümmern, zu verbittern oder gar zu vernichten.

Schopfheims uralte, ſchon lange vor dem Großherzogthum Baden beſtehende, reichbegüterte Schützengeſellſchaft wollte ſich auf ihrem Eigenthume, auf einem ſchönen Berge mit einer herrlichen Ausſicht auf Schopfheim und in's Wieſenthal, ein neues Schützenhaus bauen und ihm den Namen „Itzſtein“ geben. Zu der Grundſteinlegung und Taufe des Gebäudes hatte die Geſellſchaft den Beamten eingeladen, der denn auch der Feſtlichkeit beiwohnte. Das großh. Miniſterium ſah darin und in der Benennung des Hauſes ein Unrecht, verſetzte den Beamten zur Strafe nach Schönau, einem fernen Orte im Wieſenthale, verbot den Bau des Hauſes und ſchloß die Schützengeſellſchaft auf zwei Jahre. Itzſtein wirkte bei dem Miniſter Winter zu Gunſten des Beamten, der denn auch nach einem halben Jahre nach Neckarbiſchofsheim verſetzt wurde. Das Schützenhaus ſelbſt baute ein einzelner Bürger für die Schützengeſellſchaft, der es aber nicht gelang, die verfügte zweijährige Aufhebung rückgängig zu machen. Einige Zeit nach Ablauf dieſer zwei Jahre ſendete Itzſtein ſein lithographirtes Bildniß der Geſellſchaft, die dasſelbe in ihrem Hauſe aufhängte. Kaum erhielt der Regierungsdirector in Freiburg Kunde davon, ſo befahl er, bei Strafe, das Bild zu entfernen, zugleich aber erklärte er die Schützengeſellſchaft für immer aufgehoben! Itzſtein erſuchte nun die Geſellſchaft, ſein Bildniß wegzuthun, es könne ja nicht darauf ankommen, ob das Geſicht in dem Zimmer hänge, die Liebe der Schützen trage es ja im Herzen, — gegen die Aufhebung der Geſellſchaft aber würden ſie gewiß bei dem Miniſterium mit Erfolg ſich beſchweren. Und ſo geſchah es: der merkwürdige Beſchluß des Regierungsdirectors wurde (hoffentlich wirklich für immer!) aufgehoben und auf den cenſirten Landkarten iſt der Itzſtein im Wieſenthale zu finden.

Itzſtein war von nun an der Vorkämpfer bei allen großen Fragen der Zeit. Wollte man ſeine landſtändiſche Wirkſamkeit in's Einzelne verfolgen, ſo müßte man jeden ſeitdem in Baden zur Verhandlung gekommenen Gegenſtand erörtern, denn Itzſtein's Stellung war bald ſo hervorragend und einflußreich, daß man ihn eher als irgend ein Mitglied einer deutſchen Kammer „das Haupt der Oppoſition“ nennen kann. Muthig und kühn, aber auch beſonnen und mäßig vordringend in den Zeiten des friſchen Lebens und des Fortſchrittes, — unerſchütterlich ausharrend und ſeine Stimme kräftig erhebend für das Gute und Rechte allen Hinderniſſen zum Trotze in den trüben Zeiten des Rückſchrittes, war ſein Wirken ſtets von tiefen Eindrücken und oft überraſchenden Erfolgen begleitet. Selbſt in der langen traurigen Zeit von 1834 - 1839 beantragte er unausgeſetzt die Wiederherſtellung der Preßfreiheit und die Verbeſſerung der Rechtspflege, ſprach feurig für die Begnadigung der politiſchen Vergehen und die Wiedereinſetzung der Profeſſoren v. Rotteck und Welcker, zog mit eben ſo viel Tact als Entſchiedenheit zuerſt in Deutſchland die hannover'ſche Verfaſſungsfrage und zwar auf drei Landtagen (1837, 38 und 39*)) in den Bereich der parlamentariſchen Wirkſamkeit anderer Staaten, und wurde ſo Muſter und Führer für die freiſinnige Partei in allen deutſchen Kammern.

Seit 1831 war Itzſtein ununterbrochen Präſident der Budgetcommiſſion, Mitglied des ſtändiſchen Ausſchuſſes und der Commiſſion zur Prüfung der Staatsſchuldentilgung, und gehörte auch ſtets zu den Candidaten, welche die

---

*) Der letzte Antrag vom Jahre 1839, der mit 58 Stimmen der Kammer einſtimmig angenommen wurde, lautete:

„Es wolle die Kammer in Erwägung, daß durch „die einſeitige Aufhebung der hannöverſchen Verfaſſung „von 1833 der ſelbſt durch den Art. 56 der Wiener „Schlußacte verbürgte öffentliche Rechtszuſtand in Deutſchland geſtört, und damit die Ruhe und geſetzliche Ordnung auf das Empfindlichſte bedroht iſt, die zuverſichtliche Erwartung ausſprechen, die hohe Regierung werde „mit allen ihr zu Gebote ſtehende Mitteln bei der hohen Bundesverſammlung darauf hinwirken, daß die „hannöverſche Verfaſſung von 1833 baldigſt wieder hergeſtellt, und dadurch eine weſentliche Störung des „Rechtszuſtandes in Deutſchland, ſo wie die täglich ſteigende Unruhe des deutſchen Volkes über Mangel eines „kräftigen und geſetzlichen Schutzes der beſtehenden Verfaſſungen beſeitigt werde.“

Kammer der Regierung zur Wahl des Präſidenten vorſchlägt. Auch die Regierung näherte ſich ihm 1832 wieder, indem ſie ihm eine ehrenvolle Stellung am höchſten Gerichtshofe des Landes unter den vortheilhafteſten Bedingungen anbieten ließ; Itzſtein lehnte dieſelbe indeſſen ab. Die Grundſätze, welche ihn zu ſo vielen Opfern veranlaßt hatten, beſtimmten ihn auch damals, für immer in den Reihen der Bürger und der unabhängigen Vertreter des Volkes zu bleiben.

Nach einigen ruhigen Landtagen erſchien endlich wieder einmal ein recht bewegter. Gleich nach Eröffnung der Kammern, 19. April 1841 begann der Urlaubsſtreit und war der rothe Faden, der alle Verhandlungen hindurch ging.

Die badiſche Kammer zählte von jeher viele Staatsdiener zu ihren Mitgliedern, und unter dieſen ſelbſtändige, freiſinnige Männer: v. Rotteck, Welcker, Duttlinger, Mittermaier, Aſchbach, Hoffmann, Sander u. A.; auch v. Itzſtein war in den erſten Jahren ſeines ſtändiſchen Wirkens im öffentlichen Dienſte. Der Urlaub der vorgeſetzten Behörde ſteht nicht unter den Bedingungen, welche die Verfaſſung für den Eintritt in die Kammer fordert. Die Regierung verlangte dagegen, als ihr Recht, daß kein Staatsdiener in die Kammer trete ohne ihre Erlaubniß. In dieſem Jahre verſuchte ſie nun durch Verweigerung des Urlaubs an die Abgeordneten Aſchbach und Peter ihr angebliches Recht geltend zu machen. An der Spitze der Regierung ſtand der Staatsminiſter Freiherr von Blittersdorff, welcher die Wiener Miniſterverabredungen gegen die badiſche Verfaſſung durchführen wollte. Der Artikel 23 dieſer geheimen Beſchlüſſe*) aber ſagt: „Man wird den Grundſatz feſthalten, daß Staatsbeamte zu ihrem Eintritte in die Kammern die Genehmigung des Landesherrn bedürfen.“

Die Kammer wahrte nicht minder ihr ſeit 22 Jahren unangefochtenes Recht. In der Sitzung vom 19. Mai erſtattete Bekk (jetziger Präſident des Miniſteriums des Innern) den zweiten Commiſſionsbericht über die Urlaubsverweigerung. Er ſchlug der Kammer den Weg der Beſchwerde an den Großherzog vor und theilte dann die darauf bezügliche von der Commiſſion einſtimmig vorgeſchlagene Adreſſe mit. In der ſehr ſtürmiſchen Sitzung vom 22. Mai wurde dieſe Adreſſe faſt einſtimmig angenommen.

---

*) Später öfter gedruckt. Im J. 1844 kamen ſie in der badiſchen Kammer zur Sprache.

Nach beinahe vierwöchentlicher Vertagung kam die Kammer den 22. Juni zuerſt wieder zuſammen. Die Urlaubsfrage ſchwebte noch immer. In der Sitzung vom 6. Juli ſtellte Itzſtein den Antrag, jede Berathung und Schlußfaſſung ausgeſetzt zu laſſen, bis die Urlaubsfrage erledigt ſein würde; der Antrag wurde jedoch abgelehnt. Am 13. Juli erfolgte endlich der dritte Commiſſionsbericht in dieſer Angelegenheit. Der Antrag lautete: „die Kammer erklärt, daß ſie bei der am 7. und 22. Mai ausgeſprochenen Rechtsüberzeugung verharre.“ In der Sitzung vom 17. Juli ward dieſer Commiſſionsantrag mit 34 Stimmen gegen 21 angenommen, nachdem ſich Itzſtein kurz vorher, jedoch vergeblich, bemüht hatte, ſeinen früheren Antrag auf Incompetenzerklärung der Kammer zu weiteren Arbeiten durchzuſetzen. Am 4. Auguſt, nachdem die Kammer das halbjährige Budget bewilligt hatte, wurde der Landtag auf unbeſtimmte Zeit vertagt.

Kaum waren die Abgeordneten heimgekommen, ſo erſchien am 6. Auguſt folgendes Manifeſt:

„Leopold, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen.

Die zweite Kammer Unſerer Stände glaubte mittelſt zweier im Weſentlichen gleichförmiger Beſchlüſſe vom 7. und 22. Mai l. J. ein Uns kraft Unſerer ſouveränen Gewalt und der §§. 5 und 82 der Verfaſſungsurkunde unläugbar zuſtehendes Recht, das Recht der Urlaubsverweigerung, in Beziehung auf diejenigen Unſerer Diener, welche zu ſtändiſchen Abgeordneten gewählt worden ſind, beſtreiten zu dürfen; ſie hat in der Ausübung dieſes Unſers Rechts ſogar eine Verletzung der Verfaſſung erblickt und, die ihr entwickelten Gegengründe nicht beachtend, gegen die Mitglieder Unſerer oberſten Staatsbehörde förmliche Beſchwerde geführt. Nachdem aber dieſe Beſchwerdeführung durch Verſagung des Beitritts der erſten Kammer Unſerer Stände in verfaſſungsmäßiger Weiſe erledigt und gleichzeitig zur Vereinbarung über einige, in Fällen der Urlaubsverweigerung entſtehende Nebenfragen der Weg eröffnet war, hat Unſere zweite Kammer, ſtatt ſich wenigſtens nunmehr zu beruhigen und die weitern Ergebniſſe abzuwarten, in ihrer Sitzung vom 17. v. M. nicht nur gegen das Recht der Urlaubsverweigerung Verwahrung eingelegt, ſondern auch damit eine Erklärung verbunden, die eben ſo unbegründet als ungeeignet iſt. Unbegründet iſt dieſe Erklärung, ſofern ſie die Behauptung wiederholt, durch die Ausübung des gedachten Uns nothwendig zuſtehenden Rechts werde der verfaſſungsmäßige Beſtand der Kammer und alſo die Verfaſſung verletzt; — ungeeignet müſſen Wir die nämliche Erklärung finden, ſofern ſie die im Fortgang der Landtagsgeſchäfte eingetretene Hemmung mit der Erhebung eines unfruchtbaren Streites entſchuldigt, und die Verantwortung, die hieraus für die zweite Kammer erwächſt, auf die Mitglieder Unſerer oberſten Staatsbehörde hinzuwälzen ſucht. Wir beklagen die Verirrung Unſerer zweiten Kammer, ſo wie ihr, wohl nur auf mißverſtandener Conſequenz beruhendes Feſthalten an einmal gefaßten Beſchlüſſen, geben Uns jedoch gern der Hoffnung hin, ſie werde bei ruhiger Erwägung eine richtigere Anſicht gewinnen. Zu Unſeren geliebten Unterthanen hegen Wir das Vertrauen, daß ſie, von dem treuen und verfaſſungsmäßigen Wirken Unſerer oberſten Staatsbeamten aus langer Erfahrung überzeugt, deren ſtandhafte Vertheidigung Unſerer verfaſſungsmäßigen Rechte in jeder Hinſicht billigen, am wenigſten daher ungebührlichen Verdächtigungen Gehör ſchenken werden, welche ſich einzelne Ständemitglieder gegen dieſelben erlaubten. Von Unſern Dienern endlich ſind Wir gewärtig, daß ſie keine Gelegenheit verſäumen werden, irrige Anſichten rückſichtlich des fraglichen Gegenſtandes zu berichtigen und jedem Verſuch mit Nachdruck zu begegnen, der zur Verbreitung ſolcher Anſichten gemacht werden könnte.

Gegeben zu Karlsruhe den 5. Auguſt 1841.

Leopold.

Auf höchſten Befehl Sr. königl. Hoheit des Großherzogs:

Büchler."

Das Staunen über dieſe ganz unerwartete Ordonnanz war ſehr groß und brachte im ganzen Lande eine gewaltige Aufregung hervor.

Auf den 10. Januar 1842 wurden die Kammern wieder einberufen. Mit ihrer Eröffnung kam auch gleich wieder die immer noch unerledigte Urlaubsfrage zur Sprache. Da erhob ſich in der Sitzung vom 18. Februar Itzſtein mit ſeiner kräftigen, überzeugenden Stimme, in ſeinem unerſchrockenen Muthe gegen das Manifeſt vom 5. Auguſt 1841. Er wendete ſich zunächſt an die Miniſter. „Das Manifeſt iſt eine Erſcheinung ohne Beiſpiel in einem Repräſentativſtaate, wo die Miniſter verantwortlich ſind und kein Manifeſt, keine die verfaſſungsmäßigen Rechte berührende Verfügung oder Beſchluß ohne die Unterſchrift wenigſtens eines Miniſters erſcheinen darf, wie dies der §. 4 unſeres Geſetzes von 1820 über die Verantwortlichkeit der Miniſter deutlich ausſpricht. Trotz der hohen Wichtigkeit der Sache ſchwieg die Preſſe des Landes; kein Blatt ſprach ſich darüber aus; man ſcheint Vorſorge für dieſes Schweigen getroffen zu haben. Gerade deswegen war es aber dringend nöthig, und ich hielt es für meine Pflicht, die Sache hier, in dieſer Verſammlung zur Sprache zu bringen. Es mißbilligt das dem Volke verkündete Manifeſt die von der Kammer gefaßten Beſchlüſſe; es ſpricht Tadel aus gegen die Volksvertreter, und beklagt ihre Verirrung, weil ſie in der Urlaubsſache die Anſicht der Regierung nicht theilen konnten. Die Staatsdiener werden ferner durch daſſelbe angewieſen, die irrigen Anſichten hinſichtlich dieſes Gegenſtandes zu berichtigen und denſelben mit Nachdruck zu begegnen. Die Faſſung dieſer Sätze könnte auf den Gedanken führen, den ich ſogar von vielen Leuten ausſprechen hörte, daß man durch ſolche Ausſprüche gewiſſermaßen eine endliche Entſcheidung der wichtigen Urlaubsfrage habe geben wollen. Allein die Verfaſſung ſteht hier der Kammer ſchützend zur Seite. Der klare Buchſtabe derſelben ſagt, daß nur durch Uebereinſtimmung der drei Factoren der Geſetzgebung, alſo der Regierung und beider Kammern, welche Uebereinſtimmung aber nicht vorhanden iſt, die Urlaubsfrage entſchieden werden könne. Dieſe Verfaſſung, meine Herren! müſſen wir aber erhalten und ſchützen. Sie werden aber mit mir fühlen, daß bei dem Syſteme und bei dem Wege, welchen die Regierung betreten hat, und den ſie, wie die Anordnung der neuen Wahl im Bezirke Kenzingen *) zeigt, leider! beharrlich verfolgt, die verfaſſungsmäßige Stellung und Wirkſamkeit der II. Kammer untergehen muß, und daß ihr, welcher das Vertrauen des Volkes eben ſo unentbehrlich iſt, wie der Regierung, um für das Wohl des Landes wirken zu können, durch Verkündungen in dem Regierungsblatte, wie man ſie gemacht hat, durch Mißbilligung ihrer Beſchlüſſe, durch Anſchuldigung von Verirrungen u. ſ. w. dieſes Vertrauen entzogen oder doch geſchwächt wird, ihr, die man trotz ihrer Verirrung doch nicht auflöſte, mit der man vielmehr fortfährt, die wichtigſten Angelegenheiten des Landes zu verhandeln. — Sie werden fühlen, meine Herren! daß auf ſolche Weiſe die Verfaſſung in ihren Grundfeſten erſchüttert werden muß. Daher muß ich an die Herren Miniſter der Krone die Frage richten: Ob ſie die Verantwortlichkeit für das in dem Regierungsblatte Nr. 21 von

---

*) Die Regierung hatte nämlich ſofort eine neue Wahl veranſtaltet, nachdem der Abg. Peter in ſeinem Wahlbezirke Kenzingen unter der obwaltenden Urlaubsverweigerung und den Schritten vieler ſeiner Wähler nicht mehr Abgeordneter ſein wollte.

1841 ohne Unterſchrift eines Miniſters erſchienene Manifeſt vom 5. Auguſt v. J. übernehmen?“

Der Staatsminiſter Freiherr von Blittersdorff meinte, die Miniſter hätten es zwar nicht nöthig, „indeſſen“, fügte er hinzu, „ſind wir vollkommen bereit, die Verantwortlichkeit zu übernehmen.“ Dann fuhr er fort: „Ich geſtehe, mir ſchien das Manifeſt eine ſo einfache, unzweideutige Handlung, daß ich nicht begreife, wie ein Zweifel über den Sinn desſelben entſtehen konnte. Ich habe nur den letzten Beſchluß der Kammer zu leſen. (Der Redner verlieſt den Kammerbeſchluß vom 17. Juli v. J. und fährt dann fort:) Hier war eine öffentliche Anklage gegen die Regierung ausgeſprochen, die nicht ohne Erwiederung von der Regierung bleiben konnte; es wurde eine Bewegung gegen die Regierung hervorgebracht, ſo daß ſich die Regierung ſchuldig war, wieder etwas an das Volk gelangen zu laſſen. Es war aber vielfach laut geworden, daß nicht der Regent, ſondern nur ſeine Rathgeber die Maßnahmen in der Urlaubsfrage gebilligt hätten. Es mußte alſo feſtgeſtellt werden, daß der Großherzog es ſei, welcher auf dem Recht der Urlaubsverweigerung beharrt. Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß die Regierung ſich veranlaßt ſah, einer unter dem Volke verbreiteten irrigen Meinung entgegen zu wirken; der Erlaß des Großherzogs war nur die einfache Antwort auf den Beſchluß der Kammer. Ich hoffe, Sie wollen alte Wunden nicht wieder aufreißen, und dadurch den Eindruck eines erfreulichen Ereigniſſes [*]) trüben, woran das Land den innigſten Antheil nimmt.“

Itzſtein erwiederte: „In Beziehung auf die letzte Bemerkung des Herrn Miniſters glaube ich, daß dieſes erfreuliche Ereigniß, an welchem das Land allerdings den innigſten Antheil nimmt, nicht in der Kammer hätte erwähnt werden ſollen. Es ſollen dadurch Gemüthsbewegungen hervorgebracht werden, was nach parlamentariſchem Tacte nicht erlaubt iſt. Ich habe erwartet, daß die Herren Miniſter die Verantwortlichkeit dieſer Maßregel übernehmen werden, weil ſonſt gegen das Geſetz von 1820 über die Verantwortlichkeit der Miniſter geradezu gefehlt worden wäre. Wir können das Gegentheil nicht annehmen, denn dies würde heißen, die Verfaſſung vernichten. Sie haben auf die Verfaſſung geſchworen, und haben daher Recht gehabt, zu erklären, daß Sie die Verantwortlichkeit übernehmen. Die Sache iſt dadurch einfacher geworden. Wir ſind dadurch der ſchwierigen Lage enthoben, den Regenten in die Verhandlung zu ziehen; dies zu vermeiden, gehört zu den erſten Regeln des parlamentariſchen Tacts. Ihre Erklärung iſt aber auch natürlich. Sie mußten wiſſen, daß das Manifeſt Ihr Werk iſt. Das Gegentheil, die Behauptung, als wäre es das Werk des Regenten, würde, man darf es jetzt ſagen, weil der Fall nicht vorhanden iſt, gegen die Wahrheit geweſen ſein. Der Herr Miniſter des Auswärtigen hat dargethan, daß die Regierung ſchuldig geweſen ſei, auf den Beſchluß der Kammer zu antworten. In der Kammer aber ſelbſt iſt der Platz, wo die Regierung ihre Meinung abzugeben hat, nicht in Manifeſten. Wenn aber der Herr Miniſter glaubt, daß er ſchuldig war, das Manifeſt zu erlaſſen, ſo war er auch ſchuldig, es zu unterzeichnen, und Sie müſſen zugeben, daß Sie gefehlt haben, indem Sie es unterließen. Ich beklage dies Verfahren, und muß der Kammer vorſchlagen, folgenden Antrag anzunehmen: Die Kammer wolle zu Protocoll erklären:

---

*) Es iſt hier die Volljährigkeitserklärung des Erbgroßherzogs gemeint, wozu beide Kammern dem Landesherrn glückwünſchten.

1) „Daß ſie dem Manifeſte vom 5. Auguſt v. J.
„nach §. 5 und 67 der Verfaſſungsurkunde und nach §. 4
„des Geſetzes über die Verantwortlichkeit der Miniſter
„wegen der ihm fehlenden Unterſchrift eines verantwortlichen
„Miniſters, einen verfaſſungsmäßigen Charakter und
„Wirkſamkeit einzuräumen nicht vermöge;

2) „Daß ſie, in dem Bewußtſein, bei den Verhandlungen
„über die Urlaubsfrage nach Ueberzeugung, Pflicht
„und Eid geſtimmt zu haben, mit ausdrücklicher Beziehung

„auf die früheren Urlaubsverhandlungen und die dort vor „ihr gefaßten Beſchlüſſe, den gegen ſie ausgeſprochenen „Tadel, als ſie nicht treffend, ablehnen müſſe.“

Es folgte nun eine kurze Debatte, wobei hauptſächlich Welcker gegen die Miniſter und ihren Schildträger Schaaff kämpfte. Dann ging man über zur namentlichen Abſtimmung: Itzſtein's Antrag wurde mit 31 Stimmen gegen 26 angenommen.

Den folgenden Tag war zu ungewöhnlicher Stunde, Abends 5 Uhr eine Kammerſitzung anberaumt. Eine Menge Zuhörer hatte ſich auf den Gallerien eingefunden. Der Präſident zeigte an, daß der Staatsrath Freih. v. Rüdt, Präſident des Miniſteriums des Innern, eine Mittheilung machen werde. Alles war geſpannt. Er las ein höchſtes Reſcript vom 19. Februar 1842: „Die Ständeverſammlung iſt aufgelöſt.“ Der Präſident der Kammer wußte nichts weiter darauf zu erwiedern als: „Meine Herren, unſere Miſſion iſt hiermit beendigt. Die Sitzung iſt geſchloſſen.“

Die mißliebige Kammer war alſo aufgelöſt. Das Sinnen und Trachten der Regierung ging nun lediglich darauf hin, eine nachgiebige, ihr zugethanere Kammer hervorzubringen. Ein großherzoglicher Erlaß vom 24. Februar verpflichtete „alle activen Staats- und Kirchendiener vor Annahme einer ſie treffenden Wahl bei ihrer vorgeſetzten Behörde die Zuſicherung des erforderlichen Urlaubs gebührend nachzuſuchen.“ Die Miniſter boten Alles auf, Wahlen in ihrem Sinne zu bewerkſtelligen, und erließen deshalb ſämmtlich in den erſten Tagen des März an ihre untergebenen Beamten Circularſchreiben *) mit be-

---

*) Die Circularſchreiben des Finanzminiſters von Böckh und des Staatsminiſters des Auswärtigen v. Blittersdorff ſind abgedruckt in der Karlsruher Zeitung vom 7. März 1842, die des Präſidenten des Juſtizminiſteriums Jolly und des Präſidenten des Miniſt. des Innern Freih. v. Rüdt daſelbſt 8. März; das Blittersdorff'ſche hat ſich auch in die Allg. Zeitung verloren, ſ. 1842. Seite 5811

ſtimmten Verhaltungsregeln. Um recht viel Urwähler für ſich zu haben, brachten ſie bei den Aemtern in Erinnerung, daß alle niederen Beamten (als da ſind Amtsdiener, Gensd'armen, Zollaufſeher, Poliziſten) nach §. 43 der Wahlordnung Mitwähler ſeien. Die drei Staatsdiener (Hoffmann, Sander und Schinzinger), die für den Itzſtein'ſchen Antrag geſtimmt hatten, traf ganz beſonders der Zorn der Regierung: das Regierungsblatt vom 8. März verkündete ihre Verſetzung.

Es entſtand nun in allen Theilen des Landes ein beiſpielloſer Wahlkampf. Gegen das Heer von Beamten und Angeſtellten, von Oben herab bis zu dem Straßenarbeiter und Waldhüter, ſtanden die Bürger für die Männer ihres Vertrauens. Die Miniſteriellen mit allen ihren Beamten und allen ihren Zeitungsorganen, die natürlich in ſolchen Fällen ſich einer maßloſen Preßfreiheit erfreuen, konnten es doch nicht verhindern, daß ihr ärgſter Gegner wieder Abgeordnete wurde. Unterlag auch Itzſtein in dem Wahlbezirke Schwetzingen-Philippsburg, den er ſeit 1830 vertreten hatte, einer Mehrheit von Landbürgermeiſtern, die, durch Verſprechungen und Drohungen bearbeitet, nach dem Geheiß der Amtleute ihre Stimmen gaben, ſo wurde er doch an drei auf einander folgenden Tagen in drei Bezirken gewählt: am Tage nach der unfreien Schwetzinger Wahl von den Bezirken Raſtatt-Ettlingen vor den Thoren der Reſidenz; dann von der Stadt Lahr, dann von den biederen Schwarzwäldern der Aemter Villingen und Hüfingen. Er entſchied ſich für Raſtatt-Ettlingen.

Endlich waren die Wahlen geſchehen. Die Regierung mußte erleben, was ſie noch vor einigen Wochen kaum geahndet hatte: eine große Niederlage, denn von den am 18. Februar Abſtimmenden waren 28 nicht wieder gewählt.

Die Stände waren auf den 20. Mai einberufen, den 23. ward der Landtag eröffnet. Die Prüfung der Wahlen füllte die erſten Sitzungen, die Wahldebatten zogen ſich bis in die letzten Tage des Juni hin. Als die Schwetzingen-Philippsburger Wahl für ungültig erklärt war, da fühlte ſich Itzſtein veranlaßt, ſich über die dortigen Umtriebe gegen ſeine Perſon auszuſprechen:

„Ich muß hier ſprechen, weil die unſelige Feſſelung der Preſſe und die ſchwerlaſtende Cenſur mir unmöglich machten, mich gegen die ſchweren Angriffe der Beamten in den Wahlbezirken, namentlich jener in Schwetzingen — Angriffe, durch welche ſie mich förmlich bei allen Bürgermeiſtern und Wahlmännern an den Pranger ſtellten — vor der Welt zu vertheidigen. Wenn die Beamten in Folge ihnen zugegangener Inſtructionen glauben im Sinne des Miniſteriums auf die Wahlen einwirken zu müſſen, damit keiner der 31 gewählt werde, nun ſo geſchehe es wenigſtens auf eine nicht verwerfliche Art, obſchon ich nach meiner Denkweiſe mich nie zu ſo einem Schritte verſtehen könnte; aber darauf beſchränkte man ſich nicht; vielmehr ſagte der Abgeordnete Fauth theils in einer Verſammlung der ſämmtlichen Bürgermeiſter des Amtes Schwetzingen, theils in einer Verſammlung der ſämmtlichen Wahlmänner des Bezirks Schwetzingen und Philippsburg: ich ſei ein Feind der Regierung und des Regenten; ich wolle nur die Rechte des Regenten und der Krone ſchmälern; es ſei keine Ruhe, ſo lange ich in der Kammer wäre; wer den Großherzog liebe, könne den Itzſtein nicht wählen! Meine Herren! es thut ſehr wehe, wenn ſich ein Mann in meinen Jahren, mit weißem Haupte, auf eine ſolche Weiſe vor ſeinen Mitbürgern herabwürdigen und an den Pranger ſtellen laſſen muß. Es ſchmerzt ein ſolches Benehmen um ſo tiefer, als ich mit dem Bewußtſein erfüllter Pflicht auf mein landſtändiſches Wirken zurückſehen und zugleich kühn fragen darf: wer kann mich beſchuldigen, je die Achtung vor dem Geſetz und vor der Obrigkeit verletzt zu haben? Wer kann mir vorwerfen, dem Regenten nicht die hohe Verehrung ſtets gezollt zu haben, welche jeder fühlen muß, der wie ich das Glück hatte, durch ſeine Stellung den Landesherrn und ſeine Handlungen näher beobachten zu können? Und wer, darf ich im ruhigen Bewußtſein ſagen, kann mir ein abſichtlich begangenes Unrecht vor Gott und Menſchen vorwerfen? Und doch glaubten mich die Beamten in Schwetzingen auf die angedeutete Weiſe vor den Augen der Welt anſchuldigen zu müſſen! Ich finde meine Genugthuung für ſolche Angriffe in der gegenwärtigen Erklärung, mit welcher ich der öffentlichen Meinung das Urtheil überlaſſe, ob ein ſolches Verfahren ein edles, ob dies ein Mittel ſei, die Achtung der Bürger vor dem Beamten, das Vertrauen derſelben zu der Regierung zu erhalten? Sie glauben vielleicht, meine Herren, daß der Beamte aus Patriotiſmus alſo gehandelt und auf ſolche Weiſe geſprochen hätte? Aber Sie irren ſich. Wäre dies der Fall und wäre wahr, was man mir anſchuldigte, dann bin ich ein dem Staate gefährlicher Mann und ein ſchädliches, ſtörendes Mitglied der Kammer. Dann müßte der Beamte Alles thun, meinen Eintritt in die Kammer in jedem Bezirke auf alle mögliche Weiſe zu verhindern, damit dies Unglück vom Lande abgewendet werde. Doch, das war nicht das Ziel des Strebens. Nur das Verdienſt wollte der Beamte haben, mich aus dem Bezirke zu verdrängen. Deswegen ſagte er den Leuten: es iſt mir lieb und recht, wenn ein anderer Bezirk den Itzſtein wählt; nur wir wollen ihn nicht als Deputirten wählen! Es liegt alſo offen vor, daß man nur nach oben gefällig ſein und ſich dieſes Verdienſt erwerben wollte. Ich wiederhole, die öffentliche Stimme wird urtheilen in dieſer Sache.“ (Tiefer Eindruck in der Verſammlung.) *)

Itzſtein hatte ſchon mehrmals angedeutet, daß er einen Antrag ſtellen wolle in Betreff der von den Miniſterchefs nach der letzten Auflöſung der Kammer erlaſſenen Circularſchreiben wegen der Abgeordnetenwahlen. In der Sitzung am 1. Juli wollte er ſeinen Antrag begründen. Als er aber damit begann, begehrte Staatsrath Wolff das Wort und gab folgende Erklärung ab:

„Hochgeehrte Herren! Nach der Anzeige, welche der Herr Abgeordnete von Itzſtein Ihrem Sekretariate übergeben hat, iſt derſelbe Willens, die von den Herren Miniſterial-

---

*) Allgemeine Zeitung 1842. Nr. 169. 18. Juni.

chefs in Betreff der neuen Wahlen erlaſſenen Circularien und die damit in Verbindung ſtehenden Verfügungen zur Sprache zu bringen, und auf eine von der Kammer darüber auszuſprechende Mißbilligung anzutragen.“

„Die Herren Chefs der Miniſterien ſind weit entfernt, ſich jemals zu weigern, über Beſchwerden Rede und Antwort zu geben, welche in irgend einer Hinſicht in verfaſſungsmäßiger Form gegen ſie erhoben werden. Niemals aber werden ſie ſich dazu verſtehen, ſich auf Anſchuldigungen und Anträge einzulaſſen, deren Tendenz ſich ſchon von vorn herein als verfaſſungswidrig ankündigt.“

„Der §. 67 der Verfaſſungsurkunde räumt den Kammern das Recht der Vorſtellung und Beſchwerde ein; er verleiht ihnen das Recht, die Miniſter nnd die Mitglieder der oberſten Staatsbehörden wegen Verletzung der Verfaſſung oder verfaſſungsmäßiger Rechte förmlich anzuklagen. Nirgendswo aber iſt den Kammern das Recht eingeräumt, ſelbſt über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der dienſtlichen Functionen der Miniſter zu entſcheiden. Nirgendswo iſt den Kammern als ſolchen die Befugniß ertheilt, über die Dienſtführung der Miniſter ihren Tadel oder ihre Mißbilligung auszuſprechen; eine Befugniß, die, wenn ſie den Kammern wirklich zuſtünde, dieſe über die Regierung erheben würde.“

„Die Regierung glaubt unterſtellen zu dürfen, daß Sie, hochgeehrte Herren! es eben ſo wenig mit der Beſtimmung des §. 50 der Verfaſſungsurkunde für vereinbarlich halten, auf eine nähere Berathung über den von dem Hrn. Abg. v. Itzſtein geſtellten Antrag einzugehen, als die Miniſter es mit ihrer eigenen Würde und mit der Würde und dem Rechte der Regierung für vereinbarlich halten, einer Verhandlung über dieſen verfaſſungswidrigen Antrag beizuwohnen ꝛc.“

Itzſtein erwiederte darauf: „Ich hätte gewünſcht, die Herren Miniſter würden von der Miniſterbank, wie es die Ordnung, Sitte und der parlamentariſche Tact geboten, die Erklärung abgegeben haben, die ſie dem Hrn. Staatsrath Wolff aufgetragen; ich hätte dies um ſo mehr gewünſcht, als ich glaube, daß die Herren Miniſter, der Kammer oder der Repräſentation des Volks gegenüber, dieſen Schritt nicht hätten thun ſollen. Uebrigens bewundere ich die gemächliche Art, in der man ſich durch dieſen Schritt und durch dieſe Erklärung der Ausübung eines Rechts entziehen will, welches die Kammer hier nicht verfaſſungswidrig, ſondern, ſo viel ich meine, nach der Verfaſſung zu üben im Begriff iſt. Darum glaube ich auch, daß die Erklärung des Hrn. Staatsraths, die er Namens der Hrn. Miniſter gegeben hat, die Kammer nicht abhalten wird, den Vortrag zu vernehmen und dann nach ihrer Weisheit zu beſchließen."

Nach einer kurzen Debatte erklärte der Präſident, da keine Einwendung gemacht ſei, ſo könne der Abgeordnete v. Itzſtein beginnen.

Dieſer betrat nun die Rednerbühne und hielt ſeinen Vortrag wie folgt:

„Ich habe die Pflicht übernommen, die von den Herren Miniſtern nach Auflöſung der Kammer erlaſſenen vier Circularſchreiben, die neuen Wahlen betreffend) ſammt den damit in engen Verbindung ſtehenden Verfügungen (ich ſchweige hier über den Erlaß, die Urlaubseinholung vor der Annahme der Wahlen betreffend) in heutiger Sitzung zur Sprache zu bringen und die geeigneten Anträge zu ſtellen. Es dürfte dieſer Gegenſtand wohl in mancher Hinſicht der wichtigſte ſein, über welchen die gegenwärtige Ständeverſammlung zu berathen und zu beſchließen hat; denn er berührt die höchſten Intereſſen des badiſchen Volkes, und betrifft eines ſeiner edelſten Rechte, die durch die Verfaſſung ihm gewährte koſtbare Wahlfreiheit, welche durch die miniſteriellen Reſcripte und die daraus gefloſſenen Anordnungen angegriffen wurde."

„Wie ich ſchon früher in dieſem Saale ausgeſprochen habe, ſind dieſe Circularien die eigentliche Quelle der allgemeinen und beiſpielloſen Wahlbeherrſchung, welche ſich alsbald nach Ausſchreibung der neuen Wahlen gleichförmig über alle Theile des Landes ausgebreitet hat; eine Wahlbeherrſchung, wie ſie noch in keinem Staate, trotz manchen Vorbildern, vorgekommen iſt, wie ich ſie aber auch, nachdem ich das Jahr 1831 in Baden erlebt und in dem Miniſterialreſcripte vom 26. November 1830 die edle Sprache der Regierung gegen die Einwirkungen in die Wahlen, ſodann in den Kammerdebatten von 1831 jene denkwürdigen Worte eines badiſchen Miniſters gegen jede Beamten-Wahlbeherrſchung vernommen hatte, von der nämlichen Regierung für ganz unmöglich gehalten habe.“

„Denn damals ſagte die Regierung in dem erwähnten Erlaſſe:

„Schon in den erſten Augenblicken, in welchen „Seine Königliche Hoheit der Großherzog nach dem „Willen und unter dem Schutze der Vorſehung die „Regierung des Großherzogthums angetreten, haben „Höchſtdieſelben die feierliche Zuſage ertheilt und öffentlich verkündet, die Verfaſſung des Landes heilig halten „zu wollen.“

„Dieſe Zuſage ging aus der innern Ueberzeugung „hervor, daß Seine Königliche Hoheit mit der Regierung des Landes zugleich die Verpflichtung übernommen hatten, die Verfaſſung desſelben nach ihrem Inhalte und Zwecke wahrhaft und treu zu erfüllen. „— Hiernach konnte die Großherzogliche Regierung auch „nicht den Gedanken hegen, die Staatsbürger des Großherzogthums in einem der wichtigſten Verfaſſungsrechte „zu beſchränken, oder auf die Wahlen zu Gunſten oder „zur Ungunſt irgend einer Perſon, durch welche Mittel „es auch ſei, einzuwirken.“

„Im Gegentheil, es iſt ihr Wille, daß auf die „einzelnen Wahlen von Seiten der Regierungsbeamten „weder mittelbar noch unmittelbar eingewirkt werde.“

„Um ſo größer war, bei der Erinnerung an dieſe Worte der Regierung, denen ſie auch bei den Wahlen von 1830 und 1831 treu geblieben iſt, das allgemeine Erſtaunen, welches die Erſcheinung der miniſteriellen Briefe erzeugte, um ſo ſchmerzlicher ihr Eindruck, um ſo mehr verglich man die Vergangenheit mit der Gegenwart, die Sprache und Haltung der Regierung von 1830 mit den Circularſchreiben von 1842, die Wahlen von 1830 und 1831 mit der von den Miniſtern dictirten Wahlbeherrſchung von 1842!! Und doch vermag der Freund des Vaterlandes, obſchon er Tadel und Mißbilligung über die eben ſo verderblichen als beklagenswerthen Maßregeln ausſprechen muß, nicht zu verkennen, daß die nämlichen Maßregeln einen mächtigen und höchſt wohlthätigen Einfluß auf das Volk übten, daß ſie ihm plötzlich klar machten, um was es ſich handle, und dasſelbe, indem ſie ihm deutlich genug die Lehre zuriefen: „das Volk, welches auf ſeiner koſtbaren Verfaſſung ſchläft, verdient ſie nicht und wird ſie verlieren," zur thätigen und kräftigen Ausübung ſeiner verfaſſungsmäßigen Rechte anſpornte."

„Aber die Schöpfer der Circularſchreiben hatten nicht die Abſicht, eine ſolche Wirkung hervorzurufen. Es war dies für ſie ein nicht berechneter und bei gänzlicher Verkennung der wahren Volksſtimmung ein von ihnen gar nicht für möglich gehaltener Erfolg."

„Sie wollten der Wahlfreiheit entgegentreten; das zeigen Geiſt und Wort ihrer offenen Briefe, das zeigen ihre Befehle an die Beamten und Diener bis auf den unterſten herab und alle ihre ſonſtigen Verfügungen. Eines Dankes für die guten Wirkungen ihrer Circularien bedarf es daher nicht."

„Nach der Auflöſung der Kammer war ein Manifeſt der Regierung an das Volk zu erwarten; ein Manifeſt, welches die Gründe entwickelt haben würde, aus denen von der Regierung die Auflöſung nöthig erachtet wurde, und welches auch zugleich zu zeigen geſucht hätte, daß und warum mit der aufgelöſten Kammer die Arbeiten nicht mehr mit Erfolg fortgeſetzt werden konnten, und eben deswegen das Volk eine neue Kammer zu wählen habe."

„Ein ſolches Manifeſt erſchien aber nicht; denn einige bald nach der Auflöſung von der Karlsruher Zeitung gelieferte Artikel, tadelnd die Majorität der zweiten Kammer und ihre Beſchlüſſe, wiederholend dabei das in den Kammerſitzungen Geſagte, dürfen nicht dafür angeſehen werden.“

Dagegen brachte dieſelbe Zeitung vom 7. und 8. März in mehr als halboffiziellen Form die vier Circularien der Miniſter, unterzeichnet von jedem Einzelnen derſelben.“

„Aber in dieſen Briefen redete nicht die Regierung zu dem Volke, ſondern der einzelne Miniſter zu ſeinen untergebenen Beamten, und nicht die Regierung ſprach Tadel aus gegen die aufgelöſte Kammer, ſondern abermals waren es die einzelnen Miniſter, welche, zu ihren Beamten gewendet, herbe Beſchuldigungen und Vorwürfe gegen die Mehrheit der zweiten Kammer über beſtändige Angriffe auf die Rechte der Krone, über ehrſüchtige Anmaßungen und fruchtloſe, zeitraubende, koſtſpielige Kämpfe u. ſ. w. ſchleuderten. — Ein Schritt, wozu nach meiner Anſicht die Miniſter, trotz ihrer hohen Stellung, als einzelne Männer, gegen Abweſende, denen noch überdies die Niederdrückung der Preſſe die Vertheidigung gegen ſolche Angriffe unmöglich machte, nie befugt ſein konnten.“

„Doch nicht die Form dieſer Circularien iſt es, noch ſind es die darin enthaltenen Vorwürfe, gegen welche ich mich erhebe, denn über dieſe hat die öffentliche Meinung längſt abgeſprochen. Es iſt vielmehr der Hauptinhalt der Miniſterſchreiben, es ſind die Weiſungen und Vorſchriften an ſämmtliche Staats- und Kirchendiener, ſelbſt an den Lehrerſtand, um mit allem Eifer und aller Kraft, mithin auch mit den Kräften des öffentlichen Dienſtes, im Sinne der Regierung auf die Wahlen, und zwar auf die Wahlen erſter und zweiter Klaſſe, alſo auch auf die Urwahlen, einzuwirken; jedoch, wie freilich nur in den Circularien ſteht, auf geſetzlichem Wege, und „um dadurch die Freiheit der Wahlen zu ſichern!“

„Damit aber dieſes Einwirkungsſyſtem recht gleichförmig durchgeführt werden und in jede Hütte dringen könne, erhielten die untern Diener, namentlich die zu dieſem

Zwecke mißbrauchten Gensd'armen, Zollgarden, Jäger und Hatſchiere, Amts- und Polizeidiener u. ſ. w. gedruckte Anweiſungen, auf deren Grund hin nun die Bürger von dieſen Leuten nicht ſelten Belehrungen über ihre Wahlrechte und Pflichten, aber auch die Bezeichnung der zu wählenden Candidaten vernehmen mußten: „Alles wieder, um die Freiheit der Wahlen zu ſichern.“

„Aber noch eine Hauptmaßregel mußte wirkſamen Schrecken verbreiten, ganz geeignet, die abhängigen Staatsdiener fügſam und geſchmeidig zu machen.“

„Es ſind dies die, zu gleicher Zeit erfolgten und nach der Verſetzung des Oberhofgerichtsraths Peter abgemeſſenen Verſetzungen dreier Staatsdiener, welche in der Kammer nach ihrem Eide, Gewiſſen und Ueberzeugung ſtimmen zu müſſen geglaubt haben; Verſetzungen, welche allgemeine Mißbilligung und Unwillen im ganzen Lande, ſelbſt bei Miniſteriellgeſinnten, erzeugten. — Denn klar lag es vor, daß damit weder das Wohl des Landes gefördert, noch die Kenntniſſe und geiſtigen Kräfte der verſetzten Männer zweckmäßig benutzt wurden. Wohl aber ſind vorzügliche Talente dem Staatsdienſte ganz und theilweiſe entzogen durch die größeren Beſoldungen, welche die aus obern Collegien verſetzten auf die für ſie ausgeſuchten niedern Amtsſtellen mitbrachten, die zur Beſſerſtellung jüngerer Beamten bewilligten Gelder zum großen Theile nutzlos zerſplittert worden.“

„Es gehört übrigens nur einige Kenntniß der Menſchen dazu, um einzuſehen, daß Mittel dieſer Art einen mächtigen Eindruck auf ſchwache, abhängige und ängſtliche Männer machen mußten, und daß auf dieſem Wege dem von den Miniſtern erlaſſenen Aufgebote aller Diener zur Einwirkung auf die Wahlen eine verſtärkte Kraft verliehen wurde. Die Staatsbeamten, obgleich durch die Rechte den Bürgern als Regierungs-Partei gegenübergeſtellt, mußten gehorchen. Die Regierungsdirectoren begannen ihre Rundreiſen zu den Beamten; manche ſogar zu den einzelnen Wahlmännern, wie zu den von ihnen Verſammelten. Die Beamten ihrer Seits wanderten in ihren Bezirken herum, und luden in ihrer Eigenſchaft als Beamte Urwähler und Wahlmänner ein, um ſie nach den erhaltenen Inſtructionen für miniſterielle Wahlen zu bearbeiten.“

„Alle Kräfte wurden angeſpannt, auch die niederſten Diener dazu benutzt; alle Triebfedern in Bewegung geſetzt, ſogar Beſuche bei den Frauen einzelner Wahlmänner nicht verſchmäht, um die Majorität der aufgelöſten zweiten Kammer um jeden Preis aus den Wahlen zu entfernen, und eine miniſterielle Mehrheit möglichſt durch Beamtenwahlen zu erhalten.“

„An die Seite dieſer wohlorganiſirten Macht trat endlich auch noch die Preſſe, welche ausſchließlich der Miniſter-Gewalt zu Gebot ſtand und keine Sylbe aufnehmen durfte, welche vielleicht die amtlichen Einwirkungen auf die Wahlen gerügt, das Volk über ſeine Rechte belehrt und ſchmähliche Angriffe auf Einzelne der früheren Deputirten zurückgewieſen hätte.“

„Ich überlaſſe die Anführung einzelner betrübender Einwirkungen auf die Wahlen der Discuſſion. Aber es gehört zu dem Bilde der ſtattgehabten Wahlbeherrſchung, hier allgemeine Umriſſe derſelben zu geben.“

„Nachdem faſt in allen Bezirken die Majorität der früheren Kammer bei dem Volke verdächtigt worden war, und man ſogar einzelne Mitglieder derſelben bezeichnet hatte, welche in keinem Falle gewählt werden ſollten und dürften, ließ man es auch nicht an Drohungen und Einſchüchterungen der verſchiedenſten Art fehlen. Selbſt Drohungen von Entlaſſung niederer Angeſtellten fanden ſtatt, wenn ſie nicht die ihnen auf den zugeſtellten Zetteln bezeichneten Wahlmänner wählen würden.“

„Den Drohungen zur Seite traten Schmeicheleien und Verſprechungen von Vortheilen für Stadt und Land ohne Ziel und Maß und alle kleinen und großen Einwirkungsmittel, wie ſie auch heißen mögen, um die miniſteriellen Candidaten durchzuführen.“

„Könnten wirklich ſämmtliche zu dieſem Zwecke gemachten Drohungen und Verſprechungen in Erfüllung gehen, ſo dürfte faſt kein Amts- und kein Forſtamts-Sitz im ganzen Lande auf ſeiner Stelle bleiben. — Sie müßten alle, ohne Rückſicht auf das Wohl des Staates und der Bürger, ohne Rückſicht auf den dadurch entſtehenden ungeheuren Koſten-Aufwand verlegt werden und Gleiches müßte geſchehen mit den Gerichtshöfen und Garniſonen.“

„Straßen nach allen Richtungen hin wären neu anzulegen, Eiſenbahnen in den wunderbarſten Krümmungen zu bauen, um Wort zu halten.“

„Eine der betrübendſten Erſcheinungen war aber die Drohung gegen manche Gemeinden und deren ärmere Bewohner, ihnen das, obgleich nicht ſelten auf Beſitz und Urkunden beruhende Streu- und Holzleſen, oft das einzige Mittel zu ihrer und ihres Viehſtandes Erhaltung, nicht mehr zu geſtatten, ferner die Drohung an die Arbeiter, ſie fortzuſchicken, an die Handwerker, ihnen die Kundſchaft zu entziehen, wenn nicht die bezeichneten Wahlmänner gewählt würden, und als Beweis, wie bis in das Kleinſte eindringend die Durchführung des Planes betrieben wurde, verdient die Thatſache Erwähnung, daß in einigen Orten ſogar der Beſuch von Gaſthäuſern gewiſſermaßen den Nichtbürgern des Ortes unterſagt wurde, weil der miniſterielle Candidat in der Stadt unterlegen war, oder weil Verſammlungen liberaler Wahlmänner dort ſtattgefunden hatten.“

„Wer nicht in dem Falle war, dieſe Erſcheinungen in der Nähe zu beobachten, wird ſie für unglaublich, ja unmöglich halten. — Aber leider iſt das ganze Volk Zeuge derſelben geweſen, und wenn ich auch gern zugeben will, daß Manches aus Hingebung und übertriebener Schwäche dieſes oder jenes Beamten geſchehen iſt, was nicht in dem Willen der Regierung liegen konnte, ſo werden die vorgetragenen Andeutungen doch genügen, um zu der Ueberzeugung zu führen, daß nur die Circularien der Miniſter und die merkwürdige Art und Weiſe ihrer Ausführung es waren, welche die vielen ſo verderblichen Erſcheinungen über das ſonſt ſo glückliche Land herbei geführt haben.“

„Das Volk war erſtaunt und tief ergriffen ob dieſer ungeheuren Wahlbeherrſchung. Es fand, ihm unbegreiflich, in den Circularien die unverkennbare Aufforderung und Hindeutung, kein Mitglied der Majorität der aufgelöſten Kammer zu wählen. Es ſah zu dem Ende das ganze Heer der aufgebotenen Diener und Angeſtellten, einſchließlich ſogar der nur zur Handhabung der Sicherheit beſtimmten Gensd'armerie, mit allen Mitteln und Kräften des öffentlichen Dienſtes ſich, als Regierungs-Partei, gleichſam feindſelig gegenübergeſtellt. Es ſah ſich ausgeſetzt ſtets wiederkehrenden, nie endigenden Bearbeitungen, Zudringlichkeiten, Schmeicheleien und Drohungen zu Gunſten der miniſteriellen Candidaten und fühlte mit tiefer Kränkung die Gewalt, durch welche man die Bürger verhindern, ja ſogar mit Handſchlag, Wort und Unterſchrift, ohne Rückſicht auf eigne Ueberzeugung und den bei dem Wahlacte abzulegenden Eid abzuhalten ſuchte, ihr verfaſſungsmäßiges Wahlrecht frei auszuüben."

„War es alſo zu wundern, daß da, wo die Bürger kräftig genug waren, ſich durch ſolche organiſirte Einwirkungen der Beamten nicht einſchüchtern zu laſſen, wo man die Stellung des Bürgers und ſeine Rechte erkannte (und das war Gott lob! der größere Theil des Landes), und daß ſelbſt auch da, wo die Gemüther ängſtlicher waren, ein tiefer Unwille ſich ausſprach über dieſe noch nie erlebten Einwirkungen, über dieſe hundertfältigen und faſt unglaublichen Mittel zu dem vorgeſteckten Ziele und über die in ſolcher Behandlung ſich kundgebende Abwürdigung des Volkes, welches gleichſam als unmündig und unfähig, einen eignen Willen zu haben und ſein gutes Recht zu üben, von den Beamten am Gängelbande geführt werden ſollte?"

„Mußten nicht die oberſten Leiter dieſer Bewegung einſehen, daß die Rolle, welche ſie den Staatsdienern aufgedrungen, und die feindſelige Stellung, in welche ſie dieſelben, größtentheils ihren Amtsuntergebenen gegenüber gebracht hatten, das Vertrauen der Bürger zu dieſen Beamten und zu ihrer Verfaſſungstreue gewaltſam zerſtören, daß es eine tiefe Kluft zwiſchen ſie legen, ſie alſo gänzlich von einander trennen und in Regierungs-Partei und Volks-Partei ſpalten würde?"

„Und war es nicht ſehr natürlich, daß alle dieſe Schritte, daß die Zumuthungen und Verſprechungen, welche die Beamten fortwährend den Bürgern bezüglich auf die Wahlen machen mußten, auf die Moralität des Volkes höchſt nachtheilig wirken, daß ſie ſelbſt den Glauben an die Verfaſſungstreue der Staatsverwaltung, — indem ſogar die Mitglieder aller Gerichtshöfe, die Richter, welche ihrer Stellung nach dem Wahlweſen ganz fern bleiben ſollten, zur Einwirkung in dieſelbe aufgefordert worden ſind, — nach und nach erſchüttert würden?“

„Daß es aber leider! wirklich ſo gekommen, wird ein ungetrübter Blick auf das Land und die kundgewordene Stimme des Volkes beſtätigen, und Demjenigen, der klar und unbefangen ſehen und hören will, bleibt kein Zweifel, daß in Folge der von mir angeführten Thatſachen auch das Vertrauen des Volkes auf die Schöpfer der Circularſchreiben, auf die verantwortlichen Miniſter ſelbſt geſunken iſt.“

„Meine Herren! Die Wahrheit offen und ungeſchminkt auszuſprechen, machen Zeit und Umſtände zur heiligen Pflicht. Daher fahre ich fort:“

„Ich ſah im Jahr 1831 die Sonne der Freiheit hellleuchtend über Baden aufgehen. Ich ſah das Land unter ſeinem edeln Fürſten blühend, das Volk zufrieden und dankbar, die Regierung in gedeihlichem Zuſammenwirken mit den conſtitutionellen Gewalten vorſchreiten zur Ausbildung der Verfaſſung und zur Erlaſſung wohlthätiger zeitgemäßer Geſetze. — Man beneidete Baden um dieſe glückliche Stellung!“

„Da wurde hemmend und ſtörend, wie ein Blitz vom heitern Himmel, jene unſelige Urlaubsfrage in das ruhige Land geſchleudert. Da erſchienen ein Jahr ſpäter die unheilbringenden Circularſchreiben der Miniſter und die verderbliche Ausführung derſelben.“

„Und von da an leidet das Land! Von da an fühlt ſich das Volk unbehaglich, tief aufgeregt, mißtrauiſch gemacht gegen ſeine Beamten und ſie fürchtend, mißjener Regierungs-Erklärung vom 26. November 1830 in dem grellſten Widerſpruche ſtehenden Reſcripten mit Recht die Quelle ſeines jetzigen Zuſtandes erkennt und beklagt.“

„Und abermals ſpreche ich offen aus: Wenn je ein politiſcher Mißgriff und ein Unrecht gegen das Volk von den Räthen der Krone geſchehen iſt, ſo war es die Erlaſſung jener Circularſchreiben und die ihnen gegebene Ausführung. Die ſchweren Folgen derſelben begründen meine Behauptung.“

„Der Angriff auf das koſtbare Recht der Wahlfreiheit, die verderbliche Scheidung der Staatsdiener und Angeſtellten von dem Bürgerſtande, das geſunkene Vertrauen des Volkes zu den Beamten und ſelbſt zu der oberſten Verwaltung, die der Moralität des Volkes geſchlagene Wunde und der Unwille der Bürger über die dem Volke durch die Wahlbeherrſchung zugefügte Schmach, wahrlich, meine Herren! das ſind verderbliche Krebsſchäden in einer Staatsverwaltung, welche noch vor wenig Jahren ſtolz ſein konnte auf die Zufriedenheit, auf das Glück, auf das volle Vertrauen des Landes!“

„Die höchſte moraliſche Kraft der Staatsverwaltung liegt in dem Vertrauen des Volkes zu ihr.“

„Wird dies geſtört oder geſchwächt — und das iſt geſchehen, wie auch der Erfolg der neuen Deputirtenwahlen deutlich beurkundet, — dann iſt das Mittel, das unfehlbare Mittel verloren, den Staat gut und gedeihlich, mit Zufriedenheit des Volkes, mit bereitwilligem Zuſammenwirken aller Kräfte zu regieren; dann finden weder neue Geſetze, noch irgend eine allgemeine Verfügung der Verwaltung jene gute Aufnahme, welche unumgänglich nöthig iſt, um deren getreue Beobachtung und deren Fortbeſtand zu ſichern. Dann iſt aber auch die weſentliche Grundlage einer guten und Segen bringenden Verwaltung erſchüttert, und es bedarf kräftiger Heilmittel, um dem Fortſchreiten des Uebels zu ſteuern.“

„Die Kammer, meine Herren, als die Repräſentantin des Volkes, iſt berufen und hat die Pflicht, den Gebrechen der Verwaltung, ſo weit es an ihr iſt, kräftig entgegenzutreten.“

„Erkennt ſie in ihrer Mehrheit das Verhandenſein ſolcher Uebel als ſchädlich für das Wohl des Staates, ſo muß ſie ſich offen darüber ausſprechen; dies erwartet das Volk von ſeinen Abgeordneten.“

„Deswegen habe ich mich mit dem gegenwärtigen Vortrage an die verehrte Kammer gewendet, und ich fühle die Verbindlichkeit, den Weg zu bezeichnen, welcher nach meiner Anſicht der geeignete wäre, um der Pflicht für die Erhaltung der verfaſſungsmäßigen Wahlfreiheit des Volkes wie des Staatswohles zu genügen.“

„Ich kenne den Umfang der Rechte dieſer Kammer gegenüber den verantwortlichen Miniſtern, und habe auch die Natur und den Umfang der Gebrechen, über welche ich klage, ſattſam erfaßt. Ich weiß, wie weit ich mit meinem Antrage gehen könnte, und daß nach dem Stande der Sache und nach dem Ausſpruche des Volkes in ſeinen neuen Wahlen ein entſchiedenes Mißtrauensvotum gegen die Miniſter vollkommen gerechtfertigt iſt.“

„Aber! indem ich in die jüngſte Vergangenheit und in die nächſte Zukunft blicke, ohne die Gegenwart aus dem Auge zu verlieren, ſcheint es mir angemeſſen, mich auf folgenden Antrag zu beſchränken, welchen ich der verehrten Kammer zur Annahme empfehle.“

Itzſtein fügte nun ſeinen Antrag hinzu. Es kam zu einer längeren Debatte, worauf denn der Präſident die Frage ſtellte, 1) ob die Motion in die Abtheilungen zu verweiſen ſei, und 2) voraus gedruckt werden ſollte? Beides wurde einſtimmig bejaht.

In der Sitzung vom 25. Juli erfolgte der Commiſſionsbericht, erſtattet von dem Abgeordneten Sander. Erſt in der Sitzung vom 19. Auguſt wurde nach fünfſtündiger lebhafter Debatte Itzſtein's Antrag mit 34 Stimmen gegen 24 angenommen und zwar mit einigen Abänderungen der Commiſſion. Er lautete nun alſo:

„Die Kammer erkennt in den Reſcripten der Miniſter,

„die neueren Wahlen betreffend, eine Beeinträchtigung der „verfaſſungsmäßigen Wahlfreiheit."

„Sie erblickt in dieſen Reſcripten eine den oberſten „Grundſätzen einer guten und weiſen Staatsverwaltung „zuwiderlaufende Maßregel, indem dadurch alle Beamten, „ſelbſt die der Juſtiz, der Kirche und Schule aufgefordert „wurden, als ſolche, folglich mit den Mitteln des öffentlichen Dienſtes, auf die Wahlen in der ihnen angezeigten „Richtung einzuwirken, und indem ſie dadurch aus ihrer „würdigen Stellung als Wächter des Rechts und als „Diener der Geſetze herausgeriſſen, und in die Stellung „einer den Bürgern entgegengeſetzten Partei gebracht wurden, was in dem Lande eine tiefe Aufregung hervorrufen mußte."

„Die Kammer beklagt, daß dieſe Maßregel und die „Art ihrer Ausführung nicht allein höchſt verderblich auf „die Moralität des Volkes einwirken, ſondern auch das „Vertrauen der Bürger zu den Beamten weſentlich ſchwächen, und zum großen Nachtheile für die Staatsverwaltung den Glauben an deren Verfaſſungstreue und Geſetzesliebe, mithin eine Hauptgrundlage ihrer moraliſchen „Kraft und Wirkſamkeit erſchüttern mußte."

„Die Kammer ſieht ſich daher in Erfüllung ihrer gleich „heiligen Pflichten gegen Fürſt und Vaterland genöthiget, „dieſe ihre entſchiedene Ueberzeugung feierlich auszuſprechen „und in ihre Protocolle niederzulegen."

Die Miniſter wohnten der Sitzung nicht bei. Sie hatten ſich darauf beſchränkt, vor der Verhandlung eine Proteſtation gegen verfaſſungswidrige Beſchlüſſe, wie ſie die Anträge der Commiſſion enthielten, verleſen zu laſſen. Man erwartete den folgenden Tag eine abermalige Auflöſung der Kammer. Vergeblich. Die Miniſter ließen ſich diesmal den Tadel der Kammer gefallen. Der Landtag wurde erſt den 9. September geſchloſſen.

Die Kammer hatte eine ausgezeichnete Thätigkeit an den Tag gelegt, eine Thätigkeit, die ſich auf die bedeutendſten materiellen und ideellen Fragen der Gegenwart erſtreckte. Das badiſche Volk bewies ſeine Freude und

Zuſtimmung über die Haltung ſeiner Vertreter auf die überzeugendſte Weiſe. Das war beſonders der Fall in Bezug auf Itzſtein, und zwar noch während des Landtages.

Am 8. Juli überſendeten fünfzig Bürger aus der Stadt Eberbach an Itzſtein einen ſilbernen Ehrenbecher mit der Umſchrift: „Dem unermüdeten Kämpfer für Freiheit, Wahrheit und Recht, A. v. Itzſtein, gewidmet von dankbaren Verehrern der Stadt Eberbach." Die ſchöne Gabe war von einer Adreſſe begleitet, welche alſo beginnt: „Verehrter deutſcher Mann! Mit unbeſchreiblicher Theilnahme haben wir Dein bisheriges landſtändiſches Wirken vernommen und mit edlem Rechte dürfen wir ausrufen: Glücklich iſt das Land, das ſolchen Volksvertreter beſitzt! Aber auch nicht undankbar werden ſich Badens Bürger dem großen Manne gegenüber zeigen, der ſchon ſeit zwanzig Jahren als Volksvertreter ſein Leben dem Wohle des Volkes widmet — denn ſelbſt in dem ſonſt politiſch todt geweſenen Odenwalde erheben ſich Stimmen der herzlichſten Dankbarkeit gegen Dich ꝛc."

Eine noch herrlichere Anerkennung ſtand dem Manne des Volks bevor und zwar ebenfalls in der großherzoglichen Reſidenz Karlsruhe.

Denſelben Tag, den 19. Auguſt, als Sander's Bericht wegen des Itzſtein'ſchen Antrags in Betreff der Miniſterialſchreiben berathen und Itzſtein's Antrag angenommen ward, denſelben Tag erſchien im Gaſthofe „zum Pariſer Hof", wo ſich viele Freunde Itzſtein's zu einem heiteren Male verſammelt hatten, eine Deputation von mehreren Wahlmännern aus dem Wahlbezirke Schwetzingen-Philippsburg. Sie überreichten im Namen von mehr als 800 Bürgern jenes Wahlbezirks ihrem Abgeordneten v. Itzſtein eine ſilberne Bürgerkrone. Es war die ſchönſte Genugthuung für die gerade in jenem Wahlbezirke erlittene Schmach, die treffendſte Antwort auf die Verläumdungen der dortigen Beamten, ſchlagender als die ſtrenge Wahlprüfung in der Kammer, wodurch ſo viele Wahlen, die durch Beamtenwahlbeherrſchung und mancherlei Beſtechungen zu Wege gebracht waren, für nichtig erklärt wurden!

Einer der Wahlmänner ſchmückte mit der Bürgerkrone das greiſe Haupt des Gefeierten und hielt folgende kurze Anrede an ihn:

„Verehrter Mann! Es iſt mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen im Namen von achthundert Bürgern des 31. Wahlbezirks den aufrichtigſten Dank für Ihr faſt zwanzigjähriges Wirken, als Abgeordneter dieſes Bezirks, darzubringen, und ein ſichtliches Zeichen ihrer unwandelbaren Liebe und Verehrung zu überreichen.“

„Stark wie die Eiche ſtanden Sie da in allen Stürmen der Zeiten, unermüdlich als Vorkämpfer für des Vaterlandes Wohl. Mit gerechtem Stolze nannten wir den Edelſten der Edeln den Vertreter unſeres Bezirkes.“

„Mögen auch manche Ihrer Verehrer der inneren, Ihren hohen Werth beurkundenden Stimme einen Augenblick und unter ſeinen Verhältniſſen das laute, rückſichtloſe Wort verſagt haben — unſere unwandelbare Anhänglichkeit an Sie mag Ihnen, mag dem Lande beweiſen, daß Itzſtein ſich einen bleibenden Altar der Liebe und Treue in unſeren Herzen errichtet hat.“

„Dieſer Eichenkranz, das Symbol deutſcher Bürgertugend, ſei die Verſinnlichung des Verdienſtes, das in den Augen des ganzen Vaterlandes Ihr ehrwürdiges greiſes Haupt umſtrahlt.“

„Wie die Schleife des Kranzes ſeine einzelnen Zweige verbindet, ſo umſchlinge auch das Band liebevoller Rückerinnerung Sie mit uns.“

Zugleich mit dem Kranze wurde eine Adreſſe, von 832 Bürgern unterzeichnet, überreicht:

„Edler Mann! Unſere Verfaſſung war bedroht! Durch die ehrenhafte Haltung der Mehrzahl der Wahlbezirke iſt ſie gerettet worden.“

„Unſerm redlichen, vaterländiſchen Streben war es nicht vergönnt, unſern Theil an dieſem ſchönen Erfolge zu nehmen.“

„Aber Angeſichts der erhebenden Unerſchrockenheit, mit welcher die hohe Kammer, Dich an der Spitze, die Rechte und damit die Moralität des Volkes vertheidigt, fühlen wir uns unwiderſtehlich aufgefordert, uns feierlich denen anzuſchließen, die zur Wahl der Mehrheit dieſer Kammer beigetragen haben.“

„Glücklich das Land, das ſolche Männer, das in der Stunde der Gefahr ſolche Kämpfer findet! Mag auch in Zeiten der Ruhe der Dank ſich in ſtiller Anerkennung genügen, in den gegenwärtigen Tagen verlangt dieſes Gefühl, mächtiger denn je, nach einem ſichtbaren Ausdrucke! Wir können nicht anders, wir müſſen unſerm Vertheidiger ein, wenn auch nur ſchwaches Zeichen unſeres Dankes geben.“

„Wie könnten wir dieſes beſſer, als indem wir dies Zeichen Dir widmen, Dir, dem tapferen Führer, Dir, dem Neſter der badiſchen — der erſten Kammer Deutſchlands, Dir, dem Stolze des kleinen wie des größern Vaterlandes. Nimm ſie an, dieſe Krone aus der Bürger Händen, laß ſie ſchmücken Dein Haupt, das im Kampfe für das Wohl des Vaterlandes ergraute, und laß ſie Dir ſein und bleiben ein freundliches Angedenken an Deine unwandelbaren, treuen und dankbaren Verehrer.“

„Dem Neſtor der Kämpfer für deutſche Freiheit
die
freien Männer des 31. Wahlbezirks.“

Der Anblick der feierlichen Handlung war für Alle tief ergreifend — Worte vermögen nicht den Eindruck zu ſchildern. Heiße Thränen bezeugten die Gefühle der Anweſenden, bezeugten ihre innige Theilnahme an der würdigen Huldigung. Tiefes Schweigen folgte, Aller Blicke waren unverwandt auf den erhaben geſchmückten Mann gerichtet. Da fand Itzſtein endlich Worte, ſeinen Dank auszuſprechen:

„Das Gefühl übermannt mich; die Stimme droht zu verſagen. — Ich kenne den patriotiſchen Sinn der freien Wahlmänner des Bezirkes Schwetzingen und Philippsburg, ſo wie jenen vieler, ſehr vieler Urwähler. Ich kenne ihre treue Anhänglichkeit an mich, der ich 30 Jahre in dieſem Bezirke als Beamter und Deputirter gewirkt habe; ich wußte, daß dieſe Männer durch einen öffentlichen Act erklären wollten, daß ihr Vertrauen zu mir nicht gewichen ſei, daß nicht ſie es waren, welche dem Bezirke ſeinen frühern Deputirten genommen!“

„Aber! die Art und Weiſe, wie Sie, verehrte Männer! heute jene Erklärung abgeben, wie Sie mich durch die ſinnige Gabe ehren, hat mich tief ergriffen, hat mein ganzes Inneres aufgeregt — —“

Nach einer Pauſe, wo die Sprache verſagte, nahm Itzſtein die Bürgerkrone vom Haupte, und fuhr dann fort:

„Ich nehme ſie an, dieſe Bürgerkrone mit dem Eichenlaube, dieſes ſinnige Symbol der alten deutſchen Kraft, des großen Einen Deutſchlands, ich nehme ſie an im Namen der Kammer, der ſie von den wackeren Gebern gewidmet iſt, als eine Anerkennung ihres Wirkens, als ein Zeichen der Zufriedenheit der Wahlmänner und der unterzeichneten Urwähler.“

„Es ſoll dieſe Bürgerkrone ein bleibendes, theueres Andenken in meiner Familie ſein an die Treue und Anhänglichkeit der wackeren Geber eines Bezirkes, dem ich — wohl darf ich es ſagen — mit Eifer, mit Hingebung gedient, der mir theuer war und es auch bleiben wird, weil ich weiß, daß nur Einwirkungen und Anſtrengungen, ein Beiſpiel, wie es nie mehr vorkommen möge, die Stimme von dem Manne abwenden konnten, dem man ſtets Vertrauen geſchenkt hat.“

„Den Männern aber, welche durch die Widmung dieſer ausgezeichnet ſchönen Gabe und durch die ihr gegebene Beſtimmung der Kammer ein Zeichen des Dankes und der Zufriedenheit mit ihrem Wirken geben, den Männern, welche ſich ſo ausſprechen, wie die Wahlmänner und die Urwähler in der Adreſſe, meinen innigen Dank, aber auch, womit die ganze Verſammlung gewiß gern einſtimmt, ein herzliches Hoch!“

Sander dankte tief ergriffen und ſprach dann: „Los viros alemannos, die tapferſtolzen Deutſchen, nannten uns die tapferſtolzen Spanier, und die Italiener wußten von dem furore tedesco, von der deutſchen Kampfwuth, zu reden. Dieſes tapferſtolze, kampfmuthige Volk ſind wir noch, aber was in Deutſchland beinahe zu Grunde ging, was ſich erſt in neuerer Zeit wieder erhoben hat, das iſt der Bürgerſinn, der Bürgermuth. Das iſt der Bürgerſinn, das Bewußtſein ſeiner Rechte und Freiheiten als Bürger im Staate; das iſt der Bürgermuth, die anhaltende Kraft und der nachhaltige Eifer, dieſe Rechte und Freiheiten gegen Anfechtungen und Kränkungen zu ſchützen und zu vertheidigen. Dieſer Bürgerſinn, dieſer Bürgermuth war es, der ſo herrlich bei unſeren neueſten Wahlen zu Tage kam, und auf ſeine Belebung und Stärkung trinke ich und rufe aus: Hell auf Bürgerſinn und Bürgermuth!“

Darauf der Abgeordnete Gottſchalk: „Meine Herren! So eben haben wir den ſchönſten Moment eines unſere Herzen ergreifenden Feſtes, durch unſer Einſtimmen in die dem würdigen Veteranen v. Itzſtein ſo herzlich gebrachten Hochs beſiegelt. Die Thränen der Rührung, Freude und Dankbarkeit, welche Sie ſo eben in den Augen ſo vieler deutſchen Männer geſehen haben, als die Treuen des 31. Wahlbezirkes ihrem alten Freunde und Vertreter v. Itzſtein die wohlverdiente Bürgerkrone überbrachten, haben gewiß auf's Beſte beurkundet, daß eine ſolche ſchönſte Auszeichnung auf das würdige Haupt gefallen iſt, wofür alle conſtitutionellen Bürger den biederen Stiftern herzlich danken. Meine Freunde! Wir haben noch einen Mann hier in unſerer Mitte, der dem Manne des Feſtes ſo treu und kräftig zur Seite ſteht. — Ich meine den Biedermann, der durch ſein ſcharfſinnig, begeiſtertes Reſumé unſerer heutigen Kammerverhandlung die moraliſche Siegeskrone aufgeſetzt hat. — Für dieſen habe ich mein Glas erhoben und Sie ſtimmen gewiß freudig mit mir ein, wenn ich Ihnen zurufe: Unſer Sander, unſer lieber, kräftiger, deutſcher Sander lebe hoch!“

Zuletzt erhob ſich der Abgeordnete Zullich, um noch insbeſondere auf die ſchönſte Weiſe das Ganze zu beſchließen, indem er nachſtehendes für dieſe Feier verfaßtes Gedicht vortrug:

Du haſt die Fahne vorgetragen,
Seitdem das Volk ſein Recht verficht;
Du haſt an manchen heißen Tagen
Geſeh'n dem Feind in's Angeſicht;
Du haſt am Freudigſten geſtritten,
Je ſtärker ſtets Dein Gegner war;
Du haſt geopfert und gelitten,
Und bliebſt Dir treu, unwandelbar.

Du haſt das Wohl des Vaterlandes,
Nicht Deinen Vortheil angeſtrebt,
Du haſt geſcheucht viel Unverſtandes
Und haſt viel Todtes neu belebt.
Ein Sprichwort iſt aus Dir geboren,
Das weit umher im Lande geht:
Nein, Baden iſt noch nicht verloren,
So lang von Itzſtein's Fähnlein weht.

Du haſt mit andern Veteranen
Gegründet unſers Hauſes Ruhm,
So daß es ſteht bei den Germanen
Ein hochverehrtes Heiligthum.
Und unter dieſes Hauſes Bogen
Wird Dir ein Denkmal, nicht von Stein, —
Nein, Die, ſo Du Dir nachgezogen,
Die werden da Dein Denkmal ſein.

Ein Bannſtrahl hat Dich da getroffen,
Wo Dir ſo lange heimlich war,
Da wurden and're Thüren offen,
Dich aufzunehmen, Beliſar!
Jetzt kommen Deine alten Treuen,
Den man den Freund und Schmuck geraubt,
Und fordern Dich zurück und weihen
Die Bürgerkrone Deinem Haupt.

Die Bürgerkrone ſollſt Du tragen
Vor Badens Volk noch manches Jahr,
Und immer ſoll man von Dir ſagen:
Er iſt derſelbe, der er war!
Dieſelbe Kraft der Adlerſchwingen,
Dieſelbe Makelloſigkeit,
Derſelbe Muth, dasſelbe Ringen
Für Freiheit, Recht und Ruf der Zeit!

Itzſtein vernahm mit ſichtbarer Rührung dieſe kurze Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens, während ein lautes Bravo den Schluß jeder Strophe des Feſtgedichtes begleitete.

So endete der für Baden unvergeßliche 19. Auguſt!

Nach dem Landtage, als Itzſtein bereits wieder heimgekehrt war, empfing er noch einen überaus koſtbaren, geſchmackvoll gearbeiteten Ehrenbecher, eine Gabe der Liebe und Verehrung von 107 Freiburger Bürgern. In ihrer Zuſchrift *) vom 12. September hoben ſie beſonders Itzſtein's ſtändiſches Wirken hervor in der hannöverſchen Verfaſſungsfrage. Es heißt darin unter Anderm:

„Was Sie im Jahr 1837, 38 und 39 in der Kammer über die unheilvollen Zuſtände in Hannover für Deutſchlands Ehre und des deutſchen Volkes Recht geſprochen haben, ſteht tief eingegraben in jedes Deutſchen Bruſt und wird nimmermehr verhallen.“

„Dieſe freimüthige edle Vertheidigung unſeres mißhandelten Brudervolkes in Hannover iſt eine unverwelkliche Blume in dem Kranze Ihrer Bürgertugenden, welche weit mehr zieren und weit ſchöner, als alle Sterne und Orden der Mächtigen dieſer Erde.“

Itzſtein's landſtändiſches Wirken im Jahre 1841 und 42 fand auch im ganzen übrigen Deutſchland die entſchiedenſte Anerkennung. Er erhielt dafür mündliche und ſchrift-

---

*) Die Adreſſe mit Itzſtein's Antwort iſt gedruckt in der Mannheimer Abendzeitung vom 17. October 1842.

liche Beweiſe genug. Die Verehrung und Liebe gab ſich auf mancherlei Weiſe kund.

Mehrere Bürger an den Ufern des Rheins von Mainz bis Rüdesheim, meiſt Naſſauer, ſendeten dem edlen badiſchen Volksvertreter eine Kiſte des edelſten Hochheimers vom Jahre 39 aus den Kellern der Stadt Frankfurt und begleiteten ihre Ehrengabe mit folgender Zuſchrift:

„Edler deutſcher Mann!“

„Mit Liebe und Begeiſterung ſind unſere Blicke dem edlen Kampfe für Recht und Wahrheit gefolgt, den Du mit unermüdlicher Kraft, zunächſt zwar für Baden, in der That aber für das ganze deutſche Vaterland, Dein langes Leben hindurch geſtritten haſt. Du haſt den Muth der Tauſende, welche dieſes großen Kampfes theilhaftig ſind, gehalten, und, was zumal in letzter Zeit ſo nöthig war, neu belebt. — Mit Freuden haben wir Deine Erfolge geſehen, bewirkt durch die Theilnahme der Gleichgeſinnten, deren Zahl im Vaterlande — Gottlob! — nicht gering iſt. — Die Zeichen ihrer Anerkennung, obwohl nur ein ſchwacher Abglanz deſſen, was — ſie Dir wünſchen und — Du — verdienſt, haben mit Freude und erhöhter Hoffnung unſer Herz erfüllt!“

„Auch uns drängt es, Dir mit einem Solchen zu begegnen, und ſo treten wir denn vor Dich hin, füllen Deinen Ehrenbecher mit dem Köſtlichſten, was unſere Gauen ſpenden, und bringen ihn Dir zu mit dem Rufe:

Hoch lebe das ganze deutſche Vaterland!

In den rheiniſchen Gauen am 28. Auguſt 1842.“

Itzſtein erwiederte:

„Verehrte deutſche Männer!

In Ihrer an mich gerichteten Adreſſe vom 28. Auguſt l. J., welcher Sie eine Kiſte Wein als Ehrengeſchenk beigefügt haben, zollen Sie meinem und meiner gleichgeſinnten Freunden Wirken auf dem jüngſten Landtage und der Haltung der Kammer eine eben ſo günſtige als wohlthuende Anerkenntniß.“

„Empfangen Sie dafür unſern aufrichtigen, herzlichen

Dank und haben Sie die Güte, davon allen wackern Männern Kenntniß zu geben, welche der Adreſſe und der Ehrengabe ihre Mitwirkung nicht verſagt haben.“

„Wir dürfen ſtolz auf Ihr Urtheil und auf Ihre Billigung ſein, denn ſie geben von Männern aus, denen ein ſolches Urtheil in jeder Hinſicht zuſteht, von Männern, die einem anderen Volksſtamme angehörend fern von Baden wohnen, mithin nicht als näher betheiligt an der Bewegung des badiſchen Volkes und als befangen angeſehen werden können.“

„Aber! Sie haben in Ihrer Adreſſe den Kampf der badiſchen Kammer für die Wahlfreiheit, für Wahrheit und für die verfaſſungsmäßigen Rechte des Volkes, ſo wie die daraus erwachſene lebendige Theilnahme derſelben von dem höheren und richtigen Standpunkte aus betrachtet. Nicht mehr als Fremde ſehen ſich die verſchiedenen deutſchen Volksſtämme an, ſondern als Mitglieder Einer und derſelben Nation, als die Söhne Eines großen Vaterlandes, und der Kampf für Wahrheit und Recht in Einem Theile dieſes Deutſchlandes, der Angriff auf die Verfaſſung, auf die Freiheit Eines Volksſtammes betrifft das ganze deutſche Vaterland.“

„Das iſt der Geiſt, welcher in Baden erwacht iſt, der Geiſt, der auch Sie, meine Herren! bei Abfaſſung Ihrer Adreſſe beſeelte, welcher ſichtbar jeden biedern Deutſchen ergriffen hat, und täglich an Kraft gewinnen wird, ſobald der Kern des Volkes, das wahre Bürgerthum, mehr und mehr Theil an den vaterländiſchen Angelegenheiten nehmen wird. Dieſer Geiſt iſt es aber auch, den wir ſorgſam pflegen und erhalten müſſen, denn er allein führt zu dem Wege, auf welchem Deutſchlands Volksſtämme mit Einigkeit und Kraft fortſchreiten müſſen, um das große Ziel zu erreichen, deſſen ſie würdig ſind.“

„Verehrte Männer! die kräftigen Schlußworte Ihrer Adreſſe: Hoch lebe das ganze deutſche Vaterland! bezeichnen dieſes Ziel. Mit Freude und Begeiſterung haben wir dieſes Hoch! ebenfalls ausgebracht und die mit dem herrlichen, von Ihnen dazu gewidmeten Weine gefüllten Gläſer geleert.“

„Karlsruhe und Hallgarten am 7. und 23. September 1842.“

Auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe thaten Bürger von Chemnitz ihre Verehrung kund: ſie ſendeten um dieſelbe Zeit eine Schnupftabaksdoſe mit Symbolen. Inwendig ſteht mit goldenen Buchſtaben: Dem badischen Volksvertreter Adam von Itzstein von gleichgesinnten Männern aus Chemnitz in Sachsen. Auswärts auf dem Deckel iſt die Gerechtigkeit abgebildet: ſie hält eine Wage in der Hand, in deren Schalen auf der einen Seite eine Krone, auf der anderen ein Bürgerhut liegt, die beide — gleiches Gewicht haben *)

Das Jahr 1843 lieferte den glänzenden Beweis, mit welcher Liebe jetzt das badiſche Volk an ſeiner Verfaſſung hing und an den Vertretern ſeiner Rechte feſthielt, beſonders an dem unwandelbaren rüſtigen Veteranen der Volkskammer, v. Itzſtein.

Die wackeren Ortsvorſtände der Gemeinden des Renchthales hatten ſchon Anfang Juli einen Aufruf ergehen laſſen, das Verfaſſungsfeſt zu feiern am 22. Auguſt 1843, an dem Tage, wo vor 25 Jahren der Großherzog Karl, dem Tode nahe, die Urkunde im Bade Griesbach unterzeichnet hatte. Der Aufruf ergriff aller Orten die Herzen: es ſollte ein Landesfeſt werden. Von der Reſidenz bis zum kleinſten Gebirgsdorfe wurde Alles zur Theilnahme hingeriſſen. Das Hauptfeſt wurde in Griesbach gefeiert. Dorthin war Itzſtein von den Ortsvorſtänden und Bürgern eingeladen.

---

*) In der beifolgenden Zuſchrift wird eine nähere Erläuterung der Embleme gegeben. Da heißt es denn: „Die Wage ꝛc. mit dem in der Mitte ſtehenden Jüngling ſpricht den Gedanken aus, daß die Wohlfahrt eines Staates nur dann gedeihen kann, wenn die Rechte des Fürſten und des Volkes gleichmäßig anerkannt und gewahrt werden.“

Am Vorabend gegen 4 Uhr traf Itzſtein in Renchen ein, begleitet von einer Deputation verſchiedener Ortſchaften. In einer langen Wagenreihe begab ſich unter Geſchützesſalven der Zug nach **Oberkirch**, wo er, von Böllerſchüſſen und Hochruf begrüßt, gegen Abend anlangte. Bald verkündete Glockengeläute und Geſchützesdonner den Beginn der Feſtlichkeiten. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde die Stadt beleuchtet, von allen Bergesgipfeln loderten zu gleicher Zeit helle Freudenfeuer, auf allen Straßen auf und ab wogte eine zahlloſe Menſchenmenge voll Frohſinn und Jubel. Um 9 Uhr begrüßte ein Fackelzug mit Muſik und Geſang v. Itzſtein und ſeine Kammercollegen. In der Anrede hob es der Sprecher als eine beſondere und vorzügliche Auszeichnung hervor, daß die Abgeordneten im trauten Vereine mit dem alten Itzſtein, „dem Ritter ohne Furcht und Tadel, — dem Marſchall Vorwärts“ zugegen ſeien. Itzſtein dankte für ſich und im Namen der übrigen. Um 11 Uhr brachten ihm Männer und Frauen noch ein Ständchen.

Den andern Morgen um 7 Uhr begab ſich Itzſtein mit dem Feſtzuge nach **Griesbach** und langte dort an unter Muſik, Geſang und Jubel um 10 Uhr. Die Schützengeſellſchaften der Nachbarſchaft, zum Theil in Nationaltracht, viele Muſikchöre und Sängervereine waren erſchienen zur Verherrlichung des Feſtes. Die Griesbacher Sänger bewillkommneten den Zug mit einem Feſtliede, worin die Bedeutung des Tages ſich ausſprach:

Und lieben wir die deutſche Vatererde,
So wünſchen wir auch warm und treu,
Daß ſie ein Boden wahrer **Freiheit** werde,
Daß ihre Zukunft lichtvoll ſei.
Bürger, ja ſchwört es beim funkelnden Wein,
Ewig der Freiheit ergeben zu ſein!

Bald nachher leitete der Abgeordnete **Hundt** das Feſt ein mit einer kurzen Rede und ließ am Schluſſe viele hundert Exemplare der Verfaſſungsurkunde vertheilen. Dann betrat Itzſtein die Rednerbühne. Er ſprach ausführlich über die wohlthätigen Früchte der Verfaſſung während ihres 25jährigen Beſtehens, und zeigte, wie es vor der Verfaſſung war und dermalen ſei. Nachdem er alles Gute, was mit der Verfaſſung erreicht worden war, entwickelt hatte, ſprach er ſich auch unverholen über Das aus, was noch fehlt. „Wer vermag nach dieſer gedrängten Darſtellung zu zweifeln, daß die Verfaſſung eine unſchätzbare Wohlthat für das Land und ſeine Bewohner iſt? — Wer fühlt aber dabei nicht auch, daß das badiſche Volk dies begreift und durch das heutige Feſt, durch die in demſelben ſich ausſprechende dankbare Anerkennung der Verfaſſung laut erklärt, daß es ſie nicht allein kräftig erhalten, ſondern auch durch ſorgfältige treue Pflege noch mehr auszubilden ſuchen werde, damit die in ihr liegenden Keime ebenfalls zu herrlichen Früchten reifen?“

„Denn wirklich fehlen noch einige der wichtigſten, in der Verfaſſungs-Urkunde zugeſicherten Bürgſchaften, noch vermißt das Land manche wohlthätige, ſelbſt durch die Zeit und durch die öffentliche Meinung dringend geforderte Geſetze. Ich will hier nur erinnern an das Geſetz, die perſönliche Freiheit des Bürgers betreffend, und an jenes für die Freiheit der Preſſe, die Lebensquelle jeder Verfaſſung und Volksbelehrung, ſtatt der niederbeugenden, alle freien oder mißfälligen Gedanken mordenden Cenſur; endlich das Geſetz für öffentliches und mündliches Verfahren in peinlichen Dingen, mit Geſchwornen-Gerichten, ein Geſetz, für deſſen Fortbeſtehen der Landtag der preußiſchen Rheinprovinz in jüngſter Zeit herrlich und ſiegreich gekämpft hat, welches alle deutſche Volksſtämme mit Recht, zum Erſatz für das bisherige unzureichende Verfahren in den verſchloſſenen Gerichtsſtuben, als unentbehrlich verlangen und deſſen Einführung bei uns in Baden um ſo weniger einem Anſtande unterliegen kann, als ſchon bei dem bürgerlichen Prozeßverfahren die Oeffentlichkeit der Verhandlungen beſteht.“

„Hoffen wir, daß durch ein freundliches Zuſammenwirken der Regierung mit den Kammern dieſe koſtbaren Güter dem Volke recht bald zu Theil werden! Dies hängt aber zum großen Theile von dem Volke ſelbſt ab. Daſſelbe muß beweglich und regſam ſtets lebendigen Antheil nehmen an allen Angelegenheiten, welche ſeine Verfaſſung, ſeine Gemeinde-Ordnung, ſeine Rechte und Freiheiten betreffen. Es darf nicht ermüden in ruhiger aber beharrlicher Vertheidigung dieſer koſtbaren Güter, wenn es ein wirklich freies und der Freiheit würdiges Volk ſein will. — Nur auf dieſem Wege wird das Volk eine feſte Stütze der von ihm frei gewählten Kammern; nur dann erhalten dieſelben volle und gründliche Kenntniß von den Wünſchen und Bedürfniſſen des Volkes, von dem Eindrucke der erlaſſenen Geſetze und ihren allenfallſigen Gebrechen. Und nur dadurch wird endlich eine Kammer in den Stand geſetzt, mit Zuverſicht die Anträge ſtellen und die Beſchlüſſe faſſen zu können, welche den Forderungen der Zeit entſprechen und für das allgemeine Wohl nöthig ſcheinen."

Dann ging er über auf das Wahlgeſetz vom 28. November 1830; er theilte den Eingang der damaligen Umlaufſchreiben des Miniſteriums mit und hob hervor die Wichtigkeit der freien unbeſchränkten Wahlen des Volkes, woraus nur allein eine wahrhafte Vertretung des Volkes hervorgehen könne. Schließlich brachte er ein Hoch der Verfaſſung, der herrlichen Schöpfung des Großherzogs Karl, und ſeinem Andenken.

Es wurden nun mehrere Geſänge geſungen und Muſikſtücke geſpielt. Dann begann das Feſtmahl in einer weiten, geſchmackvoll ausgeſchmückten Halle.

Während der Tafel wurden mehrere Trinkſprüche ausgebracht, auf den Feſtredner, auf die wackeren, wahren Volksvertreter, die lebenden und die dahingegangenen. Itzſtein dankte in ſeinem und ſeiner Freunde Namen herzlich und ſprach dann weiter: „Sie haben Recht gethan, dem Andenken ſo mancher Mitglieder der badiſchen Kammer, welche ſeit dem Beſtehen der Verfaſſung für deren Ausbildung und Erhaltung männlich gekämpft haben, die aber der Tod uns geraubt hat, ein ehrendes Andenken zu zollen! — Es waren Männer voll Kraft und Vaterlandsliebe, die Zierde der Kammer, denen wir zum großen Theile die Ausbildung unſeres Verfaſſungslebens und die würdige Stellung der Kammern verdanken.“ Hier erwähnte er mit liebender Theilnahme ſeine Freunde von Liebenſtein, Duttlinger, Miniſter Winter und v. Rotteck, und fuhr dann fort: „Es iſt wohlthuend und ermuthigend, wenn eine ſo zahlreiche Bürgerverſammlung aus verſchiedenen Landestheilen die Haltung ihrer Deputirten öffentlich billigt und anerkennt. Denn wahrlich, meine Herren! der Volksdeputirte iſt, will er dem ihm von dem Wahlbezirke gegebenen Auftrage vollkommen entſprechen und ſeinem Eide furchtlos genügen, nicht auf Roſen gebettet. — Opfer, ſchwere Opfer mancher Art werden ihm unvermeidlich und nicht ſelten öffnet ſich dem Familienvater eine düſtere Ausſicht in die nächſte Zukunft.

Mehrere Male wurde Itzſtein mit tauſendſtimmigem Bravorufen unterbrochen. Es war nicht leeres Rufen, es war der Geiſt der Ueberzeugung, der Wahrheit und der erfaßten Freiheit, das Erkennen der Menſchenwürde und des Menſchenwerthes, der die Verſammlung beſeelte.“

Am Schluſſe der Tafel brachte Itzſtein noch einen Trinkſpruch aus. Er eilte mit gefülltem Glaſe auf die Rednerbühne und ſprach: „Bei einem Feſte, wie das heutige, werden gewöhnlich nur politiſche Toaſte ausgebracht. Doch wird mir die Verſammlung, da allgemeiner Frohſinn herrſcht, noch einen Trinkſpruch erlauben.“

„Er gilt den Frauen, deren heute ſo viele unſer Feſt beſuchten und die Tafel zieren. Den Frauen, von denen Schiller ſagte: ſie flechten Roſen in’s irdiſche Leben. Den braven Frauen, welche die Würze des häuslichen Glückes ſind, die aber auch, wie ſo manches Beiſpiel uns zeigt, zu den größten Opfern, ſelbſt eigene Gefahr nicht ſcheuend, ſich entſchließen, wenn ſchweres, ſelbſt verſchuldetes Unglück den Gatten trifft oder Gewalt ihn einkerkert. Den Frauen gilt mein Trinkſpruch, weil ſich ihr Herz dem ſchönen Gefühle für das Unglück gerne öffnet, weil ſie dem Unſchuldig-Verfolgten oder dem nur Verirrten bereitwillig ſteuern, weil ich bei ihnen — ich ſag' es offen — in ſolchen Fällen ſtets der ſchönſten Theilnahme begegnete. Den Frauen bringe ich ein Hoch, weil ſie nicht ſelten mit der Glut des Weibes die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit zu erfaſſen vermögen, und dann mit ſiegender Gewalt, zum allgemeinen Beſten wohlthätig wirken auf ihre nächſten Umgebungen. Die Frauen leben hoch!“

Gegen Abend begab ſich der Feſtzug wieder heim nach Oberkirch. Mehrere Bürger von dort, die theilzunehmen verhindert waren, kamen ihm jetzt mit Fackeln entgegen und geleiteten ihn eine halbe Stunde weit bis in die Stadt, die abermals feſtlich beleuchtet war. Dann begab ſich Alles vor die Wohnung Itzſtein's; es ertönten ihm zu Ehren Lieder und wiederholte Hochs.*)

---

*) Der Name „Itzſtein“ hat im ganzen Lande einen guten Klang. In vielen Gegenden, wo Itzſtein öfter war, kennt ihn Alt und Jung. Ich habe es ſelbſt erlebt, daß an der Bergſtraße die Kinder in den Dörfern ihm entgegen eilten, die Hand reichten und ihn begrüßten: guten Tag, Vater Itzſtein! So war es denn auch in Oberkirch, als Itzſtein im J. 1845 die dortige Feier des Verfaſſungsfeſtes als Feſtpräſident leitete. Feſtlich geſchmückte junge Mädchen, an ihrer Spitze Magdalena Helerich, überreichten ihm ein hübſches Bild von Oberkirch und ſeiner freundlichen Umgegend, nebſt einer Zuſchrift, worin ſie ihre Liebe und Verehrung alſo ausſprechen: „Liebſter Herr von Itzſtein! In der früheſten Jugend lehrt uns die Natur, unſere Eltern zu lieben und zu achten. Kaum den erſten Jahren entwachſen, ſteigt im kindlichen Gemüthe das Bewußtſein, daß Niemand außer unſeren Eltern es beſſer mit uns meint. In dieſem Bewußtſein wächſt unſere Liebe und zugleich die Dankbarkeit für die uns erzeigten Wohlthaten.“

„Sie beſitzen aber die Liebe und Dankbarkeit unſerer Eltern, ihrer Freunde, unſeres ſchönen Vaterlandes, — das Volk von Baden, das deutſche Volk nennt Sie — Vater!“

„Dieſe Liebe und Achtung, dieſes Vertrauen zu Ihrer Güte, Ihrem Werthe kennen wir in der vollen Be-

Am andern Morgen kehrte Itzſtein von Oberkirch nach Mannheim zurück. Als er eben in den Wagen ſteigen wollte, überbrachte man ihm einen Brief. Er enthielt ein Gedicht. Der Dichter hatte ſich nicht genannt, wer aber erkennt nicht darin — Anaſtaſius Grün?! Es lautet alſo:

Der Sänger grüßt den Freien, den Keiner überwand,
Der Sänger grüßt den Streiter für Recht und Vaterland.

Sie nennen Dich zu trotzig — und fahnenflüchtig mich,
Wir aber wiſſen's beſſer — und lächeln — Du und ich.

Dort raſen die Zerſtörer, wie brandend Meer am Strand,
Da beugen eitle Sclaven das Knie ſich wund im Sand.

Es zieht die Bahn der Ehre — gradhin durch Beider Mitt',
Wir wandeln ſie ohn' Wanken mit feſtem Männertritt.

Ich ſah Dich einſt im Kampfe — ein Held im Silberhaar,
Dein Bild iſt mir geblieben durch manch entflohen Jahr.

Wie Alpenſchnee Dein Scheitel — wie Lenzglut Wort und Blick:
So trug ich's in die Ferne — ſo bring' ich's jetzt zurück

Und frage, wo Du weileſt, man deutet nach dem Thal,
Woraus hervorgegangen ein warmer Sonnenſtrahl.

Wo einſt Karl Friedrich's Enkel das Wort des Segens ſchrieb,
Das ſelbſt in Winterſtürmen noch edle Früchte trieb.

---

deutung noch nicht erfaſſen. — Wen aber alle guten Menſchen, vom jugendlichen Alter an bis zum Greiſen, Freund und Vater nennen, wahrlich! der muß ſich große Verdienſte um die Menſchheit erworben haben."

„Wie ſehr iſt es daher unſere Pflicht, dem Vater aller Guten, die wir kennen, unſeren Gruß zu bringen, und unſere Liebe und Hochachtung zu bezeugen."

„Empfangen Sie daher als Zeichen derſelben von uns ein kleines Angebinde — und behalten Sie uns ſtets als Ihre ergebenſte Oberkircher Jugend im Gedächtniß."

Dort ſtehſt Du — hochbekränzend mit einem Arm ſein Bild
Und mit dem andern tragend den ehr'nen Kämpferſchild.

Was könnt' es Schön'res geben in Wahrheit und Gedicht,
Als wenn ein Held der Freien dem Fürſten Kränze flicht!

Noch grünen jene Tannen — von Abendgold umſäumt,
In deren Schattenkühle — Karl einſt ſo ſüß geträumt,

Wo laut ſein Herz geſprochen: „Sei glücklich, Heimathland!
Und Deiner Freiheit Roſen ſchling mir zum Kronenband!“

Die Roſen ſind gewunden — es rauſcht der Feſteshain,
O dürft' ich müder Waller des Tages Zeuge ſein!

Was könnt' es Schön'res geben — in Wahrheit und Gedicht,
Als wenn ein Held der Freien — dem Fürſten Kränze flicht!

Das zieht ſo zaubermächtig zum grünen Thal mich hin,
Das drängt zum Lied — obgleich ich Badenia's Sohn nicht bin.

Der Doppeladler horſtet, wo meine Wiege ſtand,
Doch eine Glut, ein Sehnen — ein Glück — ein Vaterland!

Ein Vierteljahr nach dem Verfaſſungsfeſte traten die Kammern wieder zuſammen. Itzſtein eröffnete als Alterspräſident die erſte Sitzung mit folgender Rede:

„Als Alterspräſident der Kammer erkläre ich die erſte Sitzung derſelben für eröffnet. Sie aber, verehrte Collegen, verſammelt in dieſem Saale kraft des nämlichen Auftrages und derſelben Pflicht für das allgemeine Beſte, Sie alle, alle heiße ich willkommen zu der gemeinſamen Arbeit.“

„Unſer erſtes Geſchäft iſt die Prüfung der neuen Wahlen, und ich bitte Sie, dieſelbe mit Eifer, aber auch mit beſonderer Umſicht und mit Ernſt, ohne Rückſicht auf die betreffende Perſon vorzunehmen.“

„Daß Sie bei den darüber ſtattfindenden Berathungen dieſelbe würdevolle Haltung bethätigen werden, welche die badiſche Kammer ſtets beobachtet hat, deſſen darf ich gewiß ſein. Laſſen Sie ſich, verehrte Herren! von der ſorgfältigen Wahlprüfung nicht abhalten durch die früher oft gehörte und oft geleſene, auch wieder in der jüngſten Zeit in öffentlichen Blättern aufgetauchte Phraſe, daß die vorige Kammer zu viele Zeit auf die Wahlprüfungen verwendet und damit das Volk bis zur Ungeduld ermüdet habe. Es iſt dieſe Phraſe entweder aus einer ganz irrigen Anſicht hervorgegangen oder ſie wurde in offenbar böſer Abſicht verbreitet.“

„Das badiſche Volk, Ehre ihm! kennt in ſeiner größern Mehrheit vollkommen den hohen Werth ſeines koſtbaren Wahlrechtes und weiß, wie auch die von ihm gewählten Kammern, daß nur aus geſetzlichen, freien und nicht von Oben dictirten Wahlen eine wahre Volksvertretung, wie ſie die Verfaſſung und das Wahlgeſetz wollen, hervorgehen und nur eine ſolche dem echten Geiſte einer Repräſentativ-Verfaſſung entſprechen kann.“

„Auch haben Badens Bürger durch ihre bei dem Feſte vom 22. Auguſt d. J. bewieſene lebendige Theilnahme und durch ihre höchſt ehrenhafte Haltung laut ausgeſprochen, wie theuer ihnen die Verfaſſung und ihre durch dieſelbe geſchützten Rechte ſeien.“

„Sie können und werden daher nie dieſe Zeit für verloren halten, welche die Kammern dazu verwenden, durch ſorgfältige Prüfung der Wahlen eine Volksvertretung zu erhalten, die hinreichende Kraft und Willen hat, ihre großen Pflichten im Geiſte der Verfaſſung furchtlos zu erfüllen.“

Dieſe Rede war um ſo nothwendiger, als der Wahlkampf vom Jahre 1842 allerdings ſehr heftig und weitſchichtig war und das Verfahren der Kammer einigermaßen gerechtfertigt werden mußte.

Zu den wichtigſten Anträgen, die auf dieſem Landtage vorkamen, gehört unſtreitig Itzſtein's Motion auf Einführung von Geſchwornengerichten. Am 20. December 1843 kündigte er bereits ſeinen Antrag an, erſt am 8. März begründete er ihn Er lautet: „Se. königliche „Hoheit den Großherzog ehrfurchtsvoll zu bitten, der gegenwärtigen Ständeverſammlung zu den, die Strafrechts„pflege, den Strafproceß und die Gerichtsverfaſſung be-

„treffenden, den beiden Kammern bereits zur Berathung
„und Zuſtimmung übergebenen Geſetzen auch noch einen
„Geſetzentwurf über Einführung der Geſchwornengerichte
„vorlegen zu laſſen, um dieſe in vielen Punkten einander
„bedingenden, höchſt wichtigen Geſetze in Uebereinſtimmung
„bringen zu können.“

Die Motion ward einſtimmig in die Abtheilungen zur Berathung und zur Erwählung einer Commiſſion und eines Berichterſtatters verwieſen. Der Bericht erfolgte leider erſt in der letzten Sitzung am 14. Februar 1845. Der darüber gefaßte Beſchluß konnte nicht einmal mehr der erſten Kammer mitgetheilt werden, ſondern wurde mit 36 Stimmen gegen 14 einfach in das Protocoll niedergelegt. Der Beſchluß beſtand in der Bitte, daß auf dem nächſten Landtage zur Ergänzung der Strafproceßordnung ein Geſetzentwurf vorgelegt werde, wonach Schwurgerichte in Strafſachen eingeführt werden.

Kurz vor dem Landtage erhielt noch Itzſtein ein überraſchendes Zeichen der Achtung. Der Engländer C. Moriarty ſendete ihm O'Connel's Leben mit einer Widmung an Itzſtein und dabei folgendes Schreiben (Berlin 27. September 1843):

„Aus anliegender Schrift werden Sie erſehen, daß ich mir die Freiheit genommen habe, der Lebensbeſchreibung meines großen Landsmannes und Verwandten Ihren Namen vorzuſetzen.“

„Es dürfte mir vielleicht als theilweiſe Entſchuldigung dienen, daß ich nach ſorgfältigem Umherſuchen keinen Würdigern und nach meiner Anſicht Paſſenderen im ganzen deutſchen Reiche finden konnte.“

„Verzeihen Sie alſo dem Ausländer die von ihm genommene Freiheit, und dem aufrichtigen Bewunderer die Ihnen vielleicht läſtige Huldigung ꝛc.“

Das Jahr 1844 kam heran und mit ihm für Itzſtein der herrlichſte Glanzpunkt ſeines Lebens; es war, als ob der rüſtige Volksvertreter für all ſein unabläſſiges edles Streben und Wirken auf Einmal, an einem einzigen Tage, an dem 22. September, alle Liebe und Verehrung ſeiner

Mitbürger, ſeiner vielen Freunde und Anhänger erndten ſollte. Der 22. September war ein großartiges Feſt, wie es Deutſchland noch nie erlebt hatte, ein Feſt das unvergeſſen bleiben muß, ſo lange es noch Herzen giebt, denen die Männer heilig ſind, die da kämpfen und ringen für das Wohl und die Ehre unſeres Vaterlandes. Eben darum hatten es einige Freunde des Gefeierten unternommen, zunächſt für die Feſttheilnehmer, dann aber für alle Vaterlandsfreunde, den ganzen Verlauf dieſes Feſtes zu ſchildern, alles darauf Bezügliche zu ſammeln und durch den Druck zu veröffentlichen. Aber die Beſchreibung deſſen, was hier Männer offen geſprochen und gethan, was Tauſende von Menſchen angeſehen, wovon ſie Zeugen waren, was ſie durch jubelnden Zuruf gebilligt hatten, wurde von der Polizei gewaltſam und geſetzwidrig aus der Druckerei entführt, noch ehe das Buch vollendet war, wurde von der Polizei nachher noch längere Zeit gewaltſam und geſetzwidrig feſtgehalten, nachdem es durch einen Richterſpruch bereits freigegeben und die Polizei in ihre Schranken zurückgewieſen war. Obſchon die Vollendung des Buches nun vorläufig unterblieb, obſchon die damaligen Berichte über das Feſt in den Zeitungen theils verſtümmelt, theils ganz geſtrichen wurden, ſo war doch die Polizei im Bunde mit der Cenſur nicht im Stande, das Itzſteinfeſt, dieſe glänzende Thatſache, dieſes herrliche Zeugniß deutſcher Geſinnung und Ehre, aus der Geſchichte unſerer Tage auszulöſchen. Das Buch, deſſen Vollendung damals unterbrochen wurde, wird doch noch erſcheinen, und unverloren iſt das, was ein Augenzeuge uns berichtet hat, trotzdem daß es in einem verbotenen Buche *) ſteht. Der Feſtbericht dieſes Augenzeugen iſt ganz wie für unſern Zweck gemacht, da er ſich nur auf das Hauptſächlichſte beſchränkt; wir haben nur Einiges darin ergänzt, und hie und da berichtigt.

Mitten in dem Wahlkampfe von 1842, erzählt der

---

*) Deutſches Taſchenbuch 1. Jahrgang. Zürich u. Winterthur, Verlag des literariſchen Comptoirs 1845.

Augenzeuge, trat in Mannheim eine Anzahl Bürger zuſammen und ließ einen Aufruf in das Land ergehen zu Beiträgen für eine goldene Ehrenmünze, als Zeichen dankbarer Anerkennung der Verdienſte des Abgeordneten von Itzſtein durch ſein Wirken für die Verfaſſung und die Rechte des Volkes.

Die Unterzeichner wurden von der Polizei männiglich um 5 fl. geſtraft, wegen polizeiwidrigen Collectirens oder wegen Umgehung der Cenſur, ich weiß nicht mehr warum.

Aus allen Gegenden des Landes floſſen Beiträge und bald konnte die Ausführung beginnen.

Gern hätte man einem deutſchen Künſtler das Werk übertragen; allein man lief Gefahr, daß die Polizei den Stempel, oder, um mehr zu bekommen, die Münzen aus der Prägſtätte wegnehme, und das wäre ſchlimmer geweſen als die 5 fl. Strafe wegen des Aufrufs. Unter den auswärtigen Künſtlern erhielt Herr C. Chriſtenſen in Kopenhagen den Vorzug, doch arbeitete er nach einem Gypsmodelle, welches ein deutſcher Bildhauer meiſterhaft ausgeführt hatte; wir verſchweigen den Namen, um dem Manne nicht nachträglich polizeiliche Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Lange blieb es ſtille von der Ehrenmünze und es kamen ungeduldige Anfragen und Erkundigungen in öffentlichen Blättern. Manche Leute wiſſen nicht, daß ein Kunſtwerk mehr Zeit erfordert als was anderes.

Endlich, im Sommer 1844, beinahe zwei Jahre nach dem Aufrufe und der Polizeiſtrafe, kam die ſchwere goldene Ehrenmünze nebſt drei ſilbernen und dreihundert Bronce-Abdrücken in Mannheim an. Sie war ſo ſchön, daß ſie auf dem Zollamte nur bewundert und nicht confiscirt wurde.

Auf dem Avers tritt in erhabener Arbeit das Bruſtbild des greiſen Volksdeputirten hervor. Mit künſtleriſcher Vollendung iſt der Charakter in den geiſtreichen Zügen und der ganzen Haltung ſprechend ähnlich wiedergegeben.

Nicht minder wie der Stempelſchnitt den Künſtler, war der königlich däniſchen Münze das Prägen gelungen; bei der ſtarken Erhabenheit ſind auch die zarteſten Partieen ſcharf und beſtimmt ausgeprägt. — Auf dem Revers ſteht die Freiheit, eine edle Figur, die mit dem ſtarken Schilde am linken Arme den Altar des Vaterlandes deckt, auf welchem die Verfaſſungsurkunde ruht. Dieſe Seite hat keine Umſchrift, ſondern einfach die Jahrzahl 1842. Der Avers dagegen trägt um das Bruſtbild die Umſchrift: **ADAM VON ITZSTEIN VERTRETER DER VOLKSRECHTE.**

Die öffentliche Einladung zu der feierlichen Ueberreichung der Ehrenmünze auf den 22. September war ergangen, und um die Hauptzüge des Feſtes näher zu betrachten, verſetzen wir uns wieder an die eine Ecke des Quadrats M 4, vor die Wohnung des Abgeordneten von Itzſtein, den nach dem Landtage von 1822 einſt nur noch wenige Getreue beſuchten. Einundzwanzig Jahre ſind ſeitdem vor uns vorübergegangen, und wir haben nicht mehr nöthig, die Abenddämmerung abzuwarten. Am hellen Mittage — das „hell“ gilt nicht vom Wetter, denn dieſes war trübe und es regnete ſtark — aber doch am hellen Mittage zwiſchen elf und zwölf ſtehen wir an jener Stelle und ſehen die Straße hinab gegen das Kaufhaus. Die Straße bleibt auch des Regens ungeachtet nicht menſchenleer; im Gegentheile, es naht ein Zug feſtlich gekleideter Männer, unter denen der Mannheimer neben wohlbekannten auch viele fremde Geſichter wahrnimmt. Vor der Wohnung des Gefeierten hält der Zug; es ſondern ſich eine Anzahl Männer ab, ſo viel der Wohnraum zu faſſen vermochte; ſie bilden die zur Uberreichung der Ehrenmünze gewählte Deputation, beſtehend aus Angehörigen der Wahlbezirke, welche Theilnehmer zu dem Feſte geſendet hatten. Von den 14 Städten, welche Abgeordnete wählten, waren vertreten: Freiburg, Lahr, Offenburg, Raſtatt, Karlsruhe, Durlach, Pforzheim, Bruchſal, Mannheim, Heidelberg; von den 41 Landbezirken waren Angehörige aus mehr als der Hälfte zugegen; aus Konſtanz, Stockach, Donaueſchingen, Villingen, Waldshut und andern Orten waren Zuſchriften und Adreſſen an den Abgeordneten von Itzſtein eingekommen, worin die Theilnahme und geiſtige Mitfeier des Feſtes ausgeſprochen war und die Abhaltungsgründe der Unterzeichner angegeben wurden. Die zahlreich anweſenden Männer aus dem Renchthal überbrachten ebenfalls eine Adreſſe. In mehreren Zuſchriften wurde gemeldet, daß die Feier an den Wohnorten der Unterzeichner gleichfalls begangen werde. Man bemerkte die Abgeordneten Baſſermann von Mannheim, Baum von Lahr, Biſſing von Heidelberg, Blankenhorn von Müllheim, Bleidorn von Durchlach, Buhl von Ettlingen, Dörr von Rheinbiſchofsheim, Gerbel von Mannheim, Gottſchalck von Schopfheim, Hecker von Mannheim, Lenz von Pforzheim, Mathy von Mannheim, Mez von Freiburg, Müller von Raſtatt, Richter von Achern, Rindeſchwender von Raſtatt, Schmidt von Bruchſal, Weller von Mannheim; außerdem mehrere frühere Mitglieder der Kammer, unter ihnen die Veteranen Decan Fecht von Kork und Buchhändler Winter, Vater, von Heidelberg. Sander war durch Krankheit, Welcker durch ein großes Familienunglück, Andere waren durch Geſchäfte abgehalten und hatten unter Verſicherungen treuer Anhänglichkeit den Gefeierten davon in Kenntniß geſetzt.

Die Ehrenmünze war mit kräftiger, herzlicher Anrede durch den Wortführer der Deputation, Winter von Heidelberg, übergeben und von dem Abgeordneten v. Itzſtein mit ſichtbarer Rührung angenommen worden. Alle aber waren tief ergriffen, als ein Greis aus Schopfheim, dem die Laſt der Jahre das glühende Gefühl für Freiheit und Vaterland nicht gedämpft, dem Abgeordneten v. Itzſtein an die Bruſt ſank und ausrief: „Nun will ich gern ſterben, da ich an dieſer Bruſt gelegen!“ — Ein „Hoch!“ — von den oben Verſammelten angeſtimmt, wurde hundertfältig von den unten Stehenden wiederholt. Die Straße war von Männern angefüllt. Lauter hob ſich der Jubel, als v. Itzſtein am Fenſter erſchien, um die Menge anzureden. Er ſprach, und auch zu den Fernſtehenden drang vernehmlich die wohltönende Stimme. Er ſprach von dem Geiſte der Freiheit, der über dieſem Feſte ſchwebe, von dem erwachten Bürgerſinne, der die Rechte des Volkes kenne, ſie zu üben und zu ſchützen entſchloſſen ſei; von der Verfaſſung, die nur unter freien Wahlen und allſeitiger Theilnahme der Bürger gedeihen könne. Er warf einen Blick über Badens Grenzen hinaus auf das ganze Deutſchland und zeigte, als die unerläßliche Bedingung eines freier Männer würdigen Zuſtandes den feſten Entſchluß der Bürger, treu zuſammenzuhalten und unabläſſig dahin zu ſtreben, daß die Feſſeln des Geiſtes gebrochen werden, daß die Bevormundung der Bürger aufhöre, welche ſtatt des feierlich verheißenen Rechtszuſtandes auf dem Vaterlande laſten. Dieſem Bürgerſinne brachte der verehrte Mann ein Hoch! das mit einem ſtürmiſchen: „unſer Itzſtein hoch!“ erwiedert wurde.

Wir verlaſſen unſern Standpunkt, um trotz des Regens uns in der Stadt umzuſehen und dann nach dem großen Saale im Theatergebäude zu gehen, wo das Feſtmahl bereitet iſt. Jeden Augenblick begrüßen wir Freunde und Bekannte aus nahen und fernen Orten, und in jedem Gaſthauſe ſehen wir Tafeln für zahlreiche Gäſte decken. Es kommt uns vor, als ob ein großer Jahrmarkt oder ein ſonſtiger Anlaß, der viele Fremde in die Stadt zieht, auf den nämlichen Tag falle und das lebhafte Treiben veranlaſſe; wir wurden in dieſer Meinung beſtärkt, als wir lieben Nachbarn aus Heſſen, Naſſau, aus der baieriſchen Rheinpfalz begegneten. Bald aber wird uns der Irrthum benommen durch mehrfache Klagen, daß viele Fremde keine Billette mehr zu dem Feſtmahle hatten erhalten können. So groß war der Andrang, daß der größte Saal, welchen die Theaterverwaltung bereitwillig zur Verfügung geſtellt hatte, bei weitem nicht zureichte, um Alle aufzunehmen, welche ſich angemeldet hatten. Darauf war niemand gefaßt; hatten ſich doch im vorigen Jahre bei dem Verfaſſungsfeſte nur einhundertundſechzig Theilnehmer an dem Feſtmahle im europäiſchen Hofe eingefunden. Doch, es war geſorgt, daß diejenigen, welche an den Tiſchen nicht Platz fanden, von dem Feſte nicht ausgeſchloſſen blieben.

Den freundlichen Leſer laden wir ein, uns nun in den Saal zu begleiten, wo wir die Gäſte ſchon verſammelt finden. Itzſtein tritt ein, geführt von den Feſtordnern und begleitet von vielen ſeiner Freunde. Alles erhebt ſich von ſeinen Sitzen und bewillkommnet unter dem lauten Schalle der Pauken und Trompeten den Gefeierten mit lange anhaltendem ſtürmiſchem Jubelrufe.

Der Saal faßt, bei gewöhnlicher Eintheilung, vierhundert Gäſte. Mit ſorgfältigſter Benutzung aller Räume war jedoch für mehr als fünfhundert Perſonen Platz gewonnen. Zu dieſem Behufe waren zwiſchen den Säulen des rings um den Saal ſich ziehenden erhöhten Ganges Tiſche angebracht; desgleichen kleinere Tafeln in jeder freien Ecke, an jeder Seite. Vier Tiſchreihen zogen ſich durch die ganze Länge des Saals und ſtießen mit den oberen Enden an eine quer über die Saalbreite gehende Tafel. Hinter dieſer, in der Mitte, war eine ſchön geſchmückte Rednerbühne errichtet; an der obern Draperie war das Gypsmodell angebracht, wornach die Ehrenmünze gefertigt iſt. Vor der Rednerbühne, an der Mitte der Tafel, ſaß Itzſtein, neben ihm, zu beiden Seiten, hatten ſeine alten Freunde, die Veteranen der Kammer, Decan Fecht und Buchhändler Winter, Platz genommen. An ſämmtlichen Tiſchen war Alles dicht beſetzt, und dieſe anſehnliche Schaar auserleſener Bürger bot einen erhebenden Anblick. Auf der Emporbühne, für welche vierhundert Billette ausgegeben waren, war die vorderſte Reihe von Frauen und Mädchen beſetzt, die hier wie überall, empfänglich für die großen Ideen der Freiheit und des Rechtes, den Beſtrebungen der Männer eine warme und anregende Theilnahme widmen. Bald füllte ſich der übrige Raum und weit über tauſend Perſonen nahmen an dem Feſte, wenn auch nicht an der Mahlzeit, Theil.

Nachdem der zweite Bürgermeiſter, Herr Bleichrodt, in herkömmlicher Weiſe die Reihe der Toaſte mit einem Hoch „auf den Fürſten, in deſſen Lande ein ſolches Feſt gefeiert wird“, — eröffnet hatte, betrat Oberhofgerichtsadvocat v. Soiron die Rednerbühne, von dem Feſtausſchuß beauftragt, den Toaſt auf Itzſtein auszubringen. Er, der wahre Freund des Rechts, dem Gefeierten nahe befreundet, der Mann von echtem Schrot und Korn, entledigte ſich des Auftrags in kraftvoller, einfacher und tiefgefühlter Rede.

Er führte in treffenden Zügen die Geſchichte der Landtage, welche auch v. Itzſtein's Geſchichte iſt, an den Verſammelten vorüber; oft unterbrochen, ſowohl durch Zeichen des Bedauerns und Mißfallens, bei Erwähnung des ängſtlichen Verhaltens der Bürger in der Zeit von 1823 und der Ordonnanzen des deutſchen Bundes von 1832, — wie durch rauſchenden Beifall, bei der Erinnerung an die Wahlen von 1831, die Wiederherſtellung der Verfaſſung, den Urlaubſtreit und den Wahlkampf von 1842, „durch welchen wir Brüder geworden ſind vom Bodenſee bis an die Einmündung des Neckars in den Rhein.“ Tief ergriffen war die Verſammlung, als der Redner am Schluſſe ſeines Vortrages ausrief: „Heil ihm, — ihm iſt ein ſchönes Loos geworden! Früher vielfach angefeindet und verkannt, hat er ſich die Achtung ſeiner Gegner und die Verehrung ſehr vieler Freunde errungen. Heil ihm! Bei dem Anblicke ſeines Bildniſſes auf der Gedächtnißmünze, welche wir heute verbreiten, werden unſere ſpäten Enkel noch ſagen: ſeine warme, thätige Liebe zum Volke war ſeine Ausſaat, er hat dafür die Liebe des Volkes in reichem Maße geerndtet! Hoch lebe unſer Vater Itzſtein!“ — Es folgte ein donnerndes, lange anhaltendes Hoch.

Nachdem es ruhiger geworden und der Gefeierte zum Worte gelangen konnte, verlieh er ſeinen Gefühlen und ſeinem Danke einen Ausdruck, der vom Herzen zum Herzen drang. Kräftiger wurde die Stimme und nachdrücklicher die Betonung, als er auf die höhere Bedeutung des Feſtes überging. „Was war es“, — fragte er — „was früher ſchon manche Stadt- und Landgemeinde beſtimmt hat, ihrem Abgeordneten für ſein Wirken und ſeine volksthümliche Richtung ein Ehrengeſchenk zn geben? Was erzeugt heute dieſes herrliche Feſt, in einem weit größeren Maßſtabe als die früheren? Was führte dieſe bewegte Menſchenmenge hier in dieſen Saal? Es iſt der erwachte und immer mehr reifende Geiſt des Volkes; es iſt ſeine erſtarkte Ueberzeugung, daß ihm eine kräftige Vertretung gebühre, damit es ſeine verfaſſungsmäßigen Rechte ausüben, erhalten und die ihm urkundlich zugeſicherte Freiheit erringen könne. Das will es einer Kammer öffentlich bekunden, welche in dieſer Richtung handelt und wirkt.... Es iſt endlich der glänzendſte Beweis, daß das badiſche Volk in ſeiner Mehrheit dem Fortſchritte huldiget und daß es feſt entſchloſſen iſt, nicht nur ſeine Verfaſſung feſtzuhalten, ſondern dieſelbe auch auszubilden, die noch fehlenden Garantien zu verlangen, und daß es beharrlich und kräftig ſtreben wird, ſie zu erringen. Und das zu thun, wollen wir uns heute geloben, wie ich es in dieſer heiligen Stunde thue!" — Er erwähnte der deutſchen Brüder, welche auf Baden ihre Blicke richten und mit uns fühlen, daß die wichtigſten Rechte und Freiheiten uns noch fehlen — wie insbeſondere die freie Preſſe — und daß dieſelben nur durch übereinſtimmendes Wirken des geſammten deutſchen Volkes zu erringen ſind. „An dem badiſchen, an dem ganzen deutſchen Volke iſt es", ſo ſchloß der greiſe Redner, „durch lebendige, warme Theilnahme an den vaterländiſchen Angelegenheiten, durch die Wahl tüchtiger Volksvertreter eine ſtarke öffentliche Meinung und damit eine Kraft zu ſchaffen, der nicht leicht eine Regierung widerſtehen kann, die ſomit zum Ziele führen wird. So wird das deutſche Volk beweiſen, daß es der Freiheit, der vollen Freiheit und freiſinniger Geſetze, wie ſie einem ſolchen Volke gebühren und wie ſie ihm nach den blutigen Kämpfen von 1813 und 1815 zugeſichert wurden, würdig iſt und ſie zu erwerben weiß. Füllen Sie die Gläſer und bringen Sie mit mir dem ganzen brüderlich vereinigten deutſchen Volke, ſtrebend auf geſetzlicher Bahn nach ſeinem Rechte, nach der Freiheit, ein dreifaches Hoch! — Wenn wir feſthalten an unſerer Pflicht und an unſeren Rechten, wenn wir unſern Pflichten als

Ehrenmänner treu bleiben, dann wird der Sieg errungen werden. Erlebe ich auch denſelben nicht mehr, ſo mögen jüngere Bürger ſich erinnern, daß ich nach Kräften gefochten habe für das Volk, für Freiheit und Recht!" —

Es wäre ein vergeblicher Verſuch, den Jubel, in den ſich das wogende Gefühl der Verſammelten auflöſte, in Worte zu kleiden. Wer für edlere Eindrücke empfänglich iſt, wird es mitfühlen und begreifen.

Der Jubel war noch kaum verklungen, da ſtimmte die ganze Verſammlung das von Hoffmann von Fallersleben gedichtete und zuerſt in Bingen im feſtlichen Kreiſe geſungene Itzſtein's-Lied an und es erſcholl nach der tief ergreifenden Weiſe: „Noch iſt Polen nicht verloren", aus der Bruſt der vielen Hunderte von anweſenden Männern und Frauen unter der Begleitung von trefflicher Muſik:

Füllt die Gläſer bis zum Rande!
Brüder, ſtoßet an!
Denn es gilt dem Vaterlande,
Gilt dem bravſten Mann.

Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller:
Itzſtein, unſer Stern,
Leuchtet nah und fern.

Beide ſind ja ungetrennet:
Wo man's deutſche Land
Irgendwo auf Erden nennet,
Iſt auch Er genannt.

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Laßt uns ſtreben, laßt uns ſtreiten
Auf der Freiheit Bahn,
Fortgeh'n mit dem Geiſt der Zeiten,
So wie Er's gethan!

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Laßt uns ohne Furcht und Bangen
Trotz der Willkür Macht
Treu an Recht und Wahrheit hangen,
So wie Er's gemacht!

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Laßt uns öffentlich beſprechen
Voller Männermuth
Unſre Leiden und Gebrechen,
So wie Er es thut!

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Laßt uns ſein in ſchlimmen Tagen
Ehrenwerth wie Er!
Einig ſein und nicht verzagen,
Standhaft ſein wie Er!

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Füllt die Gläſer bis zum Rande!
Brüder, ſtoßet an!
Denn es gilt dem Vaterlande,
Gilt dem bravſten Mann.

Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller:
Itzſtein, unſer Stern,
Leuchtet nah und fern.

Bei der Schlußſtrophe erhoben ſich alle Gäſte von den Sitzen und wiederholten die Verſe:

Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller:
Itzſtein, unſer Stern,
Leuchtet nah und fern!

und ein unerſchöpfliches Meer von Jubel ergoß ſich unter dem Anſtoß der Gläſer: „Hoch dem Vaterlande! Hoch ſeinem Bravſten, Itzſtein!"

Der dritte und letzte von dem Feſtausſchuß beſtimmte Toaſt galt der Volkspartei, und im echten Volkstone brachte ihn Buchhändler H. Hoff von Mannheim. Er zeigte die Nothwendigkeit, Partei zu nehmen für die wichtigen Fragen der Zeit, für Jeden im Volke, geißelte die falſchen Volksvertreter, die ihre Stellung benutzen, um ihren eigenen Vortheil zu befördern, das Juſtemilieu, zu Deutſch: Halbmenſchen, ein unzuverläſſiges Geſchlecht, das hoffentlich nächſtens ausſterben werde. Er fragte, wo denn ein Hinderniß liegen ſollte, Partei zu nehmen für Alles, was dem Volke frommt und ihm verheißen iſt, was keine freie, große Nation entbehren kann, — für das freie Wort, das öffentliche Gericht, eine wahre Volksbewaffnung, gegen die Cenſur, das geheime Strafverfahren, die Karlsbader Beſchlüſſe u. ſ. w.; er deutete hin auf die öffentlichen Zuſtände in England und Frankreich, auf O'Connel's Freiſprechung und Jordan's Kerkerleiden, auf Weidig's Grab u. ſ. w. — Am Schluſſe bemerkte er, daß es hauptſächlich der Volkspartei in der Kammer zu danken ſei, wenn in Baden der größere Theil des Volkes zur Fahne der Partei halte, und brachte der Volkspartei ein donnerndes Hoch.

Der Tag neigte ſich zum Abend, die zahlreichen Kronleuchter wurden angezündet und erhellten den Saal, aber mit ungeſchwächter Aufmerkſamkeit und Theilnahme folgten die Gäſte den Gedanken der Redner und begleiteten ſie mit ihrem Beifalle.

Dem Zwecke dieſer Mittheilung dagegen, ein treues Bild des Feſtes zu geben, ſo daß der Leſer ſich ein Bild davon machen kann, als ob er ſelbſt dabei geweſen wäre, dieſem Zwecke würde eine größere Ausführlichkeit nur ſchaden. Sie würde ermüden, da dem todten Buchſtaben die Wirkung des lebendigen, bewegten Bildes abgeht. Wir faſſen uns deshalb kurz.

Herrn Hoff folgte auf der Rednerbühne der Abgeordnete Gottſchalk von Schopfheim. Er begrüßte im Namen ſeiner Schwarzwälder die Bürger von Mannheim, denen dieſes Feſt zu danken ſei. Sein Vortrag, dem innerſten Gefühle entſtrömt, trug ganz das Gepräge des geſunden Verſtandes und der klaren Einſicht, welche die Gebirgsbewohner auszeichnen; er erhob ſich insbeſondere gegen die Verirrungen des Jeſuitismus und des Pietismus, welche die Menſchen zu Narren machen wollen, ſtatt zu verſtändigen Bürgern, ſo wie gegen die politiſchen Jäger, welche die reinſten Abſichten verdächtigen ꝛc.

Gemeinderath **Hoff** dankte dem Redner im Namen der Bürger von Mannheim und erwiederte deſſen Gruß.

Nach ihm ſprach Altbürgermeiſter **Helmreich** von Schwetzingen, des Augenlichts faſt gänzlich beraubt, aber ein Mann von hellem Geiſte und unerſchütterlichem Character. Er ſprach für den Bezirk, welchen Itzſtein zehn Jahre lang vertreten, bis er ihm durch die Wahleinwirkungen von 1842 entriſſen worden war. „Gott gebe, daß unſere Wahlmänner künftig ſich kräftigen, daß ſie ſich nicht einſchüchtern laſſen durch leere Verſprechungen und nichtsſagende Drohungen!“ Sein Hoch galt den Wahlmännern von Raſtatt, Ettlingen, Lahr und Villingen, welche gleichzeitig den verehrten Mann wieder erwählten.

Der Abgeordnete **Hecker** mahnte in feuriger Rede, furchtlos, treu und beharrlich wie Itzſtein auszuhalten im Kampf für die Sache des Volkes.

Der Abgeordnete **Weller** brachte ein Hoch der Zukunft unſers geſammten deutſchen Vaterlandes.

Mit unnachahmlicher Laune ſprach **Rindeſchwender** und lud ein zu einem Toaſte dem deutſchen Volke „auf gute Beſſerung!“

Da betrat Johannes **Deeg***) die Rednerbühne. Mit ruhiger, kaum irgend ſcharf betonter Stimme trug er vor:

---

*) Ein Franke von Geburt, aus dem Dorfe Rer bei Hof, ein edler, ſittenreiner Menſch, ein Dichter mit freiheitglühendem, zugleich liebevollem und kindlichem Gemüthe. Was man in Deutſchland nicht mehr für möglich halten ſollte, mußte ihm im ſchönen Rheingau begegnen!

Wenn wo ein Held im weißen Haare
Noch jugendlich begeiſtert ficht,
Weil ſich die alte Macht der Jahre
An ſeinem Lebensfeuer bricht:

Da fliegt ſein Name in die Ferne,
Wie ſeiner Lanze ſtarker Schaft,
Es neigen ſich die Häupter gerne
In Achtung vor der Menſchenkraft.

— Er begleitete im September 1845 ſeinen Freund Itzſtein nach Hallgarten, um dort einige Zeit die ſtärkende Landluft zu genießen, er war damals ſchon ſehr leidend. Eines Tages ſpazierten beide hinab nach Oeſtrich. Als ſie dort beim Krahnen am Rheine ſtanden, ſammelten ſich hinter ihnen ohne alle Veranlaſſung mehrere junge Burſche und riefen zuweilen „Ronge!“ und „das iſt er!“ Es geſellten ſich bald mehrere dazu, auch ältere Leute. Die beiden Spaziergänger hielten es für gerathen, am Rheine entlang nach Mittelheim zu gehen, um von da ruhig zurückzukehren. Der ganze Volkshaufe folgte rechts und links, immer mit vermehrtem Geſchrei: „er iſt's!“ und ſtieß fortwährend Drohungen aus. Die Verfolgten kehrten mit den Verfolgern auf der Chauſſee nach Oeſtrich zurück, wo ſogar aus einer Weinwirthſchaft mehrere Bürger ſehr aufgeregt hervortraten und einer von ihnen ſchrie: „ſchlagt ihn todt, den Kerl!“ Die Verfolgung dauerte bis an den Reichertshäuſer Hof, es kamen nämlich mehrere Bekannte Itzſtein's und dieſe ſuchten dem Unfuge zu ſteuern. — Den folgenden Tag, als beide nach dem Johannisberge gehen wollten, wiederholte ſich dieſe Scene. Auf der Oeſtricher Gemarkung ſprangen Bürger von den Aeckern hervor und ſchrieen: „ſchlagt ihn mit dem Karſt auf den Kopf!“ — Es wurde eine Unſuchung eingeleitet, deren Erfolg jedoch unbekannt blieb. An der ganzen Sache war, wie es jetzt keinem Zweifel mehr unterliegt, der damalige Oeſtricher Kaplan Schuld, derſelbe, der ſpäter mit ſeiner Köchin nach America durchging. — Dies traurige Ereigniß hatte den Deeg ſo angegriffen, daß er heftiger erkrankte und ſich wohl nie wieder erholte. Er ſtarb zu Heidelberg den 6. März 1846.

Doch wenn erſt dieſer alte Leue
Im Banner Recht und Freiheit trägt,
Wenn er in unverwandter Treue
Allein des Lichtes Schlachten ſchlägt:

Wenn er verſchmähend Prunk und Güter
Und goldner Hallen eitle Pracht,
Ein ſchlichter, aber ſtarker Hüter
Nur über ſeinem Volke wacht:

Wenn leiſe bald er jeder Regung
Des Volkes wie ein Vater lauſcht,
Bald vor ihm her in Sturmbewegung
Zum Kampf für ſeine Zukunft rauſcht:

Da jubeln aller Guten Triebe,
Da baut der Ruhm ein ehrnes Haus,
Da breitet ſich des Volkes Liebe
Um ihn, ein lichter Mantel, aus!

Mag auch die Gegenwart ihm grollen,
Gehört er doch der Zukunft an!
Und wie die wilden Wetter rollen, —
Sein Werk ſie müſſen laſſen ſtahn.

Ein ſolcher ſitzt in unſrer Runde,
Der Vater Itzſtein heiter da,
Und fühlt in dieſer Feierſtunde,
Wie ihm des Volkes Liebe nah.

Des alten Schwarzwalds biedre Mannen,
Des Rheines raſcheres Geſchlecht,
Sie wollen all die Hand umſpannen,
Die für ſie ſchlug ſo manch Gefecht.

Und raſch von ihr wird fortgetragen
In's deutſche Land ein Wiederhall.
Und unzählbare Herzen ſchlagen
Herein in unſern Jubelſchall.

Denn nicht allein im Badner Lande,
Ihn nennt ja Deutſchland allzumal
Vom Pregel bis zum Rheinesſtrande
Der Freiheit muth'gen General!

Lauter Beifall ward dem Dichter gezollt und Jubelſchall „der Freiheit muth'gem General.“

Dann ſprachen noch Bierbrauer **Richter** von Achern, **Dreſel** Vater von Geiſenheim, Gemeinderath **Streuber**, Oberhofgerichtsadvocat **Eller** von Mannheim, Buchhändler **Hoff** und regten in jeder Bruſt ein lebendiges Gefühl für die Leiden und die Hoffnungen des Vaterlandes, ein Gefühl, das nicht verwehen, ſondern zum männlichen Entſchluſſe reifen wird, damit Jeglicher als Glied des Ganzen nach Kräften mitwirke für eine beſſere Zukunft, für einen freien, würdigen Zuſtand der Nation.

Da betrat **Hecker** abermals die Rednerbühne und gedachte in herzlichen Worten ſeines Freundes Hoffmann von Fallersleben, der eben in Italien war und die ſchöne Feier nicht mitfeiern konnte. Dem Dichter des Itzſteinliedes erſcholl ein dreimaliges Hoch.

Zuletzt brachte **Rindeſchwender** dem Beſten, was man bis zuletzt aufhebe, dem Liebſten, was man nie genug rühmen könne, was unſer Herz am Innerſten ergreife und nie los laſſe — zu unſerm Beſten, — er brachte den Frauen ein donnerndes Hoch!

So endete das Itzſteinfeſt.

Im Frühjahr 1845 unternahm Itzſtein mit ſeinem Freunde Hecker eine Erholungsreiſe. Die nächſte Veranlaſſung war, ſeinen Freund, den geheimen Finanzrath Hoffmann, ehemaligen badiſchen Abgeordneten, der jetzt badiſcher Zollvereins-Commiſſär in Stettin iſt, zu beſuchen und deſſen erſtgeborenen Sohn als Pathe aus der Taufe zu heben. Die Reiſenden hatten Dresden geſehen und waren bereits 36 Stunden in Berlin und Potsdam und wollten nun am 3. Mai auf der Eiſenbahn nach Stettin abreiſen, als ihnen der Polizeirath Hoffrichter kraft höheren Auftrages eröffnete, daß ſie ſofort Berlin und die preußiſchen Staaten auf dem kürzeſten Wege zu verlaſſen hätten. Um 7½ Uhr gingen ſie auf der Eiſenbahn nach Leipzig. Den ganzen Verlauf dieſer Angelegenheiten berichteten ſie ſelbſt nach ihrer Rückkehr in Mannheim in einer Beſchwerdeſchrift an das badiſche Staatsminiſterium zu Karlsruhe. Sie lautet alſo:

„Mit Päſſen, verſehen mit dem Viſa der königl. preußiſchen Geſandtſchaft in Karlsruhe, traten die Unterzeichneten zur Erholung von anhaltenden und anſtrengenden Berufs- und Landtagsarbeiten eine Reiſe nach Norddeutſchland an. Der Plan ihrer Reiſe war, Leipzig, Dresden, Berlin und, was ſie dem Reiſenden Sehenswerthes darbieten, zu beſuchen, von Stettin eine Fahrt nach der Inſel Rügen zu unternehmen, bei dieſer Gelegenheit ihren alten Collegen aus der II. badiſchen Kammern, den geheimen Finanzrath Hoffmann zu beſuchen, und ſodann über Hamburg zur See ſich nach Amſterdam, Rotterdam und von da den Rhein herauf in die Heimath zu begeben. So waren ſie in directer Fahrt von Frankfurt nach Leipzig gekommen, von wo ſie Dresden und Köthen beſuchten und am 21. Mai in Berlin eintrafen. Nach eintägigem Aufenthalte, gewidmet der Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten dieſer Stadt und des benachbarten Potsdams, beabſichtigten ſie den 23. früh Morgens 6 Uhr mit dem erſten Eiſenbahnzuge nach Stettin abzugehen. Vermieden es die Unterzeichneten auch nicht, alte Freunde und Bekannte in Leipzig zu begrüßen, ſo vermieden ſie doch dort jede angebotene Feſtlichkeit und Alles, was den Anſchein öffentlicher Demonſtration hätte gewinnen und ſelbſt einer überflüſſig ängſtlichen oder ſpürenden Polizei den mindeſten Anlaß zur Thätigkeit hätte geben können. Und in der That, ſo wenig als v. Itzſtein und v. Rotteck früher auf einer Reiſe durch die öſterreichiſchen Kaiſerſtaaten irgendwie ihr Reiſevorhaben durch die dortigen Behörden geſtört ſahen, eben ſo wenig legte man den Unterzeichneten etwas in den Weg bis zur Ankunft in Berlin. Wer ſollte es auch denken, daß dem Bürger eines deutſchen Bundesſtaats, welcher noch dazu das Verſprechen des Schutzes für die

Dauer ſeiner Reiſe ſowohl von dem Heimathſtaate als von der Repräſentation des anderen Staates in ſeinem Paſſe urkundlich verbrieſt mit ſich führt, wer ſollte es denken, daß dem deutſchen Staatsbürger auf der Wanderung durch das gemeinſame Vaterland, was ja dem Fremdlinge gewährt wird, ſollte verſagt werden?“

„Am 23. Morgens 5 Uhr, als die Unterzeichneten ſich eben zur Abreiſe nach Stettin anſchickten, erſchien in ihrer Wohnung Nr. 29 des **Hôtel de Brandenbourg** in Berlin, in Uniform und Degen, ein königl. preußiſcher Polizeibeamter, der ſich als Polizeirath Hoffrichter zu erkennen gab, und nach Befragung, ob wir v. Itzſtein und Hecker hießen, uns erklärte, daß er beauftragt ſei, uns zu eröffnen, daß wir Berlin und die preußiſchen Staaten ungeſäumt zu verlaſſen und uns auf dem kürzeſten Wege nach der Heimath zurückzubegeben hätten, wozu er uns den um 7½ Uhr von Berlin nach Leipzig abgehenden Eiſenbahnzug mit dem Bemerken bezeichnete, daß er die Ordre habe, uns polizeilich dahin zu begleiten, auch, bis dieſes geſchehen, im Hauſe verweilen werde. Unſer Erſtaunen läßt ſich in Worten nicht ausdrücken; wir konnten nur ein Mißverſtändniß hier obwaltend denken, allein die beſtimmte Erklärung des königlichen Beamten ſetzte uns außer Zweifel, daß es ſich hier wirklich um eine Gewaltmaßregel handle, welche wir weiter unten einer näheren Betrachtung unterwerfen müſſen. Auf die Frage nach einer urkundlichen Ermächtigung zu dieſem Schritte und dem Grunde eines ſolchen tief verletzenden Actes der Gewalt, erklärte der Beamte — auf ſein Dienſtkleid deutend — als königlicher Beamter bedürfe er keiner ſchriftlichen Legitimation, und einen Grund dieſer Ausweiſung anzugeben, ſtehe nicht in ſeiner Gewalt, da er nur das Werkzeug höherer Befehle ſei. Während dieſer mündlichen Verhandlung öffnete ſich die Thüre des Zimmers und ein weiterer Polizeibedienſteter in Uniform und Waffe zeigte ſich, in der offenbaren Abſicht, darzulegen, daß man jenem Befehle noch den Nachdruck der bewaffneten Gewalt beizufügen entſchloſſen ſei, zog ſich aber auf einige Worte des Polizeiraths wieder zurück, der jede weitere Verhandlung mit der Erklärung abſchnitt, daß, da er nur der Vollſtrecker höherer Befehle ſei, jede weitere Rede zwecklos ſein würde, und auf die Erklärung, daß es, während wir uns nicht bewußt ſeien, die Geſetze des preußiſchen Staates nur im Mindeſten verletzt zu haben, mit regelmäßigen von der königl. preußiſchen Geſandtſchaft viſirten Päſſen nach Berlin gekommen ſeien — das innerſte Gefühl empören müſſe, wie Verbrecher unter polizeilicher Escorte nach dem Bahnhof geleitet zu werden, entgegnete er, daß er dies mit der ihm möglichen Schonung vollziehen werde, und verließ unſer Zimmer mit der wiederholten gemeſſenen Erklärung, wie er darauf rechne, daß unſere Abreiſe mit dem erſten Leipziger Bahnzuge erfolge. Hatten wir gegen ein ſolches Verfahren vergeblich proteſtirt, ſo blieb uns in dem kurzen Zeitraume bis zur Abfahrtsſtunde nur noch möglich, den Schutz des badiſchen Geſandten anzurufen. Auch dieſes wurde verſucht. Von Itzſtein verfügte ſich um 6 Uhr in das Geſandtſchaftshotel und verlangte, unter Darlegung des Sachverhaltes, den Geſandten zu ſprechen. Man erklärte ihm dieſes geradezu für unmöglich, da vor 8 Uhr derſelbe nicht aufſtehe und nicht zu ſprechen ſei. Von Itzſtein ſchrieb ſeinen und Hecker's Namen auf, verlangte ſofortige Meldung des Verfalls und der Namen an den Geſandten und bemerkte dabei, daß alsbald eine ſchriftliche Beſchwerde einkommen werde. Hecker hatte inzwiſchen die in Abſchrift anliegende entworfen, welche in dem Geſandtſchaftshotel um halb ſieben Uhr als dringend mit der mündlichen Erklärung übergeben wurde, daß uns nur bis halb acht zu verbleiben geſtattet und wir bis dahin ſchützenden Einſchreitens des Geſandten gewärtig ſeien. Es erfolgte bis zur Zeit des Abgangs des Bahnzugs Nichts, und ſo mußten wir, wollten wir nicht factiſchen Widerſtand gegen den uns eröffneten Beſchluß leiſten, wollten wir uns nicht ferneren Gewaltmaßregeln ausſetzen, 7½ Uhr mit der Eiſenbahn nach Leipzig und von da ſofort nach der Heimath zurückkehren."

„So wurden am 23. Mai 1845 zwei deutſche Staatsbürger, Abgeordnete der II. badiſchen Kammer, Bürger unſeres Landes in öffentlichem Amte ſtehend, und von ihrer Gemeinde zu deren Vertretung mitberufen, ohne Angabe eines Grundes, ohne rechtliches Gehör, ohne rechtlichen Spruch gleich herrenloſem Volke oder Verbrechern aus einem deutſchen Bundeslande gewieſen. Es wurde an ihnen der uralte und heilige Satz des Völkerrechts, der da dem Fremdling Schutz verheißt, es wurde an ihnen das verbriefte Recht des Bundes, das den deutſchen Staatsbürger von Land zu Land ungehindert verkehren läßt, gebrochen — und warum? wir wiſſen es nicht.“

„Wir ſind uns nicht bewußt, gegen die Geſetze des preußiſchen Staates irgendwie verfehlt zu haben, was eine ſolche gewaltſame Verfahrungsart rechtfertigte, die da heißt Landesverweiſung ohne rechtliches Gehör, die da heißt Austreibung ohne Urtheil und Recht. Wir wiſſen es gut als Männer des öffentlichen Lebens, daß der preußiſche Staat jede Uebertretung eines Geſetzes aufgreift und thätigt; und hätten wir ſeinen Geſetzen zuwider gehandelt, man hätte uns vor Gericht geſtellt; dies geſchah nicht. Wenn wir aber kein poſitives Strafgeſetz übertraten, wenn wir mit keiner Handlung dem rechtlichen Verfahren verfielen, und wenn wir frei und offen ſagen, daß wir Jedem über unſer Thun und Laſſen Rede ſtehen können, dann erſcheint dieſe Austreibung uns als ein Act maßloſer Gewalt, denn das iſt doch nicht zu glauben noch zu fürchten, daß durch dieſe Anweſenheit zweier Reiſenden des Namens, wie ihn die Unterzeichneten tragen, die Ruhe und Sicherheit des preußiſchen Staates gefährdet werde, und das iſt undenkbar, daß die Verfechter der Rechte conſtitutioneller Staaten des völkerrechtlichen und bundesrechtlichen Schutzes in einem abſoluten Staate verluſtig ſein ſollen!“

„Durch dieſen Act wird in den Augen Vieler unſer Name, unſer Ruf, unſer öffentliches Leben angetaſtet; ſo wenig als wir kennt das In- und Ausland die Motive dieſer **Extermination**. Dieſer Schritt formloſen Verfahrens iſt aber auch eine Beleidigung des eigenen Staates, unter deſſen verbrieſtem Schutze und ſeiner Garantie gewärtig, wir preußiſchen Boden betraten; es iſt die Erklärung, daß gegen Angehörige Badens keine völkerrechtlichen, keine ſtaatsrechtlichen Pflichten beſtehen, daß man ſie von dannen treiben könne ohne Form und Spruch. Was würde die Krone Preußen ſagen, wenn Baden ein gleiches Verfahren gegen einen ſeiner Beamten, gegen einen provincialſtändiſchen Abgeordneten oder einen Eiferer für ultraabſolutiſtiſche Grundſätze einhalten würde? Was haben England, Frankreich, Dänemark, was haben die Schweiz, was einzelne Schweizercantone in ähnlichen Fällen gethan? Nach dem Grundſatze der Retorſion würde der Staat, deſſen Angehörige ſolcher Maßregel unterworfen wurden, es in Gleichem den Angehörigen jenes Staates vergelten, bis Genugthuung gegeben oder der Beamte, der ſolche Verletzung des Gaſtrechts herbeiführte, ſeiner Stelle entlaſſen wäre. Aber welche Folgen kann und muß dieſe formloſe Maßregel haben? Kein deutſcher Staatsbürger hat mehr freien Verkehr und ſicheres Geleite nach dem Königreiche Preußen, er kann ausgetrieben werden, wenn er nur mißliebig iſt, ausgetrieben aus einem deutſchen Lande, ausgetrieben aus einem Zollvereinslande, ausgeſchloſſen von allem perſönlichen und geſchäftlichen Verkehr. Seine Privatrechte ſind der Vernichtung preisgegeben, ſo oft ſie durch ſeine perſönliche Gegenwart bedingt ſind; er iſt rechtlos in öffentlichen wie in Privatrechten, untheilhaftig des Gaſtſchutzes, verbannt und Fremdling auf deutſchem Boden. Wahrlich, wir können nicht glauben, daß ein Schritt mit ſo ungeheueren Folgen in der Abſicht der königlichen Regierung von Preußen liegen könne, wir müſſen vielmehr unterſtellen den ungemeſſenen und unabgewogenen Uebereifer eines Beamten, der vielleicht in unnöthige Beſorgniß getrieben wurde durch falſche Delatoren oder ränkevolle Agenten. Wir ſind es uns ſelbſt, wir ſind es unſeren Mitbürgern, wir ſind es unſerem Lande, wir ſind es dem Rechte freien internationalen Verkehrs ſchuldig, an höchſtpreisliches Staatsminiſterium die Bitte zu richten:

„Dieſe unſere Beſchwerde bei der königlich preußiſchen
„Regierung zu vertreten, von ihr Rücknahme dieſer
„Maßregel und diejenige öffentliche Genugthuung zu ver-
„langen, welche die uns in den Augen der Welt durch
„jene Ausweiſung zugefügte Beleidigung erheiſcht."

„Mannheim, den 27. Mai 1845."

In ganz Deutſchland war nur Ein Schrei des Unwillens über dieſe unglaubliche Begebenheit. In allen öffentlichen Blättern und geſelligen Kreiſen ward lange Zeit lebhaft darüber hin und her geſprochen. Da ſich Niemand das Unbegreifliche erklären konnte, ſo kamen allerlei Muthmaßungen über die Gründe dieſer Ausweiſung zum Vorſchein, natürlich wurden auch von gewiſſen Seiten mehrere verdächtigende Thatſachen erfunden und erlogen zur Rechtfertigung oder doch zur Entſchuldigung dieſer Maßregel. Die beiden Ausgewieſenen fühlten ſich endlich veranlaßt, den Hergang ganz genau zu erzählen; ſie veröffentlichten dieſe Erzählung mit ihrer Namensunterſchrift in der Mannheimer Abendzeitung vom 2. Juni. Wir erfahren daraus eben daſſelbe, nur hie und da etwas ausführlicher, was ſich bereits in der eben mitgetheilten Beſchwerdeſchrift findet.

Die Theilnahme war allgemein im ganzen Vaterlande. Zunächſt zeigte ſich dieſelbe in Baden. Die Wahlmänner von Weinheim fanden ſich perſönlich ein und bezeugten ihre innige Theilnahme für ſich und im Namen ihrer Wähler. Eine Pforzheimer Deputation überbrachte eine Adreſſe mit 746, eine Lahrer mit 244 Unterſchriften. Um dieſelbe Zeit gingen mehrere badiſche Adreſſen ein: von Kork und Biſchofsheim mit 435 Unterſchriften, aus dem Renchthal mit 298, von Ettlingen mit 151, ferner von Donaueſchingen, Mundelfingen, Ettenheim, Willſtätt im Amte Kork, Kirchen im Amte Lörrach, Müllheim am Rhein, ſogar von Karlsruhe.

Itzſtein's Haus war in dieſen Tagen nie leer von Freunden und Bürgern der Nähe und Ferne, um ihre Verehrung auszuſprechen.

Als Itzſtein eines Tages nach Heidelberg hinübergekommen war, um einen alten Freund zu beſuchen und dieſen nur in dem Saale des großen Bürgerausſchuſſes treffen konnte, da erhoben ſich, als Itzſtein die Gallerie betrat, ſämmtliche Repräſentanten (während eben ein Bericht erſtattet wurde) von ihren Sitzen und brachten dem gefeierten badiſchen Bürger ein vielmaliges lautes Hoch!

Zugleich erfolgten Adreſſen aus dem übrigen Deutſchland, aus Mecklenburg 7, mit vielen hundert Unterſchriften, und aus Sachſen 14, zum Theil ſehr zahlreich unterzeichnet, und zwar aus Dresden mit 368 Unterſchriften, aus Leipzig mit 507, aus Crimmitzſchau mit 138, aus Tharant und Glauchau und aus mehreren Orten des Erzgebirges und Voigtlandes.

Auch im preußiſchen Staate ſelbſt hatte die den beiden badiſchen Bürgern Itzſtein und Hecker widerfahrene Unbill einen allgemeinen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht. Auch ſogar von dorther kamen die Beweiſe der innigſten Theilnahme. So erſchienen drei Deputationen kurz nach einander: eine aus Köln, eine aus Trier und eine aus Gladbach im Düſſeldorfer Regierungsbezirke, und jede überbrachte eine Adreſſe, die Kölner war von 373 Bürgern unterzeichnet. Es kamen ferner noch viele preußiſche Adreſſen von den Endpunkten der Monarchie, von Königsberg, Elbing, Saarbrücken und Crefeld, ſogar zwei von Berlin, die eine von dortigen Frauen.

Auch im Auslande hatte die Ausweiſungsgeſchichte bei den dortigen Deutſchen eine traurige Stimmung hervorgerufen. Die Deutſchen von Lyon benutzten dieſe Gelegenheit, ihr gekränktes Nationalgefühl in einer Adreſſe an die Ausgewieſenen auszuſprechen.

Es wäre nicht zu verwundern geweſen, wenn dies Ereigniß als eine rein deutſche Angelegenheit zu größeren Demonſtrationen Anlaß gegeben hätte! Beträgt doch ſchon jetzt die Zahl der Unterzeichner 6163! Wie viele Adreſſen, wie viele Unterſchriften, ſogar Deputationen wären erfolgt, wenn es dem deutſchen Volke frei ſtände, ſich auszuſprechen, wenn nicht unüberſteigliche Hinderniſſe eingetreten wären.

Dennoch unterblieb nicht jeder öffentliche Act. In der Sitzung der würtembergiſchen Abgeordneten vom 26. Juli brachte Römer die Itzſtein-Hecker'ſche Ausweiſung zur Sprache und erklärte zum Schluſſe, daß das Benehmen der preußiſchen Regierung ſein Bedauern erregt habe. Beinahe alle Abgeordneten erhoben ſich, um ihre Zuſtimmung zu dieſer Erklärung auszuſprechen. Miniſter v. Schlayer gab zu, daß die Sache allerdings geeignet war, das größte Staunen zu erregen, wie es denn auch wirklich der Fall geweſen ſei, doch ſei es noch nicht an der Zeit, ein ſo beſtimmtes Urtheil zu fällen, ehe weitere Aufſchlüſſe erfolgt wären. Römer entgegnete, daß die Gründe der Ausweiſung nicht veröffentlich werden würden, da keine vorhanden ſeien, alſo auch keine veröffentlich werden könnten.

Auch ſogar in Preußen geſchahen öffentliche Schritte in dieſer Angelegenheit. In Breslau beſchloß am 23. Juli die Stadtverordnetenverſammlung mit 77 gegen 10 Stimmen, dem Könige in einer beſonderen Eingabe vorzuſtellen, wie dringend nothwendig es ſei, daß das Verfahren gegen v. Itzſtein und Hecker gerechtfertigt oder entſchuldigt werde. So erging auch von Düſſeldorf eine Petition an den König, um die gehörige Aufklärung über den miniſteriellen Befehl zu dieſer Ausweiſung zu erwirken.

Wie es ſich von ſelbſt verſteht, kam dieſe höchſtwichtige Angelegenheit das nächſte Jahr (1846) in der badiſchen Kammer zur Sprache. In der Sitzung vom 1. Juli ſtellte der Abgeordnete Welcker einen darauf bezüglichen Antrag. Er begann ſeine Rede: „Ich habe der Kammer ein Ereigniß zurückzurufen, welches mit Staunen das badiſche und ganze deutſche Land erfüllt hat, ein Ereigniß, das mit Staunen und empörtem Gefühle ſogar das Ausland vernommen hat. Ich bringe dieſen Punkt hier zur Sprache, weil es ſich darum handelt, die Ehre des Landes gegenüber den deutſchen Mitſtaaten und gegenüber dem Auslande zu vertreten ꝛc.“ Eine Berathung und Beſchlußnahme blieb für das Mal ausgeſetzt, weil gerade andere dringendere Angelegenheiten vorlagen. In der Sitzung vom 21. Auguſt kam der Abgeordnete Peter wieder darauf zurück. Er theilte den Antrag Welcker's wieder mit, der alſo lautet: „Die großherzogliche Regierung wolle auf den geeigneten Wegen die zur Sicherung der deutſchen Nationalehre und der Nationaleinheit weſentliche Erklärung der hohen deutſchen Regierungen erwirken, daß die Anerkennung eines allgemeinen deutſchen Nationalrechtes für alle Deutſchen im Art. 18 der Bundesacte und insbeſondere die Anerkennung ihres Rechtes, in jedem Bundeslande unter den gleichen geſetzlichen Bedingungen wie die Landesbürger Grundeigenthum erwerben und beſitzen, alſo auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, zu dieſem Zwecke das Land in jeder Zeit betreten und ihr Eigenthum bleibend bewohnen zu dürfen, auch das geringere, dennoch aber höchſt wichtige Recht in ſich ſchließe, daß jeder Deutſche unter Beobachtung der allgemeinen Landesgeſetze in allen Bundesländern ungehindert reiſen und zeitweiſe ſich aufhalten könne."

Der Abgeordnete Peter brachte dann folgenden ſpezieller gefaßten Antrag in Vorſchlag: „Die Kammer möge beſchließen, die großherzogliche Regierung zu erſuchen, der königl. preußiſchen Regierung zu erklären, daß man die durch das Verhalten der badiſchen Staatsdiener von Itzſtein und Hecker auf keine Art gerechtfertigte und dennoch fortbeſtehende Beſchränkung des Aufenthalts der beiden Bürger in den preußiſchen Staaten nicht allein als fortdauernde Verletzung des durch die Bundesacte garantirten Rechtes der badiſchen Staatsbürger, ſondern auch als tiefe Kränkung des ſouveränen Regenten Badens anſehen müſſe; daß ferner die Kammer die zuverſichtliche Erwartung hege, daß die großherzogliche Regierung mit Nachdruck und mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln dahin wirken werde, daß die von der königl. preußiſchen Regierung gegen die genannten Staatsbürger verhängte Maßregel alsbald aufgehoben werde."

Nach kurzer Berathung wurde dieſer Antrag (es ward nichts daran geändert als für „des ſouveränen Regenten" „des ſouveränen Staates" geſetzt), ſo wie der Welcker'ſche, von der Kammer vollſtändig und einſtimmig angenommen. *)

---

*) Die deutſche Preſſe hatte ſchon ein Jahr früher die Ausweiſungsangelegenheit auf ähnliche Weiſe zur Sprache gebracht. Von Frankfurt den 1. Juni 1845 lieferten öffentliche Blätter folgenden Artikel:

„Auch in unſerer Gegend iſt die Landesverweiſung, welche zwei Bürger eines Zollvereins- und zugleich eines Bundesſtaates aus einem andern zum deutſchen Bunde und zum Zollverein gehörigen Lande ohne Angabe irgend einer Urſache oder Veranlaſſung und verbunden mit der augenblicklichen polizeilichen Execution zu ungewöhnlich früher Morgenſtunde erlitten haben, noch immer der Gegenſtand allgemeiner Verwunderung. Das preußiſche allgemeine Landrecht ſagt in der Einleitung §. 40: „Wem die Geſetze auf der einen Seite Verbindlichkeiten auflegen, dem kommen ſie auf der andern Seite durch ihren Schutz auch wieder zu Statten. §. 41: Fremde Unterthanen haben alſo bei dem Betriebe erlaubter Geſchäfte in hieſigem Lande, ſich aller Rechte der Einwohner zu erfreuen, ſo lange ſie ſich des Schutzes der Geſetze nicht unwürdig machen.“ Auf dem Wiener Congreß 1814 drang Preußen in ſeinen verſchiedenen Entwürfen des Bundesvertrages darauf, daß alle Mitglieder des Bundes ſich verbindlich machen möchten, jedem ihrer Unterthanen unter den Rechten, welche jeder Deutſche genießen müſſe, unverbrüchlich einzuräumen, die geſetzmäßige Freiheit und Sicherheit der Perſon, ſo daß keine, dieſelbe kränkende Verfügung getroffen werden könne, welche nicht genau mit den Landesgeſetzen übereinſtimme und durch den ordentlichen Richter verfügt werde. (Klüber's Ueberſicht der diplomat. Verhandlungen des Wiener Congreſſes 1. Abth. S. 247.)“

„Die deutſche Bundesacte ſichert im Art. 18 allen Deutſchen das Recht zu, Grundeigenthum außerhalb des Staates, den ſie bewohnen, zu erwerben und zu beſitzen (anerkannt und beſtätigt durch Reſcript des preuß. Juſtizminiſteriums vom 12. Sept. 1836); und mit Recht fragt man ſich, ob, wer Grundeigenthum in einem Staate erwerben dürfe, nicht auch in demſelben als Reiſender ſich unſchädlich aufhalten dürfe. Bei Eröffnung der deutſchen Bundesverſammlung am 5. Nov.

Die beiden Ausgewieſenen verfolgten ihr Recht bei der badiſchen Regierung und mahnten zu wiederholten Malen an die Berückſichtigung ihrer Anträge, die badiſche Regierung aber vermochte bis jetzt weiter nichts von der preuſſiſchen zu erwirken, als daß letztere erklärte, zur Unterbrechung der Reiſe ſeien allerdings erhebliche Gründe, vorzüglich in vorübergehenden Umſtänden liegend, für die Polizei vorhanden geweſen, und ſie müſſe ſich, ohne auf die Erörterung dieſer Gründe einzugehen, auf die Verſi-

---

1816 wurden in dem Vortrag des Präſidirenden der Bundesverſammlung die in dieſem Artikel 18 der Bundesacte enthaltenen Beſtimmungen als die wohlthätigſten für alle Deutſchen, und als ſolche gerühmt, die ein „wahres deutſches Bürgerrecht" begründen; und es wurde dabei angeführt, daß dieſer Artikel es bewähre, wie ein wahrhaft nationaler Sinn „die Geſandten und ihre Höfe beſeelte, welche die Bundesacte unterzeichneten." In dem Vortrag über die Reihenfolge der von der hohen Bundesverſammlung zu erledigenden Gegenſtände zu dem Protocoll vom 17. Febr. 1817 heißen ſie wohlthätige Beſtimmungen, durch die ein allgemeines deutſches Bürgerrecht begründet werden ſoll." In der vorläufigen Competenzbeſtimmung (Protocoll vom 12. Juni 1817) wird der hohen Bundesverſammlung empfohlen, darauf zu achten, daß dieſe Beſtimmungen in Erfüllung gebracht werden. Mecklenburg erkannte in dem 18. Artikel den Zweck, daß der Deutſche in keinem Theile des verbündeten Deutſchlands als Fremder behandelt, und daß dadurch das Gefühl eines gemeinſamen Vaterlandes erweckt werden ſoll."

„Allerdings kennt das allgemeine preußiſche Landrecht die Landesverweiſung, aber nur als Strafe, und für wen? für fremde Bettler, Landſtreicher und Müßiggänger, wenn ſie zur Arbeit unbrauchbar ſind (Th. 2. Tit. 20. §. 4 und 191), ausländiſche Winkelärzte (§. 308) und die öffentliches Hazardſpiel treiben (§. 1303.) — Daß aber davon hier keine Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt, und es iſt daher in dem Intereſſe aller derjenigen Deutſchen, welche Preußen bereiſen wollen, dringend zu wünſchen, daß dieſer Gegenſtand baldigſt aufgeklärt werde, noch mehr zu wünſchen vielleicht in dem Intereſſe Preußens ſelbſt."

cherung beſchränken, „daß durch die von den Umſtänden gebotene Maßregel eine Ehrenkränkung der Reclamanten in keiner Weiſe beabſichtigt worden ſei.“ *)

Wir wiſſen nicht, was jetzt die Meinung der preußiſchen Regierung iſt, aber das wiſſen wir, daß die Meinung des preußiſchen Volkes ſich nicht geändert hat, obſchon die Regierungsmaßregel fortdauert.

So hat ein neuerbautes Seeſchiff im Hafen von Swinemünde durch ſeinen Eigenthümer A. Völtz in Uckermünde den Namen „Adam von Itzſtein“ erhalten. Ja, und wenn auch die Namen deutſcher Volksmänner früher wie es ſcheint auf der See, auf deutſchen Schiffen eine Ehrenſtätte finden ſollen, ſo iſt doch eine ſolche ſchon jetzt dem Namen Itzſtein auf dem preußiſchen Feſtlande zu Theil geworden. Einer der ſchönſtgelegenen und bedeutendſten Weinberge in dem lieblichen Nahethal iſt von ſeinem Beſitzer, Hrn. Joſeph Stöck in Kreuznach „zum Itzſtein“ getauft und dieſer Name von der Ortsbehörde anerkannt und in die Grundbücher amtlich eingetragen worden. Der „Itzſteiner“ vom Jahre 1846 iſt ein überaus köſtlicher Wein, den gewiß jeder Deutſche gern in ſeinem Keller beherbergen würde.

Am erſten Pfingſttage (23. Mai) des Jahres 1847 war gerade der Jahrestag der Ausweiſung. Bei dem ſchönſten Wetter im frohen Kreiſe ſeiner Gäſte beging Itzſtein auf ſeinem Gute Hallgarten im heiteren Rheingau dieſen doppelt feſtlichen Tag. Da brachte Einer der Geſellſchaft folgenden Trinkſpruch aus:

Der Mann, der in guten und böſen Tagen
Das Banner der Freiheit hat getragen,

---

*) Die Ausgewieſenen haben ſich damit nicht begnügt und verfolgen ihr Recht weiter, was wahrſcheinlich trotz aller diplomatiſchen Verhandlungen auf die öffentliche Meinung beſchränkt bleibt. Dr. Hecker wird ſpäter die ganze Ausweiſungsgeſchichte mit allen Actenſtücken veröffentlichen.

Der manche Lanze für's Recht gebrochen,
Manche bittere Wahrheit hat geſprochen,
Der unerſchütterlich feſt geſtanden
Und die Ränke der Feinde machte zu Schanden,
Der rein an Geſinnung, voll Selbſtvertrauen
Dem Fortſchritt manche Bahn hat gehauen,
Die Guten und Beſten um ſich geſchart hat
Und die Ehre des Vaterlandes bewahrt hat,
Der für die gute Sache gekämpft und geſtritten,
Gehofft und gebangt hat. ſich gefreut und gelitten,
Der für das Volk unermüdlich geſchafft und gewacht hat
Und immer zuletzt an ſich ſelber gedacht hat,
Er, den das Volk ſeinen Vater nennt,
Für den in Liebe das Herz der Jugend brennt,
Den die Alten als Muſter lieben und preiſen,
Den die Mütter als Vorbild den Kindern weiſen,
Den alle Deutſche mit Stolz nennen und ehren,
Wenn's Fürſten und Schergen auch wollen verwehren,
Er, deſſen Name in beiden Welten lebet,
Als Schiff ſogar auf dem Weltmeer ſchwebet —
Unſer Wirth, der Jüngling mit weißem Haar,
Daß er kräftig und heiter noch manches Jahr
Seinen Freunden zur Luſt wie heute lebe,
Für's Vaterland wie heute wirke und ſtrebe —
Das iſt unſer Wunſch, das ſoll nie ein Witz ſein:
Hoch lebe unſer Vater Itzſtein!

Alle erheben ſich und ſtimmten jubelnd ein, und unter dem hellen Klange der Gläſer erſcholl ein herzliches Hoch dem edlen unermüdlichen Volksvertreter, unſerm Vater Itzſtein!

An dieſe Erzählung von Itzſtein's Leben und Wirken reihet ſich würdig die Charakteriſtik, die in wenigen treffenden Zügen ſein jugendfriſcher treuer Freund und feuriger muthiger Mitkämpfer F. Hecker von ihm entwirft.

„Bülau (Allgem. Geſch. der Jahre 1830—38) ſagt mit Recht: „Itzſtein iſt vielleicht das größte parlamentariſche Talent in Deutſchland.“ Keiner unſerer Volksvertreter — der ſächſiſche Watzdorf vielleicht ausgenommen, der aber an Talent Itzſtein nicht gleichſteht — bewegt ſich, bei der größten Entſchiedenheit der Geſinnung und des Strebens, mit ſo viel Feinheit, Tact, Ruhe, Gewandtheit und gewinnenden Aeußerlichkeiten wie Itzſtein; Niemand weiß wie er die Haltung des feinen und vornehmen Mannes zu paaren mit der Geradheit und Natürlichkeit des wahren Volksvertreters, Niemand der Gegenpartei die tödtlichſten Wunden, die ſchärfſten Schläge mit ſo viel Anſtand und Anmuth beizubringen, Niemand in dem hinreißendſten Feuer der Begeiſterung und des Zornes die volle Würde des Abgeordneten ſo aufrecht zu erhalten und das ſchöne Bild vollkommener Selbſtbeherrſchung ſo rein darzuſtellen. Aber durch dieſe Verbindung des innigſten Gefühls mit dem klarſten Verſtande, der heißen Ueberzeugungskraft mit der kalten Ueberlegung, des begeiſternden Demagogen — im edeln, nicht im polizeilichen Sinne — mit dem gewandten Weltmanne, iſt er auch ſo allgewaltig in der Kammer. Dabei weiß er eine kitzliche Sache oft ſo ſchlau und fein zu wenden, daß die Gegenpartei ſich ſchämen muß, gegen ihn zu ſtimmen, daß der Troß der Gleichgültigen, Fiſchblutigen und Meinungsloſen oft willenlos ihm folgt und ſelbſt die Vertreter der ſchroffen Gegenanſicht ſich oft überrumpeln laſſen.“

„Durch ſeine Perſönlichkeit, durch ſein umgängliches, freundliches Weſen gleicht er dabei die verſchiedenartigen, oft ſich mehr oder weniger abſtoßenden Charaktere im Heerlager des Fortſchrittes untereinander aus, legt kleine Streitigkeiten bei, ſucht Einhelligkeit in den Handlungen und Anſichten im Intereſſe der Sache, für welche die Partei kämpft, herbeizuführen; macht aber nie eine Autorität oder ſeine Perſon im Vordergrunde geltend und bewirkt dadurch ein feſtes gleichmäßiges Handeln der verſchiedenen Schattirungen unter den Liberalen. In dieſer Bemühung um die Erhaltung der Einheit liegt das Geheimniß, daß Jeder ihn gern als den Anführer der Oppoſition anerkennt, weil er immer nur objectiv verfährt, die Sache vor die

Augen führt und nicht für ſeine Perſon fordert, daß man ihn als Führer der Liberalen anerkenne und ihm folge."

„Als Redner iſt Itzſtein bewunderswerth. Seinem ausdrucksvollen, lebendigen, aber nie durch Abſpiegelung heftiger Leidenſchaft verzogenen Geſichte kommt eine kräftige wohlklingende Stimme zu Hülfe. Sein Vortrag iſt fließend, einfach, klar, gewählt, einem kräftigen Strome vergleichbar. Seine Angriffe ſind berechnet, gerade das Ziel treffend; er wird warm, feurig, begeiſtert, aber nie fortgeriſſen die Zügel verlierend; der Verſtand beherrſcht das Gefühl, das Gefühl erwärmt den Verſtand. Dadurch wird er den Gegnern furchtbar gefährlich; er überſieht ſein Terrain, ſieht des Gegners Blöße, ohne ſich beim Reden ſelbſt eine Blöße zu geben, er ſchlägt den Gegner nieder, aber beleidigt nicht. Nie hat ihn der ruhige, ſichere, parlamentariſche Tact verlaſſen; nie wird er breit, ſchwülſtig, gelehrt, unverſtändlich, zu blumenreich oder ſtürmiſch; er denkt klar und ſpricht klar und Allen verſtändlich.. Seine Geberden entſprechen der Sprache. Er ſteht feſt und ruhig, geſticulirt wenig, aber kräftig und wirkſam. Häufig hat er die linke Hand im Buſen des Frackes begraben und bedient ſich nur der rechten zur Geſte. Schleudert er nun aber in kurzen, raſcher auf einander folgenden Sätzen Angriff auf Angriff gegen die Miniſterbank, dann giebt er durch die geſchloſſene feſtgeballte Hand, die er hinausſtreckt, der Rede einen mächtigen Nachdruck, als wolle er das geiſtige Schwert in dem Herzen des Gegners begraben, oder ſtemmt die geballte Rechte mit 2—3 leichten Schlägen auf das Pultbrett der Tribüne, um ſie zu einer nachdrücklichern Geberde wieder zu erheben. Hat dann der Angriff den Gipfelpunkt erreicht, ſo daß man kaum glauben kann, wie er dahin gelangte, ohne die redneriſche Schranke zu überſchreiten, ſo ruht ſeine Stimme einen Augenblick, der Blick haftet feſt auf dem Gegner und er beginnt mit Ruhe, gewöhnlicher klarer Stimme einen neuen Abſatz und ſchließt mit einem kräftigen Schlagſatze."

„Itzſtein iſt mittler Größe, kräftig und doch ſchön gebaut. Seine freie nach Verhältniß ſeiner Größe breite

Bruſt giebt ſeiner Geſtalt, ſelbſt abgeſehen von ſeiner Geſichtsbildung, etwas Freies, Feſtes und Offenes. Sein Gang iſt feſt und raſch, wie der eines Mannes, der ſeine Zeit zu Rathe hält. Seine Haltung entſpricht der Geſtalt; ſie iſt gerade und würdevoll; ſeine Bewegungen ſind leicht, der erſte Anblick verräth den Mann von Welt, Bildung und geiſtiger Größe. Er iſt von einnehmender Geſichtsbildung: eine freie, gewölbte, hohe Stirn, blaue, klare, forſchende Augen, ein durchdringender Blick, der ordentlich die Gedanken des Gegenüberſtehenden lieſt, eng geſchloſſene ſchmale Lippen, ſtarke aber wohlgeformte Naſe und die innigſte Harmonie der Züge zeigen dem Beobachter ſogleich den Denker und Staatsmann an. Die Züge ſeines Geſichts ſind nicht ſchroff oder ſtarr, ſondern fein und beweglich, und wie ſie in den Augenblicken des Nachdenkens und Ernſtes die Ruhe des Denkers ausdrücken, ſo nimmt, wenn ein heiterer und fröhlicher Gedanke es bewegt, das ganze Geſicht, beſonders Mund und Augen, den Ausdruck der einnehmendſten Freundlichkeit an. Während bei manchen Menſchen, namentlich ſchwankenden und zweideutigen Charakters, das Lächeln oder Lachen einen ſtörenden Mißklang in die Züge bringt, vereinigen ſich bei Itzſtein alle Züge des Angeſichts harmoniſch zum Bilde des einnehmendſten Wohlwollens. Wahrlich, manchen Mann hat dieſes freundliche Antlitz gewonnen und manchen Schwankenden in die Reihen zurückgeführt! Rechnet man zu dem Allen noch ein ſchneeweißes Haupt, mit einem zwar nicht üppigen, aber immer noch deckenden Haarwuchs, ſo hat man ein wirklich ideales Bild reifer, edler, ehrfurchtgebietender und kräftiger Männlichkeit. So markirt ſein Geſicht indeſſen erſcheint, ſo wenig hat ihn je ein Maler oder Zeichner glücklich getroffen. Der Grund davon iſt einfach der, daß neben den Grundzügen des Antlitzes noch eine Moſaik von feinen Zügen in dem Kopfe ausgedrückt liegt, und der Zeichner über das Auffaſſen des Einen das Andere außer Acht läßt.“

„Itzſtein iſt geſellig, umgänglich und gaſtfrei, der Fremde bei ihm leicht heimiſch, weil nichts Pedantiſches, Gezwungenes oder Gekünſteltes in ſeinem Weſen liegt, noch perſönliche Eitelkeit aus ſeiner Unterhaltung herausblickt. Er iſt offen, aber nie unüberlegt, er iſt klug, aber nicht verſchmitzt, er iſt gegen Unbekannte zurückhaltend, aber ohne daß es merklich oder Mißtrauen verrathend und läſtig wird."

„Unter dem Volke muß man ihn ſehen. Dort giebt er dem Beobachter das Bild eines Volksmannes im ſchönſten Sinne. Leicht bewegt er ſich unter Leuten jeder Art von Bildung und der verſchiedenſten Berufsart; Jedem freundlich, heiter, launig, fröhlich, weiß er wieder in die Umgangsſprache ernſte Wahrheiten einzuflechten. Spricht er zum Volke, ſo bewegt er ſich nicht in phantaſiereicher Rede, ſondern er ſpricht klar, gemeinfaßlich und verſtändlich, die Rede wird weder gemein noch hochtrabend; ſie könnte in dem eleganteſten Salon wie in der räucherigen Hütte vorgetragen werden; an beiden Orten würde ſie von Allen gefaßt und die Sprache rein und edel befunden werden müſſen; es iſt die Rede des natürlichen Verſtandes an den geſunden Menſchenverſtand."

„Itzſtein lebt höchſt einfach und mäßig, trinkt ſelten Wein, obgleich er auf ſeinem Gute Hallgarten ſelbſt vortrefflichen zieht, und bei öffentlichen Veranlaſſungen höchſtens ein bis zwei Glas Champagner. Er geht früh zur Ruhe und ſteht mit dem Tage wieder auf; fünf bis ſechs Stunden Schlaf genügen ihm vollkommen. Dafür aber trabt er auch rüſtig wie ein Jüngling durch die geſegneten Berge des Rheingaues und trotzt jeder Witterung."

„Itzſtein's Haus iſt eine immer offene Herberge. Aus allen Gegenden des deutſchen Vaterlandes — nicht ſelten auch aus dem fernen Auslande — erhält er Beſuche. Den Einen führt die Verehrung und Anhänglichkeit, den Andern bloße Neugierde zu ihm. Alle empfängt er freundlich und herzlich, und wie karg ihm auch die Zeit zugemeſſen iſt, er hat doch für Jeden eine Stunde traulicher Unterhaltung übrig. Dann aber iſt ſein Haus auch eine Stätte unverſiegbaren Troſtes und ſtets bereiter Hülfe für alle Verfolgte, Bedrängte und Unglückliche *). Keiner geht leer aus, welcher ſich an ihn wendet. Welche Liebe und Verehrung, welches Vertrauen und welche Herzlichkeit ihm aber auch überall entgegengetreten, das weiß nur der, der Augenzeuge davon war. Itzſtein's belebende, anregende, ſtärkende, veredelnde Freundſchaft iſt eines der höchſten Güter, welches ſich der edle Mann erringen kann. Möge er noch lange als leuchtender Stern flammen an dem trüben Himmel der Gegenwart!“

---

*) Das Vertrauen des Volkes machte ihn zum Sammler für alle diejenigen, die es unterſtützen wollte. Er erhielt zu dieſem Zwecke bedeutende Summen Geldes, die ihm großen Theils ohne Unterſchrift zugeſchickt wurden. Seinen thätigen Bemühungen iſt es hauptſächlich zu verdanken, daß der Zweck der Unterſtützung wirklich erreicht wurde. Er ſandte zur Unterſtützung der (ſogenannten ſieben) Göttinger Profeſſoren über 1200 fl., für Jordan's Familie über 10,000 fl., für Seidenſticker gegen 2500 fl. Minder reichlich fielen aus ſeine Sammlungen für Weidig's Kinder, Siebenpfeiffer's Tochter, Heinzen's und Steinacker's Familie. Für Beſeler haben die Sammlungen erſt begonnen. Durch dieſe Sammlungen wurde Itzſtein's Name im ganzen Vaterlande ſo bekannt, daß man ihn in manchem Schreiben mit dem Titel: „Vater der Unglücklichen,“ ferner: „Deutſcher Säckelmeiſter“ und „Vaterländiſcher Großalmoſenier“ beehrte.

Heinrich Theodor von Schön.

Von

Friedrich v. Schönthal.

Noch iſt kein Fürſt ſo hochgefürſtet,
So auserwählt kein ird'ſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden,
So viel, ſo wenig ihm gefällt!

Die Gnade fließet aus vom Throne;
Das Recht iſt ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdenſohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wann ſich Männer frei erheben
Und treulich ſchlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben,
Und der Vertrag gibt ihm Beſtand.

Uhland.

Heinrich Theodor von Schön.

Geboren den 20. Januar 1773.

Das Leben iſt ein Kampf. Siehe in die Welt um dich her, ſieh auf die Völker, von denen wir mit Wahrheit ſagen können: ſie leben. Die ſtaatlichen Einrichtungen geſtatten ihnen freien Raum zum Kampfplatze, auf dem die mannigfachſten Intereſſen hart auf einander ſtoßen, ihre ganze Kraft im Streite mit den Gegenſätzen erproben, in dieſem Kampfe ihre innere Lebensfähigkeit entwickeln und erhöhen. Da gilt kein ruhiges, friedliches Gewährenlaſſen; da iſt das Gute der Feind des Schlechten, das Beſſere der Feind des Guten, das Eine ſucht das Andere zu verdrängen, zu vernichten, und das Wahre, das Rechte geht ſiegreich aus dem Kampfe hervor. Da iſt Leben. Wende deine Blicke anderwärts, auf die Nationen, die in ſtiller Ruhe und Behaglichkeit es „gehen laſſen wie's Gott gefällt.“ Da ſiehſt du keine friſche Kraft ſich geltend machen, kein Thatendrang erfüllt die Bruſt, kein Kampf der Prinzipien und der Intereſſen wogt dir entgegen; da iſt der Friede, die Ruhe des Kirchhofs; da iſt kein Leben, iſt kein Kampf. Sieh auch dorthin, wo die eiſerne Hand des deſpotiſchen Herrſchers jede Regung der ſelbſtthätigen Kraft im Volke erdrückt, wo die Stimme der Gewalt jeden Anſpruch auf freie Thätigkeit, auf menſchliche Entwickelung zurück donnert; oder wo polizeiliche Bevormundung die Schnur, an welcher ſie das unmündige Volk lenkt und gängelt, ſtrafſer nach ſich zieht, wenn irgend ein Zuſammenſtoß der Kräfte denkbar wäre; dort iſt die Ruhe, wie ſie dem Gewitter-Sturme vorhergeht; hier die Stille der Kinderſchule, es iſt kein Leben, iſt kein Kampf.

Und wie es iſt im Leben ganzer Völker, ſo iſt es bei den einzelnen Menſchen. Leben heißt thätig ſein, wirken. Der Träge, der nicht wirken mag, — er lebt nicht, er kämpſt nicht; der Schwache, der nicht wirken kann, friſtet ein kümmerliches Daſein, er kann nicht kämpfen, kann nicht wahrhaft leben; der Feigling, der nicht kämpfen will, wagt nicht einmal zu leben, wagt es nicht, ſeine Thatkraft zu entwickeln, zu gebrauchen, aus Furcht in's Gedränge zu kommen. Dort kannſt du nur beklagen und bedauern, hier nur verachten. Du aber, der du wahrhaft menſchlich leben willſt, du wirſt deine Ueberzeugung, deine ganze Weltanſchauung zu vertheidigen haben gegen die Angriffe Andersdenkender, und in dieſem Kampfe wirſt du erſt recht zu der Klarheit und Kraft deines Bewußtſeins gelangen, du wirſt erſt in dieſem Streite ganz deiner Ueberzeugung leben lernen, in ihm und durch ihn wird ſie dir erſt wahrhaft lieb werden als etwas zu deiner Eigenthümlichkeit Gehöriges, als dein eigenſtes Eigenthum. Du, der du leben, der du thätig ſein, der du wirken willſt, du wirſt dem Widerſtande feindlicher Beſtrebungen nicht entgehen, du wirſt dir kämpfend Wege bahnen müſſen zu deinem Ziele, du wirſt dir Raum erringen müſſen, auf dem deine Thatkraft ſich entfalten, in dem dein Leben eine Geſtalt gewinnen könne. In dieſem Kampfe wird deine Kraft ſich ſtählen, die Schwungkraft deines Willens wird ſich erhöhen und dein Wirken nachhaltiger, tiefer eingreifend werden in die Geſtaltung der Dinge um dich her. Zum wahren Leben gehört der Kampf; ſo iſt es überall, wohin du blicken magſt, und es iſt gut, daß es ſo iſt. Das rechte Glück des ächten Lebens liegt wahrlich nicht in Ruhe und Frieden, ein ſolches Lebens-Ideal paßt nur für Schwächlinge und Feiglinge, und allenfalls für — Kloſterbrüder, die dem menſchlichen Leben abgewandt, auf Erden unnütz, für die Menſchen und deren höchſten Zwecke todt ſind bei lebendigem Leibe.

Der höchſte, der ſchönſte Kampf des Menſchen aber, der trotz der größten Mühen, trotz des verzweifeltſten Widerſtandes dennoch Götter-Seligkeit verleiht, das iſt *der Kampf für eine Idee.* Hat ein ſolche dich erfaßt, haſt du nicht ſie, hat ſie vielmehr dich, durchdringt ſie jede Faſer, jeden Nerv deines Lebens: du *mußt* ihr Geltung zu verſchaffen, zu erkämpfen, mußt ſie einzuführen ſuchen in die Welt, damit die Gottentſtammte belebe, bilde und veredle, was belebungs-, bildungs- und veredlungsfähig iſt. So wird im Kampfe dein Leben ein geheiligtes, ein gottgeweihtes, du fühlſt dem Höchſten näher dich gerückt und ſegneſt ſelbſt den Kampf, ob er dich auch verzehre. Und dringſt du auch nicht durch, reicht deine Kraft, reicht deine Zeit nicht aus, den Sieg der Idee zu erringen: du haſt gewirkt, du haſt geſtritten für das Höchſte auf Erden, du haſt gelebt für alle Zeiten.

„Kein Kampf und keine Noth, kein Leiden, keine Fahr,
„Die zu beſtehn du haſt, wird bleiben unfruchtbar,
„Wenn ſie dir andre Frucht und Ausbeut' auch nicht gaben,
„Als die Beruhigung, beſtanden ſie zu haben.“ *)

Einen ſolchen Kämpfer für die Idee, einen rüſtigen Streiter für ſeine Ueberzeugung von Wahrheit und Recht gedenken wir in der nachfolgenden Skizze unſern Leſern vorzuführen. Sein Name lebt im Volke und wird lang noch fortleben, wenn ſeine Gegner der Vergeſſenheit anheim gefallen; einſt wird, was er gewollt, was er erſtrebt, ſein Volk beglücken, das dann in dankbarer Erinnerung an ihn des Segens ſich erfreuen wird, den er nicht mehr erblickt. Für uns aber werde der Hinblick auf ſeine Unermüdlichkeit, auf ſeine Beharrlichkeit, auf ſeine Treue im Kampfe für die Idee, die er in ſich und die ihn ſelbſt getragen, ein neuer Sporn zu gleichem Ringen, ein friſcher Troſt in unſern Kämpfen!

---

*) *Friedr. Rückert* „Weisheit des Bramanen“.

Heinrich Theodor von Schön ſtammt aus einer adeligen Familie in Litthauen. Sein Vater, einfacher Gutsbeſitzer und Domänenrath zu Löbegallen, ließ den von Rudolf II. der Familie verliehenen Adel wieder erneuen, um vier ſeiner Söhne in den Militärſtand treten laſſen zu können. Seine erſte Erziehung erhielt v. Schön von Hauslehrern, bis er im 20. Jahre die Univerſität Königsberg bezog, um ſich dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen. Hier lehrte damals Kant, der „Königsberger Philoſoph". Gewöhnliche Naturen, alſo bei weitem die große Mehrzahl auch der Studirenden, halten es für vollkommen hinreichend, wenn ſie ſich mit dem bekannt gemacht haben, was zunächſt zu ihrer Fachwiſſenſchaft gehört; es handelt ſich bei ihnen um nichts Anderes als, durch ihre „Brotſtudien" die milchende Kuh zu bekommen, die ſie mit Butter verſorgt. Philoſophiſche Studien wurden und werden als ermüdende, langweilige und nutzloſe Dinge betrachtet, mit denen man „den Kopf ſich nicht zerbrechen" mag. Und doch ſind ſie es, die einzig und allein es vermögen, ächte Wiſſenſchaftlichkeit in jedes Studium hineinzubringen; ſie ſind es, welche allein diejenige allgemeine Bildung zu geben im Stande ſind, ohne welche auch der Gelehrte ein kurzſichtiger, beſchränkter, im gewöhnlichſten Alltagsleben untergegangener Menſch bleiben muß. Die Philoſophie allein vermag es, den Geiſt zu entfeſſeln, den Blick zu erheben und zu erweitern; ſie nur, und das iſt die Hauptſache, führt ihre Jünger zur klaren Auffaſſung einer Idee, zu der begeiſterten Hingebung an eine ſolche, und lehrt ſie, auch in jedem Wirkungskreiſe das Höhere finden, das Höchſte erſtreben. Ihr zunächſt wandte v. Schön ſich zu; die juriſtiſche Bildung ſollte bei ihm erſt auf die allgemeine philoſophiſche gegründet werden, und da war für ihn Kant der rechte Führer, der ihn anleitete, mit philoſophiſchem Blicke alle Verhältniſſe des Lebens aufzufaſſen und ſie einer höheren Entwickelung entgegen zu führen. Die Einwirkung Kant's auf den jungen v. Schön iſt für dieſen von der entſchiedenſten Bedeutung für das ganze Leben geweſen, wie denn auch bei einer feierlichen Veranlaſſung der verdienſtvolle Greis in ſeiner Beſcheidenheit laut erklärte, das, was er Gutes gethan, verdanke er ſeinem Lehrer, dem unſterblichen Kant in Königsberg. Hier und durch ihn wurde v. Schön von einer Idee erfüllt und begeiſtert; hier erwarb er ſich den Muth der Hingebung an eine ſolche, und hier erfaßte ihn das Streben, ſein ganzes Leben der Verwirklichung derſelben zu widmen.

Nach Beendigung ſeiner Studien ging v. Schön nach England, um die politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Einrichtungen dieſes Landes kennen zu lernen, und wir begreifen leicht, daß die Zuſtände eines freien Volkes, wie ſie ihm dort vor Augen traten, von großem Einfluß auf ſeine Anſichten und auf ſeinen ferneren Bildungsgang ſein mußten. Hatten ſeine philoſophiſchen Studien ihn das Ideal eines freien, ſelbſtſtändigen Volkslebens kennen gelehrt, ſo ſah er hier in der Wirklichkeit die Verhältniſſe in vielfacher Weiſe ſo geſtaltet, daß es bei ihm nun nicht mehr zweifelhaft ſein konnte, ob überhaupt die Idee im Leben Platz greifen könne; aber die Zuſtände in ſeiner Heimath waren noch der Art, daß, wie er wohl erkannte, erſt noch große Hinderniſſe aus dem Wege geräumt werden mußten, bevor an eine Geſtaltung der Verhältniſſe, wie er in England ſie geſehen, auch nur gedacht werden konnte. **Ein freies, ſelbſtſtändiges Volksleben:** das war die Idee, die er nach Kräften einſt zu verwirklichen gedachte; der Kampf für dieſe Idee mit der ihr feindlich entgegenſtehenden Wirklichkeit und mit deren Verfechtern macht den ganzen Inhalt ſeines vielbewegten Lebens aus. Mit der Reiſe nach England war ſeine theoretiſche Vorbildung geſchloſſen; er tritt kurz nach ſeiner Rückkehr in's praktiſche Leben ein, und beginnt ſeine Beamtenlaufbahn bei der Regierung in Königsberg, von wo er aber bald als Kriegs- und Domänenrath an die Regierung zu Bialyſtock, im damaligen Neu-Oſtpreußen geſchickt wurde. Hier vermählte er ſich 1802 mit der Tochter des Präſidenten dieſer Provinz, Lydia von Auerswald, und ſeine nunmehrige Stellung zu Jenem mag nicht ohne Einfluß auf die raſche Carriere geblieben ſein, zu welcher ſich ihm jetzt die ſchönſten Ausſichten darboten, da er nicht lange nach jener Verbindung als Geh. Finanzrath in das General-Direktorium nach Berlin berufen wurde.

Nun aber, je höher er in die oberen Schichten der Beamtenſphäre hineinrückte, offenbarte ſich auch immer mehr der Zwieſpalt zwiſchen ſeinem Wollen, ſeinem Streben und der ganzen damaligen Staatseinrichtung. In den niederen Wirkungskreiſen ſtand er dem leitenden Staatsprinzip noch zu fern, und ſeine politiſche Weltanſchauung blieb noch ohne Einfluß auf die Geſtaltung der Verhältniſſe; je näher ſeine Wirkſamkeit dem eigentlichen leitenden Gedanken der Staatseinrichtung gebracht wurde, in deſto ſchrofferen Gegenſatz trat er in ſeinen Beſtrebungen, in ſeinen Ueberzeugungen mit den vorhandenen Zuſtänden. Wie er dieſe vorfand und wie ſie entſtanden, ſchildert er ſelbſt in ſeiner bekannten, vielbeſprochenen Schrift: „Woher und wohin?“ (auf die wir ſpäter noch zurückkommen werden) in folgender Weiſe:

„Friedrich II. fand ein ungebildetes, gedankenloſes und kein denkfähiges Volk vor. Zuerſt aus ſeinem Geiſte ging eine neue Gedankenwelt auf das Volk über, und die Macht des Geiſtes machte ſich geltend. Das Volk, hochbegeiſtert von dem ideenreichen Könige, folgte ihm blind, wohin er es führte. Aber Licht entzündet Licht. Des Königs Ideen ſollten in's Leben treten, Staatsdiener mußten ſeine Befehle vollſtrecken, und auch in ihnen machte ſich die Macht des Geiſtes geltend; es gingen einzelne Strahlen von dem Glanze des großen Geiſtes auch auf ſie über. Dies gab der Dienerſchaft in den Augen des Volkes größere Wichtigkeit und höhere Bedeutung, als ſonſt dem Vollſtrecker gegebener Befehle zu Theil wird. Dieſer Abglanz des Heiligenſcheines des Königes mußte zwar vor dem immer heller aufleuchtenden Lichte der Volksbildung, vor dem ſteigenden Kulturzuſtande des Volkes immer matter zurücktreten. Allein wie die Kirche an ihren Heiligen immerdar gern feſthält, ſo pflanzte ſich auch die Meinung jenes Abglanzes von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, bis das preußiſche Beamtentreiben den Höhepunkt erreichte, daß ſie wie im Sinne der katholiſchen Kirche handelte: denn wie der Geiſtliche dort nur für ſich, ohne Beziehung und Rückſicht auf die Gemeinde, den Gottesdienſt verrichtet, ſo wähnte der preußiſche Beamte, beſonders der dem Volke fern ſtehende, daß der Staatsdienſt nur für ihn, und daß er nicht für das Volk, ſondern daß das Volk für ihn da ſei."

„Die ſteigende Kultur äußerte auch ihren Einfluß auf die Beamtenwelt, ſo daß ſie bald nicht mehr blinde Werkzeuge zur Vollführung eines fremden Willens ſein wollten, ſondern ſie glaubten, eigene Gedanken und Meinungen über Staat und Staatsverwaltung aufſtellen und verwirklichen zu können. So ſtellte ſich bald jeder Beamte als der Repräſentant einer ausübenden Macht, oder vielmehr als beſonderer Machthaber in dem ihm zugewieſenen Kreiſe dar, und es konnte nicht fehlen, daß dieſe Beamtenſtellung ſich dem Volke nur zu empfindlich geltend machte. Ueberdies kam noch hinzu, daß in dem früheren roheren Staatszuſtande eine Menge, das Volk unmittelbar berührender Angelegenheiten von den Ortsobrigkeiten oder den Gutsherren in Ordnung gehalten oder gewiſſermaßen patriarchaliſch verwaltet worden waren. Dieſer Zuſtand der Dinge ließ ſich nun allerdings nicht mehr halten; er ſtand dem Bildungszuſtande des Volkes hemmend gegenüber. Statt nun aber durch eine beſſere Ordnung der Nationalverhältniſſe dieſen Angelegenheiten den angemeſſenen Weg einer in ihrem eigenen Weſen begründeten Organiſation anzuweiſen, zog man ſie vor das Gouvernement, welches dadurch aus ſeinem Kreiſe heraustretend, die geſtellte Aufgabe niemals zweckmäßig löſen kann. Die Folge war: das Volk ſah immer klarer ein, daß es fort und fort wie am Gängelbande geleitet, gleich einer Heerde hierhin und dorthin geführt, und ohne Grund und Zweck zu kennen, bald zu dieſer, bald zu jener Handlung aufgefordert und genöthigt wurde."

Der ganze Grundgedanke dieſes Syſtems der Bevormundung, die ganze Büreaukratie fand in Schön's politiſcher Weltanſchauung keinen Platz; nicht etwa blos einzelne Hinderniſſe ſtanden ſeinen Beſtrebungen entgegen: nein, die Geſammtzuſtände der Staatsverwaltung, das Prinzip ſtand ihm feindlich gegenüber. Er wollte einen lebendigen Organismus, in dem Wechſelwirkung der Funktionen zwiſchen den Beamten und dem Volke Statt finde, nicht die Einſeitigkeit der Büreaukratie, die ihm entgegenſtand; er wollte freies, ſelbſtſtändiges Volksleben, und nicht die Bevormundung und Gängelung desſelben von einer Kaſte, die deſſen wahre Intereſſen nicht verſtand, und die, anſtatt ausführendes Organ des Volkswillens zu ſein, es vorzog, ſein Hirte und ſein Treiber zu bleiben. In ſolche Zuſtände mochte eine bloße Beamtenſeele ſich finden und fügen, die ihre Befriedigung darin ſuchen konnte, unter allen Verhältniſſen eben nur zu ſchreiben, zu expediren und Gehalt zu beziehen; die Seele eines Staatsmannes, wie v. Schön, mußte ſich unheimlich fühlen in ſolcher Luft, mußte ſich beengt fühlen in ſolchem Mechanismus, mußte kämpfen, um wirken, — wirken, um leben zu können.

Preußen war mit ſeiner Geſchichte, mit den Grundbedingungen, welche ſeine Erhebung hervorgebracht hatten und ſeine Fortentwickelung möglich machten, in Widerſpruch getreten, und der dadurch hervorgerufene Verfall der innern Kraft ließ ſich freilich durch einen energiſchen und durchgreifend reformirenden Charakter nicht hemmen, nicht verhindern; ja, es iſt kaum anders denkbar, als daß ein raſches und entſchloſſenes Handanlegen den überlebten Mechanismus der Staatsmaſchine nur noch früher zum Falle gebracht haben würde, ſtatt denſelben aufrecht zu erhalten. Mit leichtſinniger Hand war die Ordnung der Maſchine geſtört worden; unkluge, kurzſichtige und bigotte Lebensanſichten eines Miniſters hatten die belebende und bewegende Kraft abgeſchnitten; in der äußern Politik war Unentſchloſſenheit, Halbheit und Rathloſigkeit an die Stelle der frühern Entſchiedenheit, Beſtimmtheit und Kraft getreten. Es bedurfte nur einer Veranlaſſung, und der innere Verfall hatte den äußeren in ſeinem Gefolge. Dieſe Veranlaſſung kam bald, noch ehe man es ahnte. Das Prinzip der Bewegung, des Fortſchrittes hatte den Staat groß gemacht und ihn ſiegreich hervorgehen laſſen aus dem Kampfe gegen das Veraltete und Stabile, aus den Kriegen gegen Oeſterreich. Jetzt gebärdete ſich Preußen wie die alten Staaten, verſuchte zu kämpfen für die alten, morſchen Zuſtände gegen die neue Zeit. Seine Hoffnungen lagen in der Zukunft, und der Bewegung mußte es ſich anſchließen; ſtatt deſſen lebte und ſchwelgte es in der Erinnerung, in der Vergangenheit, und trat der Bewegung entgegen. Der einzige Schlag bei Jena genügte, um die Scheingröße zu vernichten, um den inneren Widerſpruch mit ſich ſelbſt, um die verborgene Machtloſigkeit an's Tageslicht treten zu laſſen.

Unmittelbar nach dieſem Schlage war v. Schön dem königlichen Hofe von Berlin nach Königsberg gefolgt, wo er als Geheimer Staatsrath zum Direktor einer Abtheilung des Miniſteriums ernannt wurde.

Nach dem Frieden zu Tilſit hatte Hardenberg ſeine Stelle niederlegen müſſen; die Geſchäfte derſelben wurden, ſo weit ſie die Finanzen und das Verpflegungsweſen betrafen, einer Immediat-Kommiſſion übergeben, zu deren Mitgliedern v. Altenſtein, Stägemann, v. Klewitz und v. Schön ernannt wurden. In dieſer Zeit war die Unentſchloſſenheit und die Muthloſigkeit groß. Einzelne Mitglieder der Kommiſſion glaubten den Staat aus dieſer Lage retten zu können durch leiſes Auftreten, durch Nachgeben, durch Schmiegen und Biegen; v. Schön dagegen war mit dem vollſten Rechte der Ueberzeugung, daß in keiner, auch nicht in der allerunſeligſten Lage des Lebens Alles verloren iſt, ſo lange noch Selbſtvertrauen, ſo lange noch Beſtimmtheit und Entſchiedenheit des Handelns erhalten worden, daß aber mit dem Verluſte des Selbſtvertrauens immer Alles verloren geht. So drang er auf beſtimmtes, entſchiedenes Auftreten; er wollte auch nicht den geringſten Schein der Muthloſigkeit in irgend einer Handlung durchblicken laſſen, und als Napoleon die Auslieferung eines Patrioten verlangte, war v. Schön der Einzige, der im Staatsrathe derſelben ſich widerſetzte; denn, ſagte er, der Staat, welcher ſeine Bürger nicht zu ſchützen vermöge, verdiene nicht zu exiſtiren.

Eine ſolche Entſchiedenheit jagte nun vollends ſeine zaghaften Kollegen in Angſt und Noth; dafür thaten ſie, was gewöhnlich zu geſchehen pflegt: ſie ſtellten ihn dar als Hitzkopf, als Revolutionär ꝛc., der den Staat durch ſeine Unbeſonnenheit — wie Entſchiedenheit des Handelns von Solchen genannt wird — dem ſicheren Verderben entgegen führe. Das ſo oft beliebte Manöver gelang auch hier; ſie erreichten es, daß v. Schön in Verwickelungen gebracht wurde, die es ihm ſelbſt wünſchenswerth machten, ſich den Ränken und dem Treiben der Parteien zu entziehen, und er entſchloß ſich, als Präſident der Regierung nach Gumbinnen zu gehen. Damit aber hörte er keineswegs auf, für die moraliſche Hebung ſeines Vaterlandes nach Kräften zu wirken. Er trat in eine innige Verbindung mit Stein. In Dieſem hatte Preußen den Mann gefunden, den es in ſeiner Lage bedurfte, den Mann der entſchloſſenen That, der Ausführung der rettenden Idee. Stein's Verdienſte aber ſollen wahrlich nicht beeinträchtigt werden, wenn auch die Ideen, durch deren Verwirklichung er die Wiedergeburt des Staates bewirkte, nicht urſprünglich ihm angehörten, wenn dieſe vielmehr als von Schön ausgegangene bezeichnet werden müſſen. Wie einige Jahre ſpäter Blücher der rechte Mann dazu war, die Gedanken, welche Gneiſenau entwickelte, auszuführen, ohne daß dadurch dem Verdienſte Blücher's Abbruch geſchieht, ſo wird auch Stein's Wirken nicht verkleinert, wenn die leitenden Gedanken ſeiner Thätigkeit ihrem wahren Eigenthümer wieder zuerkannt werden. Schön war es, der die Ideen zur Wiedergeburt des Staates entwickelte; Stein führte ſie aus; Schön entwarf die Grundzüge der Reform, der Reorganiſation, Stein ließ ſie in's Leben treten. Ja, wenn wir den Mittheilungen eines trefflichen Werkes, („Preußens Staatsmänner") das wir vielfach benutzen, unbedingt vertrauen dürfen, ſo gehört das unter Stein's Namen kurſirende „politiſche Teſtament," (S. Männer d. Volks, Bd. III. Lief. 3) wenn auch mit kleinen Abweichungen in der Form, als Entwurf urſprünglich v. Schön an. In jedem Falle hat dieſer einen ſehr weſentlichen Antheil an allen Reformen, die Stein in's Leben gerufen. Wollen wir daher der Wirkſamkeit Jenes genau folgen, ſo müſſen wir hier, wenn auch nur andeutend, hinweiſen auf Einiges, was durch die glückliche Verbindung dieſer beiden Männer Großes zu Stande gebracht worden iſt.

Zunächſt galt es, auf dem Wege der Geſetzgebung das Intereſſe aller Stände des Volkes an der Erhaltung und an der Entwickelung der ſtaatlichen Verhältniſſe zu wecken. Ein Intereſſe kann aber der Menſch überhaupt nur an ſolchen Dingen nehmen, die ſeiner Einwirkung nicht entzogen ſind. Bürger und Bauern aber ſahen ſich bis dahin von jeder Einwirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten auch ihrer ſpeziellen Lebenskreiſe ausgeſchloſſen; der Staat leitete und regelte dieſelben, ohne die entfernteſte Mitwirkung der zunächſt Betheiligten zu geſtatten. Der Bauer war an ſeine Scholle gekettet, die Erbunterthänigkeit erniedrigte ihn zur bloßen Sache; wie hätte ein ſolcher es vermocht, ſeine Theilnahme der Erhaltung und der Fortbildung der öffentlichen Zuſtände zuzuwenden? Das Erſte, was v. Schön für unumgänglich nothwendig erachtete, war die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Lehnsverhältniſſe; Stein erließ kaum einen Monat nach Antritt ſeines Amtes, am 9. Oktober 1807, das Edikt, den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, ſo wie die perſönlichen Verhältniſſe des Grundeigenthümers betreffend. Von nun an war der Bauer nicht mehr an den Boden gefeſſelt, von nun an nicht nothwendig mehr zu Frohndienſten verpflichtet. Er hörte auf, ſelbſt Sache zu ſein; er konnte nicht mehr als Inventariumsſtück verhandelt werden; er war in ſtaatlicher und rechtlicher Beziehung Menſch geworden. Das war der erſte Schritt, und Schön hatte ſehr richtig erkannt, daß der Begriff des Menſchen dem des Bürgers vorangeht. Eine Kommunal-Ordnung für die Landgemeinden würde, fortbauend auf dem neu geſchaffenen Zuſtande, die zu Menſchen erhobenen Bauern zu Staatsbürgern gemacht haben. Sei es indeß, daß Schön mit Stein dieſen Fortſchritt für einen allzuraſchen hielt, — ſei es, daß nach jener erſten Sorge für die Erhebung des Bauernſtandes die Thätigkeit unſerer beiden Staatsmänner von anderen Seiten her allzuſehr in Anſpruch genommen wurde, — genug, die Kommunal-Ordnung für die Landgemeinden wurde nur in Ausſicht geſtellt, nicht aber verliehen, und erſt jetzt erwarten die öſtlichen Provinzen Preußens, daß den nächſten Provinzial-Ständen eine ſolche zur Begutachtung vorgelegt werde.

Nachdem auf dieſe Weiſe die bäuerlichen Verhältniſſe in die Bahn ſelbſtſtändiger Entwickelung geführt worden waren, wendeten Schön und Stein ſich der politiſchen Hebung des Bürgerſtandes zu. Die Städteordnung vom 19. November 1808 erklärte die Städte für mündig, übertrug ihnen ſelbſt die Verwaltung und Leitung ihrer eigenen Angelegenheit, enthob ſie der Bevormundung der Staatsbeamten, und bahnte im freien Städtebürger den Uebergang an zum freien Staatsbürger. Ohne alle Frage gewährt dieſe alte, „gute“ Städte-Ordnung, — wie ſie im Gegenſatze zu der revidirten von 1832 wohl genannt worden iſt, — den Bürgern in Preußen eine Freiheit und Selbſtbeſtimmung, wie eine ſolche in den freieſten und geprieſenſten Staaten Europa's kaum zu finden ſein möchte.

Dieſe beiden Anordnungen, die Aufhebung der Lehnsdienſtbarkeit und Erbunterthänigkeit bei dem Bauernſtande und die Mündigkeitserklärung der Städte bildeten die Grundlage, auf denen nach Schön's Idee das Weſen des neu zu ſchaffenden Staates gegründet werden ſollte. In dieſer Grundlage war das Prinzip der Bevormundung aufgegeben, und der Stimme des Volkes in den allgemeinen

Angelegenheiten der gebührende Einfluß ertheilt worden. Die ſtädtiſchen Gemeinden bildeten jede in ſich einen lebensvollen Organismus, und alle dieſe kleinen Repräſentativſtaaten, dieſe freien Einzelexiſtenzen ſollten von Einem Geiſte beſeelt, auf Einen Mittelpunkt bezogen, jede eine kleine Welt ſein, die in der großen des Geſammtſtaates als lebendiges Glied des Organismus thätig ſein ſollte. Dieſer Mittelpunkt war nach der Idee der neuen Gründer des Staats die Reichsſtände. Jn dieſen ſollten jene kleinen Organismen ihre Vollendung finden, von den Reichsſtänden ſollte ihr Lebensprinzip gehalten und getragen werden, und ſie ſollten wiederum ſelbſt den Reichsſtänden Leben und Halt verleihen; das Eine ſollte ſeine volle Exiſtenz erſt durch das Andere erhalten. Wenn Schön und Stein dieſen Organismus nicht in ſeiner Vollendung, in ſeiner Ganzheit in's Leben gerufen haben, ſo lag die Schuld nicht an ihnen; nie aber hat v. Schön aufgehört, für dieſe Vollendung, für dieſe Verwirklichung der Idee eines organiſchen Staates zu wirken und zu kämpfen.

Wenige Tage, nachdem die Städteordnung verliehen war, am 24. November 1808, nachdem Stein kaum Ein Jahr lang erſter Miniſter in Preußen geweſen, ſah dieſer, in Folge der Entdeckung ſeiner Abſichten zur Vertreibung der Franzoſen, ſich genöthigt, ſeinen Abſchied zu fordern, den er von dem Könige in ſehr anerkennenden Ausdrücken und mit großem Bedauern erhielt. Er ging nach Böhmen und wartete in Brünn den Augenblick ab, der ihn zu neuer Thätigkeit rufen würde. Die Verbindung aber zwiſchen Stein und Schön war damit noch nicht aufgehoben, und beſonders war es der von Jenem geſtiftete „Tugendbund", der ſie in gleichem Streben vereinigt hielt, bis derſelbe im Jahre 1809 vom Könige aufgelöſt werden mußte.

Nach dem Rücktritte Stein's fehlte der oberſten Verwaltung Einheit und Entſchloſſenheit; der Graf von Dohna, Altenſtein, Beyme und Goltz leiteten die Angelegenheiten, aber ſo, daß überall der Zuſtand der Dinge ſich als ein nur interimiſtiſcher erkennen ließ. Mit dem Grafen Dohna ſtand Schön ſchon von früherer Zeit her in ſehr inniger Verbindung. Es war wieder, wie vor dem Eintritte Stein's, eine Zeit der Unentſchiedenheit und der Rathloſigkeit über das Miniſterium herein gebrochen; das Werk der Reorganiſation des Staats wurde nicht fortgeſetzt, das Miniſterium bebte zurück vor durchgreifenden Reformen im Innern; es vermied ſorgfältig ein feſtes und entſchiedenes Auftreten nach Außen, Napoleon gegenüber, und ſuchte überall zu laviren, aus Furcht, die ganze Exiſtenz des Staates auf's Spiel zu ſetzen. Wirklich hatte ſich das Gerücht von einer beſchloſſenen Auflöſung Preußens verbreitet; man trug ſich im Publikum mit der Nachricht herum, daß eine Provinz, — wie man vermuthete, Schleſien — von Preußen getrennt werden ſolle; da wurde Hardenberg als Kanzler an das Ruder des Staates gerufen, und mit ihm kehrte Feſtigkeit und Entſchiedenheit nach Außen, Kraft und Beſtimmtheit in die Leitung und Fortbildung der innern Angelegenheiten zurück. Wie einſt Stein ſuchte nun Hardenberg die Würde des Staates aufrecht zu erhalten, indem er ſich beſtrebte, Napoleon zu imponiren und durch Kühnheit den Sturm zu beſchwören; wie Stein ſuchte auch Hardenberg den Staat neu zu beleben und organiſch zu geſtalten; gleiche Pflichten ſollten gleichen Rechten entſprechen, und ſo wurde die Steuerfreiheit des Adels abgeſchafft; die Gewerbefreiheit trat an die Stelle des Zunftweſens, die geiſtlichen Güter wurden eingezogen und nach den verſchiedenſten Richtungen hin Maßregeln ergriffen, die nur als nothwendige Folgerungen aus dem Syſteme Stein's betrachtet werden mußten. Hardenberg geſtaltete im Sinne Stein's und Schön's, und ſchenkte dieſem ſein vollſtes Vertrauen.

Endlich kam die Zeit der Erhebung, die Zeit, in der es galt, in's Leben zu rufen, was im Stillen vorbereitet war. Als Präſident der Regierung zu Gumbinnen befand ſich v. Schön in der Nähe des Schauplatzes, auf dem das Vorſpiel der Befreiung Deutſchlands aufgeführt wurde.

York ſtand mit ſeinem Corps in Kurland, und der lebhafte Briefwechſel, welchen derſelbe mit v. Schön unterhielt, läßt wenigſtens vermuthen, daß der kühne Entſchluß York's, die bekannte Kapitulation mit Diebitſch abzuſchließen, nicht ohne Mitwiſſen v. Schön's gefaßt wurde. Erſt mußte ja die äußere Unabhängigkeit neu begründet ſein, bevor der Hoffnung Raum gegeben werden durfte, die Durchführung der Idee eines freien, organiſchen Staatslebens möglich zu machen. Daß v. Schön dem York'ſchen Entſchluſſe nicht fremd geblieben, erkennen wir beſtimmter daran, daß, gleich nachdem das Signal gegeben, noch vor dem Aufrufe des Königs, die Organiſation der Volksbewaffnung in Preußen begann, deren Berathung und Leitung v. Schön und Graf Dohna in Verbindung mit den zuſammenberufenen Landſtänden ſich angelegen ſein ließen. Wir dürfen hier nicht unerwähnt laſſen, daß das Inſtitut der Landwehr, vor ſeiner offiziellen Einführung, ſchon völlig in der Provinz Preußen organiſirt war; nur der Name fehlte noch, und auch dieſen erhielt es nach dem Vorſchlage des Grafen Dohna in einer Verſammlung, welche zur Berathung über das fertige, wenn gleich namenloſe Inſtitut zuſammen getreten war. Nicht von Militär- oder Civilbeamten errichtet, ſondern aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen, durch die Kraft des Volkes herangereift, war die Landwehr die ſchönſte Frucht des Geiſtes der Selbſtſtändigkeit, welche das Unglück von 1807 bis 1813, ſo wie die Geſetze jener Zeit im Volke herangebildet hatten, und es bleibt das hohe Verdienſt Schön's und des Grafen Dohna, als ächte Männer des Volks blos an deſſen Spitze getreten zu ſein, und die ſelbſtſtändige Entwickelung der Volkskraft in die zum Heil führende Bahn geleitet zu haben.

Nach dem bekannten Aufrufe des Königs vom 3. Februar 1813 hatte v. Schön als Regierungs-Präſident natürlich einen großen Antheil an den Rüſtungen in ſeiner Provinz; ſeine raſtloſe Thätigkeit ſah ſich aber auch mit dem ſchönſten Erfolge belohnt, da trotz der Erſchöpfung der Provinz dennoch außer einem Kavallerie-Regimente 20,000 Mann Infanterie zuſammen gebracht und von ihr beſoldet wurden.

Aber ſchon vor dem Ausbruche des Krieges, ſogar noch vor Abſchluß der York'ſchen Kapitulation, trugen ſich in der Provinz Preußen Dinge zu, deren Mittheilung wir unſern Leſern nicht vorenthalten dürfen, da gerade hier v. Schön's Benehmen in einem Lichte erſcheint, das den Mann der Kraft, den deutſchen Mann des Volkes charakteriſirt. Napoleon hatte bekanntlich in ſchleunigſter Haſt von ſeiner Armee ſich entfernt, und ſeinem Schwager, dem Könige von Neapel, den Oberbefehl über die Trümmer desſelben für die Dauer ſeiner Abweſenheit übertragen. Da, am 18. Dezember 1812, kömmt in unbeſchreiblicher Angſt der Landrath Seemann zu v. Schön geſtürzt, mit der Meldung, daß Murat Befehl ertheilt habe, in der folgenden Nacht alle Kriegs-Magazine, Vorräthe u. ſ. w. zu verbrennen. Kam dieſer Befehl zur Ausführung, ſo ließ ſich bei der großen Kälte und dem heftigen Sturme, der gerade wüthete, der Untergang der Stadt vorausſehen. Mit feſter Entſchloſſenheit entſendete v. Schön den Landrath zum Adjutanten des Ober-Generals, und ließ dieſem erklären: ſobald ein Funke aus einem Magazin ſprühe, werde er die Sturmglocke läuten laſſen, und er bürge dafür, daß kein Franzoſe lebendig die Stadt verlaſſen ſolle. Das wirkte; die Ausführung des bereits gegebenen Befehls unterblieb, und den Franzoſen wurde es in der Nähe eines ſo entſchiedenen Patrioten ſo unheimlich, daß ſie am nächſten Morgen in aller Frühe die Stadt räumten.

Eine ſolche imponirende Stellung nahm v. Schön den Franzoſen gegenüber ein. Nicht minder entſchieden trat er gegen ruſſiſche Uebergriffe auf. Bald nach dem Abſchluſſe des York'ſchen Waffenſtillſtandes rückten ruſſiſche Truppen in die Provinz Preußen ein und wurden daſelbſt überall mit Jubel und Begeiſterung empfangen. In der Freude über dieſe plötzliche, ganz unerwartete Aenderung der Dinge vergaß man in der erſten Zeit jedes ruhige Nachdenken, zu welchem aber gar bald die

Kunde von den nahe bevorſtehenden Ereigniſſen zurückführte. Man vernahm auf der einen Seite, daß Napoleon auf's Neue mit großartigen Rüſtungen beſchäftigt ſei und erfuhr zugleich, daß Rußland ſelbſt Abſichten auf Oſtpreußen habe. Da drohte die Gefahr von beiden Seiten her. Schon hatte der General Paulicci, der mit den erſten ruſſiſchen Truppen in Memel eingerückt war, den Einwohnern laut erklärt, daß ſie auch unter ruſſiſchem Scepter glücklich leben würden; ſchon ſchmeichelte ſich der ruſſiſche Heerführer mit der Hoffnung, die königlichen Domänenämter in Litthauen und Oſtpreußen zur Belohnung als Geſchenk zu bekommen. Noch mehr: von Stein war bekanntlich im Mai 1812 aus ſeinem Zufluchtsorte in Böhmen nach Rußland berufen worden, und dieſer traf am 22. Januar 1813, alſo noch vor dem Aufrufe des Königs von Preußen, in Königsberg als Bevollmächtigter des Kaiſers Alexander ein, und die Vollmacht, welche er dem Ober-Präſidenten von Auerswald vorlegte, lautete: „Da die preußiſchen Provinzen ſchon bis zur Weichſel von ruſſiſchen Truppen beſetzt wären, die Verhältniſſe zwiſchen Preußen und Rußland aber noch unentſchieden ſeien, ſo ermächtige der Kaiſer Alexander den Freiherrn von Stein, ſich nach Königsberg zu begeben und dort bis zur Abſchließung eines Uebereinkommens zwiſchen den Fürſten beider Staaten die öffentlichen Behörden zu leiten, die Maßregeln gegen Frankreich zu befördern, alle Kräfte des Landes für die gute Sache zu nützen und beſonders für die Bewaffnung des Heeres und des Volkes ſchleunigſt zu ſorgen.“ Um den Zweck ſeiner Sendung beſſer zu erreichen, hielt es Stein für nöthig, die Verwaltung der preußiſchen Provinzen im Namen des Kaiſers von Rußland zu übernehmen, und in der That: wollte er ſich an die erhaltene Vollmacht halten, — wozu er genöthigt war — ſo konnte er nicht anders.

Das war deutlich genug, und jetzt zweifelte Niemand mehr an dem, was Rußland beabſichtige. Die Lage war eine äußerſt bedenkliche, und nur die allerkräftigſte

Entſchiedenheit konnte da helfen, nur der Wahlſpruch: „Hilf dir ſelber, ſo hilft dir Gott!“ konnte rettende Richtſchnur des Handelns ſein. Von Schön trat mit männlicher Entſchiedenheit den Abſichten Rußlands entgegen, mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit erklärte er dem Freiherrn von Stein, daß er keine fremde Einmiſchung dulden werde, daß Alles, was in Preußen geſchehen ſolle, nur durch Preußen ſelbſt und mit Willen des Königs geſchehen könne und müſſe, und daß er ſonſt ſelber das Volk gegen die Ruſſen aufbieten werde. Eine ſolche Sprache machte den beabſichtigten Eindruck; Stein änderte ſeine Anſicht, bewirkte die Zurückberufung des Generals Paulicci, und vereinigte ſich mit Schön, York und dem Grafen von Dohna zur Berathung der ferner zu ergreifenden Maßregeln. Der König brach los; v. Schön ſchloß ſich ihm an und wurde, nachdem Sachſen beſetzt worden war, Gouverneur von Dresden; er kehrte dann wieder in ſeine vorige Stellung nach Gumbinnen zurück, bis er 1816 zum Ober-Präſidenten von Weſtpreußen bei der neuerrichteten Regierung zu Danzig ernannt wurde. In dieſem Wirkungskreiſe blieb er, bis der Landeshofmeiſter von Auerswald 1823 in den Ruheſtand verſetzt wurde, die Vereinigung von Oſt- und Weſtpreußen zu Einer Provinz erfolgte, und er als Ober-Präſident an die Spitze dieſer Provinz Preußen geſtellt wurde.

Die Kriege zur Vernichtung der Gewaltherrſchaft Napoleon’s hatten eben den nächſten Zweck, die äußere Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen; mit dieſer aber war nur die Bedingung, nur die Möglichkeit errungen, auch die Freiheit der inneren, organiſchen Geſtaltung des Staatslebens fortzubilden. Unter dem Drange und dem Drucke der großen Kriegsmühen, wo alle Kräfte nur auf den Einen Punkt gerichtet werden mußten, hatte man natürlich nicht an die Fortſetzung der politiſchen Umgeſtaltung denken können, wie ſie in den Zeiten der Noth und der Demüthigung begonnen worden war. Jetzt, nachdem der Friede und mit ihm die Möglichkeit zurückgekehrt war, mit kräftiger Hand an die Vollendung der Organiſation eines freien Staates zu gehen, jetzt galt es nachzuholen, was einſtweilen hatte bei Seite gelegt werden müſſen. Kein Menſch zweifelte daran, daß das geſchehen werde, um ſo weniger, nachdem am 22. Mai 1815 die bekannte Verordnung über die zu verleihende reichsſtändiſche Verfaſſung erſchienen war. Aber die Ausführung dieſer Verordnung ließ auf ſich warten und ſtieß bald auf Hinderniſſe. Die Beamtenwelt, Civil- und Militär-Beamte, ſahen bald, daß in demſelben Grade, als die Selbſtſtändigkeit und die Mündigkeit des Volkes zunähme, und die Landſtände an Wichtigkeit für den Staat gewönnen, die bisherige Beamtenwichtigkeit ſchwinden müßte. Man fürchtete, wie v. Schön ſelber ſagt, das ſchwere Gewicht der Landſtände werde in der Staatswage dem früheren Gewichte der Beamten ſeine große Bedeutung nehmen, und es trat ſomit eine planmäßige Gegenwirkung wider die Zeit und ihre Forderungen ein. Es folgten Schritte auf Schritte, um dem Beamtengewicht auf immer ſeine Bedeutung zu erhalten. Selbſt auf die Landwehr geſchahen von Zeit zu Zeit ſo heftige Angriffe, daß, obgleich ihr eigentlicher Charakter ſchon modifizirt und ihr Grundton ſtark genug verſtimmt war, ſogar ihre Fortdauer zuweilen zweifelhaft ſchien. Ihre Aufhebung geradezu auszuſprechen, wagte man nicht; allein ſie erhielt immer mehr und mehr Spezialeinrichtungen, welche, ihrem Geiſte zuwider, ſie dem Beamtenmilitär immer näher bringen ſollten.

Allmählig fing im Volke die Beſorgniß an ſich geltend zu machen, es werde gar nicht zur Ausführung des gegebenen Verfaſſungs-Verſprechens kommen; die bekannte Koblenzer Addreſſe rief die Erklärung hervor, daß nicht jede Zeit zur Einführung einer Verfaſſung geeignet ſei; aber doch wurde auch geſagt: „es ſei frevelhaft, an der Erfüllung eines Königswortes zu zweifeln“; doch forderte Preußen am Bundestage die kleineren deutſchen Staaten auf, ungeſäumt die verſprochenen Verfaſſungen in's Leben zu rufen, und noch am 17. Januar 1820 erſchien die Verordnung über das Staatsſchuldenweſen, welche unwiderruflich den künftigen Reichsſtänden die alljährliche Entgegennahme der Rechnungen übertrug. Bis dahin alſo konnte noch nicht definitiv der Plan aufgegeben ſein, dem Lande die verſprochene Verfaſſung zu verleihen. Aber ſchon nachdem der Geh. Rath Schmalz ſeine nichtswürdige und grundloſe Denunziation veröffentlichte und der Kampf gegen dieſelbe von Niebuhr, Förſter, Schleiermacher, Krug und vielen Andern mit der gerechteſten Entrüſtung geführt wurde, als dann das Wartburgsfeſt mit ſeinen feurigen Reden — Fries u. Andere — gefeiert wurde, als Sand in unſeliger Stunde zum Morde Kotzebue's ſchritt, da war das Gouvernement ſtutzig geworden, und die Reaktions-Partei verſtand es trefflich, die Ereigniſſe in ihrem Intereſſe zu benutzen. Bald darauf traten die freiſinnigen Vertreter der liberalen Partei: Humboldt, Boyen und Beyme aus dem Miniſterium und — man durfte ſich keine Täuſchungen mehr darüber machen, welche Partei in den höhern Kreiſen den Sieg davon getragen hatte; wenn dennoch Jemand hätte Zweifel hegen wollen, dem würden die Karlsbader Beſchlüſſe gezeigt haben, welcher Wind in den obern Regionen wehte.

Dann erſchien in Preußen die Verordnung über die Einführung der Provinzial-Stände. An den Berathungen, die unter dem Vorſitze des damaligen Kronprinzen geführt wurden, hatte in der letzteren Zeit auch v. Schön Theil genommen. In dem betreffenden Geſetze werden immer noch die einſtigen Reichsſtände in Ausſicht geſtellt, und, durch dieſe ergänzt, hat das Inſtitut, — freie Bewegung innerhalb der nothwendigen Grenzen vorausgeſetzt, — unverkennbar einen hohen Werth. Nicht weniger wollen wir zugeſtehen, daß die Provinzial-Ständeverſammlungen als eine treffliche Bildungsſchule für die künftigen Reichsſtände betrachtet werden konnten, wie ſie das im Laufe der Zeit denn auch wirklich geworden ſind.

Würdigen wir demnach dieſe beiden Rückſichten, bedenken wir namentlich, daß die Provinzialſtände keineswegs die künftigen Reichsſtände ausſchließen, ſie vielmehr vorbereiten ſollten, ſo begreifen wir, wenn auch v. Schön dieſelben willkommen hieß. Seiner Idee von einem organiſch geordneten Staate ſtanden ſie keineswegs im Wege, und wenn er, wie wir vorausſetzen dürfen, für den Augenblick die Unmöglichkeit erkannte, die volle Ausführung ſeiner Idee zu bewirken, ſo mußte doch auch ihn die Ueberzeugung leiten, daß durch dieſelben der ſpätere Uebergang zu der endlichen Verwirklichung ſeiner Idee angebahnt werde. Auch, ſagt er, wurden die Provinzial-Landtage von dem Volke mit wahrem Enthuſiasmus aufgenommen, weil ſie ein Beweis der Anerkennung der Mündigkeit des Volks zu ſein ſchienen, und weil man glaubte, durch ſie, neben der Beamtenſtimme, auch eine Volksſtimme an den Thron bringen zu können, und man glaubte das um ſo ſicherer, als die Richtung der Zeit es zu fordern ſchien. Allein die Richtung der Gouvernementsmänner, welche bei dieſer Volksſtimme Werkzeuge des Souveräns waren, ließ ſie nicht aufkommen; die Landtage wurden gefürchtet und verdächtigt, und die Beamtengewalt wurde für die Bewahrung und Aufrechterhaltung ihres vormundſchaftlichen Verhältniſſes immer mehr mit Angſt und Beſorgniß erfüllt. Als der preußiſche Landtag, bei der Bereitwilligkeit des Volkes, das Land auch mit der Volksmaſſe zu vertheidigen, den Souverän einſt bat, einige feſte Punkte im Land zu etabliren, ſprachen ſich mehrere bedeutende hohe Militärbeamte höchlich befremdet und faſt empört darüber aus, daß Landſtände über ſolche Verhältniſſe auch nur eine Stimme haben wollten, oder wohl gar Anträge darüber machen könnten; ja ſie betrachteten den Antrag des Landtages ſogar als eine ſträfliche Anmaßung. Eben ſo fanden Beſchwerden über Adminiſtrationsbeamte und Anträge zu weiterer Entwickelung eines regeren Volkslebens keinen Anklang, ſie regten vielmehr die Reaktion von Seiten der Beamtenwelt nur noch um ſo mehr auf und der Erfolg von dem Allen war: das Volk kam bei aller Treue gegen den Landesherrn immer mehr in eine unheimliche Stellung.

Durch dieſe Geſtaltung der Verhältniſſe ſah v. Schön die Erfüllung ſeiner heißeſten Wünſche immer weiter hinaus gerückt. Nachdem die muthigen Vertreter der freiſinnigen Richtung aus dem Miniſterium geſchieden waren, nachdem ſomit ſeine Beſtrebungen in der Central-Behörde nicht mehr den erforderlichen Anhaltspunkt beſaßen, auf welchen Hoffnungen für die Zukunft gebaut werden konnten, da mochte auch in ihm von Zeit zu Zeit wohl der Gedanke aufſteigen, gleich ſeinen Geſinnungsverwandten aus dem Staatsdienſte zu ſcheiden; aber dennoch harrte er aus, dennoch hielt er es für rühmlicher, den Kampf für die Idee eines geſunden organiſchen Staatslebens, dem bis dahin ſein ganzes Leben gewidmet geweſen, auch ferner noch fortzuſetzen, als in theilnahmloſer Ruhe die Dinge anzuſchauen und ſie gehen zu laſſen, wie es eben gehen mochte. Vielleicht, — das mußte er ſelbſt ſich wohl eingeſtehen — vielleicht konnte er unter den gegebenen Verhältniſſen poſitiv und fördernd nicht mehr wirken; aber es gibt auch einen Vertheidigungskampf, und wenn er auf dieſen allein ſich beſchränkt ſah, ſo lag es immer noch in ſeiner Macht, negativ, abwehrend und zurückhaltend thätig zu ſein, und ſo den rechten Augenblick abzuwarten, in dem mit der Hoffnung auf beſſern Erfolg der Angriff von Neuem unternommen werden konnte. Darf v. Schön uns als Beiſpiel dienen, da und dann rüſtig auf die Widerſacher des Fortſchrittes loszugehen, wo und wann die Verhältniſſe dem geiſtigen Angriffskriege günſtig ſind, ſo erblicken wir in ihm gleicher Weiſe ein Vorbild für die Defenſive, für den Vertheidigungskrieg, wann Zeiten und Umſtände ungünſtig, wo das Terrain unvortheilhaft iſt. Auch in unſern Tagen gilt es, in vielen Beziehungen, an manchen Punkten auf dem großen Kampfplatze nur abwehrend zu verfahren, in der gewiſſen Zuverſicht, daß einſt ſicher die Verhältniſſe ſich vortheilhafter geſtalten werden zur Erringung des endlichen Sieges, und der handelt nicht wohl, der in ſolchen Zeiten abfällt von der guten Sache und ſich zurückziehen mag von einem Kampfplatz, auf dem für den Augenblick vielleicht kein Ruhm und keine Lorbeeren zu erringen ſind.

In dieſer Zeit war v. Schön's Augenmerk beſonders darauf gerichtet, ſich vor einer falſchen Stellung zu hüten.

So lehnte er mehrmals den ihm gewordenen Antrag, in's Miniſterium einzutreten, ab; konnte er doch ſelbſt wohl vorempfinden, wie peinlich es ihm ſein müßte, Dinge möglicher Weiſe ſanktioniren zu müſſen, deren ganz andere Geſtaltung er wünſchen, aber nicht bewirken zu können befürchten mußte.

Da trat der Thronwechſel in Preußen ein, und wir wiſſen, welche Hoffnungen allerorts durch denſelben geweckt wurden. Die Provinz Preußen war die erſte, welche die ſtändiſchen Angelegenheiten von Neuem in Anregung brachte, und v. Schön unterſtützte dieſelben mit dem ganzen Gewichte ſeiner Stellung. Die Stände der Provinz lehnten die ihnen angetragene Wahl von Repräſentanten eines Herrenſtandes ab, und als vor der Huldigung der König ihnen die Frage vorlegte, welche früheren Zuſicherungen ſie beſtätigt haben wollten? antworteten ſie: „nur die Ausführung deſſen, was im Jahre 1815 und ſpäter in ſtändiſcher Hinſicht zugeſagt iſt, und zwar wünſchen wir Generalſtände, die auf Erfordern Rath geben, damit die oberſten Adminiſtrationsbeamten, der ſtändiſchen Verhandlung gegenüber, nicht wie bei den Provinziallandtagen, über den Landtag zu ſtehen kommen“.

Von Schön glaubte und hoffte zuverſichtlich, daß der Antrag der Stände bei dem Könige eine günſtige Aufnahme finden werde, und um auf den Entſchluß deſſelben in dieſem Sinne einzuwirken, überreichte er dem Monarchen ſeine ſchon mehrfach erwähnte und benutzte, viel beſprochene Denkſchrift: „Woher und wohin?“ In derſelben entwickelte er zunächſt, wie das Syſtem der Bevormundung und der Beamtenherrſchaft unverträglich ſei mit den Bedürfniſſen, den Forderungen unſerer Zeit und dem Kulturzuſtande des preußiſchen Volkes; er wies nach, wie dieſes Syſtem, das ſchwer und drückend auf dem Volke laſte, deſſen Kraft lähme und in der freien Bewegung hemme. v. Schön, der erſte Beamte der Provinz, erblickte mit ſtaatsmänniſchem Auge in der preußiſchen Beamtenherrſchaft den Grund des Mißtrauens und der Unbehaglichkeit, welche unläugbar die Herzen des Volkes erfülle, und daher leitete er den Wunſch, der ſo allgemein und auch durch die Stände ſich ausſpreche, das Verlangen nach der Ausführung des Geſetzes vom 22. Mai 1815. Und die Stände, erklärte er dem Könige, mußten ſie auf die ihnen vorgelegten Fragen antworten, denn der Fluch von Geſchlecht zu Geſchlecht würde ſie getroffen haben, hätten ſie jetzt vor ihres Königes Thron und vor Gottes Angeſicht die Wahrheit verleugnet und die Stimme ihres Gewiſſens und ihrer Ueberzeugung erſtickt.

„Und wer gab dieſe Antwort?“ fragt v. Schön in dieſer Denkſchrift. „Nicht eigenthum- und heimathloſe Menſchen“, erwiedert er, „nicht gedankenleere Jünglinge, nicht momentan aufbrauſende Geiſter, die nur blindhin nach Neuerungen haſchen. Begüterte Männer, Männer von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männer in grauen Haaren ſtellten den Antrag, und zwar ſolche, die, wenn ihr Verlangen zur Anarchie, oder auch nur entfernt zur Illoyalität hinführen könnte, dadurch mehr verlieren würden, als das regierende Haus zu befürchten haben dürfte. — Dies letzte kann jederzeit und unter allen Umſtänden auf den Beiſtand anderer Souveräne rechnen, aber wenn ein wilder Sturm der Leidenſchaften im Volke ausbricht, ſo werden ſtets diejenigen, welche als Begüterte unmittelbar vor dem Volke und demſelben am nächſten ſtehen, vor Allem als Opfer fallen, ehe noch fremde Hülfe eintreten kann. Solche Männer waren es, nicht Proletarier, ſondern die erſten Notabilitäten des Landes, voll Treue im Herzen gegen den Souverän, voll Eifer für ſein und ſeines Landes Beſtes, gewiſſenhaft in ihrer Pflicht: den Nachtheil, welchen jetzt der Souverän mit dem Volke durch die Beamtenhierarchie erleidet, abwenden zu müſſen; ſie waren es, welche den Antrag gemacht und ihrem Könige auf ſeine Frage geantwortet haben. Und gegen wen iſt dieſer Antrag gerichtet? Mit nichten gegen den Souverän, wohl aber gegen die Werkzeuge des Gouvernements, welche die Kulturentwickelung im Volke hemmen, das Volk in Unmündigkeit feſthalten wollen, und nur ſich allein, gleich den katholiſchen Prieſtern, als vollmündig betrachten“.

Und nun, nachdem v. Schön dem Könige geſagt, woher der Ruf nach Reichsſtänden, woher das Verlangen nach dem Ausbaue der ſtändiſchen Verfaſſung ſtamme, warf er, wie es dem gewiſſenhaften Staatsmanne geziemt, die Frage auf: Wohin wird die Erfüllung dieſes Antrags führen?

Die Büreaukratie beantwortete damals, wie ſie es vorher und nachher gethan, dieſe Frage im Sinne des Bangemachens. Ein höchſt düſteres Bild allgemeiner Verwirrung, ja die Hinweiſung auf Unruhen, ſelbſt Andeutungen auf den alsdann wahrſcheinlichen Bruch mit den großen Nachbarmächten: das waren die Schreckbilder, mit denen die Beamtenhierarchie einzuſchüchtern ſuchte. Ihren Vorſpiegelungen zufolge würde die Krone nicht ſicher ſein vor den maßloſen Anſprüchen und Uebergriffen des Volkes, von dem ſehr bezeichnend der Staatsminiſter von Rochow in einem Beſcheide an den Elbinger Kaufmann von Rieſen ſagte: „daß der Unterthan nicht den Maßſtab ſeiner beſchränkten Einſicht an die Handlungen der Regierung legen dürfe“, und dem ein ſpäterer Miniſter (Siehe v. Beckerath, Männer des Volks, 10te Lieferung) in ähnlicher Weiſe ſogar die geſetzlich ausgeſprochene Berechtigung zu Vorſchlägen bei den Central-Behörden abzuſprechen verſucht, und es auf Vertrauen zu den Maßnahmen der Regierung verweiſt, die allein im Stande wäre zu wiſſen, was zum Wohl der Unterthanen führe.

Nicht alſo lautete die Antwort, welche der Beamte, nein, der Staatsmann v. Schön auf dieſe Frage gab. Auch er ſprach es aus, daß die Zuſammenberufung von Reichsſtänden die gewichtigſten Reſultate mit ſich führen werde; „denn“, ſo lautete ſeine Antwort auf die Frage: „Wohin?“, „zunächſt und vor Allem werden die Generalſtände

1) die Verwaltung aller Angelegenheiten, welche nicht Gouvernements-, ſondern National- und Kommunalſachen ſind, ſich zueignen: dadurch wird aber eines Theils das Volk an Selbſtſtändigkeit, an Luſt und Fähigkeit zu guten Werken und nützlichen Unternehmungen gewinnen, andern Theils auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten entbehrlich werden. (Hinc illae lacrymae!) Die Generalſtände werden

2) Auskunft über die Verwaltung der Finanzen fordern,

Verſchwendungen entgegentreten, die man ſich jetzt angeblich zum Beſten des Volkes erlaubt, und eine einfachere Verwaltung erlangen. Die Zahl der Beamten wird ſomit auch auf dieſe Weiſe vermindert werden. Die Generalſtände werden

3) auch den Theil der Juſtizverwaltung, bei welchem es beſonders auf genaue Kenntniß der Landesverhältniſſe und beinahe auch nur auf geſunden Menſchenverſtand und natürliches richtiges Urtheil ankommt, in ihren Kreis ziehen, wodurch einerſeits eine beſſere Rechtsverwaltung eintreten wird, indem der Richter dann in den Stand kommt, die ihm verbleibenden richterlichen Geſchäfte nach Amt und Pflicht zu führen, und andererſeits eine abermalige Verminderung der Beamten erfolgen kann. Es werden

4) die Generalſtände auch den Antrag ſtellen und es ſich ſelbſt zur Aufgabe machen, daß die bewaffnete Macht mit dem Volke in engere Verbindung geſetzt und dem Volke ſomit wahrhaft vertraut gemacht werde. Die erſten Grade der militäriſchen Laufbahn werden dann um ſo mehr Sache des Volks ſein, und die Landwehr wird das Band bilden, welches das Volk beſtändig auf's Engſte mit der bewaffneten Macht verbindet. Dies Alles wird dann

5) auch den Landſtänden die gebührende Weihe und die in ihrem Weſen begründete Bedeutſamkeit in und für den Staat geben. Um ſo mehr werden in Folge deſſen die Civil- und Militär-Beamten auch ſelbſt in ihrer Meinung in die Stellung gebracht, in welche die Natur der Sache und der Stand der Verhältniſſe in ihrem Amte ſie hinweiſt. Zwei läſtige und unerträgliche Uebel: „Uebermuth und Servilität“ werden dann erdrückt, wenigſtens in enge Grenzen gewieſen. Auf den Charakter und die Stimmung des Volkes aber wird dies den wohlthätigſten Einfluß ausüben. Dem Souverän ſelbſt gibt

6) die ſtändiſche Repräſentation für die Wirkſamkeit und Tüchtigkeit ſeiner Beamten unfehlbar den beſten, vielleicht den einzig bleibend wirkſamen Prüfſtein. Wer vor die Stände zu treten hat, wer Rechenſchaft über ſeine Verwaltung vor ihnen ablegen muß, kann nicht unwiſſend und kopflos ſein. Böſer Wille aber muß ſchnell zu

Schanden werden. Um ſo ſicherer kann dann der Souverain darauf vertrauen, daß er ſtets zum rechten Amte den rechten Mann gewählt habe, und, was für ihn und den Staat ein unſchätzbares Gut iſt: im öffentlichen Leben der ſtändiſchen Repräſentation finden alle Kabalen und alle Polizeikünſte ſtets ein ſchnelles Ende.

Nicht minder ſegensreich wirken

7) die Generalſtände auf den Geiſt der Geſetzgebung. Wer will und kann es leugnen, daß jetzt bei jeder vom Gouvernement ausgehenden Maßregel ſtets das Mißtrauen erwacht, ob die Beamten die Lage der Sache richtig erkannt und die Verhältniſſe richtig erwogen haben? Ganz anders, wenn die Maßregeln von den Generalſtänden erörtert werden. In ihnen konzentrirt ſich die Kenntniß der Verhältniſſe und Bedürfniſſe des geſammten Volkes, und auch darum haben ſchon die mit von ihnen ausgehenden Geſetze ſtets die Meinung des Volks für ſich. — Nur durch Generalſtände kann und wird in unſerm Lande öffentliches Leben entſtehen und gedeihen. —"

Der würdige Staatsmann ſchloß ſeine eindringliche Mahnung mit den Worten:

„Iſt der Tag dazu angebrochen, ſo läßt die Sonne ſich nicht in ihrem Laufe gebieten. Schon im Jahr 1813 ſah man die erſte Morgenröthe eines ſolchen öffentlichen Lebens auftauchen, und die äußerſten Spitzen gen Oſt und Weſt ſind noch davon erleuchtet."

„Daher kam damals, als der König rief, Alles, Jung und Alt, zu ſeinen Fahnen; ja, fürwahr, in voller Treue kam man in Preußen des Königs Ruf zuvor. Tritt für uns erſt das volle öffentliche Leben ein, ſo ſind wir unüberwindlich, und unſer Thron ſteht dann auf einer Höhe da, auf der er nach dem Kulturzuſtande unſers Volkes zu ſtehen verdient. Die Zeit der ſogenannten väterlichen und Patrimonial-Regierung, für welche das Volk aus einer Maſſe Unmündiger beſtehen und ſich beliebig leiten und führen laſſen ſoll, läßt ſich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie ſie iſt, und das Gute daraus nicht ergreift und in ſeiner Entwickelung fördert, dann ſtraft die Zeit!"

Es iſt bekannt, welche Aufnahme dieſer Antrag bei dem Könige von Preußen gefunden hat. Indeß blieb der Stand der Parteien unverrückt derſelbe. v. Schön und mit ihm alle Verfaſſungs- und Vaterlandsfreunde, hielten den Augenblick und die Umſtände für günſtig und geeignet, um der reaktionären Partei gegenüber angriffsweiſe zu verfahren. Unerwartet genug war deren Macht ſo ſtark, daß ſie dieſen Angriff zurückzuſchlagen vermochte; aber etwas Entſcheidendes erfolgte immer nicht. v. Schön blieb in ſeiner Stellung, und auch in dem lange genoſſenen perſönlichen Vertrauen des Königs zu ihm änderte dieſe Angelegenheit nichts. Aber auch der Mann, der im Publikum als der kräftigſte und einflußreichſte Repräſentant und Verfechter der entgegenſtehenden Richtung galt, der Staatsminiſter von Rochow, auch der, blieb in ſeiner bisherigen Stellung. Kein äußeres Zeichen verkündigte irgend eine Entſcheidung. Da auf einmal wurde von Schön nach Berlin berufen und gleichzeitig dankte Herr von Rochow ab. Was war natürlicher, als daß das betheiligte Publikum die Gleichzeitigkeit dieſer Ereigniſſe in eine urſachliche Verbindung brachte und in ſeinen desfallſigen Kombinationen den Herrn von Schön ſchon in der einflußreichen Stellung des abgetretenen Miniſters erblickte? Und wer mußte nicht nach den eben geſchilderten Vorgängen der Hoffnung Raum geben, daß ein derartiger Wechſel der Perſonen auch einen Wechſel des Syſtems zur Folge haben müſſe, oder vielmehr daß der Perſonenwechſel nur die Folge des Syſtemwechſels ſei? Dieſe Hoffnung erhielt neue Nahrung in dem Umſtande, daß der Tagespreſſe unverkennbar eine freiere Bewegung geſtattet wurde, daß die höchſten Beamten ſich veranlaßt ſahen, zu offiziellen Berichtigungen irriger Nachrichten in den öffentlichen Blättern zu ſchreiten, kurz, daß die öffentliche Meinung in ihrem Einfluſſe und in ihrer Macht die gebührende Anerkennung zu finden ſchien. Aber auch das erwies ſich als eine Selbſttäuſchung des Volks; die betreffenden Beamten berichtigten — Anſichten, ſtatt irriger Thatſachen, ſo daß die Berichtigungen gehäſſig wurden, mehr verdarben als gut machten, und nur einen neuen Beweis lieferten für die Macht und die Beſtrebungen der Bureaukratie. Die geſtattete freiere Bewegung der Preſſe wurde bald wieder mißliebig und mit der Unterdrückung der „Rheiniſchen Zeitung" war das Signal zu einer Reihenfolge anderer durchgreifender Beſchränkungen gegeben. Die Berufung v. Schön's nach Berlin ſtand, wie ſich ſehr bald ergab, in keiner weitern Verbindung mit dem Austritte von Rochow's und bezog ſich blos auf die Berathung einiger rein provinzieller Intereſſen, die in dem Wege der Geſetzgebung ihre Erledigung finden ſollten.

Bald aber erwies ſich, und v. Schön erkannte das ſehr leicht, daß die beiden entgegenſtehenden Prinzipien, die durch v. Schön auf der einen, und durch v. Rochow auf der andern Seite vertreten waren, ſich überflügelt ſahen von einem dritten, neu zur Geltung gekommenen Prinzip, das am Ende weder die eine noch die andere Partei befriedigte, das bis jetzt nirgendwo eine Erfahrung für ſich hat, und das ſoviel ſich bis auf dieſen Augenblick davon erkennen läßt, vorzugsweiſe geeignet iſt, religiöſe und politiſche Begriffe in die unnatürlichſte Verbindung zu bringen und im beſten Falle einer längſt überlebten patriarchaliſchen Regierungsform ein neues Scheinleben zu verleihen vermag. Dieſes neue Prinzip, das gegenwärtig in Preußen in das Staatsleben einzuimpfen verſucht wird, iſt das des ſogenannten „chriſtlichen Staats". Der Kampf gegen dieſes iſt der gefährlichſte von allen geiſtigen Kämpfen der neuern Zeit; denn der Angreifer desſelben gilt nicht nur für den bloßen Feind der herrſchenden politiſchen Richtung, er wird zugleich gebrandmarkt als Gegner des Chriſtenthums, als Religionsverächter und als — Radikaler. Wahrlich, wenn irgend etwas geeignet war, um wirklich dem entſchiedenſten Radikalismus in Preußen Bahn zu brechen, ihn herauf zu beſchwören aus den Tiefen, in denen er bis jetzt ruhte, ſo iſt das ganz gewiß die Proklamation des Prinzips des — ſogenannten „chriſtlichen Staats", der in der Ausſchließlichkeit, wie der Begriff gefaßt wird, nicht einmal den freien Kampf des

Geiſtes geſtattet und am Ende an den Fanatismus der Maſſen zu appelliren genöthigt ſein wird.

Einem ſolchen, neu in die Schranken getretenen Feinde gegenüber hielt von Schön, der ſiebenzigjährige Greis, ſeine Kräfte für nicht ausreichend, er ſah keine Möglichkeit mehr, den endlichen Sieg davon zu tragen, und faßte den Entſchluß, um ſeinen Abſchied einzukommen, nachdem der „chriſtliche Staat“ in der Perſon des Prof. Hävernick in Königsberg ſchon in unangenehme Berührung mit ihm getreten war. Noch ein einziges Jahr in ſeinem Amte — und ſein voller Gehalt mußte ihm als Penſion belaſſen bleiben; uneigennützig wartete er dieſe Zeit nicht ab. Seine Entlaſſung wurde ihm bewilligt, durch Kabinetsordre vom 3. Juli 1842, mit Beibehaltung des Ranges und Titels als Staatsminiſter und der neugeſchaffenen Würde eines „Burggrafen von Marienburg,“ „wegen des ausgezeichneten Verdienſtes, welches er ſich nebſt vielen andern im Laufe ſeiner Dienſtzeit auch um die Erhaltung des Schloſſes zu Marienburg insbeſondere erworben, und des Feuers einer ſchönen Begeiſterung, das er damals für die Wiederherſtellung dieſes edlen Denkmals einer großen Vergangenheit zuerſt entzündet und fortdauernd genährt habe.“ Welche ausgezeichnete Anerkennung und treffliche Würdigung ſeiner Verdienſte und ſeiner Beſtrebungen ?!!

Wer wollte nach einem ſolchen Leben voller Mühen und voller Kämpfe dem würdigen Greiſe die ſtille Ruhe des Privatlebens mißgönnen? Die Provinz, in der er gewirkt, hat ihm in den Herzen der Einwohner ein Denkmal dankbarer Verehrung errichtet, die ſich auch namentlich bei ſeinem Rücktritte aus dem Staatsdienſte laut ausſprach, und bei einer ſolchen Veranlaſſung war es, wo der gefeierte Staatsmann, auf die Idee hinweiſend, die ſein Leben getragen, für die er gewirkt und geſtritten, ſeinem Lehrer Kant das Verdienſt zuerkannte, wenn ſein Leben von Höherem durchdrungen geweſen ſei. Wo und was er gewirkt, da hat er es in beſcheidenſter Anſpruchsloſigkeit gethan; ſogar die Verbreitung der wohlwollendſten Mittheilungen über ihn und ſein Leben iſt ihm unwillkommen geweſen. Als ein Reichsfreiherr in Baiern einſt ihn um Materialien zu ſeiner Lebensgeſchichte bat, antwortete ihm v. Schön mit dem orientaliſchen Spruche:

Thue das Gute und wirf es in's Meer,
Weiß es der Fiſch nicht, weiß es der Herr.

Es iſt ihm vergönnt geweſen, die von ihm ſo ſehnlichſt gewünſchte, ſo vielfach befürwortete Zuſammenberufung der allgemeinen Reichsſtände in Preußen zu erleben, und wir dürfen nicht zweifeln, daß er dieſen Schritt auf der Bahn der politiſchen Entwickelung eines ſelbſtſtändigen Volkslebens freudig begrüßt hat, wenn auch ohne alle Frage er ſich überzeugt haben mag, daß noch Anderes hinzukommen muß, wenn die von ihm ſo richtig gewürdigte Büreaukratie endlich ihre volle Beſeitigung finden und das Volk in die Rechte eintreten ſoll, auf die es durch ſeine politiſche Mündigkeit, durch ſeine Verdienſte um die Rettung des Staates und durch ein heiliges Königswort die begründeteſten Anſprüche erheben darf. Als das neueſte Dokument ſeiner Geſinnung, als einen Ausdruck ſeiner Anſicht über das, was den Unterthanen, den Ständen und dem Könige in Betreff der Rechtſprechung zukomme, theilen wir ſchließlich ſein Schreiben an das Ober-Landesgericht zu Königsberg mit über die beabſichtigte, von der „erſten Kurie" beantragte Umwandlung oder eventuelle Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit.

Pr. Arnau, den 4. November 1847.

Ein ꝛc. Ober-Landesgericht hat mich unter dem 24. September c zum 6. d. M. vor den Herrn O. L. G. Rath Jarke vorzuladen geruht, um über eine angemeſſenere Verwaltung der Patrimonial-Juriſdiktion von Pr. Arnau meine Erklärung abzugeben. Ich glaube aber dieſer geehrten Aufforderung am vollkommenſten zu entſprechen, wenn ich mein Gutachten in dieſer Sache einem ꝛc. Ober-Landesgerichte nachſtehend ganz ergebenſt einreiche.

Das Recht, Recht zu ſprechen, liegt nach meiner auf die Natur der Sache, auf Wiſſenſchaft und auf vieljährige Erfahrung geſtützten Ueberzeugung, als unveräußerliches Majeſtätsrecht, nothwendig in dem Begriffe der Souveränität. Wenn daher in einem Lande im Namen eines Unterthanen Recht geſprochen wird, oder der Richter in irgend einer Beziehung von einem Mit-Unterthan abhängt, dann iſt dies, als der Idee des Staates widerſprechend, nur ein Ueberbleibſel eines früheren, barbariſchen, zu vertilgenden Zuſtandes.

Hiernach halte ich mich nicht für berechtigt, über einen Gegenſtand, auf deſſen Beſitz ich kein Recht habe, mit der höchſten Gewalt zu verhandeln, ſondern kann nur wünſchen, daß es Sr. Majeſtät dem Könige gefallen möge, Ihr unveräußerliches Majeſtätsrecht unbedingt zu reklamiren, und über die Art und Form der in Stelle der Patrimonial-Jurisdiktion tretenden künftigen Rechtsverwaltung den Rath der getreuen Stände zu vernehmen.

(gez.) v. Schön.

Die Idee des Staats alſo iſt es, die ihn leitet und die ihn beſtimmt, Rechte von der Hand zu weiſen, welche jene Idee den Unterthanen nicht geſtatten kann; ſie iſt es, die dem Könige Befugniſſe zuſpricht, welche dieſer ſelbſt nicht zu beſitzen vermeint; ſie aber, die ihn für ſeine Perſon fern hält von allem Eigennutz, ſie hält ihn gleich fern davon, dem Abſolutismus durch ſeine Ablehnung vielleicht in die Hände zu arbeiten: dem Ausſpruche der Stände allein unterwirft er das beantragte Geſetz. Noch wenige Schritte vorwärts, und der Bau der Verfaſſung wird auch in Preußen vollendet daſtehen. Dieſe Schritte werden geſchehen, weil ſie geſchehen müſſen. Möge es dem würdigen Greiſe vergönnt ſein, den Tag zu ſchauen, an dem die Grundforderungen ſeiner Idee ſich verwirklichen, an dem die Herrſchaft der vernunftgemäßen Freiheit in ſeinem Heimathlande, in ganz Deutſchland dauernd geſichert ſein wird.

Andreas Hofer.

Von

Eduard Duller.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?

Theodor Körner.

Andreas Hofer.

(Geboren am 22. Oktober 1767 im Wirthshaus am Sand im Paſſeyerthale, erſchoſſen am 20. Februar 1810 in Mantua.)

Mit Wehmuth verweilt mein Blick auf dem Bild eines ſchlichten Mannes aus dem Volke, der vom Schickſal in die Strömung einer gewaltigen Zeit hineingeriſſen wurde, den ihre Wogen eine kurze Friſt hindurch hochoben trugen, und der dann plötzlich, von Verrath erfaßt, in die Tiefen niedergezogen ward. Was einen *großen* Mann macht, das fehlte ihm; er beſaß nicht den durchdringenden Scharfblick des Geiſtes, um ungeheuere Weltverhältniſſe zu erfaſſen, er beſaß die Selbſtſtändigkeit des Charakters nicht, um ſolche zu bemeiſtern; ſelbſt inmitten ſeiner Volksgenoſſen überragten und umſchatteten ihn größere, bedeutſamere Geſtalten; auf dem Felde ſeiner Wirkſamkeit war er eigentlich nichts als der Fahnenträger. Und doch hat ſein Untergang für alle Zeiten etwas tief Erſchütterndes für jedes Herz, dem die ſüßen Namen *Vaterland* und *Treue* heilig ſind. Denn dieſer Mann, ein einfacher Alpenſohn, hatte ſeinen vollen Werth in einer unverwüſtlichen *Gläubigkeit*, die ſeine ganze Anweiſung von der Natur an die Geſchichte war; dieſen Schatz ſeines Daſeins ſetzte er, mit unbedingter Hingebung an ſein Vaterland, auf den höchſten Wurf. Er hatte ein beſtimmtes Kaiſerwort vernommen, ſowohl leiſe als auch laut zum Lande Tyrol geſprochen, und dies Kaiſerwort galt ihm für ſo heilig, für ſo untrüglich wie Gotteswort; wie jenes in Luft zerfloß, mußte der Mann ſinken, der es ſein Leben lang für einen Felſen gehalten und ſich dran gelehnt hatte. Sein Gemüth, wie das ſeines Volkes, es war bewegt und getrieben von dem Bedürfniß der Treue! Und dies gewaltige Lebensbedürfniß und die ganze Fülle von Begeiſterung und Thatkraft, die dadurch zur Blüte getrieben ward, ſollte an eine Täuſchung verſchwendet werden, jene Blüte ohne Frucht bleiben. Wer könnte darüber lächeln, wer muß da nicht weinen? Wie ſchön iſt ſelbſt der Irrthum, wenn er nur aus einem wahren Drange der Seele ſtammt, welche das Höchſte ſucht und ſich für das, was ihr als das Heiligſte gilt, ganz hingibt! — Jener ſchlichte Mann aus dem Volke mußte an dem Irrthum untergehn, — glücklich, daß ein raſcher Tod ihm ein ſchmerzlicheres langſames Hinſterben an Enttäuſchung erſparte!

Der Mann, von dem ich ſpreche, heißt Andreas Hofer. Ein Mann, ſo recht aus der Mitte des Volks, ward er in verhängnißvoller Zeit, da es galt, ſein Volk zu benützen, zum Vorfechter ſeines Volkes erkoren. Auf eine ſchwindelerregende Höhe emporgehoben und dann plötzlich verlaſſen, ſo weit gebracht, daß er an ſich ſelber irre wurde, taumelte und ſtürzte er, und das treue Tyroler Herz ward zerſchmettert, aber ſein Tod ſollte wie ein Feuerzeichen dem ganzen deutſchen Volke leuchten. Vielleicht hätte ihm auch nicht der Tod eine höhere Bedeutung verliehen, wäre nicht vor ihm im Norden ein anderes, ein edleres Herz verblutet, das Herz Schill's. Nach Schill's Fall war's wie eine Betäubung über Viele gekommen; Hofer an der Spitze des tyroler Volks fortkämpfend, rüttelte auf's Neue Alle wach. Als endlich auch er erlag, da war's, als ginge die Rache leiſe von Haus zu Haus und pochte Jeden heraus, der ſich noch unter der Decke verborgen. Da ſah man, im heißen Zorn nur das Opfer und nur den Feind, dem es gefallen, nicht den Verrath, durch den es gefallen war. Und wie Hofer's Blut zum Himmel ſchrie, da ſtieg vor dem Auge des deutſchen Volks auch Schill's bleiches Haupt wieder empor, und das Herz des ganzen Volkes zuckte zuſammen vor Schmerz und Grimm. Ein Dichter ſang einſt von dieſen beiden Opfern:

„Zwei Drommetentöne ſchmettern, manch ein ſchlafend
Herz erwacht.
Zwei blutrothe Blitze wettern durch die lange, bange Nacht.
Die Drommetentöne ſchwiegen, Donner wurden todtenſtill:
Gräßlich, todt, verhöhnet liegen Hofer und der edle
Schill!"

Wahrlich, eben das Erlöſchen dieſer zwei Blitze, eben das Schweigen dieſer zwei Drommetenſtimmen aus des Volkes Mitte, — es waren inmitten aller Sieges- und Hochzeitsfreuden, die über Europa bis zum fernen Moskau hinbrauſten, die letzten Fragen an das deutſche Volk: „biſt auch du erloſchen, biſt auch du verſtummt?"

Nun denn, ſo laßt uns ernſt herantreten zu dem Bilde Andreas Hofer's, des ſchlichten Sandwirths von Paſſeyer! Nicht mit dem Maßſtabe, den wir an geſchichtliche Größe legen müſſen, dürfen wir (wie geſagt) ihn meſſen. Nicht den Helden, der des Lebens Werth in ſeinem innerſten Kerne kennt, dürfen wir in ihm erblicken wollen, nicht den Mann der Freiheit, wie wir ihn uns denken, der den großen Alten und Neuen ebenbürtig wäre. Aber ehrend müſſen wir an ihm den unbewußten Trieb und Drang des Volks anerkennen, die heldiſche Thatkraft, die ſich zur Wehre ſetzt, wo das angetaſtet wird, was es für ſein Theuerſtes hält; wir erkennen in Andreas Hofer — ſein ganzes Alpenvolk wieder, in all ſeinen trefflichen Eigenſchaften, in ſeiner ganzen Naturwüchſigkeit, die nur des Augenblickes harret, wann die Geiſtesſonne des Jahrhunderts endlich auch ſie berühren wird, um die herrlichſten Keime zur Blüte aufzuſchließen, welche durch eine ſogenannte patriarchaliſche Bevormundung noch immer vor dem Lichte ſo ängſtlich behütet werden, als reifte das Licht nur Verderben und als käme alles Heil nur von der Nacht.

Wenn wir die ſtillen Alpenthäler Tyrols durchwandern, können wir in manchem einſamen Haus am Bergeshang, wo der Gießbach vorüberſchießt, Männer wie Hofer finden. Hofer's Bild erhält ſeine Eigenthümlichkeit durch die Lichter und Schatten, welche ſeine Zeit auf dasſelbe wirft; deshalb iſt es nöthig, zuerſt eben auf dieſe den Blick zu wenden.

Welche Zeit für Deutſchland, welche Zeit für Oeſterreich, zu deſſen Staatenverband Hofer's Vaterland Tyrol gehörte, war das Jahr 1809! Ueber ganz Deutſchland war der Fluch der Sünde hereingebrochen, welchen langjährige Willkürherrſchaft der Fürſtenhöfe verſchuldet hatte. Sie war's ja geweſen, welche Deutſchlands beſte Kraft langſam im Mark vergiftet, welche Deutſchlands Zerſplitterung begründet, welche die völlige Entfremdung der Deutſchen untereinander, welche das Vergeſſen eines gemeinſamen Nationalgefühls, die Verſchollenheit der Nationalehre, das Verſiegen der Nationalkraft möglich gemacht hatte. Das Uebel, woran Deutſchland im erſten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts krankte, war nicht etwa von geſtern. O nein, ſeine Wurzeln reichten viel weiter, gering genommen, reichten ſie zurück bis in's 16. Jahrhundert, bis in jene Tage, da ſich der deutſche Geiſt zur Vollbringung ſeiner größten That erhob; und die war: die Reformation. Damals war der Weckruf an Deutſchland ergangen: „Auf! ſei endlich das in der Weltgeſchichte, wozu du berufen biſt; ſei endlich du ſelbſt; reiße dich los von der unwürdigen Unterthänigkeit, die dich unter eine fremde Weltherrſchaft beugt, und wenn du dich ſelbſt frei gemacht, dann werde, was du werden ſollſt: der Bannerträger der Freiheit für das ganze Menſchengeſchlecht!" Wahrlich: die Reformation war nichts anders als das Beſinnen des deutſchen Geiſtes auf ſich ſelbſt; aber ach, du armer deutſcher Geiſt, wie iſt es dir ergangen! Während du überall, wo eine tauſendjährige Verknechtung ihre Netze um das Volk gewoben hatte, die Funken der Wahrheit und Freiheit hineinwarfſt, während dir überall das ſehnſüchtige Volk freudig zujauchzte, trat dir der finſtre ſpaniſche Mönchsgeiſt in der Perſon des Kaiſers Karl V. mit einer Macht, die über zwei Erdtheile reichte, feindlich entgegen, und dieſer Karl V. und ſein Bruder Ferdinand öffneten die herrlichen Lande, über welchen der Scepter des Hauſes Habsburg ſich ſchwang, dem Erbfeind der Chriſtenheit, dem Erbfeind des deutſchen Geiſtes, und alſo dem Erbfeind der Reformation, dem Jeſuitenorden zur Freiſtätte, ja zur feſten Burg, von wo aus derſelbe, in dem Kampf gegen den Proteſtantismus, den Kampf gegen den deutſchen Geiſt begann, einen Kampf, der mit Deutſchlands Zerſpaltung und tiefſter Erniedrigung enden ſollte. Das Haus Oeſterreich erhob ſich durch alle Gräuel des dreißigjährigen Krieges zur katholiſchen Großmacht in Deutſchland und vollendete die Zerſplitterung unſers ſchönen Vaterlandes. Denn der reformatoriſche Geiſt, welcher blos der eigentlich-deutſche Geiſt war, mußte nun, von Nothwehr gedrängt, ſuchen: dieſer katholiſche Großmacht eine proteſtantiſche gegenüberzuſtellen. Aber wo? Die Wiege der Reformation, das herrliche Sachſen, ging ihm durch Verrath verloren; da flüchtete er ſich denn nach Preußen; und dieſer Staat erhob ſich nun, Oeſterreich zum nothwendigen Gegengewicht, als proteſtantiſche Großmacht. So wie nun dieſe letztere naturgemäß nach einer ſolchen Ausdehnung ſtrebte, wodurch ſie der erſteren, der katholiſchen Großmacht, Trotz bieten konnte, war ein ſtändiger heimlicher und offener Kampf zwiſchen beiden eröffnet. Damit nun eben vollendete ſich aber auch die Entzweiung Deutſchlands und deſſen Schickſal. Zwiſchen die ſtete Eiferſucht der beiden Großmächte, über welches ſich der Reichsverband des deutſchen Kaiſerthums nur noch wie ein Traumbild wölbte, — wanden ſich die Schlangen der höfiſchen Willkürherrſchaft, der Entdeutſchung, der Entſittlichung. Es war eine Zeit gekommen, da man vor lauter Höfen gar kein Volk mehr ſah, und die Höfe, mit allem Uebermuth des Adels und der Geiſtlichen, der fürſtendieneriſchen Beamten und der allgewaltigen Lakaien, mit aller Verderbtheit der Diplomatie, deren Geheimniß die Lüge und deren Kraft die Treuloſigkeit war, — ſie glichen, dem Himmel ſei Dank, doch wenigſtens nicht *dem*, was man *deutſch* nennt; auf der einen Seite äfften ſie das geprieſene *franzöſiſche*, auf der andern das *ſpaniſche* Vorbild nach, welches letztere wieder nur ein Abbild des alten verderbten orientaliſch-byzantiniſchen Hofweſens war. Der gefälligen Täuſchung: als wäre das Volk nur der Beherrſcher wegen da, vermochten ſich auch ſelbſt *edlere* Fürſten, welche nur „die erſten Beamten ihres Volks“ ſein wollten, wie ein Friedrich II., wie ein Joſeph II., in der Wirklichkeit nicht *völlig* zu entziehen; und waren ſie gleich (um mich der Worte des Dichters zu bedienen) „Despoten wie der Tag, deſſen Sonne Nacht und Nebel neben ſich nicht dulden mag“, dennoch betrachteten auch ſie, vom Gefühl redlicher Abſichten für's Beſſermachen durchdrungen, *ihren Willen* — als das *höchſte Geſetz*, gleichſam als das unantaſtbare waltende *Schickſal für ihre Völker*; ſie reichten nicht hinan bis zur Erkenntniß einer erſten und urſprünglichen *Berechtigung* dieſer letztern, nicht hinan reichten ſie bis zur Erkenntniß der *geſchichtlichen Entwicklungsfähigkeit*, die in den Völkern liegt; dadurch aber, indem ſie dieſelbe durch allerhöchſte *Machtvollkommenheit* fördern wollten, ohne den innerlich vorhandenen Grund anzuerkennen, geriethen ſie in jene Wirrſale, woraus ſie ſich ſelber die tiefſten Wunden holten. Und endlich vermochten ſie es nicht — Polen kann dafür Zeugniß abgeben — ſich von der Argliſt jener europäiſchen Diplomatie loszuringen, welche an die Stelle des klaren und offenen *Rechts* — blos die *Heiligung des glücklichen Zufalls als Recht* feſtſetzte. Dieſer Wurm, der an der *Sittlichkeit der Höfe* von ganz Europa und an dem *Glück der Völker* nagte, blieb in ſeiner alten Kraft. Mit eiſerner Hand griff nun freilich in das ungeheure Lügengewebe die franzöſiſche Revolution hinein;

aber auch ſie, vor deren Odem ein Königshaupt unter dem Beile fiel, auch ſie vermochte jenes Gewebe nicht zu zerreißen und ihr glücklichſter Sohn, Napoleon griff ſeinerſeits neuerdings die Fäden auf, um das Netz, das gegen ihn geſponnen wurde, durch ein zweites, größeres, für ſeine Zwecke unſchädlich zu machen. O welch eine Zeit war das, als die höfiſche Staatsweisheit, durch Napoleon's Siege aus einem Winkel in den andern verſcheucht, nun in ihrer Ohnmacht dennoch ſtets von neuen Verſtecken heraus den Kampf gegen ihn zu ſchüren trachtete, während ſie vor dem Gewaltigen, wenn ſie ſich ihm zeigen mußte, ſo ganz und gar mit gebeugtem Nacken, mit geſenktem Haupt, mit allen Betheurungen der Fügſamkeit und des Gehorſams erſchien! Wahrlich: eine Zeit war das, der bitterſten Verhöhnung und Verachtung werth, wenn nicht das Unglück, das unſer Volk leiden mußte, das tiefſte Mitleid erweckte, und wenn nicht das Gefühl, das unſer Volk treu im Herzen bewahrte, das Gefühl des heiligſten Zornes, der da geächtet war, als ein Zeichen ſeines alleinigen Lebens inmitten der großen Fäulniß, die höchſte Achtung verdiente! Der Preßburger Friede vom Jahre 1805 hatte die katholiſche Großmacht Oeſterreich von der ſtolzen Höhe ihrer Macht herabgeriſſen; bald ſollte die andere, die proteſtantiſche Großmacht, Preußen folgen. Dem gewaltigen Fremden, Napoleon, war es vorbehalten, die Scheidewand zwiſchen beiden niederzureißen, für deren Aufbauung und Erhaltung ſoviel Blut deutſcher Männer gefloſſen war! Er glich aus — aber freilich: er vollbrachte ſeine Sendung nur dadurch, indem er beide Nebenbuhler, Einen nach dem Andern, gleich demüthigte; er zeigte handgreiflich das Endziel des alten Verderbens, das am Herzen Deutſchlands genagt hatte. Und dennoch gelang es ſogar der furchtbarſten Demüthigung, welche er bereitete, noch immer nicht ſogleich, die alte unſelige Eiferſüchtelei, die ſo tief in Jahrhunderten wurzelte, auszurotten. Beſſer, als die Fürſten, die ſich ihm fügten, verſtand das Volk, das ihn haßte, jene große Aufgabe für Deutſchland, zu deren Löſung er mit all ſeinen Siegen und mit all ſeiner eiſernen Gewalt berufen war.

Oeſterreich hatte durch den Preßburger Frieden vom Jahre 1805, der es zu einer Macht zweiten Ranges herabdrückte, aber ihm noch 24 Millionen Unterthanen ließ, unter anderm auch die gefürſtete Grafſchaft Tyrol verloren. Es mußte dieſes ſchöne Alpenland, das es fünfhundert Jahre lang beſeſſen, an Bayern abtreten; die Abtretung geſchah mit dem Vorbehalt, daß Tyrol ſeine alte Verfaſſung in den neuen Unterthanenverband mit hinüber nehme. Von Seiten Oeſterreichs betrachtete man indeſſen jenen Schlag des Schickſals noch keineswegs als das Ende aller Dinge. Man hatte ja noch immer 24 Millionen Unterthanen; — wie, wenn man nun beim „Unterthan“ auch einmal an den Menſchen appellirte? Wenn man, indem man an deſſen Herz pochte, auch die Stelle herausfühlen mochte, wo das Leben ſeinen geheimſten Sitz aufgeſchlagen? Wenn man, leiſe oder laut, das Heiligſte beim Namen rief, das man früher nie herauf zubeſchwören gewagt hatte? Freilich war das ein mißliches Spiel für die Staatskunſt der alten, der bisherigen Schule, die vor jeder Kraft zitterte, welche ſich nach eigenem Triebe und nicht auf den Ruf des Treibers bewegte! Wenn nun dieſe Kräfte, dieſes Rufes entwöhnt, blos der eigenen inneren Stimme folgten? Mochte dieſe letztere ſie auch im Augenblick dahin bewegen, wohin die Staatskunſt ſie bewegt wiſſen wollte, — würden jene Kräfte denn wohl auch dann, wenn die Gefahr des Augenblicks vorbei, plötzlich dem alten Rufe wieder ſo fügſam wie vorher gehorchen und folgen? Wahrlich, eine abergläuliſche Furcht davor kreiſte in den Köpfen, welche über dem gewöhnlichen Menſchenvolk hervorragten. Vor einer Volksbewaffnung, als dem ſicherſten Mittel zur Rettung des Staates, hatte man neun Jahre vor dem Preßburger Frieden einen Schrecken, nicht geringer als vor einer Revolution; und es war ebenſo ſehr ein Zeugniß der Altersſchwäche als des böſen Gewiſſens, wenn im Jahre 1796, als es ſich um den Plan einer Volksbewaffnung handelte, der Satz ausgeſprochen wurde: „das Volk bewaffnen, heißt: den Thron geradezu umſtürzen“. Und nun nach dem Preßburger Frieden wuchs gleichwohl der Gedanke einer Volksbewaffnung über all das unſelige Mißtrauen hinaus, welches mehr als einmal das wahre Heil des Staates verſtrickt und überwuchert, mehr als einmal denſelben an den Rand des Abgrundes gebracht hatte. Das Selbſtgefühl der unter Oeſterreichs Scepter verbundenen Nationen war gekränkt; es forderte in heißem Zorn genügende Sühne; nur im Kampfe wollte es die geopferte Ehre wieder finden. Und die Stimmung, welche die Völker des öſterreichiſchen Staatenverbands belebte, — ſie bewegte auch die einſichtsvollſten Männer, welche ſich durch Geburt und neue Verhältniſſe an die Spitze geſtellt ſahen. Der Retter Deutſchlands, Erzherzog Karl, entwarf den Plan einer durchgreifenden Umgeſtaltung des Kriegsweſens, wobei der Gedanke einer allgemeinen Volksbewaffnung zu Grunde lag; — „in der Ausführung freilich, wie ward ſie da entſtellt!“ Während übrigens die edelſten Herzen in Oeſterreich ungeſtüm begehrten, den Fehdehandſchuh hinzuwerfen, während ſich alle kriegsluſtigen Feinde Napoleon's aus ganz Deutſchland hoffnungsvoll nach Oeſterreich flüchteten, wo ſie alsbald den Aufruf zum Kampf gegen den Verhaßten zu vernehmen hofften, wollte der kühne Erzherzog Karl, der den Krieg wahrlich wie irgend Einer kannte, die ehernen Würfel deſſelben nicht eher geworfen wiſſen, als bis die Vorbereitungen zum Entſcheidungskampfe vollkommen hinreichend getroffen ſeien. Zweimal hatte er den Krieg verhindert; das dritte Mal gab er der Gewalt einer Meinung nach, die man mit ſoviel Eifer unterſtützt hatte, daß der Krieg endlich eine Ehrenſache geworden war. Was war nun die Wurzel aller Hoffnungen? Aus welcher Quelle ſchöpften alle Diejenigen ihren freudigen Muth, welche die Zeit zu einer allgemeinen Volkserhebung gegen Napoleon für reif hielten, Alle, welche aus den verſchiedenſten Beweggründen, aus der edelſten Vaterlands- und Freiheitsliebe, ſo wie auch aus berechnender Politik, in Napoleon den gemeinſamen Feind auf's Glühendſte haßten, Alle, welche in der Begeiſterung ihres Strebens, in der Energie ihres Fanatismus, in der eiſernen Starrheit ihrer Berechnung Tag und Nacht nur ein Ziel vor Augen hatten, nämlich ſeinen Untergang? Welches Beiſpiel, welches Vorbild, konnte ſie ermuthigen zu der Annahme, daß der bisher Unbezwungene inmitten ſeiner Siegeslaufbahn durch die Volksbewaffnung aufgehalten werden könne? Was konnte ſie zu dem Glauben erheben und ſie darin beſtärken, daß dieſes zerſpaltene, zerklüftete Deutſchland, deſſen Söhne den Fahnen des Fremden von Sieg zu Sieg folgten, noch Kraft genug haben könne, um ſeine ungeheuere Macht zu umgarnen, zu erdrücken? — Es war das ſpaniſche Volk, ein Volk, das Jahrhunderte lang unter dem Doppeljoche weltlicher und geiſtlicher Tyrannei geſeufzt, das viele Tauſende ſeiner edelſten Leben in den Flammen der Auto-da-Fés und in den Kerkern der Inquiſition verloren hatte, und welches deſſenungeachtet jetzt noch ſoviel Kraft beſaß, daß es ſich wie Ein Mann gegen die franzöſiſche Uebermacht erhob, die auf ihm laſtete. Freilich trug der Einfluß der Geiſtlichkeit auf das Volk nicht wenig zum Aufſtand gegen die Fremden bei; aber war es bei alle dem nicht zu verwundern, daß das ſpaniſche Volk nach all der jahrhundertlangen Entnervung, die an ihm genagt hatte, noch ſoviel Selbſtgefühl beſaß, daß es ſich zu einer großen nationalen That aufzuraffen vermochte? Wenn man nun das deutſche Volk damit verglich! Zwar war unſer deutſches Volk von dem Despotismus, geiſtlichem und weltlichem, ebenfalls nicht unverſchont geblieben, aber es hatte doch wenigſtens nicht ſeine edelſten Säfte an eine ſpaniſche Inquiſition hingeben müſſen. Es hatte doch, in Folge derſelben Zerſplitterung, welche es dem Ausland gegenüber ohnmächtig und klein gemacht, nach Innen zu noch manche alte Kraft retten und bewahren können; es hatte überdem noch ſeine uraltbekannte Treue, die ſich freilich in den letzten Zeiten nur als ſchweigendes Dulden unter den Fußtritten großer und kleiner Tyrannen gezeigt hatte, die aber doch auch einer Ausdehnung für die großen Ideen der Nationalehre fähig war; und wie in Spanien, ſo gab es auch in Deutſchland einen Fanatismus der Religion, einen Fanatismus der Pietät, einen Fanatismus der Gewohnheit ſogar, der ſich — benutzen ließ! Die wahren und ächten Vaterlands- und Freiheitsfreunde in Deutſchland aber, die Männer, die von keiner Gewohnheit etwas wiſſen wollten, als von der ewigen des höchſten Rechts, und von keiner anderen Pietät als von der für die Ehre des Vaterlands, und von keiner anderen Begeiſterung als von der für die Freiheit des deutſchen Volkes, — dieſe Männer, in deren Herzblut die Hoffnungsloſigkeit ein fremder Tropfen war, laſen in unſerm Volke den Beruf einer großen Zukunft; ſie ſchätzten es höher denn das ſpaniſche; was dies vollbringen kann (ſagten ſie), das und weit mehr muß das deutſche Volk vollbringen können. Während dort jenſeits der Pyrenäenkette die Macht des Eroberers den Verzweiflungskampf zu beſtehen hat (ſo war ihre Rechnung) ſchließen ſich die deutſchen Männer eng und feſt aneinander, um die ſchwächere Vorhut zu zermalmen, die er auf das Vaterland gelegt. Zu gleicher Zeit (das war ihr Plan) muß im Norden und im Süden die Loſung ergehn, das Feuerzeichen flammen; bevor Napoleon davon im fernen Spanien erfährt, müſſen ſeine Schaaren in Deutſchland ſchon erdrückt ſein; wiſſen's die Spanier, ſo werfen ſie ſich mit der vollſten Kraft auf ihn, um ihn mit ſeiner Hauptmacht zu vernichten, und eilt er dann gen Oſten, nach Deutſchland, ſo findet er nur zertrümmerte Heere und zertrümmerte Ketten, ſo findet er, mit ſeiner durch die ſpaniſche Niederlage entmuthigten Kriegsmacht, ein Volk, das durch den Sieg, der an einem Ort über den bisher Unbezwungnen errungen worden, ſich zur Vollendung des großen Gottesurtheils über Deutſchlands furchtbarſten Feind und über ſeinen größten Zwingherrn ermuthigt fühlt. Das war ungefähr die Gedankenfolge bei vielen deutſchen Männer voll edler Vaterlandsliebe. Und ſie ließen es nicht bei frommen Wünſchen bewenden; es regten ſich überall die

Kräfte zur That, wie die Waſſer lebendig unter der Eiſesdecke rinnen, ſo war ein geheimes Schaffen und Werben weit und breit. Die Macht dieſer Gedanken und Strebungen, welche durchaus ſelbſtſtändig und unabhängig von jenen der Politik daſtand, — ſie war's, welche eben auf die Politik ihren Einfluß übte, ſo daß ſich der wohlbegreifliche Wunſch Oeſterreichs: Tyrol wieder zu erwerben, alsbald in eine Hoffnung verwandelte, zu deren Verwirklichung man, ermuthigt durch den Hinblick auf jene Stimmung in Deutſchland, auch Anſtalten traf. Die Stimmung in Tyrol kam jenem Wunſche entgegen und die Geſchichte lehrte, was die Tyroler ſchon einmal (im Jahre 1703) für ihr geliebtes Erzhaus Oeſterreich gegen Bayern gethan, wie ſie ihr Land auch damals gegen die Franzoſen und Bayern, welche eingedrungen waren, ſiegreich zu vertheidigen gewußt hatten. Damals hatte der Tyroler von ſeinen Bergen herab, in ſeinen Schluchten, hinter jedem Felsſtück und Strauch, als geborner Schütze die Franzoſen und Bayern auf's Korn genommen und ſich mit ſeinem Stutzen ſo recht das Herzblatt ausgeſucht, als ſei er auf ſeinem Scheibenſtand. Die Büchſe zum Schießen über den Schulter und den Stoßring zum Schlagen am Finger (wie ſich der Tyroler im Volkslied ſelber ſchildert), ſtand er in ſeiner rauhen Kernnatur da, und fragte man ihn um ſein Lieb, ſo nannte er wohl die oder jene ſchöne Dirne des Thals, aber ſein allertheuerſter Schatz war ihm ſein „Landl", ſein „Tyrolerlandl"; das ſollen ſie uns laſſen, ſo rief er jederzeit trutziglich jauchzend an die Berge hinaus; unter dem Wörtlein „uns" war aber auch der Kaiſer von Oeſterreich, als gefürſteter Graf von Tyrol, mitbegriffen, der das „Landl" wohl gerne wieder gehabt hätte. Nach dem Preßburger Frieden, am 4. November 1805, ſtand der Erzherzog Johann, des Kaiſers Bruder, in einer bitteren Stunde mit den Abgeordneten der Gemeinden in Sterzing beiſammen. Er, der Kaiſerſohn, und die Tyroler ſollten von einander Abſchied nehmen, die Tyroler auch von ihrem lieben Erzhaus; da iſt manchem harten Mann die Thräne hinabgeronnen über die braune Wange, und hat ſich keiner der Thräne geſchämt; da haben ſich die Hände in einander gelegt und manches Wort iſt dabei geſprochen worden, das kein Theil vergeſſen hat; da haben es die Tyroler dem Erzherzog Johann geſtanden und gelobt mit Hand und Mund: „unſer Land ſoll doch wieder an Oeſterreich kommen, und gält's Gut und Blut, Leib und Leben“. Der Bund zwiſchen dem Kaiſerſohn und den Alpenſöhnen war feſter als irgend einer. In Wien wußte man das. Damals war noch kein Mißtrauen gegen den Volksmann aus kaiſerlichem Geblüt, wie es nachher rege geworden iſt und lange genug angedauert hat. Damals war eben Tyrol mit ſeinen Alpen, ſeinen Schluchten, ſeinen Männern, das an Bayern verlorne Tyrol, der ſtarke Nothanker, an welchem ſich das ſtolze Kaiſerſchiff hielt. Und ſo feſt vertraute man auf Tyrol, daß man faſt tollkühn alles Maß der Zeit überſah, daß man im ſtolzen Siegesvertrauen darüber hinausſprang, daß Napoleon — ſo fern er in Spanien war (wo man ihn außer der Welt glaubte) — von den Plänen gegen ihn wiſſen mußte, während man noch gar lange nicht damit fertig war, das eigene Haus gegen ihn ſicher zu ſtellen. Richtig hatte Erzherzog Karl dies vorausgeſehen und darum einen Krieg als voreilig widerrathen. Im Vertrauen auf Tyrol, ſtieß man plötzlich in die Kriegstrompete, zogen die Truppen Oeſterreichs gen Bayern hinaus mit wallenden Fahnen und mit der Verkündigung, daß „die Freiheit Europa's ſich unter dieſe Fahnen geflüchtet habe“; mit der Hinweiſung auf Spaniens Beiſpiel und im Vertrauen auf einen Aufſtand des Tyroler Volks rief Oeſterreich ganz Deutſchland gegen den Kriegsgott des Jahrhunderts, gegen Napoleon, in die Waffen.

Welche Sprache tönte damals aus Oeſterreichs Munde! Nach allen Seiten hin richtete es, als Schutzmacht der Freiheit, ſeine Anreden an die Völker. Während der Volksaufſtand in Norddeutſchland zum Ausbruch reif war, erklärte Oeſterreich der „bayeriſchen Nation“, daß es ſie „von der ſie drückenden, verderblichen Staatsverwaltung befreien wolle"; es rief den Italienern zu: „Ermannet Euch und ſeid wieder Italiener!" den Polen, daß es „nicht blos ſeine eigene Exiſtenz ſicherſtellen, ſondern auch allen, welchen ſie geraubt worden, wieder eine verſchaffen wolle!" Dieſe Sprache Oeſterreichs bekräftigte nun, wie ernſt jene frühere Aeußerung Stadion's gemeint geweſen war, daß man ſich vorbehalte, „Vortheile zu ziehen von den Volksaufſtänden in Deutſchland, Tyrol und Italien, wo ſo viele Funken unter der Aſche glühten, daß es nur eines Hauches bedürfe, ſie in helle Flammen auflodern zu laſſen". Dieſe Sprache war jetzt der eben erwähnte „Hauch".

Unter jenen Männern, welche am 4. November 1805 zu Sterzing vom Erzherzog Johann Abſchied genommen und ihm den Handſchlag darauf gegeben hatten, für Tyrols Wiedervereinigung mit Oeſterreich dereinſt Gut und Blut zu wagen, befand ſich auch Andreas Hofer, der Wirth am Sand in Paſſeyer, gemeinhin der „Sandwirth" genannt.

Andreas Hofer war am 22. Oktober 1767 bei St. Leonhard im Paſſeyerthale geboren. Die wilde Paſſer toſ't durch das rauhe, einſame Thal, auf welches der hohe Jaufen trotzig herabblickt; dunkles Nadelholz wirft ſeine Schatten über das hellere Wieſengrün. St. Leonhard, über deſſen großem Landgerichtsgebäude man höher hinauf die ſtolze Jaufenburg ragen ſieht, iſt der Hauptort des Thals. Am Wildbach, durch einen Steindamm vor deſſen Ungeſtüm geſchützt, ſteht ein einzelnes Haus, zweiſtöckig, mit Gallerien, das hölzerne Dach von Steinen beſchwert, wie es in den Alpen landesübliche Bauart iſt. Das iſt das Wirthshaus „am Sand", in welchem Hofer's Voreltern wohnten, die von uralten Zeiten der „Sandwirthe" geweſen, allen Säumern von nah und fern, allen luſtigen Schützen rings auf den Bergen gar wohl bekannt. Ein rüſtiger Menſchenſchlag wohnt in der Runde; wie ſtattlich ſind die Männer des Paſſeyerthals anzuſchauen in ihrer Schönheit und Kraft, hohe und ſtämmige Geſtalten, mit freundlich-trutzigen Geſichtern und nervigen

Armen! Den breitkrämpigen grünen Hut mit der Feder auf dem Haupt, ſteht der Paſſeyerer froh und frei da, die eine Hand in die Seite, und die andere auf ſeinen treuen Stutzen geſtemmt; loſe ſchlingt ſich das Halstuch um ſeinen Hemdekragen, über der halbaufgeſchlagenen Weſte zieht ſich das lederne Tragband bis zum breiten geſtickten Ledergürtel nieder, der die Hüften umſchließt; die roth- und grüngeſäumte Jacke trägt er darüber, die ſchwarzledernen Hoſen reichen ihm bis an's Knie, das ihm bloß bleibt, und unter demſelben decken weiße Strümpfe die kräftigen Waden; weitausgeſchnittene Schuhe mit rothen Säumen und Maſchen vollenden den einfachen und doch ſo maleriſchen Anzug. Minder ſchön, minder ausdrucksvoll ſind die Frauen im Paſſeyerthal, minder kleidſam iſt auch ihre Tracht. Den Kopf mit dem ſtrotzend friſchen Geſicht deckt eine runde wulſtige Wollenhaube, auf deren Spitze überm Scheitel ſich ein ſchmales und niedriges Krönchen vom ſelben Stoffe wie die Haube zeigt; ein Tuch, mit dem Zipfel nach dem Rücken, ſchlingt ſich um den Hals, unter dem Tuch ſchiebt ſich eine ſchlichte Krauſe hervor; ein kurzes, dunkelblaues, rothgeſäumtes Wamms, vorn mit Knöpfen geſchloſſen, reicht dicht unter den Buſen, die Aermel langen wenig über die Ellenbogen nieder, wo ſie hier mit gefältelten Linnen beſetzt ſind; darunter deckt den Niederarm bis zum Handgelenk ein rothgefütterter grüner Staucher; der Rock iſt wulſtig und nach hinten voll Falten, bis hinter die Hüften von einer breiten gleichlangen Schürze bedeckt; ſcharlachroth ſind die Strümpfe, und wie der Mann ſeinen Stutzen, ſo hat die Frau ihren urväterlich-altmodiſchen Regenſchirm zum unzertrennlichen Begleiter. Ein ſolcher Mann aus dem Paſſeyer-Thal, wie ſie noch heute gar brav und wacker, gar fromm und gutmüthig, ihre Alpenwirthſchaft treiben oder die Heerden des prächtigen Maſtviehs zum Verkauf bringen, oder ihre Handelsartikel auf Saumroſſen, wie auf „Kraxen" (d. i. Tragkörben, die ſie auf den Rücken laden) verwerthen, — ein ſolcher Mann war auch Andreas Hofer; eine ſolche Frau war auch ſeine Hauswirthin, Anna Ladurner, die ihm einen Sohn und zwei Töchter geboren. Wenn Andreas Hofer vor dem Jahr Neun in ſeinem Wirthshaus am Sand bei ſeinen Gäſten ſtand, die über den Jauſen gingen oder kamen, mit den braunen Haaren und dem ſchwarzen Bart, den er ſich von ſeinem 24. Jahre an ſtehen ließ und der ihm bis zum breiten ſchwarzen Gürtel hinabreichte, wenn er ſo unter ihnen ſtand in ſeinem grünlodenen kurzen Rock, ſeinem rothen Unterwamms und dem grünen Hoſenträger darüber, den kurzen ſchwarzen Hoſen, ſchwarzen oder rothen Strümpfen und Stiefeln, oder wenn er ſeinen großen ſchwarzen Hut aufhatte mit der breiten Krempe und den herabhängenden ſchwarzen Bändern und der gekrümmten ſchwarzen Feder, — wer hätte es da dem Mann angeſehen, daß er über kurz ſich „Kommandant von Tyrol“ ſchreiben würde? Weder Schnitt, noch Ausdruck ſeines breiten Geſichts mit der unſchönen Naſe ließ auf einen außerordentlichen Geiſt dieſes Kopfs ſchließen; und ſo war's denn auch. Ein bloßer Naturmenſch, mit allen Vorzügen und Schwächen eines ſolchen, langſam in Folge ſeines Temperaments, und unentſchloſſen im Handeln, träumte Andreas Hofer von nichts weniger, als daß er je an der Spitze einer großen Volksbewegung ſtehen würde.

Wie nun aber die Aufregung in Tyrol einen immer höheren Grad erreichte, als das Volk ſeiner Sehnſucht nach Loslöſung von der bayeriſchen Herrſchaft ganz ehrlich ſeiner bisherigen kundgeben und die Zuſtimmung des Erzhauſes für einen bewaffneten Aufſtand (Inſurrektion) erlangen wollte, als von Seiten des Erzhauſes dies mit Freuden vermerkt wurde und alles ſo weit fertig war, da mußte man nun auch ſo einen rechten Mann aus dem Volk haben, deſſen Perſönlichkeit gleichſam das Wahrzeichen für alle ſeine Landsleute ſein ſollte, da erging denn der Ruf an Andreas Hofer, und der Sandwirth von Paſſeyer mit ſeinem langen ſchwarzen Bart horchte gläubig auf die Stimmen, die ihn aus ſeinem ſtillen Wirthshaus hervorlockten, als wären ſie die Stimme der Vorſehung. Klangen ja doch die ſüßeſten Töne daraus, die ein Tyroler

Herz bewegen können; war's ihm ja doch wie Herdengeläute von den Alpen und wie Glockengeläut von der Kapelle, die nicht weit von ſeinem Aelternhaus ſtand! Kamen ja doch genug brave, wackre Tyroler zu ihm an den Sand und ſprachen beim Glas Wein mit Ingrimm von dem bayriſchen Löwen, der ſeine Branken über das ſchöne Land Tyrol und über das liebe Paſſeyerthal ausgeſtreckt, und mit Sehnſucht von dem alten Felſenadler, der davon geflogen! Was wußte der Hofer eigentlich vom Adler und vom Löwen?! Mit einem kindlichen Inſtinkt der Treue hing er, wie ſeine Landsleute insgeſammt, an den alten Farben „ſchwarz und gelb“; und nun mußten ſie ſtatt deſſen „weiß und blau“ rings im Lande ſehen! Da hieß es wohl bei manchem Scheibenſchießen: „Das bayeriſche Weiß und Blau mag freilich eine ſchöne Farbe ſein aber ſie hält nicht lang, das Blau wird mit der Zeit doch wieder ſchwarz und das Weiß wieder gelb.“ Und, was den Tyrolern am Meiſten in's Herz ſchnitt, das war: ſeit ſie durch den Preßburger Frieden bayeriſch geworden, ſollte ihr liebes Land nicht mehr „Tyrol“, ſondern „Südbayern“ heißen; viel Plackerei der Beamten hätten ſie wohl ertragen können, wie unerträglich ſie auch war, — aber nicht einmal mehr ſo heißen zu dürfen, wie ihre Väter und Urväter geheißen hatten, — das war zu viel. Da kam nun ihr Erzhaus Oeſterreich, mit ſeiner „Liebe für Tyrol“, deſſen Verluſt ihm bitter genug war, und ſprach von ſeinem Schmerz, und nährte die Sehnſucht des Volks nach den alten Farben „Schwarz und Gelb“. Es iſt etwas Rührendes um die Treue eines Volkes. Verſpotte ſie keiner, auch wenn ſie noch ſo kindiſch iſt! Ein Volk, auch wenn es im Suchen ſeiner Treue nach einem feſten Anhalt irrt, iſt dennoch ehrwürdig; auch wenn es ſein Heil bei Geſchlechtern ſucht, die nichts wollen, als über es herrſchen, auch dann ſucht es doch eigentlich — nur ſich ſelbſt; es wähnt ja ſeine eigene Exiſtenz verloren in der Fremdherrſchaft, es hält es ja für unmöglich, ſeine höchſten Güter, die es freilich nur wie im Traume ahnt, auch unter einer ſolchen zu finden; ja würden ſie ihm von einer ſolchen angeboten, — es würde ſie vielleicht mißtrauiſch als etwas vermeintlich Verderbliches zurückſtoßen; mit einem Wort: es ſucht den Fortbeſtand ſeines innerſtens Weſens in der zufälligen Form, welche es nun einmal als Ausdruck ſeines Weſens ſeit Jahrhunderten zu betrachten gewohnt iſt. So ging es damals den Tyrolern, ſo ging es dem Andreas Hofer. Weder er, noch die Tyroler ahnten, daß ſie von dem Hauſe Oeſterreich, an welches ſie alle begeiſterte Liebe verſchwendeten, die ihnen aus einer langen Gewohnheit des Zuſammengehörens erwachſen war, eigentlich nur als Werkzeuge zur Erreichung höherer Plane benutzt wurden. Der Sandwirth Andreas Hofer ging zu Anfang des Jahres 1809 mit mehreren anderen braven Tyrolern nach Wien, um die Erlaubniß zum raſchen Ausbruch der Volkserhebung zu erbitten; die guten Menſchen wußten nicht, daß das alles, um was ſie baten, — längſt abgemacht war, daß man es nur darauf hatte ankommen laſſen: die ganze Sache, deren Plan längſt fertig lag, als von ihnen ſelbſt ausgehend darſtellen zu können. Die guten Tyroler mußten natürlich in Wien eine freundliche Aufnahme finden; ſie ſchmeichelten ſich mit dem Gedanken: man wolle alles für ſie thun; ſie ahnten nicht, daß man ſie nur brauchte.

Freiherr v. Hormayr, ein geborner Tyroler, war's, von dem ein förmlicher Plan zur Befreiung Tyrols von der Fremdherrſchaft ausging, — ein Mann von großen Geiſtesgaben und von nicht geringerer Willenskraft, bekannt wie kein anderer mit der Geſchichte ſeines Vaterlandes, und gewandt wie wenig Andere für die Leitung der Volksbewegung im Intereſſe des Erzhauſes Oeſterreich, an deſſen Intereſſe er damals ebenſoſehr durch ſeine Dienſtverhältniſſe als durch die Neigung ſeines Herzens geknüpft war. Hormayr ward zum „Intendanten“ des Kaiſers in Tyrol ernannt; er hatte als ſolcher die Stelle des Generalintendanten Peter Grafen von Goes, Gouverneurs von Trieſt, zu vertreten. Der Feldmarſchall-Lieutenant Marquis von Chaſteller ſollte mit dem achten Armeekorps den

Tyrolern zu Hülfe eilen, ſowie der Volksaufſtand losbreche. Zwar kein geborner Tyroler, konnte Chaſteller doch zu dem Alpenvolk, das in dieſer ſeiner eigenſten Sache auf die Landsmannſchaft Gewicht legte, die Worte ſprechen:*) „Ihr habt mich ſchon vor ſechs Jahren zu dem Eurigen gemacht; ich bin immatrikulirter Tyroler Landmann. Dies iſt jetzt mein ſchönſter Titel. Niederland, mein Vaterland, iſt für mich verloren, und in Tyrol finde ich es wieder, brave Landsleute und eine ſichere Heimath.“

In dem Sandwirth Andreas Hofer hatte man nun, wie ich bereits angedeutet habe, den rechten Mann erkannt, welcher den Volksaufſtand nicht ſowohl leiten, als vielmehr durch ſeine volksthümliche Aeußerlichkeit gleichſam repräſentiren ſollte; die Fäden der eigentlichen Leitung gingen von ganz anderen Händen aus, während Hofern im eigentlichen Handeln an Umſicht und Energie mehrere andere Männer des Volks bei weitem überragten. Solche waren der Klagenfurter Tabakverleger, nachmals Major, Martin Teimer, der Gaſtwirth Peter Mayer, der Kapuziner Joachim Haspinger mit ſeinem rothen Bart und der kühne, kluge, gewandte, unverwüſtliche Held Joſeph Speckbacher, ein vertrauter Freund Andreas Hofer's.

Am 9. April 1809 erſchien Chaſteller mit dem 8ten Armeekorps, und am 10. begannen die Puſterthaler den Aufſtand, als die bayeriſchen Truppen die Brücke von St. Lorenzen abtragen wollten, um den Anmarſch der öſterreichiſchen aufzuhalten. Die Mühlbacher Klauſe wurde umgangen, die bayeriſchen Truppen mußten ſich über Schabs am rechten Ufer der Eiſak über die Ladritſcher Brücke zurückziehen, welche ſie ebenfalls abbrechen wollten. Da kam es zum harten Gefecht; die Bayern und Franzoſen mußten vor den Tyrolern, denen öſterreichiſche Jäger und Chevaurlegers von Chaſteller's Vorhut zu Hülfe kamen, über Mittewald gegen Sterzing zurückweichen. Als die Spitze der weichenden Heerſäule ſchon gegen Sterzing kam, ſieh, da erſchien plötzlich der Sandwirth Hofer mit dem Landſturm der Gerichte Sarentheim und Paſſeyer, der über den Jaufen gekommen war; und nun ging's friſch in die Feinde; ein Theil der Heerſäule ward abgeſchnitten; ſie flüchteten gen Sterzing und nach dem Sterzinger Moos. Dort leiſteten die Feinde, in ein Geviert zuſammengedrängt, den Tyrolern, welche ſie rings umſchloſſen, am 13. April tapferen Widerſtand, mußten ſich aber endlich nach hartem Verluſt kriegsgefangen geben. Inzwiſchen hatten ſich am 11ten auch die Ober- und Unterinnthaler erhoben, und auf den Höhen des Berges Iſel bei der Gallwieſe nächſt Innsbruck und jenſeits des Inns von Zierl herab bei Kematen begann das Feuer zuerſt. Am folgenden Tage wurde Innsbruck erobert. Welch ein Jubel war's, als ſich am 14ten die Nachricht vom Anrücken der öſterreichiſchen Truppen verbreitete; ein kaiſerlicher Chevauxleger, der in die Stadt geſprengt kam, wurde mit ſeinem Pferd faſt ſchwebend durch die Straßen getragen. Jauchzend holte das ſiegestrunkene Volk eine Fahne mit dem kaiſerlichen Adler und eilte mit derſelben den Truppen entgegen, die unter dem Geläute aller Glocken, umgeben von den Schaaren der Landesvertheidiger, in der alten Landeshauptſtadt wieder einzogen.

---

*) Dankſchreiben Chaſteller's vom 18. April 1809.

Inzwiſchen hatte man von Seiten des Hofes, in der Vorausſetzung, daß der Volksaufſtand gelingen werde, bereits alle Anſtalten zur Wiederbeſitzergreifung Tyrols getroffen. Das Beſitzergreifungspatent des Erzherzogs Johann war bereits unterm 8. April (!) in Villach ausgefertigt worden. Es verordnete die Wiedereinführung der alten Landesverfaſſung. In Udine wurde unterm 13. April das Organiſirungspatent der gefürſteten Grafſchaft Tyrol vom Erzherzog Johann unterzeichnet; es enthielt merkwürdige Zugeſtändniſſe im freiſinnigen, dem Volksvertrauen entgegenkommenden Geiſte. Indem es die vier getreuen Stände Tyrols „in ihrer ganzen dermaligen, der Erwerbungsurkunde vom Jahre 1363 gemäßen, durch die nachgefolgten landesherrlichen Reverſe, Freiheitsbriefe und Landtagsſchlüſſe beſtätigten repräſentativen Formen ausdrücklich und feierlich wiederherſtellte“, und ſtatt des auf die erſte ruhigere Zeit verſchobenen offenen Landtags, auf den 1. Mai „einen Kongreß im engeren Ausſchuß nach Brixen ausſchrieb, welcher konſtitutionsmäßig aus 24 Stimmführern zu beſtehen hatte“, erklärte das Patent (Art. 15): „die Stellen der Deputirten ſind durch Männer beſetzt, welche die öffentliche Stimme laut und ungetheilt hierzu bezeichnet. Gleichwohl ſoll dieſe ehrwürdige Verſammluug nicht auf dieſe Zahl und auf dieſe Perſonen beſchränkt bleiben. Jeder, der von ſeiner Stadt, Viertel oder Gericht in beſonderen Aufträgen abgeordnet wird, ſoll mit offenen Armen aufgenommen und dasjenige reiflich erwäget werden, was er als Wunſch ſeiner Kommittenten anzubringen haben wird.“ Ein noch beſonders merkwürdiger Punkt war folgende, im 5. Art. des Organiſirungspatents enthaltene Aufforderung an das Volk: „Im unbeſchränkten Vertrauen auf die längſt erprobte Treue und Anhänglichkeit des tyroliſchen Volkes wird hiermit Jedermann aufgefordert, ſeine Anzeigen und Bemerkungen über das Verhalten der Staatsdiener ungeſcheut anzubringen, mit der ſichern Erwartung auf den verdienten Dank des Vaterlandes und auf verhältnißmäßige Belohnung.“ Eine ſolche Aufforderung ſchien in den Jahrbüchern des Erzhauſes unerhört. Aber freilich verſchwindet der Anſchein von Volksthümlichkeit, d. h. von unbedingtem Vertrauen in's Volk gegenüber der Beamtenherrſchaft, — wenn man die Sache näher betrachtet. Denn unter den Staatsdienern, zu deren Beaufſichtigung das Volk aufgefordert worden, waren eigentlich doch nur die vorhandenen bayeriſchen verſtanden, und in jedem Falle, ſelbſt dann, wenn man auch die öſterreichiſchen darunter einbegriff, war die Verheißung einer Belohnung der Angeberei eine unſittliche, verwerfliche Maßregel; wahrlich: durch nichts wird ein Staat und ein Volk ſo von Grund aus entſittlicht, als durch Belohnung der *Angeberei* („Denunziation“) und es iſt hierbei ganz gleich, ob dieſe letztere einem guten oder einem ſchlechten Zwecke dienen ſolle; nie kann der Grundſatz: „*daß der Zweck das Mittel heilige*“ (der bekannte Grundſatz des Jeſuitenordens) durch die Macht der Umſtände zu einem *ſittlichen* geſtempelt werden, und ſelbſt die *Nothwehr*, welche ſo Vieles entſchuldigt, kann dieſen Grundſatz nicht rechtfertigen.

Am 22. April wurde das erwähnte „Organiſirungs-Patent“ in Innsbruck veröffentlicht; drei Tage ſpäter machte der Generalmajor und Brigadier, *Freiherr von Buol*, in einer Zuſchrift an die „löbliche Schutzdeputation“ ein *Handſchreiben des Kaiſers Franz bekannt*, welches bereits vom 18. *April* aus Schärding datirt war. „Meine lieben und getreuen Tyroler“ (ſo begann es), „unter den Opfern, welche die widrigen Ereigniſſe im Jahre 1805 mir abgenöthigt haben, war, wie ich es laut verkündiget habe und ihr es ohnehin ſchon wißt, jenes, mich von euch zu trennen, meinem Herzen das empfindlichſte; denn ſtets habe ich an euch gute, biedere, meinem Hauſe innigſt ergebene Kinder, ſo wie ihr an mir einen euch liebenden und euer Wohl wünſchenden Vater erkannt. Durch den Drang der Umſtände zu der Trennung bemäßiget, war ich noch in dem letzten Augenblicke bedacht, euch einen Beweis meiner Zuneigung und Fürſorge dadurch zu geben, daß ich die *Aufrechthaltung eurer Verfaſſung* zu einer weſentlichen Bedingniß der Abtretung machte, und es verurſachte mir ein ſchmerzliches Gefühl, euch durch offenbare Verletzungen dieſer feierlich zugeſicherten Bedingniß auch noch der Vortheile, die ich euch dadurch zuwenden wollte, beraubt zu ſehen. Allein bei meinem entſchiedenen Hange, den mir von der Vorſicht anvertrauten Völkern ſolange als möglich die Segnungen des Friedens zu erhalten, konnte ich damals über euer Schickſal nur in meinem Inneren trauern. Durch endloſe Anmaßungen des Urhebers unſerer Trennung neuerdings in die Nothwendigkeit verſetzt, das Schwert zu ergreifen, *war es mein erſter Gedanke, die Kriegsoperationen* ſo einzuleiten, daß ich wieder euer Vater, ihr meine Kinder werdet. Eine Armee war zu eurer Befreiung in Bewegung geſetzt. Aber ehe ſie noch unſere gemeinſchaftlichen Feinde erreichen konnte, um den entſcheidenden Schlag auszuführen, habt, ihr tapfere Männer, es gethan und mir, ſowie der ganzen Welt, dadurch den kräftigſten Beweis gegeben, was ihr zu unternehmen bereit ſeid, um wieder ein Theil jener Monarchie zu werden, in welcher ihr Jahrhunderte hindurch vergnügt und glücklich waret. Ich bin durchdrungen von euren Anſtrengungen; ich kenne euren Werth. Gerne komme ich alſo eueren Wünſchen entgegen, euch ſtets unter die beſten getreuſten Bewohner, des öſterreichiſchen Staates zu zählen, alles anzuwenden, damit euch das harte Loos, meinem Herzen entriſſen zu werden, nie wieder treffe, wird mein ſorgfältigſtes Beſtreben ſein. Millionen, die lange eure Brüder waren und ſich freuen werden, es nun wieder zu ſein, drücken das Siegel auf dieſes Beſtreben. Ich zähle auf euch, ihr könnt auf mich zählen, und mit göttlichem Beiſtand ſoll Oeſterreich und Tyrol immer ſo vereinigt bleiben, wie es eine lange Reihe von Jahren hindurch vereinigt war.“ In der That: das war denn doch, was man ſagen kann, deutlich geſprochen und die Tyroler hatten guten Grund zu dem Vertrauen, welches ſie die Worte reden ließ: „Wir werden, von Ew. Majeſtät unterſtützt, bis an's Ende ausharren und Ew. Majeſtät und die ganze Welt überzeugen, daß es eher möglich iſt, den Tyroler über dem Erdboden zu vertilgen, als ihm ſeine angeborne Liebe und Anhänglichkeit für Ew. Majeſtät und das durchlauchtigſte Kaiſerhaus zu benehmen.“ Und ſo war es auch! Der Inſtinkt der Treue riß dieſes treuherzige, kernhafte Naturvolk hin. Es kannte in ſeinen Gefühlen kein Mittelding zwiſchen Liebe und Haß, in ſeinen Reden, wo es drauf ankam, zur einen oder andern Sache ſich zu ſchlagen, keine anderen Worte als Ja oder Nein; es kannte für ſeine Treue keinen anderen Ausdruck als die That, und ob auch das Leben drauf ging.

Doch beachten wir nun, nachdem wir aus den Aktenſtücken die Abſichten des Hofes erſehen haben, den Gang der Begebenheiten!

Napoleon war mit Blitzesſchnelle aus Spanien wiedergekehrt; er warf ſich dem ganzen Andrang der öſterreichiſchen Macht entgegen, welche im Vertrauen auf die Zuſtimmung, ja auf den Anſchluß ganz Deutſchlands, unter den glorreichen Fahnen des Erzherzogs Karl nach Bayern eingerückt war. Deutſche Truppen waren es, welche Napoleon den Lorbeer jenes Feldzugs von fünf Tagen erringen halfen, den er ſelbſt ſein Meiſterſtück nannte, und dort im Norden mußten darum jene hochherzigen Männer, ein Schill, ein Dörnberg, wie eitle Phantaſten verſchwinden! Sie hatten gehofft, (und Oeſterreich hatte es mit ihnen gehofft): wenn die Fahnen des Erzherzogs Karl auf deutſchem Boden wallten, würde der ganze Rheinbund auseinander ſtieben, jedes deutſche Herz würde zur „Aller-Deutſchen-Sache“ ſtehen; plötzlich, wo ein Franzoſe ſich zeige, würde er nur Ein Herz und Eine Seele finden, und überall nur ein deutſches Herz und eine deutſche Seele. So weit aber war's damals noch nicht gereift; es mußte noch weiter kommen, bis daß ſich das Schickſal der Welt durch Deutſchland vollenden konnte! Eigentlich, wenn man's tiefer betrachtet, war's nur ein ungemeiner, erſchütternder Zug der Vergeltung, daß Oeſterreich, trotz aller der ſtaunenswerthen Verdienſte ſeines edlen Erzherzogs Karl, trotz aller Opfer ſeiner gläubig-hingebungsvollen Völker — nichts, aber auch gar nichts erreichte; die Palme ſollte der Macht nicht werden, welche an Deutſchlands Zerſplitterung ſo viele Schuld von alten Zeiten her trug, welche ſeit der Reformation und dem dreißigjährigen Krieg ſich dem deutſchen Geſammtintereſſe ſo ſehr entfremdet und (mit der kurzen Ausnahme eines Joſeph II.) ſo wenig gethan hatte, um den beleidigten Geiſt des großen deutſchen Vaterlandes, den reformatoriſchen Geiſt zu verſöhnen. Napoleon zog als Sieger unaufhaltſam gen Wien; am 12. Mai 1809 war er dort. Aus ſeinem kaiſerlichen

Lager vor Wien löſte er am 17. Mai die weltliche Herrſchaft des Papſtes auf; er that es (der Sohn der Revolution!) mit der Berufung auf Karl den Großen, welchen er zu einem — Kaiſer der Franzoſen machte und welchen er ſeinen „erhabenen Vorfahr“ nannte; ſowie er denn auch die Einverleibung des Kirchenſtaats in das franzöſiſche Kaiſerthum, von jenem ſelbſtgeſchaffenen Reichstitel ausgehend, nur als eine „Wiedereinziehung von Leben“, nur als eine „Wiederherſtellung der urſprünglichen Reichsganzheit“ darſtellte.

Wenn in der Weltgeſchichte ein großer Schlag geſchieht, ſo bleibt auch die Rückwirkung im Kleinen nicht aus; dann zittern überall die entlegenſten Herzen davon nach, im fernſten Winkel zuckt es im Herzen irgend eines Volksſtammes; noch weiß er ſelbſt nicht, von wannen das kommt, aber er fühlt das Ungeheure, das ihm durch alle Nerven bebt. So war's denn auch im Jahre 1809! Jener fünftägige Feldzug, welcher dem Kaiſer Napoleon den Weg von Regensburg nach Wien öffnete, — er hatte in Tyrol ſeinen Nachhall. Kaum hatten die tyroler Landesvertheidiger und die öſterreichiſchen Truppen den Feind zum Lande hinausgetrieben, als dieſer auch ſchon wieder hereindrang. Napoleon ächtete den Feldmarſchall-Lieutenant Chaſteller; wo man ſeiner habhaft werde, ſollte er (ſo gebot der Gewaltige) binnen 24 Stunden als Räuber — erſchoſſen werden. Die Feinde ſiegten (in der Mitte des Mai) bei Wörgel, Schwatz wurde am 15. von ihnen erſtürmt und nebſt 12 anliegenden Ortſchaften niedergebrannt. Das ganze Land Tyrol ſah ſich in Lefebvre's und Wrede's Hand; die Flammen leuchteten zu einem grauſenhaften Gericht, welches die Sieger über die Wehrloſen ergehen ließen; denn Schrecken ſollte Tyrols Unterwerfung — vollenden! Die Feinde (Franzoſen und Bayern) bedurften nicht etwa eines Befehls dazu; ſie waren in der That dazu hinlänglich gereizt; der Ingrimm über den Zorn der Tyroler, vor welchem die beſten Truppen der Welt hatten flüchten müſſen, der Ingrimm über ihr Land, über ihre Berge, Päſſe und Ströme, ſchürte in jedem franzöſiſchen und bayeriſchen Herzen. In dieſem Volk, deſſen Bewegung ſie nicht begreifen konnten, ſo daß ſie ihnen wie Raſerei vorkam, in dieſen Männern, welche eben hinter jedem Buſch und Fels ſich das Herz des Feindes zur Zielſcheibe nahmen, ſahen ſie nichts als Banditen. Daher kam dann ihr Grimm, daher ihre Wuth. Und ſie war gräßlich; ſo gräßlich war ſie, daß der bayeriſche General Wrede ſeinen Soldaten zurufen mußte: „Soldaten, ihr ſeid Unmenſchen geworden, euer General ſpricht mit Thränen in den Augen zu euch und ſagt euch, daß eure Gefühle von Menſchlichkeit in Grauſamkeit ausgeartet ſind; ich fordere von euch, von heute an wieder das zu ſein, was ihr ſein ſollt und müßt: Soldaten und Menſchen!" — Zum zweiten Male war Innsbruck in Feindes Hand, zum zweiten Male ſchien Tyrol für Oeſterreich verloren. Chaſteller zog nach dem Brenner, wo die Hauptſtellung war, ſchlug ſich dann durch und ließ blos ein kleines Korps unter dem General Buol zurück.

Da erſchien der Sandwirth mit ſeinem dicken ſchwarzen Bart, Andreas Hofer auf dem Brenner; ſein Anſehn beim Volke wuchs jetzt unglaublich. Auf's Neue lächelte das Glück den tapferen Landesvertheidigern Tyrols; ſie ſiegten am 25. Mai am Iſel; Innsbruck ward am 30. wieder gewonnen. Da kam nun die Kunde der Rieſenſchlacht von Aspern, in welcher der bisher unbeſiegte Napoleon vom Erzherzog Karl beſiegt worden war, nach Tyrol. Mit neuer Zuverſicht erfüllte ſie alle Herzen des biederen Volks; und wie freudig ſchlugen dieſe nun gar, als ihnen ein Brief ihres Kaiſers gebracht wurde und als ſie die Worte darin laſen: „Ihr habt bereits mein heiliges Wort, daß ich euch nie verlaſſen werde, ich werde nie dieſer feierlich übernommenen Verpflichtung uneingedenk ſein; harret aus" (ſchrieb er ihnen) „ihr habt der Welt gezeigt, was ein tapferes Volk vermag, wenn es für die Erhaltung ſeiner Religion und für Befreiung vom fremden Joche die gerechten

Waffen ergreift;“ — „im Vertrauen auf Gott und meine gerechte Sache erkläre ich hiermit meiner getreuen Grafſchaft Tyrol mit Einſchluß des Vorarlbergs, daß ich keinen andern Frieden unterzeichnen werde, als den, der dies Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft.“ Das war ein Kaiſerwort, und einem ſolchen hätten die Tyroler nicht glauben ſollen? Auf ein ſolches hin hätten ſie nicht alles wagen wollen? Der Erzherzog Karl ſchrieb noch unterm 10. Juni aus ſeinem Hauptquartier Deutſchwagram an den von Napoleon geächteten Feldmarſchall-Lieutenant Chaſteller: „Se. Majeſtät der Kaiſer und ich vernehmen mit außerordentlichem Vergnügen Ihre ſtandhafte Behauptung Tyrols. Sie gereicht Ihnen zu außerordentlichem Ruhm. . . . . . . Ich bin im Begriffe, die Offenſive zu ergreifen, und hoffe, den Feind aus Oeſterreich zu vertreiben. Sprechen Sie daher den braven Tyrolern Muth zu! Wenn ſie vereint, und in gleichem Geiſte bleiben, ſo ſind ſie in ihren Gebirgen unbeſiegbar. Mit Gottes Hülfe werde ich mich Ihnen bald nähern und Ihnen die Hand bieten.“ Mußten ſolche Aeußerungen, welche durch die Zeitungen veröffentlicht wurden, nicht die Zuverſicht des Volkes auf die Geſinnung des Hofes unglaublich erhöhen? — — Aber auch auf das religiöſe Gefühl wurde eingewirkt. Am 4. Juni wurde wegen des Sieges bei Aſpern in der Franziſkanerkirche zu Innsbruck ein feierliches Tedeum unterm Donner der Geſchütze und des Kleingewehrfeuers gehalten, und die Innsbrucker Zeitung *) verkündigte: „Kraft des vor der letzten Befreiung des Vaterlandes von den Häuptern der Landesvertheidiger eingegangenen Gelübdes ſoll das „Herz-Jeſu-Feſt“ zu einem beſtändigen Feiertag erhoben und im Tyroler Kalender roth eingedruckt werden. Dann ſoll zum ewigen Gedächtniß des am verfloſſenen 29. Mai erfochtenen Sieges alljährlich am letzten Montag des Monats Mai in

---

*) Nr. 38 vom 12. Juni.

allen Kirchen ein feierliches Hochamt unter Ausſetzung des höchſten Gutes und Umgang um den Gottesacker gehalten und dieſe Feierlichkeit durch ein Tedeum geſchloſſen werden."

Inzwiſchen mißglückten in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands ſämmtliche Verſuche einzelner edler und kühner Vaterlandsfreunde, einen Volksaufſtand zu Stande zu bringen. Es ſcheiterte das Werk Dörnberg's in Heſſen, dann jenes Schill's (der edle Held erlag am 31 Mai in Stralſund), noch ſpäter jenes des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig; mißlungen waren die Bewegungen in Bayreuth, Bamberg und Nürnberg, in Mergentheim. Freilich konnte Napoleon, der die träumeriſchen Deutſchen jeder Begeiſterung und aller Thatkraft für die Freiheit unfähig hielt, nun doch ahnen, wie die Ideen der Nationalität und der Freiheit in den Volksherzen allüberall glühten und ſprühten; er mußte ſich überzeugen, daß dieſe Ideen ihm, wohin er mit ſeinen ungeheuren Heerſchaaren und mit dem Siegeszauber ſeines Namens kam, unſichtbar entgegenſtanden und daß ſich hochherzige Männer des deutſchen Volks durch jedes bisherige Mißgeſchick nichts weniger als abſchrecken ließen von neuen Verſuchen, ja, daß vielmehr das Blut der Treuen, die für das Höchſte und Heiligſte gefallen waren, laut um Rache rief; Schill's edles Haupt, vom Rumpfe des gefallenen Helden getrennt, blickte, zu neuer Todesweihe mahnend in manche Hütte, in manchen Pallaſt hinein, Schill's Geiſterſtimme tönte weckend an manches Schläfers Ohr. Zwar gewann Napoleon zu Anfang des Juli 1809 auf demſelben Marchfeld, wo der Zauber ſeiner Unüberwindlichkeit gebrochen worden war (nämlich bei Aspern), den Sieg (bei Wagram); aber — mit welchen Opfern! Er konnte es, das erbitterte Tyrol hinter ſich, nicht wagen, die Heeresmaſſen Oeſterreichs zu einer neuen Entſcheidungsſchlacht herauszufordern. So wurde denn ſchon am 12. Juli zu Znaym ein Waffenſtillſtand zwiſchen Napoleon und Oeſterreich abgeſchloſſen. Allerdings ſah ſich Napoleen bald darauf von ſeinem größten, ihm an Kriegskunſt ebenbürtigen Gegner, dem Erzherzog *Karl* befreit; denn ſeit der Schlacht bei Wagram fand eine längſt im Dunkeln wirkende Partei neuerdings die Möglichkeit, das im Herzen des Kaiſers Franz ſchlummernde *Mißtrauen* gegen die beim Volk ſo beliebten *Erzherzoge* zu wecken, und der *Sieger von Aſpern*, Erzherzog *Karl*, trat bereits am 30. Juli vom Oberbefehl zurück. Da hätte nun Napolen wohl wieder daran denken können, das Gewebe der *Unterhandlungen* raſch mit ſeinem *Degen von Auſterlitz* zu zerſchneiden; aber ſieh: abermals trat der Schrecken dicht vor den eiſernen Mann! Am 11. Oktober nämlich, in Schönbrunn war's, daß ein deutſcher Jüngling, Namens *Friedrich Staps*, ſich zu ihm zu drängen ſuchte, um durch einen Dolchſtoß Deutſchland von dem Manne zu befreien, deſſen Name durch das unſchuldige Blut *Palm's* befleckt war. Der Mordverſuch mißglückte; aber am 14. Oktober 1809 ſchloß *Napoleon* den ſogenannten *Wiener Frieden* (wovon ſpäter noch die Rede ſein wird).

Schon beim *Waffenſtillſtande von Znaym* hatte man der treuen *Tyroler* ganz und gar *nicht* erwähnt! Sie dachten ihrerſeits noch immer mit unverwüſtlicher Zuverſicht an jene feierliche Zuſage des Kaiſers *Franz*: „*Ihr habt mein heiliges Wort, daß ich euch nie verlaſſen werde*“ und an jene Erklärung deſſelben: „*daß ich keinen andern Frieden unterzeichnen werde, als den, der dies Land (Tyrol und Vorarlberg) an meine Monarchie unauflöslich knüpft.*“ War es den Tyrolern da nun wohl zu verdenken, daß ſie die Nachricht vom Abſchluß des *Znaymer Waffenſtillſtands*, worin *ſie — vergeſſen* waren, für eine *Lüge* hielten? Sie *konnten's* nicht glauben in ihrer Treue, die ja mit Blut und Leben eingeſtanden war. Sie argwohnten *Verrath*, und, von Erbitterung hingeriſſen, warfen ſich nun die Wildeſten unter ihnen auf jene Männer, welche Befehl von oben hatten, das Land

Tyrol mit ſammt den Truppen zu verlaſſen, — auf Buol und Hormayr; man wollte dieſe in Haft legen, man wollte Kanonen und Kriegsvorräthe an ſich reißen und alle Kriegsgefangenen ermorden; kaum gelang es, die Ausführung dieſer Vorſchläge zu verhüten, welche der heißeſte Zorn eingegeben hatte. Wie nun die Enttäuſchung über das treue, gläubige Volk hereinbrach, wie nun die öſterreichiſchen Truppen aus dem Lande wirklich fortzogen, welches jetzt der zügelloſeſten Rache erbitterter Feinde preisgegeben war, wie nun die ungeheuerſte Anſpannung aller Seelenkräfte mit einem Male zuſammenknickte, — da lag's auf Allen wie die furchtbarſte Betäubung, da machte ſich der Jammer Luft; die Menſchen rannten wie blind durcheinander und wußte keiner, was zu beginnen ſei, wohin er ſeinen Fuß wenden ſolle. Da ſtand auch der Sandwirth mit ſeinem dicken ſchwarzen Bart (der „General Sanvir“, wie ihn die Franzoſen, der „Barbone,“ wie ihn die Italiener nannten), da ſtand er plötzlich, wie von Gott verlaſſen, in ſeinem unſäglichen Leid und wußte nicht, was er nun thun ſolle! In der wildeſten Aufregung für ſein herzliebes Land Tyrol, das nun wiederum des Fremden Beute werden ſollte, hatte er Hormayrn zugemuthet: dieſer, als Tyroler Landeskind, ſolle ſich an die Spitze aller Landsleute ſtellen und den Kampf ehrlich fortkämpfen, und, ging's nicht anders, ſo ſollt' er (Hormayr) lieber ſich ſelbſt zum Herzog von Tyrol ausrufen laſſen, ſonſt wolle am Ende er (der Hofer) die Sache gradezu ſelber anfaſſen, und ſie durchführen, und wolle ſich ſchreiben: „Andreas Hofer, Sandwirth im Paſſeyer, ſo lang es Gott geliebt, Graf von Tyrol.“ Wer kann darüber lächeln! War's doch die Treue, die in der Verzweiflung gar keinen andern Ausweg mehr fand! O, nie war Hofer größer, als in dieſen Augenblicken der verzweifelnden Treue; nie lag in eines ſchlichten Volksmannes Worten tiefere Wahrheit als in dieſer trotzigen Drohung, daß er, im Namen des Volks, ſo lang es Gott geliebt, das Werk faſſen und durchführen würde! Als nun aber Hormayr ſich dadurch nicht beſtimmen ließ, als dem Sandwirth von Paſſeyer Alle ſagten: „Hofer, ſei vernünftig! deine liebe Heimath kann dich nicht ſchützen, du mußt fort,“ da dachte er ſich wohl: „Ach und auch ich kann ſie nicht mehr ſchützen; was will denn ſo ein einzelner Mann wie ich?“ Da blickte er ſeufzend gen Himmel und das Herz war ihm voll von dem Gefühl: „des Herrn Wille geſchehe,“ und ob das Herz ihm blutete, daß er die Heimath verlaſſen ſolle, ſo ſchickte er ſich denn doch dazu und ging fort und kam bis an die Gränze. Da meinte er, das Herz müßte ihm brechen, wenn er hinaus ſolle. Da ruft ihn einer am Namen; es war ſein lieber Freund, der Speckbacher; nun iſt's um ihn gethan; den Hut wirft er weg und ſein bischen Habſeligkeit, das er, im Bündel geſchnürt, bei ſich trägt, ſpringt vom Wagen, der ihn hinausbringen ſoll, und ſieht ſich nicht um, und fragt nicht, und kehrt zurück, wo er ſeine Heimath hat. Er denkt nicht daran, ob er da noch was zu hoffen hat; es kümmert ihn nichts, ob er da zu Grunde gehen kann; er hört und ſieht und weiß eben nichts als die Heimath ſelbſt, mit der wilden Paſſer und mit dem hohen Jauſen, mit dem Kirchlein, deſſen Glockenton ihn ſo oft gerufen, mit den lieben Geſichtern, die er ſo oft geſehen. Er kann eben nicht anders, das treue Blut, und: „Gott wird weiter helfen,“ ſo denkt er, „ſei's zu Leben oder Tod;“ ſüß iſt ja auch der Tod, wenn er ihn nur in der Heimath findet und für ſie. — Es war eine dunkle, ahnungsſchwere Zeit, jene Zeit des ungeheuren Umſchwungs; aus ihr tönt manche Kunde von dem ſchlichten treuen Manne herüber in unſre Tage; ſie wiſſen noch heute im Gebirg davon zu erzählen, wie der Hofer lang verborgen geweſen iſt in einer Höhle im Paſſeyerthal, und wie plötzlich bald dieß, bald jenes Blatt im ganzen Land umhergeflogen iſt, das unterſchrieben war: „Andere Hofer, dermal unwiſſend wo“.

Wie nun von drei Seiten her zugleich die feindlichen Schaaren in ungeheurer Zahl (es waren an die vierzigtauſend Krieger) in das vom Kaiſer vergeſſene, von ſeinen

Truppen verlaſſene Land Tyrol herein zogen, wie nun Innsbruck neuerdings in der Feinde Hand fiel, Flammen und Rachegräuel überall deren Weg bezeichneten, und nur kurze Friſt noch zur Vereinigung der drei Heerſäulen fehlte, — da nahmen die Schützen im Brenner ihre Stutzen und meinten: „Noch haben die Fremden das Land nicht, und ſo bald ſollen ſie's nicht bekommen“. Von Ort zu Ort ging leiſen Schrittes die Hoffnung, von einem zum andern Mann wanderte der kühne Gedanke. Im Volksherzen war zwar das Vertrauen zum Kaiſer auch in dieſer äußerſten Verlaſſenheit nicht erloſchen, man hielt ihn für unfähig, ſein Wort zu brechen und ſo viele Treue unerwiedert zu laſſen, man entſchuldigte ſein Benehmen durch die harte Nothwendigkeit, welcher er ſich für den Augenblick fügen müſſe, man hoffte immer noch: über kurz und lang würden die Fäden mit dem Hof wieder angeknüpft werden, und in der That kamen die geheimen Verhandlungen desſelben mit den Häuptern der Tyroler Volksbewegung gar bald wieder in Gang. Aber, unbeſchadet alles deſſen, verzichtete das Volk von freien Stücken auf jede Rettung von Außen her, und wie es ſich getraute, das heiß geliebte Vaterland einzig und allein durch eigene Kraft von der ungeheuren Uebermacht des Feindes zu befreien, ſo dachte es auch ſchon weiter; es fühlte das volle Vermögen in ſich, auch ohne obere Beamtenleitung eine neue volksthümliche Selbſtregierung und Selbſtverwaltung in's Werk zu ſetzen.

Mit dieſem Gedanken begann der dritte Befreiungskampf Tyrols im Jahre 1809.

Am 2. Auguſt kamen der Kreuzwirth Martin Schenk zu Brixen, Peter Kemmater, Wirth zu Schabs, und Peter Mayer, Wirth in der Mahr außer Brixen, dort im Wirthshaus zum Kreuz zuſammen und ſchwuren zu Gott: ſie wollten ihr liebes Land Tyrol erretten; der Kapuziner Joachim Haspinger, der die Kunde vom Aufſtand der Schützen im Brenner nach Brixen gebracht hatte, ſegnete dieſen Bund im Namen der heiligen Jungfrau Maria und der Landespatrone ein; wie im fernen Spanien der Wunderglaube an die Madonna di Pilar das Volk von Saragoſſa zur Todesweihe begeiſtert hatte, ſo war's auch jetzt in Tyrol die Kraft der religiöſen Stimmung, welche den ſtarken Trieb der Vaterlandsliebe noch ſchärfte und unwiderſtehlich machte; und in der That: von der beſchränkten religiöſen Weltanſchauung der Tyroler ganz abgeſehen — der Kampf für das Theuerſte, was ein Volk hat, für ſeine Exiſtenz auf dem heimiſchen Boden, — er iſt an und für ſich etwas Heiliges, er entſpringt aus der höchſten religiöſen Idee der Freiheit; iſt ja doch die Freiheit aus Gott ſelbſt, und der Menſch, der ſie erfaßt und bethätigt, wird ſich ſeines Zuſammenhanges mit dem Ewigen bewußt. — — Gleich nach jener Zuſammenkunft im Kreuzwirthshaus zu Brixen liefen nun die Boten von Thal zu Thal. Der Sandwirth von Paſſeyer ward auch entboten; der durfte nicht fehlen. Und er ließ auch nicht lang auf ſich warten. Am 7. Auguſt zog Hofer mit ein paar tauſend Landesvertheidigern aus Paſſeyer, Meran und Algund über den Jaufen und ſtieß zu ſeinem lieben Freund Speckbacher, von deſſen verwegner Kühnheit Alt und Jung im ganzen Land zu erzählen wußte; — wie lang war's denn her, daß der Speckbacher den Schläuchen der Spritzen, trotz der bayeriſchen Patrouillen, die Köpfe abgeſchraubt hatte (1. Juli) und daß er, ſeinen Bart geſchoren, in Kleidern und Haltung ganz unkenntlich, angeblich als ein mit Oeſterreich Unzufriedener in die Feſtung Kufſtein hineingegangen und keck vor den Kommandanten hingetreten war, um den Ort auszukundſchaften, ob noch Vorrath drinnen ſei? (24. Juli) — Und, wie der Speckbacher, ſo war ſein Bub', der „Anderl" (damals 10 Jahre alt), der ihm in den Kampf nachrannte und in's Kleingewehrfeuer hineinlief und, wenn ſie ihn da wegwieſen, bei Seite ſprang, um da, wo die Kugeln eingeſchlagen, ſie mit ſeinem Meſſer aus dem Erdboden zu graben, und die geſammelten dann in ſeinem Hütlein dem Vater brachte, wenn es den Schützen dran fehlte! — Die

Tyroler hatten an den Feinden viel wett zu machen. Wo ſie in den Engpäſſen mit ihnen zuſammentrafen, da war's ihnen nicht anders zu Muth, als ob die ewige Vergeltung ſie ihnen in die Hände geliefert hätte, um das Gericht zu vollſtrecken. Die Schlünde, durch welche die Eiſack rauſcht, die wiſſen davon zu erzählen, wie die Feinde im furchtbarſten Vernichtungskampfe niederſtürzten und nimmer wieder aufſtanden. Vergeblich verſuchte der franzöſiſche Heerführer, der Herzog von Danzig, vorzubringen; all die Stärke ſeiner Truppen vermochte nichts; er mußte eiligſt über den Brenner nach Innsbruck zu zurückziehen. Und welch ein Rückzug war das! Achtzehntauſend tyroler Schützen befanden ſich auf dem Weg, welchen die Feinde nehmen mußten; auf allen Höhen ſtanden ſie, die Weiber, die Kinder bei ihnen, die mit den Männern und Vätern kämpften, die ihnen die Büchſen luden, die ſie beim heißen Werk mit Speis und Trank labten, die mit ihnen leben und ſterben wollten. Jeder Fels, jeder Strauch war dem tyroler Schützen eine Schanze; da ſtand er auf ſchmalem glattem Boden, wie eine Gemſe hochoben, die Büchſe an der Wange, und zielte, und jeder Schuß traf; und ſtatt des ſchweren Geſchützes hatte er die gewaltigen Steinblöcke auf den Bergwänden droben; während die Hähne knatterten, die Kugeln ſauſten, die Getroffenen ſchrieen, die Sinkenden, Sterbenden ſtöhnten, — rollte es wie Lawinen herab mit Donnergekrach, Steinblock an Steinblock, Baumſtamm an Baumſtamm, von den Höhen der Felswände in die ſchmalen Päſſe und Schluchten tiefnieder, und zermalmte die Reihen; und drunten, wo die niedergeſchmetterten Blöcke und Stämme die Leichen bedeckten, hemmten ſie den Rückzug der Andern, welche unverſehrt geblieben waren, aufgeſpart für Büchſenkugeln, die ſie drei Schritte weiter treffen ſollten; dazu bei keiner Raſt kein Biſſen Brot, kein kühlender Trunk, keine Ausſicht, keine Hoffnung für die Feinde! Ohne Anführer ſiegten die Tyroler, wie durch ein Wunder, bei Prutz, und gläubig ſchrieben ſie den Erfolg dem Beiſtand der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Martin zu, von denen ſie meinten, beide wären ihnen während des Kampfes erſchienen. Ja wohl war's jene heilige Jungfrau, von der alle Erlöſung ausgeht, die Freiheit, die mitten unter ihnen ſtand, und wohl war's ein Ritter wie jener Martin, der da focht, nämlich das ganze Volk, das ſeinen Mantel theilte, wie der genannte Heilige, der die eine Hälfte dem Bettler reichte, welcher ihn darum anſprach; aber der, dem das Volk die Hälfte ſeines Mantels gab, war freilich ein Bettler, aber nicht der der Legende, und wahrlich: der Heiland war es nicht. Die Schlacht am Berge Iſel am 13. Auguſt, — die dritte während des großen Volkskrieges, ohne daß jedoch die Tyroler den Sieg benützten, — entſchied die Flucht des Herzogs von Danzig aus dem Lande. Bald wichen die Feinde auch die Etſch entlang, das Puſterthal hinab. Zwei Tage nach der Schlacht am Iſel — am 15. Auguſt — war Innsbruck, des Landes alte Hauptſtadt, neuerdings vom Feinde befreit und der Sandwirth von Paſſeyer, Andreas Hofer, zog dort mit den ſiegreichen Schaaren der Vaterlandsvertheidiger ein. Er ward zum Oberkommandanten von Tyrol gewählt (zum Oberkommandanten von Paſſeyer hatte ihn ſchon am 4. Juni die damalige öſterreichiſche Verwaltung ernannt), und ſtellte dieſem Titel, zum Wahrzeichen ſeiner Treue für das Haus Oeſterreich, das „k. k.“ (kaiſerlich-königlicher) voran. In der Hofburg der Fürſten nahm er ſeine Wohnung, der ſchlichte Bauer, der von der Geſchichte auserwählt und hingeſtellt war, um aller Welt zu zeigen, was auch ohne Fürſtenſchutz, auch ohne ein „goldnes Dach“ über dem Haupt, ein Volk vermag, das ſich ſelber treu iſt. Nun freilich, da ſich der Erfolg ſo glänzend erwies, nun ward auch die Sprache des Kaiſers auf einmal wieder lauter und vernehmlicher, und während das Beiſpiel der Tyroler ringsum in den angränzenden Alpenländern zündete, erſchien (am 16. Auguſt) ein Armeebefehl des Kaiſers Franz, „welcher in dem glaubenden Tyrol das alte Vertrauen neu erweckte.“

Inzwiſchen hatte Andreas Hofer als „k. k. Oberkommandant von Tyrol“ die oberſte Leitung der Militär-

und Civil-Verwaltung übernommen. Da konnte es denn nun nicht anders ſein, als daß ſeine ſchlichte Bauernnatur zum Vorſchein kam. Sie zeigte ſich in vielem Praktiſchen ganz wacker und traf ſo recht den Nagel auf den Kopf. Daneben aber gab ſie ſich auch in vielfachen Mißgriffen kund, wie er ganz unweſentliche Gegenſtände für Hauptſachen hielt. Und doch war auch da wieder ein tieferer ſittlicher Grundzug des braven Bauerngemüths nicht zu verkennen. Hofer's erſte Verordnung betraf die Herausgabe aller von den Feinden geraubten und wiederverkauften oder zurückgebliebenen Effekten. Dann erließ er (ein ächter Sohn ſeines Landes) einen Aufruf an die Seelſorger: dem höchſten Helfer in der Noth Lob- und Dankopfer für den Sieg darzubringen, und für die Aufnahme der Religion (mit allen jenen Bräuchen, wie ſie von Geſchlecht auf Geſchlecht gekommen und erhalten worden waren,) Sorge zu tragen. Mit großem Ernſt und Eifer bekümmerte er ſich auch um den — Ehefrieden und um die Tracht des weiblichen Geſchlechts; den Frauenzimmern verbot er, „ihre Bruſt und Armfleiſch zu wenig oder nur mit durchſichtigen Hadern zu bedecken.“ Lächle Niemand drüber! Wie kleinlich ſich auch ſolche Sorgen des „Oberkommandanten von Tyrol“ ausnehmen mögen, — bedenke man nur, daß er eben — der Sandwirth von Paſſeyer war, und habe man Achtung vor dem Grundzug ſeines Charakters, der ihn beſtimmte, auch Solcherlei zu bedenken! O wahrlich: größere Charaktere als er haben zu allen Zeiten das Verderben des Volks darin erkannt, daß es ſich in Gedanken an's Alleräußerlichſte, an einfältigen Tand, an wahre Nichtsnutzigkeiten verflacht; und wahrlich: auch um unſer deutſches Volk heutzutage ſtünde es beſſer, wenn in den Familien mehr Sinn für die Heiligthümer des Hauſes und für die großen Gedanken, welche das Vaterland bewegen, walten würde, als für Nachäffung fremder Moden! Nun denke man ſich aber erſt gar in jene Zeit zurück, wo das fremde Weſen eben in des Landes Hauptſtadt die Vorliebe für fremde Moden gebracht hatte!

Der brave Hofer — wenn er's auch nicht klar wußte, — o er fühlte doch mit dem ganzen Inſtinkt ſeiner ſchlichten tyroler Treue, daß eben dadurch die Entfremdung im Großen freien Weg dahin gewinnen würde, wo die Nationalität doch am ungeſtörteſten feſt ſitzen muß, in den ſtillen Kreis der Familie, und daß die Entſittlichung keine beſſeren Vorpoſten hat als den Sinn, der den inneren Werth für äußerlichen Schein hingibt. Im Uebrigen beſtätigte Hofer als „Oberkommandant von Tyrol" durchaus die Verfügungen der früheren öſterreichiſchen Verwaltung und folgte ihren Maßregeln, ſowohl in Civil- als in Militär-Angelegenheiten. Er konnte ja auch gar nicht anders; jedes ſchöpferiſchen Talentes entbehrend und jeder wiſſenſchaftlichen Bildung ſowie jeder Erfahrung in jenem Bereich, hing er überdem mit allen Wurzeln ſeines Daſeins in dem Boden der Autorität, die er für heilig hielt; freilich aber auch, da er mit ſeiner friſchen naturwüchſigen Kraft nie bisher in den Zauberformeln des Beamtenthums erſtarrt und verſteinert war, erhielt ſich ſeine ganze Verwaltung bei Weitem volksthümlicher als die frühere. Während er ſie nun ſo mit beſtem Gewiſſen ſchlicht und recht fortführte und das Land wirklich vom Feinde befreit ſchien, während ſo Tyrol, durch eigene Kraft gerettet, immer nur dem Tage entgegenharrete, welcher Alles wieder in's alte Geleiſe zurückbringen ſollte, hatte auch der Kaiſer Franz, der ſich noch immer in der Klemme zwiſchen einem bereits abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand und einem noch abzuſchließenden Frieden befand, ſeine Anſichten und Abſichten in Bezug auf Tyrol — wenigſtens den Tyrolern gegenüber — um ſo deutlicher ausgeſprochen, je mehr ihn die Haltung des ſiegreichen Volkes zu der Hoffnung berechtigte, daß dieſelbe auch bei einem demnächſtigen Friedensabſchluſſe für ſeinen Vortheil maßgebend ſein könne. Jetzt galt es, dem tyroler Volke zu zeigen, daß es zwar offiziell vergeſſen worden, daß aber im Herzen des Kaiſers ſelbſt noch die lebhafteſte Theilnahme für die Erhaltung des Landes im Verbande der Monarchie vorhanden ſei. Das konnte der Kaiſer dem ganzen Lande durch gar nichts ſo deutlich zu verſtehen geben, als dadurch, wenn er die Männer perſönlich auszeichnete, in welchen das Volk ſeine Häupter ſah und liebte. So ſchickte er denn dem treuen Hofer die große goldene Gnadenkette mit der Verdienſtmedaille (der Abt von Wiltau hing ſie dem Oberkommandanten am Namenstag des Kaiſers, den 4. Oktober, beim feierlichen Gottesdienſt in der Hofkirche zu Innsbruck um, nachdem er ſie geweiht); dem Kapuziner Haspinger ſandte er das „geiſtliche Verdienſtkreuz", dem kühnen Speckbacher und Andern, die an der Spitze des Befreiungskampfes geſtanden, Geſchenke. Verſetzen wir uns nun auf den Standpunkt dieſer Männer und der Tyroler überhaupt! Was konnten ſie hierin anders erblicken, als einen offenen Beweis, daß der Kaiſer ſeines feierlichen Worts eingedenk ſein, daß er (wie er ihnen ja verſprochen) „keinen anderen Frieden unterzeichnen werde, als den, der dies Land an ſeine Monarchie unauflöslich verknüpfe?" Hofer insbeſondere konnte da wohl nichts anderes denken, als: bald komme der Tag herbei, an welchem er ſeine einſtweilige Landesherrlichkeit dem eigentlichen Landesherrn wieder zu Füßen werde legen können, zu Nutzen und Frommen des Landes Tyrol und — ſeiner ſelbſt; denn, wenn er ſich auch der Würde freute, welche die Verhältniſſe ihm aufgedrängt, wenn er auch, mit ihr bekleidet, ſtolzer einherging, als es in ſeinem Weſen lag, wenn er ſich auch drauf was einbildete, — innerlichſt mußte er ſich doch ſagen, daß die Verantwortung, welche er übernommen, ihm für die Dauer zu ſchwer, daß er ihr nicht gewachſen ſei.

So hoffte denn Hofer eine nahe Veränderung, und — ſie kam auch; aber ſie war eine ganz andere als die, welche er, und welche ſein ganzes Volk erwartet hatte. Am 14. Oktober wurde nämlich (wie bereits früher erwähnt worden iſt) zu Schönbrunn bei Wien der Friede zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geſchloſſen, durch welchen Tyrol — wenn gleich mit Vorbehalt einer allgemeinen Amneſtie — der Gewalt des Feindes überlaſſen werden mußte; dieſe Amneſtie war das Letzte und Einzige, wodurch der Kaiſer Franz Tyrols — gedenken zu können glaubte.

Der Liebling aller Alpenſöhne, Erzherzog Johann, ſchrieb den Tyrolern am 28. Oktober 1809: „Alles würde der Kaiſer gethan haben, um die Wünſche des Landes Tyrol zu erfüllen; allein, ſo nahe dem Kaiſer das Schickſal der biederen Bewohner dieſes Landes geht, ſo iſt doch die Nothwendigkeit eingetreten, Frieden zu machen; ich ſetze euch hierüber in Kenntniß, mit dem Beiſatz, daß der Wunſch Sr. Majeſtät dahin geht, daß die Tyroler ſich ruhig verhalten und nicht zwecklos ſich aufopfern mögen!“ Welch eine Welt von Gedanken lag in dem einen Wörtlein „zwecklos“ — in Verbindung mit dem andern Wörtlein „aufopfern!“ Mußte ſich nicht der Gedanke daran knüpfen: „Welchen Zweck hat denn ihre bisherige Aufopferung gehabt?“ mußte ſich nicht die fernere Frage daran reihen: „Welchem Zwecke dient denn die große Selbſtaufopferung eines Volkes? dient ſie blos einer Dynaſtie? alſo blos einſeitig? bedingt die Pflichterfüllung auf der einen Seite nicht auch die auf der andern? Und wenn dies nicht geachtet wird, was dann? Iſt wohl am Ende das Volk gar ſein eigner, höchſter Selbſtzweck? Solche Fragen ſtellten ſich die Tyroler von 1809 freilich nicht auf; ſo weit vermochten ſie, noch halb im Geleiſe uralter Gewohnheiten, und durch ungeheure Geſchicke halb außer daſſelbe geriſſen, nicht zu blicken, nicht zu denken. Sie ſahen nun ſchon ſeit einiger Zeit, bevor ihnen die dürre nackte Kunde vom Geſchehenen kam, wie von allen Seiten die Feinde wieder heranzogen; und ſo lang, bis dieſe Kunde ſie traf, waren ſie guten Muths, weil ſie feſtens Vertrauens waren. Andreas Hofer mit ſeiner goldnen Gnadenkette war allen Gläubigen und Hoffenden voran. Aber wie nun die Kunde kam, — da traf's Alle und ihn vor Allen, als wäre der Himmel ſelber untreu geworden und nirgends auf Erden mehr ein feſter Verlaß, als wankten die Berge in den Grundfeſten, als müſſe nun das ganze liebe Land in wüſte Trümmer zuſammenſtürzen und das Ende aller Dinge ſei da. Den Andreas Hofer damals zu ſehen, das war ein erſchütternder Anblick. Das Amulett auf ſeiner Bruſt, nämlich die große Kette mit der Medaille des Kaiſers, hatte ihre Kraft verloren; er hatte nichts mehr daran als — kaltes Metall. Mit vielen Andern war er im erſten Augenblick betäubt, rathlos, unentſchloſſen. Inzwiſchen hatten die Feinde ſchon den Iſel und die Scharnitz; was wollte man nun noch machen? Hofer's Herzensfreund Speckbacher, der beim dritten Befreiungskampf auch die Alpenſöhne des Salzburger Landes für die große Sache bewegt, der noch am 16. September bei Lofer und Luftenſtein das Beſte gewonnen, — er war am 16. Oktober bei Meleck nach heißem Heldenkampf beſiegt worden, hatte ſeinen Sohn an die Bayern verloren, die ihn gefangen nach Landshut brachten, und konnte ſich ſelbſt nur mit genauer Noth retten. Hofer ergab ſich nun in das Unvermeidliche, als in den Willen der Vorſehung; er entſchied ſich für Unterwerfung; er zeigte ſie zu Anfang des Novembers dem Vicekönig von Italien ſo wie dem bayeriſchen Oberbefehlshaber an und rief auch das Volk auf, die Waffen niederzulegen.

Nur Wenige theilten dieſen Entſchluß nicht und drängten mit wildem Ungeſtüm auf die Fortſetzung des Kampfes. Unter ihnen war Johann Nepomuck von Kolb (den die öſterreichiſche Verwaltung am 4. Juni zum Kommandanten in Lienz gemacht hatte,) einer der Heftigſten. Da flogen nun die Gerüchte umher: „die Feindſeligkeiten ſeien auf's Neue ausgebrochen, die Oeſterreicher zögen bereits aus Kärnthen zur Rettung herbei!“ Wie Viele glaubten das, was ſie ſo heiß wünſchten! Wie erwachte da die alte Zuverſicht wieder! Wie ſchien nun die Verkündigung des Friedensabſchluſſes nur wie eine täuſchende Vorſpiegelung! Auch der Speckbacher hielt den Wiederausbruch des Krieges für wahr. Auch Hofer zweifelte nicht; umgeben und gedrängt von den Männern, welche mit wildem Eifer unabläſſig den Kampf verlangten, von ihnen hingeriſſen, rief er am 15. November von Saltans aus die Bewohner des Vintſchgaus und des Oberinnthales auf, die Waffen zu ergreifen. „Wenn wir uns den Feinden ergeben wollen“ (ſprach er) „ſo werdet ihr ſehen, daß in vierzehn Tagen ganz Tyrol von jungen Leuten beraubt und zuletzt unſere Gotteshäuſer, Aeltern und Klöſter, wie auch Religion vernichtet und ſammt den Feinden die ewige Verderbniß uns zubereitet würde.“

Auf's Neue begann nun der Kampf. Es war der letzte Verzweiflungskampf, und raſch vollendete ſich Hofer's, vollendete ſich Tyrols Schickſal. Racheglühend zogen die überlegenen feindlichen Heerſchaaren heran; den Landesvertheidigern fehlte die Zeit, ſich zuſammenzufinden, es fehlten ihnen die Anführer, es fehlte die Einheit. Unaufhaltſam drangen die Feinde vor; ſie unterwarfen ſich ein Thal nach dem andern, ſie opferten Männer, Weiber und Kinder ihrem Grimm.

Hofer flüchtete mit Weib und Kindern in die winterliche Einſamkeit der Berge. Vom Ende des Novembers 1809 bis zum Ende des Januars 1810 verbarg er ſich in der „Kellerlahn“, einer Alpenhütte, welche vier ſtarke Stunden oberhalb ſeines Wirthshauſes im Paſſeyer lag. Seine Vertrauten brachten ihm Speiſe dahin. Ein Bote des Kaiſers Franz lud ihn ausdrücklich zur Flucht nach Wien ein; aber Hofer konnte es nicht über's Herz bringen, ſich von der lieben Heimath, von Weib und Kindern zu trennen. Wurde er in der Freiſtätte entdeckt, fiel er in Feindes Hand, ſo konnte er ſich vorausſagen, was für ein Loos ihn treffen würde; durch die Wiedererneuerung des Kampfes hatte er ja für ſeine Perſon den Schutz der im Friedensſchluß ausgemachten Amneſtie verwirkt, und dem Feinde mußte, nach eben jenem letzten Vorgange, Alles daran liegen, ſich Hofer's zu bemächtigen; denn ſo lang der frei war, ließ ſich ja befürchten, daß er beim erſten günſtigen Anlaß ſeine Landsleute auf's Neue zu den Waffen rufen würde. Deßhalb boten denn die franzöſiſchen Befehlshaber Verſprechungen und Drohungen auf, um Hofer's Aufenthalt zu entdecken. Aber lang blieb Alles vergeblich, bis endlich ein Prieſter an ihm zum Verräther ward.

Dieſer Mann hieß Joſeph Donay, war früher Hofer's vertrauter Freund geweſen und von ihm noch in der letzten Zeit mit der Erklärung der Unterwerfung an den Vicekönig von Italien nach Villach geſendet worden. Bald darauf von Hofer beleidigt, diente nun Donay dem Feinde und verrieth dem General Baraguay den Namen des treuen Dieners Staffel, welcher dem Sandwirth Lebensmittel nach der „Kellerlahn“ brachte. Staffel wurde nun ſogleich verhaftet, mit Verſprechungen angegangen und endlich durch Todesangſt dahin gebracht, daß er den Soldaten, welche auf Hofer fahnden ſollten, den Weg zu deſſen Verſteck zeigte.

Es war am 20. Januar 1810, des Morgens um 5 Uhr, als der feindliche Hauptmann an die Thüre der Kellerlahn klopfte und Hofern beim Namen rief. Der Sandwirth öffnete, trat unerſchrocken vor die Soldaten, bekannte frei: er ſei der rechte Mann, den ſie ſuchten, und bat nur um Gnade für Weib und Kinder. Dann ließ er ſich feſſeln. Mit ſeiner Hausfrau, ſeinen Töchtern, ſeinem zwölfjährigen Sohn und ſeinem Schreiber, wurde er hierauf durch Meran und Botzen geführt. Ueberall, wo er hinkam, waren die feindlichen Truppen in Spaliere aufgeſtellt und ließen ihre Feldmuſik erſchallen; laut weinten die Tyroler um ihn; aber auch viele feindliche Offiziere empfingen ihn ehrenvoll und in dankbarer Erinnerung an die menſchenfreundliche Schonung, womit er ſo oft, Kolb’s und Donay’s barbariſches Verlangen zurückweiſend, die Kriegsgefangenen behandelt hatte. Seine Familie wurde bald frei gelaſſen und General Baraguay ſchützte ihre Rückkehr nach dem Wirthhaus am Sand. Hofer jedoch ſollte eiligſt nach Mailand gebracht werden. Aber ſchon in Mantua wurde ein Kriegsgericht, unter dem Vorſitz des Gouverneurs dieſer Feſtung, des Generals Biſſon, zuſammengeſetzt. Zwei Stimmen des Kriegsgerichts erklärten ſich für ſeine Freiſprechung, mehrere blos für Gefangenhaltung; die Mehrzahl war gegen ein Todesurtheil. Da kam, auf telegraphiſchem Wege, der Befehl aus Mailand: ihn binnen 24 Stunden zu erſchießen!

Heldenmüthig ging Hofer, von den Feinden ſelbſt geachtet, dem Tode entgegen; es war am Morgen des 20. Februars 1810. Bevor er ſeinen letzten Gang antrat, ſchrieb er noch ſeinem Freunde Püchler zu Neumarkt unter Anderm wörtlich Folgendes: „Abe mein ſchnede Welt, ſo leicht kommt mir das ſterben for, das mir nit die Augen naß werden, geſchrieben um 5 Urr in der Fruhe, Und um 9 Urr Reiß ich mit der Hilfe aller heilig zu Gott.“ Wie er an den Kaſematten vorbeiging, worin ſich gefangene Tyroler befanden, ſegnete er ſie, desgleichen andre Landsleute, die ſich vor ihm niederwarfen, bat ſie, ihm zu verzeihen, wenn er an ihrem Unglück Schuld ſei, und tröſtete ſie mit der Hoffnung, daß Tyrol doch noch wieder an den Kaiſer Franz kommen werde!! Dem Erzprieſter von Santa Barbara, Johann Jakob Maniſeſti, welcher ihn als Beichtvater auf dem letzten Gange begleitete, übergab er ſeine Baarſchaft, 500 fl. in Banknoten, zur Vertheilung an ſeine Landsleute, ſeine ſilberne Tabaksdoſe und ſeinen Roſenkranz. Auf dem Todesplatze, einer breiten Baſtion unweit der **Porta Ceresa** angelangt, weigerte er ſich, ſich die Augen verbinden zu laſſen und niederzuknieen. „Ich ſtehe vor dem, der mich erſchaffen“ (ſprach er) „und ſtehend will ich meinen Geiſt übergeben.“ Hierauf ermahnte er den Korporal der Grenadiere, vor denen er ſtand, gut zu ſchießen, gab ihm ein Zwanzigkreuzerſtück, das unter ſeiner Oberkommandantſchaft geprägt worden war, mit den Worten: „es ſei ſein letztes Geld und erinnere ihn noch an ſein armes Vaterland“, und rief dann den Soldaten zu: „Feuer“! Erſt der dreizehnte Schuß machte ſeinem Leben ein Ende; es war ein Uhr des Nachmittags vorüber.

Auf einer ſchwarzausgeſchlagenen Bahre wurde ſeine Leiche von den feindlichen Grenadieren in die Michaeliskirche getragen; dort blieb ſie feierlich ausgeſetzt, während die Grenadiere die Ehrenwache hielten. Im Gärtchen des Pfarrers der Citadelle wurden ſeine irdiſchen Reſte beerdigt; von dort brachte man ſie in's Servitenkloſter, und von da am 21. Februar 1823 unter dem Geleite aller Behörden feierlich in das für ihn beſtimmte Grabmal in der Hofkirche zu Innsbruck. Dort, dem Denkmal des Kaiſers Maximilian I. gegenüber, ſteht ſeit dem Jahre

1834 ſein Standbild, aus Göflaner Marmor, von Schaller gefertigt, 7 Fuß hoch. Da ſehen wir den ſchlichten Sandwirth, mit der Büchſe über der Schulter, das entblößte Haupt emporgewandt, in der Rechten die Fahne haltend, worauf die Worte ſtehen: „Für Gott, Kaiſer und Vaterland.“

Du aber, o deutſcher Wanderer, aus welchem Gaue du je nach Innsbruck kommſt und Hofer's Bild ſchaueſt, und du, der du nur das geiſtige Bild dieſes Mannes erblickeſt, wie ich es dir hier geſchildert habe, vergiß über der Theilnahme, die du dem Manne des Volks weiheſt, der als Opfer gläubiger Treue gefallen iſt, das ungeheure Verhängniß nicht, unter welchem er wie ſo Viele ſeiner heldiſchen Landsleute erliegen mußte. Schärfe deine geiſtige Sehkraft an der Durchſchauung des Verraths! Wenn du den Geopferten hoch anſchlägſt im Werth, weil du weißt, daß Alles an ihm lauter war und daß er bei ſeiner Hingebung an das Erzhaus doch eigentlich nur das Heil ſeiner Heimath retten wollte, — dann lerne du, wenn je über die deinige ſolche verhängnißvolle Tage hereinbrechen ſollten, dann lerne du: alles einzig nur für ſie ſelbſt zu thun, und einzig nur von ihr und von dir ſelbſt, das Heil zu erwarten. Die tyroler Helden von 1809 ruhen längſt; es ruht Napoleon, es ruht Kaiſer Franz mit ſeiner Tochter Marie Louiſe, deren Hochzeit mit jenem Gewaltigen das Trauerſpiel von Tyrol beſchloſſen hat. Die Stimme der Geſchichte ruhet nicht. Sie verkündet das Todtengericht, aber ſie tönt auch das Lied des Lebens in alle Welt hinaus:

„Wer für die Freiheit kämpft und fällt, deß Ruhm wird
blühend ſteh'n,
So lange frei die Winde noch durch freie Lüfte weh'n,
So lange frei der Bäume Laub noch rauſcht im grünen Wald,
So lang des Stromes Woge noch frei nach dem Meere wall't,
So lang des Adlers Fittich frei noch durch die Wolken fleugt,
So lang' ein freier Odem noch aus freiem Herzen ſteigt“.

Georg Wullenweber.

Von

Dr. W. Stricker.

Erwach, mein Volk, mit neuen Sinnen,
Blick in des Schickſals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du ſollſt die Welt gewinnen!
Erwach, mein Volk, heiß' deine Töchter ſpinnen,
Wir brauchen wieder einmal deutſches Linnen
Zu deutſchem Segeltuch!

Gleicht nicht das heil'ge Meer dem weiten
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?
Um deiner Todten Aſche mußt du ſtreiten!
Ha, ſchlummern nicht aus deiner Hanſe Zeiten
Auch deutſche Helden drin?

G. Herwegh

Seit Karl V. beſchwor jeder Kaiſer in ſeiner Wahlkapitulation: kaiſerl. Majeſtät wolle die Commercia des Reichs nach Möglichkeit zu Waſſer und zu Land fördern, dagegen aber die großen Geſellſchaften (Hanſen), Kaufsgewerbleute und andere, ſo bisher mit ihrem Gelde regiert, gar abthun." Und ſo hat zu allen Zeiten von dem erſten Augenblick an, da der deutſche Nationalgeiſt ſich einigermaßen hat erheben wollen, bis auf die heutige Stunde ein feindſeliger Genius gegen uns geſtritten; man denke aber nicht, daß unſere Geſetzgeber zu ſchwache Augen gehabt haben; nein, die Territorialhoheit ſtritt wider die Handlung, eine von beiden mußte erliegen, und der Aufgang der erſteren bezeichnet in der Geſchichte den Untergang der letzteren.

Juſtus Möſer.

Georg Wullenweber,

Bürgermeiſter von Lübeck (1492–1536).

Auf den folgenden Blättern ſoll das Andenken eines dem Volke entſproſſenen Mannes erneuert werden, welcher mit einer Kühnheit, wie ſie ſeit dem weſtphäliſchen Frieden bei den deutſchen Staatsmännern ausgeſtorben ſcheint, dem Vaterlande Macht und Herrſchaft, beſonders zur See, zu ſchaffen rang, und der, als ſeine Entwürfe, mehr durch heimiſche Uneinigkeit, denn durch die Macht der Feinde geſcheitert waren, ſein Streben mit dem Tode beſiegelte. Wullenweber's Geſchichte iſt noch für unſre Tage lehrreich und bietet Stoff zu wenig tröſtlichen Vergleichen, — ſei es, daß man die gegenwärtige Stadt Lübeck mit der Seeherrſcherin des ſechszehnten Jahrhunderts zuſammenhält, oder daß man jetzt die Oſtſee von fremden Flaggen beherrſcht und das mächtige Preußen, welches in der Gegenwart nicht ſoviel zu vermögen ſcheint, als die kleinen Staaten Dänemark und Skandinavien, durch den einſamen Wimpel der kinderloſen „Amazone“ vertreten ſieht, während vor 300 Jahren die Flotten einzelner Hanſeſtädte, die nun preußiſche Landſtädte geworden ſind, das baltiſche Meer beherrſchten; oder mag man bedenken, daß, gleich wie in den Fehden, welche jetzt geſchildert werden ſollen, deutſche Feldherrn, wie Ranzau, für Dänemark und deutſche Hülfsvölker für Schweden — gegen die deutſchen Hanſeſtädte ſiegten, ſo durch den dreißigjährigen und den Erbfolge- und den ſiebenjährigen Krieg hindurch bis zum Jahre 1813 jeder deutſche Krieg — ein Bürgerkrieg war, daß Deutſchland von jeher durch Deutſchlands Kraft gefallen iſt.

Die politiſchen und religiöſen Verhältniſſe Lübecks beim Auftreten Wullenweber's bedürfen einer kurzen einleitenden Erörterung. Der Glanz und die Macht, welche früher die deutſche Hanſe umkleideten, waren im Laufe des erſten Drittels des ſechszehnten Jahrhunderts in vermindertem Maße auf die fünf wendiſchen Städte: Lübeck, Wismar, Roſtock, Stralſund und Greifswald zurückgewichen und ſpiegelten ſich wieder von dieſen auf dem Vorort Lübeck ab. Für's Erſte behauptete ſich Lübeck allein in der Reihe jener Städte als freie Reichsſtadt, die übrigen waren mehr oder weniger unter die Botmäßigkeit des nächſten Landesherrn gekommen; für's Zweite blieb Lübeck als höchſter Gerichtshof eines weithin geltenden bürgerlichen Rechts in einem Anſehen, welches ſeine ſittliche Ueberlegenheit ſicherte. Dieſes „lübiſche Recht“, die ſchönſte Gabe, welche das deutſche Bürgerthum ſeinen fernſten Anſiedelungen an den Küſten der Barbaren mittheilen konnte, verlieh ihren Städten die wohlthätige Gewalt, an Adel und Geiſtlichkeit jede Strenge zu üben, wenn vor ihrem Schöppenſtuhle angeklagte Verbrecher in ihrem Weichbilde ergriffen wurden. Danzig geſellte der Politik der wendiſchen Städte, deren Ziel Beherrſchung der Oſtſee war, ſich noch zu, ſo weit nicht örtliche Lage und Rückſicht auf Preußen und Polen daſſelbe verboten. Dies waren ſtatt der 85 Städte zur Blüthezeit der Hanſe, jetzt noch die Hauptpunkte derſelben nebſt den livländiſchen Städten und nebſt Hamburg und Bremen, welche, der Nordſee zugewandt, andere Handelsbeziehungen verfolgten, — ſo weit war der Bund geſunken durch innere Gebrechen, durch den Aufſchwung der monarchiſchen Fürſtenländer, durch die veränderte Straße des Welthandels, und beſonders durch die größere Sicherheit der Landſtraßen in Folge des Landfriedens, welche den Binnenſtädten den Schutz ihres Handels durch Bündniſſe nicht mehr nöthig machte. In Lübeck hatte die Kirchenverbeſſerung durch den Widerſtand der Geiſtlichen und Patricier ſpäter Eingang gefunden, als in irgend einer andern Stadt des nördlichen Deutſchlands. Noch im Jahr 1528 durfte der Rath Luther's Werke von Henkershand verbrennen laſſen und die Prediger ſeiner Lehre austreiben. Aber die Zünfte wußten durch Steuerverweigerung und drohende Haltung zuerſt am 10. Dezember 1529 die Duldung der lutheriſchen Lehre und am 30. Juni 1530 die Abſchaffung des katholiſchen Gottesdienſtes mit Ausnahme der Domkirche zu erzwingen. Ungeſchreckt durch Karl's V. drohende Befehle im Weinmonat 1530 hoben die Volksführer auch zum Beſten des Armen- und Schulweſens die Klöſter auf und bezeugten durch Beſchickung des Tags von Schmalkalden 1531 den Willen, Gut und Blut für die neue Lehre zu wagen. In dieſen Kämpfen wird Georg Wullenweber, als neu erwähltes Mitglied der Stadtverordneten, zuerſt genannt, und zwar als ein glücklicher und gewandter Redner.

Daß außer der Wohlredenheit ein nicht gewöhnlicher Grad von Verſtandesbildung, Muth, bürgerlichem Bewußtſein und Geſchick im Rath und im Felde dazu gehörte, ſo hohe Dinge anzuregen und hinauszuführen, wie er gethan, lehrt auch die oberflächlichſte Betrachtung ſeiner Thaten und iſt auch von den erbittertſten Feinden bezeugt; ſeine Fehler, die mit dem Uebermaß des Kraftgefühls verbunden ſein mußten, wird ohne beſondere Charakterſchilderung der Verlauf gegenwärtiger Geſchichte kund thun. Sollen wir Eins zu ſeiner Bezeichnung hinzuſetzen, ſo ward ihm jene vollbürtige Staatsbürgernatur zu Theil, wie ſie das freie Athen, als zu jeder Aeußerung des politiſchen Seins begabt, hervorrief. In den freien deutſchen Städten war noch jene Einfachheit der Verhältniſſe, in denen das Leben alle Tüchtigen ohne Hochſchulen, Regierungskollegien und Militärakademien zu Richtern, Bürgermeiſtern und Feldherrn erzog. — Einen Sitz im Rathe erhielt Wullenweber erſt, nachdem die zwei älteſten Bürgermeiſter, Nikolaus Brömſen und

Hermann Plönnies, Anhänger des alten Glaubens und der Patricierherrſchaft, am Oſterſonnabend 1531 heimlich zum Herzog Albrecht von Mecklenburg, dem Vollſtrecker des kaiſerlichen Briefs von 1530 geflohen waren und aus Furcht vor Verrath und Krieg heftige Unruhen entſtanden. Ein Theil des Raths wurde eingekerkert und trat ab, nachdem ſie durch Wullenweber's Einfluß befreit waren; und an ihre Stelle wurden ſieben Männer aus der Gemeinde erwählt, unter denen Wullenweber einer war.

Ein zweites und drittes geſchärftes Mandat des Kaiſers vom 3. Auguſt 1531 bewirkte nur eine Steigerung des Haſſes, indem die Volkswuth den Junkerhof und die Gildenhalle der Kaufleute plünderte, die Stadt aber blieb proteſtantiſch. Schon früher war Danzig, dann Stralſund (1522—1526), Roſtock und Wismar (1523—1525) durch demokratiſche Aufregung der proteſtantiſchen Partei gewonnen worden und ſo ſehen wir in den wendiſchen Städten im Jahre 1531 die Kirchen-Verbeſſerung durch das niedere Volk vollendet, in Lübeck, Stralſund und Wismar bereits entſchiedene Anhänger einer demokratiſchen Verfaſſung, in Allen ein Kraftbewußtſein, welches zu hohen Dingen befähigte. Zugleich aber merken wir im Hintergrunde lauernd die Gegenpartei, die beleidigten Ariſtokraten, in deren Intereſſe es lag, den republikaniſchen Aufſchwung nicht zu einem glänzenden Erfolge kommen zu laſſen, und welche, entriſſene Vorrechte im Auge, lieber in einer machtloſen Stadt die Erſten ſein wollten, als in einem weithin gebietenden Staatenbunde bürgerlicher Gleichheit ſich bequemen.

Der Bund der Hanſe war nicht nur, wie oben bemerkt, in ſeiner innern Verbindung gelockert, ſondern auch nach außen hatte er bedeutende Einbuße außerhalb des baltiſchen Meeres erlitten und in den Engländern und beſonders den Niederländern gefährliche Nebenbuhler gefunden. Deſto feſter mußten die wendiſchen Städte, Lübeck an der Spitze, die Herrſchaft über die Oſtſee und über den gewinnreichen Handel an ihren Küſten, beſonders nach Moskowien behaupten, und dies konnte nur dadurch geſchehen, daß die ſkandinaviſchen Reiche getrennt und ohnmächtig blieben, daß keiner ihrer Herrſcher, am wenigſten der König von Dänemark, von den Schätzen der deutſchen Städte unabhängig und vor ihren Flotten ſicher war. Nur ſo war Sperrung des Sundes gegen die Holländer und Erhaltung der deutſchen Faktoreien zu erreichen. Daher war 1448 die Trennung der kalmar'ſchen Vereinigung von allen hanſiſchen Bürgern als eine Lebensfrage angeſehen worden und, treu dieſer unerläßlichen Politik, hatten ſie gegen Chriſtian II. eine nachhaltig feindliche Stellung angenommen, — gegen einen Mann, deſſen Gedanken zur Volksbeglückung ebenſoweit den ſtarren feudaliſtiſchen Formen ſeines Jahrhunderts vorausgeeilt waren, als die unſittliche Wahl ſeiner Mittel mit der ſich ausbildenden öffentlichen Meinung im ſchreiendſten Widerſpruche ſtand. Sein hochſinniges Streben, über der zertrümmerten Macht des Adels und der Geiſtlichkeit einen Thron zu errichten, dem ein erlöſter Bauern- und ein freier Bürgerſtand zu Stützen dienten, war vollkommen geſcheitert und ſeine Flucht hatte Dänemark und Norwegen dem Oheim Chriſtian's, dem Könige Friedrich I., und Schweden dem Guſtav Waſa überliefert. Beide Revolutionen waren durch die thätigſte Hülfe der Hanſen begonnen und hinausgeführt, und ſo erwuchs zum hanſiſchen Hauptorte ein Dankbarkeitsverhältniß der nordiſchen Kronen, welches Friedrich und Guſtav nur ſo lange feſthielten, als ſie, den Angriffen des Vertriebenen blosgeſtellt, der Seeſtädte bedurften; denn der Vertriebene war der Schwager des deutſchen Kaiſers, Karl's V. Den Dänenkönig drückte die Abhängigkeit von den ſtolzen Hanſen und ihre ſich immer gleichbleibenden Anſprüche, welche Dänemarks ſelbſtändige Handelsmacht verhinderten; aber auch Guſtav Waſa, deſſen Verbindlichkeiten gegen Lübeck noch perſönlicher und ausgeſprochener waren, indem er für großmüthigen Schutz in der Verfolgung, für Geldunterſtützung in der Landesarmuth, für ausgerüſtete Flotten in der Staatsbedrängniß und

Wehrloſigkeit zu danken hatte, auch Guſtav Waſa hielt dieſes mit den Intereſſen ſeines Reichs unvereinbare Pietätsverhältniß nur mit innerem Unmuthe ſo lange feſt, bis die Gefahr vor der Rückkehr Chriſtian's, des gemeinſamen Gegners der nordiſchen Kronen, eben durch Lübecks muthvolles Einſchreiten beſeitigt war. So verlor Lübeck durch ein zwar thörichtes, aber edles Vertrauen auf die Dankbarkeit der Könige alle Vortheile und wurde durch die Erbitterung über den Undank Friedrich's und Waſa's auf die Bahn gedrängt, auf welcher wir es ſeit 1533 finden. König Chriſtian hatte nämlich i. J. 1531 mit der katholiſchen Geiſtlichkeit von Norwegen ein Einverſtändniß angeſponnen und durch Vorſchub ſeiner Schwägerin Maria, der verwittweten Königin von Ungarn, welche im Auftrag ihres Bruders Karl V. Statthalterin der Niederlande war, gelang es ihm, in holländiſchen und frieſiſchen Häfen auf Koſten unternehmender Bürger, die den Vortheil für ihren Handel ermaßen, eine Flotte und ein Heer von 7000 Mann aus deutſchen und nordiſchen Abenteurern aufzubringen, mit welchen er, von Enckhuyſen und Medemblick im Oktober abfahrend, am 9. November 1531 zu Opslo (Chriſtiania) landete. Er fand das Volk in Norwegen von ſeiner Partei ſo gut bearbeitet, daß er bereits am letzten Tage dieſes Monats die Huldigung des Reichstags von Norwegen empfing. Der Beſitz dieſes Landes, welches mit Dänemark politiſch verbunden war, wie es mit Schweden geographiſch zuſammenhängt, drohte mit einem neuen nordiſchen Geſammtreich und raſch trafen die Hanſen ihre Maßregeln, um den ſo oft gegen Deutſchland gekehrten Spruch: „Theile und herrſche", zum Nutzen des Vaterlands zu wenden. Ehe noch eine däniſche Jacht ausgerüſtet war, erſchienen im Chriſtmonat vier lübiſche Orlogſchiffe vor Kopenhagen, deren Hauptleute von dem Reichsrathe auf das Stattlichſte empfangen und beherbergt wurden; in Erbietung feſter Freundſchaft und Verbürgung der früheren Vorrechte nicht kargend, erklärten die Herren: „die Lübecker hätten ſich in ſolcher Noth nicht als Nachbarn, ſondern als Väter Dänemarks erwieſen“. Im Hornung 1532 folgten unter dem Befehle zweier Rathsherren noch zwei andre Fahrzeuge; weil indeſſen die däniſche Flotte noch nicht beiſammen war, mußten ſie unthätig vor Kopenhagen den Frühling erwarten, indem ſie, wie billig, das unedle Anſinnen ablehnten, allein in dieſer Jahreszeit gegen den Feind auszulaufen. Hin und her gingen zwiſchen Lübeck und dem Hoflager Friedrich's Rathsherren und Abgeordnete; der königlichen Verſicherungen war kein Ende und die Sperrung des Sundes vor den Holländern, welche ja den Reichsfeind unterſtützt, wurde als der billigſte Dank des Königs betrachtet. Nach verdrießlicher Mahnung geſellte ſich in der Faſtenzeit nur ein Schiff zu den Lübeckern, welche, aus Eifer an den Feind zu kommen, dem umlagerten Aggerhaus in Schonen Hülfe brachten und, die Laſt des Krieges faſt allein tragend, mit holländiſcher Beute zurückkehrten. Erſt im Mai 1532 waren die läſſigen Dänen fertig, um mit dem lübiſchen, roſtocker, ſtralſunder und danziger Geſchwader nach Norwegen unter Segel zu gehen. Die Kampffertigkeit der Städte gab den Dingen bald eine andere Wendung. Chriſtian zog ſich unter Verluſten nach Opslo zurück und gab den Entſchluß auf, ſich mit Waffengewalt zu behaupten. Nachdem er ſich ergeben und durch die Tücke ſeines Oheims, des Königs Friedrich, in's ewige Gefängniß zu Sonderburg gebracht war, änderte ſich das Verhältniß des Dänenkönigs zu den Niederländern. Am 1. Wonnemonat 1532 war zwiſchen Dänemark und Lübeck ein Erbvergleich geſchloſſen worden, kraft deſſen beide Theile alle weſtländiſchen Schiffe angreifen und den Krieg mit bedeutender Macht fortſetzen wollten. Als aber die Holländer von dieſem, ihnen ſo nachtheiligen Vertrag Kunde erhielten und die Angelegenheiten ihres Schützlings Chriſtian eine ſchlechte Wendung nahmen, arbeiteten ſie gegen die Vollziehung desſelben, indem ſie verſicherten, jene dem landflüchtigen Könige geleiſtete Hülfe ſei Sache einiger Privatleute geweſen. Friedrich, nach entfernter Gefahr des hanſiſchen Beiſtandes nicht mehr bedürftig, erkaltete in ſeiner Freundſchaft in dem Maße, daß er, ſtatt die gerechten Forderungen der Städte zu befriedigen, ein Handelsbündniß mit den Niederländern errichtete, ihnen die von den Lübeckern weggenommenen Schiffe wiedergab und die Schifffahrt der Hanſeaten beſchränkte. So entſtand eine feindſelige Stimmung in Lübeck, welche gegen Dänemark ihren Ausbruch nehmen mußte, ſobald einerſeits das gekränkte Ehrgefühl in einem energiſchen Führer ſeinen Widerhall gefunden und andrerſeits Friedrich's Tod die Anſchläge gegen ſein Reich erleichterte. Die abermalige ſchnöde Zurückweiſung der lübeckſchen Forderungen von Seite König Friedrich's im Jänner 1533 brachte den Unwillen des lübiſchen Volks gegen die ſchlaffe Regierung zum Ausbruch und am 8. Lenzmonat wurde Wullenweber zum Bürgermeiſter erhoben. Derſelbe Feldzug, welcher Wullenweber's Weg zur höchſten Würde des Staats gebahnt, hatte ihm auch einen Genoſſen gegeben, der, obgleich minder edlerer Natur, doch die Perſönlichkeit Wullenweber's ergänzte, indem er, ſchön, kühn und beredt, ebenſo die Gaben eines gewaltigen Volksführers beſaß, wie Wullenweber die eines großen Staatsmannes, ein Genoſſe, der ihm treu blieb bis zum Blutgerüſt. Unter den Kriegsleuten, welche dem abenteuernden Könige nach Norwegen gefolgt waren, befand ſich Markus Meyer, ein Hufſchmidt aus Hamburg, der, aus Unbehagen am Bürgerleben und aus Luſt zu hohen Dingen, ſein Handwerk verlaſſen hatte und Landsknecht geworden war, ein Mann von hoher kräftiger Geſtalt und ſchönen, einnehmenden Zügen, voll Gewandtheit in allen Lagen des Lebens und unbezwinglichen Muthes, der auch die verwegenſten Anſchläge auf ſich zu nehmen nicht verzagte. Selbſt ſeine Feinde gewann er durch ſeine Tüchtigkeit, ſo daß, als er im Frühjahr 1533 auf einem Schiffe in die Gewalt der Lübecker gefallen war, dieſe ihn als Fähndrich in Dienſte nahmen und als er, nach mancher tapfern That in den hanſiſchen Reihen, nach Beendigung des Feldzugs gegen Lübeck mit den übrigen Streitern heimgekehrt war, ihm den Befehl der 800 Landsknechte übertrugen, welche Lübeck zum Reichsheere gegen Sultan Soliman ſchickte. Nachdem

Meyer unter Sebaſtian Schärtlin's Oberbefehl zum Entſatz von Wien beigetragen, kehrte er mit Ruhm und reicher Beute nach ſeiner zweiten Vaterſtadt zurück und gewann die Gunſt der reichen Wittwe des im Oktober 1532 geſtorbenen Bürgermeiſters Lunte, der Wullenweber's Vorgänger geweſen war, mit welcher Meyer ſich um Pfingſten 1533 vermählte. Markus Meyer, der kecke Kriegsmann, gehoben durch ſeinen Ruhm und ſeine Perſönlichkeit, ſeinen Reichthum und ſeine mächtigen Verbindungen, mußte auf ſeiner Bahn bald dem geiſtesverwandten Wullenweber begegnen, vor deſſen ehrgeizigen Blicken bereits ein anderes Lübeck, eine andre Hanſe, ein andrer Norden ſich geſtaltete. Beide zuſammen vereinigten ſich zu Plänen, welche Lübeck zur Herrſcherin des Nordens erheben oder ſie ſelbſt ſtürzen mußten.

Acht Tage nach ſeiner Erhebung, im Lenzmonat 1533, berief Wullenweber die Gemeinde auf's Rathhaus, ſchilderte beredt die Gefahr des hanſiſchen Handels bei dem wachſenden Verkehr der Niederländer in der Oſtſee und forderte ſie zum Kriege auf, um dem Untergang ihrer Wohlfahrt zuvorzukommen. Er erlangte die Vollmacht, zu den Kriegsrüſtungen das aus den in der Reformation aufgehobenen Kirchen gewonnene Silber zu verwenden und damit ausgerüſtet, gingen zwei Schiffe unter Markus Meyer in See, welche Anfangs nach holländiſchen Schiffen in der Oſtſee kreuzten, dann aber in die Nordſee ausliefen. Meyer's Tollkühnheit jedoch, der mit wenigen Knechten an der engliſchen Küſte landete, um Lebensmittel einzunehmen und, ohne Geleit, als Seeräuber feſtgenommen und in den Tower nach London gebracht wurde, vereitelte allen Erfolg des Zugs. Während die führerloſen Schiffe unthätig und durch widrige Winde gehindert an der Elbmündung lagen, durchſchifften die Holländer den Sund, beeinträchtigten aller Orten den lübiſchen Handel und nahmen zwei Bergenfahrer. Meyer, als Seeräuber zum Galgen verurtheilt, wußte durch Verwendung hanſiſcher Kaufleute Gehör beim König Heinrich VIII. zu erlangen und gewann dieſen durch ſeine Perſönlichkeit und mancherlei Anſchläge, die er ihm eröffnete, ſo ſehr, daß der König ihn am 8. November 1533 zum Ritter ſchlug und ſeitdem ein näheres Verhältniß zu Lübeck einging. Am 15. Jänner 1534 kehrte Markus Meyer heim, gerade als Wullenweber ſeiner bedurfte.

Inzwiſchen war nämlich König Friedrich von Dänemark am 10. Oſtermonat 1533 geſtorben und alle ſcheinbar beruhigten kirchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe waren von Neuem in Gährung gekommen. Friedrich hinterließ vier Söhne aus zwei verſchiedenen Ehen, den 30jährigen Herzog Chriſtian von Anna von Brandenburg, und drei unmündige Söhne: Johann, Adolf und Friedrich, aus der Ehe mit Boguslav's X. Tochter. Da kein Thronfolger ernannt war, ſo wählte der Adel, welcher ſich Viel von einer langen Regentſchaft verſprach und die noch mächtige katholiſche Geiſtlichkeit, ſtatt des der neuen Lehre anhängenden und durch ſein Alter ſchon ſelbſtändigen Chriſtian, deſſen jüngeren Stiefbruder Johann, eine Entſcheidung, welche die dem Lutherthum zugethanen und der Adelsherrſchaft überdrüſſigen Bürger Kopenhagens und der übrigen größeren Städte auf's Uebelſte empfanden. Nach vollzogener Wahl ſandte die Regentſchaft Geſandte nach Brüſſel, um mit dem burgundiſchen Hofe ein Bündniß zu ſchließen und dadurch endlich den noch immer grollenden Kaiſer Karl V., den Schwager des gefangenen Chriſtian's II. (Chriſtiern's) zu verſöhnen. Jetzt endlich wurde die längſt harrende Botſchaft Lübecks vorgelaſſen, deren Sprecher Wullenweber mit dem Freimuth und der Beredtſamkeit, welcher einer feurigen und ſtolzen Seele bei erlittenem Unrecht zu Gebote ſtehen, die Dienſte ſchilderte, welche die Hanſen dem däniſchen Reiche mit Erſchöpfung ihres Staates, mit dem Blute ihrer Bürger erwieſen, und laut über den Undank klagte, welcher für dieſe Wohlthaten jeden gerechten Lohn vorenthalte. Er verlangte Schutz des hanſiſchen Handels gegen die Holländer, wie König Friedrich den Städten in der Stunde ſeiner Gefahr zugeſagt. — Dieſe gerechte Forderung wies die Regentſchaft aus Rückſicht auf den Kaiſer ab und ſuchte die Hanſeaten auf eine ſpätere Zukunft zu vertröſten.

Aber der lübiſche Bürgermeiſter hatte nicht vergebens zehn Wochen in der däniſchen Hauptſtadt verweilt. Er hatte die Lage des Königreichs durchſchaut und trug ſich nicht allein mit dem Gedanken: am Reichsrathe für ſchnöde Undankbarkeit Rache zu nehmen; — das ganze nordiſche Königthum ſollte den Unwillen der beleidigten Republik fühlen und der lübecker Herrſchaft, der lutheriſchen Lehre und dem freien Bürgerthum ſollte ein glänzender Schauplatz eröffnet werden.

Er hatte Verbindung angeknüpft mit Ambroſius Bokbinder, einem Deutſchen, Bürgermeiſter von Kopenhagen, und Georg Kock aus Weſtphalen, Bürgermeiſter von Malmoe. Beide, ſo wie der größte Theil ihrer Bürger, waren eifrige Anhänger der Reformation und Freunde eines freien Bürgerthums. Dieſe drei Bürgermeiſter boten den drei nordiſchen Kronen Trotz; denn auch Guſtav Waſa hatte die Maske abgeworfen, Verſöhnung mit der burgundiſchen Regentin geſchloſſen und alle Unterſtützung Lübecks gegen die Holländer abgelehnt. Dieſe Unfreundlichkeit Guſtav's I., dem Lübeck als Menſchen und als König die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, mag wohl dem erbitterten Bürgermeiſter das ſtolze Wort eingegeben haben: „ſeine Stadt könne bald einen König wieder abſetzen, dem ſie ja allein zum Thron verholfen.“

Wullenweber rechnete bei ſeinem Unternehmen auf den Hanſebund, auf die Hülfe Englands und auf die Sehnſucht nach dem Volkskönige Chriſtiern, der noch immer im Kerker zu Sonderburg auf Alſen ſaß, — eine Sehnſucht, welche beſonders unter den Bürgern der Hauptſtadt wuchs, je höher Adel und Geiſtlichkeit ihr Haupt erhoben, welche den Knaben Johann zum katholiſchen Adels-König erziehen ließen. Auch in Schweden war viel Gährungsſtoff vorhanden. Der König des Adels gefiel den Bürgern und Bauern durchaus nicht, beſonders die Bürger von Stockholm, worunter viele Deutſche, ſehnten ſich nach der freien Verfaſſung der Hanſeſtädte und auch vom Adel waren viele Anhänger Chriſtiern's noch flüchtig. Auf der andern Seite ſchloß Dänemark am 21. Herbſtmonat 1533 mit den Niederlanden und am 2. Hornung 1534 mit Schweden ein Bündniß. Im Jänner 1534 war Meyer nach Lübeck heimgekehrt und entwarf mit Wullenweber, Erfahrungen und Gedanken austauſchend, Pläne für die Zukunft. Die Gegenwart entſprach ihren Erwartungen nicht. Der Krieg mit Holland hatte kein günſtiges Ende genommen, die Holländer hatten dem hanſiſchen Verkehr unberechenbaren Schaden gethan und 18 Kauffahrer genommen. Zwar hatte ein neues lübiſches Geſchwader von 18 Schiffen die Fremden aus dem Sunde gejagt und die Holländer von ihrer ganzen Seemacht und den Priſen nicht mehr als ſechs Schiffe in ſtürmiſchem Herbſte heimgebracht, aber der holländiſche Admiral fand zur Zuflucht alle Häfen Dänemarks und Schwedens offen.

Meyer und Wullenweber beſchloſſen nun, in Schweden und Dänemark Gegenkönige aufzuſtellen und ſo den Feind am Herzen anzugreifen. Am Hofe des Herzogs Magnus von Lauenburg verweilte Svante Sture, des letzten Reichsverweſers Steen Sture Sohn, aus einem Geſchlechte, deſſen Verdienſte um Schweden wohl denen der verwandten Waſa gleichgeſtellt werden konnten. Aber der ſechszehnjährige Jüngling entbehrte alles Ehrgeizes, und als ihn Markus Meyer unter erdichtetem Vorwande zu einer Unterredung gelockt, verſchwendete dieſer ſeine verführeriſchen Worte vergebens; Svante Sture blieb ungeblendet vom Glanz der ihm gebotenen Krone. Da gab der lübiſche Ritter den ſchmeichelnden Ton auf und verließ ihn mit den Worten: „Will Sture nicht in Gottes Namen, ſo ſoll er in des Teufels Namens". Bald erſchien ein Rathsherr mit 50 Reitern und führte den Jüngling gefangen nach Lübeck, mit dem Scheine des Vergeltungsrechts, da ſeit dem Hornung alle in Schweden zufällig anweſende hanſiſche Bürger ergriffen worden waren. Man herbergte den Sture zwar ſtattlich und ließ ihn auf Ritterwort frei herumgehen, enthob ihn jedoch nicht verführeriſcher Künſte. Da aber nichts den Funken des Familienehrgeizes im Herzen des Jünglings anfachte, ſo mußte man ihn freigeben und auf das wichtigere Dänemark ſich beſchränken. Die Glieder des Entwurfs gegen dieſes Reich waren: Trennung des burgundiſchen Bündniſſes, Befeſtigung der demokratiſchen Herrſchaft in der Heimath und Aufſtellung eines däniſchen Thronbewerbers. Durch Vermittelung der Städte Hamburg, Lüneburg und Danzig wurde zu Hamburg im März 1534 ein Tag anberaumt, den die wendiſchen Städte, Dänemark und Burgund beſchickten. Wullenweber zog in glänzendem Aufzug mit zahlreichem Reitergefolge ein, ſein Amtsgenoſſe Joachim Gerlen von der Patricierpartei im beſcheidenen Rollwagen. Wullenweber ſtand faſt allein; in ſeinen kühnen Forderungen wurde er weder von den übrigen Städten, noch von ſeinem Mitgeſandten unterſtützt. Dies benutzend, wichen die niederländiſchen Geſandten nicht von ihrer Forderung: unbeſchränkter Fahrt in der Oſtſee, und Wullenweber kehrte plötzlich unverrichteter Sache nach Lübeck zurück, theils um ohne das Wiſſen ſeines Anhangs keine Verbindlichkeiten einzugehen, theils um über das unpolitiſche Verfahren ſeines Mitgeſandten Klage zu führen. Die plötzliche Rückkehr der Abgeordneten füllte die Stadt mit Getümmel; die Ariſtokraten verlangten, daß Wullenweber wegen ſeines Benehmens auf der Verſammlung zur Rechenſchaft gezogen werde, aber des Bürgermeiſters Beredtſamkeit überwog. Von der Kanzel der Marienkirche aus entwickelte er ſeine Abſichten und klagte die Patricierpartei an, durch ihren Vertreter aus Neid dieſelben vereitelt zu haben. Das aufgeregte Volk verhaftete ſeine Widerſacher und ließ bei den nächſten Wahlen auch die letzten Vertreter der Patricierherrſchaft aus dem Rath ſcheiden; Wullenweber aber eilte nach Hamburg zurück. Jetzt gelang es dem Eifer der Hamburger und anderer Geſandten, wenn auch nicht einen Frieden, doch einen Waffenſtillſtand auf vier Jahre abzuſchließen, während welcher der burgundiſchen Flagge die Schifffahrt auf der Oſtſee freiſtehen ſollte. Wullenweber willigte in ein Zugeſtändniß, gegen welches er kurz zuvor auf's Aeußerſte zu kämpfen entſchloſſen ſchien, indem er nach vier Jahren die nordiſche Welt umgeſtaltet wähnte.

Am 31. Mai 1534 war das Schutzbündniß mit England abgeſchloſſen, wobei König Heinrich VIII. für die ihm in Ausſicht geſtellte däniſche Krone 10,000 Pfund Sterling Hülfsgelder zahlte, und kurz vorher hatte ſich auch der geeignete Feldherr gefunden, der für Befreiung König Chriſtian's und dadurch für Herrſchaft des Bürgerſtandes und des lutheriſchen Glaubens das Schwert' ziehen ſollte. Es war der dreißigjährige Graf von Oldenburg, Chriſtoph, Vetter des gefangenen Chriſtian's, ein eifriger Lutheraner, ein Freund der Wiſſenſchaften, ein ſchöner Mann von gewinnendem Benehmen und bewährter Krieger, der im Bauernkrieg (1525), gegen Soliman (1529) und in Holſtein (1531) tapfer geſtritten. Mit lübiſchem Geld verſehen, ließ er in Niederſachſen werben und ſtand am 14. Wonnemonat mit 7000 Kriegern bei Lübeck. Nun berief Wullenweber, der mit Meyer und fünf Bürgern allein um die Sache wußte, die Bürgerſchaft, eröffnete ihnen alle ſeine Anſchläge und forderte mit leidenſchaftlicher Herzählung alles von den Reichsräthen den Hanſen zugefügten Unrechts zur Schiffsrüſtung auf, den Grafen nach Seeland überzuführen. Alles jubelte Beifall und als am andern Tage der Graf Chriſtoph mündlich um Beiſtand zur Befreiung des unglücklichen Chriſtian bat, gewährte ihn der Rath einſtimmig.

Man entwarf den Plan: zuerſt ſollten Meyer und Chriſtoph nach Holſtein ziehen, um die däniſche Streitkräfte hierherzuleiten; dann ſollte der Graf von Oldenburg den König befreien, Meyer aber Lübeck decken. Am 24. Mai erging der Fehdebrief an den Herzog Chriſtian von Holſtein, den älteſten Sohn König Friedrich's, am 26. der Aufruf an das däniſche Volk, zur Befreiung König Chriſtian's mitzuwirken. Noch in demſelben Monat fielen die Verbündeten in Holſtein ein, das ſich keines Angriffs verſah, und gewannen in raſchem Anlauf das ganze Land bis auf die Feſte von Segeberg. Chriſtian mahnte um

Hülfe aus Dänemark und ſandte das holſteiniſche Aufgebot und geworbene deutſche Knechte unter dem Marſchall Johann von Ranzau gegen den Feind. Nach einem blutigen, aber unentſchiedenen Gefecht bei Eutin zogen Chriſtoph von Oldenburg, Wullenweber und Meyer nach Travemünde und ſchifften ſich dort ein, den Krieg plötzlich nach Seeland verſetzend, wo ſie am 22. Brachmonat landeten; Ranzau aber bedrohte Lübeck, nachdem er das abſichtlich niedergebrannte Travemünde am 21. Juni beſetzt. So ſehen wir einen merkwürdigen Doppelkrieg: Wullenweber, den Feind an ſeiner Hauptſtadt angreifend, während die eigne Vaterſtadt von demſelben Feind bedroht iſt. Doch auch in die Ferne wirkte ſein mächtiger Geiſt: während bisher nur Wismar Lübecks Fahnen gefolgt war, ſtürzte nun die von Wullenweber geleitete Volkspartei auch in Stralſund und Roſtock die Adelsherrſchaft und kam mit mächtigen Flotten Lübeck zu Hülfe. Seeland hatten die Verbündeten von Truppen entblöſt gefunden und beſonders durch den Zutritt der Bürger von Rothſchild für Chriſtian gewonnen. Schonen, damals däniſche Provinz, welches der fanatiſche Biſchof von Lund mit Religionsverfolgung bedrohte, wiegelte der Bürgermeiſter von Malmoe auf, Georg Kock, genannt Mynter, Wullenweber's Genoſſe. Moen, Falſter und Laland überlieferten dem Grafen von Oldenburg ihre Schlöſſer und auch die Hauptſtadt des Reichs öffnete ihm am 16. Juli ihre Thore, nachdem er ihre Privilegien beſtätigt und erweitert ſowie freie Uebung der lutheriſchen Lehre ihr zugeſichert. Die Feſte von Kopenhagen gewann er am 25. Heumonat. Nun huldigten die Stände Seelands, nur der Adel weigerte ſich, worauf Graf Chriſtoph den lange gefeſſelten Haß der Bürger und Bauern losließ. Eine ſchreckliche Adelsverfolgung begann auf Seeland, durch welche geſchreckt der Adel von Schonen am 10. Erndtemonat dem Grafen von Oldenburg bei Lund huldigte. Langeland und Fühnen unterwarfen ſich dem Feldherrn des Bürgerkönigs, nachdem von der letztern Inſel der Thronerbe, Prinz Johann, in Bauerntracht nach Sonderburg entflohen war, wo nun ein und derſelbe Ritter, Brocktorp, die beiden Gegenkönige Johann und Chriſtian mit gleicher Treue bewachte. Nun war noch das Feſtland Dänemarks zu unterwerfen, doch hier hatte der Adel ſich ermannt, am 4. Juli eine Verſammlung gehalten, auf welcher die theologiſchen Bedenklichkeiten der katholiſchen Biſchöfe beſeitigt und, um das Reich vor Chriſtiern zu retten, der kräftige Chriſtian, Herzog von Holſtein, ſtatt des Prinzen Johann zum König erwählt wurde. — Indeſſen hatte Ranzau ſich dicht bei Lübeck feſtgeſetzt, und während Wullenweber's Plan gegen Dänemark in der Ferne glücklichen Erfolg hatte, erfuhr die Heimath die Schrecken des Krieges; der Hafen Lübecks war geſperrt, die Landhäuſer wurden geplündert und verbrannt. Obgleich die Feſtigkeit der Stadt nicht den entfernteſten Gedanken an wirkliche Gefahr aufkommen ließ, ſo ſtörte doch der Krieg nahe an der Stadt die Bequemlichkeit der Bürger und die fernen Triumphe konnten ihre Unzufriedenheit nicht ſtillen, zumal, da Geiſtlichkeit und Adel ſie ſchürten. Obgleich die Lebensmittel in der Stadt noch wohlfeiler waren, als im Lager der Feinde, ſo ließen die Bürger ſich doch zu einem Vertrage herbei, der die bisher vor Lübeck feſtgehaltene feindliche Macht freiließ gegen den Grafen Chriſtoph, der nach Bezwingung Fühnens und Nordjütlands in den Herzogthümern einzufallen und den Lübeckern die Hand zu reichen ſich rüſtete, womit Wullenweber's kühne Entwürfe zur That geworden wären. Die Vermittler in dieſem entſcheidenden Augenblick waren Hamburg und dann die Geſandten des Landgrafen Philipp's von Heſſen, der gerade jetzt, wo gegen Oeſterreichs Willen Herzog Ulrich von Würtemberg mit Gewalt in ſein Land eingeſetzt war, Einigkeit unter den Proteſtanten herbeizuführen ſtrebte. Sehr willkommen war dem Herzog Chriſtian, dem erwählten Könige von Dänemark, die Anknüpfung von Unterhandlungen, welche am 18. November 1534 zu einem Vertragsabſchluſſe gelangten, wie ihn die Diplomatie des neunzehnten Jahrhunderts nach einer Reihe von Protokollen nicht ſeltſamer hätte herausklügeln können. Man fand als allein befriedigende Auskunft, ſich gegenſeitig den rechten Arm zu feſſeln, um mit dem linken deſto kräftiger zuſchlagen zu können. Chriſtian ward als Herzog von Holſtein mit Lübeck ausgeſöhnt, beiden Gegnern aber freigegeben, ihre Fehde in Dänemark mit allen Kräften fortzuſetzen. Chriſtian ſolle demnach die Belagerung der Stadt aufheben, die Lübecker aber ihren Feldherrn, den Grafen Chriſtoph von Oldenburg nicht unterſtützen, falls er Holſtein mit Krieg überzöge. Was wäre aus dieſer künſtlichen Berechnung geworden, wenn der Kriegsſchauplatz wieder vor Lübeck verlegt worden wäre, in welchem Falle der Vertrag dem König von Dänemark verbot, die feindliche Stadt als Herzog von Holſtein von ſeinen Gränzen aus anzugreifen. Wullenweber war auch ſehr unzufrieden mit dem lähmenden Vertrag und ſprach zur Gemeinde: „Liebe Bürger, wir wollten wohl mehr ausbedungen haben, aber die, welche da herum ſitzen, ſehen es alſo für gut an, und ſo muß ich auch damit zufrieden ſein.“

Froh des Auskunftsmittels, wandte ſich nun König Chriſtian III. zur ſchwierigen Aufgabe, das großentheils vom Feinde beſetzte Reich zu gewinnen. Als vom Adel gewählter König hatte er die Abneigung des Bürger- und Bauernſtandes, als Proteſtant den Widerſtand der Geiſtlichkeit zu überwinden; zur Seite ſtanden ihm die Hülfe ſeines Schwagers Guſtav Waſa und die Gaben ſeines Feldherrn Johann von Ranzau; der Adel hatte zum Theil ſchon dem Grafen Chriſtoph gehuldigt, geſchreckt durch den Bauernkrieg, welcher, während König Chriſtian noch vor Lübeck lag, im Herbſtmonat 1534 unter Anführung eines ehemaligen Freibeuters, des Schiffers Clemint, in Jütland ausgebrochen war. Am 16. Weinmonat hatten die Bauern ſogar das Aufgebot des Adels geſchlagen, als dieſer, ohne das Fußvolk abzuwarten, übermüthig mit gepanzerten Reitern auf dem weichen Moor bei Aalborg die Schaaren der Bauern angriff. Durch dieſen Sieg gewann das Landvolk ganz Nordjütland bis Randers, aber hier war der Markſtein von Clemint's Thaten. In Eilmärſchen war

König Chriſtian angelangt; ſein, des Proteſtanten Name, entwaffnete den Glaubenseifer des jütiſchen Volks, und der wohlgeordneten Macht gegenüber ſchwand der Muth der Bauern. Das von den Landleuten beſetzte Aalborg wurde am 18. Chriſtmonat geſtürmt, Clemint, auf der Flucht von einem ſeiner frühern Anhänger gefangen und ausgeliefert, nach zweijähriger Haft zu Kolding enthauptet und der Kopf zum Hohne mit einer Bleikrone geſchmückt. So war Jütland gewonnen und der Graf auf die Inſeln beſchränkt. Ihm bot König Chriſtian große Summen, um den Streit friedlich zu enden, aber des Grafen von Oldenburg edle Natur ſträubte ſich, um Geld die Sache des gefangenen Königs zu verlaſſen; er verlangte König Chriſtian's Befreiung und für denſelben die Hälfte des Reichs, doch ohne Erfolg. Schweden hatte ſchon in den letzten Monaten des Jahres 1534 thätigeren Antheil am Kriege genommen und ſowohl zur See den Lübeckern geſchadet, als auch durch ein Heer aus deutſchen Söldnern mehrere Punkte Schonens gewonnen. Gegen die Schweden führten Meyer und der Bürgermeiſter von Malmoe Mynter eine Verſtärkung geworbener Deutſchen, aber der Uebertritt des ſchonenſchen Adels zu Chriſtian's Partei vereitelte ihre Hoffnungen und Meyer ſelbſt fiel durch Verrath des Dänen Tyge Krabbe, der in Chriſtoph's von Oldenburg innerſtem Rathe ſaß, in Helſingborgſchloß am 14. Januar 1585 in Feindeshand und wurde in Vardbierg verwahrt; ſein Heer zerſtreute ſich theils, theils trat es in feindlichen Sold. So trug Wullenweber, ſeines treueſten Gehülfen beraubt, den Krieg gegen die nordiſchen Kronen allein. Doch nun wurde auch der Graf Chriſtoph durch die Unfälle aus ſeiner Ruhe aufgeſchreckt und machte, durch den Verrath des Adels von Schonen belehrt, den von Seeland unſchädlich, indem er der Obhut ſeiner treuen Bürger von Malmoe die Häupter des Adels anvertraute. Aber was Seeland an Sicherheit gewann, verlor Fühnen, wo Ranzau am 19. März mit anſehnlicher Macht landete. So ſchlimm ſtanden Lübecks Angelegenheiten, als es dem Markus Meyer auf Vardbiergſchloß glückte, durch Liſt die

Freiheit zu erlangen, welche Verrath ihm geraubt. Durch heimliche Verbindung mit den Bürgern der Stadt und der deutſchen Beſatzung gelang es ihm in der Nacht des 9. März, 30 ſeiner Anhänger in ſeiner Wohnung zu verbergen. Er begleitete unbefangen den Befehlshaber des Schloſſes, der um Tagesanbruch jeden Morgen die Mauern umging. Als ſie in die Nähe der Kammer kamen, wo jene mit ihren Büchſen verborgen lagen, witterte der Däne Unheimliches und ſprach: „Hier ſtinkt's nach Lunten.“ Meyer aber, um eine Antwort nie verlegen, ſagte: „Es ſind die alten Weiber, die im Backofen Flachs röſten“. Kaum hatte der Befehlshaber die Burg verlaſſen, als Meyer mit den Seinen die Dänen überwältigte und die wohlgerüſtete Feſte gewann, in welche der Adel der Umgegend ſeine Schätze geflüchtet. Fünfzehn Monate behauptete er die Burg, mit ihren Schiffen, ſo daß er den Königen des Auslandes faſt wie eine ſelbſtändige Macht erſchien und mit Heinrich VIII. von England über die däniſche Krone unterhandeln konnte; eine abenteuerliche Epiſode in dieſem vaterländiſchen Trauerſpiel. Wullenweber ſah den übeln Gang ſeiner Angelegenheiten nur aus der Ferne; er durfte Lübeck nicht verlaſſen, um die feindliche Ariſtokratenpartei wirkſam niederzuhalten; und nicht nur dies gelang ihm, ſondern er erhielt ſich auch den Beiſtand Stralſunds in dem Maße, daß deſſen Bürgerſchaft ihre Glocken einſchmolz und auch die Stadt Greifswald zu thätiger Beiſteuer ermahnte. Wullenweber ließ den Muth nicht ſinken, doch ſcheint das Unglück die Klarheit ſeines Geiſtes umdüſtert zu haben, denn als er den Herzog und beitragenden Albrecht VII. von Mecklenburg dem Grafen Chriſtoph zur Seite ſtellte, muß er mehr auf die Stellung, als auf die perſönliche Tüchtigkeit des Mannes geſehen haben, da Albrecht nicht der Mann war, durch größere Thatkraft den Grafen Chriſtoph zu entſchiedenem Handeln anzuſpornen; vielmehr bedurfte es der Gewandtheit Wullenweber's, die beiden Oberhäupter wenigſtens äußerlich zu einem guten Einvernehmen zu bewegen. Wohl aber ſpornte dieſer neue

Angriff auf ſeine und ſeines Schwagers Krone den König Guſtav von Schweden zu entſchiedenerem Handeln an. Er ließ Ende Mai 11 Kriegsſchiffe zur däniſchen Flotte ſtoßen und der Dritte im Bunde war ein deutſcher Fürſt, der Herzog Albrecht von Preußen, welcher, eiferſüchtig auf die Macht der Hanſe, ſein Geſchwader mit den ſkandinaviſchen vereinigte, ſo daß die ganze Flotte 37 Segel mit faſt 4000 Mann Beſatzung zählte. Lübeck hatte bisher die Seeherrſchaft in der Oſtſee gegen Schweden, Dänen und Holländer behauptet, und allein den letztern über 70 Schiffe genommen, und jetzt ſandte Wullenweber der hanſiſchen Seemacht 10 lübiſche Segel zu, um die See zu behaupten. So trafen beide Flotten, die hanſiſche, 26 Schiffe ſtark, einander am 9. Juni bei Bornholm. Nach einem unentſchiedenen Gefechte, an dem eigentlich nur die beiden Admiralſchiffe theilnahmen, wurden die Flotten durch den Wind getrennt, aber am 16. Juni ergaben ſich auf der Rhede von Swendborg auf Fühnen, theils durch den Verrath der lübiſchen Ariſtokraten, theils unter dem lähmenden Einfluſſe der wenige Tage vorher auf Fühnen vorgefallenen unglücklichen Schlacht, von der ſogleich die Rede ſein wird, neun lübecker Schiffe, worunter ein ſehr großes „der Löwe“ genannt, dem däniſchen Admiral Peter Skramm. Es war die ebenerwähnte Land-Schlacht von Orenberge bei Aſſens auf Fühnen, welche in Dänemarks Jahrbüchern ſo glorreich daſteht, eine Schlacht der Deutſchen gegen die Deutſchen, die, wie oft im dreißigjährigen Kriege, der Nation zur Schmach, den Ruhm fremder Mächte verherrlichten. Außer dem ſpaniſchen, gab es damals nur Ein Fußvolk in Europa, das deutſche und ſchweizeriſche, welches in der Regel auf beiden Seiten focht. Nicht allein beſtand das königliche Heer aus acht Fähnlein deutſcher Knechte, ſondern auch die Reiterei, vier Fahnen, bildeten allein holſteiniſche und insgemein in Deutſchland geworbene Reiter; des Adels von Jütland und Fühnen wird in keinem Schlachtberichte gedacht. Demnach begegnete zerſtörend die deutſche Kraft der deutſchen und die

Nation, uneinig und um das Ganze unbekümmert, vereitelte in blöder Haltungsloſigkeit ein volksthümliches Aufſtreben, das dem Vaterlande gewiß ſegensvolle Früchte getragen hätte. Das Heer der Städte war zwar um einig hundert Mann zahlreicher, aber es war vom Verrath des däniſchen Adels umſtellt, ſeine Führer Albrecht und Chriſtoph entzweit und kein warmes Intereſſe beſeelte die Menge. Hätten die Städte ihre von Wullenweber's Geiſt durchdrungenen Bürger geſendet, ſo würden ſie gewiß überwunden haben, aber ihre Söldner erlagen der von einem großen Willen gelenkten und von einem bewährten Feldherrn geführten königlichen Streitmacht. Durch einen entſprungenen Gefangenen, der den Kriegsrath der Hanſiſchen belauſcht, war Ranzau von den Planen ſeiner Gegner unterrichtet und überfiel ſie, die einen Ueberfall beabſichtigten; dazu kam Meuterei der Landsknechte gegen ihre zu ſtrengen Obern, Unkenntniß des Landes und gleich anfangs Verwundung und Tod der beſten Anführer. Die Niederlage war vollkommen und ihre Folge die Einnahme Fühnens durch die Königlichen, ſo daß in wenigen Wochen Graf Chriſtoph von dem ganzen Reiche nur noch Kopenhagen ſein nannte. So waren die Genoſſen zerſtreut: Chriſtoph und der Bürgermeiſter von Kopenhagen ſeit dem 28. Juli in der Hauptſtadt eng belagert, und ein Jahr lang der gräßlichſten Noth trotzend, Meyer auf Vardbiergſchloß beſchränkt; Malmoes Bürgermeiſter, ſeine Stadt für Chriſtoph bewahrend, und endlich Wullenweber in Lübeck, einen ungleichen Kampf gegen die feindliche Partei führend, um ſo weniger von den Bürgern unterſtützt, je höher die Ariſtokraten ſeit Lübecks Unfällen das Haupt trugen. Abermals warf der Rath von Hamburg ſich zum Vermittler auf. Er berief im Sommer alle Städte der Hanſe, auch die, welche nur in loſer Verbindung mit den wendiſchen ſtanden, zu einem Tag nach Lüneburg. Noch unter dem Einfluß Wullenweber's beſchickten die Lübecker dieſe Verſammlung, luden aber die Herren zu ſich ein, worauf die Abgeordneten von Köln, Bremen, Hamburg, Danzig, Riga, Osnabrück, Deventer, Kempen, Soeſt, Zwolle, Göttingen, Braunſchweig, Hannover und Hildesheim am Hauptorte ſich verſammelten. Dieſe Gemeinden, zunächſt nicht betheiligt beim Streit der wendiſchen Städte, riethen zum Frieden, doch ſiegte Wullenweber's Beredtſamkeit, der ihnen in feuriger Rede bewies, daß in dieſem Kriege Lübeck nur die Vorkämpferin des Städtebundes ſei, daß mit ihr die Hanſe ſtehe und falle, wenigſtens bei den wendiſchen Städten, auf die es zunächſt ankam. Sie beſchloſſen mit Lübeck den däniſchen Krieg fortzuführen und die feindliche Ariſtokratenpartei mußte eine andere günſtigere Gelegenheit erwarten.

Dieſe kam bald. Während Wullenweber auf einer Sendung an den Herzog Heinrich von Mecklenburg abweſend war, kam am 14. Erndtemonat im Rathe zu Lübeck ein Befehl des Reichskammergerichts zu Speier vom 7. Brachmonat 1536 zum Vortrag, welcher die Stadt mit der Reichsacht bedrohte, wenn nicht binnen 45 Tagen die alte ariſtokratiſche Verfaſſung mit Brömſen, der ohne Zweifel das Mandat erwirkt hatte, an der Spitze wieder hergeſtellt wäre. Klüglich war, um leichtern Gehorſam zu erwirken, der Religionsveränderung — nicht gedacht. Zwar lief dieſer Befehl aller geſunden Politik entgegen, denn die Uebermacht Lübecks über die nordiſchen Kronen mußte dem ganzen Reiche zu Gute kommen, aber ſo mächtig überwogen die dynaſtiſchen und konfeſſionellen Sonderintereſſen ſchon damals die nationalen, ſo ungern ſah man ſchon damals in Wien die freie Entwickelung der Städte.

Durch ihres Meiſters Abweſenheit rathlos, räumten Wullenweber's Anhänger ohne Widerſtand das Feld; zu überſehen iſt dabei aber nicht, daß damals das Reich der Wiedertäufer zu Münſter blutig gefallen war, mit welchem Wullenweber's Feinde die lübeckiſche Demokratie zu vergleichen liebten. Als Wullenweber zurückkehrte, fand er ſeinen Sturz unabänderlich vorbereitet; er ſchied von dem Rath und der Gemeinde am 26. des Erndtemonats mit einer kurzen Anrede und ging als Privatmann nach Hauſe. Am 29. des Erndtemonats beſtieg ſein alter Gegner Nikolaus von Brömſen wieder den Bürgermeiſter-Stuhl und im Herbſtmonat wurde der Rath aus Wullenweber's Gegnern ergänzt. Wullenweber hätte nun ein ruhiges Leben führen können, aber das Schickſal bewahrte ihn vor ſo dunklem Looſe und gab ihm Gelegenheit, durch muthiges Ausharren unerhörter Qualen unter den Händen niederträchtiger Feinde die Flecken ſeines Charakters zu löſchen und ſein Angedenken in der Geſchichte zu läutern. Herzog Albrecht, der von ſeiner Abſetzung nicht unterrichtet war, bat um Hülfe nach Kopenhagen, und Wullenweber, um den Mann nicht zu verlaſſen, den er ſelbſt in ſo ſchwierige Lage gebracht, wollte im Lande Hadeln, obgleich gewarnt, einen Haufen herrenloſer Knechte werben und ſelbſt nach Dänemark zum Entſatz der Hauptſtadt führen. Seine Reiſe wurde dem fanatiſchen Erzbiſchof Chriſtoph von Bremen, einem Freunde des Dänenkönigs, verrathen, der ihn unterwegs aufgreifen und zuerſt in dem Schloſſe Rothenburg verwahren ließ, dann aber ſeinem Bruder, dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunſchweig, überlieferte, welcher den ehemaligen Bürgermeiſter von Lübeck im Kerker zu Steinbrück bei Wolfenbüttel einem ſchrecklichen Gerichte aufbewahrte. Während er hier ſchmachtete, ging ſein Werk langſam zu Ende. Zum Schein wurde der Krieg zur See fortgeführt, weil das Volk doch einen Erfolg ſeiner bisherigen Opfer ſehen wollte, aber Schlaffheit und Verrath der Oberanführer häuften Schmach auf die hanſiſchen Waffen. So fuhr im Weinmonat eine Flotte von 18 lübiſchen, roſtocker, wismarer und ſtralſunder Schiffen zum Erſatz von Kopenhagen aus, aber der lübiſche Admiral gab ſelbſt der feindlichen Flotte von 45 Segel, däniſchen und preußiſchen, Zeichen ſeiner Annäherung, und ließ, als es am 13. des Windmonats zur Schlacht kam, ohne gemeinſame Leitung die einzelnen Schiffsführer kämpfen, ſo daß nur wenige leichte Schiffe mit Lebensmitteln in die hungerige Stadt gelangten und die hanſiſche Flotte, ruhmlos und übel zugerichtet, im Chriſtmonat heimkehrte. Indeß verſuchte der ſchmalkaldiſche Bund, durch Verſöhnung der wendiſchen Städte mit Dänemark ſeine Macht zu vermehren. Am 14. Hornung 1536 kam ein Friede zu Stande, in welchem die Lübecker den Grafen von Oldenburg preisgaben, ſogar auf des alten, kranken Königs Chriſtian's Befreiung aus dem engen Kerker verzichteten und nur die alten, unbeſtrittenen Handelsvorrechte behielten. Losgebunden von ſeinen Verpflichtungen gegen Lübeck, ſchaute Chriſtoph von Kopenhagen nach andrer Hülfe aus und bot Heinrich VIII. die däniſche Krone, der engliſche König ging darauf ein, doch ſcheiterten ſeine weitausſehenden Pläne, indem bald nachher Markus Meyer fiel, der die Unterhandlungen vermittelt hatte. Seine Belagerer hatten endlich die Mauern von Varbbiergſchloß eingeſchoſſen und die eignen Knechte Meyer's, ſtörriſch wegen mangelnder Bezahlung, zwangen ihn zur Uebergabe. Er ergab ſich nach 16 monatlicher Belagerung am 27. Wonnemonat 1536 an den deutſchen Oberſten Albrecht von Belzig gegen Sicherheit von Leib und Leben. Aber die Dänen brachen, trotz Belzig's Widerſtand, ſchändlicher Weiſe den Vertrag; Meyer ward in Eiſen geſchlagen, gefoltert und auf die ſo erlangten Geſtändniſſe hin zu Helſingör geviertheilt. Noch vor Meyer's Tode hatte Mynter am 6. des Oſtermonats die Stadt Malmoe auf gute Bedingungen dem König übergeben, Kopenhagen aber trotzte unerſchrocken. Albrecht von Mecklenburg tröſtete ſich mit der Jagd auf der Inſel Amack, und ließ ſich in die verhungernde Stadt auf heimiſchen Schiffen — Jagdhunde ſchicken, Chriſtoph von Oldenburg fand Geiſtesruhe in Homer's Geſängen.

Noch hatte Amack, der Hauptſtadt Garten, die Bürger kümmerlich verſorgt, doch am 19. Brachmonat erſtürmte der König auch dieſe und nun ſtieg die Hungersnoth auf einen Punkt, daß ſelbſt die eherne Feſtigkeit Bokbinder's und des Raths *), ſowie der Krieger gebeugt wurde. Am

---

*) Bereits waren alle eßbaren Thiere geſchlachtet, auch die, vor denen die menſchliche Natur Ekel und Abſcheu empfindet; das Klaggeſtöhn der Bürger wies die Gemüthsverhärtung der Kriegsleute und des Raths mit dem ent-

29. Brachmonat 1536, gerade ein Jahr nach der erſten Berennung kam auf glimpfliche Bedingungen eine Uebergabe zu Stande. —

Nachdem wir die Genoſſen Wullenweber's fallen geſehen, wenden wir uns zu ihm ſelbſt wieder, den wir im Kerker Heinrich's des Jüngern verließen. Dieſer Welfe, ein blinder Eiferer ohne Religioſität für den Katholizismus, raſtlos kriegsluſtig ohne Feldherrngeſchick und Entſchloſſenheit zur Stunde der Gefahr, ohne Bruderliebe, ohne eheliche Treue und ſittliche Schaam, ohne ritterliche und fürſtliche Ehre, ohne Sinn für Anſtand, war der rechte Kerkermeiſter, der „um eine Hand voll Blut kein groß Werk machte". Den Mann, gegen den von Lübeck noch gar kein Ankläger aufgetreten war, ſpannte man auf die Folter und erpreßte ihm, theils durch deren Qualen, theils durch die täuſchende Zuſage der Schonung im Fall des offnen Geſtändniſſes, die unſinnigſten Selbſtanklagen: „er habe mit jenen Knechte in Hadeln den Bürgermeiſter Brömſen ermorden und Lübeck burgundiſch machen und dann ein Wiedertäuferreich gründen, den Norden aber unter Mynter und Meyer theilen wollen". Als Abgeſandte von Lübeck kamen, um ſeine Geſtändniſſe zu hören, wurde er vorher zum zweiten- und drittenmale gefoltert und ihm mit dem Tod unter der Pein gedroht, wofern er widerriefe. So wagte der Unglückliche nur in leiſen Andeutungen in Briefen an ſeinen Bruder in Hamburg ſeine Unſchuld zu betheuern und auf das Zeugniß ſeiner Lübecker Freunde ſich zu berufen; auf die ſtumme Kerkerwand aber ſchrieb er vor ſeinem Tod die Worte:

Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich niemals geweſt, will's auch nimmer befunden werden!
O Herr Jeſu Chriſt, der du biſt der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wolleſt Zeugniß von der Wahrheit geben.

ſetzlichen Troſte ab: „Noch habe man nicht, wie in Jeruſalem, die eigenen Kinder verzehrt". Barthold.

Das Schickſal Wullenweber's wurde verzögert durch das Fürwort des Markgrafen Johann von Brandenburg, der um dieſe Zeit mit Heinrich's von Braunſchweig Tochter ſich verlobte, und in ein neues Jahr zog ſich das harte Gefängniß des Unglücklichen hin, bis ein zweiter fürſtlicher Ankläger gegen ihn auftrat: Chriſtian III., von den Herren zu Lübeck durch eine eigene Geſandtſchaft dazu aufgefordert. Der König von Dänemark hatte ſich bisher geſchämt, auf den Tod eines abgeſetzten und eingekerkerten deutſchen Bürgermeiſters anzutragen, aber die lübecker Patricier verfolgten den Mann, der ihre Stadt groß vor vielen machen wollte, nur darum in den Tod, weil er ihre angemaßten Rechte angetaſtet hatte. Sie gewährten das ſeltene Beiſpiel von politiſcher Verkehrtheit, daß ein Gemeinweſen eine fremde Macht, mit der ſie wenige Jahre zuvor im offenen Kriege geſtanden, ungenöthigt auffordert, ihr Staatshaupt, welches zu jener fremden Macht auf dem Fuße einer naturgemäßen und berechtigten Feindſchaft ſich verhielt, bei einem durchaus unrechtmäßigen Richter zu verklagen. Am 24. Herbſtmonat 1537 verſammelte ſich unter freiem Himmel bei Wolfenbüttel das herzogliche Landgericht, um das Urtheil zu finden. Da Wullenweber ſah, daß ſein Tod beſchloſſen ſei, widerrief er muthig alle ihm vorgeleſenen Anklagen, welche die Folter erpreßt, aber man hörte ihn nicht an, und da die Schöffen zögerten, ſein Todesurtheil auszuſprechen, ſo fragte man den — Henker darum. Unter Betheuerungen ſeiner Unſchuld ließ er ſich auf die Knie nieder und empfing den Todesſtreich. Sein Leichnam wurde geviertheilt und auf vier Räder geſteckt. —

So ſtarb, 44 Jahre alt, unvermählt, den Tod des gemeinſten Verbrechers Jürgen Wullenweber, der größte und kühnſte Staatsmann, den das Abendroth des freien deutſchen Bürgerthums hervorgebracht hat.

Jean Jacques Rouſſeau.

Von

Dr. **Bernhard.**

Alles iſt gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht;
Alles entartet unter den Händen des Menſchen.

Rouſſeau.

Monument von unſrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachſchrift deiner Mutterlande,
Rouſſeau's Grab! gegrüßet ſeiſt du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried' und Ruhe fandſt du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt war's finſter, und die Weiſen ſtarben;
Nun iſt's lichter, und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates ging unter durch Sophiſten,
Rouſſeau leidet, Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau, der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Schiller.

Jean Jacques Rouſſeau.

Geboren zu Genf am 28. Juni 1712, geſtorben zu Ermenonville
am 2. Juli 1778.

Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts nimmt die Entwicklung der Geſchicke und Zuſtände der romaniſchen und germaniſchen Völker einen auffallenden Gang. Die Lebenskraft der abendländiſchen Menſchheit ſchien durch die aus der Zerſplitterung des Lehnsſtaates ſowohl, als aus den Verſuchen, die römiſch-katholiſche Kirche nach den Bedürfniſſen der Zeit umzugeſtalten, hervorgegangenen innern Streitigkeiten und auswärtigen blutigen Kriegen faſt ganz verbraucht, ihre Energie im innerſten Marke gebrochen und gelähmt. An die Stelle unorganiſcher, ſich ſtets befehdender, aber doch aus ihrem innern Weſen Wachsthum und Kraft ſchöpfender Elemente trat im Staate der Mechanismus unumſchränkter Fürſtenherrſchaft; in der Kirche folgte auf die größte Bewegung und das tief aufgeregteſte Leben ſtarrer Beſtand in Dogmen und Ceremonien. Ebenſo geſtalteten ſich in Sitten und Gebräuchen ſteife Formen und ängſtliche Ziererei; alle individuelle und volksthümliche Ausbildung und Ausprägung verſchwand; man modelte Alles nach allgemein angenommenen Arten und Weiſen. Und merkwürdig genug ging zu ebenderſelben Zeit die vorwiegende Geltung im europäiſchen Völkerleben und die beſtimmende Kraft von dem germaniſchen Stamme zu dem romaniſchen, von den Deutſchen zu den Franzoſen über.

Schon dadurch wurde angekündet, daß für eine Zeit lang die Entwicklung und Bildung der Menſchheit nicht auf naturwüchſige Weiſe aus dem Leben der einzelnen Glieder, das hervorſtechende Merkmal germaniſchen Weſens, ſondern vom Allgemeinen aus auf das Einzelne und Beſondere einwirkend, alſo auf eine mehr formelle Art, wie dies im Charakter des franzöſiſchen Volkes gegründet iſt, vor ſich gehen ſollte. Da aber ſo die Form das Weſen verdrängte, ſo wurde bald die Unnatur in allen Beziehungen und Verhältniſſen herrſchend, und hieraus entwickelten ſich mit reißender Schnelle Entſittlichung und Verſchlechterung, welche, von den obern Kreiſen der Geſellſchaft ausgehend, bald alle Schichten des Volkes mit ihren ätzenden und giftigen Säften durchdrangen.

Da ſich nun aber, nach den ewigen Geſetzen der Entwicklung des Menſchengeſchlechts, alsbald eine wohlthätige Gegenſtrebung wider dieſe Unnatur erhob, ſo lag es in den damaligen Verhältniſſen, daß die Strebungen derſelben ſich ebenwohl auf das Allgemeine richteten, und hieraus zunächſt allgemeine Ideen über Recht und Unrecht, über Wahrheit und Irrthum hervorgingen. Es war ſomit vorerſt die Intelligenz, welche erſtrebt wurde, und es erwuchſen auf dieſe Art allgemeine, menſchenthümliche Anſichten und Grundſätze ohne alle und jede Beziehung auf Volksthümlichkeit. Da aber dieſe in der Sitte wurzelt, und aus der Sitte in der Sprache, wie im Leben die Sittlichkeit erwächſt, ſo entſtand in dem achtzehnten Jahrhundert ein Gegenſatz zwiſchen Intelligenz und Sittlichkeit, wie ihn kaum eine andere Zeit gekannt hat. Dieſer Gegenſatz entwickelte ſich aber in dem Einzelnen zum Mißklange, der um ſo ſchreiender ſich äußern mußte, als in einem ſolchen das Gemüth vorherrſchend war. Dieſen Gegenſatz zu heben und das Leben zu harmoniſchem Einklange und damit zur Geſundheit zurückzuführen, — das war die große und ſchwere Aufgabe der hervorragenden Menſchen jener Zeit, die alle mehr oder minder ſelbſt darunter zu leiden hatten. Und alle Die, welche dieſem heilſamen Zwecke ihre Kraft und Strebungen zuwendeten, werden mit Recht Männer des Volks genannt, weil durch ſie mit der Geſundheit des Lebens erſt wieder ein menſchenwürdiger Zuſtand der Völker ſowohl, als der Einzelnen herbeigeführt werden konnte. Unter dieſen Männern iſt aber wohl Jean Jacques Rouſſeau einer der hervorragendſten. Tiefer, als er, hat dieſen Gegenſatz Niemand empfunden; ſchmerzlicher, als er, hat Keiner darunter gelitten; Niemand hat ihn der Zeit klarer und anſchaulicher zur Erkenntniß gebracht, und endlich hat Keiner aufrichtiger getrachtet, dieſen Mißklang zu löſen. Ihm gebührt daher in Wahrheit und mit Recht ein würdiger Platz unter „den Männern des Volks.“

Jean Jacques Rouſſeau wurde am 28. Juni 1712 zu Genf geboren. Schon in der Verbindung ſeiner Aeltern hatte das Gemüth den Gegenſatz der Verhältniſſe durch die Liebe auszugleichen getrachtet. Sein Vater, ein mäßig begüterter Uhrmacher, gehörte zu den ſogenannten „gens du bas“, wie man die unteren Klaſſen in Genf zu nennen pflegt, während ſeine Mutter, die Tochter eines angeſehenen Predigers, den „gens du haut“, der vornehmen Geſellſchaft, zugerechnet wurde. Leider ſtarb dieſe freiſinnige und tiefpoetiſche Frau ſchon bei Rouſſeau's Geburt, und ſeine Erziehung blieb nun ſeinem Vater, einem rechtſchaffenen Lebemanne, wie ihn Rouſſeau ſelbſt nennt, überlaſſen, der die Liebe, die er für die verſtorbene Gattin gehegt, auf den verwaiſten Sohn übertrug, und ſo wurde zuerſt deſſen Gemüth erregt und bewegt. Der Vater lehrte den Knaben leſen und wählte hierzu die von der Mutter hinterlaſſenen Romane, die das Kind wohl empfinden und nachfühlen, nicht aber verſtehen lernte. Tief gerührt von ihrem Inhalte, verbrachten Vater und Sohn oft ganze Nächte mit dieſer Unterhaltung und weinten und ſchluchzten bei jeder rührenden Scene, die ihr Gemüth ergriff, um die Wette.

Mit Recht ſagte daher der Vater oft: „Ich bin mehr Kind, als du.“ So kam das ſiebente Jahr Rouſſeau's heran, und man hatte die Romane durchgeleſen. Da aber Vater und Sohn den lebhafteſten Geſchmack für die Lektüre gewonnen hatten, ſo nahmen ſie zu den vom Großvater ererbten Büchern ihre Zuflucht, und hierunter befanden ſich gute Schriften, geſchichtliche Werke, der ganze Fontenelle, Einiges von Moliere u. ſ. w. Vor allen aber feſſelten Plutarch's Lebensbeſchreibungen die bereits angeregte Einbildungskraft des Knaben und ſetzten ſein tief bewegtes Gemüth in Feuer und Flamme. So trat Rouſſeau frühe in eine reine Idealwelt ein. Die rührende Erzählung abenteuerlicher Verhältniſſe und Vorfälle, wie die lebenswarme Darſtellung großartiger Thaten und hochgeſinnter Männer aus der antiken Welt bezauberten und feſſelten den Geiſt und das Gemüth des früh entwickelten und gleichſam durch künſtliche Wärme herangereiften Knaben. Die Geſtalten gewannen für ihn Wirklichkeit, und ſeine Phantaſie bevölkerte die Welt mit Weſen und Menſchen, die grade ſeine Zeit am Wenigſten aufzuweiſen vermochte. Glücklicher Weiſe war auch ſeine Umgebung ſo gut geartet und menſchlich ſchön, daß ſeine Täuſchung nicht geſtört wurde. Und dieſe ſchöne Traumwelt dauerte auch dann noch fort, als er mit ſeinem Vetter und Jugendfreunde, dem Sohne ſeines mütterlichen Oheims Bernard, zu einem edeln Geiſtlichen, Namens Lambercier, der mit ſeiner gutmüthigen Schweſter ein ſtillſinniges Leben auf dem Lande führte, in Pflege und Unterricht kam.

Da vertrieb ihn ein unglücklicher Vorfall aus dieſem Paradieſe kindlicher Unſchuld. Man zieh ihn eines kleinen Vergehens, und da er dasſelbe nicht begangen hatte und alſo auch nicht eingeſtehen konnte, ſo erlitt er für dieſe vermeinte Hartnäckigkeit im Läugnen von ſeinem Oheime eine harte körperliche Züchtigung. Zum erſten Male empfand er Ungerechtigkeit, und dies machte auf ſein tief aufgeregtes Gemüth den heftigſten Eindruck. Zugleich war aber auch dieſe Begebenheit die Veranlaſſung, daß er und ſein Vetter nach Genf zurückgenommen wurden.

Die nächſten drei Jahre verlebte Rouſſeau im Hauſe ſeines Oheims Bernard und genoß hier mit ſeinem Vetter in ſtiller, meiſt ſelbſtgewählter Beſchäftigung noch den Nachgeſchmack der ſchönen Traumwelt ſeiner Kinderzeit. Endlich dachte man an die Wahl eines Berufs für den jungen Rouſſeau und da ein Verſuch, ihn unter der Leitung des Stadtſchreibers zum Rechtsanwalte auszubilden, zu mißlingen ſchien, ſo wurde er zu einem Graveur in die Lehre gethan. Hiermit wurde der bisher mit Güte und Freundlichkeit im gebildeten Familienkreiſe erzogene Knabe den Mißhandlungen eines rohen Meiſters und den Verführungen verderbter Geſellen und Lehrlinge preisgegeben. Und da mehr ſein Gemüth, als ſeine Denk= und Willenskraft ausgebildet worden waren, ſo fand er in ſich keine Energie zum Widerſtande. Er vergaß ſeine Bildung und ſeine feinen Sitten und artete ſchnell in einen gemeinen Lehrling voll Lüſternheit und Verſchlagenheit aus; der ſich ſelbſt zum Diebſtahle verleiten ließ. Dadurch wurde ſein Meiſter zu immer härteren Züchtigungen veranlaßt, und eben dieſe verderbten den Gezüchtigten noch mehr. Zudem war der arme Knabe jetzt ganz von ſeiner Familie getrennt, denn ſein Vater lebte ſchon ſeit längerer Zeit zu Nyon und ſein Vetter, mit welchem ihn früher die engſte Freundſchaft verband, wurde durch ſeine Mutter abgehalten, mit dem Lehrling genauen Umgang zu pflegen.

So trat denn ein neuer Gegenſatz in Rouſſeau's Leben; oder vielmehr: der ältere Gegenſatz bildete ſich nur noch greller aus. Seiner Empfindung und ſeiner Erziehung nach gehörte er den gebildeten Kreiſen der Geſellſchaft an, während ſein Stand ihn unter die arbeitende Klaſſe, unter die ſogenannten enfans de St. Gervais verſtieß. Noch ein Anklang an frühere Zeiten blieb ihm, die Leſeluſt, und dieſe befriedigte er aus der Leihbibliothek einer alten Frau ohne alle Auswahl, ſelbſt auf die Gefahr hin, Schläge von ſeinem Meiſter zu erhalten, und mit ſolcher Leidenſchaft, daß er ſogar, wenn er kein Geld hatte, ſeine Kleidungsſtücke verſetzte.

Doch dieſer Zuſtand ſollte nicht lange ſo fortdauern. Ein Zufall warf Rouſſeau in ſeinem ſechzehnten Jahre in den wilden Strudel der Welt und des Lebens, und ſeine Erziehung zum Manne und zum tiefwirkenden Schriftſteller vollendete ſich unter den härteſten Kämpfen und in den mannigfachſten Wendungen und Wirren des Schickſals, in welchen es ihm leider nicht vergönnt war, ſich rein von dem giftigen Verderbniſſe ſeiner Zeit zu erhalten.

An einem Sonntage verſäumte Rouſſeau auf einem Spaziergange, den er mit mehreren Kameraden unternommen hatte, in ſeine Träumereien verſenkt, die Stunde der Thorſperre, — ein Vergehen, das er ſich bereits zwei Male, nicht ohne harte Strafe dafür zu erdulden, hatte zu Schulden kommen laſſen. Die Furcht vor einer noch härteren Züchtigung, die ihm angedroht war, beſtimmte ihn — zur Flucht.

Der ſechzehnjährige Jüngling irrte einige Tage in der Umgegend ſeiner Vaterſtadt umher, bei gutmüthigen Landleuten Koſt und Herberge findend. So kam er denn auch in das Savoyiſche Dorf Conſignon, wo ihn der römiſch-katholiſche Geiſtliche freundlichſt aufnahm. Dieſer benutzte aber zugleich die Rathloſigkeit des jungen Flüchtlings, um ſeiner Kirche eine Seele zuzuführen. Er rieth ihm, zu derſelben überzutreten und ſich zu dieſem Zwecke unter den Schutz einer Frau von Warens zu begeben, die ſelbſt als Preis für den gleichen Schritt von dem Könige von Sardinien einen Jahresgehalt von 2000 Franken bezog und von der Geiſtlichkeit zur Anziehung neuer Eroberungen benutzt wurde. Da dieſe Frau in der Folge ungemein auf Rouſſeau's Entwicklung eingewirkt hat, ſo müſſen wir etwas genauer auf ihre Geſchichte und ihren Charakter eingehen. Sie ſtammte aus einer adligen Familie des Waadtlandes und hatte ſich frühe verheirathet, war dann aber ihrem Gemahle entflohen und lebte jetzt unter dem Schutze des Königs von Sardinien zu Annecy in Savoyen. Feine geſellige Bildung mit einem liebenswürdigen Aeußern verbindend, gehörte ſie zu den Weſen, welche Jedermann leicht anziehen und feſſeln; der Eindruck aber, den ſie auf den jugendlichen Rouſſeau, deſſen Gemüth und Einbildungskraft durch das frühe Romanenleſen eine unnatürliche Reizbarkeit erlangt hatten, machte, war ein überwältigender. Denn obwohl dieſer nicht ſogleich auf die Idee eines Uebertritts eingegangen war, ſo hatte er ſich doch, um einen Zweck ſeines Wanderns zu haben, nach Annecy begeben und den freundlichſten Empfang gefunden. Und hier entſchied ſich denn auch ſein Schickſal. Nach mehrfachen Berathungen wurde beſchloſſen: Rouſſeau ſolle ſich nach Turin in die für Neuzubekehrende eigends errichtete Anſtalt begeben, um dort ſeinen Uebertritt zur römiſch-katholiſchen Kirche zu bewerkſtelligen. Und dieſer, leidenſchaftlich bewegt und ganz Empfindungsmenſch, wie er war, ließ ſich gehen; er gab den augenblicklichen Eindrücken nach, ohne zu bedenken, was die Sache zu bedeuten habe, und welche Folgen daraus hervorgehen würden.

Erſt in dem Bekehrungshauſe zu Turin kam er einiger Maßen zur Beſinnung. Die ſchwer mit Eiſen beſchlagenen Thore, die ſich alsbald hinter ihm ſchloſſen, und das finſtere Innere mißfielen ihm höchlich. Noch größeren Anſtoß aber nahm er an ſeinen Unterrichtsgenoſſen, unter welchen einige Banditengeſichter waren, die auf ihren Wanderungen durch Europa ſich überall, wo es ihnen Vortheil zu bringen ſchien, vom Judenthum und Muhamedanismus, den ſie zu bekennen vorgaben, zur römiſch-katholiſchen Kirche bekehren ließen. Anfänglich ſtellte er dem Prieſter, der ihn unterrichtete und bekehren ſollte, mit Erfolg die Gründe entgegen, welche ihm ſeine frühere Bildung lieh; dann aber, da er ſich auf die Dauer in dem einſamen Gefängniſſe langweilte und überhaupt nicht wußte, was aus ihm werden ſollte, gab er nach und ſchien überführt zu werden. In einer grauen Robe, mit weißen Spitzen beſetzt, wurde der Bekehrte zur Kirche geführt, wo er die Religion ſeiner Väter unter den demüthigendſten Ceremonien abſchwur. Bei der Frage des Prieſters, ob ſeine Mutter verdammt ſei, ergriff ihn kalter Schauer; doch ſchnell gefaßt erwiderte er, er denke es nicht, ſondern hoffe, daß ſie Gott in der letzten Stunde erleuchtet habe. Nach beendeter Ceremonie erwartete der Bekehrte, daß ihm nun der Weg zu einer glänzenden Laufbahn ſich eröffnen werde; allein was geſchah? Man händigte ihm etwas mehr, als zwanzig Franken ein, die man auf dem Zuge nach der Kirche für ihn erbettelt hatte, und ermahnte ihn, als guter Chriſt zu leben und ſich dankbar für die Gnade zu erweiſen, die ihm eben widerfahren ſei.

So ſtand der arme Rouſſeau allein in einer wildfremden Stadt ohne Hülfe und Rath. Da nahmen ſich Frauen, für die ſein ſchüchternes, von tiefer innerer Bewegung zeigendes Weſen, verbunden mit einem angenehmen Aeußern, immer viel Anziehendes gehabt hat, des Verlaſſenen an. Seine Koſtgeberin, die Frau eines Soldaten, und eine Kaufmannsfrau ſorgten für ihn und verſchafften ihm Unterhalt und Unterkommen. Er wird Bedienter zuerſt im Hauſe einer adligen Dame und dann nach deren Tode bei dem Grafen von Gouvon, dem erſten Stallmeiſter des Königs. In erſterem Dienſte macht ſich der Unglückliche eines Vergehens ſchuldig, das er in ſeinen Bekenntniſſen mit rührender Offenherzigkeit eingeſteht, und das ſein Leben lang ſchwer auf ſeinem Gewiſſen gelaſtet hat. Er hatte nämlich ein Band von unbedeutendem Werthe entwendet und warf den Verdacht, da eine Unterſuchung darüber angeſtellt wurde, auf ein unſchuldiges Dienſtmädchen, das in Folge hiervon mit Schimpf aus dem Hauſe gejagt wurde. So tief kann ſelbſt ein gutgearteter Menſch ſinken, wenn ſeine Güte nicht auf ſittlichen Grundſätzen beruht. Doch er hat ſchwer gebüßt, und dem Reuigen wird die Schuld vergeben.

In dem Hauſe des Grafen von Gouvon ſchien ſich dem von Schuld und Unglück tief gebeugten Jünglinge eine neue Ausſicht zur Erlangung einer ſeiner Anlagen und ſeiner früheren Bildung entſprechenden Lebensſtellung zu eröffnen. Denn da man durch einen Zufall ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten entdeckte, nahm ſich ein Verwandter des Hauſes, der Abbé von Gouvon, ſeiner an und unterrichtete ihn ſelbſt in der lateiniſchen Sprache.

Nicht minder wirkte der Umgang eines aufgeklärten und tugendhaften Geiſtlichen, Namens Gainee, belehrend und veredelnd auf Rouſſeau ein. Dieſer wahrhaft weiſe Mann lehrte den in einer Phantaſiewelt Aufgewachſenen die Menſchen und ihre Verhältniſſe kennen und Tugend und Glück richtig würdigen, was um ſo nothwendiger war, als Rouſſeau bis jetzt nur Größe und Verworfenheit gekannt und von der ſtillwirkenden ſittlichen Güte keine Ahnung hatte. Die Unterhaltungen, welche dieſer edle Mann mit ihm pflog, hat Rouſſeau zum Theil in ſeinem „Emil“ unter dem Namen des „Glaubensbekenntniſſes eines Savoyiſchen Vikars“ veröffentlicht, und wir werden hiervon noch weiter unten zu reden Gelegenheit finden. Und obgleich dieſe Unterweiſungen, wie wir ſogleich erzählen, für den Augenblick keine Früchte bei dem jungen Schüler zu tragen ſchienen, ſo legten ſie doch, wie er ſelbſt ſagt, Keime von Tugend und Religion in ſein Herz, die nie gänzlich erſtickten. Für jetzt aber ließen der liebgewordene Umgang mit einem jungen leichtſinnigen, aber ſtets heitern und muthwilligen Landsmanne, verbunden mit der Luſt, nach freiem Willen zu leben und zu reiſen, und ein unwiderſtehlicher Zug ſtiller Sehnſucht nach Frau von Warens Rouſſeau plötzlich alle Vortheile aufgeben, welche ihm ſeine Lage verhieß, und von Neuem in die weite Welt hinauswandern, dem Zufalle des Glücks und Unglücks preisgegeben. Eine Reiherorgel ſollte die beiden Leichtſinnigen auf der Wanderſchaft ernähren; doch bald zeigte es ſich, daß ihre Hoffnung ſie betrogen. Nichts deſto weniger vergnügt zogen ſie, von der geringen Baarſchaft, die ſie bei ſich hatten, zehrend, weiter bis nach Annecy. Hier trennten ſie ſich mit eben dem Leichtſinne, wie ſie ſich zuſammengeſellt, und Rouſſeau eilte zu Frau von Warens, die ihn freundlich aufnahm. „Armer Kleiner“, ſagte ſie zu ihm, „biſt Du wieder da? Ich wußte wohl, daß Du zu jung für dieſe Reiſe warſt; ich bin recht froh, daß ſie nicht ſo ſchlimm ausgefallen iſt, wie ich fürchtete.“

Frau von Warens behielt den zurückgekehrten Flüchtling nur einige Zeit bei ſich, und es wurde von Neuem in Berathung gezogen, welchen Beruf er ergreifen ſollte. Und da man ihn endlich für den geiſtlichen Stand beſtimmte, ſo kam er in ein theologiſches Seminar, um hier die nöthige Vorbereitung zu erlangen. Allein auch hier kam er nicht zu dem gewünſchten Ziele. Sein erſter Lehrer in der lateiniſchen Sprache war zu heftig und leidenſchaftlich, und obwohl bald ein angehender Geiſtlicher, Namens Gaſier, ein ſanfter, liebenswürdiger Mann, welcher ihm ebenfalls Züge zu der Beſchreibung ſeines „ſavoyiſchen Vikars“ lieh, an deſſen Stelle trat und mit Eifer und Ausdauer den Unterricht betrieb, ſo entſprachen die Fortſchritte des Schülers doch keineswegs den Bemühungen des Lehrers. Rouſſeau beſchäftigte ſich jetzt gerade mehr mit der Muſik, als mit der lateiniſchen Sprache, und ſo kam man auf die Idee, ihn zum Muſiker zu bilden. Frau von Warens übergab ihn zu dieſem Zwecke dem Muſiklehrer Le Maitre. Da dieſer ſich aber bald darauf mit den Geiſtlichen ſeines Stiftes veruneinigte, ſo begleitete ihn Rouſſeau auf ſeiner Flucht nach Frankreich bis nach Lyon, wo er ihn wieder verließ, um zu Frau von Warens zurückzukehren. Da er aber dieſe nicht in Annecy traf, ſo zog er auf gut Glück in der Schweiz umher, begleitete einen angeblichen griechiſchen Patriarchen als Dolmetſcher, trat als Muſiklehrer zu Lauſanne und Neuenburg auf und kam ſo endlich wieder zu Frau von Warens zurück, die ihm eine Stelle als Geometer verſchaffte.

Nun lebte er längere Zeit bei dieſer Frau, die er „Mamma“ nannte, während ſie ihn ihren „Kleinen“ hieß. Es entwickelte ſich aber hieraus ein Verhältniß eigenthümlicher Art, welches jedoch ganz aus der Verdorbenheit und Unnatur jener Zeit hervorging. Auch Rouſſeau vermochte ſich nicht rein davon zu erhalten, und er hat dies Verhältniß, leider nur zu ausführlich und erſchöpfend in ſeinen „Bekenntniſſen“ dargeſtellt. Da wir daſſelbe nicht mit Stillſchweigen übergehen können, ſo ziehen wir vor, es mit den Worten einer feingebildeten Frau zu ſchildern. *)

„Rouſſeau war noch ein unſchuldiger Jüngling, obgleich einige zwanzig Jahr alt, und betrat jetzt arglos die Schule des Laſters. Der erſte Verführer der Frau von Warens, Herr von Tavel, unterrichtete ſie in der Philoſophie, und da er fand, daß ſie ihren Gatten liebte, ihre Pflichten erfüllte und der Sinnlichkeit unzugänglich war, immer kalt und vernünftelnd, ſo verdarb er ihre Sitten durch ſeine Sophismen. Alle edle Weiblichkeit ging dadurch in einem von Natur keuſchen und edlen Sinne unter. In der Ueberzeugung, daß Nichts einen Mann feſter an eine Frau binde, als ihr Beſitz, lebte ſie im vertrauteſten Verhältniß mit Claude Anet, einem Bauer aus der Schweiz, ihrem Diener. Dieſer, ein Mann von feinerem Gefühle, als ſeine Herrin, will von ihr in Folge dieſes Verhältniſſes mit Achtung behandelt ſein, und als ſie ihm einſt harte Worte ſagt, geht er hin und vergiftet ſich. Frau von Warens und Rouſſeau retten ihn, und letzterer erfährt das heimliche Verhältniß, was hier ſtattfindet. Er iſt darüber erſchrocken und betrübt; aber kurz darauf ſtellt ihm Frau von Warens als Nothwendigkeit dar, mit ihr in ein gleiches Verhältniß zu treten, um ſeine Jugend vor Verführung zu ſchützen. Er gehorcht ihr mit tief ſchmerzlichem Scham- und Schuldgefühl. Frau von Warens, von ihm bis zur Entdeckung ihrer Lebensweiſe als Mutter geliebt, wird nun in ſeinen Augen zu einer gewöhnlichen Frau. Claude Anet ſtirbt indeſſen, und dadurch verliert das ſträfliche Verhältniß einigermaßen ſeine empörende Gemeinheit. Frau von Warens iſt Rouſſeau's Geliebte; aber er nennt ſie noch immer Mamma. Rouſſeau trat an Anet's Stelle und erbte ſeine Kleider. Vergebens verſucht er die leichtſinnige, ihr Vermögen in tauſend Projekten verzehrende Frau zu regieren. Krank aus Langerweile und Ueberdruß geht er in die Bäder von Montpellier.

---

*) Eliſe von Hohenhauſen. Rouſſeau, Goethe, Byron, ein kritiſch-literariſcher Umriß aus ethiſch-chriſtlichem Standpunkte.

Auf der Reiſe wird er eine Beute vornehmer, aber höchſt ſittenloſer Frauen. Der Anblick eines großen Römerwerks erweckt ihn aus ſeinem Sinnenrauſche, der des **Pont de Gard** bei Nismes. Er kehrt noch einmal zu Frau von Warens zurück; aber ſeine Stelle iſt durch einen Friſeur erſetzt. Seine ehemalige Geliebte ſchlägt ihm, nach ihrer Art zu denken, eine Theilung vor; aber Rouſſeau, deſſen ſittliches Gefühl nie ganz erlöſchte, entſagt allen Anſprüchen auf ſie; nun entſteht Kälte in ſeinem Verhältniſſe zu Frau von Warens; er verläßt ihr Haus und geht als Erzieher nach Lyon.“

Die Zeit, welche Rouſſeau bei Frau von Warens zugebracht hatte, war indeſſen nicht nutzlos für ſeine geiſtige Entwicklung verſtrichen. Er hatte jetzt gute Bücher und zwar mit Vortheil geleſen; ſeine Kenntniſſe in der lateiniſchen Sprache hatten ſich vervollkommnet. Er ſtudirte Locke, Leibnitz, Descartes, Malebranche, beſchäftigte ſich mit Mathematik und las den Euklid. Mit der regſten Theilnahme verfolgte er den Gang der franzöſiſchen Literatur, welche damals die Literatur der ganzen gebildeten Welt war. Beſonders hatte der Briefwechſel zwiſchen Voltaire, deſſen Henriade er bereits mit Vergnügen geleſen hatte, und dem damaligen Kronprinzen von Preußen, der ſpäter als Friedrich II. als Philoſoph auf dem Throne glänzen und auch ſein Beſchützer werden ſollte, ſeine entzündbare Seele ergriffen. Die Beſchäftigung mit dieſen Schriften hatte aber die in ihm ſchlummernde und nur durch den Sinnenrauſch betäubte Liebe zum Guten und Schönen geweckt und ihn das Bedürfniß fühlen laſſen, ſelbſt nach Tugend und männlicher Kraft zu ringen, und das erſte Ergebniß dieſer Umwandlung war die Trennung von Frau von Warens, der unter ſo erniedrigenden Bedingungen anzugehören jetzt ebenſowohl ſeinen richtigen Anſichten, als ſeinen beſſeren Gefühlen widerſtrebte. Zugleich erwachte auch jetzt ſchon der Gedanke in ihm, ſelbſt durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten Stellung und Einfluß im Leben zu gewinnen, und er war zu dieſem Zwecke darauf bedacht, ſich in der Darſtellungskunſt zu vervollkommnen und ſeinen Styl auszubilden. Die Erzieherſtelle, welche jetzt Rouſſeau zu Lyon in dem Hauſe des Herrn von Mably zu Theil wurde, hätte ihm Gelegenheit verſchaffen können, eine würdige Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft und ſomit die Möglichkeit zu erlangen, ſeiner gewonnenen Einſicht gemäß zu leben; aber bald fühlte er, daß er für den Beruf eines Erziehers nicht geeigenſchaftet ſei. Es waren ſelbſt zu viele Gegenſätze in ihm, die er nicht zu überwinden gewußt hatte, als daß ihm dieſe Wirkſamkeit, die mit der größten Selbſtbeherrſchung die vollkommenſte harmoniſche Bildung verlangt, hätte gelingen ſollen, und er war zu wahr gegen ſich und zu klar über ſich, als daß er ſich das hätte lange verbergen ſollen. Er fand zwar, wie dies allen Menſchen zu gehen pflegt, die zu viel über ſich reflektiren, bald ſeine Fehler, hatte aber nicht die Kraft, ſie abzulegen. Da er aber um dieſe Zeit glaubte, ein neues Syſtem, Noten, die er durch Zahlen erſetzen wollte, zu ſchreiben, erfunden zu haben, und in ihm die Hoffnung entſtand, hierdurch ſein Glück zu begründen, ſo faßte er den Entſchluß, nach Paris zu gehen, wo ſich damals alle hervorragende Geiſter verſammelten, und ſeine neue Erfindung der Akademie zur Prüfung vorzulegen. Dieſen Entſchluß führte er denn auch im Jahre 1741 aus.

Zu Paris hatten ſich zu jener Zeit eine Anzahl geiſtig begabter und ſtylgewandter Männer zuſammengefunden, welche mit den ſcharfen Waffen ihres Geiſtes und einer blendenden Darſtellungsgabe eine gänzliche Veränderung der Zuſtände in Schriftenthum und Geſellſchaft, in Kirche und Staat vorbereiteten und anbahnten. Wir nennen nur Voltaire, Diderot, d'Alembert u. ſ. w. Und wenn man auch dem harten Urtheile Schloſſer's über dieſe Männer und ihre Strebungen beiſtimmt, daß ſie bei ihrer ganzen Schriftſtellerei nur ihren eigenen Ruhm und Vortheil in Ausſicht genommen hätten; ſo ſuchten ſie doch eben ihren Ruhm darin, Vorurtheile zu zerſtören und Mißbräuche anzugreifen, während die Sophiſten der Jetztzeit, freilich mit weniger Gewandtheit und geringerem Glücke, ihre ganze Geſchicklichkeit aufbieten, bereits abgeworfene Vorurtheile wieder zur Geltung zu bringen und längſt erkannte Mißbräuche zu vertheidigen. Hierbei lag es in der ſonderbaren Geſtaltung jener Zeit, daß dieſe Männer gerade in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft, deren ganzes Geſchick mit eben dieſen Vorurtheilen und Mißbräuchen ſtand und fiel, Genuß und Förderung fanden, indem dieſe die Aufklärung als ein ihrem Stande zukommendes Gut beanſpruchten, ohne zu bedenken, welche Folgen die Verbreitung derſelben für ſie haben mußte. Und an eben dieſer Verbreitung arbeitete man gerade, als Rouſſeau nach Paris kam, indem man den Plan faßte, das Wiſſen der Zeit in einem Werke, „Encyclopädie“ genannt, zuſammenzufaſſen und ſo dem allgemeinen Verſtändniſſe zugänglich zu machen. Von dieſer „Encyclopädie“ erhielten denn auch jene Männer den Namen der „Encyclopädiſten“, unter welchem ſie von der einen Seite ſo oft erhoben, wie von der andern arg geſchmäht worden ſind. In dieſen Kreis trat nun Rouſſeau zu Paris ein, und man kam ihm freundlich und wohlwollend entgegen. Und ob er gleich mit ſeinem neuerfundenen Syſtem der Notenzeichnung in der Akademie nicht durchdringen konnte, ſo verkannte man doch den hochbegabten Geiſt in ihm nicht, und es eröffneten ſich ihm hier alsbald die Kreiſe durch Geburt und Geiſt hochgeſtellter Männer und Frauen.

Um ſeine äußere Exiſtenz zu ſichern, verſchaffte man ihm die Stelle eines Sekretärs bei dem franzöſiſchen Geſandten zu Venedig, dem Grafen von Montague, und ſo kam Rouſſeau nach Italien, wo die ausgelaſſene Sittenloſigkeit jener Zeit und jenes Landes ihn von Neuem in ihren Strudel zog. Bald jedoch löſte ſich ſein Verhältniß zu dem Geſandten, unter deſſen Geiz und Unverſtand er arg zu leiden hatte, und er kehrte ſchon nach achtzehn Monaten nach Paris zurück, um ſich durch eigene Kraft auf dem Wege ſchriftſtelleriſcher Arbeiten Unterhalt und Namen zu verſchaffen, wie er denn jetzt an der Abfaſſung der Encyclopädie Theil nahm, für welche er die muſikaliſchen Artikel lieferte.

Sein Ruf, der bald ganz Europa durchdringen ſollte, wurde aber erſt durch die unerwartete Weiſe begründet, auf welche er die von der Akademie zu Dijon geſtellte Preisaufgabe: „ob die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und der Künſte zur Reinigung der Sitten beigetragen habe“ im Jahre 1749 beantwortete. Zufällig war ihm dieſe in die Hände gefallen, und da ihn der Gegenſtand lebhaft, ja leidenſchaftlich intereſſirte, ſo wog er ihn in ſchlafloſen Nächten hin und her, und die Frage geſtaltete ſich ihm ſo, ob der Menſch überhaupt durch wiſſenſchaftliche Bildung ſittlich beſſer werde. Und dies verneinte er. Dies Ergebniß ging aber lediglich und allein aus dem Gegenſatze hervor, an welchem, wie wir oben geſehen haben, ſeine ganze Zeit krankte, und unter welchem Rouſſeau ſelbſt ſo viel litt. Die Intelligenz hatte einen leuchtenden Höhepunkt erreicht, die Sittlichkeit dagegen war tief geſunken. Dies empfand Rouſſeau tief, und in dieſem leidenſchaftlichen Schmerze kam er auf die Anſicht, die Ausbildung der Intelligenz hemme und ſchwäche die Entwicklung der Sittlichkeit, die Unnatur der Zeit ſei ein Erzeugniß der Kultur, und wahre Tugend finde ſich nur im Stande der Natur, die er jedoch von der Rohheit nicht zu ſcheiden wußte.

Es iſt nicht leicht aufzudecken, worin ſein Irrthum lag. Die Intelligenz ſeiner Zeit hatte in Wahrheit der Sittlichkeit eher geſchadet, als genützt; aber dies hatte ſeinen Grund eben darin, daß ſie nicht die ächte und vollſtändige Intelligenz, ſondern nur die Frucht einſeitiger Verſtandesausbildung und unnatürlicher Geſchmacksentwicklung war, und hierin liegt nun Rouſſeau's Trugſchluß: weil die Intelligenz ſeiner Zeit nicht die ächte war, ſo gibt es keine ächte und gute Früchte tragende. Und in dieſem Irrthume blieb Rouſſeau, wie uns ſeine ſpäteren Schriften zeigen werden, ſein ganzes Leben hindurch verſtrickt. Aber er war nicht allein in dieſem Trugſchluſſe befangen; ſeine ganze Zeitgenoſſenſchaft war in dem dunkeln Drange nach einem gänzlichen Umſturze aller beſtehenden Verhältniſſe, der ſich um dieſe Zeit der ganzen romaniſchen und germaniſchen Welt, nicht blos der Franzoſen, bemächtigt hatte, für dieſen Scheingedanken in hohem Grade empfänglich.

Zudem hatte Rouſſeau ſeine Abhandlung mit allem Schmucke redneriſchen Gepränges ausgeſtattet, welchem die Franzoſen nicht leicht widerſtehen, und ſo kam es, daß ſeine Schrift nicht nur den Preis erlangte, ſondern daß ihr Verfaſſer auch von dieſer Zeit an zu den ausgezeichnetſten Schriftſtellern Frankreichs gezählt wurde.

Wollen wir aber gerecht ſein, ſo müſſen wir auch das Verdienſt hervorheben, welches dieſe, ſo wie ſeine ſpäteren Schriften kennzeichnet. Es iſt dies der lebhafte Drang und die ergreifende Sehnſucht nach Natur und Tugend, die aus allen Zeilen ſprechen, -und die ſcharfe und klare Aufdeckung der herrſchenden ſittlichen Mängel und Gebrechen. Rouſſeau's Schriften ſind ein getreuer Spiegel ſeiner Zeit in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und ſittlichen Nacktheit, neben welcher ſich ein natürliches, einfaches Leben in Sittlichkeit und Tugend als das verlorene Paradies der Menſchheit in ſeiner ganzen Schöne und Liebenswürdigkeit darſtellt. Dies war es auch, was unſer Leſſing als das höchſte Verdienſt dieſer Schriften mit voller Anerkennung hevorhob, und was ihnen einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung des Menſchengeſchlechts verſchafft hat, und eben um dieſes Verdienſtes willen gebührt ihrem Verfaſſer ein ehrenvoller Platz unter den Männern des Volkes.

Merkwürdig iſt es aber, wie ſich ſeine ganze Zeit in ihrer Verderbtheit, wie in ihrem Drange nach Verbeſſerung in Rouſſeau's Leben darſtellt; ja man möchte ſagen, wenn es erlaubt iſt, von einer kranken Zeit, in einem mediciniſchen Gleichniſſe zu reden: die Krankheitsſtoffe warfen ſich bei ihm durch den Geneſungsdrang der Natur als Ausſchlag auf die Haut. Dadurch entſtehen die grellſten Gegenſätze in ſeinem Leben. So hatte er bald nach ſeiner Rückkehr von Venedig nach Paris mit einem ungebildeten Mädchen, Thereſe Levaſſeur, ein Lebensverhältniß eingegangen, welches jene Zeit nicht, wohl aber der ſittliche Ernſt beſſerer Tage verwirſt. Thereſe lebte bei ihm, ohne mit ihm verheirathet zu ſein, und die Kinder, die dieſem Verhältniſſe ihr Leben verdankten, ſandte der Vater in das Findelhaus, überzeugt, daß ihnen dort eine beſſere Erziehung zu Theil werde, als er ihnen in ſeinem Hauſe und unter den Einflüſſen der Geſellſchaft, mit welcher er verkehrte, angedeihen laſſen könne. Wir ſind weit entfernt, dieſe Handlungsweiſe zu vertheidigen; aber wir können nicht umhin zu bemerken, daß ſie ein Ergebniß der ſittlichen Entartung eben jener Zeit war, gegen die er in ſeinen Schriften eifert, und daß es denen am Wenigſten zukommt, ihn darum zu ſchmähen, die Alles dazu beitragen, die Jetztzeit wieder in die Zuſtände zurückzuführen, aus welcher eben dieſe ſittliche Entartung hervorging, und zu deren Hebung beigetragen zu haben, **Rouſſeau's** unſterbliches Verdienſt bleibt.

In dem Augenblicke, da **Rouſſeau** die Nachricht erhielt, ſeine Schrift habe den Preis errungen, wurde er, wie er ſelbſt ſagte, von einem glühenden Enthuſiasmus für die Tugend, die er ſo ſchön geſchildert hatte, ergriffen, und er faßte in dieſer Stimmung die eigenthümlichſten Vorſätze, worin er noch durch eine gefährliche Krankheit, in welche er um dieſe Zeit verfiel, beſtärkt wurde. Er wollte nämlich allen und jeden Umgang mit den höchſten, aber auch verderbteſten Kreiſen der Geſellſchaft, in die ihm gerade ſein Werk den leichteſten Zutritt und die freundlichſte Aufnahme verſchaffte, abbrechen und in ſelbſtgewählter Armuth für ſeine großen Zwecke leben und wirken. Seinen Unterhalt gedachte er durch Notenſchreiben zu verdienen. Er legte die ſeidenen Strümpfe und den Degen ab, verkaufte ſeine Uhr und trug fortan eine runde Perücke.

Doch war er noch Schwankungen unterworfen, indem der Beifall, welchen ſeine Oper: le devin du village, zu Paris fand, und die günſtigen Aeußerungen des Königs Ludwig's XV. über dieſes Stück und ſeinen Verfaſſer ſtarken Eindruck auf ihn machten. Bald aber ſammelte er ſich wieder und ſandte der Marquiſe von Pompadour eine bedeutende Summe, die ſie ihm für das Abſchreiben von Noten überſchickt hatte, zurück, blos die gewöhnliche Abſchreibgebühr zurückbehaltend; ja er ſchlug ſogar eine ihm angebotene Penſion des Königs aus. Auch brachte ihm um dieſe Zeit ſein Notenſchreiben ſo viel ein, daß er davon nicht nur mit ſeiner Thereſe, die er trotz ſeines Tugend-Enthuſiasmus bei ſich behielt, leben, ſondern auch eine Reiſe nach ſeiner Vaterſtadt Genf unternehmen konnte. Hier trat er öffentlich zur reformirten Religion zurück und wurde darauf in ſein Bürgerrecht, das er durch ſeine Religionsveränderung geſetzlich verwirkt hatte, wieder eingeſetzt. Jetzt beſuchte er auch Savoyen, das Land ſeiner Jugendentwicklung, von Neuem und ſah nach langer Zeit ſeine frühere Beſchützerin und Verderberin, die Frau von Warens, wieder. Er fand ſie in Armuth und Noth verſunken, und ſeitdem unterſtützte er ſie, ſo viel er vermochte. Zu Chambery, wo er einige Zeit verweilte, beſchäftigte er ſich mit der Löſung einer neuen Preisaufgabe der Akademie zu Dijon. Dieſe hatte die Ungleichheit unter den Menſchen zum Vorwurfe, und Rouſſeau ſuchte den Grund derſelben in dem Zuſammentreten der Menſchen zu Vereinen und Staaten nachzuweiſen, von welchem er faſt alle Uebel, unter denen die Menſchen zu leiden hätten, herleitete. Dieſem Leben in Geſellſchaft und in Verbindung ſtellte er einen eingebildeten Naturzuſtand entgegen, den er als die glücklichſte Lage des Menſchen anpries. In dieſem genießt nach ihm der Menſch, auf ſich allein beſchränkt, ein ſtumpfes Sinnenglück, das mehr in dem Entferntſein der Uebel, unter welchen er in der Geſellſchaft leidet, als im Genuſſe wahrer Güter beſteht. Wenn wir uns das Leben jener Zeit recht vergegenwärtigen, ſo werden wir uns auch leicht vorſtellen können, wie Rouſſeau auf dieſe Anſichten kam. Da er die Menſchen in der Geſellſchaft eben durch die Verhältniſſe und Zuſtände derſelben verderbt und dadurch unglücklich ſah, ſo entſtand in ſeinem von tiefem Schmerze ergriffenen Geiſte der Gedanke, der Menſch ſei von der Natur gar nicht zur Geſellſchaft beſtimmt, und eben dadurch, daß derſelbe ſeiner Naturbeſtimmung untreu werde, entſtehe das Uebel. Wir ſehen dies als den Grundirrthum in den Rouſſeau'ſchen Anſichten an, indem der Menſch gerade von der Natur zum geſelligen Leben beſtimmt iſt und erſt in dieſem und durch daſſelbe ſeinen hohen Zweck und ſomit ſeine wahre Würde erlangen kann. Wir finden es aber, wie geſagt, höchſt begreiflich, daß Rouſſeau dazu kam, beſonders da gerade die Unnatur der Zeit ſeinen Drang nach Natürlichkeit und Einfachheit noch geſteigert hatte. Dieſe Sehnſucht ſtammte aber aus der früheſten Zeit ſeines Lebens. Schloſſer ſagt in ſeiner kernhaften Weiſe hierüber: „Er war in Genf geboren, hatte ſeine erſte Erziehung in einer proteſtantiſchen Republik erhalten, wo in jener Zeit durch Sitte, durch ſtrenge religiöſe Zucht, durch einfache bürgerliche Ordnung, durch Entfernung von Luxus bei großem Reichthum, Sittlichkeit und häusliches Glück und ein Leben nach der Natur und in der Natur beſtand. Die Erinnerungen früher Jugend, die ohnehin bei jedem Menſchen um ſo ſtärker hervortreten, je ſtärker der Kontraſt iſt, den die Eindrücke des ſpäteren Lebens, ſei es nun im Guten oder Böſen, mit den früheren bilden, mußten auf Rouſſeau ſtärker wirken, als auf jeden Andern. Er war zum Kriechen zu ſtolz, und ſelbſt die ihm ſo oft vorgeworfene eigene Art von Eitelkeit und die ſeit der erſten Preisſchrift ihm zur Natur gewordene Richtung machten es ihm unmöglich, mit den Schmarotzern und Schwätzern der großen Welt, aus denen die größte Zahl der ſogenannten genialen Philoſophen beſtand, gleichen Schritt zu halten."

Wie lebhaft aber gerade um dieſe Zeit die idealiſirten Jugenderinnerungen an Genf und an den Genuß der Natur bei einfachen Verhältniſſen in Rouſſeau erwachten, und wie ſie einen mächtigen Einfluß auf ſeine Anſichten gewannen, beweiſt am Beſten die Widmung an den genfer Magiſtrat, die Rouſſeau ſeiner Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menſchen voranſetzte. In derſelben ſtellt er in einfachen, wahrhaft ergreifenden Worten Genf als Muſterſtaat für die Jetztzeit dar. Ebenſo geht aber auch hieraus hervor, wie abgeſchmackt und lächerlich der Vorwurf iſt, den ihm ſeine Gegner in blinder Leidenſchaft machen, daß er nämlich die Menſchen zu ſeinem imaginären Naturzuſtande zurückführen wolle, ein Vorwurf, deſſen Grundloſigkeit ſich auch aus jeder andern ſeiner Schriften darthun läßt. Die Unmöglichkeit der Verwirklichung eines ſolchen Strebens ſah Rouſſeau wohl ein; im Gegentheile begann ſich jetzt die Idee von einem demokratiſchen Staate nach und nach in ſeinen Gedanken aufzubauen. Und gerade dieſe Idee, die ſpäter in der franzöſiſchen Staatsumwälzung zur praktiſchen Geltung zu gelangen ſtrebte, ſo wie die offene Aufdeckung der Verwerflichkeit und Haltloſigkeit der Zuſtände ſeiner Zeit; wodurch dieſe, wie ſeine ſpäteren Schriften gekennzeichnet werden, haben den bedeutſamſten Einfluß auf die Geſtaltung der neueren Geſchichte gehabt, deren Erſcheinungen nur der richtig zu würdigen vermag, welcher die Ideen und Anſichten, aus welchen ſie hervorgegangen und die Bedingungen, unter welchen ſie erfolgt ſind, genau und vorurtheilsfrei geprüft hat.

Schon jetzt erlangten Rouſſeau's Schriften den höchſten, und wenn man ihre Tendenz berückſichtigt, unglaublichſten Beifall ſeiner Zeitgenoſſen; man ſtellte ihn als Proſaiſten neben Voltaire, als Denker über Montesquieu.

Auf dringende Einladungen kehrte Rouſſeau jetzt nach Frankreich zurück, und der ungemeine Beifall, der ihm von allen Seiten zu Theil wurde, ermunterte ihn zu dem Plane, auf Umgeſtaltung des ganzen Lebens ſeiner Zeit in Staat, Kirche, Sitte und Gefühl hinzuwirken. Er faßte den Entwurf zu zwei Werken, durch welche er ſeine Ideen zu begründen und durch alle Adern des Lebens zu treiben gedachte *). Um Sammlung und Muße

---

*) Worte Schloſſer's.

für dieſe Thätigkeit zu gewinnen und ſeinem Hange nach Einfachheit und Natur zu genügen, zog ſich Rouſſeau aus dem Verkehr der großen Welt und aus Paris, deſſen Lüſte und Intriguen ihn anekelten, in die Einſamkeit zurück. Einer ſeiner durch Geburt und Reichthum hochgeſtellten Bewunderer ließ ihm im Walde von Montmorency ein Häuschen erbauen, welches Rouſſeau durch die Schriften, die er hier verfaßte, zu der weltberühmten Eremitage gemacht hat. Das erſte Werk, welches 1759 aus dem Dunkel der Waldeseinſamkeit hervorgehend, mit ſeinem ſtrahlenden Lichte ein mächtiges, weithin greifendes Feuer entzündete, hieß die „neue Heloiſe“. Schloſſer hat dasſelbe in Beziehung auf den Einfluß, den es gewann, und auf die Gährung, die es in den Gemüthern hervorbrachte, ſo treffend geſchildert, daß wir es für unſere Zwecke am Angemeſſenſten erachten, ſeiner Darſtellung im Weſentlichen zu folgen.

Der erſte Theil der „neuen Heloiſe“ enthält den eigentlichen Roman oder den Theil desſelben, der das Buch zum allgemeinen Leſebuche machte, mit dem wir es aber hier am wenigſten zu thun haben, weil wir nur auf die Politik und Lebensweisheit aufmerkſam machen wollen, welche Rouſſeau unter dem beſſeren Theile ſeiner mit dem Beſtehenden unzufriedenen Landsleute verbreitete. Aus der Heloiſe beſonders lernt man wie es kam, daß durch Rouſſeau ſogar ein Lavater und ähnliche Männer, alſo eine ganz andere Klaſſe von Menſchen, als die, welche einen Voltaire, Diderot, Helvetius verehrten, gegen die beſtehende Ordnung des Lebens, des Unterrichts und der Erziehung ihrer Zeit eingenommen wurden. Die edeln und gefühlvollen Seelen, die in jener Zeit des Erwachens zu einem veränderten Leben die Steifheit, das Gezwungene, Erkünſtelte und Entartete in den Verhältniſſen der Menſchen und Stände erkannten und dieſe der Natur näher bringen wollten, erſchracken beim Namen Voltaire's. Sie ſchauderten vor Leuten zurück, die mit bitterem Hohn und Spott blos auf Zerſtörung auszugehen ſchienen; ſie wandten ſich aber Rouſſeau zu, der ſtatt der herrſchenden Dogmatik eine Religion des Herzens, anſtatt der Moral der zehn Gebote und des Katechismus eine Tugend des Gefühls verkündigte.

Rouſſeau ſelbſt hat übrigens aufrichtig bekannt, daß er, wenn er durch einen Roman Moral zu lehren verſuche, und beſonders durch einen Roman, deſſen Knoten ganz unmoraliſch ſei, ſich blos dem akkomodiren wolle, was ſeine Zeit fordere. Was nun die Darſtellung des Lebens, wie er ſie gleich im erſten Theile gibt, betrifft, ſo iſt es nicht das eigentliche proſaiſche, bürgerliche Leben, es iſt die beſſere Seite der damaligen Modewelt und Modebildung. Wir erblicken hier Leben und Sitten, die freilich nicht ohne Tadel ſind, aber doch einen Vorzug haben vor der Genialität ſowohl, als vor der Frömmelei der jetzigen Mode und vor der Keckheit einer nur auf Geld und Luxus bedachten Zeit. Sowohl in der Liebesgeſchichte ſelbſt, als in den weiblichen Charakteren, wird man die edlere Klaſſe von Männern und Weibern der großen Welt erkennen, deren Bildung und geprieſene Gefühle, ſowie die aus dieſen Gefühlen hergeleitete Moral uns allerdings oft mißfallen können, die ſich aber zu den Geſchöpfen, die in den liaisons dangereuses, in Diderot's und Marmontel's Romanen als hochgebildete Damen erſcheinen, wie Gold zu Kupfer verhalten. Die Schwächen ſeiner Ideale von Frauen (der femmes à grands sentiments) deckt freilich Rouſſeau mit dem Mantel der Liebe zu.

Rouſſeau's „Heloiſe" wirkte, wie einſt unter uns Werther und Siegwart; denn die Julie, ihr ſonderbarer Liebhaber, ihr weiſer Gemahl wurden, allen kirchlichen Moraliſten zum Trotze, in aller Welt bewundert und oft auf eine höchſt ſonderbare Weiſe nachgeahmt. An Wahrheit des Lebens übertrifft dieſer erſte Theil alle andere Romane, weil Rouſſeau wirklich empfand, was er ſchrieb, weil er wirklich von der Leidenſchaft durchdrungen war, die er malte, und nicht blos ein Buch machte, wie viele Andere thun. Dazu kam die wahre, wenn gleich verſchönerte Darſtellung des Genfer See's und ſeiner Gegenden, des Walliſer Landes und die Einführung von Menſchen aus Rouſſeau's früherer Erinnerung. Die Wahrheit gewinnt durch die Geſtalten aus der Wirklichkeit, auch wenn er ſie verſchönert.

Der zweite Theil hat es erſt eigentlich mit der innern Geſchichte der Zeit zu thun. In ihm beſchäftigt ſich Rouſſeau abſichtlich mit der Beſchaffenheit des Lebens der höhern Klaſſen, der Belletriſten, der Schwätzer der Pariſer Salons, der Damen der Zeiten des ſiebenjährigen Krieges. Wir werden durch ihn, wie durch die ſogenannten Encyclopädiſten bekannt mit dem immer lauter werdenden Bedürfniß einer durchgreiſenden Veränderung der Sitten, des Lebens, der Regierung. Die Briefe, in denen Rouſſeau hier auf eine ganz eigenthümliche Weiſe und mit Lebhaftigkeit die Geſchichte der Verhältniſſe der Pariſer tonangebenden Welt nicht romanhaft, ſondern nach der Wahrheit ſchildert, und von den Weibern und dem Verhältniß beider Geſchlechter ausführlich handelt, beſonders der vierzehnte bis ſiebenundzwanzigſte, gehören zu den beſten und nützlichſten Stücken, welche aus ſeiner Feder gefloſſen ſind. Er läßt ſeinen St. Preux Paris beſchreiben und iſt durch dieſe angenommene Rolle frei von den Fehlern, welche ſeine Selbſtbekenntniſſe verdächtig machen können, wo er in eigener Perſon ſpricht und oft grämlich, argwöhniſch, verſtimmt und hypochondriſch bis zum Irrſein erſcheint. Die Beredſamkeit und Lebendigkeit iſt hier keineswegs ſophiſtiſch; Jeder, der das hier beſchriebene Leben der Reichen und die Leute, die es treiben, aus Erfahrung kennt, wird vielmehr ſogleich die ihm bekannten Mitglieder der guten Geſellſchaft wieder erkennen, die mit ihrer Zeit, ihrer feinen Bildung, ihrem Range, ihrem vielen Gelde ſtets in der größten Verlegenheit ſind, wenn ſie das Alles nicht irgendwo zur Schau tragen können.

Rouſſeau tadelt das Gekünſtelte und Erkünſtelte des Lebens der großen Hauptſtädte aus voller und inniger Ueberzeugung, und man wird ſich daher nicht wundern, daß er von jener Geſellſchaft und ihren Sophiſten als ein Narr verſchrieen war. Dieſe Menſchen wiſſen bekanntlich Alles, ohne das Geringſte gelernt zu haben, ſie ſtreifen über Alles oberflächlich hin, und ihr durch Ton und Unterhaltung über alle mögliche Dinge abgeſchliffenes Urtheil iſt immer aus dem neueſten Journale oder Modebuche entlehnt; wie könnte Natur und Vernunft, deren Sprache Rouſſeau in dieſen Briefen redet, und deren Sache er führt, je zu ihnen dringen? Und dennoch war er es allein, der den Schein von Natur und Einfachheit, den wir jetzt hie und da in der vornehmen Welt wahrnehmen, hineinbrachte. Dinge, wie die, welche im zwanzigſten Briefe des zweiten Theils der Heloiſe vorkommen, würde ein nach unſern Begriffen moraliſcher Mann ſchwerlich mit der Lebendigkeit dargeſtellt haben, als hier geſchehen iſt; aber Rouſſeau hat die grelle Wahrheit des Lebens und ſich ſelbſt in aller ſeiner Sinnlichkeit vor Augen. Das war gerade die arge Seite jener orthodoxen und monarchiſchen Zeit, daß ſie mit Jubel aufnahm und bewunderte, was man in unſeren Tagen, aus Beſorgniß für die noch ſchwache Heiligkeit der Neubekehrten unter den vornehmen Sündern, mit Feuer und Schwert verfolgen würde. Mit dem Anfange der zweiten Abtheilung des zweiten Theils (troisième partie) war eigentlich der Roman zu Ende, und Alles, was hernach folgte, hätte ganz gut ein beſonderes Werk bilden können. Für die hiſtoriſche Beziehung des Buchs iſt es aber gerade bedeutend, daß die in dieſer Abtheilung enthaltenen Briefe, die zu förmlichen Abhandlungen geworden ſind, nicht in dieſer Form, ſondern als ein Theil eines allgemein geleſenen Romans verbreitet wurden.

Der folgende Abſchnitt (quatrième partie) hat die neuere Zeit aus den Gärten voll Buxbaum, den man zu Statuen, Thieren und unzähligen Geſtalten geſchnitten, aus holländiſchen Gärten mit Tulpen und Scherben und Muſcheln und Statuen, aus dunkeln Camillen wieder in die helle Natur gerufen und der alten Baukunſt zum Siege über die Schnörkel der Hofbaumeiſter der Monarchen verholfen. Der letzte Theil des Buchs iſt für Genf und für Deutſchland beſonders wichtig, weil in beiden Gegenden der Einfluß, den es gehabt hatte, nicht ſobald im konventionellen Leben wieder verſchwand, als in Frankreich. Die ganze alte Kinderzucht, die Lebensweiſe, die Einrichtung, die Strenge der Aeltern gegen die Kinder, ihr monarchiſches und patriarchaliſches Verhältniß zu dieſen, die Entfernung, in welcher die Kinder gehalten wurden, die äußere Ehrfurcht, welche ſie bewieſen, erſchien neben dem idylliſchen Verhältniſſe, welches Rouſſeau darſtellt, ſo läſtig und unbequem, daß es verſchwand. Claudius, Voß, Hölty u. a. ſtimmten ihre Poeſie darnach. Es ward dadurch unſer häusliches Leben freundlicher, und milder. Der Sinn für die Natur und ihre Schönheiten; welche Rouſſeau durch reizende Schilderungen und idylliſche Gemälde des ländlichen Lebens geweckt hatte, ward erſt Mode und dann wirkliches Bedürfniß.

Auch auf die Anſichten über Moral und Theologie wirkte Rouſſeau's „Heloiſe“ mächtig ein; doch werden wir hierüber noch genauer reden, wenn wir ſeinen „Emil“ beſprechen. Da aber dieſer „Emil“ von dem entſcheidendſten Einfluſſe auf Rouſſeau's ſpätere Lebensſchickſale war, ſo ziehen wir es vor, denſelben erſt weiter unten zu erörtern, um dann die für den Verfaſſer daraus hervorgehenden Verfolgungen und deren Einwirkung auf ſeine Geſinnungs- und Lebensweiſe in ihrem inneren Zuſammenhange darſtellen zu können.

Wir reden daher zuerſt von ſeinem um dieſelbe Zeit verfaßten Werke über den „Geſellſchaftsvertrag“. In dieſem ſucht Rouſſeau die wahre Grundlage aller Staatseinrichtungen aufzufinden und daraus ein allgemeines Staatsrecht abzuleiten. Dieſe Grundlage findet er in einem freiwillig von Allen abgeſchloſſenen Urvertrage, vermöge deſſen Jeder der Vertragſchließenden ſeine Perſon und Alles, was er hat, und was er vermag, der oberſten Leitung des allgemeinen Willens überläßt, und jeder Einzelne wieder vom Ganzen als ein untrennbarer Theil dieſes Ganzen aufgenommen wird. Der Staat, welcher hierdurch entſteht, iſt eine moraliſche Perſon, zuſammengeſetzt aus den Gliedern, welche die Geſammtheit oder die Republik bilden. Eine ſolche Geſammtheit heißt einfach Staat, wenn ſie ihrem eigenen Willen gehorcht oder ſich leidend verhält; ſie heißt unumſchränkter Gebieter (souverain), wenn ſie auf ſich ſelbſt einwirkend handelt, Macht, wenn man ſie in ihrem Verhältniſſe zu andern ähnlichen Geſammtheiten betrachtet. Auf dieſelbe Weiſe heißen die zu einem Staate vereinigten Individuen als Geſammtheit *Volk*, inſofern ſie an der Herrſchergewalt Theil haben *Staatsbürger* (citoyens), inſofern ſie ihren eigenen Geſetzen, d. h. denen des Staates unterwürfig ſind, *Unterthanen*. Die Geſetze ſind nur die Aeußerungen des allgemeinen Willens; daher hat auch die Geſammtheit das Recht, Geſetze zu geben. Die Ausführung derſelben kann ſie entweder ſelbſt übernehmen; dann iſt die Verfaſſung demokratiſch, oder ſie vertraut ſie einer gewiſſen Anzahl von Mitgliedern an, dann iſt ſie ariſtokratiſch, oder ſie übergibt ſie einem Einzelnen, dann findet eine Monarchie ſtatt. Wenn ſich dieſe Vollziehungsbehörde (gouvernement) über die Geſetze erhebt und ihren Eigenwillen über den allgemeinen ſtellt, ſo iſt der Geſellſchaftsvertrag vernichtet. Zur Sicherung der Rechte der Geſammtheit oder des Souveräns ſind feſtbeſtimmte periodiſche Verſammlungen aller Staatsbürger erforderlich, die jedes Mal darüber entſcheiden, ob die Form der Verfaſſung beizubehalten, und die Vollziehung der Geſetze dem eingeſetzten Gouvernement zu belaſſen ſei. Stellvertretung kann die allgemeine Verſammlungen nicht erſetzen, und eine Zuſammenkunft von Stellvertretern iſt daher auch nicht berechtigt, Geſetze zu erlaſſen. Der Staat hat das Recht, von ſeinen Unterthanen zu verlangen, daß ſie an Gott, Unſterblichkeit, die Belohnung der Gerechten und die Beſtrafung der Böſen glauben, den Geſellſchaftsvertrag und die Geſetze für heilig erachten und die Verpflichtung zur Duldung abweichender Religionsmeinungen anerkennen; jede Religion, welche dieſe Glaubensſätze nicht annimmt, kann er verbieten und ihre Bekenner verbannen. Dies ſind ungefähr die Hauptgrundſätze, welche in dieſem Werke dargelegt werden. Man hat die verſchiedenartigſten und abweichendſten Urtheile über Rouſſeau's „Geſellſchaftsvertrag" gefällt. Man hat hiſtoriſch nachgewieſen, daß ein ſolcher Geſellſchaftsvertrag nie abgeſchloſſen worden ſei und nie habe abgeſchloſſen werden können, weßhalb man ihn für ein Unding erklären zu dürfen geglaubt hat. Aber will man gerecht ſein, ſo muß man eingeſtehen, daß alle übrige Erklärungen, die man über die Entſtehung des Staates verſucht hat, ebenſo jeder geſchichtlichen Begründung entbehren. Und dies iſt höchſt natürlich; denn der Staat iſt ein Organismus, der mit eben derſelben Naturnothwendigkeit erwächſt, wie alle andere Organismen. Will man demſelben aber eine rechtliche Grundlage geben, ſo wird man, falls man nicht den baarſten Unſinn zu behaupten Luſt hat, immer auf die Idee einer freiwilligen Uebereinkunft kommen, ohne welche ſich der Staat in ſeinen höchſten Zwecken nicht erklären läßt. Dagegen räumen wir gerne ein, daß manche Vorſchläge, wie der der allgemeinen Verſammlungen aller Staatsbürger unausführbar und daß die Erörterungen über Stellvertretung aus dem übergroßen Beſtreben, folgerichtig zu ſein, hervorgegangen ſind. Wir haben aber hier nicht über das Richtige und Unrichtige in dem vorliegenden Werke abzuurtheilen, ſondern nur von den Wirkungen zu reden, welche dasſelbe auf die Geiſter und Gemüther ſeiner Zeitgenoſſen und ſomit auf die Entwicklung der Geſchichte der europäiſchen Menſchheit hatte, und dieſe waren übermächtig.

Man empfand damals, wie wir ſchon mehrmals gezeigt haben, die Unnatur und Verwerflichkeit der gegenwärtigen Zuſtände; man trachtete darnach, zur Natur zurückzukehren. Und hier wurden nun in ſchöner, ergreifender Darſtellung die Urrechte des Menſchen zurückgefordert; es wurde der Grundſatz von der Unumſchränktheit des Volkswillens, die Lehre von der Volksſouveränität vorgetragen. Es wurde gezeigt, daß die Staatsbürger nicht um der Regierung willen, ſondern dieſe des Volkes wegen da ſei, und die Erhaltung und das Glück Aller wird als Zweck des Staates aufgeſtellt Dies mußte zünden, und es bildeten ſich daraus neue Anſichten über Menſchen- und Bürgerthum. Die Geſchichte der nur 30 Jahre nach dem Erſcheinen dieſes Werks ausbrechenden franzöſiſchen Staatsumwälzung, die Rouſſeau ſchon jetzt vorausſah, iſt eine Ueberſetzung der Ideen des Geſellſchaftsvertrags in die Wirklichkeit des praktiſchen Lebens, und ſomit ſind ſelbſt unſere zeitgenöſſiſchen Zuſtände nicht zu begreifen ohne ein genaues Verſtändniß jener Ideen und Anſichten, welche in Rouſſeau's Werk niedergelegt ſind.

Wir müſſen aber hierbei einem Irrthume vorbeugen, den man oft bald aus böſem Willen, bald aus Unwiſſenheit begeht, indem man behauptet, die franzöſiſche Staatsumwälzung ſei durch die Schriften Rouſſeau's und ſeiner zeitgenöſſiſchen Schriftſteller hervorgerufen worden. Sie iſt vielmehr das naturnothwendige Ergebniß jener bodenloſen Unnatur und Sittenverderbniß der früheren abſoluten und orthodoxen Zeit, und in den Schriftſtellern, welche die leitenden Ideen für die Neugeſtaltung der Dinge ausſprachen, thaten ſich nur die gährenden Strebungen der nach Veränderung ringenden Zeit kund. Sie waren, wenn das Bild erlaubt iſt, die Geburtshelfer der Neugeburt, nicht ihre Väter und Erzeuger; dieſe waren die Unumſchränktheit der Fürſtengewalt und die Anmaßung des Prieſterthums. Mit welchem Beifalle Rouſſeau's Werk von ſeiner Zeitgenoſſenſchaft begrüßt wurde, beweiſen die Aufforderungen, die er von Korſika und Polen erhielt, Verfaſſungen für dieſe Länder zu entwerfen, Aufforderungen, denen er zwar nicht entſprach, die aber für ihn die Veranlaſſung wurden, ſeine Betrachtungen über die polniſche Verfaſſung herauszugeben.

Aber erſteres Werk zog ihm bereits auch den Haß vieler Großen, die Abneigung mancher Regierung zu, und er ſelbſt hatte mit Recht in ihm geſagt: „die Wahrheit führt nicht zum Glück, und das Volk vergibt weder Geſandtſchaften, noch Lehrſtühle, noch Penſionen.“ Das Unwetter zog ſich ſchon zuſammen, und es bedurfte nur noch des Anſtoßes und Aergerniſſes, das er in ſeinem „Emil“ den Geiſtlichen aller chriſtlichen Kirchen gab, um es in vollen Wettern über ſein Haupt hereinſtürmen zu laſſen.

Betrachten wir jetzt ſeinen „Emil“, den andern Roman, durch welchen er ſeine Ideen unter ſeinen Zeitgenoſſen zur Anerkennung und Geltung zu bringen gedachte, und der alſo ſeine „neue Heloiſe“ ergänzen und vervollſtändigen ſollte. Er ſelbſt ſagt, der Wunſch, den Fehler, den er früher begangen, indem er ſeine Kinder dem Findelhauſe übergeben habe, wenigſtens einigermaßen wieder gut zu machen, ſei eine der Haupturſachen ſeines über Erziehung geſchriebenen Werkes geweſen. Er handelt nämlich in dem „Emil“ über die Erziehung und deren Folgen, indem er die Erziehung eines gedachten Zöglings, des Emil, bis in ſein männliches Alter beſchreibt und das Verfahren mit Gründen belegt. Um dieſes Werk gehörig zu würdigen, muß man ſich in jene Zeit und nach Frankreich verſetzen, wo die größte Unnatur und Verderbniß auch in der Erziehung Platz gegriffen hatten. Die Aeltern entſchlugen ſich ihrer heiligſten Pflichten, die Mutter übergab das Kind einer Amme, der Vater einem Miethlinge, der es bald zu einem polirten und gezierten Gecken und Vielſprecher herandreſſiren ſollte. In Deutſchland dagegen behandelte man das Kind mit der größten Härte; man gebrauchte Peitſche und Stock, um die Erbſünde aus ihm herauszutreiben. Gegen alle dieſe Verkehrtheiten und Mißgriffe in der Erziehung tritt Rouſſeau auf und ſchildert dagegen eine naturgemäße Erziehungsart. Unſer Zweck erlaubt uns nicht, den ganzen Gang derſelben beurtheilend zu verfolgen; wir müſſen uns daher mit folgenden Andeutungen begnügen. Die Erziehung und der Unterricht ſind genau nach dem Entwicklungsgange der Natur des Zöglings zu bemeſſen; es iſt daher in beiden ganz ſtufenweiſe, je nachdem ſich ſeine Anlagen und Fähigkeiten entwickeln und hervortreten, zu verfahren. In der Erziehung kommt Alles darauf an, das Kind von frühe auf zu gewöhnen, der Naturnothwendigkeit zu gehorchen, daher auch alle Verbote in derſelben gegründet ſein müſſen. Dies muß aber das Kind mehr durch Erfahrung erkennen lernen, als daß es ihm vordemonſtrirt wird. Im Unterrichte ſoll das Kind gelehrt werden, *ſelbſt* das Wahre und Richtige aufzufinden; der Lehrer ſoll es hierbei nur leiten und vor Irrthümern bewahren. Es ſoll Nichts lernen, was es nicht verſteht, und das Leben ſoll es mehr lehren, als die Bücher. Auch die religiöſen Gefühle und die Begriffe von ſittlichen Pflichten ſollen erſt im Jünglingsalter in dem Zöglinge geweckt und zur klaren Erkenntniß gebracht werden, damit ſie dann in dem Boden vernunftgemäßer Ueberzeugung deſto tiefer und feſter Wurzel greifen.

Und ſoviel man, beſonders in der Zeit der Reaktion, über *Rouſſeau's* Erziehungstheorie als ein gehaltloſes Hirngeſpinnſt geſpottet, ſo arg man ſie verſchrieen hat; ſo bleibt es doch wahr, daß erſtens die Meiſten, die ſo darüber ſprechen, — *Rouſſeau's Emil gar nicht geleſen haben*, und daß zweitens wir den größten Theil der *geſunden* und *richtigen* Anſichten, die wir *jetzt* in der Erziehung und dem Unterrichte befolgen, — *Rouſſeau verdanken*, und daß alſo unſere zeitgenöſſiſche Bildung *mit ſein* Verdienſt iſt. Zwar hat man in der letzten Zeit angefangen, von Allem, was durch *Rouſſeau* und die größten und erhabenſten Geiſter Deutſchlands im achtzehnten Jahrhundert zur Geltung gekommen war, das Gegentheil zu lehren und zu thun, wie man denn den Grundſatz, worauf ſeine ganze Erziehung beruht: „*der Menſch ſei von Natur gut*“, als arge Ketzerei gegen die Lehre von der Erbſünde angefeindet hat und wieder behauptet, es ſei recht gut, daß das Kind Vieles, vorzüglich in der Religion, mit dem Gedächtniſſe auffaſſe, was es mit dem Verſtande nicht zu begreifen vermöge. Allein vertrauen wir der durch das achtzehnte Jahrhundert geſchaffenen Bildung, die jetzt immer mehr alle Klaſſen und Schriften des Volkes durchdringt, und dem geſunden Sinne eben dieſes Volkes, *dieſe Strebungen werden vergeblich ſein*.

Es wird nicht noch einmal eine ſolche Zeit hervorgerufen werden können, welcher von Neuem ein Rouſſeau oder gar ein Voltaire Noth thäte.

Zu jener Zeit aber gewann Rouſſeau's „Emil“ warme Anhänger und mächtigen Einfluß. Sein Verfaſſer jedoch zog ſich durch das bereits erwähnte „Glaubensbekenntniß eines ſavoyiſchen Vikars“, worin er ſeine religiöſen Ueberzeugungen niederlegte, harte Verfolgungen zu. Wir glauben daher, dasſelbe ſeinem Inhalte nach darlegen zu müſſen. Es beginnt ſo: „Mein Kind, erwarte von mir weder weiſe Reden, noch tiefe Erörterungen. Ich bin kein großer Philoſoph und kümmere mich auch wenig, es zu ſein. Aber ich habe manchmal ein geſundes Urtheil, und ich liebe immer die Wahrheit. Ich will nicht mit Dir Schlüſſe aufführen, noch ſelbſt verſuchen, Dich zu überführen; es genügt mir, Dir auseinander zu ſetzen, was ich in der Einfalt meines Herzens denke. Frage während meiner Rede das Deinige um Rath; hierum allein bitte ich Dich. Wenn ich mich irre, ſo geſchieht es in gutem Glauben; dies reicht hin, daß mein Irrthum mir nicht als Verbrechen angerechnet werde; wenn du Dich ebenfalls irrteſt, ſo würde Dir dies nicht mehr Schaden bringen; wenn ich richtig denke, ſo iſt die Vernunft uns gemeinſam, und wir haben dieſelbe Aufforderung, ſie zu hören; warum ſollteſt Du nicht, wie ich, denken können?“

Nach dieſem ſchlichten Eingange zeigt Rouſſeau, daß die Erörterungen der Philoſophen keine genügenden Aufſchlüſſe über die religiöſen Fragen liefern, indem ein Syſtem immer das andere des Irrthums überführt und gerade nur darin, nicht in der Aufſtellung beſſer begründeter Lehrſätze ſtark iſt, und erklärt, daß nur die vernünftige Betrachtung der Natur und die innere Stimme des Menſchen, d. h. das Gewiſſen, hierüber befriedigende Aufſchlüſſe zu geben vermöchten. Aus der Betrachtung des Menſchen und der Dinge außer ihm geht nun hervor, daß es ſich freiwillig bewegende und bewegt werdende Körper gibt. Dies führt auf die Unterſcheidung von Geiſt und Materie, und hierauf erbaut ſich dann ſein religiöſes Fürwahrhalten, deſſen erſter Artikel der Glauben an Gott iſt. Er ſagt: „Dieſes Weſen, welches will und kann, dieſes durch ſich ſelbſt thätige Weſen, kurz, dieſes Weſen, was es auch ſein mag, welches das Weltganze bewegt und Alles und alle Dinge anordnet, nenne ich Gott. Ich verbinde mit dieſem Namen die Ideen der Weisheit, der Macht, des Willens, die ich gefaßt habe, und der Güte, die eine nothwendige Folge davon iſt; aber ich kenne um deßwillen das Weſen um Nichts beſſer, dem ich ſie beigelegt habe; es entzieht ſich auf gleiche Weiſe meinen Sinnen und meinem Verſtändniſſe; je mehr ich darüber nachdenke; deſto mehr verwirre ich mich; ich weiß mit Sicherheit, daß es exiſtirt, daß es durch ſich ſelbſt beſteht; ich weiß, daß meine Exiſtenz der ſeinigen untergeordnet iſt, und daß alle Dinge, die mir bekannt, in derſelben Lage ſind. Ich bemerke Gott überall in ſeinen Werken; ich empfinde ihn in mir; ich ſehe ihn überall außer mir; aber ſobald ich ihn an ſich ſelbſt betrachten will, ſobald ich ſuchen will, wo er iſt, was er iſt, welches ſeine Weſenheit iſt, ſo entflieht er mir, und mein verwirrter Geiſt bemerkt Nichts weiter.“

Aus der Betrachtung des Menſchen und ſeiner Anlagen und Fähigkeiten ergibt ſich, daß er den Beruf hat, über die Erde zu herrſchen. Er iſt frei und zur Unſterblichkeit beſtimmt; er iſt verpflichtet, die Tugend zu üben, und das Bewußtſein, die Tugend geübt zu haben, wird ſeine höchſte Belohnung ſein.

Dies ſind die hauptſächlichſten Ergebniſſe einer weitläufigen Erörterung, die genauer zu verfolgen, uns der Raum verbietet, und es ſind ganz die Glaubensſätze der ſogenannten natürlichen Religion, der des Deismus, wie Rouſſeau ſelbſt eingeſteht. Wir wollen nun noch anführen, was er über die geoffenbarten Religionen ſagt, und zwar mit ſeinen eigenen Worten:

„Ich habe Dir bis jetzt Nichts geſagt, wovon ich nicht glaubte, daß es Dir nützlich ſei und wovon ich nicht im tiefſten Innern überzeugt wäre. Die Unterſuchung, die mir noch übrig bleibt, iſt äußerſt verſchieden hiervon; ich ſehe darin nur Verwirrung, Geheimniß, Dunkelheit; ich bringe nur Ungewißheit und Zweifel hinein. Ich entſcheide mich nur mit Zittern, und ich ſage Dir mehr meine Zweifel, als meine Meinung. — — — — —

Du erkennſt in meiner Ausführung nur die natürliche Religion; es iſt ſehr befremdlich, daß man einer andern bedürfen ſoll. Wodurch konnte ich dieſe Nothwendigkeit erkennen? In welcher Bezeihung möchte ich ſtrafbar ſein, wenn ich Gott nach der Erkenntniß, die er meinem Geiſte gegeben, und nach der Empfindung, die er meinem Herzen eingeflößt hat, diene? Welche reine Moral, welchen dem Menſchen nützlichen und ſeinen Urheber ehrenden Lehrſatz könnte ich aus einer poſitiven Lehre ziehen, die ich nicht ohne ſie dem guten Gebrauche meiner Fähigkeiten zu entnehmen vermöchte? Zeige mir, was man für den Ruhm Gottes, für das Wohl der Geſellſchaft und für meinen eigenen Nutzen zu den Pflichten des Naturgeſetzes hinzufügen kann, und welche Tugend Du aus einem neuen Kulte könnteſt hervorgehen laſſen, die nicht eine natürliche Folge des meinigen iſt. Die erhabenſten Ideen über die Gottheit kommen uns durch die Vernunft allein. Betrachte das Schauſpiel der Natur, höre die innere Stimme. Hat Gott nicht unſern Augen, unſerm Bewußtſein, unſerm Urtheile Alles geſagt? Was können uns die Menſchen ſagen? Ihre Offenbarungen würdigen nur Gott herab, indem ſie ihm menſchliche Leidenſchaften geben. Weit entfernt, die Idee über das große Weſen aufzuklären, ſehe ich nur, daß die beſonderen Dogmen ſie verwirren, entfernt, ſie zu veredeln, erniedrigen ſie ſie; zu den unbegreiflichen Geheimniſſen, womit ſie es umgeben, fügen ſie abgeſchmackte Widerſprüche; ſie machen den Menſchen hochmüthig, unduldſam, grauſam; anſtatt den Frieden auf der Erde zu begründen, bringen ſie nur Feuer und Schwert. Ich ſehe darin nur die Verbrechen der Menſchen und das Unglück des menſchlichen Geſchlechts.

Man ſagt mir, es hätte einer Offenbarung bedurft, um die Menſchen die Art kennen zu lehren, wie Gott verehrt ſein wollte; man führt als Beweis die Verſchiedenheit der beſonderen Gottesverehrung an, die man eingerichtet hat, und man ſieht nicht ein, daß dieſe Verſchiedenheit ſelbſt aus der Phantaſie der Offenbarungen herrührt. Seitdem es den Menſchen eingefallen iſt, Gott ſprechen zu laſſen, läßt ihn Jeder nach ſeiner Art ſprechen und ihn ſagen, was er gewollt hat. Wenn man nur das gehört hätte, was Gott dem Herzen des Menſchen geſagt hat, ſo würde es nur eine Religion auf Erden geben.

Es bedurfte einer übereinſtimmenden Gottesverehrung; ich ſehe es wohl ein; aber war dies denn ſo wichtig, daß es den ganzen Aufwand der göttlichen Macht erforderte, dieſe einzurichten. Verwechſeln wir nicht die Gebräuche der Religion mit der Religion ſelbſt. Die Verehrung, welche Gott verlangt, iſt die des Herzens, und dieſe, wenn ſie aufrichtig, iſt immer übereinſtimmend; es iſt eine närriſche Eitelkeit, ſich einzubilden, daß Gott eine ſo große Theilnahme hegt für den Schnitt der Kleidung des Prieſters, für die Reihenfolge der Worte, die er ſpricht, für die Geberden, die er am Altare macht, und für alle ſeine Kniebeugungen. Ach, mein Freund, auf all' Deiner Höhe bleibſt Du doch immer der Erde nahe genug. Gott will im Geiſte und in der Wahrheit verehrt ſein; dies iſt Pflicht in allen Religionen, in allen Ländern, bei allen Menſchen. Was den äußern Kultus betrifft, ſo iſt dies, wenn er der guten Ordnung wegen übereinſtimmend ſein ſoll, eine Sache der Aufſichtsbehörde (de police); es bedarf dazu keiner Offenbarung."

Dies iſt die ſtärkſte Stelle in dem ganzen Glaubensbekenntniſſe; wir glaubten ſie um deßwillen der Beurtheilung des Leſers nicht vorenthalten zu dürfen. Nachdem nun Rouſſeau ausgeführt, daß es, um eine poſitive Religion im Glauben aufzunehmen, untrüglicher Zeichen ihrer Wahrheit bedürfe, und erklärt hat, er könne dieſe in den von jeder poſitiven Religion angeführten Wundern und Zeichen eben darum nicht finden, weil ſich jede deren rühmt, und weil er ſie nicht ſelbſt geſehen und vernommen habe; behauptet er, daß es kein Verbrechen ſein könne, eine ſolche Religion nicht anzunehmen, weil es vielen Millionen Menſchen unmöglich ſei, nur Kenntniß davon zu erlangen. Dann ſpricht er über die drei verbreitetſten Religionen, die jüdiſche, die muhamedaniſche und die chriſtliche, und wir können nicht umhin, noch wörtlich anzuführen, was er über letztere ſagt: „In Beziehung auf die Offenbarung würde ich, wenn ich ein gründlicherer Unterſucher oder beſſer unterrichtet wäre, vielleicht ihre Wahrheit, ihren Nutzen für die, welche das Glück haben, ſie anzuerkennen, einſehen; aber ich ſehe Beweiſe zu ihren Gunſten, die ich nicht beſtreiten kann; ich ſehe auch Einwürfe gegen ſie, die ich nicht zu widerlegen vermag. Es gibt ſo viele triftige Gründe für und gegen, daß ich, da ich nicht weiß, wozu ich mich entſchließen ſoll, ſie weder annehme, noch verwerfe; ich verwerfe nur die Verpflichtung, ſie anzuerkennen, weil dieſe behauptete Verpflichtung mir mit der Gerechtigkeit Gottes zu ſtreiten ſcheint, und weil ſie, weit entfernt, die Hinderniſſe des Heils zu heben, dieſelben nur vervielfältigt, ſie unüberſteigbar für den größten Theil des Menſchengeſchlechts macht. Daher bleibe ich in dieſem Betrachte in einem ehrerbietigen Zweifel. Ich halte mich nicht für untrüglich; andere Menſchen können vielleicht das entſcheiden, was mir unentſchieden ſcheint; ich urtheile für mich und nicht für dieſe; ihr Urtheil kann beſſer, als das meine ſein; aber es iſt nicht meine Schuld, daß es nicht das meinige iſt.

Ich geſtehe Dir auch, daß die Majeſtät der Schrift mich in Erſtaunen ſetzt, die Heiligkeit des Evangeliums zu meinem Herzen ſpricht. Betrachte die Bücher der Philoſophen mit ihrem Pompe, wie ſind ſie ſo klein vor dieſem! Kann ein Buch, zugleich ſo erhaben und ſo einfach, ein Werk der Menſchen ſein? Kann der, deſſen Geſchichte es erzählt, nur ein Menſch ſein? Iſt dies der Ton eines Enthuſiaſten oder eines ehrgeizigen Sektirers? Welche Milde, welche Reinheit in ſeinen Sitten! Welche rührende Anmuth in ſeinen Lehren, welche Erhabenheit in ſeinen Grundſätzen; welche tiefe Weisheit in ſeinen

Reden! welche Geiſtesgegenwart, welche Feinheit und welche Richtigkeit in ſeinen Antworten! welche Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften! Wo iſt der Menſch, der ſo zu handeln, zu leiden und zu ſterben weiß ohne Schwäche und Prahlerei? Wenn Plato ſeinen erdichteten Weiſen malt, bedeckt mit allem Schimpfe des Verbrechens und würdig aller Preiſe der Tugend, ſo malt er Zug für Zug Jeſus Chriſtus; die Aehnlichkeit iſt ſo treffend, daß alle Kirchenväter dies gefühlt haben, und daß es unmöglich iſt, ſich darüber zu täuſchen. Welcher Vorurtheile, welcher Verblendung bedarf es nicht, um es zu wagen, den Sohn des Sophroniskus (Sokrates) mit Mariens Sohn zu vergleichen? Welcher Abſtand von dem Einen zum Andern? Sokrates, ſterbend ohne Schmerz und ohne Schmach, behauptete leicht bis zu Ende ſeinen Charakter, und wenn dieſer leichte Tod nicht ſein Leben geehrt hätte, ſo könnte man zweifeln, ob Sokrates mit allem ſeinem Geiſte etwas Anderes geweſen ſei, als ein Sophiſt. Er hat, ſagt man, die Sittenlehre erfunden. Andere hatten ſie vor ihm geübt; er ſprach nur aus, was dieſe gethan hatten; er verwandelte nur ihre Beiſpiele in Lehren. Ariſtides war gerecht, ehe Sokrates geſagt hatte, was Gerechtigkeit ſei; Leonidas war für ſein Land geſtorben, ehe Sokrates die Vaterlandsliebe zur Pflicht erklärte; Sparta war mäßig, ehe Sokrates die Mäßigkeit gelobt hatte; ehe er die Tugend in einen beſtimmten Begriff gefaßt hatte, war Griechenland reich an tugendhaften Männern. Aber woher hätte Jeſus bei den Seinen dieſe erhabene und reine Sittenlehre genommen, worin er allein Unterricht und Muſter gab? Aus dem Buſen des wüthendſten Fanatismus ließ ſich die höchſte Weisheit vernehmen, und die Einfachheit der heroiſchſten Tugenden ehrte das elendeſte aller Völker. Der Tod des Sokrates, indem er ruhig mit ſeinen Freunden philoſophirte, iſt der ſüßeſte, den man wünſchen kann; der Jeſu, ſterbend unter Martern, beleidigt, verſpottet, geſchmäht von einem ganzen Volke, iſt der ſchrecklichſte, den man fürchten kann. Sokrates ſegnete, indem er den Giftbecher nahm, den, welcher ihm denſelben weinend darreichte; Jeſus hat mitten unter den ſchauderhafteſten Todesleiden für ſeine erbitterten Henker. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates die eines Weiſen waren, ſo waren das Leben und der Tod Jeſu die eines Gottes.

Könnte man ſagen, daß die Geſchichte des Evangeliums zur Kurzweil erfunden ſei! So, mein Freund, erfindet man nicht; die Thaten des Sokrates, woran Niemand zweifelt, ſind weniger beglaubigt, als die Jeſu Chriſti. Im Grunde heißt das, die Schwierigkeit zurückſchieben, nicht ſie löſen; es wäre unbegreiflicher, daß mehrere Menſchen in Uebereinſtimmung dieſes Buch gemacht hätten, als es iſt, daß ein Einziger den Stoff dazu geliefert hat. Niemals hätten jüdiſche Schriftſteller dieſen Ton oder dieſe Sittenlehre gefunden, und das Evangelium hat ſo große, ſo treffende, ſo vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß der Erfinder derſelben noch mehr Erſtaunen verdiente, als der Held. Und bei allem dieſem iſt dieſes halbe Evangelium ſo voll von unglaublichen Dingen, von Dingen, welche der Vernunft widerſtreiten, und die ein verſtändiger Menſch unmöglich annehmen und zugeben kann. Was ſoll man bei allen dieſen Widerſprüchen thun? Immer beſcheiden und vorſichtig ſein, mein Kind; in Stillſchweigen das achten, was man weder zu verwerfen, noch zu begreifen vermag, und ſich demüthigen vor dem großen Weſen, welches allein die Wahrheit kennt."

Dieſe drei Werke verfaßte Rouſſeau theils in der Eremitage, theils zu Montmorency. Da er ſich nämlich unterdeſſen mit deren Beſitzerin, einer Frau voll Unwahrheit und Intriguen, veruneinigt hatte, ſo war er nach Montmorency in ein kleines Gartenhaus gezogen. Der Marſchall von Luxemburg, welcher das Schloß Montmorency beſaß, gab ſich die größte Mühe, Rouſſeau's Bekanntſchaft zu machen, und eines Tages überraſchte er wirklich, wie erzählt wird, mit ſeinem Gefolge den Philoſophen. Da aber dasſelbe in Rouſſeau's einziger Stube, über der drohend ein verfaulter Balken hing, zwiſchen den Tellern und zerbrochenen Töpfen, die umher lagen, keinen Platz finden konnte, ſo führte dieſer ſeinen Beſuch nach einem kleinen offenen Schloßthurme ohne Kamin, in dem es ſehr kalt war, und äußerte, er fürchte, der verfaulte Balken möge, von ſo vielen Menſchen erſchüttert, herabſtürzen. Voll Achtung für den großen Mann, beſtand die Gemahlin des Marſchalls darauf, daß er mit ſeiner Thereſe eine Wohnung im Schloſſe beziehe. Hier verlebte nun Rouſſeau eine kurze glückliche Zeit ſtiller Ruhe; aber dieſe ſollte nicht lange dauern, denn es begann die Verfolgung.

Während Rouſſeau's Werk vom „Geſellſchaftsvertrage“ ihm die Ungunſt der Regierung zuziehen mußte, erbitterte das eben dargelegte Glaubensbekenntniß die verſchiedenſten Parteien.

Das Parlament zu Paris eröffnete den Reigen, indem es am 9. Juni 1762 beſchloß, der Emil ſolle zerriſſen und verbrannt, der Verfaſſer in die Conciergerie geſperrt, und ſein Vermögen konfiſcirt werden.

Um der ihm zugedachten Mißhandlung zu entgehen, flüchtete Rouſſeau alsbald in die Schweiz. Auf Berner Gebiet angekommen, ließ er halten, ſtieg aus und küßte den Boden, indem er ausrief: „So bin ich endlich in einem freien Lande!“ Er ahnete nicht, wie bald er die Freiheit der Schweiz und die Freiſinnigkeit ihrer damaligen Regierungen kennen lernen ſollte. Bereits eine Woche nach dem Urtheile des Pariſer Parlaments ließ der Genfer Magiſtrat den „Emil“ durch Henkers Hand verbrennen und verdammte zugleich das Werk über den „Geſellſchaftsvertrag“, und kurz darauf erließ auch noch der Erzbiſchof von Paris, Chriſtoph von Beaumont, einen Hirtenbrief an ſeinen Sprengel gegen das Buch eines Proteſtanten, der weder zu ihm, noch zu ſeinen Beichtkindern in irgend einem Verhältniſſe ſtand und daher in keiner Beziehung ſeiner Gerichtsbarkeit unterworfen war. Damit aber das Maß voll werde, gaben dem Verfolgten die regierenden Herrn von Bern ganz deutſch zu ver ſtehen, es ſei ihnen höchſt angenehm, wenn er ihr Gebiet bald möglichſt verlaſſe.

Und, — ſo ändern ſich die Zeiten, und der wegen ſeines Freiſinns von Genf Verfolgte und von Bern Ausgewieſene fand damals in Neuenburg Schutz und freundliche Aufnahme. Damals regierte aber auch Friedrich II., mit Wahrheit der Einzige genannt, über Preußen, und Lord Keith, ſein gleichgeſinnter Freund, war Gouverneur von Neuenburg. Der König ſchätzte in Rouſſeau den Grundſatz freier Forſchung, obwohl er an ſeiner Preisſchrift über den Einfluß der Wiſſenſchaften und Künſte auf die Sitten argen Anſtoß genommen hatte, und Lord Keith trat zu dem bedrängten Forſcher in das Verhältniß vertrauter Freundſchaft.

Rouſſeau zog in das Dorf Moitiers in dem Thale Travers, wo er in friedlicher Stille mit ſeiner Thereſe ein einfaches und heiteres Leben genoß. Er beſuchte den reformirten Gottesdienſt, da ihn deſſen Einfachheit mächtig anzog, fleißig, empfing ſelbſt zu ſeiner wahren Erbauung mit der Gemeinde das heilige Abendmahl.

Zugleich benutzte er dieſe Muße, um ſich gegen die Angriffe und Verläumdungen ſeiner Gegner und Feinde zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Zuerſt ſchrieb er einen Brief an den Erzbiſchof von Paris, worin er in kräftiger und überführender Weiſe alle Blößen, die ſich derſelbe in ſeinem Hirtenbriefe gegeben, aufdeckt und die in dem Glaubensbekenntniſſe aufgeſtellten Behauptungen durch neue Gründe belegt und bekräftigt. Gerade dieſer Brief an den Erzbiſchof, in welchem die Klarheit der Erörterung mit der Schönheit des Styls in erfreulichſter Weiſe wetteifert, mußte dem „Glaubensbekenntniſſe des ſavoyiſchen Vikars“ neue Anhänger gewinnen. Schloſſer nennt denſelben mit den Junius-Briefen und den Schriften Leſſing's gegen Goeze die Meiſterſtücke des achtzehnten Jahrhunderts in bewegter Proſa.

Veranlaſſung zu noch größerem Aufſehen gab aber ein Brief, den Rouſſeau am 12. Mai 1763 an den erſten Syndikus der Republik Genf, den Herrn von Favre, erließ, und worin er, aufgebracht über das Verfahren der genſer Regierung gegen ihn, dem Bürgerrechte ſeiner Vaterſtadt feierlichſt entſagte. Wir geben ihn in wortgetreuer Ueberſetzung. „Zurückgekommen von dem tiefſten Erſtaunen“, ſchreibt er, „worein mich das Verfahren des hochanſehnlichen Rathes, das ich von demſelben am Wenigſten erwarten durfte, verſetzt hat, thue ich den Schritt, welchen mir Ehre und Vernunft vorſchreiben, ſo viel er auch meinem Herzen koſtet. So erkläre ich Ihnen denn, mein Herr, und bitte Sie, dem hochanſehnlichen Rathe zu erklären, daß ich für immer meinem Bürgerrechte in der Stadt und Republik entſage. Indem ich die mit dieſem Titel verbundenen Pflichten beſtmöglichſt erfüllt habe, ohne einen Vortheil daraus zu ziehen, glaube ich dem Staate Nichts zu ſchulden, indem ich ihn verlaſſe. Ich habe verſucht, den genſer Namen zu ehren; ich habe meine Mitbürger zärtlich geliebt; ich habe Nichts zu thun vergeſſen, um von ihnen geliebt zu werden; man hätte keinen ſchlimmeren Erfolg haben können; ich will ihnen ſelbſt in ihrem Haſſe einen Dienſt leiſten. Das letzte Opfer, das mir zu bringen übrig bleibt, iſt das eines Namens, der mir ſo theuer war. Aber, mein Herr, indem mir mein Vaterland fremd wird, kann es mir nicht gleichgültig werden; ich bleibe ihm verbunden durch eine zärtliche Erinnerung, und ich vergeſſe nur ſeine Beleidigungen. Möge es immer glücklich ſein und ſeinen Ruhm wachſen ſehen! Möge es reich ſein an Bürgern, die beſſer und beſonders glücklicher ſind, als ich.“

Dieſer Brief regte die Bürgerſchaft von Genf auf, indem man das Verfahren des kleinen Rathes gegen Rouſſeau zu hart und beſonders verfaſſungswidrig fand. Der große Rath erhob Vorſtellungen dagegen, daß man einen in ganz Europa geachteten Bürger, ohne ihn gehört oder nur vorgeladen zu haben, verdammt hätte. Und da der kleine Rath auf dieſe Vorſtellungen nicht antwortete, ſo kam es zu einem vollſtändigen Bruche zwiſchen beiden Räthen, an welchem allmählig die ganze Bürgerſchaft

Theil nahm. Wir haben hier den Verlauf dieſer Streitigkeiten nicht zu ſchildern, ſondern nur zu erzählen, wie Rouſſeau dabei betheiligt wurde. Anfangs verhielt er ſich ruhig; als ihn aber Deputirte des großen Rathes ausdrücklich darum baten, in dieſer Sache die Feder zu ergreifen, weil ein gewandter Vertheidiger des kleinen Rathes, der Generalfiskal Tronchin, für die Partei der Ariſtokratie oder vielmehr der Oligarchie eine geſchickt abgefaßte Schutzſchrift in ſeinen „Briefen vom flachen Lande“ veröffentlicht hatte, ſo gab Rouſſeau ſeine „Briefe vom Berge“ heraus, die von dem größten Einflüſſe auf die öffentliche Meinung nicht nur in Genf, ſondern in ganz Europa geweſen ſind.

In denſelben ſpricht er zuerſt ſeine Verehrung für den wahren Geiſt des Evangeliums und der chriſtlichen Religion aus und zeigt, wie leicht es ſei, aus Schriften einzelne Sätze aus ihrem Zuſammenhange zu reißen und darauf Beſchuldigungen zu gründen, indem er beweiſt, daß man auf dieſe Weiſe ſelbſt gegen das Evangelium die härteſten Vorwürfe erheben könne. Dann begründet er die Behauptung, daß es jedem Reformirten, wenn er nur den Inhalt des Evangeliums als göttliche Botſchaft anerkenne, erlaubt ſei, dieſen Inhalt nach ſeiner beſten Einſicht zu verſtehen und zu deuten, indem er das Recht der freien Prüfung als Grundlage der Reformation nachweiſt. Er fügt hinzu: „Wenn mir heute Jemand beweiſet, daß ich verbunden bin, in Glaubensſachen mich irgend einer fremden Entſcheidung zu unterwerfen, ſo werde ich morgen katholiſch, und jeder wahrhafte und konſequente Mann wird dasſelbe thun.“

Er behauptet ferner, es ſei ganz lächerlich, wenn man den Wunderglauben und einen durch gewiſſe Gelehrte aufgeſtellten Lehrbegriff neben dem Evangelium durch Staatspolizei und äußere Gewalt aufrecht halten wolle, indem man ja dann dahin komme, ſich ſtatt der alten Kirche und ihrer Ueberlieferung gewiſſe einzelne Männer zu wählen und dieſe zu Propheten zu machen. Er ſagt: „Ich ſchließe daraus, daß man die ganze Reformation in ihrer erſten Grundlage untergräbt, wenn man feſtſetzt, daß es der Wunder bedürfe, um die göttliche Sendung der Boten einer Verkündigung des Himmels zu beweiſen, die eine neue Lehre predigen. Wenn man dies thut, ſo ſündigt man gerade auf die Weiſe, wie man mir Schuld gibt, daß ich es thue.“ So geht er auf die Erklärung ſeiner Anſicht über die Wunder über und entwickelt einen verſtändigen und gemäßigten Rationalismus, wie dieſer zehn Jahre ſpäter in Deutſchland von Leſſing gelehrt und hierauf von faſt allen Theologen angenommen wurde, der aber gegenwärtig wieder als Ketzerei geſchmäht, und, was ſchlimmer iſt, verfolgt wird.

Indem er dann auf die Verfaſſung von Genf zu reden kommt, entwickelt er ſeine in dem Werke über den „Geſellſchaftsvertrag“ bereits theoretiſch niedergelegten demokratiſchen Grundſätze und Anſichten in praktiſch faßlicher Weiſe und mit den ſchärfſten Seitenhieben auf das Verfahren der Regierungen gegen einzelne Vertheidiger der Freiheit und der Volksrechte. Da wir aber ſchon oben von deren Einfluſſe auf die Umgeſtaltung der Ideen und der Verhältniſſe ausführlich geredet haben, ſo brauchen wir dieſen Gegenſtand hier nicht weiter auszuführen.

Dieſe Schriften machten nicht nur das größte Aufſehen in der ganzen gebildeten Welt, ſondern ſie reizten auch Rouſſeau's Feinde zu neuen Verfolgungen und verſcheuchten ihn aus ſeiner ſtillen Zufluchtsſtätte zu Moitiers. Hier erhob der reformirte Geiſtliche, Namens Montmollin, durch die genfer Geiſtlichkeit, die ſonntäglich von den Kanzeln herab auf Rouſſeau ſchmähte, aufgereizt, nicht nur Bedenken, ihn zum zweiten Male zum Genuſſe des heil. Abendmahls zuzulaſſen, ſondern er ſchilderte auch von der Kanzel herunter Rouſſeau's Verbrechen, und um ſeiner Rede mehr Nachdruck zu geben, fügte er hinzu: „daß oft um eines Sünders willen ein ganzes Volk vernichtet worden ſei.“ Dieſe Worte waren das Zeichen zum Aufruhr. So oft Rouſſeau ſich auf der Straße ſehen ließ, folgten ihm die Bauern und überhäuften ihn mit Flüchen. Am 1. September 1765 ſtellte der Prediger ſeiner Gemeinde nochmals ihre Pflichten vor, reichte das heil. Abendmahl, und nach dem Gottesdienſte warf man dem armen Verfolgten die Fenſter ein. In den folgenden Nächten wurden die Anfälle wiederholt, und die Thüren eingeſprengt. Endlich, in der Nacht vom ſiebenten auf den achten September, drang der ganze Haufe fanatiſirten Pöbels in Rouſſeau's Haus, zerſchmetterte die Fenſter und zerſchlug die Wände; ein Hagel von Steinen fiel in Rouſſeau's Schlafgemach und neben ſeinem Bette nieder. Faſt wäre er ermordet worden. Er rettete ſich mitten durch den Haufen, ohne daß Einer die Hand an ihn zu legen gewagt hätte, und entfloh dem Neuenburger Gebiete. Aufgebracht über dieſes fanatiſche Verfahren ſchrieb Friedrich II. an die neuenburger Geiſtlichen: „Ihr verdienet nicht, daß man Euch beſchützt; es ſei denn, daß Ihr Euer Betragen ſo evangeliſch-ſanftmüthig einrichtet, als bis jetzt der Geiſt der Empörung, der Unruhe und der Aufwiegelung darin geherrſcht hat."

Man denke ſich aber Rouſſeau mit dem warmen Herzen voll überſprudelnder Liebe für die Menſchen, ſchon gebeugt durch Verfolgungen, hart unter körperlichen Schmerzen leidend, und nun ſolchen Mißhandlungen preisgegeben! Er flüchtete auf die Petersinſel in dem Bieler See und nahm hier ſeinen Aufenthalt, einen Aufenthalt, den er uns in ſeinen „Träumereien eines Einſiedlers" ſo reizend und anmuthig geſchildert hat, daß dieſe ſtille Inſel hierdurch einen europäiſchen Namen erlangt hat und das Eldorado für ſchwärmeriſch träumende Seelen geworden iſt. Wir aber werfen eben durch dieſe Schilderung einen erfreulichen Blick in ſein Inneres, wie es ſo ganz in dem Gemüthe eines reinen Naturlebens aufging. Hier zeigt ſich Rouſſeau's Eigenthümlichkeit in ihrem ſchönſten Lichte, und wir ſehen, was der Mann in natürlichen Zuſtänden und Verhältniſſen geworden wäre. Hierdurch beſtätigt ſich aber auch die von uns aufgeſtellte Behauptung, daß Rouſſeau's Fehler und Gebrechen hauptſächlich aus der Unnatur ſeiner Zeit und ihren grellen Gegenſätzen hervorgegangen ſeien.

Doch auch dieſes ſtille Glück ſollte unſer armer Einſiedler nicht lange genießen. Die Berner Ariſtokratie gebot ihm, die Inſel, die zu ihrem Gebiete gehörte, in der rauhſten Jahrszeit binnen 24 Stunden zu verlaſſen. Er bat umſonſt um eine kleine Verlängerung, umſonſt um ein Gefängniß, in dem er ohne Schreibzeug, ohne irgend eine Geſellſchaft, nur ungequält dem Tode entgegen harren dürfe. Die Herrn von Bern vertrieben den alten, kranken Mann ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er unterwegs umkomme. Großmüthig hatte dem Schwergebeugten ſchon nach ſeiner Vertreibung aus Moitiers Lord Keith einen ſichern Aufenthalt auf ſeinen Gütern in Schottland angeboten; er hatte ihm eine Aeußerung ſeines Königs mitgetheilt, wornach es dieſem nicht unlieb ſein würde, wenn Rouſſeau zu ihm nach Potsdam komme. Zu letzterem war Rouſſeau entſchloſſen, als er in Straßburg einen Brief des berühmten engliſchen Philoſophen Hume erhielt, der ihn einlud, ihn von Paris nach London zu begleiten. Und da Rouſſeau's Freunde ihm einen freien Geleitsbrief nach Paris auswirkten, ſo ging er dahin und ſetzte dann mit Hume nach England über. In London wurde er auf das Ehrenvollſte empfangen; doch bald fühlte er ſich auch hier verletzt. Sein Herz war durch die vielen Verfolgungen, die er erlitten, ſchwer gekränkt, ſein Geiſt niedergebeugt und mit finſterm Mißtrauen erfüllt. Da Hume in ſeiner ruhigen Kälte Rouſſeau's ſchwärmeriſche Wärme nicht erwiedern konnte, ſo zog ſich dieſer beleidigt zurück, und als noch dazu Horaz Walpole, Hume's Freund, einen erdichteten Brief des Königs von Preußen an Rouſſeau veröffentlichte: glaubte er auch Hume im Einverſtändniſſe mit ſeinen Feinden und brach durch einen öffentlichen Brief an ihn förmlich und gänzlich mit dem engliſchen Philoſophen. Sein Mißtrauen und ſein Mißmuth wuchſen täglich. Nach einem Aufenthalte von beinahe einem Jahre kehrte er 1767 nach Frankreich zurück, wo man ihn ſtillſchweigend duldete. Hier führte er ein elendes, herumziehendes Leben und verweilte bald in Lyon, bald in Bourgoin, Monquin und Trye, wo er ſich mit Thereſe unter dem Namen Renou trauen ließ. Endlich erhielt er die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. Jetzt ſchrieb er in ſeinem achtundfünfzigſten Jahre ſeine „Bekenntniſſe“, worin er durch ſeine ſeltene Offenheit ſeinen Feinden reichlichen Stoff zu Schmähungen bot, ſeinen Freunden und Anhängern manchen Anſtoß gab. Während er ſich und ſeine Frau größtentheils durch Notenſchreiben ernährte, wuchs ſeine Schwermuth immer mehr und artete faſt in die trübſte Melancholie aus. Er glaubte ſich ſtets und überall von geheimen Feinden umgeben, die ſich zu ſeinem Verderben verſchworen hätten. Das unſchuldigſte Ereigniß bewegte und betrübte ihn Tage und Wochen lang. So liebkoſt er einſt ein Kind, der Vater ruft es zurück, und Rouſſeau — ſieht eine tiefe Kränkung darin.

In dieſer Stimmung ſchreibt er noch eine Rechtfertigung ſeines Lebens und Wirkens, die gleichſam eine Berufung an die Nachwelt ſein ſollte. Dieſe gedachte er auf dem Altar der Kirche Notre Dame in Paris niederzulegen, weil er ſie ſo in die Hände des jungen Königs, Ludwigs XVI. gelangen zu laſſen hoffte; aber auch dies gelang nicht. Für Augenblicke glaubte er die Vorſehung mit ſeinen Feinden im Bunde; doch kam er immer wieder von ſolchem Wahne zurück, und in all' ſeiner Schwermuth zeigt er ſich doch ſtets von den tiefſten Gefühlen der Ergebung und Demuth gegen Gott und der reinſten Liebe für die Menſchen durchdrungen. Sehnſuchtsvoll wünſchte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig ſterben könnte. Sein Wunſch ging in Erfüllung. Der Marquis Girardin bot ihm an, auf ſeinem Landhauſe Ermenonville unweit Paris zu wohnen. Dahin zog Rouſſeau im Mai 1778, ſtarb aber ſchon am 2. Juli deſſelben Jahres, plötzlich, als er von einem Spaziergange kam, in ſeinem ſechsundſechzigſten Jahre. Sein Leichnam wurde in dem Parke von Ermenonville auf der ſogenannten Pappelinſel beigeſetzt; die Revolution hat ihn in das Pantheon verſetzt; ſeine Vaterſtadt hat ihrem früher verkannten Sohne eine Denkſäule errichtet. Sein Geiſt aber lebt und wirkt fort und fort in der raſtloſen Entwicklung der Zeit, welche das Glück und die Würde des Menſchen aufzubauen trachtet auf die ewigen Geſetze der Natur und des Rechts.

Wilhelm Joſeph Behr.

Von

Karl Buchner.

Beſſer: Unrecht leiden, mit dem Bewußtſein, für's Recht zu leiden, als Unrecht thun.

Die Geſchichte, die Richterin der Lebendigen und der Todten, wägt nicht nach dem Gewicht der Kronen, die ein ſterblicher Menſch trug, ſondern einzig nach dem der Thaten, die für's Volk gethan worden.

Wilhelm Joſeph Behr.

Geboren am 26. Auguſt 1775 zu Sulzheim in Franken. Lebt ſeit Oktober 1846 in Bamberg.

Zu allen Zeiten, wenn das Volk ſich aufraffte aus großer politiſcher Erniedrigung, dachte es der Männer, welche, bei früheren, oft erfolgloſeren Kämpfen um ähnliche hohe Ziele, die ſeinigen waren. Hatte ihnen das Schickſal nicht vergönnt, den Tag der Freiheit zu ſehen, ſo brachte man ihre Gebeine in große Gebäude von Menſchenhand, in Pantheons; oder man bekränzte ihre Gräber in dem noch größeren Pantheon des allmächtigen, ſeinen Himmel über Alle ſpannenden Gottes. Der Greis, der Mann, einſt ihre Mitkämpfer! — der Jüngling, der Knabe, einſt die Abbilder ihres Beiſpiels! — wohnten dem erhabenen Dienſte der Erinnerung bei. Die Frauen, die Jungfrauen ſpendeten und ſtreuten die Blumen. „Ach, wenn ſie doch noch da wären! Wenn ſie den Altar erbaut ſehen könnten, dem ſie ihre muthigen Herzen als Unterlage hinreichten!“ Die Wünſche gingen von Mund zu Mund, von Auge zu Auge — dem thränenden!

Schlage ſich das Auge zum Himmel auf, zum Gott der Gerechtigkeit und der Freiheit, bei dem wir in demuthsvoller Anbetung unſere Vorausgegangenen zu finden hoffen, von dem wir ſie fordern! Die noch vorhandenen Freiheitskämpfer vergangener Zeit aber, die noch mit uns wallen in dieſem Lande der Prüfung, haben kein geringeres Anrecht auf unſere Sympathien. Ihr Haar iſt gebleicht oder dünn geworden auf dem Scheitel, den das Alter beugte; ihre Hand, ſonſt ſo bereit zum Dienſte der Freiheit, iſt welk und zitternd geworden; ihr Mund, ſonſt ſo beredt, wenn es die hohen Güter des Lebens galt, hat wohl noch den ſüßen Wohllaut, aber nicht mehr die alte Kraft. Sie ſind durch die Macht der Jahre aus der Reihe der unmittelbarſten Kämpfer getreten, aber ihr Beiſpiel, der von ihnen ausgeſtreute Same der Lehre, ihr Muth, ihre Erfolge, ihre Leiden haben die Kraft ihrer Söhne und Enkel geſtählt und deren Einſicht gemehrt. Unter den Lehren der Zeit und daß man nicht zu viel auf blos geſchriebenes Geſetz und auf die Zuſagen der Mächtigen bauen ſolle, ſtanden ihre Schickſale oben an. Sie halfen die zart geſponnenen Fäden oder die maſſenhaften Seile entzweireißen, an welchen man die Völker fortgeſetzt führen, mit welchen man ſie, vielleicht unter Blumen, fortgeſetzt binden wollte. Befeuernd wirkte aber auch ihr Feſthalten am einmal Erkannten in Leiden und Entbehrungen. Wurde es doch dadurch um ſo ehrwürdiger und um ſo bedeutungsvoller. Nur Leichtes gibt man leicht auf. Großes wirft ſeine Anker tief in den Grund edler Herzen. Mißgeſchick aller Art kann jenen Grund nicht lockern, die Anker nicht herausreißen. Selbſt wenn die Herzen brächen, würden ſie der Anker Grab.

Solche Männer zählt man — Leider und Dank ſei's dem Schickſale! — auch in der neueſten Zeit der Erregung in den meiſten deutſchen Gauen. „Leider“ muß man ſagen, weil ſich in das Gefühl der Schmach zugleich ein herber Vorwurf miſcht; und: „Dank ſei's dem Schickſale“ muß man hinzufügen, weil jene Männer nach manchem kalten und trüben Tag noch den heiteren und hellen Himmel erleben. Schneller vergißt ſich das Vorausgegangene. Die Furchen der Seele glätten ſich. Das Haupt hebt ſich wieder. Die Hand faßt wieder feſter nach der Feder. Der Mund, ehe er ſich — hoffentlich erſt nach Jahren — für immer ſchließt, predigt noch einmal mit lebhafterer Stimme das alte Evangelium der Freiheit.

Ein ſolcher Mann — Mitkämpfer und Beiſpiel — Gelehrter, Redner, Landtagsabgeordneter, Vorſteher einer Gemeinde, gefangen, in allen Graden deutſchen Unterſuchungsweſens gefoltert, verurtheilt und in eine Feſtung abgeführt, bis man endlich ſo gnädig war, ihm freieren Aufenthalt und — nach Jahren erſt — völlige Freiheit zu gewähren, ein ſolcher Mann, dieſer Mann iſt Behr, einer der Freiheitsvorkämpfer in Bayern und in Deutſchland, immer von ſeinen Landsleuten geehrt, immer edel, ungebeugt und wacker.

Wilhelm Joſeph Behr wurde am 26. Auguſt 1775 zu Sulzheim in Franken, dem Sitz eines damals der reichen Abtei Ebrach gehörigen Amtes, geboren. Sein Vater, Juſtizbeamter in Sulzheim, war ein körperlich und geiſtig geſunder und ſtarker, charakter- und muthvoller Mann von ſtrenger Rechtlichkeit, welche Eigenſchaften er auf den Sohn vererbte, während ſeine Mutter, eine geborne Rheinſtein, die Keime fein fühlender Menſchenliebe und ächter Religioſität in dem Knaben weckte. Als ihr Jüngſter von ſieben lebenden Geſchwiſtern hatte er ſich ihrer beſonderen Zärtlichkeit zu erfreuen und nicht ohne Kampf und Schmerz überließ ſie ihn, der unter ihrer liebevollen Obſorge ſechs Jahre lang in der ſchönen ländlichen Gegend fröhlich und frei, oft unter der ländlichen Jugend, mit der er leſen und ſchreiben lernte, ſich tummelnd, bewegt hatte, dem Vater, um ihn in die Hände einer befreundeten Familie in der nur ſieben Stunden entfernten Stadt Würzburg und in die angemeſſenen Lehranſtalten zu bringen, an denen es natürlich in Sulzheim fehlte.

Einige Jahre hindurch beſuchte nun der junge Behr die lateiniſche Schule am Dom, ſodann das Gymnaſium, wo nach der damaligen Einrichtung drei Jahre der Grammatik der lateiniſchen, deutſchen und griechiſchen Sprache, der Geſchichte und Geographie u. ſ. w. und zwei weitere Jahre der Poetik und Rhetorik u. ſ. w. gewidmet wurden; mit welchem Erfolge? beweiſt, daß er in allen dieſen Klaſſen den Platz unter den Erſten behauptete und ſich am Schluſſe ſtets unter den erſten Preisträgern befand.

Während die neueren Philoſophien die urſprüngliche nothwendige Natur einer jeden Weisheitslehre — die lichtbringende nämlich — entweder entſchieden aufgegeben haben oder ſich hinter zweideutige Sätze ſtecken, welche eben ſo ſehr dem Fortſchritt als dem ſtarren Feſthalten zu dienen geeignet ſind, hatte ſich die damals herrſchende Kant'ſche Philoſophie ganz entſchieden mit den freieren Zeitbeſtrebungen in Einklang geſetzt und war zugleich die entſchiedenſte Förderin derſelben. Auch Behr ſprach unter den verſchiedenen Zweigen des nunmehr an die Reihe getretenen Studiums der Philoſophie die Kantiſche Philoſophie beſonders an. Sie war auf den Betrieb des berühmten Würzburgiſchen Fürſtbiſchofs Franz Ludwig von Erthal damals (im Eintritt der neunziger Jahre) von einem ſehr aufgeklärten Benediktiner, Namens Matern Reuß, zuerſt aus dem Norden nach dem Süden verpflanzt worden. Nach vorgängiger ſtrenger Prüfung aus allen Zweigen der Philoſophie, wobei ſich Behr vorzüglich als ſtrenger Logiker auszeichnete, ward er im September 1794 feierlich als Doktor der Philoſophie promovirt, worauf er im folgenden Halbjahr zum Studium der Rechtswiſſenſchaft überging.

Behr's Lehrer auf dieſem Gebiete waren der Publiziſt Samhaber, der Kriminaliſt Kleinſchrod, der Kanoniſt Gregel, und die Civiliſten Schneidt, Schmidtlein und Stalf. Der damalige (und letzte) Abt Eugenius Montag zu Ebrach wünſchte, daß der junge Mann, nach beendigten Rechtsſtudien, zu Wetzlar und Wien den Reichsprozeßgang kennen lernen möchte, um dann als Syndikus der Abtei deren Prozeſſe um Erlangung der Unmittelbarkeit bei den Reichsgerichten führen zu können. Statt aber auf dieſen Vorſchlag, der ihm nicht zuſagte, einzugehen, erbat er ſich von ſeinem Vater die Mittel, um die damals noch bedeutenden Koſten der juriſtiſchen Promotion, die nur nach einer dreimaligen ſtrengen Prüfung zu erlangen war, beſtreiten zu können, und bereitete ſich ſofort auf dieſe Prüfungen vor.

Kaum hatte er die erſte derſelben beſtanden, als er von dem Hofrath Kleinſchrod im Namen der Juriſten-Fakultät aufgefordert wurde, ſich um die ſoeben durch Stalf's Tod erledigte Profeſſur dieſer Fakultät zu bewerben, wozu ſich der beſcheidene, kaum 22jährige Jüngling nur in Folge dieſer Aufforderung verſtand, und ſeine Vorſtellung deßhalb bei dem, nach Erthal's Tod eingetretenen Fürſtbiſchof Georg Karl, aus dem Hauſe Fechenbach, einreichte. Dieſer rief die Glieder der Juriſten-Fakultät einzeln zu ſich, legte die zahlreich eingekommenen Suppliken um die erledigte Profeſſur jedem derſelben mit der Frage: Wer den Vorzug verdiene? vor, und entſchied, nach dem einſtimmig für Behr abgegebenen Gutachten, auch für dieſen. Behr, der inzwiſchen die beiden übrigen Prüfungen gleich rühmlich beſtanden hatte, erbat ſich jedoch die Erlaubniß, vorerſt noch Göttingen beſuchen zu dürfen, um die verſchiedenen Anſichten der berühmten dortigen Lehrer kennen zu lernen, und die dortige Bibliothek zu benutzen, die ihm auch bewilligt wurde. Sofort fand im Mai 1798 die juridiſche Promotion des deſignirten Profeſſors mit allen bis dahin üblichen Feierlichkeiten ſtatt. In der feſtlich geſchmückten großen Aula, in Anweſenheit der ganzen Univerſität und vieler Gönner der Wiſſenſchaften mit muſikaliſchen Symphonien begonnen, durch Inauguralreden des Prorektors und Promovenden und mancherlei Ceremonien fortgeſetzt, wurde ſie muſikaliſch beſchloſſen. Es war dies die letzte feierliche Promotion in Würzburg.

Dem jungen Behr lag jetzt zum erſten Mal die größere Welt offen. Tief in das Reich der Wiſſenſchaften eingedrungen, war es ihm doch vom größten Werth und brachte es ihm den größten Genuß, gekräftigt von Reiſen und angeregt durch neue Umgebungen, die Männer kennen zu lernen, deren Namen, obgleich theilweiſe ſchon zu den älteren gehörig, doch noch ſchwer auf der Wage der Wiſſenſchaft wogen. Unter feierlicher Begleitung von vielen ſeiner gleichaltrigen Freunde, die ihn liebten und achteten, hatte Behr ſeine Reiſe angetreten, Frankfurt und Mainz wurden flüchtig beſchaut und Göttingen zeitig genug erreicht, um noch in dieſem Halbjahr (Sommer 1798) die Vorleſungen **Pütter's**, **Leiſt's** und einiger Anderer zu beſuchen. Vorzugsweiſe freute ihn die Bekanntſchaft des alten **Schlözer**, des Kernmannes, (**Martens** war eben abweſend auf dem Raſtatter Kongreß), G. Ch. **Lichtenberg's**, **von Berg's**, **Meiſter's**, **Buhle's** u. ſ. w. und der Reichthum der Univerſitätsbibliothek. Von einer Kenntniß der Kantiſchen Philoſophie war dort noch keine Spur zu finden, die Philoſophie überhaupt in geringem Anſehen. Zufällig ward **Behr** auf die „**Literatur der Staatslehre** von Wilhelm **Placidus**" (ein erdichteter Name) aufmerkſam gemacht und durch deſſen treffend ſcharfe, wiewohl kurze Bemerkungen zu den angeführten Schriften die Luſt und Liebe und das wärmſte Intereſſe für die Staatswiſſenſchaft in ihm angeregt. In Würzburg war bis dahin keine Rede hiervon geweſen; Alles beſchränkte ſich auf die Polizeiwiſſenſchaft, die in ihrem Betriebe nur als höchſt unbedeutend gelten konnte. Auch in Göttingen war es der einzige Profeſſor **Sartorius**, der über Politik Vorleſungen hielt. Mit großer Spannung wurden dieſe im Winter von 1798 auf 1799 von **Behr** beſucht; indeſſen nahm er doch auch manche Lücken in Prinzipien und Syſtem wahr; und ein eigenes Staatslehrgebäude ſich zuſammenzuſetzen, das gehörte von da an zu ſeinen Lieblingsbeſtrebungen.

Noch war dieſes Winterhalbjahr nicht vollendet, als **Behr** von dem fürſtlichen Kabinet zum Antritt ſeines Lehramtes nach Würzburg einberufen wurde. Er beſuchte auf dem Rückwege Marburg und Wetzlar, von denen namentlich das letztere noch volltönig klang, und traf um Oſtern 1799 in Würzburg wieder ein, wo er den Vortrag des ihm übertragenen Lehnrechts eröffnete.

Hatte **Behr** ſo eine der Höhen erſtiegen, auf welchen die Wiſſenſchaft unmittelbarer und auch oft nachhaltiger der Wahrheit dienen kann, als durch das geſchriebene und durch den Druck vervielfältigte Wort, ſo ſollte ihn doch auch das letztere gleichzeitig in die ſtillen Schatten ſeiner Thätigkeit aufnehmen. Und daß in dieſen ſtillen Schatten fruchtbringende Keime von ihm gelegt wurden, welche zum Nutzen des Vaterlandes, zur Ehre der Wiſſenſchaft und im Intereſſe eines ſich ſelbſt klaren, aber darum nur um ſo feſteren und unbeugbareren Fortſchritts in Zeit und Staat, kräftig in Stamm und Zweig wuchſen, das hat ſeine Mitwelt dankend anerkannt. Behr's erſte ſchriftſtelleriſche Arbeit war ſein „Verſuch einer allgemeinen Beſtimmung des rechtlichen Unterſchieds zwiſchen Lehen-Herrlichkeit und Lehen-Hoheit; Würzburg bei Stabel, 1793.“

Lockte Wetzlar den jungen Juriſten durch ſein „Reichskammergericht“, den Olymp der deutſchen Prozeſſe, wie der witzige Käſtner es nannte, ſo zog ihn Wien durch ſeinen „Reichshofrath“ an. Wohl mochte dieſer Umſtand Behr in den Herbſtferien des Jahres 1799 zu einer Reiſe nach Wien mitbeſtimmen, wo er außer der Bekanntſchaft mit Mitgliedern jenes höchſten Reichsgerichtes, vorzüglich jene mit dem damals bei der öſterreichiſchen Staatskanzlei angeſtellten, großen Geſchichtſchreiber Johannes von Müller machte, deſſen beſonderes Wohlwollen er ſich erwarb.

Hat ſich der wiſſenſchaftliche Mann, der Gelehrte, erſt einmal dem Publikum ſchriftſtelleriſch gezeigt, ſo folgen ſich regelmäßig raſch ſeine ähnlichen Arbeiten. Bei Behr waren es durchweg Stufen edlen Metalls, die er im Bergwerke ſeiner Studien und ſeines Fleißes zu Tage förderte. Fern ſich haltend von dem bloßen Berückſichtigen des Tagesintereſſe und der Tagesfragen, welches leicht in Oberflächlichkeit ausartet, war er doch auch weit entfernt, nicht blos den Einfluß, ſondern auch den Zuſammenhang zu verkennen, in welchem Leben und Wiſſenſchaft ſtehen müſſen, wenn die letztere eine in der That wirkſame ſein ſoll. Alſo ſchöpfte er gern aus der Zeit Anlaß und Bedürfniß, aber er ſtieg dann aus ihr wie zu einer hohen Warte hinauf, wog die Luft, beſchaute die Sterne und ſchlug nach in den alten Urkunden, durch die Weisheit erſonnen und durch die Erfahrung geprüft. Auch ging ſein Herz, ſein Sinn nicht dabei in der Erwägung des Gelehrten unter. Er dachte gern dabei an Gegenwart und

Zukunft ſeines Vaterlandes. Was die Wiſſenſchaft an lauterſten Schätzen hatte und was er ſelbſt an ſolchen hervorgrub, legte er am Liebſten am Altar nieder, für den er nachher ſo viel entbehrte und litt.

Allerdings that er dies nicht mit zitternder, zaghafter Hand. Er that es im Gefühl ſeines Rechts und für das Recht. Er war ſich der Bedeutung ſeines Wollens und der Reinheit ſeiner Abſichten bewußt und in ſolchem Bewußtſein kann der redliche Mann unmöglich kriechen und ſich demüthigen. Ohne Anſprüche nach Außen wird er ſich darauf beſchränken, ſeinem innerſten Anſpruche genug zu thun. Seinem Worte nicht blos den überzeugungsmäßigen Inhalt, ſondern auch die überzeugungsmäßige Form gebend, wird er auch von letzterer, gerade weil ſie ihm eine überzeugungsmäßige iſt, ſich nichts abmarkten laſſen. Treffen wir dies irgendwo, ſo treffen wir es bei Behr, und zwar in ſteigendem Grade. Je mehr er im Leben vorſchritt, und die Verhältniſſe ihm bekannter wurden, deſto mehr ſprang er, wenn ich ſo ſagen darf, über die Gränzen der eigentlichen Schule und kleinern Wiſſenſchaft hinaus; deſto höher wurde ſein Ueberblick, deſto reifere Früchte ſchüttelte er vom Baum ſchriftſtelleriſcher Erkenntniß für das ihn umgebende Feld des Wirkens und des Lebens. Erfahrungen ſchrecken den rechten Mann nicht, ſie machen ihn nur weiſer und feſter.

Behr's erſter Arbeit folgte eine Abhandlung „Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Staatslehre beſonders auf Univerſitäten, nebſt einem vorausgeſchickten Grundriſſe eines Syſtems derſelben. Würzburg, bei Riemer 1800.“ Auch eröffnete er ſofort unentgeldliche Vorleſungen über Staatslehre. Jene Abhandlung war die Veranlaſſung, daß er von dem Grafen von Thürheim, welcher als Hofkommiſſär des Kurfürſten von Bayern nach Würzburg gekommen war, um dieſe, in Folge des Reichsdeputationshauptſchluſſes und der durch dieſen verfügten Säkulariſation, erworbene Provinz zu organiſiren und beſonders die Univerſität daſelbſt auf den höchſten Flor zu erheben, bei dem Geſchäfte der Organiſation der Univerſität zugezogen wurde. Eine ſchöne Zeit, wo ernſtem und eifrigem Suchen ſich ſo ausgezeichnete Kräfte bereitwillig boten! Schelling, Hufeland, Paulus, Niethammer, Martini, Hartleben, Benſen und Andere kamen unter Behr's Mitwirkung an die Univerſität nach Würzburg. Zugleich veranlaßte er die Errichtung einer eigenen ſtaatswirthſchaftlichen Fakultät. Er ſelbſt wurde der Zahl der ordentlichen Profeſſoren eingereiht und zugleich in den akademiſchen Senat berufen.

Im Jahr 1804 erſchien von ihm „Syſtem der allgemeinen Staatslehre zum Gebrauch für ſeine Vorleſungen. Bamberg, bei Goebhardt.“ Staatswiſſenſchaftliche Vorleſungen waren neben jenen über Lehenrecht und deutſches Privatrecht, ſeine Hauptbeſchäftigung, für die er immer ſteigenden Beifall fand. — Im Januar 1804 verehelichte er ſich mit der älteren Tochter des geheimen Raths Behr (nur dem Namen nach mit ihm verwandt), die ihn am 23ten Oktober mit einer Tochter und 1807 mit einem Sohn erfreute.

Als im Jahr 1806 der rheiniſche Bund an die Stelle des aufgelöſten deutſchen Reichs getreten und Würzburg an den Großherzog von Toscana, nachmaligen Fürſten in Salzburg, gekommen war, wurde er von dieſem zur Profeſſur des poſitiven Staatsrechts berufen. Aber mit der Schöpfung des rheiniſchen Bundes waren nur die allgemeineren Linien gezogen und es galt nun, das Rechtsgebiet auszufüllen. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft mußten in Zuſammenhang gebracht werden mit jenem Ereigniſſe; es galt eine Faſſung, eine Gliederung, es galt eine Reihe von Schlüſſen. Wie vollſtändig und ſcharfſinnig Behr das Alles auffaßte, beweiſt ſeine „Syſtematiſche Darſtellung des rheiniſchen Bundes, aus dem Standpunkte des öffentlichen Rechts. Frankfurt a. M., Andreä'ſche Buchhandlung, 1808.“ Er machte damit die vielen, bis dahin geführten literäriſchen Streitigkeiten über die Bundesakte mit einenmale verſtummen.

Behr hatte in der Vorrede zu dieſem Werke geſagt, daß man in demſelben „keine Vertheidigung des Despotismus, keine Huldigung einer unbedingten Willkür der verbündeten Souveräne, wohl aber ein vollſtändiges Ausmeſſen der Sphäre ihrer Souveränetät, keine Stütze ungegründeter Prätenſionen von Seite der unterworfenen vormaligen Reichsſtände und Ritter, wohl aber eine Vertheidigung des ganzen, ihnen nach der durch die Bundesakte fixirten Lage wirklich gebührenden Rechtsgebiets, zu gewärtigen habe.“ Behr kam dem nach. Er entwickelte in der Einleitung, wie nothwendig für Deutſchland eine Reform ſeiner Verfaſſung geweſen ſei, und ſchilderte dabei mit ergreifenden Zügen, wie in dieſem Lande das Prinzip der Trennung nach und nach über das Prinzip der Einheit geſiegt habe. „In den Köpfen erloſch die Idee des Ganzen, und in den Herzen erkaltete das Gefühl für das gemeinſame Vaterland. An die Stelle des Nationalgeiſtes trat ein beſchränkter Partikularſinn. Jemehr der Spielraum der Kräfte verengt war, deſto weniger erhoben ſich die Gemüther zu großen Empfindungen; es erſtarb nach und nach der Charakter, durch welchen der Deutſche früher groß und geachtet war; mit der Tugend verſchwand die Kraft und Ehre, und auf ein kümmerliches moraliſches und phyſiſches Siechthum erfolgte der unvermeidliche Tod. Der Reichskörper ohne Geſammtkraft, das Haupt ohne Macht und Anſehen, unfähig, das Anſehen der Geſetze zu vertheidigen; u. ſ. w.“ Behr entwickelte dann, wie bei der geſchilderten Lage der Dinge durchaus nicht zu erwarten geweſen ſei, daß die unumgängliche Reform von dem Haupte oder den Gliedern ſelbſt ausgehen würde, wie es ein Glück ſei, daß „in dem großen Helden unſerer Zeit“ der große, edle und humane Entſchluß gereift ſei, unſer Vaterland jenem herabwürdigenden Zuſtande der Ohnmacht zu entreißen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß mit dem „großen

Helden“: Napoleon, der Protektor des Rheinbundes, gemeint geweſen ſei. Behr war durch die von Napoleon an die Abgeordneten von Braunſchweig-Wolfenbüttel gerichteten Worte: „das deutſche Volk iſt nie wortbrüchig und treulos; ſein Unglück war ſeine bisherige Zerſtückelung; durch Einheit wird es in Zukunft glücklich ſein,“ geſangen worden. Er hatte ſich der Hoffnung hingegeben, daß in dem rheiniſchen Bunde die Idee eines Staatenbundes nach ihren richtigen Zügen werde ausgeprägt werden und unter Staatenbund verſtand er einen „Zuſtand gegenſeitig geſicherter Freiheit der Staaten.“ Man darf dabei nicht überſehen, daß Behr ſeine Darſtellung zu Anfang des Jahres 1808 ſchrieb, einer Zeit, wo noch Viele ſeine Hoffnungen theilten. Er ſelbſt äußerte ſich in einer, noch genauer zu erwähnenden, im Jahr 1820 erſchienenen Schrift über den nämlichen Gegenſtand: „Längſt überzeugt von der Unhaltbarkeit der Form eines Völker-Staats für coexiſtirende Völker, die bereits als eigene Staaten konſtituirt, ſonach mit ihren eigenen Staatsgewalten verſehen ſind, konnte ich die im Jahr 1806 eintretende Umwandlung der Coexiſtenzordnung deutſcher Völker aus der Form eines Völker-Staats in die eines Völker- oder Staaten-Bundes nur als einen bedeutenden Fortſchritt zum Beſſeren anerkennen.“ „In dieſen frohen Ausſichten und mit ächt deutſchem Patriotiſmus,“ bemerkte er weiter „ſchrieb ich damals (1808) die (obenerwähnte) ſyſtematiſche Darſtellung des rheiniſchen Bundes und, im nämlichen Jahre, eine publiciſtiſch-politiſche Parallele zwiſchen dem deutſchen Reiche und dem rheiniſchen Bunde, worin ich die Bedingungen des Beſſerwerdens auf dem neubetretenen Wege genauer zeichnete, und meinen, auf dem ſchlichten Glauben, daß es mit dieſem Beginnen Ernſt ſei, gegründeten Hoffnungen und Wünſchen Ausdruck gab. „Aber,“ fuhr er fort, „ſie wurden ſchrecklich getäuſcht, dieſe ſchönen Hoffnungen und Wünſche, und mein Glauben erhielt eine derbe Lehre; an das Aufbauen und Einrichten des aufgeſchlagenen Gerüſtes wurde gar nicht gedacht; anſtatt der zugeſagten Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit war nur der eiſerne Zuſtand der Unterwürfigkeit und des Krieges errungen, von dem Protektor über Vermögen, Glück und Leben der deutſchen Staatsbürger nach Willkür geſchaltet, eine der Hauptquellen deutſcher National-Wohlhabenheit zerſtört, jede ihrer Bedingungen gelähmt, und der Schwung deutſcher Geiſtesbildung mit unduldſamer Härte niedergedrückt, kurz von allem dem, was man gehofft hatte, das abſolute Gegentheil herbeigeführt. Selbſt die Ruhe der verbündeten Staaten war nicht viel Beſſeres, als die Ruhe der Bewohner eines Straſhauſes."

In dieſe Epoche fällt auch Behr's thätige Theilnahme an „Winkopp's rheiniſchem Bunde" (eine Zeitſchrift), und ſeine Herausgabe der „allgemeinen Staats-Korreſpondenz" in Gemeinſchaft mit Bauer und Schott.

Hauptſächlich aber beſchäftigte ihn, neben ſeinen Vorleſungen und Spruchkollegsarbeiten, die Bearbeitung des Ganzen der Staatslehre, deren Ergebniß in dem „Syſtem der angewandten allgemeinen Staatslehre oder der Staatskunſt (Politik) in 3 Bänden, Frankfurt a. M., Andreä'ſche Buchhandlung, 1810" hervortrat; ein Werk, mit welchem unſtreitig ein neuer Abſchnitt in der Kultur der Staatsverfaſſungs- und der Staatsverwaltungslehre begründet wurde.

Einen Kommentar hierzu zu liefern, beabſichtigte Behr in ſeiner Zeitſchrift: „Die Verfaſſung und Verwaltung des Staats, dargeſtellt in einer Reihe von Erörterungen ihrer wichtigſten Momente. Nürnberg bei Schrag, 1811—1812," die jedoch mit der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes geſchloſſen wurde, weil der damalige Freiheitskrieg, Aller Aufmerkſamkeit für ſich in Anſpruch nehmend, ſolchen wiſſenſchaftlichen Unternehmungen allzu ungünſtig war. Ueberhaupt mochten die damaligen öffentlichen Verhältniſſe die Urſache ſein, warum dem Syſteme Behr's, welches aus dem ſcharf beſtimmten Begriff und Zweck des Staates und ſeiner Verfaſſung mit ſtrenger Konſequenz ein Ideal der Staatsverfaſſung entwickelte und den Weg ſtufenweiſer Annäherung an dasſelbe vorzeichnete, nicht die verdiente volle Aufmerkſamkeit und Anerkennung in weiteren Kreiſen geworden iſt. Man war zu geſpannt, zu ſehr auf die unmittelbaren Thatſachen verwieſen und von dieſen mit fortgezogen, um wenn auch nach noch ſo ſehr begründeten und in ihrer Möglichkeit gezeigten Rechtsidealen zu ſtreben. Vielleicht war jedoch jene theilweiſe Unaufmerkſamkeit des größeren Publikums und der franzöſiſchen Spione nur das Glück Behr's. Wenigſtens drückte ihm der Bundespräſident Tſcharner in der Schweiz ſein Erſtaunen darüber aus, wie er es bei der mißtrauenden Allgewalt Napoleon's habe wagen können, mit ſolchem Freimuth zu ſchreiben.

Im Jahr 1811 ward zwiſchen der Krone Bayern und dem Großherzog von Würzburg ein Vertrag verhandelt, bei deſſen Abſchluß Bayern ſich die Uebernahme Behr's in ſeine Dienſte bedingte. Allein die dringenden Bitten in Würzburg zu bleiben, welche ihm die Studierenden unter Darbringung eines glänzenden Fackelzugs an's Herz legten, und ein mißtrauendes Benehmen des Miniſters Montgelas veranlaßten ihn, jenen Ruf abzulehnen, und der bekannte Rieder Vertrag, der nicht lange nachher das Großherzogthum Würzburg wieder mit Bayern vereinigte, brachte hierdurch auch ihn wieder in bayeriſche Dienſte.

Behr war es, der, ſowie er früher in der Säkulariſations-Epoche Alles aufgeboten hatte, um die Gemüther der Würzburger der bayeriſchen Regierung günſtig zu ſtimmen, ſo auch jetzt wieder die Wirkungen der Unklugheit zu beſeitigen ſtrebte, die man beging, indem man denſelben Fürſten Wrede, der kurz zuvor auf ſeinem bekannten Zuge nach Hanau, die Stadt Würzburg mit einem unnöthigen Bombardement ſo ſehr geängſtigt hatte, jetzt als Beſitzergreifungskommiſſär auftreten ließ. Es gelang ihm dies vollkommen mittelſt einer begeiſterten Rede, mit welcher er bei einem von ihm als Harmonie-Vorſtand bereiteten, glänzenden Feſte die Beſitzergreifungs-Kommiſſion empfing. Die Umſtimmung der zahlreich anweſenden Würzburger durch dieſe Rede war ſichtlich. Und wie hat Bayern, deſſen Königen ſelbſt Behr bei mehreren Gelegenheiten die glänzendſte Aufnahme und Ehrenbezeugungen bereitete, ihm ſpäter gelohnt?

Aus dem Jahr 1813 beſitzen wir von Behr eine Abhandlung über die Frage: Welchen Hauptanforderungen muß ein Strafgeſetzbuch genügen, um als befriedigend anerkannt werden zu können?

Kaum war Napoleon beſiegt, als von Behr eine Schrift: „Darſtellung der Bedürfniſſe, Wünſche und Hoffnungen deutſcher Nation. Aſchaffenburg, 1814.“ erſchien. Hatte Behr bisher auf dem Gebiete allgemeiner Staatslehre für die Herrſchaft der Wahrheit, der Freiheit und des Rechts der Menſchen überhaupt mit ſeltener Kraft gearbeitet, ſo erſchien er hier auf beſtimmtem Boden als begeiſterter Vorkämpfer für Erringung eines geſicherten Rechtszuſtandes der deutſchen Völker und ſeiner Bedingungen insbeſondere. Die Schrift war im Februar 1814, alſo mitten im erſten ſtarken Andrang der mannichfaltigſten Reformideen, verfaßt. Um ſo mehr iſt es aber zu bewundern, daß Behr auch da mit ſicherer Hand die leitenden Fäden nicht verlor.

Behr hatte ſeine „Darſtellung“ in die Beantwortung zweier Fragen zerlegt. Nämlich, „Erſtens: Welche Zwecke ſind von der deutſchen Nation, nach vollendeter Beſiegung des Feindes, zu erſtreben?“ und „Zweitens: Welches ſind die Bedingungen und Mittel ihrer Qualifikation zur Erreichung jener Zwecke?“ Als zu erſtrebende Hauptzwecke bezeichnete Behr zu erſter Frage: „1) Sicherſtellung der äußeren Freiheit, der Unabhängigkeit Deutſchlands von der Willkür jeder andern Nation und ihres Herrſchers, als der Baſis deutſcher National-Ehre; 2) Sicherſtellung der inneren Freiheit, Begründung und Handhabung eines Gleichgewichts der Freiheit, oder Realiſirung und Forterhaltung eines geſicherten Rechtszuſtandes, ſowohl unter den einzelnen Nationaltheilen, als auch unter den einzelnen Gliedern dieſer Nationaltheile unter ſich, und 3) Wiederbelebung und möglichſte Erhöhung des deutſchen National-Wohlſtandes und deutſcher Kultur.“ Als Mittel zum erſtgenannten Hauptzweck erſchien ihm die Stiftung eines neuen Vereins ſämmtlicher deutſcher Nationaltheile, ein Haupt, heiße es nun Kaiſer oder Protektor, als deutſche General- oder Central-Militärgewalt, ſowie überhaupt als Mittel zur Verwirklichung der Bedingungen: „Abſolute Einheit deutſcher Nation gegen alles Ausland, ſchnelle Entwicklungs- und zweckmäßige Bewegungsfähigkeit koncentrirter Kräfte, ununterbrochene und ausnahmsloſe Bereitwilligkeit zur Verwendung dieſer Kräfte für das gemeinſame National-Intereſſe, endlich Impulſirung und Leitung dieſer Kräfte durch eine Centralgewalt.“ Es ſtehe hier eine Stelle aus den Ausführungen hierüber: „Die deutſche Nation will unſtreitig ihre Ehre, ihre Freiheit und Selbſtſtändigkeit nicht nur für die Gegenwart wiederhergeſtellt, ſondern auch für die Zukunft befeſtigt wiſſen; die Fürſten dieſer Nation, als Geſchäftsträger derſelben, dürfen daher keine höhere Angelegenheit kennen, als dieſes Objekt des gemeinſamen Nationalwillens zu realiſiren und es wäre Hochverrath an der Nationalgeſammtheit, wenn irgend einer die Tendenz ſeiner Privatwillkür auf Koſten jenes Nationalintereſſes ſollte geltend machen wollen. Daß der Nationalwille in der Fürſten- und Miniſterwillkür verſchwand, war die Haupt- und Urquelle alles unſeres Unglücks; ſie zu verſtopfen, gibt es daher kein unerläßlicheres Mittel, als daß der vernünftige Nationalwille wieder hervorgehoben, in ſeine Rechte eingeſetzt, Fürſten- und Miniſter-Privatwillkür ihm untergeordnet, und ihr nur für das Erſtreben der Objekte des Nationalwillens Spielraum gelaſſen werde.“

Als Mittel zum zweitgenannten Hauptzwecke bezeichnete Behr die Stiftung eines rechtlichen Verhältniſſes, die Bewirkung der Geltung des Rechtsgeſetzes unter ſämmtlichen deutſchen Staaten, ſei es nun in der Form eines Völker- oder Staaten-Staats, — deutſches Reich, — oder in der eines Völker- oder Staaten-Bundes, — deutſche Konföderation. Den Tag des Abſchluſſes eines ſolchen Vereins wollte Behr als Tag der Wiedergeburt deutſcher Nation auf's Feſtlichſte begangen und das Andenken daran in derſelben Weiſe jährlich wiederholt haben. Als weiteres Mittel bezeichnete Behr die Aufſtellung eines konſtitutionellen oder organiſchen Geſetzes (einer Konſtitutionsurkunde) für den Verein. Welche von den beiden erwähnten Formen dazu gewählt werde, erklärte er ruhig abwarten zu wollen, indem es hauptſächlich darauf ankomme, daß der wahre Geiſt der gewählten Form richtig aufgefaßt werde. Nachdem er der bisherigen Beſchränkung der Monarchie durch die Einholung des Beiraths oder der Zuſtimmung von Ständen, oder Parlamente oder geſetzgebenden Korps gedacht, gab er, bei dem Ungenügenden jener Einrichtung, der Form der Düarchie den Vorzug und entwickelte die letztere im Weſentlichen dahin: daß die geſetzgebende Gewalt ihrem ganzen Umfange nach „in die Hände der verſammelten Völker-Repräſentanten, der deutſchen Reichsfürſten, niedergelegt, dagegen die ganze vollziehende Gewalt in die Hände eines Einzigen, des deutſchen Kaiſers, koncentrirt werde.“ Die deutſchen Reichsfürſten in jener ihnen zugedachten Thätigkeit nannte er dabei (durch Geſandte vertreten) den deutſchen Reichstag. — Gewiß und namentlich unter den Eindrücken der Gegenwart, welche mehr nach demokratiſchen Entwickelungen hindrängt, erſcheinen manchem Leſer dieſe Vorſchläge etwas veraltet und ſie wären es auch, wenn man jetzt damit hervortreten wollte. Aber damals war nichts natürlicher, als daß man die vor dem Rheinbund beſtandenen Formen nach deſſen Auflöſung zunächſt in Betracht nahm und ſie, mit den wünſchenswerthen Reinigungen und Beſſerungen, ſogar wieder einzuführen bedacht war. Auch Behr gedachte ausdrücklich ſolcher Reinigungen und Beſſerungen, beſonders zum Zwecke ſchnellerer und auf einfacherem Wege gefundener Beſchlüſſe des Reichstages. — Der Kaiſer, als vollziehende Gewalt, ſollte, nach Behr's Plan, auch die richterliche umfaſſen, der Kaiſer als oberſter Reichsrichter, einen aus geprüften Richtern der einzelnen Reichsſtaaten nach dem Vorſchlage ihrer Fürſten einzurichtenden Reichsgerichtshof einſetzen. Die Miniſter des Kaiſers würden dem Reichstage für verantwortlich erklärt; daß der Reichstag ſeine Pflichten erfülle, müßte die Publicität helfen, indem nämlich der Reichstag zur Oeffentlichkeit aller ſeiner Akte und zur Mittheilung aller ſeiner geſetzgeberiſchen Arbeiten nicht nur, ſondern auch aller ſeiner Verhandlungen in Beziehung auf die executive Gewalt in einem eigenen *Reichstags-Bülletin* verpflichtet, aber auch der gebildete Theil der deutſchen Nation überhaupt (ſo, daß kein Stand als ſolcher davon ausgeſchloſſen wäre,) aufgefordert und ermächtigt werde, die Thätigkeit des Reichstages mit ununterbrochener Aufmerkſamkeit zu beobachten und in eine hierfür einzurichtende Zeitſchrift, etwa einen *Reichsbeobachter*, ſeine Bemerkungen und Erinnerungen niederzulegen. Weitere Ausführungen *Behr's* behandelten den Fall, daß ſtatt eines Staaten-Staats ein Staaten-Bund beliebt würde, alſo an die Stelle eines Reichstages eine Bundesverſammlung oder ein Bundestag trete. *Behr* bezeichnete hierbei als das ſchicklichſte und gerechteſte Mittel, daß von den Schöpfern des neuen Vereins keine weſentliche Punkte überſehen oder individuellen Privatrückſichten die öffentlichen Intereſſen geopfert werden würden, ausdrücklich verlangte er, „daß der *Entwurf* der neuen Konſtitution Deutſchlands, bevor er zum definitiven Grundgeſetze erwüchſe, der deutſchen Nation ſelbſt zur Berathung vorgelegt, und deren Erinnerungen darüber im Wege der Publicität, ſowie ihre Sanktion *durch National-Delegirte* ausdrücklich und feierlich eingeholt würden." Einem etwaigen Einwande gegen dieſe Maßregel begegnete er mit der Bezugnahme auf die neuen Konſtitutionen von Schweden, Spanien, Holland und Frankreich, welche auch den betreffenden Völkern zur Berathung und Genehmigung vorgelegt worden, und auf das Bedenkliche, wenn man mit dem deutſchen Volke anders verführe. — „Kaum, dächten wir, könnte es gerathen ſein, der *deutſchen Nation* ſogleich im erſten Akte ihrer Wiedergeburt eine Probe zu geben, wie wenig man *ihrer* achte, und daß ſie ſich der Herrſcher-Willkür unbedingt hingeben müſſe, in ieſer

Hinſicht hinter allen andern Nationen weſentlich zurückſtehe: ein gerechter National-Unwille müßte dann die Freunde der Wiedergeburt niederhalten und die Ausſicht in die Zukunft mächtig trüben.“

Als Mittel zur Begründung und Handhabung eines geſicherten Rechtszuſtandes im Innern jedes einzelnen deutſchen Staates ſelbſt, ſchlug Behr grundgeſetzliche Regulirung des Machtgebrauchs, eine von der Geſammtheit der Staatsglieder aus ihren gebildeten Klaſſen zu wählende Erziehungs-Kommiſſion für den zukünftigen Regenten, eine genügende Volksrepräſentation (Volksräthe, den Staatsräthen gegenüber, und mit dieſen auf gleicher Stufe des Ranges,) deren Glieder dem ſie delegirenden Volke öffentliche Rechenſchaft über die Erfüllung ihrer Aufgabe abzulegen hätten, und endlich Verantwortlichkeit der Miniſter und Räthe vor. Die Wiederbelebung des deutſchen Wohlſtandes erklärte er aber am Weſentlichſten bedingt durch 1) das ungeſäumte Umſtoßen der allgemein verwünſchten Schlagbäume des Verkehrs und Handels, nämlich der Mauthen und Zölle; 2) Reduktion des deutſchen Poſtweſens auf die Wohlthat ſeines früheren Charakters, 3) das unverzögerte Eintreten kluger Sparſamkeit in den Staatsausgaben; 4) Vorbereitung und Einführung einer einzigen gerechten Beſteuerungsart (einer Einkommenſteuer und insbeſondere Abſchaffung der indirekten Abgaben), endlich 5) möglichſte Realiſirung der Staatspapiere. Auch für das Wiederaufblühen deutſcher Kultur hoffte er von dieſen Maßregeln die gedeihlichſten Folgen. Außerdem aber von einer beſſeren Organiſation des öffentlichen Unterrichts, von dem Löſen der Feſſeln aller Preſſen wenigſtens für wiſſenſchaftliche Arbeiten aller Art u. ſ. w. Die Schrift ſchloß mit Aufrufen an die deutſchen Fürſten und an die deutſchen Völker. Jene wurden auf die Größe der Opfer hingewieſen, welche ihre Völker ihnen gebracht hätten, ſowie daß dieſe der Größe ihrer gebrachten Opfer bewußt ſeien und mit Recht dafür billige Entſchädigung von ihnen erwarten könnten. „Sie reklamiren laut diejenigen Rechte, in deren Beſitz ſie längſt ſchon andere Völker geſetzt ſehen; und wir müſſen noch einmal daran erinnern, — auch die deutſche Geduld hat ihr endliches Maß und Ziel.“ Den deutſchen Völkern aber wurde geſagt, daß eben jetzt der Scheidepunkt ſei, wo ſie die Wahl haben, entweder noch tiefer zu ſinken und zu verarmen, oder ſich den Beſitz ausreichender Schutzwehren gegen den Mißbrauch der Staatsmacht in jeder, ſomit auch in finanzieller, Hinſicht, und diejenigen Einrichtungen zu verſchaffen, mit welchen ſie ihre Intereſſen ſelbſtthätig zu wahren vermögen.

Ich verweilte etwas länger bei dieſer Schrift, theils zur Andeutung ihres reichen Materials, welches namentlich jetzt, in dieſen konſtituirenden Zeiten, wenigſtens in ſeinen Grundgedanken und Strebungen, neuer Prüfung werth iſt, theils zum Belege, wie ſehr deutſche Gelehrte bei dem Wiederaufbau einer neuen deutſchen Staatsgeſellſchaft thätig waren, wie ſie dabei in’s Einzelne gingen und wie nicht blos die Geſtaltung, ſondern auch die Geſtaltung im Sinne der Freiheit ihnen dabei vorleuchtete. Unter dieſen Gelehrten aber ſtand Behr mit oben an.

In Erwartung der Wirkungen ſeiner „Darſtellung“ ſchrieb er zum Gebrauche bei Vorleſungen einen „Abriß der Staatswiſſenſchaftslehre, nebſt dem Grundriß einer Verfaſſung für Monarchien. Bamberg 1816.“

Im Hungerjahr 1817 erhob Behr, voll gerechten Unmuths und warmer Theilnahme an den Leiden des Volks, ſeine kräftige Stimme in einer zwar kleinen, aber deſto gehaltvolleren Broſchüre, unter dem Titel: „Das Recht und die Pflicht der Regierungen in Beziehung auf die gegenwärtige Theuerungsangelegenheit, ſtaatswiſſenſchaftlich erörtert, Würzburg.“ Nachdem in dieſer Schrift erwähnt war, daß man, im Gegenſatze zu früherem Verfahren, in den neueſten Zeiten eine gränzenloſe Freiheit des Getreidehandels geſtattet und in Schutz genommen habe, daß, während man die Freiheit der Bürger in ſo vielen anderen Rückſichten mächtig zu beengen ſich nicht geſcheut, man eigenſinnig auf dem

Prinzipe jener Handelsfreiheit beharrt habe, der größte Theil der Bürger in Jammer und Noth unter Bereicherung einiger Händler und Wucherer verſunken ſei und die Regierungen ſich vergebens mühten, dem fürchterlich weit gediehenen Elende zu ſteuern, weil eine feſt gewurzelte, durchaus irrige Anſicht ſie die rechten, allein zum Ziele führenden Mittel nicht ergreifen laſſe, — bezeichnete dann der Verfaſſer als ſolche Mittel: *unter beſtimmter Vorausſetzung* unverholen auszuſprechende *Getreideſperre gegen das Ausland, Beſtimmung des Maximums eines Getreidepreiſes*, und *Hervorziehung der Getreidevorräthe*, wo ſie ſich finden, *gegen Erſtattung dieſes höchſten Preiſes*. Es iſt hier nicht der Raum, den Ausführungen, womit der Verf. die vollkommene Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit dieſer Mittel darzuthun ſich bemühte, zu folgen. Nur ſoviel ſei alſo geſagt, daß er es mit der Kraft und Entſchiedenheit that, welche die Angelegenheit eines hungernden Volks verlangte — (der Scheffel Getreide koſtete damals in Schwaben 70 bis 80, das Malter in Franken 50 und mehr Gulden!) — Die Handelsfreiheit, bemerkte er, ſei in grobe Handelsfrechheit ausgeartet, die, gleich einem Würgengel, von Haus zu Haus, von einem Stande zum andern — freilich aber nur von Unten nach Oben — ſchreite und ihre Opfer ſchlachte. Bloße Verbote der Auf- und Vorkäuferei des Getreides könnten jetzt nicht helfen; die Anlegung von Getreidemagazinen in jeder möglichen Geſtalt und Art könne, ſeiner Ueberzeugung nach, nur in Zeiten großen Ueberfluſſes rathſam ſeyn; u. ſ. w. Die Handelsfreiheit iſt theils in Form der ſogenannten Freihandelsfrage ſchon mehrere Jahre, theils mit Rückſicht auf die Theuerung des vorigen Jahres, wieder neuerdings der Gegenſtand des Streites geworden; und ſo verdient alſo um ſo mehr jene gediegene, herzhafte und warme Schrift eine Wiedererweckung. Aber auch die unmittelbarſt ſie umgebende Zeit nahm ſie mit Anerkennung auf. Ja ſie mußte, heißhungrig verſchlungen, in wenigen Tagen wiederholt aufgelegt werden.

Der durch den Pariſer Frieden in ſein Land wieder eingeſetzte Kurfürſt von Heſſen hatte bekanntlich für gut befunden, die von dem Könige von Weſtphalen, ſeinem Regierungsvorfahren, verkauften Güter von ihren Käufern ohne Entſchädigung wieder an ſich zu reißen. Dieſe Handlungsweiſe machte gerechtes Aufſehen in Deutſchland, und Behr — denn es galt ja, Unterdrückten beizuſtehen, dem gekränkten Rechte zum Siege zu verhelfen — bewies, obgleich nicht ſelbſt betheiligt und unaufgefordert, mit ſchlagenden Gründen das kurfürſtliche Unrecht in einer „Staatswiſſenſchaftlichen Erörterung der Fragen: I. Inwiefern iſt der Regent eines Staates an die Handlungen ſeines Regierungsvorfahrers gebunden? II. Sind die in Gefolge des Pariſer Friedens in den Beſitz ihrer Länder reſtituirten Fürſten, z. B. der Kurfürſt von Heſſen, u. ſ. w. an die Regierungshandlungen ihres Vorfahrers gebunden oder nicht? III. Was iſt von dem Benehmen des deutſchen Bundestags in der Angelegenheit der weſtphäliſchen Domainenkäufer zu halten? (Bamberg und Leipzig 1818 bei Kunz.)" eine Arbeit von bleibendem Werth, denn es wird nicht möglich ſein, die hierin behandelten ſtaatsrechtlichen Fragen mit größerer Umſicht, Gründlich- und Rechtlichkeit zu erörtern, als es hier geſchehen iſt. Die dritte Abtheilung der Schrift hatte Behr mit dem deutſchen Bundestag und der von ihm in ſeiner 44ten Sitzung an die weſtphäliſchen Domainenkäufer beſchloſſenen abſchlägigen Verfügung in Konflikt geſetzt. Er zog die ihr zu Grunde liegenden, erſtatteten Vorträge „als wiſſenſchaftliche Produkte" in nähere Betrachtung und zerlegte ſie mit ſicherm kritiſchen Meſſer. Zum Schluſſe dieſer Ausführungen erklärte ſich Behr von einer unnennbaren Wehmuth ergriffen: „die deutſche Bundesverſammlung, angerufen um Vertheidigung des auf eine beiſpielloſe Weiſe unterdrückten Rechts, die Bundesverſammlung — den Repräſentanten von Kaiſern und Königen, und von 28 Millionen Deutſchen — einem Kurfürſten von Heſſen gegenüber, in jener (von ihm näher geſchilderten) Stellung erblicken zu müſſen." Die darauf folgende Stelle lautet: „Arme deutſche Nation! ſo mußt du alſo auch die ſchöne innige Hoffnung, in dem neuen Vereine ein ſchützendes Bollwerk gegen Herrſcherwillkür zu finden, ſo früh ſchon wieder untergehen laſſen! Die Bundesverſammlung hat die erſte Hauptprobe nicht beſtanden; Wem kann man es zumuthen, ferner noch auf ſie zu bauen? — So manche Stimmen wollten behaupten, der deutſche Bund zeige ſich nicht als Völker- nur als Fürſtenbund: ich konnte dem nicht beipflichten; denn, ſo wenig ich mir einen Fürſten ohne Volk zu denken vermag, ſo unmöglich ſchien mir ein Fürſtenbund, der nicht nothwendig Völkerbund zugleich wäre. Die Bundesverſammlung hat jedoch ſo lange ſchon fortgefahren, gerade nur die weſentlichſten Intereſſen der Völker außer Augen zu laſſen, daß ich mich der Umänderung meiner Anſicht kaum mehr erwehren kann. — Dulden die Fürſten noch länger dieſes Benehmen ihrer Abgeordneten, dann wird es bald klar ſein, wie es mit dem Bunde gemeint ſei.“ — So ſprach ein deutſcher Mann ſchon vor 30 Jahren! — Behr ſchloß mit den Worten: „Mein Recht, über den behandelten Gegenſtand eine Stimme abzugeben, iſt begründet durch meinen Beruf, Wahrheit und Recht zu verkünden durch Wort und Schrift, und ich mache von dieſem meinem Rechte vorzüglich da Gebrauch, wo es das eigne Intereſſe der Regierungen heiſcht, daß — Wahrheit und Recht nicht verkannt bleiben.“ Die Zornausbrüche des Kurfürſten über die Schrift bewieſen, wie ſehr er ſich dadurch getroffen fühlte.

Am 27. Mai 1818 trat zwar nicht unverhofft, doch faſt unerwartet die bayeriſche Verfaſſungsurkunde hervor und Behr wurde beauftragt, die deßhalb angeordnete akademiſche Feier durch eine Feſtrede zu verherrlichen, welche dann unter dem Titel: „Staatswiſſenſchaftliche Betrachtungen über Entſtehung und Hauptmomente der neuen Verfaſſung des bayeriſchen Staats“ gedruckt erſchien. — Es war eine Zeit neu aufgegangener Hoffnung; ein Sich-Stützen auf Worte, welche nur dann Leben und Bedeutung haben, wenn ein friſcher, freier Geiſt ſie durchweht.

Die Herbſtferien dieſes Jahres benutzte Behr mit akademiſchen Freunden zu einer Reiſe an den Rhein und nach den Niederlanden. Er ſah das Meer und die großen Städte voll Kunſtſchätzen, Gewerbfleiß und geſchichtlicher Erinnerungen — Lüttich, Löwen, Leyden, Utrecht, Amſterdam, Dortrecht, Rotterdam, Antwerpen, Gent, Brüſſel. In Aachen waren eben die europäiſchen Großmächte im Kongreß verſammelt. In den genannten niederländiſchen Univerſitäten hatte er mehrere ausgezeichnete Männer und in Koblenz den damals dort noch wohnenden Görres kennen gelernt.

Bald nach ſeiner Rückkehr veröffentlichte Behr „Andeutungen in Beziehung auf die finanziellen Momente der neuen Verfaſſung des bayeriſchen Staates, zur Beherzigung ſeiner künftigen Stände, 1818," worin er dieſen ihre pflichtmäßige Wirkſamkeit in allen finanziellen Beziehungen ebenſo gründlich als erſchöpfend zeichnete und warm an's Herz legte.

Aber Behr ſollte nun perſönlichſt heraustreten aus dem Dämmer der Theorie in die unmittelbare ſonnige Wirklichkeit. Von der Univerſität Würzburg zu ihrem Abgeordneten an den erſten bayeriſchen Landtag gewählt, reiſte er an den Ort ſeiner neuen ehrenvollen Beſtimmung ab. Ausgerüſtet mit einer ſeltenen Fülle gerade derjenigen Kenntniſſe, die auf dieſem Standpunkte erforderlich waren, verband er zugleich damit den feſten Willen und Muth, davon zum Wohle des Volks den pflichtmäßig möglichſten Gebrauch zu machen. In München regierte damals noch Maximilian Joſeph, ein Mann ohne Affektation und falſchen Schein, an den ſich die Hoffnungen einer beſſeren Zeit gerne aufrankten. Das zu beginnende Werk hatte den großen Vorzug des Neuſeins: ein Zuſtand, der manche damit verbundenen Unbequemlichkeiten weit aufwiegt. Noch war keine Erwartung getäuſcht, noch klang jedes Wort, als wäre es aus dem edelſten Metall geprägt, in's Ohr. Man hoffte gegenſeitig von ſich das Beſte, weil man ſelbſt das Beſte zu thun geneigt war, und die Intereſſen umgingen ſich noch, die ziemlich bald nachher hart aufeinanderſtoßen ſollten.

Behr wußte ſich unter den 130, zum erſten Male ſich begegnenden Kammermitgliedern durch ſein würdevoll offenes und verſtändiges Benehmen ſogleich dasjenige Vertrauen zu erwerben, welches ihn den zur Präſidenten-Stelle Vorgeſchlagenen einreihte und zugleich in den Steuer- und Petitions-Ausſchuß erwählte. Behr nahm nun unermüdet in allen öffentlichen Kammerſitzungen an allen Debatten, theils vom Platze aus, theils durch größere Reden vom Rednerſtuhle, denen Alles mit der größten Spannung lauſchte, Antheil und in jedem von jenen Sitzungen freien Momente beſchäftigte ihn der eine oder andere Ausſchuß meiſtens bis tief in die Nacht.

In einer, am 6. Februar 1819 gehaltenen Rede erkannte Behr in der landſtändiſchen Rednerbühne „das Symbol der Anerkennung unſerer (der bayeriſchen) politiſchen Mündigkeit, die Verkünderin unſerer politiſchen Wiedergeburt, eines der ſprechendſten Monumente erhabener Fürſtentugend unſers Monarchen.“ Indeſſen auch da ſchon war ihm die bayeriſche Verfaſſungsurkunde nicht fehlerlos. Er erkannte ihre Wohlthaten, „was auch noch zur Zeit an ihr vermißt werden mag,“ und hielt ſie ſonach der Verbeſſerung nicht blos für fähig, ſondern auch für bedürftig. Er bezeichnete den landſtändiſchen Wirkungskreis als „noch zur Zeit etwas enge gezogen,“ hoffte jedoch dabei, dadurch, daß die Stände „mit leidenſchaftloſer Ruhe und beſonnener Zartheit, aber auch einig und mit kluger Feſtigkeit“ ihn ausfüllten, „würden ſie ſich ein Recht auf deſſen nicht undeutlich verheißene Erweiterung begründen und Gelegenheit ſchaffen, des Guten größeres Maß dem Volke zu bereiten.“ „Der König, und was wir ihm ſchuldig ſind, wird von uns nie über dem Volke, — das Volk und was wir ihm ſchulden, nie über dem Könige vergeſſen werden; denn beide, König und Volk, bilden den Staat, das Ganze, dem wir angehören, für deſſen Geſammt-Beſtes wir zu rathſchlagen berufen ſind.“ — „Stete Mitwirkung zur Stütze, zur Förderung des

Zweckmäßigen, des Gerechten, des Guten, — nur Oppoſition dem Zweckwidrigen, dem Unrechte, dem Böſen! ſei das, nun praktiſch zu bethätigende Motto unſerer Standſchaft; dann werden die guten Keime, deren unſere Verfaſſung ſo viele umſchließt, ſchnell reifen, und ſicher zu derjenigen Blüthe und Frucht, die der erhabene Pflanzer gewollt zum Glücke ſeines Volks."

In der Adreſſe der Reichsräthe an den König war von einem mächtigen Anwogen der aus dem Vertrauen des Volks durch ſeine Wahl hervorgegangenen Verſammlungen (alſo auch der Kammer der Abgeordneten), und zwar, wie die Schlußworte andeuteten, von einem mächtigen Anwogen gegen den Monarchen, die Rede geweſen, welchem Anwogen die Kammer der Reichsräthe einen Damm entgegen zu ſetzen, als das Ziel ihres ganzen Wirkens betrachte. Behr erkannte hierin, wo gar kein Grund dazu vorhanden, eine Kränkung und Beleidigung, und hielt ein Entgegentreten für nothwendig, um die Idee nicht aufkommen zu laſſen, daß die Kammer der Abgeordneten das leitende Prinzip im Grunde revolutionärer Ideen ſei. Er verlangte eine neue Adreſſe an den König und eine Erklärung an die Reichsräthe. Im Verlauf weiterer Berathungen über die Sache fand er die in jener Stelle der Adreſſe verborgene Tendenz der Kammer der Reichsräthe „zwar keineswegs unerwartet, „denn," ſetzte er hinzu, „ſie iſt die kaum vermeidliche Folge der unglücklichen Trennung der einen Standſchaft in zwei Kammern: aber daß man dieſe Tendenz ſogleich im erſten Momente uns geradezu in's Geſicht bekennt, iſt etwas mehr als deutſche Aufrichtigkeit, und überdies der Ausdruck einer Würdigung der Kammer, die wir nicht verdienen, aber verdienen würden, wenn wir ſie duldeten." Von dem Antrag einer Erklärung an die Reichsräthe ging Behr dabei wieder ab, „weil ſolche leicht zu einem förmlichen Zwiſte zwiſchen den beiden Kammern führen könnte." Die Kammer verwahrte ſich dann einſtimmig gegen die Aeußerung der Kammer der Reichsräthe zu Protokoll.

Von den verſchiedenen wichtigen Anträgen, welche

Behr ſtellte, kann, bei dem hier eng gemeſſenen Raume, nur der auf Einführung mündlich-öffentlicher Civil- und Strafrechtspflege hier erwähnt werden. Er bemerkte unter Anderm in demſelben: „Langſamkeit und Schwerfälligkeit des Rechtsganges, Theurung der Juſtiz, bei obwaltender Unſicherheit für ihre ſtrenge Rechtsangemeſſenheit, Mißtrauen der ſtreitenden Theile, Unannehmlichkeit des Dienſtes bei ewigem Schreibſtuben-Arreſt und dem unſeligen Ausdreſchen voluminöſer Rechtsdeduktionen, Spielraum für Advokatenränke und deren traurige Folgen und Ununterbringlichkeit der ſtets wachſenden Regiſtraturen ſind unverkennbar die Hauptmängel, an denen unſere jetzige Juſtizverfaſſung zum unberechenbaren Nachtheile der Staatsbürger weſentlich kränkelt. Dahingegen ſind aus der Natur der Sache ſelbſt hervorgehende Schnelligkeit der Rechtspflege und dadurch Förderung des Staatszweckes, allgemeines Vertrauen zum Richteramte und Beruhigung der, ſeiner wirklich bedürfenden Parteien, Sicherung gegen Parteilichkeit und Irrthümer in den Funktionen des Richters, unglaubliche Zeiterſparniß für Richter und Advokaten, weit größere Annehmlichkeit des aller mechaniſchen Frohnarbeit enthobenen Dienſtes, Entfernung untüchtiger und unredlicher Anwälte, endlich weſentliche Erſparung an Koſten aller Art für den Staat und ſeine Bürger, die anerkannten, von allen deutſchen Völkern, die ihrer theilhaftig geworden, und ſo auch von unſern Brüdern am Rheine, aus Erfahrung ſo hochgerühmten Vorzüge der mündlich-öffentlichen Rechtspflege.“

In ſeiner Rede über dieſen Gegenſtand führte Behr das Zweckmäßige der Einführung mündlich-öffentlicher Civil- und Strafjuſtiz weiter aus, Ausführungen, welche jetzt, nach 29 Jahren, leider noch immer der allgemeineren Anwendung ermangeln, aber dafür in's Bewußtſein des Volks tief eingedrungen und von dieſem ſeinen neuſt aufgeſtellten Programmen in kurzen gedrängten Worten eingereiht worden ſind. In Verbindung mit der mündlich-öffentlichen Civil- und Strafjuſtiz wünſchte Behr: „1) ein einfaches, deutſches und allgemein verſtändliches Civilgeſetzbuch; 2) eine ſelbſtgeſchaffene, nicht den Franzoſen blos nachbetende, Prozeßordnung für mündlich-öffentliche Juſtiz; 3) Ueberweiſung der ſogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit an die Polizei, wohin ſie ihrer Natur nach gehört, und 4) die höchſtnöthige Sonderung der Juſtiz von der Adminiſtration.“ Gelegentlich des ſehr Triftigen, was über die Oeffentlichkeit der Strafjuſtiz von ihm geſagt wurde, (Einzelnes wie in prophetiſchem Geiſte über ſein eigenes künftiges Trauer-Schickſal verfaßt!) kam Behr dann auch zum Geſchwornengerichte, dieſem ebenfalls neuerdings mit unter die Volkswünſche geſetzten hochwichtigen Inſtitute. Er erklärte es für zweckmäßig. „Die verborgene Urſache widerſinniger Ergebniſſe desſelben,“ ſagte er, „iſt meiſtens nur in der unmäßigen Strenge der Strafgeſetzgebung, die umgangen werden wollte, um einen Unglücklichen von zu harter Strafe zu retten, und das iſt gut, und dann darin zu ſuchen, daß man ſie nicht blos über das Faktum: ob ſchuldig oder nicht? befragte, ſondern auch ſogar über die Anwendung des Geſetzes auf's Faktum, höchſtens aber ſie befragen ſollte, neben der Schuld, über den Strafgrad oder die Dauer.“ „Die Ausmittelung des Faktums,“ fuhr er fort, „iſt nicht Sache der Gewalt, ſondern der Privaten ſelbſt — dann tritt erſt die richtende Gewalt des Staats ein. — Höchſt wichtig bleibt das Geſchwornen-Gericht immer in politiſcher Hinſicht, als Gewähr, die es dem Volke nicht nur gegen mögliche Gewaltſtreiche der Regierungen, ſondern auch der Regierung für die Zufriedenheit und für die Anhänglichkeit und Treue der Regierten leiſtet.“

Andre Vorträge Behr's betrafen die Einführung der Landräthe, die Aufhebung des Lotto, die Abwendung der beabſichtigten Einführung eines Weinaufſchlags, die Feier des erſten Jahrestages der Einführung der Verfaſſung u. ſ. w. Beſonders ausgezeichnet war ſein General-Finanzbericht. Er hatte nämlich als Mitglied des für die Steuern gewählten landſtändiſchen Ausſchuſſes das Referat über das Budget zugewieſen erhalten, was ihn in eine ſehr ſchwierige Stellung der Regierung gegenüber brachte. Der

Finanzminiſter v. Lerchenfeld verweigerte ſtandhaft, der zweiten Kammer über die Verwendung des öffentlichen Einkommens vor der Einführung der Verfaſſungsurkunde Rechenſchaft zu geben, und theilte den Ständen nur einen Hauptbericht über Einnahmen und Ausgaben mit, wonach ein Ausfall von 682,590 Gulden zu decken war, während Behr in einem von ihm erſtatteten Bericht einen Ueberſchuß von 98,719 Gulden nachzuzeigen verſucht hatte. Sodann gab insbeſondere das Kriegsbudget Anlaß zu Schwierigkeiten zwiſchen Regierung und Ständen, und die zweite Kammer verwarf es, als es zur Abſtimmung kam, mit anſehnlicher Majorität.

Es gehört mit zu den Leiden politiſcher Charaktere, daß ſie, wenn ſie nicht ſtets durch die höchſte Welle des Tages ſich treiben laſſen, als laß, als zweideutig, als „moderantiſtiſch“ gelten. (Eine Erfahrung, welche allerdings auch wirkliche Renegaten, der öffentlichen Meinung gegenüber, ſich zu Nutze zu machen ſuchten.) Und ſo, indem ſie ſchon genügend der Haß der Gegenpartei, des Ariſtokratismus, trifft, ſind ſie des Beifalls der eignen Partei ebenfalls nicht für immer ſicher. Heil ihnen, wenn der Beifall ihres Gewiſſens ihnen dann nicht mangelt! In ſolche Doppel-Schwierigkeiten war im Verlauf ſeiner landſtändiſchen Wirkſamkeit auch Behr gerathen. Er erklärte in der Sitzung vom 26. Juni 1819 darüber: „Die hohe Kammer erinnert ſich, daß ich in der erſten Epoche dieſer Verſammlung die Motion in Betreff der Adreſſe der Kammer der Reichsräthe gemacht und den Antrag auf Beeidigung des Militärs unterſtützt habe; eine Beeidigung, die bereits in einem im Jahr 1812 erſchienenen königl. Edikte ausdrücklich zum Geſetze gemacht war. Es ſcheint, daß eine Art Menſchen ſich damals ſchon zum Geſchäft gemacht habe, meine Aeußerungen zu mißdeuten, und ſo geſchah es, daß man mich für einen Jakobiner, für einen Revolutionär ausgab. Es hat mir in der Seele wehe gethan, mich ſo mißkannt zu ſehen. Allein mein Bewußtſein beruhigte mich bald wieder, und ich war feſt überzeugt, die ganze Reihe meines ferneren Benehmens werde das Urtheil über mich berichten. Es trat eine Epoche ein, in der ich Anſichten der Regierung zu beurtheilen hatte, die mit den meinigen übereinſtimmten; ich vertheidigte ſie, wie ich dies in allen ähnlichen Fällen thun werde, ſowie ich aber auch bei entgegengeſetzter Vorausſetzung immer die Rechte des Volks vertheidigen werde, wo ich glaube, daß es rathſam und nothwendig ſei. Ich ſprach mit Mäßigung, rieth in manchen Fällen zur Nachgiebigkeit, und fiel nun in den Verdacht, daß ich von den Miniſterien erkauft ſei. Was dieſen Verdacht weſentlich nährte, war ein entſtandenes Gerücht, daß eine gewiſſe Perſon in Gegenwart einer Deputation zu Sr. Majeſtät geſagt haben ſolle: Es ginge gut, ſeitdem Häcker und Behr gewonnen ſeien. Wie mich das ſchmerzte, können Sie ſich denken. Dies nöthigt mich nun aber, mich über die Motive meines Benehmens hier öffentlich zu erklären, wie ich es früher in einer geheimen Sitzung gethan. Mein Wahlſpruch war: entweder liberale Inſtitutionen für das Volk, oder Erſparung; beides zugleich zu erringen, war, wie ich wohl einſah, unmöglich, darum konnte alſo nur Eines oder das Andere bezielt werden, und ich glaubte, liberale Inſtitutionen, z. B. jene der Landräthe, der Oeffentlichkeit der Juſtiz u. ſ. w., ſeien dem Volke mehr werth, als Erſparung der bekannten Million, von der ſo oft die Sprache war; blos darum rieth ich zu einer Art von Nachgiebigkeit in Betreff dieſer Million. Nachdem nun aber die bekannte Thatſache eingetreten war, welche die Ueberzeugung gewährte, daß die Hoffnung auf liberale Inſtitutionen aufgegeben werden müſſe, konnte ich nach meiner Anſicht nunmehr nur auf Erſparung dringen, und daher erklärte ich in jener geheimen Sitzung: „keine liberalen Inſtitutionen — alſo Erſparung.“ Dies waren die einzigen Motive meiner Handlungsweiſe; nachdem keine liberalen Inſtitutionen zu erringen waren, blieb mir nichts anders übrig, als für Erſparung zu ſtimmen, und um mir konſequent zu bleiben, mußte ich ſelbſt gegen den, urſprünglich von mir allein in Antrag gebrachten Zuſchuß für die Univerſität Würzburg ſtimmen, nachdem ich gegen jede andere, nach meiner Anſicht abſolut vermeidliche Ausgabe geſtimmt hatte. Seit dieſer Abſtimmung und ſeitdem ich mich in der Schuldenſache ſo nachdrücklich gegen die Uebereilung erklärt habe, ſeitdem ſieht man mich wieder als auf der entgegengeſetzten Seite ſtehenden; jetzt bin ich wieder Jakobiner, jetzt legt man mir wieder revolutionäre Aeußerungen in den Mund, und Sie können ſich denken, wie ſehr es mich ſchmerzte, hören zu müſſen, daß man mich in Kurzem von meiner Stelle entfernen wolle. Dies kann mich indeſſen nicht irre machen, ich vertraue zu feſt auf die Gerechtigkeit des Königs und der Regierung, als daß ich mich durch ein ſolches Gerücht ſchrecken laſſen könnte, und werde daher nach, wie vor, ſtreng meine Pflicht erfüllen.“

Behr hatte jene Erklärung mit den Worten geendigt: „Ich weiß es nicht, wie es Menſchen geben kann, die nur darauf auszugehen ſcheinen, alle meine Aeußerungen zu verdrehen; ich bin der anſpruchsloſeſte Menſch von der Welt; ich will nichts, ich verlange nichts, ich bin zufrieden mit meiner doch kaum beneidenswerthen Stelle, und weiß daher um ſo weniger, warum gerade allein meine Aeußerungen ſo oft in einer andern Art aufgefaßt werden. Ich bitte, mich meinen Weg ruhig fortgehen zu laſſen. Wer mein Benehmen ſeit 20 Jahren kennt, kennt auch die Ruhe und Redlichkeit meines Charakters, und wahrlich, ich bin nicht hierher gekommen, um die Rolle eines rechtlichen Mannes mit der eines Jakobiners zu vertauſchen.“

Jene Wolken zogen jedoch bald vorüber. Behr, bei ſeinem eifrigen Streben nach Gerechtigkeit und von dem Wunſche beſeelt, die Verhandlungen zwiſchen Krone und Volk von einem Erfolge begleitet zu ſehen, war doch keinen Augenblick über die Bedeutung ſeiner Eigenſchaft als Abgeordneter zweifelhaft. Das Recht und Intereſſe der Krone zu vertreten, hielt er mit Recht für die Sache der Regierungskommiſſäre, dagegen für die Sache der Abgeordneten, für das Volk einzuſtehen. Darauf richtete er den Blick, unerſchüttert durch die glänzendſten Verſprechungen. Und in dieſer Eigenſchaft wurde er auch erkannt.

Es iſt nicht blos Ueberzeugungs-, ſondern auch Klugheitsſache des redlichen, gutmüthigen Politikers, an Beſſerungen des öffentlichen Zuſtandes zu glauben und dieſes Glauben darzulegen. Und ſo konnte Behr mit Recht wohl am 16. Juli 1819, beim Schluſſe der landſtändiſchen Sitzungen für jenes Jahr, in der zweiten Kammer ſprechen: „Bayern, Deutſchland, Europa wird nicht verkennen, daß wir's redlich meinten, daß wir muthig kämpften. Jeder unter uns nach ſeiner Ueberzeugung, nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen. Vielleicht möglich, daß ich, daß mancher, im heiligen Eifer für des Volkes Wohl und Rechte, die Gränze einen Augenblick überſchritt, die der kalte Beobachter leicht beachtbar wähnte: aber nie entſchwand es ſelbſt, das große Ziel, dem Auge, nie fand eine Verirrung jenſeits der rechten Gränze Statt: Mißverſtändniſſe ſpalteten uns, auf Augenblicke nur, aber: in dieſen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht. Hohe Beachtung der durch die Verfaſſung geſetzten Markſteine, rege Thätigkeit, vielſeitiges Mitwirken für Ausfüllung des durch ſie gezeichneten Wirkungskreiſes, dieſe Zeugniſſe wird uns weder die Regierung, noch das Volk, noch das Ausland verſagen, am Wenigſten dann verſagen, wenn die zur Läuterung des Urtheils erforderliche Zeit wird verfloſſen ſein. Daß nicht allen gegründeten Anträgen und Wünſchen entſprochen, nicht alle Beſchwerden ſofort erledigt werden konnten, drückt Niemanden ſchmerzlicher, als nur uns ſelbſt, die ſo gerne Alles, Alle befriedigt hätten, aber die in allen Ausſchüſſen gefertigt liegenden Vorträge beweiſen, daß beſonders nur die Enge der Zeit, der Geſchäftsgang, jene Befriedigung hemmten." — — „Und ſo können wir mit ruhigem Blicke auf das Vergangene, unſerer baldigen Wiedervereinigung heiter entgegen ſehen."

Man hätte glauben ſollen, daß ſolche gemäßigten und nach Oben keineswegs anklagenden Aeußerungen namentlich von Obenher die größte Anerkennung hätten finden müſſen. Aber dem war nicht ſo. War Behr doch zugleich auch eines der muthvoll ſtandhafteſten Mitglieder des nun zum Schluſſe gelangten erſten bayeriſchen Landtages geweſen. Wußte man doch, daß

. . . ., ein biegſamer Frühlingsſproß
Bei kleineren Dingen,

er

. . ., wenn es größere gilt,
Eiche, die dem Orkane ſteht,

ſei. Die mannigfaltigſten Ehrenbezeigungen wurden Behr überall auf ſeiner Rückreiſe von München über Landshut, Regensburg und Bamberg erwieſen. Eine Poſtſtation vor Würzburg empfing ihn eine Deputation des akademiſchen Senats, begleitet von einer Menge Studierender zu Wagen und zu Pferd, und ſo ward er wie im Triumphe zu Würzburg eingeführt, wo ihn an ſeiner Wohnung ein glänzender Fackelzug empfing.

Zu einiger Erholung von der achtmonatlichen außerordentlichen Anſtrengung machte Behr im Herbſte dieſes Jahres 1819 einen Ausflug in den bayeriſchen Rheinkreis, wohin ihn die Abgeordneten aus dieſem Kreiſe eingeladen hatten.

Mit erneuter Kraft zurückgekehrt, lebte er mit gewohntem Fleiße ſeinem Berufe als Lehrer und erwählter Prorektor der Univerſität; auch erſchien von ihm 1820 eine gediegene Abhandlung „Von den rechtlichen Gränzen der Einwirkung des deutſchen Bundes auf die Verfaſſung, Geſetzgebung und Rechtspflege ſeiner Gliederſtaaten" (Stuttgart, bei Metzler), dieſelbe Schrift, aus der ich früher eine Stelle über Behr's Anſchauung der Verhältniſſe im Jahr 1808 entnommen hatte. Er nannte in dieſer Schrift die deutſche Bundesakte eine „höchſt kompendiariſche Skizze eines neuen deutſchen Fürſten- und Staatenbundes, deſſen Angelegenheiten nur durch die Bundesverſammlung, welcher ihr Sitz zu Frankfurt angewieſen war, beſorgt werden ſollten." Er hielt dafür, „daß jeder Deutſche ſich mit ſeinem Vertrauen auf die Erfüllung der gerechteſten Hoffnungen und Wünſche lediglich an ſeine eigene Regierung allein gewieſen erkennen müßte, und" ſetzte er hinzu — „wohl dem, deſſen Vertrauen hier Befriedigung ſand! Wir Bayern ſind in dieſem glücklichen Falle." In Folge der im Jahr 1818 hervorgetretenen Verfaſſung nämlich, „die, wenn ſie gleich noch Manches zu wünſchen übrig läßt, dennoch unſere dringendſten Bedürfniſſe befriedigte und zur Erfüllung unſerer übrigen gerechten Wünſche und Hoffnungen eine verläſſige Bahn eröffnete." Der Verlauf der Schrift zeigte dann auf den Grund ſchon früher entwickelten Unterſchieds zwiſchen einem Völkerſtaate und einem Staaten-Bunde nach, daß dem deutſchen Bunde in Folge ſeines Grundgeſetzes weder das Recht zukomme, einzuwirken auf die Verfaſſung ſeiner Gliederſtaaten, noch das Recht, einzuwirken auf die Geſetzgebung und Rechtspflege derſelben. Das Recht aber des deutſchen Bundes, ſich um das innere Leben ſeiner Gliederſtaaten zu bekümmern, wollte er bedingt durch den Zweck des Bundes, was er in einem die Unabhängigkeit der einzelnen Bundesſtaaten ſichernden Sinne ausführte. Die Schrift wurde — mit Zuſätzen — zum zweiten Male aufgelegt und noch jetzt iſt ihr praktiſche Beachtung dringend zu wünſchen.

Wie viel Behr durch ſeine Leiſtungen als Lehrer und Schriftſteller zur Blüthe der Univerſität Würzburg beigetragen, war allgemein bekannt und von der bayeriſchen Regierung ſelbſt beſtätigt, indem ſie ihm den ungeſuchten Titel und Rang eines Hofraths, und zu ſeinem Gehalt von 1200 Gulden eine jährliche Zulage von 600 Gulden gab. Demungeachtet mußte er vernehmen, daß man in München die Abſicht hege, ihn von ſeiner Profeſſur und dadurch vom Landtage zu entfernen, was er um ſo weniger glauben mochte, da die Miniſter ſelbſt nicht umhin gekonnt hatten, die redliche Pflichtmäßigkeit ſeiner Beſtrebungen am Landtage anzuerkennen. Auf den dringenden Wunſch der Bürger Würzburgs, die eben damals (1821) durch den Tod erledigte Stelle des erſten Bürgermeiſters zu übernehmen, hatte er in München den Antrag geſtellt, man möge ihm erlauben, den Verſuch zu machen, ob er die Bürgermeiſterſtelle mit und neben ſeiner Profeſſur verwalten könne, und hiermit verband er die Bemerkung, daß er beim Mißlingen dieſes Verſuchs das Bürgermeiſteramt ſogleich wieder abgeben wolle, indem er die ihm über Alles lieb gewordene Profeſſur um keinen Preis zu opfern gemeint ſei; — ſiehe: da kam von München ſchnell die barſche Entſcheidung, „er ſei als Profeſſor in Ruheſtand verſetzt und könne die Bürgermeiſterſtelle annehmen.“

Dieſer Entſchließung der Gewalt ſich fügend, trat Behr, nachdem er 23 Jahre lang ſein Lehramt rühmlich verwaltet, zur größten Freude der Würzburger Bürgerſchaft, die ihn früher ſchon bei einem feſtlichen Mahle mit der Bürgerkrone und ſpäter mit dem Ehrenbürger-Diplom beſchenkt hatte, im Mai 1821 die Bürgermeiſterſtelle an. Der ſtädtiſchen Verwaltung einen friſchen Geiſt einhauchend, verband er damit die Herausgabe von „Unterhaltungen des Bürgermeiſters mit ſeinen Mitbürgern“ in zwangloſen Heften. Es ſollte, ſeiner Abſicht nach, ein wahrer Gemeingeiſt und ein reges Intereſſe für die Gemeinde-Angelegenheiten dadurch erweckt und unterhalten werden. Doch mußte er dieſem gemeinnützigen Beginnen bald wieder entſagen, da man ihm von Seiten der Regierung in Ausſicht ſtellte, daß, wenn er in dieſen Unterhaltungen von Dingen Gebrauch mache, die auf amtlichem Wege zu ſeiner Kenntniß gekommen, dies als Verletzung des Amtsgeheimniſſes würde geahndet werden. Dadurch konnte man ihm jedoch den Weg nach den ihm ſo lieben gelehrten Beſchäftigungen und der Mittheilung ihrer Ergebniſſe an die Welt nicht abſchneiden. Und ſo erſchien denn von ihm: „Die Lehre von der Wirthſchaft des Staates, oder pragmatiſche Theorie der Finanzgeſetzgebung und Finanzverwaltung. Leipzig, bei Brockhaus, 1822;“ ein Werk, dem an Präciſion und Klarheit der Begriffe, an Konſequenz und Vollſtändigkeit, ſowie an Originalität der Behandlung ſeines Gegenſtandes kaum ein anderes zur Seite ſteht.

In demſelben Jahre 1822 zeigte ſich die wohl auch beabſichtigte Folge ſeiner Verſetzung in den Ruheſtand als Profeſſor. Ungeachtet nämlich der Landtag dieſes Jahres noch zu derſelben Wahlperiode gehörte, wurde er doch davon fern gehalten. Seine gründliche, auf die Verfaſſungsurkunde geſtützte Remonſtration dagegen war vergeblich.

Noch auffallender aber enthüllte ſich die Scheu vor ſeiner unbeugſamen Gradheit beim Eintritt der nächſten Wahlperiode 1825. Denn kaum war die Anzeige nach München gelangt, daß Behr von den Städten des Untermainkreiſes zu ihrem Abgeordneten gewählt ſei, ſendete dieſelbe oberſte Staatsbehörde — welche, unmittelbar nach dem Hervortreten der Verfaſſung, auf geſchehene Anfrage, ausdrücklich entſchieden hatte, daß Gemeindebeamte der königlichen Bewilligung zum Eintritte in die Kammer nicht bedürften — ſie ſendete nunmehr durch Eilboten die gerade entgegengeſetzte Entſcheidung und mit deren Anwendung wurde dann ſogleich dem Bürgermeiſter Behr die Bewilligung zum Eintritte verweigert. Dieſer legte zwar auf den Grund jenes groben Widerſpruchs und überdies der Unzuläſſigkeit einſeitiger Auslegung der Verfaſſung, hiergegen die nachdrücklichſte Proteſtation und Verwahrung ein, die Behörde wußte aber hierauf nur mit einem unmotivirten, weil nicht motivirbaren, offenbar ungerechten Verweis zu antworten. Selbſt die damalige Kammer, an welche Behr mit gründlicher Reklamation ſeines Rechts ſich gewendet, und der er die Wichtigkeit ihres eigenen Intereſſes hierbei nachgewieſen hatte, ſchloß ſich in dem Grade den Anſichten der Regierung an, daß ſie dieſe Sache fallen ließ und ſo das Recht aller künftighin zu Abgeordneten gewählten Gemeindebeamten dem ſouveränen Belieben Preis gab.

Im Oktober 1825 ſtarb König Maximilian von Bayern. An ſeine Stelle trat Kronprinz Ludwig, und nach der Art, wie ſich dieſer Prinz — längere Zeit Bewohner des königlichen Schloſſes in Würzburg — gegen ihren Bürgermeiſter öffentlich benommen hatte, glaubten die Würzburger, bei dem 1827 folgenden zweiten Landtag dieſer Wahlperiode, die Hoffnung ſchöpfen zu dürfen, daß jetzt ihrem erwählten Abgeordneten die Bewilligung zum Eintritt nicht ferner werde verſagt werden. Doch vergebens! Man erklärte die im Jahr 1825 ausgeſprochene Verweigerung als für die ganze Wahlperiode wirkſam.

Durfte Behr nicht perſönlich auf dem neuen Landtage zugegen ſein, ſo dachte er doch werkthätig daran, geiſtig ſich ihm zu zeigen und geiſtig auf ihn zu wirken. Er legte in „Anforderungen an den bayeriſchen Landtag 1827—28,“ wovon drei Bändchen erſchienen, die rechtlichen Intereſſen des bayeriſchen Volkes deſſen verſammelten Abgeordneten mit Wärme an's Herz und unterſtützte ſie redlich zu deren Beſorgung aus dem Schatz ſeiner Kenntniſſe. Aber der kurze Aufſchwung, den das konſtitutionelle Leben in Bayern genommen, war damals ſchon längſt vorüber und der überhand nehmende Druck der Reaktion machte ſich, wie im geſammten Europa, ſo auch hier geltend.

Behr hatte ſehr Recht, jenen Abgeordneten die Vorwürfe darüber nicht zu erſparen. Er that das öffentlich und mit Namensnennung nach geſchloſſenem Landtage in zwei weiteren Bändchen (Bamberg 1828) unter dem Titel: „Kritiſche Beleuchtung der Verhandlungen des bayeriſchen Landtags 1827—28,“ mit freimüthiger Unparteilichkeit.

Ich ſchalte hier die Berichtigung zweier großen Irrthümer ein. In einigen Büchern findet ſich nämlich die Behauptung, Behr ſei des Kronprinzen (nachmaligen Königs Ludwig von Bayern) Lehrer geweſen. Dies iſt ganz unrichtig. Genannter Kronprinz reſidirte in Würzburg in einem Alter, was ziemlich weit ſchon über das Bedürfniß eines Lehrers hinaus war, und daß Behr dem Kronprinzen, wenn er von dieſem befragt, ſeine Anſichten und Grundſätze unverholen über einzelne Gegenſtände mittheilte, kann wohl bei Weitem nicht ein Lehrerverhältniß genannt werden, deſſen ſich Behr auch nie gerühmt hat. — Ein anderer Irrthum, oder vielmehr eine hämiſche Nachrede fällt in weit ſpätere Zeit. Ein Artikel aus Bamberg in der Europa (1846, 21. November) nämlich, nachdem er als wahr erwähnt, daß man ehedem König Ludwig als Kronprinzen mit Bürgermeiſter Behr Arm in Arm gehen geſehen, bemerkte dann weiter, daß Behr nach Ludwig's Thronbeſteigung ſicherlich das Miniſterportefeuille ſchon in der Taſche zu haben geglaubt, weil er ſich aber hierin getäuſcht, einer feindſeligen Stimmung ſich hingegeben habe. Gerade das Gegentheil dieſer falſchen Angabe fand Statt. Behr äußerte nämlich gegen den König Ludwig: er ſuche nichts von ihm, denn er ſei mit ſeiner Stellung als Bürgermeiſter vollkommen zufrieden; nur erbitte er ſich die Erlaubniß, wenn er Wünſche für das Beſte des Volks auf dem Herzen habe, ſolche Sr. Maj. ſchriftlich mittheilen zu dürfen, — was ihm auch bewilligt wurde. Nie hat Behr um eine höhere Stelle nachgeſucht und wie weit er von allem blinden Ehrgeiz entfernt geweſen, beweiſt ſeine Unempfänglichkeit für die auf dem Landtage 1819 ihm angebotenen glänzenden Ausſichten.

Ich weiß zwar nicht, inwiefern Behr in den auf 1825 folgenden Jahren von jener Erlaubniß Gebrauch gemacht habe, aber es ſcheint mir, daß er an dem Erfolg ſeiner ſchriftlichen Bemerkungen — wenn dergleichen von ihm ausgegangen — verzweifelt ſei. In dieſer Beziehung erhalten wir belangreiche Winke in einem Werke Behr's: „Bedürfniſſe und Wünſche der Bayern, begründet durch freimüthige Reflexionen über die Verfaſſung, die Geſetzgebung und Verwaltung des bayeriſchen Staates“ im Jahr 1830 (Stuttgart, bei Gebrüder Franckh), mit beigefügter Zugabe: „Verſuch des Grundriſſes einer Verfaſſung für Monarchien.“ „Iſt dem Volke Grund zum Mißbehagen gegeben,“ ſagte er in dem Vorworte dazu, „ſo ſcheint mir das Natürlichſte und Vernünftigſte, daß einzelne Sachverſtändige und Stimmberechtigte aus ſeiner Mitte offen auftreten.“ Alſo, bei aller Mäßigung in der Form und bei dem Dank für das gegönnte freie Wort, „eine Wohlthat jenes Regentenwechſels,“ eine Appellation an das Publikum, — regelmäßig wenigſtens die Inſtanz über dem vergeblich angegangenen Einzelnen! Behr war bei Abfaſſung dieſer Schrift inſoferne zunächſt Bayer, als er es mit Bayern darin zu thun hatte. Aber er that dies von oberſten Prinzipien aus, und ſo eignete ſich dieſe umfaſſende und ſcharfſinnige Beurtheilung aller Verhältniſſe des **bayeriſchen** Staatslebens, mit Vorſchlägen ihrer allſeitigen Verbeſſerung, zugleich zu einem Prüfſteine aller andern, gleichaltrigen oder ſpäter erſt hervorgetretenen öffentlichen Verhältniſſe Deutſchlands. Es ſei, ſagte damals die Kritik darüber, jedem Fürſten und Volke ein ſo treuer Freund zu wünſchen, als welcher **Behr** in dieſem Buche für den Fürſten und das Volk von Bayern ſich erwieſen.

Allein gerade dieſer Fürſt las, wie verſichert wird, dieſes Buch nicht ſelbſt, ſondern nur durch die Brille ſeines damaligen Kabinets-Sekretärs **Grandauer**, welcher dem Könige die ungünſtigſten Anſichten davon beibrachte. Und ſo ward jenes Buch, welches die entſchiedenſte Tüchtigkeit **Behr's** zum Stellvertreter des Volks beurkundete, gerade Veranlaſſung, daß dem bei der neuen Wahlperiode 1831 faſt einſtimmig gewählten **Behr** abermals vom Könige die Bewilligung zum Eintritte in die Kammer der Abgeordneten verweigert und, der dringendſten Vorſtellung der Wähler ungeachtet, dieſe Verweigerung beſtätigt wurde.

Bekannt ſind die Rückwirkungen der franzöſiſchen Julirevolution 1830 auch auf Deutſchland, wo man die Nichterfüllung ſo heiliger Verſprechungen der Fürſten oder die frühzeitige Verkümmerung theilweiſe erfüllter, nicht verwinden konnte. Ebenſo ſind die Vorgänge in Heſſenkaſſel, Dresden u. ſ. w., noch in lebendiger Erinnerung. In Franken dachte man zwar nicht daran, irgend etwas mit Gewalt zu erzwingen, mit der größten Zuverſicht aber erwartete man von dem bevorſtehenden Landtage (1831) ein weſentliches Ausbauen der ſo wenig befriedigenden Staatsverfaſſung und höchſt nöthige Verbeſſerungen im Gebiete der Geſetzgebung und Verwaltung des Staates. Groß war daher die Spannung auf ſeine Thätigkeit, und als mehrere Wochen und ſelbſt Monate verliefen, ohne Ausſicht auf den gehabten Erfolg, da ſteigerte ſich die

Unzufriedenheit des Volks faſt bis zur Erbitterung. Behr, in Uebereinſtimmung mit ſchon früher von ihm ausgeſprochenen Grundſätzen, hielt auch da wieder für das wirkſamſte Mittel, um gegründete Volksunzufriedenheit vor Ausbrüchen zu bewahren, daß die Regierung auf die Gründe der Volksbeſchwerden und auf die Nothwendigkeit, dieſen ungeſäumt abzuhelfen, aufmerkſam gemacht werde. Denn — dies war ſeine wohlgegründete Ueberzeugung — die Erbitterung, die ſich durch den Ausdruck ihrer Beſchwerden Luft gemacht ſieht, wird weſentlich gemildert.

Und ſo hielt es denn Behr an der Zeit, mit ſeinem Beitrage zu dieſem heilſamen Zwecke nicht zurückzuhalten. Er ſchrieb eine „Dringende Erinnerung an die nun über ſechs Monate verſammelten Abgeordneten des bayeriſchen Volkes,“ im Auguſt 1831, und gab dieſe Schrift, mit ſeinem Namen als Verfaſſer verſehen, alsbald bei K. Strecker in Würzburg im Druck heraus.

„Die Langſamkeit Ihres Voranſchreitens zum Ziele während langer fünf bis ſechs Monaten,“ lautete der Eingang der Erinnerung, „die Breite Ihrer wiewohl mitunter auch ſchönen und gründlichen Reden, das Verſplittern Ihrer Kraft in endloſen Detailwünſchen und Anträgen, und der Mangel an Muth, wegen offenbarer Verletzung der Verfaſſung eine Anklage zu beſchließen, (in einer Note bemerkte Behr dabei: „wohl weiß ich, daß dieſer Vorwurf nicht Alle trifft, und ich huldige dem Muthe der Minorität mit der gebührenden Achtung“) waren in der That nicht geeignet, das Vertrauen zu ſtützen, womit Sie, meine Herren, auf Ihren gegenwärtigen Standpunkt begleitet wurden. Das Reſultat Ihrer redlichen Abſtimmung über den Ihnen vorgelegten Rechenſchaftsbericht rettete jedoch — nicht etwa, weil ein ausgezeichneter Muth dazu gehört hätte, ſondern weil es die Beſorgniß entfernte, daß es Ihnen ſogar an dem wenigen dazu erforderlichen Muthe gebrochen — den Reſt einiges Vertrauens, und mit der dadurch gehaltenen Hoffnung verſucht es ein Freund des Vaterlandes, nach langem Schweigen einige Worte an Sie zu richten, um, wo möglich, Ihre negative Thätigkeit noch zu einer fruchtbringenden, poſitiven zu ſteigern.“

Nun freilich, das waren kräftige Töne; aber ſie waren zugleich echt deutſch; es handelte ſich in einer Zeit, die ſich wieder zur Ruhe zu legen begann, noch einige Ergebniſſe zu erlangen. Je raſcher abfallend die Hoffnung, deſto nothwendiger war's, ſie raſch und mit deutlichem Ausdrucke in ihren letzten Zügen zu erfaſſen.

Behr's Schrift fuhr in ihren ernſten Vorhalten fort. Sie wies nach, welches der Hauptmangel in der bisherigen Geſchäftsthätigkeit der Abgeordneten geweſen. Als vor Allem Noth thuend, bezeichnete ſie: „der Staatsregierung ein wahres umfaſſendes Gemälde des ganzen Zuſtandes der Geſetzgebung und Verwaltung des Staats nach ihren Hauptzweigen, ein wahres Gemälde der nachtheiligen, lähmenden, erdrückenden Rückwirkungen jenes Zuſtandes auf den Zuſtand des Volks in lebendigen, treffenden Farben vorzuhalten, in ihm einen treuen Spiegel, in dem ſie die Unzweckmäßigkeit und fernere Unhaltbarkeit ihrer Regierungsweiſe anſchaulich zu erkennen vermöge.“ Sie hoffte davon „das Beugen des Eigenſinns, das Enttäuſchen geblendeter Selbſtſucht, das Beſchämen der Unfähigkeit, die Ueberzeugung von der unerläßlichen Nothwendigkeit, die Staatsbeamtung auch mit wirklicher Regierungswiſſenſchaft und Kunſt auszurüſten, ohne die ein Volk zwar eine Zeitlang despotiſch beherrſcht, nimmermehr aber zweckmäßig regiert werden kann.“

Zu den Finanzangelegenheiten übergehend, mit denen damals die Abgeordneten ſich beſchäftigten, bezeichnete Behr als Hauptpunkte: Beſchränkung der Staatsausgaben und in deren Folge Verminderung der Abgaben-Größe, doch nicht ſowohl Beſchränkung der Größe der Totalſumme der Abgaben, als die gänzliche Umbildung des bisherigen Abgabenweſens. Er wollte das Lotto-Ungeheuer entfernt, die Stempel, die Taxen und die Sporteln, die indirekten Auflagen. Er zog vor, daß, wenn es nicht anders ſein könne, (was jedoch gewiß nicht der Fall) man lieber die ganze bisherige Abgabenſumme ferner erhebe, wenn nur dieſelbe durch eine gerechte Vertheilung auf alle Klaſſen des Nationalvermögens menſchlich getragen würde. Dabei traf er die etwaige Einwendung gegen Abſchaffung des Lotto und der indirekten Abgaben — „Wir wiſſen den Ausfall nicht zu decken“ — mit verdientem Urtheile. „Eben dieſes Nichtwiſſen wäre euer ewiges Schandmal!“

Der Abſicht, eine allgemeine Erwerbs-Steuer einzuführen, ſchenkte Behr ſeinen innigſten Beifall, aber eben ſo tadelte er auch das Verhaben, daß der Ertrag jener Erwerbsſteuer vorzüglich zur Entſchädigung der überbürdeten Grundbeſitzer verwendet werden ſolle. Ueberhaupt wollte er nur „eine einzige Steuer, welche alle Klaſſen des Erwerbs oder der Renten ohne Ausnahme, alſo die Grund- und Häuſer-Rente, die (Waaren- und Geld-) Kapital-Rente, und die Arbeitsrente in verhältnißmäßig gleichem Maße zu Beiträgen für den Staat in Anſpruch nehme, ſo, daß erſtens, keine Klaſſe des Erwerbs außer Anzug bleibe, und daß, zweitens, von jedem gleichen Ertrage des Erwerbs ein gleicher Beitrag für den Staat erhoben würde.“ — Alſo, wie man ſieht, eine Einkommenſteuer, um die auch jetzt wieder das öffentliche Intereſſe ſich drängt; aber in konſequenteſter Ausführung.

Nach einem prüfenden und zugleich tadelnden Blick auf die beabſichtigte Ausſcheidung der Staatslaſten in Central- und Kreislaſten, bezeichnete dann Behr die Art der bayeriſchen Rechtspflege und Polizeiverwaltung und der ſie betreffenden Hauptzweige der Geſetzgebung, als Hauptzüge in dem vorhin erwähnten Gemälde. Die mangelnde Einheit in der Civilgeſetzgebung, das Preisgegebenſein aller Freiheit und Sicherheit an die geſetzloſe oder ſelbſt zum Geſetze erhobene Willkür der Polizeigewalt, bildeten dabei Anlehnungspunkte.

Behr wandte ſich hierauf zu einer Kritik des angeblich wohlthätigen Wirkens der Regierung. Die Frage: Wie ſie die Geſetzgebung in allen ihren Zweigen fort- und ausgebildet habe? fand eine für ſie ungünſtige Antwort; ſowohl was die Civilgeſetzgebung, Strafgeſetzgebung, Polizeiſtrafgeſetzgebung, als die Finanzgeſetzgebung, das Militärkonſkriptionsgeſetz, die Gewerbsgeſetzgebung und die Zollgeſetzgebung betraf. Eine gleich ungünſtige Antwort fand die Frage: Ob es vielleicht beſſer im Gebiete der Verwaltung ausſehe? Die polizeilichen Einrichtungen, der unbehagliche Zuſtand der bayeriſchen Rechtspflege, das Militärweſen, die auswärtigen Angelegenheiten, „die Wohlthaten der Finanzverwaltung" ging Behr dabei mit ſtrafenden, aber ernſten, den Schmerz des Patrioten niemals verleugnenden Worten durch. Dabei widerlegte er einen Lobredner der Regierung in der Münchener politiſchen Zeitung. Er hatte viele Gelegenheit dabei, ſowohl der Regierung als den Ständen ſeine Meinung zu ſagen und er benutzte ſie. Auch das Volk ſchonte er dabei nicht. Daß es dem Benehmen der Regierung nicht nur duldend zugeſehen, ſondern noch den Empfindungen des härteſten Druckes die Stirne der Zufriedenheit geliehen, gar oft mit wundem Herzen noch laut gejubelt, war dabei die triftige Angriffswaffe.

Zugleich brachte Behr den hochwichtigen Punkt der Steuerbewilligung zur Sprache. Er erklärte, daß diejenigen Abgeordneten, welche die Steuerbewilligung verweigern, bevor nicht den gerechten und dringenden Anforderungen des Volkes wirklich genügt und eine zureichende Garantie geleiſtet ſei, daß das Volk nicht ferner ſeiner weſentlichſten Rechte beraubt bleibe, für deren vollen Schutz es nur zu ſteuern ſchuldig ſein könne, dem Wollen und Wünſchen der bei weitem größten Mehrheit des Volkes vollkommen entſprechend handelten; „denn," ſetzte er hinzu, „wir empfinden es zu ſchmerzlich, Steuern zu zahlen, um eine Kraft zu unterhalten, die mehr Rechte verkümmert, als ſichert, und die rechtliche Freiheit ſo vielfältig beeinträchtigt. Ohne Steuern kein Schutz, aber auch ohne Schutz keine Steuern! iſt eine unwiderlegbare Wahrheit."

Als Gegenſtände, für welche ſich die Abgeordneten ernſtlich und fruchtbringend verwenden ſollten und bis zu deren Gewährung er eine „vorläufige Zögerung des Steuerbewilligens“ an ihrem Platze erklärte, zählte Behr dann auf: „daß an alle Zweige der Geſetzgebung, beſonders aber an den wichtigſten derſelben, an die Civilgeſetzgebung, ohne längeren Verzug, ernſtliche und der Sache gewachſene Hand angelegt, daß die Geſchäfte der Juſtiz und Polizei geſondert, daß uns eine tüchtige und prompte Rechtspflege durch Einführung ihrer Oeffentlich- und Mündlichkeit geſichert, daß die Verwaltung der Polizei, auf ihre wahre Aufgabe beſchränkt, der Willkür durch feſte Geſetze entzogen, daß die Sicherheit der Perſonen gegen militäriſchen Unfug ausreichend garantirt, die Freiheit der Gedanken-Mittheilung für ihren rechtlichen Gebrauch vollkommen geſchützt, das Unterrichtsweſen in einem den Bedürfniſſen der Gegenwart wirklich entſprechenden Geiſte geleitet, der Handel, der Ackerbau ſeiner unnatürlichen, lähmenden Feſſeln entledigt, das Gewerbsweſen beſſer geordnet, daß dem Militär eine nationale Beſtimmung und Bildung gegeben, daß alle, mit der Noth des Volkes unvereinbarliche, luxuriöſe Ausgaben vermieden, die unabwendbare Abgabenlaſt aber, unter Aufhebung aller rechts- und prinziploſen Abgabsarten, auf alle Klaſſen des Volksvermögens in verhältnißmäßig- und zweckmäßiger Art vertheilt, endlich aber auch, daß unſere, in allen ihren Theilen ſo ſehr ungenügende Staatsverfaſſung dahin umgebildet werde, daß ſie ihrer Beſtimmung, dem Staatsvereine für Erreichung ſeines Zweckes eine feſte Bürgſchaft zu gewähren, in der That und Wahrheit entſpreche.“

Klangvoll und würdig ſchloß Behr's Schrift alſo: „Die Staatsverfaſſung ſoll ſein eine Garantie, eine erkleckliche Bürgſchaft dem Volke für Erreichung ſeines Zweckes im Staate, für die Sicherheit ſeiner Rechte. Demnach gibt, wer ſich durch die Verfaſſung überhaupt nicht binden will, deutlich zu erkennen, daß er die Sicherheit der Rechte des Volkes nicht wolle, vielmehr verlange, daß deſſen Rechte preisgegeben ſeien. Ein ſolcher

Wille wäre der Wille eines Feindes des Volkes, um ſo gefährlicher, je mächtiger, und für die Unterhaltung eines ſolchen Willens ſolltet ihr Millionen im Namen des Volks votiren wollen, dürfen? — Nein! das Militär ſchwöre zu jeder Zeit auf die Verfaſſung oder es verzichtete faktiſch auf unſere Beiträge für ſeine Unterhaltung, und ihr, Stellvertreter des Volks, hättet die Pflicht, die Wirkung dieſes Verzichtes geltend zu machen. Die Verſäumniß dieſer Pflicht würde euch dem gerechten Vorwurfe ſchmählicher Unkenntniß des Weſens der Verfaſſung oder unwürdigen Kleinmuths unvermeidlich überliefern. — Erhaben, wichtig und umfaſſend iſt eure Aufgabe; aber kaum habt ihr begonnen, ihre weſentliche Momente zu erfaſſen. Sputet euch, an ſie kräftige Hand anzulegen, und wagt es nicht, in die Kreiſe eurer Kommittenten mit leeren Händen zurückzukehren. Wahr und deutlich gezeichnet liegt ſie euch vor Augen jene Aufgabe, und noch wollen wir das Vertrauen bewahren, daß ihr ſie befriedigend zu löſen, und ſo den Dank des Volks zu verdienen wiſſen, daß ihr euch nicht mit einem unbedeutenden Steuer-Nachlaſſe abfinden laſſen werdet. — Möchten endlich unſere Abgeordneten keine Gelegenheit unbenutzt laſſen, die Staatsregierung aufmerkſam zu machen auf diejenigen wahren Intereſſen, für welche, im Falle eines Krieges, das Volk der Bayern allein ſeine Söhne und ſein Geld zu opfern geneigt ſein könnte, und daß es die Pflicht der Regierung ſei, wie allenthalben im Geiſte des vernünftigen Geſammtwillens zu handeln, ſo auch hier, im Falle die Wahl einer Partei unvermeidlich würde, nur diejenige zu wählen, deren Ziel mit eben jenen wahren Intereſſen des Volks im Einklange ſteht, für deſſen Erſtreben auch allein die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel zuläſſig und zu erwarten wäre."

Es geht aus dieſen Auszügen hervor, daß, entſprechend dem Titel der Schrift, dieſe ſich lediglich an die bayeriſchen Abgeordneten wandte. Sie ſtellte ihnen die Gebrechen im bayer'ſchen Staatsleben mit bündiger und kräftiger Sprache vor Augen, zeigte ihnen aber auch zugleich nach, was ſie zur Beſeitigung jener Gebrechen auf ihrem verfaſſungsmäßigem Standpunkte zu thun, verpflichtet ſeien. Um zur Heilung aufzufordern, konnte *Behr* nicht umhin, die Wunden zu zeigen. Aber dieſes Zeigen *zum Zwecke der Heilung* hatte eine andere Natur, als wenn es *blos* ein Zeigen, wenn Tadel und Herabſetzung ſein *Zweck* geweſen wäre. Der Kritik, der Prüfung, dem Urtheil ſind keinerlei Zuſtände ganz unzugängig, oder, wo ſie es ſind, hat man ſich ein Zeugniß der Tyrannei und den gegebenen Zuſtänden ein Zeugniß der Schwäche geſchrieben. Hierzu treten aber noch zwei weſentliche Umſtände. *Behr* hatte in ſeiner Schrift immer nur von der *Regierung* geſprochen. Unter Regierung verſteht man in konſtitutionellen Staaten durchweg nur das Miniſterium, das verantwortliche Miniſterium, ſo verantwortlich der öffentlichen Meinung als dem Gericht, wenn ſich einmal der Fall wirklich zutragen ſollte, daß ein deutſches Miniſterium — und vollends beim Zweikammerſyſtem! — durch die Landſtände vor jenes geſtellt würde. Aber bis dahin hat die öffentliche Meinung das Recht, ſich durch Wort und Schrift frei zu äußern, und eine der erſten Handlungen einer vernünftigen Geſetzgebungspolitik wird ſein müſſen, allgemeine legislatoriſche Phraſen, wie z. B. „Wer die Staatsbehörden im Allgemeinen oder einzelne derſelben, oder deren Verfügungen durch Schmähungen oder *herabwürdigenden Spott* angreift,“ aus den Strafgeſetzbüchern zu ſtreichen. Der zweite weſentliche Umſtand iſt, daß *Behr* in ſeiner Schrift nirgends das Volk zu Gewaltthätigkeiten aufreizte. Im Gegentheil, wo er die Anſicht entwickelte: es könne zwar ein Volk die ihm von ſeinem Fürſten einſeitig ertheilte (oktroirte) Verfaſſung, wenn es wolle, hinnehmen, ſich gefallen laſſen, gebe aber dadurch ſein Recht nicht auf, ſich ſelbſt für Erreichung des Zwecks ſeines Geeinigtſeins zu einem Staatsbürgerverein ſicher zu ſtellen, und noch weniger könne dieſe Generation der Staatsbürger der *nachfolgenden Generation* ihr Recht gültig vergeben, — ſprach er dann ausdrücklich von einer *fried-*

lichen Umgeſtaltung der vorhandenen Verfaſſung. Und etwas ſpäter, wo er die „Stellvertreter des Volks“ anredete und der Möglichkeit erwähnte, daß nach ihrem Auseinandertreten die vorige Herrſchaft des Beliebens, und vielleicht noch in grellerem Maße zurückkehre, ſetzte er hinzu: „Oder ſolltet ihr im Namen des Volks nicht einmal jene Bürgſchaft zu erbitten wagen, die das Volk, zufolge der unläugbaren Prämiſſen, ſelbſt zu ſchaffen berechtigt wäre, aber dennoch nur von der Loyalität ſeiner Regierung erwartet, und nur von ihr zu erwarten, dringend von uns gemahnt wird!“ Gewiß, dieſe Behandlung der Sache war keine Wendung gewöhnlicher Art, kein im Voraus gedrehtes Rettungsſeil aus etwaiger Unterſuchung! Gegen dieſe Annahme ſpricht die Sache und der Mann, der immer grad ging und zum Deuteln in keinem Sinne einen Beleg zu liefern geneigt war.

Die redliche Abſicht Behr's wurde erreicht; das Volk, durch den Ausdruck ſeiner Beſchwerden erleichtert, blieb bei aller ſeiner Erbitterung ruhig und harrte ferner geduldig.

Jene Broſchüre, welche den Geſetzen gemäß als Flugſchrift ohne Cenſur hatte erſcheinen dürfen, war unter den Augen aller Behörden in München vertheilt worden. Es zeigte ſich von keiner Seite ein Anſtand dagegen, von keiner Seite erfolgte eine Beſchlagnahme derſelben, und als eine bloße Gelegenheitsſchrift ging ſie nach geſchloſſenem Landtage in Vergeſſenheit über. Nur kleinliche, den Charakter Behr's gänzlich verkennende Menſchen konnten glauben, er habe jene Broſchüre aus Rache für ſeine Ausſchließung von dieſem Landtage geſchrieben.

Behr lebte fortan wie bisher ſeinem Berufe als Bürgermeiſter und freute ſich des ſichtbaren Gedeihens, beſonders ſeiner ökonomiſchen Beſtrebungen für die Gemeinde. Das Ergebniß dieſer Beſtrebungen zeugt für dieſes Gedeihen, indem es ihm gelang, obgleich er bei ſeinem Amtsantritt kein verwerthbares Gut der Stadt mehr vorfand, und obgleich eine der ſtädtiſchen Hauptabgaben um die Hälfte gemindert wurde, überdies der außerordentliche Aufwand für Erbauen eines Leichenhauſes, von Brücken und Straßen in der Stadtmarkung, Herſtellung neuer Brunnen in der Stadt, für feſtliche Bewirthung Königs Maximilian und ſpäter Königs Ludwig, für Vorkehrungen wegen der gefürchteten Cholera beträchtliche Summen verſchlang, die durch die Kriegskoſten hoch angeſchwollenen Schulden der Stadt binnen zehn Jahren um den Betrag von mehr als einer Million und hunderttauſend Gulden zu mindern, was nur durch Beſeitigung aller mißbräuchigen und unnöthigen Ausgaben, durch die Erträgniß des ſtädtiſchen Fleiſch- und Mehlacciſes, die er auf dem erſten Landtage der Stadt verſchafft hatte, und durch die Summe, die er im Rechtswege der Stadt erſtrebte, möglich war.

Bekannt iſt, daß in Mitten der 1830er Jahre, in Folge der Julirevolution und der auch in Deutſchland da und dort Statt gehabten, theilweiſe erfolgreichen Strebungen nach lange widerrechtlich vorenthaltenen, konſtitutionellen Freiheiten, man überall Demagogen- und revolutionäre Umtriebe witterte und überall gegen Demagogen und revolutionäre Umtriebe zu Felde zog. In dieſer Zeit denuncirte ein Bürger Würzburgs Namens Lülsdorf den ehrlichen Behr als Haupt und Leiter geheimer verrätheriſcher Komplotte, welche Eigenſchaft er den damals in Würzburg beſtandenen, rein geſelligen Vereinen andichtete. Lülsdorf machte ſeine Denunciation im Geheimen und gab dadurch den erſten Anlaß zu dem nachmaligen Verfahren gegen Behr.

Warum aber Lülsdorf ſo handelte? Man nahm an, er habe, wiewohl ganz irrig, in Behr das Hinderniß der Erreichung ſeines höchſten Ziels, zum Abgeordneten an den Landtag gewählt zu werden, geſehen, und ſo der Zorn ſeinen Entſchluß [illegible] von dem dahin geſtellt bleiben muß, ob und in wie weit Ueberzeugung dabei thätig war — geſchärft.

Hätte man damals ſogleich auf dem Wege geeigneter Unterſuchung der Wahrheit auf den Grund geſehen, ſo würde, wie es viel ſpäter wirklich geſchehen, ſofort das

Unbegründete jener Denunciation an den Tag getreten ſein. Allein an jenem Vorſchreiten mochte hindern die Unwahrſcheinlichkeit der ganzen Sache, während doch das einmal angeregte Mißtrauen fortwucherte. Ein neuer Stadtkommiſſär ward von Brückenau nach Würzburg geſendet, zur Beaufſichtigung Behr's, und dieſer, der ſpäter ſo bekannt gewordene Dr. Wieſend, war ganz der Mann, um jenem Lülsdorf in die Hände zu arbeiten und ſeine Pläne zur Ausführung zu bringen. Behr, welcher von jener Denunciation gar keine Ahnung hatte und haben konnte, verfolgte, ob ihm gleich die Miene des Mißtrauens von einer Seite her nicht entging, um ſo unbekümmerter darum ruhig ſeinen Weg, je reiner von allem und jedem Unrecht ſein Bewußtſein war.

Um jene Zeit — im Mai 1832 — war, ohne Behr's Vorwiſſen und Mitwirkung, eine Feier des Jahrtages des Hervortritts der bayeriſchen Verfaſſung, bei der Konſtitutions-Säule in Gaibach (einem Sitz des Reichsraths Grafen von Schönborn) veranſtaltet worden. Behr wollte keinen Antheil daran nehmen und ließ ſich nur durch dringendes Zureden eines Freundes bewegen, ihn dahin zu begleiten, jedoch mit dem Vorſatze, einen blos paſſiven Zuſchauer des Feſtes abzugeben. Als aber bei der genannten Säule nach der Einleitung des Feſtes durch eine Rede des Konſulenten Quante, der aus Bamberg anweſende von Hornthal (der Vater) mit einer, von den bekannten Geſinnungen dieſes Mannes gar nicht zu erwartenden ſchmeichleriſchen Lobpreiſung der bayeriſchen Verfaſſung hervorgetreten war, da fand ſich Behr bewältigt, gegen ſeinen Willen zu ſprechen. Nach vorausgeſchickter Mahnung zum Halten an der Verfaſſung, ſo lange ſie unverändert beſtehe, ließ er eine zwar freimüthige, aber ruhige und gründliche Darſtellung der wirklichen Lücken und Mängel dieſer Verfaſſung und der Befugniß, deren Beſeitigung zu verlangen, folgen, und ſchloß mit dem Vorſchlag zu einer Adreſſe an den König, um von Dieſem zu erwirken, daß Er das Ausbauen und

Ergänzen der Verfaſſung auf verfaſſungsmäßigem Wege einleiten möge, welchem Antrag der auf die Verfaſſung geleiſtete Eid nicht im Wege ſtehen könne. Ganz in demſelben Geiſte ſprach er des Nachmittags an der Säule, wo er mit dem Verſprechen ſchloß, die vorgeſchlagene Adreſſe zu entwerfen. Dieſes Verſprechen bewog einige der umſtehenden jungen Leute, den Redner emporzuheben, der ſich mit aller Kraft dagegen ſträubte, und nachher noch im Privatgeſpräche den Anweſenden mehrmals einprägte, daß die Verbeſſerung der Verfaſſung nur auf geſetzlichem Wege erſtrebt werden dürfe. — Dies iſt der wahre Hergang der Sache in Gaibach, woraus ſich ergibt, daß die Central-Unterſuchungs-Kommiſſion in Frankfurt a. M. mit Unwahrheit müſſe berichtet worden ſein, indem ſie in ihrer „Darlegung der Haupt-Reſultate aus den wegen der revolutionären Komplotte der neueren Zeit in Deutſchland geführten Unterſuchungen“ (S. 24) den Vorgang in Gaibach als einen dem Hambacher Feſte ähnlichen Auftritt bezeichnete, mit der einzigen Angabe, daß Behr den beſtehenden Zuſtand in einer heftigen Rede mit der Wirkung angegriffen habe, daß er in die Höhe gehoben, umhergetragen, und, nach der Ausſage eines Zeugen, der Ruf gehört worden ſei: „Dies iſt unſer Frankenkönig!“ Dieſe Ausſage war, wie erwieſen, die ebenſo lächerliche als erbärmliche Angabe eines bekannten, bezahlten Spions.

Der erwähnte Lülsdorf, obgleich in Gaibach nicht gegenwärtig, machte ſich's dennoch zum Geſchäfte, das Gerücht zu verbreiten, Behr habe in Gaibach das Volk zur Steuerverweigerung, zu gewaltſamem Umſturz der Verfaſſung aufgefordert, und reiſte ſogar mit Dr. Wieſend im Lande umher, um für ſeine Ausſtreuung zeugende Stimmen zu erhalten, was jedoch vergebliche Bemühung bleiben mußte. Von Seite der Regierung ward dennoch eine adminiſtrative Unterſuchung über den Inhalt jener Rede Behr's eingeleitet, und der damalige Regierungsrath Graf Giech übernahm ſelbſt das Geſchäft, bei Beamten, Pfarrern und andern Perſonen auf dem Lande, die in Gaibach anweſend waren, Erkundigung einzuziehen. Das Ergebniß davon war ein, die Einſendung der Akten nach München begleitender Bericht, daß nichts gegen Behr zu unternehmen ſei. Von dort aber kamen die Akten mit der Bemerkung zurück, daß allerdings darin Veranlaſſung zu einer Kriminalunterſuchung enthalten und dieſe ſofort einzuleiten ſei. „Obgleich Behr,“ bemerkt das Brockhaus'ſche Konverſationslexikon (8te Aufl.), darüber, „nichts Geſetzwidriges geäußert hatte, ward dennoch eine Unterſuchung für nöthig befunden.“ Geführt wurde dieſelbe von dem Landgerichte Volkach, deſſen Gerichtsbezirk Gaibach umfaßte. Behr, hiervon in Kenntniß geſetzt, ſchrieb ſofort, im Vollbewußtſein der Rechtsgemäßheit ſeiner Reden, dieſe nieder und gab ſie unter dem Titel: „Die vom Hofrath Dr. W. J. Behr am 27. Mai in Gaibach geſprochenen Worte, mit einer kurzen Vor- und Schluß-Bemerkung“ bei Fr. E. Thein in Würzburg (1832) in Druck.

Der Gang dieſer Rede iſt oben ſchon im Allgemeinſten mitgetheilt. Behr ſagte in der Vorbemerkung, daß er anfangs ſchweigend dem Gange der Dinge zuſehen zu müſſen geglaubt habe, weil ſo viele Menſchen, wovon er doch die Mehrheit als unbefangen und wahrheitsliebend vorausſetzen durfte, ſeine Worte vernommen hätten; da aber, wie er aus öffentlichen Blättern erſehen, das Gezücht der Verläumder, es verſtehe ſich, unter der Hülle der Anonymität, durch ſein Schweigen ermuthigt zu werden ſcheine, ſo werde es ihm nunmehr unerläßliche Pflicht, das Schweigen zu brechen.

Die Vormittagsrede nahm im Eingange Bezug auf die Veranlaſſung derſelben. Er habe ſich vorgenommen gehabt, dieſem Feſte mit inniger zwar, aber ſtiller Theilnahme beizuwohnen, jedoch was er eben gehört, beſtimme ihn, den Vorſatz zu brechen. Auch er mahne zum Halten der Staatsverfaſſung, ſo lange ſie unverändert beſtehe; unmöglich aber ſei es ihm, in ihr Lob mit einzuſtimmen, weil es an allen Bedingungen deſſelben fehle. Man möge aber ja nicht glauben, daß ihn die Sucht, die Staatsregierung zu tadeln, oder dem Volke zu ſchmeicheln, bewege; ſolch niederes Getriebe ſei ſeinem ganzen Weſen und Charakter fremd; aber ihn dränge es, die ganze, die volle Wahrheit zu ſagen, ohne Rückſicht, wen ſie treffe.

Nachdem dann Behr davon geſprochen, wie zur unbefangen gründlichen Prüfung einer Staatsverfaſſung erforderlich ſei, auf dem höheren Standpunkte zu ſtehen, der den Zweck und die Aufgabe einer Staatsverfaſſung richtig erfaſſe, weil hierin allein der wahre Maßſtab ihrer Güte und Zweck- oder Unzweckmäßigkeit liege, ging er zu dieſer Prüfung in wahrhaft wiſſenſchaftlicher Gliederung und Behandlung über. Er ſetzte die nach ihrem Zweck zu bemeſſende Aufgabe einer Staatsverfaſſung darin: eine gute Geſetzgebung und eine gute, d. h. ihrem Zweck entſprechende Verwaltung des Staats zu verbürgen. Dieſen Maßſtab angelegt, ſei nicht zu verkennen, daß die bayeriſche Verfaſſung, ganz abgeſehen von dem Geiſte, in welchem ſie vollzogen werde, weniger, als irgend eine der nennenswerthen Verfaſſungen deutſcher Staaten, ihrem Zwecke genüge, weniger als irgend eine ihre Aufgabe befriedigend löſe, ſomit weniger tauglich ſei.

Zum Beweis deſſen ging dann Behr die Bürgſchaften der bayeriſchen Staatsverfaſſung — Civil-, Straf-, Polizei-, Militär- und Finanzgeſetzgebung — durch, und konnte der Wahrheit gemäß nur Ungünſtiges von ihnen ſagen. Ebenſo wenig fand er, wenn endlich die Staatsregierung die vermißten Geſetze und Geſetzesergänzungen oder Verbeſſerungen vorlege, die gewünſchte Bürgſchaft in den Reichsſtänden, deren Zuſtimmung ſie bedürften. Wie aber der Zuſtand der Geſetzgebung, ſo auch von ſelbſt und nothwendig der Zuſtand der Staatsverwaltung.

Die Frage: Wie iſt uns zu helfen? beantwortete Behr dem Vorausgegangenen gemäß. Er wollte die Staatsverfaſſung ausgebaut, er wollte ſie, zum Zweck wirklicher Verbürgung, ergänzend verändert. Dieſen Erfolg erwartete er jedoch nicht von einem einfachen Antrage auf dieſe Veränderung und von einſeitig von dem Regenten ausgegangenen Verfaſſungsakten, wohl aber von vertragsmäßig zu Stande gekommenen Verfaſſungen, wie ja auch in andern deutſchen Staaten das bezügige Recht des Volks praktiſch anerkannt worden ſei. Demgemäß machte er den Vorſchlag, in einer Adreſſe an Se. Maj. den König nicht die Bitte, denn hier beſtehe ein Recht, zu verlangen, ſondern den Antrag zu ſtellen, daß die Verfaſſung des bayeriſchen Staats im Wege des Vertrags zwiſchen Fürſt und Volk dahin geändert werden möge, daß ſie ihrem Zwecke wirklich entſpreche, ihre Aufgabe wirklich befriedigend löſe. Bis dahin aber, wo ſolches erfolgt ſein werde, mahne auch er ausdrücklich und wiederholt zum Halten der beſtehenden Verfaſſung.

Nachmittags (wie in der gedachten Schrift eine Vorbemerkung zu ſeiner Nachmittagsrede beſagte) hatte ſich Behr der um die Konſtitutionsſäule verſammelten Menge beigeſellt, in der durch das Feſtprogramm begründeten Erwartung, daß nun die Art der künftigen Feier dieſes Feſtes hier würde beſprochen werden, ohne den mindeſten Gedanken daran, hier über etwas Anderes zu ſprechen. Da aber — indem man die Zeit mit dem Unterzeichnen einer Adreſſe füllte, von deren Exiſtenz er erſt am Morgen desſelben Tages durch den Empfang eines gedruckten Exemplars die erſte Kenntniß erlangt hatte, — ſeine Erwartung etwas zu lange hingehalten wurde, und nun auf das Verlangen einiger Stimmen die Melodie eines franzöſiſchen Geſanges von dem anweſenden Muſikchor geſpielt ward, ſo erregte dieſes ſeinen Unwillen, in deſſen Gefühl er hervortrat und einleitend Folgendes ſprach: „Ich ehre zwar die Gefühle, aus denen das Verlangen nach der ebengehörten Muſik hervorgegangen ſein mag, denn ich kann mir dabei nichts Arges, nur Unverfängliches denken; aber ich hätte gewünſcht, daß man ſich auf deutſche Lieder beſchränkt hätte; es fehlt uns nicht daran, es ſind ſogar mehrere, namentlich für das heutige Feſt verfaßt und ausgetheilt worden, und den Deutſchen mag es beſſer ziemen, auch deutſch ſich auszuſprechen.“

Zu dem gerade im Gang ſeienden Unterzeichnenlaſſen einer Adreſſe ſich wendend, welche eine Beſchwerde über Verletzung verfaſſungsmäßiger Rechte enthielt, drückte er ſehr beſtimmt ſeinen Zweifel aus, daß dieſe Adreſſe wirklich zur Abhülfe führen werde. Aber ſelbſt im bejahenden Falle erklärte er ſie damit nicht der Gefahr ähnlichen Hülfebedürfniſſes überhoben.

Behr kam hierauf auf die ſchon Vormittags von ihm angeregte Verbeſſerung der Verfaſſung im Wege des Vertrags zwiſchen Fürſt und Volk zurück. Er ſchlug eine Adreſſe an den König in dieſem Sinne vor und erbot ſich, eine ſolche gründliche Adreſſe ſeiner Zeit zu entwerfen und zur Genehmigung und Unterzeichnung vorzulegen. Der Aeußerung Behr's: daß, wenn der König die Adreſſe als den Ausdruck des Wunſches der Mehrheit der Staatsbürger ſolle anſehen können, ſie auch mit den Unterſchriften nicht etwa nur von Hunderten oder Tauſenden, ſondern von Hunderttauſenden verſehen werden müßte, — folgte tauſendſtimmiger Zuruf.

Behr führte dann einfach und anſchaulich aus, daß das Volk wirklich ein Mitwirken beim Akte der Staatsverfaſſung anzuſprechen berechtigt ſei, und ſchloß nach einer Pauſe alſo: „Mit tiefbewegtem Herzen danke ich Ihnen für die Beweiſe von Liebe und Achtung, mit denen Sie mich eben unverdient überhäuften, und indem ich Sie bitte, dieſen herzlichen Dank freundlich zu genehmigen, füge ich nur noch die einzige Bemerkung bei: ich habe bisher lange geſchwiegen, und Manche ſchienen zu glauben, als ob ich für die gerechte Sache des Volks erkaltet, wo nicht gar ihr fremd geworden ſei; es iſt dies keineswegs der Fall; ich ſchwieg, wo und weil es meiner Sprache nicht zu bedürfen ſchien, werde aber da nicht zurückbleiben, wo ich mit meiner Sprache dem Rechte wirklich nützen zu können glaube; denn — wozu mein Standpunkt ohnedies mich anweiſt, — der gerechten Sache des Volks iſt mein ganzes Leben geweiht.“

Behr hatte das Recht, dieſen Mittheilungen hinzuzuſetzen, daß wer ſie leſe, das Benehmen der Staatsbehörden in Beziehung auf ſie mit ihm um ſo unbegreiflicher finden würde, je vollſtändiger er bereits ſeit Jahren im nämlichen Sinne geſchrieben habe, ohne darüber irgend angefochten werden zu ſein und rechtlich haben angefochten werden zu können. Jenes Benehmen würden ſeine Zuhörer wie er nur daher erklären können, daß ſeine Worte durch boshafte Verläumdung in häßlicher Entſtellung denunciirt ſein müßten, und deshalb mit ihm die Ueberzeugung theilen von der Nothwendigkeit, auf die Benennung dieſer Denuncianten zu dringen, um gegen Solche ſein Recht verfolgen zu können, aber auch mit ihm über die Zeit trauern, in der ſolche Denunciationen möglich ſeien und williges Gehör fänden; ein Erfolg, der um ſo tiefer kränken müſſe, je unverkennbarer die ſchonende Mäßigung in's Auge falle, mit der er, alles Eingehen auf ſpecielle Thatſachen, Perſonen und Behörden und alle Härte vermeidend, ſich ganz im Allgemeinen zu halten beſtrebet.

Behr übergab einen Abdruck dieſer Schrift auch dem erwähnten Unterſuchungsgerichte. Zugleich vernahm dieſes ganze Maſſen von Zeugen, durch die in ihm die Ueberzeugung von der Rechtsgemäßheit der gehaltenen Reden immer mehr beſtärkt wurde.

Solcher Erfolg war indeſſen den früher genannten Lülsdorf und Wieſend nicht genehm. Vielmehr bemühten ſich dieſe nun mit verdoppelten Eifer, ihren Bemühungen gegen Behr Folge zu geben. Jede ſeiner

Aeußerungen und Handlungen wurde von ihnen belauert und zu ihrem Zwecke ausgebeutet.

Um dieſe Zeit verbreitete ſich das Gerücht, daß das Appellationsgericht von Würzburg nach Aſchaffenburg werde verſetzt werden. Einer der Räthe dieſes Gerichts, Namens Kiliani, dem es unerträglich ſchien, ſein Haus in Würzburg verlaſſen zu ſollen, ſtellte in einer ſchwach beſetzten, gerade der beſſeren Köpfe entbehrenden Verſammlung des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten, die Größe des aus jener Verſetzung der Gemeinde erwachſenden pekuniären Verluſtes mit grellen Farben vor Augen, behauptete die Veranlaſſung zu jener Verſetzung liege einzig in dem Haſſe des Königs gegen den Bürgermeiſter Behr, welcher demnach zur Abwendung jenes Verluſtes geopfert werden müſſe, und drang auf den Beſchluß ſeiner Quieſcirung. Wirklich wurde auch dieſer Beſchluß ſofort gefaßt und auf der Stelle durch eine Deputation, Kiliani an ihrer Spitze, an den eben in Aſchaffenburg ſich aufhaltenden König gemeldet und Dieſem zur Beſtätigung vorgelegt. „Obſchon," wie Burckhardt in ſeiner allgemeinen Geſchichte der neueſten Zeit bemerkt, „Behr das Ehrenamt als Bürgermeiſter ſelbſt nach der Anſicht ſeiner Gegner ruhmvoll bekleidete, wie ihm überhaupt Freund und Feind das Zeugniß gaben: mit raſtloſer Thätigkeit nur dem Wohle ſeiner Mitbürger gelebt zu haben." Behr trug bei der Regierung auf die ſtrengſte Unterſuchung ſeiner Amtsführung an, mit der Erwartung, daß nur nach Maßgabe des Ergebniſſes dieſer Unterſuchung auf jenen Beſchluß werde verfügt werden. Aber ohne alle Rückſicht hierauf, erfolgte nach wenigen Tagen die Beſtätigung. Das Appellationsgericht ward dennoch nach Aſchaffenburg verlegt, Kiliani aber zum Oberappellationsrath befördert.

Behr, der Gewalt weichend, glaubte, nach vier und dreißig, mit redlicher Amtsthätigkeit ausgefüllten Jahren, mit gutem Gewiſſen der Ruhe, die ihm aufgedrungen worden, ſich hingeben zu dürfen, deren Muße er zu literariſchen Arbeiten zu benutzen gedachte. Aber weit entfernt, ihm dieſe Ruhe zu gönnen, arbeiteten ſeine Feinde um ſo eifriger, ihm, dem Geſtürzten, und obwohl unverdient, mit des Königs Ungnade Belaſteten, den völligen Untergang zu bereiten. Im Hauſe des Lülsdorf und auf deſſen Mittheilungen ward zwiſchen ihm und Wieſend der Plan, wie die Sache weiter zu behandeln ſei, entworfen. Wieſend bearbeitete eine „Provocation zum ſtrafrechtlichen Verfahren gegen Behr,“ worin eine Menge unwahrer Thatſachen zur Begründung der Anklage aufgeführt war. Behr wurde bald als der „Robespierre unſerer Zeit“, bald als ein „moderner Marat“ bezeichnet. Lächerlich, wenn es nicht ſcheußlich, wenn es nicht, bei den öffentlichen Verhältniſſen jener Zeit, zugleich höchſt gefährlich für Behr geweſen wäre!

Die Gerichtsbehörde, welcher die Provocation übergeben wurde, konnte ihr keine Folge geben wegen der allzugroben Leidenſchaftlichkeit ihrer Sprache und wegen des Mangels aller und jeder Beſcheinigung ihrer Angaben, denen die Notorietät der Erſcheinungen vollkommen widerſprach. Aber Wieſend drängte ſie mit angeblichen Winken höherer Autorität und dieſem ward dann auch zugeſchrieben, daß ſie ſich zum Erlaß und, am 24. Januar 1833, zum Vollzug eines proviſoriſchen Verhaftbefehls gegen Behr entſchloß.

Derſelbe Wieſend war es, der, als er bemerkte, daß die Behörde in Würzburg nahe daran war, wegen des Mangels an dem Befunde irgend einer Schuld, Behr der Haft wieder zu entlaſſen, durch ſeine Berichte nach München veranlaßte, daß von dort der unmotivirte Befehl erſchien, Behr ſofort nach München abzuführen. Behr wurde hierdurch, ſeiner nachdrücklichen Proteſtation ungeachtet, verfaſſungswidrig ſeinem ordentlichen Gerichtsſtande entriſſen und unter eine ihm fremde Gerichtsbehörde verſetzt.

Man las damals in öffentlichen Blättern, es ſei eine Chaiſe in München eingefahren; in dieſer habe ein alter und ein junger Mann geſeſſen; durch die hohen prächtigen Gebäude der Königsſtadt hin ſei langſam die Chaiſe gefahren bis zur Frohnveſte, ebenfalls einem hohen, prächtigen Gebäude; der alte Mann ſei an der Frohnveſte ausgeſtiegen; es ſei Behr geweſen. Nun las man wenig mehr davon in den Zeitungen; höchſtens etwa, daß Behr keinen Tabak rauchen dürfe, weil das gegen die Disciplin der Frohnveſte ſei. Oder, daß man Behr erlaube, ſich, unter Aufſicht, einige Bewegung im Freien zu machen, was aber von anderer Seite her widerrufen ward.

Leider beſteht — bis jetzt — ein Geſetz in Bayern, wonach über den Inhalt geführter Kriminalunterſuchungen, ohne eingeholte höhere Genehmigung nichts veröffentlicht werden darf. In Folge dieſes Geſetzes wird denn auch die Geſchichte der Behr'ſchen Kriminalunterſuchung erſt in näherer oder entfernterer Zukunft vollſtändig an's Licht treten.

Vorläufig darüber nur ſoviel: das Verfahren gegen Behr, abgeſehen von ſeiner phyſiſchen Behandlung, bildet, was die rechtliche Seite betrifft, ein noch weit auffallenderes Monument der Sünden geheimer Juſtiz, als das Verfahren gegen Jordan und Weidig ein ſolches war. Das Endergebniß jenes Verfahrens aber beſtand darin, daß Behr, den das Unterſuchungsgericht als ſchuldfrei anerkannt hatte, durch das entſcheidende Gericht von der alles Thatbeſtandes ermangelnden Hauptanklage des Hochverrathes auf rein erträumte Indicien hin blos von der Inſtanz entbunden, dagegen die erwähnte Broſchüre: Dringende Erinnerung u. ſ. w. aus der Vergeſſenheit hervorgezogen, derſelben jetzt erſt die Abſicht, die Majeſtät zu beleidigen, beigelegt, und hierauf hin das Schuldig des Verbrechens der Majeſtätsbeleidigung und des nächſten Verſuchs des Hochverraths ausgeſprochen, überdies, weil Behr in Gaibach die Mängel der Verfaſſung dem Volke vorgeführt habe und es doch möglich geweſen, daß ſich dasſelbe hierdurch zu Gewaltthätigkeiten hätte hinreißen laſſen, auf den entfernten Verſuch des Hochverraths erkannt wurde.

Während Behr im Gefängniß ſaß, erſchien die achte Auflage des Brockhaus'ſchen Konverſationslexikons. Es mußte als hohes Zeichen der Achtung gelten, daß ein Buch, welches keinen polizeilichen Anfechtungen unterliegen wollte, doch noch an einen politiſchen Gefangenen Worte der Anerkennung und des Lobes richtete, die Gediegenheit ſeiner Schriften, die Biederkeit ſeines Charakters, die Freimüthigkeit, womit er ſtaatsrechtliche Grundſätze prüfte, und doch auch wieder die zarte Behandlung hierbei, laut rühmte. Daß es ihm in ſeiner Eigenſchaft als Bürgermeiſter das ehrenvollſte Zeugniß gab.

Noch wärmer äußerte ſich Rotteck im Staatslexicon über Behr. Der allgemeinen Rubrik der politiſchen Schriftſteller vorauseilend, wo Behr als „ausgezeichneten Publiciſten, Volksvertreters und academiſchen Lehrers“ „mit gebührender Anerkennung“ gedacht werden ſolle, widmete er ihm jetzt ſchon einige Worte der Werthſchätzung und der Trauer. Er bezeichnete ihn mit: „Dieſer von der Nation, ſeit ſeinem Auftreten als öffentlicher Character mit Achtung und Liebe aufgenommene Mann — geprieſen zuerſt als Lehrer an der Hochſchule zu Würzburg und als ſtaatsrechtlicher Schriftſteller, ſodann als Landſtand in der bayeriſchen Ständeverſammlung, und, nachdem die Ungnade des Miniſteriums ihn von dem Lehrſtuhl entfernte, als wackerer, durch die freien Stimmen ſeiner Mitbürger erwählter Bürgermeiſter der Stadt Würzburg.“ Rotteck fuhr fort: „Schon drei Jahre ſind es nun, daß der Unglückliche im Kerker ſchmachtet und ſeine Vaterſtadt, ſein Vaterland, Deutſchland wiſſen nicht, warum. Eine kleine Schrift, welche auf eine höchſt beſcheidene, faſt demüthig rückſichtvolle Weiſe die Vertheidigung des Eingekerkerten gegen den einzig für möglich geachteten Anklagepunkt (wegen einer geraume Zeit früher an die bayeriſche Ständeverſammlung gerichteten Druckſchrift) unternahm, wurde verboten und unterdrückt. Von andern Anklagepunkten hat man bis jetzt nicht die mindeſte Kunde erhalten. Aber während dieſe Zeilen geſchrieben werden, gehen beängſtigende Gerüchte herum von nächſt bevorſtehender oder gar von bereits in erſter Inſtanz erfolgter ſchwerer Verurtheilung. Das Publikum erwartet, daß ihm endlich eröffnet werde, ob und was der bisher von ihm Verehrte wirklich verſchuldet habe, oder welche falſche Beſchuldigung gegen ihn ſei erhoben worden.“

Rotteck's Aeußerungen über Behr und die gegen ihn anhängig gemachte Unterſuchung waren noch kräftiger und umfaſſender als vorſteht abgefaßt geweſen, hatten aber im Staatslexikon keinen unverkürzten Abdruck gefunden. Die königl. ſächſiſche Cenſurbehörde (Hofrath Pölitz in Leipzig) bezeichnete und redigirte die Form, in der ſie erſcheinen durften, und der Verſuch Rotteck's, der in der Abkürzung ſein Werk nicht mehr erkannte, durch eine ſpätere Note, worin der Druckerei die Abkürzung Schuld gegeben werden ſollte, mißlang, da die Note keine Aufnahme fand.

So war das deutſche Publikum in großer Spannung, ob und wie ſich die Nachrichten hinſichtlich des Urtheils erſter Inſtanz, was gegen Behr gefällt worden ſein ſollte, (denn ganz Gewiſſes wußte man nicht darüber, ſondern nur, daß er ein Rechtsmittel dagegen ergriffen habe,) beſtätigen würden.

Da erfuhr man im Juni 1836 — daß Behr wegen der erwähnten angeblichen Verbrechen, nach einer Unterſuchungshaft von drei und einem halben Jahre, zur Abbitte vor dem Bildniß des Königs, und, nebſt dem Verluſt ſeiner Titel, Würden und Gehaltsbezüge, zur Feſtungsſtrafe zweiten Grades auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt worden. Ueber eine Verurtheilung auf unbeſtimmte Zeit aber gab das bayeriſche Strafgeſetzbuch von 1831 Auskunft. Es waren darunter ſechszehn Strafjahre in dem Fall vorgeſehen: daß der Verurtheilte während ſeiner Strafzeit wenigſtens zehn Jahre hindurch „ununterbrochen ausgezeichnete Aufmerkſamkeit bewieſen, wegen Bosheit oder Ungehorſam keine Züchtigung verſchuldet und ſonſt unverwerfliche Proben gebeſſerter Gemüthsart abgelegt habe.“ Hielt die Behörde dafür, daß der Verurtheilte ſich nicht zehn Jahre lang in der oben bemerkten Weiſe benommen oder wollte ſie von ihrer dem Verurtheilten günſtigen Wahrnehmung keinen Gebrauch machen, ſo ſtieg das Strafmaß noch über ſechszehn Jahre hinaus.

Eigentlich gab die bayeriſche Preſſe von der Verurtheilung Behr's hauptſächlich nur in Verbindung mit der durch ihn geſchehenen Abbitte vor dem Bildniß des Königs Nachricht. Sie erzählte, daß er am 22. Juni 1836 früh nach halb 9 Uhr von der Frohnfeſte in das Münchener Stadtgerichtsgebäude unter Bedeckung in einer Chaiſe zu jenem Zwecke abgeholt worden ſei. Mit ſichtbarer Rührung ſei er an der Seite des Kreis- und Stadtgerichts-Direktors, Grafen von Lerchenfeld, in den Saal getreten, in welchem mehrere Deputationen der Münchener Gerichtsbehörden, als Zeugen dieſes Aktes, nebſt einer Menge Zuſchauer verſammelt geweſen. Die Abbitteformel habe Behr „mit reuigem, tiefgerührtem Herzen, mit kräftiger Stimme ehrfurchtsvoll“ ausgeſprochen, ohne daß ſie ihm von dem zu dieſem Akte beorderten Stadtgerichts-Kommiſſär vorgeleſen worden, u. ſ. w. So, in dieſer Weiſe, welche einen Tubus in das Herz Behr's richtete und dieſes reuig und tiefgerührt fand, aber dabei doch auch der kräftigen Stimme Behr's die geeignete Ehre erwieß, ſprach insbeſondere ein Artikel des Nürnberger Korreſpondenten von jenem, durch das geſunde Urtheil ganz Deutſchlands längſt gerichteten Akte. Davon, daß bei der unverkennbaren Miene des Unſchuldbewußtſeins des Abbittenden bei den Anweſenden eine, der durch ſie beabſichtigten gerade entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht worden, — davon ſagte ſie nichts.

Im Anfang des Juli 1836 wurde Behr auf die Feſtung Oberhaus bei Paſſau abgeführt. Gelegentlich der Nachricht hierüber entſpann ſich in den bayeriſchen Blättern eine unerquickliche Diskuſſion. Die „bayeriſche Nationalzeitung“ nämlich hatte Behr „Hofrath Dr. Behr“ genannt. Eine Berichtigung in der „Allgemeinen Zeitung“ dagegen bezeichnete den Bürgermeiſter und Hofrath Behr, unter Bezugnahme auf den Art. 23 des bayeriſchen Strafgeſetzbuches, mit geſperrtem Drucke als ehemaligen. Die „bayeriſche Nationalzeitung“ hatte geſagt, daß Hofrath Dr. Behr in ſeinem Feſtungsarreſte jede mögliche Erleichterung genieße; er erhalte ein geſundes Zimmer, das er nach Gutdünken verlaſſen dürfe; ſeine Haare würden nicht geſchoren; er könne ſich nach Belieben kleiden; ſei nicht an die Koſt gemeiner Verbrecher gebunden und könne über ſeine Zeit frei disponiren. Die Nachrichten der „bayeriſchen Nationalzeitung“ waren offenbar ſehr gut gemeint; ſie ſollten Behr's Anverwandte, Freunde und Verehrer, welche die große Strenge des bayeriſchen Strafgeſetzbuches kannten, beruhigen. Diejenigen freilich, welche dieſe Strenge nicht kannten, wurden dadurch nur beunruhigt. Aber der „Berichtigung“ war dieſer Dorn in der Wunde noch nicht ſtachlich genug. Sie bemerkte dazu: „Wenn demſelben (Behr), ſoferne er zu Klagen keine Veranlaſſung gebe, eine mildere Behandlung zu Theil werde, ſo habe er dies lediglich der königlichen Gnade zu verdanken, da das Geſetz eine ſehr ſtrenge Behandlung anordne.“ Nun es war ein Artikel, wie die „Allgemeine Zeitung“ ſie dutzendfach aus München brachte bis zum Märzaufſtande und bis zu dem Abſtreifen elenden Wortprunkes und Flitterſtaates durch der Zeit eiſerne Hand! — Die „bayeriſche Nationalzeitung“ hatte endlich geſagt: „Er (Behr) und ſeine Familie blieben auch im Fortgenuß der bisherigen Penſion.“ Die „Berichtigung“ in der

„Allgemeinen Zeitung" widerlegte aber dieſe Behauptung kurz, mit Rückſicht auf den ſchon vorhin erwähnten Art. 23 des Strafgeſetzbuches, worin ich übrigens vom Verluſt der Beſoldungen und Penſionen nicht das Mindeſte finde. — Ein Glück für *Behr* bei allem ſeinem Unglück war, daß, nebſt ſeinem reinen eigenen Bewußtſein, er durch manche ihm gewordene Beweiſe, daß das Publikum die Ueberzeugung von ſeiner Unſchuld theile, getröſtet ward.

Uebrigens waren jene Nachrichten der „bayeriſchen Nationalzeitung" nicht einmal vollſtändig gegründet. In Oberhaus hatte man nämlich das ſchlechteſte, früher zur Aufbewahrung von Irren beſtimmte Gebäude, darum auch das Tollhaus genannt, jetzt zum Gefängniß der politiſchen Verurtheilten verwendet, welche dort unter Schloß und Riegel gehalten wurden, während Diebe an Staatskaſſen oder Waiſengut frei umhergingen. Neben dem Gefühl der kleinen Nadelſtiche, womit auch hier Verdienſte erſtrebt wurden, mußte *Behr* noch im Sommer 1836 den bitteren Schmerz erleben, ſeinen einzigen Sohn, nachdem er alle Stufen der Vorbereitung zum Staatsdienſt durchgemacht, begraben zu wiſſen. Ihn noch einmal während ſeiner Krankheit zu *ſehen*, hatte man ihm *nicht erlaubt*! Seine Zeit mit literariſchen Arbeiten zu füllen, war *Behr* zwar geſtattet, dem Geſuch jedoch um die Erlaubniß, das rein wiſſenſchaftliche Produkt derſelben durch den Druck zu veröffentlichen, wurde ein feindſeliges *Nein*! entgegengeſetzt. Die Bitte, ſeine Unterſuchungsgeſchichte im Druck herausgeben zu dürfen, würde vorausſichtlich denſelben Erfolg gehabt haben. Auch ſein Unglücksgefährte *Eiſenmann*, wie dieſer in einem der von ihm herausgegebenen mediziniſchen Bücher bemerkte, war auf gleiche Bitte von der vorgeſetzten Behörde abſchlägig bedeutet worden.

Nach einem Verlauf von zwei Jahren und zwei Monaten ward *Behr*, jedoch ohne Aufhebung der Strafdauer, die Vergünſtigung, den Tag über ſich in der Stadt

Paſſau aufhalten zu dürfen, aber unter beſtändiger militäriſcher Begleitung, und mit der Verbindlichkeit, des Abends wieder in die Feſtung unter Schloß und Riegel zurückzukehren, welcher Verbindlichkeit er erſt nach einigen weiteren Jahren enthoben wurde. Im Jahr 1842 erhielt Behr die Erlaubniß, ſich in Regensburg und ſpäter in Bamberg aufhalten zu dürfen, jedoch mit Beſchränkung auf die Stadt und einige Stunden in deren Umkreiſe. Auch da erfolgte noch keine Aufhebung der Strafdauer und Behr war fortgeſetzt all den ungünſtigen Möglichkeiten ausgeſetzt, wenn die Behörde annahm, daß er „unverwerfliche Proben gebeſſerter Gemüthsart“ nicht abgelegt. Dieſes erweiterte Gefängnißleben dauerte fort bis in das Jahr 1847, wo endlich im Junius dieſes Jahres der Strafdauer ein Ziel geſteckt ward.

Im Verlauf dieſes Aufſatzes iſt der Angriffe erwähnt worden, die, bald nach ſeiner Anſiedelung in Bamberg und zwar in einem Dezemberheft (1846) der Zeitſchrift „Europa,“ Behr über ſich hatte ergehen laſſen müſſen. Ein Schrei der Verachtung erhob ſich damals in Bamberg, das die Anſiedelung Behr's feſtlich begangen und den würdigen Mann hoch geehrt, gegen ſolche anonyme Schmähungen. Wie ſich in dieſem Falle die Hand von Freunden und unparteiiſchen Männern Behr's annahm, ſo iſt auch zu hoffen, daß das wiedererwachte Bayern der Schuld ſich erinnere, welche mehr als 15jähriger Freiheitsverluſt, die Zerſtörung ſeines ganzen Lebensglücks und unſägliche Leiden für Behr ſchwer in die Wagſchale legen. Wie viel hätte er der Menſchheit und ſeinem Vaterlande in dieſer Zeit noch zu leiſten vermocht! Aber auch das unverſchuldete, edle Leiden iſt ein Leiſten und der Staat hat, ſo gut wie die Kirche, ſeine Märtyrer!

Wie ſehr unter ſolchen Ergebniſſen die Körperkraft des 73jährigen Greiſes geſchwunden ſein müſſe, bedarf kaum der Erinnerung. Behr iſt öfters unpäßlich und nur langſam und mühſelig bildet er ſeine Schriftzüge.

Doch ſteht ſein Geiſt, getragen und gehoben von den Wirkungen des reinſten Bewußtſeins, noch aufrecht und es iſt anzunehmen, daß die neueſten Ereigniſſe in Deutſchland und in Bayern, der vollendete oder beginnende Sieg der Ideen, welchen er ſein Leben und ſein Lebensglück geopfert, neue Kraft und Stärkung ihm verliehen.

Ein von Behr zur Durchſicht der Staatsbehörde unter dem Miniſterium Abel eingereichtes wiſſenſchaftliches Werk — der immer noch Halbgefangene durfte nicht wagen, es ohne beſondere Erlaubniß drucken zu laſſen — hatte man ihm nicht zurückgegeben; er ſah den Gegenſtand ſeines langjährigen Fleißes ſelbſt für die Nachwelt zweifelhaft gemacht. Doch das Miniſterium Maurer ſühnte wenigſtens dieſe Schuld ſeines Vorgängers. Und ſo gewährt uns das Ebenerwähnte, in Verbindung mit der unermüdeten Thätigkeit Behr's, die Ausſicht, noch vor ſeinem Ende manches Ergebniß ſeiner vieljährigen ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien zum Wohle ſeiner Mitmenſchen veröffentlicht zu ſehen.

F. A. W. Dieſterweg.

Von

Friedrich v. Schönthal.

Nicht für die Schule, ſondern für's Leben!

Friedrich Adolph Wilhelm Dieſterweg.

Geboren den 29. October 1790 in Siegen.

Der Sinnſpruch „nicht für die Schule, ſondern für's Leben“ iſt alt und bekannt; und doch hat er noch zu keiner Zeit ſeine volle Geltung erlangt; auch in unſern Tagen ſind wir noch weit davon entfernt, die Forderung desſelben verwirklicht zu haben, und deßwegen muß er auch heute noch, da der Tag der Freiheit ſeine Strahlen über's ganze deutſche Vaterland ausgießt, bis er endlich ganz in ſeiner Wahrheit erkannt und in allen ſeinen Folgerichtigkeiten durchgeführt ſein wird, recht eindringlich wiederholt werden. Was will jener Spruch? Er bezieht ſich auf den Unterricht, und da ſagt er: nicht für die Schule, d. h. die Schule iſt nicht Selbſtzweck, das Lernen in ihr iſt nur Mittel zu einem höhern Zwecke; was in ihr geſchieht, und die Art, wie es getrieben wird, muß beſtimmt werden durch Etwas außer und über ihr, dem ſie und alle ihre Beſtrebungen dienen müſſen, und dieſes Etwas iſt das Leben in ſeiner ganzen vollen Bedeutung. Hier iſt nun der Punkt, wo die verſchiedenen religiöſen und politiſchen Richtungen ihren Widerſpruch einlegen. Die Einen ſagen: die Schule ſolle ſich um's Leben nicht kümmern; ſie habe es mit der formalen Bildung der geiſtigen und gemüthlichen Kräfte der Jugend zu thun, und dieſe ſolle ſie entwickeln und bilden durch den Unterricht in Dingen, die allerdings auch im bürgerlichen Leben

Werth haben; aber nicht dieſer Werth dürfe bei der Würdigung eines Unterrichtsgegenſtandes entſcheiden; der höchſte Maßſtab für den Grad der Wichtigkeit eines ſolchen könne nur darin gefunden werden, wie viel oder wie wenig er zur Entwickelung der geiſtigen Kraft beitrage. Die Andern ſagen hinwieder: die Schule (auch die höhere) ſolle von den Wirren und Kämpfen des Lebens nicht berührt werden; ſie ſolle in idylliſcher Ruhe nur um ſich ſelbſt ſich kümmern; es ſolle z. B. die Geſchichte der alten Welt, des Mittelalters und ſo fort bis etwa zu Ende der ſogenannten Befreiungskriege gelehrt, nicht aber auch die Geſchichte *unſerer* Tage mitgetheilt werden, trotz dem, daß deren Kenntniß zur Bildung für das *Leben* unzweifelhaft nothwendiger iſt, als die umfaſſendſte Bekanntſchaft mit den Zuſtänden der alten Welt.

Eine dritte Anſicht; die ſich der Geltung unſeres obigen Sinnſpruches feindlich entgegen ſtellt, iſt einem beſchränkten und beſchränkenden *theologiſchen* Standpunkte entſprungen, iſt in ihren Forderungen und Folgerungen dem *rein menſchlichen Fortſchritte* ſo *verderblich*, daß wir ſie ſchärfer in's Auge faſſen müſſen. Sie heißt: die Schule ſolle nicht für *dieſes* Leben, ſondern *für's künftige, ewige Leben bilden und erziehen*. Dieſes Feldgeſchrei, das in der jüngſten Zeit wieder kräftiger ertönt war, kommt vorzugsweiſe aus dem Lager der Streiter für den ſogenannten „chriſtlichen Staat“. Dieſe Herren ſagten in ihrer jenſeitigen Weisheit: die Weisheit dieſer Welt nutzt wenig, alſo muß zuerſt für das „Heil der *Seele*“ geſorgt werden. Da ſind unverſtändliche und unverſtandene *Glaubensſätze* die Hauptſache, die Grundlage, auf welcher die Erziehung fußen ſolle. Ihr Thoren, die ihr euch vermeßt, *Chriſten* heranzubilden, und — *Menſchen* heranzubilden für unchriſtlich haltet! Ihr Thoren, die ihr *Zeit* und *Ewigkeit* für zwei durchaus verſchiedene Dinge haltet! Wie der Raum, auf dem ich ſtehe, ein Theil der Unendlichkeit iſt, ſo iſt unſer Leben ein Theil der Ewigkeit; wie der unendliche Raum nicht erſt bei mir

zinnt, ſo fängt die Ewigkeit nicht erſt nach dieſem Le-
n an; wir ſtehen in der Ewigkeit. Zeit und Ewig-
it verhalten ſich wie ein Theil zum Ganzen, nur
Dauer, nicht der Art nach, ſind ſie verſchieden.
tellt man ſie als Gegenſätze einander gegenüber, ſo iſt
n entweder in großer Unklarheit befangen, oder — es
gt ein anderer Zweck im Hintergrunde. Was heißt
nünftiger Weiſe: für das „ewige Leben“ erziehen?
n jedem Stadium des Lebens liegt die beſte Vorbe-
tung für das nächſtkünftige darin, daß wir ganz,
vollſtem Sinne des Wortes die Stufe ausfüllen, auf
r wir ſtehen. Nun denn, ſollen wir uns überhaupt
r ein künftiges Leben vorbereiten, ſo können wir das
cht beſſer, als wenn wir auf Erden das ganz ſind,
as wir hier ſein ſollen, — Menſchen, mit all
n Gebrechen, Fehlern und Irrthümern, denen unſer
nzes Geſchlecht nothwendig unterworfen iſt; aber auch
enſchen, die das Abbild der Gottheit in ſich tragen und
ter ihre Würde hinabſinken, wenn ſie nicht allem Ed-
n und Höhern zugewandt ſind. Menſchen ſollen,
llen und können wir nur ſein, und für ein künftiges
ben — wie es auch ſein möge — ſind wir am Be-
n vorbereitet, wenn wir hier als vollkommene
enſchen gelebt haben. So gefaßt iſt unſer irdi-
hes Leben — Selbſtzweck und die möglichſt edle,
h. wahrhaft menſchliche Geſtaltung deſſelben das
iel aller Erziehung, der Endzweck alles Unterrichts. Bei
inem Pädagogen der Gegenwart iſt dieſe Wahrheit als
rinzip ſo ſcharf ausgeprägt, bei keinem tritt ſo lebendig
r Zuſammenhang zwiſchen der pädagogiſchen Thätigkeit
d den Bedürfniſſen unſerer Zeit hervor, als bei
ieſterweg. Es iſt zu leſen in jeder Zeile und zwi-
chen den Zeilen aller ſeiner Erziehungsſchriften, daß er
n Herz hat für's Volk, daß er die Beſtrebungen unſe-
r Zeit zu den ſeinigen gemacht und daß in der um-
ſſendſten Bedeutung ſein Wahlſpruch heißt: „Nicht für
e Schule, ſondern für's Leben!“ Unſerer tiefſten
eberzeugung nach iſt er ganz ein Mann des Volks

und ſo werde ihm denn eine Stelle in der Reihe der Edeln!

Friedrich Adolph Wilhelm Dieſterweg wurde am 29. Oktober 1790 in Siegen geboren, wo ſein Vater, Karl Dieſterweg, Amtmann war; ſeine Mutter; eine geb. Dreſſler aus Siegen, ſtarb frühe, im 35ſten Lebensjahre. Er iſt der jüngſte von vier Brüdern, von denen der älteſte gleichfalls Amtmann war, der zweite iſt im Jahr 1835 als Profeſſor der Mathematik in Bonn geſtorben, und der dritte, noch lebende, iſt Friedensrichter in Bonn. Außer dieſem und unſerm Pädagogen leben noch zwei Schweſtern.

Der Amtmann Dieſterweg war zugleich Advokat und erfreute ſich der allgemeinſten Hochachtung und Liebe in der ganzen Umgegend; Freund des geſelligen Lebens, feurigen Geiſtes wandte er ſich ganz der Gegenwart zu; Arbeit, freudige und rüſtige Arbeit in ſeinem Berufe, und dann Erholung und Erheiterung im geſelligen Kreiſe, unter Freunden, die, wie er, den Beſtrebungen ihrer Zeit zugewendet waren: ſo lebte, ſo wirkte er in dem kleinen Siegen. Im jüngſten Sohne, unſerm Pädagogen, ſpiegelten ſich das Temperament, die Richtung und die geiſtige Friſche des Vaters. Ganz dem Leben und, in Folge der einfachen, ungekünſtelten häuslichen Erziehung naturwüchſig, der Natur zugewandt, war der Knabe am liebſten in der ſchönen Umgebung ſeines Geburtsortes und in den Werkſtätten des gewerbfleißigen Städtchens; hohe Freude gewährte es ihm, den Handwerkern bei ihren Arbeiten zuweilen helfen zu dürfen. Ein Nagelſchmied beſonders beſaß die vollſte Zuneigung des Knaben, und die Eindrücke, welche er hier von dem biedern Charakter des Handwerkerſtandes, von der ächt deutſchen, kernigen, kräftigen Geſinnung deſſelben erhalten hat, haben ihn nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ſein ganzes Leben hindurch mit Hochachtung und Theilnahme erfüllt.

Das treue Gemüth des friſchen Knaben offenbarte ſich beſonders in der liebevollſten Aufmerkſamkeit und Hingebung gegen ſeinen Vater. Eduard Langenberg, deſſen Schrift, neben handſchriftlichen Mittheilungen und den Werken Dieſterweg's wir vielfältig benutzen, — erzählt uns darüber folgendes: „Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, unter allen Lebensverhältniſſen, in Freud' und Leid, ſtand Dieſterweg dem Vater liebevoll zur Seite und ſuchte des Vaters Liebe durch irgend einen Akt der Dankbarkeit zu erwiedern. Seine Aufmerkſamkeit gegen ſeinen Vater erſtreckte ſich bis auf die kleinſte Kleinigkeit. Kam der Vater von ſeinen Amtsgeſchäften ſpät nach Hauſe, ſo war es immer der dankbare Sohn, der im Winter oft in dem kalten Zimmer, bei ſeinem faſt erlöſchenden Oellämpchen arbeitend, auf des Vaters Ankunft wartete. So wie er des bekannten Pferdes Huftritt vernahm, ſprang er auf und eilte dem kommenden Alten entgegen. Das Pferd wurde in Empfang genommen, in den Stall gebracht; dann aber ging's ſchnell zurück in das Haus, um den guten Vater zur Ruhe zu begleiten. Wie die beſorgte Mutter mehrere Male zum Bette des geliebten Kindes zurückkehrt, um ſich zu überzeugen, daß ihre Liebe es gut gebettet habe, mit ſolcher wahrhaft kindlichen, innigen Liebe brachte Dieſterweg den Vater zur Ruh. Darauf kehrte er in den Stall zurück. Das Pferd mußte gefüttert, ein Strohlager bereitet werden, und ſo ward es oft Mitternacht, ehe er ſich zu Bette legte. Und wer war am andern Morgen früh wieder der Erſte, der das Pferd putzte und fütterte, wenn die Andern ſchliefen? Das war wieder er.“

Der Schulunterricht, den Dieſterweg genoß, war mangelhaft, wie das in der damaligen Zeit ja faſt allgemein der Fall war. Er beſuchte die ſogenannte lateiniſche Stadtſchule ſeines Wohnortes; aber was er in derſelben gelernt, ſchlägt er ſelbſt nicht hoch an; doch reichte es hin, um ihm den damals erforderlichen Grad der Vorbildung für die Univerſität zu verleihen. Seine akademiſche Laufbahn begann er in Herborn, wo er ſich dem Studium der Theologie zu widmen gedachte. Sein älterer

Bruder, Wilhelm Adolph, der ſpätere Profeſſor der Mathematik in Heidelberg und Bonn, hatte Theologie ſtudirt; dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt behauptete wenigſtens in der damaligen Zeit einen gewiſſen Vorrang vor jeder andern, und mochte, um ſo mehr, da eine freiere Auffaſſung des Ueberlieferten gerade damals an der Tagesordnung war, eine mächtige Anziehungskraft auf jugendliche Gemüther ausüben. Dennoch erkannte Dieſterweg bald, daß er auf dieſem Gebiete nicht mit der Luſt und Liebe zu wirken vermöge, die er zu aller Thätigkeit, wenn ſie Erfolg haben ſoll, für nothwendig hielt. Er wendete ſich von ihr hinweg, und er ſelbſt, ſo wie die Kreiſe, denen er ſpäter ſeine Wirkſamkeit zugewendet, haben dieſen Entſchluß zu preiſen. Er ging nach Tübingen, wo er der Mathematik und Philoſophie ſich widmete. Es gab und gibt noch heute eine Behandlungsweiſe der Philoſophie und eine Einführung in dieſelbe auf unſern Univerſitäten, die nichts weniger als geeignet iſt, ſtrebſamen jungen Männern Luſt und Liebe zu dieſer ſo herrlichen und wichtigen Wiſſenſchaft einzuflößen. Die erſten philoſophiſchen Studien beginnen mit der Denklehre (Logik), und die Behandlung derſelben iſt in der Regel trocken und geiſtlos.

Eine ſolche Behandlungsweiſe der geiſtigſten aller Wiſſenſchaften konnte einem jungen Manne von Dieſterweg's Schlage unmöglich zuſagen; eine ſolche Methode mußte ihm ſtets nach der Schule ſchmecken, und er dürſtete nach Wahrheit, die im Leben ihm Halt und Kraft verleihen könnte, die ihn zu begeiſtern, zu erheben und zu führen vermöchte auf dem rauhen, dornigen Pfade durch's Leben. Die Schulphiloſophie zog ihn nicht an und konnte es nicht; er forſchte nach dem tieferen Kern, und um zu dieſem zu gelangen, ſchlug er den Weg ein, den zuerſt **Baco de Verulam** für die Naturwiſſenſchaft gezeigt: den Weg der Beobachtung und der Selbſtauffindung der Geſetze des Denkens und der Wahrheiten der Seelenlehre. Selbſtthätigkeit, freies, ſelbſtſtändiges Forſchen war ihm Bedürfniß, und iſt es geblieben in der ganzen Folgezeit ſeines Lebens; die Philoſophie, wie er ſie erfaßte, erfüllte ihn mit Begeiſterung für die philoſophiſche Wahrheit ſelbſt; ſie gab ihm Mittel und Wege an die Hand, den Menſchen in ſeinen vielfachen Verhältniſſen zu ſich ſelbſt, zu Andern, zu der Natur und zur Gottheit begreifen und verſtehen zu lernen; die Philoſophie endlich führte ihn zur Würdigung und Anerkennung der Vernunft, die, in ſich ſelbſt das Urbild des Vollkommenen tragend, die Mutter der Idee iſt, welche allein es vermag, den ſtrebenden Menſchen zu leiten und ihn allem Edleren und Höheren entgegen zu führen.

Neben der Philoſophie zog die Mathematik ihn an. Seiner ganzen inneren Natur nach ein entſchiedener Feind unklarer Begriffe, ein eben ſo entſchiedener Freund der Beſtimmtheit und logiſchen Folgerichtigkeit, mußte die Mathematik ihm nothwendig als ein treffliches Mittel erſcheinen, in den ſtrebenden Geiſt Klarheit und Liebe zu ſelbſtſtändiger, freier Forſchung hinein zu bringen. Aber auch hier konnte er nie mit Aengſtlichkeit ſich an ein Syſtem, an ein beſtimmtes Lehrgebäude halten: es galt ihm eben nur die Ueberzeugung, das Bewußtſein, die unumſtößliche Gewißheit von der mathematiſchen Wahrheit überhaupt. In der Mathematik wie in der Philoſophie iſt er ganz ein und derſelbe, hier wie dort ein Gegner des blos Syſtematiſchen, des Schulmäßigen, in Beiden nach Unabhängigkeit in der Auffaſſung und Behandlung ſtrebend.

Im Jahr 1811 hatte er ſeinen akademiſchen Kurſus vollendet; mit dieſem Zeitpunkt hört der erſte größere Abſchnitt ſeines Lebens auf, die Vorbereitung für ſeine Wirkſamkeit war zu Ende, es galt nun zu leben, thätig zu ſein. Er ging als Hauslehrer nach Mannheim zu einer Familie von Venningen, wo er indeß nur ein Jahr blieb. Er wurde als zweiter Lehrer an der damals ſogenannten école secondaire (höheren Bürgerſchule) zu Worms angeſtellt, und im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf an die Muſterſchule zu Frankfurt am Main, wo er einer der Stifter der „Frankfurtiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der nützlichen Künſte und ihrer Hülfswiſſenſchaften“ wurde

Hier zuerſt tritt uns bei Dieſterweg das Beſtreben entgegen, die Anforderung unſeres Wahlſpruches zu verwirklichen: „Nicht für die Schule, ſondern für's Leben!“ Es galt ihm und den Mitſtiftern dieſer Geſellſchaft, alle Klaſſen des Volkes Nutzen ziehen zu laſſen von dem, was die Wiſſenſchaft der Schule zu Tage gefördert; die Wahrheiten, welche auf dem Wege der Forſchung zunächſt nur das Eigenthum Weniger geworden, ſollten zu Gemeingut gemacht, das große Kapital des gelehrten Wiſſens ſollte in kleine Münze umgeprägt, es ſollte gewirkt werden für das Volk, was denn dieſe Geſellſchaft auch nachher (1816) noch beſonders dadurch befördern wollte, daß ſie eine „Sonntagsſchule für Handwerkslehrlinge und Geſellen“ gründete.

Außer dem Streben: dem Volke durch geiſtige und ſittliche Fortbildung deſſelben zu dienen, tritt bei dieſer Gelegenheit noch ein zweites hervor, welches Dieſterweg's geſammte Wirkſamkeit durchzieht: es iſt ſeine Bemühung, durch Vereine die vorhandenen Kräfte zu nützen und im Dienſte der Geſammtheit zu gebrauchen.

Ueberall, wo Dieſterweg gelebt hat, da ſind durch ſeine Anregung Vereine der mannigfachſten Art entſtanden, bald zur Förderung des materiellen Wohls der unteren Volksklaſſen, bald zur geiſtigen und ſittlichen Hebung deſſelben, bald zum Zwecke gegenſeitiger Mittheilung von Anſichten und Erfahrungen, bald zu pädagogiſcher Fortbildung; allen aber liegt der Gedanke zu Grunde: es müſſe geſorgt werden für's Volk, es müſſe gewirkt werden für's Leben.

Der Ruf von der Tüchtigkeit, dem Eifer und den Leiſtungen Dieſterweg's drang allmälig in weitere Kreiſe, und ſo wurde er im Jahre 1818 als Konrektor der lateiniſchen Schule (ſpäter Gymnaſium) nach Elberfeld berufen. Hier wirkte er gemeinſchaftlich mit einem Manne, der ſelbſt ein lebendiges Zeugniß war von der edlen Geſinnung des Vaters unſeres Pädagogen. So ſtark des Amtmanns Familie auch war, und ſo beſcheiden ſeine eben möglich, auch Hülfe für den Hülfsbedürftigen bereit. Sein Sohn Wilhelm Adolph kam einſt zum Vater und ſtellte ihm vor, daß einer ſeiner Schulkameraden, der Sohn armer Aeltern, ſo gerne ſtudiren möchte, wenn nur die Mittel dazu aufzubringen wären. Der Sohn bittet den Vater, ſich des armen Knaben anzunehmen; der Vater läßt den Knaben rufen, prüft ihn, und noch an demſelben Tage iſt durch Freundeshand das nöthige Geld herbeigeſchafft, welches zur Fortſetzung und Vollendung der Studien erforderlich war. Dieſer Knabe war der ſpäter in Elberfeld verſtorbene Gymnaſial-Direktor Seebach, der Kollege Dieſterweg's.

Die ganze Lebensrichtung in Elberfeld, die religiöſen und ſocialen Beſtrebungen, wie ſie damals um ſo ſchroffer hervortraten, da in jener Zeit nicht wie heute eine ſehr ſtarke Gegenpartei der unumſchränkten Herrſchaft des Ausſchließlichkeits-Prinzips entgegen wirkte, das verletzende Benehmen mancher Schüler aus gewiſſen Kreiſen: das Alles war geeignet, einem Manne wie Dieſterweg manche Freude des Lebens und Wirkens zu verkümmern, und offen, bieder und derb, wo es ſein mußte, ſprach er ſeine Anſichten und Gefühle ohne Rückſicht aus, und ſo mußte es wohl dahin kommen, daß ihm dieſer Wirkungskreis nicht ſo recht lieb werden konnte.

Aber der Aufenthalt in Elberfeld wurde entſcheidend für die ganze ſpätere Richtung ſeiner Lehrerwirkſamkeit. Er fand hier „den Meiſter vom Rhein," Dr. Johann Friedrich Wilberg, einen Mann, der die große Gabe beſaß, erregend zu wirken nicht nur auf ſeine Schüler, ſondern auch auf die Lehrer in ſeiner Umgebung, ja auf alle Kreiſe, mit denen er in Berührung kam. Elementarlehrer, aber ein Mann von ausgebreitetem Wiſſen, von tüchtiger theoretiſcher Bildung in der Erziehungslehre und von noch größerer praktiſcher Gewandtheit im Unterrichte, war er das würdige Vorbild der ſtrebſamen jüngeren Lehrer der Umgegend, welche ſich Samstag Nachmittags um ihn der Gedanken, durch die Lebendigkeit und Selbſtſtändigkeit der Auffaſſung gefeſſelt. Waren dieſe Lehrerverſammlungen und die Vorträge, die in denſelben gehalten wurden, zunächſt auf Elementarlehrer berechnet, ſo lag in ihnen doch auch für den höher gebildeten Mann ſo viel Anziehendes, daß auch einem ſolchen die Theilnahme ein Genuß wurde. So fehlte auch Dieſterweg dort nicht leicht, fühlte nach 30 wöchentlichen Lehrſtunden in der lateiniſchen Schule ſich erfriſcht und erhoben durch die Gedankenblitze des Meiſters, und begleitete dieſen nach dem Schluſſe der Verſammlung zu ſeinem Hauſe, um im engeren Kreiſe mit ihm noch einige Stunden zu verbringen. Weſentlich durch dieſen Einfluß Wilberg's beſtimmt, faßte Dieſterweg den Entſchluß, ſeine Thätigkeit dem Volksſchulweſen zu widmen und der bisherigen Laufbahn als Lehrer an Gelehrtenſchulen zu entſagen. Er wurde im Jahre 1820 zum Seminardirektor nach Meurs berufen. Er that (wie er ſelbſt ſagt) das Gelübde die Kräfte, die ihm Gott verliehen, die Gelegenheiten, die er ihm ſenden, die Mittel, die er ihm ſpenden werde, dazu zu benutzen, daß es mit der Sache des Volkes, mit ſeiner Unterweiſung und Erziehung etwas beſſer werde. Die Aufgabe, deren Löſung er ſeine Kräfte von jetzt an zu widmen gedachte, war eine ungemein ſchwierige. Zunächſt mangelte ihm das Vertrauen der Geiſtlichkeit, und das Seminar wurde, wenn auch nicht laut und öffentlich, doch nicht minder ſtill und im Geheimen verdächtigt. Man munkelte von dem „rationaliſtiſchen“ Geiſte, der dort herrſche, man ſprach von religiöſer Unentſchiedenheit des Direktors, und dergleichen armſelige Vorwürfe legten ſeinem Wirken vielfache Hinderniſſe in den Weg. Andere fürchteten für den alten, liebgewordenen Schlendrian; wieder Andere meinten, die gebildetern Lehrer würden nur dünkelhafter und was dieſelben allenfalls vor den, auf die bisherige Weiſe gebildeten Lehrern an Kenntniſſen voraus haben möchten, ſei kein Erſatz für den Mangel ſogenannter Praxis; kurz, das Seminar lagert. Und nun erſt die jungen Leute, die dort hinkamen, um ihre Bildung zu erwerben, Jünglinge, die (wie Dieſterweg ſelbſt ſagt) voll myſtiſchen Qualms und Dunſtes, in die Anſtalt fielen und dieſem Ungeiſt in Konventikeln durch Reden Luft zu machen, ſich „vom Geiſt getrieben" wähnten — junge Leute, die das Eiſen, das man ihnen in die Hand gab, zwar nicht für Silber, Waſſer, das ſie ſchmeckten, zwar nicht für Wein hielten, die aber dennoch an ſilbernes Eiſen, das in der Vergangenheit vorhanden geweſen, glaubten und den Glauben daran als ein Heiligthum bewahrten; Menſchen, die aller unmittelbaren Friſche und geiſtig geſunden Anſchauungskraft entbehrten; — Jünglinge, die gelehrt worden, nur an Andere, niemals aber an ſich ſelbſt zu glauben und die kaum ſich getrauten zu behaupten, daß der klare Himmel blau, die Wieſe wirklich grün ſei, wenn es nicht vorher von einer vermeintlichen Auktorität beſtätigt worden, und die daher, wenn eine ſolche auch das Widerſinnigſte behauptete, ihre Sinne, ſammt Verſtand und Vernunft, völlig gefangen nahmen. Da galt es denn, ihnen zwar allmälig, aber dennoch gründlich die Schuppen von den Augen zu nehmen und den Staar zu ſtechen."

Mit Dieſterweg's Austritte aus dem Gelehrten-Schulweſen beginnt nun ein neuer, der dritte Abſchnitt ſeines Lebens. Der Beruf, den er jetzt gewählt, war ihm bisher fremd; mit der Vorbildung für ein beſtimmtes Fach hatte er bis zu dieſem Zeitpunkte nichts zu thun gehabt. Aber er brachte in dieſen Beruf die Idee eines tüchtigen Lehrers mit, und dieſe Idee war ihm unzertrennlich von der eines wahren, ächten Menſchen. Hatte er an Gelehrtenſchulen die Bildung zur Humanität zum äußerſten Zielpunkte ſeiner Beſtrebungen gemacht, ſo war es eben derſelbe Grundgedanke, der ihn auch hier leitete: die Berufsbildung der künftigen Lehrer wollte er gründen auf ächte, volle Menſchenbildung. Gelang es ihm, ſeine Schüler für die Idee der Menſchheit zu befähigte, würdige Genoſſen des gebildeten Standes zu ſein, zeigte er dann ihnen die Mittel, durch welche ſie in ihrer künftigen Laufbahn befähigt würden, die richtigen Wege zu finden: dann durfte er ſicher ſein, friſchen Sauerteig in das Lehrerleben ſeines Wirkungskreiſes hinein gebracht zu haben, einen Sauerteig, der nicht verfehlen konnte, Gährung, Bewegung und Entwickelung zu erzeugen, die, wenn auch nicht gleich für den Augenblick, doch deſto ſicherer im Laufe der Zeit in ihren Rückwirkungen eine Umgeſtaltung, eine ſegensreiche Reform des ganzen Schulweſens mit ſich führen mußte. Die künftigen Lehrer ſollten ihm zuerſt Menſchen, gebildete Menſchen ſein, ſie ſollten aus ſich ſelbſt heraus die Kräfte und Anlagen entwickeln, welche die Natur in ſie hinein gelegt; ſie ſollten ihre Menſchenwürde erkennen und achten lernen, ſollten Vertrauen zu ſich ſelbſt, zur Kraft eines tüchtigen Willens faſſen, ſollten ſtrebende Menſchen werden, ſelbſtdenkende und ſelbſtſtändige Männer, damit durch ſie einſt auch das Volk zum Streben geleitet, damit dasſelbe durch ſie wieder zur Selbſtſtändigkeit und wahren Freiheit geführt werde. So trat Dieſterweg in geraden Gegenſatz zu den bisherigen, allgemein gemachten Anforderungen, nach welchen eben die Lehrer ſogenannte „fertige“ Menſchen ſein ſollten.

Dieſterweg mußte, zunächſt um ihnen das Prinzip der Bewegung, der Prüfung und vorurtheilsfreien Forſchung einzuflößen, Zweifel an Auktoritäten bei ſeinen Schülern hervorrufen, nicht auf dem Wege des Beſtreitens, ſondern auf dem naturgemäßern, daß er ſeine eigene Auktorität ihnen Preis gab. Aber durch Zweifel hindurch gelangt der Menſch zur Wahrheit, zur innigen Ueberzeugung von derſelben; wer nie gezweifelt hat, iſt gewiß auch nie zur Forſchung, nie zur klaren Erkenntniß des Wahren und Rechten gelangt; die Wahrheit kann da nie in's Bewußtſein gedrungen ſein.

Aber dieſe Erregung des Zweifels, dieſe erſten Schritte zur Selbſtſtändigkeit wurden auch ſehr bald als ſolche erkannt und dienten nicht wenig dazu, das Mißtrauen gegen die Schüler Dieſterweg's zu erhöhen. Es gibt bekanntlich, namentlich in einzelnen Theilen der preußiſchen Rheinprovinz, und gerade in denjenigen, woher das evangeliſche Seminar in Meurs eine große Zahl ſeiner Zöglinge erwarten muß, eine kirchliche Partei, welche den Dieſterweg'ſchen Beſtrebungen, geiſtig-ſelbſtſtändige Lehrer zu bilden, mit Entſchiedenheit entgegen treten zu müſſen glaubte, weil durch dieſelben die lange begründete Herrſchaft ihres hierarchiſchen Bevormundungs-Prinzips gefährdet war; aber, was dieſe Partei auch thun mochte — Dieſterweg ließ ſich nicht darauf ein, arbeitete mit gewiſſenhafter Treue, und lebte der Zuverſicht, daß das Wahre und Rechte ſich trotz ſolcher Hinderniſſe Bahn brechen werde im Leben.

Selbſtſtändigkeit ſuchte er zu erzielen; Selbſtſtändigkeit iſt aber nur denkbar mit Individualität des ganzen Seins. Selbſtſtändig kann der nicht ſein, der gezwungen wird, ſich in ſeinem Denken, Fühlen und Handeln, in ſeiner Lebens- und Weltanſchauung mit Andern ſeines Gleichen nach einer allgemeinen, vorgeſchriebenen Norm zu richten; ſelbſtſtändig kann nur der ſein, welchem es vergönnt iſt, ſeine beſondere Eigenthümlichkeit zu erhalten, und ſo zu ſein, wie er es ſeiner ganzen Weltanſchauung, ſeiner Ueberzeugung, ſeinem ganzen Weſen nach ſein muß.

„Nichts iſt mir in der Seele mehr zuwider," ſagt Dieſterweg, „als die ſchemenartige Einerleiheit der Menſchen, die Ausgeleertheit, Stockſteifheit der Pedanten, die todte Nachbeterei der Lehrformeln, das Prokruſtesbett, der Ausrecker und Kopfzuſtutzer ꝛc. Sie machen das Leben nicht nur langweilig und unausſtehlich, ſondern ſie bringen durch den Despotismus, den ſie wiſſend und nicht wiſſend auf die lebensfrohe, freithätige Jugend ausüben, um die friſche und freie Naturwüchſigkeit und Eigenthümlichkeit, und tragen dadurch dazu bei, daß wir ſo wenige individuell geſtaltete und in ihrer Sonderheit ausgezeichnete Menſchen haben. Ein pedantiſches Volk — dieſe heutigen

Deutſchen, ſprechen die freieren Völker; kennt man Einen, ſo kennt man ſie Alle. Dieſer Zuſtand iſt zum großen Theile eine Frucht unſerer zopfſteifen Schultyrannen. Als ſolche kamen die Jünglinge oft ſchon in das Seminar. Ich bekämpfte dieſe Lobloſigkeit mit allen Mitteln, verſchmähte es nicht, mich unter ihre Spiele zu miſchen, dergleichen anzuordnen und mich in jeder Beziehung ihnen gleich zu machen. Ich weiß ſehr wohl, was man dabei riskirt, und ich habe es oft ſchmerzlich empfunden. Denn der junge Menſch findet bei dem Uebergange von der inneren Sklaverei zur Freiheit nicht gleich den rechten Weg, er überſieht die Schranken, die heilig zu achten ſind; aber es gibt keine freie Bildung ohne dieſe Uebergänge, Vermeſſung und Mißgriffe." Und wir möchten hinzuſetzen: wie das bei einzelnen Menſchen der Fall iſt, ſo iſt es auch mit Inſtitutionen und mit ganzen Völkern; ohne Uebergriffe und Mißgriffe iſt eine freie, individuelle Entwickelung einmal gar nicht möglich, und es iſt zum mindeſten Kurzſichtigkeit und Thorheit, mißliebiger Uebergriffe wegen die freie Entwickelung überhaupt ächten und hindern zu wollen. Eine Leitung jeder Bewegung nach polizeilichen Normen läßt freilich ſolche Mißgriffe nicht zu; aber die Entwickelung iſt dann auch darnach.

Innere Selbſtſtändigkeit aber kann nicht beſtehen und freie, naturwüchſige Individualität würde Karrikatur werden, wenn nicht Vernünftigkeit die Grundlage jener, und Bildnerin dieſer iſt. Zu allen Zeiten hat es Menſchen gegeben, welche ſchon durch das Wort „Vernunft" in einen gewiſſen Schrecken gejagt worden ſind, und auch in unſeren Tagen fehlt es noch immer nicht an ſolchen, welche die edelſte und höchſte der Kräfte, die Gott dem Menſchen verliehen, die allein ihn zu ſeinem Ebenbilde macht, mit Geringſchätzung betrachten. Dieſe Menſchen gebrauchen allen Scharfſinn und allen Witz, um durch Schlüſſe der Vernunft den Beweis zu verſuchen, daß es mit der Vernunft nichts ſei. Die Anklage gegen die Vernunft reduzirt ſich auf die beiden Punkte: ſie könne irren und reiche nicht aus. Die Vernunft könne irren? Mag ſein, aber wer vermag es denn, ihre Irrthümer nachzuweiſen? Etwa der Ankläger ſelbſt mit Hülfe ſeiner Vernunft? Nun, in dieſem Falle gibt er den ſchlagendſten Beweis von der Nichtigkeit ſeiner Anſchuldigung, denn ſeine Vernunft hat ihm ja eben das Rechte an die Hand gegeben. In den meiſten Fällen aber wird dieſer Nachweis auf irgend einen, oft dazu noch mißverſtandenen oder unverſtandenen Glaubensſatz geſtützt. Traut denn nicht auch da wieder der Ankläger auf ſeine Vernunft, daß er mit ihrer Hülfe den Glaubensſatz in der richtigen Weiſe aufgefaßt habe? Ohne Vernunft hilft uns auch kein Dogma, da ein ſolches ſelbſt nur wieder durch jene erfaßt und in ſeiner wahren Bedeutung erkannt werden kann. Wir ſind in allem Streben nach Wahrheit nur auf unſere Vernunft allein hingewieſen; ohne ſie gibt es für uns Menſchen keine Wahrheit, denn ohne ſie kann keine mit unſerm Bewußtſein vermittelt werden. Die Vernunft reiche nicht aus? Wohl gibt es Dinge und Erſcheinungen, deren tiefſten Grund wir wenigſtens bis jetzt nicht durch unſere Vernunft erkennen können. Aber ob nie? Wir wiſſen's nicht. Wohl gibt es Dinge, die überhaupt nicht begriffen werden können, und dahin gehört unter andern eben dieſe Erſcheinung, daß mit Vernunft begabte Menſchen die Vernunft ſelbſt bemakeln und bekämpfen. Aber wir wiſſen auch, daß das, was die menſchliche Vernunft überhaupt nicht zu faſſen vermag, eben ſo wenig zur menſchlichen Glückſeligkeit nothwendig iſt. Die Irrthumsfähigkeit ſo wie die Unzulänglichkeit der Vernunft werden derſelben indeß auch nur von Solchen zur Laſt gelegt, die den Menſchen gerne zu dem verworfenſten Geſchöpfe Gottes herabgewürdigt wiſſen möchten, damit es ihnen möglich werde, demſelben in ihrer Weiſe eine Glückſeligkeit als wünſchenswerth darzuſtellen, die ſicher nicht für Alle eine Glückſeligkeit ſein würde. Ueber die Erziehung der jungen Lehrer zur Vernünftigkeit äußert ſich Dieſterweg folgendermaßen:

„Ich ſtrebte nach der Bildung der Jünglinge von innen heraus, ſuchte ihnen eine aufrechte, ſenkrechte Stellung zu geben. Dieſe Dinge vertragen ſich nicht mit allen Anſichten, und Worte wie: Entwicklung der Volkskraft, der Volksintelligenz, der Vernunft des Volkes durch vernünftige Schullehrer — ſetzen auch Heut zu Tage noch viele Köpfe und Herzen in Schrecken. Man denkt damit zuſammen: Mangel der Beſcheidenheit, der Demuth, des Gehorſams, der Kirchlichkeit und anderer Eigenſchaften; man meint, durch ſolches Streben erziehe man Verſtandeswütheriche und Hochmuthsteufel. Wie ſoll man ſolchen Wahn widerlegen? Durch Theorie iſt es unmöglich, und durch die Praxis ebenfalls; ihn, der auf falſchen pſychologiſchen Meinungen ruht, muß man gewähren laſſen bis er ſtirbt, und ſich nur dann um ihn kümmern, wenn er geſunden Trieben den Weg verrammeln will. Ich lebte meines Glaubens; ich wollte und will meine Leute vernünftig machen.

Bei dieſem Worte werden Manche ein Kreuz ſchlagen. Sie denken an Konſtruktion der Religion aus ſich ſelbſt, an flachen, auskernenden und aushöhlenden Rationalismus, an einen Tempel der Hoffart, an Uſurpation alles Wiſſens und Glaubens durch dieſes nimmerſatte Ungeheuer, an den Geiſt der Verneinung, an Vermeſſenheit und Schuld. Aber wie ſoll man ſich denn ausdrücken? Das ſchöne Wort Aufklärung und ſeine urſprüngliche edle Bedeutung ſind bei denſelben in gleichem Verruf, und in ihrem Munde gibt es keinen verwerflichern Ausdruck als „die Aufgeklärten.“ Darin ſtimmen politiſches Wochenblatt, (ſeligen Andenkens!) hiſtoriſch-politiſche Blätter und evangeliſche Kirchenzeitung mit einander überein. Wir bleiben dabei: Wie Alles mit Religion, ſo auch Alles mit Vernunft!“

Wir haben hier die Prinzipien entwickelt, denen Dieſterweg in der Bildung künftiger Lehrer folgte; es waren die Prinzipien der geiſtigen Selbſtſtändigkeit, der Individualität und der Vernünftigkeit. Dieſe Dreizahl in eine Einheit zuſammen gefaßt, gibt das Prinzip der innern Freiheit, das Dieſterweg als das einzige betrachtet, deſſen Verwirklichung und Durchführung dauernd des Volkes wahres Glück begründen kann. Und das Volk, die Bildung und das Wohl desſelben ſind immer die letzten Zielpunkte ſeiner Beſtrebungen; bei der Bildung der künftigen Lehrer ſchweift er mit ſeinem Blicke ſtets über dieſe hinaus nach dem Volke hin; was er für Jene direkt thut, will er durch ſie für dieſes thun; wie er Jene ſelbſtſtändig macht in und durch ſich ſelbſt, ſo ſoll ihm durch dieſelben dieſes eben auch zur Selbſtſtändigkeit geführt werden. Das iſt das Merkmal, das ihn zum wahren „Manne des Volkes“ ſtempelt.

Die Erfolge ſeiner Bemühungen fanden indeß auch bei Allen Anerkennung, denen es um gründliche Bildung des Volkes und deſſen Lehrer zu thun war; die Schüler ſeines Seminars bewahrten ihm auch in ſpäteren Lebensverhältniſſen eine wahrhaft begeiſterte Liebe; das amtliche Wirken derſelben ließ die günſtigſten Schlüſſe machen auf das Seminar und deſſen Direktor, und wenn auch die jungen Lehrer in ihren amtlichen Beziehungen ſo wie im Privatleben ſich eine Selbſtſtändigkeit zu erringen wußten, welche den Predigern einer mißverſtandenen Lehrer-Demuth höchſt mißliebig war, ſo geſtand doch das Publikum ihnen vollkommen die Berechtigung einer ſolchen ſelbſtſtändigen Stellung im Leben zu. Die Staatsbehörden waren ſelbſt, namentlich zur Zeit des Miniſteriums Altenſtein, einer freieren religiöſen Richtung zugethan. Auch der nächſte Vorgeſetzte Dieſterweg's, der Konſiſtorial- und Schulrath Dr. Grashof, ein Mann der die Amtswirkſamkeit der Lehrer nach nichts Anderm, als nach den Leiſtungen, den Reſultaten, beurtheilt, ſchenkte ihm ſein volles Vertrauen; bei der ſorgfältigſten Beaufſichtigung des Seminars, die ihm ſeine Stellung zur Pflicht machte, griff er doch nie ſtörend und hemmend ein, ſpendete aber gerne, wo ſich Gelegenheit dazu darbot, belehrende Mittheilungen aus dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen auf dem Gebiete des Volksſchulweſens. Dieſterweg bekennt, daß er von ihm habe ſagen können: „il règne, mais ne gouverne pas“ (er herrſcht, aber regiert nicht), ein Grundſatz, den nicht nur jeder, die Geſetze ſeines Landes beobachtende König, ſondern jeder wackere Hausvater, jeder wahrhafte Schulaufſeher befolgt. Wie der König, qui règne et ne gouverne pas, ſeine Miniſter regieren läßt (Hegel ſagt: ein König iſt der Punkt über dem i, und er ſetzt ihn), alſo der Schulaufſeher; er läßt die Lehrer regieren, beobachtet ob ſie den gegebenen Vorſchriften gemäß regieren, ob ſie leiſten, was ſie zu leiſten haben; aber er läßt ſie gehen und gewähren, wo und wie es ſich nur mit den Zwecken des Amtes verträgt; er freut ſich über die Selbſtſtändigkeit und Thatkraft, die ſie entwickeln und räumt lähmende Hinderniſſe aus dem Wege. Alſo that Grashof.

Im Jahre 1824 erhielt Dieſterweg vom Miniſterium der geiſtlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten die erbetene Erlaubniß eine pädagogiſche Reiſe zu machen; Urlaub und Reiſegeld wurden ihm bewilligt, die Reiſe-Route vorgeſchrieben über Magdeburg nach Berlin, wo Dieſterweg mit dem damaligen Abtheilungs-Direktor der Unterrichts-Angelegenheiten, Herrn v. Beckedorf, in intereſſante Berührungen kam. Von hieraus wendete er ſich nach Stettin, wo er auf die religiöſe Richtung und die große Kanzelgaben eines der dortigen Prediger aufmerkſam gemacht wurde. Wir können nicht umhin der Dieſterweg'ſchen Schilderung eine Stelle zu entheben, welche das Treiben ſolcher Verirrten und den Eindruck trefflich darſtellt, welchen dasſelbe auf den Geiſt und das Gemüth des humanen Pädagogen machen mußte:

„Während eines zweijährigen Aufenthaltes in der Hauptſtadt des Wupperthales," erzählt er, „hatte ich Gelegenheit gehabt, ſonntäglich ein Ohrenzeuge zu ſein von den Außerordentlichkeiten, die dort von der reformirten Kanzel erſchallen. Dieſelben ſind in Deutſchland ſo bekannt, daß ich ſie nicht näher zu bezeichnen brauche. Aber das Alles wurde doch in Stettin noch weit überboten. Der Geiſtliche entwarf unter geiſtigem und ſichtbar körperlichem, wahrhaft beängſtigendem Ringen ein Gemälde von der Verdorbenheit der Natur des Menſchen, ſchilderte die ſeiner wartenden ewigen Höllenſtrafen; ich kann kurz ſagen, mit den Farben eines Dante und Streckfuß, und entwarf von dem blutigen Opfertode des unſchuldig erwürgten Lammes, ein Gemälde, welches Alles, was ich in dieſer Hinſicht Schroffes und Haarſträubendes bis dahin gehört hatte, weit hinter ſich zurück ließ. Eine trübe, dicke Luft lag über der geängſtigten Gemeinde; man ſah geheime Thränen über gefurchte Wangen fließen; vertrocknete Herzen hörte man ängſtlich ſchlagen, und reuige Sünder, Männer und Frauen, ſanken auf die Knie. Ich konnte ein beengendes, ſchwer auf mir laſtendes Gefühl nicht bemeiſtern; denn die Myſtik beſitzt die anſteckende Kraft der Epilepſie und des Veitstanzes.

Als nun aber der Prieſter vollends die Vorbereitung zum h. Abendmahl traf, zu dem Ende ſich, nicht auf die Stufen, ſondern auf die Steine, fern vom Altar, niederwarf und laut rief und ſchrie und rang; als eine Schaar von Männern und Frauen, den höhern Ständen angehörig, gleichfalls auf den Knieen näher heran rutſchte: da bemächtigte ſich meiner eine unbeſchreibliche Angſt, es wurde mir ſchwindlig vor den Augen, die Erde kam mir vor wie eine Höhle voll heruntertropfenden Giftes; — ich hatte jedoch glücklicher Weiſe noch Beſonnenheit genug nach dem Hute zu greifen und der Thür zuzueilen, und — ſiehe da! die freundliche Sonne, das Auge Gottes ſtand noch am blauen Himmel, lichte Wolken zogen über den Plan, die liebe Erde war noch grün, wie ſonſt, und nur der Irrthum der Menſchen, ein grauenvoller Wahn, machte ſie zu einem Thale der Verfluchung. Ich dankte Gott, daß ich noch geſunde Sinne und muntere Kräfte beſaß, bat ihn mir den Verſtand zu erhalten, und das von ihm im Menſchen angezündete Licht, die Vernunft.

Mir iſt keine Erſcheinung bekannt, die einen widrigeren Eindruck auf mich machte als das Knieen eines Mannes, öffentlich vor allem Volk, ohne die außerordentlichſte Veranlaſſung. Es iſt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt. Um ſich dieſes zu veranſchaulichen, denke man ſich einen auf den Knieen liegenden Sokrates, Platon, Ariſtides, Alexander, Cäſar, Friedrich den Großen, Napoleon. Dieſen Gedanken kann kein vernünftiger Menſch denken; nur ein Wahnſinniger würde einen ſolchen Anblick aushalten. Ein wahrer Menſch und ein auf den Knieen rutſchender Sündenknecht mit ſeiner Wurmdemuth ſind nicht-zu-vereinigende, abſolute Gegenſätze.“

Der Aſſociationstrieb, den wir ſchon früher, in Frankfurt, bei Dieſterweg kennen lernten, und anderſeits der Wunſch, auch nach Entlaſſung vom Seminar mit ſeinen Schülern in freundſchaftlicher, anregender Verbindung zu bleiben, veranlaßten ihn einen „Verein, abgegangener Seminariſten“ zu gründen, die zu Oſtern jedes Jahres an irgend einem bequem und freundlich gelegenen Orte der Provinz auf einige Tage zuſammen kamen, mit ihm in heiterer Geſelligkeit frohe Stunden verbrachten, über Gegenſtände ihrer Berufsthätigkeit Vorträge hielten, dieſelben einer beurtheilenden Berathung unterwarfen, ſich ihre Freuden und Leiden, ihre Kämpfe und ihre Siege mittheilten, und auch gerne hinausſchweiften über den engeren Kreis ihrer Amtswirkſamkeit auf Dinge, die der Menſchheit, als ſolcher, überhaupt nahe und am Herzen liegen. So erfriſcht und geſtärkt gingen die jungen Volkslehrer wieder zurück in ihre Einſamkeit; aber die Zuſammenkunft war für ſie eine geiſtige Frühjahrsſonne, es war ein platoniſches Gaſtmahl, deſſen ſie auch in der Erinnerung noch lange ſich freuten.

Inzwiſchen wurde in Berlin ein Seminar zur Bildung von Lehrern an Stadtſchulen gegründet, das ſeine Zöglinge aus allen Theilen des Staats erhält, eine größere Vorbildung von ihnen erwartet und ſie weiter zu führen hat, als es in den Seminarien der Provinzen möglich iſt. Dieſterweg erhielt den Ruf als Direktor desſelben, — ein Ruf, der ohne Widerrede ein ehrenvoller genannt werden mußte, der aber auch möglicher Weiſe ganz andere Dinge in Ausſicht ſtellte, als ehrenvolle Thätigkeit. Nicht daß etwa der höhere Grad der wiſſenſchaftlichen Bildung, die in der Berliner Anſtalt erzielt werden konnte und ſollte, im geringſten ein Grund von Beſorgniß für ihn hätte ſein können; ein nicht unbedeutender Theil ſeiner bisherigen Schüler in Meurs war ja bereits an höhern Schulen angeſtellt und deren Wirken hatte ſchon alle Anerkennung gefunden. Aber es war doch immer zweifelhaft, ob Dieſterweg's gerader, offener, ſelbſtſtändiger und den Formen der höhern Lebenskreiſe nur bedingt ergebener Charakter ſich heimiſch finden werde in den großartigeren und vielſeitigeren Verhältniſſen der Hauptſtadt Preußens; es war immer doch denkbar, daß ſeine Ueberzeugungstreue, die er ſtets für das hielt, was allein dem Menſchen wahren Werth verleihen könne, in Berlin vielfach in's Gedränge kommen würde. Dazu kam, daß die Rheinlande mit ihren vielen, auch ihn begeiſternden Naturſchönheiten, mit dem beweglichen, aber biedern Charakter ihrer Bewohner, mit ihren Sitten, ihrer Lebensweiſe, ihren Geſetzen und Inſtitutionen ihm an's Herz gewachſen waren; ſeine ganze Sympathie hatten (und haben noch heute) die Rheinländer. Durfte er hoffen in den ſandigen Flächen der Mark Brandenburg, für die er zum wenigſten keinerlei Sympathien fühlte, einen Erſatz zu finden für die Lande ſeiner Zuneigung, die er verließ? Durfte der Gedanke in ihm aufſteigen, es könne auch ihn das Geſchick erreichen, das Andere getroffen: nach Berlin berufen, um bald nachher in die Rumpelkammer hinein komplimentirt zu werden?

Aber dieſen Bedenklichkeiten gegenüber ſtand denn auch die Ausſicht, dort für einen größeren Kreis wirken, dort dem ganzen Staate, allen Provinzen desſelben dienen zu können; es war zu hoffen, daß durch die Beſetzung dieſer neuen und bedeutenden Poſition ein um ſo vollſtändigerer Sieg ſeiner Prinzipien errungen werden könne, und zu dieſen Hoffnungen und Erwartungen geſellte ſich die Gewißheit, in Berlin vielfache Gelegenheit zu eigener Fortbildung, zu friſcher Anregung zu finden: er entſchloß ſich, dem Rufe zu folgen. Der Abſchied von Meurs, vom Rhein fiel ihm ſchwer; er ſchied wie aus einem großen Familienkreiſe, und in Berlin fand er, wie vorausgeſehen, das nicht wieder, was ſeinem Gemüthe am Rhein wohlthuend war. Selten war er ſicher, am Tage über eine

Stunde frei gebieten zu können. Es freute ihn nicht, Samen in's Weite hinzuſtreuen, ohne deſſelben noch ferner warten und pflegen zu können; mit den Seminariſten bildete ſich kein ſo trauliches Verhältniß, er war weniger ihr Erzieher als ihr Lehrer, und ſo fühlte er ſich nicht befriedigt in ſich ſelbſt, nicht glücklich.

Geiſtige Anregung dagegen bot ſich ihm in Berlin von den vielfachſten Seiten dar. Namentlich beſuchte er mit größtem Intereſſe die Vorleſungen Schleiermacher's. „So weit es meine Berufspflichten zuließen, ſagt er, benutzte ich die Gelegenheit und die Gunſt, die er mir gewährt hatte, ſeine Vorleſungen zu beſuchen und mich an ihm zu bilden und zu erbauen. Darum habe ich im Sommer 1832 ſeine Vorträge über Politik, im Winter $18^{32}/_{33}$ die über Pſychologie (Seelenlehre) beſucht. Voll großer Bewunderung ſaß ich in der Regel vor dem kleinen Manne, folgte ſeinen Gedanken und Entwickelungen, und genoß das unendliche, hohe, höchſte (freudig ſage ich es, daß ich kein höheres kenne) Vergnügen, den Horizont meiner Erkenntniß ſich erweitern, dunkle Gegenſtände an das Licht der Klarheit treten zu ſehen. Ich durfte mich zu den fleißigſten Zuhörern rechnen. Bei ihm fleißig zu ſein, dazu gehörte nichts; zu dem Gegentheil gehörte Ermuthigung. Es war bei Allen, die ſich von ihm angezogen fühlten, Sitte, ihn immer zu hören, ſo in ſeinen Vorleſungen, ſo in ſeinen Predigten. — Ich will es nicht läugnen, mit einigem Vorurtheil, oder mit manchem Zweifel belaſtet, wie ſeine Schriften und einige Nachrichten, mit denen man ſich herumtrug, ſie in mir hervorriefen, beſuchte ich Anfangs ſeine geiſtlichen und philoſophiſchen Vorträge. Aber wie Schuppen fiel es von meinen Augen! Mit Wehmuth denke ich daran, daß mein Geſchick mich nicht früher in ſeine Nähe geführt; — ich würde mich einer andern Bildung zu erfreuen haben —; ich kann es nicht ſchildern, mit welcher Beſorgniß ich Zeuge davon war, daß er trotz fortſchreitender Bruſtaffektion in den feuchten Februartagen Morgens um 7 Uhr zu leſen fortfuhr, bis —— — —."

Auch mit andern geiſtig hervorragenden Männern trat er in engere Beziehungen, gründete wieder einen Lehrerverein und wirkte anregend und ermunternd an der Spree wie am Rhein. Aber auch hier beſchränkt ſich ſeine Fürſorge nicht auf die Lehrer und ſeine Schüler; die Sorge für die geiſtige und materielle Noth des Volkes, beſonders der unteren Klaſſen, hat auch hier wieder ſeine thätige Theilnahme in Anſpruch genommen. Als vor einigen Jahren der Gedanke auftauchte, durch Vereine die Hebung der unteren Volksklaſſen zu befördern, da war Dieſterweg einer der Stifter des Lokalvereins für Berlin. Die Begeiſterung für dieſe Art von Vereinen war damals faſt allgemein; in allen Provinzen, ſelbſt in kleineren Städten und Dörfern wollte man Hand an's Werk legen; ja auch der König hatte dem Lokalverein in Berlin 15000 Rthlr. anweiſen laſſen: es handelte ſich überall nur um eine ſcheinbare Kleinigkeit, nämlich die Entwerfung und die Beſtätigung der Statuten. Das Intereſſe, welches der König ſelbſt ſo lebhaft für die Sache an den Tag legte, ließ der Hoffnung Raum geben, daß die Regierungsbehörden mit der Beſtätigung der vorzulegenden Statuten nicht zögern würden; aber höchſt merkwürdiger Weiſe wurden überall ſo viele Schwierigkeiten erhoben, ſo viele Verklauſulirungen gemacht, daß bis jetzt noch kein einziger von allen dieſen projektirten Vereinen hat in's Leben treten können, ja daß jenes Geſchenk des Königs noch bis auf dieſen Augenblick nicht hat erhoben und demgemäß benutzt werden können im Intereſſe der bedrängten Volksklaſſen. Da möge, ſolchen Vorgängen gegenüber, noch ferner Jemand die Beamtenherrſchaft in Preußen läugnen!

Beſſer ging es mit dem Vereine für deutſche Volksſchriften, den Dieſterweg etwas ſpäter in's Leben rufen half, und der die geiſtige und ſittliche Hebung des Volkes dadurch zu fördern bezweckt, daß demſelben zu ſehr mäßigen Preiſen eine körnige, friſche, geſunde, anziehende und belehrende Lektüre geboten wird. Wenn überhaupt Dieſterweg nach Kräften dem Umſichgreifen des leidigen Pietismus entgegen zu wirken bemüht iſt, ſo begreifen wir leicht, daß in unſern Tagen es ihm ganz beſonders ſchwer auf dem Herzen liegen mag, wenn er der offenbaren Förderung dieſer Geiſt und Herz verderbenden Unnatur zuſehen muß. Da liegt es denn nahe, zu erkennen, wie Noth es thut, dem Volke neben der Bibel wenigſtens auch noch etwas Anderes und Friſches, ſo wie anſtatt der Traktätchen, Miſſionsblätter, Räuber-Romane u. dgl. ihm Schriften in die Hände zu geben, wie wir deren z. B. von Berthold Auerbach, von G. Nieritz, von Zſchokke u. A. beſitzen. Einem Vereine dieſer Art konnte die etwa erforderliche Beſtätigung Seitens der Regierung nicht wohl verweigert werden; hier waren wenigſtens keine großen Volksverſammlungen zu fürchten, keine Vermiſchung der gebildeteren mit den geringeren Klaſſen in demſelben Lokale zu beſorgen, und darin lagen ja bei jenen erſteren Vereinen die weſentlichſten Bedenken. Wie oft mag in Preußen damals das Aſſociationsrecht der Badenſer mit neidiſchem Herzen betrachtet worden ſein?!

Das erſte Jahrzehend ſeines Lebens in Berlin (1832—42) hat ohne Zweifel für Dieſterweg mannigfache Freuden edler Art, vielfache Aufmunterung und Anerkennung gebracht. Mag auch, was ja Jedem überall in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen vorzukommen pflegt, von Zeit zu Zeit ein Tropfen Wermuth den Kelch ſeines Lebensgenuſſes verbittert haben: man war doch in jener Zeit auch in Berlin mehr daran gewohnt und war mehr dazu geneigt, vor allen Dingen nach den Erfolgen der öffentlichen Wirkſamkeit des Beamten und auch des Lehrers zu fragen und darnach zu ermeſſen, welchen Grad der Anerkennung demſelben gebühre. Ueber die Erfolge, die pädagogiſchen Leiſtungen Dieſterweg's aber gibt's nur Eine Stimme, und dieſe ſtellt ihn ohne Zögern in die Reihe der bedeutendſten und verdienſtvollſten Schulmänner, die Deutſchland jemals gehabt hat. Aber es kamen auch nun immer mehr die Zeiten, von denen er ſagen mußte: ſie gefallen mir nicht. Es kam die Zeit, wo man in Preußen immer mehr die jetzt herrſchende religiöſe Richtung ausprägte, wo die Regierung es nicht verſchmähte ſelbſt auf die Zinne der Partei in den kirchlichen Kämpfen herabzuſteigen und die Verdienſte der öffentlichen Lehrer in Schule und Kirche mehr nach dem zu ſchätzen, was ein ſolcher glaubt, als was er thut. Die Ketzerriecherei, die unvernünftigſte und unbegründetſte Furcht vor Radikalismus, vor dem Geiſte der Verneinung und ſolchen Geſpenſtern mehr, der Argwohn mit dem das Wirken frei denkender und ſprechender Männer beurtheilt und beobachtet wurde: das Alles ſenkte ſich wie ein Verderben bringender Mehlthau auf die Blüthen des friſchen geiſtigen Lebens und eine unbehagliche, beengende Luft umgab die Männer, die dem geſunden Menſchenverſtande und der Vernunft die gebührende Herrſchaft ſichern wollten in Dingen, welche auf Ueberzeugungen und nicht auf dunkeln Gefühlen beruhen.

Dieſterweg pflegt ſeine Ueberzeugungen nicht zu verheimlichen; wo er glaubt dem Umſichgreifen verderblicher Richtungen entgegen treten zu müſſen, da iſt er offen und erklärt freimüthig, was ihm das Recht zu ſein ſcheine; er nennt mit dem rechten Namen, was er für verderblich hält und würde es auch befördert von hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen. So konnte es nicht fehlen, daß bei der gegenwärtig beliebten Richtung bald Warnungen und bedeutſame Bemerkungen einliefen, denen Zurechtweiſungen und Tadel, ja Drohungen folgten. Mehr noch: in der erſten Zeit ſeines Wirkens in Berlin war ihm ein Inſpektor in ſeinem Seminar beigegeben, deſſen Richtung der ſeinigen gerade entgegen geſetzt war. Damals erklärte er dem Miniſter Altenſtein, daß er ſeine Entlaſſung nehmen würde, wenn dieſer Inſpektor ihm zur Seite geſtellt bliebe. Altenſtein entfernte denſelben; jetzt wurde eben dieſer von Neuem auf den frühern Poſten geſtellt, und ſo ſah er ſich gewiſſermaßen unter einer polizeilichen Aufſicht Seitens eines Mannes, der zu viele Beweiſe davon gegeben hatte, daß er in Dieſterweg's Thun und Laſſen immer nur Verkehrtes erblickte. Die wahre Abſicht dieſer Maßregel konnte nicht wohl verkannt werden. Es lag gegen Dieſterweg durchaus Nichts vor, das die Behörden hätten benützen können, um durch gerichtliches Erkenntniß ſeine Abſetzung ausſprechen zu laſſen; an Penſioniren war nicht zu denken bei der ſtets rüſtigen, ja immer noch jugendlichen Friſche des mißliebigen Mannes, und doch trat der Wunſch nur zu deutlich hervor, ihn zu beſeitigen. Da konnte dasſelbe Ziel vielleicht erreicht werden, wenn man ihn ſo ſehr beengte, als nur eben möglich war, wenn man durch Plagereien und Quälereien ihm ſeine Stellung ſo unangenehm machte, daß er ſelbſt, einer ſolchen Behandlung überdrüßig, ſein Amt niederlegte. Aber auch darin hatte man ſich verrechnet. Hatte Dieſterweg nur den Argwohn, daß Derartiges beabſichtigt wurde, dann war er gewiß erſt recht zähe, und dann nahm er vielleicht mit ſcheinbarer Ruhe Manches hin, was zu anderer Zeit ihn in Harniſch gebracht haben würde. Endlich traf man das Rechte, indem man ihm die Möglichkeit zeigte eine andere Idee, für die ſeine ganze Seele erglühte, zu verwirklichen. Die Begeiſterung Dieſterweg's für Peſtalozzi iſt bekannt. Er verehrt in dieſem den Apoſtel der allein naturgemäßen Erziehung und Bildung auf dem Wege der Anſchaulichkeit. Hatte Dieſterweg zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten das Heilbringende der Peſtalozzi'ſchen Methode geprieſen und vertheidigt wo es nöthig war, ſo erhob er ſeinen Meiſter und Schöpfer der modernen Unterrichtsweiſe bei Gelegenheit der Peſtalozzi-Feier um ſo höher, als er hoffte dadurch recht viel für die ſtets weitere Verbreitung und Anerkennung peſtalozziſcher Ideen wirken zu können. Ja, er bezweckte noch mehr: er wollte in's Leben rufen, was Peſtalozzi gewollt; er wollte eine Anſtalt gründen, die als Muſter-Erziehungsanſtalt für's Volk nach peſtalozzi'ſchen Grundſätzen ein Vorbild werden ſollte, nach welchem, wie er hoffte, bald an recht vielen Orten Nachbilder entſtehen ſollten, damit es überall beſſer werde mit der Erziehung beſonders der untern Volksklaſſen. Allerdings traten ſeinen Beſtrebungen gar bald die entgegengeſetzten Bemühungen der neuern kirchlichen Richtung entgegen, die in ganz anderer Weiſe als der ſeinigen, die Volkserziehung gefördert wiſſen wollte. Er ließ ſich nicht irre machen, verband ſich mit gleichgeſinnten Freunden, ſuchte die erforderlichen Geldmittel herbei zu ſchaffen, um allmälig im Stande zu ſein die Mutter-Anſtalt in's Leben treten zu laſſen. Dieſe Idee lag ihm jetzt näher am Herzen als irgend eine andere, und wer es weiß, wie ſehr es überhaupt den Menſchen beglückt, wenn er die Möglichkeit gegeben ſieht einer langen und liebevoll genährten Idee eine Geſtaltung im Leben geben zu können, der wird begreifen, daß ein Mann wie Dieſterweg am leichteſten gewonnen und bewogen werden konnte ſeine bisherige Stellung aufzugeben, um ſich ganz der Verwirklichung ſeiner Lieblings-Idee widmen zu können. Dieſe Rechnung war richtig. Dieſterweg ging darauf ein, von der Direktion ſeines Seminars zurück zu treten und für ſeine Peſtalozzi-Stiftung ausſchließlich thätig zu ſein. Sein ganzes bisheriges Gehalt (1800 Rthlr. und 300 Rthlr. für Miethentſchädigung) bleibt ihm auch in der neuen Stellung und ſo kann ihm dieſe in jeder Beziehung nur eine ebenſo angenehme ſein, als ſie ehrenvoll für ihn iſt.

Und ſo ſcheiden wir für jetzt von ihm mit dem Wunſche, daß das Leben, ein wahrhaft menſchliches Leben, deſſen Dienſt er alle ſeine Kräfte widmet, ihm noch recht viel Kampf und Sieg, noch viel Arbeit und viel Arbeitsſegen bringen möge. Im Licht des neuen Tages, der für Deutſchland angebrochen, bleibt auch Dieſterweg der alte Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Humanität; das freigewordene Volk wird ſeine Beſtrebungen und ſeine Mühen unterſtützen und anerkennend einſt, mit Goethe, von ihm ſagen:

„Denn er iſt ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein!“

Inhalt des fünften Bandes.

			Seite
Behr	von	Karl Buchner	341
Dieſterweg	„	Friedrich v. Schönthal	407
Hofer	„	Dr. Eduard Duller	219
Itzſtein	„	Dr. Hoffmann v. Fallersleben	75
Körner	„	R. Habermann	1
Rouſſeau	„	Dr. Denhard*)	293
Schön	„	Friedrich v. Schönthal	185
Wullenweber	„	Dr. W. Stricker	265

---

*) Bisher pſeudonym Dr. Bernhard; von demſelben Verfaſſer ſind die Charakterbilder Herder's im 2ten und Stein's im 3ten Bande der „Männer des Volks“.

Die Männer des Volks

dargeſtellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von
Dr. H. Birnbaum, Dr. L. Braunfels, Karl Buchner,
Dr. B. Denhard, Dr. Draxler-Manfred, Dr. E. Duller,
Dr. L. Grieſelich, Dr. Karl Gutzkow, N. Hadermann,
W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König,
C. F. Lauckhard, Müller-Jochmus, Auguſt Rodnagel, Dr. Gabr.
Rieſſer, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuſelka, Dr. Stricker,
Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben
von
Dr. Eduard Duller.

Sechster Band.

Frankfurt am Main
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1848.

Inhalt des ſechſten Bandes.

		Seite
Johannes Kepler . . .	von Dr. H. Birnbaum . .	1
Johann Bernhard Baſedow	„ C. F. Lauckhard . .	69
Ferdinand von Schill . .	„ R. Hadermann . . .	101
Sylveſter Jordan . . .	„ Eduard Duller . . .	205
Ulrich Zwingli	„ W. Hieronymi . . .	309

Johannes Kepler.

Von

Dr. **H. Birnbaum.**

„Der Tag iſt nahe, an deſſen Licht die fromme Einfalt ihres blinden Wahnes mit Beſchämung inne werden wird — und wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur wie in der heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen ſich freuen wird.“ —

Johannes Kepler.

Johannes Kepler.

Geboren am 27. Dezember 1571 zu Magſtadt im Würtembergiſchen; geſtorben am 15. November 1630 zu Regensburg.

In einer von ſchweren Leiden überwältigten, fieberhaft kranken Zeit, ragt die Geſtalt **Johann Kepler's** bedeutſam hervor. Unermüdet und kühn kämpfte er gegen Irrthum, Aberglauben, Geisteszwang und Gelehrtenprunk an; — ſein ganzes Leben verbrauchte er dazu, mit ſeinem klaren Geisteslichte die Finſterniß zu durchleuchten, ihre Bewohner zu verſcheuchen und zu entlarven. Er gehörte zu den wenigen damals lebenden hochherzigen freien Naturen, welche in den religiöſen Wirren eifrig Partei nahmen, um zu verſöhnen; ihm war eine liebevolle göttliche Duldſamkeit aller Glaubensgenoſſen das einzig wahre Kennzeichen eines aufrichtigen Chriſten. Sein geiſtiger Einfluß hat **Wunder** gethan in der verſtändigen Entwicklung aller Naturwiſſenſchaften; durch ihn iſt die Aſtronomie erſt zu der Alles überragenden Höhe emporgehoben, in der wir ſie jetzt anſtaunen. **Kepler** hat für Jahrhunderte die Bahn gebrochen, befeſtigt und geebnet. Faſſen wir nun die Thaten dieſes Genius der Aufklärung und ſein ganzes Leben in's Auge!

Kepler wurde (nach ſeiner eigenen Ausſage) im Jahre 1571 am 21. Dezember zu **Weil** geboren; man hat indeſſen Urſache die Richtigkeit dieſer Angabe in Zweifel zu ziehen, ſo daß man auch noch **Leonberg** und

Magſtadt als wahrſcheinliche Geburtsorte, und den 27. Dezember als Geburtstag aufgefunden haben will.

Heinrich Kepler, der Vater des berühmten Johannes Kepler, war der Sohn des Bürgermeiſters Sebald Kepler in der ehemaligen Reichsſtadt Weil im Würtembergiſchen. Er hatte ſich mit Katharine Guldermann, eines Wirths Tochter in dem nahe bei Weil gelegenen Dorf Eltingen, verheirathet. Die jungen von Haus aus beide nicht unvermögenden Eheleute wollten eine Schenkwirthſchaft pachten und abwarteten zu Eltingen eine paſſende Gelegenheit. In dieſer ungebundenen geſchäftsfreien Zeit folgten ſie einer freundlichen Einladung nach dem benachbarten Dörfchen Magſtadt zu nahen Verwandten, um hier im heiteren Beiſammenſein das Weihnachtsfeſt zu feiern. Und gerade auf dieſer Beſuchsreiſe, am dritten Weihnachtstage des Jahres 1571, wurde Heinrich's Frau von einem Knaben entbunden, der in der Taufe den Namen Johannes (nach dem Kalendertage der Geburt) empfing.

Kepler's Vater ſcheint ſich ſchon ſehr früh an ein unſtetes leichtfertiges Leben gewöhnt zu haben. Obſchon von Geburt und Erziehung Proteſtant, nahm er doch von den Werbern für Herzog Alba's Proteſtanten vertilgendes Kriegesheer Handgeld und zog in den niederländiſchen Krieg, als ſeine Frau von der Geburt ihres Söhnleins noch nicht einmal wieder geneſen war. Kaum fühlte ſie ſich einigermaßen wieder zu Kräften gekommen, ſo brachte ſie ihr Söhnlein Johann nach Weil in das Haus der Großältern und zog ihrem Gatten nach; ſie blieb ihm auch im Kriegsgewühl als Marketenterin zur Seite.

Während dieſer Abweſenheit der Aeltern gedieh Johann nur kümmerlich; als er ſpäter auch noch von ſehr bösartigen Blattern befallen wurde, erwartete man den Tod ſchon mit Gewißheit. Aber gerade in dieſer hoffnungsloſen erſten Leidensepoche des Kindes kehrte die Mutter heim, und ihrer Pflege gelang es, deſſen Leben zu retten. Doch ſchien die Blatterſeuche nicht ohne ſtarke Verwüſtung den Körper des Kleinen verlaſſen zu wollen.

Sie warf ſich auf die rechte Hand und auf die Augen mit ſo heftiger Entzündung, daß an Rettung dieſer Glieder kaum noch zu denken war. Indeſſen: das Kind genas und behielt das Auge, wodurch für die Nachwelt noch ſo Großes erſchaut, entdeckt und bewahrheitet werden ſollte, — es behielt die Hand, womit des Schöpfers himmliſche Harmonien aus dem chaotiſchen Wirrwarr ſo bewundernswürdig geſchickt herausgerechnet, gemeſſen und gezeichnet worden ſind.

Der heimkehrenden Mutter folgte auch der Vater bald wieder nach. Er hatte in Belgien nicht das Glück gefunden, wie es ihm von den trügeriſchen Werbern und von ſeiner lebhaften Einbildungskraft vorgeſpiegelt worden war. Darum entſchloß er ſich jetzt, friedlich ſtill in ſeinem Vaterlande zu verbleiben und pachtete dazu die Schenkwirthſchaft in Leonberg, einem würtembergiſchen kleinen Orte, auch in der Nähe von Weil gelegen. Einige Jahre blieb er ſeinem Vorſatze getreu; dann kam ihn aber auf's Neue ſeine leidenſchaftliche Wanderluſt an; er zog 1578 nach Elmendingen in's Badiſche. Hier war aber der Verkehr noch viel geringer und er ſiedelte bald wieder nach Leonberg zurück. Johann hatte nun angefangen, die Schule zu beſuchen. Es lag in dem zartgebauten, ſtillen, ſanften Knaben ein unwiderſtehlicher Reiz zum Lernen und er zeichnete ſich vor ſeinen Mitſchülern gar bald als ein ſehr befähigter Kopf aus. Weniger zufrieden waren ſeine Aeltern mit ihm, wenn er von ihnen zum Hüten des Viehes hinausgeſchickt wurde, oder zu dieſer oder jener kleinen landwirthſchaftlichen Arbeit benutzt werden ſollte. Sein hervorragendes Talent ward anfänglich blos vom Schulmeiſter und Pfarrer des Orts bemerkt. Später faßte es der Großvater zu Weil aber viel ſchärfer in's Auge und bewirkte mit Hülfe ſeiner Gönner, daß ſeinem Großſohne eine Freiſtelle in der Kloſterſchule zu Hirſchau geſchenkt ward. Durch die beſondere Gnade des Herzogs von Würtemberg durfte er einige Zeit nachher dieſen Aufenthalt mit der damals für noch beſſer gehaltenen Kloſterſchule zu Maulbronn vertauſchen. Auf beiden Anſtalten glänzte er als Muſter des Fleißes und des ſittlich guten Betragens, gar bald überſtrahlte er in Hinſicht des eingeſammelten Wiſſens all' ſeine Mitſchüler; ſämmtliche Lehrer bewunderten ſeinen feinen, überall ſelbſtthätigen Verſtand.

Als er das ſiebenzehnte Jahr erreicht hatte, war er in ſeiner Schulbildung ſo weit herangereift, daß er ſich um die Aufnahme in das theologiſche Stift zu Tübingen bewerben konnte. Er beſtand die hierzu feſtgeſetzte Prüfung mit großer Auszeichnung, ſo, daß er unter fünfundzwanzig würdigen Kompetenten der Zweitbeſte war.

Kaum hatte er ſeine theologiſchen Studien begonnen, als er von Haus eine ſehr betrübende Nachricht erhielt. Sein Vater hatte zum zweiten Male Handgeld genommen und war ſchon nach Oeſterreich transportirt, um gegen die Türken zu kämpfen. Am meiſten bedauerte er ſeine unglückliche Mutter, welche von dem aufbrauſenden, ſtreitſüchtigen Vater ſchon ſo viel hatte erdulden müſſen; jetzt, wo ſie mit ihren fünf unverſorgten Kindern des Mannes Rath und Hülfe noch am allernöthigſten hatte, entzog er ſich ſeiner väterlichen Verpflichtung. Hoffnung zu baldiger Wiederkehr war ſo gut wie gar nicht zu faſſen; auch verbreitete ſich bald das Gerücht, daß Heinrich Kepler ſchon in der erſten Schlacht gegen die Türken gefallen ſei. Das war ein zu harter Schlag für die arme Frau. Sie verfiel in eine ſchwere Krankheit, von der ſie ſich nur langſam wieder erholen konnte. Kaum war ſie aber der Beſſerung wieder nahe gekommen, da lief von Tübingen die Trauerkunde ein, daß ihr geliebter Johannes gefährlich erkrankt ſei. Der Krankheitsſtoff, welcher ihm ſchon ſeit längerer Zeit im Körper geſteckt hatte, war plötzlich im Geſichte durch ein Geſchwür zum Ausbruch gekommen. Und als ſie endlich von dieſer Seite beruhigende Nachricht erhielt, ſo ſtarb eins der kleinen Kinder zu Hauſe. Das Alles ereignete ſich in dem einzigen Jahre 1590. Kepler bezeichnete dies in ſeinen Briefen als das größte Unglücksjahr ſeiner Familie.

Auf der Lehranſtalt zu Tübingen ſuchte ſich der junge

Kepler nun zu einem tüchtigen proteſtantiſchen Geiſtlichen heranzubilden. Der geiſtliche Stand hatte für den religiös begeiſterten edlen Charakter etwas ungemein Anziehendes. Seine ihm angeborne reiche, aber ſchüchtern verborgene Phantaſie malte ihm das Pfarramt auf dem Lande mit ſo lieblich friedlichen Farben aus, zeigte ihm in der idylliſchen Häuslichkeit, ſo wie in der kirchlichen Erhabenheit eines pflichtgetreuen, würdigen Seelſorgers das höchſte Glück auf Erden. Darum fühlte er ſich in ſeinem theologiſchen Stifte ſo froh und glücklich. Er ſah ſich ſchon auf dem ſicheren Wege zur endlichen Verwirklichung ſeines längſt im Verborgenen genährten heißeſten Wunſches.

Der vaterloſe Jüngling fand in **Stephan Gerlach**, dem gemüthvollen und geiſtreichen Superintendenten des Stiftes den erſten wahrhaft väterlichen Freund. Derſelbe war ein vielerfahrener, theoretiſch und praktiſch durchgebildeter freimüthiger Theologe, auf deſſen Wort und Anſicht ſeine Glaubensgenoſſen damals ein großes Gewicht legten. Im Dienſte der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu Konſtantinopel hatte er die Bekanntſchaft mit dem Patriarchen daſelbſt gemacht und ging ſeitdem mit dem Plane um, die beiden vom Papſte abgefallenen Kirchen zu einem aufrichtig befreundeten einigen Ganzen zu vereinigen. Dies hochwichtige Unternehmen war allerdings geſcheitert, aber es lebte in dem Ideengange des würdigen Mannes noch immer fort; er redete davon noch oft mit dem Feuer hoher Begeiſterung. Gewaltig wirkte eine ſolche, aus innerer Ueberzeugung gefloſſene, mit logiſcher Schärfe und tiefem religiöſem Gemüthe unterſtützte Sprache auf Kepler's Geiſt und Herz ein.

Der Einfluß Gerlach's auf Kepler's geiſtige Ausbildung war ſchon ſehr groß; dennoch überbot denſelben noch die tief im Inneren entzündete Neigung für Aſtronomie und Mathematik durch den damals weltberühmten deutſchen Gelehrten **Michael Mäſtlin**. Für Alles, was das ernſte, klare, tiefe Denken in Anſpruch nahm, hatte unſer Kepler ein lebhaftes Intereſſe. Daher fühlte er ſich zu Mäſtlin's lichtvollen Vorträgen von ganzer Seele hingezogen. Er fühlte in ſich die erhebende Wahrheit, daß es ihm möglich ſei, dieſem tiefſinnigen Denker alle großen Gedanken nachzudenken, daß er mit dieſem hervorragenden Geiſte an dem reinen Begreifen abſtrakter mathematiſcher Wahrheiten ſich bis zum Entzücken erfreuen und erbauen konnte. Mäſtlin war für Tübingen ein Glanzpunkt der Gelehrſamkeit von europäiſchem Rufe. Seine Profeſſur für Aſtronomie hatte er unter der Bedingung angenommen, daß er im Sinne der ptolomäiſchen Weltordnung lehren wollte, wonach die Erde (der heiligen Schrift gemäß) unbeweglich feſt im Mittelpunkte des Weltalls ruhe, und Sonne, Mond und Sterne ſich darum bewegten. Das war eine harte Bedingung, welche ſeiner innerſten Ueberzeugung gar nicht anpaſſen wollte. Er hielt des großen Kopernikus Weltordnung, wonach die Erde als Planet unter den Planeten ſich täglich um ihre Axe und jährlich um die ewig feſte Sonne bewege, für die einzig wahre. Aber ungeachtet dieſer feſten Ueberzeugung hütete er ſich, öffentlich durch Wort oder Schrift feindlich gegen Ptolomäus aufzutreten. Mit genialer Lehrergewandtheit wußte er nachzuweiſen, daß die meiſten damals bekannten aſtronomiſchen Wahrheiten ſich eben ſo gut aus dem ptolomäiſchen wie aus dem kopernikaniſchen Weltſyſtem erklären ließen. Aber in vertrauten Geſprächen konnte er ſein kopernikaniſches Glaubensbekenntniß nicht verläugnen, da wußte er alle denkenden Köpfe für ſich zu gewinnen. Und ſo mochte es gekommen ſein, daß unſer Kepler der neuen Lehre des Kopernikus ſo recht aus tiefgefühlter Ueberzeugung zugethan ward und für ſein ganzes Leben zugethan blieb. — In Italien, wo ſich Mäſtlin zur Erweiterung und Befeſtigung ſeiner aſtronomiſchen und mathematiſchen Kenntniſſe einige Zeit aufgehalten hatte, war er mit Galilei bekannt geworden. Und es ward ſpäter von dieſem öffentlich mit Dank anerkannt, wie ſeine allererſte Ueberzeugung für die kopernikaniſche Weltordnung ein Werk der Beredſamkeit des großen deutſchen Mäſtlin ſei. Urſprünglich war Mäſtlin ein lutheriſcher Theolog und bekleidete ſogar ſchon das Amt eines Pfarrers zu Backnang, ehe er den Ruf zur aſtronomiſchen und mathematiſchen Profeſſur nach Tübingen erhielt. In der Widmung ſeiner Antrittsſchrift — „über die Beobachtung und Erklärung des Kometen von 1577, 1578“ — kommen die für die damalige Zeit ſehr denkwürdigen Worte vor, „daß er der Aſtronomie immer einen Vorzug vor der Aſtrologie gegeben habe und ſich kein aſtrologiſches Urtheil anmaße.“ Dieſer Mann war Kepler's Lehrer. In ihm fand Kepler das nachahmungswürdige Vorbild für ſein ganzes Leben, einen aufrichtigen, theuern Freund, einen väterlichen Beiſtand und Rathgeber in Freud' und Leid.

Eine innige Freundſchaft verband Kepler'n auch mit dem jungen Johann Valentin Andreä. Beide hatten ſich in der Uebereinſtimmung ihrer Berufswahl, ihrer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, Neigungen und Anſichten zuſammengefunden. Sie waren einander durch gegenſeitige aufrichtige Achtung und Liebe, aber ganz beſonders durch ihr gleiches theologiſches Glaubensbekenntniß ſo recht innig an's Herz gewachſen. Sie fühlten ſich Beide frei und glücklich in der lutheriſchen Konfeſſion, duldeten und ehrten daneben aber auch den ehrlich gemeinten Glauben aller anderen Chriſten. Daher war ihnen die damals ſo unduldſam kalt in den feurigen Lebenshauch des urſprünglich frei ſich entwickelnden Proteſtantismus hineindrängende „Konkordienformel“ ein ſtarker Stein des Anſtoßes. In dieſer „ſchwäbiſch-ſächſiſchen Konkordienformel“ ſtand mit ſtarren Worten die Verfluchung aller Reformirten, weil ſie vom reinen Lutherglauben abgewichen ſeien und die Einſetzungsworte des Abendmahls anders ausgelegt hätten. Solche Härte mißfiel jedem wahrhaften Chriſten, ganz beſonders aber unſern beiden jungen Freunden.

Am erſten und lauteſten erhob Kepler das kräftige Wort dagegen. Er machte ſeinem Herzen in einem lateiniſchen Gedichte Luft. Mit religiöſer Begeiſterung und feinem poetiſchen Takte ſprach er hier frei und unverhohlen ſeine innigſte Ueberzeugung aus. Die ſchönſte Zierde einer wahrhaft chriſtlichen Religion beſtehe in ihrer ewig friedlichen Milde, in ihrer hochherzigen Duldſamkeit und aufopfernden Liebe, womit ſie alle Fehler und Verirrungen der Nebenmenſchen auffaſſe, beurtheile und trage, daß ſie von Haß, Fluch und Verdammniß gar keine Ahnung in ſich trage. Die Konkordienformel ſei darum eben ſo unchriſtlich, wie alle päpſtlichen Bannbullen, welche über das Lutherthum geſchleudert worden wären. — Später ſprach er ſich noch freimüthiger und tiefer in's Einzelne hinabſteigend gegen die Männer der Wiſſenſchaft in einer theologiſchen Zeitſchrift aus. Hier bewies er mit mathematiſcher Folgerichtigkeit und einem Aufwande ſeinen logiſchen Scharfſinnes, daß es eine heilige Chriſtenpflicht ſei, in der katholiſchen, lutheriſchen und reformirten Kirche menſchliche Satzungen dem reinen Worte Gottes, der reinen Lehre Chriſti nicht überzuordnen, ſondern ſie ganz davon frei zu machen. — In einem denkwürdigen Schreiben an Friedrich von Baden ſprach er ſich um dieſelbe Zeit noch auf andere Weiſe aus. Der ſo vielfach und laut beklagte Mangel an Einigkeit in der neuen evangeliſchen Kirche, das Zerfallen derſelben in ſchwächere kleine Theile, ſagte er hier, iſt ein ſehr zu beklagendes Unglück, aber ein Unglück, welches als unmittelbare Folge aus der Buchſtabenſklaverei des Formenglaubens, aus der ausſchließungsſüchtigen Anmaßung parteiiſcher Glaubensrichter hervorfließt, iſt noch beklagenswerther.

So trat Kepler ſchon in ſeinem zweiundzwanzigſten Lebensjahre mit freimüthiger Entſchiedenheit auf. Sein Freund Andreä ſtand ihm bei allen dieſen Beſtrebungen in theilnehmender Berathung treu zur Seite, enthielt ſich aber aller öffentlichen Mittheilungen ſeiner Anſicht. Vielleicht beſtimmten ihn hierzu Familienrückſichten; denn gerade ſein ehrwürdiger Großvater, der damals weltberühmte gelehrte Profeſſor der Theologie und Kanzler der Univerſität zu Tübingen, Jakob Andreä, hatte mit ächt lutheriſchem Eifer die Konkordienformel zuerſt entworfen und war bei den wiederholten Gelehrten-Zuſammenkünften, wo über Abänderungen und Verbeſſerungen der Formel umſtändlich berathen ward, überall der leitende Vorſtand geweſen, ſo daß er das Ganze ziemlich als ſein Werk anſehen konnte.

Kepler hatte nun ſeine Studien vollendet. Er galt für einen jungen Mann von ausgezeichneter Gelehrſamkeit, auch war ſein Betragen durchaus frei von Tadel, ſo daß er die gerechteſten Anſprüche auf eine baldige Anſtellung machen konnte. In der damals an evangeliſchen Geiſtlichen noch immer ſehr armen Zeit würde ihm ſeine Jugend wenig oder gar kein Hinderniß geweſen ſein, ſobald er nur übrigens der damals allein regierenden, allein ſeligmachenden Orthodoxie blind ergeben geweſen wäre. Das war nun aber nicht der Fall, darum nahm ſich das ſtreng konkordienformelgläubige Konſiſtorium vor, Kepler's Muth erſt etwas durch Wartenlaſſen zu brechen.

Unter den edleren Fürſten, welche in ihren Staaten den Anhängern der neuen, durch Luther in's Leben gerufenen Kirche freie Religionsübung geſtatteten, zeichnete ſich damals Erzherzog Karl von Oeſterreich aus. Er folgte hierbei der hochherzigen Anſicht ſeines älteren Bruders, des würdigen deutſchen Kaiſers Maximilian's II., von dem ein glaubenseiniges ſtarkes Deutſchland zu erwarten ſtand, wenn ihn der Tod nicht ſchon ſo früh hinweggerafft hätte. Der Erzherzog erlaubte es nun, daß der in ſeinen Erblanden Steyermark, Kärnten und Krain lebende lutheriſche Adel ſeine Kirchen und Schulen mit Geiſtlichen und Lehrern der augsburger Konfeſſion beſetzen durfte. So kam es denn, daß die Stände des Herzogthums Steyermark für ihre proteſtantiſche Akademie zu Grätz einen tüchtigen jungen Gelehrten der Mathematik und Ethik ſuchten und ſich an den Herzog Ludwig von Schwaben wandten, in deſſen Lande eine ausgezeichnete lutheriſche Univerſität blühete. Der Herzog ließ ſich von ſeinem geiſtlichen Miniſterium einen paſſenden Gelehrten in Vorſchlag bringen. Da ward Kepler als ein ſolcher bezeichnet. Der Herzog hatte ſchon mehrfach von dieſem jungen Manne gehört und war erfreut, zu erfahren, daß daraus ein tüchtiger Gelehrter geworden ſei. Hinſichtlich der Begriffe der Konkordienformel war der Herzog mit ſeinem Konſiſtorium der Meinung, daß es gerade wünſchenswerth ſei, wenn ein ſo rühriger, junger Kopf ſich erſt einmal in weiter Fremde verſuche und Lebensklugheit einſammle. Kepler verließ ſehr ungern ſein Vaterland; zudem quälten ihn Zweifel, ob er zu der Stelle auch wirklich befähigt ſei. Doch wußte ſein würdiger Lehrer Mäſtlin auch dieſe Bedenklichkeit bald zu beſiegen. So nahm er ſchon im Jahre 1593 die angetragene Stelle in Grätz an und reiſ'te mit der zuverſichtlichen Hoffnung einer recht baldigen Zurückberufung nach dem Orte ſeiner neuen Beſtimmung ab.

Eine höhere Hand beſtimmte die Richtung von Kepler's Schickſal. Sie trieb ihn ganz unerwartet, ja ſogar gegen Neigung und Willen gerade dahin, wo er am wirkſamſten ſein konnte. Durch die Uebernahme ſeines Amtes war er auch zugleich mit verpflichtet zu einer alljährlichen Anfertigung des Steyermärkiſchen Kalenders. Kalendermacher galten in Kepler's Augen gar wenig und es war ihm anzüglich, in dieſe verächtliche Klaſſe von Schriftſtellern hineingeſtoßen zu ſein. Er, ein aufgeklärter Proteſtant, konnte nicht anders, er mußte proteſtiren gegen den unchriſtlichen Aberglauben, gegen den aſtrologiſchen Irrglauben aller Kalender. Mit dieſem Bewußtſein legte er Hand an das Werk. Zum Glück war man ihm bei dieſer gewagten Umgeſtaltung gar nicht entgegen, und es kam ein Kalender zu Stande, wie ihn die reinſte Wahrheit mit der ſorgfältigſten Berückſichtigung und möglichſten Befriedigung aller damals exiſtirenden politiſchen, kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Verhältniſſe nur in die Feder diktiren konnte. Den vorherzuſagenden Wechſel der Witterung beſtimmte er nach Erfahrungsgrundſätzen, welche dem alljährlichen Mondswechſel und der Stellung der übrigen Planeten zur Erde und zur Sonne mit verſtändiger Wahrſcheinlichkeit zuzuſchreiben war. Ueber das bevorſtehende Glück und Unglück, über Freud' und Leid, welches die Völker auf Erden in Haus und Hof, zu Land und zu Waſſer, in Krieg und in Frieden zu erleben hätten, ließ er ſich nur ſcherzweiſe aber in treffenden

Satyren vernehmen: hier war es gerade, wo er mit einer Fülle von prophetiſchem Pompe die trügeriſche Aſtrologie verhöhnen wollte, um ſie ſo allmälig aus dem Kalender entfernen zu können. Uebrigens war dieſe Reform noch in der Hinſicht wichtig, daß dabei die alte julianiſche Zeitbeſtimmung ganz verworfen ward und dafür die gregorianiſche verbeſſerte an den Platz geſetzt wurde. Auch hierbei folgte **Kepler** ganz unparteiiſch ſeiner aufrichtigen Ueberzeugung. Das folgerechte Durchführen der Einſchaltung eines Tages nach einem jedesmaligen Zeitraume von vier Jahren, oder das unabänderliche Feſtſtellen der Jahreslänge zu 365¼ Tag, wie der julianiſche Kalender es wollte, hatte damals die Kalenderzeit von der wirklichen Zeit ſchon um 10 volle Tage entfernt, und es war vorherzuſehen, daß nach einigen tauſend Jahren ſtarrer Fortſetzung dieſer Einſchaltung zuletzt der kalte Januar mitten in die heiße Sommerzeit hineingerückt werde. Deßhalb entſchied ſich Kepler für die Einführung der verbeſſerten gregorianiſchen Kalenderregel. Hiernach waren nicht alle Jahrhunderte, nicht alle Jahrtauſende, ſondern auch immer nur das je vierte ein Schaltjahrhundert, ein Schaltjahrtauſend, wodurch auf ewige Zeiten die Kalenderzeit immer in der Nähe der wirklichen erhalten werden konnte.

Dieſer Kalender fand von vielen Seiten eine äußerſt günſtige Aufnahme. Der Landmann bewunderte die Richtigkeit der prophezeiten Witterungszuſtände. Es traf der auf 1594 vorhergeſagte andauernde ſtrenge Winter und auch der angedeutete Ausbruch von Bauernunruhen in Oeſterreich richtig ein. Die Gebildeten aller Stände ergötzten ſich daneben an dem treffenden Witze, womit den Mächtigen in Staat und Kirche die Wahrheit geſagt ward. Die Katholiken freueten ſich über das unparteiiſche Urtheil eines lutheriſchen Theologen in Hinſicht ihres von Papſt Gregor XIII. verbeſſerten neuen Kalenders, und die wiſſenſchaftlich aufgeklärten freiſinnigen Proteſtanten wußten es **Kepler** Dank, daß er dem Aberglauben ſo kräftig entgegengearbeitet und überall das verſöhnende vermittelnde Wort der chriſtlichen Duldſamkeit und Liebe aufklärend unter das Volk gebracht habe. Dieſer Beifall, welcher ſich ſo ungetheilt in ſeiner Nähe kund gab, beſtimmte ihn, das Werk auch nach ſeiner Heimath hinüberzuſchicken, um ſich dadurch wieder in gute Erinnerung zu bringen. Da ward er aber bald ſehr unangenehm enttäuſcht. Die Aufnahme war hier eine ganz andere, wie er es ſich gedacht hatte. Faſt die geſammte lutheriſche Geiſtlichkeit ſeines Vaterlandes nahm es ihm übel, daß er der katholiſchen Kalenderſatzung einen Vorzug vor der lutheriſchen eingeräumt habe, und die Mitglieder des Konſiſtoriums fühlten ſich durch das Beſpötteln der orthodoxen Gläubigkeit in dem neuen Kalender ſtark getroffen. Schon fing man an Kepler'n im Verdachte eines „Kryptocalviniſten,“ wenn nicht gar eines verſteckten Katholiken zu haben. Von ſeinem würdigen Lehrer und väterlichem Freunde Mäſtlin erhielt er die erſte Kunde über die ungünſtige Aufnahme ſeines Werks in der Heimath. Mäſtlin lobte Kepler's Streben, der rationalen Aſtronomie vor der myſtiſchen Aſtrologie den Ehrenplatz wieder zu erringen und forderte ihn auf zum rüſtigen Weiterſchreiten auf der ſo erfolgreich betretenen Bahn. Er freue ſich, einen ſo talentvollen jungen Gelehrten ſeinen Schüler nennen zu können. Nur ſei es vielleicht wünſchenswerth geweſen, beide Zeitbeſtimmungen, ſowohl die alte julianiſche als die neue gregorianiſche im Kalender aufgenommen zu haben, weil ſo beiden Parteien gedient wäre. Dieſer Beifall Mäſtlin's vermochte unendlich viel mehr als aller Tadel der empfindlichen Geiſtlichkeit; ſelbſt die hämiſchen Verdächtigungen konnten ihn wenig oder gar nicht verletzen, da er ſich gerade in dieſer Hinſicht durchaus rein und frei fühlte. Er war ſich der allertreueſten Anhänglichkeit an ſeine evangeliſche Kirche bewußt und konnte Männer wie Haffenreffer, Schellenberg u. m. A. nicht begreifen, wenn ſie ihn in Verdacht haben könnten, der katholiſchen Kirche mehr, als ſie es in Wahrheit verdiene, das Wort geredet zu haben, — wenn ſie ihn warnen konnten vor dem Umgange mit Jeſuiten, von denen er doch nur Gutes erfahren habe, die ſich in der Nähe gar nicht ſo proteſtantenfeindlich ausnähmen, wie ſie von den proteſtantiſchen Lehrſtühlen herab verſchrieen würden. Ihm ſchienen die blinden Anhänger und harten Verfechter der ſchwäbiſchen Konkordienformel jetzt viel mehr auf der verhaßten Bahn proteſtantiſcher Jeſuiten zu ſtehen.

Durch den täglichen Unterricht an der Gelehrtenſchule zu Grätz, ſo wie durch die jährliche Bearbeitung des Kalenders war er genöthigt der Mathematik und Aſtronomie ernſte und andauernde Aufmerkſamkeit zu widmen. That er dies nun auch anfangs unter der ſicherſten Ausſicht einer baldigen Erlöſung und Wiederzurückführung zu ſeinem Hauptſtudium, der Theologie, ſo dauerte es doch nicht lange und ſein ſpekulativer Geiſt fühlte ſich mächtig und mächtiger angezogen zu dem tieferen Studium jener erſtgenannten Wiſſenſchaften. Mit hoher Begeiſterung blickte er in des Schöpfers Welt der Welten. Er bebaute dies weite Feld der erhabenſten Wiſſenſchaft zuletzt mit der aufrichtigſten Luſt und Liebe zur Sache ſelbſt und hatte bald das Glück Früchte zu erziehen, welche auf ewige Zeiten der höchſten Bewunderung würdig ſind.

Schon nach zwei Jahre langem Aufenhalte in Grätz, 1595, trat er mit einer aſtronomiſchen Schrift an die Oeffentlichkeit, welche ſeinen tiefen Scharfſinn und ſeinen ausdauernden großen Fleiß erkennen ließ. „Prodomus" iſt der kurze Name dieſes Werkes. Es ſollte ein Verbote kosmographiſcher Unterſuchungen über die Bahnen himmliſcher Körper abgeben, unter der ſtreng durchgeführten Vorausſetzung der kopernikaniſchen Weltorduung. Er ſtieß bei der Herausgabe dieſer Schrift, wie die meiſten jungen Gelehrten, auf große Hinderniſſe. Er konnte keinen Verleger finden. Da entſchloß er ſich das Manuſkript nach Tübingen zu Mäſtlin zu ſchicken, um deſſen Urtheil zu hören, und durch deſſen Verwendung vielleicht auch noch den Abdruck möglich gemacht zu ſehen. Mäſtlin war ganz voll Freude über Kepler's Fortſchritte auf der Bahn der neuen kopernikaniſchen Lehre; und ungeachtet der heftigſten Abwehr der Orthodoxen zu Tübingen wußte er es durch perſönliche Verwendung bei dem Herzoge dahin zu bringen, daß die Schrift durch die Univerſität veröffentlicht ward. Er gab dem Werke eine Vorrede und des Rätikus Geſchichte über Kopernikus Auffindung des Weltſyſtems, weil Kepler ſich darauf bezogen, ohne ſie mitgetheilt zu haben. So erſchien das Werk 1596 auf 181 Quartſeiten, wovon aber nur 83 den Kepler'ſchen Prodomus ausmachten.

Dieſe Schrift erregte ungemeines Aufſehen. Die vielen heimlichen Anhänger des Kopernikus waren hoch erfreut, daß ſich endlich einmal wieder ein bedeutender Mann gefunden, der Verſtand und Muth genug gehabt, öffentlich für dies Syſtem zu ſchreiben. Dagegen erhoben aber alle Geiſtlichen der katholiſchen, lutheriſchen und reformirten Kirche ein lautes Klagegeſchrei; ſie hielten den Inhalt der Bücher für gottlos, weil er der Bibel, dem „heiligen Worte Gottes,“ widerſpräche. Aber ganz beſonders verdarb es Kepler nun mit der hohen Geiſtlichkeit ſeines Vaterlandes. Sie hatte den Druck der Schrift zu hintertreiben geſucht, weil darin die Bewegung der Erde gelehrt werde, welches der ſogenannten „Offenbarung“ geradezu entgegenſtände; hatte ſich aber dem entſchiedenen Befehle des Herzogs fügen müſſen. Das war eine empfindliche Demüthigung, welche ſie nie verſchmerzen konnte. Sie nannte Kepler einen äußerſt gefährlichen Religionsſpötter, einen Atheiſten, vor deſſen verführeriſcher Zunge der treue Glaube nicht feſt genug das Ohr verſchließen könne.

Das Geſchrei der zelotiſchen Geiſtlichen überhörte Kepler ganz. Sein Geiſt war viel zu lebendig mit der Bewunderung der ſoeben erforſchten aſtronomiſchen Wahrheit beſchäftigt, als daß er Neigung haben konnte, zu dem nüchternen Formelweſen der orthodoxen Theologen herabzuſteigen. Alle ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen hatten ihn auch nicht ein Haar breit von der Anbetung und Verehrung Gottes abgeführt, im Gegentheil erwärmte und durchglühete ſein Herz immer höher und höher, je mehr er in der wahrhaften Erkenntniß der Weltſchöpfung weiter und weiter ſchritt. Es ſchmerzte ihn nur, daß man eine ſo wichtige glückliche Entdeckung in Hinſicht der Bewegung der Erde und aller himmliſchen Körper, worüber ſein ganzes inneres Weſen bis zum Entzücken in Freude erglühete, ſo kalt und verächtlich zur Seite ſchieben konnte, — daß man ſeine friedlich ſtillen Forſchungen ſo leidenſchaftlich feindlich aufgenommen.

Wir wollen nun verſuchen, den Hauptinhalt der Schrift mit einigen allgemein verſtändlichen Worten anzudeuten. Zunächſt wird darin mit klaren bündigen Worten die kopernikaniſche Weltordnung als die allein richtige nachgewieſen und feſtgeſtellt. Dann kommt der Hauptinhalt, nämlich der bewunderungswürdige Zuſammenhang in den Bewegungeſphären der ſechs Planeten um die Sonne. Beſchreibt man nämlich um die Kugel, in deren Peripherie die Bahn der Erde um die Sonne gelegen iſt, ein Dodekaeder — worunter man einen von zwölf identiſchen egulären Fünfecken zuſammengeſetzten regulären Körper verſteht — und denkt ſich durch die Ecken desſelben wieder die Peripherie einer Kugel gelegt, ſo ſchließt dieſe letztere die Bahn des Mars in ſich. Um die Kugeloberfläche der Marsbahn denkt man ſich dann ein Tetraeder — das iſt ein von vier gleichen gleichſeitigen Dreiecken gebildeter regulärer Körper — beſchrieben, durch deſſen Ecken wieder eine Kugeloberfläche gelegt worden iſt, ſo führt dieſe zu der Region der Jupitersbahn. Um die Kugel der Jupitersbahn muß man ſich dann einen Würfel gelegt denken und durch deſſen Ecken wieder eine Kugeloberfläche, ſo deutet dieſe die Region der Saturnusbahn an. Ferner denke man ſich in die Kugelperipherie der Erdbahn ein Ikoſaeder — ein aus zwanzig gleichen gleichſeitigen Dreiecken zuſammengeſetzter regulärer Körper — konſtruirt, und in dieſem Körper eine die Seitenflächen berührende Kugeloberfläche, ſo ſchließt dieſe letztere die Region der Venusbahn in ſich. Und wenn man endlich noch in die Venusbahnkugel ein Oktaeder — ein aus acht gleichen gleichſeitigen Dreiecken zuſammengeſetzter Körper — hineinbeſchrieben denkt und in dieſen regulären Körper ſich wieder eine Kugeloberfläche hineingelegt vorſtellt, ſo kommt man zu der Region des Merkur. Da Kepler nun aus der Geometrie wußte, daß nicht mehr als gerade die gebrauchten fünf regulären Körper denkbar ſeien, ſo machte er daraus die Folgerung, daß die Annahme der Erde als Planet ihre Richtigkeit habe, und daß um die Sonne nicht mehr und nicht weniger als ſechs Planeten kreiſen könnten. Dies merkwürdige Geſetz hatte **Kepler** durch tiefes Nachdenken, aber noch viel mehr durch unermüdlich fleißiges Probiren herausgegrübelt. Er war unausſprechlich glücklich über dieſen Fund. Und als er das Auge auf Gottes Weltall richtete und daran dachte, daß es dem Menſchen vergönnt ſei, einen begreifenden Blick in die unendlich große Werkſtatt des Schöpfers zu thun, da gerieth er in eine mächtig ergreifende religiöſe Stimmung. „Vater und Meiſter der Welten,“ ſo rief er aus, „was konnte Dich bewegen, ein armes, kleines, ſchwaches Erdengeſchöpf ſo zu erheben, daß es als ein Herrſcher im Glanze daſteht, — Dir ſelbſt ſich nahend in der Kraft ſeines Erkennens, — denn es denkt Deine Gedanken Dir nach!“

Kepler hatte die große Freude, daß ſein Werk von den bedeutendſten Männern von Fach mit lautem Jubel aufgenommen ward. „Ich wünſche mir Glück,“ ſchrieb der berühmte **Galilei** von Italien aus, „in Dir einen Gleichgeſinnten in dem Erforſchen des Wahren, einen Freund derſelben Wahrheit gefunden zu haben, welcher auch ich anhange. Obgleich Kopernikus ſich einen unſterblichen Ruhm errungen hat, ſo wird er dennoch von Vielen, denn die Zahl der Unverſtändigen iſt groß, verläſtert und verworfen.“ Selbſt **Tycho de Brahe**, der berühmteſte unter den damals lebenden Aſtronomen Europa's, dieſer viel gefeierte, aber auch ſehr ſtolze Gelehrte, hielt es nicht unter ſeiner Würde, an den beſcheidenen Kepler zu ſchreiben und ihm ſeine Freude über die wichtige neue Entdeckung auszuſprechen. Er lobte **Kepler's** Scharfſinn und Fleiß, ermahnte ihn jedoch auch, nicht zu unbedingt nur dem Kopernikus Glauben zu ſchenken, denn die neue Entdeckung ließe ſich auch ganz genau in die von ihm erfundene Weltordnung hineinpaſſen. Zugleich machte er Kepler aber auf eine große Lücke in deſſen aſtronomiſcher Bildung aufmerkſam, dies ſei Mangel an ſelbſtſtändig angeſtellter Beobachtung des Himmels. Dazu möchten allerdings wohl die nöthigen Inſtrumente gefehlt haben, gewiß aber nicht die Luſt, und er lud Kepler'n ein, zu ihm nach Kopenhagen zu kommen, um das Verſäumte nachholen zu können.

Dieſe ehrenvolle Einladung erhielt Kepler im Jahr 1597. Hätte er ganz unabhängig nur ſeiner wiſſenſchaftlichen Neigung folgen können, ſo möchte er wohl nicht zurückgeblieben ſein. Er ſtand aber ſchon nicht mehr allein in der Welt, und ſeine junge Frau wollte von einer ſo weiten Reiſe in's Ausland nichts hören.

Kepler war mit ihr ſchon 1596 bekannt geworden. Sie ſtammte aus einem reichen altadeligen lutheriſchen Hauſe Barbara und war vor der Verbindung mit Kepler ſchon zwei Mal vermählt, obgleich ſie kaum erſt das dreiundzwanzigſte Jahr zurückgelegt hatte. Den erſten Mann hatte ſie durch den Tod verloren, von dem andern war ſie geſchieden, weil er ſich durch einen leichtſinnigen Lebenslauf ihrer ganz unwürdig bewieſen hatte. Sie hieß Frau Müller von Mühleck und brachte Kepler'n eine Tochter mit. Durch dieſe Verheirathung glaubte ſich Kepler ein ſorgenfreies, ſtillglückliches Haus zu begründen und fand gar bald nichts als Kummer und Unruhe. Er, der Verſtoßene aus ſeiner Heimath, wollte ſich durch dieſe Verbindung wieder ein neues Vaterland erringen, und ſah ſich doch ſo bald zu einer neuen traurigen Auswanderung genöthigt. Schon in die erſten ſüßen Wochen nach der Vermählung drängte ſich die kalte Wirklichkeit mit einem Heer von Täuſchungen und Entſagungen. Der unglücklichen, ſo viel geprüften Frau wurde die Mitgabe vorenthalten, ja ſogar durch das Gericht ſtreitig gemacht. Dazu kam die ängſtliche Sorge um den ruhigen Fortbeſtand der Glaubensduldung in Steyermark. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen waren durch den täglich wachſenden Anhang in ganz Europa, durch den immer mehr gewährten Schutz in Frankreich, England, Schweden, Norwegen und Deutſchland übermüthig geworden, ſie traten immer lauter und triumphirender auf, ſuchten das Volk in aufwiegelnden Schmähreden gegen den Papſt und ſein ganzes Kirchenregiment zu erbittern und zum Uebertritt zu bewegen. Dieſer Uebermuth konnte nun in den kaiſerlichen Erbſtaaten um ſo ungeſtrafter ſich entwickeln und bis zum Aeußerſten ausarten, als Kaiſer Rudolph's gänzliches Ungeſchick und gänzliche Unluſt zum Regieren einen durchaus freien Spielraum gewährte. Gerade um die Zeit, wo Kepler daran dachte, ſich zu verheirathen, hatte ein proteſtantiſcher Geiſtlicher es ſogar gewagt, in dem katholiſchen Wien die Kanzel zu beſteigen und mit Feuereifer gegen die papiſtiſche Kirche zu predigen. Die Jeſuiten ließen ein ſolches Aergerniß nicht ungenutzt vorübergehen. Sie handelten aber klug ganz im Verborgenen, und ſie hatten dazu um ſo mehr Grund, weil ſie eben erſt den harten Schlag der Verweiſung aus ganz Frankreich, England, Portugal, aus den vereinigten Staaten der Niederlande, aus Ungarn und Siebenbürgen erfahren hatten. Zunächſt ſuchten ſie Kaiſer Rudolph II., ihren ſo regelrecht gezogenen, einſt ſo hoffnungsvollen, aber jetzt ganz entarteten Schüler, zu bearbeiten. Es gelang ihnen ſogar, dieſen auf einige Augenblicke aus ſeinen aſtrologiſchen und alchymiſtiſchen Träumereien herauszurütteln, damit er ein kaiſerliches Edikt erſcheinen laſſen konnte, welches den Proteſtanten in Oeſterreich die Religionsfreiheit geradezu abſprach. Das hielt man aber in Deutſchland für einen Bruch des augsburger Religionsfriedens. Man verwünſchte den Kaiſer mit ſeinen jeſuitiſchen Räthen und ſeiner einflüſternden ſpaniſchen Verwandtſchaft. Die Jeſuiten kehrten ſich aber nicht an dieſen Schrei des Entſetzens, ſie waren emſig thätig und man fühlte bald die hemmenden Folgen in der weiteren Entwickelung der proteſtantiſchen Kirche der ſämmtlichen kaiſerlichen Erblande.

In Steiermark wirkten die Jeſuiten durch die bigotte Gemahlin des Erzherzogs Karl. Sie mit ihrer ganzen jeſuitiſchen Umgebung verſuchte es, dem alten Erzherzoge Mißtrauen gegen das Thun und Treiben der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit und ihrer adeligen Beſchützer im Lande einzuflößen. Der Plan wollte Anfangs nicht glücken, weil der Fürſt nach innerer Ueberzeugung der neuen Lehre gar nicht abgeneigt war; ſpäter redeten aber die revolutionären Umtriebe der lutheriſchen Prediger zu laut, als daß ſie unbeachtet bleiben durften. Das Edikt des Kaiſers Rudolph verfehlte auch in Steyermark ſeine Wirkung nicht, obgleich es gerade bei dem wohlwollenden Charakter des Erzherzogs nur wenig feſten Fuß faſſen konnte. Unglücklicherweiſe ſtarb aber dieſer Beſchützer der evangeliſchen Kirche bald und es gewannen nun die Jeſuiten hier ganz offene Hand, denn der Thronerbe Ferdinand war erſt zwölf Jahre alt und befand ſich ſchon zu Ingolſtadt unter der Leitung und Erziehung der geſchickteſten Jeſuiten.

Die neue vormundſchaftliche Regierung machte von dem liſtig erſchlichenen widerrechtlichen Edikte ſogleich energiſchen Gebrauch. Alle proteſtantiſchen Kirchen und Schulen wurden aufgehoben, die Prediger und Lehrer Landes verwieſen. Dieſer furchtbaren allem Völkerrechte Hohn ſprechenden Staatsmaxime mußte auch Kepler Folge leiſten. Er zog mit ſeinen Schickſalsgefährten zur Gränze Ungarns. Hier und in Kroatien hatte das Volk jenen tyranniſchen Druck mit Gewalt abgeſchüttelt, es war aufgeſtanden, hatte alle Jeſuiten aus dem Lande getrieben und wollte auch der jeſuitiſchen Anordnung des Kaiſers keine Folge mehr leiſten. Doch verblieb Kepler nur kurze Zeit in dieſer traurigen Verbannung. Er hatte, wie ſchon oben angedeutet, unter den gelehrten Jeſuiten zu Ingolſtadt mehrere ausgezeichnete Männer kennen gelernt, welche ſeinen wiſſenſchaftlichen Werth und ſeinen friedlichen Sinn gegen alle Religionsparteien kannten. Dieſe verwendeten ſich für ihn und wußten ſo ſeine Zurückberufung möglich zu machen.

Kepler kehrte nach Steyermark zurück, genoß hier einige Jahre hindurch ſeinen Gehalt ohne Amt, und lebte in zurückgezogener Stille wiſſenſchaftlichen Forſchungen. Ganz vorzugsweiſe regte die Optik ſein Intereſſe an; er erforſchte, was die Alten davon gewußt und darüber gedacht hatten und kam ſo zu der Unterſuchung der Strahlenbrechung, wovon er die Dioptrik, eine ganze neue Lehre, entwickelte; eine Abhandlung über den Bau des Auges und über das Sehen war eine Anwendung dieſer Lehre. Außerdem ſuchte er die magnetiſche Anziehung auf beſtimmte Geſetze zu bringen. Daneben beſchäftigten ihn auch noch mehrere wichtige aſtronomiſche Fragen. Das Alles geſchah aber in einer ſehr unruhig bewegten Zeit. Seine Glaubensgenoſſen wurden mit immer heftigerer Strenge verfolgt. Die lang erſehnte Ausſicht auf eine endliche Wiedereinſetzung in Amt und Würde ging nach und nach ganz verloren. Der Gehalt ward ihm wohl noch ausgezahlt, aber weniger genau wie zu Anfang, und es war auch in dieſer Hinſicht das baldige Aufhören zu fürchten, weil die unaufhörlichen Unruhen die Staatskaſſen erſchöpften. In dieſer ängſtlichen Lage dachte er doch noch viel lebhafter an das Unglück ſeiner evangeliſchen Brüder als an ſeine eigene Noth. Er ſchrieb ſeinen Unglücksgefährten einen offenen Brief des Troſtes. Das konnten nun die Jeſuiten nicht ertragen. Kepler verlor augenblicklich Gehalt und Schutzbrief und erhielt den Befehl, das Land zu verlaſſen. Seiner Frau Güter mußten binnen vierzehn Tagen verkauft oder verpachtet ſein. Es war ein Donnerſchlag für die Unglückliche. Sie konnte ſich zum Verkauf nicht entſchließen, die Hoffnung auf baldige friedlichere Zeiten war noch zu tief in ihren Herzen begründet, und bei der Kürze der Friſt war an eine ſichere Verpachtung gar nicht zu denken.

In dieſem hülfloſen Zuſtande wandte ſich Kepler nach ſeinem Vaterlande mit der Bitte um eine Anſtellung daſelbſt. Man wies ihn aber ſchnöde ab, man wollte mit dem nur in Noth und Kummer treuen Glaubensbruder nichts mehr zu ſchaffen haben.

Doch mitten in dieſer ſchweren Sorge um die Zukunft, wo jede Ausſicht auf Hülfe vernichtet zu ſein ſchien, ſchaffte die mächtige Hand des Schickſals wieder Rath und Beiſtand, und das wieder auf eine Weiſe, welche für Kepler's aſtronomiſche Ausbildung von größter Wichtigkeit war. Tycho de Brahe, der in Dänemark durch Friedrich's II. Gunſt zu einer glänzenden, viel beneideten Höhe ſtolz emporgeſtiegen war, hatte nach dem Tode ſeines königlichen Gönners durch die Umtriebe ſeiner Feinde und Neider ſein Amt und ſein Vaterland verlaſſen müſſen und war eben nach Prag an Kaiſer Rudolph's Hof gerufen worden. Hier kam er im Frühjahr 1599 mit ſeiner Familie, ſeinen Schülern und ſeinen berühmten aſtronomiſchen Inſtrumenten an, hörte von Kepler's unglücklicher Lage und ſäumte nicht, dieſen talentvollen jungen Gelehrten für ſich zu gewinnen. Durch einen Brief lud er Kepler ein, zu ihm zu kommen, und dieſer ließ nicht lange auf ſich warten.

Tycho, der viel erfahrene lebenskluge Gelehrte, erkannte in Kepler ſogleich ſeinen Mann. Zu einem ſehr umfangsreichen aſtronomiſchen Tabellenwerke, welches nach Kaiſer Rudolph II. den Namen führen ſollte, bedurfte er eines recht zuverläſſigen, gewandten Rechners, gerade wie Kepler einer war, und es kam nach kurzer Beſprechung zwiſchen beiden Männern ein vorläufig nur auf zwei Jahre feſtgeſtelltes Bündniß zu Stande.

Auf der beſchwerlichen langen Reiſe von Grätz nach Prag, die er bis Linz mit ſeiner Familie zuſammen machte, dann aber allein vollendete, hatte Kepler das viertägige Fieber bekommen, welches ihn körperlich und geiſtig ſo entſetzlich herunterbrachte, daß er in neun Monaten gar keine anſtrengenden Arbeiten unternehmen durfte. In Linz abwartete er nun die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, ſo daß er erſt im Oktober des Jahres 1600 ſein Amt antreten konnte.

Nach ſo ſorgenvollen ſchweren Prüfungstagen kehrte endlich wieder Ruhe und Glück bei Kepler ein. Er lebte und webte in ſeinem höhern Wirkungskreiſe und fühlte ſich von Tycho de Brahe's umfaſſendem Wiſſen und Können mächtig angezogen.

Tycho hatte kurz zuvor, ehe er nach Prag gekommen war, ſeine Weltordnung veröffentlicht. In dieſer bewegen ſich alle Planeten, mit dem kopernikaniſchen Syſteme übereinſtimmend, um die Sonne, dieſe bewege ſich aber ſelbſt noch um die unbewegliche Erde, wie das ptolomäiſche Weltſyſtem und ganz beſonders die Bibel es lehre. Dieſes neu erfundene Syſtem ward mit vielem Beifall aufgenommen, beſonders von den orthodoxen Geiſtlichen aller Parteien, und man glaubte von der gediegenen Gelehrſamkeit ſeines Erfinders ſchon mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß nun die kopernikaniſche Weltordnung gar bald ganz der Vergeſſenheit übergeben werden würde. Da trat Rimarus Urſus auf und nahm dies tychoniſche Syſtem als ſeine Erfindung in Anſpruch. In ſeiner Aſtronomie ſagte er in der an Landgrafen Moritz von Heſſen gerichtete Widmung, daß ein gewiſſer Rothmann — den er in der Heftigkeit ſeines hämiſchen Streites ſogar Roymann nannte — ſeine ſchon im Jahre 1585 aufgefundene und 1586 dem Landgrafen Wilhelm vorgelegte Weltordnung dem Tycho de Brahe mitgetheilt habe, und dieſer ſei nun frech genug geweſen, 1587 dieſe Erfindung für die ſeinige auszugeben. Bei dieſer Gelegenheit hatte ſich der leidenſchaftliche Urſus gegen Tycho de Brahe der gröblichſten Angriffe und Schimpfreden bedient. Das konnte der ſtolze gelehrte Mann, dem in ſeiner Uranienburg Herzoge und Könige den Hof gemacht hatten, nicht ſtillſchweigend verſchmerzen, und doch war es ihm auch wieder viel zu klein, darüber ſelbſt ein öffentliches Wort zu verlieren. Darum ſuchte er Kepler für ſeine Sache zu gewinnen. Der ſollte ihm ein Verfechter ſeiner Ehre werden. Kepler konnte dieſen Antrag nicht gut ablehnen, wollte ihn aber auch nicht eher in Ausführung bringen, bis aus den Beobachtungen unzweifelhaft hervorgehe, daß Urſus Unrecht habe. Das Syſtem von dieſem war nämlich noch weſentlich von dem des Tycho's verſchieden; denn bei jenem machte die Erde noch eine Bewegung, nämlich die tägliche um ihre Axe, bei dieſem war ſie unbeweglich feſt, das Centrum des Weltalls. Und Tycho wollte nun durch genaue Beobachtung nachweiſen können, daß die Annahme der Axenbewegung der Erde eine Ungereimtheit ſei.

Als nun Kepler nach Prag kam, ſo traf er Tycho de Brahe mit ſeinem berühmten Schüler Longomontan gerade ſehr eifrig beſchäftigt, die Oppoſition des Mars zur Sonne möglichſt ſcharf zu beobachten, und es ward Kepler's erſte Arbeit, nach dieſen Beobachtungen den Ort des Planeten genau zu berechnen. Da[illegible] wollte man den unwiderleglichen Beweis gewinnen, daß die Erde ſtill ſtehe, daß alſo Kopernikus und Urſus Behauptung der Bewegung der Erde null und nichtig ſei. Aber je mehr und ſchärfer beobachtet ward, und je vorſichtiger und feiner Kepler rechnete, um ſo weniger ging ihr ſehnlichſter Wunſch in Erfüllung. Das war ein Mißgeſchick, worüber ſich Niemand mehr als unſer Kepler freuete. Denn er hing ja noch immer ſeinem Kopernikus an, wenn ihm auch die Klugheit gebot, ſeine aufrichtige innere Ueberzeugung eben jetzt nicht laut werden zu laſſen. Er wartete ruhig das Ergebniß der Beobachtungen und der darauf geſtützten Rechnungen ab. Mit bloßem Wortzweifel wollte er dem Tycho nicht entgegentreten, er ſcheute deſſen Jähzorn. Nur gegen ſeinen väterlichen Freund Mäſtlin machte er ſeinem Herzen Luft. „Tycho," ſchrieb er, „iſt ein Mann, mit dem man nicht leben kann, ohne ſich beſtändig auf die gröbſten Beleidigungen gefaßt zu machen. Jede Beobachtung auf der kaiſerlichen Sternwarte iſt eine Widerlegung des tychoniſchen Syſtems und eine Beſtätigung des kopernikaniſchen. Tycho kann eben ſo wenig ſeinen Aerger, wie ich meine Freude hierüber verbergen."

Uebrigens waren beide Männer wie für einander geſchaffen; ſie machten ein einiges zuſammengehöriges Ganze aus. Wenn Tycho durch ſeine ihm angeborene Heftigkeit ſich leicht zum Abſprechen, Zorne und Verdammen verleiten ließ, ſo ſuchte Kepler mit beſonnenem Schweigen und gelegentlich angedeutetem milderem Urtheil auch Tycho wieder zu beſänftigen und oft zum Selbſtgeſtändniſſe ſeiner Uebereilung zu bringen. Wenn Tycho im hochgeſteigerten Bewußtſein ſeiner Wichtigkeit und Größe über die Verdienſte aller andern Gelehrten mit triumphirender Geringſchätzung aburtheilte, ſo war ihm Kepler allerdings nicht entgegen, denn er bewunderte des großen Mannes wirkliches Verdienſt nach inniger Ueberzeugung, aber er wußte auch hier jedes Mal durch leicht hingeworfene feine Bemerkungen zu bewirken, daß Tycho auch den Leiſtungen Anderer Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Kepler fühlte, daß er durch Tycho's ausgezeichnetes Talent im Beobachten des Himmels, im Erfinden und Benutzen der hierzu nöthigen Inſtrumente Gelegenheit bekommen habe, eine große Lücke in ſeiner aſtronomiſchen Ausbildung zu ergänzen. Tycho fühlte in der Nähe Kepler's, daß er ein philoſophiſches Spekuliren über die wahre aſtronomiſche Erfahrung noch ſo gut wie gar nicht geübt habe, daß Kepler hierin Meiſter ſei. Kepler beneidete Tycho's Ausdauer im Obſerviren, Tycho ſchätzte Kepler's Geduld in der Durchführung der verwickeltſten, mühſamſten Rechnungen. Sie legten Beide auf die Aſtrologie gar keinen Werth, ſobald der wiſſenſchaftliche Ernſt der Aſtronomie regierte; ließen aber ihrer Phantaſie den freieſten Lauf, wenn es ſich blos um poetiſche Auffaſſung des Himmels, um aſtrologiſche Beluſtigungen, Prophezeiungen handelte. Auch gab des Kaiſers entſchiedene Gläubigkeit für die myſtiſche Kunſt einzelner Menſchen, aus den Sternen des Himmels das Schickſal der Menſchen prophezeien zu können, ihnen vielfach Veranlaſſung, ihren ſterndeuteriſchen Scharfſinn zu üben.

Beide Männer hatten aber auch Frauen und Kinder, welche in der Verträglichkeit, in unparteiiſcher Achtung und hochherziger gegenſeitiger Duldung nicht gerade die Tugenden erkannten, zu deren fleißiger Uebung ſie ſich ſtark hingezogen fühlten. Die Familie Tycho de Brahe genoß durch des Vaters hohe Gunſt beim Kaiſer eine ſehr ehrenvolle Auszeichnung am Hof und in deſſen Sphäre.

Davon empfand die Familie Kepler gar nichts, obgleich es ihr an Neigung dazu und vermeinter Berechtigung nicht fehlte. Auch ſah man — nach der Meinung der Frau Kepler, welche durch die vielen ſchnell auf einander folgenden harten Schickſale in einen beſtändig krankhaften reizbaren Zuſtand verfallen war — über die niedrige Geburt der Frau von Brahe viel leichter hinweg, als ſie es gutheißen konnte, und man legte daneben lange nicht Werth genug auf ihre eigene hochadelige Abſtammung und auf den nachgewieſenen, wieder aus Licht gezogenen Adel ihres Gemahls. Tycho genoß einen Gehalt von 3000 Thaler, Kepler nur einen von 300. Dadurch lebte jene Familie im Ueberfluſſe, wo dieſe ſich zu Entbehrungen und Einſchränkungen gezwungen ſah. — Aus einem ſo ungleichen Verhältniſſe der Vertheilung irdiſchen Glückes entſprang Neid und Hader unter den Frauen, der anfangs von den Männern gar nicht beachtet wurde, von dem ſich aber mit Beſtimmtheit vorausſehen ließ, daß er für Kepler's Geſchick gefährlich werden konnte. Zum Glück entſchied die höhere Hand des Schickſals plötzlich zu Kepler's Gunſten.

Am 13. Oktober 1601 erhielt Tycho de Brahe eine Einladung von dem Grafen von Roſenberg zu einer Abendgeſellſchaft, welche dem zum Beſuche anweſenden Herrn von Minkwitz, einem Freunde Tycho's, zu Ehren veranſtaltet ward. Bei Tiſche ging es ſehr heiter her. Tycho, der viel beachtete, gelehrte Mann, verſtand es vortrefflich, durch ſeinen geiſtreichen, witzigen Vortrag eine Geſellſchaft in eine luſtige Stimmung zu bringen. Er war auch kein Feind des Weins, hütete ſich aber ſehr, zu viel zu trinken. Ungeachtet dieſer Vorſicht fühlte er dennoch, daß ihm an dem genannten Tage das Weintrinken gar übel bekomme. Vor der Tafel hatte er im regen Fluſſe wiſſenſchaftlicher Unterhaltung vergeſſen, ein kleines Bedürfniß zu befriedigen. Dieſe Unterlaſſungs-Sünde kam ihm erſt zum Bewußtſein, als es, ohne auffallend zu ſein, nicht mehr möglich war, ſie wieder gut zu machen. Und in dieſer Hinſicht ward ihm die Fröhlichkeit und der Wein gar bald zu viel. So ſehr er ſich nun auch zu beherrſchen ſuchte, um keine Störung in die frohe Laune der Gäſte zu bringen, ſo mußte er ſich zuletzt dennoch entſchließen, vom Tiſche aufzuſtehen und ſich der Geſellſchaft zu empfehlen. Zu Hauſe angekommen, fielen alle angewandten Verſuche vergeblich aus, dem furchtbar ſchmerzhaften, krampfhaften Drange Abhülfe zu verſchaffen. Erſt nach fünf Tagen qualvollen Wartens ward es möglich. Damit ließ aber der Schmerz noch gar nicht nach, und der Gemüthszuſtand des unglücklichen Leidenden ward immer mehr und mehr aufgeregt, bis er in herzzerreißende Raſerei ausartete. Endlich, am zehnten Tage, ließ der Schmerz nach. Da war aber auch ſchon keine Rettung mehr. Das war eine ſchwere Prüfungszeit für Kepler. Er wich nicht von der Seite des furchtbar gepeinigten Mannes, ſeines Gönners und aufrichtig geliebten Freundes. Seinem tief fühlenden, theilnehmenden Herzen blieb es ein ewig unvergeßlicher Augenblick, wie der leidende Tycho im klaren Bewußtſein des unvermeidlich nahen Todes die Worte hören ließ: „Möchte ich doch nun erſchauen können, daß ich nicht vergebens gelebt habe!“ — Tycho's Ende war ruhig und ſanft, alle irdiſchen Verhältniſſe noch ein Mal mit lichtem Verſtande durchſchauend. Er bat Kepler'n, die unter dem hochherzigen Schutze des Kaiſers begonnene große Arbeit der Rudolphiniſchen Tafeln doch ja zu vollenden, und den Kaiſer, den unglücklichen, ſchwachen, aber guten Kaiſer Rudolph nicht zu verlaſſen, ihn vor böſer Menſchen heimlichen Umtrieben zu ſchirmen. Der Graf Erich von Brahe, ein naher Verwandter des Sterbenden, welcher damals in Prag als Geſandter des Königs von Polen reſidirte, war in den letzten Momenten am Sterbebette Tycho's, wodurch dieſer nun auch noch die Freude erlebte, daß die langjährige Spannung, wegen ſeiner nicht ſtandesmäßigen Heirath, aufhörte. So ſtarb der berühmte Mann am 24. Oktober 1601 im noch nicht vollendeten 55. Jahre.

Der Kaiſer beſetzte dieſe Stelle ungewöhnlich raſch und ſchnitt ſo alle läſtige Bewerbung ab. Er wünſchte ſich einen geiſtig hochſtehenden Mann, der, wie der eben Verſtorbene, ſich leicht in ſeine Wünſche und Ideen hineinfinden konnte. Und da fiel ſeine Wahl auf Kepler, den er ſchon mehrfach hatte kennen und ſchätzen gelernt. Das war ein großes Glück für Kepler, aber es erweckte auch ein ganzes Heer von boshaften Neidern.

Das Patent eines „kaiſerlichen Mathematikus“ erhielt Kepler ſchon am zweiten Tage nach Tycho's Tode. Die Gehaltszuſicherung ward vorläufig nur halb ſo hoch beſtimmt. Des Kaiſers Wille, die ihn umgebenden Männer würdig zu belohnen, war wohl da, aber die Verwirklichung desſelben ſehr ſchwer, da alle Staatskaſſen ſtets an Erſchöpfung litten. Die fortwährenden Türkenkriege und die faſt eben ſo drückenden Friedenskontributionen hatten ſchon vor Rudolph's Thronbeſteigung die Finanzen in Unordnung gebracht. Dazu kamen nun die ſehr koſtſpieligen Liebhabereien an Pferden und Diamanten, an alchymiſtiſchen und aſtrologiſchen Träumereien des jetzigen Kaiſers, welche beſonders bei ſeinem Regierungsantritte ungeheure Summen nöthig gemacht hatten. Daher ward die Auszahlung des Gehalts nicht ſo ſtreng von regelmäßigen Zeiten, als von dem freien Willen des Kaiſers und von der Möglichkeit ſeiner Zahlmeiſter abhängig gemacht. Klagte nun ſchon Tycho über das Unangenehme dieſes letzten Punkts, ſo artete er bei Kepler ſo über alle Maßen aus, daß der arme Mann förmlich um die ihm zugeſicherte Einnahme betteln mußte. Von dieſer drückenden Sorge kann man ſich ungefähr eine Vorſtellung machen, wenn man erfährt, daß Kepler den 9. März 1603 endlich das Glück hatte, die allererſte Gehaltseinnahme zu beziehen. Er bekam immer nur Abſchlagsſummen, nachdem er Tage lang in der Hofkammer gewartet und vergebens darum gebeten hatte. In wenigen Jahren betrug die Rückſtandsſchuld mehrere Tauſend Gulden.

Dennoch fühlte er ſich unausſprechlich glücklich in ſeinem neuen Wirkungskreiſe. Die Aſtronomie war ihm von nun an die Geſammtaufgabe ſeines ganzen Lebens. Der Kaiſer zog ſich in eben dem Maße, wie in ſeinem Reiche die religiöſen Glaubensſtreitigkeiten lauter und heftiger wurden, immer mehr und mehr in die geräuſchloſe Einſamkeit zurück. Das Ruder des Staates und der Kirche gab er ganz von ſich in die Hand der ihn umlagernden Jeſuiten. Von allen ſeinen Liebhabereien hing er nur noch der Sterndeuterei an, wozu ihn ganz vorzugsweiſe Tycho's beredtes Prophetenwort geführt hatte, und die jetzt durch Kepler's geſchicktes Benehmen, ganz dem heimlichen Wunſche der Jeſuiten gemäß, beſtändig rege erhalten wurde. Die Aſtrologie vergötterte der Kaiſer mit einer tief im Inneren getragenen heftigen Leidenſchaft. Darin lag der Grund, daß Kepler ſchon in dem erſten Jahre ſeiner neuen Würde eine intereſſante Schrift über ſeine Grundſätze der Aſtrologie ausarbeitete. Der Aſtronomie war er aber mit viel tiefer liegendem ernſteren Intereſſe zugethan, davon haben alle ſeine ſpäteren Schriften einen unverkennbaren Beweis gegeben. Gerade in Bezug auf das eben genannte Werk ſchrieb er einem Freund im Vertrauen, daß ihm die Aſtrologie „die eitelſte, aber in ſeinem kaiſerlichen Dienſte die unumgänglich nothwendigſte Arbeit" ſei. In einer ſpäteren Schrift über einen neu entdeckten Firſtern ſagt er auch von der Aſtrologie, „ſie iſt zwar gar nicht werth, daß man Zeit auf ſie verwendet, aber die Leute ſtehen in dem Wahne, ſie gehöre für den Mathematiker."

In ſeinem grundehrlich gemeinten eifrigen Streben, die Rudolphiniſchen aſtronomiſchen Tafeln der Veröffentlichung näher zu führen, ward er Anfangs ſtark behindert. Die von Tycho hinterlaſſene weltberühmte Inſtrumentenſammlung hatte der Kaiſer auf Kepler's Vorſchlag und Wunſch für 20,000 Rthlr. angekauft. Die Familie konnte aber das Geld nicht bekommen und ſtand deshalb mit der Herausgabe der Inſtrumente an. Der Kaiſer wollte, daß die genannte Summe von den Ständen bezahlt werde, und die Stände meinten, eine ſolche Ausgabe betreffe nur des Kaiſers Privatkaſſe. Endlich wurde der Streit dadurch geſchlichtet, daß man der Familie einſtweilen einige Tauſend Thaler bezahlte und den Reſt verzinste. Kepler bekam nun die Inſtrumente, aber nicht die dazu gehörigen zwanzigjährigen Beobachtungen. Longomontan, ein geſchickter und ſpäter auch ſehr berühmter Schüler des Tycho de Brahe, war in den letzten acht Jahren nicht von der Seite dieſes großen Aſtronomen gewichen und blieb auch noch nach dem Tode ſeines Lehrers die treu ergebene Stütze der Familie desſelben. Er gab den Rath, daß Tycho de Brahe's Wittwe die Handſchriften ihres verſtorbenen Gemahls ja nicht herausgeben möchte, weil dieſelben einen gar nicht käuflichen Schatz der wichtigſten Entdeckungen im Gebiete der Aſtronomie enthielten. Als Kepler dies erfuhr, ſo erinnerte er die Wittwe an den letzten Willen ihres Mannes und wies zugleich nach, daß, obgleich die Handſchriften ein Reſultat von mehr als zwanzig Jahre langer fleißiger und wichtiger Beobachtung in ſich ſchlöſſen, dieſelben dennoch gar keinen Werth beſäßen, wenn ſie nicht durch fortgeſetzte Beobachtungen und weitere Verarbeitungen zum Schluß gebracht wären, — daß die Wichtigkeit, welche Longomontan darauf lege, erſt nach ihrem Abſchluß begründet ſei. Zuletzt willigte man ein, aber unter der Bedingung, daß Tengnagel, Schwiegerſohn und ebenfalls ein geſchickter Schüler Tycho de Brahe's, der Mitherausgeber und Mitbearbeiter der Rudolphiniſchen Tafeln ſein ſollte. Alle dieſe Hinderniſſe und Verzögerungen entſprangen aus Longomontan's heimlich genährter Mißgunſt gegen Kepler. Er hatte ſich ſehr große Hoffnung gemacht, an Tycho's Stelle zu kommen, doch war die Stelle eher vergeben, ehe er ſich nur hatte bewerben können. Später erlaubte er ſich auch noch mehrere hämiſche Angriffe auf Kepler's Befähigung zu dem Amte. Kepler ſei ganz unfähig im Sinne Tycho's die Sterne kunſtgerecht zu beobachten, er überließe ſich viel mehr unnützen Spekulationen als ernſten, wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Solche Urtheile waren zu offenbar eine häßliche Frucht des Neides, als daß Kepler nöthig gehabt hätte viel Gewicht darauf zu legen.

Nun wandte ſich Kepler mit voller Kraft der weitern Bearbeitung der Rudolphiniſchen Tafeln zu. Er wußte mehrere geſchickte Gehülfen für ſich zu gewinnen, unter denen ſich Tengnagel als ganz vorzüglicher Obſervator auszeichnete. Kepler ſelbſt war durch ſeine Kurzſichtigkeit und Schwächlichkeit des Körpers im fleißigen Beobachten der Sterne ſehr behindert, obgleich es ihm weder an Geſchicklichkeit noch Neigung dazu fehlte. Hatte er doch im Jahre 1604, gerade während einer ſolchen Beobachtung die große Freude in dem Sternbilde des Schlangenträgers einen ganz neuen Fixſtern zu entdecken, der durch ſein periodiſches ſtärkeres Sichtbarwerden und wieder Verſchwinden ſo viel Aufſehen unter den Aſtronomen von Fach gemacht hat. Die Beobachtungen dieſes intereſſanten Sterns gab er dann heraus und meinte zugleich, daß dieſer Stern ſehr wahrſcheinlich ganz derſelbe ſei, welcher den Weiſen des Morgenlandes Chriſti Geburt verkündet habe, daß man dann aber auch nach ſtreng durchgeführter aſtronomiſcher Rechnung der chriſtlichen Zeitepoche noch vier volle Jahre zuſetzen müſſe. Dieſe Anfangs blos aſtronomiſche Spekulation gab ſpäter die Veranlaſſung zu einem wiſſenſchaftlichen Streit. Man wollte das Geburtsjahr Chriſti nur um ein, höchſtens um zwei Jahre früher annehmen; indeß wußte Kepler mit bewunderungswürdigem Scharfſinne nachzuweiſen, daß Jeſus ſchon um fünf Jahre früher geboren ſei als unſere Zeitrechnung beginnt. Er forderte die ganze Chriſtenheit auf, das Jahr 1613 mit ihm zugleich 1618 zu benennen. Dieſer Vorſchlag ward aber nicht ſo eifrig befolgt als aufgeſtellt.

Der Spielraum Kepler's in ſeiner neuen Sphäre als kaiſerlicher Aſtronom ward allmälig immer freier und freier. Longomontan hatte einen ehrenvollen Ruf nach Kopenhagen angenommen. Tengnagel war einer Geſandtſchaft nach England gefolgt und trat bei ſeiner Zurückkunft als kaiſerlicher Rath in andere Staatsdienſte, welche ihm zu aſtronomiſchen Arbeiten gar keine Zeit ließen. Die Wittwe Tycho de Brahe's hatte ihren Mann nur noch drei Jahre überlebt. So ſtand alſo Kepler ganz allein, um für die weitere Bearbeitung der aſtronomiſchen Tafeln zu ſorgen, ein Werk, deſſen Förderung der Kaiſer ſehr wünſchte, aber wenig durch die That unterſtützte. Die geſchickteſten Beobachter und Rechner, welche Kepler unter Zuſtimmung des Kaiſers angeworben hatte, mußte er wieder entlaſſen, weil er ſie nicht bezahlen konnte. Ihm ſelbſt fehlte es beſtändig am Gelde. Sein Gehalt ward ſo gut wie gar nicht ausbezahlt. Durch die Herausgabe von Ephemeriden und Kalender mußte er für das tägliche Brot ſorgen. Die Hinterbliebenen ſeines Vorgängers hatten jetzt für die dem Staate überlaſſenen Inſtrumente nicht blos die Kaufſumme, ſondern ſogar auch noch 6000 Rthlr. an rückſtändigen Zinſen zu fordern. Die Finanzen waren in einem ſehr zerrütteten Zuſtande. In dieſer höchſt bedrängten Zeit traten die Brüder und Verwandten des Kaiſers zuſammen und wählten, wie es ſchien, unter Zuſtimmung des Volkes, den Erzherzog Mathias — nach Rudolph das älteſte Familienglied — zum Mitregenten des Reichs.

Mathias ſtellte ſich an die Spitze des in Folge von Religionsverfolgung und Abgabendruck aufgeſtandenen Volks in Ungarn, Mähren und Oeſterreich. Er zeigte große Luſt, gegen den Kaiſer, ſeinen Bruder, zu ziehen, ihn vom Thron zu ſtürzen und ſich auf denſelben zu erheben. In Böhmen beriefen ſich die von den Jeſuiten mißhandelten evangeliſchen Stände gegen den Willen ihres Kaiſers zu einem Landtage und machten Miene, den Kaiſer als König der Böhmen vom Throne zu ſtürzen. Der abergläubige, ganz menſchenſcheue Rudolph erkaufte ſich ſeine Königskrone durch die kaiſerliche Unterſchrift des welthiſtoriſchen „Majeſtätsbriefes.“ Das ſpätere Herbeiziehen fremder Truppen nach Böhmen, womit ſich der Kaiſer im Stillen gegen ſeinen feindlichen Bruder Mathias rüſten wollte, ſah das Volk als ein verrätheriſches Eingreifen in ſeine Freiheit an, als eine Wortbrüchigkeit hinſichtlich des Majeſtätsbriefes. Das war die Loſung zum Aufſtande in Böhmen. Das ganze Volk griff zu den Waffen, ſchlug die unverſchämten Söldlinge auf's

Haupt und vertrieb ſie aus dem Lande. Kaiſer Rudolph ward gezwungen, als König von Böhmen abzudanken und ſeinen Bruder Mathias den Thron beſteigen zu laſſen.

Kaiſer Rudolph ſaß jetzt in einem einſamen dunkeln Zimmer ſeines Schloſſes ohne Räthe, ohne Schutz und Geltung, wie ein Gefangener. Nur dem Titel nach war er noch römiſcher Kaiſer und es fehlte gar nicht viel, ſo ward ihm auch dieſe Würde von ſeinem unnatürlichen Bruder noch genommen. Das war ein gar hartes Schickſal für den unglücklichen Mann, deſſen Hauptſchuld einzig darin beſtand, daß man ihn zum Kaiſer gemacht, ohne daß er die Eigenſchaften eines Kaiſers beſaß.

Der Majeſtätsbrief war eine gewaltige That, welche ſchnell wie ein elektriſches Feuer durch ganz Deutſchland flog und die Gemüther zu ähnlichen Thaten entzündete. Die katholiſchen Fürſten vereinigten ſich zu einem Bunde, womit ſie alle von der Mutterkirche abgefallenen Ketzer mit Gewalt zu derſelben zurückführen wollten. Die lutheriſchen Fürſten ſchloſſen ein Gegenbündniß zur Abwehr aller ungerechten Eingriffe in ihre Glaubensfreiheit.

So entſpann ſich eine Zeit der traurigſten Unruhen in Deutſchland, woran gar bald auch die übrigen Staaten Europa's Antheil nehmen mußten. Volksaufſtände und Religionskriege, Jeſuitenſchliche und orthodoxe Unduldſamkeit durchwühlten das Herz von Europa und durchzuckten alle ſeine Glieder mit Raub, Mord, Unzucht und all dem Furiengefolge einer tyranniſchen Volksunterdrückung oder einer zügelloſen Volksempörung. Doch mitten in dieſer weltumkehrenden heftigen Gährung ſaß Johannes Kepler ſtill in ſich gekehrt in ſeinem einſamen Studierzimmer und forſchte in der lautloſen Ruhe der Nacht den harmoniſchen Geſetzen der Mechanik des Himmels nach. Die ganze ihn umgebende irdiſche Erbärmlichkeit zerflog in ein Nichts vor ſeinem philoſophiſchen Blicke in das All des Schöpfers.

Da erſchien plötzlich ein Komet am Himmel (1607). Das Volk, im Aberglauben befangen, fuhr beſtürzt zuſammen. Das war eine Zornruthe Gottes, der prophetiſche Fingerzeig von Krieg und Peſt, Mißwachs und Viehſterben. Und die geiſtlichen und fürſtlichen Lenker der Parteien benutzten dieſes gefürchtete Wahrzeichen wahrlich nicht zur Beſchwichtigung der aufgeregten und entzweiten Gemüther, ſie ſanden darin einen ſehr erwünſchten Hebel zu einer noch größeren fanatiſchen Erbitterung zwiſchen den einander gegenüberſtehenden religiös-politiſchen Parteien.

Auf Kepler wirkte die Himmelserſcheinung gleichfalls mächtig ein, aber dieſe Wirkung hielt ſich ganz frei von Aberglauben. Er erfaßte das Ganze rein vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus und benutzte die ſchöne Gelegenheit um ein kräftiges Wort gegen den Aberglauben zu reden. In ſeiner zurückgezogenen emſig forſchenden Stille beobachtete er den neuen Gaſt mit der ſchärfſten Genauigkeit. Dann theilte er darüber ſeine Meinung ganz unbefangen mit. Sein fein treffender Witz war bei dieſer Gelegenheit ſcharf und ſicher auf den verdummenden Unſinn der Volkslehre gerichtet, welche in dem Erſcheinen eines jeden Kometen den Beweis für die arge Sündhaftigkeit des Menſchengeſchlechtes, für die Nothwendigkeit einer neuen Sündfluth finden wollte. Aus dieſem Fleiße Kepler's erwuchs hundert Jahre ſpäter dem geiſtesverwandten Halley die alleinige Möglichkeit einer genauen Bahnberechnung desſelben Kometen, welcher denn auch in den Jahren 1759 und 1835 durch das wirkliche Zutreffen der vorausberechneten Wiederkunſt einen ſo glänzenden Beweis abgegeben hat, nicht blos von der durch Kepler's Verdienſt errungenen Höhe des aſtronomiſchen Wiſſens, ſondern auch von der vollkommenen Richtigkeit ſeiner, dem Aberglauben kühn entgegen kämpfenden, klaren Anſicht.

Daß ein ſolcher Eingriff in die religiöſe Deutung der Himmelserſcheinungen von der Geiſtlichkeit wieder ſehr ungünſtig aufgenommen werden mußte, läßt ſich leicht denken; indeß bekümmerte ſich Kepler wenig mehr um die leicht verletzbare Empfindlichkeit dieſer frommen Herren; wußte er doch genugſam aus Erfahrung, daß ſie ſich zu

Sklaven ihrer Lehr- und Glaubensformen machten und von freier Einſicht in den wahren Gang der Natur nichts wiſſen wollten. Er war ſich eines ganz unbefangenen reinen Eifers für den Fortſchritt der rationalen Aſtronomie bewußt. Sich und ſeine Nebenmenſchen vernünftig aufzuklären und von allem Irrthum und Aberglauben mit mathematiſcher Schärfe und Konſequenz abzuziehen, das war und blieb ſeine grundehrliche wahrhaft deutſche Abſicht.

Bei der Hauptarbeit Kepler's, bei der Berechnung der Rudolphiniſchen Tafeln, war er ſchon ſeit längerer Zeit mit der genauen Beſtimmung der Marsbahn beſchäftigt. Die hierzu erforderlichen mühſamen Arbeiten gaben dem regſamen, beſtändig ſpekulativen Kopfe Kepler's oft Haltpunkte zum Grübeln. So fiel er einſt auf den Gedanken, daß die vielfache Abweichung und große Unregelmäßigkeit, welche in der Bahn des genannten Planeten durch die kopernikaniſche Annahme eines Kreiſes liege, vielleicht gerade von der Unrichtigkeit dieſer Annahme herrühren könne. Stimmte nun die aus genannten Beobachtungen berechnete Marsbahn nicht mit einem vollkommenen Kreiſe überein, ſo konnte doch ihre Kreisförmigkeit gar nicht verkannt werden und es war natürlich, daß Kepler anfing zu probiren, was wohl für ein Reſultat herauskäme, wenn die Bahn des Mars eine Ellipſe ſei, in deren einem Brennpunkte die Sonne ſich befände. Da war plötzlich wie mit einem Zauberſchlage alle Unregelmäßigkeit, alle Abweichung der aus Beobachtungen berechneten Bahn von der blos angenommenen verſchwunden. Alles kam nun zu einem bewundernswürdigen harmoniſchen Geſetze. Kepler's Freude war unausſprechlich groß. Er traute ſeinen Augen kaum, als er mit dieſer einzigen Annahme auf einmal ſo viel Licht und Ordnung in das aſtronomiſche Dunkel brachte. Aber dies erſte Geſetz unſers großen Kepler's ſollte nicht lange allein ſtehen, er fand bald noch ein zweites eben ſo wichtiges hinzu, daß nämlich die gerade Linie, von der Sonne bis zum Mars gezogen, bei der Bewegung dieſes Planeten immer in gleichen Zeiten gleiche Räume durchlaufe.

Das ſind die zwei erſten Regeln, welche in der Geſchichte der Aſtronomie Kepler's Andenken unſterblich machen. Dadurch ward der ſichere Grundſtein gelegt zu der in unſeren Tagen ſo majeſtätiſch daſtehenden Sternkunde. Im Jahr 1609 verkündete Kepler ſeine wichtigen neuen Entdeckungen. Die unruhig bewegte Welt hörte ihn kaum und verſtand ihn nicht. Es gab damals zu wenig Gelehrte, welche Wiſſen und hochherzige Selbſtverläugnung beſaßen, um einen ſo Epoche machenden, wiſſenſchaftlichen Fund gehörig würdigen und ausbeuten zu können. In Kepler's Nähe war der unglückliche, von der ganzen Welt verlaſſene, verrathene und verfolgte Kaiſer Rudolph vielleicht der einzige Mann, welcher das Glück deſſelben faſſen und ſich ſelbſt aufrichtig glücklich darin fühlen konnte. Enthielten nun ſchon alle bis dahin bekannt gewordenen Schriften Kepler's eine reiche Fülle von feiner Satyre und von tief gedachten aſtronomiſchen Spekulationen, ſo ſprudelte dieſes neue Werk über von tiefem Witze und zeigte einen gewaltigen Reichthum an gründlich erforſchtem Wiſſen. Dies Werk über den Mars legte die geniale Größe der Geiſteskraft Kepler's ſo recht offen und klar an den Tag, aber es verläugnete auch den liebenswürdigen Charakterzug der anſpruchloſeſten Beſcheidenheit des großen Mannes nicht. In der Zueignung an den Kaiſer redet er von Mars wie von einem Feinde, den die Aſtronomen lange nicht zu beſiegen verſtanden hätten. „Aber," ſagt er, „der vortreffliche Heerführer Tycho de Brahe — im Dienſte des däniſchen Königs Friedrich's II. und Chriſtian, zuletzt des deutſchen Kaiſers Rudolph II. — hat in zwanzigjährigen Nachtwachen alle Kriegsliſten dieſes Gegners erforſcht und aufgezeichnet hinterlaſſen, wodurch es mir gelang, mit Hülfe des Laufes der Mutter Erde ihn in ſeinen Krümmungen zu umgehen." Mars, als er ſich von Kepler's muthigem Vordringen immer mehr und mehr in die Enge getrieben ſah, habe endlich alle Feindſchaft beigelegt und ſei nun ein ſehr getreuer Unterthan des Siegers geworden. Uebrigens beſitze der alte Kriegsgott noch viele Verwandte am Himmel, den Vater Jupiter, den Großvater Saturn, Schweſter und Freundin Venus, Bruder Merkur, welchen er alle in ſeine Nähe und zu dem Umgange mit Menſchen verhelfen möchte. Kepler, der geübte, muthige Sieger, bietet dem Kaiſer dazu ſeine Dienſte an und verheißt den ſiegreichſten Erfolg. „Nur muß ich bitten,“ ſagt er, „den Zahlmeiſtern zu befehlen, daß ſie die eigentliche Seele des Krieges nicht vergeſſen, daß ſie mir neu Geld zum Anwerben des Militärs verſchaffen.“ Der Inhalt des Buches ſelbſt bezieht ſich nun hauptſächlich auf das Durchſprechen der vielen verſuchten Wege, um die wahren Geſetze der Bewegung des genannten Planeten herauszufinden; daneben bringt er aber auch noch einen reichen Schatz von klar durchdachtem phyſikaliſchem Wiſſen, welches überall mit der Mechanik des Mars zu einem theoretiſchen Ganzen vereinigt worden iſt. Wie viel Fleiß er dabei in Anwendung gebracht hat, geht klar aus folgender Stelle hervor: „Wem das Durchleſen dieſer mühevollen Rechnungen Langeweile macht, der mag immerhin Mitleid mit mir haben, der ich ſie wenigſtens *ſiebenzig* Mal wiederholen mußte, während er ſie nur *einmal* zu *leſen* braucht.“ Manche von dieſen Rechnungen nimmt volle zehn Folioſeiten ein.

Im Jahre 1610 erregten die Erfindung des Fernrohrs und die dadurch von *Galilei* gemachten aſtronomiſchen Entdeckungen die Aufmerkſamkeit der Gebildeten von ganz Europa. Unſer Kepler war ſehr begierig, ein ſo merkwürdiges, viel bewundertes Inſtrument ſelbſt einmal zur Hand zu haben, um mit eigenen Augen die viel beſprochenen Wunder zu ſchauen. Im April ſchrieb er, ohne das Fernrohr ſelbſt geſehen zu haben, ſchon mehrere intereſſante Gedanken darüber nieder. Er meinte aber mit einigen Stellen aus Porta's natürlicher Magie beweiſen zu können, daß das Fernrohr ſchon im ſechzehnten Jahrhundert habe bekannt geweſen ſein müſſen. In dieſer kleinen Schrift rühmte er mit hoher Begeiſterung *Galilei's* große Verdienſte um die Naturwiſſenſchaften, wodurch er mehrfach, beſonders bei den Jeſuiten, anſtieß, welche meinten, daß in Italien die einſichtsvollſten Männer ganz anders als Kepler über Galilei urtheilten. Galilei antwortete Kepler'n auf die Zuſendung dieſer literariſchen Arbeit ſehr freundlich und es entſpann ſich nun zwiſchen beiden ganz auf gleichem Standpunkte ſtehenden Männern ein freundſchaftlicher Briefwechſel. Einſt ſchrieb Kepler an Galilei, daß man in Böhmen Galilei's Entdeckungen am Himmel noch ſehr in Zweifel ziehe, daß beſonders einige von Italien kommende fromme Väter ausgeſprengt hätten, wie alle dieſe Entdeckungen nichts weiter als ein Produkt der lebhaften Phantaſie ſeien. Darauf antwortete Galilei ſehr entrüſtet, betheuerte, daß er ſich auf mehrere glaubwürdige Zeugen, ja ſelbſt auf den Großherzog von Florenz berufen könne, die alle mit ihm die mediceiſchen Planeten *) zu Piſa geſehen hätten. Der letztere ſei darüber ſo erfreut und ſo voll Gnade geweſen, daß er ihn wieder in ſein Vaterland zurückgerufen habe. „Zu Piſa, Florenz, Venedig und Padua haben Viele die Sache geſehen, ſie ſchwiegen aber und ſtockten, denn die Meiſten wiſſen weder Jupiter noch Mars als Planeten zu erkennen, kaum den Mond."

Erſt im Auguſt ward Kepler'n ſein lang genährter Lieblingswunſch gewährt. Er erhielt vom Kurfürſten Ernſt von Köln ein Fernrohr geliehen. Hiermit ſchaute er nun ſogleich zum Jupiter hinauf, um neben ihm die vier von Galilei entdeckten Monde zu ſehen. Er ſah wirklich die Trabanten, aber nicht mehr als drei und dieſe noch ſehr mit Regenbogenfarben vermiſcht. Das trieb ihn an, auf eine Verbeſſerung und auf eine Theorie dieſes Inſtruments zu ſinnen. Und das Reſultat dieſer gelehrten Forſchungen iſt die 1611 erſchienene, noch jetzt als Meiſterwerk bewunderte Dioptrik. Galilei hat das Verdienſt, das Fernrohr zuſammenzuſetzen, zuerſt gelehrt zu haben. Unſer deutſcher Kepler hat aber das Verdienſt, die allererſte Theorie dieſes Inſtruments aufgeſtellt zu haben, welche noch heute in ihrer Richtigkeit ſehr beachtet wird.

---

*) Die Trabanten des Jupiters.

In eben dieſem Jahre ward Kaiſer Rudolph durch den Aufſtand der Böhmen und durch das feindliche Eindringen ſeines Bruders in Prag gezwungen, der Regierung zu entſagen. Er, der friedliebende, aber ewig angefeindete Kaiſer, fühlte dieſen entehrenden Sturz erſchütternd tief. Allerdings lag nun hierin eine große Schmach, ja ſogar ein hartes Unglück für den armen Mann, — aber es war eine noch viel größere Schmach, ein noch viel ſchrecklicheres Unglück für das arme deutſche Volk, daß ein ſo menſchenſcheuer, charakterloſer Menſch ihm zum Kaiſer gegeben worden war, und das in einer Zeit der allergrößeſten religiöſen und politiſchen Zerrüttung und Entartung. Des entthronten Kaiſers Phlegma, die Haupturſache der meiſten ſeiner Leiden, ward von einer augenblicklich auflodernden, bis dahin noch nie gezeigten Heftigkeit verdrängt. Die Feder, mit der er die Entſagungsakte eben unterzeichnet hatte, zerbiß er in Wuth, riß das Fenſter des Schloſſes auf und rief über Prag die denkwürdigen Worte: „Undankbare Stadt, für die ich Alles gethan, nun ſtößeſt du mich von dir. Gottes Rache komme über dich — und mein Fluch über dich und das Böhmerland!“ — Eine ſo erſchütternde, furchtbare Kränkung wirkte auf den Unglücklichen wie ein heftiges, zehrendes Gift. Er überlebte nur wenige Wochen dieſen harten Schlag. Den 10. Januar 1612 legte man ſchon ſeinen Leichnam in's Grab. Hier fand er endlich die Ruhe, die einſame, friedliche Stille, nach welcher er auf Erden ſein ganzes Leben lang vergebens getrachtet hat.

Die Jeſuiten waren auch bei dieſem neuen Thronwechſel betheiligt. Sie hatten ganz im Verborgenen mitgewirkt. Mathias war ihr Zögling, und ſie verſprachen ſich viel von ſeiner entſchiedenen Liebe zur katholiſchen Kirche, von ſeinem dreiſteren Auftreten und ſeiner gefügigeren Lenkſamkeit. Die Böhmen gingen vorſichtig, faſt mißtrauiſch zu Werke. Sie wählten Mathias nicht eher zu ihrem Könige, als bis er ihren theuer errungenen „Majeſtätsbrief“ und überhaupt ihre Konſtitution feierlichſt anerkannt hatte. Aber dennoch wurden ſie betrogen, ſchändlich betrogen. Sie mußten gar bald die Erfahrung machen, daß ein kaiſerliches Wort in der Nähe ſo frommer Väter, wie ſie Mathias zu Staatsräthen gewählt hatte, kein Heiligthum bleibt, -- daß Wortbruch, mit Ablaß überſalbt, ſogar zu einer chriſtlichen Tugend geſtempelt werden kann.

Auf Kepler's Schickſal ſchien dieſer Regierungswechſel keinen ganz ungünſtigen Einfluß ausüben zu wollen. Kaiſer Mathias — auch, wie ſein Bruder, ein abergläubiſcher Verehrer der Sterndeuterei — nahm unſern berühmten Gelehrten, mit Beibehaltung aller früheren Bedingungen, in ſeine Dienſte nach Linz. Die noch rückſtändige Gehaltsauszahlung von 4000 Gulden ſollte augenblicklich bezahlt werden. Aber auch Kepler ward nur zu bald unangenehm enttäuſcht. Sein Gehalt ward von nun an noch viel unregelmäßiger ausgezahlt, ſo daß in wenigen Jahren die jährlichen Rückſtände ſich auf 12000 Gulden angeſummt hatten.

Kepler's häusliche Verhältniſſe waren eigentlich noch nie glücklich geweſen, jetzt zogen ſie ſich aber zu einem hart drückenden, ſchweren Leiden zuſammen. In Steyermark war Erzherzog Ferdinand ſchon ſeit einer Reihe von Jahren zur Regierung gekommen. Dieſer von Natur hartherzige und durch jeſuitiſche Dreſſur bigotte und unduldſame Fürſt hatte auf alle Nichtkatholiken einen bitteren, unverſöhnlichen Haß geworfen. Er vertrieb mit fanatiſcher Strenge alle Proteſtanten aus ſeinen Landen; er rief Scheiterhaufen, Galgen und Gefängniſſe zu Hülfe, wo ſeinen ſtarren Befehlen entgegengehandelt wurde. Von dieſer unnatürlichen Härte war nun auch Kepler's unglückliche Frau ſtark betroffen. Alle ihre Güter hatte man ihr entriſſen, alle ihre Geſchwiſter und Angehörige waren aus dem Lande getrieben und irrten verarmt und hülflos in fremden Ländern umher. Das nagte ſchrecklich an ihrem feinfühlenden Herzen. Und in dieſen ſchweren Kummer drängten ſich noch Sorgen um das tägliche Brod, weil ihrem Gatten der Gehalt nicht ausgezahlt ward. Sie, zart gebaut, im Ueberfluß geboren und erzogen, konnte ſolche Stürme nicht ertragen, Kränklichkeit und Schwermuth waren die nächſten Folgen. Und als im Jahr 1607 zu Prag nun gar Revolution ausbrach, als die Paſſauer Soldaten, welche der Kaiſer gegen ſeinen feindlichen Bruder hatte anwerben laſſen, ſich durch Plündern ihren rückſtändigen Sold verſchaffen wollten, — da wirkten Schrecken und Angſt ſo mächtig auf den ſiechen Körper der ſchwachen Frau, daß ſie in epileptiſche Krämpfe verfiel, welche nach und nach immer mehr und mehr ausarteten, bis ſie zuletzt eine Geiſtesverwirrung bewirkten. Von dieſem großen Leiden ward Kepler erſt im Jahre 1611 durch den Tod der unglücklichen Gattin befreit. — Doch bei all dieſen wild tobenden Stürmen um ihn her blieb Kepler immer geiſtig kräftig, immer glücklich für die großen Himmelsfreuden, welche er ſich in anſpruchsloſer Stille durch ſeine geiſtige Abgeſchloſſenheit zu verſchaffen wußte. Nach dieſem philoſophiſchen Seelenfrieden ſtrebte Kepler bei allen Lagen des Lebens, und er hat darin wahrlich Großes erreicht. Die Liebe zur Wiſſenſchaft beherrſchte Alles, ſie wuchs um ſo größer, je mehr die Außenwelt auf ihn einſtürmte, um ihm Ruhe, Troſt und Frieden zu rauben; ſo wie er ſeine geliebten Bücher aufſchlug, war die ganze Außenwelt vergeſſen.

Aus dieſer erſten, wenig glücklichen Ehe blieben unſerm Kepler zwei Kinder, Suſanna, eine Tochter von neun Jahren, und Ludwig, ein Sohn von vier Jahren. Mit dieſen machte er ſich auf den Weg nach Linz. Kaum war er hier aber angekommen, ſo mußte er ſchon wieder einen Angriff auf ſeine innere Ruhe erfahren. Er kam eben von der Bahre ſeiner Frau und ſuchte mit gebeugtem Herzen einen himmliſchen Troſt in dem Gotteshauſe, an dem Tiſche des Herrn, — da ward er zurückgewieſen, von dem Geiſtlichen zurückgewieſen, weil er ſich einſt geweigert habe, die Konkordienformel zu unterſchreiben. Daniel Hirzel ſtand damals der ſehr zahlreichen, rein lutheriſchen Gemeinde zu Linz vor. Er war, wie Kepler, ein geborener Schwabe, zeigte aber wenig Seelengröße gegen ſeinen berühmten Landsmann, — er ging in ſeinem fanatiſchen Eifer ſo weit, unſern Kepler von der Kanzel herab einen verſtockten Ketzer zu heißen und über denſelben — die Exkommunikation auszuſprechen. Das erweckte in dem ſo hart und unchriſtlich verfolgten Mann eine lebhafte Entrüſtung. Er ſchrieb an das Konſiſtorium zu Stuttgart, klagte über die unberechtigte Anmaßung und den liebloſen Glaubenszwang des Paſtors Hirzel und bat um ein mit chriſtlicher Liebe abgefaßtes Gutachten über ſeine fernere Berechtigung zur lutheriſchen Kirche in Linz; er machte zugleich darauf aufmerkſam, daß er ſich durch die exkluſive Strenge des genannten Geiſtlichen am Ende genöthigt ſähe, ſein erbetenes Abendmahl außerhalb der Stadt zu nehmen, wodurch ein ärgerliches Aufſehen erweckt werde, ſowohl unter ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen, wie unter der übrigen katholiſchen Bevölkerung der Stadt. Die Antwort auf dieſe bis zur Demuth beſcheidene Klage und Bittſchrift trug eine ſehr orthodoxe Farbe. Die hochwürdigen religiöſen Wächter des lutheriſchen Glaubens vergaßen ſich in ihrem zelotiſchen Eifer ſo weit, daß ſie unſern Kepler verhöhnten, „als einen in Noth und Todesgefahr treuen Bekenner des lutheriſchen Glaubens,“ daß ſie ihn „einen Wolf in Schafskleidern, einen Maulchriſten“ ſchimpften; alle ſeine Zweifel und Bedenklichkeiten ſeien in ihren Augen nichts, als gottloſe Spekulationen, womit er ſchon ſeit Jahren ſeinen widerſpenſtigen Kopf und ſeine Bücher bis zum Ekel vollgepropft habe; „die Konkordienformel allein ſei das wahre Wort Gottes und ein unbedingter blinder Glaube daran der allein richtige Weg zur Seligkeit;“ ſpottend gaben ſie ihm zuletzt noch den Rath, ſich lieber nie wieder mit dem Studium und der Auslegung der heiligen Schrift zu befaſſen, weil ihm hierin Niemand ſo leicht glauben werde, wie in ſeinen mathematiſchen Träumereien. Neben dieſem Konſiſtorialbeſcheid empfing Kepler noch ein Privatſchreiben von ſeinem akademiſchen Freunde Andreä, wodurch er über die immer engherziger und ſtarrer ſich in ſich ſelbſt abſchließende Kirche ſeines Vaterlandes einen ſehr betrübenden weiteren Aufſchluß erhielt.

„Die neue Theologie“ ſagte ſein Freund, „iſt durch ſophiſtiſche Unterſuchungen und nutzloſe Fragen ſo dornig, daß weder Petrus noch Paulus, wenn ſie in's Leben zurückkehrten, bei ihr Eingang finden könnten.“ — Seinem alten treueſten Freunde, Mäſtlin, eröffnete Kepler in folgenden Worten ſein bekümmertes Herz. „Ich könnte all dieſem Kriege ein Ende ſchaffen, wenn ich, ohne eine Ausnahme zu machen, Alles unterſchriebe. Ich vermag aber in Sachen der Religion nicht zu heucheln. Mein Gewiſſen erlaubt es mir nicht, ihren Haß zu theilen und durch meine Unterſchrift mich zu einem verdammenden Richter aufzuwerfen. Denn verdammen kann ich meine Brüder nicht; ſie ſtehen, oder ſie fallen, immer ſind ſie des Herrn und meine Brüder.“ — —

Ein ebenſo auffallendes, gehäſſiges Entgegentreten erfuhr unſer Kepler noch in demſelben Jahre auf dem Reichstage zu Regensburg, wohin er vom Kaiſer geſandt war, um für den neuen gregorianiſchen Kalender das ſachverſtändige Wort zu reden. Zu dieſem Zweck hatte er ein ſehr geiſtreiches lateiniſches Zwiegeſpräch geſchrieben, welches er den verſammelten Reichsſtänden überreichte und dann mit hochbegeiſterter Rede ſeine Aufgabe zu löſen ſuchte. Aber vergebens; — ſeine anweſenden Glaubensbrüder wurden in eben dem Maße kälter und bitterer, in welchem er ſelbſt feuriger und liebevoller für ſeine Sache ſprach. Sie klammerten ſich abergläubig immer feſter und feſter an ihren alten julianiſchen Kalender, je mehr er die wirklichen Vorzüge des gregorianiſchen Kalenders mit ſtreng mathematiſchen Gründen zu bewahrheiten ſuchte. Sie beargwohnten hinter dem Eifer dieſes Mannes eine heimliche Papſtliebe, einen jeſuitiſchen Schlich, und gaben einſtimmig lieber dem alten heidniſchen Kalender den Vorzug, ehe ſie ſich entſchließen konnten, den katholiſchen neuen gut zu heißen.

Zur Pflege und Erziehung ſeiner beiden Kinder und zur Erhaltung ſeiner häuslichen Angelegenheiten hatte ſich Kepler ſchon 1612, gleich bei ſeiner Ankunft in Linz, entſchloſſen, ein junges Mädchen in's Haus zu nehmen, welches ihm durch ſeinen Freund und Gönner, den Grafen Starhemberg, gerade zu dem genannten Zwecke ſehr warm empfohlen worden war. Dieſe Wahl verdient mit Recht eine ſehr glückliche genannt zu werden; ſie wirkte ungemein wohlthuend auf den ſo lange häuslich beunruhigten und bekümmerten Mann. Die Kinder gediehen ſichtbar ſchnell an Seele und Körper und er ſelbſt genoß eine gemüthvolle häusliche Behaglichkeit, wie er ſie bis dahin gar noch nicht gekannt hatte. Suſanna Reutinger iſt der Name dieſer Hausgenoſſin. Sie war eine arme Waiſe, hatte ſchon früh ihre Aeltern verloren und war von der Gräfin Starhemberg zu Efferding bei Linz erzogen worden. Der ſanfte, fein ausgebildete, geiſtvolle Charakter dieſes jungen Mädchens blieb nicht lange unbeachtet in Kepler's Nähe. Er erkannte die Geiſtesverwandtſchaft und fühlte ſich mächtig zu ihr hingezogen; — es dauerte kein Jahr, ſo waren die edlen Herzen Beider mit ganzer Liebe einander zugethan. Kepler bewarb ſich um die Hand der Jungfrau; gern wurde ſie ſeine Braut, und Beide wurden noch vor Ablauf des Jahres 1613 ein glückliches Ehepaar.

Nun erſt lernte Kepler das hohe Glück eines in friedlicher Milde und aufrichtiger Herzlichkeit geräuſchlos dahingleitenden Familienlebens kennen und hochſchätzen, und des Himmels Segen waltete über dem Glück dieſer ſchönen Häuslichkeit, ſie ward dem viel geprüften edlen Charakter bis an ſein Lebensende ganz ungetrübt erhalten. Auf Kepler's Geiſt hatte dieſe Zufriedenheit eine ſtark belebende Kraft. Die Frau ahnete das Große, welches ihr geliebter Mann im Kopfe trug, was darin zur Reiſe gebracht werden ſollte. Sie nahm Antheil an ſeiner wiſſenſchaftlichen Freude, auch wenn ſie nichts davon begriff. Mit emſiger Sorgfalt räumte ſie ihm alles Unangenehme, alles Störende aus der Nähe ſeiner ſtillen Studierſtube. Sie wußte mit bewundernswürdiger kluger Sparſamkeit und edler Genügſamkeit auch das Ausbleiben des kaiſerlichen Gehaltes viel weniger drückend zu machen. Kepler fühlte ſich jetzt unausſprechlich glücklich, ja er wies ſogar eine ihm damals angetragene ſehr ehrenvolle Profeſſur nach Bologna von ſich ab, weil er befürchtete dadurch das Glück ſeiner gemüthlichen Häuslichkeit zu ſtören. Auch konnte er ſich nicht entſchließen, ſein Deutſchland, ſein geliebtes Vaterland zu verlaſſen. —

Aus dieſer ſegensreichen Periode ſtammen nun auch Kepler's gediegenſte Meiſterwerke, — Werke, welche, ſo lange die Welt beſteht, ſo lange der Sternenhimmel von dem geiſtigen Auge des Menſchen erfaßt und in ſeiner erhabenen Göttlichkeit mit Bewußtſein bewundert wird, als Sterne erſter Größe daſtehen werden.

Doch war dies Glück auch mit manchem ſorgenvollen Kummer untermiſcht. So fiel in eben dieſe Zeit die ſchreckliche Anklage und Verfolgung ſeiner unglücklichen Mutter. Das abergläubiſche, durch Fanatismus aufgereizte und verdummte Volk wollte in Kepler's Mutter eine Hexe erkannt habe.

Kepler's Schweſter Margarethe war an den Pfarrer Binder verheirathet und ſeine alte Mutter ſtand jetzt ganz allein in der Welt. So lange die eben ſo verſtändige als gemüthvolle Tochter ihrer etwas unruhigen, geſchwätzigen Mutter ſchützend zur Seite ſtehen konnte, ſo lange ward dieſelbe vor dem gefährlichen Umgange mit boshaften Menſchen bewahrt. Das war nun plötzlich ganz anders geworden und es hatten ſich in kurzer Zeit ſehr drohende Gewitterwolken über dem Haupte der unbeſonnenen alten Frau zuſammengezogen. Margarethe hatte darüber an ihren Bruder Johannes wiederholt geſchrieben und ſich von ihm Rath ertheilen laſſen. —

Die erſte Veranlaſſung, wodurch die alte Frau in den damals ſo ſchrecklichen Geruch der Hexerei kam, lag in einem Zank mit einer jähzornigen alten Nachbarin. Dieſe litt ſchon ſeit längerer Zeit an Kopfreißen, und war in ihrer Noth auch zuweilen zur alten Frau Kepler gekommen, um deren Mittel zu gebrauchen, welche bei Jedermann des Ortes in hohem Anſehen ſtanden. Einſt mochte die Wirkung dieſes Mittels nicht ſehr erfolgreich geweſen ſein und die Leidende ließ in ihrer gewohnten

Heftigkeit ein offenes Wort des Tadels hören. Das war eine empfindliche Verletzung für die reizbare Frau Kepler. Sie rühmte mit Selbſtgefälligkeit ihr Univerſalmedikament und warf mit Entrüſtung die Schuld der nicht anſchlagenden Wirkung auf den bekannten ſchlüpfrigen Lebenslauf der Andern. So reizte die eine der beiden Alten die andere immer mehr und mehr zur Heftigkeit, bis der Streit zuletzt in wahrhaft geifernde Wuth ausartete. Unter furchtbaren Verwünſchungen und Drohungen verließ die Gegnerin Kepler's Haus. Sie war es nun, welche ihr ganzes übriges Leben auf nichts Anderes als Rache ſann. Ihr Kopfreißen, erzählte ſie, rühre einzig und allein von dem Hexentrank der alten Kepler her. — Dann ward ausgeſagt, daß die Kepler dem alten Schulmeiſter Beutelspacher, welcher ihr die Briefe von ihrem vornehmen gelehrten Sohne vorzuleſen pflegte, einſt einen Schluck Wein aus einer beſtändig hinter dem Ofen ſtehenden zinnernen Flaſche gereicht habe, welcher ihm wie ein Teufelstrank in Leib und Kopf gefahren ſei, ſo daß er bei einem leichten Sprunge über einen Graben das Rückgrat verletzt hätte. — Ein Barbier erzählte, daß er auch ſchon einmal hölliſche Leibſchmerzen nach einem Trank aus jener Weinflaſche habe erdulden müſſen. — Auch erinnerte man ſich jetzt daran, daß die alte Tante zu Weil, bei der die Kepler in ihrer Jugend als Kind geweſen ſei, den Hexentod auf dem Scheiterhaufen erduldet habe. — Das Alles griff die feindliche Gegnerin mit leidenſchaftlicher Wuth auf. Ihr Sohn war überdies noch ein begünſtigter Leibbarbier bei dem Herzoge Achilles und man erzählte ſich, daß dieſe hohe Verbindung es bewirkt habe, wie ſelbſt Dekan Buk, der Pfarrer des Ortes in dem Thun und Treiben der Kepler ein verborgenes Bündniß mit dem Böſen durchſchaut habe.

Der Richter des Ortes, Vogt Einhorn, war ein äußerſt unwiſſender, gefühlloſer, hämiſcher Menſch, der bei einem kürzlich vorgekommenen ähnlichen Hexenproceſſe die angeklagte Unglückliche ſo unmenſchlich hatte foltern laſſen, daß ihr der Daumen von der Hand geriſſen war. Der alten Frau Kepler wartete jetzt dieſelbe Marterqual, ja ſogar der furchtbare Feuertod, mit ſchrecklicher Gewißheit. Denn der elende Richter war vor Jahren ſchon einmal von ihr der Beſtechlichkeit beſchuldigt worden, wogegen er damals nicht laut aufzutreten gewagt hatte. Seit der Zeit lauerte aber der heimtückiſche Menſch auf Gelegenheit, ſich rächen zu können. Die Gelegenheit war nun da, und er blickte mit blutgierigen Augen auf ſein Schlachtopfer.

Unter den vielen Zeugen für die Schuld der armen Kepler waren auch einige, welche aus dem Munde des vor Kurzem geſtorbenen Heinrich Kepler, des mißrathenen jüngſten Bruders des Aſtronomen, wiederholt gehört hatten, daß ſeine Mutter eine „wirkliche alte Hexe“ ſei, daß ſie in ihrer düſtern Küche unter Beiſtand des Teufels Wundertränke und Zauberſalben bereitet habe. Die kleinlichſte Rache hatte den Böſewicht zu dieſem Ausſpruch getrieben. Zerlumpt und voll Ungeziefer war er mit ſeiner Frau und einem Haufen Kinder aus dem Kriege heimgekehrt und und hatte ſehr zudringlich ſeiner Mutter zur Laſt fallen wollen, wogegen ſie ſich ganz natürlich geſträubt hatte.

Der Hexenproceß war eingeleitet. Der Richter war durch die Ausſage der Zeugen zu der feſten Ueberzeugung gekommen, daß die alte Keplerin ſich der Zauberei, Thränenloſigkeit und Giftmiſcherei ſehr verdächtig gemacht habe und daß er jetzt, ſeiner ihm anvertrauten heiligen Richterpflicht getreu, mit ſtrengem Ernſt darauf bedacht ſein müſſe, die verſtockte Sünderin einzuziehen und zum Geſtändniß zu bringen.

Doch eben in dieſem Augenblicke der größten Gefahr kam rettende Hülfe. Mit einem ſehr klaren, den ganzen Unſinn und die plump geſponnene Intrigue freimüthig enthüllende Schreiben hatte ſich Johannes Kepler an den Kanzler Fabri in Würtemberg gewandt. Mit tiefgefühlter Wärme bat er dieſen Ehrenmann, das drohende furchtbare Schickſal der unſchuldigen ſiebenzigjährigen Mutter abzuwenden, — und ſeine Bitte blieb nicht ungehört.

Die Unterſuchung ward augenblicklich niedergeſchlagen. — Damit konnte aber der abergläubiſche Verdacht nicht aus den Köpfen der Ortsbewohner gebracht werden. Kepler's Mutter galt nun einmal für eine Hexe, man ſchloß vor ihr Thüre und Fenſter, — ſah es für ein großes Unglück an, ihr zu begegnen, und verwies ſie aus der Kirche. Das vernahm ihr Sohn Johannes mit blutendem Herzen. Er forderte ſie auf, zu ihm nach Linz zu kommen. Sie folgte der Einladung, konnte aber nicht lange in der friedvollen Stille aushalten. Der Gedanke war ihr unerträglich, ihre Gegner in dem Wahne laſſen zu müſſen, als hätte ſie ſich ſchuldbewußt von dem Kampfplatze zurückgezogen. Dazu kamen nun auch noch ſchriftliche Aufforderungen zum Zurückkommen. Ihr Schwiegerſohn, der Pfarrer, und ihr Sohn Christoph, Zinngießer zu Weil, hatten ſich für ſie verbürgt, und von dieſen erfuhr ſie nun, daß zu befürchten ſtand, ihr Beſitzthum zu verlieren, wenn ſie nicht bald zurückkehre. Alle Bitten und Vorſtellungen, die alte Frau in Linz zurück zu behalten, blieben fruchtlos. Sie reiſte ab; wahrſcheinlich heimlich, denn ihr Sohn Johann folgte ihr ſogleich nach und ſuchte ſie auf's Neue zum Mitreiſen nach Linz zu bewegen. Er mußte aber ohne ſeine Mutter die Rückreiſe antreten. Die beruhigende Hoffnung, daß die einflußreichſten Gönner und Freunde ſeine ſchwache alte Mutter in Zukunft beſchützen würden, nahm er allerdings mit ſich hinweg; indeß ruhete dieſelbe doch auf einem ſehr unzuverläſſigen Grunde; er befürchtete, daß die, wie eine Furie tief innerlich erbitterte Klägerin in Verbindung des eben ſo rachſüchtigen Richters und des abergläubiſchen fanatiſchen Geiſtlichen dennoch einen günſtigen Zeitpunkt zur Ausführung ihres boshaften Planes herausfinden könnten. Und ſeine Befürchtung war nicht ohne Grund, ſie ſollte nur zu bald in Erfüllung gehen.

Im Jahre 1620, als die Böhmen unter der muthigen Leitung des Grafen von Thurn aufgeſtanden waren gegen den ihnen unrechtmäßig aufgezwungenen König Ferdinand II., (den ſchon früher erwähnten Erzherzog

Ferdinand von Steyermark,) welcher als Kaiſer durch ſeinen Haß gegen alle Nichtkatholiken, durch ſeine unbarmherzigen Verfolgungen derſelben das furchtbare Unglück des dreißigjährigen Krieges über das deutſche Volk heraufbeſchworen hat, — als ſie, auf ihr ehrlich ererbtes freies Wahlrecht ſich ſtützend, den Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem rechtmäßigen Könige gewählt und alle feſten Plätze, ſo gut es ſich in der Eile thun ließ, mit Soldaten beſetzt hatten, — als darauf Herzog Maximilian von Baiern an der Spitze ſeines katholiſchen Heeres mit 50,000 Mann in Böhmen einbrach, — da ward auch Linz belagert und genommen. Es war am 24. Juli. Gerade dieſen Zeitpunkt hielten die Feinde von Kepler's Mutter am geeignetſten für die Ausführung ihres lang genährten Racheplans. Schon am 5. Auguſt ward die Alte gefänglich eingezogen, die Anklage eilig wiederholt, — und man ſtand ſchon wieder an dem ſchrecklichen Punkte der Tortur. Da erſchien aber plötzlich der Sohn, um ihr auf's Neue ein rettender Engel zu werden. Er hatte die ſiebenzig Meilen von Linz nach Tübingen in der allergrößten Haſt zurückgelegt. Bis Regensburg waren ihm Frau und Kind gefolgt. Linz war genommen, und alle Nichtkatholiken hatten die Flucht ergreifen müſſen, um nicht unter der mörderiſchen Hand der rohen papiſtiſchen Söldlinge zu erliegen. Als er ſeine Familie in der Nähe von Regensburg, in Waldenbach, unter dem Dache ſeines Schwiegerſohnes Eben — derſelbe hatte Kepler's Stieftochter geheirathet — ſicher beſchirmt wußte, machte er ſich augenblicklich auf die „klägliche" Reiſe zu ſeiner unglücklichen Mutter. In Würtemberg angekommen, ging er direkt zum Herzoge. Dieſem ſtellte er das ganze Ereigniß mit ſo beredten, tief zu Herzen dringenden Worten dar, daß derſelbe ſofort Befehl gab zu einer ſchnellen, unparteiiſchen Unterſuchung der Sache. Die Folterqual ward ſo verhütet, indeß verzögerte ſich die eigentliche Entſcheidung noch um ein volles Jahr. Kepler ſelbſt ſchreibt in einem ſeiner Briefe: „Die Sache dauerte bis zum 4. Nov. 1621; da ward meine Mutter durch ein förmliches Urtheil von der Marter losgeſprochen und aus dem Gefängniß gelaſſen. Ich eilte ſogleich nach Linz zurück, und nun ward Klage wider die Gegnerin wegen Beſchimpfung und Koſten angeſtellt; da machte den 22. April 1622 meiner Mutter Tod in ihrem 75. Jahre dem Streit ein Ende." — Kepler's Briefe und Aufſätze aus dieſer Periode ſind hiſtoriſch berühmt geworden. Sie enthalten die erſten vernünftigen Angriffe auf den Aberglauben des Volks und ſeine Lehrer, ſie kämpfen mit einem ſcharfen geiſtigen Schwerte gegen Hölle, Teufel und Zauberei.

Aber nicht blos von dieſer Seite häuften ſich Unruhen und Sorgen, welche den behaglichen Frieden aus Kepler's ſtillem Hauſe zu vertreiben drohten, es kamen auch noch Volksaufſtände, Staatsumwälzungen, religiöſe und politiſche Kämpfe aller Art hinzu, und es ſtand mehr denn ein Mal ſeine ganze Exiſtenz auf dem Spiele.

Kaiſer Mathias hatte bei der Uebernahme des Staatsruders ſogleich erkannt, wie die Finanzen des ganzen Reichs ſehr zerrüttet, wie loſe und unſicher alle Bande des Volks mit der Regierung zuſammenhingen. Er fing an, ſeinen gethanen Schritt zu bereuen. . Sein abgelebter, ſiecher Körper war zu einem energiſchen Handeln nicht mehr fähig, und er war es zufrieden, daß die ihn umgebenden Jeſuiten das Staatsruder zur Hand nahmen. Das Volk und ſeine Vertreter erkannten gar bald den beklagenswerthen Stand der Sache. Die Böhmen gerade hatten von dieſem Regierungswechſel ſo Viel gehofft und bekamen nun Nichts. Sie hatten einen indolenten, von Jeſuiten verleiteten König abſetzen helfen und fanden nun einen körperlich und geiſtig kranken König wieder, der ihrer Religion abhold und den jeſuitiſchen Beſtrebungen zugethan, oder doch wenigſtens nicht entgegen war. Die neue jeſuitiſche Regierung ging planmäßig darauf los, des Volkes Rechte und Freiheit zu untergraben und die Abtrünnigen vom Papſte ſo bald als möglich wieder in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückzubringen. Kirchen und Schulen, welche in frommer Aufklärung erbaut, dem proteſtantiſchen Chriſtenthume dienen ſollten, wurden auf Befehl der oberſten Staatsbehörden wieder niedergeriſſen, entweihet und geſchloſſen. Da berief das ſo hart gedrückte und ſchändlich betrogene Böhmervolk ſeine Glaubensvertheidiger zuſammen, welche nach kurzer Berathung eine Klageſchrift beim Kaiſer einreichten über das verfaſſungswidrige Benehmen ſeiner Statthalter und ihn um baldige gnädige Abhülfe anflehten. Hierauf erhielten ſie einen ſchnöde abfertigenden Beſcheid, nicht einmal unmittelbar vom Kaiſer, ſondern durch die verhaßten Statthalter ſelbſt, und daneben den ſtrengen Befehl, ſich augenblicklich wieder aufzulöſen. Das war zu viel. Das Feuer der gerechten Sache entzündete alle Gemüther. Graf Mathias von Thurn, der kühne, vielbewährte Liebling des edlen Böhmervolks, welcher einſt den weltberühmten Majeſtätsbrief mit hatte unterſchreiben helfen, trat jetzt an die Spitze der Revolution. Im Schloſſe zu Prag warf er mit ſeinem Anhange die jeſuitiſchen Statthalter zum Fenſter hinaus. Alles griff zu Wehr und Waffen, und es waren nicht die Böhmen allein, welche das Joch abwarfen, ſondern alle proteſtantiſchen Länder, Städte und Unterthanen Oeſterreichs. Das aufgeſtandene Volk bemächtigte ſich aller kaiſerlichen und königlichen Einkünfte und richtete die empörten Ländermaſſen zu einer freien Republik ein. — In dieſer ſchrecklichen Noth wäre der Kaiſer gern zum Nachgeben bereit geweſen, aber ſeine frommen Räthe hielten ihn auch jetzt noch von dem Selbſthandeln zurück. Milde, meinten ſie, wäre nur Oel in's Feuer gegoſſen, er müſſe nun erſt recht ſtrenge ſein; ſähe man es ja gerade jetzt überall in dem proteſtantiſchen Treiben von ganz Europa, wie damit nichts Anderes als ein Berauben der Kirchen und Krone, als ein Auflehnen gegen Geſetz und Ordnung, gegen Pflicht und Sitte bezweckt werde. So ſuchten ſie ihm Haß gegen die Proteſtanten einzuflößen, ſo ſuchten ſie ihn aufzuſtacheln zu entſchiedener That. Aber der kranke Mathias konnte ſeinem kranken Throne wenig mehr nützen. All ſein Handeln war hinfällige Ohnmacht. Er ſtarb am

20 Mai 1619 und hinterließ noch viel mehr wie ſein unglücklicher Bruder Rudolph II. tief verſchuldete Länder und empörte Unterthanen.

Wie nun unſer armer Kepler in dieſer geſetz- und herrenloſen Zeit ſelbſt Noth litt, läßt ſich kaum beſchreiben. Von ſeinem kaiſerlichen Gehalte bezog er keinen Pfennig und er durfte nicht einmal davon reden. Er wäre in Noth und Kummer verkommen, hätten die vom Kaiſer abgefallenen Landſtände ſich nicht ſeiner angenommen und ihm Einiges zufließen laſſen.

Doch ungeachtet aller dieſer wilden Stürme um ihn her, verlor er nie ſeine innere philoſophiſche Ruhe. Selbſt da, wo das tägliche Brot anfing zu fehlen, wo das Leben auf dem Spiele ſtand, dachte er immer noch mit der größten Seelenruhe an ſeine aſtronomiſchen Spekulationen. Er verfolgte eben jetzt eine bis dahin noch nie betretene, ſich mühſam öffnende neue aſtronomiſche Bahn. Den beiden im Jahre 1608 aufgefundenen Kepler'ſchen Regeln der Planetenbewegungen fehlte zu ihrer harmoniſchen Abrundung noch eine dritte. Wenn man nämlich die vergleichende Aufmerkſamkeit auf die Umlaufszeiten der Planeten richtet und auf die mittleren Entfernungen derſelben von der Sonne, ſo erkennt man augenblicklich einen gewiſſen Zuſammenhang in beiden Zahlenwerthen. Kepler war nun mit dieſer leicht in die Augen fallenden ungefähren Regelmäßigkeit nicht zufrieden, er erſtrebte ganz beſtimmte, mathematiſche Geſetzmäßigkeit. Lange mühete er ſich vergebens ab; die Aufgabe bezog ſich auf ſehr verwickelte, Zeit raubende Zahlenverſuche. Er ſuchte nach der ihm zur zweiten Natur gewordenen pythogaräiſchen Spekulation den Aufſchluß in geheimnißvollen Analogien, verweilte wieder einige Zeit bei den regulären geometriſchen Figuren, kam dann auf die Zahlenverhältniſſe in der Harmonie der Töne, — doch alle dieſe Bemühungen blieben fruchtlos. Endlich verfiel er auf das Vergleichen der Potenzen der betreffenden Zahlen. So kam er auf die Idee die Quadrate der Umlaufszeit mit den Würfeln ihrer mittleren Entfernungen zu vergleichen, und erreichte ein Reſultat, das ſeinen Wünſchen ſchon ſehr nahe lag, aber dennoch nicht vollkommen befriedigen konnte. Dies war am 8. März 1618. Er verſuchte noch andere Wege, welche ihn aber wieder viel weiter vom Ziele abführten. Da nahm er die vorige Arbeit noch einmal zur Hand und fand nun einen Rechenfehler. Emſig machte er ſich nun wieder an die Arbeit und hatte jetzt die unbeſchreiblich große Freude, ſeine ſo lange gehegte Ahnung auf das ſchönſte verwirklicht zu ſehen. Das war der ewig denkwürdige 15. Mai des Jahres 1618, wo unſer Kepler ſein drittes Geſetz in der Mechanik des Himmels entdeckte, daß nämlich die Quadrate der Planeten-Umlaufszeit ſich gerade ſo zu einander verhalten, wie die Würfel der mittleren Entfernungen von der Sonne.

Das war ein bedeutungsvolles Samenkorn der wiſſenſchaftlichen Forſchung, welches, allen Verheerungen des Krieges, allen religiöſen Aufwühlungen ungeachtet, dennoch einen ſichern fruchtbaren Boden gefunden und durch alle nachfolgenden Jahrhunderte hindurch einen unermeßlichen Reichthum an bewunderungswürdigen edlen Früchten getragen hat. Kepler's Freude war groß, ſie kam dem Entzücken nahe, als er fand, daß dies aufgefundene ſich auch auf die von Galilei entdeckten Nebenplaneten des Jupiters mit dem beſten Erfolg anwenden ließ. Und was ihm dabei der allergrößte Triumph war, beſtand darin, daß eben aus dieſem Geſetze die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne mit mathematiſcher Sicherheit hervorging. Alſo hatte er zugleich einen, alle Zweifel vernichtenden Beweis für die Richtigkeit der kopernikaniſchen Welterſcheinung aufgefunden.

Dieſe vielfachen eben ſo ſinnreichen als mühſamen Unterſuchungen, in Verbindung gebracht mit den intereſſanteſten Fragepunkten der Aſtronomie veröffentlichte er in zwei ſehr gediegenen Werken, wovon das eine als „kurzgefaßte Darſtellung der kopernikaniſchen Weltordnung ſchon 1618 gedruckt ward, — das andere aber erſt 1619 als „Harmonie der Welten“ das Licht der Welt erblickte.

Von nun an ward Kepler's Name unter den Fachmännern der Aſtronomie nie anders als mit hoher Bewunderung genannt. Die letzte der beiden vorhin erwähnten Schriften hatte Kepler dem König Jakob I. von England gewidmet, wozu ihn ein ehrenwerthes Gefühl der Dankbarkeit aufforderte. Denn dieſer, für alles Wiſſen und Können der damaligen Zeit begeiſterte König hatte an Kepler die Aufforderung ergehen laſſen, nach London zu kommen, um hier frei von allen irdiſchen Sorgen rein nur der Wiſſenſchaft leben zu können. Aus Liebe zu ſeinem deutſchen Vaterlande und in der zuverſichtlichſten Hoffnung auf baldige ruhigere und beſſere Zeiten, hatte er dieſen Ruf abgelehnt. Die Widmung enthielt nun den aufrichtig gefühlten Wunſch, daß in König Jakob I. die lang entbehrte Harmonie der Kirche eben ſo ſchön ihre endliche Verwirklichung finden möchte, wie der große Weltenſchöpfer unſern Kepler mit dem großen Glück geſegnet habe, die Harmonie des Himmels zu entdecken. „Der Tag iſt nahe,“ ſagte er, „an deſſen Licht die fromme Einfalt ihres blinden Wahns mit Beſchämung inne werden und wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur wie in der heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen ſich freuen wird.“ Und am Schluſſe des Werkes wird er von den erhabenen Gedanken und Empfindungen ſogar zu einem feierlichen Dankgebete geſtimmt. „Ich danke Dir, mein Schöpfer und mein Herr, daß Du mir dieſe Freude an Deiner Schöpfung, das Entzücken über die Werke Deiner Hände geſchenkt haſt. Ich habe die Herrlichkeit Deiner Werke den Menſchen kundgethan, ſo weit mein endlicher Geiſt Deine Unendlichkeit zu faſſen vermochte. Wo ich etwas geſagt, das Deiner unwürdig iſt, oder nachgedacht haben ſollte der eignen Ehre, das vergieb mir gnädiglich.“

Gerade um die Zeit, als Kepler mit der Herausgabe ſeiner „Harmonie der Welten" beſchäftigt war, ſtarb Kaiſer Mathias und der Thron ward nun von Ferdinand II. eingenommen, von demſelben bigotten Katholiken und ſtrenggläubigen Jeſuitenzöglinge, welcher ſich ſchon ſo hart und unduldſam gegen alle Nichtkatholiken in ſeinem Erzherzogthum Steyer bewieſen hatte. Von einem ſolchen Kaiſer durfte ſich Kepler keine frohe Zukunft verſprechen. Daſſelbe traurige Loos ſtand nun aber ohne Ausnahme allen Nichtkatholiken bevor, daher hatten die proteſtantiſchen Völker in Böhmen, Mähren und Schleſien Kaiſer Ferdinand II. geradezu als einen Feind ihrer Religion erklärt, den ſie nicht zum Regenten haben wollten. Die Böhmen wählten ſich Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige, einen Mann ihres Glaubens; und dieſem muthigen edlen Volk ſchloſſen ſich alle vom Kaiſer abgefallenen evangeliſchen Unterthanen an. Die Krönung dieſes frei vom Volk gewählten Königs ward mit ungemeinem Glanze den 29. November 1619 zu Prag vollzogen. Kurz zuvor hatte ſich auch Ferdinand II. in Frankfurt zum Kaiſer erwählen und krönen laſſen. Davon nahm man aber in Böhmen gar keine Notiz; auch hielt man es für etwas Gleichgiltiges, daß der Kaiſer ſich noch immer als rechtmäßiger König von Böhmen anſah.

Das triumphirende Glück des neugeſchaffenen evangeliſchen Königreichs dauerte aber nicht lange. Die daraus vertriebenen Jeſuiten ſchrieen laut über die gottloſen Angriffe auf die allein ſeligmachende päpſtliche Kirche. Sie brachten es bald dahin, daß dem frommen, aber unglücklichen Kaiſer mit ſpaniſchem Gelde und mit baieriſchen Soldaten wieder aufgeholfen ward. Maximilian von Baiern mit ſeinem Feldhauptmann Tilly rückte in die abgefallenen kaiſerlichen Erblande und ſchlug die Empörer auf's Haupt. Die evangeliſche Union ließ Friedrich im Stiche, und das nur aus dem kleinlichen Grunde, daß er — kein Lutheraner, ſondern ein Reformirter ſei, daß er viel mehr auf die Befeſtigung und Verbreitung der reformirten als der lutheriſchen Kirche bedacht geweſen ſei. Der König ſelbſt ahnete wenig von der ihm drohenden nahen Gefahr. Er gefiel ſich ganz vortreſlich auf ſeinem Throne und liebte nichts mehr als eine üppig beſetzte königliche Tafel.

Das Unglück brach jetzt von Baiern aus los. Es fiel eine Stadt nach der andern und überall trieben die rohen Sieger die ſogenannten Abtrünnigen der Kirche mit Gewalt wieder in den Schooß des Papſtes. Alle bemittelten Glaubensfeſte flohen aus dem Lande. Gerade dieſe Zeit war es, wo Kepler von Linz nach Regensburg flüchtete und von hieraus zur Rettung ſeiner unglücklichen Mutter nach Würtemberg eilte. Mehr als ein ganzes Jahr blieb der arme Mann in der peinigendſten Ungewißheit über ſein künftiges Schickſal. Als Proteſtant war er ſeines Dienſtes als kaiſerlicher Mathematikus entlaſſen. In ſeinem Vaterlande wollte man von ihm, dem gefürchteten Wortführer der Konkordienformelfeinde, eben ſo wenig wiſſen. Frau und Kind litten Noth und er konnte nicht helfen. Das war wieder eine gar traurige Lage. Alles war dunkel und hoffnungslos um ihn her. Aber dennoch verzagte er nicht, ſein inneres Licht, ſein Gottvertrauen ward um ſo heller und zuverſichtlicher, je mehr die äußere Welt räuberiſch darauf losſtürmte. Sein Geiſt ward nicht geſchwächt, er ſprühete Witzfunken um ſich und beleuchtete und belächelte das Unglück. Den guten Glauben auf ein baldiges beſſeres Geſchick verlor er nie. Und auch dies Mal betrog ihn die Hoffnung nicht. In der Nähe des neuen Kaiſers arbeiteten ſeine Freunde und Gönner für ſeine Zurückberufung. Den 30. Dezember 1621 erhielt er auf's Neue das Patent eines kaiſerlichen Mathematikus. Ohne Gehaltsſchmälerung trat er wieder in ſeine Würde ein. Der Kaiſer erinnerte ſich, daß er bei ſeinem Regierungsantritt, als Erzherzog von Steyermark, von unſerem Kepler eine ſehr intereſſante Abhandlung über eine ſich damals ereignende Sonnenfinſterniß zugeſandt erhalten, wofür er ihm ſchon längſt eine Gnade zugedacht habe, die er nun abtragen wollte. Auch ſchmeichelte es ſeinem kaiſerlichen Stolze, daß die weltberühmten Rudolphiniſchen Tafeln durch ſeinen mächtigen Willen allein nur zu Stande kommen konnten. Uebrigens war Ferdinand, wie ſeine beiden Vorgänger Rudolph und Mathias ein eifriger Anhänger der Sterndeuterei und hatte zu Kepler's Geſchicklichkeit in dieſer bewunderten Kunſt ein großes Vertrauen. Bei Kepler's Ankunft in Linz untersuchten die mißtrauiſchen Jeſuiten alle ſeine Bücher und Schriften, und er mußte feierlich verſprechen, ſich nur auf rein mathematiſche und aſtronomiſche Studien beſchränken zu wollen. Ueberhaupt ſprach man es ihm unverholen aus, daß er es nur als eine außerordentliche kaiſerliche Gnade anſehen dürfe, wenn man in dem jetzt ſtreng rechtgläubigen Staate ſeinen proteſtantiſchen Glauben nicht beachten wollte.

Ferdinand **II.** war durch die jeſuitiſche Erziehung und durch ein von ſeiner Mutter ererbtes bigottes Gemüth ein unerſchütterlicher Anhänger der päpſtlichen Kirche, — ein unerbittlich ſtrenger Feind aller Proteſtanten. Mit dem heiligen Eifer ſeiner innigſten Ueberzeugung wollte er ſein Reich zu einem „rechtgläubigen“ machen und er hatte ſich zu dieſem Zweck in den Jeſuiten eines mächtigen Beiſtandes zu erfreuen. Dieſer fanatiſche Eifer ſtieß aber in Böhmen auf gewaltige Hinderniſſe. Bei ſeiner Wahl zum Könige, welche noch zu Lebzeiten Mathias bewerkſtelligt ward, hatte er die im Majeſtätsbrief enthaltene Konſtitution beſchworen. Indeß der päpſtliche Nunzius wußte jeſuitiſch weiſen Rath, er brachte vom Papſte die feierliche Entbindung von dieſem Eide. Da machte er ſich mit ſeiner unerſchütterlichen Charakterſtärke an ſein vermeintes frommes Werk. Er zerſchnitt den verhaßten Majeſtätsbrief und gab nun den tyranniſchen Befehl, daß Alle, welche in den friedlichen Schooß der alleinſeligmachenden Kirche nicht zurückkehren wollten, das Land verlaſſen ſollten. Wie viele Tauſend Böhmen zogen nun aus ihrer geliebten Heimath, und wie viel Wohlſtand, wie viel Lebensglück zog mit ihnen! — Jeder Widerſpruch, jeder Widerſtand ward furchtbar hart beſtraft. Dem Rektor der Univerſität zu Prag ließ der kaiſerliche Glaubensrichter die Zunge ausreißen, weil derſelbe gewagt hatte, das Wort für den evangeliſchen Glauben zu nehmen. Einen andern Profeſſor ſchlug man mit Stockſchlägen jämmerlich zu Tode. Und bei allen dieſen „chriſtlichen“ Verfolgungen ſtanden die Jeſuiten dem frommen Kaiſer ſo treulich bei, daß die ſämmtlichen Güter der widerſpenſtigen landesverwieſenen reichen Edelleute aus bloßer Dankbarkeit dem Jeſuiten-Orden geſchenkt werden mußten. Das arme Böhmen war von nun an auf immer ſeiner geiſtigen Freiheit beraubt; die weiſen Väter Chriſti haben hier die Grabesſtille des gedankenloſen blinden Glaubens, die finſtere Ruhe des lichtſcheuen Aberglaubens und die Thatloſigkeit der Dummheit einzuführen gewußt.

Unter einer ſolchen jeſuitiſchen Glaubensknechtſchaft lebte nun unſer Kepler, ein Mann des helleſten Lichtes, des entzündlichſten Feuers für die wahrhaft freie, rein chriſtliche Richtung des proteſtantiſchen Glaubens! — Er mußte ſchweigen und dulden, er hatte eine reich belehrende Erfahrung dazu. Des Kaiſers mächtiger Hang zum Glauben an das Uebernatürliche ſuchten die Jeſuiten, wo ſie nur konnten, zu unterhalten, um ſo ihr eigenes Thun und Treiben weniger ſeiner ſcharfen Prüfung bloß zu ſtellen. Und dieſer Sinn für das Wunderbare konnte durch Niemand anziehender genährt werden, als durch Kepler. Zugleich wußten dieſe Mönche auch, daß Kepler's Geiſt jetzt viel zu eifrig in ſeinen aſtronomiſchen Spekulationen vergraben ſei, um noch Luſt und Muße zu finden, an den religiöſen Lebensfragen Theil nehmen zu können, und daß er, im Fall dieſe wirklich einmal zur Sprache kämen, viel eher geneigt ſei, gegen die lutheriſchen Orthodoxen zu Felde zu ziehen, als gegen die katholiſche Kirche. Schon damals waren den Jeſuiten die beſtändigen Kämpfe der ſogenannten Ketzer untereinander die ſicherſten Vorboten eines nahen Verfalles des ganzen Proteſtantismus. Vielleicht hielten ſie unſern Kepler auch in dieſer Hinſicht für ein gutes Mittel zum Zweck.

In Linz angekommen, machte ſich Kepler nun wieder ſehr eifrig an die weitere Ausarbeitung der Rudolphiniſchen Tafeln. Durch die drei aufgefundenen aſtronomiſchen Geſetze war die kopernikaniſche Weltordnung als die allein wahre nachgewieſen. Die tychoniſche Anlage der Tafeln und ſeine eigene erſte Bearbeitung derſelben mußte jetzt aufgegeben und das Ganze von Grund aus neu geſchaffen werden. Zum Glück kamen ihm bei dieſer gewaltigen Zahlenarbeit die eben in Deutſchland bekannt gewordenen Logarithmen ſehr zu Hülfe, wodurch er in Zeit von drei Jahren das Werk ſchon wieder bis zum Drucke gefördert hatte.

Im Oktober 1624 reiſ'te er nach Wien zum Kaiſer, um ihm Anzeige von der endlichen Vollendung der Tafeln zu machen und bei dieſer Gelegenheit ſich Gehalt und die nöthigen Gelder zum Druck anweiſen zu laſſen. Er erhielt eine Anweiſung von 6000 Gulden. Das war eine gar kleine Summe, ſie reichte kaum aus, um den bei den großen Rechnungen benutzten Gehülfen den rückſtändigen Sold auszahlen und ſeine eigene Schuld decken zu können. Für den Druck des Werkes blieb noch Nichts übrig. Da mußte ſich Kepler 1625 perſönlich auf den Weg machen, um in den ſchwäbiſchen freien Reichsſtädten Kempten und Memmingen die rückſtändige Kontribution im Auftrage des Kaiſers einzutreiben. Eine dritte auf Nürnberg lautende Anweiſung wurde nicht anerkannt. Bei dieſer Gelegenheit verweilte er einige Zeit in Göppingen, um ſeiner herabgekommenen Geſundheit durch das Trinken des Sauerbrunnens wieder etwas aufzuhelfen. Dann reiſ'te er nach Tübingen und verweilte hier unter ſeinen treuen Freunden Mäſtlin und Schickard einen ganzen Monat. Das waren ihm recht erfreuliche Ruhetage. In Linz bekam er dann ſpäter den noch fehlenden dritten Theil der Druckkoſten in einer Anweiſung auf die kaiſerlichen Einkünfte der Provinz.

So weit war nun Alles recht gut und der Druck hätte beginnen können. Da kam wieder ein ſchlimmes Hinderniß Dem jeſuitiſch ſtrengen Religionsgerichte zu Linz fiel es plötzlich einmal wieder ein, in Kepler's Bibliothek zu dringen und nachzuſpüren, ob hier nichts Ketzeriſches verſteckt liege. Richtig, ſie fanden Vieles und ſäumten nun auch wahrlich nicht mit dem Verſiegeln. Doch wurde dieſe Störung durch des Kaiſers Befehl gar bald wieder beſeitigt.

Endlich im Jahre 1627 erblickten die lange erwarteten, lange beſprochenen aſtronomiſchen Tafeln das Licht der Welt. Das Werk ruhete auf einer Grundlage von Tycho de Brahe's zwanzigjähriger Beobachtung und von Kepler's ſechsundzwanzigjähriger mühſamer Rechnung und Forſchung. Noch jetzt iſt es ein Werk, vor dem die Sachverſtändigen die höchſte Achtung haben. Allerdings haben die heutigen Aſtronomen viel genauere, viel vollſtändigere Planetentabellen, wonach ſie bis auf Theile einer Secunde genau zu jeder Zeit den Ort und die Lage der Planeten berechnen können, aber zu aller dieſer vielgerühmten Genauigkeit ſind ſie doch rein nur durch die Rudolphiniſchen Tafeln gekommen.

Mit dem Fertigwerden der Rudolphiniſchen Tafeln hörte aber auch Kepler's ferneres Verbleiben im kaiſerlichen Dienſte auf. Wallenſtein, der ſiegreiche Liebling des deutſchen Kaiſers, der furchtbare Schrecken des proteſtantiſchen Deutſchlands hatte ſich unſern Kepler vom Kaiſer ausgebeten. Ferdinand II., wie ſeine kaiſerlichen Vorgänger, ewig in Geldnoth, nahm dieſe Gelegenheit wahr, ſich Kepler'n mit ſeiner läſtigen großen Geldforderung vom Halſe ſchaffen zu können. Wallenſtein, der eben gefürſtete kühne Mann, hatte ſich durch die räuberiſche Art ſeiner Kriegführung ein ungeheures Vermögen zuſammengerafft. Er konnte mit Leichtigkeit die ihm geſtellten Bedingungen erfüllen und Kepler'n den vom Kaiſer zugeſicherten jährlichen Gehalt und die rückſtändige Gehaltsforderung von 12,000 Gulden auszahlen, und er ließ es an ſchriftlicher Zuſicherung dazu nicht fehlen. Kepler hatte bei dieſem merkwürdigen Handel eine ſehr beſchränkte paſſive Stimme. Vom Kaiſer empfing er 4000 Gulden und die gnädige Erlaubniß, dem Fürſten von Friedland nach Sagan folgen zu dürfen. Die Verhältniſſe in Linz ſo wie im ganzen Kaiſerſtaate hatten einen gar zu unheimlichen, jeſuitiſchen Charakter angenommen, welcher auf Kepler ſehr beunruhigend einwirkten, daher nahm er dieſen Wechſel ſeiner Stellung mit Dank an. Er hegte dabei die beſte Hoffnung zum Beſſerwerden. Es ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize, daß Wallenſtein ein ſo bedeutendes Gewicht auf den Beſitz ſeiner Perſon gelegt habe, daß er von demſelben ſogar zum Rektor der Univerſität Roſtock beſtimmt worden ſei. Doch mußte hierzu erſt noch der entworfene Plan glücken, daß nämlich der Kaiſer dem Wallenſtein das eroberte Herzogthum Mecklenburg zur Tilgung der gewaltigen Schuldenſumme verlieh, welche durch Wallenſtein's Herbeiſchaffung einer großen kaiſerlichen Kriegsmacht entſtanden war.

In Sagan ward Kepler von Wallenſtein mit fürſtlicher Huld und zuvorkommender Liebenswürdigkeit empfangen. Der gewaltige Sieger der Schlachten, vor dem das ganze proteſtantiſche Europa erzitterte, an den ſo viele Städte und Länder mit Grauſen dachten, dieſer wüthende, unbarmherzige, ſtolze Eroberer war dem klaren, klugen Blicke unſers Kepler's gegenüber die Milde, Freundlichkeit und Beſcheidenheit ſelbſt. Mit der zuvorkommendſten Artigkeit zeichnete er den großen Aſtronomen aus, zog denſelben täglich zur Tafel, und es dauerte wenige Tage, ſo lebten Beide miteinander in dem innigſten Verhältniß hervorragender geiſtiger Verwandtſchaft. Beide gefielen einander in der Gewandtheit und Kraft ihres Witzes und Scharfſinns, Beide achteten einander in den ernſten Augenblicken wiſſenſchaftlicher und politiſcher Unterſuchungen, Beide hatten einen hohen Genuß an geiſtreichen aſtrologiſchen Dichtungen. Doch gerade in dieſem Punkte mußte ſich Kepler hüten, den leidenſchaftlichen Wünſchen ſeines großen Gönners zu bereitwillig Gehör zu geben. Durch Vorſchützen ſeines kränklichen Körpers wußte er Wallenſtein zu der Annahme noch eines beſondern Aſtrologen, des berühmten Zeno, zu bewegen. Und ſo übernahm er vorläufig nur die Löſung der rein aſtronomiſchen Aufgabe, die Konjunktion des Jupiters und des Saturns auf das

Genaueſte zu berechnen. Nach Zeno's Prophetenſprache war Wallenſtein's Schickſal von dieſer Konſtellation abhängig. Daneben hatte Kepler noch von ſeinem Kaiſer den Auftrag, die Ephemeriden bis zum Jahre 1637 voraus zu berechnen. Die übrige Zeit benutzte er zur Bearbeitung des Hipparch's.

Die Lage Deutſchlands war jetzt eine immer noch traurigere geworden. Ueberall ſtanden feindſelige Heere ſchlagfertig einander gegenüber, überall war der Druck durch die rohen, übermüthigen Soldaten hart und unerträglich geworden. Selbſt in dem ſo lange friedlich ſtillen Schwabenlande ging jetzt Alles in geſetzloſer Unordnung wild und kriegeriſch durcheinander. Das bekümmerte Kepler's Vaterherz ſehr; denn ſein Sohn Ludwig ſtudirte gerade um dieſe Zeit zu Tübingen Medizin, und ſeine Tochter Suſanna ward im Fräuleinſtift zu Pforzheim erzogen. Dieſe letztere war ſeit kurzem die verlobte Braut von einem jungen Gelehrten, Bartſch, einem Schüler und geſchickten Gehülfen Kepler's zu Linz, der durch die Verwendung Berneker's, Kepler's treueſten Freund, einen ehrenvollen Ruf nach Strasburg als Profeſſor der Mathematik erhalten hatte. Die Braut ward unter dem Schutze von Kepler's Bruder und Schweſter und in Begleitung ihres Bruders Ludwig nach Strasburg geführt. Die Vermählung fand hier in Berneker's Hauſe ohne Beiſein der Aeltern ſtatt. Dies geſchah am 30. März 1630 und Berneker ſchrieb an Kepler: „Wie glücklich bin ich, Deine Tochter in meinem Hauſe zu bewirthen; es iſt faſt daſſelbe, als hätte ich Dich in eigener Perſon bei mir. Sie iſt das würdige Ebenbild eines ſolchen Vaters; aus ihrem Angeſichte wie aus ihrem Geſpräche leuchtet Beſcheidenheit, Klugheit und Frömmigkeit hervor." Nach der Hochzeit reiſete das junge Ehepaar mitten durch das feindliche Lager hindurch nach Sagan, um ſich den älterlichen Segen zu ihrer Verbindung zu holen.

Hier in Sagan waren die Verhältniſſe nun auch allmälig ganz anders geworden. Wallenſtein's Siegesglanz erhielt bei der Belagerung von Stralſund eine empfindliche Demüthigung. Auch war der Kaiſer durch die laute Klage über ſeinen ungerechten, unmenſchlichen Oberfeldherrn gezwungen, ſeine Gunſt etwas von Wallenſtein zurückzuziehen, beſonders als er damit umging, ſich deutſche Fürſtenfreunde zu verſchaffen, welche ihm bei der Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen Könige behülflich ſein konnten. Die Wirkung dieſer vielbeachteten Ungunſt hatte auch auf Kepler's Stellung einen ſehr ungünſtigen Einfluß. Kepler hatte Wallenſtein ſchon widerholt um die Auszahlung der zugeſicherten 12,000 Gulden gebeten, wozu ſich dieſer aber immer noch nicht verſtehen wollte. Wallenſtein hatte dagegen Kepler wiederholt aufgefordert, nach Roſtock zu gehen, um dort das Rektorat der Univerſität zu übernehmen, wozu ſich aber Kepler immer noch nicht verſtehen konnte, weil er als wohlbeſtallter kaiſerlicher Mathematikus keine Erlaubniß dazu habe. So waren die beiden Männer einander entfremdet und Kepler rüſtete ſich ſchon auf eine neue Wanderung in die ungewiſſe weite Welt. Er war allerdings immer noch kaiſerlicher Mathematikus, indeſſen durfte er ſich in der ſo drückenden, geldarmen Zeit wenig Hoffnung auf eine Einnahme machen, wenn er jetzt ohne weiteres wieder beim Kaiſer ankam. Wallenſtein hatte ihm nur den kontraktlich beſtimmten Jahrgehalt ausbezahlt, die übrige große Forderung aber nicht entrichtet.

Nun hörte Kepler, daß der Kaiſer nach Regensburg kommen wollte, um dort einen Reichstag zu halten; da entſchloß er ſich ſchnell zu einer Reiſe nach Regensburg, um hier öffentlich vor Kaiſer und Reichsſtänden ſeine gerechten Forderungen auszuſprechen. Die dringendſte Noth zwang zu dieſer ſehr beſchwerlichen Reiſe. Der Weg war über hundert Meilen lang und die Jahreszeit der rauhe Herbſt. Die unſichere Ausſicht auf den guten Erfolg dieſer Reiſe und eine ſchon lange im Körper verſpürte Kränklichkeit ſtimmten die frohe Laune des vielgeprüften Mannes zu einem düſteren Ernſt. Von ſeinem Freunde Berneker, dem Einzigen, welchem er das Drückende ſeiner unglücklichen Lage mitgetheilt hatte, erhielt er noch dicht vor ſeiner Abreiſe eine liebevolle Aufforderung zum Hinüberkommen nach Strasburg. Hier in Berneker's geräumigem Hauſe wollten die beiden Freunde mit ihren Familien ganz ruhig die hoffentlich baldige Wiederkehr des deutſchen Friedens abwarten. Der Plan war herzlich gut gemeint; Kepler ergriff ihn auch mit freudigem Eifer, aber die Vorſehung wollte es anders. Den 31. Oktober 1630 am Tage vor der Abreiſe nach Regensburg ſchrieb Kepler noch an Freund Berneker: „Ich nehme das Erbieten Deiner Gaſtfreundſchaft mit innigem Dank an. Gott ſchütze Euch; er erbarme ſich über mein unglückliches Vaterland. Bei der jetzigen Ungewißheit aller Dinge darf man keine Ausſicht auf ein Unterkommen von ſich weiſen. Ich kann nicht wiſſen, ob meine Schweſter bei dem gegenwärtigen Drucke, der auf Würtemberg laſtet, von dem, was ſie als einen Theil meines Vermögens unter ihren Händen hat, meinem Sohne Etwas ſchicken kann. Sei Du abermals Vater, doch kein allzunachſichtiger. In dieſem Augenblicke bin ich auf einer Reiſe nach Regensburg und Linz, von da wieder zurück nach Sagan. — Bete mit mir inbrünſtig für die Kirche und für mich!“ —

Neun Tage ſpäter hält der arme Mann ſeinen ſtillen Einzug in die viel bewegte laute Stadt Regensburg. In einen ſchwarzen wollenen Mantel gehüllt, den Hut tief auf die Stirn gedrückt, reitet er mit ſorgenvoller ernſter Miene unbeachtet durch die von Fremden ſtark belebten Gaſſen der alten Reichsſtadt. Vor einem kleinen unanſehnlichen Hauſe in einer abgelegenen engen Straße ſteigt er von ſeinem ermatteten Roſſe. Hier bei dem Methhändler Hildebrandt Pühli findet er den endlichen Ruhepunkt ſeiner angreifenden langen Reiſe. Krank und erſchöpft betrat er die Wohnung. Die Aufnahme, welche er hier fand, war freundlich und liebevoll theilnehmend, aber die behägliche ſanfte Pflege ſeiner guten Suſanna, ihren herzlichen verſtändigen Troſt mußte er entbehren. Das fühlte er mit einer wehmuthsvollen Rührung. Dazu kamen auch noch viele tieferſchütternde Unannehmlichkeiten,

— die troſtloſe Ausſicht, daß ſeine ganze Reiſe, alle ſeine Bemühungen und Hoffnungen fruchtlos bleiben würden. So floß nach und nach immer mehr Gift in ſeinen ſiechen Körper, bis es unrettbar den Tod brachte. Das geſchah ſchon am 15. November 1630.

Arm und verlaſſen, unerkannt und unbeachtet trug man die irdiſche Hülle dieſes großen Deutſchen zu Grabe. Aber auch hier auf dem Friedhofe zu Regensburg ſollte er noch keine Ruhe finden. Das feindliche erbitterte Treiben ſeiner chriſtlichen Brüder verfolgte ihn auch noch bis an dieſen Punkt. Die verheerende Mord- und Brandfackel des dreißigjährigen Krieges verſchonte ſelbſt die Kirchhöfe zu Regensburg nicht. Es wurden die Todten aus den Gräbern geriſſen und alle Leichenhügel, alle Denkmäler und Markzeichen mit empörender Wuth umgewühlt und vernichtet. So ging auch das beſcheidene Kreuz auf Kepler's Grabhügel mit zu Grunde. Denn als zwei Jahrhunderte ſpäter ſich mehrere edle Deutſche vereinigten, um dieſem durch und durch deutſchen Charakter, dieſem kerngeſunden genialen Manne des Volkes ein Denkmal zu ſetzen, ſo blieben alle Nachforſchungen fruchtlos, die wahre Ruheſtätte desſelben aufzufinden. Darum — und noch aus anderen leicht in die Augen ſpringenden Gründen — entſchloß man ſich der Geburt, und nicht dem Tode dieſes unſterblichen Geiſtes ein ehrendes Denkmal zu ſetzen. Das iſt nun den 27. Dezember 1808, alſo an ſeinem 237. Geburtsage, zu Regensburg feierlich geſchehen.

Die hinterlaſſene Familie kam durch dieſen ſo unerwartet ſchnellen Tod in großes Elend. Die unglückliche Wittwe reiſte mit ihren vier Kindern nach Tübingen zu ihrem älteſten Sohne Ludwig, um dieſen zu bitten, ein vom Vater hinterlaſſenes Manuſkript herauszugeben. Das Werk war aber noch nicht ganz vollendet und Ludwig ſchickte es deßhalb erſt nach Strasburg zu ſeinem Schwager Bartſch, damit derſelbe als Sachverſtändiger das Fehlende noch hinzufügen möchte. Dieſer war dazu gern bereit, aber es war, als wenn dies Werk eine tödtende

Kraft auf alle ſeine Bearbeiter ausüben ſollte, denn auch Bartſch ſtarb noch vor der Vollendung der Schrift. Während dieſer Zeit befand ſich Ludwig bei dem Baron von Schwitzendorf auf weiten Reiſen. In Padua hatte er ſich zum Doktor der Medizin disputirt und kehrte erſt im Jahre 1634 zurück. Da machte er ſich denn eilig an die von ſeiner Mutter ſo ſehnlichſt gewünſchte Herausgabe des Manuſkriptes. Das Werk erſchien nun in Frankfurt am Main unter dem Titel: „Ein Traum über die Aſtronomie des Mondes.“ Es wurde dem Landgrafen Philipp von Heſſen, dem eifrigen Freunde und hochherzigen Beſchützer der Aſtronomie gewidmet. Im Eingange des Buches, welches viel ſcharfſinnig durchgeführten Witz, viel treffende Satyre auf die damalige traurige Zeit enthält, ſagt unſer Kepler, daß er die erſte Idee dazu ſchon im Jahre 1608 gefaßt habe. Kaiſer Rudolf II. lebte mit ſeinem Bruder Mathias im Streite. Um dieſe Streitpunkte richtig zu verſtehen, ſo habe er ſich viel mit der böhmiſchen Geſchichte beſchäftigt. Hierin habe er eines Abends nach abgethaner fleißiger Beobachtung der Sterne noch die Erzählung von der berühmten böhmiſchen Zauberin Libuſſa geleſen und ſich dann ſchlafen gelegt. In dieſem Schlafe ſei ihm nun der Traum über Levanien und deſſen Bewohner gekommen. „In meiner Aſtronomie des Mondes,“ ſchreibt er an Freund Berneker, „ſtehen eben ſo viele Räthſel als Zeilen; Räthſel, welche nur mit Hülfe der Sternkunde, Naturlehre und Geſchichte aufzulöſen ſind. Aber wie Wenige werden ſich der Mühe einer ſolchen Auflöſung unterziehen mögen? Man will bei einem ſolchen Spielwerke die Stirn nicht zum Nachdenken falten, ſondern mit aller Bequemlichkeit ſich vergnügen, darum gedenke ich die Auflöſungen dem Texte in Form von Noten gleich beizufügen. Campanella hat von den Bewohnern der Sonne geſchrieben, warum ſollte man dasſelbe nicht auch von den Bewohnern des Mondes thun dürfen? Iſt das nicht ein artiger Einfall die cyklopiſchen Sitten unſerer Zeit mit lebhaften Farben ſo zu ſchildern, als ob es Geſchichten und Zuſtände auf dem Monde nicht auf der Erde, wären? — Doch was wird dieſe Vorſicht nützen? Mußten doch Morus ſo wie Erasmus, jener über ſein Utopien, dieſer über ſein Lob der Narrheit gegen harte Angriffe ſich vertheidigen.“ Dieſe Worte reichen vollkommen aus, um im Allgemeinen über den Inhalt dieſes intereſſanten Buches Aufſchluß zu haben.

Was Kaiſer und Stände dem armen Kepler ſo lange vorenthalten hatten, das ward der noch unglücklicheren Wittwe ſpäter wirklich endlich gewährt. Sie erhielt eine Anweiſung auf 12,694 Gulden. Zu dieſer Höhe hatten ſich die Gehaltsrückſtände und deren Zinſen allmälig emporgeſummt.

Kepler war unglücklich nach dem Maßſtabe der Gegenwart, — aber in ſeiner eignen Zeit beurtheilt war er glücklich, beneidenswerth glücklich vor tauſend und abertauſend Schickſalsgefährten. Auch das läßt ſich nicht beſtreiten, daß des großen Mannes wahre Verdienſte erſt nach ſeinem Tode richtig erkannt und gewürdigt worden ſind, — aber es darf daneben nicht überſehen werden, daß die damalige Zeit zum wahrhaften Erkennen und Genießen dieſes genialen Kopfes nicht ruhig, nicht glücklich, nicht aufgeklärt genug war.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren die Zeiten beſſer. Damals entzündete ſich eine europäiſche Begeiſterung für Kepler's Verdienſte um die Mechanik des Himmels. Der edle Dr. Hauſch reiſte in ganz Deutſchland umher, um Subſkribenten zu ſammeln für die Herausgabe der noch ungedruckten Schriften Kepler's. Er ſtellte die Ausſicht auf zwanzig Foliobände. Von dieſen erſchien aber nur ein einziger Band 1718, nämlich Kepler's Briefe. Der Herausgeber ſtarb wie Kepler ſelbſt in Hunger und Kummer. Seine Subſkribenten hatten ihn im Stiche gelaſſen! — Im Jahre 1774 ſind dieſe, von dem unglücklichen Hauſch ſo emſig zuſammengeſuchten Manuſkripte von der Kaiſerin Katharina von Rußland angekauft und der Akademie zu Petersburg geſchenkt worden! — —

Johann Bernhard Baſedow.

Von

C. F. Lauckhard.

An Baſedow!

Du ſäteſt mir,
Wie Rouſſeau Dir;
Und ſpat und früh
Und früh und ſpat
Pflegt' ich die Saat,
Und ſie gedieh.
Giebt nun darein
Gott Sonnenſchein
Und reiſt die Saat:
So ſei ſie Dein,
Dort oben Dein;
Wo wildes Schrein
Um Schullatein
Und Ketzerei'n
Und alle Fehd'
Ein Ende hat.

Joachim Heinrich Campe.
(Braunſchweiger Journal, Auguſt 1790.)

Johann Bernhard Baſedow.

Geboren zu Hamburg den 11. September 1723; geſtorben zu Magdeburg den 28. Juli 1790.

Baſedow, einer der merkwürdigſten Männer des vorigen Jahrhunderts, wurde — wie viele ausgezeichnete Menſchen — von ſeinen Zeitgenoſſen anfangs verkannt und ſpäter vergeſſen, bis die Nachwelt ſeine Verdienſte ohne Parteilichkeit beurtheilte und dankbar anerkannte. Wenn ſeine Freunde und blinden Verehrer ihn bis in den Himmel hoben, ſo wußten die neidiſchen, intoleranten Gegner oder auch die perſönlich beleidigten Feinde des etwas zu derben und heftigen Mannes ihn nicht tief genug herab zu würdigen. Beide Theile mißkannten dieſen Vorläufer einer helleren, menſchlicheren Zeit für die Schul- und Jugendbildung, der durch ſeine feurigen Worte und klaren, inhaltreichen Schriften vor 60—70 Jahren ganz Deutſchland, ja das ganze gebildete Europa in Aufregung brachte. Was Rouſſeau in ſeinem Erziehungsroman „Emil“ als Ideal dem Publikum zeigte — zu einer Zeit, wo man ſich nach Befreiung ſehnte von den allzuſtarren, finſtern Orthodoxen und den ungelenken, nüchternen Schulmännern; — das ſuchte Baſedow kühn und energiſch in's Leben über zu ſetzen. Er wollte das ganze häusliche Leben, die Verhältniſſe zwiſchen Kindern, Aeltern und Lehrern völlig umgeſtalten — und fand bei dem nach Aufklärung und naturgemäßeren Verhältniſſen dürſtenden Jahrhundert unerwartet viel Beifall. Baſedow wurde ſo der Vorläufer einer freiſinnigern Anſicht im Chriſtenthum. Er kann indeſſen keineswegs für die Ausartung dieſer Richtung in eine geiſt- und gemüthloſe, ächte handwerksmäßige Theologie verantwortlich gemacht werden. Dafür zeugen ſeine theologiſchen Schriften, das Bedürfniß ſeiner häuslichen Andachten in Deſſau und das Gewicht, welches er auf den Religionsunterricht in der Schule legte. Der von den ſtrengen Rechtgläubigen verfolgte und geächtete Mann wurde bei ſeinem Reformationswerk der Erziehung von Königen und Fürſten unterſtützt und als ein „Wohlthäter der Menſchheit“ geprieſen. Dieſen Namen verdient er allerdings. Wir dürfen ihn aber insbeſondere als Vater nnd Wiederherſteller der beſſern Jugenderziehung, wegen ſeines Einfluſſes auf Vaterland und Zeitgenoſſen mit vollem Recht einen Mann des Volks nennen. Leider ging das angefangene Werk durch die Ungeduld und das ungeſtüme Weſen des Erbauers ſelbſt vor ſeiner Vollendung wieder zu Grunde. Er war nur berufen, das Alte, unbrauchbar Gewordene einzureißen und zum Neubau den Grund zu legen, auch das Material in Fülle herbei zu ſchaffen. Zum Ausbau aber fehlten ihm, der kluge, kühle, geduldige Sinn und die ſtillſchaffende Beharrlichkeit des erfahrenen Meiſters.

Wer ihm bei Lebzeiten dieſen Vorwurf gemacht hätte, dem würde er — aus innigſter Ueberzeugung — auf's heftigſte widerſprochen haben, denn er traute ſich Manches zu, was er keineswegs beſaß. Und dennoch ſchrieb er, am Ende der Vorrede zum Elementarwerk, das ſo hoch geprieſen wurde, wie in der Vorahnung, daß er jetzt auf der Höhe ſeines Ruhmes und am Wendepunkt ſeines Glückes angekommen ſei, die auf ihn ſelber ſo gut paſſenden, prophetiſchen Worte: „Gott ſpricht oftmals, aus unerforſchlichen Urſachen einem Sterblichen und Kurzſichtigen der in der beſten Abſicht die mühſamſten Unternehmungen fortſetzt, das allmächtige Urtheil: Nur ſo weit und nicht weiter ſollſt du kommen; zu dem Uebrigen habe ich mir andere Zeiten und

Werkzeuge von Ewigkeit erwählet!“ Auch Baſedow ſollte nur ſo weit und nicht weiter kommen.

Johann Bernhard Baſedow's Leben bietet ſechs von einander ſehr verſchiedene Abſchnitte dar; nämlich für's erſte die Zeit ſeiner Erziehung und Ausbildung zu Hamburg und Leipzig, die ihm wenig wahre Freuden gab; dann zweitens ſein Hauslehrerleben zu Borghorſt, wo er, nach eignem Geſtändniß, die vier glücklichſten Jahre ſeines Lebens zubrachte. Drittens ſeine Thätigkeit an der Ritterakademie zu Soröe, als Profeſſor der Moral und Philoſophie. Viertens ſein Schriftſtellerleben und Martyrerthum zu Altona. Fünftens ſeine Ruhm- und Glanzjahre an der großen Erziehungsanſtalt in Deſſau, und ſechſtens endlich die letzten Lebensjahre, da er zuſehen mußte, wie ſeine großartigen Unternehmungen in Trümmer gingen.

Baſedow's Vater war ein braver und rechtſchaffener Mann, der aber in ſeinem ganzen Weſen etwas auffallend Hartes und Finſteres hatte. Er war Perückenmacher in Hamburg. Seine erſte Frau, die Mutter des Johann Bernhard, litt von Zeit zu Zeit an Geiſtesverwirrung, welche zuweilen in vollſtändige Tobſucht ausartete. In einem Anfall ſolcher Art iſt ſie auch geſtorben. Ihr Mann ſoll dieſe ſchrecklichen Zuſtände durch ſeine harte und rauhe Weiſe, wenn nicht verurſacht, doch befördert und mehr als einmal hervorgerufen haben.

Der junge Baſedow war für das Handwerk des Vaters beſtimmt und mußte denn als zwölfjähriger Knabe mit einem langen hölzernen Kaſten in den Straßen herum laufen, um Perücken abzuholen oder wegzutragen. Bei dieſer Beſchäftigung fand der ungemein lebhafte und muthwillige Knabe Gelegenheit genug, ſich bei den untern Volksklaſſen durch allerlei muthwillige Streiche, Unarten und Neckereien bekannt und beliebt zu machen. Das Necken und die Leute in Verlegenheit bringen, war auch noch in ſpäteren Jahren eine ſeiner Lieblingsneigungen, die ihm, wenn auch die Lacher allezeit auf ſeiner Seite waren, weil er bei Scherz und Spott die ernſthafteſte und unbefangenſte Miene von der Welt zu machen wußte, doch manchen unverſöhnlichen Feind zuzog. Hatte er nun auch damals, als „vollendeter Gaſſenjunge,“ wie er ſich ſelber nannte, das große und kleine Straßenpublikum für ſich; ſagten auch die Leute, daß in dem Knaben etwas mehr als ein Perückenmacher ſteckte; ſo wurden ſeine tollen Streiche, über welche bei dem Vater täglich Klagen einliefen, zu Hauſe deſto übler aufgenommen. Da regnete es Schimpfwörter, Fauſtſchläge und Fußtritte auf den jungen Humoriſten, der dieſe Behandlung für die ärgſte Ungerechtigkeit von der Welt hielt. So kam es denn, daß er, auswärts gelobt und bewundert, zu Hauſe unterdrückt und mißhandelt, früh zu einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit heranreiſte, in Folge davon er im vierzehnten oder fünfzehnten Jahr aus dem älterlichen Hauſe entfloh und bei einem Landphyſikus im Holſteiniſchen, in der Nähe von Hamburg, Bedienter wurde. Sein Herr, ein kluger und rechtſchaffener Mann, dem die Anſtelligkeit, Aufmerkſamkeit und das muntere Weſen des jungen Lakaien gefiel, hielt ihn mehr als ſeinen Sohn, denn als Diener; ſo daß ſich Baſedow in ſeinem neuen Stand, der faſt ein Jahr dauerte, ſehr glücklich fühlte. Auf dringende, ernſtliche Vorſtellungen ſeines Vaters kehrte er indeß wieder nach Hamburg zurück, wo er die unteren Klaſſen der Johannisſchule beſuchte. Es war natürlich, daß der ſchon zum Jüngling gereiſte Baſedow, welcher jetzt wie ein kleiner Schulknabe behandelt wurde, hier noch weniger gut that, als einſt unter der Aufſicht des Vaters. Der geiſtloſe Unterricht, der faſt in lauter Auswendiglernen beſtand, gewährte ſeinem Geiſt zu wenig Nahrung und Beſchäftigung; der Schulzwang und die Tyrannei der Lehrer reizte und langweilte ihn; es gab wieder Klagen, Strafen und Züchtigungen genug. Man ſchalt ihn, da er hin und wieder Schwächen an ſeinen Lehrern bemerkt und entdeckt hatte, einen naſeweiſen, boshaften Schuljungen. Daß er ſelber hierdurch träg werden und zurückkommen mußte, war natürlich. Wie viel verſchulden taktloſe, pedantiſche Lehrer an talentvollen Schülern, deren Geiſt ſie nicht hinlänglich zu beſchäftigen verſtehen, oder bei denen ſie ſich nicht in Achtung zu erhalten wiſſen. In den oberen Klaſſen ging es beſſer, und als der junge Baſedow das Gymnaſium, zu dem er aus der Johannisſchule übergetreten war, verließ, äußerten mehrere Lehrer, welche ihn beſonders liebgewonnen hatten, daß dieſer Jüngling einmal „einer der gemeinnützigſten und denkendſten Männer werden würde.“ Einer ſeiner Lehrer, Richey, der eine poetiſche Anlage in ihm entdeckt hatte, munterte ihn zur Poeſie auf. So kam es, daß Baſedow noch als Gymnaſiaſt ein hiſtoriſches Gedicht von hundert Strophen drucken ließ, und auch durch Verfertigung von Gelegenheitsgedichten für Hochzeiten, Kindtaufen, und andern Familienfeierlichkeiten, nach denen in damaligen Zeiten in Hamburg, der Mode der Zeit gemäß, fortwährend ſtarke Nachfrage war, ein hübſches Stück Geld verdiente. Eine andere Erwerbsquelle für ihn war das Ertheilen von Privatſtunden. Obwohl er nun ſelber keinen großen Vorrath von Kenntniſſen beſaß, ſo half ihm doch ſein Talent fort. Er lernte ſelbſt beim Unterrichten und galt für ein Wunder von Gelehrſamkeit. „Es war nicht ſchwer,“ ſagt er ſelber von ſich, „als Einäugiger unter den Blinden König zu ſein.“ Dafür, daß er ſeine faulen und unwiſſenden Mitſchülern die Schulaufgaben machte, bezahlten dieſe für ihn bei Luſtbarkeiten und Ausſchweifungen, wozu eine Stadt wie Hamburg tauſendfache Gelegenheit bot. Hierdurch ſowie überhaupt durch langjährigen Umgang mit rohen, frivolen jungen Leuten, denen er durch ſeine heitere Laune immer ein angenehmer Geſellſchafter war, gewann er eine Vorliebe zum unordentlichen Leben und zu einer gewiſſen derben Ungebundenheit, welche ihn ſpäter in guter Geſellſchaft mehr als einmal in Ungelegenheiten brachte.

Nach dem Wunſche ſeines Vaters ſollte Baſedow Prediger werden. Mit dieſem Vorſatze bezog er auch in ſeinem 21. Lebensjahr (1744) die Univerſität Leipzig. Hier blieb er zwei Jahre. Er hörte im erſten halben

Jahr des Profeſſors Cruſius Vorleſungen über Philoſophie und Theologie mit großem Fleiß. Aber nach dieſer Zeit ward ihm der Gang der Vorleſungen zu langſam. Er las Tag und Nacht mit unbeſchreiblicher Wißbegierde alles was er über die Philoſophie des Cruſius bekommen konnte, verſchlang mit wahrem Heißhunger alle damals erſcheinenden Briefe für und wider das Chriſtenthum. Die Kollegien beſuchte er wenig; deſto eifriger arbeitete er eben zu Hauſe. Er wollte ſelbſtſtändig und ſein eigner Führer ſein. Für ſeinen Unterhalt hatte er in Leipzig durch einige reiche Hamburger Gönner das Nothwendige. Da er aber ein ſchlechter Haushalter war, ſo lebte er zeitweiſe in großer Dürftigkeit. So hatte er einſt eine Weile bei den angeſtrengteſten Arbeiten nur dreimal die Woche etwas Warmes zu eſſen. Zwei Dinge waren es, die, nach ſeinen eignen Geſtändniſſen, während des Leipziger Aufenthalts, hauptſächlich Baſedow in Gedanken lagen: er wollte einmal ein großer und berühmter Mann werden; — und: vor allem wünſchte er die Welt zu durchreiſen und fremde Völker zu ſehen.

Den erſten Wunſch hat ihm das Schickſal erfüllt, nur daß ſein Ehrgeiz nach perſönlicher Auszeichnung in das edlere Streben: die Menſchen glücklich zu machen „überging und ſeine ganze Seele erfüllte.“ Der zweite Wunſch iſt ihm nur theilweiſe gewährt worden: aber die Unruhe und der Wandertrieb ſind ihm geblieben bis an ſein Lebensende.

Nachdem er von Leipzig abgezogen, lebte er drei Jahre lang als Kandidat zurückgezogen in Hamburg. Man weiß nichts von ihm aus dieſer Zeit. Wahrſcheinlich verdiente er ſich ſeinen Unterhalt durch Privat=Unterricht.

Mit dem Jahr 1749 beginnt der zweite Lebensabſchnitt für Baſedow — ſein Aufenthalt auf Borghorſt, im Holſteiniſchen, in dem Hauſe des Geheimrath von Quaalen. Dieſer durch ſeinen Rang und ſeine edle Geſinnungen ausgezeichnete Mann hatte den jungen Baſedow als Lehrer und Erzieher ſeines Söhnchens zu ſich berufen. Baſedow verlebte hier, wie er ſelber ſagt, die vier glücklichſten Jahre ſeines Lebens. Er genoß die Achtung und das volle Vertrauen des Hrn. von Quaalen, erwarb ſich die Liebe ſeines Zöglings und lebte mit Eifer, gewiſſenhafter Treue und wahrer Begeiſterung ſeinem ſchönen Beruf. Viele Beurtheiler Baſedow's ſind der Anſicht, daß er als Erzieher in Borghorſt am meiſten ausgezeichnet werden müßte, und daß, wäre er auf dem eingeſchlagenen Wege fortgeſchritten er ungleich mehr Ruhm und Verdienſte um das Erziehungsweſen ſich erworben hätte. Dem ſei, wie ihm wolle, beneidenswerth war die Stellung und Aufgabe des jungen Baſedow auf dem Schloſſe des Herrn von Qualen in allen Fällen; ein Loos wie es den Hofmeiſtern in manchen Häuſern gar ſelten geboten wird. Ein junger Mann in der erſten Blüthe ſeiner Manneskraft, zu Bewußtſein ſeiner geiſtigen Selbſtſtändigkeit erwacht an dem todten, trägen Wuſt und Kram des Wiſſens damaliger Zeit, an dem kleinlichen, engherzigen Formenweſen, an dem er ſich — das Beſſere ſelber ſchaffend — wahrhaft ſtärkte und erhob: ein ſolches Talent mit dem redlichſten Willen und dem kühnſten Muthe auch ſogleich auf das günſtigſte Feld ſeiner Wirkſamkeit verſetzt, und aufgefordert, vor einem wahrhaft gebildeten, hoch geſtellten, einſichtsvollen Gönner, an einem gut begabten Kinde ſeine pädagogiſchen Reform-Ideen zu entfalten und ſeinen Drang nach dem Wahren und Beſſern zu genügen! Welch eine Aufgabe! Baſedow kam mit ſeiner Berufung nach Borghorſt in die glückliche Lage eines reichbegabten Künſtlers, der lange Zeit für ſeine innern Anſchauungen und nach Geſtaltung drängenden Ideen, plötzlich, wie durch höhre Eingebung, einen paſſenden Stoff entdeckte und ſich nun, da er endlich den Gegenſtand gefunden, daran er ſeinen Künſtler- und Dichterberuf offenbaren kann, mit einemmal ſich in die ſeligſte Thätigkeit verſetzt ſieht. Ohne Zweifel hat Baſedow's Wirkſamkeit auf Borghorſt ſeinem ganzen ſpäteren Thun und Leben die Richtung und den erſten Anſtoß gegeben.

Es iſt von großem Intereſſe, den künftigen Reformator des Erziehungsweſens in ſeiner erſten thätigkeitsfrohen Wirkſamkeit geſchäftig zu ſehen. Mit ſicherem Takt ſchlug er — dem hergebrachten langweiligen Schlendrian entgegen

— in allen Unterrichtsbüchern den natürlichſten, kürzeſten und geradeſten Weg ein. Er ließ ſich in kindlicher Weiſe zu ſeinem Zögling herab und ſpielte mit ihm — was ein gepuderter und behaarzopfter Informator damaliger Zeit für tief unter ſeiner Würde gehalten hätte. Aber er wußte, daß er auf dieſem Wege allein nicht blos das Vertrauen und die Neigung ſeines Zöglings auf die ſicherſte Weiſe erlangen würde, ſondern daß man die Kinder in den erſten Jahren auf dieſe Art am leichteſten beobachten und beurtheilen und am beſten erziehen und unterrichten kann. Wenn er ſeinen Schüler in einem Kinderwagen zog oder ziehen ließ ſo machte er ihn auf die Räder und Bewegung in angemeſſener Weiſe aufmerkſam, ſprach vom Kreis und den Linien darin, ſoweit dieß ein Kind verſtehen kann. Die mathematiſchen Figuren, die man unſrer Jugend auf die Tafel zeichnet, wo ſie dieſelben kaum verſtehen und wenig intreſſant finden, zeigte er da, wo ſie angewandt vorkommen: die Rauten und Vielecke an den Fenſtern, die Rechtecke an Thüren, Stühlen, Tiſchen und überhaupt an großen und kleinen Gegenſtänden im Haus und Hof; die krumliegenden Figuren fanden ſich im Garten im Feld u. ſ. w. die vier Rechnungsarten machte er ſeinem Schüler dadurch ſehr bequem und behaltbar anſchaulich, daß er eine Anzahl ſichtbarer und greifbarer Dinge, als Erbſen und Waizenkörner, in leicht überſehbare, regelmäßige Reihen legte und nun vermehren und vermindern ließ. Die Lehre von den Brüchen wurde durch Zerſchneiden eines Apfels in Halbe, Drittel, Viertel u. ſ. w. klar gemacht. Das Leſen lehrte Baſedow auf eine ſehr ſchnelle Weiſe. (In ſpäterer Zeit z. B. in Magdeburg in ſechs Wochen.) Beim Unterricht in der Geographie und Geſchichte fing er immer mit dem Ganzen an und ging dann zu den größeren Theilen, über, die er als anſchauliche Gemälde und Bilder vorführte, ohne auf viel Namen und Zahlen großes Gewicht zu legen. Er begann gern von der nächſten Umgebung, namentlich, in der Geographie, damit, daß er den Schüler ſich zuerſt genau orientiren ließ. — Beim Unterricht in den fremden Sprachen lehrte er die Abänderungen der Haupt- und Zeitwörter durch den Gebrauch gleichſam unvermerkt; nicht gleich von vorn herein nach vollſtändigen Tabellen, wie es jetzt noch vielfach geſchieht, wo denn das Kind für die vielen fremden Dinge gar kein Intereſſe hat. Er begann früh Bücher in der fremden Sprache zu leſen und lehrte z. B. das Latein gern dadurch, daß er die ſichtbaren Gegenſtände der Umgebung lateiniſch benannte und öfter ganz gewöhnliche, oft wiederkehrende Gedanken in lateiniſcher Sprache ausdrückte.

Man ſieht hieraus, daß Baſedow einen ſehr guten und einfachen, leicht zum Ziele führenden Weg für ſeinen Unterricht gefunden hatte, einen Weg, auf den man neuerdings, nach mancherlei Abirrungen, vielfach wieder zurückgekommen iſt. Er erwarb ſich durch ſeine neue Unterrichtsmethode nicht allein die volle Zufriedenheit des Herrn von Quaalen, ſondern erregte auch in der ganzen Umgegend Aufſehen damit. Als er 1752 auf der Univerſität Kiel Magiſter ward, veröffentlichte er eine Abhandlung über ſeine neue Unterrichtsart.

Mit dem Jahr 1753 beginnt für Baſedow der dritte Abſchnitt ſeiner Lebensgeſchichte. In dieſer Zeit, alſo in ſeinem 30. Lebensjahr, erhielt er auf Empfehlung ſeines vielvermögenden Gönners das erſte öffentliche Amt: er wurde Profeſſor der Moral und der ſchönen Wiſſenſchaften auf der däniſchen Ritterakademie zu Soröe, einer kleinen Stadt auf der Inſel Seeland. Hier verheirathete er ſich mit einer jungen Franzöſin, der ehemaligen Gouvernante in dem Hauſe des Hrn. von Quaalen, mit welcher er ſchon in Borghorſt verlobt geweſen war. Dieſe Ehe dauerte nur wenige Jahre und wurde durch den Tod der Frau aufgelöſt. Sie ſoll nicht glücklich geweſen ſein. Baſedow war ſeinem ganzen Weſen nach für die häuslichen Freuden und das Glück der Familie nicht geſchaffen. Er bekannte dieſes öfters ſelbſt mit dem häufig mißverſtandenen Zuſatz: „daß er das Publikum geheirathet habe.“ Seine Studien, ſeine Schriftſtellerei, ſeine Ideen über die Beglückung des Menſchengeſchlechts durch eine beſſere Jugenderziehung — das war es — wofür ſein Geiſt lebte und glühte und Tag und Nacht in raſtloſer Thätigkeit war. Im Kreiſe ſeiner Freunde und Geiſtesverwandten war er luſtig und ausgelaſſen bis zu den äußerſten Gränzen; die ſtillen, ſchöneren Freuden im Kreiſe der Seinen kannte und ſuchte er nicht. Er ſonderte ſich oft längere Zeit, ohne daß es ihn ein Opfer koſtete, von ſeiner Familie völlig ab, um ungeſtörter arbeiten zu können. Wie dieſer Mann in einer Zeit, wo alle Köpfe eine Farbe und alle Zöpfe eine Phyſiognomie an ſich trugen, durch ſeine eckige Originalität und kräftige Natürlichkeit dem ſteifen gezierten, vorſichtigen und langweiligen Herkommen ein Anſtoß und Aergerniß ſein mußte, läßt ſich denken. Was insbeſondere auffiel und den gelehrten Standesgenoſſen höchſt bizarr und unvernünftig vorkam, das war ſeine Art zu ſtudieren und zu arbeiten, worüber er ſchon in Sorö getadelt wurde. Er hatte für dieſen ſeinen neuen Wirkungskreis, wo er mit dem redlichſten Willen das Richtigſte zu leiſten ſtrebte, noch viele Lücken ſeines Wiſſens, die aus früheren Zeiten der Nachläſſigkeit und des Leichtſinns herrührten, auszufüllen und ſich mit Vielem jetzt erſt bekannt zu machen, woran er früher wenig oder gar nicht gedacht hatte. Er mußte daher, um der Empfehlung des Hrn. von Quaalen Ehre zu machen und das Vertrauen der däniſchen Regierung zu rechtfertigen, ungewöhnlich viel arbeiten. Hierbei verfuhr er nun gegen alle Regeln des damaligen Herkommens. Statt ſich ſeine Zeit ſorgfältig einzutheilen und die Arbeit mit der Erholung, die geiſtige Anſtrengung mit heilſamer Körperbewegung abwechſeln zu laſſen, verſäumte er, ſobald er einmal über einen wichtigen Gegenſtand des Wiſſens gerathen war, Eſſen, Erholung und Schlaf über der Arbeit. Er arbeitete, er mochte nun ſtudiren oder ſchreiben, immer nur an einer Sache, und ruhte nicht, bis er ſie zu Ende gebracht. Dabei lag er am liebſten zu Bette und hatte die Bücher oder das Schreibzeug auf einem kleinen Brette vor ſich. Tag und Nacht war ihm dabei gleich.

Er arbeitete, bis er müde war; dann ruhte er eine kleine Weile, um bald wieder fortzufahren. Seine ganze Nahrung beſtand in ſolchen Zeiten aus Wein und Brod oder auch aus Kaffee, den er mit Milch vermiſcht — „um das zeitraubende Einſchenken in die Taſſe zu vermeiden" — aus einem großen Topfe trank. Wenn er lateiniſche Grammatiken oder Leſebücher ſchrieb, ſo redete er Tage, Wochen lang mit ſeiner ganzen Umgebung nicht anders, als in lateiniſcher Sprache. In ſpätern Jahren diktirte er oft mehreren Schreibern ganze Nächte durch; dabei lag oder ſaß er mit dampfender Pfeife — er war ein ſtarker Raucher — im Bett und ſchlief nur in kurzen Zwiſchenpauſen. In früheren Zeiten, da er das Meiſte noch ſelber ſchrieb, kam es zuweilen vor, daß er ſich, mit ſeinen Schreibereien im Hauſe herumwandernd, unvermerkt in anderer Leute Zimmer verirrte, ſich hier feſtſetzte und, ohne ſich ſtören zu laſſen, mit Fleiß und Eifer ſchrieb und arbeitete. Beim Eintauchen hatte er dann die Gewohnheit, nicht nur über Noth tief in's Tintenfaß zu fahren, ſondern auch jedesmal die Feder vor ſich hin auszuſpritzen auf Tiſche, Stühle, Bücher, oder wo es gerade hinkam. Als er in dieſer Weiſe eines Tages das funkelneue Klavier ſeines Hauslehrers Meier über und über mit Tinte beſudelt hatte, äußerte ihm dieſer darob unverholen ſeinen Unwillen. Aber Baſedow antwortete mit der größten Unbefangenheit: „es wundere ihn, daß ein ſo junger und raſcher Mann ſich über ſolche Kleinigkeiten nicht wegſetzen könnte, daß er für ſeine Perſon, über alle ſolche Lappalien weit weg wäre und gar nicht Zeit hätte, auf ſolche unbedeutende Anomalieen Rückſicht zu nehmen."

Meier, — einer ſeiner Lebensbeſchreiber, — ein pünktlicher und gewiſſenhafter Menſch, der indeß um eines Baſedow's Größe auszumeſſen mit ſeinem Zopf wahrlich eine zu kurze Elle hatte, knüpft an jene kleine Anekdote etliche ſehr ernſthafte, moraliſche Betrachtungen. Es wäre gewiß ſehr intereſſant und belehrend, wenn man von jedem bedeutenden Menſchen, deſſen Lebensentwickelung ſich in beſtimmt ausgeprägten Zeitabſchnitten vollendete, eine Anzahl gut gemalter oder gezeichneter Bilder hätte und zwar für jede Lebensepoche ein beſonderes Porträt. Man würde in den, von kundiger Meiſterhand gezeichneten Zügen die Phyſionomie der ganzen Zeit leſen, welche dieſe Männer repräſentiren, indem ſie aus dem geiſtigen Geſammtleben der Zeit hervorgingen, oder beſtimmend auf dasſelbe einwirkten. Man würde aber auch in der Reihenfolge der Porträte die verſchiedenen geiſtigen Einflüſſe wahrnehmen können, die bald bleibender, bald vorübergehender Natur, bald ſchroff und ſelbſtiſch ſich behauptend, bald gemildert und abgerundet mit den übrigen zuſammenfließend, eine Perſönlichkeit geſtaltet und einen Charakter vollendet haben.

Wenn wir in dieſer Weiſe für Baſedow's ſechs verſchiedene Lebensepochen die entſprechenden Bildniſſe hätten, ſo würde uns das erſte den luſtigen Hamburger Straßenjungen und talentvollen Gymnaſiaſten darſtellen, aus deſſen offenen vielverſprechenden Zügen ſich neben dem Erfreulichen und Anſprechenden gewiß auch einige Spuren der Rohheit und des häuslichen Druckes bemerkbar machen müßten.

Auf dem zweiten Porträt ſähen wir den glücklichen Hauslehrer und Bräutigam. Das Bild eines jungen Mannes, aus deſſen Augen eine Welt von Träumen und Plänen blickt, in deſſen befriedigten Zügen die Spuren einer heitern, fleißigen, ungetrübten Thätigkeit liegen.

Das dritte Bild wäre ſchon weniger rein und unbefangen. Es zeigen ſich bereits Spuren von Kämpfen und die erſten Anlagen zu der unſeligen Geiſtes- und Körperkrankheit, die Baſedow's Leben vergiftete, zur Hypochondrie, wiewohl über dem Ganzen das kühne, ſiegreiche Bewußtſein des Beifalls der Welt, wie ein glänzender Sonnenſchein liegt.

Auf dem vierten Bilde ſehen wir nichts als Kampf und Gährung, Zerriſſenheit und Reue, den inneren Gram und das tiefe Leid ob des widerrechtlichen Siegs der Beſchränktheit über die geſunde Vernunft und den redlichen Willen.

Das fünfte Bild zeigt uns dieſelben Zuſtände, nur gedämpft und niedergehalten durch ein mächtiges Gegengewicht: durch das kühne, ſtolze Bewußtſein: ich arbeite, von allen Gebildeten in ganz Deutſchland, in halb Europa gekannt und unterſtützt, am Glücke der Menſchheit.

Das ſechſte Bild — vielleicht das ſchönſte von allen ſtellt uns Baſedow als Greis vor: milder, ruhiger, wenn auch immer noch vom edelſten Feuer des Geiſtes durchglüht. Die ſchroffen Ecken ſind abgeſchliffen, es hat ſich mit den getäuſchten allzuhohen Hoffnungen alles harmoniſcher gegliedert und ausgeglichen. Baſedow iſt kurz vor ſeinem Tode wieder dahin zurückgekehrt, womit er auf Borghorſt ſo glücklich angefangen hatte: er iſt zu Magdeburg aus Liebe zur Kindheit der Lehrer der Kleinen geworden.

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir zu Baſedow's Wirken auf der Ritterakademie zu Soroe zurück.

Sein erſtes Auftreten — er hielt Vorleſungen über Moral — machte ungemein viel Aufſehen. So klar, lebendig, originell hatte man noch keinen Lehrer auf dem Katheder gehabt. Er war ſo ganz und gar anders als die Uebrigen, ſo anregend, ſo feurig und intereſſant, daß die Zuhörer, welche ihm in Menge zuſtrömten, die jungen Adeligen nebſt ihren Hofmeiſtern, ihn nicht genug rühmen konnten. Dieſer Beifall hatte ſeinen Grund nicht blos im Reiz der Neuheit, ſondern er dauerte viele Jahre lang und nahm mit der Zeit immer mehr zu. Leider brachte das allgemeine Lob für Baſedow bittere Früchte. Nach Verlauf mehrerer Jahre trug ihm der däniſche Hof in einem beſondern Befehl auf, auch theologiſche Vorleſungen zu halten. Er that es und ſprach, wie er denn ein gerader, offener Mann war, über gewiſſe Punkte der Kirchenlehre, über welche Andere vorſichtig hinweggingen, ſeine Meinung unverholen aus.

Dieſe Punkte betrafen aber keine wichtigen Kirchenlehren, ſondern Nebendinge, auf die man im Grunde wenig Gewicht legte. Baſedow war damals noch, im Sinne ſeiner Zeit, rechtgläubig. Er iſt erſt durch die

Spürnaſen ſeiner Gegner und die ungerechten Anklagen ſeiner Feinde zum Widerſpruche gereizt und zum ſogenannten „Ketzer“ oder „Irrgläubigen“ gemacht worden.

Natürlich war der Brodneid der gelehrten Handwerker aus ſeiner Umgebung die wahre Urſache zu ſeinen Anklagen. Die Dänen ertrugen es ſchwer, daß ein geborner Deutſcher, ein Hamburger, klüger ſein und mehr Beifall bei ihrer Jugend finden ſollte, als ſie, die Eingebornen. Da legte man ſich denn auf die Lauer und fand bald, was man gerne finden wollte: man roch gefährliche Irrthümer und witterte Ketzereien. Der gute Baſedow hatte einmal bei einer Spazierfahrt, wo er den Kutſcher machen wollte — wie er denn alles zu verſtehen glaubte — und unbarmherzig auf die muthigen Pferde lospeitſchte, einen Wagen umgeworfen: das machte man zum Gegenſtand einer Anklage bei Hof. Dieſe und ähnliche Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten ertrug er am Ende auch nicht mehr mit ruhigem Blute: er ward kühner und entſchiedener in ſeinen Behauptungen und ließ hin und wieder vom Katheder herab einen Seitenhieb auf irgend einen lächerlichen Kollegen fallen. Das mehrte die Zahl der Beſchuldigungen und reizte die Feinde, ſo, daß man am Ende — der Aufſeher der Akademie an der Spitze — eine ſchriftliche Anklage gegen Baſedow an die Regierung brachte. Dieſe beſchuldigte ihn hauptſächlich, „daß er die jungen Leute zur Ketzerei verführe; daß ſein Privatleben unordentlich und anſtößig wäre und er dasjenige am wenigſten ausübte, was er in ſeinen moraliſchen Vorleſungen ſo deutlich lehrte; daß er dieſem allen zufolge kein gut Exempel gäbe, indem er z. B. ſelber rauh, grob und ungeſittet wäre, da er doch geſittete Leute bilden wollte und ſollte.“

Lauter Uebertreibungen und bosbafte Verleumdungen — wie ein Zeitgenoſſe und Gegner Baſedow’s ausdrücklich ſagt.

Durch Verwendung ſeiner Freunde in Kopenhagen, und durch den Schutz des berühmten Staatsminiſters, Grafen von Bernſtorf, der ein beſonderer Gönner

Baſedow's war, wurde der verklagte Profeſſor mit Belaſſung ſeines Ranges und Titels und ohne Schmälerung ſeines Gehaltes von 800 Thalern, als Lehrer an das Gymnaſium nach Altona verſetzt (1761).

Mit dem Aufenthalt in Altona beginnt eine neue, die vierte Epoche im Leben Baſedow's. Noch in der letzten Zeit ſeiner Thätigkeit zu Soroe hatte er ſich wieder verheirathet und zwar mit der Tochter eines däniſchen Predigers. Dieſe Frau war durch äußere Körperſchönheit und innere Geiſtes- und Herzensvorzüge gleich ausgezeichnet. Sie liebte ihren Mann, mit dem ſie über 30 Jahre mehr Unglück als Glück zu tragen hatte, auf's zärtlichſte und vertheidigte ihn ſtandhaft gegen alle Anklagen, obgleich auch ſie in mancher Hinſicht ſich über ihn zu beklagen hatte. Ihre Mutter lebte bei ihr und zog mit nach Altona; dieſe war eine ſehr verſtändige und in jeder Rückſicht vortreffliche Frau, welche ihrem Schwiegerſohn manche ernſte Vorſtellung machte und manchen beherzigenswerthen Rath gab. Baſedow behandelte ſie immer mit großer Hochachtung.

Der von Soroe verſetzte, oder richtiger durch ſeine Feinde und Neider vertriebene Profeſſor, fand zwar an ſeinem neuen Aufenthaltsort viel weniger Arbeit aber auch faſt gar keine Freunde. Auf der Ritterakademie hatte man ihn geliebt und bewundert: in Altona wurde er verlacht und verſpottet, von Lehrern und Schülern. Man hatte ſchon mit ſchlimmen Vorurtheilen ſeiner Ankunft entgegen geſehen. Alles war zum Voraus gegen ihn eingenommen. Ein dienſtfertiger Kollege von der ſtrengorthodoxen Partei hatte ihm dieſen Empfang bereitet und durch Uebertreibungen und Verleumdungen das Bild des redlichen Wahrheitsfreundes zur Karrikatur verzerrt. In Soroe hatte Baſedow an manchen Tagen acht Stunden Unterricht zu geben; in Altona nur drei Stunden die ganze Woche. Später wurde er auch von dieſen entbunden und er konnte ſeine ganze Zeit der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit widmen. Ein ſo feuriger Geiſt, wie Baſedow, konnte nicht raſten und müßig bleiben.

Als er durch unmittelbare Mittheilung, im Lehrerberuf, nicht mehr wirken konnte, wurde er Schriftſteller. Es erſchienen von dieſer Zeit an eine ziemliche Anzahl Bücher von ihm, und zwar ſo ſchnell hinter einander, daß man ſeinen Fleiß nicht genug bewundern konnte. Indeß war vieles in den Theilen vorgearbeitet und durfte nur zuſammengetragen werden; manches war blos entworfen und wartete auf eine glückliche Stimmung zur Ausarbeitung. Er benutzte in Altona Entwürfe und Skizzen, die ſchon in Leipzig und Borghorſt gemacht worden waren. Faſt alle damals erſcheinenden Bücher Baſedow's betrafen die chriſtliche Religion und waren gegen die ſtarre Orthodoxie jener Zeit gerichtet. Es waren die erſten freiſinnigen Schriften über die, ſeit jener Zeit vielfach gereinigten und gemilderten, Glaubensanſichten, welche in Deutſchland erſchienen ſind. Baſedow hatte die redliche Abſicht dabei, das Chriſtenthum von fremden und unbibliſchen Zuſätzen reinigen zu helfen und es dadurch gegen die Einwürfe der Zweifler ſicher zu ſtellen. Sein reiner Endzweck gab ihm den Muth, ſich den Gefahren der Verfolgung auszuſetzen, vor welcher ihn ſeine Freunde oft genug warnten, und die auch nicht ausblieb.

Die Intoleranten erhuben bald ein gräßliches Zetergeſchrei. Die Hamburger Paſtoren Göze (der durch ſeine Händel mit Leſſing bekannt gewordene literariſche Fechter) Winkler und Zimmermann donnerten von den Kanzeln und ſchimpften in Streitſchriften gegen ihn. Der Magiſter Ziegra zog ihn in mehreren Schriften vor dem Publikum zur Verantwortung. Man nannte ſeine Anſichten heidniſch und gottlos, griff ſeinen Charakter an und erklärte ihn für einen Feind des Chriſtenthums und abſcheulichen Verführer. Der Hamburger Magiſtrat warnte öffentlich vor ſeinen Schriften und drohte den Lehrern, welche ſie benutzen würden, mit Landesverweiſung. In Hamburg durfte nichts mehr von Baſedow gedruckt werden und in Lübeck durfte kein Buchhändler bei 50 Rthlr. Strafe ein Baſedowiſches Buch im Laden haben. Das Volk wurde gegen ihn aufgeregt und ſprach ſchon davon, daß man den gottloſen Ketzer ſteinigen müſſe, alſo, daß er ſich eine Zeitlang gar nicht öffentlich ſehen laſſen durfte. Der Hamburger Paſtor Alberti kam blos dadurch, daß er mit Baſedow in Verbindung und Briefwechſel ſtand, in ſo üblen Ruf, daß ihn kein Geiſtlicher mehr bei ſich kommuniciren laſſen wollte. Baſedow ſelbſt wurde mit ſeiner ganzen Familie von den lutheriſchen Geiſtlichen in Hamburg und der Umgegend vom Genuſſe des Abendmahls völlig ausgeſchloſſen und alſo in den Bann gethan!

Baſedow hätte ſich gerne durch klare, ruhige Einreden vor dem Publikum gerechtfertigt: aber ſeine Schriften durften nicht gedruckt und verkauft werden; nur die Anklagen ſeiner Feinde ſollte man leſen. Auf Ziegra's Beſchuldigungen antwortete er, ohne ſeinen Namen zu nennen, in einer Schrift, die er „der ehrliche Schuſter" betitelte. Hierüber wurde das ganze Schuſterhandwerk Altona's rebelliſch; zwölf Meiſter — von ſeinen Feinden aufgehetzt — rückten ihm in's Haus und verlangten unter Drohungen Genugthuung für die beleidigte Zunft. Baſedow ſuchte ſie dadurch zur Ruhe zu bringen, daß er 100 Thlr. an das Waiſenhaus zu bezahlen verſprach, wenn ſie einen Beſcheid von einer Univerſität brächten, welcher anerkenne, daß er ihr Gewerbe beſchimpft habe. Da Niemand mehr ſeine Schriften verlegen und drucken wollte, ſo mußte er auf eigene Koſten hier und da in einzelnen Druckereien die verſchiedenen Bogen fertigen laſſen und ſie hernach zuſammen ordnen. Trotz dem war er viele Jahre in dieſer Weiſe unausgeſetzt thätig und gab mehrere Bücher heraus, die er aber, da er an Augenſchwäche litt, faſt alle diktiren mußte. Nimmt man noch hinzu, daß er, neben fortwährender Kränklichkeit, noch die Klagen und Vorwürfe der Seinen über ſeinen Irrglauben und über die großen Koſten für den Bücherdruck beſtändig anzuhören hatte, und daß jenes längſt im Keime lauernde Seelenübel, die furchtbarſte Hypochondrie — ein Vermächtniß der Mutter — mit all' ſeinen Qualen über ihn hereinbrach und ihn mit den Schreckniſſen des Gefängniſſes und des Hungertodes ängſtigte und zuweilen an den Rand der Verzweiflung brachte; ſo muß man ſich wundern, wie Baſedow einer ſpäteren, fruchtbareren Wirkſamkeit erhalten werden konnte. Ohne ſeine Freunde in Kopenhagen, beſonders den edlen Bernſtorf und den Hofprediger Cramer, wäre Baſedow, als Märtyrer für die Wahrheit, der Intoleranz damals wahrlich zum Opfer gefallen. Zum Glück aber fällt in dieſe Zeit der große Wendepunkt in ſeinem Leben, wo er ſich ganz den Erziehungswiſſenſchaften hingab. Baſedow ließ ab von den theologiſchen Händeln und wandte ſich mit ganzer Seele dem verbeſſerten Unterricht und der Jugenderziehung zu. Seine eigene fehlerhafte Erziehung im älterlichen Hauſe, der Anblick des alten, lahmen Schlendrians in den meiſten (höheren und niederen) Schulanſtalten und endlich vor Allem ſeine glückliche Wirkſamkeit als Hauslehrer zu Borghorſt veranlaßten ihn zu einem höchſt merkwürdigen Werk, welches für ihn ſelber und die ganze Jugenderziehung von den bedeutſamſten Folgen war. Dieſes war die Herausgabe ſeines Elementarwerkes (früher in der erſten Auflage Elementarbuch genannt), eine Arbeit, die ſechs Jahre lang ſeinen Fleiß und ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahm. In dieſem Buch ſollte alles für einen jungen Menſchen Wiſſenswürdige, vom früheſten Kindesalter bis in's 16. oder 18. Jahr, ſtufenweiſe geordnet, durch eine faßliche, intereſſante Darſtellung angenehm und durch gute Kupferſtiche anſchaulich gemacht, enthalten ſein. Das Buch war 4 Bände ſtark und enthielt 100, von dem berühmten Chodowiecki, oder unter deſſen Leitung, geſtochene Kupfertafeln. Der Preis eines Exemplars betrug 12 Reichsthaler.

Die großen Koſten, welche dieſes Unternehmen verurſachte, deckte Baſedow durch eine Subſkription eigenthümlicher Art. Er wandte ſich in einer beſonderen Schrift und gedruckten Aufforderungen an die Könige, Fürſten und alle Begüterten und für eine beſſere Erziehung Begeiſterten des Jahrhunderts. Er verlangte vom Publikum nur einen Vorſchuß von 5000 Reichsthalern für ſein Unternehmen und erhielt im Verlauf weniger Jahre 15,000 Reichsthaler. Die Kaiſerin von Rußland gab allein 1000, der König von Dänemark 900 Reichsthaler. Der edle Fürſt Franz von Deſſau rief Baſedow in ſein Land und ſetzte ihm eine Penſion von 1100 Reichsthaler aus. Der däniſche Hof erlaubte ihm, dieſen Ruf anzunehmen, und ließ ihm ſeinen Gehalt von 800 Thalern.

Man ſollte denken, Baſedow hätte unter ſolchen Umſtänden großen Gewinn mit ſeinem Buche — das allgemein gelobt und geprieſen wurde — machen können. Allein er verſichert, daß ein Drittel der eingegangenen 15,000 Thaler für außerordentliche Ausgaben, Reiſen und Mitarbeiter, und mehr als die zwei anderen Drittheile auf Kupfer, Papier und Druck — auch auf die Ueberſetzungen in mehrere Sprachen — daraufgegangen wäre. Zwar war, nach Befriedigung der Pränumeranten, die ſtarke Auflage ſein Eigenthum. Aber da er ſich von ſeinen Verkäufern an den verſchiedenen Orten gar keine ordentlichen Rechnungen ablegen und viele Exemplare an kinderreiche Familien verſchenken ließ, ſo hatte er bei weitem den Gewinn nicht von ſeinem Unternehmen, den er hätte haben müſſen.

Es iſt gewiß nicht unintereſſant, den Unterrichtsſtoff zu überblicken, welcher in dem Elementarwerk geboten ward. Wir geben eine Ueberſicht des Inhalts nach einer eben herausgekommenen neuen Bearbeitung jenes merkwürdigen Buches, dem ſeiner Zeit die ganze gebildete Welt ihre Theilnahme ſchenkte und das auch für unſere Zeit (beſonders in der dem Fortſchritte der Wiſſenſchaften angemeſſenen Bearbeitung — Stuttgart. Verlagsbüreau 1847 —) alle Beachtung verdient.

Das erſte Buch enthält Inſtruktion für Kindererzieher oder über den unterrichtenden Umgang mit noch ganz kleinen Kindern, ſowie über den Gebrauch des Elementarwerks überhaupt. (6 Kapitel.) Das zweite Buch faßt den Menſchen als lebendes Weſen auf und enthält die Lehre vom erſten Urſprung aller übrigen ſpäteren Bildung und Wiſſenſchaft, nämlich der Selbſtkenntniß. (6 Kapitel.) Das dritte Buch handelt von der Denklehre oder vom geſetzmäßigen Gebrauch unſerer urſprünglichen geiſtigen Fähigkeiten zum Denken. (7-Kapitel.) Das vierte Buch umfaßt die allgemeine Religionslehre; elementariſche Grundlage für jeden ſpäteren konfeſſionellen Religionsunterricht. (22 Kapitel.) Das fünfte Buch enthält die allgemeine Sittenlehre; die Lehre von den menſchlichen Pflichten und Tugenden im privaten und öffentlichen Leben. (10 Kapitel.) Das ſechſte Buch ſchildert den Lebensberuf; handelt über die Verſchiedenheit der Stände und Berufsgeſchäfte der Menſchen, und gibt eine Wanderung zur Orientirung über das geſammte praktiſche oder geſchäftliche Leben in der menſchlichen Geſellſchaft. (20 Kapitel.) Das ſiebente Buch enthält eine elementariſche Unterweiſung in den verſchiedenen hiſtoriſchen und geographiſchen Wiſſenſchaften. (8. Kapitel.). Das achte Buch die Elemente der Naturgeſchichte und Technologie. (9. Kapitel.) Das neunte Buch endlich die Naturkunde oder die Anfangsgründe der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung. (9. Kapitel.)

Wenn Baſedow durch ſein Elementarwerk ſich viele Freunde und Bewunderer erwarb, ſo konnten die Gegner und Neider, deren ſich beſonders viele unter den gelehrten Schulmännern fanden, den großen Beifall, der ihm zu Theil wurde, nicht ruhig mit anſehen. Daß Baſedow, nach ſeiner Art, zuweilen allzu derb mit ihnen verfuhr, auch bei Beſprechung der Schulbarbarei manchmal in's Uebertreiben gerieth, daß ſein Latein nicht immer elegant genug war, und daß er, die geprieſene Gründlichkeit für einige Zeit auf Seite ſetzend, für das Nützliche und Praktiſche ſorgend, hin und wieder an die Oberflächlichkeit anſtreifte — — das Alles läßt ſich nicht in Abrede ſtellen. Aber, daß er im Ganzen vollkommen Recht hatte, und daß ſeine Reformbeſtrebungen das wahre, dringende Bedürfniß der Zeit waren, dafür zeugte der freudige Beifall des allgemeinen Zeit-Bewußtſeins, welches ſich ſo entſchieden für Baſedow ausſprach, daß es „eine Zeitlang faſt für Hochverrath wider die Menſchheit angeſehn wurde, über ſeine Erziehungsgrundſätze ein tadelndes

Urtheil auszuſprechen.“ Solche Zeugniſſe ſprechen klar und beſtimmt. In Baſedow ſelbſt war die Wahrheit und Richtigkeit ſeiner Reformvorſchläge ſo lebendig geworden, daß er jeden Widerſpruch als eine Ehrenkränkung und eine perſönliche Beleidigung betrachtete. So ſchickte er Schlözer'n, der ihn getadelt hatte, eine Herausforderung auf Piſtolen und wollte ſich mit ihm „auf den Mantel ſchießen,“ worüber der fromme Lavater einen freundlich tadelnden und abmahnenden Brief an ihn richtete.

Baſedow war jetzt ganz Schulmann und Erzieher geworden. Er lebte für nichts mehr als für die Beglückung des Menſchengeſchlechts und eine moraliſche Umgeſtaltung und Wiedergeburt der Welt durch eine beſſere und vernünftigere Erziehung der Jugend. Sein Elementarwerk war der erſte Schritt zu ſeinem großen Plan. Der zweite hing ganz eng damit zuſammen. Er wollte nämlich nicht blos ſchreiben und lehren, wie man die Menſchen beſſer erziehen und unterrichten müſſe, ſondern er wollte es auch zeigen und ſelber Lehrer und Schüler nach der neuen Methode bilden und heranziehen. Zu dieſem Ende machte er den Vorſchlag, irgendwo eine große Muſteranſtalt der Erziehung nach ſeinen Grundſätzen zu errichten. Dort ſollten Lehrer und Lehrerinnen für die künftigen verbeſſerten Schulen gebildet und Kinder erzogen und unterrichtet werden. Auch hatte er im Sinn, eine Erziehungsanſtalt für ärmere Kinder damit zu verbinden, welche ſpäter in den Häuſern reicher Leute als Bediente verwendet werden könnten, und denen man, wenn es nöthig wäre, auch zuweilen die Aufſicht über die Kinder anvertrauen könnte, ohne ſie den Gefahren preiszugeben, denen ſie bei den gewöhnlichen Dienſtboten ausgeſetzt ſind Zur Realiſirung dieſer Vorſchläge bot der Fürſt von Deſſau, der ihm die vorhin erwähnte Penſion zuwies, freundlich die Hand und wir ſind damit zur fünften Lebensepoche Baſedow's gekommen, zu ſeinem Aufenthalt und ſeiner Wirkſamkeit in Deſſau, wo ſein Glücksſtern, der mit dem Elementarwerk den höchſten Stand erreicht hatte, anfing ſich dem Untergange zuzuneigen.

Auf einer Reiſe nach Frankfurt a. M., Ems (wo er Goethe's Bekanntſchaft machte), an mehrere deutſche Höfe, auch zum Fürſten von Neuwied, fanden ſeine Vorſchläge und Erziehungspläne vielfachen Anklang und Beifall. So kam es denn, daß er in Frankfurt a. M. an ſeinem 51. Geburtstag (den 11. Sept. 1774) den Entſchluß faßte, ſeinen langgehegten Plan zur Anlegung der Erziehungsanſtalt ohne Aufſchub in's Werk zu ſetzen. Er nannte das Inſtitut Philanthropinum, d h. Erziehungsanſtalt der Menſchenliebe, und wählte Deſſau als den Ort aus, wo es angelegt werden ſollte. Da aber für dieſe Muſteranſtalt nach dem entworfenen Plan eine gute Anzahl tüchtiger Lehrer gewonnen werden mußte, auch in ſeinem Inſtitut unter andern eine Niederlage der beſten und vollkommenſten Maſchinen, Inſtrumente und Modelle zur Anſicht aller Lehrer und Erzieher für ganz Deutſchland geſammelt werden ſollte, ſo war wieder Geld, viel Geld nothwendig. Er wendete ſich abermals an die Begüterten und Hochgeſtellten des gebildeten Publikums — allein die Beiträge blieben aus oder kamen doch nur ſehr ſpärlich. Er verlangte 30,000 Thaler; aber es ging wenig ein. Er opferte für das Philanthropin 3000 Thaler von ſeinem eigenen Vermögen, die ihm erſt nach mehreren Jahren zurückbezahlt werden konnten.

In Profeſſor Wolke hatte Baſedow einen geſchickten Lehrer gewonnen. Dieſer machte den Verſuch, Baſedow's Töchterchen Emilie nach der neuen Lehrart zu unterrichten. Der Verſuch gelang ſo gut, daß die fünfjährige Emilie Baſedow und ein anderer ſechsjähriger Knabe auf einer öffentlichen Prüfung zu Leipzig als wahre Wunder der Erziehungs- und Unterrichts-Kunſt angeſtaunt wurden. Daß ſolche Experimente der Treibhausgärtnerei gar nicht in Baſedow's Plänen lagen, geht ſchon aus ſeinem derben, biederen, alles Gekünſtelte, Unnatürliche verabſcheuenden Charakter hervor. Er nahm ſein Kind ſpäter aus dem Philanthropin und äußerte, es werde ſchwer halten, bis es Alles, was es nicht hätte lernen ſollen oder zu früh gelernt, wieder verlernt hätte. Uebrigens erregten damals ſolche Examina die Aufmerkſamkeit des Publikums. Im Jahr 1774 hatte Baſedow das Philanthropin mit einer feierlichen Rede eröffnet. Im Jahr 1776 wurde ein öffentliches, mehrere Tage dauerndes Examen gehalten. Es hatten ſich viele Pädagogen und angeſehene Geiſtliche, auch Abgeſandte deutſcher Fürſten, dabei eingefunden; der Fürſt und die Fürſtin von Deſſau waren ebenfalls zugegen. Baſedow eröffnete die Feierlichkeit mit einer vortrefflichen Rede. Die Prüfung fand den größten Beifall, beſonders die Gewiſſensübungen und Religionsvorträge, die Baſedow ſelber hielt und mit Geſangproduktionen abwechſeln ließ.

In Folge der günſtigeren Urtheile über die Leiſtungen des Philantropins, zählte die Anſtalt im Jahr 1777 50 Zöglinge und es waren bis dahin 10,000 Thaler Beiträge eingegangen; auch hatte der Fürſt von Deſſau, deſſen älteſter Sohn täglich zwei Stunden am Unterricht in der Anſtalt Theil nahm, 12000 Thaler, innerhalb ſechs Jahren, zur Unterſtützung der guten Sache auszuzahlen befohlen.

Allein bei alledem gedieh das Inſtitut ſchlecht: Baſedow war durch die Lauheit des Publikums, wie er es nannte, verdrießlich und muthlos geworden. Er war durch ſeinen Eigenſinn und ſein herbes, auffahrendes Weſen nicht zum Direktor geeignet. Hierzu kam ſeine wieder mit aller Macht erwachende Hypochondrie, die ihn nicht ſelten an die Gränzen des Irrſinns brachte. Er überwarf ſich mit Wolke, gegen den er mißtrauiſch und wirklich neidiſch wurde, und mit Campe, der nach ihm auf ſeinen Wunſch die Direktion übernommen hatte. Der unglückliche Mann ſah ſeine menſchenfreundlichen Abſichten und ſeine großartigen Pläne, die er mit der ganzen Kraft ſeines feurigen Geiſtes umfaßte, an dem Kaltſinn und der Theilnahmloſigkeit des — wie er glaubte —

undankbaren Publikums ſcheitern, ſcheitern in dem Augenblick, da ſie angefangen hatten zur ſchönſten Wirklichkeit zu werden. Welchen Schmerz ihm dies bereiten mußte, kann man ermeſſen, wenn man ſich die Eigenthümlichkeiten ſeines ganzen Weſens mit Lebhaftigkeit vorſtellt. Er ſuchte Zerſtreuung in rauſchenden Vergnügungen und beim Wein. Da kam es denn zuweilen in und außer dem Hauſe zu Auftritten und Scenen, die reiche Quellen der Reue und der Unzufriedenheit mit ſich ſelber für ihn wurden und die uns mit dem tiefſten Mitleid erfüllen für eine urſprünglich edle Natur und einen reichbegabten Geiſt, der an ſeinen mißlungenen Lebensplänen zu Grunde gehen ſollte. Ein Wortſtreit Baſedow's mit dem Magiſter Reich, einem ſeiner literariſchen Gegner, endete mit einem Fauſtkampf und einer Prügelei in einem Weinhauſe, wodurch beide Männer ſich in den Augen des Publikums tief herabwürdigten. Natürlich verlor das Philanthropin durch dergleichen an Anſehen und Theilnahme immer mehr. Baſedow nahm zuletzt gar keinen Antheil mehr am Philanthropin; er blieb für den Reſt ſeines Lebens nur ein naher und aufmerkſamer Zuſchauer der Anſtalt, die er noch in ſpäteren Jahren für das beſte Erziehungshaus erklärte, das er kennen gelernt habe.

Die letzten zehn Jahre, 1780—90, können wir als die ſechſte Epoche ſeines vielbewegten Lebens anſehen. In dieſer Zeit war Baſedow älter und etwas ruhiger geworden. Er widmete ſeine Zeit hauptſächlich ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und war bald in Deſſau, bald in Magdeburg, bald in Leipzig oder Halle. Rührend iſt es ferner zu ſehen, wie der ſechzigjährige Greis in ſeiner raſtloſen Thätigkeit wieder zum Unterricht kleiner, fünf- und ſechsjähriger Kinder ſich herabließ. Er lehrte jedes Jahr einige Monate, täglich drei bis vier Stunden, die Kinder in der Schule der Madame Kalitzki zu Magdeburg leſen. Er hatte nämlich eine leichtere und ſchnellere Methode für den Leſeunterricht ausgedacht, und brachte wirklich, wie Juncker und Zerrenner, als Augenzeugen (die auch ſeine Methode nachahmten) berichten, die

Kleinen in ſechs Wochen dahin, daß ſie fertig und richtig leſen konnten. Die Mittel, die er theilweiſe dazu anwandte, den Kindern dieſen trockenen Unterrichtszweig intereſſanter zu machen, ſind oft erwähnt und viel getadelt worden. **Baſedow** ließ nämlich am Schluß des Unterrichts jeden Tag einen großen Korb voll, auf ſeine Koſten gebackener, Wecke hereinbringen, welche die Form der deutſchen Buchſtaben hatten. Dieſe Buchſtaben, welche auf einer Tafel auseinandergelegt oder davor aufgehängt wurden, mußten dann die Kinder erkennen und ehe ſie dieſelben verſpeis'ten, beim Namen nennen. Da gab es denn Spaß und Kurzweil genug, beſonders da die Kinder am liebſten nach den großen griffen, nach dem **m**, **ch** und **ſch** — und **Baſedow** ihnen über dem Abbeißen und der allmäligen Verwandlung des einen in den andern beſtändig zurief: was iſt's nun? und was jetzt? wo denn aus dem **m** ein **n**, aus dem **b** und **h** ein **l** wurde u. ſ. w.

Daß durch eine ungeſchickte Nachahmung dieſer Methode oder gar durch eine allgemeine Einführung derſelben in die Schulen große Mißgriffe gemacht werden können, iſt keine Frage. Aber daß neben der Lautirquälerei unſerer neuen Lehrer, welche mit dieſem Unterricht auf die geiſtloſeſte Weiſe ſechsjährige Kinder oft wahrhaft mißhandeln, jener heitere Einfall **Baſedow's**, den Magen als ſechſten Sinn der Kleinen mit in's Intereſſe zu ziehen, ein glücklicher genannt werden muß, iſt auch keine Frage.

Im Jahr 1790 kam **Baſedow**, deſſen Gattin zwei Jahre vorher geſtorben war, mit ſeinem 17jährigen Sohn, auf deſſen Erziehung er viel Sorgfalt verwendete, nach Magdeburg, wo er fortan zu wohnen gedachte und wo ſein alter Freund, der Konſiſtorialrath **Funck**, zur weiteren Ausbildung des jungen **Baſedow** mitzuwirken zugeſagt hatte.

Baſedow kam den 20. Juli geſund in Magdeburg an. Er wollte den 26. noch auf einige Tage nach Halle, Leipzig und Deſſau reiſen. Als er aber den 24. Abends von ſeinem Freunde **Funck** in ſeine nahe gelegene Wohnung zurückkehrte, überfiel ihn ein heftiger Schwindel.

Den andern Morgen fühlte er ſich wohler und ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Eine Stunde darauf aber mußte er ſich wegen ſtarken Blutverluſtes zu Bette legen. Er fühlte ſeinen Tod nahen und diktirte noch einige Beſtimmungen zu ſeinem bereits früher gemachten Teſtament. Hierauf ſprach er noch mit ſeinem Hauswirth kräftig und voll Gefühl über den Tod. Um 1 Uhr ließ er ſeinen Sohn rufen und bezeugte ihm, daß er bei ſeinen Grundſätzen in der Religion getroſt ſterben könne, und daß ſie auch jetzt die Probe hielten. Seine letzten Worte waren: „ich will zum Beſten meiner Mitmenſchen ſecirt ſein.“ — Um 2 Uhr entſchlief er ſanft, kurz vor dem Eintritt ſeines 67. Lebensjahres. Er ſtarb an einem Blutſturz.

Es iſt nicht unintereſſant, ſich die äußere und innere Perſönlichkeit eines Mannes, deſſen Lebensgang wir mit Theilnahme verfolgten, nach den Angaben ſeiner Zeitgenoſſen, vor Augen zu führen. Baſedow war von mittlerer Größe und unterſetztem Körperbau. Seine Geſichtsbildung war regelmäßig: ſeine Züge auf den erſten Anblick ernſt. Die kleinen, ſchwarzen, ſcharfen, tief im Kopfe unter ſtruppigen Brauen liegenden Augen gaben, neben der heftigen, rauhen Stimme, den ſchnellen, ſcharfen Aeußerungen und einem gewiſſen höhniſchen Lachen dem Manne etwas Abſtoßendes und Zurückſchreckendes. Allein die Güte und das Wohlwollende ſeines Blickes und die natürliche, ungekünſtelte Heiterkeit und Lachluſtigkeit, die ſich einem genaueren Beobachter nicht lange verbergen konnten, erweckten bald das Vertrauen und die Liebe eines Jeden. Beſonders wußte er durch ſein freundliches und einnehmendes Weſen die Kinder auf eine wunderbare Weiſe zu gewinnen und an ſich zu feſſeln. Er war ein geborner Erzieher und Kinderfreund. Er beſaß die große Kunſt, den Kleinen das Lernen und in die Schule Gehen zur Freude zu machen. Seine ganz vorzügliche Gabe, Kindern das, was ſie lernen ſollten, verſtändlich und angenehm zu machen, that das Vorzüglichſte hierbei. Er hatte unendlich viele Mittel und kleine Handgriffe, die Aufmerkſamkeit der Schüler zu feſſeln und feſt zu halten.

Unter anderm gewöhnte er ſie, beſtändig nach ſeinem Mund zu ſehen und beſaß dann eine unnachahmliche Geſchicklichkeit, jeden Umſtand, jede gewöhnliche Sache, jede Wahrheit durch eingeſtreute kleine Geſchichtchen oder intereſſante Bilder, die ihm wie von ſelbſt kamen, unterhaltend und anſchaulich zu machen. Alle ſeine Lehrerkünſte kamen darin zuſammen, daß er immer eine heitere Laune und ein freundliches Geſicht mit in die Schule brachte, daß er zu den Kindern herabzuſteigen wußte, ohne kindiſch zu werden und ſeine Achtung einzubüßen.

Baſedow war ein ſcharfſinniger Beobachter; dabei aber von reizbarem Gemüth und lebhafter Einbildungskraft. Er war unerſchöpflich in Plänen und Unternehmungen, um die Ausführung bekümmerte er ſich jedoch in der Regel wenig. In der Arbeit war er unermüdlich. Sein ſtarker Körper ließ ihn die größten, anhaltendſten Anſtrengungen ohne ſichtbaren Nachtheil ertragen. „Ich muß für Sieben arbeiten,“ ſagte er oft, wenn ihn ſeine Freunde aufforderten, ſich mehr Ruhe und Erholung zu gönnen. Die thätige Menſchenliebe ward die herrſchende Neigung ſeiner Seele, die Haupttriebfeder aller ſeiner Arbeiten und Aufopferungen. Er gab gern und reichlich von dem Seinigen, wo es auf die Beförderung gemeinnütziger Vorſchläge ankam. Als er einſt einen ſehr armen Pfarrer kennen lernte, der ſich zu einem ganz neuen Verſuch mit der Bienenzucht 200 Thlr. wünſchte, um ganz glücklich zu ſein, ſo ſchickte ihm Baſedow ſofort 300 mit der Poſt, ſo wenig er ſie auch damals entbehren konnte.

Was er einmal für wahr erkannt hatte, das bekannte er offen und frei, und wenn das Bekenntniß ihm noch ſo viel Gefahren und Nachtheile zu bringen drohte. Bei ſeiner Offenheit wurden die Aeußerungen über ſeinen eigenen Werth zuweilen etwas anmaßend; doch gab er auch mehr als einmal den Beweis, daß er mit Schärfe und Beſcheidenheit über ſich ſelbſt zu urtheilen verſtand. Dies geſchah namentlich, als er die Direktion des Philantropins an

Campe übergab und dabei eine Vergleichung zwiſchen ſich und dieſem verdienſtvollen Pädagogen anſtellte.

Er war auffallend in ſeinen äußeren Handlungen und Gewohnheiten, zuweilen mit Abſicht, um Aufſehen zu erregen. Er hatte viel Anlagen zur Freundſchaft; aber wenige ſeiner Freunde vermochten, ihm die Fehler ſeines Temperaments und ſeiner Erziehung auf die Dauer zu gute zu halten.

Das Feuer und die Heftigkeit ſeiner Natur gaben ihm die Stärke, ſein ganzes Leben hindurch ſo viel zu arbeiten und auszuführen, als nur wenig Menſchen vermocht hätten. Aber eben dieſe Heftigkeit, ohne die er ſo Großes nicht gethan und ſo viele Schwierigkeiten nicht beſiegt hätte, war auch die Quelle vieler ſeiner Fehler und Leiden. Sie war es, die ihn ſo manches eilfertig beſchließen und unternehmen ließ; ſie verleitete ihn in der Freude zu ausſchweifender Luſtigkeit und in der Traurigkeit zu jenem tiefen Gram der Schwermuth, in dem er ſich kaum zu faſſen wußte.

Als Geſellſchafter und im Umgang war Baſedow unvergleichlich. Wenn er redete — und er ſprach äußerſt wahr und ſchön, — ſo war alles Ohr. Man ward fortgeriſſen von der Gewalt ſeiner Rede und der natürlichen Anmuth ſeines Vortrags. Er war gern heiter im Kreiſe der Freunde und guten Bekannten; eine beſondere Liebhaberei war es dann von ihm, über lächerliche Begebenheiten, komiſche Scenen oder eine im Geſpräch ſich ergebende Aufgabe ſofort eine feierliche, ernſthafte Rede zu halten. Wie ſehr er zum Lachen geneigt war, wurde früher ſchon angegeben; doch war er's auch wohl zufrieden und lachte herzlich mit, wenn Einer, ſchnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab. Sein Humor und ſeine ungezwungene Weiſe verſchafften ihm den zu ſeiner Zeit von Freunden und Feinden oft wiederholten Namen: der tolle Baſedow.

Er liebte ein Glas Wein und trank, als das Philantropin nicht in Gang kommen wollte, dann und wann mehr, als nöthig war. Als die Profeſſoren Feder und Meiners ihn einſt beſuchten, fragte er, ob ſie auch den Vorderſatz wüßten zu der Schlußfolge: ergo bibamus! Dabei ſchlug er aber Meiners mit ſo derber Freundſchaftsverſicherung auf die Schulter, daß dieſer ſich nachher öfter hierüber beklagte. Wenn er in Geſellſchaften, wo er nicht Alle kannte, im Begriff ſtand, eine pikante Anekdote zu erzählen, oder ein kurzes Urtheil zu fällen, ſo hielt er oft plötzlich inne und ſprach: er gedenke jetzt von Dieſem oder Jenem etwas zu ſagen, ob nicht etwa ein Herr Vetter oder eine Frau Baſe, oder ſonſt ein Verwandter oder Freund der Perſon in der Geſellſchaft ſei.

Zu ſeinen äußeren Gewohnheiten gehörte, daß er jeden Morgen den Kopf in ein Gefäß mit kaltem Waſſer tauchte. Durch dieſes Mittel wehrte er auch oft bei ſeinen nächtlichen Studien den Schlaf ab. Sein Bett konnten ihm Wenige recht machen; denn es konnte nie hart genug ſein. Er verſicherte einmal, daß er nur eine eigentlich angenehme Körperempfindung kenne: in einem recht harten Bett ungeſtört denken und liegend ſtudiren zu können. Ein großer Genuß war ihm das Tabakrauchen. Er rauchte viel und nach der Verſicherung Goethe's (der übrigens überhaupt ein Feind des Tabaks war) eine ſchlechte Sorte, die er mit einem häßlich dunſtenden Schwamm anzuzünden pflegte.

Baſedow ſchrieb im Jahr 1780 von ſich ſelber:

„Ich ſollte auf ungebahnten Wegen Wahrheit und Glückſeligkeit für die Menſchen ſuchen; ich war der Reihe nach: Lutheraner, Zweifler, Naturaliſt, Wiederbekehrter zum Chriſtenthum, ein Ketzer, ein innerlich geplagter Grübler; ein äußerlich geplagter und entweder gehaßter oder verlaſſener Schriftſteller; ein Verſäumer der häuslichen Glückſeligkeit; ein achtbarerer Mann in der unverſtellten Theorie, als in der herzlich gewünſchten Praxis;

ein eben daher noch mehr mit mir ſelbſt, als mit der Welt unzufriedener Mann, mit dem man eben deßwegen oft allenthalben unzufrieden geweſen iſt; eine bisher zum Genuſſe der Religion ungeſchickte Seele, weil jeder Anlaß ſie zum Unterſuchen reizte und die Empfindung ſchwächte; ein Menſch und ein Chriſt, wie nur wenige ſind und auch nur wenige ſein müſſen.“

Ferdinand von Schill.

Von

N. Hadermann.

Ihn ſandte kein König, kein Kaiſer aus;
Ihn ſandte die Freiheit, das Vaterland aus.
Arndt.

Ferdinand von Schill.

Geboren 1773 zu Sothof bei Pleß in Oberſchleſien; gefallen in Stralſund am 31. Mai 1809.

1. Schill vor Kolberg.

Mit Rieſenſchritten war der deutſche Reichskörper, ſchon ſeit dem weſtphäliſchen Frieden eine Leiche, im Beginne dieſes Jahrhunderts ſeiner Auflöſung entgegengeeilt. Ach, er war nicht nach muthigem Kampfe rühmlich gefallen; er war ſchimpflich aus der Reihe der europäiſchen Staaten verſchwunden, unter denen er einſt eine ſo ehrfurchtgebietende Stellung eingenommen hatte; ſchimpflich, wie weiland das alte römiſche Kaiſerreich, von welchem er den Namen geborgt. Wie ein Licht war er ausgegangen, dem das Oel fehlt. Das Oel der Staaten iſt aber das geſunde Volksbewußtſein; dieſes allein erzeuget die Flamme der Volkseinigkeit und Volkskraft, welche die Lichtfunken der Vaterlandsliebe und des Opfermuthes ausſprüht. Wo dieſe Flamme lodert, da ſind die Hallen des Staates auf feſten Felſen gegründet; da laſſet Völkerwanderungen daherbrauſen, und ſie werden ſie nicht erſchüttern; da laſſet Ruhmesſucht und Beutegierde fremder Eroberer an ihre Pforten klopfen, und ſie werden erſchreckt von ihnen zurückweichen oder zerſchellen an ihnen und verzehrt werden von den Gluten reiner Begeiſterung. Wo waren dieſe Genien des Staatslebens hingekommen unter den Deutſchen der drei letzten Jahrhunderte? Sie hatten in unſerem Volke eigentlich noch nie eine länger dauernde Herrſchaft errungen; nur ſelten und bald den Staub wieder von den Füſſen ſchüttelnd, hatten ſie in dem Herzen Europa's ihren Wohnſitz aufgeſchlagen und dieſes Herz, von welchem Licht und Wärme auf alle Glieder ausſtrahlet, ſelbſt erleuchtet und erwärmet. Meiſt war es in dieſer Beziehung dunkel in ihm, ſehr dunkel und ſehr kalt. In keinem andern Staate Europa's war von inneren und äußeren Gewalten ſo angelegentlich gearbeitet worden, ſie zu verſcheuchen und zu erſticken. Denn Deutſchland ſollte ja ein Treibhaus für Fürſtenmäntel und Königskronen werden; eine Reſtaurationsanſtalt für mittelalterliche Begriffe und Formen; ein Schlachtfeld, auf welchem die europäiſchen Mächte nach Belieben ihre Streitigkeiten ausfechten und ſich für erlittenen Schaden bezahlt machen konnten; eine Soldatenpflanzſchule endlich, aus welcher Soldaten entliehen und erhandelt werden konnten. Der Begriff des Volkes mußte in einem ſolchen Staate gleichbedeutend mit dem des Unterthans erhalten werden; das Bewußtſein des Volkes durfte ſich in ihm nie über die Schranken des Unterthanenverſtandes erheben; ein anderes Bewußtſein durfte nicht zur Reife gedeihen. Das deutſche Volk war gelehrig und bildungsfähig. Es hatte die Bildungsſtufen, welche man es durchlaufen laſſen wollte, alle glücklich erſtiegen und machte ſeinen Lehrmeiſtern Ehre: es war zum vollkommenen Unterthan, zum Schergen jeder Gewaltthat herangereift. Daß es dadurch ſelber jeder Gewaltthat preisgegeben war, die man an ihm zu verüben für gut hielt; daß dieſe Thatſache mit blutigem Griffel auf jedem Blatte ſeiner Geſchichte eingegraben war, das verträumten die kommenden Geſchlechter jedesmal wieder in ihrer zum Sprüchworte gewordenen Treue und Gemüthlichkeit. Ein Tropfen Oel, ſchwimmt die Gegenwart in dem Geſchichtmeere der Vergangenheit. Millionen Erfahrungen dringen, eben ſo vielen Waſſertropfen vergleichbar, von allen Seiten auf ſie ein: aber ſie nimmt keinen einzigen an; ſie wird nicht naß davon.

Doch wer gegen die Lehren der Vergangenheit taub iſt, der büßet in dem Unglücke der Gegenwart. Als ſich dieſes unorganiſche Staatenkonglomerat, das ſich deutſches, oder heiliges römiſches Reich nannte, ſeinem weſtlichen Nachbarn entgegenſtellte, welcher die Feſſeln des Feudalweſens in Stücke geſchlagen hatte und in der Morgenröthe ſeiner Trikolore daherfuhr; als es ſich bewußtlos der Sturmfluth eines erwachten Volksbewußtſeins entgegenwarf, um mit dem Blute ſeiner Unterthanen die zerbrochene Krone der Lilienkönige kitten zu helfen: da war ſein Verhängniß erfüllt; da brach es ſelber in Scherben, und Kriegesknechte theilten ſich in ſeinen zerfetzten Mantel. Das Volk litt und trauerte; es büßte mit Blut und Vermögen den Uebermuth und die Fehler ſeiner Fürſten: dieſe aber waren meiſt wohlgemuth und ſpielten an dem Rande des gähnenden Abgrundes kindiſch ſorglos mit neuen Würden, mit Scepter und Kronen. Sie betrachteten einander mißtrauiſch und mißgünſtig, und einer ſuchte ſich auf Koſten des Anderen zu heben und zu vergrößern; ſie buhlten faſt alle um die Gunſt des mächtigen Emporkömmlings, der zwei Jahrzehnte beinahe ihre Gottesgeiſel war. Sie küßten niederträchtig ſeinen eiſernen Scepter, liehen ihm ihre Unterthanen zum Dahinſchlachten und wurden belohnt dafür mit Königskrönchen und Länderfetzchen, welche den Mächtigeren entriſſen waren. Die größeren deutſchen Fürſten tragen die größere Schuld. Der Friede zu Campo Formio und der Raſtatter Kongreß hatte das Vertrauen der kleineren Fürſten zu dem Reichsoberhaupte erſchüttert: und als der deutſche Kaiſer mit ſeiner Hausmacht Oeſterreich in Italien und Deutſchland blutig rang, ſtand Preußen beobachtend von Ferne und hatte zuerſt einen Separatfrieden mit dem gefährlichen Reichsfeinde geſchloſſen. Als Oeſterreich die Arme ermüdet ſinken ließ; als die deutſche Kaiſerkrone niedergelegt war, und der franzöſiſche Kaiſeradler ſein Protektorat über die Fürſten des Rheinbundes aufgerichtet und ſeine Klauen in die Herzen ihrer Unterthanen eingeſchlagen hatte: da erſt erhob ſich Preußen zum Kampfe. In der Schlacht von Jena-Auerſtädt (14. Okt. 1806) zerrann der Traum ſeiner Ruhmesgröße, der auf den Lorbeern des ſiebenjährigen Krieges geträumt wurde. Ueberfallen, getrennt, in beſinnungsloſe Flucht zerſplittert und vernichtet war an dieſem Einen Schlachttage die zweite Hauptmacht Deutſchlands, auf welcher die Augen aller Vaterlandsfreunde hoffnungsfroh geruht hatten. Die Prüfungsnacht, welche über unſer Volk hereingebrochen war, wurde finſterer und ſchwärzer und ſollte noch lange dauern. Aber einzelne Sterne begannen in ihr zu ſchimmern; einzelne Erſcheinungen verkündeten, daß die Volkeskraft noch geſund und ungebrochen war; daß nur die Gewiſſenloſigkeit und der Verrath der Führer die Schmach verſchuldet hatten. Die Kraft des Volkes hatte man noch nicht angewendet, noch nicht gehörig anzuwenden verſtanden, noch nicht anwenden wollen: und doch ruhete in ihr das einzige Rettungsmittel gegen den großen Weltenſtürmer, der auf ihren Flügeln von Siegen zu Siegen eilte.

Am Tage der Schlacht von Auerſtädt, als der Feldherr der Preußen, der alte Braunſchweig, bereits tödtlich verwundet gefallen, als die Schlacht bereits entſchieden und das preußiſche Heer aufgelöſt war; focht ein einzelner preußiſcher Dragoneroffizier auf einer entlegenen Feldwacht noch einen verzweifelten Kampf. Er war verlaſſen von den Seinen und von feindlichen Reitern umringt. Sie forderten ihn auf, ſich zu ergeben: aber der Jammer über die unerwartete, ſchreckliche Niederlage dieſes einzigen Tages zerriß ſeine muthige Seele, und er wollte aus dem allgemeinen Schiffbruche nicht ſein armes Leben retten. Er kämpfte fort und verwundete mehrere ſeiner Gegner. Erbitterter dringen dieſe auf ihn ein, und dicht zielen die Hiebe nach ſeinem Kopfe. Eine kurze Zeit noch ſchützte ihn ſein guter Hut: bald aber war dieſer heruntergehauen, und augenblicklich raubten ihm mehrere gefährliche Kopfwunden die Beſinnung. Ein gewaltiger Säbelhieb gleitet von ſeinem Haupte nieder und trifft ſein gutes Pferd, das der Reiter nicht mehr im Zügel halten kann. Ein gewaltiger Satz des Thieres entrückt ihn den Säbelklingen der Franzoſen; es trägt ihn weit weg von dem Kampfplatze; mit Blute überſtrömt und leblos ſinkt der Reiter herunter. Dieſer blutige Reiter war einer der Sterne, welche in unſerer tiefen Volkesnacht aufgehen ſollten; es war der Lieutenant Ferdinand von Schill.

Ferdinand von Schill war der jüngſte von vier Brüdern und im Jahr 1773 auf einem Gute ſeines Vaters, Sothof, in Oberſchleſien geboren.

Der Vater ſtammte aus einem edlen ungariſchen Geſchlechte und diente ſchon in den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen in den Heeren Maria Thereſia's. In der Schlacht von Hohenfriedberg (1745) focht er in dem tapferen Huſarenregimente Eſterhazy und ſah ſeinen Bruder einen ehrenvollen Soldatentod ſterben. Später trat er in ſächſiſche Dienſte und ſtand im Jahre 1756 als Rittmeiſter in dem Lager bei Pirna, wo die ſächſiſchen Truppen von den Preußen eingeſchloſſen und gefangen genommen wurden. Er verſchmähete es, der preußiſchen Fahne zu folgen, und ſammelte eine Anzahl ſächſiſcher Soldaten, welche man in das preußiſche Heer untergeſteckt hatte, und welche bei jeder günſtigen Gelegenheit ihre Regimenter zu Hunderten wieder verließen, zu einem Freikorps, mit welchem er in der Umgegend von Erfurt verſchiedene bedeutende Unternehmungen ausführte. Von Frankreich bezog er den Sold für ſeine Truppen und führte dieſen kleinen Krieg bis zum Hubertsburger Frieden (1763) fort. Er hatte ſich als geſchickter und glücklicher Parteigänger einen Ruf erworben. Fünfzehn Jahre ſpäter, bei dem Ausbruche des baieriſchen Erbfolgekriegs (1778), ſuchte ihn daher der Feldmarſchall Laudon für den öſterreichiſchen Dienſt wiederzugewinnen. Aber auch von preußiſcher Seite bewarb man ſich um ihn, und er trat nun in preußiſchen Dienſt. Er übernahm den Auftrag, ein Korps leichter Reiterei zu errichten; doch der Teſchener Friede (1779) ſetzte ſeiner Thätigkeit ein raſches Ziel. König Friedrich II. verſetzte ihn indeß als Obriſtlieutenant in das braune Huſarenregiment und war im Begriff, ihn zum Obriſten und Inhaber des gelben Huſarenregiments zu ernennen, als er 1786 ſtarb. Von Friedrich Wilhelm II. in der Beförderung übergangen, nahm der alte Schill ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſein kleines Gut in Oberſchleſien zurück. Beim Ausbruche des Krieges gegen Napoleon im Jahre 1806 erwachte hier in dem 78jährigen Greiſe der alte Soldatengeiſt und er ſammelte eine Menge von Förſtern und Jägern in ſeiner Gegend, um aus ihnen ein Freikorps zu errichten. Der Graf von Hoym aber, der dirigirende Miniſter der Provinz, unterſagte ihm das Unternehmen. Zwei Jahre ſpäter machte ſich der alte Krieger auf die Reiſe nach Pommern, um ſich an dem Anblicke ſeines Sohnes und deſſen jugendlichem Ruhme zu erfreuen.

Wenig iſt über die frühere Jugendgeſchichte dieſes edlen Mannes bekannt geworden; nichts, was auf den Entwicklungsgang ſeiner Geiſtesbildung ein Licht wirft. Er hat eine kurze Zeit eine Schule in Breslau beſucht und iſt als 16jähriger Jüngling in dasſelbe Huſarenregiment als Standartenjunker eingetreten, in welchem ſein Vater früher gedient hatte. Seine drei ältern Brüder hatten dieſelbe Laufbahn betreten. Der General Graf von Kalkreuth war ein Freund ſeines Vaters. Als ihm der Jüngling gelegentlich vorgeſtellt wurde, fand er Gefallen an ihm, glaubte ungewöhnliche Anlagen in ihm zu entdecken, und erbot ſich, ihn unter ſein eigenes Dragonerregiment (damals Anſpach-Baireuth), welches zu Paſewalk in Vorpommern garniſonirte, aufzunehmen und väterlich für ihn beſorgt zu ſein. Der zweite Theil des Verſprechens blieb indeſſen unerfüllt. Der Graf von Kalkreuth bekümmerte ſich um ſeinen Schützling ſehr wenig, vielleicht, weil er von ſeiner Meinung in Betreff ſeiner Fähigkeiten zurückgekommen war. Denn der junge Schill zeigte keine von den Eigenſchaften, die man an Soldaten in Friedenszeiten oft hochſchätzt. Die Pedanterie des Garniſon- und Kamaſchendienſtes war ihm zuwider. Er zeigte gar kein Geſchick dazu und häufige Vorwürfe ſeiner Vorgeſetzten waren die natürlichen Folgen. Auch das leichtfertige Leben ſeiner Kameraden floh er. Er war ſtill, beſcheiden und verſchloſſen, in der Regel nachdenkend und einer innern Welt von Ideen hingegeben; Entwürfe und Pläne für eine ferne Zukunft beſchäftigten ſeinen raſtlos thätigen und praktiſchen Geiſt, Träume zukünftiger Lorbeeren vielleicht ſeine Phantaſie. So lebte er in der Soldatenwelt des entſchwundenen Jahrhunderts, welche in Preußen damals noch in voller Blüthe ſtand, ein nicht erkannter Keim der Zukunft, von ſeinen Vorgeſetzten und ſeinen Kameraden faſt mißachtet. „Wer hätte das gedacht! Wie hat aus dem Manne noch etwas werden können, der nicht einmal einen Zug zu führen verſtand,“ rief ein Offizier der alten Schule aus, der ihm früher nahe geſtanden hatte, als Schill’s Name von Munde zu Munde ging. In der alten Schule hätte er es freilich zu nichts gebracht: denn der Ausbruch des Krieges fand ihn nach einer 17jährigen Dienſtzeit noch als Unterlieutenant, aber als Mann auf dem Schlachtfelde, wie wir eben ſchon erzählt haben.

Zwei Unteroffiziere ſeines Regimentes fanden den Schwerverwundeten, der kaum noch Zeichen des Lebens in ſich trug. Sie brachten ihn vom Schlachtfelde fort und verbanden ihm nothdürftig ſeine Wunden. In Cölleda nahm ſich der Lieutenant von Tümpling ſeiner an und brachte ihn nach Weißenſee. Das Leben war in ihm faſt gänzlich erloſchen, und man war im Begriff, ihn aufzugeben. Da bemerkte ihn zufällig der Chirurgus Fremming, der ihn kannte. Seinen Bemühungen gelang es, das Bewußſein in ihm wiederzuerwecken. Mit den größten Anſtrengungen brachte man ihn weiter nach Nordhauſen; er konnte wegen der Schmerzen der Kopfwunden das Fahren nicht vertragen und ſich doch kaum auf dem Pferde erhalten. Hier nahm ihn ein Arzt in ſein Haus auf und pflegte ihn auf’s Beſte.

Aber die Sieger nahten, und der arme Verwundete ſchleppte ſich mühſam weiter in der allgemeinen Richtung des wilden Rückzuges, nach Magdeburg. Hier hatten Schrecken und Rathloſigkeit alle Gemüther ergriffen; alle Straßen waren mit Wagen, Pferden und Menſchen angefüllt; das wildeſte Getümmel wogte in ihnen. Schill konnte ſich kaum noch in dem Sattel erhalten, kaum einige Worte hervorbringen. Da nahm ſich ein geborner Franzoſe, der Sprachlehrer Berr, des Hülfloſen an, führte ihn in ſeine Wohnung und pflegte ihn in Verbindung mit ſeiner Frau auf das Sorgfältigſte.

Beide drangen in ihn, bis zu ſeiner völligen Geneſung bei ihnen zu bleiben. Aber Schill's kräftiger Geiſt war nur mit dem Geſchick des Vaterlandes beſchäftiget und kannte nur eine Pflicht, die Pflicht des Soldaten; nur einen Trieb, dem verhaßten Feinde zu enteilen und ſeinen Arm dem Vaterlande zu erhalten. „Schaffen Sie mir Gewißheit darüber, ob man Magdeburg zu halten gedenkt oder nicht," ſprach er zu ſeinem Wirthe. Dieſer ging aus und brachte die Nachricht zurück, daß man bereits von der Uebergabe der Feſtung ſpreche. Da konnte nichts mehr den Braven halten. Er eilte fort und ſuchte das Vaterland, für das er wieder bluten wollte; er ſuchte es weiter und weiter und ſah es hinter ſeinen geflügelten Schritten immer weiter in Stücke brechen. Gefoltert von Körper- und Seelenleiden, ſchleppte er ſich in immer mühſeligerer Flucht über Stettin bis Kolberg. Hier mußte er bleiben: denn das Wundfieber ſchüttelte ſeine Glieder; er konnte nicht mehr weiter. Aber auch hier fand er in dem Hauſe eines Bürgers, des Senators Weſtphal, liebreiche Aufnahme, Pflege und tüchtige ärztliche Hülfe. Seine Kopfwunden beſſerten ſich; er gewann einige Ruhe und mit ihr die Geiſtesfreiheit, die Begebenheiten beſonnen zu überblicken, und zu überlegen, was zu thun ſei. Er hatte einen Schauplatz erreicht, wo ſich Thaten vorbereiteten; wo Männer noth thaten, und wo ſich auf engem Raume die entgegengeſetzteſten Elemente zu gemeinſchaftlichem Handeln zuſammendrängen ſollten.

Der Krieg gegen einen Napoleon war von Seiten Preußens ſo unvorbereitet unternommen worden faſt alle Feſtungen des Landes auf's Aeußerſte vernachläſſigt waren. Sie waren weder gehörig armirt, noch verproviantirt. Dazu waren in den vorangegangenen langen Friedensjahren ihre Kommandantenſtellen meiſt nur als Verſorgungsanſtalten für invalide Stabsoffiziere aller Grade benutzt worden und ausgedienten Greiſen anvertraut. Hierdurch erklärt ſich wenigſtens theilweiſe die unerhörte Erſcheinung, daß eine verlorene Schlacht einen ganzen Staat, der bisher ſtolz auf ſeinen Kriegesruhm geweſen war, faſt ohne allen weiteren Widerſtand dem Sieger in die Arme warf. Faſt alle Feſtungen Preußens, und unter ihnen Plätze, an welche ſich während des ganzen 7jährigen Krieges kein Feind gewagt hatte, öffneten den Franzoſen ohne Kanonenſchuß ihre Thore. Magdeburg und Stettin waren ſo gefallen, und Kolberg drohete ein gleiches Loos. Doch vereinigten ſich hier Umſtände, welche es vor der allgemeinen Schmach bewahrten und zum Lichtpunkte einer ſchönen Erinnerung für das ganze deutſche Vaterland erhoben.

Kolberg war nur eine Feſtung zweiten Rangs, aber feſt beſonders durch ſeine Lage und wichtig bei dem gegenwärtigen Stande der Kriegsereigniſſe. Es konnte für die mit Preußen verbündeten Seemächte ein Landungspunkt werden und ein Stützpunkt für Unternehmungen, welche von hieraus in die Seite und in den Rücken des Feindes, der gegen die Weichſel vorrückte, unternommen werden konnten. Während des 7jährigen Krieges war es dreimal von ruſſiſchen Truppen belagert worden, in den Jahren 1758, 1760, und 1761. Es hatte jedesmal unter einem tapfern Kommandanten, von Heyden, einen entſchloſſenen und glücklichen Widerſtand geleiſtet und war zuletzt nicht der Waffengewalt, ſondern dem Hunger erlegen, denn die Ruſſen ſchloſſen es auch von der Seeſeite ein. König Friedrich II. hatte die Wichtigkeit des Platzes erkannt und nach dem Hubertsburger Frieden bedeutende Summen verwendet, ſeine Feſtungswerke zu erweitern. Die neuen Werke wurden ſpäter zwar als unzweckmäßig und ungenügend getadelt und man behauptete, daß Kolberg, welches nicht ganz 6000 Einwohner zählte, viel zu klein ſei, um als Feſtung bedeutend zu werden, da es nie eine beträchtliche Garniſon zu faſſen vermöge. Die Belagerung durch die Franzoſen erwies jedoch das Gegentheil; ſie erwies, daß die kleine Feſtung, von der Seeſeite ſicher, gehörig verproviantirt, und von der Landſeite durch tüchtige Werke geſchützt, wirklich uneinnehmbar war. Aber ſie befand ſich in demſelben erbärmlichen Vertheidigungszuſtande, wie die preußiſchen Plätze alle. Seit langer Zeit ſchon war für die Unterhaltung der Feſtungswerke gar nichts geſchehen: Wall und Gräben waren verfallen, von Palliſaden keine Spur mehr vorhanden. Nur drei Kanonen ſtanden auf Lavetten, um Lärmſchüſſe thun zu können, wenn Ausreißer von der Beſatzung verfolgt werden ſollten. Die übrigen alle lagen auf dem Boden und waren vom Graſe hoch überwachſen; ihre Lavetten moderten in den Zeughäuſern. Die Beſatzung war unvollſtändig und beſtand aus beinahe unbrauchbarer Mannſchaft, denn die tüchtige hatte man in's Feld rücken laſſen; die Offiziere waren unwiſſende, aus den Feldregimentern ausgemerzte oder verlebte Menſchen; an Artilleriſten fehlte es beinahe gänzlich. Der Kommandant war ein alter geiſtesſtumpfer, aber von Militärhochmuth ſtrozzender Mann, der Obriſt von Loucadou. Er hatte in dem baieriſchen Erbfolgekriege einmal ein Blockhaus glücklich gegen die Oeſterreicher vertheidigt und ſich dadurch den Ruf eines tüchtigen Offiziers erworben. Später hatte er keine Gelegenheit mehr gefunden, weder dieſen Ruf zu rechtfertigen, noch ihn zu verlieren. Dabei war er ängſtlich pünktlich im kleinen Dienſte und hing ſchwärmeriſch an der alten militäriſchen Form. Was für einen Begriff er von ſeinen Pflichten als Feſtungskommandant hatte, geht aus der Aeußerung hervor, die er bei jeder Gelegenheit vorbrachte, wo man ihn zu Maßregeln aufforderte, das Andringen des nahen Feindes gegen die Feſtung aufzuhalten und zu erſchweren. „Er ſei auf Wall und Mauern angewieſen“, ſprach er da, „und dieſe werde er zu vertheidigen wiſſen; zu weiteren

Unternehmungen habe er keine Befehle; was außerhalb der Feſtung vorgehe, kümmere ihn nicht.“ Charakteriſtiſch für den alten Herrn war, daß wenn Dienſtgeſchäfte mit ihm verhandelt wurden, häufig ſeine Köchin oder Haushälterin zugegen war und auch ein Wort mitſprach. Was in der Feſtung Militär hieß, theilte die gränzenloſe Sorgloſigkeit und Unthätigkeit des Kommandanten. In drei Tagmärſchen konnten die Franzoſen von Stettin aus vor Kolberg ſtehen: aber, was außerhalb der Feſtung vorging oder vorgehen konnte, ging ihn ja ſeiner Meinung nach nichts an.

Das war der Militärgeiſt der alten Kamaſchen- und Zopfzeit, wie er auf das Bürgerthum verachtend und höhniſch herab ſah. Und doch zeigte ſich dieſes Bürgerthum in Kolberg kräftig und geſund, damals ſchon bereit, für das mißhandelte Vaterland alles zu wagen und zu opfern. Wenn man dieſen Geiſt, der mehr oder weniger allgemein war, zu benutzen verſtanden hätte, wenn man die rechten Männer an die Spitze geſtellt, und ihren Rath und ihre Mahnungen nicht überhört hätte; die Schmach des Tilſiter Friedens wäre vermieden worden und aller Jammer, der in ſeinem Gefolge über Deutſchland hereinbrach.

Die Kolberger Bürgerſchaft war kampfesluſtiger, als ihre Beſatzung. Sie hatte überdies ein Recht und eine Verpflichtung, ſich um die Vertheidigung ihrer Stadt zu bekümmern. Von älteſter Zeit her hatte man ſie zum Schutze ihrer Wälle geſetzlich berufen. Es hatte vormals jeder Bürger ſeinen Bürgereid mit Ober- und Untergewehr ſchwören müſſen: er mußte ſchwören, daß dieſe Waffen ihm eigen gehörten, und daß er ſie zur Vertheidigung der Feſtung gebrauchen wolle; daß er Gut und Blut für ſie hinzugeben bereit ſei. Die Bürgerſchaft war in fünf Kompagnien vertheilt und ſtand unter einem Bürgermajor. Der Feſtungskommandant hatte ſie in den früheren Belagerungen nach ſeinem Ermeſſen angewendet und weſentlichen Nutzen aus ihrem Dienſte gezogen. Wenn die Garniſon in Friedenszeit zu Revüen ausrückte, beſetzte ſie alle Poſten. Obriſt Loucadou hatte von dieſem Verhältniß der Bürgerſchaft zu den Feſtungsangelegenheiten keine Kenntniß, oder er nahm gefliſſentlich keine Rückſicht darauf. Die Bürgerſchaft aber hatte es nicht vergeſſen und war mit den getroffenen Vertheidigungsanſtalten ſehr unzufrieden. Sie war von Unruhe und Beſorgniſſen ergriffen und berathſchlagte, was zu thun ſei, dieſem heilloſen Zuſtande abzuhelfen. Wohl war die geſetzliche Behörde, der Magiſtrat der Stadt, ſo unthätig, wie der Kommandant. Seine Glieder hielten ſich ſtill zu Hauſe oder verſteckten ſich wohl gar, wenn die thätigen Bürger ihrer bedurften; die angeſehenere Kaufmannſchaft flüchtete, als die Gefahr näher rückte und die Stadt beſchoſſen wurde, in den Hafen oder gar über die See nach der Inſel Bornholm hinüber. Der mittlere Bürgerſtand dagegen war es, der unerſchrocken feſt und unerſchütterlich blieb, ſelbſt, als ihm die Häuſer über dem Kopfe zuſammenſtürzten und in Rauch und Flammen aufgingen. Da ſein Magiſtrat ihn verließ, ſo handelten ſeine Bürgerrepräſentanten, und erinnerten die Militärbehörde an ihre verſäumten Pflichten. Unter ihnen zeichnete ſich beſonders Ein Mann aus, der damals ſchon 64 Jahr alte Nettelbeck, ein Muſterbild raſtloſer Thätigkeit noch im ſpäten Greiſenalter, ein Muſterbild aufopfernder Menſchen- und Vaterlandsliebe. Von früheſter Jugend an auf allen Meeren zwiſchen Europa, Afrika und Amerika, als Schiffsjunge, Steuermann und Kapitän, herumgeworfen; von gar mancherlei Unglücksfällen in ſeinem Seefahrerleben verfolgt, war er im Jahre 1783 in ſeine Vaterſtadt Kolberg zurückgekehrt und betrieb das frühere Geſchäft ſeines Vaters, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Er erwarb ſich bald die Achtung und Liebe aller guten Bürger, und wurde von ihnen unter die zehn Bürgerrepräſentanten gewählt, welche die Rechte der Bürgerſchaft bei dem Magiſtrat zu vertreten hatten.

Nettelbeck hatte in den früheren Belagerungen Kolberg's ſchon neben ſeinem Vater freiwillige Adjutanten-

Dienſte bei dem tapferen von Heyden gethan, und die Bürger ſendeten ihn daher in ihrer jetzigen Noth an Loucadou ab, um ſich mit ihm über die Vertheidigungs-Maßregeln zu verſtändigen und ihre Dienſte anzubieten, da gar nichts geſchah, ſie wie früher zu fordern. Nettelbeck eröffnete ihm, „daß die Bürger entſchloſſen ſeien, in dieſer bedenklichen Zeit mit dem Militär Laſt und Gefahren zu theilen; daß ſie im Begriffe ſtänden, ein Bataillon von ſieben- bis achthundert Bürgern zu bilden und ihn bäten, Muſterung über ſie zu halten und ihnen ihre Poſten anzuweiſen.“ Ein Major von Nimptſch, der neben dem Kommandanten ſtand, unterbrach den Redenden mit der bariſchen Frage: „Aber, Herr, was geht das Ihn an?“ und der Obriſt erwiderte ihm bämiſch, ſie ſollten ſich nur aufſtellen. Die Bürger benützten die Erlaubniß ſogleich und ließen ihm melden, daß ſie ſeine Befehle erwarteten. „Macht dem Spiel ein Ende, ihr guten Leute, und geht in Gottes Namen nach Hauſe. Was kann mir's helfen, wenn ich Euch anſehe?“ ließ er ihnen ſagen.

Die Bürgerſchaft ließ ſich dadurch in ihrem feſten Willen nicht abſchrecken, für die Vertheidigung der Stadt das Ihrige beizutragen, und ließ dem Obriſten ihre Dienſte zur Inſtandſetzung der Werke anbieten, zur Aufſtellung des Geſchützes, zur Herſtellung der Palliſaden und zu Schanzarbeiten; ſie wolle überall mit Hand anlegen. „Die Bürgerſchaft, und immer die Bürgerſchaft!“ antwortete er mit lautem Hohnlachen, „ich will und brauche die Bürgerſchaft nicht!“ — Dieſe nun begann Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit des Kommandanten zu hegen und argwohnte Verrätherei, heimliche Unterhandlungen mit dem Feinde, ſchimpfliche Uebergabe der Feſtung, wie ſo viele Beiſpiele an anderen Feſtungen vor Augen lagen. Sie wählte unter ſich heimlich einen Ausſchuß, deſſen Mitglieder ſich zu zweien an den drei Stadtthoren vertheilten, Tag und Nacht Wache hielten und ſich regelmäßig ablöſten; ſie beobachteten Alles ſcharf, was aus- und einging, und benutzten die verſchiedenſten Vorwände für ihre Anweſenheit, welche dem Militär indeß gar nicht auffiel.

Der Kommandant begann, ſich etwas zu regen. Er ließ die Kanonen auf den Wällen auf Klötze legen, da die Lavetten wirklich alle unbrauchbar geworden waren; ſie waren morſch und faul geworden. Auch die fehlende Palliſadirung ſchien man erſetzen zu wollen. Aber alle ſeine Anſtalten waren ſchläfrig und halb und nur ergriffen, den Vorwurf der Unthätigkeit von ſich abzulenken. Außerhalb der Feſtung geſchah, dem bekannten Grundſatze des alten Obeiſten gemäß, wirklich gar nichts. Alle Höhenpunkte um die Stadt, von welchen ſie beſchoſſen werden konnte, waren bis auf eine einzige, wo ſich eine Schanze befand, außer Acht gelaſſen. Daher begab ſich Nettelbeck wieder zu dem Kommandanten, um ihn im Namen der Bürgerſchaft darauf aufmerkſam zu machen, welche guten Dienſte in den früheren Belagerungen beſonders eine Schanze auf dem ſ. g. Hohenberge eine Viertel Meile ſüdöſtlich von der Stadt geleiſtet habe. Von ihr aus habe man den Feind gehindert, in die Schußweite an die Stadt heranzurücken; noch ſeien Reſte der alten Verſchanzungen erkennbar, und wenn er nichts dagegen habe, ſo ſeien die Bürger bereit, ſie mit gemeinſamer Hand wieder herzuſtellen. Der Kommandant gab mit ſeinem gewöhnlichen höhniſchen Tone die gewiß merkwürdige Antwort: „Was außerhalb der Stadt geſchieht, kümmert mich nicht. Die Feſtung innerlich werde ich zu vertheidigen wiſſen. Meinetwegen mögt ihr draußen ſchanzen, wie und wo ihr wollt. Das geht mich nichts an.“ Er litt alſo, daß, wer wollte, draußen Verſchanzungen aufwarf, in denen ſich, wenn er ſie, was zu erwarten ſtand, nicht beſetzte, der Feind gegen ihn deſto bequemer feſtſetzen konnte. Das war ihm Alles einerlei und ging ihn weiter nichts an, weil es außerhalb der Stadt ſich ereignete. Gewiß eine ſonderbare Kriegskunſt!

Die Bürger zogen mit Luſt an die Arbeit; Alles, was ihnen angehörte, folgte, Geſellen, Lehrjungen, Mägde und Knechte. Nettelbeck, welcher das alte Werk noch geſehen hatte, gab an, was gearbeitet werden ſollte, vertheilte die Arbeiter und zog ſelber mit einem Karrn und Spaten voraus; er bezahlte ſogar viele gedungene Arbeiter aus ſeinen Mitteln. So kam ein Werk zu Stande, das ſpäter wirklich benutzt wurde.

Die unerklärlichſte Nachläſſigkeit von Seiten des Kommandanten zeigte ſich endlich in der Verproviantirung der Feſtung und verurſachte den Bürgern noch eine Hauptſorge. Loucadou behauptete zuverſichtlich, für ſeine Garniſon auf ſechs Monate reichlich verſehen zu ſein. Das war, wie ſich ſpäter zeigte, nur in Betreff der Brodvorräthe der Fall; alle übrigen Lebensbedürfniſſe für die Soldaten ſelbſt waren höchſt dürftig vorhanden. Ob für die Einwohner Vorräthe vorhanden waren, kümmerte ihn wieder gar nicht; drei Viertheile der Bewohner waren gewohnt, von einem Marktage zum andern zu leben. Aus der nächſten Umgebung, wo bedeutende Viehzucht getrieben wurde, wäre eine hinreichende Verproviantirung leicht zu bewerkſtelligen geweſen. Ueberdies war bekannt, daß von den bedeutenden Lieferungen, welche im vergangenen Winter zu Verpflegung erwarteter ruſſiſcher Truppen hatten geleiſtet werden müſſen, in Treptow, Cammin und Wollin, noch beträchtliche Getreidevorräthe in den Magazinen lagen. Sie waren leicht nach Kolberg abzuführen und fielen außerdem dem Feinde als eine willkommene Beute in die Hand. Das kümmerte den alten Obriſten aber wiederum gar nicht; es lag ja wieder außerhalb der Feſtung und ſomit außer dem Bereiche ſeiner Wirkſamkeit. Nettelbeck war als Bürgerrepräſentant von Haus zu Haus gegangen und hatte alle Vorräthe aufgezeichnet; er hatte ſich unter dem Vorwande, Korn und Schlachtvieh aufkaufen zu wollen, was ſein Gewerbe mit ſich brachte, auf die nächſtgelegenen Dörfer begeben und gleichfalls ein Verzeichniß von ihren Vorräthen aufgenommen. Er eilte damit zu dem Obriſten, legte ihm ſeine Papiere vor und drang in ihn, dieſe Vorräthe in die Feſtung ſchaffen zu laſſen. „Pah, pah!“ antwortete er, „die Bürgerſchaft macht ſich meinetwegen gar zu große Sorgen;“ und ſeine

Haushälterin verſicherte, „es ſei gar nicht nöthig, daß ſich noch Jemand um die Eß- und Trinkwaaren bekümmerte. Der Herr Obriſt verſtänden das am Beſten!“ Er wollte die Verzeichniſſe gar nicht anſehen, und traurig machte ſich der brave Nettelbeck damit auf den Heimweg.

So ſtanden die Sachen in der Feſtung, als Schill in ihr erſchien. Er hörte die Klagen der Einwohner: denn die ganze geſellſchaftliche Unterhaltung drehte ſich um dieſen Punkt. Er kam mit Nettelbeck zuſammen, und beide Männer theilten ſich ihren Jammer, ihre Hoffnungen und Entſchlüſſe mit. Sobald er ausgehen konnte, beſuchte er an Nettelbeck's Seite den Platz und ſeine Umgebung. Was er hörte und ſah, beſtimmte den thatendurſtigen Mann, hier zu bleiben, wo ein ſachverſtändiger Mann und augenblickliche Hülfe noth thaten, und hier entwickelte ſich ſein bisher verborgenes militäriſches Talent auf die raſcheſte und glänzendſte Weiſe.

Bei der erſten Anſicht der Feſtung erkannte Schill, daß ihre Erhaltung unter den gegebenen Verhältniſſen hauptſächlich von der Behauptung des Hafens abhänge: denn ſo allein konnte die Verbindung mit Preußen und deſſen Verbündeten erhalten und Hülfe aller Art, Verſtärkung und Proviant, in den Platz gebracht werden. Der Schlüſſel des Hafens aber war „die Maikuhle,“ ein Luſtwäldchen, welches ſich links von der Perſante-Mündung eine Viertel Meile an der See hinzog. Es war bis zu dieſem Augenblicke gar nichts geſchehen, dieſen wichtigen Punkt durch Verſchanzungen zu ſchützen. Die beiden Männer, Nettelbeck und Schill, hatten keine Geldmittel und keine Streitkräfte, die nothwendigen Werke zu ſchaffen, zu beſetzen und zu behaupten: dennoch ſchritten ſie ohne Verzug an's Werk. Schill fühlte eine Armee in ſeiner begeiſterten Bruſt und hoffte, was in ihm lebte, auch außer ſich darſtellen zu können. Stündlich ſtrömten Zerſprengte oder Selbſtranzionirte von der bei Jena geſchlagenen Armee in die Stadt; ſie konnten zur Vertheidigung derſelben verwendet werden. Nettelbeck unternahm die Schanzarbeiten bei der Maikuhle auf ſeine

Koſten. Was er von Taglöhnern habhaft werden konnte, mußte Tag und Nacht arbeiten; Schill hatte den Plan der Befeſtigung entworfen. Kein Menſch in der Feſtung fragte oder kümmerte ſich darum, was ſie draußen ſchafften; Schill mußte ſpäter auch für die Beſatzung ſorgen.

Am ſiebenten Tage nach ſeiner Ankunft, erſt halb nur geneſen, ſtellte ſich Schill dem Feſtungs-Kommandanten vor und trug ihm ſeine Dienſte an, auf dem Wall, oder wo er ihn brauchen wolle. Als Kavallerie-Offizier indeſſen, machte er ihm bemerklich, würde er ſich wohl am Beſten außerhalb der Feſtung zu Entſendungen und Streifereien eignen. Der Obriſt war gerade bei guter Laune und ſah das ein. Er ſtellte ſechs Mann unter ſeine Befehle, welche aus einem Küraſſir- und Dragoner-Depot genommen waren. Nun wagte Schill mit einem Plane hervorzutreten, jene älteren Magazine in Treptow, Cammin und Wollin nach der Feſtung zu ſchaffen, ehe ſich der Feind ihrer bemächtigte. Der alte Obriſt wollte die Ausführung noch einige Tage aufſchieben. „Nur von einem Ausmarſch in dieſer Stunde iſt ein Erfolg zu erwarten,“ entgegnete der blaſſe junge Mann. Der Kommandant gab ihm die Erlaubniß dazu.

An demſelben Tage, am 10. Nov. 1806. um 7 Uhr Abends ritt er in Treptow ein und erfuhr, daß für den nächſten Tag ein Trupp Franzoſen angeſagt war, welcher das Magazin abholen ſollte. Auf der Stelle mußten Fuhren aufgeboten werden und die nicht unbeträchtlichen Vorräthe nach Kolberg ſchaffen. Um von dem nahen Feinde daran nicht verhindert zu werden, ſchickte Schill eine Patrouille von zwei Mann des Wegs, welchen die Franzoſen kommen mußten, und ließ überall das Gerücht ausſprengen, daß die Ruſſen in Kolberg gelandet wären und die Gegend beſetzen würden. Dies that ſeine Wirkung, und die Franzoſen kehrten auf halbem Weg um

Schill war indeſſen ſo erſchöpft, daß er ſelber nicht weiter gehen konnte, die andern Magazine abzuholen: doch beſorgten es ſeine Leute, und alle kamen in die Feſtung.

Schill hielt es für zweckmäßig, dem durch ihn verbreiteten Gerüchte von der Landung der Ruſſen längeren Beſtand zu geben. Zu dieſem Zwecke mußten immer weitere Streifzüge unternommen werden; man konnte ſich durch ſie zugleich beſtimmtere Kunde von der Stellung und den Abſichten des Feindes verſchaffen, deſſen Erſcheinung vor Kolberg jeden Augenblick gefürchtet wurde. Er erbat ſich von Loucadou hierzu eine Verſtärkung ſeines Kommandos auf 30 Mann. Dieſer bewilligte ſie ihm: doch in dem Augenblicke, als Schill ausrücken wollte, erhielt er Gegenbefehl, weil es in der Feſtung an Mannſchaft fehle.

Die Befürchtungen der Kolberger, daß der Feind jetzt ſchon ein ernſtliches Unternehmen gegen ihre Stadt vorbereite, ſchienen ſich zu verwirklichen. Es erſchien von Stettin aus, aus einer Entfernung von 16 Meilen, ein franzöſiſcher Parlamentär und forderte den Kommandanten zur Uebergabe auf; zugleich wurde der königliche Domänenbeamte, der unter den Kanonen der Feſtung in der Altſtadt wohnte, nach Stettin gefordert, um der franzöſiſchen Verwaltung den Huldigungseid zu leiſten. Die Franzoſen hatten bisher bei allen preußiſchen Feſtungen die Erfahrung gemacht, daß faſt jeder Aufforderung die unmittelbare Uebergabe gefolgt war und waren dadurch ſicher und keck geworden. Sie bekamen hier zwar eine abſchlägige Antwort: aber die Bürger konnten ſich den Grad des franzöſiſchen Uebermuthes nicht denken, der eine ſolche Aufforderung ohne eine anrückende Armee ergehen ließ. Eine große Unruhe entſtand daher in der Stadt und in der ganzen Gegend. In letzterer hatte der franzöſiſche Parlamentär wirklich viele Lieferungen ausgeſchrieben, welche der heranziehenden Belagerungsarmee nach Stargard entgegengeſchickt werden ſollten. In der ganzen Gegend zwiſchen Stettin und Kolberg befand ſich auch in der That kein preußiſcher Soldat, und ſo ſchickten ſich die Ortsbehörden wirklich an, die Lieferungen zu ſtellen.

Nur Schill zweifelte und ſah in des Franzoſen Aufforderung eine empfindliche Kränkung der vaterländiſchen

Militärehre. Ernſtlich drang er in Loucadou, ihn dem feindlichen Parlamentär nachzuſchicken und erhielt endlich mit Mühe ſechs Mann. Er rückte vorſichtig aus, fand aber nirgends Anzeichen einer heranziehenden Armee. Er marſchirt weiter und weiter und erfuhr endlich, daß ſich in Naugard mehrere franzöſiſche Offiziere aber ohne alle Bedeckung und wie im tiefſten Frieden befänden. Er eilt nach Naugard; die Franzoſen waren aber ſchon nach Maſſow gegangen. Es waren Streiflinge, welche ſich von ihren Truppenkorps, die auf dem Marſche nach Polen begriffen waren, weggeſchlichen hatten und in dem unbeſetzten Lande gezwungene Steuern für ihre Beutel erhoben. Schill folgte ihnen und überraſchte ſie Nachts um 2 Uhr in ihren Betten zu Maſſow; er hob ſie ohne Widerſtand ſieben an der Zahl auf, und brachte ſie nach Kolberg.

Auf dieſem Streifzuge hatte er übrigens erfahren, daß ſich überall noch königliche Montirungs- und Waffenſtücke und Dienſtpferde befänden, welche von den zerſprengten Preußen zurückgelaſſen, verkauft und verſchleudert worden waren. Auf viele Selbſtranzionirte war er ferner geſtoßen, die von dem glühenden Wunſche beſeelt waren, wieder bewaffnet und gegen den Feind geführt zu werden. Schill, der eine große Gabe beſaß, die Herzen zu gewinnen, ermunterte ſie, ſich ihm anzuſchließen. Er ſendete ſie nach Kolberg und verſprach, für ihre Bewaffnung zu ſorgen.

Die Erfahrungen, welche Schill auf dieſen erſten Streifzügen ſammelte, ließen in ſeiner feurigen, thätigen Seele Entwürfe entkeimen, welche ſich ſtufenweiſe weiter entwickelten, und eine Geiſtesgröße beurkunden, welche um ſo bewundernswerther erſcheint, je vereinzelter ſie in jener trüben Zeit daſtand, wo alles faſt, Muth und Haltung verloren hatte. Sie fußten auf dem Plane, die Tauſende der bei Jena zerſprengten Armee, welche in dieſer Gegend umherſtreiften, zu ſammeln, mit den zerſtreuten Militäreffekten wieder zu bewaffnen, und dem Feind ſo innerhalb und außerhalb der Feſtung Kolberg einen entſchloſſemen Widerſtand entgegen zu ſetzen. Aber bald knüpften ſich hieran viel umfaſſendere Abſichten. Eilig hatten ſich die Franzoſen der Odermündungen, der Inſeln Uſerdom und Wollin bemächtigt. Dies lenkte auch Schill's Blicke auf die Vortheile, welche der Beſitz dieſer Inſeln für die Erhaltung Kolberg's und für die ganze Kriegsführung in Pommern gewähren mußte. Sie boten, da der Feind über keine Seemacht zu verfügen hatte, eine uneinnehmbare Stellung und lehnten ſich an das befreundete Schweden, dem damals Vorderpommern gehörte. Von hieraus konnten die Franzoſen, ſie mochten gegen Kolberg oder Stralſund vorrücken, in den Rücken genommen werden; man konnte ihre Stellung in Stettin unaufhörlich beunruhigen und durch den Hafen in Swinemünde eine ſichere Verbindung mit Preußen, Rußland, Schweden und England unterhalten. Von hier aus ſollte der kleine Krieg nach allen Seiten hin verbreitet werden, links von der Oder bis zur Elbe hin, rechts von ihr nach Hinterpommern und in die Neumark; er würde die Verbindungen des Feindes geſtört, ſeine Poſten, ſeine Magazine, ſeine Transporte aufgehoben haben. Aber nicht die wiedervereinigten Trümmer der alten Armee allein ſollten den Kern einer neuen Truppenmaſſe bilden. In allen, vom Feinde noch nicht beſetzten Landestheilen, von Maſſow bis Stolpe, ſollte eine allgemeine Rekrutenaushebung ſtattfinden. An die Oſtſee angelehnt, ſollte dieſe Armee den Beſitz jener Oderinſeln ſichern und den Schweden in Pommern zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen die Hand bieten. Dann hätte ſich Marſchall Mortier mit ſeinen geringen Streitkräften nicht vor Stralſund halten, und die Thätigkeit der Schweden lähmen können. In den Monaten November und Dezember wäre es vielleicht ſogar möglich geweſen, das Korps des Marſchalls zu vernichten; denn da war es noch von ſehr untergeordneter Bedeutung. Noch wichtiger konnte die Benützung des Zeitpunktes unmittelbar nach der Schlacht bei Eylau (8. Februar 1807) werden. Napoleon hatte ungeheure Verluſte zu erſetzen und zog alle, anderswo entbehrliche Truppenabtheilungen an ſich. Die Marken, Weſtphalen, Heſſen, und alle hinter ihnen liegende Landſtriche waren unbewacht, und überall ſchlugen die Herzen damals ſchon für die Befreiung des Vaterlandes von der franzöſiſchen Herrſchaft. Es bedurfte einer hineingeworfenen kleinen Truppenabtheilung, und ſie erhoben ſich und ſchloſſen ſich an. Es waren Schill aus jenen deutſchen Landestheilen wirklich Aufforderungen zugekommen, jenſeits der Oder zu erſcheinen und den Funken der Kampfesluſt zur Flamme anzufachen. Ein Aufgebot in Maſſe hätte hier erfolgen, der Volkskrieg erklärt und in Ausführung gebracht werden müſſen. Wäre der Landſturm auch nur mit Piken und Senſen bewaffnet geweſen; von einer zahlreichen leichten Reiterei unterſtützt (und die zu ſchaffen, verſtand Schill, das hat er bewieſen), mit einigen Geſchützen verſehen, hätte er eine achtunggebietende, bedenkliche Haltung gewonnen. Während des ganzen Winters waren die Verſtärkungen aus dem inneren Frankreich noch weit zurück, ſie langten theilweiſe erſt Ende Januars und noch ſpäter, in den Odergegenden an. Bis dahin hätten die von Schill beabſichtigten Aushebungen und Bewaffnung des Landes gar kein Hinderniß erfahren und konnte vollendet ſein. Man hätte die Hülfsmittel dieſer Gegenden zur eigenen Bewaffnung erſchöpfen müſſen; denn ſpäter nützte ſie der Feind zu der ſeinigen. Alle bis dahin in derſelben zerſtreute kleine Abtheilungen deſſelben mußten angegriffen und vernichtet werden. Statt der herrſchenden Niedergeſchlagenheit wäre Hoffnung und Selbſtvertrauen zurückgekehrt, und der Bürger und der Landmann hätten freiwillig und freudig zu ihrem eigenen Schutz dargebracht, was ihnen die Franzoſen ſpäter mit Gewalt nahmen. Ein Heer konnte in den Wintermonaten geſchaffen werden, welches den ſpäter anrückenden Feind erdrückt hätte; welches ſich vielleicht der Oderfeſtungen ſelbſt wieder bemächtiget hätte, die ſo ſchmachvoll verloren gegangen waren, denn in ihrem Inneren ſelbſt waren Bürger bereit, mit dem anrückenden Landſturme gemeinſchaftliche Sache zu machen, und Schill war auch hiervon unterrichtet: ein

Heer konnte geſchaffen werden, welches dem nach Rußland gewendeten Welteroberer in den Rücken geführt werden konnte, und dem Kriege vielleicht eine ganz andere Wendung gegeben, von Preußen, von ganz Deutſchland ſechs Jahre der Schande und der tiefſten Entwürdigung ferne gehalten hätte. Das waren die Entwürfe des bisher ungekannten Unterlieutenants von Schill.

Und wie haben ſeine Zeitgenoſſen, ſeine Vorgeſetzten, die Männer vom Fache, welche die ernſte Verpflichtung hatten, den durch ſie zu Grabe getragenen preußiſchen Kriegsruhm wieder zu erwecken, dieſe Pläne des jungen Offiziers gewürdiget? Eingeroſtet, eingefroren war in Preußen Alles noch in der alten Soldatenwirthſchaft, die doch vor dem neuen Kriegsſterne zerronnen war, wie eine Schneeflocke vor der Sonne. Ein Obriſt von Loucadou, welcher der Einzige war, dem Schill ſeine Pläne vorlegen konnte und mußte; aber ſpäter auch andere höher geſtellte Militärperſonen: ſie haben ſie kopfſchüttelnd für hochfliegende, unausführbare, excentriſche Träume gehalten. Man unterſtützte ihn in der Ausführung nicht nur gar nicht; man hemmte und hinderte ihn überall auf die unverantwortlichſte Weiſe. Und doch war, was er wollte, nichts anderes, als wodurch ſich die Spanier zwei Jahre ſpäter unſterblichen Ruhm erworben; nichts anders, als wozu man ſechs Jahre ſpäter in Deutſchland ſelbſt ſeine letzte Zuflucht nahm! — Doch die Geſchichte ſoll nicht nach dem Erfolge richten, ſondern nach dem Willen. Nicht Schill trägt die Schuld, daß von ſeinen gewaltigen Plänen verhältnißmäßig ſo wenig zur Ausführung kam. Er hat muthig und unermüdet mit den ungünſtigſten Verhältniſſen gerungen, und groß, wie ſeine Entwürfe, war auch ſeine Thatkraft, ſein Muth, ſeine Ausdauer. Er iſt endlich ein blutiges Opfer ſeines Strebens geworden, und hat den Tadel der klügelnden und feigen Thatloſigkeit mit ni das Grab genommen. Aber ſein Volk hat den Braven nie verkannt, und von der dankbaren Erinnerung des Vaterlandes getragen, geht ſein Name rein und fleckenlos auf die Nachwelt über. Wir wollen ihm folgen bis an das Ende ſeiner mühſeligen Laufbahn, denn er verdient es.

Nachdem Schill von ſeinem zweiten Streifzuge mit ſeinen ſieben gefangenen franzöſiſchen Offizieren nach Kolberg zurückgekehrt war; legte er dem Kommandanten von Laucadou ſeine Welt von Entwürfen in den Hauptumriſſen vor und bat ihn um Genehmigung und Unterſtützung. Er fand eine froſtige Aufnahme, und nicht einmal die Erlaubniß erhielt er, für den Dienſt der Feſtung aus den täglich herbeiſtrömenden Selbſtranzionirten Fußvolk und nöthige Reiterei zu bilden. Man habe hierzu keinen Befehl und könne ohne des Königs ausdrückliche Bewilligung nichts thun, hieß es. Ueberdies fehle es an Geld, an Waffen, an Montirungsſtücken; an Allem eben, vorzüglich an gutem Willen und Verſtand. Aber Schill's feuriger Eifer war nicht ſo leicht abzukühlen. Er dachte nun daran, ſich einen Werbe- und Waffenplatz außerhalb der Feſtung aufzuſchlagen. Eine genauere Kenntniß von der Stärke der franzöſiſchen Streitkräfte in Stettin war ihm wünſchenswerth, und er ergriff daher eine Gelegenheit, ſich als Parlamentär nach Stettin ſchicken zu laſſen. Hier aber wurde er, weil man ihm nicht traute, über 14 Tage gefangen gehalten. Als man ihn entließ, nahm er auf dem Heimwege die Amtskaſſen in Naugard und Greifenberg in Beſchlag, damit ſie den Franzoſen nicht in die Hände fielen, und lieferte ſie in der Feſtung ab.

Er hatte ſich einen kleinen Trupp von 25 Reitern gebildet. Sie hatten ſchlechte Pferde, meiſt ohne Sattel und Decken, einen Strick ſtatt des Zaumes, ſtatt der Degenkuppel eine Schnur und faſt gar keine Feuerwaffen: aber der Muth ihres Führers begeiſterte ſie, und ſie leiſteten Außerordentliches. Mit dieſer Reiterei machte Schill einen nächtlichen Ueberfall auf einen ſechsmal ſtärkeren Feind, welcher eine ſehr vortheilhafte Stellung in Gülzow hatte; er ſprengte ihn auseinander, nahm ihn theilweiſe gefangen, erbeutete das Gepäck der Offiziere und 1000 Thaler, welche die Franzoſen vom Amte erhoben hatten. Der Feind und die Vaterlandsfreunde wurden auf ihn aufmerkſam, und der alte Obriſt, welcher zum Dienſte der Feſtung wirklich faſt gar keine Reiterei hatte, gab ihm nun die förmliche Erlaubniß, eine Schwadron Reiter zu organiſiren. Augenblicklich ſtanden 100 im Felde; denn ſein Ruf lockte die tapferſten herbei. Loucadou befahl ihm nun, mit einem Theile derſelben als ſtehendes Kommando Greifenberg zu beſetzen.

Schill war dieſer Auftrag, wie der Ort ſelber, ſehr gelegen. Bis zur Oder hin war das Land von Waldungen durchzogen und daher für den kleinen Krieg geeignet. Nahe an der Oder lag der Flecken Stepenitz, von wo aus die Verbindungen der Franzoſen zwiſchen Stettin und den beiden Oderinſeln unterbrochen werden konnte. Deckte Eis den Strom, ſo konnte er in den Rücken des Feindes rücken; er bereitete einen Zug auf Paſewalk und Prenzlow vor. Hierzu aber bedurfte er der Unterſtützung von Schützen und Jägern, und er ſchritt daher zur Errichtung einer Abtheilung leichter Fußtruppen. Tapfere Forſtmänner eilten unter ſeine Fahne und er verwendete einen Theil ſeines kleinen Vermögens auf dieſe Ausrüſtung. Von nun an war jeder Tag durch kühne Streifereien bezeichnet, die Pferde, Waffen, Heergeräthe aller Art einbrachten; königliche Kaſſen abführten; die Poſten des Feindes aufhoben und ſeine Verbindungen nach allen Richtungen hin ſtörten. Nirgends traten die Franzoſen ſeinen Neckereien mit Nachdruck entgegen, ein ſicherer Beweis, wie gering damals noch ihre Streitkräfte an der unteren Oder waren. Unermüdlich war Schill überall ſelbſt thätig, und immer noch litt er an ſeinen Kopfwunden. Nun fanden ſich ein Paar Männer bei ihm ein, welche ihm in der Ausführung ſeiner Plane behülflich waren. Es waren die Lieutenants von Petersdorf und von Blankenburg, welche von der anderen Oderſeite herkamen und ſich durch die franzöſiſche Vorpoſtenlinie durchgeſchlichen hatten. Ihnen theilte Schill ſeinen Plan mit, ganz Pommern wehrhaft zu machen, und freudig gelobten ſie ihm treue Hülfe.

Blankenburg hatte in Uſedom und Wollin alte

Verbindungen, und da Schill wußte, daß ſich dort noch viele nutzbare Gegenſtände für die Ausrüſtung ſeiner Truppen fanden, ſo entſendete er ihn mit acht Mann zu Fuß, welche dort zu Hauſe waren. Blankenburg ſetzte mit ihnen nach Wollin über und nahm die franzöſiſche Beſatzung von Swinemünde gefangen, welche aus 22 Mann und einem Offizier beſtand; er brachte ſie nach Kolberg. Auch Petersdorf war nach Kolberg gegangen, um von dem Kommandanten die Erlaubniß zu einem Ueberfalle auf Stargard zu holen, daſelbſt den franzöſiſchen Intendanten von Hinterpommern mit ſeinen erpreßten beträchtlichen Kontributionen aufzuheben. Loucadou aber behielt beide Offiziere in der Feſtung zurück und gab ihnen andere Beſchäftigung. Schill ſelber wurde mit ſeinem Korps von Greifenberg zurückgerufen; man ſteckte ſeine Infanterie unter andere Bataillone unter; ſeine Kavallerie mußte den Dienſt in der Feſtung verſehen. Loucadou meinte, Schill's noch nicht geheilte Wunden bedürften einer ſorgſameren Pflege; der Hohn ſprach aus ſeinem Munde, und der Neid über Schill's wachſenden Ruhm aus ſeiner Seele.

Nach dreiwöchentlicher Unthätigkeit entſendete man Schill zwar wieder nach Greifenberg, aber nur um in ſeiner Abweſenheit und ohne ſeine Mitwirkung auszuführen, worauf er ſo oft gedrungen hatte. Man unternahm von Kolberg aus einen Ueberfall auf Wollin, der ungeſchickt geleitet wurde und gänzlich mißlang; Schill's Reiterei wurde dabei faſt ganz aufgeopfert. Er mußte ſie unter den größten Anſtrengungen von Neuem bilden und that es mit unverdroſſenem Muthe.

Sein Name wirkte in immer weiterem Kreiſe anregend in der ganzen Gegend; er ermunterte gleichgeſinnte Männer zur Nacheiferung. Am linken Oderufer hatte ſich eine Menge Zerſprengter eingefunden, welche einen Weg über die Oder und durch die franzöſiſchen Vorpoſten ſuchten. Es fanden ſich Männer, welche ſie in Abtheilungen von 30—60 Köpfen ſammelten und überführten. Beſonders thätig war ein Forſtmeiſter zu Stepenitz, Namens

Otto; er hatte mehrere tüchtige Männer jener Gegend, Schiffer, Jäger und andere vereinigt, und ſie ſorgten für das Ueberſetzen der Mannſchaft und für ihr Fortkommen in der Richtung nach Kolberg. Otto's Bemühungen wurden den Franzoſen endlich verrathen und ſie waren im Begriffe; ihn aufzuheben. Er wurde jedoch zeitig gewarnt, erließ eine Aufforderung an ſeine untergebenen Forſtbedienten, die Waffen für das Vaterland zu ergreifen, und eilte zu Schill, der ihm ſogleich die Errichtung einer Jägerkompagnie übertrug.

In Greifenberg war dieſer wieder unabläſſig thätig, ſeine Leute dem Feinde in allen Richtungen entgegenzuſenden, und die Kühnheit des Führers war über ſeine ganze Umgebung ausgegoſſen. Seine äußerſten Vorpoſten waren von Greifenberg bis an die Oder vorgeſchoben. Hier erfuhr eine Patrouille von drei Mann unter einem Oberjäger, daß eine Abtheilung baden'ſcher Truppen bei Ganſorin landen werde, um auf Stepenitz zu marſchiren. Augenblicklich poſtiren ſich die vier muthigen Jäger hinter die Zäune des Dorfs und empfangen den gelandeten Feind mit wohlgezielten Kugeln, die ſogleich einige Badenſer niederſtrecken und den Offizier verwunden. Der Feind dringt mit dem Bajonett auf ſie ein, geräth aber in einen vorliegenden Moraſt und kann nicht weiter. Die Schill'ſchen Jäger ſetzen ihr Feuer fort, und da eine andere Patrouille der Ihrigen ihnen zu Hülfe kömmt, und Kugeln in den Rücken des Feindes einſchlagen, ergeben ſich 30 Mann und ein Offizier den vier Jägern zu Gefangenen.

Der Forſtmeiſter Otto erbeutete zwei von Swinemünde nach Stettin beſtimmte Schiffe, welche durch widrige Winde bei Stepenitz aufgehalten wurden. Ihre Ladung beſtand aus 9 Stücken Geſchütz und einem bedeutenden Vorrathe von Wein, Reis und Taback. Drei Geſchützſtücke ließ Schill zu reitenden Artillerieſtücken einrichten; die übrigen nebſt den Mundvorräthen wurden nach Kolberg geliefert.

Auf der Hauptſtraße von Stettin nach Polen reiſten häufig franzöſiſche Generale hin und her. Schill entſendete nach dieſer Richtung drei vorſichtige Leute mit einem Unteroffizier, welcher Luſt bezeugt hatte, einen dieſer Generale aufzufangen. Die vier Parteigänger trafen in Arenswalde zugleich mit dem franzöſiſchen General Victor ein, dem ſpäteren Marſchall und Kriegsminiſter, Herzog von Belluno, welcher dieſe Straße in der größten Sicherheit reiſte; denn der ganze Landſtrich war von franzöſiſchen Truppen beſetzt. Die Schill'ſchen Krieger überfielen ihn früh Morgens in ſeinem Quartier in der größten Stille. Der General hatte nicht Zeit, ſich zur Gegenwehr zu ſetzen und flüchtete durch die Hinterthüre des Hauſes über mehrere Gartenzäune in das Häuschen einer armen Frau, wo er ſich in einer Kartoffelgrube verbarg. Aber die Verfolger ergriffen ihn auch hier und zogen ihn hervor; auf Umwegen führten ſie ihre Beute glücklich nach Kolberg, und Beſtürzung ergriff die Franzoſen über das unerklärliche Verſchwinden ihres Generals. Von Kolberg wurde dieſer nach Danzig gebracht, und erſt ſpäter gegen den General Blücher ausgewechſelt, welcher durch die Kapitulation von Lübeck in franzöſiſche Gewalt gerathen war.

So breiteten ſich Schill's Streifabtheilungen von Stepenitz an der Oder in einem weiten Halbkreiſe über Stargard, Arenswalde, Märkiſch-Friedland bis Neu-Stettin aus und machten einen bedeutenden Landſtrich dem Feinde ſtreitig. Kein Kourir der großen Armee durfte ſich hier ohne Gefahr blicken laſſen, und die Verpflegungsmittel des Landes ſtanden zu Schill's Verfügung. Die Bewohner kamen ihm meiſt bereitwillig entgegen.

Bisher hatte Schill auf eigene Hand hin gehandelt, ohne Auftrag, ohne alle Unterſtützung von Oben; ſeine nächſten Vorgeſetzten waren ihm ſogar überall hindernd in den Weg getreten. Die Stände von Pommern aber erkannten ſein Verdienſt an und wendeten ſich an den König um eine höhere Bevollmächtigung für ihn, daß er nicht ganz mehr der Willkür des ſchwachſinnigen Kommandanten von Kolberg hingegeben war. Am 22. Jan. 1807 erſchien auf dieſe Bitte ein günſtiger Beſcheid. Er war vom 12. Jan. datirt und übertrug dem Lieutenant von Schill die Errichtung und Führung eines leichten Truppenkorps in der Provinz Pommern. Er ſollte damit nach ſeinem Ermeſſen und in Uebereinſtimmung mit dem Gouvernement von Kolberg zur Deckung des Landes handeln. Er konnte ſich nun freier bewegen, aber eine koſtbare Zeit war unwiederbringlich verloren. Was im November hätte geſchaffen werden können, war jetzt nicht mehr nachzuholen. Die franzöſiſchen Verſtärkungen rückten näher und näher, und ein ernſtlicher Angriff auf Kolberg war vorbereitet. Aber die Erwartungen des Landes waren auf Schill gerichtet, und er ließ nichts unverſucht, ihnen zu entſprechen.

In Greifenberg begann er, mit Petersdorf vereint, die Organiſation ſeines Korps. Es ſollte aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie beſtehen, damit er in ſeinen Unternehmungen nicht mehr fremde Hülfe anrufen mußte. Freilich fehlte es zu ſeiner Errichtung an Allem, nur nicht an Menſchen. Die ſtrömten kampfluſtig herbei, ſobald ſein Ruf nach ihnen ertönte. Aber die gehörige Bewaffnung mangelte; die Waffen mußten dem Feinde erſt abgenommen werden. Das ging aber langſam, und die gemachte Beute entſprach dem Bedürfniſſe nicht. Schill entſendete daher einen Abgeordneten an die Schweden in Stralſund, denen die Bildung einer neuen Streitmacht in ihrer Nähe wünſchenswerth und vortheilhaft ſein mußte; er bat ſie um Waffen für ſich und für die Feſtung. Sein Geſandter, der am 6. Febr. von Stralſund zurückkehrte, brachte von dort auch wirklich 2000 ſchwediſche Gewehre als Geſchenk für das Freikorps mit, und Ende Februar langten eben daher 7 Stücke ſchwediſches Geſchütz in Kolberg an. Aber die ſchwediſchen Gewehre bedurften alle einer Ausbeſſerung, und für den Augenblick war Schill allein auf ſeine Mittel gewieſen. Er ließ überall nach den auf der Flucht von Jena verſchleuderten Dienſtgewehren ſuchen, ſie wegnehmen und Gewehre und Waffen aller Art aufkaufen. Am 1. Febr. erließ er von Greifenberg aus einen Aufruf an alle Behörden, Gutsbeſitzer und Schulzen der Provinz, ihn mit allen vorhandenen Waffen zu unterſtützen. „Wir alle,“ ſchließt dieſer Aufruf, „dienen Einem Könige, ſtreben nach Einem Zwecke! Wir alle ſind Brüder. — Brüder, leiht mir eure Waffen! Mein und der Meinigen Arm wird für euch ſtreiten!“ Der Aufruf hatte Erfolg. Es wurden eine Menge Waffen zuſammengebracht, aber ungleich an Form und Beſchaffenheit, und viele zum Kriegsgebrauche wenig geeignet. Den Gewehren fehlten die Bajonette und eiſernen Ladſtöcke; die hölzernen zerbrachen jeden Augenblick. Aber auch die Zahl der vorhandenen Gewehre reichte nicht aus. Daher wurden in Greifenberg Piken geſchmiedet, und ſpäter lieferte das Zeughaus zu Kolberg eine Partie Piken und Senſen mit morſchen, wurmſtichigen Stielen, welche aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges da aufgeſpeichert lagen.

Die Bekleidung der Truppen machte eben ſo große Schwierigkeiten. Geld war wenig vorhanden, aber eben ſo wenig Tuch und Leder, wenn man auch hätte kaufen können und wollen. Dieſe Stoffe mußten dem Feinde abgenommen und aus weiter Ferne herbeigeſchafft werden; alle Handwerker in den Städten längs der Rega, an welcher Greifenberg liegt, mußten Tag und Nacht arbeiten. Viele Bürger nahmen ſich der Sache eifrig an und thaten, was in ihrem Vermögen ſtand.

Schill war die Seele aller Arbeiten, und Petersdorf theilte die Laſt. Doch ſchloſſen ſich dieſen beiden Männern tüchtige Genoſſen an. Der Lieutenant von Gruben, ein gewandter Infanterieoffizier, übernahm die Bildung eines Bataillons Fußvolk. Es wurde größtentheils aus ſchon gedienter Mannſchaft zuſammengeſetzt und war daher unter wackeren Unteroffizieren ſehr bald in brauchbarem Zuſtande. Der Kapitain von Arenſtorf errichtete ein zweites Bataillon Infanterie. Eben ſo tüchtige Kavallerieoffiziere, die Lieutenants v. Dieczelsky, v. Brünnow, v. d. Kettenburg, v. Lützow,

v. **Wedell** und v. **Elberhorſt** übernahmen die Errichtung von vier Schwadronen Reiterei, Huſaren und Dragoner. Die Bildung einer Jägerkompagnie hatte, wie ſchon angeführt, der Forſtmeiſter Otto übernommen und eine treffliche zuſammengebracht: denn ſie beſtand aus lauter, der Gegend kundigen Leuten, die mit Gewehr und Wald umzugehen verſtanden, aus Jägern, Holzwärtern u. ſ. w. Die Ausrüſtung der Artillerie endlich hatte der Lieutenant Fabe übernommen, ein Mann, der mit den ärmlichſten Mitteln das Außerordentlichſte leiſtete.

Es hatten ſich unter Gemeinen und Offizieren die trefflichſten, muthigſten Leute zuſammengefunden, und Ein Geiſt belebte ſie. Dieſer Geiſt war es, der durch ſie Großes wirkte, und der Feind fühlte und fürchtete ihn. Der Form nach würde ſie nach der hergebrachten Anſicht Niemand für Soldaten gehalten haben. Durch ihren Geiſt mußten die ſo oft für unentbehrlich gehaltenen Formen erſetzt werden. Wer von ihnen in dem ſtrengen Winter Norddeutſchlands mit einem Mantel bekleidet war, (und das waren die Wenigſten) hatte darunter ſicher keinen Rock und kein Kamiſol an; wem der Mantel fehlte, der zog in einem ſchlechten Bauernkittel zu Felde. Statt des Tſchakos trugen ſie Pelz- und Schlafmützen von allen Formen und Farben, oder Hüte, deren zerriſſene Krempen die Wangen und Schultern peitſchten. Schuhe waren Anfangs ein ſeltner Artikel; und wo Schuhe oder Stiefel vorhanden waren, fehlten meiſt die Sohlen. Später nahmen ſie den Franzoſen einen beträchtlichen Vorrath ab, und die Infanterie wenigſtens konnte damit bekleidet werden. Torniſter und Patrontaſchen kannten ſie nicht. Jeder trug ſeine Habſeligkeiten in den Rocktaſchen oder in einem zuſammengeſchnürten Bündel auf dem Rücken; die Patronen aber in dem aufgeſchnittenen Unterfutter oder in einem umgebundenen Körbchen. Die Reiterei gewährte einem alten Paradeoffizier einen eben ſo abſchreckenden Anblick. Die Pferde waren ſchlecht und abgetrieben. Man ritt auf allen Arten von Sätteln, und die meiſten hatten einen Strick nur ſtatt des Zaumes. Alle Uniformen des Heeres fanden ſich in, ihr zuſammengeſtellt. Sie führten alte verroſtete Säbel oder Hirſchfänger und eine Piſtole, welche an einer Schnur über der Schulter hing. Mit einer Schwadron ſolcher Huſaren griff der Lieutenant Brünnow ſchon am 17. Febr. den Feind an und zerſprengte ihn. Seine Schwadron beſtand aus 110 Landpferden, von denen nur 30 geſattelt waren; 45 Mann allein waren mit Säbeln bewaffnet; die übrigen hatten ſich mit Piken oder Prügeln verſehen. Das Geſchützweſen war in wo möglich noch ſchlechterer Verfaſſung: denn Kolberg ſelber war ſchlecht damit verſehen. Sie hatten fünf ſchlechte eiſerne Kanonen, mit eben ſo ſchlechter Beſpannung; auch fehlte es an Artilleriſten.

In dieſen bunten Schaaren aber, unter Mangel und Entbehrungen jeder Art, wußten die Führer die wahre Kriegerehre zu erwecken, welche nie und nimmermehr unter dem Korporalſtock emporwächſt; und ein Herz für ihr Land und für ihr Volk ſchlug unter dem mißfarbigen Kittel. Lieutenant von Gruben ſchaffte gleich von Anfang an alle bisher gebräuchlichen Militärſtrafen ab. Ein unzufriedener Blick des Vorgeſetzten ſtrafte kleinere Vergehen, Arreſt die größeren; entehrende Handlungen hatten die ſchimpfliche Wegweiſung von dem Korps zu Folge. Zu ihnen gehörte der Diebſtahl und die Feigheit vor dem Feinde. Wer ſein Gewehr vor dem Feinde wegwarf, ward ſeiner Uniform entkleidet, mit einer Schürze und Weibermütze angethan und mit einem Spinnrade vor die Fronte des Korps geſetzt. Nachdem er eine Zeitlang den Faden gedreht, erhielt er eine Tracht Schläge und ward fortgejagt. Dieſe Strafe war ſo furchtbar, daß ſie nur zweimal angewendet zu werden brauchte, und auch ſie hatte Schill nur geſchaffen, um der blutigen Selbſthülfe ſeiner Leute vorzubeugen: denn es waren Fälle vorgekommen, wo ſie Feiglinge auf der Stelle ſelbſt erſchoſſen hatten.

Belohnungen waren gleicherweiſe ſelten: denn ſie waren meiſt alle tapfer und brav. Sie wurden nur ertheilt unter Zuſtimmung der Waffengefährten. Sie beſtanden in feierlicher Verleihung von Ehrenmedaillen mit der Zuſicherung zukünftiger Verſorgung in Friedenszeit.

„In Ermangelung der Kriegsartikel" des preußiſchen Heeres hatte von Gruben eine eigene Inſtruktion für das Freikorps entworfen, welche den Verhältniſſen desſelben angemeſſener waren, als jene. Der Soldat wurde durch ſie auf eine höhere geiſtige Stufe geſtellt, und mit Selbſtgefühl ſeiner Manneswürde leiſtete Jeder auf ihre Vorſchriften den Schwur in einer einfachen Eidesformel: „Ich gelobe, dies Alles treu zu erfüllen und will mich beſtreben, gut, brav und meinem Könige treu zu ſein."

Dieſe Dienſtinſtruktion für das Schill'ſche Korps iſt bei der ſpäteren Reorganiſation der preußiſchen Armee ihrem weſentlichen Inhalte nach Grundlage der neuen Geſetzgebung für dieſelbe geworden.

In kaum vierzehn Tagen war die neue Streitmacht ſchlagfertig und fiel, bis ſie genöthigt war, ſich unter die Kanonen von Kolberg zurückzuziehen, der Feſtung und ihren Vertheidigungsmitteln nicht einmal mit ihrer Löhnung zur Laſt; ſie führte dieſer ſogar beträchtliche erbeutete Geldſummen und Kriegsvorräthe zu. Greifenberg ſelbſt war, ſo gut es ging befeſtigt worden, da Schill auf einen Angriff der Franzoſen gefaßt ſein mußte.

Der Feind zog ſeine Streitkräfte auch wirklich enger und enger zuſammen, um Kolberg einzuſchließen und ernſtlich anzugreifen, und Schill beſchloß, ſich nicht auf die Vertheidigung zu beſchränken, ſondern die noch getrennten Abtheilungen desſelben ſelbſt anzugreifen. Am 1. Februar rückte er mit etwas über 200 Mann und zwei Geſchützen kühn gegen Maſſow an, das von 1600 Franzoſen mit drei Kanonen beſetzt war, lieferte ihnen ein zweiſtündiges Gefecht in offenem Felde und zog ſich ohne allen Verluſt zurück, nachdem er den Feind zum Weichen gebracht hatte. Der franzöſiſche General behauptete in ſeinem Berichte nach Stettin, von 7000 Preuſſen angegriffen worden zu ſein.

Abermals lag Schill dem Gouvernement von Kolberg an, jetzt da es noch Zeit ſei, in dem Landſtrich von Maſſow bis Stolze hin eine Rekrutenaushebung vornehmen zu laſſen, dieſe neuen Soldaten in der Feſtung zu verwenden, und durch die gedienten Soldaten der Beſatzung ſein Korps zu verſtärken, um dem Vordringen des Feindes kräftiger zu wehren. Aber man achtete auf ſeine Vorſchläge nicht. Es fehle an Waffenvorräthen, war die Antwort. Unterdeß machten ſeine braven Leute, denen es wirklich zum Theil an Waffen fehlte, deſſenungeachtet Streifzüge nach allen Richtungen hin und erbeuteten unter andern einen franzöſiſchen Kapitain mit 16 Gensdarmen zu Pferd, 600 Ellen Tuch, 545 Paar Schuhe und mehrere gefüllte Kaſſen.

Zwei wichtigere Unternehmungen jedoch, welche zu gleicher Zeit ausgeführt werden ſollten, ſchlugen ihm fehl, weil er dabei auf das tragbare Eis der Oder rechnen mußte und leider Thauwetter einfiel. Er ſelbſt hatte Wollin überfallen und nehmen wollen; zugleich einen tüchtigen Freiwilligen Fiſcher mit 60 Mann über die Oder entſendet, um in Paſewalk 700 franzöſiſche Remontepferde aufzuheben, und weiter ſüdlich in Prenzlow 600;000 Thaler baares Geld, welche ſich im Hauſe des franzöſiſchen Gouverneurs der Uckermark befanden. Mit Lebensgefahr war Fiſcher über die dünne Eisdecke der Oder gegangen und eine Viertel Meile von Paſewalk angelangt, als förmliches Regenwetter ihn zu raſchem Umkehren nöthigte. Er mußte die nahe Beute im Stiche laſſen; von den Pferden hätte er kein einziges über den aufgehenden Strom gebracht und wäre mit ſeiner ganzen Mannſchaft höchſtwahrſcheinlich verloren geweſen. Auf dem Rückwege begegnete er 200 feindlichen Reitern und zerſprengte ſie.

Dieſe mißlungenen Verſuche waren das Vorſpiel eines größeren Unglücksfalles, welches das, immer nur nothdürftig bewaffnete, und von der Feſtung gänzlich im Stiche gelaſſene Korps traf. Schill wollte ſich außer Greifenberg noch einen zweiten feſten Waffenplatz verſchaffen, welcher den feindlichen Linien näher lag, und hatte ſich das Städtchen Naugard dazu auserſehen. Es befand ſich hier nordöſtlich bei der Stadt ein altes Schloß der Grafen von Eberſtein, das ſ. g. Amt, welches eine natürlich feſte Lage zwiſchen Seen und Moräſten hatte; auch waren noch hohe Erdwälle, die Reſte früherer Befeſtigung, vorhanden. Der Lieutenant Fabe erhielt den Auftrag, dieſes Amt zu befeſtigen; er hatte den Plan, ſechs Stücke Geſchütz darin aufzupflanzen und es zu einem Fort umzugeſtalten, vor welchem er den Feind einige Wochen lang aufzuhalten hoffte. Er ſchritt auch ſogleich an's Werk; ſeine Arbeiten wurden aber oft unterbrochen, da er den Unternehmungen des Korps mit ſeinem Geſchütze folgen mußte. Schill zog bis zum 15. Februar hin ſeine ganze kleine Macht hier zuſammen. Sie beſtand aus dem erſten Bataillon ſeiner Infanterie, welches 400 Mann ſtark war; aus einer Abtheilung Infanterie von der Kolberger Garniſon, 40 Mann ſtark; aus 2½ Schwadronen Kavallerie, die ſich zuſammen aber kaum auf 150 Pferden beliefen; drei dreipfündigen Geſchützen und einer einpfündigen Amuſette. Dieſe Streitmacht war klein: aber Schill durfte die Begeiſterung ſeiner Leute nicht thatlos einſchlummern laſſen und beſchloß einen kühnen Ueberfall auf Stargard, einen Poſten, welcher dem Feinde von großer Wichtigkeit war. Es war ihm überdies durch neuangekommene Ranzionirte die Nachricht zugekommen, daß in der Gegend von Oderberg jenſeits der Oder noch 700 ihrer Kameraden einen ſicheren Uebergang ſuchten, durch franzöſiſche Abtheilungen aus Stargard aber daran verhindert würden. Das war ein hinreichender Grund, Schill zu einem Angriffe zu beſtimmen. 6—700 Mann italieniſcher Truppen lagen in Stargard unter dem General Montmorency; ſie waren in mißmuthiger, unkriegeriſcher Stimmung und hatten kein Geſchütz. Sie hatten ſich durch Entſendungen an die Oder geſchwächt, und am Morgen des 16. Februars um 3 Uhr ſollte wieder eine Abtheilung von ihnen gegen den Fluß aufbrechen. Waffen und Munition hoffte Schill außerdem noch in Stargard zu finden.

Am 15. Februar Abends 7 Uhr ſetzte ſich Schill mit ſeinem Korps in Bewegung; nur 60 Mann ließ er in Naugard zurück, deren Bewaffnung zum Theil ſo ſchlecht war, daß er ſie nicht brauchen konnte; ſie hatten noch unausgebeſſerte Gewehre, denen oft das ganze Schloß fehlte. Vor Tagesanbruch wollte er bei Stargard eintreffen. Eine Abtheilung Jäger ſollte einen falſchen Angriff auf das eine Thor machen, während die Hauptmacht mit Aexten und Hebebäumen das andere ſprengte. Die Schützen ſollten ſich dann in die nächſten Häuſer werfen, die Reiterei durch die Straßen ſprengen, die Italiener am Zuſammenkommen zu verhindern; ſein Fußvolk ſollte auf dem Marktplatz ein Viereck bilden, und von da aus nöthigen Falls Straße vor Straße erſtürmen. Eine Abtheilung Jäger hatte den Befehl, ſich jenſeits der Ihna in den Wald an der Straße zu werfen, um die Franzoſen zu beſchäftigen, welche von Stettin etwa zur Hülfe der Ihrigen heranziehen konnten. Das war Schill's Plan, der höchſtwahrſcheinlich gelungen wäre, wenn ihm nicht Verrath vorangeeilt. Mit ſeinen Tapferen war ein franzöſiſcher Kundſchafter aus Naugard abgegangen und hatte nach Stargard die Kunde von ihrem Anrücken gebracht. Montmorency hatte daher nicht allein den Abmarſch der an die Oder beſtimmten Abtheilung eingeſtellt; er hatte auch um Mitternacht noch das ganze erſte italieniſche Infanterieregiment, welches bei Pyritz ſtand, auf Wagen herbeigezogen, und die tapferen Preußen fanden nun eine vorbereitete und ſehr überlegene Macht.

Sie hatten in dunkler Nacht, bei ſchlechtem Wetter und auf grundloſen Wegen 5 Meilen in der größten Stille und Ordnung zurückgelegt, und erſchienen mit dem dämmernden Morgen des 16 Februars vor den Thoren von Stargard. Den Vortrab bildete der Lieutenant von Blankenburg mit einer Abtheilung der Kolberger Infanterie; 50 Schritt hinter ihm folgte Gruben mit dem Schill'ſchen Fußvolk, dann Fabe mit dem Geſchütz; die Reiterei ſchloß den Zug. Mehrere hundert Schritte voran ſchlich ein erfahrener, muthiger Unteroffizier Heiderich, die Haltung des Feindes zu beobachten. Im Morgennebel erreichte er, von keiner Wache bemerkt, das Stadtthor und ſah zu einer kleinen Schießſcharte hinein, deren mehrere in den Thorflügel gehauen waren. Er ſah die Schildwache ſcheinbar ſorglos auf ihrem Poſten; in der Stadt war alles ruhig. — Aber kaum hatte er ſich gewandt, um ſeinem Führer die gute Meldung zu bringen; ſo öffnete ſich hinter ihm das Thor, und eine Streifwache von 30 Reitern ſprengte hervor, offenbar um den anrückenden Feind, den ſie noch nicht ſo nahe glaubten, ihrer Seits zu beobachten; und in der Stadt ertönte das Wirbeln des Generalmarſches. Die Reiter ritten den anrückenden Preußen indeß ſorglos entgegen; der Nebel war dicht und verbarg die Gegner einander. Aber Gruben, der ſie kommen hörte, zog im Eingange der Vorſtadt ſeine Infanterie quer über die Straße und erwartete ſie im Anſchlage. Er ließ ſie auf 40 Schritt herankommen und empfing ſie mit einem Gliederfeuer; ſie ſtoben zurück. Schill, der den fernen Lärmen in der Stadt vernahm, und meinte, ſeine Ankunft ſei allein durch das zufällige Zuſammentreffen mit der Streifwache verrathen; hoffte mit den zurückſprengenden Reitern in die Stadt dringen zu können, und ſetzte ſich an die Spitze ſeiner Kavallerie. Da ſich dieſe aber durch ihr Fußvolk hindurch erſt Bahn machen mußte, ſo fand ſie das Thor ſchon wieder geſchloſſen.

Wohl mancher Anführer wäre nun von weiteren Verſuchen abgeſtanden und hätte den Rückzug angetreten. Aber Schill, dem kurz vorher zwei andere Unternehmungen fehlgeſchlagen waren, wollte ſeine Leute nach einem ſo beſchwerlichen Marſche nicht kleinmüthig zurückführen; es ſchien ihm die Ehre auf dem Spiel zu ſtehen; daß er von Naugard aus ſchon verrathen war, und es mit einer bedeutenden Uebermacht zu thun hatte, wußte er noch nicht. Auch mochte er ſeinem bisherigen Soldatenglücke etwas vertrauen. „Kameraden, wollen wir ſtürmen?“ wandte er ſich an ſeine Infanterie. „Ja,“ tönte es einſtimmig aus ihren Reihen. „Vorwärts“ kommandirten die Offiziere. — Die Vorſtadt und zwei Brücken wurden im Sturmſchritte zurückgelegt, und Freiwillige ſtanden an dem Thore, es zu erbrechen. Als ſie aber nach den Aexten und Brechſtangen rieſen, die man zu dieſem Zwecke mitgenommen hatte, waren in der Verwirrung alle, bis auf drei verſchwunden. Mit dieſen war die Arbeit nicht zu vollführen. Der Feind hatte unterdeß die, dem Thore zunächſt gelegenen Häuſer beſetzt, und eröffnete aus ihnen und durch die Schießſcharten des Thores ein heftiges Feuer. Immer noch ſtand Schill von dem Unternehmen nicht ab. Er ließ ſeine Artillerie vorrücken, um das Thor durch Kugeln zu zertrümmern. Aber auch das Kanonenfeuer blieb unwirkſam: denn die Kugeln waren von zu geringem Kaliber.

Eine ganze Stunde lang hatte die Artillerie in fruchtloſem Gefechte geſtanden, da gab Schill den Befehl zum Rückzuge und führte ihn mit Ordnung und Beſonnenheit aus, indem ſich ſeine tapferen Schaaren dem verfolgenden Feind mehrere Male entgegenſetzten und ihn zurückwarfen. Aber ihr Verluſt war bedeutend geweſen. Von den wenigen Offizieren waren mehrere verwundet, unter ihnen Lützow; über 80 Mann waren todt oder verwundet und von ſeinen 150 Pferden über die Hälfte zu Grunde gegangen.

In der Nacht auf den 17. Februar trafen ſie todtmüde wieder in Naugard ein; ſie hatten ſeit 8 Tagen bei dem ſchlechteſten Wetter beſtändig im Felde geſtanden, in den letzten 24 Stunden einen Marſch von 10 Meilen gemacht und dabei ein mehrſtündiges heftiges Gefecht geliefert. Dennoch mußte die Infanterie bis zum Morgen unter dem Gewehre bleiben, und die Kavallerie wurde überall hin auf ferne Vorpoſten geſendet, ſich vor einem möglichen Angriffe zu ſichern. Am Morgen des 17. erſt durfte ſich die Infanterie in Naugard der Ruhe überlaſſen, und die abgematteten Leute lagen bis über den Mittag hinaus in tiefem Schlafe. Die Offiziere hatten ſich Nachmittags alle auf dem ſchwachbeſetzten Amte verſammelt, um ihren tapferen Führer zu beglückwünſchen; denn es war ſo eben ein königlicher Befehl eingetroffen, welcher ihn außer der Reihe vom Unterlieutenant zum wirklichen Rittmeiſter ernannte. Da erſcholl gegen zwei

Uhr plötzlich von allen Seiten der Ruf: „der Feind iſt da!“ und nahe Gewehrſchüſſe verkündeten die Wahrheit desſelben.

Die Franzoſen hatten mit einer ſtarken Truppenabtheilung von Maſſow aus eine Rekognoszirung vorgenommen, die Ermüdung und tiefe Ruhe des Schill'ſchen Korps bemerkt, ſeine Feldwachen aufgehoben und durch eine ſtarke Poſtenlinie ihrer Tirailleurs verhindert, daß kein Landbewohner in die Stadt gelangen und warnen konnte. Sie hatten die Vorſtadt von Naugard ohne Widerſtand paſſirt und waren mit ſolcher Gewalt in die Stadt ſelbſt eingedrungen, daß ſie die Thorwache, welche ſich ihnen muthig entgegenſetzte, und die kleine Verſtärkung, welche Lieutenant von Falkenhayn in der Eile aufgerafft und ihr zugeführt hatte, zum entgegengeſetzten Thor hinausgeworfen hatten. Die Ueberrumpelung war ſo vollſtändig, daß für einen Augenblick das ganze Freikorps zerſprengt war. Schill aber warf ſich zu Fuß (denn ſeine Pferde waren dem Feinde in die Hände gefallen), in das wildeſte Getümmel in der Stadt, um von ſeiner Infanterie nur eine hinreichende Beſatzung für das Amt zu ſammeln, wo ſie noch allein von Nutzen ſein konnte; dasſelbe verſuchte Gruben. Die Stadt befahl er ganz zu räumen und verſuchte auch ihre Wiedereroberung nicht, weil er ihre Einäſcherung durch die Franzoſen fürchtete, welche ihr Eindringen in dieſelbe ſogleich mit Plünderung und Mißhandlung der Einwohner begonnen hatten; ſogar mehrere verwundete Preußen, welche in den nächſten Häuſern am Thore untergebracht waren, hatten ſie ſchändlich ermordet. In dem Amte aber behauptete ſich Schill mit ſeiner zuſammengerafften Mannſchaft und einer einzigen brauchbaren Kanone in verzweifelter Gegenwehr, bis die Nacht hereinbrach. Die Bedienung der Kanone, welche ganz unbedeckt ſtand, war bis auf einen einzigen tapferen Artilleriſten, Namens Marunge, niedergeſchoſſen, der indeſſen nicht von ihrer Seite wich, und Lieutenant Fabe, Schill ſelber, Gruben und Petersdorf halfen, ſie laden und unterhielten ein mörderiſches Kartätſchenfeuer auf den andringenden Feind. Schill erhielt gleich Anfangs eine Schußwunde durch den rechten Arm, verließ aber nicht auf einen Augenblick den Kampfplatz.

Die auf dem Amte verſammelten Kavallerieoffiziere hatten ſich gleich beim Beginne des Kampfes auf ihre Pferde geworfen, um ihre Reiterei aus ihren Kantonirungen herbeizuführen. Sie langten vor Naugard an, als auch Falkenhayn das zerſprengte Fußvolk wieder geordnet hatte und zum Angriffe ſchritt. Die Franzoſen traten ihren Rückzug an, und wurden von der Schill'ſchen Kavallerie verfolgt, zum Theil mit Wuth angegriffen; ja, ſie wären auf demſelben höchſt wahrſcheinlich vernichtet worden, wenn ſich Schill ſelbſt an die Spitze ſeiner Reiterei hätte ſetzen können, was ſeine Armwunde ihm nicht erlaubte. Da auch Lützow verwundet war, wurde die kampfluſtige Kavallerie leider von Lieutenant v. Elderhorſt kopflos und unentſchloſſen geführt. — Schill hatte es an dieſem Tage mit einem vollſtändigen franzöſiſchen Bataillon zu thun, welches von zwei Obriſten geführt wurde; er fügte ihm durch ſeine Vertheidigung und auf ihrem Rückzuge einen bedeutenden Verluſt zu, und nahm ihnen einen Major, 5 Offiziere und 85 Gemeine als Gefangene ab. Schill ſelbſt hatte 16 Todte und 37 Verwundete.

Aber es war zu erwarten, daß der Feind am nächſten Morgen mit überlegener Macht wieder erſcheinen würde, und den müden Preußen fehlte es an Munition. Von Kolberg allein aus einer Entfernung von 10 Meilen konnten ſie friſchen Schießbedarf erhalten, und das erforderte mehrere Tage. Aber das feſte Amt bei Naugard mußte den Rückzug ſeines Korps decken, und konnte ein ſpäteres Vorrücken ſehr begünſtigen. Außerdem war es die einzige Zuflucht vieler Verwundeten, welche man nicht raſch fortbringen konnte; auch einige Vorräthe von Mehl und Kleidungsſtücke lagen hier, der einzige Reichthum des Korps, den ſie dem Feinde abgenommen hatten. Wurde der Poſten nur einige Tage gehalten, ſo konnte Schill, wenn er von Kolberg aus mit Munition und einigen Kompagnien der Garniſon raſch unterſtützt wurde, zu ſeinem Erſatze herbeieilen. Daher erbot ſich Lieutenant Fabe, den Poſten zu vertheidigen. Er erhielt eine Beſatzung von 90 Mann Infanterie mit den beſten Gewehren und allem noch vorräthigen Schießbedarf; ſelbſt die Kavallerie mußte ihm ihre Patronen zurücklaſſen, und in der Stadt wurde alles vorräthige Pulver und Schrot requirirt. In der Nacht noch zog ſich Schill mit dem Reſt ſeines Korps nach Greifenberg zurück.

In derſelben Nacht bot Lieutenant Fabe Schanzenarbeiter auf, welche bei Laternenſchein die Befeſtigung des Amtes vervollſtändigen mußten. Bei Tagesanbruch erſchien der franzöſiſche General Teulieu mit 4000 Mann Infanterie, einem Kavallerieregimente und 16 ſechs- und zwölfpfündigen Geſchützen. Fabe hatte in dem Amte außer den Artilleriſten nur 41 Mann, denn die übrigen, welche er während der Nacht in die Stadt gelegt hatte, waren überraſcht worden und dem Feinde in die Hände gefallen; es hatte der Mann nur 6 oder 7 Stück Patronen höchſtens. Aber ſie hatten den Auftrag, den Poſten bis auf den letzten Mann zu halten, und Keiner dachte an eine Uebergabe. Um 8 Uhr Morgens begann der ungleiche Kampf und dauerte bis 1 Uhr Mittags. Drei Sturmkolonnen ſchlug der unerſchrockenen Lieutenant zurück, und der vierten erſt gelang es, einzudringen, nachdem er ſeine Kartätſchenladung verſchoſſen hatte. Mit Wuth verfolgten ſie die Franzoſen in das Amthaus, und hier hatten ſich auch die armen, in der Stadt aufgebotenen Schanzenarbeiter, 150 an der Zahl, zuſammengedrängt, da ſie der Feind am Morgen nicht mehr durchgelaſſen hatte. Knieend baten ſie die eindringenden Feinde um Gnade: aber durch Thüren und Fenſter ſchoſſen die mordgierigen Franzoſen in den dichten Haufen, und als das Gewehrfeuer ſchwieg, wühlten Bajonett- und Säbelſtiche noch unter den Lebendigen und Todten. In zehn Minuten waren hier 140—150 wehrloſe Menſchen niederträchtiger Weiſe hingemordet, unter denen die Wenigſten Waffen getragen hatten; Kinder von zwölf Jahren wälzten ſich, den Spaten in der Hand, in ihrem Blute. Der tapfere Fabe ſelbſt wurde durch einen Säbelſtich in den Nacken gefährlich verwundet, geplündert und mißhandelt, bis ſich einige franzöſiſche Offiziere ſeiner annahmen. Er entkam ſpäter der Gefangenſchaft und kehrte zu ſeinem Korps zurück. Die Franzoſen hatten bei dem Sturme 350 Mann eingebüßt. Die armen Gefangenen, 60—70 an der Zahl, wurden den andern Morgen faſt unbekleidet auf Wagen gepackt und in dem fürchterlichſten Schneewetter nach Maſſow geführt, wo ſie die erſte Speiſe und die Verwundeten den erſten Verband erhielten. Man brachte ſie ſpäter weiter nach Stettin und Berlin. Ueberall empfing ſie indeß die freudige Theilnahme der Einwohner; man verſorgte ſie mit warmem Eſſen, Kleidern und Geld. Die drei eroberten, ſchlechten eiſernen Kanonen und zwei Fahnen führten die Franzoſen als Siegestrophäen mit. Letztere hatten ſie jedoch aus irgend einer Kirche genommen: denn das Schill'ſche Korps kannte damals dieſen Luxusartikel noch nicht.

Schill war nach Greifenberg geeilt, aber von Kolberg war auf die dringendſten Bitten weder Munition noch Verſtärkung zu erhalten. Er mußte daher auch Greifenberg verlaſſen, da der viel ſtärkere Feind von Naugard aus im Anmarſche begriffen war. Er zog ſich, dem Feinde, ſo weit es in ſeinen Mitteln ſtand, jeden Fußbreit Landes ſtreitig machend, in das Angeſicht der Feſtung zurück, wo er vom linken Perſanteufer bei Sellnow bis an den Oſtſeeſtrand beim Kolberger-Deep Stellung nahm. Er hatte die erlittenen Verluſte nach Möglichkeit erſetzt, die innere Einrichtung ſeines Korps befeſtiget und einen willkommenen Zuwachs von mehreren tüchtigen Offizieren erhalten. Aber auch der Feind erſchien nun im Angeſichte der Feſtung, und die lang erwartete Einſchließung derſelben begann.

Hier ſah es, was die Vertheidigungsmaßregeln betrifft, im Weſentlichen immer noch ſo ſchlecht aus, wie vier Monate früher. Doch war ohne des Kommandanten Zuthun Einiges geſchehen. Schon im Dezember war der Kriegsraths Wiſſeling, ein Mitglied der pommer'ſchen

Kriegs- und Domänekammer in Kolberg eingetroffen und hatte ſich, von Nettelbeck noch beſonders aufmerkſam gemacht, von dem kärglichen Proviantvorrathe der Feſtung überzeugt. Er war nach Königsberg geeilt, und vor der Mitte Januars wieder zurückgekehrt mit ausgedehnter königlicher Vollmacht für die Verpflegung der Feſtung. Sein Eifer brachte Leben in die Verwaltung, und das Verſäumte wurde nachgeholt. Auch war von Königsberg aus dem alten Obriſten ein Vicekommandant an die Seite geſetzt worden, ein junger, tapferer und thätiger Mann, der Hauptmann von Waldenfels. Doch war auch er in ſeiner Thätigkeit von Loucadou vielfältig gehemmt, und zeigte von dem erſten Augenblick ſeines Auftretens in Kolberg an einen noch größeren mißgünſtigen Widerwillen gegen den edlen Schill, als der Kommandant ſelbſt. Er lähmte alle Unternehmungen desſelben und ſuchte ſeine Schöpfungen zu vernichten, wo er konnte.

Schill's neue Stellung war ſehr feſt durch ein vorgelagertes Torfmoor, welches ſich von der Perſante bis zum Kolberger-Deep hin erſtreckte; ſeine wenigen Durchgänge waren gut beſetzt. Seine Reiterei hatte das Feſtungskommando auf dem rechten Perſanteufer vertheilt, da ſich der Feind nun auch hier feſtzuſetzen begann. Mehrere Angriffe der Franzoſen auf dem linken Ufer, die Stellung Schill's zu durchbrechen, wurden von ſeinen braven Offizieren zurückgeſchlagen; er ſelbſt mußte ſich ſeines heftigen Wundfiebers wegen in der Stadt aufhalten.

Am 6. März erſchien von Stralſund der ſchwediſche Generaladjutant von Peyron in Kolberg, um ſich mit dem Feſtungskommandanten in unmittelbare Verbindung zu ſetzen und Verabredungen zu gemeinſchaftlichen Vertheidigungsmaßregeln zu treffen. Vor kurzem erſt war die Schlacht bei Eylau in Kolberg bekannt geworden und das Gerücht hatte ſie zu einer Niederlage der Franzoſen geſtaltet. Schill theilte dem Schweden ſeine Pläne mit und dieſer billigte ſie vollkommen. Aber in Kolberg war nirgends Hülfe zu finden, und Schill entſchloß ſich trotz ſeiner Schwäche zu einer Seereiſe nach Königsberg, um dem Könige ſelbſt ſeine Anſichten zur Billigung vorzulegen. Er ſchiffte ſich ſchon am 8. März ein und erreichte Abends ſchon die Höhe von Danzig, wo er zu landen gedachte, um zu Land weiter zu reiſen. Aber im Angeſicht des Hafens erfaßte ſie ein Sturm, welcher ſie drei Tage auf der See herumwarf und endlich nach Stralſund verſchlug. Hier konnte er nun ſeine Wünſche den ſchwediſchen Befehlshabern vorlegen, dem Generalgouverneur von Eſſen und dem kommandirenden General von Armfeldt. Sie verſprachen, den Preußen die Hand zu bieten und den immer noch ſchwachen Feind gegen die Oder zurückdrängen zu helfen. Schill eilte, zu ſeinem verlaſſenen Korps zurückzukehren.

Bei ſeiner Abreiſe von Kolberg hatte Schill den Oberbefehl über ſein ganzes Korps vertrauungsvoll in die Hände des Vicekommandanten von Waldenfels gelegt. Dieſer aber ertheilte noch an demſelben Tage, faſt der geſammten Reiterei den Befehl, ſich auf dem rechten Perſanteufer in den Rücken der Franzoſen zu ziehen und da zu operiren, d. h. ſich aufzuopfern. Ihr Abzug war das Signal, daß der Feind die Feſtung nun auch öſtlich einſchloß, ohne Widerſtand die Höhen der Altſtadt oberhalb Kolberg beſetzte, und der Lauenburger Vorſtadt öſtlich der Feſtung ſehr nahe rückte. Nun ließ Loucadou am 14. März dieſe Vorſtadt niederbrennen, die in allen früheren Belagerungen geſchont worden war. Noch wenig Tage zuvor hatte er den Bewohnern derſelben die beſtimmte Zuſicherung gegeben, daß ſie noch nichts für ihre Wohnungen zu fürchten hätten, und jetzt ließ er ihnen keine halbe Stunde Zeit, ihre Habſeligkeiten zu retten. Zum Glück war der Artillerielieutenant Zimmermann, der damit beauftragt war, ein fühlender Menſch, und ſuchte den armen Vorſtädtern einige Zeit zu verſchaffen, indem er mit den dort befindlichen königlichen Gebäuden den Anfang machte, und durch ſeine Leute Mobilien retten ließ; ſelbſt kleine Kinder, deren Aeltern ſorglos abweſend waren, weil Niemand an eine ſolche Gefahr dachte, mußten durch Soldaten gerettet werden. Der Feind dachte indeß noch nicht daran, ſich dieſer Vorſtadt zu bemächtigen. Die Altſtadt dagegen, hinter deren Gebäude er ſich einniſtete, hatte man eben vergeſſen, wegzubrennen, und verſchoß nun viel Pulver vergeblich, ſie zu demoliren oder in Brand zu ſtecken. Am 15. März erſchien ein franzöſiſcher Parlamentär, mit welchem ſich Loucadou zum Erſtaunen aller Offiziere mehrere Stunden lang ganz allein einſchloß, während ſich deſſen Trompeter, Kutſcher und zwei franzöſiſche Nationalgardiſten ohne alle Aufſicht in der Stadt zerſtreuen und ſelbſt die Wälle beſichtigen durften. Die Bürger argwohnten, daß es verkleidete Offiziere geweſen ſeien. Am 16. geſchahen die drei erſten Granatwürfe gegen die Stadt; die Granaten platzten ſchon in der Luft oder fielen unſchädlich in den Stadtgraben; dennoch ſtand Abends 8 Uhr das Haus des Kommandanten unvermuthet in hellen Flammen. Auch dieſer Brand, welchen man nicht mit den drei Granatwürfen, wohl aber mit dem ſonderbar geheimen Empfang des geſtrigen Parlamentärs in Verbindung zu bringen vermochte, veranlaßte unter den Bürgern die größte Aufregung. Sie beſorgten einen verabredeten nächtlichen Ueberfall. Es machte ſogleich eine Bürgerſtreifwache die Runde um die Wälle und ſie fand auf dem ganzen Wege nur ſieben Mann unter dem Gewehr. Als die Bürger dem Kommandanten von dieſer ihnen unbegreiflichen Nachläſſigkeit Mittheilung machen wollten, wurden ſie mit dem Beſcheide abgewieſen: „Der Herr Obriſt habe ſich bereits zur Ruhe begeben und laſſe ſich nicht mehr ſprechen.“ Ein Brand wüthete noch in der Feſtung und der Feind konnte ihn jeden Augenblick benutzen; es war ſein eigenes Haus, was in Flammen ſtand: er aber hatte ſich in dem Poſthauſe einquartirt und ruhig ſchlafen gelegt; die Haushälterin ſorgte für die Rettung ſeiner Mobiliargegenſtände. Nettelbeck wandte ſich in dieſer ihrer Noth direkt an den König. Sein Schreiben ſchloß mit den Worten: „Wenn Ew. Majeſtät uns nicht bald einen andern braven Kommandanten zuſchicken, ſo ſind wir unglücklich und verloren!“ Dies Schreiben iſt wirklich in die Hände des Königs gelangt.

Am 17. März langte Schill von Stralſund in Kolberg wieder an voll Hoffnungen und Freude über die Pläne, die er nun mit den Schweden gemeinſchaftlich zu verwirklichen dachte. Aber wie wurde er durch das enttäuſcht, was er in Kolberg vorfand. Waldenfels hatte ſein Vertrauen mißbraucht und ihn ſeiner braven Reiterei beraubt, mit der er allein die den Schweden gegebenen Verſprechungen hätte erfüllen können. Er ſollte längſt der Oſtſeeküſte gegen die Oderinſeln vordringen, während von Stralſund aus ein Gleiches geſchah. Er ſuchte daher ſeinen in der Richtung gegen Stolpe abgezogenen Reitern den Befehl zukommen zu laſſen, ſich wieder zu ihm durchzuſchlagen. Aber raſtlos weiter ſtrebte ſein Geiſt, ſich in der Ferne Hülfsquellen zu eröffnen, welche ihm in der Nähe ſo gänzlich fehlten. Nach England ſollte Petersdorf abgehen, um Waffen und Munition zu bitten; er hatte früher in hannöverſchen Dienſten geſtanden und noch einige Verbindungen in England. Loucadou verbot dieſe Sendung zwar auf das Beſtimmteſte und wollte Petersdorf ſogar verhaften laſſen, um ihn an der Reiſe zu verhindern. Aber Kaufmann Schröder von Kolberg gab die nöthigen Geldſummen dazu her, und am 18. Mai ſchon ging Petersdorf heimlich zu Schiff und ſegelte ab.

Seine Infanterie auf dem linken Perſanteufer fand Schill zwar noch in ihrer alten Stellung, aber an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel leidend. Sie hatten längere Zeit ſogar nicht einmal Lebensmittel mehr aus der Feſtung erhalten. Für Löhnung und Brod ſorgte Nettelbeck, ſo weit ſeine Mittel reichten. Nicht einmal Holz ließ ihnen das Gouvernement an der ganz holzleeren Küſte zukommen, daß ſie kochen und in dem rauhen Märzmonat ſich wärmen konnten. Aus dem Stadtwald durften ſie keins nehmen, weil er Kammergut war und geſchont werden ſollte; ſpäter fiel er in die Gewalt des Feindes und wurde abgeholzt.

Das Dorf Sellnow, eine Viertel Meile oberhalb Kolberg, war der Hauptpunkt in dieſer Stellung. Am

Morgen des 19. März überfielen die Franzoſen dieſes Dorf, warfen die Beſatzung heraus, nahmen auch die Salinen, welche ſich weiter unterhalb befanden, und waren im Begriff, ſich auch des großen Holzplatzes zu bemächtigen, wo gewaltige Maſſen von Holz, viele 20—30 Fuß im Durchmeſſer haltend, an den Feſtungswerken vorüber bis zur Maikuhle hin aufgeſchichtet lagen. Hatten ſie ſich in dieſen feſtgeſetzt, ſo beherrſchten ſie die Feſtungswerke dieſer Seite gänzlich und konnten all ihr Geſchütz zum Schweigen bringen; ſie konnten mit den Holzvorräthen ſogar den Wallgraben ausfüllen und zum Sturme ſchreiten. Auch der Schlüſſel des Hafens, die Maikuhle, war in der größten Gefahr und mit ihr die Verbindung der Feſtung mit der See. Außerdem waren alle Schill'ſchen Poſten bis zum Kolberger-Deep hin abgeſchnitten und in Gefahr, vernichtet oder gefangen zu werden.

Schill war auf die erſten Schüſſe aus der Feſtung ſogleich herbeigeeilt, obgleich er ſich immer noch mit Mühe nur in dem Sattel zu halten vermochte. Mit Einem Blick überſah er den ganzen Umfang des drohenden Unglücks. Er wandte ſein Pferd und ſprengte mit verhängten Zügeln vor die Wohnung des Kommandanten; er bat flehentlich, die Hauptwache, die Gelderthorwache und was er ſonſt noch von Truppen zuſammenraffen könne, hinausführen und mit ihnen jene Holzſtöße beſetzen zu dürfen. „Nicht Ein lebendes Weſen, nicht einen Mann ſollen Sie dazu haben," war die Antwort des ſchwachſinnigen Mannes. Mit jeder Sekunde ſtieg die Gefahr. Da eilte Schill auf die Hauptwache, ließ gegen den Befehl des Kommandanten Allarm ſchlagen, nahm, was er von Soldaten ſchon auf den Füßen fand und führte ſie an den bedrohten Punkt. Nur zwei Kompagnieen hatte er in der Eile aufbringen können: aber es gelang ihm, mit ihnen die feindlichen Tirailleurs, welche ſich eben in die Holzſtöße werfen wollten, aufzuhalten. Bald erhielt er aus der Stadt noch mehr Verſtärkung. Die Küraſſire von Balliodz, welche in der Gelder-Vorſtadt einquartirt waren, ſaßen auf eigene Hand auf und ſprengten im

Galopp heran; einzelne Trupps Infanterie, wie ſie ſich gerade zuſammengefunden hatten, meiſt Grenadiere von Waldenfels, eilten im Sturmſchritt herbei. Schill's Kampfesmuth und die drohende Gefahr der Feſtung hatte ſie alle ergriffen, und es bildete ſich ein von Minute zu Minute verſtärktes Gefecht, das der Kommandant nicht hatte geſtatten wollen; das von nicht befehligten, von lauter freiwilligen Streitern geſchlagen wurde. Auch Bürger Kolbergs, ſelbſt der alte Nettelbeck, miſchten ſich unter die Kämpfenden. Ein Bürger, Namens Würgel nahm, die Büchſe in der Hand, Theil an dem Schlagen; andere brachten die Verwundeten und Todten nach der Stadt; Kinder trugen den Soldaten Patronen zu. — Aus dem Salinenwerk konnte nun der Feind auch wieder vertrieben werden und wurde bis Sellnow zurückgeworfen. Selbſt dieſes Dorf wollte der tapfere Gruben ſogleich ſtürmen. Aber der gleichfalls herbeigekommene Waldenfels ließ es nicht zu, und Schill ſelber rieth davon ab, da es ohne kräftige Unterſtützung von Seiten des Gouvernements doch nicht lange mehr zu halten geweſen wäre, und an eine ſolche war nicht zu denken.

Da die Franzoſen jedoch noch an demſelben Abende eine Schanze angriffen, welche unmittelbar vor dem Gelder-Thore lag, ſo gab Loucadou, der gar nichts gethan hatte, die Feſtung gegen ihr Näherrücken zu ſchützen, nun den Befehl zur augenblicklichen Einäſcherung dieſer Vorſtadt. Nur Schill widerſetzte ſich dieſer rückſichtsloſen Härte. Er ließ die Schanze durch Freiwillige aus ſeiner Infanterie beſetzen und verbürgte ſich für die Ausdauer ſeiner Leute, damit die armen Bewohner Zeit erhielten, ihre bewegliche Habe in Sicherheit zu bringen. Bis an den dritten Tag hielten ſeine Leute die Schanze auch wirklich noch.

Durch die Ereigniſſe der letzten Tage war die Begeiſterung der Bürger für Schill auf den höchſten Punkt geſtiegen, ebenſo aber auch die Spannung zwiſchen ihm und dem Kommandanten. Dieſer klagte über Eingriffe Schill's in ſeine Amtsbefugniſſe; es kam zu mündlichen

Erörterungen, und die Gereiztheit des Obriſten brach in lichte Flammen aus. Er verhängte über den Rittmeiſter von Schill einen mehrtägigen Zimmerarreſt. Deſſen Soldaten ſchwiegen in verbiſſenem Grimme; die Anhänglichkeit der Bürger aber gedieh zu einem förmlichen Aufſtande. Sie rotteten ſich zuſammen und wollten Schill mit Gewalt befreien. Mit Mühe gelang es Nettelbeck, ſie zu beruhigen. Er eilte zu Schill und brachte ihnen von ſeiner Seite die Erklärung, daß er nicht gefangen, daß er nur krank ſei. Schill's Arreſt blieb nach jenem Vorgange ein leerer Name: er begab ſich ungehindert hin, wo ſeine Gegenwart nothwendig war, zu ſeinen Vorpoſten und in die Maikuhle. Loucadou hatte dagegen nichts einzuwenden und ſprach: „Außerhalb der Feſtung mag er ſchalten, wie er's für gut findet.“

Nachdem Sellnow verloren gegangen war, richtete Schill ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Behauptung der Maikuhle; dorthin ließ er unmittelbar nach dem abgebrochenen Gefechte am 19. März ſeine Truppen aufbrechen; auch der Poſten am Kolberger-Deep war dahin zurückgezogen worden. „Als ein Kleinod ſollten ſie dieſen neuen Poſten betrachten, welches ſie lebend nicht laſſen dürften,“ lauten ſeine Worte, mit welchen er ihnen denſelben übergab. Die früher ſchon begonnene Befeſtigung wurde erweitert und verſtärkt. Unmittelbar an das ſtürmiſche Meer gelagert und jeder Witterung ohne Obdach preisgegeben, immer noch in der ärmlichſten Kleidung, verbrachten ſeine Krieger die erſten drei Wochen in ununterbrochener Arbeit, die Nacht unter dem Gewehr und den Tag mit dem Spaten in der Hand an der Schanzarbeit. Die Bürger vergalten ihnen dieſe Thätigkeit nach Vermögen; ſie kochten für ſie und fuhren ihnen die Speiſen hinaus; die Wohlhabenderen gaben ihnen große Mahlzeiten im Freien, an welchen Offiziere und Gemeine Theil nahmen. Auch der Kommandant erkannte endlich die Wichtigkeit dieſes Poſtens, welchen er ganz vernachläſſigt hatte, und welcher ohne Schill dem Feinde in die Hand gefallen wäre und mit ihm die ganze Feſtung; er gab nun das nöthige Geld zu ſeiner Befeſtigung her. Seine eine Kavallerie-Schwadron, welche in der Feſtung geblieben war, verlegte Schill in die Hafenwohnungen, „Münde“ genannt, damit ſie ſeiner Beſatzung in der Maikuhle näher ſtand. Am 26. März erſchienen auch die drei andern Schwadronen, welche ſein Befehl erreicht hatte, glücklich wieder bei ihm. Er ſtellte ſie hinter den Dünen der Maikuhle auf, von wo ſie den zum Angriffe heranrückenden Feind jedesmal überflügelten und in den Rücken nahmen. Am Abende des 28. März meldete er ihre Ankunft den Franzoſen auf ſeine kühne Weiſe an. Nur von wenig Offizieren, aber allen Trompetern ſeines Korps begleitet, ritt er die feindliche Vorpoſtenkette entlang, ſprengte in der Dunkelheit die Poſten mit dem Säbel in der Fauſt an, und die Trompeter mußten, auf verſchiedene Punkte vertheilt, zum Angriffe blaſen. Alle feindliche Quartiere geriethen in Bewegung und die Vorpoſten zogen ſich eilig zurück: denn ſie erwarteten einen ernſten Angriff. Schill aber zog ruhig wieder nach Haus.

Am 3. April waren ſeine Arbeiten in der Maikuhle ſo weit gediehen, daß er einen Unteroffizier an den nächſten franzöſiſchen Poſten ſenden konnte, um dem Feinde anzuzeigen, wie er nun ſo gut eingerichtet ſei, daß er ſeinen Beſuch empfangen könne und erwarte. Doch hatte dieſe Sendung noch einen ernſteren Zweck. Die Franzoſen hatten mehrere ſeiner Leute, welche ihnen in die Hände fielen, den Pardon verweigert; ſie erklärten ſie für brigands, für Räuber, für bewaffnete Bauern und hatten ſogar einen gefangenen Schill’ſchen Jäger durch 13 langſam auf einander folgende Schüſſe hingerichtet. Er ließ ihnen nun erklären, daß er von nun an das Vergeltungsrecht üben und jeden gefangenen Franzoſen an einen Baum der Maikuhle werde annageln laſſen. Dieſe Drohung, welche unmittelbar an die Gemeinen gelangte, wirkte, und die Franzoſen unterließen jene Mordthaten an wehrloſen Gefangenen. Tägliche Angriffe von ihrer Seite fanden indeß wirklich auf die Maikuhle ſtatt. Sie wurden ſiegreich zurückgeſchlagen, und der Feind dabei oft bis nach Sellnow verfolgt.

Schill's Blicke waren jedoch zugleich erwartungsvoll auf das Land jenſeits der Oder und auf die Schweden gerichtet, und das feindſelige Verhalten der beiden Feſtungskommandanten gegen ihn machte ihm den Aufenthalt in Kolberg von Tag zu Tag widerwärtiger. Die ſchwediſchen Befehlshaber waren ihm bereitwillig entgegengekommen. Dort wartete ſeiner eine weitere, freiere Thätigkeit, ehrenvolle Anerkennung; alles, was ihm hier fehlte. Am 9. April erhielt er ein Schreiben des ſchwediſchen Obriſtlieutenants von Palmenſtierna, des erſten Adjutanten des Generals Armfeldt. Das Schreiben war vom 8. April aus Swinemünde datirt und meldete ihm, daß die Schweden von Stralſund aus die Franzoſen angegriffen und hinter die Peene zurückgeworfen hatten. Sie hatten die Inſel Uſedom genommen, und eine Abtheilung ihrer Scheerenflotte war durch die Peenemündung ſogar in das Haff gedrungen und lag vor Uckermünde. Von Swinemünde wollten ſie Wollin angreifen, welches nur von 150 Franzoſen beſetzt ſei. Schill wurde eingeladen, ſich mit den Schweden zu vereinigen.

Dieſe Nachrichten übertrafen Schill's kühnſte Erwartungen und regten alle ſeine alten Hoffnungen wieder an. Stettin konnte bedroht ſein, und die Belagerungsarmee vor Kolberg zu ſeiner Deckung abgerufen werden. Sie war wirklich bis auf 4000 Mann vermindert worden. Sogleich theilte Schill den Kommandanten ſeine erhaltenen Siegesnachrichten mit und bat ſie um einen allgemeinen Ausfall in der nächſten Nacht. Seine Gründe waren zu überzeugend; ſie verſprachen, ſeine Bitte zu erfüllen, und es geſchah nichts, gar nichts. Nun beſchloß Schill, ſeine Reiterei gegen die Odermündungen zu führen, ſich zuvor jedoch durch eigenen Augenſchein davon zu überzeugen, daß Wollin von den Schweden genommen und ihm dadurch der Uebergang über die Divenow eröffnet ſei. Er ſchiffte ſich am Morgen des 12. Aprils ein, mußte aber ſogleich wieder an's Land eilen. Denn ein ganzes franzöſiſches Regiment war von Gollnow gegen die Oſtſeeküſte ausgerückt, ſeine Stellung in der Maikuhle zu bedrohen. Er umging die ſechsfach überlegene Macht durch Sand und Moraſt in ihrer rechten und linken Seite und faßte ſie im Rücken; er nahm ihr zwei Feldſchanzen in der Nähe des Dorfes Neu-Werder, welche der Feind aus drei ſchweren Kanonen mit Kartätſchenfeuer vertheidigte, und nöthigte ihn zu einem verluſtvollen Rückzuge. Mit Wuth und theilweiſe mit dem Bajonett allein ſtürzten ſich ſeine Leute auf die Franzoſen, um ihre hingeſchlachteten Kameraden zu rächen; denn es waren kurz zuvor Mehre, welche dem Blutbade von Naugard entronnen, wieder bei ihrem Korps eingetroffen und hatten die dort verübten Greuel erzählt. Mit Mühe nur konnte Schill ihren Ungeſtüm zügeln und ſie von einem Sturme auf Sellnow zurückhalten. Aber unverantwortlich hatte ihn das Feſtungskommando in dem bedenklichen Kampfe gar nicht unterſtützt; es hätte Sellnow während des Gefechtes, ohne einen Mann einzubüßen, nehmen können und that es nicht. Das Dorf war von den Franzoſen gänzlich entblößt worden, die nicht daran gedacht hatten, von ihm abgeſchnitten zu werden. Der Vicekommandant Waldenfels hielt an Schill's Seite, und vier Kompagnieen ſeiner Grenadiere waren ausgerückt und ſtanden als müßige Zuſchauer bei dem Gradirwerk. Schill machte Waldenfels auf die ganz verlaſſene Sellnower Schanze aufmerkſam; er zeigte ihm einen Trupp ſeiner Huſaren, welche in die Schanze hineingeſprengt waren und mehrere Minuten darin verweilt hatten; er beſchwor ihn bei dem Wohle Pommerns, ſie von ſeinen Grenadieren beſetzen zu laſſen; das ganze abgeſchnittene Regiment wäre dann gefangen genommen worden. Auf dem Schlachtfelde machte ſein raſcher Ueberblick den Vicekommandanten mit allen Vortheilen bekannt, welche der Feſtung aus der wiedergewonnenen Stellung bei Sellnow außerdem noch erwachſen konnten. Die Verbindungsbrücke des Feindes über die Perſante konnte von da aus überwältigt und die Batterien der Altſtadt, welche der Feſtung ſo viel zu ſchaffen machten, konnten umgangen und aufgerollt werden, vielleicht das ganze ſchwache Belagerungskorps auseinander geſprengt, verfolgt, die ganze Provinz noch in Bewegung geſetzt werden. Aber Waldenfels blieb unbeweglich und ließ keinen Mann marſchiren. Schill's und der Seinen Tapferkeit hatte außer der Ehre und der Erhaltung der Maikuhle keine weiteren Vortheile für die Feſtung erringen können, weil die Mißgunſt zu benutzen verſchmähete, was ſie darbot.

Schill ging nun wirklich von Kolberg ab, begab ſich nach Swinemünde, fand hier eine ſchriftliche Aufforderung Palmenſtierna's vor, ſich nach Anclam zu begeben, wo General Armfeldt Wichtiges mit ihm zu berathen habe. Als er hier ankam, theilte ihm der General mit, daß ſeine Regierung mit den Franzoſen unterhandle. Am 18. April wurde ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Alle ſeine Hoffnungen waren wieder zerronnen, alle ſeine Mühen umſonſt geweſen. Noch ſchimmerte Ein ſchwacher Strahl. Es war möglich, daß die Erbitterung des Königs von Schweden (Guſtav IV.) gegen Napoleon das Verfahren ſeiner Feldherrn in Pommern mißbilligen und ihre Verhandlungen umſtoßen werde. Er eilte deßwegen ſelbſt nach Schweden und traf daſelbſt mit einem preußiſchen Abgeordneten aus Königsberg zuſammen, der in gleichem Sinne unterhandeln ſollte. Der König von Schweden beſchloß wirklich neue Rüſtungen. Die Feindſeligkeiten in Pommern ſollten wieder beginnen und auch Schill's Korps hier verwendet werden. Schill traf am 8. Mai wieder in Kolberg ein, von 7 ſchwediſchen Schiffen begleitet, welche ſeine Truppen nach Pommern überführen ſollten.

Am 29. April war hier ein lang gehegter Wunſch der Einwohner in Erfüllung gegangen. Es war ein neuer Kommandant eingetroffen, ein junger, kriegsverſtändiger, muthiger und liebenswürdiger Mann, der Major von Gneiſenau. Er vereinigte Kraft, Einſicht und Talent in allen ſeinen Anordnungen und hat neben Schill's früheren Bemühungen das Verdienſt, Kolberg gerettet zu haben.

Schill verließ auf den ſchwediſchen Transportſchiffen mit drei Schwadronen ſeiner Reiterei die Feſtung am 12. Mai; eine Schwadron und ſein Fußvolk blieb auf höheren Befehl zum ferneren Feſtungsdienſte zurück. Aber nach ſeiner Entfernung noch erntete die belagerte Stadt die Früchte ſeiner Thätigkeit. Petersdorf war in England freundlich aufgenommen werden, und ſeine Bitte um Waffen für das Schill'ſche Freikorps und Kolberg fand augenblickliche Erhörung. Am 19. Mai ſchon langten drei engliſche Transportſchiffe, geleitet von einer engliſchen Kriegsbrigg, im Hafen von Kolberg an, welche das Geſchenk der britiſchen Regierung überbrachten. Es beſtand aus 30 Kanonen und 10 Haubitzen mit 300 Ladungen für jedes Stück; in 10,000 Flinten mit 3,000,000 ſcharfen Patronen und 300,000 Flintenſteinen; in 10,000 Patrontaſchen und Säbelgehenken; in 6000 Reiterſäbeln endlich, Kleidungsſtücken und anderweitigem Feldgeräthe. Artillerie und Munition waren für die Belagerten von dem größten Werth. Die Geſchütze wurden ſogleich auf die Wälle gepflanzt, die Schill'ſchen Truppen neu gekleidet und mit den guten engliſchen Gewehren verſehen.

Die zurückgebliebene Schill'ſche Abtheilung behielt die Vertheidigung der Maikuhle, und ſie rechtfertigte das Vertrauen, welches der neue Kommandant in ſie ſetzte, durch ihren fortdauernden Muth, Wachſamkeit, Eifer und unverdroſſenes Ertragen des mühſeligſten Dienſtes. Die Anſtrengungen des Feindes richteten ſich nunmehr auf die öſtliche Seite des Platzes, und die Beſatzung der Maikuhle wurde weniger ernſt angegriffen. Sie benutzte dies, ihn ihrerſeits durch beſtändige Neckereien und entſendete Streifpartien zu beunruhigen, welche Zeugniß gaben, daß der alte Geiſt in ihnen nicht erloſchen war. Ein Unteroffizier Rückfort ſprengte mit 20 Pferden eine Abtheilung polniſcher Inſurgenten von 250 Köpfen an und warf ſie theilweiſe in ein Torfmoor, theils in die Oſtſee. — Der Freiwillige Müller ſtreifte zweimal mit 12 und 25 Mann weit in dem Rücken des Feindes, um immer noch zerſtreute Ranzionirte an ſich zu ziehen und den Franzoſen zu ſchaden. Er kam bis Pyritz, wo er 8 Offiziere, unter ihnen einen Major, und 10 Unteroffiziere von Sachſen-Gotha'ſchen und Weimar'ſchen Landestruppen aufhob; ſetzte bei Schwedt über die Oder und ſtreifte bis Neu-

Brandenburg. In Angermünde griff er mit 70 Mann, die ſich um ihn geſammelt hatten, 300 Mann italieniſche Infanterie in der Stadt ſelber an und vertrieb ſie daraus. — In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni unternahm Lieutenant Gruben, welcher die Infanterie des Korps befehligte, mit Erlaubniß des Kommandanten, einen Sturm auf Sellnow. Der Ort war durch 1600 Italiener beſetzt, und Gruben hatte nur 600 Mann zu verwenden. Der Sturm gelang; er warf die Italiener aus Sellnow, konnte den Ort aber nicht halten, da bedeutende feindliche Abtheilungen gegen ihn heranzogen.

Mit Gneiſenau hatte ein neues Vertheidigungsſyſtem in der Feſtung begonnen; alle Kräfte wurden aufgeboten und dienten ihm willig. Jeder Fußbreit Land wurde von nun an dem Feinde ſtreitig gemacht, und wo es noch möglich war, ihm neue Außenwerke entgegengeſetzt; häufige Ausfälle ſollten ihn ermüden und den Muth der Beſatzung beleben. Unter Nettelbeck's Leitung wurden Ueberſchwemmungen veranſtaltet, welche die Niederungen unter Waſſer ſetzten. Eine ſchwediſche Fregatte von 46 Kanonen und eine engliſche Brigg von 18 lagen vor dem Hafen und ſendeten ihre Kugeln in die Reihen der Franzoſen, ſobald ſie dieſelben erreichen konnten. Aber wenn Gneiſenau, der Tag und Nacht auf den Wällen war, auch Alles that, die Fehler der früheren Vertheidigung wieder gut oder unſchädlich zu machen; enger und immer enger wurde er von den Belagerern eingeſchloſſen, denn ihre Zahl wuchs täglich; ſie ſoll ſich zuletzt auf 24,000 Mann belaufen haben. Die Reihen der Vertheidiger dagegen wurden gelichtet; ſie waren kaum mehr ausreichend. Eine Kompagnie des Schill'ſchen Fußvolks wurde daher aus der Maikuhle zurückgezogen und in das Münder-Fort gelegt, welches den Hafen auf der Oſtſeite deckte.

Der Feind ſchien wirklich eine Zeitlang die Abſicht gehabt zu haben, ſich von dieſer Seite her des Hafens zu bemächtigen; am Ende des Junis jedoch ging er zu neuen Verſuchen gegen die Maikuhle über. Er beſetzte alle Orte vor derſelben und legte bis zum Strande Schanzen an. Das Schickſal der Feſtung nahte der Entſcheidung; die erſten Tage des Julius ſollten ſie bringen.

In der Nacht auf den erſten Julius erdröhnte die Erde von dem Donner der Geſchütze; alle Batterieen der Franzoſen ſpieen Feuer und einen Kugelregen auf die unglückliche Stadt aus. Das Blitzen der Geſchütze; die feurigen Bogen der Granaten und Bomben, welche ſich in und über die Stadt wälzten, erhellten die Nacht zu einem fürchterlichen Tag. Das Krachen der zerſpringenden Kugeln miſchte ſich mit dem dumpfen Getöſe der einſtürzenden Giebel und Häuſer. Ueberall zündeten die Flammengeſchoſſe; überall loderten Feuerſäulen empor! Ein wildes Lärmen und Jammern durchtoſete die Straßen. Niemand war in den Häuſern mehr ſicher; Niemand war es auf den Straßen: denn hier und dort ſchlugen die Kugeln ziſchend ein; Tod und Verderben verfolgten die Menſchen, wo ſie gingen und ſtanden. Verſtümmelte Leichen und gräßlich Verwundete ſtießen den Blicken auf; die Ohren betäubte das Geſchrei und Wehklagen der Menſchen, das Lärmen der Trommeln, das Geklirre der Waffen, das Raſſeln der Wagen. Aber mehr noch, als dieſe ſchwere Noth, in welche ſie durch das feindliche Bombardement geriethen, betäubte die wackeren Bürger die Nachricht, daß Morgens um 4 Uhr die Maikuhle verloren gegangen. Durch die fürchterliche Beſchießung hatte der Feind die Aufmerkſamkeit von dieſer Seite abgezogen und den wichtigen Poſten durch einen Handſtreich gewonnen. Von zwei Seiten, von den Dünen her und über die Saline, hatte er angegriffen, und Lieutenant **Gruben**, der ſich eines Angriffs in ſo früher Tagesſtunde ſo wenig verſah, daß er ſich jenſeits der Perſante befand und durch drei einander jagende Ordonnanzen erſt aufgeſucht werden mußte, überfallen und getäuſcht. Dann als er auf dem Kampfplatze erſchien, hielt er den Angriff von der Salinen-Seite für den verderblicheren und warf hierher ſeine Hauptmacht: unterdeſſen ſtürmte der Feind von der Dünenſeite in unwiderſtehlichem Andrange die Maikuhle. Kein preußiſches Fort konnte den verlaſſenen Poſten durch ſein Feuer unterſtützen; die ſchwediſche Fregatte allein ſendete 400 Kugeln auf den Feind, konnte die Maſſen der Stürmenden aber nur vorübergehend aufhalten. Die Beſatzung wehrte ſich verzweifelt, wurde jedoch zum eiligen Rückzuge auf das rechte Stromufer genöthiget. Kaum gelang es ihr, die Brücke über die Perſante hinter ſich zu zerſtören. Auf dem weiteren Rückzuge des Korps nach der Stadt ging die Mündervorſtadt, und eine lange Doppelreihe kleiner vereinzelter Wohnungen zwiſchen ihr und der Stadt, die ſogenannten Pfannſchmieden, in Flammen auf und dieſe vermehrten das gräßliche Schauſpiel dieſes traurigen Morgens. Das 6000 Fuß lange Gradirwerk auf dem linken Ufer, welches mit großem Koſtenaufwand erſt kürzlich erbaut worden und einen ganzen Wald des ſtärkſten Holzes enthielt, wirbelte gleichzeitig in Rauch und Feuer; in dieſes hatten die Franzoſen den Pechkranz geworfen.

Zu gleicher Zeit hatte der Feind den Verſuch gemacht, auch von der öſtlichen Seite am Strande her auf den Hafen vorzudringen; hier erlitt er aber eine vollſtändige Niederlage. Das Schill'ſche Korps erhielt nun die Beſtimmung, das Münder-Fort und den Perſante-Uebergang zu vertheidigen. 103 Tage hatte es ſeinen Poſten in der Maikuhle rühmlich vertheidiget, und ſich die Palme der Unbeſiegbarkeit nur 36 Stunden zu früh aus der Hand winden laſſen. Gruben war ein tüchtiger Offizier; er hatte ſich hier geirrt, ſich täuſchen laſſen. Ueberdies hatte er, von der Stadt im Stiche gelaſſen und auf ſein Korps beſchränkt, an dieſem Tage nur 414 Feuergewehre und eine mangelhafte Artillerie zur Vertheidigung des Poſtens; der Feind dagegen rückte mit 2000 Mann zum Sturme heran, und hatte vielleicht einen eben ſo ſtarken Rückhalt. Seine Leute hatten dazu bereits ſeit zwei Tagen und Nächten jeder Ruhe entbehrt; ſie hatten ſich, der Nähe des Feindes wegen, nicht einmal zum Abkochen von den Bruſtwehren entfernen können. Der Verluſt der Maikuhle war für die Tapferen ein Mißgeſchick, keine Schande; für die Stadt dagegen das Schlimmſte, was ihr in ihrer bedrängten Lage geſchehen konnte. Sie war von dem Augenblicke an vom

Meere und aller äußeren Hülfe abgeſchnitten. Ein engliſches Schiff mit Munition lag im Hafen und hatte ſeine Ladung kaum zur Hälfte gelöſcht. Es mußte die Ankertaue kappen und die offene See zu erreichen ſuchen, was ihm nur mit Noth und unter einem dichten Kugelregen der Franzoſen gelang; es wurden ihm zwei Mann auf dem Verdeck erſchoſſen.

Den ganzen Tog des 1. Julius und die Nacht auf den 2 hielt die Beſchießung des Platzes aus allen feindlichen Batterien an. Die Franzoſen wollten die Stadt um jeden Preis nehmen oder in den Grund ſchießen: es war im Lager ſchon die Kunde von dem Waffenſtillſtande eingelaufen, welchen Preußen am 25. Juni zu Tilſit abgeſchloſſen hatte, und es verletzte ihre Kriegereitelkeit, daß ihnen ein ſo kleiner Platz ſiegreich widerſtanden. Die Noth der Belagerten ſtieg mit jedem Augenblick. Mit Wuth griff das Feuer in der Stadt um ſich; an Löſchen dachte, außer dem alten Nettelbeck, faſt Niemand mehr; eine gänzliche Abſpannung nach den höchſten Anſtrengungen, eine dumpfe Gleichgültigkeit hatte ſich der meiſten bemächtiget. Der Zerſtörungslärm im Innern übertäubte den Donner der Geſchütze von Außen. Auf allen Seiten ſtand der Feind ſturmbereit; die Rettungshoffnungen waren in Allen erloſchen. Nur Gneiſenau ſtand ungebeugt und klaren Blicks in der allgemeinen Verwirrung, ein Fels im Wogenſturme. Er ſtand auf dem höchſten Punkte der Wälle, von wo aus er alle feindliche Schanzen überſehen konnte, und blickte ruhig in das gräßliche Getümmel; ſein Auge war überall gegenwärtig, und hütete jede Bewegung ſeines Gegners. Da ſah er gegen 2 Uhr Nachmittags ſich von Oſten her feindliche Sturmkolonnen auf das Münderfort heran wälzen, um auch dieſe Hafenſeite zu überwältigen; ſie hatten alle Vorpoſten vor ſich her ſchon über den Haufen geworfen. Des Kommandanten Befehle flogen, und Gruben warf ſich mit dem Schill'ſchen Freikorps dem ſtürmenden Feinde entgegen, voll Begierde, den Verluſt der Maikuhle an ihm zu rächen. Ein erbitterter, blutiger Kampf entſpann ſich auf dieſer Seite; er hatte ſchon eine Stunde gedauert, und die Franzoſen führten friſche Truppen in's Gefecht, während ihre Feuerſchlünde fortfuhren, gegen die Stadt zu wüthen. Es war 3 Uhr Mittags. Plötzlich ſchwiegen die Geſchütze auf allen Batterieen; ihre Blitze erlöſchen; ihre Donner verſtummten; eine lange tiefe Stille folgte auf den fürchterlichen Lärm. Ein ſeltſames Staunen folgte in der Stadt auf dieſe unbegreifliche Erſcheinung. — Da näherten ſich aus dem Lager zwei Männer der Feſtung; es war ein feindlicher Parlamentär und ein preußiſcher Offizier. Faſt athemlos ſtürzt dieſer in den Kreis der Vertheidiger und der Bürger: „Friede, Kolberg iſt gerettet!“ Der unerſchütterliche Muth Gneiſenau's und ſeiner Beſatzung, der edle Bürgerſinn der Kolberger, ſie waren mit Erfolg gekrönt. Ein ungemeſſener Jubel ſtieg in die Luft. Vergeſſen waren die Noth, die Angſt, die ungeheueren Verluſte; das Gefühl der Ehre, der Vaterlandsliebe behielt die Oberhand.

Der Ueberbringer jener Freudenbotſchaft war der Lieutenant von Holleben, der vor einigen Wochen erſt mit einer Abtheilung Kriegsgefangener von Kolberg nach Memel zur See abgegangen war. Er war unmittelbar aus dem preußiſchen Hauptquartiere bei Tilſit mit der Nachricht des Waffenſtillſtands abgefertigt worden und Tag und Nacht gereiſt, ſeine Sendung, ehe es zu ſpät war, zu überbringen. Aus weiter Ferne ſchon erreichte ſein Ohr der dumpfe Donner der Geſchütze, und er beflügelte ſeinen Lauf. Im franzöſiſchen Hauptquartier war er ein ſehr unwillkommener Bote: aber die offizielle Nachricht von dem Waffenſtillſtande war da, und der Lorbeerkranz der Franzoſen war um ein Blatt ärmer, was ſie einige Stunden ſpäter höchſt wahrſcheinlich errungen gehabt. 10,000 Mann hatte die Franzoſen die viermonatliche Belagerung gekoſtet; aber auch 2000 Mann der Beſatzung waren zu Grund gegangen und 36 Bürger erſchoſſen worden und 46 ſchwer verwundet. 26,000 Kugeln und Bomben waren auf die Stadt geſchleudert worden.

Schill ſelber war unterdeſſen in Schwediſch-Pommern thätig geweſen und ſah ſeinen Hauptplan der Erfüllung nahe: im Rücken der Franzoſen eine Armee zu bilden, welche ſie abſchneiden und vernichten konnte. Der König von Schweden war ſelbſt in ſeine deutſchen Staaten herübergekommen, den Angriff zu leiten; 30,000 Engländer waren auf dem Wege nach der Oſtſee, um an der pommer'ſchen Küſte zu landen; General Blücher hatte ein preußiſches Truppenkorps auf die Inſel Rügen geführt, und zu dieſem war Schill mit ſeinen Reitern geſtoßen. Immer noch dauerte der Zulauf der Selbſtrantionirten und verdoppelte hier die preußiſchen Streitkräfte. Am 3. Juli kündigte Schweden den Franzoſen den Waffenſtillſtand, und am 13. ſollten die Feindſeligkeiten wieder beginnen. Aber vorher noch kam die Nachricht von dem Tilſiter Friedensſchluß. Die Engländer kehrten heim; Blücher mußte ſich in die Umgebung von Kolberg zurückziehen, und Schweden blieb vereinzelt gegen die Uebermacht Napoleon's ſtehen.

Schill's Korps war auf 1200 Mann Infanterie angewachſen, welche in 7 Kompagnieen und 3 Bataillonen vertheilt waren, und auf 1000 Mann Reiterei, Huſaren und Dragoner, in 5 Schwadronen; außer dieſen gehörte noch eine Kompagnie Fußjäger von 90 Mann dazu und eine Abtheilung reitender Jäger von 40 Pferden. Seine kleine Artillerieabtheilung war mit der Kolberger Artillerie vereinigt worden, die ſehr zuſammengeſchmolzen war.

Die Umformung der preußiſchen Armee, welche im Dezember des Jahres 1807 begann, brachte auch dem Schill'ſchen Korps eine neue Geſtalt. Es wurde auf 4 Schwadronen Reiterei und ein Bataillon Infanterie herabgeſetzt. Die Reiter wurden alle als Huſaren ausgerüſtet und bildeten das „zweite Brandenburgiſche Huſarenregiment.“ Zum Inhaber desſelben ernannte der König Schill, welcher außer der Reihe zum Major befördert worden war. Die Infanterie wurde dem Leib-Infanterie-Regimente des Königs beigegeben unter der Führung des Majors von Reuß. Sie ſollte den Namen „leichtes Bataillon von Schill“ fortführen. Als gegen das Ende des Jahres 1808 die franzöſiſchen Heere den Boden Preußens verlaſſen hatten, und deſſen

König in ſeine Hauptſtadt zurückkehrte, erhielten Schill und ſeine tapferen Schaaren einen neuen Beweis ſeiner Anerkennung. Sie ſollten einen Theil der Berliner Beſatzung bilden und die erſten unter den vaterländiſchen Kriegern ſein, welche in die Hauptſtadt einzogen. Auf ſeinem ganzen Zuge dahin wurde Schill von dem Jubel des Volkes begrüßt. Auch in Berlin, wo er am 10. Dezember 1808 einzog, empfing ihn eine begeiſterte Liebe, eine großartige Bewunderung. Er war der Held des Volkes geworden, und er verdiente es. Ein Taumel der Luſt hatte die ganze Bevölkerung ergriffen. Alle Straßen und Plätze, welche der Zug berühren mußte, waren vom früheſten Morgen an dicht mit Menſchen angefüllt; kein Stand hatte ſich ausgeſchloſſen. Ein großer Theil der Bevölkerung zog dem Korps entgegen. Vor dem Bernauer Thore wurde es von dem Gouverneur der Reſidenz, von dem Generalſtab der Nationalgarde und dem Magiſtrate empfangen und von letzterem durch eine kurze Anrede begrüßt. Innerhalb des Thores war die Nationalgarde aufgeſtellt. Durch ihre Reihen zogen die Helden von Kolberg, an ihrer Spitze der Führer, welcher die Flüchtlinge von Jena dazu umgeſchaffen hatte. Der tauſendſtimmige Ruf, „es lebe Schill,“ erſchütterte bei jedem ihrer Schritte die Luft. Schill erwiederte jeden Gruß mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit; er bot den Nationalgarden, ſo weit er reichen konnte, die Hand, und nannte ſie Kameraden, Freunde. Wie ſeine Heldengeſtalt ſich neuen Volksmaſſen zeigte, erneuerten ſich dieſe Auftritte mit wachſender Begeiſterung; der Jubel ſtieg in's Grenzenloſe. — Als er Abends im Theater erſchien, empfing ihn derſelbe Beifallsſturm. Wochenlang konnte er ſich nicht öffentlich zeigen, ohne der Gegenſtand lauter Bewunderung zu ſein. Lieder, Flugſchriften und Bildniſſe verherrlichten ihn und ergoſſen ſich von Berlin über das ganze Land, wo ſie in jede Hütte eindrangen. Einfach und beſcheiden blieb Schill auf dieſer ſchwindelnden Ruhmeshöhe, wie ſie ſelten ein Sterblicher erſteigt. Abwehrend ſprach er: „Man macht zu viel aus mir!“

2. Schill in Stralſund und im Tode.

Der Friede, welchen Preußen mit Napoleon hatte ſchließen müſſen, weil es von ſeinem Hauptbundesgenoſſen, von Rußland verlaſſen worden, war ein theurer und ſchimpflicher Friede, und wohl mußte jedem Vaterlandsfreunde das Herz bluten. Ueber die Hälfte ſeiner Beſitzungen hatte der König abtreten müſſen, und Napoleon hatte erklärt, „nur aus Achtung vor Alexander von Rußland gebe er ihm einen Theil derſelben zurück.“ Die Königin Luiſe hatte ihn vergeblich perſönlich um die Zurückgabe Magdeburg's angefleht. Napoleon erkannte ihre Liebenswürdigkeit und ihre Reize an: aber er ließ ſich durch dieſelben nicht rühren. „Wie ein Wachstuch, über welches das Alles weggleite,“ war er nach ſeinen eigenen Ausdrücken. Von allen Seiten war das geſchwächte Preußen von feindlichen Elementen umgeben, die es jeden Augenblick erdrücken konnten. In ſeinem Weſten lagerte das neuerrichtete Königreich Weſtphalen unter Napoleon's Bruder Hieronymus; die Feſtung Magdeburg, der Schlüſſel des Elbüberganges, war ihm zugetheilt; ſie ſollte 12,500 Mann Beſatzung erhalten, welche Frankreich ſtellte und Weſtphalen bezahlen mußte. Magdeburg war ein Hauptwaffenplatz Napoleon's im Herzen von Deutſchland. Im Süden war Sachſen, auf Koſten Preußens vergrößert, zum Königreich erhoben und mit dem neuen Herzogthum Warſchau im Oſten verbunden worden; es hatte eine Militärſtraße durch Preußen nach Warſchau erhalten. Im Norden war Danzig zu einer Republik erhoben worden; aber es behielt gleichfalls eine franzöſiſche Beſatzung und einen franzöſiſchen Gouverneur, denn es beherrſchte die Weichſelmündung und war im Falle eines wiederausbrechenden nordiſchen Krieges ein wichtiger Stützpunkt. Schwediſch-Pommern, die Feſtung Erfurt, Baireuth mit der Bergfeſtung Plaſſenburg blieben in franzöſiſcher Verwaltung. Weſel, Kaſſel, Koſtheim und Kehl am rechten Rheinufer, mußten an Frankreich abgetreten werden, damit der Uebergang ſeiner Armeen über den Rhein deſto ſicherer werde.

Mit gewohnter Treuloſigkeit ſuchte Napoleon überdies den niedergeworfenen und umſtrickten Gegner auch im Frieden noch zu erſchöpfen. Bis zum 1. Oktober 1807 ſollte nach einem beſonderen Vertrage ganz Preußen von den Franzoſen geräumt ſein. Aber bei der Erfüllung der Friedensbedingungen erhoben ſie ſo viel Streitigkeiten, daß die Beſetzung noch ein ganzes Jahr länger dauerte, und das unglückliche Land hatte ſo lang mitten im Frieden eine fremde Armee von 200,000 Mann zu ernähren. Einen Hauptſtreitgegenſtand bildeten die rückſtändigen Kriegsſteuern. Nach preußiſcher Berechnung betrugen dieſe 19 Millionen Franken; aber die Franzoſen forderten 154½ Millionen. Preußen mußte ſich endlich wirklich zur Zahlung von 140 Millionen verbindlich machen und bis zur Tilgung der Schuld die Feſtungen Glogau, Küſtrin und Stettin in franzöſiſchen Händen laſſen, auch nachträglich noch verſprechen, in den nächſten zehn Jahren nie mehr als 42,000 Mann unter den Waffen zu haben. Nun wurde es, vierzehn Monate nach dem Friedensſchluß zu Tilſit, von den Franzoſen bis auf jene drei Feſtungen geräumt, und es iſt ſehr die Frage, ob es geſchehen wäre, wenn die Armee nicht anderwärts nöthiger geweſen. Denn der franzöſiſche Raubadler hatte ſeine Klauen in die pyrenäiſche Halbinſel eingeſchlagen.

Die nächſten Folgen des großen Unglücks für Preußen waren durchgreifende Verbeſſerungen in allen Verwaltungszweigen; überall zeigte ſich eine große Regſamkeit. Scharnhorſt leitete die neue Geſtaltung der Armee, und ihm verdankt dieſe ihre ſpätere Brauchbarkeit; der Miniſter von Stein entfaltete eine gleiche Thätigkeit in der inneren Verwaltung. Aber nicht auf neue Formen allein durfte ſich die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft gründen; auch der Geiſt mußte erweckt und rege gehalten werden. Letzteres bezweckte der „Tugendbund.“ Der Tugendbund war ein öffentlicher Verein, keine geheime Verbindung, welcher gleich nach dem Frieden von Tilſit in Königsberg entſtanden war, wo ſich damals noch der Hof und die Regierung aufhielt. Er wurde vom Könige durch eine Kabinetsordre förmlich beſtätiget, und breitete ſich raſch über ganz Preußen aus. Sittlich-wiſſenſchaftliche Zwecke wollte er verfolgen; das Elend mildern, welches der Krieg zurückgelaſſen; die geiſtige und moraliſche Kraft des Volkes heben und dadurch die Verluſte erſetzen, welche der Staat erlitten hatte. Daß das erwachte Volksbewußtſein das Joch der Fremdherrſchaft abſchüttele und das Geraubte wieder gewinne, war ſicher der fernere Zweck des Vereins, der unter den gegebenen Verhältniſſen natürlich nicht ausgeſprochen werden durfte. Dieſer Endzweck entging indeſſen den Franzoſen nicht, und Napoleon's Vorſtellungen zwangen den König, den Verein für aufgelöſt zu erklären. Die Verſammlungen ſeiner Mitglieder in größerer Anzahl hörten nun zwar auf, aber nicht ihre Wirkſamkeit für die Vereinszwecke. Ein ſteigender gereizter Zuſtand in Preußen und ganz Deutſchland war vorhanden. Der Funke der Erhebung glimmte überall unter der Aſche des frech zertretenen Volksglücks; jeder Windſtoß konnte ihn zur Flamme anfachen.

So erſchien das Jahr 1809 und mit ihm Ereigniſſe, welche Rettung aus der tiefen Schmach zu verheißen ſchienen. Napoleon hatte in Spanien einen Widerſtand gefunden, wie er ihm noch nirgends aufgeſtoßen war. Die Könige hatte er auch hier getäuſcht und geſchreckt, und ſie hatten ſich und ihre Kronen ihm ſelber überliefert; aber die Völker nicht. Ein fürchterlicher Volkskrieg hatte ſchon Ströme von Blut vergoſſen, und Napoleon war an der Spitze der großen Armee ſelber nach Spanien gezogen; die Engländer waren in Portugal gelandet. Die Augen von ganz Europa richteten ſich nach Weſten und Deutſchland hoffte. Auch Oeſterreich hatte ſein Kriegsweſen umgeſtaltet und großartige Rüſtungen vornehmen laſſen; es hatte eine Landwehr errichtet. Die großen Streitkräfte Frankreichs waren über ganz Europa zerſtreut.

Der Zeitpunkt ſchien günſtig, und Oeſterreich beſchloß den Krieg. Es konnte beträchtliche Heere in's Feld rücken laſſen und rechnete dabei auf den öffentlichen Geiſt in Deutſchland. Das erwachte Nationalgefühl ſollte benutzt und ein Volkskrieg gleich dem ſpaniſchen entzündet werden. Zugleich wurden die Völker Italiens und Polens aufgerufen, ſich den öſterreichiſchen Armeen anzuſchließen. „Selbſtſtändigkeit, Freiheit, Nationalehre,“ waren damals die Loſungsworte Oeſterreichs, womit es die Völker aufzurütteln ſuchte. Es ziehe für die Freiheit Deutſchlands und Europa's zu Felde, „die ſich unter Oeſterreich's Fahnen geflüchtet hätten,“ lauteten ſeine Proklamationen. Die deutſche Nation wurde durch einen beſonderen Aufruf des Erzherzogs Karl aufgefordert, „ſich zu erheben und das ſchmähliche Joch zu zerbrechen, und wieder zu erlangen die Unabhängigkeit und Ehre, die ihr gebühre.“

Die öſterreichiſchen Heere überſchritten in Deutſchland raſch die Grenze, warfen die Baiern zurück und beſetzten am 17. April (1809) München; am 20. April nahm der Erzherzog Karl in Regensburg ein franzöſiſches Regiment gefangen. Eine zweite Armee ſollte in Italien einfallen, eine dritte in Dalmatien, eine vierte in Tyrol, und eine fünfte in Polen. Von ſolchen Anſtrengungen konnte ein Erfolg erwartet werden, und der Anfang entſprach den Erwartungen. Wer in Deutſchland, die Fürſten des Rheinbundes ausgenommen, und die deutſchen Spione und Werkzeuge in franzöſiſchem Solde, erflehte nicht Sieg für die öſterreichiſchen Waffen? Wer hätte nicht hoffen dürfen, da der mächtigſte deutſche Staat die Bahn der Ehre betrat, daß das deutſche Volk nicht hinter dem ſpaniſchen zurückſtehen werde? Warum ſollte hier nicht ausgeführt werden können, was dort möglich geweſen war? Und wohl waren Anzeichen genug vorhanden, daß Oeſterreich's Ruf an die deutſche Nation, nicht in leeren Lüften verhallen werde. Die Tyroler erhoben ſich ſogleich gegen die aufgedrungene baieriſche Herrſchaft und die Franzoſen; auf ihren Bergen flammten die Feuerzeichen; Mehl und Blut, welche die Flüſſe durch die

Landesgaue trugen, riefen das Volk zum allgemeinen Aufſtande. — In dem neuen Königreich Weſtphalen und in allen, von den Franzoſen noch beſetzten deutſchen Landestheilen herrſchten ein tiefer Grimm und eine Jedem bemerkbare Gährung. König Hieronymus hatte in Kaſſel, Braunſchweig und Magdeburg Militärkommiſſionen ernannt, um über gewaltſame Störungen der Ruhe innerhalb 24 Stunden gewaltſam zu richten. Dennoch blieben hier ſelbſt Frauen thätig, die Jünglinge und Männer zu gewaltſamer Abſchüttelung des verhaßten Joches anzuregen, und in der Hauptſtadt des eingedrungenen Königs ſelbſt ſtand ſein eigener Gardeoberſt, der Freiherr von Dörnberg, bereit, den Aufſtand zu leiten und den ganzen Hof gefangen zu nehmen. — In der Altmark auf dem linken Elbufer, war zu gleichen Zwecken ein ehemaliger Hauptmann von Katte thätig; er hatte ſich die Schlüſſel zu mehreren Zugängen der Feſtung Magdeburg verſchafft; Bürger der Stadt, ſelbſt mehrere Offiziere und mehr als 1000 Mann der ehemaligen preußiſchen Garniſon harreten auf ſeinen Wink. Einer ſeiner Waffengefährten, Eugen von Hirſchfeld, ſuchte den Volksaufſtand im Halberſtädtiſchen und in Thüringen vorzubereiten. — In Böhmen rüſtete der vertriebene Herzog von Braunſchweig-Oels ein Truppenkorps aus; ein öſterreichiſches Heer ſollte ſich mit ihm verbinden, und beide gemeinſchaftlich ſollten Sachſen angreifen.

In Berlin ſtand an der Spitze eines ſchönen Huſarenregimentes Schill. In dieſem Regimente hatte ſich die Blüte der kräftigen vaterländiſchen Jugend geſammelt; Haß gegen Napoleon und die Franzoſen war ihr Element, die Rettung des Vaterlandes ihr heißeſter Wunſch, ihr Lebensziel. Unter ihnen allen war Schill wieder die Blüte an Franzoſenhaß und Vaterlandsliebe, an Soldatenmuth und Entſchloſſenheit. Er ſtand im blühendſten Lebensalter und in der Fülle ſeiner Kraft. Sein Körper war von feſtem Baue und unterſetzter Geſtalt; geübt, die härteſten Beſchwerden und Entbehrungen zu ertragen. Seine Geſichtszüge waren angenehm, meiſt von gewinnender Freundlichkeit und Heiterkeit belebt. Ein ſchönes ſchwarzes Auge blitzte Feuer, das im Innern ſeiner Seele unabläſſig thätig war. Wenn ihn ein Gedanke ſtark beſchäftigte, ſenkte er es zu Boden, und die Hand ſpielte mit dem Schnurbarte. Wenn er das Auge wieder hob, ſprühete es Licht und Leben, und die Hand ſank auf den Säbelgriff. Schill ſprach ſehr gut, und ſeine hingeworfenen Ideen waren Gedankenblitze, die im leichten Fluß der Rede und von dem Feuer ſeines Auges unterſtützt, die Herzen mit ſich fortriſſen. — Den Mangel einer früheren Bildung und die Lücken in ſeinem Wiſſen ſuchte er auszufüllen, ſobald ſich ihm Zeit dazu darbot. Dieſe fand er aber nur ſelten in dem Thatenſturme, der ihn ergriffen hatte. — Die höchſte Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit zierten den edlen verdienſtvollen Mann. Sie gewannen ihm die Herzen Aller, welche ihm näher ſtanden, und vor ihnen verſtummte der Neid ſelbſt, welchen ſein glänzendes Auftauchen aus der Namenloſigkeit, und die Volksgunſt, welche dieſem folgte, früher erzeugt hatte. Freunde hatte ihm die Liebenswürdigkeit ſeines Charakters viele gewonnen; ſie hingen an ihm mit unerſchütterlicher Treue und viele folgten ihm bis in den Tod. Aber auch er war fähig, für den Freund alles zu thun und zu leiden. Er beſaß eine außergewöhnliche Gabe, ſich die Zuneigung und Anhänglichkeit der Soldaten und des Volks zu gewinnen. Wo ihn ſeine Züge hinführten, kam ihm Wohlwollen und freiwillige Hülfe entgegen. — Schill lebte mäßig und ſparſam, und verwendete wenig für ſeine eigenen Bedürfniſſe: aber keine Vermögensopfer waren ihm zu groß, ſobald es ſich um die Erreichung eines vaterländiſchen Zweckes handelte. Den Ueberſchuß ſeiner Einnahme hat er theilweiſe auf die beſſere Bekleidung und Bewaffnung ſeines Regiments verwendet. Nie blieb ſeine Hand dem Dürftigen verſchloſſen, der ſich an ihn wendete; und wo er nicht helfen konnte, wußte er durch freundlichen Troſt Hoffnung und Muth wieder zu beleben. — Auch die Gunſt der Frauen lächelte dem Helden: er war mit der zweiten Tochter des Generals von Rüchel verlobt.

Mit dem Schwerte hatte ſich Schill die kriegeriſche Ehrenbahn eröffnet, und es winkten ihm ihre höchſten Stufen und alles äußere Glück. Er war geehrt und geachtet von dem Könige, und beſonders von der Königin; er war geliebt von Allen, die ihm näher ſtanden, von ſeinen Untergebenen auf den Händen getragen; bewundert von ſeinen Mitbürgern, deren Stolz er war. Es winkte ihm Familienglück an der Seite einer liebenswürdigen Frau. Nicht Ehrgeiz war es, was ihn dieſe Ausſichten in eine genußreiche Zukunft alle durchbrechen hieß; ſein Ehrgeiz konnte durch ſie geſättigt erſcheinen. Wer mag bei der geſchichtlichen Lage Europa's und Deutſchlands, bei der Stellung, die ſeinem Vaterlande angewieſen war, wer mag fragen, was ihn dazu getrieben hat? Es fehlte ſeinem Glücke das Vaterland, die Freiheit! Wie Theodor Körner ſpäter für ſeine Kunſt die Heimath ſuchte; ſo ſuchte er ſie für ſeinen ſchon gewonnenen Ruhm, für ſein Volk, welches ſeine Hoffnungen auf jenen gründete. Ueber die Gebühr hatte ihn ſeiner Anſicht nach das Vaterland für das geehrt, was er bisher gethan: konnte Er ruhig bleiben, wo das geſammte Volk nach Thaten rief und den Mann erwartete, der es zu Thaten führen ſollte, da andere Männer ſchon bereit ſtanden, die weniger Ruf, weniger Anſehen, weniger Mittel beſaßen, wie er?! Schill war Mitglied des Tugendbundes, und was dieſe Verbindung wollte, ſchien im Anfange des Jahres 1809 erreicht werden zu können; erreicht werden zu müſſen, wenn es nicht auf lange wieder vertagt werden ſollte. Die Augen Aller waren auf ihn gerichtet, und von allen Seiten ergingen Aufforderungen an ihn, die Hoffnungen, welche das Volk auf ihn ſetzte, nicht zu täuſchen. Die Pläne von 1807 tauchten wieder in ihm auf. Norddeutſchland war von franzöſiſcher Waffenmacht faſt gänzlich entblößt, und während Napoleon von den Oeſterreichern an der Donau beſchäftigt war, mußte ſich dort der Volksaufſtand bilden, ſich unaufhaltſam nach Süden wälzen, den Länderräuber vom Rheine abſchneiden und zwiſchen zwei Feuern erdrücken. Wenn jetzt bei Oeſterreichs ungeheurer, letzter Anſtrengung, Preußen, das übrige Deutſchland, wieder ruhig blieben, und es den Kampf allein kämpfen und verlieren ließen; wann ging dann wieder ein Stern der Hoffnung auf? Aber die preuſſiſche Regierung zögerte, und die übrigen deutſchen Regierungen zogen für Frankreich zu Felde. Ein kühnes Unternehmen, eine Erhebung ihrer Völker konnte beide zwingen, ihre Pflichten gegen ihr Vaterland zu erfüllen. Der öſterreichiſche Krieg hatte glücklich begonnen; die Siegesnachrichten von Regensburg verbreiteten ſich eben in der preußiſchen Hauptſtadt; die Tyroler Bauern ſtanden in Waffen; Schill ſah den Boden der franzöſiſchen Tyrannenherrſchaft unterhöhlt, ſah ihren unnatürlichen Bau wanken; und er beſchloß, ihn ſtürzen zu helfen. Er fühlte ſich dazu berufen, und er war es. Er war der Mann des Volkes und der That; kein Kabinetsdiener. Der Wahlſpruch, den er oft im Munde führte, lautete:

„Mag mein Ende ſein mit Schrecken; beſſer iſt ein jüngſter Tag,
Als ein Schrecken ohne Ende, wo nur Schande droht und Schmach“.

Schill's Erhebung ſtand nicht vereinzelt; ſie ſtand in Verbindung mit allen Unternehmungen, welche ſich im Rücken der Franzoſen im Geheimen vorbereiteten. Aber gerade die Natur der geheimen Vorbereitungen bringt es mit ſich, daß ſie ſelten zur Reife und zum beabſichtigten gemeinſchaftlichen Ausbruche gelangen. Verrath oder auf andere Weiſe herbeigeführte Entdeckung nöthigen die Führer gewöhnlich zu frühem, vereinzeltem Handeln und vereiteln das Gelingen gut angelegter Pläne. — Mit Katte ſtand Schill in Beziehung und wußte um ſeinen Plan. Wenn Magdeburg gewonnen war, ſollte Schill aus Berlin abmarſchiren. Katte's Unternehmen mißlang aber am 5. April; er flüchtete nach Böhmen zu dem Herzoge von Braunſchweig. Die weſtphäliſche Regierung wurde auf die Pläne ihrer Gegner immer aufmerkſamer und ließ alle Verdächtigen entwaffnen. Auch mit Dörnberg's Abſichten war Schill vertraut und billigte ſie. Man zweifelte nicht daran, daß Dörnberg's Unternehmen gelingen und einen bedeutenden Umfang gewinnen werde. Dann wollte ſich Schill mit ſeinem Regimente nach Heſſen werfen und durch die Schätze des vertriebenen Kurfürſten unterſtützt, welcher ſich damals in Prag aufhielt, und in deſſen Intereſſe er handelte, eine Macht bilden, welche dem ſich entwickelnden Volkskriege einen Anhaltspunkt gewähren ſollte. Mit dem Kurfürſten von Heſſen und dem Herzoge von Braunſchweig ſtand Schill übrigens in keiner direkten Verbindung. Doch mochten ſie von ſeinem Plane unterrichtet ſein, und würden ſich im Falle des Gelingens ſicher an ihn angeſchloſſen haben. Wohl waren auch andere Männer von Bedeutung mit Schill's Unternehmen bekannt, und vielleicht auch eine hochgeſtellte patriotiſche Frau, welcher „der Volksſchmach herbſtlicher Wind vor der Freiheit Frühlingsgekoſe" das Herz gebrochen hat; wohl mochten ſie alle hoffen, daß durch ſeine That jene Frühlings-Sonne der Freiheit früher heraufbeſchwören werde. Und ſo verliert ſie jenen Ruf der Abenteuerlichkeit und Zweckloſigkeit, den ihr nach ihrem Mißlingen die feile Geſinnung angedichtet hat, welche nur nach dem Erfolge urtheilt und nach Procenten rechnet.

Auch Dörnberg's Unternehmen aber mißlang. Am 21. April hatte der Aufſtand des Landvolks in der Nähe von Kaſſel in dem Dorfe Walhauſen begonnen, weil Verrath kein längeres Zögern geſtattete. Dörnberg wurde mit den Jägern der Garde gegen die Inſurgenten geſendet und forderte ſeine Truppen auf, zu ihnen überzugehen. Dieſe aber weigerten ſich und kehrten nach Kaſſel zurück. Dörnberg gab ſeine Sache zu früh verloren und flüchtete nach Böhmen.

Hierdurch wurden Schill's Berechnungen alle geſtört, aber ſein Muth blieb unerſchüttert und ſein Entſchluß feſt. Doch auch ſeine Abſichten wurden dem Feinde verrathen. Aus dem Amt Heyde bei Bielefeld hatte ſich ein Abgeſandter, der Landmann Romberg, bei ihm eingefunden, und ihn im Namen mehrerer verbundenen Dorfſchaften aufgefordert, ſich in ihre Gegend zu werfen, die zum Aufſtande bereit ſei. Schill hatte ihn zurückgeſendet und mit mehreren Briefen an angeſehene Perſonen verſehen; auch Proklamationen hatte er ihm mitgegeben, durch welche die Bewohner aufgefordert wurden, ſich unter eigenen Führern zu erheben, bis Schill in ihrer Gegend erſcheinen könne. Romberg wurde auf ſeiner Rückreiſe in Magdeburg angehalten, und ſeine Papiere fielen in die Hände des franzöſiſchen Kommandanten. Dieſer ſandte ſie nach Kaſſel, und der preußiſche Geſandte am weſtphäliſchen Hofe mußte ſeiner Regierung nach Königsberg die Anzeige machen. Ehe dieſe Anzeige aber an den Ort ihrer Beſtimmung gelangte, war auch Schill von der drohenden Gefahr benachrichtiget worden. Der damalige Referendar des weſtphäliſchen Miniſters, Alexander v. Bothmar, ein deutſch geſinnter Mann, war mit Kurirpferden nach Berlin geeilt und hatte den Adjutanten Schill's von der unglücklichen Entdeckung in Kenntniß geſetzt. Jetzt, da Alles verloren ſchien, konnte durch ein muthiges Wagen allein Alles gewonnen werden, und nicht ſein Untergang war es, den Schill dadurch abwenden wollte. Es galt den Verſuch, die Freiheit mit ſtürmender Hand zu gewinnen, die großen Hoffnungen nicht zerrinnen zu laſſen, die ſich auf den öſterreichiſchen Krieg gründeten. Immer noch ſtand Schill's Entſchluß unerſchüttert. Mit Schnelligkeit und der tiefſten Verſchwiegenheit führte er ihn aus.

Am 28. April 1809 Nachmittags um 4 Uhr rückte Schill mit ſeinem Huſarenregimente, 600 Mann ſtark, zum Halliſchen Thore hinaus. Das Regiment führte ſeine eiſernen Futterbeſtände mit ſich: aber Niemand fiel etwas auf, denn Schill hatte ſeine leichte Reiterei auch im Frieden häufig im Felddienſte geübt, auch vor dieſem Ausmarſche geäußert, er werde ein Nachtmanöver ausführen. Das Regiment war unter verſchiedenen militäriſchen Bewegungen auf der Straße nach Potsdam etwa eine Meile weit vorgerückt, als dem Major durch eine Ordonnanz ein Brief eingehändigt wurde, welcher für eine Marſch-

Ordre gelten konnte. Schill ließ Halt machen und einen Kreis ſchließen. Eine goldgeſtickte Brieftaſche, ein Geſchenk der Königin Luiſe, in der Hand, trat er in den Kreis und hielt eine kurze Anrede an die Truppen. Er fragte ſie, ob ſie ihm folgen wollten, die Schläfer zu erwecken und die Feſſeln zu zerbrechen, welche der große Kronenräuber um ganz Europa geſchlungen habe? Die Stunde der Erhebung ſei gekommen; Oeſterreich ſtehe in den Waffen; ganz Deutſchland werde folgen. Wann ſie verſäumt ſei, werde der Tyrann ihr armes Vaterland, welches er ſchon von dem Gipfel ſeiner Größe herabgeriſſen und in den Staub getreten, behandeln, wie er Spanien behandelt habe; ihnen den König rauben und ihre alte Verfaſſung. Er ſei entſchloſſen, ſich des Geſchenkes der Königin würdig zu beweiſen und lieber zu fallen, als den Ruin ihres Hauſes mit anzuſehen. Die Soldaten und Offiziere jauchzten ihm Beifall zu. Allgemein verbreitete ſich unter ihnen die Meinung, daß ſie nur der Vortrab des größeren Heeres ſeien, welches ihnen auf dem Fuße folgen werde; und ſie waren ſtolz auf dieſe Ehre. Schill ließ aufſitzen und den Weg nach Potsdam fortſetzen. Hier nahm er eine Anzahl Gewehre in Empfang, welche er für ſeine reitende Jägerabtheilung beſtellt hatte. Er ließ die Nacht eine Meile jenſeits Potsdam einige Stunden bivouaquiren und erreichte am 29. April unter beſtändigem Regen Großkreuz und Jeſerick.

Hier erreichte ihn der Major v. Zeblin, welcher ihm von dem Gouvernement nachgeſendet worden war, um ihn zurückzurufen. Der Major von Zeblin ſprach mit Schill ganz allein und kehrte nach Berlin zurück, ohne einen Verſuch gemacht zu haben, die Offiziere und Soldaten aus dem Irrthume zu reißen, als handle Schill in Folge höheren Befehls. Sein geheimnißvolles Erſcheinen und Verſchwinden befeſtigte im Gegentheile jene Ueberzeugung; auch konnte er der Ueberbringer veränderter Marſchbefehle geweſen ſein, denn Schill änderte ſogleich die Richtung ſeines Zugs.

Schill war Willens geweſen, die Elbe in der Nähe von Magdeburg zu überſchreiten und eine Ueberrumpelung dieſes Platzes zu verſuchen, der von Streitern wirklich faſt gänzlich entblößt war. In Großkreuz aber erfuhr er: daß der franzöſiſche Kommandant in Magdeburg durch gute Kundſchafter von ſeinem Ausmarſche aus Berlin ſogleich benachrichtigt worden war, die Fähren habe verſenken und alle andere Fahrzeuge wegſchaffen laſſen. Er wendete ſich daher ſeitwärts, um bei Wittenberg den Uebergang zu verſuchen. Auch Wittenberg war ſchwach beſetzt und ſchlecht befeſtigt. Es war eine ſächſiſche Stadt, und man hatte aus Dresden zwei Millionen Thaler baares Geld dahin geflüchtet, weil Dresden von einem öſterreichiſchen Korps bedroht war; auf der Elbe, dicht unter den Wällen der Stadt lagen mehrere Schiffe mit metallenen Kanonen beladen. Dieſe Schätze mußten eine Beute des Siegers werden. Aber Schill wollte ſein Unternehmen nicht mit der Wegnahme deutſchen Eigenthums beginnen, und eine deutſche Stadt den Gräueln eines Sturmes preisgeben; es war ihm allein um einen ſicheren Elbübergang zu thun, um raſch in Weſtphalen erſcheinen zu können. Er gelangte am 1. Mai durch einen verdeckten Marſch ganz in die Nähe der Feſtung; ſeine reitenden Jäger und eine Schwadron Huſaren ſaßen ab und erwarteten, die Piſtole in der Hand, ungeduldig das Zeichen zum Sturm. Nun wurde Wittenberg durch einen Parlamentär zur Uebergabe aufgefordert. Der ſächſiſche Kommandant begab ſich ſelbſt zu Schill, mit ihm zu unterhandeln, und dieſer forderte nichts, als freien Durchzug durch die Stadt und über die Brücke. Letzteres wurde endlich zugeſtanden, und mit klingendem Spiel zog Schill im Angeſicht der Garniſon dicht vor den Thoren der Feſtung vorbei und über die Brücke. Zugleich wurde ein ſechstägiger Waffenſtillſtand geſchloſſen und der König von Sachſen von dem Vergleich in Kenntniß geſetzt.

Am 2. Mai gelangte Schill nach Deſſau und wurde von den Einwohnern mit großem Jubel empfangen. Der Herzog hatte ſich nach Wörlitz begeben, aber der Erbprinz war zurückgeblieben. Schill's Reiter bezahlten hier alle ihre Bedürfniſſe baar, und ſelbſt die Kaſſe des weſtphäliſchen Poſtamts blieb aus Achtung gegen den Herzog unberührt; eben ſo die Montirungskammer und die Gewehrvorräthe des Herzogs. Nur dem Hofbuchdrucker geſchah Gewalt, aber auf ſeinen Wunſch; mit der Piſtole auf der Bruſt ließ er ſich zwingen, eine Proklamation Schill's an die deutſche Nation zu drucken, durch welche ſie zur Erhebung in Maſſe aufgefordert wurde. Aber in Sachſen ſchon konnte es Schill klar werden, daß er ſich über die Stimmung in Deutſchland getäuſcht habe. Wohl eilten ihm von vielen Seiten Offiziere außer Dienſt zu; aber das Volk blieb ruhig und griff nicht zu den Waffen. Beim Deutſchen dauert es gar lange, bis er ſich beſinnt, daß er auch allein gehen kann.

Von Deſſau aus wurde Köthen überfallen, deſſen Herzog ein treuer Anhänger Napoleon's war. Er hatte deſſen Geſetzbuch zuerſt auf deutſchem Boden eingeführt und betrieb mit großem Aufwand die Ausrüſtung eines ganzen Regiments Bundestruppen; er hatte auch einen eifrigen franzöſiſchen Spion abgegeben, den Marſch des Schill'ſchen Korps genau beobachten laſſen und dem General Michaud in Magdeburg darüber Bericht erſtattet. Der Herzog hatte ſeine Reſidenz ſehr eilig verlaſſen und alle öffentliche Kaſſen mitgenommen. Die Schill'ſchen Huſaren jagten ſeine Leibgarde auseinander, die aus lauter großen, ſchön uniformirten Leuten beſtand: Fünfzig Mann ſammt einem Feldwebel traten in Schill's Dienſte, und ſogar ein fürſtlicher Kammerherr folgte deſſen Fahne. 600 Gewehre, viele andere Montirungsſtücke, 5 Pferde aus dem Marſtall und eine ſehr ſchöne Gewehrkammer, in welcher ſich viele ſeltene Stücke befanden, wurden nach Deſſau zum Korps geſchafft. Am 3. Mai brach Schill mit dem ganzen Korps nach Bernburg auf; die Brücke über die Saale fand ſich unverſehrt und gar kein Widerſtand. Es war zugleich eine Streifpartei nach Halle entſendet worden, welche am 3. Mai Abends 11 Uhr in die Stadt eindrang, die weſtphäliſche Beſatzung und den Kommandanten entwaffnete, und einige bedeutende Kaſſen, auch allerlei Vorräthe von Waffen, Sätteln, Tuch u. a. erbeutete. Die Stadt wurde im Namen des Königs von Preußen in Beſitz genommen; die weſtphäliſchen Wappenſchilde wurden heruntergenommen und der preußiſche Adler dafür angeheftet. 60 Freiwillige, meiſt gediente Soldaten, ſchloſſen ſich dem Schill'ſchen Korps bewaffnet an.

In Bernburg umwölkte ſich der Himmel für den Tapferen, und Nacht fiel auf alle ſeine Hoffnungen. Hier erſt erhielt er die Nachricht, daß Dörnberg's Unternehmen gänzlich geſcheitert war, und vom Kriegsſchauplatz an der Donau traf die Trauerkunde franzöſiſcher Siege ein. Napoleon hatte ſich hier mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm auf das Hauptheer der Oeſterreicher geworfen, welches 200,000 Mann ſtark war, und durch die Schnelligkeit ſeiner Bewegungen den überlegenen Gegner verwirrt und geſchlagen. Er hatte den linken Flügel der Oeſterreicher von dem Centrum abgeſprengt und über Landshut (am 21. April) in übereilte Flucht geworfen; er hatte (am 22. April) bei Eckmühl das Centrum und den rechten Flügel derſelben geſchlagen und bei Regensburg über die Donau geworfen. Der Erzherzog Karl hatte ſich nach Böhmen zurückgezogen; der Weg nach Wien lag für die Franzoſen offen und unvertheidigt da. Napoleon hatte ihn auch ſogleich betreten und ſeinen Kriegern verkündet, ehe vier Wochen verfloſſen ſeien, würden ſie zum zweiten Male in Wien einziehen. — Gleichzeitig mit dieſen Unglücksbotſchaften erhielt Schill ein Schreiben des Gouverneurs von Berlin, des Generals l'Eſtoq, welches mit den heftigſten Vorwürfen angefüllt war, daß er ſeinen Monarchen auf ſo unverantwortliche Weiſe compromittirt habe; es enthielt außerdem den Befehl, auf der Stelle zurückzukehren. Natürlich: jetzt war nicht mehr daran zu denken, daß Preußen den Krieg erklären werde. Wer früher um Schill's Unternehmen gewußt oder es gebilligt hatte, mußte es nun desavouiren. Am Tage nach ſeinem Ausmarſche aus Berlin, am 29. April, waren ſämmtliche zurückgelaſſene Offiziers-Bediente zu ihrem Regimente geſtoßen, mit Päſſen von dem Kommandanten von Berlin, dem Grafen von Chaſot, verſehen. Ferner bleibt bemerkenswerth, daß auch l'Eſtoq's Brief immer noch kein offener, ſondern an Schill allein gerichtet war. Der Gouverneur und der Kommandant von Berlin ſind etwas ſpäter von ihren Poſten abberufen worden.

Schill's Lage war nun bedenklich, und er ſäumte keinen Augenblick, ſeine Offiziere mit dem ganzen Umfang ihrer Gefahr bekannt zu machen. Er berief ſie zu einem Kriegsrathe und legte ihr ferneres Schickſal in ihre eigene Hand. Er ſelber rieth, über die Elbe zurückzugehen, um ſich entweder mit den Oeſterreichern in Böhmen zu verbinden oder in die Heimat zurückzukehren. In letzterem Falle war er das wahrſcheinliche Opfer für ihre Rettung. Alle aber wollten vorwärts geführt ſein. Dort winke die Ehre und das Vaterland, im äußerſten Falle ein rühmlicher Untergang; rückwärts nur Schande und Strafe. Am entſchiedenſten in dieſem Sinne ſprachen ſich der Major Adolf von Lützow aus und der Lieutenant von Stock. Schill ſchwankte lange, bis die Stimme ſeines liebſten Freundes den Ausſchlag gab. Lieutenant von Dieczelsky war ein einfach edler Charakter mit der ruhigen, beſonnenen Herrſchaft über ſich ſelbſt und ſeine Umgebung. Auch er trat der Anſicht Stock's bei: ein ſo kühnes Unternehmen dürfe nicht kleinlich enden. Für das Volk ſeien ſie ausgezogen, weil ſie es für die Freiheit reif gehalten hätten. Hätten ſie ſich getäuſcht, und ziehe das Volk noch die Tyrannei vor, ſo bleibe ihnen weiter nichts übrig, als zu ſterben. Schill gab nach, und der Würfel ihres Schickſals war gefallen.

Es wurden nun verſchiedene Operationspläne beſprochen, unter welchen der Vorſchlag des Majors von Lützow der beachtenswertheſte war. Er rieth, ſich von der Elbe ab gegen die Weſer zu wenden, auch dieſe zu überſchreiten und ſich in Oſtfriesland feſtzuſetzen, die See und die Hülfe Englands im Rücken, das große Bourtanger Moor und die weſtphäliſchen Lande im Angeſicht. Oſtfriesland war fruchtbar und bot reiche Erhaltungsmittel; ſein durchſchnittener Boden erſchwerte das Vordringen des Feindes und erleichterte die Vertheidigung. Das Volk war tapfer und hing an der alten preußiſchen Regierung; Jeder wußte ſeine Büchſe zu führen und treffliche Scharfſchützen waren aus ihnen zu bilden. Von hier konnten Weſtphalen und Heſſen in Flammen geſetzt, oder Mißvergnügte wenigſtens aus dieſen Gegenden herangezogen und zu Soldaten gebildet werden. Alle Kriegesbedürfniſſe ſchaffte England ſicher im Ueberfluß, vielleicht ſogar durch eine Landung Hülfstruppen. Zurückgedrängt an die Küſte, war eine Einſchiffung nach England ein ſicheres Rettungsmittel. Schill war jedoch im Augenblick für keinen beſtimmten Plan zu gewinnen. Er war nur mit Widerſtreben zur Fortſetzung ſeines begonnenen Unternehmens bewogen worden; er zeigte von nun an öfters Unſchlüſſigkeit und Unzweckmäßigkeit in ſeinen Bewegungen. Sollte auch das nicht darauf hinweiſen, daß der ſonſt unerſchütterlich thatkräftige Mann in ſeinem Inneren tiefer und tödtlicher verletzt war, als ſich durch das Zerrinnen ſeiner Hoffnungen auf die Fortſchritte der öſterreichiſchen Waffen allein erklären läßt? Wird es nicht wahrſcheinlich, daß ein feſteres Vertrauen des edlen Kämpfers verletzt war??

Zunächſt drohete ihm ein Angriff von Magdeburg her. Eine bedeutende Abtheilung der Garniſon war gegen Bernburg in Anmarſch. Schill beſchloß, ihr keck entgegen zu gehen, ſie zu zerſprengen und ſich ſo das Feld für jede weitere Unternehmung frei zu machen. Noch an demſelben Abende (4. Mai) rückte er aus Bernburg aus und bivouakirte in der Nähe des Städtchens Egeln an der Bode. Von hier brach er am Morgen des 5. Mai auf und ſtieß bei Dodendorf eine Meile vor Magdeburg auf den Feind. Hier waren 400 Schritt vor dem Dorfe vier Kompagnieen weſtphäliſcher Infanterie in drei geſchloſſenen Vierecken aufgeſtellt; auf dem linken Flügel ſtanden zwei Kompagnieen Nationalfranzoſen; das Dorf ſelbſt war beſetzt und am Eingange desſelben waren zwei Kanonen aufgepflanzt. Es ſollte der Verſuch gemacht werden, die weſtphäliſchen Soldaten für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Lieutenant Stock ritt, ein weißes Schnupftuch ſchwingend, an das erſte weſtphäliſche Quarré heran und forderte die Truppen auf, nicht für einen aufgedrungenen fremden König gegen ihre deutſchen Brüder zu fechten. Ein Offizier näherte ſich ihm, und nach einem kurzen Geſpräche wandte ſich Stock um, zu den Seinigen zurückzukehren. Da fiel aus dem Quarré ein Schuß, der ihn zu Boden ſtreckte. Die Preußen wagten einen zweiten Verſuch: denn gelang es, die weſtphäliſchen Regimenter zum Abfall zu bewegen, ſo konnte dies Beiſpiel von unberechenbar großen Folgen ſein. Ein zweiter Lieutenant ſprengt, von einem Wachtmeiſter und einem Trompeter begleitet, vor: aber Flintenfeuer empfängt ſie. Nun verlangen die Huſaren erbittert das Zeichen zum Angriff, und es erfolgt. Drei Schwadronen, geführt von Dieczelsky, dem Major v. Lützow und dem Rittmeiſter v. der Kettenburg, ſtürzen auf die Quarré's ein. Dieczelsky ſinkt, tödtlich in die Bruſt getroffen, nieder, aber mit fürchterlichem Rachegeſchrei ſetzt ſeine Schwadron über die Leiche ihres Führers weg, zerſprengt das Quarré, und ſäbelt von Innen heraus Alles nieder, was Widerſtand leiſtet, bis ſich die Leichen in dem engen Raume zu Hügeln thürmen. Den beiden andern Schwadronen gelingt ein Gleiches; aber auch von der Kettenburg fällt, und Lützow wird ſchwer verwundet. Sechs weſtphäliſche Offiziere und 160 Gemeine wurden gefangen genommen; der feindliche Anführer ſelber, der Oberſt Vautier wurde tödtlich verwundet. Das Dorf ſelbſt war unterdeß von 64 Mann Infanterie, welche ſich bei Schill geſammelt hatten, umgangen worden, und Schill griff es zugleich mit der vierten Schwadron von vorne an; es wurde genommen und die Kanonen, mehrere Pulverwagen, Fahnen, Waffen und Gepäck erbeutet; die Kanonen mußten indeß zurückgelaſſen werden, weil ſich die Landleute, welche zu ihrer Beſpannung requirirt worden waren, davongemacht hatten. Die Nationalfranzoſen allein hielten auf einer Anhöhe, auf welche ſie ſich zurückgezogen hatten, noch Stand; dieſe Höhe ſuchten die reitenden Jäger, welche abgeſeſſen waren, vergebens zu ſtürmen; auch ihr Lieutenant wurde erſchoſſen. Um 6 Uhr Abends gab Schill das Zeichen zum Rückzuge. Aber theuer waren die Vortheile erkauft, welche er errungen hatte. Sechs ſeiner bravſten Offiziere waren gefallen; fünf andere waren verwundet und zwei davon, Heinrich von Wedell und Zaremba, die ſich zu weit vorgewagt, dem Feinde in die Hände gefallen; 70 Gemeine deckten das Schlachtfeld.

Schill zog ſich unverfolgt nach Wanzleben, am 5. Mai nach Neu-Haldensleben, am 7. nach Tangermünde und am 8. nach Arneburg, wo er bis zum 12. Mai verweilte.

General Michaud in Magdeburg war in der größten Beſorgniß für die Feſtung; er dachte nicht mehr daran, Schill anzugreifen; er ſendete Boten über Boten an den holländiſchen General Gratien ab, welcher in Hannover ſtand, und forderte ihn auf, zur Hülfe herbeizueilen. Dieſe Boten fielen zum Theil in die Hände Schill's, und in einer Depeſche war die Stelle enthalten: „Schill's Huſaren ſchlügen ſich nicht, wie gewöhnliche Soldaten, ſondern wie wüthende.“ Aber was konnte der Heldenmuth ſeiner braven Reiter helfen, da überall das Volk ruhig blieb. Alles war durch Napoleon's Siegesglück an der Donau geblendet und gelähmt. Zwar ſtellten ſich kühne Streiter einzeln zu ſeiner Verfügung; aber die Erhebung in Maſſe, von welcher allein Rettung zu erwarten war, unterblieb. Er bildete ſich aus jenen ein Fußvolk, deſſen Mangel er bei Dodendorf ſchmerzlich empfunden hatte. Dies ſcheint der Grund geweſen zu ſein, warum er in Arneburg ſo lange verweilte. Die Altmark lieferte ihm auch gute Pferde zur Ergänzung ſeiner Reiterei. Alle Erforderniſſe bezahlte Schill baar, bis auf die Pferde, auf die er nur eine Abſchlagszahlung leiſtete und ſein Ehrenwort verpfändete, auch den Reſt zu berichtigen, ſobald es ihm möglich ſei.

Von Kaſſel aus wurde ein Preis von 10,000 Franken auf Schill's Kopf geſetzt (5. Mai). Er wird in dem

Aechtungsſchreiben mit einem Piraten verglichen, welcher ohne Kaperbrief Krieg führe. Es wurde allen Behörden befohlen, auf ihn und ſeine Leute Jagd zu machen und ſie todt oder lebendig einzuliefern. Schill ſoll dagegen den zehnfachen Preis auf den Kopf des Hieronymus Napoleon geſetzt haben. Er erließ eine Proklamation an die Bewohner Weſtphalens und forderte ſie nochmals auf, ſich an ihn anzuſchließen. Allein nun erſchien auch eine Erklärung von Seiten Preußens, durch welche Schill's That für ein ſtrafbares, eigenmächtiges Unternehmen erklärt wurde. Ein Parole-Befehl an die preußiſche Armee war von Königsberg aus am 8. Mai erlaſſen worden. „Seine Majeſtät fänden nicht Worte genug, darüber Ihre Mißbilligung in dem Grade auszudrücken, als Sie dies empfänden," heißt es darin, und die That wird eine „unglaubliche" genannt. Es wurde in Berlin zugleich eine Unterſuchung in Betreff ihrer eröffnet. Preußen that Alles, den Zorn Napoleon's zu beſchwichtigen, und ſendete ſeine Erklärungen an den weſtphäliſchen Hof, welcher nicht ſäumte, ſie von Magdeburg aus in der ganzen Gegend zu verbreiten. Selbſt Napoleon, welcher auf ſeinem Siegeslaufe in Oeſterreich begriffen war, widmete dem Unternehmen des deutſchen Mannes die größte Aufmerkſamkeit. Im ſechsten Armeebülletin, welches vom 9. Mai aus St. Pölten datirt iſt, erklärt er: „Ein gewiſſer Schill, eine Art von Brigand, welcher ſich in dem letzten preußiſchen Feldzuge mit Verbrechen (!) bedeckt hat und zum Range eines Colonels erhoben worden iſt, iſt mit ſeinem ganzen Regimente aus Berlin deſertirt. Dieſe lächerliche (?) Bewegung war mit der Partei verabredet, welche in Deutſchland Alles in Flammen und Aufruhr verſetzen wollte. Se. Majeſtät haben die Errichtung eines Obſervationskorps der Elbe angeordnet, welches 60,000 Mann ſtark ſein ſoll. Die Avantgarde dieſes Korps hat ſich bereits nach Hanau in Bewegung geſetzt." Welcher Hohn, welche Beleidigung für Preußen liegt in dieſer Bekanntmachung! Und Preußen, das einen Verbrecher zum Oberſten befördert, Preußen, deſſen Königin dieſem Verbrecher eine Brieftaſche überſendete und mit eigener Hand die Worte hineingezeichnet hatte, „für den braven Herrn von Schill,“ Preußen buhlt um die Gunſt dieſes Beleidigers und läßt Oeſterreich im Stich, während er doch gegen die vorgeblich lächerliche Bewegung in ganz Norddeutſchland wirklich keine Armee aufzubringen hat, und keinen der Elbe näher gelegenen Punkt, als Hanau, wo er ein Heer zu ſammeln ſucht! Nein, lächerlich war die Sache dem großen Kaiſer keineswegs! Das beweiſen ſchon die 60,000 Mann, welche er dagegen aufſtellen will; das beweiſen auch die Memoiren des Generals Rapp, der darin erzählt, „Schill's Aufſtand machte dem Kaiſer viele Sorgen. Er glaubte, nun werde ganz Preußen aufſtehen. Rapp antwortete: Nein; die Nation bricht ihr Friedenswort nicht.“ Die Nation hatte kein Friedenswort zu brechen: denn ſie hatte mit dem fremden Unterdrücker keinen Frieden geſchloſſen; die Fürſten allein hatten es gethan, und ſie hatten es thun müſſen, weil ſie von dem Volke keine Hülfe nehmen wollten, weil ſie ihm die Waffen nicht hatten anvertrauen wollen. Deßwegen wurde der Mann des Volks, der es aufforderte, ſich zu waffnen, für einen Verbrecher erklärt und von drei Regierungsgewalten geächtet. Schill's Untergang war nun allerdings entſchieden: aber Eine Freude blühte doch noch dem geächteten Manne.

Seine Entfernung hatte in Berlin lebhafte Bewegung erregt, und ſeine Schritte wurden mit der lebendigſten Theilnahme verfolgt. Die Regimenter, welche in der Hauptſtadt lagen, waren in der höchſten Aufregung, vor allen die frühere Infanterie ſeines Korps, das leichte Bataillon Schill. Am 4. Mai verließen 156 Mann dieſes Bataillons mit vier Offizieren, geführt von dem Lieutenant von Guiſtorp II. ohne Befehl die Reſidenz, um ſich mit ihrem früheren Führer zu vereinigen. Das Gouvernement ſendete ihnen ſogleich den Hauptmann v. Petersdorf mit mehreren Offizieren und einem Kommando nach, ſie zurück zu bringen. Dieſe hoben auch den Nachtrab der Weggezogenen in ſeinem Nachtquartier auf, entwaffneten und verhafteten ihn. Guiſtorp indeſſen erhielt dadurch Zeit, ſeine Leute zu ſammeln und aufzuſtellen. Er ließ die Trommeln rühren, als die Abgeſchickten zu ihnen reden wollten und drohete, Feuer auf ſie geben zu laſſen. Guiſtorp ſuchte Schill nun auf und zog auf dem rechten Elbufer abwärts. Am 12. Mai kam er Arneburg gegenüber an, beſtieg mit ſeinen Leuten einige Kähne und fuhr mit klingendem Spiel über den Strom. Schill eilte ihnen mit allen Trompetern ſeines Regiments entgegen, und das Zuſammentreffen war rührend. Jeder drängte ſich zu ihm, ſeine Hand zu erfaſſen; die Krieger freuten ſich wie Kinder, die einen verlornen Vater wiederſehen. Unter Jubel zogen ſie in Arneburg ein, und Schill pries dieſen Tag als den glücklichſten ſeines Lebens. Eine Zahl Freiwilliger hatte ſich dieſer Infanterie auf ihrem Zuge angeſchloſſen und von dem rechten Elbufer kamen noch mehrere herüber. Es wurde aus ihnen ein ganzes Bataillon Pikenträger gebildet. Auch Artillerie wurde gebildet, obgleich noch das Geſchütz dazu fehlte. Pulver und Blei, woran ſie Mangel hatten, wurde in Goslar am Harz erbeutet und glücklich zum Korps gebracht.

Der holländiſche General Gratien hatte ſeine Rüſtungen endlich vollendet und war mit 5000 Mann im Anzuge gegen die Elbe. Schill ſcheint den Plan gehabt zu haben, feſten Fuß an der unteren Elbe zu faſſen, Mecklenburg und die Küſten der Oſtſee im Rücken, um von da her Unterſtützung vielleicht durch England zu erhalten, oder ſich im Nothfall dorthin einzuſchiffen. Hierzu bedurfte er eines Stützpunktes an der Elbe, und er warf ſein Augenmerk auf die kleine Feſtung Dömitz in Mecklenburg-Schwerin. Er brach am 13. Mai von Arneburg auf; Dömitz wurde am 15. Mai überfallen und genommen; die 65 Mann ſtarke Beſatzung ergab ſich ohne Widerſtand.

Dömitz iſt ein kleiner Ort von etwa 150 Häuſern und 2000 Einwohnern mit einem Fort auf einer Inſel, welche von der Elbe und dem Schwarzwaſſer gebildet wird. Die Wälle und Kaſematten waren aber in ſehr ſchlechtem Zuſtande. Es fanden ſich indeſſen 20 eiſerne Kanonen vor, welche ſehr willkommen waren, obgleich auch ſie nur halb brauchbar waren; ihre Lavetten waren meiſt ſo verfault, daß man ſie kaum fortbringen konnte. Man eilte, die Befeſtigung auszubeſſern, ſo gut es ging. Schanzarbeiter wurden aufgeboten, die Wälle mit Bruſtwehren verſehen, die Gräben aufgeräumt, für die Kanonenkugeln freie Bahn gemacht, und eine große Anzahl von Bäumen gefällt. Aber die Holländer naheten mit großer Uebermacht, und der Ort war nicht haltbar. Der Rückzug an die Oſtſeeküſte mußte angetreten werden; England blieb die einzige Hoffnung. Zwei ſeiner vertrauten Freunde entſendete Schill daher von Dömitz; der Rittmeiſter von Bornſtedt ſollte ſich über Hamburg nach London begeben, um dem engliſchen Miniſterium Vorſchläge zu machen; Herr v. Bothmar ging mit Aufträgen an den Admiral der engliſchen Flotte ab, welche in der Oſtſee ſtationirte. Beide gelangten jedoch nicht an den Ort ihrer Beſtimmung.

Schill verließ am 18. Mai Dömitz und ſchlug den Wege nach Wismar ein. Der Lieutenant v. François wurde mit 3—400 Mann ſchlecht bewaffneter Infanterie und einigen Reitern zurückgelaſſen, den Ort zu vertheidigen und den Feind dadurch aufzuhalten. Am 24. indeß wurde Dömitz auf Schill's Befehl und im Angeſichte des Feindes, welcher die Stadt beſchoß und Anſtalten zum Sturme traf, wieder verlaſſen; die Beſatzung zog ſich faſt ohne allen Verluſt zurück und erreichte Roſtock am 25. Mai. Am 27. wurde ſie in Warnemünde nach der Inſel Rügen eingeſchifft.

Schill war unterdeſſen in Wismar eingetroffen, von wo er gegen die Elbe hin und auf der Straße nach Lübeck ſtreifen ließ, um Gratien in ſeiner Verfolgung irre zu leiten. Dieſer wurde auch wirklich unſchlüſſig und wandte ſich auf Lüneburg, weil er Hamburg oder Lübeck von Schill bedroht glaubte. Schill jedoch zog über Roſtock nach Stralſund. Aber ein neuer Feind folgte dem Abziehenden. Die Dänen waren von den franzöſiſchen Behörden aufgefordert worden, die bedrohete Ruhe in Norddeutſchland ſichern zu helfen. Sie rückten unter dem General v. Ewald in Lübeck ein und vereinigten ſich mit den Holländern.

Stralſund war als Feſtung von keiner Bedeutung mehr: denn die Franzoſen hatten die Wälle größtentheils abtragen, die Waſſergräben verſchütten und die Außenwerke zerſtören laſſen. Bedeutende Kriegsvorräthe befanden ſich indeſſen noch in der Stadt und zu deren Bedeckung eine kleine Abtheilung franzöſiſcher Artillerie, 100 polniſche Uhlanen und einige mecklenburgiſche Truppen unter dem Befehle des franzöſiſchen Generals Candras. Dieſer General wollte in dem unhaltbaren Orte keinen Angriff abwarten und ſtellte ſich daher bei Damgarten an der Reckenitz auf, um den Preußen hier den Uebergang ſtreitig zu machen. Der Fluß iſt an beiden Ufern ſumpfig, und nur ein einziger langer Damm führt von Ribnitz durch den Moraſt; die Brücke war abgetragen, der Damm verſchanzt und 4 ſechspfündige Kanonen aufgepflanzt. Die aus Roſtock vertriebene mecklenburgiſche Beſatzung hatte ſich hierher zurückgezogen. Schill erſchien hier am 24. Mai Nachmittags 1 Uhr vor dem Feind. Eine Kanonade eröffnete das Gefecht. Eine Kompagnie der Schill'ſchen Infanterie ging weiter oben auf einem mitgebrachten Boote über die Reckenitz und nahm den Feind in die linke Seite; die reitenden Jäger ſaßen ab, ſtellten die zerſtörte Brücke wieder her und ſtürmten die Verſchanzungen; ein Theil der Kavallerie ſchwamm durch den Fluß und fiel wüthend auf den Feind. Er gerieth in allgemeine Flucht, und General Candras rettete ſich auf preußiſches Gebiet. Ein Major, 33 Offiziere und 600 Gemeine, meiſt Mecklenburger, geriethen in Gefangenſchaft. Schill gönnte den ermüdeten Truppen kaum eine Erholung; noch in der Nacht rückte er mit der Reiterei bis Carnin vor.

In Stralſund war man ohne alle Nachricht über das Gefecht bei Damgarten und daher in völliger Sicherheit. Die franzöſiſche Artillerie, etwa 150 Mann ſtark, lag ruhig in ihrer Kaſerne in der Haakenſtraße. Sie hatte am Morgen des 25. Mai durch Kanonendonner die Einnahme Wiens durch die Franzoſen gefeiert, deren Kunde ſo eben nach Stralſund gelangt war; ihr Kapitain erging ſich in der Stadt. Gegen 10 Uhr Morgens ſprengte Schill mit 30 Jägern und 15 Huſaren, welche ihm allein hatten folgen können, in die ſorgloſe Stadt; die ſchwache Bürgerwache an der Zugbrücke leiſtete keinen Widerſtand. Der franzöſiſche Artilleriekapitain wurde gefangen genommen, auf ſein Ehrenwort aber, daß ſich ſeine Mannſchaft friedlich verhalten werde, wieder entlaſſen. Schill ließ ſeinen kleinen Vortrab auf dem Neuen-Markte zurück und ritt ſeinen Truppen entgegen.

Die franzöſiſchen Artilleriſten aber verweigerten ihrem Kapitaine den Gehorſam, zwangen ihn, den Befehl zu übernehmen und rüſteten ſich zu verzweifelter Gegenwehr. Sie ſperrten die Straße durch Trainwagen und pflanzten hinter ihnen Geſchütze auf, welche ſie auf den Neuen-Markt richteten. Als Schill an der Spitze ſeiner Reiterei ſorglos in die Haakenſtraße einrückte, um die franzöſiſche Artillerie zu entwaffnen, wie es mit ihrem Kapitaine verabredet war, wurde er mit einem heftigen Kartätſchen- und Gewehrfeuer empfangen. Ein Lieutenant und 10 Gemeine wurden neben und um ihn niedergeſtreckt. Die Uhlanen ſaßen ab und verſuchten mit ihren Lanzen den Sturm; die reitenden Jäger warfen ſich gleichfalls aus den Sätteln, drängten ſich auf beiden Seiten der Straße an die Thüren und Vorſprünge der Häuſer und eröffneten ein wohlgezieltes Feuer auf die Franzoſen. Dieſe aber wichen nicht, und eine halbe Stunde ſchon dauerte der Kampf in der Straße. Da bot ein ehemaliger ſchwediſcher Artillerielieutenant, Peterſon, welcher ſich in Stralſund aufhielt, Schill ſeine Dienſte an, und führte eine Abtheilung Jäger über den Katharinen-Berg, durch die inneren Höfe des Gymnaſiums und den Hof des Zeughauſes, an welches die Franzoſen den Rücken lehnten, mitten unter dieſe. Sie wurden nun bis auf

Wenige alle niedergehauen. Nachmittags traf auch die Schill'ſche Infanterie ein und wurde zum Theil nach Rügen übergeſchifft, um dieſe Inſel militäriſch zu beſetzen.

Schill's einziger Gedanke war nun, Stralſund zu ſeinem unüberwindlichen Waffenplatz umzugeſtalten. Ein anderes Saragoſſa ſollte es werden und den Ruhm erneuen, den es ſchon gegen Wallenſtein errungen hatte. Alle Vorſtellungen, wie wenig Zeit ihm übrig ſei, die verfallenen und zerſtörten Feſtungswerke gegen einen übermächtigen Feind nur nothdürftig herzuſtellen, waren fruchtlos; alle Bitten vergebens, ſich wenigſtens nach Rügen zu werfen, oder die vielen Schiffe zu benutzen und das ganze Korps einzuſchiffen, um ſich der engliſchen Oſtſeeflotte anzuſchließen. Es waren mit Stralſund bedeutende Kriegsvorräthe in ſeine Hände gefallen, unter andern 400 Stück Kanonen, 16,000 Gewehre und 3000 Centner Pulver, und mit raſtloſer Thätigkeit begannen die Befeſtigungsarbeiten, bei welchen der Lieutenant Peterſon, welcher den Platz kannte, gute Dienſte leiſtete. Hunderte von Landleuten wurden aufgeboten, und nach ſechs Tagen ſchon war die Feſtung auf einigen Punkten in einem wehrhaften Zuſtande. Die Arbeiten mußten ſich vor Allem auf die Befeſtigung der drei Landthore erſtrecken. Das Triebſeer Thor nach Weſten, auf welches ſich der Angriff zunächſt richten mußte, und das Frankenthor nach Süden wurden in den beſten Vertheidigungszuſtand geſetzt: nur an dem Knieper Thor nach Norden, das dem Angriffe am wenigſten ausgeſetzt ſchien, waren die Arbeiten noch nicht ſoweit gediehen. Nach dem Urtheile feindlicher Offiziere ſelbſt hätten weitere ſechs Tage hingereicht, die Feſtung für die Angreifenden trotz ihrer Ueberzahl wirklich uneinnehmbar zu machen. Dazu ſuchte ſich Schill die Hülfsquellen von ganz Pommern zu eröffnen. Er ließ das Land durch eine Proklamation für Schweden wieder in Beſitz nehmen; die Verwaltung ſollte im Namen der ſchwediſchen Regierung geführt werden. Die Landwehr auf der Inſel Rügen wurde zum Dienſt einberufen; 400 Mann derſelben wurden auf die inneren

Punkte der Feſtung vertheilt und ſollten zur Bedienung des Geſchützes verwendet werden.

An Thätigkeit ließ es Schill nicht fehlen; es wurde Tag und Nacht gearbeitet. Drohend und immer drohender aber zogen ſich die Wetter über ſeinem Scheitel zuſammen. Die Holländer unter Gratien waren über Gadebuſch und Wismar im Anzuge; mit ihnen hatten ſich bei Lübeck 1500 Mann Dänen unter General Ewald vereinigt. Die Dänen hatten keinen Grund weiter, gegen Schill zu marſchiren, als ihre Gefälligkeit gegen die Franzoſen. Die däniſchen Kreuzer auf der Oſtſee hatten den Befehl, alle Fahrzeuge aufzubringen, auf welchen die Schill'ſchen etwa die Flucht von Rügen aus verſuchen könnten. Das feindliche Heer betrug 5000 Mann. Ihm konnte Schill im Augenblicke nur 1560 Mann entgegenſetzen; ſein ganzes Korps belief ſich auf 2700 Mann. Und jetzt gerade, wo der verlaſſenen Schaar Einigkeit ſo noth that, war unter ihr Zwieſpalt eingeriſſen. Es hatte ſich unter den Offizieren eine Oppoſition gebildet, welche Schill's Plane mißbilligte und die Stimme des Mißmuthes offen laut werden ließ. Schill hatte in der letzten Zeit daran gedacht, ſeine Offiziere ſich enger zu verbinden. Er wollte durch ausgeſchriebene Kriegesſteuern für jeden derſelben 30,000 Thlr. in engliſchen Banknoten hinterlegen, damit ihnen im Falle der Dienſtunfähigkeit oder eines ſonſtigen Unglücks ein unabhängiges Leben geſichert ſei. Tief ſchmerzte ihn der Mangel an Vertrauen, welchen er bei mehreren wahrnahm, und er ließ ſich dagegen in ſeinem letzten Tagesbefehle aus.

Schill verließ ſich auf die, ſeiner Anſicht nach unüberwindliche Feſtigkeit ſeines Platzes. Die Aufforderung mehrerer ſeiner Offiziere, den Feind in ſeinen letzten Kantonirungen zu überfallen, wobei ihm ſeine Ueberlegenheit an Kavallerie gut zu ſtatten gekommen wäre, wies er zurück. Ein Augenzeuge ſchildert die Nacht vor dem verhängnißvollen Tage auf folgende Weiſe: „Das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, das Rufen der Hörner, tönte durch die Gaſſen. Infanterie, Jäger zu Pferde und zu Fuß, Huſaren und Uhlanen erfüllten die angewieſenen freien Plätze und erwarteten muthvoll den Wink ihres Feldherrn, dem Feinde entgegen zu gehen und ihn anzugreifen. Schon bedeckte dunkle Nacht die Erde. Kein Befehl erſchien! Die Truppen blieben munter; frohe Geſänge, von Muſik begleitet, ſchallten in die Lüfte; hohe Wachtfeuer wirbelten ihre Flammen in die Höhe und ſchienen, hellen Schein verbreitend, der Finſterniß zu ſpotten."

Der 31. Mai brach an. Die Feldwachen meldeten das Anrücken des Feindes von Süden her. Sein Vortrab beſtand aus gemiſchten Truppen, aus Dänen, Holländern, Oldenburgern, Holſteinern. Noch jetzt drang Brünnow in Schill, mit der Kavallerie einen Ausfall auf den noch nicht entwickelten Feind zu machen. Er ging nicht darauf ein und vertheilte die Infanterie an die drei Thore; die Kavallerie hielt auf dem Markte. Um 10 Uhr morgens erſchien der Feind vor der Feſtung; in gedrängten Kolonnen rückte er gegen das Triebſeer Thor an. Ein mörderiſches Feuer aus grobem Geſchütz von den Wällen herunter empfing ihn, und er wich zurück; auch der Angriff auf das Frankenthor hatte keinen Erfolg. Schill ritt während des furchtbaren Feuers ruhig unter dem Kugelregen umher, traf Anordnungen und ermunterte die Kämpfenden. Wo er ſich blicken ließ, ſchallten ihm Vivats entgegen. Er ließ die vierte Schwadron Huſaren abſitzen und mit Gewehren verſehen, um die Infanterie zu verſtärken. Nochmals drang Brünnow auf einen Ausfall. Aber Schill antwortete: „Bruder, es iſt noch zu früh. Ich werde befehlen, wenn es geſchehen ſoll. Erſt ſollen ſie ſich die Hörner ablaufen; dann will ich über ſie herfallen und ihnen den Kehraus ſpielen. Stralſund ſollen ſie nicht bekommen, wenn ihrer noch einmal ſo viel wären. Ich will es zu einem zweiten Saragoſſa machen." Aber indem er ſo ſprach, war ſeine Sache ſchon verloren. Der Feind kannte die Schwäche der Feſtung; er wußte, daß das am weiteſten entlegene, das Knieper Thor, am wenigſten haltbar war. Schill hatte einen Angriff von dieſer Seite gar nicht erwartet und hier die ungeübteſten Truppen, die Rügener Landwehr aufgeſtellt. Nach Gratien's Plane waren die Angriffe auf die beiden anderen Thore nur Scheinangriffe, während deren ſich ein großer Theil ſeiner Macht links gegen die See hinzog, um durch das Knieper Thor einzubrechen. General Ewald ſelbſt leitete dieſen Angriff. Sobald der Feind des Thores anſichtig ward, ſtürzte er im Laufe und mit heftigem Geſchrei auf dasſelbe an. Das Thor war auf beiden Seiten durch Batterien mit 12 Geſchützen gedeckt. Peterſon, der hier befehligte, empfing den Feind mit einem lebhaften Feuer. Aber die ſchlecht hergeſtellten Wälle wurden erſtiegen, die Batterien und das Thor überwältigt. Die Landwehr warf die Gewehre weg und flüchtete nach dem Hafen; ſie beſtieg die nächſten Fahrzeuge und eilte über den ſchmalen Sund nach der Heimath. Die Schill'ſche Infanterie zog ſich fechtend in die Stadt zurück. Sie wurde von Straße zu Straße nach dem Markte getrieben.

Schill befand ſich unterdeſſen immer noch am Triebſeer Thore; ſeine Kavallerie ſtand als Reſerve unthätig auf dem Markte und war ſogar größtentheils abgeſeſſen. Schon nahete das Getümmel; ſchon zeigten ſich einzelne däniſche Reiter mit rothen Mänteln. Von den Sorgloſen wurden ſie in unbegreiflicher Leichtgläubigkeit für die lange erwarteten Engländer gehalten. Als dieſe Täuſchung ſchwand, hatten die Schill'ſchen Reiter kaum Zeit, den Sattel zu gewinnen. Es entſtand nun ein Gefecht, das in dem engen Raume in ein verwirrtes, blutiges Handgemenge ausartete.

Als Schill am Triebſeer Thore die Kunde erhielt, daß der Feind von Norden her in die Stadt eingedrungen, ſprengte er dem Markte zu, um ſich an die Spitze ſeiner Reiterei zu ſetzen und das Verlorne wieder zu gewinnen. Aber es war zu ſpät. Seine Reiterei war in einzelne Haufen zerſprengt, hierhin und dorthin in Straßen zurückgedrängt. Schill ſammelte, was er von Huſaren und reitenden Jägern auf ſeinem Wege fand und ſuchte bald durch die eine, bald durch die andere Straße nach dem

Kneiper Thor vorzudringen. Es war unmöglich: denn immer neue Schaaren der Feinde zogen in dichten Zügen durch das offene Thor herein nach dem Markte zu. — An Schill trat einer ſeiner Offiziere heran und fragte: „Wo geht der Rückzug hin, Major?“ — „Wollt und könnt ihr euch retten, ſo rettet euch; wollt ihr aber ſterben, ſo ſterbet mit mir,“ antwortete Schill. Mit wenigen ſeiner Getreuen ſprengte er dem Marktplatze zu, den Heldentod ſuchend. Am Eingange einer engen Gaſſe hielt die holländiſche und däniſche Generalität und ließ die heranziehenden Truppen vorbeidefiliren. Schill ſprengt mitten unter ſie und hieb den holländiſchen General-Lieutenant Carteret vom Pferde; einer ſeiner Huſaren tödtete den Geſtürzten mit Säbelſtichen. Nun warf er ſein Pferd herum, um durch die enge Fährſtraße zurück zu galoppiren. Nachgeſandte Kugeln ſchienen ihn erreicht zu haben. Todtenbläſſe deckte das Antlitz des Tapferen; er ſchwankte in dem Sattel. In der Fährſtraße trifft er auf einige holländiſche Jäger, welche an einer Pumpe einem gefangenen Schill'ſchen Soldaten oder einem Landwehrmann die Wunden verbinden. „Das iſt Schill,“ ruft der Verwundete. Sogleich ergreifen die Holländer ihre Gewehre und feuern auf ihn. Da er nicht ſtürzt, eilen ihm die Holländer nach und hauen ihn vom Pferde herunter. Keiner von den Seinen war mehr um ihn; Niemand bemerkte ſeinen Fall; unter den zerſtreut fechtenden Schaaren verbreitete ſich das Gerücht ſeines Todes nicht.

Die Seinen kämpften in allen Theilen der Stadt fort, welche vom Feinde ganz überfluthet war; ſie kämpften mit ſpartaniſchem Heldenmuthe, nicht mehr um den Sieg, allein um ein ruhmvolles Grab. Es kamen Züge des Heldenmuthes vor, die verdient hätten mit Erfolg gekrönt zu ſein. — Gleich nach Erſtürmung des Kneiper Thores warfen ſich zehn Jäger in den mit Schießſcharten und Fenſteröffnungen verſehenen Thurm dieſes Thores. Von hier aus unterhielten ſie auf den heranziehenden Feind ein wirkſames Feuer und ſchoſſen ihm beſonders viele Offiziere nieder. Der Thurm wurde endlich erſtürmt, und die tapferen Jäger kämpften fort, ſelbſt nachdem ſie ihr Pulver verſchoſſen hatten und von übermenſchlicher Anſtrengung gänzlich erſchöpft waren. Sie wollten keinen Pardon nehmen und wurden alle niedergehauen.

Fünfzehn andere Jäger vertheidigten hinter Kellerhälſen und Hausvorſprüngen eine Straße eine volle halbe Stunde lang gegen eine ganze Kompagnie Holländer, denen ſie alle Offiziere wegſchoſſen. — Zwei Schill'ſche Huſaren hieben vor der Fronte ſeines Regimentes den holländiſchen Oberſten Tolleman nieder.

Lieutenant Halletins führte eine Schwadron Schill'ſcher Uhlanen. An ihrer Spitze griff er eine überlegene Abtheilung feindlicher Reiterei an. Seine Schwadron wird zerſprengt; ſein Pferd iſt getödtet; er zerbricht bei dem Sturze ſeine Lanze. Aber mit dem oberen Theile derſelben vertheidigt er ſich gegen die Feinde, welche von allen Seiten auf ihn einhauen. Durch mehrere Hiebe wird ihm der rechte Arm gelähmt; er nimmt den Stumpf ſeiner Pike in die Linke, ſchlägt den mehrmals angeboten Pardon aus und ſinkt endlich, mit 21 Wunden bedeckt, nieder, an deren Folgen er wenig Tage nachher ſtirbt.

Was am Triebſeer Thor gefochten hatte, ging zu Grund, oder wurde gefangen. Nur einem kleinen Theile gelang es, ſich, vom Lieutenant v. Blankenburg geführt, nach dem Hafen durchzuſchlagen und nach der Inſel Rügen zu entkommen.

Brünnow hatte ſich auf dem Alten-Markte lange erbittert mit den däniſchen Huſaren herumgeſchlagen. Als er erkannte, daß ihre Sache rettungslos verloren war, faßte er den Entſchluß, ſich durch das Frankenthor nach der Landſeite durchzuſchlagen. 150 Reiter ſchloſſen ſich feſt aneinander, und ihnen reiheten ſich auf dem Wege noch Offiziere und Fußvolk an. Durch Kartätſchenfeuer, welches aus Quergaſſen auf ſie einſchlug; durch Flintenfeuer aus den Häuſern, welches ihre Reihen lichtete, erreichten ſie glücklich das Thor und das freie Feld. Hier aber wurden ſie vom Feinde umringt und zum Niederlegen der Waffen aufgefordert. Man theilte ihnen mit, daß

Schill gefallen, Stralſund erobert und ihr ganzes Korps aufgelöſt ſei. Brünnow erklärte, daß ſie entſchloſſen ſeien, lieber bis zum letzten Hauche zu kämpfen, als ſich ſchimpflich zu ergeben; doch wünſche er, ſich von dem Tode ihres Führers zu überzeugen. Er wolle zwei ſeiner Offiziere in die Stadt ſenden, wenn man ihm zwei holländiſche Offiziere als Pfand für ſie ſtelle. Die Holländer geſtanden dies zu, und zwei Schill'ſche Offiziere ritten in die Stadt, ſich die Leiche Schill's zeigen zu laſſen. Bald kehrten ſie wieder und meldeten erſchüttert, was ſie geſehen. Man hatte ihnen eine Leiche vorgezeigt, in deren durch Hiebwunden entſtelltem Geſichte ſie die Züge ihres Führers zu erkennen geglaubt. Wenn dieſe Beſichtigung der Leiche aber noch einen Zweifel übrig ließ, ſo ſei ihnen dennoch die Ueberzeugung geworden, daß ſein Tod keine Fabel ſei. Sie hätten das Kreuz ſeines Verdienſtordens in den Händen des Feindes geſehen, und das hätte er lebend ſich nicht entreißen laſſen. Brünnow aber erklärte nun Truppen und Wehr für preußiſches Eigenthum und forderte freien Abzug nach der nächſten preußiſchen Grenze. Die Holländer ſchwankten; ſchienen zwar geneigt, den freien Abzug zuzugeſtehen, verlangten aber, daß er den Reſt des Tages und die Nacht vor den Thoren der Stadt und unter ihrer Bewachung zubringen ſollte, damit man weiter verhandeln könne. „Freien Abzug auf der Stelle mit Pferden und Waffen, oder nach zehn Minuten Angriff auf Leben und Tod," war Brünnow's Antwort. Zugleich ließ er ſeine Leute ſich fertig machen, und die Holländer geſtanden freien Abzug. Es öffneten ſich ihre Reihen; von zwei feindlichen Stabsoffizieren begleitet, zogen die tapferen Reiter ab und erreichten am 1. Juni die preußiſche Grenze.

Um 2 Uhr Nachmittags hörte das Gefecht in der Stadt auf; die Straßen ſchwammen in Blut und waren mit Leichen bedeckt. Die Zahl der Gebliebenen und Verwundeten von dem Schill'ſchen Korps betrug gegen 800; eben ſo viele wurden gefangen. Eine gleiche Anzahl, wenn nicht mehr, hatten die Holländer und Dänen eingebüßt, obgleich ihre offiziellen Berichte ihren Verluſt ſehr gering angaben.

Als das wilde Getümmel des Straßenkampfes ſich gelegt hatte; eilte der feindliche Feldherr, Schill's Tod außer Zweifel zu ſetzen. Sein Leichnam war von Bajonettſtichen und Säbelhieben bis zu völliger Unkenntlichkeit zerfetzt; der Orden und die Kleider waren ihm abgeriſſen; man hatte ihn im Triumphe auf den Alten-Markt getragen und unter die offene Halle des Rathhauſes auf eine Fleiſchbank gelegt. Mehrere Perſonen, welche ihn genau gekannt hatten, ſein eigener Reitknecht und Bedienter, wurden herbeigeholt, die Leiche als Schill's Körper anzuerkennen. Keiner konnte die vorgelegte Frage mit Beſtimmtheit beantworten; ſie waren alle zweifelhaft und ungewiß. Der Reitknecht glaubte ihn zuletzt an einem Merkmale, an einer Zahnlücke, zu erkennen. General Gratien ließ nun auf höheren Befehl (wie man ſagt, der weſtphäliſchen Regierung) das Haupt von dem Rumpfe trennen und in einem Gefäße mit Weingeiſt aufbewahren. Es wurde nach Kaſſel gebracht. Von da kam es, unbekannt auf weſſen Veranlaſſung, nach Leyden in das anatomiſche Muſeum der Univerſität, wo es den Neugierigen neben anderen Kurioſitäten vorgezeigt wurde. Als dies bekannt wurde (1820), wendete ſich der alte Nettelbeck an den preußiſchen Staatskanzler, Fürſten Hardenberg, um durch ſeine Vermittlung dem Heldenhaupte in Kolberg eine Ruheſtätte zu erwirken. Die Verwendung blieb ohne Erfolg, eben ſo ſpätere Verwendungen anderer Freunde. Im Jahre 1837 erſt wurde es von der Univerſität der Stadt Braunſchweig überliefert und hier bei den Ueberreſten einiger erſchoſſener Offiziere ſeines Korps beigeſetzt, denen man kurz vorher ein ſchönes Denkmal errichtet hatte.

Der hauptloſe, verſtümmelte Körper des Helden wurde ohne alle militäriſche Ehren auf einem mit Stroh belegten Leiterwagen auf den St. Jürgen Kirchhof vor dem Knieper Thore gefahren und in einer abgelegenen Ecke eingeſcharrt. Kein Stein bezeichnet die Stelle; eine Eiche, welche früher auf das Grab gepflanzt war, iſt längſt abgeſtorben, und nur ein alter Todtengräber kannte und zeigte den Fremden die Ruheſtätte des deutſchen Mannes. Hat er das Geheimniß mit in die Grube genommen; ſo weiß Niemand mehr, wo er ſchläft.

Aber noch eine andere Schuld hat die Nachwelt gegen den Gefallenen abzutragen. Schill iſt ſelbſt von den Schriftſtellern, welche ihn mit Liebe behandelt haben, falſch beurtheilt worden. So ſehr ſie alle ſein Auftreten in Kolberg rühmen, ſo übereinſtimmend tadeln ſie ſeinen Auszug aus Berlin. Sie haben dieſen Tadel gedankenlos einander nachgeſchrieben. Da ſollen „ſeine geſunden Sinne von dem Weihrauche berauſcht geweſen ſein, welchen ihm der Götzendienſt der Menge geſpendet; dieſer habe ihn an ſich ſelbſt irre gemacht und ihm die richtigen Verhältniſſe der Dinge um ihn her verſchoben. Sein Sinn ſei in die Gewalt dämoniſcher Mächte verſtrickt worden und ſein reiner Geiſt von täuſchenden Nebeln umwölkt, welche ihn in einen ſchauderhaften Abgrund niedergezogen. Der Wahn habe ſich ſeiner bemächtigt gehabt, daß er vor Allen berufen ſei, den Haß des Volkes gegen die Franzoſenherrſchaft zur That zu geſtalten. Sein inneres Gleichgewicht ſei durch dieſe Einflüſſe verrückt worden; ſich zu einer reinen ſittlichen Größe aufzuſchwingen, ſei ihm dadurch unmöglich geworden. Er habe ſich überſchätzt und zu einem Selbſtvertrauen geſteigert, welches jede beſonnene Abwägung der Verhältniſſe überſprungen und ſich jedem Wagſtück gewachſen wähnte. Luftigen Traumgebilden ſoll er nachgeſtrebt haben und ſich vom Schickſale als Werkzeug berufen geglaubt, das Unerhörte zu leiſten. Sein Geiſt ſei mit ſchimmernden, überſpannten Ideen erfüllt geweſen.“ (So Haken in ſeiner Lebensbeſchreibung Schill's aus Original-Papieren und ihm nach die meiſten andern.) **Haken** erklärt ihn zuletzt für „einen unglücklichen Märtyrer für die gute, aber **unberechtigt** (!) und zur **Unzeit** verfochtenen Sache deutſcher Ehre und Freiheit.“ Märtyrer fallen gewöhnlich früher, als ſich das feige Spießbürgerthum für eine Idee erhebt, aber deßwegen ſind ſie doch nie zur „**Unzeit**“ gefallen und ſolche Urtheile ſind die

Früchte einer knechtiſchen Zeit und einer knechtiſchen Geſinnung. Schill war ein kühner Mann von ächter deutſcher Geſinnung, voll glühender Vaterlandsliebe, überall von den reinſten Abſichten beſeelt und frei von jeder Selbſtſucht. Seine Perſon, ſeine Hoffnungen und ſeine Zukunft brachte er nie in den Kreis ſeiner Berechnungen. Sein Blick war frei und hell, ſein kriegeriſches Talent erprobt, ſein Muth verwegen, ſein Geiſt war erfinderiſch und reich an augenblicklichen Hülfsmitteln. Wozu er von Berlin ausgeritten, war um kein Haarbreit kühner und verwegener, als was er vor Kolberg verſucht. Im Gegentheil dieſes war es: denn in Kolberg ſtand er noch ganz unbekannt und allein, aller Hülfsmittel entbehrend, verlaſſen und angefeindet und überall gehemmt von den Oberfeldherrn, ſo daß er faſt mit unüberwindlichen Schwierigkeiten nach Innen und nach Außen zu kämpfen hatte. In Kolberg hatte er nichts, als ſeinen Degen, ſeinen Muth, ſeine Thatkraft, ſeine Begeiſterung für das Vaterland, und mit dieſen unternahm er es zu einer Zeit, wo das Selbſtvertrauen und die Hoffnungen von Preußen, ja von ganz Deutſchland tief geſunken waren, mit ihnen allein unternahm er es, die Kriegsehre der Preußen zu retten. Aus den zerſprengten, flüchtigen Schaaren von Jena ſchuf er tapfere Krieger; dem Staate erhielt er die Feſtung Kolberg. Hätten ſeine großen Pläne die Männer der That gefunden, es wäre dem Vaterlande mehr noch erhalten worden. Das Volk erkannte dies an, und er wurde der Liebling desſelben. Aber nicht benebelt iſt ſein freier, klarer Geiſt dadurch geworden, und als er aus Berlin auszog, verſuchte er nicht „Unerhörtes“ zu leiſten, jagte er nicht „ſchimmernden, überſpannten Ideen,“ nicht „luſtigen Traumgebilden“ nach. Die ſo urtheilen, vergeſſen, daß er damals nicht mehr allein, ſondern an der Spitze eines ſchönen, für Freiheit und Vaterland glühenden und nach Kampf mit den Franzoſen verlangenden Regiments ſtand, und daß Tauſende im Vaterlande dieſe Gluten und dies Verlangen theilten; ſie vergeſſen, daß in Betreff dieſes Unternehmens keineswegs klar iſt, auf was für Hülfsmittel und Unterſtützungen von Preußen aus er rechnen durfte, wer um daſſelbe gewußt, und wer es gut geheißen. Außerdem war ſein ganzer Plan auf die längere Dauer des öſterreichiſchen Krieges berechnet und auf die gleichzeitige Erhebung des Volks im Norden und Nordweſten von Deutſchland. Preußen, welches abermals eine politiſche Sünde beging und ruhig zuſah, wie Oeſterreich ſchlug, ſollte durch Schill's Erhebung gezwungen werden, gleichfalls loszuſchlagen. Daß ihn alle ſeine Berechnungen trogen, daß er mit allen ſeinen Vorausſetzungen im Irrthume war, — nun, das war ein Irrthum, den er mit dem Soldatentode bezahlt hat: aber Tadel verdient er deßwegen wahrlich nicht, ſondern das träge Geſchlecht, welches ſeine und ſeiner Getreuen Freiheitshoffnungen für Träume hielt und zu Träumen werden ließ. Auf ihn und ſeine Opfer müſſen die Worte des Dichters bezogen werden: „Der beſſere Menſch tritt in die Welt mit fröhlichem Vertrauen; er glaubt, was ihm die Seele ſchwellt, auch außer ſich zu ſchauen.“ Ein Schill konnte nicht anders handeln; ein Stubengelehrter mag darüber urtheilen, wie er will. Hätten mehrere Männer, wie er gelebt, hätten ſie namentlich in den oberen Regionen des Staats gelebt, wo die Hülfsmittel nicht erſt mühſam zu erringen, ſondern im Ueberfluſſe vorhanden waren, es wäre dem Vaterlande viel Noth erſpart worden. Darauf haben wir ſchon öfters hingewieſen. Das Volk erkannte dies, und dem Volke war Schill das Ideal des Muthes und der Vaterlandsliebe geworden. Sein Hang zum Wunderbaren und Geheimnißvollen verſuchte ſich in einer Sagenbildung, wie ſie ſich bei dem Untergange mehrerer ausgezeichneten Männer findet. Es bildete ſich bei dem Volke der Glaube, Schill ſei nicht umgekommen, ſondern aus dem Blutbade in Stralſund auf eine wunderbare Weiſe nach Rügen gerettet worden; er ſei ſpäter nach England entkommen und lebe in einer fernen engliſchen Kolonie in tiefer Verborgenheit und warte der rechten Zeit zu neuen Großthaten, der Zeit der Rache und der Vergeltung an dem franzöſiſchen Uebermuthe. Aber als die Tage der Rache kamen, erſchien Schill nicht: denn er ſchlief ja längſt ſchon auf dem Kirchhofe zu Stralſund, und nur die Liebe ſeines Volkes hatte es noch nicht über ſich gewinnen können, ihn verloren zu geben, ihn, an den ſich ſeine Hoffnungen ſo lange geknüpft.

„Sein Wille war feurig und kühn ſein Muth,
In Sturmesnacht ging ihm das Leben auf;
Er ſah den Tag in der Morgengluth,
Und zog ihm, ein Herold, voran!“

„Und prangt ihm kein glänzender Marmorſtein,
Sein Denkmal iſt Kolberg, des Landes Hort;
Dem grub die Geſchichte den Namen ein,
Und trägt ihn Jahrhunderte fort!“

Mit dem 31. Mai in Stralſund aber war das Drama noch nicht vollendet; es ſollte noch ein blutiges Nachſpiel folgen. So wollte es der große Würger, den ſie nachher den Einzigen genannt haben. So groß war ſeine Furcht vor der Erhebung des einzelnen Mannes geweſen, daß er deſſen Anhänger mit ächt italieniſcher Rachſucht verfolgte.

Lieutenant Peterſen fiel als erſtes Opfer am Morgen des 4. Juni noch in Stralſund. Er hatte die Vertheidigung des Knieper Thors geleitet und war daſelbſt nach tapferer Gegenwehr dem Feinde als Gefangener in die Hände gefallen. Für den Augenblick befreite er ſich wieder und verbarg ſich in dem Hauſe eines Bekannten. Er wurde jedoch verrathen, zum zweiten Male gefangen genommen und vor ein Kriegsgericht geſtellt. Dieſes verurtheilte ihn, als Landesverräther und als thätiges Werkzeug der getroffenen Vertheidigungsanſtalten, zum Tode. Kein Flehen der Gattin und der Kinder, keine Verwendung der angeſehenſten Einwohner der Stadt vermochten ihn zu retten. Auf der Batterie am Knieper Thore, welche er ſelbſt angelegt und ſo tapfer vertheidigt hatte, durchbohrte eine Kugel ſein Herz.

Unter den übrigen Gefangenen befanden ſich noch eilf Offiziere. Sie waren Anfangs mit den andern in eine Kirche eingeſchloſſen worden, erhielten jedoch ſpäter ein beſonderes Quartier. Als die Holländer am 9. und 10. Juni abzogen, nahmen ſie die Gefangenen, zwiſchen 5—600 an der Zahl, alle mit. Sie wurden, wie die abziehenden Holländer ſelbſt, auf Wagen fortgebracht und über Braunſchweig nach Kaſſel und von da nach Frankreich geführt. Hier verweilten ſie in Longwy, Thionville und einigen anderen Feſtungen bis in den Auguſt 1809. Die Unteroffiziere und Gemeinen wurden nach Breſt und Cherburg transportirt, wo große Hafenarbeiten begonnen waren. Hier wurden ſie fünf Jahre lang zu harter Galeerenarbeit angehalten; erſt die Einnahme von Paris im Jahre 1814 befreite ſie aus dieſer Gefangenſchaft. Die eilf Offiziere hatte man zurückbehalten. Ihr Blut ſollte fließen, um die Deutſchen von ähnlichen Erhebungsverſuchen abzuſchrecken, und es ſollte mitten in dem Lande vergoſſen werden, für deſſen Befreiung ſie gekämpft hatten. Zu dieſem Zwecke wurden ſie aus den lothringiſchen Feſtungen in die damals franzöſiſche Feſtung Weſel am Rheine zurückgeführt. Man ſpiegelte ihnen vor, man wolle ſie den preußiſchen Behörden ausliefern, und ſie waren daher freudig und guter Dinge. Zwar ſoll ihnen die Kunde von dem, ihnen bevorſtehenden Schickſale, noch ehe ſie Weſel erreichten, zu Ohren gekommen ſein, mit der Mahnung, ſich, wo möglich, während des Transportes zu befreien. Sie aber hätten das nicht für möglich gehalten und mehrere abſichtlich dargebotene Gelegenheiten zur Flucht unbenützt gelaſſen. Mitte Auguſt trafen die eilf Offiziere in Weſel ein und wurden auf die Citadelle gefangen geſetzt. Es war mit oder vor ihnen ſchon in Weſel ein Dekret Napoleon's angelangt, welches befahl: „Die eilf Schill'ſchen Offiziere, welche mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden, zu Weſel vor ein Kriegsgericht zu ſtellen und als Räuber zu behandeln und zu richten (de les traiter en brigands, de les juger comme tels).“ Das Urtheil war alſo vor der Unterſuchung ſchon geſprochen. Der Kaiſer hatte erklärt, daß ſie Räuber ſeien. Die Unterſuchung war nur eine Scheinunterſuchung. Daher weigerten ſich auch die beſſeren Männer, ſich als Werkzeuge der Gewalt gebrauchen zu laſſen. Der Befehlshaber der, damals in Weſel ſtehenden Portugieſen, und nach ihm der Ingenieur des Platzes, der Bataillonschef Garin, ſchlugen beide den angebotenen Vorſitz bei der ſich bildenden Militär-Kommiſſion aus und weigerten ſich überhaupt, an dem Kriegsgerichte Theil zu nehmen. Schande für uns, daß ein Deutſcher, von Harff aus einer Patricierfamilie in Köln, Kohorten-Chef der aktiven Nationalgarde im Rör-Departement, als Beiſitzer bei dieſem Kriegsgerichte zugegen geweſen iſt. Es begann ſeine Sitzungen in den erſten Tagen des Septembers.

Die Unterſuchung war für die Gefangenen durchaus günſtig; denn ſie behaupteten alle, daß ſie dem Befehle ihres Majors gefolgt ſeien, ohne zu wiſſen, daß er ohne höheren Auftrag gehandelt. Der Bericht, welchen der Kapitän Rapporteur dem Präſidenten des Kriegsgerichtes erſtattete, lautete daher auch ſo milde, daß auf ihn kein Todesurtheil gegründet werden konnte. Der Präſident aber verwarf, zufolge des an ihn ergangenen kaiſerlichen Befehls, die Protokolle und das Gutachten Rapporteur's und ertheilte ihm den Auftrag, die Unterſuchung von Neuem zu beginnen. Er erhielt die beſtimmte Weiſung, den Offizieren im Verhöre die Frage vorzulegen: „Woher der Major Schill das Geld genommen habe, um während des Zuges ſeine Truppen zu bezahlen.“ Die Offiziere konnten nicht läugnen, daß ſie beim Durchzug durch fremdes Gebiet, im Königreich Weſtphalen und im Mecklenburgiſchen, auf Schill's Befehl die öffentlichen Kaſſen weggenommen hätten. Dieſes Geſtändniſſes bedurfte man, um den erſten Artikel des Geſetzes vom 29. Nivoſe, Jahr 6, gegen ſie anwenden zu können, und das geſchah. Dieſer Artikel lautet: „Diebſtahl mit offener Gewalt oder durch Gewaltthätigkeit auf öffentlichen Wegen und Straßen begangen, Diebſtahl in bewohnten Häuſern mit Einbruch von Außen oder Einſteigen mit Leitern, ſollen vom Tage der Verkündigung dieſes Geſetzes an mit dem Tode beſtraft werden.“ Nachdem man jenes Geſtändniß in die Protokolle aufgenommen hatte, ſchloß man ohne alle weitere Fragen das Verhör, und verkündete auf den 16. September, Morgens 9 Uhr, die letzte Sitzung des Kriegsgerichtes.

Der Tag des beabſichtigten Mordes erſchien. Noch deckte Finſterniß die Erde; noch war der Vertheidiger der unglücklichen Schlachtopfer nicht gehört, das Urtheil nicht geſprochen. Da wurden, Morgens 4 Uhr, ſechs franzöſiſche Soldaten mit Hacken, Spaten und Laternen aus den Thoren der Feſtung auf den Exercirplatz geſendet, welcher ſich zwiſchen der Lippe und den Gärten der Stadt ausbreitet und zum Richtplatze auserſehen war. Die Waſſer des Rheins und der Lippe hatten ſich über die niederen Wieſenflächen ergoſſen und man wählte daher einen am öſtlichen Ende des Platzes gelegenen Sandhügel dazu aus, in der Nähe des ſ. g. Fürſtenberges. Es wurden hier drei große Gräber gegraben. Als es Tag geworden, erſchienen Leute aus der Umgegend, auch viele Bürger aus der Stadt und ſahen der Grabarbeit zu; ihre Zahl wurde immer größer und bedenklicher. Da ließ der Kommandant der Feſtung die vier Stadtthore ſchließen, die Wachen verſtärken und das Zuſammenſtehen der Einwohner auf den Straßen auf das ſtrengſte verbieten. Erſt nach vollendeter Hinrichtung wurden die Thore wieder geöffnet.

Um 9 Uhr, Vormittags, trat das Kriegsgericht auf der Citadelle zuſammen. Die Gefangenen wurden eingeführt und ihr Vertheidiger, Noel Perwez aus Lüttich, welcher ſich damals als Defenſeur-Offizier in Weſel aufhielt, begann ſeine Rede. Er ſprach kühn und freimüthig, ſo daß der Präſident des Gerichtes ihm mehrere Mal Stillſchweigen gebot, woran er ſich aber nicht kehrte und fortfuhr zu ſprechen. Er wandte geſchickt mehrere Artikel des Geſetzes zum Vortheile ſeiner Clienten an, und ſuchte von Schill wie von ſeinen Getreuen, den Vorwurf der Räuberei abzuwälzen, mit welchem ſie die Dekrete des franzöſiſchen Kaiſers gebrandmarkt. Er ſtellte Schill als ein Opfer der treuloſen preußiſchen Diplomatie und Politik dar, und ſeine Offiziere hatten nur Ein Verbrechen begangen, daß ſie ihrem Führer gehorſam und treu gefolgt waren. Im Einverſtändniſſe mit dem wackeren Perwez hatte der preußiſche Auditeur Henrici, welcher ſich damals als Kriegsgefangener von der Feſtung Hameln in Weſel aufhielt, eine ausführliche Vertheidigungsſchrift ausgearbeitet, die ſich auf das preußiſche Kriegsrecht gründete. Sie wurde jedoch von dem franzöſiſchen Kriegsgericht gar nicht angenommen, und er ſelber als Vertheidiger nicht zugelaſſen. Nachdem Perwez geendet hatte, zog ſich das Gericht in ein Nebenzimmer zurück, und in einer kleinen Viertelſtunde war es mit dem Todesurtheil fertig. Es wurde den Gefangenen um halb 12 Uhr vor der Wache verkündiget. Sie waren anfangs betroffen, faßten ſich aber bald wieder, und verlangten Feder und Papier, um den Ihrigen das letzte Lebewohl zu ſchreiben. Um 1 Uhr Mittags traten ſie den Weg nach dem Richtplatze an. Kavallerie mit geſpannten Karabinern eröffnete und ſchloß den Zug. In ihrer Mitte gingen die Schlachtopfer, zu zweien und dreien mit dünnen Stricken an den Armen aneinandergefeſſelt. Tiefes Schweigen herrſchte auf dem Zuge und in der ganzen Stadt. Selbſt die franzöſiſchen Soldaten ſchienen unwillig den Henkersdienſt zu verwünſchen, zu welchem man ſie zwang. Hinter dem Zuge ſchloß ſich das Stadtthor wieder, und kein Bewohner durfte ihm folgen. Die Verurtheilten hatten das Anerbieten, nach dem Richtplatze zu fahren, zurückgewieſen, da ſie zum letzten Gange noch Kraft genug beſäßen. Nachdem ſie auf demſelben angekommen waren, bildeten die Truppen um die drei großen Gräber einen Halbkreis; viele Zuſchauer waren aus der Umgegend zuſammengeſtrömt. Die Gefangenen ſtellten ſich in eine Reihe nebeneinander und wurden entfeſſelt. Sie prangten alle in der Blüte der

Jahre oder in der Fülle der Manneskraft; der jüngſte unter ihnen war 18, der älteſte 31 Jahre alt *). Vor ihnen brausten die Waſſer der Ströme, welche ſich wie im Zorne erhoben hatten ob des Frevels, deſſen Zeugen ſie ſein mußten. Trübe waren die Blicke aller Anweſenden; nur die Augen der Opfer glänzten in heller Vaterlandsbegeiſterung und Todesverachtung. Tiefe Stille herrſchte im Kreiſe. Sechsundſechzig Kanoniere marſchirten auf; ſechs franzöſiſche Kugeln waren für jedes deutſche Herz beſtimmt. Eine Abtheilung Kanoniere ſtand in Reſerve. Die Trommeln ſchwiegen und der Adjutant des Platzes trat vor, das Urtheil nochmals zu verleſen. Sie weigerten ſich, es anzuhören, als eine nutzloſe Entſchuldigung des Mordes, der an ihnen verübt werden ſollte. Auch die Augen ließen ſie ſich nicht verbinden; ſie waren ſchon gewohnt, dem Tode in's Angeſicht zu ſchauen. Nochmals umarmten ſie ſich und gaben ſich den Bruderkuß. Dann entblößten ſie Hals und Bruſt und riefen den Franzoſen zu, das deutſche Herz nicht zu fehlen. Darauf erſchallte ihr Ruf: „Es lebe der König; es lebe Preußen“, und in demſelben Augenblicke warf Ernſt v. Flemming, der am Ende des linken Flügels ſtand, als verabredetes Todeszeichen ſeine Mütze in die Luſt. Da krachten die Schüſſe, und Pulverdampf verhüllte die Mordſtätte. Zehn lagen entſeelt auf dem blutigen Sande; Einer erhob ſich noch; es war Karl v. Wedell, dem die Kugeln nur einen Arm zerſchmettert hatten. Die Reſerve

---

*) Es waren die Lieutenants: Leopold Jahn aus Maſſow in Pommern; Karl v. Wedell und deſſen Bruder Albert v. Wedell aus Braunsforth in Pommern; Adolf v. Keller aus Trasburg in Preußen; Conſtantin Nathanael Gabian aus Geldern; Ernſt Fried. v. Flemming aus Rheinsberg in Preußen. Karl v. Keffenbrink aus Krien in Pommern; Fried. v. Trachenberg aus Rathenow in Preußen; Dan. Schmidt aus Berlin; Fried. Felgentreu aus Berlin; Ferd. Galle aus Berlin.

trat vor; ihre Schüſſe fielen, und Karl v. Wedell ſank eine Leiche zu den Leichen ſeiner Brüder. Ein ungeheuerer Schmerz durchzuckte die Herzen aller Zuſchauer. Eilf herrliche Jünglinge waren nicht mehr; ſie waren kaltblütig von dem fremden Wüthriche gemordet worden, der ſich mitten in unſerer Heimath angeſiedelt hatte, die Blüten unſerer Nation zerknickte und unſere Sitten und Gebräuche ſchändete. Die blutigen Leichen wurden von Pioniers, welche dazu bereit ſtanden, entkleidet und in die mit Waſſer angefüllten Gräber geworfen. Bürger drängten ſich heran, um Stücke von den Stricken zu erhalten, mit welchen die Gefangenen aneinander gebunden waren, oder Theile ihres Anzugs, welche ſie als Erinnerungszeichen heimtrugen.

Im Jahre 1834 iſt den Gefallenen auf der Stelle, wo ſie verblutet, ein einfaches Denkmal errichtet worden. Die Beiträge dazu ſind in der ganzen preußiſchen Armee geſammelt worden.

Und wendeſt du, deutſches Volk, deinen befreieten Blick auf dieſe Gräber in Weſel, und auf das vergeſſene Heldengrab auf dem Kirchhofe in Stralſund, und denkeſt du, von den Blüten deines jungen Freiheitsbaumes umduftet, ſolche Zeiten ſollen nicht mehr wiederkehren, ſolches Blut ſoll nicht mehr vergoſſen, ſolche Gräber ſollen nicht mehr aufgeworfen werden: ſo vergiß nicht, dafür zu ſorgen, daß dein Freiheitsbaum Früchte trage, von denen du ſolches hoffen darfſt.

Alſo, deutſches Volk, Achtung nach Innen und nach Außen; Achtung vor dem Verrathe, welcher dir von dort droht; Achtung vor den Angriffen, welche dir von hier kommen werden. Achtung, und Vertrauen in deine eigene Kraft. Hilf dir ſelber und Gott wird dir helfen!

Sylveſter Jordan.

Von

Eduard Duller.

„Die Hauptgrundlagen, Stützen und Pflegerinnen der ſelbſtkräftigen Einheit im Erkennen, Wollen und Handeln, zu welcher ein Volk ſich ausbildet, ſind Geſinnungstüchtigkeit, Charakterfeſtigkeit und ſittliche Willenskraft der Einzelnen im Volke, welche Eigenſchaften daher vor Allem extenſiv und intenſiv gefördert, d. h. erweitert und gekräftigt werden müſſen. Die Geſinnungstüchtigkeit iſt nur auf das Beſte des Volks bedacht, das ihr über alles geht; die ſittliche Willenskraft ſucht dasſelbe gegen jedes Hinderniß zu erſtreben, wozu die Charakterfeſtigkeit Beharrlichkeit und Ausdauer verleiht. Der Geſinnungstüchtige wird, die Auctorität der allgemeinen Vernunft über ſich anerkennend, auf ſelbſtiſche Rechthaberei verzichten, die Meinungsverſchiedenheiten in Nebendingen beiſeite ſetzen und die wahre öffentliche Meinung ſelbſt dann, wenn er in ihr nicht ſeine eigene Meinung wiederfinden ſollte, als die höchſte Entſcheidungsnorm in allen Volksangelegenheiten anerkennen, achten und befolgen, dabei aber nicht unterlaſſen, zur Berichtigung derſelben da, wo er eine ſolche für nöthig hält, nach Kräften beizutragen, ſowie dieſelbe überhaupt zu durchbilden und zu vervollkommnen ſtreben. Der Willenskräftige wird, in dem Volkswillen die allgemeine Vernunftnothwendigkeit erkennend, ſeine individuelle Freiheit nur dazu gebrauchen, um das nach der allgemeinen Vernunft Nothwendige als Verhaltungs- und Handlungsmaxime aus freiem Antriebe zu wählen und zu befolgen, und auf dieſe Weiſe ſeine perſönliche Freiheit in der allgemeinen Vernunftnothwendigkeit aufgehen laſſen, um dieſe wieder als perſönliche Freiheit im Leben zu offenbaren. Denn die Freiheit, ſoll ſie nicht mit Willkür in Eins zuſammenfallen, iſt wahre oder vernünftige Freiheii nur dann, wenn ſie als Vernunftnothwendigkeit erkannt und geübt wird. Der Charakterfeſte endlich wird ſeine Geſinnungstreue und ſeine ſittliche Willenskraft in allen Lagen und Verhältniſſen des Lebens und gegen alle Hinderniſſe, Gefahren und Anfechtungen unerſchütterlich bewahren bis zu ſeinem Lebensende. Ein geiſtig gebildetes und ſittlichkräftiges Volk wird daher auch ſtets ſeine geſinnungstüchtigen, willenskräftigen und charakterfeſten Männer als die Hauptſtützen und Beförderer ſeiner Sache hochachten und lieben, ſo wie umgekehrt dieſe Männer in dem ſteigenden Wohle, in dem Glücke und Segen des Volkes ihre innere Zufriedenheit und Seligkeit und in der Achtung und Liebe desſelben den ſchönſten Lohn finden."

Sylveſter Jordan.

(„P. Geſpräche über Staat und Kirche.")

Sylveſter Jordan.

Geboren den 30. Dezember 1792 zu Omes in Tyrol.

Kennſt du, deutſches Volk, jenen Gewaltigen, der beim ſchwelgeriſchen Mahle, auf weiche Kiſſen hingeſtreckt, von Räucherwerk umduftet, einſchmeichelnden Flöten- und Harfentönen und unermüdlichen Huldigungsreden lauſchend, den funkelnden Freudenbecher in der Hand, plötzlich Finger entdeckt, die aus der Wand hervorgehen, Finger, denen er das Schreiben nicht wehren kann; ſie ſchreiben in Zeichen roth wie Blut, Worte, deren Sinn er nicht faßt. Er entfärbt ſich, ſeine Gedanken erſchrecken ihn, daß ihm die Lenden ſchüttern und die Beine zittern; er beruft alle Weiſen und verheißt dem, der die Schrift lieſ't und ſagen kann, was ſie bedeute, daß er mit Purpur ſolle gekleidet werden und güldene Ketten am Halſe tragen und der dritte Herr in ſeinem Reiche ſein. Aber keiner vermag die Worte an der Wand zu leſen, noch zu deuten. Da tritt ein Gefangener vor ihn und ſpricht: „Behalte deine Gaben und gib dein Geſchenk einem Andern; ich will dennoch die Schrift leſen und deuten; ſie heißt: „Mene, mene, tekel,“ und ſie bedeutet: „Gott hat deine Herrſchaft gezählt und vollendet; man hat dich gewogen und zu leicht funden!“ Da ſchlägt die Stunde, der Eſtrich ſpaltet ſich, die Säulen wanken, die Decke kracht, der Giebel bricht zuſammen und, die Reue, die Schwüre des Verzweifelnden übertönend, ſchallt im Donner des Sturzes die Stimme des Weltgerichts: „Es iſt zu ſpät.“

In Trümmern liegt nun der ſtolze Prachtbau mit all ſeinen Marmortreppen, auf denen ſonſt die Bettler lagen und harrten, bis ihnen übermüthige Diener die Reſte vom ſchwelgeriſchen Mahle hinabbrachten, welches droben in den goldenen Sälen die ganze Vetterſchaft des Gewaltigen und all ſeine Räthe vereinigte; von den räumigen Küchen ſtehen nur noch, als warnende Denkzeichen, jene hohen Schlote, aus denen ſonſt der fortwirbelnde Rauch verkündigte, wie des Volkes Schweiß verpraßt ward; verſchüttet ſind die Keller, verſchüttet die Verließe neben dran, in welchen die Opfer der Willkür um eines freien Gedankens, um eines kühnen Wortes willen ein langes Leben hindurch in Unterſuchungshaft lagen, in deren furchtbare Einſamkeit nur das Lachen der Kellermeiſter, das ſie durch die Mauer vernehmen konnten, als Lebenszeichen hineinſcholl; von den vielen Hinterpforten, die zu geheimen Gängen führten, zeugen nur noch die ausgetretenen Schwellen, und von jenen üppig eingerichteten Kammern, wo abgelebte Wüſtlinge mit ſich ſelber im Spiegel liebäugelten, wo ſie unter zweideutigen Scherzen um Sündengeld die Kleinodien der Völker, Rechte und Sprachgebiete, zerſchnitten und verkauften, von dieſen Kammern, oder — wie ſie in ihrer Sprache heißen: „Kabinetten“ — ſtehen nur noch die nakten Mauern und die in die Wände gefügten eiſernen Truhen, Zeugen ihres Verraths.

Auf dieſen wüſten Trümmern der alten Zwingburg ſteht jetzt dein Genius, deutſches Volk! Er und kein anderer war jener Gefangene, den der weiland Gewaltige in dem Augenblick, da die geheimnißvollen Finger aus der Wand hervorgingen, zur Leſung und Deutung der Worte berief; er und kein andrer war's, der, das Drittheil des Reichs als bloßes Gnadengeſchenk verſchmähend, ihm zurief: „du biſt gewogen und zu leicht befunden worden!“ Dieſer Gefangene iſt jetzt frei, er iſt endlich wieder das, was er von Anfang her war, rechtlicher Eigenthümer des Vaterlandes, welches ihm die ſchlaueſte aller Eroberungen, die friedliche, abgerungen. Auf den Trümmern der zerſtörten Zwingburg ſtehend, blicket er auf den erhabenen Plan eines neuen Gebäudes, das ſich kühn und ſtark, allen Stürmen und feindlichen Angriffen trotzend, erheben ſoll, eines Tempels mit gewaltigen Pfeilern und weiten Hallen, in denen ſie Raum haben, die Stammgenoſſen alle vom Saume der Meere bis zu jenem der Alpen und Karpathen, und ſich die Hände reichen über dem Altare der Freiheit und Bruderliebe, auf welchem die aufgeſchlagene heilige Schrift des Geſetzes liegt und der Kelch des neuen Bundes ſteht, woraus alle trinken ſollen.

Schon hat der Genius des deutſchen Volkes die Bauleute berufen, das große Werk zu beginnen; freudig und rüſtig ſind ſie von allen Himmelsgegenden herbeigeeilt, um Hand anzulegen. Manche unter ihnen hatten lang nicht mehr gehofft, den neuen Tag zu ſchauen, deſſen verheißende Morgenſterne ſie geweſen. Die Nacht, die auf dem ganzen Vaterlande lag, war für ſie ſelbſt eine hoffnungsloſe geweſen. Eine uralte Sage meldet von Burgen und Bollwerken, die erſt dann feſt und haltbar gemacht werden konnten, wenn man ein unſchuldig Kind lebendig im Grundſtein eingemauert hatte. So war's mit jenen Männern; die Tyrannei konnte erſt dann den ſtolzen Bau ihrer Zwingburg ſicher ausmauern, als ſie die Männer, welche muthig die Wahrheit ſprachen, lebendig begraben hatte. Nun ſchritten ſie aus ihren Gräbern, den Kerkern hervor; der Weihekuß der Freiheit, den ſie mit hinabgenommen, hatte ſie lebendig erhalten, der Gedanke an das Vaterland hatte den Tod von ihnen verſcheucht. Die Haare erbleicht, die Farbe des Grabes auf den Wangen, treten ſie heran zu der hehren Jungfrau, der ſie die Blüte der Jugend, die volle Kraft des Mannesalters geweiht, treten ſie ein in die Reihen des rüſtigen jungen Geſchlechts, für welches ſie geſtritten und gelitten. Und ſieh': ihre Wangen röthen ſich wieder, angeglüht vom jungen Tag, ihre Augen leuchten ſo klar wie zuvor, ihre Kraft iſt noch ſo ſtark wie in den Tagen der Jugend; auferſtanden wie das Vaterland, haben ſie ſich auch wie dieſes verjüngt. Wie die

Mannen des Rothbarts, die im Kiſſhäuſer mit ihm verzaubert geweſen, ihm folgend herausziehen, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, und die Schwerter freudigen Muthes wieder entblößen und den Schild erheben, ſo ſind ſie noch die alten getreuen Geiſteshelden des deutſchen Volkes und ſchlagen ſeine Schlachten in derſelben kernhaften Treue, die ſich ihnen auch in der dunkelſten Nacht nicht verflüchtigen konnte, weil ſie ihnen in's Herz hineinverwachſen iſt.

Ein ſolcher Auferſtandener iſt Sylveſter Jordan.

Sylveſter Jordan erblickte am 30. Dezember 1792 in dem Weiler Omes, welcher zur Pfarrei Arams gehört und etwa zwei Stunden von Innsbruck entfernt liegt, das Licht der Welt; er war das jüngſte von acht Kindern, welche ſeine Mutter Maria ihrem Manne, dem armen Schuhmacher Matthias Jordan, geboren hatte. Bei der Dürftigkeit der Aeltern und bei ihrem Mangel an Schulunterricht mußte das Kind den letzteren bis in's neunte Jahr entbehren; zwar ſchickten ſie es in ſeinem ſiebenten Jahre während des Winters in die Dorfſchule zu Arams; aber da war nicht viel zu lernen, und kam es draus heim, ſo mußte es ſchon im Hausweſen mitſchaffen, ſo daß das Wenige in der Schule Gelernte rein verloren ging. Um ſo kräftiger regte ſich die Lernbegierde in dem Kinde, und wozu ihm weder die ſchlechte Dorfſchule zu Arams, noch die Aeltern Anleitung zu geben im Stande waren, das ward ihm gar bald in anderer Weiſe zu Theil. Sein Bruder Aloys hatte aus der eigenen Schulzeit noch das Buchſtabiren und die Kenntniß einzelner geſchriebener Buchſtaben übrig behalten; das lehrte er denn ſeinen jüngeren Bruder Sylveſter wieder und wenn in des Vaters Haus Kunden kamen, denen er's anmerkte, daß ſie ſchreiben konnten, ſo ruhte er nicht, bis ſie ihm Buchſtaben vorzeichneten, die er dann eifrig nachmalte. Das ſah ſich ſeines Vaters Bruder, der bei Jung und Alt als der „Schuſter-Franz" bekannt war, mit ſtillem Behagen an. Es war ein kleiner, verwachſener Mann, mit ſcharfen, klugen Augen, die jeder Thorheit bis auf den Grund ſahen, ob ſie auch Kutte oder Chorrock anhatte; er verſtand es, köſtliche Spottreime zu fertigen, die gleich von Mund zu Mund gingen; auch erfand er manches Stück geiſtlichen und weltlichen Inhalts, das zu der Bauern Ergötzen aufgeführt ward. Dieſer Ohm ſprach nun dem kleinen Sylveſter ſtets gar freundlich zu, er ſollt' es nur ſo fort treiben, und meinte: „aus dem muß noch was Rechtſchaffenes werden,“ und er hat ſich nicht geirrt, der brave, luſtige „Schuſter-Franz;“ aus ſeinem Liebling Sylveſter iſt was Rechtſchaffenes, iſt ein Liebling des ganzen deutſchen Volks geworden. — Was der Knabe einmal begann, das trieb er auch ganz; und ſo hatte er's denn ſchon im nächſten Sommer nach jenem verlornen Winter ſo weit gebracht, daß er ſeinen Aeltern die ſonn- und feſttäglichen Evangelien vorleſen und Druck- ſo wie Handſchriften nachſchreiben konnte.

Mit ſeinem neunten Jahre trat Sylveſter in die Schule des Lebens ein; da fand er Lehrmeiſter, die ſtreng genug, da vernahm er Lehren, die hart genug waren; aber eben ſolcher Meiſter und Lehren bedarf's für ein junges Gemüth, in dem ein edler Kern ſteckt, um es früh ſelbſtſtändig zu machen, daß es, frei von allen Eindrücken der Umgebung, die es verderben könnten, in ſeine innere Welt einkehren, ſich da drinnen ſeiner Freiheit verſichern und allem, was von außen her ankommt, getroſt entgegenblicken lernt. Der alte Jordan wollte, daß ſein jüngſtes Kind Schuhmacher werde wie er, und alſo geſchah's denn auch; der neunjährige Sylveſter lernte das Handwerk, und lernte es auch vollſtändig aus; theils trieb er's zu Hauſe, theils mit ſeinem Vater und ſeinem älteren Bruder „auf der Stöhr,“ d. h. in fremden Häuſern, wohin ſie auf Arbeit gerufen wurden, um den Bedarf zu verſehen. Das war die erſte gute Zucht, die Sylveſter erfuhr, und der erſte Gewinn für ſein ganzes Leben: nichts halb zu thun! — Aber er ſollte auch noch mehr voranbringen, er ſollte Brod in's Haus ſchaffen helfen; und er that's redlich im Schweiß ſeines Angeſichts, weil ihm von allem, was ihm ſein Vater ſchon früh an Religion eingeprägt, das vierte

Gebot am tiefſten in's Kindesherz eingedrungen war und drinnen feſte Wurzeln geſchlagen hatte; da ging's nun, weil er des Vaters Gebot ehrte und befolgte, vom Dreifuß weg an manche harte Handarbeit in Haus und Hof, da hieß es Holz, Früchte, Heu, Dünger und dergleichen herbei tragen oder im Winter auf Schlitten heranziehen. Bei der Dürftigkeit der Familie mußte der Knabe auch im Taglohn arbeiten, um Geld zu verdienen, Flachs brechen und den Dreſchflegel führen; und brachte er das ſauer verdiente Geld heim, ſo fand er ſchmale Biſſen. Das war die zweite Zucht und der zweite Gewinn, den ſie ihm brachte, der Grundſatz: nichts um Dank oder Lohn, alles aus Pflicht und d'rum mit Freuden zu thun. Uebrigens fand der Knabe, wenn er nach harter Tagesmüh in's Vaterhaus heimkam, außer den ſchmalen Biſſen dort oft noch etwas Schlimmeres, nämlich finſtere Geſichter, Scheltworte, ja ſogar Mißhandlung; in der dürftigen Wohnung hatte ſich ein böſer Geiſt eingefunden, der Unfrieden, wovor dem Knaben manchmal ſo graute, daß er dem Hauſe hinausfloh. Der Vater war nämlich von früh an kränklich, wenn er nun an einem Sonntag ein Glas mehr trank, da ward ſein Mißmuth, den er betäuben wollte, noch mehr angeregt und böſe Nachbarn hatten dann ihre heimliche Freude d'ran, ihn zu reizen; dieſe Stimmung mußten dann Weib und Kinder entgelten. Wie nun ſein jüngſter Sohn dies anzuſehen und darunter zu leiden hatte, da malte er ſich recht ſehnſüchtig im Geiſt das Bild eines Hauſes aus, welches der Gottesfriede zum ſtillen Tempel geweiht; da ſah er in ſeinem frommen Sinn den Hausvater wie einen Prieſter d'rin walten, jedem gerecht und mild, da erwog er die ernſten Pflichten eines ſolchen, und das war die dritte Zucht in der Schule des Lebens und der dritte Gewinn davon. Das ſittliche Gefühl war mit voller Stärke in der jugendlichen Seele erwacht und gleichwie er durch den peinlichen Eindruck des Gegenſatzes zur Sehnſucht und zum Suchen nach dem Schöneren und Beſſeren gebracht worden war, ſo blieb nun in ihm ein eigenthümlicher Trieb haften, nämlich der: ſich bei allem, was er wahrnahm, gerade das Gegentheil davon vorzuſtellen. So war denn in ihm gleichzeitig das innere Bedürfniß erwacht, alles, was ihn berührte, ſelbſteigen zu prüfen und bei dem, was er für gut, wahr und ſchön hielt, durch das Bild des Gegenſatzes gleichſam die Probe zu machen, ob es auch wirklich gut, wahr und ſchön ſei. Auf dieſe Weiſe erſtarkte ſein ſittliches Gefühl durch den ſich fort und fort übenden Verſtand, und er hatte in ſich ſelber den ſichern Halt und den rechten Maßſtab gefunden, um beides nie mehr zu verlieren. Immer mehr bahnte ihm die harte Schule des Lebens den Weg zur Selbſterziehung; dieſe ſicherte ihm bei ſeinem vertrauensvoll-offenen, für jede Mittheilung empfänglichen Gemüth die Bewahrung ſeiner Eigenthümlichkeit, die Ausprägung derſelben zu einem Charakter. Wie reizend iſt es, einen ſolchen, wenn er gereift und in ſeiner ganzen Tüchtigkeit vor uns ſteht, wenn wir ihn lieben, weil wir ihn lieben müſſen, bis in die Anfänge ſeiner Entwickelung zurück zu verfolgen, das Werden und Keimen einer ſittlichen Welt im Kleinen (und eine ſolche iſt ja jeder vollendete Charakter!) zu belauſchen! Ihr Mütter, führt eure Kinder nicht an den Sarg, ſondern an die Wiege eines edlen Menſchen, wenn ihr wollt, daß ſie zu ſeines Gleichen heranreifen ſollen; ihr Lehrer, lehrt eure Knaben, wenn ihr ſie für Freiheit, Recht, Vaterlandsliebe und Humanität heranbilden wollt, lehrt ſie die Vorkämpfer dafür nicht blos ſo kennen lernen, wie ſie im Mittagsglanze ihres Wirkens daſtehen, ſondern ſo, wie ſie als Knaben gedacht und gefühlt, gelitten und gerungen, ſich ſelber klar geworden ſind, wie ſie ſich von allem dem, was dem Genius frühzeitig die Flügel lähmen konnte, ohne fremde Beihülfe frei gemacht haben. Wie ſchön ſind endlich ſelbſt deſſen Irrgänge, — als „Irrgänge“ nur dem erſten flüchtigen Blick des Beobachters erſcheinend; denn, wer ſie länger und ſchärfer verfolgt, der ſieht: wie der Genius, ſein Ziel ſuchend, unter vielen Wegen, die ſich vor ihm aufthun, die offenen, ſonnigen mißtrauiſch vermeidet und ſich die dunkelſten auswählt, auf denen tauſend Andere ſich in Nacht verlieren; der Genius wählt gerade die dunklen, wie in ſichrer Vorahnung, daß ſich ſein Blick zuerſt an die Nacht gewöhnen und in ihr zurechtfinden lernen muß, bevor er ſo ſeinen Beruf erfüllen kann, alle diejenigen, welche ſeit Jahrzehnten oder gar ſeit Jahrhunderten an die Nacht gewöhnt ſind, für's Ertragen des Lichts zu erziehen und zum ſeligen Genuß des Lichts aus der Nacht zu führen.

Der Tyroler iſt ein ächter Sohn der Berge, friſch und kräftig, klug und anſtellig, gemüthlich und witzig; in ſeiner vollen Lebensfreudigkeit kann dieſer Menſchenſchlag ohne Büchſenknall und Ringkampf, ohne Geſang und Tanz nicht ſein; das iſt ſein halbes Leben. Da ſchallt und widerhallt es auf Bergen und Thälern; da fliegt das Volkslied von Ort zu Ort, und aus jedem Hauſe tönt die Waldflaute oder Schwögelpfeife. Der junge Jordan hätte kein Tyroler ſein müſſen, hätte er nicht die Muſik geliebt. Aber, wie's nun einmal in ſeinem Weſen lag, daß jeder Eindruck in ihm den Gegenſatz hervorrief, ſo ging's ihm auch mit den luſtigen Weiſen, die er hörte; ſie ſtimmten ihn zur Schwermuth, und eben weil er dieſer ſo gerne nachhing, darum liebte er die Muſik, die Schwögelpfeife wurde die traute Freundin ſeiner freudeloſen Jugend. Eines Tages hörte der alte Jordan, wie ſich ſein Sohn Sylveſter in den Freiſtunden auf dieſem Inſtrument in ein paar Tanzweiſen einübte; er meinte, das ſei eitel und unnütz und Zeitverſchwendung, und grollend unterſagte er ihm dies Vergnügen, aber der Sohn wollte ſich von ſeiner lieben Schwögelpfeife nicht trennen; er ſetzte dem Vater dieſelbe Feſtigkeit entgegen, welche dieſer auch bei häuslichen Zwiſten an ſeinem Sylveſter öfter kennen lernte, wenn er ihm über ſolche ernſte Vorſtellungen machte, da hieß es denn immer: „Du biſt ein rechter Disputirer, an Dir iſt ein Advokat verdorben.“ Wie nun der Vater ſah, daß er durch ſein eigenes Anſehen ihn von der Muſik nicht abbringen konnte, wandte er ſich an einen Hülfspriеſter, Namens Franz Hirn, welcher nach Omes kam, um die öſterlichen Kommunionszettel einzuſammeln, und welcher in der ganzen Umgegend wie ein Heiliger geehrt wurde. Der

Prieſter, übrigens ein in manchen Dingen aufgeklärter Mann, theilte doch das Vorurtheil ſeiner Amtsgenoſſen, daß der Tanz eine Sünde und ein Spielmann folglich des Teufels Helfershelfer ſei. „Wie, Du willſt Dir die Hölle erſchwögeln?“ rief er dem armen Sylveſter mit tiefem Ernſt zu, und dieſe Worte brachten in dem jugendlichen Herzen den tiefſten Eindruck hervor. Der Tyroler iſt von Haus aus ein frommes Gemüth; wie er die Augen aufſchlägt, lehren ihn ja die Alpenhöhen im Roſenlicht und die donnernden Lawinen, der blaue Inn und die lachenden Thäler, die er durchrauſcht, die Majeſtät Gottes ahnen in der Fülle ſeiner Schöpfung. Aber die einfache, ſchlichte, treuherzige Frömmigkeit wird dem Tyroler auch ſchon mit der Muttermilch verderbt. Der freie Bergesſohn iſt ſeit Jahrhunderten ein Leib- und Seeleigner einer Geiſtlichkeit, welche ſeine Sehnſucht nach der Gottheit in das dumpfe Gefühl der Nothwendigkeit einer blinden Abhängigkeit von der Kirche verwandelt. So ging's auch Sylveſter Jordan. Er wußte nicht anders, als daß der Prieſter an Gottes Statt, Gott geheiligt, Gott näher und ein höheres Weſen als andere Menſchen ſei; was ein Prieſter ausſprach, das galt ihm als Gottes Spruch; von der Kirche hatte ſeine Einbildungskraft ſich das Bild einer geheimnißvollen Macht erſchaffen, die vom Himmel auf die Erde und mit ihren Verdammungsurtheilen bis in den Abgrund der Hölle hinabreiche. Die Erde war für dies gequälte Kind wahrlich ein Jammerthal, der Himmel, der Aufenthalt aller Reinen, erſchien ihm als das Reich ungeſtörter Seligkeit. Er hatte von jenen Heiligen gehört, die ſich durch völlige Selbſtentäußerung den Eingang in den Himmel erworben; gläubig wurden ſie, die doch auch einmal Menſchen geweſen, von Menſchen mit einer Inbrunſt, die an Anbetung gränzte, verehrt und angefleht. Da erwachte, wie der Prieſter Hirn die Worte geſprochen: „willſt Du Dir die Hölle erſchwögeln?“ in Jordan's Gedächtniß die Aeußerung eines Jeſuiten, die ihm ſein Vater einſt erzählt: „daß das Höllenthor, bei welchem ſtets ein Jeſuit Thorwärter ſei, nie geſchloſſen werden könnte, weil fortwährend ſo viel Verdammte hineinflögen, als Schneeflocken vom Himmel fielen, wenn es ſchneiete," und ein Gemälde auf dem Aramer Kirchhof, die Hölle darſtellend, entzündete ſeine Einbildungskraft durch die Vorſtellung zahlloſer ewiger Qualen. Im Gegenſatz dazu empfand er aber nun auch alsbald die heißeſte Sehnſucht nach dem Himmel, und er ſah ſich wohl bereits auch mit ſo einem goldenen Schein um das Haupt, wie ſeinen Schutzpatron oder irgend einen andern Heiligen in der Kirche. Das erſte Opfer der Selbſtentäußerung, welches der junge Schwärmer dieſer ſtolzen Hoffnung brachte, war ſein Liebſtes auf Erden, ſeine einzige Freundin, — die Schwögelpfeiſe, von der er ſich nun feierlich trennte. Auch das war aber auch ein Gewinn für ſein ganzes Leben! Wohl dem, der früh ſich daran gewöhnt, für eine Idee, die er für heilig hält, ſich auch des Theuerſten freiwillig zu entſchlagen! Freilich war dieſe Idee eine gänzlich unhaltbare, blos ein Traumbild ſeiner erhitzten Einbildungskraft; außer dem Evangelien-, einem Gebet- und einem Predigtbuch war es ja eine Sammlung von Geſchichten der Heiligen geweſen, woran er ſich zuerſt im Leſen, im Vorſtellen und Denken geübt. Alles, was er nun darin je an Beiſpielen von Fleiſchesabtödtung und Selbſtkaſteiung vernommen, das war jetzt für ihn ein Sporn, desgleichen oder noch mehr an ſich ſelber zu thun. Die härteſte, niedrigſte Arbeit ſuchte er nun gefliſſentlich auf; im Gedanken an Chriſtus, wie dieſer ſein Kreuz zur Schädelſtätte trug, lud er ſich ſchwerere Laſten auf; jeden Sonntag beichtete er und empfing das Abendmahl. Ein Marienbild auf der Bruſt bewahrend, ſchlich er oft in den ſtillen Wald hinaus, zog das Bild der Jeſusmutter hervor, warf ſich vor demſelben nieder und geißelte ſich bis auf's Blut, um die Gunſt der Himmelskönigin und deren Fürbitte bei ihrem Sohne zu erwerben. In dieſer fieberhaften Gemüthsſtimmung faßte er den Entſchluß, Prieſter zu werden; ſo hoffte er das Ziel ſeiner inbrünſtigen Sehnſucht zu erreichen, durch die Verleihung des heiligen Geiſtes Gott näher zu kommen und ſich mit ihm auf's Innigſte zu verbinden. Um aber in den Prieſterſtand eintreten zu können, mußte er zuvörderſt ſtudiren, und das lag nun freilich nicht in dem Plan ſeines Vaters, ſogern auch ſonſt der römiſch-katholiſche Bürger- und Bauersmann „einen geiſtlichen Herrn Sohn“ (wie er's nennt) haben mag und ſich ſelbſt einer Staffel in den Himmel gewiß glaubt, wenn der, den er gezeugt hat, die Hoſtie in den lebendigen Gott, den Herrn Himmels und der Erden, verwandeln kann. Jordan's Vater dachte zuerſt an ſein Handwerk; nun hatte er ſeinen Sylveſter ſo weit gebracht, daß dieſer es in Omes oder anderswo leidlich treiben konnte, und jetzt ſollte er auf einmal noch Geld aufbringen, um ihn ſtudiren zu laſſen; und woher denn das Geld nehmen? Sylveſter hatte ſich jedoch mit ſeinem Vorhaben an den Pfarrer zu Arams und an den Hülfsprieſter Franz Hirn gewandt, und der letztere, welcher gar wohl einſah, wie kräftig ein ſolches Gemüth der Kirche nützen könne, verſprach ihm ſeine Unterſtützung; er wirkte ihm zunächſt aus, daß ihn ein überzähliger Prieſter zu Arams in den Anfangsgründen der deutſchen und lateiniſchen Sprache unterwies. Auch der Vater willigte endlich ein, daß ſein jüngſter Sohn ſtudiren dürfe, freilich nicht ohne langes Bedenken.

Im Sommer des Jahres 1806 ward dem Knaben die Erfüllung ſeines Wunſches zu Theil. Der überzählige Prieſter zu Arams fing an, ihn im Deutſchen und Lateiniſchen zu unterrichten; Jordan mußte ihm dafür bei der Meſſe dienen. Das währte indeſſen nicht lange, und er wandte ſich nun an den Hülfsprieſter Holzmann zu Oberberfuß. Zu dem ging er jeden Tag, meiſtens barfüßig, eine Wegſtunde weit. Auch dieſem mußte er zum Entgelt den Meßdienſt leiſten und außerdem die Stiefel putzen. Inzwiſchen wurde ſein Vater durch den Rath mancher Bekannten in ſeiner Zuſage wankend gemacht und bereitete ſeinem Sohn viel Herzeleid, da er dieſen von ſeinem Beſchluß abzuwenden trachtete. Mehr als einmal ſprach er zu ihm: „Jetzt, Sylveſter, könnteſt Du Deinen Aeltern das Brot verdienen helfen durch ein ehrlich Handwerk; ſtatt deſſen verzehrſt Du's bloß, ohne zu arbeiten; und überhaupt, wo ſoll denn das mit dem Studiren hinaus? das koſtet Geld, und das haben wir nicht, viel Geld, weil's lange währt, darüber verlernſt Du, was Du gelernt haſt, das Handwerk, das ſeinen Mann nährt, und die Liebe dazu, und was wird am Ende aus Dir? ein Taugenichts!" Aber Sylveſter war nun einmal von ſeinem Entſchluß nicht abzubringen, und meinte: „Hat mir's der liebe Gott eingegeben, daß ich ſtudiren ſoll, ſo wird er mir's auch an guten Menſchen nicht fehlen laſſen, die mir dazu helfen." Und in ſolchem feſten Vertrauen betete er inbrünſtig um den Beiſtand des Himmels. Er konnte es nicht erwarten, das väterliche Haus zu verlaſſen, und ſo pochte er denn auch zweimal an Kloſterpforten, bei den Kapuzinern in Innsbruck, und bei den Ciſterzienſern in Wiltau; wohl ihm, daß ihm beiderorts der Eintritt verſagt ward, weil er zu arm war. Das Mönchsgewand, das Skapulier, dem der Wahnglaube der Vorzeit eine ſolche geheimnißvolle Kraft zuſchrieb, daß vornehme Sünder ſich auf dem Todtenbette damit bekleideten, um „von Mund auf in Himmel zu fahren" (wie's im Volksausdruck heißt) — ſie legen und ſchmiegen ſich ſo feſt an's ganze Daſein, daß kein Schmerzensſchrei ſich der gepreßten Bruſt entwinden kann, bis endlich der Tod ſie davon befreit.

Im Herbſt des Jahres 1806 wurde Jordan im noch nicht erreichten vierzehnten Jahre durch die Vermittlung des Hülfsprieſters Hirn in das Gymnaſium zu Innsbruck aufgenommen. Seinen Lebensunterhalt gewann er anfänglich durch Unterſtützungen wohlthätiger Familien, denen ihn ſein Oheim der wackre Volksdichter Franz, empfahl; gar bald gewährte ihm jedoch Privatunterricht, den er ertheilte, die Möglichkeit, ſich ſelbſt zu erhalten. Bei dem unermüdlichen Fleiß, womit er ſich den Studien widmete, entfalteten ſich ſeine ausgezeichneten Fähigkeiten ſehr ſchnell; außer den Lerngegenſtänden des Gymnaſiums eignete er ſich auch die Kenntniß der franzöſiſchen und der italieniſchen Sprache an, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß er bald im Stande war, in der erſteren Privatunterricht zu geben. Dabei ſetzte er aus vollem Herzensdrange und mit aller Gewiſſenhaftigkeit, wie ſie ſeinem Streben nach Heiligung entſprach, ſeine Andachtsübungen fort. Dieſe Gemüthsſtimmung bewahrte ihn vor den Gefahren, welchen ein völlig ſich ſelbſt überlaſſener Jüngling in der Studienzeit ausgeſetzt iſt. Indeſſen ward ſein Geiſt immer heller und ſo mußte ihm mancher Zweifel an der Wahrheit einzelner Kirchenlehren erwachen, welche er bisher mit unbedingter Gläubigkeit für untrüglich gehalten hatte. Er wandte ſich mit ſeinen Zweifeln an die Beichtväter; aber die Art und Weiſe, wie dieſe ihn belehrten, regte ihn, weit entfernt, daß ſeine Zweifel beſchwichtigt worden wären, nur zu ernſterem Forſchen an. Da konnte denn mancher Glaubensſatz nicht länger Stich halten, da ſchwand ſo manches religiöſe Vorurtheil, und eine reinere freiere Weltanſchauung that ſich vor ſeiner entzückten Seele auf; aber ob er auch immer freudiger kämpfend und ringend, immer mehr aus Nacht zum Licht, aus dem Zauberkreiſe einer Traumwelt auf den feſten Worten der Wahrheit kam, — es blieb ihm ein religiöſer Grund ſeines ganzen Weſens, ein feſtes Gottvertrauen, das ſeinem Charakter für alle Stürme des Lebens den unerſchütterlichen Halt verlieh. In der Schule des Lebens, die ihn groß gezogen, wurde und war, wie er ſelbſt bekennt, Gott ſelbſt ſein väterlicher Erzieher und Führer, der vorzüglich durch die Wunder der Natur und die Vernunft, die einzigen unverfälſchten göttlichen Urkunden, zu ihm ſprach.

So wie ſich ſeine religiöſen Anſchauungen vom Glauben an die Kirchenſatzungen losrangen, war ein Bruch zwiſchen ihm und der Geiſtlichkeit, deren Schützling er bisher geweſen, deren Amts- und Geſinnungsgenoſſe zu werden er ſich vorbereiten ſollte, unvermeidlich. Den erſten Anſtoß gab er in ſeinem achtzehnten Jahre durch einen von ihm verfaßten und bei einer Schulfeierlichkeit öffentlich vorgetragenen Aufſatz, worin er „Jeſus und Sokrates“ nebeneinander geſtellt und miteinander verglichen hatte; in den Augen einer Prieſterſchaft, welche Jeſum von Nazareth als Gott anbetete und in Sokrates nichts weiter als einen „blinden Heiden“ erblickte, mußte ſchon der Gedanke des Jünglings, beide miteinander zu vergleichen, als eine Gottesläſterung erſcheinen. Die Geiſtlichkeit ermangelte nicht, Sylveſter Jordan, deſſen Geiſt über die von ihr beſtimmten Schranken des Denkens hinausſtrebte, durch ſtrengen Tadel zurechtzuweiſen. Jordan ſeinerſeits hingegen überzeugte ſich nun immermehr, daß er für den Prieſterſtand nicht tauge; was ſollte ein freies Herz in einem Bunde thun, deſſen Mitglieder die Freiheit abſchwören, um den unſeligen Preis, über Unfreie herrſchen zu dürfen! Ein Geiſt, der mit heißem Drang nach der Wahrheit hinſtrebte, ſollte ſich ſo tief erniedrigen, nicht blos für ſeine Perſon der von ihm erkannten Lüge zu huldigen, um ein ſorgenfrei Leben zu haben, ſondern auch jene Lüge tauſend Andern als Wahrheit zu verkündigen? Das vermochte Jordan nicht. Lieber wollte er, den vertrauenden Blick nach oben gewandt, einer ungewiſſen Zukunft entgegenſchreiten, als ein geſichertes behagliches Lebensloos, wie es ſich ihm darbot, ergreifen und dafür der Wahrheit und ſich ſelber untreu werden. Es kam ihm zu ſtatten, daß ſich Tyrol damals unter baieriſcher Oberherrſchaft befand; ſein Augenmerk richtete ſich auf München, welches denn freilich dem am Gängelbande geleiteten bethörten Landvolk von den Prieſtern als „neues Sodom“ geſchildert wurde, weil dieſe Grund genug hatten, von dem Lichte der Aufklärung, welches Baierns Staatsverwaltung damals durchdrang, ſo manche Aufhellung und Aufdeckung zu fürchten; dieſe Furcht der früher allgewaltigen Prieſter war's denn auch, welche dem Kaiſer Franz ganz trefflich diente, als der Volksaufſtand in Tyrol entzündet und unterhalten ward. Der Beweggrund, warum ſich Jordan, nachdem er ſich einmal ſagen mußte, daß er bei ſeinen Grundſätzen mit gutem Gewiſſen „kein Prieſter mehr werden könne,“ entſchloß, nach München zu reiſen, war der, daß die Hochſchule zu Innsbruck aufgelöſt worden war; es blieb dort nur ein Gymnaſium, ein Lyzeum und eine theologiſche Schule; in München hoffte er ſich nun die einſtige Beziehung der Landshuter Hochſchule möglich zu machen und zu erleichtern. Seinen Bruch mit der römiſch-katholiſchen Geiſtlichkeit vollendete ein Vorfall zu Kämmatten, einem nicht weit von Arams entlegenen Dorfe. Dort traf Jordan eines Tages bei einem großen Gaſtmahl eine Menge von Geiſtlichen, Weltprieſter und Mönche, und es dauerte nicht lange, ſo brachten ſie die Rede auf die baieriſchen Schulen, die ihnen ein Dorn im Auge waren. Nun ergoſſen ſie ihren Spott über dieſelben, wobei Jordan ſein Theil bekam. Er aber war nicht blöde, ſondern zahlte ihnen redlich aus. Hatte er doch auf Ferien-Reiſen mit eignen Augen geſehen, wie's in ſo manchem römiſch-katholiſchen Pfarrhofe hergeht, wie da dieſelben Menſchen, welche die Eheloſigkeit gelobt haben und für heiliger und Gott wohlgefälliger als die Ehe erklären, in wüſter Unſittlichkeit leben, wie dieſelben Menſchen, welche Entäußerung von allen weltlichen Gütern und Genüſſen als höchſtes Verdienſt, als Staffel zur ewigen Seligkeit einem unmündigen bethörten Volk predigen und anpreiſen, beim Zehnteintreiben wuchern, wie ſie, die da am nächſten Morgen im Beichtſtuhl von Sünden losſprechen, oft die Nacht hindurch, bis eine Stunde vorher beim Wein ſchwelgen und der Leidenſchaft des Spiels fröhnen. Alle dieſe Zeugniſſe von der Verderbtheit der Geiſtlichkeit ſagte nun Jordan bei jenem Gaſtmahl in Kämmatten jedem aus ihrer Mitte ungeſcheut in's Geſicht. Das konnten ihm die Prieſter nicht vergeſſen, ſo wie denn auch er in ſpäteren Jahren, unter andern ernſten Beſchäftigungen, nie vergeſſen hat, den Ur- und Erzfeind der Freiheit, des deutſchen Volks, jeder Nationalität und der Menſchheit zu entlarven und davor zu warnen.

Mit ſechsunddreißig Gulden in der Taſche, die er ſich durch Stundengeben zuſammengeſpart hatte, reiſte Jordan im September des Jahres 1811 nach München. Dort fand er durch die Vermittelung zweier würdiger Männer, K. v. Weiller und Fl. Meilinger, alsbald Gelegenheit, ſich durch Ertheilung von Privatunterricht ſeinen Lebensunterhalt zu ſichern. Er beſuchte im Schuljahr $18^{11}/_{12}$ das Gymnaſium und kehrte in der herbſtlichen Freizeit zu ſeinen Aeltern heim, die ſich nun überzeugen konnten, daß ihre durch die Geiſtlichkeit genährten Beſorgniſſe um ihn unbegründet ſeien; da gelang es dem wackeren Jüngling denn auch, den Frieden, die Eintracht und die Liebe im älterlichen Hauſe wiederherzuſtellen; weinend gelobten ſich das beide Gatten und ſie hielten ihr Gelübde bis an's Grab. Im Lehrjahr $18^{12}/_{13}$ beſuchte Jordan das Lyzeum in München, im Jahre 1813 bezog er die Hochſchule zu Landshut, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Von dort reiſte er, da Tyrol an das Kaiſerthum Oeſterreich zurückgegeben worden, im Herbſte des Jahres 1814, nach Wien, wo er ſeine Laufbahn fortſetzen wollte. Bald fand er eine angenehme Hofmeiſterſtelle, welche ihm ſeinen Lebensunterhalt genügend ſicherte, und freundliche Aufnahme bei einflußreichen Männern. Wien bot damals einem jungen Manne, welcher nicht blos auf der Hochſchule, ſondern auch vom Leben lernen wollte, ein anziehendes Schauſpiel. Dort war nämlich am 1. November des Jahres 1814 eine Verſammlung von Kaiſern, Königen, Fürſten, Geſandten und Staatsmännern eröffnet worden, welche die Geſchicke der Staaten und Völker Europa's feſtſtellen ſollten. Leider iſt dies auf Koſten unſeres deutſchen Volkes, ſeiner Freiheit und Ehre geſchehen, denn im Rathe der Machthaber hat der Verrath geſeſſen und inmitten der Feſte, welche ſie veranſtalteten, inmitten des eitlen Prunkes, welcher Millionen verſchlang, rief das im Heldenkampf für die Freiheit vergoſſene deutſche Blut vergeblich um Gerechtigkeit für unſer Vaterland. Hinter dieſer Verſammlung mit all ihren Feſtlichkeiten und mit all ihrer Treuloſigkeit, ſtand nicht blos der entthronte Kaiſer, der bereits vom einſamen Eiland Elba an die Wiedererringung der verlornen Herrlichkeit dachte, nicht blos ſchwebte drüber wie ein großer Schatten der Traum jener hundert Tage, der mit Napoleon's Erwachen auf dem Bellerophon endigte, nicht blos ſtanden hinter der Fürſtenverſammlung zu Wien die gräßlichen Hungerjahre von 1816 und 1817, ſondern auch ſchon der dreißigjährige Krieg der Regierungen gegen die Völker, ein Krieg nicht blos mit Flinten und Säbeln, ſondern vielmehr mit Beſchlüſſen, mit Diplomaten und Spionen, mit feilen Richtern und Gedankenmördern, mit Jeſuiten und Jeſuitengeld, ſo wie mit ruſſiſchen Rubeln geführt, ein Vertilgungskrieg nach dem Plane, um jede Wurzel von Selbſtſtändigkeit auszureißen, um die Vorkämpfer derſelben in Kerkern zu begraben, um das erwachſende Geſchlecht für jede Geiſtes- und Willenskraft von Anfang her unfähig zu machen. O, wer da nicht den Abdruck der göttlichen Weltordnung in ſich ſelber trug, der konnte während dieſes dreißigjährigen Vernichtungskrieges wohl manchmal zweifeln, ob es überhaupt eine ſolche, ob es eine Vorſehung gebe. Doch laßt uns auf den jungen Jordan in Wien zurückblicken. Den ſchlichten Tyroler Jüngling, der eben erſt den ſchweren Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß im eigenen Herzen durchgemacht hatte, blendete all der Glanz der Wiener Feſte während des ſogenannten „Kongreſſes“ nicht. Er glaubte (wie er ſelbſt ſagte) in einem Gefängniſſe zu ſein; alles beengte ihn. Wahrlich: die Wiener Luft war bis vor Kurzem Stickluft für jeden freien Geiſt und wer gegen ſich ſelbſt ehrlich genug war, der mußte ſich fragen: „Willſt Du in Wien bleiben und in Freuden leben, aber Dich ſelbſt verläugnen und aufgeben?“ Dieſe Frage ſtellte ſich Jordan (es hat ſie nach ihm noch mancher andere ſich geſtellt) und er beantwortete ſie auch durch die That. Obwohl man ihm Ausſicht auf eine Lehrerſtelle an der neuzugeſtaltenden Hochſchule zu Pavia gemacht hatte, wandte er im April des Jahres 1815 der Kaiſerſtadt dem Rücken und reiſte über Linz und Wels, über Salzburg und Roſenheim, wo ihm, auf Empfehlung eines Freundes, eine Unterkunft als Gehülfe beim baieriſchen Landgericht zugeſagt wurde, nach Tyrol.

Was bewog ihn zu dieſer Reiſe? Es war nicht das Heimweh, jene bekannte ſeeliſch-körperliche Krankheit der Alpenſöhne, es war ein anderes, ein edleres Gefühl. Jordan hatte nämlich während ſeines Wiener Aufenthalts gehört, was für Schmach und Herzeleid die Geiſtlichen ſeinen lieben Aeltern um ſeinetwillen angethan, und da wollte er denn ſelber kommen und thun, was eines Sohnes Pflicht iſt. Die Sache verhielt ſich ſo: Schon im Jahre 1814, als er vor ſeiner Reiſe nach Wien ſeine Aeltern beſuchte, hatten ihm die Geiſtlichen bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß er dem Dienſt der Kirche untreu geworden ſei, und als er ſodann in einem Anfluge jugendlichen Muthwillens um ihren Segen zur Reiſe gebeten, da ſchloſſen ſie ihn, zur Erbitterung gereizt, in einer Verſammlung zu Kämmatten, förmlich aus der Kirche aus. Das hätte ihm nun wohl gleichgültig bleiben können, wären ſie nicht auch ſo boshaft geweſen, ihren Bannfluch über Jordan in der ganzen Umgegend bekannt zu machen; dabei ſagten ſie auch ſeinen Aeltern: „Ihr habt einen lutheriſchen Sohn, der an keinen Gott glaubt, und drum verdammt iſt;“ dergleichen ſprachen ſie nicht blos zu dem Jordan'ſchen Ehepaar, auch weit und breit wußte es die Nachbarſchaft, und nun kamen die Leute, welche Prieſterwort für Gotteswort hielten, deuteten mit Fingern auf Jordan's Vater und Mutter und ſchwatzten, als könnte man ſich dadurch eine Staffel zum Himmel verdienen, — „da, die ſind's, die den verdammten lutheriſchen Sohn haben!“ Jordan's arme Mutter grämte ſich darüber zu Tode. Das iſt eins von jenen tauſend Mitteln, wodurch die Geiſtlichkeit ihre Allmacht behauptet; was liegt ihr daran, ob ein Herz darüber bricht? Was kümmert ſie's, ob der Friede einer Familie zu Grunde geht, ob Aeltern und Kinder einander entfremdet, einander todtfeindlich werden, wenn nur ihr Anſehen bewahrt bleibt. — Jordan dachte, wie er von dem finſteren Treiben gehört hatte: „Das Beſte iſt: ich komme ſelbſt!“ Gedacht, gethan. Er kam in die Heimath, und wie er ſeine gute Mutter mit den blaſſen eingefallenen Wangen ſah, da wußte er auch ſchon, was er zu befürchten hatte. Es war wiederum zu Kämmatten, wo ſie in Gott vergnügt beiſammen ſaßen, die Aeltern mit Freude auf den ſtattlichen Sohn hinblickend, dieſer glücklich, daß er Aeltern und Geſchwiſter wieder umarmen konnte. Er ſagte es ſich ſelbſt und ſagte es ihnen allen: „das iſt das Letztemal, daß wir diesſeits des Grabes wieder beiſammen ſind, aber jenſeits finden wir uns gewiß wieder.“ Und auf ein ſolches Wiederſehen nahmen ſie denn auch Alle Abſchied von einander. Aeltern und Geſchwiſter hatte Sylveſter Jordan durch den Blick ſeines treuen Auges, durch das herzlich fromme Wort, das ihm aus der Seele kam, vollkommen beruhigt und für alles Leid, für allen Spott reichlich entſchädigt; ſie wußten nun: „der iſt gewiß nicht verdammt, der ſo viel Liebe im Herzen trägt.“ Nun wollte Jordan aber auch die verdammenden Geiſtlichen in Kämmatten noch beſuchen, bevor er ſeiner Heimath für immer Lebewohl ſagte, er wollte ſie offen und ehrlich fragen: „warum habt ihr mich denn verdammt, warum habt ihr denn meine Lieben ſo geängſtigt?“ Er wollte in Frieden mit Allen, die ihm weh gethan, von der Heimath ſcheiden. Doch, wie er den Pfarrhof betrat, kamen ihm gleich die beiden Geiſtlichen, die drin hausten, mit Flüchen entgegen; ſie verboten ihm, darin zu verweilen; ſie drohten ihm: würde er ſich nach Verlauf einer Stunde noch im Dorf betreten laſſen, ſo wollten ſie Sturm läuten laſſen, und die Gemeinde müſſe ihn hinausjagen oder todtſchlagen. Da ging er denn, um eine Erfahrung reicher.

Er ſchüttelte den Staub von den Füßen, trocknete die Thräne des Abſchieds, und wanderte über Innsbruck nach Roſenheim. Nur kurze Zeit arbeitete er dort bei dem Landgericht als Schreiber und Gehülfe; Profeſſor Salat ſchrieb ihm nämlich, daß eine Abhandlung, die er im Jahr $18\frac{13}{14}$ zu Landshut zur Löſung einer Preisaufgabe geſchrieben, den Preis erhalten habe, er möge nun nach Landshut kommen, um dort die Würde eines Doktors der freien Künſte und der Weltweisheit zu erlangen. Er erwarb dieſelbe am 15. Mai 1815 und begab ſich ſodann nach München, wo er von der Staatsregierung die Zuſicherung erhielt, daß er das baieriſche Staatsbürgerrecht durch die Abtretung ſeines Vaterlandes an Oeſterreich nicht verloren habe. Vom Herbſt desſelben Jahres an ſetzte er ſeine Rechtsſtudien an der Landshuter Hochſchule fort, und am 28. Auguſt 1817 erwarb er ſich die Würde eines Doktors der Rechtswiſſenſchaft. Seine gerichtliche Laufbahn im Staatsdienſte begann er nun ſofort bei dem Landgericht zu Landshut; doch ſchon im April des nächſtfolgenden Jahres wurde das Verhältniß raſch gelöſt und Jordan nahm das Anerbieten an, die Geſchäfte des durch Reiſen häufig verhinderten Rechtsanwalts Meinel in München zu beſorgen. Während ſeines Aufenthaltes in München fand er Gelegenheit, den Kreis ſeiner Bekanntſchaften mit ausgezeichneten Männern zu erweitern. In Landshut hatte er ſich des näheren Umgangs mit Mittermaier, Wennig, Röſchlaub, Köppen, Aſt, Mannert, zu erfreuen gehabt, in München lernte er Lang, Oken, Docen, Rudhart, Soden, Gönner, Wendt, Spauer und Andere kennen, trat in freundſchaftliche Verhältniſſe zu Franz von Baader, J. v. Behr, Hornthal, Aretin, Häcker u. ſ. w. Seine beſondere Aufmerkſamkeit und lebhafteſte Theilnahme erregte der erſte baieriſche Landtag; er kam mit den bedeutendſten freiſinnigen Abgeordneten in nähere Berührung, er verfaßte für manchen andern die Anträge und unterſtützte ſie durch mündlichen Rath. So legte er denn hier den Grund zu ſeiner genauen Kenntniß des eigentlichen Lebens, welches ſich in jedem Staate entfalten muß, in welchem die erbliche Einherrſchaft durch die verfaſſungsmäßige Volksvertretung beſchränkt iſt. Er beobachtete den Kampf, welcher nothwendig aus dem Gegenſatz zweier von einander gänzlich abweichender Grundgedanken hervorgeht. Die eine Partei, welche ſich die erhaltende nennt, lernte ſeit dem Fürſten- und Geſandtentage zu Wien das Wort Legitimität als eine Beſchönigung aller Willkür der Machthaber, als einen Deckmantel für Volksknechtung und Volksverdummung gebrauchen; ſie falſchmünzte das gute alte deutſche Wort Treue, indem ſie das lautere Gold ſeines Gehalts durch ſchnöde Demuth und feigen Gehorſam erſetzte. Sie entweihte das Anſehen des Geſetzes, indem ſie die Polizei mit dem Geſetz auf gleiche Stufe erhob. Sie ſtellte die Regierung als eine urſprünglich und für ſich beſtehende Macht, als die „von Gott eingeſetzte“ Obrigkeit dem Volke gegenüber, während die Regierung ja doch nur aus dem Volke hervorgehen, nur um des Volkes willen beſtehen und und nur durch das Volk wirken kann. So hat denn die ſogenannte konſervative Partei, die chriſtlich-legitime, einen Gegenſatz zwiſchen Regierung und Volk geſchaffen und ein Mißtrauen, eine Feindſeligkeit zwiſchen beiden hervorgerufen. Was nun Baiern insbeſondere betrifft, ſo verſündigte ſich dort die ſogenannte legitime, konſervative Partei an der Majeſtät der ganzen deutſchen Nation, indem ſie mit Rom jenes berüchtigte Konkordat abſchloß, welchem zur Schmach und zum Verderben Deutſchlands mehrere andere nachfolgten. Der böſe Geiſt unſeres Vaterlandes, Fürſt Metternich, hatte damals die Regierungen mit dem Netz der Karlsbader Beſchlüſſe umſtrickt, und die große, freche üppige Lüge, genannt Gentz, ſaß wie die Spinne inmitten dieſes Netzes. Die deutſchen Kirchen, Klöſter und Schulen füllten ſich mit Heuchlern, die deutſchen Höfe mit eigennützigen, an fremde Mächte verkauften Räthen, die deutſchen Amts-Schreibſtuben mit großen und kleinen Despoten, welche deswegen, weil ſie vom Staat als Raddreher ſeiner Maſchine angeſtellt waren, auf den Nichtbeamten voll Dünkel herabblickten, die ſtehenden Heere mit Junkern, welche ihre Untergebenen nicht als bewaffnetes Volk, ſondern als beeidigte Söldner der Regierung und im Nothfall als Zuchtmeiſter des Volks betrachteten, die Kerker endlich mit Opfern aller dieſer unſeligen Zuſtände. Das Volk, es lag, betäubt von dem Unermeßlichen, Ungeheueren eines fürſtlichen Wortbruchs, wie die Weltgeſchichte keinen frecheren kennt, den es noch immer blos für einen ſchweren Traum halten wollte — es lag, ſtumpf dahinbrütend, in ſeinen Banden, in die man es während ſeiner Betäubung geſchlagen, es lachte zuweilen in ſeiner Verzweiflung grell auf, es warf ſich auf Kunſt und Wiſſenſchaft, um ſeine Kraft doch irgendwo zu verwenden; ach, was vermochte es mit gefeſſelten Händen, das Schwert am Haar über ſeinem Haupt! Um ſo ehrenhafter war die kleine Schaar deutſcher Männer, welche der Uebermacht gegenüber ſich auf dem engſten Raum, der ſich noch benützen ließ, behaupteten, um dann Schritt für Schritt den verlornen Boden für die feierlich verſprochenen Rechte des Volks wieder zu erobern, Männer, von welchen man mit weit mehr Grund ſagen mußte, daß ſie die „erhaltende“ Partei bildeten, weil ſie die ſtaatliche Ordnung auf die einzig dauerhafte Grundlage des für alle Söhne des Vaterlandes in gleichem Maße geltenden Geſetzes zu ſtellen bemüht waren. Solche Männer lernte Sylveſter Jordan bei dem erſten Kampfe der Parteien, den er beobachtete, in München kennen; in die Reihe ſolcher Männer, denen Wahrheit, Recht, Freiheit, Nationalehre und Nationalwohlſtand, Ordnung, Geſittung und Bildung als die höchſten Güter gelten, für deren Erringung ein wahrhaft treues Herz ſich freudig zum Opfer hingibt, in die Reihe ſolcher Männer ſollte auch er dereinſt geſtellt werden; ſeine Beobachtungen an der Wiege des konſtitutionellen Lebens in München befähigten ihn, dereinſt der Schöpfer einer Verfaſſungsurkunde zu werden, welche in der Friſt bis zur Verwirklichung einer Reichsverfaſſung für ganz Deutſchland, vor allen übrigen deutſchen Verfaſſungsurkunden als die freiſinnigſte daſtand.

Im Herbſt des Jahres 1819 wurde Jordan von einer heftigen Bruſtentzündung und einem noch heftigeren Nervenfieber befallen. Nur der liebevollen treuen Pflege ſeiner Braut, Maria Staudinger, mit welcher er ſich im Jahr 1818 verlobt hatte, verdankte er ſeine Geneſung; ſie verſchaffte ihm auch bei ſeiner Abreiſe von München die Mittel zur Verfolgung ſeines Lebenszweckes. Mit dieſer Abreiſe hatte es folgende Bewandtniß. Ungeachtet der angenehmen Verhältniſſe, deren ſich Jordan in München erfreute, konnte ihm doch ſeine dortige Stellung für die Dauer nicht genügen. Er fühlte, daß ſein eigentlicher Beruf nicht in der Amtsſtube, ſondern auf dem Lehrſtuhl ſei; ſchon im Jahre 1815 hatte er ſich um eine Lehrerſtelle an einem Gymnaſium oder Lyzeum beworden. Während ſeines Münchener Aufenthalts erwachte nun die Sehnſucht nach dem Lehramte neuerdings in ihm und er meldete ſich um Zulaſſung als Lehrer an der Hochſchule zu Landshut. Da wurde ihm nun aber die Bedingung geſtellt, er müſſe ſich zuvor einer Prüfung bei dem Lyzeum in München unterziehen. Es beſtand zwar allerdings ein Geſetz, wonach eine ſolche vorgängige Prüfung unerläßlich war; aber mit Recht fand es Jordan mit der Doktorwürde, welche er erlangt, unvereinbar: jene Bedingung zu erfüllen, und verlangte eine förmliche Abweiſung, welche ihm denn auch im Mai 1819 endlich ward. Der eigentliche Beweggrund, weßhalb man das Geſetz gegen ihn anwenden wollte, war die Feindſeligkeit mehrer Lehrer der Hochſchule, ſowohl im Fache der Rechtswiſſenſchaft als der Gottesgelahrtheit. Bald nachher erhielt er eine Einladung, in Heidelberg als Lehrer der Rechtswiſſenſchaft aufzutreten. Er verließ daher München am 19. Juni 1820 und verweilte bis in die Mitte Septembers in Frankfurt, wo er einem angeſehenen Rechtsanwalt, Dr. Ehrmann, die Geſchäfte beſorgte, und überſiedelte dann nach Heidelberg. Als Anwalt hatte Jordan für Vertheidigung des Rechts und des Geſetzes eine Bildungsſchule durchgemacht, welche ebenſo ſeinem ganzen Charakter entſprach als ſie gleichſam zum Abſchluß desſelben nöthig war; denn mit voller Entſchiedenheit dem Unrecht entgegenzutreten, dem Rechte zum Sieg zu helfen, das Geſetz als höchſtes Kleinod zur Geltung zu bringen, dazu trug er von früh an den mächtigen Trieb in ſich, der je mehr und mehr wuchs und erſtarkte. Dieſer Trieb war's, der ihn zum Lehramt hinzog, zum Lehramt in der Rechtswiſſenſchaft insbeſondere; durch die lebendige Rede, wie ſie aus voller Seele hervorquillt und die Seelen der Hörer befruchtend durchſtrömt, wollte er darauf hinwirken, daß das junge Geſchlecht heranwachſe mit einem Rechtsbewußtſein, welches immer großartiger ſich ausbreitend das ganze Volk durchdringe und erkräftige. Nun hatte ſich alſo für Jordan die langerſehnte Laufbahn endlich eröffnet; ſein reichbegabter Geiſt konnte in freudiger Rüſtigkeit wirken. Sein offenes Weſen, ſeine Biederkeit gewann ihm alle Herzen, ſeine Tüchtigkeit feſtigte die Achtung gleichtüchtiger Männer für ihn. Manches Freundſchaftsband ward an den reizenden Ufern des Neckars geknüpft, und Jordan hat jedes heilig gehalten, ob auch der Tod es löſ'te, er betrachtet es fort und fort unlösbar; mit die ſchönſten Züge in ſeinem Charakter ſind die: ein feſtes Beharren an Freunden, das ſich nicht ſo leicht erſchüttern läßt, eine Hingebung, die nicht mißt und abwiegt, und wenn er enttäuſcht wird, noch eine milde Schonung, wie er ſie auch dem Feinde beweiſ't, weil er auch in dieſem den Menſchen ehrt.

Jordan's Aufenthalt in dem ſchönen Heidelberg dauerte nur ein Jahr. Im September 1821 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Lehrer der Rechte an der Hochſchule zu Marburg. Noch in demſelben Monat traf er, dieſem Rufe folgend, in ſeinem neuen Wirkungskreiſe ein; noch im Dezember desſelben Jahres führte er ſeine treue Braut Maria Staudinger an den Traualtar und an den beſcheidenen eigenen Herd, den er ſich nun gegründet. Sie war eine edle Seele, ſeiner werth, — dem Gatten die treue Freundin, die ſein ganzes Wollen und Streben verſtand, der reine Spiegel, in welchem er ſein Innerſtes wieder erkannte, vier Kindern, die ſie ihrem Gatten ſchenkte, eine zärtliche, ſorgſame Mutter.

Jordan's ausgezeichnete Fähigkeiten, ſeine raſtloſe Thätigkeit, ſeine tadelloſe Geſinnung, ſein ehrenhafter Charakter drangen in Marburg gar bald zur Geltung durch. Schon nach Verlauf des erſten Jahres wurde er zum ordentlichen Hochlehrer und zum außerordentlichen Beiſitzer der Juriſten-Fakultät, im Mai zum außerordentlichen Mitglied derſelben ernannt. Im Jahre 1824 ward ihm in Anerkennung, daß er einen Ruf an die Hochſchule zu Freiburg im Breisgau abgelehnt, und zum Entgelt für ein für das kurheſſiſche Haus verfaßtes Gutachten eine Gehaltszulage zu Theil. Im Jahre 1825 ward er zum Prorektor der Hochſchule erwählt. Während ſeiner Amtsführung fand er Gelegenheit, ſeine Redlichkeit und ſeinen feſten Muth in

Behauptung des Rechts, Höherſtehenden gegenüber, zu bewähren. Das Hochſchulgericht hatte in einer Schuldſache ein Urtheil gefällt, der Vicekanzler jedoch ſich geweigert, dasſelbe zu unterſchreiben. Nun trug der Vorſtand des kurheſſiſchen Miniſteriums des Inneren dem Prorektor Jordan auf, das Urtheil einſeitig mit dem Vicekanzler abzuändern. Jordan erklärte, dies könne er nicht thun, und ohne ſich durch den von dem Vicekanzler eingelegten Einſpruch beirren zu laſſen, eröffnete er das Urtheil in ſeiner urſprünglichen Geſtalt beiden Theilen, vollzog es und ſetzte das Miniſterium von ſeiner Handlungsweiſe in Kenntniß. Dies veranlaßte nun den Vicekanzler zu einer Beſchwerde gegen Jordan, wogegen ſich dieſer rechtfertigen ſollte. Mittlerweile trat der Vorſtand des Miniſteriums ab, das letztere billigte das Benehmen Jordan's, welcher ſich glänzend gerechtfertigt hatte, und der neue Vorſtand des Miniſteriums, von Achtung für Jordan's Redlichkeit und Charakterfeſtigkeit erfüllt, beauftragte ihn ſpäter (1827) mit der Durchſicht der akademiſchen Geſetze. Als er ſein Amt als Prorektor niederlegte, brachten ihm die Studirenden einen Fackelzug; an ihrer Spitze ſchritt der geheime Kabinetsrath Dr. Kopp, ein Greis, die Bruſt voll Orden; er hatte ſich unter die akademiſchen Bürger aufnehmen laſſen, um ſich als ſolcher an der Feſtlichkeit zu Ehren ſeines jüngeren Freundes betheiligen zu können, der durch ſeine Vermittlung den Ruf nach Marburg erhalten hatte.

Jordan's Name tönte immer lauter im ganzen Land; ſeine Wirkſamkeit als Lehrer und Schriftſteller, die Feſtigkeit ſeines Charakters, die Reiſe ſeiner politiſchen Anſichten, aus denen er gegen Niemand ein Hehl machte, hatten die allgemeine Aufmerkſamkeit immer mehr auf ihn gelenkt, je ernſter die Zeiten wurden, je ſchwerere und dunklere Wetterwolken ſich über Kurheſſen zuſammenzogen. Jordan war zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei allen Gefahren, welche dies ſein engeres Vaterland bedrohten, nur in der Herſtellung einer neuen Verfaſſungsform Rettung und Heil zu ſuchen ſei, einer ſolchen, durch welche eben ſo ſehr den ſtaatsbürgerlichen Freiheitsrechten, der Willkür der Regierung gegenüber, ausreichender Schutz und der Fortbildung, der Entwicklung derſelben ein ungehinderter Spielraum verbürgt, als auch dem Andrang der Geſetzloſigkeit mit allen nothwendigen Folgen der Staatszerrüttung und Volksentſittlichung ein ſtarker Damm entgegengeſtellt werden könne. Für eine ſolche Verfaſſungsform hielt er, wenn er den vorhandenen Zuſtand der Bildung mit den geſchichtlichen Verhältniſſen verglich, die erbliche Einherrſchaft, beſchränkt durch eine mit weſentlichen Rechten ausgerüſtete wahrhafte Volksvertretung („conſtitutionelle Monarchie“). Nur durch die Herſtellung einer ſolchen Verfaſſungsform könne, ſo glaubte er, das Hereinbrechen von gewaltſamen Umwälzungen (Revolutionen) abgewehrt werden, von welchen er (wie er ſich ſpäter einmal ausſprach) dafür hielt, daß ſie „nicht künſtlich erzeugt werden können, ſondern daß ſich ihre Urſachen nach und nach im Verlaufe der Zeiten ſammeln, und daß oft geringfügige Veranlaſſungen ſie zum Ausbruch bringen;“ — „es iſt zu bedauern (äußerte er ſich bei dieſer Gelegenheit), daß oft die Urheber der Revolutionen durch die Mittel, durch welche ſie den Ausbruch derſelben hindern wollen, dieſe gerade herbeiführen und beſchleunigen, und wer ihnen die Augen öffnen, die wahren Heilmittel angeben will, wird nicht gehört, wird vielmehr verachtet und als Feind verfolgt.“ Er war von der Nothwendigkeit überzeugt, daß „das ganze Staatsweſen nach Stoff und Form wieder deutſch werden, daß, was bei unſern Ahnen als Reſultat natürlichen Gefühls und Takts galt, als Reſultat vernünftigen Erkennens wiederkehren müſſe;“ hierin erkannte er „die Ausſöhnung der alten und neuen Zeit.“

Im Juli des Jahres 1830 erhob ſich das franzöſiſche Volk und ſtürzte den Thron, auf welchem ein geiſtesſchwacher Greis, mit der Königskrone geſchmückt, nur als willenloſes Werkzeug jener Staatskunſt ſaß, welche die heiligſten Volksrechte unterdrückte und ſich vermaß, eine Weltordnung, welcher die Menſchheit längſt entwachſen war, mit Liſt und Gewalt wiederherzuſtellen. Im Hintergrunde dieſer Staatskunſt ſtand der Jeſuitismus mit ſeinem furchtbaren Grundſatz: „der Zweck heiligt das Mittel,“ und mit ſeinen ungeheuern Schätzen, welche er trefflich zu benützen verſtand. Er, der Meiſter dieſer Staatskunſt, dem die meiſten Regierungen, die deutſchen wie die franzöſiſche als Werkzeuge dienten, er war der eigentliche Vater der franzöſiſchen Staatsumwälzung; denn das große Geſetz der Geſchichte, welches er durch den weltlichen Arm aufhalten, vernichten zu können gewähnt, das Geſetz fortſchreitender Entwickelung, konnte nun nur auf dem Wege der Gewalt zur Geltung kommen. König Karl X. von Frankreich verlor die Krone und flüchtete, das Volk aber, welches ſeinen Sieg durch Mäßigung ehrte, ſchon zur Herſtellung einer republikaniſchen Staatsform geneigt, ließ ſich abermals täuſchen und huldigte dem Herzog von Orleans, welcher als König Ludwig Philipp den Thron beſtieg. Das ungeheure Ereigniß, binnen weniger Tage vollendet, wetterleuchtete nach Deutſchland herüber und der Jubel unſres Volks begrüßte den Sieg der Freiheit und Nationalität in Paris; alle Nerven ſpannten ſich an, Kräfte, die längſt verfallen ſchienen, erwachten plötzlich beim Anblick des Erfolges, welchen der Muth errungen; man fing in Deutſchland, nachdem man ſo lang über das Unerträgliche und Schmachvolle blos geſeufzt, nun an, ſich endlich auf die eigene Kraft zu beſinnen und Zutrauen in ſich ſelbſt zu faſſen, um ſo mehr, je deutlicher die Regierungen durch Zittern das Geheimniß ihrer Schwäche verriethen. In jenen deutſchen Staaten, wo ſich von Jahr zu Jahr immer mehr Zündſtoffe gerechten Volkszorns angehäuft hatten, da bedurfte es nur der Kunde von den Pariſer Julitagen, um ihn zum Ausbruch zu bringen. So war's auch in Kurheſſen der Fall. Das Volk dieſes Landes war, — ſo wie einſt Philipp der Großmüthige das Opfer kaiſerlicher Willkürherrſchaft und treuloſer, hinterliſtiger Staatskunſt —, ſeit dem dreißigjährigen Kriege das Opfer fürſtlicher Selbſtſucht geweſen, wie die deutſche Geſchichte leider noch manches Seitenſtück dazu bietet. Nicht genug, daß das Volk unter der Geißel ſolcher Fürſten ſein Vermögen hergeben mußte, um den Schatz ſeiner Zwingherren zu füllen, —

es verlor auch immer mehr von ſeinem innerſten Eigenthum, von ſeinem Selbſtgefühl, von ſeiner geiſtigen Größe, von ſeiner ſittlichen Würde. Wieviel Selbſtachtung konnte wohl ein Volksſtamm noch behalten haben, der nur Wittwen- und Waiſenthränen, und keine Zornesthräne, kein Manneswort, keine Mannesthat mehr übrig hatte, als Landgraf Friedrich II., ohne Scham vor dem Andenken ſeines Ahnherrn Philipp's des Großmüthigen, die theure Errungenſchaft desſelben, die Reformation verläugnend, — katholiſch geworden war, den Sklavenhandel im Großen trieb und 22,000 Heſſen an England, zum Kampf in Amerika, für das Blutgeld von mehr als einundzwanzig Millionen Thaler verkaufte! Da murrten die ſo verſchacherten Söhne des „Landesvaters" von „Gottes Gnaden" wohl auf hoher See und im aufgedrungenen Kampf gegen die Gründer der Freiheit, da murmelten ſie wohl manch ein Rachelied zwiſchen den Zähnen, da ſtieg wohl aus dunklen Hütten manch ein Seufzer, manch eine Klage zum Weltenrichter empor, manche Frage, ob es nicht auch für's Volk Gottes Gnade gebe, ob das Volk nicht auch von „Gottes Gnaden" auf Erden ſei; aber die daheim, die an des fürſtlichen Judas Schloß klopfen und ihn aus ſeinem Sündentaumel mit dem Schwert herauspochen konnten zur Rechenſchaft, — ſie ſchwiegen ſtill, ſie waren geduldig, ſie ſcheuten vor ſich ſelber und mancher feile Wicht pries wohl gar noch, wieviel der „landesväterliche" Menſchenverkäufer für Kunſt und Wiſſenſchaft gethan, oder beſang den Glanz und die Pracht ſeines Hofes. — Seitdem geht ein finſterer Geiſt durch dieſes Haus, und jener geheimnißvolle Finger, den keine ſterbliche Macht aufzuhalten vermag, ſchrieb ſein „Mene, Mene, Tekel" daran. Dieſem Menſchenverkäufer folgte ſein Sohn Landgraf Wilhelm IX. auf dem Fürſtenſtuhl. Ihn hat, wie zum Fluch, den er mit den Schätzen zuſammen als Erbſchaft antrat, das ſchlimmſte Geſchick, das einen Sterblichen treffen kann, die Lächerlichkeit ereilt. Längſt war das deutſche Kaiſerthum eine Leiche, der Name eines „Kurfürſten," d. h. eines Fürſten, der auch ein Recht habe, ein Reichsoberhaupt zu wählen, eine Lüge geworden; nun ſeht: kurz bevor man das todte Wahlkaiſerthum förmlich beiſetzte, erhielt Landgraf Wilhelm IX die Würde eines Kurfürſten und nannte ſich Wilhelm I. Im großen Weltkampf gegen Napoleon erntete er den Lohn der Treuloſigkeit, welche ſeine ganze Handlungsweiſe beſtimmte. Von Anfang her ein erbitterter Gegner Frankreichs, zuerſt Englands Verbündeter, dann als Theilhaber des Baſler Friedens Verräther an Deutſchland, ſpäter Preußens Bundesgenoſſe, und hierauf, als Napoleon (1806) Preuſſen angriff, plötzlich öffentlich wieder bemüht, den Abſchluß eines Parteiloſigkeits- (Neutralitäts-) Vertrags zu erwirken, während er insgeheim ſein Heer um's Doppelte verſtärkte, — wie verdient ein ſolcher Menſch von der Geſchichte genannt zu werden? Napoleon hielt Gericht über ihn, und der kaum erſchaffene Kurfürſtentitel, dieſe lächerliche Abfindung jämmerlicher Eitelkeit, dieſer Spott auf Deutſchlands Unglück, erloſch; das Land, aus welchem der Treuloſe geflüchtet war, ward ein Theil des neuen „Königreichs Weſtphalen,“ womit der Sieger von Jena ſeinen Bruder Hieronymus eigentlich weniger als Vaſallen belehnte, denn vielmehr zum Statthalter eines neuen Theils des Kaiſerreichs beſtellte. Sieben Jahre, ſo lange Napoleon's Glückſtern noch leuchtete, blieb Wilhelm I. im Ausland; dann, als der deutſche Volksgeiſt den Herrn der Welt niedergeworfen, dann kam der jämmerliche Mann wieder hervor, buhlte beim Wiener Fürſtentag um einen Königstitel, und als man ihm den verweigerte, was that er? Er machte ſich lächerlich, indem er trotzig darauf beharrte, fort und fort Kurfürſt zu heißen, Kurfürſt in einem Reiche, wo eben neuerdings wieder kein Kaiſer mehr zu küren war. Für ihn waren die ſieben Jahre, da er außer Landes geweſen, gar nicht da. Was während der Zeit geſchehen, das war für ihn nicht geſchehen; was während der Zeit zu Recht geworden, das war für ihn nicht geweſen. Er kam wieder und mit ihm ſollte nun auch die alte Zeit wieder aus dem Grabe erſtehen, eine Leiche mit Perrücke und Zopf, mit dem dreieckigen

Hut und mit dem Sinnbild der Gewalt, dem militäriſchen Stock. Nur an der Wiederherſtellung der früheren landſtändiſchen Verfaſſung fand dieſer Herr kein Gefallen, weil ſie, wenn auch weit entfernt von Forderungen der Gleichberechtigung der Stände vor dem Geſetz, doch immer das Willkürfürſtenthum beſchränkte. Zwar verſprach er die Wiederherſtellung der alten landſtändiſchen Verfaſſung, ja er verhieß ſogar, „daß für Kurheſſen die liberalſte Konſtitution feſtgeſetzt werden ſollte;“ als nun aber die alten Stände wirklich verſammelt waren (1815 und 1816) und als man ſich, nach gepflogenen Verhandlungen über einen ihnen vorgelegten Verfaſſungsentwurf, ſchon zur Veröffentlichung des Geſetzes anſchickte, da ward der Kurfürſt plötzlich andern Sinnes; es verdroß ihn, daß die Landſtände ſeiner Forderung einer Erſetzung von 4 Millionen Thaler an die Kriegskaſſe das Verlangen entgegen ſtellten: es ſolle eine genaue Nachweiſung des Staatsvermögens gegeben werden. Der Landtag wurde ohne Abſchied geſchloſſen, und am 4. März 1817 erließ der Kurfürſt ein „Haus- und Staatsgeſetz,“ welches wohl einzelne Beſtimmungen des Verfaſſungsentwurfs enthielt, aber den Landſtänden den letzten Reſt ihrer Befugniſſe entriß; ſie wurden unter Wilhelm's I. Regierung nicht mehr einberufen. Er ſtarb im Jahre 1821 und Kurfürſt Wilhelm II. trat nun die Regierung an.

Das arme mißhandelte Volk blickte voll Hoffnung auf ihn; bald genug und gründlich genug ward es enttäuſcht. Es erſchien am 29. Juni 1821 ein ſogenanntes „Organiſationsedikt,“ deſſen Grundzüge waren: unabhängige Rechtspflege, Trennung derſelben von der Verwaltung, Eintheilung des Landes in paſſende Verwaltungsbezirke, angemeſſenere Stellung der Staatsdiener und genauere Abgränzung des Wirkungskreiſes jeder Stelle. Was die Landſtände betrifft, ſo war ihrer in dem Organiſationsedikt nur obenhin gedacht und von ihrer Zuſammenberufung keine Rede; vergeblich mahnte die Ritterſchaft daran, vergeblich wandte ſie ſich an den Bundestag. Dem Kurfürſten bangte vor den Landſtänden hauptſächlich deßwegen, weil bei ihrer Einberufung die Trennung des Staatsvermögens vom Hausſchatz in nächſter Ausſicht ſtand. Gleichwohl war eben ihre geſetzgeberiſche Thätigkeit dringend erforderlich, wenn jene Veränderungen, in welchen man mit dem uns Deutſchen eigenthümlichen, trotz aller Enttäuſchungen ſo unverwüſtlichen Vertrauen den Anfang beſſerer Zuſtände begrüßte, nicht zum Unſegen des Landes werden ſollte. So kam's denn auch. Zu der ſchrankenloſen Willkür des Fürſten geſellte ſich in Folge der neuen Einrichtung eine Beamtenherrſchaft, welche vollends jede freie Regung des Volksgeiſtes, zumal im Gemeindeleben, erſtickte, und dazu ward nun auch die Menge drückender Laſten noch vermehrt. So mußte die Mißſtimmung gegen den Kurfürſten immer weiter um ſich greifen, immer heftiger werden; als nun aber das Volk auch noch ſah, wie die Sittlichkeit auf dem Throne verhöhnt wurde, da war das Maß gefüllt, da brach die gerechte Entrüſtung los. Der Kurfürſt, ſeit dem Jahre 1797 mit einer preußiſchen Prinzeſſin vermählt, lebte in einem ehebrecheriſchen Verhältniß mit einer Frau, Namens Ortlepp, welche er zur Gräfin Reichenbach machte und der er ſpäter die Herrſchaft Leſſonitz in Mähren kaufte, von welcher ſie dann Gräfin Reichenbach-Leſſonitz hieß. Dieſe Frau beherrſchte nicht blos den Kurfürſten, ſondern durch ihn gar bald auch das ganze Land. Kaum hatte der Kurfürſt die Regierung angetreten, ſo zog ſie in ſein Schloß; ſie wollte, daß man ſie mit der Achtung, wie ſeine Ehefrau, wie eine regierende Fürſtin behandele; wer ſo glücklich und — ſo elend war, ihre Gnade zu erbetteln, der war der Beförderung zu Beamtenſtellen gewiß. Es wurden im Staatsdienſt eine Menge Stellen eingezogen, eine Menge Gehalte verringert; wo kam aber das dabei erſparte Geld hin? Größtentheils in den Beſitz der Gräfin Reichenbach. Zuerſt ward der Adel ſtutzig; er wollte der fürſtlichen Nebenfrau nicht den Hof machen; es blieb ihm nichts anders übrig, als ſich freiwillig oder unfreiwillig zu entfernen. Bald mußte, wer ſonſt noch unabhängig geſtellt war, das Gleiche thun. Im Juni

1823 erhielt der Kurfürſt, als er ſich im Bade Nenndorf befand, einen Drohbrief des Inhalts: er und die Gräfin Reichenbach würden ermordet werden, wenn er nicht binnen Jahresfriſt ſeinem Land eine dem 13. Artikel der Bundesakte entſprechende Verfaſſung gebe, wenn er nicht den Einfluß der Gräfin auf Regierungsangelegenheiten beſeitige und wenn er nicht das Benehmen gegen ſeine Umgebungen ändere. Dieſer Drohbrief rief zahlreiche Unterſuchungen und in deren Folge viel Unrecht gegen Unſchuldige hervor; der Kurfürſt ſelbſt wurde jedoch dadurch nur noch eigenſinniger und neben ſeiner Rohheit trat nun immer mehr auch die Furcht an den Tag, welche ihn überall Gefahren gegen ſein Leben erblicken ließ. Man erzählte ſich's im ganzen Land, wie der „Landesvater“ bis in ſeine ſpäteren Jahre in den Räumen ſeines Palaſtes die Peitſche zu ſchwingen verſtand, wenn ſein Zorn entbrannte; man erzählte es ſich innerhalb und außerhalb ſeines Schloſſes und ſeines Landes, wie ſein Jäger, den Hahn an der Büchſe geſpannt, im Zimmer ſtehen mußte, wenn der Bartſcherer das Meſſer an's Kinn ſeines Gebieters ſetzte; waren es wohl die Hausgeiſter, die ihn ängſtigten, ſah er wohl auf den Wänden die Schatten der Verkauften, die aus Amerika herüber geſchwebt waren? Die Kurfürſtin, welche die volle Achtung und Liebe des Volkes genoß, konnte endlich die Launen und, wie es allgemein hieß, die thätlichen Mißhandlungen ihres Gemahls nicht länger ertragen; ſie verließ Kaſſel im Mai des Jahres 1826; der Sohn, der Kurprinz, that wenige Monate ſpäter das Gleiche; er trug ein ſchlimmes Beiſpiel ſtrafloſer Willkür und Entſittlichung im Herzen mit fort; er ging, im vollen Zerwürfniß mit ſeinem Vater, nach Berlin, ein junger Mann, unbedeutend in geiſtiger Beziehung, empfänglich für ſchlimme Eindrücke, leicht zugänglich für verderblichen Rath. In Kaſſel ward mittlerweile die Willkürherrſchaft nicht einmal nach Grundſätzen, ſondern lediglich nach Launen einerſeits und nach Eigennutz anderſeits, immer ärger. Der Kurfürſt hörte nichts, wollte nichts hören von allem dem, was die Unterdrückung, den Jammer des Volks, ſein eigenes Wohl betraf. Wie in einem Zauberkreiſe eingefangen, lebte er dahin, als müſſe er ewig leben, als lebe kein Gott mehr. Geld, Geld und abermals Geld, hieß die Loſung, nämlich für ihn und die Gräfin; die Laſten des Staates wurden immer drückender, das Land immer ärmer; die Willkür griff an's Eigenthum; die letzte Hoffnung des Unterdrückten, der Spruch des Richters wurde verhöhnt; der „allerhöchſte Befehl“ entſchied und um dieſen zu beſchönigen, wurde das erhabene Wort: „Staatszweck“ mißbraucht.

Das war der Zuſtand Kurheſſens im Jahre 1830, und nun urtheile man mit geſunden Sinnen, ob er nach göttlich-menſchlichem Recht länger ertragen werden konnte! Deſſenungeachtet wählte das Volk, welches ſich wahrlich in den Zuſtand der Nothwehr verſetzt ſah, nicht den Weg der Gewalt, um dieſen Zuſtand zu ändern; es verſchmähte es, in deutſcher Hochachtung für das Geſetz, die von Seiten des Fürſten noch zu Anfang des Jahres 1830 begangene Gewaltthätigkeit zu erwiedern. Es drang blos und zwar endlich einmal mit entſchiedenſter Feſtigkeit und Nachhaltigkeit auf die Erfüllung eines ihm gegebenen Worts und verlangte in einem Zeitpunkte, wo es, durch das Gelingen der Pariſer Julirevolution und durch die Ueberzeugung von der Furcht des Kurfürſten ermuthigt, bei weitem mehr hätte ertrotzen können, blos die Zuſammenberufung der Landſtände. Von ihnen erwartete es die richtige Löſung der ſchwierigen Frage, wie es vom Untergange errettet werden könne, ohne daß es die bisherige Grundlage der Verfaſſung, die erbliche Einherrſchaft aufzugeben nöthig hatte. Im entſcheidenden Augenblick brach am Vormittag des 15. Septembers 1830 der trotzige Eigenſinn des Kurfürſten Angeſichts der ungeheueren Menſchenmaſſe zuſammen, welche lautlos den weiten Platz vor ſeinem Schloſſe beſetzt hielt; er bewilligte die Forderung des Volks, der Landtag wurde berufen. Die Marburger Hochſchule, von ihrem alten Rechte Gebrauch machend, erwählte für denſelben Sylveſter Jordan zu ihrem Abgeordneten, und ſo ward denn dieſem ein Wunſch, den er längſt in ſich getragen, erfüllt; ſchon in früherer Zeit hatte er es ſich immer als Glück geträumt, als ſtändiſcher Abgeordneter öffentlich aufzutreten, ſeine ſtaatsrechtlichen Talente auszubilden und nützlich ſein zu können.

Mit dieſer Zeit begann Jordan (wie er ſelbſt ſagt *) einen neuen Abſchnitt ſeines Lebens; er trat vom Katheder auf die Volkstribüne, von den theoretiſchen Studien in das praktiſche Staatsleben, von der häuslichen Ruhe auf den politiſchen Kampfplatz über. Er traf in der Mitte Oktobers in Kaſſel ein. Ein vortheilhafter Ruf ging ihm voran, der die öffentliche Meinung günſtig für ihn ſtimmte und ihm bald das allgemeine Vertrauen ſo ſehr erwarb, daß ſein Einfluß auf das Volk in kurzer Zeit völlig entſcheidend, und er ſo in den Stand geſetzt wurde, auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe wohlthätig einzuwirken. Dieſen Einfluß erwarb er ſich nicht durch Schleichwege, ſondern durch die Eigenſchaften und das Benehmen, wodurch man allein das Zutrauen der Menſchen erwerben kann, nämlich durch ſein offenes, freundliches und herzliches Entgegenkommen, durch furchtloſen Ernſt, durch gemeinfaßliche Belehrung über die Gefahren der Unordnung und die Vortheile der Ruhe, durch geduldiges Anhören der Klagen und Wünſche, durch ſeine Freimüthigkeit und ſein unerſchütterliches Feſthalten an ſeiner Ueberzeugung. Die kunſt- und ſchmuckloſe Natürlichkeit des Tyrolers, ſeine Treuherzigkeit, Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit, — Gaben, die Jordan wie ein theueres Vermächtniß einer zärtlichen Mutter treu bewahrt hat, — finden bekanntlich überall leicht Eingang und Zutrauen. Dieſe Worte ſind Jordan's eigenes Urtheil über ſich ſelbſt.

Am 16. Oktober wurde der Landtag, nach altheſſiſcher Weiſe aus den in drei Kurien getheilten Ständen beſtehend, durch den „landesherrlichen Prinzipal-Kommiſſär" von

---

*) Staatslexikon. 8. Bd. S. 550.

Vorbeck, welcher den geſchäftskundigen und gewandten, aber nichts weniger als geſinnungstüchtigen Eggena zum Gehülfen erhielt, eröffnet, und alsbald durch die Zuziehung von Abgeordneten der Grafſchaft Schaumburg und der bisher nicht vertretenen Landestheile Fulda, Hanau und Iſenburg vervollſtändigt, um, (wie es ausdrücklich hieß) gemeinſchaftlich „das große Werk einer umfaſſenderen, den Begriffen und Bedürfniſſen unſerer Zeit angemeſſenen Verbeſſerung und Erweiterung der Landesverfaſſung“ zu berathen. Wie zum Zweck dieſer ſchönen Verheißung war der Entwurf der Verfaſſungsurkunde, welcher den Ständen vorgelegt wurde, mit Ausnahme weniger unweſentlicher Aenderungen und Ausführungen, kein anderer, als der von 1816; er beruhte nicht auf den Grundſätzen wahrer Volksvertretung (Repräſentativ-Syſtem), ſondern auf jenen der ſtarren, alten Ständevertretung (Curien-Syſtem), und enthielt durchaus keine Bürgſchaften für die Wahrung der Volksrechte und der ſtaatsbürgerlichen Freiheit. Zur Prüfung dieſes Entwurfs bildete ſich ſogleich ein landſtändiſcher Ausſchuß und Sylveſter Jordan wurde zum Vorſitzenden und Berichterſtatter desſelben gewählt.

Während ſich nun Eggena alle erdenkliche Mühe gab und kein Mittel verſchmähte, um die einzelnen Abgeordneten zur Annahme des von der Regierung vorgelegten Verfaſſungsentwurfes zu beſtimmen, fand er in Jordan einen Gegner, an deſſen Ueberzeugungstreue jeder ſolcher Verſuch und jedes noch glänzendere Verſprechen wirkungslos abprallte. Jordan hielt den Entwurf für völlig ungenügend und ſo trat er denn der Anſicht mehrerer Ausſchußmitglieder: „man ſollte ihn, ungeachtet die Zugeſtändniſſe unbedeutend ſeien, dennoch annehmen, damit ſich die Unterhandlungen nicht wieder wie 1816 zerſchlügen,“ — mit voller Entſchiedenheit entgegen. Er hatte es ſich zur Aufgabe und Pflicht gemacht: „dem Lande eine ſolche Verfaſſung zu verſchaffen, welche, den geiſtigen und materiellen Bedürfniſſen des Staates möglichſt entſprechend, zugleich den übrigen konſtitutionellen Verfaſſungen Deutſchlands würdig zur Seite ſtünde.“ Gleich in den erſten Ausſchuß-Sitzungen entwickelte er ſeine Anſichten über die Grundzüge einer neuen Staatsverfaſſung mit voller Klarheit und Beſtimmtheit und überzeugte die Ausſchußmitglieder ſo ſehr von der Richtigkeit ſeiner Grundſätze, daß ſie, ſo wie dann auch die Landſtände, demnach das Verfaſſungswerk aufbauten, als deſſen eigentlicher Schöpfer ſomit Jordan betrachtet werden darf.

Allerdings iſt die kurheſſiſche Verfaſſungsurkunde, wie ſie am 5. Januar 1831 vom Kurfürſten unterzeichnet wurde, keineswegs durchaus das unveränderte Werk Jordan's; an den Mängeln, welche ſich darin finden, an den Lücken, welche man darin wahrnimmt, trägt er keine Schuld; dieſe rühren vielmehr von der Landtagskommiſſion her. Als nämlich Eggena einſah, daß es ihm, der faſt ungetheilten Mehrheit der Landſtände und der öffentlichen Meinung gegenüber, nicht gelingen würde, die unfreiſinnige Regierungsvorlage durchzubringen, als er ſich überzeugte, daß die geheimen Wege der Verſuchung eben ſo wenig zum Ziele führten, — da wandte er ſich plötzlich auf die entgegengeſetzte Seite und bot nun Alles auf, um eine Verſtändigung der Regierung mit dem Landtag eben über den nach Jordan's Grundſätzen ausgearbeiteten Entwurf zu Stande zu bringen. Von beiden Seiten ſchenkte man ihm das Vertrauen, an die Abfaſſung der beiderſeitig genehmigten Beſtimmungen die letzte Hand zu legen, und da ward denn hie und da ein Wort, ein Zuſatz eingeſchaltet, unſcheinbar auf den erſten Anblick, und doch ſchlau genug ausgeſucht und angebracht, um die volle Klarheit des Sinnes zu trüben, die ganze Kraft der Grundſätze abzuſchwächen. Manche andere Anträge Jordan's von entſcheidender Wichtigkeit wußte man aus der zu vereinbarenden Verfaſſungsurkunde gänzlich zu beſeitigen. Dahin gehörte unter andern ſein Antrag: in derſelben die nöthige Fürſorge für die Erziehung des Thronfolgers zu treffen, und ferner ein anderer: die Wahlfähigkeit nicht von zufälligen Vorrechten des Vermögens oder der Geburt, ſondern lediglich von freien Errungenſchaften, nämlich bürgerlicher, geiſtiger und ſittlicher Selbſtſtändigkeit, abhängig zu machen, wie es die einzig mögliche Grundlage jeder wahrhaften Volksvertretung iſt und insbeſondere auch die der übrigen von Jordan aufgeſtellten Beſtimmungen in Bezug auf die Zuſammenſetzung der volksvertretenden Kammer und auf den Umfang ihrer Rechte war. Jener erſte Antrag hinſichtlich der Erziehung des Thronfolgers, der ſogar an die Befugniſſe der kräftigen alten Landſtände erinnerte, gereichte, wenn er in's Staatsgrundgeſetz aufgenommen wurde, wahrlich nicht weniger zur Sicherſtellung der erblichen Einherrſchaft, als zur Bürgſchaft der Verfaſſung. Sein zweiter Antrag mußte eben die Erhaltung eines geſetzlichen Zuſtandes zur Folge haben, indem er die Verfaſſung erſt zur vollen lebendigen Wahrheit, zum Gemeingut des ganzen Volkes machte. Dennoch galten dieſe und andere Ideen Jordan's der unverbeſſerlichen Partei, welche ſich damals mit ächt jeſuitiſcher Schlauheit vom offenen Angriff in ihre geheimen Hinterhalte zurückzog, — als „Revolutionsideen!“ Ungeachtet der Unvollkommenheiten, welche (wie geſagt) nicht auf Jordan's Rechnung kommen, war die kurheſſiſche Verfaſſung ein Werk, welches ſeiner Zeit an freiſinnigem Geiſte die übrigen in Deutſchland übertraf, indem es aus einer geſunden Auffaſſung des Staates hervorging. Die Grundanſchauungen, aus welchen es erwuchs und welche verwirklicht werden ſollten, ſind folgende. Der Staat iſt die Anſtalt, in welcher dem Volk ſeine urſprünglichen Rechte durch die Herrſchaft des Geſetzes geſichert und verbürgt ſind. Er muß daher allen ſeinen Angehörigen vollſtändige Rechtsgleichheit gewähren. Die erbliche Einherrſchaft hat daher im Staate nicht etwa ein beſonderes urſprüngliches Recht von ſich ſelber, oder wie man's herkömmlich nannte: „von Gottes Gnaden,“ ſondern nur ein vom Volk verliehenes, mit beſtimmten Verpflichtungen, inwiefern ſie die Majeſtät des Staates darſtellt und einen ſicheren, kräftigen Mittelpunkt der vollziehenden Gewalt bildet, ohne welche der Zweck und das Fortbeſtehen des Staates als Volksrechtsanſtalt leicht gefährdet wird. Nur deshalb iſt die Perſon des Landesfürſten (nicht Landesherrn), als Oberhaupt des Staates, unverletzlich; er vereinigt in ſich alle Kraft der Staatsgewalt, übt ſie jedoch auf verfaſſungsmäßige Weiſe, d. h. gemäß der beiderſeits feierlich angenommenen Verfaſſungsform, aus; demzufolge muß er beim Antritt der Regierung (deren Sitz nie außer Landes verlegt werden kann) geloben: „die Staatsverfaſſung aufrecht zu halten und in Gemäßheit derſelben ſowie nach den Geſetzen zu regieren;“ er ſtellt hierüber eine (im landſtändiſchen Archive zu hinterlegende) Urkunde aus, worauf die Huldigung und zwar zuerſt von den verſammelten Landſtänden geſchieht; anderſeits hat denn auch jeder Staatsangehörige männlichen Geſchlechts im achtzehnten Jahre den Huldigungseid zu leiſten, mittelſt deſſen er Treue dem Landesfürſten und dem Vaterlande, Beobachtung der Verfaſſung und Gehorſam den Geſetzen gelobt. Das Verhältniß zwiſchen dem Staatsoberhaupt und ſämmtlichen übrigen Staatsangehörigen beruht daher auf der Rechtsgrundlage des Vertrags. Es wird durch die Erblichkeit der Einherrſchaft (vermöge leiblicher Abſtammung aus ebenbürtiger Ehe nach der Linealfolge und dem Rechte der Erſtgeburt, mit Ausſchluß der weiblichen Erbfolge) nicht geſchmälert, geſchweige denn in ein patriarchaliſches verwandelt; denn ſo wie ein leiblicher Erbe des Staatsoberhaupts erſt dann die Huldigung erhalten kann, wenn er den Eid auf die Verfaſſung geſchworen, ſo wird auch ferner im Fall der Minderjährigkeit oder längeren Verhinderung an Ausübung der Regierung eine Regentſchaft mit einem beſonderen Rath beſtellt, welche die Aufrechthaltung der Landesverfaſſung und die Regierung nach den Geſetzen urkundlich zu geloben haben; und ſollte endlich bei einem zunächſt nach dem regierenden Landesfürſten berufenen Prinzen eine ſolche Geiſtes- oder körperliche Beſchaffenheit ſich zeigen, welche es demſelben wahrſcheinlich für immer unmöglich machen würde, die Regierung des Landes ſelbſt zu führen, ſo iſt über den künftigen Eintritt der Regentſchaft durch ein Geſetz zeitig zu verfügen. Da Jordan als der Schöpfer der kurheſſiſchen Verfaſſung zu betrachten iſt, deren Grundlage die konſtitutionelle (oder auch: die demokratiſche) Monarchie bildet, ſo dürfte eine Darlegung ſeiner eigenen Anſichten über dieſe Staatsform, wie er ſie in einem ſpäteren Werke *) offen ausgeſprochen hat, hier am Platze ſein. Er bezeichnet ſie als diejenige, welche, wenn ſie in ihrem wahren Begriffe erfaßt und vollſtändig verwirklicht und gehandhabt wird, als monarchiſcher Freiſtaat die Republik in jeder Hinſicht erſetzt und mehr als dieſe den Fortbeſtand und die Selbſtſtändigkeit nach Außen gewährleiſtet. „Sie vereinigt (nach Jordan's Anſicht) die Vorzüge der Einherrſchaft mit den Vorzügen der Volksherrſchaft; die Kraft und Energie von jener mit der Intelligenz von dieſer; die Einheit in der Leitung und Ausführung mit der Umſicht und Gründlichkeit in der Berathung und Schlußfaſſung, und vermeidet ſo auf die beſte und ſicherſte Weiſe die Nachtheile, welche mit der ſelbſtherrlichen Einherrſchaft hinſichtlich der Berathung und Schlußfaſſung, und mit der Volksherrſchaft hinſichtlich der Leitung und Ausführung verbunden ſind. . . . . . Sie iſt mehr als jede andere Staatsform geeignet, die Herrſchaft des Rechtsgeſetzes zu begründen, für die Dauer zu verbürgen und zu vervollkommnen.“ Der wahre Begriff des Monarchen beſteht nach Jordan's Anſicht darin, „daß er den Willen, die Selbſtſtändigkeit und die Würde der Volksperſönlichkeit repräſentirt und handhabt und deſſen Würde mit der des Volks ſteigt und fällt. Durch die Verantwortlichkeit der oberſten Staatsbeamten für alle Staatshandlungen des Staatsoberhauptes wird der Mißbrauch der Staatsgewalt verhindert; das Recht zu beurtheilen, ob ein ſolcher Mißbrauch der Staatsgewalt vorliege, ſteht, da die Regierung nur des Volks wegen da und beſtimmt iſt, den Geſammtwillen des Volks zu verwirklichen, blos dem Organ des Volkswillens, der

---

*) V. Geſpräche über Staat und Kirche (Frankf. a. M. 1848.).

Geſammtheit des Volksrepräſentanten, zu.“ Was nun das Erbrecht betrifft, ſo hält Jordan dafür, daß es gegen die Unterbrechung der Beherrſchung und die damit, ſo wie gegen die mit den Präſidentenwahlen in den Republiken verbundenen Nachtheile, ſowie in Bezug auf die Einherrſchaft, daß ſie gegen Partei- oder Pöbelherrſchaft ſchützt; kurz: „das Erbrecht verbürgt die Stätigkeit der Regierung, die Einherrſchaft deren Einheit und Kraft, und die Volksvertretung deren Redlichkeit, Gründlichkeit und Volksthümlichkeit.“

Betrachten wir nun die übrigen Grundzüge der kurheſſiſchen Verfaſſung! Aus dem oberſten Grundſatz: „Alle Einwohner ſind vor den Geſetz einander gleich“ ergeben ſich folgende Beſtimmungen: Einem jeden ohne Unterſchied ſteht die Wahl des Berufes und die Erlernung eines Gewerbes frei; kein Inländer kann wegen ſeiner Geburt von irgend einem öffentlichen Amte ausgeſchloſſen werden; auch gibt dieſelbe kein Vorzugsrecht zu irgend einem Staatsamte. Die Verſchiedenheit des chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes hat auf den Genuß der bürgerlichen und ſtaatsbürgerlichen Rechte keinen Einfluß (die den Israeliten bereits zuſtehenden Rechte wurden unter den Schutz der Verfaſſung geſtellt und zugleich verheißen, daß die beſonderen Verhältniſſe derſelben gleichförmig für alle Gebietstheile durch ein Geſetz geordnet werden ſollten *); jedem Einwohner ſteht vollkommene

---

*) Dieſe Beſtimmung in §. 29 der Verfaſſungsurkunde war der Keim, aus welcher das freiſinnige Geſetz vom 29. Oktober 1833 erwuchs. Durch daſſelbe wurden die israelitiſchen Staatsbürger den chriſtlichen in Rechten und Pflichten im Allgemeinen gleichgeſtellt; ausgeſchloſſen blieben ſie nur vom Patronat über chriſtliche Kirchen, ſowie von chriſtlichen Kirchen- und Lehrämtern. Bedingung zu Erlangung des Staatsbürgerrechts war Niederlegung des Nothhandels und Ergreifen eines bürgerlichen Geſchäfts und Gewerbes; ſie erlangten das Ortsbürgerrecht in der Gemeinde, in welcher ſie wohnen, und ſoll-

Freiheit des Gewiſſens und der Religionsübung zu. Die Freiheit der Perſon und des Eigenthums unterliegt keiner andern Beſchränkung, als welche das Recht und die Geſetze beſtimmen. Das Eigenthum oder ſonſtige Rechte und Gerechtſame können für Zwecke des Staats oder einer Gemeinde nur in den durch die Geſetze beſtimmten Fällen und Formen gegen vorgängige volle Entſchädigung in Anſpruch genommen werden. Alle Frohnen, Dienſte, Grundzinſen, Zehnten, überhaupt alle Reallaſten ſind für ablöslich erklärt. Einzelne Staatsangehörige, ſowie Gemeinden und Körperſchaften haben das Recht der Beſchwerden und Bitte. Beſtehende Monopole ſowie Bann- und Zwangsrechte, ſollen abgeſchafft, ausſchließliche Handels- und Gewerbsprivilegien nicht mehr ohne Zuſtimmung der Landſtände ertheilt werden. Die Preſſe und der Buchhandel ſind frei (vorbehaltlich eines beſonderen Geſetzes gegen Preßvergehen und der Cenſur in den durch die Bundesgeſetze beſtimmten Fällen), das Briefgeheimniß unverletzlich; Niemand kann wegen der freien Aeußerung bloßer Meinungen zur Verantwortung gezogen werden, den Fall eines Vergehens oder einer Rechtsverletzung ausgenommen. Jeder Waffenfähige bis zum zurückgelegten 50ſten Lebensjahre iſt im Falle der Noth zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet; außerdem wurde noch eine Bürgerbewaffnung in den Stadt- und Landgemeinden „als eine bleibende Anſtalt zur geeigneten Mitwirkung für die Aufrechthaltung der inneren Ruhe und Ordnung, ſowie in Nothfällen zur Landesvertheidigung“ verheißen. Dies ſind die Beſtimmungen des dritten Abſchnitts über die Rechte und Pflichten der Staatsangehörigen.

Die Rechte und Verbindlichkeiten der Gemeinden ſollten in einer beſonderen Städte- und Ge-

---

ten zu den Gemeindelaſten nur inſofern beitragen, als dieſe nicht zu Zwecken der chriſtlichen Kirche erforderlich ſind.

Gemeindeordnung alsbald feſtgeſetzt und darin die freie Wahl ihrer Vorſtände und Vertreter, die ſelbſtſtändige Verwaltung des Gemeinde-Vermögens und der örtlichen Einrichtungen unter Mitaufſicht ihrer beſonders erwählten Ausſchüſſe, die Bewirkung der Aufnahme in den Gemeindeverband und die Befugniß zur Beſtellung der Gemeindediener zu Grund gelegt werde; ſchon in der Verfaſſungsurkunde wurde indeſſen einſtweilen ausgeſprochen, daß keine Gemeinde mit Leiſtungen oder Laſten beſchwert werden könne, wozu ſie nicht nach allgemeinen Geſetzen oder anderen beſonderen Rechtsverhältniſſen verbunden ſei, desgleichen daß das Vermögen und Einkommen der Gemeinden und ihrer Anſtalten nie mit dem Staatsvermögen oder den Staatseinnahmen vereinigt werden dürfe, wogegen alle Laſten, welche nicht die örtlichen Bedürfniſſe der Gemeinde, ſondern die Erfüllung allgemeiner Verbindlichkeiten des Landes oder einzelner Theile deſſelben erheiſchten, auch von dem ganzen Lande oder dem betreffenden Landestheile getragen werden ſollten. Sämmtliche Vorſtände und ſonſtige Beamte der Gemeinde ſind gleich den Staatsdienern auf Feſthaltung der Landesverfaſſung und insbeſondere auf Wahrung der dadurch begründeten Rechte der Gemeinden zu verpflichten.

In einem beſonderen Abſchnitte (dem ſechſten) beſtimmte die Verfaſſungsurkunde die Rechte und Pflichten der Staatsdiener. Bei ihrer Anſtellung und Beförderung ſollte nicht Gunſt, nicht Anwartſchaft, ſondern einzig und allein Tüchtigkeit maßgebend ſein. Sie wurden in Bezug auf Abſetzung, Schmälerung oder Entziehung des Dienſteinkommens, nachgeſuchte Entlaſſung, vor den Uebergriffen höherer Willkür geſchützt, andererſeits ſollte aber auch wieder durch den ausgeſprochenen Grundſatz: „ein jeder Staatsdiener bleibt hinſichtlich ſeiner Amtsverrichtungen verantwortlich und kann auch von den Landſtänden oder von deren Ausſchuß bei der zuſtändigen Gerichtsbehörde angeklagt werden," das Volk gegen die Gefahren einer Beamtenherrſchaft ſichergeſtellt werden, welche in ihren das Selbſtgefühl und jede freie Regung des Volksgeiſtes erſtickenden Folgen ein faſt ebenſo großes Unglück und Verderben wie Prieſterherrſchaft iſt.

Als oberſte Staatsbehörden wurden nur das Geſammtminiſterium und die „Vorſtände der Miniſterial-Departements“ eingeſetzt, durch welche der Regent in der unmittelbaren Ausübung ſeiner Regierungsrechte unterſtützt werden ſoll. Ausgeſchloſſen iſt hierdurch jede beſondere Kabinetsregierung des Fürſten in einem beſonderen Kreiſe von ſeinen Privatbeamten; die Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes iſt ergänzt durch die Verantwortlichkeit der Vorſtände der betreffenden Miniſterien, welche zuſammen das berathende Staatsminiſterium bilden. So ſollte ebenſo ſehr einerſeits die Volksfreiheit durch die perſönliche Verantwortlichkeit des jede Verordnung unterzeichnenden Vorſtandes für die Verfaſſungs- und Geſetzmäßigkeit ihres Inhalts, als anderſeits wieder die Würde des Staats in der unantaſtbaren Stellung ſeines Oberhauptes gewahrt werden.

Daß an die Spitze der Beſtimmungen über die Rechtspflege der Grundſatz geſtellt werden mußte: „Die Rechtspflege ſoll von der Landesverwaltung fernerhin auf immer getrennt ſein,“ — verſteht ſich von ſelbſt. Hieran reihten ſich nun folgende wichtige Bürgſchaften: „Niemand iſt an der Betretung und Verfolgung des Rechtsweges vor den Landgerichten gehindert, Niemand darf ſeinem geſetzlichen Richter, ſei es in bürgerlichen oder peinlichen Fällen, entzogen, Niemand darf anders als in den durch die Geſetze beſtimmten Fällen und Formen zur gerichtlichen Unterſuchung gezogen, zu gefänglicher Haft gebracht, darin zurückgehalten oder geſtraft werden; jeder Angeſchuldigte ſoll, wofern nicht dringende Anzeigen eines ſchweren peinlichen Verbrechens wider ihn vorliegen, der Regel nach gegen Stellung einer angemeſſenen, durch das Gericht zu beſtimmenden Kaution ſeiner Haft ohne Verzug entlaſſen werden; die Hausſuchung findet nur auf Verfügung des zuſtändigen Gerichts oder der Ortsobrigkeit in den geſetzlich beſtimmten Fällen und Formen ſtatt; keinem Angeſchuldigten darf das Recht der Beſchwerdeführung während der Unterſuchung, das Recht der Vertheidigung, oder der verlangte Urtheilsſpruch verſagt werden und der Verhaftete iſt berechtigt, unter geeigneter gerichtlicher Aufſicht mündlich oder ſchriftlich über ſeine Familienangelegenheiten ſich mit ſeinen Angehörigen zu benehmen. Weitere Beſtimmungen betrafen die geſetzliche Zahl und das geſetzliche Alter der Richter, ſowie vollſtändige Beſetzung der Gerichte, die Art derſelben durch Räthe und Beiſitzer, ihre unbedingte Unabhängigkeit und die Selbſtſtändigkeit der Rechtspflege, die Aufhebung der allgemeinen Vermögens-Konfiskation und der Moratorien. Schließlich wurde die Einrichtung der Rechtspflege auf eine der Gleichheit vor dem Recht entſprechende Weiſe und ſomit die Aufhebung der privilegirten perſönlichen Gerichtsſtände und die Zuziehung von Familienräthen für die wichtigeren Angelegenheiten der Vormundſchaften und perſönlichen Kuratelen verheißen.

Die Verfaſſungsurkunde ſtellt hinſichtlich des Verhältniſſes der Kirche zum Staate, alle im Staat anerkannten unter gleichen Schutz des Staates, überläßt jedoch den verfaſſungsmäßigen Beſchlüſſen der Kirche die Sachen des Glaubens und der Liturgie; die hoheitlichen Rechte des Schutzes und der Oberaufſicht über die Kirchen übt die Staatsregierung aus. Was die evangeliſche Kirche betrifft, ſo beließ die Verfaſſungsurkunde die unmittelbare und mittelbare Ausübung der Kirchengewalt dem Landesfürſten (hier noch im alten Sinne als Landesherr und „oberſter Biſchof“ zu verſtehen), traf jedoch Verſehung für Fälle, wie ſie in Heſſen ſchon vorgekommen und deren unſelige Folgen wir noch heutzutage im Königreich Sachſen wahrnehmen, nämlich für den Uebertritt des Fürſten zu einer andern als zur evangeliſchen Kirche; in ſolchen Fällen ſollten nämlich die Landſtände ein entſcheidendes Wort mitſprechen, über ſeine Beſchränkung in Ausübung der Kirchengewalt. Im Uebrigen wurde doch wenigſtens in liturgiſchen Sachen den Synoden das Recht der Zuſtimmung, der Staatsregierung aber hinwieder das Recht, die Synoden zuſammenzuberufen, zuerkannt. In Bezug auf das Verhältniß der römiſch-katholiſchen Kirche zum Staate ſind in der Verfaſſungsurkunde Beſtimmungen enthalten, welche dem Reinkirchlichen hinreichenden Raum laſſen, ohne daß der Staatszweck durch Uebergriffe eines kirchlichen „Staats im Staate“ ſo leicht beeinträchtigt werden kann. Alle Stiftungen für Kultus, Unterricht und Wohlthätigkeit ſtellte ſie unter den beſonderen Schutz des Staates; ihr Vermögen oder Einkommen ſollte unter keinem Vorwand zum Staatsvermögen eingezogen oder ſo lange der ſtiftungsmäßige Zweck noch zu erreichen ſteht, für andere Zwecke und wenn dies nicht mehr der Fall iſt, zu andern ähnlichen Zwecken nur mit Zuſtimmung des betheiligten und ſofern öffentliche Anſtalten in Betracht kommen, mit jener der Landſtände verwendet werden dürfen.

Die Verfaſſung beſtimmte ſodann den Inbegriff alles deſſen, was zum Staatsvermögen gehörte. Dies ſollte vollſtändig verzeichnet und muß ſtets in ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen erhalten werden, weßhalb es ohne Einwilligung der Stände weder durch Veräußerung vermindert, noch mit Schulden oder ſonſt einer Laſt beſchwert werden kann. Vom Staatsvermögen iſt das Fideikomißvermögen des kurfürſtlichen Hauſes geſondert; für den Bedarf des kurfürſtlichen Hofes an Geld und Naturalien bleiben die dazu vorbehaltenen Domänen und Gefälle auf immer beſtimmt, dieſe werden aber deſſenungeachtet durch die Staatsfinanzbehörden, ganz ſo wie das übrige Domanialvermögen verwaltet; deren Ertrag fließt in die Staatskaſſe. Für Aufbringung des ordentlichen und außerordentlichen Staatsbedarfes haben die Stände zu ſorgen, ohne deren Bewilligung weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten eine direkte oder indirekte Steuer, ſo wenig als irgend eine ſonſtige Landesabgabe ausgeſchrieben oder erhoben werden kann.

Aus dieſer wichtigen Beſtimmung, wie aus manchen andern, bei welchen die Rechte der Landſtände hervortraten, erſieht man die hohe Stellung, welche dieſe letzteren in der neuen Verfaſſung einnahmen. Ihr Beruf iſt: als Vertreter des ganzen Landes die verfaſſungsmäßigen Rechte desſelben geltend zu machen. Da nun dem Weſen der Verfaſſung nach der Fürſt als Staatsoberhaupt nicht über dem Staatszwecke, ſondern innerhalb desſelben und um deſſen willen daſteht, da das Verhältniß zwiſchen dem Landesfürſten und dem Volk ein Vertrag iſt, welcher durch die gleichmäßige Wahrung der Rechte beider Theile und durch Erfüllung der gegenſeitigen Pflichten aufrecht erhalten wird, ſo folgte daraus die Annahme, daß bei einer ſolchen konſtitutionell- (oder demokratiſch)-monarchiſchen Verfaſſung das Wohl des Landesfürſten und das des Vaterlandes unzertrennlich ſeien, und deshalb lautet denn der Eid eines Mitgliedes der Ständeverſammlung: „Ich gelobe, die Staatsverfaſſung heilig zu halten, und in der Ständeverſammlung das unzertrennliche Wohl des Landesfürſten und des Vaterlandes, ohne Nebenrückſichten, nach meiner eigenen Ueberzeugung bei meinen Anträgen und Abſtimmungen zu beobachten.“

Wie können nun aber die verfaſſungsmäßigen Rechte geltend gemacht werden? Bevor man dieſe Frage beantwortet, muß man zuerſt wiſſen: in welcher Weiſe werden nach der kurheſſiſchen Verfaſſung die Mitglieder der Ständeverſammlung gewählt, daß ſie wirklich als Vertreter des ganzen Landes betrachtet werden dürfen? wird eben bei ihrer Wahl der große Grundgedanke der Verfaſſung: „völlige Rechtsgleichheit aller Staatsangehörigen“ richtig gewürdigt und verwirklicht? Entſcheidet hierbei blos die Tüchtigkeit des Geiſtes und Charakters, oder ſind die Vorrechte der Geburt einer beſonderen Stellung, des Vermögens maßgebend? Jordan hatte ſich, wie ſchon erwähnt worden, in ſtrenger Folgerichtigkeit jenes großen Grundgedankens entſchieden für das Erſtere ausgeſprochen; ſeine Anſichten und Vorſchläge drangen jedoch durch; man wollte nicht ſowohl etwa mit der Vergangenheit jedoch nicht brechen, als vielmehr den Bevorrechteten, welche ſich auf dieſelbe beriefen, Rechnung tragen; man bangte vor der vollen und ganzen Freiheit, vor dem Flügelſchlage des Geiſtes, der weder einen Stammbaum, noch Brief und Siegel von einer Hochſchule hat, noch an die Scholle gefeſſelt iſt; man fürchtete: ein ſolcher Geiſt, frei an und für ſich ſelber und frei von jeder irdiſchen Rückſicht, werde, wenn er die Ständeverſammlung durchwehe, die Trümmer des mittelalterlichen Lehnsſtaates, die Schranken des neueren Polizeiſtaates, wie beide allerdings noch beſtanden, vollends zu Boden ſtürmen. Die Partei, welche früher ſo mächtig geweſen, gab, wenn auch für den Augenblick aus dem Felde geſchlagen, ihre Hoffnungen auf einen künftigen Sieg nicht auf; ſie kämpfte, um ſich einen Weg dafür offen zu halten, und ſie ſetzte es durch, daß man in der neuen Verfaſſungsurkunde, die dem Geiſte derſelben widerſprechende Zuſammenſetzung nach dem alten Syſtem aufnahm. Demgemäß wird die kurheſſiſche Ständeverſammlung gebildet: „1) Durch einen Prinzen des kurfürſtlichen Hauſes für eine jede, dermal apanagirte Linie desſelben, welche in Ermangelung von dazu fähigen Gliedern, oder bei deren Verhinderung ſich durch einen geeigneten, in Kurheſſen begüterten Bevollmächtigten vertreten laſſen kann. 2) Durch das Haupt jeder fürſtlichen oder gräflichen, ehemals reichsunmittelbaren Familie, welche eine Standesherrſchaft in Kurheſſen beſitzt, mit Geſtattung der Stellvertretung durch eines ihrer dazu fähigen Familienglieder, und in deren Ermangelung oder Verhinderung durch einen anderen geeigneten Bevollmächtigten, welcher in Kurheſſen begütert iſt. 3) Den Senior oder das ſonſt mit dem Erbmarſchallamt beliebene Mitglied der Familie der Freiherren von Riedeſel. 4) Einen der ritterſchaftlichen Obervorſteher der adeligen Stifter Kaufungen und Wetter. 5) Einen Abgeordneten der Landesuniverſität. 6) Einen Abgeordneten der altheſſiſchen Ritterſchaft von jedem der fünf Bezirke. 7) Einen Abgeordneten aus der Ritterſchaft der Grafſchaft Schaumburg, gewählt von derſelben unter Mitſtimmung der adeligen Stifte Eſchwege und Obernkirchen. 8) Einen Abgeordneten aus dem ehemals reichsunmittelbaren Adel in den Kreiſen Fulda und Hünfeld. 9) Einen Abgeordneten aus dem ehemals reichsunmittelbaren und ſonſt ſtark begüterten Adel in der Provinz Hanau. 10) Sechszehn Abgeordnete von den Städten, und 11) ſechszehn Abgeordnete der Landbezirke, mit Ausſchluß der darin befindlichen Städte und derjenigen adeligen Güter, deren Beſitzer an der Wahl der unter 6 bis 9 aufgeführten Abgeordneten Theil nehmen.“ Sieht man nun, wie ſorgſam die Formen der alten Standſchaft und die Bedeutung des Adels als ſolchen gewahrt ſind, ſo bemerkt man auch bei den beiden letzten Klaſſen von Abgeordneten beſchränkende Beſtimmungen. Von den Abgeordneten der Städte muß nämlich die Hälfte aus Magiſtratsperſonen beſtehen, oder aus Einwohnern, welche als Mitglieder der Bürgerausſchüſſe zum zweitenmale gewählt worden ſind, oder ein Vermögen von mindeſtens 6000 Thalern beſitzen, oder ein ſicheres und ſtändiges Einkommen von 400 Thalern jährlich genießen, oder monatlich 1 Thaler 12 Groſchen an öffentlichen ſtändigen Abgaben entrichten; ebenſo müſſen acht Abgeordnete der Landbezirke entweder ſo viel Grundeigenthum beſitzen, daß es ihnen an eigentlicher Grundſteuer wenigſtens 2 Thaler monatlich erträgt, oder ſie müſſen mindeſtens 5000 Thaler im Vermögen haben und zugleich die Landwirthſchaft als Haupterwerbsquelle betreiben. In dieſen Beſtimmungen über Wählbarkeit iſt freilich noch mehr Freiſinnigkeit, als in jenen der meiſten anderen deutſchen Verfaſſungsurkunden, welche die Wählbarkeit ausſchließlich vom Adel und vom Vermögen abhängig machen, oder ſogar das Beamtenthum vorzugsweiſe begünſtigen, wie wenn z. B. der zu Wählende etwa 100 Gulden direkte Steuern jährlich bezahlen oder als Staatsdiener einen ſtändigen jährlichen Gehalt von wenigſtens 1000 fl. beziehen muß. Was indeſſen im Jahre 1830, als der deutſchen Schläfer, vom Schein der Pariſer Juliſonne eben erſt geweckt, als erſte Abſchlagszahlung ſchon mit Freuden für den ganzen Schuldausſtand hinnahm, was damals an freieren Verfaſſungsformen ſchon als ausreichend, als das vollſte Maß galt, — heutzutage, ſeit die Märzſonne über Deutſchland aufgegangen, erſcheint es jedem unbedeutend und ungenügend, und das erwachte Volk, welches ſeiner Rechte im ganzen Umfang bewußt geworden, welches ſeine eigene Kraft kennen gelernt hat, es hat vollen Grund, mit freudigem Stolz auf Jordan hinzublicken, welcher ſchon damals, unbeirrt von allen entgegenwirkenden Einflüſſen, ſtandhaft inmitten aller Verſuchungen, das Urbild einer die Freiheit verbürgenden Verfaſſung, wenn gleich innerhalb der monarchiſchen Formen zu verwirklichen ſtrebte. Wie nun auch Jordan's Vorſchläge verkümmert wurden, — er baute doch einen gar ſtattlichen feſten Damm, auf welchen das Volk in allen anderen deutſchen Staaten ſeit ſiebenzehn Jahren im bitteren Gefühl der Schutzloſigkeit und mit dem Wunſch hinblickte, deſſen gleichen auch bei ſich aufzuführen. Dieſer Damm iſt das „Einkammerſyſtem,“ und Jordan hat das Verdienſt, daß auf dieſe Weiſe wenigſtens ein Gegengewicht wider die dem Geiſte der neuen Zeit entgegenſtehende Zuſammenſetzung der Landſtände hergeſtellt wurde. Denn dadurch, daß die Mitglieder oder Stellvertreter des hohen und niedren Adels mit den Volksabgeordneten in einer und derſelben Verſammlung ſitzen, und nicht, wie dies in anderen Staaten der Fall iſt, in einer beſonderen erſten Kammer, welche alle Vorrechte der Geburt, des geiſtlichen Standes und der Regierungsbegünſtigung enthält, — dadurch iſt ihnen gleiche perſönliche Freiheit mit allen Uebrigen gelaſſen und ſie können im Kampfe der Meinungen die ihrige vollkommen geltend machen; aber es iſt ihnen unmöglich gemacht, bereits erlaſſene Beſchlüſſe, welche der Ausdruck des Volkswillens ſind, durch ihr bloßes „Nein“ zu vernichten. Eine andere Gewährleiſtung für das Volk wurde durch die Beſtimmung gegeben, daß die Beſchlüſſe nur in Sitzungen, denen wenigſtens zwei Drittel der ordnungsmäßigen Anzahl von Mitgliedern beiwohnen, und nach der abſoluten Stimmenmehrheit gefaßt werden, und dann durch die fernere, daß die Verhandlungen der Ständeverſammlung der Regel nach öffentlich ſein müſſen (wie lang hat man in anderen Staaten vergeblich um Oeffentlichkeit der Sitzungen der zweiten, geſchweige denn der erſten Kammer bitten müſſen); außerdem gibt auch die verhältnißmäßig kürzere Dauer der Zeit, binnen welcher die Abgeordneten ihre Eigenſchaft für die landſtändiſchen Verrichtungen behalten, nämlich 3 Jahre, nach deren Ablauf zu einer neuen Wahl geſchritten werden muß, eine größere Sicherheit dafür, daß die Ständeverſammlung die Geſinnung und den Willen des Volks möglichſt treu abſpiegelen. In Zeiten, wie die unſrigen, und gewiß in jeder kommenden iſt indeſſen auch dieſe Friſt für jede volksvertretende Verſammlung, gleichviel, ob in einem demokratiſch-monarchiſchen oder demokratiſch-republikaniſchem Staate, eben ſo gewiß zu lang, als ſelbſt in einem erſteren eine Adelskammer neben einer Volkskammer rein unmöglich iſt. Wurden aber die Grundlagen des erſteren ſo feſtgeſtellt, wie ſie in ſeinem reinen Begriffe, als im Keime enthalten ſind, dann rückte der weſentliche bleibende Inhalt weit über die zeitweiligen Namensunterſchiede zwiſchen beiden Staatsformen hinaus; ja, ſie konnten ſich nur dadurch unterſcheiden, daß in der letzteren ein auf kürzere Friſt erwähltes Oberhaupt, in der erſteren ein erbliches, aber doch auch nur auf Vertrag rechtskräftiges als Träger der Volksmajeſtät und als Inhaber der Mittel, ſie zur Geltung zu bringen, daſtand; im übrigen ſollte die demokratiſche Monarchie und die demokratiſche Republik, — jede von beiden nichts anderes, als ein und derſelbe freie Volksſtaat ſein, der ſeinen Ausdruck in der vollkommenſten und wahrſten Volksvertretung fände.

Doch nun zum Schluß noch ein Blick auf die ausgedehnten Rechte, welche nach der kurheſſiſchen Verfaſſungs-Urkunde den Landſtänden zuſtehen und wodurch ſie eigentlich zu mehr als bloßen Wächtern der Volksrechte berufen ſind; doch wahrlich: ſie zu ſolchen zu machen, das war nach den Tagen der gränzenloſen Willkür, welche das heſſiſche Volk durchlitten, ſchon ein Verdienſt, der Bürgerkrone werth! An der Spitze der Rechte der Landſtände ſteht ihre bereits erwähnte Pflicht, das Gelöbniß des zur Regierung Fähigen: daß die Staatsverfaſſung aufrecht erhalten und in Gemäßheit derſelben ſo wie nach den Geſetzen regieren wolle, entgegen zu nehmen und ſich urkundlich verſichern zu laſſen, bevor ſie ſelbſt huldigen, worauf dann erſt das ganze Volk mit Rechtsſicherheit huldigen kann; in dem von ihnen geleiſteten Huldigungseide liegt zugleich die allgemeine Anerkennung des verfaſſungsmäßig geſchehenen Regierungs-Antritts" (Verf.-Urk. §. 90). Hieran reiht ſich Recht und Pflicht der Landſtände, in Beziehung auf die Regentſchaft. — Die weiteren hochwichtigen Rechte derſelben ſind, außer dem bereits erwähnten der Steuerbewilligung, welches bis tief in's innerſte Leben des Volks und Staats eingreift, auch nachfolgende: „Die Ständeverſammlung iſt befugt, über alle Verhältniſſe, welche nach ihrem Ermeſſen auf das Landeswohl weſentlichen Einfluß haben, die zweckdienliche Aufklärung von den landesherrlichen Kommiſſarien zu begehren." „Ohne Einwilligung der Stände kann weder das Staatsgebiet überhaupt, noch ein einzelner Theil deſſelben mit Schulden oder auf ſonſtige Art belaſtet werden, noch kann eine Vertauſchung einzelner Theile deſſelben ſtattfinden (die überhaupt grundgeſetzlich nur gegen einen vollſtändigen Erſatz an Land und Leuten, verbunden mit anderen weſentlichen Vortheilen, möglich iſt); ſo haften ſie dem Volk dafür, daß es nicht nach irgend welcher Willkür, ohne ſeinen eigenen Willen (den ſie ja vertreten), zur Sache, zur Waare wird. „Ohne ihre Beiſtimmung kann kein Geſetz gegeben, aufgehoben, abgeändert oder authentiſch erläutert werden;" ſie haben dagegen das Recht, zu neuen Geſetzen, ſowie zu Abänderung oder Aufhebung der beſtehenden Vorſchriften Anträge zu machen. Sie haben ferner das Recht, (im Namen Einzelner, ganzer Klaſſen und Körperſchaften) Beſchwerde zu führen, und ſie ſind „befugt," aber auch verpflichtet, diejenigen Vorſtände der Miniſterien oder deren Stellvertreter, welche ſich einer Verletzung der Verfaſſung ſchuldig gemacht haben, vor dem Oberappellationsgerichte anzuklagen, welches ſodann ohne Verzug die Unterſuchung einzuleiten, ſelbſt zu führen und nach deren Beendigung in voller Sitzung zu erkennen hat; die gegründet befundene Anklage ziehet, wenn nicht ſchon das Strafurtheil die Amtsentſetzung des Angeklagten ausſpricht, jedenfalls deſſen Entfernung vom Amte nach ſich. Ebenſo ſteht ihnen und ihrem Ausſchuſſe (den ſie vor Verabſchiedung, Vertagung oder Auflöſung eines jedesmaligen Landtages aus ihrer Mitte wählen, damit er bis zum nächſten die landſtändiſchen Intereſſen wahrnehme, *) das Recht zu, gegen andere Beamten, welche ſich einer Verletzung der Landesverfaſſung, namentlich auch durch Vollziehung einer nicht in der verfaſſungsmäßigen Form ergangenen Verfügung einer höchſten Staatsbehörde, einer Veruntreuung öffentlicher Gelder oder einer Erpreſſung ſchuldig machten, ſich beſtechen ließen, ihre Berufspflichten gröblich hintanſetzten oder ihre Amtsgewalt mißbrauchten, — die gerichtliche Unterſuchung zu veranlaſſen. Nun denn, dies Alles in's Auge gefaßt, — ſollten die Stände nicht mehr ſein, als blos Wächter der Volksrechte? In der That, wenn ſie herzhaft und redlich all' die Pflichten erfüllten, welche in ihren Rechten enthalten ſind, dann waren ſie lebendige Säulen der Volksherrſchaft.

Zur Abänderung oder Erläuterung der Verfaſſungs-Urkunde ward entweder Stimmeneinhelligkeit der auf dem Landtag anweſenden ſtändiſchen Mitglieder, oder eine auf zwei nach einander folgenden Landtagen ſich ausſprechende Stimmenmehrheit von drei Vierteln derſelben als erforderlich feſtgeſetzt, — die Entſcheidung von Zweifeln über den Sinn einzelner Beſtimmungen ebenfalls ſtaatsgrundgeſetzlich einem Kompromißgericht anheimgeſtellt, welches aus ſechs unbeſcholtenen, der Rechte und der Verfaſſung kundigen, wenigſtens 30 Jahre alten Inländern zuſammen-

---

*) Die Mehrzahl der Mitglieder des Ausſchuſſes (im Ganzen 3 bis 5) darf nicht aus Staats- oder Hofdienern beſtehen.

geſetzt werden ſolle, von denen drei durch die Regierung und drei durch die Stände zu wählen.

Nachdem der Kurfürſt die Verfaſſungsurkunde am 5. Januar unterzeichnet hatte, übergab er ſie drei Tage ſpäter den Landſtänden, und ſie wurde nun zuerſt von dieſen, ſodann von dem ſtehenden Heer, von der Bürgerwehr und von den Staatsdienern beſchworen. Der Landtag blieb noch verſammelt und ſomit denn auch Jordan fortwährend in Thätigkeit. Er wirkte bei der Berathung des Wahlgeſetzes, der landſtändiſchen Geſchäftsordnung, der Geſetze über die Verwaltung des Staatsſchatzes und des kurfürſtlichen Hausſchatzes und des Staatsdienſtgeſetzes mit. Der Landtagsabſchied erfolgte am 9. März 1831 und ſchon für den 11. April war der neue Landtag, der erſte verfaſſungemäßige, einberufen. Es war nur eine gerechte Huldigung des Volks für die Männer, welche das große Werk zu Stande gebracht, daß es dieſelben wieder zu Abgeordneten wählte. So erſchien auch Jordan abermals als Abgeordneter der Hochſchule zu Marburg.

Mittlerweile hatte ſich Manches begeben, wodurch ſich das freudige Vertrauen des Landes auf eine naturgemäße Fortentwickelung der neuen Rechtszuſtände in Mißtrauen verwandeln mußte. Anfänglich hatte es den Anſchein gehabt, als ſei der Kurfürſt mit aufrichtiger Hingebung der neuen Ordnung der Dinge zugethan; doch das änderte ſich bald. Die Verhältniſſe, welche darauf einwirkten, waren folgende: Schon kurz vor den Herbſttagen des Jahres 1830 hatte ſich der Kurprinz mit ſeinem Vater ausgeſöhnt und beide waren von Karlsbad am 12. September nach Kaſſel zurückgekehrt. Am Tage vor der Verkündigung der Verfaſſungsurkunde traf auch die Kurfürſtin nach fünfjähriger Abweſenheit zur allgemeinen Freude wieder ein und jeder Vaterlandsfreund hoffte nun mit um ſo größerer Zuverſicht, daß mit dem Frieden zwiſchen Fürſt und Volk auch der Friede in der fürſtlichen Familie dauernd wieder hergeſtellt ſei. Aber ſiehe da: nur wenige Tage ſpäter erſchien plötzlich die Gräfin Reichenbach wieder auf Wilhelmshöhe bei Kaſſel und alſobald gab ſich auch die Entrüſtung des Volks ſo unverholen, ſo entſchieden kund, daß der Gräfin nichts anders übrig blieb, als ſich ſchleunigſt zu entfernen. Es hat nicht an Menſchen gefehlt, die da meinten: das Volk habe ſich in die häuslichen Verhältniſſe des Fürſten nicht einzumiſchen; allein das iſt eine ganz verkehrte Anſicht. Das Oberhaupt des Staats hat nicht blos eine rechtliche, ſondern auch eine ſittliche Verpflichtung in Bezug auf das Volk, und das Volk darf nicht dulden, daß der Träger und Vertreter ſeiner Majeſtät, dem es deshalb die höchſten Rechte einräumt, deſſen Perſon es als heilig und unverletzlich erklärt, jene Majeſtät entweihe. Der Kurfürſt war über die Verachtung, welche die Bewohner der Hauptſtadt der Gräfin Reichenbach bezeigten, im hohen Grade entrüſtet, er verließ gleich nach Unterzeichnung des Landtagsabſchiedes ſeinen Aufenthalt in der Nähe der Hauptſtadt und begab ſich nach Hanau; vergeblich blieben die Verſuche der Landſtände und des Stadtraths von Kaſſel, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er betrachtete nun von ſeinem Standpunkt aus das Volk als undankbar, die Verfaſſung als eine Beſchränkung ſeiner Hoheitsrechte, ja ſeiner Perſönlichkeit. Dieſe ſeine Abneigung gegen die Verfaſſung ſteigerte ſich, als ihm der Inhalt einer an die Stände gerichteten Eingabe bekannt wurde; es war darin ausdrücklich geſagt, daß der unheildrohende Zuſtand des Landes nur durch die Anweſenheit des Regenten am Sitz der Regierung beſeitigt werden könne, damit derſelbe den verfaſſungsmäßigen Rath ſeines Staatsminiſteriums nicht entbehre und den Eingebungen einer mit der Verfaſſung nicht befreundeten Kamarilla kein Gehör gebe; bei längerer Abweſenheit aber möge der Kurfürſt die Vorausſetzung genehmigen, daß nach den in §. 7 und 8 der Verfaſſungs-Urkunde enthaltenen Vorausſetzungen gehandelt werde; das letztere hieß mit anderen Worten: es ſolle ein Regentſchaftsrath niedergeſetzt werden. Eine Abordnung, beſtehend aus dem Vorſitzenden und zwei Mitgliedern der Ständeverſammlung, ſo wie aus dem Bürgermeiſter und zwei Mitgliedern des Stadtraths zu Kaſſel begab ſich im Auguſt 1831 nach Hanau, um abermals einen Verſuch zu machen, den Kurfürſten zur Rückkehr nach Kaſſel zu bewegen. Die Unterhandlungen nahmen jedoch plötzlich eine ganz andere Wendung: der Kurfürſt entſchloß ſich nämlich, der Regierung zu entſagen und ſie ſeinem Sohne, dem Kurprinzen, mit dem Titel „Mitregent“ zu übergeben; ſich ſelbſt behielt er nur die Schlöſſer zu Hanau, Philippsruhe u. ſ. w. vor, und übrigens auch nebſt ſeinem Privatvermögen die ſämmtlichen Einkünfte des Hausſchatzes. Von dieſer Vereinbarung, welche am 30. September 1831 verkündigt ward, hofften nun alle Freunde der Verfaſſung und des Landeswohles, daß durch ſie den verderblichen Einflüſſen eines das Staatsoberhaupt umgebenden volksfeindlichen Kreiſes ein Ende gemacht ſei, daß mit ihr ein ſchönerer Tag für Kurheſſen begonnen habe, indem alle verfaſſungsmäßigen Einrichtungen ſich nun, von obenher ungehindert, würden entwickeln und ausbilden können.

Bald zeigte es ſich jedoch, daß auch dieſe Hoffnung ſich nicht verwirklichen werde; der finſtere Geiſt, der durch das Fürſtenhaus ging, wollte es nicht verlaſſen. Der Kurprinz Mitregent hatte ſich mit einer Frau, deren Gatte auf ihren Beſitz verzichtete, auf die linke Hand trauen laſſen und ihr den Titel Gräfin von Schaumburg gegeben. Dieſes Verhältniß wollte ſeine Mutter nicht als eheliches anerkennen. Die Mißbilligung desſelben durch die Kurfürſtin führte zu einem Zerwürfniß zwiſchen dem Sohn und der Mutter. Die Kurfürſtin konnte am 3. Dezember 1831 das Schauſpielhaus nicht beſuchen, weil der zum kurfürſtlichen Gelaß führende Eingang auf Befehl der Hofverwaltung unerleuchtet und verſchloſſen blieb. Die Bevölkerung wurde dadurch zur Erbitterung gereizt und gab ſie vor dem Schloſſe des Kurprinzen kund; die bewaffnete Macht ſchritt ein und erlaubte ſich rohe Mißhandlungen, und ſtatt daß die Thäter beſtraft worden wären, ſah das Volk ſie freigeſprochen, unter Angabe des Grundes, daß die Soldaten, zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet, aufgeboten worden ſeien, nach Kriegsgebrauch einzuſchreiten. Was ließ ſich da noch ferner erwarten? Seufzte vor dem 30. September 1831 das ganze Land ſchwer bedrängt unter der Herrſchaft der Reichenbach'ſchen Partei, ſo vermochte jezt, wo es ſich nicht blos um Geldopfer und Beamtenſtellen, ſondern auch um die perſönliche Sicherheit handelte, keine Bruſt mehr frei aufzuathmen. Gleichzeitig zeigten ſich immer mehr Beweiſe, daß der Kurprinz ſeine Stellung ganz anders als im Geiſte der Verfaſſung, nämlich als unbedingte Machtvollkommenheit und Gewaltfülle auffaßte; bei einer ſolchen Anſchauung mußte ſich nun freilich die neue auf dem Wege des Vertrags zu Stande gekommene Verfaſſung wie eine Feſſel ausnehmen, wie ein in ungünſtiger Stunde abgetrotzter Abbruch an einem von Gottes Gnaden gerade dieſem Geſchlecht verliehenen unveräußerlichen Recht, deſſen Inhaber über dem Geſetz ſtehe!

Das war denn ein ganz fruchtbarer Grund und Boden, in welchen die Feinde des Volks und der Freiheit, und alſo die Feinde der neuen kurheſſiſchen Verfaſſung ihre Saat einſenken konnten. Bald ſah man, wie treulich ſie gepflegt wurde, wie üppig ſie aufwuchs, wie mächtig ſie dem zarten Reis der jungen Verfaſſung Luft und Licht und Erde nahm; am Ende (ſo hoffte man) würde dies von ſelbſt dahinwelken müſſen, ohne daß irgend wer eine Anklage erheben würde: das ſei nach einem beſtimmten Plane geſchehen. Das iſt die Schlauheit jener bereits bezeichneten Partei, die bis vor Kurzem in Deutſchland allmächtig war und ihre Allmacht für ewig während hielt. Unter den Hauptführern derſelben trat in Kurheſſen Hans Daniel Ludwig Friedrich Haſſenpflug mit beſonderer Kühnheit hervor, — ein Mann, von welchem man ſchon im Jahre 1830 nicht ohne Grund vermuthen wollte, daß er in näheren Beziehungen zu den Intereſſen des Kurprinzen ſtünde. Erſt im März des Jahres 1832 trat er auf den Schauplatz, auf welchem er alsbald eine bedeutende Rolle ſpielte; er wurde Miniſterialrath, Mitglied des Geſammtminiſteriums und Berichterſtatter für die Beſchwerden gegen Miniſterialbeſchlüſſe, im zweiten Monat darnach (am 19. Mai) Geheimer Rath und Vorſtand des Miniſteriums der Rechtspflege, wenige Tage ſpäter auch Vorſtand des Miniſteriums des Innern. Was das Volk von ihm in dieſer ſeiner Amtsthätigkeit hielt, das bezeugt auf's allertreffendſte der Volkswitz, der ihn ſtatt Haſſenpflug — „Heſſenfluch“ nannte. Geiſt und Kraft konnte man ihm nicht abſprechen, aber ſo vermißte man an ihm jene Eigenſchaften, welche das Volk von dem verantwortlichen Miniſter eines konſtitutionell-monarchiſchen Staates verlangen durfte. Dem Kurprinzen hatte er ſich dadurch empfohlen, daß er ſtarr an den mittelalterlichen Begriffen von Regierungsgewalt feſthielt. Allerdings war ihm die neue Verfaſſung und jede damit übereinſtimmende freie Regung des Volksgeiſtes in tiefer Seele verhaßt; im Uebrigen aber hatte er auch wieder nicht die geringſte Luſt, ſeine perſönlichen Anſichten und Strebungen dem fürſtlichen Willen völlig unterzuordnen. Im Gefühl der ihm inne wohnenden Kraft und in Berechnung der allzugroßen im Volk noch vorhandenen Unentſchiedenheit, glaubte er kühn dem Volk auf den Nacken treten und die Verfaſſung vernichten zu können, um dann auch den Fürſten zu ſeiner Anſchauung zu bekehren und unter dieſelbe zu beugen. Das war die Gliederung ſeines Planes. Um die erſte Hälfte desſelben zu verwirklichen, fand er die Weltlage ganz und gar geeignet, — einen bedeutenden Nachlaß aller Kräfte, der mit dem Falle Polens auf die ungeheuere Nervenanſpannung gefolgt war, den eingeſchüchterten Bundestag deshalb voll friſchen Muthes: eine neue allgemeine Volksknechtung im Vertrauen auf die Sehnſucht nach Ordnung und auf die Heere der beiden Großmächte zu wagen. Aber Haſſenpflug war ſchlau genug, den Vernichtungskampf gegen die kurheſſiſche Verfaſſung in der Art vorzubereiten, daß er, ohne ſich vorerſt offen preiszugeben, eine Stütze derſelben nach der andern untergrub. So gelang es ihm, da das verheißene Preßgeſetz noch nicht erlaſſen war, durch Handhabung der bis dahin nicht aufgehobenen Cenſur, die öffentliche Meinung bis zu dem Punkte verſtummen zu machen, daß ſie nicht einmal die Forderung der Preßfreiheit mehr erheben konnte. Die Ständeverſammlung mußte nach und nach aller ſelbſtſtändigen Mitglieder beraubt und durch gefügige Staatsdiener ergänzt, es mußte dann ihr ſittliches Anſehen beim Volke gänzlich entkräftet, es mußte ihre ganze Wirkſamkeit ſowie die des ſtändiſchen Ausſchuſſes zum bloßen Schatten gemacht werden. Deßwegen mißbrauchte die Regierung ihr allzugefährliches Vorrecht, Staatsdienern die Genehmigung zum Eintritt in die Ständeverſammlung zu verſagen, und wen rechnete ſie in die Klaſſe der Staatsdiener noch ein? Sogar Rechtsanwälte und Bürgermeiſter! Abgeordnete, welche ſich zugänglich und geneigt zeigten, wurden entſchieden begünſtigt, andere, deren Einfluß ſie fürchtete, ſuchte ſie durch Verſprechungen zu gewinnen oder durch Drohungen einzuſchüchtern, ſolche, welche ſtandhaft und unerſchütterlich der Regierung gegenüber ihre Geſinnung behaupteten, die Verfaſſung und die Volksrechte vertheidigten, wurden mit aller Liſt und Gewalt bis zum völligen Untergang verfolgt. Das Volk ſollte ſehen, daß ſich die Regierung um die Stände gar nicht kümmere; auf alles, was von ihnen ausging, nahm ſie keine Rückſicht; wer ſich mit einem Geſuch an die Stände wendete, der durfte ſich im Voraus darauf gefaßt machen, daß ihm die Regierung den entſchiedenſten Widerſpruch entgegenſtellen würde. Sollten wirklich Verbeſſerungen in's Leben treten, dann wußte man doch durch allerlei Ränke einen Streit zwiſchen Regierung und Ständen über irgend eine Nebenſache zu erwecken, damit dann das Volk glauben ſollte, die erſtere meine es wohl, während die letzteren ihre Widerſpruchsluſt über das allgemeine Beſte ſetzten. So ſollte, nach Haſſenpflug's Rechnung, das Volk alle Achtung vor den Ständen, alles Vertrauen zu denſelben verlieren. Wenn nun aber die Stände ihr wichtiges Recht ausübten: die Miniſter in Anklageſtand zu verſetzen? Auch dagegen wußte Haſſenpflug zu arbeiten; er ſuchte nämlich Einfluß auf die Gerichte zu gewinnen und benützte dazu nicht blos Verſetzungen der Richter von einem Gericht zum andern, ſondern auch, da er Vorſtand zweier Miniſterien, der Rechtspflege und des Innern zugleich war, Verſetzung aus dem Gebiet der Verwaltung und der Rechtspflege, und dergleichen mehr. Was mußte die nothwendige Folge dieſes ganzen Angriffsplanes und aller der Mittel, deren er ſich bediente, was konnte ſie anders ſein, als die Entſittlichung des Beamtenſtandes, die Entwürdigung des Richterſtandes! Damit aber ſein Werk vollſtändig ſei, zog er auch noch die Kirche und die Schule als Bundesgenoſſen an ſich. Die proteſtantiſche Kirche ſollte auf Haſſenpflugs Gebot ihre Mutter, die Freiheit, verläugnen und die Feſſeln der Bekenntnißſchriften tragen, damit das arme Volk, wenn es ſich an ihr Herz flüchten wollte, auch da wieder in die Gewohnheit des Gehorchens verſänke; die Schule ſollte nur dazu dienen, die Grundſätze, nach welchen Haſſenpflug ſein verderbliches Werk mit ſo großer Umſicht und ſo unermüdlicher Thätigkeit aufbaute, in die Herzen des heranwachſenden Geſchlechts zu pflanzen und ſomit jede künftige Gegenſtrebung von vorneherein unmöglich zu machen. Das iſt das Bild der unſeligen Zuſtände, wie ſie — nicht blos in Kurheſſen unter Haſſenpflug und ſeinen Nachtretern, nein, wie ſie mehr oder minder in den meiſten deutſchen Staaten von 1832 bis 1848 vorhanden waren. Ebenſo ſtanden auch die Mißverhältniſſe, welche in der kurfürſtlichen Familie obwalteten, nicht etwa einzig in ihrer Art da, und jene Fürſtenhäuſer, in welchen Sittlichkeit, wechſelſeitige Liebe und Eintracht ſtillen Segen ſchufen, waren blos Ausnahmen von der großen Regel! Welch eine Zeit, deren Nachwehen noch lange empfunden werden! Welch ein Nachthimmel, über unſer Vaterland ausgeſpannt, ein Nachthimmel ohne Sterne, als wäre die deutſche Erde ein großer Sarg, das deutſche Volk die ausgeſtellte Leiche; ringsum ſie in geheimnißvollem Schweigen die Bundesverſammlung geſchaart, als Leichenhüter, lauſchend, ob ſich irgend ein Lebenszeichen kund gebe, und bereit, den aufflammenden Lebensfunken ſogleich wieder zu erſticken; hinter ihr in zweiter Reihe, im weiteren Kreiſe ſie umſchlingend, die Prieſter, die da beteten: „Requiem aeternam da eis domine!“ Weder ſie noch jene Leichenhüter hörten eine weiſſagende Stimme, die aus der Ferne her in die Grabesnacht drang: „Dies irae, dies illa!“

Wie ſtand nun Sylveſter Jordan, der Schöpfer der kurheſſiſchen Verfaſſung, in jenen Tagen da, der zahlreichen, ſchlauen, mächtigen, vom deutſchen Bunde begünſtigten und ermuthigten Rückſchrittspartei, und ihrem kühnſten Verkämpfer Haſſenpflug gegenüber?! Groß in ſeiner Treue für Volk und Freiheit, und für das Werk, das er zum Nutzen beider geſchaffen! Er merkte wohl, wie mißliebig er dieſer Partei war, er merkte es an den verſchiedenartigen Verſuchen, welche ſie machte, um auf ihn einzuwirken, an Verſprechungen, womit man ihn zu verlocken hoffte, an drohenden Mienen des Mißfallens, an Zurückhaltung einer Gehaltserhöhung, welche aus einer Summe beſtritten werden ſollte, die der Landtag für Verbeſſerung der Gehalte verdienter Hochſchullehrer verwilligt hatte. Die Regierung hatte Jordan's Antheil beſtimmt, die landesherrliche Verfügung darüber war bereits ausgefertigt, aber der Vorſtand des Miniſteriums des Innern, der ſie gegengezeichnet, wollte ſie an Jordan erſt dann behändigen, wenn der Landtag zu Ende ſei; was konnte Jordan wohl für einen anderen Beweggrund zu dieſer Handlungsweiſe annehmen als den, daß man ihm Gelegenheit geben wollte, ſich die Gunſt der Regierung, und ſomit die Behändigung der Verfügung, die Verbeſſerung ſeiner Lage durch ein geſchmeidiges Benehmen auf dem Landtag zu erkaufen? Aber Jordan ließ ſich durch nichts irre machen. Begeiſtert für die gute Sache der Freiheit und der Volksrechte, die ihm heilig war, ſtand er unerſchütterlich da im Kreiſe der Volksvertreter, mit feſtem Gottvertrauen im Herzen, das ihn ruhig auf jede Anfeindung ſeiner Gegner hinblicken ließ, das ſeine Mannskraft aufrecht hielt, wenn er mitten im heißen Kampfe für des Vaterlands theuerſte Güter an ſein eigenes theuerſtes Gut daheim dachte, an die treue liebevolle Gattin, deren Verluſt er ſtündlich befürchtete, und wenn er gar bald im holden Wonnemond (1832) an den friſchen Hügel dachte, der ihre entſeelte Hülle deckte. Das Unglück vermochte ihn wohl zu beugen; der

Wahrheitsmuth, die Thatluſt richteten ihn wieder auf, und ſo blickte er, indem er im Ständeſaale auf ſeinem Poſten ſtand, mit heiterer Stirne, mit dem Lächeln des Wohlwollens für alle Menſchen, das ſeinen Zügen den Ausdruck ſeines Charakters gibt, über den engeren Kreis hinaus auf's weite große deutſche Vaterland, und wahrlich, jedes Wort, das er mit klangreich-kräftiger Stimme im engeren Kreiſe ſprach, es ward vernommen draußen in allen deutſchen Gauen, weil es zugleich für alle geſprochen war, und in jedem treuen Herzen fand ſeine Rede Wiederhall; ganz Deutſchland wußte, wofür Jordan kämpfte, das war nicht blos für Kurheſſen, das war für ganz Deutſchland gekämpft. Als die Frage vom Anſchluß Kurheſſens an den preußiſch-darmſtädtiſchen Zollverband zur Berathung kam, waren Viele als freiſinnig bekannte Männer dagegen. Jordan erklärte ſich mit Entſchiedenheit dafür; die Beitrittserklärung Kurheſſens erfolgte am 25. Auguſt 1831 und hiermit war allerdings der bisherige mitteldeutſche Handelsverein bis in den Grund erſchüttert, ja zerriſſen, aber auch der Anfang zu dem Vorſpiel einer künftigen Einigung Deutſchlands gemacht. Die Folgezeit hat Jordan's Benehmen in dieſer wichtigen Angelegenheit gerechtfertigt und Kurheſſen insbeſondere hat hinlänglichen Grund gehabt, ihm dafür Dank zu wiſſen. Bei den wichtigſten Verhandlungen jenes denkwürdigen erſten verfaſſungsmäßigen Landtages, bei den Berathungen über das Preßgeſetz, das Bürgerwehrgeſetz, das Rekrutirungsgeſetz, die Gemeindeordnung, die Ablöſung der Grundlaſten, ſetzte Jordan die ganze Kraft ſeiner überwiegenden Kenntniſſe und ſeiner feſten Geſinnung, ſeines unerſchütterlichen Muthes und ſeiner überzeugenden, überwältigenden Rede ein. Am 28. Juni 1832 erſchienen die Beſchlüſſe des deutſchen Bundes, welche die auf dem Grundſatz der Volksvertretung beruhenden Verfaſſungen in ihrem Lebensnerv verſehrten, die Steuerverweigerung dem Aufruhr gleichſtellten, jedes freiſinnige Geſetz eines einzelnen Staates der Vernichtung durch den Bund preisgaben und die Landſtände einer Bundespolizei unterordneten; wie das alles gemeint war, das zeigte ſich erſt recht in zehn weiteren Beſchlüſſen vom 5. Juli deſſelben Jahres, welche ein wahrer Hohn gegen die Freiheit und Nationalität waren, und welche in jedem ehrliebenden Herzen die gerechteſte Erbitterung gegen die Frevler erwecken mußten, die es wagen konnten, die deutſche Nation ſo völlig zum Geſpött des Auslandes zu machen. Da war es für jeden Ehrenmann Pflicht zu ſprechen, aber wie wenige thaten es! Um ſo höher iſt Jordan's muthige Treue in Anſchlag zu bringen. Kaum waren die Bundesbeſchlüſſe erſchienen, ſo ſtellte er den Antrag: „die Regierung um Mittheilung der gedruckten „Verhandlungen des Bundestages zu erſuchen und das „Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten auch für „die dem kurheſſiſchen Bundestagsgeſandten ertheilte Inſtruktion verantwortlich zu machen.“ — Erlangte dieſer Antrag Geltung, ſo war dem volksfeindlichen Bundestage der Daumen der rechten Hand gelähmt, der Daumen, den er ſo oft dem Volk auf's Auge gedrückt. Eine große Mehrheit erhob Jordan's Antrag auch wirklich zum Beſchluß; aber das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten verſchanzte ſich hinter die Bundesakte und ſagte kurzweg: „Das iſt ein Eingriff in die Souveränetätsrechte,“ und ſomit war Jordan's Antrag vergeblich gemacht. Konnte Jordan, konnte irgend Jemand damals ahnen, daß es ſechzehn Jahre ſpäter nicht mehr als Verbrechen beſtraft werden würde, den triftigſten Einwand zu erheben, und dem bundesfürſtlichen Souveränetätsrechten gegenüber den Grundſatz der Volksſouveränetät auszuſprechen? Die Regierung hatte in Jordan's Antrag genug geſehen, um ſich recht gründlich vor einem Landtag zu fürchten, auf welchem ein ſolcher Antrag wie der Jordan's die Mehrheit für ſich gewinnen und zum Beſchluſſe erheben werden konnte. Sie ergriff ein Mittel, das ihr allerdings durch die Verfaſſung geſtattet war, um einen Zweck zu erreichen, welcher derſelben feindlich war; ſie ordnete nämlich am 26. Juli 1832 die Auflöſung des Landtags an. Jordan fühlte das ganze Gewicht des Schlages, welches die Regierung gegen die Verfaſſung geführt, er fühlte aber auch die Verpflichtung, bis zum letzten Augenblick für dieſe einzuſtehen und ihre Rechte zu wahren. So trat er denn unerſchrocken hin und verlangte: „Laßt den Landſtänden wenigſtens ſo viel Zeit, bis ſie den verfaſſungsmäßigen Ausſchuß zur Ausübung ſeiner Funktionen gehörig inſtruirt haben!“ Das war nun aber eben die Liſt der Regierung geweſen, daß ſie der Ständeverſammlung durch die plötzliche Auflöſung keine Zeit zu einer beſonderen Inſtruktion für den bleibenden ſtändiſchen Ausſchuß laſſen wollte, wornach dieſer (kraft des §. 102 der Verfaſſungsurkunde) „bis zum nächſten Landtage über die Vollziehung des Landtagsabſchiedes wachen und dabei in der verfaſſungsmäßigen Weiſe thätig ſein, auch ſonſt das landſtändiſche Intereſſe wahren und die ihm weiter obliegenden Geſchäfte verrichten konnte.“ Jordan's Verlangen blieb, wie ſich leicht vorausſehen ließ, unberückſichtigt; aber wie ward es zurückgewieſen? der Landtagskommiſſär erklärte: „da nun einmal die Auflöſung der Ständeverſammlung ausgeſprochen ſei, ſo könne er Jordan nicht mehr als Mitglied derſelben anerkennen.“ Da mußte nun Jordan ſchweigen und ſeinen bittren Schmerz um das der Willkür preisgegebene Vaterland tief in's Herz verſchließen; Haſſenpflug aber frohlockte ob ſeinem Sieg und ſann der Maßregeln, um denſelben für die nächſte Zukunft gegen alle bisherigen Stützen der Verfaſſung auszubeuten. Das Volk hingegen wußte gar wohl, was es von beiden Männern zu halten hatte, und wie es ſeinen Dank, ſeine Verehrung für Jordan ausſprach, das zeigte ſich alsbald.

Jordan hatte, wie bereits erwähnt worden, im Mai 1832 ſeine Gattin verloren. Er ſah die Nothwendigkeit ein, ſeinen vier Kindern, welche mütterlicher Aufſicht und Pflege bedurften, eine zweite Mutter zu geben; war es ihm ja doch bei ſeinen mannigfachen Berufsgeſchäften, bei öfterer und längerer Abweſenheit als Ständemitglied, nicht möglich, ſich ſelbſt der Erziehung ſeiner Kinder zu widmen. Er beſchloß daher, ſich wieder zu verehelichen und wählte Pauline Wigand, die Tochter ſeines Freundes, des damals in Höxter wohnenden trefflichen Geſchichtforſchers Dr. Paul

Wigand, zur Lebensgefährtin. Offen und wahr gab er ſeinem Freunde, als er um die Hand der Tochter warb, Rechenſchaft über ſich ſelbſt; „ich bin“, ſo ſchilderte er ſich jenem, — „kein durch Leidenſchaften geblendeter Jüngling mehr, ſondern ein Mann, der wohl prüft, abwägt und überlegt, bevor er handelt, aber darum nicht weniger gemüthlich und tieffühlend iſt als ein Jüngling. Die Gefühle ſind zwar nicht aufbrauſend wie bei dieſem, weil ſie mehr in die Tiefe als nach außen gehen. Das Gemüthsleben, wurzelnd in der Religion und Nahrung ſchöpfend aus dieſer, iſt mein vorherrſchender Charakterzug, mein geiſtiges Bedürfniß. Aus dem Gemüthe, dieſem Focus alles Höheren, kommt Licht und Wärme.“ Vom 28. Juli bis zum 6. September 1832 lebte er in Wigand's Familienkreiſe zu Höxter; am 2. September wurde die Hochzeit gefeiert. Am 6. September verließ er mit ſeiner Gattin und in Begleitung ſeiner Schwiegerältern Höxter, um ſich zunächſt nach Kaſſel zu begeben. Sie fuhren am Nachmittag des 7. Septembers die breite Landſtraße, als in der Nähe von Wilhelmsthal im Walde eine Schaar junger Bürger aus Kaſſel zu Pferd und in laubgeſchmückten Wagen plötzlich den Wagen umringte und Jordan beglückwünſchte. Nahe bei Obervellmar, eine Stunde von Kaſſel, ſprengte der Ortsvorſtand, ein kräftiger ältlicher Landmann, an den Wagen, begrüßte Jordan mit ſchlichten herzlichen Worten und bat ihn, im Dorfe anzuhalten, weil ihn die Gemeinde feſtlich empfangen wollte. Die Reiſegeſellſchaft ſtieg aus; eine Laubhalle war auf freiem Platz errichtet, viel Volk verſammelt, fröhliche Weiſen erklangen. Der Ortsvorſtand trat auf Jordan zu und bot nach ſchöner alter Sitte dem Volksvertreter, der es mit dem Glück des Landes ſo wohl meine, den bekränzten Becher zum Ehrentrunk. Jordan dankte und ermahnte das verſammelte Volk, ſtets an Recht und Ordnung feſtzuhalten, in der Treue gegen Verfaſſung und Geſetz nicht zu wanken. Die wackren Bauern gaben dem Manne des Volks das Ehrengeleite bis an's Thor von Kaſſel; da ſprengten die Verehrer, die ſeiner bei Wilhelmsthal geharrt, ihm voran, und im raſchen Trabe fuhr Jordan mit ſeinem Ehrengefolge durch die Stadt, und zum Wilhelmshöher Thore hinaus; abſichtlich hatte er einen Freund gebeten, ihn in ſeinem vor jenem Thor unweit der Stadt gelegenen Gartenhauſe zu beherbergen, um allen öffentlichen Ehrenbezeigungen und einer Kundgebung der Volksgeſinnung, welche vielleicht zu Unordnungen führen konnte, zu entgehen. Wirklich verbreitete ſich auch ſogleich in der ganzen Stadt die Kunde, Jordan ſei blos durchgefahren, und die ſchon vor dem Gaſthauſe verſammelten Menſchen verliefen ſich. Kurz nachher kam eine abgeordnete Schaar junger Bürger aus jener Begleitung und kündigte eine feſtliche Fackelmuſik an. Jordan fragte ſogleich, ob ſie dazu die obrigkeitliche Erlaubniß erhalten hätten, und als ſie dies verneinten, und beifügten, die Erlaubniß wäre ihnen ſogar verweigert worden, aber man könne ihnen ſo etwas nicht verbieten, und dem Verbot zum Trotz würden ſie ihren Plan dennoch durchführen, da forderte Jordan ſie mit allem Ernſt auf, ſich zu fügen, widrigenfalls würde er ſogleich abreiſen *). Jordan hatte gute Gründe, ſo und nicht anders zu handeln. Er durchſchaute die geheimſten Wünſche derjenigen, welche gern auch den geringfügigſten Anlaß aufgreifen wollten, um ſeine Perſon mit irgend einer ungeſetzlichen Handlung des Volks in Verbindung zu bringen, und ihn als Urheber derſelben bezeichnen zu können. Mochte er auch daher im Stillen Zuſtände beklagen, in welchen die Polizei an die Stelle des Rechts getreten iſt, ſo war es die gewiſſenhafte Sorge, nicht ſowohl für ſeine Perſon, als für ſeine Stellung, welche er zum Wohle des Volks behaupten mußte, ſo war es eben die Rückſicht auf dies letztere, welche ihm jene Haltung vorſchrieb. Und dennoch vermochte er durch dieſelbe den böſen Geiſt nicht zu verſcheuchen, der nun einmal im Dunkel jenes Abends erwacht war, den Neid, der es dem Manne

---

*) Nach den Angaben Wigand's („Vertheidigung Jordan's.“ Mannheim 1844.)

des Volks nun und nimmer verzeihen konnte, daß ihm alle Herzen in der Hauptſtadt entgegen jauchzten, daß ihm die Liebe des Volks heller als aller Fackelglanz entgegen flammte, während Jemand anderer, der eine ſolche Huldigung etwa für ſich beſtimmt wähnen mochte, unbegrüßt in ſeine prachtvollen Räume trat. Unzweifelhaft iſt's, daß Jordan um der Liebe, welche ihm das dankbare Volk nicht verhehlte, um des Anſehens willen, das er bei demſelben genoß, um des Einfluſſes willen, den er auf dasſelbe übte, von der Regierung gefürchtet ward.

Von Kaſſel begab ſich Jordan nach Marburg. Hier traf er am 13. September ein, und ward auf's Glänzendſte empfangen. Bürger zu Wagen und zu Roß waren ihm bis zur nächſten Poſtraſt entgegengezogen, um ihm das Ehrengeleite bis zur Stadt zu geben; vor dem Thore erwartete ihn der Stadtvorſtand im Feſtanzuge, mit den Stadtfahnen, zahlreiches Volk umſtand die in grünem Laubſchmuck prangende Ehrenpforte. Und als er nun kam, naherten ſich ihm weißgekleidete Jungfrauen und reichten ihm nebſt einem Gedicht den wohlverdienten Lorbeerkranz; denn ein Sieger war's ja, den die Stadt begrüßte, ein Sieger im unblutigen und doch heißen Kampf mit Feinden des Volks, er hatte das theuerſte Gut, das Recht, verfochten, und ob ihm auch die Uebermacht den Kampfplatz für den Augenblick verſchloß, das Volk öffnete ihm denſelben auf's Neue; zwei Tage vorher hatte ihn nämlich die Hochſchule abermals zum Abgeordneten für den bevorſtehenden Landtag gewählt. Im Vollgefühl deſſen, was das Land ſeiner muthigen Ueberzeugungstreue verdankte, im Vorgefühl deſſen, was es ihm künftig noch zu verdanken haben werde, zog er, vom Jubelruf des Volks umſchallt, in die Stadt ein; eine glänzende Erleuchtung derſelben und ein Feſtball ihm zu Ehren beſchloſſen den frohen Tag, und als die Mitternachtsſtunde ſchlug, ertönte ein kerniges Lied aus Männerbruſt vor der Wohnung des Mannes, der, wie wenig andere, dieſes Namens werth war. Jordan, konnte er auch gegen ſolche Beweiſe von Achtung und Liebe des Volkes nicht gleichgültig bleiben, dachte doch inmitten der Feſtlichkeiten zunächſt nur an das, was ihm das Werthvollſte war, an ſein bevorſtehendes Voranſchreiten auf der Bahn eines Abgeordneten; er dachte mit vollem Ernſt daran, und es überwebte ihn eine trübe Ahnung. „So werde ich,“ ſchrieb er am 16. September an ſeinen vertrauten Freund und Schwiegervater Wigand, „nicht umhin können, abermals die Dornenbahn des bevorſtehenden Landtags zu wandeln; des Herrn Wille geſchehe, auch wenn er Bitteres über mich beſchließt.“ Er verhehlte ſich auch nicht, daß der glänzende Empfang, der ihm zu Theil geworden, die volle Erbitterung ſeiner Neider und Feinde in den höchſten Kreiſen und ein bis auf's Aeußerſte getriebenes Wirken gegen ihn hervorrufen würde. Er hat ſich in dieſer Vorausſetzung auch wirklich nicht geirrt; ſeine Gegner gaben ihm Gelegenheit, die bitteren Worte des Dichters in voller Wahrheit zu erproben, die Worte: „Aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht.“ Die Menſchen, auf welche dieſe Worte paſſen, erklärten ganz ungeſcheut, ein Mann, der ſolche Volksgunſt genieße, ſtelle die Regierung ganz in Schatten; — nun denn, warum leuchtete ſie nicht? — man geſtand ſich, daß er um jeden Preis beſeitigt werden müſſe, und man berieth ſich auf's Angelegentlichſte, ob man nicht irgend einen Punkt auffinden könne, wo er wegen Ueberſchreitung des Geſetzes und der Ordnung zu faſſen ſei, um ihn zur Unterſuchung ziehen und entfernen zu können. Aber wie ſie ihm auch nachtrachteten, — „ſie fanden nicht, wie ſie ihm thun ſollten.“

Jordan nahm die auf ihn gefallene Wahl für den zweiten Landtag an. Da wußte denn nun auch Haſſenpflug, was er zu thun habe; er wollte von dem Recht der Regierung, Staatsdienern, die zum Eintritt in die Ständeverſammlung erforderliche Genehmigung zu entziehen, Gebrauch machen, um den Landtag der bewährten, rechtskundigen Volksfreunde zu berauben, wie Jordan's, Baumbach's, Pfeiffer's, Werthmüller's; die Beſtimmung 71 der Verfaſſungsurkunde, deren er ſich als Waffe bediente, lautete alſo: „Sobald ein Staatsdiener, des geiſtlichen oder weltlichen Standes, zum Abgeordneten gewählt iſt, hat derſelbe davon der vorgeſetzten Behörde Anzeige zu machen, damit dieſe die Genehmigung, welche nicht ohne erhebliche, der Ständeverſammlung mitzutheilende Urſache zu verſagen iſt, ertheilen, auch wegen einſtweiliger Verſehung ſeines Amts Vorſorge treffen könne." Es fragte ſich zunächſt, durfte dieſe Beſtimmung auch auf ein Mitglied der Hochſchule Anwendung finden? Jordan ſtellte die Entſcheidung der Frage dem academiſchen Senate anheim; dieſer entſchied ſich im Sinne der Wahlfreiheit der Hochſchule, und demzufolge brauchte nun Jordan nicht bloß um die Genehmigung des Miniſteriums nicht nachzuſuchen, ſondern er durfte dies auch ſogar nicht, wenn er nicht durch einen ſolchen Schritt den Rechten der Hochſchule etwas vergeben wollte. Demgemäß handelte er denn auch; er that keinen Schritt, um die Genehmigung des Miniſteriums zu erlangen, ſondern erſchien zur anberaumten Zeit (am 25. Januar 1833) in Kaſſel, um die Rechte ſeiner Vollmachtgeber zu wahren; nur die Ständeverſammlung ſelbſt konnte und ſollte entſcheiden, ob ſeinem Eintritt in ihre Mitte ein Hinderniß entgegenſtünde; und als es darauf ankam, hat ſie entſchieden für Jordan's Zulaſſung, für die Rechte der Hochſchule, gegen eine Auslegung jener Beſtimmung durch bloße Willkür. Bis zu dieſem entſcheidenden Augenblick hatte Jordan übrigens manchen Seelenkampf durchzumachen. Er mußte als gewiſſenhafter Familienvater auch auf das Wohl ſeiner Angehörigen ſehen und deren Lage bedenken; er mußte, mit Rückſicht darauf, wenn er als Abgeordneter nach Kaſſel ging, ſich ſelbſt ſagen: „Ich habe dabei große finanzielle Nachtheile, ſo verliere ich z. B. wieder die Honorare vom laufenden Semeſter, indem ich kein Kollegium halten kann; mein Gehalt, der ſehr gering iſt, wird unter bewandten Umſtänden von der Staatsregierung nicht vermehrt werden". Dieß alles ſprach er ſeinem Schwiegervater in einem Briefe vom 4. November 1832 aus; aber er fügte hinzu: „Indeſſen verzage ich nicht, den Blick nach oben gerichtet, und bedenkend, daß ehrlich am längſten währt, und daß denen, die Gott lieben, Alles zum Beſten gereicht. Der Horizont kann ſich umwölken, aber die Sonne wird dennoch wieder hervordringen, und ſodann die Werke der Finſterniß beleuchten". Dieſes ſein altes Gottvertrauen gab er auch in den Worten an Wigand kund: „Mich hat meine gewiß nicht dornenloſe Wanderung bisher bis zur Evidenz überzeugt, daß das unbedingte Vertrauen auf Gott die Seelenruhe allein zu gewähren vermöge und nie getäuſcht werde, wenn man anders nur Vernünftiges erwartet. Wohl werde ich alle meine Kräfte dem Volk widmen, das mich liebt; ob aber meine Wirkſamkeit von Erfolg ſein werde, das ſteht bei Gott, der allem Guten ſeinen Segen verleiht. Iſt mein Streben ſeinem Willen gemäß, ſo wird es nicht ohne Erfolg ſein".

Haſſenpflug hatte übrigens einen Faden in der Hand, welchen er zum Stricke zu drehen gedachte, um Jordan, in Beziehung auf deſſen Fürſorge um ſeine Familie, zu feſſeln; das war jene bereits im Frühjahr 1832 ausgefertigte, jedoch damals zurückgehaltene Verfügung hinſichtlich ſeiner Gehaltszulage, welche man ihm nach Beendigung des erſten Landtags zu behändigen verſprochen hatte. Der Landtag war geſchloſſen worden, Jordan hatte aber jene Verfügung nicht erhalten. Da erſuchte er denn Haſſenpflug, unter'm 10. Oktober, ihm dieſelbe zu überſenden, oder aber die Gründe nahmhaft zu machen, warum er noch nicht die Genehmigung zur Annahme der Wahl ausgewirkt habe. Das letzere Verlangen war jedenfalls in unpaſſende Verbindung mit dem Erſteren gebracht, und Jordan hat die Uebereilung, womit er beide Punkte zuſammenſtellte, hart zu büßen gehabt. Er ſelbſt gab dadurch Haſſenpflug gewiſſermaßen die Waffen in die Hand.

Nachdem ſich Jordan zur Eröffnung des Landtages in Kaſſel eingefunden hatte, erkannte der landſtändiſche Ausſchuß ſeinen Beglaubigungsausweis als richtig an und es begann nun ſogleich ſein Kampf mit dem Miniſterium, den er nur „mit den Waffen der Verfaſſung, der Geſetze, des Rechts und der Wahrheit, und zwar mit der größten Seelenruhe zu führen“ entſchloſſen war. Männlich kühn trat er dem Miniſterium gegenüber, „frei und unbefangen, geſtählt durch ſein Bewußtſein, und im feſten Vertrauen auf den, der die Seinigen nicht verläßt und das Schickſal der Fürſten und Völker mit weiſer Hand lenkt, — überzeugt, daß der Gerechtigkeit und der Wahrheit göttliche Kraft beiwohne, der nichts zu widerſtehen vermag“ *); er wußte klar: „Es gilt die Frage, ob die Verfaſſung beſtehen ſoll oder nicht.“ Im Bewußtſein, daß das gute Recht auf ſeiner Seite ſei, rechnete er mit Zuverläſſigkeit auf ſeinen Eintritt in die Ständeverſammlung und in dieſer Vorausſicht holte er die Seinigen nach Kaſſel, glücklich in dem Gedanken, in dem ihm theuer gewordenen Wirkungskreiſe gerade in einer ſo bedeutungsvollen Entſcheidungszeit für die Rechte des Volks auch fernerhin nach allen ſeinen Kräften thätig ſein zu können. Vergeblich gebot ihm das Miniſterium, bei Strafe von 20 Thalern, binnen 24 Stunden nach Marburg zurückzukehren. Er blieb, rief den Schutz des Obergerichts an und erwirkte von dieſem den Spruch, daß er bis zur demnächſtigen Entſcheidung des höchſten Gerichtshofes ſicher in Kaſſel bleiben dürfte. Da veranlaßte die Erklärung der Ständeverſammlung, daß ſeinem Eintritt in ihre Mitte kein Hinderniß entgegenſtehe, die ſofortige Auflöſung derſelben am 18. März 1833. Jordan war tief erſchüttert; wie konnte er, wenn er auch von dem argen Geiſt der Regierung viel befürchtete, ahnen, daß ſie es wagen würde, ihre Willkür ſo ungeſcheut zur Schau zu ſtellen?

Haſſenpflug zog nun die Fäden des Gewebes, in welchem er Jordan umgarnen wollte, mit kunſtgerechter Hand immer enger zuſammen; er durchſchaute deſſen allzugroßes Vertrauen auf die Redlichkeit von Menſchen, deren Unverſöhnlichkeit er doch hinlänglich kennen mußte, um zu wiſſen, daß er auf ihre Redlichkeit nicht bauen konnte, und dann Jordan's Rückſicht auf die Erhaltung

---

*) Briefe Jordan's an Wigand v. 2. und 4. Februar 1833 (in Wigand's „Vertheidigung Jordan's“).

ſeiner Familie, ſomit auf die Gehaltszulage. Wie ſich nun das alles ſo geſtaltete, daß er am Ende als der Betrogene daſtand, das ergibt ſich aus ſeinen eigenen Mittheilungen alſo *): Am 18. März, alſo am Tage der Auflöſung, wurde Jordan von dem damaligen Landtagskommiſſär, Regierungsrath Koch, ſchriftlich gebeten, ihn jedenfalls vor ſeiner Abreiſe zu beſuchen, da er (Koch) ſelbſt nicht ausgeben könne. Jordan that dies und erfuhr, daß Haſſenpflug ihn zu ſprechen wünſche. Jordan, der ſich dazu bereit erklärte, verſchob deßhalb ſeine auf den 19. März beſtimmte Abreiſe nach Hörter auf den folgenden Tag, und begab ſich am 19. zu Haſſenpflug. Da erklärte ihm denn dieſer im Verlauf der Unterredung, „daß er Jordan's landſtändiſche Wirkſamkeit für verderblich und namentlich für ein Hinderniß des guten Einverſtändniſſes zwiſchen der Staatsregierung und den Landſtänden halte,“ und bemerkte, „daß die Staatsregierung es als eine patriotiſche Handlung von ſeiner Seite anerkennen würde, wenn er auf den ferneren Eintritt in die Ständeverſammlung verzichten wollte.“ Jordan entgegnete, „daß er um Alles in der Welt kein Friedensſtörer ſein möchte und daher bereit ſei, dem Wunſche der Staatsregierung nachzukommen.“ Mit dieſem Zugeſtändniß hatte er ſich die Hände gebunden und nun nahm Haſſenpflug, der einmal Jordan's Manneswort hatte, keinen Anſtand mehr, den Knoten feſter zu ſchlingen; er verſicherte Jordan, daß er in dieſem Falle ſowohl die Gehaltszulage als auch die einem Landtagsabgeordneten zukommenden Tagegelder, welche ihm die Regierung bisher nicht ausbezahlt hatte, erhalten ſollte. Um ſeinem gegebenen Verſprechen nachzukommen, faßte Jordan den Entſchluß, „ſelbſt nach Marburg zu reiſen und auf die abermalige Wahl zum Abgeordneten der Hochſchule zu verzichten, d. h. zu erklären, daß man ihn nicht wieder wählen möge, da er doch die auf ihn gefallene Wahl auf jeden Fall ablehnen würde.“ Bevor er indeſſen ſeine Reiſe nach Marburg

---

*) Nach Jordan's Selbſtvertheidigung.

antrat, brachte er ſeine Familie zu ſeinem Schwiegervater nach Hörter, und zwar aus dem Grunde, weil er ſeiner Gattin ſchon früher verſprochen hatte, nach Beendigung des Landtags mit ihr nach Hörter zu reiſen, und weil er ſie, da ſie, in geſegneten Umſtänden, an großer Nervengereiztheit litt, nicht wohl in Kaſſel allein laſſen und dagegen hoffen konnte, ſie würde im väterlichen Hauſe, umgeben von ihren Aeltern, Geſchwiſtern und Freundinnen, ſeine Wiederabreiſe um ſo leichter ertragen. Er kam am 24. März 1833 in Marburg an und verfügte ſich am folgenden Tage ſogleich zum Prorektor Löbell, um demſelben ſeinen Verzicht auf die Wahl zu erklären und ihn zu erſuchen, den akademiſchen Senat davon in Kenntniß zu ſetzen. Schon am 26. März fand die neue Wahl eines Abgeordneten der Hochſchule ſtatt; Jordan wurde dazu eingeladen, ließ aber dem Prorektor ſagen, daß er nicht erſcheinen würde; es war ihm nämlich bei der Einladung außer der Wahl des Abgeordneten kein anderer Gegenſtand der Verhandlungen angekündigt worden; erſt nachher erfuhr er, daß in derſelben Sitzung auch über die von der Regierung gemachten Ausgleichungsvorſchläge verhandelt und beſchloſſen worden war; hierdurch wurde ſeine Nebenabſicht, welche er bei dieſer Reiſe noch hatte, gänzlich vereitelt, die nämlich: zur Abwendung von ſolchen Beſtimmungen mitzuwirken, welche ſeiner Anſicht nach mit den Rechten der Hochſchule als einer Körperſchaft unvereinbarlich ſein möchten.

Jordan ſah ſich nun am Ziele ſeiner Laufbahn als Volksvertreter; er wollte ſich wieder ganz ſeinem Berufe als Lehrer und Schriftſteller widmen; dringend fühlte er jedoch das Bedürfniß, bevor er mit friſchem Muth wieder an's Werk ging, durch eine Erholungsreiſe ſeine bedeutend angegriffenen geiſtigen und körperlichen Kräfte zu erfriſchen; Frankfurt und Heidelberg, wohin ihn ſo ſchöne Erinnerungen und ſo viele Freunde aus den Jahren 1820 und 1821 lockten, waren die Zielpunkte ſeiner Reiſe. Er war jedoch entſchloſſen, ſich dieſe nur dann zu gönnen, wenn er es ohne Nachtheil für ſeine Familie konnte, und dies war der Fall, wenn er ſich die endliche Auszahlung ſeiner Gehaltszulage und der ihm gebührenden Tagegelder, deren Betrag auf 236 Thaler angewachſen war, erwirkte. Er ſchrieb deßhalb an den ihm befreundeten Regierungsrath Koch in Kaſſel, welcher damals Haſſenpflugs Vertrauen genoß, bat ihn um ſeine Vermittelung bei dem letzteren und wartete nun in Marburg auf das verſprochene Geld; doch vergeblich; weder dies traf ein, noch auch nur eine Antwort von Koch. Somit gab er denn ſeinen Reiſeplan auf und begab ſich am 3. April von Marburg über Kaſſel nach Höxter zu ſeiner Familie. Nach Ablauf der Freizeit kehrte er dann nach Marburg zurück und begann ſeine Vorleſungen wieder.

Wie benahm ſich nun die Regierung gegen ihn, nachdem ſie nichts mehr von ſeiner landſtändiſchen Thätigkeit zu fürchten hatte? Sie fand es nicht der Mühe werth, ihm Wort zu halten; ſie ließ ihn die Stunde, in welcher es ihr gelungen war, ihm ſeine Entſagung abzugewinnen, durch demüthigende Nichtbeachtung ſeiner Anſprüche ſchwer genug büßen. Im Jahre 1833 arbeitete Jordan ein Gutachten über die Standesherrlichkeit des Grafen von Iſenburg-Büdingen aus, welches das Miniſterium des Innern von ihm verlangt hatte. Auf dieſen Umſtand hin erinnerte er unterm 20. November desſelben Jahres Haſſenpflug brieflich an deſſen Verſprechen; doch dieſer ließ ihn ohne Antwort. Vergeblich hatte ſich auch die Ständeverſammlung (ohne Jordan's Veranlaſſung) im Auguſt 1833 bemüht, die Regierung wenigſtens zur Bezahlung der ihm vorenthaltenen Tagegelder zu vermögen. Es war eben eine unſelige verlorene Sache. Im Jahre 1834 hob das Oberappellationsgericht das frühererwähnte Mandat des Obergerichts auf; ſeltſam klang der Entſcheidungsgrund: „weil, wenn auch der Univerſität ein Beſitz des Rechts, ein Mitglied des akademiſchen Senats zum Landtage abzuordnen, ohne daß dieſer Abgeordnete in ſeiner Eigenſchaft als Staatsdiener die Genehmigung des Miniſteriums des Innern zu ſeinem Eintritt in die

Ständeverſammlung bedürfe, beizulegen ſein ſollte, daſſelbe doch nicht auf den zeitigen Abgeorneten der Univerſität für übergegangen zu halten ſei und dieſen nicht zu einer poſſeſſoriſchen Klage berechtigen würde.“ Jordan bezahlte endlich die Strafſumme von 20 Thlr. nach, um nicht einen neuen Prozeß anzufangen. Endlich hatte er noch den bitteren Spott der Regierung zu erdulden, daß die für ihn beſtimmt geweſene Gehaltszulage unter ſeine zwei älteſten Amtsgenoſſen im rechtswiſſenſchaftlichen Fach vertheilt wurde.

Dies alles war jedoch nur das Vorſpiel zu einem ernſteren Schauſpiel, deſſen leidender Held Sylveſter Jordan ſein ſollte; es galt, den unerſchrockenen Vorfechter der Wahrheit und des Rechts, den treuen Freund des Volks völlig zu vernichten, von dem man doch noch immer fürchtete, er würde eines Tages aus dem ſtillen Kreiſe ſeiner Familie wieder in's öffentliche Leben hinaustreten. Allerdings lag das nahe. Die Bauern des Marburger Wahlbezirks erwählten ihn zu ihrem Abgeordneten; Jordan ſchrieb darüber am 15. Oktober: „Ich nahm die Wahl an, um den Leuten zu zeigen, daß ich ſtets bereit bin, für das Vaterland zu wirken, inſoweit es von mir abhängt, machte jedoch die Bedingung, daß, wenn ich die Genehmigung des Miniſteriums, die ich in dieſem Falle nöthig habe, nicht erhalten ſollte, die Annahme als nicht geſchehen anzuſehen ſei, indem ich über die Gründe der verweigerten Genehmigung die Entſcheidung der Ständeverſammlung nicht abwarten wolle.“ Die Genehmigung wurde ihm auch nicht ertheilt, und als man ihn zum zweiten Male wählte, ſchlug er die Wahl aus. Wenn Jordan aber auch bloß als Lehrer des Rechts an der Hochſchule fortwirkte, ſo ſchien er der Partei, welche nach Willkür herrſchte, eben durch ſeinen geiſtigen Einfluß auf die Jugend gefährlich, welche ſeine Anſichten einſt in den Staatsdienſt, in's Richteramt verpflanzen würde. Nicht weniger fürchtete man ihn als Schriftſteller, und man hatte hinlänglichen Grund dazu. Zwar geſtattete ihm ſeine geſchwächte Geſundheit nicht, viel zu ſchreiben, aber alles, was er ſchrieb, war die Sprache eines Geiſtes, der die Pläne der Machthaber, welche dieſe ſchöne deutſche Erde frevelnd verunehrten, bis in's Kleinſte aufdeckte und dem Richterſpruche des geſunden Volksverſtandes preisgab. Dieſe Sprache ſcholl weiter als die eines Volksvertreters im Ständeſaal; wohl war die Preſſe gefeſſelt zum Hohn einer ſo vorzugsweiſen „Nation des Geiſtes“ wie die deutſche; die Wahrheit aber ließ ſich ſelbſt unter allen Beſchränkungen ihres Ausdrucks nicht verkennen. Von allen Arbeiten Jordan's, welche größtentheils in's Gebiet der Rechts- und Staatswirthſchaft einſchlagen *), iſt es insbeſondere eine, welche ſeine verſchiedenen Gegner zur höchſten Erbitterung wider ihn reizen mußte, nämlich ſeine Schrift über „Jeſuiten und Jeſuitismus,“ welche zuerſt in dem achten Bande des „Staatslexikons“, dann aber auch, mit Zuſätzen vermehrt, in einem geſonderten Abdrucke erſchien. Mit ſcharfem Blicke hat Jordan die innerſten Zuſtände der europäiſchen Staaten durchſchaut, die ganze ſtaatliche Ordnung ſeit dem Abſchluß des ſogenannten „heiligen Bundes“ in ihrer ganzen Verderbtheit erkannt. Wahrlich: alle dieſe Staatengebäude, die ſo ſtolz ihre goldenen Giebel emporſtreckten, auf denen das Kreuz recht bedeutungsvoll der Wetterfahne zum Halt diente, — wie gewaltig auch ihre Mauern aus Quadern aufgeführt waren und der Ewigkeit zu trotzen ſchienen, — ſie ſtanden auf Röſten, die der Holzwurm durchnagt hat; all die Menſchen, die da drinnen thronten und Geſetze ſchrieben,

---

*) Als Schriftſteller war Jordan zuerſt mit der Preisſchrift aufgetreten: „Iſt die Eintheilung der Philoſophie in theoretiſche und praktiſche gültig, wenn die Philoſophie in ihrem tiefſten Grunde aufgefaßt werden ſoll?“ Außer mehreren Gelegenheitsſchriften und vielen Beiträgen zu Zeitſchriften und Sammelwerken ſchrieb er: „Ueber die Auslegung der Strafgeſetze mit beſonderer Berückſichtigung des gemeinen Rechts“ (Landshut 1818).“ „Verſuche über allgemeines Staatsrecht“ (Marburg 1828). „Lehrbuch des allgemeinen und deutſchen Staatsrechts“ (Kaſſel 1831).

ſie ahnten's zum wenigſten Theil, daß ſie nur willenloſe Diener einer unſichtbaren Macht waren, welche unter ihnen, über ihnen, neben ihnen waltete, welche ihnen den Taumelbecher würzte und die weichen Pfühle bettete, welche ihre Träume und Gedanken beherrſchte, welche ihre Arme lenkte, den leeren Schall ihres Mundes in Worte verwandelte und ſie der Mitwelt verhaßt und unmöglich, der Nachwelt verächtlich machte. Dieſe Macht hat die ganze Geſellſchaft vergiftet mit dem ſüßlockenden, einſchmeichelnden Grundſatz: Der Zweck heiligt das Mittel; ſie hat den Eigennutz zum Heiligen und die Tyrannei zur Gottheit gemacht. Dieſe Zuſtände beſtehen großentheils noch. Die Menſchheit wird nicht eher ſich ſelbſt erkennen, ſich ſelbſt achten, die Freiheit wird nicht eher eine haltbare Grundlage in ſtaatlichen Formen erhalten, als bis dieſe Macht in allen jenen hunderterlei Geſtalten ausgerottet iſt, in welche ſie ſich zu verwandeln verſteht. Wahrlich: der erweiſt der Menſchheit einen Dienſt und verdient ihren Dank, der ſie in jeder ſolchen wandelbaren Geſtalt entlarvt, der den Teufel unter der abgeriſſenen Maske des Heiligen, und den Tod unter der Majeſtät jener Gottheit herausfindet und für jedes Auge deutlich darſtellt. Aber wer dies thut, der mache ſich auch auf die Rache eines Teufels gefaßt. Jordan hat's gethan; ſeine Schrift über Jeſuiten und Jeſuitismus iſt ein Meiſterſtück; jeder Vater ſollte ſie ſeinen Kindern vorleſen; jeder Lehrer ſollte der Jugend daraus vortragen, ſo würde endlich ein Geſchlecht heranwachſen, geübt im Wachen und im Kampf, und fähig, dereinſt ein geſünderes, völlig freies zu erzeugen. Trefflich hat Jordan nicht blos den kirchlichen Jeſuitismus geſchildert, der „die Verwirklichung der abſoluten Herrſchaft der römiſchen Kirche auf der ganzen Erde, die unbedingte Unterwerfung aller Völker unter die römiſche Hierarchie als letzten Zweck verfolgt, der jedes Mittel, welches zu dieſem Zwecke mittel- oder unmittelbar beiträgt, für erlaubt hält, der jene Herrſchaft nur erreicht durch den unbedingten, blinden Glauben an die Lehre der römiſchen Kirche, und dieſes Ziel wieder nur erreicht durch Verzichtleiſtung auf Denkfreiheit und Vernunftgebrauch, durch vollſtändige Paſſivität des Menſchen, die wieder durch den Abſolutismus der bürgerlichen Herrſchaft gefördert, erleichtert und unterſtützt wird; denn bürgerliche Freiheit verträgt ſich mit blindem Kirchenglauben eben ſo wenig als politiſche Denkfreiheit und freie Wiſſenſchaft." Hieraus ergibt ſich die weitere Folgerung: „Was daher die bürgerliche Freiheit, das freie Denken, den freien Vernunftgebrauch, die freie Wiſſenſchaft hemmt und ſo die Bevormundung und Paſſivität der Völker begünſtigt und fördert, das fällt in das weite Gebiet des Jeſuitismus. Der Jeſuitismus in der weiteren Bedeutung, als mittel- oder unmittelbare Wirkſamkeit für die Herrſchaft der Hierarchie, iſt demnach jede Thätigkeit für die Verfinſterung des Geiſtes, für die Entſelbſtſtändigung des Willens, für die Paſſivität des Menſchen, und jeder Kampf gegen Licht und Wahrheit, gegen Vernunft und Denkfreiheit, gegen freie Forſchung auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, gegen politiſche und religiöſe Freiheit; kurz: er iſt jedes Mittel zur Förderung des Obſcurantismus, des Servilismus und Geiſteszwanges." Dieſe Wirkſamkeit des Jeſuitismus wies Jordan nach in dem Streben jener Staatskunſt, welche nach den ſogenannten Freiheitskämpfen von 1814 und 1815 in der unſeligen Zeit, welche man als die der „Reſtauration" (Wiederherſtellung der alten Zuſtände) bezeichnet, die Alleinherrſchaft zu gewinnen ſuchte. Die Reſtauration ſetzte der ewigen Wahrheit, daß das Volk von Anfang an ſelbſtherrlich ſei und daß der Begriff des Staats nur aus dieſer urſprünglichen und unveräußerlichen Selbſtherrſchaft entſpringe, die „Legitimität" entgegen, ein von Eigenthum an Grund und Boden und von Gott unmittelbar abgeleitetes, von dem Volkswillen unabhängiges Herrſcherrecht; ſomit ging ſie, die Dienerin des Jeſuitismus, um die Idee eines Volkes, als eines Inbegriffes von gleichberechtigten und gleichverpflichteten Staatsbürgern zu unterdrücken, darauf aus, die durch beſondere Vorrechte von einander unterſchiedenen Ständekaſten wieder einzuführen; ſie ſtellte der neuen Philoſophie, als freier wiſſenſchaftlichen Forſchung, den Obſcurantismus („Beſchränkung der Wiſſenſchaft nach Umfang und Gegenſtand auf die poſitiv angenommenen Zwecke und Grundſätze des Staates und der Kirche“) entgegen, und der freien Glaubensmeinung (dem Vernunftgebrauch in Glaubensſachen) den poſitiven Offenbarungsglauben, wie ihn die Kirche auffaßt. Sie war ein Kampf gegen das durch die Fortſchritte der Civiliſation — durch die Geſchichte Nothwendiggewordene, ſohin ein Verſuch des ſchlechthin Unmöglichen, der, wie jedes Anſtreben gegen das Geſetz der Nothwendigkeit, (als ſolches tritt auch die Geſchichte auf) nothwendig zur Verwirrung und zum Untergange führte. So ſchilderte Jordan, auf der Höhe der Zeit ſtehend, das künſtliche Gewebe des Jeſuitismus, womit dieſer Staat, Kirche und Schule umſchlungen hat, er wollte (wie er ſelbſt furchtlos bekannte) auf die Gefahr aufmerkſam machen, in welcher die Gegenwart ſchwebt, er wollte den Weg, um dem Jeſuitismus mit Erfolg entgegenwirken zu können, deutlich bezeichnen und auf das Ziel hinweiſen, „zu welchem das Syſtem der Reſtauration in ſeiner konſequenten Verfolgung nothwendig führt,“ damit Deutſchland gerüſtet und bereit ſei, mit gewohntem Muth ſeine Nationalkleinodien gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Gewiß: dieſe Schrift Jordan's war eine That für's deutſche Volk, deren Werth noch lang nicht genug gewürdigt iſt. Man hat vermuthet, daß ſie den letzten Ausſchlag zur Verfolgung Jordan's gegeben habe. Wenn man nun auch dies nicht beweiſen kann, ſo iſt es doch wenigſtens gewiß, daß ſich der politiſche Jeſuitismus als kunſtgerechter Reiter auf den heſſiſchen Löwen ſchwang, ihn an der Mähne packte und hintrieb, wohin es ihm beliebte. Die geiſtlichen Jeſuiten ſelbſt mochten damals vor der Hand bloß von weitem zuſehen, und ganz unvermerklich ihre Kreiſe enger und enger ziehen, wie ſie's bei all den proteſtantiſchen Höfen gethan hatten, die auf einmal, man weiß gar nicht wie, einen römiſch-katholiſchen Adel um ſich und Katholiken, katholiſcher als der Pabſt, in den höchſten Staatsämtern wirkſam ſahen. War das wohl ein bloßer Zufall? Um aber auf Kurheſſen zurückzukommen, — nun da ging in der letzten Zeit ein gar ſeltſam Gerücht (ich erzähle es blos nach, wie's Hunderte erzählten), daß Jeſuitengelder dorthin gefloſſen kamen, eine ganz ſtattliche Summe, und darauf hin wurden mit Verletzung der §§. 29 und 30 die Deutſch-Katholiken, die proteſtantiſchen Lichtfreunde in einer Weiſe unterdrückt, welche den Unterdrückern ein Merkzeichen der Schande in den Tafeln der Geſchichte erhalten wäre.

Jordan lebte ſtill in ſeinem Lehrerberufe, in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, mit ruhigem Bewußtſein die Verkennung, die Zurückſetzung von Seiten der Regierung ertragend. Er durfte von ſich ſagen: „Höherer Lohn bleibt dem geraden, biederen, wenn auch verkannten Manne, ein Lohn, den Titel und Orden, Ehre, Reichthum und Würde nicht aufzuwiegen vermögen; es bleibt ihm als ſelbſt erworbenes Gut das vorwurfsfreie Selbſtbewußtſein, die geiſtige Freiheit, kurz: die ächte und alleinige Mannheit;“ und wenn er bedachte, daß ſeine Zurückſetzung nur die natürliche Folge einer aufrichtigen Geſinnung und ſeines rückſichtsloſen Strebens für Recht und Wahrheit war, ſo konnte er ſie gern ertragen und ſich des über Eigennutz und Eitelkeit errungenen Sieges freuen; auf den Kreis ſeiner Familie blickend, konnte er freudig ausrufen: „Zähle ich die Häupter meiner Lieben und ſehe ich, es fehlt kein theures Haupt, ſo danke ich meinem guten Vater und bitte ihn um Kraft, ſtandhaft auf der Bahn des wahren Rechten und Guten ferner wandeln zu können, und bin vergnügt, vergnügter als ein König.“ *)

In der Pfingſtfeierzeit des Jahres 1839 beſuchte Jordan mit einem Theil ſeiner Familie ſeinen Schwiegervater Wigand, welcher mittlerweile (1834) nach Wetzlar als Stadtgerichtsdirektor verſetzt worden war und dort einen Verein für Geſchichte und Alterthumskunde ge-

---

*) Nach Stellen aus Briefen Jordan's an Wigand vom 7. April 1836 und vom 4. April 1838.

gründet hatte, welchem Jordan ſeit dem Jahre 1837 als Ehrenmitglied angehörte. Kurze Zeit nach jenem Beſuch, am 18. Juni, wurde Jordan's Haus in Marburg des Morgens von bewaffneter Polizeimacht umſtellt und von der Polizeidirektion und dem Landgerichte eine Hausſuchung vorgenommen. Von Seiten der erſteren wurde ihm eine Verfügung des Miniſteriums behändigt, welche ſeine vorläufige Amtsenthebung „wegen der gegen ihn eingeleiteten gerichtlichen Unterſuchung, die Betheiligung an revolutionären Umtrieben betreffend,“ ausſprach; das Landgericht eröffnete ihm, daß es die Einleitung der Unterſuchung ſofort verfügt habe. Die Anklage lautete auf: „verſuchten Hochverrath durch Theilnahme an einer hochverrätheriſchen Verſchwörung und auf Beihülfe zum verſuchten Hochverrath durch Nichthinderung hochverrätheriſcher Unternehmungen.“ Nicht blos Jordan's Familie war davon auf's Tiefſte erſchüttert; in ganz Deutſchland brachte die Kunde von ſeiner Verhaftung unbeſchreibliche Aufregung hervor. Mit jenem 18. Juni des Jahres 1839 erlangte Jordan durch ſein Leiden, wie früher durch ſein Handeln eine neue Bedeutung für unſer Vaterland. Alle Schmach, allen Fluch, welchen je ein dem deutſchen Volke von Haus fremdes, erſt ſpäterhin eingeführtes und dem Rechtsgefühl der ganzen Nation widerſtrebendes, Gerichtsverfahren, das geheime, über unſer Volk gebracht, ſie enthüllten ſich jetzt erſt in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Gleichviel, ob Jordan ſchuldig oder nicht, — er wurde der Märtyrer des geheimen Verfahrens, dem der ſterbende Weidig mit ſeinem Blute ein Verdammungsurtheil an die einſame Kerkerwand geſchrieben hat, welches, von Schergenhänden dort ſchnell verwiſcht, dennoch vom ganzen deutſchen Volke geleſen und laut gutgeheißen worden iſt.

Alſo Theilnahme an einem hochverrätheriſchen Unternehmen, Beihülfe zum verſuchten Hochverrath durch Nichthinderung hochverrätheriſcher Unternehmungen, — das war das Verbrechen, deſſen Jordan angeklagt war! Das Ereigniß nun, an welchem er ſich durch „Nichtverhinderung“ betheiligt haben ſollte, war eine durch mehrere ſüddeutſche Länder verzweigte Verſchwörung zum Sturz der bisherigen Staatsverfaſſung Deutſchlands, zum Sturz des Bundestages und zur Herſtellung eines großen, einigen Freiſtaates, genannt Deutſchland, ſtatt des bisherigen Einzelſtaaten- oder vielmehr Fürſten-Bundes ohne Freiheit, ohne Kraft und ohne Würde. Das Unternehmen kam in Frankfurt am 3. April 1833 verfrüht zum Ausbruch und ſcheiterte vollſtändig. Jener Ausbruch iſt unter der Bezeichnung „Frankfurter Attentat“ bekannt. Es war der gewaltſame Verſuch einer ſehr geringen Minderzahl; das deutſche Volk im Großen und Ganzen wußte nichts davon, es war überraſcht, als der Verſuch geſchah, es unterſtützte ihn nicht, es billigte ihn nirgendswo, nachdem er verunglückt war, wenn es auch ſeine Theilnahme an den Geſchicken der Jünglinge und Männer nicht verhehlte, welche ihr Leben muthig für eine hohe Idee auf's Spiel geſetzt hatten. Und dennoch war das verunglückte Unternehmen aus dem Gefühl des gerechten Grolls hervorgegangen, welches die ganze Nation erfüllte, aus dem Bewußtſein der Naturwidrigkeit, Unwürdigkeit und Volksfeindlichkeit des ganzen Syſtems, welches wie ein Netz über ganz Deutſchland lag. Das Volk im Ganzen haßte den Bundestag längſt als das Werkzeug der Metternich'ſchen, der ruſſiſchen Politik, es *verachtete* ihn, den Bundestag, und zwar mit vollem Recht. Aber das Volk im Großen und Ganzen *that* nirgends etwas, um dieſe Geſinnungen und Gefühle offen und ehrlich auch *kundzugeben*; und fragt man, warum es ſich ſo gebehrdete, ſo iſt die Antwort darauf die: Es war geiſtig und ſittlich verweichlicht, entnervt war es bis zur Verderbtheit. „Bei einem ſittlichkräftigen Volk (ſo äußerte ſich Jordan einmal) iſt ebenſo wenig Zwingherrſchaft möglich als bei einem ſittlichverdorbenen Volk zu vermeiden; wenn daher ein Volk über ſchlimme Zeiten, über Bedrückung und Tyrannei klagt, ſo liegt hierin nur ein mittelbares Selbſtbekenntniß der eigenen ſittlichen Verdorbenheit.“ Das war leider damals in Deutſchland der Fall. Dem deutſchen Volke konnte nur durch zweierlei geholfen werden; es mußte allmälig zum Bewußtſein ſeiner Entnervung, ſeiner Entſittlichung, ſeiner Schmach, gebracht werden durch eine alle Schichten durchädernde Aufklärung und Bildung, und dann mußte es, wie früher von Napoleon, ſo jetzt von ſeinen einheimiſchen Zwingherren noch immer grauſamer mißhandelt, es mußte bis zum Bettelſtab, bis zum Hungertod gebracht werden, damit ſeine wiedererſtarkte Lebenskraft, nach einem Naturgeſetze, durch den ärgſten Druck zum kräftigſten Gegendruck und ſomit zur Geſammterhebung wider die maſſenhafte Gewalt getrieben ward. Alle dieſe Vorausſetzungen mißkannten die Theilhaber der Verſchwörung vom Jahre 1833; ſie überſahen die Nothwendigkeit der geiſtigen und ſittlichen Reiſe, ſie bauten blos auf den lockeren Sand der Unzufriedenheit, der hie und da, durch einen Bundestagsbeſchluß aufgerüttelt, in die Höhe wirbelte und ihnen in die Augen flog. Der jugendlichen Begeiſterung, welche einzelne wahrhaft tüchtige Männer der Verſchwörung durchglühte, fehlte endlich auch eine durchgreifende würdige Genoſſenſchaft; Unwürdige, Untaugliche umſtanden ſie dafür in Menge; der leichte Muth der Jugend hoffte mit einem Ruck die alten Zuſtände aus den Angeln zu heben; war ihnen das gelungen, dann glaubten ſie die Neugeſtaltung ebenſo leicht vollbringen und dadurch feſtigen zu können, wenn ſie an die Spitze der neuen Zuſtände eine Regierung ſtellten, welche aus bewährten Volksfreunden beſtehen ſollte, deren Namen weit und breit im Vaterlande den beſten Klang hatten; dazu ſchien ihnen nun, nebſt Rotteck, Itzſtein und Andern, auch Jordan geeignet.

Die Unterſuchung, welche gegen Jordan wegen Mitwiſſenſchaft an der Verſchwörung und Nichtverhinderung hochverrätheriſcher Unternehmungen geführt wurde, war daraufhin eingeleitet worden, daß ſein Name in den Unterſuchungen der wegen des „Frankfurter Attentats“ Verhafteten häufig genannt wurde. Wenn man bedenkt, wie ſehr ihn die kurheſſiſche Regierung als Schöpfer und Verfechter der Verfaſſung haßte, wie ſehr ſie ihn als Liebling des Volks fürchtete, wie wenig es ihm die Eiferſucht eines Höchſtſtehenden vergeſſen konnte, daß er Huldigungen empfangen hatte, wie ſie einem Fürſten nicht wurden, wie viel dem Jeſuitismus daran liegen mußte, ſeinen gefährlichſten Gegner verſtummen und unſchädlich zu machen, — ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß alle dieſe Einflüſſe zuſammen thätig geweſen ſein mochten, um die erſten Anzeichen, auf welche hin ein Angriff gegen Jordan gemacht werden konnte, begierig und mit Eifer aufzufaſſen. Indeſſen fehlten auch dem ſcharfſichtigſten Späherblick überall jene beſtimmten Spuren, welche zur Auffindung einer Gewißheit über Jordan's Betheiligung oder Mitwiſſenſchaft führen konnten. Er ſelbſt ſtellte beides auf's Entſchiedenſte in Abrede, und ebenſo wenig ließ ſich aus ſeinen eigenen Papieren oder aus jenen der anderen Verhafteten ein ſchriftlicher Beweis gegen ihn ermitteln. Für den heutigen Standpunkt iſt es übrigens auch in Bezug auf die Perſon Jordan's und ſeine Sicherheit völlig gleichgültig, ob er die ihm angebotene Präſidentſchaft einer deutſchen Republik angenommen, ob ſie ihm auch nur angeboten worden, ob er von dem ganzen Unternehmen überhaupt etwas gewußt, oder nicht. Geſetzt alſo auch, daß das Erſtere der Fall war, — in Ermangelung irgend eines Beweiſes konnte und durfte man ihm nichts anhaben, noch ihn in längerer Unterſuchungshaft halten, wenn man nicht offen alles Recht und alles Rechtsgefühl der Nation verhöhnen wollte. Und doch lag allen ſeinen Gegnern ſoviel daran, daß er nicht ſobald freigeſprochen aus dem Kerker hervor in ſeinen früheren Wirkungskreis zurückeile. Für die Verwirklichung dieſes Wunſches bot ſich nun eine willkommene Auskunft, als der Apotheker Döring, in deſſen Hauſe zu Marburg Jordan gewohnt, mit dem er näheren Umgang gehabt hatte, plötzlich eine Reihe von gewichtigen Angaben vorbrachte, welche gegen den letzteren ſprachen. Was war nun dieſer Döring für ein Menſch! Gewichtiger als alles zeugt gegen Döring folgender Brief ſeiner eigenen Frau, welche am 2. März 1841 an Jordan's Schwägerin unter Anderm ſchrieb: „An Ihre gute Schweſter werde ich erſt dann ſchreiben, wenn ich von demjenigen auf immer geſchieden bin, welcher, wie ich zu meinem unausſprechlichen Kummer gehört habe, durch ſeine lügenhaften Ausſagen ſo verderblich auf das Schickſal Ihres Schwagers gewirkt hat. Ich kann Ihnen nicht ausſprechen, wie ſchrecklich dieſe Nachricht für mich war, und wenn ich nicht ſchon früher beſtimmt geweſen wäre, mich ſcheiden zu laſſen, ſo würde dieſe Handlung meinen Entſchluß beſtimmt haben. Ich hoffe, die Zeit wird nun bald kommen, wo ich einmal frei aufathmen kann, indem ich nicht mehr an einen Mann gekettet bin, den ich ſo ſehr verachten und verabſcheuen muß.“ — Döring war ein charakterloſer und ſittenloſer Menſch, ausſchweifend und lügenhaft. Er war allerdings bei der Verſchwörung auf's Weſentlichſte betheiligt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er den Umſtand, daß Jordan in ſeinem Hauſe wohnte, ja daß dieſer eine Zeitlang ſogar ſein Tiſchgenoſſe war, mißbrauchte, um ſich einer genaueren Freundſchaft mit ihm zu rühmen und darauf hin Hoffnungen und Zuverſicht in den Verſchwornen zu erwecken. Döring war wegen eines Todſchlages zu 6 Jahren Feſtung und wegen Hochverraths zu 15 Jahren Feſtung verurtheilt worden; wegen neuer Anzeigen ſah er einer neuen Unterſuchung entgegen. Vergeblich ſuchte er lange nach einem Rettungswege; endlich glaubte er einen ſolchen gefunden zu haben. Er machte die Anzeige, daß er im Stande ſei, über die revolutionären Umtriebe Eröffnungen von größter Wichtigkeit zu geben, und daß er unter der Bedingung der Begnadigung alles enthüllen werde. Darauf hin gab ihm denn ſein damaliger Landesherr, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, unterm 18. Februar 1840 die Zuſage einer theilweiſen oder völligen Begnadigung, „nach Maßgabe der Erheblichkeit ſeines Geſtändniſſes und der Stärke der von ihm zur Ueberführung der Mitſchuldigen und Feſtſtellung des Thatbeſtandes angezeigten Beweismittel.“ Wollte nun Döring dieſe Bedingung erfüllen, ſo mußte er alle ſeine Gedanken auf die Zuſtandebringung erheblicher Geſtändniſſe richten; was konnte ihm aber dazu beſſer dienen, als die Anführung eines Namens von ſolchem Gewicht wie Jordan? Auf ihn alſo wälzte er die ganze Schuld; es kam aber auch noch dazu ein anderer Beweggrund: Rachluſt. Jordan hatte ihm nämlich erbetene Unterſtützung verweigert, er hatte ebenſowenig Döring's Wunſch erfüllt, deſſen Frau zur Zurücknahme der Scheidung zu veranlaſſen; er hatte endlich während des Vorverfahrens Döring's Charakter in ſeiner wahren Geſtalt dargeſtellt und dieſe Darſtellung hatte der Unterſuchungsrichter nach Berlin geſchickt, wo ſie dem Döring vom dortigen Unterſuchungsrichter vorgehalten wurde. Und trotz dieſer Umſtände konnte man auf Döring's Anklagen von Jordan's Mitwiſſenſchaft Gewicht legen; ja man konnte ſogar „in den perſönlichen Verhältniſſen des Döring zum Angeklagten eher einen Grund für, als gegen die Wahrheit ſeiner Ausſagen gegen dieſen finden!“ Ich wiederhole es, — und jetzt, wo längſt ſelbſt die wegen politiſcher Vergehen aus jener Zeit Verurtheilten völlig in dem Genuß ihrer bürgerlichen Rechte hergeſtellt ſind, — jetzt kann man's um ſo mehr ſagen: ſelbſt, wenn Jordan die Wahl zum Präſidenten einer künftigen deutſchen Republik annahm, — dieſe Art von Beweisführung gegen ihn war durchaus ungenügend, ſie war ungerecht, ſie war, (was noch mehr iſt) unſittlich, ein treues Abbild im Kleinen von der ungeheueren ſittlichen Verderbtheit, welche das Regierungsſyſtem Kurheſſens, ſowie die ſämmtlichen Deutſchlands, durchäderte und eine Revolution über kurz oder lang nothwendig machte. Ein ähnlicher Zeuge, deſſen Ausſagen gegen Jordan benutzt wurden, war der Gemeinderath Johann Konrad Kuhl in Butzbach, von dem es erwieſen iſt, daß er ſich einerſeits von den Verſchwornen für ihre Zwecke und anderſeits von der Regierung als Spion gebrauchen ließ. Durch beide Zeugen, deren Ausſagen Jordan durchaus beharrlich in Abrede ſtellte, konnte kein unmittelbarer Beweis gegen ihn geführt werden, ebenſowenig, wie ſich ein ſolcher durch Urkunden führen ließ.

Noch bei weitem weniger hielten die Verdachtgründe Stich, welche gegen Jordan hervorgehoben wurden. Nur einige wenige derſelben ſollen hier hervorgehoben werden, damit man einen Begriff haben kann, wie die vorgefaßte Meinung: „Jordan müſſe nun einmal ſchuldig ſein,“ den unbedeutendſten, gleichgültigſten Umſtänden eine geheime Abſicht unterſchob. „Jordan ſoll Umgang mit Revolutionären, ſogar Freundſchaft mit einigen gehabt haben.“ Allerdings war das der Fall; er hatte mit ihnen, wie mit einer Menge Menſchen Bekanntſchaft; aber eben die bezichtigten, Dr. Eichelberg, Dr. Hoch und Dr. Scheffer ſtimmten darin überein, daß ſie niemals mit Jordan über ihre revolutionären Pläne geſprochen, ihm nie die Beſtrebungen der Umſturzpartei mitgetheilt hatten. „Er ſollte ferner mit mehreren auswärtigen Hauptleitern der revolutionären Bewegung in Verkehr geſtanden haben.“ So war z. B. der Buchhändler Franckh aus Stuttgart bei Jordan geweſen und hatte eine Unterredung mit ihm gehabt; und Döring ſagte nun davon: Franckh habe Jordan die Präſidentſchaft angeboten, dieſer ſie angenommen. Jordan ſowohl als Franckh ſtellten dies in Abrede und der letztere ſagte das Gegentheil aus; er ſei nur deßhalb zu Jordan nach Marburg gereiſt, „um dieſen zur Mittheilung von Korreſpondenzartikeln für ſeine „Donau und Neckar-Zeitung“ aufzufordern“. Ein dritter Verdachtgrund gegen Jordan war ſein angeblicher „Verkehr mit zwei Emiſſären, Namens Marcsaulle und Wolfrum.“ Dieſer Verkehr beſtand der Wahrheit nach darin, daß Jordan den einen von beiden zurückwies und den andern kurz abfertigte. Ferner machte man gegen Jordan geltend, „daß die Betheiligten in Marburg und auswärts allgemein davon überzeugt waren, daß Jordan nicht nur mit dem Unternehmen einverſtanden ſei, ſondern auch demnächſt, nach erfolgtem Ausbruch, mit an die Spitze treten werde!“ Zugegeben, daß ſie davon überzeugt waren, muß man fragen, ob es ſich beweiſen ließ, daß Jordan irgend etwas geſprochen oder gethan, um dieſe Ueberzeugung zu begründen; bei dem Mangel jeden Beweiſes dafür muß jedoch dieſe Frage mit Nein beantwortet werden und das ganze Gewicht der Lächerlichkeit dieſes Verdachtgrundes fällt auf die, welche auf denſelben Gewicht legen wollten. Dann wurde noch ein — Briefumſchlag zum Ankläger gegen Jordan geſtempelt; warum? Doch gewiß, weil ein verbrecheriſcher Brief drinnen geſteckt hat? O nein, weil „wahrſcheinlich etwas Verdächtiges drin geſteckt haben ſoll.“ Alſo das Verdächtige war nur Vermuthung, und die Vermuthung beruhte wieder auf einer Vermuthung! Was würde ein Geſchwornengericht zu einem ſolchen Scharfſinn des geheimen Gerichtsverfahrens ſagen? Die plötzliche Reiſe Jordan's von Höxter nach Marburg, die beabſichtigte nach Frankfurt und Heidelberg, — das waren nun auch wieder ſchwere Verdachtgründe, man ſtellte ſie mit Briefen zuſammen, die ihn berufen haben ſollten; wahrlich: man glaubt die Urkunden eines Hexenprozeſſes aus dem 17ten Jahrhundert zu leſen, wenn man in den gerichtlichen Entſcheidungsgründen die ganze Kettenrechnung von bloßen Vermuthungen überblickt, welche aus einer ſchöpferiſchen Einbildungskraft hervorgingen, die in jedem Schritt und Tritt des Angeklagten eine geheime Abſicht, eine lichtſcheue That, etwas Räthſelhaftes wittert. Das iſt eben das Unſelige dieſer bisherigen Rechtspflege, die ſich vom deutſchen Weſen und vom deutſchen Volkscharakter ſoweit entfernt hat, daß ſie, ſtatt die Unſchuld eines Angeklagten vorauszuſetzen, immer von der Vorausſetzung ſeiner Schuld ausging und alles aufbot, eine ſolche herauszubringen. Gerechtigkeit iſt in ihrem innerſten Kern und in ihrer höchſten Bedeutung Blüte, Frucht und Samenkorn der Menſchlichkeit, und Menſchlichkeit ſetzt in jedem Menſchen das Gute ſo lange voraus, bis das Gegentheil erwieſen iſt. Wenn alſo eine Rechtspflege gerade umgekehrt zuerſt die Schuld vorausſetzt und die Schuldloſigkeit nur gleichſam gezwungen zugibt, ſo verfällt ſie dem höchſten Gericht der göttlichen Gedanken, welche in der Menſchheit von

Anfang her vorhanden ſind, als ein Majeſtätsverbrechen gegen die Menſchlichkeit, und muß als ſolches verurtheilt werden. Doch blicken wir auf Jordan zurück! Was wagte man nicht alles als Verdachtgründe gegen ihn aufzuſtellen! Als einen ſolchen machte man geltend „die damalige Stimmung des Angeklagten gegen die kurfürſtliche Staatsregierung, welche bei ihm eine Geneigtheit, ſich ſtaatsfeindlichen Unternehmungen anzuſchließen, annehmen läßt.“ Wenn alſo die Regierung durch ungerechte Feindſeligkeit und Verfolgung einen Mann, der dem Staate den größten Dienſt gethan, der die Grundlage einer Rechtsordnung und Geſetzesherrſchaft geſchaffen, auf's Empfindlichſte kränkt, dann läßt ſich „annehmen,“ daß er geneigt iſt, eben jene Grundlage umzuſtoßen? Es bedarf keines Hinblick's auf jene vertraulichen Aeußerungen des ſchwerverletzten Mannes an ſeinen Freund, Aeußerungen, von denen er nie ahnen konnte, daß ſie je an's Licht der Oeffentlichkeit kämen, — es bedarf des Hinblicks darauf nicht, um das Entwürdigende zu erkennen, was in einer ſolchen gerichtlichen Auffaſſung liegt. Unſelige Zeit, in welcher das geſunde Rechtsgefühl in der Menſchenbruſt durch lange Gewohnheit allgemeiner Unterwürfigkeit ſo getrübt iſt, daß die naturgemäße Empfindung des Unterdrückten geächtet werden kann, während der Unterdrücker frei ausgeht. Das konnte in Deutſchland gewagt werden. Das, und freilich noch mehr! Am Schluſſe ſeines Urtheils behauptete der Richter noch, „daß das Verhalten des Angeklagten keineswegs dem Bilde eines Mannes entſpreche, der durch falſche Anklagen oder durch ein zufälliges Zuſammentreffen verdächtiger Umſtände in Unterſuchung gerathen iſt!“ Nun denn, was war es wohl, worauf der Richter dieſe Verdächtigung begründete? Jordan habe ſehr viele Thatumſtände nicht geradezu in Abrede geſtellt, ſondern nur erklärt, daß er ſich derſelben nicht mehr erinnere, er habe durch eigene factiſche Angaben nicht ſelbſt zur Aufklärung beigetragen! Und ſo geht es weiter; die ſtärkſte Beſchuldigung kommt zu guter Letzt: „er habe bei der Confrontation mit Döring weder Unwillen noch Entrüſtung an den Tag gelegt und es vermieden, ſich mit demſelben in Widerſpruch, ja in Streit einzulaſſen.“ Nun, einem Manne, der in ſeiner Denkſchrift an das Oberappellationsgericht erklärte: „er trete nicht als ein um Gnade, ſondern bloß um ſtrenges Recht Bittender vor deſſen Schranken,“ einem ſolchen Manne muthete man zu, durch den Anblick ſeines Anklägers erſchüttert zu werden? An einem Mann wie Jordan, durch deſſen ganzes Leben ſich ein feſtes Gottvertrauen zieht, und in deſſen Charakter einer der ſchönſten Züge Verſöhnlichkeit iſt, der dieſe Geſinnung ſelbſt gegen einen Haſſenpflug bethätigte, an einem ſolchen Manne kann ein Richter eine Vermuthung des Schuldbewußtſeins darin finden, wenn er in ruhiger Würde es verſchmäht, ſeinen Ankläger, den er verachtet, mit Vorwürfen zu überhäufen? König der Könige, Richter der Richter! o was mußte in der Zeit, die wir alle durchlebt haben, auf deutſcher Erde nicht alles „Schuld“ ſein! Wenn Jordan wirklich von der Abſicht einer freiheitlichen Neugeſtaltung Deutſchlands wußte, — wie konnten ſolche Verdachtgründe genügen, um gegen ihn zu erkennen?

Nun denn, ſo laßt uns ſehen, wie Jordan's Benehmen während der Unterſuchung wirklich war; blicken wir in's Innere ſeiner Seele! Die plötzliche Verhaftung hatte ihn tief ergriffen, er dachte an die Angſt und die Leiden ſeiner Angehörigen; er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ſeine Frau, vor der er nie Geheimniſſe gehegt, ihn eines Verbrechens fähig halten müßte. Da ſetzte er ſich nieder und ſchrieb folgende Zeilen an ſie:

„Du kennſt ja, Weib, ſeit langer Zeit
Mein Treiben und mein Sinnen,
Sah'ſt du mich je in Dunkelheit
Verruchte Ränke ſpinnen?
Du weißt, mein Aug' war immer rein,
Du ſah'ſt's im Auge ſtrahlen;
Sag', könnt' das Auge heiter ſein,
Litt' ich Gewiſſensqualen?

So ergoß er die Empfindungen ſeiner Seele in mehderen anderen Gedichten: „an Gott“, „das Vaterland“, „die zwei Wege“; ſein Gottvertrauen gab ihm Kraft und Halt, hob ihn auf einen höheren Standpunkt, von welchem aus er das Menſchenleben mit all ſeinem Wechſel von Glück und Leid wie eine reiche Landſchaft überblickte, deren Waldberge und Fruchtthäler bald im klarſten Sonnenlichte heiter daliegen, bald von Wolkenſchatten trüb überhaucht werden. „Nie verzagt“ (ſo ſchrieb er am 7. Aug. 1839 an Wigand) „wenn es draußen ſtürmt und ſogenanntes Unglück auf uns hereinbricht! Es iſt nur ein Gewitter, das uns moraliſch, wie das Gewitter in der phyſiſchen Welt die Pflanzen und Thiere, heben und neubeleben ſoll. Der Sturm geht vorüber und in neuem erhöhtem Glanze ſteigt die geiſtige Sonne der allgemeinen Anerkennung im Oſten herauf, und wir können, ſtark durch die Prüfungsſtunde geworden, auch wieder um ſo ſegensreicher für die Menſchheit wirken und ſo die Theilnahme, die uns früher ungeheuchelt gezollt wurde, auf eine würdige Weiſe vergelten . . . . Die Unterſuchung dauert noch fort, und wird mit Eifer betrieben. Daß ich ruhig und heiter dabei bin, und Alles gelaſſen ertrage, kannſt du aus dieſem Briefe entnehmen.“

Für Jordan waren übrigens noch herbere Leiden aufgeſpart. In jener Zeit, da eine von dem Regierungsſyſtem abweichende, derſelben entgegengeſetzte politiſche Meinung für ein gemeines Verbrechen galt, ſchlimmer als Diebſtahl, Ehebruch, Raub und Mord, hatte die herrſchende Gewalt ebenſowenig einen Begriff von der Ehrlichkeit eines Angeklagten, daß er muthig dem Rechte ſtehen werde, als von der Schmach, womit ſie ſich ſelbſt Angeſichts der Welt dadurch befleckte, daß ſie bei den ihr mißliebigen, von ihr gefürchteten Perſonen jedesmal von der gewiſſen Vorausſetzung einer vorhandenen Schuld ausging und daß ſie die Unterſuchung bereits in eine Strafe, grauſamer als die wirklich zu verbüßende, verwandelte. Behr, Eiſenmann, Wirth, und wie ſie alle heißen, die Märtyrer des freien männlichen Worts, ſie können zeugen von der Unmenſchlichkeit der Unterſuchungshaft, die das Kainszeichen des geheimen Gerichtsverfahrens war. Auch Jordan ſollte in die Reihe dieſer Märtyrer treten, — als der letzte, wenn es eine Gerechtigkeit im Himmel, wenn es ein deutſches Volk auf Erden gibt. Am 28. Auguſt 1839 wurde Jordan's Haft im Hauſe in Kerkerhaft auf dem Marburger Schloſſe verwandelt. Dieſes Bergſchloß (wie Jordan ſelbſt es mit bitterm Spott ſchildert *), das mit fürſtlicher Würde Oberheſſen überſchaut und mit tiefem Ernſt überwacht, war einſt die Wiege des Landgrafen Philipp des Großmüthigen, des größten heſſiſchen Fürſten; man kann hier ausrufen: „Seht aus dem Nationalheiligthum haben ſie ein Zuchthaus gemacht, die Perle des Landes in den Koth getreten!“ Dieſer Wechſel der Haft erſchütterte den Gefangenen und ſeine Familie auf's Heftigſte; ſeine Geſundheit war untergraben. Die Aerzte, welche für ſein Leben fürchteten, drangen endlich darauf, daß er wieder in ſein Haus gebracht werde. Man gab ihrem Verlangen nach, nicht aus Menſchlichkeit — was lag daran, ob Jordan Familienvater war, — nein, dieß Leben ſollte wenigſtens ſo lange gefriſtet werden, bis ein Geſtändniß erpreßt, eine Ueberführung gelungen war! Da ſaß nun der kranke Mann drinnen im Zimmer, unfähig zu einer Flucht; die Schlange des Siechthums, die ſich in der Wiege Philipps des Großmüthigen um ihn geringelt hatte, feſſelte ihn ſicher genug; und dennoch ſtand auf der Schwelle, wie zum Hohne ſeines Gebreſt's, der Gensdarme mit geladenem Gewehr, und andere Wächter, bewaffnet, als gält' es einen Löwen zu hüten, umſchlichen das Haus. Wäre Jordan aber auch in der Fülle der Geſundheit geweſen, hätte ſeine Bruſt, die jetzt ſo ſchwer aufathmete, ſich ſtark genug gefühlt, im raſchen Lauf die Luft der Freiheit zu ertragen, — wahrlich: dennoch hätte er die Haft nicht verlaſſen, denn das wußte er: Flucht hätten ſeine Feinde, die ſo lang vergeblich um Beweiſe ſeiner Schuld überall umher geſucht, als den triftigſten betrachtet und jubelnd hätten ſie dann

---

*) „Wanderungen aus meinem Gefängniſſe“ (Frankfurt a. M. 1847).

dem Volke zugerufen: „Sieh', das iſt dein geprieſener Held, er hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen!“ Ja, hätten ſie ſelbſt ihm aus Gnade die Pforten ſeiner Haft aufgeſchloſſen, er wäre nicht herausgeſchritten, bevor ein Urtheil geſprochen worden, bevor das Recht zu Ehren gekommen wäre, wie er's mit Zuverſicht erwartete. Das konnte er freilich, ob er auch als Rechtsgelehrter all den Unſegen des geheimen Verfahrens kennen mußte, das konnte er nicht ahnen, daß er in ſolcher Unterſuchungshaft vier Jahre werde verharren müſſen, bis endlich das Urtheil gereift! Vier Jahre Unterſuchungshaft! Welches Verdammungsurtheil über das geheime Verfahren liegt in dieſen Worten und welche furchtbare Anklage zugleich gegen diejenigen, die das ſchmachvolle Joch auf dem Nacken unſers Volks ſo lang im Namen der Wiſſenſchaft und des Staatswohls zu vertheidigen, zu erhalten gewagt! Wo Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Schwurgericht walten, da reichen vier Wochen ſo weit als vier Jahre. Vier Jahre, und während dieſer Friſt nicht einmal der letzte Troſt des Strafgefangenen: wenigſtens unbehelligt zu ſein! Vier Jahre Unterſuchungshaft, das heißt: vier Jahre dreifacher Strafe, mit allen Qualen der Verhöre, mit allem aufreibendem Kampf gegen verfängliche Fragen, mit aller Aufmerkſamkeit auf die Schreib- oder Ohrenfehler des Schreibers, mit aller Vorſicht Tag und Nacht gegen eine unſichtbare Macht, welche nach der Bläſſe oder Röthe der Wangen, nach Froſt oder Hitze, nach hellem oder trübem Blick, nach lautem oder mattem Ton der Stimme, nach tauſend kleinlichſten Kleinigkeiten, nach Umſtänden draußen, von denen der Gefangene nichts ahnt, ihre Muthmaßungen ſchöpft, die ſie zu Vorausſetzungen ausformt, welche letztere ſie wieder zum Rechenexempel verwendet, um durch Plus und Minus, durch Quadrat und Wurzel die unbekannte Größe der Schuld finden zu können. Vier Jahre Unterſuchungshaft! Während dieſer kann dem Gefangenen Alles, was er liebt, in Elend verfallen und dahin ſterben; das geheime Verfahren kümmert ſich nicht darum. Nur der Dichter dringt mit dem Seherauge, mit dem Auge des

Herzens, in die Seele des Gefangenen, in die Stätte des Jammers, an's Sterbebette der Tochter. Und das war bei Jordan der Fall. Des Dichters Blick folgte der Seele auf ihrem Fluge zum Himmel empor und ſah ſie eintreten in den Kreis der edelſten Deutſchen, die ihr entgegenſchritten, — Seumes, Schillers, Huttens, Schuberts, — die ihr die heißen Thränen in den Augenlidern ſahen, welche des Vaters Hand nicht zugedrückt, und des Dichters Ohr vernahm des zürnenden Seume's Wort:

„Neben Hutten ſoll dein Vater ſitzen!
Tochter Jordan's, bet' und ſei getroſt" *).

Das waren harte Prüfungen für einen Mann, der ſein höchſtes Glück, ſeine Entſchädigung für ſoviel Verkennung, Kränkung und Verfolgung im häuslichen Kreiſe fand, — die Tochter, einen Sohn und noch zwei Kinder zu verlieren. Dennoch, wie ihn auch die unendliche Verzögerung der Urtheilsſprechung marterte, blieb er ſich gleich, erhielt er ſich die Stärke der Gemüthsruhe durch die Kraft des Glaubens. „Was unſterblich dort leben ſoll, muß hier im Leben untergehen, und der Menſch wird wiedergeboren für ein reineres Beſtehen durch den Tod", das war der Troſt, den er in dem Himmel der eigenen Bruſt fand. „Glaube nicht, daß ich verzagt bin", ſchrieb er einſt (im Frühling 1842) ſeinem Schwiegervater mitten im Schmerz um den Verluſt eines Kindes, im eignen Unwohlſein und niedergedrückt beim Hinblick auf die Länge des Prozeſſes, — „mein Glaube an Gott und mein Vertrauen auf ihn, ſowie die Ueberzeugung, daß das Wahre und Gute ſtets ſiegen werde, aber nur zum Durchbruch kommen könne durch Ueberwindung des Irrigen und Böſen, werden mich ſtets aufrecht erhalten und mir Kraft verleihen zum Widerſtande gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens . . . . Ich gehe faſt täglich ſpazieren, meiſt in meinem Garten, be-

---

*) Freiligrath „ein Glaubensbekenntniß" (Mainz 1844).

gleitet von einem Gensdarmen mit geladenem Gewehr. Er ſagt: dies dürfe er nicht weglaſſen, bei Vermeidung des Arreſtes; obwohl es jeder Gensdarme gern thäte, da jeder weiß, daß ich nicht entfliehen werde; — was ſoll dieſer Eclat; er erregt nur Lächerlichkeit, wie immer, wenn man aus einer Mücke einen Elephanten macht." Ein anderer Troſt in ſeiner Haft war die Theilnahme ganz Deutſchlands an ſeinem Geſchick. Am 19. April 1843 ſchrieb er folgende Zeilen an Wigand: „Die rege Theilnahme an meinem Geſchick iſt ein Troſt, den mir Gott ſendet, und der um ſo erhebender wirkt, je weniger ich ihn erwarten durfte, und je mehr man es hier gerade darauf angelegt hat, meine Popularität zu untergraben und mich ſo dem Elend und der Vergeſſenheit preiszugeben. Ich fühle es tief: die Tugend iſt kein leerer Schall. Der Gedanke: Deutſchland, das ich bei meiner ganzen Thätigkeit vorzüglich im Auge hatte, vergißt ſeinen redlichen Sohn nicht, gibt mir neuen Muth zu dulden, und ſtärkt zugleich meinen ſtets feſtgehaltenen Vorſatz, meine noch übrigen Kräfte dereinſt ihm ganz zu weihen." Nein, wahrlich, edler Jordan, Deutſchland vergaß dich nicht, und wird dich nicht vergeſſen!

Am 14. Juli 1843, alſo etwas mehr als vier Jahre nach Jordans Verhaftung, erließ endlich der Kriminalſenat des kurfürſtlichen Obergerichts zu Marburg das Urtheil. Es lautete: „Der Profeſſor Dr. Sylveſter Jordan, von hier, wird unter Entbindung von der Inſtanz; hinſichtlich der Anſchuldigung des verſuchten Hochverraths durch Theilnahme an einer hochverrätheriſchen Verſchwörung, wegen Beihülfe zum verſuchten Hochverrathe durch Nichtverhinderung hochverrätheriſcher Unternehmungen, unter Anrechnung eines Theils der Unterſuchungshaft, zu einer fünfjährigen Feſtungsſtrafe, nebſt Dienſtentſetzung verurtheilt." Man erſchrickt, wenn man dieſe hergebrachte Gerichtsſprache hört; welch ein Athem gehört dazu, ſolch einen Satz auszuſprechen, und welche Faſſungskraft des Geringeren gehört dazu, den Sinn derſelben zu behalten! Und doch ſoll ja das Recht — Volksſache ſein; es muß die Zeit kommen und ſie iſt nahe, wo der volksthümliche Geiſt der Rechtspflege auch einen volksthümlichen Ausdruck finden wird. Man erſchrickt aber noch mehr vor dem Urtheil ſelbſt. Alſo einen Beweis in Bezug auf die Theilnahme an einer hochverrätheriſchen Verſchwörung konnte das Gericht nicht finden. Wohl, dann ſpricht man nach gutem alten deutſchen Recht und nach geſunder Vernunft frei. Denn ſo wie es nur entweder Wahrheit oder Lüge geben kann und nichts dazwiſchen, ſo kann es auch nur ein Schuldig oder ein Nichtſchuldig geben. Das iſt ſo klar, daß jedes Kind es faſſen kann. Aber die ſchlaue Tyrannei hat in Zeiten, wo ſie blühte, einen Mittelweg gefunden, der zwar ein Unſinn iſt, ihr aber doch trefflich diente, um Männer, welche ihr mißliebig waren und welche ſie doch nicht verurtheilen konnte, unſchädlich zu machen. Dieſer Mittelweg heißt: „Entbindung von der Inſtanz“, oder mit andern Worten, deutſch herausgeſagt: Man hat einen ſolchen Mann allerdings freigeſprochen, aber man behält ſich vor, ihn bei jeder Gelegenheit, wo man einen Scheingrund wider ihn findet, wegen derſelben Sache, über die er freigeſprochen worden, neuerdings in Unterſuchung zu verwickeln, und ſo lang er bloß von der Inſtanz entbunden, befindet er ſich zugleich nicht im vollen Genuß ſeiner ſtaatsbürgerlichen Rechte; er kann z. B. nicht zum Landtagsabgeordneten gewählt werden. Was iſt alſo die Entbindung von der Inſtanz eigentlich? Eine Verhöhnung des Rechts überhaupt und eine Verletzung der ſtaatsbürgerlichen Rechte insbeſondere, aber freilich ein ſicheres Mittel, Charaktere, welche man fürchtet, unſchädlich zu machen. So tief iſt die Rechtspflege in Deutſchland, durch jahrhundertlange Entdeutſchung, geſunken geweſen, daß eine ſolche Ausgeburt tyranniſcher Schlauheit in ihr Wurzel faſſen konnte. — Was nun das über Jordan gefällte Urtheil betrifft, ſo entbehrte jene Hälfte deſſelben, worin er wegen Beihülfe zum verſuchten Hochverrath durch Nichthinderung hochverrätheriſcher Unternehmungen zu fünfjähriger Feſtungsſtrafe nebſt Dienſtentſetzung verdammt wurde, eben ſo ſehr aller triſtigen *Beweiſe* als die Anklage wegen verſuchten Hochverraths, beziehungsweiſe Beihülfe zu hochverrätheriſchen Unternehmungen und ſonſtigen Vergehen überhaupt.

Am 5. Mai 1845 erfolgte der Entſcheid des Oberappellationsgerichts, dahin lautend: „Wird Appellant von der Anſchuldigung des verſuchten Hochverraths durch Theilnahme einer hochverrätheriſchen Verſchwörung freigeſprochen, in Anſehung der Nichthinderung hochverrätheriſcher Unternehmungen aber aus der Unterſuchung entlaſſen. Die Koſten der letzteren, inſoweit dieſelben dem Appellanten zur Laſt geſetzt worden und nicht von der Staatskaſſe zu tragen ſind, werden niedergeſchlagen“. — Uebrigens hat endlich die deutſche Nation ſelbſt in dem Augenblicke, da ſie *ihre* Majeſtät, als die höchſte, geltend machte, jene einzelnen Vaterlandsfreunde, welche im Jahre 1833 begeiſtert, aber ohne Erfolg daſſelbe wagten, was im Jahre 1848 den erwachten Maſſen glücklich gelang, von dem ſchimpflichen Vorwurf *freigeſprochen*, als ſei ihre verlorene Freiheitsthat ein Verbrechen geweſen; die ſouveräne deutſche Nation nennt fortan nur eine Beleidigung *ihrer* Majeſtät Hochverrath, — gleichviel, ob der Verſuch dazu mit Liſt oder Gewalt, mit Zuziehung auswärtiger oder mit Verwendung einheimiſcher Truppen, von Bürgern oder von Fürſten, Adel und Prieſterſchaft begonnen oder vollbracht werde.

Jordan ſchritt nun aus der Haft hervor; wer ihn ſah, der mußte ſich tief erſchüttert fragen: „Iſt er's denn wirklich?“ Wie ein Schatten ſchwankte er einher; die rüſtige Kraft ſchien gebrochen, dieß edle Herz, ſo fürchteten faſt alle, die ihn ſahen, würde bald aufhören, für ein Volk zu ſchlagen, das er ſo heiß geliebt.

Und dennoch — o wie wunderbar heilkräftig iſt der Odem der Freiheit, wie verjüngt die Liebe ſo ſchnell — Jordan, der aufgegebene Mann, erſtand nicht bloß aus der Grabeshöhle des Kerkers, ſondern auch aus den Banden des Siechthums wieder; noch einmal füllten ſich die abgemagerten Wangen, noch einmal flammten die matten trüden Augen auf. Wißt ihr, was ihm ſo wohlgethan, wodurch er ſo wunderbar geneſen? Es war die Liebe und Treue des Volks. Wie er in ſchlimmen Tagen fürs Volk geſorgt, ſo ſorgte jetzt das Volk in noch nicht beſſeren Tagen für ſeinen beſten Mann. Es beſchaffte ihm die Mittel zu einer Traubenkur in der Pfalz, im traubenreichen Herbſt des Jahres 1846, da jedermänniglich in all der Freude über den Segen der Natur noch nicht ahnte, daß der Frühling des Jahres 1848 den Segen der Freiheit auf die deutſche Erde bringen werde. Jordan war aus einem armen Mann plötzlich ein reicher Mann geworden; ich meine nicht etwa, daß das deutſche Volk, wie's deſſen Pflicht war, dafür geſorgt hat, daß ein Jordan nicht darbe, — nein Jordan ſchwelgte im großen Schatz der Volksliebe. Er war in jenem Herbſt der „Gaſt der Pfalz“; die Pfalz hat ihren Gaſt dem ganzen Vaterland verjüngt wiedergegeben.

Am 6. März 1848 trat Jordan das erſtemal in einer Volksverſammlung in Marburg auf und ſuchte ſeit dieſer Zeit durch ſeinen Einfluß die Ruhe und Ordnung daſelbſt aufrecht zu erhalten, was ihm auch vollſtändig gelang, indem er ſelbſt ſeinen ehemaligen Inquirenten Wangemann gegen Mißhandlung ſchützte. Am 18. März wurde er als Profeſſor wieder „reactivirt“ und erhielt zugleich die geſetzlich erforderliche Genehmigung zum Eintritt in die kurheſſ. Ständeverſammlung, für welche er von den Städten des Schwalmſtroms gewählt worden war.

Am 20. traf er von Marburg in Kaſſel ein und wurde von einer ungeheuren Menſchenmenge mit Jubel empfangen. Da hielt er vom Balkon des Gaſthofes auf dem Königsplatze, wo er abgeſtiegen war, eine Rede an's Volk, deren Hauptinhalt folgender war: Die Scheidewand zwiſchen Fürſten und Volk ſei gefallen, im freien Austauſch der Geſinnungen zwiſchen Thron und Volk ſeien nun beſſere Zeiten zu erwarten; das Volk müſſe aber der Freiheit durch Geſetzlichkeit — denn ohne dieſe gebe es keine Freiheit, — ſich würdig machen, alle Rechte achten und der Welt dadurch ſeine politiſche Mündigkeit beweiſen, ſeine

Feinde beſchämen; was vor allem Noth thue, ſei Gemeinſinn, Vereinigung für das Wohl und die Intereſſen des Vaterlandes, denen alle Sonderintereſſen zum Opfer gebracht werden müßten; in der Einheit aller Geſinnungen und Kräfte Deutſchlands müſſe das große gemeinſame Vaterland erſtarken, um die Gefahren, die ihm vom Weſten und vom Oſten drohten, zu beſtehen. Er ermahnte zu dieſer Einheit und Einigkeit, zum Aufgeben alles Grolls und Haders, warnte vor den Sendlingen des Auslandes, und ſchloß mit einer Aufforderung zur Vereinigung in dem von Chriſtus ausgegangenen Gebote allgemeiner Liebe. Ein Sturm von Beifall und Lebehochs unterbrach ihn noch vor dem Schluß und wiederholte ſich von Neuem, als er ſich zurückzog.

Der Monat März ſollte im deutſchen Kalender fortan „Auferſtehungsmond“ heißen, zum ewigen Angedenken, daß im März 1848 das deutſche Volk vom Tode erſtand. Das Gottesreich der ewigen Ideen auf Erden zu gründen, zu löſen die Bande aller Gefeſſelten, alle Gebeugten aufzurichten, alle Blinden ſehen, und alle Lahmen gehen zu machen und allen Armen das Evangelium der welterlöſenden Freiheit und der weltverſöhnenden Liebe zu predigen, dazu iſt das deutſche Volk vom Gottesgeiſte für die Menſchheit berufen. Aber die Phariſäer und Hohenprieſter haben ihm wie Chriſto nachgetrachtet; wie dieſer iſt es verlaſſen, verläugnet, gefangen, gegeißelt, verhöhnt worden; wie Chriſtus hat es ſelbſt die Laſt ſeines Kreuzes tragen müſſen und iſt gekreuzigt worden, und über ſeine Kleider hat man das Loos geworfen. Seine Feinde frohlockten, als ſie es getödtet wähnten; aber ſiehe, wie Chriſtus iſt es aus dem Grabe zu neuem Leben, zu neuer Herrlichkeit wiedererſtanden und die Wächter des Grabes habens nicht hindern können und ſind betäubt zu Boden geſtürzt. Wahrlich: es iſt die Offenbarung des ewigen Geiſtes, die ſich vor unſeren Blicken entfaltet.

Dieſen deutſchen Auferſtehungsmond begann der Bundestag damit, daß er vor der ganzen Nation eine Urkunde ſeiner Altersſchwäche und Ohnmacht ausſtellte; wie ein kindiſch gewordener Greis, der über ſeinem Scheitel etwas Ungeheures näher und näher heranrauſchen fühlt, erhob er ſich am erſten Tag dieſes Auferſtehungsmonds zitternd von dem Sitze, von welchem aus er das Volk ſo lang getäuſcht, und in die Kniee zuſammenbrechend, wagte er es, das Vertrauen deſſelben anzurufen. Die Verachtung des Volks war die gebührende Antwort drauf. Die Stunden eilten und drängten ſich, jede gewaltig und thatenreich. Die Regierungen ſahen ſie auf ſich zuſchreiten und Rechenſchaft fordern über drei Jahrzehnte. Sie glaubten ſich abfinden zu können mit dem Schickſal, und der Bundestag ermächtigte die Regierungen, ein vor dreiunddreißig Jahren gegebenes Verſprechen zu erfüllen, die Preßfreiheit als Gnadengeſchenk zu gewähren! Das Volk, entſchloſſen ſein Kleinod zu erringen, verachtete den Bundestag; ſchon ſchickte es ſich an, den großen Gedanken ſeiner Selbſtherrlichkeit zu verwirklichen, das Recht ſeiner Majeſtät auszuüben durch eine Verſammlung von Männern ſeiner Wahl; ſchon ward berathen und beſchloſſen, dem Fürſtentag einen Volkstag entgegenzuſtellen, der den entwürdigten ohnmächtigen Staatenbund in einen freien ſtarken Bundesſtaat verwandeln ſollte. Einzelne Fürſten begriffen die Bedeutung der neuen Zeit und offen erklärte der Erbgroßherzog-Mitregent von Heſſen am 6. jenes Monats: „Die Bundesverfaſſung hat die gerechten Forderungen des deutſchen Volkes auf nationale Geltung nicht befriedigt, eine Nationalvertretung werde zur Vervollſtändigung der Organiſation und zur Erſtarkung Deutſchlands weſentlich beitragen.“ Aber die meiſten Regierungen verſtanden die Gottesſtimme in der Volksſtimme nicht; ſie boten alles auf und verſuchten das letzte Mittel, um das Daſein des Bundestages zu retten, der nun einmal für das auferſtandene deutſche Volk eine Unmöglichkeit war. In dieſer Abſicht rief man die volksfeindlichen Bundestagsgeſandten ab und erſetzte ſie durch bewährte Männer des Volks, welche man noch bis vor kurzem verfolgt hatte; man ſtellte ihnen ſogar 17 Männer des öffentlichen Vertrauens als Berather zur Seite.

Jordan war am 24. März in die Kammer unter allgemeinem Jubel eingetreten, hatte aber zugleich Urlaub zum Vorparlament nach Frankfurt genommen. Vor ſeiner Abreiſe dahin wurde er von der Regierung zum „Vertrauensmann" bei der Bundesverſammlung ernannt. Er mußte ſich von vorneherein ſagen, daß in dem Bundespalaſte, aus welchem die unſeligen Beſchlüſſe von 1832 ergangen waren, kein Platz nicht ſei, daß das allgemeine Mißtrauen, welches ſich an den Namen „Bundestag" knüpfte, auch durch die neue Beſetzung deſſelben mit Männern des Volksvertrauens nicht entkräftet werden, daß überhaupt an längeren Beſtand deſſelben nicht gedacht werden könne. Dennoch folgte er dem Rufe; denn er, wie ſeine Geſinnungsgenoſſen, an welche der gleiche Ruf ergangen war, glaubten eine Pflicht gegen das gemeinſame deutſche Vaterland erfüllen zu müſſen, indem ſie ſo lange, als der Bundestag noch die höchſte zu Recht beſtehende Geſammtbehörde und bis derſelbe durch eine vom Volkswillen geſchaffene erſetzt ſei, nach Kräften wirkten.

Als Jordan am 28. März gen Frankfurt kam, ward er am ſogenannten Heiligenſtock von einer unüberſehbaren Menge Volks mit Jubelruf empfangen. Er erwiederte den Willkommruf mit Worten, aus denen ſeine ganze Seele tönte mit aller Begeiſterung und Treue fürs Vaterland, mit aller Milde und Liebe, die auch dem Feinde vergibt. „Die Luft, die uns umweht, iſt die Luft des Freiheitsfrühlings," ſprach er unter Anderm, „dieſe Luft hat mich geſtärkt, wie ſehr ich auch gelitten, daß ich mich kräftig fühle, mitzubauen an dem Werke, deſſen Grundplan jetzt in Frankfurt berathen werden ſoll." — „Vergeſſen wir" (ſo ſchloß er ſeine Rede) „die ſchwarze Nacht des Drucks, die hinter uns liegt; laßt uns nicht durch das Roth des Blutkampfes, ſondern durch das Roth des tagenden Freiheitsmorgens hinübergehen zu dem Golde gediegener Rechtszuſtände; das wahre Recht, das natürliche Rechtsgefühl wurzelt aber in der Liebe, nicht bloß gegen die Völker, ſondern auch gegen den Einzelnen. Die Bruderliebe hoch!"

Am 31. des Auferſtehungsmondes verſammelten ſich die Abgeordneten des Volks zur Berathung über die Gründung eines verfaſſunggebenden Reichstages. **Jordan** wurde zum dritten Vicepräſidenten gewählt, und trat am 12. April als Bundestagsgeſandter in die Bundesverſammlung ein. Am 28. Juni erklärte der Reichstag in der 13. Beſtimmung des „Geſetzes über Einführung einer proviſoriſchen Centralgewalt für Deutſchland“: „Mit dem Eintritt der Wirkſamkeit der proviſoriſchen Centralgewalt hört das Beſtehen des Bundestages auf.“ — Hiermit ſchloß auch Jordan's Wirkſamkeit an demſelben. Am 11. Mai war er zum geh. Legationsrath ernannt worden, um ſeine durch den Verluſt der Profeſſur verlorne ſtaatsdienſtliche Stellung zu wahren. Am 20. Juli wurde er von dem 4ten Wahlbezirk in Kurheſſen mit 7173 Stimmen von 8779 gewählt und trat am 21. d. M. in die conſtituirende National-Verſammlung ein. Am 26. Juli wurde er zum kurheſſ. Bevollmächtigten bei der Centralgewalt ernannt.

Auch als Schriftſteller war er in der letzten Zeit wieder hervorgetreten. Im Jahre Jahre 1847 erſchien von ihm ein Buch, betitelt: „Wanderungen aus meinem Gefängniſſe am Ende des Sommers und im Herbſte 1839“ *), welches er während ſeiner Haft geſchrieben und bereits im Juni 1840 vollendet hatte; die Handſchrift durfte jedoch das Gefängniß nicht verlaſſen, ja ſie wurde ſogar im Februar 1841 mit mehreren engliſchen und deutſchen Gedichten, welche ebenfalls im Gefängniß verfaßt worden, in gerichtlichen Beſchlag genommen und erlangte erſt am 12. Januar 1846 ihre völlige Freiheit. Mit heiterer Laune, aber theilweiſe auch mit herbem Spott ſchilderte er in dieſem Werke die tiefwurzelnden Gebrechen unſerer ſtaatsbürgerlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände; das Buch war ſtärker als zwanzig Bogen und entging dadurch den Verſtümmelungen der Streichbehörde, nicht aber dem Verbot der kurheſſiſchen Regierung, welche in ihrer Verfolgung **Jordans** ſo weit ging, daß die bloße Ankündigung jenes Werkes polizeiliche Gegenmaßregeln veranlaßte; ſie wollte es zu Stande bringen, daß ſelbſt der Name Jordans in Verſchollenheit komme. Ganz kürzlich ließ Jordan ein kleineres, aber an Gediegenheit überwiegendes Werk drucken, betitelt: „P. Geſpräche über Staat und Kirche, aufgezeichnet von J. Steverlys und herausgegeben von Dr. Sylveſter Jordan.“ In Geſprächsform ſind hier die verſchiedenartigen Auffaſſungen der alten und der neuen Weltordnung aufs Gründlichſte erörtert und in anmuthiger Abwechſelung von Ernſt und Scherz aufs Anziehendſte dargeſtellt; dieſe Schrift, bereits einige Monate *vor* dem großen Oſtermorgen Deutſchlands abgefaßt, und jetzt, da ſie erſchienen iſt, ſo zeitgemäß, als wäre ſie erſt nach der Neugeſtaltung und mit Bezug auf ſie geſchrieben, — ſie bezeugt, daß die alte Ueberzeugung Jordans von dem, was Noth thut, jetzt ihre allgemeine Geltung erlangt hat, daß der Mann des Volks aus den Jahren 1830, 1831 und 1832 auch der ächte, friſche Mann des Volkes vom Jahre 1848 iſt. Freudig ſtimme denn das Volk in des Dichters Gruß an ihn ein, und rufe ihm zu:

---

*) Frankfurt a. M. bei Meidinger.

„*Ja, du ſtehſt auf alter Höhe!* Hinter dir, in Nacht verſunken,
Liegt der bange Traum der Knechtſchaft, den du tropfenweis getrunken,
Liegen Tage, Monden, Jahre, ach, voll namenloſer Qual,
Friſche Gräber mitten drunter, friſche Narben ohne Zahl!“

Hinter *uns allen* liegt dieſer bange Traum, liegen die friſchen Gräber und Narben, *vor* uns der helle Tag, der neuen Kämpfen leuchten wird, Kämpfen, die nicht eher enden dürfen, als bis unſre Nation, als *vollkommen freie*, in der Reihe aller übrigen die Stelle einnehmen wird, welche ihr gebührt, bis ihre Majeſtät unantaſtbar daſteht, ſo daß, wer ſich frevelnd ihr naht, in Staub zuſammenſinkt.

Ulrich Zwingli.

Von

B. Hieronymi.

Ein ächter Sohn der Alpen, haſt du, Zwingli,
Der Freiheit Banner auf der Alpen Höh'n
Für ew'ge Zeiten ſiegreich hingepflanzt!

Ulrich Zwingli.

Geboren am 1. Januar 1484, geſtorben am 11. October 1531.

Nach jenem Lande wendet ſich unſer Blick, wo in der Mitte Europa's ein Hauptgebirgezweig dieſes Erdtheils ſich ſammelt, wo die rieſigen Alpen ihre ſchneebedeckten Häupter erheben, wo mächtige Ströme entſpringen und nach allen Seiten die Ebenen durchziehend das Weltmeer ſuchen. Dorthin hatte der Sturm des Schickſals in frühen Jahrhunderten ſchon verſchiedene Völkertrümmer getrieben, dorthin hatten ſie das Banner der Freiheit, als es in der Ebene geſunken war, gerettet und auf hohen Bergen aufgepflanzt. Dort auf felſigen Höhen, dem Treiben der Ebene fern, fühlte ſich der Menſch ein Sohn der Natur und bewahrte das Bewußtſein der Unabhängigkeit. In verſchiedenen Jahrhunderten hatte ſtaatliches Herrſcherthum dort einzudringen verſucht; allein, ſtets blutig zurückgeſchlagen, hatte es ſeine Verſuche aufgegeben. Doch der prieſterlichen Herrſchaft war's gelungen; denn die Macht, auf welche ſich dieſe gründet, zerſchellt an Felſen nicht — die Macht des Aberglaubens. Die Schweiz, ungebeugt durch das Scepter der weltlichen Herrſcher, war, wie alle umliegenden Lände, im 16. Jahrhundert dem Krummſtabe römiſcher Prieſterſchaft unterworfen. Als aber in Deutſchland der Geiſt religiöſer Freiheit erwachte, da erhob er ſich auch mächtig in der Schweiz; und der Mann, an welchen ſich die Begebenheiten jener Tage, wie an ihren Mittelpunkt, anſchließen, war Ulrich Zwingli.

In einer wilden und maleriſchen Gegend der Grafſchaft Toggenburg liegt Wildhaus, ein Bergdorf. Dort wohnte Ulrich Zwingli, der Vater, als Amman jenes Ortes und lebte mit ſeiner Gattin, Margaretha Meili, in glücklicher Ehe und ländlichem Wohlſtande. Von zehn Kindern, acht Söhnen und zwei Töchtern, war unſer Ulrich das dritte, geboren am erſten Tage des Jahres 1484, ſieben Wochen nach dem Geburtstage Luthers. Bartholomäus Zwingli, Ulrichs Oheim, Pfarrer und Dekan zu Weſen, nahm den Knaben zu ſich und ſorgte für ſeine erſte Erziehung. Frühzeitig bemerkte Fähigkeiten beſtimmten Vater und Oheim, den kleinen Ulrich in ſeinem zehnten Jahre nach Baſel in die Theodorſchule zu ſchicken, wo Georg Binzli, ein nach damaligem Wiſſen gelehrter, zugleich ein höchſt ſanftmüthiger Mann, ſein Lehrer wurde. Das Schulweſen jener Tage war übrigens nach unſeren heutigen Begriffen höchſt unvollkommen. Hier und da war für einen Lehrer von den Gemeindevorſtehern ſelbſt geſorgt, meiſtens blieb die Schule dem Zufall überlaſſen, indem umherziehende „Lehrmeiſter", gewöhnlich ältere Studenten, den Unterricht an Orten, wo ſie ſich auf kürzere oder längere Zeit niederließen, beſorgten; ſie kündigten ihr Erſcheinen durch Aushänge Schilde an, und neben den Kindern kamen dann auch oft Erwachſene zum Unterricht. Wer nun nicht in einer ſolchen, einer ſogenannten deutſchen Schule, oder auch in Klöſtern Unterricht erhielt, der blieb ganz ohne alle Bildung. Wer eine gelehrte Bildung ſuchte, bezog eine ſogenannte lateiniſche Schule in einer größeren Stadt, wo der Unterricht von Geiſtlichen oder kümmerlich beſoldeten Lehrern ertheilt wurde. Lateiniſche Sprache, Muſik, vornehmlich Geſang, und Dialektik waren die gewöhnlichen Lehrgegenſtände. Obgleich die Ruthe ein Hauptmittel der Erziehung war, ſo herrichte doch meiſt unter den Schülern ein wilder und ungebundener Geiſt. Oft geſchah es, daß unter dem Vorwande, geſchickte Lehrer zu ſuchen, ältere

Schüler von zwanzig Jahren und drüber von Ort zu Ort umherzogen und kleinere Schüler mit dem Verſprechen ſie im Leſen zu unterrichten an ſich zogen, ſie dann unterwegs zu ihren Dienern machten und zum Betteln und Stehlen abrichteten. Im Winter brachte man die Nacht in Schulzimmern, im Sommer auch auf Kirchhöfen zu, wo man von Stroh oder Gras Lager bereitete.

Zum Glück blieb Zwingli von ſolchem Abentheuerleben frei; er zeichnete ſich bald unter ſeinen Mitſchülern aus und gewann die Liebe ſeines Lehrers in hohem Grade. In Disputirübungen that er ſich oft hervor; vor Allem aber entwickelte er ſeine natürliche Liebe zur Muſik und leiſtete darin mehr, als man nach ſeinen Jahren erwarten konnte. Nach einem dreijährigen Unterricht bei Binzli rieth dieſer ſeinem fähigen Schüler ſelbſt, eine andere Anſtalt zu beſuchen; er zog nach Bern zu einem ſeiner Gelehrſamkeit wegen berühmten Lehrer, Heinrich Wölfli oder Lupulus. Hier hörte nun das Mönchslatein auf, der Schüler lernte die kraftvolle Sprache der alten klaſſiſchen Schriftſteller und die Geſchichte der alten Freiſtaaten kennen, lernte Gedichte verfertigen und beurtheilen. In der Muſik machte er erſtaunliche Fortſchritte und machte ſich die Behandlung aller damals bekannten muſikaliſchen Inſtrumente zu eigen. Seiner vorzüglichen muſikaliſchen Leiſtungen wegen, ſuchten ihn die Predigermönche in Bern für ihren Orden und ihr Kloſter zu gewinnen, allein ihr Bemühen war vergeblich; ſein Oheim und ſein Vater wünſchten, daß er ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn nach damaliger Weiſe vollende. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Bern ward Zwingli fähig erachtet, die Hochſchule zu beziehen; er wählte die in Wien und zog dahin im Jahr 1499, vornehmlich um Philoſophie zu ſtudieren. Philoſophie war aber in damaliger Zeit nicht etwa eine freie Wiſſenſchaft, ſondern eine durch die Kirchenlehre überall umſchränkte und bevormundete Scholaſtik, welche die hohe Aufgabe der Wiſſenſchaft, Wahrheit nach eignem Geſetz und auf eignem Wege zu ſuchen, nicht kannte, ſondern ausgeartet war in ein eitles Spiel mit logiſchen

Formeln und unnützen Fragen, meiſt nur geübt, um die Kirchenlehre auf Koſten der Wahrheit durch Trugſchlüſſe und blendenden Wortſchwall zu vertheidigen und gegen die Einwürfe der geſunden Vernunft aufrecht zu erhalten. Der freie Geiſt der alten klaſſiſchen Schriftſteller, welche Zwingli noch fortwährend las (die Griechen wohl nur in Ueberſetzungen), bewahrte ihn vor dem Schickſal, an Herz und Geiſt hierarchiſch zu verkümmern. In Wien lernte er zwei talentvolle Landsleute kennen und ſchloß ſich ihnen an: Joachim von Waad (Vadianus) aus St. Gallen und Heinrich Loriti (Glareanus) aus Glarus, welche ſich mit den Studien der Natur und ihrer Geſetze beſchäftigten. Zu dem Kreiſe der drei Freunde, kamen auch Andere, wie Eck und Faber, welche wir nachher in den Tagen größern und ernſtern Wirkens in den Reihen der Feinde Zwingli's erblicken. Von Wien nach ebenfalls zweijährigem Aufenthalte zurückberufen, begab er ſich nach Baſel, um auf der dortigen Hochſchule das Studium der Sprachen und der Philoſophie und der Kunſt forzuſetzen und zugleich als Lehrer zu wirken. Die heitere Beſchäftigung mit dieſer Kunſt und die ernſten Studien bewahrten den 17jährigen Jüngling ebenſoſehr vor ſcheinheiliger Frömmigkeit, als vor unſittlicher Ausſchweifung, und ſein heiterer lebensfroher Sinn, ſein unbefangenes Weſen verließ ihn nicht. Einen Freund fand er hier, der ihm auf ſeiner ferneren Lebensbahn zur Seite blieb, Leo Judä aus dem Elſaß, der Zwingli's Studien und ſeine Liebe zur Muſik theilte. Von nachhaltigem Einfluß auf beide Freunde war ein in Baſel auftretender Lehrer, Thomas Wittenbach von Biel, bisher Profeſſor in Tübingen. Dieſer war es, der beiden Freunden die Bedeutung ihres künftigen Lebens und Strebens aufſchloß, ſie auf das Feld der eigentlichen Theologie führte und ihnen die heilige Schrift erklärte. Im Jahre 1506, im 22. Lebensjahre, verließ Zwingli Baſel, nachdem er im Jahre zuvor den Titel eines Magiſters der freien Künſte erlangt hatte. Empfohlen durch ſeinen Oheim zu Weſen, vielleicht auch durch ſeinen Freund Glarean, war Zwingli zum Pfarrer in Glarus gewählt worden, und hatte dieſe für einen ſo jungen Mann bedeutende Stelle angenommen. Der Biſchof von Konſtanz beſtätigte die Wahl und weihete ihn zum Prieſter. Nachdem er in Rapperſchweil die erſte Predigt gehalten und in Wildhaus die erſte Meſſe geleſen, traf Zwingli gegen Ende des Jahres in Glarus ein. Heiter und lebensfroh, aber ernſt, wo es der Wiſſenſchaft und dem Glauben galt, gewiſſenhaft, wo die Berufspflicht oder das Wohl des Vaterlandes mahnte, begann Zwingli ſeinen neuen Wirkungskreis im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft, überzeugungstreu, nicht abhängig von dem Urtheil der Menge und der Gunſt der Vornehmen. Während ſeines zehnjährigen Aufenthaltes zu Glarus ſetzte er ſeine Studien fort und wandte ſich namentlich der Erlernung der griechiſchen Sprache zu, um, wie er an Vadian ſchrieb, die heilige Schrift gründlich zu verſtehen. Den griechiſchen Originaltext der Briefe des Paulus hatte er eigenhändig abgeſchrieben, mit Randbemerkungen von Erasmus und aus den alten Kirchenvätern. in kleinem Format, um ihn ſtets bei ſich zu haben, und noch dazu wörtlich auswendig gelernt.

Auf jede Weiſe unterſtützte er fähige Jünglinge auf dem Wege der Wiſſenſchaft und Viele im In- und Auslande hingen an ihm mit Liebe und Begeiſterung. Männer, wie Egidius Tſchudi, der Verfaſſer der Schweizerchronik, Valentin Tſchudi, Fridolin Brunner und Andere, die ſpäter im Werke der Glaubensbeſſung wirkten, waren ſeine Freunde. Den berühmten Erasmus perſönlich kennen zu lernen, reiſte er ſelbſt nach Baſel und erlangte deſſen ganze Achtung.

Uebrigens ſcheint Zwingli in Glarus bei ſeinen Predigten ſich noch innerhalb der Kirchenlehre bewegt zu haben und die Aufmerkſamkeit der Hierarchen nur durch ſeine Kenntniſſe und ſeine geahnete Bedeutſamkeit auf ſich gezogen zu haben. Der päpſtliche Legat unterſtützte ihn, damit er ſich Bücher anſchaffen könne, die damals bekanntlich ſehr theuer waren, mit einem Jahrgeld von 50 Gulden, welches der Papſt nachher auf 100 erhöhen wollte, als

Zwingli nicht mehr geneigt war ſie anzunehmen. Der Verdacht der Ketzerei, welcher von einigen Prieſtern wegen der beſondern Art ſeiner Studien auf ihn geworfen wurde, war noch nicht bedeutend, da Zwingli die Kirchenlehre nicht direct angriff, ſondern die Wahrheiten, welche er predigte, der innern Wirkung in den Herzen ſeiner Zuhörer überließ. Die römiſche Kirche erſchien ihm noch in ihrem vollem Glanze und der Papſt als unantaſtbares, beinahe göttlich zu verehrendes Oberhaupt. Die reformatoriſche Thätigkeit Zwingli's beginnt erſt während ſeines Aufenthaltes in Einſiedeln.

An den politiſchen Wirren jener Tage aber nahm Zwingli mit ſeinen Mitbürgern Antheil. Seit alten Zeiten führte eine Haupthandelsſtraße aus der Schweiz über den Gotthard nach Italien. Hier jenſeits des Gotthards berührten ſich der italieniſche und der deutſche Volkscharacter. Vielfache Streitigkeiten über Gränzbeſtimmungen und Handel entzweieten beide Völker; und eine Reihe von Feldzügen und Schlachten, geſchloſſenen und gebrochenen Frieden erzählt die Geſchichte der vorhergehenden Jahrhunderte. So waren die Schweizer an den auswärtigen Krieg gewöhnt und als nun ſeit Ludwig XI. und den folgenden Königen von Frankreich ein Syſtem von Umtrieben und Beſtechungen begann, da ſetzten die Schweizer jene Kriege als Söldner, bald mit dieſer bald mit jener Macht verbunden, fort, zum großen Nachtheil des beſſern Schweizer Volkscharakters; denn nur Wenige hatten des Vaterlandes Frommen im Auge, die meiſten Geld und Beute. Zwar hatte die Tagſatzung den Söldnerdienſt der Schweizer, das ſog. Reislaufen, verboten und die franzöſiſchen Werber aus dem Lande gewieſen. Allein als Frankreich die in Italien ihm geleiſteten Dienſte der Schweizer mit Undank, ja Verachtung vergalt, da fielen dieſe in gleicher Weiſe den Feinden Frankreichs, erſt dem deutſchen Kaiſer und dann dem Papſte zu. Papſt Julius II. verhieß den Schweizern durch ihren Landsmann, dem ſchlauen Cardinal Schinner, Ablaß, Segen, geweihete Geſchenke, und der Kaiſer verlangte von ihrem Ehrgefühl, daß ſie den Sohn des durch ihr Mitwirken von den Franzoſen vertriebenen Herzogs von Mailand wieder zu dem geraubten Beſitze verhelfen ſollten. So ſchienen Ehre und Klugheit diesmal für die Theilnahme der Schweizer an dem Feldzuge zu ſprechen, und die Schweizer zogen diesmal nicht unter fremden, ſondern unter eigenen Fahnen aus.

Zwingli begleitete in der Ueberzeugung, daß der Feldzug recht- und pflichtmäßig ſei, und durchglüht von der vaterländiſchen Kampfesluſt, das Landesbanner der Glarner als Feldprediger nach Italien, im Jahre 1512. Nach alter Sitte lag ihm als Pfarrer der Hauptgemeinde dieſe Pflicht ob, und er erfüllte ſie mit Begeiſterung und voll von der Erinnerung der kriegeriſchen Thaten, welche er in den Büchern der Alten, des Curtius, des Cäſar und Salluſt, geleſen hatte. In einer gedrängten und kernigen Sprache, welche an den Styl jener Claſſiker erinnert, hat er die Begebenheiten dieſes Feldzuges in einem lateiniſchen Briefe an ſeinen Freund Vadian in Wien geſchildert. Die Schweizer erwarben in dieſem Feldzuge Ruhm und Ehre und von dem Papſte den Namen der „Befreier der Kirche“. Der Bürgermeiſter von Zürich überreichte dem jungen Herzog Maximilian Sforza die Schlüſſel ſeiner wiedereroberten Hauptſtadt. Doch die Schweizer waren nun einmal in die damaligen Welthändel hineingezogen und mußten ſich von den Wogen derſelben tragen laſſen. Es begann nun der Kampf der Politik, mit allen ſeinen Ränken, Täuſchungen und Eiferſuchten, im Schooße der Tagſatzung ſelbſt zu ſpielen; der Papſt und die Spanier auf der einen, der Kaiſer (welcher das eroberte Mailand als ein Reichslehen wider Erwarten der Schweizer ſelbſt in Anſpruch nahm) in der Mitte, und der König von Frankreich auf der andern Seite; alle ſchickten ihre Geſandten zu der in Baden im Aargau verſammelten Tagſatzung; jeder ſuchte Verwirrung und in der Verwirrung Vortheil für ſich ſelbſt. Eine Reihe wechſelnder Ereigniſſe — für die Schweizer ſchmach- und trauervoll — folgte nun in Italien, deren Hauptpunkte die Schlachten von Novara und Marignano. Wie oft Zwingli an den folgenden Feldzügen Theil genommen, iſt nicht gewiß; gewiß iſt nur, daß er dem Feldzuge von 1515 beiwohnte, und eben ſo gewiß, daß ihm immer mehr die Augen aufgingen über das Verderbliche alles fremden Lohndienſtes der Schweizer. Sechs Tage vor der Schlacht bei Marignano predigte Zwingli auf dem Platze vor dem Rathhauſe zu Monza; allein er konnte ſein Vaterland nicht vor den Verluſten und Demüthigungen bewahren, welche es nachher trafen, er konnte der Zwietracht nicht wehren, welche franzöſiſches Geld und Beſtechung unter den Eidgenoſſen hervorrief. Obgleich die aus der Niederlage bei Marignano Heimkehrenden nur Schmach und Reue im Vaterlande fanden, ſo hörte die Luſt zu fremden Lohndienſten bei den Goldgierigen nicht auf. Zwingli zog ſich durch ſeine freimüthigen Predigten gegen das Reislaufen viele vornehme Feinde zu, und die franzöſiſchen Söldlinge bereiteten ihm viel Ungemach. Sie warfen den Vorwurf fremden Soldes auf ihn ſelbſt zurück, weil er ein päpſtliches Jahrgeld bezog, welches er deßwegen ſpäter, als er von der Hierarchie nichts Gutes mehr hoffen konnte, aufgab; ſie beſchuldigten ihn der Ketzerei, weil er die Schriften des Pico von Mirandola, welche von den Inquiſitoren als ketzeriſch verurtheilt worden waren, las und vertheidigte; ja ſie warfen einen ſchlimmern Verdacht auf ihn, den eines ſträflichen Umgangs mit dem weiblichen Geſchlecht. Zwingli ſelbſt leugnet ſeinen Fehler nicht und beklagt ihn als Jugendverirrung, die er nachher durch verdoppelte Arbeit und Pflichttreue wieder gut zu machen ſuchte. Die öffentliche Meinung entſchuldigte einen Fehler der Art, der bei hohen und niedrigen Geiſtlichen nur zu gewöhnlich war, leicht. Daß Zwingli die volle Achtung ſeiner Mitbürger beſeſſen, zeigte ſich bei ſeinem Weggange von Glarus deutlich genug; zwei Jahre noch ließ man ſeine Stelle unbeſetzt, verwaltet durch einen Stellvertreter, und ihm die Einkünfte, in der Hoffnung, daß er zurückkehren werde.

Im 31ſten Jahre ſeines Lebens verließ Zwingli

Glarus, als der Ruf ſeines Wiſſens, ſeiner Vaterlandsliebe und ſeines Freimuths bereits über die Grenzen des Kantons hinausgedrungen war. Noch war er nicht entſchloſſen, mit der Kirche zu brechen, noch war ſie ihm eine heiliggehaltene Autorität, in ihm ſelbſt kämpfte noch die freie Ueberzeugung mit der alten kirchlichen Satzung; allein er ſtrebte nach beſſern kirchlichen Zuſtänden, ſtellte die Schrift, das „Wort Gottes“, über Alles und verwarf den Satz, daß man die Vernunft gefangen nehmen müſſe unter den Glauben, indem die wohlverſtandene Schrift mit der geſunden Vernunft übereinſtimme. Ein ruhiger und doch bedeutender Wirkungskreis bot ſich ihm dar im Kloſter Einſiedeln, wohin er von dem Adminiſtrator deſſelben, Theobald von Geroldseck, zum Prediger berufen wurde. Ein alter berühmter Wallfahrtsort, wohin Pilgerſchaaren aus allen umliegenden Ländern zogen, war dieſes Kloſter, ausgezeichnet durch Wunder und Legenden mancher Art und durch vollkommenen Ablaß, reich durch die Spenden der Pilger und Vermächtniſſe der Großen. Der Abt hatte fürſtlichen Rang. Conrad von Hohenrechberg, der damals dieſe Würde bekleidete, war ein Mann von biederm ritterlichem Sinne, dem die Jagd lieber war, als das Meſſeleſen, der alle Frömmelei haßte, ächte Gelehrſamkeit aber achtete und gegen Verfolgung ſchützte, der es daher gerne ſah, daß ſein Adminiſtrator von Geroldseck den Ruf des Kloſters durch gelehrte Männer zu heben ſuchte, deren manche, unter welchen Leo Judä, dort lebten.

Im Sommer 1516 kam Zwingli nach Einſiedeln, allein es war vorauszuſehen, daß das in damaliger Zeit gänzlich entartete Kloſterleben ihm nicht lange zuſagen würde, einem Manne, der ſchon ſo thätig in den Verhältniſſen des öffentlichen Lebens gewirkt hatte; es war vorauszuſehen, daß er nicht ein ruhiger Zuſchauer bleiben werde dieſes ſittenverderbenden Ablaßkrames, dieſes Reliquenhandels, deſſen Markt Einſiedeln war. Schon waren ja alle edlen Geiſter aufgebracht gegen dieſes hierarchiſche Treiben, das den frommen Wahn der Menge zu ſeinem

Gewinn ausbeutete, und man harrete der Kämpfer, die den Muth haben würden, offen dagegen aufzutreten. Zwingli war dazu berufen, ausgerüſtet mit allen Waffen des Geiſtes, mit Wiſſenſchaft und Muth.

Jedoch noch mit Vorſicht ſtellte er ſich dem Unweſen entgegen, indem er nur die ſchreiendſten Mißbräuche in ſeinen Predigten angriff; aber Vielen der bethörten Wallfahrer öffnete er die Augen und ihre Zahl verminderte ſich; der Unwille eines Theiles der Mönche erwachte zwar gegen den Prediger, allein der Abt und ſein Adminiſtrator ſchützten und ermunterten ihn. Als Rom auf ihn aufmerkſam wurde, da ſuchte man ihn zunächſt durch kluge Mittel von ſeinem Wege abzubringen. Er erhielt ein Schreiben vom päpſtlichen Nuntius, Antonius Puccius in Zürich, worin ihn dieſer unter großen Lobeserhebungen ſeines Wiſſens und ſeiner Verdienſte zum päpſtlichen Acolythen-Caplan ernannte und ihm im Fall der Ergebenheit die Ausſicht auf eine hohe hierarchiſche Stellung eröffnete. So wie nun aber Rom die Hoffnung hegte, ihn für ſich zu gewinnen, ſo hoffte er, Rom und ſeine Hierarchie zu eigener Beſſerung veranlaſſen zu können. Als der Biſchof von Conſtanz einen Hirtenbrief erließ, worin er in den ſtärkſten Ausdrücken den ſittenloſen und verderbten Zuſtand der Geiſtlichkeit ſeines Sprengels, ihre Rohheit, ihre Unzucht, ihre Spielſucht u. ſ. w. tadelte, da dankte Zwingli ſeinem Oberhirten und bat ihn, ſeinen Worten auch durch die That Nachdruck zu geben; denn da das Licht beſſerer Einſicht einmal durchgedrungen ſei, ſo möchte der Fortbeſtand des Uebels große Unordnung erzeugen. Auf gleiche Weiſe äußerte er ſich gegen den päpſtlichen Nuntius, Cardinal und Biſchof zu Sitten, Matthäus Schinner, der damals auf einer Reiſe nach Einſiedeln kam. Man hörte ihn, machte ihm Vertröſtungen; allein die Verhältniſſe blieben, wie ſie waren.

Derſelbe Umſtand indeſſen, der in Deutſchland den ſiegreichen Kampf des Auguſtinermönches gegen die Hierarchie hervorgerufen hatte, derſelbe zog auch Zwingli in der Schweiz mehr und mehr zu entſchiedenem Kampfe hin. Samſon, der Ablaßhändler, erſchien in der Schweiz, ein würdiger Genoſſe Tetzel's. Zu ſchmachvoll war dieſes Treiben, als daß es nicht den Unwillen aller Beſſern und Aufgeklärtern hervorgerufen hätte, und Zwingli ward in ſeinem Auftreten dagegen noch beſtärkt durch ſeinen Biſchof, der ihn durch ſeinen Vikar, Johann Faber, ſchriftlich ermuntern ließ, in ſeinen Predigten wider Samſon fortzufahren, und ihm Beiſtand verſprach. Samſon hatte es nämlich auch darin verſehen, daß er ſeine Bullen und päpſtlichen Vollmachten nicht durch den Biſchof von Conſtanz vidimiren ließ, und Faber hatte deßhalb allen Pfarrern ſeines Sprengels verboten, den Ablaßhändler in ihre Kirchen zu laſſen. So wirkte Zwingli bei ſeinen Schritten anfangs noch durch die Auctorität der Kirche ſelbſt gedeckt. Seinen Predigten in Einſiedeln mochte es vornehmlich zuzuſchreiben ſein, daß der Ablaßkram auch in dem nahen Schwyz nicht beſonders einträglich wurde, weßhalb der Mönch zu reichern und bereitwilligern Hörern und Käufern in Bern weiter fuhr.

Unterdeſſen zog nun auch Zwingli der Stätte ſeines größern Wirkens zu. Er hatte die Aufmerkſamkeit der Aufgeklärtern ſeines Vaterlandes immer mehr auf ſich gelenkt, und ihre Achtung erworben. Winterthur hatte ihn als Seelſorger gewünſcht, Glarus ihn jedoch ſeiner dortigen Stellung nicht entheben wollen. Als nun aber die Pfarrſtelle am großen Münſter zu Zürich ledig wurde und die Wahl auf Zwingli fiel, da nahm er dieſe Stelle ungeachtet verminderter Beſoldung an; ſie verſprach ihm einen bedeutenden Wirkungskreis. Er hatte in Zürich eine große Zahl von Freunden, die ſeine Wahl eifrig betrieben hatten. Dem Bürgermeiſter Roiſt war er noch aus den italieniſchen Feldzügen bekannt; die Mitglieder des Domcapitels, welches das Wahlrecht hatte: Oswald Myconius (eigentlicher Geißhäuſer), Felix Frey und Andere achteten ihn ſehr hoch.

Obgleich bei den Wahlangelegenheiten die Gegner Zwinglis auf ſeine weltliche Sinnesart, ſeine Liebhaberei für Muſik ſich beriefen, obgleich ſie die Beſchuldigungen, welche man früher in Glarus gegen ihn erhoben hatte, wieder hervorriefen und Zwingli einen Fehltritt offen eingeſtanden hatte, ſo erregte doch das Ergebniß der Wahl bei den Zürichern große Freude. Die Glarner ehrten ſein Andenken dadurch, daß ſie den von ihm empfohlenen Valentin Tſchudi zu ſeinem Nachfolger wählten. Ebenſo Geroldseck, welcher Leo Judä, Zwinglis Freund, zu ſeinem Nachfolger in Einſiedeln ernannte.

Am Neujahrstage 1519, zugleich ſeinem 35. Geburtstage, trat Zwingli ſein öffentliches Lehramt in Zürich an, nicht ein Heiliger, aber ein Mann, ein Mann des Volkes voll Muth und Thatkraft, deſſen gewaltiges, eingreifendes Wirken das ganze Vaterland bewegte. Ueber das Verhältniß Zwinglis zu Luther hat man manches geredet und geſchrieben; die Thatſachen ſelbſt aber reden deutlich genug, daß beide unabhängig von einander, faſt zu gleicher Zeit daſſelbe Werk begannen, ein jeder nach der Eigenthümlichkeit ſeines Volkes und ſeines Characters. Das Verderben der kirchlichen Zuſtände, die gleiche Urſache, hatte in verſchiedenen Ländern gleiche Wirkung. Zwingli ſelbſt äußert ſich darüber. Er habe, ſagt er, noch ehe jemand des Luthers Namen in der Schweiz gehört, im Jahre 1516 angefangen das Evangelium zu predigen. Er lehnt den zum Scheltwort gewordenen Namen lutheriſch von ſich ab; obwohl er den Luther „ſo hoch halte wie irgend ein Lebender." Denn Luther iſt, was mich bedünkt", ſagt er, „ſo ein trefflicher Streiter Gottes, der da mit großem Ernſt die Schrift durchfündelt, als keiner in tauſend Jahren auf Erden je geſehen iſt; und mit dem männlichen unbewegten Gemüth, damit er den Papſt von Rom angegriffen hat, iſt ihm keiner nie gleich worden, ſo lange das Papſtthum gewährt hat." Als über Luther der Bann bereits ausgeſprochen war, ſuchte Zwingli der Bekanntmachung der Bannbulle in der Schweiz entgegen zu wirken durch dringende Vorſtellungen bei dem in Zürich anweſenden Bevollmächtigten des päpſtlichen Legaten, ſo wie durch eine beſondere, doch ohne ſeinen Namen erſchienene Druckſchrift. Luthers Schriften zu leſen empfahl er ſeinen Zuhörern von der Kanzel, weil er hoffe, ſie würden daraus erſehen, wie gleichförmig ſie beide in ihrer Lehre und übereinſtimmend mit der heiligen Schrift wären. Auch würden ſie dadurch an der Neuheit der in ſeinen Predigten vorgetragenen Behauptungen weniger Anſtoß nehmen, wenn ſie ſähen, wie Andere das Gleiche lehrten.

Ueber ſeine Lehrart erklärte ſich Zwingli bald nach ſeiner Ankunft in Zürich offen und freimüthig. Er beabſichtigte, das Volk mit der heiligen Schrift im Zuſammenhange bekannt zu machen, nach der Weiſe der von den altchriſtlichen Kirchenvätern gebrauchten Homilie. Er begann mit Vorleſung und Erklärung des Evangeliums Matthäi. Der Beifall, den er fand, war ſichtbar und ſteigend. Denn hier hörte das Volk nicht nur Worterklärungen und exegetiſche Unterſuchungen, ſondern die Lehre der Schrift in ihrer Anwendung auf das Leben und die Verhältniſſe der Gegenwart. Und nicht nur wöchentlich, ſondern oft täglich trat Zwingli lehrend auf, und immer willkommen. Daß dabei die Kirchenſatzungen nicht in vortheilhaftem Lichte erſcheinen konnten, daß Aufregung entſtand, war natürlich; ſo ſehr auch Zwingli bemüht war ſeine Lehre nicht als Partheianſicht, ſondern am Maaßſtabe der Schrift und der Vernunft geltend zu machen. Zu ernſten Mahnungen und Warnungen boten die Zeitverhältniſſe zu ſehr Grund.

Die verderbliche Einwirkung des fremden Lohndienſtes und der Jahrgelder auf den ſchweizeriſchen Volkscharakter zeigte ſich allenthalben. Vergeblich war, daß ſchon im Jahr 1513 Räthe und Volk in Zürich „Miethe und Gaben“ abgeſchworen, und zwei Jahre ſpäter auf das Gerücht vom Bruche des Eides die Seebewohner ſich erhoben und Entſetzung und Beſtrafung einiger Schuldigen erlangt hatten; der verführeriſche Reiz des Goldes wirkte zu mächtig, und der Verdacht fremden Soldes ruhte in Zürich ſogar auf Männern der Regierung; und ward erhalten durch die Umtriebe verſchiedener häufig anweſenden fremden Geſandtſchaften. Die Sittenloſigkeit ward durch die

Fremden genährt. Der Aberglaube war ungeſchwächt (noch im zweiten Jahre nach der Wirkſamkeit Zwinglis ward eine Frau als Hexe nach üblicher Art verbrannt). Der zügelloſe Volksgeiſt konnte ſelbſt durch die ſo häufigen, faſt monatlich wiederkehrenden Todesſtrafen nicht in Schranken gehalten werden. Neben dem Bürgermeiſter Roiſt ſtand zwar eine Anzahl vaterländiſch geſinnter, unbeſtechlicher Männer, allein ihre Zahl war geringer, als die der Schwachen und Characterloſen; und neben dieſen endlich eine Menge ſolcher, zum Theil aus vornehmen Familien, welche, aller Unordnung förderlich, dem Meiſtbietenden käuflich, nur ihren Vortheil ſuchten. Von den höhern Geiſtlichen, namentlich den Chorherren, waren nur Wenige, auf deren Freundſchaft und Beiſtand Zwingli rechnen konnte. Von Einigen hatte er nur Duldung, von andern Abneigung und heimlichen Haß zu erwarten. Noch bedenklicher aber wurde ſeine Stellung zu der niedern Geiſtlichkeit, dem Heer der Mönche, welche, beim Volke in verdiente Verachtung verſunken und im Bewußtſein ihrer Unwiſſenheit, vor dem Geiſte des freimüthigen und unerſchrockenen Reformators erzitterten. Dieſer aber wurde, je mehr er die Zuſtände und Perſonen in Zürich kennen lernte, deſto kühner in ſeinen Predigten, und Verſtöße gegen Wahrheit und Sitte, ſowohl im Privat- als öffentlichen Leben, verfielen ſeiner Beurtheilung auf der Kanzel, oft mit Nennung der Namen und in den Formen des Witzes und der Ironie. Auch über ſtaatliche Verhältniſſe ein Wort auf der Kanzel zu reden, ward Zwingli veranlaßt, als nach Maximilians Tod die Umtriebe für die deutſche Kaiſerwahl auch die in Zürich verſammelte Tagſatzung beſchäftigten, als ein abermaliger Ausbruch nach Italien ſtattfand, und nach Norden ganze Schaaren von Reisläufern den Fahnen des Herzogs Ulrich von Würtemberg in ſeinem Kampfe gegen den ſchwäbiſchen Bund, zuſtrömten. — Gefahrvolle Umſtände für einen öffentlichen Redner, der, die Weiſe der altteſtamentlichen Propheten übend, auch ihr Schickſal fürchten mußte. Indeſſen wie Säckelmeiſter Räuchli und Hans Füßli, als ſie den Prediger zum erſten Mal hörten, ſich äußerten: „Das iſt einmal ein rechter Prediger der Wahrheit, der wird ſagen wie die Sache ſtehen!“ ſo dachten Manche, und Zwingli gewann in Zürich immer feſtern Boden. Als der Ablaßhändler Samſon in Bern ſeine Geldkaſten gefüllt hatte und ſich nun nach Zürich wandte, als Zwingli abermals gegen ihn predigte, da billigten geiſtliche und weltliche Obrigkeit übereinſtimmend des Predigers Kampf. Zu unverſchämt hatte der Mönch den Geldwucher getrieben, als daß der eigentliche Sinn des Ablaſſes nicht auch Kurzſichtigen endlich klar geworden wäre. Zu ſehr hatte er die geſunde Menſchenvernunft gehöhnt, als er in Baden auf dem Kirchhofe unter feierlicher Proceſſion und Todtengeſang die losgekauften Seelen aus dem Fegefeuer in den Himmel fliegen ließ. Samſon fand die Stadt Zürich für ſein Geſchäft verſchloſſen, mußte am Thore umkehren und wandte ſich vergeblich an die Tagſatzung, welche ſich vielmehr in Rom über ihn beſchwerte, und ihm ein ungnädiges Schreiben vom heiligen Vater zuzog, in welchem er zur vollkommenen Unterwürfigkeit unter die Eidgenoſſen, „die geliebteſten Söhne der Kirche“, ermahnt wurde.

Die allgemeine Freude über dieſen Ausgang theilte Faber, der biſchöfliche Vicar in Conſtanz, welcher den reformatoriſchen Beſtrebungen, ſo lange ſie ſich mit ſeinem Ehrgeize vertrugen, hold war. Er war Zwingli's Studiengenoſſe in Wien geweſen und ſchien deſſen Freundſchaft nachher noch mehr zu wünſchen, bis die Verhältniſſe den Mann des Ehrgeizes von dem Manne der Wahrheit trennten, und der erſtere als entſchiedener Gegner der Glaubensverbeſſerung ſich zeigte.

Zu dieſen Wirren im geiſtigen Leben kam nun noch die Gefahr des leiblichen; als 1519 die Peſt in Zürich heftig wüthete und binnen wenig Monaten 2500 Menſchen wegraffte. Zwingli nicht nur durch ſeine Pflicht als Leutprieſter, ſondern noch mehr durch ſein Herz getrieben und der eignen Gefahr vergeſſend, übte mit Eifer die Pflichten ſeines Amtes bei den Kranken und Sterbenden; bis auch ihn die Krankheit ergriff. Ein Gedicht aus jenen

Tagen ſchildert uns den Gemüthszuſtand des Kranken und zeigt uns, mit welchem Gottvertrauen und wahrer Frömmigkeit er das Leid ertrug. Seine ſtarke Natur gewann den Sieg über die Krankheit.

Seine klaſſiſchen Studien ſetzte Zwingli in Zürich eifrig fort und man kann ſagen, daß er an wiſſenſchaftlicher Bildung alle übrigen Reformatoren ſeiner Zeit weit übertroffen. Als ein gewiſſer Andreas Böſchenſtein, der der hebräiſchen Sprache kundig war und eine Grammatik derſelben geſchrieben hatte, nach Zürich kam und Unterricht darin gab, da war Zwingli ſein erſter Schüler und ſo eifrig, daß er das alte Teſtament bald in der Urſprache leſen konnte, die Pſalmen ſelbſt in's Deutſche überſetzte und dieſelbe jeden Freitag in Predigten erklärte. Seine klaſſiſchen Studien entfremdeten ihn den heiligen Schriften nicht, vielmehr befähigten ſie ihn erſt, den einfachen wahren Sinn der bibliſchen Schriften und ihre eigenthümliche dichteriſche Schönheit zu begreifen. Männer, von denen er lernen konnte, ſchätzte er ſehr hoch. So zog er den Jakob Ceporenius, der die Pfarrer um ſeinen Geburtsort Wiſendangen im Griechiſchen und Hebräiſchen unterrichtete, und Georg Chalibeelus, den Kenner des Chryſoſtomus, nach Zürich; ſie blieben treue Gefährten ſeiner Studien und nachher ſeiner Gefahren. Dagegen verlor er ſeinen bisherigen treueſten Freund, Oswald Myconius aus der Nähe, als dieſer den Ruf ſeiner Vaterſtadt Luzern an ihre oberſte Lehrerſtelle angenommen hatte. Myconius, ein gemäßigter und beſonnener Mann, der bei Geiſtlichen und Weltlichen viel vermochte, war zwiſchen dieſen und dem überall aufregenden Zwingli ein wohlthätiger Vermittler geweſen. Denn obgleich Zwingli das geoffenbarte göttliche Wort ſtets zum Maßſtabe ſeiner Lehren machte, ſo faßte er doch das bisherige morſche Glaubensſyſtem gar unſanft an, und ärgerte Viele ſchon durch die Neuheit ſeiner Lehren, Andere durch gefürchtete Beeinträchtigung ihres Vortheils; letzteres namentlich in Betreff der Zehnten.

Der Zehent, eine Hauptquelle der Einnahme für die

Kirche, ſchien dem Volke eine unbillige Laſt; der Leutprieſter aber war durch die Statuten verpflichtet, auf gewiſſenhafte Abtragung der Zehnten zu achten und dieſelbe in ſeinen Vorträgen als göttliches Gebot darzuſtellen. Nun aber klagten die Chorherren bei Zwingli's Vorgeſetzten, dem Probſt Frey, Zwingli habe ſtatt deſſen den göttlichen Urſprung der Abgabe geleugnet und ſcheine es für Tyrannei zu halten, wenn man ſie ſtrenge eintreibe. Er mache ſie dadurch bei den Leuten verhaßt und bringe alles Schlimme, was er von den Mönchen wiſſe, auf die Kanzel. Zwingli wies dieſe Vorwürfe zurück und behielt den Propſt zum Freunde. Einige Monate ſpäter wirkte dieſer ſelbſt darauf hin, daß das Capitel der Chorherren einmüthig ſeinen Gottesdienſt vereinfachte, „weil es unmöglich ſei, die ſeit Jahrhunderten immer mehr ſich anhäufende Menge von Feſttagen, von Ceremonien und kirchlichen Gebräuchen in dieſer Zeit noch länger feſtzuhalten." Das Chorbrevier ward geändert und Zwingli auf eigenes Anhalten unter die Zahl der Chorherren aufgenommen. Man mußte ſeine Einnahme erhöhen, da er als Leutprieſter verpflichtet war, zwei Helfer zu halten, und eben jetzt, bei angebotener Verdoppelung der päpſtlichen Jahrgelder, die bisher bezogenen dem Legaten aufgeſagt hatte.

Noch war in dem Zuſtande der züricheriſchen Kirche nichts weſentlich verändert, die in den Gemüthern erwachte Aufregung nur wenig über die Grenzen des Cantons hinausgedrungen, und weder die eidgenöſſiſchen Magiſtrate, noch die Hierarchie veranlaßt hindernd einzuſchreiten. Politiſche Ereigniſſe waren es wiederum, von welchen die erſte allgemeine Bewegung ausging.

Franz I, König von Frankreich, hatte in ſeinen Bewerbungen um die deutſche Kaiſerkrone gegen Karl von Spanien ein Bündniß mit den Eidgenoſſen eifrig geſucht. Jetzt, da er Karl unterlegen, ſuchte er um ſo mehr ſich durch ein Bündniß mit den Eidgenoſſen zu ſtärken. Er ſpendete Gold im Uebermaaß. Schweizer durchzogen als franzöſiſche Werber das Land, und fanden bei der kriegsluſtigen Jugend Anklang. Bern, Luzern und die meiſten übrigen Cantone wurden gewonnen, und als auch Schwyz, Baſel und Schaffhauſen 1521 ſich dem franzöſiſchen Bündniß anſchloſſen, da ward Zürich von der Tagſatzung ſelbſt aufgefordert, ſich nicht allein zu entziehen. Zwingli ſprach ſich, wie auf der Kanzel, ſo allenthalben, entſchieden gegen dieſes Bündniß aus, aber eben ſo eifrig ſuchten die Eidgenoſſen ihm entgegen zu wirken. Ihre Geſandten erſchienen nebſt dem franzöſiſchen vor dem großen Rathe in Zürich mit Bitten, mit Mahnungen und Warnungen, und auch aus einzelnen Gemeinden des züricheriſchen Gebietes erſchienen ſchriftliche Aufforderungen zum Beitritt. Die Regierung beſchloß, die Stimme des Volkes zu hören. Rathsglieder wurden an alle Vogteien und Aemter geſchickt, um den verſammelten Gemeinden das Bündniß, ſo wie eine ſchriftliche Beleuchtung aller Artikel deſſelben vorzulegen, ſie zur eignen Prüfung und Beurtheilung und zu ſchriftlicher Antwort aufzufordern. Die Gemeinden erklärten ſich faſt einmüthig wider das Bündniß und ſprachen ihre unverbrüchliche Anhänglichkeit an ihre Regierung aus, eben ſo die Stadtbürger. Franz I., ſowie die zwölf ihm verbündeten Orte, erhielten die Antwort, daß Zürich beim ewigen Frieden mit Frankreich redlich beharren, alle gegen die Eidgenoſſen beſchworenen Bünde treulich halten, daß es ſich von ihnen nicht „ſöndern", ſondern Gut und Blut zu ihnen ſetzen wolle, daß es auch um Frankreichs fernere Zuneigung und der Schweizer Bundestreue bitte; aber fürſtlichen Jahrgeldern und fremden Bündniſſen hinfort in der Hoffnung auf Gottes Beiſtand zu entſagen, feſt entſchloſſen ſei.

Von nun an mußte jede öffentliche Stimme für fremden Lohndienſt in Zürich verſtummen. Die Anhänger deſſelben verließen zum Theil den Canton: aber ſie und ihr Anhang warf nun auf Zwingli glühenden Haß. Viele, die ſeine Predigten ſonſt häufig gehört und hocherhoben hatten, fanden ſie jetzt ketzeriſch. Viele, denen Religion und Glaube ganz gleichgiltig war, fühlten ſich auf einmal getrieben, den alten Glauben wieder in' Schutz zu nehmen, und klagten, daß Zwingli die Eidgenoſſenſchaft getrennt und zwieſpältig gemacht. Aber mochte er ſich auch Haß und Verläumdung zuziehen, — er hatte der Redlichkeit und Treue, die ihre Eide kennt, zum Siege verholfen. Zürichs Regierung war ſtark, weil ſie das Vertrauen und die Zuſtimmung des Volkes für ſich hatte. Von dem Volke, welches in dieſen politiſchen Angelegenheiten ein ſo geſundes Urtheil abgegeben, konnte Zwingli auch Vernunft in kirchlichen Dingen erwarten, und an das Volk zu apelliren ſcheint er fortan beſchloſſen zu haben, nachdem er die Hoffnung auf Reformen von Seiten der Hierarchie ſelbſt aufgegeben.

Zürich blieb indeß ſeinen Grundſätzen nicht ganz treu, indem es durch Schmeicheleien und Beſtechungen des Cardinals von Sitten bald nachher ſich verleiten ließ, dem Papſte 2000 Mann Hilfstruppen zu bewilligen. Zwingli kam dabei in den Verdacht, daß er der Parthei des Papſtes und des Kaiſers zugeſtehe, was er dem Könige von Frankreich entzogen. Ein ganz ungegründeter Vorwurf, denn der Gegner der Bündniſſe und des Lohndienſtes hatte ſich in den ſtärkſten Ausdrücken und in der Weiſe damaliger Polemik auch wider dieſe Verbindung erklärt. „Ich wollte", ſagte er, „daß man durch des Papſtes Vereinigung ein Loch geſtochen und den Boten ſie auf dem Rücken heimzutragen gegeben hätte." — Ueber einen thierfreſſenden Wolf ſtürme man her; den Wölfen, die die Menſchen verderben, wolle niemand recht wehren. — „Sie tragen billig rothe Hüte und Mäntel; denn ſo man ſie ſchüttelt, ſo fallen Dukaten und Kronen heraus; wenn man ſie aber recht auswindet, ſo rinnet deines Sohnes, Vaters, Bruders Freundes Blut heraus." Die Lehren und Warnungen Zwinglis bewährten ihre Wahrheit an den Frankreich Verbündeten Eidgenoſſen bald durch den Erfolg. 3000 Mann waren bei Pavia auf dem Schlachtfelde geblieben, und dieſe practiſche Lehre machte auf den Canton Schwyz ſolchen Eindruck, daß man beſchloß, 25 Jahre lang ſich mit keinem Fürſten einzulaſſen.

Die Lehren Zwinglis, nachdem er bereits drei Jahre in Zürich gepredigt, fingen endlich an, auch im Leben ihre Früchte zu zeigen. Thatſächlich waren die beſtehenden Kirchenſatzungen noch nicht verletzt worden; jetzt aber wagten es einige Bürger in der Faſtenzeit 1522 zum erſten Male, das biſchöfliche Verbot des Fleiſcheſſens zu übertreten. Zwinglis Feinde ergriffen dieſe Gelegenheit und wandten ſich an den Biſchof von Conſtanz; dieſer erließ ein ſcharfes Verbot gegen die Neuerung und ſchickte ſogar eine Geſandtſchaft an das Domcapitel und den Rath in Zürich, den Weihbiſchof von Conſtanz, Melchior Vattli an der Spitze, und damit begann der Kampf nun auch im Schooße der Behörden. Obgleich das ganze Verfahren gegen Zwingli gerichtet war, ſo hüteten ſich doch die Geſandten offen anklagend gegen dieſen aufzutreten, um nicht ſeine Vertheidigung hervorzurufen. Sie wünſchten ſeine Gegenwart bei den Verhandlungen nicht, allein bei Abſtimmung hierüber entſchied ſich die Mehrheit des großen Rathes für die Zulaſſung Zwinglis und der andern beiden zürcherſchen Leutprieſter. Der Weihbiſchof begann die Verhandlungen mit ſalbungsreicher Rede, worin er auseinander ſetzte, wie nützlich die Ceremonien als Anleitung zur Tugend, wie auch das Faſten auf den Beſchlüſſen der Concilien und heiligen Väter der Kirche beruhe, wie ſich dieſe Gebräuche nur durch den Schutz des heiligen Geiſtes ſo lange hätten erhalten können, wie außer der Kirche niemand ſelig werden könne. Im Begriffe mit ſeinen Gefährten ſich zu entfernen, ward er von Zwingli erſucht, einen Augenblick zu weilen, um deſſen Rechtfertigung zu hören. Man habe keinen Auftrag, verſetzte der Weihbiſchof, zu diſputiren, es bedürfe auch ſeiner Rechtfertigung nicht, da man nicht gegen ihn geſprochen. Zwingli bemerkte dagegen, daß er nur beabſichtige, ſeine bisherige Lehre ihnen darzulegen, daß er zwar nicht genannt, aber doch gemeint ſei. Der Bürgermeiſter Reiſt ſuchte die biſchöflichen Abgeordneten zu bewegen, die Rechtfertigung anzuhören, und Zwingli, nach manchen Hin- und Widerreden, beſchwor die Geſandten um Jeſu Chriſti, ihres gemeinſamen Herrn und Seligmachers willen, möchten ſie, wenn nicht als Geſandte, doch als Chriſten, ihn hören. Unwilliges Murren erhob ſich unter den Räthen und die Geſandten, das Unwürdige längern Widerſtandes fühlend, bequemten ſich, ihre frühern Plätze wiederum einzunehmen. Zwingli vertheidigte nun ſeine Lehren mit Nachdruck. Beim Punkte des Faſtengebotes verſicherte er, daß er um der Schwachen willen niemals aufgefordert habe, daſſelbe zu brechen, daß er es aber im Widerſpruche finde mit Buchſtaben und Geiſt des Evangeliums. Als ihm Battli Einwendungen machen wollte, zog Engelhart ein griechiſches neues Teſtament hervor und überreichte es ſeinem Amtsgenoſſen Zwingli aufgeſchlagen. Dieſer überſetzte die Stelle 1. Thim. 4, 1—9: „Der Geiſt aber ſagt deutlich, daß in den letzten Tagen ettliche von dem Glauben werden abtreten — und verbieten ehelich zu werden und zu meiden die Speiſe, die Gott geſchaffen — denn alle Creatur Gottes iſt gut und nichts verwerſlich, das mit Dankſagung empfangen wird.“ — Der Weihbiſchof ſchwieg. Als jedoch die Reden und Gegenreden wieder heftiger wurden, ſah ſich der Bürgermeiſter veranlaßt, die Verſammlung zu entlaſſen.

Der Beſchluß des Rathes war, daß man den Biſchof bitten ließ, durch eine Verſammlung der Prälaten und gelehrten Männer des ganzen Biſthumes die ſtreitigen Artikel unterſuchen zu laſſen und zu beſtimmen, woran man ſich zu halten habe. Die Leutprieſter aber wurden ermahnt, bis dahin die Beobachtung des Faſtengebotes zu empfehlen.

Dieſe Vorgänge im Jahre 1522 kann man als den erſten öffentlichen Anfang der Reformation in der Schweiz anſehen. Der glimmende Funken war nun zu heller Flamme aufgeſchlagen, und der offene Kampf gegen das alte Kirchenthum begonnen.

Als nun der kleine Rath das Fleiſcheſſen in der Faſten mit einer Geldbuße belegte, da mußte Zwingli fürchten, das Volk werde dieſes als eine Mißbilligung ſeiner Lehre anſehen, und ſein Schweigen werde von ſeinen Gegnern als Folge ſeiner Niederlage gedeutet werden.

Er predigte daher dennoch gegen das Faſtengebot der Kirche, und vertheidigte ſeine Meinung in einer beſondern kleinen Schrift, der erſten welche unter ſeinem Namen erſchien. Gegner erhoben ſich nun von allen Seiten. Zunächſt trat der Chorherr Hofman gegen Zwingli mit einer Schrift auf, allein der alternde Kämpfer war ſeinem jüngern und kräftigern Gegner nicht gewachſen. Der Biſchof wandte ſich in einem langen Schreiben mit der Aufforderung ſich den neuen Lehren zu widerſetzen an den Propſt und das Capitel, weil er wußte, daß Zwingli in letzterm Widerſacher hatte. Zwingli, ſeit einem Jahre ſelbſt Chorherr, verlangte, daß man ihm das Schreiben übergebe, damit er ſich vertheidigen könne, er erhielt es und ſchrieb nun in lateiniſcher Sprache ſeine Vertheidigungsſchrift: Archeteles (Anfang und Ende, weil er, wie er ſich ausdrückt, hoffe, daß dieſe ſeine erſte Verantwortung auch die letzte ſein werde). Die 69 Klagepunkte des Biſchofs ſind in dieſer Schrift einzeln beleuchtet und zum Theil mit Witz und Spott behandelt; weßhalb auch Erasmus, dem Zwingli ein Exemplar der Schrift zuſchickte, ſich tadelnd über den Ton derſelben ausſprach, und ihn mahnte, „ernſthafte Dinge auch ernſthaft zu behandeln". Ein von dem Biſchofe an alle Prieſter und Laien ſeines Sprengels gegen die verderblichen Irrlehren, erlaſſener Hirtenbrief, ward von Freunden Zwingli's in Bern mit beißenden Anmerkungen, welche ſchonungslos die Laſter und Fehler der Hierarchie aufdecken, ohne Namen herausgegeben. Neben dem Biſchofe und den literariſchen Gegnern erhob ſich nun auch in Zürich ſelbſt die Schaar der Mönche aller Orden gegen Zwingli in Predigten und in einer Anklage beim Rathe, worin ſie ſich beſchwerten, daß Zwingli ſie auf der Kanzel angreife und beim Volke verächtlich mache. Zwingli behandelte dieſe ſeine zu unwiſſenden und ungeſchickten Gegner, die ihm ſelbſt in ihrer Dummheit Waffen genug boten, mit Spott, und ging darin im Gefühle ſeiner Ueberlegenheit vielleicht ebenfalls weiter, als er hätte ſollen.

Dieſer Kanzelkampf erzeugte aber auch bedenkliche Erſcheinungen. Manche Brauſeköpfe fielen den ungeſchickten

Predigern der Mönche in's Wort, beſchuldigten ſie des Irrthums und der Lüge. Es war zu fürchten, daß die Kirche zum Schauplatz unwürdiger Kämpfe werde. Der Rath verordnete deßhalb, daß alles Predigen, was Trennung und Zwietracht verurſachen könne, aufhören ſolle. Allein man ſchwieg auf keiner Seite. Die Mönche beriefen ſich auf ihren Thomas oder Scotus, ihre alten Ordenslehrer. Zwingli ließ allein die Schrift gelten. Beide Theile wurden vor eine Verſammlung des Rathes und der Chorherren geladen, und hier bewieß Zwingli den Mönchen überzeugend ihre unbibliſchen Irrthümer. Sie wußten nichts Erhebliches dagegen aufzubringen. Dem Verſuche, das Chorherrnſtift zum Schiedsrichter zwiſchen beiden Partheien aufzuſtellen, widerſetzte ſich Zwingli nachdrücklich, weil er Pfarrer und Seelſorger in Zürich ſei. Seine Parthei ergriffen die anweſenden Gelehrten, und die Räthe ſahen ſich genöthigt, dieſen zu folgen. Der Bürgermeiſter ſchloß den Act mit den Worten: „Ja, ihr Herren, das iſt auch die Meinung des Rathes, daß ihr hinfort das Evangelium, Paulus und die Propheten predigen und den Thomas, Scotus und ſolches Zeug liegen laſſen ſollt.“

Der Kampf der Mönche zog ſich nun von den Kanzeln in die Häuſer, die Beichtſtühle und Trinkſtuben, und überall erlangte Zwingli Kunde von ihren Verläumdungen. Indeſſen andererſeits wuchſen Zwingli auch immer mehr Freunde heran in und außer dem Kanton Zürich, welche ſeine Beſtrebungen theilten, für ihn thätig waren und ihn und ſeine Sache bewachten. Zuſchriften und Gedichte von manchen Seiten her ermunterten ihn in ſeinem Kampfe. Aber auch Warnungen vor den Nachſtellungen und Vergiftungsabſichten ſeiner Feinde kamen ihm zu, und erhielten Wahrſcheinlichkeit durch Vorgänge. Seine Fenſter wurden durch Steinwürfe zertrümmert; ſein Helfer, wahrſcheinlich aus Verwechslung, von Banditen nächtlich angefallen, als er dem vorgeblichen Rufe zu einem Kranken folgte. Manche der freiſinnigen Männer erfuhren aber auch ſchon die Verfolgung der Hierarchie. Der Pfarrer Urban Wiß zu Viſisbach bei Baden (Baden in der Schweiz) ward bei dem Biſchofe angeklagt, er predige nach dem neuen Glauben, und auf Befehl der eidgenöſſiſchen Geſandten, ungeachtet der Fürbitten ſeiner Zuhörer, gefangen nach Conſtanz geführt, wo ihn der Biſchof lange Zeit in Haft hielt, Zwingli ihn aber durch Briefe zur Standhaftigkeit ermahnte. — Das erſte Beiſpiel thätlicher Glaubensverfolgung in der Eidgenoſſenſchaft.

Zwingli ließ ſich indeß durch ſolche Vorgänge von der betretenen Bahn nicht abſchrecken; er verſtärkte ſeine Freundſchaft in Zürich durch Leo Judä, welcher auf ſeine Anregung dort predigte und darauf von der Gemeinde zu St. Peter zu ihrem Pfarrer gewählt wurde. Einen Barfüßermönch, Franziskus Lambertus, welcher zu Avignon Theologie gelehrt hatte und in Zürich im Sinne der alten Kirchenlehre zu predigen begonnen hatte, überzeugte Zwingli ſo vollſtändig, daß er die Kutte ablegte und ein Anhänger der Reform wurde.

Jetzt wagte Zwingli einen kühnen Schritt. In Gemeinſchaft mit elf andern Geiſtlichen und Predigern richtete er ein lateiniſches Bittſchreiben an den Biſchof von Conſtanz, und ein deutſches an die Regierungen der Eidgenoſſenſchaft um Geſtattung der Prieſterehe. Großes Aufſehen mußte ein ſolcher Schritt in jener Zeit hervorrufen, die mit dem Gedanken an verehelichte Prieſter noch ſo wenig vertraut war. Und ob Zwingli die beſtimmteſten, die ſchlagendſten Stellen der Schrift für ſeine Wünſche anführen konnte, — an Erfüllung war nicht zu denken. Die Eheloſigkeit war ja eine Hauptſtütze der Hierarchie; durch dieſe erhielt ſie ſich ein Heer nur ihr ergebener Diener, die frei von den Banden der Familie, enger an Rom, als an das Vaterland geknüpft, für hierarchiſche Zwecke lebten und wirkten, die, vertheilt in alle Länder, eingreifend in das innerſte Leben des Volkes, ein unzerreißbares Netz der Volksbeherrſchung und Verdummung bildeten. Jemehr die Hierarchie jene Macht aus den Völkern ſchwinden ſieht, durch welche ſie einſt geſchaffen wurde, die Macht des Aberglaubens, deſto mehr muß ſie ſich anklammern an die Einrichtungen, welche ſie ſelbſt zu ihrem Fortbeſtande geſchaffen hat.

Offen und frei geſteht Zwingli, welche Schande bisher durch die Eheloſigkeit über die Prieſter gekommen, welche Aergerniſſe dadurch im Volke geſchehen ſeien; ihr Geſuch habe ja nur den Zweck, von der Schande der Unkeuſchheit frei zu werden und ehelich rein und keuſch zu leben, es geſchehe im Intereſſe der Sittlichkeit und der den Prieſtern empfohlenen Seelen. Allein weder vom Biſchof noch von den Regierungen erhielten die Bittſteller Antwort. Von der Erfolgloſigkeit dieſes Geſuches waren die meiſten Freunde der Reform ſelbſt überzeugt, da, wie Mykonius aus Luzern ſchrieb, weder der Biſchof noch der Pabſt die Bitte gewähren könne, ſondern nur ein Concilium. Viele mißbilligten den Schritt, da große Bewegung in dem unverſtändigen Volke davon zu fürchten war. In der That geriethen auch einige der Pfarrer, welche mit Zwingli unterzeichnet hatten, ihrer eingegangenen Eheverlöbniſſe wegen, in Lebensgefahr, und mußten ſich zur Auswanderung rüſten. Selbſt in Zürich, wo die Meiſten mit Zwingli einverſtanden waren, war dennoch ein weiter Schritt bis zur amtlichen Billigung von Seiten der Regierung. Denn dieſe war ſchon damals durch das abgelehnte franzöſiſche Bündniß, ſo wie durch die kirchlichen Neuerungen zu den Eidgenoſſen in eine geſpannte Stellung getreten. Pfarrer Wiß zu Biſisbach war, wie ſchon erzählt, weil er im Sinne Zwingli's lehrte, von den Eidgenoſſen an den Biſchof ausgeliefert worden; die Eidgenoſſen, dem franzöſiſchen Bündniß anhängend, hatten es für bundeswidrig erklärt, als die zürcheriſche Regierung einige ihrer Bürger ſtrafte, die trotz des Verbotes in franzöſiſche Dienſte getreten waren. Als nun das franzöſiſche Heer bei Bicocca eine bedeutende Niederlage erlitten hatte, und Zwingli dieſen Umſtand benutzte, „an die älteſten Eidgenoſſen zu Schwyz" eine ſchriftliche Vermahnung zu richten, ſich vor fremden Herren und ihren Bündniſſen zu hüten; da vermehrte dieſes die Spannung. Und obgleich dieſe Mahnung Zwingli's vielleicht eben ſo ſehr, als die

Züchtigung bei Bicocca dazu beitrug, die Schwyzer zu der vaterländiſchen Geſinnung zurückzuführen, ſo daß ſie nach einer ſtürmiſchen Landsgemeinde beſchloſſen, Fünfundzwanzig Jahre hindurch fremde Jahrgelder und Bündniſſe abzuweiſen, ſo wurden die Uebrigen auf Zwingli deſto mehr erbittert. Man ſendete Boten nach Schwyz und Nidwalden, ſie zurückzumahnen; man beſchwerte ſich in Zürich, mit dem Anſuchen, ſich doch wenigſtens der Einwirkung auf andere Bundesglieder zu enthalten. Die Zürcheriſche Regierung blieb indeß feſt bei ihren Beſchlüſſen. Gegen das Reislaufen und gegen fremde Jahrgelder ward mit Strenge, ja mit Todesſtrafe, eingeſchritten. Nach einer ernſten Predigt Zwingli's gegen jene Uebel, mußten alle Geiſtliche der Stadt in dem Thor beim großen Münſter erſcheinen und in Gegenwart der Bürgermeiſter eidlich verſprechen, in Zukunft weder vom Papſte noch von andern Fürſten Penſionen oder Jahrgelder anzunehmen. — In kirchlichen Reformen war indeß die Regierung oft uneins und ſchwankend, und gegen den Einſpruch des Biſchofs wagte man nicht entſchieden aufzutreten. Manche der Freunde Zwingli's wurden kleinmüthig, andere zweideutig. Doch weder dieſes, noch die Verſuche Roms, den Reformator für ſich zu gewinnen, waren im Stande deſſen Muth zu beugen oder ſeine Geſinnung zu ändern.

Der päpſtliche Stuhl, welchen nach Leo X., Hadrian VI. kurze Zeit einnahm, war in jener Zeit ſo ſehr in die politiſchen Ereigniſſe verwickelt, daß die kirchlichen Vorgänge in der Schweiz nicht die nöthige Berückſichtigung finden konnten. Zürich, obgleich zu kirchlichen Neuerungen geneigt, war der einzige dem Pabſte treugebliebene Stand der Eidgenoſſen und mußte daher geſchont werden. Hadrian hatte zwar vor ſeiner Erhebung auf den Stuhl Petri als Großinquiſiter in Spanien Luthers ſämmtliche Schriften mit Beſchlag belegt und als Papſt bei dem nürnberger Reichstage ſich beſchwert, daß man ſich den Irrlehren Luthers nicht eifrig genug widerſetzt hätte; allein den Schweizerreformator ſuchte er durch glänzende Anerbietungen zu gewinnen. Franz Zingg in Einſiedeln, päpſtlicher Kaplan und Zwingli's Freund, erhielt den Auftrag, dieſen für den Papſt zu gewinnen, und äußerte ſich einſt ſcherzweiſe, man würde dem kühnen Reformator außer der päpſtlichen Krone, im Fall der Willfährigkeit, in Rom Alles bewilligen. Durch den Legaten Ennius erließ Hadrian im Jahr 1523 zwei Schreiben, eins an den Bürgermeiſter Markus Roiſt, eins an Zwingli. In letzterem heißt es am Schluſſe: „Wir ermahnen dich alſo, ehrwürdiger und ergebener in dem Herrn, demſelben: (unſerm Legaten) allen Glauben beizumeſſen und mit eben der Geſinnung, womit wir deine Ehre und deinen Vortheil zu bedenken geneigt ſind, auch in unſern und des apoſtoliſchen Stuhles Angelegenheiten zu Werke zu gehen; wofür du dich unſerer ganz beſonderen Gnade wirſt zu erfreuen haben.“ Zwingli hatte indeß ſeine Rechnung mit dem Papſtthum abgeſchloſſen. Es mußte ihm nun daran liegen, daß auch die Regierung in Zürich dahin gelange.

In Deutſchland waren ſchon mehrere öffentliche Religionsgeſpräche gehalten worden; dieſe ſuchte Zwingli auch in der Schweiz zu erlangen. Nachdem er in Predigten ſeine Zuhörer mit dieſem Gedanken vertraut gemacht hatte, wendete er ſich, mit Uebergehung des Biſchofs, an den großen Rath mit der Bitte um Veranſtaltung einer ſolchen Zuſammenkunft. Er wolle öffentlich vor den Anwälten des Biſchofs von Conſtanz, vor Gelehrten und Ungelehrten Rechenſchaft ablegen über ſeine Lehre; er wolle ſich zurechtweiſen laſſen über das, was man in ſeiner Lehre irrig oder falſch befinden könnte, er bitte aber um Schutz für das, was er bewieſen und dargethan habe. Der Rath erkannte wohl die Bedeutſamkeit eines ſolchen Schrittes und ſeiner möglichen Folgen und konnte ſich nicht verhehlen, daß darin eine Verletzung aller bisherigen kirchlichen Obſervanz liege. Nicht der Biſchof, nicht die Geiſtlichen ſollten entſcheiden, ob die in Zürich gepredigte Lehre die rechte ſei, ob ſie mit der Kirche oder mit der Schrift übereinſtimme, ſondern ſie, die weltlichen Räthe, ſollten darüber urtheilen, und nur die Schrift das einzige Geſetzbuch ſein. Nach lebhaften und ernſten Berathungen entſchied ſich indeß die Behörde, dem Geſuche Zwingli's zu willfahren, da der Biſchof ſelbſt in der Kirchenſache unthätig war, und die gerechte Bitte, um Berufung einer Synode oder Gelehrtenverſammlung zur Prüfung der Lehre des Reformators, abgelehnt hatte. Zugleich wirkte Zwingli durch ſeine Predigten auf Reform der ſittlichen Zuſtände. Verordnungen zu beſſerer Aufſicht der Wirthshäuſer erſchienen, ſo wie gegen die Schwärme fahrender Schüler. Die lüderlichen Dirnen wurden aus der Stadt verwieſen; ſelbſt vier Glieder des kleinen Rathes, die in offenkundigem Ehebruch lebten, für ein halbes Jahr von allen Sitzungen ausgeſchloſſen.

Die biſchöfliche Würde zu Konſtanz bekleidete damals Hugo von Hohenlandenberg, bei den Eidgenoſſen durch ſein eigennütziges Handeln und Wirken für ſeine Einkünfte und ſein Domſtift nicht eben beliebt. Die rechte Hand des Biſchofs aber war zu jener Zeit ſein Generalvikar Faber. Dieſer, früher Studiengenoſſe und Freund Zwingli's, war dem Werke der Reform immer mehr abhold geworden, Je mehr ſie in's Volk drang. Hatte er, wie wir ſchon erzählt, Anfangs Zwingli in ſeinem Beginnen ermuthigt und den Biſchof vermocht, ſich gegen den Ablaß zu erklären, ſo war er jetzt entſchiedener Gegner der Reform, da ſie nicht mehr ausſchließlich von der Prieſterſchaft ausging, vielmehr die Prieſterſchaft zu gefährden drohete. Hatte er früher Dr. Eck geſpottet, als dieſer nach Rom gereiſt war, um dem Pabſte ſeine Dienſte gegen Luther anzubieten, ſo war er ſchon am Ende desſelben Jahres, 1521, desſelben Weges gezogen, und völlig umgewandelt nach Konſtanz zurückgekehrt. Die Früchte dieſer Umwandlung hatten ſich bald gezeigt in der Gefangennahme des Pfarrers Wiß, in dem Hirtenbriefe des Biſchofs wider die Irrlehren, ſowie in dem biſchöflichen Schreiben an das Chorherrnſtift zu Zürich, welches Zwingli mit ſeinem „Archeteles" beantwortet hatte.

Dem Beſchluſſe des großen Rathes gemäß, erging nun ein Ausſchreiben an alle Geiſtliche des Kantons, des Inhaltes, daß Jeder, der ſich mit der in Zürich gepredigten Lehre nicht einverſtanden erkenne, in Zürich am Tage nach dem Karlstage erſcheinen möge, um ſeine Gründe vorzubringen und mit der heiligen Schrift zu beweiſen, damit der Rath darnach einſchreiten und der Ungewißheit der Dinge ein Ende machen könne. Dem Biſchofe ward Anzeige dieſes Entſchluſſes gemacht, damit er ſelbſt oder ſeine Anwälte auch dabei ſein könne.

Wenn nun der Biſchof den großen Fehler beging, gegen dieſen ungeſetzlichen Schritt des Rathes in Zürich nicht zu proteſtiren oder Verbot einzulegen, ſo iſt dies vielleicht nur aus der Rückſicht des Biſchofs auf ſeine Einkünfte, die er aus Zürich bezog, erklärlich; vielleicht hoffte er auch, durch gewandte Abgeordnete der Sache eine günſtige Wendung zu geben. Kurz der Biſchof beſchloß eine Botſchaft nach Zürich zu ſenden, obgleich die meiſten eidgenöſſiſchen Stände den Ihrigen verboten hatten, die Verſammlung zu beſuchen. Johann Faber, Fritz von Anwyl, der Hofmeiſter des Biſchofs, und Dr. Bergenhaus erſchienen am 29. Januar 1523 als biſchöfliche Abgeordnete in Zürich; ihnen angeſchloſſen hatte ſich Dr. Martin Blanſch von Tübingen. Außer ihnen erſchienen noch viele Gelehrte, Prälaten und Doktoren, auch aus entfernteren Gegenden. Als Vorbereitung für ſeine Vertheidigung hatte Zwingli 67 Sätze, welche ſeine angefochtenen Behauptungen, ſo wie die Summe ſeiner Glaubenslehre enthielten, drucken und vertheilen laſſen. Am Schluſſe derſelben heißt es: „Hier unternehme Niemand zu ſtreiten mit Sophiſterei oder Menſchentand, ſondern komme mit der Schrift als Richterin, damit man die Wahrheit finde, oder, ſo ſie gefunden iſt, wie ich hoffe, auch behalte.“

Wie Luther die Schrift als ſiegreiche Waffe gegen ſeine Gegner gebrauchte, ſo Zwingli. Ein zweiter Fehler Faber's aber war es, daß er ſich dieſe Bedingung Zwingli's und des Rathes gefallen ließ, da er als Vertheidiger der Kirchenſatzungen leicht einſehen mußte, daß er in dieſem Kampfe nicht glücklich ſein könne, da die

Kirche im Laufe der Jahrhunderte den Boden der Schrift längſt verloren hatte. Deßhalb war denn auch die Partei Zwingli's voll Muth und Zuverſicht. Auf allen Seiten aber war man äußerſt geſpannt auf den Ausgang der Sache. Am beſtimmten Tage verſammelte man ſich auf dem Rathhauſe. 180 Mitglieder beider Räthe erſchienen; von den Geiſtlichen der Stadt und des Kantons Zürich fehlten Wenige, ſo daß eine Verſammlung von nahe an 600 angeſehenen Männern weltlichen und geiſtlichen Standes ſich zuſammenfand. Die Häupter und Leiter der Verſammlung hatten ihre beſtimmten Plätze. In einem leer gelaſſenen Kreiſe im Mittelpunkt ſaß Zwingli allein an einem Tiſche; auf demſelben lagen Ausgaben der Bibel in verſchiedenen Sprachen. Die Räume vor den offenen Thüren waren mit Bürgern Zürichs und Landleuten angefüllt. Der Bürgermeiſter Roiſt eröffnete die Verſammlung mit kurzer Anrede, worin er die Urſache der Verſammlung darlegte, und die Anweſenden aufforderte den Magiſter Ulrich Zwingli, wenn man ſeine Lehren für irrig halte, aus der Schrift des Irrthums zu überführen. Damit der Rath der Uneinigkeit und Zwietracht ein Ende machen könne. Zugleich dankte er beſonders der Botſchaft aus Konſtanz, daß ſie der Einladung des Rathes Folge geleiſtet. Darauf erhob ſich des Biſchofs Hofmeiſter, Fritz von Anwyl. Ihr gnädiger Herr, ſprach er, wiſſe, daß ſich Zwietracht und Streitigkeiten der Lehre wegen in ſeinem Biſthum, beſonders in Zürich, erhoben; er wünſche Frieden und ſuche Alles dazu beizutragen. Deßhalb ſeien ſie auf Einladung des ehrſamen, weiſen Rathes zu Zürich hier erſchienen, um die Urſachen ſolcher Zwietracht zu hören, um richten zu helfen und den Frieden unter einer würdigen Prieſterſchaft herzuſtellen, bis ſein Herr ſammt ſeinen Prälaten und Gelehrten ſich des Weitern bedacht und entſchloſſen habe. — Auf dieſe Weiſe hatte der gewandte Hofmann die Stellung, in welcher ſich die biſchöfliche Botſchaft allein mit Würde behaupten konnte, klug bezeichnet. Nicht als Partei wollten ſie erſcheinen, ſondern als Boten der verſöhnenden und Frieden ſtiftenden Kirche und als Helfer der Regierung; den letzten Beſcheid aber ſprach man dem Biſchof zu. Im Verlaufe der Unterredung aber verlor man dieſe Stellung und Haltung.

Jetzt erhob ſich Zwingli. Von allen Zeiten her, ſo war der Inhalt ſeiner Rede, habe Gott dem Menſchengeſchlechte ſeinen Willen kund gethan durch das Wort ſeiner Offenbarung. Klar und heiter ſei dieſes an und für ſich ſelbſt, aber durch menſchliche Zuſätze und Lehren ſei es ſeit Jahren ſchon, wie noch jetzt, ſo verdunkelt und getrübt, daß der größte Theil der jetzigen Chriſten das Wort Gottes gar nicht kenne, ſondern nur ſeinen eigenen erdachten Gottesdienſt auf lauter Außenwerk beruhende vermeintliche Heiligkeit. Zu dieſem Wahn würden ſie durch ihre Führer verleitet, während die Wahrheit in Chriſti Wort, in den Schriften der Evangelien und der Apoſtel zu finden ſei. Da nun jetzt Einige anfingen, dieſes zu verkündigen, würden ſie Verderber der Kirche geſcholten, wie er, Zwingli, einer ſei. Seit 5 Jahren lehre er in dieſer Stadt und nichts als Chriſti fröhliche Botſchaft; wie den Herren des Rathes wohlbekannt ſei. Darum danke er denſelben, daß ſie ihm eine öffentliche Vertheidigung geſtattet. Er habe die Summe alles deſſen, was er gelehrt, zuſammengeſtellt, und hoffe nun auch ſeinem gnädigen Herrn, den Biſchof von Konſtanz, oder deſſen Anwälten, darzuthun, daß ſeine Lehre dem Evangelium gleichförmig ſei. Gottes Geiſt habe ihn, den Unwürdigen, auserwählt, und zum Reden gedrungen. „Wohlher denn,“ ſchloß er, „hier bin ich.“

In der Hoffnung, durch verſöhnliche Worte zu wirken, ſprach nun der Generalvikar Faber: „Mein verehrter Mitbruder, Meiſter Ulrich Zwingli, verſichert, daß er allweg in Zürich das Evangelium gepredigt habe. Wahrlich ich zweifle nicht daran; denn welcher von Gott berufene Prediger ſollte dies nicht thun? Er will Rechenſchaft ablegen von ſeiner Lehre auch vor dem Biſchof. In der That, ich wünſchte, er wäre nach Konſtanz gekommen. In mein eigen Haus würde ich ihn mit Freude aufgenommen, ihm alle Freundſchaft bewieſen, ihn wie einen Bruder behandelt haben. Hieher bin ich aber nicht gekommen, evangeliſche und apoſtoliſche Lehren zu widerfechten, ſondern zu hören, im Fall des Streites zu ſcheiden, überhaupt alles auf Friede und Einigkeit, nicht auf Aufruhr helfen zu richten; denn dieſes will Paulus, wie das Evangelium. Sollte man aber alte löbliche Gebräuche und längjähriges Herkommen antaſten wollen, dann erkläre ich als Geſandter meines Herrn, des Biſchofs von Konſtanz, daß ich Befehl habe nicht einzutreten. Es gehören auch ſolche Sachen meines Erachtens nur vor ein allgemeines Koncilium der Nationen, der Biſchöfe, der Gelehrten; damit nicht hier beſchloſſen werde, was man an einem andern Orte anzunehmen ſich weigert, und daher Spaltungen in der Kirche entſtehen. Deßhalb wäre mein treu gemeinter Rath, Disputationen über hundertjährige päpſtliche oder ſonſt geiſtliche Konſtitutionen einſtweilen noch zu unterlaſſen; beſonders, da mein Herr, der Biſchof, berichtet iſt, daß die Reichsſtände innerhalb Jahresfriſt ein allgemeines Koncilium in Nürnberg zu verſammeln entſchloſſen ſind. Denn am Ende, wer wollte bei ſolchen Disputationen der Richter ſein? Auf hohen Schulen, zu Paris, Köln oder Löwen, wäre die nöthige Kenntniß zu finden. Darum wiederhole ich, daß ich nicht hier bin zu disputiren."

„Warum ſoll die nöthige Kenntniß nicht auch in Erfurt oder Wittenberg zu finden ſein?" antwortete *Zwingli*. Der würdige Herr Vicarius braucht allerlei Künſte, euch von eurem Vernehmen abzuwenden, ſagt, wieder alte löbliche Bräuche wolle er nicht disputiren; da wir doch nicht darnach fragen, wie *alt* ein Ding ſei, ſondern ob es die *Wahrheit* ſei; wie des Papſtes Recht ſelbſt ſpricht: die Gewohnheit ſolle der Wahrheit weichen. Daß er aber ſagt, ſolche Sachen ſollen vor einem Koncilium oder großer Verſammlung verhandelt werden, ſo frag ich, ob denn dieſe Verſammlung nicht auch eine große chriſtliche Verſammlung ſei, in der ſo mancher gottesfürchtiger Pfarrer, auch viel Doktoren und Gottesfreunde? Vor

Zeiten ſind die Biſchöfe nichts anders geweſen als Pfarrer und nicht gewaltig herrſchende Prälaten. Chriſtus ſagt: „wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Uns liegt nicht daran, was andere Nationen dazu ſagen werden, welche, wenn ſie die Wahrheit hörten, damit zufrieden ſein würden. Das Koncilium, welches in Nürnberg ſoll angeſchlagen ſein in Jahresfriſt, iſt nichts als ein Aufzug. Die Biſchöfe und großen Herren mögen kein recht Koncilium leiden. Es möchte auch keins in ſo kurzer Zeit angerichtet werden. Und wenn wirklich mit der Zeit eins gehalten würde, wer will inzwiſchen die betrübten Gewiſſen tröſten und aufrichten? Der hohen Schulen und Menſchen bedürfen wir nicht zu Richtern; wir haben die göttliche Schrift, die nicht lügen und trügen kann, in allen drei Sprachen hier gegenwärtig, einen rechten Richter. Darum laſſe ſich Niemand aufziehen und hinhalten. Und beſonders fahren meine gnädigen Herren von Zürich tröſtlich fort, die Wahrheit zu fördern.“ —

Da nun hierauf eine große Stille entſtand und Niemand das Wort ergriff, forderte der Bürgermeiſter noch einmal auf hervorzutreten. Niemand that es. — „Um chriſtlicher Liebe und Wahrheit willen,“ ſprach Zwingli, „bitte ich euch, daß ihr aufſtehet und mir beweiſet, daß ich Unrecht habe. Ich weiß, daß mehrere hier ſind, die mich der Ketzerei beſchuldigen; ehrlich iſt es, offen hervorzutreten; ich ſehe mich ſonſt genöthigt, ſie mit Namen zu nennen.“ — Keiner wagte ſich zu erheben gegen den Gewaltigen, deſſen durch Gelehrſamkeit unterſtütztes Wort ſelbſt den biſchöflichen Abgeordneten nicht geſchont hatte.

„Wo ſind denn nun“ — rief eine Stimme von der Thür her — „die Großſprecher hinter dem Wein und auf den Straßen? Hier iſt ihr Mann.“ Schon ſchien es, als wolle das damit entſtehende Gelächter der Freunde Zwingli’s die Sache enden und die Niederlage der Gegenpartei vollenden, als Jakob Wagner, Pfarrer von Räfftenbach, die Frage aufwarf, wie es denn nun mit dem biſchöflichen Mandat, um deſſentwillen der Pfarrer von

Wiſisbach gefangen worden, gehalten werden ſolle, er halte ſich, da man Zwingli nicht widerſpreche, des Mandats entladen. Das brachte nun des Generalvikars Rede auf die Schuld jenes Pfarrers. Derſelbe ſei höchſt unwiſſend und habe ſo Ungebührliches geredet, daß man es hier nicht nachreden möge. Er (der Generalvikar) habe ihn im Betreff ſeiner Irrthümer über die Anrufung und Fürbitte der Heiligen durch Schriftſtellen ſo überwunden, daß er ſeinen Irrthum erkannt habe und zu der Erkenntniß gelangt ſei, daß auch vor der Geburt Chriſti die lieben Heiligen für einander gebetet, wie man das in dem erſten und zweiten Buche Moſis, im Ezechiel und Baruch finde. Der Gefangene habe widerrufen, alles das, was er an der Mutter Gottes und den Heiligen geirrt. Er werde dafür dankbar ſein und bald wieder in Freiheit geſetzt werden.

Da war nun der Generalvikar auf ein Feld gerathen, wo ihn Zwingli gern haben wollte. „Der Artikel von der Anrufung und Fürbitte der Heiligen,“ ſprach er, „iſt gerade ein Hauptpunkt der gegen mich erhobenen Beſchuldigungen; ich bitte den Herrn Vikar, mir die ſiegreichen Stellen der Schrift zu nennen, mit denen er den Pfarrer von Wiſisbach überwunden; ich will mich auch gern und willig belehren laſſen.

„Ich ſehe wohl,“ erwiderte der Vikar, „die Sache wird über mich ausgehen. Meine Schuld iſt es, daß ich mich habe eingelaſſen, da ich doch gleich Anfangs geſagt, daß ich nicht disputiren wolle; es geſchieht mir, wie der weiſe Mann im alten Teſtamente ſpricht: „Der Thor wird leicht in ſeiner Rede gefangen.“

Und wie gefangen oder geſchlagen redete nun auch der Vikar weiter, indem er auf große Abſchweifungen gerieth. Er erklärte, wie die Ketzerei vor Alters entſtanden, was der Papſt und die Koncilia dawider gethan, wie die Anrufung der Heiligen von Gregor's Zeiten her gewährt, und wie die Chriſtenheit doch unmöglich ſo lange habe irren können. Zwingli folgte ſeinem Gegner auf der Spur, blieb ihm keine Antwort ſchuldig, drang aber immer wieder auf die erwähnten Bibelſtellen, und ſchloß damit, daß, wenn die Chriſten bis Gregor ohne jene Menſchenſatzungen Chriſten geweſen, ſo möge man auch jetzt an Chriſtus genug haben.

Um die Schriftſtellen bat nun auch Dr. Sebaſtian Hofmeiſter und Leo Judä. Der Vicar brachte Bibelſtellen, die aber nichts von Anrufung und Fürbitte der Heiligen enthielten. Martin Blanſch ergriff noch einmal das Wort, um den Rückzug des Vikars zu decken, brachte aber nichts Neues bei; und ſpottend rief Zwingli: „Der gute Herr vermißt ſich auch noch zu ſprechen; der gute Herr hat die Worte nicht recht beſehen!“ u. dgl. — Dr. Hofmeiſter und Dr. Sebaſtian Meyer forderten den Rath auf, „kräftig fortzufahren mit dem Worte Gottes.“ Die biſchöfliche Botſchaft war verſtummt, und umſonſt forderte noch einmal der Bürgermeiſter andere Kämpfer auf. Da Keiner das Wort nahm, ſo entließ er die Verſammelten, mit Ausnahme der Rathsglieder, bis auf den Nachmittag.

Als nun die Verſammlung am Nachmittage wieder eröffnet war, ließ der Rath folgenden Beſchluß vorleſen: „Euch Allen, die unſerer Aufforderung aus den angezeigten Gründen entſprechend, heute vor uns erſchienen ſind, geben wir anmit zu vernehmen: Ein Jahr iſt verlaufen, ſeit in ähnlicher Angelegenheit unſeres gnädigen Herrn von Konſtanz Botſchaft hier auf dem Rathhauſe vor dem Bürgermeiſter, kleinen und großen Räthen geweſen. Damals wurde von uns an unſern gnädigen Herrn das Erſuchen geſtellt, in ſeinem Bisthum die Gelehrten und Prediger zur Prüfung der obwaltenden Lehren zuſammen zu rufen, damit ein einhelliger Beſchluß ſtattfinden könne, an den ſich Jeder wiſſe zu halten. Da aber bisher von demſelben, vielleicht aus merklichen Urſachen, deßhalb nichts Beſonderes geſchehen iſt, und der Unfriede bei Geiſtlichen und Weltlichen zunimmt, haben Bürgermeiſter, großer und kleiner Rath der Stadt Zürich die Sache abermals an die Hand genommen. Und da nun auf Meiſter Ulrich Zwingli's Erbieten der Rechenſchaft und gegen ſeine ausgetheilten Artikel ſich Niemand erhoben, Niemand ſich unterſtanden, mit der göttlichen Schrift ihn zu widerlegen, obwohl er die, welche ihn Ketzer geſcholten, zu wiederholten Malen hervorzugehen erfordert, — ſo haben wir nach reiflichem Rathſchlag erkannt, und iſt unſere ernſtliche Meinung, daß Meiſter Ulrich Zwingli fürfahre und ferner wie bisher das heilige Evangelium und die rechte göttliche Schrift nach dem Geiſte Gottes und ſeinem Vermögen verkünde. Auch alle andern Lautprieſter, Seelſorger und Prediger in unſerer Stadt, Landſchaft und Herrſchaften ſollten nichts Anderes vornehmen, noch predigen, als was ſie mit der heiligen Schrift bewähren mögen. Deßgleichen ſollen ſie einander hinfort keiner Geſtalt ſchimpfen, ketzern, noch andere Schimpfworte reden. Denn welche hierin widerwärtig erſcheinen ſollten, mit denen würde man dermaßen handeln, daß ſie ſehen und befinden müßten, Unrecht gethan zu haben.“

„Gott ſei Lob und Dank“ — ſprach Zwingli — der da will, daß ſein heiliges Wort im Himmel und auf Erden herrſchen ſoll. Er wird euch, meine Herren von Zürich, Kraft und Macht geben, daß ihr in eurem Lande ſeine Wahrheit handhabet, und ihre Predigt fördert.“

Jetzt aber ergriff noch einmal der Generalvicar das Wort: „Heute erſt habe er Meiſter Ulrich Zwingli's Artikel geleſen und überſehen können; dieſelben widerſprächen den löblichen Bräuchen der Kirche zum Nachtheil der Lehre Chriſti. Er wolle dies beweiſen.

„Thuet das, Herr Generalvikar,“ antwortete Zwingli, „das eben wollen wir gern hören.“

Es würde uns zu weit führen, wollten wir ausführlich erzählen, wie der Generalvikar nun Einiges zu widerlegen, und einen Widerſpruch zwiſchen etlichen der Schlußreden Zwingli's und der heiligen Schrift nachzuweiſen ſuchte. Sein überlegener Gegner aber zeigte ihm, wo er hier Worte aus dem Zuſammenhange riß, dort den offenbaren Sinn derſelben entſtellte; wie er allerlei ſophiſtiſche Mittel anwendete, um die Hörer zu täuſchen.

„Ihr wißt doch," ſprach Zwingli, Herr Generalvikar, daß wir ſo gelehrtſcheinendes Fechterſpiel auf der hohen Schule einſt mit einander getrieben, und daß ich deſſen ſowohl als Ihr berichtet bin. Aber wahrlich, Ihr dauert mich, daß Ihr als ernſter Mann noch mit Sophiſtereien der Art angezogen kommt."

Die Verſammlung ward ungeduldig, die gegenſeitigen Reden wurden kürzer und bitterer. Die Räthe erhoben ſich und die Verſammlung ging auseinander. — „Das Schwert, womit der Pfarrer von Fisliſpach erſtochen worden," ſprach der Bürgermeiſter, „wollte heute nicht aus der Scheide."

Niemand war zweifelhaft, wem der Sieg in dieſer Disputation zuzuſchreiben; nur die Mönche deuteten den Umſtand, daß der Vikar das letzte Wort behalten, als Zeichen ſeines Sieges. Dieſer ſelbſt rühmte ſich deſſen nach ſeiner Rückkehr in Konſtanz; und die Art und Weiſe, wie Zwingli disputirt, wurde möglichſt getadelt. Erhard Hegenwald ließ eine Darſtellung des Herganges als parteiloſer Hörer drucken; Faber dagegen gab einen eignen Bericht heraus, worin er jenen zu widerlegen ſuchte, und Behauptungen aufſtellte, die von ſo viel hundert Zeugen als unwahr erkannt werden mußten. Da erging denn der Unwille einiger vornehmen Bürger, zum Theil Mitgliedern des Rathes, in einer Spottſchrift über den Wikar, wogegen dieſer ſich fruchtlos bei der züricheriſchen Regierung über das „Läſterbüchlein" beſchwerte. Zwingli gab noch in demſelben Jahre eine Erklärung und Befeſtigung ſeiner Artikel heraus; ein Werk, welches, 309 enggedruckte Seiten ſtark, Tag und Nacht ihn in Anſpruch genommen hatte. Faber ward durch alles dieſes gegen alle Anhänger der Reform immer mehr erbittert, und ſein Haß zeigte ſich in wahrer Grauſamkeit an allen denen, welche er in ſeine Gewalt bekam. Er freute ſich an ihren Folterqualen. Hans Hüglins von Lindau endete in den Flammen.

Indeß verbreitete ſich das Wirken des Reformators mit dem obigen Werke immer mehr auch außerhalb des

Kantons Zürich; es zeigte ſich an verſchiedene Orten Aufregung. Während zürcheriſche Abgeordnete zur Tagſatzung in Luzern waren, verbrannte dort der Pöbel Zwingli's Bild mit Spott und Verwünſchungen. Auf dem abermaligen Tage zu Baden lieſen Klagen ein über eine entwichene Nonne, und einen Prieſter, der ſich verehelicht habe. Man beſchloß, allen Regierungen die Klagen mitzutheilen, um ſich zur Abhülfe zu vereinigen, beſonders da der Pfarrer in Zürich ſich auch in Staatsſachen miſche.

Auf Zwingli's Verlangen wurde ihm der Artikel der Tagſatzungebeſchlüſſe, damit er ſich rechtfertigen könne, von der Zürcheriſchen Regierung mitgetheilt, und ſeine muth- und zuverſichtvolle Vertheidigung nachher dem großen Rathe vorgelegt. Ungewiß iſt, ob ſie der Tagſatzung vorgelegt worden, gewiß aber wurde ſie den Mitgliedern bekannt.

Im Urtheil über Zwingli zeigte ſich bei den Ständen der Eidgenoſſen ſchon eine merkliche Verſchiedenheit. Milder wurden ſeine Anhänger in Bern, Solothurn, Baſel, Schaffhauſen behandelt, als in Luzern, Freiburg und den drei Ländern. In Glarus hatte Zwingli fortwährend einige der einflußreichſten Regierungsmitglieder zu Freunden; ja die Regierung zu Bern erließ noch im Jahre 1523 einen Befehl, daß nur was mit der heiligen Schrift zu beweiſen ſei, von der Kanzel gelehrt werden dürfe; erlaubte auch den Nonnen von Königsfelden, wenn ſie es wünſchten, das Kloſter zu verlaſſen. Zürich war mit dieſem Beiſpiele vorangegangen.

Es war nämlich in dem reichen Zürcheriſchen Kloſter zu Oedenbach vorgekommen, daß einige der Nonnen, welche meiſtens Töchter angeſehener Familien waren, das Kloſter verlaſſen hatten; einige auf den Wunſch ihrer Familien, andere gegen denſelben. Darüber war ſowohl im Kloſter, als in den Familien, großer Zwieſpalt entſtanden, welcher von den Dominikaner-Mönchen als Beichtvätern und Predigern der Nonnen unterhalten wurde. Der Rath forderte Zwingli auf, in dem Kloſter zu predigen, was bisher nie durch einen ſogenannten Weltprieſter geſchehen war. Zwingli that es; und da ein Theil der Nonnen der Predigt ſich entzogen hatte, ſo ließ Zwingli dieſelbe drucken und ſendete ſie ihnen zu. Leo Judä hielt nachher im Kloſter regelmäßige Predigten. Da aber die Zwietracht nicht gehoben ward, ſo geſtattete der Rath den Austritt aus dem Kloſter, wobei die Austretenden mitnehmen durften, was ſie hineingebracht, ſowie ihre Kleider und Mobilien. Die im Kloſter bleibenden wurden gehalten, ihre Ordenstracht abzulegen und Leo Judä's Predigten zu hören. Für Verwaltung der Einkünfte und zur Beaufſichtigung ward eine obrigkeitliche Behörde beſtellt. So kehrten denn immer mehrere der Nonnen in's bürgerliche Leben zurück; die betagteren ſtarben allmälig im Kloſter aus.

Die Regierung folgte bei dieſen Schritten der Macht der öffentlichen Meinung und dem Bewußtſein, daß ihre Maßregeln dem reinern Chriſtenthum und der Schrift angemeſſen ſeien. Sie konnte nun auch den Conſequenzen dieſer Vorausſetzungen nicht entgegentreten und hinderte es nicht, als einige Geiſtliche anfingen ſich zu verehelichen. Wilhelm Röubli, Prediger zu Wytikon, welcher in Baſel bei einer Prozeſſion ſtatt der Monſtranz die Bibel als das wahre Heiligthum vor ſich hergetragen hatte, machte den Anfang. Er verheirathete ſich am 28. April 1523 unter dem Zuſtrömen einer großen Volksmenge mit der Tochter eines wohlhabenden Landmannes. Ihm folgte der Kaplan am großen Münſter, Hans Schmied, ſelbſt Leo Judä und noch mehr angeſehene Geiſtliche. Daß dieſe Prieſterehen zu jener Zeit Aufſehen bei Allen und Aergerniß bei Vielen erregen mußten, läßt ſich erwarten. Der Rath erhielt ein kaiſerliches Schreiben, begleitet mit einem Erlaſſe des Biſchofs, worin auf das Verbot ſolcher Ehen, auf die Beſtrafung derjenigen, die ihre klöſterlichen Gelübde brechen, ſowie überhaupt auf ſtrengere Wachſamkeit gegen neuernde Lehren gedrungen ward. Der Rath ließ jedoch dies Mandat weder anſchlagen noch ſonſt bekannt machen, antwortete dem Biſchof: „In der Stadt Zürich, ihren Gerichten und Gebieten werde das Evangelium und das göttliche Wort recht verkündet, ſo er aber vermeine, daß man ketzeriſche Händel oder Artikel predige, möge er dieſelben anzeigen, worauf gehandelt werden ſolle, wie ſich's gebühre."

So fanden die Reformen Zwingli's Schutz in der Staatsbehörde, und dieſe geſtattete es auch, daß im Jahre 1523 die Taufen in den Kirchen Zürichs in deutſcher Sprache abgehalten wurden; allein je mehr die Stellung des Reformators nach oben hin feſter wurde, je mehr ſeine Anſichten in das Regierungsſyſtem übergingen, deſto mehr bereiteten ihm ſeine Anhänger ſelbſt Verlegenheiten von unten herauf, indem ſie die Reform hindrängten zu der gewöhnlichen Klippe der Reformation oder Revolution, der Uebertreibung. Der gefährlichſte Zeitpunkt kirchlicher oder politiſcher Umwälzungen iſt der ihres Sieges. Die Mächte, welche den Sieg errungen, ſind nun entfeſſelt, und ſchwer wird es den Lenkern des Augenblickes, dieſelben auf der Bahn der Vernunft zu erhalten. Thorheit und Leidenſchaft Einzelner miſcht ſich ein und drängt das Freiheitſtreben des Volkes zum Uebermaße, wo es dann ermatten und der Reaktion die Macht einräumen muß. Je höher die ſtürmende Woge über die Fläche ſich erhebt, deſto tiefer muß ſie fallen, denn ihre Kraft wohnt nur in der Maſſe des Elementes. Reformverſuche, welche über das Geſammtbewußtſein eines Zeitalters ſich zu hoch erheben, oder das Beſtehende gar zu gewaltſam verletzen, bleiben erfolglos, ja ſie ſchlagen gar oft in ihr Gegentheil um, indem ſie die Maſſe der verletzten Intereſſen gegen ſich zum Kampfe herausfordern; nur in der Geſammtüberzeugung des Volkes ruht die Kraft öffentlichen Wirkens. Zwingli erfuhr dies in ſeinen Anhängern. Durch einige derſelben, unter welchen der genannte Prediger Röubli, Simon Stumpf und Leonhard Grebel, wurden die Gemeinden zu bedenklichen Schritten verleitet. Sie behaupteten unter Andern, daß, dem göttlichen Worte gemäß, der Zehent ausſchließend für die Armen ſei, und daß man keine Zinſen von verliehenem Gelde nehmen müſſe. Abgeordnete dieſer Gemeinden erſchienen beim großen Rath mit der Forderung: ihnen die Laſt des

Zehenten, der ein Almoſen ſei, aber von den Chorherren unnütz verbraucht werde, abzunehmen. Dieſe dagegen beriefen ſich auf ihr beſtehendes Recht und erhärteten dasſelbe durch Urkunden, Brief und Siegel. Ungeſchickte Predigten für und wider wurden gehalten. Es erſchien die Flugſchrift eines Dr. Strauß: „Hauptartikel chriſtenlicher Lehr wider den unchriſtenlichen Wucher," und eine andere „Bileam's Eſelin" betitelt. Da nun die Verweigerer des Zehenten Zwingli als eine Auktorität anſahen, ſo war dieſer genöthigt, ſich über dieſen Gegenſtand öffentlich zu erklären. Er that es in einer Predigt, welche auch gedruckt erſchien: „Von göttlicher und menſchlicher Gerechtigkeit." Man ſieht aus derſelben, daß Zwingli die Begriffe der Moralität und Legalität unterſchied, daß er das freie Reich des Glaubens und der Liebe zu ſondern wußte von der Ordnung des Staates. In letztere verweiſt er Zehnten und Zinſen, und alles urkundliche Recht; warnt aber vor unbilligen und drückenden Rechtsſtatuten, damit das Geſetz der Urkunden und Pergamente dem in die Seele geſchriebenen Geſetz der chriſtlichen Liebe nicht widerſtreite.

Demnächſt rieth Zwingli den Chorherren ſelbſt, einer durchgreifenden Verbeſſerung die Hand zu bieten; denn unter ihnen fanden ſich allerdings einige, welche durch Müßiggang, Schwelgerei, Jagd und Zechen, deſſen ſie ſich ſelbſt in der Sakriſtei nicht enthalten konnten, öffentliches Aergerniß gaben. So wandten ſich denn der Konvent der Chorherren ſelbſt mit Verbeſſerungsgeſuchen an die Regierung, und durch Abgeordnete von beiden Seiten kam eine der fortgeſchrittenen Erkenntniß angemeſſene, erneuerte Ordnung zu Stande. Eine Anzahl drückender Gebühren für kirchliche Verrichtungen ward abgeſchafft, Lehranſtalten zu beſſerer Bildung der Geiſtlichen wurden errichtet, und ſolche den Fähigſten des Konventes ſelbſt übertragen. Die Pfründen wurden ihren Inhabern bis zu deren Abſterben belaſſen, ſodann aber der Ertrag, dem Spital oder den Gemeinden, welche den Zehenten zu entrichten hatten, beſtimmt. Eine vom Rathe und dem Stifte gemeinſam erwählte Verwaltungscommiſſion, zu welcher auch Zwingli gewählt wurde, ward eingeſetzt, die Gerichtsbarkeit des Stiftes dem Rathe übertragen. Allein dieſe Maßregeln genügten dem rohen Neuerungseifer Mancher nicht mehr; es kam an einigen Orten zu ordnungswidrigen Auftritten. Unbeliebte Chorherren oder Kapläne wurden auf dem Wege zur Meſſe öffentlich beſchimpft, Jahrzeitbücher derſelben entwendet, Blätter eines zur Anleitung der Feſtfeier im Chor aufgelegten Buches herausgeriſſen und dem Propſte vor die Thüre geworfen. Schwert und Galgen, Zeichen der weltlichen Gerichtsbarkeit dieſes Stiftes, wurden zerſtört. Von Andern wurde die Lampe im Frauenmünſter zerſchlagen, das Oel verſchüttet, während ſich die Thäter gegenſeitig mit dem Weihwaſſer beſprengten. Aehnliches geſchah in der Peterskirche. Ein Pfarrer auf dem Lande wagte ſelbſt in Pantoffeln und rothen Beinkleidern die Meſſe zu leſen. Die Bilder begann man Götzen zu nennen und nach Art des prophetiſchen Feuereifers im alten Teſtament, zu zerſtören. Eine That dieſer Art erregte in der ganzen Eidgenoſſenſchaft Aufſehen und Entrüſtung, und bereitete der Regierung in Zürich Verlegenheit. Unmittelbar vor der Stadt erhob ſich nämlich auf ſteinernem Fußgeſtell ein künſtlich in Holz geſchnittenes Chriſtusbild am Kreuze; eine Familienſtiftung der Frömmigkeit, jetzt unter der Aufſicht eines in der Nähe wohnenden Müllers. Die Eiferer fanden Anſtoß an dem Bilde, welches noch immer von vielen Vorübergehenden geehrt ward. Einer derſelben, Niklas Hottinger, ein Schuſter, wohlhabend, von natürlicher Beredſamkeit und von Einfluß auf ſeine Umgebung, kam am hellen Tage mit ſeinen Genoſſen gezogen, ſtürzte das Krucifix um, grub das Fußgeſtell aus, und beſtimmte das Holz den Armen. Obwohl nun Viele, ſelbſt einige Prediger auf der Kanzel der That Beifall ſprachen, ſo erſchien dieſelbe doch den Meiſten empörend, gräuelhaft und todeswürdig. Die Regierung, die Folgen ſolcher geſetzloſen Willkür fürchtend, ſah ſich genöthigt, die ſogenannten „Götzenſtürmer" geſangen zu ſetzen; und überzeugte ſich nach einer gemeinſam mit den drei Leutprieſtern veranſtalteten Unterſuchung von der Nothwendigkeit, die Bedeutung der Bilder nach der Schriftlehre öffentlich zu erörtern und den Sinn der mit dieſem Gegenſtande verwandten Meſſe feſtzuſtellen.

Es ward abermals eine Verſammlung der geſammten Geiſtlichen des Landes ſo wie der urtheilsfähigen Laien ausgeſchrieben, und zwar auf den 16. Oct. dieſes Jahres. Einladungen dazu ergingen auch an die Biſchöfe von Conſtanz, Chur und Baſel, ſo wie an die dortige Hochſchule, den Abt zu St. Gallen und an die zwölf Orte der Eidgenoſſenſchaft. Außer Schaffhauſen leiſtete indeß kein Stand der Einladung Folge, die übrigen lehnten dieſelbe in mehr oder minder ſchonenden Antworten ab; Luzern und Obwalden antworteten entſchieden mißbilligend, Baſel gar nicht. Die dortige Univerſität ſah mit Verachtung auf ſolche theologiſche Volksgeſpräche herab und der Rath ſchwankte zwiſchen den Freunden des Alten und des Neuen. Der Biſchof von Conſtanz bat in zwei Schreiben, die Entſcheidung ſo wichtiger Punkte der bisherigen Uebung gemäß einer Kirchenverſammlung zu überlaſſen, ebenſo der Biſchof von Baſel. Der Abt von St. Gallen entſchuldigte ſich mit der Unmöglichkeit, in ſo kurzer Zeit Verhaltungsbefehle zu erlangen; die Stadt St. Gallen ſendete den Jugendfreund Zwingli's, Vadian, und zwei andere gelehrte Männer, Schaffhauſen den Dr. Sebaſtian Hofmeiſter und ebenfalls zwei andere.

Die handelnden Perſonen bei dieſen Vorgängen laſſen ſich in drei Hauptgruppen ſtellen. Kühnes, unbedingtes Verwerfen alles deſſen, was ſich bei einer vom Verſtande geleiteten Schriftauslegung nicht haltbar erwies, charakteriſirt die eine Partei; die andere drang auf Schonung der Schwachen und behutſames Fortſchreiten, und warnte vor Niederreißen, wo man nicht aufbauen könne; die dritte ließ ſich von dem Geiſte blinden Eifers und unlauterer Leidenſchaft leiten. Als Sprecher der erſten erſcheint Zwingli, der zweiten Konrad Schmied, Comthur der Johanniter zu Küßnacht, der dritten Konrad Grebel. Die beiden erſten bildeten indeß eine verbundene Partei gegen den ſtörenden Eifer der dritten.

Die Verſammlung war zahlreicher, als die im Anfange dieſes Jahres, und damit die Leitung derſelben nicht als Veranſtaltung einer zürcheriſchen Parteiſache erſcheine, ſo wurden Vadian und Dr. Schapeler aus St. Gallen, nebſt Dr. Hofmeiſter aus Schaffhauſen zu Präſidenten erwählt. Streng hielten ſich dieſe an die von dem Bürgermeiſter ihnen ertheilte Anweiſung: keine Einwendungen durchgehen zu laſſen, welche nicht auf beſtimmt angeführte Schriftworte ſich ſtützten; und Hofmeiſter gebot deshalb bei manchen Aeußerungen Schweigen, welche zwar nicht mit dem todten Buchſtaben der Schrift erhärtet werden konnten, aber dennoch richtig und vernünftig waren. Ohne bedeutenden Widerſpruch ging zuerſt die Verhandlung über Verehrung der Bilder vorüber; die Schriftwidrigkeit derſelben ward allgemein anerkannt. Ein „Götzendiener“ wollte Niemand ſein. Nur zum Scheine, um ein Geſpräch anzubahnen, hatte Gregor Luthy, Pfarrer zu Winterthur, einige Einwürfe gemacht, ohne Unterſtützung zu finden. Der Chorherr Eidlebach, welcher den mit der Bilderverehrung verbundenen Aberglauben zugab, ſprach wenigſtens für die bildliche Darſtellung edler Thaten, als welche zur Nachahmung reize, ward aber von Zwingli mit der Schrift zurückgewieſen. In ähnlichem Sinne ſprach auch der Comthur Schmied aus Küßnacht, indem er meinte, daß mit dem Mißbrauche nicht auch die edlere Anwendung aufgehoben werden müſſe; den Tauſenden, auf welche man bisher durch die Sinne gewirkt, würde die plötzliche Erhebung zum reinen Begriff nicht möglich ſein. Man möge erſt die falſchen Bilder im Herzen durch die Predigt des göttlichen Wortes abthun. Die Bilder ſeien Stäbe für die Schwachen, welche man nicht ſo plötzlich wegnehmen dürfe. Auch Paulus habe die Götter und Bilder der Athener nicht angefochten, wohl aber geſucht, in ihrem Herzen dem unſichtbaren Gotte einen Tempel zu bauen. Ohne Noth ſolle man Niemand ärgern, und die Eidgenoſſen als Mitchriſten zu ſchonen ſuchen.

Schmied hatte das Verderbliche des Treibens der Fanatiker, welche in die Tempel eindrangen, mit Hämmern und Aexten zerſchlugen, niederriſſen und zerſtörten, genugſam erkannt, und redete im Geiſte des Chriſtenthums, welcher bleibend iſt, weil er über dem zeitlichen Buchſtaben ſteht. Gut und wohl, antwortete Zwingli, habe ſein Freund und Bruder geſagt, daß man durch die Predigt des göttlichen Wortes die falſchen Bilder im Herzen abthun, er ſelbſt und Leo Judä habe es auch hoffentlich nicht daran fehlen laſſen, aber übel habe der Freund geſprochen, wenn er die Bilder Stäbe der Schwachen nenne. Das ſtehe nicht in der Schrift, und deren Worten müßte man folgen. Sollte man aber mit den Götzen warten, bis ſich Niemand mehr ärgerte, ſo werde dem göttlichen Gebot in Ewigkeit nicht genügt, die innern Götzen der Anfechtung würden niemals völlig in der Chriſtenheit abgethan, folglich, wolle man auf ſie Rückſicht nehmen, auch die Bilder niemals abgeſchafft werden können. Hofmeiſter ermahnte den Comthur nur mit Schriftſtellern zu kämpfen und dieſer, die Verordnung der Regierung ehrend, ſetzte das Geſpräch nicht weiter fort.

Im Sinne der Humanität muß man dem Comthur gegen Zwingli allerdings Recht geben; allein dennoch kann man nicht in Abrede ſtellen, daß Zwingli im Sinne der damaligen Zeit Recht hatte, wenn er unerſchütterlich feſthielt an dem einmal aufgeſtellten höchſten Prinzipe der Schrift-Auctorität. Nur dieſes konnte, folgerecht behauptet, in den damaligen Wirren und in der mangelhaften Bildung der Zeit zum feſten Halte dienen. Er ſelbſt verlor dieſen Halt ſpäter, als er ſich in der Lehre vom Abendmahl, dem Geiſte folgend, vom Buchſtaben entfernte. — Keiner fühlte ſich ſtark genug, mit der Schrift gegen Zwingli vorzutreten, und alle, die in ſeinem Rücken arge Tadler und Prahler geweſen waren, verſtummten jetzt; obgleich man einige mit Namen hervorrief. Wenn er nicht mit den päpſtlichen Decreten antworten dürfe, meinte der Prior der Auguſtiner, ſo ſtehe er da wie ein anderer „Güggel.“ Da nun keiner mehr widerſprach, ſo ſchloß der eine der Vorſitzer, der Dr. Sebaſtian Hofmeiſter, die Verſammlung mit Dank gegen Gott, der ſeinem Wort heute den Sieg gegeben, und forderte den Rath von Zürich auf, nunmehr die Bilder abzuthun und die deswegen Gefangenen loszugeben.

Jene öffentlichen Akte haben unſtreitig der reformirten ſchweizeriſchen Partei in ihrem Urſprunge den Charakter der Nüchternheit und der Bilderſcheu aufgedrückt, den die reformirten Kirchen ſeitdem behalten haben. Selbſt dem Geſange in der Kirche, ſo erzählt man, ſoll Zwingli abgeneigt geweſen ſein, als ſei es eine Thorheit, dem lieben Gott die Herzensanliegen vorzuſingen. Um dieſes anſchaulich zu machen, habe er eine Bittſchrift an den Rath um Abſchaffung des Geſanges dem Rathe vorgeſungen. Dadurch aber räumte man unſtreitig der römiſchen Kirche, welche durch äußeres Gepränge und durch die Sinne auf das Volk zu wirken ſucht, einen Vorzug ein, und eine größere Herrſchaft über das Gemüth des Volkes.

Am andern Tage begannen die Verhandlungen über die Meſſe. Daß Chriſti Tod ein Opfer der Menſchenliebe ſei, daß ſein Opfer daher fortwährend uns gegenwärtig ſein und im Glauben und in der Liebe ſtärken müſſe, darüber war man einverſtanden; aber die Meſſe, behauptete Zwingli, ſei kein Opfer. Nicht in der Hoſtie von Mehl müſſe man den ſich opfernden Chriſtus erblicken, ſondern in ſeinem lebendigen Bilde, wie er Hilfe gebracht den bedürftigen Brüdern. „Wer dieſer einen aufnimmt, der nimmt mich auf,“ ſo habe Chriſtus ſelbſt geſagt. Die anweſenden Aebte und Prälaten wurden nun einzeln gefragt, was ſie von dieſem Artikel hielten. Der Meiſten Reden waren unbedeutend. Der Comthur Schmied von Küßnacht erklärte ſich mit Zwingli einverſtanden, daß die Meſſe kein Opfer ſei, wünſchte aber, daß etliche Prädikanten beſcheidener ſein möchten und nicht ſagen: die Meſſe komme vom Teufel, der Teufel hat Mönche und Orden gemacht u. dergl. Wie dieſe Rede des ernſten, verſöhnlichen Mannes, ſo war der ganze Charakter des Geſpräches an dieſem Tage ernſter und milder, als am vorhergehenden. Selbſt Zwingli geſtand ſeinem beharrlichſten Gegner und Vertheidiger des Meßopfers, dem Leutprieſter Steinly von Schaffhauſen, daß er Manches von ihm gelernt habe, ſprach den Wunſch aus, daß man auch harte Ausdrücke, wenn ihm bisweilen ſolche entfahren ſollten, nicht allzuhart nehmen möge. „Viele, ſagte er, ſind, die allein das Bittre von mir auffaſſen; und ſo geht es grade dem gelehrten Biedermanne, Martin Luther, dem man nichts ablernen will, als die Schärfe ſeiner Worte, die er doch oft aus wahrer inbrünſtiger Liebe redet, aber das fromme, treue Herz und ſein Ringen nach Wahrheit, das bleibt unbemerkt.“ Auch die Chorherren von Zürich wurden aufgerufen und gefragt; ihre Reden waren meiſtens beiſtimmend.

Als jedoch Zwingli einige Sprüche aus dem Propheten Maleachi erläuternd auf das Fegefeuer zu reden kam, da erhob Konrad Grebel und Simon Stumpff, Pfarrer zu Göng Widerſpruch. Es zeigte ſich nun ein Gegenſatz unter den Freunden der Reform, der erſt ſpäter verderblich wurde. Konrad Grebel, der Sohn Jakob Grebel's, eines Züricher Rathsherrn, war, wie ſein Vater, begeiſterter Anhänger Zwingli's. Der Vater, ein gewandter Geſchäftsmann und vielfach thätig in Züricheriſchen und eidgenöſſiſchen Angelegenheiten, ſtand auch außerhalb in ausgedehnten Verbindungen. Sein Haus war den Botſchaftern fremder Fürſten und ausgezeichneter Eidgenoſſen ſtets gaſtfrei geöffnet, allein ſein Aufwand ward allmälig größer, als ſein Vermögen, und die Familie deswegen genöthigt, von den Geldſummen zu leben, welche der Vater von verſchiedenen fremden Fürſten erhielt, dies geſchah ſelbſt noch, als in Zürich Todesſtrafe auf die Annahme fremder Jahrgelder geſetzt war. Die Beſtechung kam an's Tageslicht, und der unglückliche Vater endete 1526 als Greis ſein Leben auf dem Blutgerüſt. Konrad, der talentvollſte der Söhne, Freund Vadian's und Zwingli's, ſank in eben dem

Maße, als das älterliche Vermögen, an Charakter und Sitten, und vermochte ſich nicht wieder zu erheben. Wie er, ſo ſuchten Andere ſeines Gleichen die kirchliche Bewegung für ihre Zwecke zu benutzen und waren nicht geneigt, auf dem Wege der Vernunft und Mäßigung zu bleiben. Sie erhoben deshalb Widerſpruch oft bei den unbedeutendſten Fragen, beſtritten der Regierung das Recht, Verordnungen zu erlaſſen, und ſtrebten überall, Partei zu zu machen. Zwingli erwiderte ſchonend, Konrad Schmied brachte die Wühler durch milde, ernſte Rede zum Schweigen. Zwingli mahnte am Schluſſe in ſehr bewegter Rede zum Feſthalten am Evangelium. Leo Judä ſchloß ſich ihm an mit der Verſicherung, daß er ſein Leben für das Evangelium zu laſſen bereit ſei, und mit der Ermahnung, die Schrift nicht zu Zank und Prahlerei, ſondern zur Beſſerung des Lebens zu gebrauchen. Mit Zwingli bat auch er um Nachſicht, wenn er etwa im Laufe des Geſpräches Jemanden zu hart angeredet. Die Vorſitzer baten, ihr Amt niederlegend, für Hottinger und die andern Gefangenen; der Abt von Cappel, der Comthur Schmied von Küßnacht und der Probſt am großen Münſter ſchloſſen ſich dieſer Bitte an.

Dies Geſpräch bildet einen entſcheidenden Wendepunkt in den kirchlichen, wie politiſchen Zuſtänden Zürichs. Doch beſchloß die Regierung, vorſichtig zu Werke zu gehen. Die Bilder und Reliquien ſollten einſtweilen noch in den Kirchen bleiben, nur bedeckt und verſchloſſen, auf keinen Fall beſchädigt werden. Auch die Meſſe wurde nicht plötzlich abgeſchafft, das Faſtengebot noch häufig beobachtet. Doch hatte der große Rath die Erklärung aufgeſtellt, daß er in geiſtlichen Angelegenheiten die entſcheidende Behörde ſei, mit Hinzuziehung des Gutachtens der Pfarrer oder „Biſchöfe." Hottinger wurde wegen ſeiner unbeſonnenen Handlung auf zwei Jahre, einige Genoſſen der „Götzenſtürmer" auf Lebenszeit aus dem Kanton verwieſen, andere mußten als Bürgſchaft für ein künftiges ruhigeres Benehmen bedeutende Summen hinterlegen. Simon Stumpff wurde bis auf ſpätere Bewilligung des Landes verwieſen. Hottinger begab ſich in die Grafſchaft Baden. Hier äußerte und vertheidigte er ſeine Religionsanſichten zu laut und zu frei, ward bei dem Landvogte verklagt und von dieſem nach Luzern gebracht, wo die eidgenöſſiſche Tagſatzung verſammelt war. So ſehr auch die Abgeſandten von Zürich für ihn ſich verwendeten, er ward als Ketzer verurtheilt und mit dem Schwert hingerichtet.

Um die meiſt unwiſſenden Volkslehrer zu unterrichten, gab Zwingli ein kleines Buch: „Chriſtliche Einleitung“ heraus, welches die Hauptartikel der chriſtlichen Lehre und das darauf gegründete Urtheil über die bisherigen Glaubensſätze und Gebräuche der Kirche enthält. Dasſelbe wurde allen Predigern des Kantons in die Hände gegeben, mit der Aufforderung, in ihren Vorträgen und Lehren ſich daran zu halten. Zugleich ward es den Regierungen ſämmtlicher Stände, den Biſchöfen der Eidgenoſſenſchaft und der Hochſchule in Baſel überſendet, mit der Bitte um Prüfung oder Widerlegung, wenn es unevangeliſche Sätze enthielte. Die Regierung, ward hinzugefügt, wolle ein halbes Jahr lang ſolche Widerlegungen annehmen und erſt dann eine neue Kirchenordnung einführen.

Um den allenthalben laut werdenden Zänkereien auf den Kanzeln zu begegnen, erließ im Jahre 1523 auch die Stadt Straßburg ein Mandat an alle Betreffenden des Inhaltes, daß ſie in ihren Predigten frei und offen das Evangelium und die Lehre Gottes verkündigen und im Sinne chriſtlicher Liebe ſich aller Gehäſſigkeiten und aufregenden Reden enthalten ſollten.

Zwingli verlor mit der kirchlichen auch die nothwendige bürgerliche Reform nicht aus den Augen. Bald nach beendigtem Glaubensgeſpräche hielt er wiederum eine heftige Rede gegen das Unweſen der Jahrgelder, welches noch immer nicht unterdrückt worden war. Darauf leiſteten nun am 21. December 1523 Bürgermeiſter und Räthe den Eid gegen alle Penſionen, wie es die ſämmtlichen Geiſtlichen am Tage zuvor gethan. Die Uebertretung ward mit Todesſtrafe belegt.

Unterdeß war vom Biſchofe zu Conſtanz wirklich ein ſehr ausführliches Gutachten über die mitgetheilte Einleitung eingegangen mit der Bemerkung, daß der Biſchof den Rath verſchiedener hohen Schulen eingeholt. Da nun auch der Chorherr Hofmann nebſt einigen andern Mitgliedern des Stiftes ſich gegen die Meinungen Zwingli's erhoben hatte, ſo wurden ſowohl für das biſchöfliche Gutachten, als für die Einwendungen Hofmann's Commiſſionen beſtellt, um dieſe Angelegenheit ſorgfältig zu prüfen. Dieſe Commiſſionen beſtanden aus den gelehrteſten Geiſtlichen, aus Mitgliedern des großen und des kleinen Rathes. Das Urtheil derſelben fiel, wie über das biſchöfliche Gutachten, ſo auch über Hofmann's und ſeiner Genoſſen Einwürfe dahin aus, daß ſie die Lehre Zwingli's nicht aus der heiligen Schrift widerlegt hätten.

Noch erwartete man in Zürich das Urtheil der zwölf eidgenöſſiſchen Stände. Dieſe hatten zuvor ſchon auf der Tagſatzung zu Luzern beſchloſſen, ſich der bedenklichen Neuerungen wegen gemeinſam an Zürich zu wenden; jetzt aber konnte man ſich nicht verſtändigen, was zu ſagen ſei, denn die Inſtructionen der Geſandten lauteten verſchieden. „Freundlich mit Zürich zu unterhandeln," war der Auftrag der Berner, der Aarauer, der Basler, der Solothurner und Appenzeller; „lauter beim alten Glauben zu bleiben und mit denen von Zürich zu reden, was zu reden ſei," war die Meinung Luzerns, Zugs, Freiburgs und der drei Länder. Am Ende vereinigte man ſich über einzelne Punkte, über welche man ſich beſchweren wolle. Zu dem Ende erſchienen am 21. März 1524 Abgeſandte der zwölf Stände vor dem großen Rathe in Zürich und brachten im Weſentlichen Folgendes vor: Mit Schmerz ſähen die Eidgenoſſen die Zunahme des neuen, unchriſtlichen und lutheriſchen Glaubens in der Eidgenoſſenſchaft, da Zürich dem Unweſen Vorſchub leiſte. Daraus könnten nur Unordnungen hervorgehen. Einzelne ſolcher Unordnungen wurden nun namhaft gemacht, wie vorgekommene Zehentverweigerungen, Austheilung lutheriſcher Bücher, rohe Aeußerungen über die Taufe, das Heirathen der Prieſter und das Entweichen der Mönche und Nonnen aus den Klöſtern. Man könne und wolle dies nicht mehr dulden, und bitte Zürich, an Bünden und Herkommen zu halten; vereint wolle man gern mit ihm wirklichen Mißbräuchen, dem ſchädlichen Pfründenhandel, dem Ablaßkram und dem lüderlichen Leben der Geiſtlichen ſteuern helfen.

Zürich verſprach eine ſchriftliche Antwort. In dieſer vertheidigte es ſich gegen die unbedeutendern Beſchuldigungen, die nicht der Regierung, ſondern einzelnen Ueberſpannten zur Laſt fielen, deren Beginnen zum Theil ſchon beſeitigt oder beſtraft worden war. Die wichtigern Punkte, die Glaubensanſichten Zürichs betreffend, wurden in einer beſondern von Zwingli verfaßten Zuſchrift erörtert, von der Tagſatzung in Luzern aber ſchon deswegen ungünſtig aufgenommen, weil ſie eben — von Zwingli herrührten. Zürich habe, heißt es im Abſchied zu Luzern, „einen Sermon oder Predigt von Gotteswort eingeſendet, hier unnoth zu melden.“ In Luzern wurden die bisherigen kirchlichen Satzungen und Gebräuche durch eine Verordnung beſtätigt und befeſtigt.

Eben ſo wenig freundliche Aufnahme hatte Zürichs Antwort an den Biſchof von Conſtanz gefunden. Auf allen Seiten zeigte ſich Mißſtimmung gegen Zürich; ja es verlautete, daß einige Stände geſonnen ſeien, den Zürichern die Bundesbriefe zurückzugeben. So ſah ſich die Regierung denn auf die eigene Kraft und auf ihr Volk beſchränkt. Um die Geſinnung des letztern kennen zu lernen, ließ ſie abermals durch ihre Vögte und Beamten den einzelnen Gemeinden Bericht erſtatten und anfragen.

Die Antworten fielen ſämmtlich für die Regierung aus, und ſtimmten zuſammen in dem Entſchluſſe, die evangeliſche Freiheit aufrecht zu erhalten und mit „Ehr, Leib, Gut und Leben“ der Regierung beizuſtehen. Doch ward auch der Wunſch ausgeſprochen, mit den übrigen Eidgenoſſen, wo immer möglich, im Bunde und im Frieden zu bleiben. Einige Gemeinden drückten auch den

Wunſch aus, daß die Gegner des Gotteswortes in der Stadt Zürich, ja im Rathe ſelbſt, beſeitigt werden möchten.

Aus dem Geſammtinhalte dieſer Antworten konnte die Regierung entnehmen, daß es ihr, ſelbſt wenn ſie gewollt hätte, unmöglich ſein würde zurückzukehren. Sie mußte auf dem Wege der Reform, wenn auch mit Schonung und Vorſicht, fortſchreiten. So befahl denn der Rath die Bilder und Reliquien aus den Kirchen in möglichſter Stille und mit Schonung zu entfernen; wo die Mehrheit einer Gemeinde ſolche behalten wolle, da ſolle man noch warten, bis ſie beſſer belehrt ſei. Damit fielen denn auch alle damit zuſammenhängenden Gebräuche: das Segnen der Palmen, das Weihwaſſer, die Kerzen und Lichter, die letzte Oelung und dergleichen. Alle Prozeſſionen wurden aufgehoben und alle geiſtlichen Stiftungen, ſo wie das ganze Mönchsweſen reformirt. Freiwillig hatte das Chorherrnſtift am großen Münſter ſeine Pfründen und ſeine weltliche Gerichtsbarkeit dem Rathe abgetreten, verwahrte ſich jedoch gegen Ablieferung ſeiner reichen Kirchenzierden, die aber dennoch durchgeſetzt ward und dem Rathe einen Theil der in der Folge durch die bewegten Zeiten vergrößerten Staatsausgaben erſetzte. Catharina von Zimmern, Aebtiſſin am Frauenmünſter, übergab gegen Zuſicherung einer Leibrente für ſich und die übrigen Kloſterfrauen ihr Gotteshaus ſammt ſeinen Rechten und Einkünften der Regierung. So boten die Hand zur Aufhebung oder Umgeſtaltung für nützlichere Zwecke auch das Chorherrnſtift zu Embrach, die Ciſterzienſer zu Cappel, die Auguſtiner auf dem Heiligenberge bei Winterthur. Die übrigen Klöſter wurden unter Verwaltung der Regierung geſtellt. Am meiſten widerſtrebten die Dominikaner in der Stadt, welche, obwohl durch ihre Ordensregel zur Armuth verpflichtet, die reichſten Beſitzungen hatten. Indeß ſie, ſo wie die Franziskaner und Auguſtiner, mußten ſich dem Willen der Regierung fügen. Die Klöſter wurden aufgehoben; die jüngern Mönche angehalten, ein Handwerk zu lernen, die zurück bleibenden erhielten im Konvent eine Freiſtätte bis zu ihrem Ausſterben.

Die der Regierung zugefallenen Einkünfte wurden verwendet zur Gründung von Schulen, einer Pfleganſtalt für Studirende, eines Almoſenamtes, eines Kranken- und Waiſenhauſes. Das bisherige Spital ward erweitert, und für gelehrte Bildung durch Berufung geeigneter Männer aus der Ferne geſorgt. So kamen außer Myconius noch andere Lehrer der Sprachen nach Zürich.

In dieſem Jahre, den 2. April 1524, verheirathete ſich nun auch Zwingli mit Anna Reinhart, Wittwe des 1520 verſtorbenen Hans Meier von Knonau, von dem ſie einen Sohn und zwei Töchter in die Ehe mit Zwingli und anſehnliches Vermögen mitbrachte. Von Zwingli's eigenen Kindern ſtarb der eine Sohn, Wilhelm, während ſeiner Studien zu Straßburg, Ulrich wurde nachher Diakon am großen Münſter; eine Tochter, Regula, verheirathete ſich mit Rudolf Walther, Pfarrer zu St Peter. Die übrigen Töchter ſtarben früh. Nach Allem, was man von Zwingli's häuslichem Leben weiß, war ſeine Ehe eine glückliche.

Während dieſe Reformen vor ſich gingen, ſtarben in Zürich beide Bürgermeiſter in einem Zeitraum von drei Tagen; an ihre Stellen kamen Walder und Roiſt, der Sohn des vorigen Bürgermeiſters; der Fortgang der Reformen ward indeß dadurch nicht gehindert. Allein ſchon zeigten ſich die Gefahren, welche von der überſpannten Partei der Reformfreunde der Entwickelung des begonnenen Werkes bereitet wurden.

Ihren Grund und Boden hatte die Reformation in dem Anſchließen an die heilige Schrift gefunden. Alle Maßregeln, alle Lehrſätze, welche man auf den Buchſtaben der Schrift zurückführen konnte, wurden ohne Weiteres als gerechtfertigt und wahr angeſehen. Weiter zu gehen und etwa die Lehren der Schrift ſelbſt nach vernünftigen Grundſätzen zu beurtheilen, dazu war die Zeit nicht reif; es hätte ſolches Beginnen, wodurch der Haltpunkt jener Bewegung verloren worden wäre, zu bodenloſer Verwirrung der Begriffe und des Lebens führen müſſen. Der Fortſchritt bis zu dem Buchſtaben der

Schrift war für jene Zeit ſchon ein ungeheurer; denn das ganze hierarchiſche Syſtem und zahlloſe Mißbräuche, am Buchſtaben der Schrift gemeſſen, mußten fallen. Dieſer Glaube an die göttliche Wahrheit der Schrift, welchen Zwingli mit allen ſeinen Zeitgenoſſen theilte, war es auch, welcher den Muth und die moraliſche Kraft der Reformatoren aufrecht hielt, unter den Erſchütterungen des äußern Lebens, die ſie hervorgerufen hatten; indem ſie der Ueberzeugung lebten, daß ſie nicht ihre perſönlichen Anſichten, ſondern das „Wort Gottes“ lehrten. Und wie das ganze Zeitalter, ſo konnten ſie ſelbſt in ihren innern Kämpfen und Ringen nach Wahrheit nur in dem Glauben an die Schrift einen Anker finden. Allein die heilige Schrift iſt ein Buch, in den verſchiedenſten Zeiten, von verſchiedenen Verfaſſern entſtanden; aus dem Buchſtaben der Schrift laſſen ſich gar verſchiedene Lehren und Beſtrebungen rechtfertigen, und bekanntlich haben alle chriſtlichen Parteien, ſo verſchieden ſie ſein mögen, ſich auf die Schrift berufen. So ward denn auch die Schrift von den Schwärmern jener Tage, als das Banner ihrer überſpannten Anſichten oder ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen gebraucht. Verderbliche Lehren wurden von denſelben unter dem Volk verbreitet, wie z. B. daß die Wiſſenſchaft überflüſſig ſei, daß Chriſten kein Eigenthum beſitzen ſollten, daß ein Volk von lauter Brüdern keiner Regierung bedürfe u. a. m. Mißverſtandene, falſch überſetzte, aus dem Zuſammenhange geriſſene Bibelſtellen dienten zur Erhärtung ſolcher Lehren.

Die Häupter jener Partei, welche durch Schriften, durch Reiſen, durch Mittel aller Art ſich Anhang zu verſchaffen ſuchte, waren die ſchon genannten: Konrad Grebel, Wilhelm Reubli, Simon Stumpff; zu dieſen kamen dann noch Felix Manz und Johannes Brödlin. Manz, der uneheliche Sohn eines Geiſtlichen, beſaß bedeutende Kenntniſſe in der damals noch wenig gekannten hebräiſchen Sprache, konnte aber zu keiner öffentlichen Anſtellung in dieſem Fache gelangen, und geſellte ſich den Wühlern bei. Im Hauſe ſeiner Mutter zu Zürich wurden nächtliche Zuſammenkünfte gehalten, in denen man ſeine Unzufriedenheit mit dem bisherigen Gange der Reform ausſprach und den Entſchluß gewann, ſich wo möglich der Leitung des Ganzen zu bemächtigen, oder eine neue Kirche zu gründen. Zunächſt verſuchte man, Zwingli dem Bunde zu gewinnen, und da die Verſuche fehlſchlugen, ſo begann man, den Reformator überall zu verläumden und zu verdächtigen, und ihm Verlegenheiten zu bereiten. Brödlin, welcher als Pfarrer zu Quarten in der Landvogtei Sargans zuerſt das Faſtengebot gebrochen und ſich verheirathet hatte, war von dem Landvogt in's Gefängniß geſetzt worden; daraus entkommen, begann er nun zu Zollikon, wo er Hilfsprediger geworden, die Lehre und die Sekte der Wiedertäufer zu gründen und zu verbreiten. Als die Regierung in Zürich den Beſchluß gefaßt hatte, die Bilder und die Meſſe abzuſchaffen, begannen die Einwohner von Zollikon, durch Brödlin's Predigten dazu gereizt, Bilder und Altäre in der Kirche zu zerſchlagen und den Taufſtein fortzuſchaffen. Es ſei unchriſtlich, behauptete man, Kinder zu taufen, wofür im Evangelium ſich kein Beiſpiel finde; nur Erwachſene müſſe man taufen. Und ſo ließen dann auch viele der Bethörten ſich noch einmal als Erwachſene taufen. Andere zogen in den Häuſern umher, erklärten und predigten die Schrift und nahmen das Nachtmahl. Manz und Grebel erſchienen ebenfalls in Zollikon.

In andern Gegenden brachen Unruhen in entgegengeſetzter Richtung aus. Die Einwohner von Meilen wollten ihre ſich verheirathenden zwei Prieſter nicht mehr in der Kirche dulden, drangen in ihre Häuſer, verſchwelgten Wein und Lebensmittel. Nur mit Mühe konnte die Regierung einen Vertrag zwiſchen den Predigern und ihrer Gemeinde zu Stande bringen.

Einen Monat darauf erfolgte der ſogenannte Ittingerſturm. Der Landvogt Joſeph von Berg in Thurgau, um ſich den Feinden der Reform beliebt zu machen, hatte den reformirenden Pfarrer Oechsli auf Burg bei Rain bei nächtlicher Weile gefangen nehmen laſſen. Seinen Hilferuf hatten die Wächter vernommen; es ward Sturm geläutet. Die Bürger von Stein, verſtärkt durch zürcheriſche Nachbarn aus Rammheim, ſetzten den Entführern nach. Allein da dieſe ſchon einen Vorſprung erreicht hatten und die angeſchwollene Thur den Uebergang des empörten Hauſens hemmte, ſo mußte man von der Befreiungsthat abſtehen. Nun aber warf man ſich wüthend auf das unbeliebte Kartbäuſer-Kloſter Ittingen. Es ward geplündert und geraubt; von einem nie ermittelten Thäter angezündet, ſank das ganze Kloſter in Aſche.

Die Züricher hatten, ſobald ſie Kunde von dem Aufruhr erhalten, die Ihrigen aus dem Kloſter zurückgerufen. Hans Wirth, Untervogt zu Rammheim, nebſt ſeinen zwei Söhnen, beide Prieſter, ſowie Burkhart Rütimann, Untervogt zu Nußbaumen, wurden ſelbſt gefangen geſetzt, weil ſie dem Aufruhr nicht kräftig genug gewehrt hätten. Allein die Eidgenoſſen verlangten die Auslieferung der Gefangenen, da die That nicht im Kanton Zürich, ſondern im Thurgau auf eidgenöſſiſchem Gebiet geſchehen ſei. Die Mehrheit des Rathes in Zürich entſchied ſich endlich, den Eidgenoſſen zu willfahren, um dieſe von der beſchloſſenen Selbſtrache an Stein und Rammheim abzuhalten. Nun aber wurden die Gefangenen zu Baden nicht allein wegen des Vorganges im Thurgau verhört und gräßlich gefoltert, ſondern auch wegen ihrer Theilnahme an den Reformen im züricheriſchen Gebiet und überhaupt wegen ihres ketzeriſchen Glaubens. Auch nicht der entfernteſte perſönliche Antheil an dem Brande von Ittingen konnte ihnen bewieſen werden, und dennoch wurden ſie, mit Ausnahme des einen der Söhne von Wirth, hingerichtet.

Sie ſtarben mit Muth und Standhaftigkeit. Das Schickſal der Unglücklichen aber erregte, namentlich in ihrer Heimath, wo ſie angeſehene Leute waren, die Theilnahme des Volkes; der Unwille des nördlichen Kantons Zürich fiel auf den Rath und deſſen Nachgiebigkeit, gegen welche auch Zwingli gepredigt hatte. Und dieſer Umſtand trug viel zu den ſpäter dort vorkommenden Unruhen bei.

Die ſchwärmeriſchen Grundſätze der Wiedertäufer erregten gerade um jene Zeit auch in Deutſchland mancherlei Unruhen. Thomas Münzer, Haupt der ſächſiſchen Wiedertäufer, kam nach Baſel und Waldshut. Hier lernte ihn Balthaſar Hubmeier, Prediger in Waldshut, kennen, ein Mann von ziemlicher Schriftkenntniß und großem Muthe, und für alles Neue leicht zu gewinnen, der jetzt ein ebenſo eifriger Anhänger Münzer's wurde, wie er früher Hauptbeförderer der fanatiſchen Wallfahrten in Regensburg, Feind der Juden und darauf Anhänger Luther's geweſen war. Waldshut ward eine Zeit lang der Hauptſitz der Wiedertäufer, dorthin kam auch Simon Röubli, nachdem er aus dem Kanton Zürich vertrieben war; und durch dieſen und Münzer verleitet, durchzog Hubmeier als Apoſtel der Wiedertaufe die ganze Gegend. Die Warnungen der öſterreichiſchen Regierung blieben fruchtlos; es ſtrömten vielmehr immer mehr Schwärmer und Abentheurer aller Art dort zuſammen. Man beſchloß den ernſtlich werdenden Maßnahmen Oeſterreichs bewaffneten Widerſtand entgegenzuſetzen. Im Gebiete von Zürich wurden ſogar Freiwillige für dieſen Zweck geworben, welche auf die Aufforderung des Rathes zur Umkehr erklärten, daß ſie lieber ſterben als umkehren wollten.

In Waldshut vermiſchten ſich nun Kriegslieder und rohe Geſänge mit den frommen Pſalmen; das Abendmahl ward unter Muſik und Klang gefeiert. Obſchon Einige der beſonneneren Züricher auf eine erneuerte Aufforderung ihrer Regierung zurückkehrten, ſo blieben doch die Meiſten dort; es begann ein offener Aufſtand. Abgaben und Frohndienſte wurden verweigert, ein Abgeordneter des Rathes durch Steinwürfe verwundet. Der Aufſtand pflanzte ſich über die züricheriſche Gränze fort. Ein Schwarm der Aufrührer fiel auf das Kloſter Rüti, deſſen Abt zuvor mit Geldern und Koſtbarkeiten entflohen war, und tobte und ſchwelgte daſelbſt. In einigen Gemeinden ward Sturm geläutet und das Johanniterhaus zu Bubikon ebenſo überfallen wie Rüti. Mit Mühe ſtellte die Regierung für den Augenblick die Ruhe wieder her durch eine an die Landleute abgeordnete Botſchaft, welche dieſelben aufforderte, ihre Wünſche und Begehren ſchriftlich einzureichen; dies geſchah auch von mehreren Gemeinden. Es zeigte ſich nun, daß dieſe Bewegungen im Zuſammenhange ſtanden mit dem Bauernaufſtande in Deutſchland, welcher blutig unterdrückt wurde. Die von den empörten Gemeinden eingereichten Beſchwerden glichen genau den zwölf Artikeln, welche die Bauern in Deutſchland gegen ihre Grundherren durchzuſetzen ſuchten. Doch waren die Bauern in Deutſchland wegen der ſie drückenden Tyrannei weit mehr zu Beſchwerden berechtigt, als die Landleute gerade damals in dem Freiſtaate Zürich. Uebrigens waren die in 12 Sätzen ausgeſprochenen Wünſche der deutſchen ſowohl als der ſchweizeriſchen Bauern aus einer vernünftigen Idee bürgerlicher Freiheit und Gleichheit entſprungen. Die von den Führern der deutſchen Bauern entworfene Konſtitution enthält faſt ſämmtliche Grundgedanken, welche noch heute das Streben einer weit gebildeteren Zeit bewegen.

Die von den empörten Schweizergemeinden vorgebrachten Wünſche betrafen zumeiſt die Stellung der Landleute zur Regierung, den Zehent, den Zinsfuß, die Frohnden, die Freiheit der Gewerbe, die Kloſtergüter und das Recht der Predigerwahl. Der Rath in Zürich, entſchloſſen nachzugeben, ſo weit es mit den beſtehenden Rechtsverhältniſſen verträglich und ohne Unordnung möglich ſei, verſtärkte ſich durch Ausſchüſſe der Zünfte in der Stadt, um die eingereichten Beſchwerden und Forderungen reiflich zu prüfen. Jede Gemeinde erhielt ihre beſondere Antwort. Man verſprach allerdings weſentliche Erleichterungen; allein bis zu dem Gedanken einer vollkommenen Rechtsgleichheit aller Staatsbürger konnte man ſich, an alten Urkunden hangend, nicht erheben. Die Rathsboten fanden nirgends eine günſtige Stimmung. Es äußerte ſich die Meinung, daß man nur in einer Volksgemeinde über dieſe Dinge berathen könne. Eine ſolche ward denn auch ausgeſchrieben auf den 5. Juni auf dem Felde bei Töß. Die Verſammlung war indeß ohne Ordner und Leiter, und keine beſtimmte Gegenſtände der Berathung wurden vorgelegt.

Die Maſſe zerfiel in verſchiedene Haufen; Einige tobten und lärmten, Andere unterredeten ſich, Andere blieben gaffende Zuſchauer. Die abgeordneten Regierungsglieder gingen umher, ſuchten zu beruhigen, mußten jedoch manch drohendes Wort vernehmen. Viel wirkte durch Gewandtheit und Freundlichkeit zur Beruhigung des Haufens der Vogt Lavater von Kyburg, noch mehr die Bürger von Winterthur, welche ganze Schaaren in ihre Stadt aufnahmen, ſie freigebig bewirtheten und einſtweilen beruhigten.

Hier beſänftigt, brach indeß der Geiſt der Unzufriedenheit in den nördlichen, näher an Deutſchland gränzenden Theilen des Kantons Zürich zwiſchen dem Thurfluß und Rhein wieder hervor. Die Bewohner, von dem aus Deutſchland kommenden Gedanken der Freiheit erregt, und noch beleidigt durch die Hinrichtung ihrer Mitbürger, welche der Rath von Zürich nach dem Ittingerſturme der Willkür der Eidgenoſſen preisgegeben, ließen ſogar den Gedanken einer Trennung von Zürich merken. Die Regierung, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, ſandte einige ihrer gewandteſten Mitglieder mit ausgedehnten Vollmachten in die unzufriedenen Ortſchaften. Zugleich wendete ſie ſich mit Anfragen, Ermahnungen und einer ausführlichen Rechtfertigungsſchrift an die bisher treu gebliebenen Gemeinden. Die Antworten enthielten ſämmtlich den Ausdruck der Zufriedenheit mit den Maßnahmen der Regierung und die Verſicherung der Treue und Ergebenheit. Unterſtützt alſo durch die öffentliche Meinung des größeren und gebildeteren Theiles ihrer Kantonsbürger, fühlte ſich die Regierung ſicherer und forderte Abgeordnete der unruhigen Bezirke zu einer Beſprechung vor den großen Rath, zu welcher auch ſämmtliche Prediger jener Gegenden einberufen wurden. Es wurde ihnen die Nothwendigkeit des beſtehenden Zehnten dargelegt, zugleich mit dem Verſprechen, daß die Regierung die Forderungen der Gemeinden reiflich berathen und nachlaſſen wolle, was ſie nach göttlichem Wort nachlaſſen könne. Die Prediger wurden ermahnt, für Ruhe und Ordnung zu wirken, und dieſe ward einſtweilen hergeſtellt.

Wohl erkannte indeß die Regierung, daß die auf dieſe Weiſe durch Worte hergeſtellte Beruhigung durch fernere Maßregeln erhalten werden müſſe. Sie konnte aber der Zehntpflicht nicht auf ein Mal entheben, da der Zehnt ihr ſelbſt eine nothwendige Einnahme und nicht allein der Kirche, ſondern auch Fremder Eigenthum war, welche von der Regierung Schutz ihres Rechtes begehrten. Es lag nun daran, die Ueberzeugung der öffentlichen Meinung für dieſe Gründe zu gewinnen, und das ward Zwingli's Aufgabe.

Dieſer mußte aber vor Allem die Anſichten im Rathe ſelbſt ausgleichen, indem er bei dem einen Theile die Meinung fand, der Zehnt ſei Religionsſache, — eine Anſicht, welche der Unterſchreiber am Grüt mit der Bibel in der Hand zu verfechten ſuchte, wobei er namentlich das alte Teſtament für ſich hatte. Zwingli ſuchte ihm darzuthun, daß das altteſtamentliche, levitiſche Prieſterthum mit dem Evangelium ſein Ende erreicht habe, konnte aber weder ihn, noch den Rath genügend überzeugen. Er ſchrieb indeß eine ausführliche Erklärung der Rechte des Staates und der Kirche auf den Zehnt auch für das Volk, und der Rath benutzte dieſe für ſeinen Erlaß. Der große Zehnt ward als eine nicht erläßliche Pflicht auch für die Zukunft gefordert. Den kleinen Zehnt betreffend, verſprach die Regierung Unterſuchung, Abſchaffung der Mißbräuche, Erleichterung der Ablöſung. Jedoch zeigte die Regierung auch Feſtigkeit für ihre Gebote und Strafernſt. Einer der Aufrührer Namens Süßtrunk ward hingerichtet, der Pfarrer von Neftenbach, der durch beunruhigende Reden ſich ausgezeichnet hatte, ward einige Zeit gefangen geſetzt und mit Geldſtrafe belegt.

So wurden die Zehntunruhen beigelegt. Allein die Wiedertäufer, welche beſonders in der Herrſchaft Grüningen ihr Weſen trieben, waren hartnäckiger. Sie zeigten ſich immer mehr als Feinde Zwingli's, ihn mehr befehdend, als Mönche und Prieſter. Je mehr ſie Widerſtand fanden, deſto mehr ſteigerte ſich ihre Schwärmerei, in welcher ſie ſich zu Propheten oder zu Märtyrern ihrer Sache berufen fühlten. Das Auftreten dieſer Leute in der Schweiz glich ganz und gar dem in Deutſchland. Die Bilderſtürmer vereinigten ſich mit den Wiedertäufern. Aus einem Freunde Luther's war Karlſtadt ein heftiger Feind des großen Reformators geworden. Thomas Münzer pries dagegen den Bilderſtürmer Karlſtadt, der ſo weit ging, daß er gar keinen äußeren Gottesdienſt wollte gelten laſſen. Und die ſchweizeriſchen Schwärmer ſtanden mit den deutſchen im Briefwechſel. Konrad Grebel und Manz predigten zwar nicht offenen Aufruhr gegen die Obrigkeit, riethen ſogar ihren deutſchen Genoſſen davon ab; allein ihre Lehren von brüderlicher Gemeinſchaft der Chriſten und von der Schriftwidrigkeit der Zehnten waren dennoch ohne Zweifel von Einfluß auf die eben erwähnten Zehntunruhen. Verfolgung gewärtigten dieſe Leute, ſchienen ſie faſt zu wünſchen. Die Regierung zögerte indeß, wohl erkennend, daß Verfolgung und Märtyrerthum das Uebel noch größer machen würde.

Erſt als die Schwärmerei von Zollikon ſich weiter verbreitete und ganze Schaaren der Bethörten von dort aus in die Umgegend ſich verbreiteten, als ſie mit Stricken umgürtet in Sack und Aſche nach Zürich gekommen waren und auf öffentlichen Plätzen „Wehe über Zürich!“ gerufen hatten, verordnete die Regierung ein Geſpräch mit denſelben auf dem Rathhauſe. Ein entſprungener Mönch, gewöhnlich Georg Blaurock genannt, ein eifriger Wiedertäufer, hatte ein ſ. g. Bekenntniß aufgeſtellt und verbreitet, worin er ſich und ſeine Genoſſen die einzige Thür zum Leben nannte, die anderen aber, den Papſt, wie Luther und Zwingli, Diebe und Mörder. Er erklärte ſich bereit, wie ein guter Hirte ſein Leben zu laſſen für die Schaafe, — möge man ihn in den Thurm ſperren, das Leben ihm rauben durch Feuer oder Schwert, oder möge man durch die Folter ſein Blut aus ſeinem Leibe preſſen, wie das Blut Chriſti am Kreuz. Er begehrte vom

Rathe in Zürich eine Stunde zur Diſputation mit Zwingli und Leo Judä. Sie ward ihm gewährt am 17. Januar 1525. Die großen Räthe, die Gelehrten und Geiſtlichen waren zugegen. Grebel, Manz, Blaurock, Röubli, Ludwig Hätzer, waren die Hauptkämpfer gegen Zwingli. Dieſer begann mit dem Geſtändniß, daß er früher auch der Meinung geweſen, es ſei beſſer, die Taufe erſt im vorgerücktern Alter zu vollziehen; allein er habe ſpäter nach reiflicher Ueberlegung eine andere Anſicht gewonnen. Seine Hauptgründe für die Kindertaufe waren etwa folgende: Die Taufe ſei das äußere Zeichen der Aufnahme in den Chriſtenbund. Es ſei hinreichend, ſie einmal empfangen zu haben. Erwachſene ſeien von den Apoſteln darum getauft, weil ſie in dieſem Alter erſt der Gemeinde beigetreten. Die heilige Schrift habe allerdings kein Beiſpiel der Kindertaufe, allein ebenſowenig könne aus derſelben das Gegentheil bewieſen werden. Dagegen erwähnten ſchon die älteſten Kirchenväter der Kindertaufe. Dieſe ſei an die Stelle der Beſchneidung getreten, welche im alten Teſtamente geboten, und es liege den Aeltern die Pflicht ob, Gott die Kinder zuzuführen.

Die Wiedertäufer waren nicht im Stande, ihrem Gegner die Wage zu halten; die beſonnene Reform ſiegte über den ſchwärmenden Eifer. Der Rath beſchloß am folgenden Tage, daß alle Kinder innerhalb der erſten acht Tage getauft werden ſollten. Widerſpenſtige Aeltern ſollten aus dem Kanton gewieſen werden. Der Gemeinde in Zollikon ward aufgetragen, den Taufſtein wieder herzuſtellen. Grebel und Manz wurden ermahnt, fortan Ruhe und Ordnung zu halten. Röubli, Brödlin und Hätzer empfingen den Befehl, binnen acht Tagen das Züricher Gebiet zu verlaſſen. Ueber die Taufe ſollte nicht mehr diſputirt werden; doch könnten andere Artikel ferner beſprochen werden.

Die Wiedertäufer aber behaupteten, Zwingli habe ſie nicht widerlegen können; ſie beriefen ſich auf den alten

Spruch: man müſſe Gott mehr gehorchen denn den Menſchen. Obgleich Röubli, Brödlin und Hätzer den Kanton verließen, ſo unterhielt doch namentlich der Erſtere einen aufregenden Briefwechſel mit ſeinen Genoſſen im Kanton, verhieß ihnen die Freuden des Himmels, im Fall ſie treu blieben, und weiſſagte ihnen die ewige Verdammniß, falls ſie abfielen. Durch ſolche apoſtoliſche Briefe, durch Predigen und Ermahnen aller Orten hielten die Schwärmer ihre Sache aufrecht, und riefen allerlei fanatiſche Auftritte hervor. In ganzen Bezirken erhoben ſich oft die Weiber, ſtrömten in ganzen Schaaren zuſammen, wenn ein ſolcher Apoſtel daher zog, fleheten um die Wiedertaufe oder einen Vortrag. Selbſt in den Kirchen des Landes erhoben ſich Unordnungen.

Auf die Kunde von dieſen Vorgängen im Lande hielt es die Regierung für nöthig, den Konrad Grebel, Manz und eine Anzahl ihrer Anhänger in Gewahrſam zu nehmen. Sie wurden im Kloſter der Auguſtiner bei übrigens milder Behandlung untergebracht. Zwingli und zwei andere Prediger erhielten den Auftrag, ſie dort häufig zu beſuchen, da man noch immer hoffte, ſie belehren zu können. Bei ſolchem Beſuche hatte nun Zwingli einmal behauptet, daß nach dem neuen Teſtament Niemand zum zweiten Mal getauft ſei. Nun aber wird in der Apoſtelgeſchichte (19, 3—5) erzählt, daß Paulus in Epheſus 12 Jünger gefunden, die auf Johannis Namen getauft worden, und daß er nun dieſelben auf den Namen Jeſu getauft habe. Auf dieſe Stelle ſich berufend, erhoben nun die Wiedertäufer ein großes Triumph-Geſchrei. „Weiß er nicht,“ hieß es, „daß jene Zwölf noch einmal getauft ſind?“ Das Gerücht von dieſem ſogenannten Siege verbreitete ſich mit Schnelligkeit über das ganze Land. „Er iſt gefallen,“ rief man, „der falſche Prophet, der große Drache; der Geiſt des Herrn iſt mit uns. Ueberall wird nun das Evangelium an den Tag kommen. Weg mit den Abgaben! Weg mit dem Schwerte! Kein Chriſt ſoll mehr ein Oberer ſein! Wir Alle ſind Brüder. Verkauft eure Güter; legt Alles auf einen Haufen zuſammen. Es gebe keine Armen und Reichen mehr.“

Wenig half nun ein zweites Geſpräch, welches am 20. März 1525 veranſtaltet wurde. Die Sache mußte vor dem ganzen Volk entſchieden werden. Vorerſt behandelte Zwingli dieſelbe in ſeinen Predigten, er ſuchte den Unterſchied zwiſchen der Taufe des Johannes und der des Paulus klar zu machen, und entwickelte die Folgen der thörichten Schwärmerei ſo lebendig und überzeugend, daß am Schluſſe einer dieſer Predigten ein lautes Klatſchen erſcholl. Die Stadt war dadurch gewonnen.

In dem Lande aber blieb die Sache der Wiedertäufer ungeſchwächt. In den Geſprächen, ſo behaupteten dieſelben, habe Zwingli ſie nicht zu Worte kommen laſſen, dieſer werde von der Obrigkeit parteiiſch in Schutz genommen. Viele der Landbewohner glaubten dieſe Beſchuldigungen. Der Rath erhielt eine Bittſchrift, worin um ein abermaliges öffentliches Geſpräch erſucht wurde. Was dann mit dem Worte Gottes erfunden werde, verſprach man, daran wolle man ſich halten. Zwingli ſelbſt unterſtützte dieſes Geſuch, und die Regierung ſchrieb das dritte öffentliche Geſpräch auf den 6. Nov. 1525 aus, und verſprach freies Geleit Allen, die im Stande zu ſein glaubten, ihre abweichenden Lehren zu vertheidigen. Zwingli, Leo Judä und Kaspar Großmann, Pfarrer an der Predigerkirche, wurden beſtimmt, ihnen zu antworten. Wolfgang Joner, Abt zu Cappel, der Comthur Schmied, Sebaſtian Hofmeiſter von Schaffhauſen und Dr. Vadian von St. Gallen wurden zu Vorſitzern für die Verſammlung ernannt. Die Wiedertäufer erſchienen zahlreich. An ihrer Spitze Grebel, Manz und Blaureck. Die Herrſchaft Grüningen, noch immer der Hauptſitz der Wiedertäufer, hatte auf Befehl der Regierung zwölf Abgeordnete geſendet. Eben hatte auf dem Rathhauſe bei einer alle Räume füllenden Zuhörermenge das Geſpräch begonnen, als mit dem Geſchrei: „O Zion, o Zion! Frohlocke, Jeruſalem!“ eine neue Schaar Schwärmer hereindrang und Alles in Verwirrung brachte. Darum ward nun die Verſammlung, um größern Raum zu gewinnen, in die Kirche des großen Münſters verlegt.

Drei Tage hintereinander, vom Morgen bis zum Abend, wurde hier geſtritten. Keinem wurde das Wort verſagt, Keinem der Zutritt. Zunehmend günſtiger geſtaltete ſich das öffentliche Urtheil für die Sache Zwingli's. Matter wurden am dritten Tage die Angriffe der Wiedertäufer; ihr Selbſtvertrauen ſchwand; als Einer von ihnen, der ſich durch beſondere Heftigkeit hervorthat und deswegen ſchon von ſeinen Genoſſen zurückgehalten war, ſich erhob. Mit einem Worte, rief er, wolle er den Kampf beendigen, ſtellte ſich darauf mit entflammtem Geſicht und heftigen Geberden vor die Prediger: „Zwingli, ich beſchwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns die Wahrheit ſageſt!“ „Die ſollſt du hören,“ antwortete Zwingli ruhig, „du biſt ein tölpiſcher, aufrühreriſcher Bauer, ſo einfältig, als unſere Herren einen im Lande haben.“ Lautes Gelächter erſcholl, und die Verſammlung ward geſchloſſen. Die Regierung erließ nun eine offene Erklärung über den Hergang, in welcher es hieß, daß die Wiedertäufer von Zwingli und ſeinen Anhängern frei überwunden worden, da ſie ihre hochmüthigen und frevelhaften Beſtrebungen aus dem Worte Gottes nicht hätten darthun können; ſie gingen darauf aus, Verachtung und Ungehorſam gegen die weltliche Obrigkeit zu verbreiten, und wider die chriſtliche Liebe zu den Nebenmenſchen Rotten, Sekten und Zank zu ſtiften. — Jede fernere Wiedertaufe ward bei Strafe verboten. Grebel, Manz und Blaurock wurden vor den Rath beſchieden und ernſtlich ermahnt, von ihren Irrungen abzuſtehen. Doch umſonſt. Man ſah ſich genöthigt, ſie in den Thurm zu ſperren. Hier aber fanden ſie Mittel, eine Schrift aufzuſetzen, die, weiter verbreitet, ihre Anhänger zu neuem Widerſtande reizte. Daher erklärten denn auch in der Herrſchaft Grüningen Viele, daß ſie dem Mandat der Regierung keinen Gehorſam leiſten würden. Der Landvogt verſuchte dort alles Mögliche, dieſelben zu gewinnen. Er beſchied die zwölf Abgeordneten aus Zürich zu ein Geſpräch auf das Schloß, und dieſe erklärten, daß Zwingli geſiegt habe, baten ihre Mitbürger, von ihrem Irrthum zurückzukommen. Doch nur Wenige fügten ſich, als man jeden Einzelnen um ſeine Meinung fragte.

Verſtärkt wurde der Widerſtand noch durch Hubmeier, welcher, fliehend von Waldshut, als dasſelbe im Dezember 1523 von den Oeſterreichern erobert wurde, nach Zürich kam. Die dortigen Gefangenen waren, als ſie Hoffnung machten, daß ſie ſich ruhig verhalten würden, unter ſcharfer Strafandrohung in Freiheit geſetzt, hatten ſich aber in alle Theile des Landes verbreitet und von Neuem die Flamme angeſchürt. Hubmeier beſtand vor den Räthen gegen Zwingli, Leo Judä und Mykonius ein Geſpräch, worin er ſich für überwunden und zum Widerruf auf der Kanzel der Frauenkirche bereit erklärte. Schon ſtand er auf der Kanzel und ihm gegenüber auf einer andern Zwingli; allein ſtatt des Widerrufes begann er zum Erſtaunen der Gemeinde die Wiedertaufe auf's Neue zu vertheidigen. Das Volk murrt. Zwingli, von der zweiten Kanzel, fiel ihm in's Wort und brachte ihn zum Schweigen. Vier Wochen lang ſaß er nun wieder im Gefängniß, als er um Verzeihung bat. Wenn er damals, ſprach er, die Wiedertaufe vertheidigt habe, ſo müſſe der Teufel aus ihm geredet haben. So widerrief er denn nun wirklich nicht nur im Frauenmünſter zu Zürich, ſondern auch in der Kirche zu Goſſau, in der Herrſchaft Grüningen. Angewieſen, den Kanton zu verlaſſen, drohete ihm Gefahr von den Oeſterreichern, die ihm jenſeits des Rheines auflauerten, weßhalb Zwingli edelmüthig für ihn bat, daß man ihn behalten möge, bis er ohne Gefahr ſich entfernen könne. Dies geſchah. Doch nichtsdeſtoweniger blieb Hubmeier ſpäter nicht nur bei ſeinen Meinungen, ſondern verläumdete Zwingli aller Orten. Er endete zuletzt in Wien auf dem Scheiterhaufen.

Die Vögte der Regierung begehrten nun von derſelben ſtrengere Maßregeln. Die Regierung ward allgemein wegen ihrer zu großen Nachſicht getadelt und ergriff daher von nun an im Anfange des Jahres 1526 ſchärfere Maßregeln. Die Gefängniſſe füllten ſich, indem Jeder, welcher überführt wurde, noch einmal getauft zu haben, eingeſperrt wurde. Grebel, Blaurock und Manz ſaßen im ſpäter ſogenannten Ketzerthurm bei Waſſer und Brot, und ſollten, wenn ſie nicht aufrichtige Zeichen der Beſſerung gäben, bis an ihr Ende darin bleiben.

Die Schwärmerei der Wiedertäufer artete aber auch in der That zu wahrer Tollheit aus, namentlich im Kanton St. Gallen, wohin Grebel die Sekte verbreitet hatte. Sie verbrannten die Bibeln, weil es heiße: der Buchſtabe tödtet. Sie tändelten mit Puppen, zogen Tannenzapfen an einen Faden gebunden auf dem Boden umher, weinten kindiſch und ließen ſich mit Aepfeln tröſten, warfen alle Kleider von ſich, weil man wie die Kleinen werden müſſe, denen allein das Himmelreich ſei.

Ja, die Schwärmerei führte zum Brudermord. In einer Verſammlung der Schwärmer in St. Gallen, wo man die Nacht unter wunderbaren Geberden, Verzuckungen und Offenbarungen hingebracht hatte, erklärte einſt ein Mitglied, er müſſe den Willen des Vaters vollbringen, ergriff ein Schwert und hieb ſeinem Bruder, der vor ihm kniete, den Kopf ab.

Solcher Wahnſinn mußte denn aber kräftiger, als alle gelehrten Disputationen zur Vernichtung der Sekte beitragen. Dem Volke gingen endlich die Augen auf. Zwar waren die in Zürich Gefangenen, unterſtützt von ihren heimlichen Anhängern, in der Nacht entflohen und behaupteten nun: der Ingel des Herrn habe ſie befreit, wie einſt den Paulus und Silas; allein ihre Zeit war vorbei. Die Regierung erließ ein Geſetz: wer hinfort Erwachſene taufe, der ſolle ohne Gnade ertränkt werden. Und als dennoch Blaurock, Manz und Andere dies wagten, wurden ſie ergriffen, Blaurock, als ein Irrender, mit Ruthen gepeitſcht und aus dem Kanton getrieben, die Andern am 5. Januar 1527 in der Limath bei Zürich ertränkt. Sie ſtarben zwar auf ihrem Sinn beharrend und mit Standhaftigkeit, Manz ſelbſt von ſeiner alten Mutter darin beſtärkt, aber auf das Volk machte ihr Ende keinen Eindruck mehr, man war des unlautern Treibens müde. Grebel's Ende iſt nicht bekannt.

So war Zwingli mit ſeinen Reformen innerhalb des Kantons glücklich durchgedrungen und hatte manche Gefahren glücklich überwunden; allein noch hatte er vornehmlich nach Außen heftige Feinde. Man hielt ihn für die Seele aller in Zürich vorgenommenen religiöſen und politiſchen Reformen; ihn zu ſtürzen, mußte man vor Allem bedacht ſein. Je höher er ſtand, deſto weniger konnten ihm die Gefahren ſeiner Stellung entgehen. Dieſe Gefahren aber, wie wir ſchon früher bemerkt, wurden ihm vornehmlich bereitet durch jene ſchwärmeriſchen Freunde der Reform, welche ihre ungezügelte Neuerungsluſt aus dem kirchlich-religiöſen auf das ſtaatliche und bürgerliche Gebiet übertrugen. Die Bilderſtürmerei, der Brand von Ittingen, die Bauernaufſtände, die Zehentverweigerungen und das geſammte Weſen der Wiedertäufer wurden von den lauernden Feinden auf Rechnung des Reformators geſetzt, und was Mißbrauch der Freiheit war, ward als eigentliches Ziel und Zweck der Reform dargeſtellt.

Die katholiſchen Stände vereinigten ſich auf einer Tagſatzung in Luzern, zu welcher Zürich und Schaffhauſen nicht eingeladen waren. Durch Feſthalten an dem Alten und zugleich durch Abſtellung der ſchreiendſten Mißbräuche ſuchte man dem weiteren Vordringen der Reform entgegen zu wirken und die durch „lutheriſche und zwingliſche Predigten" geſtörte Ordnung der Kirche aufrecht zu erhalten. Die ſieben Sakramente, das Abendmahl unter einer Geſtalt, die Beichte und Abſolution durch geweihte Prieſter, die Fürbitten der Maria und der Heiligen, der Glaube an das Fegefeuer, die Gemälde und Crucifixe, die Rechte und Güter der Klöſter und Kirchen wurden in Schutz genommen. Man wolle ſich, hieß es in der betreffenden Verordnung, nicht von der römiſchen oder allgemeinen chriſtlichen Kirche trennen, da aber das Oberhaupt der

Kirche unthätig ſchlafe, ſo wolle man doch einige der eingeriſſenen Mißbräuche abſtellen, zu Verhütung weiteren Unfalls, Ungehorſam und Zertrennung der Eidgenoſſenſchaft, bis durch ein gemein chriſtlich Concilium die Einigkeit in der Kirche hergeſtellt ſei. Die Leutprieſter und Seelſorger ſollten ſich nicht auf Geiz legen, wie vorher viel geſchehen, ſie ſollten ihre Einkünfte, wie von Alters her, behalten, aber den gemeinen Mann nicht übermeſſen und ihm um Gelds willen die Sakramente nicht vorenthalten, ſie ſollten ſich ehrbarlich, frommlich und wohl halten und den Laien ein gut Exempel vortragen. Kein Prieſter ſolle hinfort mehr als eine Pfründe und Seelſorge haben, keiner Prieſter werden, der nicht geſchickt und tugendlich dazu. Verehelichte Prieſter und Ordensleute ſollten ihrer Pfründen und Stellen verluſtig ſein. Vor die geiſtlichen Gerichte ſollten fortan keine Laienangelegenheiten gebracht werden, ſondern nur die Streitigkeiten, welche Eheſachen, Sakramente, Kirchen, Gotteshäuſer oder Glaubensſachen beträfen. Doch ſollten die Eheſachen und Beſchwerden gegen Laien nicht eher an die geiſtliche Obrigkeit gelangen, bevor ſie von dem weltlichen Gericht unterſucht und dem geiſtlichen Entſcheide zugewieſen worden. Vor dem Gericht des Biſchofs ſollten alle Sachen deutſch verhandelt werden, damit die Laien ſie auch verſtehen möchten. Es ſolle ferner kein römiſcher Ablaß um Geld, als womit ſie bisher beſchweret geweſen, zugelaſſen werden. Dispenſationen und Sündenerlaſſe, die man bisher für Geld ertheilt, ſollten ſofort auch ohne Geld ertheilt werden. Wenn aber die Kurtiſanen (römiſche Hofleute) kämen, ſich der Pfründen widerrechtlich zu bemächtigen, ſo ſollten ſolche „römiſch Buben“ gefänglich genommen und dermaßen geſtraft werden, daß man vor ihnen ſicher ſei. Prieſter aber, welche ſich grober Vergehen und Uebelthaten ſchuldig machten, und bisher vom geiſtlichen Gericht oft ungeſtraft geblieben, ſollten, unangeſehen ihrer Weihe, von den Gerichten wie Laien beſtraft werden. Glaubensverwirrende Bücher von Luther, Zwingli und ihren Anhängern ſollten in den Städten und Landen der Eidgenoſſen nicht gedruckt und verkauft, ſondern von Jedermann vernichtet werden. Die Laſten, welche die Leibeigenen der Prälaten und Gotteshäuſer bisher gedrückt, ſollten gemildert werden; weder Mann noch Frau ſollten der eingegangenen Ehe wegen von ihren Halsherren geſtraft werden. Wer ſich der Eigenſchaft loskaufen wolle, dem ſolle dies für mäßig Geld geſtattet ſein, und die Gerichte darüber entſcheiden. Die Gotteshäuſer ſollten der Obrigkeit von ihrem Einnehmen und Ausgeben Rechnung ablegen. Die Geiſtlichen, welche bisher von allen Abgaben wider die heilige Schrift und göttlich Gebot ſich frei gemacht, ſollten wie der gemeine Mann die Pflicht gegen die Obrigkeit erfüllen. Dieſe Artikel ſollten nach Befinden der Umſtände von den Eidgenoſſen gemehrt und geändert werden können.

Dieſe Beſtimmungen der katholiſchen Stände zeugen deutlicher als alles andere von dem damaligen Verderben der kirchlichen Zuſtände, welches auch die bürgerliche Geſellſchaft zerrüttete und drückte, ſie zeugen aber zugleich, daß die katholiſch gebliebenen Kantone vor dreihundert Jahren der römiſchen Unterjochung weniger unterlagen, als in unſerm Jahrhundert, wo der Geiſt des Ultramontanismus viel neue jeſuitiſche Ränke und Mittel für ſeine Zwecke erfunden hat. Dem Papſte wird in jenen Artikeln wenig Ehrfurcht gezollt und der Prieſterwillkür trat man mit Entſchiedenheit entgegen; allein der Fehler war, daß dieſe Beſtimmungen nach keiner Seite hin verwirklicht wurden. In den Kantonen, wo der reformatoriſche Geiſt ſchon aufgewacht war, genügten ſie nicht; in den übrigen fanden ſie Widerſtand und Widerſetzlichkeit der Prieſter. In Bern, Solothurn und Baſel war es den großen Räthen nicht mehr möglich, Verfügungen gegen verheirathete Geiſtliche zu treffen, das Faſtengebot aufrecht zu erhalten und den Glauben an das Fegefeuer zu retten. Auf der andern Seite ſtemmte ſich die Geiſtlichkeit allen Verfügungen entgegen, welche ihrer Hab- und Herrſchſucht Schranken ſetzen ſollten.

Während nun auf dieſe Weiſe die Verbreitung der Reformation ihre Hinderniſſe und Feinde fand, verletzten die Träger derſelben das reformatoriſche Grundprinzip ſelbſt. Die Reformation in der Schweiz wie in Deutſchland war gegründet auf den Grundſatz der freien Schriftforſchung; jetzt ſetzte die Regierung in Zürich dieſem Prinzipe ſelbſt Schranken. Durch eine Verordnung ward eine Commiſſion ernannt, welche alle Bücher, die in der Stadt Zürich gedruckt wurden, beſichtigen ſollte, ohne deren Wiſſen und Willen nichts gedruckt werden durfte. Alſo die Büchercenſur, eine Geiſtesfeſſel, gegen welche namentlich in unſerm Jahrhundert alle gebildeten Völker ſich kämpfend erhoben haben; ein Inſtitut, welches dem Syſteme der geiſttödtenden römiſchen Hierarchie entlehnt, nun auf den Boden des freien Proteſtantismus verpflanzt, das theoretiſche Prinzip der freien Schriftforſchung thatſächlich aufhob. Zwingli war mit in dieſer Commiſſion und wenn wir ihn dieſe Maßregel billigen ſehen, ſo läßt ſich dieſes nur entſchuldigen in Rückſicht auf jene Zeit, wo die Maſſe des Volkes noch ungebildet, ſo leicht zum Mißbrauch der Freiheit verleitet werden konnte, eine Zeit, welche die Bedeutung jener Maßregel nach ihren Folgen noch nicht würdigen konnte. Den Römiſchen aber entging dieſe Inconſequenz der Reformation nicht. Wenn der Glaube überwacht werden ſolle, fragten ſie, warum man ſich denn der Aufſicht der Biſchöfe und legitimen Aufſeher entzogen? wenn der Glaube frei ſein ſolle, weil er jede Prüfung beſtehe, warum man denn denen das Wort nehme, welche anders prüften? Der Unterſchied ſei nur der, daß bei den Römiſchen das alte Gebot der Kirche, bei den Reformirten aber der neue Zwingli entſcheide. Und dieſen Einwendungen ließ ſich wenig Haltbares entgegenſtellen.

Da nun Zwingli der eigentliche Halt und Mittelpunkt der ganzen Reform war, ſo ſuchten die Römiſchen vor allem auf deſſen Sturz hinzuwirken. Dr. Eck von Ingolſtadt, der ſchon mit Luther eine Disputation beſtanden, bot ſich als Mittel dar, indem er ſich bereit erklärte, nach der Schweiz zu kommen, um einen Kampf auch mit dem dortigen Reformator zu beſtehen. Zwingli hatte dies kaum erfahren, als er ſelbſt an Eck ſchrieb und ihn einlud, nach Zürich zu kommen, denn da ſei der geeignetſte Platz, den Lehrer vor den Augen ſeiner Zuhörer zu widerlegen. „Es iſt Zeit,“ ſchließt er, „daß ich aufhöre, wenn ich ein falſcher Prophet geweſen. Wohl eher würde es ſich aber erfinden, es ſei Zeit, daß Du mit Deinem Truge das arme Volk nicht mehr hintergeheſt. Erbarme ſich Gott über Dich, nehme Dir Dein ſteinernes Herz und gebe Dir ein ſo warmes, daß man mit Freude an Dich ſchreiben kann.“ Auch der Rath erließ an Eck eine Einladung mit beigefügtem ſicherem Geleitsbriefe für die Her- und Rückreiſe. Nach vielfachen Verhandlungen zwiſchen den einzelnen Regierungen beſchloß denn auch die Tagſatzung, das Anerbieten Eck's anzunehmen; das Glaubensgeſpräch aber ward nicht nach Zürich, ſondern nach Baden im Aargau ausgeſchrieben auf den Monat Mai 1526. Zürich, ſchon ſeit längerer Zeit zu den Berathungen der Tagſatzung nicht mehr eingeladen, hatte ſich vergebens darüber beſchwert; jetzt aber erhielt es eine Einladung, obwohl in kaltem, faſt feindſeligem Tone. Die Regierung von Zürich hatte zwar die Reformation innerhalb der Kantonsgrenzen mit Entſchiedenheit durchgeführt, aber in keiner Weiſe die Bundesverträge verletzt und ihre Befugniß überſchritten; dennoch benahmen ſich die Eidgenoſſen immer mehr als Richter über dieſen ihren ſouveränen Mitſtand. Die Schlußberathungen über das zu haltende Religionsgeſpräch wurden ohne die gebührende Zuziehung der Züricher Rathsboten beendigt und die Züricher Regierung einfach von dem ohne ſie Beſchloſſenen in Kenntniß geſetzt. Zum Voraus ward Zwingli's Lehre ketzeriſch geheißen, er der Anreizung zum Aufruhr beſchuldigt, und der Wille der Eidgenoſſen ausgeſprochen, ſich nicht von der heiligen Kirche zu trennen. Baden im Aargau, ein Hauptſitz der fanatiſchen Gegner der Reform, ſollte die Stätte des Geſpräches ſein. Die Grundſätze der Römlinge gegen die Ketzer waren der Art, daß man ſelbſt auf ihre feſten Zuſagen nicht bauen konnte. Papſt Clemens VII. hatte kurz zuvor den Zürichern ihre rechtmäßige Forderung rückſtändigen Soldes abgeſchlagen, mit der Bemerkung, daß er dieſe Forderungen, ſo rechtmäßig ſie auch ſein möchten, ohne Verletzung der Gerechtigkeit und Gottesfurcht nicht befriedigen könne, wenn ſie nicht ihren gottloſen Irrthümern entſagten, da man Ketzern mit Recht auch dasjenige nicht laſſen könne, was ſie von ihren Vorältern ererbt. In Freiburg waren Zwingli's Schriften, in Luzern ſein Bild verbrannt, und einige Stände hatten ſogar den Befehl gegeben, ihn zu fangen, wo er zu betreten ſei. Unter ſolchen Umſtänden war die Regierung nicht geneigt, den Mann preiszugeben, an deſſen Leben die ganze Umgeſtaltung ihres ſtaatlichen und kirchlichen Lebens geknüpft war; ſie verbot ihm die Reiſe nach Baden. Zwingli ſelbſt, obwohl ihm nie der Muth fehlte, war dennoch zu klug, um ſich zum Opfer der Hinterliſt von Gegnern zu machen, die ſeinen Muth vielleicht nicht geachtet, nur des Verwegenen geſpottet haben würden. Hatten doch kurz vorher die Häupter des nach Baden ausgeſchriebenen Geſprächs den muthvollen und überzeugungstreuen Pfarrer Hans Hüglins in Mörsburg lebendig verbrannt. War doch ein anderer Namens Peter Spengler durch Vermittlung des Biſchofs von Conſtanz zu Freiburg im Breisgau ertränkt worden. Zwingli ging nicht in die Falle, und erklärte der Regierung zu Bern, die ſein perſönliches Erſcheinen bei dem Geſpräche gewünſcht hatte, daß er der Disputation nicht ausweiche, im Gegentheil ſie gewünſcht habe, aber nicht an dem Platze, wo er unter allen Umſtänden der Gewalt ſeiner Feinde hingegeben, die längſt vorher ſchon ihre Entſchlüſſe gefaßt. Je dringender die an ihn ergangene Einladung der Eidgenoſſen war, deſto mehr mußte er auf einen angelegten Plan ſchließen, zumal da auch die Ausdrücke des ihm überſandten Geleitsbriefes ſchwankend und verfänglich waren. Hätten die von dem Pfaffenthum geleiteten Eidgenoſſen es ehrlich gemeint mit der Wahrheit, ſo würden ſie nicht Anſtand genommen haben, das Geſpräch nach Zürich zu verlegen, wo allerdings der rechte Ort war, die Irrenden zu belehren. So führte denn ſtatt Zwingli's Oekolampadius von Baſel, der unerſchrocken auf den Wunſch ſeiner Regierung in Baden erſchienen war, das Wort der Reformpartei und mit ihm verbunden Berchthold Haller, Prediger von Bern. Mit Eck aber war zugleich der Generalvicar Faber erſchienen, ſo wie Dr. Murner von Straßburg, Prediger in Luzern, und der ganze Anhang ihrer Gleichgeſinnten.

Sechszehn Tage lang währte der Kampf, an welchem Zwingli durch täglichen Schriftwechſel ſeiner Freunde Theil nahm, die ſtets ſeinen Rath einholten. Faſt drei Wochen lang, ſagt er ſelbſt, ſei er damals nicht in's Bett gekommen. Schlau hatten Eck und Faber, denen die Beſtimmung der Streitſätze überlaſſen war, die Lehre von der Meſſe in den Vordergrund geſchoben, denn hier hatten ſie zum Theil ſelbſt Luther's Gründe gegen Zwingli, ſo wie eine Schrift von Erasmus, die, in Baden vorgeleſen, einen nachtheiligen Eindruck für die Reformfreunde hinterließ, weil das Urtheil dieſes Gelehrten ſelbſt für freiſinnige Theologen von Bedeutung war.

Oekolampad führte ſeine Sache nicht nur mit Gelehrſamkeit, ſondern auch mit Würde und Mäßigung. In einfacher Kleidung auf ſchmuckloſem Katheder ſtand er gegenüber dem Thronſitze ſeiner Gegner Eck und Faber und ihrer vornehmen Freunde, die in ſeidenen Gewändern mit goldenen Ketten und Kreuzen behangen erſchienen. Sie nahmen am Ende des Geſprächs den Sieg für ſich in Anſpruch, und dieſem ſtimmten auch die vier Vorſitzer und der größte Theil der anweſenden Gelehrten und Geiſtlichen bei. Nur zehn der Letztern erklärten ſich durch ihre Unterſchrift entſchieden für Oekolampad. Am Schluſſe trat noch der fanatiſche Thomas Murner von Luzern vor und las 40 Sätze ab, welche er an die Kirchenthür zu Baden angeſchlagen, gegen die Irrthümer und läſterlichen Behauptungen Zwingli's. Er ſei bereit, dieſe Sätze zu vertheidigen; da aber der Herausgeforderte feigerweiſe ausgeblieben, ſo rufe er denn mit göttlichem und menſchlichem Rechte, ihn, dieſen Tyrannen Zürichs, und ſeine Anhänger als ehrloſe, meineidige, kirchenräuberiſche und gottesvergeſſene Leute aus, vor deren

Gemeinſchaft jeder Biedermann erröthen und ſie als Unreine und den Henker Verfallene fliehen müſſe.

Zürich mußte dieſe Unbill für jetzt ertragen, ſo wie den ſtolzen Brief von den Boten der zwölf Orte, in welchem der Erfolg des Geſprächs gemeldet, Zwingli der Lügen, der Spöttereien und aufreizenden Reden gegen die Eidgenoſſen beſchuldigt und die Regierung auf die Gefahren aufmerkſam gemacht wurde, welche aus der Reform für den Frieden der Eidgenoſſenſchaft hervorgehen müßten. Der erfochtene Sieg ward von den Römlingen jubelnd überallhin ausposaunt; dem Herzog Wilhelm von Baiern eine Dankſagung der Tagſatzung zugeſendet für die Bereitwilligkeit, mit welcher er ihnen ſeinen „berühmten" Dr. Eck überlaſſen habe. Zwingli hatte die Antworten des Dr. Eck verlangt, um ſie öffentlich mit Gründen und Gegengründen der Welt zur Prüfung vorlegen zu können; er erhielt ſie nicht.

Murner bekam die Originalakten des Geſprächs mit dem Auftrage, dieſelben drucken zu laſſen, nachdem die Kantone Bern, Baſel, Glarus und Appenzell die Einſicht derſelben auf ihr dringendes Begehr nicht hatten erlangen können. Es war zu beſorgen, daß die Akten in ſolchen Händen nicht unverfälſcht bleiben möchten.

So ſtand Zürich in dieſem Kampfe jetzt allein. Haller, der Berner Geſandte zum Geſpräch, hatte ſich einſchüchtern laſſen und war noch vor dem Schluſſe desſelben abgereist. Nach ernſter Berathung beſchloß man in Zürich, in einem Schreiben ſein Befremden, Bedauern und Beſchwerniß über das Verfahren der Eidgenoſſen auszudrücken. Man habe keine Bünde verletzt, nur dem göttlichen Wort Gehör gegeben, und ſei ſtets erbötig geweſen, ſich etwaigen Irrthums weiſen zu laſſen. Gründe zu klagen ſeien vielmehr auf Seiten Zürichs, zumal über das „ſchändlich erlogene, gedruckte Büchlein des Luzerner Mönches Dr. Murner," welcher auch nach gehaltener Disputation in Baden aus „vergifteten neidigen Herzen" die gröbſten Schmähungen über Zürich und ſeine Freunde ausgegoſſen. Solcher Menſchen ſollte man ſich lieber auf beiden Seiten erwehren, ſo wie aller fremden ausländiſchen und verläumderiſchen und boshaften Leute, welche nur auf Zwietracht und Verderben der Eidgenoſſenſchaft hinarbeiteten. Freimüthig und feſt antwortete auch Zwingli, der am meiſten Gekränkte.

Eine offene freie Sprache aber war am wenigſten geeignet, die Gegner in dem ſtolzen Gefühle ihres Sieges herabzuſtimmen, obgleich es ſich nach dem Badener Geſpräche gezeigt hatte, daß in dem Volke der Kantone keineswegs eine gleiche Abneigung gegen die Reform vorhanden war, wie ſie ſich in den Tagſatzungsgeſandten dieſer Kantone faſt übereinſtimmend kund gab. In Bern, Baſel, Schaffhauſen, Solothurn und Appenzell fand der Bericht über die Folgen des Geſpräches unter den Räthen ſowohl als unter dem Volk eine verſchiedene Stimmung.

In Baſel waren die vornehmen Klaſſen, mit wenigen Ausnahmen, der Reform abhold, dem Biſchof und dem Domkapitel zugethan. Auch die Lehrer der Hochſchule waren den neuen Lehrmeinungen und Formen größtentheils abgeneigt. Oekolampad war kurze Zeit erſt dort Profeſſor, und ſtand allein, als ſein Freund und Glaubensgenoſſe Pellikan dem Rufe nach Zürich gefolgt war. Erasmus, deſſen Welt im Studierzimmer war, konnte ſich in dieſes neue, großartig bewegte Leben im Volke nicht finden und äußerte immer mehr ſeine Abneigung gegen die Reform. Er war zwar nicht Freund des finſtern Mönchsweſens, der römiſchen Curie und ihrer Verketzerungen, aber eben ſo wenig den Reformatoren Luther und Zwingli förderlich. Vielmehr, als ſich dieſe in der Abendmahlslehre ſelbſt trennten, ſcheint er dieſen Umſtand benutzt zu haben, ſich über ſie beide zu ſtellen und ſie herabzudrücken. Eben ſo war Glarean, der frühere wärmſte Jugendfreund Zwingli's, von der Sache der Reform gänzlich abgefallen, ſeit ſie Sache des Volkes geworden und auch rohere, ungeſchickte Sprecher und ſtürmiſche Vertheidiger gefunden hatte. Im großen und im kleinen Rath hatte dagegen die Reform Anhänger, und Oekolampad's Einfluß bei den Bürgern ward immer größer. Seine früher, vom Rathe behindert, zurückbehaltene Schrift über das Abendmahl ward jetzt herausgegeben, nachdem der Gegenſtand derſelben durch das Badener Geſpräch zur Volksangelegenheit geworden. Da dieſelbe von keinem der andern Profeſſoren widerlegt worden war, ſo erſchien ſie als ein Ausdruck der Geſinnung der Hochſchule. Die Basler Regierung zeigte ſich unter dieſen Umſtänden ſtets ſchwankend; bald erlaubte ſie den Austritt aus dem Kloſter, bald hinderte ſie denſelben. In der einen Kirche erlaubte ſie die Meſſe, in der andern ließ ſie ihre Abſchaffung zu. Bald beſtätigte, bald verwarf ſie die biſchöflichen Rechte. Und ſo gelang es Oekolampad, zum Aerger ſeiner Gegner, den deutſchen Kirchengeſang einzuführen. Auf Baſel konnten daher die Anhänger Roms nicht rechnen, und deßhalb hatten ſie auch dieſem Stande die Einſicht der Akten des Badener Religionsgeſprächs vor ihrer öffentlichen Bekanntmachung verweigert.

Die Stellung Berns war eine ähnliche; auch dieſem Stande hatte man, trotz wiederholten Erſuchens, die Einſicht der Badener Akten verweigert, und wie Zürich, ſo ſuchte man auch Bern von dem Verbande der Eidgenoſſen durch Verweigerung des Bundeseides auszuſchließen, — bis Bern erklärte, daß es ſich von den fünf alten Orten der Eidgenoſſenſchaft auch in Glaubensſachen nicht ſondern wolle, und bis die Räthe in Bern eine beſiegelte Erklärung ausgeſtellt hatten, worin ſie die früher geſtattete freie Schriftforſchung widerriefen. Bern hatte ſeit alten Zeiten her mit Zürich in freundlichem Vernehmen geſtanden; beide Kantone hatten ſich wechſelſeitig in Kriegen wie in innern Angelegenheiten helfend unterſtützt. Jetzt ſuchten die fünf römiſchen Orte dieſes Verhältniß der beiden Mitſtände zu trüben; allein die Abſicht ſchlug fehl, gerade durch die Anmaßung, mit welcher man Bern in der Sache des Glaubens zu bevormunden ſuchte. Man tadelte jede Rathsverordnung, jede Maßregel, welche nicht in römiſchem Sinne ausfiel; man berief ſich fortwährend auf die ausgeſtellte ſchriftliche Erklärung, die doch nur unter großem Widerſpruche und Mißſtimmung des Volkes durchgegangen war; man hielt abgeſonderte Conferenzen, zu denen auch Bern nicht geladen wurde; man drohte oft, ſich an die einzelnen Gemeinden des Kantons wenden zu wollen. Je mehr dies Benehmen aber das Berner Volk beleidigte, je mehr ward daſſelbe den Zürcheriſchen Reformen geneigt, für welche es Anfangs, in behaglichem Wohlſtande lebend, wenig Sinn gezeigt hatte. Viel trug auch der Luzerner Mönch Thomas Murner dazu bei, das Volk aus ſeiner bisherigen Ruhe in Glaubensſachen zu wecken, durch jenes fanatiſche, aufregende Auftreten, durch welches er ſchon bei dem Geſpräch in Baden ſich ausgezeichnet hatte. Indem er durch ſeine leidenſchaftlichen Reden die Einen gewann, ärgerte er eben dadurch die Andern und brachte ſie in Wuth. Die Akten der Badener Disputation, deren Herausgabe ihm von der Luzerner Regierung übertragen war, hatte er zwar nicht verfälſcht, allein ſein blinder Eifer erregte doch dieſen Argwohn bei denen, welchen die Einſicht der Originalakten nicht geſtattet war. Er erließ damals die wüthendſten Schmähſchriften, voll pöbelhaftem Witz, Parteihaß und blutiger Rachſucht. Dahin gehört der ſ. g. Schmachkalender, eine Parodie auf den Züricher Kalender, in welchem die Namen der Heiligen weggelaſſen worden waren. In dieſer Schmähſchrift waren die Reformatoren und ihre Freunde, unter denen auch Berner Prediger und geachtete Perſonen, arg beſudelt und die Schrift war in Luzern unter den Augen der Regierung gedruckt und vielfach verbreitet worden. Die Regierung von Bern verlangte deshalb, in Verbindung mit der Züricher, Genugthuung; ſie näherte ſich überhaupt den Zürichern, und trat in Gegenſatz gegen die fünf Orte.

Am Oſterdienſtage des Jahres 1527 fand in Bern die geſetzliche Erneuerung der Räthe ſtatt, und nun trugen die Freunde der Reform einen entſcheidenden Sieg davon; die heftigſten Gegner des Neuen wurden aus den Räthen entfernt. Und als nun an die einzelnen Gemeinden die Frage geſtellt wurde, ob man feſthalten wolle an dem Beſchluſſe, daß in Religionsſachen nichts geändert werden ſolle, da ſprach ſich die überwiegende Mehrheit gegen jenen Beſchluß aus, welcher, aus der Bevormundung der

Eidgenoſſen hervorgegangen, nur Haß und Zwietracht zur Folge gehabt habe. So ward denn von den Räthen die Verordnung erlaſſen, daß die freie Predigt des Evangeliums nicht gehindert, ſondern geſchützt und geſchirmt werden ſolle.

Während nun aber Bern der Reform entgegen ging, ward in Zürich von den Feinden derſelben noch einmal der Verſuch gemacht, ſie zu unterdrücken. Anhänger der Jahrgelder und unzufriedene Geiſtliche bildeten dort noch immer eine geheime gefährliche Partei, die ſich in ihren Hoffnungen durch den Erfolg des Geſprächs in Baden wieder gehoben ſah. Allein ihre Umtriebe und Verbindungen wurden namentlich durch Zwingli's Wachſamkeit entdeckt. Ein Gericht von elf Männern ward feſtgeſetzt und in Folge der Unterſuchung ward Grebel, der Vater Konrad's, des Führers, der Wiedertäufer, (wie wir ſchon erzählt,) als Greis hingerichtet. Mehrere entflohen, der Eine ſogar auf einem Fuhrwerke unter Dünger verſteckt. Durch das entſchloſſene Auftreten der Regierung wurden alle etwaige Verſuche, die zu Gunſten der Geſtraften unternommen werden konnten, unterdrückt. Das Anſehen Zwingli's ward gehoben und befeſtigt.

Bern ſtand, wie wir gezeigt, jetzt in der Mitte zwiſchen Reform und Stillſtand. Die Züricher Geſandten trafen hier mit denen der fünf Orte zuſammen. Die Züricher aber traten beſcheiden auf, die fünf Orte herriſch und gebietend. Dieſer Zuſtand war nicht haltbar, eine Entſcheidung mußte erfolgen. Ein Religionsgeſpräch ſollte dieſelbe herbeiführen; beide Theile ſetzten ihre Hoffnung auf daſſelbe, und jede ſuchte den geeigneten Wortführer. Wie Jakob Haller und Franz Kolb, die Freunde der Reform, ihre Blicke auf Zwingli warfen, ſo rechneten ihre Gegner auf Konrad Treger von Freiburg, den Provinzial der Auguſtiner, welcher im Rufe der Gelehrſamkeit ſtand. Zwingli, von ſeinen Freunden auf das Dringendſte erſucht, bei dem Geſpräche nicht zu fehlen, war gern bereit, und ſchickte zugleich Bücher und Rathſchläge an die Förderer der Sache. Auch Oekolampad ward eingeladen, ſo wie Freunde aus Deutſchland.

Je mehr aber die Zeit des Geſpräches heranrückte, deſto geringer ward die Zuverſicht der Römiſchgeſinnten. Sie ſuchten das Geſpräch zu hintertreiben, oder doch die Mehrheit auf der Tagſatzung für ſich zu retten. Auf einer Conferenz in Luzern ward ein abmahnendes Schreiben an die Berner beſchloſſen. Wie man gegen Bern verfahren, ſo verfuhr man auch gegen andere Kantone und zwar mit beſſerem Erfolge. So hatte auch Glarus das Verſprechen gegeben, in der Glaubensſache ſich nicht von der Wahrheit ſondern zu wollen. Zürich und Bern aber waren der Anſicht, daß die Glaubensſache nicht durch die Mehrheit der Tagſatzung entſchieden werden könne, da ſie durchaus unabhängig war von den Bundesverträgen, welche keinem die Herrſchaft über die Gewiſſen der Andern einräumten. Uebrigens war damals noch die Anſicht herrſchend, daß innerhalb der Gränzen eines Staates nur ein kirchliches Syſtem herrſchen könne und der Gedanke einer vollkommenen Religionsfreiheit auch des Einzelnen war jener Zeit noch fremd. Das an Bern gerichtete dringende Abmahnungsſchreiben war übrigens von Glarus und Solothurn nicht mit unterſchrieben, weil auch dort der Stimmen viele ſich für die Reform erhoben, und man ſich dem benachbarten Bern gegenüber nicht ſo ſtark ausſprechen wollte.

Die Antwort Berns war entſchieden. Man habe nicht die Bünde verletzt, hieß es unter anderm, man wolle ſich nicht ſondern von der chriſtlichen Kirche, deren Haupt Chriſtus ſei; man wolle vielmehr dieſe Kirche ſchützen und ſchirmen und das Wort Gottes unverfälſcht predigen und ausbreiten laſſen. Hätten die Vorfahren den Betrug des Antichriſtes kennen gelernt, ſo würden ſie nicht ſo lange im Irrthum geblieben ſein. Man hoffe, vor ſolchen „trotzigen und ſchmählichen Schreiben“ in der Folge ſicher zu ſein.

Dieſe gereizte Sprache Berns veranlaßte die fünf Orte zu unfreundlichen Maßregeln. Sie verboten den Ihrigen, nach Bern zu gehen und verweigerten den Durchreiſenden freies Geleit. Murner in Luzern mehrte die Abneigung der Berner durch ſeine leidenſchaftlichen Schmähſchriften. Bern blieb feſt, ſelbſt als der deutſche Kaiſer in ſehr ernſtem Tone den Befehl erlaſſen hatte, das Geſpräch abzubeſtellen.

Am Neujahrstage 1528 waren unterdeſſen in Zürich viele Gelehrte aus Deutſchland und der Schweiz verſammelt, um an dem Religionsgeſpräche in Bern Theil zu nehmen; ſie wurden durch bewaffnete Schaaren Züricher und Berner geleitet, da das Gerücht eines beabſichtigten Ueberfalles von Seiten der Katholiſchen laut geworden war. Den Bürgermeiſter Roiſt und drei andere Rathsglieder an der Spitze des Zuges, trafen ſie am dritten Tage in Bern ein, wo unterdeſſen auch Oekolampad, ſowie Bucer und Capito, die Straßburger Theologen, angelangt waren. Alle wurden in Bern mit Gaſtfreundſchaft und Anſtand empfangen.

Am 16. Januar ward die Handlung in der Franziskanerkirche eröffnet. Hatte man in Baden die eine Partei durch glänzende Veranſtaltungen gehoben, die andere verächtlich behandelt, ſo war hier Gerechtigkeit und Gleichheit für beide ſichtbar. Zu weit würde es führen, wollten wir in die Einzelheiten eingehen; der Bericht eines eifrigen Katholiken mag uns die Wirkung und den Erfolg des Geſpräches darſtellen. Jakob Münſter, ein Geiſtlicher zu Solothurn, welcher Augen- und Ohrenzeuge des Geſpräches war, ſchreibt darüber an einen Rechtsgelehrten in Mainz: „Was ich ſchon oft ausgeſprochen“ — heißt es in dem noch vorhandenen Briefe — „hat ſich bei dieſer ketzeriſchen Zuſammenkunft klar dargeſtellt. Es geht abwärts mit uns, nur durch eigne Trägheit und weil unſere Kirchenhäupter nichts für die Wiſſenſchaft thun. Einige unſerer Anhänger in Bern, und bisher noch immer Mitglieder der Regierung, hatten ſich bei den Biſchöfen ſelbſt unter Drohungen für Herſendung gelehrter, den Ketzern gewachſener Männer verwendet. Niemand kam, Niemand ſchickte. Endlich traf ein gewiſſer Auguſtinerbruder ein. Sie hießen ihn Provinzial Konrad Treger. Er brachte etwas Schwatzkunſt mit; wahre Beredſamkeit, Wiſſenſchaft konnte ich nicht entdecken. Als man Beweiſe aus der Schrift forderte, reiſte er ab. Ich fand nichts in ihm, als einen unverſchämten Mönch; obwohl Andere Wunder von ihm erwarteten. Noch polternder warf ein gewiſſer Dominikaner mit Schriftſtellen um ſich; am Ende zeigte es ſich, daß er kein Griechiſch verſtand. Der beſte war der Schulmeiſter von Zofingen; ſie hießen ihn den Buchſtaben (literam). Es ließ ſich hören, was er aus den Schriften der Väter für die Vertheidigung der Kirche anführte. Er wußte mehr, als die Andern zuſammen; dennoch gebrach auch ihm hinreichende Kraft. So müſſen wir unſere Ungeſchicktheit und die Verachtung der Wiſſenſchaft büßen. O wäre doch nur ein Erasmus zugegen geweſen! Doch ich ſoll dir auch Etwas von den Ketzern melden. Es regt mir freilich die Galle auf. Darum nur Weniges. Sie ſchienen mir ſelbſt ihrer Sache nicht ſo ſicher, daß wir nicht durch kräftige in der Schrift gewandte Sprecher, wo nicht ſie beſiegen (in Allem iſt unſtreitig die Schrift nicht für uns), doch ihnen bange genug hätten machen können. Oft ſah ich ſie ſelbſt nicht einig über die Antwort; oft Einen ängſtlich den Andern fragen, oft ihm zuflüſtern. Mehrere wurden auch nur durch Zwingli's fortwährende Heftigkeit ermuthigt und angeregt. Dieſe Beſtie iſt in der That gelehrter, als ich ſelbſt geglaubt habe. Der naſeweiſe Oekolampad mag die Propheten, das Hebräiſche beſſer verſtehen, im Griechiſchen ihm vielleicht gleich kommen, aber er ſteht in der That hinter dieſem an Fruchtbarkeit, Kraft und Klarheit des Geiſtes zurück. Was von Capito zu halten ſei, konnte ich nicht ergründen. Mehr ſprach Bucer. Hätte dieſer Gelehrſamkeit und Sprachkenntniß wie Oekolampad und Zwingli, ſo wäre er noch mehr zu fürchten, ſo leicht geräth er in Bewegung und ſo gefällig weiß er zu ſchwatzen. So ſtanden wir elend ausgerüſtet den geübteſten Ketzern gegenüber. Hier bellte ein Meßprieſterchen einen Augenblick, dort wieder Eines. Ach! ſie waren zum Chorſingen abgerichtet und ſonſt zu weiter nichts. Ehre noch jenem Schulmeiſter Buchſtab, und doch iſt es auch bei ihm nicht über den Buchſtaben hinausgegangen. Und was war nun der Erfolg? Daß unſere Niederlage entſchieden iſt. Wie leicht hätte ſie abgewendet werden können, wenn unſere Biſchöfe ſich mehr den Studien, als den ſchlechten Dirnen zuwenden würden. Du wirſt fragen: Iſt denn keine Hoffnung mehr, dieſer Verbreitung der Ketzerei doch noch Meiſter zu werden? Wahrlich geringe. Die Luzerner an der Spitze der fünf Orte haben ſich hierfür alle mögliche Mühe gegeben, mehr in der That, als ſämmtliche Biſchöfe; aber bei unſerer ſchlechten Vertheidigung iſt der Glaube, es ſei nichts zu vertheidigen, in die Maſſe gedrungen, und die Mehrheit hat die beſſere Minderheit überwunden. Jetzt vermögen die Züricher alles bei ihnen. Du weißt, wie ſchlau dieſe ſind und von welcher unerſchütterlichen Beharrlichkeit.“

Dieſe Stimme eines Gegners der Reform mag uns mehr, als alles Andere über den Erfolg und die Wirkung des Berner Religionsgeſpräches klar machen. Achtzehn Tage dauerte daſſelbe, jedesmal vom Morgen bis zum Abend, und dann folgte noch ein kleineres von drei Tagen, in lateiniſcher Sprache gehalten, für die Prieſter der Vogteien Aelen und Grandſon. Die eifernden und unwiſſenden Gegner der Reform verloren dabei noch mehr allen Ernſt und alle Würde, weßhalb die Darſtellung dieſes Geſpräches nicht in die Akten des Ganzen aufgenommen ward, wie ſie bald darauf von der Berner Regierung durch den Druck veröffentlicht wurden. Zwingli hatte zugleich durch zwei Predigten unmittelbar auf das Volk von Bern gewirkt. Bei einer dieſer Predigten ſoll ein Prieſter das bereits angelegte Meßgewand mit der Aeußerung von ſich geworfen haben: „Hat es mit der Meſſe eine ſolche Bewandtniß, ſo will ich weder heute, noch jemals mehr Meſſe leſen.“

Freigebig entließ die Berner Regierung die fremden Gelehrten und ließ ſie bis über die Gränze geleiten. Zwei Wochen darauf aber erſchien eine Verordnung über die Umgeſtaltung des Kirchenweſens, in welcher ſich die Regierung von allem Verbande mit den fremden Biſchöfen losſagte und das Kirchenweſen nach dem Muſter Zürichs ordnete. Der Unterſchied zwiſchen beiden Kantonen ruhete jetzt nicht mehr auf kirchlichem Boden, ſondern auf ſtaatlichem. In Zürich hatte nämlich mit der Reform zugleich die Demokratie geſiegt, durch Mitwirkung des geſammten Volkes war die neue kirchliche Ordnung der Dinge in's Leben gerufen worden; in Bern dagegen war ſie ohne beſondere Zuziehung der Volksmeinung von der Regierung eingeführt worden; die ariſtokratiſche Verfaſſungsform blieb in Bern vorwaltend; nur einige Häupter der widerſtrebenden einflußreichen Ariſtokratie waren bei der kirchlichen Umwandlung aus der Regierung entfernt worden. Bei dem engen Zuſammenhange der kirchlichen Reform mit dem ganzen ſtaatlichen Leben in Zürich mußte nun aber die Bedeutung des Reformators auch eine doppelte werden; er mußte zugleich ein Staatsmann werden und dieſe doppelte Eigenſchaft nun ferner durchführen.

Die Nothwendigkeit einer engern Verbindung der reformirenden Staaten machte ſich fühlbar, als in der benachbarten Reichsſtadt Conſtanz, trotz aller Gegenwehr des geflüchteten Biſchofes, und trotz des kaiſerlichen Unwillens, die Reform geſiegt hatte, und dieſe Stadt nun ein Bündniß mit Zürich ſuchte. Nach langen in der Stille gepflogenen Unterhandlungen ward dieſes Schutzbündniß zwiſchen Zürich und Conſtanz geſchloſſen, und die Züricher nahmen die Urkunde mit zu dem Geſpräche nach Bern. Mit dem Siege der Reformation in Bern ſchloß ſich auch dieſer Staat jenem Bündniß an. Der Bund erhielt den Namen „chriſtliches Bürgerrecht.“ In dieſem Bürgerrecht waren zwar die Verpflichtungen, welche Zürich und Bern den eidgenöſſiſchen Bünden ſchuldeten, vorbehalten und geſichert; allein der Keim der Zwietracht zwiſchen den Eidgenoſſen lag doch genugſam in der Thatſache ſelbſt. Der Gedanke an eine neue auf andern Grundlagen ruhende Eidgenoſſenſchaft, an ein verjüngtes und kräftiger erſtehendes Vaterland ſcheint in Zwingli gelebt und ihn auf der neuen politiſchen Laufbahn begleitet zu haben, auf welche er ſich nun hingezogen ſah, und auf welcher er nun eben ſo viel Muth, Kraft und Beharrlichkeit entwickelte, wie früher bei ſeinem rein kirchlichen Streben. Und wenn wir ihn nun als Lehrer, Prediger, theologiſchen Schriftſteller und Staatsmann zugleich wirken ſehen, ſo kann unſere Bewunderung nur wachſen vor der Geiſteskraft, welche er entfaltet.

Wie die Verbreitung der Reformation die inneren Beziehungen der Schweizerkantone unter einander verändert hatte, ſo wurden auch die Beziehungen der Schweiz zum Auslande dadurch geändert. Die katholiſchen Kantone hofften auf den deutſchen Kaiſer und die deutſchen katholiſchen Fürſten, Zürich und Bern erweiterten ihren Bund durch den Beitritt deutſcher Städte; wie St. Gallen und Biel, ſo traten auch Mühlhauſen und Baſel dem Bürgerrecht bei. Im Februar 1528 erhielt Zürich eine drohende Zuſchrift des Kaiſers, worin derſelbe erklärte, daß Conſtanz ohne kaiſerliche Einwilligung und widerrechtlich dem Bunde beigetreten ſei; die Gefahren des etwaigen Krieges möchten die Eidgenoſſen ſich ſelbſt zuſchreiben. Den katholiſchen Kantonen war dieſe Drohung des Kaiſers höchſt willkommen; ſie erklärten, daß Zürich und Bern im Fall des Krieges nicht auf ihren Beiſtand rechnen möchten. Aber weder Zürich und Bern, noch Conſtanz ließen ſich durch dieſe Drohungen von dem geſchloſſenen Bündniß abſchrecken. Dagegen ſchloſſen ſich nun die fünf Orte für Aufrechthaltung des älteren wahren chriſtlichen Glaubens zuſammen, und ſuchten auch Glarus, Freiburg, Solothurn und Wallis in ihren Bund zu ziehen. Die Geſinnungen und Maßregeln beider Parteien gegeneinander wurden immer feindſeliger und veranlaßten im Kanton Bern ſelbſt bürgerliche Unruhen.

Die Bewohner des obern Kantons Bern, ein einfaches Hirtenvolk, ſeit Jahrhunderten an ihren alten Bräuchen unveränderlich feſthaltend, wußten die religiöſen Reformen nicht von bürgerlichen Rechten und Pflichten zu ſondern. Als in dem dortigen reichen Auguſtinerkloſter Interlacken die Verehrung der Reliquien aufgehoben, die Gebeine des heiligen Beatus, zu welchem man aus der ganzen Gegend wallfahrtete, auf Befehl der Regierung beerdigt wurden, da glaubte ſich dies Volk wie von den religiöſen Bräuchen, ſo auch von den bürgerlichen Geſetzen frei. Mache die chriſtliche Freiheit von Wallfahrten und vom Mönchsweſen frei, ſo müſſe ſie auch befreien von der Pflicht, Zinſen und Zehnten an das Kloſter zu bezahlen. Der Propſt, gedrängt durch die Angehörigen des Kloſtergebietes, reiſte nach Bern und trug auf Uebergabe des Kloſters nebſt ſeinen Herrſchaften und Rechten an, wofür er ein anſtändiges Leibgedinge in Anſpruch nahm. Der Vertrag ward abgeſchloſſen, das Kloſtergebiet in eine Landvogtei Berns umgewandelt. Allein die Bewohner legten ſogleich dagegen Beſchwerde ein; es brach ein heftiger Aufſtand aus und die Unzufriedenen wurden durch ihre Nachbarn im Haslithal und durch Obwalden unterſtützt. Die Regierung ſandte Männer von gemäßigter Geſinnung an Ort und Stelle, und dieſen gelang es durch bewilligte Milderung der Zinſen, Zehnten und Abgaben, durch Schuldenerlaſſe, durch weitere Unterſtützung der Armen und Kranken die bürgerliche Unterwerfung der Empörten zu erwirken. Die religiöſe Parteiung beſtand indeß fort. Die von Bern in jene Gegend geſendeten Prediger der Reform erregten vielfaches Aergerniß bei den Altgläubigen, und dieſe wurden wiederum unterſtützt durch ihre Nachbarn in Obwalden; ermuntert ſogar durch Regierungsmitglieder der fünf Orte. Ein Hauptmann von Zug behauptete, einen Theil der Gebeine des heiligen Beatus gerettet zu haben. „Kommt zu uns,“ ſprach man nun, „wie wir früher zu euch gewallfahrtet ſind; bei uns liegt St. Beatus.“ Durch herübergekommene Obwaldner ermuthigt, verſammelte man im Haslithal eine Volksgemeine, und hier ward mit einiger Mehrheit der Stimmen beſchloſſen, daß man die Meſſe herſtellen wolle. Meßprieſter aus den benachbarten katholiſchen Kantonen wurden unter

Jubel herbeigeführt, und die Meſſe wiederum gefeiert. Die Berner Regierung erinnerte das Volk des Haslithales an die alten Verträge, denen zufolge es ſich unter die Herrſchaft der Berner Regierung geſtellt, und auch in kirchlichen Dingen zu Gehorſam verpflichtet ſei. Umſonſt. Die Anhänger des alten Glaubens, durch die eingewanderten Prieſter angereizt, wollten ſich unter keinen Umſtänden fügen, wendeten ſich vielmehr um Hilfe an die fünf Orte. Dieſe ward zwar als bundeswidrige Einmiſchung in innere Kantonsangelegenheiten abgelehnt; allein unter dem Vorwande, Frieden im Thale zu ſtiften, ging eine Botſchaft von Obwalden dorthin, und dieſe zeigte ihre Parteinahme für den alten Glauben ſo offen, daß ſie vielmehr die Zwietracht erhöhete. Die Freunde der Reform, mit dem Namen der Ketzer bezeichnet, erhoben ſich nun auch ihrerſeits, und Abgeordnete von beiden Seiten kamen nach Bern. Die Einen baten um Beiſtand, die Andern um Freiheit für ihren alten Glauben, der weder die Bünde noch die Regierung berühre, da man in weltlichen Dingen Gehorſam verſprach. So drängten die Verhältniſſe ſelbſt zu einer Trennung der Begriffe von Staat und Kirche, allein dieſe Trennung thatſächlich durchzuführen, war man in jener Zeit noch nicht im Stande. Die Abgeordneten der Regierung richteten unter der Bevölkerung nichts aus. Nach einigen Wochen voll Gährung und Gewaltthätigkeiten ſchwur man auf einer Landesgemeine zu Interlaken, ſich unter keiner Bedingung von dem alten ächten Glauben der Kirche trennen zu wollen; nur den Eidgenoſſen des alten Glaubens wolle man ergeben ſein.

Unter ſolchen Umſtänden war die Regierung in Bern völlig rathlos. Endlich wurde zu Zwangsmaßregeln geſchritten, aber immer noch mit großem Schwanken und Lauheit, bis endlich ein offener Landfriedensbruch die Berner zu kräftigerm Handeln nöthigte. Ein Theil der empörten Oberländer wollte nämlich der Regierung in Bern in weltlichen Dingen gehorſam ſein, ein anderer dachte auf Abfall und Gründung eines eigenen eidgenöſſiſchen Kantons, und rechnete dabei auf die Hilfe der katholiſchen Nachbarn. Dieſe ward ihnen. Achthundert

Mann Obwaldener brachen unter ihrem Landesbanner auf nach dem Berner Oberlande, und faſt ebenſoviel Urner zeigten ſich geneigt, ihnen zu folgen. Das war demnach gegen Geiſt und Buchſtaben der eidgenöſſiſchen Bünde, ein offener Landfriedensbruch, und Bern nunmehr zu kräftiger Abwehr genöthigt. Fünftauſend Mann, wohlbewaffnet, und mit ſchwerem Geſchütz, zogen aus; der Muth der Empörer ſank, und da viele von ihnen die Einmiſchung der Obwaldener ſelbſt ungern geſehen und als verderblich betrachtet hatten, ſo begannen dieſe die Reihen der Aufrührer zu verlaſſen. Die Obwaldener, von Luzern ſelbſt an das Bundeswidrige ihres Einfalles im Berner Gebiet erinnert, zogen ſich immer mehr zurück und zerſtreueten ſich. Die empörten Oberländer aber traf eine harte Strafe. Erſatz alles entwendeten oder zerſtörten Gutes, Bezahlung der Kriegskoſten, Annahme der Reform, Auslieferung der Fahnen und Landesſiegel, Aufhebung aller Vorrechte und Freiheiten, waren die Hauptpunkte des Friedensſchluſſes. Auf den Knien mußte der Eid unbedingten Gehorſams geleiſtet werden. Die ergriffenen Führer des Aufſtandes wurden zum Theil hingerichtet, zum Theil in Bern in Kerker geſetzt. Erſt nach und nach, auf Bitten der Treugebliebenen, wurde den Bewohnern jener Lande ein Theil ihrer vorigen Freiheiten zurückgegeben.

Dieſer Sieg der Regierung in Bern hatte zugleich einen kräftigen Aufſchwung der Reform in andern Kantonen zur Folge. St. Gallen trat dem chriſtlichen Bürgerrecht bei. In Baſel ſiegte die Reform über die Partei der Vornehmen und Altgläubigen, die Regierung ward im Sinne der Reform geändert, und von der Stadt ging die leztere über den ganzen Kanton aus. Auch in Glarus, Schaffhauſen, Appenzell und Graubünden verſtärkte ſich die Partei der Reform, ſelbſt Solothurn ward wankend am alten Glauben.

Zwingli wirkte indeß unermüdlich für die Sache der Glaubensverbeſſerung durch Wort und Schrift, durch Gutachten, durch entworfene Formulare für den Gottesdienſt durch Rathſchläge und Briefe nach allen Seiten hin; er beachtete zugleich mit ſteter Aufmerkſamkeit die Vorgänge in Deutſchland. Ein geheimes Einverſtändniß der fünf Orte mit Oeſterreich entging ihm nicht. Er entwarf im Fall eines Krieges mit dieſer Macht einen genauen Vertheidigungsplan. Ein Zuſammentreffen der Parteien und eine Entſcheidung durch die Waffen ward in der That immer wahrſcheinlicher, nachdem im April 1529 wirklich ein Bündniß der Katholiſchen mit dem öſterreichiſchen Hauſe zum Schutze des alten Glaubens und zur Unterdrückung aller verworfenen Sekten geſchloſſen worden war. Oeſterreich ſollte im Fall eines Krieges unter den Eidgenoſſen ſechstauſend Mann zu Fuß, vierhundert Reiter und hinreichendes Feldgeſchütz liefern. Zugleich ward als Zwangsmittel Sperre der ketzeriſchen Kantone durch abgeſchnittene Zufuhr der Nahrungsmittel, in dieſem Bündniß vorgeſehen. Zürich und Bern ſammelten nun alle nicht in jenem Bündniß begriffenen Orte, mit Ausnahme Freiburgs zu gemeinſamer Berathung. Man beſchloß eine Geſandtſchaft an die katholiſchen Orte mit Warnung und Bitte um Aufhebung eines Bündniſſes, welches, geſchloſſen mit einer von jeder feindlichen Fürſtenmacht, der ganzen Eidgenoſſenſchaft Gefahr und Unterdrückung drohete.

Freundlich wurde in der That die Geſandtſchaft an einigen Orten aufgenommen, und der Wunſch des Friedens in der Eidgenoſſenſchaft regte ſich von mehreren Seiten; allein die Verhältniſſe der Kantone waren zu verwickelt. Die Stimme der Leidenſchaft erlangte auf beiden Seiten immer mehr das Uebergewicht über die der Vernunft und des Friedens. — Es ward von beiden Seiten gerüſtet. Bern ſetzte dem Ungeſtüm Zürichs den Rath der Mäßigung, Vorſicht entgegen, da man den Glauben nicht mit Spießen und Hellebarten eingeben könne, und den Kaiſer, ſowie die Walliſer zu fürchten habe. Doch das Wort der Mäßigung mußte in Zürich verhallen, da zu gleicher Zeit die Kunde einer empörenden That der Katholiſchen einlief. Die Vögte in den gemeinſamen Landestheilen hatten von den fünf Orten den Befehl er-

erhalten, auf alle neuernden Prediger genau zu achten, ſie zu verhaften und den Gerichten zu überliefern; demgemäß ergriff jetzt der Vogt zu Utznach, welches unter der Oberherrſchaft von Schwyz und Glarus ſtand, einen Züricher reformirten Pfarrer, welcher auf einer Reiſe durch das Gebiet kam, und lieferte ihn aus nach Schwyz. Trotz aller Fürbitten und Verwendungen der Züricher ward er zum Tode verurtheilt und verbrannt. Die Züricher erhielten eine höhnende Antwort. — Die Flamme dieſes Scheiterhaufens ward das Signal zum Kriege.

Die That, wie die Antwort, erregten in Zürich großen Unwillen. Die Kriegserklärung ward zunächſt an Schwyz und nachher auch an die fünf Orte abgeſandt, und zugleich Bern um Hilfe gebeten. Allein die Berner waren noch immer dem Kriege abgeneigt und beſchwerten ſich über den Ungeſtüm Zürichs, das bei ſolcher Theuerung Krieg beginne und alle Warnung außer Acht laſſe. Bereit ſei man, Zürich zu vertheidigen, wenn es angegriffen werde, wenn es aber ſelbſt angreife, ſo möge es auch allein zu Ende bringen, was es allein angefangen. Zürich fuhr indeß in ſeinen Plänen fort, und ſendete verſchiedene Heerhaufen aus zur Beſetzung der Gränze. Die Hauptmacht, viertauſend Mann auserleſener und wohlgerüſteter Truppen, brach, mit dem nöthigen Geſchütz verſehen, nach der Gränze von Zug auf, geführt von Georg Berger, welcher ſchon in Italien mit Ehren befehligt hatte. Zum Feldprediger ward der Comthur Schmied beſtellt, auch Zwingli, unaufgefordert von der Regierung, zog mit. Die Truppen der katholiſchen Kantone waren unterdeß auch aufgebrochen und den Zugern zu Hilfe geeilt. Noch hatten die Züricher die Gränze ihres Kantons nicht verlaſſen, als der Landammann Aebli von Glarus, ein untadelhafter und allgemein geachteter Mann, ihnen entgegen kam, ſie hoch und theuer beſchwor, einen Bruderkampf nicht zu beginnen, bis daß er über wenig Stunden wieder zu ihnen gekommen. Das Evangelium fordere Liebe, Frieden und Einigkeit, zumal von den Eidgenoſſen, deren Verfahren ſo oft mit Gut und Blut ſich beigeſtanden. Auch bei den fünf Orten habe er freundliches Entgegenkommen gefunden.

Durch ſolche treuherzige, biedere Sprache ward nun wirklich die Mehrheit der Züricher gewonnen. Nach kurzer Berathung beſchloſſen die Führer, Halt zu machen und durch einen Eilboten von Zürich Verhaltungsbefehle zu holen. Zwingli war indeß mit dieſer Zögerung unzufrieden, er erkannte die Gefahr, welche im Verzuge lag, und den Vortheil der Gegner, welche ſich unterdeß ſammeln und ordnen konnten. Und ſo geſchah es. Das kleine Heer der Katholiſchen wuchs auf achttauſend Mann; indeß auch den Zürichern kamen Verſtärkungen durch die Thurgauer und St. Gallener zu. Das Heer der Berner mit Truppen von Baſel, Biel und Mühlhauſen unter dem Schultheiß Dießbach war bei Bremgarten eingetroffen, mit der erklärten Abſicht, den Krieg zu hindern und dem Angreifenden, wer es auch ſei, ſich entgegen ſtellen zu wollen, bis alle Mittel des Rechtes erſchöpft ſeien. Vermittler und Schiedsboten waren auch von allen Seiten, ſelbſt von Straßburg, in Zürich zuſammengekommen.

So kehrte in den beiderſeitigen Lagern ein Geiſt des Friedens ein, der die Nothwendigkeit der Entſcheidung durch die Waffen nicht einſah. Von beiden Seiten kamen die Krieger zuſammen auf der zu bewachenden Gränze und brachten nach altſchweizeriſcher Sitte von der einen Seite Milch, von der andern Brod zu gemeinſchaftlicher Mahlzeit.

Die Berner hatten eine gemeineidgenöſſiſche Tagſatzung nach Aarau zuſammenberufen, und dort ward nun unterhandelt. Zwingli verſuchte alles Mögliche, um den rechten Augenblick nicht entſchwinden zu laſſen, zu ſehr war er überzeugt, daß nur eine entſcheidende That der evangeliſchen Freiheit zum Durchbruch verhelfen könne. In Aarau ward indeß beſchloſſen, den beſtehenden Waffenſtillſtand zu verlängern und die Verhandlungen in die Nähe der Kriegslager, nach Steinhauſen im Kanton Zug zu verlegen.

Hier brachten nun die Kriegsgemeinden ihre gegenſeitigen Klagen vor. Die fünf Orte ſandten eine Deputation von etwa dreißig Perſonen in's Lager der Züricher. Da ward ihnen nun unter andern auch durch Zwingli die Unrechtmäßigkeit ihres Verfahrens, das Gefährliche und Schmähliche fremden Lohndienſtes und der Jahrgelder vorgeſtellt. Die Ausdrücke Zwingli's erweckten indeß den Unwillen der Geſandten, und dieſe beruhigten ſich nur durch die Verſicherung, daß Abgeſandte der Züricher auch in ihrem Lager erſcheinen würden. Dies geſchah. Fünfzig der angeſehenſten Züricher begaben ſich am dritten Tage darauf in's Lager der fünf Orte. Hans Eſcher aus Zürich nahm zuerſt das Wort, ließ eine Beſchwerdeſchrift des Züricher Rathes vorleſen und beklagte ſich beſonders über das der ganzen Eidgenoſſenſchaft gefährliche Bündniß der fünf Orte mit Oeſterreich, dem Erbfeinde der Eidgenoſſen. Seine Rede ward ſichtbar gut aufgenommen; indeß das Wort eines jungen Zürichers, welcher an den Pfarrer erinnerte, welchen man ſtatt an das Recht an den Henker verwieſen, erregte große Bewegung. Die Züricher fanden gerathen, ungeſäumt das gegneriſche Lager zu verlaſſen.

Die entſcheidende Wendung lag nun vornehmlich in den Händen der Berner. Der Muth der fünf Orte wuchs; der günſtige Augenblick zu kräftigem Handeln war für die Züricher vorüber. Die Berner Führer waren laue Freunde der Reform und zum Theil wie andere Berner fortwährende Anhänger der Jahrgelder. In Zwingli gingen trübe Ahnungen und Befürchtungen auf. Da indeß die Berner gegen die fünf Orte eine eben ſo entſchiedene Sprache führten, wie gegen Zürich, ſo kam ein gegenſeitiger Vertrag zu Stande. Den gemeinſamen Herrſchaften ward darin Freiheit zugeſichert, ſich ſelbſt über das zu wählende Glaubensſyſtem zu entſcheiden; das Bündniß der Orte mit Oeſterreich ſollte aufgehoben, die Urkunde desſelben vernichtet werden, Dr. Murner ſolle angehalten werden, ſich wegen ſeiner Schmähungen gegen Zürich und Bern zu rechtfertigen; die Hinterlaſſenen des hingerichteten Pfarrers Jakob Kaiſer ſollten eine Entſchädigung erhalten; die Abſchaffung der Jahrgelder auch bei den fünf Orten ward als Wunſch ausgedrückt.

In Bern ward der entworfene Vertrag mit Freude aufgenommen und gebilligt. Doch erfolgte die verſprochene Auslieferung und Vernichtung des öſterreichiſchen Bundesbriefes erſt nach ernſtlicher Drohung der Berner. Das Dokument ward von dem vornehmſten Schiedsmann Amman von Glarus zerſchnitten und verbrannt.

Freudig zog der Züricher Heerhaufen nach Hauſe, Zwingli aber mit Beſorgniß für die Zukunft im Herzen.

Während nun auf dieſe Weiſe der Landfriede in der Eidgenoſſenſchaft einſtweilen hergeſtellt war, ward Zwingli von auswärtigen Verhältniſſen in Anſpruch genommen. In der Lehre vom Abendmahle zeigte ſich ein Widerſpruch zwiſchen dem ſchweizeriſchen und den deutſchen Reformatoren, indem bekanntlich Luther eine leibliche und wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahl lehrte, Zwingli nur eine geiſtige oder ſymboliſche. Der zwingliſchen Auffaſſung nahe verwandt war die Oekolampad's. Luther hatte ſchon mit Karlſtadt einen erbitterten Streit über die Abendmahlslehre geführt. Da nun auch Karlſtadt's Lehre der zwingliſchen näher kam als der lutheriſchen, ſo trug Luther ſeinen Widerwillen gegen Karlſtadt auch auf Zwingli und ſeine Gleichgeſinnten über, und ſchrieb „wider die Schwärmer vom Sakrament des Leibs und Bluts Chriſti.“ Je mehr aber Zwingli die geſunde Vernunft auf ſeiner Seite hatte, je mehr ſeine Anſicht auch in Deutſchland Eingang fand, und je mehr das Widerſinnige einer leiblichen Gegenwart einleuchtend war, deſto bitterer und heftiger ward Luther, der den Zwingli einen Unchriſten und ärger als einen Papiſten nannte. Er ſuchte das Leſen der zwingliſchen Schriften zu hindern, während Zwingli Luther's Schriften empfahl. Daß auf Seite der Vernunft auch die größere Mäßigung war, bezeugen die beiderſeits gewechſelten Streitſchriften, das zeugt auch der Verlauf des marburger Religionsgeſprächs, zu deſſen Darſtellung wir nun übergehen.

Je mehr ſich die Anhänger des Papſtthumes über dieſen innern Streit der Reformatoren freuten, deſto mehr mußte allen beſonnenen Proteſtanten daran liegen, den Streit beſeitigt oder ausgeglichen zu ſehen. Einer der aufgeklärteſten und thätigſten proteſtantiſchen Fürſten aber war Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heſſen. Damals erſt im 25. Lebensjahre, aber voll Geiſt und Muth, war Philipp die Seele der proteſtantiſchen Partei. „Eher," ſchrieb er an den Kurfürſten von Sachſen, „werde ich Leib und Leben, Land und Leute laſſen als von Gott und ſeinem Worte weichen." Entſchloſſen alſo nach dem Reichstage zu Speier, die Reform ſelbſt gegen den Kaiſer mit den Waffen aufrecht zu erhalten, ſuchte er vor allen durch Beſeitigung der ärgerlichen Streitigkeiten die Geſammtmacht der Reformer in der Schweiz und in Deutſchland zuſammen zu halten. Die Schweiz wurde damals noch als dem deutſchen Reichsverband angehörig betrachtet, die beſchränkenden Beſchlüſſe des Reichstages zu Speier waren vom Kaiſer auch den Schweizern zur Nachachtung mitgetheilt; gleiche Gefahren droheten der Reformation in beiden Ländern, gleiches Intereſſe mußte ſie zuſammenhalten. Philipp der Großmüthige richtete beſonders ſein Augenmerk auf Zürich und auf Zwingli. Durch perſönliche und mündliche Vermittelung hoffte er die Abendmahlsſtreitigkeiten beilegen zu können, — allerdings ein ſchwieriges Unternehmen in einer Zeit, wo man noch ſo wenig begriffen hatte, daß man ſich brüderlich einigen und doch einander verſchiedene Auffaſſung der Lehre geſtatten könne. Von beiden Seiten ward die katholiſche Lehre von der Verwandlung des Brodes und Weines in Chriſti Leib und Blut ſowie die Seelenmeſſen und aller daraus entſpringende Aberglaube verworfen, und es hätte füglich genügen können, in der Negation einig zu ſein, bis die fortſchreitende wiſſenſchaftliche Forſchung eine neue Poſition feſtgeſtellt; aber wie alle religiöſe Wahrheit, ſo ſuchte man auch Vereinigung nur in Buchſtaben und Sätzen. Der edle Fürſt hatte indeß beſchloſſen, keine Mühe zu ſparen, um zum Ziele zu gelangen. Auf ſeine Einladung zu einer Zuſammenkunft gingen Zwingli und Oekolampad willig ein, nur wünſchten ſie dieſelbe in Straßburg, da Zwingli fürchtete, zu einer Reiſe bis Marburg, der Reſidenz des Landgrafen, die Erlaubniß des Rathes nicht zu erhalten. Die ſächſiſchen Reformatoren Luther und Melanchton ſuchten indeß dem Zuſammentreffen auszuweichen und wünſchten, daß ihr Kurfürſt ihnen die Erlaubniß der Reiſe verweigern möge. Sie hielten die Schweizer für radikale Stürmer und gewiſſenloſe Neuerer, die in ihrem republikaniſchen Treiben alle Achtung vor Geſetz und Ordnung verlernt hätten, und fürchteten zugleich deren leicht faßliche Vernunftgründe. „Denn die Vernunft“ hatte Melanchton an den Kurfürſten geſchrieben, „verfällt leichtlich auf das, das ſie begreift, ſonderlich, wenn gelehrte Leute dazu ſtimmen, die der Sache aus der Schrift eine Geſtalt machen, als denn viele gelehrte Leute jetzt dem Zwingli anhangen;“ und Luther hatte ſchon früher behauptet, daß „der Glaube alſo geſchickt ſei, der Vernunft den Hals umzudrehen.“

Erklärlich wird dieſe Vernunftſcheu der ſächſiſchen Reformatoren nur aus der ganzen Anſchauung jener Zeit, welche alle Gotteswahrheit nur in den von Gott eingegebenen Worten der Schrift ſuchte und über den Wortlaut ſich zu erheben für Frevel hielt. Zwingli ſelbſt hatte ſeine Anſicht vom Abendmahle lange in ſich getragen und nicht öffentlich auszuſprechen gewagt; allein ſein durch klaſſiſche Studien entwickelter Geiſt behielt die Oberhand über das Vorurtheil der Zeit.

Der Landgraf Philipp fürchtete weder die Vernunft noch bangte er im Bewußtſein ſeiner Kraft und der Liebe ſeines Volkes vor republikaniſchem Treiben. Unbefangener und geiſtesklarer als die Theologen, ermahnte er dieſelben oft zur Eintracht und lenkte ihren Blick von den kleinlichen dogmatiſchen Parteifragen auf das große Geſammtziel der Reformation. „Man muß nicht alſo in die Sach plumpen," ſchrieb er einige Jahre ſpäter an einen dogmatiſchen Eiferer, „weislich fuhren die Apoſtel, haben um kleiner Irrung willen die Leut nit alſo hinweggeworfen. Dies zeig ich euch an als der, der gern wollte, daß ihr handeltet, das zu den Sachen zur Einigkeit und Liebe dienete. Ihr habt noch nit lang gepredigt. Es thut Noth euch zu ermahnen. Seid Gott befohlen."

In ſolchem Geiſte wirkend verfolgte der Fürſt unermüdet ſein Ziel. Er erlangte die Einwilligung des Kurfürſten von Sachſen, welcher ſeine Gelehrten nun ſelbſt zur Reiſe aufforderte. Luther und Melanchton verſprachen, zur beſtimmten Zeit zu erſcheinen. Zwingli, Hinderniſſe befürchtend, zeigte ſeine Abſicht erſt einen Tag nach erfolgter Abreiſe dem Rathe an, mit der Bitte um Entſchuldigung der unterlaſſenen vorherigen Anfrage, da er gefürchtet habe, man werde aus Beſorgniß für ſeine Perſon die Einwilligung verſagen, ſein Ausbleiben in Marburg aber der Sache nachtheilig ſein und den Zürichern zur Schmach angerechnet werden. Mit ihm reiſte Collin, Profeſſor der griechiſchen Sprache. Oekolampad ward begleitet durch ein Mitglied des Rathes in Baſel; und auch Zwingli erhielt ein Rathsmitglied zum Schutze, den Zunftmeiſter Funk, der alsbald den Reiſenden nacheilte.

Kaum war Zwingli fort, als ſeine Feinde in Zürich ſich erhoben. Es verbreiteten ſich allerlei unſinnige Gerüchte von Flucht oder Entführung durch den Teufel. Auch ſeiner Frau hatte Zwingli das eigentliche Ziel ſeiner Reiſe nicht offenbart und ließ ſie nun nachträglich davon in Kenntniß ſetzen. In Baſel ſchloſſen Oekolampad und ſein Begleiter ſich an. In Straßburg, wo man beinahe zwei Wochen verweilte, predigte Zwingli unter großem Zulauf. Die Zeit ward zugleich benutzt zu politiſcher Unterhandlung, da auch Straßburg dem „chriſtlichen Bürgerrecht" beizutreten wünſchte. Berichte über des Kaiſers Ausſöhnung mit dem Papſte waren eingegangen und es ſtand nunmehr zu befürchten, daß ſich die vereinigte kaiſerliche und päpſtliche Macht gegen die Proteſtanten wenden würde.

Zwingli ſandte deßhalb nach Zürich mit dem Wunſche, daß man nunmehr die Venediger zum Widerſtand gegen den Kaiſer aufmuntern möge, damit dieſer noch länger in Italien zurückgehalten werde.

Auf abſichtlich gewählten Umwegen langte man erſt 11 Tage nach der Abreiſe von Straßburg, am 29. Sept. in Marburg an, wo am folgenden Tage auch Luther, Melanchton, Juſtus Jonas und Andere eintrafen. Aus Nürnberg erſchien Andreas Oſiander, aus Schwäbiſch-Hall Johann Brenz, aus Augsburg Stephan Agricola, alle vom Landgrafen ebenfalls geladen. In einem demüthigen Schreiben unterzeichnet „E. F. Gn. unterthänigſter Diener und armes Würmlein“ hatte auch Karlſtadt um Zutritt gebeten, aber eine ſchonende abſchlägige Antwort erhalten. Die Geladenen wurden auf dem Schloſſe beherbergt.

Fremde aus verſchiedenen Gegenden waren eingetroffen, allein außer den Geladenen erhielten nur noch Zutritt der Herzog von Würtemberg, der Graf von Fürſtenberg, einige Hofleute, Profeſſoren der Univerſität und heſſiſche Prediger.

Zwingli verlangte, daß die Verhandlungen durch beeidigte Schreiber aufgezeichnet werden möchten und daß man ſich der lateiniſchen Sprache bediene, was der Landgraf abſchlug, eben ſo wie das Verlangen Luther's und Melanchton's, daß man auch achtbare Papiſten zuziehen möge. Luther erhielt nach ſeiner Ankunft einen Höflichkeitsbeſuch von Oekolampad, Bucer und Hedio; Zwingli blieb ohne Begrüßung von Seite der Gegner.

Am 30. Sept. verſammelte der Landgraf ſeine Gäſte bei der Abendmahlzeit, wobei er den Wunſch ausſprach, daß am folgenden Morgen erſt Luther mit Oekolampad, Zwingli mit Melanchton ein beſonderes Geſpräch halten möchten. Er hoffte, wenn er jedem heftigen den ſanften Charakter und jedem ſanften den heftigen gegenüberſtelle, eine ſpätere Annäherung der Hauptkämpfer vorzubereiten. Die Schweizer, welche von den Sachſen in verſchiedenen Punkten der Irrlehre bezüchtigt wurden, zeigten ſich ſehr nachgiebig; ſie gaben nach bis auf den Punkt des Abendmahles, in welchem weder Luther bei Oekolampad, noch Melanchton bei Zwingli etwas ausrichten konnte. Denn obgleich Luther in jenem Kampfe das Prinzip jener Tage, den Buchſtaben der Schrift für ſich hatte, ſo war dennoch die Annahme einer leiblichen Gegenwart Chriſti dem geſunden Menſchenverſtande zu widerſprechend, als daß die Schweizer hätten nachgeben können.

Im Ritterſaale des Schloſſes begann nun am 2 Okt. Morgens um 6 Uhr die Haupthandlung vor etwa 50—60 eingeladenen oder zugelaſſenen Perſonen. An einem beſondern Tiſche einander gegenüber ſaßen Zwingli und Oekolampad, Luther und Melanchton. In der Nähe der Landgraf, umgeben von ſeinen Hofleuten. Der Staatskanzler Feige eröffnete das Geſpräch im Namen des Fürſten mit einer Anrede. Er begann von dem glücklichen und großartigen Erfolge der begonnenen Reform, beklagte den verderblichen Zwieſpalt der Häupter und mahnte zur Eintracht ſchon um der Feinde willen, die ſich ob der Zwietracht freuten. Seine fürſtl. Gnaden erwarten, ſprach er, daß man in chriſtlicher Liebe die Wahrheit ſuchen, nicht aber mit geſchwinden und ſpitzigen Worten nur ſeine Opinion vertheidigen werde. Ruhm und Dank würden denen nicht fehlen, welche Eintracht ſuchten, die hartnäckig auf ihrer Meinung Beharrenden aber würden damit eine unbezweifelte Urkunde von ſich geben, daß der heil. Geiſt ſie nicht regiere. Die Angeredeten erwiederten mit Dank für des Landgrafen Bemühungen und verſprachen, ſich ohne Bitterkeit, mit Ehrerbietung und Freundlichkeit zu unterreden; doch dürfe man die Einigkeit nicht ſuchen mit Unterdrückung göttlicher Wahrheit und Schrift, und ſeien Chriſti Worte allen andern vorzuziehen.

Luther begann nun die Handlung damit, daß er auf den Tiſch mit Kreide in lateiniſcher Sprache die Worte ſchrieb: „Das iſt mein Leib.“ Oekolampad entwickelte nun mit Sanftmuth und Gelehrſamkeit ſeine Anſicht, welche zu widerlegen, Luther trotz aller Aufforderung ſich weigerte, indem er immerfort auf den Wortausdruck: das iſt mein Leib, zurückkam. „Allerliebſte Herren,“ ſprach er, „dieweil die Worte daſtehen, ſo kann ich wahrhaftig nicht vorüber, ſondern muß bekennen und glauben, daß auch der Leib Chriſti da ſei.“ — Aufſpringend fragte Zwingli: „Alſo da iſt er, Herr Doktor, körperlich da? Da, auch im Sakramente? Wird täglich von neuem gebrochen? Worin weicht Ihr denn ab von den Päpſtlern?“ Bewegter wurde die Scene, bitterer Luther's Gegenrede. Er klagte, daß Zwingli ihn fangen wolle, ſeine Worte anders deute, als ſie geſprochen. Zwingli hielt ſich nun mehr zurück und führte Bibelſtellen zur Erläuterung an. Er berief ſich auf Joh. 6, 53 f., wo Chriſtus offenbar ſymboliſch vom Eſſen ſeines Leibes redet. — Luther: „Ihr wollet es überpoltern, dieſe Stelle gehört nicht hieher.“ — Zwingli: „Dieſe Stelle bricht Euch den Hals, Herr Doktor.“ — Luther: „Rühmet Euch nicht zu ſehr! Ihr ſeid in Heſſen, und nicht in der Schweiz, die Hälſe brechen nicht alſo!“ Da Luther dieſen Ausdruck ſo übel genommen, ſo entſchuldigte ſich Zwingli, man rede in der Schweiz alſo, wenn man ſagen wolle, der Andere habe eine verlorne Sache. Der Landgraf bemerkte Luther'n, er möge dieſe Art zu reden nicht ſo hoch aufnehmen. Zwingli führte Stellen aus dem neuen Teſtament griechiſch an, Luther wollte ſie lateiniſch oder deutſch haben. Da Luther ſtets auf den Wortlaut zurückkam: „das iſt mein Leib,“ ſo bemerkte Zwingli: „Ein Zänker könne auf gleiche Weiſe beweiſen: Johannes ſei der Maria Sohn, denn Chriſtus habe zu ihr am Kreuze geſagt: Siehe dein Sohn!“ — Offenbar hatte Luther keine anderen Gründe, als den Buchſtaben, ließ ſich daher auch nicht faſſen, als Zwingli das Geſpräch in das Gebiet der Philoſophie und Phyſik überführte. Er dürfe nicht vom Buchſtaben weichen, meinte Luther, weil der Herr ſich ſo ausgedrückt. Ueber allen Zweifel müſſe der unbedingte Glaube gehen. „Und wenn der Herr mir Holzäpfel vorlegte,“ ſprach er, „und hieße mich nehmen und eſſen, ſo dürfte ich nicht fragen, warum?“ „Gott heißt uns weder Miſt noch Holzäpfel eſſen,“ erwiderte Zwingli. Bei ſolchen Redensarten miſchte ſich der Landgraf mitunter ein oder ein anderer der Anweſenden. Zwingli ward von Oekolampad und Luther von Melanchton zuweilen abgelöſt.

Zwei volle Tage dauerte das Geſpräch mit immer weniger Ausſicht auf Erfolg und Einigung. Die Sachſen ärgerten ſich über das zwangloſe, freie Weſen der Schweizer, dieſe dagegen fürchteten in Luther eine Art neuen Papſtes. „Ich will es nicht haben; ich will es nicht," hatte dieſer einmal geſagt. „Muß man denn gerade alles haben, was Ihr wollt?" fragte Zwingli. Daß Luther mit dem Vorſatze gekommen, nicht nachzugeben, war unverkennbar. Dieſem Vorſatz blieb er treu, und mahnte die Seinigen, einig zu bleiben. Dem Landgrafen mußte es demnach klar werden, daß ein gegenſeitiges Verſtändniß unmöglich ſei. Lag doch die Verſchiedenheit nicht nur in der Auffaſſung des einen Punktes, ſondern in der ganzen Bildung und Anſchauung der Beiden. Luther war aus dem mönchiſchen Gelehrtenthum ſeiner Zeit nicht herausgekommen, Zwingli dagegen war angeweht von dem Geiſte der alten klaſſiſchen Literatur der Griechen und Römer. Klagend erhob ſich auch der Stadtmeiſter der Stadt Straßburg über Luther, welcher die Prediger ſeiner Stadt der Irrlehre bezüchtigt habe; dieſe Botſchaft dürfe er nicht heimbringen. Bucer und Hedio, die beiden Straßburger Theologen, verlangten von Luther, er ſolle beſtimmt herausſagen, worin ſie geirrt und ſeine Behauptung beweiſen, oder ihnen ein Zeugniß ausſtellen, daß ſie treue Hirten ſeien. „Ich bin," ſprach Luther, „weder euer Herr, noch euer Richter; ihr wollet weder mich, noch meine Lehre; unſer Geiſt und euer Geiſt reimt ſich nicht zuſammen. Darum gebe ich euch kein Zeugniß. Ihr bedürfet dieſes auch nicht; denn überall rühmet ihr ja, ihr hättet von uns nichts gelernt. Dieſes ſiehet man übrigens von ſelbſt; wir möchten auch nicht ſolche Jünger haben."

Da ergriff der Landgraf, welcher wie der Geiſt des Friedens über den ſtreitenden Theologen waltete, wieder das Wort. „Nein,“ ſprach er, „auf dieſe Weiſe, ihr Herren, entlaſſe ich euch nicht. Ihr müßt beſtimmte Sätze aufſtellen, worüber ihr eins ſeid, und gemeinſam ſie unterzeichnen, damit wenigſtens ein äußeres Zeichen eurer Verſtändniß vorhanden iſt, wenn die innere nicht erreicht werden kann. Unterhandelt mit einander, wie und ſo lange ihr wollt; aber vorher kann ich euch nicht entlaſſen.“ So kamen denn am 4. Oktober fünfzehn Artikel über die Hauptlehren zu Stande, die von Luther, Melanchton, Jonas, Oſiander, Brenz und Agricola von der einen, von Oekolampad, Zwingli, Bucer und Hedio von der andern Seite unterſchrieben wurden. Am Schluſſe heißt es: „Und wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Chriſti im Abendmahl leiblich in Brot und Wein ſei, dieſer Zeit nicht verglichen haben, ſo ſoll doch ein Theil gegen den andern chriſtliche Liebe, ſofern jedes Gewiſſen immer nur erleiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott, den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch ſeinen Geiſt in den rechten Verſtand beſtätigen wolle. Amen.“

Als der Landgraf am Schluſſe die Streitenden ermahnte, als Brüder auseinander zu gehen, ſagte Zwingli: „es wären keine Leute auf Erden, mit denen er lieber wolle eins ſein, denn mit den Wittenbergern; er wolle auch gern Luther und die Seinigen als Brüder anerkennen.“ Das meinten auch Oekolampad, Bucer und Hedio; aber Luther wollte ſie ſeinerſeits keineswegs als Brüder anerkennen. „Es nähme ihn Wunder,“ ſprach er, „daß ſie ihn, deſſen Lehre vom Sakrament ſie für falſch hielten, als einen Bruder anerkennen wollten; ſie müßten ſelbſt nicht viel von ihrer Lehre halten.“ In gleichem Sinne ſchrieb Luther an Jakob Probſt von Bremen über die Marburger Vorgänge: „Mit vielen Worten verſprachen ſie, ſie wollten ſelbſt ſoweit gehen, mit uns einzugeſtehen, Chriſti Perſon ſei geiſtig im heiligen Abendmahl wirklich gegenwärtig, wenn wir ſie nur des Brudernamens werth halten und auf dieſe Weiſe eine Uebereinſtimmung vorgeben wollten.“ Mit Thränen in den Augen bat Zwingli vor dem Landgrafen und allen Anweſenden darum, indem er beifügte: „Es giebt keine Menſchen, mit denen ich lieber einig ſein wollte, als mit den Wittenbergern. Mit dem größten Eifer und ſo angelegen als möglich, trachteten ſie, mit uns einig zu ſcheinen, und nie konnten ſie mein Wort ertragen: Ihr habt einen andern Geiſt als wir. So oft ſie es hörten, entbrannten ſie. Endlich bewilligten wir, daß am Schluſſe des Artikels ſtehen dürfe, nicht zwar, daß ſie Brüder ſeien, wohl aber, daß wir unſere Liebe, welche man auch dem Feinde ſchuldig ſei, ihnen nicht entziehen wollten. So ruht nun auf ihnen die Schmach, daß ſie den Brudernamen nicht erhalten und wie Ketzer abſcheiden mußten; wobei wir indeſſen uns durch gegenſeitige Schriften einander nicht mehr befehden wollten, in der Hoffnung, der Herr werde ihre Herzen öffnen. Dies kannſt du ſicher erzählen. So bin ich Chriſti Verkündiger geblieben.“

Beſchleunigt wurde die Trennung der marburger Geſellſchaft durch eine damals in jener Stadt ausbrechende anſteckende Krankheit, die den dortigen Aufenthalt gefährlich erſcheinen ließ. Mißmuthig verließ der Landgraf Marburg noch vor Luther und Melanchton. Der mißlungene Verſuch einer Einigung der Gelehrten ließ nun eine engere Verbindung der proteſtirenden Fürſten deſto nothwendiger erſcheinen. Darüber pflog denn auch der Landgraf mit Zwingli, Sturm und einigen ihrer Begleiter vielfachen Rath.

Den nächſten Gewinn von dieſem mißlungenen Einigungsverſuche der beiden reformirenden Hauptparteien zogen nun die Gegner aller Reform, und unverhohlen war ihre Freude, als ſie ſahen, wie die Proteſtanten jetzt gegen einander proteſtirten und die Waffen gegen ſich ſelbſt kehrten. Dieſe wie die übrigen unſeligen Streitigkeiten innerhalb der proteſtantiſchen Partei brachen die Kraft der ſo großartig begonnenen Reformation, der bald darauf eintretende Symbolzwang vernichtete das Grundprinzip derſelben, die freie vernünftige Schriftforſchung. Eine an Symbole gefeſſelte proteſtantiſche Kirche iſt keine proteſtantiſche, ſondern nur eine Abart der römiſchen Kirche.

Die alten römiſchen Ketzerverfolgungen lebten denn auch in der neuen Kirche mit allen ihren Schrecken wieder auf. Servet's Scheiterhaufen iſt ein trauriges Wahrzeichen derſelben. Die Reformation, ihrem Prinzipe untreu, der Macht des freien Geiſtes beraubt, blieb nun wie in ihrem Innern, ſo auch in ihrer äußern Verbreitung auf halbem Wege ſtehen. Die römiſche Kirche erholte ſich von ihrem Todesſchrecken und heilte die durch den Abfall einiger Millionen Söhne geſchlagene Wunde auf dem Concil zu Trient; ja ſie hatte neues Leben und ein neues großartiges Feld ihrer Thätigkeit und ihres Bekehrungseifers gewonnen. Ignaz Loyola erſetzte ihr den erlittenen Schaden durch ein neues koſtbares Werkzeug, eine neue giftige Waffe gegen die Ketzer, den Jeſuitenorden.

Doch kehren wir zurück zu Zwingli und zu ſeinem Vaterlande!

Nicht nur durch ſeine vernunftgemäße Auffaſſung der ſtreitigen Lehre, ſondern auch durch ſeine Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit gegenüber der ſtarren Unbeugſamkeit Luther's, hatte Zwingli nun auch in Deutſchland ſich Anerkennung und Freunde erworben, unter letztern auch den edlen Landgrafen Philipp von Heſſen. Nach einer Abweſenheit von ſieben Wochen kehrte er am 19. Oktober 1529 in ſeine Vaterſtadt zurück. Der geſchloſſene Landfriede hatte die Ruhe unter den Kantonen nur im Aeuſſern hergeſtellt, im Innern brannte das Feuer fort. Die aufgeſtellten Punkte des Friedens waren zum Theil der Art, daß ſie den Keim künftigen Streites ſchon in ſich trugen. Namentlich waren die nicht genügend erledigten Verhältniſſe des Kloſters St. Gallen der Faden, an welchem ſich der Streit weiterſpann, weßhalb wir dieſelben nachträglich im Zuſammenhange kürzlich darſtellen. Das Kloſter St. Gallen, von Alters her berühmt durch ſeine Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, und geſchätzt als einflußreiche Bildungsanſtalt, beſaß zugleich ein ausgedehntes Gebiet am Bodenſee, und großes Beſitzthum, die Aebbte desſelben hatten reichsfürſtliche Würde und die Oberhoheit über die Grafſchaft Toggenburg. Dieſe Grafſchaft ſtand zum Schutze ihrer Rechte und Freiheiten in einem Landrecht mit den Ständen Schwyz und Glarus, und für ſeine geſammte Herrſchaft hatte der Abbt ein beſonderes Bündniß geſchloſſen mit Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. Dieſe Stände erhielten für ihren Schutz die Hälfte der in der St.-Galliſchen Herrſchaft fallenden Strafgelder und hatten das Recht die Angehörigen des Abbtes zum Zuzug in ihren Kriegen zu mahnen. Zur Ausübung dieſer Rechte wie ihrer Pflichten, ſetzten dieſe Stände mit je zweijährigem Wechſel einen Landeshauptmann nach Wyl, welcher zugleich Mitglied im geheimen Rathe des Abbtes war und am Range unmittelbar nach demſelben folgte. — Seit Anfang des Jahres 1529 bekleidete dieſe Stelle Jakob Frey, Mitglied des Züricheriſchen Rathes. Als nun die Reform auch im St. Galler Gebiet Eingang fand und die Lehre von der Schriftwidrigkeit der geiſtlichen Herrſchaft Wurzel faßte, ſah ſich der Abbt Franz Geißberg, ſchon ſeit längerer Zeit krank, außer Stande, den Angriffen ſeiner eignen Leute, zumal der Bürgerſchaft in der Stadt St. Gallen, zu widerſtehen. Die Mehrheit der Conventbrüder war zwar ihrem Gelübde treu geblieben, allein ein großer Theil hatte die Mönchskutte abgelegt. Nach Rorſchach auf das feſte Schloß entflohen, ſtarb der Abbt daſelbſt am 21. März 1529. Sechs Tage lang aber ward der Tod des Abbtes von den Conventualen verheimlicht; und als nun bei der Todeskunde Zürich ſo wie die Stadt St. Gallen den Augenblick gekommen meinten, um der geiſtlichen Herrſchaft ein Ende zu machen, da hatte die geiſtliche Schlauheit ſchon vorgebeugt, die Conventualen hatten aus ihrer Mitte einen neuen Abbt, Kilian German, gewählt. Und dieſer, ein kräftiger Mann aus einem angeſehenen Toggenburger Geſchlecht, trat nun eifrig für die Rechte des Kloſters und das alte Glaubensſyſtem in die Schranken. German wußte ſeine Anerkennung von zweien der Schirmorte, Luzern und Schwyz, und endlich auch von Glarus zu erlangen. Er erhielt ſeine Beſtätigung vom Papſt und Anerbietungen des Beiſtandes von Oeſterreich. So ſtanden ſich die Parteien hier gegeneinander über, auf beiden Seiten entſchloſſen nicht nachzugeben. Zwingli war für durchgreifende Maßregeln und entwarf Plane, für welche er nicht einmal in Zürich auf allgemeinen Beifall rechnen durfte, da der Grundſatz der Schriftwidrigkeit geiſtlicher Herrſchaft leichter in der Theologie als in der Politik durchzuführen war, wo es auf Rechte und Verträge ankam. Bern theilte die Anſichten Zürichs keineswegs und unterſtützte dasſelbe deßwegen vornehmlich an dem Feldzuge des Jahres 1529 nicht. — Während dieſes Feldzuges hatte der erwählte Abbt mit ſeinen Koſtbarkeiten ſich nach Bregenz und Ueberlingen geflüchtet, von wo er ſteten Briefwechſel mit ſeinen Conventualen unterhielt, welche in Einſiedeln unter ſchwyzeriſchem Schutze ſich aufhielten. In Toggenburg durch ſeine Familienverbindungen, in allen Theilen der Schweiz durch Geld wußte er ſich einen unternehmenden ſeine Sache fördernden Anhang zu erhalten. Der dieſen Feldzug beendende Landfriede hatte, wie erwähnt, dieſe Angelegenheiten nicht genügend feſtgeſtellt. Zwar waren die Anſprüche und Wünſche Zürichs auf das Kloſter nicht anerkannt und ſeine Schritte nicht gebilligt worden, den Bürgern der Stadt St. Gallen aber, welche das Kloſter beſetzt, die Bilder aus der Kirche geſchafft hatten, war Strafloſigkeit zugeſichert, den Toggenburger Gemeinden, welche die Reform bereits bei ſich eingeführt hatten, war verſtattet worden, dabei zu bleiben; die übrigen Rechtsverhältniſſe aber waren nicht feſtgeſtellt. Während Zwinglis Abweſenheit in Marburg war der Abbt zurückgekehrt und hatte ſogar einen Theil des Züricher Gebietes in Verkleidung durchzogen. Der Landgemeine in Glarus hatte er ſeine Rechtsbriefe im Original vorgelegt, doch die reformirte Partei behielt die Oberhand. — So ward nun nach Wyl eine Conferenz der Schirmorte ausgeſchrieben. Dort wollte der Abbt ſeine Sache in Perſon führen; allein Zürich, dem Alles daran lag, dies zu verhindern, hatte dem Landeshauptmann Befehl ertheilt, das dortige Schloß in der Stille durch vertraute Männer zu beſetzen. Der Abbt, davon unterrichtet und Gefahr fürchtend, blieb aus; ſeine Kloſterunterthanen aber erſchienen vor den Abgeordneten mit einem Geſuch um Befreiung von der geiſtlichen Herrſchaft zugleich von Zinſen und Zehnten; ſie begehrten einen unabhängigen Landamman und weltliches Gericht, alſo ſelbſt mehr als Zürich ihnen gewähren wollte. Die Abgeordneten von Luzern und Schwyz verwahrten die Rechte des Abbtes, beklagten ſich über das willkürliche Verfahren Zürichs und verlangten Entfernung der Beſatzung des Schloſſes. Zürich und Glarus ſuchten die Kloſterleute einſtweilen zu beſchwichtigen mit dem Verſprechen ſpäteren Entſcheides. Sie trugen darauf an, dem Landeshauptmann einſtweilen die Regierung zu übertragen und ihm taugliche Männer beizuordnen, zu bleibender Feſtſtellung der Verhältniſſe aber eine abermalige Conferenz auszuſchreiben. Als nun aber Luzern und Schwyz an einer ſolchen Theil zu nehmen beharrlich ſich weigerten, da erließen Zürich und Glarus aus eigener Macht eine Verordnung, in welcher ſie dem Landeshauptmann, der wie bisher von den vier Schirmorten nach der Reihe auf zwei Jahre ernannt werden ſollte, die Regierung übertragen, mit der Beſtimmung, daß derſelbe ſich eidlich verpflichten ſolle, die Reform zu ſchirmen. „Was von unchriſtlichen Beſchwerden der Aberglaube oder das Mönchsregiment dem armen Volke aufgeladen,“ das ſolle abgeſchafft, und den Leuten verſtattet werden „unnütze Kirchenzierden zu chriſtlicherem Zweck zu verwenden.“ — Umſonſt proteſtirte der Abbt gegen dieſe Verfügungen, umſonſt drohete er und ſuchte Hilfe bei den beiden ihm zugethanen Schirmorten; dieſe vertröſteten ihn auf eine günſtigere Wendung des Geſchickes und riethen ihm, um nicht perſönlich Gefahr zu laufen, ſich einſtweilen zurückzuziehen. Er begab ſich nach Ueberlingen, wo er im Anfange des Jahres 1530 unter vielen Feierlichkeiten die Weihe empfing. — Unläugbar war dieſes Verfahren Zürichs gegen den Abbt, ſo wie gegen die beiden katholiſchen Schutzorte, in mancher Beziehung rechtswidrig und willkürlich und gab den Grund zu gerechten Klagen von Seiten der letzteren.

Zwingli, welcher überall die leitende Hand im Spiele hatte, zeigte ſich hier als Politiker eben ſo leidenſchaftlich, wie er ſich als Theolog in Marburg verſöhnlich und nachgiebig gezeigt hatte. Auf die politiſche Bahn aber ward er ſeit dem Marburger Geſpräch und den dort gepflogenen Berathungen immer mehr hingezogen; ſein Blick ſchweifte ſogar über die Gränze der Eidgenoſſenſchaft hinaus. Es ſcheint ihm Ueberzeugung geworden zu ſein, daß der in Deutſchland und der Schweiz entſtandene Knoten nur auf politiſchem Felde und nöthigenfalls durch die Waffen entſchieden werden könne. Luther'n bangte vor einem ſolchen Ausgange; er hielt den Kaiſer, ſo feindlich ſich dieſer auch der Reform gezeigt hatte, für das von Gott geweihete, unantaſtbare Reichsoberhaupt, dem höchſtens die Reichsfürſten widerſprechen durften, während den Völkern nur ein leidender Gehorſam zieme. Zwingli, der Republikaner, in die Schriften und die Geſchichte der alten Freiſtaaten eingeweiht, ſah dieſe Dinge in anderem Lichte. Er verwarf zwar jede Empörung der Einzelnen gegen die Obrigkeit, aber dem ganzen Volke ſchrieb er eine giltige Stimme zu in den höchſten Angelegenheiten. Wie Luther nun aber dem urſprünglichen Prinzipe der Reformation der freien vernünftigen Schriftforſchung immer mehr untreu wurde, indem er die freie Forſchung dem Buchſtaben und die Vernunft dem Auctoritätsglauben unterwarf, ſo wich auch Zwingli von dem Volksprinzip und ſuchte das Heil, welches nur durch fortſchreitende Volksbildung zu erreichen war, auf dem Wege der Politik. Die Politik aber war nicht einmal im Stande die Angelegenheiten des Kloſters St. Gallen zu regeln. Bei einer abermaligen Conferenz der Schirmorte zu Wyl entſtand ein Auflauf, von den Anhängern des alten Glaubens erregt. Die Glarner, in Schrecken geſetzt, wollten ſich zurückziehen, als die Züricher Abgeordneten Sturm läuten ließen. Von allen Seiten kam das Volk herbei. Die der Reform geneigte Mehrheit ſiegte zwar, und in einem Vertrage der Parteien ward die Regierung des Züricheriſchen Landhauptmanns einſtweilen anerkannt, allein die beiden katholiſchen Schirmorte Luzern und Schwyz brachten nun ihre Klagen vor die geſammten katholiſchen Kantone und mußten hier um ſo mehr Anklang finden, als das Verfahren der Züricher wirklich vom Wege des poſitiven Rechtes abgewichen war.

Nicht minder erfolglos war unterdeß ein anderer Verſuch der von Zwingli geleiteten Züricheriſchen Politik.

Der deutſche Kaiſer Karl V., bisher durch ſeine Kriege in Italien beſchäftigt, hatte den Religionsangelegenheiten in Deutſchland wenig Aufmerkſamkeit ſchenken können. Nachdem er aber den mächtigen franzöſiſchen König bei Pavia überwunden, hatte er ſich nun auch mit dem Papſte ausgeſöhnt. Die Proteſtation der proteſtantiſchen Fürſten und Städte gegen die Beſchlüſſe des Reichstages zu Speier hatte er ſehr ungnädig aufgenommen; er weilte jetzt nur noch in Italien, um ſich vom Papſt zum römiſchen Kaiſer krönen zu laſſen. Nachdem dies am 24. Februar 1530 geſchehen, war nunmehr zu beſorgen, daß ſich die vereinigte päpſtliche und kaiſerliche Macht gegen die Proteſtanten wenden werde. Den Kaiſer in Italien länger aufzuhalten, hatte man ſchon in Marburg mündlich berathen und die Verſtändigung nachher ſchriftlich fortgeſetzt. Zwingli ſtand mit dem Landgrafen Philipp von Heſſen in vertrautem Briefwechſel, welcher zum Theil durch verabredete Zeichen geführt wurde. Zwingli ging in der That mit dem kühnen Gedanken um, der reformfeindliche Kaiſer könne geſtürzt werden. „So groß,“ ſchrieb er an Jakob Sturm in Straßburg, „iſt die Bosheit und Verkehrtheit des Kaiſers, daß ich glaube, die Welt ſolle ſich vereinigen, um einer ſolchen Laſt auf jede Weiſe los zu werden.“ Welche Hoffnungen er nährte, zeigt ſich in einem Schreiben an Philipp: „Gnädiger, lieber Herr, daß ich ſo kindlich und frei an Ew. Gnaden ſchreib, macht, daß ich mich zu Gott verſich, er habe Ew. Gnaden zu großen Dingen erwählt, die ich wohl gedenken, aber nicht reden darf.“

Wie nun der Landgraf bei den Fürſten, ſo arbeitete Zwingli bei den freien Städten durch einflußreiche Geiſtliche oder Rathsmänner darauf hin, ein Schutzbündniß gegen den Kaiſer zu Stande zu bringen. Jetzt kam es zunächſt darauf an, den Kaiſer von Entwickelung ſeiner Kräfte in Deutſchland abzuhalten. Die mächtige Republik

Venedig ſollte dazu helfen. Im vertrauten Kreiſe zu Zürich ward beſchloſſen, dorthin einen Geſandten zu ſchicken. Man wählte dazu nicht einen Staatsmann, ſondern Zwingli's Vertrauten und Reiſegefährten nach Marburg, den Profeſſor Collin, welcher auch der italieniſchen Sprache kundig war. Er ſtellte ſich als Geſandten des Züricheriſchen Rathes dar und im Einverſtändniß mit den Städten des freien Bürgerrechtes, ſeine Sache als gemeinſames Intereſſe aller Freiſtaaten, welche durch die alles unterdrückende Weltmonarchie des Kaiſers gefährdet ſeien. Gerade damals aber hatte auch Venedig einen Friedensvertrag mit dem Kaiſer geſchloſſen; zudem begte man Mißtrauen von Seiten des Dogen und des Senats gegen eine ſo räthſelhafte Sendung. Dieſelbe blieb ohne allen Erfolg; ja die Sache ward ohngeachtet aller Heimlichhaltung bekannt und erregte den Unwillen Aller, die nichts davon gewußt und nun dieſer Winkelverhandlungen ſpotteten. — Zwingli verlor indeß das Ziel nicht aus dem Auge. Je größer die Macht der Gegner war, deſto nothwendiger erſchien es, die Kräfte des Widerſtandes zu ſammeln. Am Ende des Jahres wurde Straßburg in das „chriſtliche Bürgerrecht“ aufgenommen; als man aber damit umging, auch den Landgrafen von Heſſen aufzunehmen, verſagte Bern, zu Zwingli's großem Verdruß, ſeine Einwilligung, indem man die Aufnahme eines ſo entlegenen Fürſten vor den eigenen Leuten nicht rechtfertigen könne.

Durch dieſe politiſchen Beſtrebungen Zwingli's kam indeß ſeine ganze Reform in dem monarchiſchen Deutſchland immer mehr in den Verdacht, als bezwecke ſie, nicht nur die päpſtliche, ſondern auch die fürſtliche Macht zu ſtürzen, zumal da auch Erasmus behauptet hatte, unter dem Mantel des Evangeliums beabſichtige man die Demokratie einzuführen, ſo daß ſelbſt der Landgraf mißtrauiſch wurde und ſich wiederum Luther'n mehr zuneigte.

Als nun Kaiſer Karl in Deutſchland angekommen war und in Perſon den Reichstag in Augsburg im Sommer 1530 eröffnet hatte, waren hier beſonders die Anhänger Zwingli's übel angeſehen, als mit Planen umgehend, gefährlich für Kaiſer und Reich. Die von Melanchton verfaßte augsburgiſche Confeſſion ward wenigſtens in einer Sitzung des Reichstages vorgeleſen; ein von den Städten Straßburg, Conſtanz, Memmingen und Lindau eingereichtes beſonderes Glaubensbekenntniß aber ward ſehr ungnädig vom Kaiſer aufgenommen, dem beſonders das mit den Schweizern geſchloſſene chriſtliche Bürgerrecht verhaßt war. Zwingli, welcher ſich in der Lehre vom Abendmahl mit jenen Städten nicht vollkommen verſtändigen konnte, reichte ein beſonderes Glaubensbekenntniß ein, welches, wie zu erwarten, am meiſten Mißfallen fand, zumal da wirklich einige Stellen politiſcher Art darin vorkamen, die den Fürſten des Reichstages bedenklich ſein mußten. Je mehr alſo der Kaiſer und ſein Bruder, König Ferdinand von Ungarn, der reformirten Partei abgeneigt wurden, deſto mehr ſchloſſen ſie ſich der katholiſchen an.

Zwingli's Augen konnte die wachſende Abneigung gegen ihn in Deutſchland nicht entgehen; er richtete daher ſeine Blicke auf Frankreich. Denn ſo ſehr Franz I., der eine Schweſter Karl's V. zur Gemahlin hatte, der Reform abgeneigt war und ſie im eigenen Lande grauſam unterdrückte, ſo förderte er doch dieſelbe außerhalb, um durch ſie die beneidete und gehaßte Macht Oeſterreichs zu ſchwächen. Zwingli, der früher ſo ſehr gegen die Verbindung der Eidgenoſſen mit Frankreich geeifert hatte, änderte jetzt in dieſem Punkte ſeine Geſinnung; wo er früher Gefahr für die Eidgenoſſenſchaft geſehen, da ſah er jetzt Hilfe für die Reform, das Werk ſeines Lebens. Die Geſandten des Königs, namentlich Maigrat, der ſpäter ſelbſt Proteſtant wurde, näherten ſich Zwingli immer mehr. Auf Anrathen des letzteren verfaßte er noch in ſeinem letzten Lebensjahre ein Schreiben an den franzöſiſchen König, um deſſen Vorurtheile zu zerſtreuen und ihn geneigter für die Reform zu ſtimmen.

Wenden wir nun den Blick von dem größeren Schauplatze der Geſchichte wiederum zurück auf den kleineren, die Schweiz. Die fünf Orte ſowohl, wie die Reformirten, hielten ihre abgeſonderten Conferenzen fort; und obgleich dort oftmals die Stimme der Mäßigung und Verſöhnlichkeit gehört wurde, ſo dauerten doch auch die Ausbrüche der Leidenſchaft unter beiden Parteien fort. Vor allen gehäſſig benahmen ſich überall die Zuger, welche auch den Gedanken einer abermaligen Verbindung mit Oeſterreich wieder zur Sprache brachten. Zu derſelben Zeit, als Collin nach Venedig geſandt ward, reiſte auch der Amman Thoß von Zug nach Genua, wo er dem Kaiſer vorgeſtellt, und nachher vom Papſte huldreich empfangen ward. Eine neue Geſandtſchaft der fünf Orte erſchien darnach auf dem Reichstage zu Augsburg, den Landvogt Am Ort von Luzern an der Spitze. Angeſchloſſen hatte ſich auch ein vornehmer Züricher, der voll Verdruß über die Geſetze gegen das Reislaufen ſeine Vaterſtadt verlaſſen hatte und im Intereſſe der Katholiſchen wirkte. Ihnen folgte der Abbt von St. Gallen. Ueberall hin verbreiteten nun dieſe Herrn Nachrichten von dem gnädigen Empfange, den ſie gefunden; ſie mögen allerdings auch alles Mögliche gethan haben, den Kaiſer oder einzelne Mitglieder des Reichstages für ihre Sache zu gewinnen; allein trotz ihrer Fürſprache ſcheint es ihnen doch nicht gelungen zu ſein, eine förmliche Schlußnahme für ihre Sache zu gewinnen; das zerriſſene Bündniß mit Oeſterreich ward nicht wieder angeknüpft, der Muth der Katholiſchen nicht erhöht. Unter Zürichs Schutze, durch Zwingli's raſtloſe Thätigkeit verbreiteten ſich dagegen die Grundſätze der Reformation immer mehr in den gemeinſamen Herrſchaften, Klöſter wurden aufgehoben und Gemeinden gewonnen.

Zwingli ſelbſt, gereizt durch die immer häufigeren Verdächtigungen und Angriffe gegen ihn, ſcheint immer mehr von der Liebe zur Leidenſchaft, vom Glauben zur Berechnung übergegangen zu ſein. Er rieth zum Gebrauche der Gewalt gegen die fünf Orte, in der Ueberzeugung, daß früher oder ſpäter die Entſcheidung durch die Waffen eintreten müſſe. Und allerdings ſchien bei der Unduldſamkeit des römiſchen Syſtemes in ſeinem alleinſeligmachenden Glauben kein dauernder Friede in der Eidgenoſſenſchaft möglich. Die römiſche Kirche, weit mehr eine politiſche als religiöſe Macht, muß entweder herrſchen oder dienen. Deßhalb war es Zwingli's Meinung, daß der günſtige Augenblick benutzt werden müſſe, um eine Entſcheidung herbeizuführen. Er hielt ohnedies dafür, daß die alten Verträge nach ihren Rechten und Pflichten jetzt, nachdem die Städte Zürich und Bern weit bedeutender geworden, als vordem, unbillig ſeien, da ſie der Minderheit der alten Orte mehr Rechte beilegten, als der Mehrheit jener Städte und ihres Gebietes. Kann man daher auch die Maaßregeln Zürichs und ſein oft ganz willkürliches Verfahren nach dem Buchſtaben des Rechtes nicht billigen, ſo muß man doch die Anſchauung der Verhältniſſe im Großen, wie ſie Zwingli eigen war, richtig nennen. Hatte er auch in ſeinen Rathſchlägen das geſchriebene, urkundliche Recht gegen ſich, ſo war doch das höhere Recht oder vielmehr die Nothwendigkeit für ihn. Nothwendig geworden war eine vernunftmäßige Entwickelung der ſchweizeriſchen Staatsverhältniſſe; das Mönchsregiment aber iſt ein ewiges Hinderniß aller menſchlichen Entwickelung, alles Fortſchrittes, eine Verneinung aller Vernunft und Freiheit. Um ſo gefährlicher iſt dieſes Regiment den Staaten, da es nirgends für ſich beſteht, ſondern immer nur als Zweig einer außerhalb beſtehenden größeren Macht, die ihr Netz über alle chriſtlichen Staaten Europa's ausgeſpannt hat. Nach dem Wortlaut der beſtehenden Verträge waren aber die immer mehr ſich häufenden Klagen der fünf Orte bei der Tagſatzung über das eigenmächtige Verfahren Zürich's gegründet, und dieſe Rechtsverletzungen rächten ſich auch an Zürich und ſeinem Rathgeber Zwingli.

Der Charakter des nun beginnenden Krieges in der Eidgenoſſenſchaft iſt ganz dem des vorigen ähnlich. Zürich eifrig und drängend, Bern zögernd und unentſchloſſen, dazu wiederum von allen Seiten Rathſchläge und Sühneverſuche. Wie Zürich gezögert hatte, Bern und Genf im Kampfe gegen Savoyen und den Waadtländiſchen Adel zu unterſtützen, ſo zögerte nun Bern in der Sache der Reform.

Als die Regierungszeit des Züricheriſchen Landhauptmanns in den St. Galliſchen Gebieten mit dem Jahre 1530 zu Ende und nun Luzern an der Reihe war, einen neuen zu ernennen, verlangte Zürich, ehe es ſeine Einwilligung zum Wechſel gebe, von dem neu zu ernennenden Landhauptmann eine Erklärung, daß er ſelbſt der Reform zugethan ſei und ſich eidlich verpflichten wolle ſie im Kloſtergebiet zu erhalten. Die Luzerner beriefen ſich einfach auf den Landfrieden, welcher es ohnehin ſchon mit ſich bringe, daß die Reform in den Gemeinden, wo ſie durch Mehrheit der Stimmen eingeführt, geſchützt werden müſſe. Zürich beharrte auf ſeiner Forderung, und ſein Landhauptmann Frey weigerte ſich ſeinen Poſten aufzugeben, ja er unterſtützte durch bewaffnete Mannſchaft die reformirte Partei in zwei außerhalb ſeines Amtsbezirkes liegenden Gemeinden, wo über die Reform Streit waltete. Vergeblich bat ſelbſt Bern Zürich, man möge den Luzerniſchen Landhauptmann einziehen laſſen und ihn einfach auf den Landfrieden verpflichten. Die fünf Orte brachten ihre Klagen auf die Tagſatzung am 8. Januar 1531, und forderten entweder Recht oder die beſtimmte Erklärung, daß man den Landfrieden nicht halten wolle. Die Reformirten beſchwerten ſich dagegen ebenfalls über Verletzung der Bünde, indem die fünf Orte den ſchuldigen Zuzug verweigert in dem Zuge gegen Jakob Medicis, der von dem befeſtigten Bergſchloß Mußo die Eidgenoſſenſchaft beunruhigt, ihre Handelszüge nach Italien beraubt und zwei Graubündner Geſandte an den Herzog von Savoyen ermordet hatte. Die fünf Orte entſchuldigten ſich mit der Nothwendigkeit in ſo bedrängter Zeit die eigene Gränze zu ſchützen.

Zu den Vermittlern hatten ſich jetzt auch die franzöſiſchen Geſandten geſellt, welche an Zwingli ſelbſt im Namen ihres Königs ein dringendes Schreiben richteten, ihn ermahnend, daß er zum Wohle der geſammten Eidgenoſſenſchaft Alles aufbieten möge, um den Frieden in der Eidgenoſſenſchaft zu erhalten. Zwingli blieb unerſchüttert, und ungeachtet aller Bemühungen der Vermittler, ungeachtet der Warnungen Bern's, fuhr Zürich fort, durch alle Mittel die Reform in den gemeinſamen Herrſchaften zu fördern. Der Landhauptmann Frey legte ſein Amt nicht nieder. Die Stadt St. Gallen kaufte das Kloſter, die Toggenburger kauften ſich los von der Herrſchaft des Abbtes, und die Kaufbrieſe wurden trotz der Proteſtationen von Luzern und Schwyz durch Zürich und Glarus ratifizirt. Die Klagen der fünf Orte mehrten ſich, ihre Sprache ward drohender, das Volk von beiden Seiten höhnte und beleidigte ſich. Weniger aber als die Züricher wußten die Katholiſchen in Grobheit und Rohheit Maaß zu halten, und gaben dadurch den Zürichern wiederum gerechten Grund zu Klagen. Zürich vertraute auf ſeine Kraft, die fünf Orte aber auf die Kriegsrüſtungen, welche damals gerade von den katholiſchen Mächten in Deutſchland und in Italien eifrig betrieben wurden. Bern ſuchte zu vermitteln. Eine neue Tagſatzung nach Bern ward ausgeſchrieben. Die Geſandten der fünf Orte traten beſcheiden auf und verſprachen Abhilfe und Beſtrafung der Beleidiger, wenn ſolches auf der anderen Seite auch geſchähe. Auf eine Verhandlung über die Angelegenheiten in den gemeinſamen Herrſchaften erklärten indeß die Züricher Geſandten nicht eingehen zu können; die Verſammlung trennte ſich ohne gegenſeitige Verſtändigung.

Alle anderweitigen Verſuche, das auflodernde Feuer zu dämpfen, blieben ebenfalls ohne Erfolg. Zürich wünſchte Entſcheidung durch die Waffen. Bern erklärte dagegen, ihm bei Gewaltmitteln nicht helfen zu wollen und vertröſtete auf die nächſte ſchon von ihm ausgeſchriebene Tagſatzung in Aarau. Dieſe kam; Zürich indeß war nicht zum Nachgeben zu bewegen; es fürchtete, die gelegene Zeit möge entſchwinden und Oeſterreich ſpäter den Katholiſchen zu Hilfe kommen. Weiter indeß als bis zu einer Sperre der Lebensmittel gegen die fünf Orte wollte keiner der reformfreundlichen Geſandten gehen. Zürich mußte ſich damit begnügen, zum Verdruße Zwingli's, der eine raſche und entſcheidende That als nothwendig und unvermeidlich betrachtete. Die Lebensmittelſperre ſchien ihm die unglücklichſte Maaßregel, weil ſie nicht die Schuldigen, ſondern die Nothleidenden und Armen traf. Er ahnete nichts Gutes davon und ſprach dies offen in einer Predigt aus.

So erklärten nun Bern und Zürich den fünf Orten die Lebensmittelſperre und verboten aus ihren Gebieten jede Zufuhr von Nahrungsmitteln dahin. Die Maaßregel aber wirkte nicht anders, als Zwingli gedacht. Auf der einen Seite ſtieg mit dem ruhigen Nachdenken das Mitleid gegen die Hungernden, auf der anderen Seite wuchs Haß und Erbitterung gegen die Bedränger; die Maaßregel ward auf beiden Seiten verhaßt. Die eigenen Untergebenen der Berner Behörden hintergingen ihre Vorgeſetzten und ſchafften theils aus Mitleid, theils aus Hinneigung zum alten Syſteme den Bedrängten heimlich Nahrungsmittel. Zürich ſetzte dagegen ſeine Maaßregeln mit Nachdruck in's Werk, zog ſich aber auch die ganze Gehäſſigkeit der Maaßregel zu, die dennoch nur eine halbe bleiben und mit der Noth die Entſchloſſenheit der Betroffenen ſteigern mußte.

Zugleich begann nun auch die Thätigkeit der vermittelnden Kantone wieder, Freiburg, Solothurn, Appenzell, denen ſich auch die franzöſiſchen Geſandten anſchloſſen. Zürich willigte in den Beſuch eines abermaligen eidgenöſſiſchen Tages, welcher zu Bremgarten am 14. Juni gehalten wurde. Von allen Seiten mahnte man hier und predigte Eintracht. Indeſſen die fünf Orte verlangten vor aller Berathung Aufhebung der Lebensmittelſperre, und zu einem ſo offenen thatſächlichen Geſtändniß, daß ihre Maaßregel eine voreilige und unüberlegte geweſen, konnten ſich ſelbſt die Berner nicht entſchließen. Sie verlangten mit Zürich, daß, ehe noch von der Aufhebung der Sperre geſprochen werde, die fünf Orte verſprechen ſollten, dem Landfrieden gemäß die freie Predigt des Evangeliums geſtatten zu wollen, nicht nur in den gemeinſamen Herrſchaften, ſondern auch im eigenen Gebiet. So ſtanden die Forderungen einander entſchiedener gegenüber als je, und die Geſandten ſchieden feindlicher als zuvor. Von beiden Seiten begann man ſich zu rüſten, während namentlich die franzöſiſchen Geſandten noch fortfuhren, der

Verſöhnung das Wort zu reden und dem Züricher Rathe vorſtellten, wie durch eine freiwillige Hebung der Sperre die Gegner gewonnen werden könnten und zu den größeſten Gegenbewilligungen bereit ſeien. Immer mehr erhoben ſich ſelbſt in Zürich die Gegner der Sperre, alle der Reform heimlich Abgeneigten, und Alle, welche ſich durch die getroffenen Maaßregeln in ihrer Stellung oder ihrem Gewerbe beeinträchtigt ſahen. Die reformfeindlichen Mitglieder des Adels, die früher auf Zwingli's Betreiben aus den Räthen entfernt worden waren; die Müller und Bäcker, welche ſich einer ſtrengen Aufſicht unterworfen ſahen; die Landleute, welche in ſolchen Zeitverhältniſſen ihr Eigenthum gefährdet ſahen, — Alle warfen ihren Unwillen auf Zwingli, als den Urheber der Zwietracht. Mißtrauen, Hinterliſt und Uneinigkeit wuchſen ſelbſt im Rathe. Viele zogen ſich zurück, und Viele klagten über die unlösbare Verwirrung.

Im Gefühle ſeiner Verlaſſenheit und voll Unwillen über die von allen Seiten ihn treffenden Kränkungen faßte Zwingli den Entſchluß, den Rath um ſeine Entlaſſung aus der bisherigen Stellung anzugehen. Allgemein war die Beſtürzung; doch auf dringendes Anſuchen beider Bürgermeiſter und der angeſehenſten Rathsmitglieder ließ Zwingli ſich bewegen, ſeinen Entſchluß zurückzunehmen. Neuer Muth kehrte den Räthen wieder, als Zwingli erklärte, bis in den Tod in den ihm übertragenen Amte ausharren zu wollen. Der Rath verbot darauf auch allen Uebrigen das Zurückziehen von ihren Aemtern.

Auf einer nochmaligen durch die Vermittler zu Stande gebrachten Zuſammenkunft in Bremgarten erſchien Zwingli perſönlich und ſuchte beſonders auf die zögernden und ſchwankenden Berner einzuwirken. Aufhebung der Sperre in dieſem Augenblicke erklärte man für zweckwidrig, bevor die fünf Orte nachgegeben; man beſchloß einen Ausfall der Bedrängten abzuwarten. Zwingli ahnete indeß, wie aus manchen Aeußerungen hervorgeht, einen übeln Ausgang und trug ſich mit Gedanken an ſeinen Märtyrertod, den er vielleicht ſelbſt, als der großen Sache ſeines Lebens förderlich, wünſchte. Wie man ſein politiſches Streben und Thun auch beurtheilen mag, nicht perſönliche Rückſichten waren es, die ihn leiteten, ſondern die Freiheit des Evangeliums und das damit vereinigte Wohl des Vaterlandes. Mit Muth und Gottvertrauen, getreu der Aufgabe ſeines Lebens, ging er der Zukunft entgegen, und bangte nicht, als ein um dieſe Zeit (im Jahr 1531) erſcheinender Komet die Gemüther des Volkes in Schrecken ſetzte und allerlei ſchauerliche Sagen von Wunderzeichen und unheimlichen Naturerſcheinungen umhergetragen wurden.

Von allen Seiten trafen unterdeß Berichte ein von den Rüſtungen der fünf Orte, welche den Entſchluß gefaßt hatten, die vorenthaltenen Lebensmittel ſelbſt zu holen; Hilfstruppen derſelben in Italien, mit päpſtlichem Gelde geworben, wurden erwartet. Da raffte auch Zürich ſeine Kräfte zuſammen. Rudolph Lavater, Landvogt von Kyburg, wurde zum oberſten Feldhauptmann für Stadt und Land berufen, und ihm und ſeinen Unterhauptleuten, Pannerherrn Schweizer und dem Schützenhauptmann Tönig, Vollmacht gegeben, Mannſchaft aufzubieten, aufzubrechen, ſobald es nöthig, und Alles zu thun, was erforderlich ſei, „den Nutzen und die Ehre des Landes zu ſchirmen und zu retten.“ Damit aber ſchien es, als ob der Rath glaubte genug gethan zu haben; man zeigte weder Thätigkeit, noch Entſchloſſenheit, noch Uebereinſtimmung. Widerſprechende Befehle folgten oft einander; ſchon aufgebotene Mannſchaft erhielt auf dem Wege Befehl umzukehren. Unwillig ſich überall gehemmt zu ſehen, war ſelbſt Lavater für einige Zeit nach Kyburg zurückgekehrt. Die Bewohner der bedroheten Gränzen wurden durch eine Menge eingeſendeter Berichte theils erſchreckt, theils erzürnt. Bern mahnte fortwährend zu Mäßigung, mit der Bitte nichts zu übereilen und nicht ſelbſt anzugreifen, und hatte die Mehrheit der Räthe für ſich; und ſo ward jede entſcheidende Maaßregel vereitelt oder aufgeſchoben. Die Rathloſigkeit der Züricher hob den Muth der Katholiſchen, welche auf einer Verſammlung zu Brunnen in den erſten Tagen des Oktobers 1531 den Krieg beſchloſſen. Alsbald brach auch die Hauptmacht der fünf alten Orte auf nach Zug, wo man einen Andrang der Züricher erwartete, und nahm die Kriegserklärung gegen Zürich mit ſich. In Zürich war indeß die Verwirrung auf's Höchſte geſtiegen, der Heerführer im Kriegsrath nicht einmal anweſend, die Räthe wankend und unentſchloſſen, das Volk ohne Zuverſicht und Theilnahme. Man wollte ſich nicht wieder den Vorwurf zu raſchen und übereilten Handelns zuziehen. Man hoffte noch immer, das heranziehende Gewitter werde durch Unterhandlungen ſich zertheilen; man rechnete auf die Vermittler, allein dieſe hatten ſich zurückgezogen und kamen erſt nach der Schlacht bei Cappel wieder zum Vorſchein. Man erwartete Nachrichten von Getreuen in den fünf Kantonen; allein dieſe konnten nicht Wort halten, weil die Gegner alle Päſſe und Zugänge wohl beſetzt hatten. Zwingli, voll Glaubens an ſeine gerechte Sache, ermahnte zu Muth und Ausdauer, obwohl er für ſich ſelbſt ohne Hoffnung war.

Am 9. Oktober war Lavater wieder in Zürich, und obwohl die Kunde über das feſte Handeln der fünf Orte fortwährend eintraf nebſt Bitten um Hilfe von den Gränzbewohnern, ſo ward doch der ſchon ertheilte Befehl zum Aufbruch wieder zurückgenommen; nichts geſchah, als die Abſendung einiger Rathsglieder, welche an Ort und Stelle ſich erkundigen ſollten. Am 10. Morgens erſchienen bereits Augenzeugen von der Flucht vor den hereinbrechenden Katholiken, mit dringenden Bitten, den Aufbruch zu beſchleunigen. Der Rath, unvollſtändig verſammelt, weil Rathloſigkeit, Verzagtheit, heimliche Freude über die Verwirrung viele Mitglieder zurückhielt, war dennoch nicht zu entſcheidenden Schritten geneigt. Der Entſchluß Lavater's, das Sturmgeläute zum Aufgebot der Wehrfähigen in der Landſchaft ergehen zu laſſen, fand Widerſpruch. Erſt gegen Nachmittag wurden einige Hundert Mann, unter Georg Göldlin, entſendet, jedoch mit dem Befehl, nichts Entſcheidendes zu wagen, ſich vielmehr in geſicherter Stellung zu halten. Das denſelben nöthige Geſchütz folgte erſt am Abend nach. Mit Anbruch der Nacht endlich war die Erlaubniß zum Sturm ertheilt, der nun unregelmäßig und läſſig, vielleicht hin und wieder durch heimliche Gegenbefehle gehindert, durch das Land erging. Am frühen Morgen des 11. Oct. wurde das Kriegspanner am Rathhauſe ausgehangen. Doch lange mußte der Feldhauptmann warten, bis einige Mannſchaft ſich ſammelte, unregelmäßig, ohne gehörige Ordnung und Abtheilung. Wer Muth hatte, wer freiwillig kam, ſtellte ſich in die Reihen. Etwa 700 Männer, darunter Rathsglieder, Geiſtliche, Greiſe, oft neben kräftigen Jünglingen, waren verſammelt, als man zum Aufbruch drängte.

Ohne die Aufforderung des Rathes ſchon entſchloſſen, geſellte ſich den Abziehenden auch Zwingli bei, da es Sitte war, daß einer der erſten Prediger der Stadt als Feldprediger das Panner zu begleiten pflegte. Indem hoffte man, daß er ſchon durch ſein Anſehen ermuthigend auf das Heer wirken werde, die Feinde aber hofften ihn bei dieſer Gelegenheit los zu werden. Er hatte Abſchied genommen von Weib und Kind. Als üble Vorbedeutung ſah man es an, daß ſein Pferd nicht fort wollte, ſondern mehrmals zurückwich. Ernſt und ſchweigend ritt er hinterdrein, zu umſichtig, als daß er bei ſo verkehrten Maaßregeln, bei ſolcher Lauheit Gutes hoffen konnte; aber zu mannhaft, um ſich in der Stunde der Gefahr zurückzuziehen. Man hörte ihn mit Inbrunſt beten für ſich und für die Kirche Chriſti.

Beſchwerlich war der Weg über den Albisberg. Manche der Schwerbewaffneten oder Betagten waren zurückgeblieben; noch weiter zurück war das Geſchütz. Daher ſah man, auf der Höhe angelangt, ſich genöthigt, einen Augenblick zu raſten. Wilhelm Tönig gab den Rath, die Nachziehenden hier erſt zu erwarten, da man in einigen Stunden bedeutenden Zuwachs der Mannſchaft erwarten konnte, und in der That: tollkühn ſchien es, mit ſolchen Bruchſtücken eines Heeres ſich in die Ebene zu wagen. Aber ſchon im Hinanſteigen hatte man den Donner des Geſchützes aus der Gegend von Cappel her vernommen; ein Bote nach dem anderen kam und verlangte eilige Hilfe. Da ſprach Zwingli, an nichts gedenkend als an die Noth der Angegriffenen: „Ich in Gottes Namen will zu den biederen Leuten hin, mit ihnen ſterben oder ſie retten helfen.“ Auch Lavater rieth zur Eile. Man brach auf ohne das Geſchütz zu erwarten.

Drei Uhr Nachmittags war es, als das Panner bei Cappel anlangte, mit wenig Mannſchaft, welche noch dazu ermüdet war. In aufgelöſter Ordnung folgten die Nachziehenden. Mit denen, welche auf den Landſturm herbei geeilt, beſtand das ganze Heer der Züricher etwa aus 2000 Mann. Einige Stunden ſchon hatte Göldlin mit ſeiner Schaar, verſtärkt durch die Bewohner der Umgegend, das Feuer des groben Geſchützes der Gegner ausgehalten und durch das ſeinige erwiedert. Gerade als Lavater und Zwingli und die übrigen Führer auf dem Kampfplatze anlangten, war einige Stille eingetreten. Die Katholiſchen beriethen ſich über Veränderung ihrer bisherigen Stellung. Auch die Züricher traten nun in Berathung zuſammen. Die Kriegserklärung der fünf Orte wurde von Göldlin übergeben und Zwingli vorgelegt. Der Abend nahete, und man erwartete keinen entſcheidenden Angriff der Katholiſchen mehr. Peter Füßli trug darauf an, das vorhandene Geſchütz auf einen etwas rückwärts liegenden Hügel aufzuführen und hinter demſelben eine geſicherte Stellung einzunehmen. Die Führer verfügten ſich zum Theil dorthin, um die Stellung zu beſichtigen. Allein in dieſem Augenblicke ſah ſich die unten ſtehende, von ihren bedeutendſten Führern verlaſſene Schaar der Züricher vom Feinde in der Nähe bedroht. Während nämlich auch die Hauptleute der Katholiſchen ebenfalls noch berathſchlagten, hatte ein Heerhaufen derſelben ſich in ein benachbartes Wäldchen geſchlichen, aus welchem man die Züricher in der Seite angreifen konnte. Die Züricher, dies nicht ahnend, rückten muthig und ohne Kommando gegen die zugleich von vorn Angreifenden an. Lavater, Zwingli und die übrigen der Begleiter eilten, ſich in die Reihe zu ſtellen. Es begann ein regelloſer, Kampf und nun eröffneten auch die im Walde Verborgenen ihr Feuer, während die übrigen Katholiſchen nachrückten. Gefahrvoll war die Lage der

Züricher. „Wie iſt es, Meiſter Ulrich,“ ſprach Leonhard Burkhard, ein Bäcker aus Zürich, der keineswegs zu Zwingli's Freunden gehörte, „wie gefällt Euch die Sache? ſind die Rüben geſalzen? wer ſoll ſie eſſen?“ — „Ich“, antwortete dieſer, „und mancher Biedermann, die wir hier ſtehen in Gottes Hand, deſſen wir lebend und todt ſind.“ — „Und ich will auch helfen“, ſprach Burkhard, „mein Leben ſei daran geſetzt.“ Und er hielt Wort.

Eine Lanze ergreifend, trat Lavater unter die vorderſten der Kämpfenden. „Seid eingedenk, rief er, der Ehre Gottes und Zürichs, und haltet euch redlich.“ Ebenſo auch andere tapfere Züricher. Zwingli, mit einer Hellebarte bewaffnet, aufgefordert, auch ſeinerſeits das Volk zu ermuthigen, rief mit lauter Stimme: „Fürchtet euch nicht, leiden wir auch, ſo geſchieht es um Gottes Sache. Rufet zu Gott, er wird uns und die Unſern ſtärken. Gott walte über uns.“

Von beiden Seiten ward mit Ungeſtüm gekämpft. „Ketzer und Kelchdieb,“ hörte man von der einen; „Verräther und Fleiſchverkäufer!“ auf der andern Seite rufen. Um den Geſchoſſen aus dem Walde zu entgehen, warfen ſich die Züricher oft auf die Erde. Man ſchoß, man ſtach, man warf mit Steinen. Zweimal ſchon mußten die Katholiſchen weichen; allein in großer Ueberzahl und beſſer geordnet drangen ſie ſtets wieder vor. Die Hälfte der Züricher lag auf dem Wahlplatze, als ein Theil, noch dazu von einem Verräther, der ſich für einen Züricher ausgab, dazu ermuntert, die Flucht ergriff. Der Feldherr folgte. Das Panner, von ſeinen Führern mit äußerſter Tapferkeit im blutigen Gefecht vertheidigt, war gerettet. Aber Zwingli — ſuchen wir ihn im Kampfgewühl. Im Begriff, einem an ſeiner Seite Sinkenden zuzuſprechen, ward er von einem geworfenen Steine ſo ſtark getroffen, daß der als Siegeszeichen nach Luzern gebrachte Helm die Spur zeigte. Er ſank nieder, raffte ſich mehrmals wieder auf, bis er, noch durch mehrere Stiche im Schenkel verwundet, ſich nicht mehr erheben konnte. „Den Leib können ſie tödten, die Seele nicht,“ das ſollen ſeine letzten Worte geweſen ſein.

In ſeiner Nähe lagen noch achtzehn Andere, geiſtlichen Standes. So Diebold von Geroldseck, der den Reformator einſt nach Einſiedeln berufen, Wolfgang Joner, Abbt zu Cappel, der Comthur Konrad Schmid, mitten unter neun und dreißig Männern aus Küßnacht. Aus dem kleinen Rathe waren ſieben, aus dem großen neunzehn. Ohne dieſe waren noch fünf und ſechzig Bürger der Hauptſtadt und über vierhundert aus der Landſchaft gefallen.

Rückkehrend von der Verfolgung der Fliehenden ſammelten ſich die Katholiſchen zum Dankgebet. Man durchſuchte nun mit Fackeln das Schlachtfeld, — Viele, getrieben von Beuteluſt oder Rachedurſt und Fanatismus, Manche auch wohl in der edlern Abſicht, den Verwundeten zu helfen. Wo die Fanatiker noch Lebende fanden, da richteten ſie die Frage an dieſelben, ob ſie beichten oder die Heiligen anrufen wollten. Die ſich weigerten, wurden ſogleich ermordet. Ein ſolcher Haufen war's, der auch auf Zwingli traf. Er lag mit dem Geſicht zur Erde gewendet. Umgewendet fragte man ihn, wie die Andern, ob er beichten wolle? Verneinend ſchüttelte er das Haupt, ſchaute gen Himmel und betete. „So ſtirb denn, hartnäckiger Ketzer!“ rief Hauptmann Bodinger von Unterwalden, und ſtach ihm mit dem Schwert in den Hals. Zwingli war nicht mehr. Mit dem Tode hatte er das edle Streben ſeines Lebens beſiegelt.

Am Morgen verbreitete ſich das Gerücht, daß er gefunden ſei unter den Katholiſchen; man drängte ſich herbei, um ihn zu ſehen. Noch im Tode trug er, zum Staunen der Feinde, die Farbe des Lebens. „Welches dein Glaube auch geweſen ſei“ — ſprach Hans Schönbrunner, ehemals Chorherr zu Cappel, mit Thränen in den Augen — „ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenoſſe wareſt. Gott ſei deiner Seele gnädig.“ Doch nicht ſo der fanatiſche Haufen. An dem Todten wollte man ſich rächen. Einige verlangten, daß ſein Körper in 5 Theile gehauen und jedem der fünf Orte eines zugeſendet werden ſolle. Andere wollten, daß er verbrannt werde. Die Stimmen der Mäßigung und Vernunft, daß man die

Todten ruhen und Gott richten laſſen ſolle, verhallten unter dem Geſchrei der rohen Menge. Unter Trommelſchlag ward ein Ketzergericht angekündigt und ſodann auf den Ausſpruch desſelben der Leichnam durch den Nachrichter von Luzern geviertheilt, verbrannt und die Aſche mit der von getödteten Schweinen vermiſcht. Da muß man wohl an den Ausſpruch des Dichters denken: „Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken, verderblich iſt des Tigers Zahn, jedoch das Schrecklichſte der Schrecken, das iſt der Menſch in ſeinem Wahn!“

Siegestrunken kehrten die Katholiſchen heim; doch mehr faſt erfreut über den Tod ihres Feindes Zwingli, als über den errungenen Sieg ſelbſt. Es fehlte der Reformation fortan ihre Seele, man durfte hoffen, daß das Alte wieder Platz greifen werde, zumal als nach einigen Tagen auch Zwingli's vertrauter Freund und Helfer, Oekolampad zu Baſel, über des Freundes Tod tief betrübt geſtorben war. Erſchütternd war dagegen die Schreckensbotſchaft in Zürich. Doch in ſtiller Ergebung duldeten manche, wie Anna Reinhard, der ein Trauerbote nach dem andern kam mit Meldung von dem Tode des Gatten, des Sohnes, des Schwiegerſohnes, des Bruders und des Schwagers. Andere erkannten in dem Unglück eine Strafe Gottes für die Nichtbeachtung der Rechte der Eidgenoſſen und für gewaltſame Durchführung von Reformen, welche nur in der gewonnenen Ueberzeugung feſten Halt haben können. Andere ermahnten dagegen jetzt zu verdoppelter Kraftanſtrengung und traten in die Lücken. Auch die Regierung raffte ſich jetzt auf. Bern ward um ſchleunige Hülfe angegangen und die Städte des chriſtlichen Bürgerrechtes um Zuzug. Da man von Lavater lange Zeit ohne Kunde war, ſo wurden andere Führer auf die Höhe des Albis entſendet, die Fliehenden zu ſammeln. Noch hätte man ſich erheben können, als die am Tage der Schlacht ſchon ausgerückten Berneriſchen Hilfstruppen ankamen und Lavater die Flüchtigen wieder geſammelt hatte. Allein die Uneinigkeit, die eigentliche Urſache der Niederlage, blieb. Der Berniſche Führer, der Schultheiß

Dießbach, der Reform perſönlich abgeneigt, hinderte mehr als er nützte. Seines verrätheriſchen Zögerns müde, wagten die Züricher unter dem Landeshauptmann Frey allein einen zweiten Angriff; ſie wurden abermals geſchlagen und der muthige Führer fand ſelbſt ſeinen Tod.

Doch unerachtet ihrer Siege erfüllten ſich die Hoffnungen der Katholiſchen nicht. „Den Leib mögen ſie tödten," hatte Zwingli geſagt, „aber die Seele nicht." So war es; Zwingli war todt, aber die von ihm in's Leben gerufenen Ideen lebten fort, unvertilgbar durch das Schwert. Alle Verſuche und alle Drohungen der Katholiſchen führten nicht zu dem Ziele, die Reform zu unterdrücken, wo ſie einmal Wurzel gefaßt. Der Rath in Zürich erhielt von den Bedroheten die Verſicherung, daß man bei dem Evangelium bis in den Tod verbleiben wolle, und dieſer zeigte ſeinerſeits ungebeugten Muth und entwickelte unerwartete Kraft, ſo daß man nicht einmal die von den auswärtigen Fürſten Ulrich von Würtemberg und Philipp von Heſſen angebotene Hilfe annahm. Lavater ſelbſt war dagegen durch die erlittene Niederlage eingeſchüchtert; er fühlte, daß er nicht mehr das frühere Vertrauen bei dem Heere beſitze, und wagte keine entſcheidende Maaßregel. Die Berner zogen ſich zurück und auch einzelne Mutloſe oder Treuloſe verließen das Züricheriſche Heer. Dennoch aber ſchlug die Regierung auch jetzt noch die von den Katholiſchen gemachten Friedensbedingungen aus, als mit Ehre und Pflicht unvereinbar. Jetzt aber brach ein Heerhaufen von 4000 Mann aus den fünf Orten in's Züricher Gebiet, Schrecken und Jammer verbreitend; das flüchtige Landvolk mit Weibern und Kindern kam zur Stadt. Die Berner aber, ſo unwillig auch Einzelne in ihrem Heere über das treuloſe Verlaſſen der Bundesgenoſſen waren, blieben auch jetzt thatlos. Indeſſen wichen die Katholiſchen, als das Züricher Heer, verſtärkt durch 1000 Mann Graubündner, ihnen entgegenrückte, zurück. Hans Eſcher führte jetzt an Lavater's Stelle die Züricher. Doch vereinzelt daſtehend, verlaſſen von ihren mächtigern Bundesgenoſſen, konnten die Züricher den Ruf des Landes nach Frieden nicht mehr überhören. Frieden erſehnten indeß auch die Katholiſchen. Die Theurung, der Mangel in den von Kriegern überfüllten Gränzorten, der frühe Winter und das beſchwerliche Leben im Felde machten auch für dieſe den Frieden erwünſcht. Deßhalb ſuchten die fünf Orte einen beſonderen Frieden mit den Landgemeinen des Kantons Zürich abzuſchließen, falls die Hauptſtadt länger des Friedens ſich weigere. Allein auch im Rathe ſiegte endlich die Friedenspartei, und nun wurden Unterhandlungen eingeleitet. In Kriegszeiten aber ſtand nach alter Züricher Sitte der Kriegsgemeinde das Recht der Entſcheidung zu; in's Lager wurden alſo einige der einflußreichſten Rathsglieder entſendet. Auch die Katholiſchen berathſchlagten. Einige verlangten Herſtellung des alten Glaubens auch in Zürich; den Frieden nur unter der Bedingung der in Zürich wieder hergeſtellten Meſſe. Daß Zürich ſich dazu nicht verſtehen werde, war einleuchtend; man mußte die Forderungen mäßigen.

Endlich kam der Frieden unter folgenden Hauptbedingungen zu Stande. Zürich und allen ſeinen unmittelbaren Angehörigen bleibt die Reform geſichert, ebenſo denjenigen Theilen der gemeinſamen Herrſchaften, wo ſie bereits angenommen worden; doch ſteht es dieſen bei etwaiger Stimmenmehrheit auch zu, zur Meſſe zurück zu kehren, die Kirchengüter ſind nach Verhältniß zu theilen. Zürich verpflichtet ſich, jede Einmiſchung da zu unterlaſſen, wo es nicht zu regieren hat. Das chriſtliche Bürgerrecht und der erſte Landfriede ſind aufgehoben. Sodann folgten noch Beſtimmungen über die Erſtattungen und Entſchädigungen. Bei dieſen Verhandlungen wurde endlich der Name „Eidgenoſſen“ wieder gebraucht. Nach deren Beendigung ſtiegen die Abgeordneten vom Pferde, boten einander die Hand und gaben ſich zu trinken aus ihren Feldflaſchen. Allen traten die Thränen in die Augen. Nach freundlichem Abſchied kehrten ſie zurück in's Lager.

Hart betroffen aber wurden die noch von den Bernern beſetzten, nicht in dem Frieden begriffenen Ortſchaften. Die Berner zogen ſich treulos zurück und überließen dieſelben der Rache der Katholiken. Zürich, nicht im Stande, ihnen nachdrücklich zu helfen, öffnete wenigſtens den Vertriebenen ſeine Thore. So kam auch Heinrich Bullinger nach Zürich, ein eben ſo gelehrter und geſchäftskundiger, als milder und zugleich freimüthiger Mann, der würdigſte Nachfolger des unſterblichen Reformators, zugleich der getreueſte und kundigſte Berichterſtatter der Schweizer-Geſchichte jener Tage.

Der errungene Sieg hatte indeß der römiſchen Kirche neue Macht verliehen. Außerhalb des Kantons Zürich erhob ſich die katholiſche Reaktion mit Erfolg, und wie in St. Gallen und Einſiedeln, ſo zog das Mönchthum in viele Klöſter und Gemeinden wieder ein.

Nicht zerſtört durch die Macht der Waffen war nun zwar, was Zwingli mit der Macht des Geiſtes aufgebaut, allein vollendet war nun auch das traurige Geſchick Deutſchlands in der Schweiz; ihre Bürger waren in zwei durch den Glauben getrennte feindliche Parteien geſchieden. Und alle Wunden, welche in den folgenden Jahrhunderten die Schweizer Bürger einander geſchlagen, haben zumeiſt in dieſer Fügung des Schickſales ihren Grund. Hätte damals das reformirende Prinzip bei Cappel den Sieg davon getragen, unleugbar würde das Schickſal der Schweiz bis auf den heutigen Tag ein anderes geworden ſein. Kräftiger würde die Schweiz die Aufgabe in dem europäiſchen Staatenſyſtem, zu welcher ſie berufen iſt, erfüllt haben, ſie würde ein ſtärkeres Bollwerk der Freiheit geworden ſein. Der giftige Wurm im Lebensmarke der Völker ſeit dreihundert Jahren, der Jeſuitenorden, würde nicht herangekrochen ſein zum Herzen Europa's, würde es nicht gebrochen haben durch den Sonderbund. Allerdings würde vielleicht dem alten Glauben von Seite der Reformirten, wenn dieſe geſiegt, manche Unbill geſchehen ſein in dem Rechte ſeines Daſeins, er würde vielleicht aus der Schweiz vertrieben ſein; allein gewonnen haben würde die Schweiz eine naturgemäße freie Entwickelung. Welches Glaubens in unſern Tagen man auch ſein mag, den Glauben wird jeder Gebildete theilen, daß die Menſchheit zu ſteter Entwickelung ihres äußern und innern Lebens berufen iſt. Dieſem Gottesgeſetze geiſtiger Entwickelung und Mündigwerdung der Völker tritt aber die römiſche Kirche beharrlich entgegen, ſie iſt namentlich ſeit jenen Tagen der erſten Verſuche der Völker, ſich geiſtig zu befreien, die ſtete Verneinung aller Entwickelung und alles Fortſchrittes. Wo ſie herrſcht, da muß das geiſtige Leben und Streben der Völker aufhören oder ſich ſelbſt helfen auf dem Wege der Reformation. In dem Gottesgeſetze geiſtiger Entwickelung liegt auch das letzte unveräußerliche Recht der Reformation; die ältere wie die jetzige kirchliche Reformation iſt nichts Anderes, als die Selbſthilfe des Geiſtes auf die Angriffe gegen ſein innerſtes Leben und Streben. Will man das Recht der Reformation in den Buchſtaben und Rechtsſatzungen ſuchen, ſo ſuche man es in dem Kapitel von der Nothwehr. Der Erfolg ſolchen Kampfes entſcheidet ſich zwar nicht immer nach den Forderungen der Vernunft. Aber hat auch die Vernunft beim Entſcheide durch die Waffen ihren Prozeß verloren, ſie nimmt ihre Sache wieder auf bei der höhern Inſtanz des folgenden Jahrhunderts. Der freie Glaube der Schweiz, bei Cappel zwar nicht ſiegreich, hat in unſern Tagen vom Neuen den ihm von Ultramontanismus hingeworfenen Fehdehandſchuh aufgenommen. Mit Freude haben die Völker vernommen, daß der Entſcheid diesmal ein anderer geworden. Der jeſuitiſche Sonderbund, der ebenfalls in jenen alten fünf katholiſchen Orten ſeinen Hauptſitz hatte, iſt zerſprengt. Ein neuer Zeitraum der Entwickelung für die Schweiz hat begonnen.

Vielleicht hat die ewige Vorſicht die Entſcheidung des Reformationskampfes bis zu unſerer Zeit aufgeſpart, wo der freie Geiſt auch ſeine Aufgabe beſſer kennt, wo er auch die Rechte der Beſiegten zu achten weiß, wo man erkannt hat, daß fortan im Reiche des Geiſtes nicht mehr die Waffen der Hand, ſondern die Waffen des Wortes entſcheiden müſſen. Ein deutſames Zeichen mag es erſcheinen, daß man jetzt die Waffen Zwingli's von Luzern, wo ſie ſeit drei Jahrhundeten geruht, zurückgebracht hat nach Zürich. Mögen ſie in ewigen Frieden ruhen; mögen fortan nur die Waffen ſeines Geiſtes im Kampfe für das freie Evangelium gelten! Der Sieg durch dieſe Waffen, wenn auch langſam, iſt doch ſicher und gewiß. Schon hat der Geiſt der Verſöhnung, welcher den Reformator nach Marburg begleitete, in Deutſchland ſein Siegesfeſt gefeiert in der Union der Reformirten und Lutheriſchen; ſchon iſt der Geiſt evangeliſcher Freiheit, welcher ihn zum Tode geleitete, in Deutſchland wieder erwacht. Dieſer Geiſt, fortſchreitend in der Gaſſe, welche die Glaubenshelden der Vorzeit ihm eröffneten, fortſetzend ihre Arbeit, wird das Ziel erreichen, welches jene ahnungsvoll in ſturmbewegter Ferne ſahen. Mag auch kein Magiſtrat, kein deutſcher Reichsfürſt der Reformation des neunzehnten Jahrhunderts helfend beiſtehen, ſie bedarf ſolcher äußeren Hilfe nicht mehr; der Weg iſt ihr gebahnt durch Luther's und Zwingli's Heldenarbeit, allmächtiger Beiſtand iſt ihr geſichert in der fortſchreitenden Geiſtesbildung der Völker. — Das Vaterland hat ſeinem Reformator auf dem Schlachtfelde bei Cappel im Jahre 1838 ein Denkmal errichtet, *) Dankbarkeit hat ſeinen Namen eingeſchrieben in unſer Herz, und die Geſchichte ſein Leben in's Buch der Unſterblichkeit.

---

*) Ein aufgerichteter Granitblock trägt in zwei eingeſenkten Metallplatten folgende Inſchrift in deutſcher und lateiniſcher Sprache:

Den Leib können ſie tödten,
Nicht aber die Seele.
So ſprach an dieſer Stätte
Ulrich Zwingli
für Wahrheit
und
der chriſtlichen Kirche
Freiheit
den Heldentod ſterbend
den 11. Oktober 1531.

Die Männer des Volks

dargeſtellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von
Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. E. Duller, Dr. L. Grieſſelich,
Dr. Karl Gutzkow, R. Habermann, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann
von Fallersleben, H. König; Dr. K. Krug, C. F. Lauckhard,
Müller-Jochmus, Auguſt Nodnagel, Dr. Gabr. Rieſſer, Dr. Franz
Schuſelka, Dr. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth,
Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben
von
Dr. Eduard Duller.

Siebenter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Streng und Schneider in Frankfurt a. M.

Inhalt des ſiebenten Bandes.

Seite

Friedrich Ludwig Weidig . von Karl Buchner . . . 1
Benjamin Franklin . . . „ K. Krug 65
Robert Blum . . . . . . „ Ed. Duller 133
Thaddäus Kosciuszko . . . „ N. Habermann . . . 201
Johann Friedrich Oberlin. „ H. L. Egidius . . . 301
Joachim Nettelbeck . . . „ Ed. Duller 319
Matthias Claudius
Johann Peter Hebel } . . . „ A. Nodnagel . . . 329
Hans von Held . . . . . „ Dr. W. Stricker . . 367
Auguſt Hermann Franke . . „ Ed. Duller 399
Joſeph Maria Jacquard . . „ Ed. Duller 409

Friedrich Ludwig Weidig.

Von

Karl Buchner.

Friedrich Ludwig Weidig war in der Zeit der Halbheit ein ganzer deutſcher Mann, von ächtem Schrot und Korn, wie ſich deſſen Wenige zu rühmen haben.

Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig. (Zürich und Winterthur 1843. S. 44.)

Weidig war mit einem nicht gewöhnlichen Verſtand begabt, gründlich wiſſenſchaftlich gebildet, hatte ein vorzügliches Lehrtalent und beſaß in einem hohen Grade die Gabe, die Gemüther ſich zu gewinnen und unwiderſtehlich an ſich zu feſſeln. Daneben wird ſein Privatleben als tadellos geſchildert und ſeine Willenskraft, Entſchloſſenheit und Ausdauer gerühmt.

Aktenmäßige Darſtellung der im Großherzogthume Heſſen in den Jahren 1832 bis 1835 ſtattgehabten hochverrätheriſchen und ſonſtigen damit in Verbindung ſtehenden verbrecheriſchen Unternehmungen. (Darmſtadt 1839. S. 10.)

Friedrich Ludwig Weidig.

(Geboren am 15. Februar 1791 zu Oberkleen im damaligen Heſſen-Darmſtädtiſch-Naſſauiſchen Sammtamte Kleeberg; geſtorben am 23. Februar 1837 in Darmſtadt.)

Weidig's Vater, Oberförſter in Oberkleen, zog, als der heſſiſche Antheil des Amtes an Naſſau abgetreten wurde, in gleicher Eigenſchaft nach dem Städtchen Butzbach in der Wetterau über, weil er ſich nicht entſchließen konnte, den heſſiſchen Staatsdienſt zu verlaſſen. Der häuslichen Erziehung der vier Söhne, worunter Friedrich der älteſte war, unterzog ſich vorzüglich die Mutter, eine geborne Liebknecht, mit der größten Liebe und Hingebung. Vom zwölften bis ſiebzehnten Jahr genoß Weidig den trefflichen Unterricht des Kirchenraths Leun in Butzbach.

Dies ſind die allgemeinſten äußeren Umriſſe einer Jugend, in deren Innerliches ſchon Weidig's ganze Zukunft ſich zuſammendrängte. Ging ihm in der alten Literatur ein neues und freies Leben auf, ſo bot die nächſte Gegenwart genug Gegenſätze, um dem deutungsvollen Inhalte jener Schriften der Griechen und Römer in Weidig's Bruſt einen bleibenden Widerhall zu verleihen. Die Herrſchaft Napoleon's laſtete damals ſchwer auf Deutſchland. Auch Weidig empfand es ſchmerzlich. Bald war die Richtung ſeines Weſens unabänderlich beſtimmt: Alles bezog ſich bei ihm auf das öffentliche Leben, ſelbſt die Spiele ſeiner Jugend. Fand er nun in der Geſchichte des eigenen Volkes große

Charaktere und Thaten, ſo frohlockte ſein Herz. Luther und die Reformation waren ihm da die hervorragendſten Gegenſtände patriotiſchen Stolzes.

Weidig hatte mit Leichtigkeit die ſprachlichen Hinderniſſe überwunden und ſich beſonders auch in der morgenländiſchen Literatur ausgezeichnete Kenntniſſe verſchafft. Sein Lehrer Leun pflegte oft zu ſagen, daß er unter ſeinen tauſend Schülern ſich nie eines vorzüglichern zu erfreuen gehabt habe. Gemüthlich aber war ſeine Liebe, Hingebung und Dienſtfertigkeit gegen Dritte ausgezeichnet, und ebenſo hierin, wie in ſeiner Gediegenheit und dem Gewichte ſeiner Geiſteskraft mochte der Grund zu finden ſein, daß er ſchon damals einen überwiegenden Einfluß auf ſeine Geſpielen und Freunde ausübte, welcher um ſo entſchiedener war, da er ihn nicht ſuchte.

Zu Oſtern 1808 trat Weidig in das Gymnaſium zu Gießen, bezog aber ſchon im Herbſte die Univerſität daſelbſt, um Theologie zu ſtudiren. Während der Jünglingsjahre war Weidig's Geſundheit ſehr angegriffen und er verſah ſich eines frühen Todes. In anſpruchloſer Zurückgezogenheit lebend, wurde er durch einen Vorfall, der ſein feines Ehrgefühl verletzte, aufgeſtört und ſtrahlte nun durch Muth und Edelſinn hervor, wurde aber zugleich in eine ununterbrochene Reihe akademiſcher und landsmannſchaftlicher Verwickelungen gezogen. Die Reſte eines Tagebuches ſprechen Bedauern aus, daß die Wiſſenſchaften dabei zu ſehr in den Hintergrund getreten; aber zugleich bezeugt das faſt ungemeſſene Anſehen und Vertrauen, das Weidig bei ſeinen Mitſtudirenden genoß, den Gehalt ſeines Weſens, und das Tagebuch führt uns auf die rührendſte Weiſe zur Anerkennung des ſeltenſten moraliſchen Ernſtes. Weidig richtet ſich ſtrenge, ſchwört Schwächen ab, betet mit kindlicher Inbrunſt, daß Gott ihn heiligen und ſtärken wolle, und glaubt, bei der völligſten Hingebung für Andere, immer noch nicht genug frei von Selbſtſucht zu ſein. Sein unausgeſetztes und mit Erfolg gekröntes Streben war: im Zuſammenwirken mit gleichgeſinnten Freunden die Roheit, Gemeinheit und Trinkſucht von der Univerſität zu entfernen und Sinn für Wiſſenſchaft und Vaterlandsliebe zu befeſtigen. Ganz fremd waren ihm Renommiſterei und Uebermuth, innig und treu ſeine Freundſchaft, edel ſein Urtheil und Betragen gegen Widerſacher, höchſt mäßig ſeine Lebensweiſe, mannhaft und zart ſein Auftreten unter allen Verhältniſſen. Als Weidig im Jahr 1809 die Abſicht hegte, in den Reihen der Oeſterreicher gegen franzöſiſche Gewalt zu kämpfen, ſo war dies nur eine Ausſtrahlung ſeiner nie erkaltenden deutſchen Geſinnungen. Aus demſelben Jahr beſitzen wir noch ein von Weidig geſchriebenes und „Gießen im unglücklichen Sommer 1809" datirtes Stammbuchblatt. Es enthält das herrliche Sonett Schlegel's: „Vom Tode rettet nur, den Tod verachten;" den Wahlſpruch: „Freundſchaft und Ehre," und auf der Rückſeite die Inſchrift: „Nemo disjunctos Francos impune lacessat." (Niemand verletze die nicht mehr verbundenen Franken unbeſtraft.) Dieſe Stelle und die im Sonett vorkommenden unterſtrichenen Franken, ſowie das eigenthümliche Datum des Stammbuchblattes bezogen ſich wohl zunächſt auf die zu jener Zeit erfolgte Auflöſung der Studentengenoſſenſchaft: „die Franken," deren Senior Weidig war, aber bei der Bezeichnung „unglücklich" mochten nebſtdem die Schickſale Deutſchlands, der unterdrückte Aufſtand Tyrols und der Untergang Schill's durchſpielen.

Weidig verließ die Univerſität, mit ſchönen Kenntniſſen bereichert, und obgleich ſelbſt manche verlorne Zeit bedauernd, glaubte er, daß die akademiſchen Anregungen der Thatkraft zur Entwickelung des Charakters und zur Bewahrung vor Einſeitigkeit beitragen halfen. Im einundzwanzigſten Lebensjahre erhielt Weidig das Konrektorat an der lateiniſchen Schule in Butzbach und entſagte beſcheiden den durch Kenntniſſe und Fähigkeiten begründeten Anſprüchen auf die Laufbahn eines Gelehrten. Er war glücklich, in der älterlichen Familie leben und in ſeiner Vaterſtadt für die Bildung der Jugend wirken zu können. Mit der ganzen Energie ſeines Herzens begrüßte er die Leipziger Völkerſchlacht und nahm, wie er ſich ausdrückte, nach ſeinen ſchwachen Kräften Antheil an den Bewegungen der folgenden Zeit, nur nicht an den geheimen Verbindungen, die damals von obenher begünſtigt wurden und ſich auch über die Rheinprovinzen ausbreiteten. Er war thätiges Mitglied einer deutſchen Geſellſchaft, führte in Butzbach das Turnen ein, berichtete fleißig in den alten und neuen „Rheiniſchen Merkur“ und beſchäftigte ſich viel mit dem Studium altdeutſcher Literatur und Sprache.

Weidig war überzeugt, daß die Vertreibung der Franzoſen an und für ſich noch nicht das Volkswohl begründe und ſichere. Ueber das, was weiter geſchehen müſſe, gaben ertheilte heilige Zuſagen und die deutſche Bundesakte hinlänglich Auskunft. Da es nun Weidig völlig unmöglich war, eine Ueberzeugung zu haben, ohne für dieſelbe thätig zu ſein, ſo veranlaßte er Aufforderungen, von der Stadt Butzbach ausgehend, an die Standesherren und den Adel, für die Herſtellung einer landſtändiſchen Verfaſſung Sorge zu tragen. Dieſer Schritt blieb nicht ohne die gewünſchten Folgen, zumal als die Geſuche des Adels durch das deutlich ausgeſprochene Verlangen der Gemeinden unterſtützt wurden.

Weidig's patriotiſches Beſtreben entging jedoch nicht der Verdächtigung. Ein Beamter aus der Nähe von Butzbach denuncirte die öffentliche Schule, ſowie die Privatlehranſtalt, an welcher Weidig mit ſeinem ehemaligen Lehrer Leun arbeitete, als mit gefährlichen Grundſätzen angeſteckt, und ebenſo eine von Weidig zu Butzbach gehaltene Predigt. In den Jahren 1819 und 1820 erſchienen Kommiſſionen in Butzbach, um dieſe und ähnliche Anzeigen zu würdigen, und Weidig mußte ſich in Folge der von ihnen geführten Unterſuchungen für völlig gerechtfertigt halten, da weder ein Abgeben der Sache an die Gerichte, noch irgend eine officielle Mißbilligung ſeines Betragens und ſeiner Lehrweiſe erfolgte. Dennoch wurde damals in der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung und in einem andern auswärtigen und als officiell erſcheinenden Blatte, als Ergebniß der Unterſuchung dargeſtellt, was entweder nicht Gegenſtand derſelben geweſen oder durch dieſelbe widerlegt war. Weidig ſuchte alſo bei den nämlichen Blättern um Aufnahme einer kurzen und klaren Gegenerklärung und Widerlegung an; allein vergebens. Wehrlos mußte er es geſchehen laſſen, daß dem Vaterlande ſein Name und Wirken öffentlich verdächtigt wurden. Dieſes Ereigniß ließ aber in Weidig's Urtheil eine unverkennbare Bitterkeit über den damaligen Zuſtand der deutſchen Preſſe und über die Hülfloſigkeit, worin ſich der Einzelne ihr gegenüber befand, zurück. Zwar wurde ihm dadurch einige Genugthuung, daß ihn der damalige Großherzog von Heſſen, Ludwig I. zu einer Audienz nach Darmſtadt beſchied und ihn auf's Freundlichſte empfing. Dieſer Fürſt war ein Mann von hellem Verſtande, von wohlwollender Geſinnung und von ſcharf ausgeprägter Eigenthümlichkeit. Darum war er auch fähig, die Tüchtigkeit Anderer zu ſchätzen und ihrer Ueberzeugungstreue ſelbſt dann Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn ſie mit dem Regierungsſyſteme nicht Hand in Hand ging. Weidig bewahrte dem Andenken dieſes Fürſten eine aufrichtige Anhänglichkeit, ohne jedoch ein Haarbreit von dem Wege abzuweichen, den ihm ſeine politiſche Ueberzeugung vorſchrieb.

Die Zuſammenberufung der Landſtände war in Gemäß des Edikts vom 13. März 1820, eines verkrüppelten Produktes der Reaktion, geſchehen und es handelte ſich nun um die Frage, ob die erſchienenen Landſtände den Eid auf jenes Edikt leiſten wollten. Der größere Theil derſelben that es, beruhigt durch die Verſicherung der Regierung, daß Reformen des Edikts ſtattfinden ſollten; der kleinere Theil, welcher etwas nach ſeiner Ueberzeugung Verwerfliches auch nicht vorläufig als Norm beſchwören wollte, verweigerte es ſtandhaft und wurde in Folge deſſen ſpäterhin von dem Landtage ausgeſchloſſen. Unter die Eidweigernden gehörte auch der Poſthalter P. M. Bender zu Butzbach, und an dieſen richtete dann bei ſeiner Rückkehr am 22. Juli 1820 Weidig das nachſtehende, bis jetzt noch ungedruckte Gedicht:

„Wir ſagen Dir ein freudiges Willkommen!
Wir grüßen Dich mit Herz und Mund und Hand!
Iſt gleich des treuen Heſſen Bruſt beklommen
Von ſtiller Wehmuth um das Vaterland,
Daß ihm der Hoffnung neuer Strahl erblichen,
Du biſt vom Pfad der Treue nicht gewichen!

Die Eitelkeit, die Volkesrecht vergeudet, —
Der Wankelmuth, der ſpielt mit Ja und Nein, —
Die Liſt, die Fürſtenworte dreht und deutet, —
Das Zagen vor der Fürſtenräthe Dräu'n —
Sie konnten nimmer Dich in Netze ſchlagen,
Des Volkes Recht wahrſt Du zu beſſern Tagen.

Ein Wort! Ein Mann! das haſt Du treu gehalten!
Es ſei dem theuren Hoffen unſ'rer Zeit,
Bis Recht und Freiheit würdig ſich entfalten,
Des Mannes Bruſt zur feſten Burg geweiht:
Nur da, wo man dem Scheine ſich verpflichtet,
Wird ſelbſt der künft'gen Wohlfahrt Keim vernichtet.

So rufen wir Dir freudiges Willkommen,
Und grüßen Dich mit Herz und Mund und Hand!
Iſt gleich des treuen Heſſen Bruſt beklommen
Von ſtiller Wehmuth um das Vaterland:
Den wir erwählt, treu hielt er an dem Rechten,
Den Bürgerkranz, wir dürfen Dir ihn flechten!“

Um's Jahr 1822 promovirte Weidig als Doktor der Philoſophie und Philologie auf ehrenvolle Weiſe und ſchrieb eine Abhandlung über Alfieri. In dieſelbe Zeit fiel der Antheil Weidig's an der Sache der Griechen.

Nach langer Zurückſetzung, wodurch man ihm ſeine unverholene politiſche Geſinnung entgelten ließ, wurde Weidig endlich im Jahr 1826, ohne Zweifel durch den entſchiedenen Willen des Großherzogs, zum Rektor an der Schule in Butzbach befördert, und er konnte nun an die Verbindung mit ſeiner zärtlich geliebten Braut, Amalie Hofmann, denken. Vom Neujahr 1827 an lebten Beide in der glücklichſten Ehe. Sie war in jeder Beziehung ſeiner würdig: genügſam und aufopfernd, mildthätig, liebevoll, Gott vertrauend. Eine Freundin der Kinderwelt, unterſtützte ſie ihn in der Bildung der weiblichen Jugend, und für den fortgeſetzten freien Unterricht des heranwachſenden Geſchlechts, ſowie für andere Zwecke thaten Beide ſo viel, daß ſolche Leiſtungen nur durch die äußerſte Einſchränkung ihres Haushaltes möglich wurden. Aber ſelbſt dieſe Hingebung für Andere ſchien Manchen verdächtig und wurde der Gegenſtand von Nachforſchungen, die indeſſen leicht im allgemeinen Zeugniſſe ihre Beantwortung fanden, daß dieſe Familie ein eigenes Bedürfniß erſt dann anerkenne, wenn ſie keine Noth mehr um ſich her ſehe.

Durch Weidig's und anderer Lehrer Thätigkeit erreichten die Schulen von Butzbach eine Stufe der Ausbildung, welche ſchwerlich irgendwo im Lande übertroffen wurde, und ihm gebührt größtentheils der Ruhm davon, daß die Bewohner jener Stadt ſich durch Bildung und Urtheil auszeichnen. Dafür erwarb er ſich die nie verleugnete Liebe von Jung und Alt, das unerſchütterlichſte Vertrauen ſeiner Mitbürger in einem Grade, wie ſich davon im ganzen Lande kein zweites Beiſpiel fand.

In dieſem ſtillen aber unermüdlichen Wirken fanden ihn die Ereigniſſe des Jahres 1830. Weidig war Keiner von Denen, die ſich bei dem auch an jeden Einzelnen ergangenen Ruf der Weltgeſchichte zur Thätigkeit für das Wohl und die Freiheit der Völker feig und ſelbſtſüchtig zurückzuziehen vermochten. Er wirkte eifrig in ſeinem Kreiſe für die Wahl freiſinniger Abgeordneten und nahm Theil an der etwas freier aufathmenden Publiciſtik, indem er für mehrere Zeitungen, namentlich für die im Großherzogthum Heſſen damals ſtark verbreitete „Hanauer Zeitung“ arbeitete. Als ſich aber im Oktober 1831 die Unruhen im Kurfürſtenthum Heſſen auch über einige angränzende Bezirke des Großherzogthums Heſſen ausbreiteten, da rüſtete ſich, bei dem

Herannahen des Pöbelzuges gegen verhaßte Beamtengewalt, die Butzbacher Bürgerſchaft unter der Mitwirkung Weidig's zum Widerſtande. Doch früher ſchon, als ſie in jene Gegend kamen, erlagen die Meuterer einem ſiegreichen Angriffe der Bewohner der Dörfer Södel und Wölfersheim. Ein unſeliges Mißverſtändniß gab Anlaß, daß die in dieſe Dörfer einrückenden Militärabtheilungen mehrere Einwohner derſelben für Rebellen hielten, ſie tödteten oder verwundeten. Mit der ihm eigenen Thätigkeit nahm ſich nun Weidig der Familien der Verunglückten an und veranlaßte reichlich ausfallende Sammlungen, bis endlich die Regierung ſelbſt die Pflicht der Unterſtützung erfüllte. Auch ein „deutſches Geſangbuch“ (Darmſtadt und Hanau, 1831), eine kleine Sammlung patriotiſcher und religiöſer Lieder, gab Weidig zum Beſten der unglücklich Gewordenen heraus.

Um dieſe Zeit hatte ich Weidig's perſönliche Bekanntſchaft gemacht. Eine große, kräftige, breitſchulterige und ziemlich korpulente Geſtalt; die Stirne hoch und edel gebildet, die Naſe gebogen, der Mund wohlwollend, und freundlich, das Kinn kräftig vortretend, die Augen angenehm und geiſtvoll, das Ganze des Geſichts groß, kräftig und einnehmend, ein intereſſanter Wechſel des Ausdrucks, wie gerade das Geſpräch wechſelte, darüber ſpielend; die Farbe vom Blaſſen zum Braunen hin, aber geſund; Heiterkeit, Munterkeit bei aller Entſchiedenheit und allem Ernſte der Anſicht, der auch keinen Augenblick ſich verleugnete; ſtete Rüſtigkeit, Thätigkeit und Aufmerkſamkeit für politiſche und geiſtige Intereſſen: Höflichkeit und herzliches Entgegenkommen, aufrichtiger Familienſinn, Schlichtheit und Einfachheit in der äußeren Erſcheinung, — das waren ungefähr die hauptſächlichſten äußeren und inneren Züge, womit ſich der Mann mir damals darſtellte.

Weidig wünſchte einige Lieder von mir für ſein „deutſches Geſangbuch,“ und ich willfahrte ihm gern. Er ſelbſt verfaßte einige Gedichte zu dieſem Zweck oder hatte ſie vielleicht damals ſchon verfaßt. Ihr Abdruck erfolgte ohne Nennung ſeines Namens. Sie ſind beſonders wichtig zur Bezeichnung der freien, deutſchen, aber durchaus geſetzlichen Geſinnungen, welche damals in ihm lebten.

Der Grundgedanke jener Sammlung wurde noch vervollſtändigt durch andere, nicht von Weidig verfaßte, aber doch von ihm aufgenommene Gedichte, welche in erklärt konſtitutionellem Sinne den zwar vorſtrebenden, aber gewiß friedlichen und freundlichen politiſchen Geſinnungen jener Zeit ſich anſchloſſen.

Als kaum die Abdrücke ſeines Geſangbuches bei Weidig eingetroffen waren, ſtarb ſeine Mutter. Von früheſter Jugend an hatte er die Wünſche derſelben als heiliges Geſetz anſehen lernen und ihre reiche, aufopfernde Liebe mit einer Zärtlichkeit vergolten, welche zu übertreffen einem Kinde unmöglich ſein möchte. Sein Leben entbehrte nun ihres weiſen Rathes, den er ſtets hoch gehalten. Da war das erſte Lied, was er aus jenem Buche mit ſeinen Schülern ſang, ein Grablied: „Des Chriſten Tod,“ an dem Grabe der Mutter.

Der journaliſtiſchen Thätigkeit Weidig's durch Beiträge in die „Hanauer Zeitung“ iſt ſchon erwähnt worden. Er lieferte ſie mit einer Uneigennützigkeit, welche einzig genannt werden kann. Dabei trieb er auch Andere zur Mitarbeiterſchaft und empfahl die Anſchaffung. Auch rührten wohl einige Aufſätze im damaligen „Konſtitutionellen Deutſchlande“ von ihm her, doch — Vielen vielleicht unerwarteter Weiſe — ſchwerlich diejenigen, welche ſehr heftig und perſönlich ſich über heſſiſche Zuſtände und Perſonen dort ausließen, ſondern eher die milderen, welche gerade darum in jenen heftigen Artikeln Anfechtungen erfuhren. In die „deutſche Tribüne“ und in den „Freiſinnigen“ lieferte Weidig ebenfalls Aufſätze. Im Jahr 1831 hatte Weidig die Sendung von Dankadreſſen wegen ſeiner Bemühungen um Preßfreiheit und eines Ehrenpokals, Seitens „der beiden Heſſen,“ an Welcker in Freiburg veranlaßt; daſſelbe Jahr gab ihm Gelegenheit, ſeine große Theilnahme erſt am noch kämpfenden und dann am flüchtig gewordenen Polen darzulegen und theils aus eigenen Mitteln, theils durch Sammlungen, Koncerte u. ſ. w. faſt Unglaubliches dafür zu thun. Daß die Aufforderung des Dr. Wirth zur Unterzeichnung von Geldbeiträgen für die freie Preſſe namentlich auch in Butzbach lebhafte Theilnahme und zahlreiche Unterſtützung fand, iſt wohl beſonders Weidig's Bemühungen dafür zuzuſchreiben. Im Jahr 1832 wohnte Weidig dem Wilhelmsbader Volksfeſte, jedoch nur als Zuſchauer und Zuhörer, bei.

Am 3. April 1833 hatte das ſogenannte „Frankfurter Attentat“ Statt. An dasſelbe knüpfte ſich eine Menge von Verhaftungen und Unterſuchungen. Auch Weidig wurde etwa ein Vierteljahr ſpäter polizeilich verhaftet und ſeine Papiere unterſucht. Als Grund ſeiner Verhaftung war ihm vom Kreisrathe angegeben worden: „daß er in Geſellſchaft von Republikanern geweſen ſei.“ In den Papieren hatte man nichts für Weidig Nachtheiliges gefunden.

Die Sache machte Aufſehen. Auf eine Beſchwerdevorſtellung von Weidig's Frau bei der zweiten Kammer der heſſiſchen Landſtände wegen „rechtswidriger Verhaftung ihres Ehegatten“ ſtellten die Abgeordneten v. Gagern, Hallwachs, Helmrich und v. Buſeck einen Antrag „auf Beſchwerdeführung wegen Mißbrauch der Amtsgewalt und Verletzung der Verfaſſungsurkunde.“ Daran knüpfte ſich eine zweitägige Berathung, woran die ausgezeichnetſten Mitglieder der Kammer ſich betheiligten und die auch dadurch merkwürdig war, daß mehrere beſonders angeſehene und durch das Vertrauen des Volks hervorragende Männer in einer Art öffentlichen Ehrengerichts die unumwundenſte Anerkennung und Achtung für Weidig's Charakter ausſprachen. Dieſer war indeſſen nach 43tägiger Haft durch das Hofgericht in Gießen freigelaſſen worden. Obgleich hiernach die Beſchwerde ſeiner Frau als erledigt angeſehen wurde, beſchloß doch die Kammer mit 25 gegen 15 Stimmen, daß gegen den verantwortlichen Miniſter des Innern und der Juſtiz, Freiherrn **du Thil**, „wegen der in der Sache **Weidig's** begangenen Verfaſſungsverletzungen“ beim Großherzoge Beſchwerde geführt werden ſolle. Daß dies wirklich geſchehe, mußte die erſte Kammer beitreten; auch kam es dort zu einem dem Beſchluſſe der zweiten Kammer ungünſtigen Berichte und zur Diskuſſion. Eine Abſtimmung fand wegen Auflöſung des Landtages nicht mehr Statt. Sie würde vorausſichtlich dem Beſchluſſe der zweiten Kammer ihren Beitritt verſagt haben.

Weidig's Freilaſſung aus der Haft und die ſpätere des gleichfalls verhaftet geweſenen Apothekers **Theodor Trapp** aus Friedberg, erregte in der Provinz Oberheſſen, der Beide angehörten, große Freude. Man veranſtaltete Feſte; Mädchen überreichten Kränze und **Weidig** ſprach ſeinen Dank für die Anerkennung in einem ſchönen Sonette aus.

Nach einer Behandlung, die von der großen Mehrheit der Abgeordneten als **verfaſſungswidrig** anerkannt war, und in Folge der immer ſchärfer und rückſichtsloſer zur Anwendung gebrachten reaktionären Maßregeln, trat **Weidig** auch in ſchärfere Oppoſition gegen das Miniſterium. Zu Anfang Novembers 1833 war der in Darmſtadt verſammelte Landtag aufgelöſt worden, und es erfolgten Penſionirungen von Staatsdienern, die zur Oppoſition gehört hatten. **Weidig** half eine Feſtfeier für den rückkehrenden Abgeordneten des Bezirks, v. **Buſeck**, veranſtalten und brachte eine Denkmünze für die Oppoſitions-Mitglieder des aufgelöſten Landtages in Vorſchlag. Ebenſo war er für die neuen Wahlen ſehr thätig. Obgleich die Regierung beinahe einem Drittheile der neugewählten Mitglieder der Kammer den Urlaub verweigerte, fiel dieſe doch in ihrer Mehrheit wieder liberal aus und wurde nach etwa halbjähriger Sitzung gleichfalls aufgelöſt. Inzwiſchen war im Großherzogthum Heſſen, wie in den andern deutſchen Bundesſtaaten, der Zuſtand der Preſſe immer kläglicher geworden. Schon nach der Auflöſung des Landtags von 1832 bis 1833 hatte die Regierung alle politiſchen Blätter, obgleich unter Cenſur, inſofern ſie die Anſichten der Oppoſition — auch nur theilweiſe — vertheidigten, durch Entziehung der Konceſſion unterdrückt, und zwei cenſirte auswärtige, die ſich viel mit heſſiſchen Angelegenheiten befaßten, (darunter die Weidig ſo liebe Hanauer Zeitung,) verboten. Folge davon war das Erſcheinen der Erzeugniſſe einer geheimen Preſſe. Es waren dies — nach und nach — fünf Nummern eines „Leuchters und Beleuchters in Heſſen, oder der Heſſen Nothwehr,“ ein „Aufruf an die heſſiſchen Wahlmänner“ (Februar 1834), einer „an die heſſiſchen Stände“ (Ende April 1834) u. ſ. w. Als Verfaſſer der Aufrufe bekannte ſich ſpäter der Pfarrer Flick von Petterweil; die in gemäßigtem Tone abgefaßten Nummern des „Leuchters und Beleuchters“ rührte dagegen höchſt wahrſcheinlich von Weidig her.

Um Weidig von dem Glühherde ſeiner politiſchen Thätigkeit zu entfernen und auch wohl als Strafe für ſein Handeln im Sinne der Oppoſition, verſetzte das Miniſterium im Frühjahr 1834 Weidig gegen ſeinen Willen an die Pfarrei Obergleen, eine arme Gemeinde an der kurheſſiſchen Gränze. Weidig bemühte ſich perſönlich in Darmſtadt, dieſe Verſetzung zurückgenommen zu ſehen. Er berief ſich auf ſeine dreiundzwanzigjährigen tadelloſen Dienſte im Schulfache. Aber Alles war umſonſt. Er erhielt blos die Zuſage, daß ſein neuer Gehalt bis zum Betrage des bisherigen aufgebeſſert werden ſolle. Aus allen ſeinen Beziehungen geriſſen, ſchied Weidig nur ungern aus Butzbach.

Am 7. September 1834 hielt er in Obergleen ſeine Antrittspredigt. Junge Bürger aus Butzbach hatten ihm im Namen von mehreren hundert Gebern für dieſen Tag eine ſchöne Bibel gebracht. Weidig ſchrieb nachher in dieſelbe: „Dieſe Bibel iſt mir von meinen theuern Mitbürgern und ehemaligen Schülern in Butzbach zum Geſchenke gegeben und durch ſechs junge Bürger zu meiner Vorſtellung als Pfarrer in Obergleen überbracht worden. Segen Gottes über die Geber, über die Lehre der Liebe, der Wahrheit, der Freiheit und Gerechtigkeit, die

Chriſtus mit ſeinem Blute beſiegelte, über unſer deutſches Vaterland!“

In ſeiner Antrittspredigt entwickelte Weidig die wärmſten, die chriſtlichſten Empfindungen. Er ſprach ſich über das aus, was ſeine Gemeinde von ihm, und was er von ihr zu fordern habe. Er verlange Achtung vor dem Amte, das er verwalten ſollte; Achtung vor dem Evangelium, das er zu verkündigen berufen ſei; darum Achtung vor dem Tage und dem Orte, wo das Evangelium verkündigt werde, und Achtung und ernſtliche Prüfung bei ſeinen Auslegungen des Evangeliums an heiliger Stätte; Aufmerkſamkeit bei den Ermahnungen, zu welchen ſein Amt ihn auffordere, und Folgſamkeit, ſobald das Gewiſſen ſeiner Zuhörer, gleichwie das Evangelium ihnen bezeugen, ſie ſeien im Geiſte des Heilands ermahnt, bedroht, geſtraft worden. Für ſeine Perſon forderte er zum Voraus Zutrauen und freundliche Aufnahme, bis ſeine Zuhörer ſpäter zu prüfen und zu erkennen vermocht, ob er des perſönlichen Zutrauens werth ſei oder nicht. Er nahm dabei Gelegenheit, einige Worte über die gegen ihn verhängt geweſene Maßregel der Gefangenſchaft zu ſagen, und drückte dabei den Wunſch aus, daß er hier, als evangeliſcher Lehrer, nicht mit dem Vorurtheil und dem Mißtrauen aufgenommen werde, als ſei er um Miſſethat willen angeklagt und gefangen gehalten worden. Zugleich verwahrte ſich Weidig gegen die Sage, als ſei er nicht blos ungern hinweggegangen aus ſeinem bisherigen Wirkungskreiſe, ſondern auch ungern übergetreten in dieſe Gemeinde und ſein neues Amt. Das wäre (ſagte er) meines Herzens eifrigſter Wunſch und meiner Wünſche froheſte Erfüllung, wenn dieſe chriſtliche Gemeinde früher oder ſpäter ſpräche: „Wenn uns nach der an manchen Orten bräuchlichen Freiheit die Wahl unſeres Predigers freiſtände, wir würden keinen andern gewählt haben als den, der uns als evangeliſcher Prediger geſandt wurde!“

Was Weidig erwartete, geſchah. Bald hingen ſeine Pfarrkinder mit der innigſten Verehrung an ihm. Zu ſeinen gottesdienſtlichen Vorträgen drängten ſich zahlreiche Zuhörer, ſelbſt aus entfernteren Gemeinden. Weidig rottete die in Obergleen eingeriſſene Spielſucht und Trunkenheit aus und war ſtets bereit, die Armen zu unterſtützen und ihnen unverzinslich zu borgen. Später fand man es auffallend, daß ein mittelloſer Mann Geld an Bauern leihe, offenbar mit der Gefahr, es nicht wieder zu erhalten. Aber der zu Bericht geforderte Dekan des Bezirks führte aus, wie die Verfügung über ſolche Mittel durch die Einfachheit und ſtrenge Ordnung des Weidig'ſchen Haushaltes allerdings erklärt werden könne. Während nun ſo der Mann in ſeinem Kreiſe thätig war und den Aermeren bereitwillig die üblichen Amtsgebühren ſchenkte, ſammelte die Frau die Mädchen des Dorfes zu weiblichen Arbeiten um ſich. Ein heiteres Stillleben umfing die beiden Eheleute, an deren Seite ihr Sohn, ein friſch aufblühender zwölfjähriger Knabe, ſtand, und welche die Ausſicht hatten, ihren Familienkreis bald mit einem neuen Sprößling vermehrt zu ſehen.

Auch in Obergleen war Weidig politiſch nicht ganz unangefochten geblieben, vielmehr hatte die Gerichtsbehörde wegen Abfaſſung und heimlicher Verbreitung von Druckſchriften gegen ihn inquirirt. Doch die Gegenſtände waren unbedeutend und er ſchlug ſie wenig an. Anlaß zu ernſterer Erwägung mochten ihm bei ihm eintreffende unterſchriftsloſe Warnungsbriefe geben. Dennoch wies er ehrenvolle Anträge, welche damals aus der Schweiz wiederholt wurden, von der Hand: er hielt es für Feigheit, ſein Vaterland zu verlaſſen; er wollte ſich von ſeinen Mitbürgern in einer trüben Zeit und im heiligen Kampfe für Freiheit und Beſſerung der öffentlichen Verhältniſſe nicht losreißen.

In dieſer Zeit der Ueberlegung und wohl auch des Schwankens traf Weidig ein abermaliger Trauerſchlag. Sein Vater ſtarb plötzlich am Schlagfluſſe und Weidig, welcher nach Butzbach eilte, fand dort nur noch die Leiche. Dies ſchnelle Hinſcheiden und die Auflöſung des älterlichen Hauſes ſchmerzte ihn ſehr, doch verließ ihn auch hier Faſſung und Ruhe nicht und er tröſtete ſeine Geſchwiſter durch erhebenden Zuſpruch.

Wenige Tage vor ſeiner zweiten Verhaftung kam Weidig aus der Schule in Obergleen, wo er faſt jeden Morgen Unterricht gab, ſehr bewegt zurück. „Ich habe noch einmal,“ ſagte er, „mit den Kindern recht von Herzen geſungen:

„O Gedanke, voll von Troſt und Licht,
Erd' und Himmel wanke, Gott verläßt mich nicht.“

Endlich, am 24. April 1835, erfolgte bei nächtlicher Weile jene zweite Verhaftung Weidig's im Pfarrhauſe zu Obergleen. Seine einzige Sorge war hierbei darauf gerichtet, der Gattin Troſt, dem ſiebenjährigen Sohne Ermahnungen zu hinterlaſſen. Die Zeilen, die er dieſem noch ſchnell auf ein Blatt Papier geſchrieben, lauteten: „Mein lieber Wilhelm! Mache Deiner Mutter Freude, tröſte ſie wenn ſie weint, und behalte lieb Deinen treuen Vater.“ Als Grund der gegen ihn genommenen Maßregel hatte man Weidig bezeichnet, daß er wegen Abfaſſung und heimlicher Verbreitung von Druckſchriften in Unterſuchung ſtehe.

Weidig ward zunächſt in's Gefängniß nach Friedberg und zwei Monate ſpäter nebſt andern politiſch Angeſchuldigten in's Arreſthaus nach Darmſtadt gebracht. Aus der ſtarken Gensd'armeriebedeckung, welche Weidig beim Transporte von Friedberg nach Darmſtadt beigegeben war, ließ ſich annehmen, daß er beſonders gravirt ſei oder daß doch die Behörde ſeiner Habhafthaltung ein beſonderes Gewicht beilege. Gleichzeitig begab ſich eine Unterſuchungs-Kommiſſion des Gießener Hofgerichts, an deren Spitze der Hofgerichtsrath Georgi von Gießen ſtand, nebſt Aktuarien und Gefängnißwärter nach Darmſtadt. Von allem Andern abgeſehen, war die Wahl dieſes Mannes zum Unterſuchungskommiſſär ſchon wegen Weidig's tiefgegründetem Mißtrauen gegen ihn eine höchſt unglückliche. Denn ſchon zwei Jahre früher, während ſeiner erſten Gefangenſchaft, hatte Weidig denſelben, der damals ebenfalls amtlich bei ihm thätig werden ſollte, dem dirigirenden Staatsminiſter Freiherrn du Thil brieflich als einen Mann bezeichnet, „den er als guter Bürger nicht anerkenne und als unbeſcholtener Mann moraliſch verhorrescire.“

In Friedberg durfte **Weidig** bisweilen noch ſeine Gattin und ſein Söhnchen, wenn auch freilich nur in Gegenwart der Gerichtsbehörde, ſehen und ſprechen. In Darmſtadt hingegen fand dieſes nicht mehr Statt. Nur ſein Söhnchen und das jüngſte, während ſeiner Gefangenſchaft geborne Kind, ein Töchterchen, nahte ihm dort einmal auf dem Arme ſeiner Amme. Bei dieſer Gelegenheit war **Weidig** in großer Aufregung über die Verweigerung, ſeine Gattin, welche bis an den Hof des Arreſthauſes gekommen war, wenigſtens durch's Fenſter zu ſehen, und er äußerte, daß nichts ihm ſo hart erſcheine als dieſe Verweigerung, weder die Entbehrung des Lichts (er hatte es niemals über ſich gewinnen können, um Geſtattung eines ſolchen nachzuſuchen) und der Schreibmittel, noch das längere Tragen von Ketten. Auch Schritte, welche er bei den höhern Richtern deßhalb verſuchte, blieben vergeblich. Außerdem erhielt einer ſeiner Brüder, der Revierförſter **Weidig**, einmal die Erlaubniß zu einer Unterredung mit ihm. Sonſt aber war er völlig von der Welt abgeſchloſſen; ſelbſt bisweiliges Schreiben an ſeine Gattin und Mittheilung von Gedichten an ſie, ſowie Empfangnahme ihrer Briefe, — alles dieſes unter Aufſicht und nach vorheriger Durchſicht der Gerichtsbehörde, — fand im Verlauf ſeiner beinahe zweijährigen Gefangenſchaft immer weniger Statt, theils weil ſein Unterſuchungs-Kommiſſär ihm ſeltener die Erlaubniß dazu ertheilte, theils weil viele Briefe und Gedichte, die er an ſeine Gattin geſchrieben, oder ſie an ihn gerichtet, die Billigung des Unterſuchungskommiſſärs nicht erhielten und deßhalb nicht abgegeben, ſondern zu den Unterſuchungsakten genommen wurden!

So wurde denn auch ein Gedicht, welches **Weidig** in ein ſeinem Sohne geſchenktes Buch geſchrieben, vor der Abgabe an Letzteren daraus entfernt. Das war die alte Ordnung der Dinge, die ein künftiges Geſchlecht für ein Mährchen halten würde, wenn wir ihm nicht die Beweiſe überliefern müßten, daß ſie wirklich in deutſchen Landen beſtand; es war die Ordnung der Unmenſchlichkeit.

Zur Charakteriſtik Weidig's dienen einige Stellen aus Briefen, welche er aus ſeinem troſtloſen Kerker an ſeine Gattin ſchrieb: „Ich verſichere Dich, ſo gewiß ich jedesmal bei Deinem Wiederſehen die größte Freude empfunden, ſo gewiß ich zu Gott mit gutem Gewiſſen emporblicke, ſo gewiß ich das heilige Abendmahl würdig glaube verwaltet zu haben, ſo gewiß mir die Liebe guter Menſchen ein theurer Beſitz ſtets geweſen iſt: ich bin jetzt ſo ruhig wie zuvor. Ich bin dem Schiffer auf offener See gleich, der, Gott im Herzen und nur das Meer vor Augen, ſeinem Ziele ſich nähert, in glücklicher Unbefangenheit, und an den Wellen, die um ihn emporſchlagen, ſich freut, weil der Kampf mit denſelben dem Manne eine Luſt iſt.“ — Später ſchrieb er ihr: „Verbanne alle trüben Gedanken um mich und erhalte Dich und Deine Kraft unſern Kindern und mir, der ich nur Deinethalben beſorgt bin, der ich eigene Gefahr ja nie geachtet, und zumal eine ſo geringe Gefahr, als dieſe Unterſuchung mit ſich führt. Du weißt, der Tod iſt mir mehr als einmal nahe geweſen, und ich habe nicht Farbe gewechſelt; wie ſollt' ich es jetzt! Du weißt, Recht und Vaterland habe ich ſtets geliebt, Gott habe ich vertraut, und er nimmt ſeinen Geiſt und ſeine Kraft nicht von mir, davon zeugt mir mein Herz und davon zeugen äußerlich meine Lieder, meine Briefe, meine Reden, meine ganze Haltung u. ſ. w.“

Wie ſchon erwähnt worden, ſandte Weidig auch Gedichte ſeiner Gattin aus dem Gefängniſſe, — die meiſten noch in Friedberg, doch einige auch in Darmſtadt. Sie athmen ſämmtlich die herzlichſte Liebe für die Empfängerin, dabei Gottes-, Freiheits- und Vaterlandsliebe in gewiß ſeltenem und eigenthümlichem Verein. In dem Gedicht „Freiheit und Liebe“ (drei Tage nach ſeiner Verhaftung verfaßt) trägt Weidig dem Sonnenſtrahl, der durch die Gitter blinket, den Friedensgruß an ſeine Gattin auf.

Ein anderes Gedicht, „Abendgebet,“ enthält die herzlichſten Wünſche für das Wohl der Gattin. In der „Wahl“ erzählt Weidig, wie die Frühlingsfee ihm des künftigen Lebens Wahl freigeſtellt, und er dieſe dann, ungeirrt durch Gold, Ehrenſold, Gnade und Vorrecht, dahin getroffen habe:

Gottes Gnade ſei mein Theil,
Vaterlandsheil ſei mein Heil;
Reich durch Rechtthun und der Freunde Treu'
Bin ich dann im Kerker ſelber frei.

„Des Gefangenen Gruß in die Heimath“ enthält die Ausdrücke der herzlichſten Anhänglichkeit an ſein engeres Vaterland Heſſen.

Im „Troſt“ ſpiegeln ſich die wärmſten und edelſten Geſinnungen in einer warmen und dichteriſchen Sprache. Frau Weidig hatte ihrem Gatten im Beiſein ihres Söhnchens im Gefängniß einen goldenen Ring zugeſtellt. Daran knüpfte der „Troſt“ an und fuhr dann ſo fort:

O, miß des Lebens Seligkeit mit dem Maß,
Das Dir der Ewige beut und Dein treues Herz!
Miß nicht nach flücht'ger Zeiten Länge,
Nicht nach der flücht'gen Güter Größe.

Wohl Manchen lächelt reiche Behaglichkeit
Und des Genuſſes ſchäumender Becher an;
Doch, der Gewalt der Erde dienſtbar,
Kennt er der edelſten Freiheit Werth nicht.

Was nützt die Welt ihm, wenn er ſich ſelbſt verlor?
Wenn er als Sklave ſeinem Beſitze dient?
Was böte doch der Menſch, damit er
Seine gefangene Seele löſe? —

Die freie Seele ſucht in geſtirnter Höh'
Des Lichtes Urquell. Wer im Vergänglichen
Sein Heil umfaßt, wird untergehen.
Laß uns zum heiteren Licht emporſchau'n!!

„Der Trauring,“ den er von ſeiner Gattin beſaß veranlaßte Weidig zu einer ſchönen Anrede an denſelben, beſonders im Gegenſatz des Goldes zu ſeinem lieben Goldringe.

Gold, ach Gold, du feſſelſt manche Hand
Stärker, als der eh'rnen Kette Band,
Und verſenkeſt klanglos das Gefühl
In der Welt unlauteres Gewühl.

Doch der gold'ne Ring an meiner Hand
Kettet nicht an bunten Erdentand,
Zieht, als treu'ſter Liebe Unterpfand,
Aufwärts zu dem lichten Vaterland.

In der Gefangenſchaft beſchäftigte ſich auch Weidig ſehr mit der Bibel. Er ſchrieb darüber: „Ich ſetze jetzt, ſo weit ſich dies thun läßt, meine früher begonnenen Vorarbeiten zu einer Ueberſetzung der Bibel fort, die ſich auf die Luther'ſche, nun einmal mit kirchlicher Weihe verſehene, Ueberſetzung gründen, und nur die, durch das ſpätere Fortſchreiten der Philologie erwieſenen Unrichtigkeiten ſchonend ausmerzen ſoll, vorzüglich in den poetiſchen Schriften. Für dieſen Zweck vergleiche ich jetzt Luther's und de Wette's Ueberſetzungen, für welche letztere ich Dir nochmals herzlich Dank ſage. Sie iſt vortrefflich, hat aber Luther's Volksbibel ganz auf der Seite liegen laſſen und iſt in den poetiſchen Schriften unpoetiſch abgefaßt. Grade darin glaube ich nun etwas leiſten zu können, ſowie ich denn auch ſchon eine Anzahl Pſalmen frei in deutſche verwandelt habe.“

Später erwähnte Weidig noch einmal dieſer Pſalmen und der übrigen Lieder — etwa 40 — die er in ſich trage, ohne ſie niederſchreiben zu können. Er nannte zwei Geburtstagsgedichte, an ſeine Kinder, dann „Thusnelda's Klage“, „Siegfried's Schwert“ u. a. Ich werde ſpäter auf dieſe und andere Gedichte, welche der Unterſuchungskommiſſär der Frau Weidig nicht zukommen ließ und welche jahrelang Theile der Akten bildeten, ſpäterhin zurückkommen. Die Verwandlung der Pſalmen frei in deutſche ſcheint nur im Kopfe und nicht auch auf dem Papiere geſchehen zu ſein (in Ermangelung des letzteren): wenigſtens fand ſich nach ſeinem Tode nichts davon bei ihm vor, während dies mit der Luther'ſchen und de Wette'ſchen Bibelüberſetzung und einigen andern Büchern der Fall war.

Ueber Inhalt und Gang der Unterſuchung vernahm man im Publikum wenig. Doch erfuhr man, Weidig habe bei der aus einem Darmſtädter Hofgerichtsrathe, dem Kreisrathe und dem Aktuar beſtehenden Viſitations-Kommiſſion, welche vierteljährig die Kriminalgefängniſſe und Kriminalgefangenen in Darmſtadt beſucht, große Beſchwerden gegen den Unterſuchungskommiſſär zu Protokoll zu geben angefangen, welche aber ſo ausführlich geworden ſeien, daß der Viſitationskommiſſär mit Genehmigung des Gießer Hofgerichts einen Acceſſiſten mit deren Fortführung beauftragt habe: eine Einrichtung, welche anderwärts Anſtand gefunden und ſo gar nicht in's Leben getreten ſei. Die Nachricht beſtätigte ſich. Es ergab ſich, daß Georgi gegen die vom Gießer Hofgericht genehmigte Einrichtung remonſtrirt und ſich beſchwerend an die Frankfurter Bundes-Centralbehörde gewandt hatte. Folge dieſer und weiterer Benehmungen zwiſchen Bundes-Centralbehörde, Miniſterium des Innern und der Juſtiz in Darmſtadt, Hofgericht in Gießen und Anfrage des Darmſtädter Hofgerichts beim Hofgericht in Gießen, war, daß letzteres die Viſitationskommiſſion zwar auch fernerhin in Thätigkeit zu ſehen wünſchte, jedoch nur in Bezug auf allenfallſige Bedürfniſſe und Beſchwerden der Verhafteten, Verpflegung, Kleidung, Gefängnißlokal, perſönliche u. ſ. w. Behandlung betreffend, und nicht zur Aufnahme von Beſchwerden gegen den Unterſuchungskommiſſär und deſſen Verfahren!! So blieb's dann auch; die Viſitationskommiſſion nahm keine Beſchwerden der letzteren Art mehr an, und der Viſitationskommiſſär v. Lepel bemerkte nach Weidig's Tod amtlich: „Dahin ſei wohl Weidig's Blutſchrift zu verſtehen, daß er Beſchwerden gegen ſeinen Unterſuchungskommiſſär dieſem ſelbſt vorbringen und von ihm dann deren Beförderung an die höhere Behörde erwarten ſolle, ihm auch nicht geſtattet war, ſolche Beſchwerden ſelbſt zu Protokoll zu diktiren.“ — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur in Bezug auf die dem Gießer Hofgericht untergebenen (und es waren dies alle) politiſchen Gefangenen die Darmſtädter Kommiſſion in ihrer amtlichen Thätigkeit durch die erwähnten Maßregeln gehemmt war.

Weidig hatte ſeine bei der Viſitationskommiſſion gegen Georgi vorzubringenden Beſchwerden in nachſtehende Abtheilungen gebracht: 1) Die Erſchwerung oder gänzliche Aufhebung ſeiner Mittheilungen an die Seinigen; 2) das Ausſetzen ſeiner eigentlichen Verhöre; 3) die Behandlung ſeiner Perſon; 4) das Unterſagen aller eigenhändigen Mittheilungen an ſeinen geſetzlichen Richter und an ſeinen Anwalt, namentlich bezüglich der Perhorrescenz ſeines Unterſuchungskommiſſärs; 5) in Bezug auf ſeine protokollariſchen Erklärungen, theils Beengung, theils Nöthigung; 6) die Begründung des Widerrufs aller ſeiner Protokolle. In Folge des Abbrechens ſeiner Vernehmungen durch die Viſitations-Kommiſſion gelangte Weidig nur bis in den dritten Abſchnitt. Was den erſten betraf, ſo erklärte Weidig unter Anderm, als ihm beſonders ſchmerzlich, daß, nach der Entbindung ſeiner Frau, er, ungeachtet ſeines täglichen Bittens durch den Gerichtsdiener, acht Tage warten mußte, bis er ſeine gerettete Gattin und das Neugeborne ſchriftlich begrüßen durfte. Ebenſo habe er vergeblich gebeten, ſein Kind einmal zu ſehen. Mehrere Briefe ſeiner Gattin ſeien ihm trotz ſeines täglichen Bittens und trotz der Beſcheinigung des Arztes, daß er ſeine Gefängnißzelle nicht verlaſſen könne, vier Wochen lang zurückbehalten worden u. ſ. w. Was die Behandlung ſeiner Perſon betraf, ſo gab Weidig hierüber an: Seit er den Rekurs angezeigt habe gegen eine eintägige Kettenſtrafe, ſei er wegen Disciplinarvergehen weiter beſtraft worden mit 1) viertägiger Kettenſtrafe,

2) mit dreitägigem Tragen des Sprengers. Er ſei ferner bedroht worden mit eintägigem Krummſchließen, mit 48ſtündigem Sprengertragen, mit dreitägiger Kettenſtrafe und endlich mit dem Farrenſchwanz. Dazu ſeien noch die Verweiſe gekommen. Später verwarf das Hofgericht in Gießen die entwickelten drei Beſchwerden als grundlos. Dabei ging aus dem, dieſe Entſchließung begleitenden, Motive hervor, daß es Weidig's Anführungen der Hauptſache nach nicht als unwahr erkenne, ſondern die gegen ihn getroffenen Maßregeln als Folgen ſeines Benehmens bezeichne!!

Es iſt der Raum hier nicht, der Geſchichte jener ſämmtlichen verſchiedenen Strafen und Strafandrohungen, nach Anleitung deſſen, was Weidig und Georgi darüber ſagten, zu folgen. (Späterhin noch erfolgte Weidig's **Anfeſſelung an die Wand,** etwa vier bis ſechs Wochen lang.) Nur mit der Androhung körperlicher Züchtigung (Schlägen mit dem Farrenſchwanze oder Ochſenziemer) ſoll dies nun einigermaßen geſchehen!! — O Gottheit! O Menſchheit! O Deutſchland!

Schon in einem Bericht vom 18. Oktober 1835 hatte Georgi „die Anwendung anderer körperlicher Strafen“ (als das Anſchließen an die Wand) bei Weidig in Ausſicht genommen. Nach einigen heftigen Aeußerungen Weidig's über ſeinen Unterſuchungskommiſſär (beim Arzte) und da er die Befeſtigung der Möbels an den Fußboden durch den Gefangenwärter nicht zugeben wollte, trug Georgi nun ganz entſchieden auf Anwendung des — Farrenſchwanzes bei Weidig an! Aber das Hofgericht in Gießen antwortete ihm, es ſei vor der Hand von Anwendung des Farrenſchwanzes gegen Weidig, zumal bei deſſen Unwohlſein, abzuſehen und der Unterſuchungskommiſſär habe ohne Anfrage und Genehmigung des Kollegs überhaupt Schläge nicht zur Anwendung zu bringen. Auch half es Georgi nichts, daß er eifrigſt verſuchte, dieſe Beſtimmung durch das Hofgericht zurücknehmen zu laſſen. Indeſſen verlangte Georgi doch die Meinung des Arztes, „ob und welche körperliche Züchtigungen ohne Nachtheil bei der jetzigen Beſchaffenheit Weidig's zur Anwendung gebracht werden könnten.“ Nachdem der Arzt zur Antwort gegeben, körperliche Züchtigungen könnten, außer den verſchiedenen Graden der Feſſelung, keine in Anwendung gebracht werden, drang Georgi auf Angabe der Gründe dieſer Anſicht, welche der Arzt dann entwickelte. Zwei andere Aerzte, von dem Unterſuchungskommiſſär über die nämliche Frage vernommen, erklärten zwar das Befinden Weidig's kräftig, um körperliche Züchtigungen ohne Beeinträchtigung des Lebens (!) zu ertragen; „ob aber,“ ſetzten ſie hinzu, „nicht Farrenſchwanzhiebe, einem Mann aus dem gebildeten und insbeſondere aus dem geiſtlichen Stande beigebracht, — eine Wirkung auf das Gemüth hervorbringen könnten, welche gerade bei dem ſchon vorhandenen Glauben, mißhandelt zu werden, Wahnſinn zur Folge haben würde, das wagen wir nicht, im Voraus zu entſcheiden und verwahren uns deßfalls auch gegen jede Verantwortlichkeit in dieſer Beziehung.“

In Folge eines neuen heftigen Auftrittes zwiſchen Weidig und Georgi am 5. März 1836 bemerkte Dieſer Jenem „zur Nachricht“ in's Protokoll, daß die geringſte fernere Ungebührniß mit Farrenſchwanzhieben reprimirt werde.“ Weidig, dem am 3. April 1836 geſtattet worden war, an ſeine Frau zu ſchreiben, hatte den größeren Theil einer Bogenſeite beſchrieben, als Georgi auf Beendigung drang und, da er hierauf das Geſchriebene einſah, dem Weidig erklärte: er ſchreibe jetzt nicht weiter; das Geſchriebene könne nicht abgeben. Nach Georgi's Angabe drang hierauf Weidig auf Georgi mit dem ihm zum Gebrauch gegebenen offenen Federmeſſer ein (Weidig ſtellte dieſen Umſtand in Abrede: vom Gefangenwärter wurde er jedoch beſtätigt). Georgi zeigte den Vorfall dem Hofgerichte in Gießen nach ſeiner Auffaſſung an, mit dem Zuſatze, daß er Weidig für die Zukunft als „unter den Stock geſtellt“ betrachte, worauf das Hofgericht Weidig durch Georgi eröffnen ließ, „daß er bei fernerem Ungehorſam und ähnlichem widerſpenſtigen Betragen außer den ihm (Georgi) überlaſſenen, rechtlich ſtatthaften Korrektirmaßregeln, unfehlbar ſchärferer, vom Hofgerichte zu erkennender Strafe, nach Befund ſelbſt durch körperliche Züchtigung, ſich zu gewärtigen habe.“ — In einem Protokolle vom 19. Oktober 1836, dem letzten unter Weidig's Mitwirkung aufgenommenen Aktenſtücke, werden die körperlichen Züchtigungen noch einmal gelegentlich erwähnt, nämlich in einem Vorhalte, den Georgi dem Weidig machte, daß in früheren hofgerichtlichen Verfügungen gegen ihn die Zuläſſigkeit körperlicher Züchtigungen ausgeſprochen worden ſei.

Im Laufe des Jahres 1836 waren mehrere Perhorrescenzgeſuche gegen ſeinen Unterſuchungskommiſſär, den Hofgerichtsrath Georgi, ſowie gegen einzelne Mitglieder des Hofgerichts zu Gießen und gegen die Bildung eines beſonderen Kriminalſenats, von Weidig's Anwalt, auf deſſen Wunſch, bei den Gerichten eingereicht worden. Sie waren ebenſo vergebens geweſen, als die Schritte, Weidig's Freilaſſung gegen Kaution zu erhalten. Auch das oberſte Gericht hatte die darin ſtattgefundenen Kundgebungen der unteren Gerichte beſtätigt. Zugleich hörte man von der Auffindung verſteckter Papiere da und dort im Lande. Am 15. Februar 1837 waren wieder einige Verhaftungen erfolgt. So kam der 23. Februar desſelben Jahres herbei.

An dieſem Tage hatte der Gefängnißwärter, als er Morgens ungefähr um 7½ Uhr in Weidig's Gefängniß gekommen war, um ihm das Frühſtück zu bringen, denſelben auf ſeinem Bette ausgeſtreckt mit gefalteten Händen im Blute liegend und die Stube voller Blutſpuren gefunden. Der Hofgerichtsrath Georgi, von dieſem Ereigniſſe in Kenntniß geſetzt, begab ſich ſofort in's Arreſthaus, traf dort um 8 Uhr ein, hörte vom Gefängnißwärter, er glaube, Weidig habe ſich den Hals abgeſchnitten, und verfügte ſich mit Zuziehung noch einiger Gerichtsperſonen in Weidig's Gefängnißzelle. Hier fand er den Fußboden von einer bedeutenden Blutung bedeckt, Weidig in ſeinem Bette liegend, deſſen Hemd voll Blut. „An dem Halſe wurden," ſo heißt es im erſten gerichtlichen Protokolle, „Blutſpuren geſehen." Weidig lag auf dem Rücken, ſeine Augen waren geſchloſſen, ſeine Hände über dem Bauch gefaltet. Hofgerichtsrath Georgi überzeugte ſich, daß Weidig noch athme, „denn ſein Bauch hob und ſenkte ſich bei den Athemzügen." Und dennoch begaben ſich Alle, nach kurzer Anweſenheit, aus der Zelle weg und ließen den Verwundeten Stunden lang ohne Hülfe und ohne Aufſicht im Blute liegen!

Georgi ſchickte nun nach dem Arreſthausarzt und dem erſten Phyſikus. Zugleich hielt er es „für alle Fälle geeignet," die Erhebung des Thatbeſtandes dem zweiten Inquirenten aufzutragen und ihm zu dieſem Zwecke die betreffende Regiſtratur zuzuſtellen. Allein dies geſchah erſt um 9½ Uhr, alſo anderthalb, oder nahe anderthalb Stunden nach der erſten Beſichtigung. Die beſchickten Legalärzte, Dr. Stegmayer und Dr. Graff, waren nicht ſogleich aufzutreiben, und ſo trafen ſie erſt gegen oder um halb 10 Uhr Vormittags im Arreſthauſe ein. Georgi unterrichtete noch die eingetroffenen Aerzte im Allgemeinen vom Vorgange, zugleich wurde ein hinzugerufener Chirurg noch beſonders verpflichtet, und ſo ward es 10 Minuten vor 10 Uhr, oder 10 Uhr, bis das gerichtliche und ärztliche Perſonal in die Zelle trat. Das heißt: es waren von der erſten bis zur zweiten Beſichtigung anderthalb bis nahe zwei Stunden verfloſſen! Dr. Graff erklärte ſpäter, Georgi habe kurz vor der gerichtsärztlichen Beſichtigung in der Verhörſtube und im Beiſein des Kommiſſionsperſonals geäußert, „er halte Weidig's Verletzung für nicht bedeutend, auch wohl nicht für ernſtlich gemeint und nicht lebensgefährlich." Georgi ſtellte dieſe Aeußerung in Abrede: auch Aktuar Scharmann wollte ſie nicht gehört haben und der Hofgerichts-Acceſſiſt Meyer behauptete, Georgi habe in ſeiner Anweſenheit dem Dr. Graff geſagt: „die genaue Beſchaffenheit des am Hals Weidig's befindlichen Schnitts ſei wegen deſſen ſtarken Bartes nicht erkannt worden, und es ſei eine anſehnliche Blutmaſſe im Arreſtzimmer verbreitet." Auch habe Georgi vor Graff's Anweſenheit bemerkt: „einer Verwundung zum Zwecke bloßer Simulation widerſtreite die bedeutende Blutmaſſe im Zimmer."

Bei der Beſichtigung gegen zehn Uhr fand man Weidig's Lage ganz verſchieden von der in der erſten Protokollaufnahme beſchriebenen. Er lag mehr auf der rechten Seite des Körpers und ſeine vorher entblößten Beine waren nun mit dem Bette bedeckt. Der Hals Weidig's zeigte über dem Kehlkopfe eine ziemlich tiefe und offene Wunde. Sein Bett war weit ausgebreitet, mit Blut beſchmutzt. Vor demſelben auf dem Boden befand ſich eine Maſſe geronnenen Blutes, und durch die Länge des Zimmers ſah man dicht neben einander gedrängte Blutſpuren, offenbar von den Füßen Weidig's, während derſelbe im Zimmer hin- und herging, abgedrückt. Nach der Menge dieſer Fußtapfen mußte man ſchließen, daß Weidig nach geſchehener Verwundung noch häufig im Zimmer hin- und hergegangen war. Auf dem Bette Weidig's neben ſeinem Körper lag eine große Glasſcherbe, dem Anſcheine nach von der zerbrochen gefundenen Waſſerflaſche des Gefangenen genommen. Auf dem oberhalb des Bettes an der Wand befeſtigten Brette aber lag der zerbrochene Boden eines Arzneiglaſes. Beide Glasſcherben waren mit Blut befleckt. An der rechts von der Thüre befindlichen (öſtlichen) Wand des Arreſtzimmers war eine Schrift wahrnehmbar, dem Anſcheine nach mit einem in Blut getauchten Finger verfertigt. Ihre Entzifferung fand ſpäter protokollariſch dahin ſtatt: „Da mir der Feind jede Vertheidigung verſagt, ſo wähle ich einen ſchimpflichen Tod von freien Stücken. F. L. W."

Dieſe Schrift war in dem nach 8 Uhr aufgenommenen erſten gerichtlichen Protokolle nicht erwähnt, obgleich Georgi dieſelbe bemerkt und der Aktuar ſie ſchon theilweiſe entziffert haben wollte. Statt der bloßen Blutſpuren am Halſe, von denen das erſte Protokoll ſprach, fand man jetzt an Weidig's „Hals, da er mit einer Binde nicht umwunden war," und nach theilweiſem Abſchneiden ſeines um das Kinn gezogenen langen Barts, eine weit von einander klaffende Wunde. Hinter der Kopfſeite des Bettes aber fand man auf dem Boden liegend, „eine noch zuſammengewundene weißleinene Halsbinde, welche beſonders an der Stelle, die ſich nahe der Mitte des Tuches befand, mit noch feuchtem Blute befleckt war." Um 10 Uhr gewahrte man, daß Weidig unter dem Schlafwämmschen (Kamiſol) noch mit einer Weſte bekleidet war. Das Schlafwämmschen war um 8 Uhr, nach der Verſicherung Georgi's, ſowie nach den Ausſagen Scharmann's und Preuninger's (des Gefängnißwärters), ganz zugeknöpft; um 10 Uhr dagegen war es ſchon, oder wurde um dieſe Zeit aufgeknöpft. Hofgerichts-Aſſeſſor Weber erklärte, Scharmann habe ihn verſichert, er erinnere ſich beſtimmt, daß er bei der Beaugenſcheinigung (um 10 Uhr) wahrgenommen, wie das Wämmschen aufgeknöpft worden, und darunter die Weſte zum Vorſchein gekommen ſei. Von dieſem „Aufknöpfenſehen" ſpricht dieſer aber nicht in ſeiner eignen Vernehmung und im ärztlichen visum repertum iſt nur davon die Rede, daß Weſte und Kamiſol ſtark von Blut durchdrungen geweſen ſeien.

Dieſes visum repertum lautete im Uebrigen dahin: daß die Wunde am Halſe von der vordern Seite des musculi sternocleido mastoidei der einen Seite bis zu demſelben Muskel der andern Seite hinreiche; daß die Luftröhre oberhalb des Kehlkopfs bis auf die hintere Wand des Schlundes gänzlich durchſchnitten ſei; daß der Verwundete nicht mehr durch den Mund, ſondern lediglich durch die Stimmritze athme. Dabei vervollſtändigte ſich die Zahl der gefundenen Wunden. Man nahm nämlich am untern Theile des linken Arms nahe dem Handgelenke einen, etwa 1½ Zoll langen, die Haut durchdringenden Einſchnitt, und an der rechten Hand an derſelben Stelle einen Schnitt von 2 Zoll Länge wahr. Ein Pulsſchlag war nirgends wahrzunehmen, das Athmen erfolgte mühſam, ängſtlich und ſchwierig. Der Verwundete wendete ſich hin und her, um in eine erträglichere Lage zu kommen. Auf mehrere an Weidig gerichtete Fragen der Aerzte erhielten ſie von demſelben nicht das mindeſte Zeichen, daß er ſie verſtanden habe, oder zur Beantwortung der Fragen geneigt, oder ſie zu geben im Stande ſei. Einzig deutete er wiederholt auf die dem Fußende ſeines Bettes gegenüberſtehende Wand, und zwar in die Höhe. Da war jedoch nichts wahrzunehmen und es mußte alſo dahin geſtellt bleiben, ob er auf die an dieſer Wand, jedoch an dem entgegengeſetzten Theile befindliche Schrift habe deuten oder ſonſt etwas habe ausdrücken wollen. Die Aerzte, unter dem unmittelbaren Eindrucke des noch nicht vollſtändigen Befunds, (denn erſt bei der Sektion wurden die Fußwunden entdeckt,) erklärten mit folgendem ihre Vermuthung über die Todesart zu Protokoll: „Erwägt man, daß eine große Glasſcherbe in dem Bette neben dem Verwundeten gefunden wurde, nimmt man ferner an, daß eine an der Wand des Gefängniſſes vorgefundene, mit Blut geſchriebene Bemerkung, welche den Vorſatz des Selbſtmordes klar ausſprach, von der Hand des Inquiſiten herrühre, und ſetzt man alles dies in Verbindung mit der Lage deſſelben und ſeinen Ausſichten in die Zukunft, ſo wird es kaum zweifelhaft erſcheinen können, zumal bei Abweſenheit eines jeden anderweitigen gewaltſamen Angriffs von Außen — daß lediglich der Inquiſit ſelbſt aus eignem Antriebe, vermittelſt der vorgefundenen Glasſcherbe, die beſchriebenen Wunden ſich ſelbſt beigebracht habe.“ Auch am Nachmittage des 23. Februar, nach bereits eingetretenem Tode, meinte noch Dr. Stegmayer, „die bereits ſtattgehabte äußere Beſichtigung habe genügende Reſultate gegeben, um ein ſicheres Urtheil über die Todesart und Todesurſache zu begründen, ohne daß dagegen noch vernünftige Zweifel erhoben werden könnten."

Von Anwendung ärztlicher Mittel zur etwaigen Rettung des Lebens Weidig's konnte nach den Aeußerungen der Aerzte keine Rede mehr ſein. Auf dem über dem Bett befindlichen, ſchon erwähnten Brett, lag auf Büchern die in einem ſchwarzen Rahmen unter Glas gefaßte Silhouette der Gattin Weidig's und auf derſelben zwei goldne Ringe und ein kleines Stückchen mehrfach zuſammengelegten, von Blut durchtränkten feinen Papiers; übrigens ohne irgend eine darauf befindliche Schrift.

Während eines großen Theils dieſer Aufnahme lag der Körper Weidig's ohne alle Lebensregung im Bette, und die Aerzte verließen das Gefängniß mit der Aeußerung, man könne wohl ſagen, daß Weidig jetzt völlig verſchieden ſei, und daß von Mitteln zur Lebensrettung keine Rede mehr ſein könne. Und jetzt erſt, nachdem keine Rettung mehr möglich, nachdem er vielleicht ſchon verſchieden war, jetzt erſt wurde die Bewachung Weidig's dem Gefangenwärter Preuninger aufgetragen! Der Nachmittags 1 Uhr erſchienene Oberarzt Dr. v. Siebold beſtätigte den Tod des Unglücklichen.

In der am nämlichen Nachmittage ſtattgehabten Vernehmung des Gefangenwärters Preuninger ſagte dieſer im Weſentlichen aus: er habe geſtern, wo er Weidig um 6 Uhr Abends, da er ihm friſches Trinkwaſſer gebracht, zum Letztenmal geſehen, nichts wahrgenommen, was auf Selbſtmord hätte ſchließen laſſen. An demſelben Tage (22. Februar) habe ihn Weidig beauftragt, Georgi zu ſagen, daß er ihn zu ſprechen wünſche, was er auch Nachmittags gegen 3 Uhr ausgerichtet habe. (Georgi kam nicht und behauptete, im Widerſpruch mit der Ausſage Preuninger's, daß ihm die Anmeldung erſt am 23. Februar zu Ohren gekommen ſei.) Bei der (von Außen) vorzunehmenden Reinigung des Nachtſtuhltopfes, frühe 5½ Uhr, habe er dieſen — wie ſchon öfters — ganz voll gefunden, wahrſcheinlich durch das Waſſer aus der zerbrochenen Flaſche und Waſchſchüſſel, und nach der Entdeckung des Verwundeten um 7½ Uhr habe er das Gefängniß verſchloſſen. So blieb alſo Weidig von 7½ Uhr an hülflos liegen; und vielleicht hatte die Verwundung ſchon vor 5½ Uhr begonnen!

Das Hofgericht zu Darmſtadt beauftragte den Kriminalrichter Hofmann daſelbſt mit Erhebung des Thatbeſtandes. Die andern Tags vorgenommene Sektion beſtätigte theils die vorliegenden Ergebniſſe, theils ergab ſie mehrere wichtige neue. Außer der vier Zoll großen Wunde am Halſe und den Wunden an den beiden Armgelenken, fand man nämlich nun auch noch dergleichen an beiden Füßen. Zwei anſehnliche Arterien und eine ebenſo anſehnliche Vene waren durch dieſe vier Wunden an den obern und untern Extremitäten gänzlich durchſchnitten. Aus der Beſchaffenheit der Wunden u. ſ. w. entwickelte das Medicinalperſonal, daß die wirkliche Todesurſache lediglich in dem großen Blutverluſte, in Verbindung, mit der durch ſämmtliche Verletzungen, hauptſächlich jedoch durch die große Halswunde hervorgebrachten Störung des Blutumlaufs und der dadurch allmählig erzeugten Lähmung der Lunge ſowohl als des Herzens, zu ſuchen ſei. Das Medicinalperſonal erklärte außer allem Zweifel, daß die an den Extremitäten bewirkten Wunden geraume Zeit der Halswunde vorausgingen ebenſo hielt es das Beibringen der Armwunden vor der Fußwunde für höchſt wahrſcheinlich. Die Halswunde erklärte es als „nicht das Werk eines einzigen Schnitts, ſondern einer langſamen, wiederholten, unſichern und in verſchiedenen Richtungen ausgeführte Metzelei mittelſt einer Glasſcherbe.“ In einem etwas ſpäteren Gutachten zog es den Schluß: „es ergebe ſich mit Gewißheit, daß nach 8 Uhr (bei der durch Georgi vorgenommenen Beſichtigung) die Halswunde noch lange nicht bis zu dem Grade von Ausdehnung gebracht war, als dieſelbe bei der Legalunterſuchung um 10 Uhr gefunden wurde,“ und äußerte über die Frage nach möglicher

Rettung bei ſchleuniger ärztlicher Hilfe: „um ſo ſicherer habe Rettung ſtattfinden können — inſofern nur das Widerſtreben Weidig's nicht im Wege geſtanden, ja ſogar vielleicht gegen den Willen desſelben — je weniger die Werkzeuge des Athmens und des Blutumlaufs zur Zeit der erſten Entdeckung beeinträchtigt waren." Sowohl gegen dieſe Ausführungen der Medicinalbeamten, als gegen dieſe ſelbſt, „da die Herren etwas gereizt ſeien," und zu Gunſten ſeines Verhaltens bei jenem tragiſchen Fall ſprach ſich der Hofgerichtsrath Georgi berichtlich aus. Entſchieden wurde darin — nichts!

Die bei der Sektion in, auf und an dem Gehirn vorgefundenen krankhaften Erſcheinungen erklärten die Gerichtsärzte als „vermuthlich nicht ohne weſentlichen Einfluß auf die Verſtandesthätigkeit des Inhaftirten überhaupt, und insbeſondere auf deſſen Entſchluß, ſich das Leben zu nehmen." Sie erkannten dieſelben als: „Folgen von Kongeſtionen, bedingt durch reichlichen Genuß von Nahrungsmitteln, jahrelanges Einſitzen und eine heftige choleriſche Gemüthsart, zumal bei vielfachen Anläſſen zu Aufregungen durch Beſorgniß und durch Aerger." Von den bei der Sektion gefundenen kleineren, bereits vertheilten, oberflächlichen, in der Tiefe aber mit Sugillation verbundenen Wunden auf der äußeren Seite des rechten Oberſchenkels in der Nähe der Hüfte erklärten und motivirten die Medicinalbeamten, daß ſie die „Folgen von dem grellen Zuſammentreffen mit ſtumpfkantigen Körpern" ſeien. Die Frage, ob dieſe Wunden von Schlägen herrühren könnten, wurde an die Legalärzte gar nicht geſtellt.

Das Hofgericht in Darmſtadt wünſchte vom Arreſthausarzt (Dr. Stegmayer), der doch wohl bei ſeinen wöchentlichen Rundbeſuchen öfters Gelegenheit gehabt habe, Weidig zu beobachten, ausführliche Aeußerungen „über ſeine Wahrnehmungen, beſonders in der letzten Zeit vor dem Ableben des Pfarrers Weidig, bezüglich des Geiſtes- und Gemüthszuſtandes desſelben und deſſen wahrſcheinlichen Einfluſſes auf die Selbſtentleibung."

Der Arreſthausarzt äußerte in ſeiner Antwort hierauf: „daß es ihm, bei den wöchentlichen regelmäßig zweimal von ihm vorgenommenen Beſuchen des Arreſthauſes nur dann geſtattet war und ſei, einen oder den andern der wegen politiſchen Vergehen Verhafteten zu ſehen, wenn derſelbe einen ſolchen Beſuch gefordert habe oder ein ſolcher von dem Herrn Kommiſſär aus andern Gründen beſtimmt worden ſei. Selbſt bei den nöthigen Krankenbeſuchen (der politiſchen Gefangenen) ſei er vielfach behindert geweſen, indem ſchon ſeit längerer Zeit ſtets ein Kommiſſionsaktuar den Krankenbeſuchen beiwohnen müſſe, und darum in Ermangelung eines ſolchen das Beſuchen der Kranken nicht habe ſtattfinden können, was auch nicht geſchehen, wenn grade der Gefängnißwärter gefehlt. Den Pfarrer Weidig habe er in den letzten Wochen ſeines Lebens nicht geſehen und ihn etwa 5 bis 6 Wochen vor ſeinem Hinſcheiden das letztemal geſprochen. Damals ſei derſelbe, ſoweit dies eine kurze und vorübergehende Unterhaltung darthun könne, in völlig geſundem Geiſtes- und Gemüthszuſtande geweſen. Er habe nur über Beſchwerde und ſchmerzhafte Empfindungen in den Bruſtmuskeln, beſonders in der linken Seite, geklagt, gegen den Gebrauch der innern Heilmittel ſich geweigert und ſich darauf beſchränkt, eine frühere, gegen ähnliche Beſchwerde verordnete Einreibung wiederholt zu ſehen. Zu Ende des Beſuchs habe ſich Weidig über ſeinen gedrückten Gemüthszuſtand als muthmaßliche Urſache des bezeichneten Uebelbefindens, und darüber äußern wollen, daß verſchiedene Beſchwerden gegen ſeinen Inquirenten (Georgi) unberückſichtigt geblieben ſeien, wäre aber vom anweſenden Aktuar Scharmann unterbrochen und darauf hingewieſen worden, daß ſolcherlei Aeußerungen gegen den Arzt nicht ſtatthaben dürften, womit dann der Beſuch beendigt geweſen. So oft oder ſelten er (der Arreſthausarzt) den Verhafteten in den letzten Monaten geſehen, habe er nie eine Spur eigentlichen Geiſtes- oder Gemüthsleidens an ihm beobachten können, wohl aber jedesmal bemerken müſſen, daß derſelbe ſich mit ſchwer unterdrückter Indignation, oder Unwillen gegen die Verfügungen und das Verfahren ſeines Inquirenten zu äußern hätte wünſchen mögen.“ Welche Reihenfolge fürchterlicher Zuſtände! Der gemeine Verbrecher begünſtigter als der politiſche Angeſchuldigte, wenn es ärztliche Behandlung — alſo etwas durchaus Menſchliches — gilt! Mißtrauen gegen den beeidigten Arzt, welches der politiſch Angeſchuldigte mit längerem Leiden oder mit größerem Krankheitsſchmerz bezahlen muß! Weidig gerade in der Zeit von keinem Arzte beſucht, wo ſeine ſchleichende Gehirnentzündung deutlicher hervortreten mußte! Weidig, genöthigt, ſeine Empfindungen in ſich zu verſchließen und dadurch ſeiner Krankheit neue tödtliche Nahrung zu reichen! Ihm und dem Arzt auf dieſe Weiſe der Weg abgeſchnitten, keimende krankhafte Vorſtellungen zu äußern und zu erkennen!

Aber der Unterſuchungskommiſſär Georgi, den wir nach und nach in Zwieſpalt oder in Spannung mit den Gerichtsärzten, mit der hofgerichtlichen Viſitationskommiſſion und mit dem Kriminalrichter Hofmann ſehen, wie äußete er ſich über die vorerwähnten Umſtände? Er habe, bemerkte er, überhaupt nicht, und namentlich in der letzten Zeit nicht, eine Spur einer eingetretenen Geiſtesſtörung bei Weidig bemerkt, und Niemand, der mit ihm in Berührung gekommen, werde eine ſolche Bemerkung gemacht haben. Dagegen habe Weidig aus den gerichtlichen Verhandlungen und Dem, was er ſelbſt deponirt, ohne Frage das ganze Gewicht der gegen ihn vorliegenden Anklagen und die Gefahr, ſeine ganze der Unterſuchung unterliegende Thätigkeit klar geſtellt zu ſehen, ermeſſen. Die Ergebniſſe, welche ihm aus den Verhören von Mitangeſchuldigten vorgeführt worden, hätten ihn auch den Umfang der erhobenen Beweismittel erkennen laſſen müſſen. Dazu ſeien getreten: Die Entſcheidung des oberſten Gerichts vom 25. Januar 1837, durch welche ein erneuertes Freilaſſungsgeſuch Weidig's zurückgewieſen worden, und die Hypotheſe, Weidig habe von namhaften, am 18. Februar 1837 vollzogenen Verhaftungen auf irgend eine Weiſe Kenntniß erhalten. Faſt täglich habe ſich Weidig zu Beſprechungen melden laſſen, aber blos in der Abſicht, das Gericht mit unerfüllbaren Anliegen zu behelligen oder aus mündlichen Aeußerungen Stoff zu Verdrehungen und Deutungen zu ſuchen, die er ſpäter in die Verhöre habe verweben können. In Folge deſſen ſei ihm (Georgi) vom Hofgerichte dann auch anheimgeſtellt geweſen, ſolchen Interpellationen geeignet vorzubeugen. An Lektüre nach eigner Wahl habe es Weidig nicht gefehlt; die Bücher, die er gewünſcht, habe er aus Großh. Hofbibliothek erhalten. Am 15. Februar, ſeinem Geburtstage, ſei ihm der letzte ausführliche Brief ſeiner Gattin zugeſtellt worden, der ihn völlig habe beruhigen können u. ſ. w.

Schon früher geſchah des umgegangenen Gerüchtes Erwähnung, daß die Arreſthausärzte in Darmſtadt zum Gutachten aufgefordert worden ſeien, ob Weidig Schläge ertragen könne, daß dies unbedingt verneinend ausgefallen ſei, man aber zur Begutachtung des Gutachtens geſchritten, welche in weniger entſchiedener Form die Schläge von Weidig abgelenkt. Dieſes Gerücht war nur zu ſehr in Wahrheit begründet. Auch unterblieben damals die Schläge. Aber das Hofgericht in Gießen kam auf die ausdrückliche Androhung ſolcher ſogenannten Disciplinarſtrafmittel zurück. Indem es nämlich in einem Reſkripte vom 16. April 1836 dem Gefangenen auf acht Tage lang zur Strafe die warme Koſt entzog und die bis dahin vom Unterſuchungskommiſſär angeordneten Repreſſivmaßregeln für gerechtfertigt erklärte, beauftragte es den Unterſuchungskommiſſär, „den Inkulpaten von dieſer Verfügung, ſowie weiter davon in Kenntniß zu ſetzen, daß er bei fernerem Ungehorſam und ähnlichem widerſpenſtigen Betragen außer den ihm (dem Unterſuchungsrichter) überlaſſenen, rechtlich ſtatthaften Korrektivmaßregeln unfehlbar ſchärferer, von hier, (d. h. von Gießen) aus zu erkennender Strafe, nach Befund ſelbſt durch körperliche Züchtigung, ſich zu gewärtigen habe.“ In den Sommer 1836 fällt dann das Tragen von Ketten durch Weidig und der noch ſpäter erſtattete, vorhin bereits erwähnte Bericht Georgi's bemerkte dann zu jenem Hofgerichtsreſkripte: „Außer den in ihm ausgeſprochenen Disciplinarſtrafen, habe er (Georgi) obgleich Weidig am 19. Oktober 1836 die dem Richteramte gebührende Achtung wiederholt ſchwer verletzt, doch den Ausſpruch irgend einer Strafe in suspenso gelaſſen."

Zwiſchen dieſen dunkeln Schatten und Möglichkeiten im Laufe der Unterſuchung zückten bisweilen Blitze des ſchon früher erwähnten tiefen Mißverhältniſſes zwiſchen Weidig und Georgi. Letzterer ſelbſt äußerte, daß Weidig in einem Momente höchſter Aufregung das Meſſer gegen ihn ergriffen, daß er eingeſtanden habe, ihn ermorden zu wollen. Und ebenſo berichtete Georgi, daß Weidig die Befürchtung ausgeſprochen habe, von ihm, dem Unterſuchungskommiſſär, heimlich umgebracht zu werden. Solche Aufregung, ſolcher Argwohn wurden noch aufgenährt durch keimende Krankheit. Und welche Folgen hatten ſie?

Außer den genannten Perſonen fand noch die Vernehmung einiger Andern über Weidig's letzte Lebensverhältniſſe Statt, welche aber ſehr wenig ergiebig war. Weidig hatte zuletzt eine Eckzelle des oberſten Stockes des Arreſthauſes inne gehabt, und da die Zelle neben und die Zelle unter ihm längere Zeit nicht beſetzt geweſen, ſo entbehrte er des unmittelbaren Nachbars. Der nachnächſte Nachbar wurde nicht vernommen; auch nicht der Barbier, der wohl Weidig noch in den letzten Tagen geſehen; desgleichen nicht die Soldaten der Wache, die am Tage vor der That den Gefängnißwärter in Weidig's Zelle begleitet. Bei der eigenthümlichen Einrichtung, wonach die politiſchen Gefangenen zunächſt einzig unter ihrem Inquirenten und ihrem Gefangenwärter ſtanden, hatte der Arreſthausverwalter Fink verhältnißmäßig erſt ſpät von dem Vorfalle gehört und derſelbe überhaupt nur langſam im Hauſe ſich verbreitet, ſo daß ein Gehilfe Namens Maſſoth, ſogar erſt am 24. Morgens von dem Vorfalle gehört zu haben verſicherte. Wann **Weidig** von **Georgi** zum letztenmal vernommen oder geſprochen worden, und über den Inhalt dieſer Vernehmung oder dieſes Geſprächs, iſt nichts in den Protokollen über die Aufnahme des Thatbeſtandes enthalten; auch verlautete ſpäter nichts darüber.

Es iſt im Verlauf dieſes Aufſatzes ſchon mehrmals des Hofgerichtsraths **Georgi** erwähnt worden. Geboren um's Jahr 1800 in der Nähe von Gießen, hatte er dort Jurisprudenz ſtudirt. Vorm Beginn der politiſchen Unterſuchungen kurze Zeit Landrichter in der Provinz Oberheſſen, war er, wie man damals verſicherte, unter Proteſtation mehrerer Mitglieder des Hofgerichts in Gießen, daſelbſt Hofgerichtsrath geworden. Für die politiſchen Unterſuchungen erfolgte nicht nur ſeine Beſtellung als Inquirent, ſondern auch, nachdem noch mehrere Inquirenten darin beſchäftigt worden waren, als Dirigent. Er hatte die ganze Geſchäftsleitung, ſowohl was die Unterſuchungen ſelbſt, als die Verwaltung, die Disciplin u. ſ. w. betraf, in Händen. Um ſo mehr alſo hätte darauf Bedacht genommen werden müſſen, daß dieſe Hände rein ſelbſt vom Verdacht und von Nachrede waren. Dieſe Rückſicht ſchenkte man aber Seitens der Behörden der öffentlichen Meinung durchaus nicht. **Georgi** — ſo hieß es allgemein — ſei ein Trinker. Dieſes Gerücht verſtärkte ſich nothwendig und man zweifelte nicht mehr an der Thatſache, als zu Ende Januar 1837 die Nachricht in's Publikum drang, **Georgi** habe in einer großen Geſellſchaft einen plötzlichen Anfall des **delirium tremens** (Säuferwahnſinns) gehabt. Das pflichtmäßige Zeugniß der Arzte, ſelbſt das des **Georgi**'ſchen Hausarztes, daß es bei **Georgi** in den Tagen vom 30. Januar bis 2. Februar 1837 zu dem entſchiedenſten Ausbruche des Säuferwahnſinns gekommen, verlieh jener Thatſache gerichtlichen Werth. Für **Weidig**'s Angelegenheit insbeſondere war es von Belang, daß **Georgi**'s Krankheit und der letzte Monat vor **Weidig**'s Tod in dieſelbe Zeit fielen. Begreiflich iſt es auch, daß man mit dieſen Umſtänden die blutrünſtigen Wunden an Weidig's Leichnam und die körperliche Mißhandlung, welche man ihnen als Veranlaſſung unterlegte, in Verbindung brachte.

Es iſt hier nicht der Ort, die hier einſchlägigen Fragen über die Natur der Wunden Weidig's, ob er dieſe ſich ſelbſt gegeben, ob nicht theilweiſe fremde Hand dabei mitgewirkt, ob ſie (im erſteren Falle) ſchon Morgens gegen halb 8 Uhr bei der erſten Entdeckung in der nämlichen Anzahl und in der nämlichen Ausdehnung und Gefährlichkeit, wie ſolche 2½ Stunden ſpäter vom ärztlichen Perſonal wahrgenommen worden, vorhanden geweſen ſeien, und ob und inwieweit nach der Morgens gegen halb 8 Uhr ſtattgehabten Entdeckung der Verwundung ein ſchleuniges Eintreffen ärztlicher Hilfe das Leben des Verwundeten hätte retten können? einer ausführlicheren Behandlung zu unterwerfen. Wie ſchon bemerkt, ging das ärztliche Perſonal von der Anſicht aus, daß Weidig durchaus ſich ſelbſt entleibt, und wenn auch einige von ihm hierfür angeführte Gründe nicht eigentlich in's ärztliche Fach gehörten, ſo ergänzte ſich doch dieſes durch den Zutritt der richterlichen Meinung zur nämlichen Anſicht. Die Annahme aber, daß Weidig zwar mit ſeiner Verwundung begonnen, aber Andere ſie fortgeſetzt, hat wo möglich noch mehr gegen ſich, als die Annahme, die Verwundung Weidig's rühre ganz von Dritten her. Denn dieſe (welche ich übrigens meines Theils ebenfalls niemals für wahrſcheinlich hielt) entbehrte doch des Künſtlichen und wahrhaft Gemachten von jener. Was die andern Fragen betrifft, ſo wendete ſich, wie ſchon erwähnt, das gerichtsärztliche Gutachten gegen Georgi. Ebenſo thaten es, darauf geſtützt, einige von der Familie Weidig's eingeholte ärztliche Gutachten und über die Angelegenheit erſchienene Schriften. Es wurde dabei mit vielem Scharfſinn verbunden und geſchloſſen, aber theils rächten ſich gleich im Anfang gebliebene Lücken über den Thatbeſtand, theils ſtand die Schwierigkeit der Sache ſelbſt und die Mangelhaftigkeit der Wiſſenſchaft im Wege. Immer aber blieb der Vorwurf gegen Georgi beſtehen, daß er am 23. Februar den verwundeten Weidig Stunden lang ohne Aufſicht im Blute hatte liegen laſſen! Es war dieſes, ſelbſt abgeſehen von dem Beweiſe der dadurch entſtandenen Nachtheile, nicht blos eine moraliſche, ſondern auch eine juriſtiſche Schuld. Hierauf aber, als den wichtigſten Theil der gegen Georgi erhobenen Anklage, ſowie auf die räthſelhaften, kaum verharſchten Verwundungen auf Weidig's Hüfte, werde ich ſpäter noch einmal zurück zu kommen Anlaß finden.

Am 25. Februar, früh Morgens 6 Uhr, wurde Weidig's Leiche auf anſtändigem Leichenwagen, aber ohne Kondukt, und in Begleitung einiger Polizeioffizianten, dem neuen Friedhofe in Darmſtadt zugeführt. In der langen Sargreihe, wie der Tag ſie bringt, fand auch der ſeinige eine Stelle. Sein Tod hatte allgemeine lebhafte Theilnahme erregt; aber auch gemeine, heftig ſchmähende Stimmen wurden bei dieſer Gelegenheit laut; Stimmen, welche das Ziſchen der Schlange und der leichenhungrigen Hyäne auch noch über Gräbern hören laſſen. Der von Weidig's Schwager, dem Hofgerichtsadvokaten Reh in Darmſtadt, ausgeſprochenen Meinung, Weidig habe ſich ſelbſt entleibt „in Folge eines Wahnſinns, der als Krankheit vernachläſſigt oder durch unerträgliche Qualen plötzlich hervorgerufen worden ſei," ſetzte die halbamtliche Heſſiſche Zeitung ein Lob der Gerichtshöfe des Großherzogthums Heſſen und ein Rühmen der humanen Behandlung beſonders der politiſchen Gefangenen entgegen. (Von dieſer humanen Behandlung wurden vorhin Proben angeführt.) Ein Artikel aus Wetzlar (zuerſt in der Preußiſchen Staatszeitung) bezeichnete ſtark mehrere Verbrechen, welche Weidig wirklich begangen habe, und hoffte dabei, ſeine Bemerkungen würden den verſtändigen Leſer weit vom Wahne fern halten, „daß es das Gefühl ſeiner Unſchuld geweſen, was den Pfarrer Weidig zum Selbſtmorde getrieben habe." Eine alberne Wendung!

Welche fürchterliche Angſt auf demjenigen ruht, der wegen Hochverraths in einer Kriminalunterſuchung ſich befindet, ſchilderte ſchon Silvio Pellico in ſeinen „Gefängniſſen.“ Hauptſächlich mit Rückſicht auf die Pflichten gegen Andere. Und ſolche Pflichten ſuchte gewiß auch Weidig zu wahren. Vielleicht um ſo mehr, als Andere ihm gegenüber es ſich ziemlich leicht damit machten. An einer andern Stelle ſeines Buches ſprach Silvio Pellico davon, daß er nur mit Mühe die Gedanken an Selbſtmord von ſich habe abwehren können. Um nichts zu geſtehen, und Dritten nicht zu ſchaden, biß ſich die Griechin Leäna die Zunge ab. Wie, wenn Weidig — und dieſer Anſicht hing ich eine Zeit lang an — aus demſelben Grunde die Flaſche zertrümmert und ihre Scherben nach Armen und Hals geführt hätte? Solche Möglichkeiten ſetzen die Frage ſelbſt von juriſtiſcher Schuld oder Unſchuld ganz bei Seite. Die Selbſtmordfrage iſt überhaupt eine eigene und aus Napoleon's und Friedrich's des Großen Lebensgeſchichte erhellt, daß Beide aus weit weniger muthvollen Motiven (wenn jene Möglichkeiten gegründet wären) als Weidig Selbſtmord wirklich verſucht oder die Mittel dazu vorgeſehen hatten. Das gewählte Mittel war gewiß hier kein ſolches, welches dem feigen Selbſtmorde zu dienen pflegt; es anzuwenden bedurfte es Muth und Ausdauer. Es lieferte, wie die Aerzte bei der Sektion ſich ausdrückten, „den ſtringenteſten Beweis, daß Weidig jeden Anhaltspunkt an's Leben aufgegeben haben mußte.“ Ich habe hierbei über die krankhaften Zuſtände Weidig's während ſeiner Haft im Ganzen etwas nachzuholen. Schon im September 1835 klagte Weidig über ſolche und der Arzt gab zu, daß Weidig nicht völlig geſund ſei. Dann konnte der Arzt wieder keine Krankheitserſcheinung wahrnehmen. Unterdeſſen traten Strafen bei Weidig ein, er klagte abermals über Krankheit und der Arzt fand Fiebererregungen bei demſelben. Am 17. Oktober 1835 erklärte Weidig, die völlige Geiſteszerrüttung ſei bei ihm auf dem Wege, und erzählte von Viſionen, welche er die Nacht gehabt hatte. So ſetzte es ſich fort. Der Arzt konnte keine Geiſteszerrüttung bei Weidig entdecken; inzwiſchen gab es wieder eine fürchterliche Scene, wobei Weidig über nächtliche Erſcheinungen und arge Kopfſchmerzen klagte. („Ich bin die Nacht von einer Tarantel geſtochen worden. Ach mein Hirn, was ſchmerzt mich mein Hirn.“) Der Arzt hielt die Wahnſinnsäuſſerungen Weidig's für Verſtellung, bemerkte aber doch dabei, die wiſſenſchaftlichen Gründe für dieſe ſeine Ueberzeugung ſeien „noch nicht ſo entſchieden,“ daß er ſchon jetzt ein poſitives Urtheil fällen möge, und gelangte auch in einem ſpäteren, darüber ausgeſtellten Gutachten zu keinem beſtimmten Ergebniſſe. Neue Klagen Weidig's über nächtliche Viſionen (Farrenſchwanzhiebe, Tod ſeiner Gattin, Tod ſeines Bruders, eigner Tod u. ſ. w.) ſowie über beſtändigen Kopfſchmerz an der Stirne. Einige Monate ſpäter beſſerte ſich dieſer Zuſtand. Dazwiſchen fuhren aber dann wieder wie aufſtörende Blitze die Kettenſtrafen, die Androhung körperlicher Züchtigung, und Weidig konnte zu keinem, ein beſſeres Befinden anbahnenden Zuſtand gelangen. Noch immer klagte er von Zeit zu Zeit über Unwohlſein. So noch am 19. Oktober 1836, beim letzten Geſpräch mit ſeinem Arzte, was alſo beinahe vier Monate vor Weidig's Tode Statt hatte! — Aus den erörterten phyſiologiſchen Urſachen bin ich für die Annahme dieſes geſtörten Seelenzuſtandes.

Schade, daß Weidig nicht Dinte und Papier zu Dienſte ſtanden, über ſeine Motive ſich ausführlicher zu äußern! Schrift mit Blut, wo der Finger die Feder, eine Kalkwand das Papier und die Dämmerung eines düſtern Februarmorgens die Leuchte iſt, kann nur kurz ſich faſſen. — Weil ihm „der Feind“ jede Vertheidigung verſage, wähle er einen ſchimpflichen Tod aus freien Stücken. Wen Weidig hier unter dem „Feind“ gemeint, kann kaum zweifelhaft ſein. Ein dem Intereſſe Weidig's abgeneigter Zeitungsartikel bezog jenen Ausdruck ſelbſt auf Weidig's Inquirenten

(Georgi) und bezüchtigte daraufhin Weidig, mit einer Lüge aus der Welt gegangen zu ſein. — Ueber den objektiven Werth jener Behauptung läßt ſich nicht genügend urtheilen; denn die Geſetzgebung, wie ſie jetzt noch beſteht, gibt leider dem Unterſuchungsrichter ſo viel Gewalt, daß kaum ein „Feind" ſie ungünſtiger erfinden könnte. Und von der Erfindung zur Anwendung iſt dann nur ein Schritt, den zu meſſen und namentlich in ſeinem moraliſchen Werthe zu wägen, kaum möglich. Daß aber Weidig ſubjektiv von der Richtigkeit deſſen, was er ſterbend ſchrieb, überzeugt war, wird man nicht bezweifeln können. Ja dieſes gilt ſelbſt dann noch, wenn man, wie jetzt auch von mir geſchieht, annimmt, daß Weidig bei der Faſſung ſeines Entſchluſſes nicht blos momentan, ſondern durch einen längeren Verlauf bedingt, geiſtig krank war. Denn auch dem geiſtig Kranken und namentlich dem, welcher in Folge ſeiner geiſtigen Krankheit etwas thut, was mit den Regeln der Vernunft nicht übereinſtimmt, kann doch in Bezug auf die Thatſachen, welche jenes Thun bedingen, die klarſte Einſicht und die genügendſte ſubjektive Ueberzeugung zu Gebote ſtehen.

Gewiß, ehe Weidig, der religiöſe Mann, der zärtliche Gatte und Vater, jenen Entſchluß gefaßt und ihn mit ſo eiſerner Feſtigkeit ausgeführt, mußten die größten Seelenleiden — mitbedingt durch körperliche Zuſtände — ihn gebeugt haben. Jene Seelenleiden aber blos dem Stande der Unterſuchung zuzuſchreiben, würde ebenſo ſehr die nun einmal in Weidig lebende Ueberzeugung, er habe recht gethan, als ſeine ſonſt geſunde Urtheilskraft verkennen heißen; denn Weidig war zwar ſehr gravirt, aber gerade hinſichtlich ſeiner Betheiligung beim Frankfurter Attentat hatte die Unterſuchung (wie ſich unten noch deutlicher zeigen wird,) ſich günſtiger für ihn herausgeſtellt, als wohl Manche erwarten mochten.

Ueberhaupt iſt nicht zu verkennen, daß Weidig bei aller Ueberzeugungsmäßigkeit und Rückſichtsloſigkeit, ſelbſt bei aller bisweiligen eiſernen Starrheit und einſeitigen

Befangenheit ſeiner männlichen Seele, mieden, billigen Anſichten oder doch Entſchlüſſen im Einzelnen gern ſich zuneigte. Hätte Weidig zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution gelebt und im Nationalkonvent als Mitglied geſeſſen, ſo wäre er dem Looſe der Girondiſten ſchwerlich entgangen. Sein Charakter, der ſo viel Antikes hatte, würde dann doch den Einflüſſen der Neuzeit, des Chriſtenthums und eines natürlichen guten und weichen Herzens ſich nicht haben entziehen können.

In Butzbach, dem Geburts- und früheren Wohnorte Weidig's, war die Nachricht vom Tode des geliebten Lehrers und Freundes alsbald bekannt; überall erſcholl deßhalb Jammer. Zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, ehemalige Schüler Weidig's, machten ſich nach dem ſechzehn Stunden entfernten Darmſtadt auf, um ſeiner Beſtattung beizuwohnen. Als die Männer ankamen, war Weidig ſchon begraben. Da weinten die Männer wie Kinder. Den gleichen Eindruck machte die Trauerbotſchaft in Obergleen. Weidig's Gattin hatte hier gehört, ihr Mann ſei krank und in Folge dieſer Nachricht zur Reiſe nach Darmſtadt ſich aufgemacht. Unterwegs ſagte man ihr, er ſei todt. Ueberall fand ſie viel Theilnahme. Die Todesart verheimlichte man ihr. Doch hatte ſie eine beſtimmte Ahnung, vielleicht eine halbe Kenntniß, daß etwas Außerordentliches dabei vorgegangen. Dafür, daß ſie durch die ausgebliebene Summe aus der Gothaer Lebensverſicherungsbank nicht damit bekannt würde (dieſe wurde nämlich im vorliegenden Fall ſtatutenmäßig nicht bezahlt,) ſorgten Freunde, welche ſie zuſammenlegten.

Sie miethete ſich bald darauf in Hungen, dem Wohnorte eines Bruders, ein und lebte da der Erziehung ihrer beiden Kinder. Die Herausgabe von ihres Mannes „Reliquien," einer Sammlung von Gedichten und Predigten, welche zu ihrem Beſten und unter meiner Leitung bei H. Hoff in Mannheim (1838) erſchienen, beſchäftigte ſie ſehr; ebenſo, daß ſie die hinterlaſſenen Effekten und Gedichte ihres Mannes erhalte. Erſtere erhielt ſie endlich, nachdem ſie wegen der Koſten, welche das Reinigen von ihres Mannes Gefängnißzimmer gemacht, Kaution geſtellt hatte; die letzteren erhielt ſie nicht. Vielmehr erklärte das Gießener Hofgericht im Frühjahr 1839 in einem Dekrete: gerichtlich finde die Abgabe jener Skripturen kein Bedenken, aber die wirkliche Abgabe hänge von oberen polizeilichen Rückſichten und der Entſchließung der höchſten Staatsbehörde ab. Zu jenen nicht abgegebenen Skripturen gehörten auch mehrere Briefe und eine Bibel, welche Weidig von Obergleen mit in's Gefängniß genommen hatte. Wie es hieß, hatte Weidig mit Fenſterblei Manches in dieſelbe hineingeſchrieben. Um ihrem heranwachſenden Sohne eine beſſere Erziehung geben zu können, zog Weidig's Wittwe zu Anfang Mais 1839 nach Gießen. Der Empfang der Effekten ihres Mannes hatte ſie ſehr angegriffen. Sie war an ſich ſchwächlich, bisher ſchon manchmal kränkelnd, und ſo entwickelte ſich ihr Zuſtand zum Nervenfieber. In ihrem Phantaſiren ſah ſie ihren Mann im Kerker, in Ketten. Endlich nach dreiwöchiger Dauer ihrer Krankheit, am 28. Juni 1839 erlöſte ſie der Tod. Von ihren hinterlaſſenen beiden Kindern nahm das älteſte, den Sohn, ein Oheim, der Kabinetsrath Hofmann in Braunfels bei Wetzlar, das jüngſte ein Mädchen, ebenfalls ein Oheim, der Revierförſter Weidig in Homberg an der Ohm, zu ſich.

Bald nach Weidig's Tode erhielt Georgi von der Frankfurter Central-Unterſuchungs-Kommiſſion ein Belobungsſchreiben, mit beſonderer Rückſicht auf die öffentlichen Angriffe, die durch dieſen Tod gegen ihn hervorgerufen wurden. Später, am 13. März 1838, wurde Georgi — das Ritterkreuz erſter Klaſſe des Großh. Heſſiſchen Ludwigsordens verliehen!! Um dieſelbe Zeit hatte man Weidig ein anderes Kreuz verweigert, ein eiſernes Todtenkreuz nämlich, welches die Verwandten in der Sayner Eiſenhütte hatten gießen laſſen und nun auf ſeinem Grabe aufgeſtellt werden ſollte.

Die Kirchhofskommiſſion, als Hüterin der Kirchhofscenſur, duldete die vier letzten Zeilen der Inſchrift auf dem Kreuze nicht und die Erlaubniß, das Letztere über des Bruders, des Schwagers Reſte ſetzen zu laſſen mußte die Familie mit der Entfernung der beanſtandeten Stelle erkaufen. Eiſenkitt wurde über ſie hingezogen.

Im bisherigen Verlaufe dieſes Aufſatzes iſt nur wenig von den gegen Weidig erhobenen politiſchen Anſchuldigungen die Rede geweſen. Um einige Mittheilungen darüber einzuleiten, muß ich etwas in der Zeit zurückgehen.

Es iſt bekannt, wie die Zuſtände Europas und zunächſt Deutſchlands ſeit dem Jahre 1831 ſich geſtalteten. „Das Volk,“ wie ich mich an einem andern Orte ausgedrückt habe, „oder die Volkspartei nahm mehr in Anſpruch, als der Thron geben wollte; das Volk berief ſich auf das Recht und die Vernunft, der Thron auf das Recht und die Macht. Dieſes Thema verhandelte man damals in Europa. Volksrecht und Thronrecht wurde ein Proceß, worin Bücher über und unter zwanzig Bogen, ſtändiſche Adreſſen, Volksverſammlungen und öffentliche Gaſtmahle, ſodann Bundestagsbeſchlüſſe und Regierungsakten die Anhaltepunkte bildeten. Warſchau war unterdeſſen gefallen; die Juliregierung in Frankreich hatte ſich von den Principien, welche ſie geſchaffen, getrennt; überall Untergang der Volkspartei in ihren kühnſten oder keckſten Vorfechtern. Die Macht ſiegte. Das Geſetz ſtand ihr bereits fertig zur Hand, oder ſie konnte es veranlaſſen.“

Unter jenen Bundestagsbeſchlüſſen waren die wichtigſten, in alle öffentliche Verhältniſſe einſchneidendſten und, indem ſie alle Hoffnungen der Vaterlandsfreunde, auf geſetzlicher Bahn die Freiheit ſich entwickeln zu ſehen, niederſchlugen, zugleich zu Gedanken der Gewalt hinleitenden, die Beſchlüſſe vom 28. Juni 1832. Manche blieben nicht bei den Gedanken ſtehen, ſondern machten wirkliche Vorbereitungen. Man ſuchte die Gleichgeſinnten auf, man beſprach ſich in größeren und kleineren Kreiſen, was zu thun ſei. Die drei Heſſen, die freie Stadt Frankfurt und das Königreich Würtemberg waren in dieſer Beziehung beſonders aufgeregt.

So kam auch Weidig noch im Sommer 1832 in Verbindung mit Unzufriedenen. Die „aktenmäßige Darſtellung der im Großherzogthum Heſſen in den Jahren 1832 bis 1835 ſtattgehabten hochverrätheriſchen und ſonſtigen damit in Verbindung ſtehenden verbrecheriſchen Unternehmungen“ (Darmſtadt, 1839), obgleich officiell, doch ſchon nach dem Vorworte deutlich als Parteiſchrift erſchienen, ſpricht von Zuſammenkünften zu Großenlinden und Langgöns unweit Gießen, wobei auch Weidig geweſen und wobei ein Theilnehmer die Abſicht ausgeſprochen: Preßfreiheit, allgemeines Petitionsrecht, auch mittelſt Volksverſammlung, Bürger-Bewaffnung, landſtändiſche Repräſentation in allen Bundesſtaaten und eine mehr demokratiſche Organiſation des deutſchen Bundes, ſowie größere Einheit zwiſchen den deutſchen Bundesſtaaten (alſo Alles, was jetzt ſogar das Programm der deutſchen Regierungen geworden iſt) in Folge eines nahen allgemeinen Krieges mit Gewalt zu erlangen. Zuſammenkünfte Weidig's mit Friedrich Breidenſtein von Homburg und den Doktoren Gärth, v. Rauſchenplat und Jucho folgten. Die Frankfurter knüpften mit den Würtembergern an. Koſeritz wirkte hier auf das Militär ein; Buchhändler Frankh behandelte vorzugsweiſe die Angelegenheiten nach Außen. So kam er auch, im Januar 1833, zu Weidig nach Butzbach. Die „Aktenmäßige Darſtellung,“ indem ſie dies erwähnte und von da das ernſtlichſte Angelegenſein Weidig's, „im Einverſtändniſſe mit den Frankfurtern für das Revolutionsprojekt in ſeinem Kreiſe zu wirken,“ datirte, konnte dabei nicht umhin, Weidig die Anerkennung zu widmen, welche das zweite Motto dieſes Aufſatzes ausmacht. Freilich verknüpfte ſie mit dieſer Anerkennung und der weiteren, daß Weidig bei dieſen Eigenſchaften dem Staate Dienſte zu leiſten im Stande geweſen wäre, die tadelnde Einſchränkung: „wenn er nicht frühzeitig ſchon einen unbezwinglichen Hang zu politiſcher Thätigkeit gezeigt und ſich für berufen gehalten hätte, zur Verwirklichung von politiſchen Wünſchen und Hoffnungen nach Kräften beizutragen.“ Nun, es iſt dies noch *nicht* das Unſinnigſte, was aus dem übel angewandten Satze: „Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk,“ abgeleitet worden, um blos die Miniſter und Miniſterialräthe zu *Berufenen* zu ſtempeln und dieſen das Privileg politiſchen Handels zu ſichern!

Die „Aktenmäßige Darſtellung,“ indem ſie zugab, daß *Weidig urſprünglich* ſich nur innerhalb der Gränzen des *Geſetzes* bewegte, fügte doch dem an, daß er „ſpäterhin unzweifelhaft viel weiter ging, indem er namentlich kein Mittel verſchmähte, zum Ziele zu gelangen.“ Gleichzeitig modificirte jedoch die „Aktenmäßige Darſtellung“ dieſes wieder, indem ſie ſagte: „Den Grundſatz: der Zweck heiligt die Mittel! brachte *Weidig*, *obgleich er ihn ſonſt als irreligiös verdammte*, doch zur Erreichung ſeiner politiſchen Zwecke in vollem Umfange zur Anwendung.“ Dann aber erwähnte ſie, — nach Anleitung der Ausſagen von Mitangeſchuldigten, „deren Angaben durch ſo manche Erſcheinungen, welche dieſe Unterſuchung dargeboten hat, unterſtützt werden,“ — der angeblichen Lehre *Weidig's*, daß ein falſcher Eidſchwur in politiſchen Prozeſſen erlaubt ſei, indem er den Satz aufgeſtellt haben ſolle, „daß der dermalige (1832) öffentliche Rechtszuſtand überhaupt ein unrechtmäßiger ſei, daß man daher der beſtehenden Obrigkeit auch keinen Gehorſam ſchuldig und die Wahrheit zu ſagen nicht verbunden ſei, wenn das Intereſſe und die Wirkſamkeit der Volksfreunde dadurch gefährdet werden könnte, in welchem Falle ein falſcher Eid als ein Akt der Nothwehr erſcheine, — und ein gezwungener Eid thue Gott leid.“

Die Schrift: „Der Tod des Pfarrers **Dr.** Friedrich Ludwig *Weidig*,“ indem ſie von dieſen Aeußerungen der „Aktenmäßigen Darſtellung“ und ähnlichen der

„Darlegung der Hauptreſultate u. ſ. w.“ (Frankfurt a. M.), Notiz nahm, würdigte zunächſt den geringen Werth von *Bruchſtücken* aus den Verhörsprotokollen einer *geheimen* Juſtiz. Insbeſondere gelte dies von *Theorien* und *Lehren*, die ein anderer Angeklagter vorgetragen haben ſolle. „Allein ſelbſt, wenn man annähme,“ fuhr die gedachte Schrift fort, „daß *Weidig* unter Umſtänden im geheimen politiſchen Prozeſſe ſogar den Meineid als einen Akt der Nothwehr betrachtet hätte, was würde ſich daraus ſchließen laſſen? Es würde damit auf einen, das innerſte Leben zerreißenden Zwieſpalt zwiſchen Volk und Staat hingewieſen, wenn Männer wie *Weidig*, die ſich mit der ganzen Kraft ihres Daſeins dem Wohle des Vaterlandes weihten, bis zu dem Glauben gelangen könnten, daß dem Staate gegenüber, um des endlichen Siegs der Wahrheit willen, ſelbſt die Unwahrheit nicht blos erlaubt, ſondern geboten ſei. Und läge nicht gerade darin die ſchwerſte Anklage gegen eure Cenſur und geheime Juſtiz, welche die Mutter der Lügen ſind?“ Nachdem dann die Schrift bemerkt, daß man das Daſein eines ſolchen ſittlichen Zwieſpalts beklagen, dieſer ſich aber doch nur als die unvermeidliche Folge jenes dauernden politiſchen Kampfes, worin ſich die herrſchende Partei des ſchlechteſten Mittels für ſchlechte Zwecke bedient, darſtellen würde, kam ſie zu ſchlagenden *praktiſchen* Belegen aus den letzten Jahrzehnten, daß der Grundſatz, der Zweck heilige die Mittel, nirgends mehr einheimiſch ſei, als im Schooße der *hohen Diplomatie* und der *offiziellen Politik*. Und doch könnte ſich ein Gewalthaber nie und nimmer auf ein Recht der geiſtigen Nothwehr berufen, wie die Vorkämpfer der ſchwächeren und niedergehaltenen Parteien. Nicht das Volk ſei Schuld daran, daß Politik und Moral ſich getrennt und ſich entfremdet haben.

Die Schrift führte dann einen Zug aus dem Leben *Weidig's* an, den die „aktenmäßige Darſtellung,“ ſonſt ſo ſorgfältig in der Zuſammenſtellung der Ausſagen von Angeklagten, woraus ſich ein Vorwurf *gegen Weidig* ableiten ließ, mit Stillſchweigen übergangen hatte. Darnach hatte Weidig als Pfarrer in Obergleen einer mit einem Juden proceſſirenden Chriſtin den Eid zu erklären. Sie war erbötig, denſelben abzuleiſten. Weidig aber glaubte, ſie könne dies nicht mit guten Gewiſſen thun und ſtatt ſie den Eid ſchwören zu laſſen, befriedigte er ſelbſt den Gläubiger aus ſeinen eigenen knappen Mitteln. „Wahrlich," fügte die Schrift in Anwendung auf dieſen Zug hinzu, „ſolche Sünder, wie Weidig war, wird Gott ſegnen und das Gottesurtheil der deutſchen Nation wird in ihm Einen ihrer Beſten erkennen. Und wären gleich die Vorwürfe, die ſeine Gegner ihm machen, zehnmal mehr; und wären ſie ſo gegründet als ſie grundlos ſind: ihm müßte viel vergeben werden, denn er hat viel geliebt!"

Nach dieſer nothwendigen Abſchweifung (denn die auf Weidig gerichteten Angriffe ſeiner politiſchen Gegner drehten ſich meiſt um die angeblich von ihm vertheidigte, ſogenannte „Meineidstheorie") wieder zu den politiſchen Anſchuldigungen! — Weidig hatte, nach der Aktenmäßigen Darſtellung, noch mehreren dem Frankfurter Attentate vorausgegangenen, daſſelbe vorberathenden Verſammlungen in Perſon beigewohnt, um die, vier Wochen vorher ſtattgehabte hochverrätheriſche Zuſammenkunſt in Großgartach (Königreichs Würtemberg) gewußt und den Apotheker Trapp aus Friedberg dorthin geſchickt. Nach Flick's Ausſagen, welche Glauben verdienen, wollte Weidig nebſt Trapp auf einen unbedingten und gänzlichen Sturz der deutſchen Regierungen nicht eingehen, vielmehr dem deutſchen Volke überlaſſen haben, wozu es ſich nach bewirktem Aufſtande in Bezug auf ſeine Regierungsform entſchließen wolle. Bei einer ſpäteren Zuſammenkunft hielt Weidig, nach Flick, die Realiſirung des Aufruhrprojektes für unmöglich und rieth zu deſſen Aufgeben. Darüber hätte ihn Dr. Gärth und „der Andere" (wahrſcheinlich Dr. Neuhof) heftig angegangen und an ihn die Forderung geſtellt, auch in Butzbach zu einem gleichzeitigen Aufſtande (die Zeit ſollte noch näher beſtimmt werden) Anſtalten zu treffen, was aber Weidig verweigert hätte. Namentlich habe Weidig bemerkt: Man ſolle keine Veranlaſſung zu unnöthigem Blutvergießen geben, das Volk ſei durchaus nicht für den Aufſtand, in der Sache ſelbſt aber würden eher Rückſchritte herbeigeführt werden. Jene dagegen hätten durchaus nicht von ihrem Vorhaben abgehen wollen und ſich von Weidig „in einer Art Mißbehagen" getrennt. Auch ſpäterhin — ungefähr gegen Ende Februars 1833 — ſei Weidig nicht für's Aufruhrprojekt geweſen, wenigſtens ſehr ſchwankend. Indeſſen läßt ſich auf die Ausſagen anderer Mitangeſchuldigten hin doch kaum verkennen, daß Weidig im März 1833 wieder entſchiedenere Hoffnungen auf das Gelingen eines Aufſtandes ſetzte und in dieſem Sinn nach verſchiedenen Punkten hin förderte und einleitete. Weidig ſelbſt behauptete im Lauf der Unterſuchung, drei Tage vorm Ausbruche des Attentates nochmals nach Frankfurt gereiſt zu ſein, um von dem „unſinnigen Vorhaben" abzumahnen. Zugleich ſtammt aus der nämlichen Zeit ein Gerücht, wonach einer der Frankfurter Verſchwörer geäußert habe: Es ſei von Weidig Anzeige des Vorhabens zu fürchten und man müſſe ihn deßhalb umbringen.

Hiermit ſchließt ſich Weidig's Thätigkeit bis zum Frankfurter Attentate ab. Nach demſelben begann die Periode ohne Cenſur, alſo heimlich gedruckter Flugſchriften. Es war früher ſchon von einigen, welche Weidig und Flick verfaßt, die Rede. Sie waren „aufreizend," aber nicht revolutionär. Anders eine im Jahr 1834 erſchienene und verbreitete Flugſchrift: der „Heſſiſche Landbote." Dieſe, erklärt zum Umſturze auffordernd, rührte vom nachherigen Verfaſſer des Todes Danton's, Student Georg Büchner, her. Weidig, dem man ſie nach Butzbach gebracht, billigte die Schrift nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt, vielmehr nahm er manche Aenderungen daran vor, welche den Beifall Georg Büchner's keineswegs hatten. Gewiß aber ſind dieſe Milderungen Weidig in einer Zeit doppelt anzuſchlagen, wo durch die von der Regierung beabſichtigte und durchgeſetzte Verſetzung Weidig's nach Obergleen ſein Gefühl auf's Unſäglichſte aufgeregt war.

Die noch ſpätere politiſche Thätigkeit Weidig's faßte ſich in eine Betheiligung bei einer Zuſammenkunft auf der Badenburg bei Gießen, neue Druckblätter und die Mitbeſtrebung um eine eigene Preſſe zuſammen.

Nach allem dieſem kann keinem gegründeten Zweifel unterliegen, daß Weidig — beſonders mit Rückſicht auf die Pflicht der Anzeige des Hochverrathes — allem Anſcheine nach gegen das formelle Geſetz ſeines Landes ſich vergangen hatte. Aber ebenſo würde ein billiger menſchlicher Richter und jeder vernünftige Menſch nicht überſehen haben, wie er nur nach und nach, beſtimmt durch die ſtets ungünſtiger werdenden öffentlichen Verhältniſſe ſeines ihm über Allem ſtehenden deutſchen Vaterlandes, widerwillig ſich zu der von ihm eingeſchlagenen Handlungsweiſe entſchloß. Ja eine Jury, deren Beſtimmung die ſtete Verſöhnung des todten Buchſtabens mit dem wahrhaft lebendigen und menſchlichen Rechte bleibt und unter der Vorausſetzung, daß man eine Jury den unmittelbarſten Zeiteinflüſſen, wie ſie auf jede Art von Gericht einwirken, entziehen könnte, hätte ſchwerlich noch ein Vergehen entdeckt!

Auf die Schrift: „Der Tod des Pfarrers **Dr.** Friedrich Ludwig Weidig“ hatte die Regierung des Großherzogthums Heſſen in der Art geantwortet, daß ſie ſie — für eine Schmähſchrift erklärte und eine Strafe von mehreren Thalern für ihre Verbreitung androhte. Doch kam ſie viel in's Land, aber die Regierung konnte das Gegentheil davon annehmen. Sie konnte die Verbreitung der Schrift ignoriren. —

Anders war's mit einer kleinen Schrift: „die geheimen Inquiſitions-Prozeſſe gegen Weidig und Jordan,“ welche Welcker (Karlsruhe, 1843) herausgab. Sie war mit badiſcher Cenſur erſchienen und es war nicht gut thunlich, ihr mit einem Verbote entgegen zu treten. Die Schrift war „zur neuen Unterſtützung des Antrags auf öffentliches Anklageverfahren und Schwurgericht“ geſchrieben, enthielt aber aus jenen Inquiſitionsprozeſſen begründende Thatſachen und beſonders den Weidig'ſchen Prozeß betreffend, Auszüge aus dem Buch des Dr. Wilh. Schulz (denn dieſer war der Verfaſſer der Schrift: „Der Tod“ ꝛc.)

Auch Georgi ſelbſt konnte nicht mehr gut ſchweigen. Er ſchrieb eine „Erwiederung“ auf die Welcker'ſche Schrift, im Weſentlichen die gegen ihn erhobenen Anſchuldigungen in Abrede ſtellend und voll Angriffen auf die Aerzte. Gegen den Vorwurf, keinen Wächter bei Weidig zurückgelaſſen zu haben, vertheidigte er ſich durch die im Augenſchein beruhende Annahme, daß die Selbſtentleibung bereits vollendet geweſen ſei, durch das lange Ausbleiben der beſchickten Aerzte und die von ihm geſchehene Uebertragung der Amtshandlung auf einen andern ſelbſtſtändigen Richter. Zu behaupten, daß Weidig während ſeiner Haft geſchlagen worden ſei, erklärte Georgi in zwei Zeilen für „eine grobe Lüge.“ Nun war es auch für die Aerzte Zeit, zu ſprechen. Sie thaten es in einer gemeinſam verfaßten Schrift: „Einige Worte zur Beurtheilung des Wahnſinns überhaupt und des Säufer-Wahnſinns insbeſondere, in medieiniſch-gerichtlicher Beziehung.“ Hauptſächlich über den von Georgi erlittenen Anfall des delirium tremens (30. Januar bis 7. Februar 1837) enthielt ſie intereſſante Notizen. Die Schrift hatte eine Gegenantwort Georgi's in einem öffentlichen Blatt zur Folge, worin er die Aerzte der Fälſchung von Thatſachen in einem von ihnen erſtatteten offiziellen Berichte (in der Minnigerode'ſchen Angelegenheit) entſchieden bezüchtigte. Die Aerzte aber, ſtatt wegen Verläumdung gegen Georgi zu klagen (was das Geeignetere geweſen wäre, behaupteten mit Rückſicht auf ſeinen angeblichen Geſundheitszuſtand, daß er nicht zurechnungsfähig ſei, und ſo blieb dieſe Angelegenheit auf ſich beruhen.

Unterdeſſen wurde ein anderes großes Werk allmählich zur Oeffentlichkeit reif. Es war dies die „Aktenmäßige Darlegung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig, verfaßt von Dr. Friedrich Nöllner, großherzoglich heſſiſchem Hofgerichtsrathe in Gießen.“ (Darmſtadt, 1844.) das Werk, durch Schulz' und Welcker's Schriften hervorgerufen, zählte nicht weniger als 678 theilweiſe eng gedruckter, großer Octavſeiten und 64 Seiten Anlagen. Bei Weitem der größte Theil dieſes Werks handelte von Weidig: ein Umfang, dem hier zu folgen mir nur ganz entfernt möglich iſt.

Das Werk, mit dem Motto: „Für Wahrheit und Recht“ an der Stirne, hatte auf die Eigenſchaft der Unparteilichkeit Anſpruch gemacht, und man muß geſtehen, daß es, obgleich in ſeiner Tendenz für die Staatsregierung und gegen Weidig, doch aus der ſeinem Verfaſſer zu Gebote ſtehenden reichen Fundgrube von Akten zugleich ſehr wichtiges Material gegen Georgi und die von ihm geführte Unterſuchung brachte.

Nach Nöllner wurde Weidig in der letzten Unterſuchung, alſo im Verlauf von einem Jahre und 10 Monaten, in der Hauptſache nur 32 mal verhört (das Letztemal nach den vorliegenden Protokollen am 9. September 1836, alſo über 5 Monate vor ſeinem Tode.) Seine Darſtellung der Anklage gegen Weidig aber ſchloß Nöllner mit dem Anerkenntniſſe, juriſtiſcher Beweis der gegen Weidig erhobenen Anklagen ſei nur bei wenigen derſelben geliefert: eine Verurtheilung Weidig's hätte alſo auf den Grund einer ſtrengen Beweistheorie nicht erfolgen können. Sind alſo auch, wie Herr Nöllner angibt, die wichtigſten „Beweismittel“ erſt nach Weidig's Tode entdeckt worden (neue oder ausgedehntere Ausſagen von Mitangeſchuldigten gehören niemals unter die Beweismittel) ſo iſt doch jedenfalls hiernach gewiß, daß bis zu Weidig's Tode man in ihm zwar einen Angeſchuldigten, aber weder einen Ueberführten, noch einen Geſtändigen vor ſich hatte: ein Umſtand, welcher allein ſchon zur größten Rückſicht gegen Weidig hätte veranlaſſen ſollen. Und nun dazu noch der Gebildete, der von Behörden, Schülern und Bekannten ſtets Gerühmte, der Mann exemplariſchen Lebenswandels! Wenn ſolche Umſtände nicht mehr die Gefangenſchaft ſo mild als möglich zu machen befehlen, dann weiß ich überhaupt nicht mehr, warum für Gefangene, ſelbſt wenn ſie Kranke, wenn ſie Sterbende wären, noch eine Milderung eintritt!

Die Aktenauszüge Nöllner's, welche „Weidig's Disciplinarvergehen und Beſchwerden“ betreffen, enthalten eine merkwürdige fortlaufende Geſchichte von Weidig's wachſender Seelenkrankheit, welche auch von dem ihn behandelnden Arzte nicht gehörig erkannt worden zu ſein ſcheint. Denn die Gegenannahme, daß alles Dieſes auf Verſtellung beruhte, iſt zu künſtlich, zu ſehr auf die Spitze getrieben, zu (mit Rückſicht auf noch ſpäter Anzuführendes) unmöglich, um damit die Annahme zu beſeitigen.

Der Abſchnitt: „Weidig's Tod“ führt auf theilweiſe ſchon bekannten Boden, außerdem zum Streit zwiſchen Georgi und Hofgerichtsaſſeſſor Weber, wann dieſem die Erhebung des Thatbeſtandes u. ſ. w. vom Erſteren aufgetragen worden, und zu mehreren ſehr wichtigen, vom Referenten (v. Lepel) und Korreferenten (v. Hombergk) beim Hofgericht erſtatteten Vorträgen. In einem der von Hofgerichtsrath v. Lepel erſtatteten Vorträge wurde das Benehmen des Gerichtsdieners Preuninger und des Unterſuchungskommiſſärs Georgi am Morgen des unglücklichen 23. Februar 1837 einer ſcharfen, aber wohlbegründeten Kritik unterworfen. „Müſſe man von einer ſolchen Unterſtellung ausgehen,“ (daß Weidig erſt nach 8 Uhr ſich die gefährliche Halswunde beigebracht habe, u. ſ. w.) bemerkte der Referent, „ſo ſteigere ſich ſeines Erachtens der Grad von Verſchuldung (des Gerichtsperſonals) zu einer Höhe, welche die Gränzen eines blos disciplinariſchen

Vergebens überſchreiten dürfte.“ Der Hofgerichts-Korreferent (auch Mitglied der Frankfurter Centralunterſuchungskommiſſion) dagegen nahm ſich Preuninger's und Georgi's an und das Hofgericht ſelbſt trat durch Stimmenmehrheit ſeiner Anſicht bei, daß dem Hofgericht in Gießen blos die Kommiſſionsakten und nicht auch die Vorträge des Re- und Korreferenten mitzutheilen ſeien. Das Hofgericht in Gießen aber ſprach als Antwort die Ueberzeugung aus, „daß bezüglich des fraglichen Gegenſtandes von ſeiner Unterſuchungskommiſſion Alles geſchehen ſei, was man von derſelben billigerweiſe verlangen konnte.“

Der von Herrn Nöllner gefaßte und durch das Miniſterium gebilligte und unterſtützte Vorſatz, ſein Werk zu ſchreiben, veranlaßte Dieſen, in einer um mehr als ſieben Jahre ſpäteren Zeit, als die vorbemerkte (nämlich im April 1844), ſich an die Aerzte, welche die Sektion der Leiche Weidig's geleitet hatten, zu wenden. Ihr wiederholtes Gutachten fiel dahin aus, daß die bei Weidig vorgefundenen Hals-, Arm- und Fußwunden lediglich von dieſem ſelbſt ſich beigebracht worden ſeien. Ueber die Behauptung der mediciniſchen Fakultät in Zürich in ihrem Gutachten: die bereits früher erwähnten „kleinen, bereits vertrockneten Hautwunden an der äußeren Seite des rechten Oberſchenkels“ könne Weidig ſich nicht wohl ſelbſt beigebracht haben, ſie ſeien ihm ſehr wahrſcheinlich von einem Andern, etwa mit einem Stocke beigebracht worden, befragte Nöllner ebenfalls die Aerzte. Dr. Graff bejahte, daß jene Verletzungen die Folge einer körperlichen Züchtigung ſein könnten; erklärte, dies angenommen, das Vorhandenſein der Verletzungen an der bezeichneten Stelle; bezeichnete als Zeit ihres Entſtehens die letzten Tage vor Weidig's Tod; bemerkte, daß ebenſogut ein Stock als ein Ochſenziemer das mögliche Inſtrument geweſen ſein könne, und erklärte ſchließlich, daß Weidig ſich ſelbſt jene Verwundungen beigebracht habe, für rein unmöglich. Dr. Stegmayer, in den übrigen Theilen ſeiner Antwort im Weſentlichen mit Dr. Graff übereinſtimmend, ſtellte zwar im Allgemeinen eine Möglichkeit der letztbemerkten Art nicht in Abrede, erklärte aber ausdrücklich dabei, daß es ihm weder früher noch jetzt habe gelingen können, irgend Gründe der Wahrſcheinlichkeit für eine oder die andere Art hier denkbarer Möglichkeiten aufzufinden. Eine ſiebente Frage: Ob ſich nicht aus den ihm bekannten charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten Weidig's Gründe ableiten ließen, daß ſich derſelbe nicht ohne Widerſtand einer körperlichen Züchtigung unterworfen haben würde? bejahte Dr. Stegmayer unbedingt. Nöllner reihte dann an dieſes einige Bemerkungen, welche gegen die Ausführung einer körperlichen Züchtigung vor Weidig's Tode ſprechen ſollten.

Ich beſchränke mich auf dieſe Auszüge: Sie werden wenigſtens einigermaßen die weſentlichſten Gegenſtände der Unterſuchung abrunden. — Von der Schlußſchrift: „Geheime Inquiſition, Cenſur und Kabinetsjuſtiz im verderblichen Bunde. Von Wilhelm Schulz und Karl Welcker“ (Karlsruhe 1845) kann ich vollends nur den Titel anführen. Auch dieſer Schrift folgte im Großherzogthum Heſſen ein Verbot mit Strafandrohung.

Weidig's Wittwe war längſt todt, als es — im Spätherbſt 1844 — den Kuratoren der beiden hinterlaſſenen Kinder Weidig's gelang, die Gedichte Weidig's, welche er in ſeiner Haft niedergeſchrieben, ſein Unterſuchungskommiſſär Georgi aber an Weidig's Gattin nicht abgelaſſen hatte, zu erhalten und im Jahre 1846 erfolgte, in Verbindung mit den ſchon früher in den „Reliquien“ abgedruckten, ihre Veröffentlichung. Es waren ihrer 19. Drei davon: „Die Mainfahrt,“ „Siegfried's Schwert“ und „Thusnelda's Klage,“ tragen die Jahrzahl 1834, ſind aber während der Gefangenſchaft Weidig's erſt verfaßt oder doch erſt aufgezeichnet worden.

Auch in ihnen ſpiegelt ſich, wie in den früheren, Gottes-, Vaterlands-, Freiheits- und Familienliebe im ſeltenſten Vereine. Sie ſind die Lieder eines ſeltenen Vogels, der zwiſchen Eiſenſtäbe oder Gefängnißmauern ſich ſein Neſt gebaut.

Bei manchen jener Gedichte hat man, ſelbſt vom Standpunkte des ängſtlichſten Inquirenten-Cenſors aus, gar keine Ahnung, warum Georgi ſie nicht an Frau Weidig verabfolgte. Es iſt nichts Anſtößiges, nichts Verfängliches drin. Und ſo ſind ſie zugleich ein praktiſcher Beitrag dazu, wie man in der Unterſuchungsſache des unglücklichen Weidig eine geiſtige Aushungerungsmethode zur Anwendung gebracht hat, welche allein ſchon wahnſinnig machen konnte.

Auch vier Briefe Weidig's an ſeine Gattin und ein Brief von Weidig's Gattin an Denſelben kamen bei jener Gelegenheit zum Vorſchein. Das Hofgericht in Gießen, indem es dieſelbe aushändigte, bemerkte, daß ein noch vorhandener Brief vom 24. Juli 1836 ſich nicht auffinden laſſe. Die Kuratoren kamen abermals um denſelben ein, jedoch bis jetzt nicht mit dem gewünſchten Erfolge.

Es wäre die Pflicht der zweiten Kammer des Großherzogthums Heſſen geweſen, namentlich mit Rückſicht auf die halbofficiellen Mittheilungen der Nöllner'ſchen Schrift, auf weitere Erhebung der Weidig-Georgi'ſchen Angelegenheit bei der Regierung zu dringen. Aber ſie unterließ es, dieſer Pflicht nachzukommen. Vielmehr beſchränkten ſich vier Mitglieder derſelben auf den außerdem unpaſſenden und ungeſchickt eingeleiteten Verſuch, den als Landtagsabgeordneten in der zweiten Kammer ſitzenden Hofgerichtsrath Georgi durch ein an den Präſidenten der Kammer gerichtetes Schreiben perſönlich aus derſelben zu entfernen. Der Präſident lehnte jedoch die bezügige Vermittelung ab und Georgi, der von dem Schritte gehört, trat offenſiv in der Kammer dagegen auf. Die Urheber des Schreibens ſchwiegen und auch ſpäter, als bei verſchiedenen Gelegenheiten der nothwendigen Beſſerung in dem Kriminalverfahren des Großherzogthums

Erwähnung geſchah, wagte kein Abgeordneter des Namens Weidig und der gegen ihn geführten Unterſuchung Erwähnung zu thun.

H. Gagern's Ausfall auf Georgi in ſeiner Schrift: „Rechtliche Erörterung u. ſ. w." (Worms, 1847) und was ſich daran in- und außerhalb der zweiten Kammer knüpfte, iſt bekannt, und, in Folge der großen Ereigniſſe, die ſeit der Zeit unſer Europa durchwühlten, faſt vergeſſen.

Neue landſtändiſche Wahlen brachten Georgi aus der zweiten Kammer. Aber dafür ertönte ſein Name am 11. März 1848 abermals in derſelben. Der Abgeordnete Zitz beantragte: „daß gegen Georgi die Unterſuchung verhängt werde, ob er die politiſch angeklagten heſſiſchen Bürger, während er mit der Inquiſition beauftragt war, empörend und grauſam behandeln ließ, und ob er zur Zeit, wo er vom Säuferwahnſinn befallen war, Amtsverrichtungen vorgenommen hat, damit ihn demnächſt die geſetzliche Strafe ſeiner etwa nachgewieſenen verbrecheriſchen Handlungen treffe." Bis jetzt iſt indeſſen noch nicht über den Antrag berichtet.

Aber auch direkter wandte ſich nach dem 6. März 1848 die öffentliche Aufmerkſamkeit Weidig wieder zu. Einige ſchlichte Bürger Darmſtadts faßten den Entſchluß, Weidig's Grabkreuz von dem ſeine Inſchrift theilweiſe verklebenden Eiſenkitte zu befreien und überhaupt dasſelbe neu herzuſtellen. Eine in der Angelegenheit abgehaltene Verſammlung ſchloß ſich dieſen Abſichten an. Da Weidig's Grab in der Reihe der Tag für Tag Beerdigten ſich befindet (kein Erbbegräbniß iſt), und ſomit in 19 Jahren deſſen Umgrabung bevorſteht, ſo bat man den Ortsvorſtand der Stadt Darmſtadt, das Grab auf ewige Zeiten für ſeine gegenwärtige Beſtimmung wo möglich unentgeldlich zu bewilligen. Der Ortsvorſtand entſprach einſtimmig dieſem Geſuche. Ein Comité wurde gewählt, welches die Sammlung von Beiträgen für Herrichtung des Denkmales und eine Weidig's-Stiftung einleitete. Als ſolche Stiftung wurden Schulprämien an den beiden Orten ſeiner amtlichen Wirkſamkeit, in Butzbach und in Obergleen, beſtimmt. Sie ſollten aus je drei deutſchen Büchern (man dachte beſonders dabei an Geſchichtsbücher) beſtehen, den Namen Weidig's-Prämie führen und vorn mit eingehefteter, auf Weidig bezüglicher Inſchrift verſehen ſein. Freie ſchriftliche Wahl der Schüler, im Beiſein des Schulvorſtandes vorgenommen, ſollte über Diejenigen entſcheiden, welche ſie erhielten. Als Zeit der Vertheilung ward der Herbſt jedes Jahres vorgeſehen. — Aber außerdem nahm man Bedacht, daß neben den Beiträgen für ein- und allemal auch jährliche Beiträge angenommen und daß die aus den Zinſen hiervon ſich ergebenden Ueberſchüſſe zu einem, demnächſt noch in einer Generalverſammlung feſtzuſtellenden, der Geſinnung Weidig's entſprechenden, humanen oder politiſchen Zwecke verwendet würden.

Außer dem Abſchluß dieſer verſchiedenen Gegenſtände vereinigte man ſich in der am 16. September 1848 in Darmſtadt abgehaltenen Generalverſammlung auch zu einer Vorſtellung an das Miniſterium der Juſtiz, welche mit der Bitte ſchloß: „über die Behandlung der in den Jahren 1835 bis 1838 in Darmſtadt verhaftet geweſenen politiſchen Gefangenen und beſonders über die Behandlung und den Tod des Pfarrers Weidig eine unparteiiſche Unterſuchung herbeizuführen.“

Am 17. September 1848 erfolgte die Einweihung des Denkmales auf dem Friedhofe bei Darmſtadt. Die in Darmſtadt wohnenden Mitglieder des für fünf Jahre gewählten Ausſchuſſes hatten als beſtimmtes Feſtcomité an die Brüder und Schwäger Weidig's Einladungen hierzu erlaſſen und mehrere waren dieſer Einladung gefolgt. Dabei ging dann noch öffentliche allgemeine Einladung an Alle, welche ſich beim Zuge nach dem Friedhofe betheiligen wollten.

Um zwei Uhr Mittags, während die Glocken zum Gottesdienſte in die nahe Kirche läuteten, begann der Zug vom Rathhauſe aus. Voran eine ſtarke Abtheilung Turner, dann die anweſenden Verwandten Weidig's, die Mitglieder des Ausſchuſſes aus Darmſtadt, Butzbach und Obergleen, hierauf viele Bewohner Darmſtadts und Butzbachs, und zuletzt wieder eine Abtheilung Turner. Der Zug, anfänglich vielleicht 200 ſtark, hatte ſich durch bald Hinzugetretene gewiß auf 600 vermehrt. Und daneben flutheten dann noch Tauſende von Menſchen, bei dem mildeſten, ſonnigſten Herbſtwetter, dem Friedhofe zu.

Das eiſerne Kreuz, was Weidig's Verwandte Dieſem auf das Grab hatten ſetzen laſſen wollen, hatte die goldene Inſchrift enthalten:

Dr. Friedrich Weidig,
Pfarrer zu Obergleen,
geſtorben den 23. Februar 1837.

Du ſtarbſt nach langer Kerkerhaft
Als heil'ger Streiter,
Dein freier Geiſt ſucht in geſtirnter Höh'
Des Lichtes Urquell.

Die vier letzten Zeilen dieſer Inſchrift glänzten nun ebenfalls wieder in deutlichem Goldſcheine und der vom Ausſchuß angeſchaffte Stein, auf welchen das Kreuz geſetzt war, enthielt das Nachſtehende:

Die Inſchrift dieſes Kreuzes, theilweiſe
zehn Jahre lang auf Befehl der Behörde
durch Eiſenkitt verdeckt, wurde im Juni
1848 der Anſchauung wiedergegeben und
dieſes Denkmal erneuert und vervollſtändigt
durch Weidig's Freunde und Verehrer.

Auf der Rückſeite des Steines befand ſich die letzte Strophe aus Weidig's Lied: „Wann die Gluth des Morgens funkelt:"

Vaterland, dein ſei mein Leben,
Dein mein Hoffen, Fürchten, Streben,
Und zum Lohne gib dafür
Grab in freier Erde mir.

Der Grabhügel war neu hergerichtet und mit friſchen Blüthen von Georginen umſteckt. — In weitem Kreiſe umgab ihn der Zug. — Von den anweſenden Butzbachern zog beſonders der Lieblingsſchüler Weidig's, Karl Jenner, der nicht lange vorher aus Amerika zurückgekehrt war, durch ſeine Schickſale und ſeine ſtille Trauer die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich.

Viele Mitglieder des Geſangvereins „Harmonie“ und anderer Darmſtädter Geſangvereine hatten den Vortrag mehrerer Geſänge übernommen. Zuerſt von Schenkendorff's trefflichem: „Freiheit, die ich meine.“

Nach dieſem trat ich vor und gab nach einigen einleitenden Worten eine gedrängte Lebensbeſchreibung Weidig's. Hier der Schluß meiner Rede: „Da nahte ſich der 23. Februar 1837, der Todestag Weidig's. Es iſt hier nicht Zeit und nicht Ort, in eine nähere Beſchreibung desſelben einzugehen. Das aber kann und muß hier geſagt werden, daß die Akten über dieſe unglückſelige Geſchichte noch nicht geſchloſſen ſind. Ja, wären ſie's auch bei Gerichten und bei Miniſterien: bei der ewigen Weltgerechtigkeit ſind ſie es nicht. Sie hört die Stimmen, ſie wägt das Urtheil, ſie richtet und beſtraft. — Es iſt nichts leichter, als bei einem ausgezeichneten Manne Irrthümer nachzuzeigen. Gerade weil er ein ausgezeichneter Mann war und mehr von Höhepunkten, als vom Thal oder vom Sumpf aus das Leben ſich betrachtete, war er auch leichter in Gefahr, gegen die gewöhnliche Klugheit des Lebens anzuſtoßen und in Zuſtänden und Menſchen ſich zu täuſchen. Wichtiger bleibt da immer das Urſprüngliche, Innere, Wahre und Reine. Es bleibt unberührt, wie auch der Drang der Umſtände es umtobt. Und ſo geſchah es bei Weidig. — Fragt man: Wie Weidig, wenn er noch lebte, die Jetztzeit aufgefaßt, zu welcher Partei er ſich geſchlagen hätte? ſo halte ich dieſe Frage für ſehr müßig. Nicht blos deßhalb, weil ſie doch zu keinem Ergebniſſe führt, denn auch der ſtärkſte Hauch der Freiheit weckt keine Todten mehr auf, ſondern weil Weidig immer nur ſeiner Ueberzeugung gefolgt wäre. Nicht weltlicher Vortheil, nicht Eitelkeit, nicht Glanz hätten ihn der einen oder andern Seite zugeführt, aber gerade deswegen hätte er auch den Beifall der Redlichen aller Parteien davon getragen. — Auch jetzt fehlt ihm nicht dieser Beifall. Zeugniß davon iſt unſere ernſte Feſtlichkeit. Und wie wir uns in Gedanken ihm nahen, ſo lebt ſein klarer Geiſt nicht nur überhaupt noch, ſondern auch noch mit und um uns. Er weht um dieſes Kreuz, er flüſtert um dieſen Stein, er wiegt ſich auf den Aeſten jener Bäume. Er befeuert uns zu genauer ehrlicher Prüfung und zum feſten Halten an dem überzeugungsmäßigen Errungenen. — Und ſo ſtehe denn dieſes Denkmal; vergänglich, weil von vergänglicher Menſchenhand gebaut, aber das Andenken mit erhaltend an der Tüchtigſten Einen! Es ſtehe zugleich da als Wegweiſer in eine alte, hoffentlich für immer vergangene, es ſtehe da als Wegweiſer in eine neue Zeit. In die Zeit der Freiheit und der Gerechtigkeit!“

Der Vortrag des vorhin erwähnten Liedes Weidig's durch die Sänger folgte. Dann trat Kollektor Kuhl von Butzbach, einſt ein Schüler Weidig's, auf und ſchilderte lebhaft und kräftig zunächſt deſſen Verdienſte als Lehrer in Butzbach und als Geiſtlicher in Obergleen, indem er dabei Bruchſtücke aus ſeiner in letzterem Orte gehaltenen Antrittspredigt mittheilte. Dazwiſchen fielen einige, jedoch gemäßigt gehaltene Streiflichter auf die Weidig gewordene Behandlung. Klopſtock's Lied: „Auferſtehn“ durch die Sänger ſchloß. Und mit ihm zugleich die Feier. — Ich war vor einigen Tagen wieder am Grab. Die Trauerweide, welche ſonſt mitten auf demſelben geſtanden und nun hinter Grabſtein und Kreuz geſetzt worden, kränkelt. Sie war ſchon vorher ſchwächlich geweſen. Die übrigen Gewächſe ſtehen friſch. Es hat ſich bereits ein Pfad über die andern Gräber nach dem Grabe Weidig's gebahnt. Von dem Rondel, welches in der Mitte des Friedhofs liegt, rechts in ſüdweſtlicher Richtung: man kann nicht fehlen. — Die Weidigs-Stiftung macht ſchöne Fortſchritte. Beſonders Butzbach ſteuerte reichlich; gegen 400 Gulden. Unter den einzelnen Beiträgen befindet ſich einer des polniſchen Generals Uminski.

Weidig's Thätigkeit hatte nach zweien Seiten hin ihre Anker ausgeworfen. Nach der Seite der Politik und des Staatslebens und nach der Seite der engeren amtlichen, ihm ſo lieben Wirkſamkeit. Daß er dort ſtark und feſt, hier gewiſſenhaft, freundlich und freundſchaftlich war, ſichert ihm ein um ſo länger dauerndes, doppeltes Angedenken. Selbſt der ganz unpolitiſche Mann würde ihn lieben können und müſſen, wenn er ſeine Verdienſte als Schulmann und als praktiſcher Menſchenfreund in Erwägung zöge, ſowie der ſtrenge einſeitige Politiker, der aus Pflicht im gewöhnlichen bürgerlichen Leben ſich nicht viel macht, ihm ſeine Achtung zu widmen gehalten wäre. Ein Verhältniß, welches nicht oft Statt findet in dieſer zerſplitterten, zerklüfteten Zeit, — aber nur deßhalb, weil die Vorausſetzungen dazu: ein tüchtiger moraliſcher Kern und muthiger freiheitslebender Sinn, ſo ſelten vereinigt ſind. O ja: Worte fehlen nicht, aber die ſtille, tief furchende, kräftige Quelle, welche in ſich ſelbſt ihr Bewußtſein trägt, bald fruchtet und bald lockert, dieſe iſt in ſo vielen öffentlichen Charakteren unſerer Zeit nur zu ſehr verſiegt. Die Sonne ſteht nicht mehr vor den meiſten Strebenden, ſondern hinter ihnen. Sie ſehen ihren Schatten und indem ſie nach dem Ziele ſtreben, tappen ſie in ihrem Schatten.

Doch Weidig's Bedeutung und Werth iſt für immer ſelbſtſtändig genug, um nicht durch die Fehler Anderer ſeine Folie erhalten zu müſſen.

Benjamin Franklin.

Von

K. Krug.

„Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen den Scepter."
d'Alembert.

Benjamin Franklin.

(Geb. zu Boſton am 17. Januar 1706, geſt. zu Philadelphia am 17. April 1790.)

Benjamin Franklin wurde zu Boſton in Maſſachuſetts am 17. Januar 1706 geboren. Er ſtammte aus einer armen Familie aus Eaton, in Northamptonſhire in England, wo ſie wenigſtens drei Jahrhunderte auf einem dreißig Acker haltenden Gute gelebt und neben dem Ackerbau das Schmiedehandwerk getrieben hatte. Sein Vater **Joſias** verheirathete ſich ſehr jung. Der Glaubenszwang, der ihm verbot, ſeiner freieren religiöſen Ueberzeugung ein offenes Bekenntniß anzufügen, veranlaßte ihn, ſich einem Zuge angeſehener, befreundeter Landsleute anzuſchließen, die 1682 nach Boſton auswanderten, wo ſie der freien Ausübung ihres Gottesdienſtes keine Hinderniſſe in den Weg geſtellt hofften. Von ſeiner erſten Frau wurden ihm ſieben Kinder geboren, von einer zweiten Frau, Abiah **Folger**, der Tochter eines der erſten Anſiedler in Neu-England, erhielt er deren noch zehn; von dieſen ſiebenzehn Kindern erinnert ſich **Benjamin** dreizehn zuſammen an einem Tiſch geſehen zu haben, die auch alle heranwuchſen und ſich verheiratheten. **Benjamin** ſelbſt war der jüngſte Sohn dieſer zweiten Frau. Das Geſchäft ſeines Vaters — er war Lichterzieher und Seifenſieder — verſchaffte der zahlreichen Familie bei Einfachheit und Sparſamkeit einen genügenden Unterhalt. Die älteren Söhne wurden früh bei verſchiedenen Handwerkern in die Lehre gegeben; der auffallenden Lernbegierde und ſchnellen Auffaſſung aber, die der Vater an dem kleinen Benjamin gewahrte, hatte dieſer es zu verdanken, daß er in ſeinem achten Jahre in die lateiniſche Schule geſchickt wurde: er ſollte ſich dem geiſtlichen Stande widmen und man betrachtete ihn ſchon als „den Kaplan der Familie.“ Doch ehe ein Jahr verging, fand der Vater ſeine Kaſſe zur Beſtreitung der Koſten einer gelehrten Erziehung zu ſchwach und ſich genöthigt, den Knaben, trotz der glänzenden Fortſchritte, die er gemacht hatte, aus der Anſtalt zurückzunehmen, und ihn zu einem geſchickten Schreib- und Rechnenlehrer in die Schule zu ſenden. In ſeinem zehnten Jahre aber hatte auch dieſer Unterricht für ihn ein Ende, ſein Vater nahm ihn zu ſich nach Haus, wo er fleißig beim Geſchäft zur Hand gehen, Dochte ſchneiden, Lichter ziehen, im Laden ſtehen und auslaufen mußte.

Das behagte jedoch dem ſtrebſamen Knaben ſehr wenig; er tummelte ſich lieber mit ſeinen munteren Spielkameraden auf der Straße umher, machte allerlei wilde Streiche mit, lernte ſehr früh ſchwimmen und mit Booten umgehen und war zumal bei gefährlicheren Unternehmungen immer an der Spitze der tollen Schaar. Er erzählte ſelbſt ſeinem Sohne folgendes Beiſpiel aus ſeiner Jugendzeit: „Unſer Mühlteich endete nach der einen Seite hin in einen Moraſtboden, auf deſſen Rande wir bei hohem Waſſer zu fiſchen pflegten. Durch das viele Trampeln aber war aus demſelben eine förmliche Kothlache geworden. Ich machte daher den Vorſchlag, eine Werfte zu bauen, damit wir trockenen Fußes darauf ſtehen könnten, und zeigte meinen Kameraden einen großen Haufen Steine, die für ein neues Haus in der Nähe des Sumpfes beſtimmt waren, aber ſich zur Ausführung unſeres Planes ausgezeichnet ſchickten. Eines Abends alſo, als die Arbeiter nach Haus gegangen waren, verſammelte ſich eine Anzahl meiner Genoſſen und wir arbeiteten mit einer Ameiſen-Emſigkeit, zuweilen zwei und drei an einem Steine, bis wir ſie alle fortgeſchleppt und unſere kleine Werfte zu Stande gebracht hatten.

Am andern Morgen waren die Arbeiter ſehr erſtaunt, ihre Steine zu vermiſſen, die unſere Werfte bildeten; man ſtellte Nachforſchungen nach den Thätern an, wir wurden entdeckt, bei unſern Aeltern verklagt und zurecht gewieſen. Vergebens ſuchte ich meinem Vater die Nützlichkeit unſeres Werkes vorzudemonſtriren, er überzeugte mich, „daß Nichts wahrhaft nützlich ſein könne, was nicht wahrhaft ehrlich ſei."

Solche Lehren prägten ſich dem jugendlichen Gemüthe unvergeßlich ein. Sein Vater, ein ſtarker, wohlgebauter und geſchickter Mann, der ſich durch viele Tugenden, Einfachheit und Sparſamkeit, beſonders aber durch die Klarheit ſeines Verſtandes und durch ſein geſundes Urtheil auszeichnete und wegen ſeines weiſen Rathes bei Behörden und ſeinen Mitbürgern in hohem Anſehen ſtand, ſuchte nicht etwa durch den Stock, ſondern durch Ueberzeugung und ſein Beiſpiel ſeine Kinder zum Guten zu erziehen, zu einem nützlichen und vernünftigen Leben heranzubilden. Keine Gelegenheit ließ er vorbei, die ihm dazu förderlich ſchien. Bei Tiſche und in Geſellſchaft von Freunden wußte er immer das Geſpräch auf ſchöne und nützliche Gegenſtände zu lenken, welche die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der kleinen Zuhörer rege halten und zur Ausbildung ihrer Verſtandeskräfte beitragen würden: ebenſo verſtand es die Mutter, den Kleinen an den älterlichen Tugenden Gefallen abzugewinnen und ihnen dieſelben als koſtbaren Schatz auf die Lebensreiſe mitzugeben. An unſerm Franklin ſehen wir die herrlichen Früchte einer ſolchen Erziehung.

Indeſſen genügte das Lichterziehen und Seifenſieden dem lebhaften Geiſte Benjamin's nicht, der zwölfjährige Knabe erkärte daher eines Morgens, er wolle Seemann werden. Der Vater gab dies nicht zu: weil er aber beſorgte, der Junge möge ihm davon laufen und doch zur See gehen, ſo geſtattete er ihm, ſich ein anderes Gewerbe zu wählen. Er führte ihn deshalb in Arbeitsſtellen von Maurern, Tiſchlern, Kupferſchmieden u. ſ. w., um ſeine Neigung zu erforſchen und ihn an ein beſtimmtes Gewerbe zu feſſeln. „Seitdem (ſo erzählte Franklin ſelbſt) hat es mir immer Vergnügen gemacht, gute Arbeiter ihre Werkzeuge führen zu ſehen, und es iſt mir oft von Nutzen geweſen, ſo viel davon gelernt zu haben, daß ich im Stande war, manche Kleinigkeiten in meinem Hauſe ſelbſt zu thun, wenn ich gerade keinen Arbeiter um mich hatte, und kleine Maſchinen für meine Experimente zu konſtruiren, ſo lange die Idee, die ich verfolgte, mir noch neu und gegenwärtig war.“ Endlich wurde er zu ſeinem Vetter, einem Meſſerſchmied in die Lehre geſchickt, da dieſer aber zuviel Lehrgeld forderte, nahm ihn ſein Vater wieder zu ſich nach Hauſe.

Von ſeiner früheſten Jugend an hatte Benjamin eine beſondere Liebe zu Büchern und alles Geld, das ihm in die Hände kam, wurde zum Ankauf von ſolchen verwandt. Reiſebeſchreibungen waren Anfangs ſeine Lieblingslektüre: die durchſtudirten Bücher pflegte er dann wieder zu verkaufen, um ſich neue dafür anzuſchaffen. Aus der kleinen Bibliothek ſeines Vaters las er größtentheils theologiſche Werke, was er ſpäter oft als Zeitverluſt bedauerte; Plutarch's Lebensbeſchreibungen der Helden und Staatsmänner des Alterthums dagegen erfüllten ſeine feurige Seele mit der größten Begeiſterung und übten einen wohlthätigen, anhaltenden Einfluß auf ihn aus.

Dieſe große Vorliebe zu den Büchern bewog endlich den Vater, einen Buchdrucker aus ihm zu machen und ihn bei ſeinem Sohne James, der dasſelbe Gewerbe gelernt und eben (1717) mit einer Preſſe und Lettern aus England nach Boſton zurückgekehrt war, in die Lehre zu geben. Benjamin ſagte dies mehr zu: er mußte ſich aber in einem Alter von zwölf Jahren auf neun Jahre durch eigene Unterſchrift verdingen, durch welchen Vertrag ſein Vater den noch nicht erloſchenen Hang zum Seeleben zu erſticken dachte. Bis in's 21. Jahr ſollte er bei dem Bruder als Lehrling bleiben und erſt im letzten Jahre den gewöhnlichen Geſellengehalt bekommen. Der Knabe arbeitete ſich ſehr ſchnell in das Geſchäft ein und wurde bald eine tüchtige Stütze für ſeinen Bruder. Jetzt hatte er häufige Gelegenheit ſeinen Leſedurſt zu befriedigen; er machte Bekanntſchaften mit einigen Lehrlingen von Buchhändlern, die ihm zuweilen Bücher liehen, und blieb oft die Nacht auf, wenn er ſie am andern Morgen wieder zurückgeben mußte. Bald aber überhob ihn ein freundlicher Kaufmann Namens M. Adams dieſer Anſtrengung, indem er ihm ſeine ziemlich anſehnliche Bibliothek zur freien Benutzung offen ſtellte.

Nun begann er großen Gefallen an der Dichtkunſt zu gewinnen und ſelbſt kleine Gedichte zu reimen. Auf die kleineren folgten dann die größern und ſo fertigte er auf Anrathen ſeines Bruders zwei lange gereimte Erzählungen in ächtem Bänkelſängerton: die eine ſchilderte einen ſchrecklichen Schiffbruch eines Schiffskapitains und ſeiner beiden Töchter; die zweite hatte den berüchtigten Seeräuber Schwarzbart zum Thema. Beide wurden gedruckt und wegen ihres grauſigen Inhalts reißend an die Boſtoner verkauft; Benjamin dünkte ſich, ein großer Dichter zu ſein. Da kam aber der Vater und nahm ihm den ſchönen Traum, indem er ſeine Balladen lächerlich machte, ihn von der Thorheit ſeiner Selbſtüberſchätzung überzeugte „und auf dieſe Weiſe bewahrte, ein — wahrſcheinlich ſehr ſchlechter — Dichter zu werden.“

Dagegen bemühete ſich Benjamin auf das Eifrigſte, ſich zu einem guten proſaiſchen Schriftſteller zu bilden. Sein edler Ehrgeiz diente ihm dabei als ſcharfer Sporn. Einer ſeiner vertrauteſten Jugendfreunde John Collins, ein talentvoller Kopf, der ebenſo die Bücher liebte, disputirte mit Benjamin über Alles, was ihnen in den Weg kam. Einſt lag ihnen die Streitfrage vor, ob es ſchicklich ſei, das weibliche Geſchlecht in den Wiſſenſchaften zu erziehen oder nicht? Collins verneinte, Franklin bejahte dieſe Frage. Collins war beredter, es ſtanden ihm mehr Worte zum Gebote; Franklin fühlte ſich daher zuweilen mehr durch den Fluß der Rede als durch die Stärke der Gründe beſiegt. Ohne ſich vereinigt zu haben ſchieden ſie, und da ſie einige Tage einander nicht ſprechen konnten, ſchrieb Franklin ſeine Beweisgründe nieder und ſchickte ſie ſeinem Freunde zu. Dieſer antwortete und er erwiederte. Drei oder vier Briefe hatten ſie gewechſelt, als Benjamin's Vater ſie zufällig fand und las. Ohne ſich über die Frage ſelbſt auszuſprechen, machte er ſeinen Sohn nur darauf aufmerkſam, daß er in der Schönheit des Ausdrucks und in der Klarheit der Behandlungsweiſe hinter ſeinem Gegner zurückbliebe. Benjamin erkannte die Wahrheit dieſer Bemerkungen und wandte von jetzt an alle Mühe an, ſeinen Styl zu verbeſſern. — Zu der Zeit fiel ihm ein Band von einem damals ſehr berühmten Blatte „Spektator“ (Beobachter) in die Hände, das ſich durch Sprache und Inhalt gleich ſehr auszeichnete. Das Werk entzückte ihn, er las es und las es immer wieder; da fiel er auf den Gedanken, eine ſolche Sprache ſich anzueignen. Zu dieſem Ende nahm er einige Aufſätze heraus, merkte ſich die Hauptgedanken, legte ſie einige Tage bei Seite und verſuchte dann ſie in den beſten Worten wieder zu geben. Eine Vergleichung zeigte ihm bald ſeine Fehler; beſonders fühlte er, daß es ihm an Worten fehlte. Früher hatte er aber als Dichter die Erfahrung gemacht, daß das fortgeſetzte Suchen nach dem Reim ſeinen Wortſchatz ſehr vermehrt hatte; er brachte daher auch jetzt wieder einige Aufſätze in Reime und verwandelte ſie dann ſpäter wiederum in Proſa. Dann miſchte er ſeine Bemerkungen unter einander und ſuchte ſie ſpäter wieder zu ordnen. Das Original zeigte ihm auch hier wieder ſeine Fehler, die er nun verbeſſerte. Seine Fortſchritte flößten ihm Muth und die Hoffnung ein, ſich zu einem erträglichen engliſchen Schriftſteller heran bilden zu können, — einer von den großen Gegenſtänden ſeines Ehrgeizes! Dieſe Uebungen ſtellte er Nachts und Morgens, vor und nach der Arbeit an, und namentlich Sonntags, wo er unter jedem Vorwand die Kirche verſäumte. In ſeines Vaters Hauſe mußte er den Gottesdienſt regelmäßig beſuchen; ſpäter aber übertrat er dieſe Pflicht, da ſie ihm eine ſolche ſchien, zu deren Erfüllung er keine Zeit mehr habe: wie er denn überhaupt früh allen Gefallen an den religiöſen Gebräuchen verlor.

In ſeinem 16. Jahre fiel ihm ein Werk von Tryon über vegetabiliſche Diät in die Hände. Er beſchloß, dieſer Diät nachzuleben. Von dem Wirth, bei dem er mit ſeinem Bruder die Koſt hatte, wurde er über ſeine Weigerung Fleiſch zu eſſen ausgelacht; des müde, machte er ſeinem Bruder den Vorſchlag, er möge ihm die Hälfte von dem Gelde geben, was dieſer wöchentlich für ſeine Koſt dem Wirth geben müſſe; er wolle ſich ſelbſt beköſtigen. Der Bruder ging darauf ein: Benjamin lebte bei ſeinen einfachen Gerichten, die er nach Anweiſung des Buches kochte, noch um die Hälfte wohlfeiler, und hatte ſo die Gelegenheit, das Erſparte auf den Ankauf von Büchern zu verwenden und die Zeit, während welcher die Anderen bei Tiſche ſaßen, zum Studiren zu benutzen. Oft genoß er nur einen Zwieback, oder ein Stückchen Kuchen mit einem Glas Waſſer, und nie mehr, als er mußte. Dieſe außerordentliche Mäßigkeit im Eſſen und Trinken brachte ihm zugleich den Vortheil, daß ſein Kopf ſtets klar und ſeine Faſſungskraft ſcharf blieb.

In ſeiner früheren Jugend hegte er große Abneigung vor dem Rechnen und lernte deshalb nur ſehr wenig in dieſem Fach. Dieſe Lücke in ſeinem Wiſſen auszufüllen, warf er ſich jetzt mit eiſernem Fleiß auf die Mathematik und mit der größten Leichtigkeit lernte er nun nach Cocker's Anleitung eine Kunſt, an der ſeine Anſtrengung in der Schule immer geſcheitert war. — Zu ſeiner freien, geiſtigen Ausbildung trug ferner das Studium der Schriften von Freidenkern, beſonders Locke's über den menſchlichen Verſtand bei, vornehmlich aber Xenophon's, „Memorabilien des Sokrates,“ auf welches letztere Werk er durch Auszüge in Greenwood's engliſcher Sprachlehre aufmerkſam gemacht wurde. Die Sokratiſche Lehrmethode entzückte ihn, er nahm ſie an, entſagte dem direkten Widerſpruch und fand den höchſten Reiz darin, aus ſeinen Gegnern herauszufragen, was er ihnen zu beweiſen gedachte. Er ſelbſt war damals ein Zweifler an den Lehren des Chriſtenthums. Die Sokratiſche Methode kam ihm dabei ſehr zu Statten, er wandte ſie bei religiöſen Disputationen an und hatte denn oft das große Vergnügen, ſelbſt Perſonen, die ihm an Kenntniſſen bei Weitem überlegen waren, zuweilen die ſtrenggläubigſten Chriſten zur Anerkennung von Wahrheiten zu zwingen, vor denen ſie ſelbſt zurückbebten und die er dadurch in große Verwicklungen verſtrickte. Nach mehreren Jahren ließ er von dieſer Methode ab, und behielt nur die Humanität des griechiſchen Philoſophen als ſein eigen; er bediente ſich nie bei Streitigkeiten der Worte „zuverläſſig,“ „ohne Zweifel“ ꝛc., ſondern wählte lieber Ausdrücke wie „ich denke,“ „ich glaube, daß dies ſo und ſo iſt,“ „es ſcheint mir ſo aus den und den Gründen,“ und „es iſt ſo, wenn ich nicht irre.“ Dieſer Gewohnheit ſchreibt er es zu, wenn es ihm nachmals ſo oft gelungen iſt, Gegner für ſeine Anſicht zu gewinnen, oder ſeine Vorſchläge durchzuſetzen. Man müſſe, ſagt er, nach Pope, die Menſchen belehren, als wolle man ſie nicht belehren und neue Dinge als blos vergeſſene vorbringen.

Seit dem Jahre 1720 oder 1721 gab Franklin's Bruder ein Blatt heraus, das den Namen „New-England Courant“ trug. Die einzige Zeitung, die bisher erſchien, war der „Boſtoner Korreſpondent,“ neben welchem nach der Meinung Vieler kein anderes Blatt ſich halten könne, da Eine Zeitung für Amerika genug ſei. Benjamin mußte die Blätter erſt ſetzen und abziehen und dann bei den Abonnenten herumtragen.

Unter ſeines Bruders Freunden waren einige geiſtreiche Männer, die zuweilen kleine Aufſätze für das Blatt lieferten und dadurch zur Hebung deſſelben weſentlich beitrugen. Ihre Unterhaltung über den Beifall, den ſie vom Publikum ärnteten, reizte den Ehrgeiz des jungen Druckers und er beſchloß, der Welt auch einige Aufſätze vorzulegen. Da er aber noch ein Knabe war, fürchtete er, ſein Bruder möge die Arbeiten nicht aufnehmen; er ſchrieb daher mit verſtellter Hand ein anonymes Blättchen und legte es Abends unter die Thür der Druckerei. Sein Bruder, der es am Morgen fand, legte es ſeinen Freunden vor, die es in Benjamin's Gegenwart günſtig beurtheilten und auf einige der bedeutendſten Männer der Stadt als Verfaſſer riethen. Ein ſolches Urtheil feuerte den jugendlichen Schriftſteller zu neuer Thätigkeit an, er wiederholte ſeine Liſt noch oft, und offenbarte ſich dann erſt als Verfaſſer, als er ſeinen Vorrath von Ideen erſchöpft hatte.

Anfangs freute ſich ſein Bruder über die Arbeiten, weil ſie ihm von Nutzen geweſen waren, doch bald dachte er, der Junge werde zu eitel und hege nicht mehr die nöthige Ehrfurcht vor dem Meiſter; er behandelte ihn daher ſehr ſchlecht und prügelte ſogar den jungen Schriftſteller, der nichts thun konnte als dem Vater ſeine Klage bringen. Benjamin fühlte die Härte ſeiner Lage ganz und hegte von jener Zeit an den tiefſten Abſcheu vor tyranniſcher, willkürlicher Gewalt. Er ſann nun beſtändig, ſeine unerträgliche Lehrzeit abzukürzen, wozu ſich bald eine Gelegenheit fand. Ein in den New-England Courant aufgenommener Artikel, der die geſetzgebende Verſammlung beleidigt hatte, verwickelte ſeinen Bruder in eine Unterſuchung, die mit einem derben Verweis und einem Monat Gefängnißſtrafe endete, weil er den Namen des Verfaſſers zu nennen ſich weigerte. So lange nun der Bruder ſaß, redigirte Benjamin die Zeitung und ermangelte nicht, gegen die tyranniſche Regierung tüchtig auszufallen. Nach Ablauf der vier Wochen wurde ſein Bruder in Freiheit geſetzt, ihm aber zugleich die Weiſung ertheilt, ſeine Zeitung nicht mehr erſcheinen zu laſſen, welches Verbot jedoch nach einigen Monaten dadurch umgangen wurde, daß Benjamin ſeinen Namen als Beſitzer hergab. — Damit Benjamin nun auch ſelbſtſtändig erſchiene, war der alte Lehrlingskontrakt aufgehoben, im Geheimen aber in einem neuen dieſelben läſtigen Bedingungen wieder aufgeſtellt. Das rauhe Betragen ſeines Bruders gegen ihn hörte jedoch nicht auf und Benjamin beſchloß im Vertrauen auf die Ungültigkeit des neuen Vertrags ſich den Schlägen zu entziehen und in ein anderes Geſchäft zu treten. Sobald ſein Bruder dieſen Plan merkte, ging er, um ſich zu rächen, zu allen Druckern in der Stadt und überredete ſie, dem Benjamin keine Arbeit zu geben. Dieſer hing aber nicht ſo ſklaviſch an der Scholle, auf welcher er geboren war (wie es denn überhaupt dem Amerikaner ſehr leicht wird, von einem Wohnort zum andern zu ziehn,) er dachte in der Ferne Freiheit und Unabhänigkeit zu finden und unabänderlich ſtand ſein Plan feſt, ſein Bündel zu ſchnüren und Boſton mit New-York zu vertauſchen, zumal er zu Haus als Atheiſt und Freigeiſt verſchrieen ſchwerlich ſein Glück gemacht hätte. Heimlich ſchlich er ſich aus der väterlichen Wohnung, beſtieg das Schiff, welches ſein Freund Collins für ihn akkordirt hatte, und Niemand wußte am andern Tage, daß er mitten auf der See ſchwimme.

Unterwegs gab er, durch folgenden Umſtand bewogen, ſeine vegetabiliſche Diät auf. Die Mannſchaft war beſchäftigt, Fiſche zu fangen. Nach ſeinen Tryon'ſchen Anſichten hielt er es für Unrecht, dieſe Fiſche, die Niemand zum Schaden im Waſſer lebten, zu tödten und zu eſſen. Früher aber war Benjamin ein großer Freund von Fiſchen geweſen und als ihm jetzt der liebliche Geruch aus der Bratpfanne in die Naſe ſtieg, da begann das Prinzip ſchwankend zu werden. Da erinnerte er ſich, beim Oeffnen der Fiſche kleinere Fiſche in deren Magen gefunden zu haben, der Gedanke „eßt ihr euch einander, ſo ſehe ich nicht ein, warum wir euch nicht auch eſſen ſollten,“ gab dem vegetabiliſchen Grundſatz den letzten Stoß und die gebratenen Fiſche wanderten luſtig in ſeinen Magen. Doch zuweilen kehrte er zur vegetabiliſchen Diät zurück. „Es iſt ſchön, ſagte er, ein vernünftiges Geſchöpf zu ſein, da es Einen in den Stand ſetzt, für Alles, was man zu thun Luſt hat, einen vernünftigen Grund zu finden oder zu ſchaffen.“

Bei dem günſtigen Winde kam er, 17 Jahre alt, wenig Geld in der Taſche, ohne irgend eine Seele in der großen Stadt zu kennen, ſchon am dritten Tage in New-York an. Im Vertrauen auf ſeine Kunſt aber dachte er bald wieder Arbeit zu finden und ging zum Stadtbuchdrucker W. Bradford, welcher damals der erſte Buchdrucker in Pennſylvanien war. Dieſer rieth ihm, nach Philadelphia zu ſeinem Sohne zu gehen, welcher einen tüchtigen Arbeiter ſuche: Benjamin beſann ſich nicht lange; nach einer ſtürmiſchen Fahrt kam er Sonntags Morgen an der Marktſtraßen-Werfte an. Seinen Einzug in Philadelphia, wo er ſpäter eine ſo große Rolle ſpielen ſollte, erzählt er ſelbſt alſo: „Da der beſſere Theil meiner Kleidungsſtücke zur See nachkommen ſollte, ging ich in meinen Hauskleidern, die von der Reiſe ganz voller Schmutz waren, in die Stadt. Meine Taſchen waren von Hemden und Strümpfen bis oben hin vollgeſtopft, ich kannte keine lebendige Seele und wußte nicht, wo ich eine Wohnung finden ſollte. Außerdem war ich vom Gehen, Rudern und der ſchlaflos hingebrachten Nacht ſehr müde, und fühlte einen bedeutenden Hunger. Mein ganzer Reichthum beſtand in einem einzigen Dollar und ungefähr einem Schilling Kupfergeld, welches ich den Bootsleuten gab: dieſe ſchlugen es Anfangs zwar aus, weil ich mitgerudert hätte, aber ich beſtand darauf, daß ſie es nehmen mußten. Der Menſch iſt zuweilen freigebiger, wenn er wenig Geld hat, als wenn er reich iſt, vielleicht deshalb, damit man nicht denken ſolle, er habe nur wenig. Ich ging die Marktſtraße hinauf und ſchauete bald links bald rechts, da begegnete mir ein Junge mit einem Brode. Ich fragte ihn, wo er es gekauft, und ging dann gerade auf den Laden zu, den er mir zeigte. Ich forderte Zwieback und meinte ſolchen zu erhalten wie wir in Boſton hatten, dieſe Sorte ſchien aber in Philadelphia nicht bekannt zu ſein. Nun verlangte ich ein Dreicentslaib, allein die gab es auch nicht. Da ich nun weder die Verſchiedenheit der Preiſe noch die Namen der verſchiedenen Brodſorten kannte, bat ich, man möge mir für drei Cents von irgend einer Sorte geben. Darauf erhielt ich drei anſehnliche Brode. Ich war erſtaunt über die Quantität, doch nahm ich ſie und da ich in den Taſchen keinen Platz hatte, ſteckte ich unter jeden Arm eins und ſetzte, am dritten eſſend, meinen Weg durch die Marktſtraße bis zur vierten Straße fort, wo ich an dem Hauſe des Herrn Read, des Vaters meiner künftigen Frau, vorbei ging. Sie ſtand in der Thür, ſchaute mich an und dachte mit Recht, ich hätte ein lächerliches und unbeholfenes Anſehn. Dann drehete ich mich und ging durch die Cheſtnutſtraße, auf dem ganzen Weg an meinem Brode eſſend. Als ich nun ſo die Runde gemacht hatte, kam ich wieder an der Marktſtraßen-Werfte in der Nähe des Bootes an, in welchem ich gekommen war. Ich ſprang hinein und nahm einen Trunk Waſſer aus dem Fluſſe, und da ich durch mein erſtes Brod vollſtändig geſättigt war, gab ich die beiden andern einer Frau und ihrem Kinde, die mit uns in dem Boote den Fluß herabgekommen waren und jetzt auf ihre Weiterfahrt warteten. So erfriſcht ging ich wieder die Straße hinauf, die jetzt voll geputzter Leute war, welche alle denſelben Weg gingen. Ich ſchloß mich dem Zuge an und gelangte ſo in die große Quäker-Kirche, nahe am Markte. Ich ſetzte mich mit den Andern nieder, ſah mich eine Zeitlang um, da ich aber Nichts reden hörte, fiel ich von der Arbeit und dem Wachen der letzten Nacht ſehr ermüdet in einen tiefen Schlaf. So blieb ich liegen, bis ſich die Verſammlung zerſtreute und Jemand die Güte hatte mich zu wecken. Dies war alſo das erſte Haus in Philadelphia, in welches ich eintrat und ſchlief." — Franklin ging nun wieder durch die Straße nach der Flußſeite hin zurück. Jedem, dem er begegnete, ſah er genau in's Geſicht und fand endlich einen jungen Quäker, deſſen Geſicht er kannte. Dieſer zeigte ihm auf ſeine Bitte ein Wirthshaus, wo er ein Mittagseſſen forderte. Während er aß, richtete man verſchiedene verfängliche Fragen an ihn, da man ihn ſeiner Jugend und ſeiner Kleidung nach für einen Entlaufenen hielt. Dann ließ er ſich ein Bett geben und ſchlief bis zum andern Morgen. Sobald als es ging, ſtand er auf, zog ſich ſo gut als möglich an und ging zu Bradford's Druckerei, wo aber keine Arbeit für ihn war; dagegen gab ihm ein anderer Drucker, Namens Keimer, Beſchäftigung, deſſen ſchlechte Werkſtätte er bald in Ordnung brachte. Kurz darauf zog er in Read's Haus, vor deſſen ſchöner Tochter er nun ſchon anſtändig erſcheinen konnte. In einer Geſellſchaft von jungen Leuten, die ebenfalls die Lektüre liebten, brachte er ſeine Abende angenehm hin und lebte bei ſeiner Sparſamkeit ſehr glücklich; ſo kam es, daß er Boſton faſt ganz vergaß, wo die Seinigen auch von ihm Nichts wußten, ſeinen Freund Collins ausgenommen. Doch ein Zufall brachte es mit ſich, daß Franklin früher dahin zurückkehrte, als er ſelbſt gedacht hatte.

Franklin's Schwager Robert Holmes, der in der Nähe von Philadelphia in Newcaſtle wohnte, erfuhr ſeinen Aufenthalt und ſchrieb ihm einen Brief voll bitterer Vorwürfe über die Sorgen, die er ſeinen Aeltern bereitet hätte; zugleich verſicherte er, daß wenn er zurück kehre, Alles wieder gut ſein würde. Benjamin aber ſetzte ihm in einer Antwort die Gründe ſeiner Handlung klar und ſcharf auseinander, ſo daß kein Einwand dagegen erhoben werden konnte. Dieſer Vertheidigungsbrief fiel dem damaligen Gouverneur von Pennſylvanien, Sir William Keith, der zufällig bei Holmes zu Beſuch war, in die Hände; er las ihn, erſtaunte, als er das Alter des Verfaſſers erfuhr, über den vielverſprechenden Jüngling, und beſchloß, demſelben bei Errichtung eines eignen Geſchäfts zu helfen. Einige Tage nachher kam er mit einem andern vornehmen Herrn, dem Oberſt French in die Druckerei, begrüßte Benjamin freundlich, ſagte ihm allerlei Artigkeiten und äußerte den Wunſch, ihn bei einem Glaſe ausgezeichneten Madeira in einem benachbarten Wirthshauſe näher kennen zu lernen. Der Prinzipal Keimer hörte in ſtummem Erſtaunen dieſe Unterredung an, Benjamin aber ließ ihn ſtehen und beeilte ſich der Einladung Folge zu leiſten. Der Gouverneur ſetzte ihm nun auseinander, wie es ihm bei ſeinen Anlagen und ſeiner Geſchicklichkeit leicht gelingen würde, den ſchlechten Druckern Bradford und Keimer alle Arbeit zu entziehen, und drang in ihn, ein eignes Geſchäft anzufangen: alle Druckſachen der Regierung ſollten ihm ſofort überwieſen werden. Benjamin fand nicht wegen Mangel an Selbſtvertrauen, ſondern nur an dem Umſtand Bedenken, daß ſein Vater ihm die nöthigen Betriebsgelder nicht vorſtrecken würde. Doch Keith gelang es bald, dem unternehmenden Jüngling dieſe Beſorgniß auszureden, und ſo wurde beſchloſſen, er ſolle mit dem nächſten Schiffe nach Boſton reiſen, mit einem Briefe vom Gouverneur, der ſeinen Vater gewiß zur Einwilligung bewege; doch ſolle der Plan bis dahin ein Geheimniß bleiben.

Mit dem nächſten Schiffe ſegelte Franklin nach Boſton ab (April 1724), wie ſein Meiſter glaubte, um die Verwandten zu beſuchen. Nach einer vierzehntägigen Reiſe und einer Abweſenheit von 7 Monaten trat er wieder in ſeine überraſchte Familie ein, die ihn freundlich und herzlich aufnahm, mit Ausnahme ſeines Bruders, der den „ſauber gekleideten“ Bruder von Kopf bis zu Fuß mit Stillſchweigen betrachtete. Dieſer aber ließ ſich dadurch nicht irre machen, rühmte den Arbeitern das angenehme Leben in Philadelphia, zeigte ihnen das ſchöne Pennſylvaniſche Silbergeld und ſeine Uhr, ermunterte ſie, auch einmal dahin zu kommen, und gab ihnen dann noch einen Schilling zum Vertrinken.

Der eigentliche Zweck der Reiſe aber wurde nicht erreicht. Der Vater freute ſich zwar ſehr über den Brief des hohen Gönners, und Holmes, der auch eingetroffen war, bevorwortete nach Kräften den ausgedachten Plan; nichts deſtoweniger hielt der Vater ſeinen Sohn für noch zu jung und unerfahren zur Gründung eines eignen Geſchäfts und gab in einem höflichen Brief dem Gouverneur eine abſchlägige Antwort.

Benjamin hatte bald Gelegenheit, die Richtigkeit dieſes Urtheils anzuerkennen. Seine günſtigen Schilderungen über Philadelphia bewogen den alten Jugendfreund Collins ſich auch dahin überzuſiedeln, und vor Ungeduld reiſte er einſtweilen nach New-York voraus. Benjamin, der bald nachfolgte, beſuchte unterwegs ſeinen Bruder John auf Rhode-Island. Einer von deſſen Freunden, Namens Vernon, hatte eine Schuld von 36 Pfund Sterling in Pennſylvanien einzufordern; er gab Benjamin eine Anweiſung mit, den Betrag einzukaſſiren und bat ihn, das Geld gelegentlich zu überſenden. In New-York angekommen fand er in ſeinem Freunde Collin nicht mehr den mäßigen, fleißigen Jungen von früher, ſondern einen Säufer. All' ſein Geld hatte derſelbe bereits vertrunken und verſpielt und Franklin ſah ſich genöthigt, deſſen Rechnung im Wirthshauſe zu bezahlen und ihn auch auf der Reiſe frei zu halten. — In Philadelphia fand Collins wegen ſeiner Trunkſucht kein Unterkommen; Benjamin blieb nichts Anderes übrig als den geſunkenen Freund mit ſeinem eigenen Gelde zu erhalten, und als das zu Ende war, ſogar das anvertraute Vernon'ſche Geld anzugreifen. Nach einiger Zeit bot ſich dem Wüſtling eine Erzieherſtelle in Barbadoes dar; bei ſeiner Abreiſe verſprach er, die entliehene Summe baldigſt zurück zu erſtatten; Franklin aber verlor alle Kunde über ihn und mit ihr das vorgeſchoſſene Geld, das er erſt nach einigen Jahren Vernon wieder einhändigen konnte. Dieſer Vorfall diente dem Betrogenen zur heilſamen Lehre.

Der Gouverneur Keith war indeß keineswegs mit der abſchlägigen Antwort des Vaters zufrieden und erbot ſich ſogar, Franklin auf eigne Koſten zu etabliren. Zu dem Ende ſchlug er Benjamin vor: er ſolle nach London reiſen, dort die nöthigen Werkzeuge ſelbſt anfertigen laſſen und buchhändleriſche Verbindungen anknüpfen; die Empfehlungen von ſeiner Hand würden ihm einen großen Kreis von Bekanntſchaften und hinreichenden Kredit verſchaffen. Benjamin ließ ſich einen ſolchen Plan nicht zweimal vormalen; ſogleich war der Entſchluß gefaßt, mit dem Schiff „Annis", damals das einzige regelmäßige Poſtſchiff zwiſchen Philadelphia und London und welches nur einmal des Jahrs dieſen Weg machte, nach Europa zu ſegeln. — Bis zur Zeit ſeiner Abfahrt arbeitete er ſehr fleißig bei Keimer fort, lebte in Geſellſchaft ſtrebſamer junger Leute ſehr mäßig, um möglichſt viel Geld zu erſparen und benutzte zugleich jede Gelegenheit, ſich der Liebe der verehrten Tochter ſeines Hauswirths, der Miß Read, immer mehr und feſter zu verſichern, mit der er nach ſeiner Rückkunft und eignem Etabliſſement einen glücklichen Haushalt zu gründen träumte. Nach einem fröhlichen Abſchied von ſeinen Freunden und ſeinem hohen Gönner, der die Empfehlungs- und Kreditbriefe an Bord des Schiffes nachſchicken wollte, und vor Allem nachdem ihm ſeine Theure beim Scheidekuſſe die heiligſte Verſicherung unwandelbarer Liebe gegeben hatte, ſegelte er von Newcaſtle ab. Unter ſeinen Reiſegefährten zog ihn beſonders Herr Denham, ein Kaufmann aus Philadelphia, an, deſſen Freundſchaft er ſich auch bis zu deſſen Lebensende in hohem Grade zu erhalten wußte; außerdem befand ſich auch ſein alter Freund Ralph auf dem Schiff. Bei ihrer endlichen Landung erſuchte er den Schiffskapitän ihm ſeine Briefe vom Gouverneur aus dem Briefkaſten zu geben; ſoviel ſie aber auch ſuchten, es war Nichts für ihn zu finden. Herr Denham, der die Sache erfuhr, klärte das Räthſel auf. Keith war nämlich ein Mann von ſehr bravem Charakter und auch ein recht guter Gouverneur, aber er hatte zugleich neben ſeinem guten Willen einen leeren Geldbeutel. Der erſtere verleitete ihn namentlich, oft jungen ſtrebſamen Männern ſeine Gunſt und Hülfe zu verſprechen, letzterer aber nöthigte ihn dann, das Verſprechen zu brechen und ſo das geſchenkte Vertrauen zu täuſchen. Benjamin fand bald in London in einer großen Druckerei Arbeit und ſein Lebensmuth hieß ihn ſeinen erſten Groll gegen Keith gänzlich vergeſſen.

In der großen Weltſtadt führten nun die beiden Jugendfreunde ein bewegtes, zerſtreutes Leben. Ralph, der ſich als Schauſpieler, Redakteur und endlich als

Abſchreiber vergebens zu ernähren ſuchte, und dann mit ſeinem fleißigen Stubenkameraden aus einer Kaſſe zehrte, vergaß bald ſeine in Philadelphia zurückgelaſſene Frau und Benjamin meldete in einem einzigen Briefe ſeiner einſt ſo theuren Miß Read, daß er wahrſcheinlich ſehr lange Zeit in London bleiben würde. Ralph verliebte ſich dagegen in eine junge Putzmacherin, die im gleichen Hauſe wohnte. Ihre geringe Einnahme aber geſtattete den Beiden keine bleibende Verbindung und ſo entſchloß ſich Ralph, auf dem Lande eine Schule anzulegen, der er auch unter dem Namen Benjamin Franklin treulich vorſtand. Statt dem Mädchen, das durch ſeinen Umgang faſt alle Kunden verloren hatte, Geld zu ſchicken, ſandte der weiſe Herr nur lange Gedichte, die ihr in ihrer traurigen Lage wenig helfen konnten; ſie wandte ſich daher oft an Benjamin, der ſie auch jedesmal durch einen kleinen Vorſchuß aus der Verlegenheit riß. „Unvermerkt,“ erzählt er ſelbſt in ſeinen Memoiren, „fand ich etwas zu viel Geſchmack an ihr. Ich hatte damals wenig Religion; ich mißbrauchte das Verhältniß, in welches ihre Armuth ſie zu mir geſetzt hatte, und nahm mir, da ich das Mädchen für ſchlechter hielt, als ſie wirklich war, einige Freiheiten heraus, die ſie mit gerechtem Unwillen von ſich wies und Ralph anzeigte.“ Dieſer ſchrieb ihm kurz darauf, daß er ſich durch ein ſolches Benehmen aller Verpflichtungen (worunter er wohl die Schulden verſtand) gegen ihn enthoben fühlte; Benjamin blieb nichts anders übrig, als ſich über den Verluſt dieſer Freundſchaft, die ihn ſo viel Geld gekoſtet hatte, zu tröſten und begann nun mit neuem Eifer und ſeiner gewohnten Ausdauer zu arbeiten und ſich auszubilden. In ſeiner Werkſtätte erwarb er ſich durch ſeinen Fleiß und ſeine Mäßigkeit die Achtung Aller und wirkte durch ſein Beiſpiel wohlthätig auf ſeine Kameraden. Man nannte ihn Anfangs den amerikaniſchen Waſſertrinker, weil er meiſtens Waſſer trank und Brod dazu aß, ſtatt wie die Uebrigen Strongbeer mit Butter und Käſe zum Frühſtück zu genießen. Durch ſeine einfache Lebensweiſe, bewies er ihnen, gewinne er mehr Kraft, da in einem Pfennigbrode mit Waſſer mehr Nahrungsſtoff enthalten ſei, als in einem ganzen Pint Bier, und dann ſpare ſie ihm auch viel Geld, mit welchem er ſich um ſo eher eine unabhängige Stellung verſchaffen könne.

Ein Aufſatz unter dem Titel: „Abhandlung über Freiheit und Nothwendigkeit, Vergnügen und Schmerz," durch den er Woolſton's natürliche Religion zu widerlegen ſuchte, öffnete ihm den Zugang zu mehreren gelehrten Klubs und größeren Bibliotheken; der Bekanntſchaft mit Lyon, Verfaſſer der „Untrüglichkeit des menſchlichen Verſtandes," dann dem Dr. Mandeville, Verfaſſer der „Fabel von den Bienen," und Anderen thut er namentlich Erwähnung.

Doch das Londoner Leben begann ihn zu langweilen, die Erinnerung an die angenehmen Jahre in Philadelphia ließ es Herrn Denham leicht werden, Franklin's Pläne, mit ſeinem Freunde Wygate eine Geniereiſe durch Europa zu unternehmen und eine Schwimmſchule in London zu errichten, zu verdrängen. Denham's Anerbieten, bei ihm Buchführer und Magazinverwalter zu werden und dann Kommiſſionsaufträge in Weſtindien zu beſorgen, nahm er an und nach einem Aufenthalt von achtzehn Monaten, während welcher er faſt beſtändig ſeiner Kunſt obgelegen und für ſeine Perſon allen Aufwand vermieden hatte, außer daß er zuweilen das Theater beſuchte und ſich einige Bücher anſchaffte, ſegelte er am 23. Juli 1726 nach Philadelphia ab, wo er am 11. Oktober landete.

Auf dieſer langweiligen Seereiſe hatte Franklin Gelegenheit genug, über ſein bisheriges Leben nachzudenken. Er vermißte darin einen regelmäßigen Plan und beſchloß deshalb, ſich beſtimmte Regeln für ſeine Thätigkeit feſtzuſtellen und ſie treulich zu befolgen. Dieſe waren: 1) Iſt es für mich nothwendig, eine Zeit lang außerordentlich mäßig zu ſein, bis ich bezahlt habe, was ich ſchuldig bin. — 2) Muß ich mich bemühen, überall die Wahrheit zu ſagen und bei Niemanden Erwartungen zu erregen, die ich nicht mit Wahrſcheinlichkeit erfüllen kann, ſondern nach Aufrichtigkeit trachten in jedem Wort und in jeder Handlung; denn das iſt die gewinnendſte Auszeichnung an einem vernünftigen Weſen. — 3) Muß ich jedes Geſchäft, das ich ergreife, mit Fleiß betreiben, und mich nicht durch ein thörichtes Projekt, plötzlich reich zu werden, von meinem Geſchäft abbringen laſſen, denn Fleiß und Geduld ſind die ſicherſten Mittel zum Wohlſtand. — 4) Beſchließe ich, von keinem Menſchen, welcher Art er auch ſein mag, etwas Uebles zu reden, auch nicht im Falle ſtrenger Wahrheit, ſondern lieber auf die eine oder andere Weiſe die Fehler zu entſchuldigen, deren ich Andere anklagen höre, und endlich bei geeigneten Gelegenheiten alles Gute zu ſagen, was ich von Jemand weiß.

In ſeiner neuen Stellung bei Denham gefiel es Franklin Anfangs recht gut, nur war dies Glück nicht von langer Dauer; Beide erkrankten, Benjamin an einem mit Seitenſtechen verbundenen Fieber, das ihn beinahe das Leben gekoſtet hätte, und Denham an einem anderen Uebel, dem er erlag. Das Geſchäft hörte nun auf und Benjamin kehrte auf Holmes Rath zu ſeinem alten Beruf zurück, da ihm Keimer für die Beaufſichtigung ſeiner Druckerei einen anſehnlichen Lohn bot. Keimer's Plan war, Franklin ſolle ihm die Druckerei in Ordnung bringen und die wohlfeil gedungenen Arbeiter, unter denen ſich auch ein Oxforder Student befand, tüchtig einſchulen, dann wollte er Benjamin entlaſſen. Obgleich dieſer dieſe Abſicht merkte, ließ er ſich dadurch von der treuen Erfüllung ſeiner Pflicht nicht abhalten. Nur das ſpätere grobe Betragen Keimer's bewog ihn, deſſen Haus zu verlaſſen.

Meredith, einer der erwähnten Arbeiter, ſchlug ihm nun vor, mit ihm zuſammen ein eignes Geſchäft anzufangen; er wolle das nöthige Kapital dazu hergeben. Meredith's Vater, der dieſe Verbindung wegen des guten Einfluſſes, den Franklin auf ſeinen Sohn ausgeübt hatte, ſehr wünſchte, ließ durch einen Kaufmann Preſſe und Typen aus England beſorgen. Der ganze Plan blieb aber für's Erſte ſtrenges Geheimniß.

Indeß kehrte Franklin bald wieder zu Keimer zurück. In New-Jerſey ſollte Papiergeld gedruckt werden. Keimer, der dieſen guten Verdienſt ohne Franklin's Mithülfe nicht erwerben konnte, bat denſelben dringend, ihm ſeine ungezogene mürriſche Laune nicht übel zu nehmen, und da Meredith ſeiner ſelbſt willen dies auch wünſchte, ließ ſich Franklin überreden und reiſte mit Keimer nach Burlington in New-Jerſey, wo die Arbeit zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt wurde. Dieſer dreimonatliche Aufenthalt in Burlington war ihm außer ſeinem guten Lohn noch dadurch von großer Wichtigkeit, daß er mit den erſten Perſonen des Staates in nahe freundſchaftliche Berührung trat.

Gleich nach der Rückkehr nach Philadelphia trat er mit Meredith bei Keimer aus und beide richteten nun ihr eigenes Geſchäft ein. Franklin erinnerte ſich bis in ſein ſpätes Alter mit Freuden der erſten fünf Schillinge, die ſie in ihre gänzlich leere Kaſſe von einem Landsmanne aus Boſton einnahmen. Unermüdlicher Fleiß und vernünftige Sparſamkeit ſchlugen alle Verläumdungen und Beſorgniſſe neidiſcher Schwätzer zu Boden und verſchafften der jungen Firma Achtung, Arbeit und Kredit in der ganzen Stadt.

Nun erwachte in Franklin die Idee, ein Blatt zu gründen: das einzige welches damals in Philadelphia bei Bradford erſchien, dachte er durch gediegenere Aufſätze zu überflügeln und bald einen guten Vortheil aus dem Unternehmen ziehen zu können. Einer von Keimer's Arbeitern, dem er dieſen Plan mittheilte, verrieth denſelben und Keimer beſchloß ſofort, Franklin in ſeinem Vorhaben zuvorzukommen. Dieſer aber erlaubte ſich dafür, dem Aufkommen von Keimer's neuer Zeitung entgegen zu arbeiten, indem er mit ſeinem Freunde Brintnal in Braford's „Weekly Merkury“ eine Reihe ſehr anziehender, humoriſtiſcher Artikel unter der Unterſchrift

„Buſy Body" lieferte (1728 — 29.) Ueber dieſe vergaß das Publikum Keimer's trockenes Blatt und derſelbe ſah ſich genöthigt, es nach neun Monaten für einen geringen Preis an Franklin loszuſchlagen.

Die „Philadelphia Gazette," machte nach der Uebernahme Franklin's einen entſchieden günſtigen Eindruck. Beſonders einige Bemerkungen über einen damals obſchwebenden politiſchen Streit in Maſſachuſetts fanden den lebhafteſten Anklang beim Volke und verſchafften dem neuen Blatte viele Abonnenten. Es kam nämlich damals in Maſſachuſetts zum erſten Mal die Frage zur Diskuſſion, ob der Gehalt des Gouverneurs noch länger von der Aſſembly abhängig ſein ſolle oder nicht. Der Gouverneur Burnet war von England aus inſtruirt, auf Feſtſetzung eines fixen Gehaltes zu dringen, der fortan ohne Weiteres ihm und ſeinen Nachfolger ausgezahlt werden ſolle. Die Aſſembly ſah dagegen in ihrem Recht, den Gehalt des Gouverneurs zu beſtimmen, ein Mittel zur Kontrole ſeiner Verwaltung und wollte ſich dieſes Recht nicht nehmen laſſen. Franklin trat in ſeinem Bericht in der „Philadelphia Gazette" ſehr unzweideutig auf die Seite der Aſſembly, ſo ſehr er auch die Vertreter der entgegengeſetzten Anſicht ſchonte. Es war dies der erſte eigentlich politiſche Artikel, den Franklin ſchrieb, und doch athmet er ſchon ganz denſelben Geiſt, der ſeine ſpäteren politiſchen Schriften auszeichnet. Er ſchließt, wie folgt: „Viel verdientes Lob iſt dem Gouverneur gezollt worden, weil er trotz der großen Schwierigkeit und Oppoſition, der er begegnet, und trotz der ſtarken Verſuchungen, die ihm von Zeit zu Zeit geboten wurden, um ihn zu bewegen, ſeinen Standpunkt aufzugeben, ſo feſt und ehrlich an ſeinen Inſtruktionen feſtgehalten hat. Und dennoch gebührt vielleicht auch den Mitgliedern der Aſſembly einige Anerkennung, weil ſie mit ſolcher Entſchloſſenheit bei dem beharren, was ſie für ihr Recht halten und für das Recht des Volkes, das ſie vertreten, trotz aller Künſte und Drohungen eines Gouverneurs, der durch ſeine Schlauheit und

Politik berühmt iſt, der weitere Inſtruktionen von Haus (England) hat und mächtig unterſtützt wird durch den großen Vortheil, den ſolch' ein Beamter ſtets hat, die erſten Männer dadurch an ſeine Partei zu feſſeln, daß er viele Geld- und Ehrenämter übertragen kann, an wen es ihm gefällt. Ihr glückliches Mutterland wird daraus mit Freuden ſehen, daß wenn auch ſeine tapferen Hähne und unvergleichlichen Doggen von ihrem natürlichen Feuer und ihrer Unerſchrockenheit verlieren, wenn man ſie in ein fremdes Klima transportirt, doch ſeine Söhne auch in dem entfernteſten Theile der Erde und bis in das dritte und vierte Glied noch jenen glühenden Geiſt der Freiheit und jenen unerſchrockenen Muth behalten, der die Britten und Engländer in allen Jahrhunderten ſo rühmlich vor allen übrigen Menſchen ausgezeichnet hat.“ *)

Der beſſere Druck und die gediegenen Anſichten, die Franklin in dem Blatte entwickelte, gewannen ihm immer mehr Kunden und bald darauf ernannte ihn die Aſſembly von Pennſylvanien zu ihrem Drucker. 1729 trat Meredith aus dem Geſchäfte aus, um Pachter zu werden, zwei gute Freunde Franklin's machten durch Vorſchüſſe ihm die Uebernahme und Fortſetzung des Unternehmens möglich. Der Druck des neuen Papiergeldes für den Staat Pennſylvanien, zu dem er in einem beſtimmenden Pamphlet: „Ueber die Natur und Nothwendigkeit des Papiergeldes,“ gerathen hatte, die Uebertragung des Drucks des Papiergeldes und der Geſetze in Newcaſtle, die Anlegung eines Papierladens brachten einen nicht unbedeutenden Gewinn ein, ſeine unausgeſetzte Thätigkeit, ſeine Einfachheit und Sparſamkeit — Franklin brachte das Papier, das er in einem Laden gekauft hatte, gewöhnlich ſelbſt auf einem Schubkarren nach Haus — hoben den Kredit und das Anſehn des Geſchäfts immer mehr und ſetzten ihn bald in den Stand, alle Schulden, die an Vernon mit eingeſchloſſen, zu bezahlen.

---

*) Kriege's Leben Benjamin Franklin's.

Zum Vollgenuſſe ſeines Glückes ſehnte er ſich nun nach einer treuen Lebensgefährtin. Aber das erſte Heirathsprojekt mit der Tochter einer Verwandten ſeines Hauswirths zerſchlug ſich; doch entſchloſſen, aus dem nachtheiligen und gefährlichen Junggeſellenleben herauszutreten, ſah er ſich nach einer Anderen um. Alte Liebe roſtet nicht, dies Sprichwort bewährte ſich bei unſerm Franklin. Seine alte Liebe zur Miß Read erwachte wieder und erweckte Gegenliebe, die frühere beiderſeitige Untreue wurde vergeſſen, das Gerücht von dem Tode des entlaufenen erſten Gemahls Roger räumte das einzige Hinderniß, welches ihrer Verbindung vielleicht entgegenſtand, aus dem Wege und ſo wurde die Ehe bald geſchloſſen. Franklin fand an ſeinem Weibe eine treue, kräftige Stütze im Geſchäft, eine verſtändige aufgeklärte Freundin auf dem Wege durch's Leben und eine liebende, ſorgſame Mutter für die Pfänder ihrer Liebe.

Neben ſeiner Zeitung hatte Franklin noch ein anderes Inſtitut gegründet, deſſen öffentliche Wirkſamkeit freilich ſich erſt ſpäter geltend machte, wir meinen ſeine berühmte Junta. Es war dies eine Verbindung talentvoller, ſtrebſamer junger Männer, deren Zweck gegenſeitige geiſtige Ausbildung und moraliſche Vervollkommnung war; die erſten Mitglieder waren Joſeph Brintnal, Godfrey, ein geſchickter Mathematiker, Scull, ein Feldmeſſer, Parſons, früher Schuhmacher, ſpäter Mathematiker und Oberlandmeſſer, Maugridge, Schreiner und Mechanikus, Caleman damals Kaufmannsdiener, ſpäter Provinzialrichter, und einige Andere, deren Zahl jedoch nie mehr als 12 betrug. Unter der Leitung eines Präſidenten verſammelte ſich der Bund Freitag Abends in geheimer Sitzung. Nach ihren Regeln diskutirten ſie über Sätze der Moral, Naturwiſſenſchaft oder Charaktere aus dem öffentlichen, politiſchen Leben, blos in der reinen Abſicht, die Wahrheit herauszufinden, laſen ſich lehrreiche, klaſſiſche Werke vor und mußten alle drei Monate einen ſelbſt verfertigten Aufſatz der Geſellſchaft vorlegen. Nach Sitte der engliſchen Klubs wurden für Uebertretung der Geſetze Geldſtrafen feſtgeſetzt, die ſich auch bei ihnen auf zu hartnäckiges Beharren auf einer einmal gefaßten Meinung, direkten Widerſpruch und jedes hitzige, aufbrauſende Benehmen erſtreckten. Bei der Aufnahme von Mitgliedern ging man vorſichtig zu Werke; vor der Einführung mußten folgende Fragen ſtehend, die Hand auf der Bruſt, beantwortet werden können: „1) Haſt Du irgend etwas gegen eins der anweſenden Mitglieder? Antwort: Nein. 2) Kannſt Du mit Aufrichtigkeit erklären, daß Du die Menſchen im Allgemeinen liebſt, von welcher Profeſſion oder Religion ſie auch ſein mögen? Antwort: Ja. 3) Glaubſt Du, daß Jemand blos ſpekulativer Meinungen oder ſeines äußeren Gottesdienſtes wegen an ſeinem Leibe, Namen oder Eigenthum gekränkt werden ſollte? Antwort: Nein. 4) Liebſt Du die Wahrheit um der Wahrheit willen und willſt Du Dich bemühen, ſie unparteiiſch ſelbſt zu ſuchen und anzunehmen, ſo wie Andern mitzutheilen? Antwort: Ja. Durch die Beantwortung folgender weiterer Fragen, die jedes Mitglied vor jeder Verſammlung durchzuleſen verpflichtet war, wurde auf weiſeſte Benutzung des Lebens und beſonnenſte Selbſtbeachtung hingearbeitet: 1) Iſt Dir in dem Schriftſteller, den Du zuletzt geleſen, irgend etwas Bemerkenswerthes zur Mittheilung an die Junta Geeignetes vorgekommen, beſonders aus der Geſchichte, Moral, Poeſie, Phyſik, Reiſebeſchreibung, Mechanik oder einem andern Zweige der Wiſſenſchaft? 2) Haſt Du vielleicht kürzlich eine Anekdote gehört, deren Erzählung der Geſellſchaft angenehm iſt? 3) Hat neulich ein Bürger Banquerout gemacht und was wird als Urſache deſſelben angegeben? 4) Haſt Du kürzlich von einem Bürger gehört, deſſen Geſchäfte beſonders gut gehen, und durch welche Mittel? 5) Haſt Du kürzlich gehört, wie ein jetzt reicher Mann hier oder an einem andern Orte ſein Vermögen erwarb? 6) Kennſt Du nicht eine kürzlich von einem Mitbürger begangene edle Handlung, die Lob und Nacheiferung verdient, oder einen Irrthum, der uns zur Warnung dienen ſollte? 7) Welche unglückliche Wirkungen von Unmäßigkeit, Unvorſichtigkeit, Leidenſchaftlichkeit oder ſonſt einem Laſter oder einer Thorheit haſt Du kürzlich geſehen oder gehört? 8) Welche glückliche Wirkungen der Nüchternheit, Klugheit, Mäßigung oder irgend einer andern Tugend? 9) Biſt Du oder einer Deiner Bekannten kürzlich krank oder verwundet geweſen? Und welche Heilmittel wurden angewandt und mit welchem Erfolg? 10) Kennſt Du Leute, die in Nothfällen als eilige und ſichere Boten zu empfehlen ſind? 11) Weißt Du etwas, wodurch die Junta der Menſchheit, ihrem Vaterlande, ihren Freunden oder ſich ſelbſt einen nützlichen Dienſt erweiſen könnte? 12) Haſt Du Etwas von einem verdienten Fremden gehört, der ſeit unſerer letzten Verſammlung in der Stadt angekommen iſt? Und was haſt Du von ſeinem Charakter oder ſeinen Verdienſten gehört oder ſelbſt beobachtet? Und läge es wohl in der Macht der Junta, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen oder ihn zu ermuthigen, wie er es verdient? 13) Kennſt Du irgend einen jungen tüchtigen Anfänger, der ſich kürzlich etablirt hat und den die Junta in irgend einer Weiſe unterſtützen könnte? 14) Haſt Du kürzlich in den Geſetzen Deines Landes einen Fehler bemerkt, deſſen Abänderung von der Legislatur zu erwirken gut wäre? Oder kennſt Du irgend ein wohlthätiges Geſetz, das noch fehlt? 15) Haſt Du kürzlich Eingriffe in die Freiheiten und Rechte des Volks bemerkt? 16) Hat kürzlich Jemand Deinen guten Namen angegriffen und was kann die Junta thun, Dir denſelben zu erhalten? 17) Suchſt Du die Freundſchaft irgend eines Mannes und kann Dir die Junta oder ein Mitglied derſelben ſie Dir verſchaffen? 18) Haſt Du kürzlich den Charakter eines Mitglieds angreifen hören und wie haſt Du ihn vertheidigt? 19) Hat Dich Jemand beleidigt, von dem Dir die Junta Genugthuung verſchaffen kann? 20) Auf welche Art kann die Junta oder ein Mitglied derſelben Dir bei einem guten Zwecke behülflich ſein? 21) Haſt Du irgend ein wichtiges Geſchäft vor, in welchem Dir der

Rath der Junta von Nutzen ſein könnte? 22) Welche Wohlthaten ſind Dir kürzlich von einem hier nicht Anweſenden zu Theil geworden? 23) Biſt Du kürzlich auf Schwierigkeiten in Dingen geſtoßen, die ſich auf Meinung von Recht oder Unrecht beziehen und die Du gern diskutirt haben möchteſt? 24) Bemerkſt Du in der jetzigen Verfaſſung der Junta etwas Mangelhaftes, das verbeſſert werden könnte?

Dieſe Junta, die Franklin ſelbſt in ſeinen Memoiren die damals beſte Schule der Philoſophie und Politik im ganzen Lande nennt, war von unendlicher Wichtigkeit für ihre Angehörigen, ihre Wirkungen unberechenbar wohlthätig auf den Entwicklungsgang des ganzen Volkes. In ihr gewöhnten ſich die Mitglieder an ein klares, ruhiges Denken, an eine geſunde, natürliche, nicht künſtlich verbildete Auffaſſung der Verhältniſſe; ſie reifte dadurch ihre Schüler zu vorurtheilsfreien Männern heran, die zugleich gelernt hatten, ihre geſunden Anſichten in einfacher, gewinnender Weiſe ſchriftlich und mündlich abzugeben, ſie war die Mutter vieler gleichartigen Verbindungen, deren jede wieder dieſelbe ſchöne Aufgabe zu löſen hatte; alle dieſe zuſammen endlich lieferten dem Volke eine Reihe der achtbarſten, muthigſten Bürger, die im Stande waren den hohen Anforderungen der nächſten Zeit vollſtändig zu entſprechen und der heiligen Sache der Menſchheit als Apoſtel zu dienen, unter denen unſer Franklin der Erſte iſt.

So war es denn dem regen Benjamin Franklin durch eigne Anſtrengungen gelungen, ſich zu einem gewiſſen Wohlſtande, zu einem in materieller Beziehung unabhängigen Manne emporzuarbeiten. Dieſe Stellung erlaubte ihm nun, ſein Augenmerk und ſeine Thätigkeit nach Außen zu richten.

Der Vorſchlag eines der Mitglieder der Junta, alle ihre Privatbibliotheken an dem Orte ihrer Verſammlungen zu gemeinſchaftlichem Gebrauch aufzuſtellen, fand zwar lebhafte Unterſtützung, wurde aber bald wegen der damit verbundenen Unannehmlichkeiten wieder aufgehoben. Der Mangel eines reichen Bücherſchatzes war aber zu ſehr gefühlt. Dieſem Bedürfniſſe gelang es dem ſinnreichen Franklin durch Gründung einer öffentlichen Bibliothek auf dem Wege der Subſkription abzuhelfen. 50 Perſonen brachte er zuſammen, die durch ein Eintrittsgeld von 40 Schillingen und einen jährlichen Beitrag von 10 Schillingen das Unternehmen ſicherten. Wie es mit allem Guten geht, es gewinnt Anhänger und Nachahmung: viele Freunde der Bildung aus England ſowohl als aus Amerika, unter denen die Familie Penn und namentlich Peter Colliſon aus London rühmlichſt genannt zu werden verdienen, unterſtützten die junge Anſtalt durch Schenkungen der trefflichſten Werke, Empfehlungen der neueſten Schriften u. ſ. w. Später führte die Geſellſchaft ein ſchönes Gebäude zur Aufbewahrung ihrer Bücher auf und der Bürger William Lingham ließ für die an der Vorderſeite desſelben gelaſſene Wandvertiefung von dem italieniſchen Künſtler Lazarini eine Bildſäule Benjamin Franklin's aus Carrariſchem Marmor anfertigen, das erſte Kunſtwerk von dieſer Größe, das man in Amerika ſah. In der Rechten hält er einen umgekehrten Scepter, als Zeichen ſeiner antimonarchiſchen Geſinnung, die von Büchern getragene Linke faßt eine Papierrolle; eine römiſche Tunika bekleidet ihn. Der Bildner arbeitete den wohl getroffenen Kopf nach dem trefflichen Bruſtbilde von Houdon. — Die Philadelphier Bibliothek iſt jetzt eine der beſten in der Union und ihr Beiſpiel rief viele ähnliche Anſtalten im ganzen Lande hervor, welche die Bildung des amerikaniſchen Volkes auf eine unglaubliche Art befördern.

Vom Jahre 1732 an gab Franklin unter dem Namen Richard Saunders einen Kalender heraus, der 25 Jahre hindurch unter dem Titel: „Des armen Richard's Almanach“ des Verfaſſers nachahmungswürdige Tugenden der Sparſamkeit, Mäßigkeit, Arbeitſamkeit und Humanität in kurzen, einfachen Sätzen und Sprüchen dem Volke vorführte. 10,000 Exemplare, eine für die damalige Bevölkerung außerordentlich große Anzahl, wurde jährlich abgeſetzt und der der letzten Ausgabe vorgedruckte Aufſatz über „die Mittel reich zu werden" in den verſchiedenſten Sprachen über die ganze civiliſirte Welt ausgebreitet.

In ſeiner wöchentlichen Zeitung lieferte Franklin ebenſo dem Volke neben den politiſchen Neuigkeiten herrliche, einfache Aufſätze, welche die Moral in das gefällige Gewand der Fabel einkleideten und den goldenen Lehren ſeiner Weltweisheit die geſunden Herzen der einfachen Anſiedler gewannen. Nie aber ließ er ſein Blatt durch Perſönlichkeiten herabſetzen, wie ihm überhaupt ein ſolcher Mißbrauch der Preſſe ſtets verhaßt war.

Sein Durſt nach Wiſſen war faſt ohne Gränzen; die Lücken, die ſeine mangelhafte Erziehung gelaſſen hatte, trieb ihn ſein ſtrebſamer Geiſt auszufüllen; in ſeinem 27. Jahre begann er noch Franzöſiſch, Spaniſch und Italieniſch zu lernen und ſpäterhin ſogar noch Lateiniſch. Für ſeinen nachmaligen Wirkungskreis kamen ihm dieſe Kenntniſſe ſehr zu Statten.

Das Jahr 1736 eröffnete ſeine politiſche Laufbahn; er wurde zum Sekretär (Clerk) der Generalverſammlung von Pennſylvanien erwählt und dieſe Wahl ſieben Jahre lang wiederholt.

Durch ſeine Ernennung zum Poſtmeiſter von Philadelphia (1737) erlangte er manche Vortheile für ſein Blatt, ließ ſich aber keineswegs zu Ungerechtigkeiten verleiten, wie ſich Bradford in ſeiner Eigenſchaft als Poſtmeiſter ſolche gegen ihn ſo lange Zeit erlaubt hatte.

Franklin's Geſchäft hatte ſich bis dahin ſehr gehoben und ſein Wohlſtand blühete immer mehr auf. Wie er aber die Schätze ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen nicht für ſich allein ſammelte, ſo war er auch bei der Anlegung ſeines Vermögens auf den Nutzen ſeiner Nebenmenſchen bedacht. Treuen, fleißigen Arbeitern lieh er Preſſen, Typen und Geld, um an andern Orten ein

Geſchäft zu beginnen, das nach baldiger Deckung der Schuld ſie als ſelbſtſtändige Herren hinſtellte.

Das Auge, aus dem ſeine menſchenfreundliche Seele leuchtete, erkannte leicht die Mängel, die der geſellſchaftlichen Ordnung Abbruch thaten, und ſein praktiſcher Verſtand fand bald die zweckmäßigſten Mittel zu deren Abhülfe. Die nächtliche Polizei war damals in Philadelphia ſehr ſchlecht; im Dienſte der Konſtabeln ſtanden gewöhnlich allerlei Leute, welche ſelbſt Verbrechen ausübten ſtatt ſie zu verhindern. Franklin legte in der Junta einen Plan vor, nach welchem beſtimmte Wachtleute angeſtellt und die dadurch verurſachten Koſten durch eine progreſſive Vermögensſteuer gedeckt werden ſollten. Als die Mitglieder der Junta einflußreiche Männer geworden waren, wurde der Plan zum Geſetz erhoben. — Die jetzt ſo zahlreich durch alle Städte der vereinigten Staaten verbreiteten freiwilligen Feuerkompagnien ſind ebenfalls nach dem Plane Franklin's durch die Junta entſtanden (1738). Auch die Brandverſicherungsgeſellſchaft in Philadelphia ſteht in Franklin ihren Gründer.

Das Jahr 1744 rief zwei neue Inſtitute in's Leben, die in der Entwickelungsgeſchichte des Staates Pennſylvanien als zwei ſchöne Denkmäler ihres Schöpfers daſtehen. Die philoſophiſche Geſellſchaft, die vorzugsweiſe aus den Mitgliedern der Junta zuſammengeſetzt war, ſollte das damals noch nicht ſo aufgeklärte amerikaniſche Volk von Vorurtheilen frei, ihm die Wahrheiten der Vernunft und der Philoſophie zugänglich, und es zu freien, denkenden Menſchen machen.

Die Landwehr hatte die Aufgabe, die weſtlichen und nördlichen Gränzen des Landes gegen die Plünderungszüge der Franzoſen und Indianer zu ſchützen. — Der damalige Gouverneur von Pennſylvanien ſuchte die Aſſembly vergebens zum Erlaß eines Milizgeſetzes zu bewegen: dieſe aber wollte nur unter der Bedingung ihre Einwilligung geben, daß auch die Eigenthümer des Landes, W. Penn's Nachkommen, an den Laſten des Landes tragen büßen; und außerdem ſträubte ſich auch die überſpannte Sittlichkeit der Quäker, die damals in der Majorität waren, gegen jede kriegeriſche Maßregel. Die Folgen dieſer Uneinigkeit waren die erwähnten Einfälle, namentlich der Indianer, während des Kriegs zwiſchen den Engländern und Franzoſen. Franklin wußte ihnen Einhalt zu thun, ohne erſt die Ausgleichung des Zwiſtes unter den Behörden abzuwarten. Mit einem energiſchen Pamphlet: „Reine Wahrheit“ trat er 1744 direkt vor das Volk, zeigte ihm die vorſchwebende Gefahr, erinnerte es in kräftigen Worten an ſeine Pflicht und bewog es dadurch, in einer großen Volksverſammlung zu Philadelphia den ihm vorgelegten Plan einer freiwilligen Landwehr zur Vertheidigung der Gränzen anzunehmen. 1200 Bürger zeichneten ſich augenblicklich ein, deren Zahl in einigen Wochen auf 10,000 ſtieg. Sie ſuchten ſich ſo ſchnell als möglich zu bewaffnen, verſchrieben ſelbſt Kanonen aus London und bildeten bald eine gut organiſirte, kräftige Streitmacht, deren Oberbefehl Franklin jedoch ablehnte. — Die gewiſſenhaften Quäker hatten Nichts dagegen einzuwenden, daß Andere ihr Leben und Eigenthum vertheidigten.

Franklin's praktiſcher Sinn ſtrebte beſtändig danach, die Wiſſenſchaft auf das Leben anzuwenden. 1745 erfand er einen Ofen zum ſparſamen und geſunden Erwärmen der Zimmer. Die ſpätere Erfindung des Blitzableiters trug ſeinen Namen zu allen Völkern.

Bisher war das Weſen der Elektricität nur wenig erforſcht worden, Franklin ſelbſt hörte erſt 1745 von ihr. Sein Freund Colliſon, deſſen wir ſchon früher Erwähnung gethan, ſandte nämlich der Bibliotheks-Geſellſchaft zu Philadelphia einen elektriſchen Apparat mit einigen Nachrichten über die neueſten Experimente. Franklin's Scharfſinn entdeckte bald die wichtigſten Eigenſchaften dieſer Erſcheinung; ſo, dieſelbe durch Spizzen ein- und auszulaſſen, ſo die negative und poſitive Elektricität, die in einer des Gleichgewichts beraubten Fluth ihre Erklärung finde und ihm — ein Meiſterſtück ſeines Scharfſinnes — die Entladung der Leidner Flaſche möglich machte. 1747 theilte er dieſe wichtigen Entdeckungen ſeinem Freunde Colliſon mit. 1749 erklärte er das Nordlicht für eine elektriſche Erſcheinung und machte ſeine Anſicht über die Gleichartigkeit des Gewitters und der Elektricität bekannt. Ueber die Wahrheit dieſes Satzes faßte er die kühne Idee, den Himmel ſelbſt zu befragen und zu ſehen, ob ſich der Blitz durch eine hoch angebrachte Spitze an einem Eiſendraht ſchadlos auf die Erde herabziehen oder über die Schlagweite hinaustreiben laſſe. Daran knüpfte er den Gedanken, Häuſer, Schiffe u. ſ. w. gegen den Blitz zu ſchützen. Dies Experiment an einem hohen Thurm oder andern hohen Gegenſtand zu machen, fand ſich in Philadelphia keine Gelegenheit. Da kam er 1752 auf die Idee, den Verſuch mit einem Drachen anzuſtellen. Er zog alſo über zwei gekreuzte Holzſtäbe ein ſeidenes Tuch, das von der Näſſe weniger leide als Papier, und befeſtigte an den aufrecht ſtehenden Stab eine eiſerne Spitze. Der Bindfaden war bis auf das untere ſeidene Ende von Hanf. Wo der Hanffaden aufhörte, war ein Schlüſſel befeſtigt. Mit dieſem einfachen Apparate ging er in Begleitung ſeines Sohnes bei einem Gewitter auf das Feld hinaus und ließ den Drachen in die Wolken ſteigen. Schon zweifelte er an einem glücklichen Erfolg, als verſchiedene Gewitterwolken über ihn hingezogen waren, ohne daß er Spuren von Elektricität entdeckt hatte. Da ſah er auf einmal, wie ſich die feinen Faſern am Bindfaden merkwürdig aufrichteten, er hielt den Knöchel ſeines Fingers an den Schlüſſel und entlockte ihm einen ſtarken Funken; ſeine Theorie hatte ſich bewährt, alle weiteren Verſuche beſtätigten ihre Wahrheit. Schon einen Monat früher hatte ein Naturforſcher aus Paris das von Franklin vorgeſchlagene Experiment gemacht und dieſelben glücklichen Reſultate erzielt, und bald waren aller Orten die Blitzableiter errichtet.

Dieſe großartige Entdeckung war zu glänzend, als daß ſie ihm nicht eine Menge Feinde zugezogen hätte; doch waren dieſe, unter denen ſich beſonders die Engländer hervortraten, nicht im Stande, ihm den Ruhm der Entdeckung zu entreißen und „ſich ſo für den Verluſt der dreizehn Kolonien zu rächen.“ Franklin's Briefe über dieſen Gegenſtand wurden in die verſchiedenſten Sprachen überſetzt. Manches aus ſeiner Theorie hat die neuere Wiſſenſchaft beſeitigt. Der Ruhm, den Zorn des Himmels entwaffnet zu haben, bleibt ihm ewig.

Neben dieſen Studien vergaß er keineswegs, ſeinen ſtaatsbürgerlichen Pflichten mit Eifer obzuliegen. Er bekleidete das Amt eines Aldermanns und 1747 wählte ihn die Stadt zum Mitglied der geſetzgebenden Verſammlung, in der er bald als Führer der Oppoſition großen Einfluß gewann.

Das wirkſamſte Mittel, die errungenen Rechte zu ſichern, ſchien ihm, das Volk über ſeinen eignen Werth aufzuklären, es denſelben kennen zu lehren. Dazu hatte er die Junta gebildet, die Bibliothek gegründet, die philoſophiſche Geſellſchaft in's Leben gerufen. Zu dem Endzweck entwarf er einen Plan einer in Philadelphia zu errichtenden Akademie; ſchon im folgenden Jahre 1750 wurden zur Ausführung desſelben 800 Pfund Sterling jährlich auf fünf Jahre gezeichnet und drei Klaſſen, die lateiniſch-griechiſche, die mathematiſche und die engliſche eröffnet. Den Bemühungen Franklin's und den Leiſtungen der Anſtalt war es zuzuſchreiben, daß der immer anſehnlicher vermehrte Fond die Erweiterung der Schule zur Univerſität von Pennſylvanien möglich machte, die bei Franklin's Ableben in ſchönſter Blüte ſtand.

Ein geſchickter Arzt zu Philadelphia, Namens Bond, hatte ſich längere Zeit vergebens bemüht, auf dem Wege der Subſkription ein Hoſpital für arme Kranke zu gründen. Da gewann er Franklin für dieſe Idee. Dieſer brachte nun einen Vorſchlag vor die Aſſembly, 2000 Pfund für dies wohlthätige Inſtitut zu zeichnen, wenn eine gleiche Summe auf Privatwegen aufgebracht würde. Die Verſammlung, welches dieſes letzte für unmöglich hielt, genehmigte den Vorſchlag und wurde bald durch die verdoppelten Anſtrengungen der Freunde des Unternehmers zur Auszahlung gezwungen; das Hospital ward gegründet.

Die Verdienſte, die ſich Franklin durch ſeine Verbeſſerungen um das Poſtweſen erworben hatte, bewogen die brittiſche Regierung dazu, ihn 1753 zum Generalpoſtmeiſter der Kolonien zu ernennen. Der Ertrag, den er der Regierung überſandte, betrug bald das Dreiſache der Einkünfte aus der irländiſchen Poſt.

Der Friede zu Aachen zwiſchen Frankreich und England (1748) hatte zwar den oben erwähnten Krieg beendigt; die Blüte der Kolonien aber war Grund genug, neue Feindſeligkeiten zu erwecken. — Die Franzoſen waren damit beſchäftigt, ihre Beſitzungen im Norden mit jenen im Süden durch eine Reihe Feſtungswerke vom Ontario-See bis nach New-Orleans zu verbinden, und dadurch der weiteren weſtlichen Ausdehnung der engliſchen Beſitzungen zuvorzukommen. Eine Geſellſchaft von engliſchen Kaufleuten, die ſich mit Bewilligung ihres Königs an den Ufern des Ohio niedergelaſſen hatten, machten die Franzoſen zu Gefangenen und führten ſie nach Kanada. Vergebens forderte ſie der Gouverneur von Virginien, in deſſen Gränzen der Vorfall ſich ereignet hatte, zurück. Der Ausbruch eines Kriegs ſtand bevor. Welche nachtheiligen Folgen dadurch für die Kolonien erwuchſen, haben wir bereits geſehen; ſie ſuchten ſich daher vor denſelben zu wahren. Vereinzelt aber, das wußten ſie, hatten ſie zum Widerſtand keine Macht, zumal innere Zerwürfniſſe mit den Statthaltern die erforderliche Bewaffnung nicht zu Stande kommen ließen. Es ſchien daher unerläßlich, gemeinſchaftliche Vertheidigungsmaßregeln zu beſtimmen. Zu dem Ende kamen 1754 die Geſandten von ſechs Kolonien in Albani zuſammen, wo Franklin als Delegat für Pennſylvanien ſeinen berühmten Albaniſchen Unionsplan vorlegte. Es ſollte darnach die Generalregierung ſämmtlicher Kolonien aus einem von der Krone zu ernennenden Präſidenten und aus einem von den Repräſentanten der verſchiedenen Kolonien zu wählenden großen Rathe beſtehen. Keine Kolonie durfte weniger als zwei, keine mehr als ſieben Repräſentanten einſenden können. Die ausübende Gewalt war in den Händen des Präſidenten, die geſetzgebende theilte ſich zwiſchen ihm und dem großen Rathe. Beide zuſammen konnten Krieg und Frieden beſchließen, Bündniſſe eingehen ꝛc. ꝛc. Alle Geſetze jedoch bedurften der Zuſtimmung des Königs. Außerdem ernannte der Präſident die Land- und Seeoffiziere, der große Rath die Civilbeamten, jede Ernennung aber war erſt durch die Beſtätigung der andern Behörde gültig. Dieſer Plan wurde nach einiger Debatte von dem Kongreß angenommen, von den geſetzgebenden Verſammlungen der einzelnen Staaten aber als zu monarchiſch und von der brittiſchen Krone als zu demokratiſch verworfen. Vier und zwanzig Jahre ſpäter diente er einem andern Kongreß, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärte, zur Grundlage.

Mittlerweile war der Krieg ausgebrochen (1754), Waſhington's Feldzug mißglückt. Die engliſche Regierung ſandte den General Braddok nach Amerika, um den mit den Indianern verbündeten Feinden entgegenzutreten; er landete in Maryland (1755.) Mit Wagen, die durch Franklin's Vermittelung und Thätigkeit großentheils aus Pennſylvanien zuſammen gebracht wurden, brach Braddok nach dem Fort Du Quesne auf, wurde aber von einem Hinterhalt überfallen und mit vielen ſeiner Soldaten niedergemetzelt. Der von den Eigenthümern der Wagen beſtürmte Franklin wirkte erſt nach vieler Mühe die Bezahlung der verlorenen Wagen durch die engliſche Regierung aus.

Große Furcht überkam die Kolonien über Braddok's Niederlage; Franklin ſetzte trotz der Weigerung der Quäker einen Vorſchlag in der Aſſembly durch, wornach die Organiſirung einer Miliz aus Freiwilligen beſchloſſen wurde. Er ſelbſt führte als Oberſt ſein aus 1200 Mann beſtehendes Philadelphier Regiment an die nordweſtlichen Gränzen, befeſtigte einige Forts gegen die

Einfälle der Indianer und kehrte dann nach Ertheilung zweckmäßiger Anordnungen in die Aſſembly nach Philadelphia zurück, wo ſeine Anweſenheit nöthiger war.

Der Streit mit den „Eigenthümern“ hatte bis dahin an Heftigkeit zugenommen: die drohende Gefahr an den Marken des Landes hatte ihn nicht zu mäßigen vermocht. Die Aſſembly weigerte ſich fortwährend Steuern zu bewilligen, wenn nicht auch die reichen, in England ihr Einkommen verpraſſenden Söhne Penn's den ihnen zukommenden Theil derſelben trügen; der Gouverneur durfte dagegen nach ſeinen Inſtruktionen ſich auf ein ſolches Zugeſtändniß nicht einlaſſen. Die im allgemeinen Schrecken nach Braddok's Niederlage als Ausnahme zugeſchoſſenen 5000 Dollars von Seiten des Gouverneurs genügten den Repräſentanten nur für den Augenblick. Der Zwieſpalt zwiſchen beiden Behörden wurde unter dem neuen Gouverneur Denny nur größer und ſo entſchloß ſich die Aſſembly, eine Petition an den König gegen die Eigenthümer durch Benjamin Franklin, ihren künftigen Agenten in London, überbringen zu laſſen. Nach einer gefährlichen Reiſe kam er in Begleitung ſeines Sohnes im Juli 1757 daſelbſt an. — Bald nach ſeiner Ankunft überzeugte er ſich von der Schwierigkeit ſeiner Stellung und ſeiner Aufgabe. Die Stimmung des Volks war durch falſche Zeitungsberichte gegen die Aſſembly als einen Körper widerſpenſtiger Fanatiker gerichtet, die Regierung aus bekannten Gründen ihr auch nicht ſehr geneigt. Seinen Aufträgen zufolge mußte er zuerſt mit den Eigenthümern verhandeln; als dies fruchtlos blieb, wandte er ſich mit ſeiner Petition an den König. Daneben hatte er es aber nicht unterlaſſen, die größte Macht, die öffentliche Meinung zu bearbeiten; in einer einfachen Darſtellung der Verhältniſſe widerlegte er die ſchnödeſten Verläumdungen gegen die Aſſembly; das aufmerkſam gewordene Publikum las mit Intereſſe die „Hiſtoriſche Revue der Konſtitution und der Regierung von Pennſylvanien ſeit ihrem Urſprunge,“ in der eine Menge offizieller Dokumente das Unrecht der „Eigenthümer“

auf's Schlagendſte nachwieſen: die Nachricht endlich, daß ſelbſt der Gouverneur Denny den Forderungen der Aſſembly in Bezug auf die allgemeine Beſteuerung nachgegeben hatte, gewann die öffentliche Meinung vollends; die Söhne Penn's ſahen ihre Sache nur noch wenig haltbar und mußten am Ende mit dem Anfangs verächtlich behandelten Agenten der Kolonie einen Vertrag eingehen, in welchem das Prinzip der allgemeinen und gleichmäßigen Beſteuerung vollſtändig anerkannt wurde.

Dieſer Sieg und die Art und Weiſe, wie er ihn herbeigeführt hatte, verſchaffte Franklin in England allgemeine Achtung, in ſeiner Heimath allgemeines Vertrauen; er blieb als Geſchäftsträger ſeiner Provinz am Hofe und auch Maſſachuſetts, Maryland und Georgien ernannten ihn zu ihrem Agenten.

Der engliſchen Regierung, der die Amerikaner noch ſehr zugethan waren, leiſtete er während ſeines dortigen Aufenthalts einen weſentlichen Dienſt. Die Provinz Kanada war damals im Beſitz der Franzoſen. Sie zogen aus dem Handel mit den Indianern großen Nutzen, während die brittiſchen Beſitzungen durch die Freundſchaft ihrer Feinde (Frankreich) mit dieſen wilden Stämmen beſonders in Kriegszeiten beträchtlich litten. Franklin zeigte den engliſchen Staatsmännern, namentlich durch ſein „Kanada Pamphlet", welcher unerſetzlicher Verluſt für die Franzoſen und welcher Gewinn für England die Eroberung Kanada's ſei, und gewann Pitt, den damaligen Miniſter, für dieſe Idee, der bald den General Wolfe zur Ausführung derſelben nach Amerika ſandte, deſſen glücklicher Feldzug mit der Vertreibung der Franzoſen aus jener Provinz endete.

Neben den politiſchen Gegenſtänden beſchäftigte ſich der raſtloſe Geiſt Franklin's auch noch mit ſeinem Lieblingsſtudium, der Phyſik; er führte die ausgedehnteſte Korreſpondenz mit den berühmteſten Phyſikern der Welt, die ſich alle um ſeine Freundſchaft bewarben. Von drei engliſchen Univerſitäten mit der Doktorwürde bekleidet, geachtet und geſchätzt von den erſten Geſellſchaften und

Männern der alten Welt, kehrte der einfache, große Amerikaner 1762 nach Philadelphia zurück und erhielt von der Aſſembly einen öffentlichen Dank „ſowohl für die treue Pflichterfüllung gegen Pennſylvanien, als auch für die vielen und wichtigen Dienſte für ganz Amerika,“ und daneben eine Entſchädigungsſumme von 5000 Pfund.“

Am Ende desſelben Jahres erſchreckten die Gräuelſcenen der „Paxton Boys“ die ganze Provinz. Die Grauſamkeiten, mit welchen die Einfälle der Indianer begleitet waren, beſtimmten die Gränzbewohner zu dem Entſchluß, alle Rothhäute, ohne Beachtung ihrer Stellung zu den Weißen umzubringen. Ihrer ungefähr 120 rückten zu Pferd in die Grafſchaft Lancaſtar, wo ein mit den Weißen im beſten Einvernehmen lebender Indianerſtamm wohnte. Die Indianer wurden mit der ihnen drohenden Gefahr bekannt gemacht, ſchenkten jedoch der Nachricht kein Vertrauen, weil ſie mit ihren weißen Freunden keine Verfolgung erwarten konnten. Die Paxton Boys aber mordeten Alles hin, was ſie vorfanden. Die Uebrigen, die durch ihre Abweſenheit auf dem Felde gerettet waren, brachte man nach Lancaſter, um ihr Leben im Gefängniſſe vor den Mördern ſicher zu ſtellen. Aber auch dies erbrachen die Wüthenden und ſetzten ihre Metzeleien fort. Eine zweimalige Proklamation des Gouverneurs dem Unweſen zu ſteuern, fruchtete Nichts; ein Theil der Unmenſchen ſchickte ſich ſogar an, bis nach Philadelphia ihre Verfolgungen fortzuſetzen. Da trat Franklin ihnen entgegen und ſeine eindringlichen Worte vermochten ſie, von ihrem Vorhaben abzuſtehen und ſich ruhig nach Hauſe zu begeben.

Geſetze und Gebräuche, die von Ungerechtigkeit und unſinnigen Widerſprüchen ſtrotzen, werden ſelten auf parlamentariſchem Wege aus der Geſellſchaft entfernt, wenn bei ihrer Abſchaffung die Einwilligung zweier feindlicher dabei intereſſirter Parteien erforderlich iſt; nur eine große Umwälzung kann ſie beſeitigen. Der Streit der Kolonien mit den Eigenthümern liefert für dieſe Behauptung eins der ſchlagendſten Beiſpiele. — Die reichen Nachkommen Penn's waren durch eine Schenkungsakte im Beſitz der ungeheuren Länderſtrecken der Provinz Pennſylvanien. Der König von England war nach Vernunftgründen nicht befähigt, dieſen Boden auf ewige Zeiten zu verſchenken und die Beſitzer von allen Abgaben zu befreien, da derſelbe ihm nie gehört hatte. Nach vielen Anſtrengungen endlich war es den Koloniſten gelungen, wie wir geſehen haben, den Beſitzern einige Zugeſtändniſſe abzuzwingen. Als aber die erſte Aufregung vorüber war, erhob ſich der Streit von Neuem. Die Eigenthümer ärgerten ſich über ihre Zugeſtändniſſe und traten mit gewohnter Anmaßung für ihre Unrechte der Entwicklung der Kolonie entgegen. Der Unwille der Letzteren über ſolch frevelhafte Verletzung der Freiheit beſtimmte ſie, die Unterhandlungen mit den Eigenthümern und ihrem inſtruirten Gouverneur gänzlich abzubrechen und den König in einer Petition zu bitten, die bisherige Verfaſſung der Eigenthümer von Pennſylvanien in eine königliche umzuwandeln und die Adminiſtration direkt unter die Krone zu ſtellen. Bei der nächſten Wahl zur Aſſembly 1764 intriguirten die Beamten und Anhänger der Eigenthümer ſo planmäßig, daß ſie eine Wiedererwählung Franklin's vereitelten und er ſo den Sitz in der Aſſembly verlor, in die er ſelbſt während ſeiner Abweſenheit in England gewählt worden war. Der Sieg ſeiner Feinde war aber nur ein voreiliger; die Aſſembly ernannte ihn auf's Neue mit großer Majorität zu ihrem Agenten in London, wohl wiſſend, daß ſie keinen beſſeren Vertheidiger ihrer Rechte finden konnte. Vor ſeiner Abreiſe (1764) widerlegte er in einer herrlich geſchriebenen Broſchüre der Reihe nach alle Einſprüche, die gegen ſeine abermalige Ernennung erhoben waren.

Ungerechtigkeit und Blindheit der Herrſchſucht, hervorgehend aus Mangel an Freiheit auf der einen, aus Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit auf der andern Seite, führten nun einen Kampf herbei, der Franklin's urſprüngliche Aufgabe weſentlich veränderte. — Die engliſche Staatsſchuld war durch die letzten Kriege gegen

Frankreich um eine ſehr bedeutende Summe gewachſen. Die Regierung beſchloß zu Gunſten ihrer Unterthanen zu Hauſe, die Kolonien zur Tilgung dieſer neuen Schuld zu beſteuern. Dieſe aber, die ſelbſt während des letzten Krieges beträchtliche Schulden kontrahirt hatten, deren Bezahlung jetzt große Opfer von ihnen forderte, die vor Allem ſtolz waren auf das vornehmſte Recht der freien Britten, nur ſelbſt bewilligte Abgaben zu entrichten, nahmen die Nachricht von der durch den Miniſter Greenville beabſichtigten Stempelſteuer mit heftigem Unwillen auf und beauftragten Franklin, ihre dieſe Angelegenheit berührenden Beſchlüſſe der Behörde einzureichen. Die Proteſtationen waren umſonſt, die eingebrachte Bill ging durch und die berüchtigte Stempelakte erſchien. Der Erfolg ihrer Veröffentlichung in Amerika war ein ganz änderer, als man in England gehofft, ja irgend wie geahnt hatte; die Stempelbogen wurden zerriſſen, die Steuerbeamten verhöhnet; allenthalben, beſonders in Maſſachuſetts, bildeten ſich Vereine unter den Namen „Söhne der Freiheit,“ die die heiligen Rechte des amerikaniſchen Volks beſchützen und es zu kräftigem Widerſtande anhalten ſollten. Der Geiſt, der ſich in Virginien (Patrick Henry,) Maſſachuſetts, Rhode-Island u. ſ. w. zeigte, die Thätigkeit und Umſicht, die Franklin zur Abwendung des drohenden Unheils entwickelte, erregten doch ein gewiſſes Bedenken. Um über die Stimmung in den Kolonien klar zu werden, wurde der amerikaniſche Agent am 3. Februar 1766 vor die Schranken des brittiſchen Parlaments geladen. Klar, frei und unerſchrocken beantwortete der einfache Bürger jede ihm vorgelegte Frage, ſeine Einſicht, ſein Freimuth, ſeine Unerſchrockenheit flößten dem engliſchen Volke Bewunderung vor ihm und Achtung vor denen ein, die er repräſentirte. Er erklärte ruhig und würdevoll, daß die Amerikaner nie eine Stempeltaxe zahlen würden, wenn man ſie auch mit Waffengewalt dazu zwingen wollte, ſie würden ſich nie irgend einer andern nach einem ſolchen Grundſatz zu erhebenden Steuer unterwerfen; in ihren

Freibrieſen ſei ihnen gleiche Berechtigung mit den Engländern zugeſtanden; das erſte Recht der Engländer ſei, auf gemeinſame Zuſtimmung beſteuert zu werden, bisher hätten ſie, dazu aufgefordert, freiwillig ihre Abgaben gegeben, gezwungen aber ließen ſie ſich ihr Recht durch Unrecht und Gewalt nicht aus den Händen reißen; wolle man etwa die Erlangung des Gerichts und die Eintreibung der Schuld vom Gebrauch der Stempelbogen abhängig machen, ſo glaube er feſt, daß alle Amerikaner handeln würden wie er; „ich habe gar viele Schulden ausſtehn, ich würde ſie aber lieber als geſetzlich uneintreibbar ſtehen laſſen, als mich der Stempelakte unterwerfen; ſie werden dann Ehrenſchulden; ich meine: das Volk bleibt entweder in der Lage, oder es findet Mittel ſich heraus zu winden, vielleicht durch allgemeine Uebereinkunft, gerichtlich ohne Stempel zu verfahren.“ — Die Entſchiedenheit, die ſich in dieſen Erklärungen ausſprach, imponirte; nach einiger Zeit wurde die gehäſſige Stempelakte zurückgezogen, wenn das Parlament ſich auch noch das Recht, den Kolonien Steuern aufzulegen, vindicirte. — Franklin empfing in Folge ſeines Sieges die wärmſte Anerkennung von Amerika. Seine Reiſen (1766) durch Holland, Deutſchland und ſpäter durch Frankreich glichen einem großen Triumphzuge, und ſo war er bald der gefeiertſte Mann zugleich in der neuen und in der alten Welt.

Indeſſen trübte das verblendete engliſche Miniſterium bald die Freude der Koloniſten. Eine neue Akte, welche die engliſchen Manufaktur-Waaren, Glas, Papier, Malerfarben ꝛc. beſteuerte, und andere die Freiheit verletzende Anordnungen rieſen neue Stürme hervor. Franklin arbeitete mit all' ſeiner Kraft, eine Verſöhnung und Verſtändigung zwiſchen dem Mutterlande und den Kolonien herzuſtellen. Durch ſeine Aufſätze: die „Urſachen der amerikaniſchen Mißverſtändniſſe bis 1768,“ „Entſtehung und Fortgang der amerikaniſchen Revolution,“ „das preußiſche Edikt,“ „der Weg, ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln“ ſuchte er das engliſche Volk und die Regierung aufzuklären und verſöhnend zu ſtimmen: durch Ueberſendung eines Paquets Briefe von Hutchinſon und Oliver, den erſten königlichen Beamten in Maſſachuſetts, an die Aſſembly daſelbſt, in denen dieſe die engliſche Regierung gegen die Bürger in Maſſachuſetts aufzureizen ſtrebten, hoffte er, den Haß derſelben von der engliſchen Regierung auf die damaligen Beamten überzutragen.

Beides mißlang; die zunehmende Bedrückung ſteigerte die Aufregung. Das Bürgerblut, das in den Straßen von Boſton gefloſſen, machte den Bruch unvermeidlich.

In Folge der Einſicht in obige Briefe gelangte von Maſſachuſetts eine Petition um Abſetzung Hutchinſon's und Oliver's an den König. Die Sache wurde dem Staatsrath vorgelegt und Franklin als Auskunftsperſon vorgeladen. Dieſe Gelegenheit wollten ſeine ſtolzen Feinde benutzen, um den großen verhaßten Gegner zu ſtürzen. Die Veröffentlichung der Briefe hatte nämlich aus Mißverſtändniß ein Duell zwiſchen zwei Herrn veranlaßt; ſobald Franklin dieſen Vorfall hörte, erklärte er öffentlich, daß er als Agent für Maſſachuſetts die Briefe verſendet habe, die beiden Herrn alſo von jedem Verdacht der Veruntreuung frei ſeien. (Von wem dieſe Papiere waren, hat er nie geſtanden.) Auf Grund dieſer Anzeige bemühte ſich der Anwalt der Verklagten, Wedderburne, nachmaliger Lord Lougborough den Prozeß in eine Anklage gegen Franklin wegen Unterſchlagung von Briefen und Verletzung des Briefgeheimniſſes umzuwandeln, und den ſo überraſchten Agitator durch richterlichen Spruch zu vernichten. Franklin aber erbat ſich einen ſpätern Termin aus, um ſich auf eine ſo unerwartete Anklage vorzubereiten und ebenfalls einen Anwalt zur Seite zu nehmen. Zwei der ausgezeichnetſten Advokaten von London übernahmen an dem anberaumten Tage ſeine Vertheidigung, reinigten ihn von den erhobenen Beſchuldigungen und beleuchteten dagegen das niederträchtige Verfahren jener Beamten ſo vortrefflich, daß jeder unparteiiſche Richter deren unbedingte Abſetzung hätte verfügen müſſen. Nach ihnen trat Wedderburne auf, ſeine Vertheidigung und Beweiſe lagen in dem ſchamloſeſten Schimpfen, den gehäſſigſten Ausfällen gegen Franklin, wie: elender Betrüger, feiger Dieb, Verräther, frecher Verletzer des Briefgeheimniſſes, grauſamer Mörder ꝛc. Jedes dieſer Worte begleiteten die edlen Lords, die ſich zu den Verhandlungen eingefunden hatten, mit lautem Beifallklatſchen, und ſahen in jeder Sylbe einen Dolchſtich, der allein ſchon hinreiche, das Anſehn und den mächtigen Einfluß des Gegners aus der Welt zu räumen. Franklin ſchauete mit der Ruhe und Würde eines Philoſophen drein und ging rein und groß aus dem Treffen hervor, in dem ſich nur ſeine Feinde mit ihren eignen Waffen verwundet hatten. — Aber die Abſetzung der Beamten unterblieb.

Der Erfolg des Prozeſſes, die Bewunderung und das Lob, die Wedderburne zu Theil wurden, öffneten Franklin die Augen. Bisher war er ſtolz darauf geweſen, Unterthan der brittiſchen Krone zu ſein, hatte ſich mit Stolz zu dem Volke gerechnet, das allein von allen europäiſchen Nationen im Stande geweſen, ſich weſentliche Rechte zu erringen und zu erhalten. Die Verfaſſung dieſes Landes galt ihm als Ideal und das Verhältniß der Kolonien zum Mutterlande als ein für beide Theile äußerſt günſtiges. Der König war ihnen gemeinſchaftlich, die Konſtitution garantirte allen Gliedern gleiche Rechte, die einzelnen Aſſemblees waren für die Kolonien, was für England das Parlament war. Es war ihm eine Lieblingsbeſchäftigung, ſich die bedeutſame Zukunft des einigen, ſtarken Ganzen auszumalen. Die letzten Erlebniſſe hatten ihm ſeinen Glauben geraubt; er ſah, daß England nur aus ſchnödem Egoismus die bisherige Verbindung erhalten, daß eine fernere nur mit Verluſt der Freiheit beſtehen könne. Der Preis war dem amerikaniſchen Sohne zu koſtbar: alle Bande mit dem übermüthigen Mutterlande im Nu zerſprengt.

Hatte Franklin früher auf Beſeitigung der Streitig keiten hingearbeitet, ſo galt nun ſeine ganze Thätigkeit, den vollſtändigen Bruch einzuleiten.

Mit gleicher Liebe hingen die Kolonien bisher an Alt-England. Die Aeltern erzählten gern von der „alten Heimath,“ „von Haus“ und die Kinder lernten es als das Land ihrer Wünſche kennen. Was von daher kam, Mode, Sitte, ꝛc. war gut. Wenn der allgemein verehrte König durch ſeinen Staatsſekretär in der üblichen Weiſe Geld oder Mannſchaft verlangte, ſo hatten die loyalen Koloniſten oft mehr geliefert als er forderte. Aus Liebe zur Heimath, zum König und zu ihren verfaſſungsmäßigen Rechten unterzogen ſie ſich gern den alten Pflichten. Wie ſie bereitwillig waren zur Erfüllung dieſer letzteren, waren ſie auch ſtolz und eiferſüchtig auf den ungefährdeten Beſitz der brittiſchen Rechte. Freilich nur eine grobe Verletzung derſelben konnte die Anhänglichkeit und große Liebe zum Stammland aufheben.

Die letzten Maßregeln der engliſchen Regierung waren ſehr dazu geeignet. Zuerſt die Stempeltaxe, dann die Steuer auf Glas, Papier, Farben, Thee ꝛc., die willkürliche Verlegung und Aufhebung der Aſſemblees, die Abhängigmachung der Richter von der Krone, die Vermehrung der Beamten, die Einführung fremder Truppen, die verletzende Mißachtung aller ihrer Petitionen ſetzten böſes Blut. In einigen Männern, die für Menſchenrecht ein Herz und für die Größe ihres Volkes Begeiſterung hatten, entſtand der Gedanke an Losreißung vom Mutterlande, an Unabhängigkeit; ſie verſtanden es, für dieſe Idee ihre Mitbürger zu begeiſtern. Unter dieſen kühnen Männern war Franklin einer der erſten und wichtigſten. Er machte durch Briefe bei ſeinen Freunden, beim Volke durch die Preſſe Propaganda. „Jetzt iſt,“ ließ er dem Volke durch Samuel Adams ſagen, „der entſcheidende Augenblick gekommen, wo ganz Europa ſehen wird, ob die Amerikaner Tugend und Geiſteskraft beſitzen. — Seid ſtandhaft, ſeid muthig und, wie König Heinrich in der Schlacht ſeinen Soldaten zurief, macht Euern Müttern keine Schande! Beweiſt jetzt in dieſem

Augenblicke, daß die, welche Ihr Eure Väter nennt, Euch wirklich gezeugt haben." — Der berühmte Kongreß zu Philadelphia von 1774, zu deſſen Beſchickung er ſchon längſt angeregt hatte, trat zuſammen. Die Petition desſelben an den König, die eine kurze Anführung der Beſchwerden und in loyalen Ausdrücken eine Bitte um deren Abhülfe enthielt, blieb ohne Erfolg.

Der Hohn, den er als Repräſentant der Kolonien beim Hutchinſon'ſchen Prozeß erfahren hatte, und die gänzlich mißglückten letzten Verſuche des Grafen Chatam, eine Ausgleichung der Streitigkeiten herbeizuführen, überzeugten Franklin, daß die ferneren Unterhandlungen kein genügendes Reſultat erzielen würden: die Regierung pochte auf ihre Macht und beſtand auf ihrem Recht der Unterdrückung, der amerikaniſche Agent, dem alle Beſtechungsverſuche vorkamen, „als wenn ihm Jemand in die Suppe ſpuckte," kannte blos eine einzige, jetzt unmögliche Bedingung der Verſöhnung, die vollſtändige Abhülfe der erhobenen Beſchwerden der Kolonien und deren gänzliche Gleichſtellung mit dem Mutterlande. Daher kehrte er (1775) nach Amerika zurück.

In Philadelphia empfingen ihn ſeine Mitbürger ſehr herzlich; zum Beweis ihrer Verehrung und zum Dank für ſeine außerordentlichen Verdienſte wählte ihn die geſetzgebende Verſammlung von Pennſylvanien am Tage nach ſeiner Ankunft zum Abgeordneten auf den Kongreß. Hier und im ganzen Volke ſah er, daß die bei Lexington am 19. April 1775 gefallenen Amerikaner einen undurchdringlichen Wall zwiſchen den Kolonien und England bildeten, daß das Streben nach Unabhängigkeit bereits feſte Wurzel gegriffen hatte. All' ſein Anſehen und ſeine Kraft verwandte er auf Ausbildung dieſes Sinnes zum Ruhm und zum Heile des Landes. „Meine Zeit," ſchrieb er einige Wochen nachher an einen Freund, „war nie mehr in Anſpruch genommen, als jetzt. Morgens um ſechs Uhr bin ich im Sicherheitsausſchuß, den die Aſſembly ernannt hat, um die Provinz in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen; dieſe Sitzung dauert bis neun, und von da gehe ich in den Kongreß, der bis vier Uhr Nachmittags ſitzt. Beide Körper verfahren mit der größten Einmüthigkeit und ihre Verſammlungen werden regelmäßig beſucht. In England wird man es kaum glauben können, daß bei uns Männer aus Eifer für das Gemeinwohl eben ſo fleißig ſein können, als bei Euch für Tauſende von jährlichem Gehalt. Das iſt aber der Unterſchied zwiſchen neuen unverdorbenen und alten verdorbenen Staaten."

Endlich fertigte der Kongreß noch die letzte bekannte Petition an den König (Juli 1775) ab; ſie ſollte gleichſam eine gewiſſe Schlußrechnung, eine Rechtfertigung der nächſten Handlungsweiſe für Mit- und Nachwelt ſein. Um dieſelbe Zeit ſchrieb Franklin folgenden berühmt gewordenen Brief:

Philadelphia am 5. Juli 1775.

Herr Straham!

Sie ſind Mitglied des Parlaments und einer von der Majorität, die mein Vaterland zur Vernichtung verdammt hat. — Ihr habt angefangen, unſere Städte zu verbrennen und unſer Volk zu morden. — Sehet auf Eure Hände! Sie ſind befleckt von dem Blute Eurer Verwandten. Sie und ich waren lange Freunde, jetzt ſind Sie mein Feind und ich bin der Ihrige.

Benj. Franklin.

Franklin's Thätigkeit und Umſicht zeigten ſich bewunderungswürdig. Zuerſt drang er auf Ausgabe von Papiergeld, um bei dem Mangel an Münze den Widerſtand energiſch und erfolgreich leiſten zu können. Im Oktober 1775 wurde er mit Harriſon und Lynch vom Kongreß zu einer Comité ernannt, um im Verein mit Waſhington die im Lager bei Cambridge ſtehenden Truppen, deren Dienſtzeit bald zu Ende war, von der dringenden Nothwendigkeit, für die Erlangung der Freiheit des Vaterlandes weiter zu dienen, zu überzeugen. Eine Sendung nach Kanada, die dortige Einwohnerſchaft zur Aufwiegelung gegen England zu bewegen, blieb ohne Erfolg. Den amerikaniſchen Geſchäftsträger in Holland, Dumas, forderte er im Namen des Kongreſſes auf, nachzuforſchen, ob wohl im Fall der Unabhängigkeitserklärung die verſchiedenen europäiſchen Regierungen die Kolonien unterſtützen würden.

Die Frage über die Losreißung vom Mutterlande konnte nun nicht länger mehr aufgeſchoben werden. Der Kongreß bereitete durch ein Schreiben an die einzelnen Provinzen dieſe Frage vor. Der ſcharfſinnige Thomas Payne, ein vertrauter Freund Franklin's und durch dieſen für die Republik gewonnen, riß durch ſeine Schrift: „Common Senſe" (geſunder Menſchenverſtand) die letzte Anhänglichkeit des amerikaniſchen Volkes an England und die Krone aus, und der Kongreß ſelbſt entſchied zu einer Zeit, wo die ſtarken Streitkräfte des Feindes gerechte Befürchtungen zuließen, er ſelbſt nur undisciplinirte, nicht an Kampf gewöhnte Truppen in das Feld ſenden konnte, zu einer Zeit, wo die Kolonien keine Flotte, kein Geld, keine Bundesgenoſſen und keine andere Stütze beſaßen, als das Vertrauen auf ihre gerechte Sache und ihre für die Freiheit glühenden Herzen: ſich von einem Lande loszuſagen, von dem ſie ſo viel Beleidigung und Hohn erduldet, und zu den alten Ungerechtigkeiten nur noch neue größere zu erwarten hätten. Am 4. Juli 1776 erſchien die Unabhängigkeitserklärung, die vom Balkon des Rathhauſes zu Philadelphia dem unten verſammelten Volke, ja allen abhängigen Völkern der ganzen Welt vorgeleſen wurde. Thomas Jefferſon, der größte Staatsmann und edelſte Menſchenfreund, hatte ſie in Verbindung mit den übrigen Comitémitgliedern Benj. Franklin, John Adams, Roger Sherman und R. R. Livingſton entworfen.

Das Parlament in London hatte nun ſeinerſeits auch Verſuche gemacht, den Bruch zu vermeiden; Lord Howe, Franklin's früherer Freund, war beauftragt, in Verbindung mit ſeinem Bruder, dem General Howe, den Aufſtändigen bei Unterwerfung Verzeihung anzubieten. Zu Unterhändlern beſtimmte der Kongreß Franklin, John Adams und Rutledge; dieſe erklärten jedoch dem Howe, er komme zu ſpät, ſolche Bedingungen ſeien ſchon verächtlich zurückgewieſen, die Unabhängigkeit erklärt und die neue Staatsregierung gebildet. Als Howe ihnen ſagte, es dauere ihn ſehr, Amerika ſo ſicher ſeinem Unglück entgegen gehen zu ſehen, antworteten ſie, das ſei ſehr ſchön von ihm, indeß würde Amerika ſchon ſuchen, ihm dieſen Schmerz zu erſparen. Franklin ſchloß die Unterredung mit den Worten: „Nehmen Sie mich für Alles, nur nicht für einen brittiſchen Unterthanen."

Innere Ordnung und Sicherheit herzuſtellen empfahl der Kongreß bald nach der Unabhängigkeitserklärung den einzelnen Staaten, ſich eine neue entſprechende Verfaſſung zu geben. Die zu dieſem Zwecke in Pennſylvanien berufene Aſſembly wählte Franklin zu ihrem Vorſitzer. Die alte Eigenthümerverfaſſung wurde natürlich geſtürzt und eine neue angenommen, die faſt ganz als das Werk Franklin's zu betrachten iſt; ſie zeichnete ſich vorzüglich durch die Idee nur einer geſetzgebenden Gewalt (und mehrerer vollziehenden Gewalten) aus. Dies Prinzip griff auch nachher die franzöſiſche Nationalverſammlung auf. Nach Franklin's Tode nahm jedoch Pennſylvanien das Zweikammerſyſtem wieder an.

Das allmähliche Sinken des Papiergeldes und die immer ſich ſteigernden Kriegsbedürfniſſe machten eine Anleihe im Auslande nöthig. Der Kongreß beſchloß, ſich an Frankreich zu wenden und Franklin, als zu ſolch wichtigem Geſchäft wegen ſeiner großen Eigenſchaften als Staatsmann und wegen ſeines Rufs als Gelehrter am geeignetſten, dahin abzuſenden; Mitbevollmächtigte waren Silas Deane und Arthur Lee.

Anfangs Dezember kam er in Begleitung ſeiner Enkel W. Temple Franklin und Benjamin Franklin Bache in Frankreich an. Das Volk begrüßte ſeine Erſcheinung mit Jubel, die Städte, durch die er zog, gaben ihm glänzende Feſte. In der That die Amerikaner konnten keine vortheilhaftere Wahl für dieſe Miſſion treffen. Franklin trat mit großer Klugheit auf; er ſuchte zuerſt durch ein beſcheidenes Zurückziehen, (er wohnte in Paſſy, einem Dorfe nahe bei Paris,) ſeine einfache Tracht ꝛc. die Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſönlichkeit zu lenken, dadurch und durch literäriſche Arbeiten das Intereſſe des Volkes für die amerikaniſche Sache zu gewinnen. Der Miniſter Vergennes empfing ihn mit Hochachtung und Auszeichnung, und verſicherte ihn und ſeinen Kollegen des Schutzes der franzöſiſchen Regierung. Sehr gern hätte dieſe, überzeugt von den Vortheilen, die ſich aus einem blühenden Handel mit den Kolonien für Frankreich ergäben und von der Schwächung, die England durch die Losreißung ſeiner Kolonien erlitte, ein offenes Bündniß mit den Kolonien eingegangen; aber der unglückliche Feldzug von 1776 ließ Europa an dem Beſtand der Republik zweifeln; daher begnügten ſich die Franzoſen nur damit, den Bedrängten in's Geheim Waffen und andern Kriegsbedarf zu Hülfe zu ſenden.

Indeß das Kriegsglück wendete ſich im folgenden Jahre; die amerikaniſchen Waffen waren ſiegreich, die Nachricht von der Gefangennahme des engliſchen Generals Bourgoyne durch den General Gates in der Schlacht bei Saratoga den 17. Oktober 1777 erfüllte die Freunde der Freiheit und die Feinde der Beſiegten mit neuem Muthe und großen Hoffnungen, und veranlaßte, daß am 6. Februar 1778 zwiſchen dem Könige von Frankreich und den 13 Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Handels- und Freundſchaftsvertrag geſchloſſen, die Unabhängigkeit anerkannt und die kräftigſte Unterſtützung für die Dauer des Krieges letzteren zugeſagt wurde. Nach gegenſeitiger Uebereinkunft aber ſollte dieß Bündniß geheim bleiben. Als jedoch am franzöſiſchen Hofe kund wurde, daß England Geſandte nach Amerika ſende, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, ließ Frankreich durch ſeinen Geſandten in London die dortige Regierung von obigem Vertrag in Kenntniß ſetzen, in Folge deſſen der Friede zwiſchen dieſen beiden Staaten nicht mehr länger fortbeſtand. England's Kommiſſare gingen dennoch nach Amerika, aber obgleich ſie allerlei Künſte und Lügen zur Erreichung ihrer Pläne anwandten, kehrten ſie unverrichteter Sache zurück; das richtige Gefühl und der geſunde Sinn des amerikaniſchen Volkes hieß es das Bündniß mit Frankreich vorziehen.

Ohne Zweifel iſt das Zuſammenkommen dieſes die künftige Selbſtſtändigkeit und Freiheit der Union mitbedingenden Bündniſſes mit Frankreich großentheils der Perſönlichkeit Franklin's zuzuſchreiben. Er übte den mächtigſten Einfluß auf Alle aus, die mit ihm verkehrten; den Staatsmännern imponirte er durch ſeinen richtigen Takt, durch ſeine ſtaatsmänniſche Klugheit in Verbindung mit ſeiner Geradheit, Offenheit und Ehrlichkeit — ſeltene Eigenſchaften der Diplomaten; die Philoſophen und Naturforſcher gewann er durch den Scharfſinn und die Klarheit ſeines Geiſtes, und das Volk verehrte in ihm und begrüßte ihn als den Vertreter der Menſchenrechte, gleichſam den Anfang ſeiner eignen Freiheit. Seine offizielle Einführung beim franzöſiſchen Hofe iſt eine Beſtätigung des Geſagten. Der Graf von Vergennes ſtellte ihn dem Hofe zu Verſailles vor. Die feinen Höflinge mit ihren biegſamen Rücken, goldgeſtickten Kragen und gepuderten Perücken ſtaunten und bewunderten den großen Mann in ſeiner einfachen bürgerlichen Tracht, mit ſeinen ſchneeweißen Locken und ſeinem freien edlen Blicke; gewiß nöthigte dieſe Geſtalt Manchen dieſer Herren zu einem Vergleich zwiſchen jenem und ſich, die nur die Höhe des Erſteren herausſtellen durfte. Jubelruf und Händeklatſchen führten den Gefeierten bis vor den König, der in Franklin's Gegenwart ſelbſt alle höfiſchen Komplimente vergaß. Vor den Thoren des Schloſſes aber empfing ihn nach der Vorſtellung eine zahlloſe, begeiſterte Menge, Franzoſen, Amerikaner, Deutſche, deren unendliches Freudengeſchrei keiner weiteren Auslegung bedarf.

Und all dies Anſehn, von dem er wußte daß er es beſaß, brauchte er als Kapital, von dem ſein Vaterland und ſein geliebtes Volk die reichlichen Zinſen genoſſen. Und ſehen wir dies große Kapital zugleich mit der raſtloſen Thätigkeit ſeines Beſitzers für das Wohl der jungen Republik ſo erfolgreich arbeiten: ſo werden wir mit vollem Rechte für den Eigner einen der erſten Sitze unter den Vätern der Republik beanſpruchen können.

Franklin ſchuf gleichſam den Kredit der Union in Europa: er brachte die Anleihen in Frankreich und Holland zu Stande. Er beſorgte alle Geldangelegenheiten in Europa, Auszahlung der Gehalte der amerikaniſchen Beamten auf dem Feſtlande, unterſtützte Flüchtlinge und Gefangene, daß ſie wieder in ihre Heimath zurückkehren konnten. Er diente als Kaufmann, indem er Einkäufe machte und beträchtliche Vorräthe verſchiffte, ohne daß er dazu ſpeziell beauftragt war. Am mühſamſten war die Durchſicht und Annahme der vom Kongreß auf Zinſen ausgeſtellten Wechſel, wobei ſehr leicht Betrug vorkommen konnte.

Seine Verſuche, mit Spanien einen Freundſchafts- und Handelsvertrag abzuſchließen, mißlangen. Dagegen glückten ſie mit Schweden 1783 und kurz vor ſeiner Rückkehr nach Amerika mit Friedrich II. von Preußen. In letzterem Vertrage finden wir die Humanität der Franklin'ſchen Grundſätze wieder deutlich ausgeſprochen, nur Schade, daß es nicht gelungen iſt, die Humanität als leitenden Grundſatz bei allen künftigen Verhandlungen und Verträgen der Völker geltend zu machen. Der Vertrag mit Preußen ſchloß: „Sollte zwiſchen den beiden kontrahirenden Mächten Krieg entſtehen, ſo ſoll es den Kaufleuten beider Länder, die zu der Zeit in dem andern wohnen, erlaubt ſein, neun Monate daſelbſt zu bleiben, ihre Ausſtände einzuſammeln, und ihre Geſchäfte zu ordnen, dann aber frei mit ihrem Beſitz, unbeſchwert und ohne Hinderniß abzuziehen. Alle Frauen und Kinder, die Gelehrten aller Fakultäten, die Ackerbauer, Handwerker, Fiſcher, Unbewehrte und die, welche unbefeſtigte Städte, Dörfer und Flecken bewohnen, überhaupt Alle, die für den gemeinſchaftlichen Lebensunterhalt und das Wohl der Menſchheit arbeiten, ſollen unbehindert ihre Geſchäfte fortführen dürfen und an ihren Perſonen keinerlei Beläſtigung erfahren; noch auch ſollen ihre Häuſer verbrannt oder ſonſt zerſtört, noch ihre Felder von der bewaffneten Macht des Feindes, in deſſen Gewalt ſie durch die Zufälle des Krieges fallen mögen, verwüſtet werden; vielmehr ſoll, wenn es nothwendig iſt, für den Gebrauch ſolcher bewaffneten Macht Etwas von ihnen zu nehmen, ein angemeſſener Preis dafür bezahlt werden. Alle Kauf- und Handelsſchiffe, die mit dem Austauſch der Produkte verſchiedener Plätze beſchäftigt ſind und dadurch die Anſchaffung der Bedürfniſſe, Einrichtungen und Annehmlichkeiten des Menſchen erleichtern und verallgemeinern, ſollen frei und unbeläſtigt paſſiren dürfen; — keine der kontrahirenden Mächte ſoll Kommiſſionen an Kaperſchiffe ausgeben, durch welche ſie bevollmächtigt werden, ſolche Handelsſchiffe zu zerſtören und ſolchen Verkehr zu unterbrechen.“ — Nach dem Tode der beiden großen Männer Franklin und Friedrich II. wurde der humane Paragraph geſtrichen!

Unterdeſſen hatte das wiederholte Unglück den Engländern das Kriegführen verleidet und ihnen allmählich die Ueberzeugung beigebracht, die amerikaniſchen Freiheitshelden doch nicht wieder unterjochen zu können: die Gefangennehmung ihres Generals Lord Cornwallis und ſeiner Armee hatte zu dieſer Anſicht ſehr viel beigetragen. Außerdem verſchlang der Krieg ungeheure Summen Geldes und brachte den Handel immer mehr in's Stocken, ein Umſtand, der beſonders zum Frieden ſtimmte. Nachdem die verſchiedenſten Intriguen und Machinationen an der Redlichkeit und Freiheitsliebe der Bevollmächtigten geſcheitert, auch die Sendung eines Kommiſſärs Jones nach Amerika als eine vergebliche ſich herausgeſtellt hatte, vereinigten ſich, auf der einen Seite Franklin, John Adams, John Jay und Laurens, auf der andern der Engländer Oliver am 30. November 1782 zu vorläufigen Friedensartikeln, die zu dem endlichen Friedensvertrag am 3. September 1783 führten: der engliſche Geſandte Hartley mußte das

Wort „Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ in Paris unterſchrieben.

Nun hatte Franklin ſeine hohe ſchwierige Aufgabe gelöst: nun endlich wurde ihm der ſo oft nachgeſuchte Abſchied zu Theil und Thomas Jefferſon, gewiß der würdigſte Nachfolger, an ſeiner Statt als Geſandter in Paris beſtellt (1785.) Der Abſchied von Paris wurde ihm ſehr ſchwer. Er hatte ſich hier einen Kreis von Freunden erworben, deren Umgang ihm faſt unentbehrlich ſchien, wir nennen blos die Namen von Mirabeau, Rochefoucauld, Lafayette, Briſſot, auch die Frau Helvetius: das ganze Volk war ihm allezeit mit Liebe und Hochachtung begegnet, die ihn für immer an dieſe edle Nation feſſelten. Doch die Sehnſucht, das Heimweh nach dem Vaterlande war noch ſtärker als dieſe Bande: ſein hohes Alter und ſeine Krankheit bewogen ihn, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen.

Am 21. Juli 1785 verließ er das um ihn traurende Paris. Die von zwei Maulthieren getragene Sänfte der Königin brachte ſeinen gebrechlichen Körper nach Havre an die Meeresküſte. In einem kleinen Fahrzeuge gelangte er nach Southampton, wo ſeine alten Freunde ewigen Abſchied von ihm nehmen wollten, und beſtieg dann das ſogenannte Londoner Briefſchiff aus Philadelphia, welches ihn nach glücklicher Fahrt am 14. September den Armen der harrenden Seinigen überlieferte.

Sein Einzug in die Stadt war ein großer Triumphzug; unter dem Läuten der Glocken und dem Donner der Kanonen ging er durch die Straßen und die dankbare, jubelnde Menge begleitete ihn bis zu ſeinem Hauſe. „Die Krieger,“ ſchreibt ein Freund Franklin's, „welche ihr Blut für eine, mittelſt ſeiner Klugheit geſicherte Unabhängigkeit vergoſſen hatten, beſtrebten ſich, ihm ihre ehrenvollen Wunden zu zeigen. Greiſe, die den Himmel um Leben bis zu ſeiner Rückkehr gebeten hatten, umgaben ihn, und ein junges Geſchlecht brannte, die Züge des großen Mannes zu ſehen, deſſen Gaben, Dienſte und Tugenden in ihren Herzen die erſten Entzückungen der Begeiſterung geweckt.“ Die Aſſembly von Pennſylvanien, die philoſophiſche Geſellſchaft, die Univerſität, die Gerichte der Stadt und viele Vereine aus dem ganzen Lande überreichten ihm ihre Beglückwünſchungsadreſſen. General Waſhington ſelbſt begrüßte ihn mit der innigſten Herzlichkeit. Nur der Kongreß, deſſen dermalige Majorität mehr Sympathie für die Geldſäcke als für die Menſchenrechte hegte und die Freunde der erſteren den Vertheidigern der letzteren vorzog, ſchenkte ſeiner Ankunft wenig Aufmerkſamkeit.

Bald nachher wurde er zum Mitglied der höchſten Regierungsbehörde der Stadt und kurz darauf zum Gouverneur des Staates Pennſylvanien gewählt, welche Stelle er die von der Konſtitution erlaubte Zeit, drei Jahre lang bekleidete. Im Jahre 1787 trat der große Nationalkonvent zuſammen, um durch Abfaſſung einer neuen Konſtitution dem Staatenbunde mehr Einheit und der gemeinſchaftlichen Regierung mehr Kraft zu geben. Als Abgeordneter des Staates Pennſylvanien machte er hier ſeine einflußreiche Stimme nur für die Rechte des Menſchen geltend und wehrte ſich mit ſeiner letzten Lebenskraft gegen die Einführung einer Geldariſtokratie. In ſeiner Rede über die Gehalte eiferte er gegen hohe Beſoldung der Beamten: die Gründe die er für ſeine Meinung abgibt, waren ſchlagend und verdienen heute noch und zu allen Zeiten beſondere Beachtung. Ferner redete er mit großem Eifer dem Einkammerſyſtem das Wort: er verglich das Zweikammerſyſtem mit einer Schlange mit zwei Köpfen, die vor einem Baumſtamm liegen bleiben und verhungern muß, weil der eine Kopf auf der, der andere auf jener Seite fortgehen will; er vermochte jedoch mit ſeiner Anſicht gegen das von den Engländern ererbte Zweikammerweſen nicht durchzudringen. Da er wußte, von wie großer Wichtigkeit für die Macht und das Aufblühen ſeines Volkes eine einſtimmige Annahme der nun ausgearbeiteten Konſtitution für die Vereinigten Staaten war, ſo nahm er, von dem man wußte, daß er zu manchen Punkten durchaus ſeine Zufriedenheit nicht ausſprechen konnte, dennoch Gelegenheit, am Schluß der Berathungen in einer beſondern Rede auf Zuſatz der Worte: „Gegeben im Konvent in einmüthiger Zuſtimmung“ ꝛc. anzutragen. Dies geſchah, die Konſtitution wurde bald von allen Staaten angenommen und die Schwierigkeiten, die immer mit der Einführung einer ganz neuen Regierungsform verbunden ſind, wurden durch die glückliche Wahl eines George Waſhington als erſten Präſidenten der Republik möglichſt beſeitigt.

Als Franklin dies Ziel erreicht ſah, zog er ſich von allen Staatsgeſchäften zurück: „im drei und achtzigſten Jahre,“ ſchrieb er an ſeinen Freund Le Veillard zu Paſſy, „hat man ſchon ein Recht nach Ruhe zu geizen.“ Dennoch unterließ er es nicht, die Stunden, die ihm ſeine Krankheit dazu erlaubten, einem fortgeſetzten Wirken zum Wohle der Menſchheit zu widmen. Die Geſellſchaften „zur Erleichterung des Elends in öffentlichen Gefängniſſen“ und „zur Abſchaffung der Sklaverei und Unterſtützung der rechtswidrig gefangenen freien Neger“ hatten an ihm noch ihren Präſidenten und den eifrigſten Verfechter ihrer humanen Prinzipien. Er führte noch nach allen Seiten hin Korreſpondenzen, ſchrieb an ſeinen Memoiren und verfaßte noch verſchiedene kleinere Aufſätze über Fragen, welche in die augenblicklichen Zeitumſtände eingriffen. — 1789 ernannte ihn die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg zu ihrem Mitgliede.

Franklin hatte ſich während ſeiner ganzen Lebensdauer einer faſt ununterbrochenen Geſundheit zu erfreuen gehabt und ſchrieb dieſes Glück ſeiner ſtrengen Mäßigkeit zu. Indeß in den letzten beiden Jahren wurden die mit ſeinem höheren Alter eingetretenen Gichtanfälle und Steinſchmerzen ſo häufig und ſtark, daß er faſt beſtändig das Bett hüten mußte. Die Familie ſeiner Tochter, der Frau Bache, ließ es ihm dabei an der ſorgſamſten Pflege nicht fehlen, ſie trug dadurch ſehr zur Erleichterung ſeiner Schmerzen und zur Heiterkeit ſeines Sinnes bei; rühmend gedenkt er in vielen ſeiner Briefe der

Liebe, die ihm in dieſem Hauſe in ſo hohem Maße zu Theil wurde.

Er ſtarb am 17. April 1790 im 84. Jahre ſeines Lebens: bis zur letzten Stunde war ihm ſein volles Bewußtſein geblieben.

Die Nachricht von ſeinem Tode erfüllte alle Freunde der Freiheit mit tiefer Trauer. Seinem Sarge folgten alle Einwohner der Stadt. Die Glocken der Thürme waren gedämpft, die Läden und Werkſtellen geſchloſſen und die Zeitungen erſchienen mit ſchwarzen Rändern. Der Kongreß ordnete auf Antrag Madiſon's eine allgemeine monatliche Trauer an, „als ein Zeichen ſchuldiger Verehrung für das Andenken des Bürgers, deſſen angeborenes Genie ebenſo ſehr eine Zierde für die menſchliche Natur war, als ſeine verſchiedenen Arbeiten für die Wiſſenſchaft, die Freiheit und das Vaterland unſchätzbar geweſen."

In Frankreich ſprach Mirabeau in der National-Verſammlung vom 11. Juli 1790 folgende Worte: „Franklin iſt todt! (Tiefes Stillſchweigen herrſchte im Saale.) Der Genius, welcher Amerika die Freiheit gab und Ströme von Licht über Europa ergoß, iſt in den Schooß der Gottheit zurückgekehrt. Der Weiſe, den zwei Welttheile den ihrigen nennen, der Mann, den die Geſchichte der Wiſſenſchaften und die Geſchichte der Staaten einander ſtreitig machen, nimmt ohne allen Zweifel einen hohen Rang im menſchlichen Geſchlecht ein. Nur zu lange haben politiſche Kabinette von dem Tode Derer Kenntniß genommen, die niemals groß waren als in der Leichenpredigt: nur zu lange hat die Etiquette der Höfe heuchleriſche Trauer ſanktionirt. Nationen ſollten nur um ihre Wohlthäter trauern; die Vertreter freier Männer ſollte nie andere, als die Heroen der Menſchheit, ihrer Huldigung empfehlen. Der Kongreß hat eine allgemeine monatliche Trauer durch die vierzehn Bundesſtaaten um Franklin's Tod angeordnet und ſo hat Amerika einem der Väter ſeiner Konſtitution den ſchuldigen Tribut der Bewunderung entrichtet. Geſetzgeber, wäre es nicht Eurer würdig, Euch dieſem religiöſen Akt anzuſchließen, um im Angeſicht des Univerſums Theil zu nehmen an dieſer Huldigung, dargebracht den Menſchenrechten und dem Philoſophen, der für ihre Eroberung durch die ganze Welt ſo viel gethan hat? Das Alterthum würde Altäre errichtet haben für den Sterblichen, der zum Nutzen des Menſchengeſchlechts beide, Himmel und Erde, in ſeiner großen Seele umfaßt und es verſtanden hätte, den Blitz und die Tyrannei zu bändigen! Das erleuchtete und freie Europa ſchuldet wenigſtens ſein Andenken und ſeinen Schmerz einem der größten Menſchen, die je der Sache der Philoſophie und Freiheit gedient haben. Ich ſchlage vor, daß jetzt ein Beſchluß gefaßt werde, daß die Nationalverſammlung drei Tage Trauer anlegen ſoll um Benjamin Franklin."

Der Antrag wurde von Rochefoucauld und Lafayette unterſtützt und unter donnerndem Beifall angenommen, und außerdem beſchloſſen, Mirabeau's Rede drucken zu laſſen und durch den Präſidenten ein Beileidsſchreiben über dieſen Trauerfall an den Kongreß von Nordamerika zu ſenden. — Das Volk von Paris feierte das Andenken dieſes Mannes in einer großen Verſammlung, die in der Rotunde des Kornmarkts abgehalten wurde.

Franklin's Grab iſt neben dem ſeiner Frau auf dem Kirchhof der Chriſtuskirche zu Philadelphia. Nach ſeiner Vorſchrift bedeckte ein einfacher Marmorſtein die beiden Gräber, auf dem die Namen

Benjamin } Franklin
Deborah }

ſtanden. — Schon in ſeinem 21. Jahre hatte er ſich folgende Grabſchrift aufgeſetzt:

Hier liegt
der Leib
Benjamin Franklin's,
eines Druckers,
Futter für Würmer,
wie der Einband eines alten Buches,

des Inhalts beraubt,
ohne Titel und Vergeldung.
Doch das Werk iſt nicht verloren,
denn es wird (ſo glaubt er) noch einmal erſcheinen
in einer neueren und ſchöneren Ausgabe,
durchgeſehen und verbeſſert
vom
Verfaſſer.*)

In ſeinem Teſtamente hatte er beſonders ſeiner erſten Schule in Boſton und des Hoſpitals in Philadelphia gedacht. Daſſelbe ſchließt mit den Worten: Ich wünſche, daß mein entſeelter Körper mit ſo wenig Ceremonien und Ausgaben beerdigt werde, als nur immer möglich.

In ſeinen Schriften hinterließ, Franklin der ganzen Welt einen koſtbaren Schatz. Sie ſind nicht die Früchte einer dürren Stubengelehrſamkeit, die dem Leben fern liegenden Gegenſtände in einer nur für gelehrte Köpfe verſtändlichen Weiſe behandelt, ſondern ſie ſind die Erzeugniſſe eines klaren geſunden Menſchenverſtandes, einer wahren Weisheit, ein Born, aus dem die nachfolgenden Geſchlechter aller Völker goldne Wahrheiten, die reinſten Lehren ſchöpfen werden. Wie ſeine Thätigkeit im Leben bald dieſem Gegenſtand, bald einem andern gewidmet war, alle ſeine Schritte aber das Streben nach Wohlthun, Förderung wahrer menſchlicher Intereſſen gemein haben und klar und offen vor uns liegen: ſo beleuchten ſeine Schriften die verſchiedenartigſten Stoffe, bald aus dieſem oder jenem Zweige des Wiſſens, bald aus der Politik, bald aus den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, wie es gerade der Augenblick erheiſcht, aber allen liegt die eine Abſicht zu Grunde, das Menſchengeſchlecht aufzuklären, es frei und glücklich zu machen, und aus jeder Zeile ſpricht zu uns ſeine offene, menſchenfreundliche Seele. — Sparks, der neueſte Herausgeber von Franklin's Werken ſtellt ſie unter folgenden Rubriken zuſammen:

---

*) Unter ſeinen Papieren fand ſich auch noch folgende Grabſchrift, die er ſechs Jahre vor ſeinem Tode geſchrieben hatte.

B. Franklin's Abſchied.

Iſt Leben Gaſterei,
War achtzig Jahr' ich dabei
Das Beſte fiel mir zu.
Dankbar hab' ich's bedacht.
Nun iſt es Zeit zur Ruh'!
Dank Wirth! Ihr Freunde, gute Nacht!

1) Franklin's Leben von ihm ſelbſt: in 3 Abſchnitten: der erſte reicht bis zur Gründung der Philadelphier Bibliothek im Jahre 1731 und wurde 1771 in England geſchrieben. Die Revolution hinderte den Verfaſſer, ſeine Arbeit zu vollenden. Der 2. und 3. Abſchnitt wurden 1784 in Paſſy und 1788 in Philadelphia fortgeſetzt, gehen aber nur bis zum Jahre 1757. — Die Memoiren wurden gleich nach ihrem Erſcheinen in mehrere Sprachen überſetzt. — 2) Aufſätze über religiöſe und moraliſche Gegenſtände und die Oekonomie des Lebens. Dahin rechnet Sparks Franklin's erſte Aufſätze, die zuerſt in Bradford's „Weekly Mercury," in ſeiner eignen „Pennſylvania Gazette" und in „des armen Richards Almanach" erſchienen, außerdem einzelne Flugblätter, die Briefe des „Buſy Body," den Weg zum Reichthum, die Regeln der Junta ꝛc. — 3) Bagatellen. Unter ihnen ſind allerlei humoriſtiſche Aufſätze verſtanden, deren größter Theil auf die Geſellſchaften im Hauſe der Frau Helvetius in Paris Bezug hat. — 4) Aufſätze über allgemeine Politik, Verkehr und Nationalökonomie; als: Bemerkungen über Regierungen, über Papiergeld, über den Zuſtand Amerika's, und beſonders ſeine Handelsprinzipien, in denen er möglichſte Freiheit und nur einen mäßigen Schutz anräth. — 5) Politiſche Papiere vor der Revolution. Unter ihnen ſein Unionsplan vom erſten Kongreß in Albany, ſeine Vorſchläge zur Organiſation einer Miliz, ein Aufſatz über Anſiedelung der weſtlichen Kolonien, die Geſchichte von Pennſylvanien, zu der Franklin freilich nur das Material lieferte, die Aktenſtücke ſeiner politiſchen Kämpfe in London, ſein Kanada-

pamphlet, ſeine Examination vor dem brittiſchen Parlament, die Vorgänge bezüglich der Briefe von Hutchinſon, endlich ſeine Darſtellung der damaligen Sachlage, in Amerika, wie: die Urſachen der Unzufriedenheit in Amerika bis 1768, Entſtehung und Fortgang der amerikaniſchen Revolution, das preußiſche Edikt, Regeln ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln und andere. In dem preußiſchen Edikt machte er die Anſprüche England's auf die Kolonien und deſſen Verfahren gegen dieſelben lächerlich, indem er den König von Preußen, den großen kriegeriſchen alten Fritz, gleiche Anſprüche auf England erheben und ein gleiches Verfahren gegen dasſelbe anordnen läßt, und zwar auf den einen Grund hin, England ſei eine Kolonie Preußens, da bekanntlich „die erſten germaniſchen Anſiedelungen auf der Inſel Brittanien von Schaaren von Unterthanen unſerer (des Königs) ruhmreichen herzoglichen Vorfahren gegründet wurden, die unter Anführung von Hengiſt, Horſa, Hella ꝛc. aus ihren Staaten zogen ꝛc." Das Edikt erregte großes Aufſehen und Aufregung, da es Vielen ächt zu ſein ſchien. Allgemein galt es für das kühnſte und ſchärfſte Stück, das ſeit langer Zeit gedruckt worden. In den Regeln, ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln zeigt er, zu welchem Reſultat die Politik der damaligen engliſchen Miniſter gegenüber den Kolonien nothwendiger Weiſe führen müſſe. 6) Politiſche Papiere während und nach der Revolution; ſie umfaſſen ſeine letzten Verſuche, eine Verſöhnung mit England herbeizuführen, ſeine Reden in der Föderal-Konvention und einige Briefe zur Publikation in den öffentlichen Blättern, die das amerikaniſche Volk auf die nun einzuſchlagenden Schritte aufmerkſam machen. — 7) Briefe über Elektricität und andere naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände, vorzüglich an ſeine Freunde in London gerichtet. — 8) Offizielle politiſche Korreſpondenz: die Sammlung ſeiner Briefe an die geſetzgebenden Verſammlungen in Maſſachuſetts und Pennſylvanien von London aus als Agent für dieſe Staaten, und die Briefe an den Kongreß und den korreſpondirenden

Miniſter der Centralregierung, von Paris aus als bevollmächtigter Geſandte der Vereinigten Staaten. — 9) Privatcorreſpondenz.

Wir haben nun Franklin durch ſein langes ereignißreiches Leben begleitet. Wohl nur dem Wirken weniger großen Männer kann die Mit- und Nachwelt mit ſo hoher Bewunderung, mit ſo heißem Danke folgen, als die Denk- und Handlungsweiſe Franklin's uns dazu hinreißt. Franklin's erhabener, kräftiger Geiſt, ſeine unbeſtechliche Liebe zum Recht, ſeine bis an Starrſinn gränzende Beharrlichkeit in Erſtrebung des Guten, und dabei ſeine edle humane Geſinnung, ſein freundliches, gewinnendes Weſen in geſellſchaftlichen und Familien-Kreiſen: überall, unter jeden Verhältniſſen, wo wir ihm begegnen, finden ſeine Eigenſchaften nur Bewundrer, zur Nacheiferung für das Gute begeiſterte Herzen. Die Bekanntſchaft mit Franklin macht mehr Propaganda, für die Wahrheit und die heilige Sache der Menſchheit, als 1000 Moral predigende Zungen und 100,000 Bände der tugendhafteſten Lehren. Es iſt das lebendige Beiſpiel, welches hier den jungen Vorſätzen Leben und Nachhalt gibt.

Der Charakter Franklin's iſt ein Muſter für Hoch und Niedrig, für die Jugend und für den Erwachſenen, ein Muſter ſelbſt für die Völker, da ſich in ihm der Entwicklungsgang, die Anſchauung, der Wille ſeiner Nation wiedergibt; er iſt der Ausdruck des geſammten amerikaniſchen Volkes. An dem Jüngling gewinnt uns ſeine unbegränzte Wißbegierde, ſein eiſerner Fleiß und das Streben, durch denſelben zur Unabhängigkeit zu gelangen. Die Tugenden der Mäßigung, Sparſamkeit und Thätigkeit, der Sinn für Freiheit und Wohlthun ſchmücken den Mann und den Bürger. Als Gelehrter und Philoſoph widmete er alle ſeine Kräfte nicht nutzloſen Abſtraktionen, ſondern dachte nur daran, ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen zum Wohl der Geſammtheit anzuwenden. Als Geſetzgeber und Staatsmann wird er den ſpäteſten Generationen noch als herrliches Vorbild leuchten: er trat aus der alten Bahn der Staatskünſtler heraus, in der nur Willkür und Fürſtenlaune das Geſchick der Völker beſtimmt hatten, und führte in die frühere faule Ränke-Diplomatie die neuen gewichtigen Begriffe ein: Vernunft, Menſchenrecht, Volkswille und Völkerglück. Der blühende Zuſtand der nordamerikaniſchen Union iſt der ſchlagendſte Beweis von der Richtigkeit dieſer ſeiner Grundſätze.

Das Studium von Franklin's Geſchichte und Werken iſt ein Studium der Menſchennatur, der Menſchen- und Völkerrechte. Der Begriff Menſch war ihm der höchſte: die Kenntniß der Rechte des Menſchen war ſein einziger Führer, gleichſam das Prinzip, nach dem er verfuhr. Daher das raſtloſe Streben, Bildung und Aufklärung zu verbreiten, die Kenntniß der Rechte des Menſchen zu befördern und die Menſchen in ihre Rechte einzuſetzen;*) und daher auch das unermüdliche Trachten, ſeinen Mitbürgern und der Nachwelt nützlich zu werden.

„Vielleicht lebte nie ein Mann, deſſen Leben mit größerem Recht ein nützliches genannt werden kann," ſagt einer ſeiner vertrauten Freunde von ihm. Wir glauben, es iſt der einzig richtige Maßſtab, den wir an die Größe eines Mannes anlegen können, zu ſehen, wie viel er der Welt genützt hat. Je mehr wir aus den idealen Träumen herabſteigen auf die ſchöne Erde, in die Wirklichkeit, um ſo mehr wird die Wahrheit obiger

---

*) Noch kurz vor ſeinem Tode ſchrieb er an ſeinen alten Freund David Hartley: — — — Die Konvulſionen in Frankreich ſind von einigen unangenehmen Umſtänden begleitet, wenn aber dieſer Kampf der Nation ihre Freiheit erobert und ſichert und eine gute Verfaſſung, dann wird der Genuß ihrer Segnungen ihr in wenig Jahren für allen Schaden, den ihre Erwerbung verurſacht haben mag, reichlichen Erſatz bieten. Gott gebe, daß nicht allein die Liebe zur Freiheit, ſondern eine gründliche Kenntniß der Rechte des Menſchen alle Nationen der Erde durchdringen möge, ſo daß ein Philoſoph überall auf ihrer Oberfläche ſeinen Fuß hinſetzen kann und ſagen: hier iſt mein Vaterland!

Behauptung ſich herausſtellen: je mehr die Philoſophie ſich dem Leben zuwendet, je höher wird das Anſehen Franklin's ſteigen, weil er dann erſt richtig aufgefaßt wird.

Franklin war kein glänzender Redner: er ſprach mehr in gedanken- und geiſtreichen Sätzen als in langen fließenden Reden: oft verſchaffte er ſeiner Anſicht den Sieg durch Einflechten von glücklich gewählten Beiſpielen und Anekdoten. In ſeiner Unterhaltung war er äußerſt angenehm, anziehend und anregend; nie widerſprach er direkt; auch ließ er ſich nur ungern unterbrechen. Eine beſtändige Heiterkeit, die er ſich bis zum höchſten Alter erhielt, Gradheit und Offenheit, und ſeine einfachen, feinen Sitten machten ſeinen Umgang nur um ſo geſuchter. — Franklin war von mittlerer Größe, ſeine Haltung war gerade, ſein Schritt feſt; er hatte das Auge und den Kopf eines Denkers.

Wir haben bisher wenig über ſeine religiöſen Anſichten geſagt, um ſie jetzt hier kurz zuſammen zu ſtellen. — In ſeiner Jugend fand er, wie bekannt, an der Religion ſehr wenig Gefallen; die verſchiedenen Formen ſchienen ihm höchſt langweilig. In der Fülle ſeiner Jahre beſuchte er faſt nie die Kirche, weil er dort Nichts hörte, was gute Bürger, ſondern höchſtens was gute Proteſtanten, Episkopalen, Quäker ꝛc. bilden konnte. Er zog es deshalb vor, durch Selbſtüberwachung und Prüfung ſich moraliſch zu vervollkommnen, und entwarf zu dem Ende eine Tabelle von Tugenden, die er ſich eine nach der anderen anzueignen ſuchte und zur Kontrole und beſſeren Einprägung jede Uebertretung mit einem ſchwarzen Punkte anzeichnete. Er begann mit 1) Mäßigkeit. — Iß nicht bis zum Dummwerden; trink' nicht bis zur Berauſchtheit. Dann folgte: 2) Schweigſamkeit. — Sprich Nichts, als was dir oder Anderen von Nutzen ſein kann: vermeide unbedeutende Unterhaltung. 3) Ordnungsliebe. — Weiſe allen deinen Sachen ihren Platz an und jedem Theile deines Geſchäfts ſeine Zeit. 4) Entſchloſſenheit. — Entſchließe dich, zu thun, was du thun ſollſt; thue ohne Fehl, wozu du dich entſchloſſen haſt. 5) Sparſamkeit. — Mache keine Ausgaben, als zu deinem oder Anderer Beſten: d. h. verſchleudere Nichts. 6) Arbeitſamkeit. — Verliere keine Zeit: ſei immer mit Etwas beſchäftigt: enthalte dich aller unnöthigen Handlungen. 7) Aufrichtigkeit. — Bleibe fern von verletzender Täuſchung: Denke unſchuldig und gerecht: und wenn du ſprichſt, ſprich ebenſo. 8) Gerechtigkeit. — Thue Niemandem Unrecht dadurch, daß du ihm Schaden thuſt oder ihm die Wohlthaten entziehſt, die deine Pflicht ſind. 9) Mäßigung. — Vermeide Extreme: hüte dich, Beleidigungen zu rächen, wie du glaubſt, daß ſie es verdienen. 10) Reinlichkeit. — Dulde keine Unreinlichkeit an Körper, Kleidung oder Wohnung. 11) Ruhe. — Komme nicht außer dir über Kleinigkeiten oder gewöhnliche und unvermeidliche Ereigniſſe. 12) Keuſchheit. — 13) Demuth. — Ahme Jeſus und Sokrates nach. —

Seine Vernunft, ſein Forſchen nach Wahrheit bewahrten Franklin davor, Anhänger einer beſtehenden Sekte zu werden, obgleich er alle Sekten duldete und achtete. Aber den großen Nutzen, der in der Gemeinſchaft liegt, wohl kennend, ging er lange mit der Idee um, eine neue Sekte — wenn man ſich dieſes Ausdrucks dafür bedienen kann — zu bilden, der ſeine ganz rationellen Anſichten zu Grunde liegen und die nur das mit den andern Religionsſekten gemein haben ſollte, was dieſe ſelbſt mit einander gemein haben, alſo ſicherlich ſehr wenig. Er ſchreibt darüber folgende „Beobachtungen über die Geſchichte, 1731:“ „Die großen Ereigniſſe der Welt, Kriege, Revolutionen ꝛc. werden von Parteien geleitet und hervorgerufen. Der Zweck dieſer Parteien iſt ihr augenblickliches allgemeines Intereſſe, oder was ſie dafür nehmen. Während eine Partei einen allgemeinen Zweck verfolgt, hat jeder Mann in derſelben ſein beſonderes Privatintereſſe im Auge. Sobald eine Partei ihr allgemeines Ziel erreicht hat, richtet ſich jedes Mitglied auf ſein beſonderes Intereſſe, welches dadurch, daß es das Intereſſe Anderer kreuzt, die Partei in verſchiedene Abtheilungen zerſpaltet und größere Verwirrung veranlaßt. Nur Wenige handeln in öffentlichen Angelegenheiten aus bloßem Intereſſe für ihres Vaterlandes Wohl, mögen ſie ſagen, was ſie wollen; und wenn auch ihre Handlungen des Landes Wohl wirklich fördern, ſo haben die Männer in der Regel doch ſchon vorher erwogen, daß ihr eignes und ihres Landes Wohl in Eins fallen und handeln darum nicht allein aus dem Prinzip des Wohlwollens. Noch weniger Menſchen handeln in öffentlichen Angelegenheiten im Hinblick auf das Wohl der Menſchheit. Es ſcheint mir augenblicklich eine große Gelegenheit zu ſein zur Erhebung einer vereinigten Partei für die Tugend, und durch die Organiſirung der tugendhaften und guten Menſchen von allen Nationen zu einem geregelten Körper, regiert durch entſprechende gute und weiſe Regeln, denen die guten und weiſen Menſchen wahrſcheinlich mit größerer Einmüthigkeit gehorchen würden, als gewöhnliche Leute gewöhnlichen Geſetzen. Ich bin gegenwärtig der Meinung, daß, wer immer dies recht anfängt und dazu der geeignete Mann iſt, nicht fehlen kann, Gott wohlgefällig zu ſein und mit Erfolg gekrönt zu werden.“ — Die Sekte ſollte heißen: „Die Geſellſchaft der Freien und Frohen.“ Zuerſt ſollte ſie geheim ſein, bis ſie ſtark genug wäre, öffentliche Angriffe auszuhalten.

Indeß kam die Idee nie zur Ausführung. Den Seinigen empfahl er aber noch beides, die Tabelle ſowohl als auch den Plan dieſer Geſellſchaft zur Beachtung und Anwendung, und da er dies in ſeinem 79. Lebensjahre that, ſo läßt ſich mit Sicherheit daraus ſchließen, daß es mit Aenderung ſeiner religiöſen Geſinnung nicht viel zu ſagen hatte. Sein Freund Collin erzählt, er glaubte in den ſpätern Jahren an das Daſein eines wohlthätigen, gerechten Gottes, dem er in ſeinem geheimſten Gewiſſen ſtill, aber rein huldigte; er glaubte, daß nach unabänderlichen Geſetzen Gottes in der ſittlichen Welt alle Verbrechen hier oder jenſeits beſtraft würden, daß folglich eine böſe Handlung durchaus in keinem Falle erſprießlich ſein könne, aber auch jede gute Handlung ihren Lohn fände.

Sein ruhiger Tod iſt uns bekannt. —

Schließen wir die Biographie des großen Franklin mit der Lobrede auf ihn, die Dr. Smith, Vorſteher der Philadelphier Univerſität, ausgearbeitet hatte (1791):

Mit dem Namen Franklin tritt Alles, was Tugend, Freiheit und Glück angeht, vor unſre Seele. Welche Lobrede möchte ſeinen ſo vortrefflichen Gaben und ſeinem Werth ihr Recht thun? Das erforderte gleich vortreffliche Gaben und Werth.

Sein urkräftiger, nach dem Ganzen hinſtrebender Geiſt war des Größten fähig; aber er verſchmähete auch das Kleinſte nicht, wo es nützte. Gleich ruhig und gewandt führte er ein Druckergeſchäft und ein großes Volk, war er Miniſter oder auch Willensvollſtrecker im Privatleben.

Als Philoſoph hätte er ein Newton, als Geſetzgeber ein Lykurg werden können; aber er war größer als jeder von ihnen, weil er die Gaben beider in der werkthätigen Philoſophie, Gutes zu thun, vereinte, wogegen alle Palmen ſpekulativer Weisheit und Wiſſenſchaft welken. Er ſuchte ſeine Trefflichkeit nicht im bloßen Betrieb der Wiſſenſchaften, welcher, obwohl mühſam, doch ſelten einen Mann in Zutrauen und Achtung der Welt hochſtellt; ſondern er ward groß, weil er ſeine Gaben auf nützliche Dinge verwendete und ſeine Belehrungen den Erforderniſſen der Zeit und den Bedürfniſſen ſeines Landes anpaßte.

Hätten wir keinen andern Beleg dafür, ſo würde ſchon die große und würdige Rolle, die er in der amerikaniſchen Revolution ſpielte, einer in den Jahrbüchern der Menſchheit ewig denkwürdigen Begebenheit, ſeinen Namen unſterblich machen. Nehmen wir aber ſeine früheren, wohl fünfzigjährigen Bemühungen, ſeine Mitbürger aufzuklären, zu der mächtigen Begebenheit vorzubereiten, durch Künſte der Betriebſamkeit und Tugend ihnen das erreichbare Glück vorzuhalten, ſie wagen und tragen zu lehren, und ſo ſie zu fördern: ſo haben dieſe vielfältigen Dienſte ihm ein Stirnband umgewunden, wie es kaum noch die Stirn eines alten oder neuen würdigen Mannes umzog.

In ſeinen früheſten Lebensjahren hatte er den großen Gedanken gefaßt, Amerika zu Macht und Ruhm zu erheben; aber, gleich Heracles in der Wiege, kannte er ſeine Kraft noch nicht, wußte noch nicht, welche Thaten und Mühſale ſeiner warteten. Noch dachte er nicht daran, daß er dereinſt mit Königen und Machthabern um die Rechte ſeines Vaterlandes kämpfen, ihnen die Anerkennung ſeiner Landeshoheit abgewinnen und mit ſeinem Namen die geheiligten Urkunden würde unterzeichnen müſſen, die ſeiner Nation einen Vorrang unter den Völkern der Erde zu geben, ihre Freiheit und Unabhängigkeit auf die ſpäteſten Zeiten hin zu ſichern beſtimmt waren.

„Tugend iſt der wahre Adel,“ war ſein Lieblingswahlſpruch. Abſtammung von einem der tugendhaften Landleute und ehrwürdigen Feldbauern Amerika's, die zuerſt die ſtarren Eichen unſerer Forſte bezwangen und Ackerbau wie Bürgerbildung in ein früher unbevormundetes Land einführen halfen, achtete er weit höher und edler, als einen Stammbaum, der noch ſo weit hin durch eine Reihe der gemeinhin groß und edel Genannten dieſer Welt läuft. Er fing klein an und ſchritt und hob ſich und ſein Land mittelſt der Preſſe. Dieſe brauchte er vorzüglich, um Pennſylvanien an Tugend und Betriebſamkeit zu gewöhnen, Geſellſchaften zur Förderung des Ackerbaues, des Handels und der mechaniſchen Künſte zu ſtiften, Schulen, Bücherläden und Siechhäuſer zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe und Förderung der Menſchlichkeit zu gründen.

Nun gehet hin und thuet desgleichen! Dann werdet Ihr freudigſtolz bemerken, daß von der Fackel, die Franklin mittelſt ſeiner Preſſe in der neuen Welt anzündete, „bereits Funken geſtohlen wurden, welche die heilige Flamme der Freiheit, Tugend und Weisheit über die ganze Erdoberfläche tragen.“ Euer Streben ſei, dieſe Fackel zu nähren, bis ihre göttliche Flamme in die Wolken hinauf ſchlägt!

Robert Blum.

Von

Eduard Duller.

„Der Morgen einer beſſeren Zukunft naht heran, ſein glühender Flügelſchlag weht erfriſchend und belebend um unſere Häupter. Wollen wir ihn verſchlafen, um nach kurzem Tage zurückzuſinken in die lange finſtere Nacht?“

Robert Blum.

„Laſſet uns fechten für unſere Freiheit, für unſere Ehre, für unſeren Heerd, für unſere Weiber und für unſere Kinder!

Robert Blum.

Ja, laut ſoll die Nachwelt es erfahren,
Wie Dir deutſche Bürger dankbar waren,
Wie ſie des Gefall'nen That erkannt.
Daß ſein Tod uns Lebende ermuthet,
Daß er für Unwürd'ge nicht geblutet,
Das beweiſe, deutſches Vaterland!

Theodor Körner.

Robert Blum.

(Geb. am 10. Nov. 1807 zu Köln am Rhein, ermordet am 9. Nov. 1848 zu Wien.)

Ein Schrei des Entſetzens hallte im November des Jahres 1848 durch ganz Deutſchland bei der Nachricht: „*Robert Blum iſt ermordet*, der Reichstagsabgeordnete hingerichtet auf ſtandrechtliches Urtheil, das ihn nicht als Volksvertreter kennt, das ihn blos als „Buchhändler aus Leipzig“ bezeichnet!“ Wahrlich: es handelt ſich nicht um den einzelnen Mann, es handelt ſich um das deutſche Volk und ſeine Freiheit, es handelt ſich um die Frage, was gelten ſoll: Geſetz oder Gewalt; es iſt die Politik der Bajonette und Kanonen, die Politik des Terrorismus, welche ein Opfer ſchlachtet, und aus dem Dampfe des Blutes will der Opferprieſter dem Volke das Bild der Zukunft deuten, daß es zu Boden ſinke, und vom Schrecken bebend, die *Gewalt* als zürnende Gottheit anbete. Wehe euch die ihr dieſer Gottheit unſchuldiges Blut opfert! Jeder Tropfen davon brennt in eurer letzten Stunde auf eure Herzen! Jeder Tropfen verfluthet ſich zum Abendroth, in deſſen Glut das Wolkenbild eurer Gottheit zerfließt; die ewigen Sterne gehen darüber auf, all das Blut, das ihr vergoſſen, haben ihren Glanz nicht verdunkelt, ſie ſchütten ihr Licht, eine Fülle von ſüßer Gewißheit, auf die einſamen Gräber herab und auf die bebenden Herzen, daß die Märtyrer, die für die höchſten Ideen der Menſchheit gelebt, nicht geſtorben ſind, daß ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht weckend und begeiſternd umherwandlen und alles Lebendige zum Zeugniß, zum hohen Lied der Freiheit, der Wahrheit und der Liebe aufrufen: „Gott iſt das Leben, Gott iſt die Freiheit, die Wahrheit und die Liebe!“

Wer hat Robert Blum nicht in der Paulskirche zu Frankfurt am Main, in jener Verſammlung geſehen, deren Mitglieder das Reichsgeſetz für unverletzlich erklärt, — den Mann in der Blüte der Jahre und in der Fülle der Kraft, mit dem lebensfriſchen Geſicht, deſſen eigenthümliche Züge dem, der ſie einmal erblickte, für immer im Gedächtniß haften mußten? Bis zu dem Platz, den er in der Paulskirche als Volkvertreter, als Anwalt der Freiheit einnahm, hatte ihn das Schickſal aus der Hütte des Elends, wo er eine freudloſe Kindheit durchlebt, aus der harten Schule ſeiner Lehr- und Wanderjahre hinangeführt. Hier war der Wendepunkt ſeines Lebens, von hier aus eilte er dem Tode entgegen. Hier mußte die Klage um den Gefallenen am lauteſten tönen, von hier mußte ſie als Anklage wider die unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden, als Forderung, ſie zur Verantwortung und Strafe zu ziehen, weit hinausſchallen über alles Land, wo deutſche Herzen noch ſchlagen und deutſche Wangen noch erröthen und deutſche Hände noch nicht erlahmt und verdorrt ſind, für den Frevel, der an Deutſchland verübt worden, Rechenſchaft zu fordern durch die That! — Von dem Sitze, den Robert Blum einſt in der Paulskirche eingenommen, blicken wir jetzt zurück auf ſeine Wiege, auf ſeine Entbehrungen, auf ſeine Selbſterziehung! Betrachten wir den, der ein ächter Mann des Volkes geworden iſt, als Kind aus dem Volke, — erblicken wir in ſeinem Entbehren und Dulden das von Tauſenden, in ſeinem Ringen die ſtille Sehnſucht von Tauſenden, und wenn wir ſehen, wie er durch all' die Schwierigkeiten hindurchdrang, ſo laßt uns die Thräne den Tauſenden nicht verſagen, die in den Dornen zu Grunde gegangen; ſie ſind ja unſeres Fleiſches und Blutes!

In der ärmlichen Kammer eines Hauſes zu Köln am Rhein ſtand am 10. November 1807 ein ſchwächlicher Hausvater Namens Blum bekümmert am Bette ſeines Weibes, das ihm ein Kind geboren hatte. Sonſt zieht wohl mit einem neugebornen Kinde Freude und Hoffnung in's Aelternhaus ein: dort war's anders; dort trat an die Wiege des Säuglings, der in der Taufe den Namen Robert erhielt, die Sorge und verdüſterte die Aelternherzen. Sieben und ein halber Silbergroſchen, das war in der Regel der Verdienſt, den der Vater täglich erwarb und der für den ganzen Hausſtand ausreichen mußte. Der Vater, ein ſchwächlicher Mann, hatte in ſeiner Jugend ſtudiert, und zwar mit einigem Erfolge, hatte ſich durch verſchiedene Beſchäftigungen ſeinen Lebensunterhalt zu verſchaffen verſucht, insbeſondere durch Schreiberarbeiten: ſo hatte er denn auch eine Schreiberſtelle am Lagerhauſe zu Köln erhalten.

Die Mutter, auch eine ſchwächliche Frau, ſuchte, ſo viel ſie's vermochte, durch Nähen zu verdienen, um dem Haushalt aufzuhelfen. So lang der Mann lebte, hielt alles noch leidlich zuſammen. Aber im Jahre 1815 ſtarb er und nun hatte ſie allein für drei Kinder zu nähen und zu ſtricken. Freilich half ihr dabei gar fleißig ihr achtjähriger Robert und ging ihr zur Hand, wie er's nur konnte: aber Mutter und Sohn mochten noch ſo emſig ſchaffen, der Verdienſt reichte nicht ſo weit, daß ſich die ganze Familie jeden Abend ſatt zu Bette legen konnte: wenn eine Mutter nach einem langen Arbeitstag eine lange Nacht hindurchwacht und weint, und ihren Gott fragt: wenn die Kinder morgen erwachen und um Brod bitten, Herr, woher ſoll ich's nehmen? — das thut ihr mehr weh, als wenn ſie ſelbſt hungern muß.

Da dachte denn die Wittwe Blum in ihrer Noth: der einzige Ausweg ſei noch der, wenn ſie ſich wieder verheirathete, dann würden ihre Kinder doch eine Stütze haben. Dieſen Plan führte die arme Frau denn auch ein Jahr nach dem Sterbfall, der ihr und ihren drei Kindern den Ernährer geraubt, wirklich aus; aber ihre

Wahl war leider unglücklich. Sie heirathete einen Mann, der ſtarkknochig genug, um mit ſeiner Händekraft das tägliche Brod zu verdienen, und wohl auch von Herzen gut war, jedoch ſo roh, wie's einer wohl werden muß, der ganz und gar wüſt und wild aufgewachſen, der nicht einmal leſen und ſchreiben gelernt, der ſich vom Schmuggeln ernährt und dann in's Kriegshandwerk hineingekommen und mit der Muskete von Land zu Land herum geſchweift iſt. Im Jahre Vierzehn hatte er der Fahne Fahrwohl geſagt, ſpäter hatte er einige Rheinſchiffe beſeſſen und war Strom auf und ab gefahren, — bis er endlich den Dienſt bei der ſogenannten „Schalte“ bekam, nämlich einem großen Schiff, das bei Hochwaſſer oder Treibeis zwiſchen Köln und Deutz hin und wieder ging; dafür nahm er etwa 15¼ Silbergroſchen des Tags ein. Das war freilich noch einmal ſo viel, als der verſtorbene Blum täglich verdient hatte; aber in den Hungerjahren Sechszehn und Siebenzehn reichte es kaum für drei bis vier Pfund Brod, die er für ſeinen Hausſtand täglich brauchte, welcher noch dazu um ſeine Mutter und ſeine drei Schweſtern, die er eingebracht, größer geworden war. Wo aber das Brod im Hauſe gebricht und die Rohheit am Tiſche ſitzt, da flieht der Gottesfriede, der die Armuth weiht und heiligt und reich macht; da folgt vielmehr dem harten Wort des unverdienten Vorwurfs gar leicht der Schlag der geballten Fauſt. Das iſt der Fluch, welcher die Menſchenbrüder trifft, welche von früh an geiſtig und ſittlich verwahrloſt ſind, daß die Noth, wenn ſie über ſie hereinbricht, ſie wehrlos und unfähig zu jedem Widerſtande findet und ganz zu Boden wirft: daß das Elend nicht wie eine Feuerprobe ſie läutert, ſondern nur die Funken der Leidenſchaft in ihnen zum wilden verzehrenden Brande anfacht. O, das erwägt recht tief, ihr alle, die ihr ein Herz für's Volk habt: die ſchöne Pflicht, aus den thieriſchen Trieben der Menſchennatur frühzeitig das Göttliche zu wecken, das dann in jeder Lage der feſte Verlaß und der beſte Troſt, die innerſte Freude und die unentreißbare Zuverſicht der

Menſchenwürde bleibt! Doch kommen wir in das Elend der Hungersjahre und auf den troſtloſen Hausſtand zurück, welchem der junge Robert Blum angehörte. Sein Stiefvater, der Schiffmann, ſagte ihm mitten im ſtrengſten Winter, oft um 5 Uhr des Morgens: „Auf, Robert, hol' uns Brod!“ Da ging nun der Knabe an den Bäckerladen: ſtundenlang mußte er manchmal vor einem ſolchen warten, bis er ſeine 48 Stüber anbrachte, für die er ſieben Pfund Brod bekam. Mehr als einmal hatte er das Brod ſchon glücklich in der Hand, da riß es ihm ein anderer mitten im Haufen der Hungernden daraus weg, — es war eben Nothwehr und von Mein und Dein keine Rede mehr, — und kam dann der arme Knabe, die Augen voll Thränen, die froſtſteifen Hände ohne Brod nach Haus, ſo erhielt er vom Stiefvater noch Scheltworte obendrein. Oft auch, wenn der junge Robert Blum das ſchlechtgebackene Brod wirklich heimgebracht, ſprach dann der Stiefvater: „Ich brauch's für mich, ich thu' ja die Arbeit für euch alle; wenn ich mich nicht ſatt eſſen kann, fall' ich zuſammen;“ damit nahm er's und Frau und Kinder mußten froh ſein, wenn ſie noch ſo viel übrig hatten, um für ſich ein ſogenanntes Haferbrod kaufen zu können, an dem der Hafer das Wenigſte und noch das Nahrhafteſte war. In ſolche Koſt theilten ſie ſich, und wurden mehr als einmal nicht ſatt davon; wenn's einmal hoch herging, wurden Brenneſſeln mit Graupen gekocht, das gab ein Feſttagsmahl! Da mochte denn wohl, wenn die arme Mutter auf dem Siechenbett, oder das jüngſte von den Geſchwiſtern auf dem Todtenbrett lag, da mochte denn wohl auch der Gedanke in die Behauſung ſchleichen: „Wie wär's, wenn das Kind hinausginge und flehte um Brod?“ Doch trotz aller Kümmerlichkeit kam's dazu nicht!

So ſchwand für Robert jene Zeit des erſten Kindesalters, welche tauſend Andern ein ſeliger Morgentraum, ein ſonniges Freudenparadies iſt, unter Noth und Kummer, unter bittrem Leid dahin, wenn er die kranken Geſchwiſter, die bleiche, ſeufzende Mutter und die finſtern Züge des harten Stiefvaters ſah.

Die erſte Freude, die ihm zu Theil wurde, war der Beſuch der Schule, in welche er durch die Fürſorge einer Schweſter ſeines verſtorbenen Vaters kam, die ſelbſt wieder eine Mädchenſchule hielt. Sein Thätigkeitstrieb fand nun eine andere Befriedigung, als bisher im Stricken und Nähen, im Mitbeſorgen des Haushaltes und im Brodholen. Er lernte leicht und raſch: und gar bald ſah er ſich im Stande, an der Mädchenſchule derſelben Pfarre, wo ſeine Tante Lehrerin war, Unterricht im Rechnen zu geben. Jetzt machte der junge Robert Blum mit unverdroſſenem Eifer alles das, was er ſelbſt kaum gelernt hatte, ſogleich wieder nutzbar. Wohl dem, der ſich ſo früh den Grund zur Selbſtſtändigkeit legt! Hierdurch gewann auch ſein Verſtand die Oberherrſchaft über die Einbildungskraft, durch die er gerade an ſeinem Wohnorte und bei ſeiner nächſten Beſchäftigung nur zu leicht in gefährliche Irrgänge verlockt werden konnte.

Er wurde nämlich, nachdem er in ſeinem zwölften Jahre die ſogenannte „Jeſuitenknabenſchule" verlaſſen hatte, wo er die Anfangsgründe gelernt, Meſſdiener an der Pfarrkirche Groß-Martin: durch den Entgelt für das Aufwarten beim Kirchendienſt genoß er die Freude, daß er mit einer kleinen Einnahme ſeine Aeltern unterſtützen konnte. Dieſe ſüße Pflicht erfüllte Robert Blum auch ſpäter, als er herangewachſen war, ſo oft es ihm ſeine ſelbſt beſchränkte Lage erlaubte, an ſeiner alten Mutter, die ihn überleben mußte!

Das Kind aus dem Volk, in Armuth aufgewachſen, trat nun an die prachtvollen Altäre und Schatzſchränke einer Kirche, der es durch die Geburt, durch alle in's erſte Hören und Denken verwachſenen Eindrücke des Wunderglaubens angehörte. Dem römiſch-katholiſchen Kinde iſt der Prieſter ein höheres, heiliges Weſen, iſt jedes Wort aus deſſen Munde ein Befehl der Gottheit, iſt jedes Geſetz der Kirche eine untrügliche, ewige Wahrheit. Mit ehrerbietiger Scheu faßt es den Saum der von Gold und Silber ſtarrenden Meßgewänder, das Meßbuch, die heiligen Gefäße an, ſchwingt es das Rauchfaß, gibt es knieend mit dem Glöcklein das Zeichen, wenn Brod und Wein auf unbegreifliche Weiſe in Fleiſch und Blut des lebendigen Gottes verwandelt werden; und wenn es in den geöffneten Schränken der Schatzkammer all' dieſe Koſtbarkeiten in edlen Metallen und Steinen erſchaut, wähnt es in das Allerheiligſte ſelber zu blicken; und wenn es dann auch wohl an die Armuth der Seinigen daheim denkt, ſo wird es doch nicht irre; denn all der Reichthum gehört ja nach ſeinen Begriffen dem Himmel, dem Laien aber wird dafür von der Kirche ein anderer, wunderbarer Gnadenſchatz zu Theil, nämlich die Entſündigung, die Anwartſchaft auf eine reich vergeltende ewige Seligkeit. Das ſind die Gefühle, Vorſtellungen und Ahnungen, womit in der Regel ein frommgläubiger Knabe in den Dienſt der römiſch-katholiſchen Kirche eintritt; aber ſelten trägt er das weiße Chorhemd lange, ohne daß ihn die Prieſter ſelbſt eines Beſſern belehren; freilich wiſſen und wollen ſie das nicht. So ging's denn auch dem jungen Meſſe-Diener Robert Blum. Je länger er den geiſtlichen Herren während der ſogenannten „Wandlung" den Saum des Meßgewandes in die Höhe hob und dazu klingelte, um ſo öfter ſagte er ſich: das iſt ja doch auch nur ein Menſch, wie unſereins; wie kann denn ein Menſch jeden Tag die Hoſtie und den Wein in Fleiſch und Blut verwandeln und den lebendigen Gott immer wieder auf's Neue alſo in ſein eigen Fleiſch und Blut aufnehmen? Dieſe Zweifel quälten den Knaben ſchwer genug. Wer ſollte ſie ihm aber löſen? Bei ſeiner hohen Meinung von den Geiſtlichen, bei ſeinem kindlichen Vertrauen auf dieſelben, bei ſeiner blinden Hingebung an die Heiligkeit der Kirchengebote, ſuchte er im Beichtſtuhle Aufklärung und Troſt für ſeine Seelenqual. In ſeiner kindlichen Unbefangenheit ahnte er freilich nicht, daß eben der Zweifel an irgend einer Kirchenlehre, geſchweige denn erſt gar an der von der

Brod- und Weinverwandlung, vor dem Richterſtuhl der Kirche das größte Verbrechen ſei, deſſen ſich ein römiſch-katholiſcher Chriſt ſchuldig machen kann. Wie ward ihm nun da zu Muth, als ihm ſein Beichtvater erklärte: „durch ſein Zweifeln habe er eine Todſünde begangen, und bevor er von dieſer losgeſprochen werden könne, müſſe er vierzehn Tage lang öffentlich Buße thun;“ dieſe Buße beſtand darin, daß er während der genannten Friſt bei der erſten Meſſe mit ausgeſtreckten Armen auf den Stufen des Hochaltars liegen ſolle. Da regte ſich aber in dem jungen Robert Blum das früh unter harten Proben geſtählte Ehrgefühl. Er verſchmähte die prieſterliche Losſprechung um einen ſolchen ſchimpflichen Preis. Was geſchah nun aber ſofort? Ein paar Tage ſpäter ward er in's Kapitelhaus vorgefordert; da ſaßen der Pfarrer, die Kapläne und der Küſter als Richter und verlangten, er ſolle die Beichte wiederholen, und als er nun ſagte: „das könne er nicht, er könne ja nur Einem beichten,“ da grollte ihn der Pfarrer an: „Wozu lange Umſchweife, wir wiſſen ja doch Alles!“ Dem armen Meßdiener fiel es nun plötzlich wie Schuppen von den Augen. „Das iſt ja eine Verletzung des Beichtgeheimniſſes,“ rief er erſchrocken; und kaum hatte er das gedacht, was er früher wohl nie zu denken gewagt, ſo konnte er gar nicht anders, ſo mußte er auch noch weiter denken: „Wenn das nicht wahr iſt, daß das Beichtgeheimniß heilig gehalten wird, — ja, was iſt denn ſonſt noch wahr?“ In demſelben Augenblick beſann er ſich nun auch unwillkürlich wieder auf die angebliche Verwandlung von Brod und Wein in Fleiſch und Blut, und auf den vermeintlichen Genuß des lebendigen Gottes und da fragte er ſich denn neuerdings: „Iſt denn das möglich? Iſt denn das auch wahr, iſt's auch heilig?“ Kaum hatte er das gedacht, ſo ſprach er's auch aus, ſo ſagte er offen: „Iſt das Beichtgeheimniß nicht heilig, ſo kann ich an gar nichts mehr glauben, was ihr für heilig erklärt, auch an die Brod- und Weinverwandlung nicht.“ Da brach nun der Zorn der geiſtlichen Herren über den Knaben los: der Pfarrer ſtürzte auf ihn zu, aber Robert Blum flüchtete ſich durch die Thüre und eilte nach Hauſe. Dort erzählte er ſeinem Stiefvater den ganzen Hergang, und dieſer, ſo roh er auch war, ſchützte ihn gegen den Zorn des Prieſters, und durch die Vermittelung eines alten Kanonikus, der den Knaben längſt lieb gewonnen hatte, wurde die Sache geſchlichtet; aber in Robert Blum's Herzen war ſeit jenem Auftritt die Grundfeſte des kindlichen Glaubens an das Prieſterthum und an die Lehrſätze der römiſch-katholiſchen Kirche für immer erſchüttert, die Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters aber dafür um ſo mehr erkräftigt. Noch mehr trug dazu ein anderer Umſtand bei, durch welche er die Prieſterſchaft genauer kennen lernte. Er entdeckte nämlich mit ſeinen Dienſtgenoſſen, daß die für Taufen, Trauungen und Beerdigungen eingegangenen Geſchenke, welche in eine Büchſe geworfen und allmonatlich unter ſie vertheilt wurden, nicht gewiſſenhaft an ſie abgegeben, ſondern daß ſie vielmehr verkürzt worden ſeien. Da fingen nun die Knaben an, Buch zu führen und fanden, daß ihre Berechnung allerdings mehr auswies, als der Antheil betrug, den ſie von den Geiſtlichen allmonatlich erhielten. Den jungen Robert Blum ängſtigte der Gedanke, daß ſeine geiſtlichen Oberen ſich ſo etwas zu Schulden kommen laſſen ſollten; es kam ihm wie eine Sünde vor, einen ſolchen Verdacht gegen ſie zu hegen; da warf er ſich denn abermals mit ſeinem ganzen Vertrauen an's Herz ſeines Beichtvaters. Was war der Erfolg? Scheltworte und ein paar ſchimpfliche Backenſtreiche, von Prieſterhand geführt: — ſein Beichtvater gab ſie ihm zwar nicht, ſondern ein anderer geiſtlicher Herr; aber es mußte doch wohl etwas vom Beichtgeheimniß verrathen worden ſein, weil Robert Blum bei den Backenſtreichen auch die Worte zu hören bekam: „Warte du Bube, rechnen kannſt du, aber deine Verrichtungen beſorgen, das kannſt du nicht.“ Nun, dieſe Worte waren für den Knaben nicht verloren, und auch die Backenſtreiche waren ihm von Vortheil, denn ſie gaben ihm nach allem dem, was er von den Prieſtern kennen gelernt hatte, auch noch die Erfahrung mit in den Kauf, daß man denſelben nicht ungeſtraft in die Karten ſehen darf. Um ſo ehrenwerther war es von Blum, als er ſpäter, zum Mann geworden, ſich von der Wahrheit dieſes Satzes nur noch mehr überzeugt hatte, daß er dann, unbekümmert um die Macht der Prieſterſchaft, ihr Spiel, wie er's kennen gelernt hatte, vor aller Welt aufdeckte, gleichgültig gegen alles, was ſie ihm dafür bereiten wolle.

Wie bewahrte ſich nun der junge Robert Blum, im Kampf mit den ungünſtigſten Verhältniſſen, die Selbſtſtändigkeit, die er ſich ſo früh errungen! Seine Lehrjahre ſind die große Leidensſchule, in welchen ſo viele herrliche Kräfte unſeres Volks zu Grunde und für's Vaterland verloren gegangen ſind, weil die alte Staatsweisheit vor lauter unnützer Regiererei keine Zeit hatte, ihr Augenmerk auf die unterſten Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft zu richten, weil ſie die Sorge für das Wohl jener Jugend, die aus dem Schooß der Beſitzloſigkeit hervorging, ihren Polizeidienern und Landjägern überließ! Fahr' wohl, für ewig, du Zeit der Schmach, wo es blos „Unterthanen" gab, die ihren Verſtand gefangen geben mußten unter den alleinſeligmachenden Gehorſam, wo von oben bis unten alles überwacht wurde und doch jeder Schwächere ſchutzlos unter dem Stärkeren ſtand; fahr' wohl, unſelige Zeit und kehre nimmer wieder! Eine neue Zeit löſe dich ab, die alle Mißverhältniſſe durch das gemeinſame Recht ausgleicht, die jedem wenigſtens die Möglichkeit der Würde des Daſeins gewährleiſtet, und die aus jedem, gleichviel, ob arm oder reich, einen Menſchen erzieht! Blum's Handwerker-Lehrzeit iſt nur eine Seite in dem großen Schuldbuch, worin die tiefgreifenden Schäden der alten Geſellſchaftsordnung verzeichnet ſtehen: die großen Herren haben es nie der Mühe werth gehalten, dies Buch voller Blut und Thränen aufzuſchlagen.

Robert Blum ſehnte ſich vom Meſſedienſt hinweg in den Saal einer Gelehrten Schule. Sein Wiſſensdrang ließ ihm Tag und Nacht keine Ruh. Die Aeltern gaben ſeinem Wunſch endlich nach und ließen ihn in das ſogenannte „Jeſuitengymnaſium“ zu Köln eintreten: ſie mochten ſich wohl nicht vorſtellen, daß die Koſten das Maß ihrer Kräfte bei weitem überſteigen würden. Schon nach einen halben Jahre überzeugten ſie ſich jedoch davon und Robert mußte mit ſchwerem Herzen von der Gelehrtenſchule ſcheiden, um ein Handwerk zu lernen. Er kam zu einem Goldſchmied in die Lehre; doch abermals war kaum ein halbes Jahr vergangen, als er austrat, weil ſeine Augen für dies Geſchäft zu ſchwach waren. Nun kam er zu einem Gürtler; aber auch bei dem blieb er nur ein halbes Jahr und zwar aus dem Grunde, weil der Meiſter wegen Betrügereien Köln verlaſſen mußte. Der dritte Meiſter (gleichfalls ein Gürtler,) zu welchem Robert Blum nun gethan wurde, war ein Mann, wie es deren im Handwerkerſtand leider nur zu viele noch gibt. Gleichwie arme Aeltern ſehr häufig ihre Kinder von früheſter Zeit an nur zum Geld-Erwerb benutzen und ſie deßwegen, ſtatt in ein Handwerk zu thun, lieber in irgend eine Fabrik ſchicken von wo ſie zwar jeden Abend Geld, aber auch ſehr oft einen ſiechen Körper und ein verwildert Gemüth heimbringen, ebenſo gibt es auch im Gewerbſtande noch immer Meiſter (größtentheils ältere Leute) welche den Lehrling, der ihnen anvertraut wird, damit er das Geſchäft von Grund aus lerne und dereinſt was Tüchtiges d'rin zu Stande bringe, vorzugsweiſe zu Dienſtleiſtungen benutzen, damit ſie Knechte und Mägde im Hausweſen erſparen können. Da muß denn der arme Lehrling, ſtatt daß er bei den Geſellen in der Werkſtätte ſchafft, mit des Meiſters Frau auf den Markt gehen oder des Meiſters Kinder hüten oder ſpazieren führen: die ſchwerſte Hausarbeit, die mit dem Handwerk durchaus nichts zu ſchaffen hat, die iſt für den Knaben nicht ſchwer genug; auch von den Handwerksarbeiten wird ihm gar oft gerade die härteſte zugemuthet, welche eines Mannes Kraft verlangt, eines Knaben Körper aber zerrütten kann. Faſt nie iſt er in der Werkſtatt zu ſehen: wann und wie ſoll er dann das Handwerk lernen, wenn er nicht ſelbſt ſo viel Luſt und Liebe dazu hat, daß er in flüchtigen Augenblicken dem Meiſter und den Geſellen all die Griffe und Vortheile ablauſcht, vom rechten gründlichen Verſtändniß gar nicht zu reden! Und wird ihm nun dann doch einmal ein Stück Arbeit aufgetragen und er beſorgt es ungeſchickt (wie's ja gar nicht anders ſein kann) oder verdirbt es, dann wird ihm keine Weiſung, wie er's beſſer anfaſſen ſoll, — nein, geſchimpft wird er meiſtens, daß er das Ehrgefühl verlieren muß, und wie oft wird er obendrein auch noch körperlich mißhandelt: und wie der Meiſter, ſo treiben's auch die Geſellen mit ihm. Was ſind aber die Folgen davon? Von Fortbildung deſſen, was er in der Schule gelernt, — davon iſt während der Lehrjahre nicht die Rede; wohl dem Lehrling, der es indeſſen nicht völlig vergißt! Andere Kenntniſſe, die ihn weiter ausbilden, kann er ſich noch weit weniger aneignen. Geiſtig und oft auch ſittlich verwahrloſt, wie ſoll er denn da dereinſt ein tüchtiger Bürger werden, ein ſolcher, der fähig iſt, über den kleinen Kreis ſeines Geſchäfts, über die jämmerlichſten Rückſichten hinaus auf's Wohl ſeiner Gemeinde und ſeines Vaterlands zu blicken und in die Geſchicke von beiden bewußt und mit ſelbſtverläugnender Hingebung einzugreifen? Hat er nicht beſonders hervorragende Anlagen, ſo kann er dann erſt, wenn er freigeſprochen worden, anfangen für ſich zu lernen; hat er nicht von Haus aus einen unverwüſtlichen ſittlichen Kern in ſich, ſo wird er, wenn er Geſelle und wenn er ſpäterhin ſelbſt Meiſter geworden iſt, in den meiſten Fällen ebenſo hart und eigennützig gegen die ihm anvertrauten Lehrlinge werden, — ſchon aus Schadenfreude, weil er in ſeinen jungen Tagen es ja auch nicht beſſer gehabt hat.

Und nun gar die Wanderſchaft! Wie ward ſie einem Geſellen, der ſich in der Welt umſehen wollte, bisher verkümmert, die ſchöne Frühlingszeit ſeines Lebens, da er voll friſchen Hoffnungsmuths durch die Welt zieht, allerorten Erfahrungen für ſein Gewerbe zu ſammeln, ſich d'rin auf's Beſte zu vervollkommenen, und außerdem den Schatz ſeiner Kenntniſſe zu vergrößern, den Standpunkt ſeiner Weltanſchauung zu erweitern, ſeine Selbſtſtändigkeit zu feſtigen. Aber der deutſche Handwerksgeſelle, der in jedem Augenblick in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger berufen werden kann, der künftige Meiſter, der vielleicht einſt Stadtrath oder Bürgermeiſter in ſeinem Heimathsorte wird, abgeſehen davon, daß es ihm ſchlecht anſteht, ſich den Zehrpfennig zu erbitten — mußte er nicht vor jedem Polizeidiener den Hut abziehen und die Grobheiten jedes armſeligen Schreibers ſchweigend hinnehmen, wenn er ſich nicht allen Ausbrüchen launenhafter Willkür Preis geben wollte? Ob das jetzt beſſer geworden iſt? Ich will nichts drüber ſagen: aber das möcht' ich immer wieder ſagen, daß es im deutſchen Gewerbſtand nur dann völlig gut werden kann, wenn die Ehre der Leitſtern iſt, zu dem jeder, der auf die Wanderſchaft geht, getroſt hinaufblicken darf. Auch dieſe Leiden der Wanderſchaft mit allen Entbehrungen, mit allen Wunden, die das Ehrgefühl erhält, hat Robert Blum durchgemacht, wenn gleich der Kreis ſeines Wanderlebens kein gar weiter, die Zeit desſelben keine lange war. Er arbeitete in Elberfeld und Barmen, ſowie in verſchiedenen Städten Weſtphalens und der Rheinprovinz, und kehrte dann nach ſeiner Vaterſtadt Köln zurück. Dort fand er in einer Laternenfabrik Beſchäftigung und in dem Haupt derſelben, in dem Herrn C. W. Schmitz, einen Mann, welcher ihm mit Wohlwollen entgegen kam.

Der Gewinn, den Blum aus dem neuen Verhältniß zog, war der, daß er nun aus der Werkſtätte in die Schreibſtube kam. Er war hierdurch nicht blos vor dem Andrang der härteſten Entbehrungen und vor dem ſteten Tadel über ſein Ungeſchick im Handwerk geſichert, welcher ihn bisher verfolgt hatte, — ſondern er fand nun auch die Muße und die Mittel, um ſeinen Wiſſens- und Lerndrang befriedigen und durch unermüdlichen Fleiß das nachholen zu können, was er wider ſeinen Willen verſäumt hatte. Als das Geſchäft, welches eine Geſellſchaft durch gemeinſame Mittel auf Gewinn und Verluſt übernommen hatte, nach Elberfeld überſiedelte, zog Blum mit dahin und in Auftrag der Theilhaber unternahm er, zum Theil als Begleiter von Schmitz, Reiſen nach Baiern, Baden, Würtemberg und Berlin. In der letztgenannten Stadt verweilte er in den Jahren 1829 und 1830, ſechszehn Monate lang, und dort war's denn auch, wo er ſich, zunächſt durch die Anregung von Schmitz, auf's Eifrigſte befliß, den Mangel an höherer Schulbildung durch freie Aneignung der Ergebniſſe der Wiſſenſchaft zu erſetzen.

Aus dieſem Leben und Streben riß ihn die Wehrpflichtigkeit, welcher er ſich nach preußiſchem Geſetz nicht entziehen durfte; da mußte er denn Berlin verlaſſen; er ward dem 24. Regiment des Fußvolks zugetheilt, welches in Prenzlau ſtand. Freilich blieb er bei demſelben nur ſechs Wochen, weil er wegen körperlicher Untauglichkeit zum Aushülfsaufgebot beſtimmt wurde; aber er war nun doch einmal aus ſeinem Geſchäft, aus der Verbindung mit ſeinem väterlichen Freunde Schmitz geriſſen, welcher ſich damals auf einer Reiſe in Belgien und Frankreich befand. Ohne Geldmittel und irgend welche Bekanntſchaft, wodurch er ſich Unterhalt, geſchweige denn eine neue geſicherte Stellung hätte ſchaffen können, mußte Blum von Glück ſagen, als er durch Schmitz' Verwendung 25 Thaler erhielt. Da reiſte er denn ſogleich nach Köln zurück. Doch was wartete ſeiner dort! Krankheit und Noth im Kreiſe ſeiner Familie! Auf ihn, als die einzige Hoffnung, blickten Alle. Er ſollte helfen und hatte ſelbſt nichts. Da beſinnt ſich der rechtſchaffene Mann nicht lange und ſchämt ſich nicht zu arbeiten, wo er irgend eine Arbeit findet. Blum fand keine andere Stelle als die eines Theaterdieners; im Gefühl ſeiner Pflicht entſchloß er ſich raſch und nahm ſie an. Es iſt das ein traurig Brot, wie alles Dienerbrot, und noch unſichrer dazu. Aber es ſollte ja nicht ihn allein, ſondern auch noch ſeine Familie nähren! Dies bedachte er, und was man nur mit ſittlichem Lebensernſt treibt, ob's auch noch ſo hart und ſchwer fällt, es läßt ſich überwinden, und dann bleibt dabei noch immer ſoviel Kraft und Zeit übrig, als man für ſich ſelber braucht, um nicht zu verkommen.

So ging's auch Blum. Schon in Berlin war der Trieb in ihm erwacht, ſeine Gedanken und Empfindungen in Worte zu kleiden und dieſe durch den Druck der Oeffentlichkeit zu übergeben. Auch als armer Theaterdiener in Köln fand er Zeit, dieſem Triebe zu folgen, und Gelegenheit dazu bot ſich ihm gleichfalls, theils durch die Anregung der Weltereigniſſe, welche ihn bewegten, theils durch Bekanntſchaft mit Schriftſtellern. So fuhr er denn fort, ſelbſt als Schriftſteller aufzutreten, und wenn er auch nichts Vollendetes leiſtete, ſo war's doch eine wichtige Bildungsſchule für ſein Talent. Es iſt traurig genug, wenn das Talent genöthigt iſt, ſeine erſten Verſuche der Oeffentlichkeit zu übergeben, um durch den Ertrag nur das nackte Daſein friſten zu können, Während der, welchen das Glück begünſtigt, ſeine Entwickelung innerhalb der vier Wände ſeines Zimmers durchmachen, und dann plötzlich mit einem großen Werk, welches die ganze Reife ſeines Geiſtes in überraſchender Vollendung bekundet, vor das Volk hintreten kann, — iſt der Arme gezwungen, jede Zeile, faſt noch naß, wie ſie kaum geſchrieben iſt, preiszugeben und ſich von der öffentlichen Meinung, die ſich um Privatverhältniſſe ſchlechterdings nicht zu kümmern hat, aburtheilen zu laſſen, bevor er etwas Rechtes geworden iſt. Wie viele edle Anlagen müſſen darüber zu Grunde gehn! Von einem ſolchen Geſchick blieb nun Robert Blum freilich verſchont, aber blos deshalb, weil ſein Talent, unbeſchadet aller Achtung davor, ihn doch nicht zum großen Schriftſteller eignete. — Man kann aber mit dem geſchriebenen Wort den Nagel auf den Kopf treffen, ohne deßwegen ein großer Schriftſteller zu ſein; man wirkt durch Schriftſtellerei ehrlich und treu für's Volk, wie's Andere in anderer Weiſe thun, und ſo kann man ſich immerhin an einem guten Gewiſſen Genüge ſein laſſen.]

Der Unſtern, welcher Blum von ſeiner Kindheit an begleitet hatte, verließ ihn auch in ſeinem neuen Verhältniß noch immer nicht. Im Sommer des Jahres 1831 wurde nämlich die Kölner Bühne, deren Unternehmer Ringelhard war, geſchloſſen, und der arme Theaterdiener war nun abermals ohne Verdienſt. Um nicht verhungern zu müſſen, ſah ſich Robert Blum überall nach Beſchäftigung um. Wie froh war er endlich, als er für monatlich ſechs Thaler Schreiber bei einem Gerichtsvollzieher werden konnte! Im Herbſt 1831 trat er jedoch wieder als Theaterdiener ein und als im Frühling des folgenden Jahres der Schauſpieldirektor Ringelhard nach Leipzig ging, um die Leitung der dortigen Bühne zu übernehmen, folgte ihm Blum, — jedoch nicht mehr als Diener, ſondern als Sekretär, Bibliothekar und Hülfskaſſier. So war er denn endlich über den Schlamm hinaus auf ein feſtes grünes Ufer gekommen, und mit geſundem Sinn faßte er darauf Fuß, mit friſchem Herzen gab er ſich nun der raſtloſeſten Thätigkeit hin. Im Jahre 1840 wurde er erſter Kaſſier der Leipziger Bühne.

Sowie nun Blum auf ſolchem ſichren Boden ſtand, entfaltete er auch alsbald ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Vorherrſchend waltete in ihm die Hinneigung für klare Erörterung aller Fragen, die unmittelbar in's Leben eingreifen; ſeine dichteriſchen Verſuche dagegen können nur in ſofern in Betracht kommen, als ſie dazu beitrugen, ihn immer gewandter und feſter zu machen. Aus den unterſten Schichten des Volks hervorgegangen, fühlte er aus eigener Erfahrung, wo der Druck, den es zu empfinden hatte, am härteſten laſtete, flüchtete er ſich mit heißer Sehnſucht aus allen Wirren unſerer ſtaatsbürgerlichen, kirchlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe zum reinen und heiligen Urbild der Freiheit.

Zunächſt berührten ihn die Angelegenheiten ſeiner neuen, engeren Heimath Sachſen. Im Namen des Volks wurde er 1837 der Sprecher für alle die, welche den Vorkämpfern für Freiheit in Sachſen, den Landtagsabgeordneten Todt und Dieskau, den Dank des Vaterlands ausdrücken wollten. Das Volk erkannte gar bald Blum's eigentliches Talent: Volksſprecher zu ſein. Er hatte dies Talent ſeither rüſtig ausgebildet und zwar bis zu einer Meiſterſchaft, welche auch ſeine Gegner anerkennen mußten. Kannte er doch, ſelbſt ein Kind des Volks, alle Bedürfniſſe, alle Anſchauungen, alle geheimen Gefühlsſaiten, alle Vermeinungen und Vorurtheile, alle Abneigungen und Schwächen des Volks, jeden Fleck, wo es am leichteſten und ſicherſten zu faſſen iſt, die Sprache, die es verſteht, und die Blicke, denen es vertraut. Dabei lernte er nie aus, er war zu tüchtig geſchult, um ſich vom Augenblick hinreißen zu laſſen, er beherrſchte ihn vielmehr; er erwog und fand ſchnell genug den richtigen Ausdruck, um das Ergebniß ſeiner Erwägung überraſchend an den Mann zu bringen.

Das vierte Jahrzehend unſeres Jahrhunderts war für Viele der edelſten Geiſter, wie auf eine gemeinſame, plötzlich von allen verſtandene Loſung, der Zeitpunkt, da ſich das deutſche Schriftthum aus den Banden der alten Gelahrtheit losriß und frei und offen an's Herz des Volkes warf. Trotzten Polizei und Cenſur auch noch ſo ſehr, — die Vorläufer einer beſſeren Zukunft wagten es, auf alle Gefahren hin, vor den Augen des Volks die Staatskunſt, welche es ſo unſäglich elend gemacht hat, ihres Heiligenſcheins zu entkleiden, politiſche Bildung in allen Klaſſen des Volkes zu verbreiten, ein edles Selbſtgefühl, ein kräftiges Nationalbewußtſein und eine lebendige Theilnahme und Mitbethätigung an den großen Fragen der Gegenwart zu wecken. Dieſe mächtige Anregung ergriff auch Robert Blum; er verband ſich mit Dr. Fr. Steger zur Herausgabe kleiner, volksverſtändlich abgefaßter und für möglichſt geringſte Preiſe verkäuflicher Schriften unter dem Geſammttitel: „Der Verfaſſungsfreund“ (wovon jedoch nur zwei Hefte erſchienen). Vom Jahre 1843 an gab er, gleichfalls in Gemeinſchaft mit Steger, das Volkstaſchenbuch „Vorwärts“ heraus, welches in bunter Reihe freiſinnige Gedichte, Aufſätze über die wichtigſten Zeitfragen und Tagesereigniſſe, Lebensſchilderungen deutſcher Volksmänner u. ſ. w., von verſchiedenen geſinnungstüchtigen Verfaſſern enthielt, — Aufſätze, die zum größten Theil gewandt und wirkungsvoll geſchrieben waren. Durch ſeine immer regere Thätigkeit auf dem ſchriftſtelleriſchen Gebiete zog Robert Blum immer mehr die Aufmerkſamkeit auf ſich. Er wurde 1841 Vorſitzender des Vorſtandes des Schillervereins und Mitvorſtand des Schriftſteller-Vereins. Nach ſo langen und harten Kämpfen mit den Sorgen um das nackte Daſein hatte er ſich endlich eine ſichere Grundlage für den eigenen Heerd geſchaffen. Nach kurzer erſter Ehe verheirathete er ſich 1840 zum zweitenmale mit der Schweſter des Schriftſtellers J. G. Günther.

Im Sommer des Jahres 1844 ließ ſich die römiſche Kirche vom Gefühl ihrer Siegesgewißheit zu einem voreiligen Triumph über das geblendete und geknechtete deutſche Volk hinreißen. Es wurde der ſogenannte „heilige Rock“ Jeſu Chriſti im Dom zu Trier auf Verordnung des Biſchofs Arnoldi zur Verehrung ausgeſtellt, und der Dom zu Trier glich nun in der That dem Tempel zu Jeruſalem, von dem der Meiſter ſprach: daß das Bethaus zur Mördergrube gemacht worden ſei, aus dem Jeſus die Käufer und Verkäufer mit geſchwungener Geißel ausgetrieben. Man ſagt, daß der ſogenannte heilige Rock in Trier vom vielen Anfaſſen der Wundergläubigen, die da hüben und drüben d'ran getaſtet, einen Riß bekommen habe; nun denn: bei dem neuen Mordverſuch, welchen chriſtliche Phariſäer gegen den Erlöſer der Menſchheit machten, zerriß in der That auch der Vorhang ihres Tempels von oben bis unten, und wer da Augen hatte, zu ſehen, der ſah's nun klar, daß hinter demſelben im angeblichen Allerheiligſten der Ablaßkaſten Tetzel's ſtand. Im Oktober deſſelben Jahres erſchien nun plötzlich in den „ſächſiſchen Vaterlandsblättern“ ein Brief des katholiſchen Prieſters

Johannes Ronge an den Biſchof Arnoldi von Trier. Die eben genannte Zeitſchrift, in welcher Ronge's Brief veröffentlicht wurde, hatte Robert Blum ſchon im Jahre 1841 käuflich an ſich bringen und unter ſeiner Verantwortung herausgeben wollen, die ſächſiſche Regierung hatte ihm jedoch die Erlaubniß dazu verweigert; — jammervolle Zeit, wo die Regierung eines Landes, in welchem die Wiege der Reformation geſtanden, in der Reihe der andern deutſchen Regierungen, welche die Preßfreiheit unterdrückten, eine der erſten war. Die Verweigerung der „Konceſſion" war, außer der Cenſur, eines der gewichtigſten Mittel, deren man ſich bediente, um jede mißliebige Perſon, vor deren geiſtiger Kraft man zitterte, unſchädlich zu machen. Blum mußte denn nun von ſeinem Plane abſtehen, er ließ ſich jedoch durch die Regierungsmaßregel in ſeinem Streben nicht irre machen; durfte er nicht Eigenthümer und verantwortlicher Herausgeber der „ſächſiſchen Vaterlandsblätter" ſein, ſo ward er doch ihr eifrigſter Mitarbeiter. Da wirkte er denn in den ſchlimmſten Zeiten, in den trübſten Tagen, wie wir ſie erlebt haben, mit regſtem Eifer, mit begeiſterter Hingebung ſeines ſchönen Freiheitsmuths und mit felſenfeſter Ausdauer in den ermüdenden Kämpfen gegen die Cenſur, zugleich aber auch mit glücklichem Takt, ſo gemeinverſtändlich, ſo recht in's Herz des Volks hinein greifend, daß dieſe „ſächſiſchen Vaterlandsblätter", wenn ſie auch eigentlich nur für einen engeren Kreis von Leſern beſtimmt waren, dennoch weit und breit in ganz Deutſchland das Anſehen des entſchiedenſten Herolds deutſcher Freimüthigkeit genoſſen. Eine der trefflichſten und wichtigſten Arbeiten, welche Robert Blum in den „ſächſiſchen Vaterlandsblättern" veröffentlichte, war eine Beurtheilung des Buches von Wilhelm Schulz über den Tod des Pfarrers Weidig; die Regierungen hatten, im Bewußtſein ihrer Schuld, und alſo ihrer Schwäche, den Verkauf dieſes Buches auf's Strengſte verboten; durch Blum wurde das Volk mit dem Inhalte deſſelben bekannt und neuerdings auf das grauſenvolle Geſchick aufmerkſam gemacht, welches ein Opfer der geheimen Inquiſition, einen Märtyrer der Freiheit getroffen hatte. Wer konnte damals ahnen, daß auch Robert Blum dereinſt für die deutſche Freiheit ſein Blut vergießen würde! In dieſer Zeitſchrift nun trat Blum bald nach dem Erſcheinen jenes Ronge'ſchen Briefes, der eine geſchichtliche Bedeutung erlangt hat, zuerſt als Vertheidiger des kühnen Kaplans auf, welchen damals noch Niemand kannte, — als Vorkämpfer für die religiöſe Befreiung unſeres deutſchen Volkes, für den Sieg der Vernunft und des Rechts, gegen den Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts und gegen deſſen Geſinnungsgenoſſen. Am 8. Dezember 1844 vertheidigte Blum die deutſche Preſſe, welche wahrlich ohnehin hart genug vom Polizeiſtaat geknechtet war, gegen die von der Prieſterſchaft vorgebrachte Anklage, als habe ſie die öffentlichen Rechte der Katholiken gekränkt. Am 16. November 1844 hatte nämlich die Geiſtlichkeit von Trier in einer Schrift an das dortige Domkapitel die Bitte ausgeſprochen, dasſelbe möchte ſich an den König von Preußen und an den Bundestag beſchwerend wenden, um kräftige Gewährung des Schutzes der katholiſchen Kirche und um geſetzliche Abhülfe der Mißſtände der deutſchen Preſſe bitten. Robert Blum führte die gute Sache der deutſchen Preſſe mit meiſterhafter Gewandtheit und ſchärfſter Redegewalt. Seine Worte für die Ehre und für die theuerſten Güter des Volkes, in ächt volksthümlicher Weiſe geſchrieben, bewährten ihn als ächten, muthigen, treuen Mann des Volks, in Tauſenden von Herzen hallten ſie wider. Wie weckte ſein Aufſatz: „der Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß" Tauſende von langem ſchmachvollem Schlafe, wie erlöſte er ſie aus den Banden der Halbheit, wie regte er ſie an, den großen Entſcheidungskampf mitzukämpfen! „Ihr könnt den edlen Ronge," ſprach Blum am Schluſſe ſeiner Schrift, „verbrennen, wie ihr einſt den edlen Huß verbrannt, ſein Ruhm und eure Schande ſtiegen wie ein Phönix aus der Aſche hervor." Siegesgewiß rief er den Prieſtern zu: „Einigt euch nur mit Polizei und Cenſur, bringt die Preſſe mit ihrer Hülfe zum Schweigen, — ihr ſeid doch verloren, denn von Mund zu Mund pflanzt ſich die Kunde eures Thuns und eurer Niederlage fort; ja, ihr ſeid verloren, und es gibt keine Erhebung, keinen Sieg mehr für euch: ihr ſeid ohnmächtig für ewig, denn eure Waffe iſt die Lüge und — was noch ſchlimmer — die Denunciation!" Wie zermalmte Blum die Frechheit der Hierarchie durch ſeine Schilderung der „Wunder des heiligen Rockes." In Tauſenden von Abdrücken wurde dieſer Aufſatz verbreitet; er war jedem braven Manne, der im Vertrauen auf die ewige Kraft des Geiſtes nicht wankte, aus der Seele geſchrieben und erweckte auch in ſchwächeren Gemüthern erhebende Zuverſicht und Thatluſt: ja wahrlich: „das wahre Wunder, welches der heilige Rock zu Trier gewirkt, es war (wie Blum ſagte) das, daß er auch dem Befangenſten den Schleier vom getrübten Auge geriſſen und dem ſchlichten Worte der Wahrheit einen jubelnden Einzug bereitet in Millionen Herzen." Der Gedanke der Freiheit war's, der ihm den Aufſatz in die Feder gab; Blum's Herz erzitterte vor Thatluſt, er ſprach zu ſeinem Volk, er rief es auf mit allen Gründen, die eine Seele, worin die Ehre lebt, bewegen können, zu der nationalen That: „Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutſch-katholiſche Kirche!" Die Vaterlandsliebe ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er ſah bei jeder Gelegenheit in Rom den Feind des deutſchen Vaterlandes, in Rom's Herrſchaft Deutſchlands Schmach. So rief er denn auch in ſeiner ſcharfen Beleuchtung des Hirtenbriefs Arnoldi's: „Rom iſt der Feind unſerer Einheit, unſerer Freiheit, unſerer Ruhe, unſeres Friedens, und deshalb ſoll, deshalb wird Rom fallen!"

Robert Blum ließ es übrigens in jenen denkwürdigen Monden, da der deutſche Genius nach ſo langer Zeit endlich wieder ein Lebenszeichen gab, da endlich wieder die Begeiſterung für eine ſittliche und nationale Idee durch das große Gefängniß, genannt „deutſches Vaterland," hinbrauſte, — Robert Blum ließ es damals nicht bei Worten bewenden, nein, er ſchritt zur That. Die Losreißung von Rom ſollte durch Bildung freier katholiſcher Gemeinden vollbracht werden. Schon hatte ſich eine ſolche zu Schneidemühl am 19. Oktober 1844 gebildet; ſchon hatte am 17. Dezember Albrecht Höcker zur Gründung einer freien chriſt-katholiſchen Gemeinde in Breslau aufgefordert. Robert Blum war der erſte, der an die Verwirklichung dieſes nationalen Gedankens in Sachſen Hand legte. Er verband ſich im Februar 1845 mit gleichgeſinnten Bewohnern Leipzigs; vergeblich ſuchten fanatiſche Anhänger des alten Kirchenthums die zahlreich beſuchte Verſammlung am 9. Februar zu ſtören, auf Robert Blum wurde bei der erſten Leipziger Verſammlung ſogar ein perſönlicher Angriff gemacht; aber er war der Mann nicht, ſich einſchüchtern zu laſſen. Schon am Abend des 12. Februar konſtituirte ſich die deutſch-katholiſche Gemeinde zu Leipzig. Robert Blum, deſſen energiſche Thätigkeit, Umſicht und Ausdauer ſie zum größten Theil ihr Daſein verdankte, deſſen „Rede bei der erſten Verſammlung der Deutſchkatholiken," deſſen Aufruf: „Jetzt werft das Joch ab, jetzt brecht die ſchmachvollen Ketten Roms, jetzt macht euch frei, wir können, wir müſſen ein großes Beiſpiel geben," Alle zum Entſchluſſe hingeriſſen hatte und auch nachher, in beſonderem Abdruck verbreitet, an vielen Orten gleiche Wirkung hervorbrachte, — Robert Blum wurde zum Vorſitzenden des Vorſtandes erwählt.

Als ſolcher leitete er zunächſt die wöchentliche gottesdienſtliche Verſammlung der jungen Gemeinde und veranlaßte er in der Verſammlung vom 2. März den Beſchluß, die ſämmtlichen deutſch-katholiſchen Gemeinden zu einem am Oſterfeſte ſtattfindenden Koncil aufzufordern. Es wurde vom 23. bis 26. März 1845 gehalten. Profeſſor Wigard aus Dresden leitete die Verhandlungen als Vorſitzender, Robert Blum war zum Stellvertreter deſſelben erwählt worden. Dies Leipziger Koncil gab den Reformſtrebungen Einheit und organiſches Leben: es ſicherte durch die angenommenen Sätze ſowohl die Glaubensfreiheit, als auch die freie Gemeindeverfaſſung. In Auftrag des Koncils beſchäftigte ſich Blum dann mit der Zuſammenſtellung eines „Gebet- und Geſangbuches für deutſch katholiſche Chriſten," wodurch zunächſt dem dringendſten Bedürfniß abgeholfen werden ſollte. Er wirkte aber auch fernerhin unermüdlich auf dem Gebiete der freien deutſchen Kirche, deren Geſchichte ihm einen dauernden Ehrenplatz bewahrt. Die Vorwürfe freilich, welche von allen Seiten auf ſie gehäuft wurden und noch jetzt gehäuft werden, von Seiten der Römlinge und der proteſtantiſchen Orthodoxen, der Hochgelehrten und jenes ſchmachvollen Geſindels, welches nicht athmen kann, wenn es nicht jeden Athemzug zu geheimen Anbringereien und öffentlichen Verdächtigungen verwendet, — dieſe Vorwürfe trafen auch Robert Blum im vollſten Maße. Daß ihn die Römlinge haßten, war noch das Wenigſte; daß ihn die Pietiſten wegen der Vernunftgläubigkeit verwarfen, das verſtand ſich von ſelbſt, und gereichte ihm ſo wie der freien Kirche zur Ehre: daß ein Theil der Hochgelehrten auf ihn und auf das „verdünnte deutſch katholiſche Gottesbewußtſein" wie ſie's nennen, vornehm herab ſah und noch herab ſieht, das iſt wohl auch noch zu ertragen. Wohl dem Menſchengeſchlechte, wenn ihm das Gottesbewußtſein endlich nicht mehr hinter dichten Schleiern verborgen bleibt, wenn die Scheidewand, welche das Menſchenbewußtſein vom Gottesbewußtſein trennt, immer dünner, und wenn ſie endlich ſo durchſichtig wird, daß das erſtere ſich im letzteren völlig erkennt und findet, wenn der Menſch die göttliche Idee in ſich ſelber immer klarer erſchaut! Wahrlich, das iſt mehr werth als alle Syſteme der Theologen, und als aller Streit über die göttliche oder menſchliche Natur des edlen Jeſus von Nazareth. Wie übrigens die deutſch-katholiſche Kirche insgeſammt, ſo traf auch ihren Vorfechter Robert Blum insbeſondere der Spott Derjenigen, welche die Reform blos als etwas Halbes betrachteten und welche ungerecht genug waren, zu verlangen, daß ein Ereigniß, welches lediglich unmittelbar aus dem Herzen des Volks hervorgegangen, welches eine reine That des Volks war, ſogleich auch alle Stufen ſeiner volksthümlichen Entwickelung überſpringen ſollte, — zu verlangen, daß die Männer, welche ſich mit vollem Bewußtſein an's Herz des erwachten Volkes warfen, ihre große Aufgabe durch Uebereilung verderben, daß ſie das, was des Volkes innerſtes Beſitzthum war, ihm dadurch entreißen ſollten, indem ſie ihm daſſelbe in eine unverſtändliche Gelehrtenſprache überſetzten, ſtatt daß ſie's im Volksbewußtſein immer klarer ausbildeten und aus demſelben heraus immermehr zur allgemeinen That machten. Der ſchärfſte Tadel und die einſchneidendſte Anklage, welche die freie Kirche und Robert Blum im Jahre 1845 getroffen haben und welche beide noch im Jahre 1848 treffen, bezogen ſich auf den Vorwurf: Die religiös-kirchliche Reform ſei blos ein Deckmantel für politiſche Freiheitsſtrebungen. Nun, ihr Menſchen, die ihr denn nun einmal nicht leben könnt, wenn ihr nicht die Polizei im Rücken habt oder wenn ihr nicht ſelbſt Angeber ſein könnt, ihr Menſchen, die ihr unſeren harmloſen Bürgern ſo gern Geſpenſter heraufbeſchwört, weil ihr wahrlich nicht im Stande ſeid, Geiſter herauf zu beſchwören, wir verſchmähen es, Blum und die freie Kirche gegen eure Anklage zu vertheidigen, denn die freie Kirche kann keine Unfreien in ihrer Mitte haben: wer ſich von eines Feindes, von Roms Knechtſchaft losgeriſſen, der wird ſich auch keine einheimiſche gefallen laſſen, heiße ſie, wie ſie wolle, und dieſe freie Gemeindeverfaſſung, wie ſie in der deutſch-katholiſchen Kirche in's Leben getreten iſt, wie ſie ſich während dreier Jahre voll polizeilicher Quälereien rein und ungetrübt erhalten hat, wie ſie ſich jetzt auch in der proteſtantiſchen

Kirche verwirklichen will, damit der Proteſtantismus ſich endlich als volle Wahrheit erfülle, — dieſe freie Gemeindeverfaſſung, ſie mußte — ſie konnte nicht anders — auch das Vorbild und Muſter einer politiſchen freien Verfaſſung werden, einer ſolchen, wie ganz Deutſchland im März 1848 ſie gefordert und angeſtrebt hat. Doch Freiheit und Anarchie ſind zwei ganz verſchiedene Dinge: ihr aber verdächtigt, unter dem Vorwand der nothwendigen Ordnung, ohne welche die Freiheit gar nicht beſtehen kann, die Freiheit ſelbſt, als ob ſie gleichbedeutend wäre mit Anarchie: elender Kunſtgriff, — mag er euch gelingen, die Geſchichte wird nicht über euch, (denn dazu ſeid ihr zu unbedeutend) ſie wird darüber richten, wer ihr und den Geſetzen der ſittlichen Weltordnung gedient, wer ihr frevelnd widerſtrebt hat: dieſe Menſchen aber, die das Wirrſal ſäen, um in der nächſten Zeit einen jämmerlichen Vortheil für ihren Eigennutz zu ärndten, — ob ſie auch in einzelnen Augenblicken ſchon beim allgemeinen Sieg ihrer Herren ihren armſeligen Pfennig gewonnen glauben, — ſie ſind gerichtet, ſchon früher gerichtet, bevor noch eine große Stunde der Entſcheidung ſchlägt; ſie ſind gerichtet durch die Verachtung jedes Edlen, gerichtet ſind ſie durch die heiligen Geſetze der ſittlichen Weltordnung, gerichtet durch das Bewußtſein der Nichtigkeit, das in ihnen ſelbſt lebt.

Robert Blum ließ ſich durch ſolche Verdächtigungen in ſeiner Wirkſamkeit nicht im mindeſten beirren; treu ſchritt er auf dem einmal betretenen Wege fort, die religiöſe Freiheitsthat des deutſchen Volkes nach allen Kräften fördernd, und die freie deutſch-katholiſche Gemeinde zu Leipzig mit voller Liebe pflegend. Bei dem zweiten Koncil zu Berlin im Jahre 1847 fehlte auch er nicht; er führte die Stimmen der Gemeinden von Döbeln, Johann-Georgenſtadt, Leipzig, Leisnig, Liebenwerda, Merſeburg und Penig. War er ſchon früher, als freiſinniger Schriftſteller, als Vorſitzender des Schillervereins, als Mitvorſtand des Schriftſtellervereins in Leipzig geehrt und geachtet, ſo trug nun ſeine Thätigkeit als

Vorſtand der deutſch katholiſchen Gemeinde daſelbſt noch mehr dazu bei, daß man in ihm einen wahren, wackern Mann des Volks erkannte, der ſein Leben ganz und gar der Volksaufklärung, Volksbildung, Volksveredlung widmete.

Während er in ſolchem Sinne raſtlos fortwirkte, kam der Auguſt des Jahres 1845 heran und brachte jenen Tag, — den zwölften dieſes Monats, — an dem ſich's bewähren ſollte, was Leipzig an Robert Blum hatte und ob die Geltung ſeines Namens, die Achtung vor ſeinem Charakter im Stande ſei, daß er, darauf geſtützt, ſeinem Vaterlande einen wichtigen Dienſt erweiſen könne. Es war ein Tag, an welchem der ſchlichte Bürger durch weiter nichts als durch ſein moraliſches Gewicht die geſetzliche Ordnung aufrecht erhielt und einen Bürgerkrieg im Keime erſtickte.

Am Nachmittag des 12. Auguſts traf der Prinz Johann von Sachſen als Generalkommandant ſämmtlicher Kommunalgarden des Königreichs Sachſen, in Leipzig ein, um die Muſterung der Leipziger Kommunalgarde vorzunehmen. Nach Beendigung derſelben brachte ihm der Kommandant der Leipziger Kommunalgarde ein Lebehoch aus, der Tambourmajor bemerkte jedoch das zum Einfallen der Muſik gegebene Zeichen nicht, und dieſer Zufall wurde nun für die ungeheure Menſchenmaſſe, welche ſich als Zuſchauer eingefunden hatten, zur Loſung, um ihrer Stimmung Luft zu machen; ſie lärmte, pfiff und ziſchte. Warum geſchah nun dies? Es war ein Ausbruch des allgemeinen Mißbehagens, welches ſich bis in die unterſten Schichten der Bevölkerung verpflanzt hatte. Ein römiſch-katholiſcher König ſtand an der Spitze eines proteſtantiſchen Landes, welches die Wiege der Reformation geweſen, — das will ſchon etwas ſagen, zumal wenn man in der Geſchichte zurückſchlagt und auf jene Seite kommt, wo es geſchrieben ſteht, warum ein ſächſiſcher Fürſt vom Proteſtantismus zum römiſchen Katholizismus übergetreten war! Dazu kam nun aber auch noch das wirklich unverantwortliche Verfahren, welches ſich die damalige Regierung in Beziehung auf die Gewiſſensfreiheit erlaubte; dazu kamen ferner die Gerüchte von heimlichen Jeſuiten-Treiben und der Argwohn, daß der Prinz Johann ein Gegner der Religionsfreiheit ſei. Wäre die Regierung weniger parteiiſch verfahren, hätte ſie jenem Syſtem, welches damals, aus der Hand der Jeſuiten hervorgehend, ſich über ganz Deutſchland verbreitete, auch nur den geringſten Widerſtand entgegen geſtellt, ſtatt daß ſie ſich zur willfährigen Dienerin desſelben machte, — gewiß: nimmermehr hätte eine ſolche Aufregung gegen den Prinzen Johann Platz greifen können. Da ſie nun aber einmal vorhanden war, ſo hätte es ſchon die Klugheit gebieten ſollen, alles aufzubieten, um ſie von einem Ausbruch zurück zu halten, welcher gefährlich werden konnte. Dies wurde jedoch verabſäumt; die Kommunalgarde brachte dem Prinzen Johann, welcher im Hotel de Prüſſe wohnte, als ihrem Generalkommandanten, einen Zapfenſtreich. Die Menge blieb verſammelt, als die Muſik abzog, und ſtimmte vor dem Gaſthof, wo ſich der Prinz befand, verſchiedene Geſänge an, zuerſt den Choral: „Eine feſte Burg," dann aber auch weltliche Lieder. Plötzlich klirrte ein Fenſter des Gaſthofes, wo der Prinz eben ſpeiſte: ein Stein, der geworfen worden, war das Signal für den Uebermuth; bald flogen mehrere Steine, bald klirrten alle Fenſter; — das war gegen halb zehn Uhr Abends. Niemand — weder der Regierungsrath Ackermann, noch der Kommandant der Nationalgarde und die Offiziere der Garniſon — dachten, daß wirkliche Gefahr da ſei, oder daß man dem Unfug wehren müſſe, bis endlich der Hauptmann der Kommunalgarde, Dr. Heyner beordert wurde, 40 Mann herbeizuholen, womit die Kommunalgardenwache für den Abend verſtärkt werden ſollte. Unangefochten begab er ſich zur Hauptwache der Kommunalgarde auf den Naſchmarkt, um das Wachtkommando zu holen. Da er nun zu lange ausblieb, ſo wendete ſich der Regierungsrath Ackermann an die Militärbehörde der Stadt, und der Oberſtlieutenant von Süßmilch eilte aus dem

Hotel heraus, um Truppen zu holen. Die Menge, welche den Gaſthof im Halbkreiſe umſtand, machte ihm willig Platz. Die Kommunalgarde traf nicht ein; dagegen rückten Schützen, Gewehr zur Seite, vor, und räumten augenblicklich den Platz vor dem Gaſthofe, als nun auch Dr. Heyner mit der Wachtmannſchaft der Kommunalgarde ankam. Die Menge zog ſich zurück und der Platz blieb leer: die Menge, hin- und herwogend, um einen Weg zum Durchgang zu finden, wollte ſich eben zurückziehen, als plötzlich auf ſie gefeuert ward; nur einzelne Wenige hatten bei dem Lärmen die Aufforderung hören können: ſie ſollten ſich zurückziehen! Es fielen Bürger von Schüſſen getroffen, ſterbend, es fielen ſieben Unſchuldige, niedergeſchmettert durch Wächter der Ordnung, durch Söhne deſſelben Landes! Das war die Nacht vom 12. zum 13. Auguſt 1845 in Leipzig. Damals begannen die ſogenannten „Mißverſtändniſſe,“ die ſeither eine ſo bedeutende Rolle in Deutſchland geſpielt haben: es fallen nämlich Schüſſe auf's Volk, und Niemand will wiſſen, warum ſie gefallen ſind, oder wer das Laden kommandirt hat. Es muß wohl eine dämoniſche Macht im Hintergrunde ſein, die eben doch ſcharf laden läßt: ja wohl: es iſt ein Geiſt, — aber auf keinen Fall iſt es der Geiſt der neuen Zeit, der da waltet. Daß es dieſer Geiſt nicht iſt, das beweiſt wohl das Volk der neuen Zeit, welches ſich über ſolche „Mißverſtändniſſe,“ wie man's nennt, nicht mehr ſo leicht zu tröſten verſteht wie früher, ſondern Rechenſchaft fordert. Die Entrüſtung in Leipzig war furchtbar; die Gefallenen konnten nicht mehr Zeugenſchaft ablegen, aber von ihren bleichen Lippen erging eine ſtumme Sprache, die jedes Herz verſtand, die Mahnung an Dinge, die dereinſt kommen würden, wenn die Zuſtände Deutſchlands ſo bleiben ſollten, wie ſie ſo lange geweſen waren, kühne Dichter, rückwärts gekehrte Propheten, ſangen damals von einer Bartholomäusnacht: — und ſiehe da: nur drei Jahre entſchwanden, da erfüllten ſich — freilich nicht in Leipzig, ſondern anderwärts — ihre

Geſichte aus der Vergangenheit auch als Geſichte der Zukunft. — Das Volk, die Studenten, die Bürgerwehr forderten Rache für den Friedensbruch, für das Blut der Unſchuldigen; viele Tauſende kamen am Nachmittag des 13. Auguſt im Schützenhauſe zuſammen und beriethen, was nun von Seiten der Stadt geſchehen ſolle: die Behörden ſind zu ohnmächtig, den Frieden herzuſtellen, denn ſie haben das Vertrauen verſcherzt. Schon ſammeln ſich Schaaren auf dem Markt, um die Schützenkaſerne zu ſtürmen; ſchon wurden Stimmen laut, welche das Alleräußerſte empfahlen. Da eilt Robert Blum, eben wie er von der Reiſe kommt, — er war nämlich am 12. und 13. in Dresden geweſen, herbei und ruft mit gewaltiger Stimme: „Verlaßt den Boden des Geſetzes nicht!“ und die wohlbekannten Töne verfehlen ihre Wirkung nicht. Aller Augen richten ſich auf den Mann des Volkes, alle Herzen horchen ihm; kaum hat er geſprochen, ſo folgt Alles ſeinem Rath. Ein langer, impoſanter Zug bewegt ſich nach dem Markte, — Robert Blum, an der Spitze einer Deputation — nach dem Rathhauſe hin. „Wartet ruhig, bis wir wiederkommen,“ ſo hatte er die aufgeregte Menge gebeten, und — ſie wartet ruhig, ſie weiß ja: all' ihre Wünſche hat ſie dem beſten Mann, dem treueſten Freunde des Volkes mitgegeben. Plötzlich erſcheint Blum mit den andern Deputirten auf dem Balkon des Rathhauſes, und verkündet das Ergebniß der Berathung, welche er mit den Vertretern der Stadt gepflogen und ruhig zerſtreut ſich die Menge, der Stimme des Geſetzes gehorchend, welche ſie aus dem Munde ihres geehrten und geliebten Mitbürgers vernommen hatte. So beſchwichtigte Robert Blum, indem er das allgemeine Vertrauen, das er beſaß, als ächter Bürger zum allgemeinen Beſten benutzte und rechtfertigte, ſo beſchwichtigte er den drohenden Sturm, welcher Leipzig in's Verderben gebracht haben würde; ſo wendete er ſeinen Einfluß an, um das herannahende Unheil abzuwenden. Das war ein einfacher

Bürger, ein Mann, der ſich aus dem tiefſten Schlamm der Noth und alles Elends zu einer ſittlichen Bedeutung emporgearbeitet hatte: ſein Wort galt mehr als alle Reden von Beamten, Gelehrten und Predigern auszurichten vermocht hätten!

Wie groß das Verdienſt war, welches er ſich in dieſen wichtigen Augenblicken um das Vaterland erworben hatte, — die Behörden waren doch weit davon entfernt, es anzuerkennen: den damaligen Regierungen war gerade das Mittel, wodurch Blum den Frieden hergeſtellt hatte, nämlich den Einfluß eines Bürgers auf ſeine Mitbürger, durch und durch verhaßt. Blum mußte das ſo lang empfinden, als das alte Syſtem mit ſeinem böſen Gewiſſen und mit ſeiner Furcht vor der Selbſtſtändigkeit des Unterthanenverſtandes noch irgend einen Reſt von Macht beſaß. Aber auch das Spießbürgerthum war nicht gut auf ihn zu ſprechen; warum? Weil es wußte, daß die Regierung ihn haßte. Dagegen war's der wackre Kern des Volks, der Blum's Verdienſt voll zu würdigen wußte, und es für Pflicht hielt, das Gefühl der Achtung und Liebe auch öffentlich kundzugeben. An ſeinem Geburtstage, dem 10. November, erhielt Blum ein mit Unterſchriften aus allen Ständen gezeichnetes Dankſchreiben des Inhalts: „Verehrter Mitbürger! Die unterzeichneten Bewohner Leipzigs ſprechen ihren Dank aus für Ihre unermüdlichen Beſtrebungen zur Wahrung der verfaſſungsmäßigen Ordnung und zur Heilighaltung des Geſetzes, welche in den Tagen des 13., 14. und 15. Auguſt dieſes Jahres durch die Ereigniſſe des 12. deſſelben Monats bedroht wurden. Sie haben, treu Ihrer Bürgerpflicht, die aufgeregten Tauſende ermahnt: nicht zu verlaſſen den Boden des Geſetzes und mit Vertrauen auf die Behörden zu blicken, die unſeren gerechten Beſchwerden Abhülfe herbeiführen würden. Sie haben durch Ihre Worte den ſtürmiſchen Ausbrüchen der Gemüther geſteuert. Wir danken Ihnen dafür.“

Als zu Ende des Jahres 1845 ein Drittheil der

Stadtverordneten Leipzigs ordnungsmäßig austrat, erhielt Blum einen neuen Beweis, wie ſehr er der Mann des allgemeinen Vertrauens war, er wurde nämlich mit außerordentlicher Stimmenmehrheit zum Stadtverordneten gewählt. Damit hatte ſich nun ſeinem raſtloſen Streben, für das Wohl ſeiner Mitbürger thätig zu ſein, ein neuer ſchöner Wirkungskreis aufgethan. Seine Stelle als Theaterkaſſier gab er im Jahre 1847 auf, dagegen eröffnete er eine Verlagsbuchhandlung, und auch hierin leitete ihn die Abſicht, das Volkswohl zu fördern, er wollte nämlich nur freiſinnige Schriften durch den Druck verbreiten, durch welche das Volk immer mehr über das, was ihm noth thue, aufgeklärt werden und mit dem Bewußtſein ſeiner Rechte zugleich auch immer mehr die ſittliche Willenskraft erlangen ſollte, deren es bedarf, um die erſteren geltend zu machen. So ließ er ein Buch, „Weihnachtsbaum,“ welches Lebensbeſchreibungen freiſinniger Deutſcher enthielt, und das „Staatslexikon für das Volk“ erſcheinen. Als Schriftſteller hatte er inzwiſchen auch fortwährend in den „Sächſiſchen Vaterlandsblättern“ und als dieſe verboten wurden, in der „Konſtitutionellen Staatsbürger-Zeitung“ gewirkt.

Da begann denn die Regierung ihre Verfolgung gegen ihn auf's Neue; er ſollte um jeden Preis zum Schweigen gebracht, und unſchädlich gemacht werden; begierig ergriff die Regierung jeden Vorwand, als Anlaß dazu. So ſchritt ſie feindſelig gegen ihn ein, als 781 Bürger Leipzigs bei den Ständen eine Eingabe anbrachten, in welcher der außerordentliche Landtag für beſchlußunfähig erklärt wurde; und als ihn die Stadtverordneten im Herbſt 1847 zum unbeſoldeten Stadtrath wählten, verſagte ihm die Kreisdirektion die Beſtätigung. Blum ergriff dagegen Rekurs und erklärte in demſelben: „offen erkenne er die Nothwendigkeit der Nichtbeſtätigung freiſinniger Männer bei einem Miniſterſyſtem, welches mit Gewalt an ſeiner Selbſtvernichtung arbeite; dieſes Syſtem, welches im entſchiedenſten Widerſpruch mit den Staatseinrichtungen ſtehe, habe er auf jedem Schritte bekämpft und werde er mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln bekämpfen.“ Und das hat denn Blum auch redlich gethan.

Der März des Jahres 1848 fand Robert Blum im behaglichen Genuſſe des Lebens, als glücklichen Gatten und Vater von vier blühenden Kindern, geachtet von Jedermann, in einer wenn auch keineswegs glänzenden, doch immerhin unabhängigen bürgerlichen Stellung. Mit offener Stirn, mit heiterem Antlitz, mit feſter Bruſt trat er in die Stürme hinaus, welche die alte Ordnung der Dinge in Deutſchland, den Polizeiſtaat und die Herrſchaft der Privilegien bis auf den Grund erſchütterten. Höher ſchlug Blum's Herz voll freudiger Zuverſicht, daß aus den Trümmern der alten Weltordnung eine neue ſchönere hervorgehen müſſe, daß das ſo lange geknechtete deutſche Volk ſeine Freiheit erringen, und einig, mächtig und geachtet vor allen Nationen Europa's daſtehen werde.

Die politiſche Bewegung des Jahres 1848 begann im Königreich Sachſen damit, daß zwanzig Buchhandlungen Leipzigs vom Könige die lang erſehnte Preßfreiheit, dies heilige Recht jedes gebildeten Volkes verlangten, ſtatt der Cenſur, welche auf einer Nation laſtete, die einen Leibnitz, Kant, Fichte und Hegel, einen Leſſing, Schiller, Goethe, Herder, Börne ihre Söhne nennt! Eine Deputation des Raths und der Stadtverordneten Leipzigs begab ſich am 3. März mit einer Adreſſe dieſer Körperſchaften zum Könige nach Dresden. Der König wollte auf den Inhalt der Adreſſe nicht eingehen und erklärte, daß ihn das in derſelben ausgeſprochene Mißtrauen tief geſchmerzt habe, eine nähere ſchriftliche Antwort werde bald erfolgen; (bald, doch ſagte der König nicht: wann?) nach ſeiner Rede zog er ſich, die Deputation verabſchiedend, ſo raſch zurück, daß dieſe zu einer zweiten Anſprache an ihn keine Gelegenheit mehr hatte. In Leipzig wurde ſie indeſſen von einer zahlloſen Volksmenge, welche ſich vor dem Rathhauſe verſammelt hatte, mit Ungeduld zurückerwartet. Endlich traf ſie um 9 Uhr des Abends ein, und begann die Antwort des Königs zu verkündigen. Als die Menge ſich ſogleich überzeugte, daß das gerechte Verlangen nicht alſogleich gewährt worden, ſondern daß das Volk blos auf's Ungewiſſe hinaus vertröſtet ſei, da gab ſich eine ſolche Aufregung kund, daß bei dem furchtbaren Lärmen die Antwort gar nicht bis zu Ende geleſen werden konnte. „Blum! Blum!“ ſo ſcholl es jetzt plötzlich wie auf eine Loſung. Blum trat nun auf den Balkon des Rathhauſes und verſuchte die Antwort des Königs zu Ende zu leſen; doch auch ihm gelang dies nicht; da verkündigte er: es werde am folgenden Tage eine Verſammlung der Stadtverordneten berufen werden und er werde in derſelben den Antrag ſtellen: Die Miniſter haben das Vertrauen des Volks verloren und ſeien deshalb zu entlaſſen. Dieſe Worte wirkten: zum zweitenmal beſchwichtigte Blum von jenem Balkon aus das erbitterte Volk. Er hielt ſein Verſprechen und ſtellte den Antrag, drang jedoch mit demſelben nicht durch; die Mehrzahl der Stadtverordneten beſchloß vielmehr, eine zweite Deputation an den König zu ſenden. Das geſchah denn auch, aber zum zweitenmal wies der König das Verlangen des Volks zurück; in einer Proklamation, überſchrieben: „An meine Sachſen“ (vom 6. März) wurde die Ausſicht auf Aufhebung der Cenſur bis zur Zeit des Zuſammentritts der neu gewählten Landſtände (bis Anfang Mai) hinausgeſchoben und „ruhiges Ausharren“ und „Vertrauen“ empfohlen. Aber dies Zauberwort „Vertrauen,“ wodurch ſich das deutſche Volk drei und dreißig Jahre lang hatte hinhalten laſſen — es hatte den letzten Reſt ſeiner Kraft verloren, ſeitdem der Bundestag es am 1. März gebraucht und plötzlich nicht blos „auf die alte Treue,“ ſondern auch auf die „reife Einſicht des deutſchen Volks“ zu vertrauen erklärt hatte, — eines Volkes, welches der Bundestag jene ganze Zeit hindurch als ein unreifes und unmündiges behandelt hatte. Nicht mehr „ruhiges Ausharren und

Vertrauen auf die Regierungen," ſondern nur ruhiger Muth, entſchiedenes Ausharren beim Erringen der heiligſten Rechte und Vertrauen auf ſich ſelbſt konnten das deutſche Volk retten. An der entſchloſſenen Haltung des ganzen Landes brach ſich endlich der hartnäckige Trotz der Regierung, und Leipzig, nächſt dieſem aber auch Zwickau, waren es, welche dem ganzen Lande das Beiſpiel gaben, wie es ſich zu benehmen habe. In Leipzig aber war es wieder Robert Blum, welcher von dem Augenblicke an, als er zum zweiten Mal auf dem Balkon des Rathhauſes ſtand, im Vereine mit Gleichgeſinnten, ebenſo entſchieden und unermüdlich, als beſonnen, mit dem ganzen Einfluß, der ihm zu Gebote ſtand, dahin wirkte, daß Leipzig in den Tagen der Entſcheidung gleichſam der Halt und Hort des ganzen Landes ward und blieb. Blum organiſirte die ganze Bewegung; er gründete einen großen politiſchen Verein, den „Vaterlandsverein," und eine freiſinnige Zeitung ſollte als Organ erſtehen. Blum's Verdienſt war es mit, daß die ungeheure Aufregung die geſetzlichen Schranken nicht durchbrach, daß der große Sieg ohne Blut, nur durch ſittliche Kraft errungen ward.

Raſch entwickelte ſich, bei einer ſolchen Haltung des Volkes, die Entſcheidung. Schon am 9. März berief der König einen außerordentlichen Landtag für den 20. deſſelben Monats, „damit ſogleich bei Beginn deſſelben darüber Gewißheit erlangt werde, ob das geſammte Land die Meinung theile, daß das bisherige Miniſterium unhaltbar ſei;" dieſem Landtag ſollte auch das Geſetz über Einführung der Preßfreiheit vorgelegt werden; zugleich wurde ſchon unter demſelben Tage (den 9. März) die Cenſur aufgehoben. Schon am 13. hatte der König den Staatsminiſter v. Könneritz entlaſſen und die Entlaſſung der andern Miniſter von Zeſchau, von Wietersheim, von Carlowitz und von Appell beſchloſſen, welche die ihnen übertragenen Departements blos bis zur Ernennung ihrer Nachfolger fortführen ſollten; und am 16. war bereits ein neues volksthümliches Miniſterium gebildet, in welchem die Namen Braun und Georgi als hinreichende Bürgſchaften für geſetzliche Freiheit daſtanden, die erſte Proklamation dieſes Miniſteriums (welches ſehr bald durch v. Watzdorf und Oberländer vervollſtändigt ward,) „An das ſächſiſche Volk“ verkündigte folgende Zuſage: „Beeidigung des Militärs auf die Verfaſſung, Aufhebung der Cenſur für immer, ein Preßgeſetz ohne das Syſtem der Konceſſionen und Kautionen, Reform der Rechtspflege auf Grundlage der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, in Strafſachen Geſchwornengericht, Reform des Wahlgeſetzes, Anerkennung des Vereinsrechts mit Repreſſivmaßregeln wegen Mißbrauchs, geſetzliche Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe im Geiſte der Duldung und Parität, Antrag auf Reviſion des Vereinszolltarifs und kräftige Mitwirkung zu zeitgemäßer Geſtaltung des deutſchen Bundes mit Vertretung des Volkes bei demſelben.“ —

Das Volk vergaß nicht, welchen weſentlichen Antheil Robert Blum an dem Gelingen dieſer Erfolge hatte. Die Stadt Zwickau, um nur einen Beweis der Anerkennung von vielen hervorzuheben, gab ihm das Ehrenbürgerrecht. Auf der anderen Seite freilich, da fehlte es nicht an Verdächtigungen, nicht an anonymen Drohbriefen, dieſer elenden Waffe ohnmächtigen Grolls.

Blum trat nun aus dem engeren Kreiſe ſeiner bisherigen öffentlichen Wirkſamkeit auf das größere Gebiet der deutſchen Volkspolitik herüber. Gleichſam wie die erſte Loſung tönte plötzlich ſeine Verkündigung: „der deutſche Fürſtenkongreß kommt nicht zu Stande“ aus der „konſtitutionellen Staatsbürgerzeitung“ in alle deutſchen Gauen. Bald darauf trat in Frankfurt am Main ein deutſcher Volkskongreß zur Berathung über die Bildung eines deutſchen Parlaments zuſammen; bei demſelben erſchien auch Robert Blum. Am 31. März des Morgens um halb neun Uhr fanden ſich die Abgeordneten des Volks im Kaiſerſaale des Römers zuſammen und wählten Mittermaier zum Präſidenten. Dahlmann, von

Itzſtein, Robert Blum und Sylveſter Jordan zu Vicepräſidenten. Als ſolcher begab ſich Blum eine Stunde ſpäter mit den andern Volksabgeordneten im feierlichen Zuge, unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geſchütze nach der Paulskirche. Gleich in der erſten Sitzung bekundete er den Geiſt, der ihn beſeelte; er erinnerte die Verſammlung daran, „daß die Augen von ganz Europa auf ſie gerichtet ſeien, daß ſie, als die erſte Verſammlung in Deutſchland, welche der neu gewonnenen Freiheit einen Ausdruck geben ſolle, durch ihre That wie durch ihre Haltung ausſprechen müſſe, daß das deutſche Volk, das ſo lang zurückgeſetzte, ſo entſchloſſen, ſo ernſt, ſo ruhig iſt, wie irgend Jemand, der ſeit Jahrhunderten ſich des koſtbaren Gutes der freien Erörterung erfreut hat;“ er ermahnte, „ſich jeder ſchroffen Gegenüberſtellung zu enthalten,“ er erinnerte an den hohen Beruf: „dem Volk einen Begriff zu geben von der Würde und Größe der Volksvertreter;“ es belebte ihn die Hoffnung, „daß kein Unfriede kommen werde, wo ſich die Liebe und Verehrung und das Vertrauen des Volkes ſo überzeugend, ſo hinreißend ausgeſprochen habe;“ er beſchwor: „dem ganzen Volk in einer ſo ernſten und großen Zeit mit würdiger Haltung voranzugehen;“ „thun wir das, (ſo ſchloß er ſeine Rede) dann werden nicht allein die Herzen unſeres Volkes uns entgegen ſchlagen, ſondern auch die anderen Völker werden ihre Arme mit Bruderliebe ausſtrecken nach den bisher verſchmähten und verachteten Deutſchen und werden in der erſten Vertretung, die hier zu Stande gekommen iſt, die würdigen, die wahrhaften Männer begrüßen, die der Freiheit eben ſo fähig ſind als ſie ſich ihrer werth zeigen.“ In dieſer erſten Sitzung ſtellte Blum den Antrag, welcher zum Beſchluß erhoben ward: „daß bei der konſtituirenden Verſammlung alle deutſchen Bundesländer mit Einſchluß von Oſt- und Weſtpreußen und Schleswig-Holſtein, ſo wie die Länder deutſcher Zunge, ſo lange ſie mit andern Ländern ſtaatlich verbunden ſind, vertreten ſein ſollten.“ (Die

Frage wegen Aufnahme von Poſen ward durch Beſchluß der Verſammlung offen behalten.) — In der folgenden Sitzung (vom 1. April) ſprach Robert Blum für die direkten Wahlen, (ein Grundſatz, welcher damals ſelbſt von weit und breit geprieſenen ſogenannten „Volksmännern“ bekämpft wurde, welcher aber ſeither wohl überall zur Anerkennung und Geltung gelangt iſt) weil durch dieſelben der Volkswille ſich reiner ausſpreche; ſchlagend widerlegte er die Gründe, welche man gegen die Ausführbarkeit derſelben vorgebracht hatte, und ſchließlich ſagte er: „Wir ſind hier bekleidet mit dem Vertrauen des Volkes ohne Wahlen, und wollen wir ihm für dieſes Vertrauen damit danken, daß wir ſagen: du biſt unmündig und mußt dir deine Vormünder ernennen?“ und ſo ſtimmte er denn auch bei der Abſtimmung darüber: „Ob das Prinzip der direkten Wahlen in der Art ausgeſprochen werden ſolle, daß es jedem Staate zu Grunde gelegt werden müſſe?“ mit Ja! In der Sitzung vom 2. April ſtellte Zitz aus Mainz den wichtigen Antrag: die Verſammlung ſolle erklären, bevor die Bundesverſammlung die Angelegenheit der Gründung einer konſtituirenden Verſammlung in die Hand nimmt, möge ſich dieſelbe von den verfaſſungswidrigen Ausnahmsbeſchlüſſen (von 1832) losſagen und die Männer aus ihrem Schooße entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derſelben mitgewirkt haben.“ Baſſermann ſchlug dagegen vor, ſtatt des Wortes „bevor“ das Wort „indem“ zu ſetzen; es war eine Abſchwächung des urſprünglichen Sinnes. Bei der Berathung über dieſe Frage, über die Annahme des Wortes „bevor“ oder „indem“ ſprach Blum ſeine Anſicht aus, es ſei ſeine Meinung, daß dieſe Verſammlung dem deutſchen Volke als Halt bleiben ſollte, bis ein anderer komme; er füge ſich indeſſen der Mehrheit, welche der entgegen geſetzten Meinung ſei, aber er müſſe fragen, ob das Mittel, das nun an die Stelle des von ihm und ſeinen Freunden vorgeſchlagenen trete, geeignet ſei, im Volke jenes Zutrauen zu erhalten, welches bei dem Schwanken aller Zuſtände nöthig ſei, um nicht zu Unbeſonnenheiten zu Unglück zu gerathen, und er habe mit ſeinen Freunden darauf mit „Nein" geantwortet. Wie mit einem Seherblick ſprach er: „In der Zeit von 1830 bis 1832 hat derſelbe Geiſt, wenn auch in einem milderen Fluge geweht über Deutſchland und der Bund hat ſich nicht gerührt. 1832 ließ die Spannung nach und der Bund kam mit all dieſen fluchwürdigen Beſchlüſſen, die ſeit dem gefaßt worden ſind, um das neue Leben zu unterdrücken. Wo liegt die Bürgſchaft, daß wir nicht ein zweites Jahr 1832 erleben?" Friedrich Hecker drang mit größter Beſtimmtheit auf die ſtärkſte Faſſung, auf kein „indem", ſondern auf ein „bevor", und als der Antrag in dieſer Faſſung nicht angenommen wurde, entfernte ſich eine Anzahl von Mitgliedern (darunter Hecker) aus der Verſammlung. Blum, ob er gleich auch für das „bevor" geſtimmt, blieb; Raveaux hatte bemerkt: in dem Augenblick, wo es gelte, dürfe man ſich nicht zum Märtyrer machen, man müſſe kämpfen bis zum letzten Mann, man dürfe eine Verſammlung nicht verlaſſen, die beſtimmt ſei für das Vaterland zu wirken. Inzwiſchen hatte der Antrag von Itz gar ſchnell eine entſcheidende Wirkung gethan; der Bundestag beſchloß nämlich noch an demſelben Tage, „daß die beanſtandeten Ausnahmsgeſetze und Beſchlüſſe für ſämmtliche Bundesſtaaten aufgehoben, mithin als bereits völlig beſeitigt zu betrachten, und wo es noch erforderlich befunden werden ſollte, darüber die nöthigen Bekanntmachungen zu erlaſſen ſeien." Ueberdem reichten ſämmtliche Geſandte, auf welche ſich das Mißtrauen des Volkes bezog, ihre Entlaſſung ein oder erklärten, daß ſie dieſelbe unverzüglich einreichen würden. Nachdem dies den Volksvertretern in der Paulskirche am 3. April bekannt gemacht worden war, erhob ſich von Itzſtein, um den Wiedereintritt der am vorigen Tage ausgetretenen Mitglieder zu vermitteln und ſomit die Einigkeit wieder herzuſtellen.

Robert Blum's Name ſtand in der Reihe vieler andrer unter der Erklärung: „die Unterzeichneten haben für den Zitz'ſchen Antrag geſtimmt, halten es aber für ihre Pflicht, ſich der Majorität der Abſtimmenden zu unterwerfen und den Saal nicht zu verlaſſen.“ Die Ausgeſchiedenen kehrten dann ſpäter in den Saal zurück, und Hecker, ſprach bei dieſem Anlaß: „Wir hoffen und ſind es überzeugt, daß der Geiſt der Zeit und unſeres Volks, der die volle Freiheit und die Wegräumung jeder alten Schranke verlangt, alle Herzen durchdringen werde, und treten in dieſen Saal mit dem Rufe: „es lebe das befreite und freie deutſche Volk.“ In dieſer Sitzung vom 3. April kam auch der Schutz der Arbeitenden gegen Noth und Elend und die Frage über Einrichtungen und Maßregeln gegen den Mangel Arbeitsunfähiger und Heimathloſer zur Sprache. Dabei ſprach ſich nun Robert Blum auf's Wärmſte für die Arbeiter aus; er verſicherte, Arbeiterverſammlungen, denen er ſelbſt die Ehre gehabt habe, mehrfach vorzuſitzen, hätten ein ſo erhebendes Bild von den geſunden Anſichten, von der Vernünftigkeit, Billigkeit und Tüchtigkeit dieſer Leute gegeben, daß er im höchſten Grade darüber erſtaunt und erfreut geweſen ſei. Wohl mochte dem Abgeordneten des deutſchen Volks das Herz bei dieſen Worten höher ſchlagen, wenn er gedachte, daß er ſelbſt einſt Arbeiter geweſen war! Die konſtituirende Verſammlung wird und muß (ſprach er) die bezeichneten Gegenſtände in die Hand nehmen, ſie muß friſch an's Werk ſchreiten und thun, was in ihren Kräften liegt. Aber er hielt anderſeits auch wieder dafür, daß über einen Gegenſtand von ſolcher Wichtigkeit nicht in ein paar Stunden ein umfaſſendes Urtheil gewonnen werden könne, und ſomit ſtellte er denn den Antrag: „Die Verſammlung möchte grundſätzlich ihre Zuſtimmung zu alle dem, was da vorgeſchlagen worden, geben, letzteres aber der konſtituirenden Verſammlung zur näheren Erwägung überweiſen.“ So beſonnen, wie Robert Blum bei aller Entſchiedenheit ſich in allen wichtigen Fragen des

Vorparlaments benahm, äußerte er ſich auch bei der Berathung über den Antrag von Roquette aus Bromberg, die größtentheils deutſchen Provinzen Poſens von dieſem Großherzogthum zu trennen und in den deutſchen Bund aufzunehmen, wobei dann auch die Aufnahme der deutſchen Brüder, die in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen wohnen, in den deutſchen Bund zum Antrag kam. Blum wies darauf hin, daß wenn man eine ſolche Aufforderung an die ruſſiſchen Provinzen richte, man konſequenterweiſe dieſelbe Aufforderung auch an das Elſaß, an die ſehr zahlreichen Deutſchen in Italien und in Belgien richten und mit andern Worten der ganzen Welt den Krieg erklären müſſe. „Um uns aber (ſprach er) mit anderen Nationen in Krieg und Zwieſpalt zu verwickeln, ſind wir nicht da, namentlich nicht in dem Augenblick, wo wir erſt unſer eigenes Fundament machen wollen.“ Der erſte Antrag, in Betreff der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, wurde denn auch abgelehnt, in Beziehung auf den Antrag wegen Poſen dagegen beſchloſſen, vorerſt nicht auf denſelben einzugehen.

In ſolcher Weiſe war Robert Blum's Thätigkeit bei dem ſogenannten Vorparlament; bei jeder Gelegenheit bezeugte ſie ſeine innige Vaterlandsliebe: ſein warmes Herz für Volksfreiheit und Volkswohl, aber auch ſeine Mäßigung, ſeine Beſonnenheit, ſeine Verſöhnlichkeit, wie ſie eben durch die Rückſichten auf die Intereſſen des Vaterlandes jedem, dem es darum wirklich Ernſt iſt, geboten werden. Bei der Frage, ob ſich das Vorparlament für permanent erklären ſolle, hatte Blum — dafür geſtimmt: er war in der Minderzahl geblieben; wollte Gott, daß die Mehrzahl ſich gleichfalls dafür erklärt und die nachträgliche Einberufung von Abgeordneten aus Ländern, welche nicht genügend vertreten waren, wie z. B. Oeſterreich, angeordnet hätte: — Deutſchland hätte im ununterbrochenen Gefühl der Begeiſterung für ſeine Größe weniger Gefahren erlebt, welche ſeine Einheit und ſeine Freiheit bedrohten, als wie dies bisher der Fall geweſen iſt; im erſten Antrieb wäre mehr erreicht worden, man wäre nicht mitten im Wege ſtehen geblieben und hätte den Fluch der *Halbheit* nicht empfunden, der ſich ſpäterhin von den verſchiedenſten Seiten her kund gegeben hat. Man ſtand nun einmal damals auf dem Boden der Revolution; man hätte darauf konſequent feſtſtehen bleiben müſſen *ſo lange*, bis die *ganze* Volksfreiheit errungen war, und nimmermehr würde es dann *weder* der Anarchie, *noch* der Reaktion gelungen ſein, Deutſchland auf's Neue in die unſeligſte Verwirrung hineinzuſchleudern, und nimmermehr würde, wenn die Reaktion für alle Zeiten *unmöglich* gemacht worden wäre, die Revolution aufgefordert worden ſein, ſich für permanent zu erklären; denn nur die Permanenz der Reaktion hat die Permanenz der Revolution verurſacht; die Permanenzerklärung des Vorparlaments würde beides unnöthig gemacht haben.

Der Volkskongreß zur Bildung eines deutſchen Parlaments hinterließ einen Sohn, den ſogenannten „*Fünfziger-Ausſchuß*;“ fünfzig Männer aus ſeiner Mitte ſollten nämlich, „zur Ueberwachung des Vollzuges der Beſchlüſſe der Verſammlung zur Vorbereitung eines deutſchen Parlaments“ beiſammen bleiben. Unter den Männern, welche in dieſen „Fünfziger-Ausſchuß“ gewählt wurden, befand ſich auch *Robert Blum*. Von 467 Abſtimmenden hatte er 435 Stimmen für ſich. „Der Fünfziger-Ausſchuß“ trat ſogleich nach Verkündigung der Wahl (3. April) zuſammen und erwählte *Soiron* zum Vorſitzenden, — *Robert Blum* zum erſten Stellvertreter desſelben.

Aus dem „Fünfziger-Ausſchuß“ ſchritt *Blum* in die *konſtituirende deutſche Nationalverſammlung* zu deren Mitglied er von Sachſen aus gewählt worden war. Sie wurde am 18. Mai 1848 des Nachmittags um 3 Uhr im Kaiſerſaale des Römers eröffnet. Von da aus begaben ſich die Mitglieder eine Stunde ſpäter in die Paulskirche. Die ganze deutſche Nation blickte mit freudigen Hoffnungen auf dieſe erſte deutſche Reichsverſammlung, von deren Beſchlüſſen ſie die vollkommene Verwirklichung des Prinzips der Volksſouveränetät, den Schutz der Freiheit gegen Anarchie und Reaktion, die Sicherſtellung der Unabhängigkeit, nach Außen hin und die innige Verbrüderung aller deutſchen Stämme, die Grundbedingungen zur geiſtigen und ſittlichen Verjüngung, den Schutz der Arbeit, tiefgreifende Maßregeln gegen die Verarmung und noch viel Andres erwartete.

Auch Blum nahm mit ſolchen Hoffnungen ſeinen Sitz in der Paulskirche ein und zwar auf jener Seite des Hauſes, wo die entſchiedenen Freunde der Freiheit ſaßen nämlich auf der Linken. Ueber ſeine Wirkſamkeit als Mitglied des Reichstages bildeten ſich, ſowie die Parteien einander immer ſchroffer entgegen traten, verſchiedene Meinungen, und Manche, welche ihn früher hoch gehalten hatten, fingen allmählig an, geringer von ihm zu denken, ſowie nämlich ſeine Anſichten und Strebungen weiter als die ihrigen gingen. Denjenigen, welche nach Verlauf mehrerer Monate noch immer dieſelbe Zuverſicht auf die moraliſche Bedeutung und materielle Kraft des deutſchen Reichstages hegten, galt Blum als ein Mann, welcher ſeiner eigenen Vergangenheit und dem geſetzlichen Boden untreu geworden ſei, er galt ihnen nachgerade als ein Mann, welcher ſeinen früheren praktiſchen Blick, ſeine Beſonnenheit verloren habe und neue unhaltbare Zuſtände in's Leben rufen wolle, wie ſie für Deutſchlands Verhältniſſe nimmermehr paſſen würden, ſtatt daß er, wie ſie meinten, ruhig auf der Grundlage der beſtehenden Zuſtände weiter hätte bauen ſollen. Man warf ihm insbeſonders vor, daß er in der „Reichstagszeitung,“ welche er mit ſeinem Freunde, dem Abgeordneten Schaffrath herausgab, Angriffen gegen den Präſidenten des Reichstags und gegen Mitglieder der Rechten Raum gab. Allerdings war dies der Fall, und mancher Andre, der Blum's politiſche Anſichten vollkommen theilte, hätte gleichwohl es unterlaſſen, den Kampf aus der Reichsverſammlung in die Reichstagszeitung zu verpflanzen. Was aber jenen andern, früher erwähnten Vorwurf, den der Inkonſequenz, betrifft, ſo verdient Blum durchaus keinen Tadel. Hatte er ſich anfänglich offen für die konſtitutionelle Monarchie mit demokratiſchen Inſtitutionen ausgeſprochen, ſo hatte er dies, wie tauſend Andre, mit der entſchiedenſten Ehrlichkeit gethan, deshalb nämlich, weil er gehofft, daß es auf dieſem Wege, durch das Zuſammenwirken wechſelſeitiger Redlichkeit, an welche er glaubte, gelingen werde, den Gedanken der Volksſouveränetät, der in ſeiner Seele als höchſtes Ideal lebte, zu verwirklichen und den vollkommenen demokratiſchen Inhalt jedes Staats und des Reichs herzuſtellen. Während ſo jeder Einzelſtaat ſich verjüngen konnte, mußte dann auch (nach ſeiner Anſicht) die monarchiſche Form eine vollkommen neue, dem Inhalt des Staats entſprechende ſittliche Bedeutung erhalten, das ganze Reich aber bedurfte, ſeiner Ueberzeugung nach, der monarchiſchen Spitze durchaus nicht; und ſo ſtimmte er denn auch bei der Wahl eines Reichverweſers nicht für Erzherzog Johann von Oeſterreich, ſondern für Adam von Itzſtein. Während der monatlangen Verhandlungen in der Paulskirche hatte nun Blum die Hoffnung verloren, daß jene Aufgabe, ſo wie er gedacht, glücklich gelöſt werden könne, und durch ſo manche Ereigniſſe, welche Deutſchlands Ruhe bis in's innerſte Mark erſchütterten, hatte er ſich immermehr in der Anſicht beſtärkt gefühlt, daß jene der Volksfreiheit feindſeligen Gewalten, welche man im März allzuvoreilig bereits völlig vernichtet wähnte, auf's Neue mit Aufbietung aller Kräfte daran arbeiteten, um unter dem Vorwande: „die konſtitutionelle Monarchie und die geſetzliche Ordnung aufrecht zu halten,“ ihre verlorne Geltung im Staate wieder zu erringen. So verzweifelte er denn immermehr an der Möglichkeit, daß die hohe Aufgabe, die Begründung wahrhaft freier Volksſtaaten auf dem Wege der konſtitutionellen Monarchie, die Verwirklichung eines freien und einigen deutſchen Volksreiches auf dem bisherigen

Wege erreicht werden könnte. Das war die Anſchauung, die ihn, mit dem Herzen voll glühender Liebe für's Volk und für die Freiheit, von ſeiner früheren Parteiſtellung zu einer anderen hindrängte.

Blum ſprach ſeine Ueberzeugung auf's Alleroffenſte in der Anſprache an ſeine Wähler aus, die er am 16. Auguſt im Schützenhauſe zu Leipzig hielt; da verhehlte er nicht, die Richtſchnur, die ſein und ſeiner Freunde Wirken in der Nationalverſammlung beſtimmte, ſei einzig und allein die, daß dieſes Jahrhunderte lang zerriſſene, zerſplitterte und dadurch tief geſunkene Deutſchland Eins werde, — aber Eins auf der Grundlage der Freiheit; er habe bekämpfen helfen, was die Einheit des Vaterlandes zu ſtören drohte, aber was die Freiheit betreffe, dafür gehalten, daß die Centralgewalt derſelben gefährlich ſei, weil man die Spitze derſelben mit einem unverantwortlichen Herrſcher beſetzte; er wolle die Republik an der Spitze des Geſammtſtaates, aber, indem er dies wolle, weiſe er es entſchieden zurück, jemals die Hände an die Umgeſtaltung der Verhältniſſe in den Einzelſtaaten legen zu wollen; das halte er für ein Unglück und eine Thorheit; denn darin, daß des Vaterlands Stämme ſelbſtſtändig bleiben müſſen, darin beruhe des Vaterlands ſchönſtes Leben; „es iſt eine Lüge," ſchloß er, „die uns an die Schöpfung einzelner Republiken hat denken laſſen; wir würden die Erſten ſein, die ſich dem Beſtreben einer ganz republikaniſchen Nationalverſammlung: in die einzelnen Staaten einzugreifen, widerſetzten." — Das heißt denn doch gewiß: offen geredet. Und doch dauerten die Verdächtigungen Blum's fort. Daß die Rechte nicht für ihn war, — gut, ihre Parteiſtellung ließ das nicht zu. Daß er der Linken nicht links genug war, — wer kann es bezweifeln? War er aber deßwegen „zweideutig," wozu man ihn hat ſtempeln wollen? Nimmermehr! Aber wißt ihr auch, wer ihn immerdar mit unermüdlicher Geſchäftigkeit zum „Zweideutigen" ſtempelte? Diejenigen, die es ſelbſt waren! Und bei wem verdächtigten ſie ihn? Bei Denjenigen, die aus lauter Furcht vor möglichen Mißbräuchen der Freiheit lieber die Freiheit ſelbſt hingeben, bei Denjenigen, die das Beſte wollen, aber das Schlimmſte nicht ahnen, was hinter ihrem Rücken zu ihrem eigenen Schaden und Verderben geſponnen wird.

Der Reichstag hatte bereits Monate lang in Frankfurt geſeſſen und viel war da geſprochen worden, viel, ſehr viel Ueberflüſſiges, — die ſchönen Frühlingshoffnungen des deutſchen Volkes waren noch immer nicht in Erfüllung gegangen und mancher Lorbeerkranz, den Dieſer und Jener in die Paulskirche hineingetragen hatte, war in Staub und Aſche zerfallen. Statt all der Worte, welche in der Paulskirche ſchallten und wiederhallten, redeten die Thaten, die kalten, unerbittlichen Thaten; da ſtanden ſie, trotz allen Läugnens, und ſpotteten der deutſchen Einheit eben ſo gut, als der deutſchen Freiheit, von welchen immerfort alle Parteien, von welchen ſelbſt Männer, die bekannt genug waren, den Mund voll und das Herz leer hatten. Eine ſolche Thatſache war auch der däniſche Waffenſtillſtand; das war einmal eine ganz beſonders deutliche Erklärung für alle die, welche da um die Ehre der deutſchen Nation fragten; das war einmal ein Beweis, deutlich genug, daß man noch lange nicht ein Staatsmann iſt, wenn man einmal ein liberaler Deputirter war und daß man aufhört ein Volksmann zu ſein, wenn man anfängt, den Staatsmann im alten Sinne des Worts zu ſpielen, und daß die alte Diplomatie immer noch ſchlau genug iſt, um all dieſe neue Halbheit, Vermittlerei und Wortbuhlerei, die ehrliche, wie die unehrliche, am Gängelband zu führen. Es war die erſte ſchlagende Enttäuſchung für jeden, der mit glühender Seele auf die Größe des neuen deutſchen Reichs gehofft hatte, daß ſie ihre erbittertſten Feinde dort habe, wo man jeden Widerſtand ſchon vernichtet wähnte, und daß dieſe Feinde ihre beſten Helfer in jenen beſaß, welche es zum Theil gar nicht wußten, daß ſie ihnen dienten. Armes Vaterland!

Mit hinreißender Kraft ſprach Blum ſeine Anſichten über die Lage Deutſchlands, über die Gefahren, welche es von Innen wie von Außen bedrohten, über den neuen Kampf, welchen die Reaktion gegen das Prinzip der Freiheit begonnen, über die befleckte Ehre der Nation, — offen ſprach er ſeine Ueberzeugung von den Geſchicken, welche der Verrath heraufbeſchwören werde, in einer Rede aus, welche er am 16. September bei der Berathung über die den Malmöer Waffenſtillſtand betreffenden Ausſchußberichte hielt, eine Rede, welche von der ganzen Glut ſeiner Vaterlandsliebe ſprühte, und welche bewies; daß er zum Redner geboren war. Da legte er das Buch der jüngſten Geſchichte hin und ſchlug die Blätter auf, wo in Thatſachen die Wahrheit zu leſen war, daß „die alte Diplomatie etwas zu ſchnell das Schickſal der Völker in die Hand genommen und beſtimmen hatte wollen, daß ſie zu bald in die alten Bahnen eingelenkt;“ er ſprach es aus, worauf die ſittliche Empörung, welche damals zum erſten Mal die Wangen der Nation vor Scham erröthen machte, ſich gründete, darauf nämlich: „daß die Errungenſchaften der Neuzeit, die Beſchlüſſe des Vorparlaments, die Beſtrebungen des Fünfziger-Ausſchuſſes, die Beſchlüſſe der Verſammlung, die bis jetzt das Einzige ſind, was für den Geſammtſtaat feſtſteht, nicht geachtet wurden, daß die Diplomatie gerade in demſelben Verhältniß, als ob wir keinen Märzmonat 1848 gehabt hätten, ſchalte und walte mit dem Schickſal der Völker nach ihrem Ermeſſen;“ er wies hin auf eine geſchichtliche Thatſache: „So lange Ludwig XVI. im Inneren reagirte gegen die Freiheit und das neue Leben ſeines Volkes, hatte er nur einen parlamentariſchen Kampf, den er durch einen ehrlichen Vertrag hätte enden können; als er die Nationalität und die Ehre ſeines Volkes auf das Spiel ſetzte für ſeine dynaſtiſchen Intereſſen, als er mit dem Ausland liebäugelte und ſich ſogar mit ihm verſchwor, da war er verloren.“ Begeiſtert rief Blum: „Es iſt die ſchönſte Erſcheinung, die wir in Deutſchland ſeit den Märztagen gehabt haben, daß das Volk in hoher ſittlicher Kraft ſich erhebt, wo es gilt, nicht nur ſeine Intereſſen, ſondern ſeine Ehre zu vertreten, daß es nicht wägt und nicht prüft, ſondern nur das eine allgemeine Gefühl ausſpricht: „Wir ſtehen mit Gut und Blut dafür, daß dieſe Ehre eingelöſt werde.“ — Blum's Herzblut ſollte bezeugen, daß er einem ſolchen Volke angehören wollte; ſein Opfertod ſollte dies Gelöbniß für alle Zeiten im Volk lebendig erhalten. Und ſeht: dennoch blieb Blum von der Verdächtigung nicht verſchont, daß er an dem Aufruhr zu Frankfurt im September Mitſchuld getragen! Lächerlich! Wie, in dem Augenblick, da ein Reichsminiſterium der Linken unvermeidlich war, weil die Linke auf's Entſchiedenſte geſiegt hatte, in dieſem Augenblick ſollte Blum, ein Parteiführer der Linken, ein Ereigniß auch nur mittelbar begünſtigen, wodurch der kaum errungene Sieg der Linken gänzlich verloren gehen mußte? Wie lächerlich dieſe Unterſtellung iſt, dennoch hatten elende Kreaturen es nicht verſchmäht, ſie auszubreiten.

Nun denn, nur noch auf das Volk vermochte Blum fortan zu vertrauen; nur von dieſem allein, von deſſen ſittlicher Kraft erwartete er mit Zuverſicht die Löſung der Verwirrung, welche durch unſelige Hände mit aller Kunſt über das Vaterland ausgebreitet worden und welche ſelbſt der Beſſeren Viele, die dem geflügelten Fortſchritt der Zeit nicht folgen konnten, nicht durchſchauten, oder zu löſen hofften durch offnen ehrlichen Vertrag mit dämoniſchen Mächten, welche Verträge nur ſchließen, um den andern gläubigen Theil zu überliſten und feſter zu binden. Blum mochte wohl ahnen, daß das Volk die härteſten Prüfungen, die ſchwerſten Leiden, vielleicht die tiefſten Demüthigungen ſogar würde beſtehen müſſen, damit ſich ſeine ſittliche Kraft, von allen Schlakken *geläutert*, endlich zur Unüberwindbarkeit ſtähle. Das Schickſal *Wiens* zeugt dafür!

Im Oktober 1848 brach in *Wien* eine Revolution aus; es war die dritte in dieſem verhängnißvollen Jahre. Der Zündſtoff war lang aufgehäuft worden; zwei Parteien waren ſich ſeit geraumer Zeit gerüſtet gegenüber geſtanden. Unter die *ſchwarzgelbe* Fahne ſchaarten ſich alle Diejenigen, welche aus den verſchiedenſten Beweggründen die alte Zeit herbeiwünſchten, die, welche mit den dynaſtiſchen Intereſſen zuſammenhingen, welche der Hof- und Adelsgunſt bedurften, um trotz ihrer Nichtigkeit eine Exiſtenz zu gründen oder zu erhalten, jene Klaſſe von Beamten, welche die neue ſittliche Aufgabe ihres Berufs nicht begriffen oder welche ſich von der Vorſtellung ihrer alten Bedeutung, als einer bevorrechteten, herrſchenden Klaſſe, nicht zu trennen vermochten, ſehr Viele, welche, beunruhigt von den hochaufſchlagenden Wogen der neuen Zeit, für ihren Beſitz bangten, ehrliche Männer, welche Mißbräuche der Freiheit für nothwendige Folgen der Freiheit hielten und nicht bedachten, daß Unordnungen und Geſetzloſigkeiten, wie ſie allerdings vorkamen, nur in der Vergangenheit, nämlich in dem zwei Generationen hindurch gepflegten Mangel an geiſtiger, ſittlicher und politiſcher Bildung wurzelten, Dunkelmänner, welche ihr Treiben vor der Sonne der öffentlichen Meinung nicht fortſetzen konnten, und Spione, welche ſich durch die Freiheit dazu verdammt ſahen, ſich ihr Brod auf ehrliche Weiſe zu verdienen; dieſe Alle und viele Andere im bunten Gemiſch, ſchwärmten für den Begriff eines ſtarken Geſammtöſterreich's, wie es in den Tagen Metternich's geweſen, und redeten ſehr unbewußt von einem kaiſerlich-öſterreichiſchen Bewußtſein, beſonders ſeit dem Falle Mailands. Um die *deutſche* Fahne, die Kaiſer Ferdinand ſelbſt geſchwungen, die Joſeph II. in der metallenen Hand trug, ſtanden Alle, welche die errungene Freiheit behaupten und ausbilden wollten, welche weit davon entfernt waren, Freiheit für gleichbedeutend mit Geſetzloſigkeit zu halten, die Freiheit für die Mißbräuche verantwortlich zu machen, welche in ihrem Namen begangen wurden, oder deshalb an ihr irre zu werden. Sie durchſchauten den verborgenen Grimm und die heimlichen Anſtrengungen der Reaktion, ſie folgten aufmerkſam ihrem Kriegsplan und ſuchten ihn zu vereiteln. Dieſe Partei enthielt verſchiedene Beſtandtheile, der republikaniſche war jedoch nicht überwiegend. Sie erblickte im deutſchen Reiche den natürlichen Mittelpunkt aller deutſchen Stämme, den ſtarken Schutz der Errungenſchaften gegen alle Verſuche der Reaktion.

Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtete ſie auch die ungariſchen Verhältniſſe. Weit entfernt, die Uebergriffe des Magyarismus in fremde Nationalitäten zu billigen, ſah ſie doch in dem kroatiſchen Banus Jellachich einestheils ein von der Kamarilla erleſenes Werkzeug, andererſeits aber einen kühnen Gewaltmann, der ſich an die Spitze des Slaventhums ſtellen wolle, um das deutſche Element unter ein großes, allenfalls kaiſerlich-öſterreichiſches Slavenreich zu beugen; ſie ſah in den gewaltſamen Angriffen gegen Ungarns Freiheit nur den Anfang jenes Kampfes, welcher gegen die Freiheit überhaupt geführt werden ſollte; das iſt der Grund der Sympathie für Ungarn, welche ſich in Wien zeigte und welche von Ungarn eifrig benützt wurde. Durch das wechſelnde Benehmen des Hofes gegen Jellachich verwirrte ſich der Parteienkampf immermehr, als ſich plötzlich der Verdacht des Verrathes über dem Haupt des öſterreichiſchen Kriegsminiſters Latour zuſammenzog. In der furchtbarſten Erbitterung wurde der greiſe Latour das Opfer. Seine Ermordung war übrigens nur der erſte Ruck der Lawine. Wie die grauenvolle That geſchehen, war auch der Kampf mit der bewaffneten Macht und der Kampf der Parteien mit einander unvermeidlich. Nun erſt begann die eigentliche Revolution; ſie hatte mit Latour's Ermordung nichts zu ſchaffen, ſie entwickelte ſich nothwendig aus ganz anderen Vorausſetzungen, aus dem Gegenſatz der Prinzipien. Es galt, ob der Gedanke einer von Deutſchland völlig geſonderten öſterreichiſchen Geſammtmonarchie, gleichviel, ob ſie auch einen ſlaviſchen Schwerpunkt habe, oder ob das deutſche Element, — ob die Dynaſtie (wohl zu unterſcheiden von der konſtitutionellen Monarchie), ob die Dynaſtie unter dem allwaltenden Einfluß der Kamarilla, — oder ob ein deutſcher Volksſtaat in Oeſterreich, unter den alten Vorausſetzungen des Länderverbandes und unter der neuen einer Perſonalunion, ſiegen ſollte. — Für das Heer war die Ermordung Latour's die Loſung zur Rache, für die Kamarilla der Anlaß, unter dem Vorwand der Beſtrafung des Verbrechens den Heerd der Freiheit, Wien, zerſtören zu laſſen. Welcher Mann war nun wohl der geeignetſte, um, mit unbeſchränkter Vollmacht an des „konſtitutionellen" Kaiſers Statt auftretend, den Plan der Kamarilla auszuführen? Kein Anderer, als ein Mann, welcher, Ariſtokrat nicht blos durch Geburt, ſondern auch aus Ueberzeugung, Soldat ganz im Sinne Wallenſtein's, von dem er in weiblicher Linie abſtammte, — von ſeinem Standpunkte aus jede Erhebung des Volks für ein Verbrechen hielt, für den die neue Ordnung der Dinge gar nicht exiſtirte, und in deſſen Seele der Gedanke der Rache jede Regung von Erbarmen erſticken mußte. Eben dies Letztere war's, was die Kamarilla erwog, als die Wahl auf den Fürſten Windiſchgrätz fiel; o, die Kamarilla wußte gar wohl, was ſie that, als ſie die Machtvollkommenheit in die Hände dieſes Mannes legte, dem am 13. Juni bei'm Volksaufſtand zu Prag ein Schuß die Gattin niedergeſtreckt hatte! — Wie, wär' es aber vielleicht nur eine Einbildung, nur ein Traum, — dieſer Plan, ein ſlaviſches Kaiſerthum Oeſterreich zu gründen und die deutſchen Provinzen Oeſterreichs einem Triumph der Dynaſtie zu opfern, die den blutigen Namen Ferdinand's II. und das blutige Blatt, worauf die Schlächterei auf dem Altſtädter-Ringe zu Prag am 21. Juni 1621 verzeichnet ſteht, aus ihrer Geſchichte nicht tilgen kann, und ob ihr hundert Hurter's beiſtünden, und ob eine ganze Legion Jeſuiten die Geſchichte falſchmünzte? Wurde nicht dieſer Plan, daß Oeſterreich eine ſlaviſche Monarchie werden müſſe, wurde nicht die Behauptung, daß es nur als ſolche Kraft, Macht und Beſtand haben werde, wurde nicht die Bedingung, daß jede Vereinigung mit Deutſchland aufgegeben werden müſſe, — bereits in der erſten Sitzung des allgemeinen Slavenkongreſſes zu Prag ausdrücklich ausgeſprochen, während zu gleicher Zeit der dalmatiſch-kroatiſch-ſlavoniſche Landtag zuſammentrat, zu deſſen Beſchickung der kroatiſche Banus Jellachich die ganze böhmiſche Nation einlud? Dieſer Jellachich, dieſer auf eine ſo auffallende Weiſe begünſtigte Liebling des Hofes, — erließ er nicht ein Schreiben an die „Slowanska Lipa“ zu Prag, worin er verſicherte: „Nur die Ueberzeugung, daß ich gegen die Feinde des Slaventhums ziehe, führte mich vor Wien?“

Der öſterreichiſche Reichstag blieb und that ſeine Schuldigkeit, als für Wien die Stunde der Gefahr ſchlug, als die erbitterten Truppen es immer näher umſchloſſen. Da verſöhnten ſich für den Augenblick die Parteien innerhalb der Stadt, und die Revolution trat in eine neue Entwickelungsperiode: man ahnte nämlich in Wien, daß die Gelegenheit, die Hauptſtadt zu zermalmen, der Kamarilla willkommen ſei, damit man mit dem Herzen auch ſämmtliche Glieder tödten könne, welche ſich nach dem freien Volksſtaate, nach deutſchen Einflüſſen, deutſchem Schutz ausſtreckten; Wien erkannte aber auch, daß es, indem es die eigene Freiheit behauptete, den herzhafteſten Widerſtand nicht blos ſeiner eigenen Ehre, ſondern auch der Freiheit des ganzen deutſchen Geſammtvaterlandes ſchuldig war. Natürlich und begreiflich war es aber auch, daß Wien, je näher die Gefahr heranrückte, den Beiſtand Ungarns, der ihm in Ausſicht ſtand, willkommen heißen durfte.

In dem Augenblicke nun, da Jellachich, der Ban von Kroatien, mit ſeinem wilden Heere, nach allerlei Märſchen durch Ungarn auf deutſchem Gebiete, nämlich vor Wien, ſtand, wo die Waffenmacht Auersperg's vom Belvedere herab ihre Feuerſchlünde auf das Bollwerk der Freiheit richtete, während Fürſt Windiſchgrätz, von Kaiſer Ferdinand dem Gütigen mit unbeſchränkter Machtvollkommenheit als deſſen zweites Ich bekleidet, ſeine Schaaren heranführte, — in dieſem Augenblick mußten die deutſche Reichsverſammlung und die Centralgewalt zu Frankfurt mit offenen Augen ſehen, ſie mußten Das ſehen, was ſich ja gar nicht verbergen wollte; ſie mußten erkennen, daß die heldenhafte Erhebung Wiens zur Vertheidigung gegen Bajonette und Kanonen mit dem an Latour begangenen Verbrechen nicht das Geringſte gemein habe. Sie mußten aber auch noch mehr als blos ſehen und erkennen, — ſie mußten handeln, bevor abermals das verhängnißvolle Wort „zu ſpät,“ diesmal über den rauchenden Trümmern der zuſammengeſchoſſenen Stadt und über dem Grabe der Freiheit erſchallte. Sie mußten Wien von der Nothwendigkeit befreien, daß es ſich auf Ungarns Beiſtand verließ; der deutſchen Stadt, der deutſchen Freiheit hatte dies Deutſchland zu helfen, auf welches Wien mit gerechten Hoffnungen blickte. Deutſchland mußte von deutſchen Elementen in Oeſterreich für ſich retten, was noch zu retten war, es mußte verhüten, daß deutſches Blut vergoſſen werde; die Zeit der Worte, der Redensarten war vorbei.

Am 12. Oktober ſtellte nun der Abgeordnete Berger von Wien in der Frankfurter Paulskirche den Antrag: „In Erwägung der großen Verdienſte, welche die Majorität des konſtituirenden öſterreichiſchen Reichstags zu Wien und die heldenmüthigen Demokraten in Bekämpfung der Reaktion, der verrätheriſchen Miniſter und der freiheitsmörderiſchen Kamarilla an den Tag gelegt haben; in Erwägung, daß die deutſche Stadt Wien ſich durch ihren letzten Barrikadenkampf um die deutſche und um die Freiheit eines hochherzigen Brudervolks unſterbliche Verdienſte erworben hat, erklärt die deutſche Nationalverſammlung: Der konſtituirende Reichstag und die heldenmüthige Bevölkerung Wiens haben ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht.“ Dieſen Antrag, welchen außer Berger 63 Reichstagsmitglieder, worunter auch Robert Blum, unterſchrieben hatten, wurde nicht als dringlich erkannt und eben ſo wenig ein anderer von Weſendonk und 34 Mitgliedern vorgebrachter, daß der Reichsminiſter des Innern aufzufordern ſei, ſofort diejenigen Beſchlüſſe mitzutheilen, welche nach deſſen heutiger Erklärung von der Centralgewalt, die neueſten Verhältniſſe Oeſterreich's betreffend, gefaßt worden. Da wurde denn von etwa 130 Mitgliedern der Frankfurter Nationalverſammlung, welche der Linken angehörten, folgende Adreſſe an die Wiener vereinbart: „Eure großartige Erhebung hat unſere ganze Bewunderung erregt. Der blutige Kampf, den Ihr ſo glorreich beſtanden habt, iſt auch für uns, Eure Brüder, beſtanden worden. Wir wiſſen, daß Ihr auch ferner, wie bisher, fortfahren werdet in Euren Beſtrebungen, und daß Ihr dem übrigen Deutſchland voranleuchten werdet durch Mannesmuth und Energie. Wir ſenden Euch fünf unſerer Freunde, um unſere ungetheilte Hochachtung und unſere innige Dankbarkeit für Eure Verdienſte um die Freiheit auszudrücken.“

Die Mitglieder des Frankfurter Reichstages, welche gewählt wurden, um dieſe Adreſſe der Linken nach Wien zu überbringen, waren Robert Blum und Fröbel. Sie reiſten, von Hartmann und Trambuſch begleitet, welche ſich der Deputation anſchloſſen, am 13. Oktober von Frankfurt ab.

Viele, und darunter auch Freunde, hatten die Abreiſe Blum's und der andern Abgeordneten nach Wien mißbilligt, und zwar einzig und allein aus dem Grunde weil ſie glaubten, daß die Linke des Reichstags in einer Zeit, da die wichtigſten Fragen bei demſelben zur Erörterung kamen, ihre Kräfte nicht zerſplittern ſollte, weil ſie glaubten, daß ſie ſich ſolcher Talente, wie Blum und Fröbel, in großen entſcheidenden Augenblicken nicht entäußern durfte. Für Blum war übrigens die Sendung nach Wien ein Wink des Schickſals, daß es ihm endlich die Erfüllung ſeines heißeſten Wunſches gewähren würde. Oft hatte er ſeinen vertrauteſten Freunden geſtanden, was ihm drückend auf der Seele lag: „Man feiert mich als den Mann des Worts, — dem Mann fehlt die That. Leonidas, Winkelried, Waſhington, Körner waren die Glücklichen!“ Oft ſprach er begeiſtert von dem Glück, für die Freiheit ſeines Volks zu ſtreiten und zu ſterben; es waren ſeine Worte, der Ausdruck des Gefühls, das ſein ganzes Daſein erfüllte: „Ich weiß, was ich dem Volke werth bin, und ich kenne meine Pflicht, mich ihm zu erhalten. Kommt aber der große Augenblick, wo mein Beiſpiel auf der Barrikade mehr nützt, als meine Rede hier auf der Tribüne, — dann bleibe ich nicht!“ Der Augenblick kam, daß er, nicht auf der Barrikade, durch ſein Beiſpiel, daß er in der Brigittenau durch den Tod eines Winkelried der Freiheit eine Gaſſe öffnen ſollte.

In Breslau ſprach Blum am 16. Oktober zu der großen Menſchenmaſſe im Bahnhof: „Ich komme entweder als Sieger oder gar nicht wieder.“

In Wien am 17. angekommen, theilten die Frankfurter Abgeordneten die Adreſſe der Linken dem permanenten Ausſchuß des Reichstags, dem Oberkommando und dem Studentenausſchuß mit; der Reichstag nahm dieſelbe mit allgemeiner Akklamation auf. Drei Tage, den 17., 18. und 19. Oktober, verwendeten die Abgeordneten, um ihren Auftrag zu vollziehen, und am 20. waren ſie bereit, Wien wieder zu verlaſſen. Blum hatte ſich bei dem ſächſiſchen Geſandten einen Paß geben laſſen, und Fröbel von dem Oberkommando für alle vier Paſſirſcheine erhalten, welche auf drei Tage lauteten. Indeſſen verharrten ſie vom 20. bis zum 26. in Wien, weil ſie in Folge der eingegangenen Nachrichten glaubten, daß es unmöglich ſei, ohne Mißhandlung durch das Heer zu kommen, welches Wien eng umſchloſſen hielt. Nachdem ſie ſich nun überzeugt hatten, daß ſie nicht abreiſen konnten, wurden Robert Blum und Fröbel am 26. Oktober durch einen Hauptmann außer Dienſt aufgefordert, einem Elitenkorps beizutreten, welches derſelbe zu bilden beordert war und welches nach dem Organiſationspatente die Beſtimmung hatte, die Ruhe und Ordnung in der Stadt zu ſichern. Es beſtand aus vier Kompagnien; Fröbel und Blum wurden zu Hauptleuten, und zwar Blum bei der erſten, Fröbel bei der dritten Kompagnie ernannt, nachdem ſie ſich entſchloſſen hatten, der Aufforderung zu folgen; das thaten ſie aber deshalb, weil ſie — eben in Berückſichtigung jener Beſtimmung, — als Fremde, welche ſich in der ſchwerbedrängten Stadt aufhielten, die Pflicht zu haben und es ihrer Ehre ſchuldig zu ſein glaubten, an den allgemeinen Laſten Theil zu nehmen, und namentlich, da man ihnen geſagt hatte, daß man zur Unterſtützung jener Abſicht (Ruhe und Ordnung zu erhalten) auf ihre Namen Werth legte. Und in der That: Wien bedurfte in jenen Tagen der furchtbarſten Noth ſolcher Männer, welche für Ruhe und Ordnung ſorgten. Ueberall Barrikaden, alles ohne Unterſchied in Waffen, nirgends ein Verlaß auf den Nächſten, überall der Argwohn, daß dieſer oder jener heimlich zur ſchwarzgelben Partei gehöre und in geheimer Verbindung mit dem Feinde draußen Verrath ſinne; dazu der Mangel an Lebensmitteln, der ſich bereits fühlbar machte, an Waſſer, an Licht; die Nachrichten von Mord und Raub, deren ſich Soldaten ſchuldig gemacht, hunderterlei einander widerſprechende Gerüchte von der Ankunft eines Entſatzes, ein ſtetes Schwanken der Gemüther zwiſchen friſcher Hoffnung und Enttäuſchung, — das war der Zuſtand Wiens in den letzten Tagen der Belagerung; iſt es da nicht begreiflich, daß Verwirrung einreißen mußte? Aber der urſprüngliche Charakter der Revolution war die Anarchie nicht, wie behauptet und verbreitet worden iſt.

Das Elitenkorps wurde bald auf eine andere Weiſe verwendet, nämlich zur Vertheidigung. Blum und Fröbel wurden getrennt und an die äußerſten entgegengeſetzten Punkte der Stadt, wo Barrikaden gebaut waren, an die gefährlichſten Orte hinbeordert. Bald begannen beide Männer die Ueberzeugung zu hegen, daß ſich die Stadt nicht werde halten können; ſie argwohnten, daß Verrath im Spiele ſei. Blum, welcher den Kroaten gegenüber ſtand, hatte fünf Kanonen, aber auch den ſtrengſten Befehl in der Taſche, ſie nicht zu gebrauchen, und Fröbel hatte Kanonen-Patronen abgeliefert, welche mit Sägeſpänen gefüllt waren, ſeinen Leuten hatte man Patronen ohne Kugeln ausgetheilt.

Blum und Fröbel beſchloſſen daher, nachdem ſie am 26ten ihren Dienſt angetreten, bereits am 28. ihre **Entlaſſung** einzugeben, und ſie **thaten** dies bereits am 29. Oktober früh Morgens um 6 Uhr ſchriftlich; ihr Entlaſſungsgeſuch wurde denn auch von dem Korps-Kommandanten **angenommen**.

Von da an brachte Robert Blum mit Fröbel bis zum 4. November, alſo nachdem die Einnahme Wiens längſt geſchehen war, die Zeit in ſeinem Gaſthofe zu, und ging nur wenig aus. Inzwiſchen hatten beide auch ein Schreiben an den Kommandanten der Stadt gerichtet, des Inhalts, daß ſie, nachdem ſie gegen ihre Abſicht in Wien länger zurückgehalten worden, ſo ſchnell als möglich von Wien abreiſen möchten und deshalb um den zur perſönlichen Sicherheit nöthigen Geleitſchein bäten. Sie wurden jedoch, ſtatt der Antwort, an den General Cordon angewieſen und richteten nun am Nachmittag des 3. November ihre Bitte an dieſen. Da erſchienen am 4. November des Morgens um 6 Uhr Soldaten mit einem Hauptmann und einem Polizeibeamten in den Wohnungen der beiden Abgeordneten, um ſie zu verhaften. Sie beriefen ſich auf ihre Eigenſchaft als Mitglieder der deutſchen National-Verſammlung. Es war vergeblich. Sie erhielten die Antwort: daß der Befehl zu ihrer Verhaftung keine Rückſicht auf dieſe Proteſtation zulaſſe! Das Reichsgeſetz, welches die deutſche National-Verſammlung am 30. September 1848 zum Beſchluß erhoben hatte, war alſo in dem deutſchen Reichslande Oeſterreich, in der deutſchen Stadt Wien eine Null. Es lautet wörtlich alſo: „Ein Abgeordneter zur verfaſſunggebenden Reichsverſammlung darf von dem Augenblick der auf ihn gefallenen Wahl, ein Stellvertreter von dem Augenblick an, wo das Mandat ſeines Vorgängers erliſcht, während der Dauer der Reichsverſammlung weder verhaftet, noch in ſtrafrechtliche Unterſuchung gezogen werden, mit alleiniger Ausnahme der Ergreifung auf friſcher That. In dieſem letzteren Falle iſt der Reichsverſammlung von der getroffenen Maßregel ſofort Kenntniß zu geben, und es ſteht **ihr** zu, die Aufhebung der Haft oder Unterſuchung bis zum Schluß der Sitzungen zu verfügen. Dieſelbe Befugniß ſteht der Reichsverſammlung in Betreff einer Verhaftung oder Unterſuchung zu, welche über einen Abgeordneten zur Zeit ſeiner Wahl bereits verhängt geweſen iſt. Kein Abgeordneter darf zu irgend einer Zeit wegen ſeiner Abſtimmungen in der Reichsverſammlung oder wegen der bei Ausübung ſeines Berufs gethanen Aeußerungen gerichtlich verfolgt oder ſonſt außerhalb der Verſammlung zur Verantwortung gezogen werden. Vorſtehende Beſtimmungen treten in Kraft mit dem Tage ihrer Verkündung im Reichsgeſetzblatt.“ Was Reichsgeſetze, was verbindende Kraft derſelben! Ein Windiſchgrätz kannte ſie nicht, wollte ſie nicht kennen. Wie, hat er aus eignem Antrieb nichts davon wiſſen gewollt? Oder hat ihn ein höherer Wille bewegt, der da freudig die Gelegenheit ergriff, um dieſem deutſchen Reichstag zu zeigen, daß er für Oeſterreich gar nicht exiſtire? Fragt die Kamarilla, fragt den Jeſuitismus darum. Genug: das deutſche Reichsgeſetz wurde in der deutſchen Stadt Wien nicht beachtet, Robert Blum, ob er gleich nicht auf friſcher That ergriffen worden, wurde verhaftet; hatte er doch das größte Verbrechen begangen, hatte er doch ſein ganzes Leben lang für Licht und Recht gekämpft!

Robert Blum wurde in das Gefängniß im Stabsſtockhauſe abgeführt und genoß dort eine ziemlich rückſichtsvolle Behandlung. Am 8. des Nachmittags um 4 Uhr gab er mit ſeinem Schickſalsgefährten Fröbel einen Proteſt an die Central-Unterſuchungs-Kommiſſion ein, worin ſich beide auf ihre Eigenſchaft als Reichstagsdeputirte beriefen und die Rechte des Reichstags feierlich gegen ihre Verhaftung und das weitere gerichtliche Verfahren wider ſie wahrten. Ein Schreiben an das Präſidium des Reichstags, welches ſie am 5. November jener Central-Unterſuchungs-Kommiſſion einhändigten, und worin ſie ihre Verhaftung anzeigten, ſo wie ſie den Reichstag aufforderten, ihre Rechte in Beziehung auf ſie geltend zu machen, kam in Frankfurt nicht an.

Am 8. November, zwei Stunden ſpäter, nachdem der Proteſt übergeben worden war, nämlich um 6 Uhr des Abends, wurde Robert Blum vor das Kriegsgericht zum Verhör gerufen. Das Kriegsgericht beſtand aus einem Oberſtlieutenant und aus je zwei Stabsoffizieren, Hauptleuten, Lieutenants, Feldwebeln, Korporalen und Gemeinen. Blum proteſtirte zunächſt gegen die Berechtigung eines ſolchen Gerichtshofes, erklärte ſich jedoch bereit, auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten. So bekannte er denn offen und ehrlich, daß er in der Aula am 24. Oktober eine Rede gehalten und daß er den Belagerungstruppen bewaffneten Widerſtand entgegengeſtellt habe. Was nun jene in der Aula gehaltene Rede betrifft, ſo war ihr Hauptinhalt folgender: „Sollte es in der Stadt außer dem inneren Feind, nämlich der Zaghaftigkeit und dem Mangel an Ausdauer, noch andere geben (er hoffe: es gebe deren nicht,) oder ſollten noch Leute in der Stadt exiſtiren, die den Sieg des Militärs lieber wollen als den Sieg der Freiheit, ſo müſſe ſich der Vernichtungskampf gegen die Schaaren vor der Stadt auch gegen ſie kehren.“ Dieſe Stelle hob die „Preſſe“ aus der Rede hervor, und die „Preſſe“ iſt eine Zeitung, deren Richtung gerade den entſchiedenſten Gegenſatz zu Blum's politiſcher Geſinnung bildet. Gemeine Seelen hatten übrigens es ſich ſogleich zum Geſchäft gemacht, in allen Zeitungen eine Maſſe von Lügen über Blum's Benehmen zu verbreiten, damit die Theilnahme für ihn abgeſchwächt würde. So hieß es zum Beiſpiel anfänglich: Blum wäre, nachdem er ſich bereit erklärt habe Wien vertheidigen zu helfen, in dem Augenblick der Gefahr aus Wien — entflohen; ja, dreiſt behaupteten die Lügner ſogar, daß er ſich in der Tracht der akademiſchen Legion in Berlin unter den Linden zeige, und ſchadenfroh höhnend rief man: „Seht, ſo ſind ſie, die Maulhelden der Freiheit!" und die „Schwarzgelben" in Deutſchland, die Menſchen, die um ihr elend Stück Brod darin die Farbe zu halten ſuchen, daß ſie ſich willig mit fremdem Schmutz beſchmutzen, dieſe Menſchen ſchrieben es eilfertig nach. Die Nachricht von Blum's Verhaftung entlarvte dieſe freche Lüge und ihren Zweck. Wie hieß es nun aber? „Blum habe nach abgeſchloſſener Kapitulation auf's Neue zum Kampf aufgefordert; er habe am 30. oder 31. Oktober auf dem Stephansplatze dem Volk zugerufen: „Ihr müßt noch 200 latouriſiren;" Windiſchgrätz habe alſo vollkommen Recht gehabt, ihn ſtandrechtlich zu behandeln." Aber auch dieſe Behauptung, welche ſich gleichfalls raſch durch alle Blätter verbreitete, erwies ſich als Lüge; das zeigte ſich aus dem Bericht, welchen Blum's Parlaments- und Leidensgenoſſe Fröbel am 18. November vor dem Reichstag erſtattete, demzufolge Blum die ganze Zeit vom 29. Oktober bis zum 4. November in ſeinem Gaſthauſe zugebracht hatte; auch Fenner von Fenneberg, welcher vom 29. bis zum 31. Oktober Mitoberkommandant der Wiener Volkswehr geweſen war, erklärte in der Augsburger Allgemeinen Zeitung jene Anſchuldigung für eine gemeine Verläumdung, „die zu entkräften er der Wahrheit und dem Andenken eines der edelſten und tapferſten Männer Deutſchlands ſchuldig ſei." ausdrücklich bemerkte Fenner: „Robert Blum hat ſich nach Beendigung des Kampfes in den Vorſtädten, als alles verloren und jede weitere Vertheidigung Wahnwitz war, ſtets unmittelbar in meiner Nähe oder im Gaſthof befunden und in keiner Weiſe das Volk haranguirt." Das Kriegsgericht nahm übrigens, wie es aus Fröbels Verhör klar wird, einen ganz anderen Standpunkt der Beurtheilung ein, nämlich den, daß Blum nach dem 23. Oktober, das heißt, nachdem Windiſchgrätz, außen vor der Stadt angelangt, die Stadt in Belagerungszuſtand erklärt hatte, die Waffen geführt habe; darauf, daß der öſterreichiſche Reichstag dieſe Maßregel als eine ungeſetzliche erklärt habe, wurde keine Rückſicht genommen; ebenſo wenig auf Blum's Proteſt. Das Verhör endete um 8 Uhr des Abends.

Des andern Morgens, am 9. November, um 6 Uhr wurde ihm das Todesurtheil verkündigt. Ein Prieſter aus dem nahen Schottenkloſter kam zu ihm, um ihm die Beichte abzunehmen; Blum weigerte ſich zu beichten. Er ſprach zu dem Geiſtlichen: „Sie wiſſen vielleicht, daß ich Deutſchkatholik bin; ich glaube daher, daß Sie mir die Ohrenbeichte erlaſſen werden." Der Geiſtliche, glücklicherweiſe ein Mann von Bildung und Einſicht, ſtimmt vollkommen bei; Blum bittet ihn noch um einige Zeit, da er noch an ſeine Frau und Kinder und ſeine Mutter ſchreiben wolle. Nachdem dies geſchehen, ſprachen Beide noch viel miteinander; Blum ſehr gefaßt und ruhig, iſt erfreut, in dem Geiſtlichen einen Achtungswerthen zu finden und ſagt ihm zuletzt ungefähr: „Es hat mich ſehr gefreut, in Ihnen zum Unterſchiede von leider ſo vielen Pfaffen, die man in Deutſchland findet, einen ehrenwerthen, wahrhaft chriſtlichen Mann kennen gelernt zu haben. Ich möchte Ihnen gern ein Andenken hinterlaſſen, allein ich habe jetzt nichts hier als meine Haarbürſte. Wollen Sie dieſe von mir annehmen, ſo machen Sie mir noch eine Freude." Er benutzte die letzte Stunde, um von ſeiner Frau ſchriftlich Abſchied zu nehmen; „faſſe dich ruhig ob meines Schickſals" (ſchrieb er ihr) „und erziehe unſere Kinder, daß ſie meinem Namen keine Schande machen. Ich ſterbe für die Freiheit.“ Windiſchgrätz eilte, das Opfer zu ſchlachten. Nicht ſo lange wollte man warten, bis ein Bericht an den Kaiſer nach Olmütz und möglicherweiſe eine Begnadigung von dort wieder nach Hetzendorf bei Wien kam, geſchweige denn ſo lange, bis ein Eilbote die Anzeige der Verhaftung nach Frankfurt und einen Reichstagsbeſchluß an den Fürſten Windiſchgrätz bringen konnte. Windiſchgrätz kannte ja keinen Reichstag in Frankfurt, keinen Reichstagsabgeordneten Blum, ſondern nur einen „Buchhändler Robert Blum aus Leipzig;“ ſo ſtand's in dem Todesurtheil, welches ihn, als überwieſen durch ſein eigenes Geſtändniß, wegen aufrühreriſcher Reden und bewaffneten Widerſtandes gegen die kaiſerlichen Truppen in Folge der von Sr. Durchlaucht dem kaiſerl. königl. Herrn Feldmarſchall Fürſten zu Windiſchgrätz unterm 20. und 23. Oktober erlaſſenen Proklamationen“ verdammte.

Unter ſtarker Militärbedeckung wurde Blum in einem Wagen nach der Brigittenau gebracht. Der Weg nach der Brigittenau, wo die Exekution ſtattfand, geht durch die Leopoldſtadt. An der Reiterkaſerne in der Leopoldſtadt wurde angehalten, die Bedeckung wurde bedeutend verſtärkt und man wollte Blum Ketten anlegen. Er ſagte jedoch zu dem Offizier: „Ich will als freier deutſcher Mann ſterben. Sie werden mir auf mein Wort glauben, daß ich nicht den lächerlichen Verſuch machen werde, zu entkommen. Verſchonen Sie mich mit Ihren Ketten.“ Der Offizier läßt die Ketten wieder fortſchaffen und der Zug geht fort zur Stelle. Es iſt außergewöhnlich viel Militär dazu ausgerückt, wohl 2000 Mann. Es war jetzt ungefähr halb 8 Uhr. Blum ſteigt aus, ſieht ſich um und fragt einen der Offiziere; Wer wird mich denn erſchießen? Antwort: Jäger. Blum: „Nun das iſt mir lieb. Die Jäger ſollen gut ſchießen; hat mich doch hier“ — dabei zeigte er unter die Achſel, wo ihn am 26. Oktober bei der Sophienbrücke ein Streifſchuß getroffen hatte. — Unterwegs ſoll er die Hand vor die Augen gehalten und laut geſchluchzt, — plötzlich ſich erbebend aber geſprochen haben: „Ja, Robert Blum hat geweint, aber nicht der Abgeordnete Blum, der ſtirbt für ſeine Ueberzeugung, ſondern der Gatte, der Vater, ich dachte an mein liebes Weib und meine Kinder.“ In der Brigittenau auf dem Todesplatze angelangt, wollte er ſich die Augen nicht verbinden laſſen; man ſchlug ihm dieſe Bitte ab, damit die Jäger ſicherer zielen könnten. „Dann (ſprach Blum) will ich mir's gern gefallen laſſen. Ich ſterbe für die deutſche Freiheit, für die ich gekämpft; möge das Vaterland meiner eingedenk ſein!“ Nun verband man ihm die Augen. Muthig feſt und würdig als deutſcher Mann erwartete er den ſchönen, heiligen Tod für die Freiheit! Er wußte es noch im letzten Augenblick, daß ſie — wie der ſterbende Zwingli ausgerufen hatte — „den Leib tödten können, aber nicht die Seele,“ und daß die Seele eines Volks die Freiheit iſt. Drei Schüſſe trafen; zwei durchbohrten ihm die Bruſt, einer zerſchmetterte ſein Haupt. Es war zwiſchen der ſiebenten und achten Morgenſtunde des 9. Novembers. Der Mord, der dies blühende Leben zerriß, er zeigte, daß auch das Bruderband, welches Oeſterreich an das Reich deutſcher Nation knüpft, zerriſſen werden ſolle; dieſe Kugeln, welche den Reichstagsabgeordneten niederſtreckten, haben auch das Geſetz, ſie haben das ganze deutſche Vaterland verwundet. Offen gab ſich alſogleich überall die Meinung kund, Blum's Hinrichtung ſei ein Staatsſtreich, um der deutſchen Nationalverſammlung den Beweis zu geben, daß man ſie verachte, daß ſie nicht vorhanden ſei für die öſterreichiſche Monarchie, welche nun unter dem Donner der Geſchütze und unter den Todesſeufzern der Gefallenen ihre Verjüngung feiern werde. Mochte Windiſchgrätz glauben, der Schrecken werde jedes deutſche Herz bei der Kunde lähmen, — nein, Windiſchgrätz, du haſt dich geirrt! Weißt du, was du gethan haſt, als du die Jäger auf Robert Blum anſchlagen ließeſt? Du haſt, was in deutſchen Herzen Heiliges iſt, aus langem todesähnlichem Schlaf geweckt; ein neues Leben haſt du hervorgerufen, auch da, wo alles Leben längſt verkommen ſchien. Das Bewußtſein haſt du aufgerüttelt, daß wir noch Menſchen ſind, noch lange auch gut genug, um uns als Opfer ſchlachten zu laſſen, an deren Blutesduft ſich die Götter aus Staub, die wir als Unſterbliche anbeten ſollen, erſättigen. Du haſt der Monarchie den ſchlimmſten Dienſt erwieſen; du haſt ſie mit Blut getauft. Nun, Windiſchgrätz, damit das Siegel auf dein Urtheil gedrückt ſei — trägſt du den ruſſiſchen Orden!

Als die Nachricht von Robert Blum's Ermordung am 12. November in Dresden eintraf, traten ſofort Mitglieder der ſächſiſchen Ständeverſammlung und die eben dort anweſenden Deputationen der deutſchen Vaterlandsvereine Sachſens zuſammen und erließen folgenden Aufruf an das deutſche Volk: „Das Unerhörte iſt geſchehen! Robert Blum, der Führer der entſchiedenen Freiheitspartei in der Nationalverſammlung zu Frankfurt, der treueſte Freund ſeines Volkes, iſt, wegen ſeiner hochherzigen Theilnahme an dem Heldenkampfe der edlen Wiener, von der Tyrannei kaltblütig gemordet worden. Der Abſcheu des geſammten Deutſchlands wird die Urheber dieſer Schandthat richten, welche ſelbſt das unverletzliche Haupt eines deutſchen Volksvertreters nicht geſchont haben. Das deutſche Volk wird ſeine Pflicht erkennen und die Kinder eines der edelſten ſeiner Freiheitskämpfer für die ſeinigen erklären." Der deutſche Verein in Leipzig erklärte: „Das heiligſte Recht der Nationalverſammlung iſt verletzt; ſolcher Verletzung gegenüber ſchwindet aller Parteiunterſchied. Es gilt, mit aller Kraft, in innigſter Verbindung mit allen Parteien die Nationalverſammlung und die Centralgewalt zu unterſtützen, damit dieſelben dieſe ſchreiendſte Verletzung ihrer Souveränetät ahnden können." In Frankfurt riefen bei der erſten Kunde von dem Morde 120 Reichstagsabgeordnete am 16. November dem deutſchen Volke zu: „Deine Ehre, deine Rechte trat man mit Füßen, als man deinen Vertreter gegen das Geſetz verhaftete! Deiner Freiheit hat man eine tödtliche Wunde geſchlagen, als man einen deiner würdigſten Söhne ermordete. Deutſches Volk! trauern wirſt du über den unerſetzlichen Verluſt, den du erlitten. Aber vergiß den Todten nicht, und erinnere dich, wie er ſtarb, für welche Sache er ſtarb, und durch wen er gemordet wurde.“ Zugleich forderten, wie es in Dresden geſchehen war, ſieben Abgeordnete des Reichstages das deutſche Volk auf, daß es für eine Ehrenpflicht erachte, Vaterſtelle an den Waiſen zu vertreten. Aehnliche Aufrüfe ergingen faſt in allen Städten und die Sammlungen wurden ſogleich eröffnet.

In der Nationalverſammlung zu Frankfurt ſtellte Ludwig Simon von Trier im eigenen und im Namen vieler anderer Mitglieder am 14. November den Antrag: „Die Nationalverſammlung empfiehlt der Centralgewalt die erforderlichen Maßregeln zur Ermittelung und Beſtrafung der mittelbaren und unmittelbaren Mörder des Reichstags-Abgeordneten Robert Blum von Leipzig.“ Die Dringlichkeit dieſes Antrags wurde abgelehnt, nachdem zwei Abgeordnete nach Wien mit dem Auftrag abgereiſt waren, um ſich alle bezüglichen Papiere ausliefern zu laſſen und nach Frankfurt zu ſchicken, zugleich aber auch alle verläſſigen Nachrichten zu ſammeln und ſchleunigſt zu berichten! In der Sitzung vom 16. November wurde dann der Antrag des Ausſchuſſes über Simon's Antrag in folgender Faſſung faſt einſtimmig angenommen: „Die Nationalverſammlung, indem ſie vor den Augen von ganz Deutſchland gegen die mit Außerachtlaſſung des Reichs-Geſetzes vom 30. September laufenden Jahres vollzogene Verhaftung und Tödtung des Abgeordneten Robert Blum feierlich Verwahrung einlegt, fordert das Reichsminiſterium auf, mit allem Nachdruck Maßregeln zu treffen, um die unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden zur Verantwortung und Strafe zu ziehen.“ Mit dieſem Beſchluſſe ſtimmte auch die Forderung des Raths und der Stadtverordneten von Leipzig an die Centralgewalt überein.

Leipzig hat die Leiche des Märtyrers verlangt, auf daß ſie in freier deutſcher Erde ruhe. Aber wahrlich: die Stelle in der Brigittenau, wo Blum in ſein Blut hinſank, ſie wird dem deutſchen Volke nicht minder heilig bleiben, ſie iſt, wie einer von Blum's Freunden es ausſprach, das Pfand, welches Oeſterreich mit unauflöslichen Banden an Deutſchland knüpft! Dorthin wird das deutſche Volk ſeine Kinder ſenden, und wird ſie ſchwören laſſen, ſeine Jünglinge, Treue der Freiheit, und ſeine Jungfrauen, daß ſie nur freien Männern zum Altare folgen ſollen.

Ringsum in allen Gauen des Vaterlandes beging das Volk die Todtenfeier ſeines gemordeten Freundes. Horch: durch all' die Orgelklänge und Klagelieder tönt ſeine Stimme von jener einſamen, blutgetränkten Donauinſel her! Hört, was er dem Volk verkünden will, für welches er gelebt, für welches er geſtorben: „Wähnet nicht, daß ich nicht mehr ſei, — man konnte meinen Leib morden, meine Liebe für Deutſchland und die Freiheit nicht! Ich habe ſterben wollen für's Vaterland. Ich umſchwebe euch, ich wandele mitten unter euch, wenn ihr die Schlachten der Zukunft ſchlagt. Wähnet nicht, dieſe Blut- und Feuertaufe Wiens ſei vergebens geweſen! Nein, nur geläutert hat ſich d'rin das edle Volk, dem aus der alten unſeligen Zeit noch zu viel der Schlacken anklebten; ein reiner, herrlicher Phönix wird es ſich aus der Aſche erheben. Spart die Thränen um mein Blut; ehrt mich, nicht durch Todtenfeiern, wozu eure Prieſter euch die Kirchen verſagen oder durch welche ſie ihre Kirchen entweiht halten, ehrt mich durch eine heilige Feier des Lebens, durch das Auferſtehungsfeſt des Vaterlandes; ehrt mich dadurch, daß ihr Männer ſelbſt werdet, daß ihr Männer erzieht! Ich war ein Mann, wie ihrer Tauſende ſind treu und feſt gleich mir: — ſteht, ihr Tauſende, endlich alle nur als Ein Mann! Dann gibt's ein einiges Deutſchland, einig durch die Freiheit, wie ich's, ſchon die Schüſſe in dem Herzen, noch vor mir ahnungsvoll geſehen.“ Wohlan, Robert Blum, die Menſchen kommen und gehen, die Parteien wogen auf und nieder; was menſchlich an dir, Flecken und Mängel, dein Blut iſt drüber hingefloſſen und hat es gelöſcht; dein Geiſt gehört dem deutſchen Volke und aus deinem Grabe wächſt eine Blume, deren Kelch das Bild des Ewigen in ſich trägt.

Robert Blum iſt todt. — Es lebe die deutſche Freiheit!

◆

Thaddäus Kosciuszko.

Von

N. Hadermann.

„Kosciuszko's Name gehört der ganzen civiliſirten Welt an, ſeine Tugenden der geſammten Menſchheit. Amerika zählt ihn unter ſeine berühmteſten Vertheidiger. Polen beweint in ihm einen Patrioten, deſſen Leben ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit geweiht war. Frankreich und die Schweiz bewundern ſelbſt in ſeiner Aſche noch den beſten Menſchen, Chriſten und Wohlthäter. Rußland erblickt in ihm einen in gefaßten Grundſätzen unerſchütterlichen Mann, deſſen Feſtigkeit, Unglück und Mißkennung noch beſtärken. Die Polen betrachteten ſich alle wie ſeine Kinder. Sie umgaben ihn mit ihrer Liebe und Ehrfurcht, wie mit einer Nationalhülle und zeigten ihn mit Stolz den anderen Nationen als Muſter jeder vaterländiſchen Tugend, der groß an der Spitze der Armee, beſcheiden im häuslichen Kreiſe, furchtbar als Held, rein als Menſch, unbeſcholten als Bürger, ſelbſt denen noch Gutes erwies, welche ihn beleidigten, und der ſeine Vaterlandsliebe nie durch eine unedle That entſtellte.“

Lafayette.

Thaddäus Kosciuszko.

(Geb. zu Siechnowice im Okt. 1746; geſt. zu Solothurn den 15. Okt. 1817.)

Die Lebensbeſchreibung dieſes edeln Mannes führt uns an einen der ſchwärzeſten Punkte in der neueren Geſchichte. Eine unerhörte Gewaltthat iſt verübt worden; das Grab eines Volkes gähnt vor unſeren Füßen. Es weilet dein Fuß, und dein Auge perlet eine Thräne, wenn es die Stätte ſchauet, wo Ein Menſch das Ziel ſeines Lebens gefunden hat, auch wenn dies Ziel auf dem Wege der natürlichen Entwicklung erreicht worden iſt. Schauder rieſelt durch deine Glieder, wenn der Hügel von vergoſſenem Blute geröthet iſt; wenn der Mord die Tage deſſen beendet hat, der unter ihm ſchläft. Wie ſollte der Fuß des Wanderers, der durch den Garten der Geſchichte eilet, nicht unwillkürlich inne halten; wie ſollte ſein Auge nicht Blitze des Zornes unter den Zähren der Wehmuth ſprühen; wie ſollte die tiefſte, die grimmigſte Entrüſtung nicht ſeine Seele erfaſſen, wenn er ſteht, wie die Gewalt, wie der Mord ſich an ein Völkerleben wagt? Und nicht Nothwehr etwa hat die, welche die Gewalt verübten, dazu getrieben: es war die Luſt blos nach Raub und Gewinn: die kalte Berechnung der ſogenannten Staatsweisheit der alten Schule, welche in dieſem Jahre erſt zu Schanden geworden iſt. Dieſe Sünde der Diplomatie iſt noch nicht geſühnt: noch ringt der Geiſt des mißhandelten Volkes vergebens nach Auferſtehung. Es dürfte daher grade jetzt, wo mächtige Sympathien neben großen Antipathien unter den Völkern

Europa's für und gegen die Polen rege geworden ſind; es dürfte grade jetzt an der Zeit ſein, die Geſchichte ihrer Leiden, mit der eines trefflichen Menſchen verbunden, an uns vorüber zu führen. Ohnehin gilt uns das Leben eines Menſchen nur dann einer Beſchreibung werth, wenn ihm ein Abſchnitt ſeiner Volksgeſchichte als Hintergrund dienen kann.

Vorgeſchichte.

Die Polen gehören zu der großen Slaviſchen Völkerfamilie, welche ſich nach der Zerſtörung des Avariſchen Reichs durch Karl den Großen im Oſten von Deutſchland ausbreitete. Sie zogen ſich damals unter verſchiedenen Benennungen vom adriatiſchen Meere an, längs der böhmiſchen Wälder, der Saale und der Elbe hin, bis zu den Geſtaden des baltiſchen Meeres, ohne daß man beſtimmen könnte, wo im Oſten ihre Gränze geweſen iſt. Im ſiebenten Jahrhunderte erſcheinen ſie unter dem Namen der Lechen in den Ebenen nördlich von den Karpathen, zeigen ſich bildſam und nehmen ſchon um das Jahr 960 mit der Schreibkunſt das Chriſtenthum an: am Ende des 10. Jahrhunderts heißen ſie Polen. Das Land, welches ſie eingenommen hatten, iſt reich an Erzeugniſſen des Bodens. Es bringt Korn und Waizen in hinreichender Menge hervor, erzeugt Holz, Flachs, Honig und Wachs, nährt ſehr gute Pferde und große Heerden Rindvieh. Ein unerſchöpfliches Salzlager vermehrt den Reichthum des Landes; fiſchreiche Ströme führen zum baltiſchen und zum ſchwarzen Meere hin. Aber auf dem fruchtbaren Boden konnte kein kräftiger, in ſich ſtarker Staat erblühen: denn der Fluch des Mittelalters laſtete ſchwer auf den Menſchen. Hunderttauſend kleine Herrn hielten das Volk in drückender Leibeigenſchaft: die Früchte des Bodens erfreueten den nicht, der ſie ihm entlockte. Einige Städte ausgenommen, gedieh kein Gewerbe. Was dem leibeigenen Polen der Edelmann übrig ließ, entriß ihm der Jude der ihm zugleich den einzigen Lebensgenuß darbot, den er kannte, Branntwein die Fülle. Es iſt ein Sprüchwort des gemeinen Polen: „Nur was ich vertrinke, iſt mein.“ „In dem 200jährigen Kampfe mit den Germanen, und in dem eigenen Parteiengewühle,“ ſagt ein Geſchichtſchreiber, „erlangte das Volk eine wunderbare elaſtiſche Gediegenheit, zuſammengeſetzt aus Nachgeben und Widerſtand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtsſinn und Vaterlandsſtolz.“ Der Pole beſitzt einen hohen Grad von angeborenem Lebensmuth und viele Geiſtesgaben, eine lebhafte Anhänglichkeit an den heimiſchen Boden. Er iſt raſch in dem Faſſen eines Entſchluſſes, lebhaft von Temperament, enthuſiaſtiſch bei allen Gegenſtänden, welche er einmal ergriffen hat; ſeine Stimmung gränzt überall leicht an's Abenteuerliche. Dieſes Volk, ſein Land und ſein Staat ſind ſeit 1000 Jahren faſt nur durch ihr Unglück merkwürdig. Sie ſtanden urſprünglich unter einem Fürſten ihrer Wahl; unter Piaſt, welcher, wie der böhmiſche Primislaus, vom Pfluge zum Throne berufen worden war. Sein Geſchlecht behauptete 500 Jahre lang die polniſche Krone. Dieſe Häupter des Staates hießen bald Herzoge, bald Könige, der Staat ſelbſt bald eine Republik, bald ein Königreich. Er litt an demſelben Grundübel, an welchem unſer Vaterland krankt. Die individuelle Freiheit galt dem Polen mehr, als das Wohl der Geſammtheit; ſie ſtellte er höher, als die Einheit ſeiner Volkskraft, und wenn er ſich in letzterer erhob, ſo war es meiſt zu ſpät; ſo ſaß der Tod, der Feind ſchon im Herzen ſeines Landes. An dieſem Uebel ſind der polniſche Staat und das polniſche Volk zu Grunde gegangen. O, du deutſches Volk, auch du haſt jenes Grundübel noch nicht überwunden; du ringeſt noch mit ihm auf Tod und Leben, und im Angeſichte desſelben Feindes, welcher das unglückliche Polenvolk gemordet hat, und welcher lauernd nun an deiner Gränze ſtehet, begierig dir ein gleiches Schickſal zu bereiten. O, deutſches Volk, ſei wachſam und einig und nimm dir ein Beiſpiel an der Geſchichte von Polen!

Die Polen hatten allen Grund, ihre Kraft zuſammenzuhalten und nicht zu zerſplittern. Von Weſten her drohete ihnen das deutſche Kaiſerreich Unterwerfung; im Oſten bildete ſich die ruſſiſche Macht, welche mit reißender Schnelle um ſich griff; vor den Bewegungen der Völker von Süden her waren ſie gleichfalls nicht ſicher; im Norden mußten ſie ſelber die Küſten zu gewinnen ſuchen. Durch die Annahme des katholiſchen Glaubens trennten ſie ſich überdies von ihren Stammesgenoſſen: denn die Ruſſen nahmen faſt zu derſelben Zeit das Chriſtenthum in morgenländiſcher Weiſe an. Ihr Unglück begann, als Boleslav III. das Land unter ſeine Söhne theilte (1138.) Der älteſte des Hauſes ſollte zwar mit dem Beſitze von Krakau eine Art Obergewalt über die anderen Fürſten behaupten, dieſe Einrichtung vermehrte aber nur die Verwirrung, und eine Einheit konnte dadurch nicht erzielt werden, ſondern nur größere Uneinigkeit, innerer Kampf und allgemeine Schwäche. Konrad von Maſovien rief (1230) den deutſchen Ritterorden gegen die heidniſchen Preußen zu Hülfe, und das ganze baltiſche Küſtenland von der Oder bis zum finniſchen Meerbuſen ging für Polen verloren und mit ihm ſeine nördliche Vertheidigungslinie und ſein Seehandel. Im Anfange des 14. Jahrhunderts wurden die lange getrennten Länder zwar in etwas wieder vereinigt. Wladislaus Lokietek verband Großpolen an der Warta, und Kleinpolen an der oberen Weichſel zu einem Ganzen und ließ ſich in Krakau zum Könige krönen. Aber den Deutſchen war Polen nicht mehr gewachſen. Lokietek's Sohn, Kaſimir, den die Polen wegen ſeiner wohlthätigen Einrichtungen im Inneren den Großen nennen, mußte im Frieden zu Kaliſch (1343) die untere Weichſel an den Orden, und das Oderland Schleſien an Böhmen förmlich abtreten.

Mit Kaſimir erloſch das Piaſtiſche Königshaus, und nun fing der Adel an, ſeine Stimme den Thronfolgern gegen perſönliche Vorrechte, welche ihm zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Fremde Könige beſteigen nun häufig den Thron, zuerſt König Ludwig von Ungarn (1370—82,) der ſich wenig um Polen kümmerte und das Land ſeiner Mutter und der Willkür der Großen überließ. Seine Tochter Hedwig, welche den polniſchen Thron nach des Vaters Tod erlangte, reichte ihre Hand dem heidniſchen Großfürſten Jagello von Lithauen (1386) und dieſe Verbindung war für beide Länder vortheilhaft, denn ſie blieben dauernd mit einander verbunden und waren mächtiger gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, den deutſchen Ritterorden und die Ruſſen. Polen ſchien ſeine verlorenen Naturgränzen wiederzugewinnen. Die deutſchen Ritter mußten in dem Frieden zu Thorn (1466) Kulm und die Weichſel bis Elbing an Polen abtreten und das übrige Ordensland von den polniſchen Königen als Lehen nehmen. 1558 kam auch Lievland an Polen und 1561 ward Kurland polniſches Lehen. So war Polen der mächtigſte Staat im Norden. Im Augenblicke aber, als es dieſe Erwerbung machte, war es von drei Gegnern bedroht. Die Ruſſen hatten Narwa und Dorpat genommen, die Schweden ſich in Eſthland und Reval feſtgeſetzt, die Dänen auf der Inſel Oeſel. Ein 20jähriger Krieg war die Folge, bei deſſen Beendigung jeder behielt, was er hatte. Nur Rußland gab alles auf, was es in Lievland genommen hatte. Die Ruſſen hatten während dieſes Krieges von Neuem die Mongolen abzuhalten; die Polen wurden durch einen Angriff der Türken beſchäftigt und durch ihre unglücklichen inneren Verhältniſſe. Dieſe waren durch einen wilden Religionshaß noch verwirrter geworden. Der Proteſtantismus war bei ihnen eingedrungen. Diſſidenten (Proteſtanten) und Socinianer erhielten endlich nach hartem Kampfe auf dem Reichstage zu Wilna (1563) gleiche Rechte mit den Katholiken. Nun aber ſtarb das Haus der Jagellonen aus (1572), und Polen war ſeitdem ein förmliches Wahlreich. Nie ſollte ein König vor dem Tode ſeines Vorgängers gewählt werden. Die Wahl ſollte verrichtet werden durch den Senat und das Volk. Unter dem Volke aber war nur der Adel verſtanden, welcher die Nation mit Ausſchluß des Bürgerſtandes allein vertrat. Er erſchien auf den Reichstagen durch die Landboten vertreten, deren Zahl am Ende des Mittelalters 183 betrug. Ohne ihre Einwilligung konnte auf den Reichstagen nichts über die Verfaſſung beſchloſſen werden. Aus dem eingeborenen Adel mußte der König die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Woiwoden, Kaſtellane und Miniſter ernennen, und dieſe bildeten auf den Reichstagen zuſammengenommen den erſten Reichsſtand, oder den Senat. Der Reichstag ſollte alle Gewalt haben in der Geſetzgebung und Verwaltung. In des Königs Namen ſollte alles geſchehen; die Gewalt aber hatte der König nicht. Er ſollte allein die Einheit der Republik repräſentiren, ein Ding, welches in der Wirklichkeit nicht beſtand. Denn nachdem es ſogar Geſetz geworden, daß der Widerſpruch eines Landboten (das liberum veto) den Beſchluß aller übrigen ungültig machen konnte, war von einer Einheit natürlich ganz und gar keine Rede mehr, und die troſtloſeſte Anarchie trat an ihre Stelle. Das Mittel, deſſen ſich die Polen gegen dieſes Veto bedienten, ſteigerte jene noch höher. Es war das Recht des Adels zu Konföderationen, d. h. zu freiwilligen Vereinigungen zur Nichtbeachtung eines Vetos; es war die zum Geſetz erhobene Inſurrektion. Von der Zeit an war die Parteileidenſchaft unter dem polniſchen Adel heimiſch, und von der Konföderation war es nur ein kleiner Schritt zum Landesverrath; der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. Von dieſem Augenblicke an war Polen durch ſeine eigenen Söhne an die Fremden verrathen und verkauft. Es beſtiegen faſt lauter fremde Könige den werthloſen Thron, der im Inneren ohne alles Anſehen und ohne allen Einfluß war. Der erſte Reichstag, welcher nach dem Tode des letzten Jagellonen zuſammentrat, erwählte den Franzoſen Heinrich von Anjou zum

Könige (1572). Dieſer beſchwor den Polen die ſogenannten Pacta conventa, die Adelsvorrechte und Adelsfreiheit, fand ſich aber in Warſchau ſo unglücklich, daß er nach vier Monaten, nachdem er den Tod ſeines Bruders, Karl IX. von Frankreich erfahren hatte, wegreiſte, ohne den Polen auch nur Lebewohl zu ſagen. Der polniſche Reichstag erließ eine Art Ladung an den davongegangenen König und ſchritt, da er nicht erſchien, zu einer neuen Wahl. Die Krone kam zunächſt an eine Schweſter des letzten Jagellonen Anna, und nach ihr an Sigismund, den Kronprinz von Schweden. Die Vereinigung der beiden erſten nordiſchen Kronen war nicht von Dauer. Die Schweden ſagten ſich von dem, in Warſchau reſidirenden und katholiſch gewordenen Könige los, und es entſtand ein Krieg zwiſchen beiden Völkern, der mit manchen Unterbrechungen viele Jahre hindurch geführt wurde. In Folge dieſes Krieges verlor Polen Lievland an Schweden, und die Souveränetät über Preußen an den Kurfürſten von Brandenburg. Auch die Koſacken fielen ab und ſtellten ſich unter ruſſiſchen Schutz. Auch Smolensk, Kiew, der Dniepr und die jenſeitige Ukraine mußten an Rußland abgetreten werden (1667). Nachdem Johann Kaſimir, der dritte König aus dem ſchwediſchen Stamme, die Krone niedergelegt hatte (1668); fiel es den Polen wieder ein, eingeborene Könige zu erwählen. Es folgten zwei aufeinander, Michael Wisniowiecki und der tapfere Johann Sobieski. Nach des Letzteren Tode aber (1696), ſchien der Thron an den Meiſtbietenden zu fallen. Ludwig XIV. hatte den Abbé Polignac nach Polen geſendet und beauftragt, die Königswahl auf den Prinzen Conti zu lenken. Er ſollte Jedem, der dazu beitragen würde, eine Penſion von 100,000 Livr. verſprechen. An die polniſche Wahlverſammlung hielt der Abbé eine lateiniſche Anrede, welche mit 360,000 Livr. an Geſchenken unterſtützt war. Dennoch mißlangen ſeine Bemühungen und der Kurfürſt Friedrich Auguſt II von Sachſen wurde zum Könige erwählt. Dieſer trat deswegen zur katholiſchen

Kirche über, und ſeitdem blieb das ſächſiſche Kurfürſtenhaus katholiſch. — Auguſt II. ſchloß ſich gegen die franzöſiſche Partei in Polen enge an Rußland an, und die Republik wurde dadurch in den großen nordiſchen Krieg verwickelt, welcher zwiſchen Karl XII von Schweden und Peter I. von Rußland entbrannte (1700). Rußland ſtieg durch dieſen Krieg zur erſten Macht im Norden empor, und Polens Schickſal begann ſich raſch zu entwickeln. Die Waffen fremder Machthaber entſchieden von jetzt an über die polniſche Krone. Karl XII. hatte die Dänen zum Frieden geſchreckt, die Ruſſen bei Narwa auf's Haupt geſchlagen und warf ſich nun rachedurſtig auf die Sachſen und Polen. Er dringt von Lievland aus in Kurland ein und erobert ganz Polen; Auguſt flüchtet nach Sachſen. Es bildete ſich zwar eine polniſche Konföderation gegen die Schweden; Karl XII. aber ließ auf einem Reichstage zu Warſchau Auguſt II. für abgeſetzt erklären und einen Piaſten wählen, Stanislaus Lesczinski, den Woiwoden von Poſen (1704). Mit dieſem ſchloß Karl XII. Frieden und Bündniß; die Schweden blieben aber im Lande ſtehen, den neuen König zu ſchützen. Später dringen ſie in Sachſen ein und zwingen Auguſt II. in dem Frieden zu Altranſtädt (1706) auf Polen zu verzichten und Stanislaus Lesczinski anzuerkennen. Nach der Schlacht von Pultawa (1709), welche Karl's XII. Siegeslauf ein Ziel ſetzte, kehrte Auguſt II. nach Polen zurück, und ſchloß ſich abermals enge an Peter I. an, durch deſſen Vermittlung er ſich auf dem polniſchen Throne erhielt. Durch die gränzenloſe Ueppigkeit ſeines Hofes wurde der polniſche Adel, welcher ohnehin zu Ausſchweifungen neigte, in eine noch tiefere Verderbniß geſtürzt: ſein Luxus und ſeine Beſtechlichkeit erreichten den höchſten Grad, und jede Geſammtkraft wurde gelähmt und vernichtet. Nach Auguſt II. Tode folgte ihm in Sachſen und Polen ſein Sohn Auguſt III. (1733 — 1763), in Polen aber nur durch die Unterſtützung eines ruſſiſchen Heeres. Seine und ſeines berüchtigten Günſtlings, des Grafen von Brühl Politik war die unbedingteſte Abhängigkeit von Rußland. Der König reſidirte meiſt in Dresden und überließ Polen ſich ſelbſt, ſo daß das große Land faſt 30 Jahre lang ohne alle Verwaltung war. Das Maß der Verwirrungen voll zu machen, hatte man ſeit 1717 die Rechte der Diſſidenten zu beſchränken angefangen, welche ſie ſeit anderthalb Jahrhunderten geſetzlich erworben hatten. Viele im Volke, ſogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels waren lutheriſch oder reformirt. Die Jeſuiten beſchuldigten die Diſſidenten, daß ſie beim Eindringen Karl's XII. in Polen die ſchwediſche Partei ergriffen hätten. Beim Tode Auguſt's II. (1733) faßte der Reichstag einen Beſchluß, daß fortan alle Diſſidenten von den Kron- und Reichsämtern und vom Reichstage ausgeſchloſſen ſein ſollten; ſie ſollten wie die Schutzjuden behandelt werden.

Das war die Lage und der Zuſtand Polens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sein Flächenraum betrug noch mehr als 13,000 Quadrat-Meilen, auf welchen 11—12 Millionen Menſchen wohnten; vor den erſten Abtretungen an Rußland (1667) zählte der polniſche Staat ſogar 16 Millionen Einwohner.

Die geſchichtlichen Ereigniſſe des 18. Jahrhunderts in Europa bieten bis zur franzöſiſchen Revolution hin einen traurigen Anblick dar. Von politiſcher Freiheit und politiſchem Bewußtſein in dem Volke findet ſich keine Spur. Der Fürſt iſt der Staat; das Volk eine Heerde, welche ihm von Gott zu beliebiger Nutznießung anvertraut iſt. Natürlich war es, daß ſolche Staaten nach ungemeſſener Vergrößerung ſtrebten, denn je mehr Schaafe ſie enthielten, deſto mehr Wolle konnte verbraucht werden. Von Ideen wurden weder die Maſſen, noch ihre Herrn und Treiber getrieben; dieſe rangen noch in einzelnen hervorragenden Geiſtern der Nationen und ſuchten ſich Bahn zu brechen nach Oben und nach Unten. Die Kriege, welche geführt wurden, ſind Eroberungs- oder Erbfolgekriege, in Folge deren Land und Leute willkürlich zerriſſen und vertheilt, oder fremde Fürſten in ein fremdes Land eingeſetzt wurden. So der große nordiſche Krieg, der ſpaniſche und der öſterreichiſche Erbfolgekrieg. Die Staaten, welche das unglückliche Polen umgaben, waren auf ſolche Weiſe zu europäiſchen Großmächten emporgeſtiegen und, obgleich ohnlängſt noch in ſchwere Kriege unter einander ſelbſt verwickelt, jetzt zum Verderben Polens einig und enge mit einander verbunden. Zwei von ihnen wurden von Frauen beherrſcht, und Frauenſchwäche mit Fraueneitelkeit verbunden hat über Völker und Staaten oft größeres Unglück gebracht, als die Herrſchbegierde der Männer. *Maria Thereſia* von Oeſterreich ſchrieb zwar in Betreff der Theilung Polens an ihren Miniſter *Kaunitz*: „In dieſer Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelſchreiend gegen uns iſt, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft, muß ich bekennen, daß ich mich Zeit Lebens nicht ſo geängſtiget befunden habe und mich ſehen zu laſſen ſchäme. Bedenke der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen unſere Ehre und Reputation in die Schanze ſchlagen.“ Aber ſie war eben doch nicht ſtark genug, der Stimme der Vernunft und ihrem beſſeren Rechtsgefühle zu folgen. Der vorgeſpiegelten Nothwendigkeit, bei dem ſtattfindenden Raube nicht leer ausgehen zu dürfen und ſich nebenbei für den Verluſt Schleſiens entſchädigen zu müſſen, brachte ſie ihre eigne Ueberzeugung zum Opfer.

Daß *Friedrich* II., der große König von Preußen, ſich dieſes völkerrechtliche Brandmaal auf die Stirne gedrückt, hat Manche befremdet. Aber *Friedrich*, der das Unglück hatte, ein Fürſt zu ſein, war in ſeinen Standesintereſſen gefangen. Daher ſtrebte er einzig und allein, „Preußen,“ wie das die Fürſtengeſchichte ausdrückt, „auf einen ehrenvollen Platz unter den übrigen Staaten zu erheben,“ d. h. mit andern Worten, es um jeden Preis, ſo groß, als möglich, zu machen, *ſeiner* Ehre und *ſeines* Vortheils wegen. Die Wegnahme

Schleſiens und die drei deswegen geführten blutigen Kriege waren, bei dem Lichte des Völkerrechtes beſehen, eben ſo ungerecht, als die Theilung Polens. Rußlands ganze Geſchichte endlich iſt eine Kette von rohen Gewaltthaten, ſelbſt da, wo es bewundernd vor ſeiner eignen Größe ſteht. Sein großer Peter iſt der Mörder ſeines eignen Sohnes und der Gatte einer gemeinen Soldatendirne, die er als Katharina I. zu ſeiner Nachfolgerin erklärte. Zur Zeit, die uns beſchäftigt, herrſchte (1762—1796) über das Land Katharina II., eine urſprünglich deutſche Fürſtin (eine Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt,) dieſe hatte den Thron über die Leiche ihres Gatten beſtiegen (Peter III.), den ſie erſt entthronte und dann morden ließ. „Sie war eine der größten Frauen, wenn man auf Geiſt, Verſtand und männliche Entſchloſſenheit ſieht,“ ſagen Geſchichtſchreiber von ihr: „aber“ fügen ſie hinzu: „ihr Privatleben kann die Geſchichte der Völker und Thaten wenig intereſſiren.“ Ihre Regentengröße beſtand darin, daß ſie, wie Peter I., auf Herrſchaft und Eroberung ausging; daß ſie, wie er, jedes Einzelne dem Zwecke des Ganzen opferte, d. h. ihrem eigenen Vortheile; daß ſie, gleichfalls, wie jener, die Kräfte eines unverdorbenen, noch nicht verweichlichten Volkes, welches durch Fremde und durch die Künſte der Civiliſation zu einer trefflichen Maſchine gebildet war, für die Zwecke der Regierenden verwendete. Als Weib war ſie aller weiblichen Sittlichkeit bar, eine Dienerin der Wolluſt, „in der Phyſik der Liebe etwas leidenſchaftlich,“ wie es Seume verblümt ausdrückt, und dadurch in der Hand unwürdiger Günſtlinge, an welche ungeheure Geldſummen, der Schweiß des Landes, verſchwendet wurden.

Polen war, wie oben gezeigt worden, ſchon ſeit Peter I. von Rußland abhängig und von ſeinen eigenen Großen verrathen und verkauft. Kurland, welches ein polniſches Leben war, gab der Kaiſerin zuerſt Veranlaſſung, mitten im Frieden mit Polen zu verfahren, wie mit einem eroberten Lande. Nach dem Tode des letzten

Herzogs aus dem Hauſe Gotthold Kettler's ſollte Kurland an Polen fallen, wie durch ausdrückliche Verträge feſtgeſetzt war. Aber die Wittwe des letzten Herzogs, eine Nichte Peter's I. und nun (1730 — 1740) Kaiſerin Anna von Rußland, ließ das Land durch ruſſiſche Truppen beſetzen, und die kurländiſche Ritterſchaft ſo lange plagen, bis ſie ihren Günſtling Biron zum Herzoge wählte. Die Polen mußten ihr Recht auf Kurland aufgeben, und ihr König Auguſt III. den, von den Ruſſen eingeſetzten Herzog anerkennen und belehnen (1739).

Als Biron nach dem Tode der Kaiſerin Anna geſtürzt und nach Sibirien geſchickt worden war (1741), blieb Kurland in ruſſiſcher Gewalt, und ſeine Regierung ohne Haupt. Die Einkünfte wurden unter die ruſſiſchen Beamten vertheilt, oder vorgeblich zur Zahlung von Biron's Schulden nach Rußland geſchickt. Die Kaiſerin Eliſabeth verſorgte (1758) einen anderen Günſtling damit. Dies war Karl von Sachſen, ein Sohn des König's Auguſt III. von Polen. Sie ließ öffentlich erklären, Biron ſolle nie wieder Herzog von Kurland werden und erſuchte den König von Polen ſelbſt, ſeinen Sohn als Herzog einzuſetzen. Dies geſchah, und Karl ward Herzog von Kurland. Unter Peter III. indeß wurde Biron wieder an den Hof nach Petersburg zurückgerufen, und Katharina II. verlangte ſeine Wiedereinſetzung als Herzog von Kurland. Nicht allein Kurland hielten die Ruſſen immer noch beſetzt; ſie hatten im ſiebenjährigen Kriege ganz Polen ſogar, wie eine ruſſiſche Provinz behandelt, und waren ſelbſt nach dem Frieden darin zurückgeblieben. In Graudenz lag eine ruſſiſche Beſatzung, und 15,000 Mann Ruſſen zogen nach Kurland, um den Herzog Karl gewaltſam zu vertreiben. Alle Kaſſen wurden verſiegelt, alle Gebäude der Regierung beſetzt, der Herzog in ſeiner Wohnung in Mitau belagert. Biron begab ſich nach Riga, und dann nach Mitau, ſo daß die beiden Herzoge in derſelben Stadt reſidirten, der Eine als Gefangener, der Andere als Schützling der Ruſſen. König Auguſt III. rief endlich ſeinen Sohn zurück, und **Biron** tyranniſirte das Land unter ruſſiſchen Bajonetten.

Auch Preußens Verhalten gegen Polen war jetzt ſchon feindſelig und hinterliſtig. **Friedrich II.** hatte **Biron** anerkannt, weil ihm dieſer einen Theil ſeiner ſchleſiſchen Beſitzungen abgetreten. Im polniſchen Preußen ließ der große König alle nur erdenkliche Arten von Bedrückungen und Plackereien ausüben, ſeine ſchlecht bezahlten Offiziere zu bereichern, oder unbedeutende Summen in den königlichen Schatz zu leiten. Er brauchte grade viel Geld, um die Leiden **ſeines**, durch den Krieg ausgeſogenen Volkes zu mildern. In dem armen Polen ließ er ſeine Preußen ſchalten, wie die Franzoſen unter **Ludwig XIV.** und unter **Bonaparte** in Deutſchland, und wandten ſich die Gedrückten klagend an ihn, ſo ſtellte er ſich, als wiſſe er gar nichts von dieſen Abſcheulichkeiten. Ueberdies ſuchte Preußen eine freundſchaftliche Verbindung mit Rußland. **Friedrich II.** mußte ſich gegen den Haß **Ludwig's XV.** gegen den Kaltſinn König **Georg's III.** von England und gegen die Abneigung **Maria Thereſia's** zu ſchützen ſuchen. Er ſtand allein mit der neugeſchaffenen Größe ſeines Staates; ſeine Stütze konnte Rußland werden und das Blut des zerriſſenen Polens ſollte der Kitt dieſer Verbindung ſein.

Auguſt III. ſtarb im Jahre 1763. Die Zwiſtigkeiten der großen polniſchen Familien unter einander und ihr Zuſammenhang mit fremden Fürſten hatten nie aufgehört. Nach dem Tode des Königs lagen ſie mit Heeren wider einander zu Felde; die Einem, die **Czartoryiskis**, **Oginskis**, **Poniatowskis**, im ruſſiſchen Intereſſe, und durch ruſſiſches Geld beſtochen; die Anderen, die **Radzivils** und **Branitzkis**, in franzöſiſchem. Faſt ein ganzes Jahr lang trat förmliche Anarchie in dem Lande ein. Dieſe Anarchie war für Rußland von Nutzen und mußte deswegen erhalten werden. Dies konnte geſchehen, wenn ein Mann ohne Ernſt und Würde und ohne großes Anſehen in der Nation auf den erledigten Thron erhoben würde. Einen ſolchen Mann hatte Katharina II. geſunden. Es war Einer ihrer ehemaligen Geliebten, der fadeſte unter allen, Stanislaus Auguſt Poniatowski; den ſie ſchon längſt nicht mehr liebte und achtete. Zum König von Polen war er immer noch gut genug: dies ſchmeichelte ihrem Stolze und diente ihren Zwecken. Ueber dieſen Mann fällt Schloſſer in ſeiner „Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts“ ſolgendes Urtheil: „Stanislaus war zum Hofmarſchall, Oberhofmeiſter oder dergleichen Amt von der Natur beſtimmt; von einem Könige hatte er auch keine Ader. Er hatte alle Leichtfertigkeiten, aber auch alle Wiſſenſchaften und Fertigkeiten der Höfe getrieben, hatte alle Künſte der Zieraffen ſich zu eigen gemacht, redete von allem dem, was in den Salons Kunſt und Poeſie genannt wird, in mehreren Sprachen im Accent der Eingeborenen der Länder, deren Sprache er gebrauchte; aber ohne allen Ernſt oder Tiefe. Ueber die neueſte Muſik, den Dichter oder Künſtler, der grade Mode war, über Dekorationen, Oper, Schauſpiel und Sängerinnen konnte er meiſterhaft reden und ſelbſt einen Georg Forſter täuſchen; aber jede männliche Tugend, jeder Gedanke einer edlen Seele war ihm fremd.“ Dieſen erbärmlichen König auf den polniſchen Thron zu erheben, ſchloſſen Rußland und Preußen (1764) einen ſogenannten Defenſiv-Traktat unter einander ab. Die öffentlichen Bedingungen dieſes Traktats enthielten nichts Auffallendes. Beide Mächte verbürgten ſich gegenſeitig ihr ganzes Gebiet, was für Preußen in Betreff Schleſiens wichtig war, und verſprachen einander bewaffnete Hülfe (10,000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd), wenn ſie angegriffen würden. Ein geheimer Artikel dagegen war die Hauptſache und die diplomatiſche Schurkerei. Er lautete: „Da es im Intereſſe Seiner Majeſtät des Königs von Preußen und Ihrer Majeſtät der Kaiſerin aller Reußen liegt, ihre ganze Sorgfalt und Macht darauf zu wenden, daß der Republik Polen ihre Wahlfreiheit erhalten werde, und daß es Niemand gelinge, das genannte Königreich in ſeiner Familie erblich zu machen oder ſich in demſelben zum unbeſchränkten Herrſcher zu erheben: ſo haben ſich Seine Majeſtät der König von Preußen und Ihre Kaiſerliche Majeſtät durch dieſen geheimen Artikel gegenſeitig verſprochen und verbindlich gemacht und auf die allerernſthafteſte Weiſe, nicht allein nicht zu dulden, daß irgend Jemand es unternehme, der Republik ihr freies Wahlrecht zu rauben, das Reich in ſeiner Familie erblich zu machen, oder ſich in demſelben unabhängig, für alle Fälle, wo es geſchehe: ſondern auch mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln und in Uebereinſtimmung die Abſichten und Beſtrebungen, welche auf dies Ziel gerichtet ſein ſollten, zu verhindern und zu vernichten, ſobald dieſelben bekannt geworden ſind, und nöthigen Falls ſelbſt mit Waffengewalt der Republik die Erhaltung ihrer Konſtitution und ihrer Grundgeſetze zu garantiren. Vorſtehender Artikel ſoll dieſelbe Kraft und Gültigkeit haben, als wenn er Wort für Wort in dem Hauptvertrage der Defenſiv-Allianz enthalten wäre u. ſ. w."

Dieſer Traktat war das erſte Beiſpiel in der neueren Geſchichte, daß ſich mächtige Staaten unter einander verbanden, einen beſtimmten Einfluß zu ihrem Vortheile auf die inneren Angelegenheiten eines ſchwächeren Staats zu üben und ſeine freie ſelbſtſtändige Entwickelung nach ihrem Gutdünken zu hemmen und nöthigen Falls mit der Gewalt der Waffen. Man beſchloß, das Unrecht der Gewalt gegen das Recht der Völker geltend zu machen, und was gegen einzelne Staaten gelang, verſuchten die Leiter derſelben ſpäter auch gegen die Freiheit der Völker im Allgemeinen. Die Fürſten verbanden ſich unter einander gegen die Völker, und die Hülfsmittel, welche ihnen zum Wohl ihres Landes anvertraut waren, liehen ſie ſich wechſelsweiſe zum Verderben aller Völker. Dieſes Syſtem war es, welches ganz Europa in die fürchterlichen Koalitionskriege und in die Hand eines gewaltigen Emporkömmlings geworfen hat, und als dieſe Gewalt durch die Anſtrengungen der Völker gebrochen war, da erblühete aus ihren Trümmern nicht die lange mißhandelte Völkerfreiheit, ſondern die Tyrannei elender Machthaber, die feige gekrochen waren vor jenem Sohne und Mörder der Revolution; die alle nicht werth waren, jenem Giganten die Schuhriemen zu löſen. In der ſogenannten heiligen Allianz erreichte dieſes Syſtem ſeinen Gipfelpunkt, und unſere Zeit ſelbſt hat es durch die großen Ereigniſſe des Jahres 1848 nur erſt grundſätzlich überwunden, und noch lange nicht thatſächlich. Sie kann nicht loskommen von ſeiner verderblichen Hinterlaſſenſchaft, und neben dem Bunde der Völker, der nur Freiheit, Recht und Gerechtigkeit will, ſchleicht im Finſteren immer noch der Bund der Könige und ſpinnet Verrath.

Poniatowski, welcher mit Hülfe jenes Traktats auf den Thron erhoben werden ſollte, galt unter den Polen ſehr wenig, und konnte daher auch ſeine bleibende Stütze allein von den Fremden erwarten. Er war ein Neffe des Großkanzlers Czartoryiski, welcher an der Spitze der polniſchen Regierung ſtand. Czartoryiski aber ſchwankte eine Zeitlang, ob er ſich nicht lieber für ſeinen Schwiegerſohn Oginski entſcheiden ſollte. Ihm war es nur darum zu thun, für die Schattenkrone den rechten Schattenkönig ausfindig zu machen, damit die Zügel der Regierung ſeiner Hand nicht entſchlüpften; es konnte ihm zwiſchen den beiden Bewerbern die Wahl allerdings ſchwer werden, denn einer war ſo erbärmlich, wie der andere. Wenn es aber noch eines Beweiſes bedürfte, wie gar nichts die Krone Polens zu bedeuten hatte und wie fürchterlich die Verfaſſung war, zu deren Erhaltung ſich Rußland und Preußen ſo eben verbunden hatten; ſo würden wir folgendes anführen. Das ganze Heer ſtand unter dem Großkronfeldherrn, die Rechtspflege unter dem Großkanzler, die Verwaltung des öffentlichen Schatzes unter dem Großſchatzmeiſter, die Polizei unter dem Großmarſchall, ohne daß Einer dieſer Würdenträger des Reiches dem Könige Rechenſchaft abzulegen brauchte oder von ihm Befehle annahm.

Die Ruſſen fanden bald den gewünſchten Vorwand, ſich in die Raufhändel der polniſchen Großen in Betreff der bevorſtehenden Königswahl zu miſchen. Außer ihren Truppen, welche in Kurland ſtanden, lag eine kleine ruſſiſche Beſatzung in Graudenz, und kurz vor Auguſt's III. Tode war ein ruſſiches Heer an der polniſchen Gränze zuſammengezogen worden. Poniatowski's Gegner, die Radzivils und der Kron-Groß-Feldherr Branitzki, griffen im März des Jahres 1764 die Ruſſen in Graudenz an und verjagten ſie aus der Stadt. Die Czartoryiskis, welche ſich unterdeſſen für Poniatowski entſchieden hatten, ſchlugen nun, von den Ruſſen unterſtützt, erſt Radzivil, dann Branitzki aus dem Felde, und zwangen ſie, auf das türkiſche Gebiet zu flüchten. Nun ward auf einem Reichstag unter ruſſiſchen Bajonetten Stanislaus Poniatowski zum Könige erwählt (September 1764.) Der Rubel hatte damals ſchon ſeine Reiſe durch Europa begonnen, die er noch nicht vollendet hat; bei Stanislaus Wahl iſt er ſehr thätig geweſen. Die ruſſiſchen Truppen zogen ſich auch nach der Wahl nicht aus dem Königreich zurück, und der ruſſiſche Bevollmächtigte Repnin herrſchte eigentlich in Warſchau.

Die innere Ordnung hätte nun wenigſtens nach den Kämpfen des Zwiſchenreichs zurückkehren können, und die Czartoryiskis hatten dafür gethan, was in ihren Kräften ſtand. Unter ihrer Leitung war der Konföderation eine General-Konföderation entgegengetreten. Durch ſie waren allerdings mit Hülfe der Ruſſen des Stanislaus Gegner überwunden worden, und Czartoryiski hatte ſie nach der Königswahl zum Schutze der Geſetze aufrecht erhalten, um die Wiederkehr des alten Unweſens zu verhindern. Aber was den Ruſſen früher gedient hatte, konnte ihnen nun gefährlich werden. Sie waren es daher, welche dafür ſorgten, daß neuer Stoff zu Uneinigkeit und Blutvergießen unter die Polen geworfen wurde, und welche dann dieſe Uneinigkeiten wieder zum Vorwande der Theilung nahmen. Repnin legte der neuen Regierung drei Forderungen vor, welche ſo argliſtig geſtellt waren, daß ſie dem Könige jeden Falls die größte Verlegenheit bereiteten. Er mochte ſie abſchlagen oder gewähren: ſo gerieth er mit den Ruſſen oder mit den Polen in Streit; zugleich wurden die Parteiungen unter den Polen erhalten und der gegenſeitige Haß derſelben geſteigert, da zu den politiſchen Gründen desſelben noch der religiöſe Fanatismus kam. — Repnin verſprach zuerſt die Einwilligung Rußlands zu der Errichtung eines polniſchen Heeres von 50,000 Mann, aber unter der Bedingung, daß Polen mit Rußland eine Offenſiv-und Defenſiv-Allianz eingehen ſollte. Eine ſolche Allianz mußte für Polen nachtheilig ſein, und Czartoryski wendete Alles an, ihr zu entgehen. Eine Defenſiv-Allianz mit Rußland mußte er indeſſen ſchließen. Der zweite Punkt, den Rußland forderte, betraf eine Regulirung der Gränze. Es legte eine Karte vor, auf welcher die Gränze gezeichnet war, welche Rußland auf Polens Koſten abgerundet hatte. Polen mußte einwilligen und alle Landestheile abtreten, welche ſich Rußland auf dieſe Weiſe zuzueignen geſonnen war.

Die dritte Forderung indeß war die wichtigſte und gefährlichſte. Sie betraf die Diſſidenten und trat in dem liberalen, aber heuchleriſchen Gewande der Toleranz auf; einer Toleranz, welche der damals herrſchenden franzöſiſchen Philoſophie entſprach, zu welcher ſich Friedrich II. und Katharina II. wirklich öffentlich bekannten. Die Schriftſteller jubelten über dieſe Forderung: aber weder die Politik Friedrich's noch Katharina's war wahrhaft liberal. Es galt einzig und allein, der Majorität der Polen, die man zu fürchten hatte, eine erbitterte und entſchloſſene Minorität entgegen zu werfen, um die Früchte des Zwieſpaltes zu ernten. Die Diſſidenten erneuerten gleich bei dem Regierungsantritte des Königs ihre gerechten Forderungen politiſcher Gleichſtellung, welche letztere ihnen vertragsmäßig zukam. Czartoryski ſah das Unwetter nahen und machte auf dem Reichstage im Jahr 1764 Vorſchläge zu ihren Gunſten. Es erhob ſich aber ein fürchterlicher Lärm; die Reichsboten bedrohten den vorleſenden Sekretär mit ihren Säbeln und ließen ihn nicht weiter zum Worte kommen. Die Polen erneuerten ſogar die früheren Beſchlüſſe, wodurch den Diſſidenten ihre wohlerworbenen Rechte genommen wurden. Die Diſſidenten erneuerten ihre Vorſtellungen, und die Ruſſen zogen an der Gränze ein Heer zuſammen. Repnin in Warſchau ertrotzte nun von der geängſtigten Regierung das Verſprechen, die Forderungen der Diſſidenten auf dem nächſten Reichstage zu erfüllen. Dieſer war auf den September des Jahres 1766 berufen, und die Ruſſen nützten die Zeit vorher, die Polen möglichſt einzuſchüchtern. Friedrich gab zu allem ſeine Zuſtimmung. Es rückten zwanzig tauſend Mann Ruſſen in Polen ein, und auf Repnin's Befehl reiſten ruſſiſche Oberſten dieſes Heeres bei den polniſchen Biſchöfen herum und drohten ihnen, ihre Güter zu verwüſten und ſie ſelbſt aus dem Lande zu führen, wenn ſie auf dem bevorſtehenden Landtage über das Verfahren Rußlands klagten, und gegen die Sache der Diſſidenten ſprächen. Dieſen Bemühungen der Ruſſen entgegen erließ der Biſchof Soltyk von Krakau, welcher in franzöſiſchem Solde ſtand Hirtenbriefe, die wilden Fanatismus predigten.

Bei der Eröffnung des Reichstags forderten der ruſſiſche und der preußiſche Geſandte ſogleich die Auflöſung der Generalkonföderation, alſo des einzigen Mittels, einige Ordnung in die Angelegenheiten des unglücklichen Reichs zu bringen. Sie fiel und mit ihr die Zukunft Polens. Gelegentlich forderten die Geſandten auch gleiche politiſche Rechte für die Diſſidenten. Aber Biſchof Soltyk und der päpſtliche Nuntius arbeiteten dagegen, und dieſe Forderung wurde abgewieſen.

Gleich im Anfange des folgenden Jahres (1767) trug die Aufhebung der Generalkonföderation den Ruſſen die beabſichtigten Früchte. Es entſtanden zuerſt zwei Konföderationen der Diſſidenten gegen den ſie beſchwerenden Reichstagsbeſchluß, d. h. Verbindungen zu dem Zwecke, ſich ihm mit den Waffen in der Hand zu widerſetzen. Die eine bildete ſich zu Sluck in Lithauen unter ruſſiſchem Schutze, die andere zu Thorn in Preußiſch-Polen unter preußiſchem. Aber auch katholiſche Konföderationen entſtanden gegen den Beſchluß in nicht geringer Zahl; im Mai des Jahres beſtanden deren ſchon hundert acht und ſiebenzig. Die Ruſſen ließen immer mehr Truppen einrücken und erklärten öffentlich, ſie würden jeden, der ſich ihnen widerſetzte, als Feind behandeln. Sie ſchloſſen mit Preußen nochmals einen geheimen Traktat vorgeblich zu Gunſten der Diſſidenten ab und ließen ihren frühern Gegner Radzivil, welcher noch nicht hatte nach Hauſe zurückkehren dürfen, nach Wilna kommen. Er und Branitzki traten nun an die Spitze der lithauiſchen Diſſidenten-Konföderation, und brachten nun ihrer Seits und von den Ruſſen dazu aufgefordert eine Generalkonföderation zu Radom zu Stande, durch welche man die Katholiken, welche an derſelben Theil nahmen, ſchändlich betrog. Das Haupt einer Generalkonföderation war Diktator der Republik; alle Obrigkeiten und Gerichte wurden außer Thätigkeit geſetzt: der König, der Senat, die Großbeamten waren der Konföderation Rechenſchaft über ihre Verwaltung ſchuldig. Fürſt Radzivil wurde mit einem ruſſiſchen Orden geſchmückt und berief einen Reichstag nach Warſchau (Oktober 1767). Repnin erklärte offen, er werde jeden, der dem nicht unbedingt beitrete, was Radzivil fordere, in Warſchau ſelbſt aufheben und nach Sibirien bringen laſſen. Dennoch verwarfen die Gegner der Ruſſen in einer Sitzung am 12. Oktober alle Vorſchläge Radzivil's mit der größten Heiterkeit. Die angeſehenſten unter ihnen waren der Biſchof Soltyk von Krakau, der Biſchof Johann Andreas Zaluski von Kiew, der Biſchof Kraſinski von Kaminieck, und die beiden Rzewuski, der Eine Woiwode von Krakau, der Andere Staroſt von Dolina. Mit Mühe gelang es in der Sitzung am 12. den Beſchluß durchzuſetzen, daß am 16. noch einmal berathſchlagt werden ſolle. Dieſe Zwiſchenzeit benutzte Repnin zur Ausführung ſeiner Drohung. Er ließ dieſe Männer alle in der Hauptſtadt ihres Landes durch ruſſiſche Soldaten gefangen nehmen, und nach Rußland abführen; nur Kraſinski entwiſchte. Der Generalkonföderation gab Repnin durch ein eignes Schreiben Nachricht von dem, was geſchehen war. Dieſes Schreiben lautet: „Die Truppen Ihrer Majeſtät, meiner Kaiſerin, die Freunde und Bundesgenoſſen der konföderirten Republik, haben den Biſchof von Krakau u. ſ. w. gefangen genommen, weil ſie durch ihr Betragen die Würde ihrer Majeſtät beleidigten, indem ſie die Reinheit ihrer wohlwollenden, uneigennützigen und freundſchaftlichen Geſinnung angegriffen haben. Der Unterzeichnete theilt dies der Generalkonföderation der Republik mit, welche unter dem Schutze ihrer kaiſerlichen Majeſtät ſteht, zugleich mit den beſtimmten und feierlichen Verſicherungen von der Fortdauer dieſes hohen Schutzes, des Beiſtandes und der Hülfe von Seiten der Kaiſerin gegenüber der Generalkonföderation, welche zuſammen getreten iſt zur Erhaltung der polniſchen Geſetze und Freiheiten und zur Ausrottung aller Mißbräuche, welche ſich in die Verwaltung den Grundgeſetzen des Landes zuwider eingeſchlichen haben. Ihre kaiſerliche Majeſtät will nur das Wohl der Republik und wird fortfahren, derſelben ihre Hülfe angedeihen zu laſſen, dieſes Ziel zu erreichen ohne irgend ein Intereſſe oder einen Lohn, und nichts anders beabſichtigend, als die Sicherheit und das Glück und die Freiheit der polniſchen Nation, wie dieſes ſchon deutlich in den Erklärungen J. Majeſtät ausgedrückt iſt, welche der Republik ihre gegenwärtigen Beſitzungen garantiren, mit ihren Geſetzen, ihrer Regierungsform und den Vorrechten eines Jeden. Warſchau, den 14. Oktober 1767.“ Man weiß wirklich nicht, worüber man mehr erſtaunen ſoll, über die Rückſichtsloſigkeit der Handlung ſelber oder über dieſe Art ihrer Mittheilung. König Stanislaus blieb bei dieſer traurigen Lage ſeines Landes ganz unthätig: er athmete ſorglos und behaglich in ſeiner

Hofluſt. Dennoch hatten die Gewaltthaten der Ruſſen nicht die gehoffte Wirkung. Es konnte in der tobenden Reichsverſammlung am 16. Oktober kein, den Diſſidenten günſtiger Beſchluß durchgeſetzt werden. Radzivil fand jedoch am 17. ein Auskunftsmittel. Der Reichstag vertagte ſich auf einige Wochen und ertheilte einem Ausſchuſſe den Auftrag, eine Geſetzesvorlage zu Gunſten der Diſſidenten auszuarbeiten. Dieſe ſollte dann dem wiederzuſammentretenden Reichstage vorgelegt und von ihm angenommen werden.

Dieſe Kommiſſion beſtand Anfangs aus 14, ſpäter aus 16 Mitgliedern und hielt ihre Sitzungen abwechſelnd im Hauſe des polniſchen Primas und des ruſſiſchen Geſandten. Sieben Deputirte der Diſſidenten und der preußiſche, engliſche, däniſche und ſchwediſche Geſandte wohnten den Sitzungen bei: Repnin ſchrieb vor, was beſchloſſen werden ſollte. Dies betraf übrigens nicht allein die Diſſidenten, ſondern die Wiederherſtellung aller Mißbräuche, welche in der letzten Zeit zur Handhabung von Ordnung und Recht waren abgeſchafft worden. Eine freie Beſprechung des Gegenſtandes duldete Repnin nicht; nicht einmal offene Erklärungen der Kaiſerin ſelbſt durften gegen ihn angeführt werden. Wenn das geſchah, ſo rief er dem Sprechenden zu: „Schweige, nur mir kömmt es zu, den wahren Sinn der Erklärungen meiner Kaiſerin anzugeben; ich leide weder Raiſonniren noch Einwendungen; ich fordere Unterwerfung unter ihren Willen.“ So wurden allerdings im Laufe eines Monates die günſtigſten Beſtimmungen für die Diſſidenten ohne allen Widerſpruch durchgeſetzt. Dieſe Arbeit des Ausſchuſſes erhielt den Namen „Toleranzakte“ und wurde am 19. November 1767 auf eine feierliche Weiſe unterzeichnet. Ruſſiſche Truppen ſchloſſen die Verſammlung in Repnin's Wohnung ein, und unter dem Bilde ſeiner Kaiſerin wurde die Akte unterzeichnet. Die Diſſidenten ſollten nach ihr wieder gleiche Rechte mit den Katholiken erhalten; nur zum Könige ſollte kein Diſſident gewählt werden können. Auch die Punkte, welche Preußen und Rußland zu Gunſten der Anarchie und ihres fortdauernden Einfluſſes durch den Ausſchuß feſtſetzen ließen, hatte Repnin diktirt. Der Reichstag nahm alle Vorſchläge des Ausſchuſſes an, und am 28. Februar 1768 wurde ein ſogenannter Freundſchafts- und Bürgſchafts-Vertrag mit Rußland geſchloſſen. Am 5. März wurde der Reichstag geſchloſſen und die Generalföderation aufgelöſt. Der König, Radzivil und viele Große der Nation betrugen ſich niederträchtig feil, denn ſie ließen ſich durch Repnin zugleich mit den ruſſiſchen Oberſten, die er gebraucht hatte, ſie zu ſchrecken, aus den polniſchen Staatskaſſen für ihre Gefügigkeit bezahlen. Das Volk wurde von den Konföderationen und Ruſſen geplündert, und ſein Adel half es berauben. Die ruſſiſchen Oberſten Igelſtröm und Carr, welche alle Gewaltthaten Repnin's ausgeführt hatten, erhielten Güter in Polen und wurden dem polniſchen Adel einverleibt. Der König erhielt aus der Staatskaſſe jährlich anderthalb Million Gulden; Radzivil, als Schadloshaltung für die, während ſeiner Verbannung erlittenen Verluſte eine jährliche Penſion von 600,000 Gulden; der Krongroßſchatzmeiſter für die, bisher bezogenen 120,000, 200,000 Gulden u. ſ. w.

Es wäre jetzt vielleicht möglich geweſen, das unglückliche Land wenigſtens von ſeinen fremden Drängern, den Ruſſen, zu befreien. Dieſe hatten erreicht, was ſie wollten, und wirklich ſchon den Befehl erhalten, aus Warſchau abzuziehen. Aber der Fanatismus der Katholiken war aufgeſtachelt und hatte, in Verbindung mit dem verletzten Ehrgefühle der Nation eine Erbitterung erzeugt, welche an Wuth gränzte und keiner ruhigen Ueberlegung mehr Raum ließ. Frankreich und Spanien waren dabei ſehr thätig und verſprachen der katholiſchen Partei nicht allein Geld, ſondern auch Truppen. Biſchof Kraſinski, welcher mit Soltyk hatte verhaftet werden ſollen, jedoch ſo glücklich geweſen war, nach Frankreich zu entkommen, bereitete aus der Ferne einen Aufſtand gegen die Reichstagsbeſchlüſſe; einen bewaffneten Widerſtand dagegen, der in Polen nach Wiederherſtellung des alten Unweſens ja ſogar geſetzlich war, eine Konföderation nämlich. Zugleich ſuchten die Franzoſen, die Türken zu einem Kriege gegen die Ruſſen zu beſtimmen. Der Aufſtand in Polen ſollte erſt nach dem Abzuge der Ruſſen ausbrechen. Fünf Tage jedoch vor dem Schluſſe des Reichstags und dem befohlenen Abzuge der Ruſſen trat zu Bar in Podolien die Gegenkonföderation ſchon zuſammen. Zwei an ſich unbedeutende Leute, — denn ſie gehörten nicht zu den polniſchen Magnaten, — Pulawski und Kraſinski, ein Bruder des geflüchteten Biſchofs ſammelten hier in der Nähe der türkiſchen Gränze eine Handvoll Leute und proklamirten ſie. Sie führten in ihren Fahnen die heilige Jungfrau mit dem Chriſtuskinde und mit der Umſchrift: „Siegen oder ſterben.“ Dieſe Schilderhebung ſo unbedeutender Kräfte wäre ganz unverſtändig geweſen, wenn man nicht darauf gerechnet hätte, daß ſich Radzivil ſelber vielleicht anſchließen werde. Denn er war ſehr unzufrieden mit dem Gange der Ereigniſſe. Die podoliſche Konföderation erklärte daher auch, daß ſie nur eine Erneuerung der Konföderation von Radom ſei, welche Radzivil und Branitzki geſtiftet. Biſchof Kraſinski erſchien nun mit franzöſiſchem Gelde und Offizieren in Teſchen in öſterreichiſch Schleſien, um von da aus die Bewegung in Polen zu leiten. Maria Thereſia begünſtigte ihn heimlich aus Religionseifer. Die Regierung in Warſchau mußte ſich auf ruſſiſchen Befehl gegen die Konföderirten erklären und ſie zu Aufrührern ſtempeln. Die Ruſſen ſchloſſen ſie von allen Seiten ein. Nun erhielten aber die Konföderirten von Bar einen Verbündeten. Potocki, der Großmundſchenk von Lithauen und Gemahl der Nichte des alten Krongroßfeldherrn Branitzki, bildete in der Gegend von Krakau und Lublin eine zweite Konföderation und ſchloß ſich an die von Bar an. Nun entbrannte ein fürchterlicher Krieg in Polen. Bald hier und bald dort erhoben ſich Schaaren bewaffneter Edelleute, und überall zogen ſie die Ruſſen herbei, welche mordeten, ſengten und brannten. Der polniſche Reichstag ſelbſt rief Ende März die Ruſſen gegen die Konföderirten zu Hülfe. Unter Soltikow rückte eine neue ruſſiſche Armee in Polen ein. Schon im Mai des Jahres 1768 wurde Potocki völlig aus dem Felde geſchlagen und rettete ſich über den Dnieſter auf türkiſches Gebiet. Der ruſſiſche Oberſt Weismann ließ die flüchtigen Polen durch ſeine Koſacken auf das türkiſche Gebiet verfolgen, und die Türken, welche von den Franzoſen beſtändig zu einem Kriege mit Rußland aufgefordert wurden, erhoben darüber heftige Beſchwerden. Repnin mißbilligte das Verfahren Weismann's, und die Türken beruhigten ſich vorerſt. Potocki indeſſen ſammelte auf türkiſchem Gebiete ſeine zerſtreuten Polen wieder, ging quer durch die Moldau und ſetzte über den Dnieſter, um den Ruſſen in den Rücken zu fallen und ſich mit den Konföderationen Podoliens zu verbinden. Die Türken ſahen mit Unruhe, wie ſich die Ruſſen in Polen an ihren Gränzen immer feſter ſetzten, und erklärten nun dem preußiſchen Geſandten, daß ſie den Polen helfen würden. Die Ruſſen ſuchten daher den polniſchen Krieg ſo raſch als möglich zu endigen. Ihre Feldherrn erhielten den Befehl, die beiden Hauptorte der Konföderation, Bar und Krakau, um jeden Preis zu nehmen. Bar ward Ende Juli erſtürmt und 4000 Polen dabei niedergehauen, die Stadt geplündert. Kraſinski und Potocki entkamen auf türkiſches Gebiet. Die zerſprengten Polen ſammelten ſich jedoch in der Moldau wieder, ganz nahe an der polniſchen Gränze. Die kleine Stadt Balta, welche dem Tartaren-Khan gehorchte, war ihr Stützpunkt; von da aus machten ſie Streifzüge auf das polniſche Gebiet. Derſelbe Oberſt Weismann, welcher das türkiſche Gebiet ſchon einmal verletzt hatte, befehligte in dieſer Gegend. Er ließ die ſtreifenden Polen zu Hunderten niederhauen und folgte ihnen über die Gränze; die Stadt Balta ward erobert, geplündert und in Aſche gelegt. Das war für die Langmuth der Türken zu viel, und ſie erklärten den Krieg. Doch ließen ſie den Ruſſen noch ſechs Wochen Zeit, bis ſie in's Feld rückten, und dieſe benutzten jene für den polniſchen Krieg. Auch Krakau wurde unter fürchterlichem Blutvergießen erſtürmt und geplündert. Auch während des Türkenkriegs hörte der kleine Krieg in Polen nicht auf; an allen Orten und Enden wüthete er fort und verwandelte das arme Land in eine Wüſte.

Die Ruſſen und insbeſondere die Lieblinge der Kaiſerin (Romanzow, Dolgoruki und die Gebrüder Orloff) ernteten in dem Kriege gegen die Türken einen außerordentlichen Ruhm und Glanz; die Kaiſerin ward von dieſer Zeit an „die Große" genannt. Die Türken ſtäubten vor ihnen in den Feldſchlachten auseinander: die Küſten des ſchwarzen Meeres wurden erreicht, die krimm'ſche Halbinſel erobert. Zum erſten Male erſchien eine ruſſiſche Flotte aus dem baltiſchen Meere in dem ägäiſchen, und ruſſiſche Truppen wurden in Morea gelandet, angeblich für die Befreiung der Griechen zu fechten, wie die ruſſiſchen Bajonette die Freiheit der Polen beſchützte. Ganz Europa jubelte über den Edelmuth der Kaiſerin. Es vergaß aber über den glänzenden Schein die fürchterliche Wirklichkeit. Millionen und aber Millionen wurden nutzlos vergeudet und dem blanken Laſter geopfert, das ſie in Geſtalt der kaiſerlichen Günſtlinge verſchwelgte. Das Blut der Menſchen floß wie Waſſerbäche, und die Griechen mußten die kurzen Freiheitshoffnungen theuer bezahlen, denn nachdem man ſie in allgemeinen Aufſtand verſetzt hatte, verließ man ſie ſchmählich, und die Türken verübten an den Schutzloſen eine gräßliche Rache. Die Länder alle von der Weichſel bis zur Donau, und von da bis an die Krimm lagen verwüſtet und verödet und trauerten ob dem Ruhme der großen Kaiſerin. — Als ſich die Kabinette unterdeſſen über die Theilung Polens verſtändigt hatten, nahmen die Ruſſen die Vermittlung Preußens und Oeſterreichs den Türken gegenüber an und zogen ſich über die Donau zurück.

Es iſt geſchichtlich immer noch nicht erwieſen, wer den erſten Gedanken gehabt hat, Rußland, Oeſterreich und Preußen zu einer Theilung Polens zu vereinigen. Die meiſten Schriftſteller ſuchen den erſten Plan zu dieſer Theilung in den perſönlichen Zuſammenkünften des jungen Kaiſers Joſeph II. mit Friedrich II. von Preußen. Die Siege, welche die Ruſſen über die Türken erfochten, hatten eine engere Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Preußen zur Folge. Kaiſer Joſeph beſuchte den König von Preußen in Neiße (19. Auguſt 1769) und der König erwiederte den Beſuch im Lager bei Neuſtadt (bei Auſterlitz) in Mähren (1770).

Bei dieſen Beſuchen ſoll der Plan zur Theilung entworfen worden ſein; des Königs Bruder, Prinz Heinrich, habe es übernommen, mit der Kaiſerin Katharina in Petersburg, wohin er Ende des Jahres 1770 reiſte, perſönlich zu verhandeln. Sicher iſt, daß Maria Thereſia ſelbſt nur höchſt ungern an dieſem Bunde Theil nahm; daß ihr Kanzler Kaunitz in Verbindung mit Joſeph II. ſie nur mit Mühe dazu beſtimmte. Der Zuſtand Polens war, wie wir oben ſchon dargeſtellt haben, der eines unabhängigen Staates ſchon längſt nicht mehr. Seine Regierung und ſogar ſein Reichstag gehorchten ſklaviſch den Ruſſen und mußten den Türken ſogar den Krieg erklären; die Konföderationen zur Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit durchzogen, wie Räuberbanden das Land. Aus Warſchau hatten die Ruſſen den brutalen Repnin abgerufen; und einen geſchmeidigeren Geſandten, Wolkonski, hingeſendet, der die beſſeren Vaterlandsfreunde durch Hoffnungen an Rußland feſtzuhalten ſuchte und den hohen Adel, wie immer, durch Geld. Aber auf dem flachen Lande übten ruſſiſche Generale die abſcheulichſten Grauſamkeiten gegen jeden polniſchen Edelmann, der bewaffnet in ihre Hände fiel, und es entſtanden immer neue Konföderationen, ſogar eine neue Generalkonföderation (in Biala oder Bilitz, im November 1769). Man ernannte die immer noch flüchtigen Kraſinski und Potocki zum Generalmarſchall und Generalfahnenführer des Reichs. Der König in Warſchau hielt unterdeſſen luſtigen Karneval und zeichnete ſich durch Galanterieen aus; die Konföderirten erſchienen in der Nähe der Hauptſtadt, erklärten den König für abgeſetzt und proklamirten das Zwiſchenreich (April 1770). Dümouriez (derſelbe, der ſpäter in der franzöſiſchen Revolution eine Rolle ſpielte) war von Frankreich geſendet und unterſtützte die Konföderirten mit Geld, Offizieren, und Soldaten ſogar; die ruſſiſchen Generale Weymarn, Dewitz und Suwarow ließen die gefangenen Polen ſchaarenweiſe nach Rußland führen. König Stanislaus ſchickte eine demüthige Geſandtſchaft nach Petersburg und ließ um die Zurückberufung Wolkonski's bitten, der ihm perſönlich zu wider war. Man war ſo gefällig gegen ihn, und ein anderer Geſandter, Saldern, trat an ſeine Stelle, der grob wieder, wie Repnin, regierte. Er übte in Warſchau eine förmliche Polizei und erließ an die Bewohner ſcheltende, drohende oder ſtrafende Ausſchreiben. Die Konföderirten, die ſich nach einem Geſetze bildeten, welches die Ruſſen ſelber wieder in Kraft hatten treten laſſen, erklärte er für Räuber und Mörder; den König behandelte er, wie ſeinen Unterthan. Am 3. November 1771 traf dieſen Armſeligen noch eine letzte Kränkung: er ward von ſeinen eigenen Unterthanen aus ſeiner eigenen Reſidenz entführt. Dreißig entſchloſſene konföderirte Polen ſchlichen ſich in der Dunkelheit des Abends, zum Theil in ruſſiſchen Uniformen, in die Stadt und vertheilten ſich zweckmäßig. Ein Theil von ihnen, von Koſinski geführt, lauerte auf den König, der um 9 Uhr Abends aus einer Geſellſchaft bei ſeinem Oheime, dem Großkanzler, in das Schloß zurückfuhr. Sie überfielen deſſen Begleitung, hieben die Heyducken nieder, verwundeten den König ſelbſt, der Hut und Haarbeutel verlor, ſetzten ihn auf ein mitgebrachtes Pferd und führten ihn mit ſich fort. In der Dunkelheit kamen ſie auseinander, und bald war der König mit Koſinski allein, der ihn glücklich nach Willamow, drittbalb Stunden von Warſchau brachte. Hier jedoch ſcheint Koſinski vor den Folgen ſeines

Schrittes erſchrocken oder erkauft worden zu ſein. Er ließ den König nach Warſchau ſchreiben, damit er von ſeinen Garden abgeholt werde. Die Theilnehmer an dieſer Entführung wurden des Königsmordes angeklagt und Einer derſelben, deſſen man ſich bemächtigt hatte, Lukaski, wirklich hingerichtet.

Die Verbündeten waren unterdeſſen über die Ausführung ihres Raubes einig geworden, und der Beiſtand, welchen Oeſterreich den Konföderirten heimlich gewährt hatte, hörte auf. Man nahm ihnen im Anfange des Jahres 1772 nach einer ſehr tapferen Gegenwehr Stadt und Burg Krakau wieder und andere Städte, welche ſie in Beſitz hatten, und die Konföderation löſte ſich auf. Es dauerte nun noch volle ſechs Monate, bis die drei Mächte über die Theilung eines befreundeten Landes mitten im Frieden völlig einig wurden. Dann ließ man eine neue ruſſiſche Armee unter General Elmpt in Polen einrücken, und nun wurde am 5. Auguſt 1772 zu Petersburg der Definitiv-Traktat über die Theilung Polens unterzeichnet. Durch ihn wurden die polniſchen Landestheile beſtimmt, welche die Republik abtreten mußte. Rußland erhielt 2200 Quadratmeilen mit anderthalb Millionen Menſchen; Landſtriche, welche ihm am nächſten lagen, das polniſche Liefland, die Hälfte des Palatinats Polozk, die Palatinate Witepsk und Mſcislav und einen Theil von Minſk. Oeſterreich nahm zwiſchen 15 — 1600 Quadratmeilen mit Drittehalb Millionen Einwohnern, die Grafſchaft Zips, die Hälfte des Palatinats Krakau mit den reichen Salzquellen von Wieliczka, einen Theil des Palatinats Sendomir, das Palatinat Rothreußen, den größten Theil von Belz, Pokutien und einen Theil von Podolien; es bildete das Königreich Gallizien und Lodomirien daraus. Preußen erhielt etwa 700 Quadratmeilen und 900,000 Menſchen, ganz polniſch Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn; von Großpolen den Netzdiſtrikt, welcher früher unter dem Namen Pomerellen zu Pommern gehört hatte. Von 13,000 Quadratmeilen behielt das beraubte Polen nur 9000. Die gewaltſame Beſitzergreifung dieſer Länderſtrecken von Seiten der drei Mächte ging den Manifeſten zuvor, durch welche man den Raub zu beſchönigen ſuchte. Dieſe erfolgten im September. Zugleich verlangte man von der Nation und ihrem Könige, daß ſie das ihnen zugefügte Unrecht förmlich anerkennen und gut heißen ſollten. Die Regierung und der Reichstag ſollten ihre Zuſtimmung geben. Da man hierin die zu Gegnern hatte, als deren Beſchützer man bisher aufgetreten war; ſo ließ man deren Hauptfeinde, die man nach Rußland abgeführt hatte, zurückkehren, und behandelte die ehemaligen Schützlinge als Feinde. Radzivil hatte ſein Vaterland mißmuthig verlaſſen. Die Ruſſen, denen er ſo gute Dienſte geleiſtet, nahmen ſeine Güter in Beſchlag; plünderten ſein Silberzeug und ſein Hausgeräthe: brachten ſeine Bibliothek, eine der koſtbarſten in Europa, nach Petersburg zum öffentlichen Gebrauch. Oeſterreich verfuhr mit den Gegnern der Theilung, welche ſich in dem Bereiche ſeiner Macht befanden, gerade ſo. — Erſt berief man den Senat, und durch dieſen ſollte der Reichstag berufen werden. Von 120 Senatoren waren im Februar des Jahres 1773 nur etwa dreißig verſammelt. Die übrigen waren von den Mächten zurückgehalten worden oder wollten nicht erſcheinen, ſich zu einem Gewaltſtreiche mißbrauchen zu laſſen. Dieſe wenigen Männer widerſtanden den Drohungen und der Gewalt bis zum 19. April. Da beriefen ſie den Reichstag und wurden ſogleich aufgelöſt. Auf einer Verſammlung zu Krakau jedoch proteſtirten der Fürſt Czartoryiski, der Großkanzler von Lithauen, der Primas von Polen, der Krongroßkanzler und andere Würdenträger des Reichs gegen einen zu haltenden Reichstag, den ſie eine Verſchwörung gegen ihr Vaterland nannten. Der Reichstag verſammelte ſich indeß doch, und drei Heere, Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen, rückten gegen Warſchau vor. Der Reichstag ſollte gezwungen werden, den Theilungstraktat anzuerkennen und eine Konſtitution in 23 Artikeln, welche ihm die Fremden gefertigt und aufdrangen. Dieſer Reichstag widerſtand indeß bis in das Jahr 1775 hinein und unterſchrieb erſt im April dieſes Jahres, was man von ihm haben wollte. Das Land war ſo lange allen Plagen eines Krieges mitten im Frieden unterworfen. Fünfzig bis ſechzig Mann Preußen und Oeſterreicher lagen in den Häuſern aller angeſehenen Polen in Warſchau, die in die Forderungen der Mächte nicht einwilligen wollten, und ihre Güter wurden durch unerhörte Brandſchatzungen zu Grunde gerichtet: man erpreßte von jedem Reichen oft bis zu 100,000 Dukaten. — Das war die erſte Theilung Polens.

Dies war der Boden, auf dem Kosciuszko ſeine Thätigkeit entwickeln ſollte, und um die Größe des Mannes in ihrem ganzen Umfange erſcheinen laſſen zu können, mußten wir die ganze Zerriſſenheit ſeines unglücklichen Vaterlandes, die ganze Troſtloſigkeit aller ſeiner Zuſtände vor den Augen des Leſers entrollen. Wir wenden uns nun zu ſeiner Lebensgeſchichte.

Kosciuszko's Vater war ein ſchlichter Landedelmann, der zu Siechnowice in der lithauiſchen Woiwodſchaft Brzeſc am linken Ufer des Bugs (57 Stunden öſtlich von Warſchau) auf einem kleinen Landgute lebte. Er hatte in ſeiner Jugend unter dem Fürſten Adam Czartoryski in einem Infanterieregimente gedient und mit dem Grade eines Majors ſeinen Abſchied genommen. Zurückgezogen und ohne alle Verbindung mit den polniſchen Großen und ihrem wüſten Treiben, trieb er Landwirthſchaft, von deren Ertrag er mit ſeiner kleinen Familie einfach, aber ſorgenfrei lebte; Muſik erheiterte ihm die Mußeſtunden. Thaddäus Kosciuszko war ſein einziger, im Oktober des Jahres 1746 geborner Sohn; neben dieſem lebte noch eine jüngere Tochter.

Der junge Kosciuszko entwickelte früh neben einer großen Lebendigkeit und einem ernſten Forſchungstriebe ein bedeutendes Talent für Muſik und Mathematik; dabei war ihm eine tiefe Wahrheitsliebe angeboren. Ein alter, viel gereiſter und erfahrner Oheim hielt ſich oft mehrere Monate lang auf dem Landgute von Kosciuszko's Aeltern auf. Von dieſem erhielt der elfjährige Knabe den erſten Unterricht in der Mathematik, im Franzöſiſchen und im Zeichnen. Er war ein emſiger und aufmerkſamer Schüler. Der Fürſt Czartoryiski ſchätzte den Vater Kosciuszko's und beſuchte ihn jedesmal auf ſeinen Reiſen durch die Woiwodſchaft. Er wurde auf den Knaben aufmerkſam und verſchaffte ihm eine Stelle in dem von König Stanislaus neu errichteten Kadettenhauſe zu Warſchau. Ein unermüdeter eiſerner Fleiß erhob den jungen Kosciuszko, welcher zu Hauſe nur einen dürftigen Unterricht erhalten hatte, bald in jedem Fache des Wiſſens über alle ſeine Mitſchüler. Er floh die Vergnügungen und Zerſtreuungen der großen Stadt und arbeitete ganze Nächte hindurch oder ließ ſich früh Morgens um drei Uhr wecken. — Mathematik und Geſchichte waren ſeine Hauptſtudien. Aus dem Kadettenkorps wurden alljährlich die vier ausgezeichnetſten jungen Männer auf Reiſen geſendet, um ſich in den Kriegswiſſenſchaften zu vervollkommnen. Auch Kosciuszko traf nach einer rühmlich beſtandenen Prüfung die Wahl. Er brachte einige Jahre in der Militärakademie zu Verſailles zu, verweilte einige Zeit in Paris und begab ſich dann nach Breſt, um den Feſtungsbau, die Belagerungswiſſenſchaften und die Theorie der Seetaktik kennen zu lernen. Mit Kenntniſſen bereichert, kehrte er in ſein Vaterland zurück: der König erkannte ſeinen Fleiß und ſein Talent an und ernannte ihn ſogleich zum Hauptmann einer Kompagnie. Kosciuszko ſetzte ſeine Studien fort: er lebte ganz zurückgezogen und nahm an dem geſellſchaftlichen Leben der Hauptſtadt nur inſoweit Theil, als unumgänglich nothwendig war. Dennoch bildete eine der wenigen

Geſellſchaften, die er beſuchte, einen wichtigen Entwickelungspunkt in ſeiner Lebensgeſchichte. Er ſah in einer derſelben (1776) ein Mädchen und erglühte für ſie in leidenſchaftlicher Liebe. Es war die Tochter Sosnowski's, des Marſchalls von Litthauen, eines einflußreichen Mannes von uraltem Adel und ſtolzem, hochfahrendem Sinn. Die erſte Liebe des düſteren Jünglings ſchien daher eine hoffnungsloſe. Ueberdies hielten ſich die Aeltern des Mädchens nur kurze Zeit in Warſchau auf und kehrten mit ihr nach Litthauen zurück. Ein Jahr lang trug Kosciuszko den Schmerz einer verborgenen und unerwiederten Liebe in der Seele, da belohnte das Glück auf unerwartete Weiſe ſeine Treue. Sein Regiment wurde nach Litthauen verſetzt, und er erhielt mit dem Oberſten deſſelben, dem er durch ſein vielſeitiges Wiſſen und ſeine Geſchicklichkeit im Planzeichnen unentbehrlich geworden war, Quartier in dem Schloſſe des Marſchalls ſelbſt. Das Mädchen war durch die blühende, anmuthige Geſtalt und die glänzenden Geiſtesgaben des jungen Hauptmannes bald gefangen: es fühlte und geſtand ihm ſeine Gegenliebe. Das Fräulein entdeckt ſich der Mutter und Kosciuszko dem Vater; aber mit Entrüſtung weiſt der Ahnenſtolz die Verbindung mit einem ſchlichten Landedelmanne zurück. Da faßt Kosciuszko in der Verzweiflung den Entſchluß, die Geliebte zu entführen, und ſie ſelbſt willigt ein. Das Unternehmen gelingt im Beginne, und eine dunkle Nacht begünſtigt die Flucht der Liebenden aus dem Schloſſe des Marſchalls. Einige Tauſend Schritte davon ſtürzen ſie einander in die Arme und glauben ſich und die Hoffnungen ihrer Zukunft gerettet. Aber der Verrath war ihnen nachgeſchlichen, und bewaffnete Diener des Marſchalls überfallen ſie. Kosciuszko ſinkt in der Vertheidigung ſeiner Geliebten ſchwer verwundet zu Boden, und das Mädchen wird in das väterliche Schloß zurückgebracht. Kosciuszko ſchleppte ſich, als er nach dreiſtündiger Ohnmacht wieder zu ſich kam, in das nächſte Dorf, wo einer ſeiner Freunde im Quartiere lag. Bei dieſem verbarg er ſich, und ſchickte ſogleich einen Boten nach Warſchau, welcher an den König die dringende Bitte um Entlaſſung aus dem Militärdienſt brachte. Er wollte nicht fliehen, den Dienſt nicht heimlich verlaſſen. Die Entlaſſung traf ein, und Kosciuszko verließ den heimathlichen Boden, um in der neuen Welt, wo der Freiheitskampf entbrannt war, den Schmerz einer zerriſſenen Seele durch Thaten zu heilen. Von ſeinem kurzen Liebesglücke nahm er nichts mit hinüber, als die nie erlöſchende Erinnerung und ein weißes Tuch, das ſeiner Geliebten bei dem Ueberfalle entfallen war. Dieſes Tuch trug er in allen Schlachten im Buſen herum; er hat es mit in den Sarg genommen: er hat kein anderes Weib mehr geliebt.

Ohne alle äußeren Hülfsmittel trat Kosciuszko die Reiſe nach Amerika an; er beſaß kaum ſo viel Geld, den Poſtwagen zu bezahlen: zwei Röcke und ſein Degen waren ſein ganzes Vermögen. Ueber Krakau und Dresden reiſte er zunächſt nach Frankreich. — Frankreich hatte die Unabhängigkeit den vereinigten Staaten bereits anerkannt und ein Freundſchafts- und Handelsbündniß mit denſelben abgeſchloſſen (1778). Waffen und Kriegsvorräthe wurden geſammelt, die Ausrüſtung einer Flotte betrieben, um ſie im Kampfe mit England zu unterſtützen. Freiwillige aus allen Nationen ſtrömten in den Kriegshäfen von Breſt und Toulon zuſammen, um mit den franzöſiſchen Hülfstruppen nach Amerika überzuſchiffen. Unter ihnen befand ſich auch Kosciuszko. Er war von polniſchen Edelleuten und einigen angeſehenen Stabsoffizieren gut empfohlen und empfahl ſich ſelbſt durch ſeine Kenntniſſe und durch ſeinen glühenden Eifer für die Sache der Freiheit am Beſten. Der franzöſiſche Admiral Graf d'Eſtaing, welcher die Ausrüſtung der Flotte zu Toulon betrieb und dieſelbe ſpäter ſelbſt befehligte, nahm ihn ſogleich in die Zahl ſeiner Offiziere auf. Am 5. Juli 1778 landete das Geſchwader, auf welchem ſich Kosciuszko befand, in der Mündung des Delaware.

Die Engländer verließen bei der Ankunft der Franzoſen Philadelphia und zogen ihre Hauptmacht in die Stadt und in dem Hafen von Neu-York zuſammen. Waſhington folgte ihnen auf dem Fuße nach. General Wayne und der Marquis Lafayette befehligten den Vortrab des amerikaniſchen Heeres und hatten den Auftrag, die Engländer bei jeder Gelegenheit anzugreifen. Unter dieſer Truppenabtheilung führte Koſciuszko als Hauptmann eine Kompagnie Freiwillige. Er machte ſich ſogleich durch Muth und Führertalent bemerklich. In dem heftigſten Kampfe bemerkten Wayne und Lafayette ſeine Kompagnie, welche am weiteſten vorgerückt war, und die regelmäßigſten Angriffe in der beſten Ordnung ausführte. Lafayette erkundigte ſich am Abend des Tages (30. September) nach dem Führer dieſer Kompagnie, und erfuhr ſeinen Namen und ſeine Herkunft mit dem Bemerken, daß er arm ſei. Auf der Stelle ließ er ſein Pferd ſatteln und ritt auf das, eine halbe Stunde entlegene Dorf, wo die Freiwilligen die Nacht ſtanden. Der General fand, als er in das Zelt trat, den Hauptmann über und über mit Blut und Staub bedeckt, an einem Tiſche ſitzen, den Kopf auf den Arm geſtützt, eine Karte vor ſich entfaltet, Dinte und Feder zur Seite. Der Franzoſe reichte dem Polen die Hand, und der Bund gegenſeitiger Achtung und Freundſchaft war geſchloſſen. Waſhington ſelbſt wurde durch Lafayette auf den jungen Polen aufmerkſam gemacht, und ſein Auge war von nun an mit Vorliebe auf die Freiwilligen und ihren Hauptmann gerichtet; ſeinem ſcharfen Blicke entgingen die großen Vorzüge des polniſchen Offiziers nicht, ſeine Gewandheit in allen Unternehmungen, ſeine perſönliche Tapferkeit in der Schlacht, ſeine Beſonnenheit im Angriff, ſeine Geiſtesgegenwart auf dem Rückzug, ſeine Standhaftigkeit im Erdulden des Ungemachs, und ſeine Genauigkeit in der Ausführung erhaltener Befehle.

Koſciuszko zeichnete ſich beſonders bei der Beſetzung von Rhode-Island und bei der Belagerung von New-York aus. Im Juli 1780 war unter des Grafen von Rochambeau Befehlen eine zweite Flotte mit Geld und Hülfstruppen aus Frankreich in Amerika angelangt. Waſhington übergab dem Grafen den Oberbefehl über eine bedeutende Truppen-Abtheilung; dieſer nahm ſeine Stellung in den Ebenen von York und ſchloß den Feind in der Feſtung ſo enge ein, daß er ihn aller Verbindung beraubte. Kosciuszko befehligte eine Jägerabtheilung des Vortrabs. Waſhington ſelbſt war mit ſeinen Amerikanern wegen der Zerſtörung der Verbindungsbrücken im Moraſte ſtehen geblieben. Während man mit der Wiederherſtellung der Brücken beſchäftigt war, umritt er mehreremal ſeine ganze Truppenmacht und rief den Kriegern zu: „Kinder, kämpft wacker für eure gemeinſchaftliche Mutter, — die Freiheit; — verlaßt das Vaterland nicht!“ Nach Mitternacht noch kam er in das Gehölz, wo Kosciuszko mit ſeinen Jägern im Verſteck lag, und dieſer erwiederte auf ſeine Anrede: „Morgen Abend iſt von dieſen, mir anvertrauten Leuten eine Schanze erſtürmt, oder mein Name iſt aus der Liſte der Lebenden geſtrichen.“ Der Angriff auf die Engländer begann Morgens neun Uhr (28. September 1780). Kosciuszko wurde jedoch durch die Ausführung erhaltener Befehle bis zum Abend des Tages abgehalten, ſein gegebenes Wort zu löſen; er war in die Gegend von Gloceſter abgeſchickt worden, die Legion von Lauzun gegen den General Tarleton zu decken. Aber in der Nacht noch griff er mit ſeinen ermüdeten Jägern eine Batterie an, welche vor dem linken Flügel der Belagerten lag. Er wurde zurückgeſchlagen. Aber mit dem Degen in der Fauſt durcheilte er die Reihen ſeiner Krieger, erquickte die Kranken aus ſeiner eigenen Feldflaſche und ermunterte die Ermatteten. Dann führte er ſie auf's Neue gegen die Batterie und wird ſchwer in den rechten Arm verwundet; er faßt den Degen mit der Linken und weicht nicht, bis die feindlichen Kanonen und zwei Standarten in ſeiner Gewalt ſind, und die Feinde ſich entweder zerſtreut oder ergeben haben. — Die Engländer unterhandelten und unterzeichneten am 29. September eine Kapitulation. Ihre ganze Armee unter Lord Cornwallis mußte ſich ergeben; 8000 Mann ſtreckten das Gewehr, und 214 Kanonen nebſt vieler Munition wurden eine Beute der Amerikaner. Waſhington ſtattete allen Offizieren der verbündeten Armee ſeinen Dank mündlich ab; Kosciuszko's verwundete Hand ergriff er und ernannte ihn außer der Reihe zum Oberſtlieutenant und zu ſeinem Adjutanten. Die edelſte Freundſchaft, die innigſte Liebe, wie zwiſchen Vater und Sohn, feſſelte von da an die beiden Helden aneinander. In einem Briefe nennt Kosciuszko dieſe Freundſchaft neben ſeinem Vaterlande Polen ſein höchſtes Gut auf Erden.

Weitere wichtigere Dienſte leiſtete Kosciuszko bald darauf ſeinem zweiten Vaterlande bei der Eroberung von Ninety-Six in Süd-Karolina. Aber die edle hohe Menſchlichkeit des polniſchen Helden zeigte ſich bei der Belagerung dieſer Stadt neben ſeiner kriegeriſchen Tapferkeit in dem glänzendſten Lichte. Die Erbitterung der Kämpfenden war auf's höchſte geſtiegen. Die Geſetze des Völker- und des Kriegsrechtes ſchwiegen; Verträge und Kapitulationen wurden von keiner Seite mehr gehalten; blinde Wuth und Rachedurſt ſuchten in Plünderungen und Straßenraub, in Mordthaten und Brandſtiftungen Befriedigung. Kosciuszko duldete keine Grauſamkeit von ſeinen Leuten; er gebot ihnen gegen den Befehl des Generals bei Todesſtrafe, der Wehrloſen und um Pardon Bittenden zu ſchonen. Waſhington ſendete ihm als Zeichen ſeiner Anerkennung einen Ring aus einem einfachen Karneol zu. Dieſe große Milde neben der gewaltigen Stärke ſicherten ihm auf ſeine Umgebung einen unwiderſtehlichen Einfluß; er war geliebt und gefürchtet. Als bei derſelben Belagerung von Ninety-Six eine Abtheilung Landmiliz lange über die Zeit zurückgehalten war, welche ſie bei der Armee zu dienen hatte, weil die Ablöſung nicht zur beſtimmten Zeit eintraf; entſtand allgemeine Unzufriedenheit. Kościuszko ſprach zu ihnen: „Meine Freunde, das Verſprechen der Entlaſſung iſt euch gegeben, und das iſt mir heilig. Wollt ihr nicht freiwillig bleiben, ſo ziehet heim in Frieden; ihr ſeid eures Dienſtes entlaſſen. Ich für meine Perſon darf den mir anvertrauten Poſten nicht verlaſſen, und werde daher mit den wenigen regulirten Truppen allein zurückbleiben." Sie riefen ihm einſtimmig zu: „Wir bleiben auch; wir verlaſſen unſern Hauptmann nicht!" Und ſpäter koſtete es ihm Mühe, Einzelne, die krank und ſchwach waren, zu bewegen, die Armee zu verlaſſen.

Kościuszko war einer der thätigſten Untergebenen des amerikaniſchen Obergenerals. Er war Tag und Nacht für ihn thätig; ertheilte in ſeinem Namen die Tagesbefehle; rekognoscirte für ihn die feindlichen Vorpoſten; muſterte, wenn der alte Waſhington müde war, die Mannſchaft, und führte während des Waffenſtillſtandes die Korreſpondenz mit dem Nationalkonvent und mit den Geſandten auswärtiger Höfe mit großer Gewandheit. Die Liebe und Achtung des ganzen Landes, für welches er kämpfte, war ſein verdienter Lohn; die beſten Männer desſelben waren ſeine Freunde, außer Waſhington, der edle Benjamin Franklin; Thomas Jefferſon, der nachmalige Präſident der nordamerikaniſchen Freiſtaaten; die Generale Gates und Green u. A.

Nach achtjährigem blutigen Kampfe hatte Nordamerika ſeine Unabhängigkeit errungen, und die Fahne der Freiheit wehete von den Zinnen ſeiner Thürme (1783). Kościuszko's Sendung in der neuen Welt war erfüllt, und ſein Herz ſehnte ſich nach dem alten Vaterlande. Ach, es bedurfte ſeines Armes; es bedurfte eines Mannes. Was mochte ſeine Seele fühlen, aus Amerika nach Polen heimzukehren: aus dem Lande, wo der Jubelruf der Freiheit durch die Lüfte zitterte; wo ein jugendlicher Volksſtamm in Einigkeit und Kraft zu Selbſtſtändigkeit und Größe emporſtrebte, — in das Land der

Schwäche, der Zerriſſenheit, der Knechtſchaft, wo ein altes Volk in ſelbſtverſchuldetem Jammer unterging; wo die ruſſiſche Knute herrſchte und das ruſſiſche Gold; wo die Verzweiflung der Beſſeren mit der Niederträchtigkeit der Schlechten in hoffnungsloſem Todeskampfe rang. Aber die Vaterlandsliebe des Polen iſt mächtig, und Kosciuszko folgte ihrem Zuge. Der Dank des freien Volkes geleitete ihn in die alte Welt zurück. Der Nationalkongreß der vereinigten nordamerikaniſchen Freiſtaaten hatte ihn (13. Okt. 1783) „zur Belohnung der langen, treuen und ehrenvollen Dienſte“ zum Rang eines Brigadegenerals erhoben; er hatte ihm das amerikaniſche Bürgerrecht verliehen und ihn außer einer anſehnlichen Penſion mit einem Landgute beſchenkt, deſſen Einkünfte er verzehren konnte, wo er wollte. Auch der Cincinnatusorden, das einzige militäriſche Ehrenzeichen, welches das freie Amerika kannte, ſchmückte ſeine Bruſt. Ein franzöſiſches Kauffahrteiſchiff brachte ihn nach Havre-de-Grace (1784); von da begab er ſich zu Land nach Polen.

König Stanislaus empfing ihn mit Freude, das Volk mit Begeiſterung; das Heer nahm ihn mit Stolz wieder in ſeine Reihen auf: denn der Ruhm ſeiner Thaten war ihm vorangeeilt. Kosciuszko lebte in ſtiller Zurückgezogenheit, die Lage ſeines unglücklichen Vaterlandes feſt im Auge haltend und den Augenblick der That erwartend, der nicht mehr fern ſein konnte.

Rußland hatte ſeit der erſten Theilung im Jahr 1772 ſeinen Einfluß in allen Angelegenheiten des Landes immer mehr befeſtigt. Das ohnedies geringe Anſehen des Königs war ganz vernichtet und der Reichstag zu einem bloßen blinden Werkzeuge herabgewürdigt ſeitdem man die Hauptleitung aller wichtigen Geſchäfte einem ſogenannten permanenten Konſeil übertragen hatte. Dieſes Konſeil hing nicht von dem Willen des Königs ab, beſtand aus lauter ruſſiſchen Kreaturen und erhielt ſeine Verhaltungsregeln von dem ruſſiſchen Miniſter. Dazu wurde Polen noch fortwährend von den Preußen geplagt. Friedrich II. und ſein Miniſter Herzberg ſuchten die Abtretung von Thorn und Danzig zu erzwingen; ſie ängſtigten die Städte und ihre ganze Nachbarſchaft.

Das Jahr 1788 ſchien den von allen Seiten Gedrängten einige Strahlen der Hoffnung zu bringen. Der jämmerliche König ſuchte gegen die Bedrückungen der Preußen Hülfe bei Rußland; die ruſſiſche Partei benützte dies, um ein Bündniß Polens mit Rußland gegen die Türken zu Stande zu bringen. Hierzu bedurfte man indeß des Reichstags, und, um ſeine Beſchlüſſe zu beherrſchen, einer Generalkonföderation. Durch eine ſolche allein konnte das liberum veto unwirkſam gemacht werden: denn in ihr galt die einfache Stimmenmehrheit. Ueber die Mittel und Wege aber, eine Konföderation zu dem angegebenen Zwecke zu Stande zu bringen, zerfiel die Ruſſenpartei. Der einflußreiche Felix Potocki verlangte nämlich eine Konföderation, die ſich nach Kreiſen und Woiwodſchaften bilden ſollte, ehe der Reichstag zuſammentrat. Der ruſſiſche Geſandte und der König dagegen forderten, die Konföderation ſolle ſich erſt während des Reichstags geſtalten und von dem permanenten Konſeil ausgehen. Dieſe Anſicht trug natürlich den Sieg davon, und es wurde auf den 30. September 1788 der Reichstag berufen. Um dieſelbe Zeit jedoch war in der Politik Preußens eine Veränderung vor ſich gegangen. Preußen hatte ſich mit England gegen die Abſichten Joſeph's und Katharina's auf die Türkei verbunden. Es erklärte, daß es eine Verbindung Polens mit Rußland gegen die Türkei nie zugeben werde, und ließ eine preußiſche Armee an die polniſche Gränze rücken. Von dieſem Augenblick an glaubte die patriotiſche Partei in Polen, an Preußen einen natürlichen Verbündeten gegen Rußland zu haben und mit ſeiner Hülfe den ruſſiſchen Einfluß brechen zu können. Es begann nun ein thätiges Parteigetriebe, auf die Wahlen der Landboten zu dem Reichstage einzuwirken. Die Ruſſen ſahen ſich hierdurch in ihren Berechnungen betrogen, den Landboten die Inſtruktionen in ihren Intereſſen zu ertheilen und die Konföderation zu ihrem Werkzeuge zu geſtalten. Die Landboten erhielten von ihren Wählern den Auftrag, neben einer Konföderation einer Verſtärkung der Armee und einer durchgreifenden Verbeſſerung des Finanzweſens zugleich eine Verbeſſerung der Konſtitution und Befreiung von der ruſſiſchen Garantie für die alte Verfaſſung durchzuſetzen. Der Reichstag wurde am 6. Oktober eröffnet. Malachowski war Marſchall für Polen, Sapieha für Lithauen; die Konföderation ward am 17. erklärt und als ihr einziger Zweck Entſcheidung auf dem Reichstage nach Stimmenmehrheit. Preußen ließ dem Reichstage eine freundſchaftliche Note überreichen. Es wies in derſelben die Beſchuldigung von ſich, als ſtrebe es nach dem Beſitz polniſcher Städte; erklärte ſich mit einer Vermehrung des polniſchen Heeres einverſtanden, warnte dagegen entſchieden, dieſe Armee zu einem Kriege gegen die Türken zu gebrauchen, und bot ſein Bündniß an, wenn man Polen dazu drängen wolle. Der polniſche Reichstag beſchloß nun ſogleich eine Vermehrung des Heeres auf 100,000 Mann, und errichtete zur Organiſirung dieſes Heeres einen Kriegsrath, welcher vom Könige und vom permanenten Konſeil unabhängig ſein ſollte. Zugleich wurde erklärt, daß man ſtatt dieſes Konſeils eines permanenten Reichstags bedürfe. Dagegen proteſtirte der ruſſiſche Geſandte Stackelberg förmlich, als gegen einen Umſturz der bisherigen Verfaſſung, und drohete mit dem Verluſte der ruſſiſchen Freundſchaft. König Stanislaus empfahl dem Reichstage, dem Verlangen Rußlands zu entſprechen. Die vaterländiſch geſinnten Polen dagegen ſetzten ihre Hoffnungen entſchieden auf Preußen, und dieſes ſendete, um ſie in dieſer Täuſchung ſo lange als möglich zu erhalten, einen verſchmitzten, ränkekundigen Italiener als Geſandten nach Warſchau, den ehemaligen Abt Luccheſini.

Der Reichstag hätte mit dem Jahre 1788 endigen ſollen: man verlängerte ihn jedoch, den Proteſtationen der Ruſſen zum Trotz, auf unbeſtimmte Zeit hinaus, und 1789 ſchaffte man auch das permanente Konſeil ab. Rußland war durch dieſe Vorgänge ſchwer beleidigt, und man hätte in der beabſichtigten Reorganiſation der inneren Verhältniſſe raſch voran ſchreiten ſollen, um ſich gegen einen Angriff von ſeiner Seite zu kräftigen, der ſicherlich erfolgte, ſobald es mit den Türken Frieden geſchloſſen. Acht volle Monate lang indeß geſchah in dieſer Beziehung gar nichts. Erſt im September 1789 ward ein Ausſchuß ernannt, welcher alle Verwaltungszweige des Reichs unterſuchen und den Entwurf einer neuen Konſtitution ausarbeiten ſollte. Preußen und England boten wiederholt ein Bündniß an, und ein königlich-preußiſches Schreiben (vom 19. November 1789) erklärte: „Sollte es indeſſen auch zu der Allianz nicht kommen, ſo kann die Republik doch darauf rechnen, daß ich ſie nicht verlaſſen werde; ſie kann ſich auf meinen Charakter, auf meine Denkungsart und endlich auch darauf verlaſſen, daß ich weiß, worin mein eigentliches und weſentliches Intereſſe beſteht." Rußland erklärte, daß es gegen ein Bündniß der Polen mit Preußen durchaus nichts einzuwenden hätte. Es kannte die eigentliche Abſicht Preußens bei dieſem Bündniſſe vollkommen: Friedrich Wilhelm II. knüpfte ſeine Neigung zu Polen an die Abtretung von Danzig und Thorn. Als Preußen jedoch im Frühjahre 1790 im Begriff ſtand, mit Oeſterreich einen Krieg zu beginnen, gab es den Polen zu verſtehen, daß es auf die Abtretung jener beiden Städte verzichte, und nun ward der Bund wirklich abgeſchloſſen (15. März 1790). Preußen verſprach den Polen Hülfe, wenn ſie von irgend einer Macht wegen ihrer inneren Verhältniſſe angegriffen würden. — Die Ruſſen boten Alles auf, die Entſcheidung in Betreff der neuen Verfaſſung bis zur Beendigung des Türkenkriegs zu verzögern. Sie benutzten zuerſt zu dieſem Zwecke das Geſetz vom Jahre 1768, welches zu einer jeden Aenderung der Grundgeſetze Einſtimmigkeit des ganzen Reichstags verlangt. Als dies Geſetz aufgehoben war, ſuchten ſie die Berathungen über die einzelnen

Artikel in's Unendliche zu verlängern. So verfloſſen wirklich beinahe zwei Jahre, in welchen ſich die Verhältniſſe der umgebenden Mächte zu einander bedeutend verändert hatten, bis der Ausſchuß das Ganze ſeines Entwurfes dem Reichstage zur Annahme vorlegte (am 2. Mai 1791). König Stanislaus hielt es gerade für genehm, ſich in das Gewand des patriotiſchen Enthuſiasmus zu kleiden, weil er ſtark in der Mode war. Er hatte ſeine Rolle gut einſtudirt und ſpielte ſie vortrefflich, ſo lange es mit leeren Redensarten gethan war. Der König hielt in der Reichstagsſitzung am 3. Mai eine Rede, durch welche er die Annahme des Entwurfes durch Akklamation zu bewirken ſuchte, und als die von den Ruſſen erkauften Mitglieder die Abſtimmung durch Debatten zu verhindern ſtrebten, ſchnitt er dieſe dadurch ab, daß er dem Biſchofe von Krakau gebot, den Eid auf die neue Verfaſſung vorzuleſen. Dieſen Eid legte er zuerſt ab, erhob ſich dann von ſeinem Throne, und ſchritt der Verſammlung, welche ihm in Prozeſſion folgte, durch die bedeckten Gänge des Schloſſes in die Hauptkirche voran. Dort wurde der Eid am Altare noch einmal abgelegt und durch ein Hochamt gefeiert. Tauſende waren aus der Nähe und Ferne herbeigeſtrömt und jubelten zum Himmel über die vermeintliche Wiedergeburt ihres Vaterlandes, über die Vernichtung der Anarchie und die Befreiung von der ruſſiſchen Herrſchaft.

Die neue Verfaſſung konnte, wenn ſie in's Leben trat, dieſe Hoffnungen, allerdings zur Wahrheit machen. Polen ward durch ſie für ein Erbreich des ſächſiſchen Hauſes erklärt; welches nach Stanislaus' Tode davon Beſitz nehmen ſollte. Der König und ſeine Miniſter erhielten mehr Macht, und mehr Einfluß auf die Geſchäfte, als ſie bisher gehabt. Das liberum veto, die hemmende Wirkung einer einzigen Stimme auf dem Reichstage war abgeſchafft; die einzelnen Konföderationen und die Verſammlungen der Konföderirten wurden verboten. Zuletzt war feſtgeſetzt, daß alle fünfundzwanzig Jahre eine Reviſion der Verfaſſung vorgenommen werden ſollte.

Preußen war damals ſchon im Geheimen mit England und Oeſterreich zuſammengetreten, alles Neue gewaltſam zu hindern, was ſich in Europa zu geſtalten ſtrebte. Die Neugeſtaltung in Polen jedoch billigte es unverholen. Der preußiſche Miniſter in Warſchau, Graf Golz, erklärte dem polniſchen Reichstag in einer Note vom 17. Mai 1791, daß ſein König der Nation Glück wünſchen laſſe wegen der Verbeſſerung der Reichsverfaſſung. In einem Schreiben an den König Stanislaus erklärte ſich der König von Preußen auf dieſelbe Weiſe (28. Mai) und in einer miniſteriellen Note des preußiſchen Kabinets vom 21. Juni werden alle Schritte des Reichstags offiziell gebilligt. Und doch war dieſe ganze Diplomatie Preußens Lug und Trug; ein ſchändliches Spiel, die Polen um ſo ſicherer in's Verderben zu locken.

Wäre Polen indeß einig geweſen; wäre der Verrath nicht aus ſeinem Inneren gekommen: es hätte den Waffen der vereinigten Mächte Trotz geboten. Aber, wie ſchon öfters bemerkt, ſein eigner König, und viele einflußreiche Magnaten waren den Ruſſen verkauft. Der Kronfeldherr Branicki war durch den Vaterlandsverrath unermeßlich reich geworden; er hatte Potemkin's Bruderstochter geheirathet und ſich zu dieſem ruſſiſchen Oheime nach Jaſſy begeben: Rzewuski war nach Wien gegangen. Dieſe beiden waren von Außen her thätig, ihr Vaterland zu verderben. Sie waren indeß weniger gefährlich, als die Verräther im Inneren, zu denen der König ſelbſt gehörte. Sie hatten alle die Maske des Patriotismus vorgenommen, waren jedoch bereit, ſie auf ruſſiſchen Befehl jeden Augenblick wieder abzuwerfen. Ihren Reihen führte, da der König für gar nichts zu rechnen war, Felix Potocki, der Kanzler Malachowski, der Bruder des edlen Reichstagsmarſchalls, und der Prieſter Koſſakowski, der Präſident der Deputation, welche den Entwurf der neuen Verfaſſung gemacht hatte, die er zuerſt unterſchrieb. Dieſe hatten bisher im ruſſiſchen Intereſſe Alles angewendet, die Entſtehung der neuen Verfaſſung zu hemmen und zu hindern. Sie hatten dafür geſorgt, daß mit ihr allerlei Beſtimmungen verbunden wurden, welche Zwiſtigkeiten und Unzufriedenheit erregten; ſie ſuchten beſonders durch gewiſſe Abgaben das Volk zu reizen. Als die Verfaſſung ihren Bemühungen zum Trotze dennoch zu Stande gekommen war, wiegelten ſie in allen Theilen des Landes den armen und raubſüchtigen Adel dagegen auf. Man ſpiegelte ihm vor, daß ſeine Freiheit durch dieſelbe zu Grunde gerichtet ſei. Und der patriotiſche König ernannte die beiden notoriſchen Verräther zu ſeinen Miniſtern, **Branicki** zum Kriegsminiſter, und **Malachowski** zum Miniſter der Juſtiz. **Branicki**, **Potocki** und **Rzewuski** begaben ſich nach **Petersburg**; **Koſſakowski's** Bruder war dort ruſſiſcher General, und ſein Haus wurde der Vereinigungspunkt der Verräther. — In **Petersburg** wurde eine Konföderation zum Schutze der polniſchen Freiheit beſchloſſen, und Rußland ſollte um Hülfe angerufen werden. Höchſt wahrſcheinlich wurde die ganze Konföderationsakte in Petersburg aufgeſetzt. Da eine polniſche Konföderation indeß nur auf polniſchem Boden geſchloſſen werden konnte, ſo mußten die Urheber derſelben zur Bekanntmachung dieſer Akte nach Polen zurückkehren. Eine ruſſiſche Armee ſtand bereit, in Polen einzurücken. **Preußen**, welches entſchloſſen war, abermals mit Rußland gemeinſchaftliche Sache zu machen, fuhr immer noch fort, ſich als Freund und Vertheidiger der neuen polniſchen Verfaſſung zu betragen. Es ſchickte, die Polen über ſeine wahren Abſichten deſto ſicherer zu täuſchen, den Italiener **Luccheſini** zum zweiten Male nach Warſchau, welcher den polniſchen Reichstag über einen ganzen Monat lang mit hinterliſtigen, ausweichenden Antworten hinhielt. — Unterdeſſen ließen die Verſchwörer von Petersburg ihre Konföderation am 14. Mai 1792 zu **Targowitſch** (einem Städtchen in der kleinpolniſchen Woiwodſchaft Barclav) verkündigen. Die Häupter waren in Targowitſch nicht gegenwärtig, obgleich das Manifeſt ihre Namen trägt. Zwölf Männer hatten es überhaupt unterſchrieben, und dieſe nannten ſich die „polniſche Nation“ und riefen die Hülfe Rußlands an. Potocki erklärte ſich zum Generalmarſchall; Branicki und Rzewuſki nannten ſich Räthe der Konföderation. Schon am 18. Mai übergab der ruſſiſche Miniſter dem Könige und dem Reichstage die Erklärung, daß ſeine Kaiſerin die Forderungen der targowitſcher Konföderation unterſtützen werde. Aber zwei Tage vor dieſer Erklärung ſchon war der Vortrab des ruſſiſchen Heeres bei Mohilew am Dniepr angelangt. Der König wandte ſich an Preußen, erhielt von Luccheſini aber zur Antwort: „Da ſein König keinen Antheil an der Entſtehung der Konſtitution von 1791 gehabt habe; ſo halte er ſich nicht für verbunden, denen, welche jetzt dieſe Konſtitution mit den Waffen vertheidigen wollten, Beiſtand zu leiſten.“ In einem Privatſchreiben an Stanislaus, tadelt der König von Preußen die Konſtitution, welche er früher in miniſteriellen Noten und in Privatbriefen gelobt hatte und verſichert; er ſei bereit, ſich mit der Kaiſerin von Rußland und mit dem Wiener Hofe zu vereinigen, um ſich mit beiden über die geeigneten Maßregeln zu berathſchlagen, die Ruhe in Polen wiederherzuſtellen.

Die Nation erhob ſich mit Entrüſtung und mit Muth gegen dieſes unwürdige Betragen von allen Seiten. Statt des gewöhnlichen Aufgebotes ſollte eine allgemeine Bewaffnung ſtattfinden, der, durch die ruſſiſchen Einfälle verurſachte Schaden ſollte gemeinſchaftlich getragen werden. Alles rüſtete und warb Leute. Die Armen verkauften ihr Hausgeräth, um Waffen anzuſchaffen; die Frauen gaben ihr Gold und Silber, ihre Juwelen und Koſtbarkeiten her. Aber dieſer Feuereifer des Volkes half nichts, weil es von ſeinen Führern verrathen wurde, und ſchmählicher noch, als von ſeinen früheren Verbündeten. Der König gelobte zwar, ſich zur Vertheidigung der Konſtitution ſelbſt an die Spitze der Armee zu ſtellen, aber er dachte nicht daran, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Den Oberbefehl erhielt ſein Neffe Joſeph Poniatowſki, ein junger, unerfahrener Mann: er hoffte dieſen bei ſeiner beabſichtigten Ausſöhnung mit den Ruſſen am beſten brauchen zu können, jede kühnere Maßregel der Vaterlandsfreunde zu lähmen. Unter ihm befehligten Michael Wielhorski und Kosciuszko.

Die Ruſſen waren an ſich ſchon den Polen an Zahl weit überlegen: ihr Heer wurde indeß noch durch polniſche Ueberläufer verſtärkt, den Klienten der Konföderirten; ganz Lithauen war mit der ruſſiſchen Konföderation vereinigt. Die Tapferkeit, welche die Polen, beſonders unter Kosciuszko's Anführung bewieſen, war ganz fruchtlos. König Stanislaus wurde von ſeinen treuloſen Miniſtern bearbeitet; dieſe ſpiegelten dem Könige vor, daß er von der Kaiſerin, wenn er ihre Eitelkeit durch keinen zu heftigen Widerſtand reize, leicht Bedingungen erlangen werde, welche der Nation nicht läſtig, und ihm und ſeiner Familie insbeſondere günſtig ſein würden. Der König ertheilte der polniſchen Armee daher den Befehl, nicht angriffsweiſe zu verfahren, ſondern die Ruſſen allein vom Uebergange über den Bug abzuhalten.

Kosciuszko hatte ſich der Erhebung ſeines Volkes mit der ganzen Kraft ſeiner freiheitsmuthigen Seele angeſchloſſen. Am Bug ſtand er auf dem äußerſten rechten Flügel der polniſchen Armee mit einer kleinen Abtheilung von 4000 Mann und acht Kanonen. Er ſoll zur nothdürftigen Befeſtigung dieſes Poſtens nur 24 Stunden Zeit gehabt haben. Hier wurde er von einer überlegenen ruſſiſchen Heeresabtheilung, welche aus 18,000 Mann auserleſener Truppen und 40 Kanonen beſtand, unter dem General Kochowski angegriffen (17. Juli 1792.) Dreimal warf er die ſtürmende ruſſiſche Infanterie mit großem Verluſte zurück und behauptete ſeine Stellung. 4000 Ruſſen deckten das Schlachtfeld, von den Polen nur 900 Gefallene. Kosciuszko hat ſich durch den Tag von Dubienka großen Ruhm erworben, und ſeine Zeitgenoſſen nannten ihn den polniſchen Leonidas. Aber was halfen die Großthaten Einzelner! Das Ganze war in einer troſtloſen Verfaſſung. Unmittelbar nach ſeinem

Siege mußte Kosciuszko den Rückzug antreten: denn er blieb ohne Unterſtützung, und durch Gallizien zogen ruſſiſche Heere und bedrohten ſeinen Rücken.

Der König ſtand unterdeß mit den Garden und 5000 Mann anderen Truppen ruhig in Warſchau und unterhandelte in's Geheim mit den Ruſſen. Schon vor der Schlacht von Dubienka war das Schickſal Polens entſchieden. Am 22. Juli berief Stanislaus die Großwürdenträger, die hohen Staatsbeamten und Miniſter ſeines Reiches zu ſich und erklärte ihnen, daß er den feſten Entſchluß gefaßt habe, die targowitſcher Konföderation zu unterzeichnen und daß er dieſem Vorſatze treu bleiben werde. Er entſchuldigte dieſen Schritt durch das Vorgeben, es werde Polen dadurch vor einer zweiten Theilung bewahrt; und las das Schreiben der ruſſiſchen Kaiſerin vor, worin ſie ihm befahl, zur Konföderation überzutreten. Am Schluſſe dieſes Schreibens heißt es: „Nur durch die Unterſchrift der unter ihrem Schutze abgefaßten Konföderation könne er es ihr möglich machen, ſich ferner ſeine Schweſter und freundſchaftliche Nachbarin zu nennen.“ Laut erklärten die Reichstagsmarſchälle Malachowski und Sapieha; der Großmarſchall des Hofes von Lithauen, Ignaz Potocki; der Hofmarſchall von Lithauen, Soltan; der Schatzmeiſter der Krone, Oſtrowski, und der Vicekanzler der Krone, Kollontay; laut erklärten ſie: „der König ſei aus einem Schützer des Vaterlandes der Verräther deſſelben geworden.“ Der König machte ſich nichts daraus und unterſchrieb ſchon am 23. Juli die targowitſcher Konföderation. Das ganze Land knirſchte; aber die targowitſcher Verräther hatten durch den Meineid des Königs den Schein des Rechtes erhalten, den ſie wohl auszubeuten verſtanden. Die targowitſcher Konföderation ward in eine Generalkonföderation verwandelt und Felix Potocki Generalmarſchall. Die Militärgewalt der Ruſſen war nun gleichfalls eine rechtmäßige, und ihre Truppen beſetzten das ganze Land, mißhandelten die Polen, welche ihrem geleiſteten Eide treu geblieben waren; belegten deren Güter mit Beſchlag oder zogen ſie gleich ganz ein. Die neue Ordnung wurde zerſtört und die alte Anarchie zurückgeführt, alles im Namen der Freiheit. Welcher Hohn, welcher fürchterliche Hohn: die republikaniſche Freiheit unter dem Schutze der ruſſiſchen Knute; dieſelbe Freiheit, gegen welche man in Frankreich zu Felde lag!!

Viele wackere Polen konnten den Anblick ihres geſchändeten Vaterlandes nicht mehr ertragen. Sie wanderten aus; unter ihnen befand ſich auch Kosciuszko. Er ſchlug glänzende Anerbietungen, in ruſſiſche Dienſte zu treten, aus und überſchritt die Gränze mit den Worten: „O, Gott, laß mich nur noch einmal den Säbel für mein Vaterland ziehen!“ Er begab ſich zuerſt nach Dresden und von da nach Leipzig. Hier traf ihn das Diplom eines franzöſiſchen Ehrenbürgers, mit welchem die Nationalverſammlung von Frankreich durch ein beſonderes Dekret vom 26. Auguſt 1792 mehrere ausgezeichnete Ausländer beſchenkte. In Leipzig lebte Kosciuszko ein Jahr lang in ſtiller Zurückgezogenheit, während deſſen das Schickſal ſeines Vaterlandes immer düſterer und gefahrdrohender wurden.

Die Vernichtung der neuen polniſchen Verfaſſung von Seiten der Ruſſen war nur das Mittel zum Zweck geweſen, und der Zweck war eine abermalige Theilung Polens. Die targowitſcher Konföderirten mußten den Ruſſen helfen, die Patrioten zu bekämpfen, und dann erfuhren ſie zu ihrem Schrecken, was die ruſſiſche Freundſchaft werth war. „Unter dem Schutze der weiſen Kaiſerin,“ ſo ſprach man zum Volke, „ſollte ſich ein felſenfeſtes Gebäude der alten Freiheit der Väter erheben,“ und der Verräther Felix Potocki ward als Urheber desſelben geprieſen und ſogar „der Große“ genannt. Unterdeſſen wurden zu Verdün in Lothringen zwiſchen den drei Mächten die Grundzüge einer neuen Beraubung feſtgeſtellt, und nachher in Berlin, Wien und Petersburg weiter ausgearbeitet. Ehe Preußen mit Oeſterreich den Feldzug gegen Frankreich (1792) eröffnete; war es mit Rußland dahin übereingekommen, die Entſcheidung über das Schickſal Polens bis nach dem Frieden zu verſchieben. Während des Feldzugs hatte man einen allgemeinen Kongreß nach Luxemburg ausgeſchrieben, um die Stücke, welche von Frankreich, Deutſchland und Polen abgeriſſen werden ſollten, zweckmäßig zu vertheilen. Da man nicht ſiegte, ſondern zurückgetrieben wurde und Verluſte erlitt, Oeſterreich Belgien einbüßte, Preußen das linke Rheinufer kaum als gerettet betrachten durfte: ſo beſchloß man, ſich um ſo ſicherer an Polen zu erholen. Die Zuſtimmung Oeſterreichs und der anderen Mächte war nach der damaligen Lage der Verhältniſſe leicht zu erlangen; England wurde dadurch gewonnen, daß ihm Rußland Feindſeligkeiten gegen Frankreich und Vortheile für ſeinen Handel verſprach. Der ruſſiſche und öſterreichiſche Miniſter begaben ſich zu dem König von Preußen nach Verdün, den Gegenſtand zu beſprechen. Preußen verſprach, wenn ſich England, Holland und Oeſterreich ſeiner Verbindung mit Rußland zur Theilung Polens nicht widerſetzten, an dem Kriege gegen Frankreich auch ferner Theil nehmen zu wollen. Das waren die Verhandlungen, welche in Verdün zu einem Endziele gelangten. Die Rolle, welche Preußen der Reihe nach allen ſeinen Verbündeten gegenüber ſpielte, iſt die ſchmachvollſte, welche die Geſchichte kennt. Es verrieth ſie alle nach einander. Es verließ nach der erſten Theilung Polens Rußland, welches verhindert hatte, daß es durch ſie ſchon Thorn und Danzig erhielt, und ſchloß ſich an Polen an. Es half dieſem, ein konſtitutionelles Königthum errichten und verſprach, es ſchützen zu helfen, und hoffte zum Lohne dafür, jene beiden Städte davon zu tragen. Als dieſe Hoffnung fehl ſchlug, ſuchte es wieder eine Verbindung mit Rußland, und ließ Polen im Stich. In Verdün verſprach es, den Krieg gegen Frankreich fortzuſetzen, wenn man zur zweiten Theilung Polens ſtille ſchwiege, und als dieſe Theilung geſchehen war, ſchloß es mit der franzöſiſchen Republik einen Separatfrieden (zu Baſel,) ſeinen Raub in Polen in

Sicherheit zu bringen. Gegen Ende des Jahres 1792 erſt merkten die Polen, was ihnen drohete. Branicki und Felix Potocki eilten nach Petersburg, um ſich von dem Grunde oder Ungrunde des Gerüchtes zu überzeugen. Keck erwiederten ihnen die ruſſiſchen Gewalthaber, daß nur Feinde ihrer Kaiſerin im Stande wären, ſolche Gerüchte zu verbreiten. Und am 4. Januar 1793 ſchon ſchloſſen Preußen und Rußland den Allianztraktat, welcher das Schickſal Polens entſchied. Sogleich rückte General Möllendorf mit einer preußiſchen Armee in Großpolen ein, und die Ruſſen zogen ihre Truppen aus allen Diſtrikten zurück, welche die Preußen beſetzten. Am 16. Januar 1793 erließ Möllendorf eine ſogenannte Deklaration. In dieſer wird den armen Polen, welche für eine erbliche Monarchie kämpften und denen man einen anarchiſchen republikaniſchen Zuſtand wieder aufzwang, der Vorwurf gemacht, ſie huldigten dem Geiſte der franzöſiſchen Demokratie und den erſchrecklichen Grundſätzen der fürchterlichen pariſer Sekten; es gäbe in ihrem Lande bereits förmliche Jakobinerklubbs, und dieſe verderbliche Seuche habe ſich namentlich in Großpolen ausgebreitet, wo Möllendorf mit ſeiner Armee einrücke. Preußen vor Anſteckung zu ſichern, und in den beſetzten Provinzen den Jakobinismus auszurotten, ſei der einzige Grund ihrer Beſetzung. Mit der monarchiſchen Republik habe der König von Preußen allerdings ein Vertheidigungsbündniß geſchloſſen: die Polen hätten dieſe Republik aber in eine erbliche Monarchie verwandelt, und dies hebe ſeine Verbindlichkeiten auf(!). — Am 24. Februar wurde die Stadt Danzig beſetzt, nach welcher Preußen ſchon ſo lange Verlangen trug. Auch in Danzig ſollten jakobiniſche Grundſätze zu Hauſe ſein. Die Stadt ward durch die preußiſche Beſetzung ſo gequält, daß ſie ſchon am 2. April 1793 erklärte, ſie wolle ſich in die Zeit ſchicken und ſich Preußen unterwerfen.

Die Generalverſammlung der Polen, welche während der Generalkonföderation an die Stelle des Reichstags getreten war und in Grodno ihren Sitz hatte, ſollte nun zur Einwilligung in ihrer Beraubung gezwungen werden. Zu dieſem Zwecke erſchienen von Petersburg die ruſſiſchen Generale Igelſtröm und Sievers in Grodno. Die targowitſcher Verſchwornen hatten die Generalverſammlung verlaſſen und waren auf ihre Güter gegangen; Felix Potocki hatte eine Geſandtſchaft nach Petersburg übernommen. König Stanislaus, von beiden Seiten verachtet, wollte abdanken. Katharina II. litt es aber nicht, bis ihre Plane durchgeſetzt waren, wozu er mitwirken ſollte. Er mußte ſich von Warſchau nach Grodno begeben und die Generalverſammlung in einen Reichstag verwandeln, d. h. die Bevollmächtigten der ganzen Nation dahin berufen. Alle Mittel wurden angewendet, Beſtechungen und Einſchüchterungen, um auf die Wahlen einzuwirken und dafür zu ſorgen, daß nur Männer erſchienen, welche der ruſſiſchen Partei ergeben waren. Um Grodno waren beträchtliche ruſſiſche Truppenmaſſen vereinigt. Nun legten der preußiſche und der ruſſiſche Geſandte eine gleichlautende Note vor, in welcher ſie die Abtretung der darin bezeichneten Provinzen forderten (19. Juni). Oeſterreich verhielt ſich ganz ruhig. Es hoffte dadurch, Preußens Hülfe gegen Frankreich zu erkaufen, um ſich dort für das zu entſchädigen, was Preußen in Polen gewann. Als der Reichstag nicht ſogleich alle Forderungen zugeſtand, wurden 15 Landboten in's Gefängniß geworfen, andere von ruſſiſchen Soldaten in ihren Häuſern bewacht. Die Polen gaben nun gegen Rußland nach und hofften, Preußen widerſtehen zu können. Aber die Ruſſen erklärten die preußiſchen Forderungen auch für die übrigen und verſetzten den polniſchen Reichstag am 2. September in förmlichen Belagerungszuſtand. Im Saale und um denſelben waren ruſſiſche Soldaten aufgeſtellt: der König, der Thron, der Reichstag waren mit Soldaten umgeben, die Kanonen auf den Saal gerichtet. In einer ſpäteren Sitzung fielen noch ärgere Gewaltthaten vor. Der ruſſiſche General Rautenfeld ſaß in der Verſammlung auf einem Lehnſeſſel und ließ von der Wache Jeden wegführen, der anders redete, als die Ruſſen es haben wollten. Als darauf bei der verlangten Abſtimmung kein Mitglied ſtimmte und Alles, der wiederholten Aufforderung zum Trotze, ſchwieg, erklärte der ruſſiſche Geſandte, daß der König ſelbſt den Thron nicht verlaſſen dürfe und daß er die Senatoren im Reichstagsſaale ſo lange wolle auf Stroh liegen laſſen, bis ſie ſich ſeinem Willen fügten. So ſetzte man endlich die Abtretung von zwei Drittheilen des Reichs durch. Rußland gewann über 4000 Quadratmeilen und über drei Millionen Menſchen, Preußen über 1000 Quadratmeilen und über eine Million Menſchen. Die Ruſſen hatten in dem beſetzten Lande ſo gehauſt, daß viele Bauern in Verzweiflung ihre armſeligen Hütten verlaſſen hatten und ſich ſelbſt während des Winters in den Wäldern aufhielten. Heerdenweiſe wurden dieſe in die Steppen von Oczakow getrieben und mit ihnen die ruſſiſchen Regimenter wieder vollzählig gemacht. Der Reſt von Polen ſtand ganz unter ruſſiſcher Vormundſchaft.

Dieſer fürchterliche Zuſtand ihres Vaterlandes laſtete ſchwer auf den Gemüthern aller beſſeren Polen. Es bildete ſich eine Verſchwörung durch das ganze Reich, deren Zweck war, das Volk zu wecken und es zum Aufſtande vorzubereiten, das Joch der Fremden abzuſchütteln. Die Ausgewanderten in Leipzig und Dresden bildeten einen Mittelpunkt für die Verſchworenen im Inneren. Kosciuszko wurde zum Feldherrn auserſehen und hielt die Fäden der großen Verbindung in vorſichtiger Hand. Polens Rettung war ſein einziger Gedanke. Ein Freund Kosciuszko's, der General Zajonczeck, betrieb die Verſchwörung von Warſchau aus. Er gewann die ganze ehemalige polniſche Armee, und ein reicher Bankier die Bürgerſchaft für das gefährliche Unternehmen. Kosciuszko ſuchte auch auswärtige Mächte für ſein unglückliches Land zu gewinnen. Er reiſte nach Konſtantinopel, die Türken zu einem neuen Kriege gegen Rußland aufzuſtacheln: aber vergebens. Er begab ſich dann nach Paris, war indeſſen am Ende des Jahres 1793 wieder in Sendomir. Da er ſich hier jedoch beobachtet ſah, ſo reiſte er nach Italien, um hier den richtigen Zeitpunkt der Erhebung abzuwarten.

Der König von Polen war von Allem unterrichtet, hatte aber nicht den Muth, ſich an der Ausführung zu betheiligen. Er gab den Ruſſen ſogar Nachricht und ward ſo abermals zum Verräther an ſeinem Volke. Zajonczeck mußte nach Dresden zurückkehren, und Igelſtröm beſchloß, den Verſchworenen wenigſtens unmöglich zu machen, ſich der regulären Truppen zu bedienen. Er verlangte von dem Könige die Entlaſſung des größten Theils der polniſchen Armee; ſie ſollte fortan nur aus 16,000 Mann beſtehen; die Entlaſſenen ſollten unter ruſſiſche Regimenter vertheilt werden. Der König dekretirte dieſe Auflöſung. Dieſe Maßregel bewirkte, daß der Aufſtand vor der beſtimmten Zeit ausbrach.

Oberſt Madalinski, welcher in Pultusk ſtand, widerſetzte ſich der Auflöſung ſeines Regimentes mit Gewalt und führte es nach Süden. Andere Truppenabtheilungen folgten ſeinem Beiſpiele; das Volk griff zu den Waffen. — Igelſtröm, welcher den Oberbefehl über alle ruſſiſchen Truppen in Polen führte und zugleich bevollmächtigter Miniſter der Kaiſerin in Warſchau war, verlangte von dem Könige ſogleich die ſtrengſten Maßregeln zur Unterdrückung des Aufſtandes. Er ſchlug die Verhaftung aller verdächtigen Perſonen ohne Unterſchied des Ranges und des Geſchlechtes vor. Der König zögerte, und Igelſtröm ließ von allen Seiten ruſſiſche Truppen gegen Warſchau anrücken. Die allgemeine Gährung wuchs mit Macht und wurde immer gefahrdrohender. Da erſchien Kosciuszko auf dem Schauplatz. Er war auf die Kunde, daß der Ausbruch des Aufſtandes nicht mehr zurückzuhalten ſei, eilig aus Italien zurückgekehrt, obgleich er ſelbſt an dem Gelingen zweifelte. In der Nacht vom 23. zum 24. März 1794 zog er, von mehreren Offizieren und einer kleinen Bedeckung begleitet, in Krakau ein. 500 Ruſſen, welche in der Stadt lagen, wurden vertrieben; 400 Polen, welche ſich bei ihnen befanden, gingen zu Kosciuszko über.

Ungeheurer Jubel empfing den Helden, an dem allein die Zukunft des Vaterlandes hing; der Schein unzähliger Fackeln verwandelte die Nacht in Tag. Kosciuszko verfügte ſich ſogleich auf das Rathhaus und gab den Befehl, alle Thore zu ſchließen: alle Waffen mußten eingeliefert werden, die Freiheitskämpfer zu bewaffnen. Der Ruf des Volkes ſtieg in die Lüfte: „Es lebe Kosciuszko; es lebe der Retter des Vaterlandes; es lebe Polen!“ Am 24. März wurde Kosciuszko zum Generaliſſimus aller inſurgirten Polen erklärt. Die Inſurrektionsakte von demſelben Tage, welche von den Bürgern und Einwohnern der Woiwodſchaft Krakau verfaßt und unterſchrieben war, übertrug ihm, weil dem Könige Niemand traute und er auch in der Gewalt der Feinde war, eine unumſchränkte Diktatur für die Dauer des Kriegs. Als Zweck des Krieges iſt in dieſer Akte angegeben: Befreiung Polens von fremden Truppen und jeder fremden bewaffneten Macht, Wiederherſtellung ſeiner früheren Ausdehnung. „Unſere Verzweiflung“, heißt es darin, „hat den höchſten Grad erreicht; unſere Vaterlandsliebe kennt keine Gränzen!“ Sie ſchließt mit der Ermahnung an die ſelbſtgeſchaffenen Gewalten, welchen das Volk ſeine Führung und ſein ganzes Geſchick anvertraute, „daß ſie während des Kampfes der Freiheit mit der Knechtſchaft, der Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit, der Unabhängigkeit mit der Tyrannei die große Wahrheit ſtets vor Augen haben möge, daß des Volkes Wohl das höchſte Geſetz ſei.“

Mit gewaltiger Thatkraft ſchritt Kosciuszko zur Ausübung der ihm übertragenen Macht. Er rief die ganze Jugend des Krakauer Palatinats vom achtzehnten bis zum ſiebenundzwanzigſten Jahre unter die Waffen. Zum Unterhalte der Freiheitskämpfer wurde eine außerordentliche Abgabe ausgeſchrieben. Von Jedermann ſollte ſie erhoben werden, die Geiſtlichkeit und die Klöſter nicht ausgenommen; im Verlaufe von drei Wochen mußte ſie entrichtet ſein. In der Nacht des 24. noch ließ Kosciuszko alle waffenfähige Männer in Krakau unter das Gewehr treten und auf die Fahne von Johann Sobieski dem Vaterlande den Eid der Treue ſchwören. In der Morgendämmerung wurde er von der geſammten Bürgerſchaft auf den Marktplatz geleitet und hielt hier eine ergreifende Rede an das Volk. Von dem Marktplatze ging der Zug auf das Rathhaus zurück, von wo aus er den Befehl ertheilte, ſich aller öffentlichen Kaſſen und königlichen Güter zu bemächtigen. Alles Gold- und Silbergeſchirr in den Kirchen und in dem königlichen Schloſſe wurde mit Beſchlag belegt; alle Beſitzungen der Landesverräther und Aller, die mit den Feinden des Vaterlandes einverſtanden waren, wurden für Nationaleigenthum erklärt. Ihr Werth wurde auf 100 Million Thaler geſchätzt. An demſelben Tage (24. März) erließ Kosciuszko einen Aufruf an das ganze polniſche Volk, worin er es auffordert, Einer für Alle und Alle für Einen zu ſtehen. Auch an die Frauen erging ſein Ruf, die Wunden der Helden zu pflegen. Wie ein Feuerfunke in eine Pulvertonne fiel ſein Wort in die ſchwarze Nacht der Schmach, die auf dem unglücklichen Volke lag. Das ganze Land erglänzte in Waffenſchmuck. Neben dem Schwerte erklangen das Beil und die Holzart, neben der Lanze die Senſe des Landmanns. Neben dem Edelmanne ſtand der Bauer, neben dem Greiſe der Jüngling: ſelbſt Frauen traten in die Reihen der Männer ein, nicht um Wunden zu heilen, ſondern ſie dem gehaßten Feinde zu ſchlagen: ſie ſchwangen die Pike in ſchwacher Hand. Kosciuszko war der Held, die Hoffnung ſeines Volkes. Kosciuszko, Polen und Freiheit waren gleichbedeutend, dieſelben Begriffe. Sie waren die Worte, mit denen ſich alle am Morgen begrüßten: womit ſie ſich am Abend gute Nacht wünſchten. Die Wogen der Begeiſterung hatten Alle ergriffen, ſie hoben und trugen ſie. Aber in dem allgemeinen Wogen des Aufſtandes behielt Kosciuszko eine gelaſſene Ruhe;

er ſorgte für Alles und war allenthalben. Der Jubel des Volkes empfing ihn, wenn er kam; der Jubel begleitete ihn, wenn er ging.

Unterdeſſen hatte Igelſtröm aus Warſchau 6—7000 Mann Ruſſen unter Deniſew und Tormanſow entſendet, um Madalinski anzugreifen, ehe er Krakau erreichte. Mit 4000 Mann, die zum Theil nur mit Senſen und Piken bewaffnet waren, und ohne alles Geſchütz zog ihnen Kosciuszko aus Krakau (1. April) entgegen. Am 4. April 1794 traf er vier Meilen von Krakau bei dem Dorfe Raslawicz auf den Feind. Nach einem fünfſtündigen mörderiſchen Kampfe, in welchem kein Theil Pardon gibt und nimmt, werden die Ruſſen geſchlagen und zerſprengt. 1500 Ruſſen decken das Schlachtfeld; eilf Kanonen mit Beſpannung und Munition und eine Fahne fallen in die Hände der Sieger. — Kosciuszko ging nach Krakau zurück, ließ ein Siegesfeſt feiern und begann, die Stadt in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Er ließ Tag und Nacht Geſchütz gießen und das Lager bei Krakau (zu Promnik) mit einer Erdburg umgeben; ſein Heer war auf 9000 Mann angewachſen. Aber von Schleſien her näherte ſich eine preußiſche Truppenabtheilung, und in Gallizien wurde eine öſterreichiſche zuſammengezogen.

Unterdeſſen brach der Aufſtand auf eine furchtbare Weiſe auch in Warſchau aus. Hier hatte Igelſtröm durch eine gränzenloſe Brutalität alles auf's höchſte erbittert. Er verlangte, daß alle, welche an der krakauer Inſurrektion Theil genommen, für Feinde und Verräther des Vaterlandes erklärt werden ſollten. Der preußiſche und öſterreichiſche Geſandte mußten ſich dieſem Verlangen anſchließen. Der elende König that, was die Fremden verlangten. Er erließ am 11. April eine Proklamation, worin er das Betragen der Aufſtändiſchen Unrecht und Verrath ſchalt. Nun ging Igelſtröm weiter und bezeichnete der polniſchen Regierung 26 angeſehene Perſonen, welche ſogleich verhaftet, nach anderen ſogar ohne Weiteres gehängt werden ſollten. Zuletzt verlangte er

Entwaffnung der ganzen polniſchen Armee; ihre Kaſernen, Pulvermagazine, Arſenale ſollten den Ruſſen überliefert werden. Schon war der Tag zu dieſer Entwaffnung beſtimmt; ſie ſollte am 18. April vorgenommen werden. Nachdem Igelſtröm die Niederlage der Ruſſen bei Raslawicz erfahren hatte, entſendete er unter den Befehlen des Generalmajors Gruſchow ſeine ganze Reiterei mit einigen Bataillonen Fußvolk, um bei der Piliza Poſten zu faſſen, und in Verbindung mit den Preußen unter General Trenk Kosciuszko zu beobachten und ihm den Uebergang über die Piliza zu wehren. Warſchau's ruſſiſche Beſatzung wurde dadurch auf 6000 Mann vermindert: doch hoffte Igelſtröm auf die Hülfe der Preußen unter Wolki, welche nur einige Meilen von Warſchau ſtanden. Dieſe Hoffnung indeſſen betrog ihn. Die Polen beſchloſſen, den günſtigen Augenblick zu benutzen und raſch zu handeln; ehe die Preußen heran kamen, waren die Ruſſen in Warſchau vernichtet. Die Verſchworenen beſchloſſen den allgemeinen Aufſtand in Warſchau auf den grünen Donnerſtag des Jahres 1794, auf den 17. April.

Es waren verhältnißmäßig nur wenig Männer in das Einverſtändniß gezogen, nur einige niedere Offiziere der polniſchen Regimenter, einige Hundert Gemeine und Bürger: ſehr wenig Stabsoffiziere waren von dem Vornehmen unterrichtet. Die Subalternen führten ihre Kompagnien ohne Vorwiſſen der Oberoffiziere aus. Um Mitternacht ſchon begann die Bewegung. Die Polen beſetzten die Ausgänge der Straßen, welche nach den Thoren führten; ſie verſicherten ſich des Zeughauſes und der Pulvermagazine. Vor dem Schloſſe des Königs ſammelte ſich Volk; die ganze Stadt gerieth nach und nach in Bewegung; auf dem Rathhauſe und in dem Arſenale wimmelte es von gerüſteten Streitern; alles polniſche Militär verließ die Kaſernen. Die Kavallerie des Grafen Mirſch that früh um 5 Uhr Morgens den erſten Angriff auf einen ruſſiſchen Poſten nicht weit vom eiſernen Thore hinter dem ſächſiſchen Palaſt. Sie haut die Mannſchaft nieder, erbeutet und vernagelt zwei ruſſiſche Kanonen. Der Kampf war begonnen und verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch die ganze Stadt. Die Ruſſen eilten auf ihre beſtimmten Poſten, wurden aber durch die Polen, welche die Oertlichkeiten beſſer kannten, überall mit vieler Geſchicklichkeit abgeſchnitten und niedergemacht. Mit dem Feldgeſchrei „Freiheit, Kosciuszko“ ſtürzten die Polen auf den Feind; mit Wuth griffen ſie an, mit Heldenmuth gingen ſie in den Tod. Igelſtröm ſendet den General Bauer mit einem Bataillon gegen das Zeughaus: doch dieſer wird gefangen genommen, und ſeine Abtheilung zerſtreut. Nun führen die Polen ihre wohlbediente Artillerie heraus, und der Geſchützesdonner kracht in den Straßen. Als es Tag geworden, betheiligen ſich auch die Bürger an dem Kampfe; aus dem Zeughauſe werden Waffen und Munition vertheilt. Das Gefecht dauerte mit wechſelndem Glücke den ganzen Donnerſtag hindurch. Aus allen Ecken flogen die Schüſſe, aus den Kellern, aus den Fenſtern, über die Mauern, von den Dächern; von unten und von oben drohete der Tod. Kartätſchen raſſelten wider die Mauern, prallten ab von der einen zu der andern; die Straßen waren mit Leichen bedeckt. Die Nacht brach herein, aber Ruhe brachte ſie nicht; der Kampf wüthete fort. Die Sturmglocken heulten; die Kugeln pfiffen: die Kanonen donnerten; die Alarmtrommeln raſſelten; die Sieger jauchzten; die Verwundeten und Sterbenden jammerten zum Himmel auf. Und in das wüſte Treiben der Menſchen blickte der Mond in glänzender Ruhe hernieder. Es war nach dem Urtheile eines Augenzeugen (Seume's) eine furchtbar ſchöne Nacht, groß und ſchrecklich. Die Ruſſen kämpfen, wie Verzweifelte. Dem General Igelſtröm iſt alle Verbindung mit den Seinen und mit dem königlichen Schloſſe abgeſchnitten. Er ſchickt Offiziere auf Offiziere, um ſich von dem Stand des Gefechtes Kenntniß zu verſchaffen und zu unterhandeln: aber keiner kehrt zurück: ſie werden erſchlagen oder gefangen genommen. Er ſendet endlich ſeinen eigenen

Neffen in Begleitung zweier polniſcher Generale nach dem Schloſſe: der Neffe wird erſchoſſen und einer der Generale tödtlich verwundet. Igelſtröm zieht ſich mit den Ruſſen, die ihm übrig geblieben, in ſeinen Palaſt, eine Kapelle und drei angränzende Häuſer zurück; ſie verrammeln die Eingänge und vertheidigen ſich, wie aus einer Feſtung. — Es iſt Charfreitag. Aber der katholiſche Pole denkt nicht an die Verehrung des heiligen Leichnams; die ſtille Woche iſt zum Schlachttage geworden; die Freiheit iſt ſeine Religion. — Die Ruſſen werden in ihren Zufluchtsörtern belagert und mit Haubitzen beſchoſſen. Igelſtröm hält ſich in dem fürchterlichſten Gedränge noch bis zum Nachmittage. Dann bahnt er ſich mit ſeinen Unterfeldherren Apraxin, Subow und Piſtor und 900 Mann meiſt verwundeter Truppen durch ſeine Gärten und Höfe und über einen niedergeſchoſſenen Theil der Stadtmauer einen Weg aus Warſchau. Das ſämmtliche Gepäck der Truppen, alles Geſchütz, das ruſſiſche Archiv und Igelſtröm's Privatreichthum fiel in die Hände der Inſurgenten. Sein Palaſt wurde geſtürmt, geplündert und faſt gänzlich zerſtört. Doch muß zur Ehre des Warſchauer Volkes bemerkt werden, daß, als die Regentſchaft ſpäter eine Proklamation wegen der weggenommenen Bankzettel erließ, innerhalb drei Tage alle Bankzettel und fünf und neunzig tauſend Gulden in Gold zurückgeliefert wurden, welche man in Igelſtröm's Kaſſe gefunden hatte. Nach Igelſtröm's Abzuge dauerte das Gemetzel in den Straßen und Häuſern fort, die ganze Nacht hindurch: denn einzelne ruſſiſche Schaaren wehrten ſich bis auf's Aeußerſte. Samſtag gegen Mittag erſt erloſch der Kampf. 2500 Ruſſen waren in den drei Tagen erſchlagen worden, von den Polen gegen 900 Mann.

Am Oſterſonntage flogen Eilboten an Kosciuszko. Bis er in Warſchau eintreffen konnte, wurde daſelbſt eine Regentſchaft beſtellt; denn dem König traute Niemand, obgleich er, nachdem die Ruſſen unterlegen waren, wieder ein feuriger Patriot geworden war. Dem preußi=

ſchen Generale, der ihn während des Kampfes in Warſchau fragen ließ, ob er für oder wider die Inſurgenten ſei, hatte er geantwortet: „Er und ſeine Nation ſeien Eins; die Ruſſen ſeien ihre einzigen Feinde und er hoffe, daß der preußiſche General nichts Feindliches unternehmen werde.“ Die militäriſche Verwaltung übertrugen die Warſchauer dem General Makrainowski, und die bürgerliche dem ehemaligen Präſidenten der Stadt, Zekrzewski. Ein Regentſchaftsrath von ſechs Edelleuten und ſechs Bürgern ſtand ihnen zur Seite.

In Wilna, Lublin und Chelm wurden die Ruſſen auf ähnliche Weiſe überfallen und ein Theil von ihnen niedergehauen. Auch in Lithauen wurde eine Regentſchaft errichtet, aber überall mit Anerkennung von Kosciuszko's Diktatur. Kosciuszko iſt unabläſſig thätig, zu ordnen, und das Geordnete zu befeſtigen und zu vertheidigen. Warſchau wurde befeſtigt. Tag und Nacht wurde an den Schanzen und Batterien gearbeitet; alles legte Hand an: arm und reich, Männer und Frauen. Selbſt Damen von Stand, ja ſogar der König, fuhren hinaus und warfen mit eigener Hand einige Schaufeln Erde auf. Leider war Kosciuszko durch den Gang der Kriegsereigniſſe abgehalten, ſchnell nach Warſchau zu kommen und ſeine Diktatur geltend zu machen. Der König war eine Null und die neue Regentſchaft hatte wenig Anſehen und keine Macht. Es kam daher zu fürchterlichen Ausbrüchen der Pöbelwuth nach dem Muſter der pariſer Laternenhinrichtungen. Das Volk brach in die Gefängniſſe ein, wo einige der verrätheriſchen Großen aufbewahrt wurden, und übte wilde, eigene Juſtiz. Der Biſchof Koſſakowski, Zabiello, Ozarowski, ein Greis von 70 Jahren, Graf Ankwitz und noch ſechs bis acht andere Gefangene, wurden ohne Urtheil und Gericht an Galgen aufgeknüpft, welche man in der Nacht an verſchiedenen Orten der Stadt errichtet hatte. Den Fürſtbiſchof Maſſalski hingen ſie in vollem Prieſterornate auf.

Kosciuszko's Heeresmacht war auf 36,000 Mann angewachſen: aber er ſtand zwiſchen zwei feindlichen Armeen. Von der einen Seite zogen die Preußen unter General Favrat heran: von der anderen droheten die Ruſſen unter Deniſow, bereit, Krakau anzugreiſen. Die Hauptmacht der Ruſſen war jedoch noch nicht auf dem Kampfplatz. Kosciuszko beſchloß daher, ſich raſch gegen Deniſow zu wenden: ehe ſich die Preußen mit ihm vereinigten, ihn zu ſchlagen, und ſich dann auf die Preußen zu werfen. Er konnte dieſe Vereinigung der Preußen mit den Ruſſen jedoch nicht verhindern. Sie fand in demſelben Augenblicke ſtatt, als Kosciuszko an dem rechten Ufer der Piliza bei Jenderziow angekommen war, (6. Juni) um die Ruſſen anzugreiſen. Kosciuszko zog ſich ſogleich aus der nun unvortheilhaften Stellung auf die Hügel von Szczecocyny zurück und erwartete die Schlacht. Er wußte jedoch nicht, daß von der linken Seite noch 24,000 Preußen unter dem Könige ſelbſt heranzogen. Am 8. Juni begann der Kampf. Mörderiſch war der Angriff, heldenmüthig der Widerſtand; die Polen hatten geſiegt. Da erſchienen die 24,000 Preußen auf dem Schlachtfelde, und eine neue Schlacht beginnt. Kosciuszko ſteht lange unerſchüttert, iſt überall, wo die Gefahr am meiſten droht, und thut Wunder der Tapferkeit. Aber ſeine Polen weichen endlich der Uebermacht. Zwei ihrer beſten Generale fallen, Grochowski und Wodzicki; Kosciuszko ſelbſt blutet aus mehreren Wunden; zwei Pferde ſind unter ihm erſchoſſen worden. Da befiehlt er nach einem fünfſtündigen Kampfe den Rückzug und führt ihn in Ordnung und ohne beſonderen Verluſt aus. Der Ruhm des Tages iſt ihm geblieben. Die Koſaken und einige ruſſiſche Schwadronen folgten ihm nur von ferne.

Kosciuszko's Lage war eine höchſt ſchwierige; er war von allen Seiten vom Feinde umgeben, und wo er ſich hinwandte, drohte ihm Gefahr. Er beſchloß endlich, ſich mit ſeiner ganzen Macht in die Verſchanzungen der Hauptſtadt zu werfen und an ihr Geſchick das des Vaterlandes zu knüpfen. Die Verbündeten ſuchten ihm dieſen Marſch unmöglich zu machen. Die Hauptmacht der Ruſſen zog in Eilmärſchen über Chelm heran und ſuchte die Polen nach Krakau zurückzuwerfen; die Preußen wollten ſie den Ruſſen entgegen über die Weichſel drängen. Kosciuszko ſetzte ſich nach einigen glücklichen Gefechten nach Radom in Marſch, und die vereinigte Armee der Ruſſen und Preußen folgte ihm auf dem Fuße nach. — In Lithauen konnten ſich die Polen nicht behaupten, wenn ſie von Kosciuszko nicht Hülfe erhielten. Da er dieſe nicht ſenden konnte, wurden die Polen unter Zajonczeck bei Chelm an demſelben Tage (8. Juni) geſchlagen, als Kosciuszko das Treffen bei Szczecocyny verlor. Kosciuszko hatte Radom noch nicht erreicht, ſo ging in ſeinem Rücken Krakau verloren. Eine kleine Heerabtheilung der Preußen erſchien vor der Stadt, und der zu ihrer Vertheidigung zurückgelaſſene Kommandant Winianowski übergab ſie ohne alle Vertheidigung, wahrſcheinlich von den Preußen erkauft (15. Juni). Kosciuszko betrachtete ihn wenigſtens als einen Verräther und ließ ſeinen Namen an den Galgen ſchlagen. Auch die Oeſterreicher begannen nun gegen Polen thätig zu werden.

In Warſchau erregten dieſe Unglücksnachrichten die Volkswuth auf's Neue, und es kam zu einem Ausbruch. Das Volk erbrach die Gefängniſſe und ſchleppte mehrere gefangen gehaltene Polen zum Galgen. Sobald Kosziuszko dieſe Greulthaten erfuhr, ſendete er aus ſeinem Lager bei Golkow einige Tauſend Mann Reiterei nach Warſchau, die Ruhe wiederherzuſtellen. Auf den Plätzen der Stadt wurden Piquets mit Kanonen aufgeſtellt; einige Tauſend Müßiggänger wurden eingefangen und als Rekruten zur Armee abgeführt. Kosciuszko erließ aus ſeinem Heerlager eine ernſte Proklamation an das polniſche Volk, worin er abmahnte, die heilige Sache der Freiheit mit Mord zu beflecken. Er zeigte den Polen, daß die Anarchie von je her ihr größtes Unglück geweſen ſei, und es wieder werden würde. Er beſchwor ſie, der Wahrheit eingedenk zu ſein, daß das Volk der Freiheit nicht werth ſei, welches die Geſetzloſigkeit mit ihr verwechſele. Der Verluſt zweier Schlachten, äußerte er zu ſeiner Umgebung, habe der guten Sache der polniſchen Erhebung nicht ſoviel geſchadet, als der einzige blutige Tag vom 28. Juni.

Kosciuszko ſetzte ſeinen Marſch nach Warſchau unter den fortdauernden Angriffen der ihn umgebenden Feinde, und unter täglichen Gefechten unerſchütterlich fort; er erreichte am 10. Juli die Hauptſtadt. Der Jubel und die Hoffnungen des bedrängten Volkes empfingen ihn hier, wie überall. Die Stadt war einigermaßen befeſtigt: aber die Hauptzuverſicht der Polen beruhete auf den vier befeſtigten Lagern, welche Warſchau rings umgaben und unter ſich im Zuſammenhang ſtanden, ſo daß ſie einen weiten befeſtigten Raum einſchloſſen. Die Stellung Kosciuszko's um Warſchau wurde von ſeinen Gegnern ſogar gerühmt, als mit Talent angeordnet, mit Kriegserfahrenheit ausgeführt, mit ausharrender Thätigkeit behauptet. Der Ruſſe Suwarow ſogar geſteht Kosciuszko Feldherrngabe und Heldengröße zu. Unter ihm kommandirten die polniſchen Armee lauter Männer, welche ſpäter unter Napoleon rühmlich gedient haben. Auch Joſeph Poniatowski war unter ihnen, der Neffe des Königs, der frühere Oberfeldherr, der nach der Schlacht bei Leipzig (1813) in der Elſter ertrank. Der Stadt am nächſten, in dem Lager von Mokotow befehligte Kosciuszko ſelbſt; in den beiden Lagern bei Wola Dabrowski (Tombrowski) und Zajonczeck; Makrainowski in den bei Mariemont. Auch die Vorſtadt Praga war befeſtigt; alle Bürger von Warſchau waren bewaffnet und im Felde geübt; die beiden Flügel der polniſchen Armee waren durch die Weichſel gedeckt.

Die Preußen waren es, welche Warſchau zuerſt angriffen,; die Regentſchaft in Warſchau hatte ihnen am

12. Juni den Krieg erklärt. Ihre Stärke wird auf 40,000 Mann angegeben; 10,000 Mann Ruſſen unter General Ferſen unterſtützten ſie. Der Kaiſer von Oeſterreich ließ den General Harnoncourt zu derſelben Zeit mit einem Heere in Kleinpolen einrücken, angeblich um Galiziens Gränzen vor den Gefahren zu ſchützen, die ihnen von Polen aus drohten. Der Feldzug der Preußen gegen Warſchau endigte indeß ſchimpflicher noch, als ihr Einfall in die Champagne (1792). Die Preußen gewannen Anfangs unter General Götz einige Vortheile gegen Poniatowski. Sie nahmen die Batterien bei Wola weg, eine Stunde vor Warſchau. Ende Juli begann das Bombardement; die preußiſchen Kugeln thaten aber der Stadt keinen Schaden; ſie erreichten nur einige Häuſer der Vorſtadt. König Stanislaus ſchrieb an die Belagernden zwar einen jammernden Brief. Als aber Anfangs Auguſt die Aufforderung zur Uebergabe erfolgte, bekannte er, daß dieſe nicht von ihm, ſondern von Kosciuszko abhänge, und dieſer wies ſie mit Entſchiedenheit zurück. Die Belagerung zog ſich während des Auguſts in die Länge. Es folgten faſt täglich Angriffe auf die vier verſchanzten polniſchen Lager um Warſchau; aber die Polen behaupteten überall ihre Stellung. Da langte im preußiſchen Lager die Nachricht an, daß ſich am 21. und 22. Auguſt die preußiſch-polniſchen Provinzen im Rücken der Armee erhoben hätten. Madalinski war dort erſchienen und von dem General Schönfeld geſchlagen und zum Rückzuge genöthigt worden. Aber hinter ihm erhob ſich das Volk in Waffen; der Geiſt der Freiheit hatte auch es ergriffen, und der Name Kosciuszko's übte auch hier ſeine begeiſternde Gewalt. Die preußiſchen Heerführer beſchloſſen, noch einen allgemeinen Angriff zu wagen, und, wenn dieſer nicht glücke, den Rückzug anzutreten. Am 28. Auguſt fand dieſer Angriff ſtatt, und die Polen blieben Sieger. — Kaliſch und Poſen waren in die Hände der Inſurgenten gefallen, und dieſe hatten bei Frauſtadt eine preußiſche Trup-

penabtheilung geſchlagen; preußiſche Transporte von Breslau nach Warſchau waren aufgefangen worden: Fahrzeuge mit Munition beladen, welche von Graudenz die Weichſel herabgeſchafft werden ſollten, waren genommen. Die Aufſtändiſchen waren ſogar in Oberſchleſien eingedrungen, und man mußte vom Belagerungsheere 4000 Mann dahin abſenden. Endlich brachte ein Kourir die Nachricht, daß Madalinski Bromberg beſetzt habe, und daß Danzig, Cöln, Graudenz, ſelbſt Pommern bedroht ſeien. Das war zu viel, und man machte den Verſuch, mit den Polen einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Als auch dies fehl ſchlug, traten die Preußen den Rückzug an, (am 6. September), und dieſer glich einer wirklichen Flucht, denn Kranke, Verwundete und vieles Gepäck wurden zurückgelaſſen. Die Ruſſen unter Ferſen gingen über die Weichſel und nahmen Quartiere in dem Palatinat Lublin.

Ganz Europa war über den Rückzug der 40,000 Mann Preußen erſtaunt, und Kosciuszko's Ruhm war in Aller Mund. Mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 ſchlecht bewaffneten Bauern hatte er einem viel ſtärkeren Feinde die Spitze geboten. Aber Kosciuszko's Beſcheidenheit und Bürgertugenden waren größer noch, als ſeine kriegeriſchen Verdienſte. Er ſchlug den Triumph aus, welchen ihm die Warſchauer bereiten wollten. Er verwaltete die Republik mit unumſchränkter diktatoriſcher Gewalt, mit Uneigennützigkeit und Rechtsſinn. Er ſorgte für Alles mit perſönlicher Thätigkeit, für die Verpflegung der Truppen, für die Anſchaffung der Kriegsbedürfniſſe; er leitete die Einnahmen und Ausgaben, um Betrügereien und Beraubungen der Kaſſen zu verhüten. Er war ein unübertrefflicher Staatsmann und Feldherr. Einen Sturm auf die Freiheit ſeines Landes hatte er abgeſchlagen; aber die Freiheit war noch nicht errungen; neue Wetterwolken häuften ſich über dem Scheitel ihrer Streiter, und es gehörte Kosciuszko's Muth und Seelengröße dazu, in einem hoffnungsloſen Kampfe nicht zu ermatten.

Den Preußen hatte Kosciuszko die Generale Madalinski und Dabrowski mit 12,000 Mann nachgeſendet, ſie zu verfolgen und die Inſurgenten zu unterſtützen. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm, verzweifelte, Kosciuszko zu beſiegen, und machte ihm glänzende Anerbietungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Waſhington's Schule! Kosciuszko wies ſie mit Verachtung zurück. Madalinski wurde zwar an der Marew geſchlagen und zurückgetrieben: aber Dabrowski war glücklich. Er drang nach Bromberg; Gneſen wurde am 27. September beſetzt; Joſeph Poniatowski kam den Inſurgenten von Blonin aus zu Hülfe: Pommern und ſogar Brandenburg waren bedroht. Unter dem Prinzen von Hohenlohe wurden daher 20,000 Mann Preußen vom Rhein an die Weichſel berufen.

Mit ſeinem Hauptheere war Kosciuszko in den Verſchanzungen von Warſchau ſtehen geblieben. Er ließ die beſchädigten Werke ausbeſſern und Praga noch ſtärker befeſtigen. Klöſter und Kirchen mußten ihre Schätze zum Ankaufe von Waffen und Munition hergeben; der König ſelbſt gab ſein letztes Geſchmeide und ſein Silbergeſchirr. — Weit nach Oſten bis Kurland hin ſuchte man die Unternehmungen auszudehnen. In Lithauen war unter Branicki's Führung eine neue Konföderation aufgetreten und hatte die ruſſiſche Eroberung vollendet. Aber nun nahete die Entſcheidung mit eiſernem Fußtritt. Suwarow, welcher ſeit dem Frieden mit den Türken zwei Jahre lang an der Spitze eines Heeres geſtanden, deſſen Hauptquartier Cherſon war, hatte den Befehl erhalten, nach Polen aufzubrechen. Mit gewohnter Eile führte er ihn aus. Im Mai erſchien er in Rothrußland und entwaffnete an der Spitze von 12,000 Mann Ruſſen 18,000 Polen, welche er eingeſchloſſen hatte. Dann übernahm er den Oberbefehl über alle ruſſiſchen Streitkräfte in Polen. Er beſtimmte ihnen die Gränzſtadt Warkowitſch zum Sammelplatz. Von hier rückte er in Volhynien ein und traf bei Brzec auf 20,000

Mann Polen unter Sierakowski. Am 18. September griff Suwarow an; die Polen erlitten einen nicht unbedeutenden Verluſt, zogen ſich jedoch in ihr Lager zurück. Suwarow ließ den Ermüdeten aber keine Ruhe, folgt ihnen auf dem Fuß und erneuert die Schlacht am 19. September. Mit dem Bajonett greifen die Ruſſen an: zehnmal werden ſie von den Polen zurückgeworfen: aber endlich ermatten dieſe und ein grauenvolles Würgen beginnt. Nach einem achtſtündigen Kampfe ward faſt das ganze polniſche Heer vernichtet. Die Artillerie war eine Beute der Ruſſen. Nach dem ruſſiſchen Bericht entkamen nur 300 Mann und nur 500 wurden gefangen. Von dem Schlachtfelde richtete Suwarow ſeinen Marſch auf Warſchau, und ſein Schrecken ging ihm voran. Warſchau war in der größten Beſtürzung. Kosciuszko blieb entſchloſſen und ruhig und ſuchte durch eine Proklamation den geſunkenen Muth ſeiner Landsleute zu heben. Er beſchloß, mit 20,000 Mann dem anrückenden Suwarow entgegenzugehen und wo möglich ſeine Vereinigung mit den 12,000 Ruſſen unter Ferſen zu verhindern.

Ehe er aufbrach, trat er vor die Reihen ſeiner Krieger und redete ſie an: „Wer von euch an der Rettung des Vaterlandes verzagt, der trete hervor und lege die Waffen nieder und kehre ruhig in ſeine heimathliche Hütte zurück.“ — Keiner antwortet; Keiner tritt hervor; ſie ſtehen ruhig in geſchloſſenen Gliedern. Noch einmal bietet ihnen Kosciuszko dasſelbe an. „Mit dir, General, mit dir in Kampf und Tod!“ war die Antwort. Und „Marſch“ erſcholl der Befehl, und hoch empor hob Kosciuszko ſein Schwert und ſchwur dem Vaterlande noch einmal Treue bis in den Tod, und ſeine Waffengefährten alle mit ihm. Nun eilte Kosciuszko zuerſt zu Sierakowski und gab ihm neue Truppen, damit er Suwarow auf ſeinem Zuge nach Warſchau aufhalten könnte; dann nach Grodno und gab Makrainowski den Befehl, ſich mit der lithauiſchen Armee dem Suwarow in den Rücken zu werfen.

Endlich eilte er in ſein Lager zurück, übergab den Befehl über die Hauptarmee dem Fürſten Joſeph Poniatowski und zog ſelbſt mit 8000 Mann auserleſener Truppen gegen Ferſen. Am 7. Oktober 1794 lagerte er bei Macziewice, einem Landgute des Grafen Zamovski, zehn Meilen von Warſchau im Palatinate Lublin. Hier entſchied ſich Polens Geſchick. Der Verrath oder die Ungeſchicklichkeit eines Führers, oder das Mißgeſchick führten dieſe Entſcheidung raſcher herbei, als die Ruſſen ſelbſt es erwartet hatten. Poninski war von Kosciuszko mit einer Heeresabtheilung ausgeſendet worden, um Ferſen vom Uebergange über die Weichſel abzuhalten, bis Kosciuszko über dieſen Fluß gegangen ſei und den Feind jenſeits angreife. Dann ſollte er ſich mit ihm verbinden. Poninski hielt aber die Ruſſen nicht von dem Weichſelübergange ab, und während der Schlacht kam er Kosciuszko nicht zu Hülfe, obgleich er nur drei Meilen weit von ihm entfernt ſtand. Ferſen ging an einem Punkte über, den Poninski unbewacht gelaſſen, und griff das Lager der Polen ſogleich mit ſtürmender Hand an (10. Oktober 1794). Kosciuszko hatte ſein Lager mit ſeiner gewohnten Fertigkeit verſchanzt und erwartete den Angriff ſiegesgewiß, da er auf Poninski's Ankunft ſicher rechnete. „Warſchau, Rache!" war das Feldgeſchrei der Ruſſen; „Sieg oder Tod!" die Antwort der Polen. Dreimal ſtürmten die Ruſſen, von der Wuth der Rache getrieben, die polniſchen Schanzen, und dreimal wurden ſie von einem fürchterlichen Feuer empfangen und zurückgeworfen. Zum viertenmale ordnen ſich ihre Sturmkolonnen und ziehen in gedrängten Gliedern und in ſchauriger Stille heran. Sie ſind den Polen an Zahl um das Dreifache überlegen; der Arm der Polen iſt ermattet und dieſe raffen ihre letzten Kräfte zuſammen; vergebens ſpähet ihr Feldherr mit kummervollem Blicke in die Ferne: die erwartete Hülfe kommt nicht. Kosciuszko und ſeine Polen fechten wie Verzweifelte; aber ihre erſte Schanzenreihe fällt in die Hände der Ruſſen; ihre zweite, dritte und vierte ſinket dahin. Die Ruſſen mußten den Sieg theuer erkaufen: aber er war vollſtändig. Sechstauſend Polen waren erſchlagen; zum Theil gliederweiſe, unverrückt, wie ſie geſtanden, lagen ſie da; wie die Getraidehalme hingemäht von der Senſe des Schnitters. Sechzehnhundert, zum Theil ſchwer verwundete, wurden gefangen, unter ihnen Kosciuszko, drei andere Generale und der ganze Stab. Was entkommen konnte, floh in das Lager Poniatowski's.

Kosciuszko hatte in der Schlacht in ſeiner gewöhnlichen unſcheinbaren Kleidung mit todesverachtender Kühnheit gekämpft. Er trug in der Regel nur einen Kittel von Leinwand, oder von grauem Tuche, wie die polniſchen Landleute; eine mit Pelz verbrämte Mütze mit einem kleinen Federbuſch, und den Säbel, wie der gemeine Mann, über die Schulter gehängt. Er war überall zugegen, wo die Gefahr am verderblichſten drohte; er half, ordnete, mahnte, feuerte an, kämpfte mit, wie ein gemeiner Soldat. Drei Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, und ein Lanzenſtich in die linke Schulter ſtreckte ihn zu Boden. Er hörte den verzweifelten Ruf der Seinigen bei ſeinem Falle, raffte ſich auf und ſchwang ſich mit Hülfe ſeines Freundes und Adjutanten Niemcewicz auf ein viertes Pferd. Seine Reiterei war im Fliehen begriffen; er eilte ihr nach, um ſie durch die Macht ſeines Anſehens zum Stehen zu bringen und in die Schlacht zurückzuführen. Allein er verfehlte den rechten Weg und gelangte an einen breiten Graben. Er will darüber wegſetzen und ſtürzt mit dem Pferde. Koſaken und ruſſiſche Dragoner ſind dicht hinter ihm. Er erhält einen Säbelhieb in den Nacken und einen zweiten Lanzenſtich. Mit dem Ruf: „**Finis Poloniae**“ ſinkt er zu Boden.

Wohl hatte der große Feldherr richtig geſehen. Das Ende ſeines gemißhandelten Volkes war gekommen. Es war keine Eitelkeit von ihm; es war eine traurige Wahrheit, und er wußte es: „Es ſank in ihm des Landes letztes Hoffen; ſo Vieler Heil in einem einzigen Mann!“

Die Kunde von ſeinem Fall verbreitete in Warſchau einen ungeheuren Schrecken; eine dumpfe Beſtürzung bemächtigte ſich Aller. Die eben noch ſo freiheitsmuthige Nation glich einem Körper, welchem die Seele entflohen. Die verlorene Schlacht war eine Nebenſache, das erſchlagene Heer eine Kleinigkeit; ſie waren zu erſetzen und wieder gut zu machen: aber Er, der Führer, konnte nicht erſetzt werden; es war Niemand da, der an ſeine Stelle treten konnte; der Kopf war dem ganzen Unternehmen abgeſchlagen. Wo ſich Polen begegneten, hörte man den Trauerruf: „Kosciuszko iſt nicht mehr!“ Auf offener Straße rangen Männer und Weiber verzweifelnd die Hände und jammerten: „Kosciuszko iſt todt; das Vaterland iſt verloren!“ Einzelne fielen in Wahnſinn, von dem ſie nie mehr genaſen.

Suwarow vereinigte ſich nach dem Siege Ferſen's bei Maczciewice mit dem Heere desſelben und beſchloß, Praga zu ſtürmen. Er hatte zwar nur 22,000 Mann dazu zu verwenden und die befeſtigten Linien vor dieſer Vorſtadt waren von 30,000 Polen vertheidigt, und 104 Kanonen und Mörſer von ſchwerem Kaliber waren in denſelben aufgeſtellt. Aber die Polen hatten ja ihre Kerntruppen und ihren Feldherrn verloren. Außerdem wollte Suwarow in der Eroberung Warſchaus den Preußen zuvorkommen, die wieder heranzogen, nachdem ſie über den Aufſtand in Großpolen Meiſter geworden. Vor den Pragaer Linien befand ſich noch ein verſchanztes Lager. Suwarow nahm dieſes am 24. Oktober mit Sturm. Tauſend Polen wurden dabei in die Weichſel geſprengt, 2000 niedergemacht und eben ſo viele gefangen genommen. Am 4. November begann der Sturm auf die drei befeſtigten Linien vor Praga: Alles was in Warſchau Waffen trug, war herbeigeſtrömt, dieſe Werke zu vertheidigen. Fünf Stunden dauerte das Gefecht, bis die Ruſſen Herrn von den Schanzen wurden; ſelbſt innerhalb der Schanzen wurde der Verzweiflungskampf noch eine Zeit lang fortgekämpft. Es wurde ſo gräßlich gemordet, daß Suwarow's Name ſchon durch dieſe Eroberung Pragas allein nur neben die Namen von Attila und Tamerlan geſtellt werden kann. Achttauſend Polen wurden mit den Waffen in der Hand niedergehauen, dann Kinder, Weiber und Greiſe gemordet, die Brücke verbrannt, die Häuſer angezündet, und ganze Schaaren unglücklicher Menſchen, welche ſich in die Stadt retten wollten, in die Weichſel geſtürzt; andere unter den Trümmern und Aſchenhaufen ihrer Häuſer begraben. So kamen nach dem Kampfe noch 12,000 Menſchen um, an einem einzigen Tage alſo 20,000 Polen. Am 5. November kapitulirte Warſchau und wurde am 6. von den Ruſſen beſetzt. Die polniſchen Heeresabtheilungen im Lande wurden nach und nach alle entwaffnet. König Stanislaus wurde im Anfang des Jahres 1795 von Warſchau nach Grodno verſetzt. Hier mußte er am 25. November der Krone entſagen; er erhielt dafür von den theilenden Mächten einen Jahrgehalt von 200,000 Dukaten zugeſichert. Kaiſer Paul I. ließ ihn nach Petersburg kommen, wo er am 12. Februar 1798 ſtarb. Die Unterhandlungen über die letzte Theilung ſelbſt dauerten zwei volle Jahre. Oeſterreich mußte dabei betheiligt werden, obgleich es faſt nichts dabei gethan hatte; es erhielt indeſſen auch am wenigſten. Rußland erhielt noch einmal 2000 Quadratmeilen, Preußen 1000, und Oeſterreich nur 834. Im Ganzen hatte Rußland von dem zerriſſenen Reiche über 8500 Quadratmeilen erhalten; Preußen 2700, und Oeſterreich 2100. Der letzte verzweifelte Kampf hatte dem unglücklichen Lande die Achtung Europas erworben, und die einzige Hoffnung des Volkes war und iſt noch die Wiedererlangung ſeiner Freiheit und Selbſtſtändigkeit. — —

Beſinnungslos war Kosciuszko auf der Wahlſtatt niedergeſunken; ſie war bald von Koſaken erfüllt, welche die Todten plünderten. Ein Koſak begann auch den, ihm unbekannten Polenfeldherrn zu entkleiden, der kein Zeichen ſeiner Würde trug. Zwei Brillantringe hatte er ihm ſchon von der Hand gezogen und war im Begriff, dasſelbe mit einem dritten zu thun. Dieſer dritte Ring enthielt eine werthvolle antike Gemme, welche Kosciuszko ſehr theuer war. Der todt Geglaubte krümmte den Finger, an welchem ſich der Ring befand, um dadurch anzudeuten, daß er ihn zu behalten wünſche. Jetzt erſt fiel dem Koſaken der Werth der geraubten Ringe auf; er hatte gehört, daß der Oberfeldherr der Polen gefallen ſei und fragte: „Biſt du Kosciuszko?“ Erſt auf die wiederholte Frage antwortete Kosciuszko mit kaum hörbarer Stimme: „Ich bin es; — Waſſer!“ Der Koſake reicht ihm ſeine Feldflaſche und ruft ſeine Kameraden. Mit Ehrfurcht und Rührung umſtehen ſie den gefallenen Helden. Sie geben ihm alles wieder, was ſie ihm geraubt hatten, kleiden ihn wieder an und tragen ihn mit der größten Sorgfalt auf ihren Lanzen in ein benachbartes Schloß. Erſt am anderen Morgen kam der Verwundete ganz zu ſich und erkannte ſeine Umgebung. Er fand ſich in den Armen ſeiner treuen Adjutanten Fiſcher und Julian Niemcewicz (des Dichters,) welcher gleichfalls verwundet war. Sein würdiges Betragen in der Gefangenſchaft nöthigte ſelbſt ſeinen erbittertſten Feinden Hochachtung ab. Unter einer Bedeckung von 300 Mann Reiterei wurde er nach Petersburg gebracht, und Katharina II., von deren Weisheit, Ruhm und Seelengröße alle feilen Schriftſteller ihrer Zeit voll ſind, Katharina II. ließ den kriegsgefangenen Helden und ſeine edlen Genoſſen im Zorne in ein feuchtes Gefängniß werfen, in das alte Schloß des Gregor Orloff. Hier beſchäftigte er ſich mit Leſen und Zeichnen, und wenn ſeine Wunden es geſtatteten, mit Arbeiten an der Drechſelbank. Unter der „großen“ Katharina würde der Mann, deſſen einziges Verbrechen ſeine Vaterlandsliebe und ſein Feldherrntalent war, ſein Leben zwiſchen Kerkermauern oder in Sibirien beſchloſſen haben, wie viele ſeiner unglücklichen Landsleute. Aber Katharina ſtarb ſchon im Dezember 1796, und Paul I. gab die gefangenen Polen frei. Er verfügte ſich ſelbſt, von Niemand begleitet, als von ſeinen beiden älteſten Söhnen, Alexander und Konſtantin, in das Schloß, wo Kosciuszko gefangen gehalten wurde. Er reichte dieſem zum Zeichen der Freiheit ſein eigenes Schwert hin. Aber Kosciuszko wies es mit den Worten zurück: „Ich bedarf keines Schwertes mehr, denn ich habe kein Vaterland.“ Er trug bis an ſeinen Tod auch wirklich kein Schwert mehr. Auf die Frage des Kaiſers, wohin er ſich begeben werde, wenn er Petersburg verlaſſe, antwortete er. „Ich gehe nach Amerika; dort finde ich meine Waffengefährten und die Spuren glorreicher Erinnerungen.“ Der Kaiſer ſchenkte Kosciuszko 1500 Bauern und 12,000 Rubel; zugleich bot er ihm einen Jahrgehalt von 6000 Rubel an.

Im Frühjahre 1797 ſchiffte ſich Kosciuszko mit ſeinem Freunde Niemcewicz und einigen andern polniſchen Offizieren in Kronſtadt ein, um nach England zu reiſen. Aber in Hamburg mußte er einige Wochen der Ruhe pflegen; ſo geſchwächt war ſein Körper von den, noch lange nicht geheilten Wunden, deren Zuſtand ſich durch die Seereiſe bedeutend verſchlimmert hatte. In London wurde er auf das Liebevollſte empfangen. Ausgewanderte Polen und amerikaniſche Waffengefährten erwarteten ihn am Landungsplatz; auch die Engländer begrüßten den Helden der Freiheit mit Jubel. Sein Körperzuſtand aber war ſo leidend, daß die engliſchen Aerzte an ſeiner Geneſung zweifelten. Seine Wunden waren während ſeiner Gefangenſchaft in Rußland gänzlich verwahrloſt und gewiſſenlos behandelt worden. Die gefährlichſte und ſchmerzhafteſte Wunde war der Säbelhieb im Nacken; ſie zog über den Hirnſchädel und Nacken bis tief an dem Rückgrat hinab. Drei Bajonettſtiche in der Bruſt hatten ihm einen bedeutenden Blutverluſt verurſacht; eine Kanonenkugel hatte ihm einen Theil des rechten Schenkels hinweggeriſſen und dies erſchwerte ihm das Gehen. Er konnte faſt keine Stellung und Haltung annehmen, die ihm nicht empfindliche Schmerzen verurſachten. Doch erholte er ſich unter ſorgfältiger Pflege bald.

Von London aus ſchickte er dem Kaiſer von Rußland die erhaltenen Geldſummen zurück. Er dankte dem Kaiſer verbindlich für ſeine freundlichen Geſinnungen, bat ihn jedoch, daß er ihm geſtatten möge, ſich fortan nur auf die Unterſtützungen verlaſſen zu dürfen, auf welche ihm ſeine, Amerika geleiſteten Dienſte gerechte Anſprüche gäben. Noch in demſelben Jahre ſchiffte er ſich nach Amerika ein. Auch in Amerika fand er eine ehrenvolle Aufnahme. Eine Deputation des Kongreſſes empfing ihn in New-York und geleitete ihn in das Verſammlungshaus des Nationalrathes. Er erhielt von den vereinigten Staaten ſeinen rückſtändigen Sold angewieſen und eine volle Beſoldung für die fünf Jahre ſeiner Abweſenheit. Er beſuchte Waſhington auf deſſen Gute Mount-Vernon in Virginien, und Kosciuszko genaß bei ſeinem alten Freunde zuſehends an Leib und Seele. — Im Jahre 1798 ſendete ihn ſein zweites Vaterland mit Aufträgen nach Frankreich. Es waren einige ſtreitige Punkte in Handelsangelegenheiten zwiſchen beiden Staaten zu erörtern, deren Schlichtung einen Mann von Feſtigkeit, Kenntniſſen und erprobter Rechtlichkeit erforderte. Franklin ſchlug Kosciuszko zu dieſer Sendung vor, und er wurde gewählt. Ehe er Amerika verließ; legte er in des Präſidenten Thomas Jefferſon's Hände eine bedeutende Summe mit der Beſtimmung nieder, nach einigen Jahren davon eine Schule für arme Negerkinder zu errichten. Dieſe Schule iſt von Jefferſon wirklich errichtet worden.

Kosciuszko landete in Frankreich auf der Rhede von Bayonne und wurde mit kriegeriſchen Ehren empfangen. Eben ſo ehrenvoll war ſein Empfang in Paris. Der Zweck ſeiner Sendung wurde vollkommen erreicht. Kosciuszko konnte aber durch nichts bewogen werden, Frankreich ſeine Dienſte zu widmen. Er theilte die Grundſätze der franzöſiſchen Republik nicht und lebte in der geräuſchvollen Hauptſtadt wieder zurückgezogen, nur mit einer kleinen Anzahl ausgewählter Männer und einigen Landsleuten verkehrend. Seine

Blicke waren beſtändig auf das Schickſal Polens gerichtet. Er lernte in Paris den ausgezeichneten britiſchen Redner Charles Fox kennen, und beide traten in eine innige Verbindung.

Auch den eidgenöſſiſchen Geſchäftsträger Peter Joſeph Zeltner fand Kosciuszko in Paris, einen Mann von ächt republikaniſcher Biederkeit, großer Tiefe des Geiſtes und ſeltenen Kenntniſſen. Dieſe beiden Männer, den Polen und den Schweizer, feſſelte bald ein unlösbares Band der Freundſchaft an einander. Kosciuszko wurde der Haus- und Tiſchgenoſſe der Zeltner'ſchen Familie. Als Zeltner, den veränderten politiſchen Verhältniſſen weichend, ſeine Stelle niederlegte, und ſich und ſeine Familie dadurch manchen Entbehrungen Preis gab: theilte Kosciuszko Kummer und Noth mit ihnen. Die eine Hälfte des Tages widmete er eigenen Studien, der Mathematik und Geſchichte; die andere dem Unterrichte der Zeltner'ſchen Kinder, die er väterlich liebte.

Trotz ſeiner Zurückgezogenheit wurde er nach und nach mit allen ausgezeichneten Perſonen bekannt, welche in Paris lebten. Unter den merkwürdigen Kriegern jener Periode fühlte er ſich beſonders von Moreau angezogen, deſſen kriegswiſſenſchaftliche Bildung er aufrichtig bewunderte. Bonaparte ſagte ihm nicht zu und noch viel weniger der Diplomat Talleyrand. Der offene Charakter Kosciuszko's wurde von dem verdeckten Treiben dieſer Männer unangenehm berührt. — Mehrere Monate lang lebte er auf dem Landſitze Lafayette's zu Lagrange (30 Stunden von Paris), wo beide die in Amerika begonnene Bekanntſchaft erneuerten.

In Polen erloſch der Enthuſiasmus für ihn nicht; er ſteigerte ſich von Tag zu Tag. Die Frauen trugen ſein Bildniß in Medaillons eingefaßt, und Gegenſtände, die ihm angehört hatten, wurden wie Reliquien verehrt. General Dabrowski hatte in franzöſiſchen Dienſten eine polniſche Legion gebildet. Dieſe feierte jährlich

Kosciuszko's Geburtstag und den Tag ſeiner Befreiung aus ruſſiſcher Gefangenſchaft durch Kanonenſalven. Kosciuszko war ihr Feldgeſchrei, wenn ſie in die Schlacht gingen. Dabrowski ſchickte dem alten Feldherrn täglich Rapport nach Paris, als ob er noch ihr Führer wäre. Bei der Beſitznahme von Loretto fand die polniſche Legion in einem Gewölbe den Säbel Johann Sobieski's auf, ihres tapfern Königs, der im Jahre 1683 Wien von den Türken befreite. Sie beſchloſſen einſtimmig, ihn dem Würdigſten ihrer Nation, Kosciuszko, dem Erretter Polens, zu überſenden, und der Tapferſte unter ihnen nach Dabrowski, der General Kniaziewicz, wurde erwählt, ihn nach Paris zu bringen. Weinend empfing Kosciuszko ſeinen alten Waffengefährten; weinend empfing er aus ſeinen Händen Sobieski's Säbel, als letztes Unterpfand ſeines dankbaren Volkes.

Als das geräuſchvolle Leben der Hauptſtadt mehr und mehr auf ihn eindrang und er ſich ſeinem geſellſchaftlichen Treiben nicht mehr gut entziehen konnte; flüchtete er ſich in die Stille des Landlebens, auf das Schloß Berville bei Fontainebleau, welches ſeinem Freunde Zeltner gehörte. Hier verbrachte er die glücklichſten Stunden ſeines Lebens, wie er oft ſelbſt äußerte. Er lebte den Wiſſenſchaften und der Natur, und beſchäftigte ſich neben ſeinen mathematiſchen Studien viel mit der Landwirthſchaft. Den Abend brachte er im Garten zu, und Botanik und Blumenkultur waren ſeine Erholung. Er ließ auf ſeine Koſten landwirthſchaftliche Verſuche anſtellen, und begab ſich ſelbſt auf's Feld, ſich mit den Landleuten zu beſprechen.

Als Napoleon's Herrſcherplane ſich gegen den Oſten Europa's wendeten: als er 1806 mit Preußen und Rußland in Krieg verwickelt wurde: ſuchte der franzöſiſche Kaiſer ſich auch Kosciuszko's als Mittel zu ſeinen Zwecken zu bedienen. Er ſchmeichelte ihm mit den ſchönſten ſeiner Hoffnungen, mit der Wiederherſtellung Polens. Aber Kosciuszko ließ ſich nicht täuſchen; er traute dem Eroberer nicht, der nie Gefühl für Menſchenwohl und Bürgerglück gezeigt hatte. Auf des Kaiſers Befehl wendete Fouché alles an, Kosciuszko durch Ueberredung und Drohungen für Napoleon's geheime Pläne zu gewinnen. Das waren aber Mittel, welche bei Kosciuszko gar nichts halfen. Beſtimmt und entſchieden lehnte er jede Mitwirkung ab. „Ich werde eure Unternehmungen in Polen nie unterſtützen, wenn man meinem Vaterlande nicht eine eigene Regierung, eine freiſinnige Verfaſſung und ſeine alten Gränzen zuſichert,“ gab er dem Miniſter bei einer Unterredung zur Antwort. „Und wenn man Euch mit Gewalt hinführt?“ fragte Fouché. Dann werde ich meinem Volke ſagen, daß ich nicht frei bin, und daß ich nichts mit Euch zu thun habe.“ — „Nun, wir können Euch entbehren,“ waren die letzten Worte Fouché's, mit denen er ſich zürnend entfernte. Und Napoleon knirſchte vor Wuth, als er erfuhr, daß ein einzelner Mann ſeinen Forderungen zu widerſtehen wagte. Von der geheimen Polizei des franzöſiſchen Kaiſers wurde Kosciuszko ſeitdem ſo ſtrenge bewacht, daß weder Briefe noch Boten zu ihm gelangen konnten. Dann bediente man ſich auf feige, hinterliſtige Weiſe ſeines Namens, ſein Volk für eine fremde Sache zu den Waffen zu rufen. Napoleon ließ unter Kosciuszko's Namen eine Proklamation an die Polen ergehen, durch welche ſie an ihren alten Heldenruhm, an ihre Begeiſterung für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes erinnert und aufgefordert wurden, dieſe Unabhängigkeit unter Frankreichs Fahnen zu erkämpfen. So unbegreiflich wirkſam war die geheime Polizei des Kaiſerreichs, daß Kosciuszko in der Nähe von Paris völlig abgeſchnitten von allen politiſchen Nachrichten blieb. Erſt im Jahr 1814 war es ihm möglich, den mit ſeinem Namen geſpielten Betrug zu enthüllen. Wie richtig Kosciuszko den Werth der franzöſiſchen Freundſchaft für ſein armes Vaterland beurtheilt hatte, beweiſt das Schickſal der braven polniſchen Legionen, die unter dem Schutze von Frankreichs Adler die Freiheit ihres Volkes zu erringen hofften.

Sie bluteten in Italien, Neapel, Aegypten, Syrien, St. Domingo, Oeſterreich, Preußen, Holland, Spanien, Portugal, Rußland, Polen: auf den Ebenen bei Leipzig und 1814 zur Vertheidigung Frankreichs: ſie bluteten in vier Welttheilen für die Größe und für die Eitelkeit Frankreichs, und Frankreich hat für ſie und ihre Leiden nie etwas anderes gehabt, als Worte.

Als die Verbündeten im Jahr 1814 in Frankreich eindrangen, fielen häufig Plünderungen vor. Die Gegend um Fontainebleau wurde von einem Korps Ruſſen und Koſaken heimgeſucht; Häuſer gingen in Flammen auf, und ihre Bewohner wurden grauſam mißhandelt und gemordet: der Jammer war groß. Das konnte der alte Held nicht ruhig anſehen; er beſtieg ſein Pferd und ritt hin, wo der dichteſte Rauch aufſtieg. Er gelangte zu dem Dorfe Cugny in der Nähe von Berville. Baſchkirenhorden und Ruſſen hatten die ärmlichen Hütten in Brand geſteckt, freuten ſich über die Verzweiflung der Einwohner und überließen ſich der wildeſten Raubluſt. Kosciuszko ſprengt mitten unter ſie und redet die entmenſchten Krieger an. Er wendete ſich zuerſt an ein polniſches Bataillon, welches er an der Kleidung erkannte und ruft ihnen mit lauter Stimme zu: „Halt Soldaten! Als ich noch brave Soldaten aus Polen führte, haben ſie nie geplündert: ſchwere Strafen hätten die getroffen, die es gewagt haben würden, ſolche Unordnungen zu begehen. Und mehr noch als die Gemeinen, verdienen die Führer Tadel,“ rief er den Offizieren zu, „die durch ihr eigenes Beiſpiel oder durch Sorgloſigkeit die Veranlaſſung zu ſolchen Grauſamkeiten ſind!“ „Und wer biſt du, der du ſo zu uns zu reden wagſt,“ riefen ihm die Soldaten gereizt entgegen. „Ich? Ich bin Kosciuszko!“ — Da warfen Offiziere und Soldaten die gezückten Waffen aus der Hand und ſtürzten zu ſeinen Füßen nieder. Nach ſlaviſcher Sitte ergriffen die Vorderſten mit der rechten Hand ſein Knie, und mit der Linken entblößten ſie ihr Haupt und ſtreuten Staub darauf zum Zeichen der Reue und baten ihn um Verzeihung. Dann eilten ſie hin, das Dörfchen zu löſchen, und gaben den Bewohnern Alles zurück, was ſie ihnen geraubt hatten. Er ſelbſt half arbeiten und das Zurückerſtattete vertheilen. Verville und die zunächſtgelegenen Ortſchaften blieben verſchont. — Selbſt die zerſtreutliegenden Regimenter der Ruſſen ehrten den Helden; ihre Anführer eilten herbei, ihm ihre perſönliche Achtung zu bezeigen. Der Koſakenhetmann Platow ſendete ein Korps ſeiner Garde nach Verville, als Ehrenwache für ihn und die Familie ſeines Freundes; er kam ſelber, den von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, deſſen Name bis zu den Ufern des Don erſchollen war.

Als Kaiſer Alexander dieſen Vorgang erfuhr; ſchickte er von Paris einen Kurier nach Verville und lud Kosciuszko durch ein Handſchreiben zu ſich ein, und als dieſer zauderte, ließ ihn der Kaiſer in ſeinem eigenen Wagen abholen. Nur ein Gedanke erfüllte dieſen auf dem Wege nach der Hauptſtadt: die Zuſammenkunft zum Beſten ſeines armen Volkes zu benutzen. Alexander empfing ihn mit aufrichtiger Hochachtung und Herzlichkeit. Er ging ihm bis auf die Treppe des Palaſtes entgegen und umarmte ihn. Koscixszko ſprach mit dem Kaiſer lange und mit Wärme von ſeinem Vaterlande, und erbat ſich bei'm Abſchiede die Erlaubniß, ihm ſchriftlich ſeine Wünſche mittheilen zu dürfen. Dies geſchah einige Wochen ſpäter. Er bat den Kaiſer um unbedingte Amneſtie für alle ausgewanderte Polen, um eine freiſinnige Verfaſſung für ſein Vaterland, um Aufhebung der Leibeigenſchaft und um die Errichtung von Volksſchulen zur Bildung der Landleute.

Der Kaiſer antwortete in unbeſtimmten diplomatiſchen Ausdrücken. Er verſprach alles zu thun, Kosciuszko's Wünſche zu erfüllen und Polen zu beglücken, ſo weit es in ſeinen Kräften ſtehe.

Im Jahre 1815 reiſte Kosciuszko mit Lord Stewart nach Italien. Er hatte dieſe Reiſe indeſſen noch nicht vollendet, ſo rief ihn ein Schreiben des polniſchen Reichsraths nach Wien. Sie baten ihn, ſich auf dem Wiener Kongreſſe als treuer Vater ſeiner armen Kinder anzunehmen; auf ſeine Gegenwart bei den Verhandlungen habe Polen ſeine letzten Hoffnungen geſetzt. Obgleich krank und angegriffen, denn er hatte ſich bei dem Uebergange über den St. Gotthardt in Folge einer Erkältung ein ſtarkes Fieber zugezogen: trat er noch in derſelben Stunde die Reiſe nach Wien an. Es begleitete ihn ein Sohn ſeines pariſer Freundes, der junge Franz Zeltner. Trotz der größten Eile kam er jedoch zu ſpät; der Kongreß hatte ſich ſchon aufgelöſt. Er mußte ſich darauf beſchränken, in einer Privatkonferenz mit Kaiſer Alexander dieſem nochmals das Wohl ſeines Volkes an's Herz zu legen. Alexander empfing ihn, wie in Paris, mit großer Freundlichkeit, und gab ihm die ſchönſten mündlichen Verſprechungen. Daß aber von Rußland Polens Unabhängigkeit nicht zu erlangen war, hätten ihm folgende Worte Alexander's zeigen müſſen: „Polen, ich achte und ſchätze eure Beſtrebungen, euer Vaterland wieder zu gewinnen, und ihm eine würdige Stellung zu ſichern: aber ein Zweig, der von dem Baume getrennt worden iſt, aus dem er entſprungen, vereinigt ſich wieder mit ihm, ſobald man ihn mit dem Stamme wieder verbindet, welcher ſeine Stärke ausmacht. Von euch ſelbſt hängt eure künftige Wiedergeburt ab: eure Beſtimmung iſt die des ſlaviſchen Volkes.“ — Demnach iſt die Beſitzergreifung Polens durch die Ruſſen als eine erſte Regung des Panſlavismus zu betrachten, deſſen Verwirklichung Rußland in unſeren Tagen immer näher zu rücken ſucht.

Kościuſzko begab ſich nun in die Schweiz und beſuchte Solothurn (Ende des Jahres 1815,) wo ſein Freund Zeltner geboren war. Er fand hier einen Bruder deſſelben und in dieſem ſeinen Freund wieder. Sein Entſchluß war bald gefaßt, in der Schweiz und in dieſer Familie ſein Leben zu beſchließen. Sobald die Kunde von ſeiner Ankunft in der Stadt erſcholl, begrüßte ihn der Staatsrath und die Bürgerſchaft: Kosciuszko lehnte jedoch alle äußeren Ehrenbezeugungen freundlich ab.

Auch die Zeltner'ſche Familie in der Schweiz hatte mit Sorgen zu kämpfen: ſie hatte durch die Ereigniſſe, deren Schauplatz die Schweiz geweſen war, bedeutende Verluſte erlitten. Kosciuszko ſchloß ſich enge an ſie an und theilte mit ihr brüderlich alle ihre Sorgen. Er genoß in ihr am Abende ſeines Lebens das Glück einer ſtillen Häuslichkeit, was ihm, dem Manne mit dem tiefen Gemüth und warmen Herzen, auf ſeiner ſtürmevollen und unſteten Laufbahn bisher verſagt geweſen war. Er ſtand allein da in einer fremden Welt. Fern von ihm auf dem väterlichen Gute Siechnowice in Polen lebte ſeine einzige Schweſter. Kosciuszko blieb bis zum Tode ſeiner erſten Jugendliebe treu. Er hatte das Mädchen ſeiner Wahl nach der gewaltſamen Trennung von ihr nicht mehr geſehen; aber in brieflicher Verbindung blieb er mit ihr, ſelbſt nachdem ſie die Gattin eines Anderen, des Fürſten Joſeph Lubomirski, geworden war. Noch von Solothurn ſchrieb er an ſie, und Jünglingsfeuer erglühete in den Augen des Greiſes, wenn er von ſeiner Liebe ſprach. — Eine beſondere Neigung in dem Zeltner'ſchen Hauſe zu Solothurn wandte der alte Held der älteſten Tochter der Familie, einem Mädchen von 12 — 14 Jahren, Namens Emilie, zu. Er ertheilte ihr Unterricht in der Geographie und Geſchichte und wirkte überhaupt auf ihre geiſtige und gemüthliche Entwicklung vielſeitig ein. Er wollte ſie zu einer edlen, patriotiſch geſinnten Jungfrau heranbilden helfen, die für Vaterland und Freiheit, für alles Schöne und Große Sinn haben ſollte. Emilie Zeltner übte ihrer Seits wieder eine große Gewalt über den General; er ſchlug ihr ſelten etwas ab. Wenn er zu etwas bewogen werden ſollte, oder wenn ihm eine unangenehme Nachricht mitzutheilen war; ſo wurde ſie zu ihm geſendet. Uebrigens war Kosciuszko im Allgemeinen ein Kinderfreund; er war der ganzen Jugend des Städtchens wohl bekannt und von ihr geliebt. Wenn er ausging, kamen die Kinder zu ihm heran, gaben und küßten ihm die Hand, und er entließ ſie nie ohne ein Geſchenk. Den Aermeren gab er Geld; für die Kinder der Wohlhabenden hatte er Spielzeug, Obſt und Zuckerwerk in der Taſche.

Kosciuszko's ganzes Leben war der Menſchheit gewidmet: er lebte, er wirkte, er litt für Andere. War es ihm nicht mehr vergönnt, für ſie im Großen thätig zu ſein, ſo blieb er es im Kleinen. Was er früher für ein Volk gethan, das that er nun für Kinder und Arme. Er war immer und überall derſelbe. Für ſich kannte er keine Bedürfniſſe, und was er erübrigte, das gab er Andern. Die größte Uneigennützigkeit, die höchſte Mäßigung bezeichnete alle Lagen ſeines Lebens. Arm war er in den Dienſt ſeines Vaterlandes getreten, und arm trat er aus demſelben. Ein fühlendes, ein von Menſchenliebe erfülltes Herz, Güte, Sanftmuth, die ihm die Herzen der Kinder gewannen, hatte er nie verläugnet, auch nicht im Gewühle der Schlacht. Keine Ausſchweifung, kein Laſter befleckten ſein Privatleben; keine Härte, keine Grauſamkeit ſein öffentliches. Im Lager des Feldherrn, in der Wohnung des Diktators zu Warſchau, im Hauſe der Familie Zeltner zu Berville und Solothurn herrſchte dieſelbe Einfachheit in der Lebensweiſe des trefflichen Mannes. Kein Schwarm von Bedienten, keine Equipage dienten ihm dort; kein Luxus umgab ihn hier. Wie im Felde den leinenen Kittel oder den grauen Krakuſenrock, ſo trug er in Solothurn meiſt nur einen abgetragenen blauen Oberrock, in deſſen linkem Knopfloch eine Roſe oder eine rothe Nelke befeſtigt war. Die Blume fehlte ſelbſt im Winter nicht, und einige Frauen in Solothurn hatten die Sorgfalt, ihn damit zu verſehen.

Er ſtand im Sommer um fünf Uhr, im Winter um ſechs Uhr auf und arbeitete bis zehn Uhr. Dann ritt er auf einem kleinen ſchwarzen Pferde aus. Die Zeit vor dem Mittagseſſen verwendete er auf den Unterricht von Zeltner's Tochter, oder er las und zeichnete. Gegen vier Uhr Nachmittags ſpielte er in dem nahen Profeſſorenkollegium mit ſeinem Freunde Zeltner Billard. Dann ritt er wieder ſpazieren oder machte Beſuche. Abends ſammelte ſich um ihn ein kleiner Zirkel von Freunden. Bei ſeinen Spazierritten ſuchte er in der Regel die wenig betretenen Fußpfade auf, die zu den ärmlichen Hütten führten, welche zerſtreut auf dem Gebirgsvorſprung des Jura liegen. Er band ſein Pferd an einen Baum oder an eine Hecke feſt und ſuchte die armen Leute in ihrer Wohnung auf, ging mit ihnen auf ihr Feld hinaus, was ihnen nichts als ein wenig Hafer und ſparſam Kartoffeln trug. Bei'm Weggehen beſchenkte er die Armen mit Geld und eilte ſo ſchnell davon, daß ihn ihr Dank nicht mehr erreichen konnte. Die Marmorſteinbrüche, eine halbe Stunde nordwärts von Solothurn am Fuße des Weißenſtein, beſuchte er häufig. Hier gewinnen viele Hundert Menſchen durch ſchwere Arbeit ihre Nahrung. Stunden lang ſah Kosciuszko ihrer Ameiſenarbeit auf dem großartigen Geſtein zu; er ſchritt von einem Sprengpunkte zum andern und betrachtete das wunderbare Gefüge des Steins. Wenn die Arbeiter mit übergroßer Anſtrengung Steine wälzten, ſo legte er ſelbſt mit hülfreiche Hand an: denn er konnte nicht müßig zuſehen, wie andere ſich plagten. Verſteinerungen, Schieferabdrücke, Dendriten und dergleichen nahm er mit in die Stadt und ſchenkte ſie den Kindern. — Bei der Einſiedelei von St. Verena verweilte er oft halbe Tage lang. Eine nahe Anhöhe gewährt eine herrliche Anſicht der Alpenkette. Eines Abends betrachtete er dort den Untergang der Sonne und ſah ſich vergebens nach einem Gegenſtande um, auf welchem er ausruhen könnte. Als er des andern Morgens wieder kam, fand er für ſich eine Bank von Brettern errichtet. . Einige arme Leute, welche Holz laſen, hatten ihn beobachtet und in der Nacht noch ſeinem Bedürfniſſe abgeholfen.

Faſt alle arme Familien in und um Solothurn waren ihm bekannt; er war ein Troſt aller Hülfsbedürftigen. In dem Winterhalbjahr von 1816 auf 1817, wo eine allgemeine Theurung ſelbſt den Mittelſtand zu

Boden drückte, war er unermüdlich thätig, die große Noth nach Kräften zu lindern. Kartoffelbrod war damals in der weſtlichen Schweiz noch eine gute Nahrung; die Armen in den Thälern des Jura ſuchten ihren Hunger mit Kräutern und Wurzeln, und Kuchen von Tannenrinde und Kleien zu ſtillen. Kosciuszko half eine Aktiengeſellſchaft begründen, welche Rumford'ſche Suppe vertheilte, und ſpendete aus eigenen Mitteln täglich an fünfzig Arme Gaben in Geld. Wo ein Unbemittelter krank darnieder lag, da war er anzutreffen, und wenn es auch mehrere Stunden von ſeinem Wohnorte entfernt war. Er ritt, mit gutem Wein und mit beſſerem Brode verſehen, hin, labte den Kranken und ſprach ihm Troſt zu. Er war den ſo Unterſtützten meiſt gänzlich unbekannt, ſie kannten ſeinen Namen nicht.

Sein kleines ſchwarzes Pferd indeß war mit der Wohlthätigkeit ſeines Herrn ſehr bekannt: es blieb vor jedem Bettler auf dem Wege aus freien Stücken ſtehen, weil es wußte, daß Jeder eine Gabe erhielt. Es that dies ſogar, wenn es von einem anderen Reiter geritten wurde.

Doch nicht allein auf Almoſengeben beſchränkte ſich Kosciuszko's menſchenfreundliche Geſinnung. Ueberall zu helfen und zu dienen, war ein Bedürfniß ſeiner ſchönen Seele. — Ein junges Mädchen, deſſen Aeltern geſtorben waren, hatte den Entſchluß gefaßt, in's Kloſter zu gehen: in Solothurn aber wurden keine Nonnen aufgenommen, wenn ſie nicht ein beſtimmtes Vermögen mitbrachten. Die Jungfrau wendete ſich vertrauungsvoll an Kosciuszko. Dieſer antwortete ihr, daß er es nicht gerne ſähe, wenn ſich junge Mädchen in ein Kloſter vergrüben; ſie möge ihren Entſchluß noch ein Jahr lang überlegen, und wenn ſie auf demſelben beharre, wieder kommen. Als ſie nach Verlauf eines Jahres wieder erſchien, gab er ihr die erforderliche Summe und wohnte der Einkleidung bei.

Zwei arme Frauen in Solothurn, beide Mütter einer zahlreichen Familie, hatten den Hunger und die

Kälte des Winters von 1816 geduldig ertragen. Da aber erreichte ihre Noth den höchſten Grad; nur 24 Stunden noch ſollten ſie im Beſitz ihrer dürftigen Habe bleiben können: ſie ſollte verſteigert werden, um die drängenden Gläubiger zu befriedigen. Sie wendeten ſich an Frau Zeltner, ſchilderten ihr ihre verzweifelte Lage und baten ſie, mit dem General zu ſprechen. Koſciuſzko hatte an dieſem Tage gerade viele und reiche Gaben ausgetheilt, und Zeltner's Gattin nahm deswegen Anſtand, ihn um eine bedeutendere Summe anzugehen. Nach dem Abendeſſen, gegen Mitternacht, bemerkte der General ſelbſt, daß ſie etwas auf dem Herzen hatte und fragte ſie darum. Nachdem er ihr Anliegen erfahren hatte, übergab er ihr ſogleich die ganze Summe, die Schulden der Bedrängten zu tilgen. Er bat ſie, noch in der Nacht den Armen das Geld zuzuſtellen. „Und wenn ſie ſchon ſchlafen,“ ſagte er, „ſo wecken Sie dieſelben; denn ſie werden weit beſſer ſchlafen, wenn ſie die Gewißheit haben, daß ihr Eigenthum morgen nicht verkauft wird.“

In den Sommermonaten des Jahres 1816 machte Koſciuſzko von Solothurn aus mehrere kleine Ausflüge. Er beſuchte die merkwürdigſten Gegenden der Schweiz und namentlich ihren geſchichtlich-klaſſiſchen Boden. Sein Freund Zeltner war ſein gewöhnlicher Begleiter. Als er auf einer dieſer Wanderungen das Schlachtfeld von Morgarten betrat, ergriff er haſtig Zeltner's Hand und rief im Tone der tiefſten Wehmuth aus: „Ach, hätte mich bei Macziewice auch ein Hünengrab gemahnt und hätte Poninski Reding's Schnelligkeit beſeſſen.“

Was er auf dieſen Reiſen zweckmäßiges Neues ſah in geiſtiger und materieller Beziehung, ſuchte er auf den Boden ſeines fernen Vaterlandes zu verpflanzen, denn der Gedanke an dieſes verließ ihn nirgends, wo er ſich auch befand.

In Yverdun ſuchte er ſich genau mit Peſtalozzi's Lehrmethode bekannt zu machen. Er beſuchte deſſen Lehranſtalt, und wohnte zwei Tage lang (27. und

28. Mai 1816.) allen Unterrichts und Erholungsſtunden bei. Der graue Feldherr ſaß da mitten unter der blühenden Jugend und wandte ſich fragend bald an die Kinder, bald an ihre Lehrer. Peſtalozzi's Grundgedanke, mit dem öffentlichen Unterrichte ein veredeltes Familienleben zu verbinden, die geiſtige und körperliche Ausbildung Hand in Hand gehen zu laſſen, und durch den Unterricht die Geſammtkraft des Menſchen möglichſt vollkommen zu entwickeln, gefiel ihm, und ſogleich bildete ſich in ihm der Plan, auch in Polen ſolche Schulen und Seminarien für Volksſchullehrer zu begründen.

Das landwirthſchaftliche Inſtitut Fellenberg's in Hofwyl beſuchte er mit gleichem Intereſſe. Auch ſolche Anſtalten wünſchte er auf ſein Vaterland zu übertragen. Täglich beobachtete er die ſchweizer Landleute bei der Beſtellung ihrer Aecker und Wieſen, bei der Wartung des Viehs, bei der Bereitung ihres Käſes u. ſ. w. Die gemachten Beobachtungen brachte er zu Papier und ſendete ſie in Briefen nach Polen.

Auf einer Rückreiſe aus dem Berner Oberland ſtürzte er in der Gegend von Vevay mit dem Pferde. Er mußte in Folge dieſes Sturzes drei Tage lang das Bett hüten, und konnte nur unter Schmerzen ſeine Reiſe nach Solothurn fortſetzen. Doch genas er hier unter der ſorgſamen Pflege der Zeltner'ſchen Familie bald wieder.

Er ſendete im Auguſt desſelben Jahres die Summe von 1000 Francs nach Warſchau als Beitrag zur Errichtung eines Triumpfbogens für Kaiſer Alexander. So ernſt waren ſeine Erwartungen, daß durch dieſen das Glück ſeines Volkes begründet werde: ſo feſt vertraute er auf die Verſprechungen, welche er bei ſeinen zweimaligen Unterredungen mit dem Kaiſer erhalten hatte. Wie hoffnungslos mußten ihm die Zuſtände ſeines Landes erſcheinen, daß er von den Ruſſen allein deſſen Heil erwartete. Und doch ging die Freiheit dem greiſen Helden noch über alles; ſie war das Ideal ſeines Alters, wie ſie der Traum ſeiner Jugend geweſen war. Und nicht verſtand er ſie, wie ſie der polniſche Adel noch im Jahr

1830 verſtand. Sie war ihm die ganze volle Freiheit: wie die Luft und die Sonne, ein Gemeingut Aller. Er hatte ihre Segnungen ja in den Ländern der Freiheit, in Amerika und in der Schweiz geſehen, und auch ſie ſuchte er, ſoweit ſeine Kraft reichte, in ſeinem geknechteten Vaterlande darzuſtellen. Seine letzte öffentliche Handlung war ihrem Dienſt gewidmet. Am 2. April 1817 erſchien er vor dem Notar Xaver Amiet in Solothurn und ließ eine Urkunde ausfertigen, durch welche er allen ſeinen Leibeigenen auf ſeinem Gute in Polen die Freiheit ſchenkte. Sie lautet:

„Durchdrungen von der Wahrheit, daß die Leibeigenſchaft dem Naturrechte und der Wohlfahrt der Staaten zuwider iſt, erkläre ich die gänzliche Aufhebung der Leibeigenſchaft auf meiner in Polen in der Woiwodſchaft Brzesc liegenden Herrſchaft Siechnowicze von jetzt an auf ewige Zeiten, für mich ſowohl, als den künftigen Beſitzer derſelben. Ich erkläre alſo die Landleute des Dorfes, welches von dieſer Herrſchaft abhängt, zu freien Staatsbürgern und vollkommenen Eigenthümern der Liegenſchaften, welche ſie bis dahin beſeſſen. Ich ſpreche ſie frei von allen Abgaben, Gefällen und perſönlichen Dienſtleiſtungen ohne Ausnahme, zu denen ſie bisher gegen die Beſitzer des Schloſſes und der Herrſchaft verpflichtet waren. Ich erſuche ſie blos zu ihrem eigenen Vortheile und zum Wohl des Staates, für gute Schul- und Bildungsanſtalten zu ſorgen.“ — Das Gut ſelbſt ſchenkte er durch dieſelbe notarielle Urkunde ſeiner Nichte, der Frau Katharina Eſtkowa, und ihren Kindern.

Am 1. Oktober desſelben Jahres überfiel ihn die Todeskrankheit. Er war erſt kurz vorher von einem Ausfluge nach Solothurn zurückgekehrt, als er an dem damals allgemein verbreiteten Nervenfieber erkrankte. Er fühlte die Annäherung ſeines Todes und machte ſein Teſtament. Nachdem er es beendet hatte, legte er freudig die Feder aus der Hand, richtete den Blick gen Himmel und rief aus: „Jetzt iſt mir wohl!“ Er ſprach mit ſeiner Umgebung oft und lange von ſeinem bevorſtehenden

Ende. Sein Inneres war ruhig, ſein Blick heiter, der tiefſte Friede über ſeine ganze Seele ausgegoſſen. Die Gegenwart verſchwand vor ihm, wie das bei großen Sterbenden immer der Fall iſt. Vor ſeinen ſcheidenden Blicken ſchwebten die Thaten ſeiner Vergangenheit vorüber, und von ihnen ſchweiften die Gedanken auf ſeines armen Vaterlandes Zukunft. In den letzten Tagen ſeiner Krankheit ſprach er faſt von nichts anders mehr, als von ihm, und prophetiſch erklangen die Worte des Sterbenden über die zukünftigen Schickſale ſeines Volkes.

Als er die beſchleunigten Schritte ſeiner herannahenden Auflöſung fühlte, wollte er feierlich von Allen Abſchied nehmen, die den Abend ſeines Lebens erheitert hatten. Er ließ ſich nach alter polniſcher Heldenſitte den Säbel reichen, der einſt in den Schlachten für die Freiheit und ſein Vaterland mit ihm geweſen war. Der Säbel war in ſeiner letzten Schlacht, bei Macziewice, in ſeiner Hand von einer Kugel zerſchmettert worden. Gebrochen, wie ſein Säbel, lag der Held jetzt unter ihm da. Er hielt ihn feſt in der Hand, und ertheilte ſo Zeltner'n und deſſen Gattin und ihren Kindern den Segen. Dann befahl er ſeinem Säbel die Hut ſeiner Aſche. Sobieski's Säbel, den ihm ſeine Waffenbrüder (1799) aus Italien überſendet hatten, befahl er, in die Heimath zurück zu bringen und für beſſere Zeiten und größere Thaten aufzubewahren.

Am 12. Oktober wurde das Fieber heftiger; doch behielt Kosciuszko den vollen Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte bis zum letzten Athemzuge. Am Morgen des 15. Oktober erwachte er aus einem langen und tiefen Schlummer; um ſein Lager ſtanden die drei Glieder der Zeltner'ſchen Familie: auf ſie fiel ſein erſter Blick. Er fühlte ſich geſtärkt, ſtreckte ſeinem Freunde Zeltner freudig die Hand entgegen und rief ihm mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit „guten Morgen" zu. Während des Sprechens aber wurde ſeine Stimme immer ſchwächer und er ſelbſt verlangte nach dem Arzte. Dieſer (Dr. Schärer) eilte herbei und wendete alle Mittel an, das fliehende

Leben ſo lange als möglich zu feſſeln. — Gegen zehn Uhr Abends richtete ſich der Kranke empor, als wolle er etwas ſagen, wozu er alle ſeine Kräfte nöthig habe. Aber die Stimme verſagte ihm. Er reichte Zeltner die Rechte und deſſen Gattin die Linke dar, lächelte zu ſeiner jungen Freundin Emilie hinüber, die zu den Füßen ſeines Lagers ſtand, und nahm ſo von den drei geliebten Perſonen zugleich Abſchied. Dann lehnte er ſich langſam zurück und mit einem Seufzer ſchied ſeine ſchöne Seele von hinnen.

Tiefe Trauer verbreitete ſich in der Stadt,. als die Kunde von des Helden Tod in ihr erſcholl. Er hatte in dem Lande der Freiheit ſeine Seele ausgehaucht, und jeder Schweizer fühlte den Verluſt, den die Sache der Freiheit durch ſeinen Tod erlitten. Aber auch einer der edelſten Menſchenfreunde war geſchieden, und troſtlos weinten die Armen und Hülfsbedürftigen, denn ſie hatten in ihm alle einen Vater verloren. Schon während ſeiner Krankheit war das Haus nicht leer von dankbaren Perſonen geworden, die ſich nach dem Befinden ihres Wohlthäters erkundigten.

Die Sektion (16. Oktober) ergab, daß ſein Körper weniger der beſonderen Krankheit, als einer allgemeinen Entkräftung erlegen war, welche die Aerzte als eine ſpäte Folge der vielen ſchweren Wunden und des durch ſie veranlaßten Blutverluſtes betrachteten. Er hatte nach ſeiner letzten unglücklichen Schlacht nie mehr ſeine volle frühere Körperſtärke erlangt; er welkte an ihren Wunden, die in der ruſſiſchen Gefangenſchaft höchſt nachläſſig waren behandelt worden, langſam dem Grabe zu. — Seine ganze Bruſt war mit Narben bedeckt, und auf dem Kopf kreuzten ſich drei Hiebe.

Die Leiche wurde einbalſamirt und in einfachem ſchwarzen Kleide auf dem Paradebette ausgeſtellt. Auf ſammtnen Polſtern ruhete der Körper des vielgeprüften Helden. In dem ſchwarz behängten Saale flimmerte Kerzenlicht, und die leiſen Gebete der Beſuchenden erhoben ſich um die entſeelte Hülle. Von fern her kamen die Landleute und Armen, ihren Wohlthäter noch einmal zu ſehen.

Drei Tage ſpäter wurde Kosciuszko's Leiche um 12 Uhr Mittags beſtattet. Der Magiſtrat von Solothurn hatte während dieſer Zeit alles Fahren in den Straßen der Stadt verboten; das Geläute aller Glocken ertönte. Den Zug eröffneten die Waiſenkinder, mit ſchwarzem Flor umhüllt, und mit Blumenſträußen in den Händen; ihnen folgte die Schuljugend und das Korps der Studenten. Die ſämmtliche Geiſtlichkeit im kirchlichen Ornate ſchritt der Bahre voran. Dieſe wurde, nach Kosciuszko's letztwilliger Verfügung, von ſechs armen Greiſen getragen. Auf ihr ruhete der offene Sarg; Solothurns Bewohner ſahen zum letztenmal die Züge ihres großen Gaſtes. Auf ſchwarzen Sammetkiſſen trugen ſechs Jünglinge den Hut und das Schwert, den Kommandoſtab und den Cincinnatusorden des todten Polen-Feldherrn, eine Lorbeerkrone und einen Eichenkranz. Hinter dem Sarge gingen Zeltner und die übrigen Freunde; viele Rathsherrn und Beamte, die Zünfte der Bürgerſchaft, viele arme Männer und Frauen ſchloſſen ſich an. In der ehemaligen Jeſuitenkirche wurde das Todtenamt gehalten, und die Leiche darauf im Beiſein von zwölf Zeugen in einen bleiernen Sarg gelegt. Dieſer Sarg wurde mit dem Siegel der Republik verſehen, und in einen zweiten von Eichenholz eingeſchloſſen. In die Gruft unter der Kirche wurde der Feldherr beigeſetzt. Doch erſchollen dabei keine Geſchützesſalven; keine militäriſchen Ehrenbezeugungen fanden ſtatt. Denn in der freien Schweiz iſt auch der Krieger Bürger, und ſie kennt keine militäriſche Ehre und keinen militäriſchen Pomp. Die Thränen der Armuth und der Freundſchaft, die Thränen des Dankes und der Liebe ſanken in des Edlen Grab. Sie waren ſeine letzten Ehrenbezeugungen, und feierliche Stille herrſchte umher.

In Kosciuszko's Teſtament war ſein Freund Zeltner, und beſonders deſſen Tochter Emilie bedacht, welche er reich ausſtattete. Das Bürgerhoſpital und die Armen erhielten bedeutende Summen; ebenſo das Waiſenhaus. Seinem ſchweizeriſchen Agenten und Geſchäftsführer, dem Notar Xaver Amiet, übergab er noch beſondere Summen zur Vertheilung unter ſolche Hülfsbedürftige, deren Ehrgefühl ihnen nicht erlaubte, ſich unter die Zahl der Unterſtützung ſuchenden Armen aufnehmen zu laſſen. Durch einen eigenen Artikel des Teſtaments wurde der Notar erſucht, nach ſeinem Tode alle ſeine Papiere zu verbrennen, die in polniſcher Sprache geſchrieben waren. Dieſes Verlangen iſt auch erfüllt worden. Der letzte Artikel ſeines Teſtaments verordnete ein einfaches Leichenbegängniß ohne Aufwand und Pracht und das Tragen ſeines Sarges durch ſechs arme Männer.

Aber nicht die Schweiz allein brachte den Manen des Dahingeſchiedenen den Zoll ihrer Verehrung dar. Die ganze gebildete Welt ſchloß ſich ihr an. Wohin ſich die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete, in Frankreich, England, gegen das er gefochten hatte; Deutſchland, Schweden, Polen und Rußland, in Amerika; überall wurden öffentliche Trauerfeierlichkeiten für ihn gehalten.

Lafayette, ſein Freund und Mitſtreiter in dem nordamerikaniſchen Freiheitskampfe, ſprach bei der Leichenfeier, welche ſeine Waffengefährten in Frankreich ihm zu Ehren hielten, (31. Oktober 1817 in der Kirche zu St. Rochus) folgende Worte zu ſeinem Gedächtniß:

„Alle Männer, welche Vaterland, Recht und Geſetz vertheidigt haben, ohne dieſe heilige Angelegenheit mit einer unwürdigen Handlung zu entehren, verdienen, daß öffentliche Anerkennung ihr Andenken in dem Momente verewige, wo ſich die Gruft über ihrer ſterblichen Hülle ſchließt. Von Kosciuszko ſprechen, heißt eines Mannes erwähnen, welcher ſelbſt von den Fürſten, gegen die er gekämpft hat, hochgeſchätzt worden iſt: ſein Name gehört der ganzen gebildeten Welt an, ſeine Tugenden der ganzen Menſchheit.“

„Amerika zählt ihn unter ſeine berühmteſten Vertheidiger. Polen beweint in ihm einen Patrioten, deſſen Leben ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit geweiht war. Frankreich und die Schweiz bewundern ſelbſt in ſeiner Aſche noch den beſten Menſchen, Chriſten und Wohlthäter. Rußland erblickt in ihm einen, in Grundſätzen unerſchütterlichen Mann, deſſen Feſtigkeit das Unglück und Verkennung nur verſtärkten. Die Polen betrachteten ſich alle wie ſeine Kinder. Sie umgaben ihn mit ihrer Liebe und Ehrfurcht wie mit einer Nationalhülle. In ihr zeigten ſie ihn mit Stolz den andern Nationen als Muſter jeder vaterländiſchen Tugend. Er war groß an der Spitze der Armeen, und beſcheiden im häuslichen Kreiſe; furchtbar als Krieger, rein als Menſch, unbeſcholten als Bürger; er erwies ſelbſt denen Gutes, welche ihn beleidigt hatten; er hat ſeine Vaterlandsliebe nie durch eine unedle That entſtellt.“

Es iſt dieſer Charakterſchilderung nichts hinzuzuſetzen; ſie iſt durch und durch wahr. Den Polen war er in der Nacht ihrer Trübſal wie ein lichter Punkt erſchienen, an den ſich alle ihre Hoffnungen knüpften. Sie hatten, ſo lange er lebte, in allen Orten ihres Vaterlandes, in allen Kollegien und Korporationen des Volkes, ſeinen Geburtstag gefeiert. Cirkularſchreiben des Senats der freien Stadt Krakau an alle öffentliche Beamte des Vaterlandes beſtimmten nun den Tag, an welchem Krakau ſeine Todtenfeier begehen wollte, damit er zu einem Trauertage für ganz Polen werde. Dieſer Tag war der 14. November des Jahres 1817. In Warſchau nahmen der ganze Senat, die Univerſität, alle Beamte, das Militär und die Bürgerinnungen, ſo wie eine große Menge Landvolk an der Feier Theil. Der alte Freund und Leidensgefährte des todten Feldherrn, der Dichter, Gelehrte und Staatsmann, Niemcewicz, hielt hier die Leichenrede. In Krakau hielt ſie der Präſident der Republik, der Graf Stanislaus Wodzicki. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Krakau beſtimmte eine goldene

Medaille und einen Preis von 100 Dukaten für das beſte Gedicht zu Ehren Kosciuszko's, in welcher Sprache es auch geſchrieben ſei.

Die große Trauer ſeines Landes war hiermit jedoch noch nicht beſchwichtiget. Das Volk verlangte ſeinen Helden von der fremden Erde zurück: er ſollte in dem Boden ruhen, für den ſein Blut gefloſſen war. Der Statthalter des Königs von Polen, der Fürſt Zajanczek, lieh dieſem Wunſche der ganzen Nation ſeine Stimme; er bat den Kaiſer Alexander, die Leiche abholen zu dürfen. — Alexander ſendete ſogleich einen ſeiner Kammerherrn, den Fürſten Anton Jablonowski, nach Solothurn und ließ ihn in Verbindung mit dem ruſſiſchen Bevollmächtigten bei der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft (dem Baron von Krüdener) um die Uebergabe der Leiche anhalten. Der Staatsrath von Solothurn konnte ſie nicht verweigern.

Die ganze Bürgerſchaft mit ihren Behörden gab dem Sarge das Geleite bis an die Stadtthore. Eine Abtheilung ſchweizer Kavallerie eskortirte ihn weiter. Die Stadt Solothurn hatte den Freund des Verſtorbenen, den Altregierungsſtatthalter Zeltner, und deſſen Sohn zu Abgeordneten beſtimmt, die ihn bis Polen begleiten ſollten. Am 29. März 1818 kam die Leiche in Ulm an, und wurde auf der Donau bis Wien befördert; von da ging ſie zu Wagen weiter bis Krakau.

Eine Stunde vor Krakau ſchon wurde der Sarg von den Großbeamten der Republik in Empfang genommen und in der Kirche zu St. Florian in der Vorſtadt gleiches Namens niedergeſetzt. Des andern Morgens trat der Leichenzug in die Stadt ſelber ein. Er war einfach, wie das Leben deſſen, dem er galt. Alte Krieger von ausgezeichnetem Rang trugen den Sarg, dem ſchwarz behängte Trauerroſſe folgten. Ihm zur Seite gingen zwei Jungfrauen, die Eichenkränze und Zweige von Trauerweiden trugen, als Zeichen der zwei trauernden Erdtheile. Hinter dem Sarge folgte der Generalſtab, der Senat, die Geiſtlichkeit, die Bürgerſchaft und das Volk. Bei dem Berge Wavel, einer Anhöhe an den Ufern der Weichſel, wo der Polenherzog Krakus um das Jahr 700 den erſten Grund zu einem Schloſſe gelegt haben ſoll, hielt der Präſident der Republik eine Rede. In der Kathedrale war ein prachtvoller Katafalk in Form eines Kenotaphiums errichtet; dieſer nahm den Sarg auf; Sobieski's Säbel und ein Lorbeerzweig lagen darauf. Rings um den Katafalk ſtellten Oelgemälde merkwürdige Züge aus dem Leben des großen Mannes dar. Ein Jugendbildniß zeigte ihn im Kadettenkleide, die mühevolle Laufbahn im Dienſte ſeines Vaterlandes betretend; ihm gegenüber hing ein anderes, was erſt wenige Wochen vor ſeinem Tode vollendet worden war. Ein drittes Bild ſtellte ihn als amerikaniſchen Offizier vor, wie er aus Waſhington's Händen den Cincinnatusorden empfängt; ein viertes den polniſchen Naczelnik, dem Krakaus Bürger den Eid der Treue ſchwören. Auf einem anderen Bilde blickt er ruhig in die ſtürmiſche See; und wieder auf einem anderen ſinkt er in der Unglücksſchlacht mit Blut überſtrömt vom Pferde und mit dem Todesrufe für ſein Volk: **„finis Poloniae!"** — Das Volk empfing, an ſeinem Sarge knieend, den prieſterlichen Segen. Aus des todten Helden Aſche erhob ſich in ſeinen Buſen der Phönix der Freiheit. Ja, ſolche Todte ſind Heilige, die das Volk mit Recht verehrt. Die Thränen, die an ihren Gräbern zu Boden ſinken, müſſen zu Diamanten werden, welche die Feſſeln der Tyrannei zerſchneiden, und wären ſie Jahrhunderte alt!

Um den großen Todten auch in ſeinem Sinne als Wohlthäter der Armen zu ehren, ſammelten während der Trauerfeierlichkeit Jungfrauen (die Gräfinnen Angelika und Karoline Wodzicka) an den Pforten des alten Domes Geldbeiträge für das Verſorgungshaus in Krakau.

Am Schluſſe der Feierlichkeit wurde der Sarg in der alten Königsgruft beigeſetzt. Es zieht ſich dieſe in großartigen Gewölben unter der ganzen Domkirche hin. Der großen Eingangspforte gegenüber wölbt ſich eine unterirdiſche Kapelle. Stanislaus Auguſt hatte ſie im Jahre 1788 erbaut in der Hoffnung, einſt ſelbſt darin zu ruhen. Sie iſt durch joniſche Säulen in mehrere Räume abgetheilt und umſchließt bis jetzt drei Sarkophage, in denen die Gebeine polniſcher Helden ruhen. König Johann Sobieski, Joſeph Poniatowski und Thaddäus Kosciuszko ſchlummern hier. Sobieski's Grabdenkmal iſt prachtvoll aus Bronze gearbeitet und wird von vier Sklaven aus demſelben Metalle getragen; ein Sarg von ſchwarzem Marmor ſteht darin. O, wohl müſſen Sklaven noch die Särge der Könige tragen, wie ſie ihre goldenen Throne ertragen und ſtützen: gäbe es keine Sklaven, ſo gäbe es auch keine Könige mehr! Poniatowski's Sarkophag iſt geſchmackvoll aus Blei gearbeitet und mit Eichenholz bekleidet. Das dritte iſt ganz einfach und beſcheiden, es trägt als einzige Zierde ein einziges Wort, den Namen: „Kosciuszko."

Aber immer noch war die Liebe ſeiner Nation erfinderiſch, ihrem Schmerze Ausdruck und Geſtalt zu verleihen. Noch ein Denkmal ſollte ſich zu ſeines Namens Gedächtniß erheben, das der Zahn der Zeit nicht zu zerſtören vermag, ein rieſiger Grabeshügel, ein gewaltiges Hünengrab, wie ſie die Väter in den Tagen der Vorzeit aufwarfen, als die Hand den Meiſel noch nicht zu führen verſtand; als ſich das Erz noch nicht unter dem Schlage ihrer Hämmer ſchmiegte und ſich glühend in Formen ergoß. Und an dieſem Grabeshügel ſollte Alles aufwerfen helfen, was Hände hatte, zu arbeiten, ſei es Jung oder Alt, Arm oder Reich, Edelmann oder Bauer, Mann oder Weib. Sie legten Hand an's Werk, und vollendeten es, wie ſie es erdacht hatten, und Rußlands Kaiſer Alexander gab ihnen bereitwillig die Erlaubniß dazu! Warum denn nicht? Warfen die Armen denn nicht ihren eigenen Grabeshügel auf, das Hünengrab der ganzen Nation?! Der Hügel erhob ſich auf der die Weichſel beherrſchenden Anhöhe Bronislawa. Dieſer Name ſoll uralt ſein und in unſerer Sprache „Vertheidiger des Ruhmes“ bedeuten. Wohl konnte keine beſſere Stelle gewählt werden, einem Kosciuszko den Hügel aufzuwerfen! Drei Jahre arbeiteten ſie an dieſem Denkmale (vom 16. Oktober 1820 bis zum 16. Oktober 1823); der Hügel erhebt ſich 300 Fuß hoch und heißt der Kosciuszko-Hügel (die Mogila Kosciuszki); er liegt den Monumenten des heiligen Krakus und der Königin Wanda gegenüber. In dem Bezirke des Hügels wurde ein Grundſtück angekauft, auf welchem nahe bei der Kapelle zu St. Bronislawa für vier Bauern, die unter Kosciuszko gefochten hatten, Wohnungen erbaut wurden. Dieſe Bauern haben dieſe Wohnungen mit ihren Familien bezogen und waren beauftragt, den Hügel mit Geſträuch zu bepflanzen und für deſſen Unterhaltung zu ſorgen. Ein gut angelegter Weg führt in Schlangenwindungen auf den Gipfel des Hügels und oben hat man eine freie Ausſicht auf die ſchönen Ufer der Weichſel und auf die alte Königsſtadt und auf das geknechtete Land. Als der Hügel emporſtieg, war das Eckchen Land, in deſſen Bereich er lag, noch frei, ein trauriger Reſt von dem alten Polenlande. Aber frei war es noch, und freute ſich dieſer Freiheit. Und nun, nun iſt auch es dahingeſunken unter den Grabeshügel, den es ſich prophetiſch ſelber aufgeworfen hat. Auch dieſer Reſt iſt eine Beute der fremden Räuber geworden, und neues Blut iſt unterdeſſen in Strömen gefloſſen, und neue Greuel ſind geſchehen in allen Theilen des zerbrochenen Landes. Wie lange wird es dauern noch, daß über den Gebeinen des Helden, der in zwei Welttheilen für die Freiheit focht, Ketten klirren? Wie lange wird es dauern, fragt der ungeduldige Menſchengeiſt! Aber was iſt denn lange in der Geſchichte? Die ewige Gerechtigkeit und ihre Vergeltung ſchreitet oft langſam, aber ſicher. Ihr vertrauet; ſie täuſchet nicht! Das polniſche Volk hat ungeheure Anſtrengungen zu ſeiner Befreiung gemacht. Sie ſind bisher mißlungen: aber ſie zeugen von ungebeugter Nationalkraft, und dieſer muß die Palme werden. Das Volk wird gereinigter aus ſeiner Bluttaufe hervorgehen. So gewiß die Nationen Europas ihr Kulturleben noch nicht vollendet haben; ſo gewiß ſie nicht dem orientaliſchen Deſpotismus, den Mongolen, Baſchkiren und Koſaken, in die blutigen Arme zu ſinken beſtimmt ſind: ſo gewiß wird Polen wieder erſtehen; ſo gewiß „iſt Polen nicht verloren!“ Es wird die Stunde kommen, und ſie iſt vielleicht ſchon nahe, wo

„Niederwirft die Erdengötter,
Was gebückt im Staube lag;
Und aus Nacht und Sturm und Wetter
Blüht der Allerfreiheitstag.“

Johann Friedrich Oberlin.

Von

H. L. Egidius.

Was ihr gethan habt Einem unter dieſen meinen geringſten Brudern, das habt ihr mir gethan.

Jeſus Chriſtus (Ev. Matth. 25, 40.)

Johann Friedrich Oberlin.

(Geb. den 31. Auguſt 1740 in Straßburg, geſt. den 1. Juni 1826 in Waldbach.)

Die Geſchichte der älteſten chriſtlichen Kirche erzählt von einem reichen Jüngling, Antonius war ſein Name, der ſeine Güter den Armen ſeiner Vaterſtadt Alexandrien ſchenkte und ſich in die Einſamkeit der Wüſte Aegyptens zurückzog, wo er in kühner Verachtung der Welt und in hartem Kampfe mit ſich ſelbſt achtzig Jahre ſeines Lebens verbrachte und mit nie erhörter Selbſtkaſteiung nach dem Ruhme chriſtlicher Vollkommenheit trachtete. Die Mit- und Nachwelt, voll von Bewunderung ſolcher ſeltſamen Größe, hat mit dem Kranz eines Heiligen das Gedächtniß dieſes Mannes der Wüſte geſchmückt, der „allein durch ſeine Frömmigkeit herrlich, kinderlos der Vater eines unermeßlichen Geſchlechtes" geworden, — der geiſtige Vater der Einſiedler und Mönche, welche die Lebensweiſe dieſes ſeltſamen Heiligen nachahmten. — Die neuere Zeit kennt einen anderen Ruhm chriſtlicher Frömmigkeit, der ihr größer dünkt vor Gott und würdiger der Nachfolge erſcheint. Auch die proteſtantiſche Kirche hat ihre Helden und Männer Gottes; aber ſei es zur Unterſcheidung der ihrigen von denen der alten Kirche, oder ſei es, daß ſie zu Zeugniſſen ihrer Bewunderung entſprechendere Namen wählte, wenigſtens mit dem Namen eines Heiligen war ſie ſparſamer. Und doch würde Einer vor Allen dieſen Namen verdienen, der Pfarrer **Oberlin** im Steinthale, der faſt ſechszig Jahre lang der Vater ſeiner Gemeinden war und, anſtatt aus der Welt in die Einſamkeit der Wüſte ſich zurück zu ziehen und daſelbſt in thatenloſer Frömmigkeit ſeine Tage hinzubringen, die Wildniß des Steinthals zu einem Garten Gottes umwandelte.

Die Gegend, welche der Schauplatz von Oberlin's neunundfünfzigjähriger Wirkſamkeit als treuer Hirte ſeiner Gemeinden war, das Steinthal, iſt eine im nordöſtlichen Frankreich, an der Gränze vom Elſaß und Lothringen gelegene Grafſchaft von etwa ſechs Stunden im Umkreis, welche von der Ruine des alten Schloſſes Stein ihren Namen hat. Zwei Pfarreien enthält dieſe Grafſchaft, die römiſch-katholiſche Pfarrei Rothau und die lutheriſche Pfarrei Waldbach, zu welcher noch vier Filialgemeinden gehören. In Folge mehrmaliger Verwüſtungen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und zur Zeit des Königs Ludwigs XIV. befand ſich noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Steinthal in einem höchſt traurigen Zuſtande, und das Elend und die Entſittlichung der ganz verwahrloſten Bewohner, die übrigens durch ein im weſtphäliſchen Frieden erlangtes Privilegium unbeſchränkter Glaubensfreiheit genoſſen, war unbeſchreiblich groß. — Als im Jahre 1750 der lutheriſche Geiſtliche Stuber, Oberlin's Vorgänger im Amte, die Pfarrei Waldbach übernahm, erlebte er daſelbſt folgenden charakteriſtiſchen Auftritt. Im Schulhauſe, einer elenden Hütte, fand er die liebe Jugend ohne alle Aufſicht, tobend und lärmend verſammelt. Auf ſeine Erkundigung nach dem Schulmeiſter erhielt Stuber, nach langer vergeblicher Mühe, endlich Rede und Antwort; in der Ecke des Zimmers lag auf einem ärmlichen Bette ein altes runzeliges Männchen, welches auf die Frage des Geiſtlichen: „Seid Ihr der Schulmeiſter, guter Freund?“ mit einem: „Ja, Herr!“ antwortete. „Was lehrt Ihr die Kinder?“ fragte Stuber weiter. „Nichts, Herr!“ war die naive Antwort. „Nichts,“ fragte der erſtaunte Geiſtliche, „warum denn nicht?“ —

„Weil ich ſelber Nichts weiß,“ hieß es. — „Wie ſeid Ihr denn aber Schullehrer geworden?“ fuhr Stuber fort. Da bekannte denn der Alte in ſeiner Einfalt, daß er früher Schweinhirte in Waldbach geweſen, bei eingetretener Unfähigkeit wegen Altersſchwäche aber von der Gemeinde ſeines Schweinhirtendienſtes entbunden und zum Hüter der Kinder des Dorfes beſtellt worden ſei. In den übrigen Dörfern des Kirchſpiels war es nicht viel beſſer: waren auch die Schulmeiſter nicht gerade Schweinhirten, ſo mußten ſie doch als Schafhirten im Sommer ihre Heerden hinaustreiben und im Winter ſich mit der Schuljugend befaſſen, bei welchem Geſchäft die letztere ſchlecht genug fuhr.

Als nun der Pfarrer Stuber beſſere Schulmeiſter einführen wollte, konnte er das allgemein verbreitete Vorurtheil gegen dieſes ganz verachtete und für entehrend gehaltene Amt nur dadurch beſiegen, daß er ſich die Erlaubniß geben ließ, aus der Jugend der Dörfer die fähigſten Köpfe auszuwählen, um ſie zu Messieurs les régents (Herren Vorſteher) ausbilden zu laſſen. Nach vielem Widerſpruch von Seiten der Gemeinde ſetzte Stuber auch die Erbauung eines beſſeren Schulhauſes durch und ſah es bald dahin kommen, daß auch für Erwachſene an Sonntagen und an den langen Winterabenden ein regelmäßiger Unterricht eingeführt werden konnte. Nachdem der verdienſtvolle Mann im Jahre 1756 als Pfarrer nach Barr, einem Städtchen jenſeits der Vogeſen, verſetzt worden war, blieb die Gemeinde Waldbach unter Stuber's Nachfolger ſo verlaſſen und verwahrloſt, wie früher, wodurch ſich der edle Stuber veranlaßt fand, als nach einigen Jahren die Pfarrei wieder erledigt war, ſeine weit einträglichere und weniger beſchwerliche Stadtpfarrei wieder zu verlaſſen und dorthin zurückzukehren, um ſein begonnenes ſegensreiches Werk fortzuſetzen. Im Jahre 1767 nahm er jedoch eine ihm angetragene Pfarrſtelle an der Thomaskirche zu Straßburg an. Sein Nachfolger im Steinthale wurde Oberlin.

Johann Friedrich Oberlin war am 31. Auguſt 1740 in Straßburg, wo ſein Vater Profeſſor am Gymnaſium war, geboren. Züge von aufopfernder Selbſtverleugnung, Gerechtigkeitsſinn und Wohlthätigkeit zeichneten ſchon den Knaben vor ſeinen Geſchwiſtern und Kameraden aus. Seiner frühen Neigung zum Militärſtande trat der Wille des Vaters entgegen, welcher den jungen Friedrich zum Gelehrten beſtimmte und zur Vorbereitung auf die akademiſchen Studien das Gymnaſium zu Straßburg beſuchen ließ. Die vorwaltend religiöſe Richtung ſeines Gemüths ließ ihn das Studium der Gottesgelahrtheit (Theologie) zum Berufsſtudium wählen, dem er auf der Akademie zu Straßburg ſich widmete. Noch iſt ein merkwürdiges, von Oberlin ſelbſt ſchön geſchriebenes, in deutſcher Sprache abgefaßtes Aktenſtück vorhanden, worin der zwanzigjährige Student der Theologie in einer frommen Herzensergießung durch einen feierlichen Akt ſich ſeinem Gotte kindlich weiht. Es trägt das Datum: Straßburg, den 1. Januar 1760, und iſt zu Waldbach an eben demſelben Tage zehn Jahre ſpäter erneuert worden.

Nachdem Oberlin ſeine Studien vollendet hatte und zum Doktor der Philoſophie, nach damaliger Sitte, promovirt war, hielt er ſich einige Jahre als Hauslehrer in der Familie eines Wundarztes Ziegenhagen zu Straßburg auf, in welcher Stellung er, neben pädagogiſcher Gewandheit, ſich auch manche chirurgiſche und mediciniſche Kenntniſſe erwarb, welche ihm ſpäter bei ſeiner Wirkſamkeit zu Waldbach ausgezeichnet zu Statten kamen. Konflikte und Zwiſtigkeiten, die Oberlin mit der allzu nachſichtigen Mutter ſeiner Zöglinge hatte, veranlaßten ihn, im Jahre 1765 ſeine Stelle dort aufzugeben und ſich ſeinen Privatſtudien zu widmen, bis er Gelegenheit finden würde, eine geiſtliche Stelle zu erhalten. Schon ſtand er im Begriffe, eine Feldpredigerſtelle bei einem franzöſiſchen Regimente anzunehmen, als durch Stuber's früher erwähnte Anſtellung in Straßburg die Pfarrei Waldbach im Steinthal erledigt wurde.

Stuber gewann Oberlin für dieſe Stelle und begleitete denſelben 1767 dorthin, in ſeine von ſteilen Bergen und waldbewachſenen Thälchen umgebene Pfarrwohnung.

Entſchloſſen, alle Kraft der Religion und Wiſſenſchaft, die er beſaß, zu einer erfolgreichen und ſegensvollen Wirkſamkeit in ſeinem neuen Berufe anzuwenden, mußte ſich Oberlin gleich in der erſten Zeit nach ſeiner Ankunft im Steinthal überzeugen, daß es keine leichte Aufgabe war, das von ſeinem Vorgänger begonnene Werk fortzuführen. Obſchon es dieſem gelungen war, den beſten und beſonnenſten Theil der Bewohner von Waldbach und der dazu gehörigen Filialorte für ſeinen Bildungszweck zu gewinnen, ſo machte ſich doch bei Andern ein ſolcher Geiſt des Widerſtands gegen alle Neuerungen geltend, daß Oberlin ſeine Noth hatte, durchzudringen. Es hatte ſich in Waldbach ein Komplott von mehreren Einwohnern wider ihn gebildet, welche ihm an einem Sonntage aufzulauern und ſich an ihm zu rächen beſchloſſen. Indeſſen hatte Oberlin von ihrem Vorhaben Kunde erhalten und an dieſem Tage mit eindringlicher Beredſamkeit über die Bibelſtelle gepredigt: „Ich aber ſage Euch, daß Ihr nicht widerſtreben ſollt dem Uebel; ſondern ſo Dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar.“ (Matth. 5,39.) Während ſich nun die Unzufriedenen nach dem Gottesdienſte bei Einem der Ihrigen verſammelt hatten, trat Oberlin unerwartet mit den Worten in ihre Mitte: „Hier bin ich! Thut mit mir wie Ihr wollet!“ Die Beſchämten baten ihren Pfarrer um Vergebung und waren für ihn gewonnen.

Etwas Aehnliches ereignete ſich kurz darauf in einer der Filialgemeinden, wo einige unzufriedene Bauernburſche ſich verabredet hatten, ihren Geiſtlichen auf dem Heimweg aus ihrer Kirche zu ergreifen und durch eine kalte Taufe in einer Ciſterne ſeinen Bekehrungseifer zu kühlen. Auch hiervon hatte derſelbe Nachricht erhalten und war, anſtatt wie gewöhnlich zu reiten, diesmal zu

Fuß gegangen. Es dauerte nicht lange, ſo gewahrte er die ihn Erwartenden; da er jedoch feſt, und ohne Unruhe zu verrathen an ihnen vorüber wandelte, ließen ſie ihn ungefährdet ziehen.

Im zweiten Jahre ſeines Aufenthalts im Steinthale vermählte ſich Oberlin mit Marie Salome Witter, der Tochter eines Univerſitätsprofeſſors zu Straßburg, die als Verwandte der Familie eine Zeit lang im Pfarrhauſe zu Waldbach zugebracht und Oberlin's Achtung und Zuneigung gewonnen hatte. Sie ward eine treue Stütze ihres Gatten in ſeiner Wirkſamkeit und dieſer war ihr mit der innigſten Zärtlichkeit ergeben. Sie gebar ihm neun Kinder; im ſechszehnten Jahre ihrer Ehe, bald nach ihrer letzten Entbindung, im Jahre 1784, ſtarb ſie in den Armen ihres Gatten, der auch nach ihrem Hinſcheiden im Geiſt eng mit ihr vereint blieb und namentlich in Träumen ſich fortwährend auf das Lebhafteſte mit ihr beſchäftigte.

Oberlin's menſchenfreundliche Beſtrebungen im Steinthale richteten ſich zunächſt auf die Gründung eines leichteren und bequemeren Verkehrs zwiſchen den einzelnen Dörfern ſeines Kirchſpiels ſowohl, als auch mit den benachbarten Städten, insbeſondere mit der nach Straßburg führenden Hauptſtraße. Er legte ſelbſt mit Hand an, bei Rothau eine hölzerne Brücke über die Breuſch zu bauen, einen Fluß von etwa dreißig Fuß Breite, den die Steinthäler bisher nur vermittelſt großer, in das Flußbett geworfener Steine hatten überſchreiten können. Die nothwendigen Werkzeuge und Arbeitsgeräthe, welche den Leuten gänzlich fehlten, mußte er zuvor aus Straßburg kommen laſſen. Die Brücke heißt darum noch jetzt pont de charité, d. h. Liebesbrücke. Damit aber Oberlin nicht nöthig hatte, künftig immer erſt von Straßburg die Leute ſich ihre Werkzeuge holen zu laſſen, die zu bezahlen ſie ohnedies meiſtens außer Stande waren, gründete er eine Art von „Liebeshandel", wie er's ſelbſt nannte, indem er eine hinreichende Menge der nöthigen Werkzeuge und Ackergeräthe aufkaufte und davon ein Lager in Waldbach anlegte, aus welchem er den Käufern ſo lange borgte, bis ſie den Betrag zahlen konnten.

Da bei Oberlin's Ankunft im Steinthale ein gänzlicher Mangel an Handwerkern herrſchte, wodurch die Bewohner genöthigt waren, alle ihre deßfallſigen Bedürfniſſe aus den Nachbarſtädten mit Mühe und Koſten herbeizuſchaffen, ſo ſchickte Oberlin die tauglichſten Knaben ſeiner Dörfer nach Straßburg zu dortigen Handwerkern in die Lehre und brachte ſo nach einigen Jahren geſchickte Maurer, Schloſſer, Schmiede, Glaſer, Wagner und Zimmerleute in das Steinthal. Weiterhin erſtreckten ſich ſeine Bemühungen auf die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, die in dortiger Gegend ganz darnieder gelegen hatte. Um die Aufmerkſamkeit der eigenſinnigen und für Belehrungen in dieſem Punkte anfänglich wenig zugänglichen Bauern zu erregen, pflanzte Oberlin in ſeinem Pfarrgarten eine Baumſchule mit allen verſchiedenen Obſt- und Fruchtbäumen an und hatte bald die Genugthuung, zu erleben, daß man ſich bei ihm über die Anpflanzungsart, das Pfropfen und dergleichen Rath holte. Auch für den Anbau von Kartoffeln und Gemüſen erwarb ſich der landwirthliche Pfarrer große Verdienſte in ſeinen Gemeinden; er ließ aus überflüſſigen Weideplätzen urbares Land herſtellen und bildete im Steinthale einen landwirthſchaftlichen Zweigverein, der mit dem Vereine zu Straßburg in Verbindung ſtand und durch Preisvertheilungen die Landleute zu ausdauernder Thätigkeit anſpornte. Zugleich ſorgte Oberlin dafür, daß ein Chirurge und einige Hebammen in's Steinthal kamen, die bis dahin gefehlt hatten; ſeine eigne kleine Hausapotheke diente unentgeldlich zum Gebrauch ſeiner Gemeinde.

Nachdem es Oberlin's Eifer gelungen war, in einem jeden der zu ſeinem Kirchſpiel gehörigen Dörfer ein Schulhaus errichtet zu ſehen, gründete er auch eine Kleinkinderſchule, nach deren Muſter ſpäter ähnliche in Paris und anderwärts eingerichtet wurden.

Seine Gattin ließ ſich die Bildung der Vorſteherinnen für dieſe Schule angelegen ſein. Bei dieſer Anſtalt war ein Hauptaugenmerk Oberlin's darauf gerichtet, daß die lothringiſche Mundart, welche von dem modernen Franzöſiſchen ziemlich verſchieden und dem Altfranzöſiſchen des zwölften Jahrhunderts ähnlich und welche bei Oberlin's Ankunft im Steinthal allgemein verbreitet war, allmählich ganz abgeſchafft und ein richtiges Franzöſiſch daſelbſt eingeführt wurde. Eine kleine Sammlung nützlicher Bücher für den Schulgebrauch konnte von den Gaben angeſchafft werden, die Oberlin durch Subſkription von ſeinen Straßburger Freunden erlangt hatte. Er ſelbſt arbeitete für „ſeine Landleute im Steinthale“ einen Kalender aus, der von dem mancherlei Unſinn anderer damals gewöhnlicher Kalender frei war, und ließ denſelben im Druck erſcheinen.

Den Verſuch, im Steinthale einen beſondern religiöſen Verein zur Förderung der geiſtigen Intereſſen ſeiner Pfarrkinder, unter dem Namen „chriſtliche Geſellſchaft“ zu gründen, hat Oberlin wieder aufgegeben, nachdem ſich ein Theil der Gemeinde ſehr nachdrücklich dagegen geäußert hatte. Daß dies geſchah, und zwar (wie Oberlin ſelbſt der Gemeinde gegenüber ſich ausſprach) um Aergerniß bei den Schwachen und Widerſtrebenden zu vermeiden, war ein Glück für die Gemeinde, die dadurch von der Saat der Heuchelei und religiöſen Mißtrauens verſchont blieb.

Höchſt merkwürdig war die Art und Weiſe, wie Oberlin ſeine menſchenfreundlichen Beſtrebungen für das Steinthal während der Zeit in's Werk ſetzte, da die franzöſiſche Revolution ihre verſchiedenen Entwickelungsbahnen durchlief. Es konnte nicht fehlen, daß die durch die Revolution verkündigte Wiedereinſetzung der allgemeinen Menſchenrechte in dem Herzen des vortrefflichen Mannes ebenſo freudigen Anklang fand, als derſelbe auf der andern Seite die im Gefolge der neuen Ereigniſſe auftretenden Greuel auf's Tiefſte beklagte. Der Pfarrer von Waldbach ſtellte ſich ſelbſt, auf den Wunſch ſeiner Gemeinde, an die Spitze ihrer patriotiſchen Verſammlungen und Volksfeſte, denen Oberlin immer zugleich einen feierlichen und erhebenden Charakter zu verleihen verſtand, indem er Gebet und Geſang mit den militäriſch-bürgerlichen Feſtlichkeiten verband. Ein katholiſcher Geiſtlicher in der Umgegend des Steinthals, der Abbé Gregoire in Embermenil, der im Jahre 1787 auf einer Reiſe in die Vogeſen Oberlin's Bekanntſchaft gemacht und den Beſtrebungen und Verdienſten desſelben ſeine ungetheilte Anerkennung gezollt hatte, war es jetzt, welcher im Nationalkonvent 1792 den Vorſchlag zur Abſchaffung des Königthums durch ein feierliches Dekret machte und im folgenden Jahre, als dem zweiten Jahre der franzöſiſchen Republik, einen Brief an ſeinen Freund Oberlin mit folgenden Worten ſchließt: „Heil dem ganzen Steinthale! Schreiben Sie mir bisweilen, geben Sie mir ſpecielle Nachrichten über Ihre Schulen, über die Fortſchritte in Sitten, Kenntniſſen und Induſtrie in Ihrem Bezirk, und ſeien Sie verſichert, daß ich Sie eben ſo ſehr liebe, als ich das Königthum haſſe; das heißt, daß meine Freundſchaft zu Ihnen in einem Streichfeuer iſt."

Während der Schreckensregierung fanden die geächteten Verbannten und Verfolgten aller Parteien im Steinthale einen Zufluchtsort und in Oberlin einen muthigen Beſchützer. Eine Anzahl Flüchtlinge aus den älteſten Patrizierfamilien des Elſaſſes hatten ſich dorthin gerettet. Einſt hatte Oberlin einen Geächteten, auf deſſen Kopf ein bedeutender Preis ſtand, in ſeinem Schlafgemache verborgen. Ein Gensdarme kam, um Hausſuchung zu halten, und Oberlin ſelbſt führte denſelben in alle Zimmer des Pfarrhauſes. Vor der geöffneten Thüre des Schlafgemaches ſagte er lächelnd zu ſeinem Begleiter: „Bürger Gensdarme! Willſt Du auch hier eintreten? Es befindet ſich Nichts Verdächtiges in demſelben, außer mir!" Der darin Verſteckte war gerettet; der Gensdarme zog ſich zurück, ohne weiter nachzuſehen.

Als im Jahre 1794 durch die revolutionäre Regierung Robespierre's und der Jakobiner die Kirchen geſchloſſen und jede geiſtliche Verrichtung unterſagt war, ſo gründete der unerſchrockene Bürgerpfarrer, eingedenk der Mahnung des Apoſtels: „Jedermann ſei unterthan der Obrigkeit," im Steinthal einen Klubb (Volksverein,) der ſeine Zuſammenkünfte in der Kirche, als dem geräumigſten Gebäude des Dorfes, hielt. Nachdem ein Protokoll verleſen und einige das Bürgerwohl angehende Anträge gemacht worden waren, forderte der Präſident, einer der Bewohner von Waldbach, den Bürger Oberlin auf, einen Vortrag über irgend einen moraliſchen und patriotiſchen Gegenſtand zu halten; und der Bürgerpfarrer Oberlin beſtieg die Tribüne, als welche die Kanzel diente, und redete zu den Verſammelten über das Tugendfeſt. Er ſetzte in ſeiner Rede auseinander, was das heiße, von wahrhaft republikaniſchen Geſinnungen beſeelt zu ſein. Dahin gehöre, zu begreifen, daß das allgemeine Wohl auch das Glück der Einzelnen bilde; daß jeder Einzelne auch blos für das allgemeine Beſte lebe, in dieſem Sinne ſein Haus verſorge, ſeine Kinder erziehe und ſich von aller ſelbſtſüchtigen Geſinnung fern halte, als welche dem republikaniſchen Geiſte widerſtrebe.

Einmal war der Bürger Oberlin von Waldbach vor den öffentlichen Sicherheitsausſchuß nach Straßburg geladen worden, um ſich wegen ſeiner religiöſen und politiſchen Geſinnungen zu rechtfertigen. Er übergab ein ſchriftliches Glaubensbekenntniß, worin er unter Anderm erklärte: „Ich ſtimme vollkommen bei, daß man die leeren Ceremonien abſchaffte und daß man jedes ſeichte, fruchtloſe Dogma verbannte, das nur zu leeren Streitigkeiten diente. Ich beſchränkte mich immer bei meinem Unterricht auf das, was meine Mitbrüder zu aufgeklärten, wackern, fleißigen Männern, guten Patrioten, guten Vätern, guten Soldaten und treuen, in jeder Lage brauchbaren Republikanern bilden muß. Den Ueberſchlag und Mantel, den ich früher trug, habe ich ſchon vor einiger Zeit in voller Verſammlung niedergelegt; es war mir immer zuwider, dieſe leeren Auszeichnungen zu tragen. Was das Königthum, anbelangt, ſo bin ich der Anſicht, daß es abgeſchafft bleiben ſoll: ich habe deßhalb ſchon ſeit mehreren Jahren meinen Zuhörern republikaniſche Geſinnungen einzuflößen geſucht.“ Später, auf eine abermalige Vorladung, gab Oberlin vor dem Maire und den Gemeinderäthen von Fouday (einem zur Pfarrei Waldbach gehörenden Filialort) die weitere Erklärung: „Ich erkenne die Souveränetät der Geſammtheit der franzöſiſchen Bürger an und verſpreche, den Geſetzen der Republik unterthan und gehorſam zu ſein.“ Im Jahre 1793 hatte der Bürger Oberlin die Ehre, im Departement des Niederrheins bei dem Kriminalgerichtshof als Geſchworener zugezogen zu werden.

Trotz ſeines hinlänglich bewährten Bürgerſinnes wurde im Jahre 1794 Oberlin, auf Befehl der Schreckensregierung, gleichzeitig mit andern Geiſtlichen verhaftet. Der damit beauftragte Revolutionskommiſſär traf ihn, während er ſich gerade mit ſeinem Freund und Kollegen, dem Pfarrer Böckel zu Rothau, bei einem kleinen Feſtmahle befand. Die beiden Geiſtlichen erhielten zu den nöthigen Vorbereitungen für ihre Abreiſe einen Aufſchub bis zum nächſten Tage, wo ſie der Maire und die Gemeinderäthe bis an den Ort ihrer Beſtimmung, nach Schlettſtadt, begleiteten. Während alle anderen verhafteten Geiſtlichen im Gefängniſſe gehalten wurden, genoſſen die beiden Geiſtlichen des Steinthals die Ehre, mit den Diſtriktsbeamten von Schlettſtatt an der Wirthstafel eines Gaſthofs zu ſpeiſen. Dieſe wüthenden Jakobiner mit rothen Mützen forderten von den beiden Pfarrern, daß ſie die Grundwahrheiten des Evangeliums abläugneten, wurden jedoch ſehr bald durch das kluge und entſchloſſene Benehmen ihrer Gefangenen veranlaßt, ſie mit Achtung und Aufmerkſamkeit zu behandeln. Als kurz darauf Robespierre's Sturz erfolgte, wurden die Bürger Oberlin und Böckel in ihre Heimath zurückgeſchickt und die dortigen Gemeinderäthe beauftragt, bei ihrer perſönlichen Verantwortung, die beſagten Bürger nicht zu beunruhigen.

Oberlin ſelbſt hatte ſich übrigens, da er durch die Revolution ſein Einkommen verlieren mußte und eine kleine Summe, die mehrere Jahre lang durch Sammlungen in ſeinen Gemeinden für ihn zuſammengebracht wurden, für ſeinen Unterhalt nicht hinreichte, ein Patent zur Ausübung jeder beliebigen Profeſſion ausſtellen laſſen und die Einrichtung getroffen, daß in ſeinem Hauſe Handwerkszeuge und landwirthſchaftliche Geräthſchaften verfertigt wurden. Zugleich eröffnete Oberlin in ſeinem Hauſe ein Penſionat für die Erziehung und den Unterricht von Knaben, die ihm anvertraut wurden. Einmal jedoch war Oberlin in Gefahr, aus ſeiner Wohnung auswandern zu müſſen. Einige fanatiſche Mitglieder des Volksvereins zu Waldbach hatten nämlich den Vorſchlag gemacht, das alte Pfarrhaus zu verkaufen. Als Oberlin davon Kenntniß erhielt, richtete er an den Verein ein Schreiben, worin er demſelben mit ruhiger Beſonnenheit das Thörichte und Geſetzwidrige eines ſolchen Planes darzulegen ſuchte und unter Anderem äußerte: „Seht, das iſt es, was mich aus der Faſſung bringt! Meine Pfarrkinder haben mehr auf den Pfarrer Robespierre, als auf ihren alten Pfarrer Oberlin gehört. Man ſchwatzt von der Republik, aber man iſt Egoiſt. Ich habe euch ein ganz anderes Beiſpiel gegeben .... Ach, erſpart euch die Reue! Kein Menſch kann euch von den Pflichten der Dankbarkeit und Biederkeit freiſprechen. Gruß und Bruderſchaft! Oberlin.“ —

Als im Jahre 1795 in Frankreich der Gottesdienſt wieder hergeſtellt wurde, mußte er vor ſeinem Gemeinderath die Erklärung unterzeichnen, daß er entſchloſſen ſei, in der Pfarrei Waldbach jenen Gottesdienſt wieder auszuüben, der unter dem Namen evangeliſche oder proteſtantiſche Religion bekannt ſei. Doch mußte er ſich, wie Andere, verpflichten, den Schwur des Haſſes gegen das Königthum, den Schwur der Anhänglichkeit und Treue aber gegen die Republik und die Konſtitution vom Jahr 1794 zu predigen.

Auf eine eigenthümliche Weiſe hat ſich Oberlin um das Steinthal zur Revolutionszeit durch das Aufkaufen der ſogenannten Aſſignaten verdient gemacht, die als Papiergeld in Umlauf gebracht waren, ohne je eingelöſt zu werden. Als dieſelben ihren Werth verloren hatten, verkaufte er in einer jedes Jahr veranſtalteten Verſteigerung Ackergeräthe und Handwerkzeuge gegen Aſſignaten, wobei ſich jeder verpflichtete, zwei Sous an jeder Fünflivresaſſignate zu verlieren, um ſo durch allmähliche Verringerung des Werthes die gänzliche Tilgung im Laufe einer gewiſſen Zeit möglich zu machen. Indem dieſe Herabſetzung jedesmal auf der Kehrſeite notirt wurde, hatte es Oberlin in 25 Jahren dahin gebracht, den Steinthälern alle ihre Aſſignaten auszuwechſeln.

So war Oberlin der Wohlthäter des Steinthales, das durch ſeine Thätigkeit, während einer Reihe von Jahren, aus einer von rohen, unwiſſenden Menſchen bewohnten Wildniß zum Wohnplatz eines thätigen, gebildeten und glücklichen Landvolkes umgewandelt worden war, welches in Oberlin dankbar ſeinen Vater verehrte. Fremde aus allen Gegenden Europas, die das Steinthal beſuchten, wußten nicht genug das Glück dieſer Gegend und den Ruhm des Vaters Oberlin zu preiſen. Während bei deſſen Ankunft die Bevölkerung des Kirchſpiels ſich kaum auf 100 Familien belief, war dieſelbe in wenigen Jahren bis über 500 Familien geſtiegen. Die Jahrbücher des Steinthals, die Oberlin ſeit 1770 geführt hat, ſind ein redendes Zeugniß der Wohlthaten, die durch ihn ſeinen Gemeinden zu Theil geworden waren. Seinen raſtloſen Bemühungen iſt es auch zuzuſchreiben, daß ein koſtſpieliger Prozeß, der von den Steinthälern gegen ihre Grundherren in Betreff der Waldungen des Gebiets geführt wurde, im Jahre 1813, nachdem derſelbe beinahe 80 Jahre gedauert, durch einen Vergleich beendigt wurde. In eben dieſem Jahre geſchah es auch, daß der Ruf ſeiner Verdienſte dem Pfarrer von Waldbach eine Auszeichnung verſchaffte, die merkwürdig genug war, um berichtet zu werden. Gleichwie im griechiſchen Alterthume einſt, nach Eroberung der Stadt Theben, nur das Haus und die Nachkommen des berühmten Dichters Pindar auf das Geheiß des großen Macedonierkönigs Alexander verſchont geblieben: ſo war bei dem Einfall der alliirten Truppen in Frankreich unſerm Oberlin ein Schutzbrief vom Kaiſer Alexander ausgeſtellt worden, worin ſämmtlichen verbündeten Armeekorps befohlen war, das Haus des Pfarrers Oberlin zu Waldbach und die Bewohner desſelben in keiner Weiſe zu kränken und zu beläſtigen.

Nachdem Oberlin noch während der Hungersnoth im Jahre 1817 mit der aufopferndſten Uneigennützigkeit zur Erleichterung der Noth des armen Steinthals beigetragen hatte, beſchloſſen ſeine Freunde zu Straßburg und Paris im folgenden Jahre, die Zeugniſſe des Guten, welches Oberlin bis dahin geſtiftet, zu ſammeln und dem Centralackerbauverein zu Paris vorzulegen. „Wenn Sie (ſagt der Graf Francois von Neufchâteau in ſeinem desfallſigen Bericht an dieſe Geſellſchaft) ein Beiſpiel ſehen wollen von dem, was für eine Gegend zum Fortſchritte des Landbaues und für die Intereſſen der Menſchheit bewirkt werden kann, ſo verlaſſen Sie einen Augenblick die Ufer der Seine und beſteigen Sie einen der ſteilſten Gipfel der Vogeſenberge. Freunde des Ackerbaues und des Menſchenglückes, kommt und ſchaut auf das Steinthal, wo ſeit mehr als einem halben Jahrhundert Johann Friedrich Oberlin ſeinen Gemeinden die ſchätzbarſten Dienſte leiſtete und Aufforderungen zu bedeutenderen und einträglicheren Stellen ausſchlug, damit das Steinthal nicht wieder in ſeinen früheren troſtloſen Zuſtand zurückfalle. Solch' ein Wohlthäter des Menſchengeſchlechts verdient die Achtung und den Dank aller guten Menſchen; und es gewährt mir ein beſonderes Vergnügen, Ihnen Gelegenheit zu geben, in Oberlin's Perſon nicht nur einen einzigen Akt, ſondern ein ganzes Leben zu belohnen, welches derſelbe den Verbeſſerungen des Landbaues und der Verbreitung nützlicher Kenntniſſe unter den Bewohnern eines verwilderten und unbekannten Bezirks widmete.“ Es wurde dem würdigen Patriarchen eine goldene Medaille zuerkannt, die ihm der Baron Staatsrath de Gerando überreichte. Vom König Ludwig XVIII. ſelbſt wurde der Orden der Ehrenlegion dem Manne verliehen, der für ſeine Gemeinde nicht blos Geiſtlicher und Lehrer, ſondern auch Landmann, Arzt und Handwerker war.

In den letzten Jahren ſeines einfach-reichen Lebens hatte der vortreffliche Greis in ſeinem Schwiegerſohne Graff eine Stütze und theilweiſen Stellvertreter in ſeinem Amte erhalten, deſſen Verſehen ihm bei herannahendem Alter mehr und mehr ſchwer geworden war. Er verließ ſeine Wohnung nur ſelten und lebte der Stille geiſtiger Beſchäftigungen. Die mit Krämpfen verbundene Krankheit, die ſeinem Tode vorherging, überfiel ihn an einem Sonntage plötzlich, und einige Tage ſpäter, am 1. Juni 1826, verſchied er, nachdem er in lichten Augenblicken öfters gebetet hatte: „Herr Jeſu! mach' bald Feierabend; doch dein Wille geſchehe!“ Ein unendlicher Menſchenzug folgte ſeiner Leiche, die am 5. Juni dem Schooße der Erde anvertraut wurde. Ein Kreuz mit den Worten „Vater Oberlin“ bezeichnet ſeine irdiſche Ruheſtätte, wozu ſpäter noch ein Grabſtein mit paſſender Inſchrift kam. Am 1. Juni 1827 wurde der Gedächtnißtag ſeines Todes durch die Einweihung eines in der Kirche zu Waldbach aufgeſtellten Denkmals für Oberlin feierlich begangen.

So lebte und wirkte der Mann, der 59 Jahre der Vater des Steinthals war! Glück und Wohlſtand der Gegend waren ſein Werk; ſein Leben beweiſt, wie mit wenigen Mitteln ein Mann, mit Glauben und Liebe im

Herzen, ſich in dem Andenken ſeiner Brüder ein unvergängliches Denkmal ſetzen kann. Seine Unſterblichkeit iſt in Wahrheit ſeine That.

Joachim Nettelbeck.

Von

Eduard Duller.

„Der wird als Bürger ſich bewähren,
Der ſeine Burg zu ſchützen weiß."

Uhland.

Joachim Nettelbeck.

(Geb. am 20. September 1738 zu Kolberg, geſt. daſelbſt am 29. Januar 1824.

In ſchlimmen Zeiten, wenn Manches wankt und Vieles fällt, was lange Zeit hindurch als feſte Stützen des Vaterlandes galt, wenn die Uebermacht des Feindes der es vergewaltigt, — gleichviel, ob's ein äußerer oder innerer iſt, — der zur Verzweiflung gebrachten Menge endlich ſogar faſt wie eine höhere Fügung erſcheint, vor welcher ſich jeder Einzelne hingebend beugen muß, — in ſolchen Zeiten hat ſchon mehr als einmal deutſcher Bürgerſinn den Ausſchlag zum Beſſern, zu friſcher Zuverſicht gegeben, und das Beiſpiel eines einzelnen Bürgers von ächtem Schrot und Korn tauſend Herzen an allen Ecken und Enden der Vaterlandes zu friſcher Hoffnung geweckt, zu kühnen Thaten begeiſtert, in treuer Ausdauer beſtärkt. In allen Zeiten iſt's erquicklich wie Frühlingsluft, ſolcher Männer zu gedenken, damit, wenn die alten Stämme ausſterben, der junge Nachwuchs ihnen gleich werde, — deutſche Eichen voll Saft und Kraft, voll Mark und Feſtigkeit, um jedem Sturme zu trotzen! In allen Zeiten iſt der Bürger, — der Bürger im edelſten Sinne des Worts, — der Bürger, der frei und bewußt der eigenen Kraft daſteht, der ſicherſte Hort und Halt, wie ſich die Wellen auch heben und ſenken. Ein tüchtiger Bürger zu ſein, als ſolcher dazuſtehen, ſchlicht und gerad, ohne Gedanken an Vergelt und Dank, nichts im Herzen als das Vaterland mit ſeinen höchſten Ideen, — das iſt ein Ziel, nach dem ſich's zu ringen verlohnt. Ein ſolcher ſchlichter Bürger, ein ſolcher ächter Mann aus dem Volke war Joachim Nettelbeck zu ſeiner Zeit. Möchten viele, ja alle, — je in ihrer Zeit und nach den höheren Aufforderungen derſelben — ſeines Gleichen werden. Dazu rege ſein Lebensbild an, einfach und ſchlicht geſchildert, wie der Mann ſelber war.

Joachim Nettelbeck erblickte am 20. September 1738 zu Kolberg das Licht der Welt. Sein Vater, Johann David Nettelbeck, war Brauer und Branntweinbrenner in jener Stadt, ſeine Mutter war aus des Schiffers Blanken Geſchlecht, ſeines Vaters Bruder ſelbſt Schiffer. So wie der kleine Joachim ſich rühren und regen, und denken und ſprechen konnte, ſtand ſein ganzer Sinn ſchon darauf, auch ein Schiffer zu werden. Mit Eifer ſtudirte der Knabe deshalb die Steuermannskunſt, mit beiſpielloſer Verwegenheit übte er ſich im Klettern, und, als ihn in ſeinem elften Jahre ſein Oheim als Kajütenwächter nach Amſterdam mitnahm, konnte er ſeinem Hange zum Seemannsweſen nicht länger widerſtehen, und flüchtete ſich auf ein Schiff, welches zum Sklavenhandel auf der Küſte von Guinea beſtimmt war. Er machte auf dieſem Schiffe als Steuermannsjunge ſeine erſte Seereiſe und kam nach einer Fahrt von 21 Monaten im Juni 1751 nach Amſterdam, und von dort nach ſeiner Vaterſtadt Kolberg zurück, wo er nun bis zu ſeiner Konfirmation blieb und Schulunterricht genoß. Sein Hang zur Seefahrt war jedoch ſo unwiderſtehlich, daß ſein Vater endlich zu dieſem Beruf ſeine Zuſtimmung gab, und nun war dem Nettelbeck ſo wohl, wie dem Fiſch im Waſſer. Friſch und frei, Kopf und Herz immer auf dem rechten Fleck, machte er raſtlos eine Seefahrt nach der andern: auf Oſt- und Nordſee, in Dänemark und Schweden, in England und Schottland, in Holland und Frankreich war er zu finden, wie der alte Ueberall und Nirgends; und nicht blos auf den Meeren Europas, ſondern auch auf den Gewäſſern andrer Welttheile. Mit Sturm und Wetter war er vertraut wie mit guten Bekannten, mehr als einmal hat er den Maſtbaum zerſplittern, die mächtigen Wogen über's Verdeck ſchießen, das Fahrzeug umſchlagen, ſeine beſten Kameraden ertrinken geſehen; mehr als einmal hat er ſich ſchwimmend an den Strand gerettet und auf den Knieen Gott für ſeine Rettung gedankt. Sein Leben ſollte für's theuere Vaterland aufbewahrt bleiben.

Als Nettelbeck ſo viele Abenteuer überſtanden hatte, gab er das Seemannsleben auf und ließ ſich in ſeiner Vaterſtadt Kolberg als Branntweinbrenner nieder. Er war der alte brave Mann geblieben, immer der Erſte, wenn's galt mit Rath und That beizuſpringen, ein tüchtiger Bürger, im ſchönſten Sinne des Worts, kurz: ein deutſcher Biedermann. Als einen ſolchen ſchätzte und liebte ihn denn auch Jedermann; „den Nettelbeck herbei“ hieß es, wenn ſeine Mitbürger gute Auskunft brauchten; „der Nettelbeck iſt voran,“ hieß es jedesmal, wenn es ſich um etwas Gemeinnütziges handelte. Und wahrhaftig: Nettelbeck ließ ſich dann nicht lange ſuchen. Drum wählten ihn ſeine Mitbürger zum Bürger-Repräſentanten und dann zum Rathsherrn, und ſie hatten dieſe Wahl nicht zu bereuen. Sein Auge, das jahrelang auf der See auch beim heiterſten Himmel aus dem kleinſten Wölkchen Sturm und Gefahr erſehen hatte, ſein ſcharfes Auge blickte weit aus, auch das Schiff der Gemeinde-Angelegenheiten am ſicherſten ſteuern zu helfen; ſo oft hatte er auf ſeinen Fahrten die Sterne zu Führern genommen, — ſein heiligſter Stern war und blieb das Vaterland. Und es kamen in den Jahren 1806 und 1807 gewaltige Stürme, ſo gewaltig, daß wohl auch manchen braven Männern das Herz zagend an die Rippen pochte. Nettelbeck blieb ſtark und feſt. Faſt ſiebenzig Jahre zählte er damals, und wie viele Geſchicke waren, gleich den Wolken des Himmels, über ſeinem Scheitel hinweggezogen, — die glorreichen Tage des alten Fritz, das blutige Morgenroth der franzöſiſchen Revolution, der helle Mittagsglanz des jungen napoleoniſchen Kaiſerthums! Im Herzen des greiſen Nettelbeck ſtand die alte Treue zum Vaterland feſt, wie der Fels in der Brandung.

Es war jene Zeit, als die Schlacht bei Jena geſchlagen war, als ſo manche Kommandanten preußiſcher Feſtungen, theils betäubt, theils verzagt und ehrlos, der Uebermacht huldigten. In Kolberg, welches die Franzoſen 1807 belagerten, war der Oberſt von Loucadou Kommandant, ein Mann, welcher mit Geringſchätzung auf die ſchlichte Treue und auf den geſunden Verſtand der Bürger herabſah, welcher aber für ſeine Perſon zu wenig davon beſaß, ſo viel er ſich auch einbildete. Mit offenen Augen ſah er die Liſt des Feindes und die Gefahr des ihm anvertrauten Platzes nicht und beging unverzeihliche Mißgriffe. Es war ein Glück für Kolberg, daß es ſeinen Nettelbeck beſaß, welcher in dem edlen Ferdinand von Schill, der damals nach Kolberg kam, einen treuen Freund und Helfer fand und alle verkehrten Streiche des Kommandanten durch beſſere Maßregeln unſchädlich zu machen wußte, ſo gut es ging. Nettelbeck war die Seele der Bürger, welche auf ſeinen Rath, und von ,ſeinem Beiſpiel mitfortgeriſſen, alles thaten, um Haus und Herd zu vertheidigen. Zündeten Bomben und Granaten in der Stadt, ſo war Nettelbeck der Erſte, der zum Löſchen herbeieilte; hungerten Schill's Soldaten in einer Schanze, ſo ſtellte ſich Nettelbeck an den Kochkeſſel. Einſt, als eine Bombe kaum 20 bis 30 Schritte weit vom Kommandanten und von Nettelbeck einſchlägt, ſpricht Loucadou ganz verwirrt und verzagt: „Meine Herren, wenn das ſo fortgeht, ſo werden wir doch noch müſſen zu Kreuze kriechen." „Halt!" ruft Nettelbeck, „der Erſte, wer es auch ſei, der das verdammte Wort wieder ausſpricht von „„zu Kreuze kriechen"" und Uebergabe der Feſtung, der ſtirbt des Todes von meiner Hand;" — dabei zieht er von Zorn entbrannt den Degen, ſetzt die Spitze wider den Feigling und ruft noch: „Laßt uns brav und ehrlich ſein, oder wir verdienen, wie die Memmen zu ſterben." Da faßt ihn ſein Nebenmann, der Landrath Dahlke, von hinten und zieht ihn von Loucadou zurück, während der Kaufmann Schröder dieſen verhindert, gleichfalls nach der Klinge zu greifen; die Zornwuth Loucadou's kennt keine Gränzen mehr; „Arretiren!" ſchreit er mit ſchäumendem Munde, „gleich Arretiren! In Ketten und Bande!" — Der alte Nettelbeck kommt indeſſen glücklich nach Hauſe; aber Loucadou will Kriegsrecht über ihn halten, und ihn auf dem Glacis der Feſtung erſchießen laſſen. Nun kommen die Bürger in Bewegung; alles ergreift für den Vater Nettelbeck Partei, drohende Haufen rotten ſich zuſammen vor Loucadou's Wohnung und in ſeiner Angſt erklärt dieſer endlich: „Gut, gut! So mag der alte Burſche diesmal laufen. Hüt' er ſich nur, daß ich ihn nicht wieder faſſe!" So kam Nettelbeck glücklich los; aber leider hatte das Mißverſtändniß mit dem engherzigen, unfähigen und auf ſein Anſehen eiferſüchtigen Kommandanten den tüchtigen Schill, den er gleichfalls übel behandelt hatte, am 15. April aus der Stadt vertrieben.

Mit immer größerem Eifer ſetzte indeſſen der Feind die Belagerung Kolbergs fort; die Unfähigkeit Loucadou's erleichterte den Franzoſen ihr Spiel, und mit ſchwerem Herzen ſah Nettelbeck die Gefahr von Tag zu Tag wachſen; doch hatte er den Troſt dabei, daß der treue Muth ſeiner Mitbürger mitten im Elend ungebeugt blieb. Schon früher hatte er dem König ſchriftlich die gefährliche Lage Kolbergs in Folge von Loucadou's Weſen vorgeſtellt; — da fand er eines Tages, am 29. April 1807, den braven Hauptmann v. Waldenfels in Begleitung eines jungen rüſtigen Mannes von edler Haltung, der ihm auf den erſten Blick gefiel. „Freuen Sie ſich, alter Freund!" ſprach Waldenfels, „dieſer Herr hier — Major von Gneiſenau — iſt der neue Kommandant, den uns der König geſchickt hat." Da fuhr dem alten Nettelbeck ein freudiges Erſchrecken durch alle Glieder, Thränen ſtürzten ihm unaufhaltſam aus den Augen und, Gneiſenau's Knie umklammernd, rief er: „Ich bitte Sie um Gottes willen! Verlaſſen Sie uns nicht; wir wollen Sie auch nicht verlaſſen, ſo lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben, ſollten auch alle unſere Häuſer zu Schutthauſen werden. So denke nicht ich allein; in uns Allen lebt nur ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und ſoll dem Feinde nicht übergeben werden!“ Und nun, da Gneiſenau Kommandant von Kolberg war, ging ein neues Leben an; der alte Nettelbeck ſtand ihm mit voller Luſt und Kraft zur Seite. Einſt (es war am 19. Mai) zeigten ſich drei engliſche Schiffe, mit Kriegsbedürfniſſen für Kolberg beladen, auf der See; das Wetter war ſtürmiſch; die Schiffe kreuzten und thaten Signalſchüſſe, um Lootſen zu erhalten und zu erfahren, ob ſie mit Sicherheit in den Hafen einlaufen oder wo ſie ſonſt vor Anker gehen könnten. Kaum hört Nettelbeck die Signalſchüſſe, als er ſich auf's Pferd ſchwingt und nach der Münde ſprengt, wo er Hunderte von Menſchen trifft, die jubelnd die erſehnten Schiffe begrüßen. „Gut und ſchön, daß ſie endlich da ſind,“ ruft Nettelbeck, „allein woran liegt's, daß die Lootſen noch nicht in See ſind, ſie hier vor Anker zu bringen?“ Einige Schiffer weiſen achſelzuckend auf die hohe See und die ſchäumende Brandung; „unmöglich,“ ſagen ſie, „kann ſich in ſolchem Wetter ein Boot hinaus wagen.“ Da regt ſich im alten Nettelbeck der Seemann und begeiſtert ruft er: „Möglich oder nicht! Es muß verſucht werden. Ich ſeh' auch nicht einmal, daß das Ding ſo halsbrechend wäre. Ich will ſelbſt hinfahren.“ Damit bringt er in einen Kreis von Seefahrern, die ihm zur Linken ſtehen, und ergreift die Erſten die Beſten an den Händen, mit den Worten: „Ich weiß, daß ihr brave Kerls ſeid; kommt, wir wollen zu den Engländern an Bord!“ Geſagt, gethan. Sein Beiſpiel gibt ihnen Muth, er ſpringt mit ihnen in's Boot, faßt das Steuer und bringt trotz Sturm und Brandung als treuer Lootſe die Schiffe in Sicherheit.

Zu Ende des Mai hatte der Feind an der Oſt- und Weſtſeite der Feſtung in einem großen Halbmond 25 große und kleine Schanzen, Batterien und Fleſchen zu Stande gebracht und unter einander in Verbindung geſetzt, künſtliche Dämme aufgeworfen und die Laufgräben an mehreren Seiten eröffnet. Da war's nun wieder der alte Nettelbeck, der dagegen Rath und That ſchaffte; geſchickt und unermüdlich leitete er die Ueberſchwemmungen, um den Feind in der Ferne zu halten, wollte derſelbe nicht ſeine Laufgräben voll Waſſer haben. Das Elend in Kolberg nahm jedoch immer mehr zu; feindliche Bomben hatten viele Häuſer verwüſtet und in Brand geſteckt, deren obdachloſe Bewohner nun in den Straßen umherirrten, während die feindlichen Kugeln über ihren Häuptern ziſchten. Auf Nettelbeck's Vorſchlag ließ ihnen (es waren ihrer 200) Gneiſenau eine Kaſematte unter dem Walle einräumen; bevor ſie aber dort untergebracht wurden, dachte Nettelbeck vorſorglich daran, die verdorbene Luft in dieſem Aufenthaltsort zu reinigen, und ließ deshalb die feuerfeſte Kaſematte mit Strohfeuer ausglühen, ſo daß dieſer Zufluchtsort von den Obdachloſen nun ohne Gefahr für ihre Geſundheit bezogen werden konnte. Als die klingende Scheidemünze in der Stadt ſelten und dadurch der tägliche Verkehr zwiſchen Soldaten und Bürgerſchaft ſehr erſchwert ward, war's wieder der alte Nettelbeck, der guten Rath wußte. Er machte den Vorſchlag, obrigkeitlich geſtempelte Münzzettel zu einem beſtimmten Werth einzuführen; es geſchah. Die Billets von zwei, vier und acht Groſchen im Werth wurden ausgegeben, willig angenommen und in der Folge eingelöſt.

Mittlerweile ſetzte jedoch der Feind die Belagerung Kolbergs mit dem größten Nachdruck fort. Bis zum 2. Juli war er im Beſitz der wichtigſten Außenwerke und unternahm einen allgemeinen Angriff. Immer heftiger wird das Bombardement, es dauert Tag und Nacht; das Rathhaus ſteht in lichten Flammen; überall Gepraſſel einſtürzender Häuſer, fallender Ziegel und klirrender Fenſterſcheiben. Die braven Bürger erliegen erſchöpft unter den zahlloſen erlittenen Strapatzen; in der allgemeinen Verwirrung brechen auch noch die Baugefangenen aus dem Stockhauſe aus und plündern in den Häuſern. In dieſer Stunde der äußerſten Gefahr behält der alte Nettelbeck ſeine Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart, wie ſo oft im Sturm auf hoher See. Er eilt von Einem zum Andern, ermahnt, weckt, holt Soldaten, ordnet, legt ſelbſt Hand an und ſo gelingt es ihm und dem braven Gneiſenau, wenigſtens das ärgſte Unglück abzuhalten. Gleichwohl ſcheint am andern Tage (den 2. Juli) Kolbergs Schickſal unvermeidlich. Bis drei Uhr des Nachmittags währt unausgeſetzt das Bombardement und der Angriff der Feinde; in der Stadt lodert ein Haus nach dem andern auf; — — da verſtummen plötzlich die Geſchütze, ein feindlicher Parlamentär zeigt ſich mit einem preußiſchen Offizier den ſtaunenden Bürgern Kolbergs. Athemlos eilt dieſer Letztere auf den Kreis ſeiner Bekannten zu und ſein erſtes Wort iſt: „Friede! Kolberg iſt gerettet.“ Napoleon hatte nämlich mit dem Könige von Preußen einen vierwöchentlichen Waffenſtillſtand geſchloſſen, auf welchen der bekannte Tilſiter Friede folgte.

Am 31. Juli verlieh der König dem braven Nettelbeck die goldene Verdienſtmedaille, und gab dem alten Seemann die Erlaubniß, die preußiſche Admiralitätsuniform zu tragen; als Nettelbeck ſpäter in ſeinen Vermögensumſtänden zurückkam, ſetzte ihm der König eine lebenslängliche Penſion von 200 Thalern aus.

Nettelbeck blieb bis in ſein hohes Alter ungeſchwächt an Körper- und Geiſteskraft. In ſeinem 75ſten Jahre verheirathete er ſich noch und wurde im 76ſten Vater eines Töchterchens, bei welchem der König Pathenſtelle vertrat. Nicht blos dies ſein Kind, — auch ſeine Mitbürger nannten ihn blos den „Vater Nettelbeck;“ und mit Recht, denn väterlich hatte er ja in den Zeiten der Noth für alle gedacht, gewacht und gehandelt. Ein ächter deutſcher Biedermann, kernhaft, ſchlicht und recht, treu ſeinem heißgeliebten Vaterland, gottergeben und beſcheiden blieb er bis zu ſeinem Tode, der am 19. Januar 1824 erfolgte. Sein Andenken wird noch lange im Volke fortleben!

Matthias Claudius

und

Johann Peter Hebel.

Von

A. Nodnagel.

Ich ſtreite nicht wider, ſondern für das Volk — und wo dem Kleinen Unrecht und Gewalt geſchehen ſoll, da begehre ich nicht zu heißen der Sohn der Tochter Pharao's, und will viel lieber Ungemach leiden mit meinen Brüdern.

Claudius.

Grad fürſi gohts in Mäßigkeit,
Mit ſtillem Sinn in Pflicht und Recht.

Hebel.

Matthias Claudius.

(Geboren am 15. Auguſt 1740 zu Reinfeld bei Lübeck, geſtorben am 21. Januar 1815 zu Hamburg.

Johann Peter Hebel.

(Geb. am 10. Mai 1760 zu Baſel, geſtorben am 22. Sept. 1826 zu Schwetzingen.)

Wie jeder ächte Mann des Volkes muß auch der wahre Volksſchriftſteller als ſolcher geboren werden. Es thut noth, daß gar Vieles zuſammenwirke, bis er gebildet iſt. Nicht das iſt ſchon genug, daß ſein Geſchlecht zu denen gehört, die blos nach Fleiß, Gottesfurcht und Biederkeit ihre Ahnen zählen und von keinem Stammbaum wiſſen, als den Vater und Mutter in Bibel oder Geſangbuch ſchrieb; nicht das reicht hin, daß ſeine Wiege in einer niedern und beräucherten Hütte ſtand, daß er von Jugend auf, wie oft! ſein Brod mit Thränen eſſen und kummervolle Nächte weinend auf ſeinem Bette verſitzen mußte; nicht einmal, daß die Natur des Dorfes, des Waldes und der Flur ſich in ſeiner Phantaſie belebt und mit neuen Bildern und wunderſamen Klängen ihn umſtrickt; Alles dieſes kommt dem Volksſchriftſteller zwar vortrefflich zu ſtatten — aber es macht ihn noch nicht. Denn Viele ſind aus dem Schoos des Volkes hervorgegangen und haben in den Gemächern des Reichthums und der Ueppigkeit, auf den Lotterbetten vornehmer Träumerei, auf den Lehrſtühlen der ſogenannten Weisheit, in den Vorſälen der

Großen ihre Jugend und Herkunft vergeſſen, ſich ihrer gleich einer Jugendſünde geſchämt. Das ſind Verräther am Volksgeiſte und ſie tragen zumeiſt Schuld, daß man ſolange mit dem Begriffe Volk den einer blöden, unmündigen, gemeinkläglichen Heerde verband.

Der Schriftſteller, dem wir jenen Ehrennamen zulegen, muß das Volk durchaus verſtehen und von ihm verſtanden werden, weil ſein Herz im Volke ſchlägt, weil er mit ihm reden und ſchweigen, mit ihm weinen und dulden, mit ihm bauen und brechen kann. Sein Leid, ſein Rath, ſein Witz und Spott muß ſo mächtig in das Leben hineinblitzen, daß das Volk davon unwiderſtehlich ergriffen, daran feſthält, wenn des Mannes Name längſt verſcholl, ja wenn man dieſen Mann gar nicht einmal kennt. So ſind die rührendſten und innigſten Weiſen, die drolligſten Späße, die kühnſten Witze, die freieſten Gedanken aufgekommen — woher und von wem? der Name iſt Schall und Hauch. Das iſt zugleich Volkes Art und Dank, daß es ſich am Schönen, Wahren und Rechten, was ihm zuſagt, labt und darüber wie im kindiſchen Leichtſinn den Urheber vergißt, bisweilen während er noch unter den Lebenden wandelt. — Wie Wenige von allen jenen im deutſchen Vaterlande, welche in ausgelaſſener Freude ſchon ſo oft das Lied: „Am Rhein, am Rhein!“ — oder jenes andere: „Jetzt ſchwingen wir den Hut!“ — angeſtimmt haben, wie Wenige wiſſen wohl, daß jemals ein Dichter Claudius und Hebel gelebt oder ſo was für ſie geſungen habe! Nun denn, ſo ſchauet dieſe beiden Volksdichter von Angeſicht zu Angeſicht, ihr alle, die ihr längſt ihre Lieder ſingt, ohne zu wiſſen, wem ihr ſie verdankt! Betrachtet zuerſt die Lebensſchickſale eines jeden Einzelnen von beiden insbeſondere, und vergleichet ſie dann in ihrer Bedeutung als Volksſchriftſteller!

Matthias Claudius wurde am 15. Auguſt 1740*) zu Reinfeld unweit Lübeck im Herzogthum Holſtein geboren. Von ſeinen Aeltern, aus ſeiner Jugendzeit und über die näheren Verhältniſſe, unter welchen ſich ſein Geiſt entfaltete, iſt nichts Genaues zu erfahren: und das iſt ſchlimm genug, weil bei Männern ſeines Schlages die Jugendgeſchichte meiſt ſehr anziehende Seiten hat und der Geiſt ſich frühe die Werkſtätte aufräumt, worin er ſein Tagewerk vollbringen ſoll. Vermuthlich nach dem Wunſche ſeines Vaters, den er mit rührender Zärtlichkeit liebte, hatte der Jüngling ſich für die Rechtswiſſenſchaft beſtimmt und ſtudirte dieſelbe einige Jahre zu Jena. Damals fing der ſogenannte „Hainbund“ an, bekannt zu werden; er beſtand aus jungen Dichtern, welche meiſtens zu Göttingen ſtudirten und voll Begeiſterung für deutſche Dichtkunſt glühten, die ſie mit Klopſtock unter dem Bilde eines Hains bezeichneten; daher ſtammte der Name des „Hainbundes.“ Claudius wurde zwar nirgends ausdrücklich zu jenen gezählt, er war aber doch ihr Geiſtesverwandter und zwar nicht allein dadurch, daß ſie alleſammt in einem und demſelben Muſenalmanach ihre Lieder mittheilten. Mit Hölty neigte er ſich zur ſanften Melancholie, mit Bürger ſchwärmte er für volksmäßige Darſtellung, mit Voß hatte er biedere Treuherzigkeit und den für ländliche und häusliche Freuden unverkümmerten Sinn gemein, mit Stolberg chriſtlichfrommen Ernſt, welcher ſpäter freilich bei ihm wie bei Fritz Stolberg in myſtiſchen Ueberſchwang auslief. Von den hier genannten Dichtern des Göttinger Bundes unterſchied ihn aber vortheilhaft die originelle Färbung ſeiner launigen Proſa, die Keinem von jenen ſo zu Gebote ſtand.

Nach Vollendung ſeiner Studien auf der Univerſität verlangte Claudius anfangs kein öffentliches Amt, ſondern zog ſich in das Privatleben zurück. Er wählte Wandsbeck bei Hamburg zu ſeinem Aufenthalt. Sein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch „Tändeleien und Erzählungen“ (1764) wurde übel aufgenommen und von der Kritik als Nachahmung Gellert's und Gerſtenberg's zurückgewieſen: das Büchlein muß bald verſchollen geweſen ſein und iſt heute nur Seltenheit. Claudius ließ ſich jedoch von dem ungünſtigen Erfolg nicht abſchrecken. Schon in der nächſten Zeit trat er mit dem „Wandsbecker Boten,“ einem kleinen Volksblatt auf, in welchem er unter dem Scherznamen „Asmus“ allerlei äſthetiſche und kritiſche Artikel und Urtheile abgab, deren Ton und Richtung in jener, gerade auf dieſem Felde dürren Zeit, allgemein anſprach. Schon 1775 hörte dieſes Volksblatt aus Mangel an Theilnehmern auf.

---

*) Nicht 1743, was in mehreren Büchern behauptet, aber von Claudius eigenem Schwiegerſohn ausdrücklich widerlegt wird.

In den Jahren 1772 bis 1780 war der auch als Schriftſteller bekannte Karl Friedrich von Moſer Staatsminiſter zu Darmſtadt. Dieſer machte den Plan zu einer Oberlandkommiſſion, welche, durch den Landgrafen von Heſſen genehmigt, unter Oberaufſicht eines Präſidenten ſtehen und die Beförderung des allgemeinen Wohlſtandes zum hauptſächlichen Zweck haben ſollte. In der Ankündigung hieß es unter Anderm: „Da nie ſo ſehr als zu unſern Tagen mit Menſchenliebe und Patriotismus geprahlet, nie den Fürſten der Völker mehr Lob in's Geſicht gelogen und ihnen gleichwohl die Welt noch nie ſo eng und das väterliche Erbe ſo klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen ſo angeſtrengt und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter ſeine Menſchenwürde erniedrigt, nie Zeit zur Ruhe, Beſinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heuchelei von landesväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie ſo ſehr als Maſchine betrachtet und behandelt worden: ſo wird hiermit im Angeſicht des ganzen Landes die theuere und feierliche Zuſage niedergelegt: daß die Abſicht dieſer neuen Anſtalt nicht ſei, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbeſſerung in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Beläſtigungen der Unterthanen zu bahnen. Nein! ſo laut, als es durch's ganze Land erſchallen kann. Nein! der Wille des Fürſten und die ganze Summe der Rathſchläge und Bemühungen dieſer Landkommiſſion iſt gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten und fleißigen Unterthan jeder Gattung ſeine Arbeit fruchtbarer, ſeine Abgaben leichter, ſein ganzes Leben froher, ſeinen Himmel blauer, ihn ſtolz auf ſein Vaterland, zufrieden mit ſich ſelbſt und dankbar gegen ſeinen Fürſten zu machen.“ So viel verſprach der Miniſter, und wenn es alles Ernſt geweſen wäre, wie hätte ſich Claudius einen Augenblick beſinnen dürfen, einen Ruf als Mitglied dieſer Kommiſſion anzunehmen? Vieles war noch in Ausſicht geſtellt: neue Gemeindeordnung, Schuldentilgung, Verbeſſerung der Viehzucht und des Ackerbaues; dabei war ausdrücklich verſichert: „der Fürſt wird nicht als Herr, ſondern als Vater erſcheinen und der Bauer ſoll erſt ſehen und alsdann glauben!“ — Ein Hauptmittel zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles ſollte die mit dem Anfang des Jahres 1777 beginnende darmſtädtiſche Landzeitung werden, deren Redaktion der Miniſter an Claudius übergab, den er nach ſeinem Volksblatt „dem Wandsbeckerboten,“ dazu für beſonders befähigt hielt. Schon die erſten Nummern der neuen Landzeitung gefielen ausnehmend. Was ſchien nun zum Glück unſers Dichters zu fehlen? Seit ein paar Jahren (März 1772) mit Rebekka, der Erwählten ſeines Herzens, verheirathet, Vater blühender Kinder, zog er mit lachenden Ausſichten nach Darmſtadt. Er wohnte mit Familie im Hauſe Moſer's; er genoß den befreundeten Umgang von Merck, den man aus Goethe's Leben kennt, von Wenck, dem tüchtigen Geſchichtsforſcher, von Höpfner, dem ausgezeichneten Rechtsgelehrten u. a. m. Allein Darmſtadt war damals noch weniger als heute der Ort, einen mit tauſend Fühlfäden an ſeiner Heimath hängenden Norddeutſchen auf die Dauer zu feſſeln und für ſeine tiefgrünen Fluren zu entſchädigen. Claudius beſuchte wohl recht gern die ſchattige Buchwaldung der Faſanerie, wo ſich auch Goethe und Herder oft ergingen; allein das ewige Einerlei ermüdete ihn doch. Man erzählt, in Darmſtadt habe er den erſten Rheinwein getrunken, nachdem er ihn längſt ſchon beſungen — aber er habe ihn für herb erklärt. Es mag ſein, daß ſich die Landkommiſſion mit ihrem Präſidenten in der Nähe bedeutend anders ausnahm, als Claudius von der Ferne aus gehofft; oder widerte ihn die Redaktion eines beſchränkten Blattes an; dem er keinen großen Einfluß verſprechen durfte? Genug, er vertrug eben das Klima ſeiner neuen Vaterſtadt nicht, er fühlte wirklich Heimweh. Daher legte er freiwillig ſeine Stelle nieder und trat ſchon am 22. April 1777 die Rückreiſe nach Wandsbeck an.

„Die Nachbarn und Vettern, (ſo ſchrieb er von dort am 13. Mai an Merck) machten verzweifelt große Augen, daß der Herr Oberlandkommiſſarius Wohlgeboren ſo bald wiedergekommen ſind und die Doktrin von dem Klima wollte ihnen nicht allerdings einleuchten.“

Die nächſten Jahre lebte Claudius zu Wandsbeck, nur vom Ertrage ſeiner Feder und mitunter gar dürftig. Allein er war unabhängig, und dies blieb ſein Stolz und ſein Troſt, danach dürſtete ſeine Seele. Im Oktober 1778 ſchrieb er an Merck, der manches Exemplar der Schriften von Claudius an Mann gebracht hatte, weil er eine ausgebreitete Bekanntſchaft genoß: „Wenn Sie den größten Theil des Geldes eingeſammelt haben, wäre mir damit gedient, es bald zu erhalten.“ Erſt 1788 wurde er Reviſor bei der Schleswig-Holſteiniſchen Bank in Altona, und als ſolcher auch Bürger dieſer Stadt; es war ihm aber verſtattet, ſeinen Wohnort wie bisher in Wandsbeck zu behalten, von dem er ſich damals kaum getrennt hätte. Der Schweizer Johann Martin Uſteri — der viele allgemein beliebte Lieder, z. B. das: „Freut euch des Lebens“ gedichtet hat, — machte 1783 eine Reiſe durch Deutſchland, auf welcher er in Begleitung einiger Freunde auch zu Claudius kam, und lernte denn da deſſen häusliches Stillleben kennen. Da empfing ihn der brave Claudius an der Thür mit einem deutſchen Handſchlage und einem traulichen: Gott grüß' Euch! — und hob ſeine weiße Zipfelkappe ein wenig vom Kopfe, führte ihn dann in die Stube, hieß ihn ſitzen, ſetzte ſich ſelbſt und frug, womit er den Gäſten aufwarten könne. Sie verbaten ſich Alles. Nicht doch, ſagte er, ging in das Nebenzimmer, kam bald mit einem von ſeinen Kindern zurück, brachte eine Flaſche mit Wein, die nur halb voll war, und Gläſer und ſchenkte ein. „Aber zum Trinken muß man auch Etwas eſſen; ich weiß zwar nicht, ob ich noch Etwas habe.“ Er öffnete ein Schreibpult. „Eins, zwei, drei — ich glaube, es ſei genug. Ja!“ — Er nahm drei Bretzeln hervor, legte eine auf jedes der Gläſer und präſentirte ſie uns mit der Hand. Die Gäſte tranken auf ſein Wohlſein, er auf das ihrige. Dann fing er erſt an, zu ihnen zu reden und ſie Allerlei zu fragen, wo ſie geweſen und dergleichen. — Der wackere Uſteri ſchilderte ihn als einen Mann von mittlerer Größe, hager und mit ſtarken Lineamenten, mit einer Phyſionomie, die Verſtand und Witz verrieth, einem feuervollen Auge und braunem Haar, das er ganz offen ohne Puder, Zopf und Wickel, wie die Bauern trug. Von Claudius Anzug fiel dem fremden Dichter auf, daß jener eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe trug und ſie immer ſchief aufſetzte, daß er einen zeugfarbenen Nachtrock, blüſchene Hoſen und Weſte, und preußiſche Stiefel trug. Claudius iſt arm, (bemerkte Uſteri) ſeine Schriften müſſen ihn ernähren, und das iſt eins der elendeſten Handwerke. Wie ſeltſam klingt dieſe Bemerkung aus dem vorigen Jahrhundert in unſere Zeit herüber! Damals theilte ſelbſt ein Leſſing eine ſolche Anſicht, wenn er verſicherte; „auch die glücklichſte Autorſchaft ſei das armſeligſte Handwerk.“ Man erklärt ſich aber dieſe ſchroffe Anſicht leicht daraus, weil nicht blos die äußere Lage der Schriftſteller, ſo lange ſie kein Vermögen oder kein einträgliches Amt im Staat hatten, (und Claudius war 1783 noch nicht Bankreviſor) kläglich und faſt bettelhaft blieb, ſondern auch die innere Ermuthigung fehlte, weil das Volk noch nicht zum Bewußtſein gekommen, noch nicht zu der Einſicht gereift war, wie viel es den Männern Dank ſchulde, die für ſeine Erhebung arbeiten! Mit aus dieſem Grunde lebten einige unſerer größten Geiſter beſtändig in ſchmachvoller Abhängigkeit.

Claudius war eine von den ſchlichten und geprägten Naturen, die ſtets in beſſerer Zeit den Kern unſers Volks bilden. Grundzüge ſeines Charakters blieben unverändert Einfachheit, Herzlichkeit, anſpruchsloſe Frömmigkeit. Seine Hausfrau Rebekka glich ihm in jeder Beziehung; er hätte ſie ſonſt nicht zur Lebensgefährtin gewählt, ihr nicht ſo lange Jahre hindurch gleiche Liebe beweiſen können. Noch bei der ſilbernen Hochzeit, am 15. März 1797, ſang er ihr:

Ich habe Dich geliebet, und ich will Dich lieben,
    So lang du goldner Engel biſt;
In dieſem wüſten Lande hier, und drüben
    Im Lande wo es beſſer iſt.
Ich will nicht von Dir ſagen, will nicht von Dir ſingen;
    Was ſoll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugniß bringen,
    Denn unerkenntlich bin ich nicht.
Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in dieſem Leben,
    Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht. Gott hat Dich mir gegeben;
    So ſegnet keine andre Hand!

Die Kinder, die ſeinen Schatz und Reichthum ausmachten, unterrichtete er großentheils ſelbſt. Er führte ein wahrhaft patriarchaliſches Leben. Jedem ſtand ſein Haus offen; wer Hülfe ſuchte, fand ſie, wenn man ſie irgend ſchaffen konnte. Mitten in der ſtillen Freude, die er ſo oft mit ſeinen Hausgenoſſen feierte, vergaß er des Nothleidenden nicht. Der Schluß ſeines Rheinweinliedes: „Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge, wir brächten ihm den Wein!“ — oder die Worte ſeines Abendliedes: „Laßt uns ruhig ſchlafen, und unſern kranken Nachbarn auch!“ — o das waren mehr als nur poetiſche Wendungen oder ungefühlte Schnörkel der Feder, das war die Sprache ſeines im Volke ſchlagenden Herzens. Mitgefühl für fremdes Elend iſt des Volkes ſchönſtes Erbtheil, es iſt gleichſam ſeine natürliche Religion. Wer einmal in der Familie des Dichters aufgenommen war, blieb ſtets willkommen; Komplimente kannte man hier nicht, auch nicht die Unſitte, den Gaſt mit einem Schwall nichtsſagender Redensarten zu überſchütten. Claudius ſprach überhaupt wenig, in kurzen Sätzen. Sanfter, milder Ernſt verließ ihn auch dann nicht, wenn er, wie das oft geſchah, die Unterhaltung mit den launigſten Einfällen würzte. Gegen die Religion und was mit ihr zuſammenhängt, z. B. die heiligen Schriften, bewies er die höchſte Achtung und hielt auch in ſeiner Familie darauf. Selbſt in beſchränkter Lage wußte er den wahren Lebensfrieden zu behalten. Der Segen einer gottgeweihten Häuslichkeit ruhte auf ſeiner Wohnung; Genügſamkeit und Zufriedenheit machten ihm dieſelbe zum ſchönſten Palaſt. So ſang er:

> Ich bin vergnügt, im Siegeston
> Verkünd' es mein Gedicht,
> Und mancher Mann mit ſeiner Kron'
> Und Scepter iſt es nicht:
> Und wär' er's auch, nun immerhin!
> Mag er's! ſo iſt er, was ich bin!

Aus ſolcher Lebensanſicht entſprang auch der Wahlſpruch, den er hatte: „Zufrieden ſein — recht thun und edel ſein und gut, iſt mehr als Geld und Ehr'!“ — Dieſe Zufriedenheit ließ ihn den hohen Werth einer beſchränkten äußern Lage recht lebhaft erkennen; was Andern Klagen und Seufzer erpreßt, das ſtimmte ihn zum Dankgebet dafür, daß er kein großer, reicher Mann ſei.

Daraus darf man aber nicht ſchließen, Claudius habe ſich in jener ſpießbürgerlichen aſchgrauen Zufriedenheit gefallen, welche ſich in die engſten Kreiſe gleichſam einſpinnt, unbekümmert um die Welt draußen, um die Natur, unbekümmert um Vaterland und Volk. Wohl gibt es ſolche Menſchen, die auf noch verächtlichere Art ſich ausſchließen, als jene hochmüthigen Narren, denen Namen und Stammbaum ein Gegenſtand abgöttiſcher Verehrung ſind; der Adelſtolz iſt wahrlich nicht lächerlicher, als die Selbſtgenügſamkeit des Spießbürgers, die über Alles hohnlächelt, was außer ihrem Kreiſe liegt. Claudius blieb davon frei; er blieb's durch ſeinen geſelligen Umgang, durch Sinn für die Natur, durch Liebe zu dem Volk.

Claudius wußte, wie Wenige, den Werth ächter Freundſchaft zu ſchätzen. Er ſagte: „Hat Dein Freund an ſich, das nichts taugt, ſo mußt Du ihm das nicht verhalten, es nicht entſchuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entſchuldigen. Mache nicht ſchnell Jemand zu Deinem Freund; iſt er's aber einmal, ſo muß er's gegen den dritten Mann mit allen ſeinen Fehlern ſein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund ſcheint mit zur Freundſchaft in dieſer Welt zu gehören. Denn wollteſt Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenſchaften ehren und lieben, wofür wäreſt Du ſein Freund? Das ſoll ja jeder wildfremde, unparteiiſche Mann thun. Nein, Du mußt Deinen Freund mit Allem, was an ihm iſt, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen.“

Die Reize der Natur belauſchte Asmus, der Bote, auf ſeinen traulichen Wanderungen zu jeder Jahreszeit. Daher trug er in ſein Botenbuch die Worte ein: „Die Lenzgeſtalt der Natur iſt doch wunderſchön, wenn der Dornſtrauch blühet und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So 'n heller Dezembertag iſt auch wohl ſchön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet ſind, und uns Boten in der Morgenſtunde den Bart beſtreifet: aber die Lenzgeſtalt der Natur iſt doch wunderſchön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel ſingt, und die Saat ſchießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauſchet herab. — Wach' auf, mein Herz, und ſinge dem Schöpfer aller Dinge! — 's iſt, als ob Er vorüber wandle und die Natur habe ſein Kommen von ferne gefühlt und ſtehe beſcheiden am Weg in ihrem Feierkleid und frohlocke!“ — Dieſe ſeine Luſt an der

Natur wurde bisweilen zum Entzücken. So ſang er 1777, als er aus ſchwerer Krankheit genas, in welcher Freund Hain an ſeinem Bette geſtanden:

— — Wie ſollt' ich Gott nicht loben?
Die Erde iſt ſo ſchön,
Iſt herrlich doch wie ſeine Himmel droben,
Und luſtig d'rauf zu geh'n.

Will mich denn freu'n noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freu'n!
Und wenn du wiederkömmſt, ſpät oder frühe,
So lächle wieder, Hain! —

Claudius liebte ſein Volk. Sein Haus war eng, ſein Herz weit. Ueber ſein Dorf und ſeine beſchränkte Lage weit hinaus ging der Wunſch, den er als Bote dem Vaterlande zum Neujahr brachte:

— — Friede Deinen Hütten
Und Deinem Volke Fröhlichſein
Und alte deutſche Sitten!

Die Männer ſollen jung und alt
Gut vaterländiſch, tüchtig
Und bieder ſein und kühn und kalt,
Die Weiber keuſch und züchtig!

Und Deine Fürſten groß und gut!
Und gut und groß die Fürſten!
Die Deutſchen lieben, und ihr Blut
Nicht ſaugen, nicht Blut dürſten.

Gut ſein! gut ſein! iſt viel gethan,
Erobern iſt nur wenig;
Der König ſei der beſſ're Mann,
Sonſt ſei der beſſ're — König!

Gleich beherzigenswerth war das, was er Fürſten und Völkern zurief: „Die Könige und Regenten ſind den Menſchen zum Guten gegeben und nicht zum Böſen. Sie ſollen nicht Unrecht, ſondern Recht und Gleich thun, und wiſſen, daß ſie auch einen Herrn im Himmel haben.

Der hat ſie über die Andern geſetzt um der Andern willen, und daß den Andern durch ihre Hand Barmherzigkeit geſchehe. Und wie die Millionen oder die Tauſende, die von ihnen ihr Maaß häuslicher Ruhe und zeitlichen Glücks erwarten, ihnen gehorſam ſein und Glauben und Vertrauen haben müſſen, ſo müſſen ſie den Tauſenden das Maaß mit beiden Händen voll drücken und rütteln und ſie glücklich machen. Und das iſt noch nicht Alles. Wenn ein König in ſeiner Herrlichkeit mitten unter ſeinem Volk auf ſeinem Throne ſitzt, ſo ſitzet er da, um außer dem Glück der Erde auch das Glück des Himmels zu ſpenden; ſo ſitzet er da, um als ein heiliger Künſtler durch lauter wohlthätige, lauter milde und edle, lauter große und gute Handlungen Gott zu konterfeien, und die Menſchen nach Ihm hungrig und durſtig zu machen. Das ſollen die Könige und Regenten. Dazu ſind ſie berufen und dazu ſind den erſten Königen die Krone und der Scepter gegeben worden!“ Damit ſolche Anſichten im Volke Platz griffen, war Claudius in ſeinen kräftigſten Jahren unabläſſig für Aufklärung und Veredlung des Volkes bemüht. Sein „Wandsbecker Bote“ wollte nichts anders. Darum miſchte er in bunter Reihe Lieder und Romanzen, Sinngedichte und Fabeln, kurze Einfälle und größere Aufſätze unter einander, wie ein munterer Bote bald Trauerbriefe, bald Liebesſchwüre, nun Zeitungen mit weltſchweren Ereigniſſen und nun Zettelchen mit allerlei Beiwerk für ein häusliches Kleinleben in der Taſche trägt. Originalität und Heiterkeit, Lebensweisheit und Vaterlandsliebe athmet überall darin: in dem Geplauder des Boten trat ein gutes Stück von ächtdeutſchem Volksleben zu Tage. Alle Laſter und die Verkehrtheit geißelt er aber mit Spott und Verachtung.

Claudius brachte nur die letzten Lebenswochen bei ſeinem Schwiegerſohne, dem Buchhändler Friedrich Perthes, in Hamburg zu; er verließ ſein Aſyl, um in ſeiner Krankheit dem Arzte näher zu ſein, den er gewohnt war. Er ſtarb zu Hamburg am 21. Januar 1815.

Claudius war ein ächter Dichter des Volks. Seine Lieder: „Der Mond iſt aufgegangen,“ „Bekränzt mit Laub,“ „Ich danke Gott und freue mich,“ „Friede ſei um dieſen Grabſtein her,“ „David und Goliath“ — wer kennt ſie nicht überall im deutſchen Land? Wer könnte je alle Lieder namhaft machen, die dem Erſten: „Am Rhein, am Rhein!“ nachgeſungen und nachgeahmt wurden? — Seltſam, gerade dieſes Rheinweinlied, das in jeder Verszeile den Claudius verräth, ſollte, wie man neuerdings behaupten wollte, gar nicht von ihm herrühren, ſondern den zu Karlsruhe verſtorbenen Kirchenrath Sander zum Verfaſſer haben. Dieſer, verſicherte man in öffentlichen Blättern, habe es als Diakon zur Hochzeitfeier eines Freundes gedichtet; dort ſei es mit Jubel aufgenommen und von einem der Gäſte an den Wandsbecker Boten geſchickt, hier ohne Unterſchrift abgedruckt worden. Das Lied iſt ein Wahrzeichen deutſcher Poeſie, daher verlohnt es ſich, hier auf dieſen Angriff zu antworten. Zuerſt: Wie ſollte dem wahrheitsliebenden, gegen ſich ſelbſt ſtrengen Claudius einfallen, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken? Würde er nicht ſogleich ein Lob abgewieſen haben, das einem andern gebührte? Dann: Iſt irgend ein Lied mehr aus dem Herzen des Claudius gedichtet, wie dies? — Und müßte er zudem nicht, wenn man Andere daneben hält, in dieſem als matter Nachahmer daſtehen? — Jener Sander, Hebel's Freund, ſoll außerdem ganz und gar proſaiſch geweſen ſein; gegen die Vermuthung, er habe vielleicht insgeheim mit der Muſe geliebäugelt, ſpricht der bekannt gewordene Umſtand, daß man unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren dafür durchaus kein Zeugniß, keine Spur fand.

Wenn man in den volksmäßigen Gedichten von Claudius mitunter den rechten Ton vermißt, ſo iſt dies eben doch nur Ausnahme, und bei der überwiegenden Zahl origineller, naiver und ächt deutſcher Lieder wollen wir das überſehen. Auch hat es ihm unſer Volk bewieſen, wie hoch es ihn hält; Einige ſeiner Lieder ſind ſogar in proteſtantiſche Geſangbücher aufgenommen.

Ich kann mir nicht verſagen, eines derſelben hier einzuſchalten, welches uns im einfachſten und anſpruchloſeſten Ton gleichwohl in die Tiefen eines von Sehnſucht nach dem Höhern durchglühten Herzens ſchauen läßt und welches im Volke faſt gar nicht bekannt iſt:

Die Sternſeherin.

Ich ſehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hauſe wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie geh'n da, hin und her zerſtreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und ſchön,
Ich ſeh' die große Herrlichkeit
Und kann mich ſatt nicht ſeh'n.

Dann ſaget unter'm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Bruſt:
„Es gibt was Beſſer's in der Welt,
Als all ihr Schmerz und Luſt."

Ich werf' mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und ſuche es in meinem Sinn,
Und ſehne mich danach.

In ſeiner Proſa ſchmeckte oft die Schale vor: da muß man dann den Kern heraus zu koſten wiſſen, dann überraſcht die Kunſtloſigkeit und Einfachheit. Er wollte ſein Volk nicht mit der Alltäglichkeit langweilen, nicht über ſolcherlei belehren, was es faſt jederzeit beſſer verſteht, als „Einer, der nur Bücher ſchreiben kann." Er zeigte in der Wahl ſeiner Stoffe, zu welch' freier Höhe des geiſtigen Ueberblicks in Wiſſen und Kunſt er ſeine Leſer heben wollte. Bald war es Philoſophie, Muſik oder Poeſie, bald eine ernſte Wahrheit aus dem Leben, welche er beſprach. Sittlich feſt mahnte er an die Vergänglichkeit irdiſcher Dinge, den Tod — Freund Hain, deſſen leibhaftes Konterfei er dem Wandsbecker Boten voranſtellte, und an den er die Widmung ſeiner geſammelten Werke mit jenem Humor richtete, der aus Thränen lächelt. Mir dünkt, ich höre die Beſten aus dem Volk reden, wenn Claudius in dieſer Widmung ſpricht: „'s ſoll Leute geben, heißen ſtarke Geiſter, die ſich in ihrem Leben den Hain nichts anfechten laſſen, und hinter ſeinem Rücken wohl gar über ihn und ſeine dünnen Beine ſpotten. Bin nicht ſtarker Geiſt, 's läuft mir, die Wahrheit zu ſagen, jedesmal kalt über'n Rücken, wenn ich ſie anſehe. Und doch will ich glauben, daß ſie 'n guter Mann ſind, wenn man ſie genug kennt; und doch iſt's mir, als hätt' ich eine Art Heimweh und Muth zu dir, du alter Ruprecht Pförtner; daß du auch einmal kommen wirſt, meinen Schmachtriemen aufzulöſen, und mich auf beſſere Zeiten ſicher an Ort und Stelle zur Ruhe hinzulegen.“

Aehnlich wie in dieſen mitgetheilten Stellen war ſeine Proſa faſt überall die Sprache des ſchlichten Menſchenverſtands, des warmen Herzens, der durchblitzenden Schalkhaftigkeit.

Ehe wir von dieſem Volksmanne zu ſeinem Geiſtesverwandten übergehen, mag er in einem Klagelied, einem der tiefſten und innigſten, welche unſere Sprache kennt, den Grabſtein des Vaters bekränzen. Das Lied iſt ein Juwel deutſcher Poeſie!

So ruft Claudius ſeinem verſtorbenen Vater nach:

Friede ſei um dieſen Grabſtein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieſer Mann,
Wie ein milder Stern aus beſſern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entſchlief; ſie gruben ihn hier ein.
Leiſer, ſüßer Troſt, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um ſein Gebein!

Bis ihn Jeſus Chriſtus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken — ach ſie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr.

Johann Peter Hebel, der Sohn ſchlichter und braver Landleute, ward am 10. Mai 1760 zu Baſel geboren. Seine Aeltern, eigentlich in dem Dorfe Hauſen wohnhaft, waren Taglöhner, ſie fanden während des Sommers, ſo lange des Vaters Webſtuhl ruhte, in Haus und Garten bei dem Major **Iſelin** Arbeit und Lohn, in deſſen Dienſte Beide bis zu ihrer Verheirathung geſtanden hatten. Die Heimath prägte ſich mit unauslöſchlichen Bildern in die Seele des Knaben, die er nicht eher völlig begriff, bis ſie als Dichtungen in der treuherzigen Mundart des Landvolkes vor ihm ſtanden. Dieſe Heimath, das ſogenannte badiſche Oberland, hat überall fruchtreichen Boden, üppige Wieſen und Wein. Die Kander und Wieſe durchfließen ein liebliches Thal mit dem Städtchen Schopfheim und dem ſonſtigen Filialort Hauſen, mit dem Amtsſitze Lörrach und der unſern gelegenen Burgruine Röteln, die das Thal beherrſcht und der ganzen Herrſchaft den Namen gab. Hier, in einer Gegend, deren Volksthümlichkeit noch nicht ganz verwiſcht, die reich an Sagen und Mähren iſt, ſpielen **Hebel's** Dichtungen. In ſeiner Jugend trug der badiſche Oberländer noch das Gepräge der alten Zeit; er war fromm und arbeitſam, redlich, ſparſam und ſchlau, voll warmer Anhänglichkeit an ſein Lutherthum, ohne den Glaubenshaß gegen Katholiſche zu kennen, in rührender Treue gegen ſeinen Fürſten und die Heimath. So treten die Oberländer in **Hebel's** Gedichten auf. — Der biedere Vater ſtarb ſchon im erſten Lebensjahre des

Knaben. Die Mutter bot lange vergeblich Ernſt und ſtrenge Zucht auf, den Muthwillen und die Leichtfertigkeit des Jungen zu bändigen, die noch bis in das Jünglingsalter hervorſtehende Züge ſeines Charakters blieben. Doch bei all dem gelang es der frommen Mutter, auch in ihm frommen Sinn zu wecken. Vom ſechsten bis zum zwölften Jahre beſuchte Hebel die Dorfſchule, dann die lateiniſche zu Schopfheim. An muthwilligen Streichen und an Schlägen dafür fehlte es auch jetzt nicht. Bald ſollte er aber die Mutter verlieren. Während eines Aufenthaltes in Baſel erkrankt, ließ ſie ſich nach Hauſen bringen und ſtarb unterwegs. Der Junge begleitete ſie und brachte die Leiche in das Dorf. Mit tiefſter Rührung ſagte er noch ſpät in einer Predigt: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlaſſen. Sie hat mich beten gelehrt, ſie hat mich gelehrt, an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an ſeine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menſchen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne ſie ehrten, iſt mein beſtes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren.“ —

Der Vormund brachte den Knaben, der nicht ohne älterliches Vermögen war und ſich dabei der Unterſtützung guter Menſchen erfreute, auf das Gymnaſium nach Karlsruhe, wo ihn der Hofdiakonus Preuſchen in das Haus nahm. Hebel machte ſchnelle Fortſchritte, unterließ aber ſeine Schalksſtreiche nicht und hätte dadurch eines Tages beinahe für immer die Gunſt ſeines Wohlthäters verſcherzt. Nach vier Jahren bezog er zum Studium der Theologie die Univerſität Erlangen. Er war ein luſtiger, flotter Burſche, der ſelbſt einem Duell nicht aus dem Wege ging. Unvergeßlich blieb ihm die Studentenzeit; „in der Bruſt des Studenten (ſo ſagte er ſpäter) wohnen das Kind und der Knabe und der Mann beiſammen; das Kind iſt am Entſchlummern, ſchlägt aber noch immer die Augen auf und lächelt, als ob es in einem Traume voll Roſen niedertauchen wollte und ſich darauf freute; der Knabe aber iſt wacker und athmet Lebensluſt und Freiheit, und der Mann wacht auch ſchon bisweilen auf und ſieht die Sache ernſthaft an, ſchläft aber wieder ein, bis ſeine Stunde da iſt.“ Nach zwei Jahren verließ er die Hochſchule. Nun begann er ein Hofmeiſterleben, ward nachher ordinirt, aber ſchon 1783 als Vikar an das Pädagog zu Lörrach verſetzt. Mit geringem Gehalte ſtand er hier acht Jahre lang; der Reſt ſeines Vermögens ſchwand. Zumeiſt das Leben im heimathlichen Lande, unter dem Volke, welches die Sprache ſeiner Kindheit redete, dann der Umgang mit lieben und ſcherzhaften Freunden verſüßte ihm manche Entbehrung. Eine holde Jungfrau erwiederte ſeine zärtliche Neigung, aber Hebel konnte ſich nicht zur Ehe entſchließen, weil er mit dem Weibe ſeines Herzens nicht die Armuth theilen mochte. In ſpäteren Jahren traten andere Bedenklichkeiten ein, und ſo blieb er Hageſtolz. Das Lehramt griff ſeine Geſundheit an. Nach neun Jahren ward er als Subdiakonus an das Gymnaſium zu Karlsruhe berufen. Als trefflicher Lehrer lernte er mit ſeinen Schülern. Zugleich hatte er die Verpflichtung zu predigen, und ſeine Kanzelreden befriedigten die Zuhörer aus allen Ständen; der Markgraf Karl Friedrich verſäumte es ſelten die Kirche zu beſuchen, wenn Hebel die Kanzel beſtieg.

Im Jahre 1798 ward Hebel Profeſſor an dem oberen Gymnaſium. Damals ſchrieb er auch, vom Konſiſtorium aufgefordert, einen neuen Landes-Katechismus, welcher aber ſoviel beſtritten wurde, daß die Einführung unterblieb. Trotz der Vorliebe, mit welcher er ſich ſeinem Berufe widmete, wandelte ihn oft ein ſchmerzliches Heimweh nach dem lieben Dorfe an und ſo entſtanden die poetiſchen Genrebilder, welche er „allemanniſche Gedichte“ nennt, von denen ſpäter ausführlicher die Rede ſein wird; die meiſten gehören in die Jahre 1801 und 1802. Hebel ahnte nicht, daß ſie ſich einer günſtigen Aufnahme erfreuen würden, und gab daher 1803 die erſte Sammlung (von 32 Gedichten) ohne ſeinen Namen heraus. Gewichtige Stimmen erklärten ſich dafür, z. B. J. G. Jacobi zu Freiburg, Jean Paul, Voß und Goethe. Bis 1808 folgten vier Auflagen. Vor der dritten ſchrieb der Dichter 1805: „Wo hätte ich träumen können, daß die anſpruchloſen allemanniſchen Gedichte ſolche Aufmerkſamkeit der Gebildeten und ſelbſt den Beifall von Männern wie Jacobi, Jean Paul und Voß erhalten würden! — Aber, lieber Freund, dieſer Beifall hat mich zur Fortſetzung nicht aufgemuntert, ſondern verzagt gemacht; ich mag ihn nicht ſelber wieder wegſingen. Der Geiſt, der damals ſo ſtille über mir ſchwebte, iſt beſchrien und verſchwunden.“ — Des Verfaſſers Ruhm mußten die Uebertragungen ſeiner Gedichte in das Hochdeutſche noch vermehren. Jean Paul war zwar dagegen; mit der ſchwäbiſchen Mundart, meinte er, entzöge man dem ſpielenden Muſenkind ſeine halbe Kindheit und Anmuth. Dennoch übernahmen Scheffner, Girardet, Adrian und Budberg, zwiſchen 1811 und 1835, dieſe Arbeit.

Hebel wurde indeſſen 1805 zum Kirchenrathe ernannt. Wie ſehr er auch die Stille einer Landpfarrei wünſchte, er mußte dem Willen ſeines Fürſten nachgeben und mit Gehaltserhöhung in Karlsruhe bleiben. Die Direktion des Lyceums, die er ſeit 1808 geführt, legte er 1814 nieder. In dieſen Jahren entſtanden ſeine Räthſel und Vexir-Charaden. Seit 1803 hatte er auch einige naturgeſchichtliche Aufſätze in den Landkalender geſchrieben, deſſen Herausgeber und Verleger das Gymnaſium war; nun übertrug ihm das Konſiſtorium die Ausarbeitung dieſes Kalenders, der ſeit 1808 als „rheinländiſcher Hausfreund“ erſchien und durch ſeine Volksmäßigkeit ein ungewöhnliches Glück machte. „Innig vertraut mit der Sprachweiſe des Volkes, hat er ſie in dieſen Aufſätzen mit möglicher Treue wiedergegeben. Die Nothwendigkeit der Schriftſprache gebot jedoch immithin edlere Haltung, beſonders da wo der ernſtere Stoff würdigere Behandlung verlangte. Die Sprache der lutheriſchen Bibelüberſetzung, dem Volke ſelbſt ſo geläufig, hat ihren unverkennbaren Einfluß auf ſolche Darſtellungen gehabt, und aus mancher Wendung und vielen Ausdrücken des Hausfreundes blickt der eifrige Leſer und feurige Verehrer Jean Paul's hervor. Den Stoff wußte Hebel immer glücklich zu finden, oder aus ſich heraus wie neu zu bearbeiten. Er griff aus dem Leben, wie aus dem Vademecum, und ſelbſt das Alte, ſelbſt das ſchon Gebrauchte, ging friſch und unverbraucht aus ſeiner Seele hervor. Er reproduzirte auch hier mehr als er produzirte, aber das iſt gerade ſeine Eigenthümlichkeit, daß er das Fremde ſo zu durchdringen wußte, daß es ihm gänzlich angehörte. Mit ſicherem Blick wußte er die rechte Mitte zwiſchen Unterhaltung und Volksbelehrung zu finden, jener ein größeres Feld zu laſſen, als dieſer: berückſichtigte er doch die Thatſache, daß der Landmann die Kalender nicht lieſt, um ſich anzuſtrengen, ſondern um ſich zu erholen". — Der badiſche Kalender galt gar bald für den beſten in ſeiner Art. Aus dem Hausfreund ging das „Schatzkäſtlein" hervor, weil die Cotta'ſche Buchhandlung dieſe Erzählungen geſammelt zu verlegen wünſchte Das bedeutende Honorar wollte Hebel zu einer Reiſe nach Paris verwenden, aber es ſchwand dem mitleidigen Mann, der ſo gerne Thränen trocknete, unter den Händen, ohne daß der Plan ausgeführt ward. Erſt das „Schatzkäſtlein," wovon jährlich an 40,000 Exemplare verkauft wurden und viele alsbald nach Amerika gingen, begründete den Ruhm des Hausfreundes. Im Jahr 1814 wurde durch eine an ſich harmloſe Erzählung eine Beſchwerde von katholiſcher Seite veranlaßt. Hebel gab nun ſogleich den Kalender auf und ließ ſich ſpäter nur noch zu einer Fortſetzung — Hausfreund von 1819 — bewegen. Mittlerweile hatte er auch einige theologiſche Abhandlungen verfaßt, deren Werth übrigens ungleich iſt.

Reiſen unternahm er z. B. in die Schweiz und in ſeine liebe Heimath, welche er 1812 zum letzten Male beſuchte. Seinem Gemüthe gaben die herzlichſten Freuden jene Ausflüge nach Straßburg, wo er mit einem Fabrikherrn befreundet war. Dieſe Tage hieß er: „illuminirte Kupferſtiche" — oder: „Dichtung in

der Wahrheit ſeines Lebens.“ — Sein heiterſtes Jahr war 1809, damals als die Künſtlerin **Hendel** in mimiſch-deklamatoriſchen Darſtellungen zu Karlsruhe auftrat. Die geiſtvolle Frau beſuchte ihn ſpäter noch einmal. Allmählich drückte ihn aber die Laſt der vielen Geſchäfte, der Aemter, in die man ihn, wie er ſagt: „hineingegeiſſelt“ hatte; man habe geglaubt, meinte er, er könne ſich einen eigenen Kalender machen, „in welchem die Sonne bei Nacht auch ſcheint, und die Kinder, in meinem Zeichen geboren, mit zwei Köpfen denken, und mit vier Händen ſchreiben können.“ Die Freuden flohen aus dem Geſchäfte und ſogar aus dem Leben. Er fühlte die Pein, die in manchen Kreiſen unſers modernen Staatslebens den kräftigſten Mann aufreibt, weil er endloſe Berichte ſchreiben, Zeugniſſe fertigen und auf Dinge ſchriftlich antworten muß, die im Grunde keiner Antwort werth ſind.

Der Großherzog **Karl** ſtarb 1818 und ſein Nachfolger **Ludwig** wollte die von Jenem ertheilte Verfaſſung in das Leben rufen. In der erſten Kammer der Landſtände ſollte ein evangeliſcher Prälat ſitzen. Der Großherzog dachte an **Hebel**; dieſer war verlegen, weil er erwartet hatte, man werde ſeinen alten Freund, Kirchenrath **Sander** zu dieſer Ehrenſtelle in Vorſchlag bringen. Man wollte dieſen aber nicht und damit nicht ein Dritter vorgeſchoben würde, nahm **Hebel** die Prälatur an, nachdem er ſich jedoch ausbedungen, daß ihm kein Zwang gegen ſeine bisherigen Neigungen zur Geſelligkeit auferlegt würde. Als Vertreter der evangeliſchen Geiſtlichkeit ſeines Vaterlandes wohnte er den Landtagen von 1819, 1820, 1822 und 1825 bei. Fremd dem politiſchen Leben, war er in der Kammer meiſt ſchweigſam und mußte darüber mancherlei Vorwürfe hören. Die Sammlung der gediegenſten Reden und Vorträge aus der **badiſchen Kammer** (von **Auguſt Schnezler**) enthält daher **Hebel's** Namen nur bei einem Kommiſſionsbericht — über die Motion auf Errichtung einer Bildungsanſtalt für Blindgeborene, 1822 — während

Rotteck, **Welcker**, **L. Winter**, **Mittermaier** und A. mehrfach darin begegnen und die bedeutendſten Zeitfragen in Anregung bringen.

Im Sommer 1821 trat in Karlsruhe die Generalſynode zuſammen: die Vereinigung der lutheriſchen und reformirten zur evangeliſchen Kirche kam zu Stande, **Hebel** und **Sander** erhielten von Heidelberg aus die theologiſche Doktorwürde. Die ſchriftſtelleriſche Laufbahn eilte dem Ende zu. Eine der letzten Arbeiten ſind die „bibliſchen Geſchichten," begonnen 1818, aber erſt nach mancher Bedenklichkeit und, wie es ſcheint, zuletzt aus Mangel an Selbſtvertrauen 1824 vollendet. Er verſuchte ſich dabei in die eigene Schulzeit zurück zu verſetzen. „Immer, wenn ich ſchrieb, habe ich mir meinen alten Schulmeiſter Andreas **Grether** in Hauſen und meine Mitſchüler und mich unter dem Schatten ſeines Stabes, oder ich habe mir eine Repräſentation aller Mütter, unter ihren Kindern, und immer die nämliche gedacht, und uns, mich als Schulbüblein mitgerechnet, um unſer Urtheil gefragt." Dieſe bibliſchen Erzählungen werden zwar heute noch, auch außerhalb Badens, in einzelnen Schulen geleſen; ſie ſind aber nach Form und Inhalt manchem Tadel unterworfen geweſen; voraus trifft der Vorwurf, daß die Sprache darin zu ſehr an den Hausfreund erinnert, Manches ohne Grund ausgelaſſen oder dem Charakter der Bibel nach nicht richtig aufgefaßt iſt. Noch ſchrieb er einen Katechismus. Dem Lehramte hatte er mehr als 40 Lebensjahre gewidmet; nun wünſchte er Ruhe und ſeine mehr und mehr wankende Geſundheit mahnte ihn, Rückſichten zu nehmen.

Im September 1826 war **Hebel** zu einer Berufsreiſe nach Mannheim genöthigt. Einem daſigen Freunde, bei dem er ſich ſtets freundlich empfangen wußte, ſchrieb er: „Ich komme diesmal — erſchrecken Sie nicht! in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; doch, Gottlob! ohne Arzneigläslein, auch ohne Bedürfniß von Kraftbrühen, zarten Gemüslein und dergleichen, nur mit dem Bedürfniß des Stilllebens unter einem freundlichen Dache."

Er kam, aber an die Stelle der alten Laune war ſtiller Ernſt getreten. Doch machte ihm eine Waſſerfahrt an die Stelle, wo ſich Neckar und Rhein vereinigen, in Begleitung der Schüler des Lyceums und in heller Mondnacht, noch große Freude. Tags darauf begab er ſich nach Schwetzingen, um von hier nach Heidelberg zu gehen. Doch blieb es bei dem Vorſatze. In Schwetzingen fand ſich ſein Leiden von Neuem und mit heftiger Gewalt ein; doch ſiegte er mit großer Standhaftigkeit anfangs noch über den Anfall. Nachher aber mußte er ſich zu Bette legen. Umſonſt eilte ſein Hausarzt von Karlsruhe herbei. Mit ungetrübter Gemüthsruhe entſchlummerte Hebel in der Frühe des 22. Septembers 1826. Am 23 September wurde er beſtattet; ſein Grab iſt einige Schritte von der öſtlichen Mauer des Schwetzinger Friedhofes; ein einfacher, auf demſelben ruhender Stein ſagt dem Wanderer genug, indem er Hebel's Namen nennt. Doch hat der Großherzog Leopold 1835 an geeignetem Platze im Schloßgarten zu Karlsruhe „dem vaterländiſchen Dichter" ein beſonderes, würdiges Denkmal errichtet.

Hebel's Kenntniſſe waren mannichfaltig, nicht tief. Das Leben, beſonders trauliche Geſelligkeit, entzog ſeinen Studien manche Stunde. Im vielen Leſen erblickte er den Untergang des eigenen Denkens. Außer der Theologie und Philologie zog ihn hauptſächlich die Naturwiſſenſchaft und unter ihren Zweigen am meiſten Phyſik und Botanik an. In neuern Sprachen war er wenig bewandert. Unter den vaterländiſchen Dichtern liebte er Goethe, J. Paul und Bürger vor Allen, während Schiller ihn nicht anſprach. Als Lehrer entwickelte er ſeltene Gaben und wußte Tauſende von Jünglingen in die Hallen der Wiſſenſchaft ſo einzuführen, daß ſie es ihm ewig dankten. Seine Thätigkeit als Kanzelredner mußte bei den übrigen Anſprüchen ſeines Amtes beſchränkter bleiben. Daher ließ er während ſeines Lebens nur zwei Predigten drucken; in der Sammlung ſeiner Werke finden ſich deren 2 Bände, die in Form und Inhalt das Gepräge ſeines Geiſtes recht eigenthümlich tragen. Seine religiöſe Anſicht blieb von Myſtizismus frei. Dem Vaterlande und dem Fürſten treu, nahm er freilich am öffentlichen Leben nur geringen Antheil. Der Ehrgeiz, welcher ſo viele Männer in die Strömungen der Oeffentlichkeit zieht, war ſein Fehler durchaus nicht; ſonſt hätte er ſchwerlich ſich bis in ſpätere Lebensjahre noch mit dem Plan getragen, eine ländliche Pfarrei anzunehmen. Ebenſo blieb der Reiz des Beſitzes ihm unbekannt. „Ich bin nie reich geweſen“ — ſagte er in der Antrittspredigt; „ich habe gelernt nichts haben und Alles haben, mit den Fröhlichen froh ſein und mit den Weinenden traurig.“ Das ſehr bedeutende Honorar für die bibliſchen Geſchichten — es betrug faſt die Hälfte ſeines erworbenen Vermögens — verlor er durch Bankeroute eines Bankiers, dem er unbedingtes Zutrauen ſchenkte. Aber gleich einem Weiſen des Alterthums erwiederte er gefaßt, als man ihm dieſe Nachricht brachte, das Geld habe er nie geſehen und werde es nun auch nicht ſehen; das Papier, das er dafür bekommen, habe er noch. Er bedauerte gegen einen Freund den Bankier und ſetzte hinzu: „Ich war ſchon vorher arm, nun bin ich nur etwas ärmer, aber ich erinnere mich ja einer Zeit, wo ich es noch mehr war.“ Theater und geſellige Spiele liebte er; als Mann, der ſich überall dem friſchen Leben zuwendete, vertheidigte er ſogar die Theilnahme des Theologen an ſolchen Spielen in einer eigenen Abhandlung, welche Humor und frommen Sinn in anſprechender Weiſe verbindet. Die Kopfhänger unſerer Zeit könnten viel aus dieſer Abhandlung lernen, wenn ſie nicht mit vorgefaßten Meinungen ſie zur Hand nähmen. Für die Muſik ging ihm aller Sinn ab: er verſtehe ſo viel davon, ſcherzt er, als der Kaminfeger von Weißbleichen. Mit der Liebe zur Natur und ihren Freuden verband ſich, wie dies faſt gewöhnlich iſt, bei Hebel Liebe zur Unabhängigkeit, ſowie große Freude am Wanderleben, der er freilich in ſeinem Berufe nicht nachhängen durfte. Noch zwei Jahre vor ſeinem Tode ſchrieb er: „Es iſt gar herrlich, ſo etwas Vagabundiſches in's Leben zu miſchen. Es iſt wie der Fluß in dem Thal. Man fühlt doch auch wieder einmal, daß man der Erde nicht angehört, daß man ein freier Menſch iſt, wenn man wie der Spatz alle Abende auf einem andern Aſte ſitzen kann. Das iſt es, was den Bettler groß und ſtolz macht, wenn er ſich ſelbſt und ſeinen Beruf recht verſteht. Ich habe dieſe Glücklichen ſchon oft beneidet, und gebe gern denen, die es aus Grundſatz ſind. Es gibt keinen andern Philoſophen.“ So ſagte auch Leſſing (im Nathan:) „Der wahre Bettler iſt doch einzig und allein der wahre König!“ — Wenn auch Hebel ehelos blieb, ſo fehlte ihm doch nicht der Sinn für die Traulichkeiten des Familienlebens. Sein Aeußeres war anſprechend; Geiſt und ein edler, heiterer Ausdruck auf den Geſichtszügen; die kleinen braunen Augen ſchalkiſch freundlich, die Stirne, die Naſe ſtark gewölbt, das einſt dunkelbraune Haar kraus, um den Mund ein vielſagendes, anmuthiges Lächeln. Sein Körper war kräftig gebaut, von mäßiger Größe, ſeine Haltung aufrecht, ſein Gang nachläſſig.

Betrachſen wir Hebel als Mann des Volkes, ſo müſſen wir zweierlei in's Auge faſſen: ſeine allemanniſchen Gedichte und ſeine volksmäßige Proſa. Ueber die Entſtehung und Aufnahme der allemanniſchen Gedichte hab' ich bereits geſprochen. Ihre Bedeutung für die Volksliteratur hängt keineswegs blos von der Mundart ab, worin ſie verfaßt ſind, wiewohl ich gerade dieſen Umſtand nicht gering anſchlage.

Ehe Luther's Bibelüberſetzung — das Wort als ſieghaftes Schwert! — die neuhochdeutſche Schriftſprache begründete, pflegten ſich Dichter und Erzähler in Deutſchland der Mundart ihrer Gegend zu bedienen. Mundartliche Dichtungen haben aber ſeit Luther immer nur einen untergeordneten Werth, weil ſie nur einem kleinen Theil des Volkes zugänglich ſind und Viele aus dem

Kern der Nation weder Zeit noch Geſchick haben, ſich durch beſonderes Studium oder Wörterbücher recht hinein zu leben. Das Volk will zumal keine Dichter im Allgemeinen, zu deren Verſtändniß eine eigene Anleitung nöthig wäre, daher ſind ſogar eines Klopſtock's ſchwunghafte Oden, abgeſehen von dem fremdartigen und undeutſchen Versgewand, nie vollſtändig in das Volk eingedrungen. Auch iſt es im Grunde nöthig, eine Gegend zu kennen, Lebensweiſe, Sitten und Gebräuche bis in das Kleinſte zu verſtehen, will man ſich mit Liebe in eine Mundart vertiefen: Schrift und Druck reichen faſt nirgends zu, die Lautverhältniſſe ganz lesbar darzuſtellen, weshalb z. B. ein Norddeutſcher wohl nie Hebel's Gedichte richtig leſen kann, wenn er ſich nicht eine Zeitlang in der Gegend aufhielt, wo der Schauplatz derſelben iſt. Bei all' dem aber haben die Mundarten — und ich nehme hier keine aus — ſoviel Eigenthümliches, ſo entſchiedene Vorzüge in Rhythmus oder Wohllaut, daß unſer Schriftdeutſch in manchem Betracht unendlich ſchwächer und wie verbraucht erſcheint. Ueberdies iſt das mächtige Walten des Sprachgeiſtes noch immer am meiſten in den Mundarten zu erſehen, die ſich rein und ungetrübt erhalten, denen fremde Sprachen nicht ungelenke Worte und nichtsnutzige Redensarten aufgezwängt haben. Schon aus dieſem Grunde — wenn auch nur die Form ihr Hauptverdienſt wäre — müßten Hebel's Gedichte in der allemanniſchen Mundart wohl ihren Ehrenplatz in einer Volksliteratur einnehmen, da ſie offenbar die höchſte Blüte der mundartlichen Poeſie erſchließen. Hebel wagte zwar nicht zuerſt den Verſuch. Voß war ihm mit ſeinen Idyllen vorangegangen, allein Voß war ein zu ängſtlicher Abſchreiber der Natur und der Verhältniſſe des ländlichen Lebens, ganz unbekümmert darum, ob nicht auch das Unſchöne mitunterlaufe, nicht auch Etwas, das den Sinn für das Volk eher ſchwächen könnte. Hebel war auch nicht der Letzte, welcher die Mundart einer beſonderen Gegend poetiſch ausbeutete. Uſteri, deſſen bei Claudius gedacht wurde, benutzte den ſchweizeriſchen Dialekt, ohne ſich auf eine beſtimmte Geſtaltung deſſelben zu beſchränken, in einer Reihe von idylliſchen Gedichten, die mit bezaubernder Natürlichkeit uns in eine vom Getümmel des Flachlandes ungeſtörte Alpenwelt verſetzen, während der Nürnberger Grübel, ein Flaſchner ſeines Handwerkes, uns den Bürger und Bauern ſeiner Gegend ſchildert, wie er wirklich iſt und durch äußere Verhältniſſe geworden iſt. Zugleich gilt von ihm Goethe's Aeußerung: Grübel habe einen außerordentlichen Vorſprung vor ſeines Gleichen, daß er mit Bewußtſein ein Nürnberger Philiſter iſt. Auch Kobell und Andere haben in mundartlichen Liedern Vorzügliches geleiſtet. Hebel errang indeſſen unter Allen den erſten Kranz. Er zeigt uns den Landmann zwar idealiſirt, aber darum nicht unwahr; ſeine Bilder ländlicher Natur nimmt er nicht aus der rohen unvollkommenen Erſcheinung, ſondern haucht ihnen höhern Geiſt und edleres Weſen ein, ſo daß der in ländlichen Verhältniſſen ſelbſt lebende Leſer ſich dadurch gehoben fühlen muß. Dabei verſteht er einem Stoff Anſchaulichkeit und Bewegung zu verleihen, ſogar wenn dieſer an ſich ganz zu widerſtreben ſcheint. — Wir müſſen einige Stimmen bedeutender Richter hören, ehe wir unſer Urtheil abſchließen, weil ſie auf Hebel ſelbſt den mächtigſten Einfluß übten, nämlich den Quell ſeiner Poeſie — verſtopften! J. G. Jacobi ſagt: in allen Gedichten Hebel's finden wir Neuheit der Ideen und eine ganz eigene Naivetät; unſchuldigen Scherz abwechſelnd mit wohlthätigem Ernſt, deſſen Erhabenheit durch einen einfältigen Ausdruck noch auffallender wird; tröſtliche Wahrheiten, überall Leben und Wärme, und ein herzliches, inniges Verlangen, den niedern Arbeiter aufzurichten bei ſeinem Tagewerk, die gemeine Seele zu veredeln, ohne ſie aus dem Kreiſe, worin ſie wirken ſoll, wegzurücken und den Menſchen feſtzuhalten an dem, was ſein Heiligſtes ſein und bleiben muß. In Abſicht der Unbefangenheit, des naiven Tons, des kindlichen Glaubens und der moraliſchen Tendenz hat Hebel die meiſte Aehnlichkeit mit dem ehrlichen Claudius.“ Noch mehr Gewicht für Hebel hatte das Urtheil von Jean Paul, für den er eine wahre Begeiſterung fühlte und den er, wie bemerkt, in ſeiner Proſa mitunter nachahmt. Dieſer ſagt: „Unſer allemanniſcher Dichter hat für Alles Leben und für Alles Sinn; das offene Herz, die offenen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Menſch. Durch alle ſeine Gedichte greift dies ſchöne Zueignen, deren allegoriſirende Perſonifikation er oft bis zur Kühnheit der Laune ſteigert. Er iſt naiv, er iſt von alter Kunſt und neuer Zeit gebildet, er iſt meiſtens chriſtlich-elegiſch, zuweilen romantiſch-ſchauerlich er iſt ohne Phraſentriller, er iſt zu leſen, wenn nicht einmal doch zehnmal wie Alles Einfache. Mit andern, beſſern Worten: Das Abendroth einer ſchönen, friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufſteigen läßt, — poetiſche Blumen erſetzt er durch die Blumengöttin ſelbſt, durch die Poeſie, — das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnſucht und Freude hat er am Munde, indeß er mit der andern Hand auf das Abendglühen der hohen Gletſcher zeigt, und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken ſchön herabrufen.“ Dieſes Urtheil ermuthigte Hebel zuerſt, bei der nächſten Auflage ſeinen Namen zu nennen. Hierauf nahm Goethe für ihn das Wort: „Der Verfaſſer dieſer Gedichte iſt im Begriff, ſich einen eignen Platz auf dem deutſchen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt ſich gegen zwei entgegengeſetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit friſchem frohen Blick die Gegenſtände der Natur die in einem feſten Daſein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben ausſprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert ſich der beſchreibenden Poeſie; doch weiß er durch glückliche Perſonifikationen ſeine Darſtellung auf eine höhere Stufe der Kunſt hinauf zu heben. An der andern Seite neigt er ſich zum Sittlich-Didaktiſchen und zum Allegoriſchen, aber auch hier kommt ihm ſeine Perſonifikation zu Hülfe, und wie er dort ſeine Körper für einen Geiſt fand, ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, ſind ſeine Arbeiten vortrefflich, und nach unſerer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieſes Lob. Wenn antike, oder andere durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete Dichter das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben, und höhere göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felſen, Quellen, Bäume ſetzen, ſo verwandelt der Verfaſſer dieſe Naturgegenſtände zu Landleuten, und verbauert auf die naivſte, anmuthigſte Weiſe durchaus das Univerſum; ſo daß die Landſchaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unſerer erhöhten und erheiterten Phantaſie nur eins auszumachen ſcheint. Das Lokal iſt dem Dichter äußerſt günſtig. Er hält ſich beſonders in dem Landwinkel auf, den der bei Baſel gegen Norden ſich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Waſſers, Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwätzigkeit und Darſtellungsgabe, zudringliche Geſprächsformen, neckiſche Sprachweiſe; ſoviel ſteht ihm zu Gebote, um das, was ihm ſein Talent eingibt, auszuführen.“ Goethe beſpricht nun einige Stücke der Sammlung näher und ſagt dann: Ueberhaupt hat der Verfaſſer den Charakter der Volkspoeſie darin ſehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausſpricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunſtwerke die Einwirkung auf ſein inneres Ganze erfahren und ſo in einem höhern Sinne erbaut ſein will, ſo verlangen Menſchen auf einer niedern Stufe der Kultur die Nutzanwendung von jedem Einzelnen, um es auch ſogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfaſſer hat nach unſerm Gefühl das Fabula docet (die Fabel lehrt) meiſt ſehr glücklich und mit viel Geſchmack angebracht, ſo daß, indem der Charakter einer Volkspoeſie ausgeſprochen wird, der äſthetiſch Genießende ſich nicht verletzt fühlt. — Hat der Dichter durchaus einen glücklichen

Blick in's Wirkliche bewährt, ſo hat er auch, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgeſinnung und Volksſage ſehr wohl aufzufaſſen verſtanden. — Allen dieſen innern guten Eigenſchaften kommt die behagliche naive Sprache ſehr zu Statten.“ Goethe forderte ihn auch auf, — weil es ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz ſein müſſe, wenn man ihr Werke der Nation in ihrem eigenen Dialekt zu leſen gebe — ſchickliche Gedichte aus dem Hochdeutſchen in das Allemanniſche zu übertragen; davon wollte Hebel freilich nichts wiſſen, ſo lange ſeine Dichterkraft ungeſchwächt bliebe; in ſpätern Jahren war er von den heitern Spielen der Muſe in dieſer Form abgekommen und ich habe bereits angeführt, daß dieſe Urtheile dazu das Meiſte beitrugen; der Geiſt ſeiner Dichtung war berufen und verſchwand!

Zu den ausgezeichnetſten dieſer Gedichte gehört „Sonntagsfrühe.“ Hebel hat hier den Sonnabend und Sonntag höchſt naiv und anmuthig in Perſonen verwandelt, und ihnen nicht blos Körper und Sprache verliehen, ſondern ſie auch mit Bedürfniſſen, Leidenſchaften und Abſichten ausgeſtattet, die ihrer Perſönlichkeit anpaſſen. Wer jemals einen ſo herrlichen Sonntagsmorgen auf dem Lande erlebt, wird dies Gedicht bis zum Schluſſe nachempfinden, wo das Geläute der Glocken an Den mahnt und zu Dem ruft, um deßwillen der Sonntag angeordnet iſt. Ebenſo iſt das „Spinnlein“ in Anlage und Ausführung gleich vortrefflich — ein Zeugniß, wie der ächte Dichter auch die Welt der Thiere benutzt, um durch ihre ächt poetiſche Anſchauung Liebe zum Naturleben zu wecken. Der Winter führt uns ein durchaus dichteriſches Bild der Jahreszeit vor, doch iſt dieſe Schilderung nicht Hauptſache, ſie iſt gleichſam nur die Staffage, um höhere Gefühle würdig zu empfehlen und zu beleuchten: den Auferſtehungstag in der Natur, die Liebe und das Mitleiden. Im Gewitter zeigt er uns das erhabene Schauſpiel der Natur gegenüber einem gefühlvollen Menſchen in ſeiner Häuslichkeit, das Gedicht athmet dramatiſches Leben und Ergebung in den Willen und die Fügung Gottes, vor deren Einrichtung der Menſch ſtillſchweigend in den Staub ſinkt und anbetet, zufrieden, wenn ihm nur „kein theueres Haupt" fehlt. Von gleichem oder ähnlichem Werth iſt: das Geſpenſt an der Kandererſtraße, der Karfunkel, das Habermuß, der Bettler, der Schreinergeſell — und viele andere, die wir nicht zu bezeichnen nöthig haben. Nur Eins mag hier Platz finden, weil es eine ächte Stimme aus dem Volk und ſelbſt dem nicht ſchwer zu verſtehen iſt, der die Eigenheit jener Mundart noch nicht kennt. Es heißt: Freude in Ehren:

Ne G'ſang in Ehre
Wer will's verwehre?
Singt's Thierli nit in Hurſt und Naſt,
Der Engel nit im Sterne-Glaſt?
E freie frohe Muth,
E g'ſund und frölich Blut
Goht über Geld und Gut.

Ne Trunk in Ehre,
Wer will's verwehre?
Trinkt's Blüemli nit ſi Morgethau?
Trinkt nit der Vogt ſi Schöppli au?
Und wer am Werchtig ſchafft,
Dem bringt der Rebeſaft
Am Suntig neui Chraft.

Ne Chuß in Ehre,
Wer will's verwehre?
Chüßt's Blüemli nit ſi Schweſterli,
Und 's Sternli chüßt ſi Nächberli?
In Ehre, hani g'ſeit,
Und in der Unſchuld G'leit,
Mit Zucht und Sittſemkeit.

Ne freudig Stündli,
Iſch's nit e Fündli?
Jez hemmers und jez ſimmer do;
Es chunnt e Zit, wurd's anderſt goh.
'S wahrt alles churzi Zit,
Der Chilchhof iſch nit wit.
Wer weiß, wer bal dört lit?

Wenn d' Glocke ſchalle,
Wer hilfts is alle?
O gebis Gott e ſanfte Tod!
E rueihig G'wiſſe gebis Gott,
Wenn d'Sunn am Himmel lacht,
Wenn alles blizt und chracht,
Und in der lezte Nacht!

Die Welt- und Lebensanſchauung ſeines ganzen innern Menſchen hat er vielleicht in keinem ſo kurz und bündig zuſammengefaßt, als in dieſem Liede, das mehrfach in Muſik geſetzt ward.

Die volksthümliche Proſa *Hebel's* zeigt ſich meiſtens in den kleinern Erzählungen aus dem Hausfreund. Es wäre überflüſſig, einzelne zu nennen, da faſt keine Sammlung deutſcher Proſa, ſei es für Erwachſene oder für Kinder, erſcheinen wird, worin nicht: Kannitverſtan, der Staar von Segringen, die Streiche vom Zundelfrieder und dem rothen Dieter, Herr Charles u. ſ. w. aufgenommen wäre.

Seine Räthſel und Charaden — es ſind davon 118 in Druck erſchienen — mögen wenigſtens mit Einem Worte hier erwähnt werden. Sie danken der Geſelligkeit ihren Urſprung. Das Drechsler'ſche Kaffeehaus zu Karlsruhe verſammelte oft eine gebildete Männergeſellſchaft, in welcher auch *Hebel* ſich heimiſch fand und wo er geſucht war. Hier zeigte er in Errathung von Räthſeln und Charaden eigenthümlichen Scharfſinn und ſuchte ſich bald zu eigenen Produktionen darin aufgefordert. „Was kann man auch" — ſchreibt er einmal — „in einer Jahreszeit Beſſeres thun, wo Einem der Dezember in Zeit gute Stunde regnet, und eine Nacht der andern über den ſchmalen Tag hinüber die Hand reicht?" Begreiflich, daß manche ſeiner Räthſel nur lokale Beziehung haben. Andere, zumal die Trugcharaden oder Vexirräthſel ſind eine Bereicherung unſerer Literatur in dieſem Felde, welches unſer deutſches Mittelalter durch Priameln, ſcharfſinnige Sprüche und dergleichen ſchon anbaute. Meines Bedünkens iſt *Hebel* hierin unübertroffen.

Seine übrigen Schriften bedürfen hier keiner beſondern Erwähnung; ſie gehören einzelen, ſchon bezeichneten Fächern an.

Soll ich erſt verſichern, daß Claudius und Hebel nicht zufällig, nicht willkürlich als Männer des Volkes von mir in Einen Rahmen gefaßt ſind? Schon längſt hat man ihre allgemeine Aehnlichkeit darin gefunden, daß ſie nicht, um etwas Neues hervorzubringen, die Anſichten und Gefühle des Landmannes blos nachahmen, ſondern vielmehr dasjenige darſtellen, wobei ihnen ſelber wohl iſt: wir hören daher bei ihnen den Sänger der Natur, ſelten einmal verräth ſich der kunſtgemäße Dichter. Ich meine dies ſo, daß Beide da und dort einmal ausſprechen, was nicht aus jener naturkräftigen Unmittelbarkeit hervorſprudelt, welche ſeit älteſter Zeit ſonſt den deutſchen Volksgeſang auszeichnet. Wollen wir daraus eine Anklage machen? Schläft nicht auch, um mit dem Alterthum zu reden, Homer einmal? Wenn man daher dem Claudius Ziererei vorwerfen und einige poſſierliche Züge bei ihm finden möchte: ſo erinnere ich, daß man, über den witzelnden Ton ſeiner Nachahmer verſtimmt, in ſeinen Liedern Manches ſuchte, was erſt auffällt, wenn man es auf die Spitze treibt. Noch mehr hat Hebel von der einſeitigen Kritik zu leiden gehabt. Auch ſie iſt aber verſtummt. Hat man ſeine Landmädchen den aufgeputzten Tyrolerinnen im Maskenſaale verglichen, ſo vergaß man, wie fern bis in die neueſte Zeit herab unſere Dichter dem Volke gewöhnlich ſtanden, und wie verkehrt die ſogenannte höhere Bildung noch heut zu Tage meiſtens den letzten Reſt volksthümlicher Anſchauung mit Stumpf und Stiel zu vertilgen ſucht, der einem aus dem Volke hervorgegangenen Dichter geblieben. Gelang es ihr auch bei Hebel durchaus nicht, wie ich denn gezeigt habe, ſo drängte ſich immer Einiges herbei, was jenem Vorwurf einen Schein — aber auch nur einen Schein der Gerechtigkeit gibt. Statt zu tadeln, hoffen wir lieber, in der nächſten Zeit werde eine innigere Wechſelwirkung zwiſchen dem Volk und ſeinen Sängern anfangen. Wir denken dazu beizutragen, wenn wir dem Volk die Männer ungeſchminkt aufzeigen, zu denen es das meiſte Vertrauen haben darf. Das Volk iſt nicht unzugänglich für Belehrung, nicht undankbar für Zurechtweiſung, nicht unempfindlich für ein Vorbild!

Claudius und Hebel ſind ferner darin ähnlich, daß ſie des Volkes Luſt und Leid im Herzen trugen, obgleich ihr Amt, ihre Stellung im bürgerlichen Leben es nach gewöhnlicher Anſicht entſchuldigt hätte, wenn ſie mit andern Dingen ſich befaſſen wollten. Wir können zwar nicht mit Beſtimmtheit nachweiſen, daß nur die Liebe zum Volk unſern Claudius nach Darmſtadt rief, und nur die Liebe zum Volk ihm eine Stelle zuwider machte, worin er der gehorſame Diener einer miniſterlichen Spiegelfechterei werden ſollte: aber ſehr wahrſcheinlich dünkt es uns immerhin. Und erwägen wir gar ſeine ſpätere Lage! Tauſende hätten in ſo enger Häuslichkeit, reich beglückt durch Weib und Kinder, durch Anerkennung bei den Zeitgenoſſen, durch Freundſchaft der Beſten unter denſelben, das Volk eben Volk ſein laſſen, wären nicht von ihrer Höhe zu ihm herunter geſtiegen, hätten nicht um ſeine Bildung Sorge getragen. Anders Claudius. Anders auch Hebel. Bei ihm gehörte die ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit für das Volk ſo durchaus zu den wahren Lebensbedürfniſſen, daß er ohne ſie eine tiefe Lücke fühlen mußte; ja ich behaupte nicht zu viel, wenn ich annehme, Hebel konnte weit eher Weib und Kinder entbehren, als den erquickenden Umgang mit dem Volke, dem er den größten Theil ſeiner Schriften widmete.

Beide ziert wahre Frömmigkeit, ächt religiöſer Sinn. Claudius hielt in der letztern Lebenszeit mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit am Hergebrachten feſt, aber eigentliche Unduldſamkeit, die damit gewöhnlich verbunden iſt, kannte ſein menſchlich treues Herz nicht. Hebel's Anſicht war friſcher und fröhlicher, gleichweit von Frivolität wie von ſeufzerreicher Kopfhängerei — Freund der Natur, der Geſelligkeit, konnte er dieſe geſunde Lebensanſicht nicht aufgeben, wäre er auch noch älter geworden; in mancherlei Prüfungen hat er ſie aber eben ſo treu bewährt, wie Claudius ſeinen Glauben.

Wer von Beiden iſt größer und bedeutender in unſerer Volksliteratur?

Erklären wir uns für Hebel — und das wird wohl auch die Meinung der Meiſten ſein, die unbefangen urtheilen — ſo geſchieht es mit der Erwähnung des Vorzuges, den er genoß, weil ihm Muſter deutſchen Geiſtes und ſchöpferiſcher Volkskraft vor Augen ſtanden, die Claudius umſonſt ſuchte, um daran zu erſtarken. Kaum ſah dieſer in den beſten Jahren ſeiner Thätigkeit Leſſing's Stern glänzen und verſinken; Goethe erhob ſich eben vor der Nation und wenn Schiller immer ein Jahrzehent früher als Claudius ſchied, ſo empfand dieſer Nichts für jenen: ihrer Weltanſchauung fehlte die verbindende Brücke. Hebel hingegen durfte ſchon früher an der Sonne Goethe's, am ſanften Monde Herder's ſich laben und Jean Paul zog ein feuriger Komet über den Scheitel hin; und der ächte Mann des Volkes ſpricht: „die Sterne die begehrt man nicht, man freut ſich ihrer Pracht.“

Beide wirkten auf ihre Zeitgenoſſen fort und ſind auch darin unverkennbar ähnlich. Claudius zeigte in ſeiner Proſa, was Hebel auch wollte; ſelbſt die Fehler des Vorbildes belehrten den eifrig anſtrebenden Jünger. Beide gelten durch dieſe ſchlichte, treuherzige Proſa als Vorkämpfer für eine Volksliteratur, welche erſt in unſern Tagen, wenigſtens hat es ſo den Anſchein, mit Sturmſchritt ſich Anerkennung verſchafft. Keiner der beliebten Erzähler, denen heute das Volk begierig an den Lippen hängt, darf ſich fremd ſtellen, wenn Claudius und Hebel erwähnt werden. Zwar ſind wir weit entfernt, ſchon jetzt ihre Wirkung auf das Volk, ſeine Bildung und Geſittung, im ganzen Umfange bemeſſen zu wollen — denn geiſtige Aernten reifen viel langſamer als die, welche der Landmann erwartet! — Aber wenn uns nicht alle Vorzeichen trügen, ſo darf jene Wirkung nach zwei Seiten hin als gleich ſicher und gleich ſegensvoll begrüßt werden. Einmal, indem das Volksleben ſelbſt mit ſeinen oft ſo tief poetiſchen Geſtalten und markigen Erſcheinungen ſo vollſtändig mit in den Kreis der Literatur hineingezogen wird, wie wenn der Forſchergeiſt einen neuen Erdtheil entdeckt und der Kultur erobert hätte. Dann, weil nothwendig damit auch eine neue Vermittelung zwiſchen Leben und Wiſſen im Volke vorbereitet wird, die bis heute leerer Traum blieb, wie viel man auch davon reden und ſchreiben mochte.

Erſt dann, wenn der wahrhaft berufene Schriftſteller das Volksleben im eigenen Geiſte allſeitig mitdurchlebt, wenn er es alſo nicht etwa gar aus Büchern zu begreifen wähnt; erſt dann kann er ſeinen Brüdern — und ſie heißen ja in ihrer Geſammtheit zunächſt: Volk — immer mehr die goldenen Schätze der Wiſſenſchaft, die nur dann mit Weisheit einerlei wird, erſchließen; die Erkenntniß trägt Frucht und erhebt zur Wahrheit. Aber die Wahrheit — das ſagt der größte Lehrer aller Zeiten auch Euch, die Ihr für's Volk arbeitet — die Wahrheit erſt wird Euch frei machen!

Hans von Held.

Von

Dr. W. Stricker.

Wer ein Mann iſt, vertheidigt ſein gutes Recht,
Der Feige nur iſt der Tyrannen Knecht.

Zedlitz.

Hans von Held.

(Geboren zu Auras in Schleſien den 15. Nov. 1764, geſtorben zu Berlin 1842.

Mit Friedrich II. war mehr als ein König von Preußen geſtorben. Es war der Schöpfer und Erhalter des kleinen armen Staates geſchieden, welcher, durch keine natürlichen Wälle beſchützt, dem halben Europa ſieben Jahre lang Widerſtand geleiſtet hatte und der kurz nach dem Kriege ſelbſt noch als der bereiteſte zu neuem Kampfe daſtand. Die ſtrenge Erziehung, welche Friedrich Wilhelm I. ſeinem Volke gegeben, hatte ſein Sohn Friedrich II. fortgeſetzt, nur daß ein höheres Selbſtgefühl ſeit dem ſiebenjährigen Kriege ſein Volk durchdrang und daß die verſpottete „Potsdamer Wachtparade“ als das erſte Heer Europa's ſich bewährt hatte. Alles war der „Staatsidee“ geopfert. Harte Steuern, zu deren Erhebung die gehäſſigſte Einmiſchung in Privatverhältniſſe nöthig war, ein zahlreiches Heer und der Bau koſtbarer Feſtungen forderten beſtändige Opfer von den Unterthanen: aber dem Staate war auch Alles gewidmet: ein karger Hofhalt, eine ärmliche Vertretung an fremden Höfen geſtatteten die Verwendung faſt des geſammten Einkommens für die Schutzmittel des Staats, für die Hebung des Gewerbfleißes, für die Schöpfung neuer Verbindungsſtraßen zu Waſſer und zu Land und für die Tilgung der Spuren des Kriegs: in Allem aber, wo der Staatsvortheil nicht einen Zwang nöthig machte, herrſchte, zumal in Glaubensſachen, die unbedingteſte Freiheit und der Adlerblick des Königs waltete mit Sorgfalt und Strenge über unwandelbarer Gerechtigkeit. Ein trauriges, unſeliges Vermächtniß hatte aber Friedrich II. ſeinem Nachfolger hinterlaſſen, nämlich die Freundſchaft mit Rußland. Die vereinzelte Stellung Preußens nach dem Frieden von Hubertsburg, der Groll, den die größeren deutſchen Mächte und Frankreich gegen dasſelbe bewahrten, die Vergrößerungspläne Joſeph's II. trieben den König auf dieſe Seite hin und als ihm die Kaiſerin Katharina II. faſt keine Wahl ließ, als Krieg oder die Annahme ihres Geſchenks, — da ſtimmte Friedrich zur erſten Theilung Polens. Dieſer unſelige Name hat den erſten Akt der Auflöſung des polniſchen Staates in demſelben trüben Licht erſcheinen laſſen, wie die ſpätern; aber, ohne daß man die längſt verurtheilte That rechtfertigen wollte, muß man doch auf den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Handlungsweiſe Friedrich's II. und der ſeines Nachfolgers hinweiſen. Der Unterſchied war ſowohl in der Art der Ausführung, als in dem Gegenſtand des Erwerbs begründet. Es war eine reine That der Gewalt nach dem Recht des Stärkeren, — dem einzigen Rechte, welches mit wenigen Ausnahmen von jeher in der Weltgeſchichte gegolten, — ohne jene ſchändlichen Treuloſigkeiten, ohne den offenen Wortbruch, der die beiden ſpätern Theilungen bezeichnete; das 1772 abgeriſſene Land aber war größtentheils unzweifelhaft altes Deutſchordensgut, welches durch Kriegsglück unter polniſche Botmäßigkeit gekommen war, während 1793, als Preußen ſogar Warſchau erhielt, auch nicht ein Schein von rechtmäßigem Anſpruch aufzufinden war. Wir müſſen ferner, wenn wir heute über derartige Ereigniſſe des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts urtheilen, von unſerm jetzigen nationalen Standpunkt abſehen. Das ſeit dem Weltfrieden von 1815 ſich immer lebhafter entwickelnde Nationalgefühl, welches, wenn es erſt ſeine Geltung in der Politik erlangt und zur Gründung nationaler Staaten geführt hat, nothwendig die Veranlaſſung zu vielen Kriegen tilgen muß, war damals ganz erloſchen und untergegangen in den dynaſtiſchen Intereſſen. Dachte doch Joſeph II. an einen Tauſch Baierns gegen Belgien, wurde doch Lothringen, ohne Rückſicht darauf, daß es deutſches Reichsland war, gegen Toskana vertauſcht und ſo mitten im Frieden das deutſche Reich gemindert, blos weil dem Hauſe Habsburg dieſer Tauſch anſtand; wollte doch der Lüneviller Kongreß Sardinien mit den Hanſeſtädten entſchädigen, ſowie Napoleon ſpäter wirklich den Großherzog von Toskana ſein Land mit Würzburg vertauſchen ließ. Selbſt auf dem Wiener Kongreß war das Nationalgefühl noch ſo ſchwach, daß Oeſterreich die Bemühungen Preußens zur Erlangung des Elſaſſes nicht unterſtützte, weil es kein dynaſtiſches Intereſſe dabei hatte, und das deutſcheſte Reichsland, welches Frankreich auf die ſchändlichſte Weiſe geraubt, in den Händen des beſiegten Feindes ließ. Selbſt die Völker des öſtlichen Europa's, die Slaven und Magyaren, welche jetzt ſchon andern Völkern ihre Volksthümlichkeit aufdringen wollen, huldigten damals bewußtlos deutſcher und franzöſiſcher Bildung und Sprache. — Trotzdem, was ſich zur Erklärung der erſten Theilung Polens ſagen läßt, war die That als Beiſpiel und als eine mit Rußland gemeinſame Schuld verderblich; verderblich auch für Preußen ſelbſt, denn hier fand ſich die ſonſt fehlende Gelegenheit zur großartigſten Beſtechung durch Verſchwendung der neuerworbenen Länderſtrecken, und die Entſittlichung, welche aus den ſüdpreußiſchen Güterkäufen hervorging, war wichtig für den Verfall Preußens 1806. — Friedrich II. ſah in ſeinem Nachfolger den Zerſtörer ſeines Werks. Vergebens hoffte er durch ſtrenge Erziehung und Aufſicht den weichlichen, jeder Anſtrengung abgeneigten, wankelmüthigen, und für myſtiſche Einflüſſe leicht zugänglichen Charakter ſeines Neffen zu beſſern. Er erreichte nur, daß dieſer in ſtummem Trotz gegen den ſtrengen Oheim ſich verhärtete, um nach deſſen Tode um ſo gewaltſamer ſeine eigene Richtung zur Geltung zu bringen. Es iſt von Friedrich Wilhelm II. das

Wort aufbewahrt: „Ich habe allein gelitten, ich will auch allein herrſchen.“ Wir verweilen etwas länger bei ſeiner Regierungsgeſchichte, weil in ihr der Schlüſſel zu den Ereigniſſen liegt, welche alsbald geſchildert werden ſollen.

Der berühmte Mirabeau hielt ſich zur Zeit des Regierungswechſels in Berlin auf und ſprach in Bezug auf Preußen das berühmte Wort: „pourriture avant maturité“ (Fäulniß eher als Reife,) ein Wort, welches man jetzt gewöhnlich auf Rußland anwendet. Er bezeichnete den König Friedrich Wilhelm II. als unfähig zur Regierung, „weil er weder feſte Grundſätze, noch ein gewinnendes Weſen, noch glänzende Geiſtesgaben beſitze,“ und weiterhin ſagte er von ihm: „er hat keinen Geiſt, keine Kraft, keine Folgerichtigkeit, keine Arbeitſamkeit, grobſinnliche Gelüſte und von einem Helden nur den Stolz.“ Drei Züge herrſchen in ſeinem Charakter vor: Falſchheit, die er für Gewandtheit hält, Eitelkeit, welche beim leiſeſten Widerſpruch verletzt auffährt, Vergötterung des Geldes, welche bei ihm nicht ſowohl Geiz, als vielmehr Habſucht iſt. Der erſte dieſer Fehler macht ihn mißtrauiſch, denn wer aus Grundſatz täuſcht, fürchtet immer getäuſcht zu werden; der zweite läßt ihn mittelmäßige und charakterloſe Menſchen zu ſeiner Umgebung wählen, der dritte trägt dazu bei, daß er ein zurückgezogenes, einſames Leben führt, wodurch wieder die beiden erſten Fehler geſteigert werden. Auffahrend in ſeinem Privatleben, dem Volke unzugänglich, im Grunde wenig empfänglich für den Ruhm, der für ihn faſt allein darin beſteht, für einen Selbſtherrſcher zu gelten, Kriegsmann durch die Verhältniſſe und nicht aus Neigung, den Roſenkreuzern ergeben, nicht aus Ueberzeugung, ſondern weil er ein Mittel darin ſieht, die geheimſte Geſinnung der Menſchen zu erforſchen. „Welches wird das Schickſal des Landes ſein, das in die Hände der Prieſter, Gaukler und Metzen gegeben iſt?“

Jede dieſer drei Richtungen trat bald hervor, die erſte in dem Religionsedikt vom 9. Juli 1788 durch Wöllner, die zweite in dem Roſenkreuzerweſen durch Biſchoffswerder, die dritte in der Herrſchaft der Gräfin Lichtenau. Schnell verſtummte die Freude über die erſten Handlungen des neuen Königs, welche eine mildere, aber den Geiſt ſeines Vorfahren nicht verläugnende Regierung zu verſprechen ſchienen; dahin gehörte die Wiederherſtellung der Männer, denen Friedrich II. unrecht gethan, in Amt und Würden, die Aufhebung der läſtigen Kaffee- und Tabaksſteuer. Bald war das Volk enttäuſcht; denn bald ſah es, daß der König ſich in den Händen einer jeder Geiſtesfreiheit feindlichen Partei befand, welche, außer durch das Religionsedikt, auch durch die Cenſurverordnung vom 19. Dezember 1788 ſich ausſprach, daß er den Schatz, den ſein Vorgänger geſammelt, für ſeinen Hofhalt und für Prachtbauten vergeudete, daß die Arbeitsſtunden gekürzt wurden, weil ſeine Orgien Zeit und Kräfte zuſehr in Anſpruch nahmen, daß auf des Königs Arbeitstiſch die wichtigſten Papiere in Unordnung und offen umherlagen, ſo daß Preußens Feinde von allen Staatsgeheimniſſen unterrichtet waren.

Das Religionsedikt, entſproſſen aus der ſelbſt durch die Geſchichte von achtzehn Jahrhunderten noch nicht vernichteten Anſicht, als ob der Glaube, dieſe Herzensſache, durch äußere Befehle ſich erzwingen laſſe, ſprach mit offenbarem Widerſpruch ſich dahin aus: „Der König wolle die innere Ueberzeugung nicht zwingen(!) und ſelbſt bekannte Irrlehrer in ihrem Amte laſſen, aber von nun an ſolle jeder bei Strafe der Entſetzung dem hergebrachten und feſtgeſetzten Kirchenglauben gemäß lehren,“ d. h. er ſolle durch die Furcht vor Mangel zum Heuchler gemacht werden. Erheblichen Einfluß auf die Reaktionsmaßregeln Friedrich Wilhelm's II. übten die Ereigniſſe in Frankreich aus. Jakobinismus war damals, wie 1820 Demagogie und Karbonarie, wie 1848 Radikalismus und Kommunismus, rothe Republik und Anarchie das offizielle Schreckwort. Preußen glaubte, durch die leichte Unterdrückung des niederländiſchen Aufſtandes 1787 in ſeinem Selbſtgefühl gehoben, eben ſo leicht auch in Frankreich dem Königthume die Oberhand zu verſchaffen und ſchloß ſich nach dem Abgang Herzberg's, welcher die Ueberlieferungen von Friedrich's II. Staatskunſt feſthielt, 1791 in Gemeinſchaft mit dem Kaiſer, mit Rußland, Schweden, Sachſen u. ſ. w. dem Bunde von Pillnitz an. Aber der Feldzug von 1792 erreichte nach den leichten Erfolgen von Longwy und Verdün ſeinen Wendepunkt bei Valmy. Bald folgten die Franzoſen dem zerrütteten Heer auf deutſchen Boden, die folgenden Feldzüge ergaben trotz einzelner Erfolge bei dem gegenſeitigen Mißtrauen und der Uneinigkeit der Verbündeten einen ſchlimmen Ausgang und Preußen verließ endlich 1795 durch den Frieden von Baſel die deutſche Sache.

Rußland befolgte auch damals ſeine alte und doch neue Staatskunſt, ſich mit heftigen Worten für ein „legitimes und hiſtoriſches Princip“ zu erklären, wenn aber die That verlangt wird, ſeine Bundesgenoſſen im Stich zu laſſen und wo möglich nach andern Richtungen hin ſeine nichts weniger als hiſtoriſchen und legitimen Abſichten in aller Stille zu verfolgen. Schon am 22. September 1792 ſchrieb Georg Forſter: „Die Kaiſerin muß in's Fäuſtchen lachen, daß ſie durch ihre Demonſtrationen gegen Polen ihre beiden Nachbarn ſo weit weg auf die Haſenjagd geſprengt hat und nun in Polen thut, was ihr gut dünkt.“

Polen hatte, ſeit dem März 1790 mit Preußen verbündet, ſich dem gebieteriſchen ruſſiſchen Einfluſſe zu entziehen geſucht und am dritten Mai 1791 war eine neue Verfaſſung eingeführt worden, welche den Thron für erblich im ſächſiſchen Kurhauſe erklärte und das freie Veto aufhob. Preußen erklärte am 17. Mai 1791, „daß es die Umänderung der polniſchen Verfaſſung mit herzlicher Freude vernommen habe; es preiſe dieſen wichtigen Schritt des Volkes und erachte ihn weſentlich für des wiedergeborenen Staates Glück.“ Allein Katharina II. beſtimmte im Mai 1792 einige

Mißvergnügte, unter ihrem Schutz den Bund von Targowitz zu ſchließen und ließ zur Unterſtützung dieſer Konföderation ein mächtiges Heer in Polen einrücken.

Nun hatte Friedrich Wilhelm II. plötzlich eine andere Anſicht von der „geprieſenen“ Verfaſſung vom 3. Mai 1791. Er erklärte im Januar 1793: „Es ſei weltkundig, wie ſehr dieſe Staatsänderung den angeſehenſten Theil des Adels beleidigt und daß Rußlands Herrſcherin, von den Unterdrückten gerufen, ihre Heere zum Schutz der „Wohlgeſinnten“ geſandt habe, um die Grundverfaſſung zu retten (d. h. die Anarchie zu verewigen und Polen zu vernichten). Preußen, mit den Rüſtungen zum Feldzug gegen Frankreich beſchäftigt, könnte ein aufgeregtes Land, in welchem „jakobiniſche“ Grundſätze herrſchten, nicht im Rücken laſſen, daher der König im Einverſtändniß mit Rußland und Oeſterreich Truppen werde einrücken laſſen, um Großpolen zu beſetzen.“ Bei der zweiten Theilung Polens 1793 erhielt der „Beſchützer der polniſchen Verfaſſung vom 3. Mai“ unter dem Namen Südpreußen 1060 Quadrat-Meilen mit 1,200,000 Einwohnern, und bei der dritten Theilung oder der Vernichtung Polens im Jahre 1795 nochmals faſt 1000 Quadrat-Meilen mit einer Million Einwohner, auch Warſchau umfaſſend, das die Namen Neuſchleſien und Neuoſtpreußen erhielt.

Die Preußen fanden ein verwahrloſtes Land, aufgelöſte Verhältniſſe, Mißbräuche aller Art, unendlichen Stoff zum Bilden, aber leider auch zum Ausbeuten. Zahloſe Beamte, oft nur durch Gunſt oder Zufall ausgewählt, unter ihnen die ſchlechteſten Leute, die man anderwärts anzuſtellen nicht wagen durfte, ergoſſen ſich in die neue Provinz und ſtatt der Ordnung, welche ſie bringen ſollten, brachten ſie nur ihre Selbſtſucht und Unredlichkeit. Den Edlen und Redlichen unter dieſen war daher eine zweifache Anſtrengung auferlegt: den vorgefundenen Uebeln abzuhelfen und die neu eindringenden zu bekämpfen. Seit dem September 1795 waren die neuen polniſchen Länder dem Miniſter Hoym übergeben. Karl Graf von Hoym, geboren 1730 in Pommern, war Präſident der Kriegs- und Domänenkammer von Cleve und Mark, als ihn Friedrich II. im Jahre 1770 zum Staatsminiſter ernannte und ihm die Verwaltung von ganz Schleſien übertrug. Die Provinz war in blühendem Zuſtande, der ſich in den Jahren ſeiner Verwaltung, wenn auch nicht eben durch dieſe, nur noch mehr hob, und ihm die Zufriedenheit des Königs erwarb. Neben dieſer hatte er ſich aber ſowohl der Gunſt des Thronfolgers, als aller Perſonen verſichert, die in Berlin irgend Einfluß übten. Die Gunſt Friedrich Wilhelm's II. erhob ihn auch gleich nach der Huldigung zu Breslau 1786 in den Grafenſtand und verlieh ihm den ſchwarzen Adlerorden. Hoym war ein ſchöner Mann, der in ſeiner aus Freundlichkeit und Stolz gemiſchten Vornehmheit, bei freiem, offenem Weſen und ſeiner, verbindlicher Unterhaltung auf den erſten Blick Anſehen und Zuneigung gewann. Er hatte wirklich Herzensgüte und große Liebenswürdigkeit. Doch ohne ſittliche Kraft entbehrten dieſe Eigenſchaften alles ernſten Haltes und dienten nur der Eitelkeit und Selbſtſucht. Die Verwaltung Schleſiens war von dem Generaldirektorium in Berlin faſt unabhängig und Hoym benutzte dies Verhältniß, um in der Provinz Alles nach ſeinem Willen anzuordnen. Seine perſönliche Gunſt verfügte Anſtellungen und Ehren, vergab nach Belieben Geld und Gut. Von Schmeichlern und Anſuchern umgeben, ſeiner Stützen am Hofe ſicher, überließ er ſich bald allen Schwächen eines eiteln und mächtigen Mannes, der die Welt nur dazu vorhanden glaubt, auf daß ſie Seinesgleichen trage und verehre, denn Geburt und Stand galten ihm über Alles und der traurige Wahn, daß vornehmes Befehlen und gewandtes Weltweſen zum Staatsmann genüge, hatte ſich tief in ihm feſtgeſetzt. Der rechtliche Sinn der Behörden widerſtand öfters der Willkür; die öffentliche Meinung rügte mit Schärfe das Benehmen eines Miniſters, deſſen Schwäche bald in weichliche Rührung verſank, bald in zürnender Strenge aufwallte, ſtets aber nur der Einwirkung des Augenblicks folgte. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, welche allen Staatsverhältniſſen eine ſcharfe Prüfung brachte und die Forderungen des Zeitgeiſtes überall dringender anregte, ſprach die Verſtimmung gegen Hoym ſich um ſo ſtärker aus, als er jetzt nur um ſo eifriger in den alten Mißbräuchen und Vorurtheilen beharrte, die ſo mächtig erſchüttert und befehdet wurden. Nachdem Hoym (ſeit September 1795) Südpreußen zu Schleſien erhalten, begann er in jenem Lande ebenſo zu ſchalten. Durch den vom König genehmigten Vorſchlag, einen Theil der in der neuen Provinz vorgefundenen Krongüter zu Schenkungen an verdiente Männer zu verwenden, hatte er das Mittel in Händen, ſich die einflußreichſten Perſonen am Hofe zu verpflichten, und auf die Günſtlinge Biſchoffswerder, Wöllner und andre dieſer Art durfte er mit Sicherheit rechnen, wenn Anklagen wider ihn geſchehen ſollten, die er unter ſolchen Umſtänden kaum noch fürchtete. Die Unzufriedenheit in Schleſien war mittlerweile auf den höchſten Grad geſtiegen, der Haß gegen Hoym zeigte ſich immer offener und drohender, beſonders hegte die Hauptſtadt Breslau eine gährende Mißſtimmung, und es bedurfte nur eines zufälligen Anlaſſes, ſo brach ſie los. Ein junger Offizier hatte einen ſiebzigjährigen Fiſcher hart mißhandelt und der Anblick die Breslauer Bürger dergeſtalt erregt, daß ſie laut die Beſtrafung des Thäters forderten. Da dieſe nicht gewährt wurde, ſo ſtieg am 6. Oktober 1796 der Unwillen zu Thätigkeiten, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die anrückenden Truppen wurden zurückgeſchlagen, und der Sturm, einmal losgelaſſen, wandte ſich ſchnell mit ganzer Stärke gegen Hoym, wider deſſen Palaſt das Volk herantobte. Hoym, leichenblaß und zitternd, hielt ſich für verloren, jammerte um ſein Leben und verſprach jede Beſſerung; doch kaum war durch Kartätſchen, wobei gegen 100 Menſchen umkamen, der Aufruhr beſeitigt, ſo trat Hoym in alter Hoffart auf: Verhaftungen und Drohungen ſetzten die Stadt in Schrecken. Bis zu dieſem Punkt haben wir, zum Verſtändniß der Perſonen und Verhältniſſe, die Erzählung führen müſſen.

Hans Heinrich Ludwig von Held wurde am 15. November 1764 zu Auras an der Oder unweit Breslau geboren. Sein Vater, ein ehemaliger preußiſcher Offizier, ſtarb früh und Hans kam mit ſechzehn Jahren auf das Joachimsthaler Gymnaſium zu Berlin, wo er vier Jahre blieb und dann die Univerſität Frankfurt an der Oder bezog, um ſich der Rechtswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft zu widmen. Bei dem rohen Leben, welches auf den kleineren deutſchen Hochſchulen damals noch herrſchte und bei der Neigung der Zeit zu Geheimbünden, wandten ſich edlere Geiſter den Orden zu, welche ihren ernſteren Zwecken auch für das ſpätere Leben dauernde Bedeutung beilegten. Held trat in den Konſtantiſten-Orden, welcher, von Halle ungefähr im Beginn der ſiebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen, daſelbſt und auf andern norddeutſchen Univerſitäten einige hundert Mitglieder zählte, ungerechnet die, welche ſchon dem bürgerlichen Leben angehörten. Ebenſo hatten ſich die Amiciſten von Jena her verbreitet, und dieſer Orden ſtand mit dem der Konſtantiſten, je nach Umſtänden und Anläſſen, bald in Gemeinſchaft, bald in Hader; der Wetteifer diente jedoch meiſt nur dazu, die Bande der Vereinigung in jedem ſtraffer anzuziehen. Held wurde ſchnell ein leidenſchaftlicher Konſtantiſt, befeuerte die Mitglieder, warb deren neue, dichtete Lieder für die Zuſammenkünfte, trat ritterlich für die Ehre und das Anſehen des Vereins zum Waffenkampfe vor und bewirkte mit Hülfe einiger Freunde eine zweckmäßige Reform und neue Faſſung der Geſetze des Ordens.

In Halle, wohin er ſich 1785 begab, war er ebenfalls für den Bund thätig und warb ihm manche ſpäter namhaft gewordene Glieder; in Halberſtadt dagegen, wo er ſeine akademiſche Laufbahn ſeit dem Herbſt 1786 beendigte, fand er einerſeits nicht den geeigneten Boden für ſein Wirken, anderſeits beſchäftigten ihn ernſtere Sorgen, denn ſeine Mittel waren aufgezehrt und er mußte ſich um eine Verſorgung im Staatsdienſt bewerben. Seine erſte Anſtellung erhielt er im Anfang des Jahres 1788 als Sekretär bei der niederſchleſiſchen Zoll- und Acciſedirektion in Glogau.

Auch hier ſetzte er ſeine Ordensverbindungen fort, denen bald der Ausbruch der franzöſiſchen Staatsumwälzung eine mehr praktiſche Richtung gab. Der Beginn dieſes Ereigniſſes ſchien zu einer Vermittelung der philoſophiſchen Träume vom beſten Staat mit der Wirklichkeit zu führen, und ſogleich begann Held eine mehr praktiſche, über den Geſichtskreis einer Studentenverbindung hinausreichende Verfaſſung für den Konſtantiſtenorden zu entwerfen. Er ging dabei von der Anſicht aus: „Am Arm der Freundſchaft wächſt der Muth und, von ihr begleitet, wird der Streit mit der Thorheit, dem Laſter, mit dem hartnäckigſten Irrthum und Vorurtheil gewiß immer glücklicher angefangen und ausgeführt, als von dem Einzelnen, der, ſei er auch noch ſo dreiſt, gemeiniglich der Märtyrer ſeiner Grundſätze wird.“ Als Hauptzwecke des Bundes bezeichnete er einerſeits innere Veredlung der Mitglieder, anderſeits praktiſche Ausübung und Verbreitung deſſen, was im weiteſten Sinne wahr, gut, ſchön und gemeinnützig heißen mag. Die Mittel, dieſe Zwecke zu erreichen, ſind im Allgemeinen: Freundſchaft (Amiciſten) und Beſtändigkeit (Konſtantiſten), im Einzelnen: Befolgung der Kantiſchen Moral, gegenſeitige Unterſtützung in jeder Noth und Bedrängniß, beſonders aber im Kampfe für Recht und Wahrheit, Sorge für die Wittwen und Waiſen der geſtorbenen Mitglieder u. ſ. w., die Formen ſollten höchſt einfach ſein, keine Grade, keine unbekannten Obern, keine ſeltſamen Ceremonien. — Dieſer Plan, der ſo ſtrenge Anforderungen an die Mitglieder des Bundes machte und ihrer Eitelkeit gar keinen Spielraum gab, bezeichnet Held's Charakter. Held konnte dafür keine Theilnehmer finden und trat, nachdem er im Mai 1761 in eine beſſre Stelle nach Küſtrin verſetzt worden war, in den Freimaurerbund, um hier den Verhältniſſen gemäß für ſeine Ideale zu wirken. Mit dieſen Idealen mußten ſeine wahren Lebensverhältniſſe in den ſchneidendſten Zwieſpalt treten, als er im Mai 1793 in den für Preußen neuerworbenen polniſchen Landen als Aſſeſſor bei der Zoll- und Steuerdirektion zu Poſen angeſtellt wurde.

Wir kennen die Verwaltung dieſer Länder bereits als eine dem Wahren, Guten, Schönen, Gemeinnützigen und nicht nur der Kantiſchen, ſondern jeder Moral gerade entgegengeſetzte; dennoch war es zunächſt nicht das beleidigte Sittlichkeitsgefühl, ſondern ſein glühendes Gefühl für Freundſchaft, welches ſeit dem Jahre 1796 Held in Kampf mit den in Südpreußen waltenden finſtern Mächten ſetzte. Anfangs ſuchte er ſich über ſeine neuen unerfreulichen Umgebungen durch einen tugendhaften Geheimbund zu erheben. Ein früherer Freund Held's, der in Glogau angeſtellte Kriegsrath Joſeph Zerboni, ein vortrefflicher Kopf, hellen Geiſtes und hochherzigen Muthes, heiß für das Vaterland erglüht und in deſſen Dienſte muſterhaft, war mit dem aus Oeſterreich geflüchteten Kapuziner Ignaz Feßler bekannt geworden, der jetzt in der Nähe von Glogau bei dem Fürſten von Carolath lebte, und wegen ſeiner Schickſale und Talente in gutem Rufe ſtand. Als Freiheitsfreunde, als Eiferer für Menſchenveredlung, für Tugend und Recht, hatten beide Männer ſich leicht gefunden und bis auf einen gewiſſen Grad verſtändigt. In ihren Geſprächen kamen ſie bald auf die Mittel, welche ihren edlen Zwecken am förderlichſten ſein konnten, und Feßler trat mit dem Vorſchlag eines geheimen Bundes hervor. Durch Zerboni's Vermittelung ſchloß ſich auch Held dem Unternehmen an. Im Oktober 1793 kamen die drei Freunde in dem öden Schloſſe des Dorfes Polniſch-Tarnau zuſammen und nannten ihren Bund den der Euergeten oder Gutesthuer, wie denn in der That ihr Plan nur Gutes und Löbliches darlegte. Das Ganze ſollte als ein Zweig des Freimaurerbundes gelten und aus dieſem zunächſt auch ſeine Mitglieder werben. Zerboni gewann ſeinen eben aus Frankreich zurückgekehrten jüngeren Bruder, und ſeine Freunde: den Hauptmann von Leipziger in Schweidnitz und den Kaufmann Conteſſa in Hirſchberg für den Bund. Doch blieb in dieſem geringen Anfang die Sache bald ſtecken, man konnte ſich über die Form nicht einigen: der Bund ging unter, bevor er recht entſtanden war und die Freunde betrachteten ihn bald ſelber nur noch als ein Spielwerk jugendlicher Träume, nicht ahnend, daß aus dieſem verlaſſenen Spielwerk ihnen noch furchtbarer Ernſt erwachſen ſollte! — Der Euergetenbund blieb die letzte Geheimnißkrämerei, von welcher ſich Held locken ließ, und dieſer wandte ſich fortan lebhafter dem öffentlichen Leben zu, überſetzte franzöſiſche Gedichte auf die Ereigniſſe der Jahre 1794 und 1795 und beſang den Baſeler Frieden als eine Verſöhnung Preußens mit der Freiheit.

Das Jahr 1796 brachte nun die Verwickelungen, welche zunächſt auf Zerboni fielen, bei denen aber auch Held tief betheiligt war und die er ſpäter durch freiwillige Freundesthat ganz auf ſich riß, ſo daß ſein nachheriges noch langes Leben von den Folgen derſelben heimgeſucht blieb. 1793 war Zerboni von Glogau als Kriegs- und Domänenrath nach Petrikau in Südpreußen verſetzt worden. Hier entdeckte Zerboni in der Verwaltung den abſcheulichen Betrug einiger Angeſtellten, welche den Staat um eine Million Thaler übervortheilten, und pflichtgetreu berichtete er ſeine Entdeckung an Hoym. Doch dieſer wollte nichts von der Sache hören, nannte Zerboni's Angabe einen unberufenen Fürwitz, und wies ihn, als derſelbe ſich nicht gleich beſcheiden wollte, mit beleidigenden Ausdrücken zur Ruhe. Nun gingen dieſem die Augen auf, er ſah in manchen Dingen einen Zuſammenhang, den er bisher nicht hatte glauben wollen, doch ſchien ihm bei ſo vielem Schlechten, welches der Miniſter that oder guthieß, dieſer mehr mißbraucht als ſchuldig. Während Zerboni ſo noch ſchwankte, erhielt er in Petrikau die Nachrichten von den Vorgängen in Breslau, wie der Graf Hoym nach überſtandener Gefahr von der Feigheit zu Handlungen des Haſſes und der Grauſamkeit überginge und dadurch neues Unglück ſich bereite. Sogleich ſchrieb Zerboni am 12. Oktober 1796 demſelben einen verhängnißvollen aus „leidenſchaftlicher Anhänglichkeit" an Hoym hervorgegangenen Brief, deſſen Faſſung man die Einwirkungen der deutſchen Sturm- und Drangperiode und der franzöſiſchen Schreckenszeit anmerkt und welchen Held ein „unſeliges Mittelding von Schmeichelei und Grobheit" nannte. Folgende Stellen daraus bezeichnen es hinlänglich: „Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen. Sie leben nur für die Empfindung des Augenblickes. Ueber dem Jammer eines Einzelnen überſehen Sie das Elend einer ganzen Generation. Um eine vor Ihren Augen geweinte Thräne zu trocknen, laſſen Sie Ströme ungeſehener Thränen fließen. Sie beugen Ihre Kniee vor der Konvenienz und huldigen den Launen des Momentes. Sie ſchätzen den Stein nur um der Folie willen. Der Mann von Kenntniſſen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne geſellige Abgeſchliffenheit hat für Sie keinen Werth; Ihre buntſcheckigen ignorirenden Herrchen von Ahnen und Ton drängen beide nicht nur aus ihren Geſellſchaften, ſondern, was bedeutender iſt, aus öffentlichen Poſten, die keine Ahnen, aber Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit erfordern. Sie haben das Vorurtheil der Geburt (das man ſonſt ertrug), zu einer Zeit, wo man ſo dreiſt jedem grauen Wahne in die Augen leuchtet, durch die kleinlich ſtrengen Gränzlinien, die Sie in Ihren Zirkeln ziehen, unausſtehlich und ſich dem gebildeteren Bürgerſtande unerträglich gemacht. Männer von Kopf und Herzen haſſen ſie nicht mehr, ſie verachten Sie. Ihre Gunſt iſt der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen charakterloſen Menſchen erkennt. — — Unglücklicher Mann, mit ſo unendlichen Talenten zu eigener und zur Glückſeligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften albernen Schmeicheleien weniger charakterloſer Menſchen, die Sie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrenſäulen der folgenden Jahrhunderte, und — was mehr als dies alles iſt, ein großes und edles Herz, das Sie über alle Zufälligkeiten des Schickſals erheben ſollte.“

Hoym ſandte den ſeltſamen Brief in der erſten Wuth nach Berlin und ließ ihn in guter Stunde dem König vorlegen, der leicht in der Beleidigung eines Miniſters ſein eignes Anſehen angegriffen ſah und — die Verhaftung Zerboni's befahl. Am 17. November wurde dieſer als Staatsgefangener auf die Feſtung Glatz gebracht. Bald verſchlimmerte ſich ſein Schickſal; man hatte unter ſeinem Schriftwechſel auch Papiere über den Euergetenbund gefunden und das Ergebniß einer unſchuldigen Jugendſchwärmerei wurde als biegſamer Stoff zu den ſchwerſten Anklagen von einem Miniſter, wie Hoym, mit der ganzen Leidenſchaft des Haſſes und der Rachſucht ausgebeutet, Zerboni am 17. Februar 1797 nach Spandau, dann nach Magdeburg gebracht, ſein Bruder, ferner Leipziger und Conteſſa gleichfalls verhaftet und nur Held und Feßler verſchont, jener, weil er in ſeinen vorgefundenen Briefen den Euergetenbund als unausführbar darſtellte und ſich davon losſagte, Dieſer, weil ihn der König, der Feßler's eben erſchienenen Mark Aurel für eine Lobſchrift auf ſich hielt, ſelbſt von der Liſte der Angeklagten löſchte. Bei der Unbeſtimmtheit der damaligen preußiſchen Geſetzgebung über geheime Geſellſchaften war es dem Miniſter gelungen, Zerboni zu mehrjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilen zu laſſen, doch Friedrich Wilhelm II. ſtarb den 17. November 1797. Wöllner und Biſchoffswerder wurden geſtürzt; der neue König übergab im April 1798 die Verwaltung von Südpreußen dem Miniſter Voß und entließ Zerboni im Sommer 1798 ſeiner Haft, welcher nun auf freiem

Fuße ſeinen Prozeß gegen den Fiskus in zweiter Inſtanz fortführte.

War es von Seiten des jungen Königs Friedrich Wilhelm III. Pietät gegen das Andenken ſeines Vaters, war es die Furcht, dem revolutionären Geiſt der Zeit „Konceſſionen zu machen," war es, weil kein bedeutender Charakter unter ſeinen Miniſtern ihm zu Seite ſtand — es wurden nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. nicht die durchgreifenden Maßregeln ergriffen, welche die klar erkannte Fäulniß des Staats nothwendig machte. Wie ſehr der Zuſtand Preußens dem König bekannt war, geht aus ſeinem denkwürdigen Erlaß vom Juli 1800 hervor, aus dem nur einige bezeichnende Stellen hier ſtehen mögen: „Faſt allgemein werden die Beamtenſtellen nur als Pfründen betrachtet, deren Inhaber gerade nur ſo viel thun muß, als erforderlich iſt, um das Gehalt zu erheben und mit möglichſter Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre, wie ſie es nennen, auf ſolche Art „gedient" hat, begehrt gleich für ſeine eingebildeten Verdienſte anſehnliche Beförderungen, Titel- und Gehaltsverbeſſerungen und findet ſich gekränkt, wenn ſie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden. Jedes nicht alltägliche Geſchäft ſoll beſonders bezahlt werden oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geſchäfte bei einer Stelle ſich vermindern, ſo wird Niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Emolument ſich kürzen zu laſſen, aber keine unbedeutende Geſchäftsvermehrung darf ohne Gehaltzulage entſtehen. Dieſer verderbte Geiſt iſt unter den Räthen der höheren und niederen Landeskollegien, beſonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen herrſchend und hat ſich von ihnen aus in die Provinzen und beſonders auf die Subalternen verbreitet, wo er ſich noch in weit verderblicheren Folgen beſonders durch Unwiſſenheit, Faulheit und Beſtechlichkeit äußert."

Eine geheime Ueberzeugung von der Gebrechlichkeit des Staatsgebäudes ließ die Lenker des Staats ein Grauen vor jedem Rütteln daran empfinden. Dieſelbe feige

Geſinnung, welche nach der Schlacht bei Jena in der vom Feinde bedrohten Hauptſtadt: „Ruhe für die erſte Bürgerpflicht“ erklärte, welche 1803 in Hannover „Rüſtungen ohne Ambrage zu erregen“ anordnete, entfernte nicht völlig die Urheber des Verfalles von Preußen, ſondern ſuchte ſie nur auf ſchonende Weiſe unſchädlich zu machen, ging nicht zum Vortheil des Staates den ungeheuern Unterſchleifen auf den Grund, ſondern ſuchte das Geſchehene zu verheimlichen, und betrachtete jeden der den Staat nicht als eine Privatſache der Beamten anſah, der unaufgefordert zur Förderung des Staatswohls, Rath gab, der arge Geheimniſſe entſchleierte, ſei es auch nur zur Wahrung eigner Ehre und zum Beſten des Ganzen, als einen Hochverräther. Der Graf Schulenburg, ein eitler, flacher Menſch, konnte nicht begreifen, daß Held aus andern, aus edleren Gründen, als aus perſönlichen Haß, Hoym's Schurkenſtreiche aufgedeckt, und verſagte, obgleich er Held wohlwollte und ſeine Sache als eine durchaus gerechte betrachtete, jede Hülfe gegen ungerechte Verurtheilung, weil man es ihm als perſönliches Uebelwollen gegen Hoym auslegen könnte. Wenn Held's Beſchützer, der Miniſter Struenſee, einer der beſſeren Männer jener Zeit, zu Held die Worte ſprach: „In unſerm Staate iſt kein Reformiren möglich, als das unmittelbar vom König ausgeht, im Einzelnen iſt nirgends ein vernünftiger Anfang damit zu machen: jeder Geſchäftsmann bei uns arbeitet nur dahin, daß er ſich durch die Form decke und nicht aktenmäßig verantwortlich werde,“ ſo ſprach er eigentlich ſich ſelbſt das Urtheil, doch hatte ihn das Beiſpiel ſeines Bruders gelehrt, daß es zum Blutgerüſte führen könne, wenn man kräftig und rückſichtslos das wahre Wohl des Volkes gegen die herrſchende Junker- und Hofpartei vertheidigte. —

Noch unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. war Held ein Jahr nach ſeinem Freunde in eine politiſche Unterſuchung verwickelt worden. In einem Zeitlied „an den Gemeinſinn," welches Held zur Geburtstagsfeier des Königs am 25. September 1797 zu Poſen drucken ließ, erregten zwei Stellen großes Aufſehen. Der Vers:

„Laß den goldumſtrahlten Thron
Diener nur umgeben,
Die nach innerm Tugendlohn,
Nicht nach „Gütern" ſtreben,"

wurde auf die durch ſüdpreußiſche „Güter" beſtochenen Beamten bezogen, die Strophe:

„Allen Buben ihren Lohn,
Die den Staat betrügen,
Und aus Raubſucht um den Thron
Sich wie Schlangen ſchmiegen.
Später Rache heißer Tag
Draut aus fernen Wettern,
Sie mit einem großen Schlag
In den Staub zu ſchmettern."

auf den künftigen König Friedrich Wilhelm III. gedeutet, der als Kronprinz in ſchweigendem Unwillen den herrſchenden Günſtlingen als ein drohendes Schreckbild erſchien. Hoym ſandte das Gedicht ſogleich ein, mit der lügenhaften Angabe, es ſei mit Umgehung der Cenſur gedruckt, und denuncirte Held als unruhigen Kopf und Demagogen. Dieſe Anklage gerieth, da Friedrich Wilhelm II. mittlerweile geſtorben war, in die Hände ſeines Nachfolgers, der in den erſten Jahren ſeiner Regierung ſolche Sachen unbedenklich nach den Angaben ſeines Geh. Kabinetsraths Menken, eines ſchwachen, furchtſamen Mannes, der gegen Held perſönlich eingenommen war, entſchied. Nach dem Grundſatz: „Ruhe, die erſte Bürgerpflicht," wurde Held ohne Unterſuchung und Verantwortung nach Brandenburg verſetzt und noch dazu verwarnt. Seine Rechtfertigung, in welcher er die Lüge nachwies, daß ſein Gedicht ohne Cenſur gedruckt ſei, und dem König zu bedenken gab, ob ſolche Dichter wie Held, oder ſolche Miniſter wie Hoym dem Staate mehr ſchadeten, hatte keinen andern Erfolg, als daß die Verſetzung beſtätigt und der Verweis wiederholt wurde; auf den Rechtspunkt, daß das Gedicht unter Cenſur gedruckt war, ging dieſe Kabinetsjuſtiz nicht ein.

Dieſe Nachrichten erhielt Held in Berlin und es iſt als Gegenbild zu heute nicht unwichtig, zu ſagen, wie damals eine Ungnade wirkte. An demſelben Abend war Held von einem höhern Beamten in eine geſchloſſene Geſellſchaft eingeladen. Von der Ungnade Held's unterrichtet, entſchuldigte der Wirth ſich und überwies ſeinen Gaſt dem Buchhändler Friedrich Nicolai. Während der Geſellſchaft verbreitete ſich auch dort die Nachricht; alles zog ſich von Held zurück, die Anweſenden verſtummten allmälig und gingen zwei Stunden früher als ſonſt nach Hauſe. Auch in Brandenburg, wo er ſeit Februar 1798 wohnte, empfand er die Wirkung dieſer Ungnade in Kälte und ſchnöder Behandlung von Seiten wohlgeſinnter Beamten und Offiziere. Dagegen ſetzte er ſich mit ſeinem Freunde Zerboni in Verbindung, der noch auf der Citadelle zu Magdeburg ſaß und erhielt von ihm die Urkunden und Belege zur Aufklärung der ſüdpreußiſchen Unterſchleife. Die zum Druck fertige Handſchrift ſandte er im Dezember 1798 nach Zerbſt, jedoch der Poſtdirektor Pauli in Magdeburg witterte in dem Packet etwas verdächtiges, ließ es öffnen und beförderte die gefundene Handſchrift, anſtatt nach Zerbſt, nach Berlin an den Miniſter von Schulenburg, der ſie dem König mittheilte. Die darin gemachten Angaben wurden geleſen und beſprochen, dann aber die Schrift beſeitigt, da man es als einen weiſen Grundſatz aufſtellte, die unter der vorigen Regierung begangenen Miſſethaten ruhen zu laſſen.

Außer dem geſchehenen Eingriff in ſein Eigenthum hatte Held, den man als Verfaſſer errieth, noch den Nachtheil, daß die üble Stimmung gegen ihn bei Hofe dadurch vermehrt wurde, und ein andrer Charakter, als Held, hätte ſein Gewiſſen mit dem Verſuch, das Rechte zu wirken, beſchwichtigt und im Stillen ſich gefreut, daß das gefährliche Unternehmen geſcheitert war. Ihn aber beugte weder dies Mißgeſchick, noch eine unglückliche Ehe, noch Nahrungsſorge. Ein Vorfall, welcher den damaligen Geiſt des preußiſchen Heeres, der ſein Gericht bei Jena fand, bezeichnete, — betraf Held im September 1799. Der durch ſeinen maßloſen Hochmuth, ſeine Heftigkeit und ſeine Verachtung des Bürgerſtandes bekannte General Rüchel ſuchte ſeine „gute Geſinnung" dadurch an den Tag zu legen, daß er mit noch zwei hohen Offizieren den mißliebigen Held, der ihm nur den Namen nach bekannt war, als er ihn zufällig antraf, ohne Veranlaſſung öffentlich über ſeine Geſinnungen und früheren geheimen Verbindungen ausfragte und auf die beleidigendſte Weiſe ihm gute Lehren gab. Held richtete ein Schreiben an den König, worin er ſich über dieſe Behandlung beſchwerte, und ſchloß daſſelbe mit folgenden, leider noch heute gültigen Worten: „Wir Civiliſten ſind offenbar gegen ſolche Militärs nicht geſchützt und im geſetzlichen Gleichgewicht: Klagen haben keinen Erfolg und wollen wir uns durch eigene Kraft Recht verſchaffen, ſo leiden es unſre Miniſter nicht; ſie kaſſiren uns und der Fiskal fordert nach dem Duellmandat ſchwere Geldbußen ein oder ſie verhelfen uns auf die Feſtung, der Offizier aber ſitzt vierzehn Tage in der Wache und lacht." —

Verſchiedene Umſtände bewirkten, daß Held ſeinen Plan, die Hoym'ſchen Verbrechen zu enthüllen, wieder aufnahm. Zerboni hatte nach ſeiner Befreiung ſich das Gut Pluzawitz bei Poſen gekauft und lud den Freund zum Beſuch ein. Dort erfuhr Held, daß Zerboni's Feinde noch nicht ruhten, ſondern, weil dieſer die Akten ſeines Prozeſſes ohne beſondere Genehmigung in Hamburg hatte drucken laſſen, einen neuen Kriminalprozeß beabſichtigten, dort erhielt er auch den merkwürdigen Erlaß, aus dem wir oben einige Stellen mitgetheilt, jene ſcharfe Kritik, welche der König an ſeinen Beamten übte. Mußte nun Held nicht erwarten, daß bei den ausgeſprochenen Geſinnungen des Königs, den Beamtenſtand zu beſſern, eine Anklage, welche durch den ungerechten Angriff auf einen Ehrenmann wie Zerboni hervorgerufen war, Beachtung finden würde? Dazu kam, daß der Umgang mit Fichte, der Briefwechſel mit Matth. Claudius, mit Archenholz, Garve, Oelsner u. ſ. w. Held's Geſinnung geſtärkt und ſeine Kenntniſſe vom Staate erweitert hatte. Zerboni traf dieſer neue Schlag, der ihn aus ſeinem ſchönſten Schaffen in ländlicher Stille zu reißen drohte, auf's empfindlichſte und er beſchloß den äußerſten geſezmäßigen Widerſtand zu leiſten. Beide Freunde ſahen in der Veröffentlichung der Prozeßakten einen nachträglichen Erſaz der allem gerichtlichen Verfahren gebührenden, durch die geheime Rechtspflege nur ungerecht verkümmerten Oeffentlichkeit. Held beſchloß auf der Stelle, das Verderben, welches dem Freunde drohte, auf die Häupter ſeiner Feinde zurückzuwälzen und ſie durch die Macht der ſonnenklaren Wahrheit zu erdrücken. Vergebens bemühte ſich Zerboni, ihn zu beruhigen, ihm vorzuſtellen, daß erſt auf dem juriſtiſchen Felde der Kampf zu führen ſei. Held reiſte über Kaliſch nach Poſen zurück und wußte ſich dort die Abſchriften der Urkunden eines höchſt ärgerlichen Prozeſſes zu verſchaffen, in welchem Graf Hoym und der Großkanzler von Goldbeck ſehr blos geſtellt erſchienen. Held ſchrieb in Eile, begeiſtert von Zorn, heftige Erläuterungen dazu und nahm die druckfertige Schrift mit nach Berlin. Dort legte er ſie ſeinem Gönner, dem Miniſter Struenſee vor, der anfangs auch bei Held eigennüzige Abſichten argwohnte, dann aber, nachdem dieſer ſein Herz ausgeſchüttet, die wahren Worte zu ihm ſprach: „Für Ihr Heil würde eine Portion Egoismus Ihnen ſehr dienlich ſein." Jede Mitwirkung bei der Veröffentlichung lehnte Struenſee ab, theils weil man ihm dieſelbe als perſönlichen Haß gegen Hoym deuten, theils weil der Schritt doch ohne Erfolg ſein würde.

Anfangs wollte Held die Schrift außerhalb Preußens drucken laſſen, aber der Berliner Buchhändler Fröhlich erbot ſich zum Verlag unter Zuſicherung der ſtrengſten Verſchwiegenheit und ſo erſchien 1801 das Buch: „Die wahren Jakobiner im preußiſchen Staate, oder attenmäßige Darſtellung der böſen Ränke und betrügeriſchen Dienſtführung zweier preußiſchen Staatsminiſter. Ueberall und Nirgends 1801." Drei Abdrücke ließ Held in einer benachbarten ſächſiſchen Stadt in ſchwarzen Umſchlag mit ſchwarzem Schnitt binden, woher das weitberühmte, höchſt ſeltne Buch den Namen des „ſchwarzen Buch's" erhielt, auf dem Rücken in Silberſchrift: „Hoym und Golbeck" ſetzen und ſandte ſie im Februar 1801 von Nauen zur Poſt an den König, an deſſen Adjutanten, Oberſt von Kückeritz und an den Miniſter Grafen Schulenburg. Für den Fall, daß das für den König beſtimmte Exemplar unterſchlagen würde, hielt er das Erſcheinen im Buchhandel für nöthig; er durfte wohl auf einigen Erfolg rechnen, denn die Miniſter Struenſee, Schulenburg, Alvensleben und Buchholz hatten den Inhalt gebilligt. Held's Unvorſichtigkeit indeſſen, der einen Freund durch ein paar anonyme Zeilen auf das baldige Erſcheinen des ſchwarzen Buchs aufmerkſam machte und ihn aufforderte es zu kaufen, ehe es verboten würde, und der Zufall, daß dieſer Freund die Zeilen erhielt, als er bei einem, Hoym ergebenen Beamten zu Tiſch war und daß er ſie arglos vorlas, vereitelte die große Verbreitung des Buchs. Jener Beamte, Geheimrath von Beguelin, der Zeit Lebens das Intereſſe der Macht allein anerkannte, beeilte ſich den Poſtdirektor von Berlin, Goldbeck's Schwager, davon zu benachrichtigen und ſo wurden die meiſten Abdrücke, welche von Leipzig aus in das Land ſollten, an der Gränze in der Stille aufgefangen und Held verlor den Troſt, daß er ſpäter gewußt hätte, für was er litte, denn nur durch das ungeheure Aufſehen, welches das Buch bei ſeiner Verbreitung in ganz Preußen erregt haben würde, hätte die Regierung gezwungen werden können, von ihrem Syſtem des ſchwächlichen Verheimlichens zu kräftiger Unterſuchung ohne Anſehen der Perſon überzugehen.

Held war auf Einladung eines Freundes gerade in Berlin, als der Sturm über ihn herein brach. Er wurde gewarnt, aber er verſchmähte zu fliehen. Am 22. Februar 1801 wurde er, nachdem Fröhlich gleich beim erſten Verhör alles geſtanden, verhaftet und zu gemeinen Verbrechern in ein ſchmutziges Gefängniß der Hausvogtei geſetzt. Erſt nach acht Tagen wurde er zum erſtenmale verhört, erſt auf Beyme's und Struenſee's Verwendung erhielt er einen anſtändigen Kerker und Schreibmaterialien.

Held hatte bald auch Erfahrungen zu machen „vom Aufgeben der Freunde“ in der Noth, wenigſtens der hochgeſtellten; ſelbſt Struenſee nahm ſich ſeiner nur lau an und ein hoher Juſtizbeamter, der nach Goldbeck's Stelle lüſtern, ihn zu Schöpfung und Bekanntmachung der Schrift getrieben und im Nothfalle ihm ſeine Verwendung zugeſagt, rühmte ſich jetzt, er habe ſich mit Held nur deßhalb eingelaſſen, um ihn ausforſchen zu können! Held's weniger hochſtehende Freunde, wenn gleich die meiſten ihn nicht verſtanden und ſelbſtſüchtige Beweggründe bei ihm vermutheten, verließen ihn nicht und beſonders Fichte richtete ihn durch ſeine Briefe auf. Allgemeine Theilnahme herrſchte in Berlin für den Gefangenen, der im Gefängniß Friedrich's II. Brief an Keith „über die Nichtigkeit der Todesfurcht“ in deutſche Verſe überſetzte. Nach einigen Monaten verurtheilte das Kammergericht ihn „wegen Beleidigung der beiden Staatsminiſter und Verletzung der Ehrfurcht gegen den König“ zu Amtsentſetzung und achtzehnmonatlicher Feſtungshaft. Gegen dieſes Urtheil legte Held ſogleich Berufung ein und ſchrieb im Gefängniß während des Sommer's 1801 ſeine Vertheidigung, wobei er in ſeiner Weiſe von der Vertheidigung zum Angriff überging. Zur Begründung und weiteren Ausführung ſeiner Anklagen im ſchwarzen Buch ſchrieb er das „ſchwarze Regiſter,“ eine umſtändliche Aufzählung der in Südpreußen von 1795 bis 1798 verſchenkten Güter hinzu, ihres vorgeſpiegelten und ihres wahren Werthes, der Empfänger und etwaigen ſpätern Beſitzer. Die Liſte enthält 241 Güter, die zu 3½ Millionen Thaler geſchätzt, aber 20 Millionen Thaler werth und an 52 Perſonen verſchenkt waren. So hatte z. B. der berüchtigte Triebenfeld (eine Kreatur Hoym's, urſprünglich Förſter, dann geadelt und zum Kriegs- und Forſtrath erhoben, der ſeinen Einfluß mit der größten Frechheit zur Schau trug,) dafür, daß er die Schenkungen anordnen und ausführen half, acht Güter geſchenkt bekommen, welche im Werth von 51,000 Thalern angegeben waren, aber bald nachher auf 700,000 abgeſchätzt, und am 9. März, als Held ſchon gefangen ſaß (welcher Hohn des Schickſals!) zur Beſtätigung der Anklage wirklich um 750,000 Thaler verkauft wurden. Auf dieſe Thatſachen geſtützt, behauptete Held, er müſſe nicht nur ſelbſt freigeſprochen, ſondern es müßten auch ſeine Gegner zu Amtsentſetzung und Feſtung verurtheilt werden; er fügte die betreffenden Geſetzſtellen bei. Zum Beweiſe, daß auch Miniſter Uebelthäter ſein könnten, erinnerte er an den Miniſter von Gören, den Friedrich II. als einen überführten Betrüger auf die Feſtung geſchickt; „wenn man ſeine Anklagen nicht widerlegen könne, ſo müſſe der Staat es ihm danken, daß auf ſeine Veranlaſſung wieder ſolche Gerechtigkeit geübt werde.“ Dieſe Vertheidigung konnte bei den beſtehenden Geſetzen, wo den Richtern die Wahrheit der Anklage ganz einerlei iſt und nur auf die beleidigende Form derſelben geſehen wird, nicht zum Ziele führen; indeß machte ſie doch ſolchen Eindruck, daß in der langen und lebhaften Sitzung um die Mitte des September 1801 die härtere Anſicht: das Urtheil erſter Stufe zu beſtätigen, ſtatt dem Angeklagten die überſtandene Haft als genügende Strafe anzurechnen, nur mit einer Stimme überwog. Nun erſtattete der Juſtizminiſter von Arnim dem Könige Bericht und ſprach darin günſtig für Held; allein dies blieb ohne Wirkung, Friedrich Wilhelm „der Gerechte“ beſtätigte nicht nur das Urtheil, ſondern ſchärfte es ſogar durch die Beſtimmung, daß Held ſeine Haft nicht in Spandau, wie anfangs beſtimmt war, ſondern, um ihn von allem literariſchem Verkehr zu trennen, in Kolberg erſtehen ſollte.

Da Held durch ſeine Amtsentſetzung aller Einkünfte beraubt und ohne Vermögen war, ſo wurden ihm auf Struenſee's Verwendung ſechs Thaler monatlich zum Unterhalt angewieſen (welche Sparſamkeit gegenüber den ſüdpreußiſchen Millionen!) und davon mußte er ſpäter noch den Landjäger unterhalten, der ihn auf die Feſtung Kolberg begleitete. Seine Prozeßakten wurden verſiegelt und ihm mit lebenslänglicher Gefangenſchaft gedroht, wenn er verſuchen ſollte, ſie zu veröffentlichen. Muß man nicht ſolchen Thatſachen gegenüber die oft gehörte Klage vom Mangel an Gemeinſinn in Deutſchland ungegründet finden? Thätiger Gemeinſinn kann nur bei einem geſicherten Rechtszuſtand ſtattfinden und wenn wir auch dieſem Zuſtand uns nähern, ſo pflegen doch alle Zuſtände, alſo auch die Zeiten der Kabinets-Juſtiz, Jahre lang nach ihrem Aufhören noch ihren Einfluß auf den Volkscharakter zu üben.

Des ſiebenunddreißigjährigen Held's Haare waren im Gefängniß gelichtet und gebleicht, aber ſein Geiſt war ungebeugt und blieb auch auf der Feſtung dem Wohl des Vaterlandes zugewandt. Er beſuchte vor ſeinem Abgang nach Kolberg die Miniſter Schulenburg und Struenſee. Der erſtere zeichnete die Grundſätze, nach denen damals der Staat verwaltet wurde, unwillkürlich auf die ſchärfſte Weiſe, indem er ſagte: „Eigenmächtige Privatverſuche, Staatsbetrügereien zu rügen, können nicht gelingen, wenn die Regierung einmal den Beſchluß gefaßt hat, davon keine Notiz zu nehmen.“ Als bei dieſem Anlaſſe Held ſich über das Eröffnen und Wegnehmen ſeiner Briefe auf dem Poſtamte beſchwerte, erwiederte Schulenburg: „Das ſei nichts Unrechtes, da es von Seiten der Obrigkeit immer in guter Abſicht geſchehe; da habe er einen Schweizer in Spandau ſitzen, der ein gefährliches Projekt gegen den

Staat im Schilde geführt: wie hätte man dahinter kommen können, als durch Eröffnung ſeiner Korreſpondenz?"

Struenſee entließ Held mit vieler Herzlichkeit, und ſagte über den Geiſt der Regierung faſt daſſelbe, nur daß er ihr nicht Recht gab, ſondern das Handeln nach perſönlichen Rückſichten, ſtatt nach feſten Grundſätzen, das Schonen von Böſewichtern, ſo lange ſie die Formen wahrten, als Verirrungen beklagte. Nach beinahe acht Monaten Aufenthalt in der Hausvogtei verließ Held Berlin am 19. Oktober 1801 in Begleitung eines Landjägers, für den er (wie geſagt) Poſt und Zehrung mitbezahlte. Als er beim Schloſſe vorbeikam, rief er: „Nun Schickſal, du wirſt richten, ich appellire an dich!" In Kolberg bewohnte er allein das einzige Staatsgefängniß auf dem Steinthore, denſelben Raum, aus dem 1807 Gneiſenau die tapfere Vertheidigung Kolberg's gegen die Franzoſen leitete. Von hier aus ſah er im November am Strande ſieben geſcheiterte Schiffe liegen, wovon eins die „Freundſchaft," eins „Konſtantia" hieß. Er wurde auf der Feſtung gut behandelt, durfte ſpazieren gehen und ſich im Meere baden, welches er wohl 300mal that, auch ſein Briefwechſel war ihm freigegeben. Aber ſeine Geldverhältniſſe blieben ſehr drückend, und er war fortwährend zu den größten Entbehrungen genöthigt; ſein Frühſtück beſtand in Waſſer, ſein Mahl war mehr als kärglich; Sachen des nothwendigſten Bedarfs anzuſchaffen, reichte das Geld nicht aus. Er wußte dabei ſeine Töchter in Berlin gleicherweiſe bedrängt und von dem guten Willen fremder Menſchen, bei denen ſie in Penſion waren, abhängig. Von ſeinen zahlreichen „Freunden" hörte er wenig. Sein Geiſt konnte nicht unthätig bleiben; er benutzte die Muße des Gefängniſſes, eine „Geſchichte der Belagerung von Kolberg" zu verfaſſen, welche erſt nach ſeinem Tode herausgegeben wurde; auch machte er die Bekanntſchaft Nettelbeck's.

Nach Ablauf ſeiner Strafzeit wurde Held freigelaſſen und kam im Sommer 1803 nach Berlin zurück.

Der König hatte verfügt, er ſolle ein Wartegeld von 500 Thalern beziehen, dafür von Struenſee beſchäftigt und, wenn er ſich ein Jahr lang ruhig verhielte, auch wieder angeſtellt werden. Ruhig mußte er ſich wohl verhalten, denn er hatte für ſeine Kinder zu ſorgen, ſeine Gläubiger zu befriedigen, an ſchriftſtelleriſchen Erwerb zu denken; doch genoß er die Genugthuung, daß der König die gegen Zerboni wegen Veröffentlichung ſeiner Akten gerichtlich ausgeſprochene Strafe einjähriger Feſtungshaft in Graudenz völlig niedergeſchlagen hatte; Held's Leiden und Wagniß waren alſo dem Freunde zu Gute gekommen, und dennoch ließ dieſer, dem es jetzt in jedem Betracht wohl erging, nichts von ſich hören. Neben ſeinen Arbeiten bei Struenſee beſchäftigte Held ſich mit dem Studium der Naturwiſſenſchaften. Sein Eifer, für das Wohl des Staates zu wirken, wandte ſich nach ſo herben Erfahrungen einer gefahrloſeren Aufgabe zu: erſchrocken über den Abgrund, in den er blickte, überzeugt, daß politiſch wie finanziell der Staat ſeinem Untergang entgegeneilte, arbeitete er eine Denkſchrift über die Handels- und Gewerbslage des Staates aus. Struenſee lobte zwar die Schrift, wollte ſie aber nicht zum Vortrag bringen, da zu Reformen noch nicht die rechte Zeit und Held's Name einmal verhaßt ſei. Auch auf dem politiſchen Felde verſuchte Held ſich in verſchiedenen, mitunter ſehr kühnen Vorſchlägen zur Rettung des Vaterlandes, ohne hier beſſere Früchte zu erndten. Alle ſeine Hoffnungen auf eine befriedigende Anſtellung aber ſcheiterten durch den Tod Struenſee's (17. Oktober 1804), dem Held ein Ehrengedächtniß*) ſtiftete. Zu derſelben Zeit ſtarb auch ſeine Tochter Aurora. Die Scheidung von ſeiner Frau im Mai 1805 nach langwierigem Prozeß erleichterte ihn zwar von einem drückenden Verhältniß, aber die politiſche Schwüle, welche dem Sturm von 1806 vorherging, der Preußen zu Boden riß, laſtete ſchwer auf dem begeiſterten Vaterlandsfreund, wie ſeine eigenen kümmerlichen Verhältniſſe. Dennoch blieb er theilnahmvoll für alle Ereigniſſe und ſprach ſeine Empfindungen in Gedichten aus, ſowohl bei Schiller's Tode, als bei dem Ausmarſch des preußiſchen Heeres nach Thüringen.

---

*) Struenſee. Eine Skizze für Diejenigen, denen ſein Andenken werth iſt. Berlin 1805.

Nach Preußens Fall zerriſſen heftige Widerſprüche Held's Gemüth: ihm gab das Geſchick eine furchtbare Genugthuung, als es die Worte des Mannes beſtätigte, der ſo oft das Verderben vorausgeſagt, den Untergang als unvermeidlich verkündigt, aber dennoch beugte das Unglück des Vaterlandes den Patrioten nieder. Er zog ſich nach Neuruppin zurück und verlebte hier, da gleichzeitig die Auszahlung ſeines Wartegeldes bei der Zerrüttung des ganzen Staates aufhörte, eine Zeit der Noth und Spannung, des Schmerzes und der Erbitterung, die den in der Hausvogtei und in Kolberg erlittenen zu vergleichen waren. Die Drangſale der eignen Lage waren mit denen des Vaterlandes eng verflochten und wuchſen mit jedem neuen Ereigniſſe. Für Held wäre jetzt aller Raum und die freieſte Gelegenheit geweſen, das verlorene Spiel gegen die Widerſacher, die ihn bedrückt hatten, wieder aufzunehmen und nochmals durchzuſpielen, wozu das Geſchick ihm alle Vortheile in die Hände gegeben; die einſt Mächtigen lagen jetzt niedergeworfen und das Unglück des Staates wurde ihnen mit als Verſchuldung aufgebürdet. Der Kampf wäre leicht, der Sieg unfehlbar geweſen, aber Held hatte keinen ſolchen Gedanken, er bedurfte keiner perſönlichen Rache: die allgemeine war ſchon allzugroß vorhanden! Als viele Schriftſteller ſchadenfroh die Blößen des gefallenen Staates enthüllten, ſagte Held in einer ungedruckten Schrift (Blicke hinter Vorhänge, 1808): „Ich redete von dieſen Gefallenen, da noch alle Macht und alles Anſehen an ihnen haftete, ebenſo, wie ich heute rede; ich riß einzelne Perſonen, die im vollen Glanze ihrer Gewalt an der Spitze des Staates ſtanden, vor das Tribunal der öffentlichen Meinung, bewies ſonnenklar ihre Untauglichkeit, Trägheit, Schlechtheit, ihren böſen, heuchleriſchen Willen und daß aus ſolchen Urſachen ſolche Wirkungen, wie wir erlebten, hervorgehen müßten. Aber ich werfe nicht, wie ſo viele andere erſt ſpät hinzugelaufene Schreier und Skribenten, mit Koth und Schutt nach den Ruinen der eingeſtürzten Monarchie; ich ſtehe, das eigene Weh in dem des Vaterlandes bejammernd, neben dieſen Ruinen, ſage die ernſthafteſten Wahrheiten, ſage mein Urtheil und bin zum Urtheilen befugt, weil ich mit Aufopferung meines Glücks und meiner Ruhe den Einſturz prophezeite und davor warnte."

Nach dreijährigen Leiden zu Neuruppin in Drangſal und Krankheit, gelang es ihm endlich im Sommer 1809, den Aufenthalt wechſeln und zunächſt eine Erholungskur im Bade zu Freienwalde unternehmen zu können, und ſeit Auguſt desſelben Jahres wurde auch ſein Wartegeld wieder ausbezahlt. Im Sommer 1810 zog er nach Berlin, wo von ſeinen Feinden nicht mehr die Rede war. **Hoym**, nachdem er das Zuſammenbrechen des Staates noch erlebt, war in Dunkelheit geſtorben, **Goldbeck** und **Rüchel** waren verabſchiedet, **Beyme** auf Reiſen. **Held** erhielt endlich im Oktober 1810 eine Stelle als Salzfaktor, welche, wenn ſie gleich nur 1200 Thaler einbrachte, alſo ſoviel, als **Held** ſchon vor zwölf Jahren bei ſeiner Verhaftung bezog, doch ſeinen Bedürfniſſen vollkommen genügte. Im Mai 1813 ging **Held** eine zweite, glücklichere Ehe ein und dasſelbe Jahr vergönnte ihm, den Aufbau des geſtürzten Staates zu ſchauen, für deſſen Wohl er ſo viele Opfer gebracht. Den Muſen blieb er ſo treu, wie den Naturwiſſenſchaften, und beſang **Alex. v. Humboldt**, als dieſer ſeine im Winter 1827—28 gehaltenen Vorleſungen beſchloß, welche im „Kosmos" niedergelegt ſind.

So wie er zu Anfang des Jahrhunderts ſeine Feinde machtlos und geſtürzt wiedergefunden, ſo erlebte er um die dreißiger Jahre, daß ſeine verfolgten und beſtraften Freunde zu hohen Ehren gelangten. **Oelsner** ſtarb als preußiſcher Geſandtſchaftsrath zu Paris, der dienſtentſetzte und zur Feſtung verurtheilte Hauptmann von Leipziger war zuletzt Regierungspräſident von Bromberg, Zerboni ſogar Oberpräſident des Großherzogthums Poſen.

Ueber Held's letzte Jahre und Ende können wir kurz ſein. Er ſtand bereits im achtundſiebzigſten Jahre und diente dem Staate im dreiundfünfzigſten, als noch zuletzt den der Ruhe bedürftigen Greis von mehreren Seiten zugleich bitteres Unglück beſiel. Durch Diebſtahl hatte die Salzkaſſe, welche er verwaltete, beträchtlichen Verluſt erlitten, den er erſetzen ſollte, ſeine Augen nahmen ab, ſeine Geſundheit wankte und wegen des Baues des neuen Muſeums ſollte er ſeine bisherige Dienſtwohnung mit dem kleinen Garten, die einzige Erholung ſeiner kranken Frau, aufgeben. Schmach und Noth in ſo hohen Jahren konnte er nicht ertragen und ſetzte durch einen Piſtolenſchuß ſeinem Leben ſelbſt ein Ziel (1842).

Held gehört, wie **Krackrügge** u. A., zu den Opfern der Beamtenherrſchaft, welche durch gewaltſame Abwehr ſelbſt der gegründetſten Angriffe auf einzelne ihrer Glieder den Ruf und die Macht des ganzen Standes zu retten ſuchte. Die Beamtenherrſchaft war dabei in demſelben Irrthum befangen, wie die, dieſelbe Taktik befolgenden geiſtlichen Orden, denn die aufgeklärte öffentliche Meinung hätte, bei offener Preisgebung des Schuldigen von Seiten ſeiner Standesgenoſſen, keineswegs den ganzen Stand für die Verbrechen des Einzelnen verantwortlich gemacht; ſo aber ſah ſie in der Vertheidigung des Verbrechers nicht deſſen Schuldloſigkeit, ſondern gerade die moraliſche Mitſchuld des ganzen Standes. Als ein muthiger rückſichtsloſer Kämpfer, deſſen Urtheil die Geſchichte, welche er zur Richterin zwiſchen ſich und der Macht anrief, glänzend beſtätigt hat, als ein Kämpfer zu einer Zeit, wo keine Preſſe, keine öffentliche Meinung ihm zur Seite ſtand, darf Hans von Held aus dem dankbaren Gedächtniß der deutſchen Nation nicht verſchwinden.

Auguſt Hermann Franke.

Von

Eduard Duller.

„Dann werdet ihr erſt Menſchen, ganz, vollkommen,
Wenn ihr des Menſchen ganzes und vollkommnes
Weh zu empfinden wißt und — es zu lindern
Nicht blos, nein: künft'gem Jammer vorzubeugen
Und künft'ger Sünde, — Menſchen bilden wollt.“

D.

Auguſt Hermann Franke.

(Geboren am 23. März 1663 zu Lübeck, geſtorben am 8. Juni 1727 zu Halle.)

In der Reihe der Männer, welche den Werth des Lebens in einen freudigen raſtloſen Hingebung desſelben für Menſchenwohl erkannten und welche zunächſt die große Aufgabe erfaßten, das hülfloſe Kind vor leiblichem und geiſtigem Untergang zu retten, nimmt Auguſt Hermann Franke eine Ehrenſtelle ein. In einer Zeit, da unſer deutſches Vaterland an bürgerlicher und religiöſer Freiheit, an Sprache, Sitte und Ehre dem Verfall preisgegeben zu ſein ſchien, zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, zeigte ſich in Franke die Kraft des deutſchen Gemüthes mit ſeinem ganzen Drange nach Innerlichkeit, in ſeiner ganzen religiöſen Tiefe, aber nicht zurückgezogen auf eine müßige Beſchaulichkeit, nicht verloren in unfruchtbare Grübeleien und krankhafte Schwärmerei, ſondern voll geſunder ſchöpferiſcher Luſt, voll kühnen Thatendrangs und voll unermüdlicher Beharrlichkeit bei dem, was es einmal als gut erkannt, als Ziel des Daſeins erfaßt und zu erſtreben begonnen hat. Wie wenige Andere verſtand Auguſt Hermann Franke die innerſte Bedeutung des Chriſtenthums zu verwirklichen; das wahrhaft Göttliche im Menſchlichen zu ehren und den ſinnvollen Ruf des edlen Meiſters: „Laßet die Kleinen zu mir kommen, denn ſolcher iſt das Himmelreich“ auf ſich ſelbſt, das Himmelreich auf die Erde zu beziehen.

Auguſt Hermann Franke war am 23. März 1663 zu Lübeck geboren, wo ſein Vater die Stelle eines Domſyndikus bekleidete, die er jedoch ſchon 1666 mit der eines Juſtizraths in Gotha vertauſchte wohin er einen Ruf erhalten hatte. Der Sohn beſuchte das Gothaer Gymnaſium, und, mit ausgezeichneten Fähigkeiten ausgerüſtet, ſowie zugleich von edlem Wiſſensdurſt getrieben, machte er in kurzer Zeit ſo raſche Fortſchritte, daß er ſchon in ſeinem 14. Jahre zur Akademie reif erklärt werden konnte, worauf er die Univerſitäten Erfurt, Kiel und Leipzig beſuchte. Seine Hauptſtudien waren alte und neue Sprachen, vorzugsweiſe aber Theologie. Mächtig ergriff ihn in dieſem Fache die religiöſe Richtung, welche der edle Philipp Jakob Spener (geboren 1635 zu Rappoltsweiler im Elſaß, geſtorben 1705 in Berlin) eingeſchlagen hatte, nämlich eine innige Durchdringung des ganzen Lebens vom reinen Geiſte des Evangeliums, eine ſittlich-religiöſe Verjüngung des Einzelnen und der Gemeinde im Gegenſatz zu der Herrſchaft des todten Buchſtabens, zu den Satzungen und Formeln der geiſtloſen Gottesgelahrtheit, zu der unduldſamen, ketzerrichteriſchen, wuthſchnaubenden Rechtgläubigkeit der Theologen, worin die lutheriſche Kirche damals verfangen lag. Es war eine heilſame, tief eingreifende Umgeſtaltung, welche die empfindlichſten Nerven des geſellſchaftlichen Lebens berührte, — dies Zurückſtreben von der lachenden Verderbtheit, die für Vornehmheit galt, zur ſchlichten Einfachheit der Natur, von der bedeutungsloſen und oft lügenhaften Redensart zur Sprache des Herzens, von der knechtiſchen Unterwürfigkeit zur freien Liebe, zum brüderlichen Vertrauen. Der Widerſpruch der ſogenannten Rechtgläubigen gegen Spener, welcher mit kühnem Freimuth das geiſtloſe Formelweſen und den pfäffiſchen Dünkel angriff, und dafür auf Bethätigung chriſtlichen Sinnes drang, — ja ihr offner Kampf konnte nicht ausbleiben und er ward ſowohl mit den Waffen der Verdächtigung (den wohlfeilſten und ſchlechteſten), als mit denen des Spottes geführt. Zu letzterem gaben nun allerdings viele Anhänger Spener's ſelbſt durch einen übertriebenen ſchwärmeriſchen Eifer Veranlaſſung, womit ſie die Einfachheit, die ihr Meiſter wieder herzuſtellen ſtrebte, auch eben äußerlich zur Schau trugen und den ſittlichen Ernſt auch auf die ängſtlichſte Vermeidung harmloſer Vergnügungen ausdehnten.

August Hermann Franke gehörte indeſſen nicht zu dieſer Abart jener Anhänger Spener's, auf welche der Name „Pietiſten“ im ſchlimmen Sinne paßte; davor ſchützten ihn die wiſſenſchaftliche Strebſamkeit ſeines Geiſtes und die praktiſche Richtung ſeines Herzens, das ſich nur dann glücklich fühlte, wenn es die Noth eines Mitmenſchen lindern konnte. Franke's Frömmigkeit war ſo lauter als innig, ſo werkthätig, als der ächte Ausdruck deutſcher Gemüthlichkeit, die ſich aus Wuſt und Wucht der Schul- und Kanzel-Rechtgläubigkeit, aus dem Dornengeſtrüpp ſpitzfindiger Syſteme nach Geiſt und Leben ſehnte.

Seit dem Jahre 1681 hielt Franke in Leipzig praktiſche Vorleſungen über die Bibel, welche ungemeinen Beifall fanden: eben dieſe günſtige Aufnahme ſchürte jedoch auch den Haß ſeiner Neider und Feinde. Vergeblich verfaßte der große Helldenker Chriſtian Thomaſius, (welcher ſpäter (1690) ſelbſt vor den Feinden, die er ſich durch ſeine Freimüthigkeit zugezogen, aus Leipzig flüchten mußte,) eine Vertheidigungsſchrift für Franke. Noch lag in jener Zeit der ſchwere Dunſtkreis des Elends und der Schmach über der heimiſchen Erde: noch herrſchte die eiſerne Gewalt; noch machten ſich tauſenderlei Tyranneien kleiner Sonderintereſſen geltend; das geiſtige Vermögen der Nation ſchien erſtorben zu ſein, und noch flammten die Scheiterhaufen, auf denen man Hexen verbrannte! Und doch zuckten bereits aus der Aſche und den Schlacken ganz andere Funken hervor, die Funken eines neuen Geiſtes, deſſen Flammen allmählig den ganzen alten Wuſt von Folterinſtrumenten und Verurtheilen verzehren ſollten, — eine Feuertaufe, aus welcher die deutſche Nation voll neuer Lebenskraft hervorging. Thomaſius ſelbſt war einer von den kräftigſten Vorkämpfern dieſer neuen Epoche, deren Anzeichen in den verſchiedenſten Geiſtes-Richtungen immer mehr zu Tage kamen.

Franke, um auf ihn zurück zu kommen, konnte es vor Verfolgungen in Leipzig nicht aushalten und zog 1690 (in demſelben Jahre, als Thomaſius Leipzig verlaſſen mußte, wobei man hinter ihm als „Irrlehrer“ die Armenſünderglocke läutete!) nach Erfurt, wohin er als Prediger berufen worden war. Dort wirkte er mit dem ausgezeichnetſten Erfolge, der jedoch die Beſorgniſſe ſeiner Gegner bis zu dem Grade ſteigerte, daß man ihm ſchon im nächſten Jahre plötzlich gebot, Erfurt binnen 24 Stunden zu verlaſſen. — Thomaſius war nach Halle gezogen, wohin ihm ſehr viele ſeiner Leipziger Schüler gefolgt waren und wo er ſeine Vorleſungen in deutſcher Sprache in der Ritterakademie fortſetzte; ſein Ruf wuchs von Tag zu Tag und wurde die Veranlaſſung zur Stiftung der Univerſität Halle (1694.) An dieſe erhielt nun auch Franke einen Ruf, als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen; ſpäter ward ihm der theologiſche Lehrſtuhl, ſowie die Stelle eines Paſtors in der Vorſtadt Glaucha.

Der geiſtige und ſittliche Zuſtand, in welchem ſich Franke's Gemeinde befand, war eben ſo betrübend, als die Noth, in welcher der größte Theil derſelben ſchmachtete. Der fromme, tieffühlende Mann blieb nicht beim bloßen Mitleid, ſondern ſuchte zu helfen, und zwar von allen Seiten zugleich, ſowie von der Wurzel aus. Nicht blos Geld-Unterſtützung konnte hier genügen, nicht blos aus der leiblichen Noth wollte er ſeine Gemeinde nach Kräften erheben und aufrichten, ſondern auch aus dem Schlamm ſittlicher und geiſtiger Verwahrloſung; er erkannte, daß beide Arten von Hülfe Hand in Hand gehen müßten, wenn ſein menſchenfreundlicher Zweck für die Dauer erreicht werden ſollte, wenn er hoffen wollte, nicht blos Thränen zu ſtillen, Gefallene zu beſſern und Verwilderte aufzuklären, ſondern auch die Nachkommen gegen das traurige Loos ihrer Aeltern ſicher zu ſtellen. Freilich erfüllte ihn der Gedanke: nicht mit irdiſchen Gütern geſegnet zu ſein, hierbei mehr als einmal mit ſchwerer Betrübniß; aber, erfüllt vom feſten Vertrauen auf den gewaltigen Gottesgeiſt, der mit geringen Werkzeugen Großes vollbringt, ließ er den Muth nie ſinken und dankbar erkannte er mit Freudenthränen den Erfolg, der ſeinem redlichen Willen, ſeinem unermüdlichen Wirken zu Theil ward. Jene Worte Jeſu: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen,“ erläuterte er nicht blos auf der Kanzel, ſondern auch im Leben durch die That. Jede Hütte war ſein Haus, jedes Kind des Armen betrachtete er als ſein Kind und unterrichtete es im Chriſtenthum. Dieſe Vaterliebe war ohne Vorurtheil und ohne Gränzen. In ſeiner Kirche hatte er eine Almoſenbüchſe aufgeſtellt, deren Inhalt er für dieſe ſeine große Familie beſtimmte. Einſt fand er eine Gabe von ſieben Gulden drin und meinte gerührt: „mit einem ſolchen ehrlichen Kapital müſſe man was Rechtes ſtiften!“ Er beſchloß, eine Armenſchule damit zu begründen, und, — ſo lächerlich dieſer Vorſatz auch manchem Glückskind ſcheinen möchte, das nur, um zu prunken, Almoſen gibt und ſich um die Früchte desſelben nicht kümmert, — Auguſt Hermann Franke führte den Entſchluß, den er in ſeinem wahrhaft kindlichen Gottvertrauen gefaßt hatte, aus. War die Summe auch noch ſo klein, — er wußte doch hauszuhalten, und es gelang. Ein braver armer Student wurde als Kinderlehrer angeſtellt und bekam dafür ein wöchentliches Gehalt von ſechs Groſchen; die Almoſenbüchſe in der Kirche füllte ſich immer wieder, und von den Gaben, welche ſich darin fanden, kaufte Franke Schulbücher für die Kinder. Reichte die Büchſe nicht aus, ſo wanderte der brave Mann zu den Thoren von Halle hinaus, um an andern Orten bei den Herzen von Menſchenfreunden anzupochen und milde Gaben für ſeine Anſtalt zu ſammeln; jede, auch die geringſte, erfüllte ihn mit Dank, und Freudenthränen rollten dann aus ſeinen Augen. Der ſchlichte fromme Armenvater gewann mit der Zeit immer mehr Herzen; immer mächtiger wirkte ſein Beiſpiel, und von Jahr zu Jahr konnte er ſeine Anſtalt erweitern, wo er auch verwaiſten Kindern eine Zufluchtsſtätte geöffnet hatte, deren Zahl ſehr bald zunahm.

Im Jahre 1698 ſah er ſich endlich in den Stand geſetzt, den Grundſtein zu dem Waiſenhauſe in Halle zu legen, für deſſen Erbauung er alle Menſchenfreunde um Unterſtützung anrief. Keine Regierung ſteuerte dazu bei, im Vertrauen auf Gott und gute Menſchen ward der Bau begonnen und fortgeführt. Zwar geſchah es während desſelben mehr als einmal, daß die Arbeiter ihres Lohnes warteten und der brave Bauherr nicht wußte, woher er Geld nehmen ſollte, um ſie zu befriedigen, da er keinen Groſchen in der Taſche hatte. Aber jedesmal kam dann plötzlich wieder die Hülfe in der Noth wie durch höhere Fügung, und der Poſtbote, der eine anſehnliche Summe, bald von bekannten Perſonen, bald von unbekannten Gebern brachte, erſchien dann recht wie ein Zeuge, daß des frommen Mannes Vertrauen nicht zu Schanden werden ſollte. Ein bedeutendes Kapital, deſſen Zinſen jährlich auf 30,000 bis 40,000 Thaler ſtiegen, erhielt Franke durch einen Freund der Chemie und Pharmacie, den er auf dem Todtenbette beſuchte und der ihm eine anſehnliche Sammlung von Arzneirecepten vermachte, welche ſo allgemein geſucht wurden, daß der Erlös vom Verkauf derſelben bis zu der kurz vorher genannten jährlichen Summe ſtieg. Kaum waren zehn Jahre verfloſſen, als ſich Franke ſchon in den Stand geſetzt ſah, in ſeinem Waiſenhauſe 125 Waiſenknaben und 75 arme Studenten zu ernähren, ſowie 800 fremde Kinder darin unterrichten zu laſſen.

Die Stiftung dehnte ſich nun immer raſcher aus und nahm an Großartigkeit zu, ſo daß ſie bald ebenſo einzig in ihrer Art wurde, wie ihre Entſtehung einzig geweſen war. Je ſtärker die Geldmittel wurden, welche Menſchenfreunde an den verſchiedenſten Orten dem Halliſchen Waiſenhauſe zufließen ließen, um ſo mehr erweiterte es der Gründer. Er legte eine Apotheke, eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei und ein Wittwenhaus an und errichtete ferner eine pädagogiſche Anſtalt für Kinder reicherer Familien, welche die Erziehungs-Grundſätze Franke's zu würdigen und die geiſtig-ſittliche Heranbildung der Jugend keinem würdigeren Manne anzuvertrauen wußten, als ihm.

Die von ihm angelegte Druckerei des Waiſenhauſes lenkt unſere Erinnerung auf einen andern würdigen Mann, auf Franke's Zeit- und Geiſtesgenoſſen, auf ſeinen Freund, den Freiherrn Hildebrand von Canſtein (geboren 1667, geſtorben 1719,) welcher wieder in einer andern Richtung das religiöſe Streben darſtellte, das ſich damals in ſo mannigfachen Erſcheinungen kund gab, — bei Thomaſius im wiſſenſchaftlichen Kampfe gegen einen menſchenmörderiſchen Aberglauben und demzufolge gegen die eingeroſteten, falſchen und unwürdigen Vorſtellungen vom höchſten Weſen, ſowie im ſcharfen Kampfe gegen lächerliche Pedanterie und undeutſches Weſen, — bei Spener im Streben, das bürgerliche Leben im reinen Geiſte des Chriſtenthums umzugeſtalten, — und bei Franke im Streben, die Keime der Humanität fruchtbringend anzupflanzen, welche die Religion der Weltverſöhnung in ewiger Fülle und Werdekraft enthält. Der Freiherr von Canſtein beſaß ein ſehr bedeutendes Vermögen, welches er ausſchließlich anwandte, um die Bibel, durch Veranſtaltung von zahlloſen Abdrücken zu außerordentlich billigen Preiſen, auch dem Allerärmſten zugänglich zu machen. Zu dieſem Zwecke kaufte er eine Menge Druckerpreſſen und ſchaffte einen ſo großen Buchſtabenvorrath an, daß die ganze Bibel in verſchiedenen Formaten gleichzeitig geſetzt und jeder Satz zum Behuf des augenblicklichen Wiederabdrucks (je nach Bedürfniß) ſtehen bleiben konnte. Die Druckerei des Halliſchen Waiſenhauſes war es, welche er mit dieſem großartigen Werke beauftragte, und wie ungeheuer der Erfolg war, ergibt ſich daraus, daß vom Jahre 1710, in welchem man begann, bis 1825 über zwei Millionen Bibeln und über eine Million „neue Teſtamente“ daſelbſt gedruckt wurden. Das Waiſenhaus verdankte dem Freiherrn von Canſtein deſſen Bibliothek, ſein Haus in Berlin und ſeinen Antheil an einem Kupferbergwerk, welche er demſelben teſtamentariſch ſchenkte.

Auguſt Hermann Franke genoß denn am Abend ſeines Lebens die hehre Freude, das Werk, das er, zwar unbemittelt, aber im feſten Gottvertrauen begonnen hatte, vollendet und in einer großartigen Blüte zu ſehen. Er zählte, wenn er die ausgedehnten Räume ſeiner Stiftung durchwandelte, 134 Waiſenkinder, die erhalten, 255 arme Studenten und ein paar Hundert arme Schüler, die geſpeiſt, 2125 Kinder, die unterrichtet wurden; bei Haushaltung, Meierei, Krankenpflege und Apotheke, Buchdruckerei und Buchhandlung u. ſ. w. fanden 82 Perſonen ihren Unterhalt. Franke leitete die Anſtalt bis zu ſeinem Tode mit der liebevollſten Sorgfalt, ohne dabei ſeine anderen zahlreichen Geſchäfte und Pflichten im Geringſten zu vernachläſſigen. Sein Charakter blieb bis zum letzten Augenblick gleich, mild und heiter, fromm, liebevoll für Jeden. Sein ganzes Leben war von ſittlicher Weihe umfloſſen; ſein Tod war der des Gerechten. Er entſchlief am 8. Juni 1727. Trefflich iſt ſein Lebenswerk durch folgende Inſchrift über einem Eingang des Waiſenhauſes bezeichnet:

„Fremdling, was du erblickſt, hat Glaub' und Liebe vollendet;
Ehre des Stiftenden Geiſt, glaubend und liebend wie Er!“

Sein in Erz gegoſſenes Standbild wurde im Jahr 1829 in den Gebäuden ſeiner Stiftungen aufgerichtet.

◆

Joſeph Maria Jacquard.

Von

Eduard Duller.

Kein Fluch, ein Segen iſt die Arbeit dem Menſchen.
Berghofer.

Wer für die Menſchheit Segen ſtreut,
Der iſt's, deß ſich die Menſchheit freut.

Herder.

Joſeph Maria Jacquard.

(Geboren zu Lyon, den 7. Juli 1752, geſtorben zu Oullins bei Lyon am 7. Auguſt 1834.)

Wenn die Menſchheit einen beſtimmten großen Kreislauf ihrer Entwickelung durchmeſſen, wenn der Gedanke, der eine ſolche Zeit erfüllte, ſich bereits ausgelebt hat und alsbald dem Gedanken Platz machen muß, der eine neue Zeit erfüllen wird, dann rafften ſich noch einmal all die letzten ſchöpferiſchen Kräfte jenes Gedankens zuſammen, und erzeugen einen einzigen großen Charakter, in welchem die ganze abſcheidende Weltordnung ſich abſpiegelt. Solche Charaktere erſchüttern die Welt, wenn ſie über die Erde ſchreiten, und wenn ihre Tritte verhallt ſind, unter denen die Länder einſt gebebt, dann kommt das tiefernſte Nachſinnen der ſpäteren Geſchlechter und webt aus nachtönenden Empfindungen und nachzitternden Ahnungen ihre Bilder auf's Neue in wunderbaren, mährchenhaften Zügen, und dieſe ſtehen dann für Jahrhunderte da. — Andere Geiſter wandern ſtill und unbeachtet durch's Menſchenleben. Wenn ſie inmitten ihrer Brüder ſchaffen und wirken, blicken dieſe über ſie hinweg, und die Männer, welche Tag für Tag die Geſchichte der Gegenwart aufzeichnen, um die loſen Blätter, die ein Nachkomme zuſammenheften wird, der Nachwelt überliefern zu können, ſie bekümmern ſich wenig um die ernſten, ſinnig ſchaffenden Charaktere, die ihre Aufgabe beginnen, wenn man ſie verlacht, die ſie fortführen, wenn man ſie verſpottet, die ſie vollenden, unbekümmert, was die vorurtheilbefangene Menge von ihnen hält. Ihre Bilder verblaſſen ſo leicht in der Erinnerung; aber ihre Spuren bleiben. Sie ſind auch Eroberer, aber friedliche; ihre Eroberung iſt eine ſegenbringende Erfindung, welche tief in das Gebiet der Geſellſchaft eindringt, die Bedeutung der Arbeit in derſelben erhöht, und mittelbar, aber ſicher dazu beiträgt, daß das Daſein der unteren, ärmeren, blos von der Arbeit lebenden Klaſſen immer mehr menſchenwürdig wird.

Ein ſolcher Mann war Jacquard. Sein Leben war ſchlicht und einfach wie ſein Charakter, und ſo ſei's denn auch ſchlicht und einfach erzählt!

Joſeph Maria Jacquard erblickte am 7. Juli des Jahres 1752 zu Lyon das Licht der Welt. Wenn die ſogenannten Großen der Erde ſich bisher nicht wenig darauf zu Gute thaten, daß ſie durch die Geburt einem Stande angehörten, in welchem die Ehre auf dem kriegeriſchen Verdienſt der Urväter beruhte, ſo haben die bisherigen „Kleinen der Erde“ gewiß eben ſo viel, wenn nicht noch mehr Recht, darauf ſtolz zu ſein, daß ihre Väter und Urväter ſich durch ihrer Hände Arbeit im Schweiße des Angeſichts ihr Brod verdienten. Jene „Adeligen,“ wie ſie ſich nennen, haben heutzutage (Dank der höheren Entwickelung der Menſchheit) keine Gelegenheit mehr, dasſelbe Verdienſt zu erwerben, wodurch ihre Väter berühmt geworden ſind; — der Sohn, der Enkel des Arbeiters dagegen hat nicht nöthig, von dem todten Verdienſte ſeines Vaters oder Großvaters zu zehren, er macht ſich ihres guten Namens nur dadurch würdig, daß er eben ſo redlich, wie ſie, arbeitet; das iſt der Unterſchied zwiſchen dem Geburtsadel der alten Zeit und dem Adel der Arbeit in der neuen Zeit; jener liegt in der ſtolzen Einbildung des Müſſiggangs, dieſer in der ſittlichen Weihe der Kraft, die ſich ſelber allein alles, dem, was vor ihr geweſen iſt, nichts verdanken will. Es wird künftighin nur einen Adel der Arbeit geben in der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, und wenn ſich in dieſen etwas von dem ſo natürlichen Freudeſtolz auf die Abſtammung miſcht, ſo wird das nur der Gedanke ſein können, daß man aus dem Volke ſtammt, daß man dem Vater, dem Großvater weiter nichts, als den Trieb zur Arbeit, als die ſittliche Grundlage der Selbſtſtändigkeit verdankt und daß man dieſen, beſſer als alle Fideikommiſſe, auf ſeine Kinder verpflanzen will. So hatte denn Joſeph Maria Jacquard, der Mann, deſſen Lebensthätigkeit ſo tief in die Intereſſen des Arbeiterſtandes eingriff, Arbeiter zu Aeltern und Ahnen. Sein Vater, Johann Karl Jacquard, war Werkmeiſter in goldenen, ſilbernen und ſeidenen Zeugen, ſeine Mutter Goldſtickerin, ſein Großvater Steinſchneider in Cauzon. Seine Aeltern hatten ſich durch ihrer Hände Fleiß redlich ihr Auskommen verdient und ſogar ſo viel erübrigt, daß ſie ihm ein Haus in Lyon, freilich kein großes, hinterlaſſen konnten. Die Arbeit nährte eben ihren Mann, aber wie? das iſt eine andere Frage! Laßt uns zurückblicken auf die Lyoner Seidenwirker im vorigen Jahrhundert! Beim erſten Anblick waren ſie gut zu erkennen, nicht blos an ihrer eigenthümlichen, altherkömmlichen Tracht, an dem dreieckigen Hut, dem Sammtrock und den chineſiſchen Strümpfen, ſondern noch vielmehr an den blaſſen Geſichtern, an den verzogenen Mienen, und den geſtreckten, ſchmächtigen, ſchwindenden Formen der Körper. Dieſe bezeugten deutlich genug, was die armen Arbeiter alles auszuſtehen hatten, wie ſie, Aeltern und Kinder, in einer kleinen Kammer zuſammengedrängt waren, deren Fenſter ſtatt von Glas von Papier, wie ſie von der mühſamen Arbeit ſich frühzeitig das Wachsthum verdarben, ſo daß der Gliederbau verkrüppeln mußte, wie ſie bei ſo vielen ſteten Verrenkungen des Körpers, daß der Schweiß herabtroff, bei wenig Schlaf und bei viel Sorgen, ſich den ledernen Riemen um die Lenden ſchnürten, — ach damit ſie leichter hungern konnten! Das war auch ein Leben, das waren auch Menſchen, die ſolch ein Leben lebten: was wußten die davon, die ſich in die koſtbaren Stoffe kleideten, welche die armen Arbeiter unter ſo viel Hunger und Kummer gefertigt hatten?! Und was war die Urſache davon? Die Unvollkommenheit des Mechanismus, der ſich von Vater auf Sohn vererbt hatte, das iſt die ächte Erbſünde, die im Volk ſteckt, ſo lang es nicht durch den Geiſt erlöſt iſt, daß es an der Gewohnheit wie an einer höheren Autorität hängt, daß es ſie wie die Bedingung ſeines Lebens betrachtet, daß es alles, was ihm Heil bringen kann und ſoll, nicht als in ſich ſelber urſprünglich vorhanden, aus ſich ſelber freibewußt heraustretend, ſondern als etwas betrachtet, was ihm wie vom Himmel herabkommen ſoll. Das Volk iſt wie die Kinder Iſrael in ihrer Noth; es hofft auf den Meſſias, es meint, er müſſe als weltlicher König kommen, es verlangt immer Wunder, Ereigniſſe, die gegen die Geſetze der Natur ſind; was ſich aus dieſen heraus entwickelt und in der Seele eines Menſchen aus ſeiner Mitte plötzlich Geſtalt gewinnt, das faßt es nicht, das Volk iſt, — nein es war wie ein Kind. Es war ſo, ſag' ich, und wer's ſo meint, wie ich, der trägt dazu bei, daß es zum Manne wird, daß es all die Erfahrungen, die es längſt durchgemacht, nicht auf's Neue durchzumachen hat, daß es je mehr und mehr die Blicke hell und klar aufſchlägt und auf ſich ſelbſt vertrauen lernt.

Es war bei den Seidenwirkern in Lyon Sitte, daß der Sohn das Handwerk ſeines Vaters lernte und betrieb; eine Gewohnheit, welche das Gewerbe immer friſch und obenauf erhielt; Löbliches und Nützliches war dabei, aber ebenſo auch gar viel von all dem Unſegen, der in allem Kaſtenweſen wuchert, das des Menſchen erſtes Recht verletzt und des Menſchen Würde beeinträchtigt. Der junge Jacquard hatte etwas in ſich, was dieſer Gewohnheit widerſtrebte; er konnte es nicht über ſich gewinnen, das Handwerk ſeines Vaters zu ergreifen; der Trieb der Selbſtſtändigkeit regte ſich von früh an gar mächtig dagegen. Er lernte die Buchbinderei; aber auch die war nichts für ihn; er gab ſie gar bald wieder auf.

Jacquard verheirathete ſich und übernahm nun in dem Hauſe, welches ihm ſeine Aeltern hinterlaſſen hatten, die Leitung einer kleinen Strohhutfabrik. Nicht lange ließ ihn das Schickſal bei dieſer Beſchäftigung. Als ſich im Jahre 1793 die Stadt Lyon für das Königthum gegen die Schreckensherrſchaft der Jakobiner erhob und nun vom 7. Auguſt bis zum 10. Oktober durch eine Armee des Konvents belagert und mit Bomben beſchoſſen wurde, da ging auch Jacquard's älterliches Haus in Flammen auf. Nach Eroberung der Stadt traf ein furchtbares Gericht ihre Bewohner. Die für ſchuldig geachteten wurden zu Hunderten in Haufen zuſammengeſtellt und mit Kartätſchen niedergeſchoſſen; die übrig gebliebenen je nach dem Loos verbannt. Unter dieſen letztern befand ſich auch Jacquard; er ſollte ſeine unglückſelige Vaterſtadt verlaſſen, welcher der Konvent ſogar den Namen entriſſen und welchen derſelbe „Commune affranchie“ getauft hatte. Doch unter den Männern, welchen die Vernichtung Lyons übertragen war, fand Jacquard Beſchützer und unter ihrer Begünſtigung gelang es ihm, in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren.

Nun begann er eine neue Laufbahn; ſein raſtlos ſtrebſamer Geiſt hatte endlich das Gebiet gefunden, auf welchem ſein eigenthümliches Talent ſich entfalten konnte. Dies Gebiet war die Mechanik. Wie ſucht das Kind aus dem Volke, dem die Erziehung keinen feſten Anhalt geboten, um ſeines eigentlichen Berufs ſich bewußt zu werden, — wie ſucht es oft jahrelang herum; wie freut es ſich dann, wenn es wie durch einen Sonnenblick deſſen plötzlich inne wird, wie ſtrebt es dann emſig alles das, was es in langen Jugendjahren an Zeit verloren hat, einzubringen! Dies unermüdliche Schaffen, dieſer Geiz mit der Zeit, der es mit jeder Minute wie mit dem koſtbarſten Schatze kargen heißt, dieſe Ungeduld, die auf Schlaf und Geſundheit keine Rückſicht nimmt, — ſie bezeugen, daß die angeborne Fähigkeit zum Bewußtſein durchgedrungen iſt und zur Geltendmachung durchdringen muß, und wo du der Fähigkeit, die in dich gelegt iſt, dir bewußt wurdeſt, wo du ihr mit ſittlicher Kraft dein ganzes Daſein unterordneſt, daß es ſeinen Brennpunkt in ihr finde, da biſt du, ſeiſt du noch ſo gering und arm, doch des Sieges ſchon gewiß: — du mußt das Ziel erreichen, denn es liegt zuerſt in dir ſelbſt; das Ziel, das was du außer dir, in weiter Ferne erblickſt, iſt nur das Abbild, nur der Wiederſchein deſſen, das in dem innerſten Kern deines Weſens unverrückt, unerſchütterlich daſteht. So trieb es Jacquard, wie es ihm einmal klar geworden war, wo das eigentliche Ziel ſeines Wirkens ſei. Unermüdlich holte er die Mängel ſeiner Jugendbildung nach; Bücher, die ihn unterrichteten, wurden ſeine liebſten Freunde, Verſuche, die er anſtellte, ſeine ſchönſten Erholungen, Fertigkeiten, die er ſich erwarb, ſein koſtbarſter Gewinn. Der tüchtige Menſch, der auf dem Punkt gelangt iſt, wo er das ermißt, wozu er berufen iſt, geht ganz in ſeinem Beruf auf.

Einſt, als Jacquard ſich in einem Kreiſe von Freunden befand, fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hand; er las es und wurde von dem Inhalt einer Nachricht, die darin ſtand, mächtig angezogen. Dies Blatt meldete, daß die königliche Geſellſchaft zu London einen Preis für die Erfindung eines Mechanismus bei der Garnſpinnerei ausgeſetzt habe. Tag und Nacht ging ihm dieſe Preisaufgabe nicht mehr aus dem Kopfe. Er ſann und ſann, er machte einen Verſuch nach dem andern — und plötzlich war ihm die Löſung der Preisaufgabe klar. Er fertigte die Maſchine, und mittelſt derſelben den Faden, der ihm bezeugte, daß er die Aufgabe gelöſt. Jacquard war glücklich in dem Gedanken, daß ihm dies gelungen; alles andere vergaß er. So ſteckte er den Faden in die Taſche und dachte eine Zeitlang gar nicht mehr daran. Da kam er eines Tags mit einem Freunde zuſammen, welcher neuerdings von der Preisaufgabe ſprach. Jacquard zog den Faden aus der Taſche, legte ihn auf den Tiſch und ſprach: „Hier, die

Schwierigkeit iſt gehoben!" Die Freude, daß er's vollbracht, genügte ihm auch jetzt, jeder andere Gedanke lag ihm fern. Es verging einige Zeit darnach; da läßt ihn plötzlich der Statthalter vor ſich rufen, Jacquard iſt überraſcht; „was ſoll ich bei dem?" denkt er. Seine Ueberraſchung wächſt aber noch, als ihn der Statthalter mit den Worten empfängt: „Ich habe von Ihrer Geſchicklichkeit in der Mechanik gehört." Jacquard kann ſich in ſeiner Beſcheidenheit dies nicht erklären; er denkt weder an ſeinen Faden, noch an ſeine Maſchine mehr. Da zieht der Statthalter den Faden hervor und ſpricht zu dem erſtaunten einfachen Manne: „Ich habe Befehl vom erſten Konſul, Ihre Maſchine nach Paris zu ſchicken." Nun wird ihm alles klar. Alsbald bringt er ſeine Maſchine in Ordnung und vervollkommnet ſie vor den Augen des Statthalters; da ſieht dieſer einen Faden, der erſt zur Hälfte gewirkt iſt; er zählt die am Fuß der Stange geſchlagenen Maſchen und fügt dem Gewirk noch eine neue hinzu. Der Statthalter vermag ſeine Verwunderung nicht zu bergen und entläßt den ſinnenden Meiſter mit den Worten: „Sie werden wohl Mehreres von mir hören." Bald darnach wird Jacquard abermals zu ihm gerufen und vernimmt: „Auf Befehl des erſten Konſuls müſſen Sie ſogleich nach Paris reiſen!" — „Nach Paris?" ruft Jacquard erſchrocken, „wie iſt das möglich? Was habe ich denn gethan? Wie kann ich mein Geſchäft verlaſſen?" Aber da war keine Zeit lang zu bedenken; wenn der erſte Konſul — es war Napoleon Bonaparte — etwas wollte, half alles Widerſtreben nichts, und dem erſten Konſul lag es am Herzen, das materielle Wohl Frankreichs zu fördern, um das Volk dadurch zufrieden zu ſtellen, das Volk, welches dann um ſo weniger Muße und Luſt zum Denken über die Freiheit haben ſollte. Jacquard hatte aus dem Munde des Statthalters kaum die Worte vernommen: „Sie müſſen in dieſem Augenblick nach Paris reiſen," als er auch ſchon den Poſtwagen vor der Thüre ſtehen ſah. Es blieb ihm nichts übrig als einzuſteigen;

zu ihm ſetzte ſich ein Gensdarme, der ihn nicht aus dem Auge verlieren durfte; ſo ängſtlich wachte Napoleon Bonaparte für das materielle Wohl ſeiner Franzoſen, auf daß eine Erfindung, welche dasſelbe fördern konnte, ja nicht außerhalb Frankreich käme. So haben es von jeher alle Volksbeglücker gemacht, die des Volks bedurften, um ſich ſelbſt an die Spitze des Volkes zu ſtellen; das Lied von der Fürſorge um das materielle Wohl des Volks haben dem klugen Napoleon, der von Schwertes Gnaden Kaiſer wurde, gar viele, die ſich von Gottes Gnaden ſchreiben, nachgeſungen, um den beſchränkten Spießbürger, der bei jeder großen Weltbegebenheit für ſeinen Kramladen zittert, in Schlummer damit zu wiegen. Aber es war ein gar gewaltiger Unterſchied zwiſchen Napoleon und ſeinen Nachbetern, die ihn zuerſt wie einen Gott verehrt und dann wie einen Räuber nach St. Helena gebracht haben.

Jacquard kam, in Begleitung ſeines Gensdarmen, dieſes Apoſtels der Volksbeglückung von Schwerts- oder Gottes Gnaden — glücklich nach Paris; es war das erſtemal, daß er die Hauptſtadt Frankreichs betrat, und die erſten Menſchen, die er dort erſchaute, waren Napoleon Bonaparte und der Miniſter Carnot. Schüchtern und verlegen in ſeiner Beſcheidenheit ſtand der ſchlichte Mann aus der Provinz, der Sohn des einfachen Arbeiters, vor dem großen Sohn der Revolution, der voll kühnen Uebermuths ſeiner Mutter in's Angeſicht ſchlug und ſie an die „Legitimität,“ an dieſe alte Betſchweſter verrieth, die noch immer nicht aufgehört hat, Buhlerin zu ſein.

Jacquard mochte, bei ſeinem ſchlichten Weſen, in dem erſten Konſul nur den Mann erblicken, von deſſen Stirn der Ruhm Frankreichs leuchtete. Da riß ihn plötzlich Carnot's heftige Anrede aus ſeinen Träumen. „Sind Sie der Mann,“ ſo ſprach Carnot zu ihm, „der da vorgibt, er könne das machen, was Gott ſelbſt nicht machen könnte, nämlich einen Knoten in einer angeſpannten Schnur?“ Jacquard hatte nie den Herren der Erde Aug in Auge gegenüber geſtanden; er war wie verſteinert; nicht eine Sylbe vermochte er zu antworten. Napoleon verſtand es trefflich, den Söhnen des Volkes die Zunge zu löſen und ſie für ſich zu begeiſtern durch den Zauber der Herablaſſung, von dem nur diejenigen berührt werden können, welche die Gewaltigen der Erde noch für Götter halten, die aus Liebe und Gnade zu den armen Sterblichen herniederſteigen, welche ſie ſich ſelbſt noch nicht zu dem Gedanken erheben, daß dieſe ſogenannten Götter nichts beſſeres ſind als einer der Geringſten unter uns, daß ſie leiden und ſterben müſſen wie der Bettler, ob ſie nun Ahnen aufweiſen oder nicht. Das iſt das Unglück der Völker, daß ſie Herablaſſung bewundern und ſich von ihr kirren laſſen, ſtatt daß ſie ſich als Menſchen fühlen und als Menſchen zu der Stufe hinaufſteigen, wo jeder um's gleiche Recht dem andern vor's Antlitz tritt und ihm die Hand gibt und jedes Talent in jedem andern Talent die einzig wahre Vorherrſchaft, die des Geiſtes, erkennt, jene die da wetteifert um den Sieg des Menſchenthums. Was Carnot durch ſeine heftige Anrede bei Jacquard ſchlimm gemacht, machte Napoleon durch liebevolle, ermunternde Worte wieder gut; er verſicherte den Erfinder deſſen, was Carnot für unmöglich gehalten, ſeines Schutzes, er ſprach ihm in die Seele: „Setzen Sie Ihre Verſuche fort!“ O wie wenig bedarf's, für das wahrhafte Talent, daß es ſich ermuthige! Wo es einen bedeutenden Mann erblickt, der ſich von ſeiner Höhe herab ihm mild zuneigt, da ſchöpft es friſch Athem und ſieht die Welt vor ſich offen und hält alles ſchon für ſich gewonnen.

Das Intereſſe, welches der erſte Konſul an Jacquard nahm, gereichte dieſem bald zum weſentlichſten Vortheil. Jacquard wurde bei der Kunſtkammer angeſtellt, und erhielt den Auftrag, eine Maſchine zur Garnſpinnerei zu erbauen, — ein Auftrag, deſſen er ſich mit beſtem Erfolg entledigte. Für ſein ganzes innerſtes Weſen, das er ſeit jener Löſung der Preisaufgabe gleichſam ſelbſt erſt gefunden, war es hierbei von größter Wichtigkeit, daß er ſich nun in die Lage verſetzt ſah, alles, was die Wiſſenſchaft der Mechanik betraf, ſowohl aus einem reichen Bücherſchatz, als auch aus einer koſtbaren Sammlung von Modellen, welche beide er früherhin hatte entbehren müſſen, auf's genaueſte zu ergründen und ſich eigen zu machen. Im Genuſſe dieſer Schätze entfaltete ſich ſein eigenthümliches Talent raſch und ſchön.

Der Luxus, welchen die neue Despotie Frankreichs zur Schau trug, wurde für den Sohn des Arbeiters zur Anregung, um einen Mechanismus zu erfinden, durch deſſen Anwendung die Arbeit einen neuen Aufſchwung erhalten ſollte. Die Gemahlin des erſten Konſuls war eine liebenswürdige Frau, aber von demſelben Taumel wie ihr Gatte befangen, nur das Koſtſpieligſte, wodurch ſie mit den „legitimen" Fürſtinnen wetteifern konnte, ſchien ihr das Würdigſte. Waren für Napoleon Menſchenleben nicht koſtbar genug, wenn es ſeinen Ruhm galt, ſo war für ſeine Frau irgend ein neuer Kleiderſtoff das Koſtbarſte und ſie ſah die Tauſende von Francs nicht an, die dafür bezahlt werden mußten. Menſchenleben und Kleider, am Ende iſt beides gleich nichtig, wenn die Völker ſchwach genug ſind ſich den Launen der Gebieter zu fügen, wenn die Völker nicht in ſich ſelbſt etwas fühlen, das ſie der Mühe überhebt, andere Völker zu unterjochen und einen Kaiſermantel mit dem Purpur des Herzblutes zu färben.

Um einen Shwal für Napoleon's Gemahlin, Joſephine, zu wirken, war ein Webſtuhl nöthig, der über 20,000 Frcs. koſtete. Da erwog Jacquard: es müſſe doch möglich ſein, für die Fertigung ſolcher Luxusgegenſtände einen einfacheren und minder koſtſpieligen Mechanismus zu erfinden. Eine längſt vergeſſene Maſchine des berühmten Mechanikers Vaucanſon, welcher ſeiner Zeit Inſpektor der Seidenmanufakturen geweſen war, brachte ihn auf die Erfindung des Webſtuhls, welchem er ſeinen Namen beilegte und welcher ſeither aller Orten als „Jacquard" berühmt iſt. Er veröffentlichte denſelben in der Kunſtausſtellung des Jahres 1801. Das Geſchwornengericht bewilligte „dem Jacquard, Erfinder eines Mechanismus, welcher Einen Arbeiter bei der Verfertigung von brochirtem Gewebe überflüſſig macht, eine Denkmünze von Bronze." Man ſieht aus dieſem Bericht, daß die Kunſterfahrnen kein allzugroßes Gewicht auf die Erfindung legten und das Hauptverdienſt in der Erſparung eines Arbeiters erblickten. Napoleon's Scharfblick ſah weiter; er erkannte in dem Jacquard'ſchen Webſtuhle den Talisman, durch welchen der Gewerbfleiß Frankreichs in Fertigung von Luxusſtoffen ſich auf eine hohe Stufe erheben werde; und ſo ſetzte er denn dem Erfinder ein Jahrgehalt von 6000 Frcs. aus.

In Lyon, wo Jacquard ſeine Maſchine einführen wollte, erhob ſich das Vorurtheil der Arbeiter gegen ihn, welche da wähnten: durch die Erſparung eines Arbeiters würden ganze Familien brodlos werden. Es ging ihm nicht beſſer, als dem berühmten Vaucanſon, deſſen Maſchinen die Lyoner Arbeiter gleichfalls ſo in Schrecken verſetzt hatten, daß ſie ihn ſteinigen wollten. Vaucanſon, deſſen Automate, die Ente und insbeſondere der Flötenſpieler, den Namen ihres Erfinders durch ganz Europa verbreiteten, hatte ſich an den Arbeitern durch bittren Spott gerächt, nämlich durch ein Automatenkunſtwerk, einen Eſel, welcher ein geblümtes Zeug webte. Dreimal rotteten ſich die bethörten Arbeiter im heißen Grimm zuſammen und trachteten dem verhaßten Jacquard nach dem Leben. Jacquard verdankte ſeine Rettung nur dem Umſtand, daß die Gewerbevorſteher den Grimm der Arbeiter von der Perſon des Erfinders auf ſeine Erfindung ſelbſt ableiteten. Der neue Webſtuhl wurde auf einem öffentlichen Platz aufgeſtellt und dort in Stücke zerſchlagen; laut jauchzten die Arbeiter, Jacquard verſchloß den Schmerz in die

Tiefe ſeiner Seele, als ſein Werk in Trümmer zerfiel und, was an Eiſen dran war, als altes Eiſen, was an Holz, als Brennholz verkauft ward. Ihn erhob ſein reines Bewußtſein und die Hoffnung, daß der Nebel des Vorurtheils über kurz oder lang endlich dennoch zerrinnen müſſe.

Das war denn auch der Fall; die Arbeiter überzeugten ſich allmälig, daß die Erſparung einer Menſchenkraft durch den Jacquard'ſchen Stuhl weit entfernt war, ganze Familien brodlos zu machen, und daß der Arbeiter bei der vereinfachten Maſchine vielmehr in den Stand geſetzt wurde, bei weitem mehr zu fertigen, mithin auch zu erwerben. Auch die Geſundheit der Arbeiter gewann in Folge der Jacquard'ſchen Erfindung, welche die übermäßige Ermüdung, die unnatürliche Stellung der Glieder ſchon von früher Kindheit an — unnöthig machte; es erwuchs allmälig ein kräftigeres lebensfriſcheres Geſchlecht, ein kühnaufgewecktes, und die Jugend ſchleicht nicht mehr wie Schatten umher, fröhlich regt ſie ſich in den Zufluchtsſälen und Schulen, wo ſie Schutz vor Verwilderung finden kann, weil ſie nicht mehr der Arbeit vom zarteſten Alter leibeigen zu ſein braucht.

Lyon verdankte der Jacquard'ſchen Erfindung einen Erſatz für den Verluſt, den es hinſichtlich der einfachen Weberei durch die Konkurrenz des Auslandes erlitten hatte, in der nun die faconnirte Weberei immer mehr an die Stelle der einfachen trat. Wie raſch ſich dieſelbe im Lauf eines Vierteljahrhunderts ausbreitete, erſieht man daraus, daß vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1825 die Zahl der Jacquard'ſchen Stühle von 2800 bis auf 30,200 ſtieg. Jetzt gibt es dort deren 32,000, welche in 7000 Werkſtätten 60,000 Menſchen beſchäftigen. Außerhalb Lyons ſind Jacquard's Stühle in den großen Fabrikſtädten für Fertigung von Zeugen in Seide und Wolle, Seide und Baumwolle, in Seide, Gold- und Silberſtoffen zu finden. Zuerſt wurden ſie in England eingeführt, wo zwei Fabrikanten, Depruilly und Schirmer einen Verſuch im Großen mit glücklichem Erfolge unternahmen.

Jacquard, der mittlerweile wohl zwanzig Jahre müheroll, aber beharrlich mit Beſchränktheit und Neid, mit Verkennung und Hinderniſſen aller Art zu kämpfen hatte, erntete von ſeiner Erfindung keine großen Reichthümer. Ohne Mißgunſt blickte er, im mittelmäßigen Glück, auf ſeine Nachahmer, welche ohne Mühe zum Ziele gelangten und goldene Früchte gewinnen konnten. „Ich beklage mich darüber nicht,“ ſprach er eines Tages, „es genügt mir, daß ich meinen Mitbürgern genützt habe.“ Dieſe Worte bezeichnen den reinen und ſchönen Charakter des Mannes. Schlicht und bieder konnte er die lange Verkennung, die ihn verfolgt hatte, vergeſſen, und ſeine Vaterſtadt mit ſo warmer uneigennütziger hingebender Liebe umfaſſen, als wäre in derſelben ſein Leben nie bedroht geweſen, als wäre das Werk, das ſeinen Namen trug, nie auf öffentlichem Markt daſelbſt zertrümmert worden. Als ihm einſt Jemand bemerkte: „Seine Vaterſtadt habe ſich gegen ihn nicht ſehr großmüthig erwieſen,“ erwiderte der Mann, der ihr eine neue Quelle des Wohlſtandes aufgeſchloſſen und den Grund gelegt hatte, daß viele Tauſende von Arbeitern ſich zu einem menſchenwürdigen Daſein erheben konnten, in ſeiner Beſcheidenheit die entſchuldigenden Worte: „Es iſt wohl genug geſchehen; ich habe nicht einmal ſoviel verlangt und hätte auch nicht mehr angenommen.“ Vortheilhafte Anerbietungen, welche ihm aus dem Auslande kamen, wies er zurück; dagegen übernahm er es, gegen ein mäßiges Jahrgehalt, das er von der Stadt bezog, ihr allein ſeine ganze Zeit und Arbeit zur Verfügung zu ſtellen und alle Verbeſſerungen an ſeinen Erfindungen ausſchließlich für ſie zu beſorgen.

Weder das Kreuz der Ehrenlegion, das er im Jahre 1819 unerbeten erhielt, noch der Ruhm, der ihm erſt am Abend ſeines Lebens in reichem Maße zu Theil wurde, machte ihn ſtolz. Einfach verbrachte er ſeine letzten Jahre in der ländlichen Zurückgezogenheit des eine Meile von Lyon entfernten Dorfes Oullins. Da nahm ſein kleines Haus gaſtlich manchen großen Gelehrten und Staatsmann auf, der aus fernen Landen gekommen war, um den Mann kennen zu lernen, welcher durch ſeine Erfindung der Wohlthäter von vielen Tauſenden geworden war; ſie fanden einen Greis, der ſich ſagen durfte, daß er ſich ſein ganzes Leben hindurch gleich geblieben war, daß ihn das Unglück nicht gebeugt, das Glück nicht zur Ueberhebung verleitet hatte.

Er ſtarb am 7. Auguſt 1834, eine Stunde nach Mitternacht; auf dem Friedhofe zu Oullins ruht ſeine Aſche. Kurze Zeit darnach veranlaßte der Gewerbevorſtand zu Lyon eine Unterzeichnung von Beiträgen zur Errichtung eines Denkmals. Seine Erfindung bleibt ſein ſchönſtes Denkmal; der Jacquard'ſche Stuhl verewigt ſeinen Namen in den Werkſtätten und Herzen der Arbeiter, ſowie in der Geſchichte der Erfindungen.

Die Männer des Volks

dargeſtellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von
Dr. H. Birnbaum, Karl Bölſche, Dr. L. Braunfels, Karl Buchner,
Dr. Denhard, Dr. E. Duller, Dr. L. Grieſſelich, Dr. Karl
Gutzkow, R. Habermann, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von
Fallersleben, Krug, C. F. Lauckhard, Müller-Jochmus, Auguſt
Nodnagel, Dr. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth,
Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben
von
Dr. Eduard Duller.

Achter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1850.

Frankfurt a. M. — Druck von Streng und Schneider.

Inhalt des achten Bandes.

Seite

Galileo Galilei . . . . von Dr. H. Birnbaum . . 1

Arnold Struthan von Winkelried . . . . . . } „ Eduard Duller . . 107

Johannes Ronge . . . . } 121

Armand Carrel } . . . . „ Karl Bölſche . . . 158

Ludwig Börne } 313

Galileo Galilei.

Von

Dr. H. Birnbaum.

„Ich Galilei, der ich in meinem ſiebzigſten Jahre mich perſönlich vor dem Inquiſitionsgerichte eingefunden, — auf den Knieen liegend, und die Augen auf die heiligen Evangelien gerichtet — die ich mit meinen Händen berühre — ſchwöre ab, — verfluche und verwünſche mit redlichem Herzen und wahrem Glauben die Ungereimtheit, Falſchheit und Ketzerei der Lehre von der Bewegung der Erde — — —“

Laplace

Exposition du système du monde

Galileo Galilei.

(Geboren zu Piſa den 18. Februar 1564, geſt. zu Arcetri den 8. Januar 1642.)

Vielfach und groß ſind die Thaten des Mannes, von deſſen Leben, Wirken und Dulden hier ein treues Bild entworfen werden ſoll. Mit unerſchütterlichem Muthe und nie wankender Charakterſtärke hat er ſein ganzes Leben dem gefahrvollen Kampfe geweihet, der ſich im Glauben, im Wiſſen und Können Klarheit und Fortſchritt, Freiheit, Einheit und Sicherheit erringen will, — und er iſt als Kämpfer und Sieger bewundert, iſt unſterblich geworden. Solch einen Mann muß das Volk ganz kennen und würdigen lernen: es muß wiſſen, wie geiſtvoll und beherzt er Licht und Ordnung in das dunkle und ſinnloſe Gewirre der hochmüthigen Scholaſtik gebracht hat; es muß erfahren, mit welchem Heldengeiſte ſich derſelbe der allgewaltigen päpſtlichen Roma entgegenſtellte, wie er dieſer in unbeugſamer Starrheit verſchloſſenen ſtolzen Regentin des chriſtlichen Denkens und Glaubens den Wahn der ewig dauernden Unwandelbarkeit und Untrüglichkeit entriſſen hat. Er war es, der mit männlicher Entſchiedenheit das gewaltige Schwert der Vernunft gegen den Fanatismus zückte und damit Aberglauben, Gelehrtendünkel und Scheinheiligkeit zermalmte. Ihm gelang es zuerſt, die Naturwiſſenſchaften wahrhaft in's Leben zu rufen, ſie auf eine verſtändige ſichere Grundlage zurück zu bringen, auf der ſie ſo bewundernswürdig groß und heilſam für Gewerbe und

Künſte, Handel und Wandel geworden ſind. Er hat die Mittel erfunden und die Wege gebahnt zu unſerer heutigen Naturtreue und Unbefangenheit des Denkens; er hat das Auge bewaffnet und geiſtig gekräftigt zum einſichtsvollen Hinaufſchauen in des Himmels unzählbare Welt der Welten. Ja er iſt ein ganzer Mann für das gebildete denkende Volk. Darum ergreifen wir mit freudiger Begeiſterung die dargebotene Gelegenheit, dieſen Mann des Volks unſerm edlen deutſchen Volke vorzuführen, der auf den deutſchen Kopernikus die Ehrenkrone der Unſterblichkeit geſetzt hat, — der zum Märtyrer geworden iſt in der Bewahrheitung, Verehrung und Verherrlichung der Weltordnung unſers einzig daſtehenden deutſchen Kopernikus.

Galilei's Geburtstag war zugleich der Sterbetag des großen Michel Angelo. Ein merkwürdiges Zuſammentreffen. Und blickt man mit Aufmerkſamkeit in das Leben und Wirken dieſer ewig zu bewundernden genialen Geiſter, ſo findet man tauſend und aber tauſend Zeichen der innigſten Verwandtſchaft, ſo bildet die Entwickelungsgeſchichte Beider ein eng ineinandergreifendes zuſammengehöriges Ganze und der Gedanke wird unwillkürlich auf die Möglichkeit einer großartigen Seelenwanderung gebracht. War der Eine der vollendetſte Meiſter in einer naturgetreuen Malerei, Bildhauerei, Baukunſt und Poeſie, ſo hat der Andere, gleichſam als Fortſetzung zu dieſer geiſtigen Ausbildung, in der Aſtronomie, Phyſik, Mechanik, Mathematik und in der Beredſamkeit ebenfalls eine bis dahin nie errungene wiſſenſchaftliche Höhe erreicht. Saß in der Perſon des Erſten die wahre Kunſt auf ihrem Alles beherrſchenden höchſten Throne, ſo bahnte ſich in der Perſon des Anderen die Natur der Wiſſenſchaft den ſicheren Weg zu einer bis dahin kaum geahneten majeſtätiſchen Höhe. Regierte dort die Kunſt, ſo fehlte die verſtändige wiſſenſchaftliche Grundlage nicht; und herrſchte hier die Wiſſenſchaft, ſo fehlte ihr doch nie eine weiſe Berückſichtigung der edlen Kunſt.

Dieſer hiſtoriſch denkwürdige Tag iſt nach den neueſten

Forſchungen der 18. Februar des Jahres 1564. Früher ſetzte man den 15. Februar dafür und folgte hierin der von Viviani, dem hochherzigen „letzten Schüler" des großen Mannes, entworfenen Lebensbeſchreibung.

Vincenzio Galilei, der Vater unſers Helden, ſtammte aus einem alten edlen, aber verarmten Geſchlechte. Er war ein geiſtig ſehr befähigter Mann, zeichnete ſich durch Leiſtungen im Fache der theoretiſchen und praktiſchen Muſik aus, war ein begeiſterter Verehrer der Mathematik und ſtrebte mit glücklichem Erfolge dahin, der Muſik eine ſichere mathematiſche Grundlage zu erringen. Daneben hatte er ſich auch eine gründliche Bildung in der griechiſchen und lateiniſchen klaſſiſchen Literatur zu verſchaffen geſucht. Zur Zeit der Geburt unſers Galilei, ſeines älteſten Sohnes, lebte er zu Piſa, aber nur beſuchsweiſe, denn ſeine eigentliche Heimath war Florenz.

Das große Heer der kleinlichen Feinde unſers Galileo Galilei ſuchte ſelbſt auf ſeine Geburt einen unſaubern entehrenden Flecken zu werfen. Man behauptete, Galilei ſei unehlich geboren. Darüber würde man in unſern Tagen weitherzig hinweggehen, weil man weiß, daß der wahre Werth eines Menſchen nicht von ſeiner Geburt, ſondern von der Reinheit, Größe und Summe ſeiner eignen Thaten abhängt. Vor zwei Jahrhunderten dachte man gerade hierüber ganz anders, und es iſt ganz gewiß, daß jener gehäſſige Ausſpruch auf des großen Mannes Andenken damals einen Schatten warf. Uebrigens liegt durchaus nichts Wahres in dieſer Behauptung, und ſelbſt noch zu Galilei's Lebzeiten ſtellte ſie ſich als eine jeſuitiſch erſonnene Verläumdung heraus. Salviati, Galilei's väterlicher Freund und Beſchützer, hat durch Auffindung und Veröffentlichung des betreffenden Trauſcheines jede übele Nachrede als vollkommen grundlos nachgewieſen. Hiernach iſt Vincenzio di Michelangelo di Giovanni Galilei, florentiniſcher Bürger, mit Giulia, Schweſter des Leone di

Coſimo di Ventura degli Ammanati Pascia am 5. Juli 1563 getraut.

Unſer Galilei hatte viele Geſchwiſter und die Einnahme des Vaters war klein, daher kam es denn, daß zu ſeiner geiſtigen Ausbildung nur wenig Mittel verwandt werden konnten. Dagegen war der Vater in ſeinen Verhältniſſen ein fein gebildeter Mann, der Alles aufbot, um aus ſeinen Kindern wieder gebildete Leute zu erziehen. Ganz beſonders aber hatte er ſein Augenmerk auf den Erſtgeborenen gerichtet; denn hier entdeckte er bald, daß neben einer ungewöhnlichen Luſt zum Lernen auch noch eine ſehr ſeltene geiſtige Befähigung vorkam, woraus ſich ohne Schwierigkeit Großes erziehen laſſe. Daher ſuchte er es zunächſt möglich zu machen, daß ſein Sohn einen gründlichen Unterricht in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache erhielt. In Muſik und Mathematik unterwies er ihn ſelbſt, und er hatte eine ungemeine Freude über die raſchen Fortſchritte. Uebrigens lag in der Entwickelung des jungen Galilei ſchon von früheſter Jugend an eine entſchieden praktiſche Tendenz. Er ſuchte all ſein Wiſſen brauchbar zu machen für das wirkliche Leben, ſchnitzte Kriegsmaſchinen der Alten, zeichnete Karten und Pläne der Länder und Lager, wie ſie in den geleſenen Klaſſikern beſchrieben waren. Bei dieſer Gelegenheit entfaltete ſich zugleich auch noch ein hervorragendes Talent zum Zeichnen und Modelliren. War nun der Vater durch die beſchränkten Vermögensumſtände dazu beſtimmt worden, ſeinen Sohn recht früh in ein praktiſches Geſchäft zu bringen, das demſelben ſo bald als möglich zu einem ſelbſtſtändigen Brote verhelfen und ihm die drückende häusliche Laſt erleichtern konnte, war in dieſer Hinſicht ſogar ſchon verabredet, daß der Knabe die Tuchhandlung erlernen ſollte, ſo ließ er ſich doch auch gern wieder von dieſem erſten Beſchluſſe abbringen, als ſich von allen Seiten theilnehmende Stimmen erhoben, welche es laut und ſchmerzlich beklagten, daß ein ſo ausgezeichneter Kopf dem Gelehrtenſtande entzogen werden ſollte. Zugleich gab aber auch des Jünglings

Liebe zu den Wiſſenſchaften, welche in ſeiner innerſten Tiefe Wurzel gefaßt und bis zur Leidenſchaft aufgewachſen war, einen gewichtigen Bewegungsgrund ab, den vorgefaßten Entſchluß des Vaters zu ändern.

Galilei fühlte ſich nun unausſprechlich glücklich in der endlich errungenen frohen Ausſicht, ſich den geliebten Wiſſenſchaften widmen zu dürfen. Der innere Drang nach beſtändiger Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Kenntniſſe beherrſchte ihn ſo mächtig, daß er kein Hinderniß für unüberſteiglich, kein Opfer für zu ſchwer, keine Laſt für unerträglich hielt. Bei des Vaters äußerſt ſchwachen Unterhaltsmitteln wurden die ſtärkſten Einſchränkungen des Sohnes durchaus nothwendig. Der freudige Muth des Jünglings erweckte und begeiſterte aber eine Alles beſiegende Bereitwilligkeit. Der Vater verlangte von ſeinem Sohne, daß er die Arzneiwiſſenſchaft ſtudire, weil ſie am ſchnellſten zur Selbſtſtändigkeit und zum Wohlſtande führe; und er gab ſich dadurch zugleich der Hoffnung hin, daß ſein Sohn ſo am Schnellſten die erforderlichen Mittel bekommen werde, um für die Unterſtützung und Ausbildung der anderen Geſchwiſter kräftig mitwirken zu können. Der Sohn war dieſem Verlangen nicht entgegen, er fühlte ganz im Allgemeinen einen ſtarken Durſt nach Wiſſen und Können und es kam ihm gar nicht auf die Art der Befriedigung dieſes Bedürfniſſes an; auch war er ein viel zu herzlicher Bruder, ein viel zu gutmüthiger folgſamer Sohn, um mit dem Verſprechen der künftigen Unterſtützung auch nur einen Augenblick zu zögern.

So betrat Galilei die Univerſität Piſa. Er zählte erſt ſiebenzehn Jahre und war doch ſchon in vollkommenſter Reife zum Studiren. Er widmete ſich, ganz dem damals üblichen Bildungsgange gemäß, zunächſt ausſchließlich dem Studium der Philoſophie. Die meiſten Profeſſoren der Univerſität waren der ariſtoteliſchen Philoſophie zugethan und lehrten darin, als beruhe alle Wahrheit und geiſtige Größe einzig und allein in dieſem ehrwürdigen ſcholaſtiſchen Syſteme. Unſer Galilei hatte nun aber den Ariſtoteles ſchon in der Urſprache geleſen und zwar wiederholt geleſen, daher hielt er es für überflüſſig hierüber erſt noch beſondere Kollegia zu hören; auch hatte er gerade bei dieſer philoſophiſchen Lektüre Manches gefunden, was er nicht für unbedingt wahr, nicht einmal für geiſtig groß annehmen konnte, und er fühlte das Bedürfniß, ſeinen Geiſt noch mit irgend einem andern, ihm mehr zuſagenden Syſteme bekannt zu machen. So kam er zu dem damals ſehr berühmten Jakob Mazzoni, der mit begeiſterter Entſchiedenheit der pythagoräiſchen Schule anhing und dadurch zugleich ein ſtarker Gegner aller Peripatetiker war. Das war ein bedeutungsvoller Moment für Galilei's Bildungsgang. Sein Geiſt blieb frei und duldete nichts von den engherzigen ſtarren Formen der Auslegung des Ariſtoteles, in denen damals alle Scholaſtiker das größte Heil des Denkens finden wollten. Hier in dem wenig beſuchten kleinen Hörſale des ſcharfſinnigen Mazzoni lernte er die eitlen Prunkſeiten und Schwächen der blindgläubigen Ariſtoteliker kennen, hier übte und kräftigte er ſeinen Geiſt in der edlen Freiheit des unbefangenen Denkens. Die nächſte Folge davon war aber, daß er mit den meiſten ſeiner Genoſſen in hitzige philoſophiſche Disputationen gerieth. Seine Richtung ſtand dem alltäglichen Gange der Hochſchule geradezu entgegen. Daraus erwuchſen ihm harte Kämpfe, aber ſein Geiſt war auch ſtark, er ſiegte und demüthigte an allen Orten. Dieſer Triumph machte ihn übermüthig, er ſuchte dieſe geiſtigen Kriege mit Abſicht auf und ruhete nicht eher, als bis er eine empfindliche Niederlage bewirkt hatte. Er wagte ſich ſogar an die disputirenden Lehrer der ariſtoteliſchen Philoſophie und hatte nicht ſelten die Freude, einen glänzenden Sieg davon zu tragen. Das erweckte Feinde, heimliche unverſöhnliche Feinde, das kühlte manche Freundſchaft ab und trieb zu einem entfremdenden, alleinſtehenden Standpunkte. Daraus machte ſich aber ſein philoſophiſcher Sinn gar nichts. Ihm galt die offene Wahrheit und die unbeſchränkte Freiheit des Denkens mehr als alle irdiſche Freundſchaft. Auch ertrug er es mit Ruhe, daß man ihn allgemein den ſtreitſüchtigen Philoſophen nannte und ſeinen Umgang ſichtlich vermied. Dagegen blieb aber auch das Geniale ſeines Geiſtes und die edle Offenheit, Gradheit und Reinheit ſeines Charakters nicht unbeachtet, nicht ungewürdigt. Man wußte genau, daß die ihm inwohnende unwiderſtehliche Liebe zum philoſophiſchen Streite ſich immer nur auf die Sache ſelbſt bezog, daß die betreffenden Perſonen dabei nie mit in's Spiel kamen. Daher wurde er auch hauptſächlich nur von den eitlen ſchwachen Seelen angefeindet, die es nicht ertragen konnten, im ehrlichen Kampfe zu unterliegen, die es nicht über ſich vermochten, andere Anſichten unparteiiſch zu würdigen.

Nachdem ſich nun Galilei zwei Jahre lang mit großem Eifer den philoſophiſchen und mediciniſchen Studien gewidmet hatte, ereignete ſich ein Vorfall, der ſcheinbar ſehr unbedeutender Art war, der aber doch höchſt wichtige Folgen für das ganze Leben des jungen Gelehrten nach ſich zog. Er hörte einſt im Dome zu Piſa die Meſſe, als durch Zufall an die vom hohen Gewölbe herabhangende ewige Lampe geſtoßen ward. Dadurch gerieth die ſchwere Lampe in Schwingungen, und dieſe Schwingungen dauerten in unveränderlicher Beſtändigkeit durch die ganze Zeit des Hochamtes hindurch. Die Bögen dieſer pendulirenden Bewegung ſah er allerdings kleiner und kleiner werden, indeß ſchien ihm dabei auch die Geſchwindigkeit in demſelben Maaße abzunehmen, ſo daß alſo die Zeit für jeden Schwung immer ein und dieſelbe blieb. Mit Hülfe von Pulsſchlägen wußte er ſich für dieſe intereſſante Wahrſcheinlichkeit nach und nach eine entſchiedene Gewißheit zu verſchaffen. Dieſe Wahrnehmung hatte für den neunzehnjährigen Jüngling eben ſo viel Anziehendes als Ueberraſchendes. Er dachte darüber mit Scharfſinn nach und erkannte bald einen längſt vergeblich geſuchten praktiſchen Maaßſtab für alle Bewegung und Zeit. Es ſchien ihm gar nicht unmöglich, daß der Arzt mit Hülfe eines ſolchen Pendels die Pulsſchläge ſeines Patienten, daß der Muſiker damit den richtigen Takt ſeiner Kompoſition ausmeſſen und beurtheilen könne. Galilei behielt dieſe Entdeckung nicht für ſich, er ſprach darüber und wußte das praktiſche Element derſelben ſo überzeugend in's Licht zu ſtellen, daß man von allen Seiten ihm beipflichtete und Hand anlegte zu wirklichen Verſuchen. Er hatte die große Freude, von vielen Seiten ein vollkommenes Gelingen ſeiner Vorſchläge in Erfahrung zu bringen.

Das war ein anregender Triumph für unſern Galilei. Er dachte tiefer und tiefer über denſelben Gegenſtand nach. Doch mitten in dieſer Unterſuchung erkannte er auch eine bis dahin wenig beachtete Schwäche ſeiner Ausbildung. Es fehlte ihm überall ein gediegenes mathematiſches Wiſſen. Das, was er von ſeinem Vater erlernt hatte, half nirgends zur Genüge aus: beſonders fühlte er ſich ſchwach in dem konſtruirenden Theile dieſer Wiſſenſchaft. Jetzt erinnerte er ſich lebhaft an den oft, aber bis dahin gleichgiltig gehörten Ausſpruch ſeines Vaters, daß die Mathematik die wahrhafte Seele aller reellen Forſchungen in der geſammten Natur und Kunſt ſei. Er konnte und wollte dieſe Lücke nicht länger dulden. Sein feuriger Geiſt war ſogleich entſchloſſen, ſich ſelbſt zu helfen, und er bat ſeinen Vater, daß er ihm dabei mit Rath und mit Büchern beiſtehen möchte. Der Vater freuete ſich über den Entſchluß ſeines Sohnes und ließ es nicht an der gewünſchten Unterſtützung fehlen. Zugleich machte er ihn aber auch auf den Abbt Oſtilio Ricci, Pagenlehrer am Hofe des Großherzogs zu Florenz, aufmerkſam; dieſer ſei ein ausgezeichneter Geometer, von dem er auf jeden Fall am Sicherſten auf die richtige Bahn geleitet werden könnte. Im Winter, wenn die großherzogliche Familie ihrer langjährigen Gewohnheit zufolge nach Piſa überſiedele, zöge auch der würdige Gelehrte jedes Mal mit hinüber, um daſelbſt ſeinen mathematiſchen Unterricht fortzuſetzen. Dieſen ausgezeichneten Mann zum befreundeten Gönner zu haben, ſchätzte der Vater für ein großes Glück, und er forderte den Sohn auf, bei nächſter Gelegenheit demſelben einen Beſuch zu machen.

Es war im Winter des Jahres 1583, und die großherzogliche Familie eben in Piſa angekommen, als Galilei ſich auf den Weg zum Schloſſe begab, um den vom Vater gewünſchten Beſuch zu machen. Er erreichte die Abſicht nicht. Der geiſtliche Herr war nicht zu ſprechen, weil er eben den geometriſchen Unterricht ertheilte, bei dem er ſich durchaus nicht ſtören ließ. Auf dem Heimwege kam Galilei aber zufällig vor der verſchloſſenen Thüre des Saals vorüber, in welchem der Unterricht gegeben ward, er vernahm die volltönende klare Stimme des Abbtes und blieb unwillkürlich ſtehen, um zu hören, wovon im Inneren die Rede ſei. Alles um ihn her war geräuſchlos ſtill, er konnte jedes Wort deutlich verſtehen. Der alte Herr unterwies die Prinzen nach Euklid in der Geometrie, gerade in dem Unterrichtszweige, worin ſich Galilei ſelbſt ſo gern ein ſicheres Wiſſen aneignen wollte. Da fuhr ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß er hier als verborgener Zuhörer an der Thüre ſich die geſuchten Kenntniſſe verſchaffen könne. Gedacht, gethan! Der Euklid war bald angeſchafft. Am nächſten Tage genau um dieſelbe Zeit ſtand unſer Galilei in geſpannter Erwartung vor der verſchloſſenen Saalthüre, der Unterricht begann und Galilei konnte draußen ganz genau folgen. Das war eine große Freude für den jungen Mann. Zu Hauſe ließ er es nun weder an fleißiger Wiederholung, noch an gründlicher Vorbereitung fehlen, ſo daß er ſchon nach wenigen Stunden den ungemeinen Nutzen dieſes Unterrichts verſpüren konnte. Das Verborgene und Eigenthümliche der Sache, ſo wie die herzliche Freude über das wirkliche Gelingen dieſes ſelbſt erfundenen originellen Plans reizte den jungen Mann zur geſpannteſten, geiſtigen Thätigkeit. Sein Geiſt fühlte ſich mächtig angezogen und gehoben durch die Schärfe, Klarheit und Bündigkeit in den Folgerungen der Schlüſſe, in der Gründlichkeit der Beweiſe. Es ward ihm klar, wie dieſe Art des geometriſchen Denkens allen anderem

Wiſſen erſt den philoſophiſchen Halt abgäbe. So wuchs die Liebe zu dieſem verſtohlenen Unterrichte mit jedem Tage. Des Morgens erſter Gedanke war auf dieſe heimliche Lehrſtunde gerichtet und des Abends knüpfte ſich der letzte Gedanke an eben dieſen intereſſanten Zeitpunkt, und während des ganzen Tages ward nichts Anderes gedacht und getrieben als Geometrie nach Euklid.

Die regelmäßig täglich wiederholten Beſuche im Schloſſe konnten nicht unbeachtet bleiben. Als der Vorfall im Schloſſe bekannt wurde, erregte er großes Aufſehen, doch war Niemand lebhafter dabei intereſſirt als der Abbt Ricci ſelbſt. Er wünſchte ſehnlichſt dieſen merkwürdigen heimlichen Schüler kennen zu lernen und ließ ihn deshalb zu ſich kommen. Dieſer folgte dem Rufe nicht ohne ſtarkes Herzklopfen, indeß fand er in dem Abbte einen ſo liebevollen freundlichen Mann, daß er bald alle Beklommenheit verlor und ſich ganz unbefangen und frei geben konnte, wie er wirklich war. Das Reſultat dieſer Unterredung fiel ſehr günſtig aus. Ricci, der tiefdenkende große Mathematiker, erkannte gar bald das ausgezeichnete Denkvermögen des jungen Mannes und ganz beſonders das entſchiedene Talent desſelben zu geometriſchen Forſchungen. Seine Freude über einen ſo unerwarteten edlen Geiſtesfund war unbeſchreiblich groß; er griff darnach mit leidenſchaftlicher Haſt, und der Bund der Freundſchaft ward augenblicklich, unauflöslich feſt geſchloſſen. Von jetzt an genoß Galilei den Unterricht nicht mehr heimlich vor der verſchloſſenen Thüre, ſondern öffentlich im Innern des Saales neben den Prinzen. Der neue Schüler überflügelte aber die anderen ſo geſchwind und mit einer ſo hervorragenden geiſtigen Ueberlegenheit, daß ſich der Abbt aus Liebe zur Sache und aus beſonderem Intereſſe für den ſtrebſamen jungen Mann zu noch anderen Lehrſtunden entſchloß, in denen er dieſen ſchneller weiter fördern konnte.

Die mediciniſchen Vorleſungen konnte Galilei bei dieſer umfangsreichen neuen Beſchäftigung nicht mehr regelmäßig beſuchen, und es dauerte nicht lange, ſo war ihm durch die Alles beherrſchende Neigung zur Mathematik der Sinn für die Arzneiwiſſenſchaft gänzlich erſtorben. Dieſe plötzliche Sinnesänderung und Vernachläſſigung blieb nicht unbemerkt. Sie vertrug ſich zu wenig mit der bisher gewohnten Feſtigkeit und dem Fleiße des jungen Gelehrten. Der Vater erhielt davon Kunde. Er ſäumte nicht, augenblicklich ſelbſt nach Piſa zu reiſen, um mit eignen Augen an Ort und Stelle die wahre Urſache der plötzlichen Aenderung ſeines Sohnes zu erforſchen. Als er bei dieſem eintrat, fand er ihn in Büchern vergraben, eifrig nachgrübelnd über die Löſung eines wichtigen mathematiſchen Problems. Er erkannte ſogleich, daß hier von einer Abnahme des Fleißes durchaus keine Rede ſein konnte, daß aber die Richtung der wiſſenſchaftlichen Ausbildung eine ganz andere geworden war. Darüber machte ſich der Vater große Sorgen, und er bat und beſchwor ſeinen Sohn wieder umzukehren. Er ſah mit Bekümmerniß in die Zukunft, denn der ſo vorſichtig und mit den größten Opfern angelegte ſchöne Plan lag unrettbar zertrümmert vor ſeinem Blicke. Der Sohn erklärte mit der Entſchiedenheit eines ſtarken Geiſtes, daß er die Liebe zur Mathematik nicht aufgeben wolle, nicht aufgeben könne, er müſſe ihr treu bleiben, und wenn er auch darum zu Grunde ginge. Aber dennoch rührte ihn des Vaters Kummer ſehr. Er kämpfte gegen die Vorſtellungen und Wünſche mit kräftigem Geiſte, mit beredten tiefgefühlten Worten, aber es fehlte nicht viel ſo hätte er ſich auf's Neue dem väterlichen Willen gefügt. Doch gerade in dieſem entſcheidenden Momente trat der Abbt Ricci hinzu; er wußte mit wenigen Worten den Vater zu beſtimmen, daß er mit der Aenderung des Studienplans ſeines Sohnes einverſtanden war. Es kam jetzt zur Sprache, daß der junge Galilei ſchon ganz auf dem Wege ſei, ein großer Mathematiker zu werden und daß es ein Seelenmord wäre, wenn man hartnäckig darauf beſtände, den gewaltigen Durchbruch dieſer neuen Neigung zu hemmen. Dieſe Anſicht eines ſo hochgeſtellten, hochgeachteten Gelehrten hatte auf des Vaters Entſchließung einen entſcheidenden Einfluß. Der Sohn erhielt die erſehnte väterliche Einwilligung, ſich hinfort der Mathematik als Hauptſtudium widmen zu dürfen.

Galilei konnte ſich nun mit ruhigem Gewiſſen offen und frei ganz der Neigung zur Mathematik hingeben und er war entzückt über die Fülle und Tiefe des Denkens, welche ihm hier überall entgegen kam und die angenehmſten Genüſſe bereitete. Auch Ricci war ebenfalls voll großer Freude. Er blickte mit väterlichem Wohlgefallen auf das Glück ſeines geliebten Schülers und ſann beſtändig auf Mittel, dieſe ſeltene Liebe zu der ernſten Wiſſenſchaft immer mehr und mehr zu nähren, immer lebendiger werden zu laſſen. So gab er dieſem einſt den Archimed in die Hand, worüber derſelbe mit einem wiſſenſchaftlichen Heißhunger herfiel, Nacht und Tag daran ſtudirte und nicht eher ruhete, als bis er ſich dies mathematiſche Kleinod zu einem ſichern geiſtigen Eigenthume gemacht hatte. Er ſtudirte das Werk des alten griechiſchen Weiſen wieder und wieder, und konnte ſich nicht ſatt denken und genießen an dem unendlich reichen Inhalte. Durch dieſen beſtändigen Umgang mit dem tiefſinnigſten, feinſten und gründlichſten aller mathematiſchen Geiſter, wurde er ſelbſt zu einem in jeder Hinſicht ausgezeichneten mathematiſchen Kopfe. Sein Scharfſinn erregte die Bewunderung aller Gelehrten zu Piſa, und Guido Ubaldi Marcheſe del Monte, der größte damals lebende europäiſche Mathematiker, nannte ihn ſogar den zweiten Archimed. Mit dieſem weltberühmten Gelehrten ward Galilei zu Piſa auch bald näher bekannt. Er war ihm anfangs ein fleißiger Schüler, ſpäter aber auch ein hochgeachteter und wahrhaft geliebter Freund.

Durch dieſe ernſte mathematiſche Richtung ward Galilei von ſeiner frühern leidenſchaftlichen Liebhaberei für philoſophiſche Disputationen abgezogen. Indeß hörte dieſelbe doch nicht ganz auf und es kam zuweilen noch die Gelegenheit, wo er auch hierin ſeinen überlegenen Geiſt walten laſſen konnte. Sein Selbſtvertrauen war aber jetzt ein ganz anderes geworden. Er hielt es für zu klein, ſeine Meiſterſchaft blos bei Studenten zu bewähren, darum nahm er es meiſtens mit den Profeſſoren ſelbſt auf, und ſein geiſtiges Schwert erfocht ſich auch hier die glänzendſten Siege. So griff er einſt den alten, damals für unbedingt wahr gehaltenen ariſtoteliſchen Grundſatz an, daß Körper um ſo geſchwinder zur Erde fallen, je gewichtiger ſie ſind. Er behauptete kühn, der Satz ſei falſch, „daß ſelbſt bei einer Höhe von zweihundert Braccien eine hundertpfündige, oder noch ſchwerere Kanonenkugel nicht eine Palme früher zur Erde komme, als eine Musketenkugel.“ Um die Richtigkeit dieſer Behauptung einzuſehen, bedürfe es gar nicht einmal wirklicher Verſuche. Denn wenn es z. B. wahr ſei, daß ein größerer Stein ſchneller falle als ein kleinerer, ſo müßte ja durch eine Verbindung beider einmal eine langſamere Bewegung erfolgen, weil der langſamer fallende kleinere Stein dem größeren Etwas von ſeiner Geſchwindigkeit hinwegnehme, — zweitens müßte aber auch aus eben dieſer Verbindung eine geſchwindere Bewegung erfolgen, weil der größere Stein durch den kleineren an Gewicht gewonnen hätte. Und das ſei ein offenbarer Widerſpruch. Nach dieſem ariſtoteliſchen Grundſatze müßten zwei vom Tiſche ſpringende Menſchen geſchwinder zu Boden kommen, wenn ſie ſich angefaßt hätten, als wenn ſie unangefaßt frei hinabſprängen. Wenn übrigens bei dieſer Bewegung des freien Falls ſchwerer Körper wirklich ein Unterſchied vorkäme, wie er keineswegs in Abrede zu ſtellen ſei, ſo dürfe man den Grund der Verſchiedenheit nicht in dem ungleichen Gewichte der Körper, ſondern in ihrer ungleichen Oberfläche ſuchen, womit ſie in der freien Luft auf verſchiedenen Widerſtand träfen. — Bei dieſem berühmten Gelehrtenkampfe war unſer Galilei erſt zwei und zwanzig Jahre alt. Er ging daraus ganz entſchieden als Sieger hervor. Um ſeiner Behauptung mit Hülfe von Verſuchen noch mehr Gewicht zu geben, benutzte er den Glockenthurm des Doms in Piſa, welcher ſeiner ſchiefen Lage wegen ſich ganz vortrefflich zu Fallverſuchen eignete.

Galilei's Sieg im Gelehrtenſtreite verſchaffte ihm indeſſen leidenſchaftliche Feinde unter den Profeſſoren zu Piſa. Die Folgen davon ſtellten ſich auch gar bald ſehr empfindlich für ihn heraus. Der Vater war nicht mehr im Stande, ihn länger auf der Univerſität zu erhalten. Fünf volle Jahre lang hatte er es durchzuführen geſucht, die Koſten der Unterhaltung ſeines Sohnes aufzubringen, jetzt ward es ihm zu ſchwer und er bat bei dem Großherzog von Toskana um Beiſtand. Die Bitte blieb aber unerhört, weil mehrere Profeſſoren dem jungen Galilei feindlich entgegen traten. Selbſt die gewichtvollen Fürbitten Ricci's und del Monte's vermochten dieſe Ränke nicht zu beſeitigen. Der Fürſt legte zu viel Gewicht auf die Einflüſterungen der durch Galilei gekränkten Gegenpartei.

Galilei mußte die Univerſität verlaſſen. Er kehrte nach Florenz in's väterliche Haus zurück. Seine Gelehrtenlaufbahn hatte einen bedenklichen Stoß bekommen. Nicht einmal die Doktorwürde hatte er ſich erringen können, weil dazu das Geld nicht ausreichen wollte. Still und zurückgezogen lebte er von jetzt an nur ſeinen Wiſſenſchaften; er nahm es ſich vor, von der Studirſtube aus gegen die ariſtoteliſche Naturweisheit zu Felde zu ziehen und nicht eher zu ruhen, bis man den ganzen ſcholaſtiſchen Unſinn klar erkannt und herzlich verachtet habe. Das war eine ſehr fruchtbare Zeit. Zunächſt brachte ihn das wiederholte Studium der Archimed auf das Erforſchen der Hauptgrundgeſetze der Hydroſtatik. Er ſann über die Regeln zur Beſtimmung des ſpecifiſchen Gewichts aller Naturſtoffe nach und erfand dabei die hydroſtatiſche Wage und das Aräometer. Dann ſuchte er die Bewegung des freien Falles ſchwerer Körper auf beſtimmte mathematiſche Regeln zurück zu bringen und dachte ſchon daran, die geſammten Lehren vom Gleichgewichte und von der Bewegung der Körper in ein gründliches mathematiſches Syſtem zu bringen. Daneben ſtand er in einem lebhaften Briefwechſel mit vielen berühmten Gelehrten der damaligen Zeit. Beſonders ward er von dem viel bewunderten Aſtronomen Clavius und von dem gelehrten Geographen Ortelius ſehr geſchätzt und zu praktiſchen und theoretiſchen Arbeiten ihrer Fächer fleißig mitbenutzt. Auch mit Piſa unterhielt er eine eifrige Korreſpondenz, beſonders mit ſeinem väterlichen Freunde Marcheſe del Monte, dem er alle Ergebniſſe ſeiner glücklichen Forſchung mittheilte. Dieſer ſtaunte über den Scharfſinn des jungen Mannes und rühmte, wo er nur konnte, den tiefen Blick desſelben in die wahren Geſetze der Natur und deſſen einzig daſtehendes Talent im Anwenden der Mathematik auf alle Zweige der Naturlehre. Mit dieſen beredten, aber durch und durch wahren Lobe ſtand der berühmte Gelehrte einſt ſeinem Großherzoge Ferdinand I. gegenüber und er hatte die lange vergebens geſuchte Freude, ein aufmerkſames Ohr und ein gerechtes Herz zu finden. Galilei ward wieder nach Piſa zurück gerufen. Er ſollte hier die reine Mathematik und deren Anwendung auf die Naturwiſſenſchaften lehren.

Die Zurückberufung Galilei's im Jahre 1589 erregte unter den Gelehrten zu Piſa großes Aufſehen. Die Meiſten waren damit ſehr unzufrieden, da aber all ihre Gegenvorſtellungen nichts fruchteten, ſo ſuchten ſie es doch wenigſtens dahin zu bringen, daß er mit dem allerniedrigſten Jahrgehalte angeſtellt werde. Man ſetzte ihm nicht mehr als 60 Thaler (den achten Theil eines damals üblichen Gelehrtenſoldes) aus und beſtimmte die Dauer ſeiner Anſtellung vorläufig auf nicht mehr als 3 Jahre. Galilei fand aber hierin durchaus keine Veranlaſſung zu Sorge und Kummer. Die Liebe und das Geſchick zum Lehren verſchafften ihm überall Gelegenheit, ſeine Einnahmen bedeutend zu vergrößern. Sein Talent brach ſich überall Bahn und nirgends fehlte es ihm an Anerkennung. Selbſt der Großherzog entſchloß ſich, ihm die beiden älteſten Prinzen in den mathematiſchen Unterricht zu ſchicken. Durch ſo glänzende Zeichen des Beifalls ermuthigt, konnte er ſich nicht enthalten, den alten Gelehrtenſtreit über den Fall ſchwerer Körper auf's Neue aufzunehmen. Nach ſeiner innigſten Ueberzeugung mußten alle Körper, leichte und ſchwere, ganz in derſelben Zeit durch denſelben Raum fallen, ſobald ſie nur der widerſtehenden Luft gleiche Oberflächen entgegen kehrten. Er durchſprach dieſen Satz in den Lehrſtunden mit ſeinen Zuhörern und wußte die Richtigkeit desſelben ganz außer Zweifel zu ſtellen; aber hiermit begnügte er ſich noch nicht, er bewahrheitete den Satz auch durch Verſuche. Er wählte Kugeln von Kreide, Holz, Metall, welche alle dieſelbe Größe beſaßen und ließ dieſe gleichzeitig von derſelben Höhe herabfallen und es zeigte ſich in der That, daß ſie alle in einer und derſelben Zeit den Boden erreichten. Dieſe Verſuche ſtellte er öffentlich in Gegenwart von vielen Studenten und Profeſſoren an. Sie gelangen vollkommen und ſtießen ſo den alten ariſtoteliſchen Satz um, daß die Körper immer ihrem Gewichte proportional geſchwind fielen. Den Gegnern, welche die Verſchiedenheit des Falles mit einem Stück Papier und einer eben ſo großer Bleiplatte durch den Verſuch beſtätigten, wandte er ſehr richtig ein, daß auch die Luft ſchwer ſei und in Bezug auf das Papier ſchon ein namhaftes ſpecifiſches Gewicht beſitze, während ſie im Vergleich zum Blei in Nichts zuſammenſinke. Der Widerſtand der Luft ſei das einzige Hinderniß der ganz gleichen Bewegung aller frei fallenden Körper. Die volle Bewahrheitung erhielt dieſer Ausſpruch erſt lange nach dem Tode Galilei's durch Otto von Guericke's Luftpumpe. Es iſt zu bewundern, wie Galilei in einer Zeit, wo man kaum eine klare Vorſtellung von der wirklichen Wägbarkeit der Luft gewinnen konnte, dennoch einen ſo tiefen, durchweg wahren Blick in die Geſetze der Bewegung ſchwerer Körper thun konnte. Wir treffen hier den erſten Beweis ſeiner großen Genialität.

Die jugendliche Begeiſterung Galilei's für ſein Lehramt, die geiſtige Kraft, mit der er ſich überall neue

Bahnen und Geltung zu verſchaffen wußte, das Lebendige, Feine und Fließende ſeines klaren, intereſſanten Vortrags zog von allen Seiten Zuhörer und Bewunderer heran. Er mußte größere und größere Hörſäle wählen, weil ſie immer nicht ausreichen wollten, die Zuhörer zu faſſen. Dieſer ſo offen an den Tag gelegte Beifall war den Kollegen Galilei's ein Dorn im Auge, er ward die Quelle eines ſehr gehäſſigen niedrigen Neides. Und die vielen glücklichen Siege des jungen Gelehrten über die ariſtoteliſche Naturphiloſophie, über die in Hochmuth und Formenzwang verknöcherte Scholaſtik hatten eine ſehr empfindliche Demüthigung der Gegner zur Folge, welche ebenfalls nichts Anderes als den bitterſten Haß erwecken und nähren konnte. So kam es denn, daß der glückliche Galilei von boshaften Feinden umlauert wurde, welche mit Ungeduld den Augenblick herbeiſehnten, wo ſie in ungezähmter Wuth über das verhaßte Opfer herfallen konnten.

Um das Aufſehen der öffentlichen Fallverſuche zu vermeiden, ſann Galilei auf Mittel, dieſelbe im Zimmer anſtellen zu können. Das war die Veranlaſſung zur Erfindung der damals ſehr berühmten Fallrinne, zur wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Unterſuchung des Pendels. Es ſtellte ſich heraus, daß die Bewegung des ſchweren Körpers am Pendelfaden mit dem Falle desſelben auf geneigter Bahn, der ſogenannten Fallrinne, in Eins zuſammenfiel, ſo daß die eine in der andern ihre Erklärung finde. Er befeſtigte an gleichlangen Fäden derſelben Art gleichgroße Kugeln von Zucker und Blei, welche alſo dem Gewichte nach ſehr verſchieden waren, und zeigte, daß ſie ungeachtet dieſer großen Gewichtsverſchiedenheit dennoch immer in gleichen Zeiten gleichviel Schwingungen zurücklegten. Die vorhandenen Hülfsmittel zu allen dieſen Verſuchen waren ſo unvollkommen, ſo unbrauchbar, daß er ſie meiſtens erſt durch beſſere Erfindungen erſetzen mußte. Zum Meſſen der Zeit hatte man Sand- und Waſſeruhren, mit denen man noch nicht einmal eine Minute genau beſtimmen konnte, und bei ſeinen Verſuchen kam es auf das genaue Meſſen der Theile einer Sekunde an. Um nun hierbei zum Zweck zu kommen, wählte er ſich ein großes Cylindergefäß, in deſſen Boden eine verhältnißmäßig ſehr feine verſchließbare Ausflußröhre angebracht war; das Gefäß ward mit Waſſer gefüllt und beſtändig gefüllt erhalten, während die Abflußröhre gerade ſo lange geöffnet blieb, bis die Anzahl Pendelſchwingungen zurückgelegt waren; und das Gewicht des jedesmal ausgefloſſenen und aufgefangenen Waſſers beſtimmte die Zeit. Als er ſich nun mit Hülfe dieſes Meßapparates verſichert hatte, daß die Schwingungen bei demſelben Pendel immer ganz genau von derſelben Dauer waren, ſobald nur der Pendelfaden nicht zu kurz und die Schwingungsbögen nicht zu groß gewählt wurden, ſo war es natürlich, daß er das Pendel ſelbſt als Zeitmaaß benutzte, wodurch er denn der erſte Erfinder der Pendeluhren ward.

Mit Hülfe der eben genannten Vorrichtungen machte er ſich auch an die ſehr ſchwierige Aufgabe, das Geſetz der fallenden Bewegung eines und desſelben Körpers genau zu erforſchen. Bis dahin hatte man die Regel gelten laſſen, daß ein ſolcher Körper in eben dem Verhältniß raſcher falle, als der jedes Mal vorher zurückgelegte Weg Länge beſäße. Auch Galilei hielt anfangs dies Geſetz für wahr, indeß wollten die ſpäter angeſtellten ſorgfältigen Verſuche doch gar nicht gut für deſſen Richtigkeit ſtimmen. Da dachte er genauer über den eigentlichen Sinn dieſes Geſetzes nach und fand nun, daß darin eine ebenſolche Ungereimtheit verſteckt liege, wie in dem oben erwähnten ariſtoteliſchen Grundſatze. Um nun dies Vernunftwidrige recht ſchlagend nachweiſen zu können, mußte er ſein mathematiſches Wiſſen zu Hülfe rufen, indeß mußte er dabei doch ſo einfach und klar zu Werke gehen, daß ihm alle ſeine Zuhörer folgen konnten. Das war wieder ein viel bewunderter Triumph über ſeine Gegner. Mit dem feinſten Witze wußte er alle Einwendungen und ſelbſt Gegenſchriften aus dem Felde zu ſchlagen und in's Lächerliche zu ziehen. Eine ſolche Beleidigung konnten die alten Perrücken der ſcholaſtiſchen Gelehrſamkeit nicht länger ertragen. Sie traten mit ſtark bewaffneter Klage gegen den übermüthigen Neuling auf und verlangten mit ſtarrer Entſchiedenheit den Abgang desſelben von der Univerſität. Hierzu kam noch ein ſehr übler Umſtand, der weſentlich mithalf, Galilei aus dem Sattel zu heben. Johann von Medicis, ein natürlicher Sohn des verſtorbenen Großherzogs Cosmus I., hatte zur Entſandung des Hafens zu Livorno eine Maſchine erfunden, welche er in der Freude ſeines Glückes dem Galilei zur Prüfung, oder richtiger: zur Bewunderung vorſtellte. Dieſer fand aber mehrere, ſelbſt grobe Fehler an der Maſchine und wies dieſelben mit der ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit und Derbheit nach. Das verdroß den gnädigen Herrn und er ruhete nicht eher, als bis ihm der verhaßte Galilei aus den Augen war. So kam es denn, daß Galilei, nachdem die ihm zugeſicherten drei Jahre verfloſſen waren, Piſa wieder verlaſſen mußte. Selbſt Galilei's eifrigſter Beſchützer, Marcheſe del Monte, konnte gegen dieſen akademiſchen Beſchluß nichts ausrichten, indeß unterließ derſelbe doch nicht, den talentvollen jungen Gelehrten bei allen ſeinen Freunden beſtens zu empfehlen.

Galilei kehrte auf's Neue nach Florenz zurück, bezog aber durch die beſondere Verwendung ſeines Gönners del Monte einen ſehr ſchön gelegenen Sommerſitz des reichen, wiſſenſchaftlich hochgebildeten Philipp Salviati. Mit dieſem eben ſo ausgezeichneten Denker als edlen Menſchenfreunde ward Galilei bald ſehr genau bekannt, ja es entwickelte ſich aus dieſem geiſtigen Umgange ein Band der innigſten Freundſchaft, das ſich durch Galilei's ganzes Leben zog. In Salviati's Hauſe lernte er auch zuerſt ſeinen theuern Freund Franciscus Sagredo kennen, den ſcharfſinnigen vorurtheilsfreien Gelehrten und hochgeachteten Senator der Republik Venedig. Dieſer durchſchaute ſogleich den inneren tiefen Gehalt Galilei's und überſah die jugendliche Brauſeköpfigkeit desſelben. In Venedig redete er vor dem verſammelten Senate unſerm Galilei das Wort, und es dauerte nicht lange, ſo ward derſelbe nach Padua gerufen, um den durch Moleti's Tod erledigten Lehrſtuhl der Mathematik einzunehmen.

Dieſe ehrenvolle Berufung erfolgte 1592, alſo noch in demſelben Jahre, wo Galilei die kränkende Verweiſung von Piſa hatte erfahren müſſen. Der tragiſche Ausgang ſeiner erſten, mit ſo glänzendem Erfolge begonnenen Gelehrtenlaufbahn hat auf ihn einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck gemacht. Er erzählte ſehr oft davon und hob dann jedesmal mit rührender Dankbarkeit die menſchenfreundliche Herzensgüte ſeines geliebten Freundes Salviati hervor. Dieſer Ehrenmann hatte ſich des ſo unbarmherzig verſtoßenen und verfolgten jungen Mannes, der den Muth gehabt und darin allein geſündigt hatte, mit ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit ſich von dem eitlen Formenzwange der gedankenarmen Scholaſtik frei zu machen, liebevoll angenommen. Er hatte mit väterlicher Sorgfalt ſeinem genialen Schützling Kleidung, Wäſche und ſelbſt Bücher gegeben, um demſelben die Exiſtenz in Florenz erfreulich und das Auftreten in Padua anſtändig ausfallen zu laſſen. Man kann ſich denken, in wie hülfsbedürftiger Lage Galilei bei ſeinem Abgang von Piſa geweſen ſein muß, wenn man erfährt, daß der Reiſekoffer, welcher Bücher, Schriften und Apparate, alſo ſeine ganze Habe enthielt, noch weniger als hundert Pfund wog.

Der Beifall, welchen die Vorträge Galilei's ſchon in Piſa eingeärndtet hatten, ſteigerte ſich in Padua bis zur höchſten Bewunderung. Er lehrte wie in Piſa auch in Padua außer der reinen Mathematik die angewandte. Und dieſe letztere war es gerade, welcher er um ſomehr mit Liebe anhing, als ſie ſeine eigene Schöpfung war und den Grundſtein abgeben ſollte zu einer rationalen Naturphiloſophie. Mit begeiſtertem Intereſſe lebte und webte er in ſeinem Lehrfache und beſaß eine ungemein anziehende Verſtändlichkeit ſelbſt bei den ſchwierigſten Lehrgegenſtänden, wodurch er ſeine Zuhörer geiſtig zu bewegen und zu feſſeln wußte, ſo daß ſie ſich des intellektuellen Fortſchritts und der gründlichen Sicherheit in der Bereicherung ihres Wiſſens, ſo recht durch und durch bewußt wurden. Der Kampf gegen die vielen Ungereimtheiten der Scholaſtik konnte natürlich auch hier nicht ausbleiben, indeß hatte er das große Glück, hier mehrere wahrhaft verſtändige Gegner anzutreffen, auch fehlten ihm hier hohe Beſchützer nicht. Im Senate zu Venedig ſaßen Ehrenmänner, welche mit Beifall auf die rationale Richtung Galilei's blickten. So kam es denn, daß er ſich in ſeinem neuen Wirkungskreiſe bald heimiſch und glücklich fühlte.

Die fallende Bewegugg ſchwerer Körper, welche er ſich nun ſchon ſeit Jahren zur Lebensaufgabe gemacht hatte, in ihren Grundgeſetzen genau, mathematiſch genau zu erforſchen, nahm er auch zu Padua wieder als Lieblingsthema ſeiner Vorträge auf. Er ging aber jetzt um einen großen Schritt weiter. Früher hatte er ſich blos mit einer ſcharfen Kritik der alten ſcholaſtiſchen Anſicht begnügt, jetzt ſuchte und fand er die wahren Geſetze ſelbſt. Daß alle Körper und Materien auf Erden ganz ohne Ausnahme, von einer und derſelben Schwerkraft getrieben, in derſelben Zeit auch durch denſelben Fallraum fallen müßten, ſobald nur die Luft der übrigens freien Bewegung kein Hinderniß ſei, ſtellte er als den gewichtigſten erſten Grundſatz auf. Dann lehrte er, daß die Geſchwindigkeit der Bewegung eines jeden fallenden Körpers nicht wie früher angenommen wurde, den wachſenden Fallräumen ſondern den wachſenden Zeiten proportionirt wachſe und er wußte dies wichtige neue Geſetz ſehr ſinnreich durch Verſuche zu bewahrheiten. Die Fallrinne, womit dieſe Verſuche angeſtellt wurden, war ihm ein höchſt fruchtbarer Apparat, ſie erweckte immer auf's Neue mathematiſche und mechaniſche Spekulationen; ſo führte ſie ihn zu dem berühmten Geſetze, daß in einem zum Horizont vertikal aufgerichteten Kreiſe ein Körper durch alle bis zum berührenden tiefſten Punkte hinabführenden Sehnen in ganz gleicher Zeit hinabrollen müßte. Dadurch hatte er ſich nun auch endlich Licht verſchafft zu ſeiner ſchon jahrelang verfolgten Pendelunterſuchung. Hieraus erklärte es ſich, warum die Zeit desſelben Pendels für größere oder kleinere Schwingung konſtant blieb. Aber auch für die ſpätere rege Entwickelung der Lehre von der Bewegung und dem Gleichgewichte der Körper iſt gerade dieſe letztgenannte Erfindung von unausſprechlicher Wichtigkeit geweſen; ſie hat die Grundlage zu Newton's Parallellogramm der Kräfte, und mithin auch zu dem Werden der weltberühmten „Prinzipien der mathematiſchen Naturphiloſophie“ dieſes unſterblichen engliſchen Denkers, den Haupthebel abgegeben: ſie war auch das Samenkorn zu der nicht weniger weltberühmten „virtuellen Geſchwindigkeit,“ woraus die ewig angeſtaunten, einzig daſtehenden Meiſterwerke von Laplace und Lagrange über die „himliſche“ und „analytiſche“ Mechanik hervorgewachſen ſind.

Aber nicht blos im Gebiete der Mechanik zeichnete ſich Galilei in Hinſicht der Anwendung der Mathematik auf die Naturwiſſenſchaften aus, ſondern auch in der Lehre von der Wärme, dem Lichte und dem Magnetismus, alſo in den geſammten Zweigen der damals bekannten Phyſik. Die Unterſuchungen der Eigenſchaften der Wärme führten ihn, wahrſcheinlich ſchon im Jahre 1603, zur Erfindung des Thermometers, eine Erfindung, welche in unſern Tagen gewöhnlich dem Niederländer Cornelius Drebbel zugeſchrieben wird, obgleich es jetzt unbeſtrittene Wahrheit iſt, daß Galilei einen ſolchen Wärmemeſſer ſchon dreißig Jahre früher gekannt habe, als der Drebbel'ſche zuerſt bekannt geworden iſt. In der Lehre vom Lichte bewies er durch Verſuche auch zuerſt die jetzt vollkommen wahr gewordene Wahrſcheinlichkeit, daß die Geſchwindigkeit des Lichtes für alle Wege auf Erden unmeßbar groß ſei, daß man alſo zu der Berechnung der Entfernungen durch den Schall die Fortpflanzung desſelben für augenblicklich annehmen dürfe. Bei den Unterſuchungen über den Magnetismus kam er zu dem ganz neuen, ſpäter ſo wichtig gewordenen Reſultate, daß die Kraft des Magnetſteins durch zweckmäßige Armirung bedeutend vergrößert werden könne. — Dann wußte er ſeinem Namen auch ſchon als Aſtronom Achtung zu verſchaffen. In dem rechten Fuße des Schlangenträgers hatte er einen vorher nie geſehenen Firſtern entdeckt. Der Stern ward von ihm den 9. Oktober 1604 zuerſt geſehen und dann 18 Monate lang genau beobachtet. In dieſer Zeit war das Licht desſelben anfangs ſtärker und ſtärker geworden und hatte ſpäter wieder eben ſo an Kraft verloren, bis es zuletzt gänzlich verſchwand. Galilei lehrte und ſchrieb über dies merkwürdige Phänomen und beutete dasſelbe ſogleich wieder aus zur Widerlegung der ariſtoteliſchen Weltweisheit. Der Firſternhimmel ſei alſo nach dieſem Phänomen weder ewig unveränderlich noch unvergänglich. Das ſtachelte die Scholaſtiker auf's Neue auf und ſie ließen nicht undeutlich den Verdacht auf Galilei fallen, als wolle er die Lehren der heiligen Schrift antaſten und ſo das ketzeriſche Gift in die gläubigen Herzen der Italiener bringen, wie dies in dem übrigen chriſtlichen Europa, beſonders durch gottloſe Deutſche ſchon lange geſchehen ſei. Sie richteten aber mit ihrer boshaften Anklage gar nichts aus, weil der Senat der Republik Venedig weder was Unrichtiges noch Unchriſtliches in Galilei's Beobachtung finden konnte. — Wichtig für die damalige an Kriegen ſo reiche Zeit war noch Galilei's Anwendung der Mathematik auf das geſammte Militärweſen. Er lehrte, „wie man den Soldaten ſowohl in der Theorie, wie in der Praxis der Kriegskunſt ausbilden müſſe, wie ein Kriegsheer am zweckmäßigſten in Lager einzuſchließen ſei, wie man die Befeſtigungswerke anzulegen, zu bewachen und anzugreifen habe, wie man verfahren müſſe, um Oerter und Gegenden ſchnell aufzunehmen."

So verſchaffte ſich Galilei in der Kunſt, die Mathematik brauchbar für's Leben zu machen, allmälig eine ſehr große Anerkennung und immer höher ſtieg ſein Ruhm in der Feinheit und Gewandtheit des Lehrens. Sein Name fing ſchon an eine europäiſche Berühmtheit zu bekommen.. Das erreichte er aber Alles blos durch ſeine Vorleſungen, durch die Dankbarkeit und Begeiſterung der zahlreich gebildeten Schüler, welche alle ſtolz darauf waren, einen ſo ausgezeichneten Meiſter zum Lehrer gehabt zu haben. Aus England, Frankreich, Spanien, Deutſchland, überhaupt aus ganz Europa ſtrömten noch vor Anfang des 17. Jahrhunderts Fremde nach Padua, um den großen Galilei zu hören. Hierunter waren berühmte Gelehrte, Grafen und Fürſten. Auf dieſe Weiſe kamen auch Tycho de Brahe und Mäſtlin zu Galilei und wurden mit ihm auf immer befreundet. Die Freundſchaft des Letztern zu Galilei iſt ganz beſonders hervorzuheben, weil gerade dadurch Galilei die erſte klare Einſicht in das kopernikaniſche Weltſyſtem erhielt und dann ſein ganzes Leben hindurch demſelben treu ergeben blieb. Auch kam Galilei durch Mäſtlin zuerſt mit Kepler, dem ſcharfſinnigſten Vertheidiger der kopernikaniſchen Weltordnung, in Briefwechſel, welcher dann ſpäter ſo ſehr auf ſeine aſtronomiſche Laufbahn eingewirkt hat. Schon im Jahre 1597 ſchrieb er an Kepler: „Ich habe viel Gründe und Widerlegungen der Gegengründe, die ich aber bis jetzt noch nicht an's Licht zu bringen gewagt, erſchreckt durch das Schickſal unſers Lehrmeiſters Kopernikus, welcher, obgleich er ſich bei Einigen unſterblichen Ruhm erworben, doch bei Unzähligen zu Spott und Hohn geworden.“ — Vor Allem iſt aber von Galilei's Aufenthalte in Padua zu erwähnen, daß ihm auch der große Schwedenkönig Guſtav Adolph als Zuhörer zu Füßen geſeſſen hat. Die Wahrheit dieſer Behauptung ward vor nicht gar langer Zeit in Zweifel gezogen. Denn Guſtav Adolph ſei erſt 1594 geboren und Galilei nur von 1592 bis 1610 in Padua geweſen, folglich müſſe der König als ſehr junger Prinz von höchſtens fünfzehn Jahren ſchon in Italien geweſen ſein und von einer ſolchen Reiſe käme in der Lebensbeſchreibung des Königs keine Sylbe vor. Dieſer Zweifel iſt aber gehoben und zwar durch einen, von Tiraboschi mitgetheilten Brief, welchen

Galilei zu Arcetri eigenhändig geſchrieben hat. In dieſem Briefe ſagte der hochbejahrte Greis: „Mir entfielen einige Worte über dieſen Gegenſtand ſchon damals, als ich die Ehre hatte, daß mich in Padua der Prinz Guſtav von Schweden hörte, welcher als Jüngling inkognito in Italien reiſ'te, dort mit ſeiner Begleitung mehrere Monate blieb, und mit dem ich ſo glücklich war Bekanntſchaft anzuknüpfen durch meine neuen Spekulationen und die täglich mir gebrachten und von mir aufgelöſten Probleme; auch wollte er, daß ich ihn in der toskaniſchen Sprache unterrichtete.“ Und einen andern damals jungen Prinzen Guſtav von Schweden als den ſpätern König Guſtav Adolph kennt die Geſchichte nicht.

Bei dieſer Gelegenheit wollen wir auch nicht unerwähnt laſſen, daß Galilei ſich ebenfalls noch um die Ausbildung ſeiner Mutterſprache ſehr große Verdienſte erworben hat. Als geborener, fein gebildeter Florentiner ſprach er das Italieniſche mit dem lieblichſten toskaniſchen Dialekte. Und abweichend von den meiſten ſeiner gelehrten Kollegen verſchmähete er es, ſeine Vorträge in die ſteife prunkende Latinität zu zwängen. Er ſprach ein für Jedermann verſtändliches, einfaches, aber doch ſehr ſchönes Italieniſch. Die toskaniſche Mundart, die geſchmeidige Natürlichkeit der Ausdrücke und Wendungen, ſo wie die philoſophiſche Bereicherung und Ausbildung der Sprache ward mit Recht viel bewundert. Aus eben dieſer beſonderen Vorliebe zu ſeiner edlen Mutterſprache erklärt es ſich auch, warum er faſt alle ſeine Schriften, ſelbſt die hochgelehrten, in italieniſcher Sprache herausgegeben hat. Ganz vorzugsweiſe war nun unſer Galilei Meiſter in der Form des Briefes, wovon man noch bis auf die neueſte Zeit mehrere als Muſter der Schönheit, Reinheit und Natürlichkeit der Sprache in den geachtetſten Sammlungen der italieniſchen Literatur aufzuführen pflegt. Mit welcher Liebe er ſeiner Sprache anhing, läßt ſich ſchon daraus erkennen, daß er Arioſt's Orlando Furioſo und deſſen Satyren bis zum Auswendiglernen fleißig geleſen hatte. Auch andere italieniſche Dichter verehrte er nach Verdienſt, nur gegen Taſſo war er bis zur Ungerechtigkeit eingenommen. In dieſer Abneigung ging er ſo weit, daß er ſogar eine bitter tadelnde Schrift gegen denſelben veröffentlichte.

Es iſt leicht begreiflich, daß Galilei nicht blos inneren Beruf und glänzende Befähigung zum Schriftſtellern beſaß, ſondern, daß er dazu auch eine ſehr ehrenvolle äußere Aufforderung erhielt; um ſo räthſelhafter erſcheint nun ſeine langgenährte Abneigung dagegen. Es dauerte lange, ſehr lange, bis er ſich zur Herausgabe ſeines erſten Werkes entſchließen konnte. Uebrigens machte ihm das Schreiben über gelehrte Gegenſtände doch ſehr viel Freude, ſo arbeitete er alle ſeine Vorleſungen mit Sorgfalt aus und unterhielt eine ungemein lebhafte Gelehrtenkorreſpondenz. Nur zum Druckenlaſſen hatte er gar keine Neigung. Sehr bereitwillig theilte er ſeinen auswärtigen Freunden ſchriftlich alle ſeine Erfindungen und Verſuche mit, gab er über alle an ihn geſtellten wiſſenſchaftlichen Fragen ausführlichen ſchriftlichen Aufſchluß. Aber gedruckt mochte er gar nicht gern Etwas von ſich ſehen. Daraus erklärt ſich denn auch die ungewöhnlich raſche Verbreitung der galileiſchen Wahrheit in der Gelehrtenwelt. Aber es lag in eben dieſer Gefälligkeit und verborgenen Schriftſtellerei ſehr natürlich auch die Veranlaſſung zu vielfachem Mißbrauch. Wie oft mußte Galilei ſehen, wie Andere mit den von ihm ſo ſcharfſinnig herausgegrübelten Erfindungen, Entdeckungen, Auflöſungen und Vorſchlägen öffentlich auftraten und, ohne ſeiner zu erwähnen, die Ehre einärndteten, welche ihm gebührte. Wie oft machte man ihm ſeine ehrlich errungene Erfindung ſtreitig, weil ihm ein Anderer in der Veröffentlichung ſchon zuvorgekommen war. So geſchah dies gleich 1606 bei der Veröffentlichung ſeines erſten gedruckten Werkchens über die Konſtruktion und den Gebrauch des von ihm erfundenen Proportionalzirkels. Denn kaum hatte daſſelbe die Preſſe verlaſſen, ſo trat auch ſchon der Geometer Baldaſſar Capra in Mailand auf, um dieſe Erfindung als die ſeinige in Anſpruch zu nehmen. Doch ließ auch Galilei nicht lange auf eine ſcharf treffende Widerlegung warten. Er wies darin nach, daß er von dieſem Inſtrumente ſchon vor 9 Jahren, als er es eben erfunden, mehrere Exemplare habe anfertigen laſſen, und daß er dasſelbe ſchon damals mit mündlicher und brieflicher Gebrauchsanweiſung in die Welt geſchickt habe. Und es gab wirklich Tauſende von Schülern und Freunden, welche ihm die unbedingte Wahrheit dieſes Ausſpruches beſtätigten. Capra verſtummte, und Galilei's Anſehen gewann bedeutend; denn jetzt wurde die ihm ſo unehrlich beſtrittene Erfindung viel mehr in's Auge gefaßt, und man erkannte und bewunderte viel lauter den vielſeitigen praktiſchen Gebrauch derſelben als vorher. Die Kanoniere richteten darnach ihre Geſchütze, die Kommandeure ordneten darnach ihre Truppen in Quadrate, und Rechtecke, die Baumeiſter, Tiſchler, Maurer, Zimmerleute bedienten ſich derſelben zur Beſtimmung der Verhältnißzahlen, zur Ausführung allerlei verwickelter mathematiſcher Rechnungen. Jetzt iſt dieſes Inſtrument nur noch wenig gekannt und noch weniger im Gebrauche, weil im Ganzen genommen die Gewandheit im Rechnen gar nicht mehr wie damals ſelten iſt, indeß bleibt dennoch ſehr wünſchenswerth, daß es jetzt in dem alltäglichen Handwerksſtande auch noch recht bekannt wäre, ſeine vielſeitige nützliche Anwendbarkeit iſt hier gar nicht zu verkennen.

Galilei's Berühmtheit war bis zum höchſten Gipfel emporgeſtiegen. Wenigſtens war der Zudrang zu ſeinen Vorleſungen unerhört groß. Er hielt ſie in dem Saale der Legiſten, dem größten in Padua, welcher 2000 Menſchen faſſen konnte, und dennoch gebrach es an Platz für die Zuhörer; es mußten Fenſter und Thüre offen erhalten werden, damit auch die Draußenſtehenden noch hören konnten. Sein Wiſſen und Können ward gerade deßwegen ſo hoch geſchätzt und bewundert, weil es für Gelehrte und Ungelehrte gleich verſtändlich und gleich nützlich war, weil es überall praktiſch und dabei doch ſtets anregend theoretiſch blieb. Aus eben dieſem Grunde ward er auch viel zu Rathe gezogen, wenn großartige Maſchinerien und Bauten bei Häfen und Feſtungen einzurichten und vorzunehmen waren, wenn Kanäle angelegt und Flußbetten verlegt werden ſollten. Galilei's Urtheil, Galilei's Anſicht hatte eine hohe Bedeutung.

Dadurch ſtieg nun aber auch mit jedem Tage die Laſt der Geſchäfte und es kam zuletzt ſo weit, daß er ſich nicht anders mehr Ruhe verſchaffen konnte, als durch gelegentliches Wegreiſen von Padua. Einſt, im Juni des Jahres 1609, kehrte er auf einer ſolchen Erholungsreiſe in Venedig bei ſeinem Freund Franciscus Sagredo ein, dem oben erwähnten einflußreichen Senator der Republik. Hier führte das trauliche wiſſenſchaftliche Geſpräch auf die vor Kurzem zu Middelburg gemachte merkwürdige Erfindung des Fernrohrs, wovon dem Prinzen Moriz von Naſſau ſoeben ein ſehr vollendetes geſchenkt worden war. Die Hauptveranlaſſung zu dieſer höchſt intereſſanten Unterhaltung gab ein eben angekommener Brief eines gelehrten franzöſiſchen Edelmanns, Jakob Badovere, der das Inſtrument in Händen gehabt und ganz entzückt war über die Wunderdinge, welche er damit erſchaut hatte. Meilenweit entfernte Gegenſtände, wovon man mit bloßen Augen gar nichts mehr ſähe, wurden dadurch ſo überraſchend nahe gerückt und vergrößert, als ſtänden ſie plötzlich nur wenige Schritte vom Beobachter entfernt.

Dieſe Erzählung machte eine ungemeine Wirkung auf Galilei. Er hatte von der neuen Erfindung wohl ſchon gehört, aber ſo anregend war ſie ihm noch nicht vorgekommen. Auch waren alle ſeine bisher eingezogenen Nachrichten mit ſo viel Unwahrheit und Uebertreibung untermiſcht, daß er dieſelben mehr für fabelhafte Gerüchte als für wirkliche Wahrheit nehmen konnte. Jetzt hatte er nun endlich einmal Worte über dieſe Erfindung geleſen, welche von einem Manne kamen, deſſen Zuverläſſigkeit und Wahrheitstreue nicht den geringſten

Zweifel aufkommen ließ. Sein grübelnder Geiſt war plötzlich ganz mit dieſer wichtigen neuen Erfindung angefüllt. Es ſtieg eine unbezähmbare Luſt in ihm auf, die Zuſammenſetzung des Inſtruments durch eigene Verſuche herauszuprobiren. Er ließ ſich nicht länger in Venedig zurückhalten. Er wollte nach Padua, um hier mit Hülfe ſeiner vorräthigen geſchliffenen Gläſer ganz ungeſtört experimentiren zu können. In Padua angekommen, verging die erſte Nacht unter eifrigen Verſuchen. An Schlaf ward nicht gedacht. Doch war ihm das Glück nicht günſtig. Den andern Tag nahm er das Forſchen auf's Neue vor, griff die Sache von einer ganz andern Seite an und es dauerte nun gar nicht lange, ſo hatte er die berühmte Erfindung ſelbſt erfunden. Das war ein großer glücklicher Augenblick, ein neuer Wendepunkt in der Berühmtheit Galilei's! —

Mit Hülfe zweier Brillengläſer, wovon das eine konvex, das andere konkav, und welche er beide in eine aus Bleiblech zuſammengerollte Röhre geklemmt hatte, war ſein erſtes Fernrohr zu Stande gebracht. So unvollkommen dieſe Vorrichtung und ſo mangelhaft die beiden Gläſer auch ſein mochten, ſo konnte er dennoch ſchon ein weſentliches Näherrücken und Vergrößern entfernter Gegenſtände deutlich damit bewirken. Anfangs wollte er augenblicklich nach Venedig zurückreiſen, um mit ſeinem Freunde das Glück dieſes großen Fundes ſo recht auf friſcher That zu genießen, indeß ward dieſer erſte Entſchluß noch reiflicher überdacht und wenigſtens noch ſo weit hinausgeſchoben, bis das Rohr durch ein zweckmäßigeres und eleganteres erſetzt werden konnte. Es wurden auch die Gläſer noch einmal nachgeſchliffen. Dies Alles ließ er aber in ſolcher Eile betreiben, daß er ſchon am ſechſten Tage nach der Erfindung mit dem neu eingerichteten Fernrohr auf der Reiſe nach Venedig war. Sagredo ſah ſeinen Freund nicht ohne große Ueberraſchung wieder bei ſich eintreten, aber wie erſtaunte er, als er das Fernrohr zu Geſicht bekam und hindurchſchaute. Die Freude der beiden Freunde war bis zum Entzücken groß. Mit prophetiſchem Blicke ſahen ſie in die Zukunft und gewahrten die unendliche Wichtigkeit, welche dieſe Erfindung für Wiſſenſchaft und Kunſt, für Handel und Wandel, für Krieg und Frieden erlangen werde. Sagredo, in dem klaren Bewußtſein des ungemein wichtigen Einfluſſes dieſes Inſtruments auf die Bedeutung der Republik Venedig, rief augenblicklich den Senat zuſammen und hielt dieſem einen begeiſterten Vortrag über Galilei's neue Erfindung. Da beſtiegen die weiſen Räthe die Thürme der Stadt, beobachteten mit dem galilei'ſchen Fernrohr die ſegelnden Fahrzeuge auf dem adriatiſchen Meere; ſie erkannten auf dieſen, mit bloßen Augen kaum noch wahrzunehmenden Schiffen die Maſten, Segel, Taue, Strickleitern und die darauf umhergehenden und arbeitenden Seeleute ſo deutlich, als wenn die Entfernung nur von unbedeutender Größe geweſen wäre. Da kam dieſen gebietenden Herren ſogleich der Wunſch, dies wunderbare Inſtrument als Eigenthum der Republik und ganz allein zu beſitzen, denn ſie fanden darin ſehr natürlich ein vortreffliches Mittel zur Sicherung und Vergrößerung der Alleinherrſchaft über das Meer; ſchon in großer Ferne könnten ſie dann die feindlichen und freundlichen Schiffe von einander unterſcheiden, könnten die Bewegungen und Abſichten der Feinde erſpähen, wo dieſe ſich ſelbſt noch ganz außer dem Geſichtskreiſe des Hafens wähnten. Dieſer Wunſch ward nicht ausgeſprochen, aber doch von Galilei errathen und mit Freude gewährt. Er überreichte das Fernrohr und eine ſauber ausgearbeitete Gebrauchsanweiſung und Beſchreibung der inneren Einrichtung desſelben dem Dogen Leonardo Donati. Er bat, dies Geſchenk als einen Beweis ſeiner längſt gehegten Dankbarkeit und Hochachtung vor dem Senate der Republik anzunehmen. Schon am 25. Auguſt desſelben Jahres ward dem Galilei der feſte Gehalt bis auf 1000 Gulden erhöhet und auf Lebenszeit zugeſichert. Für die damalige

Zeit waren dies zwei ſehr wichtige Beſtimmungen. Galilei hatte bisher nur auf 6 Jahre Vertrag und kaum den vierten Theil des feſten Jahrgehaltes genoſſen.

Galilei ließ es nun nicht lange bei dem erſten Fernrohr bewenden, er verfertigte ſich ſogleich noch ein zweites, deſſen Vergrößerung noch viel höher ſtieg. Damit richtete er den Blick zu dem Sternenhimmel und entdeckte hier Wunder von ſo bezaubernder Art, daß die geſammte Aſtronomie dadurch in eine ganz neue Schöpfungsſphäre empor gehoben ward. Die Plejaden, die himmliſche Richtmark der alten Seefahrer, welche mit ſcharfen glücklich ſehenden Augen in ein Siebengeſtirn aufgelöſt werden, zeigte das Fernrohr als eine Gruppe von 36 deutlich von einander zu unterſcheidenden Sternen. Im Orion, dem heroiſchen Jäger des Sternenhimmels, entdeckte er nicht weniger denn 500 ganz neue Sterne. Der Nebelfleck im Krebſe des Thierkreiſes, die ſogenannte Krippe der Geburt Chriſti, löſte das Fernrohr auf in eine unzählbare Menge einzelner Sternchen. So entdeckte Galilei immer neue und neue Welten und er ward von einem feierlichen Schauer ergriffen durch den Gedanken an des Schöpfers Unendlichkeit. Und als er das Wunderinſtrument auf die glänzende Vollmondsſcheibe richtete, ſo geſtaltete ſich dieſe zu einer überall abgerundeten wirklichen Kugel, wie der menſchliche Geiſt es durch Nachdenken vermuthet und herausgedacht hatte, ſo zeigten ſich hier Berge und Thäler, Meere und Flüſſe wie auf unſerer Erde; auch lehrte die Fortſetzung dieſer Beobachtung bald, daß der Mond der Erde immer nur eine und dieſelbe Seite zukehre, daß alſo die Umdrehung des Mondes um ſeine Axe, der Mondstag, genau ſo viele Erdentage und Stunden dauerte als ein Mondsumlauf um die Erde. Das waren lauter Wahrheiten, welche die einſichtvollſten Aſtronomen in das höchſte Staunen verſetzten. Galilei's Verdienſt ward mit Begeiſterung erkannt. Die ganze Welt nannte ſeinen Namen mit ehrfurchtsvollem Entzücken. Aber ſelbſt damit ſollte die große Reihe ſeiner himmliſchen Entdeckungen noch nicht zum Schluſſe kommen, es fehlte noch der höchſte Kulminationspunkt ſeines Ruhmes. Dieſer ereignete ſich am 7. Januar 1610 Nachts um ein Uhr. Er hatte das Fernrohr auf den Jupiter gerichtet. Da bemerkte er dicht neben dem Planeten drei kleine Sterne, wobon das unbewaffnete Auge keine Spur ſah. Das war ſchon merkwürdig, aber wie ſtaunte er, als er bei fortgeſetzter Beobachtung entdeckte, daß dieſe Sternchen merklich in Bewegung begriffen waren. Sie änderten ihre Stellung ſowohl unter ſich, wie zum Jupiter ſelbſt. Daher konnten ſie keine Fixſterne ſein. So hatte er alſo auch neue Planeten entdeckt. Am 13. Januar fand er zu jenen dreien noch einen vierten Wandelſtern, ebenfalls dicht neben dem Jupiter. Und nun dauerte es gar nicht lange, ſo gewann er aus der beſtändigen Prüfung der Bewegung dieſer vier Sternchen die Gewißheit, daß ſie Monde des Jupiters ſeien, daß ſie ebenſo dieſen Hauptplaneten umkreiſeten, wie unſer Mond die Erde.

Er ſäumte nicht, all dieſe Entdeckungen der Welt mündlich, ſchriftlich und gedruckt mitzutheilen und es ſtrömten aus Nähe und Ferne die wißbegierigen Männer und aufgeklärten Gelehrten herbei, um durch das Fernrohr Galilei's hinauf zu ſchauen zu den Wundern des Himmels. Doch fehlte es auch nicht an niedrigen neidiſchen Seelen, welche dem großen Manne Glück und Ruhm mißgönnten. Sie ſuchten die Nachrichten über die neuen Entdeckungen zu verdächtigen, redeten von Augentäuſchung, von galileiſchen Hirngeſpinnſten und Träumereien. Und in dieſer jämmerlichen Verunglimpfung des großen Mannes waren wieder die blinden Anhänger der ariſtoteliſchen Schule, die Scholaſtiker, die rührigſten. Sie konnten das glänzend leuchtende Licht nicht ertragen, welches Galilei's Geiſt in dem Geiſte der Menſchen angezündet hatte, welches die Finſterniß vernichtete, in der ſich ihre Schule ſchon ſeit Jahrhunderten heimiſch gefühlt. Darum läugneten ſie nicht blos die Richtigkeit der galileiſchen Beobachtung, ſondern ſie warnten, warnten laut und feierlich vor dem Hindurchſehen durch das ſo „gottloſe, teufliſche Zauberrohr;“ „von einem ſolchen Blicke hänge das ganze Seelenheil des gottesfürchtigen Menſchen ab.“ Galilei nahm aber von all dieſem dummen Geſchwätze wenig oder gar keine Notiz. Mit dem Eifer und der Ausdauer einer großen Seele ſammelte er ſein, durch das Fernrohr ſo ſchön geſegnetes aſtronomiſches Wiſſen und gab es am 12. März 1610 zu Venedig heraus. Das unſterbliche Werk führt den Namen „Sternenherold,“ und damit dasſelbe dem allgemeinen europäiſchen Intereſſe zugleich genügen könnte, ſchrieb er es in lateiniſcher Sprache. Die Nachfrage nach dieſem Werke war ſo groß, daß es noch in demſelben Jahre zu Prag, Frankfurt und Paris gedruckt wurde

Die neuentdeckten Trabanten des Jupiters wollte Galilei anfangs dem eben zur Regierung gekommenen jungen Großherzog von Toskana, Cosmus II., zu Ehren „Cosmusſterne“ nennen, indeß wünſchte der Fürſt, daß dieſe Benennung nicht blos auf ſeine Perſon, ſondern auf ſeine ganze Familie bezogen werden möchte, daher erhielten ſie den Namen „mediceiſche Sterne“ (Medicea Sydera.) Aber auch dieſe letztere, von Galilei und ſeinen Zeitgenoſſen wirklich gebrauchte Benennung der Sterne hat ſich nicht erhalten wollen, ſie werden jetzt ganz ſchlicht die Trabanten, oder Monde des Jupiters genannt. Das Andenken hochſtehender Männer durch Sternennamen zu verewigen, fand damals ungemeinen Beifall und Galilei's großartige Entdeckungen gaben dieſer Liebhaberei viel Gelegenheit, ſich zu entwickeln. So ward Galilei um eben dieſe Zeit von dem franzöſiſchen Geſandten zu Venedig aufgefordert, den nächſten neu entdeckten Stern dem großen Könige von Frankreich, Heinrich IV., zu Ehren zu benennen. Doch kurze Zeit darauf ſtarb der König unter dem mörderiſchen Dolchſtich Ravaillac's und der Plan verlor für den Augenblick das ganze Intereſſe.

Galilei war jetzt ein von der ganzen Welt gefeierter, überall geſuchter, großer Mann. Der junge Großherzog von Toskana ſchätzte Galilei ſehr hoch und kannte keinen größern Wunſch, als den weltberühmten Toskaner wieder aus dem Auslande zurückrufen zu können. Er hatte Galilei ſeinen Lehrer genannt, auf den er ſtolz ſein würde, ſo lange er lebe. Und bei einem Beſuche, den Galilei dem Großherzoge gemacht, hatte dieſer es gerade zu ausgeſprochen, daß er nichts mehr wünſche, als Galilei in ſeiner Nähe zu haben, um ihm auf's Neue ein aufmerkſamer, fleißiger Schüler ſein zu können. Galilei war ein ſtarker Geiſt, aber auch nicht unempfänglich für die Stimmen ehrenvoller Anerkennung. Als er das Fernrohr erfunden und damit die großen Wunder des Himmels entdeckt, erhielt er eine ſehr ehrenvolle Einladung vom toskaniſchen Hofe, zum Beſuche herüber zu kommen. Man erbat ſich Belehrung von ihm aus. Er reiſ'te nach Piſa, wo damals der toskaniſche Hof verweilte, ſtellte ſein Fernrohr auf, ließ den Großherzog und ſeine Umgebung, ſo wie auch mehrere ihm befreundete Gelehrte der Univerſität bei Tage und bei Nacht hindurchſchauen und freuete ſich über das Staunen und Entzücken aller dieſer Beobachter. Vorzugsweiſe war es aber wieder der Großherzog ſelbſt, welcher mit jugendlicher Begeiſterung von dieſer neuen Erfindung und von den damit gemachten himmliſchen Entdeckungen redete, welcher das unſterbliche Verdienſt Galilei's rühmte und bewunderte. Er ließ ihm ein Ehrengeſchenk von 100 Skudi überreichen als Mittel zur Veröffentlichung und raſchen Verbreitung dieſer höchſt wichtigen Bereicherung des aſtronomiſchen Wiſſens und Könnens, zugleich aber auch ſeinen Dank ausſprechen für den erhabenen Genuß, den er durch Galilei's gefällige Belehrung erhalten habe. Dann ließ er auch nochmals den oben ſchon erwähnten Wunſch wiederholen, daß ein ſolcher Ruhm eines geborenen Toskaners doch nicht auf immer für Toskana verloren gehen möchte. Aus Rückſicht auf den Schutz, den er in Padua durch den Senat der Republik bisher in ſo reichem Maaße genoſſen hatte, lehnte Galilei dieſen verlockenden Antrag ab und reiſ'te nach Padua zurück. Damit war jedoch die Angelegenheit nicht ganz abgebrochen. Der Großherzog ſetzte die Unterhandlung durch ſeinen Staatskanzler Vinta fort. Dieſer verſprach Galilei's künftige Stellung ganz und gar von den liebſten Wünſchen desſelben abhängig zu machen, ſo daß derſelbe nur wenig oder gar nicht mit Lehrſtunden beläſtigt werden ſolle, um ihm die Zeit nicht zu rauben für die Bearbeitung und Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke; es ſollten ihm auf Lebenszeit 1000 Skudi Jahrgehalt zugeſichert werden, er ſolle großherzoglicher erſter Univerſitätslehrer der Mathematik und Philoſophie ſein, dabei aber die Erlaubniß haben, ſeinen Wohnſitz in Piſa, Florenz, oder wo er wollte, zu wählen. Das war für die damalige Zeit ein ausgezeichneter Ruf, der vielleicht nur in Prag unter Rudolph II. ſeines Gleichen gehabt hatte, als dieſer wunderliche Kaiſer den berühmten Tycho de Brahe als kaiſerlichen Hofaſtronomen anſtellte. Galilei ließ ſich bereden. Er dachte an ſeinen alten Freund Philipp Salviati, der ſich ſchon Jahre lang darnach geſehnt hatte, ihn wieder in der Nähe zu haben, — er dachte an die ihm verheißene ſchöne freie Muße, die ihm erlauben würde, alle die großen Arbeiten zu vollenden, wozu er ſchon lange den Plan entworfen, aber nie die Zeit zur wirklichen Ausführung gefunden habe.

Die Ernennung erfolgte ſchon am 10. Juli 1610, und zwei Monate ſpäter wohnte er in Florenz als hochgeachtetes Mitglied der Umgebung des Großherzogs. Auf Padua und Venedig machte dieſer Verluſt des großen Mannes eine niederſchlagende Wirkung. Aber Niemand klagte darüber mehr als der alte Sagredo, Grade um die Zeit der toskaniſchen Unterhandlung befand ſich derſelbe auf einer längeren Geſchäftsreiſe in Kleinaſien, von der er erſt zurückkehrte, als ſich Galilei eben ſchon anſchickte abzureiſen. Die Briefe Sagredo's an Galilei, in denen er dieſem den Schreck und die Trauer und die Angſt ausmalte über die erſte Kunde von der

Berufung, zeugen von einem ſehr innig befreundeten Verhältniß zwiſchen den beiden großen Männern. Sagredo erinnerte an die unbedingte hohe Achtung, mit welcher Venedig auf die Verdienſte Galilei's geblickt, er deutete auf die vielen Beweiſe der Liebe, der Gunſt und des Schutzes hin, womit der Doge und ſein Senat Galilei's Freimüthigkeit im Lehren geduldet und alle heimliche Klagen und Verdächtigungen niedergeſchlagen und unbeachtet gelaſſen habe — — doch ſei nun alle ſeine Klage, alle ſeine Ermahnung, all ſein Bitten zu ſpät, er müſſe ſich darein finden, es ſei nun einmal nicht mehr zu ändern; er könne nur noch als aufrichtiger Freund nach reifer Erfahrung vor Hofintrigue und Jeſuitenſchlichen warnen; denn jene würden an keinem Hofe fehlen, wo ein unerfahrener junger Fürſt regiere, und dieſe wären bekanntlich nirgends ſo mächtig als am toskaniſchen Hofe. Galilei nahm dies gutgemeinte Freundeswort mit Dank und nicht ohne Rührung an, wußte ſich aber von dem dahinter verſteckten Vorwurfe der Undankbarkeit zu reinigen, und erklärte, daß er die Warnung nicht unberückſichtigt laſſen wolle. Von den Jeſuiten meinte er, ſie wären ſchon ſeit Jahren ſeine aufrichtigſten, einſichtsvollſten Freunde, er wiſſe gar nicht, wie er nur im Geringſten nöthig habe, ſich vor ihren ſogenannten heimlichen Umtrieben in Acht zu nehmen.

Von Sarpi, einem andern Venezianer, mit dem Galilei ebenfalls ſehr befreundet war, erhielt er ähnliche Warnungsſchreiben. Dieſer von den Jeſuiten ſchon lange verfolgte gelehrte Kirchenhiſtoriker, der neben ſeiner tiefer theologiſchen Gelehrtenbildung auch noch ein ſehr gründliches Wiſſen in der Aſtronomie und Phyſik beſaß, wodurch er gerade mit Galilei genau bekannt geworden war, ſprach damals eine nur zu wahr gewordene Prophezeiung aus, daß nämlich Galilei gerade durch ſtreng wiſſenſchaftliche Verfolgung ſeiner neuen himmliſchen Entdeckungen mit den kirchlichen Lehren und bibliſchen Ausſprüchen in Streit gerathen müſſe, und daß dieſer Streit Galilei's Ruhm, ja am Ende gar ſein Leben ſelbſt in die größte Gefahr bringen könnte, wenn ſich derſelbe, wie es kaum anzunehmen ſei, nicht zu einem ſchmachvollen Widerruf verſtünde. Das Anathem der Kirche würde den feurigen klaren Kopf, den offenen geraden Charakter bald erdrücken und zum ewigen Schweigen zwingen. Der gute Mann ſprach hier aus beklagenswerther eigner Erfahrung. Er mußte ja ſelbſt in's Kloſter flüchten, um nur den mörderiſchen Verfolgungen der Jeſuiten zu entgehen.

Im September des Jahres 1610 wohnte Galilei ſchon zu Florenz. Die genaue Erforſchung des Sternenhimmels hatte er ſich jetzt zur wichtigſten Lebensaufgabe gemacht, und er arbeitete daran mit einer unbeſchreiblichen Liebe, mit aufopfernden unermüdlichem Fleiße. Dabei ward er ſehr vom Glück begünſtigt. Gleich in den erſten Tagen ſeiner Beobachtung in Florenz machte er zwei wichtige Entdeckungen. Die eine beſtand darin, daß ſich die Venus durch das Fernrohr in Sichelgeſtalt zeige, gerade wie der Mond bei ſeinem Umlaufe um unſere Erde, und daß ſich dieſe Lichtgeſtalten ſogar noch bei dem Mars erkennen ließen. Die andere bezog ſich auf die Wahrnehmung der Sonnenflecken; er hatte ſchwarze Flecken vor der lichten Sonnenſcheibe geſehen, welche ſich ſo regelmäßig fortbewegten, daß man daraus ſowohl auf eine Axendrehung der Sonne, wie ſelbſt auf eine Lage der Sonnenaxe zur Ekliptik zurückſchließen konnte. Dieſe Sonnenflecken hatte er ſogar ſchon zu Padua, dicht vor ſeinem Abgange nach Florenz geſehen, nur war er ſeiner Sache noch nicht ganz gewiß.

Als Galilei dieſe neueſten Entdeckungen veröffentlichte, da fand beſonders die letztere die heftigſten Gegner. Die Einen behaupteten, daß dieſe Wahrnehmung offenbar auf einer Täuſchung beruhe, denn der vermeinte Sonnenmakel ſei in der That nichts Anderes, als der die Sonne paſſirende Merkur; einen ſolchen Durchgang habe ſchon Kepler 1607 den 28. Mai, alſo ganz ohne Fernrohr, beobachtet. Dieſe prahleriſchen Gegner brachte er aber bald zum Schweigen. Er wies mit mathematiſcher Beſtimmtheit nach, daß zur Zeit ſeiner Beobachtung der Merkur gar nicht vor der Sonnenſcheibe habe ſtehen können und daß ohnehin ein achttägiges Verweilen des Merkurs vor der Sonne, wie er doch wirklich beobachtet habe, ein Unſinn ſei. Die anderen Gegner wollten Galilei das Verdienſt der erſten Wahrnehmung dieſes Phänomens ſtreitig machen. Hierunter zeichnete ſich zuerſt ein Oſtfrieſe, Johann Fabricius, aus, der ſich in der ſcholaſtiſchen Phyſik einen nicht unbeachteten Namen erworben hatte, und zweitens ein Deutſcher, Pater Schreiner, der ſich als Mathematiker und als Geiſtlicher vom Orden der Geſellſchaft Jeſu ſchon längſt Berühmtheit errungen hatte. Doch auch dieſe beiden Gegner wußte Galilei treffend zu beſiegen. Er berief ſich auf das nicht zu bezweifelnde Zeugniß des Pater Paul Guldin, welcher mit ihm die Sonnenflecken zuerſt beobachtet habe, daß dieſe Beobachtung früher vorgenommen ſei, als Schreiner von dem Phänomen nur eimal eine Ahnung gehabt haben könne, denn dieſer ſei ja erſt durch Guldin's Nachricht darauf aufmerkſam gemacht worden.

Später geſellte ſich zu dieſen nicht ganz ehrlichen Kämpfern noch ein anderer, der unſerm Galilei ſogar das Verdienſt der erſten Entdeckung der Jupitertrabanten beſtritt. Simon Meier war ſein Name, ein anſpachiſcher Mathematikus. Dieſer behauptete, die Jupitermonde ſchon den 29. December 1609 entdeckt zu haben. Galilei widerlegte dieſe Behauptung durch die bloße Bemerkung, daß Meier, als Proteſtant, die Zeit nach dem alten Julianiſchen Kalender beſtimmt habe. Nun ſei es doch aber eine bekannte Sache, daß der 29. December des alten Kalenders genau dem 7. Januar des neuen Kalenders entſpreche. Folglich mußte Simon Meier mit ihm an ein und demſelben Tage die Entdeckung gemacht haben.

Doch lange vorher, ehe er von dieſen beiden Klaſſen von Gegnern nur einmal Kunde erhalten hatte, ſiegte er ſehr glänzend über alle oben erwähnten anderen. Im Frühjahr 1611 reiſte er hauptſächlich zu dieſem Zwecke nach Rom. Hier hielt er Vorträge vor einer ſehr zahlreichen Geſellſchaft von berühmten Gelehrten und hohen Geiſtlichen, und zeigte bei dieſer Gelegenheit einen deutlich ſichtbaren großen Sonnenfleck und ebenſo auch die Trabanten des Jupiters. Die Herren konnten nicht Worte finden, um das Erſtaunen über die neuen Wunder des Himmels auszudrücken. Galilei war der bewunderte, gefeierte Mann der ſtolzen Roma. Der Kardinal Bellarmin, ein dem Papſte ſehr nahe ſtehender einflußreicher Jeſuit, wußte es durch das unparteiiſche Gutachten von vier ſachverſtändigen Ordensbrüdern, unter denen ſich auch der gelehrte Aſtronom Clavius befand, dahin zu bringen, daß Galilei's Ehre vor der Gelehrtenwelt vollkommen gerechtfertigt ward, daß das Gerücht über Sinnenbetrug des Fernrohrs ein durchaus ungegründetes ſei, daß das Auge das wirklich ſehe, was der Sternenherold angekündigt habe, daß die Sonne wirklich Flecken zeige, aus denen man auf die Axendrehung dieſes Weltkörpers ſchließen könne, daß ebenſo auch die Entdeckung der Jupitermonde ihre volle Richtigkeit habe. Der Kardinal del Monte, Bruder des gelehrten Marquis, den wir früher kennen lernten, ſchrieb damals aus Rom an den Großherzog von Toskana: „Galilei hat ſeine Entdeckungen ſo augenſcheinlich bewieſen, daß alle großen und ſachverſtändigen Männer dieſer Stadt die Wahrheit eingeſehen und bewundert haben. Stünde jetzt noch die römiſche Republik, ſo glaube ich, man würde ihm eine Statue auf dem Kapitolium errichten."

Zu der eben erwähnten Auszeichnung, welche Galilei in Rom erfuhr, muß noch ganz beſonders die ehrenvolle Aufnahme hinzugezählt werden, welche er in der von dem Fürſten Ceſi daſelbſt geſtifteten Akademie Lyncei fand. Er ward einſtimmig zu einem hochbewunderten Ehrenmitgliede ausgerufen. Dieſer Gelehrtengeſellſchaft Hauptaufgabe war, überall nur dem Fortſchritte einer vernunftgemäßen Aufklärung ihre ganze

Kraft zu widmen, daher war ihnen Galilei ſo recht ein Mann nach ihrem Sinne und ſie reichten ihm dienſtfertig die kräftig helfende Hand zur Förderung aller ſeiner Pläne. In dieſem Vereine hielt er mehrere Vorträge. Und es iſt hiſtoriſch wichtig, daß er es hier zuerſt wagte, freimüthig auszuſprechen, wie es jetzt, nach der Entdeckung des Jupiterstrabanten und nach der Wahrnehmung der Sichelgeſtalten vom Venus und Mars, faſt bis zur Wahrheit wahrſcheinlich ſei, daß die Erde ſich täglich und jährlich bewege, wie die übrigen Planeten, und daß die Sonne ſtillſtehe, wie die übrigen Firſterne. Das war alſo ſchon ein Glaubensbekenntniß zur kopernikaniſchen Weltordnung.

So mit Freude und Glück, Ehre und Freunden reich geſegnet kehrte er triumphirend nach Florenz zurück. Er hatte Rom, dieſe ſtolze Regentin des europäiſchen Wiſſens und Glaubens, für ſich gewonnen, welcher Feind durfte es jetzt wagen, ſich ſeiner geiſtigen Allgewalt gegenüber zu ſtellen. Er fühlte ſich ſtark bis zum Uebermuthe. Die Scholaſtiker lagen vernichtet zu ſeinen Füßen und die Geiſtlichkeit wollte es mit keinem Güngſtling der Jeſuiten, mit keinem Schützling des päpſtlichen Stuhles verderben. Es war natürlich, daß er durch all dieſe glücklichen Vorgänge geblendet ward und ſich zuletzt für unüberwindlich anſah. In dieſer Annahme mußte er um ſo mehr beſtärkt werden, als er auch noch unmittelbar bei ſeiner Zurückkunft in einer vom Großherzoge veranlaßten Gelehrtenſocietät einen glänzenden Sieg über alle ihm feindlich entgegentretenden Peripatetiker erfocht. Der ſchon langjährig genährte Streit bezog ſich auf das Schwimmen der Körper. Die Scholaſtiker behaupteten, daß die Urſache desſelben blos von der Form, aber nicht von dem Gewichte des betreffenden Körpers abhängig ſei, und Galilei wies nach, daß ohne dieſe Gewichtsberückſichtigung die Vorſtellung des Schwimmens zu Unſinn führe. Bei dieſem Siege legte Galilei eine Beredſamkeit, einen Scharfſinn, eine Kenntnißfülle an den Tag, wie ſie die Welt noch nicht erlebt hatte. Er mußte den Bitten des bezauberten Großherzogs nachgeben, und dieſe weltberühmte Disputation ausarbeiten und dem Drucke übergeben. Dies geſchah noch vor dem Ablaufe des Jahres 1612. Der Titel dieſer Schrift war: „Ueber die Dinge, welche auf dem Waſſer ſchwimmen, oder ſich in demſelben bewegen.“

Das Heer der Neider und Feinde wuchs aber in eben dem Maaße größer und größer, je mehr und je entſchiedener er darüber ſiegte. Da öffentlich und auf geradem Wege dem ſtarken Geiſte nicht beizukommen war, ſo arbeiteten ſie in verſteckter Heimlichkeit und auf Schleichwegen. In der eben genannten Schrift hatte unſer Galilei als beiläufige Zugabe ein intereſſantes Wort über die von ihm entdeckten Sonnenflecken geſagt, und man ſann ſehr boshaft auf die hinterliſtigſten Mittel, ihm wenigſtens dieſe Ehre der erſten Entdeckung abzuſtreiten, da es unmöglich war, ihm in der Hauptſache Unrecht geben zu können. Er wußte aber dieſe Angelegenheit überall in das rechte Licht zu ſtellen, aus welchem die neidiſchen Feinde ſie zu verdrängen ſuchten, und er ſchrieb 1613 eine ausführliche „Geſchichte und Erklärung der Sonnenflecken,“ welche dann in Rom mit Hülfe der Lynceiner gedruckt ward. Hierin griff er mit ſchonungsloſer Heftigkeit ganz vorzugsweiſe den Pater Schreiner an, und er ging ſogar ſo weit, dieſen Prieſter aus der mächtigen „Geſellſchaft Jeſu“ einer abſichtlichen Unwahrheit zu zeihen.

Das war für den ganzen Orden eine ehrenrührige Beleidigung. Die Mitglieder desſelben nahmen nun gegen den übermüthigen Galilei Partei, und ſein Sturz konnte nicht fehlen. Doch geſchah dies nicht plötzlich, nicht laut, nicht offen, nicht gerade und natürlich, auch nicht ehrlich, — ſondern ſehr vorſichtig, allmälig, ganz geräuſchlos, aus heimlichem Hinterhalte, auf verſteckten Umwegen, mit Lug und Trug. In Florenz lag die Hauptquelle dieſer heimtückiſchen Verſchwörung in dem Pater Griemberger, einem Manne, den Galilei ſchon ſeit Jahren ſeinen bewährten Freund nannte, mit dem er über Schreiner's unbegründete Anſprüche mehrfach ganz unbefangen geſprochen, der ihm aber immer nur ein Lächeln gezeigt und Beifall zugenickt hatte. In Rom ſtanden ihm, nach ſeiner Meinung, die Kardinäle Bellarmin und Orſini treu zur Seite, auf ihre verſtändige Anſicht in der ganzen Streitſache glaubte er mit Sicherheit rechnen zu dürfen. Aber ſeine Rechnung war falſch, weil er dabei den mächtigen Einfluß des Ordens unberückſichtigt gelaſſen hatte. Sie waren ja Jeſuiten, alſo nicht Herren ihres Willens, nicht Herren ihrer Anſicht, ihres Wiſſens und Thuns.

Der Streit war in der Hauptſache bald entſchieden, und zwar zu Gunſten Galilei's. Dabei hatte er ſelbſt wenig gethan, weil die Lynceiner es ſich ausgebeten hatten, für ihn zu ſtreiten.

Nun enthielt aber die Geſchichte der Sonnenflecken einige leicht hingeworfene Gedanken und Winke, aus denen man mit Wahrſcheinlichkeit folgern konnte, daß Galilei ein Anhänger der kopernikaniſchen Weltanſchauung ſei. Es war darin auf die Möglichkeit hingedeutet, daß die Erde ſich bewege und daß die Sonne ein Fixſtern ſei. Das war ein längſt erſehnter Fund für die erbitterten Feinde Galilei's. Sie hatten jetzt das gefährliche Mittel in der Hand, den Kampf in das Gebiet der Kirche zu ziehen. Alle ſeine Kämpfe gegen die Scholaſtik hatten ſich bis jetzt nur auf mathematiſche Naturwiſſenſchaft bezogen, wobei die Theologie ganz unangefochten, ganz unberührt blieb. Es war allerdings nicht klug, von dieſer Vorſicht abzuweichen. Aber Galilei fühlte ſich, und hatte hier mit der entſchiedenen Kraft ſeines ſtarken Geiſtes einen verhängnißvollen Wurf gethan. Er konnte ſeiner innern Ueberzeugung nicht länger Zwang anthun. Aber dennoch erſchrack er vor ſeiner That. Vor einem Streite mit der Kirche entſetzte ſich ſein ganzes Innere. Ihm ſtanden plötzlich alle die heimlichen Verfolgungen und Qualen vor der Seele, welche immer aus dieſen dogmatiſchen

Kämpfen erwachſen waren. Dazu kam noch, daß man eben jetzt ſeinem Freunde Sarpi zu Venedig, demſelben, welcher drei Jahre früher die eben erwähnte Prophezeiung über ihn ausgeſprochen hatte, aus ähnlichen Gründen ſogar nach dem Leben trachtete. Dieſer war in der Behandlung eines kirchenhiſtoriſchen Gegenſtandes nicht dienſtfertig genug zu Gunſten der katholiſchen Kirche von der ſtrengen Wahrheit abgewichen, darum ward er vorgefordert vor den Richterſtuhl der römiſchen heiligen Inquiſition, und als er dieſer Einladung nicht Folge leiſtete, ſo ſtellten ihm heimlich gedungene Banditen nach dem Leben. Das war für unſern Galilei eine ſtark wirkende Ermahnung zur Vorſicht.

Zunächſt waren es die Dominikaner zu Florenz, welche den Galilei als einen höchſt gefährlichen Feind der heiligen Kirche ausſchrien. Er habe mit ſeinen teufliſchen Erfindungen und Entdeckungen die frommen Gemüther verrückt, habe damit des Himmels ewig dauernde Unwandelbarkeit in ketzeriſche Zweifel gebracht, habe die bibliſche Grundfeſte der Erde und die wahrhafte Bewegung der Sonne frech geläugnet. Dies Geſchrei ward um ſo lauter und dreiſter, je weniger Galilei Gewicht darauf legte, je mehr er es verachtete. Ein Pater Caccini ging in dieſem Fanatismus ſo weit, daß er öffentlich in der Kirche von der Kanzel herab gegen Galilei auftrat und ſich ſogar bis zu den gemeinſten Verdächtigungen und Schimpfreden erniedrigte. Aus dem erſten Kapitel der Apoſtelgeſchichte des Lucas hatte er ſich die bekannten Worte: — „Ihr Galiläiſchen Männer, was ſteht ihr und ſchaut gen Himmel...“—zum Text ſeiner Predigt gewählt. In ſeinem zelotiſchen Eifer ſtarrte er auf dies unſchuldige Bibelwort, wie auf eine in Gottes Vorſehung liegende Warnung, die nur von den verfluchten galileiſchen Ketzern unbeachtet gelaſſen werden könnte, welche in der gottloſen Kunſt der Geometrie ſo verblendet und verführt worden wären, daß ihnen ſelbſt das göttliche Wort der Bibel nicht mehr heilig geblieben ſei. Dieſer unwiſſende Pfaffe ging in ſeinem giftigen Haß gegen Galilei ſo weit, daß er die geſammte Mathematik verfluchte, weil ſie ſich dem feſten Baue einer ewig dauernden chriſtlichen Religion entgegenſtemme, weil die Geſchichte gelehrt habe, daß ſie immer mit dem „Böſen" im Bunde ſtände.

Obgleich nun alle dieſe kirchlichen Angriffe ſehr laut und ganz handgreiflich auf Galilei anſtürmten, ſo hielt dieſer es doch immer noch nicht der Mühe werth, dagegen aufzutreten. Es that ihm leid, über den ihm ſo theuren Gegenſtand auch nur ein einziges Wort verloren zu haben, und er hütete ſich wohl, der heimtückiſchen Dummheit durch öffentliche Widerlegung noch mehr und ſicher auch noch gefährlichere Waffen in die Hand zu geben. Um ſo mehr machte er ſich aber Luft in ſeinem Briefwechſel mit vertrauten Freunden. Mit ungemeinem Scharfſinne ſchlug er alle erhobenen Einwürfe, alle Beſchuldigungen zu Boden, und mit dem feinſten, treffendſten Witze wußte er der ernſten Sache der Feinde immer eine ſehr komiſche Seite abzugewinnen, ſo daß er die Lacher ſtets auf ſeiner Seite behielt. Dieſe Briefe wurden dann zu Tauſenden abgeſchrieben und anderen guten Freunden mitgetheilt, wodurch alſo die Gegenrede auch wieder allgemein bekannt wurde. Das war aber gerade der Weg, welcher die Gegner am meiſten erbitterte. Sie ſehnten ſich wie blutdürſtige Tiger nach der Gelegenheit, ihr Opfer mit den Klauen der Inquiſition erfaſſen zu können.

Der Großherzog, jung, aber doch ein Mann von unbefangenem klarem Verſtande, erkannte das Unrecht, welches die Religionseiferer dem Galilei zufügten; er fürchtete aber auch zugleich die große Gewalt der Kirche, womit ſie ihren Plan zu verfolgen und das Ziel zu erreichen wußte; darum nahm er ſich Galilei's wohl an und ſuchte ihn zu ſchützen, wo er nur konnte, aber er hütete ſich eben ſo ſehr, es mit der Kirche zu verderben. So wuchs die Klage über Galilei's Ketzerei ſchnell zu einer ſolchen Größe heran, daß ſie von dem Oberhirten der Geiſtlichkeit des Großherzogthums nicht mehr unbeachtet bleiben durfte. Der Erzbiſchof Gherardini von Florenz ſah ſich am Ende genöthigt, der Anklage gegen Galilei Gehör zu geben. Der Verklagte ward vor das florentiner Inquiſitionsgericht gefordert. Die Unterſuchung ergab jedoch nichts Erhebliches. Galilei wußte ſich überall zu reinigen und er hatte wieder Gelegenheit, ſeine günſtige Gewandtheit im Disputiren bewundern zu laſſen. Indeß war doch auch nicht zu verkennen, wie der ſchützende Einfluß des Großherzoges hierbei das Reſultat zu einem günſtigen gekehrt, wie ſelbſt der Erzbiſchof mehr ſchützend als ſtreng richtend verfahren habe.

Die ſcholaſtiſch gebildete Geiſtlichkeit war mit dem Erfolg dieſer Unterſuchung durchaus nicht zufrieden. Sie ließ ſich in ihrem Urtheile nicht irre machen. Galilei war in ihren Augen ein höchſt gefährlicher Feind der rein katholiſchen Kirche, der ſich in Nichts von den deutſchen und engliſchen Ketzern unterſcheide, als daß er nur verſchmitzter zu Werke gehe, und daß er feig genug ſei, den Abfall nicht offen geſtehen zu wollen.

Solche Aeußerungen reizten den hitzigen Mann, und ſo kam es endlich doch zu einem leidenſchaftlichen öffentlichen Zorne. Die Gelegenheit hierzu brachten die Gelehrtenzuſammenkünfte, welche der Großherzog zu Florenz veranſtaltete, um ſich belehren zu laſſen und an den Disputationen zu ergötzen. Galilei war hier der unbeſiegbare Held des Tages. Einſt brachte man auch kirchliche Streitpunkte zur Sprache. Galilei wollte anfangs, ſeinem alten Grundſatze getreu, daran keinen Theil nehmen, indeß wußte man ihn dadurch, daß man dies Zurückziehen für Feigheit nehmen wollte, ſo anzuſtacheln, daß er in Zorne entbrannte und ſich nun mitten in den Strudel des Gefechtes hinein ſtürzte. Er ſchlug mit ſeinem kräftigen Schwerte mächtig darein, theilte links und rechts tödliche Wunden aus und drängte zuletzt alle Gegner ſeiner Anſicht vom Kampfplatze. Da vergaß er alle ſeine Klugheitsregeln, und wagte ſich ſogar an die berüchtigte, gefährliche Bibelſtelle, aus denen das Stillſtehen der Erde und die Bewegung der Sonne gewöhnlich gefolgert ward, wagte ſie ſo zu deuten, daß ſie mit der kopernikaniſchen Weltordnung in gar keinem Widerſpruche ſtand. Dieſer Hauptausſpruch gegen die Annahme, daß die Sonne ein Firſtern ſei, ſteht im 10 Kapitel des Joſua und lautet: „Da redete Joſua mit dem Herrn des Tages, da der Herr die Amoriter übergab vor den Kindern Iſrael, und ſprach vor gegenwärtigem Iſrael: Sonne ſtehe ſtille zu Gibeon, und Mond, im Thale Ajalon! — Da ſtand die Sonne und der Mond ſtille, bis daß ſich das Volk an ſeinen Feinden rächete. Iſt dies nicht geſchrieben im Buche des Frommen? — Alſo ſtand die Sonne mitten am Himmel, und verzog unterzugehen, beinahe einen ganzen Tag; und es war kein Tag dieſem gleich, weder zuvor noch darnach, da der Herr der Stimme eines Mannes gehorchte; denn der Herr ſtritte für Iſrael.“ Galilei, im Gefühle ſeines wahrhaften, vernunftgetreuen Rechts, griff die alte Auslegung dieſer Bibelſtelle mit der ſchärfſten Waffe ſeines wiſſenſchaftlichen Geiſtes an. Nach der wirklichen oder ſcheinbaren Bewegung von Sonne und Mond werde alle Zeit gemeſſen, meinte er; ja es ſei dieſe Bewegung ſogar die Zeit ſelbſt, daher müſſe, wenn ſie aufhöre, auch alle Zeit verſchwinden, und nun führte er ſeine ariſtoteliſchen Gegner zuletzt ſo in Widerſprüche und Ungereimtheiten, daß durch den Stillſtand der Sonne, nach ſtrenger Konſequenz ihres Syſtems, der Tag zu Gibeon ſtatt verlängert, hätte verkürzt werden müſſen. Denn wenn der Mittag, oder jede andere Tageszeit, plötzlich einen ganzen Tag lang ſtarr ſtehen bliebe, ſo wäre dies ja kein Gewinn für die übrigen Stunden und Tageszeiten; und wenn außerdem dem ganzen Jahre ſeine 365 Tage unbenommen bleiben ſollten, ſo wäre es natürlich, daß der durch das Wunder geopferte Tag nur dadurch wieder erſetzt werden könnte, daß alle nachfolgenden Tage und Stunden geſchwinder zurückgelegt, alſo kürzer würden. Die Nachmittagsſtunden des bibliſchen Wundertages müßten daher jedenfalls kürzer ausfallen, als ohne jenes Wunder, mithin müßte auch der ganze Tag kürzer ſein als alle vorhergehenden. Er begreife nicht, wie man aus einem ſo unbegreiflich daſtehenden Wunder ſo viel aſtronomiſche Weisheit habe lernen können.

Galilei hatte abermals die Freude, als Sieger bewundert zu werden. Dies Mal ſogar auf dem gefährlichen Felde der Theologie. Er verkündete dieſen Triumph mehreren ſeiner Freunde. Bei dieſer Gelegenheit war er aber unvorſichtig genug, in einem Schreiben an ſeine hohe Gönnerin, die verwittwete Großherzogin Chriſtine von Lothringen, einer wißbegierigen, aber auch zugleich ſehr bigotten alten Dame, dieſen Streit zu berühren und ihn erzählend noch einmal durchzukämpfen. Dieſes Schreiben kam in die Hand der Feinde, und ward hier als Angriffswaffe benutzt.

Kaum hatte Galilei aber Zeit gehabt, ſich ſeines kühn erfochtenen Triumphes zu erfreuen, ſo bekam er auch ſchon eine feierliche Einladung nach Rom. Er ſollte vor dem römiſchen Inquiſitionstribunale erſcheinen, um ſich von einer ſchweren Anklage der Ketzerei zu reinigen. — Das war ein Donnerſchlag für Galilei, ein Donnerſchlag für alle ſeine Freunde, Schüler und Anhänger. Man wollte ihn nicht nach Rom laſſen, ſuchte ihn zur Flucht zu bewegen, aber er ließ ſich nicht zurückhalten. Er trat allen dieſen Bemühungen ſeiner vielen aufrichtigen Freunde mit unerſchütterlichem feſten Willen entgegen. Ich bin mir, ſagte er, der ehrlichen That, des wahrhaft chriſtlichen Glaubens und Handelns klar und feſt bewußt, ich habe nicht Urſache, mich vor Gott zu fürchten, warum ſollte ich vor Menſchen zagen.

Als er nun mit dieſem ſtarken Vertrauen in Rom angekommen war, ſo erfuhr er ſogleich, daß die Hauptanklagepunkte gerade in dem Schreiben aufzufinden ſeien, welches er an die Großherzogin Chriſtine von

Lothringen gerichtet habe, daß die Dominikaner zu Florenz ſich dieſes Schreiben zu verſchaffen gewußt hätten, um gegen Galilei mit ſeinen eignen Worten auftreten zu können. Mit Galilei war zugleich eine Deputation Dominikanermönche in Rom eingetroffen, um die Anklage zu verfolgen. Unter dieſen fehlte auch der oben ſchon erwähnte boshafte Caccini nicht. Dieſer Menſch war niederträchtig genug, in Rom zu Galilei zu ſchleichen, um ihm die Hand zur Verſöhnung zu bieten, während er heimlich die ganze Klage mit unverſöhnlicher Hartnäckigkeit verfolgte. Galilei lernte ſpäter ganz genau die ſchändlichen Schliche dieſes gleißneriſchen Pfaffen kennen.

Die Lynceiner, Galilei's bewährteſte Freunde, ſtanden ihm mit Rath und That treu zur Seite. Und ſelbſt ſeine alten Jeſuitenfreunde in Rom verließen ihn nicht, obgleich ihre frühere Zuneigung ſich merklich abgekühlt hatte.

Galilei trat mit Beſcheidenheit und gottergebenen Sinn vor den heiligen Richterſtuhl und nahm hier mit Dankbarkeit viel mehr Belehrung und Zurechtweiſung entgegen, als er ſich angelegen ſein ließ, die Anklage zu vernichten. Das war der ſicherſte Weg zur Freiſprechung, mit der man denn auch nicht lange zurück hielt. Die hochwürdige Kongregation hielt ſich aber für veranlaßt, dem Galilei das Auslegen der Schrift ſtreng zu unterſagen, dazu ſei er als Mathematiker, Aſtronom und Philoſoph nicht berufen; zugleich verbot ſie ihm, den ketzeriſchen Glauben zu haben, daß die Sonne ein Fixſtern und die Erde ein Planet ſei.

Ganz vorzugsweiſe nahm ſich hier wieder der berühmte Jeſuit, Kardinal Bellarmin, unſeres Galilei an. Er war ihm ein treuer Rathgeber und Fürſprecher. Aber eine gewiſſe abgemeſſene Zurückhaltung konnte auch bei ihm nicht verkannt werden. Er führte eine ernſte ermahnende Sprache, wo er früher in laute Bewunderung ausgebrochen war. Er rieth Galilei: ſich ja fern zu halten von jedem Verſuche die Bibel zu erklären, von jedem leidenſchaftlichen Kampfe gegen die Geiſtlichkeit, von jedem Streite mit dem heiligen Orden der Geſellſchaft Jeſu. Und wenn es ihm unmöglich ſei, die kopernikaniſche Weltordnung zu verdammen, ſo möchte er ſich doch ja hüten, davon zu reden, als glaube er daran, man könnte ja dieſem Syſteme von Herzen zugethan ſein, ohne ſein poſitives Glaubensbekenntniß darüber auszuſprechen; denn ſtreng genommen ſei es ja immer nur noch Hypotheſe, welche Wahrſcheinlichkeitsgründe man auch dafür angeben möchte. — Dieſer Rath war aufrichtig und gut gemeint, wenn gleich ein ſtarker Fingerzeig zur Heuchelei darin nicht zu verkennen war. Galilei hat ihn als Klugheitsregel tief zu Herzen genommen. Durch das empfehlende Wort dieſes hohen Geiſtlichen erhielt unſer Galilei auch ſelbſt bei dem Papſte Audienz. Damals ſaß Paul V. auf dem heiligen Stuhle. Dieſer hatte ſich einen ſehr gefürchteten Namen zu machen gewußt, durch die entſchiedene Abneigung gegen alle Neuerung in den Wiſſenſchaften, gegen jeden Fortſchritt in der Aufklärung der Menſchheit. Er glaubte es ganz unzweifelhaft aus der Weltgeſchichte erſehen zu haben, daß die geiſtigen Bildungsfortſchritte den Menſchen nur Unglück gebracht hätten. Es war nun ſehr natürlich, daß Galilei, ein ganzer Mann der Neuerung und des Fortſchrittes, nicht ohne Beklemmung die Schwelle des gewaltigen Kirchenfürſten betrat. Aber er fand ſich doch bald ſehr angenehm enttäuſcht. Denn der heilige Vater intereſſirte ſich für alles Wiſſen und hatte ſelbſt auf Galilei's Beſtrebung ein aufmerkſames gar nicht ungünſtiges Auge gerichtet. Er dachte mit keinem Gedanken daran, wirklich hemmende oder gar feindliche Eingriffe in das Aufblühen der Wiſſenſchaften und Künſte zu thun, — nein, es that ihm nur weh um des wahren Heils der Menſchen willen, das darunter immer mehr und mehr zu leiden hätte. Galilei war ein viel zu feiner Menſchenkenner, um nicht augenblicklich das verkehrte Urtheil der Außenwelt von dem wahren Weſen des Papſtes zu ſondern. Am 12. März 1616 ſchrieb Galilei ſeinem Freunde Pichena, dem Staatsſekretär des Großherzogs zu Florenz, gerade über dieſen Beſuch beim Papſte Folgendes: „Geſtern war ich bei dem Papſte. Dreiviertelſtunden ging er mit mir im Zimmer auf und ab und unterhielt ſich mit mir. Ich erzählte, daß ich beim Abſchiede, den ich von unſerer Herrſchaft genommen, allem Schutze derſelben entſagt hätte, ſobald ſich derſelbe auf Religion und gute Sitten bezöge; und dies Betragen rühmte er ſehr. Ich legte ihm die Bosheit und Verläumdung meiner Feinde vor Augen, und er antwortete, meine Unſchuld und Rechtſchaffenheit ſei ihm wohl bekannt. Da ich ihm meine Furcht, ich würde vor ihrer unverſöhnlichen Bosheit nie Ruhe haben, äußerte, ſo ſuchte er mich damit zu beruhigen, ich ſtände bei ihm und der ganzen Kongregation in ſolcher Achtung, daß ſie den Verläumdungen nicht leicht Gehör geben würden, und ſo lange er lebe, könnte ich mich ſicher darauf verlaſſen. Ehe ich von ihm ſchied, verſicherte er mich wiederholt ſeiner Bereitwilligkeit, ſeine Gunſt mit der That zu beweiſen.“

Wie gefahrvoll aber dennoch Galilei's Angelegenheit in Rom ſtand, geht aus der Korreſpondenz des damaligen toskaniſchen Geſandten Guiccardini daſelbſt hervor. Am 4. März 1616 ſchrieb derſelbe von Rom aus: „Der Papſt und Kardinal Bellarmin haben nach einer gehaltenen Unterredung feſtgeſetzt, die Meinung des Galilei ſei irrig und ketzeriſch, und vorgeſtern ſollen ſie dies in einer Kongregation ausgeſprochen haben. Ich hoffe aber, daß man der Perſon des Galilei nicht zu Leibe gehen werde; denn ich glaube, er wird ſo klug ſein und ſich der Lehre der Kirche unterwerfen. Zwar iſt er gewohnt, ſeine Meinung hitzig zu vertheidigen, doch fehlt es ihm oft an Klugheit und Stärke, ſich ſelbſt zu beherrſchen.“

Dieſe zweite Reiſe nach Rom war alſo im Vergleich zur erſten viel ärmer an Ehre und Freude für Galilei. Es war ihm eine, ſeinen Ehrgeiz empfindlich berührende

Demüthigung, die Freiſprechung einzig und allein auf dem wankenden Grunde päpſtlicher Gnade beruhen zu ſehen. Und dieſe an ſich ſchon ſehr unzuverläſſige Gnade war ſogar noch an eine Bedingung geknüpft, wogegen ſich ſein ganzes Innere mit Macht empörte. Er ſollte ſtreng der heiligen Kirche gemäß glauben und lehren, daß die Erde eine ewig unbewegliche Feſte ſei, um welche ſich die Sonne eben ſo wie der Mond täglich und jährlich bewege. Er ſollte alſo glauben und lehren, was ſeiner innigſten Ueberzeugung ſchroff entgegen ſtand.

Zu dieſer ſehr verdrießlichen Lage kam noch eine unangenehm vereitelte Hoffnung hinzu. Seit 1612 ſtand Galilei mit Spanien in Unterhandlung über den Verkauf der Erfindung einer bequemen und dennoch ſicheren Methode, auf offenem Meere die Längenbeſtimmung vornehmen zu können. Er wußte, wie dieſer damals ſchon ſtark geſunkene aber immer noch ſehr mächtige Seeſtaat durch eine ſolche Erfindung wieder zur höchſten Höhe emporblühen könne, deßhalb machte er den Abkauf ſeines Geheimniſſes von ziemlich hochgeſtellten Bedingungen abhängig.

Dieſe Angelegenheit, welche nun ſchon ſeit Jahr und Tag in lebhafter Unterhandlung geſtanden und zum Schluſſe reif war, löſte ſich plötzlich in Nichts auf. Die ſpaniſche Regierung brach unter einem einſchlagenden Vorwande ab, und Galilei hatte außer dem koſtbaren Zeitverluſte noch den Verdruß, daß man ſeine Andeutung nicht allein gar nicht verſtanden hatte, ſondern ſie auch noch mit religiöſem Argwohn zurückwies. Die Kunde von Galilei's ketzeriſcher Glaubensrichtung war auch nach Spanien gedrungen. Philipp III., ein ohnmächtiger, ganz der Prieſterherrſchaft erlegener König, hatte wenig oder gar keinen Antheil an dieſer Unterhandlung.—

Der Einfluß der beleidigten Geiſtlichkeit, beſonders der Dominikaner, reichte weit, reichte ſelbſt in die innerſten Staatsverwaltungen Spaniens.

Die hier erwähnte Methode der Längenbeſtimmung, war wirklich von Galilei erfunden und lag zur praktiſchen Anwendung und Ausbildung bereit. Die Tabellen für die regelmäßig täglich wiederkehrenden Verfinſterungen der Jupitersmonde lagen berechnet da und waren von einer herausgegrübelten ziemlich ſicheren Theorie der Bewegung dieſer Trabanten abhängig gemacht. Ebenſo hatte er auch ein Doppelfernrohr mit helmartiger Haube dazu erfunden, um ſelbſt auf dem ſchwankenden Schiffe die Beobachtung des Himmels ausführen zu können. Die Zeit wollte er mit Hülfe eines Pendels meſſen und beſtimmen. Kleinere Verſuche, welche er übungsweiſe angeſtellt hatte, ergaben die befriedigendſten Reſultate. Einige Jahre ſpäter bot er ſeine Erfindung auch noch einmal dem holländiſchen Staate an, indeß nicht mit mehr glücklichem Erfolge; hier ſtieß man ſich an dem zu bedeutenden Koſtenpunkte und an Zweifeln, welche von Sachverſtändigen aufgeſtellt und ſchwer zu widerlegen waren.

Galilei zog ſich jetzt ſtill in ſeine Studierſtube und in die einſame ſchöne Natur der Umgebung von Florenz zurück. Die vielfachen tief kränkenden Erfahrungen boshafter Menſchen hatte ſeine Geſundheit geſchwächt. Seine aufgeregten Nerven bedurften der Ruhe und ſeine ganze Gemüthsſtimmung ſehnte ſich nach gemüthlicher Einſamkeit. Hier faßte er zugleich den ſchon ſeit Jahren entworfenen Plan, ſein Wiſſen und Können zu Papier zu bringen und zum Drucke zu verarbeiten, mit Eifer wieder auf und wollte ihn nun ungeſtört zur Ausführung bringen. Dabei nahm er ſich aber auch vor, Abſchriften davon in's reformirte Ausland, nach Flandern, Deutſchland und England zu ſchicken und den Druck erſt nach ſeinem Tode ausführen zu laſſen, damit die widerwärtigen Krallen der Inquiſition ihnen und auch ſeiner eigenen Perſon nichts mehr anhaben konnten. Dieſe Vorſätze waren vortrefflich. Zwei volle Jahre blieb er ihnen treu. Dann wurde er aber plötzlich wieder davon hinweggeriſſen.

Im Auguſt des Jahres 1618 wurde die Welt in große Ueberraſchung und Aufregung verſetzt durch das unerwartete Erſcheinen eines Kometen. Das Auge der meiſten Menſchen blickte mit bangen Sorgen auf dieſes ſichtbare ſogenannte Zeichen des Zornes Gottes. Und die geiſtlichen Herren unterließen es nicht, mit donnernden Worten die Gemüther der Menſchen ſtark zu erſchüttern. Sie wieſen auf den immer mehr überhand nehmenden Abfall der Menſchen von der allein ſeligmachenden Kirche, wodurch ſo viel Empörung, Krieg und Unheil über das chriſtliche Europa gekommen ſei; ſie zeigten mit Fingern auf die aufklärungsſüchtigen Ketzer, auf die verſtockten Ungläubigen, auf die Irrlehrer und Zauberer, und fragten dann, ob es wohl möglich ſei, daß Gott dem Treiben dieſer Gottloſen noch ferner ohne Zorn und Strafe zuſehen könne. Daß alle dieſe geifernden Reden auf Männer des Fortſchrittes, wie Galilei, gemünzt waren, ließ ſich kaum verkennen; indeß achtete dieſer doch wenig darauf. Dagegen intereſſirte er ſich für die Erſcheinung ſelbſt von ganzer Seele. Er richtete ſein Fernrohr darauf, beſtimmte mit Winkelmeßinſtrumenten genau den Lauf und arbeitete alle ſeine Beobachtungen und Anſichten darüber ſchriftlich aus. Kaum war er aber hiermit im Reinen, ſo erſchien noch ein zweiter Komet am Himmel. Dies ereignete ſich in der Mitte Novembers desſelben Jahres. Die Strafpredigten wiederholten ſich lauter und die Aufregung ſtieg noch viel höher. Nur Galilei blieb ruhig in ſeiner Studiereinſamkeit und wiederholte ſeine Beobachtung, ſeine Meſſung, Berechnung und Ausarbeitung. Doch nun intereſſirte man ſich auch bei Hofe lebhaft für die Sache, man wünſchte eine verſtändige Belehrung darüber zu haben, und blickte auf Galilei als den Mann, welcher am tüchtigſten dazu ſei. Erzherzog Leopold, Oheim des regierenden Großherzogs, bat Galilei zuerſt und am dringendſten um einige Vorträge über die erſchienenen Kometen und um die Herausgabe ſeiner hierüber ausgearbeiteten Schrift. Er ſträubte ſich dieſen Bitten Gehör zu geben, willigte endlich ein zu einer Durchſprechung des Gegenſtandes in kleinen vertrauten Kreiſen, indeß konnte er ſich nicht ſogleich entſchließen, ſein Werk drucken zu laſſen. Marius Guiducci, Konſul der Akademie zu Florenz, ein früherer Schüler Galilei's, hatte eifrig Theil genommen an den Beobachtungen, Meſſungen und Berechnungen der Kometen. Er kannte die hohe Wichtigkeit und das intereſſante Neue dieſer Schrift und meinte, daß es unverantwortlich ſei, ſie der Gelehrtenwelt vorzuenthalten. Galilei möchte doch wenigſtens ihm geſtatten, die Schrift, an der er ja auch Antheil habe, unter ſeinem Namen herausgeben zu dürfen. Hierzu gab Galilei endlich ſeine Zuſtimmung. Das Werk erſchien 1619 zu Anfang des Jahres unter Marius Guiducci's Namen. Es behandelte ſeinen Gegenſtand nicht ohne ſcharfe ſatyriſche Beziehung auf eine andere Schrift ganz ähnlichen Inhaltes, die kurz zuvor von dem berühmten Pater Oratio Graſſi bearbeitet, aber ganz ohne Namen erſchienen war. Graſſi, ein Mann von umfangsreichem Wiſſen, aber dabei anmaßend und ſtolz, ließ nicht lange auf Antwort warten. Unter dem angenommenen Namen Lotario Sarſi von Sigenſano gab er 1620 eine „aſtronomiſche Wagſchale" als Gegenſchrift heraus, welche von leidenſchaftlicher Bitterkeit ſtrotzte. Er, ein vielgebrauchter, einflußreicher Jeſuit, hatte gar bald hinter dem unſchuldigen Schüler Guiducci den ſchuldigen Meiſter Galilei entdeckt und nun verſäumte er nicht auf dieſen ſeinen ganzen Haß auszugießen. Graſſi's Feindſchaft brachte den ganzen Jeſuiten-Orden gegen Galilei auf. Zu dieſem Unglück geſellte ſich noch ein anderes nicht weniger großes hinzu. Cosmus II ſtarb 1621. Dadurch ward Galilei ſeines mächtigſten, eifrigſten Beſchützers beraubt. Der Nachfolger war erſt 14 Jahre alt und die Regierung kam in die Hand der hinterbliebenen Großherzogin, einer ſehr bigotten Dame, welche all' ihr Handeln von dem Gutheißen ihres Seelſorgers und der ſie umſchwärmenden Geiſtlichkeit abhängig machte.

Galilei's Lage war alſo plötzlich wieder ſehr ſtark umdüſtert. Aber er zagte nicht. Er blieb kühn und ſtark gegen alle ſeine Feinde. Er griff mit männlicher Entrüſtung zur Waffe und fuhr auf's Neue in das heiße Gewühl des Kampfes. Er ſtritt mit Begeiſterung für Recht und Wahrheit in der Natur. Er gab gegen Graſſi eine Alles auf's Spiel ſetzende Streitſchrift heraus, welche den Namen „Goldwage" führte. Dieſe Schrift war ein Meiſterwerk. Mit hoher Bewunderung richtete ganz Europa die Aufmerkſamkeit darauf, man hatte nie etwas Aehnliches auf dem Felde der Literatur erlebt. Die Sprache war edel und klaſſiſch ſchön, — die Gedanken ſcharf und tief, aber dennoch für Jedermann faßlich, — der Witz fein und treffend, aber um ſo empfindlicher verletzend. Dieſe ewig denkwürdige Schrift ward zu Rom 1623 gedruckt und dem römiſchen Prälaten Virginio Ceſarino gewidmet. Sie veranlaßte heißes Blut.

Graſſi, der hochmüthige, ſo gewaltig geſchlagene Jeſuit ſchäumte vor Wuth. Er lechzete nach Rache, nach furchtbarer Rache. Und um ſein Ziel nicht zu verfehlen, ſo ging er ſehr vorſichtig und ganz verſteckt zu Werke. Zunächſt ward es ihm nicht ſehr ſchwer, viele ſeiner Ordensbrüder, wovon ſchon mehrere von Galilei's Uebermuthe ſtark gekränkt waren, für ſich zu gewinnen und ſie zu betheiligen an einer neuen dogmatiſchen Anklage gegen Galilei. Sie wollten Bezug nehmen auf eine in der „Goldwage" vorkommende Bibelſtelle, welche Galilei als Laie kein Recht habe anzuführen. Ihre Anklage ward aber zurückgewieſen und ſie mußten ihren Haß einſtweilen zurückdrängen und für eine noch paſſendere Gelegenheit aufſparen.

Papſt Paul V war geſtorben, ſein eben erwählter Nachfolger Urban VIII hatte über Galilei's Streben eine viel zu günſtige Meinung, als daß er ſo elenden Anklagen ein aufmerkſames Ohr ſchenken konnte. Schon 1620 hatte dieſer Papſt als Kardinal Maffeo Barberini dem genialen Manne die höchſte Bewunderung in einem lateiniſchen Gedichte ausgeſprochen, und dieſe früher gezollte Zuneigung war auch jetzt noch unverändert dieſelbe geblieben. Eine ſo ausgezeichnete Gnadenbezeugung konnte Galilei nicht ohne den wärmſten Dank entgegennehmen und er ſehnte ſich nach einer Gelegenheit, dies perſönlich ausſprechen zu können. Eine ſolche Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten, der junge, auch um dieſe Zeit zur Regierung gekommene Großherzog Ferdinand II von Medicis ſchickte Galilei als Geſandten nach Rom, um dem heiligen Vater die Beglückwünſchung zur Papſtwahl zu überbringen. Galilei ward ſehr huldvoll von dem Papſte aufgenommen und hatte die große Freude, von dem ehrwürdigen alten Manne noch eben ſo geſchätzt und bewundert zu werden, wie vor 13 Jahren bei ſeinem erſten Aufenthalte zu Rom. Wie ſehr günſtig der Papſt für Galilei geſtimmt war, erkennt man am beſten durch die aufgefundenen eigenen Worte desſelben. In dem Dankſagungsbreve, welches der heilige Vater an den Großherzog durch Galilei zurückſchickte, ſtand nämlich das große Lob: Galilei, eindringend in die ätheriſchen Räume, brachte ungenannte Sterne an's Licht und erſchloß die Geheimniſſe der Planeten. So lange daher Jupiter's wohlthätiges Geſtirn vom Himmel herabſtrahlen wird, von vier Satelliten begleitet, ſo lange wird auch Galilei ſeines Jahrhunderts Lob zum ſtäten Begleiter haben." —

Das war eine unausſprechlich ſüße Freude für den eben ſo viel, als hart gekränkten Galilei. Er faßte wieder Vertrauen zur Welt und wollte ſeine geiſtigen Kräfte nun nicht mehr vergraben und verkümmern laſſen, er wollte ſie öffentlich zur Ehre der Wahrheit und zum Preiſe der unendlich ſchönen Natur wirken laſſen. Er eröffnete dem Papſte ſein Herz. Schon ſeit mehr denn zwanzig Jahren habe er ſich mit der genaueſten Erforſchung der Wahrheit des Himmels beſchäftigt und da ſei er beſonders durch die Entdeckung mit dem Fernrohre immer entſchiedener und immer wieder auf's Neue auf die kopernikaniſche Weltordnung als die allein wahrſcheinlichſte, als die einzig wahre zurückgekommen, wie ſehr er ſich auch als guter Chriſt beſtändig an das, von der heiligen Kirche allein nur gutgeheißene, ptolomäiſche Syſtem hätte binden wollen; darum bitte er um des heiligen Vaters mächtigen Schutz und gnädige Erlaubniß zu der Herausgabe eines größern Werks, in welcher er die beiden Weltſyſteme mit unparteiiſcher Sachkunde abwägen könne. Der Papſt hörte auf das begeiſterte Wort Galilei's mit dem wohlwollendſten Intereſſe; er nahm die Bitte nicht allein nicht ungnädig auf, ſondern er ermuthigte Galilei ſogar zur wirklichen Ausarbeitung des genannten Werkes, verſprach ihm ſeinen Schutz, ſeine kräftigſte Unterſtützung, nur rieth er ſehr zur Vorſicht in der Wahl der Ausdrücke und in der Entſcheidung über die Richtigkeit des einen oder des andern Syſtems. Die Kirche dürfe nicht beleidigt werden, alle ihre Glaubensſatzungen ſtänden ja einmal feſt und unwandelbar wie der heilige Stuhl ſelbſt. Mehr wie Wahrſcheinlichkeit könne der kopernikaniſchen Weltordnung nie zugeſtanden werden. Galilei war damit zufrieden.

Nach der Rückkehr von dieſer ſehr erfolgreichen Reiſe machte ſich Galilei mit ſtarkem Eifer an dieſe ſchon lange im Kopfe getragene Arbeit. Seine Freude war groß, und er ſäumte nicht ſeinen vertrauteſten Freunden in ganz Europa davon Kunde zu geben. Jetzt wollte er der Gelehrtenwelt zeigen, daß Italien in ſeiner aſtronomiſchen Bildung nicht zurückgeblieben ſei, daß es ſich ſogar Deutſchland ebenbürtig zur Seite ſtellen dürfe, und ſeine geiſtige Freiheit durch geiſtliche Anmaßung, Bevormundung und Bedrückung nicht eingebüßt habe. Dieſer Jubel, ſo natürlich und wahr er auch dem Herzen Galilei's entquoll, fand aber im Ganzen genommen wenig aufrichtigen Anklang, und bei der geſammten Geiſtlichkeit ward er ſogar ſehr übel aufgenommen. Die Feinde Galilei's waren durch den Willen des Papſtes geſchlagen. Aber dieſe Niederlage war noch keine Vernichtung, man hoffte ſtark auf baldige noch mächtigere Hülfe und günſtigere Gelegenheit, und fand den

Grund dazu in dem Beiſtande der geſetzlich ſtrengen Mutter Kirche, der auch der Oberhirt der ganzen Chriſtenheit noch Unterthan ſei. Die mehrfach genannten Jeſuiten blickten mit verbiſſener Wuth auf ihr verhaßtes Opfer und erlauerten eine neue Gelegenheit, ſich darüber herzuſtürzen. Unſer Galilei blieb nicht lange ſo freudetrunken, dieſe gefahrdrohende feindliche Stimmung gegen ihn zu überſehen. Er verhielt ſich bald wieder ganz ſtill und arbeitete zurückgezogen von allem Treiben der Welt emſig an ſeinem Werke. Zu dieſer eingezogenen Lebensweiſe forderten ihn ohnehin mehrere ſich allmälig einſtellende Körperſchwächen auf. In Folge einer heftigen Erkältung litt er ſehr an gichtiſchem Gliederreißen, war er ſchwerhörig geworden. Das waren Uebel, welche zum Theil auch das Alter mit ſich brachte; ſie behinderten allen geſelligen Verkehr, wozu Galilei beſonders in früherer Zeit ſehr viel Sinn hatte, aber ſie behinderten den Fleiß der literariſchen Arbeit nicht.

Um die ſo glücklich errungene günſtige Stimmung des heiligen Vaters in ungetrübter Beſtändigkeit zu erhalten, ſo unterhielt Galilei eine ſehr lebhafte Korreſpondenz mit ſeinen vertrauten Freunden und Gönnern in Rom. Hierzu gehörten ganz vorzugsweiſe die Lynceiner, von denen einige mit dem Geheimſekretär des Papſtes, Johann Ciampioli, ſo befreundet waren, daß ſie den jedesmaligen Stand der Dinge genau erfahren konnten. Auf dieſem Wege bekam nun Galilei 1628 davon Kunde, daß man in Rom wieder angefangen habe, kräftig gegen ihn zu arbeiten, daß dies Mal gerade die Jeſuiten alle Segel aufſpannten, um ihn wieder aus der Gunſt des Papſtes zu heben. Er reiſte augenblicklich ab, nahm ſein ſchon ziemlich weit gefördertes Werk mit hierüber und wußte ſich durch Ciampioli's freundſchaftliche Verwendung unbehindert Zutritt bei dem Papſte zu verſchaffen. Galilei war ein ſehr erfahrener Menſchenkenner und dabei ein feiner, gewandter Hofmann. Dem auf wiſſenſchaftliche und poetiſche Größe eitlen Urban VIII. wußte er als gewichtiger Mann von Fach ein tiefwirkendes Lob auszuſprechen, wodurch er denſelben in wenig Augenblicken wieder ganz für ſich gewann. Dann brachte er die Rede auf ſein Manuſkript, theilte daraus mehre der intereſſanteſten Stellen mit und legte ſie der ſachverſtändigen Begutachtung des heiligen Vaters vor. So bewegte er ſich mit würdevoller Haltung und geiſtiger Liebenswürdigkeit durch alle Stufen der Klugheit und Artigkeit hindurch, bis er dem entzückten Papſte die europäiſche Bewunderung, das unſterblich große Verdienſt ausmalen konnte, womit derſelbe ſich ſchmücken würde, wenn er beſchütze und dulde, daß in ſeiner Chriſtenheit die kopernikaniſche Weltordnung auch genannt und mit der ptolomäiſchen in einen ehrenvollen Vergleich gebracht werden dürfe. Galilei war hierbei ſo ganz nach Wunſch glücklich, daß er mit der feſten Ueberzeugung wieder von Rom abreiſte, den Stand ſeiner Angelegenheit wieder ganz auf das ſegensreiche Jahr 1624 zurückgebracht zu haben.

Zwei Jahre ſpäter, 1630, war Galilei abermals zu Rom, um nun ſein fertiges Manuſkript in die Hand des Papſtes zu legen, welcher ſich eine ſorgfältige Cenſur der Schrift vorbehalten hatte. Der heilige Vater war nicht mehr ganz derſelbe, wie 1624 und 1628. Es war deutlich zu verſpüren, wie tief und feſt er plötzlich gegen Galilei eingenommen war. Er wollte das einmal gegebene Verſprechen nicht gerade zurückziehen, indeß konnte man doch genau merken, wie unlieb es ihm jetzt war, dasſelbe gegeben zu haben. Er ſchöpfte Verdacht gegen Galilei's bekannte, leicht anſtoßende ſchriftſtelleriſche Freimüthigkeit. Die Jeſuiten hatten jetzt viel Feld gewonnen, das war gewiß. Der päpſtliche Geheimſekretär mußte wieder in Galilei's Angelegenheit gezogen werden und kräftig mitwirken. Es war ein Glück, daß wenigſtens dieſer noch immer unverändert derſelbe, daß er dem Galilei noch ganz wie früher ſehr freundſchaftlich zugethan blieb. Dieſem übergab der Papſt das Manuſkript mit dem ausdrücklichen Befehle, dasſelbe ſtreng zu prüfen, ob auch keine Lehren darin vorkämen, welche den Grundſätzen der heiligen Kirche zuwider liefen; er ſelbſt habe ſchon aufmerkſam darin geleſen und eigenhändig mehrere unpaſſende Stellen verbeſſert. Das Reſultat der angeordneten ſcharfen Prüfung fiel aber ganz zu Gunſten Galilei's aus. Es waren nur noch einige wenige Abänderungen nöthig geweſen. Jetzt erſt konnte vom Magiſter des heiligen Palaſtes das erſte und wichtigſte „Imprimatur“ ertheilt werden. Damit war das Werk aber noch lange nicht zum Drucke reif. Es mußte ſich noch einer Cenſur unterwerfen von dem Generalinquiſitoriate zu Rom, dann noch zweier von dem Vikariate und dem Inquiſitoriate zu Florenz. Als es nun endlich 1631 durch alle dieſe fünf ſchweren Prüfungsmomente glücklich hindurchgekommen war, ſo ſtellte ſich ihm nochmals ein Hinderniß entgegen. Es war beſtimmt, daß der Druck in Rom unter ſpezieller Aufſicht und Leitung des Fürſten Ceſi, Galilei's vertrauteſten und treueſten Freundes vor ſich gehen ſollte. Aber in eben dem Augenblick, wo man Hand anlegen wollte, ſtarb dieſer Fürſt. Dazu kam noch, daß im Großherzogthum Toskana eine peſtartige Krankheit ausgebrochen war, welche Galilei behinderte, ſelbſt nach Rom zu kommen. Galilei mußte nun erſt noch bei dem Magiſter des heiligen Palaſtes um die hohe Gunſt bitten, das Werk in Florenz unter ſeiner eigenen Leitung drucken zu laſſen. Er erhielt die erbetene Gewährung, aber nur unter der ſtrengen Verpflichtung, den Druck von dem Inquiſitoriate zu Florenz überwachen zu laſſen. Zugleich ward aber auch die von päpſtlicher Seite verliehene ſchriftliche Druckerlaubniß wieder zurückverlangt, um die dabei gebrauchten Worte nochmals zu prüfen. Dies war ganz offenbar nur ein Vorwand, man wollte das „Imprimatur“ zurückziehen, Galilei hat es auch nie wieder zu Geſicht bekommen. Zu all' dieſen widerwärtigen Schwierigkeiten und Unſchlüſſigkeiten geſellten ſich noch unzählig viele heimliche Intriguen, welche die Herausgabe des Werkes zu hintertreiben ſtrebten, ſo daß es bis in die Mitte des Jahres 1632 dauerte, ehe der Druck ganz vollendet war.

Dieſe Schrift hat ſehr verhängnißvoll über das Schickſal Galilei's gewaltet. Es iſt nöthig, ſie etwas genauer kennen zu lernen. In der Vorrede kommen ſchon einige ſehr kühne bedeutungsvolle Worte mit ſtark ſatyriſchem Hintergrunde vor. „In dieſen Jahren" ſagte er, „iſt zu Rom ein heilſamer Befehl gegeben worden, wodurch, den gefährlichen Aergerniſſen der gegenwärtigen Zeit vorzubauen, der pythagoräiſchen Meinung von der Bewegung der Erde Stillſchweigen auferlegt ward. Einige behaupten mit Verwegenheit, dieſes Urtheil ſei nicht nach einſichtsvoller Prüfung gefällt worden, ſondern nach Leidenſchaften. Man klagte: Leute, welche in aſtronomiſchen Beobachtungen ganz unerfahren wären, hätten durch dies unverſehene Verbot diejenigen nicht hemmen ſollen, welche ſolche Dinge unterſuchen. Ich konnte die Verwegenheit ſolcher Klagen nicht gutheißen, beſchloß alſo, da ich die weiſe Verordnung gründlich kannte, öffentlich als Zeuge der Wahrheit zu erſcheinen. Ich befand mich zu ſelbiger Zeit zu Rom; die höchſten Prälaten des daſigen Hofs hatten mir Gehör und Beifall gegeben, und das Dekret ward nicht ohne einigen Bericht von mir bekannt gemacht. So beſchloß ich: mit gegenwärtiger Arbeit den Ausländern zu zeigen, man wiſſe in Italien, und zwar zu Rom, von dieſer Sache ſo viel, als ſich transalpiniſcher Fleiß nur einbilden kann, — durch Sammlung aller zum kopernikaniſchen Syſteme gehörigen Lehren darzuthun, das Alles ſei zu Rom bekannt geweſen, ehe dieſe Cenſur erſchienen iſt, — zugleich zu zeigen, daß aus dieſem unſern Landſtriche nicht nur Lehren zum Heil der Seele kommen, ſondern auch ſcharfſinnige und erhabene Erfindungen zum Vergnügen des Geiſtes. — Aus dieſem Grunde habe ich in folgendem Dialoge für mich die kopernikaniſche Partei genommen, blos als eine mathematiſche Hypotheſe, und alle Kunſt angewandt zu zeigen, ſie ſei der andern Hypotheſe, welche die Erde unbeweglich ſetzte, vorzuziehen, nicht unbedingt, ſondern in ſo fern die letzte von Manchen vertheidigt wird, die ſich für Peripatetiker ausgeben, aber nur den Namen behalten, ſich befriedigen Schatten zu verehren und nicht aus eignen Beobachtungen philoſophiren, ſondern nur aus dem Gedächtniſſe, nach vier mißverſtandenen Principien. . . . . Ich trage dieſe Gedanken geſprächsweiſe vor, weil man ſo nicht an ſtrenge Beobachtung der mathematiſchen Geſetze gebunden iſt und Erlaubniß zu Ausſchweifungen hat, die eben ſo angenehm ſind als der Hauptgegenſtand. . . Ich glaube: aus dieſen Betrachtungen wird die Welt erkennen, daß, wenn andere Nationen mehr die See befahren, wir nicht weniger nachgedacht haben, und, wenn wir der Ruhe der Erde Beifall geben, es nicht deswegen geſchieht, als wüßten wir nicht, was hierüber von Anderen erdacht worden, ſondern, daß wir dazu andere Gründe haben, vornämlich ſolche, welche uns Gottesfurcht, Religion, Kenntniß der göttlichen Allmacht und Bewußtſein der Schwäche des menſchlichen Verſtandes lehren."

Der Dialog des Buches iſt auf vier Tage vertheilt. Der erſte Tag durchſpricht die Aehnlichkeit und Verwandtſchaft des Mondes mit der Erde und führt zuletzt zu der großen Wahrſcheinlichkeit, daß die Länder des Mondes nicht unfruchtbar und unbewohnt, ſondern wie unſere Erde mit ernährenden Kräutern und Früchten überdeckt ſeien, damit ſie eine Wohnſtätte für Thiere und Menſchen abgeben könnten. Am zweiten Tage wird das Geſpräch auf den Hauptpunkt der Unterſuchung gelenkt, auf die Frage über Bewegung oder Stillſtand der Erde. Hier werden alle Einwürfe, welche gegen die tägliche Bewegung angeführt, widerlegt und es ſtellt ſich eine bedeutend überwiegende Wahrſcheinlichkeit für die Richtigkeit des kopernikaniſchen Weltſyſtems heraus, welche aber aus kirchlichen Rückſichten am Ende doch nicht geltend gemacht und bis zum Aeußerſten verfolgt werden. Der dritte Tag ergreift die jährliche Bewegung als Hauptthema der Unterſuchung, wobei die Entdeckung der Trabanten des Jupiters, der Lichtgeſtalten von Venus und Mars als die wirkſamſten Hebel zum Beweiſe der Richtigkeit der kopernikaniſchen Weltordnung in Anwendung gebracht werden. Am vierten Tage wird das Phänomen der Ebbe und Fluth und das der beſtändigen Luftſtrömung in der heißen Zone — von Oſten nach Weſten — durch die Bewegung der Erde erklärt, ſo wie umgekehrt aus dem unbeſtreitbaren Vorhandenſein jener Phänomene wieder zurück auf die Bewegung der Erde geſchloſſen. Doch immer wird die Wahrſcheinlichkeit für die Bewegung der Erde mit religiöſen Gründen wieder aus dem Felde geſchlagen.

Die drei in dem Geſpräche vorkommenden Perſonen heißen Sagredo, Salviati und Simplicius. Dieſe Benennung iſt nicht zufällig, Galilei giebt dafür folgenden Grund an. Einſt wäre er bei ſeinem alten Freunde Franciſcus Sagredo zu Venedig zum Beſuch geweſen, da ſei auch noch Philipp Salviati, ihr beiderſeitiger lieber Freund aus Florenz, und noch ein Ungenannter aus Venedig hinzugekommen. Das Geſpräch habe ſich auf die beiden großen Weltſyſteme gelenkt. Der Ungenannte, ein eifriger Anhänger der peripatetiſchen Schule, hätte mit all ſeiner geiſtigen Kraft und all ſeinem ſcholaſtiſchen Wiſſen Partei gegen die kopernikaniſche Weltordnung ergriffen, wobei ihm die Kommentarien des Simplicius die allerhöchſte Autorität geweſen wären, während die andern Beiden ihre ſcharfſinnigſte ſelbſtſtändige Denkkraft gerade für die Bewahrheitung dieſer Weltordnung in Anwendung gebracht hätten. Eine ähnliche Unterredung ſei ihm bei der Bearbeitung ſeines Werks beſtändig vor der Seele geweſen.

Richtet man nun die Aufmerkſamkeit auf die innere Durchführung der genannten Geſpräche, ſo muß man ſtaunen über den Reichthum, über die Klarheit und Tiefe des Wiſſens, welche Galilei dabei an den Tag gelegt hat, — ſo muß man die Schönheit und Feinheit der Sprache bewundern, womit er hier überall als Meiſter erſter Größe glänzt. Daneben drängt ſich aber auch beſtändig noch der wichtige Nebengedanke auf, daß Galilei, ungeachtet ſeiner ernſten, gottesfürchtigen Sprache, dennoch ein witziger Schelm geweſen ſei, daß er ſich nicht allein herzlich luſtig mache über den Unſinn und die Gedankenloſigkeit der damaligen ſcholaſtiſchen Philoſophie, ſondern auch ſehr dazu geneigt geweſen ſei, den kirchlichen Glaubenszwang ſeiner Zeit ſatyriſch zu geißeln. Denn der vernunftgetreuen, freien Entwickelung der Anſichten und Beweiſe eines Sagredo und Salviati weiß Simplicius oft nichts weiter entgegenzuſtellen als hochtrabende hohle Redensarten, auswendig gelernte Gemeinplätze und falſch verſtandene und falſch benutzte ariſtoteliſche Lehren. Und da das bloße Wortemachen vor dem Richterſtuhle des ſelbſtſtändigen, wahrhaft ſcharfen Denkens nicht beſtehen kann, ſo wird Simplicius durch ſeine beiden Gegner immer gewaltig in die Enge getrieben. Um ſo auffallender iſt es dann aber, daß derſelbe am Schluſſe einer jeden ſolchen Disputation dennoch Recht behält, daß ihm ſelbſt da noch Recht gegeben wird, wo nach vernünftiger Logik gar kein Grund mehr dazu vorhanden iſt. Gerade dieſe ſatyriſche Auflöſungsform wirkt ungemein komiſch auf den denkenden Leſer: er muß zuletzt lachen, ſo oft der gelehrte Simplicius den ſalbungsreichen Mund aufthut.

Dieſe unverkennbar komiſche Seite des Buches mußte Anſtoß erwecken bei allen Anhängern der peripatetiſchen Schule und bei der ernſten Kirche. Die Geiſtlichkeit ſchäumte vor Wuth und mußte doch ſchweigen. Sie konnte es nicht begreifen, wie der Papſt, der geheiligte höchſte Kirchenwächter, eine ſolche Schmach der Kirche habe entſtehen ſehen und zu ihrer Veröffentlichung ſogar mitwirken können.

Dagegen erregte das Werk bei den wiſſenſchaftlich gebildeten unparteiiſchen Männern aller anderen Stände einen gewaltigen Beifall. Die kopernikaniſche Weltordnung hatte noch nie einen ſo entſcheidenden Sieg über die ptolomäiſche davon getragen. Man meinte: Kepler beſäße große unſterbliche Verdienſte um das Auffinden der Beweiſe und Regeln der kopernikaniſchen Weltordnung, aber ſeine Arbeit ſei ſo erhaben fein, daß ſie nicht anders als wieder von Männern des Faches gehörig verſtanden und gewürdigt werden könnte. Dagegen hätte Galilei für jeden vernünftig gebildeten Denker faßlich, und dabei doch auch für die Gelehrten befriedigend geſchrieben.

Daher kam es denn, daß man in Deutſchland, England, Holland und Frankreich ganz entzückt war über Galilei's welthiſtoriſche, meiſterhafte Leiſtung. Von allen Seiten erhob ſich eine bewundernde Begeiſterung und Anerkennung für das große Talent unſers Galilei. Ein ſolches Werk ſtehe ganz einzig da, keine andere Nation könne etwas Aehnliches aufweiſen. Zahlreiche Dichter beſangen die unſterbliche Größe des kühnen toskaniſchen Weltweiſen, ja ſelbſt am Throne des vielgefürchteten ſtreng katholiſchen deutſchen Kaiſers Ferdinand **II.** durfte es Jakob Licognini, ein berühmter florentiner Sänger, wagen, ſeinem großen Landsmanne ein feuriges Loblied zu weihen.

Doch ward dieſer Freudenrauſch nur zu bald wieder erſtickt. Zuerſt nahmen die Philoſophen der ariſtoteliſchen Schule das Wort. Klaudius Berigardus, ein früher befreundeter Kollege Galilei's zu Padua, gab „Zweifel über Galilei's Dialog" heraus; er meinte, dem Simplicius wären lange nicht alle und noch weniger die wichtigſten Gründe gegen die kopernikaniſche Weltordnung in den Mund gelegt. Sicher hätte ſich Galilei noch größern Ruhm erworben, wenn er ganz ehrlich zu Werke gegangen und wenn er den Simplicius keine ſo einfältige lächerliche Rolle hätte ſpielen laſſen. Indeß war er doch ehrlich genug, dem unverkennbar großen Scharfſinne Galilei's volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die angeführten Gründe für die tägliche und jährliche Bewegung der Erde ſtanden ſo feſt, daß ihnen ſchwerlich anzukommen ſei. Dieſe Schrift, welche dem Kardinal Barberini gewidmet war, traf Galilei von einer Seite, die ſich wenig oder gar nicht ſchützen ließ. Galilei ſelbſt ergab ſich in ſein Schickſal. Aber dieſe ausgewitterte ſchwache Seite ward plötzlich von allen Feinden umlagert und angegriffen, immer tiefer und tiefer verfolgt, bis man ihm von hier aus mit hinterliſtiger verrätheriſcher Hand den höchſt gefährlich gezielten Todesſtoß gab.

Die Geiſtlichkeit, ſo ſehr ſie ſich auch gekränkt fühlte und ſo ſehr ſie auch gegen Galilei tief innerlich in Haß entbrannt war, verhielt ſich Anfangs ganz ſchweigend. Es war aber ein unheimliches Schweigen. Die vom Papſte und den Generalen der heiligen Inquiſition zu Rom und Florenz öffentlich gegebene Zuſtimmung zum Druck der Schrift verſchloß ihren Mund, lähmte ihre Feder. Das Schweigen war aber die Schwüle der Windſtille vor dem nahen Ausbruche eines ſtürmenden Ungewitters. Es mußte heimlich gewirkt werden, und da zeigten ſich nun die Jeſuiten als die vollendetſten Meiſter der Intrigue. Sie ſahen den lang erſehnten und vorbereiteten Augenblick zu Galilei's Untergang jetzt ganz nahe heranrücken. Der „fromme Vater Schreiner“ zu Ingolſtadt kroch wie eine giftige Schlange aus ſeinem Hinterhalt hervor und vereinigte ſich mit dem gleichgeſinnten „frommen Vater Graſſi“ zu einem heiligen Bündniß. Sie ſchlichen zu dem Neffen des Papſtes, dem vielvermögenden Kardinal Franz Barberini und wußten dieſen durch allerlei Schmeichelworte zunächſt für ſich zu gewinnen, und ihn durch lügneriſche Einflüſterungen gegen Galilei einzunehmen. Dann geſellte ſich zu ihnen auch noch ein Profeſſor der peripatetiſchen philoſophiſchen Schule aus Piſa, Scipio Chiaramonti, ein langjähriger Todfeind Galilei's, weil er von dieſem ſchon zu wiederholten Malen verhöhnt und verlacht worden war bei gelehrten literariſchen Kämpfen und mündlichen Diſputationen. Er ſtand zu Franz Barberini in einem ſehr vertrauten, freundſchaftlichen Verhältniſſe. Man erkennt nun leicht, wie dieſe jeſuitiſche Partei unſerm Galilei höchſt gefährlich werden mußte, da ſie die Fäden ihres Komplotts ſchon dicht an den Papſt herangeſponnen hatte. Sie erſann eine ſchändliche Lüge, welche ſie allen mit dem Papſte in unmittelbare Berührung kommenden hohen Geiſtlichen als eine unbeſtreitbare entſetzliche Wahrheit heimlich in's Ohr flüſterte. So oft nun der Papſt die bewundernde Rede auf Galilei's Meiſterwerk brachte, ſo ſenkten dieſe Herren ſeufzend den Kopf und beobachteten ein ernſtes, zurückhaltendes Schweigen. Dadurch ward der Papſt ſtutzig, er fragte nach der Urſache. Man gab ihm unbefriedigende, ausweichende Antwort. Er forſchte tiefer und tiefer und erhielt endlich von ſeinem Neffen den Aufſchluß. Da erfuhr er nun, wie Galilei, der viel geprieſene geniale Günſtling des Papſtes, eine am Buſen erwärmte und beſchützte falſche Schlange ſei. Man wiſſe jetzt leider nur zu gewiß, daß Galilei unter dem lächerlichen, ſchwachgeiſtigen Simplicius ſeines Dialogs Niemand anders als Seine Heiligkeit, den Papſt Urban III. ſelbſt gemeint habe! — —

Dieſe Verdächtigung wirkte wie der Blitz. Der Papſt hielt ſich plötzlich für ſchändlich betrogen und verſpottet. Gekränkter Ehrgeiz, gedemüthigter Stolz, beleidigte Eitelkeit nagten an dem edlen Kern des wahrhaft guten Menſchen, bewältigten den Verſtand plötzlich mit einer ſolchen Uebermacht, daß ihm zuletzt kein Gedanke mehr an die Möglichkeit der Zweifel kommen konnte. Und nun gerieth der Papſt in eine ſolche Aufregung daß Alle das gewaltig niederſchmetternde Gewicht der Ungnade traf, die es wagten, anderer Meinung als er zu ſein, oder ein begütigendes Wort zu Gunſten Galilei's auszuſprechen. Am allerſchlimmſten war dies für Campioli, den päpſtlichen Geheimſekretär. Dieſer kam in den ſchlimmen Verdacht, um Galilei's heimliche Plane gewußt zu haben, weil er ſo beharrlich immer nur für Galilei geſprochen und deſſen Buch beſtändig mit dem beredteſten Lobe geprieſen und der päpſtlichen Gunſt empfohlen habe.

So hatten nun endlich die jeſuitiſchen Feinde die längſt erſehnte Ungnade Galilei's beim Papſte bewirkt, und ſie ſäumten jetzt nicht, den Letzteren auf Stellen des Buches aufmerkſam zu machen, welche, unabhängig von jeder Perſönlichkeit, dasſelbe zu einem kirchlich ſehr gefährlichen ſtempelte. Daraus entſtand eine Anklage gegen Galilei, zu welcher der Papſt um ſo bereitwilliger zuſtimmte, als der Gedanke eines vielleicht möglichen perſönlichen Haſſes gegen den Angeklagten ganz in den fernen unwahrſcheinlichen Hintergrund gerückt ward. Um dieſe Anklagepunkte ſo viel als möglich mit dem Scheine einer ſachverſtändigen Gerechtigkeit vor das römiſche Inquiſitionsgericht bringen zu können, veranlaßte der Papſt den Kardinal Franz Barberini, eine Kommiſſion zur Prüfung des Werkes zuſammen zu rufen. In dieſe Kommiſſion ward zunächſt Chiaramonti, der leidenſchaftlichſte, älteſte Feind Galilei's, gewählt und zur paſſenden weiteren Wahl aufgefordert. Wie dieſe Wahl ausfiel, läßt ſich leicht denken. Es kam eine Geſellſchaft von jeſuitiſchen theologiſchen und philoſophiſchen Gelehrten zuſammen, deren Mitglieder ohne Ausnahme alle ſchon Jahre lang gegen Galilei einen tiefen untilgbaren Groll hegten. Dieſer Gerichtshof ließ die ihm dargebotene Gelegenheit, ſich zu rächen, wahrlich nicht ungenutzt. Er hatte ſeine Aufgabe in kurzer Zeit gelöſ't. Nach ſeinem Richterſpruche ſtrotzte das Buch von ketzeriſchen Gedanken und Lehren, welche vor dem Angeſichte der „heiligen Mutter Kirche" nicht beſtehen konnten, ſondern mit Abſcheu ſtreng verdammt werden mußten. Auf dieſen Machtſpruch bezogen, ward das Buch ſchon jetzt als ein ſehr gefährliches ſtreng verboten und, wo man ſeiner habhaft werden konnte, vertilgt. Damit beruhigte ſich aber die Kommiſſion noch nicht, ſie verklagte Galilei als Abtrünnigen von der allein ſeligmachenden katholiſchen Glaubenslehre, als einen gefährlichen Verführer zum Unglauben, zur teufliſchen Ketzerei. Und um dieſer Anklage noch mehr Gewicht zu geben, wußte ſie es zu bewerkſtelligen, daß bei dem heiligen Officium auch noch andere gleichlautende Anklagen aus Florenz, Ingolſtadt und Piſa einliefen, welche aber alle ebenfalls von den entrüſteten „frommen Vätern“ der Geſellſchaft Jeſu herrührte.

So kam es denn, daß Galilei noch vor Ablauf des Jahres 1632 mit den bekannten furchtbaren Feierlichkeiten aufgefordert ward, nach Rom zu kommen, um ſich vor dem Tribunal des heiligen heimlichen Glaubensgerichtes zu verantworten! — —

Galilei lag krank darnieder, als die Aufforderung des römiſchen Inquiſitionsgerichts in Florenz eintraf. Das gichtiſche Gliederreißen, welches ihn auf kurze Zeit verlaſſen hatte, war plötzlich wieder mit der größten Heftigkeit über ihn hergefallen. Die vielen Nachtwachen, die anſtrengenden Beobachtungen des Sternenhimmels hatten ſeine Geſundheit zerrüttet, ganz beſonders aber ſein Auge bis nahe zum Erblinden geſchwächt. Das eine Auge beſaß ſchon gar keine Sehkraft mehr und das andere verlangte Ruhe und die ſorgfältigſte Entfernung aller Gemüthsbewegung, wenn es nicht auch ein Opfer der ſchrecklichen Blindheit werden ſollte. Daraus erwuchſen die triftigſten Gründe zur Entſchuldigung, welche Galilei aber nicht benuzen wollte.

Als der toskaniſche Hof die Schreckenskunde erfuhr, war er ſehr entrüſtet über die rückſichtsloſe Härte, womit man ſtarr darauf beſtand, daß der alte, kranke Mann, in ſo vorgerückter kalter Jahreszeit, eine ſo angreifende, traurige Reiſe machen ſollte. Mit Hülfe ſeines Geſandten, Niccolini, unterhandelte er beim päpſtlichen Stuhl um Niederſchlagung der ganzen Unterſuchung; und als dies zu erreichen unmöglich war, ſo trug er auf Aufſchub an; aber auch dies ward nicht gewährt. Das hohe Tribunal blieb unerbittlich feſt bei ſeiner erſten Beſtimmung. Auch der franzöſiſche Geſandte hatte von ſeinem Hofe den Auftrag, eine milde, ſchonungsvolle Behandlung des betagten Greiſes zu erwirken, doch fruchtete dieſe Verwendung eben ſo wenig wie die vorige. Mehrere ehrwürdige, mit Galilei langjährig befreundete Kardinäle ſchlugen ſich mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Kräften in's Mittel, doch Alles war vergebens; die Einflüſterungen der Jeſuiten hatten den Papſt zu tief gegen Galilei erbittert, als daß es ihm möglich geweſen wäre, ſich erweichen zu laſſen.

Der Großherzog von Toſkana, Ferdinand II, war erſt einige zwanzig Jahre alt. Er hatte allerdings ſchon ſeit einer Reihe von Jahren den Thron beſtiegen und dem Namen nach ſelbſtſtändig regiert, indeß war er doch immer noch wenig oder gar nicht allein beſtimmend aufgetreten. Der ſtrenge Wille ſeiner frommen, der katholiſchen Kirche blind ergebenen Mutter entſchied noch ſtark über ſein Thun und Laſſen. Auch war er der fein berechneten, engherzigen Politik ſeiner aus der vormundſchaftlichen Regierung beibehaltnen Miniſter noch zu ſehr unterthan, als daß er hätte wagen können, gegen ihre Rathſchläge zu handeln. Man erinnerte ihn von dieſer Seite, daß es höchſt gefährlich, ja tollkühn ſei, ſich dem Willen des „heiligen Vaters“ zu widerſetzen, daß ſchon vor 60 Jahren ſein willenſtarker, vielerfahrener Großvater Cosmus I. ſich in ganz ähnlicher Weiſe dem Willen des Papſtes habe fügen müſſen, als ihm die römiſche Inquiſition den vielbegünſtigten Liebling Carneſechi unbarmherzig von der Seite riß. Solchen Einwirkungen und Rathſchlägen mußte ſich der junge Regent fügen, ſo mächtig er auch dagegen angekämpft hatte. Es iſt intereſſant, das hochherzige Sträuben des jungen Fürſten aus einer uns noch aufbewahrten Korreſpondenz zwiſchen ſeinem Staatsſekretär Cioli und ſeinem Geſandten Niccolini zu Rom ſelbſt zu erſehen. „Der Großherzog“ ſchrieb jener dieſem den 9. Nov. 1632 nach Rom, „iſt ſo aufgebracht, daß ich nicht weiß, was daraus werden wird. So viel weiß ich aber wohl, daß ſeine Heiligkeit nie Urſache haben werden, mit dem hieſigen Staatsminiſterio und ſeinen Rathſchlägen unzufrieden zu ſein.“ Das ſind vielſagende, die damaligen jeſuitiſchen Verhältniſſe am Florentiner Hof genau charakteriſirende Andeutungen. Der Fürſt mußte ſich den Anordnungen des heiligen Tribunals fügen.

Galilei reiſte den 30. Jannar 1633 von Florenz ab. Im Großherzogthum Toskana wüthete noch immer die Peſt; daher war dasſelbe von allen Nachbarſtaaten abgeſperrt. Als nun Galilei auf ſeiner Reiſe die Gränzen des Kirchenſtaates erreichte, ſo mußte er Halt machen und ſich ohne Widerrede der läſtigen vierzehntägigen Quarantaine unterziehen. Das war der Anfang der vielen Widerwärtigkeiten, welche ſeiner in Rom und von deſſen Herrſchaft erwarteten. Durch die Fürſorge des Großherzogs wurden die Unannehmlichkeiten dieſes Aufenthaltes ſo viel es ſich thun ließ wohl beſeitigt, indeß blieben ſie doch immer noch ſtark fühlbar für den altersſchwachen, kranken Körper Galilei's. Als nun endlich die Erlaubniß zur Weiterreiſe gegeben ward, ſo hatte der alte Mann auch wieder die Freude, einen Beweis der liebevollen Menſchenfreundlichkeit des toskaniſchen Botſchafters zu Rom in Erfahrung zu bringen. Herr Niccolini hatte ihm bis Pont a Centino eine ſehr bequeme Sänfte entgegen geſchickt und ihn einladen laſſen, im mediceiſchen Palaſte zu Rom, der Wohnung der Geſandten abzuſteigen.

Still, ungekannt und unbeachtet erreichte Galilei am 13. Februar Rom. — Im Geſandtſchaftspalaſte kam ihm Niccolini mit Herzlichkeit entgegen, der, ſo viel es ſich hatte thun laſſen, Alles zu einem gemüthlichen Empfange vorbereitet hatte. Die gewandte edle Perſönlichkeit dieſes ausgezeichneten Mannes hatte nach vielfachen vergeblichen Unterhandlungen dennoch die große Gunſt zu erreichen gewußt, daß der angeklagte berühmte Gelehrte bei ihm wohnen dürfe. Denn der ſtrengen Vorſchrift des heiligen Tribunals gemäß hätte Galilei eigentlich ſogleich eingeſperrt werden müſſen. Von dieſer Strenge hatte man einſtweilen Etwas abgelaſſen, indeß war dem toskaniſchen Geſandten doch die ernſte

Bedingung geſtellt, daß Galilei ſich zu einem ſtrengen Hausverhaft verſtehen müſſe und daß derſelbe weder die Wohnung verlaſſen, noch Beſuche annehmen dürfe.

Schon am andern Tage kam Galilei mit der Inquiſition in Berührung. Vor der Villa Medici hielt eine dicht verſchloſſene ſchwere Karroſſe, aus dieſer ſtieg der „fromme Vater" Lancia; ein viel gefürchteter Kommiſſär des heiligen Tribunals. Er ließ ſich nach Galilei's Zimmer führen. Einige Augenblicke ſpäter ſah man den Geiſtlichen in Geſellſchaft Galilei's wieder zum Wagen zurückkehren. Beide ſtiegen ein, die Karroſſe ward ſorgfältig wieder verſchloſſen und fuhr davon.

Hier im düſtern Wagen ward nun die erſte Voruntersuchung zu dem ſpäter ſo ſchrecklich berühmt gewordenen Prozeſſe eingeleitet. Der geiſtliche Herr ſuchte ſeine Aufgabe mit Milde und Schonung zu löſen. Er beklagte das traurige Geſchick des alten Galilei und ſchien es aus der innerſten Tiefe ſeines Herzens aufrichtig zu wünſchen, daß Galilei ſich ohne Schwierigkeit dazu verſtehen möchte, öffentlich zu bekennen, daß ſein Glaube an die Unbeweglichkeit der Erde noch unverändert feſtſtehe, daß es ihm leid thue, wenn man aus ſeinem Dialoge eine ketzeriſche Glaubensanſicht gefolgert habe, welche der Kirche und ſeinem eignen Seelenheil ſchroff entgegen ſtehe, denn eine ſolche verwerfliche Anſicht habe er nie gehabt und nie verbreiten wollen. Galilei erwiederte hierauf, daß es nie ſeine Abſicht geweſen wäre, mit ſeiner Schrift der heiligen Kirche entgegen treten zu wollen, daß er die Bewegung der Erde nie als ſeine eigne religiöſe Glaubensſache, ſondern genau als wiſſenſchaftliche Hypotheſe, wie der heilige Vater ihm dazu die Erlaubniß gegeben, behandelt habe. Und von dieſer hypothetiſchen Bewahrheitung der kopernikaniſchen Weltanſchauung wolle er ja gern wieder abgeben, ſobald man ihn nur mit rein wiſſenſchaftlichen Gründen widerlegt habe. Zu einem öffentlichen kirchlichen Glaubensbekenntniſſe über die ewige Unbeweglichkeit der Erde könne er ſich nicht verſtehen, weil er nirgends, auch nicht in ſeinem Dialoge, einen Beweis gegeben habe, daß er vom wahren Kirchenglauben abgewichen ſei. Er habe der kopernikaniſchen Weltordnung, wie einer ſehr ſinnreichen, ja ſogar ſehr wahrſcheinlichen Hypotheſe, mit Begeiſterung das Wort geredet; das ſei wahr, — aber dabei habe er ſeinen Kirchenglauben immer unverletzt zu bewahren gewußt. — Darauf antwortete der fromme Vater ſchon in etwas verletztem feierlichen Ton: „Wie viele tüchtige und mathematiſche Gründe Sie auch vorbringen mögen, ſo ſteht die Erde dennoch ewig feſt, weil die Erde in Ewigkeit ſteht, wie die heilige Schrift ſagt.“ Als nun Galilei hierauf bemerkte, das dies ja gerade ſein kirchlicher Glaube auch ſei, und daß ſelbſt in dem Dialoge ſein Simplicius dieſen Glauben kräftig vertrete und auch immer Recht darin behalten habe, — ſo brach der Inquiſitionskommiſſär die Unterredung plötzlich ab. Er war durch das bloße Nennen des Simplicius ſtark erſchüttert worden. Stumm nebeneinander ſitzend fuhren ſie noch eine Strecke weiter. Der Wagen hielt vor dem Geſandtſchaftspalaſte und Galilei kehrte wieder heim in ſeinen Hausarreſt.

Solche Unterſuchungsfahrten wurden nun öfter wiederholt. Das nächſte Mal bildete der Punkt des Simplicius, welcher bei der vorigen Unterredung einen ſo unheimlichen ſchweigſamen Schluß zur Folge gehabt hatte, einen vorſichtigen, etwas peinlichen Anfang. Der Inquiſitionskommiſſär deutete mit ſcharf gemeſſenen Ausdrücken auf das gottloſe Gerücht hin und veranlaßte Galilei, ſich darüber auszuſprechen. Dieſer war wie aus den Wolken gefallen. Jetzt erſt begriff er, welcher ſchändlichen Lüge er zum Opfer fallen ſollte. Mit der Entrüſtung eines wahrhaft unſchuldigen kräftigen Geiſtes wies er das Gerücht als durchaus grundlos, als heimtückiſche Verläumdung von ſich zurück. Nie wäre es ihm nur in den Sinn gekommen, mit ſeinem Simplicius die heilige Kirche oder gar den Papſt perſonificiren zu wollen. Er könne es mit den heiligſten

Eiden beſchwören, daß das Komiſche in dem Auftreten des Simplicius nur der übermüthigen ſcholaſtiſchen Philoſophie habe gelten ſollen, daß es ihm unmöglich ſei, die ihm inwohnende wahrhaft religiöſe Ehrfurcht vor der katholiſchen Kirche und ihrem Oberhaupte ſo zu vergeſſen! — Der fromme Vater Lancio hörte ſehr aufmerkſam auf jedes Wort des entrüſteten Galilei, blickte ſchweigend tief in das edle Antlitz des Greiſes und ſchien von der Wahrheit der Worte ganz durchdrungen zu ſein. Aber mit kluger Vorſicht enthielt er ſich jeder Aeußerung. Ein wehmuthsvolles Kopfſchütteln war Alles, was er darauf erwiederte.

Auf einer anderen Fahrt lenkte Vater Lancio die Rede auf die Unterſuchung, welche Galilei ſchon im Jahre 1616 vor dem Tribunal der Inquiſition habe beſtehen müſſen; damals habe es ſich um ähnliche, wenn auch weniger tief in die kirchlichen Verhältniſſe hineingreifende Beſchuldigungen gehandelt. Es wäre bekannt, wie Galilei ſchon damals durch das gnädige Fürwort des Papſtes Paul V. freigeſprochen worden ſei; aber er habe auch damals feierlichſt geloben müſſen, nie wieder für die kopernikaniſche Weltordnung das mündliche oder ſchriftliche Wort zu nehmen und daß er überhaupt nie wieder lehren wolle, was dem religiöſen Glaubensſatze über die Unbeweglichkeit der Erde entgegen ſei. Darauf erwiederte Galilei, daß zu der Zeit durchaus weder von einer inquiſitoriſchen Unterſuchung, noch von einem feierlichen Gelöbniß die Rede geweſen ſei, daß ſowohl das heilige Tribunal als auch der heilige Vater nur ermahnend zu ihm geredet, und daß er ſich der angeſchuldigten Sünde nicht bewußt ſei, dieſer gnädigen Ermahnung irgendwie uneingedenk geblieben zu ſein. Er habe, wie Beide es gewünſcht, kirchlich nie anders geglaubt, als daß die Erde unbeweglich feſtſtehe; er habe poſitiv nie gelehrt, daß die Erde ſich täglich und jährlich bewege, und wenn er dennoch für dieſe kopernikaniſche Weltanſchauung das Wort genommen, ſo habe er ſich nur als Philoſoph und als Mathematiker für dieſe wiſſenſchaftliche Hypotheſe intereſſirt und allen, ihm zu Gebote ſtehenden Scharfſinn angewandt, um die Haltbarkeit und Wahrſcheinlichkeit dieſer Hypotheſe zu beweiſen. Eine ſolche reine philoſophiſche Spekulation ſei ihm nie verboten, noch ſei dabei ſein religiöſes Glaubensbekenntniß irgendwie in Gefahr geweſen. Sein Dialog liefere den offenbarſten Beweis für dieſe, ſeine innigſte Ueberzeugung. Er könne nicht begreifen, wie man mit ſo befangenem Vorurtheil des Buches Inhalt deuten wolle; liege es doch unverkennbar klar auf der Hand, wie ehrfurchtsvoll er den bibliſchen Glauben reſpektirt habe. Die frommen Reden des Simplicius ſprächen es ganz entſchieden aus! — Der Inquiſitionskommiſſär zeigte bei dieſem letzten Ausſpruche wieder die Miene eines tief verletzten Gemüths. Die Unterredung ſtockte und die Karroſſe fuhr auf dem kürzeſten Wege wieder zum Geſandtſchaftspalaſte zurück.

Die Vorunterſuchung war zu Ende. Sie hatte einen Zeitraum von zwei vollen Monaten in Anſpruch genommen. Dem Papſte, der ſich ſo empfindlich gekränkt und hintergangen fühlte, konnten die hier gegebenen Geſtändniſſe Galilei's unmöglich genügen. Er war zu feſt davon überzeugt, daß Galilei ein hartnäckiger, verſtockter Sünder ſei, der mit boshafter Satyre ihn und die ganze Kirche abſichtlich verſpottet habe, der blos mit hohlen Redensarten ſein Glaubensbekenntniß für die ptolomäiſche bibliſche Weltanſchauung ausgeſprochen, aber dennoch eine wahrhafte und daher auch kirchliche Ueberzeugung nur für das ketzeriſche kopernikaniſche Weltſyſtem habe. Dieſer Anſicht und dem ernſten Willen des Papſtes zufolge mußte nun das heilige Tribunal mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Kraft einſchreiten, „um des verſtockten Sünders wahrhafte Geſinnung, ſeine, von aller Schlauheit und Lüge frei gemachte „„Intention““ zu erforſchen.“ — —

Den 16. April ward Galilei nun wirklich vor den Richterſtuhl der Inquiſition geführt. Nach Beendigung des, mit feierlichem Ernſte und richterlicher Kälte durchgeführten, erſten Verhörs verkündete man dem erſchöpften alten Mann, daß er jetzt in ſtrenger Unterſuchungshaft verbleiben müſſe und den Inquiſitionspalaſt nicht eher wieder verlaſſen dürfe; als bis das heilige Gericht über ihn gerichtet habe. Eine ſolche Strenge ſtand im direkten Wiederſpruche mit der bisher bewieſenen menſchenfreundlichen Milde. Vierzehn volle Tage ſaß er nun einſam und verlaſſen in dem öden Gefängniß. Dieſe Behandlung hatte auf den unglücklichen Greis den beklagenswertheſten Einfluß. Sein Gemüth war tief verletzt, und das ganze Heer der körperlichen Leiden fiel über ihn her. Das Gliederreißen ſtellte ſich ein und ſtieg in kurzer Zeit zu einer furchtbaren Höhe, daß man ſelbſt Urſache hatte, den Tod zu befürchten. In dieſem herzzerreißenden, bejammernswerthen Zuſtande fand ihn der Kardinal Barberini, als derſelbe in der Abſicht zu ihm kam, um durch freundliches Zureden ihn zu einer Sinnesänderung zu vermögen, welche den Ausgang des Prozeſſes weniger gefährlich machen würde. Das Herz des Kardinals ward erſchüttert und zum Mitleiden bewegt. Er ging ſogleich zum Papſte, ſeinem Oheim, ſtellte dieſem die traurige Lage Galilei's mit ſo theilnehmenden herzlichen Worten vor und bat ſo warm um Abhülfe und Milderung, daß der heilige Vater ſich erweichen ließ, und Galilei geſtattete, wieder zum Geſandtſchaftspalaſte zurückzukehren. Niemand war hierüber froher als der edle Niccolini. Er liebte Galilei wie ſeinen eigenen Vater und war um ihn ſchon in der größten Sorge geweſen. Mit liebevoller Sorgfalt nahm er ſich nun des kranken Alten auf's Neue an. Er ſuchte deſſen Leiden zu lindern, deſſen Geiſt zu erheitern und hatte die große Freude, daß ſeine Bemühungen nicht ohne den beſten Erfolg blieben. Er errieth ſehr bald, daß Galilei ſich um ſo eher wieder erholen würde, wenn man demſelben nur geſtatten könnte, ſich fleißig in der freien Luft zu bewegen. Dagegen hatte ſich aber das heilige Officium ſehr entſchieden erklärt.

Niccolini ſuchte indeß auch dieſe ſtrenge Vorſchrift ſo viel es ſich thun ließ zu Galilei's Gunſten zu ändern, und das Inquiſitoriat erlaubte zuletzt dem kranken Gefangenen „ein einſames Umherfahren im halboffenen Wagen.“ Aber auch dieſe Erlaubniß war wieder an ſtrenge Bedingungen gebunden. Die Spazierfahrten durften nur in dem Garten der Villa Medici und immer nur unter ſtrenger inquiſitoriſcher Ueberwachung der Umgebung ausgeführt werden.

Im Vergleich der ſonſt gewohnten Strenge und ſelbſt Härte des viel gefürchteten Gerichtes der „heiligen Kirche“ hatte man unſern Galilei bisher ſogar ſehr milde und rückſichtsvoll behandelt. Das erkannte er auch ſelbſt mit dem aufrichtigſten Dank an. Nur war es unmöglich, von allen Verboten und Behinderungen, von aller Strenge abzuſtehen. Daher kam es denn, daß Galilei ſich ſeiner Gefangenſchaft immer mehr inne ward, je länger ſie dauerte. Das mußte beſonders auf ſeine Gemüthsſtimmung einen um ſo tieferen Eindruck machen, als er ſein ganzes Leben hindurch ein begeiſterter Freund der ſchönen freien Natur geweſen war. Die vierzehn Tage im düſtern Gefängniß der unheimlichen öden Inquiſition waren ihm eine qualvolle Ewigkeit geweſen. Wie verſank er in Gram, wie entbrannte er in Sehnſucht nach der geliebten Freiheit! Niemand, Niemand wiſſe die Freiheit ſo zu ſchätzen, als wer ſie wie er als ſiebzigjähriger Greis und leidenſchaftlicher Freund der freien Natur habe plötzlich entbehren müſſen! — — Er war während ſeines ganzen Lebens eines lebhaften Umgangs mit Menſchen gewohnt geweſen, hatte fortwährend Beſuch von berühmten Reiſenden und Freunden im Hauſe und an ſeiner gaſtlichen Tafel gehabt, und er ſollte nun ſo mit einem Male allen Umgangs mit Menſchen entbehren, — das war hart, das war unerträglich. Ueber alle ihn intereſſirenden Gegenſtände ſprach er ſich gern und recht ausführlich aus, und es konnte ihm ordentlich Kummer machen, wenn ihm einmal die Gelegenheit dazu fehlte. Er war überhaupt ein großer Freund von lebendiger Unterredung und ſein geiſtreiches, freies, mit körnigem Witz gewürztes Wort gab hierzu die wirkſamſte Anregung. Mit ſeinem fein gebildeten beredten Wirthe hätte er nun dieſer Neigung ganz vortrefflich folgen können, aber — es war ihm ſtreng unterſagt, gerade von Dem zu ſprechen, was er in eben dieſer Zeit ſo recht voll und ſchwer am meiſten im Herzen trug. Es war ihm bei der furchtbaren Strafe der Exkommunikation verboten, über das Verhör vor dem Tribunal und über die Behandlung und Erlebniſſe im Inquiſitionspalaſte ein einziges Wort zu ſagen. Das war ein hartes Verbot! — Selbſt das Briefſchreiben, welches Galilei ſeit fünfzig Jahren in dem größten Umfange und faſt mit leidenſchaftlicher Liebe betrieben hatte, wußte man von Seiten der Inquiſition ſo ſtark zu behindern, daß es kaum noch lebte. Die mächtigen Kirchenrichter behielten ſich eine genaue Einſicht in alle ſeine Korreſpondenz vor.

Aber ungeachtet aller dieſer ſehr unangenehm empfundenen Ueberwachungen konnte Galilei die nachſichtsvolle Milde ſeiner Richter doch nur loben. Nach ſeiner Anſicht verdankte er aber dieſe Schonung viel weniger der beſondern großherzoglichen Verwendung, oder der humanen Rückſicht der Richter auf ſeine perſönlichen Verdienſte, — als vielmehr der heftigen Spannung zwiſchen den Dominikanern und den Jeſuiten. Das Inquiſitionsgericht war ein Inſtitut der Dominikaner. Als ſechszehn Jahre früher die Dominikaner Galilei's Ankläger waren, traten die Jeſuiten als ein ſehr mächtiger Schutz auf ſeine Seite. Jetzt hatte ſich die Lage der Sache umgekehrt, Galilei war von den Jeſuiten angeklagt und nun übernahmen die Dominikaner als Jeſuitenfeinde das Amt der ſchützenden Vertheidiger. Außerdem wirkte auch noch der Umſtand weſentlich günſtig für Galilei's Lage, daß mehrere anſehnliche Geiſtliche — wie der Staatsſekretär, der Magiſter des heiligen Palaſtes zu Rom, der Generalvikar und der Großinquiſitor zu Florenz — ſehr ſtark mit in den Prozeß verwickelt waren, deren Bloßſtellung von mehreren einflußreichen Seiten, ja ſelbſt vom Papſte verhindert werden mußte.

Wie beſchützend, hochherzig und mächtig ſich nun auch die eine Partei zu Gunſten Galilei's benahm, ſo war ihr die Gegenpartei dennoch zu ſehr überlegen, weil dieſe ſich fortwährend auf dem unantaſtbaren Boden der ſtrengen Kirchengeſetzlichkeit zu erhalten wußte, und weil ſie viel gewandter, kühner und glücklicher in den verſteckten Intriguen zu Werke zu gehen verſtand.

So kam es denn, daß der kaum wieder geneſene Galilei am 22. Juni auf's Neue vor das Tribunal geſchleppt ward. Er ſollte nun ohne Weiteres geſtehen, daß er bei der Bearbeitung ſeines Dialogs wirklich ketzeriſche Gedanken gehabt, daß er auch kirchlich an die tägliche und jährliche Bewegung der Erde geglaubt habe, und daß es ſeine innere Abſicht geweſen ſei, den bibliſchen und kirchlichen Glauben an die Unbeweglichkeit der Erdfeſte und an die Bewegung der Sonne in's Lächerliche herabzuziehen. Da es ihm aber rein unmöglich war, aus wahrhafter Ueberzeugung und freiem Entſchluſſe ein ſolches Geſtändniß zu machen, ſo verlangten es die furchtbaren Regeln der Inquiſition, den Willen des unglücklichen Alten zu brechen und mit Gewalt den Abſichten des Tribunals anzupaſſen.

Es herrſcht nun allerdings ein undurchdringliches tiefes Dunkel über Galilei's Erlebniſſe an dem genannten Tage; die Akten ſind abſichtlich verſtümmelt und ein furchtbarer Eid band Galilei's Lippen; doch iſt es nur zu wahrſcheinlich, daß man ſogar die Folterwinde zu Hülfe gerufen habe, um Geſtändniſſe zu erpreſſen, wonach die heimlichen Ankläger gierig dürſteten. Denn leider iſt es ja nur zu wahr, daß der unglückliche alte Mann unmittelbar nach jener grauſigen Nacht vom 22. auf den 23. Juni an einem lebensgefährlichen Eingeweidebruche litt. Und wer weiß es nicht aus der geheimen Geſchichte menſchlicher Greuel jener Zeit, daß gerade dieſes Uebel die gewöhnliche Folge des unbarmherzigen Ausreckens der Glieder durch die Folterwinde war! — —

Die Prozeßakten über dieſen ſchmachvollen Vorfall geiſtlicher Verirrungen waren lange Zeit gar nicht zu finden. Erſt ſpäter, bei dem welthiſtoriſchen Triumphzuge Napoleon's durch Italien, wurden ſie durch Zufall an einer Stelle entdeckt, wo man ſie mit Abſicht kaum ſuchen konnte. Der Kaiſer ſchickte dieſen wichtigen Fund nach Paris und ſprach zugleich die Abſicht aus, ihn genau prüfen laſſen zu wollen und dann der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er zog hierbei Delambre als Sachverſtändigen zu Rathe. Doch ehe noch Hand angelegt war an die wirkliche Ausführung dieſes wahrhaft freimüthigen kaiſerlichen Plans, kam auch ſchon die Reſtauration und verſenkte Alles in Vergeſſenheit. Und ſpäter waren die Akten plötzlich wieder verſchwunden. Delambre bezeugte öffentlich, ſie in Händen gehabt und durchblättert zu haben, er erinnerte ſich noch ganz genau, daß darin eine Lücke vorkam, welche ſich gerade auf die verhängnißvollen nächtlichen Stunden des Verhörs vom 22. bis zum 23. Juni 1633 bezog, und daß dicht vor dieſer Wegleſung noch von der Nothwendigkeit eines „rigorosum examen“ die Rede geweſen ſei, ein Ausdruck, der bei allen aus der damaligen Zeit uns überlieferten Prozeßakten der Inquiſition gerade auf die Anwendung der Folter Bezug hatte. — Uebrigens geht auch noch aus mehreren Stellen der ſpäter veröffentlichten Briefe Galilei's über dieſen Aufenthalt in Rom hervor, daß das Inquiſitionsgericht ihn ſchrecklich behandelt haben müſſe. „Mich intereſſirt ein Tribunal,“ ſchreibt er an einen ſeiner früheren Schüler, Pater Vincenzio Renieri, „vor welchem ich für nicht viel weniger als einen Ketzer genommen werde, weil ich vernünftig bin. Wer weiß, ob mich dieſe Menſchen nicht noch dazu bringen, das Lehramt eines Philoſophen mit dem eines Geſchichtſchreibers der Inquiſition zu vertauſchen. Lieber Vincenzio, ich bin nicht abgeneigt, meine Gedanken, Eurem Wunſche gemäß, hierüber niederzuſchreiben, wenn nur die nothwendigen Vorſichtsmaßregeln genommen werden, um Euch den Brief zukommen zu laſſen.“ — Man fühlt es dieſen Ausbrüchen der Entrüſtung an, daß dem alten Mann durch den bekannten jeſuitiſchen Kunſtgriff eines kirchlichen Gelübdes ein ewiges Schweigen auferlegt worden war, daß ſeine Gedanken an eine Schandthat erinnert werden, welche das Menſchengefühl empöre.

Doch damit war das Schlimmſte noch nicht geſchehen. Auf eine ſo geheimnißvolle ſchreckliche Nacht ſollte ein noch furchtbarerer offener Tag folgen. Nachdem die „heilige“ Inquiſition aus dem Munde des ſchwachen Greiſes ein Geſtändniß gefoltert hatte, welches der leidenſchaftlichen Erbitterung des „heiligen Vaters“ und der gehäſſigen Verfolgung der „frommen Väter“ der Geſellſchaft Jeſu genau entſprach, wollte man dieſen in heimlicher Stille ſchwer errungenen Sieg auch recht laut und triumphirend genießen, deßhalb machte man völlig Anſtalt zu einer öffentlichen Verkündigung dieſes Geſtändniſſes. Man ſchleppte den geiſtig und körperlich zerknickten und bis zur Ohnmacht erſchöpften alten Mann am Morgen des 23. Juni 1633 in die Kirche des Dominikaner-Kloſters alla Minerva. Hier ließ man ihn, bis auf's Hemd entkleidet, barfuß eintreten. Ein großer Kreis von allen zur römiſchen Inquiſition gehörenden Kardinälen und Prälaten und von den Mönchen des Kloſters umgab ihn, damit er in Gegenwart ſo „hochwürdiger“ Zeugen den ketzeriſchen Irrglauben feierlichſt abſchwören ſollte. Knieend und im Staube liegend, wie der ärgſte Verbrecher, mußte er, die Linke auf das Evangelium geſtützt, folgende Eidesformel laut und vernehmlich ausſprechen: „Ich, Galilei, der ich in meinem ſiebenzigſten Jahre mich perſönlich vor dem Gerichte eingefunden, auf den Knieen liegend und die Augen auf die heiligen Evangelien gerichtet, welche ich mit meinen Händen berühre, ſchwöre ab, verfluche und verwünſche mit redlichem Herzen und wahrem Glauben die Ungereimtheit, Falſchheit und Ketzerei der Lehre von der Bewegung der Erde.“

Dieſe Abſchwörungsformel erreichte in kurzer Zeit eine ſchreckliche Berühmtheit und wird wohl ewig als trauriges Denkmal der Geſchichte menſchlicher Unvernunft aufbewahrt werden. Alle katholiſchen Kirchen verkündeten dieſelben öffentlich von den Kanzeln und zeigten zugleich an, daß Galilei's Dialog über die beiden Weltſyſteme verboten und verdammt ſei, weil er ketzeriſche Glaubensſätze über die Bewegung der Erde enthalte. Durch dieſe Schritte war der fanatiſche Eifer aller katholiſchen Geiſtlichen plötzlich zur wild lodernden Flamme entzündet, und das Buch würde ſicher den Untergang gefunden haben, wenn nicht um eben dieſe Zeit von dem proteſtantiſchen deutſchen Gelehrten Bernegger zu Straßburg eine äußerſt gelungene lateiniſche Ueberſetzung davon angefertigt worden wäre, und ebenſo von Thomas Salisbury eine gleich vortreffliche engliſche. Beide Gelehrten ſtanden mit Galilei in einem ſehr befreundeten Verhältniſſe ſo, daß ſie die erſten italieniſchen Exemplare, welche in Rom die Preſſe verlaſſen, noch vor dem Verbote, zugeſchickt erhalten hatten.

Das von ſieben Kardinälen unterſiegelte ſchriftliche Erkenntniß des ſcheußlichen Tribunals beſtimmte nun, daß der Verurtheilte zur wahren Reue und zur wirklichen Umkehr von der Bahn des ketzeriſchen Irrglaubens ſeine noch übrigen Tage des Lebens in der Einſamkeit der Inquiſitionsgefängniſſe verleben müſſe, und daß er zur beſſeren Einkehr in ſich ſelbſt, in den nächſten drei Jahren allwöchentlich einmal die ſieben Bußpſalmen beten ſolle. Der unglückliche, ſchon ganz zerknirſchte Greis hörte den entſetzlichen Inhalt dieſes Aktenſtückes mit Schauder, aber auch zugleich mit ſtiller Ergebung an. Sein Schickſal ſtand abſchreckend finſter vor ihm wie ein unabſehbar tiefer Abgrund, wo hinein die lauernden kirchlichen Henkersknechte ihn eben erbarmungslos ſtürzen wollten. Man ließ ihm Zeit, die tödtliche Wirkung des

Entſetzens ganz zu empfinden. Dann erſt zog man ein von dem „heiligen Vater" erbetenes Gnadenbreve hervor Nach dieſem ſollte es dem reuigen Sünder geſtattet ſein, die Zurückgezogenheit von dem toskaniſchen Hofe und überhaupt von der geſelligen Welt in irgend einer von ihm ſelbſt zu wählenden geiſtlichen Behauſung des Großherzogthums zu verleben. Dieſe menſchenfreundliche Milderung that dem bekümmerten alten Manne wohl. Er gedachte in dieſer bedrängten Lage zunächſt ſeines treuen Freundes, des Erzbiſchofs Aſcanio Piccolomini zu Siena. Bei dieſem, oder unter deſſen Aufſicht im dortigen Domkapitel, wünſchte er wohnen zu dürfen. Das ward ihm gewährt. Nur noch wenige Tage verweilte er in Rom unter der freundlichen Pflege des toskaniſchen Geſandten, um ſich von den Qualen der Inquiſition erſt ſo weit wieder erholt zu haben, daß er im Stande war, die weite Reiſe ertragen zu können. Während dieſer Zeit machte er noch die ſehr betrübende Erfahrung, daß Cioli der Staatsminiſter von Toskana das ſtrenge Urtheil der Inquiſition benutzte, um Galilei in ſeiner verlaſſenen und tief bekümmerten Lage ganz und gar bloszuſtellen. Der unbarmherzige Mann konnte den Schandfleck auf ſich laden, an den toskaniſchen Geſandten Niccolini in Rom zu ſchreiben, daß, die toskaniſche Regierung für den geächteten Galilei keinen Gehalt mehr zahlen würde, daß demſelben auch das Wohnen in der Villa Medici ſtreng unterſagt werden müſſe. Niccolini der feinfühlende Menſchenfreund beantwortete dieſes elende Schreiben mit der Entrüſtung einer edlen großen Seele, er zeigte ſeiner Regierung an, daß das, was er für ſeinen alten Freund Galilei bisher gethan habe und künftig thun werde, nie eine Laſt für den toskaniſchen Staat, ſondern eine angenehme Pflicht für ihn allein abgeben ſolle.

Als Galilei nach einigen Tagen ruhigen Verweilens in Rom ſich ſo weit wieder geſtärkt fühlte, die Reiſe antreten zu können, nahm er Abſchied von ſeinem edelmüthigen Wirthe und machte ſich unter Begleitung eines von der Inquiſition ihm beigegebenen Reiſegefährten auf den Weg. Den 8. Juli kam er in Siena an, ſtieg im erzbiſchöflichen Palaſte ab und hatte die Freude in ſeinem alten Freunde Piccolomini ganz den liebevollen Wirth und den menſchenfreundlichen Wächter zu finden, wie er ihn ſich gedacht und gewünſcht hatte. Hier in der freundlichen Behauſung des ehrwürdigen Erzbiſchofs verlebte er die ſchönen Tage des noch übrigen Sommers. Die geliebte freie Natur, welche er nun ſeit ſechs Monaten, ſo lange er in Rom verweilte, faſt ganz hatte entbehren müſſen, genoß er jetzt wieder mit vollen warmen Zügen. Das that ſeinem wunden Herzen unausſprechlich wohl. Die Drangſale und Qualen, welche er in Rom, der viel bewunderten geräuſchvollen, glänzenden, aber auch unheimlichen, boshaften Regentin aller chriſtlichen Städte, ſo furchtbar drückend hatte ertragen müſſen, zogen ſich immer mehr und mehr in den wenig beachteten Hintergrund ſeines Gedächtniſſes zurück, und es kehrte allmälig wieder die freundliche Ruhe ſeines edlen Gemüths heim, welche bisher einen Grundzug ſeines liebenswürdigen Charakters ausgemacht hatte. Die friedliche Kloſterſtille war das beſte Heilmittel für ſein krankes Gemüth. Die einſamen Wanderungen in den umfangreichen Gärten des erzbiſchöflichen Palaſtes, — das Ziehen und Verpflegen der Blumen und Gewächſe, überhaupt das Stillleben in der freien Natur machte ihn bald wieder zu einem glücklich frohen Menſchen und heilte und beſänftigte alle Leiden des Körpers und des Herzens. Doch ſollte ſeines Bleibens in Siena auch nicht lange ſein. Der junge Großherzog wünſchte die Rückkunft Galilei's. Er war in der That dem gelehrten Greiſe ſo warm mit kindlicher Liebe zugethan, daß es ihm unmöglich war, ohne denſelben wieder froh zu werden. Darum bot er all' ſeinen Einfluß auf, um das Aſyl Galilei's, wenn dasſelbe einmal ſtatthaben müſſe, doch wenigſtens in die Nähe ſeiner Reſidenz verlegen zu laſſen. Das römiſche Großinquiſitoriat zeigte ſich den Wünſchen des Großherzogs nicht abgeneigt und wußte auch ſelbſt den Papſt zum Nachgeben zu bewegen. So ward erlaubt, daß Galilei ſeine Verbannung von Siena nach Belloſguardo, einem ganz in der Nähe von Florenz gelegenen großherzoglichen Landſitze, verlegen und daß der Großherzog ſelbſt wieder für die Bewirthung und Verpflegung des alten Mannes ſorgen laſſen durfte. Und Galilei zog noch vor Ablauf des Jahres 1633 hinüber.

Dieſe Erlaubniß hatte aber auch wieder ihre inquiſitoriſchen Beſchränkungen, ihre ſtrengen Verbote. Galilei durfte nie nach Hof gehen, keine Geſellſchaft beſuchen noch geben, in einſamer Stille, wie es einem reuigen ſchweren Sünder gezieme. Es war ihm ſtreng verboten andere als religiöſe Muſik zu treiben, oder gar Konzerte zu veranlaſſen. Das traf ihn ſehr hart, denn er trieb und genoß alle Muſik mit faſt leidenſchaftlicher Liebe. Die Reſidenz zu beſuchen, war ihm ausdrücklich unterſagt; er hütete ſich ſehr, dagegen zu handeln, aber einſt ward es ihm doch unausſprechlich ſchwer, dieſe ihm auferlegte Pflicht nicht zu verletzen. Seine eine Tochter lag lebensgefährlich krank in Florenz und wünſchte ſehnlichſt ihren Vater noch einmal zu ſprechen. Galilei ſuchte bei der Inquiſition zu Florenz, der ihn beaufſichtigenden nächſten Behörde, um die Erlaubniß nach, das Sterbebette ſeiner unglücklichen Tochter beſuchen zu dürfen; aber nein, man verſagte ihm die Bitte. Er wiederholte ſein Geſuch mit den rührendſten Ausdrücken eines tief bekümmerten Vaters, aber vergebens. Er mußte es hören, wie ſein Kind vor Gram um ihn ſich verzehre, — mußte es erleben, wie der in Sehnſucht verkommene Liebling ſeines Herzens wirklich ſtarb! — Das war entſetzlich! — Und um das Maaß der Härte voll zu machen, ſandte ihm das römiſche Inquiſitoriat noch den furchtbaren Beſcheid, daß er ſich hinfort aller Geſuche nach größerer Erweiterung der Freiheit in ſeiner Gefangenſchaft enthalten ſolle, ſonſt ſähe man ſich am Ende gezwungen, ihn wieder nach Rom in den ſtrengſten Verwahr des Tribunals zu nehmen.

Dieſe ſchmerzliche Erfahrung würde Galilei's Gemüth gar bald zu Grunde gerichtet haben, wenn der edle Großherzog nicht Alles aufgeboten hätte, ſeinem geliebten alten Lehrer das Leben wieder angenehm zu machen. Der liebenswürdige Fürſt gab Befehl, daß hinfort immer ein Wagen für Galilei bereit ſtehen ſolle, daß ſein Weinkeller und ſeine Küche zum ganz freien Mitgebrauch für Galilei beſtimmt ſei. Für alle dieſe und noch mehrere andere Gunſtbezeugungen erbat er ſich blos die Geneigtheit des alten Gelehrten zur fleißigen Fortſetzung des mathematiſchen und phyſikaliſchen Unterrichts für ſich und ſeinen Bruder aus. Ein ſo ausgezeichnetes, wahrhaft fürſtliches Wohlwollen verfehlte ſeine gute Wirkung nicht. Galilei blickte darauf mit dem dankbarſten Herzen. Allmälig kehrte auch die frohe Laune wieder. Blos die mißtrauiſche, beaufſichtigende und verſagende Strenge der Inquiſition konnte wohl zuweilen auf ſeinen Frohſinn lähmend einwirken, ſonſt umgab ihn Nichts, was ihn nicht beſtändig zur Heiterkeit aufgefordert hätte.

Aber auch in Belloſguardo verweilte er nicht lange. Schon nach einem Jahre — den 19. November 1634 — zog er nach Arcetri in die großherzogliche Villa Monte Rivaldi, welche für Galilei's Neigung zur romantiſchen freien Natur mehr Genuß gewähren konnte, als der frühere Aufenthalt. Außerdem gab auch noch ſein Vaterherz einen Ausſchlag in dieſer Wahl, denn in dem Nonnenkloſter St. Matheo dieſes Ortes hatten ſeine noch lebenden beiden Töchter den Schleier genommen. Ihre Nähe ſuchte er, ſie ſollte ſeinem Herzen wohlthun. Man erzählte ſich, daß die armen, von der ganzen Welt verlaſſenen jungen Mädchen blos deßwegen in's Kloſter gegangen ſeien, um ihrem unglücklichen Vater die Gunſt der Kirche wieder erringen zu helfen. Die Frucht einer nicht ehelichen Liebe, — hatten ſie kaum ein Recht, Galilei öffentlich Vater zu nennen. Galilei war nie verheirathet, er lebte aber mit einer ſchönen Griechin lange Jahre zufrieden und glücklich wie in der ſegensreichſten Ehe. Als dieſes Band durch den Tod ſeiner geliebten Lebensgefährtin zerriſſen ward, blieben ihm noch ein Sohn und drei Töchter, wovon aber, wie oben ſchon erzählt iſt, die eine aus Gram über des Vaters Unglück ſtarb. Dieſes außereheliche Verhältniß hat unſerem großen Galilei die beleidigte Kirche zu einer ſchwer abzubüßenden Sünde gemacht. Sie unterließ es nicht ſowohl den Vater als auch die Kinder zur Reue und Buße zu bewegen, und erreichte bei den unglücklichen Töchtern zuletzt wirklich den Zweck. Dieſe entſagten allen Freuden der Welt, nahmen den Schleier und beteten für das Heil und die Beſſerung ihres verirrten Vaters.

Arcetri iſt auch nahe bei Florenz gelegen. Dieſen Ort gedachte ſich nun Galilei zu einem bleibenden Ruheſitze für alle ihm noch zugezählten Tage ſeines Lebens einzurichten. Er gefiel ſich hier ungemein wohl, lebte der ſchönen Natur und den Wiſſenſchaften. Den größten Theil des Tages widmete er aber immer noch ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, betrieb auch die beobachtende Aſtronomie wieder mit Eifer und verbrauchte alle noch übrige Mußezeit zu der Blumenzucht und dem Weinbaue, wofür er ſich von früheſter Jugend an immer lebhaft intereſſirt hatte. Aus dieſer Zeit ſtammen noch mehrere ſehr ausgezeichnete Werke. Einen Traktat über die Mechanik als allgemeine Wiſſenſchaft ließ er in Paris drucken, weil ihm die Inquiſition, oder richtiger noch: die Jeſuiten, ſehr unangenehme Schwierigkeiten machten über die Herausgabe einer jeden Druckſchrift. Aus eben dieſer Zeit ſtammt auch das größere berühmte Werk: „Mathematiſche Geſpräche und Demonſtrationen über zwei neue Wiſſenſchaften der Mechanik.“ Dieſe Schrift ſtimmt der äußeren Einrichtung nach genau mit dem verhängnißvollen „Dialog“ überein. Es kamen auch hierin dieſelben drei Perſonen Salviati, Sagredo und Simplicius vor, wovon wieder Salviati mit den Anſichten Galilei's am genaueſten zuſammen fällt. In dem erſten Geſpräche kommt unter andern intereſſanten Gegenſtänden das damals ſo merkwürdige und ſpäter ſo folgenreiche Phänomen vor, daß ſich das Waſſer in einer Saugpumpenröhre nie höher als 32 Fuß hinter dem emporgezogenen Kolben empor ziehen laſſe. Die Erklärung hiervon wird etwa ſo gegeben. Man könne eine Schnur, einen hölzernen oder metallenen Stab ſo lang machen, oder ſich doch ſo lang denken, daß ein ſolcher Körper vertikal aufgehängt von ſeinem eigenen Gewichte zerreißen müſſe. Eben ſo verhalte es ſich mit dem Waſſercylinder in der Saugpumpe, dieſer habe ſein Anhalten oben unter dem Kolben durch den bekannten Abſcheu der Natur vor dem Nichts und könne ſo lang werden, daß er durch ſeine eigne Laſt zerreiße wie jene Schnur, jener Stab. Zugleich wird hieraus wieder ſehr ſatyriſch gefolgert, daß der von den Peripatetikern angenommene Abſcheu der Natur vor dem Vacuum nicht unendlich ſein könne, ſondern doch auch ſeine Gränzen haben müſſe. Man ſieht alſo, daß Galilei die uns jetzt bekannte Urſache von dem Drucke der Luft noch gar nicht ahnete, welches um ſo mehr zu bewundern, als bald nachher in eben dieſem Geſpräche auch ſchon von der Schwere der Luft die Rede iſt und gezeigt wird, wie dieſelbe ſogar durch die gewöhnliche Wagſchale an den Tag zu legen ſei. Die erſt nach Galilei's Tode von ſeinem berühmten Schüler Torricelli aufgefundene richtige Erklärung des genannten Phänomens führte bekanntlich zur Erfindung des Barometers, welches noch jetzt zuweilen nach ſeinem erſten Erfinder die torricellianiſche Röhre genannt zu werden pflegt. Da Torricelli zu eben der Zeit ein Schüler Galilei's war, als dieſer an den Geſprächen arbeitete, und es ſogar ſehr wahrſcheinlich iſt, daß ihm die Geſpräche in die Feder diktirt worden ſind, weil Galilei's Augenſchwäche das Selbſtſchreiben kaum möglich machte, ſo iſt es erklärlich, wie derſelbe vielleicht noch tiefer in den Ideengang Galilei's eingeweihet ſein konnte, als die Geſpräche davon Kunde geben, und daß gerade ihm die Erfindung des Barometers leichter werden mußte, wie jedem Anderen.

Während der Bearbeitung der genannten Schrift war Galilei ſehr befreundet mit dem Grafen Noailles, franzöſiſchem Geſandten für Rom und Florenz. Dieſer hochherzige edle Charakter intereſſirte ſich ungemein für Galilei's Schickſal. Nach ſeiner klaren Einſicht in die traurigen Verhältniſſe der damaligen Zeit, hielt er ſich vollkommen davon überzeugt, daß Galilei das unſchuldige Opfer einer ganz verkehrten Theorie der Kirche geworden war, nämlich der Abſchreckung der Gelehrten von der Forſchung über die kopernikaniſche Weltordnung. In dieſer feſten Ueberzeugung ging er ſelbſt zum Papſte. Was bis dahin Niemand gewagt, was Niemanden geglückt war, gelang dieſem ausgezeichneten Manne. Er benahm dem Papſt den ſchrecklichen Argwohn über den Simplicius in dem Dialoge. Das war eine große That. In ſeiner edlen Fürſprache glückte es ſogar, daß dem Galilei geſtattet ward, zuweilen einmal wieder nach Florenz zu kommen. Das geſchah 1636.

Als nun Galilei mit der Bearbeitung des Werkes fertig geworden war, brachte er das Manuſkript zum Grafen Noailles, um dieſen zu bitten, daſſelbe in Verwahrſam zu nehmen und dafür zu ſorgen, daß es nach ſeinem Tode zu Paris gedruckt werde. Er wage es nicht mehr, ſeine letzten Tage, welche ihm der gütige Himmel noch ſchenken werde, nochmals der Verfolgung, dem Angriff ſeiner unverſöhnlichen Feinde bloszuſtellen; auch habe er zu der Hochherzigkeit Italiens ſo ſehr das Vertrauen verloren, daß er fürchte, man möchte auch nach ſeinem Ableben den Druck des Werkes noch zu verhindern wiſſen. Es gäbe gar kein größeres Unglück für den Menſchen, als Jeſuiten zum Feinde zu haben. Der Graf hörte aufmerkſam auf alle Klagen, Sorgen und Wünſche des Alten und verſprach bereitwillig, Alles thun zu wollen, wie es für Galilei und für die Schrift am beſten ſei.

Einige Wochen ſpäter ward Galilei plötzlich überraſcht durch eine Zuſchrift der Gebrüder Elzevier, Buchhändler zu Leiden. In dieſem meldeten ſie ihm, daß ſie mit dem Druck des ihnen vom Grafen Noailles überſandten Werkes ſchon bis zur Dedikation und zum Titel fertig wären, und ihn jetzt bäten das Fehlende bald nachzuſchicken.

Galilei war darüber ſehr betroffen. Er gerieth in die größte Sorge. Seine Feinde, dachte er, könnten ihn der Wortbrüchigkeit beſchuldigen und nun dennoch in das grauſenhafte Inquiſitionsgefängniß ſchleppen wollen. In dieſer Seelenangſt kam er zu dem Grafen, um ſich Aufſchluß, Hülfe und Troſt in dieſer gefahrdrohenden Angelegenheit zu verſchaffen. Noailles ſah dem Alten aber mit freundlicher Ruhe in das bekümmerte Geſicht, und wußte mit wenigen Worten wieder Muth und Frohſinn zu verleihen. Aus dieſer Unterredung ging hervor, daß ſelbſt der Papſt das Werk kenne und um die Herausgabe desſelben wiſſe. Das war ſchon eine große Freude für den alten Mann, aber wie viel wurde ſie noch höher geſteigert, als er aus den Andeutungen des edlen Grafen ſchließen konnte, daß der heilige Vater ihm jetzt nicht mehr zürne, daß derſelbe ſich jetzt davon überzeugt halte, von Galilei nie verſpottet oder hintergangen worden zu ſein. Das war einer der glücklichſten Augenblicke in Galilei's Leben. Und in dieſer Freude hatte der alte Mann gar keine andere Gedanken als ſeinem edlen Gönner und Freunde ſich dankbar beweiſen zu können. Darum widmete er ihm auch das Werk. Die Dedikation iſt zu Arcetri den 6. März 1638 geſchrieben, noch an demſelben Tage, wo er all dieſe glücklichen Nachrichten erhalten hatte.

Dieſer große Freudenpunkt in dem Leben Galilei's kam ſehr zur gelegenen Zeit. Die körperlichen Leiden und geiſtigen Sorgen waren in ſolchem Uebermaaß über ein hergefallen, daß ſie ihn zu erdrücken droheten. Seit ihnem Jahre war ihm der Staar nun auch auf das zweite, bis dahin gute Auge gefallen und er konnte ſchon lange nicht mehr leſen und ſchreiben, kaum noch ohne Führer ſeine Wanderung ausführen. Daneben war die Harthörigkeit faſt bis zur Taubheit herangewachſen und das Leiden der Gicht hatte Hände und Füße gelähmt und ſteigerte den Gliederſchmerz zu einer Höllenpein. Und um das Unglück voll zu machen, mußte er noch hören, daß ſein früher ſo hoffnungsvoller Sohn Vincenzio in den letzten ſechs Jahren, wo demſelben die väterliche ermahnende Aufſicht gefehlt, ſich einem leichtfertigen unthätigen Leben ergeben habe.

Aber mitten in dieſen Leiden zeigte ſich Galilei doch immer noch als ein großer Mann. Sein Geiſt blieb rege und theilnehmend für alles Denken. Sein Verſtand war noch durch Nichts geſchwächt, er zeigte ſich wie früher noch tief, fein und ſcharf. Seine Seelenſtärke war bewunderungswürdig. In der Nähe befreundeter Denker ließ er nie ein Zeichen einer ernſten, oder gar betrübten Laune verſpüren. Er ſcherzte noch mit dem muthwilligſten jungen Manne um die Wette und beſaß wenig oder gar nicht geſchwächt noch immer die anziehende Kunſt der Beredſamkeit voll gewinnender Klarheit und befriedigender Gründlichkeit, voll freundlicher Herzlichkeit und treffendem Witze. Dieſe liebenswürdige Redefertigkeit verbunden mit einer unerſchöpflich reichen Fülle des intereſſanteſten Wiſſens waren es ja gerade, womit er alle ſeine Schüler, alle ſeine Freunde und Gönner ſo unwiderſtehlich und ſo dauernd für ſich zu gewinnen wußte.

Dieſes überall zuerſt und zumeiſt beachtete geiſtige Uebergewicht ließ den Gedanken an den baldigen Tod gar nicht aufkommen. — Nur einmal ward der alte Mann ſo ſehr bedenklich leidend, daß man wenig Hoffnung behielt, ihn wieder hergeſtellt zu ſehen. Im Jahre 1638 den 8. September, als er eben bei dem Grafen Noailles zu Florenz zum Beſuche war, wurde er plötzlich ſehr lebensgefährlich krank. Als der regierende Großherzog Ferdinand II. und deſſen Bruder Leopold von dieſem Unglück, welches ihren geliebten Lehrer betroffen, Kunde erhielten, eilten ſie nach dem franzöſiſchen Geſandtſchaftspalaſte zum Krankenbette. Mit kindlicher Fürſorge reichten ſie dem theuren Kranken eigenhändig Arznei, und verweilten wohl zwei volle Stunden bei ihm, bis ihnen durch den Ausſpruch der Aerzte die Gewißheit geworden, daß der Zuſtand des Kranken beſſer ſei und keine Lebensgefahr mehr befürchten laſſe.

Eine ſo liebevolle Anhänglichkeit an Galilei zeigte ſich ganz ohne Ausnahme bei allen Schülern desſelben. Sie waren ſtolz darauf ſich Jünger Galilei's zu nennen und ganz in ſeinem Geiſte zu lehren und zu wirken. Sie ertrugen alle Verfolgungen und Behinderungen, welche ihnen dadurch auf ihren Lebenswegen entgegentraten. Ganz vorzugsweiſe iſt hier aber Vincenzio Viviani zu nennen, der letzte Schüler des großen Meiſters. Er kam 1638 als ſechsundzwanzigjähriger, ſchon vielſeitig durchgebildeter junger Gelehrter nach Arcetri, um ſeinem Wiſſen über die Natur durch den belehrenden, aufklärenden Umgang mit Galilei erſt noch belebende und befruchtende Weihe zu geben. Dieſe Verbindung war auch für Galilei ſelbſt von hoher Wichtigkeit. Denn da ihm das Auge erblindet und die Hand gelähmt war, ſo bedurfte er einer geſchickten Hülfe, zum Niederſchreiben der großen Ideen ſeines fruchtbaren Geiſtes. Und Viviani war ganz der Mann dazu, des großen Mannes Auge und Feder zu erſetzen. Er lauſchte mit dem feinſten Beobachtungstalente auf jeden geiſtigen Zug ſeines genialen Meiſters und ruhete nicht eher, als bis Alles ſcharf und gründlich zu Papier gebracht war. Aus dieſer höchſt intereſſanten geſellſchaftlichen Verbindung ſind uns von Galilei noch mehrere ſehr wichtige Lehren, Anregungen und Aufſchlüſſe über Phyſik, Mathematik und Aſtronomie überliefert worden, welche ohne einen ſo emſig einſammelnden, geſpannt nachſpürenden und verſtändig arbeitenden Kopf, wie ihn Viviani beſaß, verloren gegangen wären.

Galilei liebte den jungen Mann, der ſo erheiternd auf ihn einzuwirken verſtand — der ſeine Gedanken ſo geiſtvoll anzuregen und ſo geſchickt zu lenken wußte, daß ſie noch mit jugendlicher Kraft ſich bewegen und heimiſch fühlen konnten in den ſchwierigſten Unterſuchungen der Naturphänomene. Galilei verehrte den jungen Mann, der ſo willig, ſo aufopfernd ihm zur Seite blieb, der ihm die ſchmerzliche Gebrechlichkeit ſeines alten kranken Körpers mit einem ſo edlen Wohlwollen ertragen half, ja oft ganz vergeſſen machte. Galilei vertraute dem jungen Mann, der ein ſo offenes Ohr, ein ſo theilnehmendes Herz und ſo verſchwiegene Lippen für alle ſeine Klagen, Sorgen und Geheimniſſe bewährte. Und wenn Viviani den Blick auf die hochgewölbte denkende Stirn ſeines ehrwürdigen greiſen Lehrers richtete, wenn er von den beredten Lippen die wohltönenden tief gedachten Worte vernahm, welche ſich eben ſo ſehr durch feinen Geſchmack, wie durch Reinheit der Ausſprache auszeichneten, — ſo fühlte er einen mächtigen Herzenszug zu dem Alten, eine an Ehrfurcht gränzende Begeiſterung, — ſo hielt er jeden Wink deſſelben für ein Pflichtgebot, verfolgte er emſig jeden Fingerzeig und ſuchte alle Wünſche zu errathen, zu befriedigen. Und traf ſein Auge zuweilen den kummervollen blinden Blick des alten Weiſen, hörte ſein Ohr die bittern Klagen deſſelben über die Verfolgung der Feinde, ſo war ſein Herz bewegt und weit geöffnet zu einem aufrichtigen warmen Mitleiden. Und die Früchte, welche auf dem fruchtbaren Boden dieſes wiſſensdurſtigen, fein gebildeten Geiſtes, dieſes ſo reinen ſchönen Gemüths gereift ſind, nehmen einen hohen Ehrenplatz in der Reihe der unſterblichen Leiſtungen der Menſchen ein.

Bücher und Stubengelehrſamkeit wußten Galilei wenig oder gar nicht zu feſſeln. Er ſagte, das ſchönſte Buch der tiefſten Gelehrſamkeit, des reichſten intereſſanteſten Wiſſens enthalte die Natur, — aber wie wenig Menſchen verſtänden in dieſem Buche richtig zu leſen, — wie wenig Menſchen dächten daran, daß dies Buch vor allen Blicken ewig aufgeſchlagen liege, — daß es eine Sprache rede, die Jedem gleich verſtändlich, — daß es eine Religion lehre, die für den Bettler, wie für den Fürſten, für den Chriſten, wie für den Juden, Türken und Heiden eine gleiche Erhebung, eine gleiche Demuth, eine gleiche Erquickung, einen gleichen Troſt gewähre. In dieſem Buche habe er geleſen auf den vielen Wanderungen durch die einſamen, feierlich ſtillen Wälder, über die duftigen grünen Wieſen und durch die ärndtereichen, geſegneten Felder. In dieſem Buche habe er gegrübelt und geforſcht, wo um ihn her Alles düſter und öde, wo Nichts als die himmliſche Sprache der Sterne zu leſen geweſen wäre. In dieſem Buche habe er gebetet, habe er Troſt und Seelenruhe gefunden, als man ihn eingekerkert und gemartert. So ſchwärmte der große Mann noch feurig für die Natur, als ſein Auge ſchon nichts mehr davon ſah, ſein Ohr nichts mehr davon hörte. Sein getreuer Viviani kannte dieſe große Liebe und er ſuchte ſie ſo viel nur immer möglich zu nähren, weil er ſehr richtig der Ueberzeugung lebte, daß der begeiſterte alte Naturfreund ſicher in Sehnſucht verzehren würde, wenn er ſeiner Neigung zur Natur entſagen ſollte. Er führte den Alten beſtändig hinaus in's Freie, wählte die Wege zwiſchen Roſen und Myrthen, zwiſchen Zitronen, Cypreſſen und Orangen und ſuchte weiche Lagerſtätten auf kräuterreichen Wieſen, um ihn ſo durch den ungeſchwächt gebliebenen Sinn des Geruchs die Schönheit der Natur empfinden zu laſſen. Zu einer andern Zeit wählte er Wege, welche das Brauſen, Stürzen und Plätſchern der Waſſerfälle, das Rauſchen und Klappern der Mühlen, das Bellen der Hunde, das Rufen, Blaſen und Pfeifen der Hirten, den Geſang der Schnitter und Winzer laut vernehmen ließ. Daneben war er auch noch ſehr emſig bemüht über Alles, was das Auge erfreuen konnte, dem blinden Alten eine lebendige, jugendlich begeiſterte Beſchreibung zu machen.

Auf dieſen idylliſchen Wanderungen fühlte ſich der blinde Alte oft ſo recht heiter und glücklich geſtimmt. Die Unterhaltung flatterte von einem intereſſanten Gegenſtande zum andern; bald blieb ſie ernſthaft ruhen in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, bald hüpfte ſie luſtig erzählend zu vergangenen fröhlichen Tagen hinüber; — bald nahm ſie einen ſcherzenden, bald einen trauernden wehmuthsvollen Ton an; — bald gerieth ſie in Entzücken über die errungene und von der ganzen Welt bewunderte Größe, bald verſank ſie in Unmuth über die ſchändlichen Feinde, ewigen Neider und Verfolger. So wechſelten die Geſpräche zwiſchen wiſſenſchaftlichem Ernſt und alltäglichem Scherz, zwiſchen poetiſcher Freude und proſaiſcher Trauer, zwiſchen Witz und Zorn. Doch blieb im Ganzen genommen die heitere Stimmung der Gemüther die vorherrſchende. Dazu trug aber das glückliche Temperament Galilei's und der feine Takt Viviani's, zur rechten Zeit abzubrechen und einzulenken, ganz vorzugsweiſe bei. Auch weiß man, wie Galilei ſich durch allerlei Kunſtgriffe vor Trübſinn und andauerndem Zorn zu bewahren wußte. Hierzu gehört der ſogar hiſtoriſch merkwürdig gewordene, charakteriſtiſche Zuruf: „Kopernikus zürnet!" — Damit verſtand er ſich zu zügeln, ſo oft ſeine trübe Launen ſich zu einer Leidenſchaft ſteigern wollten, welche den Faden der Geduld und Beſonnenheit zu zerreißen drohte.

Die Veranlaſſung zu dieſem berühmten Zügelworte erzählt uns Viviani in ſeinen Beiträgen zu Galilei's Leben etwa ſo. In Rom habe Galilei während ſeiner Inquiſitionsgefangenſchaft ſich einſt in einer ſchlafloſen Nacht ſehr unglücklich gefühlt. Seine Gedanken hätten ſich trübe und ſorgenvoll auf den unglücklichen Ausgang ſeines Prozeſſes gerichtet, der Blick in die Zukunft wäre entſetzlich geweſen, und um das Leiden recht groß zu machen, ſo ſei auch noch eine Sehnſucht nach der geliebten Freiheit über ihn gekommen, welche er durch Nichts habe bezähmen können, welche unbarmherzig an ſeinem wunden Herzen genagt habe. Doch wäre ihm zuletzt der mitleidsvolle Schlaf genaht und habe der Qual ein Ende gemacht. Dieſen göttlichen Schlaf vergeſſe er nie! — Kopernikus — der edle, große, deutſche Greis — ſei ihm im Traume erſchienen, um ihn als Freund und Leidensgefährten zu begrüßen, zu ermuthigen und zu tröſten. Mit ſtillem Gruße und ſanftem Händedrucke habe er Galilei gebeten, mit ihm in die Wolke zu ſteigen, welche ihn vom Himmel herabgebracht. Schweigend folgte Galilei. Die Wolke ſei nun hinaufgeſchwebt zu des Himmels unendlicher Schöpfung. Hier habe ihm der große Geiſt mit einem göttlich milden, begeiſternden Triumphe das wirkliche Stillſtehen der Sonne, die wirkliche tägliche und jährliche Bewegung der Erde gezeigt, habe ihn die Trabanten des Jupiters, die in Sterne aufgelöſten Nebelflecken, die Berge und Thäler des Mondes, überhaupt Alles, Alles erſchauen und bewundern laſſen, womit ſein Herz auf Erden ſo beſtändig, ſo voll und warm beſchäftigt geweſen wäre. Dieſe Freude, dieſes Entzücken hätte einen unausſprechlich tiefen Eindruck auf ihn gemacht! — Nachdem nun die beiden großen Freunde des Himmels Herrlichkeit angeſtaunt und bis zum Entzücken dadurch gehoben und begeiſtert worden, ſei die Wolke wieder zur Erde herabgeſunken. Der Zufall, vielleicht auch eine weiſe Schickung Gottes, hätte es gewollt, daß ſie dicht vor Rom auf einem Hügel den erſten Fuß wieder in die irdiſche Welt geſetzt hätten. Da ſei unſerm Galilei plötzlich wieder all' die feindliche, unchriſtliche Verfolgung ſeiner unverſöhnlichen Widerſacher in den Sinn gekommen, und er hätte es nicht unterlaſſen können, er hätte ſeinem Unmuthe Worte, heftig zürnende Worte geben müſſen! — Ja er habe ſich in ſeiner Leidenſchaft ſo weit vergeſſen, ſelbſt Gott anzuklagen, daß er ihm nicht beigeſtanden gegen den ſchändlichen Betrug und die boshaften Lügen ſeiner Feinde! — — Das ſanfte, ehrwürdige Antlitz ſeines großen ſeligen Freundes habe ſich nun aber wehmuthsvoll verdunkelt und ein heiliger, tief erſchütternder Zorn ſei darin ſichtbar geworden. Der Mund des ernſten Alten habe ſich aufgethan und habe Worte geſprochen, welche Galilei's ganzes Weſen mit einem mächtigen Zauber durchſchüttert hätten. „Unwürdiger,“ habe der Verſtorbene angehoben, „Unwürdiger, wie undankbar und klein biſt Du gegen des allweiſen Schöpfers unendliche Güte! — Hat er Dich nicht gewürdigt, tiefer und klarer und umfaſſender in ſeine ganze Schöpfung hineinzuſchauen, als es je einem Sterblichen geſtattet war? — Wie haſt Du alle Seelengröße verloren, wie ohnmächtig und verzagt ſtehſt Du da, — und das gerade jetzt, wo Du hochherzig, ſtark und beherzt ſein ſollteſt! — Wie wenig Muth haſt Du, wo endlich die Gelegenheit gekommen iſt, Deine Weisheit Dir zum wahrhaften Verdienſte, zur Tugend zu erkämpfen, — wie verwöhnt und verweichlicht zeigſt Du Dich jetzt, da Gott Dich nicht mehr wie früher blos zum Genießen ſeiner Wunder, ſondern zur Prüfung und Stärkung Deiner Seelengröße Dich auch einmal beſtimmt hat, Verfolgung zu ertragen!“ — — Da erwachte Galilei. Er war beſchämt über ſein Verzagen und Klagen, — und er blieb ſein ganzes Leben hindurch verſchämt, ſo oft er ſein Geſchick bejammern, oder über ſeine Feinde zürnen wollte. Der Geiſt des Kopernikus ſtand hinfort immer vor ſeiner Seele, ſo oft ſeine Lippen dem Antrange des Unmuthes nicht mehr widerſtehen wollten. Und er ſtärkte und beſchwichtigte ſich mit dem Zuruf: „Des Kopernikus Geiſt zürnet!“ — —

Das gemüthliche Stillleben in der freien ſchönen Natur, womit Galilei am Abend ſeines Lebens ſo reich beglückt ward, hatte auf den durch Altersſchwäche durch Sorge, Gram und Aerger ſtark herabgekommenen Körper einen ungemein wohlthätigen Einfluß gehabt. Der alte Mann hatte ſich merklich wieder erholt. Er lebte mit einem wahrhaft heitern Sinne in der ihm angewieſenen Einſamkeit. Er dachte faſt nie daran, daß ſie eine inquiſitoriſche Gefangenſchaft, eine Verbannung ſei. Dabei blieb ſein Geiſt unermüdlich friſch und thätig; nur war es zu beklagen, daß ſeine Lebendigkeit ihn ſo unabläſſig aufregte, daß er die Ruhe des Schlafes wenig oder gar nicht genoß „In meiner Finſterniß,“ ſchrieb er 1638 an ſeinen Freund Fulgenzio Micanzio, Ordensbruder des Fra Paolo, „grübele ich bald dieſem bald jenem Gegenſtande der Natur nach, und kann meinen raſtloſen Kopf nicht zur Ruhe bringen, ſo ſehr ich's auch wünſche. Dieſe immerwährende Beſchäftigung meines Geiſtes beraubt mich faſt gänzlich des Schlafs.“ —

Im Herbſt des Jahres 1641 wurde der Zuſtand Galilei's aber ſehr raſch ein ganz anderer. Der Glieſchmerz und die daran bedingte Erlahmung des ganzen Körpers nahm plötzlich ſo überhand, daß er ſich, ungeachtet ſeiner ſtarken Abneigung, dennoch dazu verſtehen mußte, das Bette zu hüten. Ein unheimliches, langſam zehrendes Fieber ſchlich ſich in den ſiechen Körper hinein und brachte ihn bald ſo ganz herunter, daß an eine Wiedergeneſung gar nicht mehr zu denken war. Nach den Ausſagen Einiger ſoll auch noch die Waſſerſucht zu dieſem Leiden hinzugekommen ſei, wovon aber Viviani nichts erwähnt. Der alte Mann bedurfte jetzt einer ſehr ſorgfältigen zärtlichen Pflege. Dieſe konnten ihm nur ſeine noch lebenden beiden Töchter geben. Um ihnen ganz nahe ſein zu können, ſo geſtattete man ihm, die Wohnung noch einmal zu verändern. Er bezog die Villa Giogello, welche ein Eigenthum einer ihm nahe befreundeten, adeligen Familie Martellini und ganz in der Nähe des Kloſters St. Matteo zu Arcetri gelegen war. Hier geſtattete man den Töchtern, die Pflege des Vaters zu übernehmen.

Die Krankheitsſymptome nahmen nun eine ſehr beängſtigende Richtung. Das Leben konnte nicht mehr erhalten werden. Aber auch jetzt, bei dem Herannahen der Todesſtunde, verließ ihn Viviani nicht, und als am 8. Januar 1642 Galilei ſtarb, war's in den Armen ſeines „letzten Schülers!“

Es iſt ein denkwürdiges Zuſammentreffen, daß das Todesjahr Galilei's zugleich das Geburtsjahr des großen Newton war. Beide genialen Geiſter haben mit gleichen Grundſätzen und Neigungen ganz gleiche wiſſenſchaftliche Wege betreten, ſo daß ſie ſich dicht an einander reihen, in einander fallen und auf einander ſtützen, gerade wie glücklich errungener Anfang, geſegnete Fortſetzung und ſiegreich erfochtener Schluß. Dieſe glänzenden Sterne erſter Größe an dem klaren Himmel der wiedererwachten Erfahrungsnaturlehre des 17. Jahrhunderts haben dem 18. und 19. Jahrhunderte eine hohe Begeiſterung für alles Wiſſen eingeflößt, und ſie werden allen folgenden Jahrhunderten mit tief gefühlter Bewunderung zur Richtſchnur naturgetreuer Aufklärung dienen.

Und einen ſo unſterblichen Denker, wie unſer Galilei, einen ſo allgemein und wahrhaft herzlich geliebten edlen Menſchen, konnte die Kirche, die chriſtliche Kirche, deren Stifter das Urbild der reinſten Liebe und Duldſamkeit geweſen, verdammen und verfolgen, und das einzig nur aus dem Grunde, weil er als ſtarker Geiſt den Muth gehabt, mit ſeinem glänzenden Verſtandeslichte hineinzuleuchten in die düſtern und verſteckten Winkel ihres künſtlich aufgebauten und ängſtlich geſtützten alten Lehrgebäudes!—

Aber wer kann Galilei's Größe würdigen und bewundern, ohne an die Kleinheit und Niedrigkeit der damaligen Geiſtlichkeit erinnert zu werden!— Das über ihn verhängte Inquiſitionsgericht und die darauf folgende zehnjährige Gefangenſchaft und geiſtige Verkümmerung werden ſich niemals aus dem Annalen der Weltgeſchichte hinwegſtreichen laſſen. — Man weiß es nicht recht genau, ob Galilei die letzten Augenblicke ſeines Lebens auch noch in Gefangenſchaft verlebt habe, oder nicht; indeß, wenn auch das letzte der Fall ſein ſollte, was aber noch ſehr zu bezweifeln iſt, ſo würde dies doch wenig zur Milderung des geſchichtlichen Urtheils beitragen können. Die Jeſuiten gingen in ihrer leidenſchaftlichen Verfolgung ſo weit, daß ſie es öffentlich ausſprachen, wie nach dem ſtrengen Rechte der heiligen Inquiſition die irdiſchen Ueberreſte ihres ketzeriſchen Todfeindes eigentlich auf dem Schindanger verſcharrt werden müßten. Indeß nahm ſich das heilige Officium der Leiche Galilei's beſchützend gegen die wüthenden Angriffe der Jeſuiten an. Sie ward ganz in der Stille, ohne Feier und ohne Schmuck in der Kirche des Kloſters St. Croce beigeſetzt, wo damals das florentiner Inquiſitionstribunal ſeinen geheimen Sitz hatte.

War nun auch auf dieſe Weiſe den nächſtſtehenden Schülern, Anhängern und Verehrern des großen Verſtorbenen die Gelegenheit entriſſen, eine würdige Todtenfeier zu begehen, ſo wußten ſie doch auf tauſendfache andere Art ſein Andenken ehrenvoll zu feiern. Evangeliſta Torricelli, einer der talentvollſten Schüler und würdigſten Nachfolger Galilei's, gründete gerade aus dieſem Grunde die berühmte wiſſenſchaftliche Akademie „del Cimente.“ Viviani, ein eifriges Mitglied dieſer Gelehrtengeſellſchaft, erhielt unmittelbar nach Galilei's Tode das Amt eines großherzoglichen Baumeiſters bei Ferdinand II. und bekam dadurch plötzlich ſo viele, ihm ganz neue Geſchäfte, daß er zu der Lebensaufgabe, welche er ſich geſtellt hatte, eine Biographie ſeines hoch verehrten Lehrers zu ſchreiben, und die hinterlaſſenen Schriften und Briefe deſſelben herauszugeben, anfangs gar keine Zeit übrig behielt. Später ſprach er ſich hierüber einmal gegen den Prinzen Leopold, Bruder des Großherzogs aus. Dieſer, wie wir früher ſchon geſehn haben, ein großer Verehrer des weltberühmten toskaniſchen Philoſophen, entdeckte Viviani, wie er ganz in der Stille ſelbſt mit dem Plane umgehe, eine Geſammtausgabe aller Schriften und Briefe Galilei's zu veranlaſſen, er habe Viviani bitten wollen, ihm bei der Verwirklichung ſeines Planes behülflich zu ſein.

Dieſer Aufforderung ſuchte Viviani von ganzem Herzen bereitwillig zu genügen, ſo wenig ihm auch die läſtigen Amtsgeſchäfte dazu die erforderliche Muße laſſen wollten. Doch ſchon hierbei mußte er die traurige Erfahrung machen, daß er ſeiner Feder keine volle Freiheit gewähren durfte, daß er ihr ſogar einen ſtark zügelnden Zaum anlegen mußte, damit ſie in der begeiſterten hohen Liebe zu Galilei nicht anſtoße bei der ihn mißtrauiſch umlauernden, gerade mit Lob und Wahrheit am leichteſten verletzbaren Geiſtlichkeit. Prinz Leopold war auch Geiſtlicher, und hatte ſogar ſchon die Kardinalswürde erreicht, und dieſe Stellung war es gerade, welche ſeine Verehrung und Liebe zu Galilei immer mehr und mehr abkühlte und in den von Rückſichten verdunkelten Hintergrund drängte. Er hielt es zur Aufrechthaltung der Heiligkeit des Papſtes für durchaus nothwendig, daß der Inquiſitionsprozeß nur beiläufig und ganz zu Gunſten der Geiſtlichkeit in der gewünſchten Biographie behandelt werde, — dagegen war es Viviani erlaubt, in dem Lobe des toskaniſchen Hofes, als beſchützender Zufluchtsſtätte des reuigen Sünders, ſo verſchwenderiſch wie nur möglich zu ſein. So iſt es denn auch erklärlich, daß Manches in dieſer ſpäter wirklich veröffentlichten Arbeit vorkam, das ungenügend war und der wahren Sachlage gar nicht genau entſprach. Prinz Leopold hatte daran eigenhändig geſtrichen und verbeſſert. In dieſer Biographie wird z. B. erklärt, „daß, wenn Galilei einige Neigung gezeigt, die Bewegung der Erde zu vertheidigen, dies daher gekommen ſei, weil, — nachdem er durch ſeine bewundernswürdige Entdeckung bis zum Himmel empor geſtiegen, — die ewige Vorſehung zugelaſſen habe, daß er durch ſeinen Irrthum ſich wieder der menſchlichen Natur anſchließe. — Und dennoch wurde dieſe Lebensbeſchreibung von den hohen geiſtlichen Herrn ſehr empfindlich mißfällig aufgenommen. Ja, als ſpäter 1656 an die Herausgabe der ſämmtlichen Werke Galilei's wirklich Hand gelegt werden ſollte, nach dem vorhin bezeichneten Plane, trat, auf den heimlichen Betrieb der Jeſuiten, die Inquiſition dazwiſchen und unterſagte die Fortſetzung des Werkes ſchon gleich nach der Veröffentlichung der beiden erſten Quartbände.

Viviani ſammelte nun ganz in heimlicher Stille alle noch ungedruckten Schriften und Briefe ſeines großen Meiſters und bearbeitete ebenſo das Leben desſelben mit der ſtrengſten Wahrheitstreue und größten Ausführlichkeit aus. Aber auch von dieſer verborgenen Beſchäftigung ſchienen die Jeſuiten Kunde bekommen zu haben. Sie hatten ſchon lange einen mißtrauiſchen ſpähenden Blick auf ihn geworfen, weil er, ungeachtet der kirchlich verworfenen, ketzeriſchen Richtung der Lehre Galilei's, ſich öffentlich nie anders als „Viviani, Galilei's letzter Schüler“ nannte. Viviani hielt alle dieſe Schriften in einer ſehr verſteckt gelegenen Korngrube ſeines Hauſes vergraben. Er vertraute dieſes Geheimniß Niemanden an und ſtarb ſogar darüber hinweg, ohne die geringſten Mittheilungen gemacht zu haben. In ſeinem Teſtamente war nur beſtimmt, daß das Geſammtkapital ſeiner ganzen Hinterlaſſenſchaft auf Zinſeszinſen angelegt werden ſollte, bis es zu der Höhe empor geſtiegen ſei, die es möglich mache, ſeinem weltberühmten großen Lehrer ein ehrenvolles marmornes Grabmahl zu ſetzen. Dieſer edle Wunſch ward im Jahre 1737 in der oben erwähnten Kirche des Kloſters zu Santa Croce erfüllt. Der Sarg war von Johann Baptiſt Foggini meiſterhaft angefertigt. Als man die Gebeine des Verſtorbenen hineinlegte, fand man die Geſichtszüge des großen Denkers noch ganz erhalten, den übrigen Leib aber ſchon ſehr verfallen. Am meiſten Aufſehen erregte das bei dieſer Gelegenheit entdeckte ſchwere eiſerne Bruchband, das ſchmachvolle Denkmal ſeiner unbarmherzigen Peiniger zu Rom, — ein bejammernswerthes Seitenſtück zu der Kette im Sarge des unſchuldig und ſchändlich verurtheilten großen Weltumſeglers Chriſtoph Columbus! —

Das Andenken Galilei's lebte in ſeinen Schülern, in ſeinen Schriften und in ſeiner Lehrmethode immer weiter und immer reger fort, ſo ſehr ſich auch ſeine Widerſacher und Erbfeinde angelegen ſein ließen, Alles zu vernichten und zu verachten, was mit dem großen Manne irgend wie in Verbindung ſtand. Sein Leben ward beſchrieben, ſeine Briefe und Werke neu und immer neu herausgegeben, nur die berühmte Schrift des „letzten ſeiner Schüler“ blieb vergraben. Man hielt ſie ſchon für verloren. Das Haus Viviani's war ſchon an den zweiten Erben übergegangen, als im Jahre 1739 der Verſteck durch Zufall entdeckt ward. Der Bediente des Hauſes hielt die in der geheimen Korngrube aufgefundenen Papierballen für nutzloſe Akten, er verkaufte davon einen Theil an einen Wurſtkrämer, ohne es der Mühe werth zu halten, ſeiner Herrſchaft davon Anzeige zu machen. Das Schickſal der Papiere lag aber in höhrer Hand. Ritter Johann Baptiſt Nelli, ein gelehrter Senator der Republik Venedig, beſuchte in dem genannten Jahre mehrere Gelehrtenfreunde zu Florenz. Als dieſe Männer nun eines Morgens in einer Weinſchenke ihr Frühſtück verzehren wollten, welches ſie ſich bei einem Garkoch eingekauft hatten, entdeckte Nelli, daß das Papier ſeiner Wurſt ein eigenhändiger Brief des großen Galilei war. Das überraſchte ihn ungemein. Ohne nun ſeinen Freunden eine Mittheilung über den eben entdeckten großen Fund zu machen, eilte er augenblicklich zu dem Krämer, erhandelte alle Papiere, welche er hier von Galilei und Viviani vorfand und ließ ſich das Haus nennen, wo ſie gekauft waren, um auch dort den Einkauf noch weiter fortzuſetzen. Dies gelang ihm aber nicht ſo leicht; denn der Beſitzer des Hauſes, Arzt Felizi, hatte das Werthvolle der Handſchriften nun auch erkannt und ſeinem Diener ſtreng verboten, noch ferner davon zu verkaufen. Er ließ des Senators Wünſche ganz unberückſichtigt. Doch war Nelli nicht der Mann, welcher ſich ſo leicht abſpeiſen ließ. Zehn volle Jahre ſtrebte er ganz unverdroſſen nach dieſen Papieren. Endlich im Jahre 1750 erreichte er ſeinen Zweck, und machte ſich nun eifrig an die weitere Verarbeitung des Ganzen. Doch ſtarb auch Nelli noch vor der Herausgabe des Ganzen. Erſt ſeine Erben gaben 1821 das Werk vollſtändig in zwei dicken Quartbänden heraus.

Arnold Struthan von Winkelried.

Von

Eduard Duller.

„Des Adels Hêr was feſte,
ir Ordnung dik und breit,
Das verdroß die frommen Geſte,
ein Winkelriet der ſeit:
„„He, wend irs genißen lan
min frome Kind und Frowen,
ſo will ich ein Frevel beſtan.

„„Trüwen lieben Eidtgenoſſen,
min Leben verlur ich nit;
ſo hand ir Ordnung geſtoßen,
wir mögends inbrechen nit.
He, ich will ein Inbruch han,
das wellend ir min Geſchlechte
in ewig genießen lan““

Hiermit do tät er faſſen
ein Arm voll Spieß behend,
Den Sinen macht er ein Gaſſen,
ſin Leben hat ein End.
He, er hat eins Lewen Muot,
ſin manlich dapfer Sterben
was den vier Waldſtetten guot.“

Suter's Lied von Sempach.

Arnold Struthan von Winkelried.

(Gefallen den 9. Juli 1386 bei Sempach.)

In Niedwalden, zwiſchen dem Kernwald und Stans, ſteht in der Uerte Ennetmoos die älteſte Kapelle des Landes, Sankt Jakob zu Ehren geweiht. Dort ganz in der Nähe war einſt ein Dörflein, Wilen genannt, ringsum lag viel wüſt Gemäuer aus der Heidenzeit. Das war ein verrufener Ort. In eines Berges tiefem finſterm Loch oberhalb des Dorfes hauste ein gewaltiger Drache, und was da des Weges kam, Menſchen oder Vieh, auf der Straße über's Drachenried von Stans nach Sarnen, das witterte das Ungethüm und faßte es im ſchnellen Lauf, ſo ſchnell, daß kein Entrinnen vor ihm war. Die beſten Schützen trafen es nicht; kaum hatt' es einer erſchaut, ſo kroch es an der Bergwand in ſeine Höhle hinauf und war geborgen. Kein Menſch wagte es mehr, die Straße über's Drachenried zu wandeln, die ganze Umgegend verödete, die armen Leute, die im Dorfe Wilen hausten, zogen fort und die Stätte hieß von da an Oedwilen. Da erbarmte ſich des Unheils, das die ganze Landſchaft traf, ein kühner Mann, mit Namen Struthan von Winkelried; dem hatte Kaiſer Friedrich II. im Jahre 1240 den Ritterſchlag gegeben; aber er war landflüchtig geworden um eines Todtſchlages willen, den er begangen. Nun ſprach er, zehn Jahre, ſeitdem er Ritter geworden war: „Den Drachen will ich wohl erſchlagen, wofern ich meine liebe

Heimath wieder betreten kann, ungefährdet und als ein freier Mann!“ Das ward ihm verſprochen und nun zog der Held mit Spieß und Schwert heran, wo der Drache hauste, und ſtach ihm den Spieß in den Rachen und tödtete ihn dann mit dem Schwerte. Aber wie er, des Sieges froh, das Schwert um ſich ſchwang, troff des Drachen Gift davon auf ſeinen Leib, und davon kam er um. Das hat ſich im Jahre des Heils 1250 begeben; ſo meldet die Sage.

Freundliche unſchuldige Sage, die du des Volkes allerinnerſtes Empfinden belauſcheſt und bewahreſt, die du alles, was dem Volke an Freud und Leid, zu Stolz und Kummer wiederfahren, all' das, was wirklich geſchehen, in Dichtung verwandelſt, die du ſo die mächtigſten Gedanken, die es je bewegten, in ein leichtes Gewand kleideſt, als wären ſie ſtolze Helden, welche nicht ſterben können und welche du von Haus zu Haus, von Geſchlecht zu Geſchlecht führſt, — du lügeſt nicht, du bleibſt ächt wie ein Kind, das mit ſeinen hellen Augen in die reiche Gotteswelt hinaus blickt; wenn die Geſchichtbücher die Begebenheiten verwirrten und falſch berichteten, in deinen Naturlauten widerhallt der Ausdruck der geheimſten Wahrheit, ja die Seele des Volks! Du überträgſt nur die Erinnerungen längſtverklungener Zeiten auf die friſchen Geſchlechter, du pflanzeſt junge Namen, wie ſie in Aller Mund und Herzen ſind, auf uralte Bäume, du machſt aus den Göttern und Helden der Heidenzeit, die ſich ſcheu vor der neuen Prieſterlehre flüchten wollten, mannhafte heldiſche Heilige und läſſeſt den Glanz, der ihre Häupter umfließt, auf junge Namen im Volke niederträufen. So haſt du's auch mit den Winkelrieden gemacht. Da, wo noch heute die Winkelriedskapelle ſteht, dem Drachentödter Sankt Magnus geweiht, tönten einſt in vorchriſtlichen Zeiten die Namen der drachentödtenden Zwillingsbrüder Rumo und Reſti, (Romulus und Remus), und den uralten Thurm Reſti, bei Meiringen, nahe am Alpbache, wieſeſt du dem Geſchlecht der Winkelriede, von denen einer allerdings ſchon zwiſchen 1244 und 1252 geſchichtlich vorkommt, als Stammſitz an. So ſpiegelt ſich in jener ſagenhaften Kunde von dem theuren Ritter Struthan von Winkelried, der aus der Heimath flüchtig, wiederkehrte, um den Drachen zu tödten, und der dann allerdings Sieger ward, aber den Sieg gleichſam wie das Wahrzeichen ſeines Lebens durch alſogleichen Tod beſtätigte, ſo ſpiegelt ſich in der Sage von ihm die ſpätere Geſchichte von den fünfzig Männern aus Schwyz, die um Parteifehden willen aus ihrer Heimath verbannt, am 15. November 1315 von der Sigler Flue am Morgarten wider die ſtolzen Ritter und Herren herabſtritten, und desgleichen die Geſchichte des mannhaften Helden Arnold Struthan von Winkelried, der am 9. Juli 1386 bei Sempach die Volksfreiheit errettete, ein Sieger über den Drachen der Zwingherrſchaft und erliegend, ſowie er des Volkes Rettung vollbracht.

Arnold Struthan von Winkelried! Dieſer Name geht als Loſung durch die Weltgeſchichte; wer der Freiheit eine Gaſſe ſprengen will, der gedenkt ſeiner, wie das wohl Ulrich von Hutten in einer anderen, in einer großen Geiſtesſchlacht gethan hat. Wir wiſſen nichts von ſeinem Leben, als daß er ein ehrlicher Ritter von Unterwalden geweſen iſt; wir wiſſen nur von ſeinem Tod. Eine einzige große That, mit dem Tode beſiegelt, die Tauſende begeiſtert, Tauſenden die Bahn öffnet, — o ſie wiegt ein ganzes Leben voller Worte, ein dürres unfruchtbares Leben, das ſich mühſam an der kalten Hand der Gewohnheit von der Wiege bis zur Bahre fortfriſtet, vollkommen, reich auf. Ein einziges edles Herz kann Tauſende wecken und ſchlägt in hunderttauſenden fort, wenn es, wie die Knoſpe ſich aufſchließt vom Kuß der Sonne, einem großen Gedanken der Menſchheit ſich aufſchließt und dann bricht. Viel Tauſende leben dies Leben als ein langes Märtyrthum unter den kleinen Nadelſtichen der Gemeinheit dahin und ihr qualvolles Leben, das ſie oft verwünſchten, das ſie nur aus Liebe, aus heißer, unauslöſchlicher Liebe zu den Brüdern, die ſie verkannten, nicht freiwillig enbeten — es trägt, wenn ſie nicht mehr ſind, dennoch Frucht; doch glücklicher iſt der, deſſen ganzes Leben im raſchen ſchönen Liebestod für die Brüder ſeinen heiligen Brennpunkt hat! O Volk, mein Volk, erſt wenn jeder den freudigen Muth des Sterbens für's Volk gelernt hat, wirſt du anfangen zu leben. So höre denn die alte Kunde von der Schlacht bei Sempach, und wie da ein einzelner Mann ſich mit heller Luſt dem Tod in die Arme warf, „um der Freiheit eine Gaſſe zu machen.“

Es war ein ſtolzer, freiſamer Herzog von Oeſterreich, Leopold III. mit Namen, die Zierde der Ritterſchaft und des Adels Luſt, in ſeiner Jahre Blüte (— 35 zählte er) herrlich anzuſchauen mit ſeinem hochblonden Haar und mit den edlen Zügen des blaſſen Angeſichts. Der konnte ſeines Hauſes Habsburg alte Luſt zum Herrſchen nicht verwinden und das nicht vertragen, was ihm Schmach dünkte, daß ihm freie Männer, die er als Bauern verachtete, um der Freiheit willen trotzten. In glorreichen Tagen hatten dieſe Schweizer der tyranniſchen Landvögte Zwingburgen gebrochen, in herrlichen Schlachten hatten ſie, fromm einſtehend in ihrer Sitten Einfalt für das Heiligſte, für die Freiheit, — die ſtolze Pfauenfeder, der Habsburger Wahrzeichen, um das ſich der übermüthige Adel ſammelte, in den Staub geworfen. Das wollte Leopold III., der Glorreiche zubenannt, an den Schweizer Bauern und Bürgern rächen. Sein Zorn war auf's Neue gereizt, als er ſah, daß ſeine klug angelegte Staatskunſt vor dem klaren ſichren Blick der Eidgenoſſen, wie Schnee und Eis vorm Sonnenſchein, zerſchmolz, als er ihren feſten Muth, ſich wider alle Vergewaltigung zu wehren erkannte, als die Männer in Entlibuch, als die Sempacher und Andre, die Oeſterreichs Unterthanen geweſen, zu den Freien ſchwuren. Derſelbe Beweggrund, wie er ihn trieb, eine raſche That zu thun und der Bauern und Bürger Freiheitstrotz zu erdrücken, beſeelte auch all die Herren vom Adel, und wie ſie ihm, dem kühnen Führer alle zuzogen, wie er auf das ſtattlichſte Heer hinblickte, das die Sonne beſchienen, hielt er's nicht für möglich, daß die Schweizer dieſem widerſtehen könnten.

Als nun die Schweizer Kundſchaft erhielten: der Herzog komme mit ſeiner ganzen Heeresmacht das Aargau herauf und wolle vor Sempach ziehen, da beſchloſſen ſie ihrer Kräfte folgendermaßen zu wahren: die von Zürich ſollten daheim bleibend ihre Stadt gegen einen bevorſtehenden Angriff vertheidigen, die von Glarus und Zug, ſowie die von den vier Waldſtätten, die im Juni gen Zürich geeilt waren, um es zu ſchützen, ſollten ſo raſch ſie konnten, die erſteren in ihre Länder heim kehren, die letzteren durch's Aargau gen Sempach rücken. Der Herzog zog von Bruck das Aargau herauf gen den Sempacher See und von Surſee vor Sempach, drei Stunden von Luzern, das ihm ein Dorn im Auge war, ſeit es am 7. Januar Rath und Bürger von Sempach für ewige Zeiten als Bürger aufgenommen.

Am Mittag des 9. Juli ſtand der Herzog mit ſeinem Heere — viertauſend Ritter in ſchweren glänzenden Rüſtungen, das Fußvolk ungerechnet, — vor Sempach. Die Leute des Herzogs hatten Wagen voll Stricke bei ſich und riefen den Sempachern zu: „Vor Nacht müßt ihr alle dran hängen," auch ſchnitten ſie das Korn und Rudolf von Rhinach rief ſpottend zur Stadt hinein: „Schickt den Mähdern das Morgenbrot heraus;" aber der Schultheiß gab ihm die Antwort: „Kein Eidgenoß gibt den Lohn, er ſei denn vorher verdient; ich hoffe: meine Herrn von Luzern werden bald kommen und euch das Morgenbrot anrichten, daß manchem der Löffel entfallen wird." Der Eidgenoſſen waren nicht viel mehr als 1400 Männer, 400 von Luzern, 300 von Uri, 300 von Schwyz, 300 aus Unterwalden, 100 Entlibucher und Rotenburger und eine Schaar von Zugern und Glarnern, die ſich vom Abzug von Zürich denen aus den Waldſtätten angeſchloſſen hatten; auf die Kundſchaft, daß der Herzog, um ſie unterwegs zu ereilen, raſch herangezogen ſei, hatten ſie ſich beeilt und ſtanden am Meierholz. Welch ein Abſtand: Auf dem Feld vor der Stadt dieſer Glanz der Harniſche, Helme, Schilder, Spieße, dieſe bunten Fahnen und Helmbüſche der Ritter und Städter, die ihnen folgten, — und dort im Walde die kleine Schaar der Eidgenoſſen, ſchlicht und recht, gar viele ohne Harniſche, (die banden ſich Bretter an die Arme,) mit kurzen Waffen, breiten Schwertern, Hellebarten und Morgenſternen. Als ſie die Feinde gewahrten, ſielen ſie auf die Kniee, breiteten die Arme aus und beteten zu Gott. Da ſprachen höhnend einige ſtolze Ritter: „die zagen Leute fallen nieder auf ihre Kniee und wollen uns um Gnade bitten.“ Alsbald erhoben ſich die frommen Eidgenoſſen voll friſchen Muths und ſchritten aus dem Wald hervor, die Höhen hinab, auf's freie Feld, dem Adel vor's Angeſicht.

Der Herzog ordnete nun die Schlacht an. Einer von den Seinigen, Ulrich von Haſenburg, der inzwiſchen ganz nahe an die Eidgenoſſen geritten war und ihre Schlachtordnung beſchaut hatte, ſprach warnend zu dem Herzog: wie gering auch die Schaar ſei, ſo leuchte doch jedem der Muth aus den Augen und die Luſt, ſtraks den Angriff zu thun; drum ſolle der Herzog die Gefahr meiden und nach Surſee reiten, während ſein Volk den Kampf ausfechte. „O Haſenburg — Haſenherz!“ rief ſpottend Hans von Ochſenſtein, und ſprach zum Herzog in ſeinem Uebermuth: „Die wollen wir vor Nacht, wie Ihr ſie wollt, geſotten oder gebraten liefern;“ der Haſenburg aber meinte: „Man ſoll wohl heute noch ſehen, ob Du oder ich der Zagere werde ſein!“ Der Herzog, der das Feld überſchaut und es für den Kampf zu Roſſe ungeeignet gefunden, hieß die Ritter abſitzen und die Roſſe zurückführen. Die Ritter hieben ſich nun die langen hinderlichen Schuhſchnäbel ab, wie die Vornehmen ſie damals trugen, und traten eng zuſammen, vornhin, die Knechte mußten hinter ihnen ſtehen, denn der Adel gedachte ihrer Hülfe nicht zu brauchen und wollte allein das verhaßte Volk mit einem Schlage zermalmen. Noch einmal bat mancher vom Adel, wie's ſchon Haſenburg gethan, den Herzog: er ſolle ſein Leben nicht dran ſetzen; er aber ſprach: „Das wolle Gott nicht! Sollt' ich euch laſſen ſterben und ich geneſen? Ich will Uebles und Gutes mit euch haben, ich will bei meinen Rittern und Knechten heut ſterben oder ſiegen auf dem Meinen und um mein Erbe!“

Siegesgewiß ſtand der Adel und harrte voll Ungeduld des Augenblicks, wann die Eidgenoſſen ihm in die Spieße rennen würden. Mann an Mann dicht aneinander geſchloſſen, ſtanden die ſtolzen Ritter und Herren, ganz in Eiſen, Schild an Schild, die langen Spieße mit den leuchtenden Spitzen vorgeſtreckt bis zum vierten Glied, eine lange, undurchdringliche Mauer. Die Eidgenoſſen ſtellten ſich in keilförmiger Schlachtordnung auf, um ſo Breſche zu brechen in die eiſerne Wand und dann gewaltig nachzudrücken und die Schaaren zu zerſprengen. Mit freudigem Schlachtruf ſtürzen ſie, ſo geordnet, auf den Adel los. Doch da iſt kein Ankommen wider die Speere, da öffnet ſich keine Bahn. Schon ſinkt Mancher durchbohrt auf den Plan; jetzt bewegen ſich die beiden Flügel des Adelsheeres, krümmen ſich, ſchließen einen Halbkreis enger und enger um die kleine Schaar, auf daß kein Entrinnen vor dem Verderben möglich ſei. Noch iſt nicht ein einziger Ritter verſehrt, aber die Eidgenoſſen ſtürzen wie die niedergemähte Saat; es ſinkt der Altſchultheiß von Luzern, Petermann von Gundoldingen mit dem Banner der Stadt, es ſinkt ſein Schwager, mancher Biedermann liegt im Blut. Vergeblich räth Anton zer Porta von Uri den Hellebardenträgern, auf die Spieße zu ſchlagen, ſie ſeien hohl und müßten zerſplittern; aber wenn auch der erſte zerbricht, ſtreckt ſich der zweite, der dritte, der vierte hervor aus der eiſernen Wand. Gleichwohl ermatten die Eidgenoſſen im Anbringen, im heißen Kampfe nicht; ſie vertrauen auf Gott, dem ſie im Gebet ihre Seelen befohlen, daß er die Volksfreiheit nicht untergehen laſſen werde durch des Adels und der Fürſten Uebermuth, und müſſen ſie fallen nach unerforſchlichem Rathſchluß, — „o, der Tod für die Freiheit iſt ſüß, und beſſer: in Ehren geſtorben, als in Unterwürfigkeit ſchmählich gelebt.“ Deß ſind die Eidgenoſſen gewärtig und gar bald haben ſie keinen anderen Troſt mehr. Schon glaubt der Adel ſein Theil gewonnen, und ſieht's ſchon, wie er ſie binnen Kurzem ganz im Kreis umklammert haben wird.

Da ruft in der ſchlimmſten Noth Arnold Struthan von Winkelried aus Unterwalden, ein Ritter, aber ein Ritter der Freiheit, ſeinen Kampfbrüdern, den Eidgenoſſen, zu: „Wollt ihr's meine Frau und meine Kinder genießen laſſen, treue liebe Eidgenoſſen, ſo will ich eine Gaſſe machen.“ Während er die Worte ſpricht, ſpringt er ſchon aus der Reih ſeiner Mitkämpfer heraus auf den Feind zu, faßt mit beiden Armen des Adels Spieße, ſoviel er faſſen kann und reißt ſie mit aller Kraft zu Boden. Sie durchbohren ſeine Bruſt, aber wie er ſie niedergeriſſen, und ſo eine Lücke entſtanden in des Adels Reihe, in demſelben Augenblick brechen die Eidgenoſſen, voll heißen Grimms, unwiderſtehlich, mitten in die Ritter hinein, und nun kommt's ihnen zu ſtatten, daß ſie von Laſt des Rüſtzeuges unbeſchwert ſind, daß ſie kurze Waffen, aber gewaltige führen, und gerade der Prunk der ſchweren Eiſengewänder, worin ſich die Ritter unangreifbar gewähnt, und gerade die langen Spieße, in welche die zuſammengetriebenen Bauern rennen ſollten, gerade dies beides wird dem ſtolzen Adel zum Verderben; die Eidgenoſſen hauen ſich gewandt und nervig mit den Schwertern weiter Bahn, die Hellebarte und der Morgenſtern ſchmettern rechts und links; Mann an Mann des eiſernen Adels ſtürzt unbehülflich, unfähig zur Gegenwehr, zu Boden, und über ihn hinweg bringen neue friſche Streiter fort und machen die Gaſſe breiter und immer breiter, die Arnold Struthan von Winkelried mit den Speeren in der Bruſt geöffnet. Da erſtickt mancher Ritter und Graf in ſeinem Harniſch, und mancher verwünſcht den eiſernen Sarg, den er am Leibe trägt, und wäre jetzt lieber wie der Bauern Einer angethan, daß er des Lebens ſich wehren oder entfliehn könnte. Entflieh'n? Die Eidgenoſſen laſſen keinen entrinnen; ſie wiſſen, daß ihnen der Adel den Untergang geſchworen; ſie wiſſen: wer von den ſtolzen Herren heute entrinnt, der vergißt den Bauern den Tag von Sempach nicht und kommt über kurz oder lang mit neuem Aufgebot wieder. Drum gilt's jetzt: Leben um Leben, und die Nothwehr iſt's, welche die Bauern die ſtolzen Halme der Ritterſchaft mähen heißt. Und in der That, weſſen ſie ſich von ihr zu verſehen gehabt, das hat ſie ein fliehender Freiherr aus Burgund gelehrt, den ein Eidgenoſſe Hans Rot über den See rettete; wie ſie aber gen Notwil kamen, gab Jener ſeinem Knecht einen Wink, den Retter zu erſtechen; da nahm der ſtarke Mann Herrn und Knecht und warf ſie in den See. — Wie nun ſo die Eidgenoſſen, denen keine Gnade verheißen geweſen, für die der Adel ſchon die Stricke mitgebracht, die er noch vor Nacht geſotten und gebraten dem Habsburger liefern gewollt, wie die verachteten freien Bauern und Städte-Bürger die ganze Blüte des Adels niedermähen, und die Helmbüſche nicht mehr flattern, und die Banner in Staub und Blut ſinken, da drängen ſich treue Männer an den Herzog Leopold heran und reden ihm an's Herz: „Noch iſt's Zeit! Rettet das Leben!“ Er aber ſpricht: das verbeut mir Gott; es iſt ſo mancher fromme Biedermann mit mir in den Tod gegangen, um meinetwillen, daß ich von denen nicht weichen ſoll. Ich will lieber ehrlich ſterben als unehrlich leben.“ Da ſieht er, wie ſein Banner von Oeſterreich umdrängt iſt, da hört er den, der es trägt, Ulrich von Aarburg, rufen: „Retten, Oeſterreich retten!“ Wer ſoll's retten als der Fürſt! Er wirft ſich drauf, es trifft ihn ein Hieb und Schlag, er ſtürzt zu Boden; ein treuer Mann breitet ſeinen Leib wie einen Mantel über ihn, und wird erſchlagen. Der Herzog will ſich erheben, kann's aber nicht, ſeine Rüſtung iſt zu ſchwer und läßt ihn nicht aufkommen, da tritt ein Schwyzer an ihn mit dem Dolch, und obwohl der Herzog ſagt: wer er iſt, erſticht ihn der Schwyzer (ſo iſt's überliefert worden). Da liegt nun die Zier der Ritterſchaft, die ſchöne Blume niedergemäht mit den ſtolzen Aehren allzumal; da liegen fünfzehn Hauptbanner und 656 Herren vom Adel, darunter 380 Kronhelme; und wie die Eidgenoſſen immer weiter um ſich arbeiten und das Feld des Sieges ausbreiten, — fliehen die Andern all in wilder Verwirrung, die Nachhut zuerſt, dann iſt nicht Haltens mehr! „Die Hengſte her!“ ſchreien die Ritter. Aber ſchon ſind die Knechte mit den Roſſen auf und davon. Das iſt der Tag, von dem es ringsum in den Landen der freien Männer hieß: „Gott iſt zu Gericht geſeſſen über des Adels Trutz;“ und wohl ſind da ganze Adelsgeſchlechter erloſchen. Das alles hat eines Mannes, des Arnold Struthan von Winkelried, heilige Todesweihe gewirkt, — ſoviel Tod der Dränger, die der Freiheit Untergang geſchworen, und ſoviel Leben von Geſchlecht zu Geſchlecht für die Freiheit. Denn dieſer Tag und des Winkelried's Opfertod, der den herrlichen Sieg erweckte, zeugte der Freiheit neue Helden, die Helden von Näfels am 9. April 1388, und zwölf Jahre ſpäter die Appenzeller Hirtenhelden am Speicher (1403) und abermals (1405) auf der Höhe am Stoß und zum drittenmal an der Wolfshalde, bis die Fürſten von Oeſterreich den Verſuch ſatt bekamen, die freien Männer in Schweizerlanden zu vergewaltigen.

Nach der Schlacht bei Sempach ſind die ſiegreichen freien Männer drei Tage auf der Wahlſtatt geblieben und haben ſie behauptet. Zum Gedächtniß hat Luzern auf derſelben eine Kapelle gebaut und am 9. Tag des Juli iſt ein Gottesdienſt angeordnet worden, der noch heute gefeiert wird, ein Nachhall jenes inbrünſtigen Gebets im Walde vor der Schlacht, das ſeine Erhörung gefunden hat, weil ein Mann, der ſein Volk mehr als ſein Leben geliebt, das Beiſpiel gegeben, daß der Spruch gottgeſegnet iſt: „Hilf Dir ſelbſt, ſo wird Gott Dir helfen.“

Arnold Struthan von Winkelried, Du, dem das ganze Leben voll aufging und verklärt ward in dem einen Augenblick, da Du für die Freiheit ſtarbſt, iſt Dein Geſchlecht auch erloſchen, beſitzen wir auch Dein Abbild nicht mehr und ehrt Dich auch kein Denkmal, — o wäre dies ganze deutſche Volk Deines Blutes und Sinnes, o trüge jeder Deine freudige heilige Todesweihe für Freiheit und Vaterland im Herzen, o ehrte jeder Dein Gedächtniß durch den Muth der Wahrheit, der jeden, auch den Geringſten zum Helden macht, — dann biſt Du nicht umſonſt geſtorben! Noch heute lauert ein Drache Verderben drohend wie jener, den ein Winkelried erſchlug, in finſterer Höhle; noch heute heiſcht er ſeine Opfer, der lichtſcheue uralte Drache der Zwingherrſchaft. Noch heute ſtarrt eine eiſerne Wand von Speeren der Volksfreiheit entgegen, noch heute wehen die ſtolzen Pfauenfedern des Adels und das weithin ſchallende Wort des Volks: „ſie ſollen nicht mehr wehen,“ — es hat ſie nicht geknickt, das Wort iſt gar bald verhallt; die That, welche dem Wort folgen ſollte, iſt nicht gethan worden und immer enger zogen die Schaaren der Feinde den verderbendrohenden Kreis um die Freiheit zuſammen. Wohlauf, Winkelried, ſteig aus deinem Grabe, umfaſſe die Speere noch einmal und zeige jedem der das Volk und die Freiheit liebt, wie ſüß es iſt, es dir gleich zu thun! Rufe Winkelried, jedem ſolchen an's Herz: „Es kommt der Tag, da Gott zu Gerichte ſitzt!“ rufe jeden ſolchem zu: „Bahnt der Freiheit eine Gaſſe!“ Unſer Volk muß bis in die ärmſte Hütte hinein fähig werden, die Heiligkeit der Freiheit zu begreifen. Das recht begreiflich zu machen, in jedes Herz den Odem des Göttlichen zu leiten, der es dann auch ſtark macht, für die Freiheit zu leiden, und von der Freiheit als von etwas Göttlichem, als von des Menſchendaſeins innerſtem Kern nicht zu laſſen, — dieſem höchſten ſittlichen Bewußtſein den Sieg zu verſchaffen, durch den allein ein Volk das wird, was es ſein ſoll, und unſterblich wird, — dazu bedarf es noch manchen Winkelried's.

Johannes Ronge

und

die freie Kirche.

Von

Eduard Duller.

Jetzt oder nie!
Die Stunde hat geſchlagen,
Der Menſchheit will ein neuer Morgen tagen,
Und hell erklingt die Oſtermelodie:
Jetzt oder nie!

Johannes Ronge.

(Geboren am 16. Oktober 1813 zu Biſchofswalde in Schleſien.)

Ihr alle, denen das Herz höher ſchlägt, wenn die heiligen Worte Freiheit, Vaterland, Menſchheit ertönen, ihr alle, die ihr noch aus voller Seele euer Volk lieben und ſeine Verräther haſſen könnt, die ihr mit friſchen Augen aus dem großen Kampfgetümmel der Gegenwart hinüberſchaut auf das lichte Siegesfeld der Zukunft, wo die Menſchenwürde ihre Palmen pflanzt, — blickt zurück auf all das Elend und all die Schmach, die unſer Volk erlitten, und auf all die Verderbtheit, zu der ſo viele Tauſende nach einem teufliſchen Plane hinabgebracht worden ſind, damit ſo viele Hunderte ungeſtört noch auf lange Zeiten hinaus als die Erdengötter leben könnten. Auf dieſe Zeiten blickt zurück, aber auch auf die erſten Keime des göttlichen Triebes, der im großen Herzen der Menſchheit unverloren bleibt, — auf die erſten Regungen des deutſchen Volksherzens, wie es von Scham vor der Schande, der es hingeopfert worden, zuſammenzuckte und den erſten Schlag der Freiheit ſchlug; und auf die Männer blicket hin, die ſich mit ihren Herzen vor dies Volksherz hinſtellten, um es in Noth und Tod als treuer Schild zu decken, die da nicht in jämmerlicher Halbheit mit dem einen Auge nach Volksgunſt buhlend hinblickten und mit dem andern auf hunderterlei Rückſichten, womit ſie ſich ſelbſt den Rücken decken könnten; — ach, Deutſchland hatte ſolcher Menſchen und hat ihrer nur noch allzuviel, welche ſich „freiſinnig“ nennen und für „Freunde des Volks“ gelten und doch nichts weniger als das Eine oder das Andere ſind. Nein, blickt auf die Menſchen, die ganz waren und es bleiben inmitten einer elenden, in feiger Halbheit verſchwommenen Zeit. Schärft eure Blicke, indem ihr die ungeheure Umwälzung, welche das Vaterland ergriffen hat, bis in ihre Anfänge und Urſachen zurückerforſcht. Erkennt, daß es ſich bei derſelben um nichts Geringeres handelt als darum, daß eine neue Weltordnung, die der Freiheit und der Menſchenwürde, an die Stelle der alten trete, und daß nicht etwa dies oder jenes einzelne Verhältniß ſich umgeſtalten ſoll, ſondern daß das ganze Leben des Volkes insgeſammt, durchdrungen vom göttlichen Odem, ſich von Grund aus verjüngen und jener höchſte und heiligſte Selbſtzweck werden muß, welchen ſo viele Geſchlechter der Menſchen ſo viele Jahrhunderte hindurch ſo heiß erſehnt, ſo vergeblich erharrt und doch ſo folgenreich vorbereitet haben.

I.

Des deutſchen Volkes Knechtung und Schmach.

Eine zwiefache Willkürherrſchaft laſtete drei und dreißig Jahre lang auf dem deutſchen Volke, die des Staates und die der Kirche. Was war aber unter dem Staat zu verſtehen? Wer gab ſich für den Staat aus? Die Fürſten. Und wer gab ſich für die Kirche aus? Die Prieſter. Jeder von dieſen beiden behauptete nun: eine oberſte Berechtigung zur Herrſchaft über Land und Leute, über Willen und Glauben zu haben. Und woher leiteten ſie dieſe ihre oberſte Berechtigung ab? Sie ſagten: „Wir ſind von Gott eingeſetzt.“ Die Kirche behauptete, ſie ſei die ausſchließliche Heilsanſtalt, welche Gott für die Rettung und Erziehung der „urſprünglich ſündhaften und verderbten“ Menſchennatur angeordnet habe. Der Staat hinwieder, der ſich ebenſo ausſchließlich „chriſtlicher Staat“ nannte, verkündigte als ſeinen oberſten Grundſatz, daß alle Obrigkeit geradezu von Gott verordnet ſei, ihren Urſprung alſo nicht im Volke, ſondern außer und über dem Volke habe und ſomit alles „für's Volk,“ aber nichts „durch's Volk“ ausführen dürfe. Das war das ſogenannte „göttliche“ Recht, kraft deſſen die Fürſten und die Prieſter über das Volk herrſchten.

Die Erſteren ſchrieben ſich im frevelhaften Uebermuth „von Gottes Gnaden.“ Indeſſen fühlten ſie doch, daß dieſe Berufung vor dem geſunden Menſchenverſtand nicht ausreichte, und ſo verkündigten ſie, daß ſie außerdem auch das geſchichtliche („hiſtoriſche“) Recht für ſich hätten. Was hieß dies aber mit andern Worten? Nichts anders, als daß der Beſitz der Herrſchaft, den ihre Väter und Urväter durch Uebermacht und Liſt errungen hatten, durch lange ungeſtörte Vererbung bei ihrem Geſchlechte zum Recht geworden ſei.

In dieſem Sinne ſtützte ſich denn auch der Adel, als bevorrechtete Klaſſe, auf das geſchichtliche Recht, und gleich wie die Fürſten, ſo wollte auch er von reinerem Geblüt ſein als das Volk, auf welches er hochmüthig herabblickte, und er ſtellte ſich zunächſt um das Fürſtenthum, um das geſchichtliche Recht des reineren Geblüts auf den Beſitz von Land und Leuten zu vertheidigen. Das „reinere Geblüt,“ das „Vollblut!“ O wie ſich der Adel dadurch auf eine Stufe mit dem Thiere ſtellte! Wie er dadurch den göttlichen Odem des Geiſtes verläugnete! Wie er dadurch ſelbſt-die Beſſeren ſeines Standes, welche perſönliches Verdienſt hatten, ſo tief herunterſtellte! Eine Thorheit, über die man lachen könnte, wenn ſie nicht eine Verhöhnung der Menſchenwürde wäre!

Und nun ſeht wieder auf das Fürſtenthum, auf dieſen Gipfel der Erblichkeit! Betrachtet euch dieſe Menſchen von Fleiſch und Bein, die kraft des reinſten Geblüts was Beſſeres ſein wollten, wie ſie wirklich waren: mit geiſtigen und körperlichen Gebrechen, — einige blödſinnig, andere ſchwach, andere unſittlich bis zur Verworfenheit, von Buhlerinnen, von Beichtvätern, von Kammerdienern, von Zuträgern beherrſcht, — blind, lahm, ſtammelnd, taub, von Flechten bedeckt, — wie ſie dennoch „von Gottes Gnaden“ und kraft des „Erbrechts und Vollbluts“ auf den Thronen ſaßen und den Staat für ſich ſelber, Land und Leute für ein Erbſtück ihres Hauſes hielten, — wie ſie von „Liebe und Vertrauen“ ſprachen und Eide brachen.

Alle Bodenkräfte des Vaterlandes und alle Arbeitskräfte des Volks verwendete das Fürſtenthum als das ihm von „Gottes Gnaden“ zugewieſene Erbeigenthum. Dadurch hatte es nun auch die Mittel, um im Volk ſelbſt die Rechtsgleichheit zu zerſtören und um die eine Hälfte der Staatsangehörigen, welche es nur als „Unterthanen“ d. h. als Diener kannte, durch die andere Hälfte, welche ihm wirklich diente, zu jedem Widerſtand unfähig zu machen. Vom Ertrag des vaterländiſchen Bodens, vom ſauren Erwerb des Volks beſoldete ſtehende Heere von Kriegsleuten und von Beamten. Die Erſteren band es durch beſondere Eide und machte es aus Wächtern des Vaterlandes zu Wächtern des Herrſchergeſchlechts; ſie bildeten einen in ſich abgeſchloſſenen Stand mit dem Begriff einer beſonderen Kriegerehre, welche höher als die Ehre des Menſchen überhaupt ſtehe. Auf die letzteren, die Beamten, wurde nach einem ſchlau erſonnenen und beharrlich durchgeführten Plane dahin gewirkt, daß ihnen der Wille der Mächtigen höher gelten ſollte, als das Wohl des Volks und des Staats, und daß die Selbſtſtändigkeit des Charakters ſich immer mehr abſchwächen, ja endlich völlig zu Grunde gehen ſollte. Um dieſen Zweck vollſtändig zu erreichen, wurde die Schule benutzt; durch ſie ſollte das Volk ſchon von Kindesbeinen an den Gehorſam gegen die untrügliche Weisheit der Herrſcher und der Mächtigen gewöhnt, er ſollte dem Volke zur zweiten Natur werden; der Lehrerſtand wurde der Selbſtſtändigkeit beraubt, damit er gefügig erhalten werde, den Plan der Volksverdummung zu verwirklichen. Argwöhniſch blickten die Bevorrechteten von ihren goldenen Stühlen, von ihren Ahnenſchlöſſern, von ihren Kriegsroſſen, von ihren Amtsſtühlen auf jeden Verſuch herab, den edle Männer machten, um Volksbildung zu verbreiten; ſie verboten dem Wort den freien Flug, der Schrift den Sturmſchritt von Haus zu Haus, weil ſie vor der Kraft der Wahrheit zitterten und ihre eigene Macht nur auf die Lüge gebaut wußten. Sie verboten das, wozu den Menſchen ſein geſelliger Trieb bewegt, die Verſammlung, die Vereinigung; denn nur durch die Vereinzelung, welche ſie ſo erhielten, nur durch die Zerſplitterung und Zwietracht des Volkes konnten ſie ihre unnatürliche Willkürherrſchaft behaupten. Sie verboten Dem, der am Recht gekränkt worden, die Beſchwerde; denn ſie zitterten davor, daß, wenn nur in einem Falle die Ungerechtigkeit an den Tag käme, gar bald auch allerorten das ganze Netz von Lug und Trug offenbar würde. Ja ſie verboten ſogar die — Bitte!

Da ward die deutſche Erde freilich zu einem irdiſchen Jammerthal; da ward das arme deutſche Volk freilich für die Lehre der ſogenannten „rechtgläubigen" Kirchen empfänglich, welche es zur Entſchädigung für all das Elend hienieden auf einen Entgelt in einem ſchöneren Jenſeits hinwieſen! Aber da ward das Volk auch, indem die Regierungen es wie einen Feind behandelten, an den Gedanken gewöhnt, daß die Regierungen ſeine Feinde ſeien, und ſo kam in's ganze Volksleben mit dem fortwährenden Kriegszuſtand, welchen die Regierungen hervorriefen, ein unheilbarer Riß, — ein furchtbarer Zuſtand von Lüge und Entſittlichung durchdrang alle Verhältniſſe.

Dieſer unſittliche Zuſtand offenbarte ſeine unſeligen Folgen gar bald. Man erkannte dies daran, daß die ganze Nation ihre Würde und daß die Willkürherrſchaft alle Scham verlor. Scheußliches Verderbniß war im Innern der Höfe, Feilheit im Beamtenthum, Heuchelei und unnatürliche Luſt im Prieſterthum, erbärmliche Hohlheit und eitel Scheinehre im Adel und in der Kriegerklaſſe; in der Polizei, die den Gedanken dem Denker im Keim erſtickte, war tauſendfältige Furcht eines Angebers vor einem andern, Schatten, die herumſchlichen, ſchreckten das vollſaftige Leben, die Rechtspflege ging von dem Grundſatze aus, an jedem Angeklagten müſſe ſie eine Schuld herausfoltern, und die Zuchthäuſer, in welche die Tyrannei die edelſten Männer ſteckten, bargen mehr Tugend und Ehre als Fürſtenſchlöſſer.

Zu all dem Elend kam nun noch der Glaubenszwang und mit ihm der Glaubenshaß. Beide verdankt das Volk dem Streben der Prieſterſchaft nach unbegränzter Herrſchaft über jeden Einzelnen, über die Familien, über die Schulen, die Gemeinden und den Staat. Jeſuitismus iſt das beſte Wort für dies Treiben, welches von dem Grundſatz ausgeht: „der Zweck heiligt das Mittel; und es macht dabei ganz und gar keinen Unterſchied, ob die Prieſter der römiſch-katholiſchen oder der proteſtantiſchen Kirche angehören, ob ſie die Untrüglichkeit des Papſtthums oder die der proteſtantiſchen Bekenntnißſchriften (der ſogenannten „ſymboliſchen Bücher") lehren. Am ſchlaueſten war freilich der römiſche Jeſuitismus; denn er machte nicht blos die römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit und durch ſie auch die Laien zu Sklaven Roms, ſondern er meiſterte auch ſeinen Zwillingsbruder, den kopfhängeriſchen, dumpf vor ſich hinbrütenden Buchſtabenglauben in der proteſtantiſchen Kirche. Die deutſchen Regierungen hatten den römiſchen Jeſuitismus ſeit der Wiederherſtellung der alten Herrſchaft „von Gottes Gnaden" nach den Befreiungskriegen mit Vorliebe begünſtigt, und er wußte ſich ihnen auch freilich ſehr nützlich zu machen; denn er war es, der zum Vortheil der Bevorrechteten das Volk durch die Schule entgeiſtete; er war es, der dem Segen der freien Forſchung durch den Fluch der Volksverdummung entgegenwirkte. So wurde das religiöſe Gefühl des Volks zu dem nichtswürdigſten Zwecke und durch die nichtswürdigſten Mittel unermüdlich mit einem ſolchen Erfolge mißbraucht und mißleitet, daß endlich die bekannte Redensart: „Der Altar ſei die Stütze des Thrones" leider eine Wahrheit wurde, in dem Sinne nämlich: daß die fürſtliche Gewaltherrſchaft auf der geiſtigen Verknechtung des Volkes und auf ſeiner Zerſplitterung durch Glaubenshaß geſtützt war.

Die Fürſten bezahlten dieſen Dienſt reichlich; ſie bezahlten ihn mit dem Geld und mit der Schmach der deutſchen Nation, indem ſie, ohne das Volk zu fragen, jene Uebereinkünfte oder „Konkordate" mit Rom ſchloſſen, welche Deutſchland an Rom zinsbar, ja leib- und ſeeleneigen machten. Und nicht etwa blos katholiſche Fürſten thaten dies in einer Geiſtesbeſchränktheit, welche noch leichter begreifbar war: nein, auch proteſtantiſche. Während alljährlich am Gründonnerſtag zum Andenken an Jeſu letztes Liebesmahl in römiſch-katholiſchen Kirchen feierlich der Fluch über alle Lutheraner, Calviniſten und andere Ketzer ausgeſprochen wird, — ließen proteſtantiſche deutſche Fürſten unſer gutes deutſches Geld aus dem Staatsſchatz nach Rom fließen. Das hielt man für Gerechtigkeit gegen die römiſch-katholiſchen „Unterthanen," — dieſe Verſchleuderung des zum großen Theil von Proteſtanten mit aufgebrachten Geldes für die Ausſtattung von Bisthümern, die ohnehin reich genug waren und von welchen die gemiſchten Ehen verdammt, die Seminarien zu Anſtalten gemacht wurden, worin unſere deutſche Jugend zu Heuchlern, zu Volksverdummern und Volksverknechtern erzogen wurde und noch wird. Ganz folgerecht nahmen ſolche proteſtantiſche deutſche Fürſten, — von den Einflüſſen des Jeſuitismus umſtrikt, ohne daß ſie's ahnten, — die Beſtrebungen der proteſtantiſchen Frömmler in Schutz, welche jede freie kirchliche Regung als Abfall von Gott verketzerten und als ſtaatsgefährlich bei der Staatsgewalt anklagten. Wie lächelten dieſe frommen Herren der Erde, welche im Schauſpielhauſe das Auge von den verführeriſchen Wendungen der Tänzerinnen, und welche das Ohr von den ſalbungsvollen Worten ihrer proteſtantiſchen Biſchöfe (ihrer Beichtväter) nicht abwandten, wie lächelten ſie ſo ſelbſtgefällig, gleich als hätten ſie die Aufgabe des Jahrhunderts gelöſt, wenn ſie der ſchlauen herrſchſüchtigen römiſch-katholiſchen Prieſterſchaft ein verderbliches Zugeſtändniß nach dem andern machten; wie hielten ſie ſich nun der blinden Anhänglichkeit ihrer römiſch-katholiſchen Unterthanen ſo verſichert, welche ſie den böſen Geiſtern des Aberglaubens und des Glaubenshaſſes ſo recht als Beute zugeſtoßen, ſtatt ſie vor denſelben zu retten! Aber wie erſchracken ſie auch, wenn ſie plötzlich erkannten, daß der Jeſuitismus ſich im Gefühl ſeiner Kraft, ſtolz auf die ihm eingeräumte Berechtigung, vor ihren Blicken aufrichtete und kühn nach den Giebeln des Staates griff; wo die Kronrechte prangten! Wie zitterten ſie, als ſie ſahen, daß die ſo begünſtigte Prieſterſchaft die Regungen des Volks nach Freiheit aufmunterte, daß ſie demſelben in dem proteſtantiſchen Staatsoberhaupt den Feind der Kirche und der Freiheit zeigte. Da hörte man denn von einem Kampf zwiſchen „Staat und Kirche.“ Doch es war nur der Kampf zwiſchen der weltlichen Gewaltherrſchaft und der geiſtlichen, von denen eine die andere nur zur Unterdrückung der Volksfreiheit hatte benützen wollen, von denen keine um eines Haares Breite mehr Recht hatte, nicht um eines Haares Breite ehrlicher war, als die andere.

So weit war es in dieſem Deutſchland gekommen, das einen Hutten ſeinen Sohn nennen darf! So weit, ja noch weiter ſollte es kommen. Vergeblich blieb bei den Regierungen jede treugemeinte Warnungsſtimme, — ſie wurde verlacht, verſpottet; glücklich war der Warner zu preiſen, wenn er noch dem Arm der Polizei und der Strafe für das ihm zur Laſt gelegte Verbrechen entging: „eine im Staat anerkannte chriſtliche Glaubensgenoſſenſchaft beſchimpft, die Religion geläſtert und den lieben Gott beleidigt zu haben;“ mit ſo abgeſchmacktem Geſchwätz verdächtigte man jedes ehrliche Wort für's deutſche Vaterland. Die Fürſten waren blind für das, was vor ihren Augen vorging, taub für das Triumphgeſchrei, welches die jeſuitiſche Partei über unſer verrathenes, geſchändetes, entzweietes Vaterland anſtimmte.

Dies Triumphgeſchrei aber weckte wenigſtens das Volk aus ſeinem langen Schlafe und der freche Uebermuth, womit Rom dem deutſchen Genius die klirrenden Ketten zeigte, war die Loſung für ihn, daß die Zeit erfüllet ſei, daß er ſich emporraffe, jene Ketten zu zerreißen. Das Ereigniß, wodurch ſich jener Uebermuth auf's Entſchiedenſte kund gab, wodurch er das Gericht herausforderte, welches ſich bald unaufhaltſam auf der ganzen Erde verbreitete und ein zweites Gericht vorausverkündigte, — war die Schauſtellung des ſogenannten heiligen Rockes zu Trier im Jahre 1844.

II.

Roms und der Römlinge Kraft, Sieg und Uebermuth.

Bereits neun Jahre vorher hatte Rom geſprochen, und zwar ſo beſtimmt und deutlich, daß Deutſchland über deſſen Haltung für alle Zukunft durchaus in keiner weiteren Selbſttäuſchung befangen bleiben konnte. Georg Hermes, — Profeſſor der katholiſchen Theologie, zuerſt in Münſter, dann in Bonn (wo er 1831 ſtarb), — ein ſchlichter und redlicher, philoſophiſch gebildeter und der römiſch-katholiſchen Kirche treu ergebener Mann, hatte es unternommen, auf's Neue darzulegen, daß das ganze Lehrgebäude derſelben unfehlbar ſei. Dieſer Zweck entſprach nun allerdings durchaus der Abſicht der römiſchen Kirche; aber die Art und Weiſe, wie Hermes dabei zu Werke ging, verletzte eben den Begriff der Unfehlbarkeit ſelbſt. Die römiſche Kirche behauptet nämlich, ſie ſei deßhalb untrüglich, weil ſie kraft der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geiſtes gar nicht irren könne; ſie ſtellt ſomit ihre Unfehlbarkeit als reine Gewißheit für den Glauben hin, welchem die menſchliche Vernunft ſich unbedingt unterwerfen muß, ſo zwar, daß nicht blos jeder Zweifel an dieſem Glaubensſatze, ſondern auch jeder Verſuch, denſelben durch die Vernunft ergründen zu wollen, eine Sünde iſt. Dies mißkannte nun eben Hermes, in der beſten Abſicht, der römiſchen Kirche einen Dienſt zu leiſten, indem er den Verſuch unternahm und auch durchführte: die unfehlbare Wahrheit ihres Lehrſyſtems auf wiſſenſchaftlichem Wege zu beweiſen. Er kam hierbei zu dem Ergebniß: „Die römiſch-katholiſche Lehre ſei deßhalb wahr, weil die wiſſenſchaftliche Prüfung nachweiſe, daß ſie mit der Vernunft im Einklange ſei.“ Wenn nun aber Rom dies zugab, ſo räumte es zugleich ein, daß der Satz, welchen es Jahrhundert lang behauptet hatte, falſch ſei nämlich der: „die göttliche Einwirkung allein ſei die Quelle ſeiner Unfehlbarkeit.“ Wenn aber dieſe Anſicht in der römiſch-katholiſchen Bevölkerung einmal um ſich griff, dann hatte auch die ganze altkirchliche Weltanſchauung den Todesſtoß erhalten, dann war das ungeheure kunſtreiche Gebäude in ſeiner Grundfeſte erſchüttert, dann mußte es zerfallen. Deßhalb ſprach denn Rom im Jahre 1835 das Verdammungsurtheil über die hermeſianiſche Lehre aus, und fruchtlos blieben alle Verſuche, welche die eifrigſten Schüler des mittlerweile verſtorbenen Meiſters machten, um dieſelbe zu rechtfertigen, geſchweige denn, um die Aufhebung des Verbots ſeiner Lehre und die Zurücknahme von 18 Sätzen zu erwirken, worin dieſelbe als ketzeriſch bezeichnet und worin Hermes ſelbſt übrigens noch im Grabe als unſittlicher Menſch geſchmäht wurde! — Dies Verdammungsurtheil hat Papſt Gregor XVI. ausgefertigt und ſein Nachfolger Papſt Pius IX., von welchem, als er die dreifache Krone empfing, ſo Viele hofften, daß er die römiſche Kirche von ſo vielen irrigen, dem Geiſte Chriſti widerſprechenden Lehren, von ſo vielen verderblichen Einrichtungen reinigen würde, Pius IX. hat dies Verdammungsurtheil bekräftigt. Wie konnte er auch anders, wenn er nicht ſelbſt das Papſtthum ſtürzen wollte? Thöricht, zu erwarten, daß ein Papſt je Grundſätze gutheißen werde, welche das ganze Papſtthum einer Prüfung preisgeben, vor welcher nur die Wahrheit, aber nie die Lüge, und wäre ſie auch eine tauſendjährige, beſtehen kann.

Durch dies Verdammungsurtheil der hermeſianiſchen Lehre hatte die römiſche Kirche ſich vor Deutſchland in ihrer wahren Geſtalt enthüllt. Sie hatte gezeigt, daß ſie ſich vor dem Lichte der freien Wiſſenſchaft fürchte, und wer irgend in Deutſchland nicht ganz von den alten Glaubensirrlichtern auf falſchen Weg geleitet war, der ſah nun ein, daß ſie auch wahrlich Grund genug zur Furcht habe. Die römiſche Kirche, die uralte Feindin des deutſchen Geiſtes, hatte aber auch wieder gezeigt, daß ſie dieſe Furcht hinter Trotz verbarg; wie jener Jeſuitengeneral, rief ſie den Wahlſpruch in die Welt hinaus: „Nur ſo, wie ich bin, ſo will ich auch fernerhin ſein, oder ich will nicht mehr ſein;“ zum Nichtmehrſein hatte ſie freilich wenig Luſt. Bangte ſie vor der Macht des Geiſtes, ſo ſetzte ſie alle ihre Kräfte, alle die ungeheuren Mittel, über welche ſie zu gebieten hatte, auf den Wurf, um jener Macht, vor welcher ſie insgeheim zitterte, zu begegnen. Und in der That: wenn ſie ſah, wie viele Hunderttauſende und Aberhunderttauſende ſie unbedingt beherrſchte, wie ſie ihre jeſuitiſchen Helfershelfer an allen Höfen und bei allen Regierungen vertheilt hatte, wie die deutſchen Biſchöfe, ſtatt ihre Ehre drein zu ſetzen, freie Söhne ihres freien Vaterlandes zu werden, nur ſtolz darauf waren, die Knechte Roms und die Zwingherrn über Tauſende ihrer deutſchen Brüder zu bleiben, — da konnte die römiſche Kirche wohl die Furcht vor dem Gewitter, das am deutſchen Himmel über die alte weltbeherrſchende Lüge heranzog, vergeſſen. Und ſo geſchah's denn auch. Die römiſche Kirche erholte ſich gar bald von ihrem Schrecken; ſie dünkte ſich gar bald des Sieges über denſelben gewiß, und ſie eilte nun auch, ihn auf's Beſte auszubeuten.

Die Frage wegen der ſogenannten „gemiſchten Ehen“ bot ihr dazu die willkommenſte Gelegenheit. Der Erzbiſchof von Köln Droſte-Viſchering diente den Römlingen mit ſeinem Glaubenseifer auf's Allertrefflichſte. Im Widerſpruch mit den Zuſagen, welche er bei ſeiner Amtseinſetzung der preußiſchen Regierung gegeben hatte, verbot er die Einſegnung dieſer ſogenannten „gemiſchten“ Ehen in dem Falle, wenn nicht vorher die römiſch-katholiſche Erziehung der aus ſolcher Ehe zu erwartenden Kinder feierlich gelobt worden war. Darüber kam es zum argen Zwieſpalt zwiſchen ihm und der preußiſchen Regierung; er wurde ſeinem Sprengel gewaltſam entnommen und galt nun allen Romgläubigen als Märtyrer der Religionsfreiheit! Heilige Einfalt, die bei einem ſolchen Fall überhaupt nur von Freiheit ſprechen konnte! Aber das ſogenannte Märtyrthum des Erzbiſchofs wußte Rom trefflich zu benutzen; der unbedeutende, geiſtesbeſchränkte, alte Mann, welcher nur ein Werkzeug geweſen war, erweckte rein menſchliche Theilnahme, und zwar nicht blos bei den Römiſch-katholiſchen, welche in den gegen ihn getroffenen Maßregeln einen Angriff auf ihre Kirche erblickten, ſondern auch bei jenen, welche die freiheitsfeindlichen Strebungen der preußiſchen Regierung verabſcheuten und bekämpften. Dieſe letzteren fanden nun die willkommene Gelegenheit, bei der großen Menge der römiſch-katholiſchen Bevölkerung feſten Fuß zu faſſen und das Mißtrauen gegen die Regierung bis zu einer entſchiedenen Abneigung, bis nahe an die Gränze des offenen Widerſtandes zu treiben. Die Prieſterſchaft erkannte gar bald und benutzte mit unglaublichem Eifer, mit unermüdlicher Ausdauer alle Vortheile, welche ſich für die Sache Roms aus dem anſcheinlichen Märtyrthum des Kölner Erzbiſchofs Droſte-Viſchering ergaben. Mochte die preußiſche Regierung auch dieſen entſetzen und ſeinen Amts- und Geſinnungsgenoſſen, den Erzbiſchof Dunin von Poſen auf die Feſtung Kolberg bringen, — die preußiſche Regierung unterlag doch eigentlich vor einer Macht, welcher all ihre Kriegsſchaaren nicht die Spitze zu bieten vermochten. Wäre es ihr wirklich um des Volkes Wohl zu thun geweſen, ſo hätte ſie des Volkes Erziehung zur Freiheit, zur vollkommenen, geiſtigen, ſittlichen und religiöſen Freiheit in die Hand nehmen müſſen; aber das hatte ſie, wie jede deutſche Regierung, nicht gethan; ſie hatte wie jede deutſche Regierung Roms Einfluß ſo lang begünſtigt, als ſie davon Vortheil für die Unſelbſtſtändigmachung des Volks zu ziehen gehofft hatte; nun wuchs ihr dieſer Einfluß eines Staats im Staate über's Haupt. Das war die Vergeltung, welche dem Verrath nie ausbleibt. Rom triumphirte, daß es durch das Märtyrthum zweier Biſchöfe neuen Halt in der katholiſchen Bevölkerung des preußiſchen Staates, dadurch aber auch des deutſchen Vaterlands gewonnen hatte, und Metternich in Oeſterreich und Abel in Bayern halfen getreulich der alten Feindin Deutſchlands, welche nun das Haupt höher und ſtolzer trug denn je zuvor.

In dieſem Stolz überhob ſich nun Rom. Es ſah ſchon im Geiſt ganz Deutſchland zu ſeinen Füßen; es ſah den Proteſtantismus ſchon vernichtet, deſſen Selbſtauflöſung bereits durch prophetiſche Stimmen verkündigt ward. In der Zuverſicht, daß der Sieg bereits errungen, daß der Weg zur Alleinherrſchaft bereits gebahnt ſei, beſchloß Rom, ein großartiges Schauſpiel ſeiner Macht und Herrlichkeit zu geben und der ganzen Welt zu zeigen, daß es, der deutſchen Wiſſenſchaft, als „den Pforten der Hölle," zum Trotz, felſenfeſt und unerſchütterlich daſtehe mit allen jenen Lehren, Anſtalten und Gewalten über die Seelen, welche das 19. Jahrhundert als unverträglich mit der fortgeſchrittenen Bildung des Menſchengeſchlechts bezeichnet. Außer jenem allgemeinen Zwecke lag übrigens noch ein beſonderer vor. Das beabſichtigte Schauſpiel ſollte nämlich auch die Schätze der Kirche füllen.

III.

Die Schauſtellung des heiligen Rocks in Trier.

Es war im Jahre 1844 am 6. Juli (dem Todestage des edlen Johannes Huß,) als das biſchöfliche Generalvikariat zu Trier auf Befehl des Biſchofs

Wilhelm Arnoldi folgendes denkwürdige Rundſchreiben erließ:

„Der hochwürdigen Geiſtlichkeit und ſämmtlichen Gläubigen des Bisthums Trier freuen wir uns, die erwünſchte Kunde zu geben, daß unſer hochwürdigſter Herr Biſchof dem vielfach ausgeſprochenen Verlangen der Bisthumsangehörigen, das in der hieſigen Domkirche aufbewahrte unſchätzbare Kleinod des ungenäheten Rockes unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti zu ſchauen und zu verehren, noch im Laufe dieſes Jahres zu entſprechen, ſich entſchloſſen hat. Es wird demnach dieſe heilige Reliquie in der Domkirche dahier vom 28. Auguſt d. J. an während eines Zeitraums von 6 Wochen ausgeſtellt werden, auf daß den Wünſchen Aller, welche das fromme Vorhaben gefaßt haben, nach Trier zu reiſen, um das heilige Kleid unſeres göttlichen Erlöſers bei unmittelbarer Anſchauung zu verehren, genügt werde, und Jeder den vom Papſte Leo X. unterm 26. Januar 1514 verliehenen vollkommenen Ablaß gewinnen könne. Der genannte Papſt hat nämlich, nach dem Wortlaute der betreffenden Bulle, in dem Wunſche, daß die Domkirche zu Trier, der Würde, die ſie durch die Aufbewahrung des ungenäheten Rockes unſeres Herren Jeſu Chriſti und ſo vieler anderer hochheiliger Reliquien beſitzt, entſprechend, durch großartige Einrichtungen und prachtvolle Ausſchmückung ausgezeichnet werde, auf ewige Zeiten ſämmtlichen Gläubigen, welche bei Vorzeigung des heiligen Rockes nach Trier pilgern, aufrichtig ihre Sünden bereuen und beichten, oder doch den Vorſatz haben, dies zu thun, und überdies zu der von dem heiligen Vater ſo ſehr empfohlenen Ausſchmückung des Trier'ſchen Domes, deren derſelbe ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts noch immer entbehrt, hülfreiche Hand leiſten, einen vollkommenen Ablaß bewilliget."

Dies Rundſchreiben enthielt die Berufung auf Papſt Leo X., welche darauf berechnet war, die Gläubigen durch das dreihundertjährige Alter des Ablaſſes zu gewinnen; der Schatz, der ihnen geboten wurde, mußte um ſo koſtbarer erſcheinen, da er kein neues Gepräge trug. Es war das übrigens mehr als bloß eine geſchichtliche Beurkundung, es war zugleich eine gefliſſentliche Hervorhebung, daß das Alte noch fortwährend heilige Geltung habe, trotz dem daß die Reformation den ganzen Gnadenſchatz des Ablaſſes für werthlos erklärt hatte. Für die Vernünftigen im deutſchen Volke aber, die des Vaterlands Geſchichte kannten und ein Herz hatten, das für Deutſchlands Freiheit ſchlug, deren Wangen vor Deutſchlands Schmach errötheten, — für dieſe war die Berufung auf Leo X. in jenem Rundſchreiben ein Fingerzeig, wie weit es nach drei Jahrhunderten in Deutſchland wieder gekommen war, nämlich bis zum Ablaßkram! Eben dieſer Papſt Leo X., auf welchen ſich der Biſchof Arnoldi von Trier berief, daß er für die Verehrung des heiligen Rocks und für die Beiſteuer zum Schmuck des Trierer Doms den vollkommenen Ablaß bewilligt, — eben dieſer Leo X. war es ja geweſen, welcher Deutſchland gebrandſchatzt hatte, um Geld zum Ausbau der Peterskirche in Rom zu gewinnen, und der Auslaufer dieſes Leo'ſchen Ablaßgeſchäfts in Deutſchland war jener ſchamloſe Dominikanermönch Tetzel geweſen, der wie ein Marktſchreier mit ſeinen Kram von Ort zu Ort gezogen war und auf ſeinen Geldkaſten klopfend ausgerufen hatte: „Wenn das Geld im Kaſten klingt, — die Seel' aus dem Fegfeuer ſpringt." So war demnach durch dies Ausſchreiben des Biſchofs Arnoldi Trier zum deutſchen Rom gemacht worden, dies Trier, das ſich rühmte, des Chriſtenthums urälteſte Pflanzſtätte diesſeits der Alpen zu ſein.

Wie war's denn nun aber mit dem ſogenannten „heiligen Rock" Jeſu Chriſti?

Eine alte Ueberlieferung meldet: ſo heilig ſei dieſe Reliquie geweſen, daß ein Prieſter, der ſie aus eitel Neugier angeſehen habe, erblindet ſei! Dies Wunder hat ſich denn auch im Jahre 1844 wieder begeben, aber freilich in anderem Sinne. Erblindet ſind nämlich diejenigen all, die ihn nicht aus eitel Neugier, ſondern gläubig angeſchaut; geiſtig erblindet ſind ſie, und das ſollten ſie auch, nach dem Willen der Prieſter, um blind in die Taſche zu greifen und blind zu gehorchen. Die alte Ueberlieferung meldet weiter, daß der Anblick des heiligen Rockes jenen, welche ohne Zweifel zu ihm kamen, zum Heil gereicht ſei. Auch das hat ſich bewährt, freilich wieder in anderer Weiſe, denn wahrlich: zum Heil iſt der Anblick des Rockes denen geworden, die daran nicht zweifelten, daß der Geiſt Gottes, in der Menſchheit lebend und webend, ſiegen müſſe, ob auch die Nacht noch ſo ſehr gegen das Licht kämpfe. Hunderttauſende hat dieſer ſogenannte heilige Rock leider wirklich blind, aber Millionen hat er dafür auch ſehend gemacht und wird ſie noch ſehend machen. — Die Ueberlieferung meldet, daß Maria für ihren Sohn Jeſus ein Kleid gewebt habe, welches mit ihm gewachſen ſei; dieß Gewand habe Jeſus getragen, als er den Weg nach Golgatha ging, und als er gekreuzigt wurde, hatten, wie es im Evangelium des Johannes heißt, die Kriegsknechte um dasſelbe geloſt; einer derſelben, dem es zugefallen, habe es dann einem Jünger Jeſu verkauft. Nach langer Verborgenheit habe es die Kaiſerin Helena im 4. Jahrhundert wieder entdeckt und nach Trier geſchickt, wo es dann aufbewahrt worden, in Vergeſſenheit gerathen und im Jahre 1196 unter dem Erzbiſchof Johann I. wieder gefunden worden ſein ſoll. Als es im Jahre 1512 dem gläubigen Volk gezeigt wurde, ſtrömten wohl 100,000 Pilger nach der Stadt Trier, welche ſich in der That rühmen durfte, einen fruchtbringenden Schatz wie keine zweite Stadt der Chriſtenheit in ihren Mauern zu beſitzen. Von da an ſollte die Reliquie alle ſieben Jahre gezeigt werden: doch wäre dies ausgeführt worden, dann hätte derſelbe wohl ſchwerlich ſeinen Reiz behalten. Am 31. Oktober 1517 ſchlug Martin Luther ſeine 95 Sätze gegen den Ablaß an die Thüre der Schloßkirche in Wittenberg an und durch alle deutſche Gauen hallte die Loſung Hutten's: „der Würfel iſt gefallen; ich hab's gewagt.“ Das waren keine Zeiten für den heiligen Rock, um ſich wieder ſehen zu laſſen; er verbarg ſich in ſeiner Klauſe und ward vergeſſen. Von den Laien nämlich. Die Geiſtlichkeit dachte fort und fort an die „gute alte Zeit“ zurück, in welcher mit einem heiligen Rock ſo viel Geld zu verdienen war. Als die franzöſiſche Revolution des vorigen Jahrhunderts ihre Wogen auch über Trier ergoß, flüchteten die Prieſter den heiligen Rock nach Augsburg. Erſt im Jahre 1810 wurde er nach Trier zurück gebracht und auch wieder öffentlich zur Schau ausgeſtellt; damals zählte man 227,217 Pilger, welche binnen 19 Tagen in den Dom kamen, um den heiligen Rock zu ſchauen und den großen Ablaß zu gewinnen. Trier, eine verarmte Stadt, hätte von 1810 an wohl ſchon mehrmals des heiligen Rocks bedurft, daß er neuerdings ſeine Wunder thäte und mehr Geld ſchaffte, als all die Prozeſſionen nach St. Matthias, welche jedes Jahr dort eine Menge Pilger herbei locken.

Wie ſieht denn nun aber der „heilige Rock“ eigentlich aus? Eine Schrift, welche mit „biſchöflicher Gutheißung“ erſchienen iſt, ſagt darüber folgendes:

„Uebereinſtimmend mit der evangeliſchen Geſchichte (Joh. 19, 23) iſt der in der Domkirche zu Trier aufbewahrte Rock ungenähet, von oben an gewirket durch und durch. Die Aermel haben keine Falten, und jeder der Aermel iſt $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und 1 Fuß breit. Die Breite des Kleides aber, mit den Aermeln, iſt 5 Fuß 4 Zoll; unterhalb der Aermel, über der Bruſt, 2 Fuß und etwas mehr als 3 Zoll. Unten iſt die Breite 3 Fuß 7 Zoll. Die ganze Länge des Rockes iſt 5 Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll. Oben zwiſchen den Schultern hat er eine Oeffnung zum Anziehen über den Kopf. Auf dem linken Aermel iſt ein Riß, welcher gewaltſam gemacht zu ſein ſcheint, indem der Stoff im Riſſe ſtark und wie neu erſcheint. Die Fäden ſind ſo fein, daß man ſie mit bloßem Auge kaum unterſcheidet, und ſo künſtlich durcheinander geſchlungen, daß das Auge nicht gehörig zu unterſcheiden vermag, ob das Kleid gewebt oder mit der Nadel geſtrickt ſei. Unten am Saume iſt eine Art gelblicher Streifen, wie Züge von Buchſtaben, die aber nicht mehr erkenntlich ſind. Die Farbe iſt kaum beſtimmt anzugeben; bald erſcheint ſie purpurroth, bald braun, bald wie das Gelbe der Lilie, wie unbereitetes Zinnober. Auch glaubt man hier und da Flecken von Blut zu gewahren.“ Ja hätte Jeſus dies Gewand wirklich getragen, ſo müßte man wohl denken: dieſe Blutflecken ſeien Spuren der blutigen Thränen, die er am Oelberg geweint — nicht um ſich, ſondern um all die Brüder, welche von der Kirche in ſeinem Namen „zur Ehre Gottes“ verfolgt, mißhandelt, gefoltert, durch Schwert und Flammen und ſtill-langſam in der Kerker gräßlicher Nacht hingeopfert worden ſind. — „O heilige Einfalt!“ ſo hatte am 6. Juli 1415 Johannes Huß geſprochen, als er ſah, daß ein Bäuerlein frommgläubig Holz zu ſeinem Scheiterhaufen herbeiſchleppte. — „O heilige Einfalt!“ ſo ſprach manches deutſche Herz nach dem 6. Juli 1844, als er ſah, welche Wirkung das Rundſchreiben des biſchöflichen Generalvikariats zu Trier in ganz Deutſchland hatte; — ja wohl: „heilige Einfalt!“ Aber ein deutſches Herz mußte aber auch noch etwas anderes ſprechen, nämlich: „O unheiliger Betrug!“ Wehe Denen, welche auch noch die Ehre eines Volks vor ganz Europa befleckten, eines Volks, das um des „alleinſeligmachenden Glaubens“ willen drei Jahrhunderte nach ſeiner größten Geiſtesthat Knechtſchaft und Elend erduldet hatte.

Die „heilige Einfalt,“ auf welche die Römlinge ſo ſicher gerechnet hatten, trug denn auch ihre Früchte! Mehr als eine Million Menſchen wallfahrtete zum „heiligen Rocke“ nach Trier und die ſechs für den Ablaß vergönnten Wochen wurden um eine ſiebente vermehrt. Die Biſchöfe ſtanden, wie natürlich, an der Spitze; — da waren die von Köln, Limburg, Münſter, Osnabrück, Trier und Speier, mit jenen von Leyden und Luxemburg, von Metz, Nancy, Toul und Verdün zuſammen, da waren ſie, die Leuchten der Rechtgläubigkeit, und hinter ihnen her kam, von ſeinen Pfarrern angeführt, mit wallenden Fahnen, geiſtliche Lieder ſingend und laut betend, das arme bethörte Volk viele Meilen weit her, — Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Geſunde und Kranke, aus den höchſten und niedrigſten Ständen, Reiche und Arme; Viele, welche das Feld daheim unbeſtellt ließen, welche den letzten Pfennig für die Pilgerfahrt aufwendeten, — ein grauſenerregender Anblick! Welch ein Zeugniß, in wie hohem Grade es der Prieſterſchaft unter fürſtlichem Schutze gelungen war, ihren Knechtungs- und Verdummungsplan auszuführen, — wie tief die Entgeiſtung, Entſittlichung, Unſelbſtſtändigkeit, ja Verthierung, welche ſie ſo unermüdlich pflegten, Wurzel geſchlagen. Beklagenswerthe Sklaven herzloſer, vaterlandsloſer, ehrloſer geiſtlicher Tyrannen, nahten die Pilger Triers rieſigem Römerthor, oder ſeiner Neupforte, oder über die Römerbrücke her, und ſchrieen Hoſianna einem Rock, und brachten die letzte Hoffnung ihrer Angehörigen, den letzten Troſt ihres Alters, brachten, wenn ſie nichts anderes hatten, die Menſchenwürde dem ſcheußlichen Moloch in Trier zum Opfer dar! Da zogen ſie in Schaaren zu den Pforten des Domes herein, wo die Prieſter an den überall angebrachten Opferkaſſen ſtanden, und je nachdem einer mehr oder weniger bezahlte, durfte er den heiligen Rock berühren oder blos gläubig anſchauen. Da ſah man — zur furchtbarſten Verhöhnung des Chriſtenthums und des deutſchen Genius — Söhne des deutſchen Volks knieen vor dem aufgehängten Siegeszeichen Roms, und hörte das Gebet: „Heiliger Rock, zu dir komme ich! Heiliger Rock, ich bete dich an! Heiliger Rock, bitt' für mich!“ Da ſah man, wie überall Abbildungen des heil. Rockes auf Papier und in Metall oder Zeugſtoff an den ſogenannten wirklichen „Herrgottsrock“ angerührt und nun, als durch denſelben geweiht, als ſchutzverleihende Amulette, zu Hunderttauſenden verkauft wurden.

Die Frechheit, womit die Prieſterſchaft den Betrug trieb, erreichte aber den höchſten Gipfel, als ſie den heiligen Rock auch ſogar Wunder wirken ließ!

Nun traten freilich die Aerzte auf und bewieſen, daß, wenn Kranke in Trier geſund geworden, die Geneſung auf ganz natürlichem Wege erfolgt ſei; die Prieſterſchaft aber verketzerte nicht blos dieſe Behauptung, ſondern auch die Perſonen, welche es gewagt, das einträgliche Wundergewerbe in Verruf zu bringen. Vergeblich bewieſen die Chemiker, daß der Stoff des Rockes ſich unmöglich 1800 Jahre lang habe unverſehrt erhalten können; — die Prieſterſchaft ſagte dagegen: „Ei, das iſt ja eben das Wunder, welches ebenſo über allen Naturgeſetzen ſteht, wie der Glaube über aller Vernunft.“ Ein Geſchichtsforſcher erinnerte daran: „Der heilige Rock, den man früher in Trier gezeigt habe, ſei verbrannt;“ die Prieſterſchaft dagegen wußte auch darauf eine Erklärung: „durch das inbrünſtige Gebet der Gläubigrr ſei das Gewand Chriſti wieder hergeſtellt worden.“ Bald kamen nun auch eine Menge anderer heiliger Röcke zum Vorſchein, von denen jeder dem zu Trier die Aechtheit ſtreitig machte. Es wurde nachgewieſen, daß in Argenteuil, in Rom, in Bremen, in St. Jago de Compoſtella, in Oviedo, zu Tournus an der Saone, zu Gent, in Moskau, in Konſtantinopel u. ſ. w. gleichfalls das eine ungenähte Gewand Chriſti ſeit uralten Zeiten bewahrt worden, ja daß ſich daſſelbe in Georgien befinde; — die Prieſterſchaft wollte dies alles nicht gelten laſſen und beharrte bei der Aechtheit des Trierer Rocks. Wie nun aber, wenn der Seherblick des Forſchers ſelbſt eine uralte Heldenſage heraufbeſchwor und in der Legende vom König Orendel, der den Rock Chriſti beſeſſen habe, die urſprünglichen Züge des germaniſchen Heidenthums erkannte, — wenn prüfende Scharfſicht es ermittelte, daß die ganze Ueberlieferung von einem heiligen Rock in Trier nichts weiter als die mittelalterliche chriſtlich gefärbte Ausſchmückung uralter heidniſch-germaniſcher Erinnerungen war, eine Ausſchmückung, die aus den Zeiten der Kreuzzüge ſtammte, aus

Zeiten, in welchen jede deutſche Heldenſage ihre neuere Auffaſſung von dem heiligen Lande entlehnte und die Abenteuer ihrer verjüngten Helden mit irgend einem Gegenſtand in Verbindung brachte, welcher durch eine Beziehung zu Chriſtus eine geheimnißvolle Bedeutung erhielt?*) Was konnten die Prieſter darauf erwiedern? Nichts, als daß es für ſie keine Wiſſenſchaft, keine Forſchung, keine Prüfung gebe.

Der Eindruck, welchen die Schauſtellung des heiligen Rockes in Deutſchland hervorbrachte, war verſchiedenartig. Die Blindgläubigen waren in ſtummer Andacht verſunken, in Hingebung an die römiſche Kirche beſtärkt, und wieſen jeden Einwand der Vernunft und des Nationalgefühls wie einen Frevel an der Religion zurück. Die eigentlichen Römlinge Deutſchlands, das heißt: diejenigen, welche den wahren Zweck des geiſtlichen Schauſpiels zu Trier ſehr wohl durchſchauten, triumphirten. Die Proteſtanten waren wie betäubt; ſie hatten es nicht geahnt, daß Rom das wagen würde;

---

*) Die Legende von Orendel erzählt: dieſer ſei der Sohn des Königs Egil von Trier geweſen, habe eine Meerfahrt unternommen, auf welcher er Schiffbruch erlitten und ſich durch das Feſthalten an einer Schiffsdiele gerettet habe (der Grundzug der Erzählung erinnert an die Volksauffaſſung der Geſchichte des Herzogs Ernſt von Schwaben). Durch die Erde habe ſich Orendel ein Loch gegraben, ſei von einem Fiſcher, Namens Eiſen, aufgenommen worden und habe dann ſowohl den grauen ungenähten Rock Chriſti, als auch, die ſchönſte aller Frauen, Breida, gefunden, die von Tempelherren umgeben geweſen (deutlicher Fingerzeig auf die Einflüſſe der Zeit); mit beiden, dem heil. Rock und Frau Breida ſei er nach Trier zurückgekehrt. Dieſe Breida nennt der Anhang zum Heldenbuch Brigitta, den Orendel ſelbſt Ernſtelle, während der nordiſche Mythus einen Oervandil kennt (deſſen Fußzehe Thor an den Himmel geworfen, wo ſie zu einem Geſtirn geworden). Earendel bedeutet im Angelſächſiſchen ein glänzendes Geſtirn; der Name Eigel iſt noch in den Eigelſteinen bis auf unſere Tage erhalten (Eichelſtein bei Mainz, Igler Säule bei Trier).

in ihrer Betäubung verſtummten ſie, als ſei ihnen die Zunge gelähmt; oder ſie knirſchten im ohnmächtigen Zorn, daß eine proteſtantiſche Regierung das Schamloſeſte zugelaſſen, daß ſie eine Verhöhnung des proteſtantiſchen Geiſtes geduldet hatte. Die Aufgeklärten alle in jener großen Maſſe, welche der römiſch-katholiſchen Kirche angehörten, ſchämten ſich des Namens Katholiken, weil er durch den Baalsdienſt in Trier geſchändet war, aber — ſie thaten nichts, um ihren Gefühlen Ausdruck zu geben.

IV.

Der offene Brief aus Laurahütte an den Biſchof Arnoldi von Trier.

Eine dumpfe Schwüle laſtete über unſerem ganzen Vaterland, als plötzlich von Oſten her ein Blitz deutſchen Zornes leuchtete und traf und zündete. In allen Zeitungen (zuerſt in den „ſächſiſchen Vaterlandsblättern vom 15. Oktober) las man nämlich als „Urtheil eines katholiſchen Prieſters über den heiligen Rock in Trier,“ „einen offenen Brief an den Biſchof Arnoldi von Trier,“ welcher aus Laurahütte (in Schleſien) am 1. Oktober 1844 erlaſſen und unterzeichnet war: „Johannes Ronge, katholiſcher Prieſter.“ Dieſer Brief lautete:

„Was eine Zeitlang wie Fabel, wie Mähre an unſer Ohr geklungen: daß der Biſchof Arnoldi von Trier ein Kleidungsſtück, genannt der Rock Chriſti, zur Verehrung und religiöſen Schau ausgeſtellt, Ihr habt es gehört, Chriſten des 19. Jahrhunderts, Ihr wißt es, deutſche Volks- und Religionslehrer; es iſt nicht Fabel und Mähre, es iſt Wirklichkeit und Wahrheit. Denn ſchon ſind, nach den letzten Berichten, fünfmalhunderttauſend Menſchen zu dieſer Reliquie gewallfahrtet, und täglich ſtrömen andere Tauſende herbei, zumal ſeitdem erwähntes

Kleidungsſtück Kranke geheilt, Wunder gewirkt hat. Die Kunde davon dringt durch die Lande aller Völker und in Frankreich haben Geiſtliche behauptet: „Sie hätten den wahren Rock Chriſti, der zu Trier ſei unächt.“ Wahrlich, hier finden die Worte Anwendung: „Wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verlieren kann, hat keinen zu verlieren.“ Fünfmalhunderttauſend Menſchen, fünfmalhunderttauſend verſtändige Deutſche ſind ſchon zu einem Kleidungsſtück nach Trier geeilt, um dasſelbe zu verehren oder zu ſehen! Die Meiſten dieſer Tauſende ſind aus den niederen Volksklaſſen, ohnehin in großer Armuth, gedrückt, unwiſſend, ſtumpf, abergläubiſch und zum Theil entartet, und nun entſchlagen ſie ſich der Bebauung ihrer Felder, entziehen ſich ihrem Gewerbe, der Sorge für ihr Hausweſen, der Erziehung ihrer Kinder, um nach Trier zu reiſen zu einem Götzenfeſte, zu einem unwürdigen Schauſpiele, das die römiſche Hierarchie aufführen läßt. Ja, ein Götzenfeſt iſt es, denn viele Tauſende der leichtgläubigen Menge werden verleitet, die Gefühle der Ehrfurcht, die wir nur Gott ſchuldig ſind, einem Kleidungsſtücke zuzuwenden, einem Werke, das Menſchenhände gemacht haben. Und welche nachtheiligen Folgen haben dieſe Wallfahrten? Tauſende der Wallfahrer darben ſich das Geld ab für die Reiſe und für das Opfer, das ſie dem heiligen Rocke, d. h. der Geiſtlichkeit, ſpenden, ſie bringen es mit Verluſten zuſammen oder erbetteln es, um nach der Rückkehr zu hungern, zu darben, oder von den Anſtrengungen der Reiſe zu erkranken. Sind dieſe äußeren Nachtheile ſchon groß, ſehr groß, ſo ſind die moraliſchen noch weit größer. Werden nicht Manche, die durch die Reiſekoſten in Noth gerathen ſind, auf unrechtmäßige Weiſe ſich zu entſchädigen ſuchen? Viele Frauen und Jungfrauen verlieren die Reinheit ihres Herzens, die Keuſchheit, den guten Ruf, zerſtören dadurch den Frieden, das Glück, den Wohlſtand ihrer Familie. Endlich wird durch dieſes ganz unchriſtliche Schauſpiel dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, dem Fanatismus und, was damit verbunden iſt, der Laſterhaftigkeit Thor und Angel geöffnet. Dies der Segen, den die Ausſtellung des heiligen Rockes verbreitet, von dem es im Uebrigen ganz gleich iſt, ob er ächt oder unächt. Und der Mann, der dieſes Kleidungsſtück, ein Werk, das Menſchenhände gemacht, zur Verehrung und Schau öffentlich ausgeſtellt hat, der die religiöſen Gefühle der leichtgläubigen, unwiſſenden oder der leidenden Menge irre leitet, der dem Aberglauben, der Laſterhaftigkeit dadurch Vorſchub leiſtet, der dem armen hungernden Volke Gut und Geld entlockt, der die deutſche Nation dem Spotte der übrigen Nationen preis gibt und der die Wetterwolken, die ohnehin ſehr ſchwer und düſter über unſeren Häuptern ſchweben, noch ſtärker zuſammenzieht, dieſer Mann iſt ein Biſchof, ein deutſcher Biſchof, es iſt der Biſchof Arnoldi von Trier. Biſchof Arnoldi von Trier, ich wende mich darum an Sie und fordere Sie kraft meines Amtes und Berufes als Prieſter, als deutſcher Volkslehrer und im Namen der Chriſtenheit, im Namen der deutſchen Nation, im Namen der Volkslehrer auf, das unchriſtliche Schauſpiel der Ausſtellung des heiligen Rockes aufzuheben, das erwähnte Kleidungsſtück der Oeffentlichkeit zu entziehen und das Aergerniß nicht noch größer zu machen, als es ſchon iſt! — Denn wiſſen Sie nicht, — als Biſchof müſſen Sie es wiſſen, — daß der Stifter der chriſtlichen Religion ſeinen Jüngern und Nachfolgern nicht ſeinen Rock, ſondern ſeinen Geiſt hinterließ? Sein Rock, Biſchof Arnoldi von Trier, gehört ſeinen Henkern! Wiſſen Sie nicht — als Biſchof müſſen Sie es wiſſen — daß Chriſtus gelehrt: „Gott iſt ein Geiſt und wer ihn anbetet, ſoll ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbeten?“ Und überall kann er verehrt werden, nicht etwa blos zu Jeruſalem im Tempel, auf dem Berge Garizim oder in Trier beim heiligen Rocke. Wiſſen Sie nicht — als Biſchof müſſen Sie es wiſſen — daß das Evangelium die Verehrung jedes Bildniſſes, jeder Reliquie ausdrücklich verbietet? daß die Chriſten der Apoſtelzeit und der erſten drei Jahrhunderte weder ein

Bild, noch eine Reliquie (ſie konnten deren doch viele haben!) in ihren Kirchen duldeten? daß die Verehrung der Bilder und Reliquien heidniſch iſt, und daß die Väter der erſten drei Jahrhunderte die Heiden deßhalb verſpotteten? z. B. heißt es (div. inst. II., c. 2): die Bildniſſe ſollten doch eher, wenn ſie Leben hätten, die Menſchen verehren, von denen ſie gemacht ſind, nicht umgekehrt. (Nec intelligunt homines ineptissimi, quod si sentire simulacra et moveri possent, adoratura hominem fuissent, a quo sunt expolita.) Endlich, wiſſen Sie nicht — als Biſchof müſſen Sie auch dies wiſſen — daß der geſunde kräftige Geiſt der deutſchen Völker ſich erſt im 13. und 14. Jahrhunderte durch die Kreuzzüge zu Reliquienverehrung erniedrigen ließ, nachdem man in ihm die hohe Idee, welche die chriſtliche Religion von der Gottheit gibt, durch allerlei Fabeln und Wundergeſchichten, aus dem Morgenlande gebracht, verdunkelt hatte? Sehen Sie, Biſchof Arnoldi von Trier, dies wiſſen Sie und wahrſcheinlich beſſer, als ich es Ihnen ſagen kann, Sie kennen auch die Folgen, welche die götzenhafte Verehrung der Reliquien und der Aberglaube überhaupt für uns gehabt hat, nämlich Deutſchlands geiſtige und äußere Knechtſchaft, und dennoch ſtellen Sie Ihre Reliquie aus zur öffentlichen Verehrung! Doch, wenn Sie vielleicht dies Alles nicht wüßten, wenn Sie nur das Heil der Chriſtenheit durch die Ausſtellung der Trieriſchen Reliquie erzielten; ſo haben Sie doch eine doppelte Schuld dabei auf Ihr Gewiſſen geladen, von der Sie ſich nicht reinigen können. Einmal iſt es unverzeihlich von Ihnen, daß Sie, wenn dem bewußten Kleidungsſtücke wirklich eine Heilkraft beiwohnt, der leidenden Menſchheit dieſelbe bis zum Jahre 1844 vorenthalten haben. Zum Anderen iſt es unverzeihlich, daß Sie Opfergeld von den Hunderttauſenden der Pilger nehmen. Oder iſt es nicht unverzeihlich, daß Sie als Biſchof Geld von der hungernden Armuth unſeres Volkes annehmen? Zumal Sie erſt vor einigen Wochen geſehen haben, daß die Noth Hunderte zu Aufruhr und zu verzweifeltem Tode getrieben hat? Laſſen Sie ſich im Uebrigen nicht täuſchen durch den Zulauf von Hunderttauſenden und glauben Sie mir, daß während Hunderttauſende der Deutſchen voll Inbrunſt (?) nach Trier eilen, Millionen gleich mir von tiefem Grauen und bitterer Entrüſtung über Ihr unwürdiges Schauſpiel erfüllt ſind. Dieſe Entrüſtung findet ſich nicht etwa blos bei einem oder dem anderen Stande, bei dieſer oder jener Partei, ſondern bei allen Ständen, ja, ſelbſt bei dem katholiſchen Prieſterſtande. Daher wird Sie das Gericht eher ereilen, als Sie vermuthen. Schon ergreift der Geſchichtſchreiber den Griffel und übergibt ihren Namen, Arnoldi, der Verachtung bei Mit- und Nachwelt und bezeichnet Sie als den Tetzel des 19. Jahrhunderts! — Sie aber, meine deutſchen Mitbürger, ob Sie nahe oder fern von Trier wohnen, wenden Sie alles an, daß dem deutſchen Namen nicht länger eine ſolche Schmach angethan werde. Sie haben Stadtverordnete, Gemeindevorſteher, Kreis- und Landſtände, wohlan, wirken Sie durch dieſelben. Suchen Sie ein Jeder nach Kräften und endlich einmal entſchieden, der tyranniſchen Macht der römiſchen Hierarchie zu begegnen und Einhalt zu thun. Denn nicht blos zu Trier wird der moderne Ablaßkram getrieben, Sie wiſſen es ja, im Oſt und Weſt, im Nord und Süd werden Roſenkranz-, Meß-, Ablaß-, Begräbnißgelder und dergl. eingeſammelt, und die Geiſtesnacht nimmt immer mehr überhand. Gehen Sie alle, ob Katholiken oder Proteſtanten, an's Werk, es gilt unſere Ehre, unſere Freiheit, unſer Glück. Erzürnen Sie nicht die Manen Ihrer Väter, welche das Kapitol zerbrachen, indem Sie die Engelsburg in Deutſchland dulden. Laſſen Sie nicht die Lorbeerkränze eines Huß, Hutten, Luther beſchimpfen. Leihen Sie Ihren Gedanken Worte und machen Sie Ihren Willen zur That. — — Endlich Sie, meine Amtsgenoſſen, die Sie das Wohl Ihrer Gemeinden, die Ehre, die Freiheit, das Glück Ihrer deutſchen Nation wollen und anſtreben, ſchweigen Sie nicht länger; denn Sie verſündigen Sich an der Religion, an dem Vaterlande, an Ihrem Berufe, wenn Sie länger ſchweigen und wenn Sie länger zögern, Ihre beſſere Ueberzeugung zu bethätigen. Schon habe ich ein anderes Wort an Sie gerichtet, darum für jetzt nur dieſe wenigen Zeilen. Zeigen Sie ſich als wahre Jünger deſſen, der Alles für die Wahrheit, das Licht und die Freiheit geopfert; zeigen Sie, daß Sie ſeinen Geiſt, nicht ſeinen Rock geerbt haben.

Johannes Ronge,
katholiſcher Prieſter.“

Der Eindruck, welchen dies „offene Schreiben aus Laurahütte an den Biſchof Arnoldi“ in ganz Deutſchland hervorbrachte, war ein ungeheurer, war unerhört ſeit den Tagen Luthers. Der Genius des Vaterlands ſtand plötzlich, wie ein zornglühender Cherub, vor den Blicken aller Derer, die noch einen Funken von Ehrgefühl und Nationalſtolz in der Seele trugen; ſelbſt die Gleichgültigſten erhoben ſich, als wären ſie aus langem, langem Schlaf erwacht, und riefen: „Zu viel der Schmach über dies arme, getretene Deutſchland!“ und eine Zukunft des Vaterlands, groß und herrlich, wie ſie's nie geträumt, ſchwebte plötzlich, als müſſe das Ungeheuerſte ſich raſch vollenden, vor ihren leuchtenden Blicken; — o ſie ſtünde bereits als blühende, lachende Gegenwart vor uns allen da, wenn jedes kühne Wort, welches damals den Brief aus Laurahütte begrüßte, welches ſo Großes verhieß, zur That geworden wäre, wenn all dieſe Menſchen, die ſich jetzt noch mit dem Schlagwort der feigſten Feigheit vertheidigen, die ſich noch jetzt mit der elenden Entſchuldigung brüſten: „was kümmert uns Rom, wir ſind ja längſt darüber weg,“ wenn ſie alle — Männer geweſen wären; unſere deutſche Geſchichte hätte den März 1848 und alle Tage, die ihm nachfolgen müſſen, früher haben können und drei Jahre der weiteren Unterdrückung wären unſerem Vaterlande erſpart worden. Aber ſo weit war nun einmal der Deutſche gebracht worden, daß er, wenn endlich das entſcheidende Wort, das all ſeine längſt gehegten Gedanken zuſammenfaßt, geſprochen wird, immer noch mit der That zurückhält.

Er jauchzt dem Kühnen zu, dem die Gunſt der Geſchichte das befreiende Wort auf die Lippen legt; er begrüßt ihn als den erkornen Mann der Gegenwart und der Zukunft, und — er träumt den langen ſchweren Traum der Vergangenheit fort.

Wie ein Zauber wirkte die Bezeichnung: „katholiſcher Prieſter“ neben dem Namen „Johannes Ronge“ unter jenem Brief aus Laurahütte. Ein katholiſcher Prieſter hat es gewagt, der Hierarchie die Maske abzureißen, hieß es. Vernünftige Katholiken und Proteſtanten jauchzten. Die Letzteren hofften: das Gericht über den römiſchen Katholicismus ſei nun erfüllt durch ihn ſelber; die Erſteren hofften: dieſer Johannes Ronge würde tauſend andere katholiſche Amtsgenoſſen haben, welche ebenſo dächten wie er. Wer iſt dieſer „Johannes Ronge?“ ſo fragte man ſich aller Orten? Nie hatte man früher etwas von ihm gehört. Die Einen dachten: der Name würde ſich ſo ſchnell wieder in Vergeſſenheit verlieren, als er aus Unbekanntſchaft aufgetaucht war; die Anderen hofften: er würde, der Name eines zweiten Luther, alles mit ſich fortreißen, bald würde er ſich kundgeben als der eines Helden der neuen Zeit, dem ſein Melanchton, dem ſein Hutten und Sickingen nicht fehlen würden. Beide Theile haben ſich geirrt; der Name Ronge hat ſich nicht wieder in Vergeſſenheit verloren; er iſt aber auch nicht gleichbedeutend mit dem eines Luther geworden, und zwar ganz einfach deßhalb, weil das 19. Jahrhundert eben nicht das 16. iſt und keines Luther's mehr bedarf. Das ganze deutſche Volk iſt jetzt ein Luther und ſoll's ſein; was im 16. Jahrhundert That eines Einzelnen war, — im 19. iſt es That des ganzen Volkes, und Ronge hat darin ſeine eigenthümliche Bedeutung, daß er der lautre Ausdruck des Volks iſt. In ſeinem Briefe redet der ganze Zorn des Volks gegen die Schmach, die ihm Rom angethan, es redet aber auch die ganze Begeiſterung des Volks für eine durchgreifende freiheitliche Neugeſtaltung; es redet daraus ein Herz, das es nicht ertragen kann, den Armen unter der Wucht der Knechtſchaft darben und verhungern zu ſehen, während die Zwingherrn den Taumelbecher der Freude leeren; es redet daraus das Nationalbewußtſein des deutſchen Volkes, das endlich etwas mehr ſein will als ein bloßer Schemel, auf welchen die Wüllkür ihre Füße niederläßt; es redet daraus die prophetiſche Ahnung, daß die neue ſittliche Weltordnung den Sieg erringen muß über die alte unſittliche. Das offene Schreiben iſt die lauteſte Stimme des Volkes ſelbſt, deſſen ganzes Weh ein edles Herz aus dem Volke in ſich empfunden und offen kundgegeben hat in dem unabweisbaren ſittlichen Bedürfniß: nicht anders zu ſprechen und zu handeln, als man fühlt, denkt und überzeugt iſt.

V.

Johannes Ronge u. ſeine Entwickelungsgeſchichte.

Wer war nun dieſer Johannes Ronge?

Sein Vater, ein ernſter, furchtloſer Mann von geſundem Urtheil und ohne Aberglauben, beſaß ein Bauerngut in dem ſchleſiſchen Dorfe Biſchofswalde; ſeine Mutter war eine liebevolle Frau, die ſich ganz dem Wohle der Familie opferte. Von elf Kindern, deren zwei in früher Kindheit ſtarben, war Johannes das dritte; er wurde am 16. Oktober 1813 geboren. In der Dorfſchule erhielt er den erſten Unterricht, der dürftig genug war; außer Leſen, Schreiben und Rechnen beſchränkte er ſich auf das Auswendiglernen des Katechismus und der bibliſchen Geſchichte. Beides prägte er ſich meiſt auf freiem Feld ein; denn von ſeinem ſechſten Jahre an bis zum zwölften mußte er im Frühling, Sommer und Herbſt ſeines Vaters kleine Schafheerde weiden, während ſein älterer Bruder den Acker beſtellen half. Da dachte denn der Hirtenknabe, der weit und breit keine Menſchen um ſich, und Gottes Himmel über ſich ausgeſpannt ſah.

da dachte er, während er ſich abmühte, ſich die Sätze Wort für Wort einzuprägen, an Den, der den Himmel und die Erde, die Sonne, die jeden Tag ihren Weg vollendete, und die Gräſer auf der Weide, die fröhliche Heerde und ihn ſelber, der Alles, woran ſein Herz hing, Vater und Mutter und Geſchwiſter, und der die kleine Scholle erſchaffen, auf welcher das älterliche Haus ſtand. Da dachte er oft: die Sonne ſteigt aus den Finſterniſſen empor und leuchtet und verſinkt wieder und abermals deckt Nacht und Grauen alles Lebendige; der Baum wird grün und wird wieder braun, die Gräſer wachſen aus Schnee und Eis hervor und Schnee und Eis zerrinnt und die luſtigen Waſſer fließen durch die Wieſen, aber die Gräſer verwelken und die Waſſer werden wieder zu Eis. Wie iſt's nun mit dem Menſchen? Iſt er nicht auch die Sonne, die aus Nächten kommt und in Nacht verſinkt, wie der Bach und das Gras? Kommt mir nicht ſelbſt eine Nacht, da alles öde und ſchauerlich iſt, und ein Winter, da alles Blut in den Adern wie Eis ſtockt? Was bin ich ſelber als ſo ein Halm, friſch und luſtig jetzt wie jeder andere, und der nächſte Tritt hat mich zermalmt, bevor noch der Winter kommt, und ich bin Staub. War das meine Beſtimmung, und werde ich nichts, gar nichts mehr ſein, wenn dieſe meine Augen ſich ſchließen, dieſe meine Hände erkalten und erſtarren, und dieſer ganze Leib zu Staub wird, wie die abgedorrte Haideblume? Bei ſolchen Gedanken überkam ihn oft eine unſägliche Betrübniß; aber wenn ſie am ärgſten war, dann ſprach Etwas in ihm: „Nein, es iſt doch nichts verloren von allem dem, was da lebt! Es ſtirbt ja das Eine nur, damit das Andere aus ſeinem Staube friſch erwachſe. Und wie viel mehr, o Menſch, biſt du, als das Gras und die Blume auf der Haide!“ Was den Hirtenknabe kein Katechismus lehrte, das fand er in ſeinem einſamen Naturleben aus ſich ſelber heraus, den Glauben an den ſchöpferiſchen allwaltenden Geiſt der Welt, deſſen Weſen die Liebe iſt, und an die Unſterblichkeit des Menſchengeiſtes. Rein wie der Himmel über ihm, ob auch zeitweiſe noch ſo viel Wolken ihn umzogen, ſah des Knaben Seele dieſe zwei ewigen Gedanken „Gott und Unſterblichkeit“ über ſich aufgehen; er trug ſie in ſich als den ſittlichen Keim aus des Hirtenlebens Einſamkeit, aus des Vaterhauſes beſchränktem Kreiſe in's Schülerleben, in welches er, vierzehn Jahre alt, eintrat.

Auf die Veranlaſſung eines ſeiner Lehrer hatte ſein Vater die Bedenklichkeiten hinſichtlich der zahlreichen Familie überwunden und ihn nach Neiſſe in's Gymnaſium geſchickt, wo Johannes von 1827 bis 1836 blieb. Sein Gefühl zog ihn von fremden Sprachen ab, und vorzugsweiſe zur Geſchichte des deutſchen Volks und der geiſtigen Entwickelung desſelben hin: ſein Herz klopfte dem Vaterlande entgegen, er wollte nichts Höheres, als ein rechter Deutſcher werden. So kam er in die Breslauer Hochſchule, geiſtes- und leibesfriſch, glücklich im Umgange mit Jünglingen, deren eifriges Beſtreben es war, den Geiſt zu bilden und den Körper zu ſtärken. Sein Vater ſtellte ihm die Wahl des Berufs frei. Johannes erwog, daß den Vater die Sorge für acht andere Kinder drückte (die Mutter war bereits im Oktober 1831 geſtorben), er wollte überdem ſeiner Geſchwiſter Vermögen nicht ſchmälern, und ſo wählte er denn den geiſtlichen Stand, in welchem er am Erſten ſeine Selbſtſtändigkeit erlangen zu können hoffte. Aber das war nicht der alleinige Beweggrund ſeiner Standeswahl; er fühlte den Trieb in ſich, Volkslehrer zu werden, er dachte ſich dieſen Beruf als den ſchönſten und erhabenſten, und er glaubte, daß er gerade als Geiſtlicher den weiteſten Spielraum finden würde, um ſegensreich und nachhaltig in ſolcher Weiſe wirken zu können. Wohl bangte ihm vor dem Formenkram, doch hatte er noch keine Ahnung von dem ganzen Heuchelweſen der römiſchen Prieſterkirche, worin jede Selbſtſtändigkeit des Einzelnen völlig aufgehen muß. Zwar warnten ihn wohlmeinende Freunde; doch traute er ſich hinreichende Kraft zu, um jeder Gefahr, welche ſeiner Selbſtſtändigkeit drohen könne, zu begegnen; und ſo trat er denn im Dezember des Jahres 1839 in das „Alumnat“ oder Prieſterſeminar.

Kaum hatte er dieſen entſcheidenden Schritt gethan, ſo empfand er auch ſchon die Folterqual dieſer Anſtalten, worin die römiſche Prieſterkirche ſich ihre Rüſtzeuge zur Volksbeherrſchung erzieht, worin „dem Jüngling, der ſich dem Volkslehrerſtande widmen will, der Stempel der Knechtſchaft tief und ſchmerzvoll eingedrückt, worin er zum heiligen Müßiggang verurtheilt, worin ſein Geiſt durch Furcht und heilige Satzungen gefeſſelt und zu blindem Gehorſam gezwungen, worin dem Gemüthe Heuchelei und dem Herzen kalte Selbſtſucht eingepflanzt, der Menſch erniedrigt und zum blinden Sklaven, zum willenloſen Werkzeug gemacht wird.“

„Kunſtvoll,“ ſagt Ronge ſelbſt über dieſe Zeit der Qualen, die er durchlitten, „kunſtvoll wurde die Zeit zerſplittert durch Beiwohnung von Ceremonien und durch Herſagung lateiniſcher Lippengebete zu 5 bis 6 Stunden täglich, mit Einſchluß des Breviergebets. (Man rechne nur ſelber nach, wie die Zeit eines deutſchen Jünglings dort eingetheilt iſt: Morgens von 5½ bis 6 Uhr Morgengebet, von 6 bis 7 Uhr Breviergebet, von 7 bis 7½ Uhr Meſſe, von 7½ bis 8 Uhr Frühſtück, von 8 bis 10 Uhr Vorleſungen, von 10 bis 10¾ Uhr frei; von 10¾ bis 11½ Uhr Studierzeit, von 11½ bis 12 Uhr Breviergebet; dann vor und nach Tiſch Gebet in der Kapelle und zwar gegen ¾ Stunden insgeſammt; darauf ¼ oder ½ Stunde Breviergebet, von 2 bis 4 Uhr Nachmittags Vorleſungen, von 4 bis 4¾ Uhr frei, von 4¾ bis 7 Uhr Studierzeit, nach dem Abendtiſche etwa ½ Stunde Gebet in der Kapelle und eine Stunde Breviergebet! So verkrüppelt man planmäßig deutſche Jünglinge, welche einſt römiſche Geiſtliche werden ſollen.) Fünf Stunden Gebet (lateiniſch Gebet!) täglich und welch Gebet! für Jünglinge von 24 Jahren, die das Salz der Erde werden ſollen! Rom macht durch Frömmigkeit Knechte. Alles bot ich auf (bekennt Ronge) um dem vernichtenden Gefühle und dem Gewiſſensvorwurf: „Nichts gethan zu haben,“ zu entgehen. Nur gegen drei Stunden täglich waren, wenn das Brevier gebetet, für **Selbſtſtudium** angeſetzt; die geiſtige Arbeit mußte aber in einer Umgebung von 20 Jünglingen geſchehen, die keine Prüfung mehr für ein Amt zu beſtehen hatten und ſonſt auch „fertig“ waren! — Mit Schrecken dachte ich daran, daß meine moraliſche Kraft ſchwach werden könnte, wenn Heuchelei und Müßiggang Einfluß übten. Mein Zuſtand war daher oft ein verzweifelter, und in glühender Hitze durchwachte ich oft die Nacht und rang im Geiſte: „Iſt es möglich, ſo gehe der bittere Kelch vorüber.“

Das iſt der Plan, nach welchem Tauſende von deutſchen Jünglingen in den Prieſterſeminarien geiſtig entnervt, den Fortſchritten der wiſſenſchaftlichen Bildung entzogen, für die höchſten Angelegenheiten ihres Volks und Vaterlands gleichgültig und der römiſchen Prieſterkirche ſeeleigen gemacht werden! Nennt's mit dürren Worten: Verrath am Vaterland. Und kein Geſetz verbietet, keines beſtraft ihn, und der Scheingrund, den die Prieſterkirche für ihr Recht dazu aufbringt: „das Seminarweſen gehöre zu ihren inneren Angelegenheiten,“ ward und wird noch heute als genügend befunden, ſtatt daß die Reichsverfaſſung ſpräche: „Deutſchlands Söhne dürfen nicht zu Knechten Roms, dürfen nicht zu Dienern eines fremden Staats im deutſchen Staat gemacht werden.“

Johannes Ronge mußte den bittern Kelch trinken. Im Jahre 1840 verließ er das Seminar und eilte der Heimath zu. Unter dumpfer Betäubung der Seele verging ihm die Zeit, während welcher er in die römiſche Kirche eingeführt wurde; der Gedanke an ſeinen Vater, an ſeine Geſchwiſter, die Vorurtheile der katholiſchen Welt, welche an die Ewigkeit der römiſchen Kirche glaubt und glauben muß, lähmten ſeinen Geiſt und ſein Gemüth. Doch lebte (wie er ſelbſt bekennt) bei dem Anſchmieden in ihm ein Etwas, das ihn hielt, die Ahnung, daß die Ketten einſt brechen würden; es war ein ſchwacher Lichtſtrahl durch die finſtre ſcheinbar ewige Kerkernacht. Die Kanzel und die Seelſorge zogen ihn an; durch ſie hoffte er zu wirken, und ſo ging er denn als Kaplan nach Grottkau, wohin er im März 1841 berufen wurde, feſt entſchloſſen: „im wahren Sinne des Wortes, nicht im Sinne der Hierarchie, Volkslehrer zu ſein, die Wahrheit ohne Anſehen der Perſon zu verkünden und kein Heuchler zu werden.“

Da war es denn hauptſächlich die Schule, worin Ronge zu wirken, wo er von der Knospe an wahrhafte Menſchen zu bilden ſuchte; da war es aber auch eben dieſer Wirkungskreis in der Schule, in welchem er Erholung und Frieden von all den Kämpfen fand, welche in ſeinem Inneren vorgingen. Doch nicht blos in der Schule, ſondern auch im Beichtſtuhl und auf der Kanzel ſuchte der junge Kaplan dem Aberglauben, der Werkheiligkeit und allen den Folgen langen geiſtlichen Drucks und geiſtlicher Heuchelei ſo viel es ihm möglich war entgegen zu arbeiten. Freilich waren die Erfolge, welche er errang, nur ſchwache; aber eben, weil ſie nur ſolche waren, fühlte Ronge immer dringender die ſittliche Nothwendigkeit, der ganzen römiſchen Prieſterkirche (Hierarchie), offen entgegen zu treten; er erkannte dies als heilige Pflicht. Sein Entſchluß gedieh allmälig zur Reife, und die Beweggründe, welche denſelben zur Reife brachten, waren folgende. Er wollte gegen die römiſche Hierarchie offen auftreten, zunächſt, „weil ſie ſeine Menſchenwürde unterdrückte und ihn zu entehrender Sklaverei erniedrigte, dann, weil ſie ihn hinderte, ſeinem Berufe als Volkslehrer nachzukommen, ferner, weil er ſich überzeugte, daß das, was die römiſchen Prieſter katholiſche Religion nennen, nicht die reine katholiſche Lehre, nicht eine Völkerbeglückende Lehre iſt, und daß die römiſche Hierarchie nicht nach den Haupt- und Grundlehren der von Chriſtus geſtifteten Religion lehrt und handelt, ſondern Mißbräuche eingeführt und Satzungen gebildet hat, berechnet, das geiſtige wie das materielle Wohl der Völker zu untergraben und nur die Macht und den Reichthum einer ausſchließlich bevorrechteten Prieſterkaſte, an deren Spitze der römiſche Biſchof ſteht, zu befördern, endlich, weil die Satzungen der Hierarchie auf die Entzweiung und Unterdrückung der deutſchen Nation abzielen."

VI.

Ronge's erſte Kämpfe mit der römiſchen Prieſterherrſchaft.

Das Treiben der geiſtverknechtenden, volksverdummenden Prieſterſchaft in Schleſien, insbeſondere aber die Willkür, welche ſich die hohe Geiſtlichkeit gegen die niedere erlaubte, empörte Ronge's feuriges Gemüth. Er ſah, wie der Bisthumsverweſer Dr. Ritter würdige und unbeſcholtene Pfarrgeiſtliche verſetzte oder abſetzte, blos weil ſie ihm nicht römiſch und niedrig genug waren; wie dieſer Dr. Ritter das Verbot der gemiſchten Ehen erließ und das alte ſchleſiſche Ritual (die Anordnung der kirchlichen Gebräuche) mit Teufelaustreibungen und Beſchwörungen wieder einführte. Ronge ſah, wie ſich in Schleſien zahlreiche Roſenkranz- und Bet-Vereine jeſuitiſcher Art erhoben, welche ſchlau berechnet waren, das Volk in die mittelalterliche Geiſtesnacht zurückzuleiten. Schüler an Mittelſchulen mußten dieſen Vereinen beitreten; Roſenkranzbücher, dem gröbſten Sinnendienſt huldigend, wurden verkauft, der Ertrag dafür, ſo wie die Einnahmen jener Vereine, deren Mitglieder wöchentlich zwei Silbergroſchen bezahlten, floſſen nach Bayern in die Kaſſen der Jeſuiten; — ſo erzählte man ſich's wenigſtens überall laut, und Niemand zweifelte dran, daß dies Gerücht auf Wahrheit begründet ſei. Als der Domherr Knauer, ein aufgeklärter, menſchlich fühlender Prieſter, zum Erzbiſchof von Breslau gewählt worden war, da wußten die Römlinge Knauer's Beſtätigung in Rom ein Jahr lang zu verzögern, während die Verwirrung und die Umtriebe in dem Erzbisthumsſprengel zunahmen. Da ſchrieb Ronge im Jahre 1842, ergriffen vor der Macht der zunehmenden Finſterniß und erbittert über die Schamloſigkeit der Römlinge, ſowie über die Umtriebe und Ränke wegen des Breslauer Biſchofshutes einen Aufſatz: „Rom und das Breslauer Domkapitel“ und ließ denſelben, ohne ſeinen Namen, blos mit der Unterſchrift „ein Kaplan“ verſehen, in den „ſächſiſchen Vaterlandsblättern“ abdrucken. Es war das erſtemal, daß er ſeine Gefühle für die Unabhängigkeit und die Ehre des deutſchen Vaterlands in die Oeffentlichkeit hinaustönen ließ. „Sollen,“ ſo fragte er in dieſem Aufſatz unter Anderm, „ſollen die Zeiten wiederkehren, wo man erſt goldbepackte Pferde nach Rom ſchicken mußte, um Biſchof zu werden? . . . Es iſt überhaupt ſehr merkwürdig, was die Italiener uns Deutſchen neuerdings zumuthen. Wir ſollen beten, daß die Spanier wieder in ihre alte kirchliche Knechtſchaft zurückkehren.... Wir haben's wohl nothwendig, daß wir für uns und die Spanier beten, aber dann werden wir um unſere und der Spanier Freiheit und Selbſtſtändigkeit beten, wodurch allein Religioſität und Sittlichkeit möglich wird, aber nicht um Sklaverei und Abhängigkeit, welche höchſtens Heuchelei und Werkheiligkeit bewirken.“

Die offene Mannesſprache eines deutſchen „Kaplans“ hatten die Römlinge nicht erwartet; ſie wollten dieſelbe auch nicht ungeahndet hinnehmen. Es ſollte ein abſchreckendes Beiſpiel für jeden andern deutſchgeſinnten Mann in der ganzen niederen Geiſtlichkeit gegeben werden, daß dieſe unter allen Umſtänden blos zu ſchweigen und zu gehorchen habe. Der Bisthumsverweſer erfuhr, daß Ronge der Verfaſſer des genannten Aufſatzes ſei; etwa ſechs Wochen nach dem Erſcheinen desſelben, am 20. Dezember 1842, forderte er Ronge auf, umgehend auf ſein prieſterliches Ehrenwort beſtimmt zu erklären ob er der Verfaſſer oder der Einſender des Artikels ſei, oder überhaupt an Abfaſſung und Einſendung desſelben einigen Antheil habe. Ronge berieth ſich mit einem erfahrenen Manne und kam zu dem Entſchluſſe: da er im Namen ſeiner Mitbürger und Amtsgenoſſen geſchrieben, ſo dürfe er deren Rechten nichts vergeben und müſſe ſich auf die Geſetze des preußiſchen Staates ſtützen, nach welchen nur dann, und zwar von dem Gericht, der Name eines Verfaſſers verlangt werden dürfe, wenn Ehrenkränkungen oder ſtaatsgefährliche Dinge in einer Schrift enthalten ſeien. Das letztere war nicht der Fall und der Bisthumsverweſer hatte kein Recht, den Unterſuchungsrichter wider Ronge zu machen. — In Berückſichtigung ſeines guten Rechts und ſeiner wehrloſen Lage einem unumſchränkten Gegner gegenüber, gab Ronge die kurze Antwort: „daß ihm ſein Gewiſſen ein Eingehen auf ſolche Fragen verbiete.“ Der Bisthumsverweſer ſuchte nun nach anderen Mitteln und Wegen, um Gründe zu einem ſtrengen Verfahren gegen Ronge in die Hand zu bekommen. Er forderte den Pfarrverwalter von Grottkau auf, über ſeinen Kaplan zu berichten. Dies geſchah denn auch und da kamen die albernſten Anſchuldigungen zum Vorſchein, ſo z. B. daß Ronge zu kurze Röcke und zu langes Haar trage, daß er die kirchlichen Verrichtungen ohne allen Anſtand und ohne alle Würde vornehme, und endlich: — daß ihn niemand für einen katholiſchen Geiſtlichen halte, der ihn nicht kenne! Alle drei Anſchuldigungen bewieſen nur, daß Ronge es verſchmähte, durch ein ſcheinheiliges Benehmen ſich wie ſo viele ſeiner Amtsgenoſſen von ſeinen Mitbürgern zu unterſcheiden, weil er nichts mehr und nichts weniger ſein wollte als ein Menſch und ein Bürger; wollte jeder Prieſter eben nur das, und nichts mehr und weniger, wahrlich: die Welt könnte glücklicher ſein! Aber die Prieſterſchaft iſt ebenſo unverbeſſerlich wie das Königthum und der Adel: mit dem Augenblick, da der junge Mann die Haarſchur (Tonſur) empfängt und das Meßgewand anthut, iſt er für die Freiheit verloren und wird zum Knecht Roms, um über Deutſche herrſchen zu können. Dies Zeugniß der Entartung legen alljährlich Tauſende von jungen Männern ab, welche die ſogenannte Prieſterweihe empfangen, um die Menſchenwürde hinzuopfern; ſie eben ſind es meiſtens, welche den tollſten Glaubenseifer, den raſendſten Glaubenshaß am eifrigſten ſchüren, -- um ſo verwerflicher, je weniger ſie ſelbſt an das glauben, was ſie dem Volk als Glauben einprägen; es ſind Miethlinge des Eigennutzes! Solche Miethlinge waren damals 70 ſchleſiſche Kapläne, welche kaum davon gehört hatten, daß der Bisthumsverweſer Ritter ihrem Amtsgenoſſen Ronge zürne, als ſie auch ſchon in niedriger Wohldienerei eine Zuſchrift an den Erſteren richteten, des Inhalts: „er möge Ronge zur Rechenſchaft ziehen, und denſelben, wenn er Schwierigkeiten mache, abſetzen.“ Der Bisthumsverweſer nahm die mit Dank und mit Anerkennung auf; er ſprach es aus: „die Diözeſe Breslau könne ſich nur freuen, daß ſie eine Schaar ſo würdiger junger Männer im Weinberge des Herren beſitze!“ Ein deutſches Herz wendet ſich mit Abſcheu von der Behauptung ab, daß junge Männer „würdig“ ſein ſollen, die aus Wohldienerei und Eigenſucht Ueberzeugungstreue verwerfen und ein völliges Aufgeben in Knechtſchaft dem Mannesmuthe vorziehen, welcher die erkannte Wahrheit ausſpricht. Der Bisthumsverweſer verhängte inzwiſchen, (am 30. Januar 1843) die Amtseinſtellung Ronge's, und zwar auf den Grund hin, weil er in Beziehung auf den fraglichen Aufſatz keine beſtimmte Erklärung gegeben; er unterſagte ihm die Ausübung geiſtlicher Handlungen und gebot ihm, ſich in das Alumnat nach Breslau zu den ſogenannten geiſtlichen (d. h. geiſttödtenden) Uebungen zu verfügen, — die empfindlichſte Strafe für den freien Geiſt, welche die römiſche Prieſterkirche noch dazu als gelindeſte bezeichnet! Als dies alles vorfiel, konnten die Römlinge noch nicht ahnen, daß Ronge jemals eine geſchichtliche Stellung gegen ſie einnehmen werde; wie mit ihm, ſo verfuhren die hohen Herren der Kirche mit Tauſenden von edlen Herzen, welche ſie erdrückten, ſowie ſie die erſten freien Regungen derſelben wahrnahmen. So viele Opfer wurden in Deutſchland insgeheim dem Moloch der volksverdummenden Prieſterherrſchaft gebracht und werden es noch! Das was den Mann adelt, thätiges Streben für Volksbildung, Verabſcheuung der Heuchelei, das wird dem Prieſter der römiſch-katholiſchen Kirche in Deutſchland zum Verbrechen gemacht; er wird nicht verhört, man vernimmt blos Ankläger gegen ihn, die man ſelbſt veranlaßt, man hört ſeine Vertheidiger nicht, man verfügt die Strafe, die entehrende Strafe. Es ſind Deutſche, mit denen man ſo verfährt: oder hören ſie etwa auf, Deutſche zu ſein, wenn ſie Diener der Kirche werden? Ach, leider raubt dieſe Kirche dem Vaterland in ſolcher Weiſe Tauſende ſeiner Söhne, und das Vaterland fordert ſie nicht zurück und das Volk duldet, was treuloſe Fürſten ſo lange wohlbedacht zugelaſſen haben, und das Geſetz zertritt die Schlange noch immer nicht! — Ronge unterzog ſich der Verfügung des Generalvikariats nicht, weil er ſeine freie Würde, weil er die Ehre ſeiner Nation, und weil er die Rechte der geſammten niedern Geiſtlichkeit durch ein feiges Unterziehen unter die ungerechte und entehrende Strafe verletzt haben würde. Er ſchickte ſeine Vertheidigungsſchrift, auf's Triftigſte unterſtützt durch die zu ſeinen Gunſten lautenden Zeugniſſe der Behörden von Grottkau, an das geiſtliche Amt und griff dann zum Wanderſtabe.

Der Graf v. Reichenbach bot ihm auf Walddorf bei Neiſſe eine Freiſtätte. Dort weilte er kurze Zeit; dann begab er ſich nach Breslau, beſuchte den greiſen Erzbiſchof Knauer, deſſen Beſtätigung endlich erfolgt war, bekannte dieſem offen, daß er den fraglichen Aufſatz geſchrieben, und reiste hierauf nach dem bei Beuthen in Oberſchleſien gelegenen Hüttenwerke Laurahütte.

Dort wartete Ronge lange auf eine paſſende Gelegenheit, um den Kampf gegen die römiſche Prieſterkirche zu beginnen. Da vernahm er eines Tages die

Kunde von der Schauſtellung des heiligen Rockes in Trier; anfänglich meinte er: „Niemand würde denſelben beſuchen;“ als er aber von der ungeheuren Menge der Wallfahrer hörte, da ergriff es ihn mächtig; er ſchrieb am 1. Oktober (1844) den Brief an Arnoldi. Während des Schreibens berechnete er nichts, er war nur entrüſtet über die Frechheit Roms und über die Schmach, welche der Menſchheit und dem Vaterland angethan wurde. Erſt, nachdem er den Brief abgeſchickt hatte und über die Folgen nachdachte, — ſah er voraus, was kommen mußte.

Alſobald wurde der Brief in Hunderttauſenden von Abdrücken über ganz Deutſchland verbreitet. Auf der einen Seite begrüßten ihn mit Freuden alle die, welchen er aus der Seele geſchrieben war; auf der andern Seite lachten die Gegner anfänglich, als würden die Zeilen bald ſpurlos vergeſſen ſein, dann aber, als man ſah, wie Ronge's Brief immermehr allen Gegnern Roms zum gemeinſamen Erkennungszeichen und zum Feldruf ward, dann fingen die Römlinge an denſelben zu ſchmähen und zu verdammen. Das gleiche Loos, wie dem Brief, ward dem Verfaſſer ſelbſt zu Theil. Während er von der einen Seite zahlreiche Dankſchreiben für ſeine Manneskühnheit, Ehrengaben und Geldgeſchenke erhielt, damit ſeine Zukunft geſichert ſei, — richtete das Breslauer Domkapitel ein Troſtſchreiben an den Biſchof Arnoldi, und empfahl den Verfaſſer des Briefes wie einen Verirrten, deſſen Seelenheil auf dem Spiel ſtünde, dem Gebet der Gläubigen; — elende Heuchelei, unter deren Maske der raſende Grimm ſich verbarg! Aber er konnte ſie nicht lange vor'm Geſicht halten. Gar bald traten die Römlinge, welche ſich bisher ſtets den Anſchein gegeben hatten, als beſchützten ſie die Volksfreiheit gegen die Regierung, gar bald riefen ſie die Hülfe der Regierung zur Unterdrückung der Wahrheit an. Da ſeht, was von einem Bunde mit der Pfaffheit zu erwarten iſt, ihr, die ihr wähnt, ſie werde je aufrichtig der Freiheit helfen! Jetzt kamen dieſe Römlinge, die ſo lang die heimlichen und offenen Gegner der Regierung geweſen und von ihr die Gewährung der Volksfreiheit verlangt hatten, jetzt kamen ſie und forderten von ihr Beſchränkung der Preſſe in dieſer Angelegenheit, alſo die Unterdrückung eines der erſten, wichtigſten, heiligſten Freiheitsrechte des Volks!

Ronge ſelbſt, welcher am 18. Oktober den erſten Abdruck ſeines Aufſatzes in die Hand bekommen und am 4. November Laurahütte verlaſſen hatte, erhielt in Walddorf, wo er ſich hierauf kurze Zeit aufhielt, eine Aufforderung des Weihbiſchofs und Kapitularverweſers Latuſſek: „er ſolle binnen 14 Tagen erklären, ob er ſich als Verfaſſer des Briefes an Arnoldi bekenne und widerrufen wolle; verſäume er die geſtellte Friſt, ſo würde außer der bereits verwirkten „Suspenſion“ auch noch die „Degradation“ und „Exkommunikation“ über ihn verhängt werden.

Ronge begab ſich nun zu Ende Novembers nach Breslau und erklärte dort am 30. d. M. unter Anderem: „Ich habe die volle Wahrheit geſprochen und werde ſie auch fernerhin ohne Menſchenfurcht ſprechen. Ich werde das Unrecht tadeln, ob es ſich auch hinter tauſendjährige Altäre zu verbergen ſucht. Nur meine Pflicht habe ich gethan, indem ich der Entrüſtung, welche der größte Theil meiner Nation über die Verehrung eines Kleidungsſtückes zu Trier mit mir theilte, Worte lieh. . . . Ich habe die Wahrheit geſagt und werde darum niemals widerrufen, wie von mir verlangt wird. Glauben Ew. Hochwürden Herr Weihbiſchof und Bisthumsverweſer mich deßhalb degradiren und exkommuniziren zu müſſen, ſo mögen Sie es thun! Ich meinerſeits trage in mir die feſte Ueberzeugung, daß der erhabene Stifter unſerer Religion mich deßhalb doch zu ſeinen Jüngern zählt, und ich lebe der Zuverſicht, daß meine Glaubensgenoſſen und Mitbürger mich nicht von ſich ausſchließen werden.“ Auf dieſe Erklärung Ronge's erfolgte denn bereits am 4. Dezember wirklich der Ausſpruch der „Degradation“ und „Exkommunikation“ über ihn, (d. h. die Entſetzung vom geiſtlichen Amt und der Kirchenbann) und alsbald trat ein Vertheidiger der gewaltigen römiſchen Prieſterkirche um den andern kühn wider den ſogenannten „pflichtvergeſſenen Prieſter“ Ronge hervor. Der eine ſuchte ihn als einen unbedeutenden, unwiſſenden Menſchen lächerlich zu machen, der andere verdächtigte und verläumdete ihn als einen ſittlich Verworfenen, und nicht blos öffentlich, ſondern auch insgeheim ward, und zwar mit um ſo größerer Wirkſamkeit, ſein Name geſchmäht, ſein Charakter herabgewürdigt, ſeine kühne That — denn eine ſolche war ſein Brief — als das Zeugniß einer teufliſchen Bosheit dargeſtellt, und der blindraſende Haß der bethörten blindgläubigen Menge gegen ihn bis zu einem ſolchen Grade geſchürt, daß ſogar ſein Leben in Gefahr ſtand. O du mächtige, auf Fels gebaute Kirche, die du dich rühmſt, daß die Pforten der Hölle dich nicht überwältigen können, weßhalb denn dieſe Anſtrengungen gegen einen jungen Mann, der ſo unbedeutend, deſſen Schrift ſo nichtsſagend ſein ſollte? Weil du zitternd die ungeheure Lüge erkenneſt, auf der du dein Daſein fortfriſteſt, weil du weißt, daß du vor dem Sturmesodem der Wahrheit und vor der Mannesthat der mündig gewordenen Menſchheit in Staub und Aſche zuſammenſinken mußt, du unverſöhnlichſte Feindin der Freiheit und der Menſchenwürde.

VII.

Die erſten Anfänge der freien Kirche in Deutſchland und Ronge's Wirken dafür.

Inzwiſchen hatte ſich ein Ereigniß begeben, wodurch Bahn gebrochen wurde, damit Johannes Ronge's kühnes Wort für ganz Deutſchland zu einer großen

That, zum Anfang weltgeſchichtlicher Thaten werden konnte. Im März des Jahres 1844 hatte das Generalkonſiſtorium zu Poſen dem katholiſchen Propſt Buſſe in Schneidemühl (einer kleinen Landſtadt des Großherzogthums Poſen) auf deſſen Antrag den Vikar Johannes Czerski zur Aushülfe geſchickt. Czerski war zu Werlubien, einem Dorfe bei dem Städtchen Neuenburg in Weſtpreußen geboren, der Sohn armer aber frommer Aeltern, und hatte bis zu ſeinem 13ten Jahre die Dorfſchule beſucht, wo er nur nothdürftig polniſch leſen und etwas rechnen lernte. Er war dann in die Stadtſchule zu Bromberg, drei Vierteljahre ſpäter auf das Gymnaſium zu Konitz gekommen und endlich in das Alumnat zu Poſen aufgenommen worden, aus welchem er nach Ablauf eines halben Jahres in das erzbiſchöfliche Seminar zu Poſen eintrat. Da kamen ihm zuerſt Zweifel darüber, ob denn nicht das urſprüngliche Evangelium durch ſpätere Menſchenſatzungen verdüſtert worden ſei. Aber erſt, nachdem er die Prieſterweihe erlangt hatte, und während ſeines anderthalbjährigen Aufenthalts zu Poſen als Vikar an der dortigen Domkirche war es ihm völlig klar geworden, in welchem argen Widerſpruche die römiſche Prieſterkirche mit der reinen Lehre Jeſu Chriſti ſtand. Als er nun nach Schneidemühl kam, konnte er dem Drange ſeines Herzens nicht widerſtehen, die erkannte Wahrheit auch von der Kanzel aus zu verkündigen. Er fand in ſeinem neuen Wirkungskreiſe ein fruchtbares Feld. Dort war nämlich durch verſchiedene Vorfälle der Zweifel an der Untrüglichkeit des römiſchen Papſtthums, war die Sehnſucht nach Wiederkehr zum reinen Urchriſtenthum an den Tag gekommen. Ein angeſehener Einwohner Schneidemühls, römiſch-katholiſchen Bekenntniſſes, war aus dem Grunde, weil er ſich als Bräutigam geweigert hatte, ſeine in der Ehe zu erwartenden Kinder in der römiſch-katholiſchen Lehre erziehen zu laſſen, — war deßwegen von den ſtrengen Eiferern ſeiner Kirche mehrere Jahre hindurch nicht zum Genuſſe der ſogenannten „Sakramente“ gelaſſen worden und ſeinen ſiebenzigjährigen Vater hatte die Geiſtlichkeit am Leſen der heiligen Schrift, worin der Greis Troſt und Freude fand, zu hindern geſucht. In Folge dieſer Umſtände war in Schneidemühl eine nicht geringe Mißſtimmung hervorgerufen worden, welche dadurch noch genährt wurde, daß auch mehrere andere Mitglieder der römiſch-katholiſchen Gemeinde ſich längſt mit dem Leſen der heiligen Schrift beſchäftigt hatten. Als nun Czerski in Schneidemühl ankam und alle, welche an der Untrüglichkeit der römiſchen Prieſterkirche zweifelten, ſich an ihn, als an den Seelſorger wandten, konnte er nicht umhin, ſich über ſeine eignen Zweifel zu äußern, und ſo fanden denn alle jene in ihm ihren Halt. Da machte nun der Propſt Buſſe ſeine Anzeige beim erzbiſchöflichen „Generalvikariat“ in Poſen und Czerski wurde ſeiner Amtsverrichtungen einſtweilig enthoben. Vergeblich verwandten ſich die Vorſteher der römiſch-katholiſchen Gemeinde zu Schneidemühl für den von ihnen geehrten Mann; ſie erhielten keine Antwort. Nun erklärte Czerski am 22. Auguſt 1844: „wenn er bisher als römiſch-katholiſcher Geiſtlicher den Grundſätzen ſeiner Kirche gemäß gelehrt, ſo habe er geirrt; er bekenne dies offen, er entſage ſeinem bisherigen geiſtlichen Amt in der römiſchen Kirche, er entſage dem Papſt und der römiſchen Hierarchie, aber er bleibe, was er geweſen, katholiſcher Chriſt und Prieſter.“ Dieſe Anſicht, daß man die Lehren Roms verwerfen und dennoch katholiſcher Chriſt bleiben könne, daß man nicht den Papſt, ſondern den Stifter der chriſtlichen Religion als alleiniges geiſtiges Haupt der Kirche erkennen müſſe, daß man von dem alten Glaubensbekenntniß nur das auszuſcheiden habe, was, den glaubwürdigſten geſchichtlichen Ueberlieferungen zufolge, dem Urchriſtenthum widerſpreche — dieſe Anſicht theilten auch 150 Mitglieder der römiſch-katholiſchen Gemeinde zu Schneidemühl, und da ſie von ihrer geiſtlichen Behörde keine Abhülfe zu erwarten hatten, ſo traten ſie am 19. Oktober 1844 zuſammen, und erklärten, daß ſie beſtimmte Glaubensſätze der römiſch-katholiſchen Kirche nach ihrem Gewiſſen für Irrlehren hielten, daß ſie aber das von Jeſus verkündigte Gotteswort behalten und demgemäß leben, daß ſie ſomit der römiſch-katholiſchen Kirche Lebewohl ſagen, aber in der katholiſchen, d. h. allgemeinen Kirche Jeſu Chriſti unverbrüchlich verharren wollten. Sie erklärten ſomit ihren Austritt aus der römiſchen Kirche, nannten ſich eine apoſtoliſch-katholiſche oder, im Gegenſatz zu den Römlingen, deutſch-katholiſch-apoſtoliſche (chriſtlich-apoſtoliſche) Gemeinde, und überreichten der Regierung zu Bromberg, zu deren Verwaltungsbezirk ſie gehörten, ihr Glaubensbekenntniß, welches ſich ziemlich nahe an die älteren chriſtlichen anſchloß und ſich von dem proteſtantiſchen nur in wenigen Punkten entfernte. In ihrer Eingabe ſagten ſie: „Es iſt vollbracht, das große Werk: was Jahrhunderte lang unſeren Vätern ſtrafbar vorenthalten iſt, haben wir im feſten Vertrauen auf unſeren Erlöſer auf wunderbarem Wege erlangt und dadurch abgewälzt den centnerſchweren Stein, womit die römiſche Prieſterherrſchaft unſere Gewiſſen gefoltert hat. Wir ſind los der eiſernen römiſchen Bande. Wir umfaſſen Jeſum, den Gekreuzigten, und erwarten von ſeiner immerwährenden Fürbitte bei Gott das ewige Heil. Wir ſind und wollen bleiben katholiſche Chriſten, d. h. nicht römiſche, ſondern apoſtoliſch-katholiſche Chriſten bleiben. Zwar iſt unſer Häuflein noch klein, welches angezogen hat den heiligen Geiſt; allein wir halten am Gebet und ſind der feſten Zuverſicht, daß durch unſer Beiſpiel der liebe Gott wunderbar den durch die Prieſter verblendeten Menſchen bald die Augen öffnen wird, denn wir ſuchen nicht, was weltlich, ſondern was göttlich iſt.“ Und in der That ſind den Menſchen bald genug die Augen aufgegangen und das Beiſpiel Schneidemühls hat Tauſenden gezeigt, wie man's handgreiflich anfangen muß, um die deutſche Erde für die religiöſe Befreiung urbar zu machen. Die erſte, von Rom freie chriſtliche Gemeinde, welche fort und fort ihren katholiſchen Charakter feſthielt, welche darauf beſtand, daß die allgemeine Kirche (und das heißt ja katholiſch) nicht des Papſtes, als ſichtbaren Hauptes bedürfe, ſondern den Stifter des Chriſtenthums allein zum geiſtigen Haupte habe, — ſie gab das große Beiſpiel: Rom dies angemaßte Vorrecht der „Katholicität“ (der Allgemeinheit) zu entreißen. An Deutſchlands äußerſter Oſtgränze hielt die erſte von Rom unabhängige katholiſche Gemeinde am 20. Oktober ihren erſten Gottesdienſt in deutſcher Sprache und feierte das Abendmahl durch den gemeinſchaftlichen Genuß von Brot und Wein.

Das Beiſpiel, welches Schneidemühl gegeben, wirkte zuerſt auf Breslau zurück. Auf die Anregung des Stadtverordneten und Landtagsabgeordneten Milde hatten ſich am 13. Dezember 1844 etwa 60 Katholiken, zur Berathung über die Mittel verſammelt, wie der Verdächtigung, welche die freie kirchliche Richtung durch die Römlinge zu beſtehen hatte, zu begegnen ſei. Indeſſen führten die Wege, welche man einſchlug, nämlich eine Zuſchrift an das Domkapitel und eine zweite an den König, nicht zum Ziele. Das Domkapitel ſtellte die Berechtigung der Laien zu ſolchen Fragen an die Geiſtlichen geradezu in Abrede, und der König gab gar keine Antwort auf die Beſchwerden über alles das, was die Laien Jahre lang von den Prieſtern erduldet hatten, und auf die Bitte: zur Abſtellung der Beſchwerden eine engere Kirchenverſammlung für Schleſien oder eine allgemeine für ganz Preußen oder Deutſchland zuſammen zu berufen. Das war die heilſamſte Lehre, welche den Laien gegeben werden konnte, daß nimmermehr von der Geiſtlichkeit und von dem Königthum, welches „von Gottes Gnaden“ ſein will, ein Anfang oder eine Beihülfe zu Kirchenverbeſſerungen zu hoffen ſei, ſondern daß das Volk, wenn es der Freiheit theilhaftig werden will, ſich ſelbſt helfen muß; nur dann wird es die ganze Freiheit haben, welche allein auch die wahre Freiheit iſt. — Der König, wenn auch Proteſtant, war ganz und gar befangen in der mittelalterlichen Weltanſchauung, welche doch vor dem Geiſt des Proteſtantismus nicht beſtehen kann; zudem wirkten auch noch ſeine jeſuitiſchen Umgebungen auf ihn ein. Da war alſo gar keine Antwort — auch eine Antwort, und zwar ſo deutlich wie die des Domkapitels. Vier Jahre ſpäter würde man ſchwerlich an den König eine vertrauensvolle Zuſchrift haben ergehen laſſen. Was Rom und die Römlinge betrifft, ſo war ſchon damals eine ſolche ein Unſinn; denn der römiſchen Kirche muß man entweder unbedingt gehorchen oder man muß ſich völlig von ihr losreiſſen; einen Mittelweg gibt es nicht. Während nun in Breslau noch alles unſchlüſſig war oder vertrauensvoll von halben Maßregeln durchgreifende Verbeſſerungen erwartete, erließ noch im Dezember 1844 der Maler Albrecht Höcker einen Aufruf an die ſchleſiſchen Katholiken: muthig ſollten ſie hervor treten mit dem offenen Bekenntniß des freien Glaubens, um Johannes Ronge ſollten ſie ſich ſammeln und eine von Rom unabhängige Kirche begründen. Auf dieſe Aufforderung erklärte eine Zahl von Katholiken durch Namensunterſchrift ihren Beitritt zu dem großen Zweck und am 22. Januar 1845 fand die erſte vorbereitende Verſammlung, am 26. die erſte ſtiftende ſtatt. Jetzt trat Ronge in einen neuen Wirkungskreis und bewährte, daß ihn nicht blos ſittliche Kraft und ein muthiges deutſches Herz auszeichneten, ſondern auch, daß ſein Geiſt auf der Höhe der Zeit ſtand, daß er das ſchöpferiſche Vermögen beſaß, um auf dem Grunde der im Chriſtenthum enthaltenen ſittlichen Idee, alſo auf dem wahrhaft Bleibenden und Göttlichen desſelben, die neue Kirche zu erbauen, welche berufen iſt, den Erlöſungsplan Jeſu vollſtändig zu verwirklichen.

Noch im Dezember 1844 hatte Ronge begeiſterte Worte „an die niedere katholiſche Geiſtlichkeit“ gerichtet und ſie beſchworen: ſich zu erheben, die Ketten der Feigheit und der Schande zu zerbrechen, das Gewebe der Heuchelei, in welches ſie von Rom verſtrickt worden, zu zerreiſſen, und freie, wahre Prieſter, *wahre deutſche Volkslehrer* zu werden. Zum Neujahr 1845 ſprach er „ein Wort an die Römlinge in Deutſchland und nur an dieſe;“ er rief ihnen zu: „*die Menſchheit iſt die Kirche Gottes und in ihr waltet der Geiſt. Dieſer Kirche habe ich geſchworen!*“ Bald darauf, noch im Januar 1845, ließ er auch ſeine „*Rechtfertigung*“ mit den betreffenden Aktenſtücken drucken, ſowie eine bereits im Oktober 1843 in Laurahütte verfaßte Schrift „*an die katholiſchen Lehrer,*“ einen Aufruf: ſich der entehrenden und verderblichen Knechtung durch die Hierarchie zu entreiſſen und in der Jugend das Bewußtſein der freien Würde, der Liebe zu ihren Mitmenſchen, zu ihrem Vaterland zu erwecken. „Man wird Sie zwar verfolgen, man wird Sie ſchmähen,“ rief er den Lehrern in begeiſterter Zuverſicht zu; „deß freuen Sie ſich aber, denn es wird zu Ihrem Siege führen. Der Kampf dauert in unſerer Zeit nicht lange, denn unſere Zeit ſchreitet raſch, die Tage der Leiden werden abgekürzt. Die Heuchlergarden des römiſchen Stuhles fliehen vor dem Licht des Tages, das angebrochen; *die Schlacht gegen das Römerthum des 19. Jahrhunderts* wird nicht wie die des erſten im Dunkel des Teutoburger Waldes, ſondern *auf den lichten Höhen des germaniſchen Geiſtes geſchlagen.*“ So war *Ronge*, ganz und gar von einem einzigen hohen Gedanken bewegt, unermüdlich thätig, in allen Schichten des deutſchen Volks die Herzen für dieſen Gedanken, *für die Losreiſſung Deutſchlands von der römiſchen Oberherrſchaft, für die Unabhängigkeit und Ehre des Vaterlands, für die geiſtige und ſittliche Wiedergeburt des Volks* zu entflammen. Ihn hob und trug die allgemeine Begeiſterung, die ihm für ſein kühnes Wort zur rechten Zeit entgegengekommen; ungeduldig ſehnte er ſich nach einer großen That des Volks. Als Antwort auf die vielen an ihn ergangenen Schreiben aus den verſchiedenſten Theilen des Vaterlandes erließ er einen Aufruf „*an ſeine Glaubensgenoſſen und Mitbürger*.“ „Sagen wir uns los von der römiſchen Hierarchie, vom Papſt,“ (rief er) „*und bilden wir eine deutſch-katholiſche, d. h. allgemeine Kirche*.“ Er bezeichnete hier zugleich als weſentlich den gerechten Antheil der *Gemeinde* an freien Kirchenverſammlungen, denn „fortan“ (ſprach er) „ſoll die Kirche nicht mehr in Formen erſtarren, in todten Buchſtaben abſterben; ſondern ſie ſoll ſich durch lebensfriſche Theilnahme der Gemeinden entwickeln, blühen und Frucht tragen. Keine Pfaffen, keine Laien ſoll es mehr geben, ſondern *ein edles freies Brüderthum ſoll beſtehen*.“ Er erkannte die ernſte Pflicht, die ihm geworden, und gelobte: „An die treue Erfüllung dieſer Pflicht bin ich bereit meine Kräfte und mein Leben zu ſetzen, mit Freuden mich zu opfern. Denn es weht mich an, dieſes erwachte Leben, als wäre es Mai für mein Vaterland geworden, und meinem Geiſte erſchließt ſich eine Zukunft, in die ich mit trunkener Sehnſucht blicke, eine Zukunft groß und herrlich, eine Zukunft der *Gerechtigkeit*. Und dieſe Zukunft können und werden wir erreichen, wir können und werden die Verheißungen unſerer Dichter und Weiſen erfüllen, wenn wir *vereint*, *männlich*, *beſonnen* und *entſchieden* handeln.“

Als nun mittlerweile die Strebungen in Breslau rege wurden, als *Höcker* zur Bildung einer von Rom unabhängigen katholiſchen Gemeinde aufforderte und *Ronge* als den Prediger der freien chriſtlichen Gemeinde bezeichnete, da geſtalteten und ordneten ſich in der Seele des begeiſterten Mannes, der ſein Leben der Freiheit und dem Vaterland geweiht, all die Grundbedingungen einer neuen Schöpfung, welche ſich lebenskräftig und zukunftsfähig erheben ſollte. Gleich in der erſten Verſammlung der Freunde kirchlicher Verbeſſerung zu Breslau legte *Ronge* diejenigen Sätze vor, welche als Grundlage der neuen Vereinigung angenommen werden ſollten, und ſo entſtanden nach reiflicher Durchſprechung derſelben, woran ſich insbeſondere Profeſſor Dr. Regenbrecht verdienſtvoll betheiligte, die „Grundzüge der Glaubenslehre und Verfaſſung,“ welche die Gemeinde annahm. Sie entfernten ſich viel weiter als die Sätze der Schneidemühler Gemeinde von der düſtren Weltanſchauung der alten Kirchen und ſtellten nicht blos die Unabhängigkeit vom Papſtthum an die Spitze, ſondern auch die „völlige Gewiſſensfreiheit und das unbedingte Recht der durch keine äußere Autorität beſchränkten Forſchung und Auslegung der heiligen Schrift und des Inhalts der Glaubenslehren.“ Für den letzteren war anfänglich das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, als das faſt allen chriſtlichen Religionsparteien gemeinſame, beibehalten worden; bald aber erhielt dasſelbe eine noch einfachere, dem jetzigen Zeitbewußtſein entſprechendere Faſſung, welche zugleich noch eine beſſere Bürgſchaft, für eine Vereinigung der verſchiedenſten Glaubensanſichten und für die Fernhaltung jedes Glaubens- und Gewiſſenszwanges darbot. Es war folgende: „Ich glaube an Gott, den Vater, der durch ſein allmächtiges Wort die Welt geſchaffen hat und ſie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jeſum Chriſtum, unſern Heiland, der uns durch ſeine Lehre, ſein Leben und ſeinen Tod von der Knechtſchaft und Sünde erlöſet hat. Ich glaube an das Walten des heiligen Geiſtes auf Erden, eine heilige allgemeine chriſtliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben. Amen!“ Die weiteren Sätze betrafen die beizubehaltenden chriſtlichen Bräuche; der alterthümliche Name „Sakrament“ blieb, die Bedeutung übernatürlicher Gnadenmittel aber mußte ſchwinden, ſowie die Grundfeſten der alten Kirche, nämlich die Annahme einer urſprünglichen Verderbtheit durch die Erbſünde, einer wunderbaren nicht blos rein geiſtigen, ſondern geiſtig-ſinnlichen Erlöſung, einer Gnadenwahl, einer Rechtfertigung durch den Glauben, vor der vernünftigen Auffaſſung des Verhältniſſes zwiſchen Gottheit und Menſchheit, ſich in Schatten auflöſten. An die Taufe, als Sinnbild der Aufnahme in den Chriſtenbund, wurde die feierliche Einſegnung der in der chriſtlichen Lehre genügend unterrichteten Jugend (die Konfirmation) gereiht, und von dem Abendmahl, in ſeiner reinen und urſprünglichen Bedeutung als Erinnerungs- und Liebesmahl, als Sinnbild der geiſtigen Vereinigung der Brüder untereinander und mit Chriſtus, mußte die Beichte im alten Sinne, alſo insbeſondere die Ohrenbeichte, dieſe Erfindung der römiſchen Prieſterkirche, getrennt werden. Die Ehe verlor ihre früheren „ſakramentaliſchen“ Charakter, um eine höhere religiöſe Bedeutung zu gewinnen, und ſo wurde denn die kirchliche Einſegnung derſelben beibehalten, aber den Staatsgeſetzen alle und jede bindende Kraft in Betreff der Bedingungen und Hinderniſſe zuerkannt. Chriſtus wurde, im geiſtigen Sinne, als alleiniger Mittler zwiſchen Gottheit und Menſchheit aufgefaßt, und deßhalb jede andre Vermittlung, ſowohl durch Anrufung der Heiligen, als auch die gröberſinnlichen durch Reliquien- und Bilderdienſte, Abläſſe und Wallfahrten, verworfen. Aus der Ueberzeugung, daß alle ſogenannten guten Werke nur inſofern Werth haben, als ſie aus chriſtlicher Geſinnung hervorgehen, wurden denn auch alle Faſtengebote verworfen. Endlich wurde das Bekenntniß, daß es die erſte Pflicht des Chriſten ſei, den Glauben durch Werke chriſtlicher Liebe zu bethätigen, nicht blos als Grundſatz der Sittenlehre, ſondern auch als die geiſtige Spitze der ganzen Gottverehrung aufgeſtellt, deren geheimnißvollen Mittelpunkt nicht mehr die unblutige Erneuung des blutigen Sühnopfers durch den Prieſter bildete, ſondern welche auf die weſentlichen Grundſtoffe der Belehrung und Erbauung, nach den einfachen Einrichtungen der älteſten Kirche, zurückgeführt wurde. Als weſentliches Erforderniß ſollte dabei die Theilnahme der Gemeinde und die Wechſelwirkung zwiſchen ihr und dem Geiſtlichen angeſehen werden. Es verſtand ſich aber von ſelbſt, daß, ſowie der Unterſchied zwiſchen einem von Gott beſonders begnadigten und bevorrechteten Prieſterſtand und den ſogenannten „Laien“

wegfiel, folgerecht auch den Laien das Recht zu predigen zuerkannt werden mußte. Aus dieſer Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen Prieſtern und Laien ergab ſich nun auch ferner das *Allerwichtigſte*, nämlich die Feſtſtellung einer *rein demokratiſchen Grundlage der Gemeindeverfaſſung*, wobei man ſich auf das Beiſpiel des chriſtlichen Alterthums berufen konnte. Demzufolge lag die ganze Berechtigung zu Beſchlüſſen über Glaubenslehre und Kultus, ſowie über Beſtellung und Abſetzung von Geiſtlichen, *lediglich in der Gemeinde ſelbſt*; dieſe erhielt das uralte Recht der Selbſtgeſetzgebung, Selbſtregierung und Selbſtverwaltung. Der Geiſtliche, der ſich des traurigen Vorrechts der *Eheloſigkeit* (des Cölibats) entäußerte, erhielte dafür die *Gleichberechtigung* mit jedem anderen Gemeindeglied; — er verlor die ſogenannten „Stolgebühren“ d. i. die Bezahlung für ſeine Amtsverrichtungen als Geiſtlicher, und erhielt dagegen von der Gemeinde die verbürgte Sicherung ſeines Lebensunterhaltes, nicht etwa als untergeordneter Diener, ſondern als freier ebenbürtiger Lehrer, der den ganzen Inhalt ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung als Gegeneinſatz mitbrachte. — Dies waren die hauptſächlichſten *Grundgedanken der Breslauer Gemeindeverfaſſung*, in welcher wir, unbeſchadet anderweitiger Mitwirkung, vorzugsweiſe *Ronge's* Geiſt und Herz auf's Klarſte und Schönſte kennen lernen. Am 16. Februar 1845 wählte die *Gemeinde* in Breslau einen einſtweiligen Vorſtand und am 19. März hielt ſie, bereits 1200 Mitglieder ſtark, ihren erſten Gottesdienſt und erkor *einſtimmig Ronge* zu ihrem Prediger, der dann auch feierlich in ſein Amt eingeführt wurde. Am folgenden Tage wurde die erſte Taufe, wenige Tage ſpäter die erſte Trauung vollzogen, und am 20. wurde zum erſtenmal das Abendmahl durch gemeinſchaftlichen Genuß von Brod und Wein gefeiert: die Anzahl der Gemeindemitglieder war bis dahin um ein paar Tauſend gewachſen.

Mittlerweile hatte ſich das Streben nach Kirchenverbeſſerung bereits immer thatkräftiger in den verſchiedenſten deutſchen Gauen geltend gemacht, je mehr die Römlinge ihren Grimm und durch dieſen wieder ihre Furcht verriethen. So hatte die römiſche Geiſtlichkeit in Oberſchleſien das Leſen der Zeitungen verboten. Den Beginn des neuen Jahres bezeichnete Biſchof Arnoldi durch eine Handlung, welche beweiſen ſollte, daß er ſich durch die öffentliche Meinung nicht im Geringſten habe einſchüchtern laſſen; er verlegte nämlich „das Feſt vom heiligen Rock, von den heiligen Nägeln und der heiligen Lanze“ — auf den Buß- und Bettag; gleichſam als ſolle der deutſche Geiſt Buße thun für den Angriff gegen Rom! Der wackre alte Pfarrer Licht in Leiwen bei Trier, welcher früherhin bereits eine treffliche kleine Volksſchrift gegen den Unfug der Wallfahrten (das „Wallfahrtsbüchlein“) geſchrieben hatte, wurde ſeines Amts enthoben. Bald wurden auch Czerski und ſeine Anhänger von allen Kanzeln herab in den Bann gethan. Czerski war ſeines Lebens vor dem wüthenden Glaubenshaß nicht ſicher und mußte ſogar mehrere Nächte hindurch von zwei bis drei Perſonen ſeiner Gemeinde in ſeinem eigenen Hauſe bewacht werden. Aber dem Bann zum Trotz traten freiſinnige katholiſche Prieſter aus der römiſchen Kirche aus: ſo zunächſt der Kuratus Eichhorn an der Minoritenkirche in Breslau und der Kaplan Kerbler; von proteſtantiſchen Theologen war Wilhelm Hieronymi (aus Holle bei Hildesheim) der erſte, welcher ſich (von Magdeburg aus) an die junge Kirche anſchloß. — Zu gleicher Zeit regte es ſich bereits ſeit dem Januar unter den Laien. Am 25. Januar verbanden ſich in Berlin 12 Katholiken, welche das Schneidemühler Glaubensbekenntniß unterſchrieben, zur Gründung einer von Rom unabhängigen katholiſchen Gemeinde und am 19. Februar wurde eine ſolche förmlich geſtiftet; am ſelben Tag entſtand auch eine in Chodzieſen. Sieben Tage früher hatte ſich unter thätiger Mitwirkung Robert Blum's, welcher von Anfang her öffentlich Ronge's Vertheidigung gegen Arnoldi geführt hatte und für das gute Recht der von den Römlingen verdächtigten freien Preſſe aufgetreten war, in Leipzig eine deutſch-katholiſche Gemeinde gegründet, welche das Breslauer Bekenntniß annahm; — am 15. Februar bildeten ſich ſolche in Dresden und Elberfeld. In Zuſammenkünften und Berathungen von Freunden der Kirchenverbeſſerung gaben ſich aber auch an vielen andern Orten die erſten Anfänge künftiger Gemeindebildungen kund, ſo z. B. in Kreuznach, Frankfurt a. M., Offenbach, Danzig, Potsdam, Hildesheim, Neuſtadt an der Hardt, Halberſtadt, Hanau, Magdeburg, Wiesbaden, Ulm, Worms, Stuttgart, dann in den verſchiedenen größeren und kleineren Städten Schleſiens und Poſens. Raſch folgte den Zuſammenkünften auch die Bildung der Gemeinden, wie zu Magdeburg, Annaberg, Höxter, Kreuznach, Dahlen, Danzig, Hildesheim, Landeshut, Marienburg, Offenbach, Glogau, Braunſchweig, Liegnitz, Ulm, Unna, Wiesbaden, Worms u. ſ. w.

VIII.

Das Verhalten der Regierungen zu der kirchlichen Bewegung. — Die erſte deutſch-katholiſche Kirchenverſammlung zu Leipzig.

Am Oſterfeſte des Jahres 1845 gewannen die kirchlichen Bewegungen in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands, welche bis dahin ganz und gar vereinzelt geweſen und dadurch bei aller Begeiſterung und Hingebung noch immer den zahlloſen offenen und geheimen Feinden nicht nachhaltigen Widerſtand zu leiſten vermochten, plötzlich einen gemeinſamen Mittelpunkt: die Bauſteine, welche reichlich vorhanden waren, ſollten nun nach einem aus dem Volk ſelbſt ſtammenden Plane zu einer großen allgemeinen Nationalkirche aneinandergefügt werden. Es war am 3. März 1845, als die deutſch-katholiſche Gemeinde zu Leipzig alle übrigen Schweſtergemeinden aufforderte: geiſtliche und weltliche Abgeordnete zu einer

Kirchenverſammlung zu ſenden, welche am Oſterfeſte in Leipzig ſtatt finden ſollte. Die Römlinge lachten, als ſie davon erfuhren; ſie betrachteten die Einladung als eitel Spielerei, ſowie ſie die ganze Bewegung für eine vorübergehende Aufwallung hielten; und in der That: wäre dieſe Anſicht nicht tief in ihnen gewurzelt, ſie hätten die Zeit nicht blos auf gemeine Schmähungen von der Kanzel herab verwendet, nicht blos auf Aufwieglung der Blindgläubigen: ſie hätten ihre Furcht nicht ſo leicht durch Bannſprüche beſchwichtigt, auf welche im 19. Jahrhundert Niemand mehr achtet, ſondern ſie hätten auch ſchon von Anfang her mit vollem Nachdruck die Staatsgewalt als ihr Werkzeug in Anſpruch genommen und ſie hätten ſie zu bearbeiten gewußt, damit ſie ſich wirklich zu einem ſolchen hergab. Aber, wie die Römlinge von Anfang her, eben bei der Schauſtellung des Rocks zu Trier, von ihrem Uebermuth verblendet waren, ſo wähnten ſie auch die ganze Zeit über, noch immer voll allzu ſtarker Zuverſicht auf die Macht der Lüge, dies Deutſchland ſei bereits völlig entnervt, um für die Dauer für einen großen Gedanken auch Opfer bringen zu können, deßhalb müſſe ſich denn auch die aus der Mitte des deutſchen Katholicismus hervorgegangene Bewegung binnen Kurzem in Nichts auflöſen, ohne daß Rom und die Jeſuiten beſondere Anſtrengungen nöthig hätten. Sie glaubten: die allgemeine Achtung, welche Ronge zu Theil geworden war, ließe ſich durch die Vernichtung von Ronge's Ruf entkräften und damit würde dann auch die ganze Bewegung ſpurlos erlöſchen, von der ſie wähnten, daß ſie in Ronge allein ihren Haltpunkt habe. Es kam übrigens zu dieſer Verblendung der Römlinge über die tiefere Bedeutung der kirchlichen Bewegung noch ein anderes Verhältniß, welches ſie geradezu hinderte, ſich der Staatsgewalt zur offenen Unterdrückung der Bewegung zu bedienen und zu dieſem Zwecke alle ihre Verbündeten aufzubieten, welche ſie ſowohl in katholiſchen als auch in proteſtantiſchen Staaten, an den Höfen wie in den höchſten Kreiſen des Beamtenthums nach wohlüberlegtem Plane längſt eingedrängt und feſtgeſetzt hatten.

Die Staatsgewalt war nämlich bei den erſten Erſcheinungen der kirchlichen Bewegung noch durchaus nicht im Klaren über den eigentlichen Charakter und das Ziel derſelben; ja ſie gab ſich ſogar der Hoffnung hin, daß ſie in derſelben, wenn nicht eine Bundesgenoſſin, ſo doch wenigſtens ein Gegengewicht wider ihre bisherige Helfershelferin, wider die römiſche Prieſterkirche erhalten könnte, von der ſie bei den Kölner Wirren doch das Unangenehme der errungenen Ueberlegenheit fühlen gelernt hatte. Im Anfang, als die begeiſterten Vorkämpfer für eine *freie deutſche Kirche* mit einem ſo über alle Maßen hingebenden Vertrauen ſich flehend an die Fürſten, an die proteſtantiſchen Fürſten wandten und ſie beſchworen, ihnen doch nur das Kampffeld zu gönnen, ihnen wenigſtens die Brücken nicht abzubrechen, ſich nur wenigſtens den Feinden Deutſchlands nicht beizugeſellen, — da wähnte wohl manche proteſtantiſche Staatsgewalt: die ganze Bewegung in der katholiſchen Kirche bezwecke nichts anders und könne nichts anders erreichen, als eine Befreiung der Gewiſſen von Rom, und ſei dieſe glücklich errungen, dann würden die deutſchen Katholiken ſtatt des Papſtes — den Landesherrn als oberſten Biſchof anerkennen, und ſtatt der römiſchen Glaubensſatzungen — die Bekenntnißſchriften und Glaubenslehren der proteſtantiſchen Kirche annehmen. Den meiſten Fürſten würde eine ſolche vorausſichtliche Unterwerfung ebenſo willkommen geweſen ſein als der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit. *Das* iſt der Grund, weßhalb die proteſtantiſche Staatsgewalt der katholiſchen Bewegung von Anfang her „weder hemmend noch fördernd“ entgegentrat; ſie wollte zunächſt *abwarten*, was ſie von derſelben *ſicher* zu erfahren habe, ob einen wirklichen Vortheil, ein Gegengewicht wider Rom, oder ob möglicherweiſe, wie ihr die Römlinge auch ſchon zugeflüſtert hatten, *blos* eine Schwächung des römiſch-kirchlichen Einfluſſes, womit der Anfang zur Abſchwächung des blinden Glaubens an *jedes*

Machtgebot über Gewiſſen und Willen gemacht werde. „Erſt ſollte Rom fallen und dann würde die Reihe an die Fürſten kommen!“ Das flüſterten die ſchlaueſten der rechtsgelehrten Staatsmänner jenen fürſtlichen Perſonen in's Ohr, welche drei Jahre ſpäter im März ihre Reiſewagen gepackt hielten. So wenig nun an der jeſuitiſchen Behauptung ein Körnlein Wahrheit war, daß die kirchliche Bewegung der politiſchen blos zum Deckmantel diente, ſo iſt doch anderſeits wieder das gewiß, daß die kirchliche Bewegung aus dem edelſten Freiheitsdrange hervorging, aus dem Gefühle der Schmach, welche ein Volk von vierzig Millionen erduldete, auf ſeiner eigenen Erde dem Oberhaupt eines Prieſterſtaates zinsbar zu ſein, welcher kein Vaterland kennt, welcher nur durch die völlige Unterdrückung der Geiſtes- und Willensfreiheit, durch die Vernichtung der freien Menſchenwürde ſeine Herrſchaft über die Welt zu behaupten vermag. Ebenſo gewiß iſt's, daß der Grundgedanke, der die Gemeindeverfaſſung der freien Kirche beſeelt, entſprechend dem großen Erlöſungsplane des erhabenen Meiſters von Nazareth und den Einrichtungen der erſten Chriſten, die unbedingte Selbſtbeſtimmung der Gemeinde und die volle Gleichberechtigung aller Einzelnen mitten auf dem Boden der alten Staatsordnung als das junge Reis der Freiheit in's Leben rief. Und wer kann endlich zweifeln, daß der Menſch, der einmal das Joch der religiöſen Knechtung abgeworfen hat, auch keiner andern Willkür- und Gewaltherrſchaft künftig den Nacken mehr beugen kann, grade wie auch alle bürgliche Freiheit unvollkommen iſt und bleiben muß, wenn der Menſch nicht zugleich religiös, d. i. geiſtig und ſittlich, alſo ſo recht von Innen heraus frei iſt! Das iſt eine durchaus naturgemäße Entwickelung, eine im Weſen des Menſchen begründete ſittliche Nothwendigkeit. Aber nun und nimmer haben die Fürſten das Naturgemäße der Entwickelung und die ſittliche Nothwendigkeit eingeſehen, derzufolge die Idee ſich ſelbſt ihre eigene Form erſchafft und keine abgeſtorbene Form neben dieſer mehr dulden kann.

Die deutſchen Regierungen (in den proteſtantiſchen Staaten) ſchritten alſo, wie erwähnt, nicht ſogleich gegen die kirchliche Bewegung ein, wie die Römlinge und Jeſuiten wünſchten und ihnen riethen; ſie wollten — um den Grund nochmals hervorzuheben — abwarten, wie ſich dieſelbe entwickeln und geſtalten würde, und ob die junge deutſch-katholiſche Kirche nicht etwa blos eine Uebergangsform wäre, durch welche große Maſſen von deutſchen Staatsbürgern aus der römiſchen Prieſterkirche in die verſchiedenen proteſtantiſchen Landeskirchen wandeln ſollten. — In der That: dieſe Unterſtellung hatte aus dem Grunde manche Wahrſcheinlichkeit für ſich, weil die junge Kirche, welche eben als freie ſich mit vollem Recht auch die wahrhaft allgemeine nennen durfte keine Glaubensrichtung ausſchloß, keinem ihrer Glieder vorſchrieb, ſeine religiöſe Ueberzeugung neuen, unwandelbaren Lehren und Satzungen zu unterordnen. Hätten die Regierungen dieſen Grundgedanken in ſeiner ganzen Bedeutung aufzufaſſen verſtanden und ihn zu dem ihrigen gemacht, dann wäre ihnen das Verdienſt zu Theil geworden, bei einer rettenden That für's Vaterland, bei der endlichen Verſöhnung der ſo lange ſtreitenden Glaubensparteien mit in den Vorderreihen geſtanden zu haben.

Doch, als die erſte deutſch-katholiſche Kirchenverſammlung zu Leipzig am Oſterfeſte 1845 mit ihren Beſtimmungen über die Glaubenslehre, über die äußere Form des Gottesdienſtes, über das Gemeindeweſen und die Gemeindeverfaſſung und über allgemeine Kirchenverſammlungen hervortrat, als ſich der Deutſch-Katholizismus plötzlich in ſeiner vollen Selbſtſtändigkeit, in ſeiner ganzen volksthümlichen Größe als der erſtgeborne Sohn und der begeiſterte Prediger einer neuen Weltordnung darſtellte, — da ſahen die Regierungen, daß ſie ſich in ihren Hoffnungen getäuſcht, da erſchracken ſie vor der weiteren Entwicklung der Bewegung, da neigten ſie das Ohr den Römlingen und Jeſuiten zu, und dennoch wagten ſie es nicht, durch offenes Verbot mit einem Schlage die junge Kirche und ihre auf Freiheit und Menſchenwürde gegründete Verfaſſung zu zermalmen, weil ſie ſich fürchteten, den einmal erwachten Volksgeiſt zum Kampfe heraus zu fordern.

Was war nun die erſte deutſch-katholiſche Kirchenverſammlung zu Leipzig? Was bezweckte, und was erreichte ſie? — Bei weitem nicht alle Gemeinden waren zu dieſer erſten Kirchenverſammlung eingeladen, weil ihr Daſein zu ſpät, zum Theil erſt während der Verhandlungen und nach denſelben kund wurde. 35 deutſch- (oder chriſt-) katholiſche oder freie chriſtliche Gemeinden hatten ſich damals gebildet, nämlich: Annaberg, Asbach, Berlin, Braunſchweig, Breslau, Chemnitz, Chodzieſen, Dahlen, Dresden, Elberfeld, Freiſtadt, Frieſack, Genthin, Görlitz, Hildesheim, Hörter, Kreuznach, Landeshut, Leipzig, Liegnitz, Magdeburg, Marienburg, Meſeritz, Merſeburg, Nauen, Offenbach, Oppeln, Penig, Schlawenzitz, Schneidemühl, Stuttgart, Ulm, Unna, Wiesbaden und Worms. Es waren indeſſen am Oſterfeſte 1845 in Leipzig nur 15 Gemeinden und zwar durch 31 Abgeordnete vertreten, darunten waren von Nichtgeiſtlichen Profeſſor Wigard von Dresden, R. Blum von Leipzig, Tethier und Anton Maur. Müller von Berlin, Dr. Steiner von Breslau, Rewitzer von Chemnitz, Dr. Northoff von Hildesheim, Kote von Magdeburg. Pirazzi von Offenbach, von den fünf katholiſchen Geiſtlichen, welche damals zu der jungen Kirche übergetreten waren, blos drei, nämlich Czerski, Kerbler und Ronge (Eichhorn und Profeſſor Schreiber aus Freiburg im Breisgau fehlten.) von Predigern, welche früher zur proteſtantiſchen Kirche gehört hatten, nur Hieronymi, und zwar blos als mitberathendes Mitglied, weil man, einer Vormeinung Rechnung tragend, ſich hauptſächlich auf Geiſtliche, welcher früher der römiſch-katholiſchen Kirche angehört hatten, beſchränken wollte. Den Vorſitz führte Profeſſor Wigard aus Dresden. Der leitende Grundgedanke der Verſammlung war folgender: die Gemeinden, wenn ſie auch im Streben nach der Läuterung und Vollendung des Chriſtenthums, im Streben nach unbedingter Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, ſowie in der Losſagung von aller prieſterlicher Knechtung übereinſtimmten, — ſie wichen doch in einzelnen Sätzen des Bekenntniſſes, in Namen und Formen von einander ab; ſie ſollten nun ſich auch über Bekenntniß, Namen und Formen durchaus verſtändigen, und ſo ſollte das Oſterfeſt von 1845 zu einem rechten Auferſtehungsfeſt werden für eine *wahrhaft chriſtliche*, *freie*, und in jeder Beziehung *einige* deutſche Kirche; als *geiſtige Macht* ſollte dieſe daſtehen, mit der beſtimmten Aufgabe: nicht eine neue Religionspartei darzuſtellen und ſomit die kirchliche Zerſplitterung Deutſchlands noch zu vermehren, ſondern die Wiederverſöhnung aller Religionsparteien durch die Kraft der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe anzubahnen, die wahre Allgemeinheit, Allumfaſſung und Allbeſeligung des Gottesreiches zunächſt auf *deutſcher* Erde zu verwirklichen. Es handelte ſich alſo um die Herſtellung einer *Einigkeit* unbeſchadet der *Freiheit*, ja vielmehr zum *Schutze* derſelben; es handelte ſich um die Begründung einer Form, welche weit genug war, um die verſchiedenartigſten Auffaſſungen des Weſens der chriſtlichen Religion umfaſſen zu können; es handelte ſich um die Annahme einer *Gemeindeverfaſſung*, welche eben ſo ſehr das Wiederaufkommen irgend einer prieſterlichen Uebergewalt und Buchſtabenherrſchaft für immer unmöglich machte, als ſie auch aus den einzelnen Gemeinden ein großes lebendiges *Ganzes* ſchaffen ſollte. — Um dieſen Zweck zu erreichen, wurde das zu Grunde gelegte *Breslauer* Bekenntniß noch mehr vereinfacht, wurden nur die Grundgedanken, welche unzweifelhaft in *jeder* chriſtlichen Religionspartei von Anfang her vorhanden waren, und zwar in altvolksthümlichen Ausdrücken hingeſtellt, nämlich der Glaube an Gott und das Walten des göttlichen Geiſtes, an Jeſus Chriſtus, den Heiland, an die allgemeine chriſtliche Kirche, an Sündenvergebung und ewiges Leben. Jeder Ausdruck, welcher die uralte blutige Streitfrage über die göttliche, gottmenſchliche oder blosmenſchliche

Natur Jeſu möglicherweiſe wieder anregen konnte, war mit Abſicht weggelaſſen worden. Es blieb übrigens den einzelnen Gemeinden unbenommen, die einzelnen Sätze des Leipziger Bekenntniſſes weiter auszuführen, und es wurde ausdrücklich feſtgeſetzt, daß „die Mitglieder der freien chriſtlichen oder deutſch-katholiſchen Kirche in der Verſchiedenheit der Auffaſſung und Auslegung des Inhaltes ihrer Glaubenslehren keinen Grund zur Abſonderung oder Verdammung finden." Im Gegenſatz zur mündlichen Ueberlieferung, zu den älteren Kirchenverſammlungsbeſchlüſſen, päpſtlichen Geſetzen und Bekenntnißſchriften ſollte einzig und allein die heilige Schrift die Grundlage, d. h. die geſchichtliche Quelle und Urkunde des chriſtlichen Glaubens ſein: aber zugleich wurde der Vernunft, als dem Göttlichen im Menſchen, welche die ſittliche Idee als das Ewige im Chriſtenthum erkennt, das Recht zuerkannt, eben hiernach in der Schrift zu forſchen und den Geiſt der Buchſtabenhülle zu entkleiden. Hieran reihte ſich der Ausſpruch: „Wir ſtellen der Kirche und den Einzelnen die Aufgabe, den Inhalt unſerer Glaubenslehren zur lebendigen, dem Zeitbewußtſein entſprechenden Erkenntniß zu bringen." Die Losſagung von Papſtthum und Hierarchie wurde in Leipzig noch durch den bedeutungsvollen Zuſatz erweitert: „Wir verwerfen im Voraus alle Zugeſtändniſſe, welche möglicher Weiſe von der Hierarchie gemacht werden könnten, um die freie Kirche wieder unter ihr Joch zu beugen." In Bezug auf die äußere Form des Gottesdienſtes wurde beſtimmt, daß ſich dieſelbe ſtets nach den Bedürfniſſen von Zeit und Ort richten ſollte. Die Ordnung der Sonn- und Feſttagsfeier ſchloß ſich in ihren Hauptbeſtandtheilen (Introitus, Konfiteor, Kyrie, Gloria, Gebetkollekten, Epiſtel und Evangelium, Predigt, Kredo, Sanktus, Agnus dei, Vaterunſer, Segen) ziemlich genau an die äußere Form der Meſſe, nur daß an die Stelle des ſogenannten Kanons ein Stück aus der Leidensgeſchichte Jeſu mit den Einſetzungsworten des Abendmahles trat, daß die Wandlung wegfiel und daß ſtatt des Prieſters die ganze Gemeinde das Abendmahl empfing. Was die Gemeinde-Verfaſſung betrifft, ſo ſtellte die Leipziger Kirchenverſammlung an die Spitze derſelben die Aufgabe der Gemeinde: „das Chriſtenthum nicht blos durch öffentlichen Gottesdienſt, Belehrung und Unterricht in den Gemeindegliedern zu lebendigen Bewußtſein zu bringen, ſondern auch in thätiger Chriſtenliebe das geiſtige, ſittliche und materielle Wohl ihrer Mitmenſchen ohne Unterſchied nach allen Kräften zu befördern.“ Die Leipziger Verſammlung nahm dann die in Breslau aufgeſtellte Grundlage an, derzufolge alles Recht in der Gemeinde beruht, welche durch die alljährlich von ihr gewählten Aelteſten (Vorſtand) und durch den oder die von ihr gewählten Prediger vertreten wird; der Prediger iſt Mitglied des Vorſtandes; dieſer hat jedoch ausſchließlich die Verhandlungen der Gemeinde, auch die das Glaubensbekenntniß, den Gottesdienſt und die Seelſorge betreffenden, zu leiten. Ein ſehr weſentlicher Zuſatzartikel ſprach der Gemeinde die Berechtigung zu: ſelbſtſtändig und allein, je nach dem Zeitbewußtſein und den Fortſchritten in Erkenntniß der heiligen Schrift, alle bisherigen Beſtimmungen in Beziehung auf Glaubenslehre, Gottesdienſt und Gemeindeverfaſſung abzuändern. Auf demſelben Grunde wie die Gemeindeverfaſſung, nämlich auf Gewiſſensfreiheit, Gleichberechtigung, Vertretung durch freigewählte Bevollmächtigte und einheitlichem Zuſammenhang, wurde endlich auch die Verfaſſung der ganzen Kirche erbaut; allgemeine Kirchenverſammlungen nämlich ſollten zur Erhaltung der Einheit des kirchlichen Lebens, ſoweit dieſe Einheit die Gewiſſensfreiheit des Einzelnen in der Gemeinde und der Gemeinden ſelbſt nicht beſchränkt, in der Regel alle fünf Jahre gehalten werden, und zwar durch Abgeordnete der Gemeinden, zu wenigſtens zwei Dritttheilen aus Laien und nur einem Dritttheil aus Predigern. Als eine allgemeine Kirchenverſammlung ſollte ferner nur diejenige angeſehen werden, bei welcher die Mehrzahl der förmlich gegründeten Gemeinden in Deutſchland vertreten ſei; die Beſchlüſſe einer ſolchen ſollten übrigens zunächſt nur als Vorſchläge zu betrachten ſein und erſt dann allgemeine Gültigkeit erlangen, wenn ſie den ſämmtlichen einzelnen Gemeinden Deutſchlands zur Berathung und Beſchlußfaſſung vorgelegt und von der Mehrzahl derſelben angenommen worden ſeien. Als allgemeine Bezeichnung der freien chriſtlichen Gemeinden wurde „deutſch-katholiſch" gewählt, nur die Breslauer und Schneidemühler Abgeordneten entſchieden ſich, zum Theil in Berückſichtigung der in Schleſien und Poſen wohnenden ſlaviſchen Bevölkerung, für den Namen „chriſtkatholiſch." Zum Schluſſe ſtand endlich die Verwahrung dagegen, daß der gegenwärtige Ausdruck des Glaubens und die gegenwärtige Form der Verfaſſung für alle Zeiten bindende Geltung haben ſollten.

Das war das wichtige Ergebniß der Leipziger Kirchenſammlung, eine koſtbare Errungenſchaft der Begeiſterung, der Ueberlegung und der brüderlichen Hingebung, ein Gewinn nicht blos für die Gemeinden, welche ſich damals bereits gebildet hatten, ſondern auch noch mehr im voraus für alle, welche ſich künftig bilden ſollten. Die bereits beſtehenden Gemeinden bildeten nach den vereinbarten Beſtimmungen ihre beſonderen Verfaſſungen, je wie Zeit- und Orts-Verhältniſſe es bedingten, weiter aus.

Nach der Leipziger Kirchenverſammlung vermehrte ſich die Zahl der neuen Gemeinden in verhältnißmäßig kurzer Zeit ſo auffallend, wie es die Gegner der Bewegung nicht geahnt hatten, in Schleſien, Poſen, Preußen, der Mark, Sachſen, Thüringen, Weſtphalen, Heſſen, Baden und Schwaben. Da ſtellte ſich denn bald die Nothwendigkeit heraus, das ganze Gebiet deutſcher Gaue, wo die deutſch-katholiſchen Gemeinden zerſtreut lagen, je nach beſonderen größeren Verbänden einzutheilen; man wählte hierfür die Bezeichnung von „Kirchenprovinzen," ſie entſprach wenigſtens dem Gedanken eines geiſtigen deutſchen Reiches, eines idealen Reiches der

Freiheit, der Sittlichkeit und der Humanität auf deutſcher Erde, deſſen Oberhaupt, der neuerſtandene Meiſter, auf die Dornenkrone um ſeine Scheitel wies und dem deutſchen Volke, welches gleichfalls eine trug, dadurch zeigen wollte, wie es ſein Jünger im Dulden ſei, wie es aber auch dereinſt auferſtehen werde. Eine ſolche Kirchenprovinz wurde durch den Zuſammenhang mehrerer Kreisvereine, und ein Kreisverein wieder durch die Verbindung mehrerer in näherer oder fernerer Nachbarſchaft zerſtreuter Gemeinde gebildet. Durch dieſe lebendige Gliederung war nun auch die höhere Ausbildung des ſelbſtſtändigen Lebens der ganzen Kirche möglich geworden, welche zunächſt die Beſtimmung der kämpfenden haben mußte, im Gegenſatz zu den „triumphirenden“ alten „Staatskirchen.“ Der Kreisverband berieth in Kreiskirchenverſammlungen die gemeinſamen Angelegenheiten der von ihm umfaßten Gemeinden, und in Streitigkeitsfällen bot er zuerſt ein Schiedsgericht, ſofern dieſelben nicht durch die betreffenden Gemeindevorſtände beigelegt werden konnten; er war der lebendige, berechtigte Ausdruck des Kirchenkreiſes in Beziehung zu allen übrigen und zu dem Provinzialverband. Zur Erhaltung der Einheit wurde von ſchleſiſcher Seite ein Provinzialvorſtand, ein ſtändiger Ausſchuß der Synode, von ſüdweſtdeutſcher Seite dagegen ein zeitweiliger, nämlich jedesmal der Gemeindevorſtand jener Stadt, wo die Provinzialſynode demnächſt zuſammen treten ſollte, beantragt. Er, ſowie die Provinzialſynode, ſollten als Mittelpunkt des chriſtlichen Lebens der Provinz für die Gemeinden derſelben wirken und nach Außen den Verkehr mit andern Provinzen vermitteln, bei Streitigkeiten in der Provinz richterlich entſcheiden, — die letztere insbeſondere das Errungene befeſtigen, beſtehende Einrichtungen prüfen und läutern, abweichende Richtungen vereinigen und ſchwierige Fälle erledigen, ob ſie nun eine Gemeinde oder den ganzen Provinzialverband betrafen.

IX.

Die erſten Kämpfe der freien Kirche nach innen und außen.

Je mehr die Zahl der Angehörigen der von Rom unabhängigen deutſchen Kirche zunahm, je mehr demnach die verſchiedenartigſten Anſchauungen ſich in dieſe Freiſtätte flüchteten, um ſo ſchroffer traten zwei Hauptrichtungen auseinander und einander entgegen. Die eine, als deren Vergänger anfänglich hauptſächlich Czerski gelten konnte, wollte ſich blos mit der äußerlichen Losreiſſung von Rom begnügen und von der alten Rechtgläubigkeit ſo viel wie möglich auf das eroberte Gebiet der Glaubensfreiheit herüberpflanzen; die andere, zu welcher insbeſondere Ronge gehörte, wollte von einem Stillſtand nichts wiſſen, weil ſie in dieſem bereits den Anfang des Rückſchritts ſah; ſie wollte vielmehr die Freiheit den Weg, den ſie ſich ſelbſt gebahnt, auch völlig bis zum höchſten und letzten Ziele durchmeſſen laſſen. Es liegt in den Geſetzen der ſittlichen Weltordnung, daß zwei ſolche Richtungen für die Länge nicht friedlich neben einander herlaufen können; es lag aber auch in dem Plane der Machthaber, das Auseinanderweichen derſelben ſo viel als möglich zu fördern. Aus den Beſchlüſſen der Leipziger Kirchenverſammlung erſahen die Machthaber die ganze Kraft des deutſchen Geiſtes, der entſchloſſen war, wenigſtens auf religiöſem Gebiete ſeinen eigenen Weg zu gehen; ſie zitterten vor der Fruchtbarkeit der Keime, welche in der volksthümlich freien Gemeindeverfaſſung und Gliederung der Kreis- und Provinzialverbände lagen; die Römlinge einerſeits, ſo wie die proteſtantiſchen Frömmlinge anderſeits unterließen nichts, dieſe Furcht zu vergrößern. Was war nun aber zu machen? So ganz offen konnte man denn doch der in den neueren Staatsverträgen und Landesverfaſſungen zugeſicherten „Gewiſſens-, Glaubens- und Kultusfreiheit" nicht allgemein entgegen treten, wie z. B. Kurheſſen, Bayern und Oeſterreich es wagten, wo die rohe Gewalt das heiligſte Menſchenrecht, ja ſelbſt das Völkerrecht mit Füßen trat.

Die Schlauheit der Staatskünſtler ſchlug deßhalb folgenden Weg ein. Es handelte ſich um die ſtaatliche Anerkennung der freien Gemeinden, welche bei dem innigen Wechſelverhältniß des religiös-kirchlichen Lebens mit den bürgerlichen Verhältniſſen eine dringende Nothwendigkeit war. Man entſchied ſich nun weder für noch gegen die Anerkennung der freien Gemeinden, und zwar angeblich deßhalb, weil man ihr Weſen noch immer nicht hinlänglich kenne, man ſchob die Entſcheidung der Frage, ob ein Deutſch-Katholik im Genuß ſeiner ſtaatsbürgerlichen Rechte andern Staatsbürgern völlig gleich zu ſtellen ſei, in eine unbeſtimmte Zukunft hinaus; man ließ die ebenſo gerechten als beſcheidenen Bitten der Deutſch-Katholiken völlig unbeachtet und ihre wohlbegründeten Beſchwerden würdigte man keiner Erledigung. Auf dieſe Weiſe hoffte man die Geduld mürbe zu machen und, was die Hauptſache war, die begeiſterte Theilnahme für die große volksthümliche Sache erkalten zu machen. Die proteſtantiſchen Gemeinden öffneten den bedrängten deutſch-katholiſchen Schweſtergemeinden ihre Kirchen zum Mitgebrauche; aber die Miniſterien verweigerten den letzteren größtentheils, dieſe Erlaubniß zu benutzen; neu ſich bildenden Gemeinden wurden Monate lang die größten Hemmniſſe entgegengeſtellt, damit ihre Begeiſterung erlahme, damit eine möglichſt große Zahl durch Furcht und Rückſichten vom Beitritt abgehalten werden ſollten. War das vielleicht das Recht der freien Entwickelung, welches der König von Preußen in ſeiner Kabinetsordre vom 30. April 1845 der Kirche verſprochen hatte?

Während nun auf dieſe Weiſe die Bewegung langſam, aber ſicher erſtickt werden ſollte, nämlich die freie Richtung derſelben, welche wirklich auf den Namen einer wahren Reform Anſpruch machen konnte, — ſuchte man zugleich die entgegengeſetzte, die mehr altgläubige, oder, wie man's lieber nennt: rechtgläubige Richtung zu begünſtigen. Die Fäden dieſes Planes hatten in Berlin ihren Mittelpunkt, wo der Gedanke: den ſtolzen Baum der ſtreng altgläubigen engliſchen Hochkirche auf deutſchen Boden zu verpflanzen, in hochgeſtellten, in den einflußreichſten Perſonen lebte. Engliſche Unterhändler hatten ſich von Anfang der kirchlichen Bewegung faſt in jeder Stadt blicken laſſen, wo ſich eine freie katholiſche Gemeinde bildete, um mit wahrhaft unverſchämter Zudringlichkeit unter dem Vorwand wohlfeilen Bibelverkaufs ihre von ſalbungsvollem Unſinn ſtrotzenden Schriften einzuſchwärzen. Engliſcher Einfluß war es denn auch, welcher, unterſtützt durch engliſches Geld, und in Verbindung mit proteſtantiſchem Pietismus in Berlin eine chriſtkatholiſche „Proteſtgemeinde" in's Leben rief; engliſcher Einfluß und engliſches Geld ſchlichen ſich auch an Czerski und deſſen Meinungsgenoſſen heran, um dieſe ſich dienſtbar zu machen, weil ſie ja mehr der altgläubigen Richtung huldigten. Der Konſiſtorialrath Romberg zu Bromberg war eigens nach Schneidemühl gereiſt, um Czerski zur Unterzeichnung der „Augsburger Konfeſſion" zu bewegen. Doch Czerski, wenn auch ſelbſt der ſtrenggläubigen Richtung aufrichtig anhängend, wenn gleich ſchwankend und von Verhältniſſen und Umgebungen abhängend, war gleichwohl ehrlich genug, ſich zu keinem Verrath an ſeiner Sache herzugeben. Er ließ ſich freilich durch den Einfluß Romberg's zu einem Kampf über Glaubensſätze hinreiſſen, für deſſen Durchführung ſeine Bildung nicht ausreichte! Der ſtaatlich-pietiſtiſche Jeſuitismus ſuchte auch dadurch zu ködern, daß man den Gemeinden der ſogenannten „chriſtlicherern" Richtung, welche ſich dem Altlutherthum und Hochkirchenthum zuneigte, baldigſte ſtaatliche Anerkennung in Ausſicht ſtellte! So kam am 7. September 1845 Dr. Smith aus London, mit Geld und mit dem Bekenntniß der engliſchen Hochkirche verſehen, zu Czerski nach Schneidemühl und trieb ihn durch die Verſicherung: „Dieſes Glaubensbekenntniß werde gewiß die ſtaatliche Anerkennung erhalten,“ dermaßen in die Enge, daß Czerski im erſten Augenblick der Ueberraſchung dasſelbe ohne genauere Kenntnißnahme unterſchrieb. Allerdings war er ehrenhaft genug, bei beſſerer Beſinnung das Aktenſtück zu zerreißen, aber gleichwohl ſchwach genug, ſich zu einer Fahrt nach London verleiten zu laſſen, wo eine „allgemeine chriſtkatholiſche Synode“ ſtatt finden ſollte. Wer hatte ſie ausgeſchrieben? Seltſam! Sehr hoch geſtellte Proteſtanten hatten ſie veranlaßt, um die ganze Reformbewegung auf das Gebiet der proteſtantiſchen Rechtgläubigkeit herüber zu leiten; die engliſchen Hochkirchler aber wollten dieſen Verſuch wieder für ihre eigenen Zwecke, für die Bekehrung Czerski zur anglikaniſchen Kirche benutzen, um dann durch ihn die deutſchen katholiſchen Gemeinden zu anglikaniſiren. Czerski kam nun allerdings, aber in Begleitung ſeines umſichtsvolleren und feſteren Freundes Poſt, und zwar nicht vor, ſondern nach der verfänglichen Synode nach London; vorangeeilt war ihnen aber bereits ein Verketzerungsſchreiben aus Berlin, und ſo wurden ſie denn von den anglikaniſchen Proſelytenmachern unfreundlich aufgenommen und erhielten nicht einmal das Geld zur Rückreiſe. Da nahmen ſich die ſogenannten „Diſſenters,“ d. h. die von der Hochkirche Abweichenden, der beiden Männer an, erforſchten ſie jedoch zugleich, ob ſie wirklich „Atheiſten“ ſeien (als welche man ſie verdächtigt hatte), und in welcher Beziehung ſie zu Ronge und ſeinen Anhängern ſtünden. Da erklärten nun Czerski und Poſt: „Ganz Deutſchland wiſſe, daß ſie das Leipziger Bekenntniß nicht angenommen, und daß namentlich Czerski in öffentlichen Blättern dagegen proteſtirt habe.“ So wurde denn das Leipziger Bekenntniß, das der freieren Richtung, von ſämmtlichen Gegnern der Reformation benützt, um eine *tiefe Spaltung in den Gemeinden* hervorzubringen und immer mehr zu erweitern. Die proteſtantiſch-pietiſtiſche Partei, deren Einfluß ſich bis in die höchſten Kreiſe der Machthaber hinaufſtreckte, machte zu dieſem Endzweck mit den Römlingen entſchieden gemeinſchaftliche Sache. War das nicht eine erbauliche Thätigkeit zur größeren Ehre Gottes, dies Ränkeſpiel? War es nicht ein Hohn gegen das allen Staatsbürgern zuſtehende Recht, der Gewiſſensfreiheit? War dies Treiben nicht eine Sünde an dem Geiſt des Proteſtantismus? Wenn ein Metternich in einer Verordnung, welche noch dazu für die Betreffenden ſtrengſtens *geheim* gehalten werden ſollte, die Deutſch-Katholiken geradezu zu *Verbrechern* ſtempelte, Deutſch-Katholiken den Eintritt in Oeſterreich verwehrte oder wenn ſie ſich in Oeſterreich befanden, des Landes verwies, und die gleiche Strafe ſelbſt über Oeſterreicher verhängte, auch wenn ſie ſich dieſer Sekte (wie es hieß) nur zuwenden *wollten*, — nun, — dann war es doch wenigſtens nur ein Metternich, derſelbe Metternich, der für ruſſiſche Rubel Oeſterreich und Deutſchland verrathen. Es war doch nur die *rohe Gewalt*, die er zu Gunſten des Jeſuitismus und ſeiner niederträchtigen Regierungskunſt aufbot, um einer religiöſen Bewegung, welche den entgeiſteten *Sklaven* zum freien *Menſchen* machte, den Eintritt in Oeſterreich abzuwehren. Feiger, heuchleriſcher, verwerflicher als die rohe Gewalt war der fein ausgebildete Vernichtungsplan der *Liſt*, welcher Gemeinden, oder, wie ſie in der amtlichen Sprache hießen: „Diſſidentenvereine," *wenn ſie auch längſt beſtanden*, als *faktiſch nicht* beſtehend bezeichnete, und zwar einzig und allein aus *dem* Grunde: weil die Zahl ihrer Mitglieder zu gering ſei. Waren die Jeſuiten nicht auch bei proteſtantiſchen Regierungen gut bedient? — Gerade in dieſen Winkelzügen erkennt man am deutlichſten die *Treuloſigkeit*, welche unſer Volk elend gemacht hat und *welche noch jetzt keineswegs ausgerottet* iſt. Heute macht ſie's ſo, morgen ſo; ſeid ihr nicht heute betrogen, ſo werdet ihr's morgen. Hütet euch, folgt ihr bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel, entlarvt ſie in ihrer ganzen Scheußlichkeit, die ihr die Freiheit und das Vaterland liebt; bedenkt, daß dieſe Macht, die all unſre Schmach von früher und all unſre Wirren von jetzt und all den Kampf, der uns noch bevorſteht, auf dem Gewiſſen hat, bedenkt, daß ſie nicht ruhen wird in ihren Ränken, bevor ſie nicht vernichtet iſt bis auf die letzte Faſer, womit ſie ſich an unſre deutſche Erde klammern kann!

Schaut aber auch hin auf das Werk der religiöſen Befreiung, und ſchöpfet Troſt und Zuverſicht aus dieſem Anblick! Denkt, wie alles gegen ſie war! Rechnet Rom mit ſeinen Jeſuiten in Kutte und Frack, mit Kreuz und Ordensſtern, den allmächtigen Metternich und ſeine Spione in ganz Deutſchland, und die Folgen ſeines Beſuchs am Rhein, — blickt auf den ſogenannten großen Pius IX. im Vatikan und auf den kleinen Eichhorn in Berlin, — denkt an all die Lügen und Schmähungen und an all die tollen Verdrehungen der Römlinge in ihren Beichtſtühlen, auf ihren Kanzeln, in ihren Kirchenblättern, über die Sache und über die Perſonen, Lügen wie Sand am Meere, — die proteſtantiſche Rechtgläubigkeit mit ihrem Hengſtenberg an der Spitze und mit tauſend kleinen Hengſtenberglein im Schwanz und mit dem brüllenden Löwen in Halle, der da ſucht, wie er den Antichriſt Freiheit verſchlinge; — vergeßt nicht die Unlauterkeit ſo vieler Geiſtlicher, welche, um beſſere Stellen zu erhalten, im Anfang der Reform aus der römiſchen Kirche zur deutſch-katholiſchen übertraten und ſie dann verriethen, ſowie die Gemeinden den Wolf im Schafpelze erkannten; — bringt in Anſchlag all die Streitigkeiten in einzelnen Gemeinden, wie ſolcher unſaubrer Schaum zuerſt aufſteigen muß, wenn der Sturm in die Waſſer gefahren iſt, die lange geruht; — erwägt auch die Eitelkeit und den Eigennutz, die unter den Engelsfittichen der Freiheit ihre Zuflucht zu finden wähnen und die ſich gegen ſie kehren, wenn ſie ſolchen Gäſten ihren Schutz verſagt; — vergeßt den Hochmuth derjenigen nicht, welche die Bewegung verdammten, weil ſie den Blick blos auf ihrer bisherigen naturgemäß allmäligen Entwicklung ruhen und nicht auch bis zu ihrem fernen Ziele voran dringen ließen und welche alle als Heuchler bezeichneten, die da, als ächte, treue Erzieher des Volks, es zunächſt *lehren* mußten, auf den eigenen Füßen zu ſtehen, bevor es rennen und turnen konnte; — endlich vergegenwärtigt euch die Gleichgültigkeit der Vornehmen, die ſich da dünkten, ſie wären ja längſt ſchon über alles hinaus, was da mühſam erſtrebt werde, — den raſenden Glaubenshaß des hohen und niederen Pöbels, der die deutſch-katholiſch gewordenen Handwerker, Soldaten, Beamten verfolgte, — erwägt die Armuth der Gemeinden, ihr langes Betteln um das bloße Recht des Daſeins, ihr hoffnungsloſes Kämpfen um Zuerkennung des Menſchenrechts, ihr ohnmächtiges Anringen gegen eherne Mauern! O ermeßt dieſes alles, und wenn ihr's ermeſſen habt, dann entblößt eure Häupter vor dem ewigen Geiſte, kraft deſſen dies Werk, das Werk eines armen, durch lange Knechtung der Freiheit faſt entwöhnten Volks, dennoch *nicht* zu Grunde gegangen iſt. Erkennt, daß es *deßhalb* nicht zu Grunde gehen konnte, weil es eben nicht das Werk weniger *Einzelner*, ſondern das des ganzen *Volksgeiſtes*, des *Geiſts des Jahrhunderts*, weil es ein *ganzes* Werk und nichts halbes war, weil es die *vollſtändige Erlöſung der Menſchennatur* zum Ziele hatte. Und wenn ihr dieſen ganzen Werth der großen Volksthat erkennet und fühlet, dann habt auch Achtung vor jenen einzelnen Männern, welche, unbeirrt von allen Wechſelfällen, von Triumphen und Leiden, von großer Begeiſterung wie von tauſend Schmähungen und von verderblicher Lauheit, unbeirrt von jeder Verſuchung, war ſie auch noch ſo verführeriſch, das Ziel feſt im Auge hielten und ſich mit dem bloſſen *Anfang* nicht begnügten, ſondern ſich für die ſtreng folgerechte Fortſetzung und Durchführung des Begonnenen hingaben. Solcher Männer, die nicht irre geworden ſind, die ihr Volk von einer Entwickelungsſtufe zur anderen, höheren bewußt und ſicher hinangeführt haben, die in den trübſten Tagen die Zuverſicht auf den endlichen Sieg des Geiſtes nie verloren, ja, die beim großen Werk auch die geringſte Taglöhnerarbeit zu übernehmen nicht geſcheut haben, wenn eben kein anderer da war, der ſie übernahm — ſolcher Männer ſind, Gott ſei Dank, viele da. Ein ſolcher war auch Ronge.

X.

Ronge's Wirken als Reiſeprediger und Fortbildner der freien Kirche.

Als Ronge im Jahre 1845 die zahlreichen deutſch-katholiſchen Gemeinden, welche größtentheils noch eigener Prediger entbehrten, beſuchte und ihren Gottesdienſt leitete, als er vom äußerſten Oſten des Vaterlandes unermüdlich gen Weſten, Süden und Norden zog, um an Orten, wo ſich neue Gemeinden bilden wollten, zu predigen, da ſchlugen ihm überall die Herzen entgegen, die ſein kühnes Auftreten gegen Rom als die erſte Anregung der kirchlichen Befreiungsthat begrüßten. Wie hob ihn da der brauſende Strom der Begeiſterung! Wer hätte nicht glauben ſollen: Deutſchland habe ſich in dem Gedanken an ſeine Zukunft verjüngt und alle Ehren, die es dieſem einen Manne, dem Wortführer ſeiner Erhebung, erwies, ſeien Huldigungen, welche es ſeiner eigenen Selbſtſtändigkeit und Würde dargebracht wiſſen wolle? Kein Fürſt ward ſo aufgenommen, wie Ronge, — es war die ſtärkſte Verſuchung, die einem Mann nahen konnte, welcher bisher völlig unbekannt in untergeordneten Verhältniſſen gelebt hatte. Ronge widerſtand dieſer Verſuchung durch ſeine ſittliche Kraft. Er blieb ſich gleich in Klarheit, Beſonnenheit und Thatkraft, das Gefühl ſeiner Pflicht tief im Herzen bewahrend und die Beſcheidenheit nicht verlierend, da er ſich ſelber ſagen mußte: „alle dieſe Huldigungen gelten der Sache des deutſchen Volks, der ich mein Leben geweiht habe.“ Eben ſo wenig ließ ſich Ronge anderſeits durch die Gefahren irre machen, welche ſeinem Leben an mehren Orten, insbeſondere aber in Tarnowitz und in Halberſtadt drohten. Als er im Jahre 1845 an letzterem Ort auf dem Domplatz predigte und ſeine Ueberzeugung, daß die Entwicklungs- und Darſtellungsweiſe des Truggewebes der römiſchen Glaubenslehren und Satzungen vor dem hellen Lichte der wiſſenſchaftlichen Aufklärung des 19. Jahrhunderts zurückweichen und zuſammenbrechen müſſe, mit den Worten ſchloß: „Rom wird und muß fallen,“ da hob ein junger Menſch einen großen Stein auf und ſchleuderte ihn mit aller Kraft des Grimmes und mit dem Ruf: „Nicht Rom, ſondern du Ketzer wirſt und mußt fallen,“ wider den Prediger; doch dieſer blieb unverſehrt, der Wurf verfehlte ſein Ziel, der Stein verwundete einen wachhaltenden Soldaten. In Tarnowitz entſtand bei Ronge's Ankunft eine förmliche Zuſammenrottung und Meuterei, angefacht von jener unſeligen Macht, welche des Menſchen Auge verblendet, daß er im Nächſten nicht den Bruder, daß er im Recht des Andern nicht ſein eignes zu erkennen vermag.

So wie ſich Ronge weder von den Huldigungen, die ihm bei ſeinen erſten Rundreiſen reichſten Maßes geſpendet wurden, blenden, noch durch Drohungen und wirkliche Mordverſuche ſchrecken ließ, ſo blieb er in ſeinem Feuereifer für das, was er als Wahrheit erkannt, für Menſchenwürde und für des Vaterlandes Glück und Ehre, ſo blieb er ein ſchlichtes, lautres Gemüth, ſich ſelber auch völlig treu während des großen gefährlichen Kampfes, in welchen jeſuitiſch-pietiſtiſche Hinterliſt die beiden Hauptrichtungen der Reform verwickelt hatte. Offen und ehrlich hielt Ronge, unbekümmert um jede perſönliche Verdächtigung, die unbefleckte Fahne der freien Richtung hoch empor und ſchritt, ſie feſthaltend, auf der Bahn der großen geiſtigen Fortentwickelung mit dem Volk weiter, das ſich auf derſelben nicht aufhalten ließ. In ſolchen Tagen großer Entſcheidung geht der ſpurlos verloren, der da, vielleicht mit dem beſten Willen, ermüdet ihr Halt gebieten will, weil er ſelbſt nicht im Stande iſt, das ferne Ziel klar zu erkennen, und die Mühen ſeines ganzen Lebens ſind dahin. So ging es Manchem, der Anfangs Hand in Hand mit Ronge vorangeſchritten war, ſo insbeſondere Theiner'n, von dem nicht zu läugnen iſt, daß er früherhin durch ſeine Schriften der Bewegung trefflich vorgearbeitet hatte; er erkannte nicht, daß es ſich jetzt um einen höheren Zweck handelte, als blos um das Abthun des römiſchen Jochs, daß es ſich um eine weltgeſchichtliche Kulturaufgabe handelte, zu der das deutſche Volk vor allen anderen den Beruf erhalten, den Geiſt des Chriſtenthums vollſtändig zu löſen von den verwelkten Formen eines mehr als tauſendjährigen Kirchenthums, und die tiefinnerſte Bedeutung des Chriſtenthums zuerſt im deutſchen Vaterland je mehr und mehr zum allgemeinen Bewußtſein zu bringen, auf daß es dann, durch ſolche Vermittlung des deutſchen Volkes, das dadurch zum Weltvolk wird, endlich wirklich zur wahrhaften Weltreligion werde und ſich über die ganze Menſchheit als der Segensbaum der Humanität ausbreite. Unbekümmert um alle die Anſchuldigungen von „Atheismus und Kommunismus," wie ſie der freien Richtung angedichtet wurden und wie ſie manchen Kurzſichtigen und Mattherzigen zurückſchreckten, ging Ronge an der Hand hochſinniger Freunde, welche die Aufgabe der Zeit begriffen, mit ſeinem Volke vorwärts.

Unerſchrocken trat er der Staatsgewalt gegenüber, wann und wo er glaubte, daß ſeine Pflicht ihn dazu auffordere; auch die Strafandrohung ſchreckte ihn nicht, wenn er ſich überzeugte, daß der Polizeiſtaat, dem Jeſuitismus dienend, das Anſehen des Geſetzes mißbrauchte, um Handlungen der Willkür damit zu bekleiden, durch welche jener liſtige Vernichtungsplan ausgeführt werden ſollte. Er hatte Gelegenheit gehabt, dieſen von Anfang her durchſchauen zu lernen. Waren früher die drei bis vier deutſch-katholiſchen Prediger ungehindert von Gemeinde zu Gemeinde gereiſt, um bei denſelben zu predigen, zu taufen, das Abendmahl zu ſpenden und neue

Gemeinden zu begründen, ſo beſchränkte man ihn (wie Kerbler und Andere) im Auguſt 1845 einſtweilen blos auf Schleſien, und ſpäter wurde auch verfügt (22. April 1846) „daß die Prediger des Breslauer Diſſidentenvereins in jedem Fall an Orten, wo ſie Gottesdienſt abhalten wollen, der Ortspolizeibehörde zuvor hiervon Anzeige machen und deren Genehmigung nachſuchen ſollen.“ Damit war nun der Willkür der Letzteren, es war aber auch den Einflüſſen der Römlinge und Frömmlinge, wie überhaupt dem ganzen Vernichtungsplane Thür und Thor geöffnet. So wurde denn auch der Gemeinde Lähn in Niederſchleſien, welche 62 Seelen zählte, ein Jahr lang beſtand und ſchon 14 mal Gottesdienſt gehalten hatte, plötzlich verboten, ferner Gottesdienſt zu halten, und ihr aufgegeben, ſich an eine andere Gemeinde anzuſchließen, da ſie zu einem ſelbſtſtändigen Verein zu wenig Mitglieder zähle. Was ging das die Regierungen an, die ja den Prediger nicht zu erhalten hatten? Vergeblich proteſtirte der Vorſtand dagegen. Die Gemeinde, welche ihre Auflöſung befürchtete, wenn ſie keinen Gottesdienſt mehr halten dürfe, bat Ronge, bei der Feier ihres einjährigen Beſtehens zugegen zu ſein, und dieſer wendete ſich an das Oberpräſidium mit der Bitte, ihm die Abhaltung eines Gottesdienſtes in Lähn zu geſtatten, erhielt aber eine abſchlägige Antwort. Er proteſtirte dagegen, erklärte, daß die Aufhebung der Gemeinde gegen das königliche Geſetz vom 30. April 1845 und dieſe Verfügung gegen ſeinen Beruf ſei, und zeigte an, daß er nach Lähn reiſen werde. Dort eröffnete ihm der Bürgermeiſter, er werde ihn verhaften laſſen, wenn er Gottesdienſt halte und nun beſchränkte ſich Ronge darauf, der Gemeinde blos Epiſtel und Evangelium vorzuleſen und eine tröſtende Anſprache an ſie zu halten, worin er ſie zur Standhaftigkeit ermahnte. Gleichwohl verhängte das Oberpräſidium der Provinz Schleſien eine vierwöchentliche Gefängnißſtrafe über Ronge. Vergeblich ergriff Ronge, ausdrücklich nicht wegen ſeiner Perſon, ſondern wegen der gekränkten Religionsfreiheit Berufung dagegen an's Miniſterium und endlich Berufung an den König; „der Diſſidentenprediger“ mußte am Charfreitag 1847 in's Gefängniß wandern, aber er fühlte ſich freier darin, als mancher Fürſt auf ſeinem Thron. Die herzlichſten Zuſchriften von nah und fern drangen in ſeine Haft und bekundeten ihm die ungeſchwächte Bruderliebe der Gemeinden, und als er das Gefängniß verließ, da war's für die Glieder der Gemeinde in Breslau, die mit ganzer Seele an ihm hingen, ein wahres Feſt, den Vorkämpfer der Freiheit wieder in Freiheit zu ſehen.

Ronge's Wirkſamkeit für die freie Kirche, durch ſolche Zwiſchenfälle und ähnliche Hemmniſſe von oben herab nur für kurze Zeit unterbrochen, war geräuſchlos, aber raſtlos.

Er ſuchte kräftigſt das Errungene zu feſtigen und in den beſtehenden zahlreichen Gemeinden, welche bis zum Jahr 1848 wohl bis zu 300 angewachſen ſein mochten, nach innenhin zu wirken. So nahm er lebhaften Theil an den Beſtrebungen, die, von Breslau aus, wo ſich in Mitten der zahlreichſten deutſch-katholiſchen Gemeinde des Vaterlands das regſte Leben entfaltete, weithin ſich verbreiteten, um die Grundſätze der freien Kirche durch Schrift und That auf's beſtimmteſte auszugliedern und dieſelbe immermehr zu einer geiſtigen Macht zu geſtalten, welche von allen Zufällen unabhängig daſtehen könne, weil ſie alle ihre Kräfte auf einen Schwerpunkt in ihr ſelber leite. Insbeſondere war es ihm darum zu thun, das Chriſtenthum durch Ausbildung eines Kultus im höchſten, umfaſſendſten Sinne, nämlich durch die in einandergreifende Gliederung der freien Schule, der Armen- und Armenkrankenpflege, der Sorge für das untrennbare geiſtig-ſittliche und materielle Wahl, zu verwirklichen.

Blicken wir zunächſt auf Ronge's Thätigkeit für Begründung einer ſolchen Form des kirchlichen Gottesdienſtes, welche der errungenen, vernunftgemäß chriſtlichen Gott- und Weltanſchauung vollkommen entſprach. Er ging hierbei von folgenden Grundſätzen aus:

der Kultus iſt die ideale Darſtellung und der Ausdruck des religiöſen Lebens in der chriſtlichen Gemeinſchaft und muß in lebendiger Wechſelwirkung mit dem Leben ſtehen, um dasſelbe zu befreien und zu heiligen durch die Idee. Seine Formen werden ſich ſtets nach dem Grade des jedesmaligen religiöſen Bewußtſeins richten. Um den Kultus der freien chriſtlichen Kirche voll und richtig zu geſtalten, müſſen wir daher die Gottesidee im Auge behalten. Die alte Kirche ſtellte ſich Gott als ein Weſen vor, welches die Welt und die Menſchheit zu ſeiner Ehre geſchaffen, und welches, von der Menſchheit durch die Erbſünde beleidigt, das Blut des Sohnes zur Verſöhnung fordert. Folgerichtig hat demnach die alte Kirche, welche ſich als Mittlerin zwiſchen Gott und die Menſchheit ſtellte, die Meſſe angeordnet, in welcher Chriſtus täglich von jedem Prieſter erzeugt und, um Gott mit der Menſchheit auszuſöhnen, geopfert wird. Die Haupttheile der Meſſe waren zuerſt das Sündenbekenntniß, worin ſich der Prieſter, an der Stelle der Gemeinde, vor Gott als ſchuldhaft anklagte, und um Verzeihung bat, die er und die durch ihn vermittelte Gemeinde durch die übernatürliche Gnade, welche Chriſtus erworben, erhalten ſolle. Der Menſch kann aber die Gnade und Verzeihung nicht ohne Vermittelung Chriſti erlangen: zu dieſer Vermittelung ward Chriſtus Menſch und opferte ſich für die Menſchen; deßhalb wurde, in der Meſſe, nachdem dieſe weltgeſchichtliche Sendung durch Vorleſung des Evangeliums ausgeſprochen worden, in der Aufopferung von Brod und Wein, als dem Sinnbild von Fleiſch und Blut, dieſe Sendung dargeſtellt. Chriſtus oder Gott ſtieg aber, nach dem Begriff der alten Kirche, auch in Wirklichkeit auf den Altar nieder, und Brod und Wein wurden durch die Einſetzungsworte in ſein Fleiſch und Blut verwandelt; dieſen wirklichen Gott zeigte nun der Prieſter durch Aufhebung der Hoſtie und des Kelches; er theilte ſich auch der Gemeinde wircklich mit durch die Kommunion, und der Prieſter theilte, als Mittelsperſon und geweihter Diener des Herrn, den Leib und das Blut Chriſti aus. — In der freien chriſtlichen Kirche fallen nun alle hier unterſtellten Vorausſetzungen weg. Hier wird der Menſch nicht als von Natur durch die Erbſünde verderbt geglaubt, ſondern als von Natur rein und gut erkannt, deſſen Weſen und Sein vom göttlichen Weſen und Sein iſt. Ihre Aufgabe iſt: dieſe Würde ihm zum Bewußtſein zu bringen, ihn zu vervollkommnen und zur Vereinigung mit Gott durch das Leben in der Liebe zu bringen. Dieſe Vereinigung nun muß die kirchliche Erbauung darſtellen, damit die Menſchheit wieder geboren werde durch die Kraft des inneren Glaubens, des Erkennens der Wahrheit und durch das Feuer der Liebe, damit ſie ſich als lebend in Gott, nothwendig und doch frei wirkend in der Weltgeſchichte begreiſe und das göttliche Leben der Wahrheit, Freiheit und Liebe lebe. Wie nun die freie chriſtliche Kirche ihren Grundſätzen nach den Gegenſatz zur unfreien römiſchen bildet, indem ſie den freien inneren Glauben, die Geſinnung und die freie That der Liebe als weſentlich aufſtellt, ſo ergeben ſich bei ihr folgende Grundſtücke der kirchlichen Erbauung 1) Selbſterkenntniß; die Würde des Menſchen als Gottes Ebenbild, ſowie die Aufgabe, dieſer Würde gemäß in Gott zu leben und ſich zu vervollkommnen in der Erkenntniß der Wahrheit, in der Reinheit der Geſinnung und in der That der Liebe, wird zum Bewußtſein gebracht, auf daß jeder in der Gemeinde die Gottesidee als Maßſtab prüfend an ſein Leben lege, und den Entſchluß faſſe, aus ſich alles das auszuſcheiden, was ihn von Gott entfernt, und immer vollkommener zu werden, und in dieſer Reue über das begangene Unrecht, in ſolchem Entſchluß Verzeihung, Beruhigung und Verſöhnung mit Gott finde. In dem freudigen Bewußtſein ſeiner Würde und in dem Gefühle, daß ſein Geiſt vom Geiſte *Gottes* ſei, beglückt und erhoben in der Anſchauung der unendlichen Größe des Schöpfers und der unendlichen Fülle ſeiner Liebe, ruft dann das Menſchenherz: „Ehre ſei Gott in der Höhe.“ 2) *Beruf der freien chriſtlichen Kirche.* Der Menſch kann mit Gott nur Eins werden durch die freie ſelbſtbeſtimmte Hingebung ſeines Ich's an die Menſchheit und für dieſelbe, wie Chriſtus gethan. Die freie chriſtliche Kirche macht dieſe Hingebung des Einzelnen an die Gemeinſchaft zur ſittlichen Pflicht und weiſt zugleich immer wieder auf Chriſtus hin, als auf den Weg, der zum Ziele leitet, auf das Beiſpiel ſeines Lebens, als Vorbild und auf den Inhalt ſeiner Lehre als Richtſchnur. Deßhalb 3) *die Vorleſung der heiligen Schrift* in der Gemeinde und *die Rede (Predigt)*, welche die Idee des Gottesreiches in der Gemeinſchaft immer mehr zum klaren Bewußtſein bringen ſoll. 4) *Geiſtige Anſchauung.* Wenn der Gedanke auch die Größe des Ewigen nicht faſſen, den Urquell alles Lebens und aller Kraft nicht begreifen kann, das Herz ihn, den Unermeßlichen, nur fühlt, wie er uns mit verborgener Kraft in den heiligen Bund mit ſich und der Menſchheit und allen Weſen zieht, und ihn ahnt in ſeiner Liebe, da erhebt ſich der Menſch zur Anbetung und heiligt ſein Weſen in Gott und ruft: „Heilig, heilig, heilig, unausſprechlich heilig biſt Du, o Gott der Heerſchaaren, alle Welt iſt Deiner Herrlichkeit, Deiner Liebe voll.“ 5) *Vereinigung mit Gott durch die Liebe.* Das Herz ſehnt ſich nach Gott und will in heiliger Einheit mit ihm leben und ſein. Und ſiehe: die Sehnſucht geht in Erfüllung. Chriſtus führt uns ein in das große Geheimniß Gottes und vereint uns mit ihm, denn in ſeinem Namen hat er uns verkündet: „Ihr ſollt vollkommen ſein, wie euer Vater vollkommen iſt, und ihr ſeid Kinder Gottes, ſeid Brüder und Schweſtern unter einander, ich aber bin die Liebe ſelbſt; denn wahrlich, ich ſage euch, was ich euch geboten habe, daß ihr den Nächſten lieben ſollt, wie euch ſelbſt, das vollbringe ich; ich liebe die Brüder mehr als mich ſelbſt, und wer mir nachfolgt in ſolcher Liebe, der lebt in Gott und Gott in ihm." Dies ſein Wort knüpft er aber auch an eine bedeutungsvolle Handlung, an ſein letztes Abendmahl. Durch den Genuß des Liebesmahles nach Chriſti Einſetzung feiert nun die Gemeinde nicht blos ſein Gedächtniß, ſondern ſie erneuert auch ſeine Gegenwart im Geiſte durch das Gelöbniß, ſeinem Gebote gemäß Eins ſein zu wollen im Geiſte der Erkenntniß und in der That der Liebe. Dann wird Gott ſie durch die Kraft ſeines Geiſtes beſeelen zum ewigen Leben; im Bewußtſein ſeiner Gegenwart betet ſie im Geiſte Chriſti: „Vater unſer" u. ſ. w. Den Schluß der kirchlichen Erbauung bildet dann der Segen.

Dieſe Geſtaltung des kirchlichen Gottesdienſtes bildete übrigens, wie ich bereits erwähnt habe, nur einen Theil in dem großen Ganzen des Kultus, wie Ronge und die Breslauer Gemeinde denſelben auffaßten und ihre Auffaſſungen in den „Grundſätzen der freien Kirche" niederlegten. „Der Kultus der neuen Kirche iſt das Leben der Liebe." Dies äußert ſich in der Erziehung, der Pflege und der Erbauung des Menſchen. Die Erziehung der Jugend erfolgt durch die Familie und die Schule. Die Aufgabe der Schule iſt: die dem Kinde innewohnenden Kräfte und Fähigkeiten frei und harmoniſch zu entfalten, das Bewußtſein der Menſchenwürde zu wecken und auf Selbſtſtändigkeit des Denkens und Handelns hinzuarbeiten. Aus der Erziehung in der Familie und in der Schule tritt der Menſch in die Pflege der chriſtlichen Gemeinſchaft, welche ſich in gegenſeitiger Förderung des geiſtigen, ſittlichen und leiblichen Wohles der Menſchen bethätigt. Sie umfaßt demnach die Pflege des Körpers und die Armenpflege. Dieſe iſt der Religionskultus des Mitgefühls, welches die Menſchen verbrüdert, indem es die Befriedigung des Bedürfniſſes jedes Einzelnen zum Bedürfniß der ganzen Menſchheit erhebt und die den Aufſchwung zu Gott darniederdrückende Hülfsbedürftigkeit zu entfernen ſtrebt. Da die wahrhaft menſchliche Hülfe nur darin beſtehen kann, daß der Menſch in den Stand geſetzt werde, ſelbſt für ſeine Bedürfniſſe zu ſorgen, ſo iſt die nächſte Aufgabe der Gemeinde-Hülfsanſtalt die, den Unbeſchäftigten und dadurch Nahrungsloſen Beſchäftigung zu verſchaffen. So lang und wo aber die Hülfe dadurch nicht zureichend iſt, führt die Gemeinde unmittelbar durch Geldhülfe den Einzelnen über das Bedürfniß hinweg, zur Selbſthülfe und zwar durch unverzinsliche Darlehen; ferner ſorgt für hoffnungsloſe Hülfloſigkeit und für augenblickliche Noth das Almoſen. Das endliche Ziel der Armenpfleganſtalt iſt, „daß die Gemeindeglieder, indem ſie der Noth des Bedürfniſſes von den Brüdern enthoben worden, ſich zu edlerer Geſinnung erheben, auf Treue und Redlichkeit in Erfüllung gegebener Verſprechungen bei den Geſchäften des bürgerlichen Lebens hingeleitet werden und dafür der Kontrolle ihrer Mitbrüder unterliegen, welche die Beiſteuer zur Hülfe aus brüderlicher Liebe in die Kirchenkollekte ſteuern.“ Hieran reiht ſich die *Armenkrankenpflege*. „Die erquicklichſte Arznei iſt aber für den Armen, welcher unentgeldliche ärztliche Behandlung und Arznei durch die Vermittlung der Gemeinde erhält, die Theilnahme ſeiner Brüder und Schweſtern, das Bewußtſein, daß er nicht verlaſſen iſt in der menſchlichen Gemeinſchaft, daß die Hülfe, die ihm gewährt wird, nicht ein von Oben herab ihm zugeworfenes Almoſen, ſondern der ſchuldige Tribut der Menſchlichkeit, das Ergebniß eines inneren Dranges iſt. Um dieſen Theil der Krankenpflege auszubilden, wird ein Frauenverein begründet, welcher den Zweck hat, ſowohl den hülflos in ihren Wohnungen darniederliegenden Gemeindegliedern leibliche Speiſe und Troſt zu ſpenden und ihnen nach Kräften Pflege angedeihen zu laſſen, als auch die in den Hoſpitälern oder unter Aufſicht anderer Aerzte als des Gemeindearztes befindlichen Gemeindeglieder aufzuſuchen und ihnen ſo die Gewißheit zu geben, daß ſie auch in ihrem Leiden nicht von der Gemeinſchaft verlaſſen ſeien.“ In ſolcher Weiſe erfüllt die chriſtliche

Gemeinſchaft ihre Aufgabe; ihr Bewußſein wird lebendig erhalten durch die gegenſeitige (kirchliche) Erbauung.

In dieſem Sinne hatte die Breslauer Gemeinde ſchon frühzeitig entſprechende Einrichtungen in's Leben gerufen; in dieſem Sinne forderte Ronge in einer Anſprache an die freien katholiſchen Gemeinden „zur Bildung von gleichen oder ähnlichen aller Orten auf.“ „An uns iſt es,“ (ſprach er) „mag man uns immerhin verdächtigen, zu zeigen, daß die Religion nur dann Religion iſt, wenn ſie ſich ſowohl in der Geſinnung als auch in der That der Liebe kund gibt, und wenn ſie dadurch die Freiheit und Vollkommenheit des Einzelnen wie die der Geſammtheit befördert; an uns iſt es, der Selbſtſucht der alten Zeit ſo viel abzutrotzen durch die Liebe, als wir irgend können, und die alten Wunden des Volkes zu heilen, wo und wie wir können.“ In dieſem Sinne ſuchte er an allen Orten, wo er die Gemeinden beſuchte oder neue mitbegründete, Frauenvereine in's Leben zu rufen, welche für eine ſolche Verwirklichung der chriſtlichen Idee, die das ganze Leben der Geſellſchaft durchdringen und verjüngen muß, mit aller jener Kraft der Hingebung, deren das Weib fähig iſt, thätig ſein ſollten. Schon gleich in den erſten Kirchenverſammlungen hatte Ronge für die Frauen gleiche Rechte wie für die Männer in der Gemeinde verlangt und in vielen Gemeinde-Satzungen iſt denn auch der Grundſatz durchgedrungen, daß Wittwen, Jungfrauen und ſolche Ehefrauen, deren Männer nicht zur Gemeinde gehören, von der Ausübung der Gemeinderechte durch Theilnahme an den Wahlen und andern Gemeindeverhandlungen nicht ausgeſchloſſen ſind. Fort und fort wirkte Ronge ſeitdem für die geiſtige und ſittliche Erhebung des weiblichen Geſchlechts. Er forderte auch für die Ehe Gleichberechtigung der Frauen, eine tiefſittliche Forderung, der jahrtauſendlange Vorurtheile Hohn geſprochen, und welcher die Anerkennung zu Grunde liegt, daß die Frau nicht blos Mittel zum Zweck, ſondern Selbſtzweck iſt, gleich allem, was da iſt. Durch die Bildung von Frauenvereinen und ihre Verbreitung über ganz Deutſchland ſollten die Frauen aus ihrer bisherigen beſchränkten Sonderſtellung auf die Stufe der ſelbſtſtändigen Wirkſamkeit treten, wo ſie für's Wohl der leidenden Menſchheit, für die Erziehung der im Elend gebornen Kinder, und alſo auch für die allmälige Vermenſchlichung jener Volksklaſſe handeln können, welche man bis jetzt noch das „Proletariat“ zu nennen pflegt.

XI.

Entwickelung, Bedeutung und Aufgabe der freien Kirche.

Treu war Ronge der naturgemäßen volksthümlichen Entwickelung der jungen Kirche gefolgt, und richtig erkannte er, wie die freie kirchliche Gemeinſchaft, nachdem ſie in raſchen Schritten die Bahn durcheilt, welche ihr der proteſtantiſche Geiſt durch dreihundertjährigen Kampf gebrochen und geebnet, mit dem Gefühl und Bewußtſein, daß ſie die Trägerin einer neuen Weltidee iſt, über die Schranken des alten Kirchenthums hinausdrang und ſich ſelbſtſtändig die feurige Spur der Zeit bahnte. Mit der Aufſtellung der Breslauer und Leipziger Bekenntniſſe hatte die junge Kirche ihr ſelbſtſtändiges Daſein begonnen; der Kampf gegen Rom war ihre erſte Aufgabe, der nationale Gedanke der Unabhängigkeit des kirchlichen Lebens von einer fremden Macht war die Weihe für ihre Sendung geweſen. Aber ſchon lag auch in den Grundzügen der Gemeindeverfaſſung der Keim ihrer höheren Bedeutung für die Verjüngung des ganzen deutſchen Volkslebens. Nur Wenige beachteten dieſen fruchtbaren Keim, nur Wenige würdigten ſeine Entwickelung der Aufmerkſamkeit. Eben die Verfaſſung der freien Kirche bezeichnet ihre hohe Aufgabe, daß ſie der Ausdruck der neuen Weltordnung iſt, in welcher das reine Menſchenthum zur vollſtändigen Geltung kommen ſoll. Das iſt die Erfüllung des Chriſtenthums, daß es im freien, gotteswürdigen Menſchenthum völlig aufgeht, daß mithin alle alten und ausgelebten Formen des Staats und der Geſellſchaft jenen neuen weichen müſſen, welche die achtzehnhundert Jahre lang verkannten ewigen Grundgedanken Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe verwirklichen. Dieſe Bedeutung der freien Kirche erkannte Ronge lange vorher, als die politiſche Erhebung des deutſchen Volks den Beginn einer neuen Weltordnung bezeichnete. Schon im April des Jahres 1847, ſprach er es aus*): „Es iſt nothwendig, daß die junge Kirche, als die Braut der neuen Zeit, ihre lichtflammende Fahne weiter aufrolle und die Söhne und Töchter des Jahrhunderts mit verſtärktem Rufe unter ihr Panier ſchare. Es war in einer Zeit, wo die junge Kirche, von allen Seiten beengt, beargwohnt, zum Theil geächtet, ſelbſt von den wiſſenſchaftlichen Vorkämpfern der Freiheit mit Geringſchätzung behandelt wurde, und zwar lediglich aus dem Grunde, „weil ſie nicht mit einem Male fertig daſtand, das Volk nicht verließ und auf ihrem lebenskräftigen Wege zu einem Ziele drang, das in Vielem anders iſt, als manche Theorien es auf dem Papiere berechnet hatten, weil die Bewegung in der Wirklichkeit, im Leben, einen längeren Kampf zu kämpfen hatte mit der Furcht, den Vorurtheilen, der Feigheit, der Gewohnheit, der Dummheit, der Bosheit und mit dem Geburts-, Geld- und Wiſſenshochmuth, als die Feder, welche auf dem Papier ein Syſtem niederſetzt, kurz: weil die Kämpfe auf dem Schreibtiſch und im Leben ſehr verſchieden von einander ſind,“ — in dieſer Zeit der Bedrängniß und Mißachtung war es, daß Ronge die Aufgabe der jungen Kirche verkündigte: „Sie muß bekunden, daß ſie die Kraft hat, die Menſchheit zu erneuern, durch die neugewonnene Gottesidee, an Körper- und Geiſt, an Herz und Kopfe. Sie muß darthun, daß ſie es vermag, **den großen und feſten Grundbau der freien ſelbſtbewußten Menſchheit zu führen, auf dem die nachfolgenden Geſchlechter mit Sicherheit weiter bauen können.**" „Die Kirche wird," rief Ronge begeiſtert, in volle freie Wechſelwirkung mit dem ganzen deutſchen **Leben** treten, und ihr Athemzug wird **Freiheit** und **Liebe** ſein!"

---

*) In der Schrift: „das Weſen der freien chriſtlichen Kirche.“

Die kirchliche Bewegung hatte inzwiſchen gleichzeitig wie auf katholiſchem, ſo auch auf proteſtantiſchem Gebiet ihre Entwickelungsſtufen durchgemacht. Auch auf dem letzteren war der Kampf entbrannt, ein doppelter Kampf, nämlich der der Gewiſſensfreiheit gegen die Kirchenbehörden, welche ihr die Verpflichtung auf die Bekenntnißſchriften der Väter, die ſogenannten „ſymboliſchen Bücher," den Glaubensausdruck einer längſt entſchwundenen Zeit, welche ihr den Gehorſam unter die kirchlichen Gebote der Landesfürſten, als der „oberſten Biſchöfe," aufjochen wollten, und dann der Kampf der freien Richtung gegen die unfreie, welche von obenher mächtig begünſtigt wurde. Es bildeten ſich auch innerhalb der proteſtantiſchen Kirche freie Gemeinden, und es kam alsbald eine Vereinigung zwiſchen dieſen und den von Rom unabhängig gewordenen, deutſch- oder chriſtkatholiſchen Gemeinden zur Frage und Berathung. Darüber, daß ein inniger Verband zwiſchen beiden, eine lebendige Wechſelwirkung derſelben zu einander wünſchenswerth und nothwendig ſei, erhob Niemand einen Zweifel; nur über die Art, wie dies engere Verhältniß herzuſtellen ſei, welche von beiden in den andern etwa aufgehen ſollte, und ob es nicht gerathener ſei, wenn die freien evangeliſchen Gemeinden ſich der deutſch-katholiſchen Gemeinſchaft, als einem größeren Ganzen mit ausgebildeter freieſter Verfaſſung anſchlöſſen, — darüber waren die Anſichten verſchieden. Ronge ſprach (am 10. Februar 1847) in einer Zuſchrift „an die Proteſtanten" die Anſicht aus, daß man ſich in Betreff der

Bildung neuer Gemeinden auf beiden Gebieten vorzugsweiſe nach den Verhältniſſen richten ſollte; an Orten, wo ohne Nachtheile für die Reform überhaupt freie katholiſche und evangeliſche Gemeinden abgeſondert beſtehen könnten, möchten ſie ſich je nach Bedürfniß bilden, wo aber Nachtheile für die Sache erwüchſen, möchten ſich Proteſtanten und Katholiken ohne Verzug die Hand reichen und ſich zu einigen ſuchen. „Das Sonderintereſſe (ſprach er) muß dem allgemeinen weichen. Außerdem iſt es Pflicht aller Theile, die allgemeine Vereinigung, und zwar nicht auf ein Glaubensbekenntniß hin, ſondern auf Grundgedanken und Verfaſſung zu erſtreben.“ Rupp in Königsberg ſchrieb: „Sie bleiben Katholiken und wir bleiben Proteſtanten: nichts deſto weniger wiſſen wir uns eins im Streben nach demſelben Ziele und wollen mit vereinter Kraft zur Erreichung dieſes Zieles wirken. Das iſt die Vereinigung, die vor allem Noth thut, eine Vereinigung im Geiſte, die ſich in gegenſeitiger Achtung und Liebe bewährt; eine Vereinigung in Buchſtaben und todten Formen würde unſerm ganzen Streben widerſprechen.“ Eben ſo äußerte ſich Wislicenus in Halle, für eine freie Vereinigung, mit Bewahrung der Selbſtſtändigkeit der einzelnen Gemeinden. Baltzer in Nordhauſen war der Anſicht, daß die freien proteſtantiſchen und die freien katholiſchen Beſtrebungen weſentlich Eins ſeien und es alſo auch äußerlich werden müßten; dieſe Einigung ſei zu beſchleunigen, das „katholiſch“ und „evangeliſch“ fallen zu laſſen und die „deutſche Kirche“ zu verkündigen.

Die erſte Vereinigung einer deutſch-katholiſchen Gemeinde mit Proteſtanten, welche aus der evangeliſchen Landeskirche ausgetreten, zu einer chriſtlichen freien Gemeinde fand am 3. Oktober zu Halle ſtatt. Die vereinigte Gemeinde erklärte: „ſie wiſſe ſich mit den deutſch-katholiſchen Gemeinden auf demſelben Boden der Freiheit und der Liebe ſtehend und ſtreitend,“ und „ihre äußere Verfaſſung ſchließe ſich im Weſentlichen der in den deutſch- (chriſt-) katholiſchen Gemeinden bereits beſtehenden an.“ Alle letzteren begrüßten ſie als Schweſter im großen Bunde der Freien. — Ihr edlen Geiſter alle, die ihr je den großen Gedanken der Vereinigung aller verſchiedenen Glaubenſchaften in unſerm Vaterlande gedacht, ihr alle, die ihr ihn verwirklichen wollt und nach den Mitteln zur Verwirklichung ſucht, vergeſſet nicht, daß es, wie überall, nur Ein Mittel zur wahren, dauernden Vereinigung gibt, nämlich — die Freiheit. Vergeblich werdet ihr, ſo lange ein Papſt oder Biſchof, ein Konſiſtorialrath oder Superintendent ein unbeweibter, beichthörender, die Gottheit vermittelnder Prieſter beſteht, ſo lang ein Prediger ſich auf die ſymboliſchen Bücher verpflichten läßt oder nicht von einer Gemeinde gewählt, ſondern von einer Kirchenbehörde nach Belieben da oder dorthin geſetzt wird, — vergeblich werdet ihr ſo lange eine wahre Vereinigung erſtreben. Mit keiner Gewaltherrſchaft, am wenigſten aber mit dem Pfaffenthum läßt ſich auf Treu und Glauben, auf Zugeſtändniſſe unterhandeln, und der iſt verloren, der da wähnt, das alte Kirchenthum werde der freien Kirche jemals ſolche machen, oder, ſelbſt wenn es das thäte, ſie halten. Es muß fallen, denn es iſt durch ſich ſelbſt gerichtet; es ſtürzt zuſammen mit der alten Weltordnung, welche es durchdrungen hatte. Schlagt, die ihr die Einigung wollt, die Brücke der freien Verfaſſung, dann kommt ihr von beiden Ufern zuſammen und reicht euch die Hände, jeder mit der vollen Selbſtſtändigkeit, die ſein unveräußerliches Menſchenrecht iſt.

Dieſe Vereinigung wird kein frommer Wunſch, ſie wird nicht der ſchöne Traum einzelner Schwärmer ſein. Sie wird kommen, und mit ihr jene „Zeit eines neuen ewigen Evangeliums,“ welche Leſſing vor neun und ſechzig Jahren mit dem geweihten Seherblick vorahnend geſchaut und verkündigt; ſie wird ſich vollenden, die freie allgemeine Volks- und Menſchheitskirche auf demſelben Boden der neuen Weltordnung, auf welchem der neue Staat und die neue geſellſchaftliche Ordnung ſich erheben müſſen; ſie wird ſich vollenden durch die wahrhafte Erfüllung des Chriſtenthums, wenn das ganze Leben, welches bisher in einem ungeheuren Zwieſpalt dahin geſchmachtet, wahrhaft gottdurchdrungen und menſchenwürdig verjüngt iſt.

XII.

Die Bedrängniſſe der freien Kirche durch den Staat.

Die freie Kirche hatte inzwiſchen allmälig die Wirkungen aller jener Ränke erfahren, welche die von den Jeſuiten und Frömmlingen umgarnten Regierungen wider ſie ausgeſonnen. Der Deutſche, ſeit vielen Menſchengeſchlechtern als Sklave geboren und zur Knechtſchaft erzogen, tief geſchwächt bis in die feinſten Nerven ſeines Daſeins hinein, ſo herabgebracht, daß er kaum die Kraft des Hoffens und kaum den Blick in die unabänderlichen Geſetze der Geſchichte behielt, — er war dem liſtigen Plane der Machthaber faſt erlegen. Die kirchliche Bewegung, welche er mit Begeiſterung begrüßt hatte, war von den Regierungen anfangs nicht mit offnen Verboten belegt worden, aber mit tauſendfacher Quälerei, die durch alle Schichten des weltlichen und geiſtlichen Beamtenthums ging, hatten die Mächtigen, welche ſich einbilden, daß ſie die Weltgeſchichte machen können, den raſchen Fortgang der kirchlichen Bewegung aufgehalten. Da kam bald hier ein Landrath und bald dort ein Bürgermeiſter, welche die Abhaltung eines Gottesdienſtes „auf höheren Befehl“ „aus polizeilichen Rückſichten“ verboten; da kam bald da und bald dort ein guter Freund, der dieſen und jenem, welcher ſich der freien Kirche anſchließen wollte, davon abrieth, weil man das „höheren Orts“ übel aufnehmen, ihm die Kundſchaft entziehn oder die Beförderung verſagen würde, und was dergleichen mehr war. Mit ſolchen erbärmlichen Liſten konnte man über die Deutſchen herrſchen, —

ein Beweis, wie niederträchtig die Staatskunſt war, die ſie ſo tief herabgebracht hatte, daß man ſie durch ſolche Mittel nach Belieben lenken konnte. Wie verfuhren nun noch dazu die Römlinge! Da ſteckten ſie ſich hinter die Aeltern, Geſchwiſter, Verwandten derjenigen, die zur freien Kirche übergetreten waren oder übertreten wollten, und machten ihren ganzen Einfluß geltend. Da wurden in Folge dieſes Einfluſſes Kinder von ihren Aeltern verflucht und enterbt; da wurden ganze Dorfgemeinden aufgewiegelt, Deutſch-Katholiken zu meiden, deren Aecker und Weinberge zu verwüſten; ich will ſchweigen von den körperlichen Mißhandlungen, welche Deutſch-Katholiken von den durch die Pfaffen bethörten und zur Wuth gereizten Blindgläubigen zu erdulden hatten. Und was that die Staatsgewalt dagegen? Nichts! Waren's ja doch die Freien, die mißhandelt wurden. Wär's umgekehrt geweſen, man hätte die Koſten zur Erbauung von neuen Zuchthäuſern nicht geſcheut. Indeſſen war ja vor der Hand erreicht, was man hatte erreichen wollen; die äußere Vergrößerung der Gemeinden nahm nicht ſo raſch zu, als es im Anfang den Anſchein gehabt hatte; — die Gemeinden waren arm; und ſo hofften Jeſuiten und Regierungen ſchon gar nichts anderes, als daß die ganze Bewegung binnen nicht langer Zeit ganz und gar ſpurlos erlöſchen werde. Von dem Geiſt, der in den Gemeinden waltete und aus denſelben auch in die ganze bürgerliche Geſellſchaft eingedrungen war, und davon, daß dieſer Geiſt auch dem Drängniß der Armuth trotzte, davon, daß dieſer Geiſt der Geiſt der Zeit und alſo unüberwindlich ſei, hatten ſie freilich keine Ahnung. Sie hielten die kirchliche Bewegung bereits für ſo ganz in ſich ſelber abgeſtorben, daß ſie in ihrem Uebermuth wähnten, es bedürfe nur noch des letzten Streiches, um ſie auch dem Namen nach völlig zu vernichten. Dieſer Streich wurde denn auch von den verſchiedenen deutſchen Regierungen mit jener Uebereinſtimmung geführt, welche ſie immer dann an den Tag legten, wenn es der Knechtung des Volkes galt; nur in der Art und Weiſe, wie ſie den

Schergendienſt des Jeſuitismus ausübten, war einige Verſchiedenheit, je nachdem die eine oder die andere noch einen größeren oder geringeren Reſt von Schamgefühl hatte.

Am beſten benahmen ſich die Regierungen einiger kleinerer Staaten, welche dem gebieteriſchen Einfluſſe Oeſterreichs und Preußens gegenüber den freien Gemeinden einen möglichſt weiten Raum für Behauptung ihres Daſeins und für ſelbſtſtändige Entwicklung ließen; ſo Braunſchweig in erſter Linie, dann aber auch Schwarzburg-Sondershauſen, Weimar, Frankfurt.

Das Miniſterium Du-Thil im Großherzogthum Heſſen hüllte ſich in ein feierliches Schweigen, als wären die zahlreichen Gemeinden in dieſem Staate gar nicht vorhanden, und würdigte alle ihre zahlreichen Eingaben keiner Anwort; dagegen war mancher Kreisrath thätig genug, um in ſeinem Wirkungskreiſe Gemeinden, welche ſich gebildet, zu beſchränken, oder gar nicht als ſelbſtſtändig gelten zu laſſen wie die in Oppenheim, oder durch Einſchüchterung wieder aufzulöſen, wie die in Lörzweiler.

Die Regierung des Königsreichs Sachſen ſtand den Deutſch-Katholiken ſchroff gegenüber. Auf eine Beſchwerde der Vorſtände gegen eine Generalverordnung des Miniſteriums, durch welche ſich die Deutſch-Katholiken in ihren verfaſſungsmäßigen Rechten für verletzt erachteten, erwiederte das Miniſterium des Kultus und öffentlichen Unterrichts (am 14 November 1846) durchaus ablehnend, erklärte die Beſchwerde für unſtatthaft und verordnete an die Kreisdirektion, die Beſchwerdeführer abzuweiſen. Der Landeskirchenvorſtand der deutſch-katholiſchen Gemeinden legte darauf Verwahrung ein gegen alle Verletzungen, welche durch die Ausführung der General-Verordnung den verfaſſungsmäßigen Rechten erwachſen würden, und behielt ſich ſeine Rechtsanſprüche diesfalls vor.

Das badiſche Miniſterium erließ 14 Artikel gegen die Deutſch-Katholiken, die wie ein Hohn auf die Menſchenrechte klangen. Es verbot den Deutſch-Katholiken unter Andern ſich Deutſch-Katholiken zu nennen; ſie ſollten „Verein des Leipziger Glaubensbekenntniſſes" heißen und keine Korporationsrechte haben. (Andere Regierungen beſchränkten ſich wenigſtens darauf, die Gemeinden gleichfalls nur „Vereine" von „Diſſidenten" zu heißen und wollten ſie doch nicht zwingen, ſich ſelbſt anders zu nennen.) Es machte die „Verſammlungen von Abgeordneten der einzelnen Vereine" (Synoden) von der zu erlangenden Staatserlaubniß abhängig. Es verlangte, daß jeder „Verein" (Gemeinde) ein Verzeichniß ſämmtlicher Mitglieder dem Amt übergeben und ſpäter die neu hinzutretenden Mitglieder demſelben namhaft machen ſollte, ſowie ferner, daß jeder Eintretende vorher ſeinen Austritt aus ſeiner bisherigen Kirchengenoſſenſchaft dem Geiſtlichen derſelben anzeigen mußte. Es verſagte den Deutſch-Katholiken das Glockengeläute und gebot, daß ſie zu ihrem „Privatgottesdienſte" keine größere Räumlichkeit haben ſollten, als nach Verhältniß ihrer Anzahl erforderlich ſei, ſowie daß der freie Zutritt ſolchen Perſonen, welche nicht zum „Verein" gehörten, verwehrt bleibe. „Das Herumziehen von fremden Geiſtlichen, zum Zweck der Werbung oder auch Verſammlungen und öffentliche Reden zu dieſem Zweck ſollten nicht geſtattet ſein." Abänderungen des Leipziger Bekenntniſſes mußten dem Miniſterium angezeigt werden und ſollten nur dann zuläſſig ſein, wenn von Staats wegen nichts dagegen zu erinnern wäre. Zu guter Letzt verkündigte das Miniſterium noch ganz unumwunden: „den Anhängern des Leipziger Bekenntniſſes können diejenigen ſtaatsbürgerlichen Rechte nicht zukommen, welche die Verfaſſungsurkunde §§ 9 und 37 und die Wahlordnung § 65 den Bekennern der chriſtlichen Religion zuweiſen (danach haben ſie keinen Anſpruch auf Anſtellung in Civil- und Militärdienſten und keine Wählbarkeit zu den Kammern.") Wahrlich (ſo ſprach Ronge in ſeiner Beleuchtung dieſer Urkunde) „wahrlich, wenn es nicht durch 100 deutſche Zeitungen verbürgt wäre, daß dieſe 14 Artikel in Baden, (während der Auflöſung der Volkskammer!) entſtanden ſeien, ſo würde man glauben, ſie wären einem ruſſiſchen Ukas entnommen oder ſie ſtammten aus der Zeit Ferdinand's II.“ Mit heiliger Entrüſtung trat Ronge, die 14 Artikel beleuchtend, als mannhafter Vertheidiger der Freiheit auf, und rief den Miniſtern zu: „Hütet euch alle, hüte ſich jeder! Dieſe Reformation iſt kein ſo halbes, ſchwaches Ding, das man ſo leicht wegſchaffen könnte, wie man ſich ſo oft vorredet und vorreden läßt. Sie iſt nicht etwa eine zweite Auflage der erſten Reformation; ſondern eine Reformation der Menſchheit und wird und muß durchgeführt werden, mögen die badiſchen Miniſter dagegen beſchließen, was ſie wollen. Dieſe 14 Artikel werden nur ein Zeugniß mehr ſein, wie unmöglich es iſt, gegen den fortſchreitenden Geiſt der Menſchheit zu kämpfen, und werden in ihr Nichts zuſammen fallen. Die Gemeinden werden eher Gut und Leben hingeben, als ein Jota von ihrer Religionsfreiheit ſich verkümmern laſſen.“

Dieſe Verſicherung Ronge's rechtfertigten nicht nur die badiſchen und ſächſiſchen Gemeinden vollkommen, ſondern in's beſondere auch die zu Hanau, welche vor allen andern auf die empörendſte Weiſe mißhandelt wurde. Die kurheſſiſche Regierung hatte derſelben bei ihrer Gründung und in den erſten Zeiten darnach nicht das Geringſte in den Weg gelegt, und um ſo mehr mußte die plötzliche Aenderung ihres Verfahrens, welches ein wahrhaft niederträchtiges war, überraſchen. Es verbreitete ſich das Gerücht, daß die Jeſuiten es ſich eine namhafte Summe hatten koſten laſſen, um die Gemahlin des Kurprinzen-Mitregenten zu gewinnen; bei der Feſſlung der Preſſe konnte dies Gerücht freilich weder den Weg in die öffentlichen Blätter finden, noch eben dadurch eine Widerlegung herausfordern; und ſo iſt es denn nicht zu verwundern, daß es Glauben fand. In Hanau durfte kein deutſch-katholiſcher Prediger nur verweilen, geſchweige denn Amtsthätigkeiten vornehmen; Aeltern, welche ſich weigerten, ihre Kinder anders als nach deutſchkatholiſchem Brauch taufen zu laſſen, wurden durch bewaffnete Macht dazu gezwungen; verſtorbene Gemeindeglieder ſollten nicht einmal in der Reihe der anderen Todten beerdigt, ſondern ohne Sang und Klang in beſonderen Gruben verſcharrt werden, wie weiland wohl nach barbariſcher Sitte Hingerichtete und Selbſtmörder. Auch die kleine Gemeinde in Marburg und die Lichtfreunde daſelbſt wurden in ähnlicher Weiſe behandelt und Profeſſor Bayrhoffer, welcher an der Spitze der proteſtantiſchen Bewegung ſtand, wie ein Verbrecher verfolgt. Die arme Marburger Gemeinde, fern von Schweſtergemeinden ſtehend, verkümmerte; die Hanauer ſetzten ſich oft auf ein Schiff und fuhren, ihre Täuflinge mit ſich nehmend, nach Offenbach, um dort den Prediger Keilmann zu hören, ihre Kinder taufen zu laſſen und das Abendmahl zu empfangen. Und doch war in der kurheſſiſchen Verfaſſung ausdrücklich jedem Einwohner vollkommene Freiheit nicht blos des Gewiſſens, ſondern auch der Religionsübung zugeſagt! Wie die Regierung dies auslegte, das erſieht man außer aus jenen Maßregeln auch noch aus der, daß die evangeliſchen Konſiſtorien zu Marburg und Hanau beauftragt wurden, höhere Geiſtliche ihres Bekenntniſſes auszuwählen, welche die Deutſch-Katholiken einzeln oder in geringer Zahl zu ſich beſcheiden, ihnen nach Anleitung einer beſonderen zu dieſem Endzweck abgefaßten und gedruckten Abhandlung Belehrung und Ermahnung ertheilen und dieſelben auffordern ſollten, zu einer der anerkannten Kirchen zurücktreten! War das vielleicht nicht „Proſelyten macherei“, oder „Werbung?“ O, die kurheſſiſche Regierung, wenn ſie hierbei auch nicht im unmittelbaren Auftrag der Jeſuiten handelte, befolgte doch wenigſtens das weltbekannte Beiſpiel derſelben. Und dennoch ließ ſich die Hanauer Gemeinde nicht einſchüchtern; dennoch wankte und wich ſie nicht, und behauptete den Boden der Freiheit.

In den rechtsrheiniſchen Gauen Bayern’s wagten es die Freunde der freien Kirche noch nicht, hervorzutreten und

Gemeinden zu bilden; daß die in der bayriſchen Rheinpfalz gebildeten geächtet wurden, verſtand ſich von ſelbſt; herrſchte ja doch in der bayriſchen Regierung der Jeſuitismus ganz offen, verkörpert in der Perſon des Miniſters Abel. In Oeſterreich erklärte Metternich, wie bereits gelegentlich erwähnt worden iſt, den Deutſch-Katholicismus und deſſen Anhänger und Freunde vogelfrei. Auf Ronge's Habhaftwerdung war, (wie allgemein verlautete) für den Fall, daß er Oeſterreichs Gränze übertrete, ein Preis ausgeſetzt. Nun, die badiſche Regierung bewies, daß es ihr nicht an Luſt fehlte, die Rolle der öſterreichiſchen im Kleinen nachzuſpielen; ließ ja doch der Kreisdirektor in Mannheim bei Ronge's Anweſenheit in dieſer Stadt den Gaſthof, in welchem er wohnte, mit Gensdarmerie beſetzen und nahm er ihm doch das Verſprechen ab, nicht in der Stadt umherzugehn!

XIII.

Das preußiſche Patent vom 30. März 1847, die Berliner Kirchenverſammlung im Mai und Ronge's Rundſchreiben an die freie chriſtliche Kirche am Sylveſtertage 1847.

Aber all dieſe Maßregeln der rohen Gewalt wurden noch übertroffen durch die hinter dem Anſchein von Gerechtigkeit verborgene Treuloſigkeit des preußiſchen Patents vom 30. März 1847, die Bildung neuer Religionsgeſellſchaften betreffend. Dies Patent verkündigte im Eingang den „unabänderlichen Willen,“ den Unterthanen die in dem allgemeinen Landrecht ausgeſprochene Glaubens- und Gewiſſensfreiheit **unverkümmert** aufrecht zu erhalten.“ Wie führte nun das Patent dieſe „unverkümmerte Aufrechthaltung“ aus! Wer aus einer der „nach Staatsverträgen bevorrechteten Kirchen, der evangeliſchen und der römiſch-katholiſchen" austreten und ſich einer beſonderen Religionsgeſellſchaft anſchließen wollte, dem ward die „volle Freiheit des Austritts" zugeſtanden und außerdem noch der Fortgenuß ſeiner bürgerlichen Rechte und Ehren, — jedoch (und nun kommt der Vorbehalt) ſoweit die neue religiöſe Vereinigung vom Staate genehmigt iſt, und unter Ausſchluß von ſeinem Antheil an den verfaſſungsmäßigen Rechten der Kirche, aus welcher er ausgetreten. Aber das Patent zur „unverkümmerten Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit" begnügte ſich mit jenem Vorbehalte nicht, ſondern es theilte von vornherein die neuen Religionsgeſellſchaften in zwei Klaſſen, nämlich 1) in ſolche, welche ſich „in Hinſicht auf Lehre und Bekenntniß mit einer der durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß in Deutſchland **anerkannten** chriſtlichen Religionsparteien in weſentlicher Uebereinſtimmung befänden," 2) in ſolche, bei welchen dies nicht der Fall ſei. Den erſteren wurde ſogleich bei „Genehmigung der Geſellſchaft" die Berechtigung für ihre Geiſtlichen zugeſtanden: Amtshandlungen, welche die Begründung oder Feſtſtellung bürgerlicher Rechtsverhältniſſe betreffen, mit voller rechtlicher Wirkung vorzunehmen, und außerdem wurde ihnen auch die Verleihung „einzelner beſonderer Rechte" (je nach allerhöchſtem Ermeſſen) in Ausſicht geſtellt. Den letzteren blieb jene Berechtigung für ihre Pfarrer oder Prediger verſagt; Geiſtliche von einer der anderen anerkannten chriſtlichen Kirchen durften (!) jedoch die gedachten Amtshandlungen für ihre eigenen Prediger verrichten und vor der Gerichtsbehörde mußte (natürlich gegen Geldgebühren!) durch eine „Verlautbarung" die „civilrechtliche Wirkung" feſtgeſtellt werden. Die Genehmigung, und alſo auch die Entſcheidung über den Charakter der neuen Religion behielt natürlich der König ſeiner eigenen Entſcheidung vor, über welche hinaus keine weitere Berufung ſtatt finden kann als an das Urtheil der Geſchichte! Laßt uns nun einmal dieſe zwei, ſo fein unterſchiedenen Klaſſen von neuen Religionsgeſellſchaften ſchärfer in's Auge faſſen! Was konnten denn das für neue Religionsgeſellſchaften ſein, die ſich in Hinſicht auf die Lehre und ſogar auf das Bekenntniß in weſentlicher Uebereinſtimmung befinden ſollten mit den durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß in Deutſchland anerkannten Religionsparteien? Anerkannt waren durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß blos die römiſch-katholiſche und die evangeliſch-proteſtantiſche Kirche. Alſo: mit den Bekenntniſſen einer von **dieſen beiden** Kirchen mußte das einer neuen Religionsgeſellſchaft übereinſtimmen, wenn ſie nicht blos Rechtsgleichheit, ſondern auch noch „einzelne, beſondere“ Rechte gewinnen wollte! Daß das Leipziger Bekenntniß mit dem Bekenntniß keiner von beiden anerkannten Kirchen übereinſtimmte, und eben ſo wenig das Bekenntniß der freien evangeliſchen Gemeinden, das war eine Thatſache, welche dem König bereits vor Erlaſſung des Patents hinlänglich bekannt ſein konnte. Welche andere „neue“ Religionsgeſellſchaften blieben nun aber, nach den deutſch-katholiſchen und frei evangeliſchen Gemeinden, noch übrig, denen möglicherweiſe der Charakter der Uebereinſtimmung mit den Bekenntniſſen der anerkannten Kirchen zugeſprochen werden konnte? Nur die Gemeinden der Schneidemühler Richtung und die Berliner Proteſtgemeinde. — Was bezweckte alſo das königliche Patent eigentlich? Es zeigte den freien katholiſchen und evangeliſchen Gemeinden auf verblümte Weiſe den Preis, um welchen ſie die ſtaatliche Vollberechtigung und außerdem noch „einzelne beſondere Rechte“ erwerben könnten. Und welches war der Preis? Die Uebereinſtimmung mit der Lehre und dem Bekenntniß einer von der anerkannten Kirchen. Das heißt mit andern Worten: wenn die freien katholiſchen Gemeinden das apoſtoliſche Bekenntniß annahmen, ſollte ihnen die „unverkümmerte Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit“ zu Theil werden. Wie aber mit den freien evangeliſchen Gemeinden? Ihnen, die ja eben aus der evangeliſchen Landeskirche durch Hinausgehen über deren Bekenntniß geſchieden waren, ihnen blieb, wenn ſie auch die „unverkümmerte Glaubens- und Gewiſſensfreiheit“ genießen wollten, eigentlich gar nichts andres übrig, als ſich mit Lehre und Bekenntniß der andren anerkannten Kirche in Uebereinſtimmung zu erklären, das heißt mit andern Worten: römiſch-katholiſch zu werden! Das ſind die Schlußfolgerungen, wie lächerlich ſie auch klingen, welche ſich aus dem Inhalt des Patents vom 30. März 1847 ergeben. Eine als Beilage zu derſelben erlaſſene Verordnung, betreffend die Geburten, Heirathen und Sterbefälle, deren bürgerliche Beglaubigung durch die Ortsgerichte erfolgen ſollte, mußte noch insbeſondere deutlich jedermann die Augen öffnen, welchen triftigen Unterſchied das Patent zwiſchen denjenigen neuen Religionsgeſellſchaften, welche in Lehre und Bekenntniß mit den anerkannten Kirchen übereinſtimmten, und den andern, welche ſich nicht dazu verſtehen wollten, herzuſtellen beabſichtigte. Dieſe letzteren ſollten nämlich die beſondere Gnade theuer bezahlen, daß ſie, obwohl eigentlich gar nicht berechtigt, doch wenigſtens als Unterthanen betrachtet wurden, von deren Vermehrung oder Verminderung der Staat natürlicherweiſe ſtets in Kenntniß ſein mußte. Ein arger Widerſpruch gegen die verheißene „unverkümmerte Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit“ war ferner auch die folgende Beſtimmung, welche den Austritt aus der alten Kirche erſchwerte: daß nämlich „derſelbe nur durch eine vor dem Richter des Orts perſönlich zum Protokoll abzugebende Erklärung erfolgen könne, daß die Erklärung nur dann rechtliche Wirkung habe, wenn die Abſicht auszutreten mindeſtens vier Wochen vorher dem Richter des Orts in gleicher Weiſe erklärt worden ſei und daß der Richter dem zuſtändigen Geiſtlichen ſofort davon Mittheilung machen müſſe. Das allgemeine Landrecht, dagegen, auf welches ſich das Patent berief, verlangte zum Austritt weiter nichts als eine „ausdrücklich,“ d. h. ausgeſprochene Erklärung, aber nicht vor dem Richter, nicht eine vierwöchentliche Friſt, nicht ein Benehmen des Richters mit dem zuſtändigen Geiſtlichen. Was iſt denn alſo der Geiſt des Patents vom 30. März? Es ließ nur den Ausweg: entweder die religiöſe Ueberzeugung in Uebereinſtimmung mit Lehre und Bekenntniß einer anerkannten Kirche zu bringen, d. h. erſtere aufzugeben, oder aus der Kirche auszutreten, und für gutes Geld völlig kirchenlos und rechtlos zu werden; es geſtand ſomit den anerkannten und bevorrechteten Kirchen die Untrüglichkeit ihrer Lehre und die Unwandelbarkeit ihrer Bekenntniſſe zu und betrachtete die Verbeſſerung, welche ſich innerhalb einer ſolchen entwickelte, als einen Abfall, welcher den Austritt bedinge; es machte alſo eine aus dem Schooße der Kirche ſelbſt hervorgehende und ſich weiter entwickelnde Verbeſſerung und Verjüngung unmöglich. Was ſtand in weiterer Ausſicht oder Abſicht? Daß die alten anerkannten Kirchen, welche der König „in dem Genuß ihrer beſonderen Gerechtſame zu erhalten“ ſich entſchloſſen erklärte, alle ſogenannten Neuerungen aus ſich ſcheiden und ſo nach der Anſicht der Altgläubigen gar bald auf's Herrlichſte geläutert daſtehen würden, während die Ausgeſchiedenen dann ebenſo bald verkommen müßten.

Die Hauptfrage war jetzt, ob ſich die deutſch-katholiſchen Gemeinden Preußens und die evangeliſchen Prediger der freieren Richtung, wie Uhlich in Magdeburg, auch ſo leicht zu jenem Austritt aus den anerkannten und bevorzugten Kirchen entſchließen würden?

Die Vertreter der deutſch- oder chriſt-katholiſchen Gemeinden waren in der Pfingſtwoche des Jahres 1847 in Berlin zur zweiten allgemeinen Kirchenverſammlung zuſammen gekommen, um das in Leipzig 1845 begonnene Werk weiter fortzubauen und über verſchiedene Gegenſtände, welche verſchiedenartig aufgefaßt wurden, eine gemeinſame Verſtändigung zu erreichen.

Zur Zeit der Leipziger Kirchenverſammlung hatte die Zahl der deutſch-(chriſt-)katholiſchen Gemeinden nur 35 betragen, zwei Jahre ſpäter, bei der Berliner Kirchenverſammlung hatte ſie bereits 250 überſtiegen: vertreten waren übrigens in Berlin nur 132 Gemeinden und zwar durch 70 Abgeordnete aus den verſchiedenſten Gauen des deutſchen Vaterlandes. Auch Ronge wohnte den Verhandlungen als Vertreter von Auras und Breslau bei. Die wichtigſten Beſchlüſſe waren, daß eine allgemeine Kirchenverſammlung nur Grundſätze (Prinzipien) aufſtellen könne, daß ein Ausſchuß ernannt wurde, welcher eine allgemeine Kirchenverfaſſung und eine Geſchäftsordnung zu entwerfen und der nächſten Kirchenverſammlung vorzulegen habe, daß jeder Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Laien in Bezug auf die Befugniß: als Abgeordneter einer Gemeinde auf der allgemeinen Kirchenverſammlung zu erſcheinen, wegfalle, daß auf einer ſolchen jede Gemeinde als deutſch- oder chriſt-katholiſch zu betrachten ſei und vertreten werden könne, welche die Grundſätze und Verfaſſung der deutſch-katholiſchen Kirche angenommen habe, daß ein „Centralvorſtand“ geſchaffen werden ſolle, welcher ein Vermittlungsorgan für die geſammte deutſch-katholiſche Kirche ſei und die Einleitung zur Kirchenverſammlung zu beſorgen habe: dieſer Centralvorſtand beſtehe aus dem Gemeindevorſtand des Ortes, wo die nächſte allgemeine Kirchenverſammlung abgehalten wird; endlich daß als der leitende Grundgedanke der deutſch-katholiſchen Glaubenslehre die Anerkennung der Wahrheit der Lehre Chriſti in ihrer Uebereinſtimmung mit der Vernunft aufzufaſſen ſei. Das Hauptergebniß war ſomit die Befeſtigung der Einheit im Geiſte zwiſchen allen Gemeinden, bei vollſtändiger Selbſtſtändigkeit jeder einzelnen. Auch thatſächlich zeigte ſich dieſe Errungenſchaft des Bewußtſeins, denn auch die „Proteſtkatholiken“ Berlins (apoſtoliſchen Bekenntniſſes), auch die Gemeinden der Schneidemühler Richtung waren vertreten, und Czerski hatte von vornherein erklärt: „Ein beſonderes Symbol ſolle man gar nicht aufſtellen;

man ſolle das Weſen des Chriſtenthums nicht im todten Buchſtaben, nicht in der äußern Geſtaltung der Kirche, welche verſchieden ſein kann, ſondern in der thatſächlichen Verwirklichung der chriſtlichen Wahrheit ſuchen; die Freiheit der einzelnen Gemeinden und Individuen ſolle durch Nichts beſchränkt werden.“ So ſtand Czerski mit den Anhängern ſeiner Richtung nach ſeinem früheren Schwanken nunmehr feſt auf dem gemeinſamen Boden der freien Kirche, und all die Ränke der Rechtgläubigen, eine Trennung und Zerſplitterung herbeizuführen, waren geſcheitert. Auch ein Vertreter der freien evangeliſchen Gemeinde zu Königsberg, Herrendörfer, war zugegen und wies am Schluſſe der Verhandlungen auf das gegenſeitige Vertrauen, als den einzigen wahrhaften Einigungspunkt hin, auf dem, trotz aller augenblicklichen Verſchiedenheit, doch endlich der Bau des Gottesreiches vollendet werden müſſe.

Die Abgeordneten der deutſch-(chriſt-)katholiſchen Gemeinden des preußiſchen Staates bei der Kirchenverſammlung insbeſonders zogen am 28. Mai das Patent vom 30. März 1847, die Verordnung von demſelben Tage und die Miniſterialverfügung vom 10. Mai desſelben Jahres, welche die Vorſchriften über Bildung neuer Religionsgeſellſchaften und die Ausführung dieſer Vorſchriften enthielt, in nähere Erwägung und unterzeichneten eine Erklärung, worin ſie ausſprachen: ihrer Ueberzeugung nach fänden jene Vorſchriften nur auf Diejenigen Anwendung, welche aus ihrer bisherigen Kirche ausgetreten ſeien; „dies“ (ſagten ſie) „iſt aber Seitens der deutſch- und chriſtkatholiſchen Gemeinden nicht geſchehen, vielmehr haben ſich dieſelben, wie ihre Satzungen beſagen, nur von dem Papſt und der Hierarchie, d. h. von dem beſtehenden Kirchenregimente losgeſagt, und es liegt keineswegs in der Abſicht dieſer Gemeinden, aus der **allgemeinen** (katholiſchen) **Kirche Chriſti** auszutreten. Die Mitglieder dieſer Gemeinden haben daher niemals aufgehört, zu der katholiſchen Kirche zu gehören. Aus dieſem Grund ſind die anweſenden Abgeordneten der Anſicht, daß das Patent vom 30. März und die dazu gehörigen Verordnungen auf die Mitglieder der genannten Gemeinden keine Anwendung finden, und daß ferner, da nach deutſchem Staatsrecht die römiſch-katholiſche Kirche nicht die einzige anerkannte katholiſche Kirche ſei, die genannten Gemeinden als eine beſondere Religionsgeſellſchaft innerhalb der katholiſchen Kirche mit gleichem Rechte ſtehen, als dies mit denjenigen beſonderen Religionsgeſellſchaften der Fall iſt, welche innerhalb der proteſtantiſchen Kirche hervorgetreten ſind und deren Mitglieder ſich ebenfalls nur vom Kirchenregimente losgeſagt haben." In Erwägung alles deſſen vereinigten ſich die Abgeordneten in der Anſicht, „daß durch die oben erwähnten geſetzlichen Verordnungen keinerlei Abänderung in dem Verfahren herbeigeführt worden ſei, welches zeither in Betreff der kirchlichen Akte beobachtet worden iſt:" ſie vereinigten ſich ferner zu dem Beſchluſſe, daß ſämmtliche Gemeinden ein gleichmäßiges Verhalten in Beziehung auf die obigen Geſetze einſchlagen ſollten und übertrugen, in Vorausſetzung der Genehmigung der Gemeinden, dem Vorſtand des ſchleſiſchen Synodalverbandes die Führung aller Geſchäfte, welche in Beziehung auf die ſtaatsrechtliche Stellung der obigen Gemeinden nothwendig erſcheinen ſollten, unter der Verpflichtung jedoch, daß ſich derſelbe jederzeit zuvor mit den Synodalvorſtänden von Preußen, Brandenburg, Pommern, Sachſen, Poſen und dem Kreisſynodalvorſtand von Rheinland und Weſtphalen zu berathen habe." Die Staatskirchenmacht war von dieſer Erklärung überraſcht. Ein ſo klug angelegtes Werk ſollte an dem Starrſinn von Menſchen ſcheitern, deren Gemeinſchaft kaum geduldet worden war? Dieſe Gemeinden, deren nahen Zerfall man bereits mit ſoviel Zuverſicht vorausgeſehen hatte, waren ſo kühn, das Wort katholiſch in's Deutſche zu überſetzen? Weil es denn nichts anderes als allgemein bedeutet, wagten ſie es zu behaupten, daß ſie dadurch, daß ſie ſich von der römiſchen Prieſterherrſchaft losgeſagt, keineswegs aus der allgemeinen Kirche Chriſti ausgetreten ſeien, wagten ſie es, zu verkündigen, daß ſie ſich durch keines Menſchen Macht aus derſelben ſtoßen laſſen würden?! Welch ein Schauſpiel zeigte ſich überhaupt plötzlich auf dieſer deutſchen Erde, die, wie man glaubte, nur noch werth war, willenloſe Sklaven und allmächtige Gebieter zu tragen! Da ſtanden plötzlich Tauſende von Freien, voll Kraft und Muth, die Freiheit zu behaupten, voll Scharfblick durch all die trügeriſchen Redensarten ſchauend, zum weitverbreiteten ſtarken Bunde geſchloſſen, jeder von den verſchiedenartigen Richtungen ihre volle Berechtigung einräumend, die öffentliche Meinung, welche ſie wach gerüttelt, als gewaltige Bundesgenoſſin hinter ſich, unüberwindlich durch die Macht der Wahrheit. Was war dieſen wohlgegliederten Maſſen gegenüber zu thun? Da reichten doppeldeutige Redensarten nicht mehr aus; da konnte nur noch die Gewalt wirken.

Mit dem evangeliſchen Prediger Uhlich, welcher einen langen Kampf gegen die unduldſame, altgläubige, in's innerſte Leben der Gemeinden eigenwillig eingreifende Staatskirchenbehörde mit wahrhaft deutſchem Langmuth, mit aller Beharrlichkeit des leidenden Widerſtandes durchgekämpft, wurde der Anfang gemacht. Der König, an welchen ſich Uhlich wendete, würdigte ihn keiner Antwort; der Miniſter beſchied ihn: ſich den Anordnungen der Kirchenbehörde zu fügen, oder ſich unter das Patent vom 30. März zu ſtellen, d. h. aus der Kirche zu treten. Ja, das Konſiſtorium drängte ihn geradezu mit der Frage, ob er das Lehramt in der evangeliſchen Kirche freiwillig niederlegen und ſich unter den ſogenannten Schutz des Patents ſtellen wollte. Uhlich widerlegte; die Kirchengewalt — entſetzte ihn ſeines Amts. Da blieb Uhlich nichts übrig, als die Erklärung (am 1. Oktober 1847): „Ich proteſtire gegen die Macht, welche mich durch verhängte Amtsentſetzung aus meiner Kirche entfernt und von meiner Gemeinde reißt. Ich berufe mich auf dieſe meine Gemeinde; ich berufe mich auf die evangeliſche Kirche im Lande; ich berufe mich auf die evangeliſche Kirche in Deutſchland.“ Achthundert der ehrenwertheſten Bürger Magdeburgs erklärten ſodann: „Wir erkennen ein zu Recht beſtehendes Kirchenregiment, in deſſen Namen das Konſiſtorium handelt, nicht an; ein ſolches können wir uns nur denken, wenn es durch eine wahre Repräſentation der Gemeinden, in denen der chriſtliche Geiſt von Anbeginn gelebt und ſich entwickelt hat, verfaſſungsmäßig zu Stande gekommen wäre; mit Entrüſtung aber ſehen wir, wie die Partei, die jenes handhabt, ſich ausſchließlich als die Kirche, uns als unſelbſtſtändige Maſſen, als Unwürdige in Sachen des Glaubens bezeichnet und unter dem Vorwande, die Rechte der Kirche zu wahren, unſere heiligſten Rechte angreift.“ Die nächſte Folge war die Bildung einer „*chriſtlichen Gemeinde*“ in Magdeburg, welche *Uhlich* zum Prediger wählte. — Der Staatskirchengewalt war alſo der Sieg geworden; ſie konnte ſich rühmen, daß es ihr gelungen, die freiere Richtung aus der proteſtantiſchen Staatskirche — auszuſtoßen.

Gleichzeitig traf das Miniſterium *Eichhorn* die geeigneten Maßregeln, um die *deutſch-katholiſchen Gemeinden zur Annahme des Patents vom 30. März zu zwingen und thatſächlich zu vernichten.* Eine Verfügung *Eichhorn's* vom 13. September 1847 ordnete ein Verfahren gegen die Deutſch-(Chriſt-)Katholiken an, welches eines Jeſuitengenerals würdig geweſen wäre; denn es zerriß die *Bande der Familien* und erklärte Ehen, welche von deutſch-(chriſt-)katholiſchen Predigern eingeſegnet worden, für *ungültig, für „Konkubinate;“ es raubte Kinder, die in ſolchen Ehen erzeugt worden, von den Herzen der Aeltern* und ſetzte ihnen *Vormünder*; es erklärte Taufen nur *dann* gültig, wenn ſie von *evangeliſchen* Predigern vollzogen worden; es entſetzte Lehrer, welche ſich zur freien Kirche bekannten, und nahm allen Angehörigen derſelben die politiſchen Rechte! Das war „die unverkümmerte Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit" in dem preußiſchen Staate.

Die Regierung hatte dem Volke den Krieg erklärt, indem ſie vielen Tauſenden, von denen ſie doch die Erfüllung ſämmtlicher Staatspflichten verlangte, die politiſchen und bürgerlichen Rechte entzog; das hieß mit andern Worten: ſie machte ſie zu Sklaven. Die Unterdrückten mußten ſich muthig zur Wehre ſtellen, um ihr nacktes Daſein, um Weib und Kind, um Ehre und Habe zu vertheidigen. Da ergriff Ronge die Feder und zeigte den Bekennern der freien Kirche den Rand des Abgrundes, an welchen die hinterliſtige Willkür ſie gedrängt; er forderte ſie zur Wachſamkeit und Einigkeit, zum muthigen Ausharren für die gerechte Sache auf. Am Sylveſterabend des Jahres 1847 erließ er von Breslau aus folgendes:

„Rundſchreiben an die freie chriſtliche Kirche."

„Meine Brüder und Schweſtern!

Eine entſcheidende Stunde iſt für unſere junge Kirche gekommen, eine Stunde nicht minder wichtig für Deutſchlands Ehre und Freiheit, als jene, wo es galt dem römiſchen Jeſuitismus in der Perſon des Biſchof Arnoldi entgegen zu treten und unſere freie chriſtliche Kirche anzubahnen. Der Kultus-Miniſter Eichhorn hat nämlich eine Verfügung gegen uns geheim an alle Behörden erlaſſen, welche dahin geht, uns aufzulöſen und uns zu vernichten. Es gilt daher, die erſte große Feuerprobe zu beſtehen: es gilt, zu zeigen, ob wir Muth haben, für unſere heiligſten Rechte, für unſere Ueberzeugung, ja für unſere Menſchenwürde mit Gut und Leben einzuſtehen, wie die erſten Chriſten und erſten

Proteſtanten gethan; es gilt zu beweiſen, ob wir, erfüllt vom Gottesgeiſt der Wahrheit und Freiheit, die Sendung erfüllen werden, die uns geworden iſt, die Bahn zu brechen für höhere Vollkommenheit der Völker, das Panier der Humanität und Freiheit voranzutragen, die Menſchheit zu erneuern im Gottesgeiſte der Liebe, Verſöhnung zu bringen den Nationen und eine beſſere Ordnung der Dinge, ein neues Gottesreich zu begründen. Die privilegirten Herrn und privilegirten Knechte der alten Kirche haben in unſeren Grundſätzen die Grundſätze der Erhebung und Befreiung der Völker und ſomit Gefahr für ihre Vorrechte, ihr träges Wohlleben, ihre Herrſchſucht erkannt, und werfen ſich daher mit Wuth und Bosheit auf unſere junge weltgeſchichtliche Pflanzung, wie ſich einſt die jüdiſchen Prieſter und die römiſch-heidniſchen Kaiſer auf die erſte chriſtliche Kirche warfen, um ſie zu vernichten.

Es iſt nun Euer ganzer Muth, Euere aufopfernde Liebe für Euere und Euerer Kinder Freiheit, ſo wie für das Wohl und die Freiheit Eueres Vaterlandes, und Euer feſtes Vertrauen auf eine höhere Weltordnung, nach welcher die Menſchheit zu immer höherer Vollendung geleitet wird, Euer feſtes Vertrauen auf Gott nöthig, welcher die Liſt des Liſtigſten und folglich auch die Pläne eines Metternich und Eichhorn zu Schanden macht, und ſie benutzt zur höheren Freiheit und Beſeligung der Menſchheit. Der Kampf wird um ſo ernſter ſein, je mehr ſich unſere Fürſten ſeit der erſten Reformation daran gewöhnt haben, und es als ihr göttliches Recht in Anſpruch nehmen, in religiöſen Angelegenheiten zu gebieten, und weil viele Diplomaten und Miniſter die Furcht vor Hölle und Teufel, die Unwiſſenheit, den Aberglauben und die Unterwürfigkeit vor den Pfaffen als Mittel erkannt haben, die Völker in Knechtſchaft zu erhalten.

Die erwähnte Verfügung des Miniſters Eichhorn iſt vom 13. September dieſes Jahres und legt es den betreffenden Behörden als Pflicht auf, zur Annahme des Patentes vom 30. März dieſes Jahres zu zwingen. Dem zufolge ſollen wir den Austritt aus der Kirche (man will uns nämlich als ganz Kirchloſe behandeln) erklären und zwar vor Gericht, wo für Kopf um Kopf bis Rthlr. 3 — zu bezahlen ſind; die von chriſt-katholiſchen Predigern eingeſegneten Ehen ſollen ungültig ſein, werden als Konkubinate betrachtet, und die Eheleute ſollen entweder aus einander gehen, oder ſich vor Gericht trauen laſſen, wofür wiederum bis Rthlr. 5 Gebühren zu entrichten ſind; den Kindern, in ſolchen Ehen erzeugt, ſollen Kuratoren geſetzt werden; die Taufen haben nur Gültigkeit, wenn ſie von einem evangeliſchem Prediger vollzogen ſind, ſonſt müſſen Geburten und Sterbefälle der Staatsbehörde angezeigt, die hohen Gebühren dafür bezahlt werden. Die Lehrer an den Gymnaſien und öffentlichen Schulen, welche chriſt-katholiſchen oder frei evangeliſchen Gemeinden angehören, ſollen ihr Amt verlieren; endlich ſollen wir aller politiſcher Rechte beraubt ſein.

In mehreren Städten hat bereits die Polizeibehörde mit der Ausführung dieſer Miniſterial-Verfügung, welche ein Seitenſtück zu dem Erlaſſe der römiſch-heidniſchen Kaiſer und der mittelalterlichen Päpſte iſt, begonnen. Auch in Breslau ſind wir 4 Prediger vorgeladen worden, um die Miniſterial-Verfügung anzuhören, ſind aber der Citation nicht gefolgt, ſondern haben der Polizei-Behörde geſchrieben, daß wir Beamtete der Gemeinde ſind, und demnach der Gemeinde ſolche Verfügungen bekannt zu machen ſeien, die dieſelben uns dann zukommen laſſe. Zugleich werden wir Proteſte einſenden an den Oberpräſidenten, den Miniſter und an den König, wenn wir gezwungen werden ſollten gegen unſer Gewiſſen zu handeln. Die Aelteſten haben den Beſchluß gefaßt, überall für den Prediger einzuſtehen, und, wie dieſes nach unſerer Verfaſſung geſchehen muß, mit den Behörden zu unterhandlen. Verfahrt auch Ihr ſo, denn Ihr wißt, daß durch die Verbindung der Fürſten mit der Geiſtlichkeit die Gemeinden in der chriſtlichen Kirche unterjocht worden ſind, auch ſeid Ihr dann ſicher, daß man Euch die Prediger nicht ſobald entreißt. Wir müſſen Alle für Einen und Einer für Alle ſtehen.

Oder wollen wir uns das erſte und heiligſte Recht des Menſchen, ſich frei zu Gott zu erheben, rauben laſſen, wollen wir uns zu Heuchlern, zu Pfaffen- und Miniſter-Knechten machen laſſen, nachdem wir uns glücklich frei gemacht haben vom römiſchen Joche?! — Der König ſagt zwar in Magdeburg: „wir hätten die größtmöglichſte Freiheit in dem Patente, die gegeben werden könnte.“ Wir erkennen aber darin keine Freiheit, ſondern Bedrückung, wenn chriſt-katholiſche Lehrer ihre Aemter verlieren oder nicht befördert werden, wir erkennen keine Freiheit darin, wenn uns die politiſchen Rechte entzogen werden, keine Freiheit, wenn unſere Taufen und Trauungen keine Gültigkeit haben. Wäre dies — Freiheit, dann hätten die Proteſtanten unter Ferdinand II. in Oeſterreich und Philipp II. in Spanien ebenfalls Religionsfreiheit gehabt.

Der Miniſter Eichhorn will uns deßhalb die Rechte entziehen, weil wir keine Chriſten ſeien, denn er fordere von jedem Chriſten mindeſtens Annahme des apoſtoliſchen Bekenntniſſes. Bekanntlich iſt das apoſtoliſche Bekenntniß erſt einige Jahrhunderte nach Chriſti Tod in der Weiſe entſtanden, wie wir es jetzt haben, und demnach wären Chriſtus und die Apoſtel ſelbſt und die erſten chriſtlichen Gemeinden — keine Chriſten geweſen.

Wir ſind aber Chriſten, und kein Miniſter darf uns dieſen Namen ſtreitig machen, weil wir die Lehren der chriſtlichen Religion nicht nur verkünden, ſondern ſie auch verwirklichen. Wir haben nach Chriſti Wort den Glauben an Gott und die ewige Fortdauer des Menſchengeiſtes, wir betrachten die Menſchen als freie Gottesſöhne, als Brüder und Schweſtern, und lehren, daß die Liebe das Merkmal des Chriſten wie der Himmelsweg zur Beſeligung ſei. Ja wir haben um ſo mehr Anſpruch auf dieſen Namen, weil wir die chriſtliche Gottheits- und Menſchheits-Idee in ihrem ganzen Umfange auffaſſen und zu verwirklichen ſuchen im Leben, während die alte Kirche ſie nur einſeitig erkannte. Der Katholicismus faßte ſie äußerlich auf, lehrt eine äußere Verſöhnung und Vereinigung mit Gott durch das Opferblut Chriſti, durch die Meſſe, die Fürbitten der Prieſter oder Heiligen u. ſ. w. und artete zur todten Werkheiligkeit aus. Der Proteſtantismus drang zum Gegenſatz, zur Innerlichkeit, und ſtellte als Hauptbedingung der Vereinigung mit Gott die Rechtfertigung durch den Glauben auf, und artete zu der blinden Gläubigkeit aus. *Unſere Kirche verſöhnt nun den Katholizismus mit dem Proteſtantismus zu höherer Einheit* und fordert den *freien vernunftgemäßen Glauben* und die *freie ſelbſtbewußte That der Liebe.*

Wir haben daher Anſpruch auf dieſen Namen und an *uns* iſt es, Vorwürfe zu machen und zu tadlen, weil wir das Chriſtenthum nach Chriſti Wort, nicht nach dem todten Buchſtaben, ſondern dem Geiſte nach auffaſſen. Die alte Kirche lehrt uns nämlich und ſchreibt vor zu glauben, daß das Chriſtenthum äußere übernatürliche Offenbarung Gottes, daß Gott außerweltlich und tyranniſch, daß Chriſtus übernatürlicher Gott, daß der Menſch verderbt durch Erbſünde in knechtiſchem Verhältniſſe zu Gott ſtehe, daß die Erlöſung äußerlich, daß der Himmel ein äußerer, die Erde das irdiſche Jammerthal ſei, und ſie hat trotz dem, daß alle Menſchen gleichberechtigte Brüder und Schweſtern ſein ſollten, Prieſter und Laien, Bevorrechtete und Bevormundete. Wir aber erkennen das Chriſtenthum als ein Erzeugniß des Menſchengeiſtes, der ja aus Gott geboren iſt, wir erkennen Gott als den Urgrund alles Seins, den Vater aller Weſen, den Geiſt der Liebe, der das ganze Weltall durchwaltet, der eben ſo wenig ohne Welt, wie die Welt ohne ihn gedacht werden kann. (In Gott leben, weben und ſind wir.) Wir erkennen die Menſchen als freie Gottesſöhne nach Chriſti Wort: „ich und der Vater ſind Eins, der Vater aber iſt größer, denn ich;“ die Erlöſung als innere, welche jeder Menſch vollziehen muß im Geiſte Chriſti, das Himmelreich als inwendig im Menſchen (nach Chriſti Wort,) welches jeder Menſch in ſich ſelbſt ſchaffen muß. Wir haben auch keine bevorrechteten Prieſter, ſondern ſind ein prieſterliches Volk.

Da wir nun die chriſtliche Religion lehren und zur That zu machen ſuchen, ſo müſſen wir auch die Rechte haben, welche den Chriſten in Deutſchland zugeſichert ſind. Nach § 16 der deutſchen Bundesakte heißt es: „Die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionsparteien begründet in den Ländern des deutſchen Bundes keinen Unterſchied der bürgerlichen und politiſchen Rechte. Im § 36 Th. II. J. II. ꝛc. heißt es: „Mehrere Kirchengeſellſchaften, wenn ſie auch zweierlei Religionsgeſellſchaften angehören, dürfen nicht in nothwendiger Verbindung ſtehen.“ Auf Grund deſſen haben die Altlutheraner gleiche politiſche Rechte erhalten, und was dem Einen Recht iſt, das ziemt auch dem Andern.

Doch es weiß das Kultusminiſterium recht gut, daß wir Chriſten ſind, daß wir das Recht auf Anerkennung haben; es kennt auch die große weltgeſchichtliche Bedeutung der jungen Kirche. Aber man will uns unterdrücken, man will uns unſere heiligſten Rechte ſtreitig machen und kümmert ſich nicht um die Landesgeſetze, weil man die äußere Macht in Händen hat. Man will uns unterdrücken, weil die Machthaber erkannt haben, daß durch die Reformation die Völker zum Nachdenken gekommen ſind über ihre heiligſten Rechte, über ihr höchſtes Gut, die freie Würde, weil ſie erkannt haben, daß die Grundſätze der jungen Kirche die Grundſätze höherer Vollkommenheit der Völker ſind, und deßhalb der Selbſtſucht und Herrſchſucht Schranken ſetzen.

Auf die Eingabe, welche der ſchleſiſche Provinzial-Vorſtand im Namen aller preußiſchen Gemeinden an den Miniſter gemacht hat, wird (ich weiß es aus ſicherer Quelle) abſchlägige oder erzürnte Antwort kommen.

Darum ſeid wachſam und thätig, ſendet ſobald Ihr beunruhiget werdet, und wir Euch die abſchlägige Antwort mitgetheilt haben, energiſche Proteſte an das Miniſterium und fordert Euer gutes Recht. Geht auch an die proteſtantiſchen Stadtbehörden und bittet ſie um Schutz und Beiſtand. Sie werden uns helfen und müſſen uns beiſtehen, wenn ſie anders ihre Intereſſen verſtehen; denn iſt die religiöſe Freiheit unterdrückt, iſt der innere Menſch geknechtet und erniedriget, dann iſt es leicht, uns auch noch die wenigen politiſchen Freiheiten zu rauben, die wir haben. Ich möchte wiſſen, welcher Gott den Fürſten und Miniſtern das Recht gibt, uns, die wir eben ſo gut Menſchen ſind, wie ſie, zu Knechten zu machen!

Der Breslauer Magiſtrat und die Stadtverordneten (auch die römiſch-katholiſchen:) haben bereits einen Proteſt an den König geſandt. —

Vor allem aber ſeid Ihr ſtandhaft, ſeid einig und getreu Eurem großen Weltberuf, ich mahne Euch dazu Angeſichts der Mit- und Nachwelt. Ihr habt die Wahl zwiſchen Wahrheit oder Heuchelei, zwiſchen Ehre und Schande, zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft. Seid Ihr muthvoll und Gottvertrauend, ſo erntet Ihr Ehre und Freiheit; zeigt Ihr Euch ſchwach und laßt Ihr Euch von Eurer Pflicht abwendig machen, ſo geht Alles verloren, was Ihr bisher mit ſo vielen Opfern erkauft habt, und Verderben bricht über unſer Vaterland herein. Ich rufe daher den Männern beſonders zu: fürchtet weniger unſere Nachtheile als Schande, weniger das Gefängniß als Verrath an der Religion und Freiheit. Sagt unſeren Drängern, daß es eine unverzeihliche Gewiſſensloſigkeit iſt, uns in unſerem Gewiſſen zu kränken und Tauſende zu Heuchlern zu machen, ſagt ihnen auch, daß ſie uns eher tödten, als ſie uns zu Heuchlern und Verräthern an uns und Gott machen, und daß wir gefangen oder frei, todt oder lebendig beſtimmt ſind, der Freiheit der Völker Bahn zu brechen, und daß wir entſchloſſen ſind, dieſer Beſtimmung nachzukommen.

Wir brauchen nicht Stahl und Feuerſchlünde, denn wir haben mächtigere Waffen, die uns den Sieg ſicher verſchaffen. Zur Seite werden uns ſtehen die Frauen und Jungfrauen, ſie werden zeigen, daß ſie nicht weniger Begeiſterung und Muth haben, als viele der erſten Chriſtinnen, die unter dem Henkerbeile ſtarben. Ja, meine deutſchen Schweſtern, die Vorſehung hat Euern Händen die Pflege für das neue Gottesreich der Nächſtenliebe anvertrauet, wollt Ihr die Saat, die Ihr bereits ſchön aufſprießen ſeht, zertreten laſſen? Die Vorſehung hat Euch zur Verſöhnung des Diesſeits und Jenſeits durch der Liebe Unendlichkeit, zur Verſöhnung der gedrückten und geängſtigten Armuth berufen, wollt Ihr dieſen Euern heiligen Lebenslauf aufgeben? Wollen die Mütter es ſich gefallen laſſen, daß man ihren Kindern einen Vormund ſetzt, während der Gatte und Vater lebt, und die Ehe als Konkubinat behandeln laſſen, weil ſie chriſt-katholiſche Prediger eingeſegnet haben? Ich weiß: die Mutterliebe duldet keine Schmach, und ich vertraue auf Euern Muth, deutſche Mütter! Eure Ahnenmütter, wenn ſie ſahen, daß ihre Kinder in Gefahr kamen römiſche Sklaven zu werden, drückten ihnen den letzten heißen Mutterkuß auf die Lippe und weihten ſie dem Tode. Deutſche Mütter! die Liebe wird Euch ſagen, was Ihr zu thun habt, wenn man Euere Mutterehre antaſtet.

So laßt uns denn muthvoll einander die Hand reichen zu Schutz und Trutz; es gilt das Höchſte und Heiligſte, und wenn Euch etwa bangt vor dem Gefängniß, ſo will ich Euch vorangehen, wie ich Euch ſchon einmal vorangegangen bin. Wir geben dem Könige, was des Königs iſt; laßt uns Gott geben, was Gottes iſt und ihm mehr als Menſchen gehorchen.

Euer Bruder

Johannes Ronge."

Das war die Antwort, welche Ronge, als Bannerträger der freien Kirche, auf die Kriegserklärung der preußiſchen Regierung gab; es war die Urkunde, welche die freie Kirche der Gewalt vorlegte, daß ſie, zur Rettung des Volkes berufen, dieſen ihren geſchichtlichen Beruf unter keiner Bedingung aufgeben oder verläugnen werde; es war der ahnungsvolle Wächterruf vor dem Sonnenaufgang der Freiheit.

XIV.

Die deutſche Staatsumwälzung und Ronge's Stellung dabei.

Im dritten Monat, nachdem Ronge ſein Rundſchreiben an die Gemeinden der freien chriſtlichen Kirche erlaſſen hatte, begann die große Staatsumwälzung in Deutſchland (März 1848). Da erblaßte der alte Heiligenſchein „von Gottes Gnaden," der das Königthum umfloſſen hatte, und die erſtgeborne Tochter Gottes, die Freiheit betrat die deutſche Erde. Der Jeſuitismus raffte die letzte Kraft zuſammen, um im Bunde mit den verblendeten weltlichen Machthabern, welche nichts gelernt und nichts vergeſſen hatten, den hereinbrechenden Sturz der alten Weltordnung durch Waffen aufzuhalten. Es floß Bürgerblut, es ward vergoſſen für ein Stück Holz, mit Sammt überzogen, für einen goldenen Reif, den Menſchenhände geſchmiedet hatten, für Wappen und Stammbäume, für Beamten- und Pfaffenherrſchaft. Es floß nicht vergebens. Die blaſſen Leichen, vor denen der

König das Haupt entblößen mußte, verkündigten das Urtheil über die Vergangenheit, die Verheißung der Zukunft, den Sieg der neuen Weltordnung, welchen keine Macht der Welt aufzuhalten im Stand ſein wird, und ob auch das alte Königthum von Gottes Gnaden und die alte Prieſterherrſchaft neue blutige Umwälzungen veranlaſſen mögen.

Unter den Rechten, welche ſich das deutſche Volk ſelbſt eroberte, waren *Glaubens-*, *Gewiſſens-*, *Bekenntnißfreiheit* und *Vereinigungsrecht* diejenigen, welche die *freie Kirche* insbeſondere für ſich in Anſpruch nahm. Nicht mehr bedurfte ſie fortan eines königlichen *Verſprechens* in Betreff „unverkümmerter Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit;" die neue Weltordnung kennt keinen Fürſten, ſo hochgefürſtet,

„Daß er *allein* in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden,
So viel, ſo wenig ihm gefällt;" —
ſie kennt „Das Recht als ein gemeinſam Gut,
Das liegt in jedem Erdenſohne,
Das in uns quillt wie Herzensblut."

Das deutſche Volk *vergaß* nur leider, in dem Augenblick, wo es mit *einem Griffe* die ganze, die *volle* Freiheit erfaſſen konnte, dies zu thun. Es vergaß, daß ſeine *religiöſe Befreiung* ſo lange *unvollendet* bleiben müſſe, als es die ſchmachvollen *Verträge*, welche ſeine Fürſten mit Rom geſchloſſen (die Konkordate) nicht *zerriſſen*, — als es ſtatt der bisherigen *Prieſterherrſchaft* in *allen* Kirchen nicht eine *freie Verfaſſung* hingeſtellt, mit dem oberſten Grundſatz: „Die Grundlage der Kirchenverfaſſung und des ganzen kirchlichen Verbandes iſt *die ſelbſtſtändige Gemeinde*, von welcher alle kirchlichen Berechtigungen ausgehen," — als es nicht das Geſetz gemacht:

„Durch das religiöſe Bekenntniß darf den ſtaatsbürgerlichen Pflichten kein Abbruch geſchehen; die erzwungene Eheloſigkeit der Prieſter (der Cölibat) und ſämmtliche geiſtliche Orden thun aber den ſtaatsbürgerlichen Pflichten, welche für alle Deutſchen gleich ſind, Abbruch; deßhalb ſind ſie in Deutſchland aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden.“ Daß das deutſche Volk in ſeiner erſten Siegeskraft vergaß, dieſe Beſchlüſſe zu faſſen und zur Geltung zu bringen, das hat es ſeither bereits hart genug empfinden müſſen und noch manche ernſte Stunde wird über dasſelbe kommen, in welcher es bereut, daß es den unverſöhnlichen Feind ſeiner Freiheit, vor dem es nur ſicher iſt, wenn es ihn vernichtet hat, blos in die Flucht jagte, ſtatt ihn zu zermalmen. Wohl verſprachen die Fürſten in der Stunde der Gefahr, wie vieles andre, ſo auch die Einführung einer freien „Presbyterial- und Synodalverfaſſung“ wenigſtens für die evangeliſche Kirche. Aber die Prälaten, die Superintendenten, die Konſiſtorialräthe ſchauderten vor dem Gedanken, daß ſie bei einer ſochen nicht blos ihre unverhältnißmäßig hohen Gehalte, ſondern auch ihren Einfluß in der kirchlichen Rang- und Herrſchordnung verlieren ſollten, und die Fürſten ſchauderten vor der Presbyterial- und Synodalordnung, weil ſie bei näherer Anſicht derſelben ſahen, daß ſie eine rein demokratiſche ſei. Indeſſen das Verſprechen, ſie einzuführen, war einmal gegeben; was blieb nun anders übrig, als die Ausführung ſo lange hinauszuſchieben, bis das Volk wieder eingeſchläfert oder durch Gewalt gebändigt war? Das Volk vergaß, daß es die Fürſten drei und dreißig Jahre lang mit allen Verſprechungen ebenſo gemacht hatten.

Aber freilich vergaß das deutſche Volk in den Augenblicken, da es allmächtig war, noch Manches andre, woran es hätte denken ſollen. In der erſten Siegesfreude täuſchte es ſich über das Maß der Kräfte, welches jenen Mächten noch zu Gebote ſtand, die es ſo viele Menſchenalter hindurch durch Gewalt und Liſt geknechtet hatten. In menſchlicher Regung wähnte es, dieſe Mächte würden das gewaltige Schickſal nicht als bloßen Zufall, ſondern als das Urtheil erfaſſen, welches die Geſchichte nach ewigen Geſetzen geſprochen, ſie würden, die Großmuth des Siegers achtend, aufgeben die uralten Anſprüche auf Vorrechte und Vergewaltigung, ſie würden, dem edleren Triebe der Natur gehorchend, ſich als gleichberechtigt mit allen Freien nun glücklich fühlend, über dem Opferblute die Hand zur Verſöhnung, zum Frieden bieten. Es war ein ſchöner Traum des Vertrauens, dem die rauhe Wirklichkeit nicht entſprach. Mit dieſen Mächten iſt keine Verſöhnung, kein Frieden möglich. Sie ſelbſt haben es gezeigt. Sie haben, wie ſie wieder zu Kräften gekommen, den alten Kampf wieder aufgenommen und das Menſchenblut, welches neuerdings in dem großen Wageſpiel vergoſſen worden iſt, erhob vergeblich die warnende Stimme zu ihren tauben Ohren. Nun denn: der Kampf zwiſchen der alten und der neuen Weltordnung wird ausgekämpft werden: er muß es. Das freie Volk wollte ihn auskämpfen mit den unblutigen Waffen des Geiſtes und des Geſetzes; ſeine Feinde drängten es zur Nothwehr auf das blutige Gefild der Schlacht. Wie aber auch in der Gegenwart die Würfel fallen, — in der Zukunft iſt der Sieg dem Geiſt und dem Volke, der Gleichberechtigung und der Humanität gewiß!

Ernſt ſinnend ſtand Johannes Ronge zu Frankfurt im ſogenannten Vorparlament inmitten des allgemeinen Frohlockens, welches noch lange forthallte, nachdem die alten volksfeindlichen Mächte ſich bereits erholt hatten und aus ihren Verſtecken wieder offen zu Tage gekommen waren oder in denſelben den Kampf vorerſt mit den Waffen der Hinterliſt wieder erneuert hatten. Schon damals redete er, immer bei den kühnſten Freunden der Freiheit ſtehend, die entſchiedenſte Sprache. Mit tiefem Kummer ſah Ronge dann ſpäter, wie das Volk ſich in manchem Manne geirrt, den es bisher für ſeinen Freund und Vorkämpfer gehalten und der jetzt, ſei es aus Beklommenheit vor dem ungeheuren Umſchwung, den er ſelbſt nicht geahnt, ſei es aus Beſchränktheit, ſei es aus Schwäche, oder aus Eitelkeit und Selbſtſucht, der weltumwälzenden Bewegung Einhalt gebieten und ſie blos auf eine kleinliche Beſchränkung der Willkür durch papierne Verfaſſungen und durch leicht gegebene, leicht zu brechende Verſprechungen zurück drängen wollte.

Außerdem hatte die Freiheit, deren Ziel die vollendete Herſtellung der Menſchenwürde iſt, jetzt noch einen anderen Gegner bekommen, der ſich an die Fürſten, an den Adel, an die Beamten, an die Söldkrieger anſchloß; das war jene Klaſſe des Bürgerthums, welche, weit entfernt, die erhabene Bedeutung der Umwälzung zu begreifen, ſich auf den einſeitigen Standpunkt ihres Reichsthums oder doch ihrer Wohlhabenheit ſtellte, und auf die ärmeren, auf die arbeitenden Klaſſen, welche nach Erringung eines menſchenwürdigen Daſeins ſtrebten, wie auf einen lumpigen Pöbel, wie auf ein beuteluſtiges Geſindel hochmüthig herabblickte. Dieſe Menſchen zitterten nun vor jedem kühnen Wort, insbeſondere vor dem Worte Republik; es klang ihnen wie Mord und Raub in die Ohren, und wie die Juden einſt gegen Jeſus, der ihnen auch nicht ein Stück Freiheit, ſondern die ganze bringen wollte, ſo ſchrieen ſie, von Wuth übermannt, ihr: „Kreuziget ihn!“ über jeden Vorfechter der wahren und vollen Freiheit, der ihnen bewies, daß das Volk abermals betrogen werden ſolle. Auch Ronge hatte das zu erfahren.

Mit bitterem Schmerz ſah Ronge ferner, wie das Volk, das plötzlich aus der Knechtſchaft zur Freiheit erlöſ'te Volk, bei ſeinen Wahlen zur verfaſſunggebenden Reichsverſammlung in Berlin vielfältig getäuſcht und mißbraucht worden war, und ſein in die Zukunft ſchauendes Auge gewahrte die unſeligen Folgen dieſer Täuſchungen, die Früchte, welche an dem verſchonten Giftbaume der alten

Staatskunſt reiften. Da erhob er als deutſcher Mann, der die Freiheit nicht blos für das kirchliche Leben erkämpfen, der ſie erringen helfen wollte für das geſammte Volksleben, alſo, daß die religiöſe Freiheit nur eine der ſchönen Blüten aus der geſunden Wurzel des freien Geſammtlebens ſei. — Da erhob er bereits am 6. Juni 1848 von Breslau aus einen warnenden „Zuruf an die Nichtbevorrechteten“ insbeſondere an die Wähler der Abgeordneten zum verfaſſunggebenden Reichstag für Preußen. „Der Grundſatz der Selbſtregierung des Volks müſſe die Grundlage der neuen Verfaſſung ſein und bleiben“ (ſo mahnte er): „die Verſammlung in Berlin dürfe dieſen Grundſatz, dem ſie ihre Wahl verdanke, nicht verläugnen; der König ſolle nicht vom Volke getrennt, er ſolle der oberſte Vollſtrecker des Volkswillens ſein, nur die Macht haben, die ihm die Vertreter des Volks gegeben, und an Geſetze gebunden ſein, wie jeder andere Staatsbürger.“ „Würde“ (fuhr Ronge fort) das „demokratiſche Prinzip im preußiſchen Staate nicht feſtgehalten und die ganze Verfaſſung, deren Bau mit der freien, auf Urwahlen ruhenden Gemeindeverfaſſung beginnt, dann fortſchreitet zur freien Kreis-, Provinzial- und Staatsverfaſſung, nicht nach dieſem Prinzip geregelt, ſo könne auch kein freies und einiges Deutſchland entſtehen.“ Auch auf Frankfurt heftete Ronge den Blick, der nur in der vollſtändigen Verwirklichung der Freiheit wahres und dauerndes Heil erkannte. Er beobachtete das Benehmen jener Partei, welche der Ausführung eines ganz neuen Baues von Grund aus und der Durchführung des Rechts der Selbſtregierung des Volks widerſtrebte, und er ſah voraus, daß wenn dieſe Partei ihre Pläne durchſetzte, wenn ſie das, was die Zeit begraben, wieder in's Leben rufen wolle, nur Uneinigkeit und Wirrſal entſtehen könne. „Laßt“ (rief er den Wählern zu) „die Abgeordneten in Frankfurt wiſſen, daß ſie nicht hingeſandt worden, um ein altes vermodertes und zerfallenes Kleid zu flicken, oder aus alten, morſchen Balken ein Haus zu bauen, das der erſte Windſtoß umwirft;“ — „die deutſche Nation ſei jetzt Kaiſer und dieſe wolle keine goldene Krone, nachdem ſie die Dornenkrone getragen; ein anderer Kaiſer könne Deutſchland nicht einig machen, im Gegentheil würde er nur neue Uneinigkeit hervorbringen, da die Eiferſucht der einzelnen Fürſten und Staaten dadurch geſchürt würde. Sagt ihnen: ihr wolltet eine verantwortliche Bundes-Central-Gewalt, die von der Nationalverſammlung einſtweilen alljährlich als Ausſchuß gewählt wird, und ein vollziehendes verantwortliches Bundesminiſterium, mit einem von der Nationalverſammlung gewählten zeitigen Vorſitzenden (Präſidenten)“ So ſchrieb Ronge im Juni 1848, in der vollen Ueberzeugung ſeiner Seele von der Richtigkeit der Thatſache, daß die große ſtaatliche Umwälzung nichts Geringeres als der Wendepunkt zweier Weltordnungen ſei, und daß es Kurzſichtigkeit ſei, aus der alten, in ſich ſelbſt zuſammenſinkenden Weltordnung längſt ausgelebte Formen in die neue hinüberzupflanzen, daß es Frevel ſei, die naturgemäße Entwickelung der neuen Schöpfung durch eigenwilliges Eingreifen zu ſtören.

So ſprach er ſich denn auch in Frankfurt, wo er bald darauf eintraf, mündlich in ſeiner vollen Ehrlichkeit aus. Aber die Wenigſten theilten ſeine Anſicht über die Tiefe und über die eigentliche Bedeutung der großen Bewegung; die Meiſten wähnten, dieſe ſei durch die gemachten Zugeſtändniſſe und Verſprechungen bereits abgeſchloſſen, und nun müſſe und werde die ausgebeſſerte alte Staatsmaſchine wieder ihre gewohnten Verrichtungen thun; — als ob der Genius des Jahrhunderts nicht die verroſtete Triebfeder ſelbſt aus derſelben genommen und zerbrochen hätte! Die Wenigſten konnten es begreifen, was Ronge damals offen und ehrlich ausſprach, daß die deutſche Nationalverſammlung, ſo wie ſie nun einmal aus den verſchiedenartigſten Grundſtoffen zuſammengeſetzt war, die große geſchichtliche Aufgabe, welche ſie zu löſen hatte, eben nicht befriedigend löſen könnte, und daß es beſſer ſei, eine neue aus lauter wahrhaft volksthümlichen Vertretern zuſammenzuſetzen, und zwar ungeſäumt, ſo lange noch die erſte Begeiſterung dauerte, ſo lange die Regierungen noch nicht wagten, der Souveränetät der allgemeinen Volksvertretung ihre Anerkennung zu verſagen. Es war eine Ungeduld in die Menſchen gekommen, die geſtörten Verhältniſſe ſo raſch als möglich wieder in Ruhe gebracht zu wiſſen, und ſie ahnten nicht, daß die Ordnung nur durch eine vollſtändige Umgeſtaltung begründet werden konnte, in Folge deren dann alles ſich in neuen Stellungen zurecht finden und in einander fügen müſſe. Den Beſitzenden ſtanden (wie bereits erwähnt) die drohenden Geſpenſter der Geſetzloſigkeit und der Vernichtung des Eigenthums Tag und Nacht vor den fieberhaft erhitzten Augen, und mit dieſen Augen betrachteten ſie jene ſcheußlichen Zerrbilder von Freiheit, welche ihnen dieſelben feindſeligen Mächte, die ſie kaum erſt bekämpft hatten, als das wahre Bild der Freiheit hinmalten. So wurde denn Ronge mit ſeinem glühenden Eifer für die Verwirklichung der höchſten Gedanken der Menſchheit, mit ſeiner reinen Hingebung an's Volk, mit ſeinem redlichen Streben, deſſen Wunden zu heilen in jenen Tagen von den Meiſten mißkannt.

Alle jene, welchen Ronge und die freie Kirche längſt verhaßt waren, welche es bisher jedoch nicht gewagt hatten, in offener Feindſeligkeit gegen beide hervorzutreten, erkannten und benutzten gar bald dies Mißkennen, dieſe Veränderung in der öffentlichen Meinung, um ſie ihm gänzlich zu entfremden. Nun wurde es im geſelligen Geſpräch und in öffentlichen Blättern Ronge zum Vorwurf gemacht, daß er auf politiſchem Gebiete aufgetreten ſei. Als ob ſich Religion und Politik je trennen ließen: als ob die Regierungen dies je gethan hätten: als ob Religion im höchſten Sinne nicht das ganze Menſchendaſein als der lauterſte Einklang der Wahrheit, der

Freiheit und der Liebe durchdringen und erfüllen müßte! Als ob es des Mannes, der von ſeinem Auftreten gegen den Ablaßkram an bis zu ſeinem letzten muthigen Rundſchreiben unermüdlich gewirkt hatte, das Volk von innen aus geiſtig und ſittlich ſelbſtſtändig und frei zu machen, würdig geweſen wäre, jetzt als müßiger Zuſchauer dazuſtehen, jetzt da es ſich darum handelte, daß für die ganze nächſte Zukunft überhaupt die erſten Vorausſetzungen aller geiſtigen, ſittlichen und religiöſen Freiheit eben in den Grundfeſten der politiſchen feſtgeſtellt würden! Als ob eben Ronge allein ausgeſchloſſen ſein ſollte von dem Genuß der allen Deutſchen zuerkannten Rechte, die innerſte Herzensmeinung über die höchſten Angelegenheiten des Volks und Vaterlands durch die Mittel der freien Preſſe und der Vereinigung kund zu geben! Aber der Zündſtoff des Mißverſtändniſſes war nun einmal in die öffentliche Meinung gedrungen, wenigſtens in einzelne Kreiſe, und die Jeſuiten, die Römlinge, die proteſtantiſchen Frömmlinge, ſo wie alle diejenigen, deren Vortheil bei der alten Ordnung der Dinge weſentlich betheiligt war, ſchürten nun auf's Allereifrigſte, um Ronge's Ruf zu vernichten und mit dem einzelnen Mann auch das Daſein der freien katholiſchen Gemeinden zu untergraben. Sein Umgang mit einzelnen mißliebigen Perſönlichkeiten wurde ihm zum Vorwurf gemacht; aber, geſetzt, daß dieſe ſeiner unwürdig waren, warum fand ſich kein Freund, der ihn aufmerkſam machte? Doch das war den Feinden der Sache, deren Vorkämpfer ſie in Ronge haßten, nicht genug. Sie verbreiteten die ſchmählichſten Lügen über Ronge's Benehmen in ſittlicher Beziehung, ſo unverſchämte, plumpe und doch mit ſo frecher Zuverſichtlichkeit vorgetragene Lügen, wie ſie ſchon bei ſeinem erſten Auftreten zu Duzzenden von den Römlingen verbreitet worden waren. Es gehörte wenig Scharfblick dazu, um einzuſehen, daß dieſe jüngſten Verdächtigungen aus derſelben Quelle floſſen wie damals. Und dennoch wurde jetzt Mancher, der damals darüber gelacht hatte, an Ronge irre gemacht: warum? weil die Verdächtiger ihre Lügen mit der anderen in Verbindung brachten, daß Ronge unter der Freiheit den Kommunismus verſtünde und ſomit das Eigenthum bedrohe! Arme, ſchwache Menſchen, die ihr erſt durch die bitterſte Noth und Schmach dahin werdet gebracht werden, eure alten unverſöhnlichen Feinde, welche ſich plötzlich für Freunde der geſetzlichen Freiheit und der Ordnung ausgaben und noch ausgeben, von euren wahren unveränderlich treuen Freunden unterſcheiden zu lernen! Wurde Ronge in Folge dieſer Ränke von Vielen ſeiner früheren Anhänger und Bewunderer verkannt, gekränkt und verhöhnt, — ſo zeigte ſich eben ſo bald auch das eigentliche Ziel, worauf die Widerſacher losſteuerten, nämlich die Untergrabung der deutſch-katholiſchen Gemeinden. Wie auf Eine Loſung hieß es jetzt plötzlich überall: „Nun ſieht man's, was an den Deutſch-Katholiken eigentlich iſt! Wühler, Männer des Umſturzes und des Fallbeils ſind ſie; ja, all die rechtsgelehrten Staatsmänner hatten ſeiner Zeit ganz Recht, als ſie uns vor dem Deutſch-Katholicismus warnten! Nein, einer ſolchen Sekte, die Handel und Wandel untergräbt, ſpenden wir keine Beiträge mehr!“ Und ſo war's auch bei Vielen wirklich der Fall. Armes Volk!

XV.

Ronge's Wirken in Oeſterreich. Der Sieg des Jeſuitismus in Oeſterreich. Ronge's Wirken in Bayern.

Ronge, wendete ſich, durch alle Kränkungen unbeirrt, welche er während ſeines Aufenthalts in Frankfurt am Main hatte erdulden müſſen, noch im Sommer von dort nach der bayriſchen Rheinpfalz, wo die vom langen Druck erlöſten deutſch-katholiſchen Gemeinden friſch und fröhlich aufblühten.

Schon wartete aber ſeiner ſehnſuchtsvoll der deutſch-katholiſche oder „freie chriſtliche“ Verein in Wien. Ungemein groß war dort die Theilnahme für die kirchliche Bewegung, aber es fehlte von Anfang, wenn auch nicht an Anregern, ſodoch an geſchickten Händen, welche den flüſſigen Stoff in die gediegene und ſchöne Form leiteten. Nachdem viele Vorverſammlungen ſtatt gefunden, wurde die Gemeinde in Wien am 17. September 1848 unter Leitung und Mitwirkung Ronge's gegründet; am 24. September feierte ſie ihren erſten Gottesdienſt, wobei Ronge und Wagner predigten und an etwa tauſend Perſonen das Abendmahl austheilten. Der Grimm der Jeſuiten und Römlinge war unbeſchreiblich; er ſteigerte ſich, jemehr die junge Gemeinde raſch an Mitgliedern zunahm, jemehr ſich aller Orten, vor den Thoren der Stadt und auf dem flachen Lande, Niederöſterreichs, in Mähren, in Steyermark die regſte Theilnahme und die Abſicht, Gemeinden zu bilden, zeigte. Vergeblich predigten die Römlinge an jedem Sonntag gegen den Deutſch-Katholicismus, vergebens verkaufte man in den Sakriſteien der römiſch-katholiſchen Kirchen Warnungsſchriften dagegen, vergebens bedeckten Schmähſchriften die Straßenecken, und verkündigten: die neue Irrlehre der „Rongeaner“ verführe zum Abfall von Gott und nehme dem Menſchen den Glauben an Unſterblichkeit; vergeblich eiferten die Kirchenzeitungen und politiſche Schmutzblätter; — die Macht der Wahrheit brach ſich raſche Bahn. In Graz (in Steyermark) bildete ſich am 26. Oktober die zweite freie chriſtliche Gemeinde in Oeſterreich, nachdem Ronge am 22. im ſtändiſchen Reitſaal den erſten Vortrag vor etwa 2000 Menſchen gehalten hatte. Vergeblich verſuchten die Römlinge (wie ſie's auch in Wien gethan hatten) durch falſchen Feuerlärm Störungen hervorzubringen, — Ronge und Scholl, welcher mit ihm in Oeſterreich mit der vollen Thatkraft ſeines feurigen Gemüthes wirkte, blieben unerſchrocken und behaupteten den Kampfplatz. Am 29. hielt Ronge mit Scholl in einem Garten den erſten Gottesdienſt mit Abendmahlsfeier. Auch in Gratz war anfänglich mehrfach Gefahr für ſein Leben geweſen und die Nachricht, daß er wirklich ermordet ſei, war nach Schleſien gedrungen. Da machten ſich alſogleich zwei Mitglieder des Vorſtands von Breslau auf den Weg, um ſich perſönlich von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen und nöthigenfalls, den Freund zu ſchützen. Auch ſandte ihm die Breslauer Gemeinde ein Schreiben zum Geburtstage, worin die ganze Werthſchätzung Ronge's als Menſch und die volle Uebereinſtimmung mit ſeiner Auffaſſung der Religion ausgedrückt iſt. „Sie haben" (heißt es darin) „die Religion vom Himmel zum Menſchenleben zurückgerufen, und die Religion hieß Freiheit des ſtaatlichen Lebens fordern, und hieß thatvolle Bruderliebe ſchaffen, nicht jene träge Gemüthsliebe, die ſich ſelbſt als Endzweck faßt, jene Bruderliebe vielmehr, die das Chaos unſeres Menſchenlebens mit Energie geſtalten, gerecht und wirkſam geſtalten will. . . ." „Wir verachteten tief die letzten Waffen Ihrer Feinde" (ſo hieß es weiter in dem Schreiben)„ die ohnmächtigen Schmähungen, und waren ſtolz auf Ihre Freundſchaft und Sinnesgemeinſchaft. Ja wir erklären Ihnen offen und mit Freude, daß wir Eins mit Ihnen ſind und Sie zuſtimmend begleiten auch auf Ihren neuen Lebenswegen. . . . Werfen Sie die Bollwerke, die Grundpfeiler der Despotie und Verwüſtung der Völker, die Zwingburgen falſcher Religion nieder und richten Sie auf den Trümmern tauſendjähriger Erniedrigung und Schmach das goldene Banner der Freiheit, der Wahrheit und der Brüderlichkeit auf!"

Inzwiſchen war Wien gefallen. O deutſches Volk, das du zur rechten Stunde keine That gehabt für dies Wien, nur Thränen, — und ſind deine Thränen ſchon vertrocknet? Wien war das Opfer, das für dich geſchlachtet worden! — Du ſiehſt nur die bleiche, blutumdampfte Geſtalt des Würgers, der ſeine Schützen auf Robert Blum's Herz anſchlagen ließ. Hinter dieſem Würger, der nichts als ein eiskaltes Werkzeug iſt, ſtehen Andere, mit feinen lächelnden Mienen, mit ſammetweichen Händen, welche die Fäden des alten Netzes ſpinnen und drehen und ſie ausſenden von Hof zu Hof; — aber auch ſie ſind nur Werkzeuge, auch hinter ihnen ſteht ein Andrer. Das iſt der Meiſter. Er zeigt ſein Antlitz nicht; er wechſelt die Masken; er ſah ſich ſelbſt nie im Spiegel, ſonſt übermannte ihn das Entſetzen vor ſich ſelber. Er ſchaut ſeine Hände nicht; ſie verbergen ſich in den Falten ſeines dunklen Gewandes, das von Blut und Thränen und vom Fluch der Menſchheit trieft. Aber es geht ein Zauber von ſeinen Händen aus, welcher tauſend und abertauſend fremde Finger bewegt, daß ſie Weiber zu Wittwen und Kinder zu Waiſen machen, daß ſie Feſſeln ſchmieden und Thränen in dunklen Kerkern entpreſſen und Völker an dem ewigen Gott verzweifeln machen. In ſtarrer Ruhe ſteht dieſer Meiſter, und doch in ewiger Thätigkeit des Zerſtörens, unergründlich wie das Meer, das den ſtolzeſten Schiffen ſchmeichelt und ſie dann plötzlich als ſeine Beute tückiſch erfaßt und in ewiger Vergeſſenheit begräbt. Was der Menſch denken kann an Gedanken, welche die Menſchheit entmenſchen, das ruht, von tauſendfachen Schleiern umhüllet, in der Seele dieſes Meiſters, der die bethörten Könige zu Dienern hat und dem Geiſt Gottes verwegen in ſeine ewigen Offenbarungen greift, um ſie aufzuhalten. Es iſt der Jeſuitismus. Mag er von Wien's Trümmern, wo er ſein Siegesfeſt gehalten, leiſen Schrittes weiter wandeln von einem Hofe zum andern und Völker niedertreten, die ihre Feſſeln zerbrochen und Päpſte wieder auf ihre Throne ſetzen, — er iſt dennoch gerichtet, er iſt dennoch verflucht; es kommt ein Tag, da er nicht mehr ſein wird, und das deutſche Volk, — kein anderes der Welt, — wird der Cherub ſein, der ihn vernichtet.

Mit dem Falle Wien's und der Wiedererhebung des Jeſuitismus war auch die kirchliche Bewegung in Oeſterreich erdrückt worden. Die Gemeinde in Wien, welche am 10. Dezember 1848 mehr als 3000 Mitglieder zählte, durfte keinen Gottesdienſt mehr halten: die Waffengewalt verbot jeden ſolchen als „Volksverſammlung,“ da ſie der Gemeinde keinen kirchlichen Charakter zuerkannte, und zwar deßwegen, „weil ſie nicht zu den vom Staate anerkannten Kirchen gehöre,“ — die Regierung aber verweigerte die Anerkennung. Das Ränkeſpiel des Jeſuitismus, der durch Robert Blum's Ermordung ſeinen Triumph bekundet hatte, vernichtete die früher hin verſprochene Religionsfreiheit! Die Gemeinde in Wien wendete ſich mit einer Denkſchrift an den öſterreichiſchen Reichstag in Kremſier, legte demſelben in zehn Sätzen ſowohl das Thatſächliche als auch die ſittliche Nothwendigkeit der kirchlichen Bewegung dar, ſowie ihre einfache und treffliche Verfaſſung, und gab die Erklärung: „Die Ausbreitung der Reformation kann nicht mehr gehindert, ſie kann nur geregelt werden. Der Druck befördert dieſelbe. Die Mitglieder können durch die Beängſtigungen der Gegenwart in ihrer freireligiöſen Ueberzeugung nicht erſchüttert werden.“ Der Reichstag entwarf, berieth und beſchloß denn auch die Geltung der vollen Gewiſſens- Glaubens- und Bekenntnißfreiheit; aber der junge Kaiſer Franz Joſeph löſte den Reichstag ohne die geringſte äußere Veranlaſſung auf, und erließ in Olmütz am 4. März 1849 aus eigener Machtvollkommenheit eine Verfaſſung, worin es hieß: „Die volle Glaubensfreiheit und das Recht der häuslichen Ausübung des Religionsbekenntniſſes iſt jedermann gewährleiſtet. Jede geſetzlich anerkannte Kirche und Religionsgeſellſchaft hat das Recht der gemeinſamen *öffentlichen* Religionsübung, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten ſelbſtſtändig, bleibt im Beſitze und Genuſſe der für ihre Kultus-Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanſtalten beſtimmten Anſtalten, Stiftungen und Fonds u. ſ. w.“ Das war die in dem Antrittspatent des jungen Kaiſers verheißene „*Sicherung der ächten Freiheit durch das Geſetz!*“ Die *freie* Kirche gehörte, wie ſich's gar nicht anders erwarten ließ, *nicht* zu den vom Despotismus anerkannten. Der Jeſuitismus hatte vor der Hand abermals das Ziel ſeiner Wünſche erreicht; die treuloſe Staatskunſt der Volksverräther ſtand im Bund mit der Knute, unter deren Hieben die deutſche Freiheit verbluten ſollte. „Belagerungszuſtand und Standrecht“ waren die Loſungsworte der „Volksbeglückung von Gottes Gnaden“ und geächtet wurde der Grundſatz der *Volksſouveränetät*.

Ronge begab ſich im November 1848 von Gratz über Salzburg nach *München*. Dort, wo die jeſuitiſche Partei ſeit Jahren ihr Hauptlager aufgeſchlagen, hatte ſich bereits am 17. September 1848 eine deutſch-katholiſche Gemeinde gebildet, welche am 9. Oktober von der Regierung die ſtaatliche Anerkennung und die Erlaubniß zur Abhaltung des Gottesdienſtes erhielt und dieſen auch bereits an demſelben Tage feierte. Franz *Rauch*, deutſch-katholiſcher Pfarrer in Leipzig, hielt die Predigt, Friedrich *Dumhof*, welcher früher römiſch-katholiſcher Pfarrer in Ilm-Münſter geweſen war, die Abendmahlsrede. *Ronge* wirkte in München für die Befeſtigung der Gemeinde und die Ordnung ihrer Verfaſſung, hielt am 19. und am 26. November Gottesdienſt und gründete einen Frauenverein. Inzwiſchen regten ſich die Römlinge; in öffentlichen Blättern verbreiteten ſie die gemeinſten Lügen über *Ronge* und *Dumhof*; in der Gemeinde verſuchten ſie Spaltungen hervorzurufen und zu vergrößern; den von der Regierung vorgeſchriebenen Abmeldungen der aus der römiſchen Kirche Austretenden wurden Schwierigkeiten entgegengeſtellt, und als

Ronge in einem ſolchen Falle öffentlich mit aller Entſchiedenheit dagegen auftrat, wurde ihm am 14. Dezbr. von der Polizeidirektion angezeigt, daß ſeine Aufenthaltskarte nicht verlängert werde, weil er ſich nicht darauf beſchränkt habe, die junge Gemeinde zu ſtärken, ſondern in einem Aufſatz die katholiſche Geiſtlichkeit angegriffen habe. Er antwortete: ſeine Abreiſe ſei bereits zum 15. feſtgeſetzt geweſen; übrigens habe ihn die katholiſche Geiſtlichkeit mehr angegriffen, als er ſie.

Er verließ nunmehr München und begab ſich nach Nürnberg. Dort fand die kirchliche Bewegung raſch die erfreulichſte Theilnahme; es bildete ſich eine freie chriſtliche Gemeinde, welche binnen drei Monaten zu 1200 Seelen heranwuchs. Am 26. Dezember hielt Ronge den erſten Gottesdienſt. Bald entſtanden unter Ronge's Leitung auch in Fürth, Erlangen, Altdorf und Schweinfurt Gemeinden. Während ſo die kirchliche Bewegung in Mittelfranken die gedeihlichſten Fortſchritte machte, vermehrte ſich auch die Zahl der freien chriſtlichen Gemeinden in der bayriſchen Rheinpfalz. Auch in den anderen deutſchen Gauen entfaltete ſich friſches Leben und wandten ſich die Herzen, ſich losringend aus den ſtarren eiſigen Satzungen der altkirchlichen Weltanſchauung, freudig dem Licht der freien Kirche zu.

XVI.

Blick in die Zukunft.

Rauſchend fluthet der heilige Lebensſtrom einer neuen Zeit in tauſend Armen durch's deutſche Land. Der Morgenſchimmer der Zukunft umſtrahlt ſeine raſchen Wogen, — die Geiſter, welche der Odem der Geſchichte bewegt. Ihre Namen, und ſo auch Ronge's Namen, wird das Volk im Herzen tragen, und mit Stolz und Freude ausſprechen, ſo lang es des großen Werkes gedenkt, welches begonnen, aber noch nicht vollendet iſt.

Möge die Prieſterherrſchaft alles aufbieten, um die Vollendung zu hindern, — ſie kann höchſtens deren raſcheren Gang für kurze Zeit aufhalten. Ihr Gericht trägt ſie in ſich ſelbſt, und das iſt die Verblendung, welche ſie erfaßt hat, welche ſie treibt, die Gewalt für ihre Erhaltung aufzurufen und in der Zuverſicht auf dieſe ſich dem Geiſt des Jahrhunderts und den Forderungen des Volkes trotzig verneinend entgegenzuſtellen. Die Verblendung iſt's, welche ſie die Grundrechte des deutſchen Volks verachten, welche ſie die blutigen Geiſter des Glaubenshaſſes heraufbeſchwören, welche ſie die trennenden Schranken der verſchiedenen Glaubensſchaften erneuern lehrt; die Verblendung iſt's, welche den römiſchen Prieſter oder Biſchof, den proteſtantiſch-altgläubigen Prediger oder Konſiſtorialrath, den jüdiſchen Rabbiner, der den reinen Gottglauben im Grabe der alten Satzungen und Bräuche erhalten will, zur Verdammung und Verfolgung der freien Richtungen auf allen drei Glaubensgebieten verbindet. Da klammern ſie ſich, die Verblendeten, verzweiflungsvoll an die wankenden Pfeiler der alten Zwangkirchen und wähnen ſie durch ihrer Arme Kraft zu ſtützen, und werden unter ihrem Zuſammenſturz begraben werden. Kaum meint ihr, die Flamme des Geiſtes hier erſtickt zu haben, ſo bricht ſie dort um ſo heller hervor. Wo die Tyrannei Menſchenopfer ſchlachtet, wie ſie's in Wien gethan, da ziehen die Geiſter der Gemordeten in ſtiller Mitternacht von Haus zu Haus und pochen den Muth, der ermüdet hingeſunken, aus ſeinem Schlummer auf. Wenn Feldmarſchälle, Biſchöfe und Konſiſtorien den Belagerungszuſtand über eine Stadt voll Spießbürger verhängen, ſo ſteht der Genius des Jahrhunderts plötzlich inmitten der kernhaften Bauerſchaft und ſie ſchaart ſich um ſeine

Fahne und wächſt zum „hellen Haufen" heran, der helläugig und rothwangig und mit geſundem raſch kreiſendem Blut in dem geiſtigen Freiheitskampf nicht der letzte ſein wird. Das iſt das Zeichen, daß die Zeit ſich erfüllet. Seht, wie der grüne Odenwald in all ſeinen Wipfeln von dem Hauch des freien Chriſtenthums durchrauſcht iſt! Dieſer Hauch wird den Schwarzwald und die Rhön und die Eifel und die Alpenthäler erfriſchen. Ja in den kühlen Thälern und auf den lachenden Triften des Bauernſtandes werden die Gedanken des erfüllten Chriſtenthums wie wogende Aehren zu Thaten reifen, und aus den Städten werden ihre Boten mit den Wanderſtäben zu den freien Bauern hinaustreten, und ein großes Verſtändniß des Einen, was Noth thut, wird ſich wie der Himmel mit all ſeinen unvergänglichen Sternen über der ganzen deutſchen Erde ausbreiten. All die Getrennten des deutſchen Vaterlandes, die mit ſo heißer Sehnſucht auf ſo verſchiedenen Wegen bisher ihre Einigung ſuchten, auf daß ſie endlich zu einem ganzen Volke würden, ſie alle, die in ihrem Suchen nach Einheit des Vaterlands von der Staatskunſt ſo oft getäuſcht worden, ſie werden ſich zuſammenfinden auf dem Gebiete des freien vernünftigen Gottglaubens, in dieſer vom Gottesfrieden der Wahrheit und der Liebe umſchloſſenen Freiſtätte, wo der Menſch endlich den Menſchen erkennt. Ja, der göttliche Geiſt der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe wird ſie in der freien Kirche vereinigen. Dieſer Geiſt iſt der innerſte Keim und Kern des Chriſtenthums, der mit ſeiner unvergänglichen Werdekraft jetzt aus tauſend Menſchengeiſtern und aus tauſend Menſchenherzen in tauſendfachem Verlangen nach dem einen Worte des Lebens hervorbricht; und dies Wort, das der große Meiſter von Nazareth gedacht: „Die Erlöſung der Menſchheit zur vollkommenen Freiheit," — das ganze Volk wird es ausſprechen als ſeine That. Das iſt die Erfüllung des Chriſtenthums, in welcher kein Buchſtabe, keine Satzung mehr den Chriſten und Juden, den Katholiken und Proteſtanten ſcheidet, in welcher das *Göttliche*, welches ſich im Menſchlichen als *Humanität* offenbart, als *Höchſtes* erfaßt wird und die *Religion* nicht mehr als etwas *Beſonderes* im Volksleben erſcheint, ſondern das *ganze Volksleben*, mit allen ſeinen Trieben, Blüten und Früchten, mit Familie und Schule, mit Gemeinde und Staat, mit Wandel und Verkehr, mit Gewerbe und Wiſſenſchaft, mit Freiheit und Recht, zur Religion — *wird*.

Zwei Republikaner.

Von

Karl Bölſche.

Es wäre ein Mangel, wenn dieſer Gallerie zwei Portraits von Volksmännern fehlten, welche den Ehrennamen: „Männer des Volkes“ im höchſten Sinne des Wortes verdienen, von zwei Männern, deren einer dieſſeits des Rheines, in den dreißiger Jahren zwar öfter genannt, doch vom deutſchen Volke noch immer viel zu wenig in ſeiner ganzen Bedeutung gekannt wird, während der andere, zwar allgemein bekannt, aber faſt ebenſo allgemein verkannt worden iſt. Denn für beide erſchien erſt mit dem Jahre 1848 der Zeitpunkt, wo ein gerechtes Urtheil über ſie gefällt werden kann. Was früher über ſie geſchrieben worden, iſt daher nur theilweiſe richtig oder durchaus ſchief und falſch. Beide haben zur Entwicklung des Umſchwunges, welcher für Frankreich im Februar, für Deutſchland im März jenes ewig denkwürdigen Wendejahres anhob, mehr gethan, als einer ihres Gleichen; und beide haben den lichten Sonnenaufgang, deſſen Morgenſterne ſie waren, nicht mehr erlebt. Wären ſie bei Proklamirung der franzöſiſchen Republik und bei deren natürlichen Folgen für die deutſche Bewegung noch Zeitgenoſſen geweſen, fürwahr, ſie würden ihrem Werke die Thatenkrone aufgeſetzt, ſie würden gezeigt haben, wieviel ein ganzer Mann werth iſt, in einer Zeit, wo Alles vom Halben zum Ganzen, vom Schein zur Wahrheit drängt oder gedrängt wird. Aber leider war es ihnen nicht vergönnt, ihrer Saaten Erndtefeſt zu feiern. Ach in dem Augenblicke, wo die Zeit erfüllt war, die ihr Seherauge geſchaut, ihr Prophetenmund ſo oft verkündet und verfochten hatte, ſah ihre Partei, ſah ihr Volk ſich um nach ſeinen feurigſten, beredteſten, erfahrenſten und bewährteſten Tribunen, doch es mußte ſie auf den Kirchhöfen ſuchen, es konnte nur ein Thränenopfer an ihren Denkſteinen darbringen, die ihr berühmter republikaniſcher Freund David ihnen gemeißelt hatte, dem einen in St. Mandé, dem andern auf dem Père la Chaise bei Paris, damit beide Nationen ſich über ihren Trauerurnen die Hände der Verſtändigung, Verſöhnung und Verbrüderung reichen möchten. Der eine war ritterlicher Franzoſe vom Wirbel bis zur Zehe, der andere das edelſte deutſche Herz, das je für Volk und Volksfreiheit geſchlagen — ich meine: Armand Carrel und Ludwig Börne. Beide waren Zeit- und Schickſalsgenoſſen; und ſo viele Kontraſte auch ihr Ausgang und ihre Weltanſchauung in mehr als einer Beziehung bietet, dennoch gleichen ſie trotz aller Volkseigenthümlichkeiten einander darin, daß ſie gleich groß als Menſchen waren, dennoch ſind ſie trotz aller Charaktereigenthümlichkeiten einander darin verwandt, daß ſie als edle, reine Charaktere dieſelbe ſeltene Höhe einnehmen. So dürfen wir trotz aller Verſchiedenheit ihrer Lebenswege Zeitgenoſſen in ihnen verehren, Propheten im altteſtamentariſchen Sinne des Wortes: nämlich Verkünder der höchſten, heiligſten Pläne, welche der Weltgeiſt mit ihrer Zeit und ihrer Nation bezweckte; Verfechter dieſer reinen Ideen gegen die Argliſt und Herrſchſucht der Gewaltigen aus der alten Weltordnung ſowohl, als gegen die falſchen Apoſtel, welche der Menge ſchmeichelten, wie ſie deren Unterdrückern geſchmeichelt hatten oder ſchmeichelten, ſobald ſie dort ihren Vortheil beſſer fanden. Der Eine wie der Andere war ein ächter Sohn ſeiner Zeit. Tief im mütterlichen Boden des Vaterlandes wurzelnd, entwickelten ſie ſich mit ihren Genoſſen unter denſelben Einflüſſen; aber geraden Geiſtes und unerſchrockenen Muthes wie ſie waren, verwickelten ſie ſich nicht mit ihrer Epoche zugleich, ſondern griffen mit eben ſo ſtarker Hand in die Wirren derſelben ein. Je tiefer ſie der allgemeinen Verwirrung ringsum auf den Grund ſchauten, und je weiter ſie dem Wege, den ihre Zeitgenoſſen nahmen, bis zu dem Punkte vorausblickten, wo ihre Ideen die der Majorität, ihre Pläne die einzig möglichen, ihre Ideale Wirklichkeit werden würden, deſto klarer ward ihnen ihre ſchwere Miſſion, mit allen Kräften zu ringen und zu kämpfen. Ach, ſie mußten ſich außer Athem rufen, um die Maſſe im Athem zu erhalten; ſie mußten mit Ungeſtüm treiben und drängen, um nicht vom Geiſte voraus in die Einſamkeit fortgeriſſen zu werden und allein zu bleiben. Und überall mußten ſie anſtoßen, weil ſie auf Schritten und Tritten Steine des Anſtoßes hinwegzuräumen oder zu bemalzeichnen hatten, damit das arme, kaum noch an das helle Licht der Freiheit gewöhnte Volk nicht ewig ſtrauchle oder bald links und rechts von falſchen Wegweiſern irre geführt werde. Noch mehr, ſie mußten aus den aufrichtigſten Männern des Fortſchritts Männer des Umſturzes werden, weil ihre Gegner im ſtolzen Beſitze der brutalen Macht nicht nur nicht ihr Wort halten, ihre verpfändete Ehre einlöſen und dem Geiſte die Ehre, die ihm gebührt, geben wollten, ſondern ſyſtematiſch Gewalt für Recht verkaufend, ihren ganzen Haß und bitterſten Grimm gerade auf diejenigen richteten, welche ihnen allerdings als die gefährlichſten und unverſöhnlichſten Feinde erſcheinen mußten. Da dieſe Vorkämpfer der Bewegung mit der reinſten uneigennützigſten, unbeſtechlichſten, unerſchrockenſten Hingebung für die Sache des Rechts, der Freiheit, der Humanität, kurz der Erlöſung des ganzen Volks wirkten, ſo blieben ſie ſelbſt in ihren äußeren Niederlagen Sieger — ſtolze Sieger, weil die Zukunft ihnen gehörte, unſterbliche Sieger, weil ihre Werke hinauswirkten über ihres Leibes Ziel und ihre Ideen loderten gleich der Feuerſäule, welche das Volk durch die Wüſte der Tyrannei zum gelobten Lande der neuen Aera führt. Daß ſolche Männer lange falſch beurtheilt, ja bitter verkannt und angeklagt wurden, iſt es nicht eine neue Beglaubigung für die Erhabenheit ihrer Miſſion? Denn nur das Gemeine wird ſofort allgemein begriffen. Armand Carrel und Börne wurden ſattſam gehaßt und verfolgt, wie ſie ſattſam geliebt und geehrt wurden; ihr irdiſches Leben trug die Dornenkrone, doch ihr Gedächtniß führt den Immortellenkranz der Propheten des alten, wie der Apoſtel des neuen Bundes, der Vorläufer der Reformation, der Huß und Hutten, wie der Aufklärer unſerer modernen Civiliſation, der Jean Jacques Rouſſeau und Leſſing.

Auch darin liegt das Bemerkenswerthe dieſer Charaktere, daß ſie nicht blos wegen ihrer hohen, tapfern Männergröße daſtehen als Denkſäulen der Verehrung und Nachahmung, ſondern daß ihre Lebensbilder, weil die hellſten Brennpunkte der Volksentwicklung in ihrer Zeit, zugleich einen tieferen Blick in jene Epoche gewähren, die wir mit dem gemeinſchaftlichen Namen des raffinirten modernen Deſpotismus im Gegenſatz zu dem brutalen, welcher 1848 an die Reihe kam, bezeichnen können. Die Periode jenes raffinirten Deſpotismus zerfällt in zwei große Abſchnitte, worunter der erſte vom Sturze Napoleons bis zur Julirevolution, der zweite bis zur Februarrevolution reicht.

In dieſe Zeit gehört beider Männer politiſche Wirkſamkeit: beide haben weſentlich zur Herbeiführung der europäiſchen Kataſtrophe des Jahres 1830 beigetragen, beide haben unter allen Zeitgenoſſen das Kuckucksei, das dem Volke als „die beſte der Republiken" untergeſchoben ward, zuerſt erkannt und den Verrath weltkundig gemacht; beide ſind von dieſem Augenblicke an geſchworene Feinde des unter der Maske des Konſtitutionalismus regierenden und gouvernirenden jeſuitiſchen Deſpotismus geworden und haben für die Erlöſung des ganzen Volkes, für die konſequente Verwirklichung der Volksſouveränität, als unverträglich mit jeder andern und folglich auch jeder Fürſtenſouveränität, die Selbſtregierung des Volkes bis zu den letzten Konſequenzen, die Republik mit einem Worte auf ihre Fahne geſchrieben. Und dieſes Banner haben ſie ſo hoch, ſo gewaltig emporgehoben, daß es im Jahre 1848 die Siegesfahne für Frankreich, ja für die ganze Weſthalbe der alten Welt wurde oder doch werden wird trotz alles Wellenſchaumes, der verſinken wird, während der ſtolze Strom des europäiſchen Kulturganges der heiligen Zukunft, der großen Neuzeit entgegenbrauſt.

Soviel Gemeinſames oder doch Verwandtes in beiden Männern, eben ſo viel Beſonderes und Abſonderliches zeigt ſich jedoch in ihnen. Carrel war Franzoſe, Börne Deutſcher, und beide waren, was ſie waren, im hervorragenden Grade, ja Börne fühlte ſich als Deutſcher in Wonne und Weh niemals ſo ſehr, als ſeit er in Paris wohnte und von dem Herde der Revolution ſeine brennenden Pfeile auf die heimiſchen Eſel in der Löwenhaut wie auf die gleich zorneswerthen Löwen in der Eſelshaut ſchoß.

Es ſchien mir nöthig, zuvor auf dieſe höheren Vergleichungspunkte zwiſchen beiden Männern hinzudeuten, um manchen alten Vorurtheilen im voraus zu ſteuern; aus dem Verlauf der Charakteriſtiken werden ſich die übrigen Punkte dann von ſelbſt ergeben. Bedeutung aber hat dieſe Parallele deshalb, weil Carrel's und Börne's Leben und Wirken, ſo betrachtet, typiſch für ihre ganze Zeit iſt, und uns ſowohl das Verwandte wie das Eigenthümliche der Entwicklung Frankreichs und Deutſchlands, die in beiden Ländern zu demſelben letzten Ziele führen wird, zeigt.

I.

Armand Carrel.

„Der Menſch ſoll die Freiheit haben, ſeine Gedanken, ſeine Zweifel, die er ſich nicht ſelbſt auflöſen kann, öffentlich zur Beurtheilung auszuſtellen, ohne darüber als ein unruhiger und gefährlicher Bürger verſchrieen zu werden. Dies liegt ſchon in dem urſprünglichen Rechte der menſchlichen Vernunft, welche keinen andern Richter erkennt, als ſelbſt wiederum die allgemeine Menſchenvernunft, worin ein jeder ſeine Stimme hat; und da von dieſer alle Beſſerung, deren unſer Zuſtand fähig iſt, herkommen muß: ſo iſt ein ſolches Recht heilig und darf nicht geſchmälert werden.“

Kant.

„Für die Wahrheit ſterben, iſt ein Tod — nicht für das Vaterland, ſondern für die Welt.“

Jean Paul.

Armand Carrel.

I.

Seit des ſtolzen Macedonierkönigs Tagen bietet keine Geſchichtsepoche von der Hohlheit und Vergänglichkeit des Militärdeſpotismus einen ſchlagenderen Beweis, als die napoleoniſche. Die „gloire“ mag eine noch ſo reizende Blüthe treiben; ihre Frucht iſt giftig. Ein Kriegsfürſt mag ſeinem Throne ganze Erdtheile zum Teppich unterbreiten, er ſtürzt demungeachtet bei dem erſten Windſtoße. Denn ewig rächt ſich an ihren Verächtern die Wahrheit, daß das Volk nicht Mittel, ſondern Zweck, daß es folglich nicht um eines Einzelnen willen da iſt, noch für Einzel- oder Sonderintereſſen mißbraucht werden darf. In der Kaiſerzeit ſcheint die ganze franzöſiſche Nation nur eine einzige große Kriegerkaſte unter ihrem unumſchränkten Häuptling zu ſein, und ſich dieſe Unbill ruhig gefallen zu laſſen, weil ihr für den innern Druck reiche Entſchädigung in der Knechtung des Auslandes geboten wird. Doch iſt dies nur eine Seite der Sache und nicht einmal die wichtigſte. Das Räthſel von Napoleons koloſſaler Erhebung und noch koloſſalerem Sturze löſt uns erſt die ſchärfere Beobachtung der andern Seite. Der Kaufpreis, wodurch der ſchlaue Korſe das franzöſiſche Volk um ſein Erſtgeburtsrecht, um das theuer erkaufte Recht ſeiner Selbſtregierung betrügen zu können meinte, war der Grund ſeines unrettbaren Unterganges in demſelben Augenblicke, wo der Siegesruhm ſeinen Zauber verlieren würde. Dieſes Linſengericht beſtand darin, daß er die wichtigſten Inſtitutionen der konſtituirenden Verſammlung wenigſtens auf den materiellen Gebieten, in der Induſtrie, im Handel und in den Finanzen ſicherte und fortentwickelte, daß er den **Code Napoleon** ausarbeiten ließ und einführte, die Theilbarkeit des Grundeigenthums beſtätigte, kurz die Grundveſten der Bürgerherrſchaft durch Einrichtungen legte, die in ihrer folgerichtigen Entwicklung trotz dem furchtbaren Geiſtesdrucke und der athemloſen Kriegshetze bald in der Nation eine Richtung erzeugen mußten, welche ſchnurſtracks derjenigen zuwider lief, die derſelbe Mann in ſeiner Wiederherſtellung der alten Königswirthſchaft anſtrebte. Um ſich als Selbſtherrſcher und Haupt einer neuen Dynaſtie zu behaupten, mußte er den revolutionären Geiſt in Europa lähmen: dieſen glaubte er mit Stahltropfen zu Tod kuriren zu können. Kriegsruhm war daher nicht blos ſein Ehrgeiz, ſondern eine zwingende Nothwendigkeit. Um Selbſtherrſcher bleiben zu können, mußte er fortwährend Krieger ſein; er mußte aber aufhören, beides zu ſein, ſobald der Zauber, ſeiner Unbeſiegbarkeit gebrochen, das Geheimniß ſeiner Herrſchaft verrathen war. Als ihm die Kontinentalkrone entriſſen, war auch ſeine nationale Baſis verſchwunden. Wie einen Peſtkranken verließ ihn in nie erhörter Haſt Alles. Denn das Volk, das er zu mißbrauchen gewagt, konnte ihn nicht länger mehr gebrauchen, und die Ariſtokratie, der er ſo Unſägliches geopfert, opferte ihn. Sehr natürlich! Hatte nicht von Anfang an der gefügigere Theil derſelben blos zu ihm gehalten, um ſein Glück zu machen und betrachteten die Andern den Advokatenſohn nicht fortwährend als Emporkömmling, als parvenu? Allerdings war beiden Klaſſen der neuen Ariſtokratie, ſowohl der Heerlager-, wie der Börſennobleſſe, die Rückkehr der Bourbons und des alten Adels ein hartes Joch; aber ſie tröſteten ſich mit der Ausſicht auf Frieden und Sicherheit, die Einen, um Schnellerworbenes in Ruhe genießen zu können, die Andern um den Aufſchwung der Induſtrie, des Handels und Wandels befeſtigt und die Herrſchaft des Kapitals begründet zu ſehen. Das alte Legitimitätsprinzip, welches mit den Bourbons wieder einwanderte, erſchien ihnen wo möglich noch hohler, als das der „gloire“, auf welchem der Kaiſerthron geruht hatte: wie ſie mit dieſem, ſo durften ſie hoffen, an einem ſchönen Morgen auch mit jenem fertig zu werden. Doch der achtzehnte Ludwig hatte etwas gelernt, wenn auch nicht viel. Da er dem Frieden nie recht traute, ſo lavirte er. Die Verhältniſſe ſind größer als die Menſchen. Durch die Charte organiſirte Ludwig **XVIII.** die legale Herrſchaft der Bourgeoiſie, welche ſich nun zu jener konſtitutionellen Trugloyalität ausbildete, die jedem Starken ſchmeichelt und jeden Unterliegenden im Stiche läßt. In dem Dualismus zwiſchen volksthümlichen Inſtitutionen und volksfeindlichen Herrſcherplänen, wodurch Napoleon geſtürzt ward, drohte auch der Reſtauration die gefährlichſte Klippe. Aber dieſe war durchaus nicht zu umfahren. Die Bourbons mußten ſofort noch tiefer, als Napoleon, in dieſen Zwieſpalt mit der Nation gerathen, da ſie eine, wenn auch nicht auf die ganze Freiheit der ganzen Nation, ſo doch auf ihre Rechte eiferſüchtige Bürgerſchaft, eine ſoldatiſch ſtolze und in ihrer Demüthigung ſtörriſche Armee und eine Jugend vorfanden, die ſich von der Abenteurerei auf den Schlachtfeldern Europas in die Abenteuer der revolutionären Ideen und geheimen Geſellſchaften ſtürzte. Vom Jahre 1815 rührt meiſtentheils das Vermögen der reichen Bourgeoiſie in Paris; von dieſem Jahre an datirt die eigentliche Konſolidirung der Geldbarone in Frankreich. „Im Jahre 1816 konnte die Bourgeoiſie gewiſſermaßen ſagen, ſie ſitze neben Ludwig **XVIII.**, den ſie durch Decazes beherrſchte, auf dem Throne,“ ſchreibt Louis Blanc (Hist. des dix ans.). Kaum hatte dieſe neue Ariſtokratie ſich geſetzt, als ſie ſich ächt geſchäftsmäßig zu befeſtigen ſtrebte. Sie wußte, daß ihr die nächſte, und ſie bildete ſich ein, daß ihr die ganze Zukunft gehöre. Denn die Charte war ein Kontrakt, und dem Geiſte nach ganz für ſie, die ſich gut kaufmänniſch auf Kontraktsverhältniſſe verſtand. Den Kriegen unter Napoleon folgten jetzt die innern Kämpfe der Parteien. Es war wie in einem Handelsgeſchäfte, wo die Compagnons einander nicht trauen, weil Jeder den Andern hinter's Licht führen will. Bald konſpirirte Alles: die alte Ariſtokratie und Hierarchie, um Alles wieder zurückzuſchrauben bis hinter die Revolution; die bonapartiſtiſche Ariſtokratie und Büreaukratie, um zu retten, was ſich retten ließ und entweder mit jener oder mit der Geldariſtokratie zugleich zu theilen; die Geldariſtokratie, um ſowohl das Königthum und die Charte, wie die kleinere Bürgerſchaft ſich dienſtbar zu machen. Und wirklich ſollte es nach einem Ringkampfe von fünfzehn Jahren dem Kapital gelingen, das Wahlſyſtem zu ſeinem Vortheile zu wenden und ſich durch die Kammermajorität die Herrſchaft ſo zu ſichern, daß es das Königthum rettete, um mit demſelben das Land zu regieren. Der ſpekulative Herzog von Orleans, der reiche Bourgeois, war ganz der Mann dieſer Bourgeoiſie, und dieſe verrechnete ſich ſo wenig in ihm, wie er in ihr, nur irrten ſich beide in einem Punkte — im Volke, und deshalb hatten beide die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Bürgerkönig und die Börſenbarone waren ſo wenig das Volk wie die alte legitime und wie die kaiſerliche Ariſtokratie. Auch war jene ſo wenig wie dieſe durch ſich ſelbſt allein zum Siege gelangt. Es lag noch etwas unter ihnen: das Volk, das nicht zu den 200,000 Wählern zählte, die jetzt kreirt wurden; es lag auch noch etwas über ihnen: der Geiſt, der zwar nicht ohne das Materielle herrſchen kann, doch ſich niemals lange vom Materialismus beherrſchen läßt, ſobald noch Jugendfülle, noch Entwicklungsfähigkeit noch Schwungkraft in der Nation lebt. Nur Staaten, die am Marasmus senilis, an der Altersſchwäche leiden, verfallen dem faulen Materialismus, dem Stillſtand mehr und mehr bis der Auflöſungsprozeß beendigt, der Staat vernichtet und das Volk von der Erde vertilgt iſt. — Die Julirevolution war die große Maskerade, die „journée des dupes“ für alle

Parteien und alſo auch für die Bourgeoiſie. Dennoch fuhr ſie bei dem Würfelſpiel um den Hermelinmantel der gottesgnädigen Monarchie am Beſten. Denn die Dynaſtie herrſchte durch und für die Intereſſen, welche ihr die wichtigſten waren, die materiellen. Doch auch ihr war eine arge Doppeltäuſchung vorbehalten: ſowohl in dem Könige nach oben als in dem Volke nach unten. Jener ward ſchon im Verlauf der nächſten Zeit mehr und mehr und zuletzt kopfüber rückwärts zum alten Staatsprinzipe, dieſes langſamer, doch Schritt vor Schritt mehr zu einem dunklen Etwas hingetrieben, das ſich zuletzt als Sozialismus und radikale Republik herausſtellte. Am Meiſten wurde in der Julirevolution jene höhere Macht, die das Volk auf die Barrikaden geführt und bei dem Kampfe die Truppen vom äußerſten Gewaltgebrauche abgehalten hatte, betrogen, nämlich der Geiſt! Die furchtbarſte Waffe dieſes zürnenden Volksgeiſtes war aber die Preſſe. Schon unter Ludwig **XVIII.** hatte ſie ſich als eine Macht erwieſen, der zu widerſtreben ſtets ein ſchweres Stück Arbeit, der auf die Dauer zu trotzen eine Unmöglichkeit für eine Regierung iſt, welche mit ihr nicht auf demſelben feſten Boden ſteht, auf dem Boden des Zeitbewußtſeins und Nationalintereſſes. Als Karl **X.** an's Ruder kam, wähnte er die Journaliſtik durch eine Konzeſſion zähmen zu können, die er als ein zu tiefſtem Dank verpflichtendes Gnadengeſchenk betrachtet wiſſen wollte, die von dem Volke aber nur als das aufgenommen wurde was ſie war: eine Abſchlagszahlung von einem vorenthaltenen Kapitale. Dem Hofe war die Verleihung der Preßfreiheit nichts als ein liberales Cirkular, um abſolutiſtiſche Geſchäfte zu machen. Karl's Jeſuiten hatten aus übertriebener Schlauheit einen dummen Streich gemacht, und ſie machten einen zweiten, als ſie im maßloſen Aerger den Hof zu den unzeitgemäßen Ordonnanzen hetzten, auf die das Volk mit der Julirevolution antwortete.——Zunächſt um der bedrohten Preßfreiheit willen war an die Stelle des Legitimitäts- das Bürgerkönigthum geſetzt worden; doch kaum war letzteres obenauf, als es ſtehen zu bleiben und zurückzublicken begann; kaum ſtand es ſtill, ſo war es bereits vom Zeitgeiſte überflügelt. Der Zwiſchenraum zwiſchen zwei Wanderern, von denen der eine ſich in den kühlen Schatten ſtreckt, während der andere ſich außer Athem zu laufen beginnt, erweitert ſich bald ſo, daß ſie einander nicht mehr verſtehen, nicht mehr abrufen können. So auch zwiſchen denen, welche nun im Beſitze der Macht waren, und zwiſchen der großen revolutionären Avantgarde, die jenen im Juli 1830 die Kaſtanien aus dem Feuer geholt hatte. Nur zu bald ward der Preſſe, welche die Julikämpfer in die Schlacht geführt, durch die Septembergeſetze bürgerköniglich gedankt, und den Journaliſten, welche den Herzog von Orleans zu Louis Philipp I. erhoben hatten, der Krieg mit ächt algeriſcher Schonungsloſigkeit gemacht. Allerdings waren die Carrel, Gottfried Cavaignac und Genoſſen dem Throne gefährlicher als die Abd-el-Kader und Bu-Mazas, ſeit Louis Philipp Sultan der Franzoſen werden wollte.

Das iſt die Bühne, auf der Armand Carrel ein Jahrzehnt hindurch die erſte tragiſche Heldenrolle ſpielte; dies das Schlachtfeld, auf welchem er von 1826 bis 1836 dem Scheinkonſtitutionalismus Tag für Tag eine Schlacht lieferte — ein Kampf, ganz dem ähnlich, den die freiſinnige Preſſe ſeit 1848 in Deutſchland führt.

II.

Was wollte Armand Carrel? Sehen wir zuvörderſt, von wo er ausgegangen und wie er geworden. Sobald wir wiſſen, was ein konſequenter Charakter war, ergiebt ſich daraus ſein Dichten und Trachten von ſelber. Carrel war ein ſolcher wandelloſer Mann. Folgerichtiger und ſeinem Prinzipe ergebener hat Keiner gehandelt. Die Konſequenz war ſeine Hauptſtärke, wie ſie das tragiſche Schickſal ſeines Heldenthumes ward. Denn während der eine Theil ſeiner Zeitgenoſſen vor unvorhergeſehenen Thatſachen oder neuen Ideen zurückbebte und dahintenblieb, und ein anderer Theil, der den Thatſachen vorgreifen und die Gedanken, bevor ſie ausgetragen waren, in die Welt ſetzen wollte, ſich überſtürzte und blutige Köpfe holte, war es ſeine Art, die Ideen und Ereigniſſe herankommen und ſich ausweiſen zu laſſen, vor ihnen weder zu erſchrecken noch ſich vorſchnell von denſelben hinreißen zu laſſen, doch, wenn ſie einmal als nothwendige Ergebniſſe der „Situation“ erkannt worden, ſie zu erfaſſen mit ſtarker Hand, ſie empor zu heben, zu vertheidigen und auf alle Gefahr hin zum Siege zu führen oder mit ihnen zu fallen. „Er war vor Allem Voltairianer,“ äußert Louis Blanc (**Hist. des dix ans**) in dieſer Beziehung über ihn, „und ſchien durch die Initiative des Gedankens keinen Platz in der Geſchichte einnehmen zu wollen. Aber wenn die Wahrheit vor ſeinen Augen aufblitzte, eine bisher noch von ihm verkannte Wahrheit, dann ergab er ſich ihr augenblicklich. Denn bei ihm war die Liebe zum Fortſchritt unwiderſtehlich und ſeine Beſcheidenheit mit Muth gepaart. Unfähig, das Maßvolle in ſeinen Anſichten und das Ariſtokratiſche in ſeiner Haltung einem eitlen Streben nach falſcher Popularität zu opfern, übte er auf ſeine Partei nur den Einfluß eines ſtolzen Geiſtes, eines erprobten, ehrenhaften Talentes. Die Kunſt des Kommandos beſaß er im höchſten Grade: er begeiſterte ſeine Freunde, er war ein Charakter.“ — Ein ritterlicher Charakter war er ſeiner ganzen Perſönlichkeit, allen ſeinen Faſern nach, ein chevaleresker Demokrat, und demokratiſcher Kavalier zugleich. In dieſem Chevaleresken fand ſeine überwiegende Geiſtes- und Charaktergröße ihre Spitze; in ihm liegt auch zugleich die Erklärung und Entſchuldigung für die Vorurtheile, denen er ſich nicht ganz zu entwinden vermochte, wie für die Schwachheiten, deren eine für ihn ſo unheilvoll werden ſollte. Er war nicht frei von dem Fehler überreizten perſönlichen Ehrgefühles, jenes falſchen **point d'honneur**, das er leider mit jenen Offizieren gemein hatte, deren Dummheit er ſo oft gegeißelt und dem öffentlichen Spotte Preis gegeben hat.

Carrel war zum Offizier gebildet worden. Kein Menſch entkleidet ſich ganz den Lehren ſeiner Jugend und den Kardinalvorurtheilen ſeines Standes. Der Mann des Schwertes lebte in ihm fort, als er den Stahl längſt mit der Feder vertauſcht hatte: ſein Gang, ſeine kurzen Bewegungen, die Eleganz in ſeinem Aeußern, die ſtrengen Züge ſeines Geſichts, der feurige Blick — das Alles verrieth den früheren Zögling von St. Cyr. Selbſt in ſeinem Style tritt dieſe Eigenthümlichkeit hervor: Schärfe und Nachdruck ſind die Hauptvorzüge ſeiner Schreibart. Carrel operirt als Journaliſt wie ſein Liebling, der Marſchall Ney, auf dem Schlachtfelde. Was nicht biegen will, muß brechen! Wen er packt, den wirft er zu Boden, daß ihm Hören und Sehen vergehen. Was er haßt, das erhält nie und nimmer Pardon; was er verficht, dafür iſt er jede Stunde bereit, mit dem Leben einzuſtehen. Dies das Geheimniß der ungeheuren Wirkung, die ſeine Polemik ſtets hervorrief. Gefürchtet wie der böſe Feind, zwang er ſeinen Gegnern dennoch zugleich die Achtung ab, welche ſogar Halbheit und Schlechtigkeit dem ehernen Willen und der Hingebung des wahren Patrioten nie verſagen können. „Seinen Gegner," ſchreibt Louis Blanc, „flößte er ein mit Furcht gemiſchtes Zutrauen ein; ſie fühlten, daß ſie am Tage eines Umſchwunges ihre Rettung in der Mäßigung und in dem Edelmuthe dieſes Mannes finden würden." Aber es war weder die Mäßigung der Halbheit, noch der Edelmuth der bornirten Hohlheit, wie ſie ſich in unſeren Tagen ſo breit gemacht haben, ſondern die Gelaſſenheit des entſchiedenen Mannes, der ſeinen Feind nur als Vertreter der ſchlechten Sache verfolgt, und unerbittlich zwar, doch nicht grauſamer iſt, als es die Nothwendigkeit mit ſich bringt. Lange konnte er ſich deshalb auch nicht mit dem revolutionären Syſtem des Terrorismus befreunden. Seine Liebe gehörte vorzugsweiſe den Grundſätzen der nordamerikaniſchen Demokratie, welche jeder Perſönlichkeit ſo viel individuelle Freiheit läßt, als die Freiheit Aller und das Grundprinzip des freien Staats geſtatten. Louis Blanc behauptet, Carrel ſei lange „aus Gefühl Girondiſt“ geweſen. War er das vor der Julirevolution, ſo gereicht es ſeinem Herzen nicht zur Schande; das aber ſteht feſt, daß er in die Februarrevolution als ein anderer Mann denn Lamartine und Marraſt eingetreten wäre, wenn er ſie noch erlebt hätte. Dem geheimen Verſchwören war er in männlichen Jahren entgegen, wie allen Putſchen abhold. Er wußte, daß wer Irrlichtern nachgeht, in den Sumpf geräth, und ſtellte an jeden Politiker die Forderung, ſich auch bei Nacht und Nebel orientiren und Sternſchnuppen von Sternen unterſcheiden zu können. Nichts deſto weniger nahm er ſich irrender Freunde und gefährdeter Geſinnungsgenoſſen auf alle eigene Gefahr ſcheinbarer Mitſchuld oder möglichen Verkanntwerdens hin, muthig, ja oft verwegen an. Das aber war bei der allgemeinen Gährung, bei dem fortwährenden Wetterleuchten der heranwogenden Revolution ſein Schmerz und Jammer und das der herbe Zwieſpalt in ſeinem Gemüthe, wie in ſeinem Geiſte, daß er, noch der Unreife der damaligen Bewegungen ſich klar bewußt, immerwährend beſchwichtigen, beſänftigen, „abwiegeln“ mußte, während er bis in den tiefſten Grund über die Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit des Otterngezüchtes, womit der Bürgerkönig Land und Leute vergiftete, erzürnt war. Sich mit der Gemeinheit herumſchlagen, im journaliſtiſchen Kleinkriege verbluten, im Verneinen ſich aufreiben zu müſſen, während er das Zeug dazu in ſich fühlte, unter günſtigeren Verhältniſſen Hohes zu ſchaffen, glänzende Triumphe für die Freiheit der Welt vorbereiten und ein Waſhington für ſeine Nation werden zu können — das war der Wurm, der in den letzten Jahren an ihm nagte, das war das Fieber, das ihn bald in Ueberſpanntheit und dann wieder in Niedergeſchlagenheit verſetzte und ſeinen Mißmuth bis zu jener Ueberreiztheit ſteigerte, welche die Nervenſchwäche des Geiſtes iſt — eine Krankheit, die nur bei großen Charakteren erträglich und nur in ſolchen leidigen Zeiten verzeihlich iſt, eine Seuche, die damals unter den Beſten wüthete — der Prometheusſchmerz, der Carrel im Juli 1836 in den Zweikampf trieb und Börne, der nicht minder und aus ähnlichen Urſachen daran litt, im Februar 1837 auf's Sterbelager ſtreckte.

III.

Armand Carrels Wiege ſtand an der Gränzmarke der zwei größten Jahrhunderte chriſtlicher Zeitrechnung. An welchem Tage des Jahres 1800 er das Licht der Welt erblickte — und welch einer Welt! — habe ich nicht erfahren können, iſt auch gleichgültig; denn die Geburtstage großer Männer ſind die Tage ihrer Großthaten. Sein Vater war ein wohlhabender Rouener Handelsherr, der meinte, daß der Sohn nach des Vaters Weiſe glücklich werden ſollte, und allerdings ſeine Gründe dafür hatte, denn die Herrlichkeit der napoleoniſchen Adler ging zur Neige und das Reich der Börſe war im Anzuge. Anders aber wollte es der jugendliche Trotzkopf, der in ſeiner Art nicht minder Recht hatte. Seinem kecken Sinne, ſeinem ſtolzen Geiſte waren Komptoir und Lagerhaus zu eng, Journal und Hauptbuch zu dürr. Andere Journale ſollte er ſchreiben, größern Dingen nachtrachten, als denen eines Engrosgeſchäftes. Alle ſeine Sinne hielt ein Stern gefangen, der um ſo größer ſchien, je tiefer er bereits am Firmamente ſtand — die „Gloire“ der napoleoniſchen Weltherrſchaft. Allerdings war dies der allgemeine Geiſt der ganzen damaligen franzöſiſchen Jugend, die zum Kriegshandwerke durch Beiſpiel und Lehre erzogen wurde. Bei Carrel lag der Unterſchied nur darin, daß dieſer Drang in's Weite, dieſe Luſt an Kampf und Streit in ihm aus tieferm Grunde kam. Armand war, was der Kaiſer durchaus haßte, weil er es zu fürchten Urſache hatte, ein Stück „Ideologe“, ein Ideenmenſch, der ſich unmöglich lange in dem Flitter des „glänzenden Elends“ gefallen konnte. Hätte der Vater den Knaben verſtanden, er würde ihn ruhig haben gehen laſſen. Statt deſſen reizte des Alten Eigenſinn den trotzigen Muth des Jünglings, der das Aelternhaus mit der

Kaſerne vertauſchte, ſobald er ein Gewehr zu handhaben vermochte. Der Oberſt des Regiments, begriff den jungen Freiwilligen ſchon beſſer; er erkannte die ſeltenen Gaben desſelben auf den erſten Blick, ſöhnte den grollenden Sohn mit dem zürnenden Vater aus und unterſtützte deſſen Aufnahme in die Kriegsſchule von St. Cyr. Hier war dem jungen Talent allerdings Gelegenheit geboten, ſich zu entwickeln. Aber neue Schmerzen erfüllten ihm das Herz. Der neue Geiſt verkündete ſich damals zuerſt in der Deputirtenkammer durch einige Zeichen der Zeit. Es wollte Carrel bedünken, daß er manche ſeiner Hieroglyphen beſſer auszulegen verſtehe, als die Beſten jener Volkserwählten. Zwei Jahre lang ſchwankte er in ſeinem Entſchluſſe. Da trat ein Ereigniß ein, das für ihn entſcheidend wurde. Der ſpaniſche Krieg brachte der Welt wieder recht lebhaft in Erinnerung, daß alle Fürſten Vettern ſind. Als Angouleme mit 100,000 Franzoſen über die Pyrenäen ging, gedachte Frankreich mit getheilten Gefühlen des Schickſals, das ſo viele ſeiner Tapferſten unter Napoleon in Spanien ereilt hatte. Unter den franzöſiſchen und italieniſchen „Exaltirten,“ die ſich der in Barcelona von General Mina gebildeten Freiſchaar anſchloſſen, befand ſich auch Armand Carrel. Doch wider Erwarten und zum Schrecken der Völker zum Jubel nur der Abſolutiſten, gelang der verwegene Invaſionszug der Reaktion. Auch das Mina'ſche Korps ſtreckte in Folge einer zu Lleos abgeſchloſſenen Kapitulation die Waffen. Unter den Gefangenen, welche nach Frankreich abgeführt wurden, befand ſich der ehemalige Lieutenant Carrel. Obgleich General Damas durch Kapitulationsunterſchrift den Freiſchärlern das Leben geſichert, ſo ward dennoch hier wie gewöhnlich vom jeſuitiſchen Abſolutismus nach der Regel verfahren, daß man Andersgläubigen keine Treue ſchuldig ſei. Aber die zu Gericht beorderten franzöſiſchen Offiziere waren nicht grauſamer, als ſie mußten. Carrel wurde in Toulon vor ein Kriegsgericht geſtellt und nach dem Buchſtaben des Geſetzes, den man gegen ihn angewendet wiſſen wollte, zwar zum Tode verurtheilt, weil er die Waffen gegen ſein Vaterland getragen; aber das Kriegsgericht beging einen Formfehler, der ihn rettete; ein zweites beging denſelben Formfehler und ein drittes ſprach ihn, nachdem er freilich ein volles Jahr in ſtrengſter Haft geſchmachtet, gänzlich frei.

Zu rechter Zeit ward er der Freiheit zurückgegeben. Paris fühlte zum erſten Male wieder, daß die Kirchhofsruhe und Kloſterordnung diejenige Ruhe und Ordnung nicht ſei, die zu des Landes Frieden dienen. Dieſes dumpfe Mißbehagen war wie gemacht für ein friſches Talent, das den Inſtinkt der Zukunft, und Muth und Gewandtheit genug beſaß, um dem allgemeinen Grimme die rechten Worte zu leihen. Mit richtigem Takte erkannte das junge Frankreich jener Tage, die Mignet, Thiers Auguſtin Thierry u. ſ. w., daß man dem Volke in dem Sinne Geſchichte ſchreiben müſſe, wie man ahne, daß es demnächſt Geſchichte machen werde. So wurden hiſtoriſche Schriften, beſonders über Revolutionsepochen, zu Hauptſturmböcken gegen das neue Zion der Reaktion gezimmert. So oft Krone und Kapuze in Frankreich zu intim werden, greift das Volk zur phrygiſchen Mütze. Auch Armand Carrel führte ſich durch eine hiſtoriſche Parteiſchrift bei dem Volke ein, durch eine Ueberſicht der ſchottiſchen Geſchichte, das durch ſcharfe Lichtwirkungen, durch ſchlagende Parallelen und Hiebe erſetzte, was ihm an Gelehrſamkeit fehlte, und deshalb ein glänzendes Debut wurde. Im folgenden Jahre 1837 erſchien in demſelben Geiſte zur Vergleichung mit dem Sonſt und Jetzt, dem Dort und Hier die Darſtellung der engliſchen Kontrerevolution unter Karl II. und Jakob II., die zwar bei Weitem nicht die wiſſenſchaftliche Bedeutung der 1847 erſchienenen Geſchichte Macaulay's über die nämliche Epoche beſitzt, aber damals in Frankreich eben ſo heilſam wirkte, wie die des britiſchen Hiſtorikers zur Zeit in unſerm Vaterlande.

IV.

Am 6. September 1824 waren die franzöſiſchen Prinzen mit mehreren Großwürdenträgern im Schloſſe verſammelt, als plötzlich die Flügelthüren ſich öffneten, und eine Stimme rief: „Der König, meine Herren!“ Der Eintretende war der nunmehrige Karl X. Der achtzehnte Ludwig hatte das Zeitliche geſegnet. Der ganze Triumph ſeines raſtloſen Windens und Drehens zwiſchen den Parteien und Intereſſen beſtand darin, daß er ruhig in ſeinem Bette ſterben konnte. Es war wenig genug, doch mehr, als je wieder einem König von Frankreich zu Theil werden ſollte. Mehr Junker als König, träumte der zehnte Karl von nichts, als von der Rückkehr zur alten Vollblutmonarchie. Schon war Alles im beſten Zuge. Die Entſchädigungsmilliarde, das Geſetz gegen Heiligthumsſchändung, die Wiederherſtellung des Rechts der Erſtgeburt und der Subſtitutionen, dieſe beiden Hauptſtützen des Feudalſtaats, legten Zeugniſſe von der Kühnheit der franzöſiſchen Junker- und Pfaffenverſchwörung ab. Da dieſe Partei den Voltairianismus als die Mutter der Revolution von 89 betrachtete, ſo vermählte man jetzt der Kontrerevolution den Jeſuitismus, deſſen Orden raſch über ganz Frankreich ſeine Netze ſpann, um die Jugend einzuſchnüren, die Weiber zu umſtricken und das Volk zu umgarnen. Seit im Frühling 1825 der Erzbiſchof in Rheims dem Könige die Krone Karls des Großen aufgeſetzt, war das Gottesgnadenthum in Frankreich in Blüthe getreten. Als gegen das Froſchgequak der Einen und die Maikäferfreuden der Andern, die trotz aller Zeichen der Zeit auf idylliſche Zeiten hofften, die Oppoſitionspreſſe ihren Wächterruf erhob, begann die Regierung ihre Tendenzprozeſſe. Die verblendete Bourgeoiſie gab durch die Aſſiſen in Verurtheilung des Dichters Beranger, von Cauchois-Lemaire und Fontan dem Miniſterium Martignac ein Vertrauensvotum, wogegen dieſes durch Einführung des Kautionsſyſtems nach Abſchaffung der Cenſur den Journalismus mit gebundenen Händen den Geldbaronen überlieferte. Aber die Kamarilla lockerte nur die Zügel, um während der Freude des dummen Volkes ihre jeſuitiſchen Hauptſtreiche zu verſuchen. Indeß zeigte ſich's, daß der Voltairianismus den Kaufleuten und Rentiers denn doch tiefer in Saft und Blut gedrungen ſei, als ihren Weibern die Vater-Noſters und Ave-Marias. Sehr deutlich gab die Deputirtenkammer zu verſtehen, daß ſie von Martignac neue Abſchlagszahlungen erwarte, durchaus aber keine der Selbſtſchüſſe und Fußangeln, wie der Hof ſie dem Kabinette zur Vorlage aufdringen wollte. Da zog ſich Martignac zurück und Polignac ergriff das Steuer der von düſtern Wolken umdrohten Staatsarche.

Seit Aufhebung der Cenſur hatte ſich Alles, was Muth und was Unmuth beſaß, in die Journaliſtik geworfen. Wie in den letzten Vierzigerjahren gegen die konſtitutionelle Korruption, ſo läutete zu Ende der Zwanzigerjahre in Paris Alles gegen den politiſchen und kirchlichen Jeſuitismus Sturm. Wer ſich eine literariſche, oder parlamentariſche Zukunft erſchließen wollte, der eilte, ſich die Sporen im Federkriege gegen Junkerthum und Pfäfferei zu verdienen. Unter ihnen zeigten das brillanteſte Talent im journaliſtiſchen Rottenfeuer: **Thiers**, **Mignet** und **Carrel**, die vereinzelt Vieles, verbunden Unermeßliches zu leiſten im Stande waren. Sie wußten dies ſeit 1826. Jetzt war der richtige Zeitpunkt, um es auszuführen: ſie verbanden ſich zur Herausgabe des „**National**". Thiers, der lebhafte Südfranzoſe mit dem Falkenauge und der brillanten Feder, ſein anderes Ich, der gediegenere, gelehrtere, doch ſteifere Mignet, und der kühne, konſequente, ſtrenge **Armand Carrel** — fürwahr, der „National" mußte im Nu das erſte Oppoſitionsblatt Frankreichs werden. Alle drei kannten nicht blos die Geſchichte der Vergangenheit, ſie beſaßen zugleich den Schlüſſel zur Geſchichte der Zukunft. Auch hegten ſie ſämmtlich jenen lebhaften Ehrgeiz, der dem Franzoſen ein Theil der Ritterlichkeit iſt, worin ſeine meiſten Nationaltugenden und Nationalſchwächen wurzeln. Aber in Thiers wohnte der unſtäte Ehrgeiz der Eitelkeit und Großmannsſucht, in Mignet der ſcheuere des Gelehrten, und nur **Carrel** beſeelte der reſolute Ehrgeiz, welcher in der großen Volksſache ſelbſt lag, der ſtolze Opfermuth des Freiheitsapoſtels.

Die Luft ward täglich ſchwüler. Thiers hatte wiederholt im „National“ auf die engliſche Revolution von 1688 und auf einen Wilhelm **III.** angeſpielt; doch die Menge verſtand ihn nicht. Da beſchloß Carrel, den Abſolutismus zum Ausſpielen ſeiner letzten Karte zu zwingen. Thiers, Angeſichts der Gefahr in den Julitagen wie ſpäter wieder im Februar 1848 der Petrus der Freiheit, zog ſich mit Mignet mehr und mehr in ſein Studirzimmer zurück. Bald ſtand Carrel allein am Steuer des Blattes, dem die Schwarzen den Tod geſchworen hatten. Das war eine Arbeit, wie er ſie liebte: je drohender die Gefahr, deſto trotziger und kälter ſein Blick, deſto gewaltiger ſein Schlachtruf. Hätte er ſchon eine kompakte republikaniPartei vorgefunden, er wäre ihr Mann geweſen. Doch eine ſolche gab es Anfangs 1830 noch ſo wenig in Frankreich, wie im März 1848 in Deutſchland. Die entſchiedenſte liberale Fraktion ſtand durch mehrere Zwiſchenglieder mit dem Herzog von Orleans in Beziehung. Da Carrel einſah, daß die Revolution erſt noch das Stadium des wirklichen monarchiſchen Konſtitutionalismus durchlaufen müſſe, ehe ſie zur Republik zurückgreifen dürfe, ſo arbeitete er auf ein Bürgerkönigthum hin, das die Charte wirklich zur Wahrheit mache. Da merkte der jeſuitiſche Hof, daß jetzt Alles gewagt werden müſſe, um Preſſe und Deputirtenkammer zu knebeln. Polignac griff offen zu Staatsſtreichen, als die Journale dem Volke die Maulwurfsgänge des Abſolutismus täglich ſchonungsloſer aufdeckten.

Als die folgenſchweren Ordonnanzen am 26. Juli erſchienen, verrieth die Maſſe wenig Aufregung, als ahne ſie gleichſam inſtinktmäßig, daß ſie in dem nächſten Kampfe nichts gewinnen werde. Nur die Bourgeoiſie erſchrack, die Welt der Banquiers, Kauf- und Fabrikherren, der Buchdrucker, Gelehrten und Journaliſten. In einer ſo kecken Vernichtung der Preßfreiheit und in einer ſo verwegenen Abänderung des Wahlſyſtems lag eine Herausforderung von Seiten der Reaktion, welche im erſten Augenblick betroffen machte. Zwar wurde Rothſchild blaß, als ihm der Moniteur gebracht wurde, und die Renten fielen. Nichts deſto weniger wollten die Aktien der Revolution noch nicht merklich ſteigen. Da rief Armand Carrel die Journaliſten von Paris auf das Büreau des „National“. Auch Thiers erſchien, jedoch mehr um ab-, als aufzuwiegeln. Auf ſeinen Rath beſchloß man, auf dem Rechtsboden der Charte zu bleiben, durch eine Proteſtation dem Abſolutismus die Autorität des Grundvertrags entgegen zu halten und aus den Verletzungen der Charte und des Wahlſyſtems die Berechtigung zu einem dadurch nothwendig gewordenen rechtmäßigen und ſo zu ſagen heiligen Ungehorſam abzuleiten. Sämmtliche Anweſende — obenan nebſt dem Gerant acht Redacteurs des „National“, darunter Carrel, Thiers und Mignet — unterzeichneten den Proteſt, der den paſſiven Widerſtand organiſiren und auf Steuerverweigerung vorbereiten ſollte. In einer zweiten, bewegteren Verſammlung, welche Carrel auf's Bureau des „National“ berief, war von Organiſirung einer Oppoſition die Rede, wie ſie in England unter John Hampden begonnen und bis zu Karls I. Hinrichtung geſteigert worden war. Aber Thiers mahnte auch hier wieder, bei paſſivem Widerſtande ſtehen zu bleiben. „Halten Sie es für zureichend, Ihre entblößte Bruſt den Kugeln der Schweizer entgegenzuwerfen?“ fragte er; „und wo ſind die Kanonen, die ſie der Artillerie entgegenſtellen wollen?“ Die Kanonen der Revolution ſind die Journale! dachte Carrel und darnach handelte er. Während Thiers ſeine Haut wahrte, um erſt wieder hervorzukriechen, als es an der Zeit war, die Beute des Kampfes zu theilen und in Neuilly die Bewegung an den Herzog von Orleans zu verhandlen, ſchleuderte Carrel Tauſende von ſeinen Nummern in's Volk. Aber er hatte ſo wenig Vertrauen, das eigentliche Volk werde die Bewegung zu einer wirklichen Revolution treiben, um wahrhaft große und dauerverheißende Reſultate zu erreichen, daß erzählt wird, er habe bei'n erſten Gewehrfeuer traurig das Haupt geſchüttelt und ſei ſodann ohne Waffen und nur eine Gerte in der Hand durch die Stadt geſchritten, unbekümmert um die Kugeln, die ihn umſauſten, und dem Tode trotzend, ohne auf Erfolg zu hoffen. „„Haben Sie auch nur ein Bataillon?““ fragte er unaufhörlich ſeine vertrauensvolleren Freunde. Denn als ehemaliger Offizier lebte er der Ueberzeugung, daß ohne Zutritt des Militärs kein belangreicher Sieg möglich ſei. Während er am 28. Juli mit Stephan Arago über die Boulevards ging, ſagte er, auf einen Pariſer hindeutend, der ſeine Schuhe mit dem Oele einer zerbrochenen Laterne ſchmierte, finſter: „„Das iſt das Volk, das iſt Paris! Leichtſinn, Sorgloſigkeit und Anwendung großer Mittel zu kleinen Zwecken!““ Am 30. Juli hatte die Revolution geſiegt; doch was Carrel ſchon am 28. Juli ſchmerzlich geäußert, fand er jetzt leider nur zu gegründet. Die kühnſten Radikalen von Bedeutung gingen 1830 nicht weiter, als daß ſie die Staatsreligion abgeſchafft, einen Präſidenten an die Stelle des Königthums geſetzt und das allgemeine Wahlrecht in einer, oder auch ſelbſt in zwei Abſtufungen eingeführt wiſſen wollten. So wenig dies, es wäre wenigſtens doch das Klarſte und Folgerichtigſte geweſen. Aber es fehlte an einer Organiſation dieſer Richtung und deshalb bis dahin an jeder Möglichkeit ihres Sieges. Kein Wunder, wenn der „National“ ſich unter ſolchen Umſtänden für den Herzog von Orleans entſchied, zumal er in der Abſchaffung der Cenſur „auf alle Zeiten“ das Mittel ſah, im Falle der Noth und im Laufe der Zeit die Republik durch den Bürgerkönig einerſeits und durch Aufklärung und Bildung des Volks zum Republikanismus andererſeits anzubahnen. Hatte ſich Carrel überhaupt Illuſionen über die Situation gemacht, ſo genügten die nächſten Wochen vollſtändig zu ſeiner Enttäuſchung. Um einem Bürgerkriege ſteuern zu helfen, übernahm Carrel eine Miſſion in die Bretagne, wo er zudem durch Familienverbindungen bedeutenden

Einfluß beſaß. Als er nach Paris zurückkehrte, hatten ſich die Julipilze bereits ſo trefflich eingerichtet, daß ſie den unbeſtechlichen Mann, dem ſie ſo Vieles verdankten, nicht mehr in der Nähe gebrauchen konnten. Sie boten ihm die Präfektur im Cantaldepartement an. Doch *Carrel* war nicht geſonnen, die Revolution für einen geſtickten Rock zu verſchachern; er kehrte auf das Redaktionsbureau des „National“ zurück, fortan wieder oder vielmehr entſchiedener als je der Tribun des betrogenen Volkes.

V.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß die Julirevolution nur ein Dynaſtienwechſel, doch kein Aufſchwung von Dauer geweſen ſei. Der Schwerpunkt des Staates war nicht verändert worden. Unter der Reſtauration kämpfte man hauptſächlich gegen das unſinnige Zurückſchrauben in die vorſündfluthliche Hof- und Pfaffenwirthſchaft; jetzt zeigte ſich's nur zu bald, daß man um Wahrung der Julierrungenſchaften noch einen ungleich härteren Stand gegen eine Regierung habe, die ſich aus den Reihen der alten Oppoſition gekräftigt, mit der Börſenariſtokratie in's innigſte Einvernehmen geſetzt hatte und Liſt und Kälte genug beſaß, um konſequent ihr Ziel zu verfolgen, nämlich die Charte „ſo zur Wahrheit zu machen, *daß ſich mit ihr regieren laſſe.*“ Leicht verſtändigte ſich Louis Philipp mit jenen Ehrgeizigen und Doktrinärs, mit denen er nun das einſt ſo geprieſene und jetzt von aller Welt ſo verlachte „Syſtem“ austiftelte, dieſes Wunderelixir, das aus folgenden Ingredienzien beſtand: Den Grundſatz des vierzehnten Ludwig: „der Staat bin ich!“ überſetzte Louis Philipp ſo: „*Ich bin der Staatsgedanke*, und was ich nicht für rathſam halte, iſt Unſinn und darf nicht zur Herrſchaft gelangen; — ich bin *der unwandelbare Gedanke* meiner Miniſter, die nur mein Kopf, ich der Geiſt meiner Kammern, die nur meine Arme, ich die Seele jener 200,000 Wähler, die meine Beine ſind: — mit Hülfe meiner Getreuen wähle ich die Deputirten, ich ernenne meine Getreueſten zu Pairs, ich ſtütze meine Miniſter durch die Majorität, die ich ihnen mache, und deshalb kann ich in Kabinett und Kammern machen was ich will; ich bin das politiſche Volk von Frankreich, denn das unwahlfähige zählt nicht als politiſcher Körper, ſondern nur als Maſſe, als Staatshumus; und ich bin jenes Volkes Fürſt zugleich: — *folglich bin ich die Volks- und Fürſtenſouveränität in einer höchſteigenen Perſon.*“ Wie alſo die Bourgeoiſie den Staat blos als ein großes Kompagniegeſchäft behandelte, ſo beherrſchte der Bourgeoiskönig dieſe durch den Eigennutz, durch den gemeinſchaftlichen Vortheil. Frankreich war demnach in Wahrheit eine Oligarchie unter einem Erbkönigthum — die ſcheußlichſte aller Regierungsformen, weil ſie auf den gemeinſten Leidenſchaften beruht und durch die niedrigſten Manipulationen allein ſich flott zu erhalten im Stande iſt. Was Wunder, wenn aus dieſem ſyſtematiſchem Eigennutze einer Klique, die den ganzen Staat blos für ihren Vortheil mißbrauchte, ſich konſequent jenes ſchändliche Korruptionsſyſtem entwickelte, wodurch Frankreich für alle höheren Ideen abgeſtumpft und ſeiner großen Aufgabe als Vorwacht der demokratiſchen Entwicklung auf unſerm Feſtlande für immer verluſtig gemacht werden ſollte.

Um ein ſolches Syſtem der Heuchelei, der Falſchheit, Hinterliſt und Schamloſigkeit zu halten, mußte man den Schurken als Biedermann koſtümiren. Wie wenig man in den Wegen wühleriſch ſein mochte, ſo galt es doch, immer gut jeſuitiſch das konſtitutionelle Decorum zu retten. Man griff deshalb gern zu kleinen Mitteln, zu ſchleichenden Giften. Vor Allem durfte nicht aus der Schule geſchwatzt werden. Nichts wurde mißtrauiſcher beobachtet, als die Preſſe. „Schein bewahrt, Alles gewahrt!“ hieß das große Amtsgeheimniß der Machthaber vom König bis zum letzten Polizeidiener. Und: „„Schein vernichtet, Alles vernichtet!““ rief die Oppoſitionspreſſe, die ſich ſogleich nach der Reſtauration des Pariſer Straßenpflaſters mit neuer Energie organiſirte.

Vor Allen war es jetzt Armand Carrel wieder, der in ſeinem „National“ den Strafprediger machte. Welch' heller Zorn, welche ſprühende Beredtſamkeit, welche drohende Gerechtigkeit! Ach, der Prediger in der Wüſte war glücklicher, als er; denn dem Täufer war es noch verliehen, den Meſſias zu ſchauen, von dem er Zeugniß gegeben! Aber Carrel konnte nicht anders, weil er nicht war gleich den Andern, die nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihren Herrn, das ſiegreiche Volk, an den neuen Herodes zu verrathen. Darlegung und Entwicklung der heiligen Grundſätze der Demokratie, ſtete Wiederholung des Kampfrufes, mit der die Julikämpfer in's Feuer gegangen, Schilderung der „beſten Republik —“ dieſes falſchen Wechſels, den der ewig getäuſchte alte Lafayette dem Volke ſtatt klingender Münze in die Hand gedrückt — und ſchrittweiſes Hinüberleiten der nach und nach aufgeklärten Nation aus dem Bourgeoisſtaate in den wirklichen Bürgerſtaat: das war die Operationsbaſis des „National“. Zu dem Zwecke ſtellte er von allen Seiten den logiſchen Widerſpruch, den baaren Unſinn heraus, der darin liege, die Volksſouveränität und zugleich eine neue Erbdynaſtie zu proklamiren. Selbſtherrſchaft und ein König — mußte eine ſolche gemiſchte Ehe zwiſchen Licht und Finſterniß nicht zum troſtloſeſten Grau der Politik führen? Es war Carrel's Schmerz und Genugthuung, täglich in Keilſchrift der verſtimmten Nation die Schlangenpfade zu zeigen, auf denen das „Syſtem“ ſich von den Juliprinzipien weiter und weiter entfernte. Er wies darauf hin, daß die Regierung, einmal auf die falſche Lage eingegangen, naturgemäß falſch ſein müſſe; doch daß ſie weit öfter noch gefliſſentlich zu Winkelzügen greifen, weil es ihr weniger um die ewigen Ideen des Staatszweckes, als um die handgreifliche Sache, um die Ausbeutung der Herrſchaft, kurz weil es ihr weniger um's Säen zu thun ſei, als um's Aernten, wo ſie nicht geſäet habe. Wohl mußte er ſich groß und gewaltig in ſeinem erhabenen

Berufe fühlen, wenn er das kleinliche, unwürdige Treiben ſeiner ehemaligen Freunde beobachtete; wohl mochte ihm faſt noch verächtlicher als des Königs Pfiffigkeit, das elende Gezänk des ſchlauen Thiers mit ſeinen Nebenbuhlern um die erſten Kommisſtellen im Kabinette und um die Gunſt der 200,000 und ihrer Mandatare erſcheinen. Dem Korruptionsſyſteme und dem Anklammern der Monarchie an die Erhaltung des Friedens um jeden Preis, ſetzte er als erſtes Hauptſtück ſeines politiſchen Katechismus entgegen: „Die Republik und eine republikaniſche Propaganda für die ganze Welt!“ — Von Kindesbeinen an für Frankreichs Ruhm und Größe erglüht, hatte der Bonapartismus des Jünglings ſich zu jenem reinen Republikanismus vergeiſtigt und veredelt, nach deſſen Einſetzung ſich die „große Nation“ nicht durch die brutale Gewalt der Waffen, ſondern durch Vortragung des Freiheitsbanners den erſten Platz auf dem Kontinente erobern ſollte. „Frankreich der Wohlthäter der befreiten Völker Europa's, und die ganze Welt liegt ihm zu Füßen!“ Und dies waren nicht blos ſeine Ideale, es waren die Prophetenworte, bei deren Poſaunenſchalle allen Franzoſen, ſelbſt den feigſten Fanatikern der Ruhe und Ordnung, das Herz höher ſchlug. Was gegen dieſes Evangelium, das geißelte Carrel als Abfall von den heiligſten Nationalintereſſen und er bekämpfte es mit einer Gluth, einer Unbeſtechlichkeit, einer Unerbittlichkeit, welche ihm ſelbſt die Achtung und Verehrung derer ſicherte, die ſeine Forderungen für übertrieben und ſeinen Republikanismus für bei Weitem noch nicht an der Zeit hielten. So oft er den ſchleichenden Orleaniſten und dürren Doktrinärs dieſe blendenden Gedanken in's fahle Angeſicht blitzen ließ, ſchlugen ſie ſcheu die Augen nieder. Unter den herrſchenden Syſtemsmenſchen befanden ſich Männer, die mit ihm einſt Zeltgenoſſen geweſen und dann Ueberläufer geworden waren. Sie kannten ſeinen unbeugſamen Charakter und wußten, daß er ihre geheimſten Sünden kannte. Da er für jede Verlockung taub, jeder Beſtechung unzugänglich und gegen jede Einſchüchterung gepanzert war, ſo beobachteten ſie den Gefürchteten mit um ſo verbiſſenerem Ingrimme, je weniger Gelegenheit er ihnen bot, um an ihn zu kommen. Denn weder links noch rechts von dem graden Wege abweichend, ließ er ſich in keine der vielen Geheimbündnereien und Raſereien, worin ſich nun Schlag auf Schlag der Volksgrimm in unbeſonnener Haſt entlud, ein, ſondern zog offen ſeine Straße, gleich weit von den Verſchwörern und Schwärmern, wie von den Schleichern und Volksverächtern am Hofe und in den Miniſterien entfernt. — Wer wie wir in den Jahren 1848 und 49 die kühnen Griffe der Kontrerevolution aus eigener Anſchauung kennen gelernt hat, der wird die gegen das „Syſtem“ damals erhobene Beſchuldigung ſchwerlich noch zu bezweifeln wagen, daß der nach den Juniereigniſſen des Jahres 1832 erklärte Belagerungszuſtand von Paris benutzt werden ſollte, um jene Gegner der Regierung, welche mit Gründen nicht zu ſchlagen, noch auch ohne Polignacſche Staatsſtreiche nicht zum Schweigen zu bringen waren, mit einem Hiebe zu vernichten. Kaum war der Ausnahmezuſtand bekannt gemacht, als die Polizei bereits nach Armand Carrel fahndete. Auf ihn hatte man es vor Allen gemünzt. Die Beſchuldigung war die in ähnlichen Fällen regelmäßig wiederkehrende, er habe durch ſeine Artikel im „National“ zum Aufſtande gereizt und den Ausbruch der Juniunruhen hervorgerufen! Dieſe Anklage war um ſo ſchändlicher und ſchamloſer, je klarer der durch ihre Spione und Lockvögel vortrefflich unterrichteten Regierung ſein mußte, daß zwar bei Beginn des Kampfes im Volke die leicht erklärliche, wo nicht gar von den Provokationsagenten ſelbſt verbreitete Meinung herrſchte, Carrel ſei für das Losſchlagen, und daß deshalb am 5. Juni allerdings die Maſſen zur Rue du Croiſſant vor das Bureau des „National“ zogen, um ſich hier, als am vermeinten Herde der Bewegung, Befehle zu holen, doch daß Carrel mit den eindringlichſten Vorſtellungen von einem ſo ungleichen Kampfe abmahnte und aus dem unvermeidlichen traurigen Ausgange des tollen Unternehmens die beklagenswertheſten Folgen für die Sache der Freiheit und die Entwicklung des Volksbewußtſeins prophezeite. Demungeachtet ſollte derſelbe Mann jetzt als Haupt des Aufruhrs vor ein Kriegsgericht geſtellt werden. Und Thiers — derſelbe Menſch, welcher einſt Carrels Freund geweſen und, ſelbſt wenn das Gegentheil berichtet worden wäre, wiſſen konnte, was derſelbe in einem ſolchen Falle etwa thun werde — war Miniſter, als jener Blutbefehl erlaſſen wurde. Aber auf dieſen Judaskuß der Ruhe- und Ordnungpartei gefaßt, hatte Carrel ſeine Einrichtungen ſo getroffen, daß er weder auf ſeinem Zeitungsbureau noch in ſeiner Behauſung von den Häſchern überraſcht werden konnte. Wie Luther einſt auf der Wartburg, fuhr er trotz Belagerungszuſtand und Kriegsgericht fort, aus ſeinem Verſtecke den „National“ zu redigiren und zu der glorreichen Entſcheidung des Kaſſationshofes mit hinzuwirken, daß der Belagerungszuſtand aufgehoben werden mußte, bevor die Regierung ihre geheimen Pläne erreicht hatte.

Sogleich nach dem Haftverſuche von Seiten der Ausnahmebehörden hatte Carrel erklärt, daß er ſich ſeinen Richtern unverzüglich ſtellen werde. Doch grauſam, tückiſch und feig, wie die Katzennatur des „Syſtems“ von Anfang an war, wagte die Regierung jetzt nicht einmal, ihre Anklage aufrecht zu erhalten. Ihre Niederlage wäre ſo glänzend geweſen, wie ihre Anſchuldigungen erbärmlich waren. Um jedoch den Schein einigermaßen zu retten, verſetzte man nachträglich den Träger der Verantwortlichkeit (gerant) des „National“ wegen mehrer Carrel'ſcher Artikel in Anklageſtand; doch die Geſchwornen ſprachen am 29. Auguſt 1832 den Angeklagten frei. Die Bedeutung dieſes Spruches war die Verurtheilung der Regierung.

VI.

Kaum wegen ſeiner unerſchrockenen Vertretung der Volksſache einer Lebensgefahr entronnen, gerieth Carrel durch ſeine Ritterlichkeit an Grabesrand. Die Anſichten über Ehrenhändel, von jeher in Frankreich noch mittelalterlich, hatten aus der Revolutions- und Kaiſerzeit jenen militäriſchen Charakter bewahrt, dem zufolge nur Menſchenblut den Makel einer perſönlichen Beleidigung abzuwaſchen im Stande ſein ſoll. In dieſem Punkte war Carrel durchaus Sohn ſeiner Zeit und ſeines Landes. Sein ritterlicher Sinn traf hier mit dem ihm aus der Kriegsſchule anklebendem Vorurtheil zuſammen, ſo daß ihm bei ſolchen Gelegenheiten die gewöhnliche Ruhe und Beſonnenheit gänzlich verließ. Man lebte in der Zeit des an Skandalen ſo ergiebigen Feldzugs der Herzogin von Berry. In dieſem Punkte waren alle Parteien, welche aus den Unwälzungen ſeit 89 ihren Urſprung herleiteten und einen Bürgerkrieg „um einen todten Hund“, für die größte aller Landplagen hielten, gegen die Legitimiſten einig. Je radikaler die Blätter die Volksſouveränität auffaßten, deſto ſchärfer ihre Sprache gegen die Donquiroterien in der Vendée. Namentlich hatte der ſatiriſche „Korſar“ (Corsaire) ſich ſo derbe Ausfälle erlaubt, daß die Ritter der Erbweisheit den Herausgeber vor die Schneide forderten. Eine ſchwere Verwundung des Spötters, der eine ſpitzigere Feder als Klinge führte, war die Folge. Der „Korſar“ ließ ſich aber darum keineswegs ſchonender in ſeinen vernichtenden Witzen vernehmen. Eine neue Herausforderung erfolgte, die der Satiriker mit der Bemerkung ablehnte, daß er den Arm noch in der Binde trage. Hierauf Hohngelächter der Legitimiſten über die Feigheit ihrer Gegner. Sofort bringen „Tribune“ und „National“, im Gefühle der Parteiſolidarität die Erklärung, „auf ihren Bureaux liege eine ganze Liſte von Patriotennamen, welche bereit ſeien, die Ligitimitätsritter von ihrer Empfindlichkeit zu kuriren.“ Sofort erhielt Armand Carrel eine Herausforderung vom Redakteur des „Revenant“. Am 2. Februar 1833 ſchlugen die Gegner ſich mit krummen Säbeln. Von Roux-Labarie in den Unterleib verwundet, lag Carrel wochenlang ſchwer darnieder. Scharenweiſe ſtrömten jetzt die Republikaner auf die Bureaux der Legitimitätspreſſe, um Genugthuung zu fordern, bis die Polizei durch Verhaftungen einer allgemeinen Metzelei Einhalt that. Ein jämmerliches Treiben, doch leider nicht der letzte Fall dieſer Art! Das Ritterſtück endigte mit einer Scene, die allerdings den Menſchenfreund wieder auszuſöhnen geeignet iſt. Auch Roux-Laborie befand ſich unter den Verhafteten. Kaum erhielt Carrel Kunde davon, ſo wandte er ſich um Freilaſſung ſeines politiſchen und perſönlichen Feindes an ſeinen ehemaligen Freund Thiers, „als erſte und letzte Gunſt, die er ihm erweiſen könne". — Bei dieſer Gelegenheit ſtellte ſich auch zum erſten Mal ſchlagend die hohe Bedeutung heraus, die dem Verwundeten von allen Parteien beigelegt wurde. Die Erkundigungen waren ſo zahlreich, daß Bülletins ausgegeben werden mußten. Es war, als ahne die Nation die Unerſetzlichkeit des Verluſtes, der ihr drohte. Diesmal ſiegte Carrel's rüſtige Natur.

VII.

Nicht ohne Argwohn und Beſorgniß ſah die Regierung einer ſo allgemeinen Theilnahme der Hauptſtadt an einem Journaliſten zu, an deſſen Krankenlager ſich die bedeutendſten Männer aller Parteien die Hände reichten. Nie war das Umſichgreifen der Ideen, für deren reinſte Verkörperung Carrel galt, heller an den Tag getreten. Den Konſtitutionellen kam vor der republikaniſchen Preſſe damals derſelbe paniſche Schreck, wie den herrſchenden „honneten" Republikanern unſerer Tage vor den ſozialiſtiſchen Journalen. Man beſchloß, den Handſtreich, der unter dem Belagerungszuſtande misglückt war, jetzt im ſeidenen Handſchuh der Geſetzlichkeit nachzuholen. Daß das alte Legitimitätsprinzip in den Julitagen für immer vernichtet worden, hatte der jämmerliche Ausgang des Vendeer Kreuzzuges auf's Neue beſtätigt. Der „unwandelbare Gedanke" merkte ſehr wohl, daß in dieſer Thatſache, ſo beruhigend ſie ihm den Legitimiſten gegenüber war, nicht minder eine wohl zu beachtende Gefahr liege. Von den revolutionären Gewalten 1830 auf den Barrikadenthron erhoben, konnte die Dynaſtie Orleans auch kraft des Revolutionsrechtes eben ſo ſchnell wieder geſtürzt werden. Jedenfalls durfte ſie ſich nie verhehlen, daß ſie mit ihren damaligen Gönnern und jetzigen Gegnern ſammt und ſonders auf gleichem Boden ſtehe. Die Legitimiſten hatten nur noch das Plusquamperfektum, die Bonapartiſten das Perfektum der Nationalideen für ſich; die Republikaner dagegen pochten auf den Beſitz der Zukunft ſo laut, daß Louis Philippe ſich nie ganz der Furcht erwehren konnte, er werde eines Tages aus der glücklichen Gegenwart hinaus in's Imperfektum gedrängt und von der Nation als „veraltet" im politiſchen Diktionnaire bezeichnet werden. Vom erſten Tage an hatte man den wichtigen Vortheil der Centraliſation, den die herrſchende Partei vor den „unmöglichen" voraus hatte, ſo zu benutzen geſucht, daß man von dem Centrum, dem Könige, aus ſich mehr und mehr durch's ganze Land zu verketten und zu befeſtigen ſtrebte. Dieſe erſte Poſition der konſervativen Partei war jetzt gewonnen und man ſchickte ſich an, der zweiten Maßregel, nämlich einer eben ſo ſyſtematiſchen Zerklüftung, Zerſplitterung und endlichen Zerreibung ſämmtlicher undynaſtiſchen Oppoſitionsparteien, ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die alte Tyrannenkunſt des Zertheilens, um zu beherrſchen, hat in neuerer Zeit niemand meiſterhafter als Louis Philipp gehandhabt, der hierin groß genannt werden dürfte, wenn Durchtriebenheit ein Anrecht auf Größe gäbe. Nach der Niederlage der Herzogin von Berry kam der gefährlichſte aller Gegner der Dynaſtie Orleans an die Reihe, der Republikanismus. Es ſchien die höchſte Zeit und die gelegenſte dazu. Kühn wie ein römiſcher Volkstribun ſprach Carrel täglich zum Volke von Paris. Dem „National" war jedoch ſchwerer anzukommen, als den vielen untergeordneteren radikalen Blättern, welche ihr geringeres Talent durch eine deſto derbere und nicht ſelten rohe, ja ekelhafte Sprache zu erſetzen ſuchten, mit den Maſſen durch dick und dünn gingen, weil ſie ſelbſt keine höhere Stellung einnahmen, und mit finſterem Grimme der Zeit und Wahrheit vorausbrauſten und ſich überſtürzten — Schwarmgeiſter, wie ſie jeder nachzitternden Staatsumwälzung folgen und jeder heranziehenden vorausgehen, Maraudeurs, wie ſie bei Vorbereitung neuer Ideen und Zuſtände ſo gefährlich als unvermeidlich ſind. Gegen dieſe unheimlichen Schreier diejenigen Klaſſen, aus welchen die Richter und Geſchwornen hervorgingen, in Harniſch zu bringen, war leicht; alsdann Verurtheilungen auf Verurtheilungen durchzuſetzen, und ſo nach und nach die öffentliche Meinung auch gegen die beſonnenen Verfechter der ungetheilten Volksſouveränität einzunehmen, nicht ſchwer. Durch dieſe Taktik hoffte man den Sturz des „National“ vorbereiten und in dieſen den der ganzen republikaniſchen Preſſe und Propaganda verwickeln zu können. Und wirklich erlag ein republikaniſches Vorwerk der Journaliſtik nach dem anderen den Staatsbehörden. Nun ging es an die Hauptorgane ſelbſt, und zwar gut orleaniſtiſch immer auf dem Rechtsboden, immer mit kleinen Mitteln und Kniffen. Wie in der engliſchen Bewegung der alte Rabuliſt Noy, wie überhaupt in allen ſolchen Zeiten, ſo ſcharrten auch ſervile Hände der franzöſchen Robe alte Geſetze aus, um „fühlbaren Lücken“ abzuhelfen. Ein ſolches der Reſtauration angehöriges Geſetz verbot den Zeitungen die Beurtheilung von Gerichtsentſcheidungen. Die ſich nicht ſelten bis zur Leidenſchaft ſteigernde Theilnahme des franzöſiſchen Publikums an Prozeßverhandlungen iſt bekannt. Hier kam hinzu, daß mit dem keckeren Hervortreten der Kontrerevolution und mit dem Steigen der politiſchen Wirren die Rechtsverwickelungen und Verdrehungen immer greller und für des Volkes Aufklärung über ſeine heiligſten Angelegenheiten täglich beachtenswerther wurden. Auf beiden Seiten fühlte man, daß die wichtigſten politiſchen Schlachten der nächſten Jahre vor den Gerichtshöfen geſchlagen werden würden! — Wenn die Herausgeber des „National“ von jenem alten Geſetze überhaupt Kenntniß hatten, ſo waren ſie jedenfalls der Anſicht, daſſelbe ſei mit der 1830 proklamirten Preßfreiheit außer Kraft getreten. Genug, ſie eröffneten 1833 in ihrem Blatte den Gerichtsverhandlungen eine eigene Abtheilung. Die Staatsbehörde ſchritt ſofort mit dem ausgeſcharrten Geſetze ein und verlangte eine Verurtheilung des Gerant Paulin zu 2000 Frc. und zwei Monaten Gefängniß nebſt einer Verwarnung des „National“, falls er jemals wieder Gerichtsverhandlungen bringe. Freilich verwarf der Kaſſationshof dieſen von der öffentlichen Meinung allgemein als Eingriff in die Preßfreiheit und ſomit in die Charte gebrandmarkten Spruch; aber ein zweiter Gerichtshof beſtätigte das erſte Urtheil.

Der Gewalt weichend, veränderten die Herausgeber des „National“ den Titel ihres Blattes und die Perſon ihres Gerant. Das in den „National de 1834“ verwandelte Journal durfte ſomit als ein neues Unternehmen auftreten, gegen welches jenes frühere Verbot keine Kraft habe. So wenigſtens urtheilten angeſehene Juriſten; doch anders war es im Rathe des „unwandelbaren Gedankens“ entſchieden. Iſt die Keuſchheit der Gerichte in politiſchen Prozeſſen einmal dahin, ſo hat ihre Schamloſigkeit ganz den Charakter jeder andern Proſtitution. Nachdem die Gerichte den „National von 1834“ als eine reine Fortſetzung des „National“ von 1830 erklärt, verfolgten ſie denſelben ſogar wegen einer Gerichtsnotiz von nur wenigen Zeilen; ja am 30. Auguſt 1834 ſah die Regierung ſich ſo trefflich bedient, daß der Kaſſationshof in allen vereinigten Kammern, — daß alſo Frankreichs höchſter Gerichtshof gegen einen am 4. April erfolgten Spruch einer einzelnen Abtheilung des Kaſſationshofes, wornach die Auslegung der niedern Gerichte verworfen und folglich zu Gunſten des „National“ entſchieden worden war — entſchied, daß die Auslegung der niedern Gerichte vollkommen gegründet und der „National“ zu verurtheilen ſei!

Schon ſaßen drei Redakteurs des gehetzten Blattes im Gefängniſſe, als auch Carrel, der jetzt die Verantwortung des „National“ übernommen, zu halbjährigem

Gefängniß verurtheilt wurde, und zwar grade während er krank war. Um dem „Syſteme“ den Triumph zu entreißen, daß ſein Uebel im Kerker verſchlimmert und er ſo für lange Zeit, vielleicht für immer, vom politiſchen Schauplatze verdrängt werde, entſchloß ſich Carrel zu dem Schritte, der ſeinem Naturell der ſchwerſte war: er ging nach London, erklärte jedoch, daß er ſich nach wiedererlangter Geſundheit ſogleich zur Abbüßung ſeiner Strafe ſtellen werde. Anfangs Oktober kehrte er nach Paris zurück und ſetzte ſofort die Polizei von ſeiner Anweſenheit in Kenntniß. Seine Verhaftung machte unerhörtes Aufſehen; denn kein Ehrenmann konnte ſeine Ehrfurcht dem Schriftſteller verſagen, der ſich ſo groß und hingebend im größten Heldenthume erwies, im unermüdlichen Ausharren während des ermüdendſten Kampfes mit den Tücken einer ehrloſen Politik, der die ſchlechteſten Mittel, ſobald ſie ſich in das Gewand des Geſetzes hüllen ließen, nicht zu ſchlecht waren.

VIII.

Noch ſchärferen Prüfungen und noch glänzenderen Triumphen ſollte der unerſchrockene Kämpfer für die Reinheit und Untheilbarkeit der Volksſouveränität entgegengehen. Wir haben geſehen, daß vor und während der Julirevolution noch keine republikaniſche Partei beſtand. Gleich nach der Thronbeſteigung Louis Philippes ſuchten ſich die Geiſtesverwandten an einander zu ſchließen, ohne jedoch aus der Zerſplitterung hinauskommen zu können. Die „Aſſociation der Schulen“ bildete ſich gegen das Monopolſyſtem der Univerſität. Im Quartier latin verbreitete ſich unter dem Studenten Sambuc eine „Geſellſchaft der Ordnung und des Fortſchrittes“, deren Ziel in Wiederherſtellung und Ausübung der Volksſouveränität durch's Volk und deren Verpflichtung für jedes Mitglied in Verſchaffung eines guten Gewehrs nebſt 50 ſcharfen Patronen beſtand. Aehnlich, nur vorſichtiger lauteten die Satzungen der „Union“. Auch die Geſellſchaft „Hilf dir ſelbſt“ beſtand noch und hatte ſich überwiegend republikaniſch umgeſtaltet, nachdem die Guizot und Genoſſen ſie verlaſſen hatten, um den Juliſieg in Geſellſchaft mit dem Bürgerkönige zu verwerthen. Einflußreicher als dieſe war die „Geſellſchaft der Volksfreunde“, die nach Händeln mit der Polizei ſich bereits am 25. September 1830 aus einer öffentlichen in eine geheime verwandelt, durch alle Departements verzweigt und auf ihre Koſten ſogar ein Bataillon ausgerüſtet und nach Belgien geſchickt hatte. — Dieſe Geſellſchaften boten Alles auf, um die Regierung zu lähmen oder in Sackgaſſen zu treiben; noch öfter aber dienten ſie durch ihre Unbeſonnenheit den Monarchiſten zum Deckmantel für ihre Maßregeln gegen die Grundſätze des Republikanismus überhaupt.

Schwach in ihren Anfängen, doch wichtiger und bald mächtiger als alle übrigen Verbindungen war die „Geſellſchaft der Menſchenrechte“. Sie darf ihren Grundideen nach füglich für die Mutter der Prinzipien gelten, welche bei der Februarrevolution 1848 zum momentanen Siege gelangten, um ſchon im Juni desſelben Jahres ihre Paſſionszeit zu beginnen und daraus neuverklärt und gereinigt von Schlacken und Entſtellungen aufzuerſtehen als die Grundveſten des künftigen ſozialen Staates. Im Februar 1833 machte eins der bedeutendſten Talente dieſer Geſellſchaft, Charles Teſte, einen Verfaſſungsentwurf bekannt, worin es hieß: „Alle Mobiliar- oder Immobilargüter, welche im nationalen Gebiete enthalten ſind oder von den Mitgliedern der Geſellſchaft beſeſſen werden, gehören dem Volke, das allein die Vertheilung derſelben regeln kann“, und: „die Arbeit iſt eine Pflicht jedes kräftigen Bürgers gegen die Staatsgeſellſchaft; der Müſſiggang muß als Diebſtahl und als unverſiegbare Quelle der Sittenverderbniß gebrandmarkt werden.“ In den nächſten Monaten ſtand die Geſellſchaft bereits als eine Macht da, die ſich in Paris auf 3000 Klubredner und „Kämpfer“ und in den Provinzen auf zahlloſe Zweigvereine ſtützte: ein Staat im Staate, mit Regierung, Verwaltung, Bezirkseintheilungen und einer Armee — ein Auswuchs, doch der natürliche Gegenſatz gegen das Alles umſtrickende und abnutzende Bürgerkönigthum. Um die Mitte des Jahres 1833 kam es im Schoße der Geſellſchaft, in der ſich leider viele trübe Elemente, unklare Köpfe und renommiſtiſche Heißſporne neben den hochherzigſten, tiefſinnigſten Geiſtern eines Godefroi Cavaignac, Kerſauſie u. ſ. w. befanden, zu Zwiſtigkeiten über das zu befolgende Verfahren. Wie in der „Burſchenſchaft" wollten die Extremen unverzügliche Zerſtörung aller Tyranneien durch das Schwert, während die Gemäßigten die zwar langſamere, doch ſichrere Propaganda durch Aufklärung und Ueberzeugung vorzogen. Endlich vereinigte man ſich zur Bildung eines Centralkomites unter Royer d'Argenſon, Guinard, G. Cavaignac, Kerſauſie und ſieben Andern, welches eine entſchiedenere Leitung herſtellen und eine feierliche Erklärung der Prinzipien erlaſſen ſollte. Das von dieſem Centralausſchuſſe erlaſſene Programm forderte: „eine wählbare, zeitweilige, verantwortliche, kräftige und einheitlich wirkende Centralgewalt; die durch das allgemeine Stimmrecht verwirklichte Volksſouveränität; die Freiheit der Gemeinden, nur beſchränkt durch das Recht der Regierung, die Abſtimmung und Befugniß der Municipalkorporationen zu überwachen; ein Syſtem öffentlicher Erziehung, um die Alter und Geſchlechter in gemeinſchaftlichen und mit dem Fortſchritt übereinſtimmenden Ideen heranzubilden; Organiſation des Staatskredits; Erweiterung der Jury; Emancipation der Arbeiterklaſſe durch weiſere Eintheilung der Arbeit und gerechtere Vertheilung des durch die Arbeit der Aſſoziation erzielten Ertrages; eine Verbündung der Völker Europas, gegründet auf die Gemeinſchaftlichkeit der Grundſätze, aus denen die Volksſouveränität entſpringt, ſo wie auf gänzlicher Handelsfreiheit und völliger Gleichheit der Beziehungen." — Dieſe Forderungen wurden in eindringlicher Sprache entwickelt und ihnen Robespierre's

„Erklärung der Menſchenrechte“ beigefügt.*) Die Vorſchiebung dieſes revolutionären Namens erweckte dem Manifeſte ſofort bei den Furchtſamen Schrecken, bei den Halben Mistrauen und den unverſöhnlichſten Haß bei Allen, die ein böſes Gewiſſen hatten. Obwohl das Aktenſtück ſelbſt eins der inhaltſchwerſten aus der erſten Revolution iſt, ſo beging man durch dieſe Demonſtration damals doch eine der vielen Taktloſigkeiten und Voreiligkeiten, die von den Hofſkribenten ſo meiſterhaft ausgebeutet zu werden pflegten. Beſonders griffen dieſe den Art. 6 der „Erklärung der Menſchenrechte“ an, welcher lautet: „Das Eigenthum iſt das Recht jedes Bürgers, den ihm durch das Geſetz verbürgten Vermögensantheil nach Gutdünken zu genießen.“ Aus dieſer ſo deutlichen Erklärung des Eigen-

---

*) Da die Erklärung der Menſchenrechte von M. Robespierre zum Verſtändniß der franzöſiſchen Volksbewegungen unumgänglich nöthig, bis jetzt aber nur wenig bekannt iſt, ſo fügen wir an dieſer Stelle die wichtigſten Beſtimmungen jenes Aktenſtückes bei:

Der Zweck jedes politiſchen Gemeinweſens iſt die Wahrung der natürlichen und unverjährbaren Rechte des Menſchen und die Entwickelung aller ſeiner Fähigkeiten. — Die wichtigſten Menſchenrechte ſind die, für die Erhaltung ſeiner Exiſtenz und ſeiner Freiheit zu ſorgen. —

Die Freiheit iſt die jedem Menſchen zukommende Macht, nach ſeinem Gutdünken alle ſeine Fähigkeiten anzuwenden; ſie hat zur Richtſchnur die Gerechtigkeit, zur Schranke die Rechte der Anderen, die Natur zur Grundlage und das Geſetz zur Schutzwehr. — Das Recht, ſich friedlich zu verſammeln, das Recht, ſeine Meinungen durch die Preſſe und jede andere Art kund zu geben, ſind ſo nothwendige Folgerungen aus dem Grundgeſetz der menſchlichen Freiheit, daß das Bedürfniß, ſie zu verkündigen, das Daſein des Despotismus oder die friſche Erinnerung an denſelben vorausſetzt. — Die Geſellſchaft iſt verpflichtet, für das Auskommen aller ihrer Mitglieder zu ſorgen, ſei es nun, daß ſie ihnen Arbeit verſchafft, oder daß ſie den Arbeitsunfähigen Exiſtenzmittel ſichert. — Die unentbehrlichſten Hülfsmittel für denjenigen, dem das Nöthigſte fehlt, ſind eine Schuld deſſen, der Ueberfluß hat. Das Geſetz hat die Art der Abtragung dieſer Schuld zu beſtimmen. — Die Bürger, deren Einkünfte nicht das zur Beſtreitung ihres Unterhaltes Nöthige überſteigen, ſind nicht verpflichtet, zu den öffentlichen Ausgaben beizutragen: die Anderen müſſen dieſelben in geſteigertem Verhältniß, je nach dem Betrag ihres Vermögens, übernehmen (progreſſive Einkommenſteuer). Die Geſellſchaft muß mit allen ihren Kräften die Fortſchritte der allgemeinen Bildung befördern und den Unterricht allen Bürgern zugänglich machen. — Das Volk iſt ſouverän; die Regierung iſt ſein Werk und ſein Eigenthum, die Beamten ſind ſeine Diener. Das Volk kann ſeine Regierung beliebig ändern und ſeine Bevollmächtigten abberufen. —

Das Geſetz iſt der freie und feierliche Ausdruck des Volkswillens. — Das Geſetz muß für alle gleich ſein. — Das Geſetz kann nur verbieten, was dem Gemeinwohl ſchädlich iſt, und nur gebieten, was demſelben nützt. — In jedem freien Staate muß das Geſetz hauptſächlich die öffentliche und perſönliche Freiheit gegen die Gewalt der Regierenden ſicher ſtellen. Jede Einrichthums leiteten die Monarchiſten „die Theilung des Vermögens, das agrariſche Geſetz“ her. Dieſe Schreckensworte hallten bald durch ganz Frankreich. Die herrſchende Bourgeoiſie zeigte ſchon damals, daß ſie dem vierten Stande gegenüber noch weit hartherziger und ſelbſtiſcher zu verfahren geſonnen ſei, als 1789 die erſten beiden Stände gegen ſie, den damals dritten Stand! Das iſt die welthiſtoriſche Bedeutung dieſes Manifeſtes der „Geſellſchaft der Menſchenrechte“. — Bei dem Prozeſſe, der bald darauf 27 Mitgliedern derſelben gemacht wurde, verrieth ſich die täglich wachſende Kluft zwiſchen dem „Syſtem“ und der herrſchenden Bourgeoiſie der 200,000 Wähler einerſeits und dem unpolitiſchen und deshalb ſozialiſtiſch ſich ausbildenden Volke andererſeits bereits in ihrer ganzen Schroffheit. Als die Staatsbehörde den Komplottes halber Angeklagten Gütertheilung vorwarf, rief der Zeuge Vignarte: „Elender, du haſt gelogen!“ und

---

tung, welche nicht das Volk als *gut* und die Behörden als *beſtechlich* vorausſetzt, iſt fehlerhaft. — Kein Theil des Volks kann die Macht des ganzen Volkes ausüben; aber der Wunſch, den er ausſpricht, muß beachtet werden als der Wunſch eines Theils des Volkes, welcher zum allgemeinen Willen beizutragen hat. Jede Abtheilung des verſammelten Souveräns muß das Recht haben, ihren Willen mit vollſtändiger Freiheit auszuſprechen; ſie iſt durchaus unabhängig von allen eingeſetzten Behörden und befugt, ihre Berathungen ſelbſtſtändig zu ordnen und zu überwachen. — Alle Bürger ſind zu allen Aemtern zuläſſig, ohne einen andern Unterſchied, als den der Tugenden und der Talente, ohne einen andern Rechtsanſpruch, als das Vertrauen des Volks. — Alle Bürger haben ein gleiches Recht, zur Ernennung der Bevollmächtigten des Volkes und zur Bildung der Geſetze beizutragen. — Jeder Bürger muß gewiſſenhaft der Obrigkeit und ihren Agenten gehorchen, wenn ſie die Organe oder die Vollzieher des Geſetzes ſind. Der Widerſtand gegen die Unterdrückung folgt nothwendig aus den allgemeinen Menſchenrechten. — Der ganze Geſellſchaftskörper iſt unterdrückt, wenn ein einziges ſeiner Glieder unterdrückt wird. Jedes Glied iſt unterdrückt, wenn der Körper unterdrückt wird. —

Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, ſo iſt Empörung das heiligſte Recht und die unumgänglichſte Pflicht für das Volk und für alle ſeine Theile. — Wenn einem Bürger der Schutz der Geſellſchaft mangelt, ſo tritt er in den Naturzuſtand zurück, ſelbſt alle ſeine Rechte zu vertheidigen. — In beiden Fällen iſt der ſogenannte „*geſetzliche Widerſtand*“ gegen die Unterdrückung nur der ſpitzfindigſte Kunſtgriff und die ſchlaueſte Maske der Reaktion. — Die Menſchen aller Völker ſind Brüder, und die verſchiedenen Völker ſollen ſich gegenſeitig nach Kräften unterſtützen, wie Bürger *eines* Staates. — Wer eine Nation unterdrückt, iſt der Feind aller Nationen. — Diejenigen, welche ein Volk bekriegen, um die Fortſchritte der Freiheit zu hemmen und die Rechte der Menſchen zu vernichten, müſſen überall verfolgt werden, nicht wie gewöhnliche Feinde, ſondern wie Meuchelmörder und rebelliſche Räuber. — Die Ariſtokraten, die Tyrannen, wer ſie auch ſein mögen, ſind Sklaven, welche ſich gegen den Herrn der Erde, genannt Menſchengeſchlecht, und gegen den Geſetzgeber der Welt, genannt Natur, empört haben.

die Angeklagten ſetzten hinzu: „„Wir denken wie er, klagt uns an, aber verleumdet uns nicht!““ —

Armand Carrel ſah mit ſteigender Beſorgniß die ſich mit jedem Tage erweiternde Verwirrung im Lande. Zu ſeiner Rechten eine Regierung, welche nichts unterließ, was ihre Gegner in Miskredit bringen, in Zwieſpalt ſtürzen und zuletzt in die Schlinge treiben konnte; zu ſeiner Linken eine immer noch mehr chaotiſche als organiſche Maſſe, die in der erſten Hitze neuer Ideen und in der gewöhnlichen Selbſtüberſchätzung ihrer materiellen Kampfmittel entſchloſſen war, vorzeitig loszuſchlagen. Am 2. Jan. 1832 bereits hatte Carrel ſich im „National“ offen für die Republik erklärt. Die Schlachten, die er ſeitdem der Monarchie in jeder Nummer geliefert, mußten ihn fürwahr vor dem Vorwurfe der Zaghaftigkeit ſchützen: ja ſie hätten ſeinem Rathe ein entſcheidendes Gewicht geben ſollen. Dem war aber nicht ganz ſo. Als Gegner aller Geheimtreibereien und Unreifheiten ſtand er den „Geſellſchaften“ perſönlich nicht ſo nahe, wie es prinzipiell der Fall war. Je ſchärfer er daher in ſeinem Blatte das „Syſtem“ verfolgte, deſto mehr erhitzte er dadurch zugleich die Exaltirten, die ſich vom „National“ Recht gegeben ſahen, während der Redakteur deſſelben ihnen im mündlichen Verkehre ſtets den Rath des Zuwartens und Warnungen von ſchlimmer Selbſtüberſchätzung zuraunte. Am 25. Dezember hatte ſich unter Albert's Anführung auch in Lyon eine „Geſellſchaft der Menſchenrechte“ gebildet, welche unter den dortigen Arbeitern ungeheure Fortſchritte machte. Regierung und Fabrikherren hatten das gleiche Intereſſe, dieſe Organiſation der Arbeiter zu vereitlen. Die Republikaner mahnten von Paris aus fortwährend, ſich nicht zum Kampfe treiben und abſchlachten zu laſſen; doch verſprachen ſie, im äußerſten Falle in der Hauptſtadt eine Diverſion zu machen. Nach und nach gelang es der Staatsgewalt dennoch, die Schlacht herbeizuführen. Am 7. April war die Regierung ſchlagfertig, that aber nichts, um den Ausbruch des Aufſtandes in Lyon zu verhindern. Die

Lyoner Schreckensſcenen des 9. April ſind bekannt. Ihnen folgten die Kämpfe am Abend des 13. April in Paris, da die „Geſellſchaft der Menſchenrechte" ihr den Lyonern gegebenes Wort auf alle Gefahr der Niederlage hin löſen zu müſſen glaubte: ihnen folgten am 14. Morgens die ſcheußlichen Metzeleien der Straße Transnonain, dieſer Schandfleck, der damals die gebildete Menſchheit empörte. Ach, man hatte noch keine Ahnung von den Schreckniſſen des Militärterrorismus, den die Jahre 1848 und 1849 ſehen ſollten! Und während das Blut der Schlachtopfer noch rauchte, beglückwünſchten die Großwürdenträger den König und verhöhnte Guizot die Beſiegten auf der Tribüne. Am folgenden Tage ward vom Siegelbewahrer ein drakoniſches Geſetz gegen die Waffenhehler vorgelegt, durch eine die Charte verletzende Ordonnanz die Pairskammer in einen Gerichtshof zur Aburtheilung der Republikaner verwandelt, und ein außerordentlicher Kredit von 14 Millionen verlangt, um den Effektivbeſtand der Armee von 360,000 Mann und 65,000 Pferden beizubehalten — Alles, um die erſte Betäubung nach Kräften für die dynaſtiſchen Intereſſen auszubeuten.

IX.

Eine aus den ergebenſten Anhängern und blindeſten Werkzeugen des „Syſtems" zuſammengeſetzte Kammer ſollte alſo über die Republikaner das „Vae victis!" ſprechen. Dazu kamen die raffinirteſten Mishandlungen der Unterſuchungshaft, Vorfälle ſo ſcheußlicher Art, daß ſie jedes theilnehmende Gemüth empörten. Die Parteien lernten ſeit Robespierre's Tagen zum erſten Male wieder, was tödtlicher Haß ſei. Durch einen Staatsſtreich war die „Tribune" bereits unterdrückt: über dem „National" hing das Damoklesſchwert. Carrel hatte die Exaltirten gewarnt: ſein Rath war nicht befolgt worden; er hätte bedauern, doch ſich in einer Sache neutral verhalten können, die perſönlich nicht die ſeinige war und deren Verfechtung nach der Niederlage ihn in die gleiche Gefahr verflechten mußte. Doch kleinliche Bedenken waren ſeine Sache nicht, wo es den Prinzipien der Demokratie und der Vertheidigung Wehrloſer gegen die Tücke einer übermüthigen Gewalt galt. Schon ſaßen vier der Geranten des „National“, darunter Carrel ſelbſt, im Kerker. Dennoch ging das Blatt einen kühneren Schritt als je zuvor. In der Nummer vom 10. Dezember brachte der „National“ über die richterliche Kompetenz der Pairs einen Artikel, der ein zweiſchneidiges Schwert war. Nachdem auf die Gründe, wodurch ſich die Pairskammer bewogen fühlen mußte, ſich hinſichtlich der Aprilgefangenen für inkompetent zu erklären, hingedeutet, und ihr dabei der an Ney verübte Juſtizmord als warnendes Exempel vorgehalten worden, hieß es weiter: „Nein, in den Augen der ewigen Gerechtigkeit, der Nachwelt und nach dem Zeugniſſe ihres eigenen Gewiſſens ſind die alten Senatoren und altersſchwachen Marſchälle Bonaparte's, die Generalprokuratoren, die unter der Reſtauration Geadelten, die drei oder vier Generationen von Miniſtern, welche dem Haſſe und der Verachtung erlegen und mit unſerm Blute befleckt ſind, nicht kompetent; nein, alle dieſe knechtiſchen Elemente, welche durch einige Notabilitäten des Königthums vom 7. Auguſt aufgefriſcht ſind, haben den Beruf nicht, über Männer zu richten, welche ſich im Anklagezuſtande befinden, weil ſie die Konſequenzen der Julirevolution haben verwirklichen wollen.“ Schließlich ward über den Kommiſſionsbericht, der von Portalis, dem ehemaligen Miniſter der Reaktion unter Karl X. herrührte, „der Ekel ausgeſprochen, den jeder rechtliche Mann oder gebildete Geiſt beim Leſen dieſes Aktenſtückes empfinden müſſe.“ — Bei dieſem Artikel, der derber, als es ſonſt die Art des ſtets in der Form gemeſſenen „National“ war, knirſchten die Getroffenen. Die Pairskammer beſchloß auf Segur's Antrag, den Gerant Rouen vor die Schranken zu laden. Dieſer ſuchte die Erlaubniß nach, ſich von ſeinem im Kerker ſitzenden Freunde Carrel vertheidigen zu laſſen. Am 15. Dezember erſchienen beide vor der Pairskammer. Rouen (von dem der „National" nicht zu bemerken unterließ, daß derſelbe unter der Reſtauration einen ſeiner jetzigen Richter, den geweſenen Siegelbewahrer Barthe, in den Bund des Karbonarismus aufgenommen, wobei dieſer dem Königthum ewigen Haß in ſeine Hand geſchworen habe!) ſprach nur wenige Worte, welche ſehr mäßig gehalten waren. Hierauf erhob ſich Carrel als Vertheidiger. Sein Geſicht verrieth die ganze Empörtheit ſeines Gemüthes, ſeine Haltung männliche Urbanität, ſein Ton ſchneidenden Spott. „Wir leugnen nicht," rief er den in ihrer eigenen Sache zu Gericht ſitzenden Pairs zu, „daß in einem dunklen Winkel des Preßkoder die für die beiden Kammern ſo verführeriſche Berechtigung, über die Abſchweifungen freier Erörterung ſelber zu Gericht zu ſitzen, ſtehen geblieben iſt. Ja, es ſteht dies geſchrieben: doch wie 40,000 Rachegeſetze geſchrieben ſtehen, durch welche ſich zwanzig Jahre lang die Parteien dezimirt haben, und die man darum nicht abgeſchafft hat, weil man nicht glaubte, daß ſie ſich jemals wieder vor die Augen einer freien und gebildeten Nation herauswagen würden! Wir Männer der Julirevolution haben uns ſelbſt dieſe Vergeſſenheit, welche der neuen Gewalt ſolche Waffen ließ, zum Vorwurf zu machen. Zu unſerm Schaden erfahren wir, daß die Freiheit nicht allein durch die Sitten des Friedens und durch die öffentliche Meinung, wie weit dieſelbe auch vorgeſchritten ſein mag, ſondern durch die Klarheit, Stärke und vollkommene Uebereinſtimmung, die man ſich vor Niederlegung der Waffen verſchaffte, vertheidigt wird". — Die Julirevolution, fuhr er fort, ſei wegen ihrer außerordentlichen Milde ſehr gelobt worden, und auch er habe damals Menſchlichkeit gepredigt; aber die Nachwelt werde ihr die unglaubliche Naivität ihres Vertrauens zum Vorwurf machen, daß ſie, kaum vor den Bajonnetten der Schweizer geſichert, die Mesallianz mit dem Königthume eingegangen ſei, wodurch ſie jetzt erdrückt werde. Der Grund dieſes Fehlers ſei, daß ſich unter der Reſtauration zwar der Tyrannenhaß, doch keine feſte politiſche Meinung ausgebildet und man nur gelernt habe, die Freiheit wieder zu erobern, aber noch nicht, ſich gegen deren abermaligen Verluſt zu ſichern! Daher bleibe von den Julierrungenſchaften nichts als ein Symbol: die Trikolore, nichts als ein Wort: die Volksſouverainität, und ein unſterbliches Beiſpiel, um nimmer wieder zu vergeſſen, daß man an einer großen und heiligen Sache nie verzweifeln dürfe! Dann ſchilderte er, was der „praktiſche Geiſt“ der Kontrerevolution Alles gewagt habe: den Belagerungszuſtand von Paris, die Ueberantwortung der politiſchen Schriftſteller an die Gerichtsbarkeit der Unteroffiziere, die Preisgebung der perſönlichen Freiheit an die Launen der unterſten Polizeidiener, die Verletzung der Heiligkeit der Wohnung, ja deren Beſpritzung mit Bürgerblut, die Verletzung und Mißbrauchung des Briefgeheimniſſes bei den Unterſuchungen, die Behandlung des Vereinsrechts als Hochverrath! „So haben wir“, ſchloß er dieſen Theil der Vertheidigung, „uns ſogar unſerer Bürger- und Schriftſtellerrechte beraubt geſehen und ſind in unſerer Freiheit und unſerm Vermögen angetaſtet worden, weil wir die Exiſtenz deſſelben Blattes, von welchem der erſte Aufruf zu Gunſten der Dynaſtie Orleans ausging, aufrecht erhalten wollen“. Zur Vertheidigung des angeklagten Artikels über die Pairskammer ſpeciell übergehend, wies er ſodann auf Mignet und Thiers hin, von denen jener 1830 im „National“ geſchrieben, die Pairie ſei die Penſionsanſtalt für ausgediente Deputirte, der Preis für allerlei Gefälligkeiten, das Spital aller im Dienſte der Staatsgewalt Verwundeten, während ſich Thiers damals ſo ausgeſprochen habe: „Die Herrn Pairs haben offenbar kein anderes Geſchäft, als das Glück zu beobachten und zu ſehen, auf welche Seite es ſich neigen wird. — Solchen Poltrons gegenüber iſt Kraft nöthig.“ Schwerlich ſei die Heftigkeit dieſer Angriffe jemals übertroffen worden, und doch ſei Mignet zur Zeit Staatsrath, Thiers Miniſter! Die jetzige Erneuerung dieſer Feindſeligkeiten gegen die Pairie ſei dem „National“ durch den Gang der Pairskammer ſelbſt aufgedrungen worden, da dieſelbe ihr Uebelwollen bei jeder Maßregel kundgegeben und daſſelbe ſogar ſo weit getrieben habe, daß ſie die Reviſion des Ney'ſchen Prozeſſes verweigerte! — Während die Aufregung in der Verſammlung bei Heraufbeſchwörung dieſes blutigen Schattens ſtieg, fuhr Carrel nach einer Pauſe fort: „Ich halte hier aus Achtung vor einem ruhmvollen und beklagenswerthen Andenken ein. Es iſt nicht meines Amts, zu entſcheiden, ob es leichter war, das Todesurtheil oder die Reviſion eines ungerechten Prozeſſes zu legaliſiren. Die Zeit hat geſprochen. Jetzt bedarf der Richter der Rehabilitirung mehr, als der Hingeopferte!" — — — Stolz, Muth, Verachtung und Zorn ſprühten aus des Redners Augen, als er den Pairs dieſe Worte in's Geſicht ſchleuderte. Beſtürzt bemerkte der Präſident: „Bedenken Sie, daß Ihre Ausdrücke leicht als Beleidigung betrachtet werden könnten!" Da rief Carrel herausfordernd: „Wenn unter den Pairs, die für den Tod des Marſchall Ney geſtimmt haben, wenn unter den Pairs, die hier ſitzen, einer ſich durch meine Worte verletzt fühlt, der ſtelle einen Antrag und klage mich vor dieſer Schranke an — ich werde erſcheinen! Stolz werde ich darauf ſein, der erſte Mann aus der Generation vom Jahre 30 zu ſein, der hier im Namen des erzürnten Frankreichs gegen dieſen ſcheußlichen Mord proteſtirt!" — Enthuſiaſtiſche Bewegung unter den Zuhörern; dumpfe, lautloſe Niedergeſchlagenheit unter den gerichteten Pairs. Pasquier will dem Redner das Wort entziehen, als Ney's Waffengefährte, der tapfere General Excelmans aus tiefſter Seele ruft: „Ich theile des Vertheidigers Anſicht! Ja die Verurtheilung des Marſchall Ney war ein Juſtizmord! Das ſage ich!" — Anhaltender Beifall; unbeſchreibliche Verlegenheit der anweſenden Richter von 1815. Unterbrechung der Sitzung. Noch einmal ergreift Carrel das Wort. Blitz auf Blitz zuckt der furchtbare Name wieder durch die Gewitterſchwüle. Neue Unterbrechung; Drohung des Präſidenten mit der Strenge der Geſetze. „Ich halte die Vertheidigung für unmöglich!" ruft

Carrel endlich. Ohne Weiteres ſtürmen die Pairs zur Abſtimmung. Gerant Rouen wird mit 138 gegen 15 Stimmen für ſchuldig erklärt! Da bittet der Vertheidiger nur noch um die einzige Gunſt, ſeinem Freunde das Minimum der Strafe zu geben und ihre Strenge ganz auf den „National“ ſelbſt fallen zu laſſen. Aber die Pairie, uneingedenk, daß ſie als Richter in ihrer eigenen Sache doppelt vorſichtig ſein müſſe, antwortete mit der drakoniſchen Verurtheilung zu 10,000 Frcs. und zweijährigem Gefängniſſe. Immerhin, die Pairie hatte ſich ihr eignes Todesurtheil nur um ſo ſtrenger geſprochen. Wohl dauerte es noch fünfzehn Jahre, bis das Volk ſein Urtheil vollſtreckte. Das Volk iſt langmüthig, aber es vergißt nichts. Ganz Frankreich ſtand auf Carrel's Seite. Die Republik hatte einen glänzenden Sieg erfochten, den glänzendſten ſeit vierzig Jahren. Die enorme Geldſtrafe von 10,000 Frcs. ward in wenigen Tagen durch Subſkriptionen gedeckt; der „National“ veröffentlichte die Liſten, auf denen die erſten Namen der Nation glänzten. Die Niederlage der Apriltage war durch eines Mannes kühnen Geiſt in einen bleibenden Triumph der Demokratie verwandelt worden.

X.

Als wolle ſie den Vorwurf ihrer Unverbeſſerlichkeit nur beſtätigen, erklärte ſich am 6. Februar 1835 die Pairie in der Aprilſache für kompetent. Während der Anklageakt vom Generalprokurator Martin (du Nord) abgefaßt wurde, hielt die republikaniſche Partei einen zahlreich beſuchten Kongreß in Paris. Am 5. Mai ſollten die Angeklagten, 121 an Zahl (41 aus Paris, 80 aus den Departements) vor dem Pairshofe erſcheinen. Bei den Berathungen über die Vertheidigung herrſchte unter den Republikanern Zwieſpalt wegen der Taktik. Auch Carrel ward zu Rathe gezogen. Nach reiflicher Ueberlegung beſchloß man, daß die republikaniſche Partei als ſolche bei der Sache zum Kampfe auftreten und von dieſem höhern Standpunkte aus operiren wolle. — Die für die Entwickelung des Republikanismus in Frankreich ſo folgenreichen Vorgänge dieſes Prozeſſes, die allgemeine Verwirrung, welche durch die Zwiſchenfälle herbeigeführt wurde, das ſchamloſe Verfahren der Gewalt, welche die Rechtsgarantien der Angeklagten eine nach der andern mit Füßen trat, das offene Proklamiren des Satzes: „Gewalt geht für Recht!“ — und auf der anderen Seite die Taktloſigkeiten, Misgriffe und Spaltungen der Republikaner machen dieſes Blatt in den franzöſiſchen Gerichtsannalen zu einem der traurigſten und lehrreichſten zugleich. Der Aprilprozeß war für die republikaniſche Partei eine Anfangs unverhoffte und darum deſto härtere Niederlage. Ihre Gegner zeigten ſich ſo erbärmlich und fochten mit ſo ſchmutzigen Waffen, daß die Republikaner eines glänzenden Sieges hätten gewiß ſein dürfen, wenn ihre Mitglieder einander an Charakter ebenbürtiger, in ihren Ueberzeugungen einiger und in ihren Ideen klarer geweſen wären. Aber man hatte ſich mit allerlei Menſchen eingelaſſen. Daher das koloſſale Durcheinander von Aufopferungsfähigkeit, Wiſſensdrang, Todesverachtung und Geiſtesgröße bei der einen, wie von Unwiſſenheit, Rohheit, Neid, Leichtſinn und Feigheit auf der andern Seite. Durch die Laſter der Einen wurden die Tugenden der Andern zur Fratze. Armand Carrel kannte das; er hatte ſich deshalb nicht mit dieſem noch trüben und erſt des Gährungsprozeſſes bedürfenden Stoffe einlaſſen wollen. Die Zerſprengung der republikaniſchen Partei im Aprilprozeſſe war ein Misgeſchick, doch keineswegs der Todesſtoß für die Sache ſelbſt, den ihre Gegner prophezeihten. Im Gegentheil konnten die demokratiſchen Ideen ſich jetzt deſto raſcher und reiner durch ihre eigene Tragweite verbreiten, um das Volk tief innen vor der Fäulniß zu ſchützen, die nun mit aller Macht in der Schwüle der nächſten fünfzehn Jahre hereinbrach. Seit die republikaniſche Partei an ihrer Geheimbündlerei zu Grunde gegangen, war die Republik des hellen Tages der Zukunft gerettet. In dieſem Sinne hatte Carrel ſtets gewirkt, in dieſer Ueberzeugung lag auch der Troſt für die maßloſen Verfolgungen, denen in ſteter Ueberbietung der „National“ ausgeſetzt blieb. Carrel hatte am 2. Januar 1832, als er das Donnerwort „Republik“ auf ſeine Fahne ſchrieb, die Scheide weggeworfen; er gab keinen Pardon, wie hätte man ihm Ruhe laſſen ſollen? Die Regierung ſuchte ſein Blatt jetzt möglichſt vor den ohne Jury urtheilenden Gerichten todtzuhetzen, da die Geſchwornen mit der einen Ausnahme im Juli 1834 das Blatt regelmäßig freiſprachen. In dem Prozeſſe am 25. Februar 1835, in welchem der „National“ wegen eines Artikels über die damalige konſtitutionelle Streitfrage: „le roi regne, mais ne gouverne pas“ (d. h. dem König ſteht zwar die Regierung, aber nicht die perſönliche Leitung der Staatsgeſchäfte zu) angeklagt war, machte Carrel als Vertheidiger des Gerant mit ſchlagender Wirkung gegen die Regierungsknechte geltend, daß Herr Thiers, „der gouvernementale Mann“, ſich einſt noch ungleich derber über dieſen Gegenſtand ausgeſprochen, ohne daß es unter der Reſtauration Jemand eingefallen ſei, ihn deshalb in Anklageſtand zu verſetzen. Auch die Pairskammer erhielt wieder einen Fußtritt bei dieſer Gelegenheit, indem Carrel einen Brief von Lord Brougham vorlas, worin dieſer über die am 25. Febr. 1834 erfolgte Verurtheilung des „National“ durch die Pairs ſchrieb: „Wenn ſolche Dinge bei uns vorgingen, ſo würde ſich die Oppoſition in Maſſe erheben und das Miniſterium in Anklageſtand verſetzen.“ Es war Carrel darum zu thun, der Nation das Bild ihrer jetzigen tiefen Erniedrigung von allen Seiten zu zeigen, und dieſen Zweck erreichte er vollkommen.

XI.

Der Hof war wüthend. Denn nur als Handlung der verblendetſten Raſerei und Bosheit wird es erklärlich, daß die Regierung unter dem Miniſterium Thiers den weltbekannten Gegner aller Verſchwörungen und Meucheleien, den offenen, ritterlichen Armand Carrel, in den Fieschiſchen Mordanſchlag zu verwickeln ſuchte! Carrel ward verhaftet und auf Verdacht der Mitwiſſenſchaft acht Tage lang in ſtrengſter Abgeſchiedenheit gehalten. Louis Philipp, deſſen Hauptſtärke in Ausbeutung ſowohl der Tugenden, wie der Laſter der Nation zu ſeinem dynaſtiſchen Vortheile beſtand, ſtimmte bei aller ſonſtigen Charakterverſchiedenheit hierin vollkommen mit Thiers überein, und wurde daher von demſelben trefflich bedient, ſo lange ihre gegenſeitigen Intereſſen ſich dabei wohl befanden. In einer Proklamation nach dem Fieschiſchen Attentate äußerte der König: „Meine Regierung kennt ihre Pflichten und wird ſie zu erfüllen wiſſen!" Die Kabinetsjournaliſten gaben zu dieſem Fingerzeige den Kommentar, daß es endlich einmal Zeit ſei, für das Heil des Staatsoberhauptes durch energiſche Maßregeln zu ſorgen, Zeit, eine raſchere und nachdrücklichere Juſtiz einzuführen und namentlich der „ſchlechten" Preſſe die gefährlichen „Verunglimpfungen" des Königs und der konſtitutionellen Monarchie zu verbieten. Liefere das Attentat vom 28. Juli nicht wieder den ſchlagenden Beweis, wo die verpeſtete Quelle zu ſuchen ſei? — Ueber das Ungeheure des Verbrechens entrüſtet, war die öffentliche Meinung im erſten Schrecken blind. Es ließ ſich daher Alles durchſetzen. Schon einmal hatte die Kontrerevolution aus einem ſolchen Frevel Vortheil gezogen. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry riefen die Royaliſten: „Der Stoß iſt von der Oppoſitionspreſſe geführt, der Prinz durch eine liberale Idee ermordet worden!" Dieſe Beſchuldigung galt namentlich den damaligen Liberalen, darunter Broglie, Guizot und Thiers; Guizot war ſogar von einem Royaliſten geradezu „Louvel's Mitſchuldiger" geſchimpft worden. Dieſe feinen Renegaten ſchämten ſich als allerkonſtitutionellſte Miniſter jetzt nicht, dieſelbe Scheußlichkeit, unter der einſt ſie gelitten, in geſteigertem Maße gegen ihren jetzigen Gegner zu begehen. Schon am 4. Auguſt 1835 legte das Kabinet der Deputirtenkammer drei Geſetzentwürfe vor, die Herr von Broglie mit einer Darlegung der Motive einleitete, worin er von Frankreichs Zuſtande unter der Herrſchaft der Preſſe ein Bild entwarf, das kein ruſſiſcher Cenſor mit grellern Farben hätte malen können. Das eine dieſer Geſetze betraf die Aſſiſen: es verlieh in Aufruhrprozeſſen erſtens dem Juſtizminiſter die Vollmacht, ſo viele Aſſiſenhöfe, wie das Bedürfniß erfordere, zu bilden; wie zweitens dem Generalprokurator, im Nothfall die Formalitäten der Verſetzung in Anklagezuſtand abzukürzen; endlich drittens dem Aſſiſenpräſidenten, die Angeklagten, falls ſie die Sitzung ſtörten, abführen und in ihrer Abweſenheit die Verhandlungen fortſetzen zu laſſen. In dem neuen Preßgeſetze wurde auf Beleidigung der Perſon des Königs und auf jeden Angriff gegen das Regierungsprinzip im Wege der Preſſe: Gefängnißſtrafe und eine Geldbuße von 10,000 bis 30,000 Frcs. geſetzt; es verbot den Bürgern: ſich als Republikaner zu bezeichnen, des Königs Perſon in Erörterungen über Regierungsſchritte zu miſchen, den Wunſch oder die Hoffnung des Umſturzes der monarchiſchkonſtitutionellen, oder der Wiederherſtellung der geſtürzten Regierung zu äußern, einem Mitgliede der verbannten Familie Thronrechte zuzuſchreiben, die Namen der Geſchwornen vor oder nach der Verurtheilung bekannt zu machen, von den innern Berathungen der Geſchwornen Bericht zu geben, Subſkriptionen zu Gunſten verurtheilter Journale zu veranſtalten u. ſ. w. Zugleich wurden die Gerants verpflichtet, die Verfaſſer inkriminirter Artikel anzugeben und ihnen die Befugniß genommen, die Verwaltung ihres Blattes während der Dauer ihrer Einkerkerung fortzuführen. Noch mehr: keine Zeichnung, keine Verſinnbildlichung, kein Kupferſtich, keine Lithographie ſollte ohne vorhergegangene Cenſur ausgeſtellt, und ohne dieſe Bedingungen auch kein Theaterſtück aufgeführt werden!!

Und was ſagte die Deputirtenkammer zu dieſen Vorlagen, wodurch man die ganze Nation wegen eines

Meuchelmörders mundtodt, und der Volksentwickelung auf alle Zeiten wegen dieſes einen Ausnahmefalles ihr wichtigſtes Inſtitut entreißen wollte? — Die Kammer beeilte ſich, in die Kommiſſionen die ergebenſten Regierungsmaſchinen zu ernennen! Für das Geſetz wegen der Aſſiſenhöfe ward Hebert, für das Geſchwornengeſetz Parent, für das Preßgeſetz Sauzet zum Berichterſtatter ernannt, traurige Berühmtheiten, von denen der letztere ſogar den Regierungsentwurf noch dahin verſtärkte, daß er die Zuſatzbeſtimmungen forderte: man ſolle auch Angriffe der Preſſe auf das Eigenthum, den Eid und die den Geſetzen ſchuldige Achtung beſtrafen, die Kautionsſumme der Journale von 48,000 auf 200,000 Frs. erhöhen (die Kammer nahm ſpäter 100,000 Frs. an) und die Baareinzahlung derſelben, wie den Nachweis vom Gerant, daß er ein Drittel derſelben in Perſon beſitze, fordern! — Am 13. Auguſt begannen die Verhandlungen in der Deputirtenkammer. Der Kampf war heftig, doch kurz. Die Majorität bewilligte dem „Syſtem“ ſogar mehr, als es verlangt hatte. Daß die Pairs einer ſolchen Maßregel mit Freuden beiſtimmten, verſtand ſich von ſelbſt. Die „Septembergeſetze“ waren fertig! Der Politiſchangeklagte ſah ſich der wichtigſten Garantien beraubt; das Geſchworneninſtitut war verfälſcht und die Erörterung einer Streitfrage mit der Feder einem Angriffe mit bewaffneter Hand gleichgeſtellt. Zugleich war die Journaliſtik durch die enorme Kaution total der Geldariſtokratie überliefert, ja die Cenſur ſelbſt wieder eingeführt, die Cenſur, um derentwillen dieſelbe Julirevolution gemacht worden, deren Emporkömmlinge jetzt den Muttermord an ihr begingen! Und Broglie, der ſich unter der Reſtauration ſtolz als Beſchützer der freien Meinungsäußerung gebahrte, Guizot und Thiers, welche der Preſſe Alles verdankten, waren die Henkersknechte der Preßfreiheit! Fürwahr das „Syſtem“ verſtand ſich auf das Höllenmaſchinenweſen beſſer, als der Höllenmaſchiniſt Fieschi! —

Als Herrn von Broglie am 4. Auguſt der beabſichtigte Theaterkoup in der Deputirtenkammer über Erwarten gelungen, ward Armand Carrel freigegeben. Den Unterſuchungsrichtern ſelbſt war in ſeinem erſten Verhöre Schamröthe auf die Wangen getreten. Dennoch fand es die Kontrerevolution nöthig, den Verdacht über dem Haupte der republikaniſchen Preſſe ſchweben und denſelben ſogar wieder laut werden zu laſſen, als der Präſident der Unterſuchungskommiſſion dem Pairshofe Bericht erſtattete. Herr von Portalis wußte, daß er log; nichts deſto weniger wiederholte er eine Verdächtigung, die er durch Carrel's Freilaſſung ſchon einmal für nichtig erklärt hatte! Der „National“ vom 21. Dezember 1835 diente dem Verläumder in einer ſo ſchlagenden Weiſe, daß derſelbe die Antwort ſchuldig bleiben mußte. In ſolche Hände war Frankreich durch das „Bürgerkönigthum“ gerathen!

XII.

Prometheus an den Felſen geſchmiedet! das war fortan Carrel's Loos. Niemand empfand den Fluch der Septembergeſetze ſchwerer, als er, auf den ſie beſonders berechnet waren. Sogar das Bekenntniß des Republikanismus war verboten. So mußte denn die gewaltige Prophetenſtimme im „National“ verſtummen, der Prinzipienkampf aufhören, die große Politik dem kleinlichen Gezänk über die Schaumblaſen des ſtehenden Sumpfes weichen, den Louis Philipp in ſeinen Thron- und Neujahrsreden mit der ſtehenden Redensart zu preiſen pflegte: „Frankreich iſt glücklich.“ An die Stelle der hellen Begeiſterungsgluth und Zornesflamme trat kalter Spott, der Carrel's Herz zerfraß, weil derſelbe ihm aufgezwungen und durchaus gegen ſeine Natur war. Wie hätte ſich ſeine Reizbarkeit nicht bis zur Krankhaftigkeit, ſeine Erbitterung nicht bis zur Verbiſſenheit ſteigern ſollen? Wohl wußte er, daß ſeine Sache einſt glänzend auferſtehen werde. Doch war es ihm ſchon läſtig geweſen, daß er ſich mit ſolchem Geſindel herumſchlagen müſſe, ſo wurde es ihm nun gradezu unleidlich, ſich wie ein verwundeter Löwe von der Hofmeute täglich verhöhnen, verläſtern und mit Koth bewerfen laſſen zu müſſen.

Aber er ſollte den Leidenskelch bis auf die Hefe leeren. Dem „unwandelbaren Gedanken“ ſchien Carrel's Lähmung immer noch nicht vollſtändig genug. Ein neuer Stern war dem Könige aufgegangen; ein neuer Heiland bot ſich zur gänzlichen Vertilgung der freiſinnigen Preſſe, wie zur raffinirteſten Verkündigung der neuen Glückſeligkeit nach ſeinem Sinne dem „Syſteme“ an. Ein notoriſcher Abenteurer und übelberüchtigtes Subjekt, ein Menſch ohne Tugend und Ehre, ohne Glauben und Gewiſſen, aber ein induſtrielles Talent von ſeltener Gewandtheit und Fruchtbarkeit, dazu ein Virtuos im Schwimmen mit dem Strome, um jede vortheilhafte Gelegenheit zu ergreifen, und ſelbſt jede Vergangenheit zu ſeinem Nutzen zu kehren: der Talleyrand der Journaliſtik und in jeder Beziehung der rechte Mann für einen Herrn, welchem er an Moralität ebenbürtig, und an Verſchmitztheit vielleicht noch überlegen war, hatte ſogleich erkannt, daß mit den Septembergeſetzen ſeine Zeit gekommen ſei. Emil von Girardin — ſo nannte ſich der Menſch — legte der Regierung einen Plan zur Gründung eines neuen Blattes vor, das zum halben Preiſe dieſelbe Stoffmaſſe dem Publikum biete, um ſo durch die Vierzig-Frankenpreſſe die großen Blätter, die ohnehin ſchon auch materiell einen ſchwereren Stand als je hatten, zu Grunde zu richten. Das Kabinet ließ ſich mit dem Glücksritter ein und unterſtützte das Unternehmen, welches ohne geheime Subvention ſchwerlich emporgekommen wäre. Daß es hauptſächlich auf den Sturz des „National“ abgeſehen, beſtätigte die ſchnöde Verunglimpfung beſonders dieſes Blattes in Girardin's Ankündigung. „Er verachte einen ſolchen Angriff!“ war Carrel's kurze Entgegnung. Girardin antwortete gut banditenmäßig, „„er werde eine Lebensbeſchreibung des Mannes herausgeben, dem man eine ſolche Ehrenhaftigkeit zuſchreibe!““ Und Carrel war verblendet, thöricht, ja raſend genug, im erſten Zorne in einer Gemeinheit, über die ſeine Ehre ſo weit erhaben war, eine Ehrenkränkung zu ſehen und ſich ſo zu vergeſſen, daß er den ſchamloſen Agenten der Regierung zum Zweikampfe fordern ließ. Dem Händelſucher konnte nichts erwünſchter kommen. Sich von Frankreichs beſtem Volksmanne als ebenbürtig zum Kampfe gerufen zu ſehen, das machte Aufſehn, das war wirkſamer, als jede andere Marktſchreierei, um ſich einen Namen im Lande und Gunſt bei Hofe zu verſchaffen. Eilig nahm er den Zweikampf an; jede Ausgleichung wurde unmöglich.

Es war am 22. Juli 1836, als Morgens 8 Uhr im Holz von Vincennes zwei Kämpfer einander mit geladenem Piſtol auf 40 Schritt gegenüber traten. Auf das gegebene Zeichen rückten ſie bis zur Hälfte des Raumes vor. Raſch und entſchieden in ſeinen Bewegungen, ſchlug der erſte — eine hohe ritterliche Geſtalt mit einer zurückweichenden, doch zum Sitze kühner Gedanken geſchaffenen Stirn — mit militäriſcher Sicherheit auf den Gegner an, während ein düſteres Lächeln wie Selbſtironie um ſeinen Mund ſpielte. Der Schuß fiel, getroffen ſank der Gegner zu Boden. Doch nur leicht in den Schenkel verwundet und mehr durch den Schrecken, als durch die Wirkung der Kugel niedergeworfen, erhob ſich derſelbe wieder, um ſeinerſeits zu feuern. Die Kugel ſchlug dem Gegner in den Unterleib. Der Leichtverwundete war der Dienſtmann des „unbeweglichen Gedankens", der Induſtrieritter Emil von Girardin; der Tödtlichgetroffene — der hochherzige Vorkämpfer der von der Julireegierung verrathenen und verkauften Freiheit einer großen, doch zu langmüthigen Nation, Armand Carrel. Von ſeinen Freunden in ein Landhaus nach St. Mandé gebracht, rang des edlen Dulders ſtarke Natur zweimal vier und zwanzig Stunden lang mit dem Tode. Es war, als könne, als dürfe Carrel's helles Seherauge jetzt noch nicht brechen, als müſſe es noch den Morgen der neuen Zeit ſchauen, den es, trotz der ſchwarzen Nacht, am fernſten Horizonte des Vaterlandes aufdämmern ſah. Doch als Carrel fühlte, daß ihm auch dieſes Glück verſagt ſei, ſeufzte er, mit matter

Stimme: „Man hat mich mit allem Haſſe verfolgt, welcher der Partei und der Ueberzeugung anhängt, zu deren treueſten Verfechtern ich gehörte; man hat mich in einen Paß gedrängt, wo ich weder vor noch rückwärts konnte.“ Dann ſtammelte er: „Frankreich — Freunde — die Republik — Freiheit“! Dieſe Worte, ſeine letzten, waren die Deviſe, der er ſein ganzes thatengroßes, ſchmerzenreiches Mannesleben hindurch mit einer Hingebung und Treue gefolgt war, welche um ſo glorreicher, je ſeltener ſie in den Tagen des ſiegestrunkenen Egoismus und ſchamloſen Renegatenthums, in der Glanzepoche der „Korruption“ waren. Der Induſtrieritter hatte jetzt Raum, den glänzenden Reichthum ſeiner gemeinen Natur auszulegen; des Bürgerkönigs Leiblakaien, welche einſt in der Schaar der Männer prangten, in welcher der Verewigte das Feld ſeiner Thaten betreten, konnten jetzt ungezüchtigt die Beute ihres Abfalls und Verrathes an der Sache des Volkes und der Freiheit in Sicherheit bringen; der eitle, eigenſinnige, eigenwillige „Cyniker des Ehrgeizes“ durfte ſogar Frankreich und der Welt lange Jahre vorlügen, Louis Philipp ſei ein großer Politiker und ehrlicher Mann und er, Guizot, ſein Prophet! — Doch unverzagt! Das Laſter und die Tücke ſollten triumphiren, um dereinſt in ihrem deſto unverhoffteren Sturze alles Vertrauen und allen Glauben an ein „Syſtem“ zu vernichten, welches achtzehn Jahre lang herrſchen konnte, weil ihm nichts heilig war, als der Schein, nichts theuer, als ſein egoiſtiſches Intereſſe; das ſeine tapferſten, gewaltigſten Gegner vom Kampfplatze zu verdrängen oder zu vernichten vermochte, weil dieſe vereinzelt daſtanden, während es Alles um ſich verſammelte, was ſein Glück im „glücklichen Frankreich“ machen wollte; doch deſſen Lügenkonſtitutionalismus am Tage des Gerichts kläglicher endete, als Karl's X. jeſuitiſcher und Napoleon's martialiſcher Abſolutismus.

Als Carrel's Tod in Paris bekannt ward, wurden die Männer aller Parteien, mit Ausnahme der Syſtemmenſchen, von tiefer Trauer ergriffen. Ueber zehntauſend Menſchen ſtrömten zu ſeinem Begräbniſſe am Morgen des 25. Juli nach dem Friedhofe von St. Mandé. Der alte Chateaubriand, zwar Legitimiſt, doch Frankreichs Gemüth, ſtürzte am Grabe dem hochbejahrten, tief gebeugten Vater des Geſchiedenen ſchluchzend in die Arme. Die Deputirten Arago, Cormenin, Garnier-Pages, Lafitte und viele andere der erſten Berühmtheiten Frankreichs folgten der Leiche. An der Gruft ſprachen Armand's Freunde und treue Kampfgenoſſen im „National", Scheffer und Thibaudeau, Worte der Trauer, Worte der Thränen. Des Todten Verdienſte feierte Martin Maillefer, einer ſeiner älteſten Freunde, in Flammenzügen.

„Armand Carrel", ſchloß Maillefer ſeinen Nachruf, „gehörte jener kleinen Schaar auserwählter Geiſter an, die alle Hinderniſſe durchbrechen und auf allen Lebensbahnen glänzen. Zwanzig Jahre früher geboren, ſtände er in der Reihe unſerer großen Feldherren oder erſten Parlamentsredner. Auf die einfache Wirkung des geſchriebenen Worts beſchränkt, ſchuf er die Feder zur Waffe um, die ſchneidender als das Schwert, mächtiger als der Donner der Tribüne war. Es lag ein napoleoniſcher Geiſt in der Art, wie er als Redakteur des „National" die Journaliſtik begriff und handhabte. Warum war dieſe ſchöne, ruhmreiche Bahn ſo kurz, wie Byron's und anderer großen Männer Bahn, die nach den Worten eines Alten der Erde durch des Himmels Eiferſucht entriſſen werden! Lebe wohl, Carrel! Lebe wohl, guter, muthiger, großer Mann!" — Ja, er war ein einziger, ein ganzer Mann in einer Zeit der Halbheit! Doch nein, nicht des Himmels Neid, der Erde niedere Gemeinheit hat ihn ſo früh in's Grab gelegt. Aber es kommt eine Zeit, und ihr erſter Hahnenſchrei iſt ſchon ertönt, wo in dem Pantheon der Freiheitsheroen unter den Edelſten, Beſten und Größeſten ſein unſterblicher Name glänzen wird.

II.

Ludwig Börne.

„Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, ſchickt ſie immer fähige und vertraute Menſchen voraus, ihr das neue Lager abzuſtecken. Ließe man dieſe Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete ſie — erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht! Man nennt jene Verläufer Unruheſtifter, Verführer, Schwärmer, und hält ſie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Troſſe, und weil ſie nichts beſtellt und angeordnet findet, wohnt ſie ſich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerſtört mehr, als ſie gebraucht und verlangt.“ Börne.

Ludwig Börne.

I.

Als Rahel einſt klagend ausrief: „Es iſt eine Kunſt, ehrlich zu ſein!“ hat ſie mit ihrer Berliner Umgebung zugleich ihr ganzes Zeitalter gerichtet. Wo die Unehrlichkeit auf Kanzeln und Kathedern als Lebensklugheit und Staatsweisheit gepredigt, in Kabinetten und Kammern aus dem Schein eine Volksbeglückungstheorie geſchmiedet und in Hütten und Paläſten zum Dummkopf oder Schwärmer der Ausnahmemenſch geſtempelt wird, der ſpricht, wie er fühlt, ſchreibt, wie er denkt, und nach Ehre und Gewiſſen handelt, da iſt es allerdings ein gewagtes Unternehmen, ſich reines Herzens und klaren Sinnes erhalten zu wollen. Vor den verzückten Augen des Glaubensmärtyrers auf dem Scheiterhauſen that ſich der Himmel auf und Engelsſchwingen fächelten ihm Kühlung zu; und das Heldenthum der Revolution panzert zwar die Bruſt nicht gegen Pulver und Blei, aber es wappnet das Herz gegen die Schrecken eines Todes, um den die Thränen von Millionen fließen. Doch mit Spott und Läſterung gegeißelt, mit Nadelſtichen gefoltert, Jahrzehnte lang bei kleinem Feuer zu Tode gemartert, und dann unter dem Hohngelächter boshafter Feinde, unter der Verkennung beſchränkter Freunde zu Grabe getragen zu werden, iſt das nicht ein unmenſchliches Geſchick? Ach, es war das Loos der beſten Männer im „Zeitalter der Intelligenz und Humanität!“ Freilich erhebt ſich immer lauter der Ruf: „Dem Verdienſte ſeine Kronen, Untergang der Lügenbrut!“ Indeß, noch heißt dieſer Ruf in offizielles Deutſch überſetzt: Auflehnung gegen Zucht und Sitte, gegen Ruhe und Ordnung in Staat und Kirche, Rebellion gegen die „von Gott eingeſetzte Obrigkeit und gegen den „Geſalbten des Herrn!“ Noch drohen dem ehrlichen Charakter Kerker und Verbannung, und nur zu häufig wird der Wahrheitszeuge von Vettern und Baſen, Freunden und Bekannten als Frevler an ſeiner Familie, als Verräther an ſeinen „heiligſten Pflichten“ verſchrieen. Aber war die Ehrlichkeit nirgends und nie ein Leichtes, was gehörte erſt in Börne's Tagen und Umgebungen dazu!

In der biographiſchen Einleitung zu dem **Fragments politiques et litteraires** (Börne's franzöſiſchen Schriften) wird berichtet, daß ſich in Deutſchland ſeit Jean Paul's Tode keine einmüthigere und lebhaftere Theilnahme gezeigt habe, als bei Börne's Tode. „Denn“, ſetzte der franzöſiſche Verfaſſer hinzu, „die Völker fühlen ſehr wohl, welche Liebe und Bewunderung ſie den hochherzigen Männern ſchuldig ſind, die Talent, Leben und Exiſtenz ganz und gar dem Ruhme des Vaterlandes und dem Glücke des Menſchengeſchlechtes weihen“. So ſchön dies im Franzöſiſchen klingt, ſo ſchmerzlich berührt es uns, wenn wir es in ehrliche deutſche Proſa überſetzen. Oder fühlten die Deutſchen ſich wirklich bei dieſes hochherzigen Mannes Verluſte als eine einmüthige Nation, begeiſtert für den Ruhm, den er dem Vaterlande erworben, und zu Dank verpflichtet für ſeine glänzenden Verdienſte um das Heil und Wohlergehen der Menſchheit? Wahrlich, ich würde vor des redlichen Alten Gedächtniß erröthen müſſen, wenn ich dieſem ſchönen Wahne huldigen, wenn ich beſtätigen wollte, daß dem Verewigten kein deutſches Auge das Thränenopfer ſchuldig geblieben ſei. Zwar hatte ſich die chriſtlich germaniſche Berſerkerwuth gegen den Verfaſſer der „Briefe aus Paris“ etwas gelegt; zwar hatte ſein Teſtament an die Nation, ſein „Franzoſenfreſſer“ manchen Verläumder ſtumm, manchen Verfolger ſtutzig gemacht: zwar ward auch mancher, der nach und nach merkte, wie viel Methode in ſeiner Raſerei, wie viel Prophetenblick in ſeinen „Phantaſtereien“ ſei, aus einem zelotiſchen Saulus ein eifriger Paulus des neuen Freiheitsevangeliums; aber wie Vielen war es denn damals vergönnt, ſich am „Franzoſenfreſſer“ zu erbauen oder aus den „Pariſer Briefen“ durch eigene Anſchauung zu lernen, wie ſchamlos der Verbannte verläſtert, wie ſinnlos er beurtheilt worden war? Waren dieſe Schriften doch ſtrenger verboten, als die Aepfel am Baume der Erkenntniß, obgleich der deutſche Bund wahrlich kein Paradies genannt zu werden verdiente.

Börne's kleiner Verehrerkreis, der oft genug des Spruches Wahrheit erfuhr, daß der Jünger nicht über dem Meiſter ſei und ſich auf gleiches Loos gefaßt zu machen habe, konnte ſagen, wie er einſt Jean Paul nachgerufen: „Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren!“ Ja, wir trugen mit dem Schmerz um den Verewigten noch das zwiefache Leid, zuerſt um die Schadenfreude ſeiner Peiniger, die bei der Todesbotſchaft auflachten, und dann um die Gleichgültigkeit des armen Volkes, welches kaum eine Ahnung davon hatte, daß ſein aufopferndſter, treueſter Freund, ſein unerſchütterlichſter Vorkämpfer ihm entriſſen war. Lange freilich blieb dem Geſchiedenen die Glorie nicht vorenthalten, die das Volk den Lebenden ſo ſelten zu verleihen, wie den Todten zu verſagen pflegt. Dank dem Eifer jener kleinen Schaar und den lehrreichen Zeitläuften ſtand Deutſchland im Sommer 1840 der Würdigung von Börne's Sendung bereits um einen Rieſenſchritt näher. Die Schmähſchrift „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ fand trotz ihrer blendenden Politur und ihren koketten Redeſchnörkeln nur bei Dingelſtedt und ähnlichen wurmſtichigen Schöngeiſtern kecke Bewunderer, während ſich in der ganzen übrigen Literatur bei dem lauteſten Wiederhall im deutſchen Volke nur ein Schrei des Unwillens über den Frevler erhob, der ſeine freche Hand an den Immortellenkranz eines ehrlichen Namens legte. Nichts deſto weniger hatten Börne's Blitze auch damals noch ſo wenig in den Köpfen gezündet, daß in demſelben Jahre der Kriegsſchrei gegen Louis Philipp's kleinen Tambourmajor Thiers in eine Franzoſenfreſſerei überſchlug, die Ludwig der Bayer im Hinblick auf ſeine „liebe Pfalz" mit Verſen und blanken Ehrenbechern unterſtützte, doch die im grellen Gegenſatze mit dem Zurufe ſtand, den Börne kurz vor ſeinem Tode in der Einleitung zur „Balance" 1836 an beide Nationen gerichtet hatte: „Es iſt Aufgabe der Franzoſen, das alte Staatsgebäude zu ſtürzen und abzutragen und den Bauplatz zu ſäubern und zu ebenen; es iſt Aufgabe der Deutſchen, das neue Staatsgebäude zu gründen und aufzurichten. In den Kämpfen um die Freiheit wird Frankreich ſtets an der Spitze der andern Länder ſtehen; aber auf dem künftigen Friedenskongreſſe, wo alle Völker Europas zuſammentreten, wird Deutſchland den Vorſitz führen. Die deutſche und franzöſiſche Geſchichte iſt ſeit Jahrhunderten nichts als ein unausgeſetztes Streben, ſich zu nähern, zu verſtändigen, zu vereinigen und zu durchdringen. Die Gleichgültigkeit war ihnen ſtets ein Ding der Unmöglichkeit; ſie mußten ſich haſſen oder lieben, verbünden oder bekriegen. Nimmermehr wird Frankreichs oder Deutſchlands Loos jemals vereinzelt entſchieden und geſichert werden".

Erſt nach den herben Erfahrungen der letzten Jahre fängt das ganze Volk an, Börne beſſer zu begreifen: jetzt endlich iſt der Augenblick gekommen, wo die Deutſchen in ſeinen Schriften die Verkündigungen über das, was ſie betroffen, wie die Winke und Warnungen für die Mittel und Wege, die allein zum Heile führen, mit düſtern Augen, doch offenen Herzen nachleſen.

Aber nicht blos ſeine Schriften, ſein ganzer Lebenslauf iſt uns ein Sinnbild für den Entwicklungsgang, den unſere Nation ſowohl im Innern, wie in ihrer Stellung zu den Nachbarvölkern einzuſchlagen und zum Theil bereits betreten hat.

II.

Jenen Neunmalweiſen, welche dem Volke einreden wollten, „Börne habe zwar ein eminentes kritiſches und ſatiriſches Talent, doch kein deutſches Herz gehabt", diene zur Nachricht: ſein Kopf war Kosmopolit, ſein Herz aber wurzelte tief im deutſchen Vaterlande. Nur die dicke germaniſche Bärenhaut beſaß er nicht. Früher ſchon, als es Knabenart, zuckten die zarten Fühlfäden ſeines Geiſtes bei der leiſeſten Berührung mit der Dummheit und Gemeinheit. Wie der Sproß einer engherzigen Frankfurter Judenfamilie ein ſolches Muſter der Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit und ein ſo eifriger Apoſtel jener allgemeinen Brüderlichkeit wurde, die im Judenthum ſo wenig Berechtigung und unter den Chriſten, trotz alles Vorſchubs in der Urkirche, von jeher ſo wenige Verehrer fand: dies war vielen ſo unbegreiflich, daß ſie lieber die Thatſache abzuleugnen, als das Räthſel zu löſen verſuchten. — Die meiſten Menſchen ſind mehr oder minder Kunſtprodukte ihrer Umgebungen und Verhältniſſe. Bei Börne findet das Umgekehrte ſtatt: er bildete ſich durch den Gegenſatz zu dem aus, was er geweſen. Börne's Leben zerfällt in drei Hauptabſchnitte, die mit den wichtigſten drei Epochen der neueren Geſchichte zuſammentreffen. Seine Lehrjahre bis 1820 ſind die Entpuppungsjahre des deutſchen Liberalismus überhaupt. In den zwanziger Jahren lebte er ſeiner Zeit bereits ſo weit voraus, daß er in die Julirevolution mit Erwartungen eintrat, welche das Volk im Allgemeinen erſt den Märztagen 1848 entgegen brachte. Von 1831 bis zu ſeinem letzten Federſtriche machte er ſchon die Enttäuſchungen und Schmerzen, den Zorn und den Kampfesmuth durch, zu welchen die Nation erſt ſeit Oktober 1849 ſich berechtigt fühlte. In dieſem prophetiſchen ſteten Voraus des Mannes liegt die Quelle der meiſten Misverſtändniſſe, Verunglimpfungen und Verfolgungen, denen er ſich von 1830 an ausgeſetzt ſah. Ihm ward das Schickſal jeder Prophetennatur, jedes graden, unbeugſamen Charakters; ihm geſchah, was mit Waſhington's faſt einzig daſtehender Ausnahme allen Volksbefreiern geſchehen iſt. Die Chriſten haßten in ihm den Juden, die Juden den Chriſten. Die Abſolutiſten verboten ſeine Schriften als zu liberal, und die Liberalen traten ſie als zu radikal mit Füßen. Die Deutſchthümler ſchimpften ihn einen Franzöſelanten und den Franskillons war er wiederum zu deutſch. Und hatten ſie nicht ſämmtlich recht und unrecht zugleich? Börne war ein Jude ohne die jüdiſchen und ein Chriſt ohne die chriſtlichen Vorurtheile, liberal ohne die Halbheiten und Bornirtheiten der Liberalen, und Franzoſenfreund, weil ihm die Phantaſtereien der Jahn und Menzel lächerlich, ihre Prahlereien albern und ihr Kokettiren mit den deutſchen Micheleien gefährlich für die geſunde Volksentwicklung erſchien; und er zeigte den Franzoſen gern die beſte Seite des deutſchen Weſens, da er ſeines Vaterlandes Schwächen nur darum ſo ſcharf geißelte, weil er es mehr liebte, als es ſeiner Ruhe gut und ſeinem Frieden dienlich war. Hätte er für Deutſchland weniger geglüht, viele Deutſchen würden ihn minder gehaßt und ſchneller begriffen haben. Seine Gegner ſchalten ihn einen einſeitigen Parteimann, und doch waren alle damals vorhandenen Parteien gegen ihn einig; denn er ſtand über allen exkluſiven Parteien und hielt es für Pflicht, allen Theilen von ſeiner univerſellen Höhe herab die ganze ungeſchminkte Wahrheit herauszuſagen, ohne indeß jemals in jene feige Unparteilichkeit zu gerathen, welche überall vermitteln will und die Gerechtigkeit wiegt, wie in der bekannten Fabel der Kater den Käſe, ſo daß zuletzt nichts übrig bleibt.

III.

Am 22. Mai 1786 wurde in der Judengaſſe zu Frankfurt am Main ein ſchwächliches Knäblein geboren, der zweite Sohn ſeiner Eltern. Im Vaterhauſe hieß das Kind Löb Baruch, in der Geſchichte führt es den unſterblichen Namen Ludwig Börne. Geburtsjahr, Geburtsſtadt und Geburtsſtätte, zur Seelenkunde jedes begabten Menſchen wichtig, ſind hier von ganz beſonderer Bedeutung. Die Geburtsſtätte mit ihrem jüdiſchen Auſternweſen, die dem Knaben am Meiſten zu ſchaffen machte, wurde von ihm am Früheſten überwunden; die Geburtsſtadt, die Werkſtätte des Mannes und ſeine Folterbank, verwand ſich ſchon ſchwerer; die Geburtsepoche, am Anfange jener großen Staaten- und Ideenrevolution, die ſich wie ein rother Faden durch unſer ganzes Zeitalter zieht, erhob den Schriftſteller immer ausſchließlicher zu ihrem Organe, je ſelbſtſtändiger er ſich als Menſch ſeinen individuellen Verhältniſſen gegenüber ſtellte.

Die unblutigen, doch nicht minder folgenreichen Schlachten waren geſchlagen, in denen die Aufklärer der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die Leſſing und Moſes Mendelſohn voran, der alten Glaubensſtarrheit und Gewiſſenspein des verknöcherten Spießbürgerthums einen Fuß breit nach dem andern abnahmen. Ideen waren hinausgeſchleudert worden in die ſtille Welt, ſchickſalsſchwangere Saaten, die in den Köpfen Vieler langſam zu keimen begonnen hatten, doch von den Wenigſten ſchon in ihrer ganzen Tiefe begriffen und von noch Wenigeren in ihrer vollen Lebensberechtigung gewürdigt wurden Das freie Denken, das rein menſchliche Empfinden, die Ueberzeugung von der Gleichberechtigung aller Bürger in und zu Allem in der Geſellſchaft, in Staat und Kirche, dieſe Liebe, dieſe Toleranz, ſie galten theoretiſch zwar bei vielen „Gebildeten“ als Lebensregel; aber Lebenskern und Strebeziel waren ſie nur erſt ausnahmsweiſe. Von der Theorie zur Praxis, von der Anſicht zur Handlungsweiſe war von jeher ein weiter Weg, der weiteſte aber im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation. Es bedurfte des welterſchütternden Gewitters, das von Weſten kam, und der darauf folgenden langen Kriegesſtürme, um in den Herzen nach und nach die harten Schollen aufzureißen und den neuen Saaten zwiſchen dem Unkraut der alten Vorurtheile Luft und Licht zu verſchaffen. Härter aber war der Boden nirgends, als in den alten Reichsſtädten. Hier wurden die unſinnigſten Satzungen des Kaſtenweſens noch mit wahrhaft indiſcher Widerſinnigkeit heilig gehalten. In allen deutſchen Landen drückten Fürſten und Adel den Bürger und Bauer und alle vier chriſtlichen Kaſten drückten den Paria des Abendlandes, den Juden. Aber es war keineswegs ein lebhafter Krieg Aller gegen Alle, ſondern nur ein ſtarres Niederhalten von Seiten der jedesmaligen oberen Schichten gegen die ihnen unter den Füßen liegenden unteren. In den Judengaſſen, auf denen die vier chriſtlichen Schichten der Geſellſchaft am ſchwerſten lagerten, war die Bewegung daher am Schwierigſten. Die Starrheit wurde hier zugleich zur Störrigkeit. Denn obgleich die Gefangenen zweier Jahrtauſende über die ſchweren Laſten, die ſie zu tragen hatten, ſeufzten und klagten, waren ihnen ihre Ketten doch wiederum ſo lieb und ſo heilig geworden, daß ſie es faſt noch mehr fürchteten, Menſchen zu werden, als Juden zu bleiben. Als Kerker empfanden ſie nur dieſe dumpfen Mauern von Stein, nicht aber die chineſiſche Mauer ihrer nun ſchon ſeit drei Jahrtauſenden verſteinerten Satzungen. Je tiefer der Jude vom Chriſten verachtet wurde, deſto höher achtete er das Judenthum. Die Geringſchätzung des Einen war ſo unberechtigt, wie die Hochachtung des Andern; doch Liebe und Haß waren die Pole, um die ſich des Iſraeliten Welt drehte. Wohl drangen helle Strahlen aus Wolfenbüttel und Berlin in die dumpfen Gaſſen, aber die Augen der Alten wurden davon nur geblendet, nicht erhellt. Und was die Väter erſchreckte, das wehrten ſie als bedenklich, ja wohl gar als unziemlich von den Söhnen ab. Sie beſorgten, die langerſehnte ſoziale Neuerung werde auch die gefürchtete religiöſe nach ſich ziehen. Daß es ſo kommen werde, ſagte ihnen zwar der im Druck geſchärfte Blick in den Gang der menſchlichen Verhältniſſe; aber ſie gleichen darin ihren Gegenfüßlern, daß ſie Unvermeidliches dennoch für ſich und die nächſten Generationen vermeiden zu können ſich einredeten. Kein Wunder alſo, wenn der Zwieſpalt im Innern der iſraelitiſchen Familien und Gemeinden zwiſchen Gewohntem und Ungewöhnlichem niemals ſchärfer war, als am Ende des Jahrhunderts der Aufklärung und Toleranz. Die Schriften, welche das junge Paläſtina küßte, begeiferte und verhöhnte das alte. Wie gern hätten dieſe ſtarren Köpfe den Meſſias noch einmal verleugnet. Aber die neue Revolution bediente ſich ſtärkerer Mittel, als die zu Chriſti Zeiten die Menſchheit erfaßte. Damals wurde in Jeruſalem nur der Tempel von Stein zerſtört; jetzt dagegen kam die Zerſtörung aus dem Innern: das ganze Lehr- und Lebensgebäude des Judenthums ſollte in Staub verwandelt werden, damit es allmählig mit den andern Religionsformen in die neue Weltanſchauung, in die neue Weltreligion der Liebe, Verſöhnung und Humanität übergehe und gleich der Raupe durch ſeinen Tod die höhere Lebensſtufe der Freiheit beſiegele.

In Frankfurt, wie überhaupt im weſtlichen Deutſchland, wo die Judenmaſſen weit dichter und noch mittelalterlicher organiſirt waren, als in Preußen und Sachſen, in denen die literariſche Reibung lebhafter, die Bildung gründlicher war, ignorirten die Strenggläubigen diejenigen franzöſiſchen Revolutionsideen, welche ihrer Orthodoxie an's Leben gingen, grade ſo hartnäckig, wie die Fürſten, Ritter und Spießbürger die andern, welche ihrem Feudalſtaate den Tod drohten. Weder die Einen noch die Andern wollten begreifen, daß jeder der neuen Zeit Opfer bringen müſſe, jene ihr ſpecifiſches Judenthum, dieſe ihr chriſtlich-germaniſches heiliges römiſches Reich. So kam es, daß ſich die beiden Extreme der alten Geſellſchaft — die ahnenreiche Erbweisheit in den Schlöſſern und der Buchſtabenglaube in den Ghettos berührten und mit einander in Deutſchland gegen die Revolution konſpirirten, von der jene „Anarchie“, dieſer „Atheismus“ fürchtete.

Börne's Großvater — ſeinen Anſichten und Beſtrebungen nach ein Stück Rothſchild, ein Paria mit Brahminenvorurtheilen — war Finanzagent am damaligen

Kurkölniſchen Hofe in Bonn: ein „feiner Mann", der eine auf goldenem Boden ruhende Vorliebe für das Haus Habsburg hatte, um welches er ſich ein Verdienſt erworben, für das Maria Thereſia ſich ihm und ſeiner Familie zu Dank verpflichtet erkannte. Die jüdiſchen Hofagenten machten damals die Kurfürſten, wie die Rothſchilds jetzt die Miniſterien. Herr Baruch hatte bei Erledigung des kurfürſtlichen Stuhles einem Erzherzog die Stimmenmehrzahl im Kapitel vereinbart. Wie mit der Hierarchie, ſtand er mit dem niederrheiniſchen Adel in lebhaftem Verkehr, und wurde im Revolutionskriege Lieferant für die belgiſch-öſterreichiſchen Stände. Streng gegen ſeine Familie, wie der Erzväter einer, ließ er ſeinen Sohn nie zu Selbſtſtändigkeit gelangen, wofür ſich dieſer wiederum durch Forderung eines noch unbedingteren Gehorſams in Worten und Werken bei ſeinen Kindern entſchädigte. Die weiſen israelitiſchen Patriarchen trieben damals noch eifrig die franzöſiſche Gartenkultur: ſtatt die jungen Bäume friſch und frei in den Himmel hineinwachſen zu laſſen, ſchor man ſie zu Affen und Bären, Pfauen und allerlei Gethier zurecht, damit ſie in der Welt nicht Aergerniß noch Anſtoß erregen möchten. Als der alte Großvater bei einem Beſuche in Frankfurt ſeine drei Enkel vor ſich kommen ließ, war der zweite, Löb, ſo ſcheu und wurde er dafür ſo ächt orientaliſch geſcholten, daß der Finanzagent begütigend ſagte: „Laßt mir den Jungen gehn, das giebt noch einmal einen großen Mann!" Oft gedachte Börne dieſer Prophezeihung ſpäter ſcherzend, und ſie iſt in Erfüllung gegangen, nur anders, als der alte Diplomat es dachte. — Börne's Jugendlehrer, Jakob Sachs, zwar ein Reformjude aus der Berliner Schule, kam mit der Verpflichtung in's Haus, die drei Kinder ſtreng orthodox zu unterrichten. Daß er ſich dieſer Cenſur gefügt, iſt ſo gewiß, wie daß ihm dennoch wohl manches Samenkorn von Moſes Mendelſohn's und Leſſing's Geiſte mit durch die Hand geſchlüpft ſein mag. Denn früh ſchon machte ſich in Löb's Herzen eine Richtung geltend, die in merklichem Widerſpruche mit dem Talmud ſtand. Als dem Lehrer die Zöglinge vorgeführt wurden, fragte er: „Iſt das ein aufgenommenes Kind?“ Die Mutter lachte; aber der ſcheue Löb war und blieb in der That nur aufgenommen in einem Kreiſe, an den ihn nichts feſſelte, als der Zufall der Geburt. Das Haus war eng und beſchränkt, wie die Herzen ſeiner Bewohner: dem Knaben geiſtig und leiblich ein Gefängniß. Auch fehlte es in der Klauſe nicht an einer häßlichen Kreuzſpinne, einer alten Magd, die als Faktotum ſich gebahrte und den ſchwächlichen, in ſich gekehrten Löb nicht leiden konnte. Die alte „Elle“ ſchalt ihn einen „Kater“, einen Spötter, in dem ſie bereits allerlei ketzeriſche Einfälle und Gelüſte wittern mochte.

Dieſe peinlichen Jugendeindrücke wurden durch den gefliſſentlichen Mangel, zu dem des Knaben Talent im Unterricht verdammt war, geſteigert. Das ewige Abfüttern mit hebräiſchem Schriftthum und jüdiſchem Ceremoniell wäre bei einem minder tiefen Gemüthe vollkommen geeignet geweſen, jedes religiöſe Gefühl im Keime zu erſticken. Aber es weckte in Börne nur die Oppoſition gegen die Geiſtloſigkeit und Dürre jedes Formelweſens. Sein Religionsſinn ſchlug nach innen und bildete ſich um ſo tiefer aus, je geheimnißvoller er gepflegt werden mußte. „Das iſt dumm!“ lautete des Knaben ſtehende Abfertigung gegen Alles, was ſeiner Natur zuwider ſchien. Schon hier kündete ſich Börne's milde Weltanſchauung an. Aus der Beſchränktheit, aus dem Mangel an Aufklärung, aus der Erbbornirtheit erklärte er ſich das Alberne, Verdrehte, Gemeine und Unmenſchliche auf der Welt. In der Dummheit erblickte er die Hauptwurzel alles Uebels, alles Druckes, aller Tyrannei. Daß ein kluger Menſch ein Sklav auf geiſtigem und ſozialem Gebiete bleiben könne, däuchte ihm ſchon damals unbegreiflich. Ob Börne Spinoza's Werke ſtudirt habe, darüber iſt mir nie etwas Beſtimmtes zu Ohren gekommen; in Börne's Weltanſchauung zeigt ſich indeß von Kindesbeinen an eine ſo frappante Verwandtſchaft mit jenem großen Weiſen, daß es mich wundert, wie dieſe Erſcheinung bisher gänzlich unbeachtet bleiben mochte.

Weil Börne ſchon damals die Menſchen und Verhältniſſe mit dem Gemüthe beurtheilte, ſah er überall Gutes in der Tiefe. Deshalb erzürnte oder erfreute ſich der Knabe ſelten grenzenlos über etwas. Was ihn unangenehm afficirte, empfand er in der Regel weniger als etwas durchaus Schlechtes, denn als die bloße Verzerrung oder Verkrüppelung des an ſich Guten. Dieſe durch und durch humane Anſchauung vom Uebel in der Welt findet im Gemüthe und nicht im Verſtande ihre Erklärung. So lange die Dummheit naiv war und ſich nur ſelber ſchadete oder Andere nur abſichtslos benachtheiligte, aus purem Unverſtand, klagte er: „Wenn ſie nur klüger wären!“ Doch ſobald die Beſchränktheit gefliſſentlich Andere kränken, unterdrücken und beherrſchen wollte, ſobald ſie ſich gegen das erkannte Beſſere ſelbſtiſch verſtockte, nahm er den Fehdehandſchuh gegen ſie auf. Dann war die Nachſicht zu Ende, dann wurde ſein Zorn „rückſichtslos“. Die vollkommene Durchdringung von Verſtand und Gemüth, die bei ihm Naturell war, iſt das Naturwüchſige in ſeinem Weſen und Wirken. In dieſem Gleichgewichte ſeiner Kräfte beruhte die unverwüſtliche innere Harmonie ſeines Charakters im Kampfe mit der unharmoniſchen Außenwelt. Börne zürnte alſo nicht, weil er ein heftiges Temperament hatte, ſondern ließ dem Zorne nur, wenn er deſſen vollkommene Berechtigung außer ſich gegeben fühlte, den ganzen ungeſtörten, den natürlichen Verlauf. Das ſpecifiſch jüdiſche Naturell wird überwiegend vom Verſtande beherrſcht. Aber gerade weil Börne von dieſer jüdiſchen Engherzigkeit durchaus nichts an ſich hatte, wurde er von „ſeinen Leuten“ von Jugend auf ſeltener begriffen als bekrittelt. Die ſteten orientaliſchen Zumuthungen, ſich für Dinge zu begeiſtern, die ſeinem Herzen fremd waren, zwangen ihn früh ſchon, ſich von dem Schneckenhaus anerzogener, angeerbter Gefühle zu befreien. Weil er wußte, daß das alte Judenthum in der modernen Zeit nicht mehr Berechtigung habe, als jedes andere verſteinerte Weſen, ſo hatte er keine Ader von jener moſaiſch romantiſchen Sentimentalität des Judenſchmerzes, der ſich ſo gern breit macht und ſo empfindlich iſt, wie eine alte Jungfer, ja tauſendmal empfindlicher, weil tauſendmal älter und alberner. Börne konnte ſich daher nicht nur, ohne ſich etwas zu vergeben, taufen laſſen, er mußte ſogar der innern Konſequenz wegen einen Schritt thun, der nur deshalb gewagt erſcheint, weil er aus der Synagoge in eine Kirche führte, die gleichfalls noch ein Stück Tempel war, gleichfalls noch ihre Schriftgelehrten und Phariſäer hatte. Indeß wurde er ſo wenig chriſtlich orthodox, wie er es moſaiſch geweſen: er war viel zu religiös, um konfeſſionell werden zu können. „Ich liebe nicht den Juden, nicht den Chriſten, weil Jude oder Chriſt; ich liebe ſie nur, weil ſie Menſchen ſind und zur Freiheit geboren"! ſchreibt er in der Rezenſion: „der ewige Jude," und an einer andern Stelle: „Der Judenhaß iſt einer der pontiniſchen Sümpfe, welche das ſchöne Frühlingsland unſerer Freiheit verpeſten." Ihm war die Frage der Judenemancipation nie eine Kaſten- oder Konfeſſions-, ſondern eine Weltfrage, wie alle andere Revolutionsideen in Staat und Kirche. „Wer für die Juden wirken will", ſchreibt er am 2. Februar 1833 noch aus Paris, „darf ſie nicht iſoliren; das thun ja eben deren Feinde zu ihrem Verderben. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Anſprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen!" Wie überall radikal, ſo ging er auch hier der Giftpflanze an die Wurzel.

Gegen Börne iſt, um hier auch dieſen Punkt ſogleich zu erledigen, häufig der Vorwurf geſchleudert worden, „er habe ſich durch ſeine ſpätere ſchonungsloſe Polemik gegen alles Beſtehende für die Schmach rächen wollen, die ihm als Juif de Francfort angethan worden ſei". Wohl klagt Börne in bitterem Spotte: „In Frankfurt, wo ich wohne, iſt das Wort Jude der unzertrennliche

Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältniſſe, aller Geſpräche, jeder Luſt und aller Verdrießlichkeit“; wohl fühlte er ſich, ſeit er denken konnte, angeekelt von dieſem dickſtirnigen Philiſterthum, das dem Iſraeliten zurief: „Mach Mores, Jud“! und dann ſelber Mores gegen die fremden Truppen machte; aber daß er aus jüdiſchem Zornmuthe auf Gott und die Welt geſchimpft habe, iſt eine eben ſo alberne wie boshafte Verdächtigung. Schwerlich hat es ſeit Chriſtus einen „Juddebub“ gegeben, der über die Armſeligkeiten des konfeſſionellen Juden- und Chriſtenzelotismus erhabener war, als Börne. Den ſpecifiſchen Standpunkt hatte er ſo früh überwunden, daß ſeine Behandlung der Judenfrage gerade deßhalb ſo ſchlagend iſt, weil er weit objektiver urtheilt, als beide ſtreitenden Parteien. Nur darin „rächt“ ſich der „Frankfurter Jude“ in ihm, daß er mit ſeinem früh geübten und auf die kleinſten Faſern und geheimſten Fäden des ganzen despotiſchen Hochdruckſyſtems gerichteten Auge heller und weiter ſah, als die meiſten ſeiner chriſtlichen Kampfgenoſſen; und auch darin, daß er im Kleinſten wie im Größten durch den dem Iſraeliten beſonders eigenen praktiſchen Spürſinn ſogleich den Fluch oder Segen herauswitterte, den es der großen Emancipation der Menſchheit bringen werde. „Börne ſah das Loos, das ihn als Jude geboren werden ließ, als ein Glück an, denn er behauptete, er wäre dadurch vor dem Philiſterwerden geſchützt worden“, ſchreibt Gutzkow. Weit mehr jedoch als für ihn war dieſes Loos ein Glücksloos für die Sache der deutſchen Freiheit. Börne ein Jude, ein Frankfurter Jude, welch’ ein Kontraſt zwiſchen ſeiner ſtillen Gemüthswelt und dieſem geräuſchvollen Jagen nach Procentchen! Niemand kann das goldene Rad, das in der modernen Geſchichte eine ſo wichtige, eine ſo fluchwürdige Rolle ſpielt, genauer beobachten, als ein Frankfurter Jude. Rothſchild, der Millionär, der mit allen Volksbedrückern konſpirirende Hoheprieſter des Materialismus, der König der Könige, und Börne, der

„**Juif de Francfort**", der verfolgte Freiheitsheld: das ſind die beiden großartigſten modernen Entwicklungen des Judenthums, das ſein Fluch und ſein Segen, ſeine falſche und ſeine erhabene Miſſion! Sollte der Judenhaß in Folge der freiheitsmörderiſchen Manipulationen der jüdiſchen Barone je noch einmal auflodern, dann rufen wir den racheathmenden Völkern Europas zu: Vergebt und vergeßt, denn dieſelbe Judengaſſe, aus der die Rothſchilds hervorgingen, hat der ringenden Menſchheit auch einen Börne gegeben!

IV.

Schon der Knabe Börne ſammelte gern glühende Kohlen auf das Haupt der Chriſten, wenn der „dumme" Judenhaß ihn peinigte. Viel zu fragen, war weniger ſeine Sache, als in ſchlagenden Bemerkungen den Nagel auf den Kopf zu treffen. Erſt nachdem ihn Schiller's „Sendung Moſis" in die Hand gekommen, fühlte er, daß es auch unter den Chriſten unbefangene Beurtheiler jüdiſcher Dinge gebe. Schiller's dreißigjähriger Krieg wirkte gleichfalls tief auf den grübleriſchen Knaben ein. Das war das Klima, in dem er gedieh. Als um dieſelbe Zeit franzöſiſche Emigranten nach Frankfurt kamen und Abbé Marr aus Metz ſein franzöſiſcher Sprachmeiſter wurde, machte ſich ſein Behagen über dieſes freiere, feinere Weſen in der Bemerkung Luft, er liebe die Franzoſen, „weil ſie keine Chriſten mehr ſeien", er meinte: keine jener engherzigen Philiſterſeelen, die jeden Menſchen erſt nach ſeinem Paſſe fragen und ihn von nun an bis in Ewigkeit blos nach ſeiner Konfeſſion und Profeſſion behandeln.

Da der Knabe ſchwächlich und ein „Denker" war, ſo ward ihm geſtattet, zu ſtudiren. Sogleich zeigten ſich aber wieder des Vaters religiöſe Befürchtungen. Denn dieſe iſraelitiſchen Buchſtabenmenſchen waren den alten Klaſſikern grade ſo abhold, wie die chriſtlichen, die Hengſtenberg und Genoſſen, denen die Tugenden der Heiden

„übertünchte Laſter“ ſind. Zur Umgehung des Gymnaſiums erhielt Börne lateiniſchen Privatunterricht. Aber was ſollte er ſtudiren? Alle Fächer außer dem mediciniſchen waren dem Iſraeliten damals noch verſchloſſen. Dem Knaben ſchien das Fach indeß ſo gleichgültig, wie alles Fachweſen überhaupt. Im Jahre 1800 kam er nach Gießen in’s Hetzelſche Inſtitut, wo er, ſonderbar genug, als Vierzehnjähriger ſchon immatrikulirt wurde. Das Leben und Entfalten war hier zwar freier und froher als im Vaterhauſe, aber gehaltlos und langweilig. Ohnehin leidend, war der junge Muſenſohn „faul“, d. h. er trieb nicht das und, was er trieb, nicht ſo, wie die geprieſene Mittelmäßigkeit, dieſe hoffnungsvolle Blüthe der Maſchinenmenſchen. Als Hetzel einem Rufe nach Dorpat folgte und der in der damaligen Gelehrtenwelt als Polybiſter und ſtaatswiſſenſchaftlicher Renommiſt bekannte Profeſſor Crome das Inſtitut übernahm, ging Börne nach Berlin, wo er ein feineres, gehaltvolleres geſelliges Leben fand. Beſonders Frau Herz erwarb ſich hier bleibende Verdienſte um die Gemüthsbildung des Jünglings, der in dieſem ſchönen häuslichen Kreiſe zum erſten Male aufthaute. Sein zartbeſaitetes Gemüth, ſein ſtilles träumeriſches Weſen machte ihn für weibliche Feinheit und Seelenadel in einer Zeit empfänglich, wo die deutſche Jugend ſonſt nur zu häufig den Blüthenſtaub der Seele abzuſtreifen und jener erniedrigenden Richtung zu verfallen pflegt, die anfangs in romantiſchem Flügelkleide auftritt, um mit der Fratze der ekelhafteſten Proſa zu enden. Als Börne im Jahre 1804 die Univerſität Halle bezog, zeigte ſich ſeine nicht chriſtlich-germaniſche Art, ſich auszubilden, noch frappanter. „Sitten, Sprache, Kleidung, Alles war an ihnen ungezogen“ ſchreibt er in dem Aufſatze: die Apoſtaten des Wiſſens und die Unaphyten des Glaubens, über die Halleſchen Muſenſöhne; „ſie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen und ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern und von unten deutſchen Poſtillonen.“ Halle zählte damals 1200 Studenten und eine Reihe ausgezeichneter Lehrer, darunter der geſchmackvolle Philolog F. A. Wolf und Schleiermacher, von dem Börne äußert, „er habe die Theologie ſo vorgetragen, wie ſie Sokrates vorgetragen haben würde, wäre er Chriſt geweſen.“ Daß Schleiermacher's theologiſch-philoſophiſche Anſchauungen bei Börne bis in die letzten Jahre nachwirkten, zeigt die religiöſe Wärme, mit der er die demokratiſche Vertiefung des Katholicismus in Lamennais zu Paris begrüßte. Auch von dem Enthuſiasmus, den Steffens in Halle für die Naturwiſſenſchaften erregte, fand der achtzehnjährige Börne ſich lebhaft berührt. Perſönlich wirkte auf ihn Reil und deſſen behaglicher Hausfrieden, in welchen Börne aufgenommen war. Wo es ihm wohl werden ſollte, durften zarte Frauen nicht fehlen. Auch hier fand er die glücklichſte Anregung zur Selbſterziehung im Umgang mit den gebildeten Töchtern des Hauſes. In den kleinen Ferienausflügen, die Börne von Halle aus machte, entwickelte ſich ſein ſchöner Naturſinn, wie ſein Spott über die dummen Menſchenthiere, „die ſich da unten in ihre finſtern Hütten einſperren und einander die Luft rauben,“ ſtatt ſich auf den Höhen „näher den Sternen zu lagern.“ In die deutſche Sprühhitze der damaligen politiſchen Debatten miſchte er ſich nur mit kurzen, doch deſto originelleren Randgloſſen. Noch war es ihm mehr um den Ausbau ſeines innern Menſchen, als um die Prahlereien der unreifen Maulhelden zu thun, die in's Reil'ſche Haus kamen. Es war die Zeit, wo er ſeine Erfahrungen über Erziehung aufzeichnete, die charakteriſtiſch für ſeinen Standpunkt ſind. „Ich kenne nichts Heiligeres als das Geſchäft eines Erziehers,“ ſchreibt er, „und nichts Erbärmlicheres, als die Art, wie es die meiſten treiben.“ Er verlangt, daß jede Erziehung eine nationale ſein ſolle, doch ſo: „Handeln heißt ſchaffen; Erziehen heißt zum Handeln beſtimmen!“

Nach faſt dreijährigem heiteren Leben und Entfalten, nach gewiſſenhaftem, doch nicht ängſtlich fleißigem Studium in den mediciniſchen Fächern vertauſchte Börne bei dem Herannahen der Kriegsſtürme, unter deren erſten Opfern ſich die Univerſität Halle befand, dieſe Hochſchule mit der Heidelberger. Wichtiger noch als dieſer Lokalwechſel ward der Entſchluß, die Arzeneikunde, an deren Spezialitäten er nie ſonderliches Behagen gefunden, aufzugeben und Kameralia zu ſtudiren. Dieſen Plan begünſtigte die neue Umgeſtaltung der Dinge in Frankfurt. Seine Vaterſtadt war von der franzöſiſchen Revolutionsfluth ergriffen worden. Die alte freiereichsſtädtiſche Tyrannei erlag den ſiegreichen Bannern der Franzoſen. Frankfurter Bürger und Frankfurter Juden hatten unter dem Fürſten Primas gleiche Rechte, nachdem letztere ſich freilich mit einer namhaften Summe freigekauft hatten! Börne kannte die Untieſen des dermaligen mediciniſchen Wiſſens; ſein Nervenſyſtem war zu reizbar; das Experimentiren mit der leidenden Menſchheit ſchien ihm frevelhaft; er fühlte mehr Beruf zum Seelenarzte und zu einem guten — Beamten in ſich. In der Ausſicht auf letztere Stellung ſeines Sohnes lag der einzige Troſt dieſes Fachwechſels für den berechnenden Vater, der erbittert über das der Medicin nun vergeblich nachgeworfene viele Geld war. Um dem jungen Ideologen die Flügel zu ſtutzen, beſtellte er ihm in Profeſſor Martin wieder einen Aufſeher. Ueber dies endloſe Bevormunden erbittert, ging Börne nur um ſo entſchiedener ſeinen Liebhabereien nach, indem er das Mannheimer Theater und die ſchönen Neckargegenden fleißger frequentirte, als die Hörſäle. Das koſtete freilich mehr Geld, als Baruch Vater zu zahlen beliebte. Der Sohn machte Schulden. Da erſchien Herr Baruch und ſchlug Lärm. Der Student ſchämte ſich über dies taktloſe Auftreten des wohlhabenden Mannes, dem das Maß aller Dinge der Geldwerth war und der von dem ſchönen Streben des Sohnes nichts ahnte, als daß es viel Geld koſtete. Um ihn näher zu haben und kürzer halten zu können, ſchleifte Herr Baruch den armen Schuldenmacher nach Gießen, wo dieſer dann allerdings fleißig ſtudirte und am 8. Auguſt 1808 doktorirte. Von dem großen Werke „über den Nutzen der Staatswiſſenſchaften für die Beamtenwirkſamkeit“, das er damals projektirte, wurde nur die Abhandlung „über die geometriſche Vertheilung des Staatsgebiets gedruckt. Schon hier erſcheint Börne's ſpätere Politik im Keime. Von der Staatenarrondirung redend, ſtellt er bereits den Grundſatz auf, daß Frankreich und Deutſchland ſich wieder vereinigen müſſen, da ſie alsdann das Geſchick der Welt entſcheiden würden. Auch die politiſche Satire ergeht ſich ſchon in Bemerkungen, wie in der über den Adel: „Die Deutſchen werden regiert von Menſchen, die es ſich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzuſtammen.“ Vorher ſchon war von Börne in der „Minerva“ der Aufſatz erſchienen: „Das Leben und die Wiſſenſchaft,“ der den Anfang des 5. Bandes der Stuttgarter Ausgabe von Börne's Schriften ziert.

Als Börne nach vollendeten Univerſitätsſtudien jetzt nach Frankfurt zurückkehrte, ging ihm der Ruf eines „unpraktiſchen“ Menſchen voraus. Dies war genug, um ihm von vorn herein zu den meiſten Frankfurtern, Chriſten wie Juden, eine ſchiefe Stellung zu geben. Um ſich von der goldenen Kette ſeines Vaters zu befreien, nahm er 1811 die Stelle als Aktuar im Polizeifache mit Freuden an. Börne: Poliziſt! — Warum nicht? Noch aller praktiſchen Politik fern — und was ließ ſich unter der Fremdherrſchaft in der praktiſchen Politik von Jemand leiſten, der weder chriſtlich-germaniſch zu ſchwärmen, noch zu verſchwören wußte? — mochte er glauben, als Sicherheitsbeamter grade durch Redlichkeit und Milde ſich ein beſonderes Verdienſt um ſeine Vaterſtadt erwerben zu können. Daß er ſich in dieſer ſchwierigen Stellung äußerſt fleißig, anſpruchlos, gefällig und ehrenhaft erwieſen, haben weder damals noch je ſeine erbitterſten Feinde abzuleugnen gewagt. Er lernte durch dieſes Inſtitut Verhältniſſe und Menſchen ſchärfer beobachten; aber ſein Herz ward nicht dadurch erkältet. Auch perſönlichen Muth zu zeigen, bot ſich ihm 1813

Gelegenheit, als er die bairiſchen Soldaten bei ihrem Einrücken mit gezogenem Degen vom Plündern abhielt, wobei er mehr „den abſcheulichen Zugwind", als „die herüberpfeiffenden bairiſchen Kugeln" fürchtete.

Während derſelben Zeit fühlte er ſich mannigfach literariſch angeregt, ohne indeß auf eine eigentlich ſchriftſtelleriſche Laufbahn loszuſteuern. Wie ſtill und einſam ſonſt, ſo theilte er gern mit, was ihn anſprach. Ihm war es damals Bedürfniß, Andern vorzuleſen, was er Gutes geleſen. Johannes von Müller und Voltaire waren geraume Zeit die Schriftſteller, mit denen er ſich am eifrigſten beſchäftigte, doch räumte er beiden weniger Einfluß auf ſeinen Geiſt, als auf ſeinen Styl ein. Auch ſchrieb er mit Liebe auf, was er Liebes und Erſprießliches durchdacht hatte. Bis zur Naivität harmlos, beſaß er keine Ader von dem Ehrgeiz nach einer Lokalberühmtheit, wie ſie in Frankfurt ſo leicht und als Modeſache ſo häufig iſt. Es war eine Thätigkeit im Geiſte des alten Juſtus Möſer. Im Jahre 1810 hielt er Vorträge in der jüdiſchen Maurerloge voll Liebe und Frieden, fand ſich aber damals ſchon zu Betrachtungen über den Maurerpartikularismus angeregt, der ihm ſpäter das ganze Logenweſen zuwider machte.

Der Aufſchwung der Deutſchen zu den ſogenannten „Freiheitskriegen" wurde bei Börne aus mehr als einem Grunde epochemachend. Zum erſten Male fühlte er, daß aus Deutſchland mehr als eine Domäne für eingeborne oder auswärtige Selbſtherrſcher werden könne; zum erſten Male griff er zur Journaliſtenfeder. Die Leitartikel, die er damals für's Frankfurter Journal ſchrieb, haben allerdings weniger Bedeutung für die Zeitereigniſſe ſelbſt, als für Börne's Entwickelungsgeſchichte. Noch glaubte, noch vertraute er, doch äußert er in einem Briefe an den damaligen Redakteur des Frankfurter Journals: „Wenn man gegen die Dummheiten ſchreibt, die noch nicht exiſtiren, ſo iſt's Papier niemals verloren; die Dummheiten kommen ſicher hinten nach." Im Kopfe ſummten ihm die Ideen wie Mücken herum, ſo daß ſie ihn „inkommodirten" und auf's Papier gebannt werden mußten. Uebrigens war er in jenen Jahren noch durch und durch Monarchiſt, der von einem Reichsoberhaupte eben ſo jüngferlich träumte, wie die Kaiſerlinge im Parlamente dreißig Jahre ſpäter. Trotz alledem bekam er bereits ſeine Noth mit der Cenſur.

Die erſte goldene Frucht des neuen Umſchwungs der Dinge war für Börne die Amtsentſetzung! Mit dem Sturze der Fremdherrſchaft fielen auch die fremden Staatseinrichtungen. Der Senat ward reſtaurirt, mit ihm der alte Judendruck. Nachdem man den israelitiſchen Beamten durch allerlei Winke zum Abdanken nicht hatte bewegen können, ward er mit 400 Gulden Penſion in Ruheſtand verſetzt. Was ihm geſchehen, geſchah der ganzen Nation: auch dieſe wurde von denen, die ſie aus der Noth gerettet, mit gottesgnädigen Fußtritten zur Ruhe verwieſen. Von dieſem höheren Standpunkte aus betrachtete Börne ſein Schickſal. Die Sache des Volkes ward nun um ſo mehr ſeine eigene, da er gezwungene Muße genug hatte, Anwalt aller Unterdrückten zu werden. Die Verdächtigung, dieſe Ungebühr habe ihn verbittert und vergrillt gemacht, iſt eben ſo dumm, wie ſo manche andere der Reaktion. Allerdings wurde ſeine bisherige Harmloſigkeit auf eine harte Probe geſtellt, allerdings ſeine Thatkraft geſpornt; aber wo iſt denn eine Spur von Verbiſſenheit in ſeinen literariſchen Arbeiten aus jener Zeit zu finden? Daß er in der „aktenmäßigen Darſtellung des Bürgerrechts der Israeliten zu Frankfurt" das ſchreiende Unrecht des Senats erhärtete, daß er in der Broſchüre: „Die Juden und ihre Gegner" derber darein ſchlug, als es ſeinem diplomatiſirenden Vater erlaubt ſchien, iſt vollkommen in der Ordnung. War von allen reaktionären Wortbrüchigkeiten die Wiederherſtellung des Judenhelotenthums nicht eine der ſchreiendſten? Daß die Regierungsmänner übrigens in Börne damals durchaus keinen racheſchnaubenden Jakobiner witterten, beweiſen die wiederholten Verſuchungen, ihn für die Sache des Rückſchrittes zu gewinnen. Im Jahre 1817 wurden ihm Anträge wegen Gründung einer „Miniſterialzeitung“ die „konſtitutionell“, jedoch im Intereſſe der deutſchen Regierungen, und beſonders der preußiſchen, geſchrieben werden ſollte, gemacht. Aber Börne war weder ein Hanſemann, noch ein Gervinus; er traute der „Freimüthigkeit“ nicht, die man ihm zugeſtehen wollte, und das Projekt kam nicht zu Stande. Ein Jahr darauf angelten Frankfurter Ruſſenfreunde nach ſeiner geiſtreichen Feder, um ihn zur Abfaſſung einer Geſchichte der Jahre 13 und 14 zu beſtimmen, wobei die moskowitiſchen Verdienſte beſonders in's Licht geſtellt werden ſollten. Börne lehnte alle Anerbietungen rund ab und äußerte: „Ich ſehe, daß man die Abſicht hat, Rußlands Intereſſe in Deutſchland vorherrſchend machen zu wollen, und dazu werde ich die Hand nicht bieten“! So weit war Börne 1818 ſchon vor dem „getreuen Eckardt Arndt“ voraus, mit dem er übrigens perſönlich damals auf befreundetem Fuße ſtand.

V.

Börne war jetzt zwei und dreißig Jahre alt. Lange hatte er gezögert, mit den Verhältniſſen, die ihn ſeit mehr denn zwei Jahrzehnten gedrückt, entſchieden zu brechen. Jetzt ſchien es an der Zeit, über die Judengaſſe und das Gebiet der Stadt Frankfurt hinaus zu greifen und das große deutſche Blachfeld zu beſchreiten. Nachdem er ſich durch Gründung ſeiner „Wage“ einen Wirkungskreis eröffnet, trat er am 5. Juni 1818 in Rödelheim zur lutheriſchen Konfeſſion über, d. h. er vertauſchte den jüdiſchen Standpunkt, den er längſt verlaſſen hatte, definitiv mit demjenigen, der unter allen damals vorhandenen ſowohl ſeinen Principien nach der freieſte, wie ſeinem Urſprunge nach der zumeiſt deutſche war. Hätte die Reformation vom Jahre 1844 ſchon beſtanden, es unterliegt keinem Zweifel, daß er ſich für ſie erklärt haben würde. Denn er trug bis an's Ende ſeiner Tage eine ſtille Sehnſucht nach einer

Religionsgemeinſchaft, die demokratiſcher, lichter und wärmer wäre, als dieſer kirchliche Konſtitutionalismus mit ſeinem papiernen Profeſſoren= und Paſtorendünkel und ſeiner alleruntertänigſten Loyalität. Wie wenig er jedoch auf äußere Vortheile bei dieſem Schritte abzielte, beweiſt der Umſtand, daß er denſelben Jahre lang für ſich behielt und ſich nach wie vor Unbequemlichkeiten gefallen ließ, denen er durch ſein offenes Bekenntniß überhoben geweſen wäre.

Die „Wage“ zeichnete ſich ſogleich in ihrem erſten Hefte ſo vortheilhaft vor allen damaligen Zeitſchriften aus, daß eine zweite Auflage deſſelben nöthig wurde. Die hochweiſen Frankfurter Senatoren trauten ihren Augen kaum. Gentz in Wien, der Mann mit der feinſten Spürnaſe, die damals exiſtirte, empfahl die Zeitſchrift dem Rahel'ſchen Kreiſe „als das Geiſtreichſte, Witzigſte, das jetzt geſchrieben werde; ſeit Leſſing ſeien ſolche Theaterkritiken nicht geſchrieben!“ Rahel, die ſpäter Mitarbeiterin wurde, fand dies Lob noch weit übertroffen. „Er iſt ſcharf, tief, gründlich wahr, muthvoll, nicht neumodiſch, ganz neu, gelaſſen wie einer der guten Alten, empört, wie man ſoll, über Schlechtes in der Kunſt. Und ſo gewiß ich lebe, ein ſehr rechtſchaffener Menſch!“ Gentz, der Renegat, tadelte zwar Börne's politiſche Meinungen, war aber geiſtreich genug, „begreiflich zu finden, daß er ſie hätte.“ Es war Börne weder um das Theater, noch um die Politik allein, noch um irgend etwas Specifiſches zu thun; ihm lag, gleich Leſſing, ſtets die ganze Sache am Herzen. Die einzelnen Erſcheinungen, die' er zur Sprache brachte, waren ihm nur Planeten des einen großen Sonnenſyſtems, das er in ſeinem vollen Zuſammenhange begriff. Indem er Alles in ſeiner Ganzheit erfaßte, erſchloß er vor dem Auge des Leſers nicht blos das, was auf den erſten Blick erhellte, ſondern zugleich das, „was dahinter ſteckte.“ Wenn er etwas kritiſirte, „hinter dem nichts“ war, ſo vernichtete er den eitlen Schein deſſelben durch die ätzende Lauge ſeiner Satire, ſtellte dann das Dumme, Alberne in ſeiner ganzen Blöße hin, wußte jedoch in demſelben Augenblicke mit einem ſchönen Bilde, mit einem bedeutſamen Symbole den unäſthetiſchen Eindruck zu verwiſchen und den Blick auf den Kern der Sache ſelbſt zu lenken. In dieſer raſchen Zerlegung und höheren Auffaſſung lag das Geheimniß der draſtiſchen Wirkung, die ſeine Kritiken machten. Man hat Börne ſeit dem Erſcheinen der „Wage“ bis auf dieſen Tag häufig zum Vorwurfe gemacht, daß er nie bei der Sache bleibe, und überall, wo er von der Kunſt, der Literatur, der Geſellſchaft u. ſ. w. ſpreche, die Politik als Maßſtab anlege. Es iſt wahr, wie bei Ovid Alles zu Verſen, wurde bei Börne Alles zu Politik! Aber wer deßhalb ſein Urtheil verdächtigt, dem diene zur Antwort, daß er weder Börne noch den Geiſt der Neuzeit begreift. Börne's unſterbliches Verdienſt und die höhere Bedeutung ſeiner Miſſion beruht eben in dieſer Verwebung aller bis dahin nebeneinander laufenden Kulturfäden der deutſchen Civiliſation zu jenem Ganzen, das nicht daſſelbe mit dem iſt, was wir im engern Sinne Politik nennen, ſondern ein Höheres: der Zeitgeiſt. Was er an Alles legt, iſt dieſer Maßſtab des in ihm waltenden Zeitbewußtſeins. Bei jeder Erſcheinung unterſucht er, ob ſie noch Leben und Wahrheit, und dadurch noch Zeitberechtigung in ſich trage. Er greift Alles an, was blos Reflex der Vergangenheit, blos Mumie, was blos galvaniſirte Leiche, folglich für den Fortſchritt todt, kurz ein Unding iſt; er lobt nur, was ſich als etwas Wirkliches, Naturwahres, Aechtes erweiſt. Wo „nichts dahinter iſt“, da wird ſein Witz ſchonungslos. Denn dem Geiſte ſoll und darf nichts heilig und unverletzlich ſein, als das Geiſtige in ſeiner Lauterkeit, Wahrheit und Schönheit. Der in der Vereinzelungsſucht verkommene deutſche Genius ſah den Wald vor Bäumen nicht; es war die höchſte Zeit, ihn wieder auf die andere Seite aufmerkſam zu machen. Gewöhnt, nicht zu leimen, ſondern Alles aus vollem Holze zu arbeiten, warf Börne das ganze Gewicht ſeines bedeutenden Talentes zur Beſchleunigung dieſes Umſchwungs in die

Wagſchale. Unbarmherzig, wie ſeit Leſſing's Streit mit der lutheriſchen Orthodoxie nichts geſchrieben worden, verneinte er Alles, was ſich in ſeiner ſelbſtſüchtigen Abgeſchloſſenheit berechtigt wähnte, indem er ihm zurief, daß es an ſich nichts und nur als Theil vom Ganzen etwas ſei, das Berechtigung habe. Das Starre ſoll in den gewaltigen Fluß des Ganzen münden, oder von der Erde vertilgt werden: das iſt der Gang in der Natur, das iſt auch das Naturgeſetz in der Geiſteswelt. Wem die Menſchen nur als Zweige am großen Baume der Menſchheit etwas ſind, der ſtreift aus Gottesfurcht alle Menſchenfurcht getroſt ab. Aus dieſer Weltanſchauung erklärt ſich Börne's vernichtende Polemik gegen alles Kliquen- und Kaſtenweſen und gegen jeden Despotismus. Ihm ſchien die Göthe'ſche ſelbſtgefällige Theorie von der „Kunſt um ihrer ſelbſt willen“ ſo gefährlich und ſündlich, wie die Theorie vom Staate um der officiellen Staatsinhaber, der Fürſten und Bureaukraten, willen. Auf allen Gebieten erzeugt der Abſchluß Dünkel, Egoismus und Verſündigung an den heiligſten Intereſſen der Geſittung, Literatur und Kunſt. Kirche und Staat ſind nicht um ihrer ſelbſt willen, noch um ihrer Repräſentanten willen etwas, ſondern ſie ſind nur Formen, in denen das Volk ſeinen Genius, ſein jedesmaliges Zeitbewußtſein ausprägt; ſie müſſen demnach ſtets flüſſig erhalten werden, damit ſie den höchſten Zwecken der Menſchheit mehr und mehr entſprechen. „Die Griechen“, pflegte Börne zu ſagen, „ja, das war ein ſchönes Leben; auch der Tod ſchön! Alles heiter, froh und friſch! Aber die Spartaner mag ich nicht. Dieſe tolle Idee, das Individuum dem Staate aufzuopfern! Der Staat ſoll zur Wohlfahrt der Menſchen dienen. Die Römer mag ich auch nicht: Alles düſter und ernſt! Eben wieder der Staat vorherrſchend. Auch die Juden ſind düſter; das iſt ihr Aegyptiſches.“ — Wer dieſen Maßſtab den der Politik nennen will, der mag es immerhin; nur vergeſſe er dann nie, daß Börne's Politik das Gegentheil von der ſpecifiſchen Politik, daß ſie ſtets das Zuſammenfaſſen und

Verklären alles Menſchlichen zum Menſchheitlichen iſt. So verſtanden, liegt auch in dem Vorwurfe etwas Wahres, „Börne ſei kein deutſcher Patriot, ſondern Kosmopolit“, nur daß dieß kein Vorwurf für ihn iſt, ſondern ein Vorzug! Kosmopolit in Sokratiſcher Weiſe, wollte er das ganze Leben, Weben und Walten des Volkes zur Freiheit in der Gleichheit und Brüderlichkeit erheben und die ſo organiſirten Volksſtaaten nach denſelben Grundſätzen zu Bruderſtaaten verbinden. Das ſchien ihm der einzige Weg zur Erlöſung und Beſeligung der Welt, und aus dieſem Grunde predigte er fortwährend die Solidarität der Völker, rief er den Nationen unabläſſig zu: „Seid einig unter einander!“

Daß Börne in dieſem Streben von der kritiſirenden Mittelmäßigkeit nicht begriffen wurde, darf uns um ſo weniger befremden, als es damals noch überall faſt bei den deutſchen Schriftſtellern Regel war, ſich im Alterthume und Mittelalter feſtzurennen und die Gegenwart gehen zu laſſen, „wie's Gott gefiel“. Börne hatte einen von Jugend auf genährten Ekel gegen jenes faule Weſen, das ſich zu Allem bringen und von Allem wieder abbringen läßt, das, ewig betrogen, dem Betrüger die Hand küßt und bei jedem Fußtritte darüber fromme Betrachtungen anſtellt, wozu das wohl gut ſei. Er ſah, wie gerade damals die Reaktion in ſchlauer Weiſe in deutſchen Landen die Begriffe über Staat und Kirche zu verwirren, wie ſie Literatur und Kunſt für ihre freiheitsmörderiſchen Pläne zu misbrauchen, wie ſie die Geſellſchaft von Neuem in geſchloſſene Geſellſchaften zu zerlegen und dieſe gegen einander zu hetzen, kurz wie ſie alle Federn ächt jeſuitiſch in Bewegung zu ſetzen ſuchte, um dem Volke Sand in die Augen zu ſtreuen. Zugleich drängte ſich ihm mit jedem Tage mehr die Befürchtung auf, daß die Kontrerevolution, begünſtigt durch des großen Haufens Argloſigkeit, Kurzſichtigkeit und Trägheit, für Jahrzehnte, vielleicht für Jahrhunderte den Sieg davon tragen werde. Da griff er zu dem, wodurch das Volk damals zunächſt zu packen war, zu Theater- und

Kunſtkritiken. Er folgte der Reaktion überall auf ihr eigenes Feld und ſchlug ſie in ihren beſten Vorwerken und Verſtecken mit dem Fluche der Lächerlichkeit. Zugleich war dies damals für ihn der einzig mögliche Weg. Denn die Zeitungspreſſe hatte, ſobald ein Blatt ſich offen ein politiſches nannte, mit tauſend Schwierigkeiten zu kämpfen. — Uebrigens iſt es ein durchaus unbegründetes Vorurtheil, wenn dem „Politiker" Börne Mangel an Unparteilichkeit und Gründlichkeit in ſeinen Theaterkritiken vorgeworfen wird. Die Bühnenkritik war ihm keineswegs bloßes Mittel, um ſeine politiſchen Anſichten in Scene zu ſetzen; im Gegentheil, er beurtheilte nur die Stücke wie die Leiſtungen der Schauſpieler nach Kunſtzwecken, aber freilich nach den höchſten Kunſtzwecken, die dann allerdings mit den höchſten Zwecken des Nationalglückes zuſammentreffen. Um das Volk zur Freiheit vorzubereiten, klärte er den Geſchmack deſſelben auf, überzeugt, daß ein wahrhaft gebildetes Herz ſich nach und nach nicht blos gegen eine elende Theaterfigur, ſondern gegen jeden eitlen Jammerheld in Geſellſchaft, Kirche und Staat empören werde! Börne erkannte die ungeheure Wirkung eines guten Nationaltheaters auf die Volksentwickelung ſo klar, wie Leſſing und Schiller es zu ihrer Zeit erkannt hatten; und er machte mit dieſen dieſelbe bittere Erfahrung, daß „mit dem Unſinn Götter ſelbſt vergebens kämpfen." In den letzten Heften der „Wage", die 1821 zu Tübingen erſchienen, war das Theaterweſen als unverbeſſerlich beſeitigt. Seit ihm die Liebe zur dramatiſchen Kunſt verleidet war, ſuchte und fand er Entſchädigung in der Muſik, die in ihm einen eben ſo tiefen Kenner, als feurigen Bewunderer beſaß. Leider ging es ihm auch hier, wie dem deutſchen Volke ſpäter. Die Schauſpielkunſt hat längſt aufgehört, ein Volksinſtitut zu ſein: ſie iſt zur Magd, um nicht zu ſagen zur Dirne der Höfe und Höflingsgefühle geworden. Auch die dramatiſche Muſik, die ſeit Roſſini immer gedankenloſer und hohler, verweichlichter und frivoler geworden, theilt bereits mit vollem

Rechte das Loos ihrer Schweſter. Um ſo mehr kunſtgeſchichtlichen Werth haben Börne's Kritiken, die, ich möchte ſagen, als der zweite Theil zu Leſſing's „Dramaturgie" zu betrachten ſind. Hier ſtrahlt die Morgenröthe, dort das Abendroth jener Kunſt, welche die Welt bedeuten ſollte und nur noch die Welt der Höfe, Hofſchranzen und der Gevattern Hofſchneider und Handſchuhmacher bedeutet!

VI.

Am 1. Januar 1819 übernahm Börne die Redaktion des heruntergekommenen „Staatsriſtretto", das er als „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" wieder zu Geltung und Einfluß zu bringen hoffte. Bald aber zeigte ſich's, daß er die Rechnung ohne den Cenſor Severus entworfen habe. Dieſer chriſtlich-germaniſche ehemalige Kollege Börne's auf dem Römer ſtrich mit einer Strenge, die ſeinem Namen Ehre und ſeine Heldenthaten unſterblich machte. Börne hat dieſen vier Monate langen Krieg zwiſchen Feder und Scheere in ſeinen „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur" beſchrieben. „Frankfurt," klagt er B. II. 376, „welches ſein ſollte eine Freiſtätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gaſtlicher Herd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrſchaft aus ihrer Heimath verfolgt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten, wie mag es ſich herabwürdigen laſſen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die ſie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langſamer vorſchreite, ſich herabwürdigen laſſen, eine Zugbrücke zu ſein, die den freiſinnigen Anſichten auf ihrer Wanderung von dem Norden nach dem Süden Deutſchlands und zurück den Weg verſperren! Wie kann eine freie Stadt ſich beſſer ſichern, als wenn ſie überall die Freiheit gegen Jeden, der ſie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder beſtünde die Freiheit unſerer Verfaſſung nur darin, daß abwechſelnd jeder Bürger dazu kommen kann, dieſe Freiheit beſchränken zu helfen?" — Börne's ganzer Gewinn für Mühe und Verdruß war eine größere Formgewandtheit. „Fein, witzig, behutſam und graziös,“ meinte er ſpäter, „ließe ſich nur ſchreiben, wenn mit uns die Katze Cenſur ſpiele!“ Noch ſchlimmere Erfahrungen machte er mit ſeinen „Zeitſchwingen“, die in Offenbach gedruckt wurden. Kaum hatten ſie ihren Flug begonnen, als die Eſchenheimergaſſe ſich abonnirte und der Darmſtädtiſchen Regierung einen Wink gab, der die Verhinderung dieſer Wochenſchrift zur Folge hatte. Um nicht noch ſpeciellere Bekanntſchaft mit der bundesväterlichen Fürſorge für ſchriftſtelleriſche Talente von ſolcher Bedeutung zu machen, fand Börne, nachdem er kaum eine Herbſtreiſe an den Rhein beendet hatte, es gerathen, einen Ausflug in's Ausland anzutreten, um ſo mehr, da ihm in Frankfurt ſogar Paßſchwierigkeiten erhoben wurden. Dieſe Reiſe nach Paris, ſeine erſte, hat er in ſeinem Sodener „Tagebuche“ (B. IV. S. 303 u. ff.) ſelbſt beſchrieben. Die franzöſiſche Hauptſtadt machte auf ihn einen ſo anregenden, angenehmen Eindruck, daß derſelbe für ſeine Zukunft entſcheidend wurde, obwohl Börne diesmal nur wenige Wochen dort verweilte. Da die Gefahr für ſeine perſönliche Sicherheit verſchwunden zu ſein ſchien, ſo kehrte er im November nach Frankfurt zurück, um dort in ſtiller Zurückgezogenheit für ſeine „Wage“ und das Cotta'ſche „Morgenblatt“ zu arbeiten. Die großherzoglich heſſiſche Regierung hatte den Herausgeber der „Zeitſchwingen“ jedoch keineswegs aus dem Auge verloren. Im März 1820 wurde er auf deren Anſuchen plötzlich auf die Frankfurter Hauptwache geſchleppt. Seine Familie verbrannte in ihrer maßloſen Angſt einen ganzen Koffer voll alter Börne'ſcher Manuſkripte, zum Theil werthvolle Sachen. Freilich war Börne beſchuldigt, nichts Geringeres als eine Revolution, die in — Darmſtadt anfangen ſollte, im Schilde zu führen?! Ein Frankfurter Gimpel, mit Namen Sichel, hatte im großherzoglichen Schloßgarten den Winden einige Flugblätter anvertraut, wahrſcheinlich um die Hoflakaien zu bearbeiten!? Zur Rechenſchaft gezogen, gab er Börne, den er noch in Paris wähnte, als Verfaſſer an, um ſich ſelbſt aus der Schlinge zu ziehen. Als nach vierzehntägiger ſtrenger Haft des Gefangenen Unſchuld ſogar den Demagogenriechern ſich aufdrängte, wurde er wieder freigelaſſen, nachdem ſeine ohnehin ſchwache Geſundheit bedeutend gelitten hatte. Jede Korreſpondenz, ja ſogar Meſſer und Gabel beim Eſſen, war ihm verſagt worden.

Dieſe frivole Verhaftung, die Gleichgültigkeit des Frankfurter Publikums gegen ſolche Unbill, die endloſen Plackereien mit der Cenſur, das ſteigende Misverhältniß mit ſeiner reaktionären Familie, dazu ſehr annehmbare Anerbietungen von Cotta beſtimmten Börne, wieder ernſtlich an ſeine Auswanderung aus der Heimath und an eine Ueberſiedelung nach Paris zu denken. Der Frühling und Sommer verging ihm angenehm auf Reiſen am Rhein, nach Stuttgart, wo er die unvergleichliche „Monographie der deutſchen Poſtſchnecke“ und im Winter 1822 den „Eßkünſtler“ ſchrieb, und nach München, wohin ihn ſein ſpekulativer Vater lockte, um ihn ächt ſeelenverkäuferiſch zum publiciſtiſchen Kutſchpferde an die k. k. Hofkanzlei in Wien zu verſchachern und der Familie Baruch dadurch ein neues Verdienſt um das Haus Habsburg zu erwerben.

Als der aus der Art geſchlagene Sohn weder Börſenvernunft annehmen, noch in die ſchlau gelegte Falle gehen wollte, als er ſogar in gottloſer Verſtocktheit die zu Staatsviſiten beſtimmten neuen Galakleider und Schnallenſchuhe verſchmähte und gegen die auserleſenſten Lockſpeiſen ſo appetitlos wie gegen die Drohungen des väterlichen Zornes taub blieb, als der „liebe Louis“ ſich durchaus nicht „um ſein Glück willen“ von „ſeiner Idee heilen“ ließ, da wurde der „treue Vater“ patriarchaliſch brutal. Herrn Baruch's „Jugendfreund“ und Gönner, welcher das Spiel auch jetzt noch keineswegs verloren gab, ſteckte ſich nun hinter Rothſchild. Metternich's Anträge lauteten dahin, „daß Börne mit dem Gehalte eines kaiſerlichen Rathes in Wien leben ſolle, ohne zu irgend einer Dienſtbarkeit angehalten zu ſein; für Alles, was er dort ſchreiben wolle, ſei ihm völlige Cenſurfreiheit zugeſichert, er ſolle ſein eigener Cenſor ſein! Wolle er ſeine Stellung in den erſten Monaten wieder verlaſſen, ſo werde ihm durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt werden." — Trotz ſeiner höchſt mißlichen äußeren Lage und des durch ſeine Ablehnung unvermeidlich werdenden unheilbaren Bruches mit ſeiner Verwandtſchaft, verbat ſich Börne diesmal ſo entſchieden wie früher, die Ehre, publiciſtiſcher k. k. Hofagent zu werden. Des Staatskanzlers Plan war ſo fein und argliſtig, wie immer. Hätte Börne ſich auch bei dem erſten ungebührlichen Anſinnen an ſeine ſchriftſtelleriſche Keuſchheit zurückgezogen — ein Tag in der Staatskanzlei zu Wien, und ſein ſchriftſtelleriſcher Kredit, wie ſein makelloſer Charakter wäre für immer geknickt geweſen. An der Klarheit und Feſtigkeit des ehrlichen Mannes wurden jedoch alle Heucheleien und Schmeicheleien des diplomatiſchen Großmeiſters zu Schanden, der darin allerdings wiederum ſeinen ſeltenen Scharfblick bewährte, daß er ſogleich aus der Kralle den Löwen, aus dem erſten Auftreten dieſes Genius den gefährlichen Gegner der Fürſtenpolitik erkannte. Denn kein einzelner ſchwacher Menſch, mit Ludwig Koſſuth's einziger Ausnahme, hat in der That zum Sturze des Metternich'ſchen Syſtems, zum Untergange des heiligen Iliums der Legitimität wohl mehr beigetragen, als der kühne Sohn jenes kriechenden Vaters, welcher ſich des erhabenſten Geiſtes, der je aus einer Judengaſſe hervorgegangen, ſchämte, um ſich mit deſto ſchamloſerer Arroganz als des k. k. Staatskanzlers „Jugendfreund" zu brüſten.

Zum Glück ſtand Börne trotz dieſes unheilbaren Bruchs mit ſeiner Verwandtſchaft nicht vereinſamt da. Verheirathet war er nicht. Seine leidende Geſundheit, verbunden mit ſeiner miſlichen Stellung, ließ den Gedanken, ſich ein eigenes Hausweſen zu gründen, nie in ihm Wurzel faſſen. Um ſo bedeutſamer wurde für ihn ein Herzensbündniß mit einem der aufopferungsfähigſten, uneigenützigſten weiblichen Weſen, das in ihm ſowohl das herrliche Talent als die liebenswürdige Perſönlichkeit verehrte, und deſſen einziger Ehrgeiz des Freundes Ehre und Glück war. Wie es leider in jüdiſchen Familien als Nachwehe des alten Orientalismus noch häufig vorkommt, mit ihrem Manne ohne Gleichheit der Gefühle, der Lebensrichtung und Bildungsſtufe zuſammengekettet, hatte Frau Wohl das beiderſeitige innere Misverhältniß zuletzt zum offenen Bruche getrieben, zur Eheſcheidung. Schon dieſes Zerwürfniß mit ihren Familienverhältniſſen, dazu die Energie des Weibes, das zur Rettung ſeiner Gemüthswelt der Gefahr, von der Welt verläſtert und verletzt zu werden, zu trotzen und mit dem Frieden des reinen Gewiſſens in's bewegte Leben hinauszutreten wagte, mußte bei Börne verwandten Empfindungen begegnen. Im Winter 1816 auf 1817 war Börne ihr bei den Schwiegereltern ſeines Freundes Stiebel in Frankfurt begegnet und dann als täglicher Gaſt in der Familie, in der ſie wohnte, mit ihren Lebensanſichten und Plänen vertraut geworden. So ſchloß ſich der Freundſchaftsbund zwiſchen Frau Wohl und Börne, der für deſſen letzte zwanzig Lebensjahre ſo beziehungsreich und tröſtend wurde und ſelbſt nach der Wiederverheirathung der Freundin alle Wechſelfälle und Schmerzen des Lebens und Todes überdauerte.

Heinrich Heine, der allerdings der Menſch nicht iſt, ein reines, geſchlechtloſes Seelenbündniß zwiſchen Mann und Weib zu faſſen, geſchweige denn zu glauben und unbeſpöttelt zu laſſen, hat dieſes für beide Theile durchaus ehrenhafte und für unſere Literatur an Segnungen ſo reich gewordene Verhältniß in den Sumpf ſeiner frivolen Kritik gezogen.

In der Zeit, in der wir heute leben, würde ich es für eine Betheiligung an jenem Frevel gegen Börne's Manen und für eine Beleidigung gegen das ſeitdem mündig gewordene deutſche Volk halten, wenn ich über dieſen widerlichen Auswuchs literariſcher Treiberei und ſchadenfroher Klatſchſucht noch ein Wort der Abwehr verlöre. Vor einem Jahrzehnt haben Deutſche und Franzoſen bereits über das verwahrloſte Genie gerichtet, das ſich einſt mit Börne's Vertrautheit brüſtete, die Reveille der Revolution ſchlug und den allzu harmloſen Einſiedler aushorchte und auspreßte, um den Meiſter um ſchnöden Judasſold zu verrathen. Im Jahre 1840 wollten Viele noch nicht glauben, was der Februar 1848 unleugbar gemacht hat, nämlich daß unter den Söldlingen des franzöſiſchen Korruptionskönigs ſich derſelbe Schriftſteller befand, dem Börne's „Königsfreſſerei“ freilich unter ſo bewandten Verhältniſſen ein Gräuel ſein mußte.*)

VII.

Die zweite Pariſer Reiſe machte Börne in Gemeinſchaft mit ſeiner Freundin und mit der nachherigen Gattin des Dr. Reinganum aus Frankfurt, mit denen er in Heidelberg zuſammentraf. Börne, ohnehin im Franzöſiſchen geübt, war durch ſeine ruhige, geſammelte Anſchauung befähigter als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen, den Knäuel der damaligen Pariſer Ideen und Verhältniſſe zu entwirren und zu verarbeiten. Es war die Blüthezeit der jeſuitiſch-feudaliſtiſchen Umtriebe unter Villèle: ein reiches Feld der Erfahrungen und Lehren für einen ſo ſcharfſinnigen Kopf, wie Börne. Die Ausbeute dieſer zwei Jahre, in werthvolle Denkmünzen ausgeprägt, bildet den vierten Theil ſeiner geſammelten Schriften. Gutzkow, auf dieſem Felde ein kompetenter Beurtheiler, da er ſelber zweimal in Paris war und über die dortigen Zuſtände geſchrieben hat, äußert in „Börne's Leben“ Seite 145: „Dieſe Schilderungen aus Paris ſind doch noch immer das Lebensvollſte und Geiſtreichſte, was wir über die franzöſiſche Hauptſtadt beſitzen. Sie ſind auch von dem, was Börne geſchrieben, das bei Weitem Gerundetſte und ſo fein ausgearbeitet, wie ein Stahlſtich.“ Sie ſind klaſſiſch für das Paris der „Reaktion von Gottes und der Pfaffen Gnaden“, wie Göthe's italieniſche Reiſe für das Italien des 18. Jahrhunderts, und deshalb für alle Zeiten von Werth und Intereſſe; ſie ſind namentlich voll der frappanteſten Vergleichungspunkte zwiſchen dem Treiben der Legitimiſten unter den Bourbons und dem der Royaliſten unter dem Opiumraucher des **Elysée national** in unſern Tagen.

---

*) Wer „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ geleſen und die Aktenſtücke dieſes literariſchen Prozeſſes prüfen will, den verweiſe ich auf „Börne's Leben“ von Gutzkow und auf „Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine“ (1840 bei Sauerländer in Frankfurt erſchienen), das im Anhange unter andern auch mein motivirtes Urtheil in dieſer Sache enthält.

Nach Börne's Rückkehr aus Paris im Jahre 1824 nahm ſein fortwährendes Kränkeln während ſeines Aufenthaltes in Heidelberg eine lebensgefährliche Geſtalt an. Einem heftigen Blutſturze folgte ein langes Krankenlager, wobei Frau Wohl ihm die ſorglichſte Pflege widmete. Zunehmende Schwerhörigkeit trübte ſeine langſame Geneſung noch mehr. Seitdem hielt er ſein Lungenübel für erwieſen. Dieſe Leiden wurden erhöht durch die Folgen, welche ſie auf ſeine Arbeitsfähigkeit übten. Ohne ſich körperlich aufzureiben, zu größeren ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen unfähig, mußte er ſich mit kleineren Artikeln für das „Morgenblatt“ behelfen. Cotta zahlte zwar ſehr gut, doch reichte das Honorar für die Ausgaben eines Mannes nicht aus, der zwar kein Verſchwender, aber auch kein knickernder Haushalter war. Zu den Bedürfniſſen des Schriftſtellers kamen die des gebildeten Mannes. So blieb ihm denn in ſeinem leidenden, beengten Zuſtande zuletzt keine andere Wahl als Metternich's „Jugendfreund“ wieder um Zubuße anzugehen. Dieſer aber machte kein Hehl aus ſeiner Erbitterung über die unheilbare Verblendung und unverbeſſerliche Thorheit eines Sohnes, der nicht Ordre parirte, nicht, wie die übrigen Kinder des Hauſes, „in der Welt was vor ſich brachte“, im Gegentheil viel gekoſtet hatte — Herr Baruch behauptete: runde 20,000 Gulden!? — und nichts geworden war als der Verfaſſer von Schriften, die bei ſeinem geehrten Freunde, dem Fürſten Metternich, keine Billigung fänden. „Was,“ eiferte Herr Baruch, „was wolle er in der Welt mit den liberalen Verkehrtheiten? Sich Feinde machen! Die Großen angreifen! Paßt für ſeine Stellung nicht! Was iſt er in der Welt, daß er ſich erlaubt, ſo ein Wort zu führen?“ . . . Syſtem, Geſinnung, verſichert Gutzkow und wir wollen's ihm glauben, ſei für den alten Financier allerdings „kein Larifari“ geweſen; aber er antwortete darauf ganz als Geiſtes- und Geſchäftsverwandter Rothſchild's: „Was braucht mein Sohn in ſeiner Lage Geſinnungen? Solche Chimären! Wir Juden haben in der Welt eine ganz andere Stellung, als ein großes Wort zu führen! Wir werden doch wahrhaftig den Weltlauf nicht ändern! Er ſchadet uns nur; er bringt uns in unſern Intereſſen zurück, und ich ſchäme mich, wenn ich nach Wien komme und bei unſern langjährigen Verbindungen mit dem öſterreichiſchen Hofe einen ſolchen Sohn haben muß!“ — So ſchroff ſtanden ſich hier Geld- und Ideenmenſch, Bankjude und Schriftſteller, das alte Hebräerthum und das moderne Menſchenthum — Shylok und Antonio gegenüber. Freilich behielt auch in dieſem Lebensdrama der Geiſt zuletzt Recht, doch nur nach herben Foltern. Wie in der Literatur, ſo nicht minder im Leben war Börne's Kampf typiſch für die neue Zeit.

Es gehörte die ganze Gewandtheit der Freunde dazu, den Mann des Geldes zu bewegen, daß er ſich des Ideemenſchen zuletzt um ſeines leidenden Körpers willen wieder erbarmte und ihm nach langem Zögern zur Beſtreitung der Unkoſten für das Krankenlager ein Almoſen auswarf! Erſt nach des Vaters Tode im Jahre 1827 beſſerte ſich Börne's äußere Lage ſo, daß er ohne Nahrungsſorgen „Geſinnungen“ haben konnte. Zwar hatte Herr Baruch, der in der letzten Zeit merkliche Verluſte in Staatspapieren erlitten, den ungehorſamen Sohn noch dazu im Teſtamente fühlbar zurückgeſetzt; nichts deſto weniger kam auf Ludwig's Theil noch ein Kapital von 22,000 Gulden, welches, verbunden mit einer Rente, für die er ſeinen Anſprüchen auf das künftige mütterliche Vermögen entſagte, und mit den 400 Gulden Penſion vom Frankfurter Senate, ihm ein Jahreseinkommen von 1600 Gulden ſicherte. Hierin liegt der beſte Beweis, wie wenig Wahres an dem Vorwurfe iſt, er habe ſeine „Pariſer Briefe“ aus Spekulation auf ein großes Honorar ſo ſcharf gepfeffert. Ein Prozeß mit ſeinen Brüdern, der freilich gütlich ausgeglichen wurde, verewigte das Zerwürfniß mit ſeiner Familie auch nach des Vaters Tode. Nur mit Frau Spiro, ſeiner Lieblingsſchweſter, ſtand er fortwährend in erquicklicherem verwandtſchaftlichen Einvernehmen.

Abgeſehen von den körperlichen Leiden und dieſen peinlichen Familienzwiſten fühlte Börne ſich ſeit ſeiner Rückkehr nach Deutſchland im Jahre 1824 vielfach angenehmer, als früher, berührt. Ihn erheiterte der kleinſte Fortſchritt in der Vermenſchlichung der deutſchen Zuſtände. Eifrig ſchrieb er für das „Morgenblatt“ wieder über Geſellſchaft und Theater, beſonders als die Sonntag in Frankfurt jenes kunſtgeſchichtliche Furore machte; mitunter ging er in Theegeſellſchaften, wo er gemüthlich mit Frauen und Jungfrauen äſthetiſirte und ſcherzte, beſuchte den „Gelehrtenklubb“ und hielt am 2. Dezember 1825 im „Muſeum“ ſeine weltberühmte „Denkrede auf Jean Paul Friedrich Richter“, die in Nro. 294 und 295 des „Morgenblatts“ für 1825 und auf Betrieb der Erlanger Studenten beſonders abgedruckt 1826 als „Neujahrgabe für die Freunde und Verehrer des unſterblichen Jean Paul's“ erſchien.

Wenn Börne's Widerſacher nie gelogen, nie übertrieben hätten, ja, wenn er noch ſo „raſend geſchimpft“, noch ſo „wahnſinnig gehaßt“ hätte, dieſe Denkrede auf den Meiſter des deutſchen Humors, den liebenswürdigſten Gemüthsmenſchen des Jahrhunderts und genialſten Träumer Europas, auf den formloſeſten und bilderreichſten, ſchwungvollſten und tiefſinnigſten Dichter unſerer Kulturepoche würde ihm die Dankbarkeit und Verehrung aller Derer ſichern, welche fühlen, daß dem, der viel geliebt hat, auch viel vergeben werden ſoll. Dieſe Denkrede, die wie Orgelton nnd Glockenklang tönt, iſt das Großartigſte, Erhabenſte, Ergreifendſte, was Börne, ja was ein neuerer deutſcher Dichter überhaupt bei einer Todtenfeier geſchrieben hat. Nur Jean Paul ſelber hätte vielleicht Aehnliches zu leiſten, doch das Tiefe und Hohe nicht in ſo kryſtallreiner Form zu verkörpern vermocht. „Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens ſteht er allein!“ ſchreibt Börne, und: „Die Troſtbedürftigen zu tröſten und als befruchtender Himmel dürſtende Seelen zu erquicken, dazu allein ward der Dichter nicht geſendet. Er ſoll auch Richter der Menſchheit ſein und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunſt und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er ſtrafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn!“.. Wer vermöchte Jean Paul's Miſſion gedrängter, ergreifender zu ſchildern? Noch mehr: kann der Jünger in der Feier ſeines Meiſters ſein eigenes Weſen ſchlagender bezeichnen? Iſt es uns nicht, ſo oft wir dieſe Rede leſen, als ſähen wir tief hinein in Börne's eigene Herzenswelt, als läge in der Schilderung von dem Einen, die Geneſis des Andern vor uns aufgeſchlagen? Jean Paul war Ludwig Börne's erſte und letzte Liebe! Um ihm anzuhangen, hatte er Vater und Mutter verlaſſen; um ihn der unglücklichen Nation zu erſchließen, um ihn zu erſetzen und fortzuſetzen, kam ſeit jenem Todestage der heilige Muth über Börne, der ihn anfangs ſo ſtill und in ſich gekehrt und faſt ganz den weicheren Seiten des Lebens und der Natur hingegeben erſcheinen läßt, bis in Paris der erſte Schuß der Lärmkanone fällt, die den anbrechenden Morgen des neuen Völkertages verkündet. Da rafft er ſich auf, da vergißt er die kleinen Freuden, die ihm Moritz Oppenheim mit ſeinem wohlgetroffenen Portrait 1827 gemacht hat; da vergißt er die altklugen Kritiken von Ludwig Robert und Willibald Alexis, und die Parade und den Göthekultus, und was ihn ſonſt Alles auf ſeiner Winterreiſe in Berlin erfreute und verdroß; da vergißt er die gute alte Frau Herz, die dem Jüngling freundlich gelächelt, und die Rahel, die den Mann vor Allen früh erkannt und gefeiert hat; da vergißt er Hamburgs Alſterbaſſins und Buchhandel, und Hannovers ſelbſtzufriedene Langweiligkeit, die er im Herbſt 1828 gekoſtet; da vergißt er die laue Aufnahme der erſten Auflage ſeiner geſammelten Schriften und Buchhändler Campe's lange Geſichter; da vergißt er das idylliſche Soden, wo er mit ſeiner Vergangenheit ſo liebenswürdig abgeſchloſſen und im Burgfrieden der reizenden deutſchen Natur ſein krankes Herz geſtärkt hat: er eilt, er fliegt hinaus nach dem Herde der neuen Revolution, hinaus auf's Schlachtfeld, das nur zu bald der Todtenacker der Freiheit werden ſollte. Das iſt der frühere Börne nicht mehr; er iſt, was er von ſeinem Meiſter ſchrieb: Donnergott allen Zorneswerthen, Geißel den Strafwürdigen, ein Dichter und Richter zugleich, ein Erretter der Menſchheit, deſſen Worte Donner und Blitz ſind, um die Erde vom Dunſt und Moder der alten Zuſtände zu reinigen!

Wohl hat manches deutſche Herz, um der kalten Welt zu entfliehen, mit und für Jean Paul geſchwärmt; wohl haben viele der beſten Kunſtkenner ſein Genie bewundert und ſeine Unform beklagt, doch die Wenigſten, die über ſeinen göttlichen Humor gelacht, haben denſelben verſtanden; aber wer iſt gleich Ludwig Börne ſo ganz in Jean Paul aufgegangen, und dann neugeboren, wieder aufgetaucht, ſo völlig ſein eigen und zugleich ſo würdig, ihm zur Seite zu ſtehen, ihm vollkommen ebenbürtig genannt zu werden? Börne iſt nicht zu erklären ohne Jean Paul, und wiederum, wer Jean Paul's Genius vollkommen durchdringen will, der lauſche auf das, was ſein Jünger in ihm fand. Es iſt nicht die Stellung zwiſchen Planet und Trabant, vielmehr das Verhältniß jener wunderbaren Doppelſonnen, die, ſich ſelbſt ein Syſtem, ſich um denſelben zwiſchen ihnen liegenden gemeinſamen Schwerpunkt drehen. — So lange Börne lebte und wirkte, iſt er ſtatt mit Jean Paul nur zu häufig, um nicht zu ſagen faſt unvermeidlich, mit dem zweideutigen Namen Heinrich Heine's zuſammen genannt worden: doch ſehr mit Unrecht. Es iſt dies einer der vielen Beweiſe ſowohl von der beklagenswerthen Leichtfertigkeit und Flachheit unſerer, ihrer Gründlichkeit wegen ſo geprieſenen deutſchen Kritiker und Literärhiſtoriker, wie von der gedankenloſen Nachbeterei der meiſten, auf ihre Bildung ſo ſtolzen Modeleſer. Denn dem ſchärferen Beobachter muß auf den erſten Blick klar werden, daß ſich in Inhalt und Form, Veranlaſſung und Ziel die Schriften Börne's und Heine's wie Nord- und Südpol gegenüber ſtehen. Was beide Schriftſteller eine Spanne Zeit mit einander verband, war das Intereſſe, das bei Börne den edlen Grund hatte, Heine's Talent an die Sache der Freiheit zu ketten, bei Heine den gemeinen, Börne für ſich auszubeuten. Als beide einander näher kennen gelernt, entwickelt ſich ihr gegenſeitiges Misbehagen bald zu vollſtändigem Abſtoßen, ja offenem Befehden. Börne hat Heine's Talent gefeiert, doch den Misbrauch deſſelben beklagt und den Menſchen Heine nie geliebt, um nicht zu ſagen ſtets mit geheimen Ekel betrachtet. Und Heine traute dem Frieden mit Börne desgleichen niemals. „Ich war nie Börne's Freund und ich war auch nie ſein Feind", verſichert Heine ſelbſt. Um das Eine oder das Andere ſein zu können, hätte Heine Börne's Bedeutung begreifen müſſen. Aber er begreift eher Alles, als daß er den heiligen Ernſt des ungebrochenen Charakters, das erhabene Pathos eines gotterfüllten Sehers gelten ließe. Dazu iſt er viel zu frivol, oder, wie er von ſich rühmt, „viel zu geſcheidt." Heine iſt herzlos, wie die ganze romantiſche Schule, deren genialſter Nachzügler und Nachrichter er iſt! So gefliſſentlich er auch das Gegentheil verſichert, er iſt dennoch ein ächter Geiſtesverwandter der charakterloſen, eitlen, ſelbſtſüchtigen Schlegel, gegen die er ſo genial geeifert und die ſich ſo grenzenlos über ihn ereifert haben. Und ſo wenig er es zugeſteht, er hat mehr von Rothſchild, den er verleugnet, als von Chriſtus, den er bekennt. Er iſt Romantiker trotz „Wintermährchen" und „Atta Troll.“ — Einen ganz andern Ausgang hat Börne! Es iſt Leſſing, Herder, Jean Paul, es iſt die ringende Tendenzpoeſie im Gegenſatze zu der ſelbſtzufriedenen klaſſiſchen des alten Göthe und zu der verhimmelnden Dämmerei der durch Heine in die Frivolität umſchlagenden Romantik; kurz es iſt die ſtrenge Prophetenſchule unſerer Dichtkunſt, aus der er hervorging und aus der er hinüber leitet zu der modernen, weder um ihrer ſelbſt willen, noch im Solde der Finſterlinge, ſondern im Dienſte des Volkes ſchaffenden Literatur, welche mit ihm anhebt. Daß Börne ſich auch in ſtyliſtiſcher Beziehung in ſeinen Lehrjahren an Jean Paul geſchult hat, iſt kaum bemerkenswerther, als daß er daſſelbe früher an Johannes von Müller gethan. Auch in dieſem Punkte zeigt ſich mehr die Aehnlichkeit der Geiſtesverwandtſchaft, als die der Nachahmung. Der Jünger iſt in der Form ohnehin über dem Meiſter. Jean Paul verfällt häufig in Verworrenheit, Ueberladung und Geſchmackloſigkeit, Börne niemals. Sein Styl beſitzt die ganze Glätte, Geſchmeidigkeit und Schärfe einer guten Damaszenerklinge, während Jean Paul's Diktion oft über den ſchimmernden Edelſteinen und Goldgebilden auf der Säbelſcheide an Elaſticität verliert, was ſie an Schnörkeln und Hieroglyphen gewinnt. — „Jean Paul war der Jeremias ſeines gefangenen Volkes!“ ſchreibt Börne; — er ſelbſt war der Johannes des neuen Völkerbundes.

VIII.

Drei Stunden von Frankfurt und eine von Höchſt liegt, von den Vorbergen des Taunus umſchloſſen, der Badeort Soden, jetzt durch die Taunusbahn mit Main und Rhein verbunden und im Wetteifer mit Homburg und Wiesbaden; doch vor wenigen Jahren noch ein bloßes ſogenanntes Frauenbad, wohin im Lenz die Frankfurterinnen mit Sack und Pack zogen, um ſich mit ihren Kindern in den ungemein milden Lüften des lieblichen Wieſenthales von den Nachwehen der Winterfreuden zu erholen. Dorthin zog Börne am 6. Mai 1830 als der erſte und nach mehreren Tagen noch der einzige Kurgaſt. Aus ſeinem Fenſter im Frankfurter Hofe überſah er den Hof, dem er den Stoff zu jener lieblichen Humoreſke entlehnte, die ſein Sodener Tagebuch ziert. Börne's Styl iſt in der Regel, doch nie mehr als hier eine Blüthe der Luft, die ihn umweht. In dieſen Tagebuchsblättern, in dieſem reizenden Stillleben ſpiegelt ſich eine Welt. „Lang, lang, lang!“ ruft er aus, wie ein Erwachender, der ſich nach ſchwerem Traume ſtreckt und dehnt, aufſtehen möchte, um den ſchönen Morgen zu genießen, doch zwiſchen Müdigkeit und Behagen liegen bleibt und die trübe Vergangenheit mit der ſtillen Gegenwart und den Ahnungen einer ſturmbewegten Zukunft vor ſeiner Seele in einander ſpielen läßt. „Ein Mann von Ehre ſollte ſich ſchämen, krank zu ſein länger als vier Wochen!“ ſcherzt er über ſich ſelbſt. Ach, er war länger als ein Jahr krank geweſen! Als er von ſeiner norddeutſchen Tour zurückkehrte, packte ihn in Kaſſel ſein altes Uebel wieder, und das liebe Leben, „das gezähmte, wilde Thier, das ſeinen Herrn vergißt und hinausſpringt in's Freie, ſobald es den Käfig offen findet,“ hätte um ein Haar die morſche Thür geſprengt. In Kaſſel war es auch, wo er ſeinen Konrad in Dienſt nahm, die treue Seele, die ihm den komiſchen Ernſt, die naive Selbſtgefälligkeit und die unbeholfene Strebſamkeit des deutſchen Michels ſtets in ihrer ganzen Glorie gegenwärtig hielt und Gelegenheit gab, täglich, ja ſtündlich Geduldproben zu liefern, während alle Welt über die Ungeduld in den „Pariſer Briefen“ den Kopf ſchüttelte. Börne durfte ſich's jetzt ſchon etwas bequemer machen: er war — ein Rentner, ein „gemachter Mann“. Die „geſammelten Schriften“ fanden anfangs zwar wenig Abnehmer — der erſten Aufforderung zur Subſkription entſprach das Volk der 30 Millionen Deutſchen mit 150 Unterſchriften! — aber deſto lebhaftere Bewunderer, doch wohl zu merken, mehr in äſthetiſchen Kreiſen, namentlich zu Berlin, als bei den Liberalen jener Zeit. Als literariſche Größe ward er nun in Frankfurt vielfach von Fremden aufgeſucht. Doch ſein Lungenleiden war nicht beſſer, der politiſche Horizont immer trüber geworden. Jetzt endlich zog ihm in Soden der Frühling ſchmeichelnd wieder in Herz und Sinne. Jedes Blümchen, jeder Sonnenſtrahl, jedes freundliche Wort eines Badegaſtes weckte auf ſeinem bleichen Geſichte ein dankbares Lächeln; allen kleinen Freuden und Ereigniſſen der Umgebung begegnete ſein theilnehmendes Gemüth. Bei dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, den er hier las, ſtaunt er, daß unſere zwei größten Dichter „im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite." Er weiß nicht, wie hoch unſere Aeſthetiker den Witz ſtellen; aber er iſt feſt überzeugt, „ohne Witz, ſei man noch ſo großer Dichter, kann man nicht auf die Menſchen wirken." Der Witz iſt ihm „das demokratiſche Prinzip im Reiche des Geiſtes, der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, ſagt: ich will nicht!" Er klagt, daß Schiller und Göthe das Volk nicht geliebt, für das Volk nichts gethan haben, da ſie nur unter ausgewählten Menſchen lebten, Ariſtokraten waren. „Ein Volk iſt wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es ſchelten, ſtrafen; doch man ſoll nur ſtreng ſcheinen, nicht es ſein; man ſoll den Zorn auf den Lippen haben und Liebe im Herzen!" ruft er treffend aus. So wirkten Schiller und Göthe nicht, ſo wirkte Jean Paul und ſo zu wirken war Börne's ſtille Sehnſucht, welche wuchs mit ſeiner Geneſung. Das kleine Weimar und die deutſchen Muſenſitze ſammt und ſonders gemahnen ihn an den Spruch eines alten griechiſchen Dichters, „das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen ſei, in einer berühmten Stadt geboren zu ſein." Da nun mehr ſei, glücklich zu ſein, als ſein Glück zu machen, ſo nennt er in unſern Tagen das Nothwendigſte zum Glück, in großen Städten zu leben, die das ſind, was in alter Zeit die berühmten waren. In kleinen Städten wird, „wer kein Waſſer in den Adern hat", leicht zum Menſchenfeinde. Das erinnert ihn an Paris, wo es ihm einſt ſchon ſo wohl geworden. „Ruhe iſt Glück, wenn ſie ein Ausruhen iſt, wenn wir ſie gewählt, wenn wir ſie gefunden, nachdem wir ſie geſucht: aber Ruhe iſt kein Glück, wenn, wie in unſerem Vaterlande, ſie unſere einzige Beſchäftigung iſt!" klagt er. Wo iſt in dem zerriſſenen Deutſchland dieſe geſunde Ruhe zu finden? Ach, von den Alpen bis zum Meere, vom Rheine bis zur Oder ſind ja ſelbſt unſere großen Städte noch entſetzlich kleinſtädtiſch. Wie ganz anders Paris. Es iſt eine Welt! Was ihn dort am Meiſten anſprach, war die Vermiſchung der Stände. Er ſah „in einem Glaſe alle Beſtandtheile der bürgerlichen Geſellſchaft: das zog ſich an, ſtieß ſich ab, gährte, ziſchte, ſchäumte, und am Ende mußte jeder von ſeiner Natur etwas ablaſſen und von der fremden etwas annehmen;" er ſah das Leben einmal auf dem „naſſen Wege", er hatte „früher nur das auf dem trocknen gekannt." Dieſes demokratiſch flüſſige Leben hinein zu leiten in die deutſche Dürre, das lag als die ſchwierige, doch erhabene Aufgabe eines ächten Patrioten vor ihm; das ſchien ihm großer Mühen und Stürme werth.

So war Börne geſtimmt, als die Kunde von der Julirevolution erſcholl. War es ein Wunder, daß ſie ſein ganzes Weſen mit Allgewalt ergriff? Die Zeitungen kamen ihm zu langſam, er ging der Poſt oft bis Höchſt entgegen. Bald hielt ihn in Soden kein Arzt und keine Freundin mehr. In Frankfurt trat er als ein Anderer auf. Allen kam er wie umgewandelt vor; denn deutlich fühlte er die große Miſſion, zu der er berufen war. Mit Feuerzungen predigte der ſonſt ſo ſtille Mann von der neuen Gemeinſchaft aller Völker und Menſchen.

Bis zum Herbſt weilte er noch in Frankfurt. Da ließ es ihm keine Ruhe mehr. Um den Frieden wieder zu finden, mußte er ihn verlieren! Noch war es ihm nicht darum zu thun, über die Dinge, die ihn bewegten, über die Ideen, die ihm durch den Kopf ſummten, über die Thaten, deren er harrte, Bücher zu ſchreiben. Nur an der Quelle hören und ſehen und ſich nichts weiß machen laſſen von den Betrügern und Betrogenen in den Zeitungen, das wollte er zunächſt. Am 5. Sept. 1830 ſchrieb er von Karlsruhe aus ſeiner Freundin den erſten Brief; am 6. September entzückte ihn in Kehl am Hute eines Bauern die erſte franzöſiſche Kokarde „wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündfluth unſerer Tage, als das Friedenszeichen des verſöhnten Gottes.“ Als er die dreifarbige Fahne ſah, machte das Gemiſch von Freude und Trauer, von Liebe und Haß, von Furcht und Hoffnung in ſeiner gepreßten Bruſt ſich durch Thränen Luſt. Die Trikolore ſtand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, der rothe Farbenſtreif der Fahne aber flatterte in deutſcher Luſt. „Das wird auch die einzige Farbe ſein, die uns zu Theil werden wird von Frankreichs Freiheit,“ ſchreibt er ſchaudernd. „Roth, Blut, Blut — ach, und nicht Blut auf dem Schlachtfelde!“ Was er als ſo nahe bevorſtehend wähnte, erſt wir haben es erlebt. Wie oft haben Börne's Kritiker damals über dieſes Roth und Blut geſpöttelt; — wie oft haben wir ſeit 1848 bei dieſer Prophetenklage geweint!

Am 16. September betrat er Paris, ſeine deutſche Engbrüſtigkeit hatte ihn ſchon in Bondy verlaſſen. Raſch zog er alle ſeine Bedenklichkeiten aus und ſtürzte ſich jubelnd in das friſche Wellenbad. — Ob er ein kühner Schwimmer war? Noch gingen die Wogen des Revolutionsmeeres hoch. In Frankreich, Italien, Belgien, Polen und ſogar in Deutſchland krachten die Planken des Staatsſchiffes gewaltig. „Hätte ich mich alſo doch geirrt?“ fragt er zweifelnd bei den Nachrichten von den Unruhen in Hamburg, dem Braunſchweiger Schloßbrande und der Empörung in Dresden; „wäre Deutſchland reifer als ich gedacht? Hätte ich dem Volk Unrecht gethan? Hätten ſie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich

Helm und Harniſch getragen? O wie gern, wie gern! Scheltet mich wie einen Schulbuben, gebt mir die Ruthe, ſtellt mich hinter den Ofen, gern will ich die ſchlimmſte Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt! Wenn ſie ſich nur erſt die Augen gerieben, wenn ſie nur erſt recht zur Beſinnung gekommen, werden ſie ſich erſtaunt betaſten, werden im Zimmer ſich umblicken, das Fenſter öffnen und nach dem Himmel ſehen und fragen: Welcher Wochentag, welcher Monatstag iſt denn heute, wie lange haben wir geſchlafen? .... Wie hat man es nur ſo lange ertragen? .... Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer, aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu ſein aller erwachſenen Völker! Wie der kleine Hans, der noch kein Jahr Hoſen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten ſchwachen, grämlichen Schulmeiſters! ... Aber wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker iſt nicht wie Roſenſchein eines verſchämten Mädchens; es iſt Nordlicht voll Zorn und Gefahren!“ — Ach, Börne behielt für die Dreißiger-Jahre doch Recht! Aber geſcholten und mit Ruthen gegeißelt ward er um ſo unerbittlicher, weil ſeine Gegner alleſammt wohl fühlten, daß nichts geeigneter ſei, als dieſe Sprache, um dem Volke das Blut in die Wangen zu treiben. Dies war damals das Einzigmögliche. Denn noch hatte das Volk in Maſſe gar keinen Begriff von dem modernen Staate. Was die „Liberalen“ ihm dafür verkauften, war bloßes Stück- und Flickwerk, Halbheit und Hohlheit. Börne, deſſen politiſche Ideen im Herbſt 1830 noch keineswegs zu vorgerückt für eine wirklich konſtitutionelle Monarchie waren, ſtand dennoch ſchon im ſchroffen Gegenſatze zu den lateiniſchen Politikern in den ſüddeutſchen Kammern. Dieſe Welcker, Rotteck, Jordan u. ſ. w. ſchienen ihm ſchon damals um keinen Kreuzer mehr werth, als die franzöſiſchen Doktrinärs, nur daß erſtere ungleich talentloſer und kleinſtädtiſcher waren. Von der abſtrakten Freiheit, die ſich jedem „bürgerfreundlichen“ Nicken eines Duodezfürſten Preis gab, hielt Börne ſo wenig, wie von der burſchenſchaftlichen Sonderpolitik dieſer gegen die Franzoſen eben ſo großmäuligen, wie gegen die geſchwornen Feinde der modernen Ideen kleinmüthigen Männer. Ihm war die Gleichheit Aller in Allem, die Centraliſirung der Volkskräfte und Landestheile und die innige Verbrüderung mit allen nach Verwirklichung der Selbſtregierung ſtrebenden Völkern, und zunächſt mit dem franzöſiſchen, Grundbedingung jeder geſunden deutſchen Politik. Urbanität und Humanität ſtanden ihm höher, als jene ſelbſtgefällige Biederbigkeit, die ſich einbildet, ſie allein meine es ehrlich und redlich, ſie allein ſei klug und weiſe. Dem Vielreden und Nichtsthun der hochgelahrten Univerſitätsprofeſſoren war er kaum minder abhold, als dem Vielregieren der Bureaukraten, da er beide für Blutsverwandte hielt. Beiden Kaſten ſtieß ſein beißender Witz vor den Kopf, und beide rächten ſich nach Kräften an dem rückſichtsloſen Spötter, dem „nichts heilig" war, nicht einmal der unfehlbare Profeſſor Welcker. Dieſe Doktrinärs aber beherrſchten von den ſogenannten „Freiheitskriegen" bis zum Jahre 1848 die öffentliche Meinung in Deutſchland: es erklärt ſich daher höchſt einfach, wie dem Volke ein ſo ſchiefes Urtheil über die „Pariſer Briefe" eingeimpft wurde. Die liberalen Kliquen arbeiteten in dieſer Beziehung den Cenſoren und Polizeimeiſtern eifrig in die Hände.

IX.

Wie öde und leer, wie kleinlich und kläglich erſcheint uns das Meiſte, was vor 1848 in deutſcher Sprache über Politik geſchrieben wurde! Wie armſelig zumal ſind die Gegenſchriften und Recenſionen, die Börne's „Pariſer Briefe" hervorriefen. Ganz anders bei dieſen Genieblitzen! „Wie wahr, wie frappant, wie großartig!" möchten wir faſt auf jeder Seite ausrufen. Wer ſie nicht geleſen, hat nichts geleſen; wer ſie vor Jahren las, kennt ſie nur halb. Jetzt, jetzt erſt iſt der Augenblick gekommen, wo ſie das rechte Licht haben. Freilich haben ſich manche Angaben als falſch, manche Anſichten als irrig erwieſen; freilich war Börne nicht immer gut unterrichtet. Aber hat es denn jemals einen Sehenden gegeben, der die Sonne leugnete, weil es Sonnenflecke giebt? Oder iſt Chriſti tiefe Moral und erhabene Prophetie durch die Zeitirrthümer und Widerſprüche der Evangeliſten gefährdet? Oder iſt der Apoſtel Paulus ein Sykophant, weil er demokratiſcher und univerſeller als der beſchränkte Altliberale Petrus, der Heinrich von Gagern der Urkirche, war? Börne's „Pariſer Briefe“ ſind Gelegenheitsſchriften, wie die Pauliniſchen Briefe. Wer kann verlangen, daß ihre Wurzeln überall rein von der Erde erſcheinen, in der ſie gewachſen ſind? Börne bewährt, wie keiner ſeiner Zeit, den Dichter und Denker, den Volkstribun und Propheten zugleich. Er geißelt nicht blos die für heilig und unverletzlich geltenden Vorurtheile, er reißt nicht blos nieder, er zürnt nicht blos, nein, er verkündet zugleich das Künftige, weil er deſſen innere Nothwendigkeit erkennt. Er iſt poſitiver, als irgend einer von denen, die ihm „ſein ewiges Verneinen“ vorwerfen. Ach, hätte das deutſche Volk damals ohne Brille die Verkündigungen und Warnungen geleſen, die ſein großer Apoſtel der Freiheit ihm zurief, fürwahr es würde ſich im Frühling 1848 andere Vertrauensmänner auserkoren, einen andern Weg eingeſchlagen und andere Reſultate erreicht haben! Ein Leichtes wäre es, mit Hunderten von Stellen zu belegen, wie klar und richtig Börne unſere Entwickelungen und Verwickelungen voraus charakteriſirte. Es iſt, als lauſchten wir den Erfahrungen eines Zeitgenoſſen, nicht den Ideen eines Mannes, über deſſen Grabe ſchon dreizehn Lenze blühten. Allerdings wird Börne oft paradox in ſeinen Aeußerungen; allerdings iſt er leicht miszuverſtehen. Doch iſt ein Satz, den ein Weiſer in ein Paradoxon, in ein Räthſel hüllt, darum eine Dummheit, weil viele ſeiner Leſer noch nicht klug genug ſind, den Kern von der Schale zu unterſcheiden? Um zum Nachdenken, zum Disputiren zu reizen, zu zwingen, haben geiſtreiche Volkslehrer von jeher in ähnlicher Weiſe geſprochen, den Spott der Thoren nicht achtend. Als Chriſtus vom Abbrechen des Tempels und dem Wiederaufbauen in dreien Tagen redete, lachten die Phariſäer und Schriftgelehrten in Jeruſalem. Daß einem Weiſen füglich weniger, als den notoriſchen Dummköpfen ſeiner Läſterer, eine Albernheit zuzutrauen ſei, liegt ſo nahe und wird doch ſo häufig überſeben! So hat auch Börne den Kläffern in den kritiſchen Schlachthäuſern Deutſchlands manchen Knochen vorgeworfen, damit ſie ſich die Zähne daran ausbeißen ſollten. Und ſein Zweck ward zwar langſam, doch zuletzt vollſtändig erreicht. „In einem neuen Zeitungsartikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten, ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang nnd Stand, weil ich ſelbſt kein Hofrath wäre; erboſt gegen die Reichen, weil ich arm ſei; erboſt gegen die Fürſten, weil ich keine Hoffnung hätte, je ſelbſt ein Fürſt zu werden: — iſt das nicht himmliſch? Ich arm? Iſt mein Herz nicht allein eine Million werth?“ ſcherzt er über ſeine Rezenſenten, und um dieſelbe Zeit (Dezember 1831) äußert er: „Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich ſie (die erſten beiden Bände) heute ſchriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch blaſſer machen. Grob ſind ſie freilich, wie man ſie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menſchen ihnen ſo nahe treten und ſie durch die Brille betrachten? Sie ſind grob wie Freskogemälde ſind und ſein müſſen, die in einiger Entfernung angeſchaut werden ſollen. Auf der friſchen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge ſchnell der entſchloſſenen Hand nachſtürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachſchleichen. Dem Volke, das in weiten Kreiſen umberſteht, und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es grade mit dem rechten Maße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen, wie froh bin ich, daß ich der paſtellartigen Artigkeit entſagt, die den verzärtelten Diplomaten ſo gut gefällt, weil ſie es weglächeln, ſobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre

Empfindung gezogen, und das wird Früchte tragen. Denn ſelbſt für ihre eigenen Felder iſt die Saat nicht in ihrer Hand — Gott ſorge dafür, daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides iſt mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache." — Wem dieſe Aufſchlüſſe nicht deutlich genug, der laſſe die Hand von den „Pariſer Briefen"; der gehe erſt in die Schule und lerne leſen.

Börne's Politik war im Jahre 1830 noch durchaus monarchiſch, doch demokratiſch. Erſt als ſich die konſtitutionelle Staatstheorie in Frankreich Schritt vor Schritt durch die Praxis ſelbſt vernichtete, wurde er, wie Carrel und alle ehrlichen Leute von Herz und Kopf, Republikaner bis zu den letzten ſozialiſtiſchen Konſequenzen. Um dieſe nämlich war es ihm hauptſächlich zu thun. Als beſte Staatsform erſchien ihm die, welche in jeder Zeit die möglichſt weiteſte Begründung und Entfaltung der Volksintereſſen gewähre. Die Freiheit war ihm nur Form, die Verbrüderung aller Bürger und die Verbündung mit gleichgeſtellten Nachbarvölkern das Mittel, die Gleichheit in und zu Allem der nächſte Zweck, und die Humanität aller Völker der Endzweck alles politiſchen Geſtaltens. Zunächſt weiſt er — und dieſer Satz kehrt in allen ſeinen Schriften von 1819 bis 1837 wieder — auf ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Deutſchen und Franzoſen zu gegenſeitiger Hülfe und Ergänzung hin. Er will „einen gehörigen Salat" aus beiden gemacht wiſſen. „Die Franzoſen allein ſind Oel, die Deutſchen allein Eſſig, und ſind für ſich gar nicht zu gebrauchen außer in Krankheiten." In Frankreich verwendet man dreimal ſo viel Oel und nur ein Drittel ſo viel Eſſig zum Salat, wie in Deutſchland und dieſe Verſchiedenheit, meint er, gehe durch Geſchichte, Politik, Religion, Geſelligkeit, Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel und Fabrikweſen beider Völker. „Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in Allem ſo verſchmolzen wären, als es beide Völker heute Abend bei *** waren! . . . Ich hoffe im Jahre 1843, (wo es ein Jahrtauſend war, daß Frankreich und Deutſchland auf dem Kongreſſe zu Verdun getrennt wurden) endiget das tauſendjährige Reich des Antichriſts, nach deſſen Vollendung die Herrſchaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird!“ ruft er aus und ſetzt mit prophetiſchem Humor hinzu: „Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutſchland wieder zu einem großen fränkiſchen Reiche zu vereinigen. Zwar ſoll jedes Land ſeinen eigenen König behalten, aber beide Länder eine gemeinſchaftliche Nationalverſammlung haben. Der franzöſiſche König ſoll in Paris thronen, der deutſche in unſerm Frankfurt und die Nationalverſammlung jedes Jahr abwechſelnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden.“ — Ueber den ſtarren Nationalſtaat der Chriſtlichgermaniſchen war er ſchon 1830 weit hinaus. Er wollte ſich immerhin noch einmal eine deutſche Monarchie gefallen laſſen; aber ohne die Buchhändlerprozente der 33 Civilliſten. Als das Mittel, auf dem dies deutſche Reich der Vernunft zu Stande kommen werde, bezeichnet er 1830 bereits die unverwüſtliche Unvernunft der deutſchen Dynaſtien: „Gott hat die Fürſten mit Blindheit geſchlagen und ſie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigſten und gut meinendſten Schriftſteller mit Haß und Verachtung behandelt; ſie haben nicht geduldet, daß die Beſchwerden und Wünſche des Volks in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und ſchreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen ſehen, ob das ein Cenſor wegſtreicht!“ Traf das 1848 nicht wörtlich ein? Und weiter: „Die alten Künſte, in jedes aufrühreriſche Land fremdes Militär zu legen, Naſſauer nach Darmſtadt, Darmſtädter nach Naſſau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zu der Einſicht gekommen, daß er Bürger iſt eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorſam zu verweigern, dann wird er auch bald zu der Einſicht kommen, daß alle Deutſchen ſeine Landsleute ſind, und wird nicht länger um Taglohn ein Vater- und Brudermörder ſein.“ Wer zweifelt heute noch daran, daß dieſe Zeit kommen werde? — Er iſt für Abſchaffung der Todesſtrafe und ſchreibt: wenn die deutſche Bundesverſammlung klug wäre, „ſollte ſie ſchon aus Egoismus die alten blutigen Geſetze mildern!“ Die Kontrerevolution hat das Gegentheil gethan, weil ſie nichts lernen will noch kann. Sie hat von Neuem beſtätigt, was Börne am 20. November 1832 von der rothen Monarchie ſchrieb: „Es iſt unglaublich, mit welcher Unverſchämtheit die Fürſten und deren Götzendiener die Fieberphantaſien und Krämpfe der franzöſiſchen Revolution zu vorbedachten Verbrechen ſtempeln und dieſe Verbrechen als Nothwendigkeit, als angeborne Natur jeder Republik darſtellen! Es iſt unglaublich, mit welcher blöden Geiſtesträgheit ſo viele Menſchen dieſe dummen Lügen annehmen! Drei Jahre haben die Gräuel der franzöſiſchen Republik gedauert, dieſe rechnet man; aber daß die ſchweizeriſche Republik jetzt ſchon fünfhundert Jahre ſchuldlos lebt, daß die amerikaniſche Republik keinen Tropfen Bürgerblut koſtet, daß Rom ein halbes Jahrtauſend, daß Athen, Sparta, die italieniſchen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutſchlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Auguſtus bis Don Miguel, haben tauſend Königsgeſchlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! Und die Gewaltthätigkeiten der franzöſiſchen Revolution haben nur das ſinnliche Glück derer zerſtört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchie haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht blos unglücklich gemacht, ſondern uns auch ſo umgeſchaffen, daß wir unſer Unglück verdienten!“ Dieſe rothe Monarchie hat die Börne und Carrel zu Republikanern gemacht. Damals ſtanden dieſe Vorkämpfer noch allein. Jener Generation ſchien noch undenkbar, was die jetzige mit eigenen Augen ſah. Wie lange wird es noch dauern, bis die Kontrerevolution auch in Deutſchland bewirkt hat, was der Lehrmeiſterin Revolution nicht gelungen war? „Das deutſche Volk", klagt er, „wird einſt gerächt, ſeine Freiheit gewonnen werden; aber ſeine Ehre nie; denn nicht von ihnen ſelbſt, von andern Völkern wird die Hülfe kommen!" — „Es ſind jetzt fünfzig Jahre," ſeufzt er im Hinblick auf die Rolle der Autokraten-Politik in den europäiſchen Geburtswehen, jener Politik, die damals zuerſt bei den Polen bewies, wozu ſie fähig ſei, „es ſind jetzt fünfzig Jahre, daß die europäiſche Menſchheit aus ihrem Fieberſchlummer erwachte und, als ſie aufſtehen wollte, ſich an Händen und Füßen gekettet fand. Feſſeln trug ſie immer, aber ſie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpfen die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zuſammen all das edle Blut, das vergoſſen worden, all den ſchönen Heldenmuth, all den Geiſt, alle die Menſchenkraft, die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Geſchlechtern abgeborgt, die verſchlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu ſein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört Schulden zu haben und wo erſt die Armuth beginnt! Und bedenkt man, wie dieſes Blut, dieſer Heldenmuth, dieſer Geiſt, dieſe Kraft, dieſe Reichthümer, wären ſie nicht verbraucht worden *zur Vertheidigung des Daſeins, zur Veredlung, zur Verſchönerung, auf die Freude des Daſeins* hätten verwendet werden können, möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, Alles aufzuopfern — nicht für das Glück, ſondern für das *Recht*, glücklich ſein zu dürfen, für die *Möglichkeit*, glücklich ſein zu können! Denn mit der Freiheit iſt noch nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruch abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menſchheit etwas durch ihren Sieg, ja theilten ſie nur ſelbſt die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Troſt dabei. Aber nein, der Sieg iſt unmöglich. Eine *neue* Macht, die Widerſtand findet, kann im Kampfe den Sieg finden und im Siege ihre

Befeſtigung; aber eine alte befeſtigte Macht war ſchon an dem Tage beſiegt, wo der Kampf begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnſchmerzen haben, ſich einredeten: ſie zahnten? Aber ſo toll ſind unſere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen, ſie wiſſen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünſte nicht mehr wirkt! Dort die Edelleute, ſie wiſſen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber iſt! Dort die Fürſten, ſie wiſſen recht gut, daß ihre Herrſchaft zu Ende geht! Ja alle dieſe unſere Feinde wiſſen das beſſer als wir ſelbſt; denn ihren Untergang ſehen ſie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es ſehen durch das unſerer Hoffnung. Aber weil ſie es wiſſen, darum wüthen ſie: ſie wollen ſich nicht retten, ſie wollen ſich rächen! Es giebt in Europa keinen Fürſten mehr, der ſo verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer ſeiner Enkel den Thron beſteigen. Aber weil ohne Hoffnung, iſt er auch ohne Erbarmen und nimmt ſich die Tyrannei ſeines Enkels voraus, ſie zu der ſeinigen geſellend." — Sind das die Fieberphantaſien eines „Unterleibskranken," oder iſt es die ergreifende Vorherſagung der Geſchichte Ungarns, Italiens und Deutſchlands in den Jahren 1848 und 49? Und weiter: „Was iſt es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt als einer uſurpirten oder einer Republik? Etwa, weil erſtere in den Herzen der Völker Wurzeln ſchlägt? O nein! Es iſt nichts, als daß alle Fürſten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigene betrachten, und ihm darum in Gefahr Beiſtand leiſten; es iſt nichts, als weil die legitimen Fürſten alle Uſurpatoren und Republiken als — Broddiebe haſſen und ſie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit Liſt, zu Grunde zu richten ſuchen." Iſt das nicht der Schlüſſel zu dem Ganzen der legitimen Umtriebe ſeit den Februartagen? Ob er die Fürſten durchſchaute? Er wußte auch, was ihre Fürſorge für die Aufklärung zu bedeuten habe! „Unſere Gelehrten ſind die Schatzmeiſter der Aufklärung. Dieſe

Narren bilden ſich ein, ſie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit ſie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein, man ſtellt ſie an, daß ſie den Schatz wohl verſchloſſen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein, was die Göttinger Bibliothek gekoſtet, könnte man in ganz Deutſchland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürſten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Profeſſoren in dreißigtauſend Schulmeiſter zerſchlüge, wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, ſittlich und glücklich." Nicht minder kannte er die „liberalen" Kammervirtuoſen. „Der Spott," ſchreibt er am 8. Februar 1833, „den jetzt die deutſchen Fürſten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht, ich bin deſſen ſchadenfroh. Ein edler Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der Liſt unverdient nur zum erſten Male. Wen ſie zum zweiten Male täuſcht, der hat ſein Geſchick verſchuldet; und es iſt das zweite Mal, daß ſich die deutſche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die konſtitutionellen Fürſten die Schranken der Verfaſſung durchbrochen, wieder einmal jubeln ſie wie die entſprungenen Sklaven. Die Gitterſtangen, die ſie eingeſchränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen, dieſe Einſchränkung zu rächen, und mit den Geſetzen, die ſie aus dem Boden geriſſen, zerſtören ſie die Geſetze, die noch aufrecht ſtehen." Iſt das nicht die Geſchichte von 1850 auf ein Haar? Noch deutlicher ſpricht folgendes Urtheil vom 4. März 1833: „Da ſind Rotteck und Welcker, Männer, die es gewiß gut meinen und auf welche ſonſt ſo Viele als auf Erretter ſahen. Sie haben der guten Sache mehr geſchadet, als deren ſchlimmſte Feinde. Sie haben ſich und ihre Leidensgenoſſen aus der Sklaverei befreit, ließen aber ihrem Tyrannen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten ſich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf ſeiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen! Wo ſie handlen ſollten, ſprachen ſie; und wo ſie reden ſollten, die ſchlafenden Herzen aufzuwecken, ſprachen ſie ſo lange und viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einſchliefen.“ Hätte das deutſche Volk in den Märztagen die Pariſer Briefe beherzigt, würde es von dieſen Maulhelden in Frankfurt wohl zum dritten Male betrogen worden ſein? Die Schmerling und Radowitz, die im Börne beſſer bewandert waren, wußten, wozu die Gagern und Welcker zu gebrauchen ſeien; die Pariſer Briefe hatten's ihnen längſt verrathen! Aber Börne hat auch dieſen ſeinen Machiavelliſten bereits die Grabſchrift geſchrieben, als er bei Anfrage wegen eines Fürſtenkongreſſes, wozu beide Kaiſer kommen ſollten, wie es damals hieß, vergnügt äußert: „Es wäre ſchön! Das würde ja der deutſchen Revolution eine Eiſenbahn eröffnen!“ Von der preußiſchen Konſtitution, deren unfehlbares Herannahen er aus der allerhöchſten Angſt prophezeiht, meint er: „Es wird ein Spaß ſein, ihre Geſichter zu ſehen, wenn ſie in den ſauren Apfel beißen; aber was wird das auch für eine allerliebſte Konſtitution werden!“ Die Preußen wiſſen davon ein Lied zu ſingen! — Es ließe ſich eine Philoſophie der Geſchichte der Gegenwart aus dieſen Briefen zuſammenſtellen, ſchlagender, als eine. Doch ich wollte hier nur durch einige Beiſpiele meine Auffaſſung von Börne's Sehergröße belegen. Genug alſo von der deutſchen Politik! Nur über ſeine Vorherſagung der Februarrevolution ſei mir geſtattet, noch auf einige bedeutſame Genieblitze hinzudeuten. „Wie merkwürdig!“ ruft er bereits zu Anfang November 1830 aus. „Dieſe Juliregierung, die kaum aus dem Ei gekrochen und noch ganz dottrig iſt, kräht ſchon wie ein alter Hahn und thut feſt und ſtolz wie ein unbeſtrittener Hofkönig! Die Majorität der Kammer unterſtützt ſie nicht blos in ihren unbedachten Schritten, ſondern ſie verleitet ſie noch dazu. Das ſind die Gutsbeſitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die ſich mit einem vornehmen Namen die Induſtriellen nennen. Dieſe

Menſchen, die fünfzehn Jahre lang gegen jede Ariſtokratie gekämpft, kaum haben ſie geſiegt, noch haben ſie ihren Schweiß nicht abgetrocknet und ſchon wollen ſie für ſich ſelbſt eine neue Ariſtokratie bilden: eine Geldariſtokratie, einen Glücksritterſtand. Wehe den verblendeten Thoren, wenn ihr Beſtreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig iſt, ehe ſie ihr Ziel erreichen! Die Ariſtokratie des Adels und der Geiſtlichkeit war doch nur ein Prinzip, ein Glaube; man konnte ſie bekämpfen, ohne den Edelleuten und den Geiſtlichen in ihrer ſinnlichen Lebensſphäre wehe zu thun. Wäre dieſes in der franzöſiſchen Revolution doch geſchehen, ſo war dieſes nur Mittel, nicht Zweck, es war eine zwar ſchwer zu vermeidende, doch keineswegs nothwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Beſitz gebunden, ſo wird das franzöſiſche Volk, deſſen höchſte Leidenſchaft die Gleichheit iſt, früher oder ſpäter das zu erſchüttern ſuchen, worauf die neue Ariſtokratie begründet worden — den Beſitz, und dieſes wird zu Gütervertheilung, zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der früheren Revolutionen nur Scherz und Spiel werden geweſen ſein!" Das franzöſiſche Volk muß dieſe neue Geldariſtokratie ſtürzen. Daß es im Februar ſo großmüthig war, noch nicht zum Aeußerſten zu ſchreiten, hat die Lähmung jener Volkserhebung herbeigeführt; doch daß dasſelbe Volk fühlt, wie es nur durch den Sozialismus vor den Gräueln einer kommuniſtiſchen Revolution ſich ſchützen könne, lehren die Rieſenfortſchritte, welche Proudhon's Lehre unter allen Vorurtheilsfreien in Frankreich ſeit 1848 macht. „Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen," warnt Börne im Hinblick auf den Lyoner Arbeiteraufſtand am 1. Dez. 1834, „der mir ſo klar vor Augen ſteht, als lebten wir ſchon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte geſichert werden; aber alle Regierungen ſind vereint bemüht, das Verderben herbei zu führen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen ſie, ſie hätten das Ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueſte franzöſiſche Konſtitution (von 1830) hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philiſterpolitik beibehalten, das Wahlrecht an den *Beſitz* gebunden und die Beſitzloſen auch *ehrlos* gemacht. Die Reformbill in England hat auch nur den Zuſtand der Mittelklaſſen verbeſſert und das Helotenverhältniß des niedern Volks von Neuem befeſtigt. Im Parlament, wie in der Deputirtenkammer ſitzen nur reiche Gutsbeſitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren *eigenen* Vortheil verſtehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegenſteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindiſch geworden, geifert gegen den Wunſch der Beſſeren und Einſichtsvolleren, daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräſentation möge Theil nehmen laſſen. Sie ſagen, Menſchen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtig Antheil nehmen; jeder Intrigant könne ihre Stimme erſchleichen oder erkaufen. So *ſprechen* ſie, um das Gegentheil von dem zu ſagen, was ſie *denken*. *Weil es unter den armen Leuten mehr ehrliche gibt, als unter den reichen, weil ſie ſeltener, als die andern ſich beſtechen laſſen, ſo wollen die Miniſter ſie nicht unter den Volksvertretern ſehen.* Sie mögen ihre geheimen Regiſter öffnen, ſie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politiſchen Kuppler, ihrer Spione leſen laſſen, und dann wird ſich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre ſchnöden Lüſte zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu ſtillen, das Gewiſſen verkauft haben! Die reichen Leute machen allein die Geſetze, ſie allein vertheilen die Auflagen, davon ſie den größten und ſchwerſten Theil den Armen aufbürden!... Der Bauer muß ſeinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Uebermuth der Reichen gegen ſeine eigene Noth zu ſchützen; und unterliegt er der Verzweiflung, ſo ſchickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit ſein muß, ein Vatermörder zu werden!...

Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Geſchlecht unglücklich zu wiſſen, ſondern die, um ruhig zu ſterben, die Zuverſicht mit in's Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geſchlechter zu Grunde gehen werden, — entziehen dem Handel und den Gewerben faſt alle Kapitalien, und nachdem ſie dieſes Verderben geſtiftet, bleiben ſie zu noch größerem Verderben unbeſteuert, und was dadurch der Staat am Einkommen verliert, wird von dem armen Reſt der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält ſich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede ſeiner Töchter einen türkiſchen Shawl tragen kann, und um ſich und ſeiner Familie nichts zu entziehen, wirft er ſeinen Verluſt auf die Arbeiter und ſetzt ihren Tagelohn herab!... Und nach allen dieſen Abſcheulichkeiten kommen ſie und läſtern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Vieh, Volk, auf ſeiner Hut zu ſein. Geſchieht das Alles ſogar in Frankreich, wo die freie Preſſe manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht, was mag nicht erſt in jenen Ländern geſchehen, wo Alles ſtumm iſt, wo Keiner klagen darf und wo Jeder nur den Schmerz erfährt, den er ſelber fühlt.“ Börne deutet namentlich auf Rußland, Oeſterreich und Preußen hin: hätte er etwa gelogen? Die bezahlten Kabinetsrezenſenten hohnlachten damals über ſolche tollen Fieberbilder; doch ich frage heute noch einmal: hat Börne übertrieben? Thatſachen, welche ſeit 1834 in die Weltgeſchichte mit Blut eingeſchrieben ſind, liefern den Gegenbeweis. Um ſich aus ihrer fürchterlichen Lage zu retten, räth Börne den Völkern, ſich zu vereinigen. „Es iſt unglaublich,“ ſchreibt er, „was man durch eine beharrliche und allgemeine Aſſociation, ſelbſt der kleinſten Kräfte, für eine große Macht bilden kann. Kürzlich (1832) wurden den engliſchen Miniſtern, welche für die Reformbill geſtimmt, von einem Theile der Stadt London große goldne Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur einen Penny gegeben. Aber es waren 300,000. Wenn unter den dreißig Millionen Deutſchen nur 6 Millionen Jeder nur eine Minute lang Muth hätte — und ſo lange hat ihn ſelbſt ein Haſe, der, von Hunden verfolgt, ſich zuweilen auf die Hinterfüße ſetzt! — ſo hätten die 6 Millionen Helden zuſammengerechnet Muth auf 12 Jahre, und reichte der auch nicht hin, den Senator Miltenberg und den Herrn von Guerike einzuſchüchtern, ſo würde doch der Bundestag dieſer impoſanten Macht nicht widerſtehen können!" — Wer denkt bei dieſem Minutenmuth der 6 Millionen Deutſchen nicht unwillkührlich an das Vorparlament in Frankfurt, als es im März den Bundestag zu Tode ängſtigte, doch dabei in kaum eben ſo viel Wochen das Muthkapital von 12 Jahren vergeudete!

„Arbeiten ſei jetzt nicht blos Sache des Schriftſtellers, ſondern des Bürgers," hatte Börne geäußert, als er im Spätjahr 1830 ſich von Frankfurt aufmachte. Sein Plan ging auf Gründung einer Quartalſchrift, welche aus einer zwiſchen ihm und Heine wirklich zu führenden Korreſpondenz beſtehen ſollte. Damals zögerte Heine, und als Börne im nächſten Herbſte mit neuer Liebe jenes Planes gedachte, klagte er, „daß er bei Heine, den er übrigens wenig ſehe, nichts von dem Eifer gefunden, den er ihm zugetraut habe." Da es ihm aber Bedürfniß war, ſeine Erlebniſſe und Bemerkungen zu Papier zu bringen, ſo hatte er vom erſten Tage ſeiner Reiſe nach Paris an regelmäßig ſeiner Freundin geſchrieben. Als nun der Verleger Campe, dem er noch einige Bogen Manuſkript ſchuldig war, einen neuen Band daraus gemacht zu ſehen wünſchte, entſchloß Börne ſich, zur Ergänzung ſeines Sodener Tagebuchs das Bemerkenswertheſte aus ſeinen Briefen an Frau Wohl zu veröffentlichen. Die Freundin, welche um die Auswahl gebeten worden, fand des Anziehenden ſo mancherlei, daß der Verfaſſer, ſelber darüber erſtaunt, mit ſeinem Verleger über eine Separatherausgabe der „Pariſer Briefe", zur Umgehung der Cenſur, in Unterhandlung trat. Im Sommer 1831 weilte Börne in Baden-Baden. Ueberall merkte er Fallen und Fußangeln für „die jungen Füchſe der Demagogie“; überall ſah er die politiſche Romantik im Flor; überall traf er Dummheiten und Renommiſtereien, wie 1815 bis 21. Er hielt es für Bürgerpflicht, mit ſeinen Erfahrungen hervorzutreten. So kamen die erſten beiden Bände in's Publikum, die eben deshalb viel abſichtsloſer und heiterer ſind, als die vier andern, in denen ihm die koloſſalen Albernheiten ſeiner lieben Leſer und Rezenſenten oft das Blut zu Kopfe trieben. „Börne iſt toll geworden!“ riefen die Einen. „Er iſt von Natur ſchwach, aber fürchtet es zu ſcheinen!“ flüſterten die Andern. Ihn verdroß indeß dies Alles ungleich weniger, als ihn die bittere Erfahrung ſchmerzte, daß ſeine Landsleute, die ſo laut um Preßfreiheit ſchrien, noch nicht einmal die Stufe erreicht hatten, die ganze, ungeſchminkte Wahrheit mit lachendem Munde hören zu können. Dazu kam, daß man ihn von allen Seiten vor der Heimkehr warnte. Hielt man ihn denn für feig? Es auf einen Prozeß ankommen laſſend, wovon er vor Geſchwornen ohnehin Erfolg für die Anregung im Volke hoffte, kam er zu Pfingſten 1832 zum Hambacher Feſte. Zum erſten Male ſah Börne in Deutſchland wirklich politiſches Volksleben. Vergnügt warf er ſich in den Strom, ließ ſich gehen, hörte es gern, wenn Patrioten betheuerten, ſeine „Pariſer Briefe“ hätten zu dieſem Aufſchwunge das Meiſte gewirkt, und ertrug es mit gutem Humor, daß ihm dabei von einem liberalen Barbier die Uhr geſtohlen wurde. In Freiburg, wohin er im Juli kam, ſchlug ihm dieſelbe Begeiſterung entgegen. Die Studenten brachten ihm „als Vertheidiger der deutſchen Freiheit“ ein Ständchen; ſogar bei den dortigen Profeſſoren fand er „die ſchmeichelhafteſte Aufnahme.“ Dies Alles verhinderte freilich nicht, daß er an dem badiſchen Liberalismus alle ſchwachen Seiten bemerkte und ſpäter rügte, was dann zur eben ſo natürlichen Folge hatte, daß die getroffenen Schwachen um deſto ärger auf den „rückſichtsloſen“ Beurtheiler ſchimpften. In dem dritten und vierten Bande ſeiner Briefe, die nach ſeiner Rückkehr nach Paris erſchienen, rief er ſein: „Habet Acht!“ um ſo lauter in die Welt, je dumpfer es bereits wieder ringsum geworden war. Schon hatte er über Heine geäußert, derſelbe ſei, wie ein Knabe, der auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen haſche, wogegen Heine es dem „kränklichen Menſchen“ übel nahm, daß er den „Königsfreſſer“ ſpiele und ſich mit Arbeitern und andern Plebejern gemein mache. Kränklich war Börne allerdings, doch wie friſchen Geiſtes er trotz aller erſchütternden Erfahrungen der letzten Jahre geblieben, bewies die letzte Serie ſeiner „Pariſer Briefe“, und die lebhafte Theilnahme, die er allen neuen Erſcheinungen in Kunſt und Literatur zeigte. Vor Allen ſchlug das religiöſe Element jetzt wieder in ihm vor. In Paris lernte er den muthigen „Apoſtel des neuen Katholizismus, den demokratiſchen Abbé Lamennais kennen und ſich für deſſen „**Paroles d'un Croyant**“ begeiſtern. Ergriffen von dem Schwunge dieſes geiſtes- und gefühlsverwandten Franzoſen, und mit hellem Blicke die tiefe Bedeutung erkennend, die eine Erfriſchung des religiöſen Elements auf demokratiſchem Wege für die Vertiefung, Hebung und Kräftigung des Volksgeiſtes in Deutſchland wie in Frankreich haben müſſe, griff er ſogleich zur Feder, um den franzöſiſchen Volkskatechismus, der die europäiſche Revolution zum Glaubensſatze erhebt, in's Deutſche zu überſetzen. „Das iſt wirklich eine alleinſeligmachende Kirche, wie ſie Lamennais will,“ äußerte Börne, „allein ſie macht nicht den Köhlerglauben ſelig, ſondern die Vernunft!“ Ohne Honorar zu beanſpruchen, ließ er das Buch in der Schweiz drucken und einige hundert Exemplare, die der Verleger ihm zum Geſchenk machte, unter die deutſchen Arbeiter in Paris vertheilen. Börne kannte aus einem ernſten Studium der Revolutionen die unſägliche Schwierigkeit jeder Volksermannung ohne vorhergegangene religiöſe Vertiefung; er ſah täglich vor Augen, daß ein Menſch, der über das Verneinen in Gemüthsſachen oder über den denkfaulen, flachen Indifferentismus nicht hinauskomme, auch zu keiner nachhaltigen politiſchen Thatkraft, zu keinem Hingeben an's Allgemeine fähig ſei. Ihn jammerte das arme Volk, für deſſen Geiſteskultur ſo wenig geſchieht und deſſen Gemüth durch die Allerweltsaufklärerei der „ſtarken Geiſter“ nur verflacht und erkältet, ſtatt geſtählt und erwärmt wird; ihn jammerte namentlich auch die für den Fortſchritt der Menſchheit ſo überaus wichtige weibliche Hälfte der Nation, deren Köpfe ſelten vorgebildet oder geeignet genug ſind, um auf rein philoſophiſchem Wege bis zu wirklicher Verſöhnung des Verſtandes mit dem Gefühle vorzudringen. Den Proteſtantismus, der im Revolutionszeitalter den Kern des Volkes ſo tief ergriffen, ſah er in Folge ſeiner nur zu früh erfolgten dogmatiſchen Erſtarrung und politiſchen Verſtocktheit zum allerunterthänigſten Diener, ja zum Schergen der Gottesgnädigkeit herabgeſunken. In einer Befreiung des Katholizismus, in einer Erlöſung der allgemeinen Kirche von Prieſterdruck und Autoritätswahn durch Auffriſchung des der Urkirche inne wohnenden ſozialdemokratiſchen Prinzips, in einer Befreiung der Religion der Menſchenliebe durch Vernichtung des Konfeſſionsweſens jedoch ohne Vernichtung des religiöſen Aſſociationsgeiſtes, kurz in einer neuen Reformation gemäß dem Bewußtſein der Neuzeit und im Einklange mit der modernen Staatsentwicklung fand Börne die Löſung des großen Welträthſels, wie alle Menſchen am Einfachſten, Naturgemäßeſten, Schnellſten und Nachhaltigſten mit einander zu verſöhnen und zu verbrüdern und ſo alle Völker zu verbünden ſeien zur Sprengung ihrer mittelalterlichen Ketten und zur glücklichen Umgeſtaltung der dann endlich zu Glück und Frieden gereiften Welt. Dieſe Reformation zu ahnen, war ſeine Wonne, ſie nicht mehr zu erleben, ſein Schmerz; doch daß ſie kommen werde, bald kommen müſſe, blieb er überzeugt bis an ſein Ende. O, hätte er dieſen Aufſchwung in Deutſchland noch mit

Augen geſchaut, er würde das Ereigniß mit Worten begrüßt haben, wie nur er ſie zu ſprechen vermochte, ſo gewaltig und ergreifend, ſo erhaben und doch ſo faſſlich!

Angelegentlicher als jemals vertiefte er ſich in das Zeitalter der erſten Reformation. Um zu der neuen Kirche vorzubereiten, ſchrieb er eine Reihe von Artikeln für den „Reformateur“ an, dem er mit gleichgeſinnten franzöſiſchen Demokraten arbeitete. Es waren Studien, Gloſſen, wenn man will Phantaſien, ohne Anſpruch auf Gelehrtenprunk und ängſtliche Parteiloſigkeit hingeworfen, oft gewagte, mitunter einſeitige Urtheile, doch immer ungemein anregend und erquicklich, neu in der Auffaſſung der hiſtoriſchen Erſcheinungen und „ein neues Franzöſiſch“ im Styl, wie Raſpail ſich geiſtreich darüber ausdrückte. Als der „Reformateur“ den gerichtlichen Verfolgungen erlag, gründete Börne auf eigene Koſten die „Balance,“ um die Franzoſen für deutſche Ideen, die deutſchen für franzöſiſche Thatkraft zu entflammen, und auf literariſchem Wege das Verſtändniß und Bündniß beider Nationen anzubahnen, welches der liebſte und unverwüſtlichſte Wunſch ſeines Lebens blieb. Leider mußte er ſich bald geſtehen, daß der Augenblick zu dieſem innigen Einvernehmen der beiden wichtigſten Kulturvölker Europa’s noch nicht erſchienen ſei. Die „Balance“ hörte mit dem Märzhefte 1836 auf, nachdem ſie eine Reihe inhaltſchwerer Blätter gebracht, Perlen, welche in den 1842 zu Paris bei Pagnerre erſchienen: „Fragments politiques et litteraires“ zuſammengereiht und leider zu wenig bekannt geworden ſind, doch von keinem Deutſchen, der franzöſiſch verſteht und von keinem Franzoſen, der deutſchen Geiſt liebt, ungeleſen bleiben ſollten.

Börne fühlte in den letzten Jahren ſeines Lebens überhaupt einen geſteigerten Drang zum Herausſchälen der vielen Ideen, die in ſeinem warmen Herzen knoſpten. „Der Kopf iſt mir ſo voll, ich weiß nicht, wo ich mit all den Gedanken hin ſoll,“ ſeufzte er eines Abends, wenige Wochen vor ſeinem Scheiden; „ich hätte noch ſo viel, ſo viel zu ſagen über Leben, Philoſophie, Kunſt, Wiſſenſchaft, ſo Vieles! Eigentlich habe ich noch gar nichts geſchrieben; dieſer unſelige politiſche Zuſtand läßt mich nicht zur Ruhe, zu gar nichts kommen!“ Namentlich wollte er noch Betrachtungen über die erſte franzöſiſche Revolution veröffentlichen, wozu er bereits Auszüge aus dem Moniteur gemacht, ſeltene Flugſchriften und Bücher geſammelt und manche Partien ſogar ſchon ausgeführt hatte. Vorzüglich Robespierre und St. Juſt zogen ihn an, erſterer beſonders auch als Schriftſteller. Obgleich ſein Gefühl ihrem Terrorismus widerſtrebte, hoffte er doch zur Löſung der vielen Probleme, die ihr Gang durch die Geſchichte uns ſtellt, Tüchtiges beitragen zu können. „Die Revolution von 89,“ ſagte er einſt, „iſt mit der von 1830 geſchloſſen. Der dritte Stand hat Alles erreicht. Sie ſind jetzt der Adel, die Geiſtlichkeit, und wie dieſe wollen ſie Alles für ſich behalten. Die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, das muß noch kommen!“

Börne hätte viel, unbeſchreiblich viel mehr leiſten können, wenn er geſünder geweſen wäre. Er führte in den letzten Jahren ein wahres Einſiedlerleben. Im Sommer zu Auteuil und nur während der Winterſaiſon zu Paris unter der liebenden Pflege ſeiner Freundin und des ihm gleichfalls durch Geſinnung und Verehrung innig ergebenen zweiten Mannes derſelben lebend, erſchien er ſpärlich in Geſellſchaften, in denen er ſich durch ſeine Harthörigkeit faſt ganz zur Rolle des ſtillen Beobachters gezwungen ſah. Deſto lebhafter verkehrte er mit der Außenwelt durch den Umgang mit literariſchen Kampfgenoſſen, die er „die Jungen“ zu nennen pflegte, auf die er anregend wirkte und mit denen er ſich gern über das Walten und Weben des Zeitgeiſtes unterhielt. Ihn erfreute jeder Stern ſo am Abendhimmel, wie am düſtern Völkerhorizonte; ihn entzückte jede Blume des Gartens, wie jede Blüthe am Baum der Menſchheit. Und noch immer erhob ſich heilige Entrüſtung in ihm bei jeder Gemeinheit, bei jedem Frevel an der Kulturentfaltung. So nachſichtig bei jugendlichem Fehlen, wie unerbittlich gegen alte Verſtocktheit war ihm nichts unleidlicher, als das plumpe Dreinſchlagen altkluger Zeloten gegen das Gähren und Brauſen der „Jungen". In dieſer Beziehung ſchrieb er am 30. Dezember 1835 an ſeine Schweſter: „Mir iſt es trotz großer Mängel, die ich in meinem Charakter habe, immer im Leben noch ziemlich gut gegangen, weil ich mir immer treu geblieben bei meinen guten Seiten und mir nie etwas vorgeſetzt habe, wozu ich nicht gut oder ſchlecht genug war." So wollte er es auch von Seiten der Eltern und Erzieher gegen die Jugend gehalten wiſſen. Man ſolle nichts gegen ſeine Natur thun, meinte er, ſelbſt nichts gegen ſeine angebornen Fehler, „man ſetze es doch nicht durch und verliere nur Zeit dabei."

Um ſo mehr mußte es ihn verdrießen, als er im „Morgenblatt" in jeder Nummer neue brutale Wuthausbrüche ſeines früheren Freundes, Wolfgang Menzel in Stuttgart, gegen das ſogenannte „junge Deutſchland" leſen mußte. In einer Beurtheilung über Gutzkow's „Wally" hatte Börne ſich in der „Balance" der jungen Leute angenommen und ſich vorzugsweiſe gegen das Vehmgericht ausgeſprochen, das Menzel über die Schriften derſelben errichtet hatte. Faſt mit Schamröthe bekannte er den Franzoſen, welch ungeheuerer Wuſt noch in den Köpfen der deutſchen Gelehrten und Bundestagsgeſandten aufgeſpeichert ſei. Da riß Menzel, der raſende Roland des chriſtlich-germaniſchen Galimatias, auch Börne mit in den Federkrieg hinein. Das „junge Deutſchland" hatte ſich an Börne's Schriften gebildet, wie fern dieſe Laube und Mundt, Kühne und Gutzkow dem Alten auch ſonſt in politiſcher Entſchiedenheit und Charaktergröße ſtanden. Die „Börne'ſchen Ideen" waren damals die Fahne der ganzen literariſchen Bewegung in Deutſchland. Da ſchrie Menzel, alles Unheil in Deutſchlands Entwickelung, alles Verderben habe ſeine Quelle im Judenthum und Franzoſenthum. Dieſe Sophiſtik war zu plump; doch Menzel galt durch ſein „Morgenblatt" noch bei Vielen als kritiſche Autorität. Gern hätte Börne den Wüthigen mit verdienter Verachtung behandelt und auf die dummen Vorwürfe geſchwiegen. Indeß überzeugte er ſich bald, daß zu beſorgen ſei, dies Aufſtacheln aller erbdeutſchen Vorurtheile und Thorheiten könne ſeinem Lieblingsziele, der Vernichtnng der Standes- und Religionsvorurtheile und Ungleichheiten, und der Ausſöhnung und Verbrüderung zwiſchen beiden rheinanwohnenden Nationen, auf Jahrzehnte hemmend in den Weg treten. Menzel nannte die Proklamirung dieſes Völkerbundes zum gemeinſamen Kampfe für die Volks- und Menſchheitsbefreiung Verrath am Vaterlande, ja eine den Franzoſen dargebrachte Schmeichelei!? Börne hatte von jeher die franzöſiſchen Blutigel ſcharf von dem franzöſiſchen Volke unterſchieden und gegen jene ſo unerſchrocken, wie für dieſes freudig gekämpft; er hatte weder Mühe noch Opfer geſcheut, um zur Begriffsentwirrung der beiden Völker beizutragen, die er als die künftige eine und unzertrennliche Doppelſonne der europäiſchen Civiliſation liebte; er hatte Frieden und Verſöhnung gepredigt, und dieſe Hetzerei, dieſe freche Denunziation ſollte der Lohn dafür ſein? Um dem Verblendeten, der den Reaktionären durch ſeine hohle Deutſchthümelei ſo wahnwitzig in die Hände arbeitete, ein Halt und allen Deutſchen eine Warnung zuzurufen, griff der kranke Dulder zur Feder: er ſchrieb ſeinen „Menzel der Franzoſenfreſſer“ und in ihm ſein Teſtament an die Deutſchen und Franzoſen. „Ich bin müde wie ein Jagdhund!“ ſeufzt der Alte; aber! . . . Und nun ruft er den Wortführern beider Länder zu, daß es fürwahr die Zeit nicht ſei, den alten Hader zu erneuern, und die Völker auf einander zu hetzen. Nein, es gelte jetzt die Eiferſucht der Staaten zu bannen, die Liebe zu pflegen und Herzen und Hände zur organiſchen innern Ausbildung der Staaten zu lenken! Es iſt der ſozialiſtiſche Standpunkt, oder was daſſelbe, der urchriſtliche des Friedens, des Glückes und der Erhebung den Börne dem modernen Publiciſten anweiſt. Es iſt die Sprache der innigen Liebe, der Verſöhnung, in der er allen Guten und Redlichen zu Herzen ſpricht. Es iſt weniger der

Donner des Zornes, es iſt der feine Sokratiſche Witz des überlegenen Weiſen, womit er den Franzoſenfreſſer Menzel und ähnliches Gelichter dem olympiſchen Gelächter aller Verſtändigen überantwortet und deſſen Vorwürfe in ihrer ganzen Hohlheit zeigt. Und über dem Ganzen ruht eine ſo milde Wehmuth über der Menſchen Verkehrtheiten, welche Börne's Freunde zu Thränen rührte und ſeine Feinde verſtummen hieß. Dieſe Sprache klang wie Klaggeſang eines Heimwehkranken, eines Lebensmüden.

Nur zu bald ſollten wir beſtimmter erfahren, was der Ton bedeute, der uns ſo ahnungsbang ergriffen hatte, wie Abendroth nach einem milden Herbſttage!

In ganz Europa graſſirte gegen Ende 1836 die Grippe; in Paris zeigte ſie ſich beſonders bösartig. Börne, welcher der ärztlichen Weisheit wo möglich noch weniger als dem übrigen Gelehrtenkram traute, übte zur Erfriſchung ſeines müden Körpers die Waſſerkur, von der er ſich auch durch einen Grippeanfall nicht abbringen ließ. Durch eine beim Waſchen zugezogene Erkältung bildete ſich die Modekrankheit zur Bruſtentzündung aus. Da erkannte der Kranke, daß der Tod ſein Theil ſei. Wie ſeit geraumen Jahren, trug Börne auch jetzt ſein Leiden mit der Gemüthsruhe und Heiterkeit des Weiſen. Ueber den Schmerz, daß er nun nicht mehr für die gute Sache wirken ſolle, erhob ihn die feſte Ueberzeugung, daß dereinſt doch Alles in Erfüllung gehen werde, was er mit ſolcher Innigkeit, Ausdauer und Hingebung für „die Rechte, die mit uns geboren ſind," für der Völker Heil und der Menſchheit großen Erlöſungsmorgen angeſtrebt hatte.

Es war der 12. Februar 1837. Nachmittags gegen drei Uhr ſtanden des Kranken nächſte Freunde um das Bett. „Machen Sie die Vorhänge auf; ich möchte gern die Sonne ſehen!" bat er. Als die milden Strahlen des Vorfrühlingstages in's Zimmer drangen, richtete Börne ſich im Bette auf. Ein Blumenſtrauß ward ihm gereicht. Er verlangte nach Muſik. Blumen und ſanfte Melodien liebte er ſo ſehr. Er lauſchte dem leiſen Klingen einer Spieldoſe; er labte ſich am Dufte der Blüthen; er erquickte ſich an Licht und Wärme der goldnen Sonne, die ihm zum letzten Male blinkte. Wie ein Kind ſo mild und lieb war er, der Starke, Gewaltige, vor deſſen Blitzen Könige zittern und bei deſſen Donnern Völker erglühen werden, ſo lange es Tyrannen und geknechtete Nationen gibt. — — —

Um 9 Uhr Abends athmete er leichter, es war ihm beſſer; bald ward ihm ganz leicht, ganz gut. Die zehnte Stunde war die Stunde ſeiner Verewigung. Leute, die das Antlitz des Todten ſahen, erzählen, der leidende Zug um Börne's Mund ſei ganz verſchwunden geweſen; an deſſen Stelle ſei die Verklärung getreten.

Klein und hager von Geſtalt, ging Börne während der letzten Jahre in Folge der langjährigen Bruſtleiden tief gebeugt. Der Kopf hatte ſich in die nach der rechten Seite hin zur Bruſt geſenkte Stellung, in der er am Stehpulte ſo manche Gedankenſchlacht geſchlagen, eingewöhnt. Das dunkelbraune Haar ſteigerte die blaſſe Farbe der feinen Geſichtszüge. In den dunkeln Augen loderte die Flamme des überragenden Geiſtes; um den ſchön geſchnittenen Mund zuckte die Sokratiſche Ironie über der Menſchen Schwächen und Thorheiten. Seine Stimme war angenehm und wohlklingend, ſeine Ausſprache dialektlos, ſeine Unterhaltung mit gleichgeſinnten Freunden lebhaft und voll Geiſt und Humor, begeiſternd für die „Jungen“, an denen er ſein beſonderes Wohlgefallen hatte, harmlos und vertrauenerweckend gegen Kinder und höchſt anziehend für Frauen von Herz und Strebſamkeit. Mit Anderer natürlichen Fehlern hatte er die Nachſicht und Geduld des Weiſen; nur das parfümirte Laſter ekelte ihn an und wurde rückſichtslos von ihm zurückgetrieben. Eingebildetes Philiſterthum und ſelbſtgefällige Langweiligkeit konnten ihn außer ſich bringen; ſolche Menſchen haßte er als Zeitdiebe und Ideenmörder. Wie in ſeinen Schriften ſchlug er im Umgange die gerundete Form hoch an. Darin war er mehr Pariſer als Frankfurter. Der Sauberkeit und Harmonie ſeiner Geiſteswelt hielt er den äußern Menſchen gern möglichſt entſprechend. Das plumpe Deutſchthümlerweſen der Jahn und Genoſſen hatte ihn ſtets abgeſtoßen. Er liebte die Kraft, aber nicht die Rohheit, die aus der Tölpelhaftigkeit eine Tugend machen will. Nicht um Prunk, auch nicht um Putz zur Fröhnung der Eitelkeit war es ihm zu thun, wohl aber um die Grundbedingungen, worin der gebildete Geſchmack ſein Behagen findet. Es erſchreckte ihn nicht, wie den Verfaſſer der „Reiſebilder“, eine Adreſſe zu patriotiſchen Zwecken zu unterzeichnen, auch wenn ſie Spuren ihrer Wanderungen durch die Werkſtätten zeigte, oder ſich von einer ſchwieligen Arbeiterfauſt die Hand derb ſchütteln zu laſſen; aber Menſchen mit angenehmen Manieren waren ſein liebſter Umgang. Er ſchätzte das Einfache, doch es mußte geſchmackvoll ſein: der Rock von feinem Tuche und die Wäſche ſchneeweiß. Auch in Handſchuhen ſparte er nie. Im Weſtenmuſter konnte er wähleriſch ſein und eine geſchmackvoll geſchürzte Kravatte fand bei ihm einen freundlichen Blick. Den kleinen Nettigkeiten und Niedlichkeiten des Pariſer Hausweſens überließ er ſich gern, wie er denn überhaupt „das Schöne und Gute“, das Heitere und Angenehme der helleniſchen Demokratie nach Möglichkeit in das moderne Volksleben übertragen wiſſen wollte. Ein äſthetiſirender Glücksritter hatte auf Heine's Anſtiften in ſeinem „Album aus Paris“ ſpöttelnd bemerkt, der „Republikaner“ Börne lebe „in höchſt ariſtokratiſchen Umgebungen“. Dieſer Inſinuation verdanken wir eine Antwort von Kolloff in dem Jahrbuche der Literatur für 1839, worin es heißt: „So lange wir Börne gekannt haben, bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer mit einem einzigen Fenſter, von wo man Winters eine Ausſicht in die Rue Laffitte und gegen den Montmartre, Sommers die Ausſicht auf die Place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Arbeiten, an deſſen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein Fauteuil à la Voltaire von rothem Marokin, eine nicht ſowohl zahlreiche als ausgewählte Bibliothek mit deutſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Werken, ein Tiſch mit Journalen und Broſchüren bedeckt, eine Art Schrank mit numerirten Schreibkaſten für Briefe, Manuſkripte u. ſ. w., dieſe Gegenſtände bildeten nebſt einigen Fußteppichen das vollſtändige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Kabinette waren nur noch zwei Plätze über dem Fächerſchrank und über dem Arbeitspult leer: den erſten füllte eine bronzene Büſte Jean Jacques Rouſſeau's, den letzteren ein weibliches Portrait, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen, begeiſtigten Zügen."

Börne las viel und anhaltend, nur wenn er über einen Gegenſtand ſchreiben wollte, hielt er jede fremde Anſicht über daſſelbe Thema fern, um den Inhalt ſeines Urtheils unbeeinträchtigt wiederzugeben. In früheren Jahren arbeitete er langſam und mit der Form ringend: er brauchte oft vier Wochen zu einem der abgerundeten kleinen Kunſtwerke, an denen ſeine geſammelten Schriften ſo reich ſind. Später war ihm das Schaffen leichter, doch nie ein Spiel; ſtets blieb es ihm eine ernſte Arbeit, die ſeinen ganzen Menſchen in Anſpruch nahm; denn er ſchrieb mit ſeinem „Herzblute", wie er zu ſagen pflegte. Sein letztes Vermächtniß, den „Franzoſenfreſſer", warf er im Oktober 1836 zu Auteuil in wenigen Wochen auf's Papier. Von weitläufigem Korreſpondiren war er kein Freund, für einen guten Brief von lieber Hand ſchien ihm indeß nie das Porto zu theuer. „Geniere Dich nur nicht wegen des Porto's," ſchrieb er einſt ſeiner Schweſter, „ich habe noch Geld für tauſend Briefe." — Börne war gaſtfrei, doch ein Feind von großen Gaſtereien; einige Freunde zu Tiſch, das war ſein Behagen. Wohlthätiger konnte bei ſeinen beſchränkten Mitteln nicht leicht Jemand ſein. Um viel verſchenken zu dürfen, hielt er ſtreng auf gute Honorare bei ſeinen Verlegern. So iſt es zu verſtehen, daß er zu ſagen pflegte: „Ich gebrauche viel, ſehr viel Geld!" Auch zu ſchönen Blumenſträußen für ſein Zimmer und zu hübſchen Angebinden und dergleichen, womit er ſich und Andern ein Lächeln ablocken konnte, ſchonte er das Geld nicht. Wer ihn kannte, mußte geſtehen, daß er ein durchaus liebenswürdiger, angenehmer, gemüthlicher Mann und in jeder Beziehung ein durch und durch edler Menſch ſei. Börne hatte in ſeinen Anlagen und Manieren Vieles mit einem Revolutionscharakter gemein, den er beſonders ſchätzte, und mit dem er eine Zeit lang gleiche Verkennung und bei den Ariſtokraten kaum geringere Verſchrieenheit theilte, mit Robespierre.

XII.

Börne's Körperleiden war von ſeinen Gegnern ſo oft in die politiſche Debatte gezogen worden, daß alle Welt davon unterrichtet war. Dennoch überraſchte ſein Tod Freund und Feind. Man kam, um dem Geſchiedenen noch einmal in's liebe Antlitz zu ſehen; man weinte und verabredete eine Leichenfeier, einfach, doch des geliebten Todten würdig. Es mochten etwa hundert Deutſche ſein — wie wenige von den vielen Tauſenden, die in Paris wohnen! — welche den Sarg von der Rue Lafitte über die Boulevards nach der franzöſiſchen Walhalla, zum Père Lachaiſe, geleiteten. Jakob Venedey und ein aus Frankfurt gebürtiger Kaufmann ſprachen am Grabe einige deutſche Worte des Troſtes und der Hoffnung für kommende Zeiten, Worte, denen der erſtere ſo wenig entſprochen hat, als es galt, ſich des Mannes würdig zu beweiſen, an deſſen Gruft er die deutſche Nation vertreten hatte. Die Rede, welche dem erhabenen Augenblicke allein und vollſtändig entſprach, hielt ein Franzoſe, der Sozialiſt Raspail, der, wie ein Augenzeuge berichtet, „ſich, vom tiefſten, innigſten Gefühl ergriffen, faſt zu prophetiſcher Begeiſterung erhob“ und „der einfachen, ſchlichten Todtenfeier einen erhabenen, großartigen Charakter gab.“ Börne, deſſen hohe Bedeutung für beide Nationen die Zukunft bewähren wird, war werth, von einem Ebenbürtigen, von Raſpail, gefeiert zu werden. Nachdem der Redner den Umſtand, diejenige Hälfte unſeres Weiſen, die in Kurzem Erde bedecken werde, nur wenig gekannt zu haben, für eins ſeiner Misgeſchicke erklärt, doch hinzugeſetzt hatte, daß er die andere Hälfte, die dem Gedächtniß der Völker anvertraute unzerſtörbare Hälfte, beſſer kennen und lieben gelernt habe, fuhr er fort: „Nicht habe ich die Anmaßung, meine Herren, Ihnen die Eigenthümlichkeit von Börne's Genius zu entwickeln, den Kunſtzauber dieſes Styls zu erörtern, der ihn zum volksthümlichſten Schriftſteller Deutſchlands gemacht hat, und die Gewalt dieſes tiefen Gedankens zu bemeſſen, eines Gedankens, der unter dem Schleier der glücklichſten Einfachheit ſo viel zu jener friedlichen Revolution mitgewirkt hat, die Deutſchland in ſeinem Innern erwärmt! Den erſten beſten unter Ihnen würde ich bitten, dieſe letzte Pflicht zu erfüllen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir geſtattete, die Schönheiten einer Sprache zu fühlen, die ſo wohl zum Ohr und Herzen tönt. Leſen Sie, würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molières Grabe den Miſanthrop und den Tartuffe las, ſo leſen Sie uns einige der ausgezeichneten Stücke vor, die Deutſchland in fünfzehn Bänden geſammelt erhalten hat, dem Anſcheine nach eine ſo umfangreiche Sammlung, doch dem Leſer ſo kurz, daß bei ihr ſo manche Lampe erſt bei Tagesanbruch erloſch. Theilen Sie uns eins jener Bilder mit, womit Börne bei jedem Federzuge dem wuchernden Despotismus eine Wurzel abſchnitt; theilen Sie uns, zumal an dieſer Thränenſtätte, nur eine jener tauſend Seiten mit, auf denen Börne den Armen Entſagung, den Reichen Wohlthätigkeit, den Verbannten Liebe zu einem Vaterlande predigte, das ſie zu vergeſſen ſchien — herrliche Schöpfungen, die daheim bei Ihnen in Paläſten und Hütten geleſen werden; denn ſie malten eine Zukunft, die keinen andern Unterſchied unter den Menſchen geſtatten wird, als den der guten Menſchen unter einander und in ihrer gegenſeitigen Unterſtützung hier auf Erden! Aber, meine Herren, auch ohne Ihre Sprache zu kennen, ward mir das Glück, Börne zu leſen und zu verſtehen, und er iſt ſo gut der meine, als der Ihrige. Einſt ließ er ſich herbei, die Sprache, durch die er die deutſchen Herzen ſo bewegt, in Frankreich zu reden und er that Wunder; er ward in Frankreich verſtanden wie in ſeinem Vaterlande. Er hatte ſich ſelber in's Franzöſiſche überſetzt, und von ſeinem erſten Auftreten an nahm er im erſten Range unſerer Originalſchriftſteller Platz. Geſtatten Sie mir, einem Gefühl Worte zu leihen, das ſowohl das der Dankbarkeit, als des Stolzes iſt: im „Reformateur" trat Börne zuerſt als franzöſiſcher Schriftſteller auf! Wäre ich darauf gefaßt geweſen, in Ihrem Kreiſe zu reden, ich würde dieſe unſchätzbaren Fragmente mit hieher gebracht haben, bei deren Erwähnung ſich mein Schmerz verdoppelt. In ſeinem Style glich er Beranger und Paul Louis Courier; aber in ſeinen Ideen war er zehn Jahre jünger, und zehn Jahre ſind in dem Umſchwunge, in dem ſich Jeder von uns befindet, ein Jahrhundert des Fortſchritts. Es kann Ihnen unmöglich entgangen ſein, daß ſeine Feder im Franzöſiſchen den geheimnißvollen Zauber bewahrt hatte, der in witziger und häufig ſpöttiſcher Weiſe beginnt und mit einem tiefen Gedanken und einer hochherzigen Empfindung ſchließt, gleich den erotiſchen Früchten, die zuerſt einen fremdartigen pikanten Geſchmack haben und dann in Wohlgeruch zerfließen. Von Geburt Israelit, war Börne in ſeinen Schriften meines, Ihres Glaubens, des Glaubens der guten Menſchen aller Länder: er glaubte an die allgemeine Brüderlichkeit, an die Gleichheit, die man annimmt und nicht aufdringt; den Krieg der Völker unter einander hielt er für ein einzig und allein zum Vortheil der gekrönten Freibeuter begangenes Verbrechen; die Nationalität war ihm ein armſeliger Gedanke, die Amtsmiene des Fahnenjunkers. Seiner Ueberzeugung nach zog die Natur der Vergeſellſchaftung keine ſchwarzen oder rothen Grenzlinien zur Richtſchnur; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules ein Wahn! Er ſah den Rieſen des Fortſchritts beide Ufer des Fluſſes, der zwiſchen Frankreich und Deutſchland fließt, überſchreiten, den Völkern beider Geſtade die Hand zur Verſöhnung reichen und ſie daran mahnen, daß ſie einem Stamme angehören und gleiche Pflichten haben. Und dies Alles ſprach er, ohne ſich zu gefährden, in einem Lande aus, wo Ihnen das Gaſtrecht nur unter läſtigen Bedingungen gewährt, und das Bischen Sonne, um das Sie uns angehen, mit einem Schleier zugedeckt wird, deſſen kleinſten Zipfel zu heben Ihnen nicht erlaubt iſt, wenn Sie ſich keinem Sturme ausſetzen wollen. Es gehört ein bedeutendes Talent dazu, ſich in Mitte ſo vieler Hemmniſſe einen Schimmer von Freiheit zu bewahren und unter dem Schwerte ſo kleiner Geiſter große Dinge gut zu ſagen. Dieſes Talent brachte Börne in Frankreich zur höchſten Stufe der Meiſterſchaft. Denn in dem ſchmächtigen, leidenden Körper, der ſich über dieſe Erde wie über ein für ihn unpaſſendes Vaterland hinſchleppte, wohnte ein für das Gute glühender, gegen das Uebel geduldiger und zur Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kriegeriſcher Geiſt. Er war ein in ſein Schickſal ergebener Kranker; ein tiefdenkender und doch beſcheidener Schriftſteller, der viel Beifall fand und ſich wenig davon merken ließ; ein zu allen Arten der Hingebung bereiter Märtyrer, der unter den mislichſten Verhältniſſen ſeine Schuldigkeit zu thun verſtand. Das Sinnbild der Tugend, in der die Hauptſtärke ſeines Talentes beſtand, war in ſeinem lächelnden Geſichte mit den leidenden Zügen und in jenem ſatiriſchen Ausdrucke, den ein von ungemeiner Lebhaftigkeit des Gefühls zeugender Blick beſeelte, ausgeprägt. — Doch Ihre Literatur wird dies Alles viel beſſer ſagen; es würde daher thöricht ſein, wenn ich dies Portrait weiter ausmalen wollte. Frankreich, in deſſen Namen allein zu reden ich mich leider gezwungen ſehe, doch das meine Worte nicht Lügen ſtrafen wird, Frankreich wird Börne die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die bei uns zwar immer ſpät kommt, aber dem Grabe niemals gebricht. Börne war bei uns weniger als in ſeinem Vaterlande bekannt, weil man bei uns, um Geltung zu erhalten, Genoſſen haben muß und Börne nur Bewunderer hatte. Aber der Tod ſöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruhme aus und unſere Literatur wird, wie ich hoffe, einen ihrer ſchönſten Kränze auf dieſes Grab legen, das die Natur mit den einfachen lebenden Blumen bekleiden wird, mit denen ſie gegen das Grab des Armen wie des Freundes der Armen ſo freigiebig zu ſein pflegt. Ich aber, der ich nichts hieher zu bringen vermag, als den Zoll meiner Thränen, grüße Dich, o Börne, nicht an dieſer Gruft, die im nächſten Augenblicke bereits drei Fuß Erde decken, ſondern in jenen lichten Räumen, wo zahlloſe Welten in einer, auf dieſer kleinen Erde, die wir Weltall nennen, unbekannten Harmonie kreiſen; ich grüße Dich in jenem großen Sammelplatze aller Geiſter, wohin Deine Seele als zu ihrem Urquell zurückſtrömt. Du nimmſt jetzt unſere Huldigungen nicht mehr als Schmeicheleien, ſondern als den gerechteſten Tribut; Du beurtheilſt jetzt Deine Schriften, welche Deine Tugenden waren, mit demſelben Auge, womit wir ſie ſtets beurtheilt haben; Du ließeſt deine Beſcheidenheit im Grabe, als Du Dich in's Land der Wahrheit erhobeſt: wie ſelig mußt Du jetzt ſein, o Börne, nun Du Dich ſelbſt erkennſt! O, wenn zwiſchen den Geſchiedenen und den Ueberlebenden ein Geſetz geiſtiger Mittheilung herab aus den Regionen, wo Du wandelſt, beſteht, ſo ſende uns auf den Schwingen der Ahnung einige der tröſtenden Wahrheiten, die Du jetzt in dem offenen Buche lieſeſt, in der Zukunft, die uns verſchloſſen iſt. Inmitten des immer zunehmenden Wettlaufes ſo vieler ſyſtematiſchen Verderbtheiten, ſo vieler treuloſen Freundſchaften wird dieſer Traum den Kummer, der uns faſt erdrückt, mildern, den Kummer, daß wir Dir noch nicht gefolgt ſind zur Höhe!“ — —

Wie es auf dem Père Lachaiſe bei Gräbern, die ein Denkmal erwarten, üblich, wurde Börne's Leiche am 15. Februar 1837 nur in eine vorläufige Gruft geſenkt und am 5. November 1842 in das Grab verſetzt, wo ſein Denkmal in der Nähe der Gräber von Benjamin Conſtant, Foy und Manuel ſteht: eine ſtumpfe Pyramide von polirtem Granit auf einem Unterbau von gelbem Sandſtein. Am obern Ende derſelben ſteht in einer Niſche Börne's Büſte von David von Angers modellirt, von Richard und Eck in Erz gegoſſen. Den untern Theil der Pyramide ſchmückt ein allegoriſches Bronzerelief, Frankreich und Deutſchland darſtellend, wie die Freiheitsgöttin beider Hände in einander legt. Hier ganz an ihrem Platze, wie dieſe Figuren, ſind die Namen auf den ſchmalen Seiten der Pyramide: links Voltaire, J. J. Rouſſeau, Lamennais, Beranger; rechts Leſſing, Herder, Schiller, Jean Paul. Es war von jedem dieſer acht großen Geiſter etwas in Börne. Und es lebte zugleich ein ſo eigenthümlicher hoher Genius in ihm, daß der Name Börne werth iſt, als der neunte Stern in dieſem ſchönſten Sternbilde am Himmel der modernen Civiliſation zu ſtrahlen. Wenn Frankreich und Deutſchland einmal ganz einverſtanden, wenn ſie durch die Frucht der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, durch die Eintracht ſtark und glücklich ſind, wenn ſo der Grundgedanke des Geſchiedenen einſt Wirklichkeit geworden, dann werden beide Völker mit gleicher Dankbarkeit und Verehrung zu der Ruheſtätte ihres lange verkannten Sehers, ihres unſterblichen Mittlers wallen. Noch hat dieſe große Verſöhnungsſtunde nicht geſchlagen; doch „Namen ſind Fahnen!“ pflegte der Verewigte zu ſagen: ſo ſei denn der Name Börne das Panier Aller, die in der Liebe der Völker die Feuerſäule erkennen, welche die Nationen aus der Knechtſchaft und Verdumpfung erlöſen und in's gelobte Land der Freiheit, des Glückes und des Weltfriedens führen wird.

[illegible]
Ich hab
gewagt

[illegible]

Vaterländiſche
Geſchichte

von den

älteſten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Eduard Duller.

Erſter Band.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Auguſt Oſterrieth in Frankfurt a. M.
Papier von W. C. Pfeiffer in Caſſel.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Buch.

Seite

Vorwort 3

1. Der indogermaniſche Stamm 5
    Inder 8. Zendvolk 10. Pelasger 14. Kelten 16. Slaven 20. Indogermaniſche Kaukaſier und Afghanen 23.

2. Bekanntwerden der Griechen und Römer mit dem keltiſch-germaniſchen Norden 28

3. Einwanderung und erſte Verbreitung der Germanen in Europa . 31
    Der deutſche Boden in der Urzeit 34.

4. Aeußeres der Germanen. Geſtalt, Tracht, Rüſtung, Wohnung und Lebensweiſe 35

5. Anlagen und Eigenſchaften 38

6. Religion 39
    Weltvorſtellung 40. Schöpfungsſage 41. Die drei alten Aſen 44. Das jüngere Göttergeſchlecht und die Vanen 45. Einheriar. Walkyrien 50. Hel 51. Rieſen und Elben 52. Nornen 53. Loki 54. Götterdämmerung und Weltbrand 54. Heldenſage 57. Prieſter 60. Opfer 61. Geheiligte Orte und Götterbilder 63. Weiſſagung und Zauber 66. Runen 69. Dichtkunſt 70. Religiöſe Sittenlehre 72. Verwebung der Religion in's Volksleben 73.

7. Geſellſchaftlicher Zuſtand 76
    I. Stände. Freie. Adel und Fürſten 76. Leibeigene oder Schalke 77. Zinspflichtige, Liten, Hörige 79. Freigelaſſene 80.
    II. Geſammt- und Sondergrundbeſitz 80.
    III. Die Familie. Munt und Gewehre 82. Die Ehe und die Stellung der Frauen 84. Erziehung, Mündigkeit und Wehrhaftmachung, Entlaſſung aus der väterlichen Gewalt 87. Verhältniß der Familie zur Gemeinde 91.
    IV. Erwerbszweige, Verkehr und Münzweſen 91.

Seite
8. Staatsverfaſſung 94
Ortsgemeinden, Gaugemeinden, Landesgemeinde 94.
9. Rechtsverwaltung 98
10. Heerverfaſſung 106
11. Treue-Verhältniſſe 108
Gefolge 108. Treuefolge bei Beutefahrt, Wanderung und Werbung 109.
12. Völkerbünde 110
13. Folgen des Vordrängens der Germanen gegen die Kelten . . 112
14. Zuſammenſtoß der Römer mit den Germanen in Gallien . . 116
15. Erſte Rheinübergänge der Römer 119
16. Eroberung der Alpenländer durch die Römer 123
17. Angriffe der Römer auf Norddeutſchland 126
18. Marobod's Suevenreich 130
19. Der norddeutſche Völkerbund und die Teutoburger Siegesſchlacht . 132
20. Norddeutſchlands Vertheidigungskämpfe unter Armin 140
21. Kampf zwiſchen Marobod und Armin. Beider Männer Ende . 154
22. Angriffe einzelner germaniſcher Völker gegen Rom und innere Kämpfe 158
23. Niederländiſcher Freiheitskampf unter Claudius Civilis 159
24. Die Zehentländer und die römiſche Gränzwehr. Zuſtand der Länder am rechten Ufer der Donau und am linken des Rheins . . 178
25. Markomannenkrieg 184
26. Alemannen, Franken, Sachſen und Gothen 190
I. Die Alemanen 190. — II. Die Franken 192. — III. Die Sachſen 193. — IV. Die Gothen 194.
27. Das Chriſtenthum 199
28. Das Chriſtenthum bei den Gothen 222

Zweites Buch.

1. Beginn der Völkerwanderung. Einbruch der Hunnen. Aufnahme der Weſtgothen in's römiſche Reich 229
2. Die Weſtgothen in Italien, Gallien und Spanien. Gründung ihres Reiches 234

Seite
3. Die Reiche der Vandalen in Afrika und der Sueven in Spanien . 243
4. Die Sachſen in Britannien 245
*5a. Attila's Hunnenreich 247
5b. Die letzten Geſchicke und das Erlöſchen des abendländiſchen Kaiſerthums 257
6. Begründung des Oſtgothenreiches in Italien 265
7. Begründung des Frankenreiches in Gallien durch Chlodwig und ſeine Söhne 283
8. Untergang des vandaliſchen und des oſtgothiſchen Reiches . . 300
9. Gründung des Longobardenreiches in Italien 308
10. Romaniſch- und Katholiſchwerden der Sueven und Weſtgothen in Spanien 322
11. Die Angelſachſen 327
12. Umwandlung des Gemeindeſtaats in den Lehens- und Beamtenſtaat bei den Franken 340
*13a. Verfall der Merowinger. Aufſtreben der »majores domus« . 352
13b. Deutſchlands Verchriſtlichung und kirchliche Verbindung mit Rom 367
14. Untergang des merowingiſchen, Aufgang des karlingiſchen Königthums 391

Drittes Buch.

1. Karl der Große. Vereinigung des longobardiſchen Reiches mit dem fränkiſchen. Thaſſilo's Sturz 403
2. Kämpfe gegen die Heiden (Zurückdrängung der Avaren und Krieg gegen die Araber in Spanien) 413
3. Dreißigjähriger Krieg gegen die Sachſen 416
4. Verhältniß des Frankenreiches zu den Slaven und Dänen . . 432
5. Karl's des Großen Reich und deſſen Verfaſſung 436
6. Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums im oſtfränkiſchen Königthum 443

---

* Leider ſind hier die Kapitelbezeichnungen zweimal wiederholt; wir bitten dies wie oben zu berichtigen.

Seite
7. Zuſtand der Bildung im Frankenreiche unter Karl dem Großen . 449
8. Zerrüttung im Reiche Karl's des Großen unter Ludwig I. „dem Frommen" 464
9. Auflöſung des Reiches Karl's des Großen 475
10. Erlöſchen des karlingiſchen Hauptſtammes in Oſtfranken . . . 480
11. Normannen und Slaven gegen Deutſchland 485
12. Auflöſung der Gauverfaſſung. Entſtehung der Territorien. Wiederherſtellung der Volksſtamm-Herzogthümer 489
13. Veränderte Stellung des Papſtthums zum Kaiſer- und Königthum 493
14. Ausbreitung des Chriſtenthums im deutſchen Norden und Einfluß desſelben auf die Entwickelung deutſcher Bildung 494
15. Kaiſer Arnulf 507
16. König Ludwig, „das Kind". — Der Kampf der Babenberger und des ſaliſchen Geſchlechts. — Deutſchlands Bedrängung durch die Ungarn 514

Druckfehler:

Seite 139, iſt in der Ueberſchrift ſtatt Volksſtammes zu leſen: Volksthumes.
„ 298, Z 17 von unten iſt ſtatt Chlodomar zu leſen: Godomar.
„ 316, Z. v. oben leſe man: Da erfaßte Roſamunden unſäglicher Schmerz und trieb ſie zur Blutrache.

Erſtes Buch.

Vorwort.

Mit den tüchtigſten Körperkräften für Kampf und Arbeit ausgerüſtet und durch die edelſten Geiſtesanlagen, durch Kühnheit des Denkens, nachhaltige Entſchiedenheit des Wollens und reiche Tiefe des Gemüthes zum höheren Schaffen für die Menſchheit befähigt, hat das große, fruchtbare, reichgegliederte *germaniſche* Geſchlecht ſeit achtzehn Jahrhunderten, von den Tagen an, als es der Weltherrſchaft Roms die unüberſchreitbare Gränze zog, die Geſchichte Europas beſtimmt, den Weltverkehr in die Hand genommen und ſich im gewaltigen Wandertriebe über die meiſten Länder der Erde verbreitet, um überall urbarmachend, erhellend und ſchaffend der Weltgeſittung Bahn zu brechen. Der germaniſche Geiſt iſt der Geiſt des neuen Weltzeitalters.

Dieſem unerſchöpflichen und unermüdlichen Geſchlecht gehört unſer *deutſches* Volk an, und wahrlich: es braucht, wenn nicht Glück, ſondern innerer Werth, durch Thaten bezeugt, den Anſpruch auf Achtung begründet, den Vergleich mit ſeinen Blutsverwandten nicht zu ſcheuen. Ein kernhaftes Volk des Geiſtes, hat es Männer und Thaten erzeugt, welche für alle Völker und alle Zeiten leben. Die Menſchheit verdankt dem deutſchen Volk jene Kunſt, welche mit Recht die „göttliche“ heißt, weil durch ſie das Göttliche im Menſchen, der Gedanke, zum Gemeingut der Menſchheit wird; ſie verdankt ihm jene Befreiungsthat, durch welche ſie vor dem Verſinken in Geiſtesknechtung und ſittlichen Untergang gerettet worden iſt; der Wille, welcher jene That hervorgebracht, welcher der Vernunft allein das höchſte Entſcheidungsrecht zuerkennt, er iſt als weltverjüngender aus dem deutſchen Volke in alle andern germaniſchen übergegangen. Daß der germaniſche Geiſt, als weltbewegender und weltverbindender, die Tafeln bewahrend, auf denen das heilige Recht jedes Menſchen und jedes Volks geſchrieben ſteht, wie ein leuchtender Held ſeine hohe Braut, die welterlöſende Wahrheit über Länder und Meere hinführet, um die Erde immer mehr zum Reich der Menſchlichkeit zu verklären, — es iſt das Werk des deutſchen Volkes, welches für die Erkenntniß und Geltendmachung der ewigen Grundgedanken der Menſchheit im treuen Dienſte ſtand und ſteht, wie kein anderes, welches dafür ſein Blut vergoſſen und ſelbſt ſeine eigene Macht und Größe dafür eingeſetzt hat. Und ſolch ein Volk ſollte der höchſten Achtung, der innigſten Liebe nicht werth ſein? Solch ein Volk, das die Bildungsſtoffe aller Zeiten und Völker in ſich aufgenommen, um ſie, in den Tiefen ſeines Geiſtes zu Weltbildungsmitteln verarbeitet, der Geſammtmenſchheit darzubieten, ſollte nicht reich und ſtark genug ſein, um in dem neuen Weltzeitalter, deſſen Morgenroth ſchon den Geſichtskreis ſäumt, jene Stellung endlich einzunehmen, die ihm als Erſatz für alle ſeine Geiſtesthaten, alle ſeine Opfer und alle ſeine Leiden im Dienſte der Menſchheit gebührt? Sein Weltberuf ſollte dahin ausgehen, daß es, in alle Länder der Welt zerſtreut, ohne Vaterland, ja ohne Sehnſucht, ein Vaterland zu beſitzen, welches ſeines Weltberufs würdig wäre, den Diener all der Nationen mache, die es zur Freiheit erweckt, zur Menſchlichkeit gebildet hat? Nein! Seine Tage ſind noch nicht gezählt; nicht zum Untergang, zum Aufgang iſt es reif. Erfüllen wird ſich die Zeit, in der es, durch die härteſten Prüfungen geläutert, im Vollbewußtſein ſeines Berufs und ſeines Rechts, und durch Gebrauch ſeiner Kraft und in der Macht ſeiner Einheit ſeinen Ehrenplatz im Rathe der freien Völker einnehmen wird. Aber, damit dieſe Zeit ſich erfülle, muß jeder, der unſerm Volke angehört, vom Erſten bis zum Letzten in der Geſchichte unſeres Volkes deſſen Beruf, die Mittel, welche es zu ſeiner Erreichung beſitzt, und die Mißgriffe, durch welche es bisher verhindert war, ihn zu erreichen, klar erkennen. Durch Selbſtkenntniß reift und erſtarkt der Wille zur That der Selbſtbeſtimmung.

1. Der indogermaniſche Stamm.

Wo war die Urheimath des ganzen germaniſchen Geſchlechts, und ſomit des deutſchen Volkes? Welches waren des germaniſchen Geſchlechts urälteſte Stammgenoſſen?

Richtet den Blick nach dem Oſten hin, dem die Völker des Abendlandes ſeit Jahrtauſenden, wie vom uralten Heimathsdrange beſtimmt in Kriegsfahrten und Entdeckungsreiſen zuſtrebten, dem ſie betend und Tempel bauend ſich zuwandten. Dort im Oſten, in Aſien, iſt die Urheimath des germaniſchen Geſchlechts. Um es in ſeinen urſprünglichen Anlagen, Neigungen und Sitten ganz verſtehen zu können, müſſen wir zunächſt die große Stammeseinheit, aus welcher es ſich zu einem eigenen ſelbſtſtändigen Geſchichtsleben losgerungen hat, in den übrigen Zweigen derſelben kennen lernen.

Wenn wir die Urſtämme (Raçen) des Menſchengeſchlechts überblicken, ſo erkennen wir den ſogenannten „kaukaſiſchen" als den am glücklichſten ausgeſtatteten, als den am meiſten befähigten zur Entfaltung und Förderung eines wahrhaft geſchichtlichen Lebens. Die Völker, welche je nach den übereinſtimmenden Merkmalen verwandter Schädel- und Körperbildung unter dem Geſammtnamen des „kaukaſiſchen Stammes" begriffen werden, haben den ganzen mittleren Theil der öſtlichen Erdhälfte, nämlich die Länder Aſiens bis hin ans öſtliche Hochland der Mongolen, das Nordland Afrikas am Mittelmeer nebſt den Nachbarländern, und ganz Europa zum Schauplatz der geiſtigen Entwicklung gemacht. Dieſe Länder ſind die große Straße, auf welcher der edelſte Theil des kaukaſiſchen Stammes, als Sieger durch Schwert und Geiſt, und mit ihm die Weltgeſchichte, in der Richtung von Oſten nach Weſten voranſchritt.

In dem großen kaukaſiſchen Urſtamme ſondern ſich wieder drei eigenthümliche Völkerfamilien von einander; das ſind die indogermaniſchen, die ſemitiſchen und die Berbern-Völker.

Der Berbernſtamm, deſſen kümmerliche Reſte heutzutage noch in den Kabylen und Kopten wahrzunehmen ſind, hatte im fernen Alterthum den Höhepunkt ſeiner Bildung in dem ägyptiſchen Prieſterſtaat erreicht; aber dieſe Bildung, nur innerhalb des herrſchenden Prieſterſtandes vererbt, erſtarb in ihrer Abgeſchloſſenheit, und mit ihr auch das ſeines Rechts und ſeiner Kraft niemals bewußt gewordene, niemals zu einer geſchichtlichen Thätigkeit gelangte Volk.

Die Völker ſemitiſchen Stammes, die Aſſyrer, Babylonier und Chaldäer des Alterthums, die Araber, Hebräer und Syrer hatten und haben ihre urſprünglichen Wohnſitze in den Gebieten zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen und dem rothen Meere, in den Stromgebieten des Euphrat und Tigris und bis zur Küſte des Mittelmeeres. Von dieſen ſemitiſchen Völkern ſind die erſten aufrüttelnden Eroberungen, die erſten meerüberwindenden Handelsverkehre ausgegangen. Gewaltige Sinnlichkeit und ungemeſſene Selbſtüberhebung ſind die Eigenart dieſer Völker; die Selbſtſucht des einzelnen Machthabers, der nach Willkür herrſchte, die Selbſtſucht der Gemeinweſen, welche andere Völker ausbeuteten, bezeichnet die Erobererreiche der Aſſyrer und Babylonier, ſo wie die Handelsgrundſätze der Phönizier und ihrer ausgewanderten Söhne, der Karthager in Afrika. Die Religionen des ſemitiſchen Stammes waren in ihrer erſten Entwicklung brauſend ſinnlich und grauſam, in ihrer weiteren ausſchließlich; ſo folgte dem Menſchenopfer fordernden Moloch der Jehova des auserwählten Volkes Israels, als Gott aller Götter unbedingten Gehorſam fordernd und Verachtung, ja Vernichtung der Heiden gebietend; dieſem folgte wieder der Allah Mohammeds, der die Ausbreitung des Islam, als der allein wahren Religion, mit Feuer und Schwert von den Gläubigen verlangte.

Zum indogermaniſchen Stamme gehören die Inder und Medo-Perſer in Aſien, die Kelten, Pelasger, Germanen und Slaven in Europa. Daß dieſe Völker Mitglieder einer einzigen großen Familie ſind, das zeigt ſich aus der engen Verwandtſchaft ihrer Sprachen, welche gleichſam wie mündig gewordene Geſchwiſter neben einander daſtehen. Gemeinſam ſind ihnen die meiſten Wortwurzeln, gemeinſam die Art der Wortbildung und Wortbiegung, das Geſetz der Lautverſchiebung. Wie aber die Sprache der lebendige Ausdruck der beſtimmten Denkart iſt, und wie die Denkart ſich am Entſchiedenſten in der Entwicklung der religiöſen Weltanſchauung ausprägt, ſo läßt ſich die Verwandtſchaft der vorgenannten Völker auch in der Uebereinſtimmung gewiſſer Grundgedanken in ihren religiöſen Weltanſchauungen erkennen. Das dritte Zeichen iſt endlich die Uebereinſtimmung in der Schädelbildung.

„Aryavarta“ war das heilige Land der Brahmanen; es liegt zwiſchen dem Himmalaya- und dem Vindhya-Gebirge. Dort dürfen wir den Urſitz des noch unzertrennten indogermaniſchen Urvolks annehmen. Von dort aus wandten ſich in unvordenklichen Zeiten große Theile desſelben, welche ſich losriſſen, auf verſchiedenen Wegen weſtwärts und gelangten endlich nach Europa. Der Stamm, welcher zurückblieb, trat dann in zwei große Völker auseinander, von welchen ſich das eine, das Hinduvolk, in öſtlicher Richtung am Stromgebiet des Ganges weiter bewegte und ſich endlich über ganz Vorderindien ausbreitete, während das andere, das Zendvolk, eine weſtliche Richtung einſchlug und das Hochland zwiſchen dem Indus und dem Tigris, (Iran) erreichte, wo es ſich niederließ.

Bevor noch die Trennung ſtattfand, hatte ſich dies Urvolk bereits von der unterſten Entwicklungsſtufe des Geiſteslebens, von dem rohen Naturdienſt, von der Verehrung der Sonne, ſowie der anderen Himmelskörper und der Naturkräfte, zu einer höheren Stufe religiöſer Anſchauung erhoben. Es vergeiſtigte ſich die Naturkräfte, es ahnte höhere Weſen, die als Welthüter über den einzelnen Kreiſen der Natur und des Menſchenlebens walteten. Dieſer Geiſterglaube verklärte ſich endlich durch den Gedanken, daß alle jene göttlichen Weſen nur Aeußerungen eines und desſelben allgemeinen, alldurchdringenden und ewigen Lebensgeiſtes ſeien. Aus dieſem Gedanken entwickelte ſich nun die Vorſtellung von der Entſtehung der Welt in der Weiſe, daß aus dem göttlichen Urweſen zunächſt zwei Weltgeiſter entfloſſen, welche ſich einander gegenübertraten und ſo einen Gegenſatz begründeten, der ſich in zahlloſen höheren Weſen vervielfältigte, der aber in der Ferne der Zeiten aufgehoben werden wird. Bei dem Hinduvolk hieß das göttliche Urweſen: „Sarvam Akarenam“ oder „Parabrahma,“ bei dem Zendvolk: „Zeruane akerene.“ Das Wort dachten ſich beide Völker als die Schöpferkraft, wodurch das Urweſen, „die große Seele“, alle Weſen ins Daſein rief. Bei dem Hinduvolk hieß dies Wort Om, bei dem Zendvolk Honover.

Die weitere Entwicklung der religiöſen Weltanſchauung hat ſich bei beiden Völkern nach ihrer Trennung eigenthümlich geſtaltet.

Inder.

Bei dem Hinduvolk trat die geiſtige Prieſterlehre von dem Einen, lebendigen, körperloſen, allmächtigen, allſchöpferiſchen, allerhellenden und allordnenden Weltweſen immermehr hinter der ſpäteren Vorſtellung zurück, daß ſich daſſelbe in drei Gottheiten geſpaltet und offenbart habe; es entwickelte ſich aus der Verſinnbildlichung des Naturlebens eine Vielgötterei, welche zum Volksglauben wurde. Daneben aber erhielt ſich die ältere Anſchauung, daß die körperliche Welt zur Strafe des Abfalls der Urſeele Puruſcha von Brahma entſtanden ſei, daß die Geiſter in den Körpern wie in Gefängniſſen wohnen, aber durch Bekämpfung der ſinnlichen Triebe, durch Weltverachtung und Weltentſagung, durch ſtrenge Bußübungen ſich würdig machen, nach dem Tode ein vollkommeneres Leben in neuen höheren Leibern zu beginnen, bis ſie endlich, vollſtändig geläutert, ſich mit Brahma wieder vereinigen dürfen.

Weich, empfindungsvoll, an die wunderherrliche Natur, an die zauberiſche Pflanzenwelt hingegeben, die ſie umrankte, umblühte, umduftete, mit glühender Einbildungskraft begabt, ermangelten die Inder der ſittlichen Thatkraft. Ihr Geiſtesleben entfaltete ſich in den üppigſten Blüten der Dichtkunſt, aber es blieb ſtets nur ein traumhaftes Pflanzenleben; ſie vermochten ſich nicht zur vollen Klarheit des allgemeinmenſchlichen Bewußtſeins zu erheben Daran war, außer jener tiefwurzelnden Anſchauung von der Nichtigkeit dieſer Welt und von dem religiöſen Verdienſt, ihr zu entſagen, auch ganz beſonders die Sonderung des Volkes in erblich geſchloſſene Stände oder „Kaſten“ Schuld,— eine Einrichtung, welche als geheiligt galt und von den Herrſchenden, den Brahmanen oder Prieſtern, mit aller Strenge aufrecht erhalten wurde. Die eingewanderten prieſterlichen Geſchlechter, welche die erſten Träger und Pfleger der Bildung geweſen waren, galten fort und fort als Götterfreunde, ja als höhere, geheiligte Weſen; ſie behaupteten den erſten Rang, das höchſte Anſehen, den größten Einfluß, die ausgezeichneteſten Vorrechte; ſie waren unverletzlich, ja unberührbar; ſie allein beſaßen alle höheren Kenntniſſe. Kriegergeſchlechter, von den prieſterlichen geführt, hatten die Beſitznahme Indiens vollbracht und nahmen denn auch unwandelbar nach jenen Prieſtergeſchlechtern (den Brahmanen) den zweithöchſten Rang ein. Die übrige Bevölkerung blieb von jenen prieſterlichen und kriegeriſchen Geſchlechtern in gemeſſener Stufenreihe abhängig; die überwundene Urbevölkerung war zu völliger Rechtloſigkeit, in den menſchenentwürdigendſten Zuſtand tiefſter Verachtung herabgedrückt. Niemand durfte aus einer Kaſte in die andere heirathen; jede Kaſte war von Urvätern zu Urenkeln in denſelben Kreis der Beſchäftigung gebannt, jede hatte ſtatt allgemein menſchlicher Sittenvorſchriften beſondere Kaſten-Sittengeſetze, beſondere Kaſtenbegriffe von Tugend, Pflicht und Ehre. Bei dieſer vollendetſten Gliederung der Knechtung, die durch mehrtauſendjährigen Beſtand gefeſtigt ward, war eine durchgreifende Volksbildung eben ſo unmöglich, wie jede Hoffnung auf eine Volksverjüngung undenkbar. So konnte ſich das Hinduvolk, trotz ſeiner trefflichen Anlagen, in Folge der Prieſterherrſchaft nie zu Macht, Größe und geſchichtlicher Thätigkeit erheben; der Boden, den die Kaſten bewohnten, verklärte ſich nie zum Vaterland; nie konnte heilige Vaterlandsliebe die in wechſelſeitiger Entfremdung erſtarrten Herzen der Volksgenoſſen zu den edelſten Thaten entzünden, und ſo mußte Indien ſtets fremden Eroberern als leichte Beute anheimfallen.

Steht ſomit das Hinduvolk gleichſam außerhalb der Weltgeſchichte, ſo haben doch die religiöſen Anſchauungen desſelben nachhaltig genug auf andere Völker eingewirkt, welche an dem großen Werke der Weltgeſchichte thätig waren. Jene altindiſche Vorſtellung einer Spaltung und Offenbarung des göttlichen Urweſens in drei Gottheiten, der ſogenannten „Trimurti" iſt anderen Völkern für lange Jahrhunderte zum Brennpunkt der tiefſten und gewaltigſten Geiſtesarbeit geworden, deren Endergebniß freilich die vollendete Erſtarkung des Geiſtes zur Vollbringung ganz anderer Thaten war. In der indiſchen „Trimurti" oder dreifach-perſönlichen Offenbarung der Gottheit war der Begriff der ſonnigen, ſchöpferiſchen Kraft auf Brama, der der ſittlich ordnenden auf Wiſchnu und der des verzehrenden, aus der Zerſtörung aber neues Leben zeugenden Feuergeiſtes auf Schiwa übertragen. Ein anderer Grundgedanke der religiöſen Weltanſchauung, der von Indien aus auf andere Völker ſich verpflanzt hat, war der, daß Gott in ſichtbaren Geſtalten *eingekörpert* auf Erden erſcheine, daß insbeſondere Wiſchnu, die zweite Gottheit der indiſchen Dreifaltigkeit, zum Heile der Menſchheit von einer ſterblichen Mutter geboren, unter dem Namen „Kriſchna" Menſch geworden ſei, und daß der Fromme, der nur das achtet, was über das irdiſch Vergängliche erhaben iſt, und ſich durch den Glauben zum Schauen durcharbeitet, in der Stunde des Todes zur innigen Gemeinſchaft mit jenem in der Zeit menſchgewordenen Erlöſer-Gott gelange, in welchem alle Weſen leben und beſtehen. Das und die Lehre von der religiöſen Pflicht der Weltentſagung und Selbſtabtödtung ſind die drei Grundgedanken der indiſchen Weltanſchauung, welche nach Weſten hin, durch Aſien bis nach Europa, Jahrhunderte lang in die Weltgeſchichte eingegriffen haben. Aber auch nach Oſten hin iſt aus dem Hinduvolk und ſeiner Religion eine unmittelbare gewaltige Bewegung ausgegangen, nämlich die Buddha-Lehre, welche im Gegenſatz zu der ausſchließenden Bramahnenlehre den Satz aufſtellte, daß alle Menſchen ohne Unterſchied von Natur gleich und zur gleichen Stufe der höchſten Heiligkeit berufen ſeien, — eine Lehre, welche ihren ſittigenden Einfluß weithin auch auf die roheren Völker des mongoliſchen Urſtammes erſtreckt, aber im Lauf der Zeiten allerdings auch zur Begründung einer Prieſterherrſchaft geführt hat, deren Oberhaupt als das göttliche Weſen ſelbſt verehrt wird, von dem man glaubt, daß es ſich in den Menſchenkörper des geiſtlichen Fürſten niederlaſſe.

Zendvolk.

War der Zuſtand der *Inder* die ſtete Ruhebetrachtung, ſo trat dagegen ein zweites Volk indogermaniſchen Stammes, das bereits erwähnte „*Zendvolk*" auf den Boden der Willensfreiheit, der That; es war das erſte eigentlich *geſchichtliche* Volk Aſiens.

Unter dem Namen des *Zendvolks* begreift man die ſtammverwandten Völker Irans, zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen, dem kaspiſchen See und den Flüſſen Tigris und Indus: die *Baktrier*, *Meder* und *Perſer*. Wie das Hinduvolk, ſo war auch das Zendvolk urſprünglich Sonnenanbeter geweſen. Dieſe urſprüngliche Religion drückte aber bei dem Zendvolk auch der folgenden Entwicklung das eigenthümliche Gepräge des *Lichtdienſtes* auf. Den Medern erſchien das Licht als ſichtbares Abbild des Guten in der Natur, ſo wie des ſittlich Guten; als Sinn- und Abbild des höchſten Lichtes wurde deßhalb das heilige Feuer auf Bergeshöhen entzündet; Prieſter („Magier“ genannt) waren auch hier die erſten Bildner des Volkes, die ausſchließlichen Bewahrer des durch einen heiligen Gottesſohn Namens „Hom“ geoffenbarten religiöſen Geſetzes und aller höheren Kenntniſſe. Sie bildeten aber auch bei den Medern einen eng in ſich abgeſchloſſenen Stand, welcher die höchſten Vorrechte genoß, für heilig galt und von ſolchem Einfluß war, daß die von den Prieſtern erzogenen Könige nichts ohne deren Rath oder wider ihren Willen zu thun vermochten. Die kriegeriſchen Perſer, welche die Meder aus ihrer Vorherrſchaft im Zendvolke verdrängten, zertrümmerten die Macht der Prieſter und ſchufen einen Staat, welcher das ſichtbare Abbild ihrer reich ausgebildeten religiös-ſittlichen Weltanſchauung ſein ſollte.

Dieſe war im Weſentlichen folgende: Sie nahmen ein ewiges göttliches Urweſen (Zeruana akerene) an, deſſen erſte Offenbarung in der Zeit das ſchöpferiſche Wort (Honover) geweſen. Aus ihm gingen zwei höchſte Weltweſen hervor, „Ormuzd“ und „Ahriman,“ von denen der letztere vom Göttlichen abfiel und zum Gegenſatz des Ormuzd wurde. Ormuzd iſt das lebenſchaffende, ſegnende Lichtweſen, das Gute, Ahriman die Finſterniß, der Urheber alles Uebels, alles Böſen. Beide thronen, von Geiſterſchaaren umgeben, in beſonderen Aufenthalten, Ormuzd in dem lichten Himmel Gorotman, um ihn ſieben Lichtgeiſterfürſten („Amſchaspands“), acht und zwanzig Lichtgeiſter zweiten Ranges („Izeds“) und zahlloſe heilige „Ferwers.“ — Ahriman hat ſeinen Aufenthalt im finſteren Abgrunde „Duzakh,“ um ihn walten ſieben Nachtgeiſterfürſten („Dews“) und zahlloſe niedere böſe Geiſter. So ſteht einem Reich des Lichts und des Guten ein Reich der Nacht und des Böſen entgegen. Dieſer Gegenſatz erſtreckt ſich auch auf die Natur und das Menſchenleben. Die von Ormuzd geſchaffenen Thiere und Pflanzen ſind rein, die von Ahriman erzeugten unrein. Nur die Geſchöpfe des Ormuzd haben „Ferwers“ d. h. unſterbliches Weſen, höheres reines Selbſt. Die Seele des Menſchen lebt nach dem Tode fort.

Das erſte Menſchenpaar, von Ormuzd geſchaffen, war urſprünglich ſchuldlos und rein; es wurde aber von Ahriman betrogen, und in

Folge deſſen bleiben auch alle Nachkommen des erſten Menſchenpaares der Verführung des Ahriman ausgeſetzt, welcher fort und fort mit Ormuzd um die Herrſchaft kämpft. Aber damit der Menſch in dieſem Kampfe nicht erliege, offenbaret Ormuzd durch ſeinen Sohn Zoroaſter das heilige Geſetz, deſſen Beobachtung der Seele des Menſchen nach dem Tode des Körpers den Lohn verſchafft, in den Lichthimmel des Ormuzd zu ſeligem Fortleben aufgenommen zu werden, während die Seele deſſen, der das heilige Geſetz verachtet hat, nach dem Tode in die Hölle des Ahriman hinabſtürzt, wo furchtbare Qualen ihr Loos ſind. Nach dem göttlichen Weltplan ſoll der weltbewegende Kampf zwiſchen dem Guten und Böſen nicht ewig währen; denn wenn die Zeit erfüllet iſt, erwecket Ormuzd oder der Siegesheld Soſioſch, der Retter und Erlöſer, die Todten zum Weltgericht, die alte Erde vergeht in ungeheurem Brand; die Seelen der Böſen, ja Ahriman ſelbſt und ſeine böſen Geiſter werden im glühenden Metallſtrom geläutert und bekehrt. Nachdem ſo das Böſe aufgehört hat, erſteht die Erde aufs Neue, herrlicher denn je, und alle Weſen werden im göttlichen Lichte den Ormuzd preiſen. Wie nun der Menſch mitten in dem großen Kampfe der beiden Weltweſen ſteht, iſt es ſeine Pflicht durch Betheiligung an jenem Kampfe das Reich des Lichtes zu fördern; kämpfen ſoll er gegen die Schöpfungen des Ahriman in der Natur, damit in ihr überall das Reine ſiege; bekämpfen muß er den wüſten Boden, er muß Quellen graben und Bäume pflanzen; bekämpfen muß er die Völker, welche den Ormuzddienern feindſelig gegenüberſtehen, durch Kampf muß das Ormuzdvolk das irdiſche Lichtreich ausbreiten. Dieß iſt eben der Perſerſtaat, ein ſichtbares Abbild der unſichtbaren Ormuzdwelt. Wie Ormuzd im Lichthimmel, ſo waltet der Perſerkönig auf Erden unumſchränkt gleich einem höhern Weſen. Wie den Ormuzd ſieben Lichtgeiſter umgeben, ſo den König ſieben oberſte Hofdiener. Wie die Geiſter des Ormuzd über die einzelnen Kreiſe der Natur und des Menſchenlebens, ſo walten die Statthalter des Königs, ſeinem Willen allein unterthan, ſonſt aber in ihren Bezirken gleichfalls mit unbeſchränkter Macht, über den einzelnen Kreiſen des Reichslebens. So nahm im Perſerreich die unbeſchränkte Einzelherrſchaft eine religiöſe Bedeutung an. Zwar waren hier die verſchiedenen Stände des Volkes nicht erblich abgeſchloſſen, nicht Kaſten, wie in Indien, aber jede Entwicklung, die aus der Gleichheit der Stände entkeimen konnte, wurde durch die Pflicht des willenloſen Gehorſams unter dem König und deſſen Statthaltern erſtickt. Die Perſer bildeten zwar ein großes geordnetes Reich, welches ſich erobernd über Vorderaſien, Babylonien und Aegypten ausbreitete; allein das Vaterlandsgefühl fehlte, weil dem Volk die freie Selbſtbeſtimmung entzogen war. In den Eroberungskriegen für die Königsmacht verzehrte ſich nutzlos die Thatkraft des urſprünglich tüchtigen Volks; es nahm die Sitten der fremden und deren Laſter an, es entnervte ſich; aber auch die ſchrankenloſe Macht der Herrſchenden vermoderte langſam in Folge der Willkür an Entſittlichung. So kam es, daß zahlloſe Heere, von den Perſerkönigen und ihren Feldherren aus Aſien nach Europa geführt, vor dem kleinen Griechenvolke, welches Vaterlands- und Freiheitsliebe begeiſterte, ſieg- und ruhmlos zurückweichen mußten. So kam es, daß das ungeheure ſtolze Perſerreich vor dem Angriff Alexanders von Macedonien, der die Griechen zum Vergeltungskampf nach Aſien führte, in Trümmer zerfiel. Nur wenige Reſte der großartigen Prachtbauten erinnern den Wanderer noch heute an die einſt geweſene Machtvollkommenheit der als heilig verehrten Könige, deren Befehlen Tauſende und Abertauſende willenlos gehorcht; nur arme Feueranbeter rufen uns jetzt das Andenken an den alten Lichtdienſt und Glanz des einſt ſo gewaltigen Zendvolkes zurück, des erſten indogermaniſchen Volkes, welches aus Aſien nach Europa hinübergegriffen und dort den erſten weltgeſchichtlichen Kampf um die höchſten Güter der Menſchheit, um Freiheit und Bildung hervorgerufen hatte. Aber jene reich ausgebildete religiöſe Anſchauung des Zendvolks, ſeine Vorſtellungen von einem Schöpferwort, von einem weltſpaltenden Gegenſatze zwiſchen einem guten und böſen Weſen, zwiſchen zwei kämpfenden Geiſterwelten, zwiſchen einem Lichthimmel und einer entſetzensvollen Hölle, in deren erſterem die Seelen der Frommen nach dem Tode Lohn, in deren letzterer die der Gottloſen Strafe finden, ſein Glaube an einen Sündenfall und eine Erlöſung, ſeine Erwartung eines Weltgerichts, eines Weltuntergangs und einer Weltverjüngung — ſie haben in verſchiedenartiger Faſſung verſchiedene Religionen durchdrungen und die Grundlage der mittelalterlichen Weltordnung gebildet.

Inder und Perſer — das ſind denn jene Völker des indogermaniſchen Stammes, welche im urheimathlichen Boden deſſelben, in

Aſien haftend, die erſten Keime einer höhern Geiſtesbildung entfalteten.

Jene Völker, welche ſich frühzeitig vom indogermaniſchen Urvolk losriſſen und gen Weſten gewandt, begannen in Europa, wo ſie ſeßhaft wurden, ein neues ſelbſtſtändiges Geiſtesleben. Sie ſind der Kern der europäiſchen Menſchheit, die in freier und allſeitiger Entwicklung unaufhaltſam fortſchreitend, den entſchiedenſten Gegenſatz zu der Völkerwelt Aſiens bildete, welche fort und fort in der Ruhe ahnungsvollen Traumlebens verſenkt blieb.

Pelasger.

Die indogermaniſchen Völker, welche nach Europa einwanderten, ſchlugen verſchiedene Wegrichtungen ein. In weſtlicher bewegten ſich die **Pelasger** und **Illyrier**; ſie zogen durch Kleinaſien, ſchifften über die ſchmale Meerenge, welche Aſien von Europa trennt, und breiteten ſich, die **Pelasger** in Griechenland und Italien, die **Illyrier** in den öſtlichen Küſtenländern des adriatiſchen Meeres aus.

Auf der **griechiſchen** Halbinſel, deren mittlerer Theil Hellas hieß, wurden die **Pelasger** allmählig zu **Hellenen**. Sie bewohnten aber nicht bloß jene, ſondern auch die zahlreichen Inſeln im ägäiſchen Meere, ſo wie die weſtlichen Küſtenländer Kleinaſiens und gründeten in zahlreichen Niederlaſſungen Pflanzſtätten helleniſcher Bildung. Dieſe Bildung, nicht ausſchließliches Eigenthum eines Prieſterſtandes, ſondern freie Errungenſchaft des ganzen Volkes, umfaßte alle Gebiete: Religion und Staat, Geſellſchaft und Sitte, Sprache, Wiſſenſchaft und Kunſt. Auf allen war volle Selbſtbeſtimmung die ſchöpferiſche Keim- und Triebkraft, das Urbild ſchöner Menſchlichkeit das höchſte Ziel des Strebens und das Geſetz des Ebenmaaßes die heilige Gränze. Der helleniſche Volksgeiſt, der wie ein herrlicher Jüngling an der Schwelle der europäiſchen Geſchichte ſteht, bezeichnete ſinnig Welt, Schmuck und Ordnung mit **einem** Wort, verſchmolz in **ein** Wort das Schöne und Gute, gleichſam als untrennbar. Göttlich erſchien ihm alles Natürliche, und alles Göttliche lag ihm als hohes verklärtes Menſchliches nah. Nach ſeinem Bilde erſchuf er ſeine Götter; ſie waren Menſchen in vollendeter Schönheit, menſchlich war ihr Leben, Lieben und Haſſen, ihre Luſt und ihr Schmerz. Menſchlich waren die helleniſchen Gemeinweſen, denn der Lebensodem der Menſchlichkeit, die Freiheit beſeelte ſie in ihren ruhmvollſten und glücklichſten Tagen, als alle zuſammen, wie verſchieden und mannigfaltig ſie ſich auch darſtellten, durch ein gemeinſames Vaterlandsgefühl, ein gemeinſames Volksbewußtſein innig verbunden waren. Als aber die Selbſtſucht dies heilige Band zerriß, als ein helleniſcher Stamm mit dem andern um die Vor- und Oberherrſchaft rang, als der Parteienkampf die einzelnen Staaten zerrüttete, da verwelkte die helleniſche Bildung und Volkskraft; da verlor Griechenland ſeine Weltſtellung und ward des Eroberers Raub. Aber die Denkmäler helleniſcher Bildung haben den Fall des herrlichen Jünglingsvolkes überdauert, ſind der Menſchheit unverloren geblieben und nach Jahrhunderten zu Rettern vor dem Rückfall in Geiſtesknechtung, Verwilderung und Entmenſchung geworden.

Jene indogermaniſchen Pelasgerſtämme, welche in Italien erobernd eingewandert waren und ſich ſpäter mit der Urbevölkerung Italiens vermiſchten, waren die Etrusker, Latiner und Samniten. Prieſterliche Geſchlechter bildeten bei ihnen die oberſte bevorrechtete Kaſte, aus welcher bei den Etruskern die Könige, bei den beiden andern Stämmen die Obrigkeiten gewählt wurden; das Volk war, wenigſtens bei den Etruskern, dem Prieſteradel leibeigen. Sie bildeten Bundesſtaaten, aus deren Vereinigung ſpäter der römiſche Staat entſtand. Der Urſprung deſſelben war nicht ein naturwüchſiger, ſondern ein gewaltſamer, und nicht die freie Sitte, ſondern das eiſerne Band der Zucht war es, wodurch er zuſammengehalten ward. Das Römerthum wurde groß und ſtark durch das Aufgeben der Perſönlichkeit, nicht etwa an die Freiheit des Vaterlands, ſondern an den Begriff und Zweck des Staates, auf welchen ſich aller Stolz, alle That, alle ſtrenge Tugend der Einzelnen bezog. Wie im Familienleben die väterliche Gewalt unbeſchränkt waltete, ſo im Staate das unerbittliche Recht, in deſſen Ausbildung ſich der ſcharfe römiſche Verſtand ein Denkmal ſetzte, deſſen Herrſchaft die des römiſchen Reichs überlebt hat.

Die Selbſtſucht des Staates, der ſeine Weltherrſchaft als geſchichtlichen Beruf erfaßte, ſchuf Roms Größe; ſie bereitete aber auch, und zwar ſchon früher, als dieſe Selbſtſucht in der Perſon eines Einzelherrſchers verkörpert erſchien und der Kaiſer gleichſam der

Staat ſelbſt war, Roms ſittlichen Verfall und ſeines Weltreichs langſamen Untergang. Rom hat die verſchiedenen Völker der alten Welt, die es mit dem Griff ſeiner ehernen Heeresarme erreichen konnte, die verſchiedenartigſten Religionen, die verſchiedenartigſten Bildungen und Bildungsſtoffe innerhalb eines großen Kreiſes, den es die Welt (orbis) nannte und deſſen Mittelpunkt die Siebenhügelſtadt (urbs) war, zur äußeren Einigung und dadurch in wechſelſeitige Berührung gebracht. Das iſt das wichtige Ergebniß ſeiner weltgeſchichtlichen Thätigkeit. In dieſen erweiterten Kreis trat endlich auch das Chriſtenthum, und indem es römiſche Reichsreligion wurde, fand es die Wege gebahnt, um, als Religion eines großen Theils der europäiſchen Menſchheit, die bloß äußerliche Völkereinigung in eine innere zu verwandeln. Aber freilich war es, als es römiſche Reichsreligion wurde, längſt nicht mehr die einfache Lehre des Menſchenſohnes von der Brüderlichkeit und Gleichberechtigung aller Menſchen, ſondern bereits vermiſcht mit perſiſchen und indiſchen Anſchauungen, mit Lehren alexandriniſcher Weiſen, mit Wunderſagen über die Perſon ſeines Stifters, mit Glaubenslehren, welche ſich aus jenen Anſchauungen und Sagen entwickelt hatten, verdunkelt durch Uebertragung heidniſcher Bräuche und umhüllt mit dem Schmucke eines herrſchenden Prieſterthums. Seine Rettung aus der ungeheuren Auflöſung alles ſittlichen Lebens, welche das Römerthum durchdrang, verdankte das Chriſtenthum einem andern noch unverdorbenen Geſchlecht, nämlich unſerm germaniſchen, welches nun mit der Weltgeſchichte und dem Weltreich auch das Chriſtenthum als Weltreligion übernahm und ſich mit aller Innigkeit des Gemüthes und mit aller raſtloſen Geiſtesthätigkeit ſo in daſſelbe vertiefte, daß es ſich ſelbſt faſt darüber verlor und vergaß, bis endlich der neuerwachte helleniſche Geiſt ſeine zündenden Funken in den germaniſchen warf und an den Morgenſtrahlen der Wahrheit ſich das Bewußtſein einer reinmenſchlichen Völkereinigung, eines auf Freiheit und Recht Aller begründeten Brüderbundes der Menſchheit entflammte, deſſen Verwirklichung die Weltgeſchichte eines neuen Weltzeitalters iſt.

Kelten.

Eine andere Völkerfamilie, welche ſich in uralten Zeiten von dem großen indogermaniſchen Stamme in Aſien losgeriſſen hatte und nach Europa ausgewandert war, waren die **Kelten**. Sie drangen wahrſcheinlich vom ſchwarzen Meere aus, längs der Ströme, welche ſich in daſſelbe ergießen und ihnen gleichſam als Wegweiſer dienten, nach Mittel-, Nord- und Weſt-Europa vor, in die Alpenländer, über Süd- und Mitteldeutſchland und weiter weſtwärts bis an das atlantiſche Meer, in die Länder, welche heutzutage Frankreich und Spanien heißen, und nach den britiſchen Inſeln. Im Süden und Oſten fanden ſie wahrſcheinlich pelasgiſche (griechiſch-italiſche) und illyriſche, im Norden finniſche und lettiſche, im Weſten iberiſche Stämme vor. Seßhaft geworden in den Ländern, wo ſie die Urbevölkerung überdeckten, haben die Kelten, ein von raſtloſer Unruh bewegtes Volk, nach allen Strichen Europas Streifzüge unternommen und zahlreiche dauernde Anſiedelungen gegründet. So haben Oberitalien und Pannonien (die Länder am nördlichen Abhang der öſtlichen Alpen bis zum rechten Donauufer) keltiſche Bevölkerung erhalten. Ihre Hauptſitze waren Gallien (Frankreich) nebſt den Gränzländern und die britiſchen Inſeln; ihr gadheliſcher Aſt erſcheint wahrſcheinlich nur in Irland und Schottland. **Lichtdienſt** ſcheint die früheſte Form der keltiſchen Religion geweſen zu ſein; aus der urſprünglichen Götterzweiheit entwickelte ſich dann Vielgötterei. Weſentlich unterſchied ſich die prieſterliche Geheimlehre von dem Volksglauben. Dieſer umfaßte die Lehren von der Welt, von den Göttern und von der Seele. Von der Welt glaubten die Kelten, daß ſie einſt durch Brand untergehen, ſich aber dann verjüngen werde, von der Seele, daß ſie unſterblich ſei und neue Körper durchwandernd ſelbſtbewußt fortlebe. Sie nahmen ein „Seelenjahr" an, d. h. einen Zeitraum, binnen deſſen die Seele ihren Durchgang durch andere Leiber vollende, bis ſie vollſtändig geläutert zu endloſer Seligkeit eingehen könne. Wie ſich das ganze keltiſche Geſchlecht in zwei große Stämme, in den britanniſchen und galliſchen ſonderte, deren einer noch heutzutage durch die Iren, Schotten und Manks, deren anderer durch die Welſchen und Armorikaner oder Bretonen vertreten iſt, ſo ſpaltete ſich auch die keltiſche Religion in zwei mehr oder minder von einander abweichende Richtungen. Der Hauptſitz des galliſchen Glaubens war auf der Inſel Seins an der bretagniſchen Küſte, der des britiſchen auf der Inſel Mona (Angleſey), zwiſchen Irland und Wales. In Gallien wurden vorzugsweiſe folgende

Götter verehrt. Teutates, auch Dit oder Dis geheißen, galt als Gott der Weisheit, als Erfinder der Schrift und der Zauberei, als Beſchützer der Schifffahrt und des Verkehrs, des Handels und Beſitzes. Er war ein Gott der Unterwelt und wurde als Volksſtammvater verehrt. Bel (Belen oder Belin) war der milde, Licht und Heil bringende Gott, Taranis der Blitze ſchleudernde Donnergott, Aes oder Hes (Heſus) der Kriegsgott, welchem beim Beginn der Schlacht der erſte Gefangene als Opfer gelobt wurde. — Die britiſchen Kelten verehrten den Hu als höchſten, ſchöpferiſchen, allwaltenden Gott, als Menſchenvater und Himmelsfürſten, als Beherrſcher der britiſchen Inſel, der den Menſchen auf heiligen Inſeln, Seen und Auen erſchienen ſei, — und neben ihm die Erdmutter Ceridwen, die Bewahrerin des Samenkornes, die Bildnerin des jungen Geſchlechts und Ordnerin des Bardenweſens, welchem ihr geheiligter Zauberkeſſel zum Sinnbild ward. — Prieſterliche Geſchlechter waren die Führer der keltiſchen Einwanderung geweſen; die Prieſterſchaft behauptete auch fortwährend den wichtigſten Einfluß auf das keltiſche Volksleben. Sie bildete den erſten, am meiſten bevorrechteten, am höchſten angeſehenen Stand, der von Kriegsdienſt, Steuern und Staatslaſten befreit war, ſich im ausſchließlichen Beſitze aller höheren Kenntniſſe, der Dicht- und Sangkunſt, der Natur-, Stern- und Heilkunde befand, die öffentliche Erziehung leitete und das Recht ſprach. Die Prieſterſchaft ſtand in der engſten Verbindung und war in drei Rangordnungen gegliedert. Die erſte Weihe hatten die Barden, die geheiligten Sänger, welche die alten Ueberlieferungen des Volkes in Liedern bewahrten. Der zweiten Ordnung gehörten die Ovaten an; das waren die Vermittler zwiſchen den Druiden und dem Volk, die Pfleger des Volksglaubens, die Verwalter des äußeren Götter- und Opferdienſtes. Geopfert wurden in den älteſten Zeiten Menſchen, und zwar in verſchiedener Weiſe, wobei aus Blut und Zuckungen geweiſſagt wurde; ſpäter traten werthvolle Gaben aus edlem Metall, in den See verſenkt oder an den heiligen Orten aufbewahrt, immermehr an die Stelle der Menſchenopfer; doch beſtanden dieſe noch bis ins dritte chriſtliche Jahrhundert im Verborgenen fort. Auf der dritten und höchſten Rangſtufe ſtanden die Druiden, die Bewahrer der Geheimlehre. Durch beſondere Tracht ausgezeichnet, lebten ſie zurückgezogen von dem Volk in engeren Genoſſenſchaften zuſammen, welche über alle keltiſchen Lande zerſtreut waren. An der Spitze der ganzen Druidenſchaft ſtand ein für die Lebensdauer erwählter Oberprieſter. Alljährlich fand eine Zuſammenkunft der Druiden ſtatt; da wurde am geheiligten Orte Recht geſprochen. Wer ſich dem Gebote der Prieſter nicht unterwerfen wollte, den traf ihr Bann, welcher den Widerſtrebenden als Götterfeind rechtlos, ehrlos und freundlos machte. In den Druidenorden aufgenommen zu werden, war das Strebeziel der edelſten Jünglinge. Aber lange dauerte die Zeit, während welcher ſich die der künftigen Weihe Harrenden den mannigfaltigſten und ſtrengſten Prüfungen unterziehen und die ganze in heiligen Liedern zuſammengefaßte Geheimlehre, welche nicht durch Schrift, ſondern bloß im Gedächtniß aufbewahrt wurde, in dunklen geheimnißvollen Höhlen und Wäldern erlernen mußten. Wurde das Vaterland von fremden Eroberern bedrängt, dann begeiſterten die Druiden das Volk zum todesmuthigen Widerſtand; keine Verfolgung und Aechtung, welche Alle insgemein, keine noch ſo grauſame Beſtrafung, welche Einzelne von ihnen traf, ſchreckte ſie ab, das uralte Volksthum zu bewahren und die heilige Flamme der Freiheitsliebe zu erhalten. — Auch Frauen gehörten dem Prieſterſtande an. Sie hatten gewiſſe geheimnißvolle Gebräuche, den Blicken der Uneingeweihten verborgen, vorzunehmen, einzelne Opfer zu ſchlachten, aus dem Blut und den Nerven zu weiſſagen und an geheiligten Orten, wo man ſich Götter gegenwärtig dachte, deren Ausſprüche, die in ſie übergingen, zu verkündigen. Ihre Geſetze waren mannigfaltig. An einigen Orten mußten ſie ſich zu fortwährender Jungfräulichkeit verpflichten; an anderen konnten ſie zwar verheirathet ſein, mußten aber lange Zeit von ihren Gatten getrennt leben. Barfuß, in weißen Gewändern, mit ehernen Gürteln ſchritten ſie in die Schlachten mit, führten die Kriegsgefangenen an den ehernen Opferkeſſel, durchſchnitten ihnen die Kehlen und weiſſagten aus dem fließenden Blut. Bei gewiſſen nächtlichen Opferfeſten erſchienen ſie ganz entkleidet, den Körper ſchwarz gefärbt, die Haare wildflatternd, mit Fackeln in den Händen, und führten, wie in Verzückung, heilige Tänze aus.

Bei allen indogermaniſchen Völkern nahmen die kriegeriſchen Geſchlechter, welche die neuen Wohnſitze eroberten, den erſten Rang nach jenen prieſterlichen ein; ſie wurden die Grundbeſitzer, während die Urbevölkerung mehr oder minder von den beiden erſteren abhängig, im günſtigſten Fall bloß mit Zinspflichtigkeit belegt, oder zu Pächtern und Bauern herabgedrückt, im ſchlimmſten aber leibeigen gemacht wurde. So waren es denn auch bei den Kelten die Kriegergeſchlechter, welche nach den Prieſtern (Druiden) den höchſten Rang einnahmen und den Stand der Freien, d. h. der Vollberechtigten bildeten. Unter dieſen Freien ragten aber wieder einzelne beſondere Häuptlingsgeſchlechter hervor, welche bei einigen keltiſchen Völkern in ihrem Stammeskreiſe (Clan) erbliche Herrſchaft übten, während bei anderen wieder jeweilige Fürſten und Obrigkeiten von den Freien aus ihrer Mitte, und zwar unter dem Einfluß der Druiden, gewählt wurden. Nicht ſelten kam es zu hartem Kampf über die Frage, welcher von beiden Grundſätzen, Erblichkeit oder Wählbarkeit, gelten ſollte; es war der Kampf zwiſchen der Prieſterſchaft und dem Adel, der ſeine Macht auf Lehnsleute und Schutzgenoſſen ſtützte, um den höchſten Einfluß.

Hochgewachſen, ſchön, goldhaarig, mit wildem Trutz in den Augen, war das Geſchlecht der Kelten anzuſchauen. Stolzer Unabhängigkeitsſinn, todverachtende Tapferkeit und die urväterlichen Tugenden: Familienzucht und Gaſtfreundſchaft zeichneten es aus; ſeine Fehler waren Prunkſucht, Trinkluſt, Prahlen mit Thaten und Ahnen, ſtete Unruhe und Streitluſt, Uebermuth nach dem Sieg und Verwirrung nach der Niederlage. Es hat Mittel- und Weſteuropa von den Donauländern bis zum Tajo und bis nach England, Schottland, Irland und Wales hin zuerſt mit eigenthümlicher Bildung befruchtet und dieſe auch den germaniſchen Völkern des indogermaniſchen Stammes, welche ihm aus Aſien nach Europa folgten, ſowohl in nachbarlich-freundlichen Berührungen, als auch im feindlichen Zuſammentreffen mitgetheilt.

Die Einwanderung und älteſten Zuſtände der Germanen werden wir alsbald näher in's Auge faſſen. Wir wenden uns jetzt zu dem indogermaniſchen Volk, welches den Germanen folgte, zu den Slaven.

Slaven.

Ein fruchtbares, tapferes, an Geiſt und Gemüth reichbegabtes, im hohen Grade bildungsfähiges Geſchlecht! Auf den indogermaniſchen Urſprung deſſelben weiſt nicht bloß die Sprach-, ſondern auch die Religions-Verwandtſchaft hin, auf ſeine engere Verwandtſchaft mit dem germaniſchen der Umſtand, daß bei beiden in der Urzeit die freie Selbſtbeſtimmung der Volksgemeinde die Grundlage ihrer Staatsverfaſſungen geweſen iſt. Die uralte Religion der Slaven war ein Lichtdienſt, alſo eine Religion des Gegenſatzes; denn den Begriffen von Licht, Wärme, Leben, Segen und Gutem treten von ſelbſt die verneinenden Begriffe von Finſterniß, Kälte, Tod, Verderben und Sünde entgegen. Dieſe gegenſätzlichen Erſcheinungen erfaßte das religiöſe Bewußtſein jugendlicher Völker ſtets als Wirkungen geiſtiger Mächte. So hatten ſich die perſiſchen Vorſtellungen von zwei feindlichen Geiſterreichen ausgebildet. So wurden denn auch bei den Slaven die als Gegenſatz erſcheinenden Naturoffenbarungen als Wirkungen von Geiſtern der Licht- und der Nachtwelt, von weißen und ſchwarzen Göttern aufgefaßt. Dazwiſchen leuchtete jedoch die Ahnung von einem einzigen göttlichen Urweſen, aus welchem alle jene Naturkräfte als erſchaffene Götter hervorgegangen, und welche ſich gleichſam in dieſe zerlegte. Dieſe Ahnung haftete jedoch ſtets an dem Namen eines Gottes, auf welchen ſie mehr oder minder deutlich das Weſen der Urgottheit übertrug. Ein ſolcher Gott blieb dann der höchſtverehrte. Wie nun die Slaven bei ihrer Bildungsfähigkeit von fremden Völkern, mit welchen ſie in Berührung kamen, deren religiöſe Vorſtellungen entgegennahmen, vergrößerte ſich auch die Zahl der Götter immer mehr. Die Grundzüge des ſlaviſchen Götterglauben waren folgende. Das göttliche Urweſen („Bog“ in ihrer Sprache genannt) war ein reines, lichtes, gutes, ſegnendes; ihm entſprach auch das Wort „Swantewit“, welches den lichten, guten Gott bezeichnet. Als ſolcher hieß er auch „Belbog“ und ſtand an der Spitze der Lichtgötter, des zweiten Göttergeſchlechtes. Da wurde denn der Nachtgott („Czernebog“) ſein Gegenſatz. Swantewits rieſiges Bild ſtand in dem Heiligthum zu Arkona auf Rügen, vierhäuptig, zum Sinnbild der Weltüberſchauung, ſchwertgegürtet, mit Bogen und Füllhorn, Sieg und Segen darſtellend, die er verleiht. Ihm, dem Gewaltigſten, brachte man, wenn er zürnte, das Koſtbarſte, Menſchenleben, zum Opfer, um ihn zu verſöhnen. Weiſſagung und Zauberei ſtanden mit dem ſlaviſchen Götterglauben im engen Zuſammenhang. Eine zahlreiche, hochgeltende, einflußreiche Prieſterſchaft pflegte den Götterdienſt. Das ganze Leben des gemüthreichen ſlaviſchen Geſchlechts war bis in die kleinſten Bräuche und Verrichtungen hinab vom religiöſen Glauben durchwachſen und beſtimmt.— Bei Völkern, welche ſich noch in den erſten Entwickelungen des Geiſteslebens befinden, erzeugen Spaltungen in der Religion, welche bei ihnen der urſprüngliche Ausdruck der Anſchauung der Volksgeſammtheit iſt, nothwendig auch Trennungen, und aus dieſen religiöſen Trennungen erwachſen dann erbitterte, oft Jahrhunderte lang andauernde Bruderkämpfe. So traten auch die vielen Völker des ſlaviſchen Geſchlechts ſchon in uralter Zeit, je nach den Glaubenstheilſchaften, als feindliche Brüder einander in einem unverſöhnlichen Haſſe entgegen; ja dieſer dauerte ſelbſt dann noch fort, als eine neue Religion die uraltvolksthümliche längſt verdrängt hatte; er übertrug ſich auf dieſe um ſo mehr, da das ſlaviſche Geſchlecht die neue Religion von zwei Seiten her in zwei Richtungen erhielt, welche einander gleichfalls feindlich gegenüber ſtanden. Je nach dieſen religiöſen Sonderungen der ſlaviſchen Völker prägte ſich von Anfang her ihr Weſen in jener reichen Mannigfaltigkeit aus. Damit jedoch die geſchichtliche Entwickelung gefördert werde und zum Abſchluß komme, iſt es nöthig, daß über der Mannigfaltigkeit das Bewußtſein der höheren geiſtigen Volkseinheit nicht verloren gehe. Der Mangel dieſes Bewußtſeins hat nicht bloß die Deutſchen ſo viele Jahrhunderte hindurch verhindert, eine ihrem Beruf gemäße Weltſtellung einzunehmen, ſondern auch die Slaven. Erwacht aber dieſes Bewußtſein, und klärt es ſich zugleich durch die Erkenntniß deſſen, was allgemein menſchliche Beſtimmung, allgemein menſchliches Recht, allgemein menſchliche Pflicht iſt, dann erreicht ein ſolches Volksgeſchlecht auch jene äußerliche Stellung, welche ſeinen beſonderen Anlagen entſpricht; denn nur ein Volk, welches Weltbildung mit klarem Bewußtſein ſeines beſonderen Berufs zur Erreichung des Menſchheitszweckes verbindet, kann eine Weltſtellung einnehmen. Dieſe wird denn, auch dem ſlaviſchen Geſchlecht, im Bunde mit dem germaniſchen, welches ihm übermächtig-feindſelig lange Jahrhunderte hindurch entgegen getreten iſt, in der Ferne der Zukunft zu Theil werden, wenn es, durchdrungen von dem Geiſte des *germaniſchen*, dem Geiſt, der die Freiheit nicht bloß als Sondereigenthum eines einzelnen herrſchenden Volkes, ſondern als das heilige Urrecht eines jeden erfaßt, wenn es durchdrungen von dieſem Geiſte der Menſchlichkeit und erſtarkt durch die vom germaniſchen Geſchlecht errungene Weltbildung, die im vieltauſendjährigen Traume liegende Völkerwelt

Aſiens erweckt, während der germaniſche Geiſt, auf ſeiner weltgeſchichtlichen Reiſe von Oſten nach Weſten, an den Marken anlangt, wo ihm der Oſten, nämlich Aſien, ſelbſt zum Weſten wird. Dann werden die zwei Geſchlechter, welche ſich in der Vergangenheit bekämpft haben und in der Gegenwart noch bekämpfen, ſich endlich als freie Brüder die Hände reichen.

Das ſind die großen Völkeräſte des indogermaniſchen Stammes, welche ihre Bildung und ihr geſchichtliches Leben theils längſt vollendet haben, theils der Vollendung erſt noch zuführen.

Indogermaniſche Kaukaſier und Afghanen.

In der Urheimath des indogermaniſchen Stammes, in Aſien, finden wir noch heute Völker, deren Verwandtſchaft mit denſelben nicht zu verkennen und in deren jetzigem Sitten- und Bildungsſtand treu wie im Spiegel noch der urſprüngliche aller jener wahrzunehmen iſt, welche frühzeitig nach Europa ausgewandert ſind und daſelbſt aus ihrem eigenen Weſen die tiefeingreifenden Einrichtungen ausgebildet haben, die in Europa bis zur neueſten Zeit die herrſchenden geworden ſind.

Bei den Völkern des Kaukaſus laſſen ſich auf den erſten Blick jene, welche dem indogermaniſchen Menſchenſtamme angehören, von den turkiſchen und tſchudiſchen unterſcheiden. Als indogermaniſche ſind im Kaukaſus die Abaſen, Oſſeten und Adighé (oder eigentlichen Tſcherkeſſen) zu erkennen. Ueber den indogermaniſchen Urſprung der Afghanen kann gleichfalls kein Zweifel ſein. Verſchiedene Religionen ſind über dieſe Völker hingefluthet; aber die alte Naturreligion tritt wenigſtens bei jenen kaukaſiſchen noch immer ſtark bemerkbar hervor. In Afghaniſtan hat der Islam zwar die alte Naturreligion, aber nicht auch die uralten Sitten zu verwiſchen vermocht, in welchen ſich die alte Eigenart klar erkennen läßt.

Bei jenen kaukaſiſchen Völkern ſtehen Bäume und Wälder in hohem Anſehen. Als Gott der Wälder wird „Meſitcha" in Hainen, welche ihm geweiht ſind, verehrt; auch für alle übrigen Gottheiten ſind in den heiligen Hainen beſondere Plätze. Hier unter dem Laubdach der uralten Eichen findet der flüchtige Verbrecher eine ſichere Freiſtätte; hier verſammeln ſich die Alten, um Gericht zu halten und über Krieg und Frieden zu berathen; beim feierlichen Schwur wird der Stamm mit den Schwertern berührt, die Aeſte werden mit Waffen und bunten Tüchern geſchmückt. „Schiblé" iſt der Gott des Donners, des Krieges und der Gerechtigkeit, den die Männer anrufen, bevor ſie in den Kampf ziehen, und dem ſie, wenn ſie als Sieger heimkehren, das Beſte der Heerde zum Dankopfer weihen. Ein Gewitter vor der Schlacht gilt als Vorzeichen, daß der Gott den Kämpfern günſtig ſei, ein Baum, den der Blitz trifft, als ihm geweiht, ein Menſch, den der Blitz getödtet, als Liebling des Donnergottes. „Tlers" wird als Gott des Feuers verehrt, — „Sseoſſéres" als Gott des Waſſers, der Wolken und der Winde, der die Schneeſtürze von den Felſenhöhen niederwälzt, der die Quellen aus den Bergen ſpringen läßt, der dem betenden Landmann wohlthätigen Regen auf's dürſtende Feld ſendet und den Angehörigen des Seefahrers auf ihr Flehen in Winden und Wolken ſeine Antwort offenbaret. „Sekutcha" iſt der Gott der Gaſtfreundſchaft, der die Häuſer ſegnet, wo ſie geübt wird; der Hausvater bringt ihm bei Ankunft und Abreiſe des Fremden ein Trankopfer. Familienzucht unter ſtrenger väterlicher Gewalt, Achtung vor dem Alter, Gaſtfreundſchaft, Blutrache, Waffentrotz und Beutefahrt ſind Grundzüge, die ſich bei allen Naturvölkern finden. Aber den kaukaſiſchen Völkern eigenthümlich ſind Keuſchheit und hohe Achtung vor den Frauen; Treubruch in der Ehe iſt bei ihnen faſt unerhört und den Schuldigen brandmarkt die Verachtung des ganzen Stammes. Die uralte Sitte beſtimmt, daß der Jüngling, der eine Jungfrau zur Gattin gewinnen will, ihren Eltern einen oft nicht unanſehnlichen Preis bezahlen muß, und Entführung wird als ſchwere Beleidigung der ganzen Familie betrachtet, die nicht eher ruht, als bis die Schmach durch Blut gerächt iſt. Jene Sitte des Frauenkaufes beruht übrigens nicht etwa auf dem Begriff, als wäre das Weib eine Waare, ſondern auf dem der Schutzgewalt, welchen wir bei den Germanen kennen lernen werden. Während das weibliche Geſchlecht ſonſt in Aſien zu einer unwürdigen Stellung erniedrigt iſt, gibt den tſcherkeſſiſchen Frauen eine ſchöne Sitte das Recht, das Unglück zu beſchützen; der flüchtige Feind, der die Wohnung einer Frau erreicht und auch nur ihren Finger berührt, iſt ſeinem Verfolger unantaſtbar. In Gegenwart einer Frau darf kein Streit und Kampf ſtattfinden, ſelbſt die Blutrache darf ihr Opfer vor dem Auge der Frau nicht fällen. Bedroht aber ein auswärtiger

Feind die Unabhängigkeit, der Tſcherkeſſen höchſtes Gut, dann ziehen die Frauen mit in den heiligen Kampf, bringen den Streitern Erfriſchung und Kriegsbedarf, und fechten heldiſch mit. Das Haus gilt als des freien Mannes unverletzliches Heiligthum. Kampf, Tanz, Gelage, ritterliche Spiele ſind ſeine Beſchäftigung. Lieder zum Preiſe der Tapferkeit und Treue, zum Schimpf der Feigheit und des Verraths, erſetzen die Schrift und ſpornen Ehrgefühl und Stammesſtolz. Neben der Blutrache beſteht auch die Einrichtung des „Wehrgelds“, d. h. einer Sühne durch Erſatz für den dem Einzelnen oder der Familie zugefügten Schaden; bei Diebſtählen, wobei der Schuldige auf der That ergriffen wird, wird außerdem noch eine Buße an den Fürſten entrichtet. Nur die Freien ſind im Beſitze alles Rechts, nur ſie bilden das Volk; die Leibeigenen, Kriegsgefangenen oder Ueberläufer ſind rechtlos und werden zum Dienſt auf dem Feld oder im Haus, nur ſelten auch zur Mithülfe im Kampf verwendet, übrigens aber mild behandelt. Die Freien ſondern ſich in drei Stände, in Fürſten, Edelleute und Gemeinfreie. Die Erſteren und die Vornehmſten unter dem Zweiten ſind die eigentlichen Grundbeſitzer, von welchen die Andern das Land für einen beſtimmten, aber geringen Preis von Vieh und Frucht zu Lehen haben. Die Edelleute ſtehen in einem engeren Verband der Lehenstreue zu den Fürſten, welche nur im Kriege den Befehl führen. Als höchſte Gewalt gilt einzig der Geſammtwille aller Freien, ausgeſprochen in der Volksverſammlung. Da ſtehen die wehrhaften Männer, durch Erziehung von früher Kindheit an abgehärtet und im Tummeln der Roſſe, im Führen der Waffen geübt, alle eines Sinnes, alle von einer Begeiſterung durchflammt, wenn es die Freiheit und den Ruhm gilt. Auch die Rechtsſtreitigkeiten werden in den Volksverſammlungen, nicht nach Büchern, ſondern nach uralten, heilig gehaltenen Rechtsgewohnheiten entſchieden. Der Fürſt führt den Vorſitz; das Wort ergreift, ohne Anſehen auf Rang oder Alter, jeder, dem Verdienſt oder Wohlredenheit Anſehn verleiht. Der Fürſt vollſtreckt die Beſchlüſſe des Volkswillens.

Aehnliche Sitten haben die Afghanen, welche ſich ſelbſt das Puſchtuvolk (Puſchtaneh) nennen und das Puſchtu, eine Tochterſprache des alten Zend, reden. Das iſt ein ſtarkgebautes, muskelkräftiges Volk, kriegeriſch, aus vielen Stämmen beſtehend. Auch bei ihnen beruht die Gültigkeit der Ehe auf der Form des Kaufes.

Auch bei ihnen ſtehen die Frauen in hoher Achtung und ihr Rath gibt bei wichtigen Angelegenheiten den Ausſchlag. Auch bei den Afghanen haben nur die Freien den Vollgenuß des perſönlichen und bürgerlichen Rechts; nur ſie, nicht aber Hinterſaſſen, geſchweige denn Leibeigene, erſcheinen, berathen und beſchließen bei den „Dſchirgas"; das ſind die Gemeindeverſammlungen, die Gau-, Landſchafts- und allgemeinen Stammeslandtage. Dieſe Landtage werden in der Weiſe beſchickt, daß die Gemeindeverſammlungen aus ſich Abgeordnete für die Dſchirgas der Landſchaften, die letzteren wieder Abgeordnete für den allgemeinen Stammeslandtag wählen. Was dieſer beſchließt, das gilt für den ganzen Stamm; zur Vollziehung der Beſchlüſſe wird entweder ein beſonderer Ausſchuß oder ein Einzelner erwählt, welcher ſich durch Beſitz und uralten Adel ſeines Geſchlechts vor den übrigen Freien auszeichnet. Das höchſte Anſehen genießen jene Markgenoſſenſchaften und Sippen eines Stammes, welche ihre Abſtammung in gerader Linie von dem hochverehrten Urahn deſſelben ableiten; aus ſolchen Geſchlechtern werden bei jenen Stämmen, welche Selbſtherrſchaft üben, die Heerführer im Krieg und bei jenen, welche Fürſtenherrſchaft anerkennen, die lebenslänglichen Fürſten erwählt. Bei gemeinſamer Gefahr wird, doch ſtets nur für die Dauer derſelben, die höchſte Machtvollkommenheit zuweilen einem Einzigen (Dſchehelmendſchi genannt), anvertraut. Bei den Stämmen, wo Selbſtherrſchaft waltet, ſtehen jedem engeren, weiteren und größten Verbande Beamte vor, welche je von der Genoſſenſchaft durch Stimmenmehrheit auf Lebenszeit gewählt werden. Die Dſchirga, die Geſammtgenoſſenſchaft, bildet auch das öffentliche Schöppengericht; wird es angerufen (wozu jeder Vollbürger das Recht hat) ſo entſcheidet es, nicht bloß nach dem Koran, welcher den Afghanen, ſeit ſie die Lehre Mohammeds angenommen haben, auch zum bürgerlichen Geſetzbuch geworden iſt, ſondern zugleich nach den uralten Volksrechten, welche insbeſondere genaue Beſtimmungen über das Wehrgeld enthalten. Die Verhandlungen beginnen damit, daß der Kläger den Nothſchrei erhebt, wodurch er auffordert: das ihm oder ſeinen Verwandten widerfahrene Unrecht zu heben. Der Friedensbruch wird durch die Bezahlung einer Buße (des Wehrgeldes) geſühnt, deſſen Anſatz für die einzelnen Vergehen nach den alten Rechtsgewohnheiten feſtgeſetzt iſt und im betreffenden Fall von der Dſchirga ausgeſprochen wird; hierauf gibt man den Beleidiger in die Hand des Beleidigten, damit der Letztere ſich mit ihm vollſtändig verſöhne. In eine Stammgenoſſenſchaft können auch fremde Freie aufgenommen werden. Nur Ausländer, welche zu keinem Stamme gehören, gelten als rechtlos; doch ſchützt ſie innerhalb der Gemarkung das Gaſtrecht, und außerhalb derſelben die Sitte, die den Mord eines Fremden als ſchandbar brandmarkt. Zum Heerbann, welcher für die Vertheidigung des Landes einſteht, iſt jeder, der das Recht hat, Waffen zu tragen, verpflichtet. Da eilen, wenn die Trommel ſchallt, die freien Männer in ſtattlicher Rüſtung zur öffentlichen Halle, und von dort ziehen die einzelnen Schaaren mit ihren Führern und Bannern in den Kampf. Außer dem Heerbann bleibt es dem Einzelnen überlaſſen, auch einem König oder Mächtigen um Sold zu dienen. Jene Afghanenſtämme, welche ein umherſchweifendes Hirtenleben führen, vertheilen das Land, auf welchem ſie ſich niederlaſſen, als Geſammteigenthum des Stammes gleichmäßig unter alle Familien und erneuern die Theilung von Zeit zu Zeit. Daſſelbe thun erobernde Stämme mit dem erſiegten Land. Dies wird dann entweder von den ärmeren Gemeinfreien oder von den urſprünglichen Beſitzern bebaut, welche für ſich nur den kleinſten Theil des Bodenertrages erhalten und ihren Herren auch frohnen müſſen. Der Herr hat über ſeinen Pächter das Recht auf Leben und Tod; aber der Pächter hat das Recht, ihn zu verlaſſen und ſich entweder einen anderen Herrn zu ſuchen oder ſich unabhängig durch Gewerbsbetrieb zu ernähren; die Pächter werden übrigens von ihren Herren mild behandelt und gegen jede Beleidigung geſchützt. Aehnlich iſt das Verhältniß ſolcher Hinterſaſſen, welche ſich freiwillig in Herrendienſt begeben.

Das ſind die uralten eigenthümlichen Sitten und Zuſtände der zum indogermaniſchen Stamme gehörenden Völker in Kaukaſien und Afghaniſtan.

2. Bekanntwerden der Griechen und Römer mit dem keltiſch-germaniſchen Norden.

Das geiſtig ſtrebſamſte Volk des Alterthums, das griechiſche, war durch ſeine Lage faſt nur auf den Verkehr mit den an den Küſten des Mittelmeeres wohnenden und mit den zum Perſerreiche gehörenden Völkern beſchränkt und erhielt lange Zeit hindurch über die Länder und Völker des Nordlands nur abenteuerlich ausgeſchmückte Erzählungen von einzelnen Reiſenden, welche dort eine fremdartige Religion und Bildung, eine hochverehrte Prieſterſchaft gefunden hatten. Die dichteriſche Anſchauung der Griechen betrachtete nun die nordwärts von ihnen gelegenen Länder als die vor ungeweihten Blicken abgeſchloſſene Heimath eines edleren und ſeligen Geſchlechts. Von dieſem Lande, welches jenſeits des „rhipäiſchen“ Gebirgszugs liege, ſang der weitberühmte Pindar: „Der Eishauch des Boreas berührt es nicht; ein heiterer Himmel wölbt ſich über den Bewohnern, dem heiligen Volk der Hyperboreer. Ungeſchreckt von Krankheit und traurigem Alter, fern von Gefahr und Mühen wohnend, von der Rächerin Nemeſis nimmer beſucht, opfert es dem Sonnengotte und freut ſich, die Locken mit goldenem Lorbeer geſchmückt, an feſtlichen Mählern. Ueberall ſind Chöre der Jungfrauen zu ſehen, und zu hören der Lyra Getön und die ſüßen Stimmen der Flöten. Bei dieſem Volke ſchmauſte einſt Perſeus, der Völkerfürſt. Doch weder zu Schiff noch auch zu Land iſt der ſeltſame Weg zu dem Volke der Hyperboreer zu finden.“ Eine griechiſche Sage meldete: Als die Argofahrer aus dem Zauberlande Kolchis (dem heutigen Mingrelien im Kaukaſus), wo Jaſon das goldene Vließ geraubt, zurückkehrten, ſeien ſie den Tanais (Don) ſtromaufwärts und durch das Land der Skythen und Hyperboreer in den Okeanos gedrungen, dann zu den Makrobiern, die nach langem ſchmerzloſem Leben ruhig entſchlafen, und hierauf zu den Kimmeriern gekommen, die in ewiger Finſterniß wohnen, dann zum Acheron und zu den Thoren der Unterwelt, und zur umweideten Stadt Hermioneia, die feſt mit Mauern gegründet und wohlgebaute Gaſſen, im Blachfeld liegt, bewohnt von einem Volk der gerechteſten Erdenbewohner.

Nur langſam lichtete ſich vor den Blicken der Griechen das Dunkel der Sage, welches die nordwärts von Griechenland wohnende Völkermaſſe umhüllte. Im vierten vorchriſtlichen Jahrhundert unterſchieden ſie bereits in derſelben die roheren ſkythiſchen Völkerſchaften von einem anderen großen ſtreitbaren Geſchlecht mit eigenthümlicher Bildung. Zunächſt waren es die thraciſchen Völkerſchaften an den europäiſchen Küſten des ſchwarzen Meeres und in den Unterdonauländern, welche den Griechen genauer bekannt wurden, ſpäter keltiſche, welche, von Weſten nach Oſten eingedrungen, die thraciſchen und illyriſchen Stämme bekriegten. Dieſe keltiſchen Völker drangen durch Macedonien nach Griechenland (278 vor Chr.) bis zum hochverehrten Heiligthum von Delphi vor, wo der Gott durch den Mund der Prieſterin ſeine untrüglichen Sprüche verkündigte; dort wurden ſie beſiegt und traten ihren Rückzug an. Als Kampfverbündete begleiteten auch germaniſche Stämme die Kelten auf ihrer großen Kriegswanderſchaft und es erwuchs aus den keltiſchen Baſtarnen an den Donaumündungen und ihren germaniſchen Kampfverbündeten, den Sciren, ſpäter ein Miſchvolk mit entſchieden hervortretender germaniſcher Eigenthümlichkeit.

Schon früher, um das Jahr 340 vor Chriſtus, hatte Pytheas, aus Maſſilia, einer griechiſchen Pflanzſtadt in Gallien (dem heutigen Marſeille), eine Seefahrt über Gades (Cadix) nach den Nordweſtländern und Inſeln Europas unternommen. Nach ſeiner Rückkehr von Britannien fand er das Vaterland des Bernſteins, eines in der alten Welt ſehr geſuchten Handelsgegenſtandes. Durch dieſen Pytheas kamen die erſten Nachrichten von den Küſten der Nord- und Oſtſee und von den dort wohnenden, theils germaniſchen, theils lettiſchen Völkern die Namen Guttonen und Teutonen zur Kenntniß der Südeuropäer. Zur ſelben Zeit verbreiteten ſich unter den Griechen auch Nachrichten über das Innere von Mitteleuropa. Dort ſei der große hercyniſche Wald, den die Griechen orkyniſchen, arkyniſchen nannten; — das iſt jener Gebirgszug, welcher, wie zuſammengegliedert aus dem Rieſen-, Erz- und Fichtelgebirge, dem Thüringerwald, Harz und Weſergebirge, aus Weſterwald, Taunus und Rhön, Deutſchland der Mitte nach durchſchneidet. In der Urzeit hat er wahrſcheinlich die Völkerſcheide zwiſchen den nördlich wohnenden germaniſchen und den ſüdlich vom atlantiſchen Meer bis zu den

Unterdonauländern ausgebreiteten keltiſchen Völkerſchaften gebildet. Die Griechen, wie auch die Römer, hielten lange Zeit hindurch die Kelten, welche im Jahre 391 vor Chriſtus als Sieger in Rom eingezogen waren, und die Germanen für ein und daſſelbe Volk, da beide einander an Geſtalt und Wuchs, Farbe des Haares und der Augen, gleichwie an Kriegsluſt und Tapferkeit ähnlich waren.

Genauere Kenntniſſe über den Unterſchied zwiſchen den Kelten und Germanen, ſowie über die Zuſtände der letzteren und des von ihnen eingenommenen Bodens erlangten die Römer erſt dann, als ſie mit gewaltigen Kriegsheeren an Ort und Stelle ſtanden, um beide zu unterjochen. Gallien wurde von den Römern unterworfen und erhielt römiſche Staatseinrichtung und Bildung; gleiches Loos traf die keltiſchen Völker in Süddeutſchland und in den Alpenländern. Das Weſen der Germanen lernten die Römer bei ihren Angriffskriegen, wie bei ihrer Vertheidigung gegen dieſelben, und endlich in der immer größeren Abhängigkeit ihres Reiches von jenen kennen.

Aus den Berichten der theils römiſch, theils griechiſch ſchreibenden alten Schriftſteller nun, ſowie aus den Büchern ſpäterer germaniſcher Geſchichtſchreiber, welche ſich der alten Volksſagen noch erinnerten, aus den erhalten gebliebenen altgermaniſchen Rechtsbüchern, welche zwar erſt in ſpäteren Zeiten niedergeſchrieben wurden, deren Inhalt aber noch aus der Urzeit ſtammt, aus der ſkandinaviſchen Götterlehre, in welcher die weſentlichen Grundzüge der allgemein-germaniſchen enthalten ſind, aus ſkandinaviſchen, deutſchen und angelſächſiſchen Heldenſagen, aus den Reſten des uralten Volksglaubens, der ſich noch bis zur heutigen Stunde auf deutſchem Boden zum Theil als Aberglaube, zum Theil in Volks-Sitten, Bräuchen und Sprüchen, wenn auch verdüſtert, erhalten hat, läßt ſich ein Geſammtbild der urſprünglichen Weltanſchauung, des geſellſchaftlichen Zuſtandes, der Familien- und Staatsverfaſſung, der Rechtsverwaltung und des Heerweſens der Deutſchen in der Zeit von den Anfängen ihrer Geſchichte bis zur Neugeſtaltung der europäiſchen Völker- und Staaten-Verhältniſſe durch ſie herſtellen.

3. Einwanderung und erſte Verbreitung der Germanen in Europa.

Nicht als rohe Wilde, wie umherſchweifende Steppenbewohner, wie ſpäter die mongoliſchen Reiterhorden, ſind die germaniſchen Völkerſtämme aus Aſien nach Europa gekommen, ſondern in geordneten Geſellſchafts- und Rechtsverhältniſſen, von prieſterlichen Geſchlechtern geleitet, haben ſie aus ihrer Urheimath bereits eine höher und reich ausgebildete Religion, den Ausdruck einer tiefſinnigen und großartigen Naturanſchauung, mitgebracht, welche ſich dann im Nordland Europas unter den beſtimmenden Einflüſſen des Himmelsſtriches, des Bodens und der fremden Religionen, mit welchen ſie in Berührung kam, ebenſo eigenthümlich, wie der ganze Charakter des urkräftigen Naturvolkes ausprägte. Die Erinnerung an die Urheimath in Aſien, an die Richtung des Weges, welchen die Germanen bei ihrer Einwanderung genommen, an die Leitung derſelben durch prieſterliche Geſchlechter, welche die bereits in Aſien ausgebildete Religion mitbrachten, hat ſich in folgender nordiſcher Sagendeutung über die Herkunft der „Aſen" (Götter) erhalten. Der Fluß „Tanaquisl" (Tanais, Don), heißt es, der ſich in das ſchwarze Meer ergießt, ſcheide die Erde. Das Land öſtlich von dieſem Strom heiße „Aſaheim". Dort habe die „Aſaburg" geſtanden, wo eine große Opferſtätte war, Odhinn, ein gewaltiger Herrſcher und Seher, waltete dort und zwölf Tempelvorſteher, welche als Oberprieſter über die Opfer und zugleich über die Rechtspflege geſetzt waren. Man nannte ſie „Diar" oder „Drottnar" (Götter oder Herren) und alles Volk verehrte ſie hoch. Odhinn aber, ſo heißt es weiter, welcher in die Zukunft blickte, erkannte, daß ſeinen Nachkommen beſtimmt ſei, in der Nordhälfte der Welt zu wohnen. Da ſetzte er ſeine Brüder Vili und Ve über ſein Reich und zog mit den zwölf Diars fort, zuerſt gen Norden nach „Garda-riki" (Rußland), dann von da gen Süden nach Sachſen. Er eroberte die Länder, ließ ſeine Söhne als Herrſcher darin zurück und wandte ſich dann zur See nordwärts. Zuerſt ſchlug er auf einem Eiland, welches Odhinns-ei (Odenſee) geheißen ward, ſeinen Wohnſitz auf, dann auf Seeland; dort baute er nach Sitte der Aſen einen großen Tempel und gab jedem der zwölf Diars eine Wohnung. Odhinn aber und die Zwölf wurden als Götter verehrt. Die geſchichtliche Bedeutung, welche man dieſer Sagendeutung zu Grunde legt, wäre folgende. Unter den Aſen iſt das aus Oſten, aus Aſien, nach dem Norden Europa's gekommene germaniſche Volk — unter Odhinn iſt die prieſterliche Religion zu verſtehen, welche die Einwanderer mitbrachten und in den von ihnen in Beſitz genommenen Ländern einführten.

Die Richtung des Weges war aller Wahrſcheinlichkeit nach folgende. Die Germanen zogen aus ihrer Urheimath in Aſien durch die Gegenden, welche nördlich vom kaspiſchen Meere lagen und gelangten an die Nordküſten des ſchwarzen Meeres. Dort mochten ſie ſich in den Gebieten zwiſchen den Mündungen des Don und der Donau verbreitet haben und an den Donaumündungen mögen einzelne germaniſche Völker zurückgeblieben ſein, welche ſich theils unvermiſcht erhielten, theils aber mit anderen dort wohnenden Völkern ſo verſchmolzen, daß germaniſche Eigenart bei dieſen Miſchvölkern vorwaltete. Der Hauptſtrom der germaniſchen Einwanderung aber bewegte ſich durch die Gefilde des heutigen Rußlands langſam nach Norden und beſetzte theils die ſkandinaviſchen, theils die diesſeits der Oſtſee liegenden Länder. Von den letzteren aus drangen dann die Stämme von den Mündungen der Weichſel, Oder und Elbe weiter ſüdlich und verbreiteten ſich über das linke Elbufer weiter weſtwärts hin. In Skandinavien fanden ſie ganz beſtimmt finniſche Stämme als Urbevölkerung vor, in den ſüdöſtlichen Oſtſeeküſtenländern lettiſche oder prutheniſche, weiter weſtlich vom linken Elbufer und ſüdlich keltiſche. Dieſe Urbevölkerung wich entweder vor den germaniſchen Einwanderern tiefer zurück, theils wurde ſie von denſelben überwältigt und zur Unfreiheit herabgedrückt. Die Kelten blieben fortwährend die Bevölkerung des böhmiſchen Bergkeſſels, Bayerns und Oeſterreichs, der Länder von den Mainquellen bis zum Rhein und bis über denſelben, Badens, Schwabens und der Schweiz.

Dieſen urälteſten Zeiten, über welche wir durchaus keine geſchichtlichen Aufzeichnungen beſitzen, gehören demnach zwei Ereigniſſe an, deren Folgen für eine lange Reihe von Jahrhunderten die äußere und innere Geſchichte Deutſchlands beſtimmt haben. Das erſte dieſer Ereigniſſe iſt die Trennung des germaniſchen Geſchlechts in den nördlichen oder ſkandinaviſchen und in den ſüdlichen oder eigentlich deutſchen Theil; das zweite iſt die Entſtehung des Gegenſatzes zwiſchen Freien oder Herren (den eingewanderten Eroberern) und Unfreien (der beſiegten Urbevölkerung).

Jene beiden auseinandergetretenen Theile des germaniſchen Geſchlechts, der ſkandinaviſche und der eigentlich deutſche, vollendeten nunmehr, jeder auf ſeinem Gebiete, ihre eigenthümliche Entwickelung in Sprache und Sitte. Jeder von beiden ſonderte ſich aber wieder, und zwar nach der Dreizahl. Die ſkandinaviſchen Germanen traten als Nordmannen, Schweden und Dänen, die Deutſchen als Ingävonen, Hermionen und Iſkävonen, mit beſonderer Ausprägung der Sprache in Mundarten, und der Religion in der eigenthümlichen Zuſammenſtellung der Götter als Stammes- und Landesgötter, auseinander. Ja, wahrſcheinlich ſind dieſe Beſonderungen die Folgen von religiöſen Spaltungen geweſen. Die religiöſe Anſchauung der Deutſchen faßte ſie einfach-ſinnig alſo auf: Der erdgeborne Gott Thuisko (oder Tiusko) habe den erſten Mann („Mannus“), und dieſer wieder drei Söhne, drei hohe Helden gezeugt, welchen die drei Volksſtämme entſproßten. Die ſpätere Volksſage bildete dieſe Auffaſſung, gemäß dem Hervortreten mehrerer Volksſtämme, noch weiter nach demſelben Grundgedanken aus. So meldete die angelſächſiſche Sage: Wuotan, der höchſte Gott, habe Scild, dieſer habe Beowulf erzeugt und die neun Söhne des Letzteren ſeien die Ahnväter von neun deutſchen Völkern geworden.

Dieſe Sagen ſind ſehr bedeutungsvoll. Sie laſſen nämlich erkennen, daß die deutſchen Volksſtämme, ſtolz auf ihre Sondernamen, urſprünglich keinen gemeinſamen Volksnamen hatten. Sie hatten aber auch kein Bewußtſein ihrer großen Zuſammengehörigkeit und im wilden Trotz der Selbſtſtändigkeit bekämpften ſie einander wie Fremde. Nur die Sage bewahrte treu das Gefühl, daß ſie alle doch nur eines einzigen großen Geſchlechts Sprößlinge ſeien, bewahrte den Stolz auf den hohen Vorzug desſelben vor jedem andern. So tief in die Urzeit hinab greifen die Wurzeln, aus denen all unſer Unglück erwachſen iſt. Erſt, wenn jenes Gefühl als heilige Flamme aus einem deutſchen Herzen in's andere hinüberloht, erſt wenn in ſolchem Brand die alten Flecken von Bruderblut auf unſerm Reichsſchild getilgt ſind und alle Stämme jauchzend die Einheit auf dieſem erheben, — wird jener Stolz die rechten Thaten zeugen und dadurch gerechtfertigt ſein.

Wir haben erwähnt, daß die verſchiedenen deutſchen Stämme keinen gemeinſamen Volksnamen kannten, und doch reden wir von ihrer Geſammtheit als von dem „germaniſchen" Geſchlecht. War nicht der Name „Germanen" der, an welchem ſich alle, die durch Mundarten und Sitten getrennt waren, als Brüder erkannten?

Nein! Sie empfingen dieſe Namen vielleicht erſt von den Kelten; ſpäter wurden ſie von den Römern ſo genannt, wenn dieſe ſie von den Kelten eben als ein eigenartiges Geſchlecht unterſcheiden wollten. Sie ſelbſt nannten ihre Völkergeſammtheit nie „Germanen". Und doch iſt dies Wort aus den zwei fruchtbarſten Keimen ihrer Urſprache, aus „Ger" und „Man" (d. h. Speer und Mann) erwachſen; es bezeichnete ſo recht vollkommen die Waffenmänner. Dem Römer bedeutete das Wort „Germanen" Brüder; unſere Urväter begegneten ſich leider nur als feindliche. Auch das Wort „Deutſche" war in der Urzeit nicht der Geſammtvolksname; erſt lange Jahrhunderte ſpäter kam das Wort „thiudisk" als Bezeichnung unſerer Volksſprache zur Unterſcheidung von anderen Volksſprachen auf, während die Volksſtämme noch immer Sondernamen trugen.

Der deutſche Boden in der Urzeit.

Rauh, unwirthlich, unheimlich erſchien dem ſonnegewohnten Sohn des Südens, dem Römer, das deutſche Land mit ſeinen dichten, feuchten Urwäldern, wo die Adler in den Wipfeln ſaßen, wo die Eulen mit Glutaugen aus der Laubnacht hervorblickten, mit ſeinen wilden Bergſchluchten, aus denen Wolf und Bär hervorſprangen, mit ſeinen graſigen Ebenen, auf die der rieſige wilde Wiſant (oder Büffel) aus den Bergwäldern niederſtieg, ſeinen nebelumwölkten Sümpfen und Moorgründen, über welchen die Raben kreiſten. „Wahrlich", ſo rief der Römer, „die Germanen müſſen wohl das eingeborne Volk ihres Landes ſein; denn wer möchte Aſien, Afrika oder Italien verlaſſen, und nach Germaniens reizloſen, dürftig bebauten Gefilden, unter Germaniens eiſigen Himmel ziehen, wenn ihm dort nicht ſein Vaterland iſt?!" Wohl, für den Römer eignete es ſich nicht, dies Deutſchland mit ſeinen brauſenden Strömen und rauſchenden Wäldern; aber recht wie geſchaffen war es für ein naturwüchſiges, urkräftiges, in Ertragung von Beſchwerden ausdauerndes, freiheitsſtolzes Geſchlecht, daß es ſich unter den tauſendjährigen Eichen und Linden, auf dem Boden, welcher ihm in hinreichender Ergiebigkeit einfache Koſt, und ſeinen Herden genügende Weide darbot, unvermiſcht erhalten konnte, bis die Zeit erfüllet war, daß es in ſeinem Thatendrang aus den heiligen Hainen, aus den dunklen Schluchten hervorbrach, über die brauſenden Ströme ſetzte und mit dem Eiſen und Erz, das es ſich aus ſeinen Bergen geholt und zu Waffen geſchmiedet, Sturm lief wider eine Weltordnung, in welcher alle Begriffe von Wahrheit, Sittlichkeit und Religion, von Freiheit, Recht und Menſchlichkeit aufgelöſ't waren, und welche gleichwohl äußerlich noch länger beſtanden und ihr Verderbniß weiter ergoſſen hätte, wenn jenes germaniſche Geſchlecht nicht gekommen und einem ſolchen Beſtehen des Verderbens ein Ende gemacht hätte.

4. Aeußeres der Germanen.

Geſtalt, Tracht, Rüſtung, Wohnung und Lebensweiſe.

Die Unvermiſchtheit des Geſchlechts, dieſer Gegenſtand des Stolzes und der eiferſüchtigen Wachſamkeit der Germanen, gab ſich auf den erſten Blick in der Gleichheit ihrer Geſtalten, ihrer Geſichtsbildung und der Farbe kund. Hochwüchſig, kräftig gebaut, in ernſter Schönheit ſtanden ſie da. Ihre Schädelbildung bezeugte die vollkommene Art des indogermaniſchen Stammes, ihr Knochengerüſte ein herrliches Ebenmaaß. Weiß war die Haut, das Auge blau, voll ſcharfen Ausdrucks, das reiche lange Haar goldſchimmernd.

Einfach und zweckmäßig war die Tracht, in welcher die herrlichen Geſtalten einherſchritten. Ein enganliegendes Unterkleid ſchmiegte ſich um des Mannes breite Bruſt und muskelkräftige Hüften; darüber trug er einen ärmelloſen Mantel von Thierfell oder Wollenſtoff, welchen vorn eine Spange oder ein Dorn zuſammenhielt. In ſpäterer Zeit erhielt der Mantel Aermel; da kamen auch Röcke auf, die vom Hals bis an die Knie enger anſchloſſen, überhaupt wurden die Kleider koſtbarer. Hut und Schuhe waren ſchon frühzeitig im Gebrauch; Handſchuhe und Gürtel kamen erſt ſpäter auf. Pelzwerk war ſehr beliebt; Reichere oder Adelinge trugen das Gewand mit

Streifen von Fellen auswärtigen Wildes verbrämt oder geſtickt. Das Haar, das Abzeichen der Freiheit und Ehre, wurde verſchiedenartig geordnet; die ſueviſchen Volksſtämme trugen es von der Stirn nach dem Scheitel zurückgeſtrichen und auf dem Scheitel in einen Knoten verſchürzt oder durch ein Band zuſammengehalten, ſo daß die offenen Locken das Hinterhaupt hinab wallten.

Der ſchönſte Schmuck, das koſtbarſte Kleinod des freien deutſchen Mannes, die Waffen, waren unzertrennlich von ihm im ganzen Leben, und noch in's Grab nahm er ſie mit. Welchen Anblick gewährten dieſe hohen breitbruſtigen Geſtalten: auf dem vom Goldhaar umfloſſenen Haupt der Helm von Metall oder Leder, oder die Scheitel bedeckt von der Kopfhaut des erlegten Wildes, deſſen Hörner hoch emporragten und deſſen Fell den Nacken hinabglitt, — der Hals geſchirmt von der „Halsberga“ (d. h. Halsſchirm), die Bruſt von der „Brunja“ (dem Harniſch) umwölbt, die Füße von der „Beinberga“ (den Beinſchienen) umſchmiegt. Der ſo gerüſtete Kampfmann trug einen langen, mannshohen Schild, entweder aus Weiden und Wurzeln geflochten oder aus Brettern gefügt und mit Leder überzogen, wohl auch mit Metall beſchlagen, in bunten Farben gleißend, mit Thiergeſtalten bemalt, welche das Geſchlecht kundgaben; denn der Germane der Urzeit faßte die Thierwelt geiſtig edler auf; manche Thiere hatten ihm, als den Göttern geweiht, höhere Bedeutung; ihr Leben ward ihm zum Gegenſtand der Sage und des Liedes; ihre Namen verwendete er zur Bildung menſchlicher Namen; darum ſchmückte auch das Thierbild ſein Schild. Auf ſolch einem Schild ward der freierkorene Fürſt ſtehend emporgehoben; auf ſolch einem Schild, vor deſſen Abzeichen die Feinde gezittert, trugen die Kampfgenoſſen, die Blutbrüder, den gefallenen Helden heim. Außer der Keule und Schleuder, außer Bogen und Pfeilen, trugen die Germanen Wurf-, Stich- und Hiebwaffen, deren Geſtalt und Namen bei verſchiedenen Stämmen verſchieden waren, Geer und Speer (kurzen Wurfſpieß und lange Lanze), die Streitart (von Stein oder Metall), die Framea, eine kurze wurfſpießartige Waffe mit kurzer und ſcharfer Schneide, gleich brauchbar für Nähe und Ferne, Aggen (oder Angonen), Wurfſpieße von mittlerer Länge, größtentheils ganz von Eiſen bekleidet mit zwei gekrümmten Spitzen zu beiden Seiten der Schneide, eherne oder eiſerne meiſt zweiſchneidige Schwerter, an einer Kette über die Schulter gehängt oder am Gürtel zur Seite, den „Sachs“, ein meſſerartiges kleines Schwert, und den kurzen breiten Dolch. Die deutſchen Frauen kleideten ſich in ärmelloſe, zuweilen mit Purpurſtreifen beſetzte Linnengewänder, welche die Arme und den Hals unbedeckt ließen. Zum Schmuck für Hals und Arme dienten Kettlein, Schnüre mit Perlen aus allerlei Stoff, Ringe und Drathgewinde von Erz; ſolche trug man auch an den Fingern.

Tracht und Schmuck ergänzen des Menſchen Aeußeres, welches nur ein Abbild ſeines Inneren iſt. Seine Wohnung iſt gleichſam ſein weiteres Kleid, ſein ſtändiger Mantel, den er ſich nach ſeinem eigenthümlichen Bedürfniß zurechtmacht; ſeine Nahrung, ſeine tägliche Lebensweiſe ſind die Kennzeichen ſeines ſinnlichen Daſeins. Die Wohnung des Deutſchen war der Mittelpunkt ſeines fruchttragenden Eigenthums, das unantaſtbare Heiligthum der Familie. Das Haus erhob ſich inmitten des Gehöftes aus Holz gezimmert, weißglänzend in die Ferne hin oder bunt bemalt, anfänglich mit Stroh gedeckt, innen einfach, mit der gehörigen Rückſicht auf Zucht und Sitte beim Zuſammenleben zweier Geſchlechter unter einem Dach. Die Frauen bewohnten ein abgelegenes Gemach, ſpäterhin einen ummauerten Thurm. Die Leibeigenen wohnten in eigenen Hütten; ebenſo die Hofhörigen. Der Adeling hatte ſchon in uralter Zeit ſeine feſte Burg, deren Mauern in Zeiten der Parteiung feindlichen Angriffen trotzen konnten, weitläuftiger als das ſchlichte Haus des Gemeinfreien. Mauerumſchloſſene Städte im neueren Sinne gab es bei den Germanen jener Zeit noch nicht, und konnte es noch gar nicht geben, wohl aber zuſammenhängende Ortſchaften.

Einfach, wie Tracht und Haus, war Nahrung und Lebensweiſe. War der freie Mann vom Schlaf erwacht, der oft ſpät bis in den Morgen dauerte, ſo erfriſchte er ſeine Glieder im Bad; dann folgte das Mahl. Es beſtand aus friſchem Wild, das er erlegt und das ohne Zuthat gaumenreizender Würzen, ſaftig und kräftig zubereitet ward, ferner aus Milch, Butter, Käſe und Obſt; ohne Leckereien vertrieb man den Hunger. Beim Mahl ſaß jeder auf beſonderem Stuhl vor ſeinem eignen Tiſch. Das Lieblingsgetränk war Bier, aus Gerſte oder Waizen bereitet, oder Meth; der Reiche, der Adeling erhandelte auch von den Südländern Wein. Nach dem Mahl gingen die Frauen zur Hauswirthſchaft und zum Spinnen und Weben oder zur Beaufſichtigung der Feld- und Hausarbeit der Leibeigenen. Der

Hausherr aber und die waffentragenden Männer der Sippe ſchritten entweder in die Verſammlung der Gemeinde, um mitzurathen und mitzuthaten, oder ſie zogen, von Leibeigenen gefolgt, Falken auf der Fauſt, Hunde zur Seite, in den Wald, ſich des freiſamen Waidwerks zu freuen.

5. Anlagen und Eigenſchaften.

Der kräftigen Körperbildung entſprach bei den Germanen ein kernhaft naturwüchſiges Inneres. Sie beſaßen gewaltige Willenskraft, geſundes Sittlichkeitsgefühl, reiche Fülle des Geiſtes, des Gemüthes und der ſchöpferiſchen Einbildungskraft. Alle dieſe Anlagen befanden ſich aber noch im erſten Naturzuſtande, und die Tugenden, wie die Fehler, welche daraus entſprangen, bekunden ebenſoſehr, daß ſie unberührt von der Bildung anderer Völker, aber auch unerreicht von fremder Sittenverderbtheit, ſich ganz aus ſich ſelbſt entwickelt hatten, als auch, daß ſie der reichſten Weiterentwickelung fähig waren. Aus ihrer Willenskraft entſprang der hohe Sinn für Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, die ſtolze Entſchiedenheit, womit ſie die Selbſtbeſtimmung dem bürgerlichen Leben zur Grundlage gaben, der raſtloſe Thatendrang, der ſie zu Kämpfen hinaustrieb, die Begeiſterung für Heldenruhm und die eherne Todesverachtung. Ihrem Sittlichkeitsgefühl entſproßte die ſtrenge Keuſchheit der Jugend, die Hochſchätzung der Frauen und der weiblichen Würde, die Innigkeit des Familienverbandes, die Wahrhaftigkeit und Redlichkeit, die Heilighaltung des Wortes und Eides ſowie der Gaſtfreundſchaft, die Freundestreue bis in den Tod, wodurch ſie ſich auszeichneten. Ihre reiche Geiſtes- und Gemüthsanlage, ihre ſchöpferiſche Einbildungskraft gaben ſich in einer tiefſinnigen Naturanſchauung, in einer dichteriſch ausgebildeten Religion, in ſinnigen Sitten und Bräuchen, in friſchquellender Liedesluſt und Liedeskraft kund. Aber dieſen Vorzügen ſtanden auch die Fehler eines Naturvolkes zur Seite. Dem Freiheitstrieb der Germanen mangelte die Weihe, welche das reinmenſchliche Bewußtſein verleiht. Ihr Sinn für die Selbſtſtändigkeit und ihr Stolz auf das Recht der Selbſtbeſtimmung erhoben ſich noch nicht auf jene Höhe der Erkenntniß, auf welcher der Menſch in jedem Menſchen einen Gleichberechtigten erblickt, als ſolchen achtet und ihm den Beſitz derſelben Freiheit zu verſchaffen für die heiligſte Pflicht hält; die Germanen hatten Leibeigene und Hörige. Ihr raſtloſer Thatendrang war noch nicht durch die Erkenntniß geklärt und geläutert, daß der Heldenruhm nur dann als der höchſte betrachtet werden kann, wenn der todverachtende Muth ein ſittlicher iſt, wenn der Menſch für die höchſten Menſchheitsgedanken der Güter höchſtes, das Leben, in freier freudiger Weihe hingibt. Die wilde Kampfluſt erblickte auch in der bloßen Beutefahrt Ruhm und ſteigerte ſich oft bis zu einem Zuſtand von Raſerei, welchen man im Norden „Berſerkerwuth" nannte. Der Krieg und die Betheiligung an der Selbſtverwaltung des Gemeinweſens galten als die einzigen eines Freien würdigen Beſchäftigungen, und deßhalb erſchien der Müßiggang nicht als Schande. Im Müßiggang aber entartete der Thätigkeitstrieb, welcher bei einem ſo kraftſtrotzenden Geſchlecht andere Reizmittel ſuchte, dahin, daß maßloſe Zechluſt und Spielſucht zu betäubenden, verzehrenden Leidenſchaften erwuchſen, unter deren Aufſtachelung ſelbſt das koſtbarſte Gut, die Freiheit, und die edelſte Pflicht, ſie auch für Weib und Kind zu erhalten, vergeſſen wurden. Wenn das Horn des Ur, mit ſchäumendem Trank gefüllt, beim Gelage kreiſte und die Würfel rollten, da ſetzte Mancher, der hundertmal für die Freiheit dem Schlachtentod in's Auge geblickt, Freiheit, Recht und Wehrhaftigkeit auf den letzten Wurf, und ward, wenn er verlor, zum Leibeignen deſſen, der gewonnen hatte.

6. Religion.

Der Schlüſſel zum Innern des Volksgeiſtes iſt die religiöſe Weltanſchauung; dieſer entſpricht Geſammtleben des Volkes in allen einzelnen Erſcheinungen und Verhältniſſen, im Leben des Familien- und Stammverbandes, in den Grundgedanken der Rechtsauffaſſung und der Sitte. Blicken wir denn in das Heiligthum der germaniſch-nordiſchen Religion!

Es erſcheint uns wie ein heiliger Wald, von den Quellen der Sagen durchrauſcht, die von tauſendjährigen Eichen zu tauſendjährigen Tannen, Linden und Buchen wandeln; dieſe gewaltigen Stämme ſind die verſchiedenen germaniſchen Völker. Die Vögel fliegen weiſſagend und Kunde bringend von andern fremden Heiligthümern heran. Aus allen Wipfeln aber rauſcht es verſchiedenartig, und doch iſt in alle dieſem Rauſchen ein Urlaut zu erkennen, das Wort „Gott“.

Frühzeitig haben der nördliche und der ſüdliche Zweig des germaniſchen Geſchlechts, haben die einzelnen Hauptvölker eines jeden von beiden einzelne Vorſtellungen je nach ihrer Eigenthümlichkeit beſonders ausgebildet; aber in allen dieſen iſt doch die urſprüngliche Einheit der Anſchauung eben ſo zu erkennen, wie die Verwandtſchaft derſelben mit jenen anderer aſiatiſcher und europäiſcher Völker des indogermaniſchen Stammes.

Weltvorſtellung.

Die Vorſtellung eines Volkes von der Welt iſt das Erſte, was man kennen lernen muß, wenn man den Standpunkt zur richtigen Beurtheilung jener großen Schöpfung des Volksgeiſtes gewinnen will, welche eben die Religion eines Volkes iſt. Die germaniſch-nordiſchen Vorſtellungen von der Welt waren folgende.

Gen Süden, dachte man ſich, liege die Lichtwelt, von welcher Licht, Wärme und Leben ausging, der Himmel, „Muspellheimr“; an ihm fahren Sonne und Mond auf Wagen dahin, die mit ſtolzen Roſſen beſpannt waren, die Geſtirne waren Funken aus ihm; „Muspell“ (Muspilli) war die uralte Benennung des Weltfeuers. Am entgegengeſetzten Ende, gen Norden, dachte man ſich die Nacht- und Todenwelt „Niflheimr“ (Nebelheim), wo die tückiſchen Götterfeinde wohnen. Dort hauſt die ſchreckliche Hela in „Helheimr“, zu welchem die Brücke „Gjallar“ über den Strom „Gjöll“ führt. Wer erinnert ſich dabei nicht an die altperſiſche Vorſtellung von dem Gegenſatz und Kampf zwiſchen Licht und Nacht, von Ormuzd und Ahriman, und ihren Welten, dem Lichthimmel Gorotman und dem dunkeln Abgrund Duzackh? — Zwiſchen „Muspellheimr“ und „Niflheimr“ liegen nun, nach germaniſch-nordiſcher Vorſtellung, die übrigen Welten. Zunächſt an „Muspellheimr“ gränzt „Liosalfheimr“, die Welt der Lichtelfen, der lichten, guten, wohlthätigen Geiſter. An ſie reiht ſich „Aſaheimr“ oder „Godheimr“, wo die Aſen (die Götter) wohnen. Inmitten „Aſaheimr's“ ſteht die Götterburg „Asgardhr“

mit dem Odhinns-Saal „Valhöll“ (oder Walhalla). Von „Aſaheimr“ führt die Brücke „Bifroſt“ (d. h. Regenbogen) hinab zur Menſchenwelt „Mannheimr“, die unter der Götterwelt liegt, in der Mitte aller Welten; daher heißt die Erdenwelt auch „Midgardhr“; rings um ſie windet ſich die ungeheure Schlange „Midgardhſomr“ (das iſt das Meer). An die Götterwelt gränzt die Wolken- und Windwelt „Windheimr“, in welcher die weiſen „Vanen“ (Vanir) — Mittelweſen zwiſchen den Göttern und Menſchen, wohnen. Oeſtlich von der Menſchenwelt dachte man ſich „Jötunheimr“, wo die Jötten, Jotun (Rieſen) hauſen. Wieder eine eigene Welt bewohnen die Dunkelalfen oder Schwarzalfen, die lichtſcheuen, mißgeſtalteten, aber kunſtfertigen Zwerge; ihre Welt heißt „Svartalfheimr“. An ſie reiht ſich dann „Niflheimr“.

Schöpfungsſage.

Die germaniſche Vorſtellung von der Weltſchöpfung hat ſich im ſkandinaviſchen Norden am deutlichſten erhalten. Uranfänglich war im Weltraum aller Urſtoff nebelhaft, geſtaltlos; dieſen Zuſtand bezeichnet das altnordiſche Wort „Gap ginnunga“ (Kluft der Klüfte). Das göttliche Urweſen, welches durch ſeine Kraft aus dem Urſtoff die Schöpfungen geſtaltete, nannten die Germanen „Alfadir“ (Allvater), ein Name, welcher darauf ſchließen läßt, daß ſie ſich dasſelbe als eine Perſönlichkeit dachten. Doch nicht eine klare Vorſtellung, nur eine Ahnung hatten ſie von dem ewigen Grund alles Lebens; darum nannten ſie dies göttliche Urweſen auch „Surtur“, d. h. der Dunkle. Wahrſcheinlich aber dachten ſie ſich das Licht als die Kraft, wodurch es ſchöpferiſch wirkte; denn ihre Götterſage bezeichnete die Licht- und Feuerwelt Muspellheimr als den Sitz Surtur's, des belebenden Lichtweſens. Das göttliche Urweſen erſchuf durch des Lichtes Kraft die Welt in der Zeit; es ſelbſt aber lebt und webt außerhalb der Welt und der Zeit. Die erſte Schöpfungsthat war das Hervortreten des Gegenſatzes. Es ſchied ſich Licht von Nacht; die Lichtwelt „Muspellheimr“ von der Nachtwelt „Niflheimr“; ſie traten an die beiden äußerſten Enden des Weltraumes. In der Mitte war der Urborn „Hvergelmir“, der zwölf Ströme entſandte, welche weitab vom Urſprung zu Eis erſtarrten. Aber das gewaltige Licht ſchmolz das Eis, und aus den Tropfen entſtand das erſte Gebilde, der Rieſe „Ymir“. Unter ihm dachten ſich die Germanen die ungeheure Geſammtheit des unbelebten Stoffes. Aus dem triefenden Eis entſtand aber auch die Kuh „Audhumbla“, welche mit ihrer Milch den Rieſen nährte. Sie bezeichnet ſinnbildlich die ernährende, ſelbſtthätiges Leben weckende Kraft. Jede dieſer beiden Urgeſtalten erzeugte neue Gebilde; aus dem Schweiße des ſchlafenden „Ymir“ erwuchſen die Geſchlechter der Rieſen (d. i. der noch gewaltig tobenden Naturkräfte), und als die Kuh „Audhambla“ die ſalzigen Eiſteine leckte, erwuchs ein ſchöner, großer, gewaltiger Mann „Bur“ (d. h. Geborner, Sohn), der Urmenſch. Deſſen Sohn war Börr (d. h. Geborner) und dieſer gewann aus einer Verbindung mit dem Geſchlecht des „Ymir“ drei Söhne: Odhinn, Vili und Ve. Dieſe drei erſchlugen den Urrieſen und in ſeinem Blut ertrank deſſen ganzes Geſchlecht bis auf Einen, von dem ein jüngeres Rieſengeſchlecht ausging. Dieſe Sage drückt das Ende des erſten Zeitraums der Schöpfungsgeſchichte aus. Odhinn, Vili und Ve ſchufen nun weiter an der Bildung und Geſtaltung der Welt in ihren einzelnen Theilen. Aus dem Blute des Urrieſen wurden die See und die Waſſer, aus ſeinem Fleiſche die Erde, aus ſeinen Knochen die Berge, aus ſeinen Zähnen die Felſen, aus ſeinem Haar die Bäume, aus ſeinem Schädel die Himmelsdecke, aus ſeinem in die Luft geworfenen Gehirn die Wolken, aus ſeinen Brauen die feſte Burg der Menſchenwelt, „Midhgardhr“. Die Feuerfunken aber, die aus „Muspellheimr“ ſprühten, feſtigten ſie an den Himmel, und daraus wurden die leuchtenden Sterne. Aus den Maden in „Ymir's Fleiſch erwuchſen die Zwerge; Ymir's Fleiſch war die Erde, und die Zwerge dachte man ſich in der Erde lebend, als die im Verborgenen lebenden Kräfte der Erde, welche vor der Menſchenwelt da waren. Jene drei weltbildenden Weſen aber, Odhinn, Vili und Ve erſchienen nun im religiöſen Bewußtſein als göttliche, dem Urweſen entſproſſen, welches in ſein Geheimniß zurücktrat, weiter wirkend an ſeiner Statt, gleichſam ſeine drei ſichtbaren Erſcheinungen als belebend und beſeelend wirkende Naturkräfte, welche aber eben, weil ſie dies ſind, nicht außerhalb der Zeit ſtehen, ſondern vergänglich ſind. Dieſe drei Weſen heißen nun „Aſen“, und das iſt ein Wort, deſſen Wurzel („Held“ bedeutend) ſich bei den verſchiedenen Zweigen des indogermaniſchen Stammes in mannigfachen Zuſammenſetzungen findet. *) Unter

---

*) Bei den Germanen war As die nordiſche, Ans die deutſche Wortform.

Odhinn dachte man ſich fortwährend die eigentliche belebende Kraft, die Seele in ihrer Ganzheit, wie ſie dem Weſen Alfadir's entſprach, unter Vili den Verſtand, unter Ve die gewaltige Macht der Sinnlichkeit. Deutlich drückte die altgermaniſche Schöpfungsſage dies in Folgendem aus. Am Meeresſtrande fanden die drei Aſen Odhinn, Vili und Ve zwei Bäume „Askr" (Eſche) und „Embla" (Erle). Dieſen gab Odhinn Leben und Seele, Vili Verſtand und Gefühl, Ve Antlitz und Sprache, Gehör und Geſicht, und ſo entſtanden aus „Askr" und „Embla" die erſten Menſchen, die Stammeltern des Menſchengeſchlechts. Dieſes wohnt in der feſten Erdſchanze „Midgardhr", während das jüngere Rieſengeſchlecht an den äußerſten Saum derſelben, an die Meeresküſte hin, verdrängt ward. In dieſer Vorſtellung erhielt ſich zugleich eine Erinnerung an die geſchichtliche Verdrängung der Urbevölkerung durch die germaniſchen Stämme. Wie eigenthümlich prägt ſich aber auch die tiefe Naturanſchauung unſerer Urväter hier aus. Die Pflanzenwelt iſt es, mit der ſie ſich aufs Innigſte verwandt fühlten! Zwei Bäume, die ſich beſeelten, ſind es, aus welchen die Menſchheit erwuchs. So erfaßte die germaniſche Anſchauung auch das Leben der Menſchheit und der Welt im dichteriſchen Bilde eines „Weltbaumes". Der Weltbaum iſt die Eſche „Yggdraſil". Sie ſtreckte ihre Aeſte durch die ganze Welt aus; ihre drei Wurzeln breiteten ſich nach „Aſaheimr", nach den Eisrieſen und nach „Niflheimr" hin. An jeder Wurzel ſprudelte ein Quell; bei jener, welche nach der Götterheimath auslief, war der „Urdharborn", wo die Aſen und die Nornen (die Schickſalsgöttinnen), Gericht hielten; der Quell in der Rieſenheimath hieß „Mimisborn", aus welchem Tag für Tag die Nornen ſchöpften, um mit dem heiligen Waſſer die Aeſte der Eſche zu begießen; der Quell bei der Wurzel, welche in Niflheimr war, hieß „Hvergelmir" (d. h. der rauſchende Keſſel); dort lag die Schlange „Nidhöggr", welche an der Wurzel nagte. Bienen nährender Honigthau troff von den Zweigen des Weltbaumes, auf ſeinem Gipfel ſaß ein Adler und auf deſſen Zweigen lief ein Eichhörnchen auf und nieder, um zwiſchen dem Adler und der Schlange Zwiſt zu erregen.

Die drei alten Aſen.

Die weitere Entwicklung des religiöſen Bewußtſeins der germaniſch-nordiſchen Völkerwelt war folgende. Wie bei den Indern das göttliche Urweſen hinter die drei Götter der Trimurti zurücktrat, welche die wirkenden Kräfte deſſelben darſtellten, ſo erſchienen auch die wirkenden Kräfte des germaniſch-nordiſchen Alfadir in den aus ihm hervorgegangenen drei älteſten Aſen, Odhinn, Vili und Ve, von denen beiden letzteren auch Hönir und Loki genannt wurden.

Als der erſte und höchſte der Aſen galt Odhinn, deſſen Verehrung allen germaniſchen Völkern gemeinſam war. Odhinn iſt der nordiſche Name, die übrigen germaniſchen Völker nannten ihn „Wodan" (je nach ihren Mundarten Wuotan, Gwodan, Gudan, Weda). In ihm dachte man ſich vorzugsweiſe urſprünglich wohl Alfadir ſelbſt, den ſchöpferiſchen Licht- und Lebensgott, von dem aller Segen und Sieg, den allgegenwärtigen, allwiſſenden Weltlenker, von dem alle Weisheit und Weiſſagung, alle Rede- und Dichtkunſt, alles Recht und aller Schutz der Ordnung ausgeht. In allen dieſen Eigenſchaften gleicht er ganz dem Gotte Brahma, dem erſten in der indiſchen Götterdreiheit. Daß er urſprünglich als Sonnengott aufgefaßt wurde, erkennt man daran, daß es von ihm hieß: er habe nur ein Auge und das ſei die Sonne; weil die Kraft des Lichtes der Erde Segen verleiht, ſo galt er als der Gott, der den Ackerbau beſchützt. Den Begriff ſeiner Allgegenwart als weltbeſeelender Gott ſtellte die dichteriſche Einbildungskraft unſerer Urväter in zahlreichen Sagen von ſeinen Wanderungen und Verwandlungen dar; ſein Roß Sleipnir hatte acht Füße und war raſch wie ein Pfeil; ſo erzählte die Vorzeit auch von ſeinem Wagen und Weg. Das Siebengeſtirn des Bären hieß der „Wuotans-Wagen". Seine Allwiſſenheit verſinnbildlichte die Sage gleichfalls: von ſeinem Throne überſchaute er die ganze Welt; auf ſeinen Schultern ſaßen die Raben „Huginn" und „Muninn"; die kreiſten um die Erde und meldeten ihm Alles, was ſie geſehen und gehört. Da er als geiſtigſter Gott aufgefaßt wurde, ſo galt er als runen-, zauber- und heilkundig. Da man ſich ihn als Weltordner dachte, ſo ließ ihn die dichteriſche Sage als Sittenlehrer, als Richter, als Herren der Seelen auftreten; ja die „Saga" ſelbſt (d. h. die Geſchichte) galt als ſeine Tochter. Als väterlich ſegnender Gott gab er dem Seemann günſtigen Wind zur Fahrt, lieh ſeinen wunderbaren Speer den Helden zum Sieg und gewährte den Menſchen überhaupt die Erfüllung des Wunſches; ſo erſcheint er aber auch wieder als Geſchickewalter.

Der zweite Aſe war Vili oder Hönir. In den alten Götterſagen erſcheint er als der „Schnelle“. Dieſe Bezeichnung erinnert auffallend an den Gott Wiſchnu, den zweiten der indiſchen Götterdreiheit, welcher in den uralten Religionsbüchern der Inder „der Gott weiten Schrittes“ genannt wird. Der indiſche Wiſchnu gilt als der im ſittlichen Leben waltende und es erhaltende menſchenerlöſende Gott. In ähnlicher Weiſe ſcheint das religiöſe Bewußtſein unſerer Urväter den Hönir aufgefaßt zu haben; denn nach der nordiſchen Sage wurde er von den Aſen als Geißel an die Vanen gegeben und waltete bei ihnen; von den Vanen aber glaubte man, daß ſie als weiſe Mittlerweſen die Menſchen im Dienſte der Götter unterrichteten. Genauere Nachrichten über Hönir fehlen uns.

Der dritte Aſe war Ve oder Loki (auch „Lodur“) genannt. In ihm dachte man ſich urſprünglich den gewaltigen verzehrenden Feuergeiſt, der in der Sinnlichkeit lodert. Inſofern erinnert er an den dritten Gott der indiſchen Götterdreiheit, an den furchtbaren Feuergott Schiwa, welcher das Leben zerſtört, aber auch neues erzeugt.

Das jüngere Göttergeſchlecht und die Vanen.

Als ſich das religiöſe Bewußtſein der germaniſch-nordiſchen Völker weiter entwickelte, bemächtigte ſich die dichteriſche Kraft des Volksgeiſtes der älteren Vorſtellungen und prägte ſie in Geſtalten aus, welche das in der neuen Heimath begonnene und erſtarkte Leben abſpiegelten. Nun verſchwand der zweite Aſe Vili (Hönir) aus dem Verbande der drei Brüder, und der dritte Ve (Loki) trat ihnen und ihrem ganzen Geſchlecht trotzig gegenüber. Hierdurch kam nun auch in die weitere Entwicklung der germaniſch-nordiſchen Religion derſelbe Gegenſatz, wie er in jener des Zendvolkes geweſen. Gleichwie bei den Perſern Ahriman, durch ſelbſtiſchen Abfall vom Göttlichen entfremdet, einen das ganze Weltleben durchdringenden und erſchütternden Kampf gegen den Ormuzd und ſein Lichtreich begann, ſo wurde der germaniſch-nordiſche Loki zum erbitterten Feinde der ganzen Götterwelt. Aber auch dieſer Kampf ſollte ebenſo wenig ein endloſer ſein, wie der des Ahriman gegen Ormuzd; die urmächtige Ahnung des Gemüthes von der Nothwendigkeit eines Sieges des Guten, einer Wiedergeburt der Welt, gab ſich auch im germaniſchen Norden in der entſagungsvollen Vorausſetzung kund, daß dieſer Sieg ſelbſt durch den Untergang der ganzen alten Götterwelt nicht zu theuer erkauft ſei, — mit anderen Worten: daß eine neue Weltordnung der Einheit an die Stelle der alten Weltordnung der Entzweiung treten müſſe. Wenn nun aber auch das weiter entwickelte religiöſe Bewußtſein unſerer Urväter, indem es ſich den Gegenſatz zu erklären ſuchte, auch ſchon ſeine Aufhebung ahnte, ſo war doch die ganze Kraft des Volksgeiſtes noch ſo lebhaft an dem geſchichtlichen Leben der alten Weltordnung betheiligt, daß es ſie auf's Reichſte und Herrlichſte ausbildete.

Es ſtand alſo jetzt bloß Odhinn als der einzige der drei Brüder in der Aſenwelt da; aber aus all den mannichfaltigen Beziehungen, welche das vielſeitige Weſen des alten Odhinn zur Welt hatte, ſchuf nun der dichteriſche Volksgeiſt eine Menge neuer Göttergeſtalten, in welchen ſich das germaniſch-nordiſche Weſen überhaupt und die einzelnen Völker insbeſondere abſpiegelte. Außerdem erweiterte ſich der Kreis der verehrten höheren Weſen durch die Vanen. Die Sage meldet: Lange haben die Aſen mit den Vanen gekämpft und endlich Frieden geſchloſſen; da haben die Vanen ihren Oberſten Niördhr den Aſen, und dieſe ihren Hönir den Vanen zur Geißel gegeben, und von da an herrſchte Hönir über die Vanen. Niördhr's Kinder aber wurden bei den Aſen aufgenommen. Beide, Aſen und Vanen, ſchufen beim Friedensſchluſſe gemeinſam den weiſen Kvaſir, welcher zum Schiedsrichter zwiſchen ihnen ward. Als er dies Geſchäft vollbracht, zog er in der Welt umher, um die Menſchen Weisheit zu lehren. Alſo auch hier der Gedanke eines Mittelweſens, welches als Lehrer gleichſam zum Mittler wird! Doch der nordiſch-germaniſche Volksgeiſt bildete dieſen Gedanken eigenthümlich aus. Den weiſen Kvaſir erſchlugen zwei Zwerge; aus ſeinem Blute bereiteten ſie einen Trank, welcher dem, der davon koſtete, die Gabe der Weisheit und Dichtkunſt verlieh. Dieſen Trank bewachte eine Rieſentochter, bis ihn endlich Odhinn durch Liſt gewann. In der Sage von dem Kampf und Friedensſchluß zwiſchen Aſen und Vanen liegt außer ihrer religiöſen Bedeutung auch ein Reſt von geſchichtlicher Erinnerung. Die

Aſen waren die Germanen, welche zuerſt die rohe kriegeriſche Urbevölkerung überwanden, die von der Sage als Jotun (Rieſen) bezeichnet werden, dann aber auch die durch eine ausgebildete Prieſterreligion bereits höher entwickelte Nachbarbevölkerung bekämpften und endlich zu ihr in engere Beziehungen traten; dieſe letztere waren eben die Vanen. Die äußerliche Vorherrſchaft, welche die Germanen über dieſelbe gewannen, drückte die Sage dadurch aus, daß die Vanen den Aſen Hönir zum Beherrſcher erhielten, und den mächtigen Einfluß der benachbarten Prieſterreligion auf die germaniſche dadurch, daß die Vanenkinder in die Reihe der Aſen aufgenommen wurden, wo ſie nun bedeutungsvoll als Vorſteher des Götterdienſtes erſchienen.

Odhinn-Wuotan blieb fortwährend der Erſte der Aſen; ja noch höher ſtieg ſeine Verehrung, da er jetzt als der Vater des ganzen jüngeren Göttergeſchlechts erſchien.

Seine Gattinnen waren Frigga und Jördh. Die letztere war die Erde, die Lebensmutter; ſie hieß auch Hlodhyn. Frigga wurde als die höchſte der „Aſynien" (Göttinnen) verehrt, die mit Odhinn auf ſeinem Herrſcherſtuhle ſaß und ſeine Geheimniſſe wußte; ſie ſchaute in die fernſte Zukunft, offenbarte aber ihr Wiſſen nicht. Sie war gleichſam das himmliſche Urbild der germaniſchen Mütterlichkeit und Hausfräulichkeit, die göttliche Spinnerin und Weberin; daher hieß auch das Sternbild des Oriongürtels „Frigga's Rocken".

Odhinn hatte, ſo melden uns die alten Sagen, viele Söhne. In dieſem Bilde zeigt ſich die ganze Entwicklung des religiöſen Bewußtſeins; es drückt nämlich aus, wie ſich der frühere Geſammtbegriff von Odhinn in ſeine Einzelheiten auseinanderlegte und dieſe Einzelheiten nun beſondere göttliche Weſengeſtalt erlangten. Das waren denn die zwölf Aſen.

Die bedeutendſten von Odhinn's Söhnen ſind Baldr und Thor. In der Vorſtellung von Baldr erfaßte man nun zunächſt den uranfänglichen Begriff des Lichtes, welcher ſpäterhin auf Odhinn übertragen worden war. Baldr erſchien alſo als Licht- oder Sonnengott, und dann als Gott der Geiſtigkeit. In der Vorſtellung von Thor dagegen erſchien der Begriff der Naturkraft als beſondere Perſönlichkeit und er war demnach der gewaltige Naturgott, dann aber auch der Gott der Menſchenwelt. Es traten alſo die Begriffe von Geiſt und Natur auseinander; Baldr und Thor ſtellten gleichſam das Gemüth und die Kraft des germaniſch-nordiſchen Geſchlechts dar.

Um jeden von dieſen beiden Söhnen Odhinn's, Baldr und Thor, reihten ſich verwandte Göttergeſtalten.

Baldr war von allen Aſen der ſchönſte, weiſeſte, der redekräftigſte, der mildeſte, der beſte und edelſte, und es iſt ein tiefer Zug der Sage, daß ſie mit ſeinem Tode den Fall der ganzen Götterwelt in Verbindung ſetzte. Ein lichter Glanz umwob ihn und wie die Sonne leuchtete ſein Antlitz. Seine Gattin war die liebliche jungfräuliche Nanna.

Thor wurde von den alten Sachſen Thunar (Donner) genannt. Dieſe Bezeichnung verkündigt die Vorſtellung, welche man von ihm hatte. Er ſchritt in Wettern einher und die Gewitterwolken waren die Gürtel ſeiner Stärke; er ſchleuderte ſeinen wunderbaren Hammer „Miölnir" (Donnerkeil) durch die Lüfte, der ſtets zu ihm wiederkehrte; er war der ſtärkſte Held in den Reihen der Götter, und manche germaniſche Völker verehrten ihn faſt noch höher als Odhinn ſelbſt. Als Naturgott ſtellte er die Eigenſchaft des älteren Odhinn, als Beſchützer des Ackerbaues dar, und darum galt er auch als beſonderer Freund der Bauern. Thor's Gattin war die ſchöne goldhaarige „Sif".

Jene Aſen des jüngeren Göttergeſchlechts, welche dem Begriffe der Geiſtigkeit, alſo dem Baldr, näher ſtanden, waren Tyr (von den Sachſen „Tiu", althochdeutſch „Ziu" genannt), Heimdallr, Forſete und Bragr. Unter Tyr verſtand man den beſonnenen Geiſt, welcher die Schlachten lenkt, und als ſolcher genoß er bei dem heldiſchen Geſchlecht eine hohe Verehrung neben Odhinn, deſſen Schwertgenoſſe („Sarnot") er war, und neben Thor. Heimdallr, der goldzähnige, ſcharfäugige, weithörige, dem das Haus auf der Brücke Bifroſt ſtand, bewachte die Götterheimath und warnte die Aſen durch ſeines Hornes gewaltigen Schall vor Gefahr. Auf Erden wandelnd zeugte er unter dem Namen „Rigr" drei Söhne, von denen die drei Stände in der germaniſch-nordiſchen Welt, die Edlen, die Bauern (im Norden Freie, im Süden Hinterſaſſen) und die Knechte, entſtammten. Forſete, der Sohn des weiſen Baldr, war der Gott des Rechts, Bragr der der Dichtkunſt. Man ſtellte ſich Bragr als einen ehrwürdigen langbärtigen Greis vor, der jenen begeiſternden Wundertrank bewahrte und ſeinen auserleſenen Lieblingen davon ſpendete. Sinnig gab ihm der Volksgeiſt die ewig jugendliche Frühlingsgöttin Idunn zur Gattin, welche die Aepfel bewahrte, die das Leben der Götter ſtets aufs neue verjüngen; — Dichtkunſt und Unſterblichkeit! Hermodr, der Sohn Odhinn's, war der rüſtige Bote der Götter und der Todtenbegleiter.

Dem Begriff der Natur, alſo dem Thor ſtanden die Aſen Hödr, Vidar, Vali und Ullr näher. Hödr ſtellte die rohe Gewalt dar, darum dachte man ſich denſelben blind; die übrigen drei waren Kraft-, Rache- und Kampfgötter, — Vidar, der Gott, der Schlachtentſcheidung, Vali der der Blutrache, Ullr der des Zweikampfs.

Der Vane Niördhr wurde urſprünglich als Beherrſcher des Meeres erfaßt; ſpäter erhielt er eine höhere geiſtige Bedeutung, als ſegnender Vorſteher des Götterdienſtes.

Seine Kinder waren Freyr und Freya, welche beide unter die Aſen aufgenommen wurden. Freyr, welcher von einzelnen Völkern „Fro“ und „Fricco“ genannt wurde, verlieh Regen und Sonnenſchein, Fruchtbarkeit und Frieden; ſein goldner Eber erhellte die Nacht zum Tag. Bei ſeinem Namen wurden die heiligſten Eide geſchworen und dabei ein Thier, meiſtens ein Eber, geſchlachtet. Der Schwörende hob dabei einen in das Blut des Opferthieres getauchten Ring in die Höhe und ſprach dazu: „So wahr mir Freyr, Niördhr und die mächtigen Aſen helfen mögen!“ Nach der Götterſage beſaß Freyr ein von Zwergen gefertigtes wunderbares Schiff, welches ſich wie ein Tuch zuſammenlegen ließ. — Freya (auch „Frauwa“), die holdſelige, mit dem blitzenden wunderbaren Halsſchmuck, ward als Göttin der Liebe verehrt. Ihr Gatte war Odhr, ihre Töchter hießen Hnos und Gerſeme (Schönheit und Anmuth). Als ihr Gatte ſie verließ, machte ſich Freya auf, um den Verlornen zu ſuchen; da kam ſie unter verſchiedenen Namen in viele Länder und ward allen Völkern wohlthätig; die Kummerthränen, welche ſie um den verlornen Gatten vergoß, wurden zu Gold. Wie Freyr's Zeichen das Schiff, Thor's der Hammer, Tyr's das Schwert, ſo war das Freya's der Wagen.

Der germaniſch-nordiſche Volksgeiſt dachte ſich die Götter in menſchlicher Geſtalt, mit menſchlichen Gefühlen, aber als die höheren Urbilder der Menſchheit an Geiſt und Gemüth, an Geſtalt und Kraft, an Eigenſchaften, Gefühlen und Sitten, in ſteter inniger Beziehung zu den Menſchen, und wie dieſe, ſterblich, wenn auch ihr Leben länger dauerte als zahlreiche Menſchenzeitalter. In Asgard, dem befeſtigten Himmel, ragten die ſtolzen weithin leuchtenden zwölf Götterburgen, deren Bedeutung man auf die zwölf Monate oder die zwölf Himmelszeichen bezogen hat. Inmitten Asgard's aber war das Thal Ida, wo die Götter zum Rath und Gericht, ſowie zum frohen Mahle zuſammenkamen. Von Asgard fuhren ſie zu den Menſchen nieder, über deren Schickſalen ſie ſchützend walteten; und von der Erde ſtiegen zu ihnen nach dem Tode die Menſchengeiſter empor, welche würdig waren, Genoſſen des ſeligen Götterlebens zu werden.

Einheriar, Walkyrien.

In der Götterheimath befand ſich der goldblättrige Hain Gladsheimr und der prächtige bis zu den Wolken reichende goldſtrahlende Palaſt Walhalla. In jenem Haine empfingen Hermodr und Bragr die Geiſter der im Kampfe gefallenen Helden. Odhinn nahm ſie auf in ſein Reich und nun hießen ſie „Einheriar“. Sie nahmen an den Mahlen der Götter Theil und die reizenden „Walkyrien“ reichten ihnen in Hörnern den ſüßen Trank. Aber nicht blos ſchwelgten ſie an der Göttertafel; noch freudiger war ihnen die Fortſetzung des Heldenthums, wie ſie es auf Erden geübt. Sie zogen täglich zum Kampf hinaus, fanden Wunden und Tod, erſtanden aber ſtets alsbald wieder zu neuem Leben. So waren ſie Odhinn's kampfgeübte Heeresſchaar, mit welcher er am Ende der Tage ausziehen will, um den Kampf mit den böſen Mächten zu beſtehen. Darum war denn auch die Ehre des Schlachtentodes des germaniſchen Helden höchſter Wunſch.

Die Gewährung deſſelben wurde durch himmliſche Jungfrauen vermittelt, welche ſich in der Schlacht die Helden erkoren, die da fallen ſollten. Das waren eben jene Walkyrien; ſie hießen auch „Schlachtmädchen“, „Schildmädchen“, „Helmmädchen“. Mit Schild und Helm gerüſtet, ritten ſie auf Roſſen, von deren Mähnen Thau in die Thäler und Hagel auf die Bäume troff, in den Krieg. Die Sage bildete dieſe Vorſtellung weiter aus, indem ſie ſolche himmliſche Schlachtenjungfrauen ſich mit Helden verbinden ließ und indem ſie irdiſche Jungfrauen in die Reihe der Walkyrien erhob. Vielfach waren ihre Namen; doch drei derſelben nämlich „Hildr“, „Gunnr“ und „Thrudhr“ wurden am meiſten genannt und haben ſich im Heldenlied und in der Sage erhalten.

Wie Odhinn die in der Schlacht gefallenen Helden, ſo nahmen Freya und die Aſenjungfrau Gefjon, die Beſchützerin der weiblichen Tugend, die Seelen ſchöner und edler Frauen und Jungfrauen zu ſich. Somit erſchien der Tod in germaniſcher Auffaſſung als ein Gang zu den Göttern *), wenn das Leben jener Beſtimmung entſprochen hatte, welche dem Germanen als die höchſte galt, und eine ſolche war für den Mann das Heldenthum, für die Frau die heilige Zucht.

Hel.

Wer nun die höchſte Beſtimmung des Erdenlebens nicht erfüllt, deſſen harrte in Niflheimr die ſchreckliche Hel, die Tochter des unheimlichen Loki. Zweiunddreißig Ströme, aus dem Born Hvergelmir entſprungen, durchrauſchten ihr grauſiges, von einem Gitter umſchloſſenes, neun Welten umfaſſendes Reich; über einen jener Ströme führte eine mit Gold belegte Brücke, an welcher eine Rieſenjungfrau Wache hielt. An Hel's Palaſt hielten gleichfalls Jungfrauen Wache; ſie ſaßen auf immerdar ſchreienden Stühlen und hatten ein eiſernes Blut; wenn es auf die Erde troff, ſo erregte es Zank und Krieg. „Elend" hieß ein Saal des Palaſtes, „Hunger" der Tiſch der Hel, „Freßſucht" ihr Meſſer, „fallende Thüre" ihre Schwelle, „Erſchöpfung" ihr Bette und „Läſterung" ihre Decke. Dort in Hel's Reich, in Niflheimr führen die Seelen derjenigen, welche an Kräftenachlaß und Krankheiten verſtorben, ein trauriges Schattenleben. Urſprünglich lag dieſer dichteriſch ausgeſchmückten Vorſtellung nur der einfache Gedanke zu Grunde, daß die Todten der Mutter Erde gehören, der Unterwelt, die ſie verbirgt (verhehlt); da der Menſch ſomit der Unterwelt verfallen iſt, ſo erſchien ſie dann auch als Todesbeſtimmerin, als Schickſalsmacht, als zukunftskundige Weiſſagerin.

Die Seelen der Ertrunkenen nahmen die Waſſergeiſter auf, die goldhaarigen, großäugigen Nixen und die lichtglänzenden Meermädchen mit diamantenen Schleiern, die aus den Tiefen der Waſſer herauf ſüß lockende Lieder ſangen, welche den Lauſchenden bethörten, daß er hinabſank in den kühlen Grund; dort wandelten die Erdenkinder auf grünen Wieſen und lebten in prächtigen Gärten fort. Als

---

*) „Zu Odhinn fahren", „Odhinn heimſuchen" ſagte man im Norden für „ſterben".

Hauptgottheit des Meeres galt der furchtbare Aegir, der mit Rana neun Töchter hatte.

Rieſen und Elben.

In der Weltſchöpfung gehörten die Rieſen einem früheren Zeitraum an; ſie waren vor den Göttern vorhanden, ſowie die Elben und Zwerge vor den Menſchen. Zwiſchen den Göttern und den Rieſen beſtand nun nach germaniſch-nordiſcher Vorſtellung der alte feindſelige Gegenſatz fort und fort. Gleichwohl dachte man ſich die Rieſen auch in vielfachem Verkehr mit den Aſen; die letzteren verbanden ſich ſogar mit Rieſentöchtern, und Rieſen ſtrebten nach Aſynien. — Den Menſchen gegenüber erſcheinen die Rieſen wie an ungeheurer Größe ſo auch an Kraft überlegen; wie ſie das Maaß der Geſtalt überragten, ſo faßten ſie, ohne Verſtändniß des Maaßes, den Menſchen gleich Spielzeug und ſchadeten ihm durch das Uebergewicht der ungeſchlachten Naturkraft.

Die Elben und Zwerge wurden als geiſtiger, denn die Rieſen und Menſchen erfaßt; was ihnen an Körpermaaß abging, erſetzten ihnen die auch im Kleinſten gewaltigen, dem Menſchen unbekannten Naturkräfte. Urſprünglich waren ſie nichts anders als dieſe verborgenen Naturkräfte ſelbſt; erſt der ſpätere Volksglaube dachte ſich die Elben und Zwerge als Kenner, Ergründer, Beſitzer und weiſe Benützer derſelben.

Der urſprüngliche Name dieſer geiſtigen Zwiſchenweſen zwiſchen Göttern und Menſchen, welche nicht bloß der altgermaniſchen Religion allein angehörten, hat eine Sprachwurzel (Alb), welche den Begriff des Lichtes ausdrückt. Es iſt hiernach wahrſcheinlich, daß man von Anfang her unter ihnen Geiſter verſtand, welche dem Lichtreiche angehörten. Wie nun aber durch die Urreligionen des indogermaniſchen Stammes ein großer Gegenſatz zieht, ſo mußten auch den Lichtgeiſtern Dunkelgeiſter entgegentreten. Dieſen Gegenſatz finden wir noch jetzt in allen urväterlichen Sagen ausgedrückt, welche ſich bis zu unſeren Tagen erhalten haben. Die Lichtalfen erſcheinen in dieſen Sagen ſtets ſchön von Geſtalt, heiter von Sinn, gutmüthig, den Menſchen wohlwollend zugethan, während die Schwarzalfen, zu denen insbeſondere die Zwerge gehören, häßlich und lichtſcheu ſind und den Menſchen nur gezwungen Dienſte leiſten, meiſtens aber tückiſch ihnen zu ſchaden ſuchen. Selbſt ihre kunſtvoll geſchmiedeten Waffen, die einen Zauber in ſich tragen, ihre koſtbaren Schätze bringen den Menſchen, die ſie beſitzen, am Ende Schaden, denn das Gold galt, als zur unheimlichen Unterwelt gehörend, als zauberwirkend und mordſtiftend. Als das Chriſtenthum die altgermaniſche Religion verdrängte, vermiſchten ſich im Volksbewußtſein die Vorſtellungen von lichten und ſchwarzen Elben unter einander und mit jenen von Geiſtern der Verſtorbenen ſo ſehr, daß die Erd-, Luft-, Waſſer- und Feuergeiſter, die Zwerge, Berg- und Hausgeiſter, die Kobolde und Heinzelmännchen unſerer Volksmärchen, die Eigenſchaften der lichten und ſchwarzen Elben in ſich vereinigten und bald als gefällige Freunde, bald als tückiſche Feinde der Menſchen, bald als theilnehmende, unermüdlich geduldige Hausgenoſſen, bald als unheimliche, empfindliche Störefriede erſchienen.

Nornen.

Ueber dem heiteren griechiſchen Götterhimmel ſchwebte im geheimnißvollen Dunkel das ſtrenge unerbittliche Schickſal; dem Menſchen aber woben die drei Moiren oder Parzen den Lebensfaden. Auch über den nordiſchen Götterhimmel breitete das Schickſal ſein dunkles Gewebe aus. Den Begriff des Lebens in der Zeit und den verwandten des Schickſals ſtellte der nordiſchgermaniſche Volksgeiſt in drei ernſten Jungfrauen dar, welche über Göttern und Menſchen ſtanden. Das waren die „Nornen“ („Nornir“), welche die Lebens- und Schickſalsfäden ſpannen. Sie hießen „Urdhr“ (Vergangenheit), „Verdhandi“ (Gegenwart, das Werdende) und „Skuld“ (Zukunft, das Werdenſollende). Nach der nordiſchen Sage ſtammten ſie von dem Geſchlecht der Rieſen; d. h.: ſie waren vor den Göttern vorhanden, welche ja auch geworden waren, beſtanden und vergehen ſollten. Dichtung und Volksglaube betrachteten die Nornen und Walkyrien als gewiſſermaßen verwandt. So erzählt eine ſchaurige nordiſche Dichtung von Dörrudhr, der durch einen Felſenſpalt ſingende Frauen ſah, die an einem Gewebe ſaßen, wobei ihnen Menſchenhäupter zum Gewicht, Därme zum Garn und Wift, Schwerter zur Spule, Pfeile zum Kamme dienten; in ihrem Liede bezeichneten ſie ſich als Walkyrien und ihr Gewebe für den zuſchauenden Dörrudhr ſelbſt beſtimmt.

Loki.

Was dem Zendvolk der vom Göttlichen abgefallene Ahriman war, das wurde den Germanen in der ſpäteren Ausbildung ihrer Religion der Aſe *Loki*. Die nordiſche Sage verſinnbildlichte ſeinen Abfall von den Aſen dadurch, daß ſie ihm das Rieſenweib „Angurbodi“ in Jotunheimr zur Gefährtin gab. Er galt als der Inbegriff alles Haſſes gegen das Gute, aller Bosheit, Argliſt und Tücke. Als Gegenſatz der freundlichen Licht- und Lebenswelt, die er zu vernichten ſtrebte, dachte man ſich ihn der dunklen eiſigen ſchattenhaften Unterwelt angehörend. Seine Tochter war die gräuliche Beherrſcherin der Unterwelt, die furchtbare Hel; ſeine Kinder waren der Wolf Fenrir und die Midgardhrsſchlange. Da die Götter durch eine Weiſſagung wußten, daß ihnen von dieſen Lokiskindern Unheil drohe, ſchleuderte Odhinn die Schlange ins Meer und verbannte Hel nach Niflheimr, die Aſen feſſelten den Fenrirwolf, dem ſie ein Schwert in den weitgeöffneten Rachen ſteckten, an einen Felſen, wo er bis zur Götterdämmerung bleibt. Vom Standpunkt der Naturverſinnlichung aus betrachtet, war Loki die Feuermacht, deren unheimliche, wenn auch unentbehrliche Gewalt, gezügelt werden muß und dennoch tückiſch immer wieder hervorbricht. Der tief-ſittlich allgemein-menſchliche Gedanke aber, welcher der Vorſtellung von Loki zu Grunde liegt, iſt kein anderer als der: das Böſe in der Welt iſt die Selbſtſucht, welcher der Tod und die Vernichtung entſtammt.

Götterdämmerung und Weltbrand.

Wie in der Weltanſchauung des Zendvolks die Erwartung eines dereinſtigen Entſcheidungskampfes zwiſchen Ormuzd und Ahriman, eines Weltbrandes und einer Weltverjüngung vorkommt, ſo zog ſich auch durch die germaniſch-nordiſche Religion derſelbe Grundgedanke,— gleichſam die Ahnung ihrer eigenen Auflöſung in ferner Zukunft. Den einſtigen Zuſammenſturz der ganzen alten Götterherrlichkeit bezeichnet das nordiſche Wort „Ragnarökr“ (d. h. Götterdämmerung) Die Vorſtellung davon knüpfte ſich an die von dem Tode des Lichtgottes Baldr, deren *urſprüngliche* Bedeutung. ſich wohl auf den *Winter*, auf die ſcheinbare Todeszeit der *Sonne* und auf deren *Auferſtehung* im Frühling bezogen hatte. Die nordiſchen Sagen melden darüber Folgendes:

Baldr hatte ſchwere bange Träume, welche ihn beunruhigten. Da ritt Odhinn, ſein Vater, in die Unterwelt und beſchwor durch gewaltigen Zauberſpruch die „Völa", aus ihrem Grabe am Nordpol hervorzuſteigen und ihm die Zukunft zu verkünden. Während die Waſſer brausten, offenbarte ſie ihm die Geheimniſſe: Baldr, der Beſte der Aſen, ſolle ſterben; wenn aber er (der Lichtgott) getödtet worden, müßten auch alle anderen Aſen untergehen. Da ließ die Göttermutter Frigga Alles, was da im Himmel und auf Erden iſt, Starres und Lebendiges, Steine, Erze, Bäume und Thiere, ſchwören, daß ſie Baldr, dem Beſten der Aſen, nicht ſchaden wollten; und Alles ſchwur, nur der junge zarte Baumſproß „Miſtelein" ward als zu unbedeutend erachtet, als daß er den Schwur leiſten ſollte. Nun freueten ſich die Aſen ihrer Sicherheit, weil ſie vertrauten, daß Baldr nicht verletzt werden könne. Aber Loki, der Arge, hatte ſich in eines alten Weibes Geſtalt der Göttermutter Frigga genähert und von ihr erfahren, daß der Miſtelſproß nicht mitgeſchworen. Da machte er denſelben raſch emporwachſen und ſchnitzte einen Pfeil aus dem Holz. Als nun Baldr den Aſen ein Feſt gab, ſchoſſen ſie nach dem Mahle zum Scherz auf ihn, ohne daß er verletzt wurde. Da ſchlich ſich Loki unter ſie, gab dem blinden Hödur den Miſtelpfeil und richtete ihm das Geſchoß gegen Baldr. Hödur ſchoß und Baldr ſank leblos zu Boden; ſein Geiſt kam nun ins Reich der ſchrecklichen Hel. Seine Leiche wurde auf einem herrlichen Schiffe verbrannt; — ſeiner treuen Gattin Nanna brach das Herz vor Gram. Nun ritt Hermodr auf Odhinn's ſchnellem Roſſe Sleipnir neun Tage und Nächte hindurch nach Helheimr und bat die ſchreckliche Hel: Baldr aus der Unterwelt loszugeben, wofür er reiches Löſegeld verhieß. Sie erwiederte ihm: Löſegeld verlange ſie nicht, doch wolle ſie Baldr freigeben, wenn alle Weſen auf Erden, lebende und lebloſe, um ihn weinten; weine aber auch nur ein einziges nicht um ihn, ſo müſſe er bleiben. Und ſiehe: es weinten alle Weſen, ja ſelbſt die Steine, um den Beſten der Aſen; aber ein Rieſenweib in einer Höhle vergoß keine Thränen um ihn; das war Loki, der die Geſtalt der Rieſin angenommen hatte. So muß denn Baldr in Helheimr bleiben bis zur Zeit der Götterdämmerung. Nun iſt der Aſen Kraft geſchwächt und hinfällig; ſie altern, da der Beſte der Guten nicht mehr lebt. Die Zeichen, welche die Nähe der Götterdämmerung verkünden, ſind nach der Weiſſagung folgende. Es kommen drei furchtbare Winter, zwiſchen denen es keinen Sommer gibt; es kommen drei Jahre voll Krieg und Blutvergießen; es kommen die Tage, da der Bruder den Bruder erſchlägt, da die eheliche Treue gebrochen wird, die Unkeuſchheit waltet und jedes Band der Familie zerriſſen wird; es ſind die Mordtage, da kein Schild mehr hält; es iſt die Windzeit und Wolfzeit, ehe die Welt fällt. Furchtbare Stürme fahren dahin, daß die Erde in ihren Grundfeſten zittert. In Asgard kräht ein goldgelber Hahn, ein feuerrother im Rieſenland, ein ſchwarzer in Niflheimr. Es reißt ſich der Fenrirwolf, Loki's Sohn, aus der Zauberkette los, womit ihn die Aſen ſo lange gefeſſelt gehalten; ein anderer Wolf verſchlingt die Sonne und ein dritter den Mond; die Sterne verſchwinden am Himmel. Die Weltſchlange Jörmungandr richtet ſich auf und ſteht ſenkrecht da in ungeheurer Höhe, das Weltmeer ſchwillt über ſeine Ufer. Es erſcheint das Schiff „Naglfar", das aus den Nägeln todter Menſchen gezimmert iſt; ein Rieſe ſteuert es. Nun ſtößt der Aſenwächter Heimdallr in ſein gewaltiges Horn, daß der Hall jedes Ohr durchgellt. Von zwei Enden ziehen jetzt die furchtbaren Feinde der Aſen heran; von Musſpellheimr her ſprengt der feurige Surtur mit ſeinen Flammengeſellen über die Brücke Bifroſt, die unter den Hufen ihrer Roſſe zuſammenbricht; dann kommt Loki mit den Eisrieſen und allen Genoſſen aus Niflheimr. Auf der Ebene Vigrid, welche hundert Meilen nach allen Seiten mißt, vereinigen ſich ſämmtliche Feinde der Götter und bilden ihre Schlachtordnung; Fenrirwolf und Weltſchlange geſellen ſich zu ihnen. Die Aſen berathen ſich am Mimrisborn, rüſten ſich dann mit den Einheriar und ziehen in den Entſcheidungskampf; Odhinn, von Thor begleitet, reitet ihnen voran. Wenn die Weltſchlacht begonnen hat, kämpft Odhinn mit dem Fenrirwolf, Thor mit der Schlange Jörmungandr, Freyr mit Surtur, Tyr mit dem unterweltiſchen Rieſenhund Garmr, Heimdallr mit Loki. Der Fenrirwolf verſchlingt den Odhinn, Surtur erlegt den Freyr, Tyr den Garmr, Thor die Schlange, aber ihr Gift tödtet ihn; der Aſe Widhar, ein Sohn Odhinn's, erlegt den Fenrirwolf, indem er ihm den Rachen auseinander reißt, Heimdallr und Loki tödten ſich wechſelſeits. Der Weltbaum Iggdraſil verdorrt; Surtur ſchleudert ſeine Flammen und verzehrend ſchlagen ſie über allem Vorhandenen zuſammen. Das iſt der Weltbrand („Surtalogi“). Damit iſt aber auch die Kraft des Böſen bewältigt. Dem Meere entſteigt nun eine neue ſchöne Erde, in friſchem Grün und mit ungeſät wachſendem Korn; Baldr und die Aſen, mit Ausnahme von Odhinn und Thor, erſcheinen wieder im Thale Ida, erinnern ſich der großen Thaten und beſprechen ſich über die Geheimniſſe des höchſten Weſens; im Graſe werden die goldenen Tafeln wiedergefunden, welche ſie früher beſeſſen; eine neue Menſchheit entſteht; Allfadir aber hält in ewigen Händen die Zügel der unwandelbaren Ordnung und gibt die Geſetze des immerwährenden Friedens. Das war die Vorſtellung des germaniſchen Geſchlechts von der Götterdämmerung, dem Weltbrand und dem Aufgang einer höheren edleren Geiſteswelt in den Fernen der Zukunft. Hiermit hatte die uralte religiöſe Weltanſchauung ihren Abſchluß.

Heldenſage.

Aus dem Grunde der religiöſen Vorſtellungen erwuchſen die Heldenſagen. Die bedeutendſte derſelben, welche in ſpäteren Jahrhunderten vielfach umgebildet worden, iſt die von dem Schatz der Niflungen, in welcher ſich der Gedanke abſpiegelt, daß das Gold, indem es die Leidenſchaften zum Frevel entfeſſelt, aus welchem ſich ſtets neue Verbrechen erzeugen, dem Menſchen zum Fluch und Verderben wird.

In ihrer urſprünglichen heidniſchen Geſtalt hat die Niflungenſage folgende Umriſſe:

Hreidmarr hatte drei Söhne, Otr, Faſnir und Regin, deren Erſteren Loki, als er mit Odhinn und Hönir eine Weltfahrt machte, erſchlug. Die Aſen wurden nun von Hreidmarr gefangen und erlangten die Löſung nur dadurch, daß Loki einen Schatz und einen Ring zur Sühne für Otr niederlegte. Beides aber raubte er einem Zwerg, Namens Andvari, welcher verkündigte, daß der Ring jedem, der ihn beſitzen würde, Verderben bringen werde; deßgleichen verfluchte Loki Schatz und Ring.

Gar bald verlangten Faſnir und Regin ihren Sühnetheil vom Vater und, da er ſie abwies, erſchlugen ſie ihn. Hierauf forderte Regin von ſeinem Bruder gleiche Theilung des Schatzes; aber Faſnir verwandelte ſich in eine Schlange (einen Drachen) und legte ſich in ſolcher Geſtalt als Wächter auf den verhängnißvollen Schatz. Regin entfloh vor dem Bruder, kam zu Hialprekr, dem König von Thiodh, machte da eine Schmiede und erhielt den Sigurdhr, den Sohn des Sigmundr, aus dem Geſchlecht der Volſungen (d. h. der Prächtigen) zur Erziehung. Regin erzählte dem jungen Helden von dem Schatz und ſchmiedete ihm ein zauberkräftiges Schwert; dann führte er ihn zu Faſnir und zeigte ihm den Schatz. Sigurdhr tödtete den Faſnir, röſtete deſſen Herz und koſtete von dem daraus rieſelnden Blut; da verſtand er plötzlich die Sprache der Vögel und vernahm, daß ihn Regin täuſchen wolle. Alsbald erſchlug Sigurdhr den tückiſchen Schmied, lud den Faſnir-Schatz auf ſein Roß und ritt fort. Auf einem Berge fand er ein Haus, darin lag in tiefem Schlaf eine behelmte und gepanzerte Jungfrau. Als ihr Sigurdhr mit ſeinem Schwert den Panzer aufſchnitt, erwachte ſie und nannte ihren Namen; es war Brynhildr, eine Walkyrie. Sigurdhr ritt nun weiter und kam zu dem König Giuki, welcher von ſeiner Gattin Grimhildr den Gunnar und Högni und die Gudhrun zu Kindern und einen Stiefſohn Gottormr hatte. Sigurdhr gewann Gudhrun zur Gattin und beſchwur mit Gunnar und Högni Brüderſchaft. Mit Giuki's Söhnen zog er zu Atli, um deſſen Schweſter Brynhildr für Gunnar zu freien; ihren Hof, der auf einem Felſen ſtand, umlohte rings Feuer, und ſie hatte gelobt, nur dem Manne anzugehören, der durch die wehenden Flammen (die Waberlohe) reiten würde. Als nun Gunnars Roß nicht in das Feuer wollte, da nahm Sigurdhr Gunnars Geſtalt an, ritt durch die Waberlohe und hielt mit Brynhildr, die ihn für Gunnar hielt, das Brautlager, wobei er ſein entblößtes Schwert zwiſchen ſich und ſie legte; am anderen Morgen empfing er ihren Ring und gab ihr dagegen jenen, den er mit dem Faſnirshort erbeutet hatte. Nachdem er zu den Genoſſen zurückgekehrt, wechſelten Sigurdhr und Gunnar wieder das Anſehen, und der Letztere führte Brynhildr heim.

Einige Zeit lebten nun Sigurdhr, welchem Gudhrun einen Sohn Sigmunt und eine Tochter Svanhildr geboren hatte, und ſeine Schwäher Gunnar und Högni in Freude und Eintracht miteinander. Da geſchah es eines Tages, daß Brynhildr und Gudhrun, als ſie zum Waſſer gingen, um das Haar zu waſchen, mit einander in Wortwechſel geriethen, welcher von beiden das Vorrecht gebühre, daß von ihr das Waſſer zur andern niederfließe. Als Brynhildr es in Anſpruch nahm, ihres Mannes Gunnar ſich rühmend, welcher größeren Muth als Sigurdhr habe, weil er durch die Zauberflammen gedrungen, — da offenbarte Gudhrun, von der Leidenſchaft hingeriſſen, daß Sigurdhr es geweſen, der in Gunnars Geſtalt durch die Waberlohe geritten ſei und der Brynhildr den Ring des Zwergs zum Pfand des Brautlagers angeſteckt habe. Brynhildr faßte heißen Grimm gegen Sigurdhr, verbarg ihn unter Schweigen, und bewog Gunnar und Högni, den Helden zu tödten. Dieſe aber ſtifteten ihren Bruder Gottormr an, der den Sigurdhr im Schlaf erſtach. Sterbend aber ſchleuderte dieſer ſein Schwert auf den Mörder, daß er mitten entzwei geſpalten ward. Auch Sigurdhrs Söhnlein Sigmunt ward getödtet, Brynhildr durchſtach ſich ſelbſt; die Brüder Gunnar und Högni aber eigneten ſich den verhängnißvollen Schatz und den unheilbringenden Ring an.

Um Gudhrun warb Atli, Brynhildrs Bruder, und ſie ward ſeine Frau und gebar ihm Kinder. Nun begann die Rache für Sigurdhrs Fall und Mord zeugte wiederum Mord. Atli lud Gunnar und Högni zu ſich ein; ſie kamen auch, doch verſenkten ſie, bevor ſie aufbrachen, den fluchbringenden Fafnirſchatz in den Rhein; da ruht er nun in den Tiefen und iſt nicht mehr aufzufinden. Atli nahm Gunnar und Högni gefangen, ließ dem Letzteren das Herz ausſchneiden, und den Gunnar in einen Zwinger voll Schlangen werfen. Gudhrun aber ließ ihre zwei Söhne tödten, und kredenzte dem König Atli aus deren Schädeln, die in Gold und Silber gefaßt waren, bei dem Mahl, das bei Gunnars und Högnis Beſtattung gefeiert ward, berauſchenden Meth; in der Nacht aber, als Atli ſchlief, trat ſie, begleitet von Högnis Sohn, vor ihn; beide tödteten den König. Dann ſteckten ſie die Halle in Brand, und Alle, welche darin waren, wurden von den Flammen vertilgt. Hierauf ſprang Gudhrun in's Meer, um darin den Tod zu finden; doch die Wellen trugen ſie an ein Land, das dem König Jonakr gehörte.

Dieſer nahm ſie auf und vermählte ſich mit ihr, und ſie gebar ihm drei Söhne: Sörli, Hamdhir und Erpr. Um die ſchöne

Svanhildr, ihre Tochter von Sigurdhr, warb König Jörmunrekr durch ſeinen Sohn Randver, den er an Jonakrs Hof ſandte, und Svanhildr ward dem Jüngling übergeben, daß er ſie zu ſeinem Vater führe. Der tückiſche Biki aber entflammte Jörmunrekrs Eiferſucht ſo ſehr, daß dieſer ſeinen Sohn hängen ließ, Svanhildr aber ward von ſeinen Reitern niedergeritten und ſtarb unter den Hufen ihrer Roſſe. Als Gudhrun den Tod ihrer Tochter vernahm, rüſtete ſie ihre Söhne Sörli, Hamdhir und Erpr zur Rache an Jörmunrekr. Aber Sörli und Hamdhir zürnten der Mutter, die ihnen mit herben Worten das Geleite gegeben hatte, und tödteten, um ſie zu kränken, ihren Liebling Erpr. Dann griffen ſie Jörmunrekr bei Nacht an und hieben ihm Hände und Füße ab; ſeine Söhne aber warfen die Mörder mit Steinen todt. So erlag das ganze Geſchlecht des Giuki, welches auch das der Niflungen hieß; ſo erfüllte ſich der Fluch, der auf dem Schatz und dem Ring haftete.

Prieſter.

Die Nachrichten, welche wir über die germaniſchen Prieſter beſitzen, ſind dürftig. Eine in ſich abgeſchloſſene Kaſte, einen Orden, wie jener der Druiden bei den Kelten war, bildeten ſie nicht. Sie gingen aus den edelſten Geſchlechtern hervor; im Norden widmeten Könige und Helden ihre Söhne Göttern zu Prieſtern und gaben ihnen Namen nach denſelben. Die Prieſter nahmen im öffentlichen Leben eine hochgeachtete, einflußreiche Stellung ein; in's Familienleben dagegen griff ihre Macht nicht ein; da war der Hausvater der natürliche Prieſter.

Die alten einheimiſchen Bezeichnungen für den Begriff des Prieſters waren folgende.. Im Altnordiſchen hieß er „Godhi“; die Burgunder nannten den Oberprieſter „Siniſto“; in der althochdeutſchen Mundart hieß der Prieſter „Ewart“ oder „Eowart“, d. h. Pfleger und Hüter des Geſetzes; denn das Wort „Ewa“ oder „Ea“ bezeichnete das Geſetz, das göttliche ſowohl als das weltliche. Auch „Freunde der Götter“ wurden die Prieſter genannt.

Ob die germaniſchen Prieſter ſich durch eine beſondere Tracht auszeichneten, läßt ſich nicht genau ermitteln. Die wenigen Nachrichten, welche wir darüber beſitzen, melden uns, daß der Prieſter bei den Naharvalen ein weibliches (d. h. langes) Gewand trug und daß die Prieſter der Gothen während des Opfers die Häupter mit Hüten bedeckt hatten; dieſe Sitte hing wahrſcheinlich mit der Vorſtellung von Odhinn zuſammen, von dem man ſich dachte, daß er einen breiten Hut und einen weiten Mantel trage.

Die Hauptverrichtungen der Prieſter waren zunächſt der eigentliche Götterdienſt, zu welchem Gebete, Opfer und feierliche Umzüge gehörten, dann aber auch die Weiſſagung, die Weihe-Ertheilung für Volksberathung und Volksbeſchluß, Volksgericht und Königserhebung, endlich die Erhaltung der Zucht bei Heerfahrten; denn der Krieg wurde gleichſam Angeſichts der Gottheit geführt. Die Gaugemeinde hatte ihre beſonderen Götter, Heiligthümer und Prieſter, die Volksgemeinde wieder gemeinſame. Einen eigenen Stand von Prieſterinnen gab es bei den Germanen nicht, aber begeiſterte Frauen und Jungfrauen wurden als Seherinnen und Weiſſagerinnen betrachtet und hochgeehrt.

Opfer.

Aller Gottes- und Götterdienſt beſteht aus dreierlei Kundgebungen des religiöſen Gefühls, aus dem Gebet, dem Opfer und der Feſtfeier. Im Gebet ſucht ſich das Gemüth unmittelbar in das göttliche Weſen zu verſenken, im Opfer ſtrebt es eine Vermittlung mit demſelben zu erlangen, und in der Feſtfeier will es ſich unbewußt ſeine eigene Gott- und Weltanſchauung verſinnlichen. Das Gebet iſt zunächſt Sache des Einzelnen, und wird nur dann zur gemeinſamen, wenn Einer im Namen Vieler die Gottheit anruft. Das Opfer und die Feſtfeier ſind insbeſondere eine Genoſſenſchafts-Sache. Wer als Träger derſelben auftritt, der erſcheint als der Vermittler der Einzelnen untereinander in Bezug auf die Geſammtheit ihres Denkens und Wollens, und dann als der Vermittler dieſer Geſammtheit den Göttern gegenüber. Beim Opfer war dies urſprünglich der Hausvater. Dieſer blieb denn auch bei den Germanen der Prieſter der Familie. Aber die Familien bildeten zuſammen eine Gemeinde-Genoſſenſchaft, die Gemeinde-Genoſſenſchaften wieder die höhere Einheit einer Völkerſchaft. Bei dieſen Verbänden erhielt das Opfer eine neue Bedeutung; hier erſchien der Prieſter als ausſchließlicher Vermittler, als Weihewart, als Freund der Götter und demgemäß als kundig ihrer Beſchlüſſe, welche der Menge verborgen blieben. Die germaniſchen Opfer waren theils Dank-, theils Sühnopfer; die großen Volksopferfeſte bezogen ſich auf das Naturleben und den Wechſel der Jahreszeiten. Es waren derſelben drei: das Herbſtopfer zum Dank für den Ernteſegen, das Mitwinteropfer und das Sommeropfer. Die Erinnerung an zwei derſelben hat ſich in zwei chriſtlichen Hauptfeſten, mit welchen ſie der Zeit nach zuſammentrafen, und in einem ſogar dem Namen nach, mit manchen uralten Bräuchen, noch bis heute erhalten. Das ſind das „Juel-“ und das „Oſterfeſt“. Das Juelfeſt wurde zur Zeit der längſten Nacht, im Dezember gefeiert; dabei opferte man den Göttern, insbeſondere dem Freyr einen Eber, um Fruchtbarkeit für das kommende Jahr zu erlangen. Im Norden war dabei der König gegenwärtig und die Lehensmänner ſchwuren auf ein Eberbild ihren Lehensherren Treue; noch heute kennt man „Jul-Eber“ und „Jul-Brot“. Was nun das Oſterfeſt betrifft, ſo hieß bei einigen germaniſchen Völkern (wenigſtens bei den ſächſiſchen) die Frühlingsgöttin „Eoſtra“ oder „Oſtara“, nach ihr das Frühlingsfeſt Oſterfeſt; da wurden Feuer auf den Bergen entzündet und Tänze gehalten, — Sitten, welche ſich noch lange im chriſtlichen Mittelalter, ja in einzelnen Gegenden ſogar bis zur neueſten Zeit erhalten haben.

Die Gegenſtände, welche die Germanen ihren Göttern opferten, waren Menſchen, Thiere, Früchte, Getreide, Blumen und Trank. Nach uralter Vorſtellung gebührten den Göttern die Erſtlinge des Gewinnes, des Sieges, der Beute; Menſchenblut beſchwichtigte ihren Zorn und ſühnte ſchwere Verbrechen. Als Erſtlinge des Sieges opferten denn die Germanen den Göttern Kriegsgefangene; bei großen Gefahren auch Kinder, um Heil zu erlangen; die Todesſtrafe, welche Verbrecher traf, war urſprünglich ein Sühnopfer, welches von Prieſtern vollzogen wurde. Die Thiere, welche man zum Opfer erkor, waren gewiſſen Göttern geheiligt. Uralt, und nicht bloß bei den Germanen, ſondern ſchon bei den Indern und dem Zendvolk, dann aber auch bei ſlaviſchen und finniſchen Völkern üblich, war das Pferdeopfer. Außerdem opferten die Germanen Rinder, Eber, Ferkel und Widder. Die Tödtung geſchah auf dem Opferſtein, das Blut wurde in einer Grube oder in Gefäßen geſammelt, man beſtrich mit demſelben die heiligen Tiſche und Geräthe und beſprengte die Theilnehmer.

Dem Opfer folgte das Mahl, welches für Volk und Prieſter gemeinſam war; die Letzteren weihten gewiſſe Theile des geopferten Thieres den Göttern und vertheilten die übrigen (gekochten) Stücke an das Volk.

Die Getreide-, Frucht- und Blumenopfer wurden von den Hausvätern gebracht; bei der Kornärnte z. B. ließ man einen Büſchel Getreide auf dem Feld ſtehen, das war für Wodan's Pferd. Bei feſtlichen Mahlzeiten ſtellte man einen Theil der Speiſe für die Götter zurück und trank ihnen zu Ehren; dieſe Sitte hieß der „Minnetrunk" und erhielt ſich noch lange nach Einführung des Chriſtenthums unter dem Namen „Gertruden-Minne" und „Johannisſegen". Uralt war auch der Brauch, beim Opferfeſt Kuchen in Geſtalt von Götterbildern und von gottgeheiligten Thieren zu backen; ſeine Spuren haben ſich gleichfalls bis auf unſere Tage in den eigenthümlich geſtalteten Feſtgebäcken (Oſterfladen u. dergl.) erhalten.

Geheiligte Orte und Götterbilder.

Ueberall in der Natur erblickte das germaniſche Gemüth Spuren der Götter. Als ihnen geweiht, als ihre Boten, geheimnißlauſchig und in geheimnißvollen Lauten ſprechend, dachte es ſich gewiſſe Thiere. Bergesgipfel, Felſenklüfte, Flüſſe betrachtete es als Lieblingsaufenthalte der Götter; vorzugsweiſe aber galt als ein ſolcher der heilige Wald mit ſeinen uralten Eichen. Das war der eigentliche Ort für den allgemeinen Volksgottesdienſt, der lebendige Tempel der Natur. Wie mächtig dieſe Erfaſſung des Waldes als Götterheiligthum im germaniſchen Gemüthe noch Jahrhunderte lang nach dem Erlöſchen der alten Volksreligion haftete, das zeigt ſich am deutlichſten in der großartigen Kirchenbaukunſt des Mittelalters. Stellt nicht ein deutſcher Dom in ſeinen hohen ſchlanken Säulen die Stämme des Waldes, in ſeinen Spitzbogen und Steinroſen die Verſchlingung der Zweige, in ſeinen Wölbungen das rieſige Laubdach dar? An den heiligen Bäumen, deren Vorbild der Weltbaum Iggdraſil war, wurden Opfer gebracht; an ihren Zweigen hing man die Beute, die Häupter und Felle der geopferten Thiere auf; ja noch lange nach der Einführung des Chriſtenthums hießen viele Wälder in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands „heiliges Holz", „heiliger Forſt", und ging das Volk in den Wald hinaus, bekränzte die uraltheiligen Bäume, zündete

Lichter unter ihnen an und umtanzte ſie im feſtlichen Reigen; das Volksmärchen dachte ſich noch lange Bäume und Sträuche beſeelt; das Volkslied, das Kinderlied hielt trauliche Zwiegeſpräche mit ihnen.

Aber außer den Naturtempeln gab es auch gebaute. Wahrſcheinlich waren zu Anfang die Opferplätze auf Bergeshöhen und in Waldesgründen mit Steinringen umſchloſſen, oder die heiligen Bäume wurden mit Hütten aus Holz und Zweigen umhegt. Endlich errichtete man auch ſteinerne Hallen, welche im Norden groß und prächtig waren. Die alten Bezeichnungen für Heiligthum überhaupt waren: „Alhs“, „Alah“, „Wih“, „Haruc“, „Paro“; die für gebaute Tempel lauteten: „Hof“, „Halla“, „Sal“. Da auf der zum Götterdienſt geweihten Stätte der Friede nicht gebrochen werden, der Verbrecher, der ſich ins Heiligthum flüchtete, nicht verletzt werden durfte, ſo nannte man die Freiſtätte „Fridhof“. Bei der Einführung des Chriſtenthums war es eine Hauptſorge der Heidenbekehrer: die geheiligten Bäume zu fällen, an den Orten aber, wo die Tempel der alten Götter geſtanden, chriſtliche Kirchen zu erbauen, wobei nicht ſelten das Mauerwerk der erſteren benutzt wurde.

Götterbildſäulen (Darſtellung der Götter in menſchlicher Geſtalt) ſcheinen in der urälteſten Zeit nicht vorhanden geweſen zu ſein, wohl aber gewiſſe geheiligte Sinnbilder der Götter, wie das Schiff, der Eber, der Hammer, der heilige Pflug, welche bei beſonders wichtigen Anläſſen oder bei Feſten gezeigt und im feierlichen Umzug getragen wurden. So weihte Thor's Hammer die Mark, die Ehe, die Runen. Erſt in ſpäterer Zeit mögen Bildſäulen der Götter gefertigt worden ſein. Sie ſtanden in den Tempeln, in den heiligen Hainen, an den einzelnen Bäumen und auf hohen Säulen; man führte ſie auch, wie jene Sinnbilder, im Lande umher, um dadurch, wie man glaubte, den Fluren Fruchtbarkeit zu verſchaffen; man trug Götterbilder in die Schlacht; man ſchmückte mit ſolchen die Vordertheile der Schiffe.

Mehrere germaniſche Völkerſchaften, welche auf der Oſtſeite der unteren Elbe bis zu den Oſtſeeküſten hin wohnten, verehrten (nach der Erzählung des römiſchen Schriftſtellers Tacitus) eine Gottheit, Namens „Nerthus“. Unter ihr ſind ohne Zweifel Niördhr und ſeine Kinder, Freyr und Freya, zu verſtehen, von denen der Erſtere Fruchtbarkeit und Frieden und die Letztere auf ihren Wanderungen Wohlthaten verlieh. Auf einer Inſel der Oſtſee befand ſich ein heiliger Hain und in demſelben ein geweihter Wagen, mit einer Decke verhüllt, welche nur ein Prieſter berühren durfte. Man glaubte: dieſer wiſſe, wann die Gottheit (ohne Zweifel die Freya) ins Heiligthum eintrete; er begleitete ſie ehrfurchtsvoll, wenn ſie, von Kühen gezogen, ausfuhr. Dann waren freudevolle Tage; feſtlich wurde jeder Ort geſchmückt, wo die verborgene Gottheit auf ihrem heiligen Wagen eintraf; aller Kampf ruhte, alles Eiſen wurde verſchloſſen, bis derſelbe Prieſter die vom Umgang mit den Sterblichen geſättigte Gottheit in ihr Heiligthum zurückführte. Hierauf wurden der Wagen, die Gewänder und die Gottheit ſelbſt in einem verborgenen See gewaſchen. Leibeigene verrichteten dieſen Dienſt, welche ſodann der See verſchlang. Uralte Ueberlieferungen, die ſich zum Theil in unſeren Volksmärchen und Volksſprüchen erhalten haben, melden auch von Wanderungen anderer Götter, ſo z. B. von jenen Wuotan's und der Frigga, welche letztere als ſegnende Frau Holda umherzog und dem Lande Fruchtbarkeit verlieh.

In dem goldſchimmernden Tempel zu Upſala ſtanden die Bildſäulen Thor's, Odhinn's und Freyr's; in einem norwegiſchen jene Thor's und zweier Halbgöttinnen. Jedes Volk verehrte drei oberſte Gottheiten, von denen dann eine, war's nun Odhinn-Wuotan oder Thor oder Tyr, als erſte, als Himmelskönig erſchien. Thor's Bild wurde in Norwegen vorn an die Schiffe geſchnitzt, in Schweden führte man Freyr's ſilberne Bildſäule auf einem Wagen umher. Aber auch in Deutſchland fanden die Heidenbekehrer zahlreiche Götterbilder; größtentheils zerſtörten ſie dieſelben im frommen Glaubenseifer; einige wurden jedoch mit kluger Schonung in den in chriſtliche Kirchen umgebauten Tempeln eingemauert oder vor dieſelben verwieſen.

Der Volksglaube dachte ſich die Götterbilder von dem Leben der Gottheit durchdrungen. So erzählt eine nordiſche Sage, daß die Bildſäule der Halbgöttin Thorgerdhr in einem norwegiſchen Tempel einen Goldring um den Arm hatte und die Hand krümmte, als jemand nach demſelben greifen wollte; als aber der Mann dem Bilde viel Geld zu Füßen legte und Thränen vergoß, ließ es den Ring los. Dieſe und ähnliche altheidniſche Sagen von den Wundern der Götterbilder übertrug der Volksglaube ſpäter auf chriſtliche Heiligenbilder.

Weiſſagung und Zauber.

Weiſſagung und Zauber ſind die erſten Kundgebungen der aus dem Traumleben erwachenden Willenskraft; der Menſch fühlt ſeine Abhängigkeit von Mächten, welche außer ihm walten; er ſtrebt darnach, ſich von denſelben zu befreien und ſucht ſie ſeinem Willen unterthan zu machen. Dieſe Mächte, die ihm dunkel und unheimlich gegenüber treten, ſind die Zukunft und die Natur, in welchen er Geiſter wirkend glaubt. Dieſer Geiſterglaube iſt die erſte Erſcheinungsform der Religion bei allen Völkern, welche ſich noch auf der niedrigſten Geiſtesſtufe befinden. Mit dem Geiſterglauben hängt denn bei ihnen die Geiſterbeſchwörung, die Schickſalserforſchung, der Zauber zuſammen. Der Geiſterbeſchwörer, der Wahrſager, der Zauberer iſt gleichſam der erſte rohe Anfang des Prieſterthums.

Wenn ſich das religiöſe Bewußtſein aber bereits höher entwickelt hat, wenn der denkende und dichteriſche Volksgeiſt ſich in ſeinem Werke, in einer ſelbſtſtändigen, reichausgebildeten Weltanſchauung, und wenn der Menſch ſich in ſeinen höheren göttlichen Urbildern ſpiegelt, dann erſcheinen Weiſſagung und Zauber, deren Vorſtellungen tief im Gemüth und in der Einbildungskraft jedes noch jugendlichen Volkes haften, durchaus vergeiſtigt und veredelt. Die Weiſſagung wird nun zur Erforſchung des Götterwillens und der Zauber zum Wunder; nicht die wüſte Sinnenaufregung, der rohe Taumel, wie beim Schamanen, ſondern die erhöhte Geiſteskraft, welche die verborgenen Kräfte in der Stein-, Pflanzen- und Thierwelt ergründet, in den geheimnißvollen Zuſammenhang des Naturlebens eindringt und den Willen in das ihm entſprechende Wort legt, wirkt das Wunder den Göttern nach, denen ſie es abgelauſcht zu haben glaubt. Darum ſteht bei ſolchen Völkern die Dichtkunſt als die Dritte im Bunde der Weiſſagung und des Zaubers. So war es bei den Griechen, ſo denn auch bei den Germanen. Wir dürfen übrigens nicht vergeſſen, daß der Wechſelverkehr, in welchem die Prieſterſchaften der verſchiedenen Religionen ſtanden, in Beziehung auf Geheimlehre, Weiſſagung und Zauber, welcher letztere beſonders bei den Finnen im höchſten Grade ausgebildet war, nicht ohne Einfluß auf die germaniſche Religion geblieben iſt.

Da die Germanen ahnungsvoll glaubten: die Geſchicke der Zukunft ſeien nach höherem Rathe („Ragin“) beſchloſſen, weßhalb ſie ihre Götter auch die „rathſchlagenden“ („Regin“) nannten, ſo galt es, bei allen zu vollbringenden Werken zunächſt zu ermitteln, ob dieſe auch ſolche ſeien, welche dem höheren Willen gemäß ſeien; denn davon hing ja das Gelingen ab. Die Germanen betrachteten die Tauſende von mannichfaltigen Naturſtimmen als eine höhere Sprache; dieſe galt es verſtehen und deuten zu lernen. Die Stimmen und der Flug der Vögel, zumal derjenigen, welche als den Göttern geheiligte galten, der Rabenruf und der Hahnenſchrei, das Wiehern der Roſſe, die Träume, insbeſondere aber das Fallen des Looſes verkündigten den Götterwillen.

Die uralte Art der Erforſchung durch's Looswerfen war folgende. Fruchttragende Bäume wurden zu dieſem Zwecke auserſehen; denn der fruchttragende Baum ſtand nach der Volksvorſtellung in einer und derſelben Reihe mit dem lebendigen Thier; insbeſondere erlas man die Eckern tragende Buche. Von einem ſolchen Baume wurde ein Zweig in Stäbchen geſchnitten; dieſe Stäbchen verſah man mit gewiſſen Zeichen, dann warf man ſie auf ein weißes Gewand. Es folgte ſodann ein Gebet, welches bei Familienangelegenheiten der Hausvater, bei öffentlichen Angelegenheiten dagegen der Gau- oder Volks-Prieſter verrichtete; dann hob der Familienvater oder der Prieſter, den Blick zum Himmel emporgewandt, dreimal die einzelnen Stäbchen auf und deutete dieſelben nach den darauf befindlichen Zeichen. Verbot die Loosdeutung die Berathung, ſo wurde ſie für denſelben Tag ausgeſetzt.

Eine andere Art der Weiſſagung war die aus dem Blut der zum Opfer geſchlachteten Menſchen und Thiere.

Wie der Menſch den befreundeten Göttern ſich untergeordnet fühlte, ſo dachte er ſich auch dieſe wieder abhängig von dem über ihnen waltenden verborgenen Schickſal und der Erforſchung desſelben bedürftig. Darum beſuchte, der Sage nach, Odhinn, der höchſte und weiſeſte der Götter, der doch Alles ſiehet und höret, was auf Erden geſchieht, die geheimnißvolle Vōla, um ſich von ihr die Zukunft entſchleiern zu laſſen. — So gipfelte ſich der Volksglaube an Weisſagung bis zum Götterhimmel empor; er griff tief ins Familien- und ins Staatsleben unſerer Urväter ein, und die ihnen eigenthümliche Frauenachtung ſchrieb den edlen, ſinnigen Frauen eine höhere Begabung für Weiſſagung zu, ſo daß ſie gleichſam, wie jene geheimnißvollen Nornen, zu Schickſalsgöttinnen für das Volk wurden.

Aehnlich, wie mit der Weiſſagung, verhielt es ſich mit dem Zauber. Was bei der Erſteren die bloße Erforſchung, das war bei dem Zweiten das unmittelbare Hereinziehen der höheren vollkommeneren Kraft in die niedrigere, unvollkommenere. Wie das höhere Wiſſen, ſo war auch die höhere Kraft dem Alltagsſinne verhüllt. Wie es, um das höhere Wiſſen in den niedrigeren Kreis herabzubannen, einer höheren Begabung bedurfte, ſo dachte man es ſich auch in Bezug auf die Kraft. Die Mittel waren theils geheimnißvolle Sprüche, theils beſondere Gebräuche, zu beſtimmten Jahres-, Tages- und Nachtzeiten, an beſtimmten Orten, nach gehöriger Vorbereitung und unter dem Zuſammentreffen gewiſſer Zeichen und Umſtände vorgenommen. Weiſſagung wie Zauber waren bei den Germanen inſofern prieſterliche Verrichtungen, als man Prieſter als Vermittler zwiſchen Göttern und Menſchen betrachtete; aber auch die durch beſondere Begabung und Kenntniß der Naturkräfte ausgezeichneten Frauen erlangten eine Art von prieſterlicher Bedeutung. Wie die Weiſſagung, ſo fand auch der Zauber ſeinen höchſten Gipfelpunkt in der Götterwelt; die Götter ſelbſt bedurften ſeiner, um die geheimen urmächtigen Kräfte der Natur, die Erſtlingsgewalten der Schöpfung zu zwingen.

Die unheimliche Nachtſeite der Weiſſagung und Zauberei, der Aberglaube, fehlte auch bei unſeren Urvätern nicht. Tief im germaniſchen Alterthum wurzelt der Wahnglaube an Hexen. Die altnordiſchen Zauberfrauen ſtanden als das bösartige, grauſenhafte Gegenbild der edlen, begeiſterten, hochverehrten Seherinnen da; ihr Urbild waren die Rieſinnen; ihre geheime Kunſt hatte nur den Zweck, zu ſchaden. Sie bereiteten Gifttränke, ſie bezwangen durch Liebestränke die Abneigung, ſie machten Ehen unfruchtbar und Waffen ſieglos, ſie zogen verheerendes Wetter herab auf die Flur. Man glaubte, daß ſie ſogar die Macht beſäßen, ſich in Thiergeſtalten zu verwandeln, durch die Luft zu fliegen und Menſchen von innen heraus zu verzehren, ohne ſie zu berühren.

Runen.

In enger Beziehung zur Weiſſagung und Zauberei ſtanden die Runen. So nannte man die älteſte germaniſche Buchſtabenſchrift, welche nicht zu öffentlichem, ſondern nur zu religiöſem Gebrauch beſtimmt war; das Wort „runâ“ ſelbſt bedeutet Geheimniß. Jene gewiſſen Zeichen, welche man in die Stäbchen einritzte, waren eben die Runenzeichen, und die eigentliche Erkenntniß bekam man beim Looswerfen dadurch, daß man aus den aufgeleſenen Stäbchen ein Wort zu bilden ſuchte oder dem Namen jeder Rune, deſſen erſter Laut auch der durch den Buchſtaben zu bezeichnende war, einen Bezug auf den fraglichen Gegenſtand gab. Da vorzugsweiſe die Buche für die Runenſtäbe benutzt wurde, ſo bezeichnete das Wort Buchſtab das Lautzeichen; aus dieſem uraltheidniſchen Brauch des Looswerfens ſtammen unſere deutſchen Worte „Buch“, „entwerfen“ (vom Hinſtreuen der Stäbchen), „leſen“ (vom Aufleſen derſelben). Der großen Menge war die Runenſchrift unbekannt; dagegen kannten ſie die Prieſter, der Hausvater, der ja Prieſter der Familie war, und die Frauen; viele altgermaniſche Frauennamen ſind aus dem Wort Runa in Zuſammenſetzung mit anderen Sprachwurzeln gebildet. Die Runenzeichen waren je nach den verſchiedenen Volksſtämmen und ihren Mundarten verſchieden. Der Urſprung der Runen war im ſkandinaviſchen Norden, wo man nur 16 Zeichen hatte. Von dort aus verbreitete ſich ihr Gebrauch bei den übrigen Germanen.

Die Götterſage ſchrieb dem Odhinn die Erfindung der Runen und dieſen ſelbſt Zauberkraft bei. Durch ſie vollbrachten ſelbſt die Götter das Schwerſte. Die Runen wirkten nach dem Volksglauben ſegnend und verderbend, heilend und krankmachend, Gräber ſprengend und vom Tod erweckend, ſowie tödtend, bindend und löſend, verborgene Schätze kundgebend, Feuer löſchend und Stürme ſänftigend, ſowie Unwetter hervorrufend, Waffen härtend und erweichend. Auf das Schwert wurden Siegrunen eingeritzt, wobei Tyr's, des Kriegsgottes Name, zweimal ausgeſprochen werden mußte, wie denn auch das Runenzeichen für T — Tyr, und das für Z — Ziu hieß; Ziu war bekanntlich Tyr's althochdeutſcher Name. „Helliruna“ nannte man den Leichenzauber, die Todtenbeſchwörung.

Dichtkunſt.

Mit der Religion überhaupt, mit Weiſſagung und Zauber insbeſondere, ſtand die Dichtkunſt in urſprünglichem Zuſammenhang. Die Religion war ja die Tochter des dichteriſchen Volksgeiſtes, die Dichtkunſt hinwieder die treueſte Vermittlerin der Religion mit dem ganzen Volksleben und deßhalb hoch und heilig gehalten. Lieder, welche von Mund zu Mund gingen, verherrlichten die Götter, die Götterſöhne, von welchen die einzelnen Völkerſchaften ihre Abkunft herleiteten, und die gewaltigen Volkshelden. Im Liede nur lebte die Geſchichte. Das Heldenlied war das Kleinod des Heldenvolks; in der Nacht vor dem Kampf erſcholl es zu den Feinden hinüber; es begrüßte den Morgen des erwarteten Sieges; es eröffnete die beginnende Schlacht. Solchen Schlachtliedern ſchrieb man, je nach dem ſtärkeren oder ſchwächeren Klang, weiſſagende Bedeutung zu. Dadurch, daß ſie die Schilde vor den Mund hielten, ſuchten die Kämpfer den Klang zu verſtärken; da nun der Schild in altnordiſcher Mundart „Bardhi“ hieß, ſo nannte man dieſe Art des Singens „Bardhit“.

Wie der geheimnißvollen Rune, ſo ſchrieb man auch dem Liede Zauberkraft zu. Wir beſitzen noch zwei Denkmale dieſer Anſchauung, in zwei Zauberliedern, deren Faſſung allerdings eine ſpätere (aus dem zehnten Jahrhundert), deren Inhalt jedoch uraltheidniſch iſt. Das eine Lied erzählt Folgendes: Als Phol und Wodan einſt zu Walde zogen, verrenkte ſich Baldr's Fohlen das Bein; die Himmliſchen gaben ſich Mühe, es zu heilen; doch weder Sinthgunt, noch Sunna, noch Frua und Folla vermochten es; da beſprach (beſchwor) Wodan den Fuß, und er wurde geheilt. Durch das Herſagen dieſes Liedes glaubte man nun lahme Pferde heilen zu können. Es lautet:

„Phol ende Wôdan vueran zi holza,
dô wart demo Balderes volon ſîn vuoz birenkit;
dô biguolen Sinthgunt, Sunnâ era ſuiſter,
dô biguolen Frûâ, Follâ era ſuiſter,
dô biguolen Wôdan, ſô he wola conda,
ſôſe bênrenki, ſôſe bluotrenki,
ſôſe lidirenki . . . .
bên zi bêna, bluot zi bluoda;
lid zi giliden, ſôſe gelimida ſîn.“

Das heißt in Ueberſetzung: „Phol und Wodan fuhren zu Holz, da ward dem Baldr's Fohlen der Fuß verenkt; da beſprach ihn Sinthgunt, Sonna ihre Schweſter, da beſprach ihn Frua, Folla, ihre Schweſter, da beſprach ihn Wodan, wie er es wohl verſteht, ſo die Beinrenkung, wie die Blutrenkung, wie die Gliedrenkung, Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Glied, wie wenn ſie geleimt wären.“

Das andere Lied erzählt, wie die ſchlachtwaltenden Jungfrauen Feſſeln knüpften, um das Heer aufzuhalten und die Binden zu pflücken, wodurch die Haft gelöſt wurde. Das Lied lautet:

„Eiris ſäzun idiſi, ſäzun hera duoder,
ſumà hapt heptidun, ſumi heri lezidun,
ſumà clûbödun umbi cuoniewidi:
inſprincg haptbandum, invar vigandum.“

(In Ueberſetzung: „Vormals ſaßen Weiber, ſaßen her und hin: die einen feſſelten Feſſeln, die andern hielten das Heer auf, die andern pflückten nach Knieſtricken. Entſpringe den Feſſelbanden! Entgehe den Feinden!“) Durch das Herſagen dieſes Haftliedes ſollte der Gefangene der Bande ledig und frei werden und den Feinden entrinnen.

Wie die germaniſche Naturanſchauung nicht blos alles Lebende, ſondern ſelbſt das ſcheinbar Lebloſe als beſeelt erfaßte, ſo erſchuf ſich die germaniſche Dichtkunſt ſchon im hohen Alterthum eine reiche Thierſage, in welcher ſich der Volksgeiſt zwar in anderer Art als in der Götterſage, aber um ſo friſcher abſpiegelte. Gab das Heldenlied der Schlacht oder der Beſtattung des todten Helden die Weihe, erſcholl das Götterſagenlied beim Opferfeſt und bei der Volksverſammlung, ſo erfreute die Thierſage das häusliche Leben und der Wettgeſang in ſcherzhaften und derben Schmähreden, in einfach kernhaften Räthſelliedern verſchönerte das fröhliche Gelage. Denkmale der urgermaniſchen Dichtkunſt ſind uns wohl den Stoff nach, aber nicht mehr in der urſprünglichen Geſtalt, ſondern bloß in ſpäteren Umbildungen geblieben und wir können aus den älteſten, welche wir noch jetzt beſitzen, nur im Allgemeinen auf die urſprüngliche Geſtalt der Lieder ſchließen; es war der Stabreim (die „Alliteration“). Im Norden war dieſe Form ſchon frühzeitig weiter ausgebildet als im Süden. Dort beruhte ſie auf dem Geſetz, daß in zwei zu einander gehörenden Verſen drei Wörter mit gleichen Anfangsbuchſtaben vorkamen, von denen zwei auf den erſten Vers fielen, der dritte aber, der „Hauptſtab“, auf den zweiten Vers. Spuren dieſer urälteſten Dichtform erkennen wir noch in den Namenzuſtellungen der drei alten Aſen

Wodan, Vili, Ve, der drei ſagenhaften Stammurväter Ingo, Isco, Irmino, der angelſächſiſchen Helden Hengiſt und Horſa, Scyld und Sceaf, ſowie in manchen Wortzuſammenſtellungen, die noch heute im Volksmunde gäng und gäbe ſind, wie „Land und Leute“, „Haus und Hof“, „Mann und Maus“, „Stock und Stein“, „Wind und Wetter“.

Einen eigenen geſchloſſenen Dichter- und Sängerſtand, wie die *Kelten* einen ſolchen in ihren *Barden* beſaßen, gab es bei den *Germanen* nicht. Wohl aber war der Dichter oder Sänger, der zugleich die Geſchichte bewahrte, bei ihnen als Götterliebling hoch geehrt, galt ja doch die „Saga“ (Geſchichte) als die Tochter Odhinn's und Bragr als der Gott der Dichtkunſt. In angelſächſiſcher Mundart hieß der Dichter „Scop“, in althochdeutſcher „Skof“, d. h. *Schöpfer*, im ſkandinaviſchen Norden „Skalde“. Dort folgten die Dichter, da ſie die Thaten der Helden im Liede feiern ſollten, den Königen auf den Heerfahrten.

Religiöſe Sittenlehre.

Wir beſitzen ein unſchätzbares Denkmal der germaniſchen Urreligion in der ſogenannten älteren „Edda“, einer Sammlung von religiöſen Liedern, welche, nachdem ſie ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht in mündlicher Fortpflanzung erhalten hatten, von einem Isländer im zwölften Jahrhundert niedergeſchrieben worden ſind. Der Inhalt derſelben trägt zwar die beſondere Farbe des ſkandinaviſchen Nordens; allein, da die Germanen ſich eben dort zuerſt niedergelaſſen haben und von dort aus erſt allmälig tiefer nach Süden eingewandert ſind, und da ſich ferner die germaniſche Urreligion im Norden am längſten und lauterſten erhalten hat, ſo iſt die Edda als die älteſte Urkunde der *ganzen* germaniſchen Urreligion zu betrachten. In der Edda enthält nun ein Geſang „Háva-Mál“ (d. h. erhabener Geſang) betitelt, die Sittenlehre Odhinn's, d. h. die der germaniſchen Urreligion.

Die Hauptgrundzüge dieſer Sittenlehre ſind folgende, aus welchen ſich ein tiefer Blick in das Innere unſerer Urväter gewinnen läßt.

„Háva-Mál“ beginnt mit der *Gaſtfreundſchaft*, deren Rechten und Pflichten, welche ſowohl den Fremden als den Gaſtfreunden dargelegt werden ſollen. Daran reihen ſich die Geſetze der Sittenlehre für das *Familienleben* und die *Hauswirthſchaft*. Sie begründen ſich auf die Lehre, daß der Menſch für den Menſchen geſchaffen iſt, daß jeder den andern erfreuen ſoll; ſie heben das Bedürfniß der Freundſchaft, die Pflicht der Treue, den Werth und die Wonne des eigenen Herdes hervor. Wie dem indogermaniſchen Perſer ſein religiöſes Geſetz die Reinheit des Körpers wie der Seele zur Pflicht machte, ſo empfiehlt auch Odhinn's Sittenlehre die Reinlichkeit als einen Schmuck, welcher mehr ziert als das ſchönſte Kleid; und ebenſo die Nüchternheit; die Verpflichtung zu derſelben durch ein religiöſes Gebot beweiſt, daß der Hang zur Unmäßigkeit im Trinken, welchen der religiöſe Geſetzgeber beſchränken wollte, ſchon frühzeitig, gleich nach der Einwanderung des aſiatiſchen Geſchlechts in die rauhe Natur des Nordens ſich kundgegeben hatte; ſüdliche Völker ſind unter dem Einfluß ihres Himmelsſtriches ſtets mäßiger als nördliche, weil ihnen das Bedürfniß fehlt. Wie die ganze perſiſche Weltanſchauung auf dem Grundgedanken des Kampfes beruhte, ſo wird auch im Háva-Mál das erſte Erforderniß zum Kampf, der Muth, hochgeprieſen und die Feigheit gebrandmarkt. Dem Muth aber, dem perſönlichen Verdienſt, entſpricht die Ehre; und ſo erſcheint denn auch im Háva-Mál der Ruhm als das höchſte Gut, welches allen Beſitz und Reichthum weit überragt. Kenntniſſe werden geprieſen, doch vor dem Trachten nach allzu großer Weisheit wird gewarnt, weil ſie dem heiteren Glück deſſen, der ſie beſitzt, oft Abbruch thue. Dieſe Warnung erklärt ſich von ſelbſt dadurch, daß jene Sittenlehre von der Prieſterſchaft ausging, welche eiferſüchtig darüber wachte, ſich im Alleinbeſitz der höheren Kenntniſſe zu erhalten. Endlich wird im Háva-Mál der hohe Werth des Menſchenlebens dargelegt.

Verwebung der Religion in's Volksleben.

Die Religion durchwurzelte das ganze germaniſche Leben.

Nach den Göttern nannte der Germane Pflanzen und Kräuter, Steine und Metalle, welche er ſich in irgend einer Beziehung zu jenen ſtehend dachte und denen er deßhalb beſondere geheime Kräfte zuſchrieb. So galt ihm der Donnerkeil (Flins) als „Thorshammer" heilig und heilbringend; ſo war ihm das Gold „Freyasthräne", aber auch „Nothbuße der Aſen"; ſo hatte er die Pflanzennamen „Baldrsbra", „Freyju-hár", „Donnerrebe", „Donnerkraut“, „Tyrshelm“ und „Thorhut“ (Eiſenhütlein). Götternamen trugen Berge, auf welchen der Sage nach Götter geſeſſen, und Felſen, welche von ihnen geſchleudert worden; Götternamen trugen Thäler, Inſeln und Landſchaften, wo ſie geſchritten oder gehaust (wie z. B. Odenſee, Gudensberg, Donnersberg). Götternamen trugen aber auch Burgen (wie die Eresburg oder Eorsburg) und Ortſchaften. Gewiſſe Bräuche und Gewohnheiten im häuslichen Leben, beim Ackerbau und im Krieg waren nach Göttern benannt, weil jene urſprünglich eine religiöſe oder gottesdienſtliche Bedeutung hatten. Bei der Bildung von Unterſcheidungsnamen für Männer und Frauen wurden die Namen von Göttern, Nornen, Walkyrien, halbgöttlichen Helden u. ſ. w. gewiß mit religiöſer Abſicht benutzt; ſelbſt das Urwort „Gott“ findet ſich als Wurzel in gar vielen Namen (z. B. in „Cotafrit“ [Gottfried], „Cotakiſal“ [Gottesgeißel], „Cotascalch“ [Gottesknecht] u. ſ. w.), ebenſo das Wort „As“ („Ans“, „Os“), z. B. in den altnordiſchen Namen „Asbiörn“, „Aslaug“, „Asmundr“, in den althochdeutſchen „Anshelm“, „Anshilt“, und in den angelſächſiſchen „Osvald“ (Oswald), „Osláf“, „Osrêd“. Götternamen trugen endlich auch einzelne Monate, wie der April, welcher nach der Göttin Eoſtra oder Oſtara „Oſtar-Monat“, und der März, welcher nach der „Hrede“ (wahrſcheinlich ein Name für die Lebensmutter oder Göttin Erde) „Hrede-Monat“ hieß *), und desgleichen die Tage der Woche. So hieß der dritte Wochentag „Tyrstag“, „Tys-, Zius-tag“, auch „Ertag“ oder „Irtag“, nach dem Gotte Tyr, welcher in Oberdeutſchland auch die Namen „Ziu“ und „Eor“ oder „Er“ hatte; der vierte Wochentag hieß in Skandinavien „Odhinnsdagr“, in Deutſchland „Wuotanestac“, „Wedanstag“, im Niederland „Woensdag“, im Engliſchen noch heute „Wednesday“; der fünfte hieß in Skandinavien „Thorsdagr“, in Deutſchland

---

*) Die althochdeutſchen Bezeichnungen der Monate waren folgende: „Wintermånod“ (Januar), „Hornunc“ (Februar), „Lenzimânôd“ (Lenzmonat) oder „Hredemonat“ (März), „Oſtarmânôd“ (April), „Wunimânôd“ (Wonnemonat, Mai), „Prâhmânôd“ (Brachmonat, Juni), „Hewimânôd“ (Math- oder Heumonat, Juli), „Aranmânôd“ (Erntemonat, Auguſt), „Witumânôd“ (Holzmonat, September), „Windumânôd“ (Windmonat, October), „Reganmânôd“ (Regenmonat, November), „Hertimânôd“ (Hartmonat, December). Bei den Angelſachſen hieß der April „Eaſtermonath“ und der November „Blôtmonath“ (d. h. Opfermonat).

„Donarestac" (Donnerſtag); der ſechste in Skandinavien „Freyasdagr", in Deutſchland „Friatac" (Freitag); die Ableitung der beiden erſten Wochentage von Sonne und Mond iſt klar; in welcher Beziehung dagegen die altnordiſche und niederdeutſche Bezeichnung des letzten Wochentages, nämlich „Laugardagr" oder „Lördag" und „Satertag" oder „Zatertag" zur germaniſchen Religion ſteht, iſt noch nicht ermittelt; im Althochdeutſchen hieß er „Sunnunâband" (Sonnabend) und „Sambaztac" (Samſtag).

Der Traum galt als ein Entſchweben des Geiſtes in die Luft, das Traumgebilde als Götterbote, Traum und Angang als furchterregende oder troſtbringende Vorzeichen.

Krankheiten wurden von Göttern verhängt, aber auch geheilt, entweder unmittelbar oder durch Prieſter und weiſe Frauen, denen ſie Heilgabe und geheimnißvolle Heilmittel mittheilten; ſolche waren: Meſſen, Streichen, Binden, Uebertragen der Krankheit auf Bäume und Thiere; die Krankheiten ſelbſt wurden als geiſterhafte Weſen, als Perſonen betrachtet.

Auch alle Volksluſt und Feſtfreude, Schwerttanz und Rieſentanz, Berchtenlauf, Oſterſpiel und Oſtertanz, Winteraustragen und Sommereinführen hatten urſprünglich religiöſe Bedeutung. Dem Glücklichen (hieß es) laufe das Spiel über den Daumen, der Daumen aber war heilig, der Raum zwiſchen dem ausgeſtreckten Daumen und dem Zeigefinger hieß im Niederland „Woedensſpanne" und Wodan galt als Gott des Spiels und der Glücklichen.

Der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode des Körpers beſtimmte die Germanen, dem Verſtorbenen das Werthvollſte, was er auf Erden beſeſſen, Rüſtung und Roß, mitzugeben. Aus dieſem Glauben entſprang auch die Vorſtellung der Sage, daß die beſten Volkshelden, nachdem ſie dem Leben entrückt worden, in Bergen verborgen, gerüſtet und von ihren Mannen umgeben, ſchlummern, bis die Zeit ſich erfülle, da ſie in ſtolzer Herrlichkeit ausziehen zum letzten Entſcheidungskampf.

In der Volksſage und im Volksmärchen, wie in Volksſitten und Bräuchen lebten die Vorſtellungen der Urreligion lange nach Einführung des Chriſtenthums fort. In der Zeit aber, als ſie noch an friſchſaftigen Zweigen reiche Blüten trieb, waren Heldenthum, Staats- und Rechtsverfaſſung die drei kräftigen Stämme, die aus ihrer Wurzel emporgewachſen.

7. Geſellſchaftlicher Zuſtand.

Bevor wir den geſellſchaftlichen Zuſtand der germaniſchen Völker in der Urzeit betrachten, vergegenwärtigen wir uns die Ständebeſonderungen und die Entwickelung der Grundbeſitzverhältniſſe.

I. Stände.

Freie.

Das Volk im Sinne unſerer Urväter war bloß die Geſammtheit aller Freien. Gleiche Freiheit begründete auch gleiches Recht für Alle. Nach ihrer Anſchauung genoß auch der Geſchlechtsadel kein eigentliches Standesvorrecht, ſondern bloß (wie wir ſogleich ſehen werden) altherkömmliche höhere Achtung. Ein ſolches Kaſtenweſen, wie wir es bei den Indern finden, gab es bei den Germanen in der Urzeit nicht. Dagegen war allerdings die Gleichberechtigung aller Freien zugleich eine Alleinberechtigung, der ungeheuren Anzahl von Unfreien gegenüber; der Freie, den als Abzeichen das lange Haar ſchmückte, der allein Wehrgeld hatte und in Geſammtbürgſchaft ſtand, der allein Waffen tragen und ſelbſtſtändig vor Gericht erſcheinen durfte, war, in Bezug auf die Unfreien, Herr; er hieß im Althochdeutſchen „Fro“, woraus ſich ſpäterhin das Wort „Fron“ (Herr) bildete, welches wir noch heute in dem Zeitwort „frohnen“ (dienen), in den Hauptwörtern „Frohndienſt“ (Herrendienſt), „Frohnveſte“ (Herrenzwingburg) und „Frohnleichnam“ (Herrenleib) erkennen. Auch das Wort „Frau“ entſpricht dem althochdeutſchen „Frowa“, dem gothiſchen „Frauja“, welche den Begriff „Herrin“ oder „Gebieterin“ ausdrücken.

Adel und Fürſten.

Bei allen Zweigen des indogermaniſchen Stammes erſchienen gewiſſe hervorragende Geſchlechter, deren Urſprung die Sage von den Göttern ableitete. Als Götterabkömmlinge waren ſie auch Götterlieblinge, Religions- und Rechtspfleger und jener Stamm eines

Volks, welchem ein ſolches Geſchlecht angehörte, nahm eine hervorragende Stellung vor den übrigen ein. Auch bei den germaniſchen Völkern gab es ſolche Geſchlechter, welche ihre Abkunft von den Göttern ableiteten und welche denn auch bei der Einwanderung nach Europa als Prieſteradel gewaltet haben mögen. Aber die frühzeitige Entfaltung des Heldenthums bei den Germanen verhinderte, daß ſich aus jenem Prieſteradel eine Kaſte bildete. Die höhere Achtung, welche der Volksſtamm dem edlen Geſchlecht, welches ihm angehörte, erwies, war in dem Stolz des Volksſtammes auf ſeine göttlichen Urväter begründet, deren, wie man glaubte, erweisliche Abkömmlinge Volks- und Rechtsgenoſſen mit den übrigen Freien waren. Nachdem ſich die germaniſche Gemeindeverfaſſung gebildet hatte, beſtimmte jene Achtung den Stamm, aus einem ſolchen Adelsgeſchlechte die Obrigkeit, den Fürſten („Buriſtun") zu wählen. Wenn ein Volk einen König („Chuninc") erkannte, ſo wurde er gleichfalls aus dem angeſehenſten Geſchlechte genommen. Die Adels- und fürſtlichen Geſchlechter hießen im Norden „Jarlar", bei den Gothen „Azdiggans", ſonſt gemeinhin „Adalinkà". Sie waren nicht ſehr zahlreich; ſo hatten die alten Bajuvarier z. B. nur ſechs, die Hoſidra, Ozza, Sagana, Habilingua, Annienna und die Agilolfinger, welche den erſten Rang einnahmen. Die höhere Geltung des Geſchlechtsadels wurde nicht bloß durch die Fähigkeit desſelben zur Prieſter-, Fürſten- und Königswürde, ſondern auch durch ein höheres Wehrgeld ausgedrückt; d. h. die Geldbuße für ein Verbrechen, welches an einem Adeling, Prieſter, Fürſten, König begangen wurde, war bei weitem höher angeſetzt als die für dasſelbe Verbrechen, wenn es an einem Gemeinfreien verübt wurde.

Leibeigene oder Schalke.

Der große Gegenſatz zwiſchen den Freien und Unfreien war urſprünglich nicht ein Gegenſatz im Volke, ſondern nur der zwiſchen den Siegern und den beſiegten früheren Beſitzern jener Landſtriche, welche von den einwandernden Germanen unterworfen wurden. Der Ausgang des Krieges galt aber gleichſam als Gottesurtheil und der unterliegende Theil als ſchuldig, während der ſiegende zugleich das Urtheil vollſtreckte; er hielt ſich für berechtigt, denjenigen, den er in der Schlacht tödten durfte, zu fangen und nachher zu tödten oder auch zu verkaufen. Als nun ſpäter germaniſche Völker wider germaniſche kämpften, wurden nach dieſer Anſchauung beſiegte Germanen durch die Kriegsgefangenſchaft zu Leibeigenen von Germanen, und nun erſt konnte von einem Gegenſatz zwiſchen Freien und Unfreien im Volke die Rede ſein, nämlich nach unſerm jetzigen Begriffe von Volk, als deſſen Söhne wir alle jene betrachten, die durch Gemeinſamkeit des Urſprungs, der Sprache, des Volksgeiſtes und Volksberufes zuſammengehören, ob ſie auch, je nach Sonderausbildung der Mundarten und Sitten, der Anlagen und der geſchichtlichen Thätigkeit, in mannigfaltigen Stämmen auseinandertreten. Da dieſer Begriff von Volk den Germanen der Urzeit fehlte, da ein germaniſches Volk dem andern völlig als fremdes gegenüberſtand, ſo erkannten ſie weder die tiefe Selbſtentwürdigung, noch das Verderbliche in ſolcher Knechtung. Allein ſelbſt in der einzelnen Völkerſchaft wurden Freie zu Unfreien, ſowohl in einem milderen Abhängigkeitsverhältniß, welches wir ſogleich kennen lernen werden, als auch in der härteſten Form der Leibeigenſchaft, in Folge gewiſſer Verbrechen, oder der Verheirathung mit einer Leibeigenen, oder von Zahlungsunfähigkeit.

Der Leibeigene hieß „Schalk" („Scalch"). Seine Abzeichen waren geſchorenes Haar, kurzes enges Gewand und manchmal Verſtümmlungen, die er in Folge grauſamer Strafen zu erleiden hatte. Er wurde lediglich als bloße Sache behandelt, mit welcher der Eigenthümer nach voller Willkür ſchalten und walten konnte. Der Herr hatte das Recht, ſeinen Leibeigenen zu tödten und zu verkaufen, und leider war der Handel mit Leibeigenen eine reiche Erwerbsquelle von Völkern, bei welchen der Freie im Krieg die einzige ſeiner würdige Beſchäftigung erblickte, bei welchen ein raſtloſer Wandertrieb ganze Stämme vom heimathlichen Boden fortdrängte, um ſich neue Wohnſitze zu erobern, und bei welchen die Raubfahrt für etwas Ehrenvolles galt. Leider läßt es ſich nicht läugnen, daß es in Deutſchland eigene Märkte für den Menſchenhandel und einen eigenen Zoll für die als Waare verführten Leibeigenen gab. Was der Leibeigene erwarb, das gehörte zum größten Theil ſeinem Herrn; nur ein geringer Antheil blieb ihm überlaſſen, aber auch über dies Beſitzthum konnte er nicht frei verfügen; denn er durfte ja kein Vertragsverhältniß abſchließen, keine Klage vor Gericht anſtellen, wenn ihn nicht ſein Herr vertrat, Kinder von Leibeigenen gehörten gleichfalls zum beweglichen Vermögen des Herrn. Sogar die den Germanen ſo heilige Sitte der Gaſtfreundſchaft ſchützte den unglückſeligen Schalk nicht; denn jeder entflohene Leibeigene mußte von dem, der ihn beherbergte, ſogleich dem Richter überliefert werden, dem er anzugeben hatte, welchem Herrn er angehöre, und geſtand er nicht freiwillig, ſo wurde ihm das Geſtändniß durch die Folter erpreßt. Während der Freie in der Urzeit ſelbſt einen Mord durch Bezahlung des nach alten Rechtsgewohnheiten feſtgeſetzten Wehrgeldes ſühnen konnte, mußte der Leibeigene begangene Verbrechen oder Vergehen mit den grauſamſten Strafen an Leib und Leben büßen. Dieſer Zuſtand der Leibeigenen iſt der ſchwerſte Makel, der auf dem Andenken unſerer Urväter haftet; er zieht ſich wie ein blutrother Faden durch die deutſche Geſchichte, und die ſittliche Entrüſtung, womit uns die Erinnerung an ſolche Frevel erfüllt, kann durch die Verſicherung nicht beſchwichtigt werden, daß der Herr von dem vollen Umfang ſeiner Vorrechte ſelten Gebrauch gemacht habe und daß die Leibeigenen im Allgemeinen mild behandelt worden ſeien.

Zinspflichtige, Liten, Hörige.

Die Kriegsgefangenſchaft begründete alſo den Zuſtand vollkommener Unfreiheit, vollſtändiger Rechtloſigkeit. In Folge der Eroberung dagegen entſtand erſtens ein Verhältniß der Abhängigkeit des überwundenen Volkes von dem ſiegenden, ſowie zweitens eine mildere Gattung von Unfreiheit. Es ließen nämlich die Eroberer, wenn ſie ihr eigenes Land nicht aufgaben, den beſiegten früheren Beſitzern den ganzen Grund und Boden ihres Landes gegen eine gewiſſe Abgabe; ſo entſtand das Verhältniß der Zinspflichtigkeit, welches keine eigentliche Unfreiheit begründete. Wenn dagegen die Sieger von dem eroberten Lande Beſitz nahmen, ſo wurden ſie die Grundherren, und die früheren Beſitzer bebauten nun dasſelbe als deren Hinterſaſſen, wogegen ſie den Grundherren Abgaben in Getreide und Vieh entrichten, ihnen Kriegsdienſte leiſten mußten und außerdem noch zu Vorſpann, Frohndienſten, Herbergung und Verpflegung der Fürſten und Kriegsleute gehalten waren.

Ein Abhängigkeitsverhältniß von ähnlicher Art war die „Hörigkeit“. Manche arme Freie ſahen ſich durch die Noth gezwungen, ihr ächtes Eigenthum einem anderen reicheren Freien oder einem Adeling zu übergeben, um ſeines Schutzrechtes theilhaftig zu werden. Sie erhielten dann Grund und Boden zur Nutznießung; eben ſo verliehen die Beſitzer größerer Güter einzelne Hufen an Freie als unvollkommenes Eigenthum; die damit Beliehenen hießen dann „Hofhörige“ oder „Liten“ und mußten dem Grundbeſitzer, an deſſen Scholle ſie gebunden waren, gleichfalls gewiſſe Abgaben und beſtimmte Dienſte leiſten. Auch die „Hörigen“ oder „Liten“ konnten nicht ſelbſtſtändig vor Gericht erſcheinen, ſondern mußten ſich in ihren Rechten durch den Grundherrn vertreten laſſen.

Freigelaſſene.

Ein ähnliches Verhältniß wurde durch die Freilaſſung von Leibeigenen begründet. Der Leibeigene oder „Schalk“ konnte lediglich durch den freien Willen des Herren, deſſen Eigenthum er war, ſeine Freilaſſung erhalten oder erkaufen. Dies geſchah durch folgende ſinnbildliche Handlung. Der Herr faßte den Leibeigenen mit der Hand und ließ ihn dann aus derſelben los; hierdurch erhielt er das Recht, hinzugehen, wohin er wolle; zuweilen wurde die ſinnbildliche Handlung auch durch Ueberreichung von Lanze und Schwert verſtärkt. Indeſſen trat der Freigelaſſene nicht ſogleich in den Rang des Freien ein; er hieß „Laſſe“ oder „Lazzi“, „Frilazi“, und ſtand in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniß zu ſeinem früheren Herrn. Erſt im dritten Menſchenalter trat der vollkommene Genuß der Freiheit ein. Ebenſo wie der Leibeigene, konnte ſich auch der „Lite“ oder „Hörige“ loskaufen.

II. Geſammt- und Sondergrundbeſitz.

Die Germanen waren von Anfang her nicht bloß kriegeriſche, ſondern auch ackerbauende Völkerſchaften. In ihrem nach Außen ſtrebenden heldiſchen Trieb wurzelt die kühne Wanderluſt, welche einſt die Normänner beſtimmte, weite Fahrten bis Grönland und Nordamerika zu unternehmen, welche den Angelſachſen den Beſitz der Seeherrſchaft verſchaffte, und welche noch heute im engliſchen wie im deutſchen Theil des germaniſchen Geſchlechts zu erkennen iſt. Dem Ackerbau dagegen entſprach das Streben nach feſtem Grundbeſitz.

So lange nun die kriegeriſchen germaniſchen Völker noch fortwährend im Vorrücken begriffen waren, um ſich von ihren Urſitzen im Norden immer weiter nach Süden, Weſten und Oſten auszudehnen, theilten ſich auch die waffenfähigen Freien im alljährlichen Wechſel zwiſchen Kriegführung und Ackerbau. Bei dieſem Wanderzuſtand gab es keinen Sondergrundbeſitz, ſondern bloß Gemeindeland, welches alljährlich durch die Obrigkeit an die einzelnen Geſchlechter und Familien, mit jährlichem Wechſel der Ackerflur, vertheilt wurde, und zwar in der Art, daß ein Theil der Feldmark nach einem auf das Bedürfniß einer Haushaltung berechneten Einheitsmaaß (der Hufe) und nach der Zahl der Hausväter als Ackerflur abgemeſſen und Jedem, je nach ſeiner höheren Stellung, mehrere Hufen angewieſen wurden, während anderſeits auch Brach- und Urland für die Weide übrig blieb.

So wie aber einwandernde germaniſche Völkerſchaften ſich auf einem beſtimmten Gebiet dauernd niederließen, wurde das in Beſchlag genommene Land, welches nun Geſammtbeſitz der Eroberer war, unter die einzelnen Genoſſenſchaften derſelben und weiter unter die einzelnen Familien vertheilt. So begründete ſich denn ein Sondereigenthum. Es befeſtigte ſich aber für die Dauer durch den Rechtsgebrauch, daß nur die Männer, welche das Familiengrundſtück zu vertheidigen befähigt waren, daſſelbe erbten. Als dieſer Zuſtand eingetreten war, überließen der Familienvater und die waffenfähigen männlichen Verwandten, welche die Vertheidigungspflicht allein als ihren Beruf anſahen, den Ackerbau den durch Körperſchwäche oder Alter zum Kampf unfähigen Verwandten, den Hinterſaſſen, Hörigen und Leibeigenen. Natürlicherweiſe blieb jedoch außer dem mit der Familie verbundenen Sondergrundbeſitz noch ein Geſammtgrundbeſitz der Gemeinde. Dieſer hieß die „Almende“. Die Nutzung davon, alſo die von Wald, Waſſer, Viehtrift und ungebautem Feld, von Wild, Vögeln, Fiſchen, Bienen, gehörte nach den Beſtimmungen der Markverfaſſung den „Markgenoſſen“ oder „Märkern“.

Mit der erblichen Dauerhaftmachung des Sondereigenthums erſtarkte der urväterliche Rechtsbegriff von der Schutzgewalt des Familienoberhauptes in der Art, daß die Familie, welche nunmehr bereits das Glied einer größeren Rechtsgenoſſenſchaft, nämlich der Gemeinde, war, nun gleichfalls als ein Rechtsverband erſchien. War früher, in vorgeſchichtlicher Zeit, die väterliche Gewalt unumſchränkt geweſen, ſo entwickelte ſich nun das Bewußtſein, daß in dem oberſten Schutzrecht derſelben auch die oberſte Schutzpflicht enthalten ſei.

Der Grundbeſitz wurde nun immermehr die Grundlage, auf welcher ſich die Freiheit im urväterlichen Sinne, nämlich die alleinberechtigte, feſtigte. Das Hauptſtreben ging darauf hin, denſelben ungeſchmälert zu erhalten. Jede Zertheilung deſſelben bedrohte ja durch die damit eröffnete Möglichkeit der Verarmung zugleich die Freiheit und Rechtsfähigkeit. So tief in der Urzeit wurzeln die „Majorate“. Wurden ſchon bei der erſten Vertheilung des Geſammtlandes die alten Geſchlechter, je nach ihrem Glanz oder je nach dem Recht des Heerführers bei der Eroberung, mit mehr Looſen, alſo mit größerem Grundbeſitz, als die übrigen Freien bedacht, ſo ſtrebten ſie ſpäterhin nach immer weiterer Vergrößerung des Grundbeſitzes, weil ſie dadurch auch immer größere Macht erlangten. Denn die Bebauung erforderte auch Bebauer; je mehr Leibeigene, Hinterſaſſen und Hörige aber der große Grundbeſitzer hatte, um ſo mehr Männer ſtanden ihm zu Gebot, welche verpflichtet waren, ihm auf ſein Geheiß willenlos in den Krieg zu folgen; der Krieg aber erwarb dem Herrn neue Beute, neuen Grundbeſitz, neuen Ruhm, neue Hörige und Leibeigene. Was mußte die Folge ſein? Ein immer größeres Herunterſinken der armen Gemeinfreien; eine immer größere Vorherrſchaft der reichen Adels- Fürſten- und Königsgeſchlechter, — eine immer raſchere Verringerung der Minderzahl von Gemeinfreien.

III. Die Familie.

„Munt“ und „Gewehre“.

Das eigentliche deutſche Wort für Familie iſt „Sippe“, welches zugleich die Bedeutung: Friede hat; ein tiefer Zug im germaniſchen Gemüth, welches ſich in dieſer einen Bezeichnung für beide Begriffe kund gibt! Friede iſt das heilige Band, welches den Kreis, den die Natur erſchaffen, zuſammenhält! Aber wo Friede ſein ſoll, da muß auch Ordnung und Zucht walten, es muß einer da ſein, der das

Recht Aller, welche der Kreis der Sippe umſchließt, zu vertreten, zu ſchützen vermag. Dieſer Eine war der Hausvater; in ihm erſchien nach außen das Recht der Sippe auf den gemeinſamen Grundbeſitz, auf die Freiheit und Unantaſtbarkeit eines Jeden gleichſam verkörpert. Da die Sippe eine Rechtsgenoſſenſchaft war, ſo war der Hausvater, als ihr Vertreter, verpflichtet zur Friedewaltung nach außen hin eben ſo wie nach innen. Auf dieſer Anſchauung ruhte die urgermaniſche Familienverfaſſung. Die Schutzgewalt des Familienhauptes hieß in Bezug auf die Perſonen die „Munt“, in Bezug auf die Sachen die „Gewehre“. Zur Ausübung derſelben bedurfte und erforderte der Hausherr die Beihülfe ſämmtlicher wehrhafter Mitglieder der Sippe; dieſe, als Theilhaber der Rechtsgenoſſenſchaft, hatten die Pflicht, ihm jene Beihülfe zu leiſten.

Wie unſere ſinnige herrliche Sprache für den Begriff der Familie das Wort „Sippe“ hat, ſo bezeichnet ſie auch den Begriff der Verwandten mit dem ureignen Wort „Magen“. Die Worte „vermögen“ (d. h. die Kraft und Eigenſchaft zur Hervorbringung von etwas beſitzen), „Macht“ (d. h. Schöpferkraft und Stärke) und „Magen“ (Verwandte) gehören einer und derſelben Sprachwurzel an. So hieß in gothiſcher Mundart der Erzeugte, der Sohn „Magus“, die Erzeugte „Magathö“, der Eidam „Megö“; unſer jetziges Wort „Mädchen“ lautete im Althochdeutſchen „Magad“ (Magd). Da dem wehrhaften Mann das Schwert und der Speer, der häuslich waltenden Frau die Spindel (oder „Spille“) eignete, ſo hießen die männlichen Familiengenoſſen „Schwert“- oder „Speermagen“, die weiblichen „Spindel“- oder „Spillmagen“.

Die „Gewehre“ als die Schutzgewalt über den von der Familie unzertrennlichen Grundbeſitz konnte natürlich nur innerhalb der Familie vererbt werden, und zwar nur auf den zur wehrhaften Vertheidigung befähigten Mannesſtamm, oder die „Schwert“- („Speer“-)Magen, nicht aber auf die weibliche Blutsverwandtſchaft („Spindel“- oder „Spillmagen“). Es galt dabei der Grundſatz, daß die mit dem letzten Beſitzer zunächſt durchs Geblüt Verwandten immer den Vorrang vor den entfernteren hatten. Nach demſelben Grundſatz erhielt auch der Erbvertrag nur dadurch eine rechtliche Gültigkeit, daß der Fremde durch die vollkommene Einwilligung aller Blutsverwandten in die Sippe gleichſam als Blutsverwandter aufgenommen ward; ſeine Verbindung mit dem Grundſtück wurde ſinnbildlich vollzogen, indem er ſein Blut in daſſelbe rinnen ließ.

Auf die fahrende Habe hatten auch die Frauen Erbſchaftsrecht. Zur fahrenden Habe wurden auch die Heerden gerechnet, aus welchen in der älteſten Zeit der größte Theil des Reichthums beſtand. Man unterſchied die fahrende Habe in „Heergewäte" und „Gerade". „Heergewäte" umfaßte alle Fahrnis, die ſich auf den Mann bezog, als Schwert und Pferd, Kriegsgewand und Schiff, — „Gerade" war alle zum Frauenſchmuck und zum Bedarf des Frauenberufs gehörende Fahrnis.

Die Ehe und die Stellung der Frauen.

Auf dem Rechtsbegriff der Schutzgewalt über die Perſonen, der „Munt", beruhte auch das Rechtsverhältniß der Ehe. Das Wort „Ewa" („Ea") hat die urſprüngliche Bedeutung: Geſetz, Bund, Band. Dem Rechtsverhältniß der Ehe, durch welche der künftige Gatte die Schutzgewalt über ſeine Frau erhielt, und der bisherige Beſitzer dieſe Schutzgewalt aufgab, lag urſprünglich die Form des Kaufs zu Grunde, und in dieſer Form wurde es vollzogen. Es mußten demgemäß beide Theile, der Beſitzer der Schutzgewalt über die Braut ſo wie der Bräutigam, zunächſt über den für die Braut zu erlegenden Kaufſchilling (die „Meta" oder „Mieta") und über das Withum („Widum", „Widamo") einig werden. Dieſe Vereinbarung wurde durch die „Beringung" der Braut (ihre ſinnbildliche Bindung an den Bräutigam) ausgedrückt. War dies geſchehen, dann erſt erfolgte der Abſchluß des Rechtsverhältniſſes in der Verſammlung aller Blutsverwandten durch das Verſprechen, wofür man das Wort „Mal" „Mala" hatte. Daher ſtammen die noch heute üblichen Worte „Vermälung", „Gemal" und „Gemalin", ſowie „Malſchatz".

Vollzogen wurde die Ehe erſt durch die feierliche Uebergabe der Braut an den Bräutigam und durch die Einführung in ſein Haus. Am Morgen nach der Hochzeit ſchlug die Frau ihr Haar, das ſie als Jungfrau fliegen ließ, in Knoten zuſammen, legte die Schlüſſel, als Herrin des Hauſes, an*) und erhielt nun von dem Gatten ein

---

*) Wenn eine Frau die Schlüſſel auf das Grab legte, ſo zeigte ſie durch dieſe ſinnbildliche Handlung an, daß ſie der ihr rechtlich zukommenden Gütergemeinſchaft entſagte. Dieſe Sitte hat ſich noch heute in dem Sprüchwort erhalten: „die Schlüſſel auf's Grab legen," d. h. auf etwas verzichten.

Geſchenk, die „Morgengabe" („Morganegiba", „Morganegeba"). Die Mitgift, welche ſie ihm aus dem väterlichen Hauſe zubrachte, hieß „Phaderſium" (Vatergeld).

Der Rechtsanſchauung, nach welcher die Ehe begründet wurde, entſprach die Folgerung, daß der Mann ſeine Schutzgewalt über die Frau unbedingt ausüben, aber auch nach ſeinem Belieben wieder aufgeben konnte. Eine andere Folgerung aus jener Rechtsanſchauung war die, daß, wenn die durch Kauf erworbene Schutzgewalt durch den Tod ihres Beſitzers erloſch, die Wittwe in die Munt ihrer Blutsverwandtſchaft nur gegen Entrichtung eines Rückkaufsgeldes an dieſelbe wieder eintreten konnte.

Es gab aber auch Fälle, in welchen kein eigentlicher Kaufvertrag abgeſchloſſen wurde, ſondern der Mann bloß die Morgengabe leiſtete. Dieſe Fälle traten dann ein, wenn ein Mann aus altem Geſchlecht, ein Adeling, eine Gemeinfreie heirathete; dann hieß die Verbindung eine „morganatiſche", die Frau aber „Ella", „Geviſa", „Friudila"; wurde ſie Wittwe, ſo hatte ſie bloß auf die Morgengabe, nicht aber auch auf ein Witthum Rechtsanſpruch, denn nach germaniſchem Rechtsbegriff und der Strenge gemäß, womit man auf der Erhaltung der Unvermiſchtheit des Geſchlechtes beharrte, begründete eine ſolche Verbindung keine ebenbürtige Familie, und die daraus entſproßenen Kinder galten nicht als Adelinge, ſondern bloß als Gemeinfreie; ſie folgten, wie man ſich ausdrückte, „der ärgeren Hand".

Noch ſchärfer jedoch trat das Streben nach Erhaltung der Unvermiſchtheit in Bezug auf geſchlechtliche Verbindungen zwiſchen Freien und Unfreien hervor; ſolche Verbindungen konnten gar nicht als wirkliche Ehen betrachtet werden, da der eine Theil überhaupt kein Recht beſaß, der andere aber das Recht nicht nach ſeinem Belieben beugen durfte. Deßhalb konnte denn auch ein Freier eine Unfreie, wenn ſie unter ſeiner eigenen Herrſchaft ſtand, durch die Verbindung keineswegs frei, noch ſeine mit ihr erzeugten Kinder dadurch zu Seinesgleichen machen; und wenn ſich ein Freier mit einer Unfreien verband, welche nicht unter ſeiner eigenen Herrſchaft ſtand, ſo verlor er ſelbſt ſeine Freiheit an Jenen, zu deſſen Eigenthum die Unfreie gehörte. Eine Freie konnte überhaupt einen Unfreien gar nicht heirathen. Ebenſo wurde die Verbindung von Unfreien unter einander nicht als ächte Ehe betrachtet, weil ſie, als Rechtloſe, kein Rechtsverhältniß ſchließen konnten.

Wer möchte es läugnen, daß jene ſchonungsloſe Ausdehnung des Rechtsbegriffes von der Schutzgewalt auf das zarteſte und innigſte Verhältniß, welches nur durch die hingebende Doppel-Liebe ſeine hohe ſittliche Weihe, ſeine für's ganze Leben bindende und das Doppelleben veredelnde Kraft erhält, — unſer Gemüth verletzt! Die Schutzgewalt über die Frau, welche der Mann durch dieſen Rechtsvertrag erlangte, verlieh ihm das Recht, ſie zu züchtigen, ſie zu verkaufen, ja ſie zu tödten. Allein dieſer ſtarren Macht des Rechts trat die größere lebendige Macht der Sitte beſchränkend entgegen, — dieſelbe aus dem ſittlichen Gefühl des Volksgeiſtes entſproßte Sitte, welche nur die innige Lebensgemeinſchaft eines Mannes mit einer Frau als Ehe erkannte. Die germaniſche Frauenachtung, welche die Vielweiberei verhinderte, waltete ſchirmend über der unter der Schutzgewalt des Mannes ſtehenden Frau. Nur wenn die Gattin ſelbſt durch Verletzung der ehelichen Treue ſich der Achtung verluſtig gemacht hatte, nur dann trat das Recht in voller Strenge auf, dann konnte der Ehemann ſie mit der Kunkel und vier Pfennigen aus dem Hauſe weiſen, und ſie hatte keinen Anſpruch auf ihr Eingebrachtes; er ſtieß ſie mit abgeſchnittenem Haar im Beiſein der Blutsverwandten aus dem Hauſe und peitſchte ſie durch die ganze Ortſchaft. Allein Verletzung der ehelichen Treue war bei den Germanen etwas ſehr Seltenes, Keuſchheit dagegen der ſittliche Halt des ganzen Familienlebens. Eine Gefallene, war ſie noch ſo ſchön oder reich, fand keinen Gatten. Niemand belächelte dort Laſter und beiderſeitige Verderbtheit wurde nicht durch den Zeitgeiſt entſchuldigt. Mit welcher Treuinnigkeit die deutſchen Frauen an ihren Gatten hingen, läßt ſich daraus erkennen, daß eine Wittwe nur ſelten zu einer zweiten Ehe ſchritt, und daß bei einer deutſchen Völkerſchaft (den Herulern) die Gattin auf dem Grabe des geliebten Mannes ſtarb; Mißachtung traf eine ſolche, bei welcher die Lebensluſt größer als die Todestreue war.

Die Stellung der deutſchen Frauen hatte unbeſchadet der Schutzgewalt, unter welcher ſie ſtanden, eine hohe ſittliche und ſittigende Bedeutung.

In ſtiller Weihe waltete die Jungfrau, und ſo hoch war die

Achtung der Jünglinge vor ihr, daß noch bis in ſpätere Zeiten hin der bloße Ausruf ihres Namens, das bloße Denken an ſie den Helden in ärgſter Noth mit Siegeszuverſicht ſtärkte. Als Friedeweberin („Fredhu-vebbe") waltete die Frau, die Mutter, die das Kind ſelbſt ſtillte und ſelbſt erzog, daß es dereinſt, mündig geſprochen und wehrhaft gemacht, der Heldenväter würdig ſei. Sie war die edle **Herrin** des Hauſes im vollen, ſchönen, ſittlichen Sinne des Wortes. Sie pflegte die Kranken und bereitete aus Kräutern, deren geheime Kräfte außer den Frauen nur die Prieſter kannten, den heilenden Trank. Sie ſänftigte des Mannes rauhen Sinn; ſie beſchwichtigte ſeinen Zornausbruch, der die armen Leibeigenen bedrohte; ſie ſchützte dieſe Rechtloſen vor dem Mißbrauch der Gewalt; ſie ſchlichtete verſtändig und herzgewinnend, wenn Streit den Frieden des Hauſes ſtörte. Aber ſie zog auch, wenn das Volk vom Feinde bedroht war, mit dem Mann in den Kampf; ſie rief ihm zu, wenn ihm die Kraft unter der Schlachtarbeit ermattete, ſie brachte ihm den labenden Trank, ſie beſchwor ihm den Sieg oder folgte ihm in den Tod. Wohl war die Spindel das Sinnbild der deutſchen Frau; aber nicht bloß das Gewand für den Mann und den Sohn, ſondern auch das Schickſal des Volks ſpann ſie oft, gleich jenen geheimnißvollen Schickſalsgöttinnen. Wie eine Halbgöttin erſchien die jungfräuliche Seherin mitten unter den berathenden Männern in der Volksverſammlung und ſprach das entſcheidende Wort. Nicht bloß des Mannes Schutzgewalt, ſondern die eigene Würde ſchützte die Frauen, und das Volksrecht drückte ihren hohen Werth dadurch aus, daß es Frauenraub und Gewalthat an Frauen als das ſchwerſte Verbrechen beſtrafte, ja ſelbſt die ungeſtattete Berührung der jungfräulichen Hand oder den ehrenrührigen Anruf aufs Strengſte ahndete. Der Sühnepreis für die Verletzung von Frauen betrug nach dem alten Volksrecht das Doppelte gegen den für Verletzung von Männern.

Erziehung, Mündigkeit und Wehrhaftmachung, Entlaſſung aus der väterlichen Gewalt.

Kinder wurden von unſern Urahnen als der Segen der Ehe betrachtet; darum hielten ſie es für ſchändlich, der Zahl der Kinder eine Gränze zu ſetzen. So meldet uns ein Geſchichtſchreiber, der einem den Deutſchen feindlichen Volke, den Römern, angehörte; er fügte die Bemerkung hinzu: gute Sitten vermögen dort mehr als anderswo gute Geſetze. Die Sitte, welche die Erziehung ordnete, war folgende.

Das neugeborne Kind wurde in kaltes Waſſer getaucht; frühzeitige Abhärtung und freie Selbſtentwicklung der Kräfte waren die leitenden Grundgedanken der Erziehung. Aber dieſes Eintauchen oder die Beſprengung des Kindes mit Waſſer hatte übrigens auch als ſinnbildliche Handlung eine Rechtsbedeutung (wenigſtens im Norden). Da die väterliche Gewalt über Leben und Tod des Kindes ſogleich bei deſſen Geburt damit begann, daß der Vater das Recht hatte, das neugeborne Kind entweder aufzunehmen oder auszuſetzen, ſo wurde daſſelbe auf den Boden gelegt und ſeiner Entſcheidung anheimgeſtellt. Hob er es nun auf oder ließ er es aufheben, ſo gab er dadurch ſeine Abſicht kund, es anzuerkennen; im anderen Falle aber wurde es ausgeſetzt. Hatte er es aufgehoben, dann wurde es mit Waſſer beſprengt und der Vater gab ihm einen Namen. So wie die Beſprengung geſchehen war oder ſo wie das Kind etwas genoſſen hatte, (und war es auch nur ein Tropfen Milch oder Honig), ſo durfte es nicht mehr ausgeſetzt werden; es hatte ein Recht auf das Leben erworben; es erhielt einen Namen.

Die Eigennamen, welche der Vater den Kindern beilegte, waren theils der Götterwelt, theils der Natur entlehnt und drückten irgend eine Eigenſchaft aus, welche nach germaniſcher Vorſtellung löblich und wünſchenswerth war. Die Eigenſchaft, die man ſich durch eine beſonders hochverehrte Gottheit vertreten, oder die Kraft, die man ſich in irgend einem Weſen der Stein-, Pflanzen- und Thierwelt enthalten dachte, wurden bei dieſen Namenbildungen vorzugsweiſe berückſichtigt, und durch die Verſtärkungslaute noch zu höherer Bedeutung gebracht; aber auch die Wurzelworte für die Begriffe von Beſitz und Ehre, Zucht und Tucht, Adel und Glanz, Heer und Wehr, Kampf und Sieg, Volk und Herrſchaft, Frieden und Minne, Schönheit und Anmuth verwendete der ſinnig ſchöpferiſche Verſtand unſerer Altvorderen bei dieſen Namenbildungen. So finden wir in den Namen der germaniſchen Freien, wie auf ihren Schilden: Eber, Bär, Wolf, Roß, Adler, („Aro, Arn"), Rabe („Rhaban"), — dann ausgezeichnete Eigenſchaftsworte, „rich" (mächtig, reich), „bert" (glänzend), „bald“ (kühn), wie in Bertha, Theodobert, „ſtark und hart“ (wie in „Eberhart“, und „Burkhart“), Adel (wie in „Odalrich [„Adelreich“], „Adalbert“ [Geſchlechtsglänzend], „Chunibert“ (Geſchlechtsberühmt), — Sieg, wie in „Sigelint“, „Sigfrit“, „Sigebert“, „Sigemunt“ u. ſ. w.

Die freie deutſche Mutter der Urzeit vertraute ihr Kind nicht der Bruſt einer Amme, noch der Pflege einer Magd. Bis zum ſiebenten Jahre ließ ſie es nicht von ſich; bis dahin wurde es aber auch im Umgange nicht beſchränkt; es wuchs auf und ſpielte arglos mit dem Kinde des Leibeigenen, das ihm ſpäter dienen ſollte. Erſt vom ſiebenten Jahre an kam der Knabe unter männliche Aufſicht und wurde zum Bewußtſein eines Freien, — eines zukünftigen Herren — erzogen; das Mädchen blieb fortwährend unter mütterlicher Obhut, und dieſe bewahrte es vor der Härte, womit der Mann den Unterſchied zwiſchen Freien und Unfreien, Rechtsbeſitzern und Rechtloſen, Herren und Sclaven in Geſinnung und That geltend machte. Die Frauen pflegten zuerſt im deutſchen Weſen den heiligen Keim der Menſchlichkeit.

Frühzeitig übte ſich die Jugend im Schwimmen und Rudern, im Reiten und Ringen, im Wettlauf, im Schleudern und im Waffengebrauch. Waffentänze der Jugend waren die einzigen Schauſpiele, welche der Deutſche kannte. Sie fanden bei jeder öffentlichen Verſammlung ſtatt; da tummelten ſich nackte Jünglinge freudig und kunſtgewandt zwiſchen den blanken Waffen umher, nicht um Lohn, nur um den Preis der Anerkennung von Seiten der Zuſchauer. Lange noch hat ſich dieſer uraltdeutſche Schwerttanz bei einzelnen kernhaften Stämmen, bei den Ditmarſchen ſogar bis ins vorige Jahrhundert erhalten.

Die väterliche „Munt“ ſchloß auch das Recht in ſich, die Kinder bis zur erreichten Mündigkeit zu verkaufen. Doch blieb der Verkauf bloß die Rechtsform für den Uebergang der Kinder in eine andere Familie, nämlich der Söhne durch Annahme an Kindesſtatt und der Töchter durch Ehe; — ein wirklicher Verkauf dagegen, wodurch die Kinder zu Unfreien wurden, fand bloß in äußerſt ſeltenen Fällen der größten Noth ſtatt.

Starb der Vater, ſo übernahm deſſen Munt über die Wittwe und die unmündigen Kinder ein „Foramunto“ (Vormund), „Gerhabe"*), ein gekorner oder geborner; im letzteren Falle war es der nächſte mündige Schwertmage des Vaters oder Mannes, in der Regel der Vaterbruder für den Neffen, der Bruder für die Schweſter, der Sohn für die Mutter.

Der Anſatz des Lebensjahres, in welchem die Mündigkeit begann, war bei den verſchiedenen germaniſchen Völkerſchaften verſchieden. Urſprünglich wurde die Befähigung dazu wohl nicht nach Jahren, ſondern nach der Entwickelung der Kraft gemeſſen, inwiefern der Jüngling den Speer ſchwingen, das Schwert führen, Spieß und Stange tragen, überhaupt die Waffen handhaben und ſomit die erlangte Wehrhaftigkeit erweiſen konnte, welche zur Behauptung der Selbſtſtändigkeit erforderlich war; — der früheſte Zeitpunkt war (bei den Angelſachſen) zehn Jahre, häufig galt das fünfzehnte für Jünglinge und das zwölfte für Jungfrauen, bei den Longobarden das neunzehnte, endlich bei den Weſtgothen das zwanzigſte für Jünglinge, das fünfzehnte für Jungfrauen.

Die eigentliche Entlaſſung aus der väterlichen Munt erfolgte bei den Töchtern durch die Verheirathung, bei den Söhnen durch die Begründung eines eigenen Herdes. Selbſtſtändigkeit erlangten die letzteren jedenfalls — wenn auch vielleicht noch nicht im vollen Umfange — von dem Augenblick an, in welchem ſie das Recht, Waffen zu tragen, erlangt hatten. Bei der Wehrhaftmachung („Schwertleite") griffen Familien- und öffentliches Leben in einander. Die Befugniß, dem Jüngling das bedeutungsvolle Recht der Waffenfähigkeit zuzuerkennen, ſtand nicht dem Vater, ſondern der Gemeinde zu, welche darüber entſchied, ob der Jüngling auch tüchtig genug ſei. Erſt wenn dieſe Entſcheidung erfolgt war, übergab in der Volksverſammlung der Vater oder ein Schwertmagen oder einer der Fürſten dem Jüngling die Framea und den Schild. Das war die erſte Ehre der Jugend. Vor der Wehrhaftmachung gehörte der Jüngling bloß dem Hauſe, nach derſelben auch dem Gemeinweſen an, und die Waffen, die er feierlich empfangen, legte er nun nicht mehr ab.

---

*) Das Wort „Gerhab", welches noch jetzt in einzelnen deutſchen Mundarten fortlebt, bezeichnet den männlichen Verwandten (wie „Germagen") oder waffenberechtigten Inhaber der Schutzgewalt; denn das Wort „ger" bedeutet Speer.

Verhältniß der Familie zur Gemeinde.

Rechtsgenoſſenſchaft und Geſammtbürgſchaft umſchlangen als lebendige Bande die Angehörigen einer Familie untereinander. Sie ſchufen aber auch aus ſämmtlichen Familien wiederum die höhere Einheit der Orts-, Gau- und Volksgemeinde. Wie die Verletzung eines Familiengliedes an Eigenthum, Ehre, Leib und Leben, und desgleichen die eines Schutzbefohlenen die ganze Familie zur Uebung der Selbſthülfe, des ſogenannten Fehderechtes verpflichtete, ſo war auch die ganze Gemeinde durch erweiterte Geſammtbürgſchaft angehalten, einer einzelnen Familie, wenn ſie als ſolche oder in ihren Mitgliedern am Rechte geſchädigt war, beizuſtehen, weil die Familie wieder der Rechtsgenoſſenſchaft der Gaugemeinde angehörte. Die in ihrem Recht verletzte Familie konnte die Selbſthülfe oder das Fehderecht dadurch erſetzen, daß ſie ſtatt der eigenmächtigen Schadloshaltung die Vergütung des durch die Verletzung erlittenen Schadens in Geld oder Geldeswerth annahm. Dieſe Buße, welche urſprünglich blos als Zeichen der freiwilligen Sühne galt, hieß das „Wehrgeld“. So wie nun aber einmal die Familien in der Gemeinde zu einer größeren Rechtsgenoſſenſchaft zuſammengetreten waren, deren Geſammtheit die rechtliche Meinung abgab, konnte ſie den Anſatz einer ſolchen Schadloshaltung, welche bei geordneten Zuſtänden immer mehr das Fehderecht erſetzte, nicht mehr der Willkür jedes Einzelnen überlaſſen. Sie ſetzte deßhalb durch den Beſchluß der Geſammtheit aller Rechtsfähigen die Größe des Wehrgeldes je nach der Größe des Verluſtes für die einzelnen Rechtsverletzungen feſt, und ſie hatte darüber zu wachen, daß dieſe Beſtimmungen ſtreng eingehalten wurden. Sie erkannte aber auch in der an einem Mitglied ihrer Rechtsgenoſſenſchaft begangenen Verletzung einen gemeinſchädlichen Friedensbruch; und ſo wurde außer dem Wehrgeld auch ein Friedensgeld („Fredus“) als Buße in Bezug auf die Gau- oder Volksgemeinde feſtgeſetzt.

IV. Erwerbszweige, Verkehr und Münzweſen.

Des freien Mannes liebſte Beſchäftigung war, außer dem Kriege und der Uebung ſeiner Rechte in der Markgenoſſenſchaft, Gau- und Volksgemeinde, — die Jagd. Das war ein anderes Waidwerk, als heutzutage! Da war die Jagd noch ein Kraft und Muth erfordernder Kampf! In den Urwäldern ſtrichen nicht blos Eber, Fuchs, Marder, Wieſel, Hirſch, Reh und Haſe; da hauſten noch der Wolf, der Bär, der gewaltige Auerochſe („Ur“ oder „Wiſand“), den man in Gruben fing, das Elenn, die Wildkatze; an den Flüſſen baute noch der Biber. Die Jagd war aber ebenſo eine Kunſt als ein Kampf; die Abrichtung der Hunde und Falken war deshalb weit getrieben, ja ſogar Hirſche wurden zur Jagd abgerichtet. Welchen Werth man dieſen Thieren beimaß, läßt ſich daraus erkennen, daß die Tödtung eines gutabgerichteten Falken durch Erlegung von ſechs ausgewachſenen Ochſen oder zwölf Silbergulden, die eines abgerichteten Hirſches noch höher, als die eines Leibeigenen, nämlich durch fünf und ſiebenzig gehörnte Ochſen oder fünf und vierzig Goldgulden geſühnt wurde. Die Jagd war aber auch für's häusliche Leben als Erwerbzweig wichtig. Sie lieferte nicht blos einen Hauptbeſtandtheil der Nahrungsmittel, ſondern auch das beliebte Trinkhorn, Helm und Kriegsmantel, Felle und Leder für den Handel. Auch die Sicherheit der Heerden und des Hofes bedingten die Jagd.

Der Ackerbau wurde, wie bereits erwähnt worden iſt, von kriegsuntauglichen Mitgliedern der freien Sippe, von Hörigen und Leibeigenen betrieben. Jährlich wechſelte man mit den Ackerfluren und ließ einige als Brache liegen. Die älteſten Getreidearten, welche auf deutſchem Boden gezogen wurden, waren Hafer, Waizen und Roggen. Sehr frühzeitig wurden Paſtinaken, Spargel und Rettiche gebaut. Außerdem lieferte der Boden auch Gerſte, Hirſen, Buchweizen, Linſen, Bohnen, Kohlpflanzen, eine Wurzelart „Siſer“ und den fleißigen Spinnerinnen Flachs. Die edleren Obſtbäume ſind aus der Fremde auf deutſchen Boden verpflanzt worden.

Höchſt bedeutend war in der Urzeit die Viehzucht; in Vieh, zumal in Rindvieh, bezahlte man, als das Geld noch äußerſt ſelten war. Die Pferde zeichneten ſich weniger durch Größe und Schönheit als durch Ausdauer aus. Schweinezucht wurde ſchon damals in Weſtphalen getrieben. Nicht unbedeutend war die Gänſe- und die Bienenzucht.

Erz und Salz gehörten wie Wild und Fiſche noch dem Grundeigenthümer und der Markgenoſſenſchaft; die Gewinnung des Erzes und die Bereitung des Salzes waren ſchon frühzeitig bekannt. Von

Erzen gewann man in den älteſten Zeiten nur Eiſen und Kupfer; Silber- und Goldbau wurde erſt in ſpäteren betrieben. Die Arbeit dabei war Sache der Leibeigenen. Ebenſo der Betrieb der meiſten Gewerbe; nur wenige wurden von Frauen betrieben. Da unſer jetziges deutſches Bürgerthum größtentheils aus Abkömmlingen von Leibeigenen oder doch Hörigen beſteht, welche im Mittelalter allmälig die Freiheit erlangten, ſo können wir uns den Urſprung jener im Bürgerthum ſo zahllos vorkommenden Geſchlechtsnamen erklären, die aus der Bezeichnung von Gewerben, ja von Handwerksgeräthen entſtanden ſind. Sie erinnern uns an die Knechtsarbeit unſerer Urväter. Der Leibeigene wurde damals lediglich nach der ihm angewieſenen Beſchäftigung genannt. Wer Getreide malte, hieß der Müller, wer buck, der Bäcker, wer ſchmiedete, der Schmied, wer ſchloſſerte, der Schloſſer, wer ſchreinerte, der Schreiner, wer das Sattelzeug beſorgte, der Sattler, wer Stricke drehte, der Seiler, wer Wagen baute, der Wagner, wer Nägel fertigte, der Nagler, wer Töpfe drehte, der Töpfer oder Häfner, wer des Hauſes Gerüſte und Dach zimmerte, der Zimmermann, wer das Mauerwerk ſchuf, der Maurer, wer es bemalte, der Maler, wer das Dach deckte, der Decker. Ebenſo hieß der Leibeigene, der das Feld baute, der Bauer, der Hofbauer, der Meier, der Hofmeier, der Huber, — der Leibeigene, der den Hirtendienſt hatte, der Hirt. Aus dieſen Namen der Knechtsbeſchäftigungen ſtammen alle jene unzähligen Familiennamen der Müller, Bäcker und Becker, der Schmied und Schmidt, der Schloſſer, Schreiner, Sattler, Seiler und Seyler, Wagner, Wägner und Wegner, der Nagler, wie auch der Hammer, Art und Meſſer, der Töpfer, Hafner, Haffner und Heffner, der Zimmermann, Maurer und Mäurer, der Maler und Decker, der Bauer, Maier und Meier, Huber und Hirt, wie ſie noch jetzt in den mannichfachſten Zuſammenſetzungen gäng und gebe ſind.

Der Handel, welcher bei den Germanen urſprünglich Tauſchhandel geweſen iſt, kann vorzugsweiſe nur von Freien betrieben worden ſein, weil ja nur dieſe fähig waren, rechtskräftige Verträge einzugehen; für Unfreie, welche kleinere Handelsgeſchäfte betrieben, mußten ihre Herren einſtehen, wenn das Geſchäft Rechtsgültigkeit erlangen ſollte. Einen Hauptgegenſtand des Handels, den wir nur mit Schamerröthen anführen, den Sklavenhandel, konnten nur Freie,

d. h. Herren, betreiben. Andere Gegenſtände des Handels waren Menſchenhaar, Bernſtein, Erz, Wolle, Leder, Wachs und Gansfedern.

Das *Münzweſen* bildete ſich erſt in ſpäterer Zeit, als die Germanen in nähere Beziehungen zu den Römern traten, vollkommen aus; in der urälteſten Zeit war das Geld noch gar nicht üblich. Man rechnete bei den ſüddeutſchen Stämmen auf das Pfund Silber durchſchnittlich zwanzig Gulden, bei den norddeutſchen durchſchnittlich bis höchſtens zwölf Thaler. Die Bezeichnungen für den Gulden und deſſen Theile kennen wir nur in den römiſchen Worten „Solidus" und „Denar"; für den Thaler gab es das deutſche Wort „Schildling". Man unterſchied bei der Rechnung Gold- und Silbergulden; das Verhältniß des erſteren zu dem letzteren war wie vierzig zu zwölf.

8. Staatsverfaſſung.

Ortsgemeinden, Gaugemeinden, Landesgemeinden.

Die bürgerlichen Vereine ſind in Folge von freien *Verträgen* entſtanden, durch welche die Familien, vertreten von ihren natürlichen Oberhäuptern, ſich unter einander zu Rechtsgenoſſenſchaften verbanden. Iſt demnach auch der Urſprung der bürgerlichen Vereine weſentlich ein rechtlicher, ſo war doch die älteſte Form derſelben der Familienverfaſſung nachgebildet. Die nothwendigen Zuſammenkünfte der Familienvertreter zur Schlichtung von Streitigkeiten, zur Wahrung und Berathung der Rechtsordnung waren uranfänglich an gemeinſchaftliche Mahlzeiten und Opfer geknüpft, welche zu gewiſſen, feſtbeſtimmten Zeiten ſtattfanden. So entſtanden die *Gemeinden* als Anfänge und als Grundlagen der Staatsverfaſſungen, und gemeinſame Opfer und Mahlzeiten, welche mit den Gemeindeverſammlungen und Gemeindegerichten verbunden waren, erinnerten noch in ſpäten Zeiten höherer Ausbildung an den einfachen Urſprung.

Dieſer weſentlich *vertragsmäßige* Urſprung aller Staatsverfaſſungen läßt ſich bei jener der Germanen in der Urzeit deutlich erkennen. Auch der germaniſche Staat war nicht etwa eine bloße Weiterentwicklung aus der Familie, mit Beibehaltung der väterlichen Gewalt als Vorherrſchaft, ſondern hat ſich durch Verbindung von mehreren Familien zu je einer eigenen Rechtsgenoſſenſchaft gebildet und dieſe Verbindung war eine ſo innige, daß ſämmtliche rechtsfähige Mitglieder der einzelnen Familien in der Gemeinde als Geſammtbürgen daſtanden. Dieſe nächſte und engſte Verbindung war die Markgenoſſenſchaft oder Ortsgemeinde. Aus mehreren ſolchen bildete ſich eine höhere Einheit, die Hunderte oder Gaugemeinde. Die Zehnzahl, wenn ſie auch nicht ſtreng feſtgehalten wurde, gab das Maaß bei dieſer Gliederung. Die verbundenen Gaugemeinden bildeten endlich die höchſte Einheit, die Volks- oder Landes-Gemeinde.

Dem Weſen der Gemeinde, als einer durch Vertrag entſtandenen Genoſſenſchaft von Gleichberechtigten, entſpricht erſtens die Geſammtbürgſchaft und zweitens die Selbſtentſcheidung der Geſammtheit mittelſt des allgemeinen Stimmrechts. Dieſe letztere wurde in den Gemeindeverſammlungen ausgeübt; das Recht zur Theilnahme an denſelben, welches jeder Freie beſaß, enthielt für ihn auch zugleich die Pflicht, ſie zu beſuchen, um mitzurathen und mitzuthaten. Dieſe Verſammlungen waren theils ordentliche, welche zu beſtimmten Zeiten, wann die großen Volksopferfeſte ſtattfanden, gehalten, theils außerordentliche, welche bei beſonders wichtigen und dringenden Veranlaſſungen berufen wurden.

Die Angelegenheiten, über welche die Verſammlung der Ortsgemeinde das Entſcheidungsrecht hatte, betrafen die geordnete Benutzung der Mark. Dazu gehörten alſo die Feſtſetzung und Wahrung des Markrechts, die Beſtrafung der Markfrevel, die Schlichtung von Streitigkeiten in Beziehung auf die getheilte wechſelnde Ackerflur, ſowie auf die Benutzung der „Almende", und die Aufnahme von Freien in die Markgenoſſenſchaft.

Die Gaugemeinde entſchied in ihrer Verſammlung über Recht und gemeinen Frieden.

In der Landes- oder Volksgemeinde kamen die höchſten Angelegenheiten des ganzen Volksſtammes zur Berathung und Entſcheidung, nämlich die Stellung desſelben zu andern, Krieg, Frieden und Bündniß, ſowie Gericht über Verbrechen gegen den Staat.

Dieſe einfache Gliederung hielt durch ſtarke lebendige Bänder feſt zuſammen. Die Gewährleiſtung des Rechts- und Friedensſchutzes für die Markgenoſſenſchaften lag in der Gaugemeinde; die Gewährleiſtung der Sicherheit nach außen hin lag für die Gaugemeinden in der Volksgemeinde. Gemeinſame Heiligthümer des Gauverbandes erhielten das Bewußtſein der Stammeseinheit; gemeinſame Volksheiligthümer das der Volkseinheit. Während die Ortsgemeinde durch Selbſtentſcheidung die Ordnung der engeren Verhältniſſe in Bezug auf Grund und Boden erledigte, übten ihre Mitglieder, indem ſie an der Gau- und Landesverſammlung Theil nahmen, welche beide eine entſchieden politiſche Bedeutung hatten, ihre ſtaatsbürgerlichen Rechte im vollen Umfang aus. Endlich erhielt auch die Heerverfaſſung, welche jener Gliederung entſprach, das Bewußtſein der Stammesgenoſſenſchaft und der Volkseinheit.

Die Ausübung des Richteramtes und der vollziehenden Gewalt vertraute die Gemeinde Obrigkeiten oder Vorſtehern an, welche ſie wählte. Der Vorſteher der Mark, welcher auch beim Markgericht den Vorſitz führte, hieß oberſter Märker. Er wurde entweder aus den gemeinfreien Markgenoſſen genommen, oder auch aus einem alten Geſchlecht. Die Obrigkeit des Gaues dagegen wurde nur aus einem alten edlen Geſchlecht gewählt.

Der Vorſteher in der Gaugemeinde war alſo Stammfürſt; aber ſeine Würde war nicht erblich und begründete keine Herrſchaft über die Gaugemeinde, denn die höchſte Gewalt ruhte in der Gemeinde, von welcher der Fürſt ſein Amt empfing. Er war Richter, allein die Gaugemeinde gab ihre rechtliche Meinung ab, welche für ihn bindend war; durch ſeine Amtsſtellung zum Gericht erhielt die Verhandlung die geſetzliche Geltung; er vollſtreckte den Rechtsſpruch.

Bei der Landesverſammlung erledigte die Geſammtheit der Gauvorſteher oder Stammfürſten im engeren Rath die kleineren, minder wichtigen Angelegenheiten und hatte die größeren, bedeutenderen, nach gepflogener Vorberathung, an die Volksgemeinde zu bringen. Da fanden ſich denn an den geheiligten Malſtätten auf der lichten ebenen Wieſe und Au, wo drei oder ſieben heilige Eichen oder Linden ſtanden oder in der Nähe ein heiliges Waſſer rauſchte, alle Freien und Adelinge gewaffnet ein. Der Prieſter des Volkes hegte die Ordnung und wahrte den Gottesfrieden. Bevor die Volksberathung eröffnet wurde, erforſchte er durchs Looswerfen, ob ſie nach dem Willen der Götter ſtattfinden könne; er begleitete mit einem Gaufürſten die an den heiligen Wagen geſchirrten Roſſe und horchte auf deren weiſſagendes Gewieher. War die Volksberathung eröffnet, ſo ergriff bald ein Gaufürſt, bald ein Adeling oder Gemeinfreier das Wort; die Geſammtheit gab ihr Mißfallen durch Murren, ihren Beifall durch Waffengeklirr kund. Beſchloß die Volksgemeinde einen Krieg, ſo wählte ſie auch den Feldherrn, dem ſie die Führung deſſelben übertrug; bei dieſer Wahl wurde nicht ſoſehr der Adel berückſichtigt, wie bei jener des Gaufürſten, ſondern vorzugsweiſe der kriegeriſche Ruhm. Die Würde und die mit ihr verbundene Macht des Heerführers dauerte jedoch nicht länger als der Krieg.

Einzelne germaniſche Völker hatten auch im Frieden eine höchſte Obrigkeit, den König. Doch dies Königthum der Urzeit war ebenſowenig eine Herrſchaft über die Volksgemeinde oder über die zu einem Reiche verbündeten Völker, als das Stammfürſtenthum eine ſolche über die Gaugemeinde war. Auch Völker, welche Könige hatten, bewahrten ihr Selbſtbeſtimmungsrecht, ihren weſentlichen Antheil an der Rechtsverwaltung und ihre Entſcheidung durch die Geſammtheit in der Landesverſammlung vermittelſt des allgemeinen Stimmrechts. Der König nahm bei dieſer letzteren nur die Stelle ein, welche bei anderen Volksgemeinden der Rath der Gau- oder Stammfürſten hatte. Er ſtellte demnach in der Volksverſammlung den Antrag über die wichtigſten Angelegenheiten, ergriff auch das Wort und wurde zwar vorzugsweiſe gehört, aber mehr in Folge des Anſehens überzeugender Rede, als kraft eines ihm zuſtehenden Rechts des Befehls. Er ſtand nicht über, ſondern in dem Volke; es war der Glanz ſeines zu den Göttern oder gotterzeugten Volksurvätern hinaufreichenden Geſchlechts, der ihn als höchſte Ehre umfloß; denn nur aus einem ſolchen Geſchlecht wurde der König gewählt, und ein Sproſſe des königlichen Geſchlechtes konnte die Königswürde nicht etwa kraft des Erbrechtes, ſondern nur durch die ausdrückliche Anerkennung und Beſtätigung des ganzen Volkes erhalten. Die Königsmacht beſchränkte ſich damals auf die oberſtrichterliche und vollziehende Gewalt und auf die Führung des Volksheeres. Das einzige

Vorrecht des Königs beruhte auf der Vorſtellung, daß von ihm, dem Oberhaupt des edelſten und angeſehenſten Geſchlechtes, gleichſam alle Ehre ausgehe, und dies Vorrecht beſtand darin, daß er Freigelaſſene über Freigeborne, ja ſelbſt über Adelinge erheben konnte. Solche Freigelaſſene ſtanden in ſeiner nächſten Umgebung, ihm zu Dank und Schutz verpflichtet. Aus ihnen konnte er auch die Tüchtigſten in ſein Gefolge aufnehmen und hierdurch ſeine Macht vergrößern, wovon ſpäter die Rede ſein wird. Seinen Aufwand beſtritt er aus dem Ertrage ſeines großen Grundbeſitzes und aus freiwilligen Geſchenken des Volks.

9. Rechtsverwaltung.

Das Volk der Freien hielt die Rechtspflege in der eignen wehrhaften Hand. Die ordentliche und außerordentliche Verſammlung der Markgenoſſenſchaft, der Gau-, der Landesgemeinde bildete das Gericht, und jeder zur Rechtsgenoſſenſchaft gehörige „Freimanne" war bei namhafter Strafe zum Erſcheinen bei der Gerichtsverhandlung verpflichtet. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, dieſe koſtbaren Kleinode eines freien Volkes, dieſe ſicherſte Gewähr für wahre Gerechtigkeit, waren anfänglich im weiteſten Sinne, für alle Streitſachen insgemein, vorhanden. Erſt ſpäter wurde das peinliche Gericht von dem bürgerlichen geſchieden. Ja ſelbſt die freiwillige Gerichtsbarkeit, der rechtskräftige Abſchluß von Käufen, Darlehen, Bürgſchaften, Schenkungen, Verträgen, letztwilligen Anordnungen, wurde öffentlich und mündlich vor der verſammelten Rechtsgenoſſenſchaft vorgenommen. Gedinge (d. h. Verträge, „Wetti") würden in feierlichen ſinnbildlichen Handlungen abgeſchloſſen, mit Handſchlag und lauter Bejahung auf laute Frage. Kauf und Schenkung beruhten auf dem Begriffe des Tauſches. Auch das bei der Wette eingegangene Verſprechen war ebenſo ein Gegenſtand der Klagbarkeit, wie die Spielſchuld. Der Gewinn der Wette und der im Spiel erſchienen als Gottesurtheile. Mit großer Strenge wurde die Schuldnerſchaft behandelt; ſie, wie die Verwettung, endete bei Zahlungsunfähigkeit geradezu mit Knechtſchaft oder Ergebung zu

Hörigkeit; dieſes Abhängigkeitsverhältniß ergab ſich aus der Annahme, daß der böſe Schuldner ſich ſelbſt Ehrloſigkeit auflud und damit der Rechtloſigkeit verfiel.

Der Begriff des Verbrechens entwickelte ſich aus dem Grundſatz, daß die Unverletzlichkeit der Perſon heilig gehalten werden müſſe. Wurde dieſe nun in Bezug auf Leib, Leben, Ehre und Eigenthum gebrochen, ſo war dadurch ein Verbrechen, und zwar eigentlich nicht ein öffentliches, zugleich aber auch ein in's Gemeindegebiet eingreifender Friedensbruch begangen. Aufgabe des Gerichts war ſomit: die Erwirkung der Schadloshaltung und die der Wiederherſtellung des Friedens. Beide konnten urſprünglich erkauft werden. Nur das Verbrechen wider die Unverletzlichkeit des Gemeinweſens, die Gefährdung des ganzen Volks, der Verrath an deſſen Freiheit, konnte nicht durch Geld geſühnt werden, ſondern erforderte die Opferung des Schuldigen, d. h. deſſen Hinrichtung.

Demgemäß waren die Verbrechen, über welche gerichtet wurde, folgende: Offener und heimlicher Todſchlag, Leibesverletzung mit oder ohne Wunde, Waſſertauche (wenn Jemand wider ſeinen Willen unverſehens und heimlich in's Waſſer geſtürzt wurde, ohne dadurch das Leben einzubüßen), unverſehrende leibliche Gewaltthätigkeit („Fang", „Schwang", „Griff" und „Band" genannt), widerrechtliche Berührung des freien Mannes an Haar und Bart, der freien Frau an Hand und Finger, ſowie Wegwendung, Wegvertretung, Wegweigerung — ferner: Nothzucht, Raub, Diebſtahl (der ſchwerſte war Vieh- und Getreide-Diebſtahl), „Schelte" (Schimpf und Vorwurf), Brandſtiftung, Volks-, Vaterlands-, Heeres-Verrath, gleichviel ob mit der böswilligen Abſicht, dem Gemeinweſen zu ſchaden, oder aus Feigheit. Ungeſtraft konnte jedoch in urälteſter Zeit das Kind getödtet werden, wenn der Vater es nicht aufhob, ungeſtraft konnte der Leibeigene von ſeinem Herrn, konnten die Ehebrecherin und der Ehebrecher von dem beleidigten Gatten, der Nothzüchter, der einbrechende Dieb, der Mordbrenner, der Tempelräuber, der vogelfreie Verbrecher, wenn ſie auf handhafter That ergriffen wurden, von jedem Freien erſchlagen werden.

Heilig waren die Gerichtsſtätten („Malſtätten"). Innerhalb ihres Gebietes, ſowie auf den Wegen, welche zu ihnen führten, durfte der Friede nicht gebrochen werden. Unverletzlich war die Geſammtheit, welche ihre rechtliche Meinung abgab, ſowie der Richter. Tag und Sonne waren geheiligt und heiligten alle Geſchäfte; darum hieß das Gericht „Taga-dine“, die beſtimmte Ladungsfriſt „Taga-fart“, „Taga-friſt“. Gegen die Sonne wandte ſich der hegende Richter; gegen die Sonne ſtabte er dem Schwörenden den Eid. Der Tag, an welchem die Gerichtsverhandlungen vorgenommen wurden, war gewöhnlich der dem Tyr oder Ziu geheiligte dritte in der Woche.

Anfänglich lud der Kläger ſelbſt den Beklagten entweder vor einer ungebotenen Verſammlung, oder, wenn er ihn zufällig bei gebotenem Ding antraf, oder, in deſſen Wohnung, und zwar in Begleitung von Zeugen. Später lud auf Anrufen des Klägers der Richter, oder deſſen Bote, ſowohl den Beklagten, als auch die Rechtsfinder, und zwar durch die Umſendung eines Zeichens, wie die Sonne geht, von Oſten nach Weſten, eines Pfeils, eines Stockes, eines Hammers. Erſchien der Geladene nicht, ſo erfolgte eine zweite und dritte, ja bei den Ripuariern ſogar eine ſiebente Ladung. Der Kläger wartete am anberaumten Tage bis zu Sonnenuntergang auf den Geladenen und erlangte vom Gericht und den Zeugen eine Beſtätigung darüber, die „Solſadia“. Durch Zwanganwendung konnte jedoch ein Freier, wenigſtens in den meiſten Fällen, nicht vor Gericht gebracht werden. Als rechtsgültige Verhinderungsgründe („Ehaften“) galten gemeinhin: Krankheit, Haft, Tod eines nahen Verwandten, Wind, Wetter, Waſſer- und Feuernoth. Stellte ſich der Friedensbrecher auch auf die letzte geſetzliche Ladung nicht vor Gericht, ſo verletzte er durch dieſe Handlungsweiſe das Recht der Geſammtheit eben ſo ſehr, als wenn er ſich dem Ausſpruche des Gerichts nicht fügte; er machte ſich ſelbſt des Friedens des Gerichts verluſtig; er ſelbſt zog alſo die Acht auf ſein Haupt herab und das Gericht hatte ſie bloß auszuſprechen und zu vollziehen. Vollzogen konnte die Acht an jedem Orte werden, der ſich innerhalb des Gerichtsſprengels befand, nur nicht im eigenen Hauſe des Geächteten. Das bisher Geſagte bezieht ſich auf das Gaugericht. Erſchien der Friedensbrecher auch bei den jährlichen ungebotenen Volksgerichten nicht und verabſäumte er ſomit die Sühnung, dann fand er auch innerhalb der ganzen Volksgemeinde keinen Rechtsſchutz mehr.

Sollte nun das Gericht gehegt werden, ſo wurde der Ort durch Seile, die an Haſelſtäben geſpannt waren, in ſpäterer Zeit durch

Schranken umſchloſſen; man nannte dies: „die Bank ſpannen". Dann wurde der Schild am Sitze des Richters aufgehängt, hierauf Stille geboten und Friede gebannt. Auf einem Stuhl in der Mitte ſaß der Richter, nüchtern, einen Mantel über die Schultern, die Füße verſchränkt (zum Zeichen der Ruhe), einen weißen (entrindeten) Stab, das Wahrzeichen ſeiner Gewalt, in der Hand. Die Gemeinde, die Geſammtheit der freien dingpflichtigen Männer („Dingmänner", „Malmänner"), welche gleichfalls bewaffnet erſchienen, gab, wie bereits erwähnt worden iſt, ihre rechtliche Meinung ab. Gewiß führte indeſſen ſchon in früheſter Zeit das Bedürfniß der Ordnung zu dem Gebrauch: aus der Geſammtheit einzelne durch beſondere Begabung ausgezeichnete Männer zu erwählen, welche Vorſchläge zur Entſcheidung der Rechtsfälle an die Geſammtheit brachten. Aus dieſem Brauch entwickelte ſich das Schöffen-Amt. Die Schöffen ſaßen gewöhnlich auf einer Bank (Schöffenbank); wenn auf Stühlen, dann befand ſich der Richter auf einem höheren.

War Stille geboten und Friede gebannt, ſo begann der Rechtsſtreit mit der Anklage; auf ihr beruhte der Grundgedanke des Rechtsverfahrens. Das Wort „Klage" ſelbſt weiſt darauf hin; die anrufende Trauerklage forderte das Gericht zur Erwirkung der Sühne auf. Die Trauerklage warf aber auch einen dunklen Flecken auf das höchſte Gut des Freien, auf ſeine Ehre. Hatte alſo die Klage Sühne zu verlangen, ſo hatte auch der Beklagte das Aergſte, das ihn betreffen konnte, nämlich den angedrohten Verluſt der Ehre von ſich abzuwenden. Auch er war gleichſam angegriffen, ſo lange der Vorwurf nicht bewieſen war; es lag ihm ebenſoviel daran, durch ein Zurückſchlagen des Angriffs ſein höchſtes Gut zu retten, als dem Kläger, Genugthuung zu erhalten. Dieſer Wechſelbeziehung beider Anſchauungen entſprach nun die Art, in welcher die Thatfrage entſchieden wurde.

Die peinliche Anklage wurde mit lautem Geſchrei erhoben, wie denn auch dem fliehenden Uebelthäter die Rufe folgten: „Diebio", „Mordio", „Feindio", „Feurio", „Hilfio", „Wâfen", „Heil", Heila, ô Heil, Heilal", „Zeter", „Jodute". Bei der Klage auf Mord traten alle zum Wehrgeld berechtigten Verwandten des Erſchlagenen gerüſtet vor Gericht, erhoben dreimal das Wehgeſchrei und zogen dreimal die Schwerter; die Klage geſchah über der Leiche, darum brachte der Kläger, dem die Vollziehung der Blutrache oblag, den Ermordeten mit ſich vor Gericht.

Da die Klage als ein gegen die Ehre des Beklagten gerichteter Vorwurf erſchien, ſo hatte der Beklagte ſeine Schuldloſigkeit zu beweiſen, wenn anders nicht ſchon der Umſtand unwiderleglich gegen ihn ſprach, daß er bei Verübung der That von dem Kläger gefunden, gefaßt und vor's Gericht gebracht worden war. Der Ankläger hatte zwar allerdings ein Recht, aber nicht auch eigentlich die Pflicht, ſeine Anklage zu beweiſen, und ſo konnte er denn kraft des Erſteren Zeugen zum Beweis ſeiner Klage vorbringen. Den Beweis für ſeine Unſchuld zu führen, ſich von der Beſchuldigung zu reinigen, war dagegen für den Angeklagten nicht ſowohl Recht als Pflicht, und zwar nicht ſowohl gegen ſich ſelbſt, ſondern vielmehr gegen ſeine Familiengenoſſen.

Die Vertheidigung des Angeklagten beſtand zunächſt darin, daß er ſein Manneswort gab. Er bekräftigte es durch den Eid, indem er einen Gott oder mehrere zu Zeugen der Wahrheit aufrief und, während er die Eidesformel ſprach, zugleich einen auf die angerufenen Götter ſich beziehenden Gegenſtand, oder einen ſolchen, welcher ſich auf die Strafe des Meineids bezog, berührte. Er mußte freie Männer finden können, welche aus Ueberzeugung beſchwören durften, daß ſie der von ihm ausgeſprochenen feierlichen Verſicherung ſeiner Unſchuld Glauben ſchenkten. Männer, mit welchen er im engſten Familien- und Rechtsverbande ſtand, konnten dies am Beſten wiſſen, eben ſie waren am Weſentlichſten betheiligt, daß durch einen Meineid nicht die Ehre der ganzen Sippe, des ganzen Rechtsverbandes beeinträchtigt wurde; ihr beſchworenes Zeugniß zu Gunſten der Wahrhaftigkeit des Angeklagten war alſo, inwiefern der Rechtsſtreit als Kampf betrachtet wurde, gleichſam eine Kampfeshülfe. Dieſe Männer nun, welche beſchworen, daß ſie an die Wahrhaftigkeit des Schwures glaubten, den der Angeklagte ablegte, hießen „Eidhelfer“ (consacramentales, conjuratores). So wurde denn der Eid, durch welchen der Angeklagte ſeine Unſchuld bewies, durch die Eideshelfer verſtärkt. Ihre Zahl betrug gewöhnlich ſechs; bei ſchweren Verbrechen jedoch ſtieg ſie auch, und zwar nach Berückſichtigung des betreffenden Wehrgeldes, je um ſechs, in einzelnen Fällen bis auf 72 und 80.

In Fällen, wo der Angeklagte keine Eidhelfer fand, oder ſich nicht losſchwören durfte, oder ſich gegen einen Zeugenbeweis nicht losſchwören konnte, oder der Ankläger dem Worte des Angeklagten und ſeiner Eidhelfer nicht traute, griff man nach einem andern Beweismittel. Das war das Gottesurtheil („Ordal"); die Gottheit ſelbſt ſollte über Schuld und Unſchuld entſcheiden. Die Arten des Gottesurtheils waren verſchieden. Die erſte war der Zweikampf. Nur freie Männer waren dazu berechtigt; der Ankläger durfte in dem oben bezeichneten Falle auf dies Beweismittel antragen. War die angeklagte Perſon eine Frau, ſo kämpfte ein freier Mann für ſie. Fand eine Frau keinen Kämpfer oder wurde ein Unfreier nicht durch ſeinen Herrn mit Eid und Eidhelfern vertreten, ſo fanden andere Arten des Gottesurtheiles ſtatt. Eine ſolche war das Feuerurtheil; man glaubte, daß die Unſchuld bewieſen ſei, wenn ein Glied oder der ganze Leib vom Feuer oder glühenden Metall unverſehrt blieb. Eine andere Art war das Waſſerurtheil. Der Angeklagte mußte einen Ring oder Stein aus einem Keſſel voll ſiedenden Waſſers herausholen; blieb die Hand unverſehrt, ſo betrachtete man dies als einen Beweis der Schuldloſigkeit; — oder der Angeklagte wurde mit einem Seil um den Leib in's Waſſer geworfen; ging er unter, ſo hielt man ſeine Unſchuld für erwieſen, ſchwamm er dagegen oben, ſo galt dies für einen Beweis ſeiner Schuld. Eine uraltheidniſche Art des Gottesurtheiles beſtand darin, daß beide Theile mit auferhobenen Händen unbeweglich an einem heiligen Baume ſtehen mußten; welcher von ihnen nun zuerſt die Hände rührte oder ſinken ließ, der hatte verloren und der Andere galt als Sieger; nach Einführung des Chriſtenthums wählte man bei dieſem Gebrauch ſtatt des heiligen Baumes das Kreuz. Als Gottesurtheil betrachtete man es endlich auch, daß die Wunden eines Erſchlagenen zu bluten begannen, wenn der Mörder ſich der Leiche nahte oder ſie berührte. — Außer den beiden angeführten Beweismitteln, dem Eid mit Eidhelfern und dem Gottesurtheil, und außer der Ueberführung des Angeſchuldigten, wenn er auf handhafter That ergriffen worden war, galt noch das, wenn die ganze Gemeinde die That bezeugte. — Von den zur Verurtheilung eines Verbrechers nöthigen Erforderniſſen nannte man das Eingeſtändniß „gichtigen Mund", die Betretung über der Miſſethat „handhafte That" und die Vorzeigung des

Gegenſtandes, an welchem das Verbrechen begangen worden war „blickenden Schein“.

War der Beweis geführt, ſo ſtellte der Richter die Frage an die Gemeinde und dieſe erklärte nun ihre rechtliche Meinung, ſie fand das Urtheil und beſtimmte die Buße. Wurde das Urtheil angefochten („geſcholten“), ſo mußte dies ſogleich geſchehen; denn gemeiniglich folgte der Findung des Urtheils unmittelbar deſſen Rechtskräftigerklärung und Vollſtreckung, — nämlich beim Rechtsſtreit um liegende Habe die Weiſung des Verfällten aus dem Beſitz und Deſſen, dem das Recht zugeſprochen wurde, in denſelben, — beim Rechtsſtreit über fahrende Habe die Wegnahme und Pfändung, — in Fällen des peinlichen Rechts die Vollziehung der Strafe. Die Gerichtsſitzung wurde mit einem Gelage beſchloſſen.

Durch die Bezahlung des Wehrgeldes und Friedensgeldes waren jene Verbrechen, welche wider die Unverletzlichkeit der Perſon an Leib, Leben, Ehre und Eigenthum begangen worden, vollſtändig geſühnt, und es erfolgte keine weitere Strafe an Leib, Leben oder Ehre; in der Urzeit widerſtrebte eine ſolche eben dem hohen Begriff von der Unverletzlichkeit der Perſon. Ein Friedensverhältniß trat ſelbſt zwiſchen den Erben des Ermordeten und dem Mörder ein. Wir beſitzen noch Sühneformeln, deren Faſſung zwar die Umbildung einer ſpäteren Zeit iſt, deren Inhalt jedoch noch aus der älteſten ſtammt. Eine nordiſche Sühneformel lautet alſo: „Sie ſollen theilen miteinander Meſſer und Braten und alle Dinge, wie Freunde und nicht wie Feinde. Wer das bricht, ſoll landflüchtig und vertrieben ſein, ſo weit Menſchen landflüchtig ſein können, ſo weit Feuer brennt und Erde grünt, Kind nach der Mutter ſchreit und Mutter Kind gebiert, Holz Feuer nährt, Schiff ſchreitet, Schild blinket, Sonne den Schnee ſchmelzt, Feder fliegt, Föhre wächſt, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und der Wind wehet unter beiden ſeinen Flügeln, Himmel ſich wölbt, Welt gebaut iſt, Winde brauſen, Waſſer zur See ſtrömt, und die Männer Korn ſäen; ihm ſollen verſagt ſein guter Leute Gemeinſchaft und jederlei Wohnung. Aber die Sühne ſoll beſtehen für ihn (den gefriedeten Mörder) und ſeine Erben, geborene und ungeborene, erzeugte und unerzeugte, genannte und ungenannte, ſo lange die Erde iſt und Menſchen leben. Und wo beide Theile ſich treffen, zu Waſſer oder Land, zu Schiff oder auf Klippe, zu Meer oder auf Pferderücken, ſollen ſie theilen miteinander Ruder und Schöpfe, Grund oder Diele, wo es Noth thut, und freundlich unter einander ſein, wie Vater gegen Sohn und Sohn gegen Vater in allen Gelegenheiten.“ Eine friſiſche Sühneformel lautet alſo: „Dat ſweer ik, dat ik deze ſoene houden zal ende doen houden zal, voor den geboiren ende voor den ongeboiren, alſo verre als die ſonne op en toe gaat ende eik in velde ſtaat ende water over land (ſand) gaat.“

Das bisher Geſagte iſt nur in Bezug auf die Freien zu verſtehen. Das einzige Verbrechen, wofür auch dieſe mit einer Strafe, und zwar mit der Todesſtrafe belegt wurden, war der Volks-, Landes- und Heeresverrath. Solche Verbrecher wurden verhüllten Antlitzes an Bäumen oder Galgen, die auf dem Berge oder an der Wegſcheide gegen Mitternacht ſtanden, mittelſt der Wiede gehängt, oder durch fahrende Wagen gerädert, oder auf dem Block, gleich wie auf dem Opferaltare, mit „Barte“ (Beil) und Schlegel enthauptet, oder geſteinigt, oder in Sümpfe und Koth verſenkt und Dorngeflecht auf ſie geworfen. Die Hinrichtung mußte vor Sonnenuntergang geſchehen. In der älteſten Zeit, als ſie noch wie eine Opferung gleich jener der Kriegsgefangenen betrachtet wurde, wurde ſie von den Prieſtern vollzogen, welche auch im Kriege allein das Recht hatten zu feſſeln und zu geißeln. Später wurde ſie durch das Volk, noch ſpäter durch den Gerichtsboten vollzogen.

Für die Unfreien gab es ſchon in der Urzeit Strafen, und zwar äußerſt harte und grauſame, Todesſtrafen mancherlei Art, Verſtümmlungen, Geißelhiebe. In ſpäterer Zeit verdunkelte ſich der urſprüngliche Grundgedanke der Buße immer mehr und dagegen trat die Anſchauung hervor, daß auch jene Verbrechen, welche man früherhin nicht als öffentliche betrachtet hatte, ſolche ſeien. Da trat denn auch in Bezug auf die Freien die Strafe an Leib, Leben und Ehre an die Stelle der Buße. Dieſe Umwandlung ſtand mit jener der alten gemeindeartigen Verfaſſung im engſten Zuſammenhange. Als ſich die Zahl der Gemeinfreien verminderte, als die Selbſtregierung unter dem wachſenden Einfluß eines Heerkönigthums erloſch, welches ſich auf die Macht der Gefolge ſtützte, da vermehrte ſich bei der allgemeinen Gewaltthätigkeit und Verwilderung die Zahl, da ſteigerte ſich die Härte der Strafen; da erſt übte ſich die Rache im Erfinden der ausgeſuchteſten Qualen und die Strafe ſollte nun, was der altgermaniſchen Rechtsanſchauung ganz ferne lag, zugleich Mittel für einen Zweck ſein, ſie ſollte nämlich vor Begehung von Verbrechen abſchrecken.

10. Heerverfaſſung.

Bei den Germanen bildete das ganze Volk, d. h. die Geſammtheit der vollberechtigten waffenfähigen Freien, das Heer. Die Heeresgliederung entſprach genau der Volksgliederung. Gleichwie die Volksgemeinde aus den Gaugemeinden beſtand, die durch ein lebendiges Einheitsband zuſammengehalten waren, ſo wurde das Volksheer dadurch gebildet, daß jeder einzelne Gau eine beſtimmte Anzahl von Streitern zu Fuß ſtellte. Eine ſolche Gauabtheilung von Fußvolk hieß die „Hunderte"; aus dieſen Hunderten beſtand das Fußvolk und das war der eigentliche Kern des Heeres. Zu Roß kämpften wohl nur die Adelinge und die reicheren Gemeinfreien. Innerhalb der Heerhaufen ſtanden die Angehörigen einer Sippe und die Mitglieder eines edlen Geſchlechts als nächſte Streitgenoſſen in Rotten geſchaart. Den Herren mußten ihre Leibeigenen, ſchlechter bewaffnet, folgen. Auch die Freigelaſſenen zogen mit ihren früheren Herren, oder wenn ſie ihre Freilaſſung einem König verdankten, als deſſen nächſte Umgebung, mit in's Feld. Bei den kriegeriſchen Wanderungen eines ganzen Volkes oder des größeren Theiles eines ſolchen befanden ſich die Frauen mit den Kindern auf Wagen, welche auf dem Schlachtfeld Verſchanzungen bildeten. Bei Volkskriegen, welche nicht jenen Zweck hatten, insbeſondere bei ſolchen, welche um der Landesvertheidigung willen geführt wurden, brachte man die Frauen, Kinder und Greiſe vorher in Sicherheit.

Die Führer der von den Gauen geſtellten Abtheilungen konnten nur die Gauobrigkeiten oder Stammesfürſten ſein, welche ſonſt mit der richterlichen und mit der vollziehenden Gewalt beauftragt, bei der Landes- oder Volksgemeinde einen engern Rath bildeten. Der Feldherr (oder „Herzog") wurde, wie bereits erwähnt worden iſt, von der ganzen Volksgemeinde für die Dauer des Krieges erwählt; jene

Führer der einzelnen Heeresabtheilungen bildeten, wie es ſcheint, einen Kriegsrath, deſſen Meinung der Feldherr hörte.

Wie das Aufgebot zum Gericht, ſo erging auch das zur Heeresfolge durch Ausſendung des Heerpfeiles oder des Speeres von Sippe zu Sippe, von Gemeinde zu Gemeinde; die Weigerung, Heeresfolge zu leiſten, ſowie das feige Verlaſſen des Heeres wurden als ſchwerſte Verbrechen wider die Volksgemeinde betrachtet und beſtraft. Ueber Erhaltung der Zucht beim Heere wachten, wie wir bereits wiſſen, die Prieſter, welche die heiligen Bilder und Zeichen in's Feld brachten, die wahrſcheinlich zugleich als Fahnen galten, den Willen der Götter darüber erforſchten, ob und zu welcher Zeit eine Schlacht geliefert werden ſollte, und welche überhaupt dem Kampfe die Weihe gaben.

Das Lager („Heriſtal“) wurde meiſtens auf Anhöhen geſchlagen und mit Verhauen umgeben. Die Schlachtordnung war von der Art, daß die einzelnen Heerhaufen keilförmig aufgeſtellt waren und ſich raſch zu einem einzigen gewaltigen Keil vereinigen konnten. Die Reiterei war truppweiſe zwiſchen dem Fußvolk aufgeſtellt. Der Angriff geſchah mit wildfreudigem Ungeſtüm unter weithinſchallendem Kriegsgeſang. Im heißen Drang des Gefechts ſprangen die Reiter oft von den Roſſen und kämpften mit dem Fußvolk vermiſcht. Trefflich verſtanden ſich die Germanen darauf, den Feind durch ſcheinbare Flucht auf einen Boden zu locken, der ihm ungünſtig war und wo ſie ihn nicht bloß zu ſchlagen, ſondern völlig zu vernichten vermochten. Nicht ſelten aber verloren ſie ſelbſt dadurch den Sieg, daß ſie ſich allzufrüh ſchon Sieger dünkten und der Beuteluſt überließen. Die Belagerungskunſt war bei den Germanen wenig ausgebildet; ſie umſchloſſen die belagerten Orte mit Gräben, legten Sturmleitern an und unternahmen den Angriff unter dem Schutz von Sturmdächern.

11. Treue-Verhältniſſe.

Gefolge.

Eine eigenthümliche Einrichtung, welche ſpäterhin weſentlich zur Umgeſtaltung der Staatsverfaſſung beigetragen hat, war das Gefolgeweſen. „Gefolge" nannte man eine Genoſſenſchaft von Waffengefährten, welche einen Gaufürſten umgab und im Verhältniß perſönlicher Treue zu demſelben ſtand. In dieſen engeren Kreis der fürſtlichen Waffengefährten wurden ſowohl ältere erprobte Helden, als auch Jünglinge von adliger Abkunft, Söhne ruhmreicher Väter aufgenommen, welche die Kunſt des Krieges erlernen und ſich frühzeitig den Preis der Tapferkeit erringen wollten. Sie ſchwuren dem Fürſten als Gefolgherrn den Eid der Treue, ohne daß jedoch dadurch ihre Freiheit beeinträchtigt wurde; unter ſich bildeten ſie eine innige Lebensgemeinſchaft ſowohl im Krieg als im Frieden, welche zwar dauernd, aber nicht unauflöslich war. Im Kriege kämpften die Gefolgshelden, meiſt hoch zu Roß, an der Seite des Gefolgherrn; ſein Ruhm war ihr Ruhm, ſein Leben ihr Leben. Ewige Schande traf den, der ſeinen Gefolgherrn verließ; in mancher heißen Schlacht ward der Sieg durch die Waffenbrüderſchaft entſchieden, auf manchem Wahlplatz lag der gefallene Fürſt inmitten des Leichenwalles, welchen ſein erſchlagenes Gefolge bildete; ja ſelbſt wenn er gefangen ward, theilte dieſes freiwillig ſein hartes Loos. Aber auch im Frieden, auf der Brautfahrt, zum Gelage, begleiteten ihn die Waffengefährten, kriegeriſch und trutzig anzuſchauen. Als höchſte Ehre galt Jedem der nächſte Platz an ſeiner Seite. Ausrüſtung und Unterhalt erhielten ſie von ihm, und außer dem Ruhm war der Antheil an der Beute, welchen er ihnen zuwies, ihr Lohn. Ein großes tapferes Gefolge begründete und erhielt des Fürſten Anſehen bei fremden Völkern; es erhöhte aber auch deſſen Macht und Einfluß beim eigenen Volke in einer die urſprüngliche Gemeindeverfaſſung gefährlich bedrohenden Weiſe. Bei Völkerſchaften, wo ein König waltete, hatte dieſer, wie ſich von ſelbſt verſteht, gleichfalls ein Gefolge, deſſen Ergebenheit ihm zur immer größeren Erweiterung ſeiner Macht dienen konnte. Es begünſtigte ihn dabei das ihm zuſtehende Recht, Leibeigene freizulaſſen; da die Aufnahme in ſein Gefolge und die Stellung zunächſt an ſeiner Seite die höchſte Ehre verlieh, ſo erlangten Freigelaſſene, welche in ſein Gefolge traten, einen Rang, der ſie dem des alten Geſchlechtsadels gleichſtellte. Durch ſolche Vortheile, wie durch den des Antheils an der Beute knüpfte er ſeinen eigenen Vortheil feſt an ihre Treue. Wahrſcheinlich ſtand auch dem für die Dauer eines Krieges gewählten Feldherrn oder „Herzog" das Recht zu, ein Gefolge zu halten; ſtammte er aus einem Adelsgeſchlecht, ſo beſaß er dies Recht gewiß.

Treuefolge bei Beutefahrt, Wanderung und Werbung.

Ein anderes Verhältniß, durch welches ſich Viele freiwillig einem Einzelnen zu Treue und Gehorſam verpflichteten, war folgendes.

Da dem Freien nichts ſo hoch galt als der Kampf, bei welchem Ruhm und Beute zu holen waren, ſo trat oft in der Volksverſammlung ein erprobter Held auf und erklärte: er wolle eine Fahrt auf Abenteuer unternehmen, wer ihm folgen, wer Glück und Ruhm mit ihm erkämpfen wolle, der möge es ſagen. Gefiel der Vorſchlag und der Führer, ſo erhoben ſich unter dem Beifall der Menge Diejenigen, welche bereit waren, zu Land oder See mit ihm auszuziehen. An ſolchen fehlte es nie, denn zahlreich waren die jüngeren Söhne der Freien, welche die lange träge Muße daheim verdroß, zahlreich waren auch die Freigelaſſenen, welche bei ſolcher Heerfahrt, wenn eine Eroberung glückte, entweder eignen Grundbeſitz in der Fremde zu gewinnen, oder doch ſo viel Beute zu erhalten hofften, daß ſie im Stande waren, ſich in der Heimat einen eigenen Grundbeſitz, dieſe Grundlage des Herrenſtandes, zu erwerben. Indem ſie ſich nun bereit erklärten, dem Adeling oder Gemeinfreien, der ſich ihnen zum Hauptmann anbot, auf der Heerfahrt zu folgen, verpflichteten ſie ſich, ihm für die Dauer derſelben treu und gehorſam zu ſein; er hinwieder verband ſich, ihnen den Antheil an der Beute oder am Landbeſitz zu überweiſen. Dies Verhältniß zwiſchen dem Hauptmann und dem freiwillig zuſammengetretenen Heerhaufen hatte demnach mit dem Gefolgweſen die Aehnlichkeit, daß es auf perſönlicher Treue beruhte; denn auch hier galt es für die größte Schmach, den Hauptmann im Leben und Tod zu verlaſſen. Es unterſchied ſich jedoch von dem Gefolgeweſen dadurch, daß es keine dauernde Lebensgemeinſchaft begründete. Aus ſolchen Aufgeboten Freiwilliger zu Beutefahrten ſind manche große und dauernde Eroberungen hervorgegangen, wenn der glückliche Erfolg des erſten Raubzuges, wovon die Kunde in die Heimat drang, ſtets neue Auszüge veranlaßte. Auch wenn eine Gaugemeinde ſich von dem übervölkerten Boden losriß, um ſich eine neue Heimat zu erobern, wenn alſo eine kriegeriſche Auswanderung begonnen werden ſollte, wurde der Führer derſelben durch allgemeine Zuſtimmung ermächtigt und die Streiter verpflichteten ſich ihm zu Treue und Gehorſam. War aber das Ziel erreicht und die Niederlaſſung vollbracht, ſo erloſch dies Verhältniß wieder.

Ein ähnliches Verhältniß trat ſpäter, nachdem die Germanen mit den Römern bekannt geworden waren, in dem Falle ein, wenn ein Fürſt oder Adeling die wehrhaften Männer aufforderte, ſich um ihn zu ſchaaren, um unter ſeiner Führung in Solddienſte bei den Römern zu treten.

12. Völkerbünde.

Den germaniſchen Völkern der Urzeit war, wie bereits erwähnt worden, das Bewußtſein noch nicht aufgegangen, daß ſie alle, wie durch gemeinſamen Urſprung untereinander verwandt, ſo in der gemeinſamen Sprache und Weltanſchauung ein lebendiges Einheitsband beſaßen, daß ſie ihre große Gemeinſamkeit treu und feſt wie Brüder unter ſich in der wärmſten Innigkeit, nach außen hin aber mit der vollſten Aufwendung der Geſammtkraft geltend zu machen hätten; ſie ahnten den Weltberuf des germaniſchen Geſchlechts noch nicht, und deßhalb gab ſich bei ihnen der ihnen eigenthümliche Geiſt der Selbſtbeſtimmung, der ſich, wie aller Geiſt, erſt durch Entwicklung zur Höhe einer Weltſtellung emporſchwingt, in ſeiner unterſten Entfaltung bloß als Sondergeiſt kund, in dem Streben jeder einzelnen Völkerſchaft nach Behauptung der Selbſtſtändigkeit. Noch ſah jede ſolche nicht über ihren engeren Kreis hinaus; und wie nahe lag doch der Gedanke an die Weiterausbildung jener einfachen und naturgemäßen Gliederung der Volkseinheit, die ſich aus den Markgenoſſenſchaften und Gaugemeinden erſchuf, zu einer großen germaniſchen *Völkereinheit*! Welch' eine Weltmacht würde dem über drei Welttheile ſeine Herrſchaft ausbreitenden Römerreiche gegenüber geſtanden haben, wenn die germaniſchen Volksgemeinden, jede durch ihre weiſeſten und edelſten Männer vertreten, in ähnlicher Weiſe wie die Gaugemeinden bei der einzelnen Volksgemeinde, die höchſten Angelegenheiten des ganzen germaniſchen Geſchlechts gewahrt hätten. Es war nur *ein* Schritt weiter; aber die Völker jener Tage vermochten ihn nicht zu thun, weil ihnen noch der von der Weltbildung durchleuchtete und in ihr verklärte allgemein menſchliche Sinn fehlte, welcher zu der Begründung und dauernden Behauptung eines ſolchen Verhältniſſes erforderlich iſt. Und dennoch — kaum traten die germaniſchen Völkerſchaften aus der ſtillen Abgeſchloſſenheit, in welcher ſich ihre Entwickelung ſo lange bewegt hatte, auf den weltgeſchichtlichen Boden heraus, — ſiehe: da war das erſte Lebenszeichen, welches die eiſerne Nothwendigkeit ihnen abzwang, die *Volkseinheit*, durch welche die einzelnen Völkerſchaften ihre Selbſtſtändigkeit keineswegs verloren, ſondern vielmehr behaupteten. Zwar umfaßte der *erſte* germaniſche Völkerbund nur die zunächſt ſtammverwandten im Norden Deutſchlands, zwar löſte er ſich alsbald wieder auf, ſowie die Gefahr vorüber war, welche ihn in's Leben gerufen hatte. Aber er bleibt uns für alle Zeiten wichtig, nicht bloß deßwegen, weil durch ihn Deutſchlands Selbſtſtändigkeit gerettet ward, ſondern auch, weil er im Kleinen zeigt, was Deutſchland im Großen werden kann, wenn der Gedanke, welchen Armin der Cheruſker verwirklichte, von den Geſtaden der Nord- und Oſtſee bis zu den Alpen, von den Vogeſen bis zum Niemen, in jedes deutſchen Mannes Seele lebt. **Der norddeutſche Völkerbund mit der Teutoburger Siegesſchlacht iſt der eigentliche Anfang der deutſchen Geſchichte.**

13. Folgen des Vordrängens der Germanen gegen die Kelten.

Jener Theil des keltiſchen Geſammtgeſchlechts, welcher ſich über die britiſchen Inſeln ausbreitete, hatte urſprünglich auch die Küſtenländer vom rechten Ufer des Niederrheins bis zur jütiſchen Halbinſel hin inne und hieß der „cymriſche" oder „kimbriſche". Dieſe Kimbern wichen vor den Germanen, welche von Oſten her andrängten und auf den genannten Landſtrecken ſeßhaft wurden, nach Weſten zurück; ſie vertrieben die galliſchen Kelten von ihren Gebieten und behaupteten ſich auf denſelben unter dem Namen der „Belgen". Die vertriebenen Gallier, in der den Kelten ſo eigenthümlichen Beweglichkeit, zogen, etwa um das Jahr 400 vor Chriſtus, ſüdwärts, und zwar ein Theil unter Anführung des Belloves, nach Oberitalien; ein anderer unter Sigoves nach dem hercyniſchen Walde; beide ließen ſich in den Landſtrichen, welche ſie erreicht hatten, dauernd nieder. Zu dem letzteren Theil gehörten die Helvetier, welche die Gegenden zwiſchen dem Rhein und Main, und die Bojer, welche jene zwiſchen dem Main und der Donau, ſowie das heutige Böhmen (Bojenheim) einnahmen. Außer dieſen beiden zogen andere Stämme der durch die Kimbern vertriebenen Gallier noch weiter nach Oſten; ſo ſiedelten ſich die Taurisker und die Skordisker in den Gegenden zwiſchen der Save, der Donau und dem Inn und die Baſtarnen in den Ueberdonauländern an den Strommündungen an, wo ſie ſich, wie bereits früher erwähnt worden iſt, mit den germaniſchen Sciren verbanden und allmälig vermiſchten.

Dieſen nach dem Oſten gezogenen Galliern hatten ſich auch Belgen oder Kimbern angeſchloſſen, welche ſich an den Küſten des ſchwarzen Meeres niederließen. Sie ſahen ſich jedoch durch verſchiedene Ereigniſſe genöthigt, ihre neue Heimat im Oſten aufzugeben, und ſchlugen den Rückweg nach Weſten ein. Da kamen denn die Kimbern wieder zu den Skordiskern, berührten die Bojer und zogen in's Land der Taurisker, welches die Römer Noricum nannten. Als ihre Weggenoſſen werden die Teutonen genannt. Am Südabhang der ſteyeriſchen Alpen trafen ſie (im Jahr 113 vor Chriſtus) mit einem römiſchen Heere zuſammen, welches ſie überfiel, nachdem man ſie unter dem Anſchein gütlicher Uebereinkunft arglos und ſicher gemacht hatte. Sie rächten die Treuloſigkeit durch Niederlage und Zerſprengung des Römerheeres, verfolgten aber die Beſiegten nicht, ſondern zogen nach Weſten weiter und erreichten endlich die Helvetier. Dieſe, ſowie die Tigurener und Toygener machten mit ihnen gemeinſame Sache; deßgleichen die Ambronen, ein gleichfalls keltiſches Volk, welches mit den Ligurern, die Oberitaliens ſüdweſtlichſten Theil inne hatten, verwandt war. Der große Völkerwanderzug drang nun über den Oberrhein in Gallien ein und traf dort abermals mit Römerheeren zuſammen; die heimatloſen Wanderer verlangten von Rom Landbeſitz und boten ſich dafür zu Bundesgenoſſen an. Aber Rom, welches bereits den ſüdlichen Küſtenſtrich Galliens erobert und in eine Provinz ſeines Reiches verwandelt hatte (die heutige Provence), wies das Anerbieten zurück. Da wandten ſich die kriegeriſchen Völkerſchaften gegen die Römer und ſchlugen, ja vernichteten deren Heere in den Jahren 109, 107, 105. Dann fielen die Kimbern in Spanien ein, während die Teutonen in Gallien zurückblieben. Ungeheurer Schrecken hatte die ſtolze Weltherrſcherin Roma erfaßt; verzweifelnd glaubten ſchon Viele das Ende der Tage nah, denn ſie gedachten jener Zeiten, als Gallier ſiegreich in die Siebenhügelſtadt eingezogen waren, und ſie erwarteten nichts Anderes als einen Einfall dieſer kimbriſch-teutoniſchen Völker in Italien. Allein Rom wurde gerettet, und zwar dadurch, daß die Kimbern, welche ſich nach ihrer Rückkehr aus Spanien im Jahr 102 mit den Teutonen wieder vereinigten, beſchloſſen, den Einfall in Italien nicht mit der ungeheuern Geſammtmacht zu unternehmen, ſondern dieſe zertheilten. Die Kimbern ſollten nämlich durch das Gebiet der tridentiniſchen Alpen gegen Italien vordringen, während die Teutonen und Ambronen unmittelbar durch das der Seealpen dahin einzubrechen beſchloſſen. Dieſe letzteren, die Teutonen und Ambronen, vernichtete Cajus Marius, welcher damals zum vierten Mal die höchſte Staatswürde in Rom, das Conſulat, verſah, in der Schlacht bei Aquae Sextiae (in der Gegend des heutigen Aix in der Provence); — die Kimbern wurden im Jahr 101 von ihm und Q. Lutatius Catulus mit vereinigten Heereskräften auf den raudiſchen Gefilden bei Vercellae (Vercelli) vollſtändig beſiegt.

Dieſen Krieg der Kimbern und Teutonen mit den Römern haben die meiſten unſerer Geſchichtſchreiber bisher für das erſte Auftreten der Deutſchen in der Weltgeſchichte gehalten und als ſolches dargeſtellt. Allein nach den neueſten wiſſenſchaftlichen Forſchungen iſt man berechtigt, dieſe Annahme für irrig zu halten. Sie wurde hauptſächlich dadurch veranlaßt, daß die ſpäteren Schriftſteller der Römerzeit in jenen norddeutſchen Gegenden, aus welchen nach früheren Ueberlieferungen jene Kimbern gekommen waren, einzig und allein germaniſche Völker fanden; die älteren Schriftſteller dagegen, welche den für Rom ſo wichtigen Ereigniſſen näher ſtanden, nannten die Kimbern und Teutonen ausdrücklich „Galler", „Kelten", oder doch „Kelto-Scythen". Auch die äußerliche Aehnlichkeit der Kelten mit den Germanen mag zu der Verwechslung der Erſteren mit den Letzteren beigetragen haben. Allein aus den verſchiedenen Erzählungen über jenen großen Kriegswanderzug ergibt ſich außerdem unzweideutig, daß die Völker, welche ihn unternahmen, nicht germaniſche, ſondern keltiſche Sitten und Waffen hatten, ja daß ſelbſt die Teutonen, bei welchen man aus dem Namensklang etwa auf einen deutſchen Urſprung ſchließen möchte, keltiſch ſprachen; denn der Römer Sertorius erkundſchaftete die Teutonen vor der Schlacht bei Aquae Sextiae in keltiſcher Kleidung und die keltiſche Sprache redend, deren er mächtig war. Uebrigens trügt jener Namensklang; denn das Wort „Teut" iſt keineswegs die germaniſche Sprachwurzel, aus welcher das ſpätere „thiudisk" entſtammt; dies kommt vielmehr von „thiuda" (d. h. Volk) her, ſo daß die „thiudiske" Sprache eigentlich die Volksſprache bedeutet. Dagegen iſt das Wort „Teut" als Wurzel in den Namen vieler keltiſchen Völker und Fürſten, ſowie in dem des keltiſchen (galliſchen) Gottes „Teutates" zu erkennen. Wie erwähnt, blieben die Teutonen zur Zeit, als die Kimbern in Spanien eindrangen, in Gallien, und zwar in friedlichem Vernehmen mit der Bevölkerung, bis zur Rückkehr der Kimbern; würden aber die Gallier wohl ein fremdes (germaniſches) Volk in ihrer Mitte geduldet haben? Schon der maſſiliſche Seefahrer Pytheas lernte im Norden Teutonen kennen. Dort hatten ſie als Nachbarn und Stammverwandte der Kimbern gewohnt; von dort waren ſie, wie dieſe, von den Germanen verdrängt worden. — Unſere vaterländiſche Geſchichte wird wahrlich nicht ärmer, wenn ſie den Ruhm des „kimbriſchen Schreckens", welcher die Römer erfaßte, keltiſchen Völkern überläßt, denen er gebührt, und ſich mit dem Ruhm jener Schrecken begnügt, welche unſere germaniſchen Urväter den ſtolzen Weltbeherrſchern nicht vorübergehend, ſondern weit über vier Jahrhunderte lang einflößten.

Wie die Kimbern aus ihren nördlichen Wohnſitzen vor den Germanen weiter nach Weſten zurückgewichen waren, ſo wurden ſpäter auch jene Gallier, welche ſich in den Landſtrichen zwiſchen dem Rhein und Main, dem Main und der Donau und in Böhmen niedergelaſſen hatten, nämlich die Helvetier und Bojer, von germaniſchen Völkern, nämlich von den Markomannen, nach Süden und Weſten gedrängt. Die Helvetier rückten rheinaufwärts in das ſpäter nach ihnen benannte Gebiet. Von dort ſtrebten ſie ſpäter noch weiter gen Weſten hin und beſchloſſen, mit vielen benachbarten Keltenſtämmen und mit den Bojern, welche gleichfalls vom rechten Rheinufer verdrängt waren, eine Auswanderung nach Gallien. Sie wählten den Weg über die Rhone nach Genf und wollten von dort aus in die „römiſche Provinz" (Provence) einbrechen; es war im Jahr 58 v. Chr. Doch da trat ihnen der gewaltige Römerfeldherr Cajus Julius Cäſar entgegen, welcher zwei Jahre vorher im Bunde mit Pompejus und Craſſus die oberſte Macht im römiſchen Staate erlangt und Gallien zu ſeiner Provinz erhalten hatte. Er verhinderte den Heerzug der Helvetier und zwang ſie, eine andere Richtung einzuſchlagen, nämlich durch den Jura und das Gebiet der galliſchen Sequaner und Aeduer nach der Garonne hin. Bei Bibrakte (zwei Stunden von dem heutigen Autun) überwand Cäſar die Helvetier und ihre ſtreitbaren Wandergenoſſen in einer heißen Schlacht; die Helvetier und die ihnen benachbarten Keltenſtämme ſchickte der Sieger in die verlaſſene Heimat zurück, den Bojern dagegen, deren Wohnſitze bereits von Germanen eingenommen waren, geſtattete er den Aufenthalt in Gallien. Nun wandte ſich Cäſar gegen die Germanen, welche gleichfalls in Gallien eingedrungen waren.

14. Zuſammenſtoß der Römer mit den Germanen in Gallien.

Die Veranlaſſung dazu war ein Zwiſt zwiſchen den kurz vorher erwähnten zwei mittelgalliſchen Völkern, den Aeduern und den Sequanern. Die Letzteren, welche im Stromgebiet der Sequana (Seine) wohnten, hatten zu ihrem Schutz Germanen herbeigerufen; germaniſche Völker vom großen ſueviſchen Stamme wohnten nämlich damals nicht bloß am rechten Ufer des Rheins von der Mainmündung aufwärts bis zu den Gränzen der Helvetier, ſondern zum Theil auch bereits am linken inmitten von Galliern und Belgiern, ſowohl unvermiſcht, als auch mit ihnen ſchon verſchmolzen. Auf den Ruf der bedrängten Sequaner ging der germaniſche Heerkönig Arioviſt mit ungefähr 15,000 ſtreitbaren Markomannen über den Oberrhein, und brach ins innere Gallien; bald folgten jenen neue kriegeriſche Schaaren. Durch ſolche Hülfe gewannen die Sequaner das Uebergewicht über die Aeduer, doch bald empfanden ſie jenes ihrer Helfer, deren Zahl auf 120,000 angewachſen war, über ſich ſelbſt. Unwillig, die Vorherrſchaft der Germanen zu tragen, verbanden ſie ſich mit anderen galliſchen Stämmen gegen dieſelben; aber Arioviſt ſiegte, nahm den dritten, den ſchönſten Theil des Sequanergebiets für ſich und die Seinigen und forderte das zweite Drittheil für 24,000 Haruder, welche vor Kurzem zu ihm geſtoßen waren. Nun befürchteten die galliſchen Völker, daß noch mehr kriegeriſche Germanen über den Rhein ziehen und ganz Gallien in Beſitz nehmen würden. Aber auch Cäſar's Entwürfen war die Ausbreitung der Germanen entgegen; denn er wollte ganz Gallien erobern und durch den Siegesruhm nicht bloß ſeinen Namen zum erſten im ganzen Römerſtaat machen, ſondern auch die Begeiſterung der Heere, an deren Spitze er ſtand, in eine ſo treue Anhänglichkeit an ſeine Perſon verwandeln, daß ſie ihm die Alleinherrſchaft über den römiſchen Staat erringen ſollten. Rom trug zwar noch den Namen eines Freiſtaates, aber längſt war es durch furchtbare Parteiungen zerriſſen, längſt hatte es kein der Freiheit würdiges Volk mehr, ſondern bloß einen ſelbſtſüchtigen, ehrgeizigen, habgierigen, ſchwelgeriſchen Adel und eine leichtfertige, immer tiefer in Willenloſigkeit und Entſittlichung verſinkende, genußſüchtige große Menge, welche ſtets dem zujauchzte, der ihrem Verlangen nach dem, was die Schlechteſten aller Zeiten und Völker „bürgerlichen Vortheil" und „behagliches Daſein" nennen, am meiſten entſprach, der ihr ſchmeichelte und ihre Schauluſt befriedigte. So durchkreuzten ſich auf galliſchem Boden die Entwürfe Cäſar's, für welchen die Eroberung deſſelben bloß ein Mittel zur Erlangung der Alleinherrſchaft war, und die Selbſtſucht der Germanen. Die Gallier aber empfanden den Fluch der Schwäche, der ſich an das Vergeſſen des eigenen Volksthums und an die Uneinigkeit heftet.

Zunächſt lud Cäſar den germaniſchen Heerkönig zu einer Unterredung ein. Arioviſt erwiederte in ſtolzem Selbſtgefühl: „Sucht Cäſar etwas bei mir, ſo mag er zu mir kommen; was hat er denn in meinem Gallien zu ſchaffen?" Hierauf ſtellte nun Cäſar gebieteriſche Forderungen an ihn: „fürderhin ſollten nicht mehr neue germaniſche Schaaren den Rhein überſchreiten; die Aeduer, als Freunde und Bundesgenoſſen der Römer, müßten von den Germanen die Geißeln zurückerhalten und in keiner Weiſe ferner gekränkt werden, ſonſt würde Cäſar ſich rächen." Arioviſt berief ſich in ſeiner Antwort auf das Recht des Krieges, verweigerte die Zurückgabe der Geißeln und verſprach, keinen ungerechten Krieg zu beginnen; — „Cäſar werde erfahren", ſagte er, „was unbeſiegte Germanen, in den Waffen wohlgeübt, die in vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen ſeien, durch Tapferkeit vermöchten." Solche Worte ſchreckten jedoch einen Mann wie Cäſar nicht. Er beeilte ſich, ſeinen Gegner zu einer entſcheidenden Schlacht zu drängen; denn er hatte erfahren: ein neuer Nachzug zahlreichen ſtreitbaren Volks von hundert ſueviſchen Gauen ſtehe unter Anführung der Brüder Naſua und Cimberius am rechten Ufer des Niederrheines zum Ueberſchreiten des Stromes bereit; bevor ſich nun dieſe Schaaren mit der germaniſchen Hauptmacht in Gallien am Oberrhein vereinigten, ſollte die Letztere angegriffen und überwältigt werden. In Eilmärſchen führte er deßhalb ſein Heer dem Arioviſt entgegen, und als er erfuhr, daß dieſer zur Beſetzung von Beſontio, der größten, wohlbefeſtigten, mit allem Kriegsbedarf reichlich verſehenen Stadt der Sequaner (wo heute Beſançon ſteht) anrücke, eilte er ihm voran und beſetzte die Stadt. Jetzt aber, bei der Nähe der Germanen, als Gallier und Kaufleute von den rieſigen Geſtalten derſelben, von dem Trutze ihrer Angeſichter und Blicke, von ihrer unglaublichen Tapferkeit und Waffengewandtheit erzählten, kam ungeheures Grauen über das römiſche Heer. Viele Soldaten verlangten laut die Rückkehr nach Rom, manche ſchrieben ihren letzten Willen auf und die, welche für am wenigſten verzagt gelten wollten, verſicherten: ſie ſcheuten nicht den Feind, ſondern die ſchlechten Wege, die Größe der Wälder, welche zwiſchen dem Heer und Arioviſt lägen, ſowie die Hinderniſſe der Verpflegung. Da berief Cäſar die Führer, widerlegte in hinreißender Rede die Gründe der Muthloſigkeit, verkündigte ſeinen Entſchluß des Aufbruchs und erklärte: „Wolle von den Verzagten keiner ihm folgen, ſo werde er an der Spitze der einzigen zehnten Legion, an deren Muth er nicht zweifle, den Germanen zum Kampfe entgegengehen.“ Dankend jauchzte ihm die geprieſene zehnte Legion zu, die Anderen aber entbrannten bald vor Verlangen, ihren bezweifelten Muth zu rechtfertigen. Nachdem Cäſar die günſtige Stimmung des Heeres hergeſtellt, ließ er es aufbrechen; am ſiebenten Tage ununterbrochener Märſche kam er in die Nähe Arioviſt's. Dieſer wollte Zeit gewinnen, bis die germaniſchen Schaaren von jenſeits des Rheins zu ſeiner Hauptmacht gekommen, und verlangte deßhalb eine Unterredung mit Cäſar. Auf einem Hügel, inmitten einer großen Ebene, gleichweit von beiden Lagern, kamen die beiden Feldherrn, jeder zu Roß, zuſammen; in einer Entfernung von zweihundert Schritten hatte Cäſar eine Legion, Arioviſt einen Reiterhaufen hinter ſich aufgeſtellt. Cäſar hob abermals hervor: das römiſche Volk wolle ſeine Bundesgenoſſen, die Aeduer, ſchützen. Bald erkannte er aus Arioviſt's Reden deſſen Unerſchrockenheit, deſſen Umſicht; das Geſpräch abbrechend, ſprengte er raſch zu ſeinem Heere zurück. Arioviſt, ſeinem Plan getreu, eine offene Feldſchlacht noch zu vermeiden, umging das Römerheer, ſchnitt demſelben die Zufuhr ab und vereitelte fünf Tage lang jeden Verſuch Cäſar's, ihn zu einer Entſcheidungsſchlacht zu drängen, während er ſelbſt die Römer täglich durch Reiterangriffe beunruhigte. Cäſar führte nun ſein Heer dem germaniſchen auf etwa ſechshundert Schritt nahe und ließ ein Lager befeſtigen; abermals beunruhigte Arioviſt, eine Hauptſchlacht noch immer vermeidend, den Feind durch einen kräftigen Angriff. Als aber Cäſar durch die Gefangenen vernahm: der Grund, weßhalb Arioviſt die Hauptſchlacht ſo hartnäckig vermeide, liege darin, weil die weiſſagenden Frauen einer ſolchen, würde ſie vor Neumond unternommen, unglücklichen Ausgang verkündeten, da fand er ſich um ſo mehr beſtimmt, den Feind ungeſäumt zu derſelben zu zwingen. So führte er ſein Heer in dreifacher Schlachtordnung dicht an's germaniſche Lager heran und Arioviſt ließ nun auch das ſeinige, je nach Volksgemeinden geordnet, aus dem Lager hervorrücken; eine Wagenburg umſchloß die germaniſche Schlachtordnung, auf den Wagen ſtanden die Frauen und riefen den in den Kampf ziehenden Männern die Mahnung zu, ſie nicht in römiſche Knechtſchaft fallen zu laſſen. Der Angriff war kühn, der Erfolg getheilt; während der rechte Flügel der Germanen unwiderſtehlich auf die feindliche Schlachtordnung eindrang und ſie zurückwarf, mußte ihr linker weichen. Da eilte im günſtigen Augenblick Publius Craſſus mit Reiterei dem linken Flügel zu Hülfe und verſtärkte ihn bedeutend; hierdurch wurde der Sieg für Cäſar entſchieden. Die Germanen flohen an den Rhein und Arioviſt erreichte mit dem Reſt ſeines Heeres das rechte Ufer. Dies war der Ausgang der Entſcheidungsſchlacht im oberen Elſaß im Jahre 58 v. Chr., dies das Ende der erſten germaniſchen Herrſchaft in Gallien. Die römiſche trat an ihre Stelle und breitete ſich gar bald über das ganze Land aus. Nur die ſtreitbaren Belgier, jene keltiſchen Stämme, welche ſich im Lauf der Zeiten mit Germanen vermiſcht hatten, erſchwerten dem ſiegesgewohnten Cäſar das Werk, welches er nicht bloß durch ſeine Kriegskunſt, ſondern auch durch Klugheit und Treuloſigkeit vollbrachte und welches er mit jener Unmenſchlichkeit vollendete, wodurch ſich zu allen Zeiten die Selbſtſucht ein Denkmal der Schande ſetzt, das den von elenden Zeitgenoſſen geſpendeten Beifall und Ruhm lange überdauert.

15. Erſte Rheinübergänge der Römer.

Zwiſchen dem Main und der Lahn hatten zwei engverbundene germaniſche Völker gewohnt, die Uſipeter (oder Uſipier) und die Tenchterer. Durch ein anderes, die Chatten, aus dieſen Sitzen verdrängt, waren ſie, neue ſuchend, eine Zeitlang auf deutſchem Boden umhergewandert; endlich zogen ſie, um doch eine Heimat zu gewinnen, über den Rhein nach Gallien. Aber dort trat in der Gegend, wo Rhein und Maas ſich verbinden, ihnen Cäſar entgegen und entbot ihren Geſandten: beide Völker möchten über den Rhein zurückkehren und zwar zu den germaniſchen Ubiern, welche am rechten Ufer des Niederrheins wohnten und, von den mächtigen Sueven bedrängt, ihn um Hülfe gegen dieſe gebeten hatten. Cäſar gelobte den Geſandten: er wolle ſein Heer ſo lang nicht voranführen, bis ſie ihren Völkern dieſen Vorſchlag gemeldet und ihm deren Entſchließung wiedergebracht hätten. Doch ſiehe: bald überraſchten 5000 römiſche Reiter, welche ſeinem Heere voranzogen, 800 germaniſche; es kam zum Treffen, die Germanen ſiegten; Cäſar aber bezüchtigte ſie nun der Treuloſigkeit, und als am anderen Morgen ihre Führer zu ihm ins Lager kamen, nahm er ſie gefangen. Dann brach er eilig auf, überraſchte die Germanen, welche in völliger Sicherheit der Nachrichten harrten, ließ die Argloſen niederſtrecken und verfolgte die fliehenden Männer, Weiber und Kinder bis in die Enge zwiſchen Maas und Rhein. Dort fanden ſie theils in den Fluten, theils durch's Schwert ein raſches Ende, — ein glücklicheres Loos als die Gefangenſchaft, welche die Ueberlebenden traf! Nur der Reiterei der Uſipeter und Tenchterer, welche über die Maas vorgedrungen war, gelang es, ſich über den Rhein zu retten. Sie fand bei dem germaniſchen Volk der Sigambrer, welche ſüdwärts von der oberen Ruhr wohnten, eine Freiſtätte. Cäſar verlangte nun von den Sigambrern die Auslieferung ihrer Schützlinge; doch ſie gaben ihm die Antwort: „Der Rhein begränzt die Römerherrſchaft; will Cäſar nicht, daß Germanen nach Gallien kommen, ſo hat auch er über'm Rhein nichts zu ſuchen.“ Cäſar beſchloß aber, zu zeigen, daß Rom keine Gränzen ſeiner Herrſchaft kenne; und in der That: wollte er Gallien behaupten, dann mußte er die Germanen zurückdämmen; als beſtes Mittel zu dieſem Zweck erſchien ihm die Ausbreitung der römiſchen Eroberung über Deutſchland. In Gallien hatte er die Parteiung der Völker benutzt; auf germaniſchem Boden hoffte er gleichfalls eine ſolche zu finden oder doch zu ſtiften und durch Gewinnung einzelner Völker für die Freundſchaft Roms eines nach dem andern zu überwältigen. Leider täuſchte er ſich in ſeiner Vorausſetzung nicht ganz. Jene niederrheiniſchen Ubier, welche ihn um Hülfe gegen die andrängenden Sueven gebeten, welche mit ihm Freundſchaft geſchloſſen, welche ihm Geißeln gegeben hatten, forderten ihn nun ſogar auf: er möge ſein Heer über den Rhein ziehen laſſen; ſie verſprachen ihm, dazu Schiffe in ausreichender Menge zur Verfügung zu ſtellen; — Schmach und Schande über die Fremdherrendiener! Cäſar verſchmähte indeſſen die angebotenen Schiffe und ſchlug unterhalb Bonn, in der Nähe der Siegmündung, eine kunſtvolle Brücke. Ueber dieſe ſchritten im Jahre 55 vor Chriſtus zum erſten Mal fremde Heerſchaaren auf den heiligen Boden unſeres Vaterlandes. Cäſar drang nun in das Gebiet der Sigambrer ein, fand es aber verlaſſen, da das Volk in die Wälder zurückgewichen war. Er verbrannte die verödet Gehöfte, verwüſtete das Land und zog dann zu den Ubiern zurück; dieſe aber, zweideutig gegen Freund wie Feind, ließen ihn merken: die Sueven ſtünden zum Entſcheidungskampf mit den Römern bereit. Cäſar wollte die germaniſche Tapferkeit, die er kennen gelernt, nicht in ſeiner gefährlichen Stellung über'm Rhein, wo ihm jede Hülfe abgeſchnitten war, neuerdings erproben, ſondern zog nach Gallien zurück. Dort nahmen die Trevirer (Trierer), die Eburonen (die Bewohner von Lüttich, Limburg und Jülich) und die Nervier, der ſtreitbaren Belgier ſtreitbarſte Völker, die Römer in Anſpruch; doch der Heldenkampf endigte mit der Bezwingung der Trevirer (53 v. Chr.).

Da ſich die Belgier auf ihre Verbindung mit den Germanen am rechten Rheinufer ſtützten, ſo beſchloß Cäſar, die Letzteren zum zweiten Male auf ihrem eigenen Grund und Boden heimzuſuchen und zu ſchrecken, um dann die Unterwerfung Belgiens ungeſtört vollenden zu können. Etwas weiter ſtromaufwärts als das erſte Mal (wahrſcheinlich bei Neuwied) ſchlug er eine Brücke. Zum Vorwand für ſeinen Einbruch nahm er, daß die Sueven, wie auch die Ubier, den Belgiern Hülfe geſendet hätten. Die Ubier ſtrebten ſich von allem Verdacht durch knechtiſche Unterwürfigkeit, ſogar durch Späherdienſte, welche ſie den Römern gegen die Sueven leiſteten, zu reinigen; da ſie aber doch auch vor den Römern bangten, ſo ſuchten ſie Cäſar zur Rückkehr zu bewegen, indem ſie ihm meldeten: die Sueven hätten ſich in den großen Wald „Bacenis“ (Buchwald) zurückgezogen, welcher ihr Gebiet von dem der Cherusker ſcheide. Nun beſorgte Cäſar, bei weiterem Vorrücken Mangel an Lebensmitteln zu erleiden, und führte ſein Heer, nach kurzem Aufenthalt am rechten Rheinufer, auf's linke zurück; doch ließ er ſeine Brücke nicht völlig, ſondern bloß 200 Fuß weit nach dem rechten Ufer abwerfen und an ihrem Ende einen 4 Fuß hohen Thurm errichten, welchen er mit Kriegsvolk beſetzte. Sodann vollendete er durch Kriegskunſt, Treuloſigkeit, Mord, Brand und Verheerung im Jahre 51 die Unterwerfung **Belgiens** bis an den **Rhein**.

Dieſer Strom bildete jetzt auf der ganzen Strecke von ſeinem Austritt aus den Bergen der Helvetier bis zu ſeiner Mündung in die Nordſee die Gränze zwiſchen der römiſchen Herrſchaft und dem freien Germanien. Das Brauſen unſerer Rheineswogen, das Rauſchen unſerer Wälder am rechten Ufer, das wilde germaniſche Schlachtgeſchrei ſchreckte die Römer vom Ueberſchreiten unſers herrlichen Stromes nicht mehr ab, ſeit ſie leider erkennen gelernt hatten, daß die Germanen ihren gefährlichſten Feind inmitten ihrer ſelbſt hatten, nämlich den Sondergeiſt, daß die Germanen, von dieſem befangen und verblendet, es nicht für die unſäglichſte Schmach und für den größten Frevel hielten, mit Roma, der Erbfeindin aller Völkerfreiheit, in Bündniſſe zu treten. Die römiſche Staatskunſt wußte den germaniſchen Thatendrang, der ſeines höheren Berufes für das eigene Geſchlecht noch nicht bewußt war, wohl zu benutzen. Wem treibt die Scham das Blut nicht in die Wangen bei dem Gedanken, daß freie Germanen, Fürſten und Adelinge zumal, ſeit ſie mit den Römern in Berührung gekommen, unbekümmert darum, für wen, für welche Sache ſie fochten, ihre Heldenkraft um Sold verkauften, daß ſie demſelben Cäſar, der das keltiſche Volksthum in Gallien zernichtet und das germaniſche angegriffen hatte, ihre Heere zuführten und ihm den Sieg in jenen Schlachten erringen halfen, durch welche er, ein glücklicher und darum geprieſener Verräther, das eigne Vaterland ſeiner Alleinherrſchaft unterwarf?! Wie unehrenhaft übrigens jene Handlungsweiſe für germaniſche Fürſten, Adelinge und Freie war, — ſie hatte gleichwohl die Folge, daß die Germanen in den neuen, engen Beziehungen zu den Römern die Kriegskunſt derſelben genau genug kennen lernten, um ſie ſich ſelbſt anzueignen und ſie in künftigen Stunden der Entſcheidung gegen die Meiſter anwenden zu können.

16. Eroberung der Alpenländer durch die Römer.

Cajus Julius Cäſar hatte die Alleinherrſchaft über das Römerreich erſiegt; doch der Herrſchername und die Abzeichen der höchſten Würde ſollten ihn nicht ſchmücken. Schon ſaß er auf goldenem Stuhle, ſchon wurde ſeine Bildſäule mit Stirnreifen geſchmückt, ſchon wollten ſeine Freunde beantragen, ihn, der in Italien die Macht und den Namen eines „Dictators" beſaß, in allen eroberten Ländern mit dem Titel eines Königs zu begrüßen; — ſchon hatte er den kühnen Plan gefaßt, die Parther zu bekriegen und dann von Aſien her über den Kaukaſus durch die Länder der Scythen bis nach Germanien ſeine Herrſchaft auszubreiten. Aber ſchon hatte ſich auch eine Verſchwörung freiheitsliebender Männer gegen ihn gebildet und am 15. März des Jahres 44 v. Chr. ſank er, der Sieger in 500 Schlachten, von 23 Wunden durchbohrt, im Sitzungsſaale des Senats an der Bildſäule ſeines Gegners Pompejus todt zur Erde. Sein Fall vermochte den der freien Staatsverfaſſung nicht aufzuhalten. Die Bluträcher der Freiheit fanden blutigen Untergang, und ſein Großneffe, der ſchlaue Cajus Julius Cäſar Octavianus, welchen er an Sohnes Statt angenommen hatte, wußte nach gräuelvollen Bürgerkriegen, in welchen die letzten Blüten altrömiſchen Sinnes untergingen, nach und nach alle Staatswürden in ſeiner Perſon zu vereinigen; er wurde „Imperator" und erhielt die Beinamen Auguſtus und „Vater des Vaterlandes". Von nun an ward Rom, nachdem es nahe an 500 Jahre ein Freiſtaat geweſen, 500 Jahre lang von Kaiſern beherrſcht. Der Begriff der Majeſtät, welcher früher die Selbſtherrlichkeit des Volkes bezeichnet hatte, wurde nun auf die einzige Perſon des höchſten Machthabers beſchränkt. Der Kaiſer betrachtete die Majeſtät als ſein perſönliches ausſchließliches Recht, kraft deſſen er, ob auch die alten Einrichtungen und Verfaſſungsformen dem Schein nach eine Zeit lang noch fortbeſtanden, nur nach ſeinem eignen unverantwortlichen Willen die Geſchicke des Reiches lenkte. Der Staat, der einſt einen Brutus, einen Regulus, einen Cato ſeine Bürger genannt, beugte jetzt ſein geſchändetes Haupt, wenn die

Erben ihres Geiſtes von niederträchtigen Angebern eines bis dahin neuen Verbrechens, der Majeſtätsbeleidigung bezüchtigt und als Verbrecher hingerichtet wurden. Welche furchtbare Folgen mußte der unvermeidliche Mißbrauch der aus einem ſolchen Begriff abgeleiteten unbegränzten Machtvollkommenheit bei Männern von geringerer Klugheit, Erfahrung und Mäßigung, als Octavianus Auguſtus ſie beſaß, bei Kaiſern haben, welche ſich von ihren zügelloſen Leidenſchaften oder von ihren verworfenen Günſtlingen beherrſchen ließen! Die Selbſtherrſchaft des erſten Kaiſers war zugleich Selbſtthätigkeit, begründet theils auf eigne Anſchauung, theils auf getreue Berichte. Wie aber durch den Mißbrauch der unverantwortlichen Machtvollkommenheit die Gerichte, zu Schergen der kaiſerlichen Willkür erniedrigt, allmälig die Grundfeſte alles Staatslebens, die Achtung vor der Heiligkeit des Geſetzes erſchütterten, wie die Staatswürden allmälig vor der Macht der Hofſtellen zu leeren Titeln zuſammenſchwanden, wie die Soldatenmacht, auf welche ſich das Kaiſerthum ſtützte, es immer mehr in Abhängigkeit von ſich brachte, wie die größten Gräuel ungeſtraft verübt werden konnten, wie ſelbſt der Wahnſinn mit der kaiſerlichen Majeſtät bekleidet wurde, und wie mit allem dieſem die vor feiger Selbſterniedrigung nicht zurückbebende Selbſtſucht, die ſchamloſeſte Angeberei, der elendeſte Knechtsſinn, die unnatürlichſte Sinnenaufreizung, die furchtbarſte Entgeiſtung, Entſittlichung und Entnervung der Beherrſchten, von den Vornehmſten und Reichſten bis zu den Geringſten herab, unglaublich raſch zunehmen mußten, wie edles Selbſtgefühl, ſtrenge Tugend, reine Aufopferungsfähigkeit, hohe Achtung vor Menſchenwürde und Menſchlichkeit immer mehr zu Ausnahmen wurden, und dies Alles in Folge jenes Grundſatzes, — das bezeugt die Geſchichte des römiſchen Kaiſerthums ſchon von Tiberius an, dem Nachfolger des Auguſtus.

Blicken wir jetzt von dem blutigen Gewebe dieſer Folgen wieder auf die Stellung der Germanen zu Rom in den Zeiten, als die kaiſerliche Alleinherrſchaft begründet ward.

Während der furchtbaren Bürgerkriege, welche nach Cäſars Ermordung um die Alleinherrſchaft gekämpft wurden, hatte Rom die germaniſchen Regungen am Niederrhein, wenn nicht unbeachtet, doch einige Zeit lang ungeahndet gelaſſen. Germaniſche Krieger ſtanden nun in der Leibwache, welche die Sicherheit des kaiſerlichen Lebens vor Römern behütete. Germaniſche Völker und Fürſten betrachtete Rom theils als Bundesgenoſſen und Freunde, theils als bereits abhängig und an die Abhängigkeit ſich immer mehr gewöhnend. Im ſtolzen Glauben an ſeinen Weltherrſchaftsberuf hielt Rom die Unterwerfung Germaniens für unausbleiblich. Die Bataver, ein trefflicher Kernſtamm, welcher zwiſchen der Nordſee und den Armen des ihr zuſtrömenden Rheins wohnten, hielten zu Rom. Des Auguſtus Schwiegerſohn, M. Vipſanius Agrippa, verſetzte die von Sueven und Sigambrern hartbedrängten Ubier vom rechten Ufer des Rheins auf's linke. Auf der Stelle, wo jetzt Kölns Pracht ſich im Rheine ſpiegelt, erhob ſich eine Pflanzſtadt, die „Colonia Ubiorum“ oder „Agrippina“; ſo behüteten denn die Ubier, die ſich jetzt am Liebſten „Agrippinenſer“ nannten, den Römern die Gränzen Galliens gegen die Germanen; ſie behielten übrigens, wie die Bataver und andere Völkerſchaften, welche in Bundesgenoſſenſchaft zu Rom traten, ihre ſelbſtſtändige Volksverfaſſung. In das von den Ubiern verlaſſene Gebiet rückten nun die Tenchterer ein. Aber eben dieſe Tenchterer, die Uſipier und Sigambrer mahnten im J. 16 v. Chr. durch eine Heerfahrt nach Belgien und durch eine furchtbare Niederlage, welche ſie dem Statthalter M. Lollius beibrachten, Rom an die Nothwendigkeit: die Gränze gegen die freien Germanen, den Rhein, durch eine lebendige Mauer von Kriegsſchaaren zu vertheidigen. Acht Legionen vertheilte Auguſtus am linken Rheinufer von Moguntiacum (Mainz) bis Castra Vetera (Xanten).

Während ſo der Rhein zunächſt als Gränze vertheidigt und hiermit zugleich die ſichere Grundlage für die künftigen Unternehmungen zur Eroberung Deutſchlands geſchaffen wurde, vollendeten die Römer auch die Unterwerfung der keltiſchen Alpenvölker, welche ihrem Vordringen nach der Donau im Wege ſtanden. Mit bewundernswerthem Heldenmuth vertheidigte ein halbes Hundert Alpenvölker, abgehärtet auf ihren hohen Bergen und in ihren undurchdringlichen Wäldern, die Freiheit wider die Römerheere. Es erlagen die Solaſſer, mehr der Treuloſigkeit als den Waffen, die Pannonier zwiſchen Donau, Drave und Save, die Carner und Japoden. Endlich brach die römiſche Uebermacht von zwei Seiten her auch über die zahlreichen Kelten in den Tyroler Gebirgen herein. Von Italien und Gallien zugleich, über den Rhein und

Bodenſee einerſeits, die Etſch aufwärts und durch die tridentiniſchen Alpen anderſeits, führten die beiden Stiefſöhne des Kaiſers Auguſtus, *Druſus* und *Tiberius*, die kampferprobten Kriegerſchaaren, welche ſich am Lech miteinander vereinigten, wider die zahlreichen Volksſtämme der *Rhäter*. Sie kämpften im Jahr 15 v. Chr. den letzten Kampf in ihren von Burgen beherrſchten Engthälern und Schluchten mit dem Grimme der Verzweiflung und erlagen in *einem* Sommer! Was nicht unter dem Schwert der Sieger fiel, wurde in Banden nach Italien geſchleppt. Die *Vindeliker* (die Lechbewohner im Flachland) unterwarfen ſich den Siegern ohne langen Kampf. Darauf folgte die Bezwingung der Alpenvölker im *Noricum* (den Ländern weſtlich vom Inn bis zur Donau, Mur, Drave und Save). Die Römer nahmen nun die eroberten Länder in Beſitz und ſicherten ſich denſelben durch Anlegung von Feſtungen, Schlöſſern und verſchanzten Standlagern; Heerſtraßen verbanden ſie wie Ketten mit dem Reich; gewaltige Brücken wölbten ſich über die Ströme. Pflanzſtädte (Kolonien), wo römiſches Bürgerrecht waltete, und Municipien (Städte mit eigenen Satzungen) erhoben ſich und blühten raſch empor; römiſche Krieger, mit bedeutenden Landſtrecken beliehen, welche ſie urbar machten, römiſche Gerichte, römiſche Beamte, römiſche Götter vollzogen die Verrömerung.

Das *rechte Donau-* und das *linke Rheinufer* bildeten nun die Gränze der römiſchen Herrſchaft. Jenſeits derſelben lag das *freie Großgermanien*.

17. Angriffe der Römer auf Norddeutſchland.

Der erſte Angriff der Römer auf Norddeutſchland war die Loſung, auf welche die Germanen ihre weltgeſchichtliche Aufgabe begannen. Zum Kampf für ihre Unabhängigkeit herausgefordert, legten ſie, nach dem erſten Entſcheidungsſiege über die Herren der Erde, nahe an 500 Jahre die Waffen nicht mehr aus den Händen, bis der Kaiſerthron in Rom zertrümmert war.

Druſus, der Beſieger der Alpenvölker, ein Mann mit allen

Gaben eines Feldherrn ausgerüſtet, eröffnete die Angriffe gegen Großgermanien im Jahre 12 v. Chr. Indem er die Bundesgenoſſenſchaft der Bataver benutzte, ſuchte er von der Nordſee aus auf der Ems in's Innere des germaniſchen Nordlandes einzudringen. Um dieſen Entwurf ausführen zu können, ließ er einen Kanal (die „fossa Drusiana") graben, welcher den Rhein und die alte Yſſel verband, und brachte in demſelben ſein Heer auf Schiffen in den Flevo-See (an deſſen Stelle im dreizehnten Jahrhundert durch Meereseinbrüche die Zuyder-See entſtanden iſt), dann durch deſſen Abfluß, den Flevo-Strom, in die Nordſee. Die Friſen, welche das Küſtenland von der öſtlichen Rheinmündung bis zur Ems, und die Chauken, welche das linke und rechte Ufer der Ems bewohnten, zwang er zur Bundesgenoſſenſchaft; ſodann fuhr er die Ems hinauf, kämpfte auf dieſem Strom mit den Brukterern, welche gleichfalls in die römiſche Bundesgenoſſenſchaft gezogen wurden, und gründete am linken Emsufer die Veſte „Amiſia". Da jedoch der Winter herannahte, ſo kehrte er an den Rhein, und von dort nach Rom zurück.

Inzwiſchen ſchloſſen die Sigambrer, welche, wie die Uſipier, erſt kurz vorher ſeine Ueberlegenheit empfunden hatten, mit mehreren andern Völkern einen Bund. In demſelben befanden ſich außer den Sueven auch die ſtreitbaren Cherusker, Anwohner der mittleren Weſer und des Harzes. Von den benachbarten Völkerſchaften widerſtrebten einzig die Chatten dem Anſchluß, und alſobald brachen die Sigambrer in deren Gebiet ein, um ſie zur Theilnahme an dem Bunde zu zwingen. Dieſer Kampf von Germanen gegen Germanen war dem römiſchen Feldherrn willkommen. Er kehrte im Frühling des Jahres 11 an den Rhein zurück, überſchritt ihn, unterwarf die Uſipier, ſchlug eine Brücke über die Lippe, brach hierauf in's Gebiet der Sigambrer ein, drang dann in jenes der Cherusker bis an die Weſer vor, zog jedoch durch das Land der Brukterer an den Rhein zurück, denn er beſorgte, durch die noch ununterworfenen Völkerſchaften vom Rhein abgeſchnitten zu werden. Er hatte ſich in dieſer Vorausſetzung nicht getäuſcht; denn auf dem Rückzug durch's Land der Brukterer griffen ihn die Sigambrer, Cherusker und Sueven in den Schluchten bei Arbalo an und nur allzugroße Siegesgewißheit der Germanen rettete die kampferprobten und ausdauernden Römer vor Niederlage und Untergang. Im Lande der Brukterer, am Zuſammenfluß der Lieſe, Glenne und Lippe, gründete Druſus die Veſte Aliſo, als Stützpunkt für ſeine ferneren Unternehmungen und zur Deckung der Verbindung mit dem Rhein. Zu demſelben Zwecke ließ er auch längs dieſes Stromes mehr als fünfzig Feſten theils neu anlegen, theils vergrößern, ferner ließ er bei Bonn und Mainz Brücken ſchlagen und endlich zur Sicherung der Verbindung am rechten Ufer, insbeſondere auf dem Taunus, Schanzen und Warten bauen; auch verſtärkte er ſein Schiffsgeſchwader auf dem Rhein. Aus allen dieſen Voranſtalten erkannten die Chatten die Gefahr, welche ihnen ebenſo, wie allen freien Germanen drohte. Da verließen ſie denn das Gebiet in der Nähe des Rheins, welches ihnen die Römer angewieſen hatten, und verbanden ſich mit den Sigambrern. Nun wandte ſich Druſus im Jahr 10 v. Chr. wider beide, errang jedoch nur theilweiſe Vortheile. Im darauf folgenden Jahre unternahm er einen neuen Feldzug. Er ging bei Mainz über den Rhein, zog anfangs durch's ſüdliche Chattenland, dann über die Werra und durch den hercyniſchen Wald, durch die Gebiete der ſueviſchen Hermunduren und der Cherusker, an den Süd- und Oſtabhängen des Harzes bis zur Elbe hin. Wo die ſueviſchen Semnonen und die Longobarden einander gegenüber ſaßen, (in der Gegend, wo heute Magdeburg,) wollte er die Elbe überſchreiten; doch dort trat ihm eine Frau entgegen, die ihm höher von Geſtalt als Sterbliche erſchien, und rief ihm zu: „Wohin, o Druſus, der du deiner Begierde kein Maß ſtelleſt, wohin willſt du endlich? Nicht iſt es dir vom Schickſal beſtimmt, dies Alles zu ſchauen. Zieh' von hinnen! Schon ſteht dir das Ende deiner Thaten und deines Lebens nahe.“ Sei es nun, daß die unerwartete Erſcheinung der germaniſchen Seherin einen tiefen Eindruck auf ihn hervorbrachte, oder daß er die Schwierigkeiten, welche einem weiteren Vordringen entgegenſtanden, erkannte, — er trat den Rückzug an; doch richtete er vorher ein Siegeszeichen an der Elbe auf; es ſollte ein Wahrzeichen ſein, verkündend, daß Rom dies freie Norddeutſchland bereits als künftige Eroberung betrachte. Unausgeſetzt, ſchnell und unter den härteſten Mühſalen vollbrachte Druſus ſeinen Rückzug, mitten durch die allenthalben auflauernden und andrängenden Germanen, nach dem Rheine zu; doch er erreichte ihn nicht, denn ein Sturz mit dem Pferde veranlaßte ſeinen frühen Tod. Er erhielt den Ehrennamen „Germanicus", gleich als ob er die Germanen wirklich beſiegt hätte, und dieſer Name vererbte ſich auf ſein Geſchlecht.

Das Eroberungswerk, welches Druſus unvollendet ließ, erfaßte noch in demſelben Jahre Tiberius und führte es, nicht ſowohl durch offene Uebermacht und Kriegskunſt, als insbeſondere durch Liſt glücklich fort. Von allen Völkern zwiſchen Rhein und Weſer weigerten ſich nur die Sigambrer, mit den Römern einen Frieden zu ſchließen, welcher dieſen im Augenblick wünſchenswerth war. Als nun auf des Auguſtus beſtimmte Erklärung, daß er einen allgemeinen, ausnahmsloſen Frieden wolle, endlich doch auch Fürſten der Sigambrer arglos zu Auguſtus kamen, ließ dieſer, gegen das Völkerrecht, ſie gefangen nehmen und nach Gallien bringen, während Tiberius raſch den ebenſo argloſen Volksſtamm überfiel und vierzigtauſend der beſten Männer über den Rhein verpflanzte; jene Fürſten aber ſtarben, wie ſie gelebt, frei, durch eigene Hand. — Immer weiter rückte jetzt die Eroberung in Norddeutſchland vor; ſchon konnte nicht mehr der Rhein, ſondern die Weſer als Gränze der römiſchen Herrſchaft gelten, und ein Netz von verſchanzten Standlagern, Feſten und Heerſtraßen ſpannte ſich weithin über dem weiland unabhängigen Boden aus.

Im Jahre 8 vor Chriſtus wurden die Caninefaten, die Chattuarier, die Brukterer beſiegt, die Cherusker, die Chauken wieder zur Bundesgenoſſenſchaft gebracht. Ja ſelbſt die Elbe ſchien kaum länger äußerſte Gränze bleiben zu ſollen. L. Domitius Aenobarbus, welcher im Jahre 7 den Oberbefehl übernommen hatte, drang von den Donaugegenden aus durch's heutige Franken bis an die Elbe, überſchritt ſie ungehindert, ſchloß mit den Völkerſchaften am rechten Ufer ein Bündniß und legte in den Gegenden zwiſchen dem Rhein und der Ems die ſogenannten „langen Brücken" an; das waren Bohlenwege über die Moorgründe, von bedeutender Wichtigkeit für Kriegsunternehmungen vom Rhein in die Länder der Kernvölker am Osning. Als Tiberius wieder den Oberbefehl übernommen hatte, ließ er das römiſche Schiffsgeſchwader vom Rhein in die Nordſee, auf derſelben bis zur Mündung der Elbe und dann dieſe ſtromauf ſteuern, während das Landheer bis zum unteren Lauf der Elbe vordrang. Doch hier leiſteten ihm die Longobarden Widerſtand.

Noch ſchlimmer als dies allmälige Vordringen der römiſchen

Herrſchaft in den Norden Deutſchlands war das Verhältniß, in welches die Germanen zu den Römern traten; ſie gewöhnten ſich an die Sitten derſelben und trafen mit ihnen auf den Märkten, wie überhaupt in friedlichem Verkehr zuſammen. Wohl vergaßen ſie noch nicht völlig der vaterländiſchen Gewohnheiten, der angebornen Sitten, der Freiheit und der Waffengewalt; doch die Gefahr, ſie zu verlernen, lag nahe genug. Was aber wohl manchen vaterlandstreuen Mann am Tiefſten bekümmern mußte, das war die Wahrnehmung, daß der Stolz und die Hoffnung heldiſcher Völkerſchaften, Söhne von Fürſten oder Adelingen, herrlich anzuſchauen in der ſchwellenden Fülle jugendlicher Kraft, freiwillig in römiſchen Kriegsdienſt zogen, um den Nacken unter Auszeichnungen zu beugen, welche Rom ihnen ſchenkte, und, mit ſolchen beladen neben den Legionen einherſchreitend, als Freunde der Feinde, als Feinde der Freunde auf den vaterländiſchen Boden heimzukehren.

Schon betrachteten die Römer Norddeutſchland als einen Theil ihres Weltreiches, und um die Unterwerfung um ſo ſicherer zu vollenden, arbeiteten ſie, die Parteiungen der Völker und Fürſten ſchlau benutzend, an dem Werke der Entvolksthümlichung.

Da trat plötzlich von zwei Seiten her ein entſchiedener Widerſtand gegen die Fortſchritte Roms hervor, nämlich aus dem bergumgürteten Bojenheim (Böhmen), und an der Weſer und Ems, am Osning und Harz.

18. Marobod's Suevenreich.

Zur Zeit, als Druſus ſeine Eroberungspläne gegen Großgermanien ausführte, waren die Markomannen aus ihren Gebieten am Oberrhein und Main, an der oberen Donau und am Schwarzwald aufgebrochen und hatten, wohl nicht ohne Zuſtimmung, jedenfalls ohne Widerſpruch Roms, das von den Bojen verlaſſene Böhmen beſetzt. Ihr Anführer war Marobod, ein kühner, hochſtrebender, kluger Mann, welcher ſeine Jugend in Rom verlebt, dort von Auguſtus Auszeichnungen erhalten und ſich römiſche Bildung angeeignet, aber auch die römiſche Staatskunſt durchſchauen gelernt hatte.

Bei vielen trefflichen Anlagen fehlte ihm die edelſte Eigenſchaft: vaterländiſcher Sinn. Er haßte die Römer, aber auch die Volksfreiheit, und ſelbſtſüchtig unterordnete er ſeinen Entwürfen zur Erringung eigener Macht und Größe den höheren Beruf, welchen er, durch die Zeitverhältniſſe begünſtigt, erreichen konnte, nämlich: die Einigung der germaniſchen Völker zum heiligen Freiheitsbunde, an welchem die ganze Macht des Römerthums ſich hätte zerſplittern müſſen. Allmälig gelang es ihm, in Böhmen den Grund einer ſtarken Macht zu legen und ein großes Suevenreich zu gründen, welches ſich über germaniſche und ſarmatiſche Völkerſchaften von der heutigen Oberpfalz bis zur March und Thaya, bis zur Elbe, Oder und Warthe, ja bis zur unteren Weichſel ausbreitete. Dieſem Reichsbunde gehörten die ſueviſchen Semnonen und Longobarden an der mittleren und unteren Elbe, die Quaden an der March und Thaya, die Lygier im heutigen Oberſchleſien, die Burgunder an der Oder und Warthe, die Gothen an der unteren Weichſel, und mehrere andere an. Marobod hatte über ein nach römiſcher Art eingeübtes Heer von 70,000 Kriegern zu Fuß und 4000 zu Roß zu gebieten. An der Moldau, da, wo heute Budweis ſteht, erhob ſich ein Ort, nach ſeinem Namen Maroboduum geheißen; dort ragte ihm ein feſtes Schloß, welches ſeine Schätze barg; dort war der wohlgeſchützte Markt eines lebhaften Handels, wo römiſche Kaufleute ſich niederließen, der Mittelpunkt des Verkehrs zwiſchen dem römiſchen Süden und dem germaniſchen Norden; römiſche Bildung fand dort durch angeſiedelte Künſtler eine Pflanzſtätte. Während Marobod Rom in ſolcher Weiſe ein germaniſches Reich gegenüber zu ſtellen ſuchte, behauptete er den Schein der Anhänglichkeit an Rom und der Bundesgenoſſenſchaft. Doch als er ſeine Macht hinlänglich befeſtigt zu haben glaubte, benahm er ſich dem Kaiſer gegenüber, als bedürfe er der römiſchen Macht ebenſo wenig, wie er ſie fürchte. Eine ſolche Selbſtſtändigkeit germaniſcher Herrſchaft ſchien Auguſtus auch ſchon als Beiſpiel zu gefährlich, als daß ſie geduldet werden dürfte. Deßhalb beſchloß er, das Suevenreich Marobod's von zwei Seiten her zugleich anzugreifen. Sentius Saturninus, welcher im Nordweſten Deutſchlands als Statthalter waltete, ſollte im Jahre 6 vor Chriſtus mit drei Legionen und mit Hülfstruppen durch's Chattenland gegen das Suevenreich anrücken und Marobod's Heeresmacht im Norden oder Nordweſten beſchäftigen, Tiberius aber mit der Hauptmacht von Süden her nach der Donau hin andringen. Beide Heere nahten raſch den Gränzen des Suevenreiches, ſchon ſtand Tiberius mit dem Seinigen bei Carnuntum (im heutigen Niederöſterreich, ſtromabwärts von Wien bei Haimburg); in fünf Märſchen konnte er die Markomannen erreichen. Da erhoben ſich aber plötzlich, wie auf ein Loſungswort, alle unterjochten Völker in Illyrien, Dalmatien und Pannonien zum Befreiungskampf gegen Rom; ungeheurer Schrecken erſchütterte ganz Italien, und wahrlich: wenn Marobod dieſen günſtigen Augenblick benützte, wenn er, während die illyriſch-pannoniſchen Völkerſchaften über Italien hereinbrachen, ſeine Heeresſchaaren ſüdwärts über die Donau dahin führte, wenn zugleich die Germanen zwiſchen Rhein, Weſer und Elbe die Waffen ergriffen, dann hatte die letzte Stunde Roms geſchlagen. Doch nichts von alle dem geſchah, und zwar durch Marobod's Schuld. Der ſchlaue Tiberius unterhandelte ungeſäumt mit ihm um Frieden und Marobod ſchloß denſelben ab. Ihn, der keinen Sinn für Volksfreiheit hatte, beſtimmten die günſtigen Bedingungen, welche ihm Tiberius anbot. Die Römer, durch ihn gerettet, wandten nun ihre ganze Kriegsmacht gegen die öſtlichen Völker. Tiberius führte ſein Heer und das des Sentius Saturninus, im Ganzen fünfzehn Legionen, gegen ſie und nach einem dreijährigen ungeheuren Widerſtandskampfe erlagen ſie. Aber Marobod's harrte die Vergeltung; Rom konnte nie vergeſſen, vor wem es einmal gebangt; Rom hatte nie einen Nebenbuhler, deſſen Demüthigung, nie einen Feind, deſſen Untergang es jemals aufgegeben hätte.

19. Der norddeutſche Völkerbund und die Teutoburger Siegesſchlacht.

Inzwiſchen trat gleichzeitig im Jahre 9 nach Chriſtus in dem Lande zwiſchen der Weſer und dem Rhein ein weltgeſchichtlicher Wendepunkt ein.

Dort war an die Stelle des Sentius Saturninus als Statthalter Quintilius Varus gekommen, ein Mann, deſſen Habſucht das Urtheil der öffentlichen Meinung über ſeine Verwaltung Syriens bezeichnet; arm habe er (ſo ſagte man) dieſe reiche Provinz betreten und reich die verarmte verlaſſen. Varus kam nach Norddeutſchland mit drei Legionen, ſechs Cohorten, drei Reitergeſchwadern und galliſchen Hülfstruppen, in voller Sicherheit, keinen Widerſtand bei Völkerſchaften zu finden, welche den Römern zum Theil verbündet waren und bei welchen viele Adelinge theils im römiſchen Heere dienten, theils in römiſchen Auszeichnungen prangten, theils ſogar mit Verläugnung alles vaterländiſchen Sinnes der römiſchen Sache unbedingt hingegeben waren. In dem von einem Netz römiſcher Standlager, Feſten und Heerſtraßen umſpannten Lande war ſeine Aufgabe nicht ſowohl eine Reihe von kriegeriſchen Unternehmungen, als vielmehr die Vollendung der begonnenen Entvolksthümlichung. Geſtützt auf die Hingebung entarteter Adelinge an die römiſche Sache, ſuchte Varus den Unabhängigkeitstrieb der freien Germanen zu brechen und den vaterländiſchen Sinn durch Vernichtung der vaterländiſchen Sitten zu erſticken; ſind aber dieſe dahin, dann iſt ein Volk bereits unterworfen, bevor der fremde Gewalthaber ſeine Siegeszeichen aufpflanzt. Varus führte ſtatt des germaniſchen Gerichtsverfahrens das römiſche ein, ließ alle Streitigkeiten zur Entſcheidung vor ſich bringen und wandte mit unbeugſamer Härte die Strafen des Todes und der entehrenden Züchtigung auf Freie und Herren an. Aber eben dieſe Behandlung erbitterte die Germanen tiefer als verlorne Schlachten. Während romfreundliche Adelinge in der Gunſt der fremden Machthaber ſich ſonnten, knirſchten andere vor Zorn, weil ſie ihr früheres Anſehen bei den Gau- und Volksgemeinden verloren. Den Meiſten aber ſtand Tag und Nacht nur die Schmach der Volksentwürdigung und die Gefahr vor Augen: das Höchſte und Heiligſte, Volksthum und Unabhängigkeit zu verlieren. Ihr heißer Schmerz begnügte ſich nicht mit ſtiller Klage, er drängte zur That, und wie groß auch bei der Heeresſtärke des Feindes, bei der unſeligen Parteiung der Adelinge, bei der ſchmachvollen Volksentfremdung ſo Mancher von ihnen, die Hinderniſſe waren, — edle Herzen, für welche die Freiheit ihres Volkes höheren Werth, als ein Leben in Dienſtbarkeit und Schande hat, kennen das Wort Unmöglichkeit nicht; nicht ſtille Klage gebiert das Heil, der kräftige Wille muß es erringen, und ſei der Schild, auf den es gehoben und aller Welt gezeigt wird, vom Herzblut derer gefärbt, die für das Höchſte geſtanden und gefallen, — ihre That und ihr Geiſt leben fort. Ein ſolcher treuer Mann, welchem Volksthum und Freiheit Eins und das Erſte waren, war Armin (Hermann) der Sohn Sigimer's, ein Fürſt aus dem Volk der Cherusker.

In der Blüte der Jugendkraft, ſtark von Gliedern, im Ausdruck und Blick das Feuer der Seele hervorleuchtend, kampferprobt und der Kriegskunſt Meiſter, vorragend durch jede Kraft des Geiſtes, ſcharfblickend, Menſchen durchſchauend und Verhältniſſe klar würdigend, Täuſchungen unzugänglich, ebenſo beſonnen und vorſichtig als kühn entſchloſſen und ausdauernd, ſchweigſam, ſo lange Klugheit Schweigen gebot, feurig beredt, wenn der Augenblick es verlangte, die Freiheit ſeines Volkes mehr liebend als Stand, Bruder, Weib und Kind, in der feſten treuinnigen Eintracht der verſchiedenen germaniſchen Volksſtämme das höchſte gemeinſame Heil Aller erkennend und dies Ziel durch alle Hinderniſſe mit heiligem Eifer, mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit anſtrebend, — das war Armin, der Cherusker! Wie ſo mancher andere germaniſche Adeling, wie ſein eigener Bruder, welchen wir nur unter dem römiſchen Namen Flavius kennen, hatte auch er als Jüngling in Römerheeren die Waffenſchule durchgemacht; ihm war das römiſche Bürgerrecht zu Theil geworden, die römiſche Ritterwürde ſchmückte ihn; aber er bewahrte im vaterlandstreuen Herzen den heißen, unauslöſchlichen Haß gegen die Feinde ſeines Volkes. Ihm zur Seite ſtand Thusnelda, die edle Frau, werth des Helden, der ſie gegen den Willen ihres Vaters Segeſtes geehelicht, würdevoll im größten Mißgeſchick, welchem eine deutſche Frau verfallen konnte. Armin feindlich gegenüber ſtand Thusneldens und Sigmund's Vater Segeſtes, ein cheruskiſcher Adeling, Rom gänzlich verfallen, ſich brüſtend mit ſeiner Schmach: Verräther an Volk und Vaterland zu ſein, und ſtolz auf ſeine Unterthänigkeit, unverſöhnlich im Haß gegen Armin und von dieſem Haß verblendet Verläugner des eigenen Bluts, Verräther der eigenen Tochter.

Armin ward der Stifter eines Bundes zur Zertrümmerung der Fremdherrſchaft, welcher anfänglich nur aus wenigen Mitwiſſern beſtand, aber bald durch Armin's unermüdliche, alle Herzen entflammende, alle Willen zum Entſchluß treibende Thätigkeit ſich zu einem Völkerbunde erweiterte, deſſen Kern die Cherusker bildeten, deſſen Mitglieder die Chatten, Brukterer, Sigambrer, Marſen, Uſipier, Chattuarier, Landen, Batten und Amſivarier waren und der ſich gegen Norden an der Weſer bis unterhalb ihres Austritts aus dem Gebirgsland, nordöſtlich bis zu den Longobarden am linken Elbeufer, im Weſten von den Quellen der Hunte bis zum Ederkopf im Egge-Gebirg, im Süden etwa bis zur Vereinigung der Werra und Fulda, und im Oſten etwa bis zu jener der Saale und Elbe ausbreitete. Sollte der Zweck dieſes norddeutſchen Völkerbundes erreicht, Volksthum und Freiheit gerettet werden, dann durfte die große, kampferprobte und durch Kriegskunſt ſtarke römiſche Heeresmacht nicht in offener Schlacht, auf einem Boden, wo ſie gleichſam bereits heimiſch und durch Lager und Befeſtigungen beſtens geſichert war, angegriffen werden; nur wenn es den Verbündeten gelang, ihre Feinde auf einen denſelben unbekannten Boden zu verlocken, in Wälder, Engpäſſe und Schluchten, wo ſie von ihrer Kriegskunſt keinen Gebrauch machen konnten, wo gleichſam die germaniſche Natur ſelbſt, die deutſchen Eichen, Bergwäſſer und Sümpfe Partei gegen ſie ergriffen, nur dann war es möglich, das, was Noth that, zu vollbringen, nämlich: mehr als einen Sieg, die völlige Vernichtung der fremden Zwingherren! Es galt, wie bei einer Jagd auf Raubthiere, Verlockung, Umſtellung, Ueberfall in einer Gegend, wo ſich ihnen kein Weg zur Flucht und Rettung bot. Deßhalb mußte der Anſchein der vollendeten Entdeutſchung und Unterwürfigkeit noch eine Weile beibehalten werden, und zwar mit um ſo größerer Vorſicht, da inmitten der Volksgenoſſen der Verrath lauerte; denn Adelinge und Fürſten, wie Segeſtes, deren Vortheil mit der Römerherrſchaft ſtand und fiel, beobachteten wachſam die Männer der entgegengeſetzten Partei und warnten den Römerfeldherrn. Varus aber, in feſter Zuverſicht auf das Uebergewicht der römiſchen Macht und auf die Schwäche der Germanen, entfernte ſich vom Rhein und begab ſich mit ſeinen Legionen tiefer landeinwärts an die Weſer in's Gebiet der Cherusker. Er fand dort Alles in tiefem Frieden und nahm deßhalb keinen Anſtand, ſeine Kriegsmacht, ſtatt ſie an einem Orte zuſammenzuhalten, an verſchiedenen zu vertheilen. In jener Zuverſicht, in jener ſtolzen Verachtung eines Volkes, welches, wie er glaubte, ſeiner ſelbſt ſchon vergeſſen, maß er den Warnungen des Segeſtes und ſeiner Geſinnungsgenoſſen keinen Glauben bei und blickte in ſeinem Sommerlager an der Weſer mit Wohlgefallen auf Sigimer, auf Armin, wenn ſie, gleichwie allzeit gefügige Vollſtrecker ſeiner Pläne, gleichſam mehr Werkzeuge, als Bundesgenoſſen Roms, ſeine Gelage theilten. Ihnen aber würzte nur die Hoffnung der Rache das Römermahl, und wenn ſie am Tiſche des Todfeindes die Becher ſüßen Weines leerten, lechzten ſie nach Gericht und Vergeltung.

Nachdem den Bundesgenoſſen die eine Hälfte ihres Planes gelungen: den Römerfeldherrn tief in's Land hinein zu verlocken, ſchritten ſie zur Ausführung der andern Hälfte, ihn mit ſeiner ganzen Heeresmacht auf die Stätte unvermeidlichen Untergangs zu bringen. Deßhalb erhoben, der getroffenen Verabredung gemäß, die Sigambrer an beiden Seiten der Ruhr einen Aufſtand; Varus ſollte dadurch beſtimmt werden, ſein Sommerlager an der Weſer zu verlaſſen, und wollte er auf dem kürzeſten Weg nach der Ruhr und dem Rhein hin eilen, ſo mußte er mit ſeinen drei Legionen den Oſning durchmeſſen. In den finſtern Forſten, in den unwegſamen Schluchten und Moorgründen des Teuteburger Waldes, welcher den ſüdöſtlichen Theil jenes großen Gebirgszuges bildet, ſollte Varus, wenn der Herbſt ſeine Regengüſſe ſendete, unter Mühen aller Art, durch den zahlreichen Troß behindert, unfähig, ſeine Streitkräfte zu überblicken, zuſammenzuhalten und zu entwickeln, der vereinigten Macht der Cherusker, Brukterer und Marſen verfallen.

Noch beim letzten Gaſtmahl des Varus vor ſeinem Aufbruch erhob Segeſtes abermals die warnende Stimme; ja er rieth dem Feldherrn ſogar, den Armin und die anderen Fürſten und Adelinge gefangen zu nehmen, und erbot ſich ſelbſt gleichfalls zur Haft, denn ohne die Anführer werde das Volk nichts wagen. Vergeblich; den Römerfeldherrn riß ſein Verhängniß fort; weit entfernt, der Warnung des Segeſtes Glauben zu ſchenken, wähnte er nur Neid als Beweggrund zu erkennen und brach von der Weſer (wahrſcheinlich bei Rehme) auf. Armin und die Häupter des Bundes blieben nach kurzer Begleitung bald zurück, angeblich um die Hülfsvölker zu rüſten und ihm dieſelben bald zuzuführen. Und wohl ſtanden die germaniſchen Schaaren am gelegenen Orte bereit; aber ſie erſchlugen die römiſchen Soldaten, welche Armin und den Andern zugetheilt worden. Schon hat Varus die unwegſamen Wälder betreten, da ſtreifen bereits Manche, die ihm als Bundesgenoſſen folgen ſollten, den Schein der

Unterwürfigkeit von ſich ab und laſſen ihren lang verſchloſſenen Grimm ahnen; doch enthalten ſie ſich noch des offenen allgemeinen Angriffs, bis die Feinde immer tiefer in's Unwegſame hinein gerathen. Erſt ſollen ſie ihre Kräfte im ſchweren unkriegeriſchen Werk erſchöpfen; da liegen ungeheure Baumſtämme des Urwaldes gefällt und zum Verhau geſchichtet; die müſſen weggeräumt werden; dort ſind Brücken zu ſchlagen; ſo vertheilt ſich das römiſche Heer in mühevoller Arbeit. Wagen und Zugvieh zur Fortſchaffung des Gepäcks, Weiber, Kinder und Troß, Regengüſſe und Sturm behindern den Marſch; der Boden iſt ſchlüpfrig und unſicher, überall ragen gewaltige Wurzeln daraus hervor, Baumſtrünke verſperren die ſchlechten Waldpfade, Baumwipfel ſtürzen nieder; — da hört die geſchloſſene Ordnung auf, da zerſtreut ſich das Heer; im Dickicht aber, den Römern ungeſehen, ſind Germanen ringsum, der Wege und Stege kundig, mit dem heimiſchen Urwald vertraut, an Sturm und Regen gewöhnt, Geäſt und Geſtrüppe raſch durchſchlüpfend, über Wurzeln und Baumſtrünke kühnen Satzes ſich ſchwingend. Schon ſinken viele Römer verwundet hin; Niemand vertheidigt ſich; wie wär's auch möglich gegen einen unſichtbaren Feind? Bald aber zeigen ſich die Germanen; das ſind die trutzigen Blicke, die ſich vor den Legionsadlern nicht mehr ſenken; das ſind die nervigen Arme, nicht zur Hülfe, zur Rache ſtrecken ſie ſich empor. Näher und näher kommen jetzt die Germanen den römiſchen Kriegern, die ermattet, zwiſchen Wehrloſen und Wagen gemiſcht, in völliger Unordnung dahinziehen. Immer ernſter wird der Angriff auf ſie. Endlich erreicht Varus unter ſteten Verluſten eine Höhe; er läßt hier ein Lager ſchlagen und in der Nacht alles entbehrliche Gepäck ſowie die Wagen theils verbrennen, theils zurück.

Am folgenden Tage ſetzt er dann in beſſerer Ordnung ſeinen Marſch fort, und gelangt aus dem Walde in eine lichtere Gegend, in die Ebenen an der Werre; auch hier findet er Feinde, auch hier begegnet ihm ein Angriff, und Armin ordnet dieſen an. Mit großem Verluſt ziehen die Römer weiter, neuen Verluſten entgegen. Sie kommen in's bewaldete und ſumpfige Thal der Berlebek, in die Nähe der Teutoburg; vergeblich verſuchen ſie ſich gegen die von allen Seiten andringenden Germanen zu vertheidigen; der Vertheidigungsverſuch ſelbſt wird ihnen zum Verderben, denn als in einem

Engpaß Reiter und Fußvolk zugleich wider den Feind anſtürmen, verwunden ſie ſich ſelbſt im Gedräng und Gewühl. Endlich bricht die Nacht heran; welch' eine Nacht für die Römer! Sie verſuchen, ein Lager zu verſchanzen; doch umſonſt! Ohne Schutzwehr, erſchöpft auf den Boden hingeſunken, erharren ſie den neuen Tag, rings von Germanen umſtellt, jeden Augenblick des Angriffs durch dieſe gewärtig. Endlich graut der Tag, es iſt der dritte.

Sturm und Regen ſind widerum der Germanen treue Bundesgenoſſen. Die Römer vermögen weder voranzurücken, noch feſten Fuß zu faſſen. Die Stränge ihrer Bogen ſind erſchlafft, ihre Schilde durchweicht; die Germanen aber, leicht bewaffnet und gliedergelenk, bewegen ſich friſch und froh im ärgſten Unwetter. Beide, Germanen und Römer, ſtehen jetzt auf der Senne, dem offnen Land. Die Reihen der Letzteren ſind gelichtet, ihre Kraft iſt dahin, ihre Hoffnung gebrochen, — die Germanen in immer größerer Zahl, als wüchſen ſie aus der Erde, ihnen als Rächer gegenüber. Auf einem Hügel, Allen vor Augen, ſteht Armin, den entſcheidenden, zermalmenden Angriff anordnend. Vergeblich iſt jetzt jeder Widerſtand, nirgends ein Ausweg, nirgends Rettung vor den Rächern. Da ſtürzen die Unterdrücker, mit den Waffen in der Hand, da rennen ſie wie blind in germaniſche Waffen, da taumeln ſie, von Erſchöpfung überwältigt, ſterbend oder betäubt zu Boden, Krieger in zahlloſen Schlachten erprobt, und die verhaßten friedlichen Feinde, die fremden Sachwalter und Steuererheber. Es iſt kein bloßer Sieg, es iſt Vernichtung; was die Rache beſchloſſen, es wird völlig erfüllt. Als Varus und die Unterfeldherrn, von Wunden bedeckt, das Unabwendbare erkennen, ſtürzen ſie ſich, um nicht lebendig in der Feinde Gewalt zu fallen oder durch ſie den Tod zu empfangen, in die eignen Schwerter. So gelang im Jahre 9 nach Chriſti Geburt im Teutoburger Walde das große Werk, die Befreiung des Landes zwiſchen Weſer und Rhein, und das größere: die Errettung des deutſchen Volksthums. Die drei Legionen (Brukterer und Marſen erbeuteten die Legionsadler), die ſechs Cohorten, die drei Reiterſchaaren waren vernichtet; nur geringe Reſte retteten ſich nach der Feſtung Aliſo, deren Beſatzung unter dem Befehl des Lucius Cäditius ſie aufnahm. Unter den Gefangenen waren manche Sachwalter, den freien Germanen noch mehr verhaßt, als die Krieger; darum wurde im erſten Grimme auch grauſame Rache an ihnen geübt; „endlich, Schlange, höre auf zu ziſchen!“ riefen ſie einem zu, dem ſie in der Wuth die Zunge ausgeriſſen.

Armin und die Bundesgenoſſen raſteten nach dem Siege im Teutoburger Walde nicht. Alle Völkerſchaften zwiſchen Weſer und Rhein ſtanden zuſammen; ſo wurden raſch alle feſten Plätze der Römer in dieſem Gebiet genommen. Aber an Aliſo brach ſich die germaniſche Kraft, geſchickter im offenen Feld zu ſiegen, als Mauern und Wälle zu erſtürmen; die römiſche Beſatzung unternahm, nach heldenmüthigem Widerſtand, einen Ausfall, täuſchte die Germanen und erreichte glücklich den Rhein. Ueber der Belagerung aber hatten die Germanen die günſtige Zeit verloren, raſch an und über den Rhein zu eilen, wo die unterworfenen Völker das römiſche Joch abgeſchüttelt hätten. Auguſtus befürchtete eine ſolche Folge des Sieges. Verzweiflungsvoll zerriß der Weltherrſcher bei der Nachricht vom Untergang der Legionen ſein Kleid, ſtieß den greiſen Kopf wider den Pfeiler und rief: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Wenn die Germanen den Sieg raſch benützten, dann konnte Gallien ſich wider die Römerherrſchaft erheben, dann konnte der gewaltige Markomannenkönig Marobod, vor dem Rom ſchon ſo heftig gezittert, ſeine Heerſchaaren ausführen, und welches Schickſal mußte dann über Italien hereinbrechen, wenn jene Kernvölker zwiſchen Rhein und Weſer und alle die, ſo zum großen Suevenreich gehörten, die Hände ſich boten, vereinigt durch ein großes germaniſches Nationalgefühl! In Armins edler Seele lebte der Gedanke an eine ſolche Vereinigung; er ſchickte dem Marobod das Haupt des Varus, zum Zeichen, daß er Solches von ihm erwarte; aber Marobod ſandte das Varushaupt nach Rom; er bezeugte dadurch, daß er, ſtolzer darauf: mächtiger Gebieter über viele Völkerſchaften, als Genoſſe eines Bruderbundes freier Völker zu ſein, den großen Gedanken einer auf Völkerfreiheit begründeten germaniſchen Volkseinheit von ſich ſtieß.

20. Norddeutſchlands Vertheidigungskämpfe unter Armin.

Bald überzeugte ſich Auguſtus, daß ſeine Beſorgniſſe in Bezug auf Gallien und vor einem germaniſchen Einbruch in Italien unbegründet ſeien. Er beſchloß, den Krieg gegen die Germanen fortzuführen, nicht ſowohl, um die Gränzen des Reiches zu erweitern, als vielmehr um die Schmach der Niederlage des Varus zu tilgen und das Anſehen Roms wiederherzuſtellen. Sein Stiefſohn Tiberius eilte an den Rhein, überſchritt ihn, unternahm jedoch bloß einen Streifzug in's Land der Brukterer und kehrte noch zu Ende des Jahres 10 n. Chr. nach Rom zurück. Zwei Heere, jedes vier Legionen ſtark, ſtanden, das eine unter Aul. Cäcina am Niederrhein, das andere unter Cajus Silius am Oberrhein, müßig, unzufrieden, in dumpfer Gährung. Als Auguſtus geſtorben und Tiberius die Kaiſerwürde übernommen hatte (J. 14), traten ſie in offene Meuterei. Der Sohn des Druſus, welcher den Ehrennamen Germanicus geerbt hatte und den Oberbefehl erhielt, führte ſie nun in den Krieg gegen die Germanen. Durch den cäſiſchen Wald im Münſterlande und über den von Tiberius begonnenen Gränzwall, der ſich zwiſchen dem cäſiſchen Wald und dem Lande der Marſen (im Osnabrückiſchen) zog, dann wieder durch den dichten Wald, in welchem er durch Cäcina, der ihm voranging, erſt einen Weg für die Legionen ausbauen ließ, drang Germanicus an und über die Ems in's Gebiet der Marſen, welche keines Ueberfalls gewärtig waren. Er überfiel und mordete die Waffenloſen, verſchonte weder Frauen und Kinder, noch Greiſe, verwüſtete das Land mit Feuer und Schwert, zerſtörte ein hochgehaltenes Volksheiligthum, und zog dann, von den Brukterern, Tubanten und Uſipetern erfolglos angegriffen, wieder nach dem Winterlager am Rhein zurück.

Inzwiſchen hatte der tückiſche Segeſtes den ihm verhaßten Armin und Thusnelda überfallen und gefangen genommen. Die Kraft des Bundes war dadurch gelähmt und Germanicus rüſtete, auf die Zwietracht der Adelinge rechnend, zum zweiten Feldzug gegen Norddeutſchland. Doch im rechten Augenblick wurde Armin durch ſeine Anhänger befreit und raſch zog er mit ihnen vor die feſte Burg des Segeſtes, der noch Thusnelden in ſeiner Gewalt hielt; der belagerte Verräther rief die Feinde des Vaterlandes um Hülfe an. Armin aber bot das Volk zum Kampf um die neuerdings bedrohte Freiheit auf. Im Jahre 15 brach Germanicus mit vier Legionen und zehntauſend Mann Hülfstruppen in's Land der Chatten ein, während Cäcina, dem er ebenſoviel Legionen, fünftauſend Mann Hülfstruppen und eilig zuſammengebrachte Schaaren weſtrheiniſcher Germanen übergeben hatte, die Cherusker, damit ſie den Chatten nicht zu Hülfe eilen konnten und die Marſen beſchäftigte. Erbarmungslos erſchlugen und raubten die Römer Weiber, Kinder und Greiſe. Die ſtreitbare Jugend der Chatten durchſchwamm die Eder und ſuchte vergeblich die Feinde am Brückenbau zu verhindern; die Mehrzahl verſchwand in den Wäldern. Darauf wandte ſich Germanicus nach Mattium, dem Hauptort der Chatten (wahrſcheinlich an der Stelle, wo jetzt Maden bei Gudensberg ſteht), ſteckte es in Brand, verwüſtete das offene Land und wendete ſich nun nach dem Rhein zurück, eilte jedoch bald auf die Bitte des belagerten Segeſtes an die Diemel, wo deſſen Burg ſtand und entſetzte ihn. Da geriethen auch edle Frauen, welche ſich in der Burg befanden, und unter ihnen Thusnelda, in der Römer Gewalt. Sie vergoß keine Thräne, ſie verſchmähte jedes Wort der Bitte; die Hände unter dem Buſen gefaltet, blickte ſie nieder, im Gedanken an das Loos des Kindes, welches ſie unter dem Herzen trug. Segeſtes aber richtete zu ſeiner Vertheidigung, weil ihn der Volkswille zur Betheiligung am Kampfe gegen Varus gezwungen, folgende Worte an Germanicus, der Verräther des Vaterlandes an deſſen Feind: „Dieſer Tag iſt nicht der erſte meiner unwandelbaren Treue zum römiſchen Volke; ſeit der göttliche Auguſtus mir das Bürgerrecht ſchenkte, wählte ich Freunde und Feinde nach euren Vortheilen, nicht aus Haß gegen mein Vaterland (ſind doch Verräther ſelbſt denen, welche ſie vorziehen, verhaßt), ſondern weil ich der Meinung war, die Sache Roms ſei auch die der Germanen und Friede ſei beſſer als Krieg. Darum klagte ich Armin, der mir die Tochter entführt, der das Bündniß mit euch verletzt, bei Varus an; ja inſtändig drang ich in dieſen, mich ſowohl als Armin und die Mitwiſſer in Feſſeln zu ſchlagen; mir zeugt's jene Nacht, o wäre ſie mir lieber die letzte geweſen! Was darauf folgte, kann nur beweint, nicht vertheidigt werden. Uebrigens nahm ich Armin gefangen und mußte Gleiches durch ſeine Partei erleiden. Nun iſt mein Schickſal durch dich gewendet; ich ziehe das alte Verhältniß dem neueren, das friedliche dem ſtürmiſchen vor, nicht um belohnt zu werden, ſondern um mich von der Treuloſigkeit zu reinigen; ein paſſender Vermittler kann ich den Germanen ſein, wenn ſie Reue dem Verderben vorziehen. Für meines Sohnes Irrthum fleh' ich, bei ſeiner Jugend, um Verzeihung. Meine Tochter, ich bekenne es, iſt nicht freiwillig hier; deinem Ermeſſen, Germanicus, iſt's anheimgeſtellt, welchen Umſtand du berückſichtigſt, ob jenen, daß ſie ein Kind Armin's unter'm Herzen trägt, ob den andern, daß ich ihr Vater bin.“ Germanicus erwiederte milde Worte, und wies dem Segeſtes und ſeinem Anhang castra vetera (Xanten) über'm Rhein zum Wohnſitz an. Sein Sohn Sigmund wurde über den Rhein, die edle Thusnelda in römiſche Gefangenſchaft fortgeführt; in dieſer gebar ſie Armin's Sohn Thumelicus.

Kaum war im Cheruskerlande die Kunde davon erſchollen, als Armin im heißen Schmerz um ſeines Weibes Verluſt, um ſeines ungebornen Kindes Schmach und künftiges Elend, wie raſend von Hof zu Hof flog und ſeine Volksgenoſſen zum Kampf entflammte „O welch ein herrlicher Vater!“ rief er, „o welch ein großer Feldherr! Was für ein tapferes Heer! So vieler Männer Arme, um ein einziges ſchwaches Weib wegzuführen! Mir ſind drei Legionen, ſind ebenſoviel Legaten erlegen. Nicht durch Verrath führe ich Krieg, nicht wider ſchwangere Frauen, nein, offen und ehrlich gegen Bewaffnete; noch ſeht ihr in den heimiſchen Hainen, den heimiſchen Göttern zu Ehren aufgehängt, die römiſchen Feldzeichen. Baue Segeſtes das unterworfene Rheinufer, geb' er ſeinen Sohn römiſchem Prieſterdienſt wieder, — ſei's immerhin! Germaniſche Menſchen dürfen es nimmer vergeben, daß ſie zwiſchen Elbe und Rhein Ruthen und Richtbeile römiſcher Richter geſehen. Anderen von Roms Herrſchaft unerreichten Völkern ſind Todesſtrafen, ſind Schatzung unbekannt; ihr habt euch davon befreit, unwillig iſt jener unter die Götter verſetzte Auguſtus, iſt jener Tiberius zurückgewichen; wollt ihr jetzt einen unerfahrnen Jüngling, ein meuteriſches Heer fürchten? O wenn euch Vaterland und Verwandte, wenn euch unſer altes Volksthum theurer als das neue Joch der Fremdherrſchaft iſt, ſo entſcheidet euch, ob ihr lieber mir zu Ruhm und Freiheit oder einem Segeſtes zu ſchmachvoller Knechtſchaft folgen wollt!“ Begeiſtert und kampffreudig erhoben ſich die Cherusker und ſchüttelten die Waffen; unter ihren

Adelingen trat auch Armin's Oheim Inguiomer, alten Anſehens bei den Römern, offen für die heilige Sache hervor. Entſchloſſen, für die Freiheit zu ſtreiten und zu fallen, ſchaarten ſich alle benachbarten Völker um das Kernvolk zu neuem Bunde. Alle erkannten: nicht weniger als vor der Schlacht im Teutoburger Wald ſeien abermals Freiheit und Volksthum bedroht. Germanicus ſtrebte durch Unterwerfung der Germanen den Namen zu verdienen, den er von ſeinem Vater geerbt; ein Volk nach dem andern ſollte gebrochen werden, durch Ueberfall, durch Kampf, durch Mord und Brand, durch Verwüſtung, durch innere Parteiung und Zwietracht, eins nach dem andern unfähig oder zaghaft gemacht werden, den übrigen beizuſtehen; was wider die Marſen und Chatten begonnen worden, an den Cheruskern mußte es vollendet werden; war in ihnen der Nerv des Freiheitstrotzes getödtet, dann ließ ſich hoffen, daß ganz Niederdeutſchland Rom gehorchen werde. Germanicus entwarf folgenden Plan. Er ſelbſt wollte, nach ſeines Vaters Beiſpiel, den Feinden von Norden her in den Rücken fallen, während Heeresabtheilungen ſie von verſchiedenen Seiten bedrohen ſollten. Demgemäß zog Aulus Cäcina mit vierzig Cohorten durch den cäſiſchen Wald an die Ems, und Pedo mit der Reiterei durch's Gebiet der den Römern befreundeten Frieſen am Geſtade der Nordſee gleichfalls an dieſen Strom; Germanicus ſelbſt aber ſchiffte ſich mit vier Legionen ein, fuhr durch den Druſuskanal, die Flüſſe und Seen in die Nordſee hinaus, nahm unterwegs die befreundeten Chauken in ſein Heer auf, ſteuerte dann zur Mündung der Ems hinein und ſchiffte ſtromaufwärts. An der mittleren Ems, zwiſchen Meppen und Rheina, trafen alle drei Heeresabtheilungen zuſammen. Sogleich rückte nun der Legat L. Stertinius in's nahe Gebiet der Brukterer; da verwüſtete das Volk den eigenen Boden; doch ungeſchreckt drang jener ſiegend, mordend, plündernd vor, und fand unter Mord und Beutemachen den in der Teutoburger Schlacht verlornen Adler der 21. Legion. Ihm folgend drang Germanicus bis an die äußerſten Gränzen des Bruktererlandes vor und verheerte alles Gebiet zwiſchen Ems und Lippe unfern des Teutoburger Waldes. Er fand die Stätte, wo die drei Legionen erlegen waren, und beſtattete feierlich die noch offen am Tage liegenden Gebeine der Gefallenen. Dann verfolgte er Armin, welcher wohlbeſonnen in Gegenden, die den Römern unwegſam, den Germanen aber günſtig waren, zurückgewichen, und ließ ſeine Reiterei den von den Germanen verlaſſenen Boden beſetzen.

Da wendet ſich Armin plötzlich und gibt einer Schaar, welche er in Hinterhalt gelegt, das Zeichen zum Hervorbrechen. Armin ſelbſt wirft ſich mit der Hauptmacht auf die Reiterei und bringt ſie in Unordnung; fliehend ſtürzt ſie auf die Cohorten, die ihr zur Unterſtützung entgegeneilten; bald iſt die Verwirrung allgemein und die Flüchtenden verſinken in Sümpfen. Endlich gelang es dem Römer-Feldherrn, die Ordnung herzuſtellen, doch den Sieg gewann er nicht. Nach dieſem Treffen führte er ſeine Heeresmacht an die Ems zurück; den Zweck des Feldzugs, die Unterwerfung der Cherusker, hatte er nicht erreicht. Da er noch einen Angriff Armin's fürchtete, ſo gab er dem Cäcina die Weiſung, den Rückzug zu beſchleunigen und ſo raſch als möglich die von Domitius Aenobarbus angelegten ſogenannten „langen Brücken" zu erreichen; er beſorgte mit Recht, daß Armin Alles aufbieten würde, um dieſe ſchmalen Bohlenwege über weites Sumpfland, wo der Boden ringsum ſchlammig, zäh von Koth, durch Bäche unſicher und durch Waldhöhen umſchloſſen war, vor Cäcina zu gewinnen.

Während nun Germanicus mit dem Hauptheer den Rückzug an den Rhein zu Schiff nicht ohne bedeutende Verluſte vollbrachte und Pedo ſeinen Weg längs der Seeküſte nahm, hatte Armin wirklich auf wohlbekannten kürzeren Wegen mit ſeinen leichten Schaaren die Waldhöhen in der Umgebung der „langen Brücken" erreicht und beſetzt. Cäcina erkannte das Gefährliche ſeiner Lage; nicht bloß hatte er die Germanen abzuwehren, welche ſeinen Rückzug bedrohten, ſondern zugleich mußte er auch die vor Alter halb verfallenen langen Brücken zuvörderſt ausbeſſern laſſen, damit die Krieger ihren Marſch auf denſelben fortſetzen konnten. Der erfahrne alte Kriegsmann, der in vierzig Feldzügen theils gefochten, theils befehligt hatte, beſchloß ein feſtes Lager aufzuſchlagen, in deſſen Schutz ein Theil der Krieger an der Herſtellung der Brücken arbeiten, der andere die Germanen zurücktreiben könne. Bald durchbrechen dieſe die Feldwachenkette und greifen die Arbeiter an; wild durcheinander ſchallt das Geſchrei der Letzteren und jenes der Kämpfenden; und welch ein ungleicher Kampf! Der Boden ſinkt und gleitet unter den Füßen der Römer; unmöglich iſt's ihnen, zu gehen, zu ſtehen, die Wurfſpieße zu ſchwingen; ihnen gegenüber ſtehen die Cherusker, an ſolchen Boden und an den Kampf auf demſelben gewöhnt, hochwüchſig und gewandt, ſicher treffend mit den gewaltigen Lanzen. Bis zum Einbruch der Nacht währt der Kampf, da ziehen die Cherusker die Höhen der Baumberge hinan und leiten alle Quellen, die dort entſpringen, auf das vom Feinde begonnene Werk hinab; dann lagern ſie ſich zum Mahl und laſſen frohen Geſang über Berg und Thal erſchallen. Bei den Römern durchbricht nur hie und da ein Laut die grauenhafte Stille; beim Flackerſchein ſchwachbrennender Feuer lehnen ſie, mehr ſchlaflos als wachend, erſchöpft am Wall oder irren die Zelte entlang, und Cäcina träumt von Varus, deſſen blutüberſtrömte Geſtalt, ihm winkend, aus den Sümpfen emporſteige. Endlich graut der Tag; da eilen beim erſten Lichtſchimmer die an den Seiten aufgeſtellten Legionen auf das freie Feld jenſeits des Sumpfes; Armin verſchob, den günſtigen Augenblick erwartend, den Angriff, bis das Gepäck im Koth und in den Gräben ſtecken blieb, die Römer in Unordnung kamen und keiner mehr auf den Befehl hörte, jeder nur an die eigene Rettung dachte. Jetzt ſcholl plötzlich Armin's Ruf: „Angegriffen! Seht: Varus! Seht: daſſelbe Geſchick der Legionen, und ein zweiter Untergang!“ Er ſelbſt ſtürmt an der Spitze einer auserleſenen Schaar wider die Römer und durchbricht ihre Reihen; auf ſein Geheiß werden insbeſondere ihre Roſſe verwundet; ſie gleiten und ſtürzen, werfen ihre Reiter ab und jagen wie toll mitten unter die, welche noch Stand halten. Vergeblich ſucht Cäcina die Ordnung herzuſtellen; er ſelbſt ſtürzt vom Roſſe, ſchon umringen ihn die Cherusker, da bildet die erſte Legion einen Wall um ihn, und ſo wird er gerettet. Gegen Abend erreichen die Römer endlich eine offenere Gegend und feſten Boden (wahrſcheinlich bei Velen, ſüdweſtlich von Coesfeld). Dort beginnen ſie nun ſogleich unter unſäglichen Mühen und Beſchwerden einen Wall zu erbauen; ohne den Schutz von Zelten, die Verwundeten ohne Verband, die Hungernden an blut- und kothbefleckte Speiſen gewieſen, gebeugten Muthes und ohne Hoffnung auf eine günſtige Wendung, ſo findet ſie die zweite Nacht. Während derſelben reißt ſich ein Pferd los; es entſteht Lärmen, Niemand weiß deſſen rechte Urſache, und plötzlich ertönt der Schreckensruf: „Die Germanen ſind da.“ Nun ſucht Jeder ſein Heil in der Flucht, Alles drängt ſich nach dem von der Seite des Angriffs am weiteſten entlegenen Thore des Lagers. Da wirft ſich Cäcina, nachdem er Befehle und Bitten verſchwendet, vor die Schwelle nieder; keiner wagt es, über des greiſen Feldherrn Leib zu ſchreiten; allmälig kehrt die Beſinnung wieder, die Krieger vernehmen ſeine Ermahnung zur Tapferkeit, zur Beſonnenheit und ſeinen Befehl: innerhalb des Walles den Angriff der Feinde abzuwarten, dann plötzlich von allen Seiten zugleich auszufallen, zuerſt mit der Reiterei, hinter dieſer mit dem Fußvolk anzugreifen, und hierauf nach glücklich vollbrachtem Kampfe den Weg nach dem Rhein einzuſchlagen. Trefflich war dieſer Plan entworfen; ſeine Ausführung wäre jedoch nicht geglückt, wenn die Germanen Armin's Rath befolgt hätten: den Aufbruch der Römer nicht zu ſtören und ſie unterwegs in einer für ſie ungünſtigen Stellung anzugreifen. Dieſem wohlüberlegten Rath widerſtrebte Armin's Oheim Inguiomer. „Erſtürmen wir raſch den Wall“, ſo ruft dieſer, von Thatenluſt entflammt, den nach Beute ungeduldigen Germanen zu; Armin muß nachgeben und mit Tagesanbruch beginnt der Angriff auf den Wall. Nur wenige Römer zeigen ſich, ſchon erſteigen die Germanen den Wall; da geben Hörner und Trompeten den Cohorten das Zeichen, mit wildem Ungeſtüm ſtürzen ſie hervor, und mit dem Ruf: „Hier iſt nicht Wald und Sumpf, hier ſind gleiche Götter!“ beginnen ſie den Kampf. Beim Einbruch der Nacht ſind die Germanen zurückgeſchlagen, Cäcina gewinnt mit den Seinigen einen Vorſprung und erreicht endlich glücklich den Rhein. Dort hatte das übertreibende Gerücht: die Germanen ſeien bereits im Anzug gegen Gallien, einen ſolchen Schrecken verbreitet, daß nur Agrippina, die großgeſinnte Gemahlin des Germanicus, mit Geiſtesgegenwart und männlicher Standhaftigkeit das beabſichtigte Abbrechen der Rheinbrücke bei Vetera verhinderte. So endete der Feldzug des Jahres 15; daß Norddeutſchland unbezwungen blieb, war Armin's Werk, daß Cäcina nicht des Varus Schickſal litt, Inguiomer's Schuld.

Germanicus gab jedoch die Hoffnung nicht auf, durch einen neuen Feldzug im J. 16 ſein Ziel zu erreichen, und um ſo eifriger rüſtete er ſich dazu, je mehr er ſich überzeugte, daß ihn Kaiſer Tiberius voll finſtern Argwohns von den Legionen, die mit Liebe an ihm hingen, vom Rhein abberufen und ihm das ferne Morgenland zum neuen Wirkungskreis anweiſen wollte. Germanicus beſchloß diesmal auf dem See- und Flußwege, wobei er ſeine Krieger und ihre Pferde ſchonte und den Krieg früher im Jahre beginnen konnte, wobei ihm ferner das gute Vernehmen mit den Batavern, Frieſen und Chauken zu Statten kam, plötzlich mitten in Deutſchland einzubrechen. Demgemäß ſammelte er bei der Inſel der Bataver, wo der Rhein ſeine Waſſerfülle in zwei große Strombahnen ſpaltet, tauſend Schiffe von verſchiedener Bauart. Bevor er indeſſen in die Nordſee hinausſteuerte, ließ er, um die Aufmerkſamkeit der Cherusker und ihrer Bundesgenoſſen abzulenken, durch den Legaten Silius einen Einfall in's Gebiet der Chatten unternehmen und er ſelbſt zog mit ſechs Legionen zum Entſatz von Aliſo, welches die Germanen belagerten. Doch dort fand er keine Feinde mehr, da ſie ſich bei der Nachricht von ſeinem Heranrücken zurückgezogen hatten; er befeſtigte die Verbindungsſtraße zwiſchen Aliſo und dem Rhein mit neuen Schutzwehren und Dämmen, und ſchiffte dann durch den von ſeinem Vater angelegten Kanal und den Flevo-See in die Nordſee bis zur Mündung der Ems. Bei Amiſia (an ihrem linken Ufer) ließ er die Schiffe zurück, zog weiter aufwärts und ſchlug eine Brücke, über welche er ſeine Schaaren auf's rechte Ufer führte. Die Bataver, von ihrem Fürſten Cariovalda geführt, folgten ihm als Hülfstruppen; die Amſivarier an der unteren Ems, die Chaſuarier, der Brukterer nördliche Nachbaren, und die Angrivarier, im Nordweſten der Cherusker, an beiden Seiten der Weſer, ſtanden mit den Römern in gutem Einvernehmen. Plötzlich erhoben ſich die Angrivarier und bedrohten die Römer im Rücken und alſogleich führte Stertinius Reiterei und Leichtbewaffnete in ihr Land, welches er mit Feuer und Schwert verheerte. Germanicus ſelbſt drang ungehindert bis zur Weſer, in die Gegend der weſtphäliſchen Pforte vor. Da ſtanden am linken Ufer die Römer, am rechten Armin mit den andern Heerführern ſeines Volks. Armin bat den feindlichen Feldherrn um die Erlaubniß, mit ſeinem Bruder Flavius, der im römiſchen Heere diente, ſprechen zu dürfen. Es ward gewährt. Flavius trat hervor, einäugig, in römiſchen Waffen; Armin begrüßte ihn, hieß ſeine Begleiter ſich zurückziehen und verlangte, daß auch die am Ufer aufgeſtellten römiſchen Bogenſchützen ſich entfernten. Als nun die beiden Brüder ſich allein gegenüber ſtanden, nur durch den heimiſchen Fluß getrennt, fragte Armin den Bruder, woher die Entſtellung ſeines Antlitzes ſtamme; Dieſer, der das eine Auge durch Verwundung im Kampf unter Tiberius Oberbefehl verloren, nannte die Schlacht und den Wahlplatz. Drauf fragte ihn Armin weiter: „Und welcher Lohn ward dir dafür?“ Als der Bruder ihm Solderhöhung, Kette und Kranz, ſowie andere kriegeriſche Geſchenke nannte, vermochte Armin ein bittres Lächeln über ſo nichtigen Preis der Knechtſchaft nicht zu unterdrücken. Bald wurde Rede und Gegenrede immer hitziger. Flavius ſchilderte dem Bruder der Römer Größe, ihr hartes Strafgericht über Beſiegte und ihre Milde, welche Jenen, die ſich ergeben, zu Theil werde; ſelbſt Armin's Gattin und ſein Sohn (fügte er hinzu) hätten ſich dieſer römiſchen Milde zu erfreuen, nicht einmal ſie würden feindſelig behandelt. Da rief Armin: „Heilig iſt das Recht des Vaterlands! Haſt du's vergeſſen? Kannſt du die uralthergebrachte Freiheit vergeſſen, die heimiſchen Götter, die Mutter, die uns beide gebar? O höre meine Bitte; wie ich jetzt, ſo fleht auch deine Mutter zu dir: verlaſſe, verrathe nicht länger dein Geſchlecht, dein Volk, o ſei ihm nicht Feind mehr, ſondern ruhmvoller Führer!“ Doch vergeblich blieb jedes ſeiner Worte; immer heißer ward der Zorn beider Brüder; „mein Roß, meine Waffen!“ ſchrie der verrömerte Flavius, den der Fluß kaum mehr vom Angriff auf den Bruder zurückhielt. Drohend entfernte ſich Armin und verkündigte die Schlacht. Am folgenden Tage zeigte ſich die deutſche Schlachtordnung am rechten Weſerufer. Germanicus, entſchloſſen, den Strom zu überſchreiten, ließ zuerſt die Reiterei unter Stertinius durch eine Furt überſetzen; die Bataver, treffliche Reiter und Schwimmer, ſahen ihren Fürſten Cariovalda ein Meiſterſtück thun, denn wo der Strom am reißendſten, warf er ſich hinein und freudig erreichte er das andere Ufer. Die Cherusker, als ſie ſeine Tollkühnheit wahrnahmen, zogen ſich, ſcheinbar fliehend, auf eine von Wald umgebene Ebene und in das Gehölz zurück; ungeſtüm verfolgte er ſie bis dahin mit den Seinigen. Als ſie ihn weit genug verlockt, wandten ſie ſich plötzlich um, ſtürzten allenthalben hervor und zerſprengten die Geſchwader; vergeblich ſtürzte Cariovalda mit ermunterndem Anruf in der Cherusker dichteſten Schwarm; von Geſchoſſen bedeckt ſank er vom durchſchoſſenen Roſſe, viele der Adelinge fielen um ihn; die Reiterei, von Stertinius herbeigeführt, rettete die Andern. Bald darauf überſchritt Germanicus ſelbſt mit der Hauptmaſſe des Heeres die

Weſer und vernahm durch einen Ueberläufer den Ort, welchen Armin zum Schlachtfeld beſtimmt habe. Am Morgen ſprachen beide Feldherren, Germanicus und Armin, entſchloſſen die Schlacht zu liefern, zu ihren Kriegern; Armin erinnerte ſeine Volksgenoſſen an jede verhaßte Eigenſchaft, welche die Römer an den Tag gelegt, an ihre Habſucht und Grauſamkeit, an ihren Uebermuth; „uns bleibt,“ ſo rief er, „keine andere Wahl, als die Freiheit zu behaupten oder zu fallen, bevor uns die Knechtſchaft erdrückt!“ Begeiſtert und ungeſtüm verlangten die Germanen die Schlacht; da führte ſie Armin auf das Feld Idiſtaviſo, (welches wahrſcheinlich zwiſchen Rinteln und Hausberge liegt); es war eine bald engere, bald weitere Thalebene; im Oſten von bewaldeten Höhen, im Weſten von der Weſer begränzt. Die germaniſche Schlachtordnung war in der Ebene und am Saume des Waldes aufgeſtellt, die Cherusker hielten die Höhen beſetzt, um auf die Römer, wenn dieſe mitten im Kampf ſtünden, herabzuſtürmen. Germanicus hatte an die Spitze ſeiner Heeresmacht die galliſchen und germaniſchen Hülfsvölker geſtellt, hinter dieſen kamen die Bogenſchützen zu Fuß, dann vier Legionen, hierauf zwei prätoriſche Cohorten und auserleſene Reiterei unter des Feldherrn eignem Befehl, ſodann die vier andern Legionen, die Leichtbewaffneten, die berittenen Bogenſchützen und endlich die übrigen Cohorten der Bundesgenoſſen. Um die fünfte Morgenſtunde begann die Schlacht. Von ungeſtümer Kampfluſt hingeriſſen, brachen die Cherusker allzufrüh hervor; Germanicus befahl den Stärkſten von der Reiterei, ſie von der Seite anzugreifen, und Stertinius, ſie zu umgehen und im Rücken anzufallen; er ſelbſt werde zur rechten Zeit nicht fehlen. In dieſem Augenblicke flogen acht Adler nach dem Walde und in denſelben; freudig begrüßte der Römer-Feldherr das günſtige Vorzeichen und rief: „Auf, ihnen nach, den eigenen Göttern der Legionen!“ Zugleich rückte das Fußvolk vor, während die vorausgeſchickte Reiterei die vorgezeichnete Bewegung ausführte. Dadurch gerieth die germaniſche Schlachtordnung in Verwirrung; die germaniſchen Schaaren, welche den Wald beſetzt, drängten in's offene Feld, die in der Ebene aufgeſtellten ſtürmten nach dem Walde zu; die Cherusker, in der Mitte zwiſchen dieſen, wurden von den Höhen getrieben. Unter ihnen zeigte ſich Armin, kennbar durch ſeines Armes Kraft, ſeiner Stimme Schall, ſeine Wunde, und ſuchte die Schlacht zu halten. Kräftig drang er auf die Reihen der Schützen und würde ſie zerſprengt haben, hätten ſich nicht im entſcheidenden Augenblick die rhätiſchen, vindeliciſchen und galliſchen Cohorten vor dieſelben geworfen. Er mußte den Rückzug antreten; das Antlitz von Blut überſtrömt, brach er ſich auf ſeinem ſchnellen Roſſe durch die Mitte der Feinde Bahn und entrann der äußerſten Gefahr. Auch ſein Oheim Inguiomer rettete ſich durch die Flucht. Erſchlagene Germanen deckten in großer Zahl den Wahlplatz; viele verſanken, von römiſchen Geſchoſſen getroffen, in der Weſer, die ſie durchſchwimmen wollten. Die Nacht endete das Blutbad. Die Römer errichteten auf dem Schlachtfeld einen Erdwall und ſchmückten ihn mit den erbeuteten Waffen, mit den aufgezeichneten Namen der überwundenen Volksſtämme. Doch ſchnell genug erkannte Germanicus, daß die Germanen zwar auf dem Feld Idiſtaviſo den Sieg, aber keineswegs ihr Selbſtgefühl verloren, oder die Behauptung ihrer Unabhängigkeit um jenes einen Tages willen kleinmüthig aufgegeben hatten. Denn, gleich als hätte jenes Siegeszeichen, das die Römer errichtet, den heißen Grimm nur noch mehr angefacht, ſtanden die ungebeugten Cherusker, Armin mit den friſchen Wunden und Inguiomer an ihrer Spitze, voll wilden Verlangens nach neuem Kampf dem Römerheere plötzlich gegenüber, fielen es an und brachten es in Verwirrung. Dann wurde weiter abwärts an der Weſer, zwiſchen dieſer und dem Steinhuder Meer auf der Gränze der Cherusker und Angrivarier eine enge, feuchte, vom Fluß und von Wäldern umſchloſſene Ebene zum Schlachtfeld erkoren; ein tiefer Sumpf umgab die Wälder, an einer Seite erhob ſich ein von den Angrivariern errichteter Wall. Hier hatte ſich das Fußvolk aufgeſtellt, die Reiter bargen ſich in den nahen Gehölzen, um die eindringenden Römer im Rücken anzugreifen. Germanicus kannte die Abſichten und die Oertlichkeit und traf ſogleich die geeigneten Gegenanſtalten. Auf der Ebene ſtellte er die Reiterei unter dem Befehl des Legaten Sejus Tubero auf, ein Theil des Fußvolks ſollte von der Ebene in die Wälder eindringen, der andere Theil den Wall zu gewinnen ſuchen. Das Erſtere gelang mit leichter Mühe, nicht ſo das Letztere; da ließ Germanicus, den ungleichen Kampf wahrnehmend, die Legionen ſich ein wenig zurückziehen, die Schleuderer und Speerſchwinger zur Beunruhigung der Germanen vorrücken und die Wurfmaſchinen ihre Geſchoſſe auf die Vertheidiger des Walles richten. Der Wall wurde genommen und Germanicus ſtürmte nun mit den prätoriſchen Cohorten, der Erſte, in den Wald. Da kam's zum heißen Kampf Mann an Mann Auf dem engen Wahlplatze konnten die Germanen, zahlreich und dicht zuſammengedrängt, ihre überlangen gewaltigen Lanzen weder vorſtrecken noch zurückziehen und die Gelenkigkeit ihrer Glieder nicht zur gewohnten Kampfweiſe im raſchen Hin- und Wiederſprung nützen; ſie ſtanden wie zuſammengemauert, während die Römer, die Bruſt durch den Schild gedeckt, die Hand feſt am Hefte, die kürzeren Waffen in der Feinde breite Glieder und nackte Angeſichter bohrend, Schritt für Schritt niederſtreckend, über die Fallenden hinweg ſich durch die dichte Maſſe den Weg brachen. Das Haupt unbedeckt, um von allen den Seinigen erkannt zu werden, zeigte ſich Germanicus und rief: „Kein Einhalten im Niederſtrecken! Nicht der Gefangenen bedarf's! Die Ausrottung des ganzen Volkes allein kann dem Kriege ein Ende machen!“ Armin war durch die ununterbrochenen Mühen und die friſche Verwundung außer Stand, die Schlacht perſönlich zu leiten; Inguiomer hielt an ſeiner Stelle das Treffen. Trotz aller Vortheile, Kriegskunſt und Tapferkeit gelang es den Römern jedoch nicht, einen vollſtändigen Sieg zu erringen; nachdem der grimmige Kampf bis in die ſinkende Nacht gewährt, behaupteten ſie das Schlachtfeld nicht. In der Nacht zog Germanicus eine Legion aus dem Kampf, um ein Lager zu ſchlagen, welches die übrigen aufnehmen ſollte. Gleichwohl ſchrieb er ſich den Sieg zu und ſchichtete aus Waffen ein Denkmal desſelben auf, mit der ſtolzen Schrift: „Nach Ueberwindung der Völkerſchaften zwiſchen dem Rhein und der Elbe hat das Heer des Cäſars Tiberius dieſes Denkmal dem Mars, dem Jupiter und dem Auguſtus geweiht.“ Nach dieſer Schlacht wagte Germanicus zunächſt keine weitere, ſondern ließ bloß durch Stertinius die Angrivarier zur Unterwerfung auffordern, welcher Anmuthung ſie ſich auch fügten; dann trat er, noch mitten im Sommer, den Rückzug an. Einige Legionen kehrten zu Land in die Winterlager zurück, die übrigen Heerestheile mit dem Feldherrn ſelbſt zu Schiff durch die Ems und Nordſee; da zerſtreute ein furchtbarer Sturm die Schiffe nach allen Seiten hin und ſie fanden ſich erſt allmälig, nicht ohne ungemein großen Verluſt, wieder zuſammen.

Kaum hatte jedoch Germanicus den Rhein wieder erreicht, als er die Hoffnungen der Germanen, er habe die Fruchtloſigkeit ſeiner Unternehmungen eingeſehen und die Abſicht, ſie zu unterwerfen, aufgegeben, durch die That zunichte zu machen beſchloß. Er ließ deßhalb den C. Silius einen Streifzug in's Gebiet der Chatten unternehmen, während er ſelbſt an der Spitze eines größeren Heeres in jenes der Marſen einfiel. Verrätherei eines ihrer Adelinge, Malovend, ſtand ihm bei; Verwüſtung bezeichnete ſeinen Weg; die Marſen wurden theils überfallen und geſchlagen, theils wichen ſie zurück; — aber einen entſcheidenden Sieg errangen die Eroberer nicht; ihr größter Gewinn war einer ihrer in der Teutoburger Schlacht verlornen Legionsadler, welcher in einem Haine vergraben lag; ſie verdankten ihn dem Verrath jenes Adelings, der ihnen den Ort angab. Nach dieſem Zuge wider die Marſen führte Germanicus ſeine Heerſchaaren in die Winterquartiere zurück. Es war ſein letzter auf germaniſchem Boden; denn Tiberius mahnte ſeinen Neffen, deſſen Einfluß auf das Heer er fürchtete, in öfteren Schreiben: „er möge heimkehren, um den Triumph zu feiern, der ihm geſtattet werden; genug des Ruhmvollen habe er ſchon vollbracht, genug ſchwerer und grauſer Verluſte durch Wind und Wellen ſeien erlitten worden.“ An ſolche und ähnliche Vorſtellungen knüpfte Tiberius noch folgende weitere Worte, welche den Grundgedanken der römiſchen Staatskunſt in Bezug auf die Germanen bezeichnen und zugleich ein leider nur allzuwahres Zeugniß geben für das hohe Alter der ſchlimmſten Eigenſchaft des germaniſchen Charakters, welche in jedem Jahrhundert bis zur Gegenwart herab der Macht, der Größe, der Herrlichkeit der Deutſchen verderblich war; „neunmal habe ihn Auguſtus nach Germanien geſchickt und ſtets habe er mehr durch Klugheit als durch Waffengewalt wider ſie ausgerichtet; ſo ſeien die Sigambrer zur Unterwerfung gebracht, ſo die Sueven und ihr König Marobod mit Frieden umgarnt worden; ſo müſſe man auch die Cherusker und die andern trotzigen Völker ihren eigenen innern Zwiſtigkeiten überlaſſen. Unter dieſem „Ueberlaſſen“ verſtand jedoch Rom auch die Benützung und Förderung der inneren Zwiſtigdas deutſche Volk, möge jeder Deutſche nie vergeſſen, daß dieſe altrömiſche Staatskunſt noch heutzutage die aller Feinde unſeres Volkes und Vaterlandes iſt, daß Deutſchland nie durch äußere Feinde beſiegt werden konnte, wenn es einig war, und daß es nie zur ſchmachvollen Beute der Fremden werden wird, wenn ſich alle Deutſchen um das heilige Banner ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit als treue Brüder ſchaaren. Germanicus bat ſeinen kaiſerlichen Oheim um wenigſtens nur noch ein Jahr am Rhein, um das begonnene Werk vollenden zu können; doch Tiberius beharrte auf ſeinem Willen und Germanicus verließ im Jahre 17 den Rhein und begab ſich nach Rom, ſeinen Triumphzug zu halten. Es war ein Tag im Mai, da er „als Beſieger der Cherusker, der Chatten, der Angrivarier und aller bis zur Elbe hinwohnenden Völker insgemein“, in die Siebenhügelſtadt einzog; da wurden die erbeuteten Rüſtungen, die Bilder der deutſchen Berge und Ströme, ſowie der gewonnenen Schlachten, da wurden die Gefangenen vor ſeinem Triumphwagen geführt, da ſah das ſittlichentartete Römervolk unter den Gefangenen eine keuſche germaniſche Frau einherſchreiten, erhaben in ihrem heiligen Schmerz, Thusnelda, die Frau des Helden, der für die Freiheit ſeines Volkes Allen vorangeſchritten, und den Knaben Thumelicus, Armin's Sohn, in Knechtſchaft geboren, römiſcher Erziehung harrend, um vielleicht zum „Fechter“ herangebildet zu werden, der einſt durch ſeine Gliedergewandtheit und Körperkraft im Kampf mit Menſchen und Raubthieren durch den Anblick ſeines aus Wunden ſtrömenden Blutes die Schauluſt eines Volkes befriedigen ſollte, welches eines ſolchen ſcheußlichen Reizmittels bedurfte, um ſeine erſchlaffte Sinnenluſt anzuregen. An jenem Tage, als Germanicus Armin's Weib und Sohn als Gefangene dem erbärmlichen Römerpöbel zur Schau im Triumphzug vorführte, ſaß Segeſtes, der Niederträchtige, auf einem Ehrenplatze, und ſah zu, wie ſeine Tochter und ſein Enkel in Ketten vorüberſchritten! Ewige Schmach über ſeinen Namen, wie über alle diejenigen, welche ſeine Geſinnung theilen. Welche fernere Schickſale Thusnelda und Armin's Sohn gehabt, darüber fehlen uns alle Nachrichten.

in ſeinem Beſitz befindlichen Länder im Weſten vom Rhein und im Süden von der Donau; die Hauptſorge war deßhalb von nun an die kriegeriſche Befeſtigung und Sicherung der durch beide Ströme gebildeten Reichsgränze.

21. Kampf zwiſchen Marobod und Armin. — Beider Männer Ende.

Kaum war für die Germanen die Gefahr einer Eroberung vorüber, als ſich der Völkerbund auflöste, und der Sondergeiſt und die Eiferſucht der germaniſchen Völker auf einander neuerdings hervortraten. Innerhalb der Volksgemeinden erhoben ſich Gaufürſten und Adelinge in dem Streben nach größerer Macht, und ihre Parteiungen verſchuldeten die Abſchwächung der Volkskraft nach Außen. Mit blutendem Herzen durchſchaute Armin dieſe Verhältniſſe; mit wachſendem Zorn blickte er, welchem eine einige und freie germaniſche Völkermacht als höchſtes Urbild alles Strebens vor der großen Seele ſtand, auf jenen Marobod hin, welcher dadurch, daß er während der großen Kämpfe gegen Germanicus ſich theilnahmlos für die heilige Geſammtſache aller Germanen verhielt, den Römern die Möglichkeit verſchaffte, ihre ganze Heeresmacht ungeſtört gegen Norddeutſchland zu entfalten. Sie wäre vernichtet worden, hätte Marobod in jenen entſcheidenden Zeiten die Machtfülle ſeines Suevenreiches gleichfalls gegen Rom gerichtet. Ebenſo blickte aber auch Marobod grollend auf Armin, deſſen große Entwürfe ſeine eigenen bedrohten. Dieſer tiefbegründete Gegenſatz zwiſchen den Strebungen Armin's und Marobod's, zwiſchen Volksfreiheit und Königsmacht verſchärfte ſich immer mehr. Einzelne Völkerſchaften, welche Marobod ſeinem Reichsverbande einverleibt hatte, ertrugen unwillig ſeine Herrſchaft; ſo riſſen ſich denn zwei große ſueviſche Völker, die Semnonen und

Volkes zunahm, um ſo neidiſcher betrachteten ihn die Adelinge und zunächſt ſeine eigenen Verwandten; ſo trat ſein Oheim Inguiomer, unwillig darüber, daß er, der Aeltere, unter dem jüngeren Neffen ſtehen ſollte, zu Marobod über und führte dieſem ſein zahlreiches Gefolge zu. Im Jahre 17 kam der Krieg zwiſchen Armin und Marobod zum Ausbruch. Marobod verließ Bojenheim und drang in's Gebiet der Semnonen und Longobarden an die mittlere Elbe, um ſie, die er als Abgefallene betrachtete, zu züchtigen; Armin führte, um ihnen beizuſtehen, die Cherusker in eben dieſelbe Gegend. Ein ſeltſamer Anblick war's, als die beiden Heere einander ſchlagfertig gegenüberſtanden; das Marobod's war nach römiſcher Art gerüſtet, wie es der König ſeit Gründung ſeiner Macht eingeführt; in jenem Armin's trugen zahlreiche Tapfere ebenfalls römiſche Waffen, die ſie in Schlachten erbeutet hatten. Auch zeugte die Schlachtordnung beider Heere, daß die Markomannen in langen Friedenszeiten, die Cherusker aber im achtjährigen Kampfe mit den Römern römiſche Kriegführung, den Feldzeichen zu folgen, den Befehlen der Feldherrn zu gehorchen gelernt hatten. Vor Beginn der Schlacht muſterte Armin hoch zu Roß ſein Heer und ſprach es an; er erinnerte es an die wieder errungene Freiheit, an die hingeſtreckten Legionen, an die erbeuteten Römerwaffen, welche jetzt die Reihen entlang blitzten; er ſchilderte Marobod's ganze Handlungsweiſe von jenem zweideutigen Friedensſchluß und Bündniß mit Rom an und bezeichnete ihn daraufhin als einen Verräther am gemeinſamen Vaterland, welcher denſelben Haß aller Freunde der Volksfreiheit verdient habe, dem Varus erlegen ſei. Marobod ſeinerſeits benützte ſchlau Inguiomer's Anweſenheit, pries dieſen als die Zierde aller Cherusker, als die eigentliche Seele jeder glücklich vollendeten Unternehmung; Armin's Verdienſt zog er ſpottend in den Staub, Armin's Charakter verdächtigte er, Armin's bejammernswerthes Unglück, den Verluſt der Gattin und des Sohnes, rechnete er ihm zur Schmach an; von ſich ſelber rühmte er: durch Tiberius mit zwölf Legionen bedroht, habe er Germaniens Ruhm unbefleckt erhalten. Alſobald begann die Schlacht, beide Feldherrn lenkten ſie nach der von Germaniens Feinden erlernten Kriegskunſt, beide Heere ſtritten mit gleicher Tapferkeit, ohne Entſcheidung, da auf beiden Theilen der rechte Flügel geſchlagen da ſich Marobod auf die Anhöhen zurückzog, ſo galt dies als ein Zeichen, als betrachte er ſich ſelbſt als beſiegt, und alſobald verließen ganze Völker, welche ihm nur widerſtrebend gefolgt waren, die Reihen ſeines Heeres und traten zu Armin, zur Sache der Volksfreiheit über. Ihre Zahl war ſo groß, daß Marobod ſich nicht bloß außer Stand ſah, den Krieg fortzuſetzen, und nach Bojenheim zurückwich, ſondern daß er auch bei den Römern um Beiſtand anſuchte. Statt der gehofften Hülfe ward ihm die Antwort: er habe kein Recht, römiſche Waffen zum Beiſtand gegen die Cherusker anzurufen, da er ja auch den Römern, als ſie gegen denſelben Feind kämpften, keinerlei Beiſtand geleiſtet. So rächte ſich ſeine Gleichgültigkeit gegen die gemeinſame germaniſche Sache; die Germanen ſtanden wider ihn und die Römer ſahen freudig zu, wie ſein Verderben reifte. Gleichwohl ſandte Tiberius ſeinen Sohn Druſus, angeblich, um den Frieden zu vermitteln, eigentlich aber, um den Untergang Marobod's zu vollenden. Druſus ſchürte die innern Zwiſtigkeiten und förderte den Abfall. Von ihm unterſtützt brach (im Jahre 19) Catualda, ein markomanniſcher Adeling, welcher zu den Gothonen geflohen war und alte Unbill an Marobod zu rächen hatte, nachdem er andere markomanniſche Adelinge gewonnen hatte, in's Gebiet der Markomannen ein, bemächtigte ſich der Hauptſtadt, der Königsburg und all der erbeuteten Schätze, welche Marobod darin bewahrt hatte. Von Allen verlaſſen, ſah Marobod jetzt nirgends mehr Rettung als bei dem Mitleid des Kaiſers; er flüchtete ſich über die Donau und ſchrieb an Tiberius: „Viele Völkerſchaften hätten ihn zu ſich geladen, er aber ziehe die römiſche Freundſchaft vor." Der Kaiſer verhieß ihm hierauf einen ſicheren und ehrenvollen Wohnſitz in Italien, wenn er bleiben wolle, — wenn nicht, freies Geleit zur Rückkehr. Marobod blieb in Italien; noch achtzehn Jahre lebte er ruhmlos in Ravenna. Solch ein dunkler Lebensausgang war die Vergeltung für ſeine Selbſtſucht, römiſches Gnadenbrod der gerechte Lohn für ſeine Entfremdung von der heiligen Sache des germaniſchen Geſchlechts.

Der neue Markomannenfürſt Catualda erfreute ſich der Herrſchaft nicht lange; durch die Hermunduren unter Vibilius vertrieben, den Vannius, einen romergebenen Quadenfürſten, zum König; ſo ſchuf ſich Rom eine Vorhut gegen germaniſche und andere freie Völkerſchaften; doch nach dreißig Jahren (im Jahr 51) ſtürzten Hermunduren und Lygier auch dieſe Herrſchaft. Von da an verſchwinden die Geſchicke der Markomannen und Quaden bis zu den Zeiten des Kaiſers Marcus Aurelius Antoninus Philoſophus (162—180) in Dunkel; wir wiſſen nur ſo viel von ihnen, daß ſie von Fürſten beherrſcht wurden, welche wahrſcheinlich von Rom unterſtützt wurden und abhängig waren.

Armin, der Held und Retter germaniſcher Volksfreiheit, erlag in der Blüte ſeines Lebens der Argliſt der Adelinge, welchen ſein hohes und reines Streben, das ihre ſelbſtſüchtigen Entwürfe durchkreuzte, verhaßt war. Ein germaniſcher Fürſt, der Chatte Adgadeſtrius, war niederträchtig genug, ſich dem römiſchen Senat zur Ermordung Armin's anzubieten, wenn man ihm zur Ausführung ſeines Vorſatzes Gift ſenden wolle; aber das tiefentartete Rom beſchämte ihn durch die Antwort: „das römiſche Volk räche ſich an ſeinen Feinden nicht heimlich und durch Hinterliſt, ſondern offen mit den Waffen in der Hand.“ Um Armin zu ſtürzen, erſannen nun die Adelinge, die Genoſſen ſeines eigenen Geſchlechts, folgenden Plan. Sie verbreiteten das Gerücht unter dem Volk, d. h. unter den Gemeinfreien, Armin ſtrebe nach der Alleinherrſchaft. Hierdurch ſollte ihm das Vertrauen, die Liebe, der Einfluß entzogen werden, den er beim Volke genoß. Der ſchlau geſäte Argwohn wurzelte in den freiheitsliebenden Gemüthern um ſo leichter und feſter, als Armin, bei den Parteiungen der Adelinge durch Waffengewalt angegriffen und zur Selbſtvertheidigung gedrängt, im Kampf manchen Vortheil erhielt und demgemäß ſeine Gefolgemacht vergrößerte. Doch gewiß überzeugte ſich das Volk gar bald von der Lügenhaftigkeit jenes durch die Adelinge ausgeſtreuten Gerüchts. Man darf dies daraus ſchließen, daß Armin plötzlich durch die ihm verwandten Adelinge ermordet ward. Hätte das Volk ihn des Verraths an der Freiheit ſchuldig geglaubt, ſo würde es ihn vor's Landesgericht gezogen und in öffentlicher Landesverſammlung verurtheilt haben. Da dies nicht der Fall war, ſo blieb den Adelingen, denen die Volksbethörung mißlungen war, kein anderes Mittel mehr als die blutige Gewalt. Sie ſelbſt ſeines Alters, im 21. unſerer Zeitrechnung. Das Volk feierte ihn noch lange in Liedern, — das deutlichſte Zeugniß, daß es, trotz aller Verdächtigungen der Adelinge, feſt an ſeine unbefleckte Treue glaubte.

Doch nicht bloß Armin erlag der Argliſt ſeiner Verwandten, ſondern auch die Macht und Bedeutung des durch den Kampf der Parteien geſchwächten Cheruskervolkes. Die nächſte Folge davon war, daß ſich der römiſche Einfluß bei ihnen geltend machte; die Partei der Römlinge berief einen in Rom erzogenen Sohn jenes undeutſchen Flavius zur Herrſchaft bei den Cheruskern.

22. Angriffe einzelner germaniſcher Völker gegen Rom und innere Kämpfe.

Das große Beiſpiel, welches der Freiheitskampf des Cheruskerbundes gegeben, wirkte fort. Die Chatten und die Marſen, die Chauken und die Frieſen traten jetzt den Römern entgegen, und zwar theilweiſe ſchon nicht mehr bloß zur Abwehr der Eroberung und zur Losreißung von der Abhängigkeit oder Bundesgenoſſenſchaft, ſondern auch bereits zum ſelbſtſtändigen Angriff; doch hatten dieſe Verſuche, weil ſie vereinzelt geſchahen, keine günſtigen und dauernden Erfolge. So wurden die Chatten und Marſen, als ſie ſich im Jahre 42 erhoben, und die Chauken, welche Beutefahrten nach den Küſten Galliens unternahmen, im Jahre 47 von den Römern beſiegt, und die Frieſen, welche ſich von ihrer Zinspflichtigkeit losgeriſſen hatten, wieder in das frühere Abhängigkeitsverhältniß gebracht. Als die Chatten im Jahre 50 über den Rhein in Gallien einbrachen, wurden ſie von Galba zurückgetrieben und am Taunus geſchlagen; ſie mußten Geſandte und Geißel nach Rom ſchicken, doch blieb ihr Name dort als der eines der ſtreitbarſten germaniſchen Völker gefürchtet.

Aber nicht bloß gegen Rom drängten die germaniſchen Völker, von kriegeriſchem Wandertrieb ergriffen, feindlich an, ſondern auch ſich nun auf unbewohnten Landſtrecken nördlich von der Lippe niederlaſſen, wo früher Chamaver, Tubanten und Uſipier geweilt hatten. Aber der römiſche Feldherr am Niederrhein verweigerte ſie im Jahr 58 dem greiſen Bojokal, welcher für die Amſivarier das Wort führte, und verſprach ihm dagegen für ſeine Perſon, zum Lohn treuer Bundesgenoſſenſchaft, Ländereien. Da erwachte in ihm das langvergeſſene Vaterlandsgefühl; er wies das Anerbieten mit Verachtung zurück und rief: „Haben wir kein Land, auf dem wir leben können, ſo finden wir doch gewiß eines, auf dem wir ſterben!“ Nun führte er ſeinen Wanderzug zu den Brukterern und Tenchteren, mit welchen ſie ſich zur Erkämpfung der neuen Heimat verbanden; allein die Römer ſchlugen die Bundesgenoſſen. Die Amſivarier zogen nun zu den Chatten und Cheruskern und wurden auf ihren Irrfahrten aufgerieben, bis auf wenige, welche neben den Chatten Aufnahme fanden.

Zwiſchen den Chatten, deren Bund ſich damals von der Vereinigung der Fulda und Werra bis zu jener des Mains mit dem Rhein ausbreitete, und ihren Nachbarn, den sueviſchen Hermunduren, welche zwiſchen der Werra, der Elbe, dem Harze und dem Walde wohnten, kam es um dieſelbe Zeit zu einem erbitterten Kampf um den Beſitz der Salzquellen an dem Gränzfluſſe (der Werra); die Chatten gelobten vor Beginn der Schlacht ihren Göttern, alles Lebendige, was ſie beſiegen würden, Männer, Weiber, Kinder und Roſſe zu opfern. Aber die Chatten wurden beſiegt und erlitten nun daſſelbe Schickſal, welches ſie den Hermunduren zugedacht hatten. Uebrigens ward ihre Macht durch dieſen Verluſt nicht erſchüttert, und ſie blieben den Römern ſtets noch furchtbar genug.

23. Niederländiſcher Freiheitskampf unter Claudius Civilis.

An den Rheinmündungen und an dem nordweſtwärts davon gelegenen Küſtenlande begann ein halbes Jahrhundert nach Armin's Ermordung ein neuer großer Kampf um die Wiedererringung der alten Unabhängigkeit, um die Rettung des Volksthums.

Unerträglicher Druck und empörendes Unrecht, von den Römern geübt, weckte bei allen Germanen an und zwiſchen den Mündungen des Rheins, welche bisher als willige Bundesgenoſſen ihre Tapferkeit geliehen, das Bewußtſein ihres unverjährbaren heiligen Rechts wieder und gewaltig mahnend pochten die Arminslieder, die drüben jenſeits des Rheins geſungen wurden, an die Herzen der bataviſchen Männer. Trutzig in Waffen ſtehend, fühlten ſie, daß die Zeit gekommen ſei, in welcher ſie, bei der allgemeinen Verwirrung von Recht und Pflicht, welche das Römerthum umfing, ein großes Wort, das der Freiheit, mit ſprechendurften. An dieſen elenden, verworfenen Kaiſern aus dem Geſchlecht der Julier, ſahen ſie nicht bloß, wie haſſens- und verabſcheuungswürdig die Zwingherrſchaft ſei, ſondern auch, daß ſie ſich, entnervt, von denjenigen abhängig gemacht hatte, durch welche ſie emporgekommen war, nämlich von den Kriegsheeren. Die Kaiſer hatten das Recht aus dem Wege geräumt und die Gewalt an deren Stelle geſetzt; nun erhob ſich die Gewalt über die Kaiſer. Inmitten aller Frevel an den theuerſten Rechten ſtand jetzt die Vergeltung und die Germanen hatten das Werk mitzuſchaffen, welches ſie wirkte und webte. Die Bewegung, welche ſie ergriff und vorwärts trieb, pflanzte ſich ſelbſt in den galliſchen Völkerſchaften fort, und bevor noch ein Germane ſich erhob, um die heilige Sache unſerer Volksfreiheit zu verfechten, griff ein Gallier, Cajus Julius Vinder, welcher damals Proprätor in Gallien war, kühn mitten in die ungeheure Verwirrung hinein, in welcher das römiſche Reich ſich damals befand. Nero Claudius Cäſar, der Letzte aus Julius Cäſars Geſchlecht, Mörder ſeiner Mutter, welche ihren eigenen Gemahl vergiftet, Mörder ſeiner Gemahlin Octavia, Mörder ſeiner Geliebten Poppäa und ſeines Lehrers Seneca, Sänger und Schauſpieler auf öffentlichen Schaubühnen, war damals Kaiſer; dieſem Verruchten gehorchte bereits im vierzehnten Jahre (54—68 n. Chr.) die römiſche Welt. Solcher Schmach und dem ungeheuern Elend ein Ende zu machen, rief Julius Vinder den 72jährigen Sulpicius Galba, Statthalter des tarraconenſiſchen Spaniens, auf, ſich zum Kaiſer zu erklären; doch als Dieſer von ſeinen Legionen als ſolcher begrüßt worden war und ſich mit Vinder vereinigen wollte, unterlag der Letztere den obergermaniſchen Legionen und gab ſich verzweifelnd um Gold Nero zum Kaiſer ausgerufen; um Gold riefen ſie jetzt Galba zum Kaiſer aus; der Senat erklärte Nero zum „Feind des Vaterlandes“ und der gekrönte Mörder endete durch Selbſtmord (i. J. 68). Nur ſieben Monate behauptete ſich Galba als Kaiſer; ſchon im Januar des folgenden Jahres wurde er ermordet und von denſelben Prätorianern, bald auch vom Senate Otho, bisher Statthalter von Luſitanien (einem Theil von Portugal und Spanien), als Kaiſer begrüßt. Schon vor Galba's Fall hatten jedoch die niederrheiniſchen Legionen in der Colonia Agrippina ihren Feldherrn Vitellius zum Kaiſer erklärt. Ungeſäumt zog dieſer mit vielen Schaaren derſelben nach Italien, traf bei Bedriacum (zwiſchen Verona und Cremona) mit Otho zuſammen und gewann den Sieg; Otho aber, obwohl ſeine Sache damit noch nicht verloren war, tödtete ſich durch einen Dolchſtoß, damit der Bürgerkrieg ein Ende nehme. So hatten denn die Prätorianer zu Rom, die Legionen Spaniens und des Niederrheins nacheinander drei Kaiſer gemacht; da ergrimmten aber die Legionen in Judäa, Syrien und Aegypten und riefen den Befehlshaber in Judäa Titus Flavius Vespaſianus zum Kaiſer aus, desgleichen thaten die in Möſien, Pannonien und Dalmatien auf Anregung des Antonius Primus, welcher ungeſäumt in Italien einfiel und Rom erſtürmte. Vitellius wurde ermordet, nachdem er acht Monate lang nicht geherrſcht, ſondern geſchlemmt. Binnen achtzehn Monden (vom Juni 68 bis zum December 69) war Vespaſianus der fünfte Kaiſer. Mit dieſem anderthalbjährigen Kaiſerwechſel ſtand nun die Erhebung bataviſch-frieſiſcher und niederrheiniſcher Germanen, ſowie der Belgier im innigſten Zuſammenhange.

Römiſchen Angaben zufolge waren die Bataver eines Stammes mit den Chatten, hatten in unvordenklicher Zeit die heimiſchen Wohnſitze verlaſſen und ſich ſowohl auf dem Gebiet, welches durch die Nordſee und die Rheinarme gebildet wird und welches nach ihnen die Inſel der Bataver benannt wurde, als auch ſeitwärts vom Strom auf der äußerſten Spitze der galliſchen Küſte angeſiedelt. Sie waren ein tapferes Volk, kühne Reiter und Schwimmer, als Bundesgenoſſen der Römer in den Kriegen der Letzteren wider die Germanen geübt; ruhmvoll hatten ſich ihre nach alter heimiſcher Sitte von den eigenen Volksgenoſſen (Adelingen) angeführten Cohorten bei der Eroberung Britanniens durch die Römer ausgezeichnet. Solche Führer im römiſchen Kriegsdienſt ſtehender bataviſcher Cohorten waren auch die beiden Brüder Julius Paullus und Claudius Civilis, aus edlem Geſchlecht. Wegen falſchen Verdachts der Meuterei war der Erſtere von den Römern hingerichtet und Claudius Civilis in Ketten nach Rom geführt worden. Zwar ſetzte ihn Galba in Freiheit, aber der tief gewurzelte Haß gegen die römiſche Herrſchaft haftete in dieſes Batavers Bruſt, wie in ſeinem Gedächtniß das Bild der Verderbtheit und Schwäche Roms. Als Civilis an den Rhein zurückkam, drohte ihm neue Gefahr; die übermüthigen Legionen des Vitellius forderten ſeine Hinrichtung. Aber nicht ſo ſehr ſein perſönlicher Haß, als der Grimm über die Unterdrückung und Verhöhnung ſeiner Volksgenoſſen entflammte ſein vaterländiſch geſinntes Gemüth. Auf Befehl des Vitellius wurde bei den Batavern eine neue Truppenaushebung veranſtaltet, wobei die habſüchtigen Beamten, um Loskaufungsgelder zu erpreſſen, Greiſe und Kriegsunfähige, ſowie ſchöne Knaben für niederträchtige Zwecke, zum Kriegsdienſt wegnahmen. Angeſichts dieſer frechen Willkür ſchien dem Civilis der Augenblick gekommen, in welchem er als Rächer ſeines Volkes endlich die Hand zum Beginn des Werkes ausſtrecken könne. Nicht eher (ſo ſchwur er), als bis er eine große That vollbracht, ſollte ſein langes goldgelbes Haar gekürzt werden *). Sein Plan war tief durchdacht. Vorerſt wollte er den Anſchein noch behaupten, als unterſtütze er in dem großen Kampf der Parteien den des Kaiſerthums würdigeren Veſpaſianus gegen den verächtlichen Schlemmer Vitellius. Als nun jene ſchändliche Aushebung die Erbitterung auf's Aeußerſte getrieben, lud Civilis (i. J. 69) die Edlen und die tüchtigſten Gemeinfreien in den heiligen Hain zu einem nächtlichen Gelage, und als die Herzen in geſelliger Freude glühten, entflammte er ſie durch begeiſterte Worte für die heilige Sache des Volks und Vaterlands. „Edles, ruhmvolles Volk“, rief er, „wie viel Unwürdiges zu erdulden iſt dir zugemeſſen worden, freche Beleidigung, offenen Raub, o wahrlich, alles Elend, das von der Knechtſchaft unzertrennlich iſt. Nicht als Bundesgenoſſen, wie einſt, behandelt euch Rom, ihr Bataver, nein, wie Hörige! Dann kommt ein Legat zu euch mit ſchwerem Gefolge, mit

---

*) Auch bei den Chatten war die Sitte, daß die ſtreitbaren Jünglinge Haupt- und Barthaar nicht eher kürzten, als bis ſie einen Feind erſchlagen.

ſtolzer Regierung. Man übergibt euch der Willkür der Präfecten und Centurionen, und haben dieſe ſich durch Raub und Blut geſättigt, ſo löſen Andere ſie ab. Immer gibt's neue Gelegenheit zu Plünderungen und neue Namen für die neue Art, euch zu plündern. Kinder werden von den Herzen der Eltern, Brüder aus den Armen der Brüder geriſſen! Ihr ſeht es ja; wie, und das ſeht ihr nicht, daß Roms Macht nie ſo bedrängt war, nie ſo ſehr auf dem Spiele ſtand, als jetzt? Oeffnet die Augen! In den Winterlagern befinden ſich nur Greiſe bei der aufgehäuften Beute; von jenen gefürchteten Legionen iſt nichts da als die leeren Namen, und vor dieſen ſollten wir beben, wir, denen eine treffliche Kernmacht von Kriegern, Fußvolk und Reiterei, zu Gebote ſteht? Die Germanen ſind unſere Blutsverwandten; die Gallier ſtreben nach demſelben Ziel, wie wir; ja ſogar bei den Römern, wird ein Krieg, welchen wir eben jetzt beginnen, Billigung finden. Sollte er ungünſtig ausfallen, ſo decken wir uns mit dem Namen Veſpaſian's, und vom Siege gibt man keine Rechenſchaft." Nachdem Civilis die Bataver für den Kampf gegen Rom, und zwar zunächſt gegen die Partei des Vitellius, gewonnen hatte, ſandte er zu den benachbarten Caninefaten, welche gleicher Abkunft, Mundart und Tapferkeit mit den Batavern, nur an Zahl geringer, den weſtlichen Theil der Inſel bewohnten. Freudig reichten ſie die Hand zum Bunde; ſie wählten Brinno, einen kühnen Adeling, zum Heerführer, ſetzten ihn nach alter Volksſitte auf den Schild und hoben ihn auf den Schultern empor. Auch die Frieſen ſäumten nicht, ihren Beitritt zum Freiheitsbunde zu erklären.

Raſch erſtürmte und zerſtörte Brinno mit ſeinen Schaaren die Winterlager zweier Cohorten; die andern Feſten wurden von den römiſchen Beſatzungen ſelbſt, weil ſie dieſelben nicht zu vertheidigen vermochten, den Flammen übergeben. Die römiſchen Truppen auf der Inſel der Bataver hatten ihren beſten Kern dem Vitellius ſenden müſſen, ihre geringen Reſte zog Aquillius auf dem oberen Theil der Inſel zuſammen. Noch glaubte Civilis, dieſelben über ſeine eigene Stellung täuſchen zu müſſen; er gab ſich den Anſchein, als mißbillige er den Aufſtand der Caninefaten, erbot ſich, denſelben durch die Cohorte, an deren Spitze er ſtand, zu erſticken, und forderte die römiſchen Truppen auf, in ihre Winterlager zurückzukehren. Doch ſie erriethen ebenſo wohl, daß nicht Brinno, ſondern Civilis der Urheber des Krieges ſei, wie die Abſicht des Letzteren, welche darauf ausging, ſie, wenn ſie ſich vertheilten, einzeln mit um ſo größerer Sicherheit des Erfolges aufzureiben. Nicht länger konnte Civilis dieſe Täuſchung fortſetzen. Bataver, Canineſaten und Frieſen, vereinigt unter ſeiner Anführung, begannen nun den offenen Krieg, doch immer blieb noch jetzt, wie einige Zeit nachher, der Anſchein, als ſei derſelbe bloß Parteiſache für Veſpaſianus gegen Vitellius, nicht ein Krieg gegen Rom ſelbſt. Civilis vertheilte die vereinigte Streitmacht in drei Keile und griff ein römiſches Lager in der Nähe des Rheines an. Während des Kampfes ging eine Coherte von Tungrern zu den germaniſchen Freiheitskämpfern über, ebenſo die bataviſchen Ruderer der römiſchen Flotte von vier und zwanzig Schiffen, deren Kriegsbemannung theils niedergehauen,. theils gefangen ward. So beſaßen nun jetzt die Sieger Waffen und Schiffe, deren ſie bedurften; von noch größerem Vortheil aber war ihnen der gewaltige Eindruck, welchen ihr Sieg in Gallien und Germanien hervorbrachte. Von letzterer Seite her erhielten ſie das Anerbieten kräftigen Beiſtands; Gallien und die rheiniſchen Germanen daſelbſt bemühte ſich Civilis durch kluge Schonung der gefangenen Coherten und ihrer Anführer, ſowie durch geheime Aufforderungen für den Anſchluß an die Sache der Volksfreiheit zu bewegen. „Eine elende Dienſtbarkeit,“ ſo rief er dorthin, „nennt ihr fälſchlich Frieden! Seht auf die Bataver! Keine Zinspflicht drückte ſie, und dennoch ergriffen ſie die Waffen gegen die gemeinſchaftlichen Zwingherren. In der erſten Schlacht ſind dieſe geſchlagen. Wie, wenn nun auch Gallien das Joch abwirft, wie viel bleibt dann in Italien noch übrig? Nur durch ihr eigenes Blut werden die Provinzen beſiegt, Gallien wurde durch ſeine eigenen Kräfte gebändigt. Mag das Morgenland, an der Könige Herrſchaft gewöhnt, immerhin dienen, — in Gallien leben noch Viele, die das Licht der Welt erblickt haben, bevor Rom Gallien zinspflichtig machte. Wie lang iſt's her, daß Armin den Varus beſiegt und den germaniſchen Boden von Fremdherrſchaft gereinigt? Freiheit gibt die Natur ſelbſt dem Thier; Tapferkeit iſt des Menſchen ſelbſteigenſtes Gut und mit dem Tapfern ſind die Götter. Nun wohlan, friſch an's Werk, ihr Männer in Kraftfülle, die kein anderer Kampf in Anſpruch nimmt, auf, wider den beſchäftigten, ermüdeten Feind! Zwiſchen den Parteien, die für Veſpaſianus, für

Vitellius ſtreiten, iſt Platz genug zum Kampf gegen beide.“ Solche Gründe verfehlten ihre Wirkung nicht; in den Germanen am linken Rheinufer regte ſich immer mächtiger der Freiheitsdrang, ſchon prüften die Adelinge bei denſelben ihre Waffen, ſchon pochten die Herzen des Volkes ungeduldig einer Vereinigung mit den „Freiheitsſtiftern“ entgegen, als welche ſie die Bataver begrüßt hatten, und die nächſten Erfolge, welche dieſelben errangen, trugen weſentlich dazu bei, den Abfall der Germanen in Gallien von Rom zu beſchleunigen. Der römiſche Statthalter Hordeonius Flaccus, welcher aus Hinneigung zu Veſpaſianus das erſte Auftreten des Civilis begünſtigt hatte, ſchickte den Legaten Mummius Lupercus wider die Sieger. Es kam zur Schlacht. Bei den römiſchen Truppen ſtanden Ubier, Reiterei der Trevirer und auch eine bataviſche Reiterſchaar, — hinter den Freiheitskämpfern ihre Frauen und Kinder, darunter die Mutter und die Schweſter des Civilis, den Sieg der Männer erwartend. Jene bataviſche Reiterſchaar wendete ſich plötzlich in der Schlacht, verließ den linken Flügel der Römer und ſprengte zu den Volksgenoſſen hinüber; gleichwohl leiſteten die Legionskrieger in Ausdauer und guter Ordnung Widerſtand, bis die Hülfstruppen der Ubier und Trevirer die Flucht ergriffen und dadurch auch die der Römer entſchieden. Sie retteten ſich, von den Siegern gedrängt, nach Castra vetera (Xanten). Inzwiſchen hatte ein Eilbote des Civilis die Cohorten der Bataver und Caninefaten, welche auf Befehl des Vitellius auf dem Marſch nach Rom begriffen waren, noch unterwegs erreicht und des Feldherrn Auftrag bei ihnen beſtellt. Alſogleich kehrten ſie um und eilten nach der Provinz Germania secunda, um ſich mit ihren Volksgenoſſen zu vereinigen. Wohl konnten die Legionen zwiſchen Moguntiacum (Mainz) und Bonna (Bonn) ſie aufreiben, wenn ſie kräftig im Rücken angegriffen wurden, während Herennius Gallus bei Bonn auf ſie eindrang; doch Hordeonius Flaccus unterließ das Erſtere und forderte Gallus auf, ihren Marſch nicht aufzuhalten. Zwar ſtellte ſich dieſer ihnen bei Bonn mit 3000 Legionsſoldaten und belgiſchen Cohorten entgegen, ſie aber ſchlugen ſich durch, umgingen Köln und vollbrachten glücklich ihre Vereinigung mit Civilis. Noch bei Bonn hatten ſie, als ſie freien Durchzug von Herennius Gallus verlangten, erklärt, daß ſie nicht als Feinde der Römer kämen. Auch Civilis wollte noch immer den

Schein der bloßen Parteinahme für Vespaſianus beibehalten; er verpflichtete jetzt für dieſen nicht bloß jene Cohorten, ſondern forderte auch die beiden nach Castra vetera geflüchteten Legionen auf, dem Vespaſianus zu ſchwören. Doch dieſe erwiederten ihm: „Verräther und Feind, deinen Rath brauchen wir nicht. Vitellius iſt unſer Herr, dem wir treu bleiben wollen bis zum letzten Athemzug. Ein bataviſcher Ueberläufer ſpiele bei Roms Geſchicken nicht den Schiedsrichter, ſondern erwarte die Strafe ſeines Frevels.“

Da rief Civilis das ganze Volk der Bataver zu den Waffen; und nun traten auch die Bructerer und Tenchterer dem Bunde der Freiheitsſtifter bei. Großen Einfluß auf die Stimmung dieſer beiden Völkerſchaften, wie auf die Zuverſicht der Germanen überhaupt, hatte eine bructeriſche Jungfrau, Namens Veleda, welche, in einem Thurm an der Lippe wohnend, den Sieg der Germanen und den Untergang der Legionen weiſſagte. An ſie wandten ſich die Germanen, ihren Rath, ihre Schiedsſprüche in wichtigen Angelegenheiten zu vernehmen; aber Niemandem war es vergönnt, in ihre geheimnißvolle Abgeſchiedenheit zu dringen und ihr Antlitz zu ſchauen; nur Einer ihrer Verwandtſchaft nahm die an ſie gerichteten Fragen entgegen und theilte den Fragenden die Ausſprüche der Seherin mit.

Nachdem Civilis ſeine Macht verſtärkt hatte, belagerte er Castra vetera. Die Beſatzung ſchlug den erſten Sturm ab und Civilis beſchloß nun, ſie durch Aushungerung zur Uebergabe zu bringen. Die Uneinigkeit im römiſchen Heere kam ihm zu Statten. Hordeonius Flaccus hatte nämlich durch ſein zweideutiges Benehmen den gerechten Verdacht und Unwillen der dem Vitellius ergebenen Truppen erregt; ſie glaubten, er ſei mit Civilis in geheimem Einverſtändniß, und zwangen den körperlich und geiſtig ſchwachen Mann, ſeine Würde dem Legaten Dillius Vocula zu übertragen; dieſem Letzteren wurde Herennius Gallus zur Seite gegeben. Beide wagten es nicht, dem Feinde entgegen zu rücken, ſondern bezogen ein feſtes Lager bei Gelduba unterhalb Novesium (dem heutigen Neuß).

Inzwiſchen hatte ſich die Stimmung des Heeres fortwährend verſchlimmert, — Mangel an Sold und Lebensmitteln, die von den Galliern verweigerte Aushebung und Steuerentrichtung, außergewöhnliche Seichtigkeit des Rheins, welche die Schifffahrt kaum geſtattete, dieſe und andere mißliche Umſtände vereinigten ſich, um den Unmuth zu erhöhen. Als nun bald darauf die Germanen einen Vortheil erkämpften, ziehen die aller Zucht entwöhnten Krieger den Gallus der Verrätherei und den Hordeonius beſchuldigten ſie, daß er der Anſtifter derſelben ſei. Civilis benützte indeſſen ſeine immer wachſende Macht zu Streifzügen gegen die Ubier und Trevirer, ſowie gegen die Moriner und Menapier im heutigen Flandern und Brabant. Doch verſäumte er, im günſtigen Augenblick einen entſcheidenden Schlag zu führen; er wollte Zeit gewinnen, um ſeine Macht noch mehr zu vergrößern.

Da kam die Nachricht an den Rhein, daß Vespaſianus über ſeinen Gegner Vitellius den Sieg gewonnen, und nun konnte Civilis den Freiheitskampf nicht länger unter dem Anſchein der Parteinahme fortſetzen. Unwillig leiſteten die Vitellianiſchen Cohorten, willig die Hülfsvölker aus Gallien dem neuen Kaiſer den Eid der Treue. Alpinus Montanus, ein Trevirer von Geburt, früher Cohortenführer unter Vitellius, jetzt nach deſſen Sturz unter Vespaſianus dienend, forderte den Civilis auf, den Krieg zu beendigen, denn wenn dieſer zu Gunſten Vespaſians begonnen worden, ſo ſei genug geſchehen. Civilis gab darauf eine ausweichende Erklärung, als er aber bei Montanus Geneigtheit für eine Veränderung wahrzunehmen glaubte, ſuchte er ihn durch Ueberredung zu gewinnen und durch ihn wieder auf die Trevirer zu wirken. Montanus, von des Batavers eindringlichen Worten bewegt, begab ſich zu den Römern zurück und berichtete bloß im Allgemeinen, daß Civilis entſchloſſen ſei, die Waffen nicht niederzulegen. Civilis ließ alſobald die alten Cohorten und die eifrigſten Germanen unter Julius Maximus und ſeinem Schweſterſohn Claudius Victor gegen Vocula anrücken. Bei Asciburgium (heute Asburg bei Meurs) überfielen ſie ihn und hätten ihn völlig beſiegt, wenn nicht während des Kampfes die baskiſchen Cohorten plötzlich den Angreifenden in den Rücken fielen und ſie in Unordnung brachten; ſie flohen, doch die Reiterei nahm Feldzeichen und Gefangene mit. Vocula führte ſeine Krieger hierauf gegen Castra vetera, um dieſe Feſte, welche Civilis belagerte, zu entſetzen. Es kam zur Schlacht, das Glück ſchien anfänglich den Batavern günſtig; als aber die Belagerten einen allgemeinen Ausfall unternahmen und Civilis durch einen Sturz vom Pferde für verwundet oder todt gehalten wurde, warfen ſich die Bataver in die Flucht. Statt ſie nun zu verfolgen, blieb Vocula in dem befreiten Lager zurück, verſtärkte es, ſchwächte aber die Truppen, indem er Abtheilungen derſelben nach Novesium entſendete, um Getreide zu holen. Civilis benützte dieß raſch und belagerte Castra vetera auf's Neue, und als ſich Vocula von Gelduba nach Novesium zurückzog, eroberte jener Gelduba; ſeine Reiterei ſiegte bei Novesium. Die ergrimmten Truppen ſchrieen laut über Verrätherei ihrer Feldherrn, empörten ſich, erſchlugen den Hordeonius und hätten dem Vocula daſſelbe Loos bereitet, wäre es dieſem nicht gelungen, in Sklavenkleidern bei Nacht zu entfliehen. Da rückte Civilis wider ſie heran; ſie flohen und trennten ſich; bald kehrten die erſte, die vierte und die zwei und zwanzigſte Legion zum Gehorſam zurück, ließen ſich von Vocula für Veſpaſianus in Eid nehmen und rückten ſtromaufwärts bis Moguntiacum, welches indeſſen von den Bundesgenoſſen der Bataver, den Chatten, Mattiakern und Uſipiern belagert worden war; doch bevor noch die Römer zum Entſatz kamen, waren die Germanen bereits über den Rhein zurückgegangen. So ſprühte germaniſche Angriffsluſt rings um die Römer am Rhein. Plötzlich ſchlug eine gewaltige Flamme in Gallien auf und drohte die ganze römiſche Herrſchaft zu umfaſſen und zu verzehren.

Civilis mußte ſich nach dem Tode des Vitellius endlich offen als Feind Roms bekennen und den Zweck des ganzen bataviſchen Aufſtands, die Befreiung von der Fremdherrſchaft, enthüllen. Zur Erreichung dieſes Zieles verbanden ſich nun die keltiſchen Völkerſchaften in Gallien mit den germaniſchen. Dieſer Bund war vernünftig und naturgemäß, aber unausführbar war der Entwurf einer ſtaatlichen Vereinigung beider zu einem großen galliſchen Reiche, in welchem ſie fortan unabhängig neben einander ſtehen und walten ſollten. Wie am rechten Rheinufer die Chatten, Mattiaker, Uſipier, Tenchterer und Bructerer, ſo ſtanden am linken die Trevirer und alle belgiſchen Völkerſchaften zwiſchen Rhein und Maas, ſelbſt tief in Gallien die Lingonen zum großen Bunde wider Rom; auch die Ubier ſahen ſich genöthigt, demſelben beizutreten, ſie bewahrten jedoch insgeheim die alte Freundſchaft für Rom. Die Häupter der galliſchen Bundesgenoſſen waren die Trevirer Claſſicus und Julius Tutor, ſowie der Lingone Julius Sabinus. Bald trennten ſich die galliſchen Hülfsvölker von den römiſchen Legionen; dieſe, erbittert durch die Ermordung des Vitellius, an Roms Schickſal verzweifelnd und durch Beſtechung gewonnen, gingen zum Feinde über und ſchwuren, als Vocula ermordet, die Legaten Herennius und Numiſius in Feſſeln gelegt waren, dem neuen galliſchen Reich den Eid der Treue. Bald darauf forderte Claſſicus auch die Agrippinenſer, ſowie alle Truppen am oberen Rhein zur Leiſtung dieſes Eides auf; und als ſich die in Castra vetera belagerten Truppen aus Hungersnoth ergeben mußten, gelobte ihnen Civilis Sicherheit von Leib und Leben gegen die Bedingung, daß ſie alle Lagergeräthſchaften übergeben und ohne Gepäck abziehen, endlich, daß ſie gleichfalls dem neuen galliſchen Reiche ſchwören ſollten. Kaum waren jedoch die abgezogenen Truppen etwas über eine deutſche Meile von Castra vetera gekommen, als ſie plötzlich von den Germanen überfallen wurden; wer nicht dem Schwert erlag, floh in's kaum verlaſſene Lager zurück; aber die Germanen ſteckten dies in Brand und ſo gingen die dem Blutbad Entronnenen in den Flammen zu Grund. Civilis mißbilligte dieſe ſchändliche That der Treuloſigkeit, welche die Geſchichte des Freiheitskampfes befleckt. Aber das Gelübde hielt er für gelöſt, welches er bei Beginn desſelben gethan; denn die Winterlager waren faſt ſämmtlich zerſtört, längs des ganzen Rheins befanden ſich nur noch vereinzelte kleinere römiſche Beſatzungen, die Zucht war aufgelöſt; kurz: Roms Herrſchaft diesſeits und jenſeits des Rheins ſchien völlig vernichtet, während der Aufſtand immer weiter um ſich griff.

Längſt waren die Agrippinenſer (Kölner) wegen ihrer Römerfreundſchaft und Zweideutigkeit den andern Germanen verhaßt. Jetzt, glaubten dieſe, ſei der Tag der Vergeltung gekommen, und die Tenchterer forderten von den Agrippinenſern, ſie ſollten die Mauern ihrer Stadt, den Schutzwall der Knechtſchaft, niederreißen, alle in ihrem Gebiet wohnenden Römer ermorden und die Güter der Ermordeten einziehen; beiden, den Tenchterern und den Agrippinenſern, ſollte es erlaubt ſein, wie zu den Zeiten der Väter, beide Rheinufer zu bewohnen. Die Agrippinenſer erwiederten hierauf: ſie hätten die erſte Gelegenheit, welche ſich ihnen dargeboten, mit mehr Eifer als Vorſicht ergriffen, um ſich mit den Tenchterern und den übrigen Germanen zu vereinigen; die Mauern ihrer Stadt aber müßten ſie, da ſich die römiſchen Truppen zuſammenzögen, eher verſtärken als niederreißen; da ſich Römer unter den Agrippinenſern verheirathet, ſo könne man den Letzteren die Ermordung von Eltern, Kindern und Brüdern nicht zumuthen; der Uebergang über den Rhein ſolle unverwehrt ſein, jedoch nur bei Tag und nur für Unbewaffnete; übrigens verlangten ſie Civilis und Veleda zu Schiedsrichtern; vor dieſen beiden ſollte der Vertrag abgeſchloſſen werden. Dieſe Beiden handelten nun in Uebereinſtimmung und zwar zu Gunſten der Agrippinenſer; Civilis war den Letzteren perſönlich verpflichtet, weil ſie ſeinen zu Anfang des Krieges in Köln aufgegriffenen Sohn in der Haft ehrenvoll behandelt hatten; er hoffte aber auch, ſie durch Schonung für die Sache der Freiheit zu gewinnen.

Zunächſt beſchloß Civilis, alle belgiſchen Völkerſchaften durch Ueberredung oder Waffengewalt zum Anſchluß an den Bund zu bewegen, und ſchon hatte er das Gebiet der Sunicer beſetzt, als der Bataver Claudius Labeo, zwar ſein Verwandter, aber ihm und der Volksſache feindſelig, an der Spitze der Betaſier, Tungrer und Nervier ihm an der Maas entgegentrat. Schon kämpften beide Theile, Bataver und Belgier, mit wechſelndem Glück, ſchon ſchwammen die Erſteren durch den Strom und faßten die Belgier im Rücken; — da eilte Civilis mitten unter die Tungrer und rief mit lauter Stimme: „Nicht deßhalb haben wir den Krieg unternommen, damit die Bataver und Trevirer eine Herrſchaft über die anderen Völker gewinnen; fern von uns ſei ſolche Anmaßung! Nehmt das Bündniß an, das ich euch biete; ich gehe zu euch über, ſei's, daß ihr mich zum Führer, ſei's, daß ihr mich zum Soldaten wie jeder Andere haben wollt!" Da ſtießen die Tungrer die Schwerter in die Scheiden zurück, und ihre Anführer Campanus und Juvenalis übergaben ihm das Volk; Labeo flüchtete ſich; die Betaſier und Nervier traten dem Freiheitsbunde bei.

Während ſich nun dieſer immer weiter ausbreitete, erſchienen auch bereits die erſten Anzeichen von der Unhaltbarkeit des neuen „galliſchen Reiches". Jener Lingone Julius Sabinus ließ ſich, von thörichter Eitelkeit ganz und gar beherrſcht, durch die Seinigen zum „Kaiſer von Gallien" ausrufen; — es war ein kurzer Freudentraum, denn die benachbarten, Rom treugebliebenen Sequaner, in deren Gebiet er eingefallen, ſchlugen ihn; neun Jahre lang hielt er ſich verſteckt; endlich wurde er entdeckt, ergriffen und hingerichtet. Seit dem Sieg der Sequaner über die Lingonen begann nun die

Begeiſterung der Gallier für den Freiheitsbund zu erkalten. Schon längſt war zwiſchen den einzelnen Völkern Eiferſucht darüber rege, wo die Hauptſtadt und wer das Oberhaupt ſein ſollte. Nun fingen ſie an, den Abfall von Rom zu bereuen; die Remer gaben den Anſtoß dazu. Sie beantragten eine Verſammlung von Geſandten aller galliſchen Völkerſchaften, um zu berathen, ob man die Freiheit oder den Frieden, freilich um den Preis der Wiederunterwerfung, vorziehen ſollte. Bei dieſer Verſammlung ſprach der Trevirer Tullius Valentinus mit Heftigkeit gegen einen ſolchen Frieden, der Remer Julius Auspex für denſelben, insbeſondere mit Hinweiſung auf nahende Gefahr. Denn Licinius Mutianus, welcher zu Rom in Abweſenheit des Veſpaſianus die Reichsverwaltung führte, hatte bereits beſchloſſen, zur Unterdrückung des Aufſtands alle Kraftanſtrengung anzuwenden, und ſchon rückten vier Legionen aus Italien, zwei aus Spanien und eine aus Britannien unter Gallus Annius und Petilius Cerealis nach Gallien. Unter ſolchen bedrohlichen Umſtänden ſiegte die Willensmeinung Derjenigen, welche für Unterwerfung ſtimmten, und die Trevirer wurden im Namen von ganz Gallien ſchriftlich aufgefordert, die Waffen niederzulegen; aber Valentinus entflammte ſie durch Gegenvorſtellungen zur Fortſetzung des Krieges. Leider handelten jedoch die Anführer Claſſicus, Tutor und Civilis nicht in Uebereinſtimmung und verſäumten, der drohenden Gefahr durch rechtzeitige Rüſtungen zu begegnen. Während Civilis, den Claudius Labeo aufſuchend, die unwegſamen belgiſchen Gebiete durchſtreifte, gab ſich Claſſicus träger Ruhe hin und Tutor unterließ es, das obergermaniſche Rheinufer in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen und die Alpenpäſſe zu ſperren.

Plötzlich ſtand Petilius Cerealis mit einem zahlreichen und trefflichen Heere in Mainz. Er war ein tüchtiger Feldherr und glühte vor Ungeduld, den Ruhm des römiſchen Namens und die Herrſchaft des römiſchen Reiches wieder herzuſtellen. Seine Ankunft richtete den geſunkenen Muth der römiſchen Truppen im Rheinland wieder auf und erſchütterte die ohnehin bereits wankend gewordene Zuverſicht der weſtrheiniſchen Völkerſchaften vollends. So verließen beim Heranrücken des römiſchen Heeres die Vangionen, Triboccer und Saaranwohner den Tutor und gingen zum Feinde über; Tutor zog ſich, Mainz umgehend, mit den Trevirern, welche allein ihm treu blieben, nach Bingium (Bingen) zurück, brach die Nahebrücke ab, wurde aber von den Cohorten des Sextilius Rufus, welche eine Furt fanden, angegriffen und in die Flucht geſchlagen. Da wankte auch den Trevirern der Muth; die von Neuß und Bonn nach Trier verlegten Legionen ſchwuren dem Veſpaſianus. Nur mit Mühe gelang es dem Valentinus und Tutor, die Trevirer zur Fortſetzung des Kampfes zu bewegen. Der römiſche Oberfeldherr ſchickte mit der Erklärung: „Er bedürfe bloß der Legionen, der Krieg ſei beendigt, weil die Hände der Römer ihn übernommen“, die neu ausgehobenen galliſchen Truppen in ihre Heimath zurück und förderte dadurch die Neigung der Gallier zur Wiederunterwerfung.

Auf die Nachricht von der ungünſtigen Wendung zogen nun Claſſicus und Civilis ihre zerſtreuten Truppen raſch zuſammen und ermahnten den kühnen Valentinus, die gemeinſame Sache nicht in die äußerſte Gefahr zu bringen. Valentinus hatte mit einer anſehnlichen Heerſchaar von Trevirern eine feſte Stellung bei Rigodulum (Riol oberhalb Trier) an der Moſel genommen; hier überraſchte ihn Cerealis, ſchlug ihn, nahm ihn mit vielen vornehmen Belgiern gefangen und führte ſeine Truppen gleich am folgenden Tage nach der Colonia Trevirorum (Trier), welche er ſofort beſetzte. Dort waren auch von Metz her die abgefallenen und nun zu ihren alten Feldzeichen wiedergekehrten Legionen eingetroffen und Cerealis ſuchte dieſe ſowohl, als die Trevirer und Lingonen durch kluge Schonung in feſter Treue für Rom zu beſtärken. Civilis wollte nun die Ankunft der Germanen vom rechten Rheinufer abwarten, bevor man eine Schlacht liefere, allein auf das Andringen des Tutor, welchem Claſſicus beipflichtete, wurde beſchloſſen, dies ungeſäumt zu thun, bevor ſich die Römer durch die alten kampferprobten Legionen aus Britannien, Spanien und Italien verſtärken könnten; die Trevirer und Lingonen würden, ſo hoffte man, alsdann die Waffen wieder ergreifen. An der Moſelbrücke kam es zum Kampf. Die Agrippinenſer und Lingonen bildeten die Mitte, die Bataver den rechten, die Bructerer und Tenchterer den linken Flügel. Der Angriff geſchah in einer Nacht, als ſich Cerealis außerhalb des Lagers befand. Da ſtürmten die kampfluſtigen Schaaren, den Römern gänzlich unerwartet, theils von den Anhöhen herab, theils zwiſchen der Straße und der Moſel heran, mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm in's Feindeslager, jagten die Reiterei in die Flucht und beſetzten die Mitte der Moſelbrücke. Im Bette erhielt Cerealis die Nachricht von einem Ueberfall zugleich mit der der Flucht. Zürnend ſchilt er den Boten, als rede die Furcht aus ihm; dann eilt er auf den Kampfplatz, hält die Fliehenden auf, dringt unbedeckten Leibes mitten in den Pfeilregen, ſammelt die Tapferſten um ſich und gewinnt die Brücke wieder, welche er mit einer auserleſenen Schaar beſetzt. Dann eilt er in's Lager zurück, findet die Manipel der bei Neuß und Bonn gefangenen Legionen zerſtreut, nur wenige Soldaten bei ihren Feldzeichen, die Adler beinahe ſchon umringt. Da ruft er zürnend: „Geht, ſagt dem Veſpaſianus, oder, was näher iſt, ſagt dem Civilis und Claſſicus, daß ihr eueren Feldherrn in der Schlacht verlaſſen habt! Aber es kommen noch Legionen, mich zu rächen und euch zu ſtrafen!“ Daſſelbe rufen die Tribune und Präfecten den Soldaten zu, und raſch ſtellen ſich dieſe friſchen Muthes in Cohorten und Manipeln zuſammen. Aber auch Tutor, Claſſicus und Civilis feuern die Ihrigen an, die Gallier im Namen der Freiheit, die Bataver durch den Hinweis auf Ruhm, die andern Germanen durch die Ausſicht auf Beute. Schon winkt ihnen der Sieg, als die Germanen in ungeſtümer Beuteluſt von der Verfolgung ablaſſen und den Römern Raum und Zeit verſchaffen, ſich zu ſammeln. Die ein und zwanzigſte Legion hält den Angriff der Feinde auf und drängt ſie zurück, und fliehend geben ſie ihr eigenes Lager preis, nachdem ſie das römiſche bereits in ihrer Gewalt gehabt.

Der unglückliche Ausgang dieſer Schlacht bei Trier entmuthigte Civilis nicht, der ſich nie größer als bei widrigen Geſchicken zeigte. Zwar war nun auch die letzte Spur des galliſchen Reiches erloſchen, doch Civilis, der von vornherein die Unhaltbarkeit des Planes einſah, hatte demſelben nie geſchworen. Sein Ziel war die Freiheit der Bataver, und die Hoffnung, dieſe zu behaupten, gab er jetzt keineswegs auf; vielmehr vertraute er nun nur um ſo feſter darauf, daß die germaniſche Sache rein durch germaniſche Kraft durchgeführt werden könne. Bald nach der Schlacht bei Trier traf ihn ein hartes Geſchick. Er hatte den Agrippinenſern, welche ſeiner und der Veleda Entſcheidung ihre Rettung verdankten, vertrauensvoll ſeine Gattin und ſeine Schweſter als Unterpfänder des Bündniſſes übergeben; und was thaten Jene jetzt? Die Rache der Römer befürchtend, erſchlugen die Agrippinenſer die bei ihnen in Wohnungen zerſtreuten Germanen und lieferten die Gattin und Schweſter des Civilis, ſowie die Tochter des Claſſicus den Römern aus, die ſie um Hülfe anriefen.

Schon war Civilis im Begriffe, die Niederträchtigen zu züchtigen; ſeine tüchtigſte Cohorte, aus Chauken und Frieſen beſtehend, welche bisher unverſehrt geblieben war, lagerte zu **Tolpiacum** (Zülpich) im Gebiet der Agrippinenſer. Da wußten ſich dieſe der gefürchteten Feinde nicht anders zu entledigen, als indem ſie dieſelben zum feſtlichen Gelage luden, bezechten und dann Feuer um die verſchloſſenen Häuſer anlegten, ſo daß Jene in den Flammen umkamen. Der für die Römer günſtige Eindruck, welchen die Schlacht bei Trier hervorgebracht, wurde übrigens durch Siege der Caninefaten über die britanniſche Flotte und über die Nervier, welche freiwillig für die Römer die Waffen ergriffen hatten, ſowie durch einen Vortheil, welchen Claſſicus über die römiſche Reiterei bei **Novesium** errang, bedeutend geſchwächt.

Civilis hatte indeſſen ſein Heer durch Germanen ergänzt, ſeine Stellung bei **Castra vetera** genommen und dort einen Damm in den Rhein hineingebaut, ſo daß ſich das Waſſer über die Felder ergoß. Cerealis folgte ihm mit verdoppelter Heeresmacht und alſobald kam es abermals zur Schlacht, welche zwei Tage dauerte. Am erſten war das Glück den Germanen günſtig; leicht und gewandt bewegten ſie ſich, bald ſchwimmend, bald mitten in den Waſſern feſten Fuß faſſend, und griffen die Römer, welche von ihren ſchweren Waffen kaum Gebrauch machen konnten, meiſt von der Seite und im Rücken an. Am zweiten Tage ordneten beide Feldherren ihre Truppen, jeder entſchloſſen, die Entſcheidung zu erkämpfen. Cerealis ſtellte die Reiterei und die Cohorten der Hülfsvölker an die Spitze, dann in zweiter Schlachtordnung die Legionen; eine auserleſene Schaar von Tapfern ſparte er auf, um ſie, wenn Noth, ſelbſt herbeizuführen. Civilis ordnete ſein Heer in keilförmiger Stellung, die Bataver und Gugerner am rechten, die Germanen des rechten Rheinufers am linken Flügel näher am Strom. Beide Feldherren entflammten ſodann durch Reden die Kampfluſt ihrer Krieger, Civilis durch Hinweiſung auf das Schlachtfeld, welches Zeuge ihres Ruhmes geweſen, auf den Rhein, und auf die heimiſchen Götter, welche den Sieg verleihen würden, auf Frauen, Eltern und Vaterland. Steine und was ihnen ſonſt zur Hand auf die Römer ſchleudernd, begannen die Germanen den Kampf, dann warfen ſie ihre langen Speere nach den in den Waſſern Schwankenden. Gleichzeitig ſchwammen die Bructerer von dem Damm aus durch die Fluten und verdrängten die Cohorten der Hülfsvölker. Aber ein bataviſcher Ueberläufer verrieth den Römern einen ſicheren Weg, auf welchem die Reiterei die Gugerner überfiel; nun brachen auch die Legionen, welche mittlerweile das Vordringen der Germanen aufgehalten, von vorn in dieſe ein; ſie mußten ſich zur Flucht nach dem Rhein wenden; doch wurden ſie, weil die Römer keine Schiffe hatten, auf dem Rückzug nach der bataviſchen Inſel nicht verfolgt.

Civilis verlor auch nach dieſem Unfall ſeine oft bewährte Geiſtesgegenwart nicht. Er verſtärkte ſein Heer durch eine Schaar von Chauken, verbrannte die Städte der Bataver, weil er ſie mit Waffen nicht behaupten zu können glaubte, und ließ den von Druſus angelegten Rheindamm durchſtechen, ſo daß nun die Fluten das galliſche Uferland überſchwemmten, der Fluß zwiſchen der bataviſchen Inſel und den Germanen hingegen unbedeutend klein wurde. Sodann ging er mit Tutor, Claſſicus und hundertdreizehn Decurionen der Trevirer, unter welchen ſich auch Alpinus Montanus und ſein Bruder befanden, über den Rhein und brachte dort ſo viel Hülfsvölker zuſammen, daß an einem Tage die zehnte Legion zu Arenacum, die zweite zu Batavodurum (dem heutigen Durſtede), ſowie die Lager der Cohorten und Flügel zu Grinnes und Vada angegriffen werden konnten. Claſſicus ſtürmte Grinnes, Civilis ſelbſt Vada (die Lage beider Orte ſowie die von Arenacum iſt nicht zu ermitteln) und ſchon ſanken die tapferſten Römer, ſchon ſchien der Sieg für die Bataver entſchieden, als noch zu rechter Zeit Cerealis mit einer auserleſenen Schaar erſchien, die Ordnung wieder herſtellte und die Germanen in den Fluß ſprengte. Vergeblich verſuchte Civilis die Fliehenden zurückzuhalten; er wurde erkannt, ſprang vom Pferde, warf ſich in die Waal und rettete ſich durch Schwimmen; ebenſo die Seinigen. Auch diesmal konnten die Sieger, weil ihnen Schiffe fehlten, den Sieg nicht benützen. Den kühnen ſtandhaften Civilis entmuthigte auch dieſer Unfall ſo wenig, daß er ſchon wenige Tage nachher einen neuen Angriff unternahm. Cerealis war von einer Reiſe nach Neuß und Bonn, wo er die für die Legionen zu errichtenden Winterlager beſichtigt hatte, zurück und brachte die Nacht bei einer agrippinenſiſchen Frau Claudia Sacrata zu; die Wachen hatten Befehl, kein Zeichen zu geben, um ſeine Ruhe nicht zu ſtören, und ſanken in Schlaf. Da kamen die Germanen in dunkler Nacht den Strom herab, drangen ohne Geräuſch und Widerſtand in's Lager, ſchnitten die Zeltſtricke entzwei und erſchlugen die von den niedergeſtürzten Zelten bedeckten Krieger, während eine andere Schaar ſich der Schiffe bemächtigte und die erbeuteten, worunter auch einen Dreiruderer, auf welchem ſie den Oberfeldherrn wähnten, am hellen Tage mit ſich fortführte. Civilis beſchloß nun, ein ächter Niederländer, den Krieg zu Waſſer zu führen, und brachte Schiffe und Flöße in hinreichender Anzahl an der Maasmündung zuſammen. Doch da das römiſche Schiffsgeſchwader, ob es dem bataviſchen auch nicht an Zahl gleichkam, demſelben durch Größe der Fahrzeuge und durch tüchtige Leitung überlegen war, ſo ſah ſich Civilis genöthigt, ſich, bevor es zum Treffen kam, über den Rhein zu flüchten. Nun verwüſtete Cerealis die Inſel der Bataver; doch verſchonte er die Ländereien des Civilis in der Abſicht, den unverzagt ausdauernden, um neue Hülfsmittel nie verlegenen Gegner bei deſſen eigenem Volk in den Verdacht geheimen Einverſtändniſſes mit Rom zu bringen und ihm ſo das Vertrauen des Volks zu entreißen. Gleichzeitig bot er ſelbſt dem Civilis Verzeihung an und ſuchte die Seherin Veleda mit ihren Verwandten für den Frieden zu gewinnen. Nur allzuwohl glückte ihm die Argliſt. Das Vertrauen der Germanen am rechten Ufer wurde wankend, und bei den Batavern zeigte ſich die Mißgunſt der Fürſten und Adelinge gegen Civilis. So von allen Seiten verrathen, entſchloß ſich Civilis zu einer Friedensunterhandlung mit Cerealis. Die beiden Gegner kamen im Herbſt 71 auf einer in der Mitte abgebrochenen Brücke des Fluſſes Nabalia (Yſſel) zuſammen. Was für ein Ergebniß die Unterredung für Civilis gehabt, welches Schickſal der niederländiſche Freiheitsheld gefunden, darüber fehlt uns jede Nachricht. Die Bataver traten wieder in ihr früheres Verhältniß zu Rom; bis zum dritten Jahrhundert waren ſie Bundesgenoſſen und ſtellten Hülfsvölker, genoſſen jedoch Freiheit von Abgaben und behielten ihre alte Volksverfaſſung; Rom ließ ihnen dieſelbe nicht etwa aus Achtung vor dem Heiligſten eines Volkes, ſondern nur, weil es fürchtete, daß es durch Antaſtung derſelben das ſtreitbare Volk zu neuen Aufſtänden herausfordern würde.

So hatte denn der niederländiſche Freiheitskampf ſeinen Zweck nicht erreicht.

Aber eine andere Wirkung hatte jener große Kampf, welcher nur deßhalb erfolglos geblieben war, weil er ſich nicht auf die ganze vereinigte germaniſche Volkskraft, ſondern auf ein Bündniß eines einzelnen Stammes mit den Kelten geſtützt hatte, und dieſe Wirkung war, daß Rom noch gründlicher als nach der Teutoburger Schlacht die Unmöglichkeit erkannte: angreifend gegen das freie Germanien aufzutreten, daß es, vom Gefühl der eigenen Schwäche durchzittert, nur an die Nothwendigkeit dachte, die alten Eroberungen zu vertheidigen, ſtatt neue zu erwerben. Bei einem Staat aber, welcher eben die Herrſchaft über die Welt als den ihm vom Schickſal zugewieſenen Beruf betrachtete, war die bewußte Selbſtverzichtung auf Eroberung ſchon das unbewußte Eingeſtändniß, daß er ſich ſelbſt überlebt habe. Einer der größten und edelſten Römer, Cornelius Tacitus, drückte die bange Ahnung des Römerthums von der nahen Erfüllung ſeiner Geſchicke in dem Wunſche aus: die gefürchteten Germanen möchten ſich fort und fort wechſelſeitig bekämpfen; ihre Zwietracht ſei das größte Glück des Römerthums. Dieſe Zwietracht währte zunächſt allerdings fort, doch die Römer waren bereits außer Stande, ſie mit Erfolg zu benützen. Sie wurden bei dem Zerfall der inneren Kraft auch noch durch Kämpfe im Oſten gegen die Dacier in Anſpruch genommen, deren Reich (im heutigen Temeswarer Banat, in Ungarn öſtlich von der Theiß, in Siebenbürgen, der Bukowina, dem ſüdlichen Theil Galiziens und der Moldau weſtlich vom Pruth und der Wallachei) ſie nach dem Jahre 106 in eine Provinz verwandelten.

21. Die Zehntländer und die römiſche Gränzwehr. — Zuſtand der Länder am rechten Ufer der Donau und am linken des Rheins.

Die Landſtrecken zwiſchen dem Oberrhein und der Oberdonau, deren Spitze das Stromknie des Rheins bei Baſel bildet, waren von den Markomannen bei ihrem Abzug nach Bojenheim verlaſſen worden; doch mag in dieſen Gegenden noch immer ein Theil von ſueviſcher Bevölkerung zurückgeblieben ſein. Allmälig kamen auch Abenteurer aus Gallien herüber und nahmen von dem herrenloſen Boden Beſitz. Dies Land umſchloſſen nun die Römer mit einem Gränzwall, welcher ſich an die alte Rhein- und Donaubefeſtigung reihte und ſomit die große Linie der von Nordweſten nach Südoſten ziehenden Geſammtgränze des Reichs gegen die germaniſchen und germaniſch-ſarmatiſchen Völkerſchaften ergänzte. Die bezeichneten Landſtriche erhielten den Namen „agri decumates“ (Zehntland), weil Römer oder Bewohner römiſcher Provinzen zur Belohnung für Kriegsdienſte Staatsländereien (agri publici) in Erbpacht gegen Naturalabgaben erhielten. Neben dieſer römiſchen Bevölkerung beſtand aber auch die germaniſche fort und fort. Dieſe agri decumates bildeten nicht etwa eine eigene Provinz, ſondern gehörten in ihrem nördlichen Theile zu Germania superior oder Oberdeutſchland, in ihrem ſüdlichen zu Vindelicia.

Aehnliche Zehntländer bildeten auch die Vorwerke der Rhein- und Donaubefeſtigungslinie, „Vorplätze des Reiches“, nämlich ſchmale Landſtriche am rechten Ufer des Rheines und am linken der Donau, welche von einer feſten Grenzwehr (limes) umſchloſſen waren. Kaiſer Trajanus ließ die Befeſtigungswerke der Rhein- und der Donaugränze wieder herſtellen und verſtärken, Hadrianus (117 bis 138) den Gränzwall (vallum romanum), welcher die Verbindungslinie zwiſchen der rheiniſchen und der Donau-Gränzwehr ergänzte, vollenden, ein Werk, deſſen Großartigkeit wir noch heute in ſeinen Ueberbleibſeln bewundern.

Der Plan, nach welchem die Gränzumwallung durchgeführt wurde, war folgender. Ein ununterbrochener Wall, oft auch nur eine wallartige Hochſtraße, bezeichnete die ganze Gränzlinie, am ſtärkſten die breite Fläche des zehntländiſchen Keils; Gräben ſchützten ihn; in regelmäßiger Entfernung erhoben ſich Wartthürme und an Orten, deren Lage von Wichtigkeit für die Kriegführung war, befanden ſich Feſten und Standlager ſowohl in erſter als auch in zweiter Linie. Die Umwallung wurde nun durch die Zuziehung germaniſcher Stämme erſt belebt, theils als völlig freie Gränzwächter überhaupt, wie die Bataver an den Rheinmündungen, theils auch als eigentliche Gränzbeſatzungen. Letztere wurden ſeit dem dritten Jahrhundert unter denſelben Bedingungen der Anſiedlung, wie bei den Zehntländern, eingerichtet.

Betrachten wir nun die Richtung der Gränze und ihre bedeutendſten Plätze. An den Rheinmündungen alſo ſtanden die Bataver als Wächter; den Rhein aufwärts waren folgende feſte Plätze: Quadriburgum. Colonia Trajana (Kellen), Castra vetera. Asciburgium, Gelduba. Novesium. Buruncum (Bürgel), Durnomagus (Dornmagen), Colonia Agrippina. Von dieſem Hauptplatze an lagen weiter hin am Rhein ſelbſt: Bonna. Rigomagus (Remagen), Sentiacum (Sinzig), Antunnacum (Andernach), Confluentes (Coblenz), Bodobriga (Boppart), Vasalia (Oberweſel), Bacharacum (Bacharach), Bingium; der zweite Hauptplatz am Rhein war Moguntiacum. Von da weiter aufwärts bis Augusta Rauracorum (Baſelaugſt) lagen keine eigentlichen feſten Plätze, weil hier kein Feind abzuwehren war. Außer dieſer Feſtungskette am linken Rheinufer trat nun etwa aus der Gegend von Köln die eigentliche Gränzwehr am rechten Ufer hervor. Sie umgürtete bis zur Lahn nur eine ſchmale Strecke als Vorplatz des Reiches, dann aber erſtreckte ſie ſich bei Ems über die Lahn, den Taunus entlang in der Richtung von Südweſten nach Norden, und ragte tiefer in Großgermanien hinein, wo ſie die Mattiaken als Gränzwächter einſchloß, weiter in ſüdöſtlicher Richtung durch die Wetterau hinreichte und bei Aſchaffenburg ſich an den Main abſenkte; dieſer Fluß bildete die Gränzwehr bis Miltenberg. Von da ab zog ſie ſich ſüdlich über die Jart und den Kocher bis nach Lorch im Remsthal; bis dahin hieß ſie als Vormauer des Rheins die überrheiniſche (limes transrhenanus). Von Lorch wendete ſie ſich zunächſt öſtlich des Remsthals entlang und nordöſtlich bis Gunzenhauſen, von dort aus ſüdöſtlich über Weiſſenburg und Altmannſtein nach Kelheim an die Donau. Dieſer Strom („die Stirn Großgermaniens“ genannt) bildete nun, durch eine Reihe von Feſtungen und Waffenplätzen, welche „die Augenbrauen des Iſters“ hießen, geſchützt, die fernere Reichsgränze bis hinab zur Mündung der Drave in die Donau. Jene Reihe begann mit Regina Castra (Ratisbona, Regensburg), dann folgten Serviodurum (Straubing?), Batava Castra und Bojodurum (Paſſau), Lauriacum (an der Mündung der Enns in die Donau), Arelape (Pechlarn), Cetium und Comagene (Mautern und Tuln?), Vindobona (Wien), Carnuntum (der Hauptwaffenplatz, zwiſchen Petronel und Haimburg).

Die von der Gränzwehr umſchloſſenen deutſchen Länder am rechten Ufer der Donau und am linken des Rheins ſtanden als Provinzen des Römerreiches unter der bürgerlichen und Heerverwaltung, durch welche die gewaltige Kraft der Staatseinheit nach allen Seiten des Volkslebens hin zuſammenfaſſend und zuſammenhaltend, verſchmelzend und umgeſtaltend wirkte; nur am linken Rheinufer ſcheint ſich — wenigſtens bis in's zweite Jahrhundert unſerer Zeitrechnung — die germaniſche Volksverfaſſung, ähnlich wie bei den mit Rom verbündeten Batavern und Mattiaken, erhalten zu haben. Innerhalb des großen Kreiſes aber, deſſen Mittelpunkt die Staatseinheit bildete, erlangten Germanen eine immer einflußreichere Bedeutung, theils dadurch, daß die Stellen bei der bürgerlichen und Heerververwaltung mit ihnen beſetzt wurden, theils dadurch, daß ſowohl aus dem Nachwuchs der unterworfenen keltiſch-germaniſchen Bevölkerung die Kriegsrüſtigſten ausgehoben und in die Legionen vertheilt wurden, als auch beſoldete germaniſche Heere, unter Volksgenoſſen als Anführern, immermehr die eigentlichen Stützen des Reiches bildeten.

Von tiefgreifender Wichtigkeit waren in Bezug auf jene Länder das Beſteuerungswesen und die Städteverwaltung.

Dem römiſchen Staat war das ganze Gebiet einer Provinz gleichſam eine Tafel, worauf ſämmtliches Grundeigenthum genau vermeſſen und geſchätzt ſtand; er überſchaute es ſtets vollkommen im Größten und Kleinſten, jede Stadt, jeden Bezirk, jeden Acker, jeden Wald, jede Weide mit ihren Gränzen, jeden Stock im Weingarten jeden Baum im Oelgarten. Der Staat, in deſſen Einheit Alles aufging, war recht eigentlich der erſte und oberſte Geſammtgrundbeſitzer; ſein war alles Land als ächtes Eigenthum, indem er die nach der

Vermeſſung und Schätzung beſtimmte Grundſteuer von allen Grundbeſitzern erhob, mußten dieſe in jedem Augenblick, am Schärfſten aber, wenn das Verzeichniß und die Vermeſſung des Grundeigenthums erneuert wurde, erkennen, daß ſie dem Staate nur zinsten, daß ſie, wenn ſie auch wahre Landeigenthümer (possessores) genannt wurden, ſich zum Staate eigentlich doch nur wie eine Art von Pächtern verhielten, welche dem Gutsherrn zum Zeichen ihrer Abhängigkeit einen Theil des Ertrages abgeben; ſie ſteuerten dem Staat durch Geld, ſowie auch durch Lieferungen der Bodenerzeugniſſe. Außerdem gab es auch eine Kopfſteuer. Rom beſteuerte ferner den Erwerb, den Gewinn, die Erbſchaft und erhob Abgaben, Auflagen, Zölle und Mautgebühren von entbehrlichen und unentbehrlichen Gegenſtänden des Verbrauchs, vom Handel und Verkehr. Rom bedurfte Geld und die Provinzen wurden deßhalb ausgebeutet.

Die Römer-Städte in den eroberten Ländern waren entweder Colonien oder Municipien. Der Unterſchied zwiſchen beiden beſtand darin, daß die erſteren, durch römiſches Geſetz und alle Rechte römiſcher Bürger ausgezeichnet, gleichſam „verjüngte Abbilder der römiſchen Majeſtät“ waren, während die letzteren eigene Satzungen und Herkommen hatten; beide ſtanden übrigens unter denſelben Obrigkeiten.

Die Stadtverwaltung ſtand unmittelbar unter der oberſten Leiter der bürgerlichen Verwaltung der Provinz und war mit zahlreichen unlösbaren Banden der Staatseinheit eingeflochten. Die Geſammtheit der ſtädtiſchen Obrigkeiten bildete den „Senat“ oder die „curia civitatis“, die Behörde der „Decurionen“ („curiales“); dieſe vertraten eigentlich weniger das beſondere Recht und die eigenſten Angelegenheiten der Stadt, als ſie vielmehr dem Staatsganzen dienen und darauf zu achten, dafür zu ſorgen hatten, daß die Stadt immerdar ihre Obliegenheiten gegen den Staat erfüllte. Sie verwalteten die zum öffentlichen Schatz gehörenden Güter und genoſſen das Vorrecht, daß ſich ihre Würde in ihren Familien vererbte; ſie waren aber eben dadurch auch wieder gebunden und beſchwert, denn ſie konnten ſich ihrer Würde nicht entziehen, ohne Erſatz zu leiſten, und ihre Güter hafteten lediglich auf ihrem Stand, ſie hatten kein Recht, dieſelben an Nicht-Curialen zu veräußern. An der Spitze der curia ſtand ein leitender Decurio. Aus der Mitte der Decurionen traten die Zweiherrn („duumviri“), meiſt für Jahresfriſt, doch auch mit fünf- und mehrjähriger Amtsführung, hervor. Höhere Würden hatten die „sacerdotes“ und „flamines“ (Prieſter). Nach den Zweiherrn nahm der Stadtbeſchützer („defensor civitatis“, „vindex civitatis), gleichfalls ein Decurio, den erſten Rang ein. Sowie den Zweiherrn die Erhaltung der Stadt im Staatsverbande nach allen Beziehungen hin oblag, ſo wahrte der Stadtbeſchützer die örtlichen Angelegenheiten, insbeſondere in rechtlicher Hinſicht, der „curator republicæ“ und der „curator calendarii“ die Vermögensverhältniſſe; weitere ſtädtiſche Unterbehörden waren: die „curatores annonæ“, welche den Vorrath und die Preiſe der Lebensmittel, die „episcopi“ oder „inspectores“ (Aufſeher), welche deren Beſchaffenheit, ſowie Maß und Gewicht, die „ædiles“, welche das Bauweſen überwachten. Solche blühende Römerſtädte waren, außer den bereits genannten, u. a. noch die Augusta Trevirorum (Trier), die civitas Vangionum (Worms), die civitas Nemetum (Speyer), Argentoratum (Straßburg), Augusta Rauracorum (bei Baſel), Vindonissa (an der Aar, wo jetzt Windiſch, Königsfelden, Brugg und Altenburg), Augusta Vindelicorum (Augsburg).

Außer den Colonien und Municipien, ſowie außer den Feſten und Standlagern, waren auch kleinere Orte in beſtimmten Entfernungen an den Heerſtraßen angelegt, die Manſionen und Mutationen; die erſteren dienten als Ruhepunkte für die Truppen und Beamten, die letzteren zur Verwahrung der Vorräthe, zum Pferdewechſel und zur Poſteinrichtung.

In den Gleiſen der Eroberung wandelte die römiſche Bildung. Die Länder ſüdlich von der Donau und am rechten Rheinufer erhielten, ſeit ſie dem Römerreich angehörten, ein völlig neues Anſehen. Der wohlgeſchützte und erſt in ſpäterer Kaiſerzeit durch Steuerdruck bedrängte Fleiß der Urbevölkerung, der eingewanderten römiſchen Familien und der mit Landbeſitz bedachten Altkrieger (Veteranen) veredelte den Boden. Da trugen die wohlbeſtellten Saatfelder Fülle der Aehren, da breiteten ſich trefflich gehegte Gärten aus, da reifte edles Obſt, und an den Ufern des Rheins wie in den Alpenländern wuchs die Traube. Aus den Tiefen der Schachte förderte der fleißige Bergmann Gold und Silber, Eiſen und Salz zu Tage. In den Städten wetteiferten Künſte und Gewerbe, das Leben bequem und anmuthig zu machen und nicht bloß den nothwendigſten Bedürfniſſen desſelben, ſondern auch den Anforderungen des feineren Geſchmackes und des erhöhten Lebensgenuſſes zu entſprechen. Da prangten Tempel und Paläſte, da öffneten ſich Schaubühnen der Menge, welche ſich an Darſtellungen von Dichterwerken erfreuen oder an blutigen Thier- und Menſchenkämpfen ſich die erſchlafften Sinne aufreizen wollte. Herrliche Hallen ſchmückten die Marktplätze, koſtbare Bäder lockten zum Eintritt, gewaltige Thore kündigten dem Wanderer, der des Weges kam, den Stolz und die Pracht der Stadt an. Kühn geſprengte Bogen der Waſſerleitungen ragten in der Landſchaft empor, ſäulengetragene Landhäuſer der Reichen ſchimmerten aus dunklem Waldeshintergrund. Marmor und Malerei, Stand- und Bruſtbilder ſchmückten die Innenwände der Wohngebäude, deren Fußböden, Bilder waren, kunſtvoll aus verſchiedenfarbigen Steinen zuſammengeſetzt. Geſchmackvoll und koſtbar waren der Hausrath, die Gefäße und Geſchirre, die Wagen; überall blinkte Gold, Silber, Erz, Glaskryſtall, Elfenbein, Schildpatt, in den edelſten Formen verarbeitet. Die Verſchwendung erſchöpfte ſich in der Ausſtattung der Putztiſche, in Stoffen und Farben der Kleider, in Schmuckſachen. Unter dem Schutze eines Schirmvogtes („Patrons“) ſtehend, waren die Gewerbtreibenden und Kaufleute zu Genoſſenſchaften und Gilden („contubernia“, „collegia“) vereinigt. Alle Heerſtraßen und ſchiffbaren Ströme belebte der regſte Handelsverkehr. Mit der Herrſchaft der römiſchen Sprache in der bürgerlichen und Heerverwaltung, im Rechtswesen, im Handel und Wandel kamen auch römiſches Schriftthum und die von demſelben aus allen Ländern her angeſammelte wiſſenſchaftliche Bildung in den germaniſchen Provinzen zur Geltung. Bücherſammlungen wurden ein Gegenſtand der Prachtliebe, Gelehrteſchulen ein Gegenſtand der Staatsobſorge; Lehrer der Beredſamkeit, der Weltweisheit, der Rechts- und Heilkunde genoſſen reiche Beſoldungen von den Städten und vom Staat, manche Vorrechte und Befreiungen von öffentlichen Laſten, Ehre, Anſehen und Hofesgunſt.

Aber all dieſer Schimmer, welchen die römiſche Bildung über die Provinzen ausbreitete, verdeckte das Elend und die Verzweiflung der Rechtloſen, die in Sklaverei oder Abhängigkeit ſchmachteten, verdeckte die Verderbtheit nicht, die ſich aus dem Mittelpunkt des

Römerthums in alle Theile des großen Ganzen verbreitete, verdeckte die grauſenhaften Folgen der Willkürherrſchaft nicht, welche die zugleich mit der oberſten bürgerlichen und Kriegsgewalt betrauten Statthalter der Provinzen in unerſättlicher Habſucht und mit ſtolzem Trotz gegen das Kaiſerthum ausübten.

25. Markomannenkrieg.

Geraume Zeit hatte Ruhe am Rhein wie an der Donau gewaltet; aber es war jene Stille, welche einem Gewitter vorangeht. Die Germanen raſteten von den Anſtrengungen aus, welche ihnen die Abwehr der Eroberungsverſuche gekoſtet hatte, um die Kräfte vieler kleiner Stämme zu Angriffen gegen die Eroberer anzuſammeln und zu vereinigen. Ohne daß ſie es wußten oder ahnten, erfaßte ſie endlich der Trieb ihres geſchichtlichen Berufes in dem Zeitpunkt, als Marcus Aurelius Antoninus, zubenannt der Philoſoph, einer der edelſten und würdigſten Beherrſcher des römiſchen Reiches, in Folge der Nachfolgeverordnung des verſtorbenen Kaiſers Hadrianus einen Theilhaber der höchſten Gewalt, einen Mitkaiſer zur Seite hatte. Zwar überließ dieſer Mitkaiſer, Lucius Verus, ſinnlichen Lüſten hingegeben, die ausſchließliche Leitung des Reiches dem Marcus Aurelius, welcher die Staatseinheit zu befeſtigen ſuchte; aber gefährlich war das gegebene Beiſpiel der Herrſchaftstheilung ſowohl nach außen als auch nach innen, und indem es immer häufiger nachgeahmt, endlich gleichſam zur Regel wurde, mußten ſtete Parteiungen der Mitherrſcher und das Streben jedes einzelnen ſolchen nach Erringung der Alleinherrſchaft die nächſten Folgen davon und ein vermehrtes Uebergewicht der Heere die weitere verderbliche ſein, indem jeder Mitkaiſer, um die Alleinherrſchaft erringen zu können, ſich des Kerns der Heereskraft zu verſichern ſuchte; dieſer beſtand aber bereits in germaniſchen Schaaren und mithin gewann die Bedeutung derſelben in den römiſchen Heeren bei Beſetzung des Kaiſerthrons eine erhöhte Bedeutung. Die letzte Folge, welche in Ausſicht ſtand, war endlich die völlige Zerſplitterung der Reichskräfte und die Auflöſung der

Reichseinheit! Dem gegenüber handelten nun die verſchiedenen germaniſchen Stämme im Oſten wie im Weſten, deren wechſelſeitige Befehdung den Römern bisher ſo ſehr zu Statten gekommen war, immermehr nach einem und demſelben Ziele: die römiſche Reichsgränze zu durchbrechen.

Der erſte vollſtändige Angriff der Germanen galt zunächſt dem Beſitz der unmittelbar jenſeits der römiſchen Gränzwehr gelegenen Länder. Waren aber dieſe in ihrem Beſitz, wer hielt ſie dann von weiterem Vordringen gen Italien auf?

Die Veranlaſſung ſcheint bei den oſtgermaniſchen Völkerſchaften eine gewaltige Regung des hinter denſelben wohnenden ſlaviſchen Geſchlechts geweſen zu ſein, welches in erſtarkter Lebensfülle auf die germaniſchen Stämme drückte und dieſe vorwärts drängte. Die Sueven pflanzten den Anſtoß weiter fort zu den weſtlichen Germanen, und Dieſe wie Jene verband das Gefühl, daß der Zeitpunkt für einen gemeinſamen Angriff günſtig ſei, zur Uebereinſtimmung im Plan und im Handeln. Bald, nachdem Marcus Aurelius den Thron beſtiegen hatte, nahm ein Krieg gegen die Parther, welche in Armenien eingefallen waren, die ganze Kraft der Römer in Anſpruch. Da begannen (im Jahre 161) die Chatten und Chauken den Angriff gegen Rom; die Erſteren brachen in's Zehntland ein und drangen bis Rhätien vor, die Letzteren ſtürmten über den Rhein in Belgien ein. Gegen die Chatten zog Aufidius Victorinus, ſpäter focht gegen ſie und gegen die Chauken nicht ohne Glück Didius Julianus. Inzwiſchen hatte ſich bereits ein großer Völkerbund im Oſten, an der Donau, gebildet. Er wird insgemein der „markomanniſche" genannt nach jenem Volke, welches einſt dem großen Suevenreiche ſeinen Namen gegeben. Dieſer Völkerbund umfaßte außer den Markomannen und Quaden, an germaniſchen Stämmen unter andern die Hermunduren, Longobarden, Narisker, Vandalen, Juthungen, Burier, und an ſarmatiſchen die Jazygen und Rhoxolanen; auch die keltiſch-germaniſchen Baſtarnen und das kaukaſiſche Bergvolk der Alanen ſchloſſen ſich an. Die Markomannen eröffneten den Kampf und bald bewegte ſich jene große Völkermaſſe ſüdlich über Pannonien hin und wendete ſich, Alles niederwerfend, plündernd und verheerend, theils weiter nach Süden und Südoſten durch die illyriſchen Länder gegen Griechenland, theils in weſtlicher Richtung durch die juliſchen Alpen gegen Italien, wo ſie Aquileja bedrohte. Seit den puniſchen Kriegen und den Tagen der Kimbern und Teutonen war Rom in keiner größeren Gefahr geweſen. Marcus Aurelius erkannte das einzige Mittel zur Rettung darin, durch geſchickte Unterhandlungen zunächſt die kriegeriſchen Völker zu trennen. Er ſchloß mit einzelnen Frieden, gab Schaaren von ihnen Wohnſitze in den Provinzen, ja ſelbſt in Italien, und nahm viele ihrer Krieger in ſein Heer auf. So gelang es ihm, das weitere Vordringen der ſtreitbaren Haufen mehrere Jahre lang aufzuhalten, bis der Krieg gegen die Parther geendigt war. Nun wollten ſich Marcus Aurelius und Lucius Verus neuerdings gegen die anſtürmenden Germanen und ihre Bundesgenoſſen wenden. Dieſe wichen aber nicht ſowohl vor den kaiſerlichen Waffen, als vor der Peſt, welche das römiſche Heer aus dem Morgenland mitgebracht hatte, über die Alpen zurück. Marcus Aurelius folgte ihnen an die Donau, verſuchte aber neuerdings (169) den Weg der Unterhandlung zur Abwendung der Gefahr mit glücklichem Erfolge. Beide Kaiſer kehrten nun nach Rom zurück. Schon zeigte es ſich indeſſen, wie wenig die Donau-Gränzwehr mit ihren Hauptwaffenplätzen Carnuntum und Vindobona den gewaltigen Andrang der germaniſchen Schaaren aufzuhalten vermochte. Abermals überflutheten ſie Pannonien und Illyrien, abermals nahten ſie Aquileja, abermals zog Marcus Aurelius (ſein Mitkaiſer Verus war 169 jäh geſtorben) wider ſie, und zwar anfangs ohne Glück. Die Noth Italiens war ungeheuer, der Schrecken gränzenlos. Schon brachen auch germaniſche Heerſchaaren vom Rhein in Italien ein, doch wurden ſie von Pompejanus und Pertinax beſiegt. Marcus Aurelius ließ, um den erſchöpften Schatz zu füllen, die Kunſtwerke und koſtbaren Geräthe ſeines Palaſtes, ja ſelbſt die Prachtgewänder und Juwelen ſeiner Gemahlin öffentlich verſteigern, und um ſein gelichtetes Heer zu ergänzen, in deſſen Reihen Gladiatoren (Schaufechter), Sklaven, ja ſelbſt Räuber aus Dalmatien und Dardanien eintreten. Aber mehr als alle dieſe zuchtloſen Horden halfen ihm germaniſche Schaaren, die ihm ihre Tapferkeit verkauften. Nun wurde ihm das Kriegsglück wieder günſtig. Zunächſt ſchlug er das wilde Reitervolk der Jazygen, zuerſt auf feſtem Land, dann gleich darnach, indem er die Beſiegten verfolgte, auf der Eisdecke der Donau. Dann lieferte er mehrere ſiegreiche Treffen, durch welche er die Jazygen und Markomannen unterwarf. Er drängte die Feinde über die Donau zurück und verfolgte ſie in ihr eignes Land hinein. Insbeſondere gilt dies von den Quaden, welchen er im Sommer des Jahres 174 bis in die Gebiete zwiſchen March und Gran nachſetzte, dort ſah er ſich mit ſeinem Heere in einem engen Thale rings umſchloſſen. Sonnenbrand und Waſſermangel, dazu die unaufhörlichen Angriffe der Feinde bedrängten die Römer auf's Aeußerſte und das Geſchick des Varus ſchwebte drohend über dem kaiſerlichen Haupte, als endlich nach fünf Tagen ſich plötzlich ein Gewitter entlud und unter furchtbaren Blitzen und Donnerſchlägen ein Regen strömte, der die Römer erquickte, die Bogenſehnen der Germanen aber, welche eben bei'm Ausbruch des Gewitters zum allgemeinen Angriff hervorſtürzten, erſchlaffte. Kämpfend tranken die Römer den in Helmen und Schilden aufgefangenen Regen, die Quaden geriethen in Verwirrung und wurden ſo dicht an einander gedrängt, daß ſie ſich ſelbſt Wunden ſchlugen; mit der Flucht der Meiſten, der Ergebung Vieler an die ſiegreichen Römer endete die Schlacht, deren glücklicher Ausgang als ein Wunder betrachtet wurde.

So aus der dringendſten Gefahr errettet, beſchloß Marcus Aurelius die Ruhe der zunächſt bedrohten Provinzen dadurch zu ſichern, daß er in den germaniſch-ſarmatiſchen Gebieten links von der Donau Waffenplätze anlegte. Da ward ihm die Nachricht, daß ſich Avidius Caſſius, Statthalter von Syrien, ſonſt ein tüchtiger, trefflicher Mann, aber durch des Kaiſers eigene Gemahlin Fauſtina bethört und durch ein falſches Gerücht von deſſen Tode getäuſcht, empört und die Kaiſerwürde angenommen habe. Marcus Aurelius ſah ſich nun genöthigt, mit den Feinden an der Donau ſo raſch als möglich Frieden zu ſchließen, nachdem er bereits mit den einzelnen Völkerſchaften des großen Bündniſſes Unterhandlungen gepflogen hatte, deren Erfolg, die Uneinigkeit und Zerſplitterung zwiſchen ihnen, zum Theil durch Befreiung von Zinspflichtigkeit, ja ſelbſt durch Verleihung des römiſchen Bürgerrechts und durch Zahlung von Jahrgeldern, zum Theil durch Verleihung von Grundſtücken, durch Verpflanzung in andere Länder erreicht wurde. Die Jazygen und Burier weigerten ſich, ein Bündniß mit den Römern früher einzugehen, als bis förmlich vorgeſehen worden, daß der Kaiſer mit den benachbarten Quaden, von denen ſie ſelbſt angegriffen zu werden fürchteten, immerwährenden Krieg führen würde. Nicht alle Völker wurden auf gleiche Bedingungen in den Frieden eingeſchloſſen; die günſtigſten wurden den Jazygen zu Theil, von welchen er ſich die nützlichſten Dienſte in ſeinem Heere verſprach, die ungünſtigſten den Markomannen und Quaden; dieſe beiden zu trennen, war ſein Plan. Die Quaden mußten allem Einverſtändniß mit den Markomannen entſagen, ſie mußten Pferde und Ochſen liefern, ſie mußten ferner römiſche Beſatzungen (im Ganzen 20,000 Mann) in den auf ihrem Grund und Boden angelegten Befeſtigungen nicht bloß dulden, ſondern auch verpflegen, alle römiſchen Gefangenen und Ueberläufer ausliefern, und durften ſich nur in einer Meile Entfernung von der Donau anbauen. Am härteſten war es ihnen, die feſten Plätze bei ſich zu dulden, und ſo entſchloſſen ſie ſich denn, zu den Semnonen auszuwandern; doch auch dies Vorhaben vereitelte der Kaiſer, indem er ihnen die Wege verſperrte. Kaum aber hatte er den Kriegsſchauplatz verlaſſen und in Rom einen Triumph über die „Barbaren“ gefeiert, kaum verkündigte die Inſchrift einer Münze (176) die Herſtellung eines „ewigen Friedens“, als die Germanen erbittert über den fortwährenden harten Druck, den ſie von den römiſchen Beſatzungen litten, den Krieg auf's Neue begannen. Da eilte Marcus Aurelius (178) an die Donau nach Carnuntum zurück, von wo aus er drei Jahre lang die Führung des Krieges leitete; die Germanen wurden in mehreren Gefechten beſiegt und Marcus Aurelius vom Heere zum zehntenmal als Imperator begrüßt, der Krieg ſelbſt aber nicht beendigt. Während der Dauer desſelben (im Jahre 180) ſtarb Marcus Aurelius zu Vindobona. Sein unwürdiger Sohn, der ſchwache, feige, laſterhafte Commodus gab den Krieg auf, erkaufte den Frieden, ließ die Kaſtelle jenſeits der Donau ſchleifen und nahm eine große Zahl von Markomannen und Quaden in römiſchen Heerdienſt.

Dies war der Ausgang des markomanniſchen Krieges! Nach fünfzehn Jahren voll heißer Kämpfe und harter Verluſte, hatte Rom nichts erlangt als germaniſche Soldkrieger für ſein Heer und die Verpflanzung germaniſcher Schaaren in ſeine illyriſchen Provinzen, — Beides gleich gefährlich für die Sicherheit des Reichs!

Wie tief war Roma, die weiland ſo ſtolze Weltherrſcherin, bereits geſunken. Mörder, auf deren Angedenken der Fluch der Menſchheit laſtet, hatten die erſte Reihe der kaiſerlichen Despoten eröffnet;

Mörder, Schwächlinge, Wollüſtlinge, Wahnſinnige folgten ihnen, und vor allen dieſen beugte ſich ein verworfenes Geſchlecht wie vor Göttern; ja als Götter ließen jene Verruchten ſich und ihre Günſtlinge noch bei lebendem Leibe verehren. Nur wenige edle und große Kaiſer, wie Veſpaſianus, Titus, Trajanus, die beiden Antonine leuchten wie Sterne aus jener Nacht der Entſittlichung und Entmenſchung hervor, die ſich über die langſame Verweſung des alten Römerthums hinbreitete; aber jene Wenigen, welche den Herrſcherberuf begriffen und mit Geiſtesgröße auch die Charakterſtärke beſaßen, um durch weiſe Einrichtungen dem Recht wieder Geltung, den Bürgern Frieden und Glück, der Bildung neuen Aufſchwung, dem Reich die alte Macht, Größe und Achtung zu verſchaffen, konnten die Vergeltung und den Verfall nicht aufhalten. Selbſtſucht hatte den Römerſtaat gegründet, erweitert, groß und mächtig gemacht, Selbſtſucht erniedrigte ihn tiefer, als je ein Staat der alten Zeit erniedrigt werden konnte. Soldaten hatten dem Cäſar die Alleinherrſchaft errungen, aus welcher Auguſtus das Kaiſerthum ſchuf; Soldaten, und vor allen die durch Geſchenke und aller Art Begünſtigungen übermüthig gemachten Garden (die Prätorianer) und ihre Befehlshaber (die Präfecten) waren die eigentlichen Beſitzer des Kaiſerthrones, den ſie an Meiſtbietende verſteigerten. Deutſchland war beim Beginn unſerer Zeitrechnung das Augenmerk der römiſchen Eroberung geweſen; — nun war die Eroberung des Römerreiches das Ziel der germaniſchen Völker; Rom war ihnen zinspflichtig geworden, um ſeine Sicherheit vor ihren Angriffen kümmerlich zu friſten. Während die kriegeriſchen Kräfte des Römerreiches ſich in den Kämpfen von Gegenkaiſern um den Beſitz der Alleinherrſchaft zerſplitterten, traten die germaniſchen Völkerſchaften, je nach ihrer Mundart und Stammverwandtſchaften, endlich in größere Verbände zuſammen, vor deren Geſammtnamen die früheren Einzelnamen verſchwanden. So ſtanden dem abſterbenden Römerthum plötzlich vier größere germaniſche Stammvölker gegenüber, welche ohne gegenſeitige Verabredung und dennoch wie auf ein Loſungswort von allen Seiten her unabläſſig den Angriff gegen daſſelbe mit beiſpielloſer Unermüdlichkeit fortſetzten.

26. Alemannen, Franken, Sachſen und Gothen.

Dieſer weltgeſchichtliche Wendepunkt begann mit dem zweiten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung. Die vier germaniſchen Hauptvölker, welche von da an dem Römerthum zum Angriff entgegentraten, waren die Alemannen, die Franken, die Sachſen und die Gothen.

I. Die Alemannen.

Um das Jahr 213 v. Chr. G. wurde zuerſt der Name der „Alemannen" genannt; der römiſche Kaiſer Caracalla traf dieſes zahlreiche Volk, welches zu Roß trefflich kämpfte, in der Nähe des unteren Mains und erkaufte den Frieden von demſelben, obwohl er lügneriſch prahlte: „er habe die Alemannen beſiegt". Der Name „Alemannen", aus der Wurzel „man" mit dem erſtärkenden Vorlaut „al" gebildet, bedeutet: ganze, d. h. tüchtige Männer. Die ſueviſche Eigenart waltete in ihnen vor. Ihre kriegeriſche Bewegung richtete ſich vorzugsweiſe nach Süden, über den römiſchen Gränzwall gegen das Zehntland; ſie fluthete aber auch über Gallien und Rhätien hin. Hinter den Alemannen am mittleren und oberen Main ſtanden die Burgunden (oder Burgundionen) als Verdränger der Erſteren aus jenen Gegenden, als deren ſtete Feinde. Die Wurzel ihres Namens iſt „Bur", „Gund" bedeutete Krieg, „Burgundjo" alſo: buriſcher Krieger. Sie waren ein gothiſches Volk und bildeten den Uebergang von den Gothen zu den Sueven. Oeſtlich von den Alemannen traten ſueviſche Stämme unter den Geſammtnamen der Juthungen oder Vithungen auf, und zwar in freundlicher Beziehung zu den Erſteren. Während die Burgunden ſich eher den Römern zuneigten oder dieſelben wenigſtens, gerade in den gefahrvollſten Tagen der Alemannen, ungefährdet ließen, griffen die Juthungen die Römer an; ſpäterhin nach dem dritten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts ſtanden plötzlich ſtatt der Juthungen, die nicht mehr genannt wurden, die Sueven, und zwar als Verbündete der Alemannen, da.

Betrachten wir nun, wie ſich die Alemannen im ſteten Ankampf gegen die Römer ausbreiteten Nach ihrer erſten Begegnung mit denſelben (Jahr 213) bedrohten ſie zunächſt Gallien, dann Italien, und nahmen das Zehntland in Beſitz. Die Hauptſorge der Kaiſer war nun: das Reich durch Herſtellung der Gränzvertheidigung gegen weitere Uebergriffe der Alemannen zu ſichern und dieſe wenigſtens in einer Art von Abhängigkeitsverhältniß zu erhalten, da ihre Vertreibung aus dem Zehntlande doch nicht mehr möglich war. Alemanniſche Gefolgſchaften wurden in römiſchen Kriegsdienſt aufgenommen. Aber die Alemannen ertrugen das Abhängigkeitsverhältniß in Beziehung auf das Zehntland, wo ſie ſich angeſiedelt, nicht lange und ihre einzelnen Schaaren, welche im römiſchen Kriegsdienſte ſtanden, behaupteten darin das Uebergewicht; ſie gaben den Ausſchlag zu Gunſten der Kronbewerber. In den Tagen des Kaiſer Conſtantinus (306—337) wurde endlich der Verluſt des Zehntlandes für Rom und deſſen Behauptung durch die Alemannen entſchieden; der Rhein trennte in ſeinem Lauf von Baſel bis Mainz und bis zur Lahnmündung das alemanniſche Gebiet vom römiſchen. Doch damit begnügten ſich die Alemannen nicht; ſie ſtrebten, die am linken Ufer des Oberrheins liegende römiſche Provinz Obergermanien (Germania prima) in Beſitz zu nehmen, ſetzten über den Rhein, drängten bis zu den Vogeſen vor und ertrotzten vom Kaiſer Conſtantius im Jahre 354 einen Frieden, worin ihnen die Provinz Obergermanien, jedoch unter römiſcher Oberhoheit, eingeräumt wurde. Als ſie aber im kriegeriſchen Drang fortwährend nach Gallien ſtrebten und die blühenden Rheinſtädte ihnen erlagen, trat ihnen (v. J. 356—359) der unerſchrockene Cäſar Julianus entgegen; er zerſprengte ihre gewaltige Heeresmacht (J. 357) in einer Schlacht bei Straßburg, drängte ſie auf's rechte Rheinufer zurück und brach bald darauf (359) von Mainz aus über den Rhein in ihr eignes Land ein, verwüſtete es und rückte ſiegreich bis Capellatium vor, wo es an's Burgundenland gränzt. Da erſchienen ihre Heeresfürſten vor ihm und verſprachen Unterwerfung. Doch kaum war Kaiſer Julianus (J. 363) im Kriege gegen die Perſer gefallen, als ſie neuerdings in Gallien einbrachen. Vergeblich verſuchte Kaiſer Valentinianus I., ſie in ihrem eigenen Lande zu bezwingen und die alte Gränzbefeſtigung wiederherzuſtellen; er ſah ſich endlich genöthigt, mit ihnen Frieden zu ſchließen (J. 374). Da erhielten ſie die linke Seite der mittleren Rheinthalebene, wenn gleich unter römiſcher Oberhoheit. Nun wohnten ſie denn dort, im Schwarzwald, im Neckargebirg, im Odenwald, Speſſart und Taunus, im ganzen Neckarland und auf der ſchwäbiſchen Hochebene. Ihr Land war in Gaue getheilt; dieſen ſtanden Fürſten vor, welche ſich bloß für einzelne größere Unternehmungen vereinigten.

II. Die Franken.

Wie die Alemannen am Mittel- und Oberrhein, ſo erſchienen ſpäter (um die Mitte des dritten Jahrhunderts) am Niederrhein die Franken. Ihr Name bedeutet: die „Freien", die „Kühnen". Ihren Kern bildeten die Sigambrer, zu ihnen gehörten die Chamaver, Tubanten, Brukterer, Chattuarier, Amſivarier, Chaſuarier, Cherusker und Chatten. Sie griffen das römiſche Reich längs der Rheingränze an, und ſtrebten immer weiter nach Gallien hinein, um ſich dort auf erobertem Gebiet anzuſiedeln. Zuerſt nahmen ſie die Inſel der Bataver bis zur Waal in Beſitz (270—275) und wurden dann in Ober- und Niederbelgien unter römiſcher Oberhoheit aufgenommen. Später verloren ſie das bataviſche Inſelland wieder, errangen aber daſſelbe ſowie Belgien neuerdings, ergoſſen ſich (nach 351) über das Maas- und Moſelland und bedrohten gleichzeitig mit dem Andrang der Alemannen ſelbſt das Innere Galliens durch ihre Raubfahrten. Cäſar Julianus trat ihnen im Jahr 358 entgegen; ſie mußten ſeine kriegeriſche Uebermacht empfinden und ihre Streitmacht dem römiſchen Kriegsdienſt widmen, aber ſie behielten ihre Wohnſitze, wenngleich unter römiſcher Oberhoheit.

Zu Ende des vierten Jahrhunderts waren die Franken im römiſchen Belgien zwiſchen Maas und Schelde ausgebreitet. Aber ein Theil der Bevölkerung war auf den urſprünglichen Wohnſitzen zurückgeblieben. Jene unter Gefolgherrn ausgezogenen Heerhaufen, welche vom Yſſel- oder Salland auf die gegenüberliegende bataviſche Inſel und auf's linke Rheinufer gingen, dort feſte Wohnſitze einnahmen und ſich dann über Toxandrien (das Land zwiſchen Maas und Schelde), von da aus aber nach Niederbelgien und ſpäter weiter nach Gallien hinein zwiſchen dem Köhlerwald und der Loire ausbreiteten, hießen von der Mitte des vierten Jahrhunderts an die „ſaliſchen"

Franken. „Ripuarier“ dagegen wurden die am Niederrhein ſeßhaften Franken genannt. Auch ſie breiteten ſich immer mehr aus, ſie eroberten Trier (ſchon im Jahre 412 zum zweitenmal) und Köln, welche letztere Stadt in der Folge ihr Mittelpunkt wurde, und beſetzten die Gebiete an beiden Ufern des unteren Rheins von der Moſel und Lahn bis zur Waal und Maas, kurz alles Land zwiſchen Rhein, Moſel und Maas. Außer dieſer Hauptbeſonderung trat aber im fünften Jahrhundert auch noch eine dritte fränkiſche Gruppe hervor. Es ſchieden ſich nämlich die öſtlichen Völker des großen fränkiſchen Vereins von demſelben als Oſtfranken los, zu welchen auch die alten Brukterer und Chatten gehörten. Die Erſteren gingen jedoch ſpäterhin in einem andern Hauptvolk, dem ſächſiſchen, auf; die Letzteren aber traten als Heſſen hervor.

Auch die Franken ſtanden, wie die Alemannen, unter einzelnen Gaufürſten; die Ripuarier vereinigten ſich zu Ende des fünften Jahrhunderts unter einem König. Eine Volksabtheilung der ſaliſchen Franken, deren urſprünglicher Sitz die „Meruwe“ war, („Merwe“, die Landſchaft am Ausfluß der Maas von ihrer Vereinigung mit der Waal an) hatte ein Fürſtengeſchlecht, aus welchem ſpäter die Könige hervorgingen, welche alle Frankenſtämme beherrſchten; — es hieß das der „Meeruunger“ (gemeinhin „Merovinger“ genannt). Voll ſtolzen Selbſtgefühls rühmten ſich die Franken ihrer kräftigen, ungeſchwächten Körper, ihrer Waffenſtärke und Tapferkeit, ihrer Thatſchnelligkeit und Ausdauer, ihrer Klugheit. Dieſe Eigenſchaften theilten ſie mit den andern germaniſchen Völkern, aber bei ihrer ſteten Berührung mit den Römern erbten ſie von dieſen Sittenverderbniß und bei den ruheloſen Kämpfen der Heergefolge um Land und Beute verwilderten ſie zugleich zu beiſpielloſer Rohheit.

III. Die Sachſen.

„Sax“ hieß das kurze Schwert; das Wort Sachſe bezeichnete alſo einen „Schwertmann“.

„Saxonen“ war der Name einer germaniſchen Völkerſchaft, welche, den Chauken benachbart, auf dem rechten Elbeufer und auf den am Ausfluß der Elbe wohnenden Inſeln wohnte; ſie ſtanden mit den Nordmannen in enger Verbindung und zeichneten ſich, wie dieſe, als kühne Seefahrer aus. Sächſiſche Gefolgſchaften unternahmen im vierten Jahrhundert Abenteuerfahrten nach den galliſchen Küſten, ſowie nach Britannien. Vergeblich ſuchten die Römer den Küſtenſtrich von den Scheldemündungen bis zur ſpaniſchen Gränze hin, welche ſie das „Sachſenufer" (litus saxonicum) nannten, gegen die gefürchteten Seefahrer in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen und übergaben die Bewachung einem eigenen Befehlshaber (dux). Nur um ſo trotziger ſetzten die Sachſen ihre Beutefahrten fort; ſie gründeten eine Niederlaſſung auf den Inſeln an den Mündungen der Loire und in Armorica (der Bretagne) unter der Form der Abhängigkeit von der Oberhoheit des römiſchen Reiches, wie dies überhaupt bei allen germaniſchen Anſiedelungen im letzteren der Fall war. Andere ſtammverwandte Völker auf der jütiſchen Halbinſel (im heutigen Holſtein, Schleswig und Jütland), wo die Sachſen ihre urſprünglichen Wohnſitze hatten, erſcheinen insgemein unter dem Geſammtnamen der Sachſen. Die verwandten Stämme, welche nun als „Sachſenvolk" auftraten, breiteten ſich erobernd über der Elbe nach Süden aus, wo ſich ſchwächere mit ihnen verſchmolzen; andere, welche ſich früher den Franken angeſchloſſen hatten, gingen gleichfalls in's Geſammtſachſenvolk über. Auf den zum Sachſenland gerechneten Gebieten von der Eider bis zur Ems, mit Ausnahme eines ſchmalen Küſtenſtriches zwiſchen der Weſer und der Ems, bildete ſich eine aus Sachſen und Friſen gemiſchte Bevölkerung. Von dem Flevestrom, welcher damals das (bereits ſeit ſechshundert Jahren von der Süderſee verſchlungene) Land durchfloß, bis zur Weſterſchelde und auf den benachbarten Inſeln wohnten die Friſen. So ſtanden ſie denn in der Mitte zwiſchen den Franken und den Sachſen und zwar in entſchiedener Hinneigung zu den Letzteren. Vor den Franken zeichneten ſich Sachſen und Friſen durch Unverderbtheit der Sitten und treue Bewahrung der uralten freien Volksverfaſſung aus.

IV. Die Gothen.

Während die Alemannen von Oſten, die Franken von Norden her wider die Römerherrſchaft in Gallien gewaltig vordrängten und die Sachſen ſie dort auf ihren Seefahrten von Weſten her bedrohten, erſchütterten die Gothen durch zweihundertjährige Kämpfe das Römerthum in ſeinem Kern; die Gothen, welche damals als das gebildetſte und edelſte von allen vier germaniſchen Hauptvölkern daſtanden, waren es, welchen die weltgeſchichtliche Entſcheidung zufiel.

Die Gothen, welche ſich ſelbſt „Gutans“ nannten, hatten ihre urſprünglichen Wohnſitze wahrſcheinlich an der unteren Weichſel; ſie ſind weder mit den Geten, einem thraciſchen Volk am ſchwarzen Meer, noch mit den altnordiſchen Seegothen („Gautor“) im ſüdlichen Schweden zu verwechſeln. Von den Weichſelgegenden bewegten ſie ſich, von der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts an, in ſüdöſtlicher Richtung nach den Donauländern hin. Dort wurden ſie ſeßhaft und den Römern gefürchtete Nachbarn. Sie breiteten ſich immer mehr aus und bildeten endlich einen großen Völkerbund, zu welchem außer den Oſtgothen (zwiſchen Don und Dnjepr) und den Weſtgothen (zwiſchen Dnjepr und Donau) die Vandalen, die Gepiden, die Sciren und Rugier gehörten.

Zur Zeit des Kaiſers Alexander Severus (222—235) bedrohten die Gothen die römiſche Provinz Dacien und konnten nur durch Geldſummen noch eine Weile beſchwichtigt werden. Bald brachen ſie neuerdings in Dacien ein, drangen über die Donau, beunruhigten Möſien und kehrten nur für kurze Zeit zurück, weil die Gepiden, welche eben erſt einen Sieg über die benachbarten Burgunden gewonnen hatten, ihre Heimath bedrohten. Nachdem ſie die Gepiden bewältigt, drangen ſie unter Anführung Kniva's zur Zeit des Kaiſers Decius (249—251) neuerdings in Möſien ein; ſie wendeten ſich dann nach Thracien, beſiegten den Kaiſer in der Schlacht bei Abrutum (oder bei forum Trebonii) im Jahr 251 und erhielten von Rom Jahrgelder. Von da an begannen ſie, während gleichzeitig Franken und Alemannen auf die römiſchen Provinzen im Weſten andrängten und Gallien verheerten, kühne Eroberungs- und Beutefahrten zur See. Sie eroberten (258) Trapezunt, im folgenden Jahre die Städte Chalcedon, Nicomedia, Nicäa, Pruſa, Apamea und Cyus. Auf einer dritten Fahrt, die ſie mit fünfhundert Schiffen unternahmen, zerſtörten ſie Cycicus, ſteuerten nach dem Piräus, dem Hafen Athens, bemeiſterten ſich dieſer Stadt, durchzogen mit Feuer und Schwert ganz Griechenland von Süden nach Norden bis in die Nähe Italiens und kehrten theils zu Land durch Möſien und über die Donau, theils zur See längs der kleinaſiatiſchen Küſte in ihre Heimath zurück. Es war zur ſelben Zeit, als ein Alemannenheer in Gallien einbrach und die Städte verwüſtete, während ein anderes durch Rhätien in Italien einfiel und erſt bei Mailand Widerſtand fand.

Im Jahr 269 unternahmen die Gothen in ungeheurer Anzahl (welche auf 320,000 ſtreitbare Männer angegeben wird) auf zweitauſend Schiffen eine neue Fahrt. Sie wendeten ſich zunächſt gegen Tomi und Marcianopolis; dann, als Stürme im thraciſchen Meere ihre Zahl gelichtet und als ſie an den Küſten vergeblich feſten Fuß zu faſſen geſucht, theilten ſie ſich und ſteuerten, die eine Schaar nach den Inſeln Creta und Cypern, die andere nach Caſſandria und Theſſalonica; aber bei Naiſſus in Obermöſien lieferte ihnen Kaiſer Claudius II. eine Schlacht, in welcher ſie großen Verluſt erlitten; noch größerer traf ſie in Folge von Mangel und Seuchen während des Rückzugs in die Heimath. Doch gar bald, zur Zeit des Kaiſers Aurelianus (270—275) brachen ſie wieder hervor und trotzdem, daß ihrer fünftauſend in einer Schlacht den Wahlplatz bedeckten, blieb dem römiſchen Reiche keine andere Hülfe gegen ſie, als die völlige Räumung der Provinz Dacien (274); — welch ein Zeugniß für Rom's Schwäche und für der Gothen Uebergewalt! Nun ruhten Dieſe faſt ein halbes Jahrhundert lang vom Ankampf gegen das römiſche Reich; aber die Weſtgermanen wirkten indeſſen an der Vollendung der weltgeſchichtlichen Aufgabe unermüdlich weiter. Es waren nur flüchtige Sonnenblicke des Glückes, die dem Römerthum leuchteten, als Kaiſer Probus (276—282) germaniſche Schaaren beſiegte und in die Gränzländer verpflanzte, als Diocletianus und Maximianus (284—305) einzelne Siege erfochten. Während dieſer Zeit kämpften die gothiſchen Völker untereinander; die Oſtgothen überwanden die Burgunden, die Weſtgothen die Vandalen und Gepiden. Nach dieſen Kämpfen wandten ſich dann die Gothen neuerdings gegen das römiſche Reich, zur Zeit, da Conſtantinus I. die Kaiſerwürde bekleidete. Dieſer trat ihnen in Dacien entgegen und bedrängte ſie ſo, daß ſie Frieden ſchloſſen; dann verbündete er ſich mit den ſarmatiſchen Völkern, welche die Vandalen bundesgenoſſenſchaftlich aufgenommen hatten. Aber in Möſien griffen ihn (331) die Gothen an und trieben ſein Heer in die Flucht; da ſie jedoch von den Bewohnern des Cherſoneſus (der Dardanellenhalbinſel) unverſehens von hinten angegriffen worden, ſo traten ſie ihren

Rückzug an und ſchloſſen mit Conſtantinus einen Frieden, durch welchen der Kaiſer ſie aus Feinden in befreundete Gränzbeſchützer umzuwandeln ſuchte. Die Gothen hielten den Frieden ſo lange, als Conſtantins Geſchlecht die Kaiſerwürde behauptete. Aber die weſtlichen Germanen (Alemannen und Franken) führten inzwiſchen den Ankampf gegen das Römerreich fort.

In dieſer Zeit, da die Gothen abermals von ihren Angriffen gegen das römiſche Reich raſteten, breitete ſich ihre Herrſchaft am weiteſten aus; germaniſche Stämme an der Donau und ſarmatiſche umfaſſend, erſtreckte ſie ſich von der Oſtſee bis zum ſchwarzen und Aſow'ſchen Meere. An der Spitze der Oſtgothen ſtand in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts der hochgefeierte Held, König **Hermanrich** (Ermanarik, Ermenerich); die Fürſten der einzelnen Stämme befanden ſich im Dienſtverhältniß zu ihm. Bei den Weſtgothen hießen die Stammesfürſten „Richter".

So war denn das Römerreich fortwährend den Angriffen der vier germaniſchen Hauptvölker ausgeſetzt, während es im Inneren durch die Kämpfe der Mitkaiſer und Gegenkaiſer erſchüttert wurde. **Conſtantinus I.** errang im Jahr 324 die Alleinherrſchaft und ſuchte nun die zerrüttete Ordnung wieder herzuſtellen und die erſchütterte kaiſerliche Machtvollkommenheit zu befeſtigen. Durch Abſchaffung der Prätorianer befreite er das Kaiſerthum von der Abhängigkeit unter dieſe zügelloſen Garden, welche Kaiſer erhoben, geſtürzt und ermordet hatten. Er trennte die bürgerliche von der Kriegsgewalt; die letztere untergab er zwei Oberbefehlshabern, einem des Fußvolks und einem der Reiterei („**magistri peditum et equitum**"), unter welchen die Unterbefehlshaber („**duces**" und „**comites**") ſtanden. Die Furcht vor dem Uebergewicht des Heeres beſtimmte ihn zu einer gefährlichen Maßregel; er zerſtückelte die Rieſenmacht der Legionen in Gränz- und Haustruppen, die Legionen, welche an den Gränzen ſtanden, vertheilte er in den Provinzen, die Bewachung der Gränzen vertraute er Miethstruppen an. Das ganze Reich theilte Conſtantinus in vier Statthalterſchaften („Präfekturen"); es waren 1) Orient (mit den Sprengeln oder Diöceſen Orient, Aegypten, Aſien, Pontus und Thracien), 2) Illyricum (mit den Diöceſen Macedonien und Dacien), 3) Italien (mit den Diöceſen Italien, Oſtillyrien und Afrika) und 4) Gallien (mit den Diöceſen Gallien, Hispanien und Britannien). Jede Diöceſe wurde wieder in Provinzen eingetheilt, welche unter „Rectoren" ſtanden; über den Diöceſen walteten „Vicarien"; über die Präfekturen waren „præfecti prætorio" geſetzt, welche eine ſo unumſchränkte Gewalt erhielten, daß von ihrem Spruche nicht einmal an den Kaiſer Berufung zuläſſig war. So ſollten alle Fäden der bürgerlichen Verwaltung aus den Händen der Rectoren in die der Vicarien, aus dieſen in die der Präfekten geleitet, von dem Kaiſer ſtets mit Bequemlichkeit überſchaut und gelenkt werden können. Dieſe neue Reichseintheilung war eigentlich der Anfang der Zertrennung des Reiches in eine öſtliche und weſtliche Hälfte, welche ſich um ſo raſcher vollenden mußte, da Conſtantinus den Schwerpunkt des Römerthums verrückte. Er gründete nämlich (im Jahr 330) auf der äußerſten Oſtſpitze der thraciſchen Halbinſel, wo früher Byzantium geſtanden, eine neue Hauptſtadt des Reiches, welche er Conſtantinsſtadt (Konſtantinopolis) nannte; und in der That: dorthin, an die Schwelle Aſiens, paßte ein Kaiſerhof, welcher bereits vollſtändig die Grundſätze, die Formen und das Gepränge aſiatiſcher Willkürherrſchaft angenommen hatte und durch alle leere Prunkſucht, alle Schmeichelei, alle Hohlheit, alle Ränke, alle Laſter und Verbrechen einer ſolchen verderbt war. Das Römerreich, von einem rauhen, ſtrengen Heldenvolk gegründet, ſah jetzt einen Hofhalt gleich dem der entnervten Perſerkönige. Was einſt Thaten gegolten, das wogen jetzt prunkende Titel auf, nach deren Rangordnung die Beamtenwelt ſich abſtufte. — Die neue Kaiſerſtadt im Oſten blühte, durch ihre Lage begünſtigt, außerordentlich raſch empor; allein Rom, wenn es auch dadurch benachtheiligt wurde, umleuchtet vom zauberiſchen Abendroth ſeiner tauſendjährigen Größe, konnte gleichwohl nicht aufhören, der Mittel- und Schwerpunkt der europäiſchen Völkerwelt zu ſein, während Konſtantinopel ein ſolcher für die aſiatiſche wurde. Conſtantinus ſelbſt trug zur Zerſplitterung auch noch dadurch bei, daß er das Reich, welches nach aſiatiſchen Begriffen vom göttlichen Recht der Herrſcher deren Familieneigenthum iſt, unter ſeine drei Söhne zertheilte.

Alle Mittel, wodurch Conſtantinus das alternde Römerthum verjüngen wollte, waren unzureichend und hatten eigentlich nur den Erfolg, daß die Auflöſung ſeiner Weltherrſchaft immermehr beſchleunigt wurde. Dagegen führte er einen weltgeſchichtlichen Wendepunkt herbei, als er, ebenſo ſehr von inneren perſönlichen Beweggründen wie von Rückſichten der Staatsklugheit beſtimmt, es unternahm, dem Weltreiche, welches keine entſprechende gemeinſchaftliche Religion hatte, ſondern in welchem ſich alle Religionen in bunter Nebeneinanderſtellung und ſeltſamer Vermiſchung, in welchem ſich vollſtändiger Unglaube neben dem lächerlichſten Aberglauben und den verruchteſten Geheimdienſten befanden und in welchem eine durchgreifende Sittenloſigkeit in Folge von beiden herrſchte, eine neue gemeinſame Staats- und Reichsreligion zu geben. Dieſe war die chriſtliche, welche ſich ſeit drei Jahrhunderten bereits über ſämmtliche zum römiſchen Reiche gehörende Länder ausgebreitet und in ihrer damaligen Geſtaltung die verſchiedenartigen Religionsvorſtellungen der aſiatiſchen Welt mit den mannichfachſten geiſtigen Anſchauungen der Weltweiſen zu einem eigenthümlichen Ganzen verſchmolzen hatte.

27. Das Chriſtenthum.

Zum vollen Verſtändniß der folgenreichen Geſchichtsentwickelung, welche von der Einführung des Chriſtenthums in das Römerthum und von ſeiner Vereinbarung mit demſelben ausging, iſt es nöthig, die Geſchichte des Chriſtenthums von dem Auftreten Jeſu von Nazareth bis zur Feſtſtellung der einen, allgemeinen, rechtgläubigen und alleinſeligmachenden Kirche, wenn auch nur im Zuſammenhang der Hauptthatſachen, von dem Standpunkte aus, welchen die neueſte wiſſenſchaftliche Forſchung behauptet, klar und parteilos zu überblicken.

Zu Anfang unſerer jetzigen Zeitrechnung hatten ſich ſowohl das Heidenthum als das Judenthum bereits vollſtändig ausgelebt, und das ſchmerzliche Ungenügen an der alten Weltordnung, die Sehnſucht nach einer neuen, die da kommen müſſe, durchbebte alle Völkerherzen. Verblichen war längſt die zaubervolle Welt des helleniſchen Götterhimmels vor der Sonnenhelle des höheren Menſchheitsgedankens, der in Sokrates aufgegangen war. Unter der eiſernen Nothwendigkeit des Römerthums, welches die Weltherrſchaft im ſtrengſten Wortſinne als einen religiöſen Beruf erfaßte, wurde die wirkliche Religion zum Mittel, zur Aeußerlichkeit, zum Schatten; die Prieſter waren Staatsbeamten, die Würde eines Oberprieſters (pontifex maximus) trug der Kaiſer, die mit religiöſen Verrichtungen, mit Götterdienſt, Weisſagung, Zeichendeutung Beauftragten konnten, wenn ſie ſich begegneten, das Lächeln darüber nicht verbergen, denn Niemand glaubte weniger als ſie ſelbſt an das Gaukelſpiel, welche ſie dem Volke als Religion gaben. Die Gebildeten flüchteten ſich aus dem Abgrund der Religionsloſigkeit in die Lehren der Philoſophie, welche entweder den Vollgenuß der Glückſeligkeit als Zweck des Lebens oder die Vernichtung desſelben als höchſten und letzten Sieg der ſittlichen Willensfreiheit annahmen. Die großen Maſſen, welche unter der ehernen Gewalt verknechtet lagen, wurden von der Sehnſucht nach Rettung in die Irrgänge eines Aberglaubens getrieben, welcher, aus dem letzten Bodenſatz der alten Naturreligionen Aſiens und Aegyptens aufgewühlt, ſich in Rom anſammelte und von dort aus ſich in trüben Kanälen durch alle Theile des Römerreichs fortwälzte; die Maſſen ſuchten Aufſchluß, Beruhigung, Rettung in Geheimlehren und fanden nur Formen, welche die Sinne anregten, und Bräuche, welche die Sinnlichkeit reizten, Beſchwörungen, Weihungen, ſinnbildliche ſtellvertretende Opfer zur Vermittlung mit dem Göttlichen, ja ſelbſt angebliche Wunder; die Maſſen ſuchten einen Glauben, ohne zu ahnen, daß ſie eigentlich nur die Menſchlichkeit ſuchten, und da es Prieſter waren, bei welchen ſie ſuchten, ſo konnten ſie das Eine, was noth that, den Gedanken, welcher der Vater der erlöſenden That iſt, nicht finden. Sie ſuchten Vermittlung durch ein Drittes außer ihnen, weil das Völkerleben nicht mehr die Kraft beſaß, aus ſich ſelbſt die Rettung zu gebären.

Ganz ähnlich war es im Judenthum. Aufgeſäugt an dem Prieſterglauben, daß Israels Jehovah der Gott über alle Götter ſei, der ſein auserwähltes Volk zur Herrſchaft über alle Völker berufen habe, ſah dieſes ſich ſelbſt doch in fortwährendem Unglück erniedrigt. Was konnte es anders glauben, als daß nur die Sündhaftigkeit den Zorn des Gottes verſchulde? Aber den tiefen Grund ſeiner Sündhaftigkeit, nämlich ſeine Verlorenheit in den Glauben, daß es das allein bevorrechtete Volk ſei, ahnte es nicht; in völliger Abhängigkeit von Prieſtern befangen, ſchrieb es nur ſeinen Abweichungen vom prieſterlichen Geſetz ſeine Sündhaftigkeit zu, und dennoch blieb es ja, wenn es dies auch ſtreng beobachtete, fortwährend erniedrigt und gedemüthigt, das kleinſte aller Völker, welches ſeine Herrſchaft über alle ebenſo, wie das römiſche, als eigenthümliche religiöſe Beſtimmung erfaßte. Da ſuchte es denn nicht in ſich ſelbſt, ſondern außerhalb ſeiner und über ſich den Retter, den Erlöſer, den Meſſias. Die Idee eines ſolchen hatte es in den Tagen ſeiner Verbannung aus der perſiſchen Weltanſchauung aufgenommen, und die Geſetzesbewahrer, die Schriftausleger, die Phariſäer nährten die Hoffnung des von außen kommenden Meſſias in dem von Sehnſucht durchflammten Volksherzen; die Phariſäer ſchilderten dem Volke Israel den Meſſias als den Befreier von der Fremdherrſchaft, als den Wiederherſteller des Gottesſtaates, in welchem ſie ſelbſt freilich dann die Volksherrſcher werden wollten. So harrte das unglückſelige Volk von Tag zu Tag des gewaltigen politiſchen Befreiers aus David's Geſchlecht und ſein ganzes Geiſtesleben, ſeine ganze Thatkraft verzehrten ſich in dieſem Traumbild. Abgewandt von ſolcher unfruchtbarer Erwartung, ſowie abgeſtoßen von dem Ekel, welchen die Gleißnerei der phariſäiſch-prieſterlichen Volksbetrüger einflößen mußte, hatten ſich viele der tüchtigſten und ſtrebſamſten Geiſter zu einem Bunde vereinigt, zu welchem der Hang des Morgenländers zu beſchaulichem Leben ebenſo, wie ein thatkräftiger Sittlichkeitstrieb den Anſtoß gegeben. Das war der Geheimbund der Eſſäer, welcher mehr als viertauſend Mitglieder in verſchiedenen Städten hatte. Die Eſſäer ſtellten alles Gott anheim, glaubten an die Unſterblichkeit der Seele und an Belohnung und Beſtrafung im Jenſeits. Strenge Enthaltſamkeit und Einfachheit des Lebens, Tugend, Fleiß und Reinlichkeit zeichneten ſie aus. Sie hielten die Sklaverei für rechtswidrig und alle Menſchen für gleichberechtigt. Unter ſich hatten ſie vollſtändige Gütergemeinſchaft eingeführt und leiſteten ſich ohne Unterſchied wechſelſeits Dienſte. Ihre Brudermahle, welche ſie in eigenen Gewändern mit Gebeten begingen, hatten einen religiöſen Charakter. Wer in ihren Bund aufgenommen wurde, mußte lange und ſtrenge Prüfungen durchmachen, erhielt bei der Weihe ein kleines Beil, eine Schürze und ein weißes Gewand, und gelobte feierlich Geheimhaltung der Bundeslehren, innige Gottesverehrung, treue Wahrheitsliebe und Pflichterfüllung, ſowie ſtrenge Aufrechthaltung der Rechtsgleichheit. Ein anderer religiöſer Bund, welcher ſich unter den Juden bildete, war der der Therapeuten, deſſen Hauptſitz ſich auf einer Hochebene bei Alexandria befand. Die

Mitglieder dieſes Bundes verzichteten auf ihr Vermögen, verließen Familie und Heimath und lebten in einſamen Häuſern, ehelos, Männer und Frauen geſondert, lediglich mit Landbau und religiöſen Uebungen beſchäftigt. Den Höhepunkt derſelben bildete ein heiliges Mahl, bei welchem Brod und aus einem geweihten Becher ein heiliger Trank (wahrſcheinlich Wein) genoſſen wurde.

Eine von dem phariſäiſchen Judenthum abweichende Richtung herrſchte in Alexandria und wurde vorzugsweiſe durch Philo (geb. um das Jahr 30 vor Chr., geſt. um 50 nach Chr.) vertreten. Philo und die alexandriniſchen Juden nahmen eine außerweltliche, in einem beſonderen Himmelreiche thronende Gottheit als das alleinige und wahre Sein an, entgegen Allem außer ihr, was dem Wandel unterworfen iſt. Von dieſer Gottheit gingen Mittelweſen aus, deren Höchſtes der „Logos" ſei. War Gott (nach Philo) das Urlicht, ſo war der „Logos" (ſein Verſtand, ſein Wort) der Sohn und das Ebenbild Gottes, die reinſte, edelſte und erſte aller Gotteskräfte, die perſönliche Idee, der Anfang aller Dinge, der Weltſchöpfer (Demiurg), der Ueberbringer und Ausleger des göttlichen Willens, demgemäß der Vermittler zwiſchen Gott und Welt als der Allmenſch oder der Menſch Gottes, der göttliche Lehrer des Menſchengeſchlechts, deſſen Befreier und Erlöſer von Irrthum und Sünde, der Tröſter deſſelben, ſein Fürſprecher und ſein eigentlicher wahrer Bund. Der Logos war aber auch der eigentliche wahre, unſichtbare Hoheprieſter der Welt und als ſolcher Gegenſtand des gläubigen Bekenntniſſes; ihm müſſe man ſtatt der blutigen Opfer Brod und Wein zur Sühnung begangener Fehler darbringen und inſofern er dem Sünder an dieſem unblutigen Opfer Theil zu nehmen geſtatte, werde jener von der Schuld geſühnt. Andere Mittelweſen, welche Philo und die alexandriniſchen Juden annahmen, waren das „Pneuma" (der heilige Geiſt, in vierfacher Bedeutung, als Weltkraft, als Uridee, als von Gott ausgehende himmliſche Kraft und als Kraft der Weisſagung), ſowie Geiſter, ähnlich den griechiſchen Dämonen, nur edler als dieſe („Angeloi", auf- und niederfahrende Boten, und „Dynameis", d. h. Kräfte). Wie auf die Juden in Paläſtina die von den Phariſäern ſelbſtſüchtig genährte Hoffnung auf das Erſcheinen eines weltlichen Meſſias, ſo wirkte auf die außerhalb zerſtreut lebenden Griechenjuden mächtig erregend die Lehre Philo's; in den Gelehrtenſchulen der Juden zu Damaskus und in Kleinaſien aber fanden die indiſchen Vorſtellungen von dem menſchgewordenen, aus einer königlichen Jungfrau gebornen Gotte Kriſchna, der als Heiland und Erlöſer der Menſchen auf Erden wandle, Eingang und verſchmolzen ſich mit den perſiſchen Meſſiashoffnungen.

So waren Geiſt, Gemüth und Einbildungskraft im jüdiſchen Volke mit der in verſchiedenen Auffaſſungen erſcheinenden Meſſiasidee beſchäftigt, als Jeſus von Nazareth in unendlicher Geiſteshoheit und Liebesfülle, mit dem überwältigenden ſittlichen Ernſt eines fleckenloſen Charakters und mit begeiſternder Redekraft als Volkslehrer in Paläſtina auftrat und das Nahen des Himmelreiches verkündigte, ſich ſelbſt aber als den Menſchenſohn bekannte. Ein treuer Sohn ſeines Volkes, empfand Jeſus mit tiefem Schmerz deſſen bejammernswerthes Geſchick, und voll heiligen Eifers trat er den Phariſäern und Prieſtern entgegen, durch deren Schuld er das Volk in dem troſtloſen Zwieſpalt befangen und bei längerem Beſtand ihrer Herrſchaft dem Untergang verfallen ſah. Während er mit kühnem Freimuth den Charakter und die Abſichten der Phariſäer und Prieſter ſchonungslos enthüllte und ſtrafte, während er das Volk zum Selbſtbewußtſein, zur geiſtigen Selbſtbefreiung, zur ſittlichen Selbſtverjüngung zu erheben ſuchte, knüpfte er ſelbſt ſeine ganze Wirkſamkeit an die Meſſiasidee, die ſich in einem bei weitem höheren Sinne, als in dem, welchen die Phariſäer pflegten, erfüllen ſollte. Wollte nämlich dieſe, thöricht vermeſſen, das Volk dadurch zur Abſchüttelung der römiſchen Fremdherrſchaft aufreizen, um dann zu ihrem eigenen Vortheil einen Prieſterſtaat herzuſtellen, ſo erſchien der meſſianiſche Beruf in Jeſus als ein wahrhaft menſchlich befreiender, und das meſſianiſche Reich weder als politiſches Weltreich, noch als ein jenſeitiges Himmelreich, ſondern als jener diesſeitige Zuſtand, in welchem allein die Wahrheit, die Gleichberechtigung und die Bruderliebe ein neues edleres Leben begründen und beſeligend walten ſollen. Aber nicht auf den engen Boden ſeines Volkes beſchränkte ſich der Gedanke Jeſu vom Himmelreich. In ihm lebte die Idee der Menſchheit. Er erkannte und lehrte, daß alle Menſchen nur Eine, göttliche Natur haben; er ſtellte dieſe Weſenseinheit in dem Bilde der brüderlichen Abkunft von Einem Vater dar. Ihre göttliche Berechtigung und Würde in jedem Menſchen zur

Geltung zu bringen, alle Menſchen, als gleichfreie und gleichberechtigte, durch das von Jedem als freie Selbſtbeſtimmung zu erfaſſende Weltgeſetz der Liebe zum heiligen Menſchheitsbunde zu verklären, — das war die frohe Botſchaft der Erlöſung, welche dieſer weltgeſchichtliche Genius, den ſeine nächſten Freunde und Schüler nicht verſtanden und den ſein Volk nicht begriff, in voller Siegesgewißheit der Zukunft verkündigte. Seine ewige Idee aber und ſein Leben waren Eins. Er ſelbſt zuerſt vor allen mußte das Leben verlieren, um es zu gewinnen; ſein irdiſches Sein war das Saatkorn, eingeſenkt in die Zukunft der Menſchheit, das verweſen mußte, damit ſein geiſtiges Sein in der Menſchheit und dieſe als bewußt der göttlichen Weſenseinheit erſtehen könne.

Das jüdiſche Volk erblickte und begrüßte in Jeſus mit Hoſiannahruf ſeinen erwarteten Meſſias; die Phariſäer und Prieſter haßten in ihm, dem Volksaufklärer, den gefährlichſten Feind ihrer Herrſchaft; darum beſchloſſen ſie ſeinen Untergang. Sie erklärten ihn für einen „Gottesläſterer", um zunächſt das Volk ihm zu entfremden, und ſie bezeichneten ihn dann der ihnen ſelbſt tiefverhaßten weltlichen Macht, den Römern, als „Volksaufwiegler". Der Freund aller Mühſeligen und Beladenen, der Verkündiger des für alle Menſchen einen und gleichen Sittengeſetzes, der Geiſtesheld, der für allgemein menſchliche Freiheit, allgemein menſchliches Recht auftrat, der Zeuge der allverſöhnenden und allbeſiegenden Liebe, ſtarb, ein Opfer des Prieſterhaſſes, den Tod eines Verbrechers am Kreuze.

Aber der Glaube ſeiner Anhänger an ſeine Meſſiaswürde wurde durch ſeinen ſchmählichen Kreuzestod nicht erſchüttert, ſondern vielmehr nur befeſtigt. In ihrer innigen Ueberzeugung, daß Jeſus wirklich der lang erwartete weltliche Meſſias des Volkes Israel ſei, hielten ſie es für unmöglich, daß er dem Tode verfallen ſei; er erſchien ihnen als „der Erſtgeborne aus dem Tode", der nur gelitten habe, um des Volkes Schuld zu ſühnen, und der in Herrlichkeit wiederkommen werde, um ſeinen Beruf zu erfüllen. Auf dieſem Glauben, daß Jeſus der Meſſias oder der Chriſtus (d. h. der Geſalbte Gottes) ſei und daß ſein Reich nur den Juden allein gehöre, begründete ſich die erſte Gemeinde zu Jeruſalem. Die Mitglieder derſelben blieben fortwährend Juden, hielten ſich durch das moſaiſche Geſetz gebunden, beobachteten es ſtreng und unterſchieden ſich eben bloß durch jenen meſſianiſchen Hoffnungsglauben, ſowie durch einzelne eſſäiſche Bräuche von der allgemeinen jüdiſchen Volksreligion. Ein Denkmal der ausſchließlichen Meſſiasanſchauung der älteſten judenchriſtlichen Gemeinden und ihrer Hoffnungen auf die Wiederkunft Chriſti iſt die ſogenannte Offenbarung Johannis.

Paulus (früherhin Saul geheißen), ein Phariſäerſchüler, welcher Jeſum nicht perſönlich gekannt hatte, erfaßte den Meſſias- oder Chriſtusbegriff zuerſt in einer bei weitem höheren Bedeutung. Keiner von den Jüngern, welche Jeſu ſelbſt gekannt und gehört hatten, trug eine ſo beſtimmte, ſo richtige Ahnung von dem Allgemein-Menſchlichen, was Jeſus eigentlich gewollt, in ſich, als Paulus. Er war es, welcher die große Geiſtesthat Jeſu vom engbegränzten Boden des Judenthums losriß und auf den der ganzen Menſchheit verpflanzte. Er erfaßte in der Tiefſinnigkeit ſeines ſittlich-religiöſen Gefühls das allgemeine Elend der Menſchheit in der durchgreifenden Sündhaftigkeit; als Urſache des Böſen nahm er von ſeinem Standpunkte (dem der Phariſäerlehre) einen urſprünglichen Abfall des Menſchen von Gott und demgemäß einen fortgeerbten Sündenkeim an, welcher zugleich der Todeskeim war. Die Rettung und Erlöſung des ganzen Menſchengeſchlechts von der Sündhaftigkeit und dem Tode erblickte er nur einzig und allein in dem Meſſias-Chriſtus. Nur der lebendige Glaube an dieſen Chriſtus (ſo verkündigte Paulus ſeine Ueberzeugung), führt zur Erlöſung; nicht bloß die Juden, ſondern alle Völker der Erde, alle Menſchen, wie ſie alle Erben der Einen Sündhaftigkeit und Sterblichkeit geworden durch des Einen Menſchen Fall, ſind zum meſſianiſchen Heil berufen; für alle iſt Chriſtus geſtorben, für alle auferſtanden, für alle ein Mittler geworden. Alle ſind ein Leib, deſſen Haupt Chriſtus. Paulus erblickte in dem ſtellvertretenden Tode des Chriſtus die ſinnliche Natur des Menſchen überhaupt getödtet, die Menſchheit aber eben dadurch wahrhaft zum wahrhaften Leben, zum Leben in Gott ein- für allemal erlöſt und verſöhnt. Aber auch vom moſaiſchen Geſetze, welchem Chriſtus in der Zeit untergeben worden, ſind alle, die unter demſelben waren, ein- für allemal erlöſet zur allgemeinen Gotteskindſchaft durch den Glauben in Chriſtus, der des Geſetzes Ende iſt und welcher demſelben durch ſeinen Tod genug gethan. Uebrigens erwartete auch Paulus wie die Judenchriſten zuverſichtlich die Wiederkunft Chriſti, weil er feſt an deſſen Auferſtehung glaubte. Auf dieſen Glauben gründete ſich ſeine Lehre von der Erweckung der Todten in neuen ätheriſchen Leibern. Der Kreis ſeiner Anſchauungen von der Allerlöſung ſchloß ſich mit der großartigen Weisſagung ab, daß, wenn Alles dem Sohn (Chriſtus) unterthan ſein werde, der Sohn ſelbſt dem Vater unterthan werde, „auf daß Gott Alles in Allem ſei!“

Auf dieſe Auffaſſung des Chriſtenthums, einer ſelbſtſtändigen Geiſtesſchöpfung, gründete denn Paulus mit raſtloſem Eifer unter den Heiden zahlreiche Gemeinden, welche keine anderen Weihebräuche annahmen, als die einfachen darſtellenden Handlungen der Taufe und des Abendmahls als Sinnbilder der Wiedergeburt und der gemeinſamen Todesfeier des Erlöſers, bis daß er wiederkomme. Dem Wirken des Paulus und dem eigenthümlichen Geiſtesleben der heidenchriſtlichen Gemeinden traten nun die unmittelbaren Jünger Jeſu, vor allem Petrus, und die judenchriſtlichen Gemeinden, welche die Aufnahme in ihre Mitte von der Beſchneidung abhängig machten und an dem moſaiſchen Geſetz, an den phariſäiſchen Satzungen und zum Theil an den beſonderen Sitten des Eſſäerbundes feſthielten, ſchroff entgegen. Der Hauptgegenſtand des Streites zwiſchen beiden Richtungen war die Auffaſſung der Perſon Jeſu. Die Judenchriſten erblickten in Jeſus nur einen vom Geiſte Gottes erfüllten Menſchen, den letzten und höchſten der Propheten des alten Bundes, — die Heidenchriſten dagegen ſahen in ihm ein höheres Weſen, welches zum Heile der ganzen Menſchheit Menſch geworden ſei. Treue Denkmäler der heftigen Kämpfe, welche Paulus mit Petrus und den Judenchriſten zu beſtehen hatte, ſind die Briefe des Paulus an die Römer, an die Korinther und an die Galater.

Der Gegenſatz der Auffaſſungen des Chriſtus prägte ſich endlich in der „Gnoſis“ und im „Montanismus“ (der Lehre des Montanus) am ſchärfſten aus. Die Anhänger der „Gnoſis“ (die Gnoſtiker, d. h. Wiſſende), welchen das Chriſtenthum als etwas unmittelbar und ausſchließlich Göttliches und jede andere Religion als die Schöpfung eines unvollkommeneren Weſens erſchien, nahmen an, daß zwiſchen Gott und dem Grundſtoff der Welt eine Kluft ſei, welche nur durch geiſtige Mittelglieder, die aus Gott entfloſſen ſeien („Aeonen"), ausgefüllt werden könne; ein ſolcher „Aeon" habe als Weltſchöpfer den Urſtoff beſeelt, aber die ſinnliche Welt ſei unvollkommen und ſündhaft. Ihre Erlöſung zu vollbringen, habe Gott aus dem höchſten Geiſterreich einen „Aeon" geſandt, welcher einen Scheinkörper angenommen habe. Dieſer Aeon nun, welcher den anderen gebundenen Geiſtern den Weg zur Befreiung vom Leiblich-Sündhaften gezeigt habe, ſei Jeſus. Die Anhänger des Montanismus verließen den Standpunkt der judenchriſtlichen Gemeinden nicht, ſondern erweiterten bloß die in denſelben geltenden Lehren; wie dieſe, ſo erwarteten auch ſie die bevorſtehende Nähe der Wiederkunft Chriſti zur Herſtellung des tauſendjährigen Reiches und bereiteten ſich darauf durch Weltentſagung, Faſten, Beten und ſtrenge Buße vor; ſie hielten den eheloſen Stand für verdienſtlich und die zweite Ehe für ſündlich. Sie nahmen an, daß ſich die Religion in drei Zeitaltern ſtufenweiſe vervollkommne, von denen das erſte das des Vaters, das zweite das des Sohnes, das dritte das des Geiſtes ſei. Von dem Letzteren glaubten ſie ſich ergriffen, und ſo nannten ſie ſich denn auch die eigentlich geiſtigen Chriſten. Gnoſis und Montanismus wurden zwar gemeinhin als Irrlehren betrachtet, blieben jedoch nicht ohne weſentlichen Einfluß auf die Entwickelung des allgemein chriſtlichen Denkens und Lebens.

Die beiden Hauptrichtungen, die heidenchriſtliche und die judenchriſtliche, näherten ſich, nach den heftigſten Kämpfen und nach vielen Vermittlungsverſuchen einander. Zu dieſen Bemühungen, einen Friedensſchluß herbeizuführen, gehören die nach Matthäus und Marcus genannten Evangelien, ferner der nach Jacobus und der zweite nach Petrus genannte Brief, welche den judenchriſtlichen Standpunkt vertraten, ſowie das nach Lucas benannte Evangelium, der Brief an die Philipper, der erſte und zweite an Timotheus, der an Titus und der erſte der nach Petrus genannten Briefe, welche ſämmtlich erſt gegen das Ende des erſten Jahrhunderts und im Verlauf des zweiten geſchrieben wurden; während das dem Johannes zugeſchriebene Evangelium, welches wahrſcheinlich aus der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ſtammt, die gnoſtiſche Fortbildung des pauliniſchen Lehrbegriffes darſtellt. Die Vereinigung der beiden Hauptrichtungen kam endlich gegen Ende des zweiten Jahrhunderts dadurch zu

Stande, daß jede von der anderen die weſentlichen Grundſätze annahm und dagegen die ſchroffſten Folgerungen aufgab, ſo daß deren Vertreter als „Sekten" ausgeſchieden wurden. Die Judenchriſten nahmen von der pauliniſchen Richtung die Freiheit vom moſaiſchen Geſetz und den Grundſatz, daß das chriſtliche Heil nicht bloß für die Juden, ſondern für alle Völker beſtimmt ſei, an, die Heidenchriſten hinwieder von jenen die Lehre von dem Verdienſt der ſogenannten guten Werke, die Hochſchätzung der Weltentſagung, die ſtrengere kirchliche Form, die dem jüdiſchen Prieſterthum nachgebildete einheitliche Verfaſſung. Die *vollſtändige* Verſöhnung beider Richtungen erfolgte dadurch, daß ſie Chriſtus als ein menſchgewordenes *höheres* Weſen, als das „Wort" (den „Logos") verehrten. So entſtand gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts die „katholiſche" (d. h. allgemeine) Kirche, deren Begriff durch die *Einheit* und die *Allgemeinheit* feſtgeſtellt war; die *Allgemeinheit* war ein Erbtheil der pauliniſchen, die *Einheit* ein ſolches der jüdiſchen Richtung. Der *Allgemeinheit* entſprach das Streben nach immer größerer *Ausbreitung*, der *Einheit* dagegen die Feſtſetzung einer beſtimmten Lehre, welche von allen Mitgliedern der Kirche als die allein *wahre* geglaubt werden mußte, alſo der Begriff der *Rechtgläubigkeit*. Dieſem entſprach wieder einerſeits die Sonderung eines *prieſterlichen Standes* aus der Geſammtheit der Gläubigen; als vorzugsweiſe begabt mit dem „heiligen Geiſte", welcher als eine perſönliche Kraft, als Tröſter gedacht wurde, ſollte der „geiſtliche" (prieſterliche) Stand, als *untrüglicher*, die Unverfälſchtheit der überlieferten alleinwahren Lehre bewahren. Anderſeits aber entſprach dem Begriff der Rechtgläubigkeit die *Ausſchlieſſung* aller von der alleinwahren Lehre abweichenden, „häretiſchen" (d. h. ketzeriſchen) Richtungen aus der Einen und allgemeinen Kirche. Nicht der Fortſchritt des welterlöſenden Geiſtes, zu welchem Jeſus aufgefordert, ſondern die Unterordnung des Geiſtes in der Gemeinde unter ihre vom „heiligen Geiſte" beſonders erfüllten Prieſter, nicht die Ertödtung der die Menſchheit ſpaltenden Selbſtſucht, welche Jeſus als Bedingung des höheren, wahrhaft ſeligen Lebens bezeichnet hatte, ſondern die Unterwerfung der Willensfreiheit, nicht die Verklärung des Diesſeits durch wechſelſeitige Gerechtigkeit und Liebe zum lebendigen Reiche des Göttlichen, ſondern die Verachtung der Welt, als etwas Sündhaften, nicht die Verſöhnung von Geiſt und Natur, ſondern ihr ſchroffer Gegenſatz, — das waren die Hauptmerkmale des Unterſchiedes zwiſchen der Lehre Jeſu und der Auffaſſung des Chriſtenthums, wie ſie ſich zu Ende des zweiten Jahrhunderts herausgebildet hatte.

Das weſentlichſte von allen aber war das, daß Jeſus, der Chriſtus, zum Mittelpunkt des Chriſtenthums wurde, und zwar nicht etwa in Würdigung ſeines weltgeſchichtlichen Gedankens und Berufes, ſondern in der Bedeutung eines menſchgewordenen *höheren Weſens* als Gegenſtand des *Glaubens*, des *Bekenntniſſes* und der *Verehrung*; ſeine Auffaſſung als vollſtändige menſchgewordene *Gottheit* war bloß eine Folgerung, welche ſich allmälig aus jener erſteren ergeben mußte. Nicht ſeine *wirkliche* Geſtalt, ſondern *ſein ideales Bild* ſtand, vom Schimmer frommer Sagen umfloſſen, vor der Einbildungskraft eines wunderbedürftigen und wundergläubigen Geſchlechts, welches alle Stellen in den Schriften des alten Bundes, die ſich nur irgend nahe oder fern auf den Meſſias deuten ließen, auf Jeſus bezog und als Weiſſagungen betrachtete, von denen es glaubte, daß ſie in ſeinen Schickſalen auch eingetroffen ſeien. So erwuchs, dem idealen Chriſtus*bild* gemäß, allmälig auch die Vorſtellung eines idealen *Lebens* Jeſu und dieſe Vorſtellung, durch die Ueberlieferung immer reicher ausgebildet, verdrängte endlich die Erinnerung an das geſchichtliche. Aehnliches findet ſich bei allen Völkern des Alterthums. So ſchmückte die heilige Sage des Zendvolks die Geburt und das Leben des großen Religionslehrers Zoroaſter mit Wundern aus; ſo erblickten die Buddhagläubigen die Menſchwerdung ihres Heiligen, ſeine Vorbereitung zum Lehramt und ſeinen Erdenwandel in übernatürlichem Lichte; ſo verwandelte ſich im talmudiſtiſchen Judenthum das geſchichtliche Leben des Volksretters, Jehovahfreundes und Geſetzgebers Moſes in ein wunderbares und ſein Tod in ein leibliches Aufſteigen zum Gotteshimmel, ſo wurde des hochverehrten Propheten Elias Himmelfahrt vom Volke als Thatſache angenommen und geglaubt. Um wie viel mehr mußte Chriſtus, der ſo viel höher denn Moſes und Elias ſtand, ein durch wunderbare Erſcheinungen und durch Wunderwirkung ausgezeichnetes Leben gehabt haben! Eben die Wunder, von jenem bei ſeiner Geburt bis zur Himmelfahrt, und die Wunder, welche er ſelbſt vollbracht habe, ſollten nun als beglaubigende Zeugniſſe ſeiner göttlichen Natur und Sendung betrachtet werden.

Die chriſtliche Gemeindeverfaſſung war urſprünglich eine rein demokratiſche geweſen; alle Gemeindeglieder waren nämlich zur Lehrthätigkeit gleichberechtigt, die Gemeindeämter der Aelteſten (Presbyter) und Aufſeher (Episkopen) waren nicht Würden und Vorrechte, ſondern lediglich ſittliche Verpflichtungen geweſen. Sowie nun aber aus den verſchiedenen Gemeinden ſich der Begriff der Kirche als eine in ſich und nach außen abgeſchloſſene Einheit entwickelt hatte, wurden aus den Presbytern Prieſter und aus den Episkopen Biſchöfe; auch die Gemeindediener (Diakone) erhielten jetzt eine prieſterliche Bedeutung, und nur untergeordnete Kirchengeſchäfte wurden noch von Laien verſehen. Mit dem Gegenſatz des Chriſtenthums als einer beſonderen Heilsanſtalt zum Heidenthum und des göttlichen, ſeligen Jenſeits zum ſündhaften, ſchmerzvollen Diesſeits, war auch der des *gottbevorrechteten geiſtlichen* Hirtenſtandes zur Geſammtheit der *Laien* vorhanden, welche zwar der Gnade fähig, aber beſonders begnadeter Vermittler bedürftig ſei. Die demokratiſche Gemeindeverfaſſung hatte ſich ſomit in eine ariſtokratiſche verwandelt; in jeder ſolchen aber liegt der Keim zur monarchiſchen; auch die ariſtokratiſche Verfaſſung der katholiſchen Kirche mußte allmälig dieſe Entwickelung nehmen, und zwar um ſo raſcher, je mehr die Ausbreitung des Chriſtenthums innerhalb der großen Völkervereinigung, welche das römiſche Reich hergeſtellt hatte, vorſchritt.

Eine der Haupturſachen, woraus ſich die raſche Verbreitung des Chriſtenthums erklären läßt, lag, abgeſehen von jenen, welche in ſeinen Lehren ſelbſt enthalten waren, auch in der Verfolgung, die es zu beſtehen hatte. Die Chriſten traten — das iſt nicht zu läugnen — dem römiſchen Staatsweſen ſchroff entgegen. Es gereichte ihnen zur Ehre, daß ſie, ihrer religiöſen Ueberzeugung getreu, die Staatsgötter nicht anbeten und ihre engen Verbindungen nicht aufgeben wollten; allein ſie handelten doch in einſeitiger Befangenheit, indem ſie die Geſelligkeit, die Kunſt und Wiſſenſchaft, das Staatsleben bloß deshalb verachteten und ſich davon zurückzogen, weil dieſe heidniſch waren. Schwärmerei iſt immer vorhanden, wenn ein auf Uebernatürliches begründeter neuer Glaube an die Stelle eines alten tritt, und auch bei den Chriſten waren Schwärmerei und Geheimſucht im

Gefolge einer edlen Begeiſterung und einer bewunderungswürdigen Ueberzeugungstreue. Dies war die Urſache, weshalb ſie einestheils verachtet und anderntheils als Staatsfeinde und Unſittliche durch die albernſten und empörendſten Erfindungen verdächtigt werden konnten. Prieſter einer Religion, für welche im Volk der lebendige Glaube bereits abgeſtorben iſt, beſitzen doch noch ſo viel Einfluß auf die in der Zerſetzung aller Begriffe rathlos ſchwankende Menge, um ſie gegen die Verfechter einer neuen Religion zu entflammen, und Machthaber, welche, ſelbſt ohne allen Glauben, ſolche Prieſter in allem Uebrigen verachten, ſchenken ihren Verdächtigungen doch gerne Glauben und benutzen ſie, um eine neue geiſtige Macht zu unterdrücken, welche ſie nicht kennen und vor der ſie zittern, weil ſie nicht einſehen, daß eine ſolche geiſtige Macht ſtets nur ein Ergebniß geſchichtlicher Entwickelung iſt, welche nicht aufgehalten werden kann. Sie wähnen eine ſolche durch Verfolgung unterdrücken zu können und fördern ſie eben dadurch nur um ſo mehr. Dies war denn auch beim Chriſtenthum der Fall. Nun denke man ſich aber dieſe Tauſende von Chriſten, die Seelen ganz und gar beherrſcht von der einzigen Idee, daß Verachtung vor der Welt das höchſte Verdienſt vor Gott, daß Erduldung von Qualen und Tod den Anſpruch auf unausſprechliche Seligkeit im jenſeitigen Reiche Chriſti begründe! Was iſt ihnen der kurze irdiſche Schmerz gegen ewige Wonne, an deren Gewißheit ſie glauben! Darum zittern ſie nicht vor dem blitzenden Schwert, das nach ihrem Nacken zuckt. Darum ſtimmen ſie Pſalmen wie Siegeslieder an, wenn die im Circus hungernden Löwen und Tiger auf ſie losgelaſſen werden; unter den Biſſen der Raubthiere zuſammenzuckend, wähnen ſie ſchon den Himmel geöffnet und den Herrn in ſeiner Herrlichkeit zu ſchauen, der ſie reichlich lohnt! Ihr Muth aber entflammt die Begeiſterung, ſtählt die Zuverſicht der überlebenden, der zuſchauenden Glaubensgenoſſen; faſt neiden ſie die Sterbenden um das Glück des Todes in Qualen; Herzen, in welchen der Lebenstrieb bisher noch vorgewaltet, werden zum ſchwärmeriſchen Verlangen der himmliſchen Märtyrerkrone hingeriſſen, unaufgefordert rufen ſie das Bekenntniß aus, von dem ſie wiſſen, daß es ihnen den gleichen Tod bringen muß, und gewaltig erſchütternd wirkt dies Beiſpiel ſelbſt auf ſo manchen Heiden, der bisher gegen das Chriſtenthum eingenommen geweſen, wenn er ſich von der Kraft einer Lehre überzeugt, welche ihre Bekenner mit ſolcher todesverachtenden Gewißheit jenſeitiger ewiger Seligkeit erfüllt. So verdankte das Chriſtenthum gerade der Verfolgung ſeine immer größere Ausbreitung. Mit dieſer aber bildete ſich auch immer beſtimmter die Eigenthümlichkeit der chriſtlichen Kirche ſowohl in Bezug auf Vollendung ihres Lehrgebäudes, ihrer Glaubenswiſſenſchaft und ihrer Verfaſſung, als auch in Bezug auf das chriſtliche Leben aus.

Schon der Kirchenlehrer *Tertullianus* (geſtorben im Jahre 220) faßte in ſeinem Lehrgebäude Gott als *Einen* im Weſen, Sein und Macht und doch als eine der Eigenthümlichkeit nach verſchiedene Dreiheit auf; dieſer dreieinige Gott habe durch den „Logos" (das perſönliche göttliche Wort) das Weltall aus Nichts entſtehen laſſen. Ihm war Chriſtus wirklicher Gott und wirklicher Menſch zugleich, der aber Adam's Fleiſch nur der Art und nicht der Schuld nach an ſich getragen, durch ihn werde der Menſch vollkommen rein, mit ihm, dem Auferſtandenen, werde auch der Menſch, als Bruder des Geſalbten, nicht nur dem Geiſte, ſondern auch dem Fleiſche nach leben. Der tiefſinnige *Origenes* (geſt. 254) verwandelte dann die neuplatoniſche Philoſophie des Heidenthums in chriſtliche Wiſſenſchaft. Er lehrte: Gott habe ſich in einer jenſeitigen urbildlichen Welt offenbart, deſſen Einheit der aus ihm geborne Logos darſtellte; dieſer, der Sohn Gottes, habe dann aus dem ewigen, von Gott abhängigen Urſtoff der Welt die ſichtbare endliche Welt hervorgebracht, aber auch jenſeitige Geiſter ſeien von ihm entfloſſen, deren ein Theil ſich durch Mißbrauch ihrer Freiheit vom Logos trennte und zur Strafe für ihren Abfall in irdiſche Leiber gebannt wurde. Doch um dieſe gefallenen Geiſter von ihrem endlichen Daſein zu erlöſen, habe ſich der Logos in gewiſſen Zeiten durch den von ihm ausgehenden Geiſt in den Propheten offenbart und ſei endlich in der Perſon Jeſu Fleiſch geworden; ſein Erlöſungswerk vollende ſich, wenn alle Menſchen wieder das werden, was Chriſtus war, dann verwandele ſich der Menſchenkörper in eine ätheriſche Geſtalt und die endliche Welt verkläre ſich zur Einheit mit Gott im Logos. — Dieſer raſchen Entwickelung der Glaubenswiſſenſchaft, welche ſich hauptſächlich um die höhere Natur Chriſti bewegte, wurde durch die Behauptung des Presbyters *Arius* zu Alexandria Einhalt gethan, daß der „Logos", weil er durch Gottes Willen *geſchaffen* worden, geringer als

Gott, der Vater, und von ihm abhängig ſei. Dieſen Satz verdammte der Biſchof von Alexandria und behauptete dagegen: der Logos ſei von Ewigkeit her aus dem Weſen Gottes erzeugt und daher dem Vater gleich. Hierüber entſtand nun ein erbitterter Streit zwiſchen den zahlreichen Anhängern, welche Arius fand, und ſeinen Gegnern, an deren Spitze der alexandriniſche Diakon Athanaſius trat, welcher die Weſenseinheit und Gleichheit des Sohnes mit dem Vater (die „Homouſie") vertheidigte. Um dieſe Zeit hatte Kaiſer Conſtantin durch ein Religionsgeſetz vom Jahre 324 das Chriſtenthum für gleichberechtigt mit der bisherigen heidniſchen Staatsreligion erklärt und begünſtigte das erſtere auf jede Weiſe. Um die große Glaubensſtreitigkeit zu enden, berief er im Jahr 325 eine Kirchenverſammlung nach Nicäa. Auf derſelben entſchied die Mehrzahl der anweſenden Biſchöfe, beſtimmt durch den Einfluß des Kaiſers, die Verwerfung der Behauptung des Arius und faßte den ganzen Inhalt der Lehre, welche als die katholiſche und alleinwahre aufgeſtellt wurde, in dem ſogenannten nicäiſchen Glaubensbekenntniß zuſammen. Jeſus Chriſtus wurde darin bezeichnet als „der eingeborne Sohn Gottes und vom Vater gezeugt vor allen Jahrhunderten, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahrem Gott, erzeugt, nicht geſchaffen, gleichweſentlich mit dem Vater, durch welchen Alles geſchaffen iſt, — um uns Menſchen und unſeres Heiles willen herabgeſtiegen vom Himmel und Fleiſch geworden vom heiligen Geiſt aus der Jungfrau Maria und Menſch geworden, gekreuzigt für uns unter Pontius Pilatus, der gelitten hat und begraben wurde und am dritten Tage wieder auferſtand, zum Himmel ſtieg und zur Rechten des Vaters ſitzet, woher er wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, deß Reich kein Ende nehmen wird." Der arianiſche Streit war indeſſen durch die Aufſtellung des nicäiſchen Glaubensbekenntniſſes nicht ſogleich beendigt; erſt, als der chriſtliche Kaiſer Theodoſius, ein Anhänger des athanaſianiſchen Lehrbegriffs, im Jahre 378 die Herrſchaft erlangte, wurde in der Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel die Lehre von der Weſensgleichheit des Sohnes und des Geiſtes mit dem Vater zum Kirchengeſetz erhoben. Der kirchliche Lehrſatz von der Dreieinigkeit erhielt erſt in dem nach Athanaſius genannten, aber nicht von ihm verfaßten athanaſianiſchen Glaubensbekenntniß ſeinen vollſtändigen Abſchluß: „Ein

Gott in der Dreiheit und die Dreiheit in der Einheit, die Perſon des Vaters eine andere, die des Sohnes eine andere und eine andere die des heiligen Geiſtes, aber die Göttlichkeit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes nur Eine, ihre Herrlichkeit gleich und ihre Majeſtät gleich ewig; jeder ungeſchaffen, unbeſchränkt, ewig, allmächtig, Gott und Herr, und doch nicht drei Ungeſchaffene, drei Unbeſchränkte, drei Ewige, drei Allmächtige, drei Götter und Herren, ſondern nur Ein Ungeſchaffener, Ein Unbeſchränkter, Ein Ewiger, Ein Allmächtiger, Ein Gott, Ein Herr." — Jeſus Chriſtus ferner: „Gottes Sohn, Gott und Menſch, als Gott aus dem Weſen des Vaters vor aller Zeit gezeugt, und als Menſch aus dem Weſen der Mutter in der Zeit geboren, vollkommener Gott, vollkommener Menſch"; — der heilige Geiſt endlich: „vom Vater und Sohn nicht gemacht, nicht geſchaffen noch gezeugt, ſondern ausgehend". „Das iſt", ſo hieß es, „der katholiſche Glaube, und wer dieſen nicht treulich und feſt glaubt, kann nicht ſelig werden." Uebrigens konnte die arianiſche Lehre noch immer nicht völlig erſtickt werden; ſie hatte kräftige Wurzeln geſchlagen, aus denen noch lange Jahrhunderte hindurch der Widerſpruch gegen die herrſchende Kirche aufſproßte. — Ein anderer Glaubensſtreit erhob ſich zwiſchen dem britiſchen Mönch Pelagius, welcher um das Jahr 411 nach Afrika gekommen war, und dem Biſchof Auguſtinus zu Hippo (geb. 354, geſt. 430) über die Erbſünde. Pelagius behauptete, daß der Tod nicht die Folge der Sünde des erſten Menſchen, ſondern eben die Bedingung ſeiner menſchlichen Natur geweſen, daß Adam's Sünde ſeine Nachkommen nicht verletzt habe, daß die ganze Menſchheit nicht durch Adam's Tod geſtorben ſei und durch Chriſti Auferſtehung wieder auferſtehe und daß folglich auch ungetaufte Kinder ſelig werden könnten, ſowie es auch vor Chriſtus Menſchen ohne Sünde gegeben habe. Dagegen ſtellte nun Auguſtinus, die Anſchauung des Paulus in aller Strenge weiterbildend, die Lehre auf, daß durch Adam's Fall die Willensfreiheit und Unſterblichkeit verloren worden und Sünde und Tod ſich auf das ganze Menſchengeſchlecht von ihm vererbt habe, daß Gottes Gnade ohne Rückſicht auf das Verdienſt des Menſchen walte, daß ſie nicht Alle, nur Einige zum Glauben und zur Seligkeit vorherbeſtimmt habe, daß ohne dieſe Gnade der Menſch nichts Gutes thun könne und daß Gott den

Willen vorbereite, wodurch der Menſch wirken könne. Beide einander ſo ſchroff entgegenſtehende Lehren, die des Pelagius und des Auguſtinus, wurden endlich in dem ſogenannten ſemipelagianiſchen (halbpelagianiſchen) Lehrbegriff vermittelt, welcher ſich in der Kirche des Mittelalters als vorwaltender erhielt. Sein Inhalt war, daß des Menſchen Fähigkeit zum Guten nicht gänzlich erloſchen ſei, ſondern daß er nur eine vorwiegende Neigung zur Sünde habe und daß ſeine Kraft der entgegenkommenden göttlichen Gnade bedürfe, der er zwar widerſtehen, aber auch Einfluß auf ſich geſtatten könne, daß die Erlöſung durch das Zuſammenwirken der göttlichen Hülfe und des menſchlichen Thuns vollbracht werde, daß zur Erlöſung Alle berufen ſeien, aber nicht Alle ſie, in Folge ihrer eigenen Schuld, erlangen und daß die Vorherbeſtimmung durch das göttliche Vorherwiſſen beſchränkt werde.

So geſtaltete ſich im Verlauf der erſten fünf Jahrhunderte der Auf- und Ausbau des kirchlich-chriſtlichen Glaubenslehrgebäudes.

Mit den Fragen über die Natur des Chriſtus, über ſein Verhältniß zum Vater und über die Dreieinigkeit hatte ſich vorzugsweiſe die morgenländiſche Richtung der Kirche beſchäftigt, während die Frage über das Verhältniß der göttlichen Gnade zur menſchlichen Freiheit von der abendländiſchen zur Erörterung und zum Abſchluß gebracht wurde.

Mit dieſer Entwickelung der kirchlichen Lehrbegriffe trat aber auch die altperſiſche Vorſtellung eines Gegenſatzes zwiſchen Gott und einem böſen Grundweſen (Satan), des Kampfes zwiſchen Chriſtus und Belial aus dem Gebiet der Einbildungskraft auf das des Glaubens und des Lebens hinüber. Ueberall in dieſer ſündhaften Weltlichkeit wähnte ſich der Menſch von feindlichen Dämonen umlauert, die ſeine Seele umſtellten; ſelbſt die unſchuldigſten Erdenfreuden dünkten dem weltverachtenden, Teufel fürchtenden Schwärmer Verſuchungen, die zarten und heiligen Bande der Familie und der Liebe dünkten ihm Fallſtricke, vom Satan gelegt. Demgemäß erhielten nun auch die gottesdienſtlichen Handlungen und kirchlichen Bräuche eine neue geheimnißvolle Bedeutung zauberiſcher Wirkungskraft und das chriſtliche Leben eine eigenthümliche Geſtaltung. Hatte man die Taufe, als ſinnbildliches Zeichen der zur Aufnahme in das Meſſiasreich erforderlichen inneren Reinigung und geiſtigſittlichen Wiedergeburt, anfänglich nur an Erwachſenen vollzogen, ſo verband man ſpäter mit der Taufe noch den Exorcismus (die Teufelaustreibung), die Salbung und Handauflegung und taufte auch Kinder, um ſie von dem Fluch der angebornen Sünde zu befreien und vom ewigen Verderben zu retten. Das Abendmahl war urſprünglich als wirkliches gemeinſames Liebesmahl begangen worden; ſpäter verband man mit demſelben die Vorſtellung, daß es ein Mittel zur Unſterblichkeit ſei, und noch ſpäter den Begriff eines Opfers von geheimnißvoller Wirkungskraft; man brachte es auch für die Blutzeugen und andere Verſtorbene dar und ließ die getauften Kinder an demſelben Theil nehmen. Die Ehe erhielt ſchon im zweiten Jahrhundert durch die kirchliche Einſegnung einen religiöſen Charakter. Die Zahl der kirchlichen Feſte vermehrte ſich; urſprünglich feierte man bloß den Sonntag als wöchentlichen Gedächtnißtag der Auferſtehung, neben dem Sabbath und dem Jahresfeſt des Paſſahfeſtes; gegen Ende des zweiten Jahrhunderts kamen noch das Pfingſtfeſt, ſpäter die Feſte der Taufe Jeſu, ſeiner Menſchwerdung und Himmelfahrt, ſowie ſeiner Geburt hinzu, welches letztere an die Stelle der heidniſchen Winterſonnenwende, des Feſtes des unbeſiegten Sonnengottes trat. Die Gedächtnißtage der Märtyrer, welche ſchon frühzeitig gefeiert wurden, wuchſen zu einer großen Zahl heran. Anfänglich hatten die Ueberlebenden für ihre um der Ueberzeugung willen geſtorbenen Brüder (Märtyrer) gebetet; ſpäter (vom vierten Jahrhundert an), da man dieſe als höhere, verklärte Weſen, als Heilige, als Vermittler bei Gott betrachtete, rief man ſie um ihre Fürbitte an und ebenſo auch andere Verſtorbene, welche ſich im Leben durch den Ruf beſonderer Frömmigkeit ausgezeichnet hatten. Eine hohe Verehrung erlangte die Mutter Jeſu, ſeit dieſer als höheres Weſen, ja, als Gott betrachtet wurde; an ſie, an die Mutter Gottes, richtete ſich die größte Hingebung, um ihre Fürbitte bei dem göttlichen Sohn zu erlangen. Religiöſe Sinnbilder wurden in allen Häuſern und ſelbſt auf Geräthen angebracht und das Zeichen des Kreuzes erlangte ſchon im dritten Jahrhundert eine Verehrung, mit welcher ſich grobſinnlich abergläubiſche Vorſtellungen verbanden. Aus der Sitte, die einbalſamirten Körper oder die Gebeine und verſchiedene Ueberbleibſel („Reliquien") der Märtyrer in den Kirchen und zwar meiſtens unter den Altären aufzubewahren, und aus dem Aberglauben, daß ſie Wunder wirkten, entſtand die Reliquienverehrung, welche alsbald ſo überhand nahm, daß ſchon im Jahr 386 ein Geſetz gegen den Handel mit Reliquien erlaſſen werden mußte. Buße und Weltentſagung wurden immer mehr als Rettung vor der Macht des Satans, als Mittel der Heiligung betrachtet. Für das Faſten waren gewiſſe Tage beſtimmt; dazu kamen Enthaltung von gewiſſen Speiſen, freiwillige Eheloſigkeit und Armuth, ſowie Ausſchließung der öffentlichen Sünder von der Gemeinde, welche nur dann, wenn ſie Kirchenbuße gethan, wieder aufgenommen wurden. Ebenſo ſehr aus Ekel vor der allgemeinen Sittenverderbtheit, wie aus ſchwärmeriſcher Abſicht, zogen ſich Viele aus der Welt, die an und für ſich als ſündhaft betrachtet wurde, in die Einſamkeit von Wüſten zurück und wurden dann als Heilige und Wunderthäter betrachtet, wie der fromme Antonius (im vierten Jahrhundert), deſſen Beiſpiel und Ruf die Anregung gaben, daß ſich Viele dem Einſiedlerleben widmeten. Pachomius veranlaßte (um 340) das Zuſammentreten von Solchen, welche ſich, der Welt entſagend, in beſchworner Armuth, Keuſchheit und gehorſamer Demuth dem beſchaulichen Leben ergeben wollten; ſo entſtanden im Morgenland, wo dieſer ſchwärmeriſche Hang der Weltverachtung und Beſchaulichkeit uralt war und noch heute zu finden iſt, zahlreiche Mönchs- und Nonnenklöſter; — in's Abendland wurde dieſe Einrichtung erſt durch Athanaſius verpflanzt.

„Die Kirche iſt nur Eine, gleichwie die Strahlen der Sonne zahlreich ſind, aber das Licht derſelben nur Eines iſt, und wie die Aeſte des Baumes zahlreich ſind, der Stamm ſelber aber auf eine feſte Wurzel gegründet nur Einer iſt, und wie aus Einer Quelle zwar ſehr viele Bäche fließen, in ihrer Verbreitung aber doch die Einheit ihres Urſprungs bewahrt bleibt, ſo verbreitet auch die Kirche, vom Lichte des Herrn erfüllt, ihre Strahlen in die ganze Welt; es iſt nur Ein Licht, das ſich überall hin ergießt, Eine Quelle, Ein Urſprung, Eine Mutter, reich an glücklicher Fruchtbarkeit. Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, kann Gott nicht zum Vater haben." So ſchrieb der Biſchof Cyprian von Karthago, der im Jahr 258 als Märtyrer ſtarb. Auguſtinus, Biſchof von Hippo, lehrte etwa anderthalb Jahrhunderte ſpäter: „Wer Chriſtum nicht zum Haupte hat, kann nicht zum Heil und zum Leben gelangen;

wer aber nicht dem Leibe Chriſti, der Kirche, angehört, kann Chriſtum nicht zum Haupte haben. Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht das Anſehen der katholiſchen Kirche bewegte.“ Die drei in dieſen Sätzen ausgeſprochenen Grundgedanken von der Einheit, der alleinſeligmachenden Kraft und der Unfehlbarkeit der katholiſchen Kirche waren es, nach welchem ſich die Entwickelung ihrer Verfaſſung zu einer Herrſchaft des „heiligen Standes“ (der Hierarchie) vollenden mußte, welchen ausſchließlich kraft des heiligen Geiſtes die Vermittlung des übernatürlichen Heiles für jeden Einzelnen und demgemäß die Leitung der Seelen und Gewiſſen übertragen ſei und welchem ſich alle unterwerfen mußten, die mit der einen, alleinwahren und alleinſeligmachenden Kirche im Zuſammenhang, ſowie im Genuſſe ihrer Gnaden und in der Hoffnung der Seligkeit bleiben wollten. Da die Biſchöfe als Nachfolger der Apoſtel und als vorzugsweiſe Träger der apoſtoliſchen Ueberlieferung angeſehen wurden, ſo nahmen ſie den höchſten Rang im Prieſterſtand ein, ertheilten den unter ihnen ſtehenden Geiſtlichen die Weihe und wieſen denſelben ihre Aemter und Verpflichtungen an; unter ſich waren die Biſchöfe an Rechten und Anſehen urſprünglich gleich. Allmälig erlangten jedoch die Biſchöfe in den bedeutenden Hauptſtädten, zumal in ſolchen, wo die Ueberlieferung den Gemeinden einen apoſtoliſchen Urſprung zuſchrieb, eine höhere Geltung vor den andern. Vor allen war dies der Fall mit dem Biſchof von Rom, dem uralten Mittelpunkt des Herrſcherreiches, wo der große Heidenapoſtel Paulus gelebt, gewirkt und gelitten hatte und wahrſcheinlich auch hingerichtet worden war; die kirchliche Sage ließ auch Petrus in Rom geweſen ſein, wo er mit Paulus eine Chriſtengemeinde gegründet habe und mit ihm als Märtyrer geſtorben ſei; durch die neuere wiſſenſchaftliche Forſchung iſt es jedoch erwieſen, daß dieſe Sage jeden geſchichtlichen Grundes entbehrt. An die Biſchöfe zu Rom wandte man ſich nun ſchon ſeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts von anderen chriſtlichen Gemeinden her mit Fragen über die wichtigſten Streitſachen, welche die Kirche bewegten, und die Entſcheidungen derſelben wurden denn auch willig angenommen. So erlangte das römiſche Bisthum allmälig bei den abendländiſchen Gemeinden einen Ehrenvorrang („Primat“) und man gewöhnte ſich immer mehr daran, die römiſche Kirche als die Mutterkirche zu betrachten, welche gleichſam die Geſammtkirche darſtelle, wenngleich die übrigen Biſchöfe entſchieden für die Vertheidigung ihrer Gleichberechtigung auftraten, ſo oft es die römiſchen verſuchten, jenes Voranſehen in eine Vorherrſchaft zu verwandeln.

Nach vielen und heftigen Verfolgungen, welche das Chriſtenthum, im dreifachen Kampf mit dem heidniſchen Prieſterthum, mit der heidniſchen Wiſſenſchaft und mit der heidniſchen Staatsmacht beſtanden hatte, wurde es endlich, wie bereits erwähnt worden, durch Kaiſer Conſtantin I. dem Heidenthum in Beziehung auf öffentliche Geltung gleichgeſtellt und vielfältig, insbeſondere aber dadurch begünſtigt, daß der Kaiſer einzelne heidniſche Gottesdienſte verbot und für Ausbreitung der neuen Lehre, für Erbauung chriſtlicher Kirchen reiche Mittel ſpendete; kurz vor ſeinem Tode (327) ließ ſich Conſtantin taufen. Was er begonnen, vollendete Kaiſer Theodoſius I., welcher das römiſche Reich unter ſeine beiden Söhne Arcadius und Honorius vertheilte, ſo zwar, daß der Erſtere die öſtliche und der Letztere die weſtliche Hälfte erhielt. Durch dieſe Trennung des Römerreiches in ein europäiſches und aſiatiſches wurde der Untergang des ganzen alten Römerthums entſchieden; aber aus demſelben erhob ſich für Europa vom Jahre 381 an ein neues. Von dieſem Jahre an wurde nämlich das Chriſtenthum durch eine Reihe von Geſetzen, welche das Heidenthum unterdrückten, zur ausſchließlichen Staatsreligion im römiſchen Reiche. So ſehr war es bereits Prieſterreligion geworden, daß die neue Staatskirche nun alsbald dieſelbe Unduldſamkeit und Verfolgung, welche das Chriſtenthum früher von dem heidniſchen Staat erfahren hatte, gegen jeden anderen Glauben nicht allein, ſondern auch gegen die herrlichſten Denkmale heidniſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ausübte, während dagegen ſowohl viele altheidniſche Vorſtellungen ſich mit chriſtlichen verſchmolzen als auch viele Bräuche des heidniſchen Götterdienſtes, ſeine äußerliche Pracht, die koſtbare beſondere Prieſterkleidung, Rauchwerk, Lichter, Beſprengung mit Weihwaſſer, Umzüge, Segnungen u. ſ. w. auf den chriſtlichen Gottesdienſt übertragen wurden. Die große Menge, welcher ein tieferes Verſtändniß des Chriſtenthums abging, nahm dasſelbe um ſo leichter auf, da ſie die alten auf die Sinne wirkenden Bräuche beibehalten konnte und bloß die Namen zu wechſeln brauchte.

Das Römerreich war nun ein „chriſtlicher Staat“ geworden und hiermit ein weltgeſchichtlicher Wendepunkt eingetreten. Schon im Jahre 313 hatte Kaiſer Conſtantin an die zu Arelate verſammelten Geiſtlichen geſchrieben: „Das Urtheil der Prieſter iſt anzuſehen, als hätte der Herr, ſelbſt gegenwärtig, das Urtheil gefällt; denn ſie können nicht anders denken und urtheilen, als wie ſie durch den Unterricht Chriſti belehrt worden ſind.“ Als nun Chriſtus von der Kirchenverſammlung zu Nicäa für Gott erklärt worden war, erlangte jener kaiſerliche Ausſpruch die Bedeutung, daß das Urtheil der Prieſter — Gottes Urtheil ſei. Wie nun Gott über allen Menſchen, auch den höchſten, erhaben, ſo mußte ſeinem Urtheil, durch Prieſtermund ausgeſprochen, ſelbſt der Kaiſer ſich unterwerfen. Der Beherrſcher des neuen „chriſtlichen Staates“ mußte es daher für die erſte religiöſe Pflicht erkennen, den Prieſtern zu gehorchen und ihre Befehle zu vollziehen. Die Kirche erhielt nun allerdings durch die Kaiſer außer der Steuerfreiheit, wodurch ſie ſich, wie durch Ueberweiſung der alten Tempelgüter, durch Schenkungen und Vermächtniſſe ein ungeheures Vermögen erwarb, beſondere weit und tief greifende Vorrechte, Befreiung von Kriegs- und Staatsdienſten, das Recht der Freiſtätte, eigene biſchöfliche Gerichtsbarkeit und rechtsgültige Mitwirkung bei Schieds- und Ehegerichten u. ſ. w. Allein die ganze ſtrenge Folgerichtigkeit des Grundſatzes, daß im ſogenannten „chriſtlichen Staate“ das Oberhaupt desſelben eigentlich nur der Vollſtrecker deſſen ſein dürfe, was die Prieſterkirche als göttliche Anſtalt anordne, kam nicht zu Stande. Weshalb nicht? Fehlte es den Kaiſern an Demuth oder verzichtete die Prieſterkirche freiwillig darauf, jenes göttliche Recht, auf welches ſie ſich ſtützte, im vollen Umfang auszuüben? Nein, der Grund jener Erſcheinung lag vielmehr darin, daß die Prieſterkirche ſich durch ihre Vorrechte, ihren Reichthum, ihre Macht und ihr Anſehen verweltlichte und daß ſich durch dieſe Verweltlichung ihre ſittliche Kraft abſchwächte. So trat das eigenthümliche Verhältniß ein, daß ſie ſelbſt ſich in die allgemeine Gliederung der Reichsbeamtenſchaft als beſondere geiſtliche und vorherrſchende Würdenkaſte einordnete und der Staatsgewalt, welcher ſie ſich gefällig erwies und von welcher ſie ſtets neuen Zufluß an Gaben und Vorrechten erwartete, einen Einfluß in die kirchlichen Angelegenheiten geſtattete; demgemäß geſtaltete ſich denn auch die Kirchenverfaſſung nach dem Verbild der Reichsverfaſſung in Provinzialeintheilung und beamtiſcher Würdenfolge. So bildeten ſich aus mehreren Provinzen größere kirchliche Sprengel („Diöceſen“); die Biſchöfe der Hauptſtädte traten mit höherem Ehrenrang und höherer Entſcheidungskraft als „Patriarchen“ auf. Insbeſondere war dies im Morgenland der Fall, wo dem aſiatiſchen Gepräge des Kaiſerthums auch ein ſolches des Kirchenthums und dem Kaiſerhof zu Konſtantinopel das dortige Patriarchat entſprach, welches den Ehrenvorrang (Primat) vor den übrigen oſtrömiſchen Biſthümern erlangte und endlich den Mittelpunkt der morgenländiſchen Kirche bildete. Da nun die Staatsgewalt des oſtrömiſchen Reiches ganz und gar in dem Kaiſerhofe aufging, ſo wurde die dortige Staatskirche immer mehr zur bloßen Hofkirche und die Willkür der Hofparteien, welche durch Liſt oder Gewalt zu einer vorübergehenden Herrſchaft gelangten, beſtimmte die Entſcheidung über ſtreitige Glaubensfragen, welche das ganze Reich in Gährung verſetzten, zumal da das Chriſtenthum für die in Knechtsſinn, Sinnlichkeit, Geiſtloſigkeit und Entſittlichung immer tiefer verſinkende oſtrömiſche Bevölkerung ſchlechthin etwas bloß Aeußerliches blieb.

Anders geſtaltete ſich die Entwickelung der chriſtlichen Kirche im Abendland. Hier war ſie von Anfang her in bei weitem geringerer Abhängigkeit von der Staatsgewalt, hier erhielt ſie ſich unberührt von den Einflüſſen höfiſcher Parteien, hier trat die Hochprieſterſchaft ſehr bald in jener vollen Sicherheit auf, welche ihr das Bewußtſein einflößte, daß das kunſtreiche Gebäude der Hierarchie bereits eine nationale Bedeutung für Italien erlangt hatte, und hier entfaltete ſie denn auch der Staatsmacht gegenüber ihr ganzes ſtolzes Selbſtgefühl; ſelbſt ihr mächtiger kaiſerlicher Gönner, der rechtgläubige Theodoſius, dieſer eifrige Ketzerverfolger, mußte ſich vor ihr beugen, als ſie ihn von der Gemeinſchaft der Gläubigen ſo lang ausſchloß, bis er für die Verletzung der Menſchlichkeit Buße gethan. Solche Beiſpiele, wenn die Kirche im Namen der ewigen Gerechtigkeit ſich der Unterdrückten gegen die irdiſchen Gewalthaber annahm, trugen weſentlich zur Erhöhung ihres Anſehens bei und die Unglücklichen, welche ſie gegen die rohe Gewalt in Schutz nahm, überſahen in gläubiger Hingebung nur zu leicht, daß dieſe „heilige Mutter“, unter deren zum Bannfluch wie zum Segen erhobenen

Händen ſie Rettung fanden, ſich gegen Ketzer dieſelbe Verletzung des Menſchenrechts erlaubte. Im alten Glanze heiliger Ueberlieferungen ſchimmernd und immer mehr erſtarkend im Anſehen durch die immer größere Anerkennung ſeiner Entſcheidungen über Glaubensſätze und Kirchenzucht, wurde das Bisthum in der alten Welthauptſtadt Rom nicht bloß der Mittelpunkt des einheitlichen Verbandes für die abendländiſche Chriſtenheit, ſondern auch der des Römerthums, welches ſich dadurch verjüngte und ſeinen alten geſchichtlichen Beruf der Völkereinigung unter ſeiner Weltherrſchaft mit erhöhter Willenskraft erfaßte. Der altrömiſche Geiſt hatte nur die Waffen gewechſelt und das Siegeszeichen der weltbefreienden Wahrheit, der weltverſöhnenden Liebestreue als Sinnbild eines allgemeinen Glaubens aufgeſtellt, durch welchen er die davon durchdrungenen Völker zu einem großen neuen Geſchichtsweſen zu einigen beſtimmt war.

In dieſes neue Geſchichtsweſen trat nun das germaniſche Geſchlecht mit dem Beruf ein, die ungeheure Umgeſtaltung äußerlich zu vollbringen; es wurde der heldiſche Träger des neuen Weltgedankens von der göttlichen Weſenseinheit aller Menſchen, von deſſen gewaltiger ſittlicher Macht es ſchon bewegt ward, als es ihn noch nicht im Entfernteſten klar verſtand, ſondern bloß in jener kirchlichen Form gläubig hinnahm, welche uns wie die Zertheilung des Lichtes in Farben auf dem dunklen Hintergrunde der alten Weltanſchauung erſcheint.

28. Das Chriſtenthum bei den Gothen.

Schon frühzeitig hatte das Chriſtenthum in den zum römiſchen Reiche gehörenden galliſch-belgiſch-germaniſchen Ländern Eingang und Verbreitung gefunden. Doch das erſte germaniſche Volk, welches, als ſolches im Ganzen und Großen, die neue Lehre in ſein Gemüth aufnahm, waren die vor allen anderen Stämmen für fremde Bildung am meiſten empfänglichen Gothen. Schon im dritten Jahrhundert hatte die Verbreitung des Chriſtenthums bei ihnen begonnen; im vierten wurde der Uebertritt vollbracht.

Es iſt ſchwer anzunehmen, daß die Germanen die Lehre Jeſu in ihrer urſprünglichen reinmenſchlichen Einfachheit und geiſtigen

Erhabenheit ſo ſchnell erfaßt und ſich ſo willig angeeignet haben würden, als ſie ſich dem Chriſtenthum des dritten und vierten Jahrhunderts hingaben, deſſen ſinnlichere Außenſeite, eine eigenthümliche Hülle der überſinnlichen Vorſtellungen, deſſen Sagenbilder und Wundergeſtalten, deſſen geheimnißvolle Bräuche der Einbildungskraft der ſinnlichkräftigen Völker unſeres Geſchlechts die mannigfachſten Beziehungen und Anhaltspunkte darboten, um ihre eigenen religiöſen Anſchauungen, wie ſie in dichteriſcher Sagenbildung daſtanden, darauf zu übertragen. Der ſchlichte Menſch Jeſus, der einfache Sohn eines verachteten Volkes, der unkriegeriſche Lehrer einer reingeiſtigen Gottesanbetung durch Streben nach Wahrheit und durch Liebe, der Prophet der Menſchlichkeit, der den Unterſchied zwiſchen Herren und Sklaven aufhob und die frohe Botſchaft der Gleichberechtigung und Brüderlichkeit aller Menſchen ohne Unterſchied der Volksabſtammung, des Ranges und Standes verkündigte, würde bei einem Volk, deſſen höchſte Luſt der Krieg war und welches die Freiheit zugleich als Herrenrecht über Sklaven erfaßte, keinen Anklang, kein Verſtändniß gefunden haben. Das Chriſtenthum des dritten und vierten Jahrhunderts aber zeigte den Gothen einen in's Dunkel der Ewigkeit zurückgezogenen Schöpfergott, der ſie an ihren vor der jüngeren Götterwelt zurücktretenden Alfadir erinnerte, eine Dreizahl göttlicher Perſonen, der ſie an die drei alten Aſen gemahnte, insbeſondere aber einen Gottesſohn Chriſtus, der ihnen wie der ſterbende und einſt wiedererſtehende Lichtgott erſchien, welcher mit dem mächtigen Böſen (gleichwie mit Loki) um die Herrſchaft der Welt kämpfe. Die Vorſtellung dieſes leidenden, aber doch heldiſchen Gottes, welcher in Siegesherrlichkeit wiederkommen werde, von zahlloſen Märtyrern und Heiligen, gleichwie von Einheriar, umgeben, mußte in dem Gemüthe des Heldenvolkes ebenſo leicht und ſchnell Wurzel faſſen, als in der tiefinnigen germaniſchen Frauenachtung Frauja's und Freia's Bilder mit dem neuen, helleren, wunderbar reizenden der jungfräulichen Gottesmutter, der erhabenen Himmelskönigin Maria verſchmolzen. Der Kampf um die Fahne Chriſti gegen ſeine Feinde ſtand den Germanen um ſo lieber an, da ihnen auch ſein Preis in einem Jenſeits gezeigt wurde, wo die Sieger ein Reich der Herrſchaft erwartete, glanzvoller und herrlicher als Walhalla und ohne Ende. Auch die anderen Sagen des urväterlichen Glaubens vom Weltbrand, von der

Weltverjüngung zeigte ihnen das Chriſtenthum des dritten und vierten Jahrhunderts gleichſam erſt in der wahren Vollendung und Verklärung. Eine völlig prieſterloſe Religion, wie ſie Jeſus übte und predigte, und ein allgemeines Prieſterthum, wie es von den erſten gütertheilenden Brüdergemeinden verſtanden und durchgeführt wurde, wäre für die Germanen ſchlechthin verloren geweſen; aber jenes noch mehr patriarchaliſche Prieſterthum, welches die arianiſche Lehre ihnen brachte, welches mitten in's Volksleben als Pfleger und Vermittler der Religionsgeheimniſſe, als Wächter der Zucht und Ordnung trat, konnte ihnen die altgewohnten heidniſchen Prieſter um ſo leichter erſetzen, als es mit Recht ihre Ehrfurcht gewann. Ein ſolcher volksthümlicher Prieſter war *Ulfilas*, geboren im Jahre 318. Schon in ſeinem dreißigſten Jahre erhielt er die Biſchofswürde, im Jahre 355 flüchtete er mit jenem Theil der Gothen, welche das Chriſtenthum angenommen hatten, vor dem noch heidniſchen König aus Dacien an den Fuß des Hämus. Sein langes Leben hindurch wirkte er mit Begeiſterung durch Predigten in lateiniſcher, griechiſcher und gothiſcher Sprache, durch Schriften und zwar beſonders durch Ueberſetzungen für die Verbreitung des Chriſtenthums nach *arianiſcher Lehre*; dieſe, welche bereits als ketzeriſch verurtheilt worden war, zu vertheidigen, begab er ſich im Jahre 388 nach Konſtantinopel zur Kirchenverſammlung, und ſie zu fördern ſchrieb er dort kurz vor ſeinem Tode (der in demſelben Jahre erfolgte) ihren Inbegriff im Zuſammenhang nieder.

Die *arianiſche* Bekenntnißform war es denn, in welcher zuerſt die *Gothen*, und zwar zuerſt die Weſtgothen, dann die Oſtgothen, ſowie ferner die *Vandalen*, dann die *Sueven*, die *Burgunder* und endlich die *Longobarden* das Chriſtenthum kennen lernten und ſich willig aneigneten. Dieſe Bekenntnißform kann man, im Gegenſatz zu der *nicäiſchen*, welche die herrſchende im römiſchen Reiche, die Religion der Germanenfeinde war, das eigentlich *germaniſche* Chriſtenthum nennen, denn während die katholiſche Kirche des Abendlandes beim Gottesdienſt die weltbeherrſchende Sprache Altroms ertönen ließ, vernahmen die germaniſchen Arianer die traute Mutterſprache beim Gottesdienſt, der dadurch erſt wahrhaft zum nationalen ward. Mit aller Innigkeit des Gemüthes hielten ſie denn jene Form, in welcher ihnen das neue Volkskleinod zugekommen war, lieb und werth, ihr gehörte, ſo lange ſie ihr germaniſches Weſen bewahrten, ihre ganze Treue bis in Kampf, Noth und Tod, und erſt beim Aufgehen ihrer Volksart in neuen romaniſchen Volksgebilden gaben ſie auch jene Bekenntnißform hin.

An das Chriſtenthum aber, auf welches ſich damals faſt alle Reſte der Bildung zurückgezogen hatten, um neue Keime zu treiben, knüpfte ſich bei den Weſtgothen und durch ſie auch bei den andern Völkern gothiſchen Stammes die erſte Entwickelung höherer Geiſtesbildung vermittelſt einer Schriftſprache. Die gothiſche Sprache ſtand an Formenreichthum in großartiger Herrlichkeit neben der griechiſchen und lateiniſchen da, kam der erſteren durch die Fähigkeit eines freieren Satzbaues nahe und übertraf die lateiniſche. In dieſe gothiſche Sprache, auf welche der Deutſche mit gerechtem Stolz zurückblicken darf, überſetzte nun Biſchof Ulfilas mit einer Treue, welche ſich an den Geiſt der Urſchrift und an den der Volksſprache vertheilte, die Bibel, wenn auch nicht die ganze; nach einem alten Bericht ſoll er die Bücher der Könige abſichtlich nicht übertragen haben, um der alten Kriegsluſt der Gothen nicht durch das Leſen der Kriegsthaten neuen Antrieb zu geben. Wir beſitzen von ſeiner Bibelüberſetzung jetzt nur noch Bruchſtücke der Evangelien, die Briefe des Paulus und andere kleinere Bruchſtücke. Das Vaterunſer lautet in des Ulfilas Ueberſetzung alſo: „Atta unsar thu in himinam, veihnai
Vater unſer du in den Himmeln, geweiht werde
namo thein; qvimai thiudinassus theins; vairthai vilja
Name dein; es komme die Herrſchaft dein; es werde der Wille
theins, sve in himina, jah ana airthai; hlaif unsarana
dein, ſowie in dem Himmel, auch auf Erden; Brot unſeres
thana sinteinan gif uns himma daga; jah aflet uns thatei sku-
dies fortwährende gib uns dieſen Tag; und erlaſſe uns das ſchul=
lans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim;
dige wir ſeien, ſowie auch wir erlaſſen dieſen Schuldigen unſeren;
jah ni briggais uns in fraistubnjai; ak lausei uns af thamma
und nicht bringeſt uns in Verſuchung; ſondern löſe uns ab dieſem
ubilin; unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vul-
Uebel; denn dein iſt das Herrſcherhaus und die Macht und der
thus in aivins. Amen.“
Glanz in Ewigkeit. Amen.

Durch die Bibelüberſetzung, durch die Abhaltung der Predigt und des Gottesdienſtes in gothiſcher Sprache wurde der Sprachſchatz derſelben mittelſt Aufnahme vieler Fremdwörter bereichert, welche ihr der Bedarf für neue religiös-kirchliche Begriffe zuführte; aber auch die ſtete Berührung der Gothen mit andern Völkern (Römern, Griechen, Slaven, ſelbſt Hunnen) hatte die Folge, daß ihre Sprache Fremdwörter aufnahm, welche ſie jedoch zu volksthümlichen umbildete und ausprägte. Soweit reicht jene Eroberungsluſt unſerer Sprache, die ihre Beute von allen Völkern nahm. Nur dann kann ſie für das Recht, Fremdwörter zu gebrauchen, getadelt werden, wenn denſelben der eigene beſſere Urbeſitz der treffenden Gedankenbezeichnung in liderlichem Leichtſinn geopfert wird; aber wenn ſie fremden Worten für fremde Anſchauungen und Gedanken Bürgerrecht gibt, um ihren Schatz zu erweitern, ſo iſt dies ein Trieb ihres Berufes, die Trägerin der Weltgedanken, die Vermittlerin der Weltbildung zu ſein. Für den lebhafteren Geiſtesverkehr, welcher durch die Bibelüberſetzung, die erſte in einer germaniſchen Sprache, ſowie durch andere kirchliche Werke in der gothiſchen Sprache eingeleitet worden, konnten natürlicherweiſe die alten Runenzeichen nicht mehr genügen, in welchen die gothiſchen Volksrechte und Geſetze („Bilageinins“) auf hölzernen Tafeln geſchrieben worden waren; und ſo erſchuf denn Ulfilas für die geläufigere Anwendung auf Papier und Pergament auch neue Schriftzeichen, das gothiſche Alphabet, wobei er theils die Runenzeichen, theils die Formen der griechiſchen Buchſtaben zu Grunde legte.

Zur ſelben Zeit, als Ulfilas durch ſeine Bibelüberſetzung das Chriſtenthum bei dem öſtlichſten, mächtigſten und gebildetſten germaniſchen Volk immer tiefer einbürgerte, wälzte ſich vom fernen Oſten Aſiens her ein mongoliſcher Völkerſtrom heran, welcher zunächſt das Gothenreich zertrümmerte und dann eine allgemeine Bewegung des ganzen germaniſchen Geſchlechts von Oſten nach Süden und Weſten veranlaßte, deren Folge die neue Weltſtellung desſelben als herrſchende Macht auf den Trümmern des abendländiſchen Römerreiches war. Damit beginnt das zweite Zeitalter unſerer Geſchichte.

Zweites Buch.

1. Beginn der Völkerwanderung. Einbruch der Hunnen. Aufnahme der Weſtgothen in's römiſche Reich.

Es war im ſiebenten Jahrzehent des vierten Jahrhunderts, daß die Hunnen, ein mongoliſches Nomadenvolk, aus ihren Wohnſitzen im fernen Nordoſten Aſiens durch eine gewaltige Völkerbewegung vertrieben und nach Weſten gedrängt, in die Kaukaſusländer einbrachen, die dort wohnenden Völker mit ſich fortriſſen, wider die Gothen voranſtürmten und den erſten Anſtoß zu jenem ungeheuren Ereigniß gaben, welches unter dem Namen der Völkerwanderung einzig in der Weltgeſchichte daſteht.

Einen ungewohnt ſchreckhaften Anblick bot das Aeußere der Hunnen. Dunkel war ihr Angeſicht, von Narben zerkerbt, die Naſe platt, die Augen klein und tiefliegend, das Kinn bartlos, die Geſtalt kurz und breitſchulterig, die Bruſt hochgewölbt; den häßlichen Kopf deckte ein mit Leder überzogener Helm, ein ſchmutziges Linnen- oder Pelz-Gewand, um die Lenden gegürtet, umſchloß den Leib; es ward nicht gewechſelt, bis es vermürbt in Stücken herabfiel; eine unförmliche Fußbekleidung machte die abſchreckende Geſtalt beim Gehen unbeholfen. Doch der Hunne fühlte ſich auch am wohlſten und gelenkſten auf dem Roß, mit dem er wie zuſammengewachſen ſchien; zu Roß aß er das Fleiſch, das er mürb geritten, zechte er, kaufte und verkaufte er, ſchlief und träumte er; zu Roß kämpfte und jagte er. Im vollen Rennen, ſchnell faſt wie Vogelflug, ſtürmte er auf den Feind, wandte ſich plötzlich, wie zur Flucht, dann warf er das Roß unverſehens zurück und ſchoß den ſichergezielten Pfeil mit der beinernen Spitze auf den Verfolger oder ſchleuderte, nimmer fehlend, die Schlinge am langen Strick nach ihm. Wie der Mann ſelten vom

Roß, ſo kam das Weib während der Wanderſchaft nicht oft vom Karren; auf dieſem gebar, ſtillte und erzog die Hunnin die Kinder, webte die Kleider und ſchuf allen Bedarf. An der Spitze der zahlreichen Heerſchaaren ritten Häuptlinge, mächtig und hochgeehrt; alle zuſammen führte ein Heerkönig, Balamir, über die Wolga. Wo die Hunnen hinkamen, raubten ſie mit unerſättlicher Gier, brannten und verwüſteten ſie aus ſcheußlicher Zerſtörungsluſt, erſchlugen ſie die Männer oder ſchleppten ſie als Knechte fort, mißhandelten ſie in mehr als viehiſcher Schamloſigkeit das weibliche Geſchlecht. Darum flog Schrecken vor ihnen her; der Volksglaube hielt ſie nicht für Menſchen, wie andere, ſondern für Kinder von Zauberinnen, welche der Gothenkönig in die Steppen verbannt hätte, und von böſen Geiſtern, welche dort umherſchweiften; Sümpfe (ſo ſagte man) ſeien der erſte Aufenthalt des wüſten Mordgeſchlechts geweſen, bei dem kein Geſetz und keine Sitte, keine Treue und kein Erbarmen, bei dem überhaupt nichts Menſchliches ſei.

Im Jahr 375 erſchienen die Hunnen im Gebiet der Alanen; nach tapferem, aber erfolgloſem Widerſtand unterlag ihnen der am Don wohnende Theil dieſes Volkes; die Sieger riſſen ihn, weiter nach Weſten vordringend, mit ſich fort. Durch die Alanen vergrößert zog das Hunnenheer wider das Reich der Oſtgothen. Noch waltete in dieſem König Hermanarich, welcher ſein Leben in Sieg und Ruhm über hundert Jahre gebracht hatte. Aber wider den Greis erhoben ſich die Fürſten vieler Völker, die er ſeinem Königthum unterworfen; ſtolz kündigten ſie ihm an: ſie wollten ihm nicht länger botmäßig bleiben. Verzweifelnd gab ſich Hermanarich mit eigner Hand den Tod und es löſte ſich der große Völkerverband, welchen ſeine gewaltige Herrſchermacht ſo lang zuſammengehalten. Die Hunnenhorden ergoſſen ſich nun verheerend über das Land der Oſtgothen. Kampfmuthig trat dem Feinde der Gruthungerkönig Withimer entgegen; doch er fiel in einer unglücklichen Schlacht und die Oſtgothen zogen ſich nun unter Anführung zweier Herzoge, welche Vormünder Witherich's, des verwaiſten Königsſohnes, waren, an den Dnieſtr, nach Podolien zurück. Auch die Stämme der Weſtgothen ſuchten vor den hunniſchen Würgern und Brennern in Sicherheit zu kommen. Einige derſelben flüchteten ſich mit dem König Athanarich in die Karpathen, — andere zogen, von Alaviv und Frithigern geführt, nach der Donau und baten den Kaiſer Valens um Aufnahme in's römiſche Reich; jenſeits der Donau auf den weiten verödeten Gefilden Thraciens (der Bulgarei) hofften ſie vor den Angriffen der Hunnen ſicher zu ſein. Valens, der eifrige Arianer, gewährte die Bitte ſeiner Glaubensgenoſſen bereitwillig, wenn auch nicht uneigennützig; doch ſtellte er den Weſtgothen die Bedingung, daß ſie ihre Waffen abliefern und die Söhne ihrer Adelinge als Geißeln übergeben ſollten. Zweimalhunderttauſend ſtreitbare Männer, von denen viele die Erlaubniß, die Waffen zu behalten, den habſüchtigen römiſchen Beamten abgekauft hatten, zogen nun in die Provinz Thracien; Weiber und Kinder eingerechnet, näherte ſich die Volkszahl einer Million. Bald erregte die Habſucht der römiſchen Statthalter Lupicinus und Maximus, welche für Lebensmittel ungeheure Preiſe verlangten, obwohl Ueberfluß daran war, die Erbitterung der fremden Gäſte. Lupicinus und Maximus ſuchten ſich der dadurch drohenden Gefahr zu entledigen, indem ſie die Gothen in verſchiedene Gegenden vertheilen ließen. Da nun zu ihrer Begleitung die Krieger aus den Donau-Gränzplätzen verwendet und ſomit die letzteren entblößt wurden, ſo benützten die Oſtgothen dieſen Umſtand und erzwangen den Donauübergang, welchen Valens ihnen zu geſtatten Bedenken trug.

Eine ſchändliche Treuloſigkeit der römiſchen Statthalter trieb die Weſtgothen zur Verzweiflungsthat. Lupicinus und Maximus luden die Fürſten derſelben, Alaviv und Frithigern, nach Marcianopolis zum Gaſtmahl; Beide kamen mit großem Gefolge, mußten jedoch das Letztere vor den Mauern der Stadt laſſen. Während nun drinnen an Speiſe und Trank Hüll' und Fülle war, litt das Gefolge draußen Mangel und nach vergeblichen Bitten um Lebensmittel wollten die auf's Aeußerſte erbitterten Kriegsmänner ſich endlich mit den Waffen in der Hand Speiſe verſchaffen. Es kommt zum Gefecht; ſchon ſinken viele Römer; da läßt Lupicinus die Leibwache ſeiner Gäſte hinmorden; die Gothen draußen vor den Thoren, ein gleiches Loos ihrer Fürſten beſorgend, ſchicken ſich an, die Thore zu erſtürmen; jene aber brechen ſich mit den Schwertern Bahn durch die volkreichen Straßen und kommen glücklich zu den Ihrigen. „Rache gegen die Treuloſen", ſo ſchallt jetzt der Gothen Loſung; ſie ſchaaren ſich zum Kampf. In der Nähe von Marcianopolis wird die Schlacht geſchlagen, die Legionen erliegen, Lupicinus flüchtet nach der Stadt. Frohmuthig aber rüſten ſich die Weſtgothen mit den erbeuteten Römerwaffen und durchziehen nun, mit den oſtgothiſchen Stämmen vereint und gar bald auch durch andere, früher in kaiſerliche Dienſte genommene weſtgothiſche Schaaren verſtärkt, als Herren das thraciſche und macedoniſche Land. Kaiſer Valens ſtellt ſich ihnen entgegen und ſein Neffe, der weſtrömiſche Kaiſer Gratianus, der eben die Alemannen von Gallien zurückgeſchlagen, verheißt ihm raſchen Zuzug. Aber Valens, nicht gewillt, den Ruhm, die Gothen zu beſiegen, mit ihm zu theilen, liefert ihnen bei Hadrianopolis am 9. Auguſt 378 eine Schlacht und verliert Sieg und Leben. Von einem Pfeil getroffen, läßt er ſich in eine Hütte tragen; ſeine Treuen vertheidigen ihn gegen den Andrang der Feinde; dieſe aber ſchleudern den Brand hinein und in Flammen endet der Kaiſer; zwei Drittheile ſeines Heeres decken den Wahlplatz. Ein grauſiges Todtenopfer brachte die Römerrache der Aſche des Kaiſers und den Erſchlagenen; jene als Geißeln verwahrten gothiſchen Jünglinge wurden in den Hauptſtädten ermordet. Ohnmächtiger Grimm, fruchtloſe Grauſamkeit! Alles Römerland vom ſchwarzen Meer bis zum adriatiſchen erzitterte unter den Tritten der zürnenden Gothen, alles Volk im offenen Land erſeufzte vor ihrer Rache, nur an den Mauern und Wällen der feſten Städte brach ſich ihre gewaltige Kraft. Der tapfere und einſichtsvolle Theodoſius, welcher im Jahre 379 die Mitherrſchaft erlangte, rettete das Reich vom drohenden Untergang. Offene Feldſchlachten mit den Gothen vermeidend, benützte er jede Blöße, welche ſie ſich gaben; er zog ihre Führer allmälig an ſich, gewann einzelne Schaaren für den römiſchen Heeresdienſt und erhielt die Uebrigen in Achtung vor dem Reiche. Viel trug zu dieſer friedlichen Wendung der greiſe Athanarich bei, deſſen Anſehen nach dem Tode Frithigerns nun alle Weſtgothen anerkannten. Aus ſeiner Zurückgezogenheit in den Karpathen, von wo aus er freundliche Beziehungen mit den Römern unterhalten hatte, ſo lange Frithigern denſelben feindſelig gegenüber ſtand, trat er plötzlich hervor und am Kaiſerhof zu Konſtantinopel wurde er von Theodoſius ehrenvoll empfangen. Während die Weſtgothen als „Föderaten“ und Freunde in enge Beziehung zum römiſchen Reiche traten, behaupteten die Oſtgothen eine feindliche Stellung zu demſelben. Denn während einige Stämme der Oſtgothen, welche ſich mittlerweile wieder über die Donau nordwärts gewandt hatten und dann im Jahre 386 in die römiſchen Provinzen neuerdings eingebrochen waren, in offener Feldſchlacht an der Donau beſiegt und die Gefangenen in Kleinaſien vertheilt wurden, erkannten andere Stämme, und zwar die meiſten, die Oberhoheit der Hunnen an, welche dem römiſchen Reiche ſo furchtbar waren, daß die Nachfolger eines Cäſar es nicht anders zu ſichern wußten, als indem ſie die wilden Horden durch Jahrgelder beſchwichtigten.

Das Verhältniß der Weſtgothen als „Föderaten“ zum römiſchen Reiche geſtaltete ſich in folgender Weiſe. Als „Föderaten“ bildeten ſie einen eigenthümlichen Beſtandtheil des Reichsheeres, wurden vom Kaiſer mit beſonderer Auszeichnung behandelt und zum Verdruß und zur Eiferſucht der verweichlichten unkriegeriſchen Römer bei jeder Gelegenheit mit Geſchenken und Würden bedacht; an Zahl ſchon bedeutend genug, waren ſie recht eigentlich auch die „Männer“ im Reich, deren Wille und Kraft den Ausſchlag gab. Obgleich die Weſtgothen als „Föderaten“ mit dem römiſchen Heere einen und denſelben Körper bildeten, ſo behaupteten ſie doch ungeſchmälert ihre ganze Eigenart; in einer ihnen überwieſenen Kirche zu Konſtantinopel hielten ſie ihren Gottesdienſt in gothiſcher Sprache; ſie bewahrten ihr eigenes Privatrecht, ihre eigenen urväterlichen Geſetze, und ihre Führer, wenn dieſe gleich die Reichsoberherrlichkeit anerkannten und ihren Volksgenoſſen als römiſche Befehlshaber vorſtanden, übten einen noch größeren Einfluß als früherhin auf ſie aus. Die Treue der Gothenfürſten galt lediglich dem Reiche; ſo lange ſie dieſem den Eid hielten, kümmerten ſie ſich nicht um das jeweilige Verhältniß perſönlicher Verpflichtung für einen Kaiſer oder Gegenkaiſer, deſſen Anerkennung oder Sturz in dieſer oder jener Provinz von einem oder dem anderen Heereskörper ausging; wer im Beſitz der höchſten Würde das Haupt des Reiches darſtellte, dem ſchlugen ſie die Schlachten; unter ſolcher Form des Treuverbandes wußten ſie ihre perſönliche Selbſtſtändigkeit völlig unverſehrt und ihre perſönliche Macht, in Folge aller Parteiungen um die Kaiſerwürde, eben nur verſtärkt. Wenn ſie den Kaiſerthron nach ihrem Belieben oder vielmehr nach ihrem Vortheil beſetzten, übten ſie keine größere Anmaßung als andere Reichsbefehlshaber, und wenn ſie behaupteten:

ſie ſuchten ihren Ruhm in der Herſtellung des römiſchen Namens ſtatt in der Zerſtörung desſelben, ſo hat dieſe Redensart nur den Sinn, daß das Römerthum, ſelbſt nachdem ſeine Größe ſchon untergegangen, gleichwohl noch beim letzten Schimmer ihres Abendrothes die Germanen mit Ehrfurcht vor der Majeſtät ſeiner Vergangenheit erfüllte. Uebrigens konnte jenes neue Verhältniß der germaniſchen Föderaten zum römiſchen Staate weder dieſem den gehofften Schutz gewähren, noch von langer Dauer ſein; denn einerſeits gab die ſtete Eiferſucht der germaniſchen Heeresfürſten auf einander, bei der Schwäche der Kaiſer und bei der Verworfenheit des Hoflebens und des Beamtenthums, fortwährende Veranlaſſung zur Erſchütterung des Reiches, andererſeits aber duldete der kriegeriſche Volksgeiſt der Gothen, unbegnügt durch Bevorzugung an Jahrgeldern und Auszeichnung, das friedliche Verhältniß nur mit innerem Widerſtreben und trachtete darnach, ſein Uebergewicht in eine vollkommene Herrſchaft über das Römerthum zu verwandeln.

2. Die Weſtgothen in Italien, Gallien und Spanien. Gründung ihres Reiches.

Nach dem Tode des Kaiſers Theodoſius I. (395), welcher den völligen Sieg des Chriſtenthums, aber auch den des Katholicismus über den Arianismus im römiſchen Reiche entſchied, übernahmen in Gemäßheit ſeiner Anordnungen ſeine beiden Söhne Arcadius und Honorius die Herrſchaft, — der Erſtere, ein achtzehnjähriger Jüngling, die des morgenländiſchen, — der Letztere, ein elfjähriger Knabe, jene des abendländiſchen Reiches. Für den Arcadius lenkte die Reichsverweſung der ränkevolle Gallier Rufinus, für Honorius der ſtaatskluge und charakterfeſte Stilicho, einem vandaliſchen Geſchlecht entſproſſen; zwei ſogenannte „Barbaren" alſo beſtimmten damals die Geſchicke des hinſterbenden Römerthums. Im abendländiſchen Reiche hielten zwei gewaltige Gothen die Heeresmacht in Händen; es waren Gainas, der Anführer der gothiſchen Reichstruppen, ſpäterhin durch gewaltigen Trutz Oberbefehlshaber aller

Heere und nach der höchſten Würde ſelbſt ſtrebend, und Alarich, der kühne, geiſtvolle, mit römiſcher Bildung vertraute Fürſt der Weſtgothen.

Mit lächerlicher Anmaßung verweigerte der ohnmächtige oſtrömiſche Hof den Weſtgothen plötzlich die Jahrgelder und üblichen Geſchenke, dem Alarich eine gewünſchte Feldherrnſtelle. Da erhoben ſich die Weſtgothen zürnend zur Beutefahrt und Alarich führte ſie als Heerkönig nach Macedonien, Theſſalien, Illyrien und Griechenland. Nirgends fanden ſie Widerſtand, bis endlich aus dem weſtrömiſchen Reiche Stilicho den bedrängten oſtrömiſchen Provinzen zu Hülfe kam. Da unterhandelte Alarich, ſich des gefährlichen Gegners zu entledigen, mit dem oſtrömiſchen Reichsverweſer. Stilicho wurde abberufen, Alarich aber führte die Gothen nach Epirus zurück und wurde zum Oberfeldherrn des öſtlichen Illyricums ernannt. So ſtand er jetzt auf der Schwelle zwiſchen dem oſtrömiſchen und dem weſtrömiſchen Kaiſerreich, beiden gleich gefährlich, noch immer als „Föderat“ und die Herrſcher von beiden täuſchend. Aber ſein kriegeriſches Volk verlangte ungeſtüm nach Thaten und Herrſchaft, und als nun der oſtrömiſche Reichsverweſer den weſtrömiſchen Stilicho durch einen Einfall Alarich's in Italien in Verlegenheit zu bringen ſuchte, nutzte Alarich dieſen Plan, welchem er als bloßes Werkzeug dienen ſollte, für ſeinen eigenen höheren Zweck. Dort in Italien war offenes Feld für eine germaniſche Herrſchaft, dort war Beute genug für das nach ſolcher verlangende Volk. So führte denn Alarich mit dem Beginn des fünften Jahrhunderts die Weſtgothen durch Pannonien, Noricum, Rhätien nach Italien. Verzagt floh Kaiſer Honorius nach dem feſten Ravenna; Alarich aber, um ſeine Kräfte durch nachkommende Verſtärkungen zu vergrößern, rückte nur langſam von Norden nach Süden vor, als ihn endlich Stilicho im Jahre 403 bei Pollentia (im heutigen Piemont) überraſchte, während die Gothen gerade das Oſterfeſt feierten. Es kam zur Schlacht; beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu; Alarich behauptete ſich übrigens noch bis zum Herbſt in Italien und ſchreckte Rom. Erſt als die Gothen den Rückzug angetreten hatten, folgte ihnen Stilicho und griff ſie bei Verona an. Der Ausgang dieſer Schlacht war für Alarich ungünſtiger, als der Tag von Pollentia und mit bedeutend verringerten Schaaren zog er nach Illyricum zurück.

Nur kurze Zeit konnte ſich Italien nach Abwendung der Gefahr, welche ihm die Germanen von Oſten her gebracht hatten, der Ruhe erfreuen; denn im Jahre 406 brach von Norden her eine gewaltige germaniſche Völkerwoge herein und wälzte ſich über die lombardiſchen Gefilde bis in die Gegend von Florenz. Mindeſtens zweimalhunderttauſend Menſchen umfaßte der kriegeriſche Wanderzug, der unter Anführung des Heerkönigs Rhadagais von der oberen Donau aufgebrochen war und die Kaiſerſtadt Rom ſelbſt zum Ziel auserſehen hatte. Stilicho's Umſicht rettete damals Rom und Italien. Er vermied es, mit der ungeheuren Streitmacht der Germanen in offener Feldſchlacht zuſammen zu treffen, folgte ihnen jedoch mit ſeinem Heere bis in die Gegend von Florenz und beſetzte die Städte und die Gebirgspäſſe; ſo gelang es ihm, die Feinde zu umſchließen und ſie, da ihnen alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten war, durch Hunger, Elend und Seuchen, ſo wie durch's Schwert aufzureiben; Rhadagais ward gefangen und hingerichtet.

Um Italien zu retten, hatte Stilicho die römiſchen Truppen aus Gallien an ſich gezogen; er behielt ſie auch nach Vernichtung des germaniſchen Wanderzugs, um ſie gegen die Gothen nach Illyricum zu führen. Hierdurch war aber Gallien entblößt und nun (407) ſtürmten Vandalen, Sueven, Franken und Burgunder über den Rhein in die ſchutzloſe Provinz. Die Letzteren rückten von der Mainmündung, wo ſie ſich zunächſt gelagert, an beiden Ufern des Oberrheins vor, wo Worms zum Mittelpunkt ihrer Herrſchaft wurde, und nahmen das Chriſtenthum an. Etwa ein halbes Jahrhundert behaupteten ſie ſich, der Form nach die Oberhoheit des römiſchen Reichs anerkennend, als deſſen Bundesgenoſſen in jenen Gegenden. Faſt gleichzeitig mit der Bewegung der Burgunder veränderten auch die Alemannen ihre Stellung. Sie waren zu Ende des vierten Jahrhunderts aus den Maingegenden in's Neckargebiet vorgerückt und breiteten ſich zu Anfang des fünften über die Landſchaften zwiſchen den Alpen, dem Jura und den Vogeſen aus. In den von germaniſchen Völkern verlaſſenen Ländern an der unteren Donau und an der Weichſel aber rückten ſlaviſche Völker und Hunnen ein. Uebrigens war die erwähnte Beſitzergreifung Galliens durch die Sueven und Vandalen nicht von langem Beſtand. Denn von Britannien her zog der römiſche Feldherr Conſtantinus, den ſeine Truppen (407) zum Kaiſer ausgerufen hatten, nach Gallien und unterwarf ſich dies Land, ſo wie Spanien.

Mittlerweile hatte Alarich in Illyricum den Gang der Ereigniſſe beobachtet, ſeine Macht verſtärkt und ein gemeinſchaftliches Unternehmen mit Stilicho verabredet, von welchem jedoch unbekannt blieb, welcher Art es war und welchen Zweck es hatte. Plötzlich zeigte Alarich ſich mit ſeinem Heere an den Gränzen Italiens und verlangte vom oſtrömiſchen Hofe die Bezahlung von 4000 Pfund Goldes als Entſchädigung. Stilicho rieth, ihm die Forderung zu gewähren; aber eben dieſer Rath war allen Feinden Stilicho's eine willkommene Veranlaſſung, um ihn bei dem ſchwachen und argwöhniſchen Kaiſer in den Verdacht der Verrätherei zu bringen, und Stilicho ward auf Befehl des Honorius (408) verhaftet und ermordet. In Folge dieſer Bluthat, welche das Reich des tüchtigſten Mannes beraubte, gelangte die ſogenannte rechtgläubige Partei zur Herrſchaft; Heiden und Arianer wurden nun von allen Dienſten ausgeſchloſſen und nur katholiſche Chriſten ſollten im Heerdienſt und in Staatsämtern gelitten ſein. Da richteten dreißigtauſend ſtreitbare Männer, — die Arianer, welche im Heere ſtanden, — ihre Blicke auf Alarich. Im Gefühl ſeiner Stärke verſchmähte es dieſer, ſie eher geltend zu machen, als nachdem er den friedlichen Weg verſucht; er war geneigt, aus Noricum nach Pannonien zurückzugehen, wenn ihm der weſtrömiſche Hof ſeine Geldforderung und die Auslieferung der wechſelſeitigen Geißeln bewillige. Aber der Fluch, welcher jeder geiſtloſen, ohnmächtigen und von Ketzer haſſenden Prieſtern mißbrauchten Regierung wie ihr Schatten auf den Ferſen folgt, waltete auch in jenem entſcheidenden Augenblicke. Eine ſolche Regierung, welche ſtets nur vollendete Thatſachen als Recht anerkennen muß, vermag nie den ehrlichen Willen der Starken, ſich in angemeſſenen Schranken zu halten, zu begreifen und verachtet in der Regel jede verſöhnliche Maßregel derſelben als vermeintliche Schwäche; ſie mißt nur nach Augenblicken, vertraut dem ſcheinbar für ſie günſtigen allzuſehr, weiß dagegen den richtigen nie zu erkennen und zu benutzen, und ſo erliegt ſie denn endlich auch dem rächenden. Alarich ſah ſein Anſinnen zurückgewieſen und that nun den Wurf der Entſcheidung; er zog nach Italien. Als Freund und Helfer erſchien er allen Unterdrückten, als ſolcher kündigte er ſich der grauſam verfolgten, gleichwohl aber mächtigen Partei des ermordeten Stilicho an, und durch ihren Anſchluß an ſeine Sache, ſo wie durch den aller Unzufriedenen überhaupt, vergrößerte ſich die Zahl ſeines Heeres. Je mehr dieſes wuchs, um ſo mehr nahm auch die Feigheit des Hofes und der jämmerlichen Staatslenker zu. Während ſich Kaiſer Honorius zagend in dem feſten Ravenna verſchloß, ſtand Alarich vor den Mauern der Siebenhügelſtadt, welche unter einer Million und zweimalhunderttauſend Menſchen, die zwiſchen den Denkmalen der Weltherrſchaft einherwandelten, nicht ſo viele Männer beſaß, um die übergroßen Forderungen des Gothenkönigs mit Kraft und Würde zurückweiſen zu können. Der Senat unterhandelte und Alarich verſprach, die Belagerung Roms aufzuheben, wenn er, außer anderer Schatzung, 5000 Pfund Gold und 30,000 Pfund Silber erhalte. Da mußte jeder Römer, welcher edles Metall beſaß, davon ſteuern, da wurden die goldnen und ſilbernen Bildſäulen der Götter in den Tempeln, und darunter auch die goldne der Göttin der Tapferkeit, eingeſchmolzen, nur die Schätze der chriſtlichen Kirchen blieben unangetaſtet. Doch der Kaiſer weigerte ſich, dem Vertrag, welchen der Senat mit Alarich geſchloſſen, ſeine Zuſtimmung zu geben. Der Gothenkönig fuhr nun fort, Rom zu bedrängen; ſchaarenweiſe ſtrömten die unglücklichen Sklaven aus der Stadt in ſein Lager, wo ſie Freiſtätte fanden (ihre Zahl ſtieg bis auf 40,000), und aus Pannonien her führte ihm ſein Schwager Athaulf gothiſche und hunniſche Kriegerſchaaren zu. Im Trotz auf ſeine Macht verlangte nun Alarich die Oberfeldherrnwürde. Um ſich hierbei den Schein der Rechtmäßigkeit zu wahren, ernannte er Attalus, den Stadtpräfekten von Rom, zum Kaiſer, zwang den Senat und das Volk, denſelben als ſolchen anzuerkennen, und ließ ſich dann von ihm zum Oberbefehlshaber des Reichsheeres, ſowie Athaulf zum Befehlshaber der kaiſerlichen Leibwache (Comes domesticorum) ernennen. Gar bald (im Jahr 410) gab jedoch Alarich den von ihm geſchaffenen Kaiſer wieder auf, da er ſich in Unterhandlungen mit dem rechtmäßigen einließ; als jedoch dieſe, ſowie ſeine Anſchläge auf Ravenna ſcheiterten, zog Alarich vor Rom. In der Nacht zum 24. Auguſt ſchlugen aus den Gebäuden beim ſalariſchen Thore Flammen empor; bald wuchs der Brand und mit ihm das Entſetzen; außerhalb der Mauern dräuten die Gothen, innerhalb ſchlichen Verräther. Beim Flammenſchein ſtürmten die Gothen: ohne Widerſtand zu finden, drangen ſie in Rom ein. Drei Tage lang war die weiland weltbeherrſchende Stadt dem von entlaufenen Sklaven und Hunnen wimmelnden Heere Alarich's zur Plünderung preisgegeben; die Gothen ſelbſt, wiewohl von der ſogenannten rechtgläubigen Kirche als „Ketzer" verachtet, bewieſen größere Duldung als jene, und ſchonten die Prieſter, von welchen, und die Tempel, in welchen ſie ſo oft verdammt worden waren. Nach wenigen Tagen verließ Alarich Rom wieder und führte ſeine Schaaren nach Unteritalien. Große Pläne, welche in ſeiner kühnen Seele aufgegangen, wollte er jetzt verwirklichen. Schon früher, als er Attalus mit dem kaiſerlichen Purpur bekleidet, hatte er die Eroberung der römiſchen Provinz Afrika beſchloſſen; gelang es ihm, ſich derſelben und Siciliens zu bemächtigen, ſo konnte er mit Zuverſicht auch auf eine dauernde Behauptung Italiens zählen, welches von jenen beiden Ländern mit Korn und Oel verſorgt wurde; dann bedurfte er für ſeine Herrſchaft über Italien keiner ſcheinbaren Rechtsverleihung durch einen Schattenkaiſer wie jener Attalus war, und auf den Trümmern des weſtrömiſchen Kaiſerthums konnte ſich ein unabhängiges weſtgothiſches Königthum in Italien erheben. Schon lichteten ſeine Schiffe die Anker, um ihn und die kriegsfreudigen Gothen nach Sicilien zu tragen, aber ein furchtbarer Sturm erfaßte ſie in der Meerenge von Meſſina und die meiſten gingen zu Grunde. Alarich war's nicht vergönnt, ſeine Herrſchaft weiter nach Süden zu tragen. In Unteritalien ereilte ihn (im Jahr 410) der Tod. Sein ſtolzes Volk wollte nicht, daß die Grabesſtätte des königlichen Helden irgend einem Menſchen bekannt und der Entweihung durch gemeine Rache oder niedrige Habſucht preisgegeben ſei; darum dämmten die Weſtgothen den Fluß Buſento bei Coſenza ab und verſenkten im trockenen Bette deſſelben die Königsleiche mit den koſtbaren Schätzen, die ſie ihr nach alter Sitte mitgaben, in's Grab, dann ließen ſie dem entfeſſelten Strom wieder den alten Lauf und tödteten alle Sklaven, welche bei dem Begräbniß gedient.

Mit der nach dem Tode Alarich's erfolgten Ueberſiedelung der Weſtgothen nach Gallien beginnt eine neue Bedeutung der germaniſchen Völkerſchaften ſich zu entwickeln und geltend zu machen. Die kriegeriſchen Wanderungen, wie wir ſie ſchon ſeit dem erſten geſchichtlichen Auftreten des germaniſchen Geſchlechts wahrgenommen, beſchränken ſich nicht mehr auf bloße Beutefahrten, ſondern gleichwie ſich ſchon Franken und Alemannen auf römiſchem Provinzialboden ſeßhaft machten und den Umkreis der von ihnen belegten Gebiete zu erweitern ſtrebten, ſo rücken nun bei weitem größere Völkermaſſen, oft aus verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, auf verſchiedenen Seiten gleichzeitig, meiſtens eine durch das Nachdrücken anderer beſtimmt, in den Provinzen des römiſchen Reiches ein, mit der beſtimmten Abſicht, eigene Herrſchaften daſelbſt zu gründen. So muß ſich denn der gelockerte Verband des weſtrömiſchen Kaiſerthums vollends löſen, da eine Provinz deſſelben nach der anderen in ein germaniſches Reich verwandelt und die Provinzialbevölkerung von der herrſchenden germaniſchen abhängig wird.

Nach dem Tode Alarich's wurde deſſen Schwager Athaulf von den Weſtgothen als König begrüßt. Wie ſchon Alarich noch bis zur letzten Entſcheidung das Verhältniß einer Scheinabhängigkeit vom Kaiſerthum feſtzuhalten geſucht hatte, ſo neigte ſich auch Athaulf zu Unterhandlungen mit demſelben; ſie betrafen die Eroberung Galliens und Spaniens. Galliens hatte ſich nämlich, wie wir wiſſen, der aus Britannien herübergekommene Gegenkaiſer Conſtantinus bemächtigt; in Folge ſeiner Herrſchaft daſelbſt waren nun die kurz vorher über den Rhein nach Gallien gekommenen Vandalen, Alanen und Sueven nach Spanien eingedrungen, und zwar hatten ſich die Erſteren in Andaluſien, die Zweiten in Portugal und Carthagena, die Dritten in Gallicien angeſiedelt, während die Römer unter der Herrſchaft des Auguſtus Conſtans, eines Sohns des Gegenkaiſers Conſtantinus, noch Catalonien, Aragon und Navarra behaupteten. Bald wurde Auguſtus Conſtans durch den mit den Vandalen verbündeten Feldherrn Gerontius vertrieben; dieſer letztere fiel nun auch in Gallien ein und bedrängte den Gegenkaiſer Conſtantinus, welcher (im Jahr 411) von Conſtantius, einem Feldherrn des Honorius, beſiegt wurde. Dagegen drang ein neuer Gegenkaiſer, Jovinus, welcher ſich in Mainz erhoben hatte, unterſtützt von den Königen der Alanen und Burgunder, in Gallien ein und behauptete ſich daſelbſt. Zwiſchen Jovinus und Honorius ſchwankte nun Athaulf, oder vielmehr: er unterhandelte eine Zeit lang mit Beiden, und entſchied ſich erſt dann offen für Honorius, als ſich Jovinus mit Athaulf's Feind, dem Gothen Sarus, verband und ſeinen Bruder Sebaſtianus zum Mitherrſcher erklärte. Athaulf eroberte nun Gallien für Honorius; da verlangte dieſer die Auslieferung ſeiner Schweſter Placidia, welche bei der zweiten Belagerung Roms durch Alarich in weſtgothiſche Gefangenſchaft gerathen war und für welche Athaulf die heftigſte Leidenſchaft erfaßt hatte. Jenes Verlangen des Honorius, ſowie die Verweigerung der den Weſtgothen zugeſagten Getreidelieferung reizte den Sieger zum Zorn und entflammte ihn zum Kampf gegen den Kaiſer, deſſen Herrſchaft er eben kaum wieder hergeſtellt hatte. Der Erfolg war dem Weſtgothenkönig hold und Honorius entſchloß ſich in ſeiner Bedrängniß zu einem neuen friedlichen Abkommen mit ihm, aber der Patricier Conſtantius, der Verlobte Placidiens, beſtimmte den willenloſen Kaiſer abermals dazu, deren Rückgabe zu fordern. Als ſich nun Athaulf zu Narbonne (im Jahr 414) mit ihr vermählte und dann nach Spanien zog, erhob ſich Conſtantius, obwohl ſich Athaulf mit Honorius auszuſöhnen wünſchte, zum Krieg. Die Weſtgothen, welche Athaulf in Gallien zurückgelaſſen hatte, folgten ihrem König nach Spanien und er begründete nun dort, im heutigen Catalonien und Aragon, eine eigene Herrſchaft. Doch kaum war ein halbes Jahr verfloſſen, als ihn ein Gothe, welcher für den erſchlagenen Sarus Blutrache üben wollte, erdolchte (415). Ueber ſeiner Leiche wütheten die Leidenſchaften fort. Seines Todfeindes Sarus Bruder Segerich, der ſich die Krone anmaßte, ermordete Athaulf's Kinder aus erſter Ehe und mißhandelte die Königswittwe Placidia. Als Segerich nach ſieben Tagen erſchlagen worden, riefen die Gothen den tapferen Wallia zum König aus. Anfänglich ſtand er den Römern feindſelig gegenüber. Er hatte beſchloſſen, das von Athaulf begonnene Werk, die Eroberung Spaniens, zu vollenden und den Gedanken Alarich's, die Eroberung der afrikaniſchen Provinz, zu verwirklichen. Siegreich führte er ſein Volk von Barcellona bis zur Meerenge von Gibraltar, wo ſich die kürzeſte Ueberfahrt nach Afrika bot, aber die empörte See verwehrte ſie und in Spanien ſelbſt bedrängte die Sieger Mangel an Lebensmitteln. In dieſem Augenblick näherte ſich der weſtrömiſche Hof dem Gothenkönig mit Vertragsvorſchlägen; die Auslieferung Placidia's war dabei abermals Hauptbedingung und das Anerbieten einer beträchtlichen Getreidelieferung ſchien wichtig genug, um jene Bedingung nicht zurückzuweiſen. Der Vergleich ward abgeſchloſſen und Placidia ihrem Bruder wiedergegeben. Die edle Frau, welche ſchon früher den Gemahl und den Bruder zu verſöhnen geſucht, brachte ihre Abneigung gegen Conſtantius dem Frieden der Völker zum Opfer und reichte dem ungeliebten Manne die Hand.

Die Stellung der Weſtgothen zum römiſchen Reiche wurde nun eine freundliche. Sie wandten um den Preis feſter Wohnſitze, welche der Kaiſer ihnen einzuräumen gelobte, ihre Waffen gegen die andern in Spanien eingedrungenen germaniſchen Völker; die Silingen (vandaliſchen Stammes) in Andaluſien erlagen ihnen gänzlich, die Alanen in Portugal und Carthagena, durch furchtbare Verluſte geſchwächt, verſchmolzen mit den Vandalen, dieſe und die Sueven fanden in den Gebirgen Galiziens Zuflucht vor den ſiegreichen Weſtgothen. So hatten dieſe denn Spanien für Rom erobert und nun zogen ſie (im Jahr 419) von dort nach den ſieben Landſchaften von Aquitania secunda, welche ſich von der Garonne bis zum Meere erſtreckten und nun Septimania oder Gothia genannt wurden. Toloſa (Toulouſe) erhob ſich als Hauptſtadt dieſes neuen Weſtgothenreichs, welches übrigens noch die Form der Abhängigkeit von römiſcher Oberhoheit beibehielt.

Die Eroberung Spaniens für's römiſche Reich war übrigens ebenſo wenig von Dauer, als das friedliche Verhältniß der Weſtgothen in Gallien zu demſelben. Unter Wallia's Nachfolger dehnte ſich das neue Weſtgothenreich immer weiter bis zur Loire und Rhone aus. Ueberhaupt wurde die römiſche Herrſchaft in Gallien durch den Andrang der germaniſchen Völkerſchaften von verſchiedenen Seiten her auf ein immer kleineres Gebiet beſchränkt; von Nordweſten her rückten die ſaliſchen Franken unter einem Heerkönig Chlogio (Chlojo) nach dem heutigen Cambray vor und breiteten ſich erobernd in den Landſchaften zwiſchen der Maas und der Somme aus.

3. Die Reiche der Vandalen in Afrika und der Sueven in Spanien.

In Spanien brachen nach dem Abzug der Weſtgothen die anderen vor ihnen zurück gewichenen germaniſchen Völker wieder mit Macht hervor, und Sueven und Vandalen traten alsbald einander feindſelig entgegen. Die Vandalen gewannen über die Sueven das Uebergewicht, wandten ſich dann gegen die Römer, beſiegten dieſelben (422), bemeiſterten ſich faſt des ganzen Landes, unternahmen Beutefahrten nach den baleariſchen Inſeln und richteten ihr Augenmerk auch auf die reiche und blühende afrikaniſche Provinz. Schon ihr König Gunderich faßte den Plan, dieſelbe zu erobern; doch erſt ſein Bruder Genſerich, ein Mann ohne Furcht und Mitleid, von zügelloſer Leidenſchaftlichkeit und unerſättlicher Herrſchbegier, gewaltig in der Schlacht und mit unergründlicher Schlauheit gerüſtet, führte ihn aus. Die Veranlaſſung dazu wurde ihm durch folgende Verhältniſſe gegeben.

Athaulf's Wittwe Placidia, welche in zweiter Ehe mit Conſtantius Mutter des weſtrömiſchen Kaiſers Valentinianus III. und der Honoria geworden war, hielt damals die Zügel der Regierung in Händen. Die wichtigſten Stellen des Reiches, die Statthalterſchaften von Gallien und von Afrika, waren im Beſitz von Aëtius und Bonifacius, zwei Männern, welche einander wechſelſeits mit ſteter Eiferſucht verfolgten. Aëtius, der Sohn eines Gothen und einer italiſchen Mutter, im Kriege geübt, durch glückliche Erfolge der Waffen zum Streben nach immer höherer Macht getrieben und in der Wahl der Mittel gewiſſenlos, verdächtigte die Treue des Bonifacius bei Placidia und bewog ſie, denſelben von der Statthalterſchaft über Afrika abzurufen; liſtig rieth er zugleich ſeinem Nebenbuhler, dem Befehl der Kaiſerin nicht zu gehorchen; ſo ſollte denn Bonifacius durch nachfolgenden Ungehorſam den Beweis liefern, daß die vorhergegangene Verdächtigung Grund habe. Bonifacius ließ ſich von dem Rathe ſeines Feindes bethören und erhob die Fahne des Aufruhrs; er bedurfte jedoch, um ſich behaupten zu können, fremden Beiſtands und ſo lud er denn den Vandalenkönig Genſerich ein, ſein Volk aus Spanien nach Afrika zu führen und ihn zu unterſtützen, wofür er den Vandalen ein Drittheil der Provinz einzuräumen verſprach. Genſerich zögerte nicht, einer ſolchen Einladung zu folgen. Aber noch bevor er Spanien verließ, kam der glühende Stammhaß zwiſchen den Sueven und den Vandalen abermals zum Ausbruch. Die Erſteren wollten die Letzteren nicht ziehen laſſen, ohne mit ihnen für das Uebergewicht abgerechnet zu haben, welches die Vandalen bisher behauptet hatten; ſie folgten ihnen bis zum Fluſſe Anas (Quadiana) unfern Merida; dort aber erlitten ſie eine Niederlage und ihr König Hermigar ertrank im Fluſſe. Sieger über die Sueven, kamen nun die Vandalen (fünfzigtauſend, nach anderer Angabe achtzigtauſend ſtreitbare Männer), von Genſerich geführt, im Mai des Jahres 429 nach Afrika und unterſtützten den Abfall des Bonifacius. Für dieſen Letzteren entſchied ſich auch die mauritaniſche Bevölkerung, ſowie die von der herrſchenden katholiſchen Kirche als Ketzer verfolgte donatiſtiſche Partei.

Gar bald erkannten indeſſen ſowohl Placidia als auch Bonifacius, daß ſie hintergangen waren. Die gewaltige Macht der Vandalen, ſo wie ſie einmal im Lande war, überwuchs gar bald den Schützling. Vergeblich ſuchte nun Bonifacius die kriegeriſchen Helfer zurückzuſchlagen; ſie behaupteten ſich und Bonifacius eilte (432) nach Italien, wo er die Gnade der Kaiſerin wiederfand. Ueber dieſe Wiederherſtellung des Friedens ergrimmte Aëtius, der gewiſſenloſe Mann, welcher vor wenigen Jahren (429) die gegen Arles vordringenden Weſtgothen zurückgeworfen hatte und gegen deſſen allzugroß werdende Macht nun eben dieſe Weſtgothen aufgefordert worden waren. Er empörte ſich und lieferte ſeinem Nebenbuhler Bonifacius eine Schlacht, in welcher dieſer tödtlich verwundet ward. Aëtius flüchtete ſich zu den Hunnen, verband ſich mit ihnen und zog drohend an die Gränze Italiens, unterwarf ſich jedoch im günſtigen Augenblick dem weſtrömiſchen Hofe wieder und zwar um den Preis ſeiner Erhebung zur Oberbefehlshaberſtelle und zur Würde eines Patricius; die von ihm gewonnenen Hunnenſchaaren traten nun in kaiſerliche Dienſte.

Noch bevor dieſe Kämpfe bis zur Entſcheidung ausgefochten wurden, eroberte Genſerich mit ſeinen Vandalen im Sturmesdrang die römiſche Provinz Afrika und gründete in derſelben ein Reich, deſſen Hauptſtadt Karthago und deſſen herrſchender Glaube der arianiſche wurde, welchen die Vandalen mit ſtarrer Unduldſamkeit gegen ihre katholiſchen Unterthanen behaupteten. Auch über die Meere breitete Genſerich ſeine Herrſchaft aus; ein Theil von Sicilien, ſowie Sardinien und Corſika erkannten ſie an, und weit und breit war lange Jahre hindurch (429—477) der wilde blutbefleckte „Meerkönig" berühmt und gefürchtet.

In Spanien aber breiteten ſich, nach dem Abzug der Vandalen, die Sueven aus. Des Suevenkönigs Hermanrich Sohn Rechila (438—448) eroberte Merida und Hiſpalis (Sevilla), bezwang Bätica (Andaluſien) und Carthagena und beſiegte die Römer, welche ſich ihm entgegenſtellten, in einer Vernichtungsſchlacht. Sein Sohn Rechiar breitete die Suevenherrſchaft mit Hülfe der Weſtgothen nordwärts bis über den Ebro aus und eroberte Cäſarauguſta (Saragoſſa) und Ilerda.

4. Die Sachſen in Britannien.

Während ſo germaniſche Herrſcherzeichen im Norden Afrika's, in Spanien und Gallien, ſo wie auf den Inſeln des Mittelmeeres aufgerichtet wurden, erloſch auch in Britannien die römiſche Obermacht.

Die heimiſche Sage, wie ſie in den waliſiſchen Triaden fortlebt, gibt Britannien den urſprünglichen Namen: Land der Seeklippen. Dorthin und nach Llydaw (Bretagne) ſoll (wie jene Sage weiter meldet) in unvordenklicher Zeit Hu Cadarn (Hu der Starke) das Geſchlecht der Cymry (einen Zweig des großen Keltenvolks) aus dem Lande des Sommers über's Nebelmeer geführt haben. Das Land erhielt nun den Namen der Honiginſel, und endlich nach Prydain, welches es durch weiſe Ordnung glücklich machte, den Namen Prydains-Eiland. Später ſollen ſtammverwandte Llongreys aus Gwasgay (Gascogne) und Brythonen aus Llydaw eingewandert ſein und ſich in den ſüdöſtlichen Gegenden angeſiedelt haben. Unter den verſchiedenen unabhängigen Stämmen waren die Picten und Caledonier im Norden die am meiſten genannten. Schon Cäſar hatte die Eroberung Britanniens erſtrebt, aber erſt ſeit den Kämpfen Agricola's (78—84 n. Chr.) wurde ſie von den Römern vollbracht. Germaniſche Waffen beunruhigten geraume Zeit die römiſche Herrſchaft an den britiſchen Küſten; wie Seeadler flogen die Sachſenſchiffe umher, jene kleineren mit Leder überzogenen, welche man „Myoparonen", jene größeren, welche man „Kyulen" (Kiele) nannte. Die Einfälle germaniſcher Völkermaſſen in andere Provinzen des römiſchen Reichs, insbeſondere aber die Bedrängniß Italiens, veranlaßten endlich die Zurückziehung der Legionen aus Britannien und Honorius erklärte Britanniens Unabhängigkeit.

Der römiſchen Oberherrſchaft entledigt, trat nun die keltiſche Urbevölkerung wieder hervor und äußerte ihre Lebenskraft im Ankampf der verſchiedenen Stämme gegen einander. Die ſchwächſten waren die Britannen, welche ſchon frühzeitig römiſche Bildung angenommen, aber ſich auch in römiſchen Genüſſen verweichlicht hatten; unabläſſig wurden ſie nun, da keine römiſche Kriegsmacht ſie mehr ſchützte, von den wilden Söhnen des Nordens, den kriegeriſchen Picten und Caledoniern bedrängt, welche ſchon der römiſchen Herrſchaft mit unverwüſtlicher Ausdauer Trotz geboten hatten. In ſolcher Gefahr ward dem Britenhäuptling Gwrtheyrn (Vertigern) plötzlich Hülfe durch eine Sachſenſchaar, deren Anführer die Sage Hengiſt und Horſa nennt, welche auf drei Kielen bei der Inſel Thanet gelandet ſeien. Den ſächſiſchen Ankömmlingen, welche Gwrtheyrn in ſeinen Dienſt aufnahm, folgten gar bald andere volksgenöſſiſche Krieger über's Meer und mit Hülfe derſelben vermochten die Briten ihre wilden Dränger zurückzuwerfen. Die ſiegreichen Helfer in der Noth fühlten ihre Macht; bald wurden ſie aus Freunden der Briten deren Gegner und wollten des Landes, welches ſie betreten, Herren und Meiſter werden. Die Sage meldet: Hengiſt habe dreihundert der vornehmſten Briten zu einem Gaſtmahl geladen, und wie nun Alle ſich ſorglos der Freude überließen, ſei plötzlich der Ruf des Sachſenhäuptlings an ſeine Landsleute: „Nehmet eure Schwerter" (Searas) erſchollen und das Blut der Gäſte unter den Schwertſtößen der Treuloſen gefloſſen. An ein ſolches Blutmahl knüpft die Sage den ungeheuren Kampf, der zwiſchen den germaniſchen Einwanderern und der keltiſchen Urbevölkerung begann, daß derſelbe gleichſam wie eine Blutrache erſcheint, die ſich in tauſend Einzelkämpfen verzweigt und durchrankt. Aber auch dadurch war er furchtbar, daß der religiöſe Gegenſatz zwiſchen dem Chriſtenthum, welches die Briten ſchon frühzeitig angenommen hatten, und der Odhinnsreligion, welche die Sachſen mitbrachten, den nationalen Haß verſchärfte. Im Jahre 427 hatte Rom die Provinz Britannien aufgegeben, im Jahre 449 waren die erſten Sachſen auf der Inſel Thanet gelandet; nach anderthalb Jahrhunderten hatte die germaniſche Herrſchaft daſelbſt die Oberhand gewonnen.

5. Attila's Hunnenreich.

Germanen alſo ſtanden als Sieger in Britannien: die Sachſen; in Gallien: die Franken und Weſtgothen; in Spanien: eben dieſe und die Sueven; in Afrika, auf Corſika, auf Sardinien, auf Sicilien: die Vandalen; über den durchbrochenen Gränzmarken des Reichs dicht vor der Schwelle Italiens: die Alemannen, Burgunden, Sueven; Germanen ſtanden endlich in Italien ſelbſt als einzig tüchtige Kriegsmacht, als Heerführer, als Beamte, als Reichsverweſer da, — und immer noch das ſtolze Traumbild der ewigen Roma! In Konſtantinopel — ein Kaiſerhof ohne Treue und Glauben, die unwürdige, blutbefleckte Stätte eines verworfenen, von ohnmächtigen Herrſchern oder in deren Namen von ränkevollen Weibern, Prieſtern, Beamten, Höflingen und Hämmlingen geübten Despotismus! Um den Kaiſer, der oft durch Ränke, Gewalt, Meuchelmord des Vorgängers zur höchſten Würde erhoben und vom Patriarchen geweiht, die Anbetung des Volkes erhielt, um dieſen als geheiligt geltenden Mittelpunkt — ein Reich ohne Nationalbewußtſein und Nationalwehrkraft, ſo entmarkt, daß es in ſeinen Heeren ſeine gefährlichſten Feinde beſoldete, — eine feige, kriechende, ſchamloſe und meuteriſche Bevölkerung, zerriſſen durch nimmerendende Parteikämpfe, welche die Rennbahn, die Kirchen, den Palaſt und alle Straßen der Hauptſtadt zu Schlachtfeldern machten, verſunken in Geiſt-, Sitten-, Willen- und Kraftloſigkeit, — und bei dem Allen der dünkelhafte Anſpruch der Ohnmacht, als ſei dies Reich, in welchem keine Spur altrömiſchen Sinnes mehr war, in welchem ſelbſt die Sprache nicht mehr daran erinnerte (denn es herrſchte die griechiſche), das eigentliche römiſche weltbeherrſchende Reich! Dieſe letzten Zuſtände des Römerthums ſtehen für alle Zeiten und alle Völker als die ungeheure Mahnung da, wie ſich der Frevel an der ſittlichen Weltordnung unausbleiblich rächt, und Nationen, welche ihrer Pflichten gegen ſich ſelbſt und die Menſchheit vergeſſen, mögen darin, wie in einem Spiegel, ihre eigenen künftigen Geſchicke, Nationen, welche im Kampf um die heiligſten Rechte und Güter eine Weile das Furchtbarſte zu tragen und zu dulden haben, mögen darin die von keiner Macht der Waffen und der Gebete aufzuhaltende, ſondern nothwendig ſich vollendende Verweſung der Tyrannei erblicken. Bei der allgemeinen Lostrennung der durch Gewalt unter das Joch einer unnatürlichen Staatseinheit zuſammen geſchmiedet geweſenen Länder und Völker bedurfte es nur eines Mannes, wie die Weltgeſchichte ſie ſelten hat, um ein Ereigniß herbeizuführen, in deſſen Folge ſich das junge Leben eines neuen Weltzeitalters aus den Trümmern, Aſchenhaufen und Gräbern des alten erhob.

Die Hunnen hatten den erſten Anſtoß gegeben, in deſſen Folge die Aufnahme der Gothen in's römiſche Reich ſtattfand. Seit jener Zeit wurde das Verhältniß der Hunnen zu dem Letzteren durch den Grundſatz beſtimmt, welcher längſt die römiſche Staatskunſt leitete: „die gewaltigen Feinde durch Jahrgelder zu beſchwichtigen und Schaaren derſelben im Dienſte des Reiches zu verwenden". Hierzu kam nun noch die weitere Rückſicht: durch ſolche hunniſche Soldtruppen die gefürchteten Germanen im Zaume zu halten. Die ſchlauen Hunnen durchſchauten gar bald dieſe Staatskunſt und benützten die Ohnmacht, deren Ergebniß und Zeugniß ſie war. Sie ließen ſich in zahlreichen Schaaren als Soldtruppen anwerben; ſie hielten ferner im Allgemeinen nachbarlichen Frieden oder ſie drohten (wohl wiſſend, wie ſehr man ſie fürchtete), je nachdem die Umſtände günſtig waren, je nachdem ſie nämlich entweder mit germaniſchen Völkerſchaften noch zu ſchaffen hatten oder ihnen die Jahrgelder nicht richtig ausbezahlt wurden. Im letzteren Falle wußten ſie ihren Forderungen durch Beutefahrten Berückſichtigung zu ertrotzen. Zu einer großen Unternehmung fehlte jedoch den von verſchiedenen Häuptlingen beherrſchten Horden die Einheit, auch mangelte ihnen jene Kriegskunſt, welche als Erbſtück altrömiſcher Glanzzeit den faſt gänzlich germaniſchen Heeren des römiſchen Reiches zu Gebote ſtand. Die Hunnen lernten dieſelbe gar bald in den großen Parteikämpfen, in welche ihre Hülfstruppen hineingezogen wurden, und endlich wurde ihnen auch die Einigung unter der Herrſchaft Attila's, eines gewaltigen Charakters, welcher in die Weltgeſchichte eingegriffen hat, wie nur Wenige vor ihm und nach ihm.

Vom Jahre 433 an walteten Bleda und Attila, die Söhne Mundzugkh's, in gemeinſchaftlicher Herrſchaft über ſämmtlichen Hunnenſtämmen und den von ihnen theils unterworfenen, theils zum Bunde herangezogenen und hochgewertheten germaniſchen und ſarmatiſchen Völkern. Unter der zehnjährigen Herrſchaft jener beiden Brüder unternahmen die Hunnen (im Jahr 442) Einfälle in Thracien und Illyrien und ſetzten ſich in unbeſtrittenen Beſitz Pannoniens, eines Landes, welches ſich trefflich zu einem Sammelplatz kriegeriſcher Völker für Eroberungszüge nach Oſten und Weſten eignete. Als Attila nach ſeines Bruders Tode die Alleinherrſchaft erlangte, zeigte ſich die ganze Kraft des Hunnenreichs. Die langen Berührungen mit dem oſtrömiſchen Reich und faſt noch mehr mit dem tüchtigſten und gebildetſten Germanenvolke, mit den Gothen, waren nicht ohne günſtigen Einfluß auf die Hunnen geblieben. Vor allen Germanen waren es insbeſondere die Oſtgothen, welche Attila werth hielt und auszeichnete; ihre Sprache ward, der hunniſchen gleichgeſtellt, an ſeinem Hofe geredet; merkwürdigerweiſe iſt ſogar der Name Attila eigentlich ein gothiſches Wort, es bedeutet: „Väterchen". Germaniſche Heldenlieder wurden von den Hunnen gern vernommen, germaniſche Sitten wirkten veredelnd auf die ihrigen ein, germaniſches Chriſtenthum, mit germaniſchem Feuereifer bekannt und vertheidigt, milderte das wüſte unmenſchliche hunniſche Heidenthum. Wenn wir bedenken, daß ſich ſo viele und ausgedehnte germaniſche Völkerſchaften, Gepiden, Oſtgothen, Turcilinger, Heruler, Markomannen, Quaden und Sueven, unter ihren eigenen Fürſten größtentheils als freiwillige Bundesgenoſſen dem Hunnenreiche anſchloſſen, innerhalb deſſen ſie gleichſam eine größere Einheit bildeten, und daß die ſarmatiſchen Stämme, welche die Oberhoheit des Hunnenkönigs anerkannten, ausnehmend zahlreich waren, ſo kann uns die Angabe nicht befremden, daß Attila über ein Heer von 500,000 (nach anderen Schriftſtellern ſogar von 700,000) ſtreitbaren Männern gebot.

Mit ſolcher Macht reichte er gen Oſten nach Perſien hin und bedräuete im Jahre 447 das oſtrömiſche Reich. Unter den Hufen der Hunnenroſſe erzitterten die Provinzen vom ſchwarzen Meere bis zum adriatiſchen, vor dem Namen Attila bebte Konſtantinopel; ſchon gab man am dortigen Kaiſerhofe Alles verloren, als der Friede von 448 ihn rettete. Und welch ein Friede! Gold war der Preis, ein um's Dreifache erhöhtes Jahrgeld — 2100 Pfund Gold — mußte der oſtrömiſche Hof dem Hunnenkönig bezahlen, um ſeine Schonung zu gewinnen, und ihm dazu noch Landſtriche in den Süd-Donaugegenden abtreten. Als die Geſandten des Hofes von Konſtantinopel den Hunnenkönig in ſeinem Herrſcherſitze jenſeits der Donau, unfern der Flüſſe Tryſia, Tibiſia und Dricca (im heutigen Oberungarn zwiſchen Theiß und Donau) aufſuchten, fanden ſie bei ihm auch Geſandte des weſtrömiſchen Reiches, welche dieſelbe übermüthige Behandlung, wie ſie, von ihm zu ertragen hatten. Das Aeußere Attila's wird von Augenzeugen alſo geſchildert: Eine kurze, gedrungene Geſtalt, mit breiter Bruſt, das Haupt groß, mit kleinen feurigen Augen, ſtumpfer Naſe, ſpärlichem Bart, die Hautfarbe dunkel. Der Gewaltige, von dem die Sage meldete, daß das Schwert des Kriegsgottes ihm übergeben worden ſei, ſaß umgeben von ſeinen Söhnen, deren jüngſten er am meiſten liebte, in der aus Holz gezimmerten, von einem hölzernen Ringe umſchloſſenen Burg. Sänger ſangen bei ſeinem feſtlichen Mahl, Luſtigmacher erheiterten ſeine Gäſte; Alles war aufgeboten, um dieſe freudig und feierlich zu empfangen und mit Staunen über Macht und Pracht des Herrſchers zu entlaſſen. Attila ſelbſt blieb bei den Scherzen ernſt und bewahrte, wenn der Becher unter den zechluſtigen Gäſten kreiſete, ſtreng ſeine Nüchternheit. Mitten in der Umgebung voll ſtolzer Kleiderpracht trug er ein einfaches Gewand; rings um ihn glänzte Alles von Gold und Silber, vor ihm aber ſtanden Schüſſel und Becher von Holz. Der ſeltene Mann war (wie ihn ein oſtgothiſcher Geſchichtſchreiber ſchildert) geſchaffen zur Erſchütterung des Menſchengeſchlechts, aller Länder Schrecken, der Kriege Freund, aber ſich ſelber mäßigend, gar gewaltig durch Klugheit, Bittende zu erhören geneigt und denen mild, welche er einmal in ſeine Freundſchaft aufgenommen. In der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und ſeines Herrſcherwillens, mit dem Zauber ſeiner Perſönlichkeit, welche Heldenfürſten und Heldenvölker ſeinen Zwecken unterordnete, erſchien er in den Tagen der ungeheuren Verwirrung und Zerrüttung den ſchuldbeladnen, im Gefühl der Nichtigkeit angſtgefolterten Gemüthern wie ein erbarmungsloſes Werkzeug des ewigen Richters, der ihn als Zuchtruthe einer in Verderben verſunkenen Welt geſandt; daher auch ſein geſchichtlich überlieferter Beiname „Gottesgeißel“.

Nach dem Tode des ſchwachen Kaiſers Theodoſius II. erhob deſſen Schweſter, die Regentin Pulcheria, im Jahre 450 den Senator Marcianus, welchem ſie ihre Hand reichte, auf den Thron des oſtrömiſchen Reiches, und der neue Kaiſer, beſſerer Zeiten würdig, erklärte dem Hunnenkönig, als dieſer das gewohnte Jahrgeld verlangte: „nur für ſeine Freunde habe er Gold, für ſeine Feinde bloß Eiſen!“ Attila war nicht der Mann, ſich durch ſolche Worte ſchrecken zu laſſen; ſie konnten ihn über die Schwäche des oſtrömiſchen Reiches nicht täuſchen. Voll ſtolzer Zuverſicht auf die Größe und das Glück ſeiner Heeresmacht betrachtete er dasſelbe bereits als ſeine ſichere Beute und deßhalb dünkte es ihm: er könne es einſtweilen aufſchieben, auf jene Herausforderung mit der Vernichtung deſſen zu antworten, der es gewagt, ihm Widerſtand zu bieten. Ihn lockte jetzt die Zerrüttung des weſtrömiſchen Reiches und zwei Veranlaſſungen werden uns erzählt, welche ihn bewogen haben ſollen, das ungeheure Völkerheer, über welches er verfügen konnte, nach dem Abendlande zu führen, um ſich zuerſt Gallien und das Gothenreich, dann Italien zu unterwerfen. Honoria, die Schweſter des weſtrömiſchen Kaiſers Valentinianus III., um ihres ausſchweifenden Lebens willen vom Palaſte ausgeſchloſſen und gewillt, ſich der ihr aufgelegten Enthaltſamkeit um jeden Preis zu entziehen, ſoll dem Hunnenkönig durch einen vertrauten Hämmling ihren Ring geſchickt und ihm mit ihrer Hand heimlich das abendländiſche Reich angeboten, der römiſche Hof aber dieſe Verbindung hintertrieben und dadurch Attila zur Rache gereizt haben. Außerdem ſoll Attila folgende andere Veranlaſſung zum Aufbruch nach Weſten gehabt haben. Der Weſtgothenkönig Theodorich hatte ſeine zweite Tochter mit Hunnerich, dem älteſten Sohne des Vandalenkönigs Genſerich vermählt; als aber dieſer von ſeiner Schwiegertochter argwöhnte, ſie wolle ihn vergiften, ſchickte er ſie, grauſam verſtümmelt, ihrem Vater Theodorich zurück. Dieſer, die Schmach durch Krieg zu rächen, knüpfte nun mit Rom und den Sueven in Spanien, den alten Feinden der Vandalen, Verbindungen an; Genſerich hingegen, um ſowohl Rom als die Weſtgothen zu beſchäftigen, bewegte den Hunnenkönig zum Kampf gegen das weſtrömiſche Kaiſerthum und beſtimmte ihn zum Einbruch in Gallien, wo die Weſtgothenherrſchaft blühte. Je beſtimmter Attila's Abſicht ſich kund gab, um ſo enger mußten ſich nun Weſtgothen und Römer zum Kampf gegen den gemeinſamen Feind aneinander ſchließen und vergeblich blieben alle ſchlauen Verſuche Attila's, durch geſchickte Unterhandlungen, welche er mit jedem von beiden Theilen einleitete, ſie auseinander zu halten; der römiſche Hof glaubte Attila's lügneriſchen Verſicherungen nicht, daß er bloß die Weſtgothen vom römiſchen Gebiete vertreiben wolle. Gegenüber dem ungeheuren Völkerheere, welches Attila vom Morgenlande gegen das Abendland führte, bildete ſich im Letzteren unter Leitung des Aëtius ein nicht minder großer Völkerbund. Auf beiden Seiten ſtanden Germanen, mit dem Wurf der Entſcheidung in der Hand; in Attila's Heereszuge ſchritten neben den Hunnen, den ſarmatiſchen und den bereits genannten germaniſchen Völkern auch die Oſtfranken, die Brukterer, Chatten und die fränkiſchen Stämme bis zum Neckar hin; in dem römiſch-weſtgothiſchen Völkerbunde befanden ſich außer den Weſtgothen auch Burgunder, Sachſen und Alanen (in Gallien angeſiedelt), ſaliſche und ripuariſche Franken. Nur die tapferen Alemannen am Oberrhein ergriffen weder für den einen noch den andern Theil Partei. In Folge dieſes Umſtandes nahm Attila, welcher im Jahre 451 nach Gallien aufbrach, ſeinen Weg durch Mitteldeutſchland. Die Burgunder am Mittelrhein erlagen dem Andrang der ungeheuren Uebermacht; ihr König Gunthikar fiel in der Schlacht, das Volk wich aus ſeinen bisherigen Wohnſitzen weiter gen Süden und beſetzte die Landſchaften weſtwärts vom Jura und den Alpen bis zur Rhone und Saone, bis zum Quellgebiet der Moſel und Maas einestheils, und über Savoyen, Dauphiné und die nördliche Provence anderntheils bis an's Meer zu Marſeille. Die Städte in Schutthaufen verwandelnd, das offene Land verheerend, drang nun Attila's Heer in Gallien ein und zwar ſcheint es, daß ein Theil nordwärts gegen die Franken bis Tungern verrückte, während Attila mit der Hauptmaſſe ſüdweſtlich weiter zog und bis an die

Loire kam. Er belagerte Orleans, hoffte ſich der Stadt durch Einverſtändniß mit dem Alanenkönig Sangiban zu bemächtigen und wollte ſodann über die Loire gehen. Aber die Nähe der Gefahr hatte die lange verzögerte Vereinigung der Weſtgothen mit dem römiſchen Heere unter Aëtius beſchleunigt und die plötzliche Ankunft der gewaltigen Feindesſtreitmacht zwang ihn, die Belagerung aufzuheben. Er zog ſich nordwärts über die Seine an die Marne zurück, wo er die catalauniſchen Felder (in der Nähe des heutigen Chalons) als geeignete Stätte für eine Entſcheidungsſchlacht erkannte. Auf dieſer weiten, von einer Anhöhe beherrſchten Ebene fanden ſeine Reitergeſchwader hinreichenden Raum, die heimiſche Kampfweiſe zu erproben. Der erwähnten Anhöhe ſuchten ſich beide Theile zu bemächtigen; Aëtius und Thorismund, der Sohn des Weſtgothenkönigs, kamen den Hunnen zuvor. Attila ſtellte ſein Heer in folgender Schlachtordnung auf. Das Mitteltreffen bildete die Kernmacht der Hunnen unter ihres Königs Anführung, den rechten Flügel die Rugier, Heruler, Thüringer, Franken und anderen Hülfsvölker, alle von ihren eigenen Heerkönigen angeführt, den linken die Gepiden in ungeheurer Zahl unter ihrem weitberühmten heldiſchen König Ardarich und die Oſtgothen, an deren Spitze die drei königlichen Brüder aus dem Geſchlecht der Amaler, Walamir, Theodemir und Widemir ſtanden. Die römiſch-weſtgothiſche Heeresmacht war ſo aufgeſtellt, daß die Römer unter Aëtius den linken Flügel, die Weſtgothen unter Theoderich und ſeinen beiden Söhnen Thorismund und Theoderich den rechten bildeten, während der Alanenkönig Sangiban, deſſen Treue verdächtig war, in der Mitte ſtand. Vor Beginn der Schlacht rief der Hunnenkönig ſeinen Schaaren zu: mit all ihrer Kraft ſich auf die Alanen und Weſtgothen zu werfen, „das wären die Knochen, ohne welche der Leib — die Römer — nicht zu ſtehen vermöchte"; er ſelbſt verhieß: der Erſte den Speer auf den Feind zu ſchleudern. Furchtbar raſ'ten die ungeheueren Völkermaſſen im Entſcheidungskampfe; Germanen auf beiden Seiten, Völker eines Stammes, wie die gothiſchen, einander grimmig gegenüber! Nicht die Ueberzahl der Hunnen, nicht ihre ſchreckhafte Kampfweiſe, nicht der Zauber der Unüberwindlichkeit, welcher die Gottesgeißel gefeit, nicht römiſche Kriegskunſt, nicht die Feldherrnerfahrenheit des Aëtius entſchied den Sieg, ſondern germaniſches Heldenthum. Theoderich, der Weſtgothenkönig, fiel durch den Pfeil eines Oſtgothen Andages; ſein Tod ward ſeinem Volk zur Loſung der Blutrache; es trennte ſich von den Alanen und warf ſich heißen Grimms auf die Hunnenſchaaren. Schon brach es ſich Bahn in dieſelben und Attila wäre der Kampfwuth der Weſtgothen erlegen, hätte er ſich nicht bereits, die Wendung des Glücks erkennend, in ſeine Wagenburg geflüchtet. Dort ließ er, das Aeußerſte befürchtend, einen Scheiterhaufen errichten, entſchloſſen, ſich lieber in die Flammen zu ſtürzen, als in der Feinde Gewalt zu fallen. Bis in die Nacht währte der Völkerkampf, ein entſetzliches, tauſendfältiges, beharrliches Morden; auf beiden Seiten ſollen hundertzweiundſechzigtauſend gefallen ſein! In der Nacht ſcholl das Waffengetöſe und Schlachtgeheul der Hunnen grauſenerregend aus ihren Verſchanzungen heraus. Eben auch in der Nacht ſowohl geriethen Aëtius (von den Seinigen getrennt), als Thorismund beim Vordringen dicht an die Wagenburg der Hunnen und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Aëtius, den Hunnen als früherer Bundesgenoſſe wohl bekannt, damals heimlich in ihrem Lager geweſen und mit Attila über deſſen Abzug aus Gallien unterhandelt habe. Thorismund begleitete ſeines Vaters aufgefundene Leiche unter des Volkes lautſchallenden Geſängen von der Wahlſtatt hinweg und beſtattete ſie Angeſichts der Feinde unter heller Klage der Helden; dann ward er als König auf dem Schild erhoben und verlangte ſogleich einen Angriff auf Attila's verſchanzte Stellung; gewiß hätte ein ſolcher, von den Weſtgothen im heißen Zornesdrang ausgeführt, den Untergang der Hunnenſchaaren entſchieden. Da widerſetzte ſich Aëtius dem Verlangen Thorismund's, denn er befürchtete, daß nach der völligen Vernichtung der Hunnen die Weſtgothen eine für das römiſche Reich allzu gefährliche Macht erlangen würden; er bethörte Thorismund durch den Rath: er möge in ſein toloſaniſches Reich zurückkehren und von der Herrſchaft deſſelben Beſitz ergreifen, bevor ſeine daheimgebliebenen Brüder dieſelbe an ſich reißen möchten. Thorismund befolgte dieſen Rath und zog mit den Seinigen vom Schlachtfeld nach Toloſa heim, und nun war Attila gerettet. Er führte ſeine Schaaren alſogleich aus Gallien über den Rhein zurück, ohne daß Aëtius ihn verfolgte, — ein Umſtand, welcher die Annahme zu beſtätigen ſcheint, daß ſein Rückzug in Folge heimlicher Uebereinkunft mit

Aëtius ſtattgefunden habe. Der Beweggrund, welcher den Aëtius zur Schonung des beſiegten Feindes beſtimmen konnte, mag darin zu ſuchen ſein, daß der ſelbſtſüchtige, vielfach zweideutige Mann, für den Augenblick zufrieden mit dem Ruhm der catalauniſchen Siegesſchlacht, auf welche er ſich dem weſtrömiſchen Kaiſerhofe gegenüber ſtützen konnte, ſich auch den Hunnenkönig für ſolche Fälle verpflichten wollte, wo Aëtius eines ſo mächtigen Bundesgenoſſen vielleicht entweder zur Vernichtung eines Nebenbuhlers oder zur Erreichung hochſtrebender Pläne bedurfte.

Attila zog, nachdem er den Rhein überſchritten hatte, entweder in oder doch bis nahe an die pannoniſchen Landſtriche zurück. Aber ſchon im nächſten Jahre nach der Schlacht auf den catalauniſchen Feldern (452) brach er von dort wieder auf, drang durch die Alpenpäſſe unmittelbar in Italien ein und gab, Honoria's Hand vom Kaiſerhofe verlangend, ſeine Abſicht gegen das weſtrömiſche Reich kund. Seinem Zorn erlag die Stadt Aquileja; durch ihre Zerſtörung rächte er ſich für den Widerſtand, welchen ſie ihm geleiſtet. Tauſende von Flüchtlingen retteten das nackte Leben auf die Inſeln im adriatiſchen Meerbuſen; in jenen Tagen, da das Zeichen der Herrſchaft vom Haupte Italia's für immer genommen zu ſein ſchien, ward dort auf den verſteckten, unſcheinbaren Meeresfreiſtätten das Saatkorn gelegt, aus welchem eine Seeherrſchaft erwuchs, größer und länger andauernd, als die alte Welt je eine geſehen; die Flüchtlinge gründeten dort Venedig. Nach Aquileja's Fall erlagen Mediolanum (Mailand) und Ticinum (Pavia) der Gottesgeißel, es beugte ſich ihr jede Stadt; Aëtius hatte die Heeresmacht nicht, um dem Hunnenkönig den Weg nach Rom zu verſperren. Was aber keine Entſcheidungsſchlacht, das vollbrachten jetzt Mangel und Krankheiten; ſie ſchwächten und minderten Attila's Heer, und außerdem erſchienen nun auch zum Schutze Italiens Hülfstruppen, welche der oſtrömiſche Kaiſer Marcianus entſendet hatte. Da erwog Attila, deſſen Zuverſicht auf glücklichen Erfolg ſchwankend geworden, ob er weiter vordringen oder zurückziehen ſollte. Er lagerte am Fluſſe Mincius (Mincio), als Leo, der Biſchof von Rom, und andere Geſandte aus dieſer Stadt zu ihm kamen und ihn zu bewegen ſuchten, ſie zu verſchonen. Dieſe Bitte entſchied ſeinen Entſchluß; er verbarg die gebieteriſche Nothwendigkeit, welche den Rückzug beſtimmte, unter dem Schein der Großmuth, womit er die Bitte gewährte, und unter dem Schrecken der Drohung: er werde wiederkommen, wenn ihm der Kaiſer nicht Honoria mit dem gebührenden Brautſchatze ſende.

So zog denn Attila aus Italien nach den Wohnſitzen ſeines Volkes an die Donau zurück und bedrohte nun, ſeine Forderungen des von Theodoſius bewilligten Jahrgeldes erneuernd, das oſtrömiſche Reich. Aber ſchon ſtand der Gewaltige am Ende ſeiner Tage. Es war im Jahre 453, als Attila die Zahl ſeiner Frauen durch die ſchöne Ildico vermehrte. In der Brautnacht endete ein Blutſturz ſein Leben; am folgenden Tage, nachdem die Diener von Stunde zu Stunde vergeblich auf das Erſcheinen ihres Gebieters gewartet, erbrachen ſie, Unheil ahnend, die Thüre des hochzeitlichen Gemaches und fanden den König als Leiche, die ſchöne Ildico geſenkten Blickes und unter dem Schleier weinend. Da erhob das Hunnenvolk ungeheure Wehklage. Die mißgeſtalteten Söhne des Oſtens ſchoren die Häupter und verwundeten ſich die häßlichen Geſichter, auf daß der Held nicht mit weibiſchen Thränen, ſondern mit männlichem Blute betrauert werde. Als die Leiche mitten im Lager in einem ſeidenen Zelte ausgeſtellt werden, ritten die Volkesfürſten im Kreiſe umher und prieſen nach germaniſcher Sitte im Lied ſein Geſchlecht, ſeine Thaten und ſeinen raſchen ſchmerzloſen Tod inmitten des Ruhms ſeines Volkes. Die Leiche wurde ſodann in einen goldenen Sarg gelegt, dieſer in einem ſilbernen, der letztere wieder in einem eiſernen verſchloſſen und mit koſtbarer Beute im Dunkel der Nacht begraben; damit Niemand die Stätte erfahre, erſchlugen die Hunnen Alle, welche beim Begräbniß gedient.

Nach Attila's Tode ſtritten ſeine zahlreichen Söhne um die Herrſchaft über das große Völkerganze, welches nur ein ſo außerordentlicher Geiſt, wie der ihres gefürchteten Vaters, zuſammenzuhalten vermocht hatte. Das Mittel, um die verſchiedenen Anſprüche auszugleichen, die Theilung des Reiches, hatte deſſen Auflöſung zur Folge. Denn nun traten die Völker im Gefühl ihrer Selbſtheit von einander und den Hunnen zum Unabhängigkeitskampfe gegenüber. Als Vorfechter der germaniſchen Völker, welche bisher die Oberherrlichkeit der Hunnen anerkannt hatten, ſtellten ſich die Gepiden unter Ardarich und die Oſtgothen unter Walamir hin.

In Pannonien ward an den Ufern eines Fluſſes, welchen der gothiſche Geſchichtſchreiber Jornandes Netad nennt, eine Schlacht geſchlagen. Da errangen die germaniſchen Völker den Sieg und Attila's Lieblingsſohn Ellak fiel mit Dreißigtauſend ſeines Volkes; die Beſiegten flohen mit den anderen Söhnen Attila's zur unteren Donau hinab. Dort, an den Ufern des ſchwarzen Meeres, behauptete ſich der Reſt des Volkes noch einige Zeit lang, aber ohne geſchichtliche Bedeutung, und verſchwand endlich unter der neuanſtrömenden bulgariſchen Völkerwoge.

5. Die letzten Geſchicke und das Erlöſchen des abendländiſchen Kaiſerthums.

Auf den Gebieten, welche die Hunnen bisher innegehabt, erſchienen nun die Gepiden und die Oſtgothen; die Erſteren blieben in Dacien von den Karpathen bis zur Donau, die Letzteren beſetzten Pannonien bis nach den Alpen weſtwärts. Unter der Gepidenherrſchaft erhielt ſich fortwährend die ältere ſlaviſche Bevölkerung jener Landſtriche, abhängig, aber unvermiſcht. Bei den Oſtgothen behaupteten ſich die verſchiedenen Stämme unter ihren Fürſten ſelbſtſtändig neben einander, aber nach außen hin bildeten ſie ſowohl unter ſich als auch mit den Gepiden eine Einheit, und als ſolche traten ſie in daſſelbe Verhältniß zum oſtrömiſchen Reiche, in welchem vor ihnen die Hunnen geſtanden; ſie erhielten nämlich vom Hofe zu Konſtantinopel Jahrgelder und blieben dagegen eine Zeit lang friedliche Nachbarn. Zugleich aber ſuchte jener Hof die ſogenannten „kleinen Gothen", einen unter Theodoſius I. in Thracien eingewanderten, ihnen verwandten Stamm, nebenbuhleriſch gegen ſie zu benutzen. Auch ſcheint es, daß der Hof von Konſtantinopel die Eiferſucht der ſarmatiſchen und germaniſchen Völker gegen die Vorherrſchaft der Oſtgothen nährte und bei den erbitterten Kämpfen zwiſchen jenen und dieſen nicht unbetheiligt blieb. So viel aus den Aufzeichnungen des Jornandes erhellt, haben insbeſondere Heereszüge ſueviſcher Völker ſtattgefunden, als deren damalige Sitze die Landſtriche angegeben werden, welche öſtlich von den Baiern, weſtlich von den Franken, ſüdlich von den Burgundern und nördlich von den Thüringern begränzt wurden. Die Bojoarier (Baiern) erſcheinen als eine neue Stammeinheit, hervorgegangen aus der Verſchmelzung von Herulern, Donau-Rugiern, Sciren und Turcilingern mit den Markomannen und vielleicht mit Reſten der alten bojiſchen Urbevölkerung; die Thüringer aus einer Verbindung von mehreren wahrſcheinlich der fränkiſchen Eigenart verwandten Völkerſchaften; ihr althochdeutſcher Name „Durinka“ erinnert auffallend an die alten Hermunduren, die ſtreitbaren Nachbarn der Chatten. In den erwähnten Kämpfen der Sueven gegen die Oſtgothen waren die Donauvölker (wenigſtens Rugier und Sciren) nebſt den Gepiden und ſarmatiſchen Völkern Bundesgenoſſen der Sueven, deren Name allmälig den der Juthungen verdrängte und als Bezeichnung der Suev-Alemannen (Suaven, Schwaben) ſpäterhin immer mehr allgemeine Geltung erlangte.

Während nun die Oſtgothen in Pannonien von dem morgenländiſchen Reiche ſelbſt als friedliche Nachbarn gefürchtet wurden und ein gewaltiger Heerhaufe derſelben unter Widemir's Führung im Jahre 473 einen Zug nach Italien, dann nach Gallien unternahm und den Weſtgothen (477) Spanien erobern half, hierauf aber nach Illyrikum zurückkehrte, — griffen die Vandalen von Afrika und die Weſtgothen von Spanien aus beſtimmend in die letzten Geſchicke des abendländiſchen Reiches ein.

Gewaltig hatte Attila das weſtrömiſche Kaiſerthum gemahnt, wie nahe die Stunde ſei, da die letzten Reſte ſeiner alten Herrlichkeit zerfallen würden. Eine Friſt von nur noch dreiundzwanzig Jahren ſeit Attila's Abzug aus Italien war dem Beſtand des weſtrömiſchen Kaiſerthums vergönnt und wie viel Schandthaten, welche Maſſe von Verderbniß, Elend und Demüthigungen drängten ſich in dieſer Friſt zuſammen! Roma, die weiland Weltherrſcherin, wie mußte ſie im hohen Greiſenalter den Nacken vor den Enkeln jener Barbaren beugen, welche ſie einſt an ihren Triumphwagen geſchirrt; kaum deckte ſie ihre Blöße mit den Lappen ihres einſt durch Völkerblut bepurpurten Kaiſergewandes; kein Auge weinte ihrem tiefen Fall, keine Hand ſtützte die in den Staub hinſinkende Greiſin, die einſt in den Tagen ihrer Kraft ungerührt geblieben war gegen die Klagen der unterworfenen Völker. Von allen Göttern, welche ſie für den Einen, den Menſch gewordenen, dahingegeben, war ihr nur die Rächerin Nemeſis geblieben.

Der elende Kaiſer Valentinian III. war (453) kaum der Furcht vor der Gottesgeißel entledigt, als er vor dem Retter Aëtius zitterte, und in der That mochte auch dieſer zur Beſorgniß hinlänglich Anlaß geben. Durch Meuchelmord entſchüttelte ſich Valentinian ſeiner Furcht vor Aëtius (454) und Gräuel folgte nun raſch auf Gräuel. Den kaiſerlichen Meuchelmörder und Wollüſtling erſchlugen auf Antrieb des Senators Petronius Maximus, dem er die Gattin entehrt hatte, zwei Gepiden, Freunde des Aëtius (455); und abermals beſtieg ein Mörder, nämlich dieſer Petronius Maximus, den Kaiſerthron und die Wittwe des Ermordeten, Eudoxia, mußte ihm ihre Hand reichen. Noch nicht volle zwei Monate waren verfloſſen, als auch er unter Steinwürfen des erbitterten Volkes den Tod fand.

Während zu Rom ſolche Verbrechen verübt wurden, hatten ſich die Franken und Alemannen zum Kampfe gegen das Reich erhoben und zahlreiche Schaaren von Vandalen und mauriſchen Hülfsvölkern waren unter Genſerich von Afrika nach Italien herüber gekommen; Eudoxia ſoll den Meerkönig gerufen haben, daß er ſie von dem verhaßten Ehebunde mit dem Mörder ihres Gatten befreie. Die Nachricht von der Landung der Vandalen verbreitete betäubenden Schrecken, der Kaiſer wollte fliehen, ward aber vom Volk erſchlagen. Genſerich fand die Stadt von jeder Vertheidigung entblößt; vor dem Thore aber trat auch ihm jener Biſchof Leo entgegen, welcher den Hunnenkönig um Verſchonung Roms gebeten hatte. Es hätte wohl kaum ſeiner Vorſtellungen bedurft, um die Vandalen von der Zerſtörung der Stadt abzuhalten, in welcher ſo viele koſtbare Denkmale der Kunſt Bewunderung erregten; die Vandalen, empfänglich für fremde Bildung, wie der gothiſche Stamm überhaupt, machten von dem Recht des Siegers nur den Gebrauch, daß ſie die herrlichſten Kunſtſchätze, eben wie Conſtantin ſolche aus der Siebenhügelſtadt nach dem neuen Kaiſerſitze verpflanzt hatte, nach ihrem Reiche in Afrika entführten, wo ſie, mit römiſcher Bildung vertraut, auch an römiſchen Kunſtgenüſſen ſich ergötzten. Als die Sieger Rom verließen, mußten ihnen Tauſende von Gefangenen folgen und unter dieſen auch Eudoxia mit ihren beiden Töchtern, wenn anders ſie nicht freiwillig es vorzog, künftig unter dem Schutz der als Barbaren und Ketzer Verläſterten zu leben, ſtatt wie bisher inmitten der ſogenannten gebildeten und rechtgläubigen Römer Gräuel um Gräuel zu ſchauen und für ihr Leben zu zittern. Nach dem Abzug von Rom ergoſſen ſich die Vandalen und Mauren über Campanien und verheerten das Land mit Feuer und Schwert, die reichen Städte Capua und Nola erlagen ihnen, nur Neapel leiſtete Widerſtand. Mit den Schätzen Italiens beladen kehrten ſie ſodann nach Afrika zurück. Fortwährend aber blieb Italien neuen Beutefahrten ausgeſetzt, fortwährend flogen vandaliſche Schiffe auf den Meeren umher, kein Kauffahrer war vor ihnen ſicher, jede Küſte ſah die Gefürchteten plötzlich kommen und reich mit Raub befrachtet wieder ſchwinden.

Nach des Maximus Ermordung erhob der Weſtgothenkönig Theodorich ſeinen Freund Avitus, bisher Statthalter des römiſchen Galliens, auf den Kaiſerthron; abermals alſo eine germaniſche Macht, welche über die einſt gewaltigſte Würde auf Erden entſchied! So blieb's von nun an bis zum letzten Augenblick des altrömiſchen Kaiſernamens. Das war die Zeit, in welcher vor den verſchiedenen übrigen germaniſchen Stämmen der gothiſche in ſeinen beiden Zweigen, dem weſt- und dem oſtgothiſchen, ſeine höchſte Bedeutung zu entfalten begann. Das weſtgothiſche oder „toloſaniſche“ Reich breitete ſich unter den Königen Theodorich II. und Eurich (von 453—484) ſowohl in Gallien als auch in Spanien immer weiter aus und drückte in dem letzteren Lande die Suevenherrſchaft bedeutend zurück; es umfaßte alle galliſchen Landſchaften von der Loire bis zum mittelländiſchen Meere, von der Rhone bis zu den Pyrenäen und zum atlantiſchen Ocean und von der Durance bis zum mittelländiſchen Meere und zu den liguriſchen Alpen, ſowie alle ſpaniſchen bis auf den nordweſtlichen Theil, welcher den Sueven blieb. Dies weſtgothiſche Reich war aber auch damals zugleich der erſte eigentliche germaniſche Staat in Europa von feſter innerer Ordnung mit geſchriebenen Geſetzen und mit einer aus dem Grunde römiſcher Bildung neu aufgeſproßten Geſittung; mit Kraft und Klugheit lenkten ſeine Könige die Verhältniſſe der abendländiſchen Völkerwelt.

Jener Avitus, welchem Theodorich den Purpur gegeben hatte, behauptete ſeine Würde nur kurze Zeit; wohl hatte ihn der oſtrömiſche Kaiſer Marcianus anerkannt, aber zu ſchützen vermochte er ihn nicht, als im Jahre 456 der Oberfeldherr des Weſtreichs, der Sueve Ricimer, mit ſeiner Entthronung ein denkwürdiges Spiel des Uebermuthes begann, welches er ſechszehn Jahre lang fortſetzte. Ricimer, ein Mann von hervorragender Geiſteskraft, welcher das zerrüttete weſtrömiſche Reich beherrſchen wollte, verzichtete, um die Herrſchaft thatſächlich zu üben, auf den unfruchtbaren Kaiſertitel und verlieh denſelben Solchen, welche, ohne eignes Selbſtgefühl, ihm als Werkzeug dienen mußten; war die Wahl mißglückt oder ſuchte ein von ihm Erhobener ſelbſt zu herrſchen, ſo betrieb und vollbrachte Ricimer deſſen Sturz. Als er den Avitus geſtürzt, erhob er den Majorianus auf den Thron; als dieſer, voll Kraft, Einſicht und Thätigkeit, nach Selbſtherrſchaft ſtrebte, ließ er ihn (461) ermorden und gab dem Libius Severus die Kaiſerwürde. Nach deſſen Tode (465) ließ Ricimer den Kaiſerthron ein Jahr lang unbeſetzt und erkannte endlich den vom oſtrömiſchen Hofe zum Kaiſer erhobenen und nach Italien geſchickten Anthemius (467) als ſolchen an und nahm deſſen Tochter zur Frau; dies Verhältniß hielt ihn jedoch nicht ab, ſich gegen ſeinen kaiſerlichen Schwiegervater, als derſelbe ſtatt des Scheines der Macht dieſe ſelbſt ergreifen wollte, zu empören und ihn ermorden zu laſſen (472), worauf er den Senator Olybrius zum Kaiſer machte. Doch noch in demſelben Jahre ſtarb Ricimer und bald nach ihm auch ſein jüngſtes Geſchöpf Olybrius. Nun blieb das abendländiſche Reich ein halbes Jahr lang wieder ohne Oberhaupt, bis endlich (473) abermals ein germaniſcher Machthaber, Ricimer's Neffe, der Burgunder Gundobald den Glycerius auf den Thron erhob. Vom oſtrömiſchen Hofe nicht anerkannt, mußte dieſer ſchon nach vierzehn Monaten (474) dem von jenem nach Italien geſchickten Julius Nepos weichen. Dieſen aber entthronte im nächſtfolgenden Jahre (475) Oreſtes, früher in Dienſten Attila's, jetzt Patricius und Feldherr, welcher ſeinen Sohn Romulus Auguſtulus zum Kaiſer erklärte.

Während jenes Kaiſerwechſels hatten die germaniſchen Völkerſchaften unausgeſetzt ihre Angriffe auf Italien und auf die letzten Reſte der römiſchen Herrſchaft in den Provinzen erneuert. Der unermüdliche Genſerich hatte ſeine Meerherrſchaft ſo furchtbar ausgebreitet, daß die kräftigeren von jenen letzten Kaiſern, Majorianus und der Grieche Anthemius, Alles aufboten, um durch eine große durchgreifende Unternehmung Italien von den Vandaleneinbrüchen zu retten; aber Genſerich wußte: Gold ſei ſicherer als Eiſen, und hatte, ſo lange Ricimer lebte, an dieſem einen treuen Bundesgenoſſen. In Gallien ſchwankte Alles in der gräulichſten Verwirrung; von allen Seiten drängten germaniſche Völkerſchaften, Weſtgothen, Alemannen, Franken und Burgunder. Die beiden Letzteren erſchienen jedoch auch als Bundesgenoſſen Roms gegen die Weſtgothen. Der Weſtgothenkönig Theoderich II. ſtand, ſo lange der von ihm auf den Kaiſerthron erhobene Avitus lebte, als Freund, nach deſſen Sturz als Feind des römiſchen Reichs und der noch römiſch gebliebenen Landſchaften in Gallien und Spanien da. Der tapfere römiſche Befehlshaber Aegidius in Gallien zwang anfänglich den Weſtgothenkönig, mit Rom zu frieden und ſich mit ihm gegen die Vandalen und Sueven zu verbinden; nach Majorian's Ermordung aber war derſelbe Aegidius, als Feind des neuen Kaiſers Severus, zum Einbruch in Italien bereit, während Severus in Unterhandlung mit dem Weſtgothenkönig trat und dieſer zum Kriege gegen Aegidius gereizt ward; in Folge dieſer Wirrniſſe ging die erſte Narbonnenſiſche Provinz für Rom verloren. Aegidius fiel (464) durch Meuchelmord, welchen die kaiſerliche Partei veranlaßte, und dem weſtrömiſchen Hofe blieb nun nichts mehr übrig, als all die Eroberungen der Weſtgothen in Gallien anzuerkennen und ihre weiteren Länderforderungen zu bewilligen; — nur ein kleines Gebiet in Gallien, deſſen Mittelpunkt Sigdunum (Soiſſons) bildete, hielt ſich noch eine Zeit lang als letzte Trümmer römiſcher Herrſchaft unter der Statthalterſchaft des Syagrius, eines Sohnes des ermordeten Aegidius.

Unter ſolchen Wirren erhob Oreſtes (wie erwähnt), ſeinen Sohn Romulus Auguſtulus auf den Kaiſerthron. Da erſchien plötzlich auf italiſchem Boden ein germaniſcher Heerkönig Namens Odoaker und mit ihm die letzte Stunde des weſtrömiſchen Kaiſerthums. Verſchieden ſind die Nachrichten über Odoaker's Abſtammung und Laufbahn, — gewiß nur der Umſtand, daß er als Befehlshaber germaniſcher Hülfsvölker in römiſchem Reichsdienſt dem Oreſtes und deſſen Sohne entgegentrat. Er überwand (476) den Erſteren in der Schlacht bei Ticinum (Pavia), bekam den Letzteren in ſeine Gewalt und zwang ihn, auf die Kaiſerwürde zu verzichten. In Campanien verlebte der entthronte Jüngling fortan ſeine Tage und da Odoaker, deſſen Siegesmacht Italien anerkannte, keinen neuen Kaiſer erhob, ſo erloſch mit jenem Sturz im Jahre 476 nach Chriſtus und im Jahre 1229 nach Erbauung Roms das weſtrömiſche Kaiſerthum.

Odoaker herrſchte nun weder mit dem Titel eines kaiſerlichen Feldherrn, noch mit dem Titel eines Königs von Italien, ſondern als König der Völker in Italien, ohne Purpur, ohne ein Abzeichen der königlichen Würde. Gleichwohl wünſchte er vom oſtrömiſchen Hofe in Konſtantinopel den Titel des Conſulats oder des Patriciats zu erhalten, ein Wunſch, welcher aus den Anſprüchen jenes Hofes an Italien zu erklären iſt. Nach dem Erlöſchen des abendländiſchen Kaiſerthums betrachtete ſich nämlich der Kaiſerhof zu Konſtantinopel als rechtmäßigen Erben desſelben, indem er annahm, daß nunmehr gleichſam bloß die alte, eine Zeit lang geſtörte Einheit des Kaiſerthums wiederhergeſtellt ſei. Sowie der Hof zu Konſtantinopel dieſe Anſprüche ſchon nach dem Tode des Severus durch die Ernennung des Anthemius und dann durch die Nichtanerkennung des Glycerius, ſowie durch die Erhebung des Julius Nepos kundgegeben hatte, ſo hielt er ſie nun nach der Erledigung und Nichtwiederbeſetzung des weſtrömiſchen Kaiſerthrones nur noch mit größerer Beſtimmtheit aufrecht und betrachtete demgemäß den Odoaker bloß als Empörer. Die Rechtsanſchauung, daß das abendländiſche Kaiſerreich nunmehr mit dem morgenländiſchen wieder vereinigt und ſomit das eine und ungetheilte römiſche Kaiſerthum mit dem Sitz des geheiligten Herrſchers in Konſtantinopel ſowie zur Zeit des Theodoſius wieder hergeſtellt ſei, haftete übrigens auch in einem großen Theile der Bevölkerung Italiens, deren Nationalſtolz nicht bloß nicht den Gedanken: von einem „Barbaren" beherrſcht zu werden, ſondern auch noch bei weitem weniger die Vorſtellung ertragen konnte, daß das ganze Römerthum aufgehört haben ſolle. Odoaker erkannte dies Hinderniß, welches der Befeſtigung ſeiner Herrſchaft für die Dauer entgegenſtand; er ſuchte deßhalb vom Hofe zu Konſtantinopel die patriciſche Würde zu erlangen, wodurch ſeine Stellung in der Anſchauung der italiſchen Bevölkerung wenigſtens den

Anſchein einer geſetzlichen als Reichsbeamter erhalten haben würde; er beſtimmte den Romulus Auguſtulus, ſich deßhalb in Konſtantinopel für ihn zu verwenden, und ſandte ſogar die Reichskleinodien dahin. Allein der morgenländiſche Hof beharrte unerſchütterlich bei dem Entſchluß, ihn als Aufrührer zu behandeln, und bereitete Alles vor, um ſeinen Sturz herbeizuführen.

Odoaker unterließ übrigens ſeinerſeits nichts, um ſich die Behauptung ſeiner Herrſcherſtellung, dem Kaiſerhofe in Konſtantinopel zum Trotz, zu ſichern. Er leitete Unterhandlungen mit dem Vandalenkönig Genſerich ein, um Sicilien für Italien zu erhalten. Dem mächtigen Weſtgothenkönig Eurich trat er, um ihn zum friedlichen Nachbar zu haben, alles römiſche Gebiet jenſeits der Alpen vom Rhein bis an's Weltmeer ab, gleichſam als Rechtsnachfolger der abendländiſchen Kaiſer handelnd. Als Friedrich, der Bruder des Feletheus, Königs der Donau-Rugier (im heutigen Unteröſterreich) von deſſen Sohn ermordet ward, griff Odoaker mit Heereskraft ein und unterwarf jenes Volk. Der ganze Umfang der entſcheidenden und durchgreifenden Veränderung, welche Odoaker vollbracht hatte, und die volle Bedeutung der neuen wahrhaften Herrſcherſtellung, welche die Germanen jetzt im weiland römiſchen Reiche einnahmen, läßt ſich aus dem Verhältniß derſelben zu den Römern in Bezug auf das Grundeigenthum erkennen. Jene germaniſchen Heerzüge, welche in's römiſche Reich eindrangen, ſich demſelben furchtbar machten und dann Aufnahme darin, allerdings auf nachträglich gütlichem Wege, durch förmlichen Vertrag erhielten, übernahmen die Verpflichtung zur Vertheidigung und empfingen dafür anfänglich bloß Verpflegung von den Römern, zum Theil nach dem Maßſtab ihrer Vertheilung bei den Grundeigenthümern. Der Fremde war alſo gleichſam der Gaſt des Letzteren, das Verhältniß zwiſchen Beiden trug den milderen Namen der „Gaſtfreundſchaft“ für die den Eigenthümer auf's Härteſte drückende Wirklichkeit. Nach der Entthronung des letzten abendländiſchen Kaiſers verfuhr nun Odoaker mit dem Boden Italiens ganz nach dem üblichen Recht des Eroberers; er nahm den beſiegten Römern den dritten Theil des Grundeigenthums und vertheilte ihn unter ſein germaniſches Heergeleite.

Zehn Jahre nach dem Erlöſchen des abendländiſchen Kaiſerthums verſchwand auch die letzte Spur römiſcher Herrſchaft in Gallien.

Chlodwig, König eines Stammes der ſaliſchen Franken, griff in Verbindung mit zwei anderen Frankenfürſten bei Soiſſons den Syagrius an und eroberte das von ihm beherrſchte römiſche Gebiet. So herrſchten nun auch in Gallien durchweg nur germaniſche Völker, Franken, Weſtgothen, Burgunder und Alemannen. Aber bald kehrten dieſe die Waffen gegen einander ſelbſt und der wilde, gewaltthätige Chlodwig trachtete darnach, die Gewalt ſeines Frankenſtammes und Geſchlechtes als alleinige über ganz Gallien auszubreiten. Während nun dieſer Eroberer ſeine Zwecke mit ebenſo viel Kühnheit und Schlauheit, als Treuloſigkeit und Niedertracht erreichte und dort ein Frankenreich gründete, welches immer mächtiger wurde und ſich auch über die weſtlichen Theile des heutigen Deutſchlands ausdehnte, waren die Oſtgothen aus den bisherigen Wohnſitzen nach Italien gezogen und hatten dort unter ihrem König Theoderich, auf den Trümmern des Römerthums ſammelnd, ausgleichend und bildend, einen romaniſch-germaniſchen Staat geſchaffen.

6. Begründung des Oſtgothenreichs in Italien.

Die eigenthümliche Stellung, in welcher ſich die Oſtgothen zum griechiſchen Hofe befanden, war für beide Theile zu unerträglich, als daß ſie nicht eine Veranlaſſung herbeiwünſchen ſollten, um das unnatürliche Verhältniß aufzuheben. Eine ſolche Veranlaſſung bot ſich endlich dar, als nach dem Erlöſchen des abendländiſchen Kaiſerthums der Hof von Konſtantinopel die Geltendmachung ſeiner niemals aufgegebenen Anſprüche auf Italien und den Sturz Odoaker's beſchloß.

Theoderich, der Sohn Theodemir's, eines jener drei Brüder aus dem ruhmreichen Königsgeſchlecht der Amaler, die dem Hunnenkönig gefolgt waren, war zwei Jahre nach dem Tode des Letzteren am Neuſiedler-See in Ungarn geboren. Sein Vater ſandte ihn als ſiebenjährigen Knaben widerwillig als Bürgſchaft nach Konſtantinopel an den Hof, wo Kaiſer Leo mit den Oſtgothen ein Bündniß geſchloſſen und denſelben ein Jahrgeld von dreihundert

Pfund Gold zugeſagt hatte. In Konſtantinopel wuchs der junge Theoderich, den Körper in Kriegsübungen ſtählend und ſeines Geiſtes reiche Kräfte für Welt- und Menſchenkenntniß ausbildend, ſtattlich heran. Als er in ſeinem achtzehnten Jahr zu ſeinem Volke zurückkehrte, erkannten alle Gothen ſeinen Vater als König, da Walamir gefallen und Widemir nach Italien und Gallien fortgezogen war; der Jüngling aber erwies ſich ſogleich durch eine kühne Waffenthat als würdigen Königsſohn, denn er half ſeinem Vater, der in's oſtrömiſche Reich einbrach, Naiſſus erobern und nahm an der Spitze von ſechstauſend Männern dem Sarmatenfürſte Babai das feſte **Singidunum** (Belgrad). Bald wurde er vom morgenländiſchen Hofe mit der Vertheidigung der Niederdonau beauftragt und nach ſeines Vaters Tode rief ihn ſein Volk, voll freudigen Stolzes auf ſein Heldenthum, als König aus. Der morgenländiſche Kaiſer Zeno ſuchte ſich ſeiner treuen Hülfe, deren er gegen Empörer bedurfte, durch ehrenvolle Auszeichnungen und reiche Geſchenke zu verſichern; er verlieh ihm die Würde eines Patricius und Conſuls, übergab ihm den Befehl über ſeine Haustruppen, verlieh ihm den Namen „Sohn", verſprach ihm eine reiche Gattin, widmete ihm eine Ritterſäule und ſpendete ihm viele Tauſend Pfund Gold. Theoderich erwirkte auch die Wiedereinſetzung des vertriebenen Zeno, machte ſich aber dem Reiche durch Beutefahrten furchtbar, bei welchen ſein kriegeriſches und den Landbau vernachläßigendes Volk ſich für harten Mangel in den heimiſchen Sitzen entſchädigte. Die höfiſche Staatskunſt ſuchte die gefährliche Macht der gothiſchen Bundesgenoſſen aufzureiben und beauftragte Theoderich, einen bei der Empörung betheiligten gothiſchen Stamm zu bekämpfen; aber der Führer dieſes Stammes, gleichen Namens mit Theoderich, verſtändigte ſich mit dieſem über die eigentlichen Abſichten des Hofes und dieſer letztere erkaufte von den Gothen den Frieden. So war das ſchwankende und zweideutige Verhältniß derſelben zum morgenländiſchen Hofe ſcheinbar wiederhergeſtellt. Doch Theoderich erkannte, daß es für die Dauer unhaltbar ſei. Sein Ehrgeiz ſtrebte nach hellerem Ruhm, größeren Thaten und einer würdigeren Stellung ſeines Volkes. Er blickte auf Italien hin und glaubte dort den Boden zu erkennen, auf welchem ſich ſein Volk als herrſchendes niederlaſſen könne. Die Verhältniſſe ſchienen dem Plane einer Eroberung günſtig, da Odoaker noch fortwährend mit dem Haß der unterworfenen römiſchen Bevölkerung zu kämpfen hatte. Anderſeits boten nun eben auch wieder der Sturz Odoaker's und die Aufrechthaltung der griechiſchen Anſprüche auf Italien den anſtändigen Schein, unter welchem der griechiſche Hof die ihm ſo ſehr erwünſchte Entfernung der Oſtgothen aus der Nähe Konſtantinopels zu Stande bringen konnte. Ob nun Theoderich von Kaiſer Zeno die Erlaubniß zu einem Kriege gegen Odoaker erbeten oder nicht, — es ward ihm im Jahre 489 Verwilligung oder Auftrag, ein Heer für den italiſchen Feldzug zu bilden; zweifelhaft blieb es, ob Theoderich, wenn ihm die Eroberung Italiens gelänge, dort als Statthalter, Dienſtmann oder Bundesgenoſſe des morgenländiſchen Kaiſers walten ſollte; aber indem der Oſtgothenkönig den Zug mit Wiſſen und Willen des Kaiſers unternahm, ſo erſchien er, der Patricius, der römiſchen Bevölkerung Italiens gleichſam als Reichsbeamter und ſein Unternehmen als ein mit geſetzlicher Weihe verſehenes. Als Theoderich den Ruf: „Auf, nach Italien!“ erſchallen ließ, erhob ſich ſein Volk voll freudiger Ungeduld, das weitgeprieſene Land zu erobern. Langſam bewegte ſich der ungeheure Zug von ſtreitbaren Männern mit Weibern, Kindern und Greiſen, mit zahlloſen Wagen, auf denen ſie ihre koſtbarſten Güter mitführten, mit Schaf- und Rinderheerden am rechten Donauufer voran; allenthalben nahm er unterwegs noch andere kleine germaniſche Völkerſchaften auf; ſo ſchloſſen ſich auch jene Rugier an, welche Odoaker's ſiegreicher Gewalt gewichen waren. Aber groß waren die Mühen der langen Wanderſchaft im ſtrengen Winter, durch Landſtriche, wo beim Verfall der römiſchen Macht die weiland ſtolzen Städte in Trümmern, die weiland üppigen Felder verödet lagen, die weiland gemächlichen Heerſtraßen ungangbar geworden waren, und wilde Gepiden-, Sarmaten- und Bulgarenſtämme das heimathloſe Volk angriffen. Am Fluſſe Ulca fanden die Oſtgothen, vor Mangel faſt verſchmachtend, die Straße durch die Gepiden verſperrt; mit dem wilden Muth der Verzweiflung ſtürzten ſie auf die Feinde und beſiegten ſie; dann labten ſie ſich aus den erbeuteten Vorrathskammern und zogen nach Pannonien, wo ſich ein großer Theil der daſelbſt wohnenden Stammgenoſſen ihnen anſchloß. Sie nahmen hierauf ihre Richtung ſüdweſtwärts nach den Küſtenländern des adriatiſchen Meeres hin; da ſich jedoch zur Ueberfahrt der ungeheuren Menſchenmaſſe nicht genug Schiffe fanden, ſo wendeten ſie ſich nach den venezianiſchen Landſchaften hin und lagerten am Fluſſe Iſonzo (490). Hier harrete ihrer Odoaker mit großer Heeresmacht, die er inzwiſchen zum Widerſtand gerüſtet hatte; aber die Oſtgothen griffen ihn ungeſtüm an, beſiegten ihn und zogen durch die eroberte venezianiſche Provinz bis nach Verona. An der Etſch, nicht weit von dieſer Stadt, trat ihnen ein ſtärkeres Heer Odoaker's entgegen; doch abermals gewann Theodorich den Sieg und bald öffneten Verona, Mediolanum (Mailand) Ticinum (Pavia) dem Sieger ihre Thore. Nun aber bot Odoaker, der ſich nach dem feſten Ravenna zurückgezogen, die äußerſten Anſtrengungen auf; durch ſeinen Oberfeldherrn Tufa, welcher ſcheinbar an ihm zum Verräther geworden, um die Oſtgothen wirklich zu verrathen, wußte er mehrere Feldherrn derſelben in ſeine Gewalt zu bekommen; auch ein Theil der Rugier, welche bisher dem Theoderich gefolgt, ging zu ihm über und Theodorich wurde in Ticinum eine Zeit lang belagert, bis es ihm endlich — insbeſondere auch durch den Beiſtand der Weſtgothen — möglich ward, ſeinem Gegner auf offenem Felde die Spitze zu bieten. Am Fluſſe Addua (Adda) ſchlug Theoderich am 11. Auguſt 490 die dritte Schlacht, gewann er den dritten Sieg und Odoaker mußte ſich nun abermals in das feſte Ravenna zurückziehen. Dort bot er den Angriffen Theoderich's bis in's dritte Jahr Trotz, während Volk und Senat von Rom, ſo wie ganz Italien bis zum äußerſten Süden dem Oſtgothenkönig als Befreier huldigten und die Vandalen ihm Sicilien, als zu Italien gehörend, übergaben. Endlich wurde, da Mangel an Lebensmitteln die ſtandhaften Belagerten furchtbar bedrängte, durch Vermittlung des Biſchofs von Ravenna eine Uebereinkunft geſchloſſen, der zufolge die Stadt ihre Thore öffnete und Theodorich und Odoaker ſich eidlich verbanden, die Herrſchaft über Italien gleich und ungetheilt zu führen. Am 5. März 493 zog Theodorich in die Stadt ein, wo die letzten weſtrömiſchen Kaiſer Hof gehalten. Doch alsbald befleckte er durch Treubruch ſeinen Siegesruhm! Er bangte vor der Möglichkeit eines Umſchwungs zum Vortheil Odoaker's und ſein Ehrgeiz ſträubte ſich wider den Gedanken, daß er als Mitherrſcher neben dem heldiſchen Odoaker gar bald nur der Zweite ſein könne. Da lud er Dieſen hinterliſtig in den Palaſt zum Gaſtmahl und erſchlug ihn meuchlings beim Gelage; der eitle Vorwand, als habe Odoaker ihm nach dem Leben geſtrebt, ſollte die als Verletzung des Eides und des Gaſtrechts doppelt niederträchtige Bluthat mit dem Schein der Nothwehr beſchönigen. Auf ſolche Weiſe erlangte Theoderich ſtatt der beſchwornen Mitherrſchaft die Alleinherrſchaft, deren weiſer und für das unglückliche Italien ſegensreicher Gebrauch die Makel von ſeinem Namen nicht zu tilgen vermochte. Die Oſtgothen und die anderen germaniſchen Völker begrüßten ihn als König von Italien und der griechiſche Kaiſer Anaſtaſius I. ſchickte ihm die ſämmtlichen Reichskleinodien zum Zeichen der Beſtätigung ſeiner königlichen Würde.

Theoderich ſeinerſeits erkannte die Oberhoheit des griechiſchen Kaiſerthums über Italien an, behandelte jedoch in ſeinem ſchriftlichen Verkehr mit Konſtantinopel die Stellung ſeines abendländiſchen Königthums, in welchem er ohne den alten Namen und die gewohnten Abzeichen der Kaiſerwürde die ganze Fülle kaiſerlicher Gewalt übte, zum morgenländiſchen Reiche als ein Bündniß, welches alljährlich durch die einſtimmige Wahl zweier Conſuln dargeſtellt wurde.

Als Eroberer war Theoderich im Abendlande aufgetreten; als Herrſcher gab er das große Beiſpiel weiſer Mäßigung. Nur um das Reich, welches ihn als König anerkannte, und die Länder, welche ſeinen mächtigen Schutz in Anſpruch nahmen, zu vertheidigen, nicht um neue Eroberungen zu machen, zog er das Schwert aus der Scheide und die Achtung vor dem nicht ungeſtraft zu beleidigenden Anſehen des ſtarken Friedensfürſten war es, wodurch ſich ſein Reich vergrößerte. Es erſtreckte ſich über die italiſchen Landſchaften Venetien, Ligurien, Samnium, Campanien, Lucanien und Bruttium, über Sicilien, das rhätiſche und noriſche Alpenland, Pannonien, das Save-Land, Iſtrien und Dalmatien, ferner (ſeit 509) über den ſüdlichen Strich von Gallia Narbonnensis und (ſeit 523) über den nordöſtlichen (zwiſchen Rhone und Alpen). Nach dem Tode des Weſtgothenkönigs Alarich II., ſeines Schwiegerſohnes, ſtand Theodorich als Vormund Amalrich's, des noch unerzogenen Sohnes ſeiner Tochter, und als Beſchützer des Weſtgothenreiches da. Seine gewaltige Perſönlichkeit wußte ſich bei allen Königen der germaniſchen Reiche Geltung zu verſchaffen; durch Familienverbindungen ſeines Geſchlechts mit den Königen der Franken, der Burgunder, der Weſtgothen, der

Vandalen und der Thüringer, behauptete er, inmitten all der feindſeligen Strebungen der germaniſchen Könige und Herrſchaften untereinander, gleichſam die Bedeutung eines vermittelnden, mahnenden, warnenden, den wilden Trotz und Uebermuth zügelnden Patriarchen der germaniſchen Völkerwelt und erhielt mit ſtarker Hand ein heilſames Gleichgewicht. So ſchützte er Italiens Sicherheit vor den Vandalen durch einen Vergleich, welchen er mit denſelben 491 abſchloß. So nahm er den jungen König der Heruler, der wildeſten und roheſten von allen Germanen, an Sohnes Statt an. So löſte er die von Burgundern gefangenen Ligurier (494). So deckte er den Theil der Alemannen, welche in der heutigen Schweiz und in den Gebieten des ſpäteren Conſtanzer und Augsburger Sprengels wohnten, als Schutzherr gegen die Uebergriffe ihrer Feinde, der Franken. So dämmte er überhaupt die ungeheuren Vergrößerungsſtrebungen der Letzteren und friedete die fränkiſch-burgundiſchen Wirren. Aber auch einem Nachkommen Attila's gewährte er Schutz gegen Kaiſer Anaſtaſius, und als es darob an der daciſchen Gränze zum Kriege kam, vernichteten die Gothen in der Schlacht bei Margus die überlegene morgenländiſche Heeresmacht. Der Hof zu Konſtantinopel ließ, um ſich zu rächen, eine Flotte auslaufen, deren Bemannung die Küſten Calabriens und Apuliens plünderte und verheerte; aber raſch ſchuf Theodorich eine Flotte von 1000 Schiffen zum Schutz Italiens und errang einen ehrenvollen Frieden. Weitentfernte Völker kannten und ehrten die Bedeutung der Stellung, welche das Oſtgothenreich einnahm, und wie einſt nach Rom, ſo kamen jetzt huldigende Geſandte aus entlegenen Ländern nach Ravenna, wo Theodorich ſeinen Königsſitz in ſtolzer Pracht und Herrlichkeit aufgeſchlagen; da legten ſie Geſchenke zu den Füßen des leutſeligen Herrſchers nieder und empfingen von ihm als Gegengaben koſtbare Gegenſtände italiſcher Kunſt, ſchätzbare Zeugniſſe italiſchen Gewerbfleißes.

Das Verhältniß der Oſtgothen zu den Römern entſprach, wie Theodorich es geordnet hatte, eben ſo ſehr der Macht und dem Bedürfniß der Erſteren, als der Schonung der Letzteren. Als Eroberer erhielten die Oſtgothen, deren Zahl ſich bis zu 200,000 ſtreitbaren Männern (Weiber und Kinder ungerechnet), über ganz Italien vertheilt, vermehrt hatte, zunächſt von den römiſchen Grundbeſitzern den dritten Theil der Ländereien, wie ſchon Odoaker's Krieger denſelben nach üblichem Recht der Eroberung in Anſpruch genommen und empfangen hatten.

Außerdem ſtanden die Oſtgothen in Italien als das da, was einſt die Weſtgothen im morgenländiſchen Kaiſerreiche geweſen waren, nämlich als die recht eigentlichen Männer. Sie allein bildeten die bewaffnete Macht, kein Römer gehörte zu derſelben, „die Gothen ſollten die Beſchwerden des Kriegs für das gemeine Wohl übernehmen und die Römer in ſichrer Wohnung ſich mehren“; ſelbſt die in's Heer aufgenommenen Söldner mußten Germanen ſein. Abgeſehen von der wirklichen Untüchtigkeit der Römer zum Waffendienſt, drückte jene ausſchließliche Befähigung der Oſtgothen zum Kriegerſtande deutlich genug aus, daß ſie nach urgermaniſcher Rechtsgewohnheit die Römer nicht als vollberechtigt betrachteten. Den Oberbefehl über eine Provinz führte ein gothiſcher „dux“ (Herzog) oder „comes“ (Graf); die Oberfeldherrnſchaft behielt ſich der König ſelbſt vor, welcher, wie früher die römiſchen Kaiſer, ſeine beſonderen Haustruppen hatte. So waren Gothen und Römer vollſtändig von einander getrennt. Gleichwohl nahmen die Erſteren von den Letzteren die Bildung, deren Bedürfniß ſie empfanden, ja ſelbſt deren Tracht an; doch bewahrten ſie treu die geliebte Mutterſprache und die nationale Glaubensform (die arianiſche) als hochwerthe Kleinodien. Sorgfältig wachte Theoderich darüber, daß ſein Volk nicht bloß kriegstüchtig blieb, ſondern ſich auch noch weiter im Waffendienſte ausbildete, daß es auf den erſten Ruf kampfbereit daſtand und für jede außerordentliche Mühe durch Gunſt und Gaben belohnt ward. Aber eben ſo eifrig gewöhnte er es auch zu ſtrenger Zucht, zur Achtung der bürgerlichen Geſetze und zur Schonung der Römer, welche die Künſte des Friedens ungeſtört pflegen und ſich der Segnungen deſſelben erfreuen ſollten.

In Bezug auf die Provinzialverwaltung behielt Theoderich die Einrichtungen, welche er vorfand, bei. Er beſetzte ſie mit Italiänern und ließ ſeine Unterthanen ebenſo nach dem bisherigen römiſchen Rechte leben, als es für ihr nationales Gewohnheitsrecht in Kraft blieb; zur Schlichtung von Streitigkeiten zwiſchen Gothen untereinander, oder zwiſchen Gothen und Römern beſtellte er einen „comes Gothorum“, welcher im letzteren Falle einen rechtskundigen Römer bei der Entſcheidung zuziehen mußte.

Um uns von dem eigenthümlichen Bilde dieſes auf römiſchem Boden, in römiſchen Formen erbauten germaniſchen Staates eine deutliche Vorſtellung zu machen, werfen wir einen Blick auf die unter Theodorich beſtehenden Staatsämter und Verwaltungsbehörden. An der Spitze der Reichsbeamten ſtand der „praefectus praetorio“. Er hatte die Befugniß, ausgetretene Verbrecher ohne Rückſicht auf Verjährung vor Gericht zu ziehen, Schuldige um große Summen zu ſtrafen, von den Geldern des Staatsſchatzes nach eigenem Ermeſſen Gebrauch zu machen, uneingeſchränkt Poſtſcheine zu ertheilen, verfallene Güter einzuziehen, die Vergebungen der Provinzialrichter zu ſtrafen und die Rechtshändel zu endigen, ohne daß Berufung von ſeinem Spruche ſtattfand; er entſchied überall im Namen des Königs; kein Unterbeamter konnte ſeinen Gerichtshof gegen ihn geltend machen, die Hofdienerſchaft allein ausgenommen; den Aufträgen ſeiner zahlreichen Beamten wagte kein Richter in der Provinz ſich auf irgend eine Art zu entziehen. Unterbeamten, die ihre Dienſtzeit ausgedient, beförderte er zu Tribunen und Notarien und die ſeinigen durften ſich unter die königlichen ſtellen; er ſorgte für den Unterhalt des Hofes, für die Naturalverpflegung der Diener, für die Bedürfniſſe der Geſandten und für den Unterhalt des Volks und des Heeres; bei ſeinem Eintritt in den Palaſt wurde er häufig durch Kniebeugung geehrt. Der „quaestor“ nahm an den geheimſten Gedanken und Beſchlüſſen des Königs Theil und war der Dollmetſcher ſeines Willens, der Hüter und Ausleger ſeiner Geſetze. Der „Aufſeher der Hofdienerſchaften“ war mit Erhaltung der Zucht und Ordnung am Hofe beauftragt, welcher vollſtändig dem alten kaiſerlichen nachgebildet war; jener Beamte hatte die fremden Geſandten anzumelden, ſowie für die Beförderung der Poſten und die ſchnelle Verſendung der königlichen Befehle zu ſorgen; er ſtellte ferner in der Königsſtadt zur Beſtimmung des Preiſes der Lebensmittel die nöthigen Leute nach ſeinem Willen an und entſchied über dieſe Gegenſtände als letzte Behörde; ohne ſeine Bewilligung durfte kein Richter in den Provinzen ſich die fasces (die Ruthenbündel) vortragen laſſen. Der „Aufſeher (comes *) der heiligen Spenden“

---

*) Das Wort »comes« wurde bei den Oſtgothen zur Bezeichnung verſchiedenartiger Beamten gebraucht.

hatte die königlichen Gehalte auszuzahlen, die Hülfsbedürftigen aus dem Schatze zu unterſtützen und die Münze zu leiten; er vollzog ferner die Aemterbeſtellungen für die Richter in den Provinzen und für die Vorſteher der Chartularien, er beſorgte die königliche Kleiderkammer, an ſeine Befehle waren die Kaufleute gewieſen, welche aus der Fremde Arbeiten in Erz und Silber, Edelſteine, Seidenzeuge und Perlen einführten; ihm war auch der Salzhandel unterworfen. Der „Aufſeher der Privatſpenden" bezog in den Provinzen einen nicht unbeträchtlichen Theil der feſtſtehenden Abgaben, erließ an die „**Canonicarien**" (an die mit der Obſorge für die abzuführenden Naturalien beauftragten Beamten) ſeine Befehle und an die in Rückſtand bleibenden Güterbeſitzer ſeine Warnungen, nahm für den Staatsſchatz verfallene Güter in Anſpruch und zog für denſelben niedergelegte Gelder, welche herrenlos geworden, ein. Der „Aufſeher der Krongüter" war dem König unmittelbar untergeordnet, unter ihm ſtanden die Kronbauern als des Fürſten Eigenthum, er hatte ihr Verhältniß zu den Verwaltern oder Erbzinspächtern wahrzunehmen, er verſorgte die Küche des Königs mit den Erzeugniſſen der Krongüter. Der königliche „**Cancellarius**", welchen der König ſelbſt wählte und außer der Ordnung beförderte, führte die, welche vorgeſtellt zu werden wünſchten, in das „**Consistorium**" (den geheimen Rath) ein, trug ihre Begehren dem Könige vor, empfing deſſen Beſchlüſſe und fertigte ſie aus. Der „**Referendarius**" verhörte die Parteien, welche ſich auf den König beriefen und ihm ihre Streitigkeiten und Beſchwerden zur höchſten Entſcheidung vorlegen wollten. Der königliche „**Notarius**" war für königliche Ausfertigungen (in und außer dem geheimen Rath) beſtimmt. Die Rechte des Staatsvermögens nahm ein eigener Sachwalter desſelben wahr. Zum Hofſtaate gehörten noch der königliche Leibarzt, der Hofbaumeiſter, der Münzaufſeher und die am Hofe gegenwärtigen Grafen. — Was die **Behörden und Obrigkeiten in den Provinzen** betrifft, aus welchen die früheren Diözeſen Ober- und Unter-Italien und Illyricum beſtanden hatten, ſo war der „Conſular" oberſter Richter in ſeiner Provinz, welcher auch die in Steuerſachen ergehenden Verfügungen empfing; er ſtand unter dem „**Praefectus praetorio**". Der „**Rector**" einer Provinz hatte die Polizeigewalt im ausgedehnteſten Umfang; er mußte den König von Allem, was Bedenken erregte, benachrichtigen; er durfte ſelbſt die Senatoren, die in den Provinzen wohnten, vorfordern und die Soldaten des Präfekten, doch mit des Letzteren Vorwiſſen, ſtrafen; in ſeine Hände war außerdem die Betreibung der königlichen Gefälle gelegt. Der „Praeses" in einer Provinz, welcher ſein Amt in der Regel nur ein Jahr lang verwaltete, hatte ſtrenge Gerechtigkeit zu üben und überhaupt ſo zu handeln, daß die Güterbeſitzer ſich veranlaßt fühlten, dem König mit der Abtragung der Steuern zugleich ihren Dank für die Wahl ihres Vorgeſetzten zu entrichten. Außer dieſen Civilrichtern gab es zwei beſondere, wahrſcheinlich nur für die Gränzprovinzen angeſtellte Richter unter dem Namen „comes" und „princeps"; ferner nahm auch noch der bereits erwähnte „Comes Gothorum" eine beſondere Stellung ein. Dieſen höheren Beamten waren fünf niedere beigegeben, der „Cancellarius", der „Canonicarius", die „Censitores", die „Numerarii" und die „Sajones". Der „Cancellarius" in der Provinz empfing ſeine Aufträge aus der prätoriſchen Präfektur und hatte vor Allem auf die Beachtung der königlichen Erlaſſe zu ſehen; er war der nächſte nach dem Richter und ſaß mit demſelben innerhalb der gerichtlichen Schranken; am Meiſten beſchäftigten ihn jedoch die königlichen Steuern und Gefälle; ihm lag nicht nur die Beitreibung derſelben, ſondern ſogar die Vertretung derſelben aus eigenen Mitteln ob; auch erging an ihn unmittelbar Befehl, wenn einer Provinz die Lieferung gewiſſer Naturalien, an welchen ſie arm war, erlaſſen, oder geleiſtete Vorſpanndienſte und Verpflegungskoſten für königliche Beamte vergütet werden ſollten. Einen ähnlichen Wirkungskreis (in Bezug auf die Abgaben) hatte der „Canonicarius"; er prüfte aber auch die Bitten verarmter Gutsbeſitzer um Steuernachlaß und ließ von 4 zu 4 Monaten eine Ueberſicht der Ausgaben durch den Provinzialrichter an die prätoriſche Kanzlei gelangen. Die „Cenſitoren" ſchätzten das Einkommen der liegenden Gründe ab und beſtimmten dieſer Schätzung gemäß den zu leiſtenden Steuerbetrag. Die „Sajonen" (Saji, Sagiones, Sajones) waren die Vollſtrecker der obrigkeitlichen Befehle, ſie wurden hauptſächlich von den Cancellarien, zur Beitreibung der rückſtändigen Gefälle, vielleicht auch zur Auspfändung der Schuldner ſelbſt gebraucht und hießen darum auch „exactores" und „compulsores". — Was die ſtädtiſchen Obrigkeiten betrifft, ſo behauptete, wie unter den Städten des oſtgothiſchen

Reiches Rom, alſo auch unter den ſtädtiſchen Obrigkeiten der römiſche Stadt-Präfekt den erſten Rang; dieſer führte, wie einſt der Conſul, den Vorſitz in der Curie, ſtimmte vor allen Conſularen und richtete ſelbſt über die Vergehungen der Senatoren, doch mit Zuziehung von fünf aus ihrer Mitte; ſein Wirkungskreis erſtreckte ſich noch außerhalb der Stadt bis zum 100ſten Meilenſtein ringsumher; er nahm von Entſcheidungen der Richter aus gewiſſen Provinzen Berufung auf ſeinen Ausſpruch an und verwaltete die geſammte Polizei; namentlich beaufſichtigte er die Feſtſetzung des Preiſes der Lebensmittel, die Heizung der öffentlichen Bäder und die Schauſpiele und Volksbeluſtigungen; ihm unterſtanden der Befehlshaber der Scharwache, dann der für die Erhaltung und Vermehrung der öffentlichen Denkmäler angeſtellte Baukünſtler, die Thorwächter, der Hafenmeiſter, der Marktherr, der Aufſeher über die Brunnen und Waſſerleitungen, der Schauſpiel-Tribun u. ſ. w. Der „Vicarius urbis“ war nicht etwa, was ſein Name zu ſagen ſchien, ein bloßer Stellvertreter des Stadt-Präfekten, ſondern ein unabhängiger, ihm zugeordneter Gerichtsſtand; die Parteien, ſich mit Sachwaltern vom prätoriſchen Präfekten umgebend, verhandelten vor ihm und er entſchied, an des Königes Statt, ſelbſt über Leben und Tod; er nahm die Rechte der Stadt in dem Bezirk bis zum 40ſten Meilenſtein wahr; ſeine Stelle berechtigte ihn, in der Curie zu ſitzen und er unterwarf auch Conſularen ſeinem Spruche. Andere ſtädtiſche Obrigkeiten in Rom, deren Geſchäftskreis ſich nicht mit Beſtimmtheit nachweiſen läßt, waren, der „Comes Romae“ und ſein „officium comitiacum“ mit deſſen „Princeps“ und dem „Vicarius principatus urbis Romae.“ In Neapel, Syrakus und Maſſilia waren ſtädtiſche Oberrichter mit ausgedehntem Wirkungskreis und dem Titel „Comes“; ſie entſchieden, gleich dem römiſchen Präfekten, in bürgerlichen Rechtshändeln und zogen in den ihnen anvertrauten Städten nicht nur die Obrigkeiten und die daſelbſt lebenden Güterbeſitzer, ſondern auch die, welche höhere Reichswürden verwaltet hatten, vor ihren Gerichtshof; ſie umgaben ſich mit anſehnlichen Kanzleien und zur Vollſtreckung ihrer Befehle und Sprüche mit Bewaffneten; ſie machten die Befehle des Königs bekannt und hielten auf deren Beachtung; ſie unterzogen ſich endlich der Sorge für den auswärtigen Verkehr und nahmen die Rechte der Käufer und Verkäufer wahr. In kleineren Provinzſtädten gab es außer den nicht richtenden, ſondern verwaltenden Curialen (Stadtobrigkeiten), welche auch der „kleine Senat“ hießen, noch „Defenſoren“ und „Curatoren“, welche die Bürger gegen mißbräuchlich-gewaltſame Anwendung von Geſetzen ſchützen und vertheidigen und die Preiſe der Lebensmittel ſo beſtimmen und aufrecht erhalten ſollten, daß keine Theuerung entſtünde. — Was endlich die Ehrenämter und die bloßen Ehrennamen betrifft, ſo gehörten zu den Erſteren die eines Conſuls, eines Patricius und eines Senators. Hier zeigte ſich nun auch unter der germaniſchen Herrſchaft ſo recht der bloße Scheinwerth, das rein Aeußerliche dieſer in den Tagen der kaiſerlichen Willkürherrſchaft theils erſt empor-, theils ſehr tief herabgekommenen Würden, die lediglich der Eitelkeit eines thatenloſen Geſchlechts ſchmeicheln ſollten, welches nur noch im prunkenden Schein Entſchädigung für die verlorne Bedeutung der freien Perſönlichkeit fand. Das Conſulat, früher die höchſte Würde des römiſchen Freiſtaates, hatte in der Zeit des Kaiſerthums nichts mehr als das buntgeſtickte Palmenkleid, den elfenbeinernen Stab, die goldfarbigen Schuhe, den hohen curuliſchen Stuhl, und daß das Jahr von dem jedesmaligen Conſul benannt wurde. So blieb's auch unter der germaniſchen Herrſchaft, welche der Nationaleitelkeit der Römer die letzten Erinnerungen an die alte Größe klüglich nicht entzog. Das Patriciat, eine lebenslängliche Würde, gab dem, welcher es beſaß, nichts als einen Sitz in der Curie, ein Ehrenkleid, ſeidne Schuhe und ein Wehrgehenk, als Sinnbild ausübender Gewalt. Die Senatorswürde ertheilte der König gleichwie die Patricierwürde lediglich nach ſeinem Gutbefinden als Beweis ſeiner Gunſt, er ſah meiſtens darauf, daß der Vater des Begünſtigten gleichfalls Senator war. Außerdem gab es nun auch das „Comitat“, (comitatus principis); dieſe Würde enthielt das Recht: in der Nähe des Königs zu ſein, alſo dem Hofe anzugehören, und zugleich drückte das Wort auch die rechtliche Bedeutung eines königlichen Gerichtshofes aus. Aus dem verderbten römiſchen Kaiſerthum hatte der neue romaniſch-germaniſche Staat Theoderich's auch die nach Rangſtufen feſtgeſetzten Ehrennamen übernommen und beibehalten, den eines „Illustris“, (Erlauchten), den eines „Spectabilis“ (Achtbaren), den eines „Clarissimus“ (Berühmteſten); die Anreden: „Eure Größe“ (vestra magnitudo),

„Eure Erhabenheit“ (v. sublimitas), „Eure Vortrefflichkeit“ (v. eminentia), „Eure Durchlauchtigkeit“ (v. serenitas), „Eure Heiligkeit“ (v. sanctitas) für einen Biſchof. Erbärmliche Hohlheit, wohl entſprechend dem markloſen Prunkweſen und der gemeinen Kriecherei eines aſiatiſchen Hoflebens, aber dem Heldenkönig, der ſie aus kluger Schonung duldete, und ſeinem Heldenvolke gewiß eben ſo lächerlich als verächtlich!

Eine andere römiſche Einrichtung, welche Theoderich im oſtgothiſchen Staate beibehielt, war das Beſteurungsweſen. Die Grundſteuer wurde jährlich von dem Fürſten nach den Bedürfniſſen des Staates feſtgeſetzt, von dem prätoriſchen Präfekten angeſagt, von den Curialen ausgeſchrieben und zu dreien Friſten theils in Geld, theils in Naturerzeugniſſen gegen Empfangsbeſcheinigung abgeführt. Nicht bloß die Provinzialen, ſondern auch die Oſtgothen und zwar in allen Ländern des oſtgothiſchen Reiches waren ſteuerpflichtig Dieſer Gegenſatz gegen die uralte germaniſche Sitte mußte die Oſtgothen tief verletzen. Denn nach germaniſcher Rechtsgewohnheit war der freie Mann jeder Abgabe auf Perſon und Eigenthum ledig; er trug wohl allerdings zu den gemeinſamen Bedürfniſſen des Heerbannes bei; er bewirthete wohl den König oder brachte ihm jährliche Geſchenke, er bot freiwillig an oder gab auf die an ihn ergangene Bitte („Beta, bede“), und die „Stiura“ (Steuer) war auch dem Wortſinn nach urſprünglich nichts Anderes als Schutz, Beihülfe; nur der überwundene Volksſtamm war eigentlicher Schatzung unterworfen. Somit mußte die Gleichſtellung der Oſtgothen mit den Provinzialen in der Beſteuerung den Erſteren auch ſchon wegen der Ausdehnung dieſes Begriffes über ſie ſelbſt widerwärtig ſein. Aber außerdem machte auch die Art und Weiſe der Erhebung mit allen ihren Mängeln, welche aus der fehlerhaften Vermeſſung und Abſchätzung des Bodens, ſowie aus der Willkür und dem Eigennutz der Beamten entſprangen, die Beſteuerung den Oſtgothen verhaßt. Außer der Grundſteuer beſtanden auch noch die „bina“ und „terna“ (d. h. die Kopfſteuer, welche zwei oder drei Männer abwechſelnd bezahlten), die auraria (Gewerbeſteuer), das monopolium (für die Erlaubniß des ausſchließlichen Handels mit einer Waare oder für die Bewilligung, gewiſſe Städte und Bezirke auf beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit allein damit verſehen zu dürfen), das „siliquaticum“ (beim Verkauf aller beweglichen und unbeweglichen Güter wurde vom Solidus eine Siliqua, zur einen Hälfte vom Käufer, zur andern vom Verkäufer bezahlt), endlich Ein- und Ausgangszölle.

Unter Theoderich's Herrſchaft genoß Italien nun endlich der Ruhe, deren es unter den letzten Kaiſern entbehrt hatte; der germaniſche König, welcher ebenſo durch die Achtung fremder Völker vor ſeiner Macht als durch kluge Staatskunſt dreiunddreißig Jahre lang den Frieden aufrecht zu erhalten wußte, heilte die Wunden, an denen die unglückliche Bevölkerung blutete; die durch Beamtendruck erſchöpften, durch Kriege zu Wüſten gewordenen Fluren blühten wieder auf; durch Auslöſung der Gefangenen vermehrte ſich die Zahl Derjenigen, die ſich dem Landbau widmeten. Die Bergwerke wurden wieder bearbeitet, die Sümpfe wurden ausgetrocknet, die verlaſſenen Häfen füllten ſich wieder mit Schiffen, die verödeten Straßen belebte der Handel auf's Neue, denn ſolche Sicherheit waltete wieder, daß die Stadtthore bei Nacht wie bei Tag offen ſtanden und daß man, wie das Sprüchwort ſagte, einen Geldbeutel ohne Furcht im Felde liegen laſſen konnte. Die halbverwitterten Prachtbauten, Zeugen früherer Größe, wurden wieder hergeſtellt und neue erhoben ſich; mit regem Bildungstrieb ſchützte und förderte Theoderich freigebig die Pflanzſchulen der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit. Oſtgothen traten als Schriftſteller in römiſcher Sprache auf und römiſche Künſtler führten auf Theoderich's Geheiß Bauwerke im römiſchen Geſchmack aus. Auch die Schauluſt der Römer vergaß der König nicht zu befriedigen, Kirchen und Paläſte, Bäder, Waſſerleitungen und öffentliche Säulenhallen, Schauſpiele, Thier- und Fechterkämpfe, an welchen ſie ſich bei allen Gräueln der Tyrannei und der Bürgerkriege ergötzt hatten, wurden ihnen unter der Fremdherrſchaft wieder vorgeführt. Das Glück Italiens, welches Theoderich wieder herſtellte, würde von Dauer geweſen ſein, wenn er es hätte über ſich gewinnen können, der neuen romaniſch-germaniſchen Staatsſchöpfung die völlige Verſchmelzung der Gothen und Römer zum Opfer zu bringen; ein wahrhaft neues Leben war nur möglich durch ein gänzliches Aufgeben des germaniſchen Weſens, als des befruchtenden, im Schooße des römiſchen; nur dadurch konnte — die Geſchichte hat es ſpäter bewieſen — ein neues romaniſches Volk, reicher Entwickelung fähig, entſtehen; die Germanen mußten ihre Sprache, ihre Sitte, ihren Glauben in der ſtaatlichen und kirchlichen Einheit Italiens einſetzen, wenn die neue Schöpfung Jahrhunderte durchdauern ſollte. Weil Theoderich und die Oſtgothen unfähig waren, dies ungeheure Opfer zu bringen, mußte ihr Reich nach kurzer Blüte untergehen.

Aber auch einer bloßen innigen Annäherung der Römer zu den Gothen trat ungeachtet der Volksthümlichkeit des Königs, ungeachtet ſeiner ausgeſprochenen Achtung vor römiſcher Bildung, ungeachtet aller ſeiner raſtloſen Bemühungen für Italiens Wohl ein Hinderniß entgegen, welches er nicht zu beſeitigen vermochte; es war die Verſchiedenheit des Glaubens.

Rom war bereits der herrſchende Mittelpunkt der abendländiſchen Chriſtenheit und als ſolcher eine neue Macht geworden; der nationale Stolz Italiens verjüngte ſich durch das Bewußtſein, daß alle Völker, welche der Katholicismus zu einer großen geiſtigen Einheit verband, den Biſchof der uralten Weltſtadt als den Nachfolger des ſogenannten Apoſtelfürſten und die römiſche Kirche als die Mutter- Muſter- und Meiſter-Kirche, als die Bewahrerin der alleinſeligmachenden Rechtgläubigkeit betrachteten und verehrten. Mitten in dieſe auf die Würde des Katholicismus ſtolze und über deſſen Erhaltung voll glühenden Eifers wachſame Bevölkerung, bei welcher während des Verfalls der weltlichen Macht die geiſtliche ungeſtört einen ſo tiefgreifenden Einfluß erlangt hatte, daß die kirchlichen Würdenträger mit Recht bereits Kirchenfürſten genannt werden konnten, kam nun das fremde Eroberervolk, welches der von der katholiſchen Kirche als Ketzerei verworfenen und verdammten Lehre des Arius mit der tiefſten Glaubensinnigkeit anhing. Theoderich, wie eifrig er auch an der Bekenntnißform ſeines Volkes feſthielt, übte gleichwohl gegen die katholiſche Kirche, von welcher dieſelbe verdammt wurde, die großartigſte Duldung; er gewährte derſelben vollkommene Gleichberechtigung und Selbſtſtändigkeit. Allein es liegt in dem Weſen jeder Kirche, welche den Begriff ausſchließlicher Rechtgläubigkeit für ſich in Anſpruch nimmt, daß *ſie* keine andere Glaubensform als göttlich gleichberechtigt neben ſich erkennen kann; außerdem war der römiſch-katholiſchen Kirche die arianiſche Lehre niemals ſo gefährlich geweſen als eben damals, da die *gothiſchen* Völker den ganzen Süden des Abendlandes beherrſchten, nämlich die Weſtgothen den ſüdlichen Theil von Gallien und die pyrenäiſche Halbinſel, die Oſtgothen Italien und Sicilien, die Alpenländer, Pannomien, die iſtriſch-dalmatiſchen Küſtenländer und den liguriſchen und ſüdgalliſchen Küſtenſtrich, wodurch ſich die oſtgothiſche Herrſchaft an die weſtgothiſche ſchloß. In allen dieſen Ländern, ſowie in Nordafrika bei den Vandalen, in Spanien bei den Sueven und in Gallien bei den Burgundern, war das arianiſche Chriſtenthum die Religion der Eroberer. Die römiſch-katholiſche Kirche mußte Angeſichts dieſer Gefahr und bei der Unwahrſcheinlichkeit eines Erfolgs von Bekehrungsverſuchen daran denken, die Hauptſchutzwehr des Arianismus, die Gothenmacht langſam, aber um ſo ſicherer aufzureiben; der Hauptgegenſtand ihres Augenmerkes blieb natürlich der Beherrſcher Italiens und ſeine Kraft zu brechen, ſeinen Sturz zu vollbringen, war das Ziel ihrer eifrigſten Beſtrebungen. Das Glück begünſtigte die Pläne der römiſch-katholiſchen Kirche, als der Frankenkönig Chlodwig zu ihr übertrat, die Weſtgothen bei Vouglé beſiegte und ihre Herrſchaft auf ein kleineres Gebiet beſchränkte (507). Aber um ſo entſchiedener ſtellte ſich jetzt Theoderich, ſeine Aufgabe begreifend, weiteren Vergrößerungen Chlodwig's entgegen. Hatte nun auch die römiſch-katholiſche Kirche in dem Frankenkönig einen bedeutenden Bundesgenoſſen gewonnen, deſſen eigener Vortheil inſofern mit dem ihrigen Hand in Hand ging, als Beiden die Beſchränkung der gothiſchen Macht ein Mittel zum Zweck war, ſo wurde doch die Hoffnung der Kirche auf größere Erfolge dadurch vereitelt, daß Theoderich nach jenen Siegen das weſtgothiſche Reich unter ſeine vormundſchaftliche Schutzherrlichkeit nahm und nun die Einheit des Gothenthums, ſomit alſo auch die Stärke des Arianismus nur um ſo mehr befeſtigte. Ihre verſchlimmerte Stellung wohlerkennend, opferte nun die katholiſche Kirche die alte Eiferſucht, welche die Hauptbiſchöfe des Abend- und des Morgenlandes, die von Rom und Konſtantinopel trennte, dem höheren Zwecke und verband ſich mit der morgenländiſchen zur Bekämpfung des Arianismus und ſeines mächtigen Beſchützers in Italien. In Konſtantinopel war der zum Throne beſtimmte kaiſerliche Neffe Juſtinianus, welcher bereits die volle Macht der Regierung ausübte, eben ſo eifrig auf die Ausrottung der Ketzerei, als auf die Wiedereroberung der von Ketzern beherrſchten abendländiſchen Provinzen und zwar zunächſt

Afrikas bedacht. Ein ſtrenges Geſetz, welches die Arianer mit ſchweren Strafen bedrohte, erſchien zu Konſtantinopel, als Theodorich entdeckt hatte, daß die von ihm, dem Eroberer, dem gewaltigen Herrſcher hochherzig gegebene und treulich aufrecht erhaltene Religionsfreiheit von der katholiſchen Bevölkerung Italiens mit tiefem Haß vergolten wurde, weil er, der als Arianer den Katholiken volle Religionsfreiheit geſtattete, es nicht ungeahndet laſſen konnte, daß ſie in blindem Haß die Juden verfolgten und weil er demgemäß Gemeinden zum Schadenerſatz verurtheilt, die Heuchler, welche ihre Beiträge dazu verweigerten, öffentlich beſtraft und es nicht geduldet hatte, daß man die Beſtraften als Märtyrer pries und die Verfolgung der „allein wahren" Kirche auf allen Kanzeln zum Gegenſtand der öffentlichen Beredtſamkeit machte. Zu dem Schmerz, welcher die Seele Theodorich's erfüllte, als er die tiefe Verbitterung der katholiſchen Bevölkerung gegen ihn erkannte, geſellte ſich gerechter Argwohn gegen ſtaatsgefährliche Umtriebe Derjenigen, welche die blinde Leidenſchaftlichkeit im Namen der Religion entflammten; es geſellte ſich aber auch dazu der feſte Entſchluß, ſeinen arianiſchen Glaubensgenoſſen im Morgenlande mit allem Nachdruck den gebührenden Schutz zu verſchaffen. Mit dieſer Forderung gleicher Duldung für dieſelben, wie er ſie den Katholiken im Abendlande gewährte, ſchickte er den Biſchof Johannes von Rom und vier erlauchte Senatoren an den Hof von Konſtantinopel. Die Huldigung, welche Johannes als dem Haupt der katholiſchen Kirche des Abendlandes dort gebracht wurde, reizte Theodorich eben ſo ſehr als die Nichtbewilligung ſeiner Forderung und zur Wiedervergeltung beſchloß er, wie es heißt, der katholiſchen Kirche in ſeinem Reiche die bisher gewährte Duldung zu entziehen. In ſo gereizter Stimmung lieh Theodorich der Anklage eines hohen Beamten Cyprianus, welcher den Senator Albinus einer Verſchwörung bezüchtigte, ein nur zu bereitwilliges Gehör, und als der edle **Boëthius**, bisher des Königs Vertrauter, des Angeklagten Sache mit warmem Eifer zu ſeiner eigenen machte, richtete ſich ſein Mißtrauen auch gegen Dieſen, deſſen Mitſchuld drei Zeugen von Ehrenrang behaupteten. Ein verrätheriſcher Briefwechſel, welchen Albinus und Boëthius mit dem morgenländiſchen Kaiſer unterhalten und worin ſie Dieſen zur Befreiung Italiens von den Gothen eingeladen haben ſollten, trug ihre Unterſchriften, welche ſie jedoch als nachgemachte verläugneten. Ob Boëthius ſchuldig, oder ſchuldlos geweſen, iſt ſchwer zu entſcheiden, die Härte aber, womit Theoderich gegen ihn verfuhr, aus der Verbitterung zu erklären, womit ihn der Gedanke erfüllte, daß es eben ſein Vertrauter war, der ihn verrathen habe. Der Senat, zitternd vor dem Willen des Herrſchers, ſprach über Boëthius das Todesurtheil, welches an ihm 524, an ſeinem Schwiegervater, dem greiſen ehrwürdigen Symmachus 525 vollſtreckt wurde. Der römiſche Biſchof Johannes ſtarb 526 im Kerker und in demſelben Jahre ſchied auch Theoderich vom Leben. Wie tief der Haß der katholiſchen Kirche gegen den gefürchteten Ketzerkönig in die Vorſtellungen der Rechtgläubigen einzugreifen wußte, das zeigten die nach ſeinem Tode von Mund zu Mund gehenden Sagen von ſeinen Gewiſſensbiſſen und ſeiner Verzweiflung vor, ſowie von ſeiner Verdammung in die Hölle nach ſeinem Tode, Sagen, welche deutlich das Gepräge geiſtlicher Erfindung tragen und die Abſicht erkennen laſſen, in ſeinem Schickſal das abſchreckende Beiſpiel vom Ende eines Feindes der allein ſeligmachenden Kirche aufzuſtellen. Gerechter iſt die deutſche Heldenſage gegen den außerordentlichen Mann geweſen; ſie hat ihm im hehren Kreiſe der edelſten und gewaltigſten Recken einen Ehrenplatz angewieſen. Du aber, deutſcher Wanderer, wenn du auf italiſchen Boden nach Ravenna kommſt, verſäume nicht, dort die Denkmale der Baukunſt aus den Tagen Theoderich's, im römiſchen Bauſtyl und von römiſchen oder griechiſchen Künſtlern ausgeführt, zu ſchauen; es ſind die Kirchen St. Apollinare in Claſſe, St. Apollinare in der Stadt, St. Theodor, St. Vitale und ein Taufgebäude (Baptiſterium, jetzt S. Maria in Cosmedin), welche der arianiſche König erbaut. Sinnend weile dort auch vor ſeinem Grabmal (jetzt S. Maria rotonda), welches er ſich noch bei Lebzeiten errichtet. Fünfzig Fuß hoch erhebt es ſich, aus Quadern erbaut, in zwei zehneckigen Stockwerken, von einem einzigen Granitblock überwölbt, der zu einer flachen Rundkuppel zugehauen iſt. Im Innern des Erdgeſchoſſes ſtand einſt der Sarg, welcher in neuerer Zeit an die Außenſeite des Palaſtes verſetzt worden iſt.

Bevor wir nun die Geſchicke des Oſtgothenreiches nach Theoderich's Tode verfolgen, wenden wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Gründung des Frankenreiches durch ſeinen Zeitgenoſſen Chlodwig. Während Theoderich in einer dreiunddreißigjährigen Regierung bewußt aber vergeblich eine großartige geſchichtliche Aufgabe zu erfüllen ſtrebte, diente Chlodwig, indem er lediglich die Zwecke ſeiner wilden Selbſtſucht auf blutiger Verbrecherbahn verfolgte, ohne es zu ahnen, einem höheren geſchichtlichen Zwecke. Während die Oſtgothen und ihre germaniſchen Nachfolger in Italien auf Koſten ihrer erſterbenden Volksthümlichkeit nur die Wiedergeburt Italiens förderten, gelang es den Franken, eine ſtarke Reichseinheit zu gründen, in welcher ſich die germaniſchen Völker immermehr ſammelten und welche zugleich durch Herſtellung einer Kircheneinheit ein friſches europäiſches Geſchichtsweſen ſchuf, deſſen Mittelpunkt dann für geraume Zeit das deutſche Königthum mit einer neuen abendländiſchen Kaiſerkrone bilden ſollte.

7. Begründung des Frankenreiches in Gallien durch Chlodwig und ſeine Söhne.

Schon öfter iſt der Franken gedacht und auch Chlodwig's, des Häuptlings eines ſaliſchen Frankenſtammes, iſt bereits gelegentlich erwähnt worden. Sein Geſchlecht wird gemeiniglich nach einem angeblichen Stammvater Merwei oder Merovech das merovingiſche genannt; allein jener Name ſtammt von der „Meruwe" (ſiehe S. 193). Der geſchichtliche Nachweis von Chlodwig's Verfahren läßt ſich mit Beſtimmtheit nicht weiter als bis zu ſeinem Vater Childerich führen; ja ſelbſt die dieſen, den angeblichen Sohn jenes Merwei, betreffenden Ueberlieferungen ſcheinen mehr der Sage als der Geſchichte anzugehören; aber die Sage hat in wenigen bezeichnenden Zügen den wilden, ruheloſen, verderbten Geiſt des ganzen Geſchlechts in dem Bilde des Ahnherrn angegeben; ſie läßt uns in ihm gleichſam den Sündenkeim ſchauen, aus welchem die Frevel der Söhne und Enkel erwuchſen. Der Sage zufolge ſei der Frankenkönig Childerich von ſeinen Volksgenoſſen aus Abſcheu vor ſeiner Ruchloſigkeit vertrieben worden und habe als Flüchtling bei Baſinus, dem König der Thüringer, gaſtfreundliche Aufnahme gefunden. In ſchnödem Undank habe er aber Baſina, die Gattin des Gaſtfreundes, verführt und als es ihm nach einiger Zeit gelungen, die fürſtliche Macht bei ſeinem Volke wieder zu gewinnen, ſei das freche Weib, ihrem Gatten entfliehend, dem Buhlen in's Frankenland gefolgt, ohne Scheu erklärend: hätte ſie einen weiſeren, ſtärkeren oder ſchöneren Mann als Childerich gekannt, ſo würde ſie einem ſolchen den Vorzug gegeben haben. Als Sprößling der ehebrecheriſchen Verbindung wird Chlodwig genannt, welcher nach Childerich's Tod als fünfzehnjähriger Jüngling von den ſaliſchen Franken auf den Schild erhoben wurde und das kleine Gebiet auf der Inſel der Bataver mit den Landſchaften der alten Sprengel Tournay und Arras beherrſchte. Arm an Silber und Gold, an Wein und Oel, wie an ſtreitbaren Männern, gewann er ſich frühzeitig durch glückliche Waffenthaten Beute und größeres Gefolge, ſowie Ruhm und Anſehen. So erſtarkt unternahm er (wie bereits erwähnt worden) den Angriff auf die letzten Reſte römiſcher Reichsgewalt in Gallien und zertrümmerte ſie im Jahre 486 durch ſeinen Sieg über Syagrius bei Soiſſons.

Zehn Jahre ſpäter eröffnete Chlodwig, welcher ſich der belgiſchen Städte bemeiſtert und ſeine Herrſchaft durch das Gebiet Tungern erweitert hatte, von unerſättlicher Kriegs- und Herrſchſucht getrieben, eine lange Reihe von Kämpfen, deren Ziel die Unterwerfung anderer germaniſcher Völker unter ſeine Herrſchaft, oder doch deren Einigung unter Vorherrſchaft ſeines Frankenſtammes war, welcher alle übrigen, nach Ausrottung ihrer Fürſtengeſchlechter, mit ſich verſchmolz. Das waren die geringen, aber glücklichen Anfänge eines größeren Kampfes der Franken gegen die unſer Vaterland bewohnenden Germanen, auf welchen erſt nach etwa dreihundert Jahren eine längere Raſt folgte, deſſen gewaltige Schwingungen aber gleichwohl auch nach derſelben noch lange das deutſche Geſchichtsleben durchzitterten.

Das erſte germaniſche Volk, gegen welches Chlodwig ſeine Waffen wendete, waren die ihres Streittrotzes wegen weit und breit gefürchteten Alemannen. In Verbindung mit Siegbert, dem König der ripuariſchen Franken, dem ſie in ſeine Herrſchaft von Köln eingebrochen waren, begegnete Chlodwig der Salier den Alemannen, welche ihr König zum Kampfe führte, in der Nähe des Rheins, (nach der gewöhnlichen Angabe bei Tolpiacum oder Zülpich). Schon ſchien ſich nach heißem Kampfesdrang der Sieg den Alemannen zuzuneigen, ſchon wichen die Franken, ſchon warfen ſich die Alemannen jauchzend auf ſie, um ſie zum Rückzug zu drängen. Im wilden Grimm der Verzweiflung tobte Chlodwig und erneuerte den Kampf, mitten in der Blutarbeit, da ihn die heimiſchen Götter verlaſſen, des Chriſtengottes gedenkend, von deſſen unüberwindlicher Siegesmacht ihm ſeine Hausfrau Chlotildis oft erzählt. Ihn rief er jetzt an (wie die Ueberlieferung meldet), ihn gelobte er, wenn er ihm den Sieg verleihe, künftighin anzubeten, ihm ſeine Mannen huldigen zu laſſen. Der erneuerten, verdoppelten Anſtrengung der Franken ward der faſt ſchon verlorne Sieg zu Theil, die Alemannen, deren König fiel, flohen, wurden verfolgt und unterwarfen ſich dem Salier (496).

Die Folge des Sieges war die Ausdehnung der Frankenherrſchaft über einen großen Theil des Alemannenlandes; den ſüdlichen Theil deſſelben nahm Theoderich gegen weitere Uebergriffe der Franken unter ſeinen Schutz. Schwer iſt es, die Gränzen genau zu beſtimmen, bis wieweit alemanniſches Land fränkiſch wurde; jedenfalls wohl das Elſaß, der Speiergau und der Wasgau bis über die Saar und in die Vogeſen, ſowie am rechten Rheinufer die Landſchaften des Mittelneckars, die Kocher-, Jart- und Taubergegenden. Dagegen behaupteten ſich die Alemannen in der Schweiz und in den ſpäter dem Conſtanzer und Augsburger Sprengel zugezählten Gegenden, ſo lange Theoderich lebte; erſt im Jahre 536 traten die Oſtgothen, von dem griechiſchen Kaiſer und den Franken zugleich bedrängt, dieſe in ihren Reichsſchutz aufgenommenen alemanniſchen Landſchaften den Franken freiwillig ab. Ueber das Verhältniß der im Jahre 496 beſiegten Alemannen zu den Franken fehlen uns genauere Nachrichten; jedenfalls wurde ein Theil des Landes, und zwar der größere, bloß zinspflichtig, ſo daß die Bevölkerung, perſönliche Freiheit behielt, einen anderen Theil nahm der Eroberer in Beſitz für ſich und zur Ausloſung an ſeine Siegesgenoſſen; hier ging alſo die frühere Selbſtſtändigkeit völlig im Frankenreich und Frankennamen auf. Milder war das Verhältniß jener alemanniſchen Bevölkerung, welche die erſt 536 abgetretenen Landſchaften bewohnten; ſie mußte wohl auch manches Land als Königsgut abgeben und Heeresfolge leiſten, aber ſie behielt den alten Namen, die alten Götter, das alte Volksrecht, die alten Volksherzoge; zwei ſolche traten in den Jahren 552 und 553, an der Spitze eines 70,000 wehrhafte Männer ſtarken Alemannen- und Franken-Heeres in Italien auf.

Bald nach dem Siege erfüllte Chlodwig auch das, wie es heißt, in der Schlacht gethane Gelübde und ließ ſich durch Remigius, den Biſchof von Rheims, auf den katholiſchen Glauben (den der römiſchen Bevölkerung Galliens) taufen; über dreitauſend Franken thaten das Gleiche, dem Gotte, welchen ihr Siegesführer huldigte, ſchwuren auch ſie, der Chriſtengott hatte ihre Treue, die ſie dem Gefolgeherrn in Krieg und Frieden ſchuldeten. So wurde der Grund gelegt, daß das Chriſtenthum in der Form des katholiſchen Lehrbegriffs bei den Franken zur Königs- und Reichsreligion ward.

Eine Sinnesänderung brachte jedoch der Uebertritt zum Chriſtenthum weder bei Chlodwig, noch bei ſeinen Waffengefährten hervor; der Geiſt der Welterlöſung, der heilige Geiſt der Freiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit, der heilige Geiſt der Menſchlichkeit, der die Sklavenketten zerbricht, der die Mühſeligen und Beladenen aufrichtet zum allgemeinen Recht, dieſer Geiſt, welcher ja ſelbſt von den wenigſten chriſtlichen Prieſtern jener Zeit begriffen oder auch nur geahnt wurde, blieb Chlodwig's wildleidenſchaftlicher und tückiſcher Seele fremd; er gab nur für das Aeußerliche des Kirchenthums, das ihm einen ſinnlich erfaßten Gott umſchloß, den alten Götterglauben hin, und zwar um ſo williger, da er längſt die tiefwurzelnde Macht der katholiſchen Geiſtlichkeit über die römiſche Provinzialbevölkerung in Gallien erkannt und den Vortheil ermeſſen hatte, welchen ihm die von ihr geforderte Frömmigkeit, nämlich Begabung und Begünſtigung der Kirche, brachte. Die Kirche, d. h. die Geiſtlichkeit, welche von ihm immer mehr Vorrechte, Freiheiten, Beſitz, Einfluß, Staatsbedeutung empfing, umgab ſein neues Königthum mit höherer Weihe und lehrte das Volk, nicht bloß allen Schutz des Rechts, ſondern auch alle Fülle deſſelben in der Perſon des Königs ſuchen.

Die nächſte Folge von Chlodwig's Annahme des Chriſtenthums war die friedliche Vollendung der Frankenherrſchaft in Gallien über die ſchon früher zum Chriſtenthum bekehrten Armoriker (die Bewohner der heutigen Bretagne), welche die Angriffe der Franken bisher tapfer zurückgewieſen hatten, und über die Reſte der römiſchen Gränzwache-Bevölkerung daſelbſt; die Armoriker verſchmolzen nämlich, ſowie die Franken Chriſten wurden, durch freie Uebereinkunft mit denſelben zu einem Volke; und nun übergaben die dort gelagerten römiſchen Krieger, weil ſie weder nach Rom zurückkehren konnten, noch zu den verhaßten Arianern abfallen wollten, ſowohl ſich ſelbſt, als auch die von ihnen beſetzten Landſtriche den Armorikern und Franken, behielten jedoch ihre vaterländiſchen Sitten, Geſetze, Feldzeichen und Tracht bei und vererbten ſie auch auf ihre Nachkommen. Ueberhaupt ſchonte Chlodwig, wie gewaltthätig er auch im Allgemeinen auftrat, doch mit großer Klugheit die nationale Eigenthümlichkeit, die alten Rechte und das Selbſtgefühl der Völker, welche er allmälig unter ſeiner Herrſchaft vereinigte. So wurden denn die Römer in Gallien durch die fränkiſche Oberherrſchaft keineswegs aus Freien zu Unfreien, wenn ſie gleich den Franken als den Siegern Land abtreten mußten, wogegen ſie ſich auch wieder im Grunde beſſer ſtanden als unter dem römiſch-kaiſerlichen Abgabendruck. Allerdings war der Provinz-Römer in Bezug auf das Wehrgeld, — der Maßſtab, wornach der Germane die Freiheit ſchätzte, — geringer geſtellt als der Franke; wer einen Römer erſchlug oder ſchädigte, hatte geringeres Wehrgeld zu entrichten, als der, welcher einen Franken erſchlug oder ſchädigte; aber dies war mehr eine Kundgebung der alten Nationaleitelkeit, als eine tiefer eingreifende Störung, da vielmehr die ſich im Inneren der Franken ſelbſt ausbildende Standesverſchiedenheit für die Laufbahn im Staate bedeutend wurde. Durch das Band des katholiſchen Glaubens feſt mit den Franken zum neuen Staatsganzen geeinigt, behielten die Römer außer der alten Städteverfaſſung und dem theodoſianiſchen Recht noch den fruchtbaren Vortheil höherer Bildung, welchen ſie am fränkiſchen Königshofe, dem Nachbild des römiſch-kaiſerlichen, in Hof- und Staatsämtern geltend machen konnten; es blieb ihnen endlich eben wieder in der Kirche der weiteſte Wirkungskreis, um durch das hohe Anſehen, welche ſie als Prieſter und Biſchöfe genoſſen, entſcheidenden Einfluß auf die rohen Herren des Landes und auf deren König auszuüben; faſt die ganze Geiſtlichkeit Galliens beſtand aus römiſchen Provinzialen. Die Verſchmelzung der römiſchen und der fränkiſchen Bevölkerung wurde durch den Gebrauch des Lateiniſchen, welches die Sprache der Geſetze für die Geiſtlichkeit, die Sprache der Kirche und des Gottesdienſtes war, ſowie durch Familienverbindungen zwiſchen Germanen und Romanen mächtig gefördert.

Betrachten wir nun die Stellung der Franken zum Chriſtenthum näher. Die Beharrlichkeit der Franken am urväterlichen Heidenthum hatte ſich vermindern müſſen, je weiter ſie, auf den Wegen der Eroberung fortſchreitend, ſich von den heimathlichen Sitzen entfernten, wo die alten Götter im Eichenſauſen und Quellenrauſchen zu ihnen ſprachen. Im unſtäten Hin- und Widerdrängen der Beutefahrten, im wilden Schlachtgetümmel und Mordlärm verlor ſich mit den edleren Eigenſchaften der Treue und Sittenſtrenge auch die religiöſe Tiefſinnigkeit und wüſter, finſtrer Aberglaube trat an deren Stelle. Als ſie nun das Chriſtenthum annahmen, öffneten die Prieſter desſelben den ſtaunenden Blicken des entarteten, von heißer, ungezügelter Sinnlichkeit bewegten Volks eine neue Welt voll Zauber und Wunder. Ungewohnt war ihnen die Pracht des Gottesdienſtes mit ſeinen die Sinne anregenden und feſſelnden, unverſtandenen Bräuchen, der Glanz der Lichter und des Weihrauchs Duft, der Anblick der düſtern Prieſter, die in fremdartigen koſtbaren Gewändern wie höhere Weſen daſtanden, die Hände ausſtreckend bald zum Segen, bald zum Fluch, Opfer bringend auf unblutigen Altären vor den Bildern blutbefleckter Märtyrer, funkelnde Gefäße erhebend, deren verborgener Inhalt mit unwillkürlicher Scheu betrachtet wurde, in einer fremden Sprache geheimnißvolle, ſtets wiederkehrende Sprüche ſagend und Lieder ſingend, die ihnen wie Zauberſprüche und Zauberlieder klangen. Was aus dem Kreiſe der kirchlichen Ueberlieferungen an Wundererzählungen in's Volk drang, was die raſtlos ſchaffende kirchliche Sagendichtung erſann und mittheilte, war reichlicher Zündſtoff für den Aberglauben, deſſen wilde verzehrende Flamme die Einbildungskraft in Brand ſetzte. Der prieſterliche Trug, welcher zur Befeſtigung des Glaubens an die übernatürliche Macht der Heiligen, ihrer Bilder und Reliquien, ſowie an die der Kirche und der Geiſtlichen, den ſtarren Trotz, die ungezügelte Leidenſchaftlichkeit der Franken durch ſchlau vorbereitete Erſcheinungen, welche für Wunder ausgegeben wurden, zu ſchrecken und zu erſchüttern beabſichtigte, die ſchauerlichen Stimmen, die angeblich aus dem Jenſeits, aus Himmel, Hölle und Fegefeuer erklangen, die Erſcheinungen von Engeln und Heiligen, durch welche Schwache ermuntert und Blindgläubige beſtärkt, von böſen Geiſtern, durch welche Starke erſchreckt und Zweifler bekehrt werden ſollten, verfehlten ihren wohl berechneten Eindruck nicht. Eine Weltanſchauung, welche das Lebendige und das Todte, das Unbedeutende und das Bedeutende, das Sinnliche und das Ueberſinnliche, das Nationale und das Fremde, die Tugenden und die Laſter, die Herzensinnigkeit und die gänzliche Entäußerung davon, die neuen Glaubensſätze und die Erinnerungen aus den alten Natur- und Volksreligionen ebenſo wohl in ihren ſchroffſten Gegenſätzen darſtellte, als auch wieder wie durch zauberiſches Gewebe in einander flocht und die alten Götter zwar in feindliche böſe Gewalten verwandelte, aber doch weder ihren Fortbeſtand, noch ihre Macht läugnete, welche ſogar einzelne heidniſche Erinnerungen, Bräuche, Meinungen nicht ausſchloß, ſondern ſie in chriſtlicher Färbung fortbeſtehen ließ, — umfing das Denkvermögen der Franken und gewöhnte das gewaltthätigſte Volk der damaligen Zeit daran, den ſiegestrotzigen Nacken vor der Kirche zu beugen, die ſich, eine wohlgegliederte Macht, die chriſtliche nannte und ſtets bereit war, eine reichliche Fülle von Nachſicht für Vergehen, von Vergebung ſelbſt für die ſcheußlichſten Verbrechen zu ſpenden, wenn ſolche nur nicht gegen die Kirche, gegen die Glieder und das Eigenthum derſelben gerichtet waren und wenn der Frevler wenigſtens einen Theil vom Preis ſeines Verbrechens, klingendes Gold oder reichen Beſitz, der Kirche als Buße hingab; die mancherlei Bußen, welche die Kirche auferlegte, mochten den Franken wohl wie ein geiſtliches Wehrgeld erſcheinen.

Die ferneren Beſtrebungen Chlodwig's nach Erweiterung ſeiner Herrſchaft waren gegen die Burgunder, die Weſtgothen und die verſchiedenen Frankenſtämme gerichtet.

Glaubenszwiſt und blutige Verbrechen entzweiten Burgunds Königsgeſchlecht. Vier Brüder: Chilperich, der Vater der Chlotildis, welche an Chlodwig den Salier vermählt war, Gundobald, Godegiſel und Godomar, führten gemeinſchaftlich, aber in unverſöhnlichem Haß die Herrſchaft. Zwei der Brüder ſtarben, Chilperich durch Meuchelmord, den Gundobald auf der Seele hatte; Godegiſel, der jüngſte, beſaß das Gebiet von Genf in Abhängigkeit von dem zur Alleinherrſchaft gelangten Bruder. Dieſer war Arianer, ſeine Schweſter Chlotildis Katholikin. Auf ſie, welche des Vaters Ermordung zu rächen hatte, und auf Chlodwig, der ihren Glauben angenommen, blickten die katholiſche Geiſtlichkeit und Bevölkerung mit Hoffnungen, welche Gundobald's Beſorgniſſe im hohen Grade erregten. Bald wurden ſie gerechtfertigt, denn Chlodwig, gedrängt von ſeines Weibes Glaubenseifer und Blutracheburſt, wie von der Herrſchſucht in der eigenen Bruſt, kündigte dem Burgunderkönig (im Jahr 500) den Krieg an. Da verſuchte Gundobald zunächſt den Zwiſt der Arianer und Katholiken in ſeinem Reiche zu ſchlichten und berief eine Verſammlung der Biſchöfe nach Lyon. Fruchtloſen Gezänkes müde, fragte Gundobald plötzlich die katholiſchen Biſchöfe, warum ſie, wenn ſie das wahre Chriſtenthum beſäßen, den Frankenkönig nicht abhielten, ſeine feindlichen Pläne gegen Burgund aufzugeben, und es ward ihm darauf die Antwort: „Die Biſchöfe kennten des Frankenkönigs Abſichten nicht, wohl wüßten ſie aber aus der Schrift, daß Gott Denjenigen, welche ſich ihn zum Feind gemacht haben, überall Feinde erwecke; wolle Gundobald mit ſeinem Volke zu Gottes Geſetz (zum Katholicismus) zurückkehren, ſo werde Gott ſeinem Lande Frieden und Sicherheit geben.“ Dieſe Sprache entrüſtete den König ſo, daß er die Kirchenverſammlung ſchloß; bald ſollte er ſich überzeugen, daß die katholiſche Geiſtlichkeit bereits den Verrath gegen ihn geſponnen hatte. Mitten im heißen Kampf, den er mit Chlodwig beſtand, ging ſein Bruder Godegiſel mit ſeinen Schaaren zu den Franken über. Dieſe That entſchied die Niederlage Gundobald's, er floh in übereilter wilder Haſt und mußte ſich entſchließen, dem Sieger Zins zu entrichten, ihm Heeresfolge zu leiſten und zu geloben, daß er ſeinem Bruder den Verrath verzeihe. Aber als Chlodwig heimgezogen war, brach Gundobald den Eid, belagerte Godegiſel in Vienne, eroberte die Veſte und ermordete ſeinen Bruder. Chlodwig rächte das Verbrechen nicht, ſondern begnügte ſich mit Erhebung des Zinſes vom Mörder, mit dem er das Bündniß aufrecht erhielt. Er wagte es nicht, den Alleinherrſcher anzugreifen, weil dieſer die katholiſchen Biſchöfe und durch ſie die Zuneigung des katholiſchen Volks mit dem Verſprechen erkauft hatte, daß er ſich demnächſt zum Katholicismus bekehren werde. Die Vollendung des Werks, welches Chlodwig begonnen, die Unterwerfung Burgunds, blieb ſeinen Söhnen vorbehalten, welche von der Mutter den Blutracheburſt, vom Vater die Herrſchſucht als Erbtheil überkamen.

Die Kämpfe Chlodwig's mit den Weſtgothen nahmen folgenden Fort- und Ausgang. Alarich II., König der Weſtgothen, konnte ſich ſchon nach Chlodwig's Sieg über die Alemannen und nach deſſen Taufe die Anzeichen drohender Gefahr nicht verhehlen. Der Glaubenshaß der Katholiken gährte immer heftiger gegen das arianiſche Königthum; unzweideutig war die Verbindung, in welcher die Anſtifter der religiöſen Erbitterung mit Chlodwig ſtanden. Vergeblich ſuchte Alarich durch ſtrenge, ja grauſame Strafen abzuſchrecken; Niemand fürchtete ihn mehr, ſeit er durch die willige Auslieferung des zu ihm geflüchteten Syagrius an Chlodwig, welcher ſie von ihm verlangte, ſeine Schwäche kundgegeben hatte. Vergeblich ſuchte Theoderich, ſowohl Alarich als Chlodwig zum Frieden zu ſtimmen; die von ihm mit allen Kräften zu Stande gebrachte Vermittelung hielt nur kurze Zeit. Vergeblich machte Alarich der katholiſchen Geiſtlichkeit und dem von ihr beeinflußten Volke Zugeſtändniſſe; er vermochte den von jener geſchürten Haß nicht zu verſöhnen. Der Verrath wuchs; nur die Bewohner der Auvergne, obwohl auch Katholiken, hielten dem Alarich Treue; da rüſtete dieſer endlich zum Entſcheidungskrieg und Theoderich's Hülfe war's, worauf er vertraute. Chlodwig ſtützte ſeine Zuverſicht auf die Heeresfolge der Burgunder und den Beiſtand der ripuariſchen Franken, noch mehr aber auf den Glaubenseifer der ihm folgenden katholiſchen Franken und Römer ſowohl, als auch insbeſondere auf den der von Alarich beherrſchten Katholiken. Nicht ohne Abſicht ſprach er in Paris zu den Adelingen und Gefolgemannen: „Mit großer Unluſt ertrage ich's, daß dieſe Arianer einen Theil des galliſchen Landes innehaben ſollen! Laßt uns mit Gottes Beiſtand aufbrechen, ſie beſiegen und ihr Land unterwerfen! und die Franken gelobten, ihm in Sieg oder Tod zu folgen. Jene Worte und ſein Gelübde, als er ſeine Streitaxt mit gewaltigem Schwung ſchleudernd ausrief: „Da wo ſie hinfallen wird, will ich zu Ehren der heiligen Apoſtel eine Kirche bauen," befeſtigten den Eifer aller Katholiken im Gothenreiche für ihn, die in ſeiner Sache ihre und Gottes Sache erblickten und verrätheriſche Unterſtützung ſeines gegen ihren König und ihr Vaterland gerichteten Kriegsplanes für religiöſe Pflicht hielten. So glaubte er den Rückhalt der Weſtgothen, die Macht der Oſtgothen nicht ſcheuen zu dürfen. Aber raſch mußte er die Erſteren angreifen, ſo lange Theodorich noch durch den griechiſchen Kaiſer Anaſtaſius bedroht und verhindert war, den Stamm- und Glaubensgenoſſen ein Heer zu Hülfe zu ſchicken; wahrſcheinlich war die Bedrohung Theodorich's durch die Griechen gleichzeitig mit dem Angriff Chlodwig's gegen die Weſtgothen ein vorher beſchloſſener Plan. Chlodwig führte ſein Heer über die Loire, beſetzte das Gebiet von Tours und ſuchte den religiöſen Eifer der Bevölkerung durch Gelübde an die Heiligen, durch prieſterliche Weiſſagungen, welche ihm den Sieg verkündeten, durch wohlgelungene Zeichen und Wunder, durch gemeſſene Befehle, die Kirchen, die Geiſtlichkeit, die Armen u. ſ. w. zu ſchonen, recht gewaltig zu entflammen. Um die Weſtgothen aufzuſuchen, welche im feſten Lager bis Poitiers das oſtgothiſche Hülfsheer erwarteten, zog er über die Vienne. Nicht länger vermochte jetzt Alarich den Mißmuth ſeiner kampfluſtigen Weſtgothen über Thatloſigkeit zu beſchwichtigen; er verließ ſeine bisherige Stellung bei Poitiers und bot bei Vouglé, wenige Stunden davon, den Franken die Schlacht. Die Weſtgothen vermochten dem furchtbaren Andrang der Feinde nicht lange zu widerſtehen; ſie wendeten ſich zur Flucht, Alarich ſelbſt ſank, von Chlodwig's Hand getroffen, in den Tod, die heldenmüthigen Auvergner hielten bis zum letzten Mann. Solches geſchah im Jahre 507. Raſch benützte Chlodwig ſeinen Sieg und die Beſtürzung der Weſtgothen; er ſelbſt drang, von den Katholiken freudig empfangen, durch Aquitanien gegen die Garonne bis Bordeaux vor, während ſein Sohn Theoderich in die Auvergne rückte und dies Land bezwang. Alarich's fünfjähriger Sohn Amalrich wurde nach Spanien geflüchtet; dagegen erhob eine Partei der Weſtgothen Geſalich, einen natürlichen Sohn Alarich's, zum König. Chlodwig blieb den Winter über in Bordeaux, bemeiſterte ſich im Frühling des nächſten Jahres der Königsſtadt Toulouſe und eroberte die Feſtung Angoulême, dann kehrte er zurück nach Tours und empfing dort in St. Martins-Kirche die Urkunde der Konſularwürde und den Purpur, welche der rechtgläubige griechiſche Hof dem Beſieger der Arianer geſendet. Das Haupt mit dem Stirnreif geſchmückt, ritt er im Purpur-Gewande, Gold und Silber unter das dicht geſchaarte jauchzende Volk auswerfend, zur Stadt. Von dort kehrte er nach Paris zurück. Sein Sohn Theoderich und der Burgunderkönig Gundobald durchzogen, das Werk der Eroberung vollendend, das Gebiet der Rhone und Loire und bemächtigten ſich Narbonne's. Geſalich entfloh, wahrſcheinlich in Folge einer Uebereinkunft mit Chlodwig, über die Pyrenäen, um ſich der Herrſchaft über den ſpaniſchen Theil des weſtgothiſchen Reiches gegen ſeinen Halbbruder Amalrich zu behaupten; nur Arles wiederſtand den Eroberern; der tapfere Gothe Tuluit vertheidigte dieſe Stadt heldenmüthig gegen Chlodwig's Sohn und den Burgunderkönig, bis ein Oſtgothenheer, von dem trefflichen Feldherrn Ibbas angeführt, über die cottiſchen Alpen an die Rhone kam und ſich Arles näherte. Da hoben die Franken und Burgunder die Belagerung auf und wichen zurück. Von nun an wendete ſich das Kriegsglück und dem weiteren Vordringen der fränkiſchen Eroberung geſchah Einhalt.

Der tapfere Ibbas ſtellte in dem ganzen Lande von der Rhone bis zu den Pyrenäen die Gothenherrſchaft wieder her (508); dann wendete er ſich nach Spanien, beſiegte Geſalich bei Barcellona (509) und nahm das Reich für Theoderich, als Amalrich's Vermund, in Beſitz. Vergebens ſuchte der gefürchtete Geſalich, welchen der Vandalenkönig Traſamund heimlich mit Geld und die Franken mit Heereskraft unterſtützten, Spanien wieder zu erobern; Ibbas beſiegte ihn abermals bei Barcellona. Vergeblich hatten (510) die Franken und Burgunder Arles neuerdings umſchloſſen; Theodorich ſandte neue Truppen aus Italien; Arles wurde wieder befreit, das Heer der Belagerer in die Flucht getrieben. So blieb alſo in Gallien das Uferland von der Rhone bis zu den Pyrenäen, Septimanien (Gothia) mit den Städten Narbonne, Beſiers, Nimes, Carcaſſone u. ſ. w. weſtgothiſch, das Gebiet zwiſchen der Rhone und den cottiſchen Alpen oſtgothiſch; dagegen behauptete Chlodwig alle Eroberungen nördlich und ſüdweſtlich von der Garonne, Aquitanien und Toloſa als Beſtandtheile des Frankenreiches, deſſen Ausdehnung dadurch bedeutend gefördert wurde. Hier gewannen nun die Franken den meiſten Grundbeſitz, da die Gothen größtentheils auswanderten; andere wurden zur Vertheidigung der eroberten Gebiete in denſelben angeſiedelt. Die Provinzialen erlitten keine weitere Benachtheiligung, ſie blieben in demſelben Verhältniß zu den Franken, in welchem ſie zu den Gothen geſtanden hatten.

Die Art und Weiſe, wie Chlodwig die verſchiedenen Frankenſtämme nach einander zu einem Frankenreiche einigte, iſt grauſenhaft. Verrath und Meuchelmord waren ihm die Mittel zum Zweck. Er begann ſein furchtbares Werk mit der Vertilgung des **ripuariſchen** Fürſtenhauſes. **Siegebert**, der König der ripuariſchen Franken, der zu Köln ſaß, hatte als ſein Bundesgenoſſe ſeine Schlachten geſchlagen; in dem Kampf bei Tolpiacum hatte ihm ein Alemanne das Knie ſo durchſtochen, daß ihm das Bein davon lahm blieb; ſein Sohn **Chloderich** hatte in der Weſtgothenſchlacht bei Vouglé den Saliern helfend zur Seite geſtanden. An dieſen Chloderich ſandte nun **Chlodwig** von Paris aus, wo er Hof hielt, heimliche Botſchaft des Inhalts: „Siehe, dein Vater iſt alt und hinkt; würde er ſterben, ſo ſollte dir meine Freundſchaft und mit derſelben ſeine Herrſchaft zu Theil werden.“ Da ſchloß Chloderich, von Herrſchſucht verblendet, dem argen Rath horchend, mit Chlodwig ein Bündniß, ließ ſeinen Vater im buchoniſchen Walde während des Schlafes ermorden und übernahm nun die Herrſchaft. Aber dem Frevel folgte bald die Vergeltung und zwar durch denſelben Ruchloſen, welcher den Sohn zum Vatermord verführt hatte. Es erſchienen Geſandte des ſaliſchen Königs bei dem Ripuarier und beſichtigten die Schätze ſeines ermordeten Vaters und als ſich Chloderich auf ihre Aufforderung nach einer Kiſte voll Goldſtücke beugte, erſchlug ihn einer von Chlodwig's Geſandten mit der Streitart. Bald nachher kam Chlodwig zu den ripuariſchen Franken und betheuerte in der Volksverſammlung: „er ſei an all dieſen Freveln unſchuldig“; ja, den meuchlings erſchlagenen Chloderich bezüchtigte er noch mit dem Vorwurf: „dieſer habe, indem er ſeinem Vater nachſtellte, fälſchlich vorgegeben, Chlodwig wolle ihn ermorden“. Nach ſolcher ſchamloſen Heuchelei rief Chlodwig die Ripuarier auf: „da nun doch einmal Alles ſo geſchehen ſei, ſollten ſie ſich ihm zuwenden und unter ſeinem Schutze leben“. In der That erhoben ihn auch die ripuariſchen Franken, Beifall rufend, auf den Schild, und erkannten ihn ſo als den von ihnen gewählten Fürſten. Nun bereitete Chlodwig einem anderen Frankenkönig, dem Morinerfürſten **Chararich**, das Verderben. Dieſem machte er zum Vorwurf, daß er den Saliern bei dem Zuge gegen Syagrius nicht beigeſtanden; durch Hinterliſt bemächtigte er ſich jetzt Chararich's und ſeines Sohnes, und ließ beide Gefangene zum Prieſterſtande weihen. Da ihnen hierbei das Haar geſchoren wurde, ſo verloren ſie nach alter Rechtsgewohnheit mit dem Abzeichen der Freiheit auch die Fähigkeit zur Herrſchaft. Als nun Chararich weinend ſeine Erniedrigung beklagte und ihn der Sohn mit den Worten tröſtete: „Wohl iſt das Laub vom grünen Holze abgeſchnitten, doch ſchnell wächst es wieder; o möchte doch eben ſo ſchnell der, ſo dies gethan, zu Grunde gehen“, da ließ Chlodwig Vater und Sohn ermorden und nahm ihre Herrſchaft und ihre Schätze in Beſitz. Ein anderer Frankenfürſt *Ragnachar* (Ragenar) ſaß zu Cambray und war ſeiner zügelloſen Schwelgerei wegen bei dem Volke übel angeſehen. Dieſe Entrüſtung benutzte Chlodwig; er beſtach das Dienſtgefolge Ragnachar's durch goldene Armringe (eigentlich waren ſie von Erz und bloß vergoldet) und begann dann offenen Krieg gegen den Verrathenen; als das eigene zur perſönlichen Treue verpflichtete Gefolge denſelben, die Hände auf dem Rücken gebunden, nebſt ſeinem Bruder Richar vor Chlodwig brachte, erſchlug ihn Dieſer im erheuchelten Zorn über deſſen Erniedrigung und dann ſtreckte er deſſen Bruder zu Boden, indem er ausrief: „Hätteſt du deinem Bruder beigeſtanden, ſo hätte man ihn nicht binden können.“ Den dritten Bruder Regnomer ließ er meuchlings ermorden; dann eignete er ſich die Herrſchaft und die Schätze der Ermordeten an. In ähnlicher Weiſe wurden auch die anderen Fürſten der Frankenſtämme aus dem Wege geräumt und Chlodwig's Herrſchaft über dieſelben in ganz Gallien ausgebreitet. Das war der chriſtliche König, der getreue und geliebte Sohn der rechtgläubigen und alleinſeligmachenden Kirche, welche ſeine Verdienſte um ſie, den Schutz, den er ihr wider den Arianismus lieh, die Freigebigkeit, womit er, aus der Fülle ſeines Raubes ſchöpfend, ihre Anſtalten und ihre Würdenträger überhäufte, hoch genug anſchlug, um ſeine Frevel nicht bloß mit Nachſicht zu überſehen, ſondern auch zu entſchuldigen; ja die Geſchichtſchreibung, in den Händen der Prieſter, *pries* ſeine Thaten; Gregor, Biſchof von Tours, nachdem er jene Morde erzählt, ſchrieb wörtlich dazu: „Täglich warf *Gott* Chlodwig's Feinde unter ſeiner Hand nieder und vergrößerte ſein Reich, *deßhalb, weil er mit aufrichtigem Herzen vor Gott wandelte und that, was in ſeinen Augen wohlgefällig war.*“ *Chlodwig* ſtarb, nachdem er das Ziel ſeines Ehrgeizes erreicht, im Jahre 511 und wurde in der von ihm und ſeiner Gemahlin gegründeten Apoſteln-Kirche zu Paris beſtattet.

Seine vier Söhne, Theoderich (aus erſter) und Chlodomar, Childebert und Chlotar (aus zweiter Ehe mit Chlotildis) erbten das Reich, ſowie den Geiſt, den Charakter und das Streben des Vaters. Das Frankenreich, die Frucht der Eroberung, galt dem mächtigen Königshauſe, wenn auch die Formen der alten Volksverfaſſung nicht völlig umgeſtoßen waren, doch bereits wie ein väterliches Erbeigenthum, und allerdings war des eigentlichen Königsgutes eine große Fülle vorhanden; indeſſen mußten die Könige immerhin die Anerkennung der Würde noch von der Zuſtimmung des Volkes abhängig ſehen und alſo den urſprünglichen Rechtsgrundſatz der Wahl durch's Volk feſthalten, wenn dieſe auch mit der Erbfolge Hand in Hand ging. Aber die Art und Weiſe der Letzteren konnte durch kein zwiſchen dem Königshauſe und dem Volke verabredetes Geſetz geregelt ſein, weil eben das Volk den Rechtsgrundſatz der Erbfolge als ſolchen gar nicht gelten ließ; dafür mußte mithin ein Abkommen zwiſchen den Gliedern des Königshauſes unter einander über die Art, wie die Herrſchaft und der Beſitz des Königsgutes vertheilt werden ſollten, eintreten, ein Abkommen, welches bei den zügelloſen Begierden dieſer rohen Naturen und bei der unter den Franken eingeriſſenen Treuloſigkeit unmöglich von Beſtand ſein konnte; es hielt nur ſo lange, als gemeinſame Vortheile nach außen hin unabweislich dazu aufforderten; unter dem trügeriſchen Schein des Friedens raste ſteter Grimm, und um ſo wilder, da es Brüder waren, welche ihn hegten, und Frauen, welche ihn ſchürten. So entſprang denn fortan im fränkiſchen Königshauſe aus jeder Theilung neue Blutſchuld und ſo vererbte ſich der Frevel in demſelben von Geſchlechtsfolge zu Geſchlechtsfolge, bis ſich endlich darin die Vergeltung kundgab, daß dieſe verruchte Familie, deren Ahnherr durch die Fülle überwältigender Kraft und Schlauheit hervortrat, körperlich und geiſtig ganz entnervt und verkrüppelt wurde und in Erniedrigung und tiefſter Schmach endete. — Chlodwig's Söhne trafen in Bezug auf die Herrſchaft über das Frankenreich folgende Abkunft unter einander. Theoderich (der Aelteſte) übernahm mit dem auſtraſiſchen Reiche, der Oſthälfte des ganzen Frankenreiches, und mit Aquitanien auch gleichſam das Geſammtanſehen des

Königshauſes; Auſtraſien umfaßte die germaniſchen Beſtandtheile des Frankenreiches, worunter auch das früher alemanniſche Elſaß; des Königs Sitz war Metz. Von den drei anderen Brüdern herrſchte Childebert, welcher zu Paris ſaß, über die Landſchaften zwiſchen der Loire, der Seine und dem atlantiſchen Meere, welche unter dem Namen Neuſtriens begriffen wurden, — ein Name, welcher ſpäterhin die romaniſche Weſthälfte des Frankenreichs überhaupt bezeichnete; Chlodomar, der zu Orleans ſaß, hatte die Landſchaften an der Garonne und Loire, Chlotar, der zu Soiſſons Hof hielt, jene zwiſchen der Maas und der Seine inne.

Dieſe vier Brüder nun führten das von Chlodwig begonnene Werk der gewaltſamen Einigung der verſchiedenen germaniſchen Stämme im Frankenreiche fort. Ihre Hauptrichtungen nahm die fränkiſche Eroberung gegen Thüringen und Burgund.

Thüringen dehnte ſich zu Anfang des ſechsten Jahrhunderts vom Wald längs der Saale bis zu deren Einfluß in die Elbe und von da bis zum Einfluß der Ohra aus; von der Saale reichte es bis zum Harz und begriff ferner nordwärts von dieſem bis zur Ohra die Gegend, welche ſpäterhin zum halberſtädtiſchen Sprengel gehörte; nördlich gränzte es an Sachſen; ſüdlich reichte es über die Werra in ihren oberen Gegenden hinüber bis an Buchonien. Dort herrſchten damals drei Brüder, Hermanfried, Berthari ch und Baderich. Hermanfried hatte die oſtgothiſche Amalberga zur Gattin, eine hochſtrebende Frau, welche mit der ihr eigenen Herrſchſucht auch ihren Gatten ſo erfüllte, daß er ſeiner Brüder Einen, Bertharich, ermorden ließ und demnach die Herrſchaft nur noch mit ſeinem andern Bruder Baderich theilte. Da fand (der Sage nach) Hermanfried eines Tages ſeinen Tiſch nur halb gedeckt und fragte ſeine Hausfrau, was dies zu bedeuten habe; ſie aber erwiederte ihm: „Damit mag ſich der wohl begnügen, der auch vom Reich nur die Hälfte beſitzt.“ Hermanfried vermochte ſolchen Vorwurf nicht zu ertragen; um den Bruder zu ſtürzen, verband er ſich mit Theoderich, dem auſtraſiſchen Frankenkönig; Beide vereinigt überwältigten Baderich (521), er fiel und Hermanfried war nun Alleinherrſcher über Thüringen; aber eben jetzt hatte er nicht Luſt, dem Helfer den bedungenen Landestheil abzutreten und da der mächtige Oſtgothenkönig noch lebte, wußte er ſich im Rücken gedeckt.

Unwillig zähmte der auſtraſiſche Frankenkönig ſeinen Groll und verſchob deſſen Sättigung auf gelegenere Zeit. Zunächſt nahm Burgund die Aufmerkſamkeit der Frankenkönige in Anſpruch und Chlotild, die Wittwe Chlodwig's, war es, welche unbeſchadet ihrer von dem Biſchof Gregor gerühmten Tugend die Blutrache gegen das Geſchlecht Gundobald's um jeden Preis vollſtreckt wiſſen wollte. Gundobald war geſtorben, ſein Sohn Siegmund (an eine Tochter des Oſtgothenkönigs Theodorich, Oſtrogotha, vermält) herrſchte und ermordete, von den Einflüſterungen ſeiner zweiten Gemahlin bethört, ſeinen unſchuldigen Sohn aus erſter Ehe. Für ſolche Blutſchuld ſuchte der frommkatholiſche Siegmund vergeblich des Himmels Gnade in dem von ihm geſtifteten St. Mauritiuskloſter und die von ihm erbetete Strafe in dieſer Welt fand er durch Chlodwig's und Chlotild's Söhne. Sie griffen ihn (523) an, erhielten ihn, der ſich in einer Einöde verbarg, durch Verrath ſeines Volkes in ihre Gewalt und Chlodomar ließ (524) den Gefangenen mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Kindern lebendig in einem tiefen Brunnen begraben. Da trat Godomar, der Bruder des Erſchlagenen, wider Chlodomar auf, beſiegte ihn (524) bei Veſeronce und erſchlug ihn. Doch die Franken erhoben ſich, überwanden Chlodomar und eroberten Burgund.

Die Salier wandten ſich jetzt wieder gegen Thüringen. Theoderich der Auſtraſier verband ſich mit ſeinem Bruder Chlotar und mit den Sachſen gegen Hermanfried; der Thüringer Fürſt erlag, wie es ſcheint, durch Hinterliſt und Meuchelmord (531). Die Franken nahmen den ſüdlichen Theil Thüringens bis an die Unſtrut, die Sachſen erhielten, zum Lohn für ihre Beihülfe und wahrſcheinlich unter der Verpflichtung zur Heerfolge, den nördlichen. So reichte denn alſo jetzt die Frankenherrſchaft bis in die Mitte von Deutſchland hinein und traf hier mit den Sachſen zuſammen. Bald konnten feindſelige Berührungen zwiſchen beiden Stämmen nicht ausbleiben und ſchon im Jahre 555 fielen Sachſen in Auſtraſien ein; Chlotar ſchlug ſie nach manchen Wechſelfällen 557 an der Weſer und zwang ſie zur Erlegung eines jährlichen Zinſes.

Die Unterwerfung Thüringens und Burgunds, ſowie bald darauf jene der Provence und Rhätiens (welche von den Oſtgothen abgetreten wurden) hatte für die Bevölkerungen dieſer Länder keine andere Bedeutung, als, daß ſich dieſelben nun unter die politiſche Einheit des Frankenreiches gebracht ſahen, in welcher allerdings die Franken als das herrſchende Volk galten, jene aber ihre alten Volksrechte und Einrichtungen und größtentheils auch ihre Volksfürſten beibehielten und dem Frankenkönig vorzugsweiſe nur zur Heeresfolge verpflichtet waren. Das Frankenreich erſtreckte ſich alſo zu Ende der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts über ganz Gallien, mit Ausnahme des weſtgothiſchen Septimaniens, über Mitteldeutſchland und den größten Theil von Süddeutſchland, über die Alpen- und Donauländer; ja während des oſtgothiſch-griechiſchen Krieges (535—555), an welchem die Franken Theil nahmen, behaupteten ſie ſogar eine Zeit lang Venetien. Die Bajoarier (Baiern) befanden ſich in einem ähnlichen Verhältniß zum Einheitsverbande des Frankenreiches, wie die Bevölkerung des 536 an dasſelbe abgetretenen Theils vom Alemannenlande; ſie erkannten die Oberhoheit der Frankenkönige an, aber ſie behielten ihr eigenes Volksrecht und wählten ſich aus dem bei ihnen eingebornen Herzogsgeſchlecht der Agilolfinger ihren ſelbſtſtändigen Fürſten, welcher in Dienſtpflicht zum Frankenkönig ſtand und ihm die Heerfolge zu leiſten hatte.

Alle jene Beſtandtheile des Frankenreiches vereinigte Chlotar im Jahre 558 unter ſeiner Alleinherrſchaft. Furchtbare Frevel gingen derſelben voran. Nach Chlodomar's Tod in der Burgunderſchlacht bemächtigten ſich Chlotar und Childebert ſeiner zwei unmündigen Söhne durch Liſt und ermordeten ſie, der dritte trat, um ſein Leben zu ſichern, in den geiſtlichen Stand. Aehnliches verſuchten die beiden Mörder nach dem Tode ihres Bruders Theoderich an deſſen Sohn Theodebert, doch vergeblich. Erſt als Theodebert 547 geſtorben und mit dem Tode ſeines Sohnes Theodebald (553) die Linie von Chlodwig's Erſtgebornem erloſchen, als endlich 558 auch Childebert in der Kirche des h. Vincentius ſeine Ruheſtätte gefunden hatte, erreichte Chlotar ſeine Abſicht; doch freute er ſich nur drei Jahre lang der Alleinherrſchaft. Er ſtarb 561; ſeine letzten Worte bezeichnen den Geiſt jener Zeit: „Was meint ihr, iſt das für ein himmliſcher König, der ſo große Erdenkönige tödtet!" Der Gekrönte, der dieſe Worte ſprach, hatte ein Jahr vorher ſeinen eigenen Sohn Chramnus, deſſen Frau und deſſen Töchter ermorden laſſen! So beſchränkte nur das Grauſen vor der überlegenen Macht des Unſichtbaren, und auch erſt in der Todesſtunde, den Uebermuth jenes Frankenkönigs, dem alle ſeine Geſchlechts- und Ranggenoſſen glichen. Auf der hohen Achtung der Freien vor dem nachweislichen Alter oder ſagenhaften Urſprung des Adels hatte ſich das Fürſtenthum begründet; durch die rüſtigen Arme der Gefolge hatte es ſich in ein neben der Volksfreiheit beſtehendes Heerkönigthum verwandelt; dieſes, durch Kampf in der Schlacht und Meuchelmord nicht minder wie durch die Treue eigenſüchtiger Dienſtmannen erſtarkt und von der Kirche empfohlen, wenn es den Zwecken derſelben diente, ſtrebte nun nach noch höherer Gewalt, nach der Machtfülle einer Monarchie auf Koſten der Volksfreiheit.

Bevor wir jedoch die inneren Zuſtände im Frankenreiche beobachten, wenden wir den Blick auf den raſchen Untergang jener beiden germaniſchen Reiche in Italien und Afrika, die als Hauptpfeiler des Arianismus dem Streben des Katholicismus Widerſtand leiſteten, welcher für Italien ſowie für die romaniſchen Völker als Verjüngung des Römerthums Nationalſache war.

8. Untergang des vandaliſchen und des oſtgothiſchen Reiches.

Es war eine Zeit, da der römiſch-katholiſche Presbyter Salvianus von Marſeille den arianiſchen Vandalen und Gothen nachrühmen mußte: „In welchem Stücke können wir Römer uns ihnen voranſtellen oder uns mit ihnen vergleichen? Können wir's in jenem von Chriſtus ſelbſt empfohlenen Gefühl der wechſelſeitigen Liebe?“ Zwar galten ſie dem katholiſchen Römer als „Barbaren von ſchlechten Lehrern angeführt“, und doch erkannte er ihnen, die er von ſeinem Standpunkt aus als Irrgläubige, als Ketzer betrachtete, die reinſte Gottesfurcht zu, von welcher die undankbaren Römer nichts mehr wüßten. Dieſe Barbaren zogen mit Gebet in die Schlacht und gaben Gott die Ehre des Siegs. „Inmitten der keuſchen Barbaren“ (bezeugte ihnen Salvianus) „ſind wir Römer Schamloſe; ja, die Barbaren ſelbſt werden durch unſere Ausſchweifungen verletzt; bloß wegen ihrer Schamhaftigkeit hat Gott den Vandalen Spanien übergeben und in Afrika haben ſie nicht bloß alle Wolluſt verabſcheut, ſondern auch ausgerottet; nicht bloß, daß ſie ſelbſt keuſch ſind, ſondern — um etwas ganz Neues, etwas Unglaubliches, faſt Unerhörtes zu ſagen, — ſie haben auch die Römer keuſch gemacht.“ All dieſe Lobſprüche paßten auf die Vandalen in der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts nicht mehr. Als Beherrſcher der Nordküſte von Afrika hatten ſie ſich während dreier Geſchlechtsfolgen den üppigen Genüſſen der Römer hingegeben; in weiten ſeidnen Gewändern, die mit Gold reich durchwirkt waren, wandelten die Enkel der Eroberer einher; nach dem Behagen, welches ihnen die Bäder gewährten, ſchwelgten ſie an den mit allen Köſtlichkeiten beſetzten Tafeln; Ruhe in prachtvollen Landhäuſern und kühlen, reizenden Gärten wechſelte mit den Freuden der Liebe und der Jagd, ſowie mit dem Zeitvertreib, welchen die öffentlichen Spiele und Tänze bereiteten. In ſolchem Leben verloren ſie heldiſchen Sinn und Leibeskraft der Väter und von dem feurigen Glaubenseifer, welcher ſie ausgezeichnet hatte, blieb nichts als die gehäſſigſte Unduldſamkeit gegen den katholiſchen Glauben ihrer Unterthanen. Auch bei ihnen, wie bei den Rechtgläubigen, war es die Geiſtlichkeit, welche die Verfolgungsſucht ſchürte, und die heimliche Erbitterung der Katholiken gegen ihre ſtrengen Glaubensfeinde untergrub die Grundfeſten ihrer Macht. Als endlich Hilderich, welcher im Jahre 523 den Thron beſtieg, Katholiken freie Religionsübung geſtattete, ward ihm von Dieſen, welchen nur Herrſchaft ihres Bekenntniſſes genügen mochte, ebenſowenig Dank als von den Vandalen, denen ihre arianiſchen Prieſter den König als Abtrünnigen darſtellten; ſeine Geſandten bezüchtigte man ſogar einer geheimen Unterhandlung mit dem rechtgläubigen Hofe von Konſtantinopel. Die herrſchende Nation, deren ſtreitbare Männer die Zahl von 160,000 erreichten, erkannte ihren König der Saumſeligkeit in Erfüllung ſeiner Pflichten ſchuldig und gab ihre Zuſtimmung, als Gelimer, ſein kriegsberühmten Vetter, ihn vom Throne in einen Kerker ſtieß (530). Juſtinianus, welcher damals die morgenländiſche Kaiſerkrone trug und längſt beſchloſſen hatte, die Reiche der Barbaren im Weſten zu unterwerfen und die arianiſche Ketzerei auszurotten, verlangte die Wiedereinſetzung oder doch die

Schonung Hilderich's und da Gelimer's Antwort das Recht des Volkes hervorhob, pflichtvergeſſende Könige zu ſtrafen, ſo nahm Juſtinianus willkommenen Anlaß zum Krieg, dem die rechtgläubige Geiſtlichkeit glücklichen Erfolg verhieß und geheimes Einverſtändniß mit den afrikaniſchen Katholiken ſolchen verbürgte. Es war im Sommer des Jahres 533, als Juſtinian's trefflicher Feldherr **Beliſarius** mit einer Flotte von etwa 600 Schiffen, welche eine Heeresmacht von zehntauſend Mann zu Fuß und fünftauſend Reitern (worunter Heruler und Hunnen als Hülfs- und Kerntruppen) trugen, an Afrikas Küſte landete. Von der katholiſchen Bevölkerung wohl aufgenommen und mit Lebensmitteln reichlich verſehen, führte er ſeine Truppen von einer zur andern huldigenden Stadt und näherte ſich der Hauptſtadt Karthago. Zehn Meilen davon kam es zur erſten Schlacht, die Vandalen verloren den Sieg und Gelimer floh in die Wüſten Numidiens; Karthago öffnete dem griechiſchen Heere die Thore. Im November verlor Gelimer, der indeſſen die Ueberreſte ſeines Heeres geſammelt und verſtärkt hatte, zwiſchen Bulla und Tricamarum eine zweite Schlacht und Beliſarius konnte ſeinem Kaiſer melden, daß er binnen drei Monaten Afrika erobert habe. Sardinien, Korſika und die Baleariſchen Inſeln unterwarfen ſich dem griechiſchen Kaiſerthum; die alte Provinzialeinrichtung wurde ſogleich wieder hergeſtellt, der Arianismus unterdrückt, der Katholicismus zur herrſchenden Religion erhoben. Gelimer, welcher ſich in ein numidiſches Bergſchloß geflüchtet hatte, wurde dort von den Herulern belagert. Nach dreimondenlanger Noth ſandte er dem Herulerführer Pharas einen Boten und bat um drei Gaben: um Brot, ſeinen Hunger zu ſtillen, um einen Schwamm, ſeine rothen Augen zu waſchen, um eine Laute, mit deren Tönen er das Lied von ſeinem Elend begleite. Er ergab ſich im Jahre 534. Beliſarius brachte ihn nach Konſtantinopel, wo er den Triumphzug des Siegers verherrlichte; ſtolz ſchritt er, als wäre er noch Herrſcher, im Purpur einher und wiederholte bloß öfter die Worte: „Eitelkeit, Eitelkeit! alles iſt eitel!" Da ſich Beliſar für ſein Leben und ſeine anſtändige Behandlung verbürgt hatte, ſo wies ihm der Kaiſer große Ländereien in Galatien an, wo er den Reſt ſeiner Tage verlebte. Die Vandalen wurden in griechiſchem Kriegsdienſte an die Reichsgränze gegen das gefürchtete Perſien verſetzt. So endete ihre Herrſchaft, einſt der Schrecken Italiens!

Das Reich der Oſtgothen hatte keinen längeren Beſtand als neun und dreißig Jahre nach Theoderich's Tode.

In demſelben Jahre, als Kaiſer Juſtinianus Afrika wieder in eine Provinz des oſtrömiſchen (griechiſchen) Reiches verwandelt ſah, ſtarb Theoderich's achtzehnjähriger Enkel Athalarich; Juſtinianus hatte ſchon beim Beginn des Vandalenkrieges mit Athalarich's Mutter, der oſtgothiſchen Königin Amalaſuntha, geheime Unterhandlungen über eine Abtretung Italiens an das griechiſche Kaiſerthum und mit dem Gothen Theodat über eine Abtretung Tusciens gepflogen; zu ſeinem nicht geringen Verdruſſe verſtändigten ſich nun nach Athalarich's Tode Amalaſuntha und Theodat in der Weiſe, daß die Erſtere den Letzteren zur Mitherrſchaft annahm, wogegen ihr Theodat ſchwur, vom Königthum nichts als den Titel in Anſpruch zu nehmen. Beiderſeits handelte man falſch; Amalaſuntha wollte durch das Zugeſtändniß der Mitherrſchaft bloß dem Gothen-Stolz gegenüber einen Schirm für ihre Alleinherrſchaft — Theodat beabſichtigte dagegen, auch den wirklichen Beſitz der höchſten Gewalt zu erringen. Kaum war das Uebereinkommen getroffen, als Theodat die Königin ihrer Freunde durch Meuchelmord beraubte, dann die Verlaſſene gefangen nahm und ſie bald darauf im Bade erwürgen ließ (535). Nun hatte Juſtinianus einen willkommenen Anlaß, ſeine Pläne gegen das Oſtgothenreich unter dem wohlklingenden Vorwand: Amalaſuntha's Ermordung zu rächen, zu verwirklichen, und er handelte um ſo raſcher, je rathloſer ſich Theodat benahm. Den Glaubenshaß der Katholiken gegen die Arianer benützte er als ſicheres Mittel zur Erreichung ſeines Zwecks und die Zwiſtigkeiten unter den Gothen förderten das Gelingen. Schon im Jahre 535 landete Beliſarius, den friſchen Siegeslorbeer des Vandalenkriegs um die Schläfe gewunden, in Sicilien, während ein anderes Griechenheer in das gothiſche Dalmatien einbrach. Sicilien unterwarf ſich ſogleich willig, Dalmatien nach kurzem Widerſtand den Feldzeichen Juſtinian's. Im Jahr 537 erſchien Beliſarius plötzlich in Unteritalien; die Thore der Städte erſchloſſen ſich ihm durch friedliche Uebereinkunft der wider die arianiſchen Oſtgothen erbitterten Bewohner; Neapel wurde nach zwanzigtägiger Belagerung durch Ueberfall erſtürmt. Inzwiſchen entthronten die Gothen den verzagten Theodat, als ſeines Volks und der Herrſchaft unwürdig, und erhoben den tapfern Vitiges nach freier Wahl auf dem Schild als ihren König und trefflich ſuchte dieſer ſowohl durch mannhafte Abwehr der Griechen, als auch durch kluge Unterhandlung mit den Franken, welche der gleiche Kirchenglaube mit Juſtinianus verband, das Reich zu retten. Um dieſen Preis wurde die Abtretung aller gothiſchen Landſtriche in Gallien beſtätigt, wurde auch Rhätien von den Gothen verlaſſen und Süd-Alemannien den Franken eingeräumt. Vergeblich waren dieſe Opfer; raſch ſollten ſich des Heldenvolkes Geſchicke vollenden. Einverſtändniß der katholiſchen Bevölkerung Oberitaliens mit den Griechen zwang Vitiges, im Jahr 538, die Belagerung Roms aufzugeben. Noch ein Hoffnungsglanz leuchtete den Gothen, als Juſtinianus aus Mißtrauen gegen ſeinen ſieggekrönten Feldherrn Beliſarius im Jahre 538 ein neues Heer unter dem Oberbefehl des verdienſtvollen Verſchnittenen Narſes Italien ſchickte. Mailand fiel zu Anfang des Jahrs 539 in die Gewalt der Gothen. Nun aber berief der Kaiſer den Narſes zurück, Beliſarius führte wieder allein den Oberbefehl, bald ſahen ſich die Gothen in ſolcher Bedrängniß, daß ſie ſich — nicht ohne des Vitiges Zuſtimmung, der in ſeinem Königsſitz Ravenna belagert ward, — zum Alleräußerſten entſchloſſen; ſie machten dem tapfren Beliſarius den Antrag: wolle er eine vom griechiſchen Kaiſerthum unabhängige Herrſchaft in Italien begründen, ſo ſeien ſie geneigt, ſich ihm zu unterwerfen. Beliſarius wies die Verhandlungen über dieſen Plan nicht von der Hand, aber nur, um Italien dadurch für ſeinen Kaiſer zu gewinnen; er verſprach den Gothen volle Rechtsgleichheit mit den Römern und gelobte dem Vitiges einen feierlichen Königseid zu ſchwören; nun öffnete (im Jahre 539) Ravenna dem vermeinten König Italiens die Thore. Aber kaum war Beliſarius im Beſitz der gothiſchen Königsſtadt, als er die Maſke abwarf und Vitiges in Haft nahm, die ſtreitbare Jugend zum Dienſt des Kaiſers aushob, die Uebrigen nach dem Süden verpflanzte. Schon war er im Begriffe, auch ganz Oberitalien dem griechiſchen Kaiſerthum zu unterwerfen, als ihn Juſtinianus zurückrief; er brachte ihm den gefangenen Gothenkönig, Viele von den Edelſten des Volks und den königlichen Schatz; Vitiges erhielt vom Kaiſer für die verlorne Königswürde die Titel eines Senators und Patricius.

Mit erneuerter Kraft erhob ſich jedoch jetzt das Volksgefühl der

Oſtgothen; nie zeigte ſich ihre ganze Tüchtigkeit herrlicher als in ihrer größten Noth, am Vorabend ihres Unterganges; es war, als ſollte alles Große und Edle ihres Stammes ſich in dem kleinen Heldenhäuflein verklären, welches nicht von der Erde ſcheiden mochte, ohne ſeines Daſeins Markzeichen für alle Zeiten in hellleuchtendem Ruhm zu hinterlaſſen. Nach des Vitiges Ueberliſtung und Verſchwinden im Oſten wählten die Gothen ſofort den Ildibald zum König, nach deſſen Ermordung maßte ſich ein Rugier Erarich den Thron an. Aber die Gothen erhoben ihren Volksgenoſſen Totilas zum König (541). Welch ein Mann! Der Erſte an Heldenthum und jeder Tugend, gerecht und enthaltſam, kühn und beſonnen, ein Gothe von ächtem altem Schlag; wenn die Römer ihn erblickten und ſein Volk, an Zahl zuſammengeſchmolzen, aber durch's Unglück geläutert, feſt und treu, opferfreudig und groß in Schlacht und Frieden, wenn ſie damit die zügelloſen griechiſchen Krieger, die eigennützigen Beamten verglichen, ſo entſchied das unbefangene Urtheil, daß die Feinde, die Ketzer ehrenhaft, daß die Freunde und Glaubensgenoſſen verachtungswerth waren. Auch war ihr religiöſes und nationales Gefühl auf's Tiefſte dadurch verletzt, daß die Griechen, welche ſich „Rechtgläubige“ und „Befreier Italiens“ nannten, den römiſchen Biſchof Sylverius wegen angeblicher Verrätherei gefangen genommen, ſeiner Würde entſetzt, nach dem Morgenland entführt und auf einer wüſten Inſel dem Hungertode preisgegeben, dagegen den Diakon Vigilius um den Preis von 200 Pfund Gold zum Nachfolger des Apoſtelfürſten ernannt hatten. Die günſtigere Stimmung der Italiäner förderte des Totilas raſches, kühnes und kluges Walten. Er nahm römiſche Gefangene und Ueberläufer in gothiſche Dienſte und durch die feierliche Zuſage, ſie nie und unter keiner Bedingung ihren Herren auszuliefern, gewann er Sklaven, welche im gothiſchen Heere Freiheit und Ruhm fanden. So vergrößerte er raſch ſein Heer, das im Anfang kaum über 1000 Mann ſtark geweſen war, er lehrte es mäßig im Genuß, ſtreng in der Zucht, gegen Beſiegte und Gefangene menſchlich ſein und die Sittlichkeit hochhalten als die erſte Bedingung aller Kraft und alles Sieges; der Erfolg beſtätigte dieſen Grundſatz ſeiner Herrſchaft und Heerführung. Die Städte Oberitaliens unterwarfen ſich ihm bald; Ravenna, Florenz und Rom wurden umgangen und raſch zog die kleine Heldenſchaar nach Unteritalien; Neapel und Cumä ergaben ſich, bald war in Lucanien, Apulien und Calabrien kein griechiſcher Heerhaufe mehr zu ſehen. Juſtinianus ſandte nun den Beliſarius wieder nach Italien, aber ohne hinreichende Geld- und Heeresmacht, und der kaiſerliche Feldherr konnte es nicht hindern, daß ſich der Gothenkönig im Jahre 546 der Siebenhügelſtadt bemeiſterte. Doch gelang es ihm, während Totilas die Griechen in Unteritalien bekämpfte, Rom wieder zu beſetzen, aber er wurde im Jahre 548 von ſeinem Kaiſer nach Konſtantinopel zurückberufen. Totilas eroberte und ſchonte Rom neuerdings, unterwarf ſich die Städte Rhegium und Tarent, ſegelte nach Sicilien, ſtellte die Herrſchaft über die Inſeln Korſika und Sardinien wieder her und bedrohte ſogar mit dreihundert Galeeren die griechiſchen Küſten. Dennoch, mäßig und beſonnen im Glück, war er geneigt, mit Juſtinian Frieden zu ſchließen. Aber Dieſer beauftragte zuerſt ſeinen Neffen Germanus und nach deſſen baldigem Tode abermals den Narſes, ſeinen ſtaatsklugen und kriegskundigen Kämmerer und geheimen Schatzmeiſter, mit der Fortſetzung des Krieges. Narſes verlangte hinreichende Macht und verſtärkte durch wohlangewandte Freigebigkeit ſein Heer, deſſen Kern — o der Verblendung! — Germanen (über 5000 Longobarden und 3000 Heruler) waren, welche gegen Germanen in den Kampf zogen; auch Hunnen und Perſier fochten unter dem Oberbefehl des Narſes, welcher raſch die Entſcheidungsſchlacht zu wagen beſchloß. Bei Taginä am Fuß der Apeninnen näherten ſich beide Heere; Narſes verlangte Unterwerfung und gelobte Verzeihung, Totilas antwortete ihm: er ſei entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben. Im Juli 552 kam es bei Taginä zur Schlacht. Die Gothen ſtürmten ungeſtüm wider die Mitte der feindlichen Heerordnung an, deren Flügel ſie plötzlich umſchloſſen. Sechstauſend Gothen fielen, Totilas entfloh mit nur fünf Begleitern und wurde von einem Gepiden eingeholt, der ihn trotz des Rufes eines Treuen: „Schonung dem König von Italien!“ mit einer Lanze durchſtieß; fünf Meilen vom Schlachtfeld verblutete der edle Held. — Narſes durchzog nun Tuscien und eroberte Rom wiederum. Doch die Gothen verzagten noch nicht. Ihre beſten Helden hatten ſich über den Po zurückgezogen und erhoben den Tejas als einmüthig gewählten König auf den Schild. Ob auch der Griechen Uebermacht faſt ſchon ganz Italien umſpannt hatte, dennoch behaupteten die Gothen Scholle für Scholle in Oberitalien und unglaublich raſch, dem Feinde verborgen führte ſie der kühne Tejas von den Alpen längs der adriatiſchen Küſte nach Cumä in Campanien, wo ſein jüngſter Bruder Aligern den königlichen Hort hütete. Am Fluße Sarnus, nicht weit vom Meere, ſeitwärts vom Veſuv, ſchlug Tejas ſein Lager auf und zwei Monate lang behauptete er ſeine Stellung gegen Narſes, bis er ſich endlich, weil ihm Dieſer die Zufuhr abſchnitt, auf den unangreifbaren lactariſchen Berg zurückziehen mußte. Angeſichts der Gothen und rings um dieſelben ſtanden Feinde, in ihrer Mitte wüthete der Hunger. Da zogen ſie, ihr König mit Schild und Lanze voran, den Berg hinab, ließen ihre Roſſe laufen und ſchritten freudig in den Todeskampf. Der König ſtand, den Seinigen voran, hinter ſeinem Schilde wie einer Mauer den gewaltigen Speer vorſtreckend. Er ſelbſt aller feindlichen Speere Ziel fing ſie mit ſeinem Schilde auf, ſtürzte plötzlich hervor, erlegte die Feinde, wechſelte den ſpeerſtarrenden Schild, und trutzte ſo auf's Neue, als wäre er gefeit. Schon war des Tages Drittheil vorbei und abermals ſtarrte des Königs Schild von zwölf Speeren, abermals rief er, ohne im Speer-Regen einen Augenblick zu weichen, einen ſeiner Schildträger; ein neuer Schild ward ihm gereicht, aber in demſelben Augenblick traf ſeine unbedeckte Bruſt ein feindlicher Speer; durchbohrt ſank er zu Boden und hauchte die kühne Seele aus. Der Feind bemeiſterte ſich der Leiche, trennte das Haupt vom Rumpfe und erhob es als Siegeszeichen auf einem Lanzenſchaft. Aber um ſo grimmiger kämpften die Gothen, den Tod des Helden zu rächen, noch am anderen Tage fort, und unbeſiegt mit den bluttriefenden Waffen in den Händen, ſchloſſen ſie endlich am Morgen des dritten mit den Feinden eine ihnen angebotene billige Uebereinkunft. Gegen das Verſprechen, nicht mehr gegen den griechiſchen Kaiſer zu kämpfen, ward ihnen Freiheit des Abzugs mit ihren Schätzen aus Italien zugeſichert. Doch Tauſend der ſtolzeſten Gothen brachen vor Unterzeichnung des Vertrages auf und zogen kämpfend bis nach Pavia (553). Aligern vertheidigte Cumä noch über ein Jahr lang, bis er, verzweifelnd, mit Narſes Frieden ſchloß.

Im März 553 war der letzte Oſtgothen-König gefallen; noch im Herbſt deſſelben Jahres führten die Alemannenherzoge Leutharis und

Bucilin 75000 ſchlacht- und beuteluſtige Männer ihres und des fränkiſchen Stammes nach Italien und ſchon dünkte es den Gothen: der Stern des Glückes gehe ihnen noch einmal auf, denn Bucilin verkündigte, er erſtrebe die Wiederherſtellung ihres Reiches. Doch des Narſes Kriegskunſt und verheerende Seuchen rieben den größten Theil der räuberiſchen Schaaren auf und Bucilin erlag in einer Entſcheidungsſchlacht bei Capua (554). Der Reſt des ganzen Gothenvolks, 7000 wehrhafte Männer, unter Führung eines Hunnen Namens Ragnaris, hielt ſich noch bis zum Frühling des Jahres 555 in dem Bergſchloſſe Compſa (Conza) und ergab ſich dann dem Narſes, welcher die letzten Zeugen geweſener Herrlichkeit nach Konſtantinopel brachte.

Italien wurde nun wieder eine Provinz des oſtrömiſchen Kaiſerthums, — eitler Namenprunk! Narſes wurde unter dem Titel eines Exarchen (Statthalter des Kaiſers) mit der Verwaltung Italiens betraut, die er fünfzehn Jahre lang führte. Ravenna wurde zum Sitz des Exarchen erkoren und die alte Siebenhügelſtadt fand für alles Elend doch den Erſatz, daß der Arianiſmus nun endlich auch in Italien ausgerottet war, daß ſomit die katholiſche Kirche ohne Widerſacher daſtand, daß Rom als Mittelpunkt dieſer Kirche betrachtet wurde und ihr Biſchof, als angeblicher Nachfolger des Apoſtelfürſten, an höchſtem Anſehen ebenſo als Haupt der abendländiſchen Chriſtenheit galt, wie früher der die Majeſtät des Römerthums vertretende Kaiſer als Haupt der Welt.

9. Gründung des Longobardenreiches in Italien.

Weder die griechiſche Herrſchaft über Italien ſollte von langer Dauer ſein, noch die Alleinherrſchaft der römiſch-katholiſchen Kirche ohne neue Gegner bleiben. Gegen Beide erſchien abermals ein germaniſches Volk, das der Longobarden.

Schon in den Tagen Armin's und Marobod's griffen die Longobarden in die Geſchichte ein; ſie trennten ſich von dem durch Marobod begründeten großen Suevenreiche, ſie behaupteten nach Auflöſung des Cheruskerbundes eine Vorherrſchaft über die eigentlichen Cherusker und das Anſehen ihrer Tapferkeit. In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ward ihr Name nicht mehr genannt; in dem dritten mögen ſie wohl in den großen ſächſiſchen Volksverband eingetreten ſein, der „Bardengau“ erhielt ihren Namen noch im Mittelalter und der Name Bardewik zeugt noch heute von ihrem Aufenthalt in jenen Gegenden. Aber von dem Stamme, der in den heimathlichen Sitzen blieb, trennten ſich viele Gaugemeinden, welche ſich nach Oſten wendeten. Dieſe ausgewanderten Longobarden erſchienen ſpäter, in den erſten Jahren nach Begründung des Oſtgothenreiches in Italien, als Nachbarn der Heruler, welche an der Nordſeite der Donau eine eigene Herrſchaft begründet hatten, und zwar ſtanden ſie, als zinspflichtig, in einem Abhängigkeitsverhältniß zu den Herulern. Folgt man den Spuren der Sage mit aufmerkſamen Blicken, ſo erkennt man die Richtung der Longobardenwanderung von der Elbe aus, längs der Oſtſee, über die Weichſel, an den Karpathen ſüdwärts bis zur Donau und im Donauthal aufwärts.

Die Stammſage der Longobarden, eine der wenigen germaniſchen, welche uns ziemlich unverwiſcht, in reicher dichteriſcher Ausbildung erhalten worden, knüpfet die erſten Schickſale, das Helden- und Königthum des Volkes ſtolzfreudig an die Götter und reiht die gefaßten Perlen der Volkserinnerungen an einem goldenen Faden auf. Wie die Stammſage meldet, hießen die Longobarden anfänglich Winiler und kamen aus der Inſel Skandinavia; zwei jugendliche Brüder, Igor und Ayo (Agio), Söhne der weiſen Gambara, aus dem Geſchlecht der Euginger, führten die Winiler nach Scoringerland, in der Nachbarſchaft der Vandalen, bei welchen damals die Ambern und Aſſen die gewaltigſten Stämme waren. Die Winiler ſollten ihnen Zins zahlen oder ſich des Krieges gewärtigen; unter Beiſtimmung ihrer Mutter Gambara beſchloſſen nun Igor und Ayo Kampf, wiewohl die Winiler nur gering an Zahl waren. Nun beteten die Vandalen zu Wodan um Sieg und der Gott verſprach denſelben Denjenigen zu verleihen, welche er bei Sonnenaufgang zuerſt erblicken würde. Gambara aber flehte zur Frea um Sieg für die Winiler und die Göttin rieth Dieſen: ihre Frauen ſollten die Haare löſen und ſich mit den Flechten die Angeſichter ſo decken, als wären ſie gebartet, und ſich am frühen Morgen mit den Männern zuſammen ſo ſtellen, daß ſie Wodan von ſeinem gegen Morgen gelegenen Fenſter erblicken müſſe; alſo geſchah es, und als ſie Wodan bei Sonnenaufgang erſchaute, fragte er: „Wer ſind dieſe Langbärte?“ Drauf Frea: „Du gabſt ihnen eben den Namen, ſo gib ihnen denn auch den Sieg.“ Alſo errangen die Winiler durch Wodan's Willen den Sieg über die Vandalen und hießen nun Longobarden (Langbärte *). Sie zogen nun zuerſt nach Moringen, gaben vielen Unfreien durch das ſinnbildliche Zeichen des Pfeilſchuſſes die Freiheit (d. h. ſie vergrößerten ſich durch Aufnahme fremder, zum Theil von ihnen überwundener Stämme) und wanderten dann weiter nach Anthabet (Antaib), Bathaib, Burgundaib (Burgundaib) und Goland (Gothenland). Nun wählten ſie ſich, nach dem Tode ihrer Herzoge Igor und Ayo, des Letztern Sohn Agelmund zum König**) und er herrſchte drei und dreißig Jahre über die Longobarden, führte ſie weiter, und ſchlug die Bulgaren, von denen ſie angegriffen wurden, zurück. Nach Agelmund herrſchten Lamiſſio, Lethu (Leth), Hildehoc (Childehoc) und Gedehoc (Godehoc). In dieſer ſagenhaften Königsreihe erſcheint der Erſte, Lamiſſio, von vorragender Bedeutung. Es geſchah in den Tagen Agelmund's, ſo erzählt die Sage, daß ein Weib auf einmal ſieben Knaben gebar und ſie in einen Fiſchteich warf. Der König Agelmund aber ritt zufällig an demſelben Teich vorüber, hielt ſein Roß an und ſenkte ſeinen Speer in das Waſſer, da faßte eines der Knäblein den Schaft, der König aber, von Mitleid bewegt, verkündigte: dieſer Knabe werde einſt hochherrlich werden, und alſo ließ er ihn aus dem Teiche retten und einer Amme übergeben; zum Gedächtniß an den Teich, der in der Longobardenſprache Lama hieß, verlieh er ihm den Namen Lamiſſio. Dieſer aber ward ein ſtreitbarer Jüngling und nach Agelmund König der Longobarden. Er führte das Volk des Weges weiter und als ſie an einen Fluß gekommen waren, wo ihnen kriegeriſche Frauen den

---

*) Odhinn ſelbſt hieß „Lángbardhr“ (vergl. Grimm, d. Myth., S. 905).

**) Ausdruck der Sage für dieſelbe geſchichtliche Erſcheinung des erſtarkenden Heerkönigthums, die wir bei den Franken, Gothen u. ſ. w. auftauchen ſehen.

Uebergang wehrten, kämpfte Lamiſſio im Strom ſchwimmend mit der erſten Heldin, überwand ſie und verſchaffte den Longobarden den Durchzug. — Der Letztgenannte in jener Königsreihe, Gedehoc, führte die Longobarden nach Rugiland an der Donau, wo ſoeben Odoaker die Herrſchaft des Rugierkönigs geſtürzt hatte; die Longobarden beſetzten nun dieſe entvölkerten Gegenden und verweilten dort einige Zeit. Unter Tato aber, dem zweiten König nach Gedehoc, wanderten ſie aus Rugiland weiter in die „freien Felder" an der Theiß, wo ſie drei Jahre Raſt hielten. Dabei kamen ſie in grimmigen Streit mit den ihnen bisher befreundeten Herulern, einem kriegsgewaltigen und ſiegsberühmten Volk, bei welchem damals Rodulf herrſchte. In den „freien Feldern" ward die Schlacht geſchlagen und ſo feſt vertraute der Herulerkönig, ſein Volk müſſe ſiegen, daß er während des Kampfes in ſeinem Zelte ſitzend ſich am Schachzabel erfreute und ſich nur von Zeit zu Zeit von einem Heruler, der auf einem Baume ſaß, den Stand der Schlacht melden ließ, doch ſollte der Späher bei Todesſtrafe nicht die Flucht der Heruler verkünden. Mehr als einmal ſprach er auf des Königs Frage: „Die Heruler kämpfen vortrefflich;" endlich aber rief er: „Weh' Dir, unglückliches Herulervolk, daß Du vom Zorn des Himmelskönigs getroffen wirſt;" drauf der König: „Wie, fliehen meine Heruler?" und der Späher: „Nicht ich, Du ſelbſt, o König haſt das geſagt." Alſo war's, der Sieg ward den Longobarden, in Schrecken und Verwirrung flohen die Feinde, Rodulf ward ſelber erſchlagen und die Herulerherrſchaft zertrümmert. Nach dieſem gewaltigen Tato nennt die Sage, welche von nun an ſchon beſtimmter auf geſchichtliche Thatſachen hinzuweiſen beginnt, noch deſſen Neffen Wacho, welcher die Sueven unterworfen habe, ſeinen Sohn Waltar und Audoin als Longobardenkönige.

Audoin führte die Longobarden nach Pannonien (um's Jahr 526) und nun begannen ſie, erſtarkt dadurch, daß die beſiegten Heruler mit ihnen verſchmolzen, den Kampf gegen die benachbarten Gepiden, mit welchen ſie in feindſelige Berührungen gekommen waren. Damals herrſchte bei den Gepiden der König Turiſend, deſſen Sohn Turismod erſchlug im Zweikampf der junge Longobarden-Held Alboin, der Sohn Audoin's, während die Völker in heißem Schlachtendrang miteinander fochten; des Königsſohnes Fall entſchied der Gepiden Niederlage. Nach Audoin's Tode erhoben die Longobarden den **Alboin** zum König und alsbald begann neuer Kampf mit den **Gepiden**, über welche nach **Turiſend's** Tode **Chunimund** herrſchte. Dieſer flammte von Begierde ſeines Volks Schmach zu rächen; **Alboin** dagegen verband ſich mit den wilden **Avaren** wider die Gepiden.

Wie einſt die Hunnen, ſo hatte auch die **Avaren**, rohe, den Erſteren verwandte Horden, das ferne Hoch-Aſien gegen Europa geſandt, wahrſcheinlich waren es die Türken, welche die Avaren nach Weſten vorgedrückt.

Ein neues Drängen und Treiben der Völker auf einander hatte begonnen. Das **ſlaviſche** Geſchlecht erſchien auf den von germaniſchen Stämmen verlaſſenen öſtlichen Gebieten unſeres heutigen Vaterlands; eine Linie, die ſich vom Bardengau jenſeits an der Unterelbe längs des Elbelaufs weiter nach Süden bis weſtwärts gegen Erfurt, dann in ſüdweſtlicher Richtung längs des Böhmerwaldes denken läßt, ſchied die von Germanen bevölkerten Länder von den ausgedehnten öſtlichen Gebieten, auf welchen nun das **ſlaviſche** Geſchlecht ſich ungehindert ausbreitete; von da aus ließ es ſeine Aeſte und Zweige in die öſtlichen Alpenländer (das heutige Steyermark, Kärnthen und Krain) ſowie nach Pannonien auslaufen. Die Ausbreitung über die von den germaniſchen Stämmen verlaſſenen Länder geſchah von ihren eigentlichen Hauptſitzen aus im Norden der Karpathen. Zuhöchſt im Norden waren die **Obotriten** nordöſtlich von der Elbe in Mecklenburg, über ihnen nördlich die **Polaber** (Ratzeburg) und noch weiter die **Wagrier**; öſtlich von den Obotriten die **Tollenſer** an der Tollenſe (Neubrandenburg) und die **Wilzen** (Welataber, Loyzer) mit dem Rhetrarierſtamm, die **Wenden** (mit der reichen Handelsſtadt Winneta) und die **Pommern** (an der Oſtſee zwiſchen Oder und Weichſel); an der Havel die **Häveller** (mit Brenneber); zwiſchen Elbe und Saale die **Soraben** (Sorben), in Meißen die **Daleminzier**, in Schleſien die **Slezi**, in Böhmen die **Czechen**. Dieſelbe Unruhe, welche ſo lange das germaniſche Geſchlecht bewegt hatte, trieb nun das ſlaviſche; einen gewaltigen Anſtoß gab ihm das Andringen der Völkerwegen aus Aſien. So waren die **Bulgaren** aus ihren Sitzen an der Wolga nach Weſten vorgeſchritten und hatten ſich an der unteren Donau niedergelaſſen (um 505); mit Slaven gemeinſam hatten ſie, wie einſt die germaniſchen Stämme, Griechenland überſchwemmt. So kamen nun auch jene Avaren von Oſten her, ſie vertilgten zunächſt die hunniſchen Ueberreſte am Aſow'ſchen Meer, rückten dann weiter bis an die Donau, ſtürzten ſich auf die Bulgaren und überwanden ſie (562). Auch die ſlaviſchen Völkerſchaften an der unteren Donau erlagen ihnen und eben ſo die Czechen.

Mit dieſen Avaren verbanden ſich denn die Longobarden gegen die Gepiden und dem furchtbaren Andrang von zwei entgegengeſetzten Seiten vermochten die Letzteren nicht zu widerſtehen. Chunimund beſchloß zuerſt die Longobarden zu bekämpfen und ſich dann gegen die Avaren zu wenden. Doch er erlag in der Entſcheidungsſchlacht (566); Alboin erſchlug ihn, ließ ſich ſeinen Schädel zur Trinkſchale herrichten und zwang Chunimund's Tochter Roſamunde, ſein Ehebette zu theilen. Das Gepidenreich war vernichtet; ein Theil des Volkes unterwarf ſich den Longobarden, mit denen er verſchmolz, ein anderer den Avaren, welche ſich nun weithin in Pannonien ausbreiteten. Gar bald dehnten ſie ihre Herrſchaft auch nach Norden über Mähren, Böhmen und die Lauſitz, nach Oſten bis an die Enns, nach Süden bis nach Friaul aus. Weithin war der Ruf von der Longobarden Heldenthum und gewaltiger Macht gedrungen und der griechiſche Kaiſerhof ſuchte bei Zeiten die kriegeriſchen Nachbarn zu Bundesgenoſſen zu gewinnen. Schon längere Zeit beſtanden zwiſchen den Griechen und den Longobarden freundliche Beziehungen, als Narſes, da er ſich zum Kriege gegen Totilas rüſtete, ſich an Alboin wandte und ihn bat, ihm gegen die Gothen Hülfe zu leiſten; Alboin gewährte und Longobarden halfen dem Narſes Italien erobern.

Aus Helfern wurden ſie nun in kurzer Zeit zu Gegnern. Die Sage leitet den Zuſammenhang der welterſchütternden Begebenheiten aus folgenden perſönlichen Beweggründen ab. Sophia, die Gemahlin des griechiſchen Kaiſers Juſtinus II. welcher dem 565 verſtorbenen Juſtinianus auf dem Throne folgte, habe den verdienſtvollen Narſes gehaßt und die Schmach ſeiner Entmannung verhöhnend geäußert: „er ſolle den Mädchen im Frauengemach die Wolle zum Spinnen vertheilen;“ der Gekränkte aber habe darauf erwiedert: „er wolle ihr ein ſolches Geſpinnſt anzetteln, daß ſie ihr Leben lang zu ſchaffen haben müſſe, es zu entwirren." Zur Stelle habe er ſodann Geſandte an die Longobarden geſchickt und Dieſe eingeladen, Pannoniens arme Gefilde zu verlaſſen und auf die reichen Italiens zu kommen; mit Freuden ſei dieſe Einladung von den Longobarden angenommen und Pannonien von ihnen verlaſſen worden. Geſchichtlich beglaubigt ſind die Thatſachen, daß Narſes während ſeiner fünfzehnjährigen Verwaltung Italiens als Exarch durch Habſucht und Bedrückung die Klage der Italiäner bei dem Kaiſer Juſtinus II. veranlaßte: „Gothiſches Joch ſei ihnen noch erträglicher geweſen als die Willkürherrſchaft des griechiſchen Verſchnittenen" daß Neider und Verläumder am Hofe die Mißſtimmung des Kaiſers gegen Narſes verſchärften, daß ihm ſeine Würde genommen und einem Andern verliehen wurde. Jedenfalls hatten die Longobarden den Beſieger der Gothen nicht zum Gegner, als ſie, der avariſchen Nachbarſchaft müde, ſich der Anmuth Italiens erinnernd und von Eroberungsluſt bewegt, auf Alboin's Ruf im Jahr 568 die Auswanderung unternahmen. Gepiden und Sueven, ſowie zwanzigtauſend ſtreitbare Sachſen mit ihren Weibern und Kindern ſchloſſen ſich den Longobarden an; die Sachſen kamen von jenen Gebieten an der Elbe, wo dieſe die Saale aufnimmt; in dieſe von den Sachſen verlaſſenen Wohnſitze verpflanzte der auſtraſiſche Frankenkönig Siegebert (im Jahr 568) Suaven (Schwaben). *) Die Longobarden waren Arianer; Alboin geſtattete jedoch den Bekennern verſchiedenen Glaubens, welche ſeiner Herrſchaft gehorchten, Katholiken wie Heiden, freie Religionsübung. Dieſe Milde, ſowie die Menſchlichkeit, welche die Longobarden gegen Gefangene bekundeten, verringerte den Schrecken der Italiäner vor dem ſeltſamen Anblick der Eroberer, die mit langen Bärten, das Haupt hinten geſchoren aber die Stirn bis zu den Augen vom niederhängenden Haar bedeckt, in loſen linnenen Gewändern mit breiten buntfarbigen Streifen, langen Beinkleidern und offnen Sohlenſchuhen, mit dem Schwert

---

*) Als die ſächſiſchen Auswanderer ſpäter nach den alten Heimathſitzen zurückkehrten und dieſelben wieder in Beſitz nehmen wollten, boten ihnen die Suaven im Jahr 577 zwei Drittheile vom Grund und Boden; die Sachſen wollten das ganze Land erkämpfen, unterlagen jedoch den Suaven, welche ſich fort und fort behaupteten. Noch heute bewahrt der Name Schwabengau im Halberſtädtiſchen ihr Gedächtniß.

an der Seite einherſchritten; die Fehler dieſes Naturvolks, raſchaufflammende Leidenſchaftlichkeit und Selbſtvergeſſenheit, indem ſie dem lockenden Becher nicht widerſtanden, wurden durch treffliche Anlagen aufgewogen und bereits nach drei Geſchlechtsfolgen, binnen deren ſie ſich römiſche Bildung aneigneten, verwiſcht.

Die longobardiſche Wanderung nahm ihre Richtung über die juliſchen Alpen und von da an die Gränzen des Venezianiſchen; in Friaul ließ Alboin ſeinen Neffen Giſulf als Herzog des Gränzlandes, als Hüter des Ausganges für alle Wechſelfälle zurück und Giſulf übernahm dieſe Würde und die damit verbundene Verantwortung nur unter der Bedingung, daß nur jene „Faren“ d. h. Geſchlechter der Longobarden, „welche er ſich ſelbſt erwählte“, alſo wohl nur ſolche, welche mit ihm freiwillig übereinkamen, an der Gränze blieben. Ohne Widerſtand hatte Alboin den italiſchen Boden betreten; raſch führte er die ungemein zahlreichen wandernden Völkermaſſen, deren Kern die Longobarden bildeten, weiter; es ergaben ſich ihm Vicenza, Verona und die meiſten Städte im Venezianiſchen. Mailand öffnete ihm 570 die Thore, nur Ticinum (Pavia) widerſtand ihm drei Jahre lang; er hatte geſchworen, wenn er die Stadt betrete, die ganze Bevölkerung dem Schwerte zu opfern, aber als er zum Johannisthore einzog, fiel ſein Roß und er erkannte hierin eine höhere Warnung, ſein ſtrenges Gelübde zu brechen und über die Stadt, die ihn erzürnt, Gnade ergehen zu laſſen; in ſolchen kleinen Zügen ſpiegelt ſich der Geiſt des Volkes und der Zeit. Raſch hatte Alboin ganz Oberitalien überwältigt und dem griechiſchen Kaiſerthum entriſſen; es kam ihm hierbei die Schwäche des Exarchen zu Ravenna, der über zu wenig Streitkräfte verfügen konnte, zu Statten; die Kräfte des griechiſchen Kaiſerthums waren eben durch Abwehr der Perſer und der Avaren faſt ausſchließlich in Anſpruch genommen. Drei Jahre und ſechs Monden freute ſich Alboin ſeiner neuen Herrſchaft in Oberitalien, deren Königsſitz Pavia war und blieb; Blutrache kürzte ſeine Tage vor der Zeit. Die Ueberlieferung von ſeinem Tode iſt folgende: Alboin's Gattin Roſamunde hatte die Ermordung ihres Vaters durch ihren Gemahl nicht vergeſſen; es mahnte ſie jene grauſenhafte Trinkſchale daran, zu welcher Alboin in barbariſchem Siegesſtolz Chunimund's Schädel hatte herrichten laſſen. Als er nun einſt zu Verona ein hohes Feſt beging, da gab es aller Freuden Fülle und von des Weines Macht zum Uebermuth hingeriſſen, reichte er Roſamunden den Schädelbecher, daß ſie ihn mit Wein fülle, und lud ſie ein, fröhlich mit ihrem Vater zu trinken. Da erfaßte Roſamunden der Blutrache unſäglicher Schmerz; doch barg ſie die furchtbare Erregung und erſann einen ſcheußlichen Plan; dem Untergang des Gatten opferte ſie ihre weibliche Ehre. Mit Helmichis, Alboin's Milchbruder, und „Schilpor“ (d. h. Waffenträger) beſprach ſie ſich darüber, wie der König zu tödten ſei, und Helmichis rieth ihr, den tapfren Peredeo in Mitwiſſenſchaft zu ziehen. Unwillig widerſtand Dieſer dem Anſinnen des Verraths. Da legte ſich Roſamunde in dunkler Nacht; in das Bette ihrer Dienerin welche Peredeo zu beſuchen gewohnt war, und Dieſer theilte ohne es zu wiſſen, das Lager der Königin. Nun offenbarte ihm die Arge ſelbſt die Schuld, die er unwiſſentlich begangen, und ſprach: „Es bleibt Dir keine Wahl, Du mußt den König tödten oder fallen von ſeiner Hand“ und Peredeo vergaß, daß ihm noch ein anderes Mittel blieb: ſich ſelbſt zu tödten, er gelobte den König zu ermorden. Als nun Alboin eines Tages nach Tiſche der Ruhe pflegte, entfernte Roſamunde ſeine Waffen und band einzig ſein Schwert zu Häupten des Bettes an einen Pfoſten feſt, ſo daß er es weder wegnehmen, noch aus der Scheide ziehen konnte, dann führte ſie Helmichis und Peredeo herein. Vom Schlaf erwacht und der beiden Männer böſe Abſicht errathend, griff Alboin nach dem Schwert; während er ſich bemühte, es los zu machen, überfielen ihn die Verräther, da faßte er den Schemel, doch die Mörder bezwangen ihn und er erlag den meuchleriſchen Streichen (573). Mit Wehklage begruben die Longobarden ihren theuren Königshelden. Roſamunde entfloh mit Helmichis, den ſie zum Gatten nahm, mit ihrer Tochter und dem Longobardenſchatze vor dem Grimm des Volkes zu dem griechiſchen Exarchen Longinus nach Ravenna. Aber hinter den Mördern eilte die Vergeltung her. Aller Weiblichkeit entäußert, ſtrebte Roſamunde des Exarchen Würde zu theilen und ſann auch auf des zweiten Gatten Mord. Sie reichte Helmichis einen Giftbecher, da er eben aus dem Bade trat. Er trank davon, ſpürte die Wirkung und zwang nun mit gezücktem Schwert das verruchte Weib, den Reſt zu leeren. Von Peredeo ging die Sage: nach Konſtantinopel gebracht, habe er dort beim öffentlichen Spiele einen Löwen überwältigt, ſei auf Befehl des argwöhniſchen Kaiſers geblendet worden und habe dann zwei vertraute Freunde des Kaiſers niedergeſtochen.

Nach Alboin's Tode erwählten die Longobarden durch gemeinſamen Beſchluß den tapferen Kleph zum König, welcher jedoch ſchon nach anderthalbjähriger Herrſchaft von Einem ſeines Gefolges erſchlagen ward. Hierauf walteten bei ihnen ſtatt eines Königs viele Herzoge, von denen jeder ein beſtimmtes Gebiet je um den Mittelpunkt einer bedeutenderen Stadt inne hatten; ſo beſaß Zaban Pavia, Uvaillari Bergamo, Alachis Brixen, Evin Trident, Giſulf Friaul. Außer den eben Genannten waren noch dreißig Herzoge. Durch dieſe Herzoge wurde im ſiebenten Jahre nach Alboin's Ankunft der größte Theil von Italien den Longobarden unterworfen. Den Griechen blieb nur das Exarchat, deſſen Gerichtsbarkeit ſich über das heutige Romagna, Ferrara und Commachio, fünf Seeſtädte von Rimini bis Ancona und fünf Binnenſtädte zwiſchen den Apenninen und dem adriatiſchen Meere erſtreckte; die Oberherrſchaft des Exarchen erkannten auch noch die Provinzen von Rom, Venedig und Neapel, und den Zuſammenhang mit dem griechiſchen Kaiſerthum Sardinien, Korſika und Sicilien an. Nach zehn Jahren erwählte das Volk durch gemeinſamen Beſchluß Authari, den Sohn des Kleph, zum König und die Herzoge überließen all ihre Rechte und Einkommen zur Unterhaltung des Königs und ſeiner Diener und Beamten. Indem ſie ſich ſo dem König unterordneten, büßten ſie weder an Reichthum, noch an Ehre, noch an Macht und Einfluß ein. Ihre Treue belohnte der König freigebig durch Geſchenke und Lehen; ſeine Huld erhöhte ihren Glanz; in ihren Händen lag die geſammte Verwaltung ihrer Gebiete, die Gerichtsbarkeit und der Kriegsbefehl; ſie bildeten mit den anderen Großen, die durch Adel der Geburt hervorragten, den großen Rath des Königs, deſſen Macht durch den Beſitz der Oberfeldherrnwürde, durch den Beiſtand der „Gaſindi" (Gefolge), durch reiche Einkünfte aus dem Ertrag der Kammergüter und der Geldbußen für Verbrechen groß, aber in der Geſetzgebung durch die jährlich im März ſtattfindende Nationalverſammlung beſchränkt und deſſen Wille an die Zuſtimmung der „Großen", der „Richter", „aller übrigen Treuen und des ganzen Volkes" gebunden war. Hervorragende Bedeutung hatten insbeſondere die Herzoge in den Gränzprovinzen, denen die Vertheidigung des Reiches gegen deſſen Feinde: Franken, Griechen und Avaren oblag. Die Longobarden ließen die überwundene Bevölkerung Italiens das Recht des Eroberers fühlen. Die reichen und vornehmen Italiäner wurden in dem Jahrzehend, als die Herzoge ohne Königs-Obermacht walteten, entweder getödtet oder vertrieben, die Landbewohner aber unter die Sieger ſo vertheilt, daß ſie auf ihren Ländereien blieben und ein Drittheil vom Ertrag derſelben ihren neuen Gebietern abliefern mußten, eine Einrichtung, welche ſpäter durch einen billigen Vergleich gegen einen verhältnißmäßigen Antheil am Grundbeſitz erſetzt wurde. Das herrſchende Volk theilte ſich in Adel und Gemeinfreie; hierzu geſellte ſich außer den Freigelaſſenen noch eine beſondere Klaſſe der „Aldien", d. h. Solcher, die von einer freigelaſſenen Mutter geboren, perſönlich frei, aber mit „Amunt" waren, nämlich unter eigner Gewehre und eigenem Recht ſtanden und das Geſinde der Vollfreien bildeten. Die Stadtgebiete, innerhalb deren die Herzoge ihre Gerichtsſprengel hatten, theilten ſich in mehrere „Schultheißeien", deren jeder ein „Schultheiß" (Sculdahis) vorſtand, der „Decanus", (Vorſteher der Ortsgemeinde) leiſtete innerhalb ſeiner Decanie dem Schultheiß polizeiliche Hülfe. Die „Gaſtalden" waren Vorſtände der Kammergüter- und Steuerverwaltung, hatten aber auch häufig die Gerichtsbarkeit über freie Longobarden, welche auf den königlichen Kammergütern oder in deren Nähe ihre Wohnſitze hatten. Dieſe Zuſtände entwickelten ſich eigentlich erſt ſeit der Gründung der neuen Monarchie in den Tagen Authari's, die ſich von dem alten Heerkönigthum weſentlich unterſchied. Unter ihr (von 644 an) wurden die longobardiſchen Geſetze in Schrift gefaßt, unter ihr erwuchs eine neue Blüte der Geſittung, gediehen Landbau, Gewerbfleiß, Kunſt, Handel und Verkehr; unter ihr erfreute ſich Italien des Schutzes gegen äußere Feinde, der Ordnung, der Gerechtigkeit.

Die Zeiten Authari's wurden für die Stellung der Longobarden durch die Folgen der ehelichen Verbindung des Königs mit der baieriſchen Herzogstochter Theodelinde bedeutungsvoll. Die Geſchichte von der Werbung Authari's um Theodelinden, worin ſich altgermaniſche Sitte abſpiegelt, iſt folgende. Authari hatte bei Garibald, dem Baiernherzog, um deſſen Tochter Theodelinde geworben und die Zuſage erhalten. Nun wollte aber Authari unerkannt Theodelinden ſchauen und ſprechen; da ritt er alsbald, nur von wenigen Getreuen begleitet, gen Baierland. Als nun die Longobarden bei Garibald angekommen waren und der Aelteſte von ihnen den üblichen Gruß geſprochen, trat Authari, von Keinem erkannt, näher zum Baiernherzog und ſprach: „Mein Herr, der König Authari, hat mich eigens deshalb hieher geſandt, daß ich Eure Tochter, die ihm verlobt iſt und einſt unſere Herrin ſein wird, ſchauen und ihre Geſtalt meinem Gebieter ſchildern könne.“ Da ließ Garibald ſeine Tochter kommen und nachdem Authari lang ſchweigend mit Wohlgefallen ihre Holdſeligkeit betrachtet, bat er Garibald, zu geſtatten, daß Theodelinde ihnen den Becher kredenze. Alſo geſchah's und ſie reichte ihn zuerſt dem Aelteſten, dann ihrem Bräutigam, den ſie nicht kannte; Dieſer aber, nachdem er getrunken, berührte, von den Andern unbemerkt, ihren Finger und ihr Antlitz. Von Schamröthe übergoſſen klagte Theodelinde dies ihrer Amme; die aber ſprach: „Wenn er nicht der König und dein Bräutigam geweſen wäre, hätte er's nimmer gewagt, dich zu berühren. Laß uns jetzt ſchweigen, auf daß dein Vater nichts davon erfahre. In Wahrheit aber iſt Jener würdig, die Herrſchaft zu führen und dein Gemahl zu werden.“ Die Longobarden aber zogen, von Baiern begleitet, wieder heim und als ſie an die Gränze Italiens kamen, richtete ſich Authari, der ſtattliche junge König mit dem goldgelben Haar, auf ſeinem Roſſe auf, warf mit aller Kraft ſeine Streitart in den nächſten Baum, daß ſie d'rin ſtecken blieb, und ſprach dazu: „Solche Würfe thut König Authari!“ Da erkannten die Baiern, die ihn begleiteten, daß er ſelbſt der König war.

In der Verbindung mit Baiern fanden Beide, Baiern und Longobarden, einen ſichereren Halt gegen die *Franken*, aber auch der Katholicismus den Weg in das Longobardenreich. *Theodelinde* hing dem *katholiſchen* Lehrbegriffe, *Authari* noch mit Eifer und Beharrlichkeit dem *arianiſchen* an; noch kurz vor ſeinem Tode erließ er einen Befehl, wodurch die Taufe von Longobardenſöhnen im katholiſchen Glauben zur Zeit des Oſterfeſtes verboten wurde. Wie leidenſchaftlich ihn des Arianismus wegen der römiſche Biſchof Gregor I. haßte, bekundete Dieſer in einem Sendſchreiben an ſämmtliche Biſchöfe Italiens; er nannte den König den „verruchteſten Authari“ und als Dieſer bald nach jenem Befehl ſtarb (wie es hieß, an erhaltenem Gift), erklärte Gregor I.: ſein Tod ſei die göttliche Strafe für jene Schuld. Auf die dem Katholicismus innig ergebene Theodelinde richtete Gregor ein um ſo größeres Augenmerk, da ſie bei den Longobarden in hohem Grade beliebt war. Sie erklärten nach Authari's Tode (590): „ſie würden Denjenigen als ihren König anerkennen, welchem Theodelinde ihre Hand reiche." So geſchah's auch. Die Königswittwe nahm Agilulf, den Herzog von Turin, zum zweiten Gatten; die Longobarden erkannten ihn 591 in voller Volksverſammlung zu Mailand als König an. Agilulf war ein kräftiger Herrſcher, welcher nicht bloß den von Authari begonnenen Kampf gegen die griechiſchen Exarchen fortſetzte, ſondern auch das Gebiet von Rom bedrohte. Hier fand er nun in dem Biſchofe Gregor I. einen unbeugſamen Widerſtand. Klar erkannte Gregor die Nothwendigkeit, den nationalen Mittelpunkt Italiens in der römiſchen Kirche zu behaupten und mit großartigem Weltüberblick, mit unermüdlicher Ausdauer ſtrebte und wirkte er, um ihn zum Brennpunkt eines Geſammtbewußtſeins der abendländiſchen Völkerwelt zu machen. Auf's Entſchiedenſte verfocht er den Vorrang des römiſchen Biſchofſtuhles über allen anderen und deſſen alleinherrſchendes, allgemeingültiges Anſehen; er legte ſich jenen weltgeſchichtlich gewordenen Titel „Knecht der Knechte Gottes" bei, welcher die Bedeutung eines Königs der Könige und Herrn der Welt erlangte. Die Unterwerfung aller bis dahin noch entweder theilweiſe heidniſchen oder „ketzeriſchen" germaniſchen Stämme unter den römiſchen Katholicismus war eine Aufgabe ſeines Lebens. So ruhte er denn auch nicht, ſeinen ganzen Einfluß auf Theodelinde fort und fort anzuwenden, um die Katholiſirung der Longobarden zu erwirken, und ſein Eifer hatte Erfolg. So wurde nach dem Tode Evin's der Katholik Gaidoald, Herzog von Trient; ſo konnte Gregor den neuen Herzog von Benevent ſeinen Kirchenſöhnen zuzählen und Agilulf's Sohn Adaloald wurde katholiſch getauft. Aber erſt in den Tagen König Grimoald's (652—671)*) errang die katholiſche Kirche bei den Longobarden die Vorherrſchaft; reiche Schenkungen erſetzten die Verluſte, welche die römiſche Kirche früher an ihren Beſitzungen durch die Longobarden erlitten hatte, und auch Freiheit dieſer ihrer Beſitzungen von öffentlichen Laſten ward ihr nun gewährt. Dagegen gelang es der katholiſchen Kirche bei den Longobarden nicht, jenen Einfluß auf den Staat durch die Erhebung ihrer Biſchöfe zu Reichswürdenträgern zu erlangen, welchen ſie in den übrigen katholiſchen Germanenſtaaten errang; denn aus einem richtigen Trieb der Vorſicht geſtatteten die Longobarden den italiäniſchen Biſchöfen nie Sitz und Stimme bei der Geſetzgebung. Dieſer Umſtand iſt nicht zu überſehen, wenn man die Stellung der Longobarden zu Rom betrachtet. Rom, als national-religiöſer Mittelpunkt Italiens, ſuchte fort und fort das Longobardenreich ſeiner Vorherrſchaft zu unterziehen, und da dies Beſtreben, durch die politiſche Stellung der Prieſterſchaft einen Staat im Staate zu gründen, an der entſchiedenen Beharrlichkeit der Longobarden ſcheiterte, ſo mußte der lange heimliche Kampf gegen dieſelben endlich in einen offenen übergehen, welcher mit dem Untergang des Longobarden-Reiches endigte. Bis dieſer Zeitpunkt eintrat, hatte ſich das germaniſche Weſen der Longobarden mit dem italiſchen verſchmolzen und war aus dieſer Umgeſtaltung ein neues romaniſches Volksweſen, das neuitaliäniſche, hervorgegangen, deſſen Sprache ſich aus der römiſchen Volksmundart mit Aufnahme vieler germaniſcher Worte und germaniſchen Lebensgeiſtes ebenſo zur Selbſtſtändigkeit heranbildete, wie dies bei allen germaniſchen Völkern der Fall war, welche außerhalb Deutſchlands auf den Trümmern des römiſchen Reiches Staaten gründeten, ſo in der Provence und in Spanien zuerſt, wie ſpäter in Gallien. Mit dieſem Uebergang der germaniſchen Nationalitäten in romaniſche vollbrachte ſich nothwendig auch ihr Katholiſchwerden, da der Katholicismus, welcher für die abendländiſche Chriſtenheit nur der römiſche war, für die romaniſchen Völker zugleich ihr nationales Einheitsband darſtellte. Mit jenem Romaniſch- und Katholiſchwerden einerſeits und mit der

---

*) Die Namen der Longobardenkönige, die von Agilulf bis Grimoald geherrſcht, ſind folgende: Nach Agilulf († 616) deſſen Sohn Adaloald, dann, als dieſer in Wahnſinn fiel, Arioald, hierauf Rothari († 652) und deſſen

---

Sohn Rodoald; ferner Aribert († 659), nach ihm ſeine beiden Söhne Berthari und Gundobald in Theilung des Reiches, dann Grimoald, welcher früher Herzog von Benevent geweſen war († 671).

Gründung des Frankenreichs, als des Einheitsbandes für die germaniſchbleibenden Völker anderſeits tritt ein entſcheidender geſchichtlicher Wendepunkt ein.

Wie Romaniſch- und Katholiſchwerden ſich aus- und neben einander entwickelten und das Letztere die nothwendige Folge des Erſteren war, das zeigte ſich insbeſondere bei den Sueven und Weſtgothen in Spanien.

10. Romaniſch- und Katholiſchwerden der Sueven und Weſtgothen in Spanien.

Bei den Sueven wurde der Uebertritt vom Arianismus zum Katholicismus durch die eigenthümliche Stellung ihres Reiches zu den mächtigen Weſtgothen gefördert. Der Arianismus, welchen Beide freiwillig angenommen hatten, als ſie noch in der Fülle ihres germaniſchen Weſens ſtanden, hatte jetzt, nachdem Beide allmälig zu romaniſchen Völkern geworden waren, nicht mehr ſo viel lebenskräftigen Einfluß auf ſie, daß er für Beide ein inneres Einheitsband bilden konnte, und während die katholiſchen Franken und Griechen den arianiſchen Weſtgothen feindlich gegenüber traten, bedrohten dieſe ihre ſueviſchen Glaubensgenoſſen. Da vertauſchte der Suevenkönig Carrarich (welcher vom Jahr 550 bis 559 herrſchte) den Arianismus für den Katholicismus und mußte nun jene beiden Feinde der Weſtgothen als neue Glaubensgenoſſen auch zu Bundesgenoſſen wider ſie erhalten. Das Werk der Glaubenswandlung, welches Carrarich begonnen, wurde von ſeinem Nachfolger Theodemir I. (559—569) eifrig vollendet.

Je enger nun der Katholicismus ſeine Kreiſe um das Weſtgothenreich zog und je erfolgreicher er unter dem Schutze der vollkommenen Duldung, die ihm von dem hochſinnigen Könige Leovigild gewährt ward, ſich in demſelben, ja ſelbſt in der Herrſcherfamilie auszubreiten ſtrebte, um ſo mehr wurde endlich eine entſchiedene Wachſamkeit gegen die nimmermüden Aufwiegelungsverſuche von der Sorge für die Sicherheit des Staates geboten. Leovigild kannte die Neigung ſeiner beiden Söhne **Hermenegild** und **Reccared** für den Katholicismus und war weit entfernt, derſelben entgegenzutreten; er gab (das Wahlkönigthum in ein Erbkönigthum zu verwandeln) im Jahre 572 ſeinen beiden Söhnen die Mitherrſchaft; Hermenegild erhielt die reizende Provinz Bätica und die ſchöne katholiſche Ingundis, eine Tochter des auſtraſiſchen Frankenkönigs Siegebert, zur Gemahlin. Durch dieſe Verbindung hoffte Leovigild ein günſtiges Verhältniß zu den katholiſchen Franken herzuſtellen. Aber die Hochzeitsfackel entzündete den Brand des Haſſes im weſtgothiſchen Königshauſe und den der Empörung im ganzen Reich. Leovigild's zweite Gemahlin Goswintha mißhandelte die katholiſche Gattin ihres Stiefſohnes und Hermenegild, der ſich ſeiner Gattin und ihres Glaubens annahm, ließ ſich durch ihre Klagen und durch die Ueberredung des Erzbiſchofs Leander von Sevilla bewegen, zum Katholicismus überzutreten. Dieſer Schritt gab der ganzen katholiſchen Bevölkerung im Weſtgothenreiche, welche ſich ſchon früher im Hinblick auf die Macht ihrer fränkiſchen, ſueviſchen und griechiſchen Glaubensgenoſſen empört hatte, das Zeichen zu einem neuen Aufſtand und als ſich Hermenegild an deſſen Spitze ſtellte, prieſen die Katholiken den verrätheriſchen Sohn, der nun in religiöſer Verblendung ſein Vaterland mit den Schrecken des Bürgerkrieges erfüllte, ja der ſogar, um ſein Verbrechen mit Erfolg durchführen zu können, ſich mit den Reichsfeinden, den Franken, den Sueven, den Griechen verband. Leovigild erſchrack vor den Gefahren nicht, die ihn allenthalben umdrängten, und verfuhr mit Strenge gegen die Häupter der katholiſchen Partei, mit kluger Schonung gegen die zu blindem Haß bethörte Menge. Raſch und mit Nachdruck wendete er ſich gegen die Sueven und zwang deren König Theodemir II., die weſtgothiſche Oberlehnsherrlichkeit anzuerkennen. Bald beruhigte er auch ſein Reich. Leovigild wurde von ſeinen beiden anderen Bundesgenoſſen im Stiche gelaſſen, denn die ſchlauen Franken wollten bloß den Zwieſpalt nutzen, ohne ſich nach der einen oder der anderen Seite hin auszuſetzen, und die Griechen waren unfähig, für den Empörer etwas Entſcheidendes zu unternehmen. Da ſah ſich Hermenegild genöthigt, ſich ſeinem Vater zu unterwerfen. Er verlor die Königswürde und wurde in eine anſtändige Verbannung geſchickt, wo er ſeinen Glauben ungehindert bekennen und üben durfte (584). Aber der Unſelige vermochte dem Antrieb, neue Empörungsverſuche zu unternehmen, nicht zu widerſtehen. Der Erfolg war nicht glücklicher als das erſte Mal. Da ließ ihm ſein Vater, erkennend, daß zwar nicht der Glaube, den ſein Sohn bekannte, aber wohl der Einfluß der Prieſter, die ihm der Glaube heiligte, ſtets neuen Unfrieden erzeugen werde, die Wahl, entweder dem Katholicismus oder dem Leben zu entſagen, und als Hermenegild mit Standhaftigkeit einen Uebertritt zum Arianismus zurückwies, wurde er am Oſtertage des Jahres 585 heimlich in einem Thurm zu Sevilla hingerichtet. Die römiſche Kirche hat den Unglücklichen heilig geſprochen.

Inzwiſchen war übrigens das Reich der Sueven im weſtgothiſchen aufgegangen. Leovigild benützte die nach Theodemir's II. Tode (583) entſtandenen Parteiungen bei den Sueven, da Andeca den Sohn und Nachfolger Theodemir's, Eurich vom Throne ſtieß und in ein Kloſter bannte, und in kurzer Friſt wurde das Suevenreich von den Weſtgothen unterworfen. Die Herrſchaft der Letzteren erſtreckte ſich nun über die ganze iberiſche Halbinſel, mit Ausnahme der noch von den Griechen beſetzten Küſtenſtriche von Gibraltar bis Valencia und des heutigen Algarbiens; erſt im Jahr 624 räumten die Griechen dieſe Landſchaften. Bald nach dieſer großen Errungenſchaft, ein Jahr nach der Hinrichtung Hermenegild's, ſtarb Leovigild. Sein zweiter Sohn aus erſter Ehe, Reccared, nicht minder katholiſch geſinnt, aber ſchlauer als ſein Bruder, beſtieg nun den Thron des Weſtgothenreiches mit der Lüge (welche vielleicht durch den Zweck geheiligt werden ſollte), „daß ſein Vater auf dem Sterbebette die arianiſche Lehre abgeſchworen und ihm die Bekehrung der Weſtgothen zum Katholicismus anempfohlen habe.“ Es war im Jahre 587, als er den verſammelten arianiſchen Biſchöfen und Edlen erklärte, daß er Katholik ſei, und ſie aufforderte, gleichfalls das nicäiſche Bekenntniß anzunehmen. Die meiſten Arianer erfüllten ſein Verlangen, doch fand daſſelbe auch Mißbilligung und die gewaltſame Veränderung ſowohl heimlichen als offenen Widerſtand. Allein Reccared unterdrückte den Aufſtand, verfolgte die Arianer, welche ihren Glauben nicht abſchwören wollten, mit ſeiner ganzen Macht und ließ ihre Schriften verbrennen. Die Kirchenverſammlung zu Toledo (im

Jahr 589) feierte den vollſtändigen Sieg der katholiſchen Lehre und verfluchte jeden Anhänger des Arianismus. **Reccared**, welcher den Beinamen des „**Katholiſchen**“ erhielt, vollbrachte auch die gänzliche Verſchmelzung der Weſtgothen mit der römiſchen Provinzialbevölkerung durch die Geſetzgebung; er hob das bisherige Verbot der Ehen zwiſchen Gothen und Romanen auf und gab Beiden gleiches Recht. Späterhin vereinigten die Könige **Chindaswind** († 652) und **Rekiswind** († 672) die vorhandenen Geſetze und ſchufen aus den Quellen germaniſcher Verfaſſung und aus der des nun aufgehobenen Breviariums Alarich's II. ein neues von römiſch-wiſſenſchaftlichem Geiſte durchwebtes Geſetzbuch, die „lex Wisigothorum“, welche im zweiten Jahre der Regierung Rekiswind's, Angeſichts des Thrones, vor der Verſammlung der geſammten Geiſtlichkeit, der Erſten des Palaſtes und der „Gardingen“, ſowie des ganzen Volkes verkündigt wurde; das römiſche und jedes andere fremde Recht wurde gänzlich verboten. Das neue Geſetzbuch war in **lateiniſcher** Sprache abgefaßt, welche ſich auch in den öffentlichen Verhandlungen und beim Gottesdienſte ſtatt der gothiſchen geltend machte; doch blieb ſeit der vierten Kirchenverſammlung zu Toledo vom Jahr 633 nicht die römiſche, ſondern die gothiſche Gottesdienſtordnung eingeführt. In Folge des Glaubenswechſels hob ſich die Macht der römiſchen Kirche. Die Weſtgothenkönige, welche durch Wahl erhoben wurden, förderten dieſelbe, um ſich in ihr eine Stütze beim Volk wider die ſteten Angriffe des Adels zu verſchaffen. Die Krönung und Salbung der Könige durch den Erzbiſchof von Toledo ſollte dem Wahlkönig eine höhere Weihe verleihen; es wurde die Salbung nicht eher vollzogen, als bis der gewählte König in ſeinem Wahlvertrag unter Anderem auch beſchworen hatte: die katholiſche Religion als alleinherrſchende im Reiche aufrecht zu erhalten und alle Ketzer und Juden zu verfolgen. Ueberdies war die Macht des Königs, wie ſie den Adel beſchränkte, wieder durch die Kirchenverſammlungen zu Toledo beſchränkt; dieſe befaßten ſich nämlich nicht bloß mit geiſtlichen, ſondern auch mit weltlichen Angelegenheiten und da ſeit der achten Kirchenverſammlung, welche unter Rekiswind gehalten ward, auch ſieben Herzoge und neun Grafen zugezogen wurden, ſo verwandelten ſie ſich in Reichstage, bei welchen der Erzbiſchof von Toledo als Primas (Haupt) der ſpaniſchen Kirche den Vorſitz führte und die Geiſtlichkeit ſich gegen die weltlichen Mitglieder in der überwiegenden Mehrzahl befand.

Wie das Vorbild des römiſchen Kaiſerhofes auf alle germaniſchen Reiche ſeinen Abglanz warf, in welchem das junge Königthum ein Mehr oder Minder von Majeſtät wie etwas unmittelbar von Gott Verliehenes zur Schau ſtellte, ſo auch bei den Weſtgothen. Bei ihnen, wo feinere römiſche Bildung alle Verhältniſſe des Lebens durchdrang, erſchienen auch die höfiſchen Formen weniger unangemeſſen als bei anderen germaniſchen Reichen; vollends aber trug die römiſche Geiſtlichkeit, ſeit Reccared ihr das Uebergewicht verſchaffte, dazu bei, die Formen des römiſchen Hofweſens in eine geeignete Uebereinſtimmung mit dem ganzen Entwickelungsgange des Reiches zu bringen. So war denn der König, welcher zunächſt auch die Hochgeiſtlichkeit als Reichsgewalt anerkannt und ihr am Hofe hoheprieſterliche Geltung eingeräumt, mit dem römiſch-byzantiniſchen Titel „Flavius“ bekleidet und von einem glänzenden Hofſtaat umgeben. Alle Hof- oder Kronbeamten führten den Titel „Comes“ (Graf); da waren ein Erzmundſchenk, ein Kämmerer, ein Verwalter der Kammergüter, ein Kanzler, ein Kammerherr, ein Marſchall, ein Heerrichter, ein Graf in der königlichen Hofſtadt. Vom König gingen die ſämmtlichen Beamtungen aus; von ihm, als Oberfeldherrn, auch die Heereswürden. Die „Duces“ (Herzoge) hatten eben ſowohl die Kriegs- als die bürgerliche Verwaltung der Provinzen unter ſich, und dieſe Provinzen fielen wieder mit den Gebieten der erzbiſchöflichen Sprengel (Karthagena, Bätica, Luſitania, Gallicia, Tarragona und Septimania) zuſammen. Unter dem Herzog ſtanden die Grafen (comites). Das Comitat (Grafſchaft) umfaßte eine Stadt mit dem dazu gehörigen Bezirk, mehrere Comitate bildeten eine Provinz, dem Grafen ſtand ein Richter oder Stellvertreter zur Seite. Eine weitere Unterabtheilung der obrigkeitlich-richterlichen Verwaltung war die von Tiufathen (Richtern über eine Tauſendſchaft), Quingentenarien (Fünfhundertſchaft), Hundafathen (Hundertſchaft) und Tainhunfathen (Zehnſchaft), welche noch lebhaft an die altgermaniſche Einrichtung erinnerte. Den Erbadel bildeten die bereits erwähnten „Gardingen“; dieſe aus alten Geſchlechtern ſtammenden Grundbeſitzer ſtanden den Herzogen und Grafen gegenüber, welche einen bloß perſönlich mit ihrer Würde verknüpften Adel inne hatten. In ſofern konnte alſo der Gardinge dem Herzog und Grafen zur Seite treten, der Herzog oder Graf ſich über den Gardinge ſtellen und der Gardinge zugleich auch Graf und Herzog ſein. Eine eigenthümliche Klaſſe bildeten endlich die „Servi fiscales“ (Staatsknechte); ſie waren dem König unmittelbar verpflichtet und durch denſelben *unmittelbar* zur vollen Freiheit und zur höchſten Würde erlösbar; die Dienſte, welche ſie für ihn verrichteten, betrafen gleichwohl nicht deſſen Perſon allein, ſondern auch den Staat.

11. Die Angelſachſen.

Wenn wir wahrnehmen, wie die edelſten Stämme des germaniſchen Geſchlechts, auf den Boden des alten Römerthums verpflanzt, entweder von der neuen aufſtrebenden geiſtlichen Rieſenmacht erdrückt und zermalmt wurden, oder wie ſie an dieſelbe und an die ſtolzen Ueberbleibſel der altrömiſchen Bevölkerung die eigene Herrlichkeit hingaben, damit aus der Verwitterung die neuen romaniſchen Miſchvölker erwachſen konnten, ſo muß unſre deutſchen Herzen ein mächtiges Schmerzgefühl erfaſſen, welches nur durch den erhebenden Gedanken ausgeglichen wird, wie viel und wie Koſtbares dies germaniſche Geſchlecht verſchenken konnte, ohne ärmer zu werden, und wie viel ihm eben *die* Völker zu verdanken haben, welche Jahrhunderte lang mit dem unſrigen in heißblütiger Nebenbuhlerſchaft gerungen und ihre aus dieſem Kampfe hervorgegangenen Errungenſchaften an religiöſer, wiſſenſchaftlich-künſtleriſcher und allgemein menſchlicher Bildung, an anregenden Thaten für geiſtige und ſtaatliche Freiheit, für vernünftige Ordnung der Geſellſchaft, als ihren Einſatz in den Gemeinſchatz der Welt niedergelegt haben. Auch das iſt ſelbſt während jener wirren und wüſten Zeiten des Völkerwanderns über Völkerleichen erfreulich zu beobachten, wie alle verſchiedenen Stämme unſeres germaniſchen Geſchlechts, einander ablöſend und ergänzend in Erreichung der ihnen zugetheilten beſonderen Aufgaben, ſich an dem großen Werke der Entwicklung eines neuen Weltzeitalters betheiligt haben — grade wie dies zum zweiten Mal vor dreihundert Jahren ſo recht augenfällig ward, da der germaniſche Geiſt, als proteſtantiſcher, mit Schwert und Schild zum Geiſtbefreiungskampf gerüſtet, von Zürich und Wittenberg nach den Kreidefelſen Altenglands und dem ſchottiſchen Hochland, durch die drei nordiſchen Reiche und nach der neuen Welt hinzog, — und wie es jetzt wieder zum dritten Male der Fall iſt, da er das Banner der Völkerzukunft an den Ufern der Donau, des Rheins und der Elbe, wie an jenen der Themſe, des Miſſiſſippi und des Delaware als Gemeinſames zeigt. Wir würden den Geſichtskreis unſerer deutſchvaterländiſchen Geſchichte verlaſſen, wenn wir auch den ferneren Geſchicken jener Zweigvölker des germaniſchen Geſchlechts nachfolgen wollten, welche ſich entweder in romaniſche umgeſchmolzen, oder, ſei's mit Beibehaltung, ſei's doch mit Verwalten germaniſcher Eigenthümlichkeit, zu eigenem ſelbſtſtändigem Staatenleben durchgebildet haben; allein die Anfänge ihrer Sondergeſchichten gehören nothwendig in den Bereich unſrer deutſchen. Wir faſſen nun die Angelſachſen in's Auge. Schon als treue Bewahrer und ſtreitbare Wächter ächt germaniſcher Staats- und Rechtseinrichtungen, welche ſie auf britiſchen Boden verpflanzten, ſind ſie uns von hervorragender Bedeutung für unſre vaterländiſche Geſchichte; ſie ſind es aber auch als Träger einer beſonderen geſchichtlichen Aufgabe im Vergleich zu jener, welche den Franken zu Theil ward. Während Dieſe nämlich, in wildem Trutz ſich Bahn brechend, mit eiſerner Vergewaltigung die germaniſchen Völker in eine Reichseinheit trieben, deren ſie zunächſt bedurften, um endlich zu einem geiſtigen und ſittlichen Ganzen, zu einer Nation werden zu können, — wirkten die Angelſachſen, nachdem ſie von Rom aus für das kirchliche Chriſtenthum gewonnen waren, an dem Werke der religiöſen Vereinheitlichung und während die Franken mit dem Schwert auf die heidniſchen Bewohner Deutſchlands eindrängten, erſchienen die Enkel jener Germanen, welche Britannien erobert und das Chriſtenthum dort bekämpft hatten, im Kerne Deutſchlands, um die alten heiligen Eichen zu fällen und ſtatt des Glaubens an die alten Götter den an Chriſtus und ſeinen Stellvertreter in Rom einzubürgern. Wehrhaftigkeit der Franken und Lehrhaftigkeit der Angelſachſen wirkten nach einem und demſelben Ziele hin zuſammen.

Wie die Helden der Sage Hengiſt und Horſa in Kent, ſo kämpften neue Ankömmlinge, Aella nebſt ſeinen drei Söhnen

Cymen, Wlencing und Ciſſa von 477 an in Suſſex, Cerdic und ſein Sohn Cynric von 494 an in Weſſex mit den Briten. Die Mehrzahl der germaniſchen Eroberer Britanniens waren eigentliche Sachſen; außer Dieſen kamen aber auch Angeln, deren Heimathſitze wahrſcheinlich in dem noch heute ſo genannten Lande waren, welches jedoch früher größere Ausdehnung gehabt haben muß. Nach dieſen Angeln wurde die germaniſche Eroberung, das „überſeeiſche Sachſen,“ ſchon im Jahre 596 neu benannt. Außer den Angeln und Sachſen, deren Namensverbindung zu einem Wort (Angelſachſen) in geſchichtlichen Sprachgebrauch kam, erſchienen auch Jüten und Frieſen.

Den letzten glorreichſten Widerſtand ſtellte der germaniſchen Eroberung Arthur, der König von Damnonia oder Dyvnaint (Devonſhire) entgegen; noch einmal raffte ſich das alte Keltenthum, von der Kraft des chriſtlichen Glaubens durchgeiſtet und bewegt, zum Kampf für Freiheit und Altar gegen die heidniſchen Eindringlinge empor; noch einmal ſiegten die Briten bei der Belagerung von Bath über die Sachſen (616), noch einmal dröhnten die Schilde von Cymry und Sachſenvolk an einander, noch einmal klangen die Schwerter durch das Rauſchen der Schlacht und unüberwunden hob Arthur das Kreuz über Löwen, Drachen und Adler der Sachſen. Aber nicht in dieſem Kampfe zu fallen, war Arthur beſchieden, er erlag 537 im Streit mit ſeinem Neffen Medraud. Wie das Volk, wenn ihm ein Liebling ſtirbt, einen Verluſt desſelben für immer nicht für möglich hält, ſondern ſehnſuchtsvoll glaubt: der Geliebte weile bloß in einen Berg entrückt, geheimnißvoll den lebenden Geſchlechtern verborgen, und werde, wenn die Zeit erfüllet ſei, in friſcher Kraft an den hellen Tag hervorſchreiten, ſo galt auch Arthur den Briten nicht für todt, ſondern bloß für verzaubert bis zur Wiederkehr an dem ſicher erwarteten Auferſtehungsmorgen des keltiſchen Volkes; alle Jahrhunderte hat die Sage von Arthur durchrauſcht und zu allen Völkern der Chriſtenheit iſt ſie in wunderſeltſamen Liederklängen gedrungen.

Die germaniſche Herrſchaft der Angelſachſen, welche ſich auf dem Grabe des Keltenthums erhob, wurde gar bald von den mächtigen Einflüſſen des Chriſtenthums erreicht. Aus der uralten kleinaſiatiſch-galliſchen Kirche war das Chriſtenthum ſchon ſehr frühe zu den Kelten Britanniens verpflanzt worden; die britiſche Nationalkirche ſtützte ſich auf die älteſten unmittelbaren Ueberlieferungen, deren Glaubwürdigkeit durch die den Urgemeinden entſprechende freiere Erfaſſung der britiſchen Kirche gewichtig bezeugt wird. Die einzelnen britiſchen Chriſtengemeinden kannten weder völlige Unterordnung der einzelnen Mitglieder unter die waltenden Aelteſtenräthe (Presbyterien), noch dieſer unter den Biſchof; ſämmtliche Presbyterien wurden als Beſitzer des überlieferten Apoſtelgeiſtes gleichberechtigt und der Biſchof nur als Erſter unter Gleichen gedacht; nicht ihm unterworfene, ſondern frei verbundene Gemeinden bildeten den Sprengel (die Diöceſe). Dieſe alte britiſche Nationalkirche erkannte den Ehrenvorrang des Biſchofs von Rom und ſeine Anſprüche auf ein Geſetzgebungsrecht für die abendländiſche Chriſtenheit nicht an; ſie hing mit der römiſchen Kirche, ohne allen anderen Verkehr, lediglich durch das Band der Glaubensgemeinſchaft zuſammen. Selbſt dieſe Letztere betraf nur die Grundlehren im Allgemeinen, nicht aber auch alle Satzungen und Einrichtungen, ſo wich z. B. die britiſche Kirche von der römiſchen hinſichtlich der Anſetzung des Oſterfeſtes, der Einſegnung der Ehe, des Schnitts der Tonſur u. ſ. w. insbeſondere aber hinſichtlich der Prieſterehe ab; denn während die Geiſtlichkeit im Abendlande im Allgemeinen den Mönchen das die öffentliche Meinung blendende Gelübde der Eheloſigkeit immer mehr entlehnte und während die römiſchen Biſchöfe Siricius (385) und Leo I. (446) die Eheloſigkeit der Prieſter ſogar zu einem Geſetz erhoben hatten, welches freilich auch in der römiſchen Kirche nicht durchzudringen vermochte, behielt die britiſche Nationalkirche die Prieſterehe fortwährend als Regel bei. Es würde ohne Zweifel für den germaniſchen Norden Europas ein heilbringendes Ereigniß geweſen ſein, wenn die Verchriſtlichung der Angelſachſen von der freieren britiſchen Nationalkirche ausgegangen wäre; dem ſtand aber das Hinderniß entgegen, daß die eingedrungenen Germanen zu ſtolz waren, aus der Hand der anfangs als Feinde gehaßten, ſpäter als Beſiegte verachteten Kelten einen neuen Glauben anzunehmen; nur für wenige Angelſachſen hatte näheres Verſtändniß den Uebertritt zum Chriſtenthum in der britiſchen Kirchenform zur Folge. Im Großen und Ganzen wurde den Angelſachſen das Chriſtenthum durch die römiſche Kirche vermittelt, welche in ihrem Strebensdrange, eine religiöſe Einigung der abendländiſchen Völker herzuſtellen, auch die zuäußerſt entfernten Länder nicht überſah. Die Bekehrungsverſuche gingen zunächſt vom Frankenreiche aus, ſchlangen ſich von einem Königshofe zum andern und drangen erſt von daher in's Volk ein. Den Anfang dazu machte die Vermählung Aethelbert's (Aethelbyrht's) von Kent (568—616) mit der katholiſchen Bertha, der Tochter des Frankenkönigs Charibert (des Sohns Chlotar's I.). Die entſcheidende Anregung ging von Gregor I. aus. Noch hatte dieſer die Biſchofswürde nicht erlangt, als er eines Tages in Rom auf dem Sklavenmarkte umherwandelte, die Seele voll des Gedankens an die Gewinnung der Völker für die kirchliche Einigung, da ſah er hochgewachſene ſchöne Jünglinge mit langwallendem Haar unter den zu verkaufenden Sklaven. Er fragte: „Woher des Landes dieſe Waare?“ und als ihm die Antwort ward: „Dieſe Jünglinge ſind aus dem Volke der Angeln“, ſprach er wie entzückt: „Ja wohl tragen ſie der Engel (angeli) Angeſicht und der Engel Genoſſen ſollen ſie ſein“; und auf die weitere Frage um den Namen ihrer engeren Heimath erhielt er die Auskunft; „Deira“,*) „Ja wohl“, ſprach Gregor: „de ira eruti — aus dem Zorn (ira) und der Verdammniß ſind ſie entrafft“; endlich als er den Namen ihres Königs Aella erfuhr, bemerkte er: „Allelujah ſoll dort geſungen werden“. So meldet die Ueberlieferung, welche, wie kleinlich uns auch die lateiniſchen Wortſpielereien des eifrigen Gregor vorkommen mögen, dennoch den Geiſt der Zeit und den Geiſt des Mannes trefflich bezeichnet. Als Gregor ſpäter den Biſchofsſtuhl zu Rom beſtieg, ſandte er (im Jahr 596) vierzig Prieſter mit dem Abbt Auguſtinus durch's Frankenreich nach Kent zur Königin Bertha, um die heidniſchen Angelſachſen zu bekehren. Die Abſicht gelang; Aethelbert ließ ſich taufen und bereits im Jahre 597 folgte ſeinem Beiſpiel auch das Volk in großer Zahl, (10,000 Angelſachſen nennt die Ueberlieferung). So wie die römiſche Kirche vermittelſt der weltlichen Macht, welche ſie überall wohl zu benutzen verſtand, einmal feſten Grund in Britannien gewonnen hatte, verdrängte ſie gar bald die ältere nationale Kirchenform und erſtrebte in England, Irland und Schottland nicht bloß die Einigung, ſondern auch die Ein- und Unterordnung unter ihre geiſtliche Oberherrſchaft. Vollbracht wurde dies Werk erſt durch die raſtloſen Bemühungen des Erzbiſchofs Theodor von Canterbury von 668 — 690 und des Erzbiſchofs Wilfried von York († 709). Mit dem Letzteren begann die Reihe jener begeiſterten angelſächſiſchen Glaubensboten, welche nach Deutſchland zogen und zunächſt die Nord- und Oſtſeeländer zum römiſch-kirchlichen Chriſtenthum zu bekehren ſuchten. Sie folgten dem Beiſpiel, welches ihnen iriſche und ſchottiſche Glaubensboten gegeben hatten.

---

*) Das frühere Deifyr, ein britiſches Königreich, welches die Landſchaften vom Humber bis zur Tyne umfaßte.

Nun ein Blick auf das durch die Angelſachſen in Britannien eingepflanzte germaniſche Volksthum! Seit uralten Zeiten hat der Odem der Dichtkunſt über dieſe Inſellande gerauſcht, und als ſie die Herren gewechſelt, als die keltiſchen Barden mit den wunderſamen Ueberlieferungen der Väter ſich in die fernſten Freiſtätten geflüchtet, da griff der angelſächſiſche Sänger in die Saiten der Harfe und ließ die Lieder von alten germaniſchen Helden erſchallen und von dem neuen gewaltigen Himmelskönig. „Die Luſtmänner der Leute" waren die angelſächſiſchen Sänger, ſo nennt ſie einer aus ihrer Mitte, der im 7. oder 8. Jahrhundert geſungen, „hinwanderten ſie durch der Länder viel, kündend was Noth that, und ſprechend des Dankes Wort, ſtets im Süden und Norden Solchen findend, der in Mähren klug, im Lohnen freigebig iſt und vor ſeinen Recken Recht will ſprechen". *) Ein anziehendes Denkmal angelſächſiſcher Mundart und Dichtkunſt beſitzen wir in dem Heldenlied von Bëowulf, wohl dem älteſten deutſchen welches die Angeln nach Britannien mitgebracht und deſſen ſchriftliche Aufzeichnung in den Anfang des 8. Jahrhunderts fällt. Der Stoff desſelben iſt die Sage von Bëowulf, dem Jütenkönig, der das Meerwunder Grendel und deſſen Mutter bekämpft und im Streit mit einem Drachen gefallen; Beziehungen zur alten Götterſage und geſchichtliche Anklänge durchſchlingen ſich in dem Gedichte auf die wunderſamſte Weiſe; überall treten darin die vollen kräftigen Züge altgermaniſcher Sinnesart und Sitte überraſchend hervor, wie man aus dem nachfol-

---

*) »Scôpes vidsidh«, herausgegeben von Ettmüller. Zürich 1839.

genden Bruchſtück erſehen wird, welches zugleich einen Begriff von Sprache und dichteriſcher Darſtellungskraft gibt:

»Herescildinga	Das heißt: Der Heerſchildingen
betst bëadorinca	beſter Kriegsheld
vâs on bæl gëaru;	war auf dem Scheiterhaufen bereit gelegt,
ät tham âde väs	auf dem Leichenbrande war
ædhge syne	zugeſchwornes Sühnopfer
svâtfâh sirce	das blutige Hemde
svin ëalgilden	und ein ganz güldnes Schwein,
ëofer iren-hëard;	ein eiſenharter Eber;
ädheling manig	viele Edelinge,
vundun avirded.	an Wunden verſchieden,
sume on vâle crungon.	ſoviel ihrer in der Schlacht gefallen.
Hêt thâ Hildeburh	Da ließ Hildeburg
ät Hnæfes âde	auf Hnaefes Scheiterhaufen
hire sëlfre sunu	ihren eignen Sohn
svë lodhe befästan,	zum Brandopfer feſtigen,
bân-fata bärnan	ſeinen Leib verbrennen
and on bæl don;	und auf den Leichenbrand thun;
ëarm on ëaxle	das arme Weib klagte
ides gnornode	auf ſeinen Schultern,
giomrode giddum;	jammerte in Liedern;
gudhrinc astâh:	der Held aber ſtieg hinauf;
vand to volcnum	zu den Wolken flackerte
välfijra maest:	der größte der Leichenbrände;
hlijnode for hlâve;	er toste am Grabhügel;
hafelan multon;	die Kopfpanzer ſchmelzen;
ben-gëatu burston;	die Wunden klafften;
thonne blôd ätspranc	aber Blut floß
lâdh-bite lices:	aus dem Schmerzensbiß des Leibes;
lig ëalle forsvëalg	die Flamme verſchlang Alles
gæsta gifrost	von allen Geiſtern der gierigſte
thara the thär gudh fornam.«	nach denen, die die Schlacht dahin rafft.

Dem Heldenliede, das die Angelſachſen nach des Chriſtenthums Einführung immer noch mächtig an das Heidenthum erinnerte, ſtellten die chriſtlichen Prieſter geiſtliche Gedichte in der Volksſprache gegenüber; ſo wird einem gewiſſen Caedmon eine Umſchreibung einiger Theile der heiligen Schrift zugeſchrieben; aber dieſer Caedmon, der im Jahre 680 (alſo zur Zeit der Wirkſamkeit Theodor's von Canterbury) geſtorben ſein ſoll, ſcheint ſelbſt eine ſagenhafte Geſtalt zu ſein; was unter Anderm durch die Ueberlieferung wahrſcheinlich iſt, daß er die Gabe der Dichtkunſt plötzlich durch göttliche Eingebung erhalten habe. Wie das Heldenlied, das von Munde zu Munde ging, uns Zeugniß gibt von dem neuen eigenthümlichen Volksleben, welches die Angelſachſen nach Britannien brachten, ſo auch die Stabſchrift der Runen. Noch heut ſind deren auf öffentlichen Denkmalen von dauerndem Stoff vorhanden und laſſen ahnen, wie viele bei weitem wichtigere Denkmale der Dichtkunſt, der Geſchichte und des Rechts mit dem vergänglichen Stoffe verloren gegangen; Stabzeichen haben ſich ſelbſt in dem durch chriſtliche Prieſter eingeführten römiſchen Alphabet (Staefenroph, wie die Angelſachſen das Alphabet nannten) erhalten. Die Schrift bewahrte nun, wie das alte Volks-Heldenlied, ſo auch das alte Volksrecht *).

Die germaniſchen Abenteurer, welche ſich von den heimiſchen Gau- und Volksgemeinden loßriſſen und nach Britannien zogen, folgten noch keinem gemeinſamen König, ſondern Herzogen („Heretogas") oder Ealdormanen; erſt auf dem eroberten Boden bildete ſich die Einherrſchaft aus der Heerführung heraus und das Volk (d. h. die Geſammtheit aller Freien) wählte aus dem Adel (den Herzogen), den Cyning (König) **) je eines kleinen für ſich beſtehenden Reiches. Auch hier bei der Staaten-Neubildung alſo das alte germaniſche Wahlrecht des Volks, verbunden mit der Gewohnheit, es an einem und demſelben Geſchlecht auszuüben! Der König ſtand im höheren Wehrgeld, wovon die eine Hälfte (die „Were"), die Magen- und Sippſchaft, die andere (die „Cynebote",) das Volk, urſprünglich wohl nur die Gefolgſchaft des Königs erhielt. Hohes Anſehen genoß die Königin (cwen, queen); ſie ſaß bei feierlichen Gelegenheiten auf einem Throne neben ihrem Gemahl, hatte eigene Verwaltung ihres Vermögens und eigenen Hofſtaat. Der des Königs war wie bei allen germaniſchen Völkern dem römiſchen nachgebildet und umfaßte den Kämmerer (burthegn) den Schatzmeiſter (hordera), den Truchſeß (disc-thegn), den Schenken, den Marſchall (Stallere), u. ſ. w.

---

*) Die erſten geſchriebenen Geſetze der Angelſachſen ſind aus der Zeit Aethelbert's von Kent († 616); nach dieſen kommen die Geſetze Hlothhaere's und Eadric's v. Kent (reg. 673—682), Wihtraed's v. Kent († 725), Ine's v. Weſſex (688—725), Aelfred's v. Weſſex (reg. 871—901). Vor den in Schrift gefaßten Geſetzen aller übrigen germaniſchen Völker zeichnen ſich die angelſächſiſchen dadurch aus, daß ſie in der Volksſprache aufgezeichnet wurden.

**) Nach Lappenberg bedeutet das angelſächſiſche Wort cyning: „Sohn des Volkes".

Aethelinge (hoher Geburtsadel) waren nur die Söhne des Königs oder die ſonſt zur Thronfolge nächſtberechtigten Verwandten desſelben; ſie ſtanden im Range den Erzbiſchöfen gleich. Von dem eigentlichen alten Geburtsadel verſchieden, bildete ſich allmälig ein Dienſt- und Lehnadel, anfänglich noch ohne ununterbrochene Erbfolge, doch mit dem Vorrecht der Kinder auf einen der Stellung des Vaters entſprechenden höheren Rang. Das waren die Vorſteher der verſchiedenen Landestheile, welche Ealdormanen (Aeltermänner) hießen. Sie folgten im Rang zunächſt nach dem König, und waren den Biſchöfen gleichgeſtellt; der König ſetzte den Ealderman anfänglich nicht einmal für Lebenszeit ein; erſt ſpäter wurde es üblich, daß die Würde eines ſolchen auch auf deſſen Sohn und deſſen Nachkommen überging. Der König verlieh dem Ealderman die Rüſtung, welche denn auch nach dem Tode des Beliehenen an den Geber zurückfiel; der Ealderman war für den ihm angewieſenen Landestheil königlicher Beamter und Unterfeldherr zugleich, er hatte denſelben im Krieg zu vertheidigen und die auf den Bezirk pflichtige Mannſchaft anzuführen, im Frieden aber daſelbſt zu richten. Er ſtand im höheren Wehrgeld und bezog ein Drittheil der von Gerichten, Märkten und anderen Einkünften des Königs erhobenen Gelder. Das übrige „Geſith" (das Geſinde und die Dienſtmannſchaft der Heerführer und des Königs) bildeten die „Thegen" *) (Than, Thainus); es waren nur freie Männer und konnten nur ſolche ſein, und ihre Freiheit wurde durch das Verhältniß perſönlicher Abhängigkeit vom König nicht beeinträchtigt. Der Königsthan nahm eine höhere Stellung ein als der untergeordnete (häufig mittelbare) Than (Laessa, Medema). Der Than hatte immer Landbeſitz, urſprünglich Antheil am eroberten Lande, wie denn das ganze Rechtsverhältniß desſelben auf ſeiner Verpflichtung zum Kriegsdienſte beruhte; in der Folge befähigte der Beſitz von fünf Hyden Landes Jene, welche zur Landwehr ihren Mann ſtellten, die

---

*) Thegian heißt: dienen.

Freien aus der niedrigeren Klaſſe der Ceorle zur Erwerbung der Thanſchaft.

Dieſe Ceorle (Ceorlas) waren denn die Gemeinfreien; ſie ſtanden größtentheils unter dem Schutz eines geiſtlichen oder weltlichen „Hlafords“ (Lord), in deſſen „Bold-getaele“ eingeordnet und konnten daraus ohne Wiſſen des Ealdormans der Shire nicht ſcheiden. Die eingebornen Briten blieben unbeſchadet der angelſächſiſchen Eroberung Freie. Die Zahl der Unfreien (**Theow, Esne**) war nicht ſehr groß; ſie beſtanden theils aus den Abkömmlingen römiſcher Sklaven kriegsgefangener Briten und anderer Feinde, theils aus urſprünglich Freigebornen, welche wegen Schulden oder Verbrechen die Freiheit verwirkt hatten; ſie befanden ſich übrigens in nur wenig ſchlimmerem Zuſtand als die unbegüterten Freien.

Wie groß die Macht des Königs, wie vorragend die Bedeutung des Geburts- und Dienſtadels über die Freien war, — ein Gleichgewicht wurde dennoch durch die Volksverſammlung (genannt „Gemote“) hergeſtellt, welche jährlich ſtattfand; überhaupt trat der altgermaniſche Grundſatz hervor, daß der Geſammtheit der Rechtsgenoſſen die Entſcheidung in allen Angelegenheiten zuſtehe, welche das Recht eines Einzelnen oder der Geſammtheit trafen. So war denn auch in allen Abſtufungen bis zum König aufwärts die Gewalt des Regierenden in ſeinem Kreiſe an Mitrath und Mitthat der „Witan“ (der Weiſen) im „Gemote“ gebunden und zur Erlaſſung gültiger Geſetze die Mitberathung und Beiſtimmung der Großen, aller Ealdormanen; der Witan und des Volkes erforderlich. Zu den „Witan“ gehörten auch die Geiſtlichen.

Das eroberte Land wurde urſprünglich zum „Folcland“, (Gemeingut, Geſammtbeſitz), gemacht und anfänglich bloß zur Nutzung gegen Dienſtleiſtung verliehen. Dazu im Gegenſatz war „Bocland“, das dem Einzelnen durch Volksbeſchluß erblich und für immer zugetheilte Land. Es konnte auch an Frauen vermacht werden, doch wurde es dann nur als zum Nießbrauch gegeben betrachtet; Bocland, welches nur unter Bedingung des Rückfalls übertragen wurde, hieß „Laenland“. Die Landeseintheilung wurde urſprünglich in der Weiſe vorgenommen, daß die Genoſſen einer Sippe, ſo wie ſie im Kampfe bei einander geſtanden, nun auch nach der Eroberung ein beſtimmtes Stück Land zuſammen erhielten, welches die „Maegthe“

hieß. Die ſpätere Eintheilung war folgende. Das Land wurde in größere „Shire's“ getheilt; dieſe zerfielen wieder in „Hundrede“, alſo genannt, weil ein ſolcher Bezirk hundert Mannen zu Schutz und Rath des Ealdormannes zu wählen hatte; im nördlichen England entſprachen den Hundreden die „Wapentakes“; eine Hundrede umfaßte zehn Tun (Tùn) d. h. umzäunte Ortſchaften. An der Spitze der Shire ſtand der Ealdorman (der nachherige Earl); er und der Biſchof waren Vorſitzer bei der halbjährlichen Verſammlung (Gemote) aller bedeutendſten Männer in der Shire, welche an die Stelle der früheren großen Volksverſammlung trat; ſtändiger Beiſitzer war der „Gereſa“, hernach „Reeve“ genannt, woher das Wort „Shire's-Reeve“ oder „Sheriff“ ſtammt; ſpäterhin wurde derſelbe Mitvorſteher und zuletzt war er alleiniger Vorſteher. Die Thane erſchienen ſelbſt, die umzäunten Ortſchaften (Tunſcipes) wurden durch ihre „Gereſen“ und vier Mannen vertreten. . . . Die Beamtenpflichten des „Gereſa“ waren folgende: er führte die Rechtsfindung aus, nahm Pfändungen vor, trieb Brüche und forderte Abgaben, Geldbeiträge, Zehnten ein und verwahrte die Gefangenen. Wie die Shire, ſo hatte auch jeder kleine Gerichtsbezirk, ſo hatte auch jede Vereinigung, wo Strafgelder oder Beiträge einzufordern waren, einen Beamten, der den Titel Greve führte und damit die Bezeichnung des Bezirks oder die ſeiner beſonderen Verrichtung verband. Viele Güter des Königs, der Geiſtlichkeit und des Adels genoſſen das Vorrecht eigener Gerichtsbarkeit im größeren oder geringeren Umfange; es hieß „Sada“ und der Bezirk, über welchen es ausgeübt wurde, Socn, Soca, oder in Beziehung auf die Dienſtmannen (das „Geſith“), denen es zuerſt verliehen worden, auch „Sithaſocn“ und die Eingeſeſſenen „Socmannen“. Weil dieſe Gerichte in der Halle des berechtigten Than's gehalten wurden, nannte man ſie „Hallmotes“.

Eigenthümlich ausgeprägt zeigt ſich bei den Angelſachſen die altgermaniſche Rechtsbürgſchaft in den „Gegyldan“ (Gilden). Wenn ein Mann, der keine Speermagen hatte, Jemanden erſchlug, ſo zahlte (nach König Aelfred's Beſtimmung) die Gegylda die Hälfte des Wehrgeldes und für die andere floh' er; wurde ein ſolcher erſchlagen, ſo erhielt die Gegylda die eine, der König die andere Hälfte der Wehre. Das enge genoſſenſchaftliche Band der wechſelſeitigen Verbürgung zeigte ſich auch in den „Theotungen", deren eine von je zehn Freien gebildet wurde; von dieſen hieß Einer wieder das Haupt (tien heofod). Derſelbe germaniſche Grundſatz verwirklichte ſich endlich in den ſtädtiſchen Gilden zur Sicherung des öffentlichen Friedens, wo die Rechtsbürgen die Uebelthäter vor Gericht brachten und dagegen von Wehrgeldzahlung und Fehde frei waren.

Die Findung des Rechts war bei den Angelſachſen in den Händen eines Ausſchuſſes von gewöhnlich zwölf angeſehenen Thanen, welcher dann, wie es ſcheint, wenigſtens anfänglich ſeine Findung dem „Gemote" zur Beſtätigung oder aber auch zur Abhaltung der Gottesurtheile und Ausführung feierlicher Gerichtsgebräuche vorlegte. Dieſer Ausſchuß erſchien dann aber auch in der Art, daß ſeine Mitglieder Urtheiler waren und dann hießen ſie „Lahmen". Der Beklagte konnte für ſein Erſcheinen am Gerichtstage Bürgen ſtellen oder Pfänder niederlegen. Die Rechtsſitte der Eideshülfe beſtand auch bei den Angelſachſen und trat je nach den Standesverhältniſſen und der eigenthümlichen Entwickelung der Hlafordſchaft beſonders eigenthümlich hervor. Wenn z. B. der Hlaford oder deſſen Gerefe ſchwur, daß der ſeinem Schutz zuſtehende Angeklagte ſeit dem letzten Volksgerichte keines Verbrechens überführt oder beſtraft worden ſei, ſo befreite ſich der Angeklagte von der Anklage durch einen von Eideshelfern unterſtützten Reinigungseid oder durch das Gottesurtheil. Der Werth des Eides hing von dem Stande des Beklagten ab, welcher ihn ablegte, und war dem Wehrgelde deſſelben gleich, ſo daß alſo der Eid des gewöhnlichen Freien zweihundert Schillinge werth war; daher war der höchſte Eid der, welchen ein „Twelfhyndummanna" (aus der erſten Klaſſe der Freien) leiſtete, zwölfhundert Schillinge werth. Hatte der beklagte Lehnsmann nicht das Zeugniß ſeines Hlaford für ſich, ſo mußte er die dreifache Eideshülfe ſtellen oder das dreimal ſtrengere Gottesurtheil beſtehen. Welche Zuſtände mußten aus dieſem großen Umfang des Schutzrechts der Lords über die Gemeinfreien hervorgehen! In allen Fällen hatte der Beklagte eine größere Anzahl von Perſonen als der Kläger zuſammen zu bringen, welche bereit waren, den verlangten Glaubenseid zu leiſten und aus welchen in verſchiedenen Fällen bald der Beklagte, bald der Richter, bald das Loos die erforderliche Zahl ausſchied. Was nun die Zahl der Eideshelfer betrifft, ſo ſchwur nach angelſächſiſchem Recht der Eideshelfer für ſo viel einzelne Schillinge, als er Hyden Landes beſaß oder vermittelſt ſeines Wehrgeldes zu beſitzen geachtet wurde. Die oberſte Gerechtigkeitspflege war urſprünglich dem Könige und dem Witenagemote gemeinſchaftlich; ſpäter trennte ſie ſich von Letzterem und die Gerichtsbarkeit des Königs vergrößerte ſich durch beſondere Wirkungskreiſe. Der König war oberſter Richter bei den Vergehungen ſeiner Krieger, bei den Lehnsſtreitigkeiten ſeiner Thane, bei gewiſſen ihm vorbehaltenen Fällen, in welchen ihm Buße zukam, da wo ſein Friede auf Landſtraßen und in ſeinen Gebäuden verletzt war, bei anderen Fällen endlich, wo ſeine Unterthanen wegen Beſchwerden wider ihre gewöhnlichen Gerichte an ihn ſich zu wenden veranlaßt waren. Die Herrſcher zogen zu den königlichen Städten, zu den Klöſtern, um dort die Eingeſeſſenen der Shire zu verſammeln und ihre Streitigkeiten zu vermitteln, um das Recht der Ermäßigung der königlichen Brüche oder Begnadigung bei Leib- und Lebensſtrafen auszuüben. Wo der König weilte, konnte er Gericht halten und der Angeklagte genoß ſeinen Schutz und Frieden nicht nur in der Freiſtätte der königlichen Wohnung, ſondern auch in einem Umkreiſe ſeines jedesmaligen Aufenthaltes. Die Anſetzung reiſender Oberrichter fand durch die angelſächſiſchen Könige nicht ſtatt, da die königliche Gerichtsbarkeit außerhalb Weſſer aus mehrfacher Rückſicht ſeltener angerufen wurde und den großen Fürſten und mächtigen Geiſtlichen der letzten angelſächſiſchen Regierungen die Verwaltung vieler königlichen Rechte übertragen war. Das Amt des Kanzlers wurde durch den wandernden königlichen Oberhof (**curia regis**) mehr und mehr bedeutend, beſonders da er noch nicht von eingeſetzten Richtern umgeben war, ſondern die angeſehenſten Männer der Provinz und der Begleitung des Königs durch ihren Rath die Entſcheidung des Königs lenkten. Die große Mannigfaltigkeit der Rechte und Gewohnheiten in den verſchiedenſten Beſtandtheilen des angelſächſiſchen Reiches mußte die Veranlaſſungen, das gemeinſame Oberhaupt um Entſcheidungen anzugehen, vermehren, während zugleich die geſteigerten Anſprüche der Kirche den Ausſpruch des Königs gegen die Laien häufig zu erlangen wußten.*)

---

*) Nach Lappenberg.

12. Umwandlung des Gemeindeſtaats in den Lehens- und Beamtenſtaat bei den Franken.

Von der Betrachtung der an der Entwickelung des germaniſchen Geſchlechts von nun an nicht mehr betheiligten Stämme und jenes kräftigen Reiſes, welches auf britiſchem Boden wurzelnd zum eignen ſtolzen Volksbaume erwuchs, wendet ſich nun unſere Aufmerkſamkeit wieder den *Franken* zu. Zwar wurden auch ſie, wie die Sueven, Weſtgothen und Longobarden, theilweiſe bereits vom Einfluß romaniſchen Weſens ergriffen, gleichwohl hielten ſie noch die Mitte zwiſchen den romaniſchen und reingermaniſchen Völkern; *ſie* nahmen von nun an bis zu jenem Zeitpunkt, wo ſich die Umwandlung der Franken in Franzoſen vollendet und wo dieſen ein aus dem Miſchreich ſcheidendes deutſches Volk gegenüber tritt, den *Vorgrund* unſerer deutſch-vaterländiſchen Geſchichte ein. Bevor wir die äußere Entwickelung des Frankenreiches verfolgen, beobachten wir die ſeiner inneren Zuſtände; ſie erwuchs aus den dort vorhandenen *beſonderen* Verhältniſſen nach *denſelben* Geſetzen, welche, begründet in dem germaniſchen Weſen und in der Idee der kirchlichen Weltanſchauung, bei ſämmtlichen Völkern germaniſchen Urſprungs und römiſch-katholiſchen Glaubens dieſelben Lebensformen erzeugten.

Zuvörderſt faſſen wir bei den Franken das *Königthum* in's Auge. Als *Herr eines Dienſtgefolges* errang und erweiterte der König die Macht, welche er immer mehr auszudehnen und zum Abbild der römiſch-kaiſerlichen Herrlichkeit zu machen ſtrebte. Die *Hofämter*, welche, wie bei den anderen germaniſchen Völkern, die der römiſchen Herrſchaft nachfolgten, ſo auch bei den Franken nach römiſchen Muſtern geſchaffen und mit römiſchen Namen verſehen wurden, hingen gleichwohl mit der Entwickelung des altgermaniſchen Rechtsverhältniſſes zwiſchen dem Gefolgeherrn und ſeiner Gefolgeſchaft zuſammen. Das höchſte der Hofämter, welche theilweiſe zugleich Staatsämter waren, bekleidete der *Befehlshaber über das Dienſtgefolge des Königs*; er war deſſen *Stellvertreter* in Bezug auf dieſe Macht, welche den feſten Grundſtein des Königshauſes bildete, ihm war das Wichtigſte, das Weſentlichſte, das

Theuerſte, aber auch das Gefährlichſte, der Schlüſſel zum perſönlichen Treueverhältniß anvertraut. Die faſt unüberſetzbare lateiniſche Bezeichnung für dieſe höchſte Hof- und Staatswürde war: „major domus“, ein anderer Titel: „Graf des königlichen Hauſes“; die erſtere Bezeichnung hat geſchichtliche Geltung erlangt. Ein anderes Hofamt war das des „referendarius“ (Geheimſchreiber), welcher die Urkunden auszufertigen hatte und ſpäter „apocrisiarius“, dann „archicapellanus“ (Erzkapellan) und endlich „archicancellarius“ (Erzkanzler) genannt wurde und in der Folgezeit die Verhältniſſe der Kirche zum Staate, des Kirchenrechtes zum Staatsrechte zu regeln hatte. Sein ihm untergeordneter Stellvertreter, der „cancellarius“ (Kanzler), hatte die Aufſicht über das Kanzleiperſonale. Der „comes palatii“ (Graf des Palaſtes, Pfalzgraf) war mit Stellvertretung des Königs in deſſen oberſtrichterlicher Gewalt betraut. Der „cubicularius“, ſpäter „camerarius“ (Kämmerer) genannt, hatte außer ſeiner Hofbedienſtung das Amt eines oberſten Einnehmers und Verwalters des königlichen Schatzes. Andere Hofbeamten waren der „comes stabuli“ (Stallgraf), der „marescalcus“ (Mähren-Schalk, Oberſtallmeiſter), der „senescalcus“ (Geſinde-Schalk, Seneſchall), welcher die Oberaufſicht über das Hofgeſinde und den Dienſt der königlichen Tafel hatte, und der „buticularius“, welcher jenen der Schenke zu beſorgen hatte. Untergeordnete Hofbedienſtete waren der „mansionarius“, welcher die „mansiones“, d. h. die wechſelnden Hofhalte für den König zu beſorgen hatte, — denn ein ſtändiger war damals noch ungewohnt, — die vier Oberjägermeiſter, der falconarius (Falkner) u. ſ. w.

Von dieſem Hofſtaate umgeben, ſehen wir denn den Frankenkönig als oberſten Heerführer, aber auch als oberſten Richter und als erſten, reichſten Grundbeſitzer, in einer in früheren Zeiten unbekannten Macht und mit dem Streben, dieſe Macht noch zu erweitern, an der Spitze des Staates, in welchem jedoch ältere Volksrechtsverhältniſſe ſich in geſchichtlicher Eigenthümlichkeit fort und fort ſo kräftig behaupteten, daß es noch unmöglich war, ſie zu überwinden; anderſeits nahmen eben jene beiden Mächte, deren ſich die Könige zu ihrer Gewaltvergrößerung bedienten, allmälig eine ſolche Richtung, daß ſie den Drang des Königthums nach Alleinherrſchaft beſchränkten.

Der erſte Gegenſtand von weſentlichſter Bedeutung in der Verfaſſungsentwickelung zu Gunſten des Königthums war die Verwandlung des gemeinen Friedens in einen Königsfrieden. Der König übernahm nämlich jetzt jenen Rechtsſchutz für alle Freien, welcher früher in der Volksgemeinde gelegen, und übte den Bann, deſſen Begriff das Recht der zwingenden einheitlichen Gewalt iſt. Er ſtellte Denjenigen, der den Rechtsſchutz durch beharrliche Verachtung der geſetzlichen Vorſchriften verachtete, außerhalb des Geſetzes; ein ſolcher hieß „forbannitus“ und hatte kein Recht, von Mann oder Frau Obdach oder Nahrung zu erhalten, er konnte ohne vorangegangenes Urtheil getödtet werden und wer ihn erſchlug, blieb ſtraflos. Das Bannrecht des Königs, als des höchſten Friedensſchützers, erſtreckte ſich aber über den engeren Kreis des Gerichtsbannes hinaus. Im weiteren Sinne war ſein Bann über alle Freien das Recht: dieſelben zur Leiſtung von Pflichten anzuhalten, welche das gemeine Beſte betrafen. Wie nun der Staat nach innen des Rechtsſchutzes, ſo bedurfte er nach außen hin des Waffenſchutzes, die ſämmtlichen Freien mußten Dieſen (wie ſonſt im altgermaniſchen Gemeindeſtaat) leiſten, aber der König hatte jetzt das Recht, ſie dazu zu bannen. Der Staat hatte aber auch öffentliche Anſtalten, deren Unterhaltung bei dem Mangel eines Staatsſchatzes lediglich durch die Betheiligung von ſämmtlichen Freien möglich war, ſo z. B. insbeſondere der Bau und die Wiederherſtellung von Burgen und Kirchen, von Brücken und Straßen; auch in Bezug auf dieſe Pflicht hatte nun der König das Recht des Bannes, d. h. ſämmtliche Freie zur Unterhaltung jener Anſtalten zwangsweiſe anzuhalten.*) Das Recht des allgemeinen Bannes bedurfte aber auch einer die Freien bindenden Form und dieſe war das Gelöbniß ihrer Treue. Mit dieſer neuen Verpflichtung des Volks läßt ſich deſſen unangetaſtet gebliebenes Urrecht, den König zu wählen, und wenn derſelbe einen Thronfolger beſtimmt, Dieſen als Reichsoberhaupt anzuerkennen, nur durch die Unterſtellung eines Vertragsverhältniſſes auf wechſelſeitige Treue vereinbaren, wie eben ein ſolches auch die ſtarke ſowohl geſchichtliche als ſittliche

---

*) Bei den Angelſachſen hieß dieſer dreifache Bann (Gerichts-, Heer- und Bau-Bann) »trinoda necessitas.«

Wurzel des Lebenweſens war. Bei dieſer inneren Aehnlichkeit konnte man auch zur Bezeichnung jenes Verhältniſſes zwiſchen dem Volk und dem König daſſelbe Wort gebrauchen, welches für das beſondere zwiſchen dem Gefolg- und Lebensherrn und ſeiner belehnten Gefolgſchaft (ſeiner „leudes") galt; es hieß „leudesamium". In Folge des Königsbannes verſammelten ſich alle Freien alljährlich zur Muſterung im „Märzfelde". Bei den dem Frankenreiche eingeordneten germaniſchen Volksſtämmen (als den Baiern und Alemannen) ging der Heerbann naturgemäß noch von den Herzogen, als den ſelbſtſtändigen Stammhäuptern, aus.

Indem der König ſich als oberſten Richter geltend machte und als ſolcher anerkannt wurde, hatte er auch das Recht, diejenigen Beamten zu ernennen, welche in ſeinem Namen die Gerichtsbarkeit verwalten ſollten, und denſelben dafür gewiſſe Gaue, d. h. Amtsſprengel anzuweiſen. Dieſe königlichen Beamten, welche im Namen des Königs den Bann hatten, aber das alte Gemeinderecht, das Urtheil ſelbſt zu finden, nicht beſchränkten, hießen Grafen. Der Gau eines Grafen umfaßte mehrere Centen, wo Unterrichter („Centenarien", „Tunginen") ſaßen. Die Gerichte waren noch immer von zweierlei Art, das jährliche „ächte Ding" und das „gebotene". Die zur Urtheilfindung berufenen Männer hießen „Rachinburgii", neben ihnen gab es auch ſogenannte „Sagibarones", welche wahrſcheinlich Rechtskundige waren, die in dieſer Eigenſchaft die Rachinburgen unterſtützten und, wenn ſie ſelbſt das Urtheil ſprachen, gleiche Selbſtſtändigkeit wie Dieſe dem Grafen gegenüber hatten. Die Grundgedanken der Rechtspflege waren noch die alten, nur daß die Kirche die Gottesurtheile als heidniſch bekämpfte und daß nunmehr auch Urkunden als Beweismittel galten. Außer dem Wehrgeld wurde bei ſolchen Vergehungen, welche zugleich Friedensbruch enthielten, die Buße an den König als oberſten Richter (das „fredum") gezahlt und außerdem noch eine „delatura" („dilatura", „dilatio") zu Gunſten Desjenigen, welcher ein Vergehen entdeckt oder zur Entdeckung deſſelben mitgewirkt, endlich das „capitale", die Erſtattung des Schadens bei Beſchädigung von ſchätzungsfähigen Sachen. — Sowie der König ſelbſt in einer Grafſchaft erſchien, trat natürlich die Grafengerichtsbarkeit vor ihm zurück; an ihn oder an ſeinen Stellvertreter, den Grafen des Palaſtes (Pfalzgrafen) konnte ſich jeder Freie mit ſeiner Klage wenden. Die dem König, dem Adel und der Kirche gehörenden Beſitzungen waren von der Grafengerichtsbarkeit gefreit; man nannte dies Vorrecht „Immunität“; in ihrem Bezirk galt das vom Beſitzer als Immunitätsherrn ausgehende Hofrecht (jus curtis).

Die Macht des Königs beruhte hauptſächlich, wie bereits erwähnt, zunächſt auf ſeiner Stellung zu dem Dienſtgefolge und dann auf dem durch die Eroberung errungenen Beſitz der Krongüter. Von dieſen ließ er viele durch eigene Leute verwalten, andere Grundſtücke aber vergab er an die ihm durch Treue zum Dienſtgefolge verbundenen Freien entweder als königliches Geſchenk („munus regium“) zum Eigenthum, oder als Lehen („beneficium“, „feodum“) zum Genuß. Die Inhaber dieſer Lehen, genannt ſeine „Leudes“, verpflichteten ſich ihm perſönlich zur Heerfolge durch den Schwur der „Mannſchaft“ (homagium) und hießen in Bezug auf das dingliche Verhältniß die „Vaſſen“ oder „Vaſallen“ des Lehensherrn, in Bezug auf das perſönliche, wofür ſie ihm die „Hulde“ leiſteten, deſſen „Getreue“ (fideles). Sie ſtanden unter dem Hofrecht des Lehensherren und entſchieden als „Gleiche des Hofes“ (pares curiae, Pairs) Streitigkeiten unter einander ſelbſt, unter dem Vorſitz des Lehensherrn oder ſeines Stellvertreters. Eine andere Klaſſe von Dienſtmannen waren die „Miniſterialen“, deren Entſtehung wir alsbald kennen lernen werden. Welch ein Keim von Macht lag in dieſer ihrer Stellung der Lehensmänner zum König! Sie mußte ſich um ſo raſcher entwickeln, je mehr die Frankenkönige ſich unaufhörlich unter einander bekriegten und ſomit der ihnen perſönlich zur Heerfolge verpflichteten Dienſtmannen dringend bedurften. Eine höhere Klaſſe dieſer königlichen Dienſtmannen bildeten die Antruſtionen (die ſich in „truste dominica“, d. h. im Treueverhältniß zum Herrn befanden). Sie waren Adelinge, welche ſelbſt wieder ein Gefolge freier Leute („arimannia“) anführten und ſich durch Schwur in die Hand des Königs mit ihren Mannen in ein beſonderes Treu-Dienſtverhältniß zu demſelben ſtellten. So erlangte der alte Geſchlechtsadel eben in ſeinem Dienſtverhältniß zum König die neue politiſche Macht und Bedeutung, in welcher er als ſtaatlich bevorrechteter Stand unter den Namen von „Vornehmen“, „Großen“, „Volksälteren“, „Beſſergebornen“ („proceres“,

„optimates", „seniores populi", „meliores nati") einen Rang vor den Gemeinfreien einnahm. Ihre beſondere Zuſtimmung und ausdrückliche Anerkennung konnte nun ein König ſowohl in Bezug auf ſein Thronrecht, als auch in Bezug auf Geſetze, welche Gültigkeit erlangen ſollten, neben der altüblichen allgemeinen Zuſtimmung und Anerkennung ſämmtlicher Freien nicht mehr entbehren. Auf dem Märzfelde, wo alle Freien in Folge des Königsbannes ſich zu verſammeln hatten, erſchienen denn auch die königlichen Dienſtmannen ſo wie die Großen mit ihren Vaſallen. — So entwickelte ſich aus den altgermaniſchen Gefolgſchaften das Lehenweſen. Treue war der urſprüngliche ſittliche Grundgedanke desſelben, wechſelſeitige Treue des Lehensherrn gegen ſeine Mannen und Dieſer gegen ihn, eine Treue in Noth und Tod, welche an die Spitze aller Pflichten trat und die höchſte Ehre gewährte. Die erſte Rechtsform dieſes ſittlichen Grundgedankens war der Vertrag. Aber in der weiteren Entwickelung des Lehenweſens verdüſterte ſich die urſprüngliche Anſchauung, das wechſelſeitige Streben nach Vortheil verdrängte das Gefühl der gegenſeitigen Pflicht, und anſtatt der Einheit der Treue machte ſich der Gegenſatz von Herrſchen und Gehorchen geltend und in dem Bewußtſein des Letzteren lag der Keim endlich nothwendiger Auflöſung.

Die Kirche war die zweite Macht, welche die Gewaltvergrößerung des Königthums gefördert, welche aber auch, als ſie ſelbſt eine feſte weltliche Stellung erlangt hatte, das Streben der Könige nach Alleinherrſchaft beſchränkte. Das Reich der Kirche ſollte allerdings „nicht von dieſer Welt" ſein; dieſe Welt wurde ja von ihr als das Reich der Sündhaftigkeit dargeſtellt und ihren Beruf erfaßte ſie als das Amt: die Menſchen aus der Gewalt des das Diesſeits beherrſchenden Böſen zu befreien und dem wahren Leben, dem ſeligen Daſein nach dem Körpertode im jenſeitigen Himmel zuzuführen. Dort herrſchte (nach der religiöſen Anſchauungsweiſe jener Zeiten) Chriſtus als ſiegreicher König ſtreng gegen die Sünder und unverſöhnlich gegen die Un- und Irrgläubigen, aber gnädig horchend auf die Fürbitten ſeiner Mutter und der hochverdienten Heiligen, ſowie auf die Gebete ſeiner Prieſter auf Erden, welchen er die Macht verliehen über die Pforten des Himmels und der Hölle. Die chriſtlichen Prieſter ſtellten gleichſam das gegen Chriſti Widerſacher, den

Satan, den Fürſten dieſer Welt ſtreitende Heer dar; ſie waren gleichſam die Leudes und Antruſtionen des Himmelskönigs Chriſtus; ſie verpflichteten ſich ihm mitſammt ihrem Gefolge durch ein Treuegelöbniß und erhielten dafür von ihm, wie ein Königsgeſchenk oder Königsleben, die jenſeitige ewige Herrlichkeit, von welcher ſie denn auch ihren Getreuen wieder den Genuß verliehen oder verhießen. In ſolchem Zuſammenhange mit dem jenſeitigen Königthum, als heerführende, richterliche und verwaltende Beamte des Himmelsherrn, ſtanden die Prieſter ſämmtlichen Kindern dieſer Welt entgegen; ſie waren gleichſam ein durch den heiligen Geiſt geſchaffener Adel, den das Standesvorrecht über die armen Gemeinfreien der Erde erhob. Somit wurde ihr Reich doch nothwendig eines von dieſer Welt; ſchon die Verfaſſung der Kirche war der ſtaatlichen Ordnung nachgebildet; die Biſchöfe waren in ihren Sprengeln Seelenverwalter, Seelenrichter, und wie die Grafen unter dem Herzog, ſo ſtanden ſie unter dem Metropolitan. Die eigentliche Weltlichkeit der Kirche wurde aber dadurch begründet, daß die Hochgeiſtlichkeit, ſeit die Kirche durch fromme Stiftungen liegendes Eigenthum erhalten hatte, auch in die Rechte der Grundherren, und da zu dem Grundeigenthum auch die Hörigen und Leibeigenen gehörten, nicht minder in die Rechte der Schutzherren eingetreten war. Ihre Beziehungen zum Staat waren urſprünglich durch das ihr von den Frankenkönigen zuerkannte römiſche Recht feſtgeſtellt, ihr eigenes Recht, das „kanoniſche“, gleichfalls von den Königen beſtätigt. Als Beſitzer des der Kirche zugehörenden Grundeigenthums traten nun die Hochgeiſtlichen in die Reihe der Großen des Reiches. Durch die Macht des Glaubens oder Aberglaubens ſicherten und vergrößerten ſie ihren Einfluß auf die Könige und durch ihren wenngleich an und für ſich nur geringen, aber im Verhältniß zu der beiſpielloſen Unbildung der Könige und des Adels noch groß ſcheinenden Beſitz von Kenntniſſen waren ſie es vorzugsweiſe, welche ſich zur Verwaltung von Hof- und Staatsämtern eigneten. Die Kirche krönte und ſalbte den König; der König war der Schutzherr der Kirche. Die Kirche, wenn gleich als geiſtliche Macht anerkannt, bedurfte doch, weil ihr der Charakter der Wehrhaftigkeit abging, eines Laien zum Vertreter; dieſer war, wenn ſich die Kirche nicht einen anderen erbat, in der Regel der Graf, er leiſtete ihr als Schirmvogt Waffenſchutz. Den Kirchenvogt, einen Laien, welcher die Kirche in weltlichen Angelegenheiten vor Gericht vertrat und auch die Gerichtsbarkeit über die Hinterſaſſen der Kirche hatte, ernannte der Biſchof mit Zuſtimmung des Grafen, ebenſo den Kaſtenvogt, welcher die Aufſicht über die Verwaltung der Kirchengüter führte. Dieſe Verwalter waren Freie und hießen „Miniſterialen der Kirche“. Die höhere Standesbedeutung der Geiſtlichkeit drückten das ſehr hohe Wehrgeld, das Vorrecht der Perſonalfreiheit von allen öffentlichen Laſten und Staatsdienſten und das des befreiten perſönlichen Gerichtsſtandes aus. Vermehrt wurde ihr Einfluß durch die „geiſtliche Gerichtsbarkeit“; ſie beſtand in dem Recht der Biſchöfe: Vergehungen gegen Kirchenſatzungen und Sittlichkeit, ſowie Abweichungen vom kirchlichen Lehrbegriff durch Kirchenbann und Bußen, an Geiſtlichen auch durch Abſetzung und Amtsentbindung zu beſtrafen. Vermehrt wurde ihr Einfluß ferner durch die ſogenannte „innere Gerichtsbarkeit“, nämlich durch das Recht: Sündenvergebung zu ertheilen oder zu verweigern, dann durch die Einführung der kirchlichen Ehegeſetze und durch das an die Kirchengebäude geknüpfte Vorrecht, dem Verfolgten eine Freiſtätte zu gewähren.*) Die Kirchenverſammlungen ſtanden (wie im griechiſchen Reiche) unter der Oberwaltung des Königs; ohne deſſen Erlaubniß durfte keine ſolche gehalten werden; der König berief ſie oft aus eigenem Antriebe und legte denſelben nicht ſelten die Gegenſtände der Berathung vor; ihre Beſchlüſſe bedurften ſeiner Beſtätigung. Wie im weſtgothiſchen, ſo wurden auch im fränkiſchen Reiche die ſtaatlichen Angelegenheiten Berathungsgegenſtand der ſogenannten „gemiſchten Kirchenverſammlungen“, an welchen der König mit den Leudes Theil nahm; andererſeits aber wurden geiſtliche Angelegenheiten in den Verſammlungen der Leudes berathen und die Hochgeiſtlichkeit erlangte allmälig neben dem Adel Reichsſtandſchaft, indem ihr Mitrath in gleicher Weiſe gehört wurde, ihre Mitbeſtimmung in gleicher Weiſe entſchied. So ſehen wir denn, wie auch bei den Franken an die Stelle der alten Volksverſammlungen die Reichstage traten, bei welchen die weltlichen und geiſtlichen Großen als Reichsſtände ſich, den Alleinwillen des Königs beſchränkend, an der Leitung der Reichsangelegenheiten betheiligten, während das alte Recht des Volks ſich faſt nur noch auf die Anerkennung der Thronfolge beſchränkte.

---

*) Uebrigens verſchaffte die Kirche dadurch dem Schuldigen nicht etwa Strafloſigkeit, ſondern ſie ſchützte ihn dadurch nur vor dem erſten Zorn des Beleidigten und vermittelte den gerichtlichen Weg.

Die Freiheit wurzelte fort und fort in der Rechtsgenoſſenſchaft in einer Volksgemeinde. Sie verlieh die Rechtsfähigkeit nach Volksrecht überhaupt und außerdem die Befugniß höheren Wehrgelds, das Recht ächtes Eigenthum zu beſitzen und zu erwerben, das Recht in der Volksgemeinde als Urtheiler, Zeuge und Verſprecher zu handeln, die Waffenfähigkeit und das Fehderecht. Das ſämmtliche ächte Vermögen eines Freien wurde mit dem Wort Alode (Alodis) bezeichnet (im Gegenſatz zu „munus regium“ und „beneficium“); das Stammgut, die ſogenannte „ſaliſche Erde“, erbte nur der Mannsſtamm; das ſaliſche Geſetz beſtimmte: „Von ſaliſchem Lande ſoll kein Theil der Erbſchaft an das Weib kommen, ſondern an den Mannsſtamm die ganze Erbſchaft des Landes gelangen“. Wie nur der Freie ächtes volles Eigenthum erwerben konnte, ſo ward auch nur dies allein von der Volksgemeinde der Freien geſchützt. Das Grundeigenthum der Freien war, ſofern es unzertrennte Feldmarken bildete, theils Bauernſchaft von zerſtreut liegenden Höfen (mansi), theils zuſammenhängende Niederlaſſung (villa publica oder regia). Die Rechtsgenoſſenſchaft in den Feldmarken (Markgenoſſenſchaft), welche ſich ſehr bedeutend erweiterte und oft ganze Hunderte umfaßte, war nach feſter Ordnung geregelt; die Markgenoſſen ſelbſt beſtimmten die Regeln, nach welchen das Geſammteigenthum von Grund und Boden, welches ihnen zuſtand (die Alemende) benutzt werden durfte.

Auf der allerniedrigſten Stufe der Unfreiheit ſtanden bei den Franken noch immer wie in der germaniſchen Urzeit die Leibeigenen. Auf einer höheren die Liten (auch Colonen, Hofhörige genannt), welche das Beſitzthum, das ihnen der ächte Eigenthümer, zwar bloß zur Nutznießung, aber doch wahrſcheinlich erblich verlieh, bebauten. Sie befanden ſich unter dem Hofrecht der Immunitätsherren, entſchieden jedoch, unter ſeinem oder ſeines Stellvertreters Vorſitz, Streitigkeiten unter ſich und zwiſchen ihnen und ihren Herren ſelbſt. Wenn ſie entweder kunſtfertige Handwerker waren oder Kriegsdienſt leiſteten, ſo hießen ſie „Miniſterialen" (unfreie Dienſtleute). In der Regel bildete ſich der Immunitätsherr ein Geſinde mit vierfacher Amtstheilung, welche der am königlichen Hofe üblichen (Marſchall, Truchſeß, Kämmerer, Schenk) entſprach. Späterhin ging der Name Miniſteriale auch auf jenen Freien oder Edlen über, welcher in einem Dienſt- oder Amtverhältniß zum König ſtand und alſo deſſen Dienſtmann war.

Die Arten der Freilaſſung waren verſchieden und begründeten ein bald ſchwereres, bald leichteres Verhältniß der Schutzhörigkeit. Wurde der Hörige durch einen Freibrief entlaſſen, ſo hieß er „Chartularius" und hatte ſich den Schutzherren zu wählen; dieſer behielt ſich dann beſondere Gerechtſame (wie den Schutzzins) vor; geſchah die Freilaſſung vor dem König in der Form, daß dieſer dem Freizulaſſenden einen Pfenning aus der Hand ſchlug (ſo hieß der letztere dann „homo denarialis" („Pfenning-Mann") und der König konnte deſſen Wehrgeld fordern, welches dasſelbe wie das eines vollkommen Freien war, der König konnte ihn, wenn er ohne Kinder ſtarb, ebenſo wie der gewöhnliche Schutzherr, bis zur dritten Geſchlechtsfolge vor den Seitenverwandten beerben; dagegen hatte der denarialis gleiches Wehrgeld mit dem vollkommen Freien. Wurde der Hörige in der Kirche freigelaſſen, ſo erhielt er eine Urkunde (tabula) und wurde „tabularius" genannt; ein ſolcher ſtand unter dem Schutz der Kirche und erhielt das Recht eines freien Römers. — Betrachten wir nun auch die Abſtufungen der Standesverhältniſſe bei den anderen zum Frankenreiche gehörigen germaniſchen Völkern und bei den beſonders im weſtlichen Theile desſelben zahlreichen Provinzialen.

Auch bei den Alemannen trat aus der Geſammtmaſſe der Freien der hohe Adel hervor, welcher die Bezeichnung „primi", „meliorissimi" (d. h. Erſte, Beſte) trug. Die dritte Klaſſe bildeten die Gemeinfreien, welche „minofledi" hießen; zwiſchen Beiden erſchienen die ſogenannten Mittleren („medii" „mediani") Bei den Burgundern beſtanden gleichfalls ſolche drei Klaſſen, die erſte der „optimates" oder „nobiles", welche ein Wehrgeld von 150, die zweite der Mittleren („mediocres"), welche eines von 100 und die dritte der „minores", welche bloß eines von 75 Gulden hatte; die „Liten" kamen auch bei den Alemannen vor, bei den Burgundern dagegen nicht. Bei den Thüringern ſonderten ſich bloß zwei Rangklaſſen, die Freien („liberi“) und der Adel („adalingi“). Bei den Baiern ſtufte ſich die Ordnung (nach dem Wehrgeld) folgendermaßen aufwärts: zu unterſt waren die Unfreien; dann kamen die Gemeinfreien ferner erſchienen die fünf alten Geſchlechter („genealogiae“) und zuhöchſt endlich kam das herzogliche Geſchlecht der Agilolfinger; die Perſon des Herzogs hatte ſechsfaches, das Herzogsgeſchlecht vierfaches Wehrgeld.

Was das Verhältniß der Volksherzoge zu dem Frankenkönig, und zwar insbeſondere bei den Alemannen und Baiern betrifft, ſo ſtrebte der König unabläßlich darnach, die Wurzel der herzoglichen Gewalt aus dem volksthümlichen Boden zu reißen und das Herzogthum, unter welchem die Grafengewalt in ihrer Dienſtbeziehung zum König ſtand, in ein Vaſallenthum umzuwandeln. Bei den Alemannen gelobte der Herzog dem Könige Treue, bei den Baiern wurden von ihm ſolche Eigenſchaften gefordert, daß er in Allem den Befehl des Königs zu erfüllen vermöge, und ſollte er (ſagt das baieriſche Geſetz) „ſo verwegen, thöricht aufgeblaſen, übermüthig und rebelliſch“ ſein, daß er einen Befehl des Königs verachtete, ſo ſollte ihm die herzogliche Würde abgenommen werden. — Die römiſchen Provinzialen ſonderten ſich im Frankenreiche in drei Rangklaſſen, von denen die erſte „Romani convivae regis“ hieß; darnach kamen die Grundbeſitzer („Romani posessores“) endlich die „Romani tributarii“. Der König übte den Provinzialen gegenüber die Geſetzgebung ohne Beſchränkung.

Die Grundlagen für die Rechtsverhältniſſe der im Frankenreiche vereinigten germaniſchen Stämme waren ihre Volksrechte, welche ſeit den Tagen Chlodwig’s allmälig aufgezeichnet wurden, und zwar ſämmtlich in ſchlechtem Latein, das von deutſchen Worten wimmelte. Das älteſte iſt das Geſetzbuch der ſaliſchen Franken, welches ſchon lange vor ihrer Bekehrung, als ſie noch an der Schelde ſaßen, abgefaßt, ſpäter aber ſeit den Zeiten Chlodwig’s öfter durchgeſehen und verbeſſert wurde. Man hat davon 65 Handſchriften, von denen einige die ſogenannte „mallbergiſche Gloſſe“, eine übergeſchriebene Erklärung in keltiſchen Worten, enthalten. In den Vorreden (Prologen) zum ſaliſchen Geſetzbuch gibt ſich der ganze übermäßige Stolz der

Franken kund; ſie nennen ſich ſelbſt „darin das berühmte Volk der Franken, welches von Gott gegründet, tapfer in Waffen, ſtark im Friedensbunde, tief von Verſtand, edel und fehllos von Körper, herrlich von Farbe und Geſtalt, kühn, ſchnell und ſcharf, zum katholiſchen Glauben ſeit noch nicht lange bekehrt und rein von aller Ketzerei iſt, das, nachdem es der Römer härteſtes Joch vom Nacken geworfen, die Taufe erkannt und die Aſche und Gebeine der heiligen Märtyrer mit Gold und Edelſteinen geſchmückt, und, wie es den anderen benachbarten Völkern durch des Armes Tapferkeit voranſtand, ſo durch des Geſetzes Anſehen ſie übertreffen wollte“. Zu beiden Vorreden werden auch die Vornehmen („proceres“) der Franken angeführt; die Ueberlieferung nennt die Namen der aus der Mitte der Vornehmen erwählten Männer: Wiſogaſte, Salegaſte, Arogaſte, Bodogaſte und Widogaſte in den Oertern jenſeits des Rheins: Bodochem, Salechem, Widochem u. ſ. w., welche, nachdem ſie in drei Volksverſammlungen am Mallberg zuſammengekommen und alle Rechtsfälle in ihren Anfängen ſorgfältig geprüft, das ſaliſche Geſetzbuch aufgezeichnet hätten; König Chlodwig aber, der ſchöne und berühmte mit wallendem Haar, und ſpäter die Könige Childebert (II.) und Chlotar (II.) haben es verändert, erläutert, erweitert und bekräftigt. Das Geſetzbuch der ripuariſchen Franken iſt wahrſcheinlich in den Zeiten Theoderich's I. (511—534) niedergeſchrieben; das der Burgunder ſtammt in ſeinen Anfängen aus den Zeiten des Königs Gundobald († 515) und die Vollendung gehört wahrſcheinlich dem Jahre 517 an; das der Alemannen wurde, der Vorrede zufolge, zu Zeiten König Chlotar's (II.) zwiſchen den Jahren 613 und 628 aufgezeichnet, in Uebereinſtimmung mit deſſen Großen, nämlich 33 Biſchöfen, 34 Herzogen und 72 Grafen, ſowie mit dem ganzen Volk; der Vorrede des Geſetzbuchs der Baiern zufolge hätte Theoderich die Volksrechte der Franken, Alemannen und Baiowarier zuerſt aufzeichnen laſſen, Childebert und Chlotar das begonnene Werk fortgeſetzt, Dagobert (628—638) dasſelbe durch vier Männer: Claudius, Chadoind, Magnus und Agilolf (Cladius, Cadus, Indus, Magnus, Agilolf) vollendet, es wurde durch Herzog Lantfried im ſiebenten Jahrhundert noch mit Zuſätzen verſehen. Das Geſetzbuch der Baiern erhielt nach ſeiner Vollendung im 7. Jahrhundert noch Zuſätze, durch Herzog Thaſſilo. Das thüringiſche Volksrecht (die ſogenannte Lex Angliorum et Werinorum) iſt erſt ſpäter (unter Karl dem Großen) aufgezeichnet worden.

---

13. Verfall der Merowinger. Aufſtreben der „majores domus“.

Indem ſich bei den Franken drei Gewalten, die monarchiſche, die ariſtokratiſche und die hierarchiſche, gleichzeitig immermehr entwickelten, wuchs die Entſittlichung bis zu einer ſchaudererregenden Höhe; der zeitgenöſſiſche Geſchichtſchreiber Gregor, Biſchof von Tours, hat ihr Bild in den mannigfaltigſten Zügen treu wiedergegeben. Verloren ging alles Maaß des Menſchlichen, verloren Treu' und Glaube, Mitleid und Barmherzigkeit, der Mord ward alltäglich, die Blutrache übte die Denkkraft roher und entmenſchter Gewalthaber faſt einzig im Erſinnen neuer Qualen für ihre Opfer. Das Königthum ſchritt durch Blut, von ſeiner Stirne funkelte das Kainszeichen und die Kirche weihte dieſe Stirne. Das Königthum, im Uebermuth der Gewalt, ſah in dem Reichsboden das Grundeigenthum des Geſchlechts und indem der König ſich als Beſitzer der Grundherrlichkeit betrachtete, fand er kein Unrecht darin, den Reichsboden nach Belieben zu vertheilen; um Befriedigung ihrer frevlichen Gelüſte mit einander hadernd, des Raubes Theile ſich in raſtloſem Neid mißgönnend, glichen die Könige aus Chlodwig's Geſchlecht, die ſogenannten Merowinger, Wahnſinnigen, welche, um ſich in des Nachbars Haus einen Durchbruch zu ſchaffen, die Pfeiler niederreißen, welche ihr eignes zugleich mit dem angränzenden ſtützen. An den ſteten Theilungen, der Urſache unaufhörlicher Kämpfe ging die Macht der Merowinger zu Gunſten ihrer ſchlauen Stellvertreter, an dem Gift der Verderbtheit ging ihre Geiſtes- und Körperkraft, ſchmählich zuſammenſchwindend zu Grunde. Aber mit dem Gegenſatz von Auſtraſien und Neuſtrien, welcher ſich aus der erſten Viertheilung des Reiches unter die Söhne Chlodwig's und aus der zweiten unter jene Chlotar's I. (561) allmälig entwickelte, ging eine für die Selbſtſtändigkeit der Völker wichtige geſchichtliche Folge Schritt für Schritt. Auſtraſien, der Inbegriff derjenigen deutſchen Länder des Frankenreiches, von welchen die fränkiſche Eroberung ausgegangen war, des altſaliſchen und des ripuariſchen Frankenlandes, ſowie Alemanniens, Thüringens und Baierns, vertheidigte eiferſüchtig die germaniſche Volksart, unberührt von den Einflüſſen der romaniſchen, in ihrer Eigenthümlichkeit; Neuſtrien dagegen der Inbegriff der weſtfränkiſchen Länder, (mit Ausnahme von Burgund, welches gleich wie Armorika, Bretagne, Aquitanien und Provence gewiſſermaßen mehr oder minder ſelbſtſtändige Theile bildete, behauptete ebenſo entſchieden die romaniſche Art.

Chlotar I., welcher die vier Theile des Frankenreiches 558 wieder zum Ganzen vereinigt hatte, war kaum geſtorben, als ſeine vier Söhne Charibert, Guntramn, Siegibert und Chilperich, die drei Erſten aus dritter, der Letzte aus vierter Ehe, das Frankenreich abermals theilten; Siegibert I. nahm Auſtraſien mit Rheims, Charibert I. den Antheil von Paris, Chilperich I. jenen von Soiſſons, Guntramn jenen von Orleans ſowie Burgund. Dieſe Theilung war nur vereinbart worden, um die Luſt Chilperich's nach Alleinherrſchaft zu dämpfen; doch gar bald entbrannte der Streit, denn Friede konnte nicht ſein, wo keine Treue war. Charibert's I. Tod (567) gab das Zeichen zum Losbruch des grauenvollen Haſſes. Das Reich wurde von den Ueberlebenden nun gedrittheilt, Chilperich I. aber ſtrebte nach Herrſchaft über einen größeren Theil als den ihm angewieſenen; er vermählte ſich mit Galſuintha, der Tochter des Weſtgothenkönigs, der Schweſter Brunhildens, welche ſein Bruder Siegibert zur Hausfrau hatte; aber als er die Weſtgothin beſaß, behielt er in ſchamloſem Wortbruch ſeine Geliebte Fredegundis, die er zu entlaſſen gelobt hatte, und ließ jene ſeine rechtmäßige Frau, als ſie nach Spanien heimkehren wollte, meuchlings ermorden; hierauf verband er ſich mit Fredegundis und die Kirche nahm keinen Anſtand, dem Gattinmörder und der Ehebrecherin das Sakrament der Ehe zu gewähren. Brunhildis, die Schweſter der Ermordeten, reizte nun ihren Gatten Siegibert zur Rache gegen den Bruder und Guntramn ſchwur dem Siegibert Beiſtand wider Chilperich. Aber gar bald verrieth er den Bruder, dem er geſchworen, und als ihn Dieſer mit Krieg bedrängte, fiel er wieder von Chilperich ab. Es kam zur Verſöhnung zwiſchen den Brüdern, aber Chilperich benützte den nächſten Augenblick, welcher ihm günſtig genug ſchien, um den Frieden zu brechen. Da erhob ſich Siegibert und ſchlug ihn; ſchon anerkannten Chilperich's Dienſtmannen den Sieger Siegibert als König über den Antheil von Soiſſons und erhoben ihn auf den Schild (575); da erdolchten ihn zwei Mörder, welche die unverſöhnliche Fredegundis gedungen hatte. Nun ſchritt die Wittwe des Erſchlagenen, die weſtgothiſche Königstochter Brunhildis, in entſetzlicher Leidenſchaft an's Werk der Blutrache. Gräuelvoll waren die Geſchicke ihres Alters. Kaum hatte ihr Chilperich den Gatten erſchlagen, als er ſogleich nach Paris eilte, dort Brunhilden ihren Kindern entriß und ſie als Gefangene nach Rouen führen ließ; doch ihr Sohn Childebert II., der Erbe Auſtraſiens, wurde durch einen Getreuen nach Metz gerettet und dort von den Großen als König anerkannt. Das unglückliche Weib fand in Chilperich's eigenem Sohn Merwich einen Freund; ihn verband der Haß gegen ſeine Stiefmutter Fredegundis mit ihrer Todfeindin Brunhildis; aber der Vater, um ihn unſchädlich zu machen, ließ ihn zum Prieſter ſcheeren; Merwich entkam, irrte flüchtig umher und empfing endlich den Tod von Freundeshand als letzten Liebesdienſt. Fredegundens Haß tödtete wenige Jahre nachher auch den anderen Stiefſohn Chlodwig. Brunhilden hatte Chilperich nach Auſtraſien entlaſſen; vier Monate ſpäter nachdem ihm Fredegundis einen Erben Chlotar II geboren hatte, ward er meuchlings erdolcht und Fredegundis flüchtete nun mit ihrem Söhnlein nach Paris (im Jahre 584). Da rief ſie den kinderloſen Guntramn um Hülfe an; er gewährte ſie, ließ Chlotar's II. Aechtheit anerkennen, ſicherte ihm das Reich und ſetzte Childebert II. zum Erben von Burgund ein. In Folge eines zwiſchen Childebert II. und Guntramn im Jahre 587 zu Andelot abgeſchloſſenen Vertrages wurden nach dem Tode des Letzteren (593) Burgund und Auſtraſien vereinigt; Neuſtrien verwaltete Fredegundis für Chlotar II. — Childebert II. ſtarb ſchon im Jahre 596 und hinterließ zwei unmündige Söhne Theodebert II. und Theoderich II., über welche ihre Großmutter Brunhildis die Vormundſchaft führte. Nun erhob ſich Fredegundis, um die Gunſt des Augenblickes für ihren Sohn Chlotar II. zu nützen; ſie eroberte das Gebiet von Paris und ſchlug die Auſtraſier, ſtarb aber ſchon im Jahre 597. Jetzt endlich — glaubte Brunhildis — ſei die Zeit erſchienen, da ſie ihrer Rache, welcher die Todfeindin Fredegundis entgangen, den Sohn derſelben opfern könne. Sie bewog ihre beiden Enkel zum Kriege gegen Chlotar II.; Dieſer wurde geſchlagen, von den Banden des Fluches umſtrickt entzweiten und befehdeten ſich die beiden Brüder, Theodebert II. der Auſtraſier und Theoderich II. von Burgund; der Letztere ſiegte bei Toul und bei Zülpich über den Auſtraſier, und als er den Bruder in ſeine Gewalt gebracht, ließ er ihn zum Prieſter ſcheeren, bald darauf aber (612) ermorden. Auch deſſen Söhnlein ſchlachtete er; aber ſchon ein Jahr nachher (613) ereilte ihn ſelber der Tod. Er hinterließ vier unmündige Söhne, über welche die Urgroßmutter, die achtzigjährige Brunhildis, die Vormundſchaft übernahm. Ihrer Reichsverweſerſchaft wollten aber die auſtraſiſchen Großen, deren Macht ſie ſchon früher mit ſtarker Hand gezügelt, nicht gehorchen; drum riefen ſie Chlotar II., den Neuſtrier, zum König über alles Frankenreich aus. Von ihrem Heere verlaſſen gerieth die Greiſin in die Gewalt Chlotar's II. und ſeht, wie dem Sohn Fredegundens die Mörderader auf der geſalbten Stirne ſchwoll! von Theoderich's II. vier Söhnen ließ er zwei ermorden (einer verſchwand auf der Flucht, einen verſchonte er weil er ihn über die Taufe gehalten, doch auch von dieſem verlor ſich ſpäter jede Spur); die achtzigjährige Brunhildis aber bezüchtigte er der Schuld von zehn Königsmorden; er ließ ſie foltern, dann drei Tage lang auf einem Kameel im ganzen Heere zur Spottſchau umherführen, endlich mit ihrem grauen Haar, mit einem Fuß und einem Arm an die Schweife wilder Roſſe binden und ſie ſo zerreißen, ihrer Leiche Reſte aber verbrennen. Das war der König, der nun alle Theile des Frankenreiches wieder vereinigte. So vieler Treuloſigkeit, ſo vieles vergoſſenen Blutes hatte dieſe Wiedervereinigung bedurft. Sie bezeichnet aber auch einen Wendepunkt in der Entwickelung der Verfaſſung. Sie wurde nämlich durch nichts Anderes vollbracht als durch die Empörung der Großen Auſtraſiens.

Die Macht derſelben war in den ſteten Bruderkriegen der Könige gewachſen, weil dieſe genöthigt waren, die Zahl ihrer Gefolgemannen durch Verwandlung der Krongüter in Lehen zu vergrößern und die letzteren größtentheils lebenslänglich zu machen; der Natur der Sache nach hatte damit auch die ſtaatliche Bedeutung und Macht der majores domus ungemein zugenommen. Jene Macht der Lehensmänner zu beſchränken, die königliche Gewalt wieder herzuſtellen, hatte Brunhildis verſucht, eben dadurch aber den Grimm derſelben auf ſich geladen. Ihr Abfall im entſcheidenden Augenblick veranlaßte den Sturz der greiſen Königin. Chlotar II., der Neuſtrier, ward von den auſtraſiſchen Großen nicht eher als König anerkannt, als bis er verſprochen hatte, daß Auſtraſien ſeinen eigenen Majordomus behalte; alle bisherigen unmittelbaren Königsgebote, welche die geiſtlichen und weltlichen Großen benachtheiligten, mußte Chlotar im Jahre 614 aufheben und alle Vorrechte beider beſtätigen. Auf den Schlachtfeldern alſo, wo die Könige ſich wechſelſeits vernichteten, hatten eigentlich ſtets nur die Großen, welche ihre Kräfte beim blutigen Spiele einſetzten, den Sieg errungen und der Stellvertreter des Königs in Beziehung auf die Ausübung der Lehensherrlichkeit, das Haupt der Leudes, der Majordomus hatte eine für das Königthum höchſt gefährliche Macht erlangt. Der Majordomus wurde von den lehenmäßigen Großen ſelbſt gewählt und mußte z. B. in Burgund eine Art von Wahlvertrag beſchwören. Sie betrachteten ihn, der in Abweſenheit des Königs herrſchte, dem Königthum gegenüber als Verfechter ihrer bevorrechteten Stellung. Die Könige erkannten zwar die über ihre Häupter heranwachſende neue Macht und ſuchten die ihnen von dem begünſtigten Lehnsweſen drohende Umwälzung zu erdrücken; aber ſie beſaßen die Kraft nicht mehr, um ihren Willen auszuführen, und nur zu Anfang errangen ſie flüchtige Erfolge. Der Kampf der Thronerſtrebenden majores domus gegen das Chlodwig'ſche Königshaus dauerte nahe an anderthalb Jahrhunderte und zu ſpät erkannten die Großen, daß ſie, indem ſie die Kronanmaßer unterſtützt hatten, nur eine neue Gewalt befeſtigt hatten, welche ſie noch ſtrenger zügeln wollte als das alte Königthum.

Sowohl Auſtraſien hatte einen eigenen Majordomus, als Neuſtrien den ſeinigen, als Burgund desgleichen. In Auſtraſien, dieſem vorzugsweiſe germaniſchen Theil des Frankenreichs, war der Majordomus zur Zeit Chlotar's II. noch nicht zu ſolcher Kraft erſtarkt, daß er dem Königthum bereits offen entgegen treten konnte;

ja er mußte ſich ſogar an das Letztere noch anlehnen und von demſelben den Anker der Volksthümlichkeit leihen. Dies geſchah im Jahre 622, in welchem Chlotar II. das Frankenreich neuerdings in Auſtraſien und Neuſtrien theilte und dem erſteren in ſeinem Sohne Dagobert I. einen eigenen König gab; ſein zweiter Sohn Charibert erhielt die Anwartſchaft auf Neuſtrien. In Auſtraſien walteten Arnulf, welcher ſpäter Biſchof von Metz wurde, und Pipin, gemeinhin „von Landis" genannt, deſſen Tochter Begga ſich mit Arnulf's Sohn Anſegiſil vermälte, als Majores Domus oder wie man dieſes Wortes damalige Bedeutung am beſten ausdrückt: als Reichsſtatthalter, in den Tagen König Dagobert's I. Dieſer erlangte durch Vertrag mit ſeinem Bruder Charibert auch Burgund und nach deſſen Tod die Alleinherrſchaft über alle Theile des Frankenreiches. Aber die germaniſche Volksart in Auſtraſien ſträubte ſich im ſtolzen Selbſtſtändigkeitsgefühl gegen die Zuſammengehörigkeit mit dem romaniſchen Neuſtrien; die Auſtraſier verlangten einen eigenen König und ſo ſah ſich Dagobert gezwungen, ihnen ſeinen älteren Sohn Siegibert II. als ſolchen zu geben (im Jahre 633); der jüngere, Chlodwig II. erhielt Neuſtrien und Burgund, wo er nach ſeines Vaters Tode (638) herrſchte. Hoch über beide Könige aber ragten die majores domus empor und hielten die Zügel der Gewalt in ſtarken Händen; ſie waren es, welche jetzt den alten volksthümlichen Gegenſatz zwiſchen Auſtraſien und Neuſtrien auszufechten hatten; ſie nehmen deßhalb von nun die Aufmerkſamkeit in höherem Grade in Anſpruch, als die immer mehr bedeutungslos werdenden Königsnamen. Pipin's von Landis hochſtrebender ſtreitbarer Sohn Grimoald zog gegen den Thüringer Herzog Rathulf und gegen den Baiern Farus aus, die ſich vom Frankenreiche losreißen und eine eigene Herrſchaft gründen wollten; ja er verſuchte nach Siegibert's II. Tod (655) ſeinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu erheben. Er verſchloß den Königsſohn Dagobert in einem Kloſter Irlands; aber die auſtraſiſchen Großen hielten es für vortheilhafter, das alte Königsgeſchlecht, bei deſſen Ohnmacht ſie ungezügelt ſchalten und walten konnten, als Grimoald's, des Selbſtherrſchers, Partei zu unterſtützen, und ſo geſchah es, daß Grimoald gefangen ward und ſein kühnes Streben mit dem Tode büßte (656); die Auſtraſier aber erkannten ſowohl den Neuſtrier Chlodwig II. als auch ſpäter deſſen Söhne Chlotar III. und Childerich II. an. Das Geſchlecht „Pipin's" trat nun in den Hintergrund, aber nur für kurze Friſt, um dann gewaltiger zur Entſcheidung wieder in den Vorgrund zu ſchreiten. Noch einmal regte ſich in Chlodwig's körperlich- und geiſtig erſchöpftem und entmarktem Geſchlecht der alte Trieb des Bruderkampfes, als nach Chlotar's III. Tode im Jahre 670 ſein Bruder Theoderich III. als König erkannt, aber von Childerich II. vertrieben ward. Noch einmal kam eine Vereinigung des Frankenreichs zu Stande, doch dauerte ſie nicht lange; Childerich II. fiel ſchon im Jahre 673 durch Mord und nun erhielt Theoderich III. Neuſtrien und Burgund, Dagobert, der Sohn Siegibert's II. Auſtraſien. Dagobert ward (678) ermordet; aber der Neuſtrier Theoderich III. gelangte hierdurch nicht zur Herrſchaft über Auſtraſien.

An der Spitze der auſtraſiſch-germaniſchen Volksthümlichkeit traten nun zwei Männer als deren Verfechter gegen das romaniſche Neuſtrien hervor, Martin und Pipin von Heriſtall, die Enkel jenes Arnulf von Metz, der Letztere mütterlicherſeits ein Enkel Pipin's von Landis. In Neuſtrien waltete als Maierdomus Ebroin, auf welchem die Blutſchuld wegen des erſchlagenen Dagobert haftete. Von nun an entſchieden auf beiden Seiten ſtatt der Könige die majores domus und zwar in Auſtraſien, wo damals kein König war, nach Martin's Ermordung Pipin von Heriſtall allein und in Neuſtrien, wo Theoderich III. nur der Schatten eines Königs war, nach Ebroin's Ermordung 681 Berthar. Der Augenblick war gekommen, der entſcheiden mußte, welcher von den zwei gewaltigen Männern die Herrſchaft führen ſolle; und durch das Waffengedröhn und das Kampfgetümmel der Schlachtfelder begann bereits von Ferne her das Grabgeläute für die Merowinger zu ertönen. Pipin von Heriſtall führte dem hochfahrenden Berthar gegenüber die Sache der auſtraſiſchen Großen. Er verlangte von dem Schattenkönig Theoderich III. die Wiederherſtellung aller ſeit Ebroin's Tagen Vertriebenen. Die abſchlägige Antwort, im Ton verachtenden Uebermuths gegeben, trieb die Erbitterten in den Kampf und an ihre Spitze trat Pipin von Heriſtall, der ebenſo kluge als kühne Mann; bei Teſtri an der Somme verfochten im Jahr 687 die Auſtraſier unter ſeiner Anführung ihre Selbſtſtändigkeit gegen die Neuſtrier. Pipin ſiegte, Berthar fiel auf der Flucht, König Theoderich III. gerieth in die Gewalt des Siegers, der ihm die Beibehaltung des bedeutungslos gewordenen Königstitels nur unter der Bedingung geſtattete, daß er ihn, Pipin, als alleinigen und beſtändigen major domus in allen drei Theilen des Frankenreiches anerkannte. So war nun dies abermals geeinigt; ſein thatſächlicher Herrſcher, der major domus, nannte ſich von jetzt an in Urkunden „Herzog und Fürſt der Franken". Theoderich III. ſtarb 691, ſein Sohn Chlodwig III. 695, deſſen Bruder Childebert III. 711. Ihre Tage und die Dagobert's III., des Sohnes Childebert's, durchlebte Pipin von Heriſtall, der wahre Frankenherrſcher, unermüdlich im Handeln und Streben, den Großen, die ihm zu ſeiner Erhöhung die Arme geliehen, ein ſtrenger, ihren Trotz niederbeugender Gewaltherr, dem lang verwahrlosten Reiche ein ſtarker Hort gegen äußere Feinde, deren gefährlichſte die benachbarten Sachſen und Frieſen waren.

Die Frieſen, welche unter einem Fürſten, Namens Radbot, ihr Gebiet bis an den Leek ausdehnten, ſchlug Pipin von Heriſtall im Jahr 689 bei Wyk de Dorſtede; er brachte die Landſchaften zwiſchen dem Leek und dem krummen Rhein unter fränkiſche Herrſchaft. Die Kämpfe zwiſchen Franken und Frieſen, National- und Religionskämpfe, hatten hiermit begonnen, ſie dauerten nach Pipin fort. Was andere germaniſche Völker betrifft, ſo hatten ſich die Alemannen, Thüringer und Baiern in den argen Zeiten der Bruderkämpfe vom Verbande mit dem Frankenreiche losgeriſſen. Vergeblich verſuchte Pipin durch Waffengewalt das alte Verhältniß herzuſtellen; ſie behaupteten ihre Selbſtſtändigkeit. Auch Aquitanien hatte ſich losgerungen und bildete ein unabhängiges Herzogthum. Gefährliche Nachbarn hatte das Frankenreich in den Slaven, ſeit Samo, welchen Einige einen Mann aus Frankenland, Andere einen gebornen Slaven nennen, Böhmen und Mähren im zweiten Jahrzehent des ſiebenten Jahrhunderts von der Avarenherrſchaft befreit und in Böhmen ein großes Slavenreich begründet hatte, welches ſich bis zu den ſteieriſchen Alpen, bis an die Karpathen, bis an die Spree und Havel und bis an den Main und die Rednitz erſtreckt haben mag; vergeblich ſuchten die Franken unter dem erſten Dagobert dieſe Herrſchaft im dritten Jahrzehent des ſiebenten Jahrhunderts zu brechen. Mit dieſen Ereigniſſen hing das bereits erwähnte Unternehmen des Thüringerherzogs Rathulf zuſammen. Nach Samos Tode aber (etwa um das Jahr 662) löste ſich das von ihm begründete und zuſammengehaltene böhmiſch-mähriſche Slavenreich auf.

Nach dem Tode Pipin's von Heriſtall (im Jahr 714) ſetzte ſein Sohn Karl, welcher ſpäter den Beinamen „Martell“ (d. h. der Hammer) erhielt, das von ihm begonnene Werk kraftvoll fort. Es handelte ſich eigentlich ſchon nicht mehr um einen thatſächlichen Sieg des Majordomats über die Merowinger, ſondern nur noch darum, dem Majordomat, welches auf dem Wege einer planmäßigen langſamen Umwälzung ſein Ziel erreicht hatte, nun auch die äußere Weihe durch Rechtsform und Religion zu verſchaffen. Darauf hin arbeiteten Karl Martell und ſein Sohn, der dritte Pipin, zubenannt der „Kleine“, oder der „Kurze“. Das merowingiſche Königthum hatte ſich ſo raſch überlebt, es war ſo früh altersſchwach und bedeutungslos geworden, daß der „Herzog und Fürſt der Franken“ ſich aus den einſamen Höfen die langhaarigen Königsſöhne, welche er als blödſinnige Inhaber des alten Rechtstitels brauchte, hervorſuchte und ſie mit beſtimmten Einkommenſummen zufrieden ſtellte; ſie waren froh, dieſe ſcheuen Nachkommen des wilden, mordbefleckten Chlodwig, wenn man ſie mit ihrem Ochſengeſpann wieder zu ihren Herden zurück entließ. Welche Lehre für Könige — dieſe unerbittliche Gerechtigkeit der Natur! Den kühnen und ſchlauen Männern aus dem Geſchlechte Pipin's, deren eifriges Trachten dahin ging, den Raub der Macht durch den Beſitz des Königsnamens zu vollenden und das Unrecht zu heiligen, blieb nichts übrig, als der Bund mit der Kirche.

Die Zuſtände unmittelbar nach dem Tode Pipin's von Heriſtall ſproßten aus den Wurzeln derſelben Grundanſchauung, wie die Gräuel der Söhne und Enkel Chlodwig's, — aus dem Wahne von einem Recht des Fürſtenhauſes auf die Grundherrlichkeit des Reiches und demgemäß von einem Recht des Familienhauptes über das Letztere eigenwillig zu verfügen. Bei germaniſchen Fürſten war dieſer Wahn doppelt verwerflich, denn ſie kannten das uralte Recht des Volkes. Pipin hatte einen jüngeren Sohn, jenen bereits erwähnten Karl und einen Enkel Theodebald hinterlaſſen. Für dieſen Unmündigen, welchen Pipin zum Majordomus von

Neuſtrien ernannt hatte, ergriff Pipin's Wittwe Plektrudis Partei mit aller jener ſtarken Leidenſchaft, wie ſie jene furchtbaren merowingiſchen Königinnen bis zur alleräußerſten Entmenſchung durchlodert hatte. Den Erben des väterlichen Geiſtes und Strebens, vor deſſen ſelbſtſtändigem Walten ſie bangte, hielt Plektrudis zu Köln gefangen. Aber ihr unverhohlenes Streben fand ſowohl an der Eiferſucht der Nationalitäten als an dem Stolz des gewaltigen Adels tiefgreifenden Widerſtand. Die Neuſtrier, unwillig, ſich einem aufgedrängten jungen Herrſcher beugen zu ſollen, erwählten Raganfried zu ihrem Majordomus und behaupteten ihre Wahl mit den Waffen in der Hand; die Auſtraſier dagegen ſchloſſen ſich an Karl, welcher 715 ſeiner Haft glücklich entronnen war, und freudig wie ſie je einen König auf den Schild erhoben hatten, erkannten ihn die Leudes als ihren Heerführer. Die Spannung zwiſchen Auſtraſiern und Neuſtriern ward durch die Wirren wegen der beiderſeitigen Könige vergrößert; dieſe Wirren aber nützte Karl, ſeine Kraft zu entfalten und die Aufgabe, welche er von ſeinem Vater überkommen, zur Vollendung weiter zu führen. In Neuſtrien war nicht Theoderich IV., der Sohn des 715 verſtorbenen Königs Dagobert III., ſondern Chilperich II. zum König erhoben worden und alſobald begann der Angriff. Aber Karl ſiegte 716 bei Stablo, dann im folgenden Jahre bei Cambray; Chilperich II. floh nach Paris und verband ſich mit Eudo dem Herzog von Aquitanien; bei dieſem fand er Zuflucht, nachdem Karl ihn im Jahr 719 bei Soiſſons zum dritten Mal beſiegt hatte. Karl hatte indeſſen auch Plektrudis gebeugt, den Beſitz Kölns und des von ſeinem Vater hinterlaſſenen Schatzes gewonnen und einen neuen Schattenkönig Chlotar IV. eingeſetzt. Als dieſer ſchon im Jahre 719 ſtarb, erkannte Karl den Neuſtrier Chilperich II. als König an, unter der Bedingung, daß er ſelbſt alleiniger Majordomus im vereinigten Frankenreiche blieb. Dieſe Stellung konnte nach Chilperich's II. Tode (720) durch die Erhebung Theoderich's IV. nicht geändert werden. So wenig mehr lag an dem Königsnamen, daß, als Theoderich IV. nach ſiebenzehnjähriger Namensherrſchaft verblichen war, der Majordomus es nicht nöthig fand, ihm einen Nachfolger zu geben.

Inzwiſchen bewährte Karl ſeines Geiſtes und Armes Kraft nach außen und innen, ſtützte ſein Anſehen, feſtigte ſein Haus und grub ſeinen Namen mit dem Schwert in die Tafeln der europäiſchen Geſchichte. Die trotzigen Großen wurden in Schranken gehalten, ſtete Kriege lichteten ihre Reihen. Es galt, die Völkerſchaften, welche ſich vom Frankenreiche losriſſen, durch Waffengewalt in Verbindung mit demſelben zu erhalten, insbeſondere richtete Karl ſein Augenmerk auf Baiern und Aquitanien, ohne jedoch ſeine Abſicht vollkommen oder für die Dauer zu erreichen; die völlige Unterwerfung beider Länder blieb ſeinem Sohn und Enkel vorbehalten; beſſer gelang es mit Thüringen und Alemannien. Die heidniſchen Sachſen ſtürmten immer wieder an den Rhein; Karl zog 718, 720, 722, 728 wider ſie, drang 738 in ihr Land ein und zwang ſie, Zins zu geben. Auch die Frieſen griff er 734 plötzlich in ihrem eigenen Lande an; ihr Herzog Poppo fiel in der Schlacht und die fränkiſche Herrſchaft über Friesland erſtreckte ſich nun jenſeits des Fly bis an den Laubach.

Von allen Kriegswerken Karl's erwarb jedoch keines ſeinem Namen bei den Zeitgenoſſen und der Nachwelt größeren Ruhm, als ſein Sieg über die Mauren. Damit begann die erſte Anregung zur allmäligen Entwickelung eines chriſtlichen Ritterthums, welches die ſämmtlichen europäiſchen Völker der Chriſtenheit einander zu Waffen- und Geiſtesbrüderſchaft näher bringen und dem aus dem Lehenweſen hervorgegangenen Adel eine ideale Richtung des Schwertdienſtes geben ſollte.

Noch einmal hatte ſich der religionsſchöpferiſche Geiſt des Morgenlandes nach langem Schlummer zu einer That aufgerafft, als der Araber Mohammed, aus dem Geſchlecht Haſchem des Stammes Koreiſch, geboren zu Mekka im Jahre 571 nach Chriſti Geburt, die Lehren Moſis und Jeſu von Einem Gott in einer für Arabiens heißblütiges, ſinnliches, kriegeriſch-ſtolzes Volk geeigneten Neufaſſung als unmittelbare Offenbarung darzuſtellen und, wie er glaubte und wollte, als Weltreligion zu vollenden übernahm. Die alte Naturreligion Arabiens bekämpfend und verkündigend: „Es iſt nur ein Gott (Allah) und Mohammed ſein Prophet“, hatte ſich der begeiſterte Mann vor dem Grimm des demſelben Stamme wie er angehörenden Geſchlechtes Ommaijah im Jahre 622 aus ſeiner Geburtsſtadt nach Medina flüchten müſſen; aber ſeine Geiſtes- und

Willenskraft zog immer mehr Anhänger an, welche, feſt an ſeinen höheren Beruf und an die Wahrheit ſeiner Offenbarungen glaubend, das Schwert zur Ausbreitung des neuen Glaubens ſchwangen und für den Tod in ſolchem „heiligen Krieg“ mit unerſchütterlicher Zuverſicht überſchwengliche, ewige Genüſſe im Paradieſe erwarteten. Mohammed ſtarb im Jahre 632, noch bevor er ganz Arabien unterworfen; aber, gleichwie er in einem der kühnſten Geſichte ſeiner Einbildungskraft, welche er göttliche Offenbarungen nannte und theilweiſe wohl ſelbſt für ſolche hielt, ſich ſelber in einer Nacht der Verzückung auf dem wunderbaren Cherubroſſe gefühlt hatte, das ihn in alle Himmel trug, ſo trug ſein Geiſt ſein Volk, entzündet vom Nationalſtolz, Allah's auserwählte Helden zu ſein, über die Länder der Erde hin und Unterwerfung in den göttlichen Willen (das iſt die Bedeutung des Wortes „Islam“, womit man die Religion Mohammed's bezeichnet,) war die große Loſung, welche die Söhne der Wüſte für ihren Volksgott verlangten, der nun — ächt ſemitiſch ausſchließlich erfaßt — als der Eine Weltgott alle Völker beherrſchen ſollte. Dieſe Idee ohne eine neue eigenthümliche Keimkraft konnte wohl den kriegeriſchen Muth in einen religiöſen Fanatismus verwandeln, aber nicht durch den Strahl der Begeiſterung fruchtbare Bildungsſaaten erſchaffen. Allein indem der Islam in ſtarrer Ausſchließlichkeit mit der Förderung blinden Glaubens einerſeits und ſtrenger Beobachtung der äußeren Religionsvorſchriften andererſeits zugleich eine Verfaſſung hinſtellte, bei welcher die Geſammtheit der Gläubigen den Propheten und deſſen jedesmaligen rechtmäßigen Nachfolger (den Kalifen) als religiöſes und zugleich politiſches Oberhaupt anerkannte, — wuchs eine ſich mit jedem Siege vergrößernde, durch Fanatismus gewaltige Heeresmacht heran, welche im raſchen Schritte der Eroberung Syrien und Aegypten dem ohnmächtigen griechiſchen Reiche entriß, das perſiſche unterwarf und die Fahne des Propheten bis an den Kaukaſus, bis zu Indiens Gränzen, bis nach Nordafrika trug.

Von Afrika's Küſten blickten die gläubigen Bekenner des Islams (die „Moslemen“) in den letzten Jahrzehnten des ſiebenten Jahrhunderts nach dem ſchönen Spanien hinüber, wo das chriſtliche Weſtgothenreich dem Anſchein nach in herrlicher Blüte ſtand, in der That aber ſeit den Tagen Rekiswind's hauptſächlich in Folge des überwiegenden Einfluſſes, welchen die Geiſtlichkeit auf das Staatsleben übte, im hohen Grade zerrüttet war. Vergeblich verſuchten die Könige dieſen Einfluß in die gebührenden Schranken zurückzuweiſen; es war bereits zu ſpät. Die innere Schwäche des weſtgothiſchen Reiches blieb den moslemitiſchen Eroberern der Nordküſte Afrika's nicht unbekannt, die Verrätherei weſtgothiſcher Großen, welche ſich durch Hülfe derſelben gegen das Königthum zu erheben hofften, kam ihnen entgegen. Nach dem Sturze König Wittiza's (710) wurde Roderich auf den Thron erhoben; aber wider ihn verbanden ſich Eba und Siſebut, die Söhne Wittiza's, ſowie Graf Julian, Befehlshaber der feſten Stadt Ceuta, und Oppas, der Biſchof von Sevilla, mit Muſa, dem Statthalter des Kalifen in Afrika. Mit Freuden ergriffen die Araber dieſen Anlaß, die Herrſchaft des Islams auszubreiten. Ihr Feldherr Tarik landete im Frühling des Jahres 711 mit einem zahlreichen Heere auf Schiffen, welche ihm der Verräther Julian geſtellt, bei Gezira al Ghadra und ſchlug ſein Lager auf der Spitze der Höhen auf, welche nach ſeinem Namen Gebel al Tarik (Tarik's-Berg, Gibraltar) genannt wurde. Raſch warfen die kühnen Söhne des Südens die Gothen zurück, raſch drangen ſie tiefer in's ſchöne Land; Verräther öffneten ihnen die Wege und — ſo rächten ſich Wahnſinn und Frevel des Glaubenshaſſes — die von der chriſtlichen Herrſchaft als Chriſtusmörder und Gottesmajeſtätsbeleidiger verfolgten, unterdrückten und zur Verzweiflung gebrachten Juden ſahen in den Feinden der glaubenstollen Chriſten ihre Freunde, ihre Befreier und ſchloſſen ſich ihnen an. Raſch ſammelte König Roderich ein Heer (angeblich 90,000 Mann, viermal ſo ſtark als das der Feinde), um die Schlacht der Entſcheidung zu ſchlagen. Begonnen ward ſie am Morgen des 19. Juli 717, eines Sonntags, beendigt erſt am darauf folgenden Sonntag; — der Kampf einer Woche um das Schickſal eines Reiches! Zeit genug für all den Verrath, welcher ſich ſeit ſo vielen Jahren im Schooße desſelben angehäuft und welcher jetzt die Jahre mit Stunden zahlte. Die Schlacht ward geſchlagen bei Xeres de la Frontera, in der Nähe von Cadix; der letzte König der Weſtgothen verſchwand, — durch welches Geſchick, ob von Wunden getroffen, ob vom Fluſſe verſchlungen, ob ihm Tarik in der Schlacht das Haupt mit ſtarkem Hiebe vom Rumpfe getrennt, ob er entronnen und in einer ſtillen Sidelei den Untergang ſeines Reiches überlebt, — die Geſchichte verſagt eine beſtimmte Auskunft; die Sage, gerechter oder doch milder als die Aufzeichnerin der Jahrbücher, die Geiſtlichkeit, ließ den König, den Träger der Nationalität, fortleben in geheimnißvoller Verborgenheit, bis der neue Morgen der Volksherrlichkeit anbricht. — Nach jenem Siege der Araber bei Xeres de la Frontera, wobei die Blüte des Adels, der Kern des Volkes der Weſtgothen erlegen war, überfluthete die arabiſche Eroberung in kürzeſter Friſt die ganze pyrenäiſche Halbinſel. Der Reſt der romaniſch-chriſtlichen Bevölkerung wich in die aſturiſchen Gebirge zurück und bewahrte dort unter dem edlen Pelayo (Pelagius) des eignen Volksthums und Glaubens theure Kleinodien.

Unaufhaltſam aber drangen die arabiſchen Eroberer bis an die Pyrenäen, durch die Päſſe des Gränzfelſenwalls über die Gefilde des ſüdlichen Galliens, über Septimanien und Aquitanien bis an die Garonne, bis Tours. Es war im Jahre 732, als ſie dieſe Stadt, die ſich des Schutzes des heiligen Martinus rühmte, bedrohten. Neuſtrien zitterte vor ihnen; nicht bloß das Frankenreich, die ganze abendländiſche Chriſtenheit empfand die Schwingungen des gewaltigen Anſtoßes, den ſie gegeben. Da ſammelte der Majordomus Karl die chriſtlichen Streitkräfte des Frankenreiches und ſtellte ſie den Moslemen zwiſchen Tours und Poitiers entgegen. Allen leuchtete ein einziges Ziel, der Sieg des Kreuzes; allen war nur ein einziger Heerführer, der Auferſtandene, der Sieger über Tod und Hölle; wie den Moslemen die Arme reizender Houris in ihrem Paradies, ſo winkte den chriſtlichen Streitern die ganze erwartete Herrlichkeit des Himmelreiches, der Engel Flammenſchwerter, der Märtyrer Palmen, der Gottesbräute lilientragende Schaaren; wie je einen Germanen die Walkyrie gewählt und geweiht und nach Walhalla geführt, ſo brachte jetzt nach der Glaubenszuverſicht der chriſtlichen Kämpfer der treue Engel die Seele des Gefallenen vor Gottes Thron, daß ſie der Treue Preis, das ewige Leben empfange. An jenem Schlachttage des Jahres 732 bei Tours und Poitiers war's, daß Karl von ſeines Armes Feinde zermalmender Kraft jenen Beinamen des Schlachtenhammers („Martell") errang; es war der Geburtstag des chriſtlichen Ritterthums, an welchem der Islam in dem Wall, der ſich aus Chriſtenleichen aufthürmte, ſeinen Damm gegen die abendländiſche Chriſtenheit fand.

Derſelbe gewaltige Thatendrang aber, der die Moslemen bis in's Herz des chriſtlichen Europa getrieben hatte, erfaßte nun auch die Gemüther der Chriſten zum kriegeriſchen Rückſchlag. Wie ſie alle Güter und Freuden des Lebens, ja das Leben ſelbſt dem Glauben zum Opfer gebracht, deſſen Preis ein höheres Leben und ein ewiger Genuß viel koſtbarerer Güter und Freuden ſein ſollte, ſo übertönte der Ruf des Glaubens, der längſt gegen Heiden, Juden und Ketzer kein Mitleid kannte, die Stimme der Vernunft und der Menſchlichkeit, und nicht mehr die Abwehr der aſiatiſchen Eroberung von den Marken der abendländiſchen Geſittung erſchien als heilige Pflicht, ſondern der Angriffs- und Eroberungskrieg gegen die als blinde, böswillige Heiden betrachteten Mohammedaner als ein Gott wohlgefälliges, verdienſtvolles Werk, um deſſen willen Gott die Sünden vergebe. Der religiöſe Haß war anfänglich auf beiden Seiten, bei Moslemen und Chriſten, gleich groß; beide behaupteten im Beſitz des allein wahren Glaubens zu ſein, beide ſchloſſen Andersgläubige von der ewigen Seligkeit aus. Nachdem aber die moslemitiſchen Eroberer in Spanien ein Reich gegründet, nachdem dort an den heiteren Königshöfen Wiſſenſchaften und Sitten erblüht, bildete ſich, und wenn auch die chriſtlichen Streiter um des Heils der Seelen willen fortwährend gegen die ritterlichen Feinde auszogen, doch mitten im feindlichen Zuſammentreffen allmälig ein lebendiger Verkehr und Gedankenaustauſch, in deſſen Folge die Entwickelung des europäiſchen Geiſtes, welcher mitten im Kampfgetümmel neue Bildungsſtoffe fand und ſich dieſelben aneignete, ebenſo vor Einſeitigkeit bewahrt blieb, als durch Karl Martell's Sieg bei Poitiers vor Enteigenthümlichung.

Doch nicht bloß abwehrend gegen die andringenden Streiter des Islams, ſondern auch nach Unterwerfung ſtrebend gegen jene Germanen in unſerm Vaterlande, welche noch treu den alten Götterglauben bewahrten, wendete ſich der aufflammende Drang des Glaubenskrieges und die Bekehrung Frieslands, Sachſens, Thüringens, Heſſens war das Ziel der friedlichen Sendboten nicht minder, welche mit dem Kreuze, als der Krieger, die mit dem Schwerte auszogen.

Für das katholiſch-chriſtliche Frankenreich, mit ſeinem Trieb, ſich über alle germaniſchen Volksſtämme herrſchend auszubreiten, war die Bekehrung der noch heidniſchen zum römiſchen Katholicismus von politiſcher Bedeutung und es förderte deshalb mit allem Nachdruck die Verſuche frommer Männer, welche aus tiefinnerſter Ueberzeugung mit beſſerem Willen als Geſchick das ſchwierige Werk der Bekehrung unternahmen, während auf der anderen Seite die heidniſchen Germanen, insbeſondere die Sachſen und Frieſen, mit der größten Standhaftigkeit ihren uralten Götterglauben feſthielten, klar wiſſend oder doch richtig ahnend, daß der Angriff auf dieſen auch zugleich ihrer uralten freien Volksverfaſſung und ihrer Selbſtſtändigkeit galt. Uebrigens ging die Bekehrung der heidniſchen Germanen in den mit dem Frankenreich ſchon mehr oder minder feſt verbundenen Ländern wie Alemannien und Thüringen, ſowie in den noch feindlichen, wie Sachſen und Friesland, mit wenigen Ausnahmen nicht von den großen Sprengeln im rheiniſchen Frankenland aus, welche aus den alten Mutterkirchen der Römerzeit erwachſen waren, ſondern es waren größtentheils, wie bereits erwähnt worden, britiſche, ſchottiſche, iriſche und angelſächſiſche Mönche, welche ſich in das Werk theilten, Deutſchland chriſtlich zu machen und der großen kirchlichen Einheit unterzuordnen, deren Mittelpunkt Rom war.

13. Deutſchlands Verchriſtlichung und kirchliche Verbindung mit Rom.

Wie eng begränzt uns auch im 19. Jahrhundert der Geſichtskreis der eigenthümlichen Weltanſchauung erſcheinen mag, innerhalb deſſen ſich jene Verbreiter des chriſtlichen Kirchenglaubens befanden und nach welcher ſie wirkten, — ſo können wir gleichwohl nicht umhin, der Aufrichtigkeit, der Hingebung und dem Muth, womit ſie ihre Aufgabe erfüllten, unſre volle Achtung zu widmen. Ueberzeugt, daß nur durch die chriſtliche Kirche als eine göttliche Anſtalt das wahre Heil vermittelt werde, hielten ſie es für Pflicht, die Heiden, welche ſie als dem Satan verfallen betrachteten, zur Unterwerfung unter dieſe Heilsanſtalt zu bewegen, und wenn Jene nur das Glaubensbekenntniß ablegten, ſich taufen ließen und das Vaterunſer ſowie den Katechismus lernten, ſo erachteten ſie die Bekehrung ſchon für gelungen und ſchätzten keine Beſchwerde, keine Mißhandlung für einen zu hohen Preis. Pſalmen ſingend ſchieden ſie von den Brüdern, welche ihnen noch weithinaus auf die blauen Meereswogen ihre Segenswünſche und Gebete nachſandten; mit keiner Waffe als dem Kreuzesſtab landeten ſie an den heidniſch-germaniſchen Küſten, und pflanzten inmitten der freiheits-trutzigen Schaaren das Zeichen der Erlöſung auf. Von keinen Mühen des Weges ermattet, durch Hunger und Durſt, durch Unbill des Wetters nicht erſchöpft, zogen ſie die öden Felder entlang, die wilden Alpen-Schluchten hindurch, an den Säumen der tiefen Seen, über welche die Firnen ihre Schatten warfen, an Stromesufern hin, durch dunkle Wälder, an Königs- und Herzogshöfe und unter des Adelings oder Freien einſames Dach, über wüſte Trümmer zerſtörter Römerſtädte. Sie brachten dem Elend Troſt und Stärke durch den Gedanken an einen reichen Lohn für Duldung in der Ewigkeit, dem Sklaven Hoffnung auf eine heitere Freiheit im jenſeitigen Gottesreiche; unerſchrocken brachten ſie die ernſte Mahnung des chriſtlichen Sittengeſetzes, ſowie die Schrecken des Weltgerichtes und der ewigen Verdammniß mitten in die Verwilderung und Verderbtheit an einzelnen Höfen. Helden mit dem Kreuz und mit der Bibel, waren ſie ferner auch Helden mit der Waldaxt, mit dem Spaten, mit der Pflugſchaar. Sie lichteten den Wald, unter ihren fleißigen Händen verwandelte die Wildniß ſich in einen Garten. Wo ſich der Ur ſonſt durch zertrümmertes Gezweig zwiſchen den tauſendjährigen Stämmen Bahn gebrochen, wo der Wolf ſonſt auf Raub geſchlichen, wo der Sumpf grauſig Gewürm ausgeheckt, da erhoben ſich, durch der überſeeiſchen Glaubensboten nimmerraſtende Hände Zufluchtsſtätten einer neuen Geſittung im Namen des gekreuzigten, auferſtandenen und zur Himmelsherrſchaft erhobenen Gottesſohnes. Das Kirchlein bildete den Mittelpunkt, die gemeinſamen Wohnungen der nach beſtimmten Regeln, im Gehorſam unter einem freierwählten Genoſſen als Brüder lebenden Glaubensboten umſchloſſen dieſen Mittelpunkt. Hier war eine Welt im Kleinen, von hier aus wirkte die emſige Thätigkeit geiſtlich und weltlich hinaus; hier ſammelten ſich in ſtillen Zellen die theuren Ueberbleibſel früherer Bildung an, hier vervielfältigte die mühſam nachmalende Feder des Kloſterbruders die herrlichen Werke der Schriftſteller des Alterthums, — eine geiſtige Ausſaat zu neuer Ernte für künftige Zeit; hier ſchmückte liebevolle Verſenkung in das Reich der Gedanken die Schrift mit dem freilich noch kunſtloſen Bild. Benedikt von Nurſia (der Stifter von Monte-Caſino geb. 480, geſt. 543) war es, welchem das Abendland die Umwandlung des Kloſterweſens, dieſer Schöpfung morgenländiſchen Geiſtes, in eine dem Charakter des europäiſchen Geſchichtsweſens entſprechende und dieſelbe fördernde Form verdankt. Der Anregung und dem Beiſpiele des berühmten Caſſiodorus folgend, ſtellte Benedikt eine Regel für den geiſtlichen Orden auf, welcher ſeinen Namen trug, und legte derſelben eine glückliche Verbindung von Gebet und Arbeit, ein wohlthätiges Gleichgewicht von körperlicher und geiſtiger Ausbildung, von Selbſtveredlung und Bildung Anderer, eine richtige Vertheilung nutzbringender Beſchäftigungen zu Grunde. Nicht maß- und zweckloſe Selbſtentäußerung und geiſtige Selbſtvernichtung durch dumpfen Müßiggang wie im Mönchthum des Morgenlandes, ſondern freie bewußte Selbſthingebung des Einzelnen in raſtloſer Geiſtes- und Körperthätigkeit für das Wohl Anderer war der leitende Gedanke der Regel Benedikt's; Verzichtleiſtung auf eigenen Beſitz und auf eheliches Glück, Unterwerfung unter des freierwählten Oberen Anſehen und Anordnungen, alſo: Armuth, Keuſchheit und Gehorſam waren die drei Bedingungen, unter welchen allein ein geordnetes gemeinſchaftliches Leben möglich war; dieſe drei beſonderen Standespflichten zu halten, gelobte Jeder, welcher die vorgeſchriebene Prüfungszeit (das Noviziat) beſtanden. Bewundernd betrachten wir noch heute die Stärke der ſittlichen Kraft, die ſich in der Hingebung an die religiöſe Idee bethätigte, und mit gerechtem Dank rechnen wir von der Gründung jener Klöſter, welche durch die eingewanderten Glaubensboten auf verödetem Boden erſtanden, den Anfang einer neuen Bildung.

Der Boden, auf welchem die überſeeiſchen Glaubensboten predigend ſchritten oder dauernde Niederlaſſungen, Haltpunkte für das Rieſenwerk der Entwilderung, gründeten, umfaßte theils Länder, wo das alte germaniſche Heidenthum bisher unberührt geſtanden, theils ſolche, wohin römiſch-chriſtliche Bildung ſchon frühzeitig gedrungen, aber unter dem ſtürmiſchen Völkerandrang und Völkerſturz verſchüttet worden, oder wo das kirchliche Chriſtenthum tief entartet war.

In den Donauländern war als Bote des Friedens, als Helfer und Tröſter inmitten der Gräuel der Verwüſtung, zur Zeit als das weſtrömiſche Kaiſerthum zuſammenſtürzte, der fromme Severinus erſchienen († 482), welcher ſchon Chriſten daſelbſt fand. In Baiern war bereits zu den Zeiten Theodelindens, welche der Longobardenkönig heimführte, das katholiſche Kirchenchriſtenthum verbreitet. Um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts war das Anſehen der Geiſtlichkeit dort beim Volke ungemein groß. Damals kam aus Pictavium ein Bekehrer Namens Emmeran nach Baiern, ward an dem Hofe des Herzogs Theodo zu Regensburg gaſtlich aufgenommen, blieb drei Jahre und entfernte ſich dann mit einem Mal heimlich, angeblich um eine Wallfahrt nach Rom anzutreten; kaum hatte er ſich jedoch entfernt, als die Herzogstochter Uta jammernd klagte, daß der Gaſtfreund ihre jungfräuliche Ehre geraubt. Ihr Bruder Landpert eilte, die der Schweſter angethane Schmach zu rächen, dem Flüchtling nach, traf ihn drei Tagereiſen von Regensburg, ſtellte ihn zur Rechenſchaft und erhielt die ſtolze Antwort: „Nur vor dem Stuhl St. Peter's zu Rom könne er angeklagt werden und dort nur wolle er Rede ſtehen"; da durchſtieß ihn der zürnende Herzogsſohn (654); aber ſiehe: der Ermordete wurde von der geſammten Geiſtlichkeit für unſchuldig erklärt und vom Volk dafür gehalten und als Märtyrer verehrt. Als ſich der Zuſammenhang der bairiſchen Geiſtlichkeit mit Rom gelockert, war Rudpert (Rupert), welcher gegen Ende des ſiebenten Jahrhunderts von Worms nach Baiern kam und Juvaviums, der alten Römerſtätte, Trümmer entödete, eifrig bemüht ihn wiederherzuſtellen. Nach Rom wallfahrtete der Baierherzog Theodo II.; in Rom empfing er eine neue kirchliche Ordnung für ſein Land.

Zu den Thüringer-Franken kam in des ſiebenten Jahrhunderts zweiter Hälfte als eifriger Glaubensbote der Irländer Kyllene, insgemein genannt Kilian, welcher im Jahre 685 mit elf Genoſſen die Heimath verlaſſen hatte und mit dem Prieſter Kolonat und dem Diakon Totnan nach dem Rhöngebirge und an den Main gedrungen war; da, wo heute Würzburg ſteht, ſaß der Frankenherzog Gozbert, welcher durch Kilian die Taufe empfing.

Bald darauf ſtarb der Glaubensbote mit ſeinen beiden Genoſſen den Märtyrertod (688); die Veranlaſſung des Letzteren iſt nicht bloß für den Charakter Kilian's, ſondern auch für den Eifergeiſt der Heidenbekehrer überhaupt bezeichnend; als nämlich Kilian von dem Herzog verlangte, er ſolle ſich von ſeiner Gattin Gailana ſcheiden laſſen, weil ſie die Wittwe ſeines Bruders war, konnte Gozbert, der ſeine Gattin innig liebte, die Anmaßung des Geiſtlichen, der ſich zum Richter aufwarf, nicht ertragen und ließ ihn hinrichten.

Nach Alemannien kam der Irländer Fridolin, ſtiftete (um 650) auf einer Inſel im Rhein das Kloſter Seckingen und erhielt von zwei Adelingen ein Alpenthal am Urſprung der Limmat zum Geſchenk, welches nach einer Kirche, die er dem heiligen Hilarius weihte, Glarus genannt wurde. Gleichfalls aus Irland, aus dem berühmten Kloſter Banger in Leinſter, kamen zu Anfang des ſiebenten Jahrhunderts zwölf Glaubensboten nach Alemannien; ihre bedeutendſten waren Columbanus, welcher um 590 in die Vogeſen zu den Franken und Burgundern ging, Gallus und Magnoald (oder Mang); zu Tuggen predigten Gallus und Columbanus dem Volk die Lehre von der Erbſünde und von der Erlöſung, ſtörten die heidniſchen Opfer und legten Feuer an das Heiligthum, und als ſie vor dem Zorne des Volkes weichen mußten, riefen ſie ſcheidend den Fluch: „Das walte Gott, daß ihr all' eure Kinder überlebet und im Alter hülflos und wahnſinnig ſterbet.“ Seltſame Verblendung der frommen Männer, es den Heiden zur Sünde anzurechnen, daß ſie ihren alten Glauben nicht plötzlich für eine fremde Lehre vertauſchen wollten, welche ſie ebenſo wenig verſtanden, als die Bekehrer die Sprache der Heiden; denn Gallus ſprach lateiniſch und ein Anderer mußte ſeine Predigt den Alemannen erſt verdeutſchen. Von Tuggen wandten ſie ſich an den Bodenſee nach Arbon und Bregenz; da fanden ſie in einem alten Gotteshauſe hölzerne Götterbilder und ſahen, wie die Alemannen dem Wuotan Bier in einem großen Keſſel opferten; ſie zerſchlugen die Bilder, weihten den Tempel zur chriſtlichen Kirche und pflanzten einen Garten, konnten ſich aber dort nicht halten und Columbanus fuhr zu den Longobarden nach Italien. Sein Schüler Gallus aber wandte ſich von Arbon aufwärts in eine Wildniß am Flüßchen Steinach; da gründete er eine Zelle, woraus ſpäter im Jahre 614 das Kloſter entſtand, welches nach ihm St.

Gallen genannt worden und eine wichtige Pflanzſchule geiſtlichen Lebens ſowie der Künſte und Wiſſenſchaften geworden iſt. Gallus ſtarb, ein fünf und neunzigjähriger Greis, zu Arbon. Im Lechſchlund zu Füßen gründete Mang eine Zelle und widmete ſein ganzes Leben der Entwilderung der Gegend.

In Friesland hatten um das Jahr 650 die fränkiſchen Biſchöfe Amandus und Eligius und der Irländer Livin gewirkt; doch den erſten größeren Anſtoß zur Verchriſtlichung Frieslands gab der angelſächſiſche Biſchof Wilfried. Genöthigt, England zu verlaſſen, ging er im Jahre 677 mit vielen Geiſtlichen nach dem Frankenreiche, fand aber bei dem König von Neuſtrien und Burgund oder vielmehr bei dem gewaltigen Majordomus Ebroin keine günſtige Aufnahme. Ein Sturm rettete ihn aus der Gewalt ſeiner Gegner, die auf ſein Verderben ſannen, und verſchlug ihn nach Friesland. Hier wurde er gaſtfreundlich empfangen, predigte dem Volke in angelſächſiſcher Sprache, welche es verſtand, gewann Viele für das Chriſtenthum und taufte Adelinge und Freie. Aber der Kern des altgermaniſchen Götterglaubens war durch dieſen erſten glücklichen Verſuch noch keineswegs ausgerottet. Wilfried's Schüler folgten ſeiner Bahn, mit beſonderem Eifer Egbert und Willibrord. In hohem Grade glühte der Mönch Egbert für das Bekehrungswerk, von ihm ging die Sendung Willibrord's und ſeiner Gefährten zu den Frieſen aus. Letzterer kam 691 aus Irland nach Friesland; der geheime Zug nach dem heiligen Mittelpunkte der Kircheneinheit, trieb ihn nach der Stadt Rom; dort fand er (wie Tauſende von gleichgeſtimmten Gemüthern jener Zeit) was er geſucht, einen inneren Halt nur in gehorſamer Hingebung an das ſichtbare Haupt der abendländiſchen Mutterkirche; von dieſem empfing er die geiſtliche Gewalt über ganz Friesland, vom Majordomus Pipin von Heriſtall erhielt er das Schloß Wiltaburg bei Utrecht. Willibrord ſtarb im Jahre 739. —

Zu den Sachſen (Altſachſen) kamen die beiden Brüder Ewald, der weiße und der ſchwarze, (ſo hießen ſie nach der Farbe des Haares). Glücklicher als ſie, welche ihre Bekehrungsverſuche mit dem Leben büßten, war Willibrord. Von früheren Verſuchen des heiligen Faro berichtet die kirchliche Sage, deren Glaubwürdigkeit durch die Geſchichte noch nicht beſtätigt worden iſt. Wie oft auch die Glaubensboten bei dieſem freiheitsliebenden Stamme eindrangen, wie oft auch anderſeits, wenn die majores domus (wie Karl Martell) Siege über denſelben errungen, das Kirchenchriſtenthum in den Gleiſen der Siege einherzog, — die kaum gegrabenen Furchen glichen ſich doch ſtets ſchnell wieder aus.

Einer der bedeutendſten von allen Heidenbekehrern war der angelſächſiſche Mönch Winfried. Einem adeligen Geſchlecht entſtammt, war er im Jahre 680 zu Kirton in Devonſhire geboren. Von ſeinem Vater für weltliche Würden beſtimmt, lernte er in der Kloſterſchule zu Exceſter, wo er den erſten Unterricht genoß und von den hohen Verdienſten der Heidenbekehrer hörte, den Beruf derſelben höher ſchätzen als alle Ehren der Welt und beſchloß, ſich demſelben zu widmen. Vergeblich ſuchte ihn der Vater davon abwendig zu machen. Winfried bezog die Benediktiner-Schule zu Nuscellä in der Grafſchaft Southampton, eine von jenen britiſchen Kloſter-Anſtalten, wohin ſich die theologiſche Gelehrſamkeit aus den verödeten Pflegeſtätten der romaniſchen Welt geflüchtet hatte. Nachdem er dort den geiſtlichen Wiſſenſchaften mit Eifer obgelegen, trat er in ſeinem dreißigſten Jahre in den Benediktinerorden und erhielt den Kloſternamen Bonifacius. Seiner für die damalige Zeit nicht geringen Kenntniſſe wegen im Vaterlande hochgeachtet, verließ er es gleichwohl im Jahre 715 und begab ſich zu dem hochverehrten Biſchof Willibrord nach Friesland, deſſen weſtlichen Theil die Franken erobert hatten und der Heerführer Radbot wiedergewann. Da die Franken den eroberten Landſchaften das Chriſtenthum aufzwangen, ſo war Radbot bedacht, die wiederhergeſtellte Unabhängigkeit durch Ausrottung der Religion der Feinde zu ſichern. Dieſe Verhältniſſe waren für jeden Bekehrungsverſuch ſo ungünſtig, daß Bonifacius raſch nach England zurückkehren mußte; doch gab er den ſeiner Seele theuren Plan nicht auf. Deßhalb lehnte er die Abtswürde ab, welche ihm ſeine geiſtlichen Brüder übertragen wollten, und begab ſich auf den Rath des Biſchofs Daniel von Winchester im Frühling des Jahres 718 nach Rom, um die Unterſtützung des Papſtes Gregor II. für ſein Werk zu gewinnen. Mit Achtung wurde er dort aufgenommen und der Entſchluß des begeiſterten Mönches, die noch heidniſchen Germanen zu bekehren und der geiſtlichen Herrſchaft der römiſchen Kirche zu unterwerfen, fand lebhafte Billigung. Mit ausdrücklichen Anweiſungen in Bezug auf die römiſche Lehre und die Einrichtung des römiſchen Kirchenweſens in Deutſchland verſehen und mit Reliquien reichlich ausgerüſtet, begab ſich nun Bonifacius durch Baiern nach Thüringen, dann zu Willibrord, welchen er bei der Bekehrung des von den Franken nach Radbot's Tode wiedereroberten Frieslands drei Jahre lang unterſtützte, und hierauf im Jahre 722 nach Heſſen, wo nur einige Chriſten unter einer überwiegend heidniſchen Bevölkerung lebten. Bonifacius wirkte zuerſt im Oberlahngau, gewann die Gunſt zweier adeligen Brüder an der Ohm, taufte ſie und gründete die Zelle Amöneburg, ging dann nach dem fränkiſchen Heſſengau und verkündigte auch dort das Chriſtenthum in der römiſch-kirchlichen Form; ſeine Predigten beſchränkten ſich auf kurze Vorträge über den Katechismus und einfache Bibelerklärungen. Ohne Zweifel war es der Einfluß der von ihm zuerſt gewonnenen Gauobrigkeiten und Adelinge, wodurch es ihm — bei ſo geringen Mitteln, um von der Wahrheit fremdartiger und unverſtändlicher Glaubensſätze zu überzeugen, — gelang, große Maſſen zum Uebertritt zu bewegen, unter welchen ſich nicht bloß Leibeigene und Hörige der bekehrten Reichen, ſondern auch Gemeinfreie befanden. Nach kurzer Wirkſamkeit im fränkiſchen Heſſengau begab er ſich auf Befehl des Papſtes Gregor II. im Jahre 723 zum zweiten Mal nach Rom. Hier hatte man die Bedeutung des mit glücklichem Erfolg für Deutſchlands Verchriſtlichung arbeitenden Mannes erkannt und ſuchte ſich ſeiner Treue vollkommen zu verſichern, um durch ihn nicht bloß die neubekehrten, ſondern auch die noch zu bekehrenden, und um endlich auch die bereits längere Zeit chriſtlichen, aber von Roms kirchlicher Herrſchaft noch unabhängigen Deutſchen in den Abhängigkeitsverband der römiſchen Kircheneinheit zu ziehen. Er mußte ſein Glaubensbekenntniß niederſchreiben und wurde hierauf zum Biſchof der bereits bekehrten und noch zu bekehrenden Deutſchen ernannt. Als er die Weihe erhielt, mußte er ſchriftlich und mündlich über dem vermeintlichen Grabe des Apoſtels Petrus dem Papſt folgenden Eid der Treue leiſten: „Ich, Bonifacius, von Gottes Gnaden Biſchof, ſchwöre Dir Petrus, dem Apoſtelfürſten, und Deinem Stellvertreter, dem Papſte Gregorius, ſowie deſſen Nachfolgern, bei dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiſte, der unzertrennlichen Dreifaltigkeit, und bei Deinem heiligen Leichnam, daß ich allen Inhalt des Glaubens und die Reinheit der katholiſchen Kirche bewahren, auch in dem Verbande derſelben beharren werde. Ich ſchwöre, daß ich nie das Geringſte auf irgend Jemandes Rath wider die Einheit der katholiſchen Kirche unternehmen, ſondern Dir und Deiner Kirche, welcher vom Herrn die Macht zu binden und zu löſen verliehen iſt, unverbrüchliche Treue und Lauterkeit des Glaubens weihen will. Ich ſchwöre ferner, keine Verbindungen oder Gemeinſchaft mit Biſchöfen zu halten, von denen mir bekannt geworden, daß ſie den alten Vorſchriften zuwider handeln, ſondern vielmehr denſelben zu wehren, wenn ich es vermag, wo aber nicht, meinem apoſtoliſchen Herrn ſogleich Anzeige zu machen. Sollte ich, was ferne ſei, irgend etwas gegen dieſen Eid, ſei es abſichtlich, ſei es aus Verſehen, thun, ſo möge mich die Pein des jüngſten Gerichtes oder die Strafe des Ananias und der Saphira treffen, welche ſich erkühnt haben, Dich, heiliger Petrus, hintergehen zu wollen. Dieſen Eid habe ich Bonifacius, geringer Biſchof, mit eigener Hand unterſchrieben und über dem Grabe des ſeligen Petrus vor Gott als Zeugen und Richter geſchworen". Der Papſt gab ſeinem Getreuen Empfehlungsbriefe an Karl Martell, an fränkiſche, thüringiſche und heſſiſche Große, Karl Martell ihm einen gleichen an alle Biſchöfe und Beamte im Frankenreiche mit und Bonifacius begann nun ſogleich ſeine Wirkſamkeit in den Edergegenden. Zuerſt weilte er auf dem Buraberg bei Fritzlar, dann begab er ſich nach dem Dorf Geismar an der Eder, in der Nähe von Gudensberg (wo Mattium der Hauptort der alten Chatten war) Dort ſtand auf hohem Berge eine alte dem Thor geweihte Eiche, der Platz um dieſelbe diente nach uralter Sitte zu Gottesdienſt und Opferfeſt. Bei einer ſolchen Gelegenheit trat Bonifacius, von ſeinen Begleitern umgeben und geſchützt durch die ihm ergebenen Vornehmen, mitten unter das Volk und predigte das Evangelium. Aber nicht ſowohl ſeine vielleicht nicht verſtandene Rede, als vielmehr ſeine handhafte That, als er die Art ergriff und ungeſtraft von Göttern und Menſchen die heilige Eiche fällte, machte auf die verſammelte Menge ſolchen Eindruck, daß ſie das katholiſch-chriſtliche Glaubensbekenntniß ablegte und hiermit — nach damaliger Anſicht — bekehrt wurde. Die Macht des Beiſpiels wirkte unter dem Schutz der Großen weiter, die Zahl der Uebertritte mehrte ſich und nun erſtreckte Bonifacius, dem Schwur getreu, den er in Rom geleiſtet, ſeine Aufmerkſamkeit auch auf jene Chriſten in Baiern und Thüringen, welche das Chriſtenthum in früheren Zeiten in einer einfacheren und freieren Auffaſſung und in Unabhängigkeit von Roms Lehren, Geboten und Herrſchaft angenommen und bewahrt hatten. Dieſe bairiſchen und thüringiſchen Chriſten, unter welchen ſich auch Geiſtliche, ja ſelbſt Biſchöfe befanden, welche ſich der Einführung der lateiniſchen Kirchenſprache, der Ohrenbeichte, dem Verbot der Prieſterehe, der Einweihung von Kirchen zu Ehren von Heiligen, den Pilgerfahrten nach Rom, der Gültigkeit der römiſchen Kirchenvorſchriften und den Anordnungen des Bonifacius zur Verrömerung der deutſchen Kirchengemeinden widerſetzten, wurden von dem für Roms Alleinherrſchaft eifernden Bonifacius als Ketzer betrachtet und aus der Kirchengemeinſchaft geſtoßen; den gelehrten Albertus Gallus, der ein Buch gegen ihn geſchrieben, ließ er zu Fulda in ein Gefängniß werfen, worin derſelbe verfaulte; den hochgebildeten Biſchof Virgilius von Salzburg, welcher die heutzutage jedem Kinde bekannte Wahrheit ausſprach, daß es Gegenfüßler gebe, d. h. daß auch die uns entgegengeſetzte Erdhälfte von Menſchen bewohnt ſei, verklagte er bei dem Papſte, welcher jenen Biſchof als „Ketzer und Zauberer“ verdammte. So ſuchte das Papſtthum in dem chriſtlichen Deutſchland jede Spur einer von ſeinen Lehren und Geboten abweichenden, freieren Richtung im Keime zu erſticken; gleichwohl erhielten ſich die Reſte einer ſolchen — zum Theil noch Ueberbleibſel des Arianismus, welcher einſt in Baiern und Oeſterreich, in Thüringen, ja in Mainz *) vorgewaltet hatte — noch längere Zeit im Verborgenen und in Mainz beſtand unentdeckt bis zum Jahre 1385 eine damals über ſechshundert Jahre alt geſchätzte, von Rom unabhängige

---

*) Der kirchlichen Ueberlieferung zufolge hatten Arianer den Mainzer Biſchof Auräus ſeinem Sprengel entriſſen und die um dieſelbe Zeit nach Mainz gekommenen römiſch-katholiſchen Glaubenseiferer St. Alban und St. Theoneſt übel empfangen, den Erſteren im ſogenannten Gartenfelde enthauptet, den Letzteren aber in einer Kufe dem Rhein übergeben. Das ſeltſame Schiff brachte den Heiligen unverſehrt bis Kaub. Alban trug ſein abgeſchlagenes Haupt durch die Stadt Mainz nach dem Mars- oder Marterberge. Dort erhob ſich ihm zu Ehren eine Kapelle, ſpäter in den Tagen Karl's des Großen eine Kirche und eine Benediktinerabtei, wo die Mainzer Erzbiſchöfe das von Rom geſandte Pallium zum erſten Male anlegten, nachdem ſie es an St. Alban's Reliquien geweiht.

chriſtliche Gemeinde, welche die Heiligenverehrung, das Fegefeuer, den Ablaß verwarf und auch den Laien das allgemeinprieſterliche Recht zuerkannte. — Nach dem Tode Gregor's II. erneuerte Bonifacius dem neuen Papſte Gregor III. das Gelöbniß der Treue und erhielt dagegen von Dieſem (732) die erzbiſchöfliche Würde für ganz Deutſchland und die Machtvollkommenheit als apoſtoliſcher Vikar ſowie die vollſtändigen römiſchen Lehr- und Zucht-Geſetze. Zu Salzburg an der fränkiſchen Saale hielt er (741 oder 742) die erſte Kirchenverſammlung in Deutſchland und nachdem er, die deutſche Kirchenordnung herzuſtellen, Baiern mit Bewilligung des Herzogs Odilo in vier Bisthumsſprengel: Regensburg, Paſſau, Freiſingen und Salzburg getheilt, ſtiftete er vier neue Bisthümer: Eichſtädt für Nordgau und Sualafeld, Würzburg für Oſtfranken, Büraburg für Frankenland zwiſchen Main und Unterrhein und Erfurt für Thüringen, ſowie (744) die Abbtei Fulda, deren erſter Abbt der Baier Sturm wurde. Auf dem Biſchofſtuhle von Mainz ſaß damals Gewielieb, deſſen Vater Gerold vor ihm gleichfalls Biſchof von Mainz geweſen war; Dieſen hatte ein vornehmer Sachſe im Kampfe erſchlagen. Gewielieb, entſchloſſen, den Tod ſeines Vaters zu rächen, kam im Heere Karlmann's (des Sohnes Karl Martell's) an die Weſer, an deren entgegengeſetztem Ufer das Sachſenheer ſtand, und ſandte ſeinen Diener zu jenem Adeling hinüber, welcher Gerold erſchlagen hatte, ihn zu einer freundſchaftlichen Unterredung einzuladen. Der Sachſe und der Biſchof kamen zu Roſſe in der Mitte des Fluſſes zuſammen; da zog, während ſie ſich beſprachen, der Biſchof von Mainz plötzlich ein Schwert hervor, das er unter'm Gewande verborgen getragen, und mit dem Ausruf: „Nimm hin das Eiſen, womit ich den theuren Vater räche“, durchbohrte er den Sachſen. Der Meuchelmord gab die Loſung zur Schlacht und die Franken errangen den Sieg. Jedermann bei ihnen lobte des Biſchofs That; nur Bonifacius tadelte ſie und auf ſeinen Betrieb wurde Gewielieb, dem man auch eine eines Geiſtlichen unwürdige leidenſchaftliche Jagdliebe Schuld gab, abgeſetzt. Statt ſeiner wurde Bonifacius (im Jahre 745) zum Erzbiſchof von Mainz erwählt, und ihm die im Frankenreiche belegenen Bisthümer Utrecht, Lüttich, Worms und Speier untergeordnet. In dem Erzbisthum Mainz aber gingen die Bisthümer Büraburg und Erfurt auf; Mainz wurde die geiſtliche Metropole (Hauptſtadt) Deutſchlands, wurde der Mittelpunkt der von dem römiſchen Papſtthum abhängig gemachten deutſchen Kirche. Als Mittel zur Ordnung und Leitung derſelben benützte Bonifacius Kirchentage, welche er mit päpſtlicher Bewilligung veranſtaltete und abhielt; durch ſie ſollten die noch zahlreich vorhandenen Reſte des nationalen Heidenthums ausgerottet, ſollte die Sittenzucht der Geiſtlichen gefördert und die Alleinherrſchaft der römiſchen Kirche in Lehre ſowohl als Verfaſſung dauernd befeſtigt werden. So wurde des Bonifacius Wirkſamkeit für Deutſchlands ſpätere Entwickelung verhängnißreich; welche ganz andere, ſeiner Eigenthümlichkeit gemäßere Entwickelung hätte der Geiſt des deutſchen Volkes genommen, wie viele und ſchwere Leiden, wie namenloſe Demüthigungen wären unſerm Vaterlande erſpart worden, wenn es unabhängig von Rom, unter Leitung jener verketzerten Geiſtlichen, deren Geiſter ihrer Zeit weit voraneilten, eine Nationalkirche auf der einfacheren und freieren Auffaſſung des Chriſtenthums begründet und durch dieſe deſſen Bildungskeime in ſich aufgenommen hätte! — Im hohen Alter von fünf und ſiebenzig Jahren fühlte Bonifacius noch jugendlichen Eifer, die Bekehrung der Frieſen, welche er einſt begonnen, zu vollenden. Er erlangte von Rom, daß ſein Freund Lullus das Erzbisthum Mainz erhielt, und zog nun, begleitet von Prieſtern und Diakonen, durch ganz Friesland, wo er predigte und taufte. Endlich kam er an das Ufer des Fluſſes Bordne, an die Gränzen von Oſter- und Weſtergo, und ließ dort Zelte aufſchlagen, denn er erwartete an einem beſtimmten Tage die von nah und fern herkommenden Chriſten, um ihnen die Firmung zu ertheilen. Als aber jener Tag anbrach, erſchienen ſtatt der neubekehrten — heidniſche Frieſen, entſchloſſen, ihren theuren heimiſchen Götterglauben an ſeinem Verfolger zu rächen. Mit blanken Waffen ſchaarten ſich um den greiſen Erzbiſchof die zu ſeinem Schutz mitgezogenen Vaſallen. Bonifacius aber, als er den Lärmen vernahm, rüſtete ſich freudig zum Tode eines Blutzeugen; von ſeinen geiſtlichen Genoſſen umgeben ſchritt er mit Heiligenreliquien aus dem Zelte hervor, verbot ſeinen Beſchützern den Kampf, weil nach der Lehre der Schrift Böſes nicht mit Böſem vergolten werden dürfe, und ermahnte ſeine Begleiter: ſich vor denen nicht zu fürchten, welche wohl den Leib, aber nicht die Seele zu tödten vermöchten. „Freuet euch im Herrn“, rief er ihnen begeiſtert zu, „feſtigt in Gott den Anker eurer Hoffnung und ſterbet getroſt, auf daß ihr mit Chriſtus ewiglich herrſchen könnet“. Da drangen die Frieſen in des Grimmes Ungeſtüm auf ihn ein und unter ihren Streichen hauchte er die Seele aus. Es war am 5. Juni 755.

Die Grundzüge der ganz Deutſchland umfaſſenden kirchlichen Einrichtung, wie ſie ſeit der Wirkſamkeit des Bonifacius beſtand, waren folgende. Die Kirchen-Regierung- und Verwaltung war je nach den einzelnen Sprengeln den Biſchöfen übergeben, zwiſchen welchen ein Metropolit (Hauptbiſchof) die Verbindung erhielt. Alle erkannten das höchſte Anſehen des Biſchofs von Rom an, welcher als ſichtbares Oberhaupt der allgemeinen Kirche zu dem alten Titel „Papa“ die Bezeichnung „universalis“ (allgemeiner Vater) fügte und „oberſter Biſchof“ genannt wurde. Als ſolcher übte er bereits nicht mehr bloß den alten Vorrang der Ehre, ſondern auch den der höchſten geiſtlichen Gerichtsbarkeit und die „Dekretalen“ der römiſchen Biſchöfe (d. h. ihre Entſcheidungen über Glaubensſachen) wurden mit hoher Ehrfurcht als Quelle des Kirchenrechts angenommen. Eben die gläubige Unterwerfung unter dieſelben wurde wahrſcheinlich in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts benützt, um den ächten Dekretalſchreiben unächte beizumiſchen, welche angeblich von den römiſchen Biſchöfen der drei erſten Jahrhunderte (von Clemens I. an) herrühren ſollten. Der Zweck dieſer Fälſchung war, den ſpäteren Grundſätzen des Papſtthums in Betreff der Herrſchaft über die geſammte chriſtliche Kirche dadurch Geltung zu verſchaffen, daß man die Chriſtenheit glauben machte, ſie wären bereits von den erſten Oberhirten der römiſchen Kirche ausgeſprochen worden und ſomit ſowohl durch deren Anſehen, als auch durch die Zeit geheiligt. Hatten die ächten Dekretalen nur den Grundſatz aufgeſtellt, daß in Bezug auf Glaubensſachen die Landes-Kirchenverſammlungen nicht ohne vorherigen Bericht an den Papſt entſcheiden dürften, — ein Grundſatz, welcher ſeiner Zeit keineswegs allgemeine Anerkennung fand — ſo dehnten die falſchen Dekretalen dieſen päpſtlichen Einfluß auf die „wichtigeren kirchlichen Angelegenheiten“ überhaupt aus, zu welchen auch die der Biſchöfe gerechnet wurden. War es allerdings ſeit langer Zeit üblich, daß die Päpſte andere Biſchöfe auf deren Anfragen belehrten oder auch unaufgefordert ermahnten, ſo wurde in den falſchen Dekretalen ein angeblich ſeit urälteſter Zeit beſtehendes Recht der Päpſte auf Kirchengeſetzgebung hingeſtellt. Aber nicht bloß die Oberherrſchaft der Päpſte über die Biſchöfe, ſondern auch die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat oder (was dasſelbe war) die Herrſchaft der Erſteren über den Letzteren ſollte durch die gefälſchten Dekretalen den Gläubigen als eine Lehre der chriſtlichen Urzeit dargeſtellt werden, — eine Zumuthung, welche die vor dem Verbrechen des Betruges nicht zurückſchreckende geiſtliche Herrſchſucht nur einem ſo rohen und geſchichtsunkundigen Zeitalter wie das damalige zu bieten wagen konnte; der Gipfel der Anmaßung lag in der angeblich bereits von den erſten Biſchöfen der Mutterkirche ausgegangenen Erklärung, daß Laien ebenſo unfähig ſeien, Geiſtliche anzuklagen und durch ihr Zeugniß zu überweiſen, als ſie zu richten. Unter den ſpaniſchen Sammlungen der Kirchengeſetze war insbeſondere die nach Iſidorus Hiſpalenſis benannte, angelegt von der Mitte des ſechsten Jahrhunderts, bis gegen Ende des ſiebenten in Anſehen. Unter dem Namen dieſes Iſidorus erſchien nun die erweiterte Sammlung, welche in ihrem erſten und dritten Theile außer ächten Kirchengeſetzen noch 94 (96) unächte Dekretalſchreiben römiſcher Biſchöfe und eine erdichtete Schenkung des Kaiſers Konſtantin enthielt, wodurch Dieſer dem Papſt Sylveſter und der römiſchen Kirche für alle Zeiten Rom und die öſtlichen Provinzen Italiens übergeben haben ſollte! Gleich wie die Entſtehung dieſer falſchen Dekretalen bereits in die Zeit des Bonifacius und der Unterordnung des deutſchen Kirchenweſens unter Rom fällt, ſo war die Oertlichkeit, wo ſie abgefaßt wurden, keineswegs Spanien, ſondern ohne Zweifel Auſtraſien, der große Wirkungskreis des Bonifacius für die Zwecke Roms, und aller Wahrſcheinlichkeit nach der Mainzer Sprengel. Die biſchöflichen Häupter des durch Bonifacius geordneten deutſchen Kirchenweſens mußten (wie er) dem römiſchen Stuhl eidlich ihre Unterwerfung geloben, bevor ſie von demſelben den biſchöflichen Weiheſchmuck, das ſogenannte „Pallium“, als Zeichen ihrer Beſtätigung erhielten. Ihre Erwählung ſollte urſprünglich nach den Kirchenvorſchriften vom Volk und von der Geiſtlichkeit des Sprengels ausgehen; ſie ging jedoch in der That faſt ausſchließlich von der Letzteren aus; der König genehmigte die geſchehene Wahl;

ja er beſtimmte ſehr oft im Voraus die zu wählende Perſon. Die **Biſchöfe**, unter einander gleichſtehend, übten das **Diöceſanrecht**, die geiſtliche Geſetzgebung, die Berufung und den Vorſitz auf Kirchenverſammlungen des Sprengels (Diöceſan-Synoden), die Oberaufſicht und Verwaltung aller Kirchengüter, die Oberaufſicht über die Klöſter, die Beſichtigung (Viſitation), die Erlaſſung (Dispenſation), die Anſtellung der Diöceſangeiſtlichen und die geiſtliche Gerichtsbarkeit; die Biſchöfe hatten ferner das ausſchließliche Recht, in ihrem Sprengel die Prieſterweihe und die Firmung zu ertheilen, das Salböl (Chrisma) zu verfertigen, neue Kirchen, Kapellen und Klöſter zu erbauen und einzuweihen und die Aebbte, Aebbtiſſinnen und Nonnen einzuſegnen. Mit Beihülfe der an der Hauptkirche (Kathedrale) angeſtellten Presbyter, über welchen ein Archipresbyter ſtand, verſah der Biſchof die Seelſorge, mit Beihülfe eines Archidiakons übte er die Gerichtsbarkeit aus. Der **Pfarrer** hatte die Abhaltung des Gottesdienſtes in ſeiner Pfarrkirche, die Taufen, das Beichtehören und die Losſprechung. — Der **Metropolit** beſtätigte alle Biſchofswahlen in den zu ſeiner Provinz verbundenen Sprengeln, ſegnete die neugewählten Biſchöfe ein, bereiste die Provinz, ließ erledigte Bisthümer verwalten und erkannte in Klageſachen gegen Biſchöfe im erſten Gerichtsgang und über Berufungen von den Gerichtshöfen der Biſchöfe im zweiten; endlich hatte er auch das Recht, die **Provinzialſynoden** zuſammen zu berufen, was nach den Kirchenvorſchriften jährlich ein Mal geſchehen ſollte. Wie unter dem Biſchof die Geſammtheit der Geiſtlichen des Sprengels als **Diöceſanſynode** zuſammentrat, ſo erſchien denn wieder die **Provinzialſynode** als **Verſammlung aller Biſchöfe**, deren Ausſprüche in Glaubensſachen, als unter Einwirkung des heiligen Geiſtes, wie man behauptete und glaubte, für unfehlbar gehalten wurden.

Der geiſtliche Stand breitete ſich nun in Deutſchland immer mehr aus, er verweltlichte ſich jedoch auch; und da mußten ſich denn auch in der äußeren Stellung der Kirche ſofort der geiſtliche und der weltliche Charakter vermiſchen. So erweiterte ſich die geiſtliche Gerichtsbarkeit der Biſchöfe bis zu einer Oberaufſicht über die weltlichen Gerichte, während anderſeits die Erhebung zur biſchöflichen Würde ſtatt durch die Wahl des Volks und der Geiſtlichkeit faſt nur noch nach dem Willen der Könige, die zu niedrigeren Kirchenſtellen aber nach Beſtimmung des weltlichen Kirchenpatrons ſtattfand; die Könige beriefen die Kirchenverſammlungen; dieſe, ſowie der Metropolitan-Verband verſchwanden gar bald und ihre Geſchäfte wurden auf den allgemeinen Reichsverſammlungen erledigt. In den Gottesdienſt und die kirchlichen Gebräuche ſchlichen ſich arge Mißbräuche ein. Nicht etwa tief nach innen greifende geiſtige und religiös-ſittliche Volksbildung (dieſe wurde größtentheils verabſäumt), ſondern unbedingte Unterwerfung unter die Kirchengeſetze Roms und blinde Befolgung äußerer Gebräuche ward zur Hauptſache. Den Pfarrgeiſtlichen wurde das Recht, Lehrreden (Predigten) zu halten, entzogen und den Biſchöfen als Vorrecht vorbehalten; Dieſe aber, ſtatt dem Volk in ſeiner Sprache kernhafte, den Geiſt aufhellende, das Gemüth anregende, die Begriffe wahrer Sittlichkeit feſtſtellende Vorträge zu halten, laſen bloß kurze Erklärungen von Bibelſtellen in lateiniſcher, alſo Allen oder doch den Meiſten unverſtändlicher Sprache vor. Statt die Sittenzucht auf *geiſtige* Weiſe kraftvoll zu fördern, empfahl man in roh *ſinnlicher* Auffaſſung des Chriſtenthums, oft aus gemeiner Selbſtſucht, ſogenannte verdienſtliche Werke zur Sündenabbüßung und brachte das bereits erwähnte geiſtliche Wehrgeld immer mehr in Gang, indem man die kirchlichen Bußſtrafen durch *Geld* ablöſte, welches freilich für fromme Zwecke, d. h. zum Beſten der *Kirche* und der Prieſter verwendet wurde. Anderſeits verſchaffte man den kirchlichen Strafmitteln, wie z. B. der Ausſchließung („Exkommunikation") dadurch größeren Nachdruck, daß man mit denſelben auch die härteſten *bürgerlichen* Nachtheile zu verbinden wußte. Die Geiſtlichkeit im Frankenreiche, deren Sitten ſchon Bonifacius im tiefſten Verfall gefunden hatte, ſank trotz ſeiner eifrigen Bemühungen, ſie zu veredeln, immer tiefer in Verderbtheit. Bonifacius ſchilderte dem Papſt Zacharias die Bisthümer als die Beute von Laien oder ehebrecheriſchen Geiſtlichen, deren herrſchende Laſter Unzucht, Trunkenheit, Jagd- und Kriegsluſt bildeten; das Eheverbot für Prieſter, welches zwar noch nicht zum bindenden Kirchengeſetz erhoben, aber doch bereits von vielen ſtrengen Eiferern ſo viel wie möglich zur Geltung gebracht wurde, erwies ſich ſo wenig heilſam, daß zahlreiche Verordnungen gegen Selbſtentmannung und unnatürliche Laſter der Prieſter erlaſſen werden mußten. Gegen den allgemeinen Sittenverfall und die Verwilderung der Geiſtlichkeit ſuchte man ein Mittel durchgreifender Verbeſſerung in dem ſogenannten „kanoniſchen Leben“, welches Biſchof Chrodegang von Metz um das Jahr 760 bei ſeinen Geiſtlichen einführte; es war der Benediktiner-Regel nachgebildet, indem ſich die Prieſter zu gemeinſamem religiöſem Leben in einem Hauſe verbanden. Da ſie bei ihrer Verſammlung ein Kapitel der heiligen Schrift oder die Regel laſen, ſo nannte man ihre Vereinigung ſelbſt „Kapitel“ und die Prieſter „regulirte“; da ſie ſich, wie die Mönche, zum Chordienſt verpflichteten, ſo erhielten ſie auch den Namen „Chorherren“; übrigens behielten ſie das Recht, eigene Güter (Privateigenthum) zu beſitzen; von frommen Stiftungen zur Erbauung von Gebäuden zu dieſem Zwecke und zur Unterhaltung der Kanonikaleinrichtung haben wir noch jetzt die Namen „Stift“, „Domſtift“, Stiftskirchen“ (ecclesiae collegiatae). Ihre vollkommene Ausbildung erhielt übrigens die Kanonikaleinrichtung erſt in der nächſtfolgenden Zeit.

Bei der großen Unbildung und Rohheit der Geiſtlichkeit, deren Würdenträger ebenwie die weltlichen Großen in ſtattlichen Rüſtungen zum Kampf oder mit kläffenden Rüden zur Jagd auszogen und vom Schlachtfeld, vom Waidwerke zum Zechgelage, in die Arme ihrer Frauen oder Kebſen, von blutigen Opfern zum unblutigen der Meſſe eilten, konnte das Werk der Verchriſtlichung Deutſchlands, welches die mehr durch Frömmigkeit als durch Gelehrſamkeit ausgezeichneten Bekehrer begonnen hatten, ſich nur nach der Breite, nicht aber nach der Tiefe ausdehnen. In dem äußerlichen Chriſtenthum, welches die Bekehrer über Deutſchland ausbreiteten, lebte eigentlich das Heidenthum fort, indem entweder manche uraltheidniſche Vorſtellungen ſich in der eigenthümlichen Beleuchtung kirchlich-chriſtlicher Weltanſchauung umfärbten, oder indem die Bekehrer mit Abſicht heidniſche Sagen und Sitten fortbeſtehen ließen und ihnen chriſtliche Namen, Bedeutungen und Beziehungen aufimpften, oder endlich, indem ſie den alten heiteren Glauben in einen düſteren Aberglauben und die Götter, Helden, Rieſen, Zwerge und andere Naturgeiſter in tückiſche Teufel verwandelten. Die Geiſtlichkeit verdüſterte dadurch die letzten Spuren des einſtigen friſchen Naturlebens; durch den Glauben an die Macht des Böſen, an Höllenſtrafen und Fegefeuerqualen bändigte ſie zwar in manchen Fällen den wilden Uebermuth der Könige und der Großen, aber ſie verkehrte dadurch auch die Idee der Sittlichkeit im unverderbteren Volke und ſäete knechtiſche Furcht und entmarkendes Grauen in das Gemüth des weiland furchtloſeſten Geſchlechts der Erde, welches ſie, ohne daß es das ungeheuere Geſchick auch nur leiſe ahnte, einem unkriegeriſchen Prieſterſtaate unterwarf. Planmäßig wurde unſer Volk enteigenthümlicht, damit es um ſo leichter beherrſcht werden könne. Verfolgt wurde und durch kirchliche Lieder erſetzt der alte heimiſche Volksgeſang, welchen die Geiſtlichen als lebendigen Hort des nationalen Heidenthums fürchteten; geächtet wurden die alten heimiſchen Runen, von denen die Kirche beſorgte, daß Zauber damit getrieben würde; an ihrer Stelle führte ſie die lateiniſchen Schriftzeichen ein, die Letzteren gelangten zur Herrſchaft und gegen das zehnte Jahrhundert erloſch auch die letzte Spur des Runengebrauchs. Der altheimiſche Volksgeſang dagegen, die Lieder aus der Götter-, Helden- und Thierſage, die „Winileod“ (Mädchenlieder), die Spottgeſänge konnten nicht ausgerottet werden; ja der ſchöpferiſche Volksgeiſt erweiterte (wovon ſpäter ausführlicher die Rede ſein wird) den Schatz der alten Sagenſtoffe durch geſchichtliche Erinnerungen der Völkerwanderung.

Wie ſich uraltheidniſche Vorſtellungen mit chriſtlichen verbanden, zeigt uns ein lehrreiches Denkmal des achten Jahrhunderts. Die altnordiſche Völuspa beginnt die Schöpfungsgeſchichte mit der Schilderung: „Früh war's der Zeiten, daß nichts war, nicht Sand noch See, noch kühlende Wellen, weder Erde noch Aufhimmel, bloß die gähnende Kluft und nirgends Gras, die Sonne wußte nicht, wo ſie ihr Haus hätte, die Sterne wußten nicht, wo ſie Stätte hätten, der Mond wußte nicht, wo er Kraft hätte“; — ganz dieſelbe altheidniſche Vorſtellung ſpiegelt ſich nun im Eingang des aus dem achten Jahrhundert übergebliebenen ſogenannten „Weſſobrunner Gebets“; dieſer Eingang, an welchen ſich dann das chriſtliche Gebet reiht, lautet:

	In wörtlicher Ueberſetzung:
„Dat gafregin ih mit firahim	„Das gefrug ich bei den Menſchen
firiuuizzo meiſta,	mit Fürwitz meiſtem,
dat ero ni uuas,	daß Erde nicht war,
noh ûfhimil,	noch Aufhimmel,
noh paum nohheinig,	noch Baum,
noh pereg ni uuas,	noch Berg nicht war,
ni ſterro,	noch einiger Stern,
noh ſunna ni ſcein,	noch Sonne nicht ſchien,

noh mâno ni liuhta,
noh mareosêo;
dô dâr niuuiht ni uuas,
enteô ni wenteô,
enti dô uuas der eino
almahticô cot,
manno miltiſto,
enti dâr uuarun auh manakê
mit inan cootlihhê geiſtâ,
enti cot heilac, cot almahtico, du himil enti erda gauuorahtôs enti de mannun ſô manac coot forgâpi, forgip mir in dinô ganâdâ rehta galaupa enti côtan uuilleon, uuiſtom enti ſpâhida, enti craft, tiuflun za uuidarſtantanne, enti arc za piuuiſanne enti dinan uuilleon za gauurchanne.“

noch Mond nicht leuchtete,
noch Meer-See;
obgleich da nichts war,
Ende noch Wende,
und doch (ſo) war der eine
allmächtige Gott,
Männer mildeſter,
und da waren auch manche
bei ihm göttliche Geiſter
und Gott heilig, Gott allmächtiger, du Himmel und Erde wirkteſt, und du Menſchen ſo manich Gut gabeſt, gib mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisthum und Klugheit und Kraft, Teufeln zu widerſtehen und Arg zu vertreiben und deinen Willen zu wirken.“

Wenn, wie früher geſagt worden iſt, die chriſtlichen Bekehrer mit Abſicht heidniſche Sagen, Feſte und Sitten unter chriſtlichen Namen, Bedeutungen und Beziehungen fortbeſtehen ließen, ſo war dies eine Maßregel der Klugheit, welche die Kirche ſchon ſeit den erſten Jahrhunderten in Bezug auf das Heidenthum im römiſchen Reich geübt hatte. So hatte ſchon Gregor der Große, von der Anſicht ausgehend, „daß man rohen Gemüthern nicht auf einmal alles Sinnliche nehmen dürfe und daß ſie ſich leichter zu den geiſtigen Freuden würden hinführen laſſen, wenn man ihnen von den gewohnten ſinnlichen einige laſſe“, den Heidenbekehrer Auguſtin beauftragt, in Britannien die Götzentempel nicht zu zerſtören, ſondern bloß „chriſtlich einrichten zu laſſen, mit Weihwaſſer zu beſprengen, mit Altären zu verſehen und ſtatt der Götzenbilder mit Reliquien auszuſtatten, damit ſie noch fleißiger beſucht würden“, und die heidniſchen Opfermahlzeiten nicht abzuſchaffen, ſondern bloß auf die Gedächtnißtage der heiligen Märtyrer zu verlegen, „ſo daß das Volk die Thiere nicht dem Teufel opfere, ſondern zum Lobe Gottes und zum Behuf des Eſſens tödte.“ Wie die Kirche ſchon in ihren älteſten Zeiten ihren Feſtkreis den heidniſchen Götterfeſten und insbeſondere das Geburts- und Auferſtehungsfeſt Chriſti den Feſten des unbeſiegten Sonnengottes angepaßt hatte, ſo handelte ſie auch in Bezug auf die deutſchen, und demgemäß wechſelten bei dieſen nach der Bekehrung bloß das Juel- und das Sommerfeſt ihre

Namen, das heidniſche Oſterfeſt behielt ſogar den ſeinigen; ebenſo dauerten die altüblichen Bräuche, insbeſondere die Feuer auf Bergesgipfeln, die Tänze, Mummereien und Spiele fort. Während man den Geſang des Einzelnen, wobei ſich die Muſik den Worten unterordnete, „Lied“ nannte, verſtand man unter dem Worte „Leich“ den Inbegriff von Tanz, Spiel und Geſang der Menge, geleitet von Muſik; dieſe Leiche waren auch bei Leichenſchmäuſen volksthümlich. Die Neubekehrten ließen ſich Spiel und Mummerei, Geſang und Tanz an den Sonn- und Feſttagen nicht nehmen, ja ſie trieben dergleichen ſelbſt in der Kirche, und zwar um ſo mehr, wenn dieſe früher ein heidniſches Heiligthum geweſen. — Ohne Zweifel waren es ferner germaniſche Prieſter, welche, aus Adelings-Geſchlechtern entſproſſen und mit den zum Chriſtenthum übertretenden Adelingen verwandt, durch ihre eignen Uebertritte jenen der Menge veranlaßten, bei der ſie in hohem Anſehen ſtanden; wahrſcheinlich verwandelten nun die ebenſo ſchlauen als frommen Bekehrer die übergetretenen Heidenprieſter ſofort in chriſtliche; gewiß iſt es, daß es zur Zeit des Bonifacius chriſtliche Prieſter in Deutſchland gab, welche mit der nämlichen Hand tauften und den Göttern opferten, und wenn ſolchen auch der Genuß des Fleiſches von Pferden (von den Opferſchmäuſen her üblich) verboten wurde, ſo verwehrte man ihnen doch nicht die Beibehaltung mancher heidniſchen Sitte und konnte ſie ihnen auch nicht verwehren. Die Kirche begnügte ſich damit, in den alten Götterſagen die Namen Wuotan und Baldr durch Chriſtus, Thor durch St. Petrus, Frigga und Freiſa durch „unſere liebe Frau“, und andere heidniſche Namen durch Heilige, Märtyrer und chriſtliche Wunderthäter überhaupt zu erſetzen; in den meiſten chriſtlichen Wunderſagen (Legenden), wie ſie ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht bis auf unſere Tage fortgepflanzt haben, iſt der Kern einer heidniſchen Götter- oder Heldenſage enthalten. Hatte in den Tagen des Heidenthums ein heiliger Baum, eine heilige Säule Verehrung genoſſen, ſo wurde dieſelbe von den Bekehrern auf ein angeblich wunderthätiges Kruzifix, Marien- oder Heiligenbild übertragen, welches man an einem ſolchen Baum, an einer ſolchen Säule anbrachte, und die Verehrung blieb ſomit die altheidniſche. Wo man früher geheiligte Sinnbilder und Götterbilder im feierlichen Umzug durch die Fluren getragen, da trug man jetzt, in derſelben altheidniſchen Hoffnung auf Fruchtbarkeit verleihenden Segen für Saat und Vieh, Kruzifixe, Chriſtus-, Marien- und Heiligenbilder, ſowie Heiligenreliquien umher; das waren die noch heute üblichen chriſtlichen Bittgänge. Bei manchen Wallfahrten fehlte ſelbſt der altheidniſche Tanz nicht (wie z. B. bei jener bis auf unſere Tage fortgepflanzten Echternacher Springprozeſſion); freilich ward überall der heidniſche Urſprung über chriſtlichen Beziehungen, welche als Sagen in's Volksbewußtſein verwuchſen, allmälig vergeſſen. — Beſonders bedeutſam iſt es, daß das Kreuz in ſeiner Form an den Hammer des Thor erinnerte. Wie dieſer den germaniſchen Völkern ein Sinnbild der Auferſtehung und der Fruchtbarkeit war, weil der Donnerkeil, das Bild des Todes, die Winter verſcheucht und die Gewitter Fruchtbarkeit zur Folge haben, ſo erhielt auch das Kreuz dieſelbe ſinnbildliche Bedeutung, nur in chriſtlicher Faſſung; es war als Zeichen des Todes zugleich Zeichen der Todesüberwindung und des höheren Segens; — dem uralten deutſchen Brauch, mit dem Thors-Hammer Bräute einzuſegnen, entſpricht noch heute im Norden die Sitte, Heirathen am liebſten am Donnerſtag (Thorstag) zu ſchließen; wie der Thors-Hammer einſt den Beſitz heiligte, daran erinnert uns noch heute der Hammerſchlag bei der Verſteigerung; waren mit ihm einſt die Leichen eingeſegnet werden, ſo wurden ſie es nach Einführung des Chriſtenthums mit dem an ſeine Stelle getretenen Kreuz, und die alte noch heute nicht ganz erloſchene Sitte, mit drei Kreuzzeichen das Brod zu ſegnen, gemahnt an die Segen verleihende Kraft des Thors-Hammers.

Wie die Heidenbekehrer anderſeits die alten Götter, deren Daſein ſie nicht zu läugnen wagten, dem Volke, das bisher treuinnig an ihnen gehangen, als böſe Weſen, als tückiſch lauernde Feinde, als verderbliche Teufel bezeichnete, das bezeugt uns die Abſchwörungsformel aus der Zeit des Bonifacius, welche Jedem, der Chriſt werden wollte oder ſollte, vorgelegt wurde. Sie lautete:

„Forſachiſtu diabolan? et respondeat: ec forſacho diabolan.
„end allum diabolgelde? respondeat: end ec forſacho allum diabolgeldan.
„end allum diaboles uuercum? respondeat: end ec forſacho allum diaboles uuercum end uuordum Thunaer ende Woden ende Saxnote ende allum them unholdum the hira genotas ſint."

An dieſe Abſchwörung reihte ſich nun das Glaubensbekenntniß, von dem es im hohen Grad auffällt, daß die katholiſche Kirche, welche doch ſonſt ſo eifrig auf den *vollſtändigen* Wortlaut der *nicäiſchen* Formel hielt, ſich mit einem ſo *kurzen* und *einfachen* begnügte, in welchem bloß von Vater, Sohn und heiligem Geiſt, und noch dazu von Chriſtus ſchlechthin nur als vom Sohne Gottes ohne weitere Ausführung des Begriffes die Rede iſt; — nun, *dies* Glaubensbekenntniß konnten auch *Arianer*, wo ſich noch ſolche aus alten Zeiten her in Deutſchland fanden, mit gutem Gewiſſen neben den Heiden ablegen und ſonach, wenn ſie dies gethan, füglich den *Katholiken* beigezählt werden; was die Heiden betrifft, ſo war es ohne Zweifel ſicherer, ihnen ſtatt langer Sätze, welche der Verſtand nicht zu faſſen vermochte, nur folgende drei kurze und beſtimmte Formeln vorzulegen:

„gelobiſtu in Got alamehtigan fadaer? ec gelobo in Got alamehtigan fadaer.
„gelobiſtu in Criſt Gotes ſuno? ec gelobo in Criſt Gotes ſuno.
„gelobiſtu in halogan Gaſt? ec gelobo in halogan Gaſt.“ *)

Wenn man gegen die Vortheile nicht ungerecht iſt, welche das deutſche Weſen hinſichtlich ſeiner Entwicklung aus Naturzuſtänden der Vermittlung der Kirche verdanken mag, ſo iſt anderſeits auch nicht zu läugnen, daß jenes *verſchlechterte* Heidenthum in Glauben, Sitten und Bräuchen, welches man damals für *Chriſtenthum* hielt, zur *Verſchlechterung* der Deutſchen ebenſo weſentlich beigetragen, als durch die rohe Entſtellung, Verſchlammung, Verteufelung des altgermaniſchen Heidenthums die *Abſchwächung* deſſelben verſchuldet wurde. War Beſchränktheit oder Klugheit die Urſache, — die verderbliche Wirkung, wenn auch nicht beabſichtigt, blieb dieſelbe, ohne daß die Abſicht: Erſtickung des Heidenthums, erreicht wurde. Es lebt ſogar noch heute in tauſend Wurzeln chriſtlichen Aberglaubens

---

*) Abſchwörungsformel und Glaubensbekenntniß in Ueberſetzung:
Entſagſt du dem Teufel? — Und er antworte: ich entſage dem Teufel.
Und aller Teufelsgilde? — Er antworte: und ich entſage aller Teufelsgilde.
Und allen Teufelswerken? — Er antworte: und ich entſage allen Teufels Werken und Worten, Thunaer und Wodan und Saxnote und allen den Unholden, die ihre Genoſſen ſind.
Glaubſt du an Gott, den allmächtigen Vater? Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.
Glaubſt du an Chriſt, Gottes Sohn? Ich glaube an Chriſt, Gottes Sohn.
Glaubſt du an den heiligen Geiſt? Ich glaube an den heiligen Geiſt.

fort, deſſen betäubender Duft unſer Volk während ſeiner ſchönſten Jugendtage in Träume gebannt. Durch jene Verteufelung der alten Götter- und Geiſterwelt verlor unſer Volk die liebſten Erinnerungen aus dem Naturleben ſeiner Kindheit; nur als wüſter Spuk ſtand dieſe plötzlich vor ſeinen Blicken, der es in Wald und Feld, am Strom und Kreuzweg, bis in Haus und Hof, bis an den heimiſchen Herd verfolgte. Statt des ſegnenden Wuotans und der huldreichen Frigga jagte nun das wüthende Heer und fuhren die ſchreckenden Geſpenſter durch die Luft, und die verderbte Einbildungskraft, welche in allen Markzeichen der Vorzeit Teufelsfratzen erblickte, beſchränkte den von der Kirche ohnehin eng genug gezogenen Geſichtskreis der Weltanſchauung noch mehr. — Gar bald entdeckten denn auch edlere und einſichtigere Geiſtliche die nothwendigen Folge jenes Verfahrens, daß der Aberglaube, der neben dem abgehauenen Stamm des alten Heidenthums erwachſen war, das Chriſtenthum zu überwuchern drohte. Vergeblich gab man ſich nun Mühe, denſelben auszureuten. Wir beſitzen noch ein Verzeichniß der von der leptiniſchen Kirchenverſammlung (im Jahre 743) verbotenen abergläubiſch-heidniſchen Bräuche („indiculus superstitionum et paganiarium“), deren Kenntniß noch heute allen Jenen ſehr zu empfehlen iſt, welche ſich um ſo unduldſamer als die vorzugsweiſe und ausſchließlich wahren Chriſten betrachten, je mehr ihr vermeintliches Chriſtenthum, ohne daß ſie's ſelbſt wiſſen, weiter nichts als uraltes verdüſtertes Heidenthum iſt. Aus dem erwähnten Verzeichniß gewinnen wir Einſicht in die ſeltſame Vermiſchung von Heidenthum und Chriſtenthum. Unter den als heidniſch verbotenen Bräuchen befand ſich zu oberſt die Todtenbeſtattung im Wald oder Feld mit heidniſchen Grabgeſängen („sisu“ oder „siswa“); als heidniſcher Brauch war den Geiſtlichen die Verbrennung der Leichen ein Gräuel. Ueblich waren noch immer die Feſtfreuden in den alten Waldesheiligthümern („nimidae“); an den heiligen Quellen und Bergen, auf Steinen (Opferſteinen) opferten die Bekehrten noch immer Gaben, auch ſolche von chriſtlicher Kirchenart, wie z. B. Kerzen, den Heiligen, welche nun ſtatt der Götter verehrt wurden. Noch immer wurde Weiſſagung und Zauber nach urväterlicher Weiſe getrieben; noch immer pflegte man, eingedenk der altheidniſchen Vorſtellung, daß zwei Wölfe der Sonne und dem Monde folgen und beim Weltuntergange ſie verſchlingen, bei Mondesfinſterniſſen zu rufen: „Mond, ſiege!“ und bei Gewittern mit Hörnern u. ſ. w. Lärmen zu machen, ein Brauch, aus welchem das chriſtliche Wetterläuten entſtand. Um die Dörfer oder Höfe trug man Baumzweige, wahrſcheinlich um die Wohnſtätten gegen Feindes- und Feuersgefahr zu ſchützen; dieſem Brauch entſpricht noch heute die Bewahrung der ſogenannten geweihten Palmen in den Häuſern. Wie man in heidniſchen Heiligthümern hölzerne Bilder von Gliedmaßen (Füßen, Händen u. ſ. w.) aufgehängt, ſo opferte man dieſe jetzt in chriſtlichen Kirchen zu Ehren eines Heiligen vor ſeinem Wunderbilde, dem man in Krankheiten der betreffenden Glieder ſolche Gaben gelobt hatte, — eine Sitte, welche noch heute üblich iſt und für eine chriſtliche gilt. Andere Heidenbräuche, welche in jenem Verzeichniß angeführt ſind, waren das „Nothfeuer“, welches man durch Reibung zweier Hölzer hervorbrachte und womit man Holz und Stroh entzündete, um das Vieh durch die Flammen ſpringen zu laſſen; man glaubte es hierdurch ein Jahr lang vor Krankheiten bewahren zu können; dem entſprechend iſt auch die noch heute vorhandene Sitte, das Vieh an den Feſten gewiſſer Heiligen in deren Kirchen oder Kapellen zu treiben und vom Prieſter weihen zu laſſen, heidniſchen Urſprungs. Auch erinnert an das Nothfeuer noch heute das ſogenannte „Judas- oder Judverbrennen“ vor den Kirchenthüren, wobei das Volk die glimmenden Scheiter oder Kohlen nach Hauſe trägt, um ſich dadurch für ein Jahr zu ſchützen. Ebenſo währte die heidniſche Sitte fort, Thierſchädel (die Häupter der geopferten Thiere) an den Bäumen aufzuhängen. Hatten die heidniſchen Prieſter bei den Opfermahlzeiten, nachdem gewiſſe Theile des Opferthieres den Göttern geweiht worden, die übrigen Stücke an das Volk vertheilt, ſo brachte das Volk jetzt an den hohen Feſten wie z. B. insbeſondere zu Weihnachten und Oſtern Fleiſch und eigenthümlich geformtes Gebäck in die Kirche und ließ ſie von dem Prieſter weihen. Dieſe Anführungen ließen ſich noch reichlich vermehren; doch genügen wohl die vorſtehenden ſchon, um die oben ausgeſprochene Behauptung zu rechtfertigen.

Wie nun die Kirche die altheidniſchen Bräuche als geächteten Aberglauben verbot, ſo brachte ſie ſelbſt durch ihre Beſchwörungen und Weihungen eine Fülle neuen Aberglaubens in Umlauf. Die Gebetesformel des Teufelbeſchwörers trat bei der Taufe und am

Sterbebette, bei dem Kranken, den man für beſeſſen von böſen Geiſtern hielt, bei der Weihe des Waſſers, des Salzes, des Oeles, der Kirchen, der gottesdienſtlichen Gefäße und Gewänder, der Glocken an die Stelle des heidniſchen Zauberſpruches, — die Segnung mit dem Kreuzzeichen, die Berührung mit der Stola an jene der alten Zauberhandlungen, und dem nach damaliger Anſchauung Höchſten und Heiligſten, der geweihten Hoſtie ſchrieb man eine geheimnißvolle Kraft bei, welche nach der Volksauffaſſung jener Zeiten weniger wunderbarer als zauberiſcher Art war.

Das war das Chriſtenthum in Deutſchland in und nach der Zeit des Bonifacius; noch dämmerte nicht eine Ahnung von dem hehren Geiſt der Lehre des Gekreuzigten. Dagegen trat die mächtige Vertreterin des Chriſtenthums, die Kirche, in ein Verhältniß zum Königthum, welches für die Geſchichte Deutſchlands von entſcheidenden Folgen wurde. Bevor wir indeſſen dies Verhältniß betrachten, blicken wir noch einmal auf die fränkiſchen Majoresdomus und auf Bonifacius zurück.

14. Untergang des merowing'ſchen, Aufgang des karling'ſchen Königthums.

Karl Martell, der weit und breit gefeierte und gefürchtete Majordomus, welcher nach Theoderich's IV. Tode im Jahre 737 ohne einen neuen Scheinkönig das Frankenreich beherrſchte, trug ein ſo ſtarkes Gefühl der Zuverſicht auf die Vollendung der Thronumwälzung in ſich, daß er kurz vor ſeinem Tode (771) das Reich unter ſeine beiden Söhne aus erſter Ehe Karlmann und Pipin (zubenannt den „Kleinen" oder „Kurzen") theilte. Er handelte ſomit wie bisher die Könige, wenngleich ſeine Söhne nur in der Eigenſchaft als majores domus die Herrſchaft, der Erſtere über Auſtraſien, der Letztere über Neuſtrien mit Burgund und Provence, erhielten. Noch war aber ein dritter Sohn Karl Martell's aus zweiter Ehe mit Schwanhild vorhanden; Dieſer ſollte ohne Zuſtimmung ſeiner Stiefbrüder nachträglich einen Theil des Reiches erhalten, und um ſeine Rechte durchzuſetzen, verband ſich ſeine Mutter Schwanhild mit den

Herzogen Odilo von Baiern und Hunold von Aquitanien; da ließen die beiden Brüder — hauptſächlich, um dem Letzteren gegenüber ihrer Machtſtellung den Schein der Geſetzlichkeit zu verleihen, — für Neuſtrien einen Sprößling aus Chlodwig's Geſchlecht, Childerich III. als König erheben; für Auſtraſien glaubten ſie eines ſolchen Scheinkönigs nicht zu bedürfen. Hierauf überwanden Karlmann und Pipin mit vereinigter Macht ihren Stiefbruder und warfen ſich ſodann auf die Herzoge der Alemannen und der Baiern, welche die Unruhen im Frankenreiche benützten, um die ſtraffen Bande der Abhängigkeit zu lockern. Das Glück war den beiden Brüdern hold; im Jahre 743 wurden die Alemannen und Baiern am Lech geſchlagen und ſchon bereiteten Karlmann und Pipin entſcheidende Maßregeln vor, um die Frankenmacht in Deutſchland zu befeſtigen, als die Sachſen gegen den Rhein vordrangen und in Neuſtrien neue Unruhen entſtanden. Während Karlmann und Pipin die Sachſen zurücktrieben und Hunold in Neuſtrien beſiegten, regten ſich die mit einander verbündeten Baiern und Alemannen abermals. Aber Pipin brach ihren Trotz; er nahm dem Alemannenherzog Theobald ſeine Würde und beugte das bairiſche Herzogskind, den ſechsjährigen Thaſſilo, Odilo's Sohn, in Lehens-Abhängigkeit. Im Jahre 747 zog ſich Karlmann aus dem weltlichen Leben in ein Kloſter zurück und ſein Bruder Pipin, der Dritte dieſes Namens, vereinigte nun in ſich die ganze Machtfülle des Majordomats, gleichwie ſich das ganze Streben ſeines Geſchlechts in ihm gleichſam verkörperte. Um daſſelbe durch eine entſcheidende Handlung zu erfüllen, bedurfte er der Kirche; ſie ſollte den längſt vorbereiteten Thronraub rechtfertigen und weihen.

Bereits im Jahre 750 ſandte Pipin den Biſchof Burkard von Würzburg und deſſen Kapellan, den Presbyter Folrad nach Rom an den Papſt Zacharias und ließ bei Dieſem über die Angelegenheit Derjenigen anfragen, welche damals im Frankenreiche wohl den Namen, aber nicht die Gewalt eines Königs hatten. Der Papſt war alſo zum höchſten Schiedsrichter berufen über die Sache der Könige ſowohl, als der Völker; ein ernſtes Beiſpiel für die Folgezeit! In jenen Tagen, da das Majordomat — den Völkern, zumal aber den mächtigen geiſtlichen und weltlichen Großen gegenüber — zur Rechtfertigung des letzten Gewaltſchrittes eines für unfehlbar gehaltenen Ausſpruchs der römiſchen Kirche aus dem Munde ihres als Chriſti Stellvertreter verehrten Oberhauptes bedurfte, — eben in jenen Tagen hatte die römiſche Kirche auf's allerdringendſte den Beiſtand der Frankenmacht gegen die Longobardenkönige nöthig. Der Papſt Zacharias erklärte nun „aus apoſtoliſcher Autorität" auf jene Anfrage der pipiniſchen Geſandten: „Es ſcheine ihm beſſer und nützlicher, daß Derjenige, welcher die Macht im Reiche beſitze, auch König genannt werde und wirklich ſei, als Derjenige, welcher „fälſchlich" König heiße". Der Papſt ſprach, was (wie er wußte) der Majordomus Pipin wünſchte. Doch genügte Dieſem das einfache Gutachten des Papſtes nicht, und ſo kleidete denn Zacharias ſeine Worte in die Form eines ausdrücklichen Befehls an den König und das Volk der Franken, lautend, daß Pipin, welcher die königliche Gewalt ausübe, König genannt und auf den Königsſtuhl erhoben werden ſolle. Nachdem nun in ſolcher Weiſe Alles vorbereitet worden, kamen zu Soiſſons im Jahre 752 die geiſtlichen und weltlichen Großen des Frankenreiches zu einem Reichstag zuſammen, welchem, was in dieſem Falle für Pipin von höchſter Wichtigkeit war, auch die Gemeinfreien beiwohnten, um das alte Volksrecht der Anerkennung zu üben. Da ward denn auf den Grund des päpſtlichen Gutachtens und Befehls der aus Chlodwig's Geſchlecht entſtammte Childerich III. als des Thrones unwürdig abgeſetzt, zum Mönch geſchoren und in ein Kloſter geſteckt, (ebenſo ſein Sohn Theoderich); Pipin aber, bisher Majordomus, „Herzog und Fürſt der Franken", zum König erwählt. Bonifacius weihte die Thronumwälzung, indem er den durch ſie Erhobenen zum König ſalbte.

Durch die Berufung auf den Ausſpruch des Papſtes, durch das Einholen eines förmlichen Befehles von demſelben hatte Pipin ein ſehr enges Verhältniß zum Papſtthum angeknüpft. Er mußte demſelben nun gar bald auch ſeine Schuld abtragen und ihm beiſtehen im Kampf um Erringung voller Unabhängigkeit von jeder weltlichen Macht in Italien. Von der griechiſchen Oberherrſchaft hatte ſich die römiſche Kirche bereits thatſächlich frei gemacht; der von Konſtantinopel aus ernannte Befehlshaber von Rom (als einem Theil des Exarchats) konnte ſich neben dem Papſt nicht behaupten und von Rom, dem Mittelpunkte aus, war der nationale Widerſtand gegen die griechiſche Oberherrſchaft auf die anderen unter derſelben noch ſtehenden Großſtädte und Gebiete Italiens ausgegangen. Nicht unweſentlich hatte dem Papſtthum bei dieſem nationalen Widerſtande eine Zeitlang der Verlaß auf die Longobardenherrſchaft genützt, welche ſich gleichfalls in feindſeliger Stellung zum griechiſchen Kaiſerthum befand. Bald jedoch beſorgte das Papſtthum auch ein Uebergewicht des Longobardenkönigthums und deßhalb förderte es ſowohl die Befeindung der beiden ihm gefährlichſten Mächte, als auch den Widerſtand der longobardiſchen Herzoge gegen das Königthum. Aber die Longobardenkönige durchſchauten dieſen Plan und wirkten ihm ebenſo kraftvoll als mit glücklichem Erfolg entgegen. König Aiſtulf, der kluge, kühne und feſte, welcher von 749—756 über die Longobarden herrſchte, nahm Ravenna und das Exarchat, ſchatzte Rom und beanſpruchte die Oberhoheit über die Stadt und ihr Gebiet. Weder Geſchenke noch die perſönlichen Bitten des Papſtes Stephan II. hielten ihn ab, Rom zu bedrängen. In dieſer Verlegenheit wandte ſich der Papſt an den Frankenkönig Pipin; dieſer war dem Oberhaupt der abendländiſchen Kirche verpflichtet und von den Franken war außerdem nicht zu beſorgen, daß ſie in Italien feſten Fuß faſſen würden, da der natürliche Schwerpunkt ihrer Macht jenſeits der Alpen lag. Von fränkiſchen Großen begleitet, begab ſich Stephan II. im Jahre 754 nach Pontyon zu Pipin, wiederholte an ihm die feierliche Salbung und erhielt die Zuſage bewaffneten Beiſtandes. Ein neues Band zwiſchen dem Frankenkönig und dem Papſtthum knüpfte Stephan dadurch, daß er den *Frankenkönig zum Patricius von Rom und zum Schirmvogt der römiſchen Kirche* ernannte. Pipin brach nun mit Heeresmacht in Italien ein, belagerte Aiſtulf in Pavia und bedrängte ihn ſo, daß er ſich zum Frieden unter der Bedingung entſchloß, Ravenna und das Exarchat zu räumen und der römiſchen Kirche ihre Beſitzungen, das ſogenannte „patrimonium Petri“, zurückzugeben. Kaum hatte jedoch Pipin Italien wieder verlaſſen, als Aiſtulf abermals bis gegen Rom verrückte und es mit aller ſeiner Heereskraft umſtellte. Neuerdings rief jetzt Stephan den Frankenkönig um Beiſtand an und zum zweiten Male erſchien Dieſer (755) in Italien; abermals ward Aiſtulf auf's Aeußerſte bedrängt und zum Frieden gezwungen, — dies Mal unter einer Bedingung, welche weltgeſchichtliche Folgen gehabt hat; er mußte nämlich einwilligen, daß in Folge einer Schenkung Pipin's ein Theil vom griechiſch-kaiſerlichen Exarchat zum Eigenthum des Apoſtels Petrus wurde. Dieſer Theil umfaßte das öſtliche Küſtenland von Comacchio bis Ancona und kleine Einſchlußgebiete (Enclaven) in Mittelitalien. Der Papſt, als Nachfolger des Apoſtels Petrus, verwaltete deſſen durch dieſe Schenkung erweitertes Staatseigenthum als Statthalter. Fragt man nach dem Recht, kraft deſſen der Frankenkönig ein Gebiet, welches der griechiſche Kaiſer längſt als wiedereroberte Provinz ſeines Reiches betrachtete und auch jetzt mit erfolgloſem Einſpruch heimforderte, verſchenken konnte, ſo iſt dasſelbe ebenſo wenig als der Rechtsgrund zur Annahme der Schenkung irgendwo zu finden; daß dieſer Mangel gefühlt wurde, ergibt ſich deutlich aus der Unterſchiebung der erdichteten Schenkung Kaiſer Conſtantin's, welche den Zweck hatte, der öffentlichen Meinung ein viel älteres Beſitzrecht auf einen noch weit größeren Länderumfang vorzuhalten. Die neue Stellung der Frankenkönige zur römiſchen Kirche als Patricier von Rom und Schirmvögte derſelben lenkte ihre Aufmerkſamkeit nothwendig über die Gränzen und den Schwerpunkt des galliſch-germaniſchen Reiches hinaus auf Italien und die Herrſchaft über dies Land.

Zunächſt wurde jedoch ihre Thatkraft durch die Maßregeln gegen die Herzoge von Aquitanien und Baiern in Anſpruch genommen. Dieſe, ſowie die Herzoge von Alemannien und Thüringen, hatten freilich von anderen Grundlagen aus, wie die fränkiſchen majores domus, nach einer gleichen Gewalt geſtrebt und eben auch, wie Dieſe in Auſtraſien ſich gegen jene in Neuſtrien auf die Volksthümlichkeit ſtützten, ſo durften jene Herzoge, als natürliche Vertreter der Selbſtſtändigkeit ihrer Volksſtämme, ähnliche Machterhöhung zu erringen hoffen. Der Tag von Soiſſons beſchränkte ſolche Hoffnungen wieder auf die eigentlich den Volksſtämmen bei ihrer Beſiegung eingeräumte Befugniß, von eingebornen Fürſten unter fränkiſcher Oberhoheit regiert zu werden. Doch hierbei blieb das neue Königthum nicht ſtehen. Es wollte die fürſtlichen Vertreter der Nationalitäten in Vaſallen-Beamte verwandeln; es wollte jene Einheitlichkeit des Reichs durch eine gleichförmige Verwaltung erreichen, welche die germaniſchen Könige vom römiſchen Staate abgeſehen hatten und mittelſt welcher ſie ſämmtliche Bande der Staatseinheit in die höchſte Hand des Herrſchers zu leiten hofften. Die Anfänge dazu waren bereits gemacht.

In Alemannien hob Pipin ſchon 748, nachdem Herzog Lantfried gefangen worden, das Volksherzogthum auf und führte die fränkiſche Gauverfaſſung ein. In Baiern hatte er, wie bereits erwähnt worden, dem jungen Thaſſilo das Herzogthum nur in der ausdrücklichen Form eines Lehens („per beneficium") gelaſſen und ſomit die frühere ſchon in dem baieriſchen Geſetzbuch ausgedrückte Abhängigkeit der Herzoge vom Frankenkönige noch verſchärft. Der junge Thaſſilo kam nach dem Tode ſeiner Mutter an Pipin's Hof und genoß dort den Umgang mit den Königsſöhnen Karl und Karlmann; die Erziehung am Hofe und im Lager inmitten der Franken ſollte ſein Weſen fränkiſch, ſeine Treue gegen das fränkiſche Königshaus unwandelbar machen; im fünfzehnten Lebensjahre mußte Thaſſilo endlich auf dem Reichstage zu Compiegne im Jahr 757 zur Anerkennung der Oberlehnsherrſchaft des Frankenkönigs über Baiern Dieſem und ſeinen beiden Söhnen Karl und Karlmann feierlich die Lehenstreue ſchwören. Brach er dieſe Bedingung, unter welcher ihm die Herzogswürde von der Gnade des Königs verliehen war, ſo machte er ſich ſelbſt derſelben verluſtig. Dieſer Fall konnte denn auch nicht ausbleiben, da es dem Baiernherzog, als er zu Mannesjahren kam, unmöglich war, das alte Herrſcherrecht der Agilolfinger zu vergeſſen, deſſen er in den Tagen der Kindheit und erſten Jugend beraubt worden; zudem war er durch ſeine Mutter dem Königshauſe verwandt; als Verwandter und als Agilolfinger, aus deren Geſchlecht nach dem Volksrecht der Baiernherzog immer ſein mußte, vermochte er die demüthigende Dienſtbarkeit unter dem König nicht zu ertragen. Er war im Jahre 763 volljährig geworden und ſollte nun im folgenden dem König gegen Herzog Waifar von Aquitanien, deſſen Untergang beſchloſſen war, Heeresfolge leiſten. Dieſer Dienſt ſchien dem Baiernherzog unwürdig; Waifar war ja der Sohn Hunold's, welchem ſein Vater Odilo Bundesgenoſſe geweſen, und ſtand ja nur für daſſelbe Recht, welches Thaſſilo ſich entriſſen ſah. Unter dem Vorwand der Sorge für ſeine Geſundheit verließ Dieſer das Frankenheer und ging nach Baiern zurück. Mit der Heerverlaſſung aber hatte er ein Verbrechen gegen den König als Lehensherrn begangen und auf einer Reichsverſammlung in Worms wurde demgemäß die

Beſtrafung des Baiernherzogs beſchloſſen. Sie unterblieb jedoch und ſpäter wurde ſogar eine Sühne eingeleitet, aber die Keime des Grolles konnten nicht ausgerottet werden, ſie lagen in dem ganzen Verhältniß des Herzogthums zum Königthum. — Aquitaniens Herzog Waifar erlag nach achtjährigem Krieg (768); aber auch nach ſeinem Tode regte ſich noch einmal der nationale Widerſtand gegen das auf Unterdrückung, Verwiſchung und Verſchmelzung der Volksthümlichkeiten hinarbeitende Königthum.

Nachdem Pipin am 24. September 768 zu Paris verſtorben und in der Kirche des heiligen Dionyſius ſeine Ruheſtätte gefunden, theilten ſeine beiden Söhne Karl und Karlmann das Reich alſo, daß Karl der Erſtgeborene den nördlichen Theil von Neuſtrien und Auſtraſien, Friesland und gewiß auch Thüringen und Baiern, Karlmann den ſüdlichen Theil von Neuſtrien und Auſtraſien, Septimanien, Burgund, die Provence, Elſaß und Alemannien erhielt; die nationale Form der Beſtätigung durch den Volkswillen auf dem Reichstag fehlte nicht. Doch den Söhnen Pipin's genügte das Ueberkommene nicht; ſie ſtrebten nach Vergrößerung des Reiches durch gewaltſame Einverleibung noch unabhängiger Völkerſchaften, der Longobarden in Italien, der Sachſen in Deutſchland.

Bei der Richtung, in welcher das Frankenkönigthum im Bunde mit der Kirche bereits vorangeſchritten war, konnte es nicht unmittelbar vor dem Ziele ſtehen bleiben. Als Träger der germaniſchen Aufgabe, als Schirmherr der Geſammtentwickelung und als Vertreter des neuen Geſchichtswesens Europas gegenüber den Einflüſſen des Islam, des nordiſchen (germaniſch-ſkandinaviſchen) und des ſlaviſchen Heidenthums, ſowie Angeſichts der Gefahren, womit die Strömungen neuer aſiatiſcher Horden (der Avaren) die eben ſich geſtaltende Neuordnung des Abendlandes bedrohten, als höchſte weltliche Majeſtät, anerkannt und geweiht durch die höchſte geiſtliche Macht, deren Schutz ſein ſtolzes Recht und ſeine erhabene Pflicht war, konnte dies Frankenkönigthum, welches im Begriffe ſtand, das römiſche Kaiſerthum in ſich zu erneuern, kein Reich in Italien, wie das longobardiſche, dulden, welches gleichfalls jenes Schutzrecht in Bezug auf die Kirche und jene höchſte Majeſtät erſtreben und zu erringen fähig ſein mochte.

Was die Sachſen und die denſelben ſtammverwandten und benachbarten **Frieſen** betrifft, ſo lag die Nothwendigkeit ihrer gewaltſamen Einordnung in's Reich der Franken in ihrem entſchiedenen politiſch-religiöſen Gegenſatz zu den Letzteren und zugleich in dem Umſtande begründet, daß ſie, als ſtandhafte Vertheidiger des altgermaniſchen Heidenthums, gleichſam das lebendige Vorwerk der fort und fort gegen die neue Geſchichtsbildung feindſelig abgeſchloſſenen und anringenden heidniſchen Skandinavier bildeten. Den alten Götterglauben aber hielt der ſächſiſch-frieſiſche Volksſtamm, welcher ſich in drei Hauptzweige: **Weſtphalen**, **Engern** und **Oſtphalen**, ſonderte, als ſicherſten Hort der Volksſelbſtſtändigkeit mit aller Kraft aufrecht und die chriſtliche Kirche war ihm als Stütze eines verhaßten Königthums verdächtig. Bei den Sachſen und noch mehr bei den Frieſen beſtand die Zahl der Gemeinfreien noch ungemindert, die Kraft der Markgenoſſenſchaften und Gemeinden noch ungebrochen. Obwohl die ſächſiſchen „Edelinge“ höhere Geltung als die „Frilinge“ (Gemeinfreien) genoſſen, ſo übten jene doch keine die Gemeinfreien beſchränkende Herrſchaft, ſie zeichneten ſich bloß als Heerführer und Vorfechter in den Kriegen zur Vertheidigung der Volksſelbſtſtändigkeit gegen die Franken ehrenhaft aus, ohne weitere Befugniſſe zu haben, als jene, welche ihnen die Freien bei der Feldherrnwahl ſelbſt eingeräumt hatten. Wie der ſächſiſche Friling auf ſeinem Hof inmitten ſeiner Aecker und Heerden voll ſtolzen altgermaniſchen Selbſtgefühles als unantaſtbarer Herr waltete, ſo wahrte auch die ſächſiſche Gemeinde noch eiferſüchtig ihr urväterliches Recht der vollen Selbſtbeſtimmung. Bei den Frieſen insbeſondere mit dem kerngediegenen Bau, mit den ſchwungſamen Gliedern und den trutzigen Blicken wuchs aus den geſunden Wurzeln der Volksgemeinde der „Upſtallesboom“, um welchen die Vertreter der ſelbſtſtändigen Gemeinden ſich zu **einer** Landsgemeinde ſo feſt in einander gliederten, als ſchlöſſe ſich Arm an Arm und Schild an Schild zum lebendigen Wall. Bei keinem germaniſchen Volksſtamm hat ſich die einigende, die friedeſchirmende, die ſchlagfertige Kraft der Gemeindeſelbſtſtändigkeit, das Erſtarken eines großen Geſammtbewußtſeins eben durch das Gefühl der Selbſtbeſtimmung in jedem kleineren Kreiſe der „Kluft“ (Hundertſchaft) und der Gemeinde, die ſich ihre eigenen „Küren“ feſtſetzte, ſo herrlich, ſo ſegensreich bewährt wie bei den Frieſen. Gleiches Recht für alle Freien und gleich freudiges Haften aller Rechtsgenoſſen für einander zum Schutz der gemeinſamen Freiheit, gleiche Geltung der Reichen und der Armen, weil der heimiſche Boden ſelbſt die einigende Arbeit, die er bedingte, adelte, — welch ein Gegenſatz zu dem Königthum, zu dem Lehenweſen und dem Beamtenwalten, zu der Schwächung und Verringerung der Gemeinfreien, zu der Abhängigkeit der Aermeren von den Reicheren, von König, Adel und Kirche, zu der Abſchwächung der Volkstage in Reichstage u. ſ. w. im Frankenreiche! Wenn unſer Blick nun mit Wohlgefallen auf dem ſächſiſch-frieſiſchen Volksſtamme verweilt, ſo erkennen wir gleichwohl die Unmöglichkeit, daß Dieſer allein ſich der Einordnung in die ſich vollendende germaniſch-kirchliche Staatseinheit entziehen könne; wir begreifen, daß ſich durch die Reibung zwiſchen Frankenthum und Sachſenthum eine gewaltige Flamme entzünden wird, und wir zweifeln nicht, daß ſich das Letztere, trotz ſeiner Kernkraft, der geſchichtlichen Nothwendigkeit werde fügen müſſen.

Dieſe aber iſt keine andere, als das Hervorgehen einer deutſchen Nationalität aus allmäliger Ueberwindung der Sonderſtrebungen. Noch trägt dieſe Nationalität vorerſt den Namen des ſiegenden Stammes der Franken und ungeheuer ſind die Opfer, welche die gewaltſame Vereinigung des ſpröden norddeutſchen Weſens mit den bereits zur Reichseinheit gebrachten mittel- und ſüddeutſchen Stämmen koſtet; noch fühlen die Söhne Norddeutſchlands eine geraume Zeit nur die Größe dieſer Opfer und ahnen nicht, welche höhere geſchichtliche Bedeutung ſie erſt im großen Ganzen der Nationalität gewinnen. Noch kennen die deutſchen Stämme überhaupt, die ſich langſam zur Nation verbinden, den Weltgedanken, welcher den erhabenen Beruf dieſer Nation bezeichnet, nicht in der Fülle ſeiner Klarheit; aber ſie ahnen ihn, indem ſie, das römiſche Kaiſerthum erneuernd, die Hand am Schwert, von den Völkern Europas die Anerkennung der höchſten Herrſchaft, des oberſten Anſehens und des erſten Rechtwaltens über alle als endlichen Preis für all ihre Kämpfe und Opfer verlangen.

Wenn wir zurückblicken auf die entſchwundenen Zeiten, ſo gewahren wir folgendes Bild. Während der ſkandinaviſche Theil des germaniſchen Geſchlechts unberührt von den ungeheuren Geſchicken der Völkerwanderung geblieben, haben die deutſchen Stämme zuerſt in engeren Bünden vertheidigend das germaniſche Volksthum gerettet, dann nach jahrhundertlanger Schwertesarbeit das alte Weltreich und die alte Weltordnung aufgelöst, aus den Trümmern des Römerthums aber neue Staaten geſchaffen und zugleich aus der alten Provinzialbevölkerung ein neues Geſchlecht, das romaniſche, gezeugt, welches nun dem germaniſchen im ernſten Kampfe gegenübertreten ſoll. Das unſerige hat ſeiner erſten Aufgabe, der Ordnung des Abendlandes mit dem Schwert, ſeine edelſten Söhne zum Opfer gelaſſen und die Völkereinigung durch die neue Religion mit dem Untergang ſeiner urſprünglichen Bildung, mit dem Verluſt ſeiner eigenthümlichen Entwickelung erkauft. Jene Ordnung iſt nun vollendet, die Völkerwanderung abgeſchloſſen und ein neues Zeitalter der Entwickelung beginnt. Die verſchiedenen Staaten Europas erhalten nun das gemeinſchaftliche Gepräge der aus dem germaniſchen Weſen hervorgegangenen Staatsgliederung und der durch germaniſche Kraft zur Herrſchaft erhobenen kirchlichen Weltanſchauung; es iſt die des perſönlichen Treuedienſtes und Schutzverhältniſſes ſowohl im Lehenweſen, als auch in der Kirche; es iſt die des Gegenſatzes, welcher ebenſo in der tiefſten Innerlichkeit des Gemüthes, wie äußerlich in allen Verhältniſſen der Geſellſchaft bis zum härteſten Kampf auf Leben und Tod, durch Elend und Verzweiflung durchgemacht werden muß, damit der deutſche Geiſt von den letzten Einflüſſen der aſiatiſchen Weltanſchauung, die er in ſich überwunden, erlöst werden, damit er ſeines wahren menſchheitlichen Berufes bewußt werden und für die Vollbringung der Weltthaten, die ihm zugetheilt ſind, auf dem feſten und heiligen Grund der Selbſtbeſtimmung erſtarken kann. Mit der Erneuerung des römiſchen Kaiſerthums im oſtfränkiſchen (deutſchen) Königthum beginnt das Mittelalter; es iſt die lange, an ſtolzen Träumen und unbeſtimmtem Thatendrang, an Wahrzeichen überſchwellender Kraft und enger Befangenheit, an lieblichen und verderblichen Täuſchungen reiche Jugendzeit unſeres Volks, es iſt die ernſte Schule, in der es unter eiſerner Zucht gehalten zum Mannesthum heranreift. An der Schwelle des Mittelalters aber ſteht der Frankenkönig Karl mit jener Kaiſerkrone, deren Glanz erſt im blutigen Morgenroth unſeres Jahrhunderts erloſch.

Drittes Buch.

1. Karl der Große. — Vereinigung des longobardiſchen Reiches mit dem fränkiſchen. Thaſſilo's Sturz.

Karl, der Erſtgeborne Pipin's und ſeiner Hausfrau Bertha (Bertrada), erblickte am 2. April des Jahres 742 das Licht der Welt. Unbekannt iſt die Stätte, wo ſeine Wiege ſtand; Einige vermuthen, daß es Aachen, Andere, daß es Ingelheim war; ſchon Karl's Zeitgenoſſe und Geſchichtſchreiber Eginhard bekennt, daß über Geburt, Kindheit und Knabenzeit ſeines Gebieters bereits damals keine gewiſſe Kunde zu finden war.

Karl's Geſtalt maß ſieben ſeiner Fußlängen, kräftig war ſein Bau, das Antlitz ernſtfreundlich, lebhaft der Ausdruck der großen Augen, ſchön das Haar, der Nacken etwas gebückt und kurz, der Unterleib ein wenig vorragend, aber im Uebrigen glich das Ebenmaß der Glieder dies Mißverhältniß aus; die Haltung war würdevoll, der Stimme Klang ſo laut, wie der Rede Fluß raſch. Dieſen Körper beſeelte ein hochſtrebender Geiſt, ausgerüſtet mit glänzenden Eigenſchaften. Karl verband durchdringende Verſtandesſchärfe mit unbeugſamer Willenskraft. Wie ihm das Höchſte nicht für unerreichbar, das Schwierigſte nicht für unüberwindbar galt, ſo ſah er das Kleinſte als nicht zu gering und unbedeutend an. Er ſchämte ſich nicht, ſtets zu lernen, weil er, mit dem Trieb, der ſein ganzes Weſen durchdrang und bewegte, Alles beherrſchen wollte und nur dann vollkommen herrſchen zu können überzeugt war, wenn er für alle Verhältniſſe den Maßſtab der Beurtheilung in ſich ſelber fand. Dieſer Trieb zeigt uns den Standpunkt zur richtigen Auffaſſung ſeines Charakters. Karl war durch und durch Franke; auf dem Höhepunkt ſeines Volksſtammes ſtehend, konnte er das Gepräge desſelben nicht verläugnen. Das heiße Frankenblut wallte ihm raſch auf; die fränkiſche Leidenſchaftlichkeit riß ihn leicht dahin; ihn erfüllte der ganze Stolz dieſes in Siegen und Eroberungen glücklichen Stammes, das feſte Vertrauen auf den Herrſcherberuf. Jede edle Eigenſchaft des fränkiſchen Weſens, wie es urſprünglich war, aber auch jedes Merkmal der Entartung, wie ſie ſich in Folge der geſchichtlichen Entwickelung desſelben gezeigt hatte, war an ihm zu erkennen; um den Zweck zu erreichen, den er ſich vorgeſetzt, ſcheute er auch unſittliche und verwerfliche Mittel nicht, und derſelbe Mann, welcher aufrichtig an die göttliche Anordnung ſeines großen Berufes glaubte, mied auch den Weg des Verbrechens nicht, um ſeinen Willen durchzuführen. Demüthig vor Gott und fromm im Sinn ſeines Zeitalters, war er unter Umſtänden treulos und grauſam; er dachte nicht daran, daß es für den Höchſten auf Erden kein anderes Sittengeſetz als für den Geringſten gibt. Ihm, der mit ſeltener Luſt nach Erwerbung und Förderung von Bildung ſtrebte, blieb der Sinn für Menſchlichkeit verſchloſſen; ihm, der von nationalem Selbſtgefühl in hohem Grade erfüllet war, fehlte die Achtung vor der Heiligkeit der Nationalität überhaupt. Das Frankenkönigthum zum Mittelpunkt eines Weltreiches zu erweitern, war der Grundgedanke, der ihn bei allen ſeinen Handlungen beſtimmte, und als Schwerpunkt erfaßte er Auſtraſien (Deutſchfranken). Dies Weltreich aber war die Chriſtenheit, welche ſich immermehr durch Unterwerfung und Bekehrung der Heiden erweitern ſollte. Das Urbild der geſellſchaftlichen Ordnung in demſelben und der bürgerlichen Verfaſſung gaben die Einrichtungen der Kirche, welche zur Sorge für das Seelenheil ebenſo von Gott eingeſetzt ſei, als die weltliche Obrigkeit zu ihrem Schutz und zu der Chriſtenheit oberſter Regierung. Von dieſer Anſchauung ausgehend, begünſtigte Karl die Kirche, geſtattete ihr aber keinen Eingriff in ſeine Gewalt, welche er ſo vollkommen als die höchſte Majeſtät betrachtete, daß er auch die oberſte Aufſicht und theilweiſe ſogar Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in ſeinem Reiche nicht aus der Hand gab. Indem er die ganze Anſchauung ſeines Zeitalters in vollſter Beſtimmtheit äußerlich darzuſtellen ſuchte, ſtand er mit ſeinem großartigen Wollen unerſchütterlich in ſich ſelber da, als außerordentliche Erſcheinung von ſeinen Zeitgenoſſen bewundert und den Glanz ſeiner Stellung noch Jahrhunderte lang hinterlaſſend, einen ſo reichen Glanz, daß die Nachwelt, welche ſein ideales Bild davon umgeben ſah, die Flecken ſeines wirklichen vergaß. Die Kirche verwandelte dieſen Glanz in einen Heiligenſchein.

Karl und Karlmann hatten nach ihres Vaters Pipin Tode das Reich getheilt. Gar bald entſtand Zerwürfniß zwiſchen beiden Brüdern, da Karl's wilde Eigenſucht das Selbſtgefühl des jüngeren Bruders, Dieſer aber die ſtolzen Anmaßungen des Erſtgebornen nicht zu ertragen vermochte. Der Aufſtand des Herzogs Hunold in Aquitanien, welcher ſich von Karl's Oberherrſchaft unabhängig machen wollte, gab die Veranlaſſung zum Ausbruch des Bruderzwiſtes. Karl forderte von ſeinem Bruder Hülfe zur Unterwerfung Aquitaniens; Karlmann verweigerte ſie; da zog Karl allein wider Hunold, beſiegte ihn und trug im Herzen finſtern Bruderhaß heim. Nur der von Karl hochverehrten Mutter gelang es, den Zorn zu beſchwichtigen. Indem aber Bertha neue Friedensbünde wob, ſchlang ſie unwiſſentlich die Unheilsfäden für zwei Geſchlechter und ein Reich. Damit die Könige der Franken und der Longobarden zu Freunden und Bundesgenoſſen würden, vermochte ſie ihren Sohn Karl, daß er ſich von ſeiner Hausfrau, einer fränkiſchen Edlen, ſchied und Deſiderata, die Tochter des Longobardenkönigs, heirathete, wogegen deſſen Sohn Adalgis ihre Tochter Giſela zur Gattin nahm. Als Papſt Stephan III. dies vernahm, erkannte er die Gefahr, welche dem Papſtthum drohte, wenn ſich deſſen Beſchützer, die Franken, mit deſſen Feinden, den Longobarden, verbünden; in Rom ſelbſt ſtanden ſich eine longobardiſche und eine fränkiſche Partei entgegen. Vergeblich hatte Stephan III. die gefürchtete Heirath zu verhindern geſucht; um ſie zu zerreißen, ängſtigte er Karl's Gewiſſen durch den Vorwurf der Sünde, deren er ſich ſchuldig gemacht habe, als er ſeine erſte Gattin verſtieß. Vielleicht noch mehr durch Rückſichten der Staatsklugheit als durch religiöſe Beweggründe beſtimmt, ſchied ſich Karl im Jahre 771 auch von ſeiner zweiten Gemahlin, der longobardiſchen Königstochter. Dieſe Handlung erregte neues Familienzerwürfniß; ſowohl ſeine Mutter als auch ſein Bruder mißbilligten ſie. Noch in demſelben Jahre ſtarb Karlmann eines jähen Todes und nun gab ſich Karl's Herrſchſucht in einer ungerechten Gewaltthat kund. Karl wurde, mit Ausſchluß der Söhne Karlmann's, Alleinherrſcher und unter dem Schein der Volkszuſtimmung, doch nicht ohne Widerſpruch mancher geiſtlichen und weltlichen Großen, beraubte er Karlmann's Söhne ihres Reichsantheils. Karlmann's Wittwe hielt ſich und ihre Söhne bei Karl nicht mehr für ſicher und entfloh nach Italien unter des Longobardenkönigs Schutz. In Folge deſſen ſchärften ſich die Gegenſätze noch mehr. Deſiderius trat als Schirmherr der Söhne Karlmann's und als Verfechter ihrer Anſprüche auf die vom Vater beſeſſene, von Karl ihnen entriſſene Reichshälfte auf; der Papſt, deſſen Vortheil den Sturz des Deſiderius bedingte, konnte nur mit Wohlgefallen beobachten, wie Karl ſeinen Haß gegen den Bruder auf den Longobardenkönig übertrug und wie ſich an dieſem Haß das Gelüſte entzündete, das Longobardenreich zu unterwerfen. Deſiderius erkannte die drohende Gefahr, doch blieb er Angeſichts derſelben unverzagt. Im Vertrauen auf den Beiſtand jener fränkiſchen Großen, deren Treue zu Karlmann deſſen Tod überlebte, und auf den beleidigten Nationalſtolz der Longobarden, welchen ſich nun eine Gelegenheit darbot, die Schmach zu rächen, die dem ganzen Volke durch die Verſtoßung der Königstochter angethan werden, vertheidigte er die Rechtsanſprüche der Söhne Karlmann's und verlangte von dem Papſt, daß er ſie zu Königen der Franken kröne. Der Papſt wies dies Anſinnen zurück und glaubte ſogar, im Vertrauen auf den Schutz Karl's, die Unterdrückung der longobardiſchen Partei in Rom mit offener Gewalt wagen zu können. Um ſo mehr reizte er dadurch den Longobardenkönig zur Wiedervergeltung; Deſiderius beſetzte das Küſtenland bis Sinigaglia und führte ſein Kriegsvolk über die Apenninen bis gegen Otricoli und Viterbo; als Beweggrund ſeines Zuges gab er an, daß ihm Entſchädigung für die Dienſte werden ſolle, welche er einſt für Stephan's III. Erhebung geleiſtet. Stephan's III. Nachfolger, Papſt Hadrian, rief nun Karl als Schirmherrn der römiſchen Kirche um Beiſtand an und der Frankenkönig verlangte von Deſiderius ſofortige Zurückziehung des Kriegsvolkes aus den römiſchen Landen, wogegen ihm eine namhafte Entſchädigung in Geld zu Theil werden ſollte. Doch Deſiderius vertraute allzufeſt auf das Gelingen ſeines Planes: Karl durch eine Schilderhebung zu Gunſten der Söhne Karlmann's im eigenen Lande zu beſchäftigen, und auf die Unangreifbarkeit der Alpenpäſſe für ein fränkiſches Heer, und ſo wies er die Forderung wie das Anerbieten zurück. Er hatte jedoch zu wenig erwogen, daß ihm ebenſo ſehr der Einfluß der dem Papſte ergebenen Geiſtlichkeit als jener der Anhänger des weiland geſtürzten Königs Rachis (744—749) entgegenarbeitete. Da erſchien plötzlich Karl. Er war im Herbſt des Jahres 773 mit zwei Heeresabtheilungen von Genf aus aufgebrochen, die eine hatte er ſelbſt über den Mont-Cénis, die andere ſein Oheim Bernhard über den Mont-Jou (mons Jovis) geführt. Schon jetzt gab ſich die Verrätherei kund. Ein Geiſtlicher aus Ravenna hatte den Franken günſtige Wege gezeigt; die longobardiſchen Beſatzungen flohen; die mit Deſiderius unzufriedene Adelspartei erhob nun kühn ihr Haupt; Deſiderius und Adalgis mußten mit den durch Abfall gelichteten Heerſchaaren, der Erſtere nach Pavia, der Letztere mit Karlmann's Wittwe und Söhnen nach Verona zurückweichen. Raſch und mit Glück benutzte Karl den erſten Erfolg. Er drang vorwärts, belagerte Pavia und Verona und eilte nach Rom; dort, wo er das Oſterfeſt feierte, beſtätigte und erweiterte er ſeines Vaters Pipin Schenkung an das Oberhaupt der römiſchen Kirche. Der Papſt aber begrüßte ihn als Longobardenkönig und bald war er's auch. Unter dem Fluch der Parteiungen erlag das Longobardenreich; Pavia und Verona fielen; Deſiderius gerieth mit ſeiner Hausfrau, mit der Wittwe und den Söhnen Karlmann's in des Frankenkönigs Gewalt, der Jenen der Krone verluſtig erklärte und ihn als Mönch in einem Kloſter nordwärts der Alpen verſchloß; Adalgis war nach Konſtantinopel geflüchtet. Deſiderius ſtarb im Kloſter Corvey; von den Söhnen Karlmann's ſchwand jede Spur. Zweihundert und ſechs Jahre waren verfloſſen, ſeit Alboin das ſtreitbare Longobardenvolk auf italiſchen Boden geführt, binnen wenigen Monden ſtürzte ihre Herrſchaft zuſammen, weil Herrſchſucht und Racheluſt der Großen, ſowie Verrätherei der Geiſtlichen die Staatskräfte zerſplittert und alle Verhältniſſe ſo verwirrt hatten, daß der fremde Eroberer leichte Mühe hatte. Karl aber ließ das ganze Reich als ſolches beſtehen; er nannte ſich „König der Franken und der Longobarden." Von allen longobardiſchen Herzogthümern blieb nur eines, das von Benevent, unabhängig; der Herzog Arichis nannte ſich „Fürſt" und trug Scepter und Krone wie weiland der

König. Die anderen Herzoge behielten ihre bisherigen Rechte, doch ſchwuren ſie dem Frankenkönig als neuem Longobardenkönig den Eid der Treue; ſie und das ganze Volk, welches ſeine eigene Verfaſſung behielt, hatten alſo eigentlich bloß den Herrſcher gewechſelt; durch dieſe Auffaſſung dachte Karl ſeine Eroberung am Beſten zu ſichern; nur in Pavia ließ er eine fränkiſche Beſatzung. Bald empfanden jedoch die longobardiſchen Großen, geiſtliche und weltliche, die Schmach, von einem Fremden beherrſcht zu werden, und nachdem nun einmal die alte heimiſche Ordnung der Dinge umgewandelt war, erwachte in den Herzogen die Luſt, ſolche unabhängige Fürſtenthümer zu begründen, wie das des Arichis in Benevent; die weiland königlichen Kammergüter, welche nun der Frankenkönig an ſich gezogen, lockten zur Beſitzergreifung. Zudem befand ſich die fränkiſche Beſatzung nur im Weſten des Reiches und war verhältnißmäßig gering; die Herzoge glaubten, daß es dem Frankenkönig unmöglich wäre, größere Heeresmacht in Oberitalien zu laſſen; der Nordoſten des longobardiſchen Oberitaliens lehnte ſich durch Venetien an das griechiſche Kaiſerthum. Der geflüchtete Adalgis trat nun aus Konſtantinopel hervor, ſeine Anſprüche erneuernd; die Herzoge Rotgaud von Friaul, Arichis von Benevent, Hildebrand von Spoleto und Reginald von Chiuſi verbanden ſich mit dem Königsſohne zum Sturz der Fremdherrſchaft; ſowie Dieſer im März des Jahres 776 in Italien lande, ſollten die Herzoge ſich erheben. Aber der Plan ward dem Papſt verrathen und dieſer warnte noch rechtzeitig; plötzlich brach Karl in Friaul ein und überwältigte das Herzogthum. Um ähnliche Verſuche in der Folge unmöglich zu machen, löste nun Karl die alte longobardiſche Reichsverfaſſung auf und führte die fränkiſche Beamtenverwaltung ein; war es ja doch jetzt ein fränkiſches Königreich Ober- und Mittel-Italien! Sämmtliche Herzogthümer wurden in Grafſchaften zertheilt; der Herzogsname erloſch, nur in den kleineren Unterabtheilungen der Grafſchaften tauchten ſtatt der fränkiſchen Beamtenbezeichnungen „Centenarier“ und „Vicarien“ bald wieder die altheimiſchen Namen der „Sculdaſe“ und „Gaſtalden“ empor; für die Franken, die ſich im fränkiſchen Ober- und Mittel-Italien anſiedelten, galt das fränkiſche, für Longobarden das heimiſche, für Geiſtliche und Römer das römiſche Recht. Auch die neuere fränkiſche Einrichtung der Schöffen ging auf die eroberten italiäniſchen Länder über, desgleichen die der königlichen Sendboten (missi dominici) und der Pfalzgrafen; von allem dem wird ſpäterhin bei Darſtellung der fränkiſchen Verfaſſung, wie Karl der Große ſie feſtgeſtellt, ausführlich die Rede ſein. Das ganze von Karl begonnene Werk erhielt im Jahre 780 ſeinen Schlußſtein dadurch, daß er dem longobardiſchen oder „italiäniſchen" Reich ſeinen Sohn Pipin zum Statthalter gab. Arichis hatte ſich inzwiſchen in Benevent ſeiner Unabhängigkeit erfreut, ohne daß Karl ſeine Eroberungspläne auch auf den Süden Italiens ausdehnte; erſt im Jahre 786 unternahm er einen vierten Zug nach Italien und zwar, auf Antrieb des Papſtes, auch gegen Benevent. Vergeblich ſandte ihm Arichis ſeinen Sohn Romuald mit friedlichen Vorſchlägen entgegen; im eigenen Lande ſchwer bedrängt, mußte der Fürſt von Benevent Karl und Pipin als Lehensherren anerkennen, eine jährliche Summe als Lehensabgabe bezahlen und Geißeln ſtellen.

In den Sturz des longobardiſchen Königshauſes wurde auch der Baiernherzog Thaſſilo mit hinein geriſſen, ein Opfer jenes Planes, welchen Pipin auf ſeinen Sohn Karl vererbt hatte. Schon als Kind war Thaſſilo (wie bereits erzählt worden) von dem Sieger Pipin nur aus Gnade als Lehensmann im Volksherzogthum belaſſen, als Jüngling war er gezwungen worden, dem Mächtigen Lehenstreue zu ſchwören, welchen zu lieben er keinen Grund hatte, welchen zu haſſen ihn jede Erinnerung aufforderte. Als Mann vermochte denn Thaſſilo den Gedanken der ſchroffen Abhängigkeit von dem Frankenkönig nicht zu ertragen. Pflichten, welche das alte Recht ſeines Geſchlechtes ſchmälerten, ſollte er heilig achten, Pflichten, unter deren drückender Laſt er ſich nicht wie ein Fürſt in ſeinem eigenen Lande, ja kaum wie ein Vollfreier erſchien. Dem fremden König ſollte er folgen, wohin Dieſer ihn entbot, und wär's, um den eigenen Freund und Bundesgenoſſen bekämpfen, unterwerfen zu helfen. Gebunden durch einen Eid, den er, unreif an Jahren, geſchworen, ſuchte ſich Thaſſilo demſelben mit Glimpf zu entziehen und lud dadurch die Todesſtrafe auf ſich, und wenn gleich das Gericht noch zur Zeit nicht vollſtreckt wurde, ſo hing doch das Schwert an einem Haare über ſeinem Nacken. Inmitten ſeines Volksſtammes ſuchte er ſegensreich zu wirken; er waltete, daß getreulich das Recht gehandhabt werde, fromm förderte er des Volkes Frömmigkeit, mit kluger Freigebigkeit ſuchte er durch zahlreiche Stiftungen und Schenkungen die einflußreiche Geiſtlichkeit zu gewinnen; tapfer focht er gegen die ſlaviſchen Karenthaner in ihren Alpenthälern; endlich hoffte er ſogar ſein gutes Einvernehmen mit dem fränkiſchen Königshauſe dadurch zu befeſtigen, daß er ſich mit der Tochter des Longobardenkönigs vermälte, denn nun wurde Karl, der ſein Jugendgeſpiele geweſen, auch ſein Schwager. Aber eben dieſe Verſchwägerung zog ihn nur feſter in den unentrinnbaren Kreis des Verderbens hinein. Denn bald mußte er ſehen, wie Karl dem Vortheil, welchen ihm der Bund mit dem Papſte bot, ebenſo fühllos wie das erſte, auch das zweite Eheband opferte, wie er den Longobardenkönig entthronte, nachdem er die eigenen Neffen aus Herrſchſucht der Reichsrechte beraubt. Ein wüthender Schmerz, ein unverſöhnlicher Groll durchtobte das Herz der Baiernherzogin, die den Sturz ihres Vaters, ihres ganzen Geſchlechts zu betrauern hatte, und in Thaſſilo's Seele mußte nun die alte mühſam gedämpfte Zornesflamme neu auflodern. Doch was konnte er beginnen, der ohne Bundesgenoſſen dem Mächtigen gegenüber ſtand? Ihm blieb, zumal wenn er an die eigene Vergangenheit zurückdachte, nichts übrig, als die Sorge für die Zukunft. So ſtrebte er denn eifrig, das Herzogthum Baiern ſeiner Familie zu erhalten, und indem er ſich dafür des Schutzes der Kirche zu verſichern ſuchte, ernannte er ſeinen unmündigen Sohn Theodo (777) zum Mitherzog. Da er jedoch für dieſe Handlung nicht die Beſtätigung des Frankenkönigs, als ſeines Lehensherrn, einholte, ſo erweckte er deſſen Argwohn. Karl verlangte nun von Thaſſilo, daß er ihm Heeresfolge bei einem Zug nach Spanien gegen die Araber leiſte, und Thaſſilo fügte ſich auch; doch Karl begnügte ſich damit nicht, ſondern forderte eine entſchiedene Anerkennung des Vaſallenverhältniſſes aus Thaſſilo's eigenem Munde. Ueberraſcht, bangend, eilte Dieſer nach Worms und erneuerte vor vielen Zeugen den Eid der Treue; als er aber in die liebe Heimath wieder kam, als er das Antlitz ſeiner Hausfrau, der Tochter des Longobardenkönigs, wieder erblickte und in ihren Zügen alles Leid las, welches durch Karl über ſie gekommen, da gedachte er auch mit grimmigem Schmerz der Selbſtdemüthigung, der er ſich eben unterzogen, und erhob ſich zum Entſchluſſe, die Selbſtſtändigkeit ſeiner Würde zu behaupten. Mehr als jemals begünſtigten ihn die Umſtände; denn eben damals nahm der Kampf mit den heldiſchen Sachſen alle Heereskräfte Karl's in Anſpruch. Doch als Dieſer mit unerwartetem Glück aus dem Kampfe hervorging, als er ſich, im Einvernehmen mit dem Papſte, gegen Thaſſilo's Schwager, Arichis von Benevent, wendete und ihn zur Anerkennung der Lebensherrſchaft zwang, da faßte des Baiernherzogs Gemüth ein Grauen vor dem ungeheuren Schickſal, welches ſeit den Tagen der Kindheit hinter ihm her ſchlich. Er ſelbſt ohne Bundesgenoſſen, ohne Rückhalt und Zuflucht, Karl ohne Feind und Gefahr, — welch eine Lage für Thaſſilo! Nichts blieb dem Unglücklichen jetzt übrig, als die Vermittlung des Papſtes Hadrian zu ſuchen; aber Dieſer ſah in Thaſſilo nur den Schwäher des ihm verhaßten Nachbars in Benevent und wollte lieber dem mächtigen König gefällig ſein, um ſich ſeiner wieder bedienen zu können, als dem verlaſſenen Herzog durch den Einfluß geiſtlichen Anſehens Hülfe ſchaffen. Er ließ ihm daher bedeuten: nur auf dem Grund der Vaſallenſchwüre von Compiegne und Worms ſei eine Verſöhnung möglich. Karl wollte, daß die Entſcheidung falle; lange genug hatte er zugewartet; jetzt, da der günſtige Augenblick erſchienen, ſollte endlich das längſt vorbereitete Werk vollbracht werden. Da raffte ſich Thaſſilo auf und beſchloß, ſein Schickſal auf das Gottesurtheil des Kampfes zu ſtellen. Im Jahr 787 ſammelte er ein Heer und lagerte am Lech; aber zwei Frankenheere rückten ihm entgegen, eines in's Lechfeld bei Augsburg, das andere bei Pföring an der Donau, ein drittes nahte von Italien her durch die Alpenpäſſe Tyrols. Nun erkannte Thaſſilo die Uebermacht und die Unmöglichkeit, ihr die Spitze zu bieten; zum dritten Mal ſchwur er, um das augenfällig unausbleibliche Verderben abzuwenden, Unterwerfung, — ohne die Abſicht, den Eid zu halten, und abermals gewährte Karl, durch Beſorgniſſe vor den Sachſen bewogen, Verzeihung, — ohne die Abſicht, Gnade walten zu laſſen; er nahm von Thaſſilo zwölf Geiſſeln, darunter deſſen eignen Sohn Theodo. Verzweiflungsvoll bot Thaſſilo hierauf alle erdenklichen Mittel auf, um den Kampf für die Unabhängigkeit durchführen zu können; verzweiflungsvoll verbündete er ſich mit den wilden Avaren, den heidniſchen Nachbarn Baierns, aber eben dies Bündniß wurde ihm vollends zum Verderben, denn es richtete ihn in der öffentlichen Meinung, welche dasſelbe als Hochverrath an Chriſtenthum und

Kirche anſah. Der Unglückſelige ahnte nicht, daß die Kirche, welche er ſo ſehr begünſtigte, wider ihn war, weil das Papſtthum des Frankenkönigs bedurfte; er ahnte nicht, daß in Mitten ſeines Volkes ſelbſt ihm Feinde und Ankläger lebten, ſei es, weil ſie durch geiſtlichen und fränkiſchen Einfluß gewonnen waren, ſei es, weil ſie ein Bündniß mit den Avaren in der That als Landesverrath anſahen. Plötzlich berief ihn im Jahre 788 Karl vor eine Reichsverſammlung nach Ingelheim. Er kam und Baiern erhoben dort die Anklage auf Landesverrath wider ihn. Aber nicht bloß die jüngſten Thatſachen wurden gegen ihn geltend gemacht, auch jene alte Schuld aus der pipiniſchen Zeit, ſeine Heerverlaſſung (Herisliz), und das Urtheil, welches die Großen fällten, lautete auf Tod. Karl milderte es in Kloſterverweiſung und dieſe Wandlung ſollte wohl wie Gnade erſcheinen; allein ſie war es nicht, denn was konnte dem Frankenkönig das abgeſchlagene Haupt des Herzogs noch mehr nützen, als deſſen geſchorenes Haar? Es geſchah nur, was längſt beſchloſſen geweſen, was bloß in ungünſtigen Zeitläuften aufgeſchoben worden; das baieriſche Herzogsgeſchlecht der Agilolfinger hatte aufgehört. Denn nicht bloß Thaſſilo verſchwand im Kloſter, ſondern auch ſeine Söhne Theodo und Theodebert, der Töchter und der Hausfrau des Unglückſeligen zu geſchweigen. Baiern, durch den Nordgau vergrößert, erhielt des Königs Schwäher Gerold zum Statthalter. Nur einmal noch erſchien der weiland Baiernherzog, jetzt Mönch Thaſſilo im Jahre 794 vor der Kirchenverſammlung zu Frankfurt am Main, nicht freiwillig, ſondern berufen von dem, welcher ihm Herzogsſtuhl, Weib und Kinder und Freiheit geraubt; er erſchien, um gebrochenen Herzens feierlich vor ſo vielen geiſtlichen und weltlichen Großen abermals auf das zu verzichten, was ihm genommen worden war, auf daß die Gewalt, nachdem ſie den Schein des Rechts und der Gnade angenommen, ſich auch noch mit der letzten trügeriſchen Beſchönigung umgeben konnte.

2. Kämpfe gegen die Heiden, (Zurückdrängung der Avaren und Krieg gegen die Araber in Spanien).

Die wilden Horden der Avaren, welche Thaſſilo zu Hülfe gerufen, erſchienen, als der Würdeberaubte im härenen Gewande all ſeine Rechte und Hoffnungen, alle Freuden ſeines Gatten- und Vaterherzens in der Kloſterzelle begrub. Unaufhaltſam brachen ihre Geſchwader, ſengend und brennend, mordend, plündernd, zerſtörend aus ihren Wohnſitzen im heutigen Ungarn hervor, eines Weges durch Friaul nach Italien, anderes Weges geradeaus weſtwärts nach Baierland. An deſſen Gränzen ſetzten ſie ſich feſt und bedrohten alle ſtaatliche und kirchliche Ordnung, alle Sicherheit des Lebens und Eigenthums. Nicht länger konnte und durfte Karl dieſem Zuſtande zuſehen; zu einer entſcheidenden That forderte ihn ſeine Pflicht gegen das Reich und ſeine Stellung als Schutzherr der Kirche auf. Nachdem er ſorgfältig gerüſtet und ſeinen Feldzugsplan entworfen, beſchloß er, das wilde Volk aus Aſien mit einem einzigen Schlage nicht bloß zurückzuwerfen, ſondern auch für immer unſchädlich zu machen. Es war im Jahre 791. Mit drei großen Heeren, je nach Völkerſchaften geordnet, ſollten die Avaren zu gleicher Zeit angegriffen werden; und zwar vorn von einem, welches der Frankenkönig ſelbſt anführte und welches aus Franken, Alemannen und Baiern beſtand, deshalb zog dies Heer am rechten Donauufer; das zweite, aus Sachſen und Frieſen beſtehend, von dem Grafen Theoderich und dem Kämmerer Meginfred befehligt, ſenkte ſich von Norden herab durch das befreundete Böhmen auf den Feind, welcher ja auch die benachbarten ſlaviſchen Völker bedrohte; das dritte Heer, das longobardiſche, an deſſen Spitze Karl's Sohn Pipin und die Herzoge von Iſtrien und von Friaul, brach von Süden her in Pannonien ein. Wie groß auch die Voranſtalten waren, gleichwohl blieb der Erfolg in dieſem Jahre nur gering. Die Avaren ſchwanden wie flüchtige Schatten vor den ernſten Heerſchaaren, welche ſich im Verhältniß zu jenen nur langſam vorwärts bewegten; was ſollten die geordneten Heere, je weiter ſie vordrangen, beginnen, da ſie nirgends einen Feind ſahen! Karl kam bis in die Gegenden, wo die Raab in die Donau mündet; da fand er unterwegs in den feſten Plätzen, welche die Avaren verlaſſen hatten, Kriegsbedarf und Mundvorrath die Hülle und Fülle; alles deſſen bemächtigten ſich die andringenden Heere, doch zu einer Entſcheidungsſchlacht vermochten ſie's nicht zu bringen. Karl nahm den Rückzug nach Regensburg. Nach dieſem Feldzug führte er in eigner Perſon keinen neuen mehr gegen die Avaren, aber den Plan, welchen er einmal beſchloſſen, gab er nicht auf und ſein Geiſt zog den Heerſchaaren vor, welche er zur Vollendung des von ihm begonnenen Werkes ausſandte; ſtets machten die Slaven mit ihm gemeinſame Sache gegen den auch ihnen furchtbaren Feind. Karl's Sohn Pipin erhielt fortan das Werk übertragen, die Ehre der Vollendung ward dem Statthalter Baierns, Gerold, und dem Herzog von Friaul, Herich im Jahre 796; da drangen die fränkiſch-ſlaviſchen Heere (die Slaven führte Wonomir) bis an den Mittelpunkt der avariſchen Herrſchaft zwiſchen der Donau und der Theiß vor und ſprengten einen Avarenring nach dem andern, auch den des Chans, welcher das Volk beherrſchte. Unermeßliche Beute, welche die Avaren zuſammengeſchleppt, ward den Siegern zu Theil. Vergeblich erneuerten die Avaren den Kampf. Der Kern ihrer Kraft war getroffen, der Schrecken ihres Namens dahin. Jeder neue Ankampf von ihrer Seite koſtete ſie ihre beſten Führer, ihre tapferſten Kämpfer und einen Landſtrich nach dem andern. Sie konnten es — völlig entkräftet, wie ſie waren — nicht mehr wagen, in's Frankenreich einzubrechen und daſſelbe zu bedrohen; ſie verloren ſich gen Oſten hin, von wannen ſie gekommen. So hatte alſo Karl bis zum Jahre 799 die germaniſchen Länder mit allen bisherigen Errungenſchaften der Bildung (wie dürftig dieſe auch ſein mochten, ſo waren ſie als Keime wichtig genug) vor den wüſten Geſchlechtern Hochaſiens errettet, welche ohne geſchichtliche Beſtimmung den Anfang einer neuen Entwickelung der europäiſchen Menſchheit ſtörten. Die von der Kirche beſtimmte öffentliche Meinung jener Zeiten aber ſchätzte in der Zurückdrängung der Avaren hauptſächlich das Verdienſt um das Chriſtenthum und erblickte in Karl den gottgeweihten Siegeshelden deſſelben.

Im Glanze ſolcher höheren Beſtimmung war er bereits früher den chriſtlichen Völkern erſchienen, als er das Schwert zur Bekämpfung der Araber in Spanien zog. Die Veranlaſſung dazu war folgende geweſen. Im fernen Morgenlande hatte (750) das Geſchlecht der Abaſſiden das der gewaltigen Omijaden, aus welchem dreizehn Chalifen hervorgegangen waren, geſtürzt und ausgetilgt bis auf einen Mann, Abdar-Rhaman, welcher ſich nach Afrika flüchtete. Dort kam Dieſem Botſchaft von allen jenen Arabern in Spanien, welche die neue Herrſchaft der Abaſſiden nicht ertragen wollten; er eilte (755) nach Spanien und gründete dort durch Waffenmacht ein von den Abaſſiden unabhängiges Chalifat zu Cordova. Doch gegen den neuen Herrſcher erhoben ſich bald einige trotzige Großen; er ſuchte ihren Aufſtand zu erdrücken; da eilten ſie, Ibn-Al-Arabi an der Spitze, im Jahre 777 nach Paderborn, wo ſich König Karl befand, und forderten Dieſen auf, die ſchönen Landſchaften jenſeits der Pyrenäen zu erobern. Mit Freuden vernahm der Frankenkönig die Einladung; die Vergrößerung ſeines Reiches nach Süden lockte den Länderſüchtigen und die Ausbreitung des Chriſtenthums dünkte ihm ebenſo ſehr heilige Pflicht, als höchſtes Verdienſt. Er rüſtete und führte ſchon im folgenden Jahre 778 ein auserleſenes Heer nach Spanien und die dem Chalifen von Cordova feindliche Partei förderte raſch den Erfolg ſeiner Waffen. Pampeluna und Saragoſſa öffneten den Franken ihre Thore; bis an den Ebro trug der Schirmvogt der Kirche das Kreuz. Doch an weiterem Vordringen verhinderte ihn die Gefahr, welche eben damals das Frankenreich von Norden her durch die Sachſen bedrohte. Wie er als Sieger durch die Pyrenäenpäſſe heimzog, ſtanden die Basken rings auf den Höhen, welche die Schluchten beherrſchten, lauerten auf das Heer und griffen die mit den Oertlichkeiten nicht vertrauten ſchwer bewaffneten Franken an; tödtlich getroffen blieben der Kriegsmänner Viele, es ſanken in Ronces-valles die tapferſten Vorfechter, Eckhard und Anſelm, des Königs Hofbeamte, und Hruotland (Roland), der Befehlshaber des britanniſchen Gränzſtrichs. Das eroberte Land in Spanien behaupteten die Franken übrigens nur bis zum Jahre 793; da gewann der Chalife Haſchem von Cordova neuerdings die Herrſchaft darüber.

3. Dreißigjähriger Krieg gegen die Sachſen.

Wir haben bisher folgende Hauptrichtungen der kriegeriſchen Thätigkeit Karl's wahrgenommen, welche die Völkerverhältniſſe außerhalb und theilweiſe auch innerhalb des Frankenreiches berührten. In Italien wurde die Longobardenherrſchaft vernichtet, das Frankenreich tiefer in die Halbinſel hinein erweitert, ſüditaliſche Reſte des Longobardenreiches zur Anerkennung der fränkiſchen Oberherrlichkeit gebracht. Da die griechiſche Herrſchaft nur noch wenige Haltpunkte in Italien hatte, ſo ſtanden jetzt der Frankenkönig und der Papſt ohne ſtörende Zwiſchenmacht neben einander Hand in Hand; Alles war vorbereitet zur ausdrücklichen und feierlichen Erklärung der neuen Ordnung, welche den Völkern nur als Wiederherſtellung der alten noch in der Erinnerung heiligen erſchien. Aus dem folgerechten Streben des pipiniſchen Königthums ging der Sturz Thaſſilo's hervor. Mit der Umwälzung, welche dadurch in Baiern vollbracht wurde, hing die Zurückdrängung der heidniſchen Avaren von der Oſtgränze des Frankenreiches und die Erweiterung dieſer Gränze bis gen Ungarn hin zuſammen. Sie trug zugleich auch einen religiöſen Charakter, ebenſo wie die allerdings nur zeitweilige Ausdehnung der Südgränze über die Pyrenäen hinaus bis an den Ebro. Während aller dieſer Strebungen, die ſich nach einem und demſelben Ziele hin richteten, verfolgte Karl mit unermüdlicher Ausdauer den Plan des pipiniſchen Königthums gegen die Sachſen: der deutſche Norden ſollte dem Frankenreiche einverleibt werden und demſelben durch die Gleichheit der Staatsreligion feſt verbunden bleiben. Hatte man früherhin die Verchriſtlichung als Vorbereitung der ſtaatlichen Unterwerfung betrachtet, ſo nahm nunmehr der Krieg gegen die heidniſchen Sachſen den Zweck der Bekehrung zum Chriſtenthum als Vorwand. An den Kampf gegen die Sachſen aber knüpften ſich endlich auch weitere Kämpfe und Pläne Karl's gegen die ſlaviſchen Völkerſchaften und gegen die Dänen, und ſo rundete ſich um jenen des gewaltigen Mannes ganzes Streben nach Ausweitung der durch die Gleichförmigkeit der Verwaltung innerlich gefeſtigten Reichseinheit im römiſchen Sinne, worauf denn der Name der römiſchen Würde das unverletzbare Siegel der Bedeutung für das ganze chriſtliche Abendland drücken ſollte. Der Widerſtand der Sachſen erregt die größte Bewunderung. Denn mit der ganzen Macht des ungeheuren Frankenreiches wendete ſich der König gegen einen kleinen Theil des Sachſenlandes, gegen einen Sachſenſtamm nach dem andern, und nachdem es ihm durch jahrelange Anſtrengungen endlich gelungen, bis an und über die Elbe vorzudringen, nachdem er auch die empörendſten Maßregeln blutiger Gewalt nicht geſcheut, um die Kraft des Volks durch Hinrichtungen zu Tauſenden und durch Verpflanzung zu Zehntauſenden zu brechen, nachdem er Alles aufgeboten, um den heldenhaften Adel durch beſondere Uebereinkünfte den Gemeinfreien zu entziehen, kurz: nachdem ein dreiunddreißigjähriger Krieg Land und Volk erſchöpft, konnte er ſich dennoch nicht rühmen, das, was er gewollt, nämlich eine eigentliche Unterwerfung zu Stande gebracht zu haben; was ihm gelang, war nur ein vertragsmäßiger Anſchluß der Sachſen an die Franken als freier Reichsgenoſſen, indem ſie nämlich endlich die Bedingungen annahmen, welche ihnen von Karl oft genug angeboten worden waren.

Das Gebiet, gegen welches der Frankenkönig die ganze Macht ſeines Reiches aufbot, war verhältnißmäßig klein; es umfaßte Oſtphalen, Engern und Weſtphalen, nämlich unter dem erſteren Namen die ſpäter zum Hildesheimer Sprengel gehörigen Landſtriche, unter dem zweiten die ſpäteren Sprengel von Minden und Paderborn, unter dem dritten die ſüdlichen Theile der Münſter'ſchen und Osnabrücker Sprengel und einen Theil des Kölner. In dieſem Gebiete wurzelte zunächſt und vorzugsweiſe der Widerſtand. Unter den Adelingen dieſer Sachſenländer traten als Heerführer der Oſtphale Heſſi, Bruno in Engern, und der Weſtphale Wittekind (Widukind) hervor. Erſt ſpäter rückte die Eroberung weiter nach Norden und Oſten.

Betrachten wir nun die Hauptzüge in dem Bilde des Sachſenkrieges! Auf dem Reichstage zu Worms wurde im Jahre 772 der Krieg gegen die Sachſen beſchloſſen und von dort aus brach denn der Frankenkönig ſofort zum erſten Mal gegen ſie auf. Der Zug ging nach dem ſächſiſchen Heſſengau; mit Feuer und Schwert ward Alles verwüſtet, das feſte Eresburg (Stadtberg) an der ſüdlichen

Gränze des Sachſenlandes erobert, das nahegelegene hochverehrte Nationalheiligthum Irminſul*) zerſtört. Von dort wandte ſich Karl an oder über die Weſer, verglich ſich mit den Sachſen und erhielt zwölf Geißeln; hiermit war der Feldzug von 772 geendigt. Bald erholten ſich die Sachſen von dem erſten Schrecken der Ueberraſchung und trefflich benutzten ſie die Abweſenheit Karl's in Italien. Das war überhaupt das Eigenthümliche bei der langen Kriegführung: faſt immer plötzlicher Angriff von Seite der Franken und ungeſtümer Anprall der Uebermacht, welche ihren Weg mit Raub, Mord und Verwüſtung bezeichnete; zu einer eigentlichen Entſcheidungsſchlacht kam es ſelten; alle die kleinen Erfolge, welche die Franken errangen, wurden dadurch vollbracht, daß die Sachſen überraſcht wurden und kaum Zeit hatten, ſich zu ſammeln; in ſolcher Bedrängniß blieb ihnen kein anderer Ausweg, als: auf die ihnen vorgehaltenen Bedingungen zum Schein einzugehen, wie verhaßt ſie ihnen auch waren; wie nun Karl durch andere Unternehmungen vom Sachſenland abgerufen ward, athmeten ſie friſch auf, ſchüttelten den durch die augenblickliche Verlegenheit ihnen aufgedrungenen Vergleich ab, zerſtörten ſein hinterlaſſenes Werk und erholten ſich von ihrem Schaden; und erſchien er auf die Nachricht von ihrer Erhebung unverſehens auf's Neue in ihren Gebieten, ſo wiederholte ſich das frühere Spiel. So ſandte er auch im Jahre 774 auf die Nachricht von des Volkes Wiedererhebung drei Heerhaufen nach Sachſen, deren Thaten nicht in Kampf, ſondern in Plünderung und Verwüſtung beſtanden. Im Jahre 775 erſchien Karl ſelbſt; er kam mit der ganzen Kraft ſeines Reiches vom Niederrhein her, des feſten Entſchluſſes, Sachſenland nicht eher zu verlaſſen, als bis das Volk beſiegt und bekehrt oder aufgerieben ſei; Sigiburgum (Hohen-Syberg), eine Felſenfeſte am Zuſammenfluſſe der Ruhr und der Lenne, wo die Sachſen eine Beſatzung hatten, erlag dem Anſturm ſeines Heeres, Eresburg wurde wieder hergeſtellt und mit Franken beſetzt; dann zog er an die Weſer, griff die Sachſen, welche ihm den Stromübergang verwehren wollten, bei Brunesberg an, führte ſein Heer über die Weſer und theilte es ſo, daß die eine Hälfte ſich gegen die Weſtphalen wandte, während er ſelbſt mit der anderen an die Ocker drang, wo ihm die Oſtphalen unter Heſſi's Anführung entgegentraten, aber Geißeln gaben und Treue ſchwuren. Das Gleiche thaten die Engern, welche er auf dem Rückzuge im Bucki-Gau (im Bückeburg'ſchen) traf. Jene Heeresabtheilung aber, die gegen die Weſtphalen an der Weſer ſtand und bei Hlidbecki (Lidbach) gelagert war, wurde überfallen und erſt nach mörderiſchem Kampfe und furchtbarem Verluſt gelang es ihr, die kühnen Weſtphalen zurück zu treiben. Da eilte Karl, ſo raſch er konnte, zum Schutze der Seinigen herbei und gewann ſo viele Vortheile, daß ihm auch die Weſtphalen Geißeln zugeſtanden; hierauf kehrte er an den Rhein zurück.

---

*) Was Irminſul eigentlich geweſen, ob ein heiliger Ort, eine Säule, ein Baumſtamm, ein Gottes- oder Heldenbild, — darüber weichen die Meinungen von einander ab. Eginhard (ann. ad 772) bezeichnet Irminſul als „Idol", „bei deſſen Zerſtörung man ſich drei Tage aufhielt"; — die »translatio S. Alexandri« (begonnen von Rudolf 863 und nach ſeinem Tode von Meginhart und Sunderolt weiter geführt) ſpricht von „einem Baumſtamm von nicht geringer Höhe, aufgerichtet unter freiem Himmel, welchen die Sachſen verehrten und in vaterländiſcher Sprache Irminſul nannten, was in lateiniſcher universalis columna (allgemeine Säule) bedeute, als jene, welche gleichſam Alles halte."

Kaum erfuhren die Sachſen im folgenden Jahre (776), daß er gegen Rotgaud von Friaul in den Kampf zöge, ſo erſtürmten ſie Eresburg und belagerten Sigiburg; doch die fränkiſche Beſatzung machte einen Ausfall, griff die Belagerer im Rücken an, zwang ſie, abzuziehen, und verfolgte ſie bis an die Lippe. Karl vernahm die Nachricht von der neuen Erhebung der Sachſen, als er eben kaum die Alpen überſchritten hatte; er eilte nun ſogleich mit gewaltigen Streitkräften wider die Sachſen und überraſchte ſie am Urſprung der Lippe; nichts blieb ihnen übrig, als ſich ſcheinbar der Uebermacht zu fügen und die Bedingungen anzunehmen, welche Karl vorſchrieb, worunter die: ſich taufen zu laſſen. Ihre Lage glich der des Wanderers, welcher von Räubern mit dem auf die Bruſt geſetzten Schwert zum Eid der Genoſſenſchaft gezwungen, ſich durch denſelben nicht gebunden halten kann. Welche Achtung konnten ſie auch vor einem fremden Glauben haben, den ihnen der Nationalfeind als Joch auferlegte, welche andere Bedeutung als die eines leeren Schauſpiels konnte die Taufe für ſie haben, da ſie ſahen, wie wenig dieſelbe die Franken von Gewaltthaten, Grauſamkeiten und Treuloſigkeit abhielt! — Karl ſtellte Eresburg wieder her, gründete eine neue Feſte an der Lippe und vertheilte ſtarke Beſatzungen im Lande; dann kehrte er zurück. Er hatte den unbeugſamen Sinn der Sachſen zu gut kennen gelernt, als daß er ihre dauernde Beruhigung hoffen durfte; und ſo eilte er denn ſchon im Frühjahr des folgenden Jahres 777 von Nymwegen, wo er das Oſterfeſt gefeiert, mit großer Heeresmacht nach Paderborn, wo er eine Reichsverſammlung ſeiner Franken hielt, zu welcher er auch den Adel und die Freien Sachſens aus allen Gegenden entboten hatte. Alle Adelinge, die im Kriege hervorragten, hatten ſich eingefunden; nur der edle Weſtphale **Wittekind** fehlte, nicht etwa, als ob er, wie der Franke Eginhard berichtet, im Bewußtſein ſeiner vielen Kühnthaten den König gefürchtet hätte, ſondern weil er als Verfechter der Freiheit ſeines Volkes es mit ſeinem Selbſtgefühl nicht vereinbaren konnte, auch nur den Schein von Unterwerfung auf ſich zu nehmen. Er hatte ſich zum Jütenkönig Siegfried begeben, und wo er war, da war der Herd der Volksfreiheit, da war der Mittelpunkt aller ihr geweiheten Strebungen. Groß und gewaltig ſtand dieſer Charakter dem fremden Eroberer gegenüber. Wie klug er war, um nicht bloß alle Fäden in der Hand zu behalten, ſondern ſich auch mit denſelben in eine unerreichbare Freiſtätte zu rechter Zeit zurückzuziehen, wie kühn er war, den Beſten voranzufechten, — er konnte für die Sache, die er vertheidigte, nur offen und ehrlich einſtehen, oder ſie offen und ehrlich aufgeben; das hat er durch ſein ganzes Leben bewieſen. Aus allen Berichten erhellt, welches Gewicht Karl darauf legte, eben dieſe bedeutende Perſönlichkeit zu gewinnen, wie mannhaft Wittekind allen dieſen Verſuchen lange Zeit widerſtand und wie er endlich Karl nur dann die Hand zur Verſöhnung bot, als er — im Hinblick auf die planmäßig vollendete Erſchöpfung ſeines Volkes und Landes — kein anderes Mittel mehr übrig ſah. Während nun Wittekind ſeine Zuflucht bei dem jütiſchen König Siegfried hatte, gelobten die Sachſen, von der Uebermacht bedrängt, dem Frankenkönig neuerdings Gehorſam; Vaterland und Freiheit ſollten ſie verlieren, wenn ſie den Gehorſam verletzten; auch diesmal ließen ſich Viele taufen, ohne die Abſicht, länger Chriſten zu bleiben, als der Feind im Lande weilte. Kaum war Karl, auf Ibn-al-Arabi's Einladung, im Jahr 778 nach Spanien gezogen, als die Sachſen, die Gunſt des Augenblicks benutzend, mit blinkenden Waffen aus ihrer

Heimath hervorbrachen, bis an den Rhein drangen und, um Rache zu nehmen für all das Unheil, welches die Franken über ſie gebracht, von Deutz bis zur Moſelmündung die Landſtriche verheerten; voll grimmen Haſſes gegen einen Glauben, den ihnen die Feinde ihrer Freiheit mit Feuer und Schwert aufdrängten, warfen ſie die Brandfackel in die Kirchen. Sowie Karl die Kunde davon vernahm, ſchickte er ein Heer von Oſtfranken und Alemannen gegen die Sachſen. Doch dieſe hatten ſich bereits vom Rhein durch den Lahngau nach ihrer Heimath zurückgewandt; die Oſtfranken und Alemannen folgten ihnen auf dem Fuße und trafen ſie im Heſſengau, bei Liheſi (Laiſa) und Battenfeld an der Eder. Mitten in der Furt des Fluſſes kam es zum Kampf und mit ſolcher Erbitterung ward hier geſchlagen, daß nur Wenige vom Sachſenheere die Heimath wiederſahen. Im folgenden Jahre 779 führte Karl ſelbſt eine anſehnliche Streitmacht bei Lippeham, wo die Lippe mündet, über den Rhein; er verkannte nicht, wer die Seele des Aufſtandes ſei; — Wittekind war's, und ſo drang denn Karl, nachdem er die Sachſen bei Bocholt zurückgeworfen, in Wittekind's Heimath Weſtphalen ein. Abermals erfolgte dort ſcheinbare Unterwerfung; an der Weſer, wohin er ſich ſodann wandte, nahm er auch die der Engern und Oſtphalen entgegen, welche Geißeln gaben und Treue ſchwuren. Wittekind aber barg bei ſeinem Gaſtfreund Siegfried das freie Haupt voll Heldengedanken.

Mehr als je mochte Karl die Unterwerfung Oſtphalens, Engerns und Weſtphalens für geſichert halten, da er es im folgenden Jahre 780 bereits wagte, weiter vor an die ſächſiſchen Elbgebiete zu dringen. Ueber Eresburg ging er nach Lippſpringe und wandte ſich dann öſtlich an die Ocker, wohin er die öſtlichen Sachſen entbot. In Orheim jenſeits der Ocker ließen ſich faſt alle Bewohner des Bardengaues und viele „Nordleudi" (Nordelbinger) taufen. Karl drang ſodann bis an die Elbe in die Gegend, wo ſie die Ohre aufnimmt; dort errichtete er ein Lager und traf Maßregeln zur Unterwerfung ſowohl der ſächſiſchen Bevölkerung am diesſeitigen, als auch der ſlaviſchen am jenſeitigen Ufer.

Eine kurze Weile ruhten jetzt die Sachſen, aber nur, um Kräfte für neue Kämpfe zu ſammeln. Wittekind wirkte im Stillen und bereitete Alles vor, um im günſtigen Augenblick einen entſcheidenden Schlag wider die Fremdherrſchaft zu führen. Vollkommen gelang es, Karl's Mißtrauen zu beſchwichtigen, und Dieſer ging, nach längerem Aufenthalt in Lippſpringe während des Sommers 782, über den Rhein zurück. Da erſchien Wittekind plötzlich wieder in ſeiner Heimath; mit rüſtigem Thatenmuth blickten alle Sachſen, deren Herzen noch für Freiheit ſchlugen, auf ihn und nicht gering war ihre Zahl! Gleichzeitig brachen die Soraben-Slaven, welche die Landſtriche zwiſchen der Elbe und Saale bewohnten, in's benachbarte Thüringen und Sachſen ein. Ueberblickt man das Zuſammentreffen der Ereigniſſe, ſo läßt ſich kaum glauben, daß dieſe Bewegung der Slaven nicht in einem beſtimmten Zuſammenhange mit jener der Sachſen geſtanden haben ſollte, es wird vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß hier ein von Wittekind entworfener Plan zu Grunde lag, ebenſo kühn als jener Armin's zur Vernichtung des Römerheeres. Auf die Nachricht von dem Einfall der Soraben-Slaven ließ Karl ſogleich ein Heer von Oſtfranken, welchem ſich die zur Heerfolge aufgebotenen Sachſen anſchließen ſollten, unter Anführung des Kämmerers Adalgis, des Marſchalls Geilo und des Pfalzgrafen Worad aufbrechen. Kaum hatten ſie Sachſen betreten, um nach des Königs Befehl das Volk zur Heeresfolge zu verſammeln, ſo erkannten ſie voll Beſtürzung, daß es zum Kampf gegen die Franken bereit ſtand. Sogleich führten nun jene drei Männer die oſtfränkiſchen Schaaren ſtatt gegen die Soraben nach jenen Gegenden, wo ſich dem Vernehmen nach die ſächſiſchen Streitkräfte zuſammengezogen hatten. In Sachſen ſelbſt trafen ſie den Grafen Theoderich, einen Verwandten des Königs, an der Spitze der Heerhaufen, welche auf die erſte Kunde des Aufſtandes in Ripuarien eiligſt aufgebracht worden waren. Auf ſeinen Rath wurde die Stellung der Sachſen erſpäht und ein raſcher Angriff auf dieſelbe mit vereinten Kräften beſchloſſen. Am nördlichen Weſerufer zwiſchen Münder und Rinteln erhebt ſich der Süntelberg, da hatten die Sachſen auf der nördlichen Seite Lager geſchlagen; dem Schlachtplane gemäß gingen Adalgis, Geilo und Worad über die Weſer, eiferſüchtig jedoch, daß Theoderich ſich die Ehre des Sieges anmaßen möchte, beſchloſſen ſie, ohne Beihülfe deſſelben, deſſen Lager ſich jenſeits des Süntel-Berges befand, den Feind anzugreifen. Es geſchah regellos und ungeſtüm, und kaum hatte der Kampf begonnen, als die Sachſen eine ſo treffliche Wendung machten, daß Adalgis, Geilo und Worad mit ihren Kämpfern vollſtändig umringt wurden. Die Mehrzahl erlag unter den Schwertſtreichen der Freiheitshelden, auch Adalgis und Geilo, vier Grafen und an zwanzig Vornehme wurden erſchlagen; nur Wenigen gelang es, ſich in Theoderich's Lager zu flüchten. Das war der Tag der Vergeltung für ſo viel Unheil, welches die Franken den Sachſen gebracht. Aber Wittekind, welcher, wie er den Plan des Aufſtandes entworfen, ſo auch die Schlacht gelenkt hatte, mochte wohl erkennen, daß der eine Sieg, wie glänzend er auch war, bei der großen Erſchöpfung des Landes nicht zur raſchen Entſcheidung benutzt werden könne; er mochte wohl vorausſehen, daß Karl mit bei weitem größeren Streitkräften ungeſäumt herbeiziehen und die verhältnißmäßig kleine Sachſenmacht neuerdings niederwerfen, daß ſich in dieſem Fall das alte Spiel ſcheinbarer Unterwerfung und Bekehrung erneuern würde. Sich aufſparend für die rechte Stunde, enteilte er vom Siegesplatz wieder in den Schutz des Jütenkönigs. So raſch war er entſchwunden, daß man annehmen möchte, er hätte durch einen Vertrauten in Karl's Umgebung Kunde von deſſen nächſtem Plan erhalten! Mit einer raſch zuſammengebrachten Streitmacht erſchien Karl gleich nach dem Untergang ſeines Heeres in Sachſen und erforſchte dort den Urheber des Aufſtandes. Als ſolcher ward ihm Wittekind genannt. Da beging Karl, ſeine eigene und ſeiner Franken Rachegelüſte zu ſtillen, und in wohlüberlegter Abſicht, durch ein furchtbares Gericht zu ſchrecken, ein Verbrechen, das ſeinen Namen brandmarkt. Er ließ von den Siegern am Süntel, welche ihm nicht entrinnen konnten, viertauſend fünfhundert ergreifen und bei Verden an der Aller enthaupten. So ſollte das tapfere Volk durch die Hinſchlachtung ſeiner tüchtigſten Männer zum Widerſtand unfähig gemacht werden. Das that ein König, der ſich einen chriſtlichen nannte, und die Kirche hielt ſeine Hand vom Morde nicht zurück. Unglaublich ſcheint es, daß ein ſo edles, freiheitsſtolzes Volk Angeſichts des von ſeiner Uebermacht umgebenen Frankenkönigs ſich ſo tief entwürdigt habe, die Verantwortung von ſich ab auf des geflüchteten Vorkämpfers Haupt zu wälzen; unglaublich ſcheint es ferner, daß viertauſend fünfhundert freie Männer in der Stunde der Gefahr von ihren Freiheits- und Rechtsgenoſſen feig im Stiche gelaſſen worden ſeien. Und doch iſt die eine wie die andere Thatſache über jeden Zweifel feſtgeſtellt. Um ſich beide erklären zu können, muß man ſich das Verhältniß der ſächſiſchen Liten zu den Edelingen und Frilingen vergegenwärtigen. Die Liten (Abkömmlinge der von den Sachſen bei ihrer Einwanderung überwundenen Bevölkerung) waren die abhängige Volksklaſſe; wenn der Lite auf Befehl oder ſelbſt Rath ſeines Herrn einen Menſchen erſchlug, ſo löſte nach ſächſiſchem Volksrecht der Herr das Wehrgeld oder trug die Faida. Die Liten vorzugsweiſe und die Schalke, welche von ihren Herren in's Feld geführt wurden, bildeten die unfreiwilligen Maſſen des Heeres; ſie trieben aber auch vorzugsweiſe Ackerbau; der ſtete Krieg, der ſie demſelben entzog, ein Krieg, den ſie nicht um der eigenen Freiheit, ſondern zum Vortheil ihrer Oberherren zu führen hatten, mußte ihnen daher ebenſo unerträglich ſein, als ihre Abhängigkeit ſelbſt. Die Liten mußte demnach Karl für ſich zu gewinnen ſuchen, wenn er die Macht der Edelinge und Frilinge und ſomit die Kraft des nationalen Widerſtandes brechen wollte; den Liten machte er denn auch wirklich wichtige Zugeſtändniſſe, ſo z. B. erlaubte er ihnen, eine Frau zu kaufen, — ein ſonſt nur Freien zuſtehendes Recht. *) Von den Liten iſt alſo anzunehmen, daß ſie die Schuld des Aufſtandes auf Wittekind luden; ja mit Recht konnten ſie zu ihren Gunſten anführen, daß ihre Betheiligung am Kriege weiter nichts als Dienſt geweſen; von den Liten allein und nicht von Edelingen und Frilingen iſt vorauszuſetzen, daß ſie 4500 Männer ohne Handregung im Stiche gelaſſen; es war der Fluch des Herrenthums, der ſich erfüllte. Dieſe Einſicht in die Verhältniſſe gibt erſt den richtigen Maßſtab zur Beurtheilung von Karl's Blutgericht; es war der freie Kern des Volksſtammes, den er ausrotten wollte.

Karl verfehlte indeſſen ſeinen nächſten Zweck; der Muth der Sachſen blieb ungebrochen. Sie erhoben ſich vielmehr im flammenden Zorn und Wittekind, der Mann der That, konnte für ſeinen Aufruf an alle Edle und Freie keinen beſſeren Herold und Fürſprecher haben, als die Stimme des Sachſenbluts, das bei Verden

---

*) Der Kaufpreis an die Eltern war 300 Gulden (solidi).

gefloſſen. Sie weckte auch die Friedſameren, ſie einigte raſch alle kleineren Verbände zum großen Kreis für gemeinſame That. Frühzeitig genug erfuhr Karl, daß das zornentbrannte, zum höchſten Aufſchwunge begeiſterte Volk zum allgemeinen Kampfe rüſtete und ſchnell genug erſchien er im Jahre 783 in Sachſen, um es zu überraſchen, bevor es alle ſeine Kräfte zum gehörigen Widerſtand geſammelt und erſtarkt habe. Bei Theotmelli (Detmold) traf er ein ſchlagfertiges Sachſenheer, griff es ſogleich an und beſiegte es, nachdem es mit ſolcher Erbitterung gegen ihn geſtritten, daß von all den rüſtigen Schaaren nur wenige dürftige Reſte übrig blieben. Auch ſein Verluſt war nicht gering; er zog ſich vom Schlachtfelde nach Paderborn zurück und ſchlug dort Lager, um jene Heeresabtheilung, welche er noch aus ſeinem Reich erwartete, an ſich zu ziehen. Mit jenem Heere aber, welches bei Theotmelli nach tapferſtem Widerſtande erlegen, war die ſächſiſche Streitmacht noch keineswegs erſchöpft; Karl hatte vielmehr noch immerhin Grund genug, vor dem Kern der Nation zu bangen. Er vernahm, daß ſich die Sachſen in Weſtphalen jenſeits der Haſe zu dem Zwecke zuſammengezogen hatten, um ihm, ſowie er käme, die Schlacht zu bieten. Sowie nun die erwartete Heeresabtheilung angekommen war, ging der Zug der ſo verſtärkten Frankenmacht ſogleich an die Haſe. Hier kam es zur zweiten größeren Schlacht, in welcher die Sachſen der Uebermacht Karl's nicht geringere Tapferkeit entgegenſtellten, wie ihre Volksgenoſſen zu Theotmelli. Doch auch ſie erlagen; viele Heldenleichen deckten das Schlachtfeld und nicht wenige Gefangene blieben in des Siegers Gewalt. Karl wandte ſich nun öſtlich zuerſt nach der Weſer, dann nach der Elbe hin und jene ſeit Anfang der Sachſenkriege planmäßige Verwüſtung des Landes bezeichnete jetzt mehr als je ſeine Abſicht: den durch die jüngſten furchtbaren Verluſte ſo bedeutend geſchwächten Volksſtamm vollends zu entkräften. Alledem zum Troß rafften ſich die Sachſen jedoch im folgenden Jahre 784 zu neuem Widerſtande empor und ein Theil der Frieſen ſchloß ſich offen an ihre Sache. Da führte Karl ſein Heer bei Lippeham über den Rhein und nach Weſtphalen, verwüſtete dies Land und wandte ſich dann nach der Weſer; bei Hockeleve (dem heutigen Petershagen) hielt er Raſt. Er hatte beſchloſſen, in die nördlichen Gegenden des Sachſenlandes vorzudringen; da jedoch Ueberſchwemmungen die Ausführung dieſes Planes unmöglich machten, ſo wendete er ſich nach Thüringen, um von da aus mit der Hauptmacht in Oſtphalen einzudringen, während ſein Sohn Karl mit einer kleineren Heeresabtheilung die Weſtphalen angreifen ſollte. Seinen ganzen Zug von der Elbe, bis zu welcher er durch Thüringen drang, nach Stagnfurd (wahrſcheinlich Stasfurt) und Scahningi (Schöningen) bezeichnete keine Waffenthat, ſondern nur Verwüſtung und Mordbrennerei. Seinem Sohn Karl lauerten die Sachſen im Draignigau an der Lippe auf, es kam zum Gefecht und als Sieger (wie die fränkiſchen Berichte melden) kehrte der Königsſohn zu ſeinem Vater nach Worms. Wie wenig jedoch die Sachſen durch den Vortheil, welchen der jüngere Karl an der Lippe gewonnen haben mag, wie wenig ſie durch die Mordbrennereien des älteren eingeſchüchtert waren, wie gefährlich der Stand der Dinge in dieſem Kernlande dem Frankenkönig erſchien, ſehen wir daraus, daß Karl ſich noch in demſelben Jahre und zwar im Winter genöthigt fand, abermals mit Heeresmacht nach Sachſen zu ziehen. Auch dieſes Mal beſchränkte er ſich darauf, das Land zu verwüſten. Dies Loos traf die Gebiete bis zum Zuſammenfluß der Weſer und Werra; nur die Ungunſt der Witterung und Ueberſchwemmungen verhinderten ihn, noch in demſelben Jahre weiter vorzudringen. Er kehrte nach Eresburg zurück, nahm dort ſeinen Wohnſitz für den ganzen Winter und zeigte den Sachſen, mit welcher eiſernen Beharrlichkeit er ſeinen Verwüſtungsplan durchzuführen geſonnen ſei; er ſelbſt brach von Eresburg aus mit einer erleſenen Heerſchaar nicht zum Krieg, ſondern zu Sengen und Brennen in die ſächſiſchen Gebiete ein und zu gleichem Zweck ließ er den ganzen Winter über andere Heerhaufen in dieſelben einrücken. Während er in ſolcher Weiſe fortfuhr, das Volk zu entkräften, die Vorräthe zu plündern und ſich der feſten Plätze zu bemächtigen, unterhandelte er zugleich mit *Wittekind*, ſeinem gefährlichſten Gegner, und mit deſſen Freunde *Abbio*; er wußte wohl, *was* er den Sachſen nehme, wenn er Wittekind vermochte, den Widerſtand aufzugeben, und groß muß ſein Vertrauen auf die Redlichkeit dieſes ſeines Feindes geweſen ſein, wenn er ſich, nach den an den Sachſen gemachten Erfahrungen, von ihm deſſen verſah, daß er, wenn er ein Mal ſein Wort gegeben, Frieden halten würde. Als Karl von Paderborn nach dem Bardengau reiste, erfuhr er, daß Wittekind und Abbio ſich in Nordelbingen befänden, und ſogleich ließ er die Unterhandlungen mit Beiden durch Sachſen einleiten. Ein Blick auf den Zuſtand ſeines Landes und Volkes mochte wohl den Mann, der bisher Gut und Blut an die Erhaltung der Selbſtheit ſeines Volksſtammes geſetzt, belehren, daß jeder Verſuch ferneren Widerſtandes wohl den völligen Untergang herbeiführen, daß dagegen eine friedliche Abkunft mit dem Frankenkönig noch manchen Reſt von theuren Rechten erhalten könne. Wittekind und Abbio nahmen denn den von Karl ausgegangenen Vorſchlag zur Verſöhnung an und nachdem ſie zum Unterpfand ihrer perſönlichen Sicherheit Geißeln erhalten hatten, begaben ſie ſich zu Karl, welcher mittlerweile Sachſen wieder verlaſſen hatte, nach Attigny. Dort friedeten Beide mit ihm und empfingen die Taufe; eine von der Kirche erfundene Sage hat dem letzteren Ereigniß ein Wunder als Beweggrund unterſchoben. Auch andere, beiden Männern befreundete Adelinge thaten Gleiches und es iſt wohl kaum zu bezweifeln, daß Karl die Adelinge insgemein durch die Ausſicht auf Verleihung von Würden und Aemtern, welche im Gefolge der neuen Einrichtungen in Sachſen in's Leben treten ſollten, freundlich geſtimmt haben mag.

Sowie Wittekind und die anderen Adelinge mit dem König gefriedet hatten, waltete endlich Ruhe der Ohnmacht über dem ſo viele Jahre lang durch Krieg, Plünderung, Mordbrennerei und Verwüſtung entkräfteten Sachſen. Karl benutzte ſie ſogleich zur Einrichtung einer alle Macht in die Hand des Königs leitenden Verfaſſung und einer den Willen desſelben überall gleichförmig zur Vollziehung bringenden Verwaltung, und mit der ſtaatlichen Neuordnung ging die kirchliche Hand in Hand. Zu dieſem Zwecke wurde der alte Gemeindeſtaat zerriſſen und das Land in Grafſchaftsgebiete und geiſtliche Sprengel eingetheilt. Die wichtigſten Beſtimmungen über die Einführung des Chriſtenthums und des römiſchen Kirchenweſens, ſo wie über die Begründung der königlichen Macht in Sachſen enthält die „Capitulatio de partibus Saxoniae" (Theidung über die Theile Sachſens). An der Spitze derſelben ſtand das Gebot, daß die chriſtlichen Kirchen in Sachſen nicht bloß keine geringere, ſondern vielmehr eine höhere Ehre genießen ſollen, als die heidniſchen gottesdienſtlichen Orte; wer in eine chriſtliche Kirche mit Gewalt einbreche, wer daraus etwas entwende, wer ſie in Brand ſtecke, wer in der vierzigtägigen Faſten Fleiſch eſſe, wer einen Biſchof, einen Prieſter, einen Diakon erſchlage, ſollte das Leben verwirken. (So hatte auch das heidniſche Frieſenvolksrecht auf Tempelraub Entmannung und Opferung des Frevlers geſetzt.) Desgleichen ſollte mit dem Tode beſtraft werden, wer eine Leiche nach heidniſchem Brauch verbrennen laſſe, ferner wer ſich der Taufe durch Verſteck entziehe oder ſie offenen Trotzes zurückweiſe, dann, wer ſich mit Heiden in eine Verſchwörung gegen Chriſten einlaſſe oder mit den Erſteren in Feindſchaft gegen die Letzteren verharren wolle. Der in chriſtlicher Auffaſſung verdunkelte altheidniſche Zauberglaube leuchtete in der ſechsten Beſtimmung jener Verordnung durch, wornach Derjenige des Lebens verluſtig erklärt wurde, „der, vom Teufel bethört, nach heidniſcher Sitte glaube: irgend ein Mann oder eine Frau ſei Zauberer oder Hexe und eſſe Menſchen, und wer ſolche Menſchen um dies verbrenne oder ihr Fleiſch Jemand zu eſſen gebe oder es ſelbſt eſſe.“ Wer an Quellen, Bäumen oder Hainen ein Gelübde thue oder nach Heidenſitte etwas opfere und zu Ehren der Dämonen eſſe, zahle — der Edling ſechzig, der Friling dreißig, der Lite fünfzehn Gulden, oder verfalle, ſo lange bis er bezahlet hat, dem Dienſt der Kirche. So viel zum Zeugniß der Strenge, welche erforderlich ſchien, um die alte Stammreligion auszurotten. Die Biſthümer, welche Sachſen nach und nach erhielt, waren Osnabrück, Minden, Halberſtadt, Bremen, Verden, Paderborn, Münſter und Hildesheim; andere Theile des Landes gehörten in kirchlicher Hinſicht zu den Sprengeln von Köln und Mainz. Beſonders drückend mußte den Sachſen ferner der Zwang ſein, welcher ſie verband, die chriſtlichen Kirchen mit Stiftungen auszuſtatten und ihnen von allen Gütererträgen, ſowie von allen Früchten der Arbeit den zehnten Theil abzugeben; auch der öffentliche Schatz gab den Zehnten von Fredum, Bann und allen königlichen Gefällen an die Kirchen und Prieſter. Was das Königthum betrifft, ſo zeugen folgende Beſtimmungen der „Capitulatio de partibus Saxoniae“ deutlich genug, wie Karl die unbeſchränkte höchſte Gewalt einzuführen beabſichtigte. „Wer dem „Herren König“ untreu erſcheine, ſollte mit dem Tode beſtraft werden.“ „Wer des Königs Beamten, den Grafen, tödte oder einen Anſchlag auf deſſen Leben mache, deſſen Erbe ſolle an den König verfallen und ebenſo ſollte er ſein Recht an das Königsrecht verlieren.“ Alle öffentlichen Volksverſammlungen der Sachſen, welche nicht auf Befehl des Königs durch deſſen Sendgrafen (missus) berufen würden, waren verboten. Die Gerichtsverſammlungen hielt jeder Graf in ſeinem Gerichtsſprengel. Die Heerbannspflicht wurde den Sachſen erſt in dem ſpäteren „Capitulare Saxonum“ vom Jahr 797 ausdrücklich auferlegt. Gleichwohl mußten bereits im Jahre 787 ſächſiſche Schaaren das Frankenheer auf dem Zuge nach Baiern begleiten und ebenſo mußten Sachſen und Frieſen ſich mit den Franken vereinigen, als Karl im Jahre 789 ſeinen Feldzug gegen die Wilten-Slaven unternahm, mußten Sachſen und Frieſen im Jahre 791 mit ihm gegen die Avaren ziehen. *)

Eben dieſer Zwang jedoch, dem fremden Gebieter in ſeine Kriege zu folgen, konnte bei einem Kernvolk, wie die Sachſen, den alten Groll nur neuerdings in Flammen ſetzen. Als nun Karl im Jahre 793 eben beſchloſſen hatte, eine Heerfahrt wider die Avaren nach Ungarn anzutreten, vernahm er, daß die Frieſen, welche ihm Graf Theoderich zuführen ſollte, im Gau Riuſtri (Ruſtringen) am linken Ufer der Weſer, wo ſie in's Meer mündet, von den Sachſen angegriffen und aufgerieben worden ſeien. Karl mußte nun die Heerfahrt nach Ungarn aufgeben, aber er verheimlichte die ganze Größe der Gefahr und lenkte die Aufmerkſamkeit auf ein großartiges Werk, auf eine Verbindung der Rednitz und Altmühl durch einen ſchiffbaren Kanal, wodurch denn auch der Main mit der Donau verbunden werden ſollte. Noch während daran gearbeitet wurde, erhoben ſich gleichzeitig im Süden des Reiches die Araber gegen Septimanien und im Norden die Sachſen; da ſah ſich der König genöthigt, ſich nach Frankenland zurück zu begeben. Er überwinterte in Frankfurt

---

*) Das Capitulare Aquense vom Jahr 807 (§ 5) ſetzte hinſichtlich des ſächſiſchen Heerbannes genauere Beſtimmungen feſt. Bei einem Zuge nach Spanien oder Avarien ſollte der ſechste Mann, bei einem Zuge nach Böhmen der dritte kriegsgerüſtet ſein, bei Vertheidigung des Vaterlandes gegen die Soraben mußten ſich alle ſtellen. Schaumann (Geſchichte des niederſ. V. S. 283) knüpft hieran die Anſicht: „Es ſcheint allgemeiner Grundſatz geweſen zu ſein, den Heerbann eines einzelnen Volkes hauptſächlich nur gegen die dieſem angrenzenden Nachbarn zu verwenden.“

am Main, hielt dort im Jahr 794 einen Kirchentag, wo die Lehre des ſpaniſchen Biſchofs Felix v. Urgel über die Adoption (an Sohnesſtatt-Annehmung) des Menſchen Chriſtus verworfen ward, und wandte ſich ſodann mit zwei Heeren gegen die Sachſen. Er ſelbſt drang von Oſten, ſein Sohn Karl von Weſten her ein. Die Sachſen hatten ihre Streitkräfte auf dem Sinotfeld (Sendfeld bei Wunnenberg, ſüdlich von Paderborn und nördlich von Eresburg) zuſammengezogen, da erwarteten ſie ſchlachtfertig den Feind. Als ſie nun aber deſſen Uebermacht anſichtig wurden, erkannten ſie, daß ſie derſelben im offenen Kampfe erliegen würden, und ſo wählten ſie die alte Liſt ſcheinbarer Unterwerfung, gaben Geißeln und ſchwuren Treue. Wie wenig Karl ſich darauf verließ, bewies er durch neue Verheerungszüge, welche er in den beiden folgenden Jahren 795 und 796 unternahm. Er mochte das Land verwüſten, — das Volk war unverwüſtlich. Auch das Jahr 797 ſah ihn Sachſen nach allen Richtungen mit Mord und Brand durchziehen; er drang bis an die nördlichſten Theile zwiſchen dem Meer, der Weſer und der Elbe vor und fand es noch in demſelben Jahre für nöthig, wiederzukehren; da wurde ſein Heer durch's ganze Land für die Winterszeit vertheilt; er ſelbſt blieb gleichfalls in Sachſen; im feſten Heriſtelle an der Weſer, wo ſich während des langen Krieges ſtets eine fränkiſche Beſatzung behauptete und den Bekehrern, die dem Heere folgten, in allen Stürmen ſichere Zuflucht bewahrte, feierte Karl Weihnachten und Oſtern und empfing Geſandte ferner Fürſten. Schon nahte der Frühling des Jahres 798 und Mangel an Lebensmitteln nöthigte das Heer, die Winterlager zu verlaſſen; da mußte ſich Karl neuerdings überzeugen, wie wenig ſeine Nähe die Sachſen ſchreckte. Der Kern des Widerſtandes war nunmehr bei den überelbiſchen Nordleuten, welche verhältnißmäßig weniger gelitten hatten als ihre ſüdlicheren, den fränkiſchen Angriffen lange vorzugsweiſe ausgeſetzten Stammgenoſſen. Dieſe Nordelbinger benützten den günſtigen Augenblick; ſie ergriffen die vom König zur Handhabung der Rechtspflege abgeordneten Beamten und erſchlugen ſowohl die meiſten derſelben als auch einen Geſandten Karl's, welcher vom Hofe König Siegfried's eben durch Nordelbingen wiederkehrte. Zornentbrannt, — gewiß weniger über die Ermordung ſeiner Geſandten, als über den offenen Trotz des unverwüſtlichen Geſchlechts, welchen er endlich gebrochen wähnen mochte und der ihm nun plötzlich die Stirne bot, ſammelte Karl ſein Heer bei Minda (Minden), und verwüſtete alles Sachſenland zwiſchen Weſer und Elbe. Auch im folgenden Jahre, dem letzten des achten Jahrhunderts, erſchien Karl in Sachſen; in Paderborn hielt er Hof, erwartete und empfing dort den Papſt, verabredete mit Dieſem das weltgeſchichtliche Schauſpiel, womit das neue Jahrhundert eröffnet werden ſollte, und ſandte ſeinen Sohn Karl an die Elbe, um die ſlaviſchen Angelegenheiten und die der nordelbingiſchen Sachſen zu ordnen. Von nun an waltete Ruhe bis zum Jahre 802; da ging neuerdings ein Heer nach Sachſen, um Nordelbingen zu verwüſten. Zwei Jahre ſpäter (804) krönte Karl ſeinen mit eiſerner Beharrlichkeit durchgeführten Plan mit einer empörenden Gewaltthat. Mit großer Uebermacht kam er im Sommer des Jahres 804 nach Sachſen und drang nach der letzten Zufluchtsſtätte des nationalen Widerſtandes, nach Nordelbingen vor. Um denſelben zu entwurzeln, ließ er zehntauſend Sachſen, welche jenſeits der Elbe in Wihmuodi (Wigmodien, in den Gegenden von Bremen) wohnten, mit Weibern und Kindern aus der theuren Heimath vertreiben und weit von derſelben auf verſchiedenen Wegen jenſeits des Rheins nach Frankenland bringen, wo ſie auseinandergeriſſen und ſo, zu jeder ferneren Erhebung gegen den Gewalthaber unfähig, angeſiedelt wurden; jenes deutſche Land aber übergab er einem ihm befreundeten ſlaviſchen Stamme, den Obotriten; die ſaßen nun in Wagrien. Uebrigens wandte Karl dieſe Maßregel im Jahre 804 nicht etwa zum erſten Male an; ſchon im Jahr 794 hatte er den dritten Mann aus Sachſen nach Frankenland, desgleichen im Jahre 799 eine Menge Familien nach verſchiedenen Ländern ſeines Reiches abführen laſſen und das ſeiner rechtmäßigen Beſitzer beraubte Land an ſeine Treuen, Biſchöfe, Prieſter, Grafen und Lehensmänner vertheilt. — Mit jener Gewalthandlung endigte der Sachſenkrieg. Das Verhältniß der Sachſen zu Karl und zum Frankenreich wurde nun durch einen Vergleich geregelt, in welchem die Erſteren zwar die Oberherrlichkeit des Frankenkönigs eidlich anerkannten, als freie Genoſſen der Einheit des Frankenreichs einverleibt wurden und die fränkiſche Staatsreligion annahmen, anderſeits aber alle jene Volksrechte, welche mit dieſer Vereinigung in Einklang ſtanden oder in Einklang zu bringen waren, beibehielten.

Uebrigens ward den Sachſen für Alles, was ſie mit dem Aufgeben ihrer Sonderſtellung verloren, ein reicher Erſatz in dem Gefühl, welche Bedeutung ſie von nun an als wirkender Theil einer neuen großen Geſchichtsmacht einnahmen. Erſt in Folge ihrer Vereinigung mit dem Frankenreiche konnte von einer deutſchen Nation die Rede ſein, und der hohe, ernſte, unbeugſame Sinn des Sachſenſtammes für Sittengeſetz und Recht, für Freiheit und Nationalehre, dieſer Sinn, welcher ſich ſeither in herrlichen Thaten des Schwertes und des Geiſtes kundgab, der die trefflichen Eigenſchaften der anderen deutſchen Volksſtämme auf's Gedeihlichſte ergänzte und der durch die Macht der ſteten lebendigen Wechſelwirkung auch zur immer größeren Vervollkommnung derſelben beitrug, wie er wieder durch ihren Einfluß gewann, — das war der koſtbare Einſatz der Sachſen in den Geſammtſchatz deutſcher Nationalkraft.

4. Verhältniſſe des Frankenreiches zu den Slaven und Dänen.

Mit den Kriegen Karl's gegen die Sachſen ſtanden jene gegen die Slaven und die Dänen im engen Zuſammenhang.

Was die Slaven betrifft, ſo befolgte Karl die altrömiſche Staatskunſt: zu theilen, um zu herrſchen; er wußte, wie bei ſtammverwandten Völkern die natürlichen Beſonderungen zu unverſöhnlichen Gegenſätzen werden können, und er verſtand die Kunſt, ſolche zu Stande zu bringen und zu benützen. Anders in Beziehung auf die Dänen. Hier waltete natürliche Hinneigung zu den Sachſen, getragen durch gleichen Glauben; hier machte ſich in dem Ankampf, der zugleich Abwehr war, die Entwickelung der Selbſteigenheit geltend, während das ſlaviſche Weſen, in ſich ſelber unklar und uneins, dazu nicht kommen konnte. Betrachten wir nun zunächſt Karl's Verhältniß zu den Slaven. Eine Linie, welche ſich von der Oſtſee (bei Travemünde) an die Elbe (bei Lauenburg) zieht, dann mit dem Laufe der Elbe bis zur Saalemündung, hierauf aber jenem der Saale bis zum Fichtelgebirge folgt und ſich dann über den Böhmerwald erſtreckt, trennte die ſlaviſche Bevölkerung von der deutſchen. Folgende ſlaviſche Hauptvölker gränzten an das Frankenreich: die Obotriten (im heutigen Meklenburg), die Wilten (zwiſchen dem Belt, der Elbe und der Oder), die Soraben (an der Saale), die Czechen (in Böhmen) die Moravner (Mähren, an der Thaya). Unter dieſen ſlaviſchen Hauptvölkern ſtanden zunächſt die ſchwächeren, von den Sachſen und Dänen, ſowie von den Wilten bedrängten Obotriten in freundlichen Beziehungen zum Frankenkönig; der wider die Sachſen gemeinſame Vortheil verband beide. Unermüdlich halfen ſie Karl die Sachſen bekämpfen; dagegen ſtand er ihnen und den Soraben im Jahr 789 gegen die Wilten bei und es gelang ihm, dieſelben zur Zinsentrichtung zu zwingen. Aber beide Bundesgenoſſen kamen mehr oder minder in ein Unterthänigkeitsverhältniß zum Frankenreiche. Von den Soraben, nämlich von einem Theil derſelben, iſt dies gewiß; ſie ermannten ſich im Jahre 806 zu einem Aufſtand, wurden jedoch beſiegt und verloren ſowohl ihren Fürſten als auch ihre Selbſtſtändigkeit. Das Streben Karl's: die Herrſchaft über die ſlaviſchen Völker, welche die öſtliche Gränze des Frankenreiches bedrohten, herzuſtellen, gab ſich auch gegen die Czechen zu erkennen. Wie bereits erwähnt worden, ſtanden Dieſe, ſowie die benachbarten Mähren zur Zeit der Avarenkriege in freundlichen Beziehungen zu den Franken, ſlaviſche Heerhaufen halfen Letzteren den Sieg erringen, wodurch allerdings auch die Slaven dauernde Sicherheit gegen einen gefürchteten Nachbar zu gewinnen hofften. Ungeachtet dieſer guten Dienſte, welche die Czechen und Mähren den Franken geleiſtet hatten und obwohl von Seiten derſelben keine nachweisliche Veranlaſſung zu feindſeliger Behandlung gegeben worden war, rüſtete Karl, deſſen Scharfblick die Wichtigkeit der großen böhmiſchen Bergfeſte als künftigen Vorwerks des Frankenreiches wohl erkannt haben mochte, im Jahre 800 zahlreiche Streitkräfte zum Angriff auf Böhmen und im Jahre 805 ließ er drei Heere nach einem trefflich entworfenen Feldzugsplan anrücken. Sie fanden jedoch den nachhaltigſten Widerſtand, indem die Böhmen, jede entſcheidende Schlacht klug vermeidend, ſich in ihre feſten Plätze ſowie in die Wälder und Gebirge zurückzogen; mochten die fränkiſchen Heere auch immerhin in kleinen Gefechten ſiegen, im Allgemeinen ſahen ſie ſich darauf beſchränkt, das Land zu verwüſten, wodurch ſie ſelbſt jedoch den größten Nachtheil erlitten; denn in Folge davon trat ein ſolcher Mangel an Lebensmitteln ein, daß ſie ſich genöthigt fanden, Böhmen ſchon vierzig Tage nach dem Einfall wieder zu verlaſſen. Ein neuer Angriff im folgenden Jahre erlangte keinen beſſeren Erfolg. Ueberblicken wir die Ergebniſſe des Kampfes gegen die Slaven, ſo gewahren wir, daß Karl ſeinen Plan im Großen und Ganzen nicht erreichte.

Was das Verhältniß des Frankenreiches zu den Dänen betrifft, ſo tritt zuerſt der bereits erwähnte König Siegfried in den Vordergrund. Er beſchützte Karl's gefürchteten Gegner Wittekind, aber er vermied es, den Franken feindſelig entgegenzutreten. Nach ihm erſchien König Gottfried (däniſch: Göttrik) in ganz anderer Haltung. Die Verhältniſſe waren aber auch damals weſentlich verändert. Hatte Sachſen früherhin eine natürliche Vormauer gegen den Andrang der Franken gebildet, — jetzt war es dem Reiche geeinigt und noch dazu waren die den Franken befreundeten Obotriten in Nordelbingen als Vorpoſten des Reiches hingeſtellt. Das Streben Karl's, dies Reich zu vergrößern, hatte ſich nach allen Richtungen hin bereits kundgegeben; Gottfried durfte nicht ohne Grund beſorgen, daß auch die weitere Ausdehnung nach Norden in deſſen Plan lag. Er wartete den Angriff nicht ab, ſondern griff ſelber an; in ihm erſtand den Franken ein gefährlicherer Feind als mancher, den ihre Uebermacht beſiegt. Er begann ſeine Angriffe im Jahre 808 durch einen Einfall in's Gebiet der Obotriten; raſch bemächtigte er ſich einiger feſter Plätze und verwüſtete das Land, dann zog er ſich, als das Frankenheer nahte, nach Sliesdorp (Schleswig) zurück und errichtete zum Schutz ſeines Landes gegen Sachſen hin einen Gränzwall von der Oſtſee bis zur Nordſee.*) Auch Karl ſuchte die

---

*) Die Hauptbefeſtigung verband ſich (nach Dahlmann's Anſicht [Geſch. v. Dänemark. Hamburg 1840. I. S. 21 u. 22]) „durch die Schlei mit der Oſtſee und durch die Norder-Eider (Treene) mit der Weſtſee, alſo mit beiden Meeren nur mittelbar. Auf ſolche Weiſe entſtand ein Erdwall und ein Graben von nicht über zwei Meilen Länge, nur mit einem einzigen Thore, um Wagen und Reiter durchzulaſſen, verſehen, und mehrerer Arbeit bedurfte es kaum, denn von der einen Seite gab außer dem breiten und tiefen Meerbuſen, den die Schlei bildet, ein undurchdringlicher Wald Schutz, der im Süden der Schlei längs der Oſtſee durch die neu gewonnenen Sitze der Obotriten bis an die

Nordgränze ſeines Reiches durch Anlegung von feſten Plätzen zu ſichern und beſchloß einen Zug gegen Gottfried, als er im Jahre 810 die Nachricht erhielt, daß eine Flotte von zweihundert Dänenſchiffen das dem Frankenreiche zinsbare Friesland angegriffen, daß die kühnen Seehelden zuerſt die Inſeln verwüſtet, dann die Frieſen auf dem Feſtland in drei Treffen geſchlagen und einen Zins von hundert Pfund Silber von ihnen erzwungen hatten; Gottfried ſelber war nicht bei dieſem Zuge, aber es verlautete, er habe ſich gerühmt: bald werde er mit Karl in der Schlacht zuſammentreffen. Da führte der greiſe Karl ein ungeſäumt entbotenes Heer über den Rhein an die Weſer und ſchlug bei Verden, wo ſie die Aller aufnimmt, ſein Lager auf, den Dänenkönig hier erwartend und gewillt, ihm die Stirne zu bieten. Aber ſtatt Gottfried's kam die Nachricht, daß ihn Einer ſeiner Krieger erſchlagen und daß die Dänenflotte Friesland wieder verlaſſen habe. Gottfried's Nachfolger Hemming, ſeines Bruders Sohn, ſchloß ſogleich Waffenſtillſtand und im Frühling des folgenden Jahres 811 Frieden. Mit dem Fall Gottfried's aber war die däniſche Kraft für einige Zeit erſchlafft; Königsſöhne und Königsenkel nutzten ſie in Kämpfen um die Herrſchaft ab. Karl ſeinerſeits, hochbetagt und dem Ende ſeines Lebens entgegenſehend, begnügte ſich mit Friedens-Erneuerung (812), ſtatt jenen Zuſtand Dänemarks zur Erweiterung des Frankenreiches nach Norden zu benützen; die Eider bildete nun die Gränze zwiſchen dem Frankenreiche und den Dänen. Aber bangen Herzens blickte Karl in die Zukunft und mit Thränen in den Augen ſoll er geſagt haben: die kühnen Männer des Nordens (Normannen) würden ſeinen Nachkommen und ihren Unterthanen einſt großes Leid bereiten.

Trave lief, das „eiſerne Holz" bei Deutſchen und Dänen geheißen; hinter der Treene aber lag meiſt eine unwegſame, von Waſſern durchſchnittene Marſchgegend, und den freien, noch von Dänemark unabhängigen Frieſen, die den größten Theil davon einnahmen, war überhaupt nicht gut nahe kommen. Inzwiſchen muß man nach den Worten der Grundquelle annehmen, daß auch längs der Treene ein vermuthlich tieferer Wall lief."

5. Karl's des Großen Reich und deſſen Verfaſſung.

Wir haben nun geſehen, wie Karl bis in's hohe Alter bemüht war, das Frankenreich, welches er von ſeinem Vater überkommen, nach allen Richtungen hin zu einem chriſtlichen Weltreich auszudehnen. Es breitete ſich von der Eider bis zu den Pyrenäen und bis nach Italien hinein, von der Nordſee und vom atlantiſchen Ocean bis an die bereits erwähnte ſlaviſche Völkerwelt, längs der Elbe und Saale, des Fichtelgebirges und Böhmerwaldes bis in Ungarn und in die öſtlichen Alpenländer hinein. Dieſe ungeheure Länderſtrecke, welche Völker verſchiedenſter Abſtammung umfaßte, überblickte ein gewaltiger Geiſt mit dem Gedanken, das große Ganze in ſtetem Zuſammenhange zu erhalten; er vergaß bei ſeiner Berechnung nur das Eine, Weſentlichſte, die lebendige Kraft der Nationalitäten, welche ſich wohl eine Zeit lang, ſo lang er lebte, gewaltſam an einander binden, aber nicht, wie er beabſichtigte, mit einander verſchmelzen ließen.

Um das Reich nach außen hin zu ſichern und die Neuerwerbungen zugleich der Reichseinheit enger zu verbinden, errichtete Karl die Marken, d. h. er verwandelte die Gränzprovinzen und die eroberten Landſtriche in Vorwerke des Reiches; es erhoben ſich in den erſteren feſte Plätze mit Beſatzungen und an der Stelle der durch Kriege und andere Bedrängniſſe bedeutend verringerten urſprünglichen Bevölkerung wurden Deutſche angeſiedelt, es wurde dann in den letzteren die befeſtigte Gränze weiter vorgeſchoben. Nicht bloß alle dieſe Verhältniſſe erforderten eine ausſchließlich denſelben gewidmete ſtarke und achtunggebietende Gewalt eben ſowohl in Beziehung auf bürgerliche Verwaltung, wie hinſichtlich des Kriegsweſens, — auch die Beziehungen zu den benachbarten Völkern und deren Fürſten machten eine ſolche nöthig, damit das Doppelband, welches dieſelben, als Verbündete oder Unterworfene, mit dem Frankenreiche verknüpfte, das der Abgaben- und Heerbannspflichtigkeit, nicht gelockert oder ganz gelöst würde. Dieſe Gewalt nun legte Karl in die Hände von eigenen Beamten, „Gränzgrafen“ oder „Markgrafen“ (marchio, dux, dux limitis); Dieſe ſaßen anfänglich in einem der Gränze nächſtgelegenen feſten Platze einer alten Provinz und überwachten von da aus die Gränzländer, die Eroberungen und die Verbündeten, welche ihnen in Beziehung auf die Kriegspflichtigkeit wie eine Art von Lehnsmännern des Königs unterſtanden. Solche Markgrafen waren in den den Avaren entriſſenen Gebieten von der Donau bis zum adriatiſchen Meer, von welchen die nördliche Gränzgrafſchaft (Avarien, die Länder zunächſt der Donau), von Lauriacum (Lorch) in Oeſterreich, die ſüdliche (Kärnthen, die Drau- und Save-Länder) von Friaul aus verwaltet wurde, — in Regensburg für die Gränzmark gegen die ſlaviſchen Nachbarländer, in Erfurt für die thüringiſche Mark (den limes sorabicus) in Magdeburg gegen die Slaven am rechten Elbufer und in Altenzelle (Schesla) gegen jene am linken, in Bardewik für die ſächſiſche Gränze (limes saxonicus) gegen die Slaven zwiſchen der Bille und Elbe, gegen die Oſtſee und weiter in's Innere hin; es gab ferner ein Vorwerk gegen die Britonen zwiſchen Loire und Seine und die hiſpaniſche Mark bis an den Ebro. Dieſe Marken bildeten zunächſt ein äußeres Band; ſie wurden aber auch nachhaltig wichtig für die ſpätere Entwickelung der Reichsverfaſſung, indem ſowohl die Zahl der Marken vermehrt, als auch die politiſche Macht der Markgrafen durch Vereinigung mehrerer Gaugrafſchaften unter der Verwaltung eines und deſſelben Markgrafen vergrößert wurde.

Das Streben Karl's in Bezug auf die Reichseinheit ging von der Anſchauung aus, daß der Herrſcher der lebendige Mittelpunkt des Reiches und die eigentliche Quelle alles Rechtes, aber auch deſſen gewaltiger Hort ſei, und zwar um ſo mehr, da ſein Beruf ein unmittelbar von Gott verliehener, was die Kirche durch Weihe und Salbung darſtellte. Dieſe eine Grundanſchauung ſollte nun die ſämmtlichen zur Reichseinheit gebrachten Volksſtämme durchdringen und wir werden ſpäter ſehen, wie ſie durch die feierliche Uebertragung eines weltgeſchichtlichen Namens, welcher den Inbegriff der höchſten Majeſtät ausdrückte, auf den Frankenkönig einen beſtimmten Ausdruck erhielt. Jene Anſchauung und die derſelben entſprechende Reichsverfaſſung, welche Karl nicht neu ſchuf, ſondern nur aus den bisher entwickelten Einrichtungen in ſeinem Geiſte feſtgeſtaltete, ſtanden der alten Volksfreiheit entgegen, waren jedoch auch wider die Macht der Großen gerichtet; es ſollte verhütet werden, daß ſich eine neue Art von Majordomusgewalt bilde. Hierzu diente denn die Begünſtigung der Geiſtlichkeit einerſeits, anderſeits aber wieder deren Hereinziehen in das Beamtenthum, welchem ſich die weltlichen Großen gleichfalls bequemen mußten. Durch die Erſchaffung des Beamtenthums, welches von dem Willen des Königs abhing und die alte Volksfreiheit immer enger beſchränkte, wurde die Einheitlichkeit gefördert. Sollte aber auch deren Zweck, die Machtfülle des Königthums, erreicht werden, ſo war es nöthig, die ganze Provinzialverwaltung durch eine unmittelbar vom König abhängige Macht zu überwachen, welche es den einzelnen königlichen Beamten, den Grafen unmöglich machte, ſich allmälig eine dem Königthum gefährliche Stellung zu erringen.

Zum Zwecke der Provinzialverwaltung war nach der bisherigen Verfaſſungsentwickelung das ganze Reich in Gaugrafſchaften getheilt. Das Amt des Grafen, eines königlichen Beamten, welcher dem Gau vorſtand, umfaßte die Gerichtsbarkeit und den Heerbann im Namen des Königs über die Freien im Gau, während Adelinge, Biſchöfe und Stifter, ſowie die königlichen Kammergüter (wie wir früher bereits geſehen) „Immunität“ genoſſen, d. h. von der Grafengewalt befreit waren. Dieſe „Immunitäten“ enthielten übrigens die Keime der Auflöſung der Gauverfaſſung. — Der Graf und ſeine Stellvertreter richteten (wie bekannt) unter Königsbann; zu ungebotenem Ding kamen die Freien des Gaues nur drei Mal im Jahre zuſammen; den Vorſitz führte auch hier der Graf. Statt ſämmtlicher Freien fanden nun bei den ordentlichen Gerichten nur beſtimmte, dazu vom Grafen und vom Volk für jeden Gerichtstag beſonders gewählte und beſtellte ſtändige Schöffen (scabinei), mindeſtens ſieben, das Urtheil; außer ihnen mußten beim ächten Ding und durften beim gebotenen die ſchöffenbaren (zum Schöffenamt fähigen) Freien als „Rachinburgen“ zugegen ſein. Was den allgemeinen Heerbann betrifft, ſo befahl Karl, daß jeder Freie, welcher, den königlichen Befehl verachtend, die Heerbannspflicht nicht erfülle, den Königsbann verwirkte; er mußte nach fränkiſchem Geſetze die Buße für den vollen Heerbann mit ſechzig Gulden bezahlen. Die Geſetze über den Heerbann nahmen einerſeits auf die Entfernung vom Kriegsſchauplatze, anderſeits auf die Verhältniſſe des Grundbeſitzes Rückſicht. Wer wenigſtens drei Manſus (Hufen) Grundeigenthum beſaß, leiſtete den Kriegsdienſt und rüſtete und verpflegte ſich für drei Monate auf eigene Koſten. Zwei Freie, von denen Jeder zwei oder Einer zwei Manſus und der Andere nur einen beſaß, verbanden ſich zur Ausrüſtung des Einen von ihnen; wenn von dreien Jeder nur einen Manſus beſaß, ſo rüſteten zwei den Dritten, desgleichen von ſechs, deren jeder einen halben Manſus beſaß, fünf den Sechsten. Ganz Grundbeſitzloſe ſchoſſen fünf Solidos zuſammen und fünf ſtellten den Sechsten. (Aus einem Pfund Silber ſchlug man 22 Solidos zu 12 Denaren.) Da nun die Vollziehung der Heerbannsgeſetze in die Hände des Grafen gelegt war (wie früher im Gemeindeſtaat des Gaufürſten), welcher die Freien ſeines Amtsſprengels auch in's Feld führte, ſo iſt es klar, daß er gerade in Bezug auf jene Fälle der Vereinigung, ſowie auch dann, wenn nicht alle Freien, ſondern nur eine beſtimmte Zahl derſelben aufgeboten wurden, einen ſehr entſcheidenden Einfluß üben, und, war die Heerbannspflicht für die ärmeren Freien ohnehin ſchon drückend genug, ſich noch manche Willkür erlauben konnte, ſo ſchwer laſtend, daß ſie ſich ihm lieber zu Vaſallen oder auf Amtsdienſt (ministerium) ergaben.

Um nun die Freien gegen die Willkür der Grafen und das Anſehen des Königs gegen deren Gelüſte nach Selbſtherrlichkeit zu ſchützen, wurden die bereits erwähnten Sendgrafen (missi) verwendet. Sie waren außerordentliche, meiſtens alljährlich vom König ernannte, mit beſonderen Verhaltungsbefehlen verſehene, reiſende Aufſichtsbeamte, welche ſowohl aus dem Laienſtande als auch aus der Hochgeiſtlichkeit genommen wurden (Grafen und Biſchöfe), von denen wieder der weltliche den geiſtlichen und umgekehrt überwachte; ihnen waren eigene, meiſt nach den Sprengelprovinzen abgemeſſene Amtsgebiete (missatica) angewieſen. Dieſe weltlichen und geiſtlichen Sendgrafen überwachten den Zuſtand der bürgerlichen und kirchlichen Provinzialverwaltung, ſie machten die Geſetze bekannt und ſorgten für deren Annahme in den Volksgemeinden, für deren Vollziehung und für die Ausführung der jezeitigen Heerbannsverordnungen insbeſondere; ſie beaufſichtigten die Ausübung der Gerichtsbarkeit und, indem ſie die höhere des Königs ausübten, halfen ſie allen Denjenigen zu Recht, welche gegen den Grafen, gegen deſſen Stellvertreter und Unterbeamten zu klagen hatten und entſchieden die von Dieſen unentſchieden gelaſſenen Sachen; ſie unterſuchten demgemäß förmlich das amtliche Verhalten der politiſchen und kirchlichen Beamten und hielten zu dem Zwecke im Maimonat Landtage, auf welchen die Beamten ſowohl (Biſchöfe, Aebbte, Advocati und Vicedomini, Grafen, Vicarien, Centenarien), als auch die königlichen Vaſallen und die Schöffen, gleichſam als die Vertreter ihrer Gemeinden erſcheinen; endlich hatten ſie auch die Aufſicht über die königlichen Güter und Einkünfte, desgleichen über die geiſtlichen Güter und über die von den letzteren, wie von den königlichen verliehenen Beneficien. Ueber den Zuſtand der Provinzen erſtatteten ſie dann auf dem Reichstage Bericht.

Die alljährlichen Reichstage bildeten den Mittelpunkt der Reichsregierung; alle Reichsangelegenheiten, weltliche wie geiſtliche, wurden mit den Reichsſtänden überlegt. Die Reichsgeſetzgebung mußte mit Zuſtimmung derjenigen Vertreter der einzelnen Länder geſchehen, welche daſelbſt die größte Macht und den bedeutendſten Einfluß hatten, damit die erlaſſenen und von allen Anweſenden unterſchriebenen Reichsgeſetze (capitularia) wirklich auch an Ort und Stelle keinen Widerſtand fanden, um dem Volksrecht gleichgeſetzt zu werden. Solche Vertreter (Reichsſtände) waren die geiſtlichen und weltlichen Großen, welche zugleich meiſtentheils Hof- und Staatsämter bekleideten und kraft derſelben oder auf beſonderen Befehl des Königs erſchienen. Außer den Geſetzen wurde auf der ordentlichen Reichsverſammlung, welche alljährlich im Frühling ſtattfand und mit dem Maifelde (campus madius) zuſammentraf, das ſchon ſeit Pipin an die Stelle des alten „Märzfeldes“ getreten war, auch der Plan der Reichsgeſchäfte für das ganze Jahr geordnet. Der König erſchien dabei entweder nach eignem Gutdünken oder auf die Bitte der Reichsſtände; von ihm gingen die Vorlagen aus, ihm wurden die Ergebniſſe der Berathungen zur Genehmigung unterbreitet. Zur Vergrößerung des Glanzes der Reichsverſammlung erſchienen bei derſelben außer den Reichsſtänden auch die Dienſtleute wobei der König mit den angeſehenſten Großen und ſeinen vertrauteſten Räthen Vorberathungen pflegte und beſonders dringende Geſchäfte erledigte. Bei Gelegenheit der hohen Kirchenfeſte, welche der König, umgeben von einem großen Hofſtaat, bald in dieſem, bald in jenem Biſchofſitze glanzvoll feierte, wurden Hoftage gehalten, wozu die Dienſtmannen eingeladen waren. Von der Berathung der rein geiſtlichen Angelegenheiten blieben auf Reichstagen die weltlichen Großen ausgeſchloſſen; damit befaßten ſich nur die Biſchöfe und Aebte; wo die geiſtlichen Verhältniſſe die bürgerlichen berührten, nahmen auch die weltlichen Reichsſtände an der Berathung Theil. Uebrigens behielt ſich der König ſein Recht der Regierung und der Oberhoheit auch in Bezug auf die rein kirchlichen Angelegenheiten vor; er betheiligte ſich ſogar an der Unterſuchung und Entſcheidung bei Glaubensſachen und erſt durch ſeine Zuſtimmung erhielten die Beſchlüſſe der Biſchöfe und Aebte (ſowohl auf Reichstagen als auf Provinzialſynoden, die nicht ohne ſeine Genehmigung abgehalten werden durften,) verbindende Kraft; — ſo wahrte er denn auch ſeine Hoheitsrechte bei der Beſetzung der Bisthümer und Abteien und bei der Gerichtsbarkeit über die Biſchöfe, welche einer Behörde aus ihrer Mitte zuſtand.

Wenn nun durch die Mitwirkung der Reichsſtände an der Reichsregierung das alte Recht des Volks gänzlich verdrängt zu ſein ſchien, ſo erkannte Karl gleichwohl, daß er des Volkes bedurfte, um die Regierungsgewalt bei ſeinem Hauſe erblich zu erhalten; ein Rückblick auf die Vergangenheit belehrte ihn ja, wie leicht die Großen geneigt waren, ſich das Recht anzumaßen, allein über die Krone zu verfügen. Um die Thronfolgeordnung gegen Uebergriffe der Großen zu ſichern, ließ er denn das altgermaniſche Recht des Volkes, den Thronfolger zu wählen und anzuerkennen, in Kraft, und deshalb mußte ſein Grundgeſetz über die Regierungsfolge vom Jahr 806 nicht bloß die Zuſtimmung der Reichsſtände, ſondern auch die des ganzen Volkes erhalten; — er verſäumte es jedoch, für die Mitwirkung des Letzteren beſtimmte Formen feſtzuſetzen.

Das Reichsgericht bildeten die Reichshofleute mit dem König, welcher den Vorſitz führte, über die Großen ſelbſt; ſie

Wichtige Mittel, welche dem König zur Erweiterung ſeiner Macht und zur Befeſtigung derſelben zu Gebot ſtanden, waren ſeine beſondere Dienſtmannſchaft und die Einkünfte. Indem der Vaſall, welcher vom König ein Lehen hatte, dieſem perſönlich zum Kriegsdienſte auf ſein Gebot verpflichtet war, indem ferner der Miniſteriale, welcher von ihm ein Hof- oder Kammergutsamt trug, durch Uebertragung eines Lehens auf Kriegsdienſt auch zum Vaſallen wurde, indem Große, welche Vaſallen des Königs waren, ſelbſt wieder Lehensmannen hatten, welche ſie dem König in's Feld führen konnten, ſo ergänzte dieſer dem König in perſönlicher Treuefolge zuſtehende Kriegsdienſt wie eine Art von ſtehendem Heer den allgemeinen Reichs-Heerbann. Indem aber anderſeits wiederum ſich mancher Freie einem weltlichen oder geiſtlichen Großen zum Vaſallen ergab und Kriegsdienſt leiſtete, um der drückenden Willkür des Grafen zu entgehen, und indem der König dies geſchehen ließ, verminderten ſich mit der Zahl der Freien die Stützen ſeiner Macht, denn eben auf der Treue der Freien beruhte alle Bürgſchaft, daß die großen Dienſtherren nicht aufhören würden, Unterthanen zu ſein. Wenn ein Freier ſich, um dem Heerdienſt zu entgehen, als Unfreier in den Dienſt und alſo auch in den Schutz der Kirche begab, bedurfte er dazu der ausdrücklichen Erlaubniß des Königs. Wir ſehen ſomit, wie ſich dieſe Verhältniſſe entwickelten, — ein doppeltes Aufgebot, das der allgemeinen Heerbannspflichtigkeit, welcher ſich auch die Kirche nicht entziehen konnte, wenngleich den Geiſtlichen der perſönliche Kriegsdienſt verboten war (die Pflichtigkeit, Mannſchaft zu ſtellen, haftete auf dem Kirchengut) und das der beſonderen Vaſallenpflichtigkeit! Noch wurde das Erſtere durch das Letztere ergänzt; aber es konnte nicht anders kommen, als daß das Erſtere mit der Zeit hinter dem Letzteren zurücktrat und an Bedeutung verlor.

Was nun die königlichen Einkünfte betrifft, ſo gab es im Frankenreiche keinen Staatsſchatz, ſondern nur einen Königsſchatz. Der König bezog nicht nur als der reichſte Grundbeſitzer von ſeinen Kammergütern die Bodenerträge und die Gefälle ſeiner Hinterſaſſen willigen Geſchenke, welche der König ſonſt auf dem Maifeld oder bei ſeinem Erſcheinen in einer Provinz zu erhalten pflegte, verwandelten ſich in eine Königsſteuer. Aber noch andere Laſten drückten, und zwar die Gemeinfreien am ſchwerſten, nämlich die Pflichten zur Verpflegung des königlichen Hofes, welcher noch ein wandelnder war, der Geſandten, die zum Hofe reiſten, der Sendgrafen, ſo lange ſie in ihrem Sendbezirk verweilten, ja wohl auch des Heeres.

6. Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums im oſtfränkiſchen Königthum.

Das morgenländiſche (griechiſche) Kaiſerthum, ob auch ſeine Beſitzungen in Italien nur noch höchſt unbedeutend waren, hatte gleichwohl ſeine alten Anſprüche noch keineswegs aufgegeben. Dagegen hatte jedoch der Frankenkönig thatſächlich einen großen, ja den größten Theil der zum weiland abendländiſchen Kaiſerthum gehörigen Länder in eine Reichseinheit gebracht und insbeſondere fiel der Umſtand in's Gewicht, daß er König von Italien, Patricius von Rom und Schirmvogt der römiſchen Kirche war, welche als Mutterkirche betrachtet wurde. Der Papſt, als Oberhaupt derſelben und als Inhaber des weltlichen Beſitzthums des heiligen Petrus, hatte den Schutz des Frankenkönigs gegen die Longobardenkönige bereits hinlänglich erprobt; er bedurfte jedoch auch nach dem Sturz der Letzteren noch den Schutz des gewaltigen Schirmvogts und zwar zunächſt gegen die Parteien in Rom ſelbſt, unter deren wechſelnden Kämpfen, Siegen und Niederlagen der Papſt perſönlich litt, ja ſogar ſtündlich an Leib und Leben bedroht war. So ſah ſich Leo III., welcher im Jahre 796 an Hadrian's Stelle den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, im Jahre 799 durch jene Partei bedroht, welche ihren zu Hadrian's Zeiten überwiegenden Einfluß verloren hatte und nun wieder zu erringen ſtrebte. Sie wagte es ſogar, bei einem kirchlichen Aufzug Hand an ihn zu legen, ihn zu mißhandeln und als Gefangenen in ein Kloſter zu bringen.

die inneren Verhältniſſe der Stadt einzugreifen, und welcher als Schirmvogt der römiſchen Kirche verpflichtet war, das Oberhaupt derſelben zu vertheidigen, begab er ſich nach Paderborn, wo Karl damals Hof hielt. Was beide Männer dort verhandelten, ſollten die Völker bald erfahren. Noch im November desſelben Jahres erſchien Karl in Rom, um zu richten und zu rächen, und in der That lagen genug Anſchuldigungen gegen Leo vor, welche eine richterliche Entſcheidung herausfordern mochten. Zu einer ſolchen ließ es jedoch der Papſt nicht kommen; denn welche Folgerungen für die Zukunft konnten ſich an die Thatſache knüpfen, daß ein weltlicher Fürſt über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit eines Papſtes in Bezug auf ſein Amt entſchied! Leo reinigte ſich von allen wider ihn erhobenen und zum Theil ſehr ſchweren Anſchuldigungen einfach durch einen Eid und dieſer genügte dem Frankenkönig, ſo daß er auf jede weitere Unterſuchung verzichtete. In der That: Karl hatte allen Grund dazu; — indem der Schirmvogt der Kirche der Verſicherung Glauben ſchenkte, für deren Wahrheit das Oberhaupt derſelben Gott ſelbſt zum Zeugen nahm, rechtfertigte er denſelben vor der öffentlichen Meinung der ganzen Chriſtenheit als unſchuldig Verfolgten, die Handlung aber, welche der Papſt nunmehr vornahm, war eben für die ganze Chriſtenheit berechnet. Am Weihnachtsfeſte des Jahres 800 befand ſich Karl im Gewand des römiſchen Patricius zu Rom in der Peterskirche zunächſt dem Altare. Da ſchritt Papſt Leo auf ihn zu und ſetzte die Kaiſerkrone auf ſein Haupt; das anweſende römiſche Volk rief: „Karl, dem Auguſtus, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiſer der Römer, Leben und Sieg!“ Hierauf brachte ihm Leo die „Adoration“ (Verehrung), er berührte mit der einen Hand ſeine Lippen, mit der andern die Hand Karl's und neigte ſich vor ihm. Von nun an wurde Karl als „Imperator“ und „Auguſtus“ begrüßt; in Briefen und Urkunden hieß er „der unbeſiegteſte König der Franken und des römiſchen Reiches Regierer“, der „Imperator Cäſar“, der „**triumphator semper augustus**“, der „große friedebringende Kaiſer“, „der Fromme“, „der Glückliche“. Die Krönung wurde als von Gott ausgehend zugleich das Recht: die römiſche Kaiſerwürde zu verleihen, zuerkannt; vielmehr nahm man an, daß Karl das Recht auf dieſelbe den deutſchen Franken erworben habe, und betrachtete ſie als auf Auſtraſien (Oſtfranken), dem deutſchen Mittelpunkt des Frankenreiches haftend. Schon in dem erſten Capitulare des Jahres 802 befahl Karl, daß Jedermann im ganzen Reiche, geiſtlich und weltlich, den ihm früher als König geleiſteten Eid ihm jetzt als Kaiſer zu leiſten habe und daß Allen der große Umfang von Pflichten, welchen dieſer Eid enthalte, klar gemacht und in's Gemüth geprägt werden ſollte.

Durch den feierlichen Anſchluß an die Germanen war nun vollſtändig der Verband Roms mit dem griechiſchen Kaiſerthum gelöſt und dem Letzteren für immer abgeſprochen, über das Reich zu herrſchen, welches in Rom und durch Römer gegründet worden war und von den Griechen niemals für die Dauer hatte geſchützt werden können; — mit dieſer politiſchen Trennung aber entfaltete ſich zugleich die kirchliche, und der morgenländiſchen Chriſtenheit trat nun erſt der ſtaatlich-kirchliche Verband der beiden Hauptnationen des chriſtlichen Abendlandes, der Germanen und Römer, als ein neues Ganzes, als ein durch die Religion heiliges Reich entgegen, welchem der Gedanke zu Grunde lag, daß es der Anfang eines neuen Europas ſein ſollte. Dieſer Gedanke konnte jedoch nicht zur Ausführung kommen, weil die Macht des Frankenreiches, auf welcher allein die Möglichkeit derſelben beruhte, nach dem Tode Karl's wieder verfiel und weil das Papſtthum eine der höchſten Majeſtät des weltlichen Reichsoberhauptes untergeordnete Stellung ſeinem ganzen geſchichtlichen Entwickelungsgange nach nicht ertragen konnte, ſondern vielmehr die höchſte Majeſtät in ſich ſelbſt darzuſtellen ſuchte, ausgehend von der Vorausſetzung, daß die weltliche Macht von der göttlichen verliehen und abhängig und daß die geiſtliche die ſichtbare Erſcheinung jener göttlichen ſei. Der nationale Gegenſatz des germaniſchen und des romaniſchen Weſens endlich war durch die Herſtellung eines Germanen-Römerreiches, deſſen politiſcher Schwerpunkt in Deutſchland und deſſen kirchlicher in Rom war, nicht ausgeglichen, ſondern wurde vielmehr bis zu einem Wettkampf beider um die Herrſchaft des lichung jenes kühnen Grundgedankens in der urſprünglich beabſichtigten Form vereitelt wurde.

Fünfmal war Karl verheirathet, zuerſt mit Himiltrud, die ihm einen Sohn, Pipin den Buckligen, gebar, dann mit der longobardiſchen Königstochter Deſiderata, nachher mit der Alemannin Hildegard, von welcher er drei Söhne, Karl, Karlmann und Ludwig, und fünf Töchter hatte, nach ihrem Tode mit der vielgehaßten Frankin Faſtrada und endlich mit der Alemannin Luitgard; außerdem pflog er mit drei Frauen Gerſuind, Regina und Adelind vertrauten Umgang. Ihm, der im finſteren Zwiſt mit dem Bruder gelebt, der deſſen verwaiſte Kinder der Herrſchaft beraubt, der fühllos zwei Frauen verſtoßen und den Schwiegervater im Kloſterkerker begraben, bereitete ſein Erſtgeborner Pipin Vergeltung. Tief hatte er Dieſen gekränkt, da er im Jahre 781 ſeine Söhne Karlmann und Ludwig nach Rom brachte, wo Karlmann den Namen Pipin und das Königreich Italien, Ludwig die Krone Aquitaniens erhielt. Den heißen Groll Pipin's des Mißgewachſenen, welcher ſich ausgeſchloſſen ſah und dem begünſtigten Karlmann ſogar ſeinen Namen laſſen mußte, mochten widerſpänſtige Große ſchüren; Karl's Erſtgeborner verſchwor ſich (792) gegen den Vater. Aber ſein Anſchlag wurde entdeckt, Pipin durch reichstägliches Urtheil zum Tode verdammt, aber begnadigt, zum Mönch geſchoren und in die Abtei Prüm verſchloſſen. Die drei begünſtigten Söhne Karl, Pipin und Ludwig ſchlugen Karl dem Großen ſeine Schlachten; er hatte Grund genug, zumal auf die beiden Erſteren mit Freuden zu blicken, wenn auch Mißverſtändniſſe oder Eiferſucht zwiſchen ihnen walten mochten. Dieſen drei Söhnen beſtimmte er im Jahre 806 das Reich und zwar alſo, daß Pipin das fränkiſche Italien mit den alemanniſchen und baieriſchen Alpenländern bis zur Donau, Ludwig Aquitanien mit der ſpaniſchen Mark, Karl, der Aelteſte, alles Uebrige, alſo das deutſche Oſtfranken und das romaniſche Neuſtrien erhielt. Karl's Abſicht war dabei, die Trennung der Nationalitäten zu verhindern und in Kriegsfällen raſche wechſelſeitige Unterſtützung zu ermöglichen. Kühn und hochſtrebend, ganz im Geiſte ſeines Geſchlechts waltete Pipin in Italien; das Aufſtreben der weltlichen Macht des Papſtes ſuchte er niederherrſchenden Einfluſſe des Patriarchen von Aquileja im Jahre 697 einen eigenen Herzog erwählt, wo ſich allmälig der Zuſammenhang mit dem griechiſchen Kaiſerthum gelöst und die weltliche Macht jenes Herzogs über die geiſtliche des Patriarchen von Aquileja die Oberhand gewonnen hatte, bekämpfte Pipin im Jahre 809. Bald nachher (810) ſtarb er, viel bedauert, einen Sohn, Bernhard, und fünf Töchter hinterlaſſend. Ein Jahr nachher folgte ihm ſein älterer Bruder Karl im Tode. Jener Bernhard wurde im Jahre 812 vom Großvater vorerſt zum Statthalter des italiſchen Reiches beſtimmt.

Der greiſe Kaiſer, tiefgebeugt vom Verluſte der beiden kraftvollen Söhne, der geliebten älteſten Tochter Rothrud († 810), fühlte das Ende ſeiner Tage nahen. Jagd, Reiten, Schwimmen waren Zeit ſeines Lebens ſeine liebſte Erholung, waren ſeine Erkräftigung geweſen; faſt keiner konnte es ihm zuvor thun. Im Jahre 813, als er in den Ardennen jagte, gemahnte ihn eine Fußgicht, daß das Alter die Kraft ſeiner Geſundheit gebrochen; geneſen kehrte er nach ſeinem liebwerthen Aachen. Dorthin berief er, ſeines nahen Endes und der Zukunft ſeines Reiches und Geſchlechtes gedenkend, im September ſeinen jüngſten Sohn Ludwig, den einzigen, welcher ihm geblieben, und alle Große aus ſämmtlichen Provinzen, die Grafen und Gränzgrafen, die Adelinge, Biſchöfe, Äbte, Prieſter, Diakonen zum Reichstage. Da wurde das letzte Capitulare Karl's des Großen „in Betreff der für die Kirche Gottes und das chriſtliche Volk nothwendigen Angelegenheiten“ berathen, beſchloſſen und genehmigt. Dies Reichsgeſetz ſtellte die Stände- und Rechtsverhältniſſe feſt, ſchärfte die Heiligkeit des Eides durch ſchwere Strafe für Meineid ein und beſtimmte den Königsbann in allen ſeinen bindenden Gewalten. Hierauf gab Karl ſeinen Willen zu erkennen, daß ſein Sohn *Ludwig* Mitherrſcher werden und nach ſeinem Tode *die Kaiſerwürde* erhalten ſollte. Alle, vom höchſten bis zum geringſten Mann, erkannten darin einen Wink des Himmels und gaben ihre Zuſtimmung. Nun begab ſich der alte Kaiſer am nächſtfolgenden Sonntage, im Königsgewande, die Krone auf dem Haupte, in die Kirche, welche er gebaut, und kniete mit ſeinem Sohne vor dem Hochaltare nieder, auf welchem ſich eine goldene Krone befand. Es beteten Vater und Sohn, dann erhob der Erſtere im Kreiſe der Biſchöfe und Großen die Stimme und ermahnte den Erben des Reiches und der Kaiſerwürde zur Gottesfurcht, zur Verwaltung und Beſchützung der Kirche, zur Ehrfurcht gegen die Prieſter, zur Liebe gegen die jüngeren Geſchwiſter und Verwandten und gegen das Volk, insbeſondere: den Armen Vater zu ſein, zur Ernennung getreuer, gerechter, gottesfürchtiger Beamten, zu allezeit tadelloſem Wandel vor Gott und den Menſchen. Und als nun Ludwig auf des Vaters feierliche Frage, ob er jene Pflichten erfüllen wolle, es gelobt hatte, da hieß ihn Karl, die Krone vom Altare nehmen und ſie mit eigenen Händen ſich auf's Haupt ſetzen, alles Volk aber forderte er auf, ihn als König und Kaiſer zu begrüßen. Alſo geſchah's und ein Gottesdienſt beſchloß die feierliche Handlung. Hierauf entließ Karl ſeinen Sohn, reichlich beſchenkt, nach Aquitanien; ſeinem Enkel Bernhard verlieh er zur Statthalterſchaft Italiens auch noch den Titel eines Königs über dies Land; er ſelbſt blieb in Aachen und beſchäftigte ſich, das Ende ſeiner Tage erwartend, mit Gebet, mit Almoſenſpende und mit ſorgfältiger Verbeſſerung der Handſchriften der vier Evangelien. Schon früher (im Jahre 811).hatte er eine letztwillige Verfügung über die Vertheilung ſeiner Schätze nach ſeinem Tode oder nach etwaiger freiwilliger Zurückziehung vom Weltleben getroffen. Im Januar des Jahres 814 fühlte er ſich, nach einem Bade, vom Fieber ergriffen; er ſuchte ſich durch ſtrenge Enthaltſamkeit von Speiſe und Trank zu heilen, aber ſeine Schwäche nahm zu und am 28. Januar verſchied er, leiſe vor ſich hin ſprechend: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geiſt“. Tief ergriffen vernahmen die Völker die Kunde vom Tode des Kaiſers und laute Wehklage erhob ſich, als ſeine Leiche in der Marienkirche zu Aachen beigeſetzt wurde. Da ruhte nun Karl der Große, nicht im Sarge verſchloſſen, ſondern im Grabgewölbe auf einem Marmorſtuhle ſitzend, das Antlitz verhüllt, das aufrechte Haupt mit goldenem Diadem geſchmückt, die ſtattlichen Glieder angethan mit dem kaiſerlichen Prachtgewande, mit goldenem Schwerte umgürtet, die Pilgertaſche um ſeine Hüfte, auf den Knieen das Evangelienbuch, den goldenen Scepter und den goldenen Schild, einſt vom Pabſt Leo geweiht, vor ihm aufgehangen. Mit koſtbaren Spezereien und reichen Kleinodien ward das Grabmitten im Achteck des Münſters, mit der Inſchrift: „Carolo Magno“ ſeine Ruheſtätte.

Gleich wie Altrom ſeine Kaiſer in das Reich der Götter verſetzt hatte, ſo nahm das kirchliche Neurom den erſten Kaiſer des heiligen Germanen-Römerreichs in die Zahl der Heiligen auf.

7. Zuſtand der Bildung im Frankenreiche unter Karl dem Großen.

Wir haben Karl's kühne Entwürfe, ſeine Kämpfe und Siege, ſeine Staatskunſt und ſeine Regierungsmaßregeln betrachtet und ſeinen Charakter aus ſeinen Handlungen kennen gelernt. Wenn wir die Flecken, welche auf demſelben haften, nicht überſahen, ſo verlangt es die Gerechtigkeit, auch anzuerkennen, wie dieſe gewaltige Herrſchernatur, je mehr glückliche Erfolge ſie errang und je näher ſie dem hohen Ziele kam, um ſo mehr auch mit rieſiger Willenskraft dahinſtrebte, eine innere Neugeſtaltung der von ihm geeinigten Völkerwelt durch Entwüſtung der Geiſter wie des Bodens, durch Ausſaat von Bildung und Geſittung zu erſchaffen. Karl's raſtloſer Thätigkeitstrieb fand inmitten ſteter Kriege noch Zeit genug, die ungeheure ſchöpferiſche Aufgabe, welche vor ihm lag, zu ergründen und zu verwirklichen. Seine Meierhöfen ſollten gleichſam das Muſter der Landwirthſchaft für Jedermann im ganzen Reiche ſein; er ſelbſt überwachte den Betrieb derſelben bis in's Kleinſte und dem Manne, deſſen Herrſcherblick die Völkerverhältniſſe von der Eider bis zum Ebro und von den Rheinmündungen bis zur Theiß überſchaute, war es nicht zu gering, Feld- und Gartenbau, Geflügel- und Bienenzucht zu beachten. Sein Wille zwang die Natur, wie die Menſchen; auf ſeinen Befehl wurden Sümpfe getrocknet, Wälder gelichtet, der gewonnene Boden urbar gemacht. Wie hoffnungsreiche Saaten aus dem der Wildniß abgerungenen Grunde, — ſo erwuchſen Anſiedlungen rings um die ſchützenden Königspfalzen, rings um die Biſchofsſitze, Stifts- und Kloſterkirchen. Solche Gebäude, zu welchen auch die Wallfahrtsorte gehörten, wurden die Hauptpunkte für den Verkehr und Waarenabſatz im Reich; war dort beim jährlichen Feſte zur Erinnerung an die Einweihung der Kirche oder zur Ehre des Schutzheiligen der Meßgottesdienſt zu Ende, bei welchem ſich die Bevölkerung von nah und fern verſammelte, ſo begann der Jahrmarkt, der denn auch von der Meſſe den volksüblichen Namen entlehnte. — Zwei große Straßen des Welthandels durchzogen des Kaiſers Reich; die eine ſchlang ſich von Konſtantinopel, der Schwelle Europas und Aſiens, nach der Donau hin, folgte dem Lauf dieſes Stroms bis hinauf nach dem Hauptſtapelplatz Lauriacum (Lorch) an der Ennsmündung, von dort nach Regensburg; von da ſpaltete ſie ſich in zwei Züge, deren einer weiter der Donau ſtromaufwärts folgte, während der andere über Forachheim (Forchheim) und Erfurt in den Norden eindrang. Verband dieſe erſte Straße Deutſchland mit dem Morgenlande, welches ihm ſeine Gewürze, ſeine koſtbaren Seidenſtoffe, ſeine Gold- und Silbergeräthe und edlen Steine ſandte, ſo bildete der Rhein die Richtung der zweiten Hauptſtraße, welche Italien durch die Schweiz mit dem Norden verband. Da waren Straßburg, Speier und Worms die Hauptſtapelplätze und Mainz der Knotenpunkt, von welchem aus ein Zug den Rhein hinab, ein anderer den Main hinaufführte; für den Niederrhein war Köln ein Hauptſtapelplatz; zu Wyk de Duurſtede aber verband ſich der Rheinhandel mit der Küſtenſtraße, die aus dem Norden, von Schleswig her dahin und von dort aus wieder bis zur Seinemündung führte. Rhein und Donau zu verbinden, war (wie bereits erwähnt worden) Karl's Abſicht; doch wurde das begonnene Werk nicht vollendet. Ein anderes, deſſen Ausführung zehn Jahre gekoſtet und welches Jahrhunderten trotzen zu können ſchien, eine auf den Grundlagen alter römiſcher Steinpfeiler von Holz erbaute Brücke über den Rhein bei Mainz, wurde binnen drei Stunden durch eine Feuersbrunſt zerſtört.

Die Kunſt, deren herrliche Denkmale aus der Römerzeit Karl in der alten Kaiſerſtadt Rom und in Italien kennen gelernt, ſollte nach ſeinem Willen auch in Deutſchland ähnliche erſchaffen; er berief fremde Künſtler in unſer Vaterland, ließ aus Italien Säulen und Bildſäulen kommen und verwendete ſeine Schätze, um an den Orten, wo er am liebſten die hohen Kirchenfeſte feierte, Hof hielt und Reichs- und Hoftage veranſtaltete, prachtvolle Paläſte und Kirchen zu erbauen. So erhoben ſich Kaiſerpfalzen in Ingelheim, in Nymwegen und in Aachen, wo er um der warmen Quellen willen mit beſonderer Vorliebe lebte. Von der Kaiſerpfalz zu Ingelheim wird berichtet, daß hundert Säulen die Decke trugen und daß an den Wänden Bilder prangten, welche Gegenſtände aus der Weltgeſchichte darſtellten, — von jener zu Aachen, daß ſie reich mit Marmor und kunſtvoller muſiviſcher Arbeit verziert war; dort legte er auch ein Bad an, worin wohl für hundert Schwimmer Platz genug war. In Aachen gründete er im Jahre 796 die Marien- oder Münſterkirche, in welcher wir noch heute — wenn auch mannigfach verändert — die Kunſtrichtung jener Zeit wahrnehmen. Der Bau wurde von dem Abbt Anſigis von St. Vandrille bei Rouen geleitet und im Jahre 804 vollendet; Papſt Leo weihte die Kirche ein. Zum Muſter war die Vitaliskirche in Ravenna, ein Werk des Oſtgothenkönigs Theoderich, genommen; von Ravenna ließ Karl auch Säulen und Zierrathen, ja ſelbſt Theoderich's Reiterbildſäule herbeiſchaffen. Die Marienkirche zu Aachen iſt ein Achteck von 50 Fuß im Durchmeſſer und 100 in der Höhe, deſſen Wände von acht viereckigen Pfeilern getragen werden, mit einem ſechzehnſeitigen Umgang, welcher ſich um 30 Fuß niedriger in zwei Stockwerken erhebt und an der Oſtſeite eine gleichfalls in zwei Stockwerke getheilte Chor-Niſche, an der Weſtſeite eine Vorhalle mit zwei Seitenthürmen hat. Bei dem unteren Umgang, welcher mit kleinen niedrigen Kreuzgewölben bedeckt iſt, ſind von Pfeiler zu Pfeiler kräftige Bogen geſchlagen; bei dem von hohen Bogen geſchloſſenen oberen Umgang ſind je zwei Säulenpaare übereinander angebracht. Ueber dem Dach der Umgänge erhebt ſich dann das Achteck des Mittelbaues mit acht Fenſtern. Die Form, in welcher dieſer Kirchenbau und mancher andre aufgeführt, war urſprünglich wohl der runden der römiſchen Grabmäler nachgebildet und vorzugsweiſe im byzantiniſchen Reiche üblich, indem man den größeren inneren Raum einer Kirche rund oder achteckig anlegte und mit einer Kuppel überwölbte. Eine andere Bauform der chriſtlichen Kirchen, welche vorzugsweiſe in Italien üblich, war den altrömiſchen Kauf- und Gerichtshallen (Baſiliken) nachgebildet: ein länglicher Raum, an der Oſtſeite geſchloſſen mit einer halbrunden Niſche, wo ſich früher ein erhöhter Platz für den Richter befunden hatte und welcher jetzt für den Altar und die Sitze der Geiſtlichen beſtimmt war, wurde der Länge nach durch zwei oder drei Säulenreihen in drei oder fünf Abtheilungen (Schiffe genannt) geſchieden, deren mittleres höher als die anderen war und die Dachbalken trug; dadurch daß man zwiſchen der halbrunden Niſche und den Schiffen meiſtens einen freien Raum von der Breite des Mittelſchiffes anlegte, erhielt das Gebäude die Form eines ungleichſchenklichen Kreuzes; unter der Niſche befand ſich das gewölbte Grab des Heiligen. Dieſe Bauform, welche man die romaniſche nennt, kam bei den Franken ſchon frühzeitig auf und trat in der Folge immer mehr an die Stelle der zuerſt erwähnten. Sie entwickelte ſich durch Hinzufügung eines neuen Bautheiles, der Glockenthürme.

Mit gleicher Vorliebe wie die Baukunſt, förderte Karl auch die Bildhauer- und Malerkunſt, welche gleichfalls das Gepräge theils italiäniſcher, theils aber und zwar noch mehr byzantiniſcher Vorbilder an ſich trugen. Die Letzteren verbreiteten ſich insbeſondere in Folge des Umſtandes, daß im griechiſchen Reiche im 8. Jahrhundert der kirchliche Bilderdienſt, welcher bis dahin dort in voller Blüte ſtand, verworfen, die Bilder aus den Kirchen entfernt und die Künſtler, um der Verfolgung zu entgehen, genöthigt wurden, ſich aus der Heimath zu entfernen und nach dem Abendlande zu wenden. Dieſe byzantiniſche Bildkunſt war übrigens im tiefſten Verfall, ſie entbehrte der Erfindung und der Naturwahrheit, die Geſtalten, welche ſie in Stein oder Farbe darſtellte, waren gleichſam nur Zeichen für geheiligte Gegenſtände und an dieſen Zeichen trug man Bedenken auch nur die geringſten Aenderungen vorzunehmen, welche der Ueberlieferung widerſprachen; was ſolchen Werken der niedrigſten Kunſtſtufe an Ebenmaß, Schönheit, Ausdruck und Leben fehlte, das ſuchte man dann durch die größtmöglichſte Vollendung der äußerlichen Arbeit und durch die Pracht der Farben und des Goldes zu erſetzen. Vortheilhaft zeichnete ſich vor dieſer byzantiniſchen Richtung die italiäniſche aus, welche, obgleich auch die Anzeichen des verkommenen Geſchmacks tragend, dennoch in Zeichnung und Ausdruck, wie ſogar in Entlehnung heidniſcher Sinnbilder an die beſſere Zeit des Alterthums erinnerte. So wurde die bildende Kunſt nicht nach den Muſtern der ewig ſchönen griechiſch-römiſchen Meiſterwerke, ſondern nach geiſtloſen Vorbildern einer ſpäteren Zeit auf deutſchen

Boden verpflanzt. Bildhauerkunſt und Malerei ſtanden, wie überall, ſo auch in Deutſchland zunächſt im Dienſt der Religion; Gemälde ſchmückten den Altarraum, die Wände und Gewölbe, muſiviſche Arbeiten den Fußboden; Bilder verzierten die Evangelien- und Pſalmenbücher; Doppeltafeln (Diptychen) mit elfenbeinener Schnitzarbeit, wie ſich die prachtliebenden Römer des Alterthums derſelben zur Briefbewahrung bedient hatten, wurden zum Schmuck auf den Altar geſtellt, wo man von Zeit zu Zeit die im Inneren derſelben enthaltenen Namen von Märtyrern und Heiligen oder von frommen Verſtorbenen, von Geiſtlichen und Wohlthätern der Kirche an beſtimmten Tagen unter Gebetbegleitung verlas; aus dieſen Doppeltafeln ſind ſpäter die Altarbilder entſtanden, indem man die Flügel vergrößerte und innen mit Malereien verſah. Auch die Schreine für Reliquien, welche in der Kirche öffentlich zur Verehrung aufgeſtellt wurden, waren ein Gegenſtand der Kunſt, ebenſo die zahlreichen kirchlichen Geräthe, wie die Leuchter, die Rauchgefäße, die Kelche und die Gefäße zur Aufbewahrung der geweihten Hoſtie, ferner die Kanzeln, die Taufſteine, die Stühle der Biſchöfe und der Geiſtlichen.

Auch die Tonkunſt, beſonders die kirchliche, war ein Gegenſtand, auf welchen Karl ſeine Aufmerkſamkeit wendete. Um den Kirchengeſang zu veredeln, erbat er ſich vom Pabſte Hadrian zwei der beſten italiäniſchen Kirchenſänger, welche dann in Metz und in Soiſſons Schulen der römiſchen Geſangkunſt gründeten.

Karl ſchätzte und pflegte auch die Wiſſenſchaften und fand es ſeiner hohen Stellung nicht unwürdig, noch im reiferen Alter die Mängel der Erziehung durch Lernen zu verbeſſern. Er mühte die an's Schwingen des Schwertes gewöhnte Rechte zur Führung der Feder ab und lernte die Sprache, in welcher Homer und Pindar gedichtet, Sokrates Plato und Ariſtoteles gelehrt; der lateiniſchen, welche nicht bloß die allgemeine Kirchenſprache war, ſondern in welcher auch die Volksrechte ſowie die Capitularien niedergeſchrieben wurden, war er wohl kundig. Im Gefühl ſeines Herrſcherberufes, welcher auch das kirchliche Gebiet umfaßte, gab er ſich theologiſchen Wiſſenſchaften hin; die berühmte Schrift des Auguſtinus von der Gottesſtadt war ſein Lieblingsbuch; er überwachte Glaubensſätze und Glaubensbekenntniß, Gebete, Predigten und Tauſformeln. Von weltlichen Wiſſenſchaften ſchätzte er beſonders Geſchichte und

Sternkunde. Der Vervielfältigung der Bücher durch Abſchriften (eine Beſchäftigung der Mönche) widmete er nicht geringe Sorgfalt; er ſelbſt legte eine Bücherſammlung an. Aus Nähe und Ferne berief er tüchtige Gelehrte, wie Alcuin aus England, Peter von Piſa, den Longobarden Paul Warnefried, Riculf von Mainz, Adelhard von Corbie, Theodulf, Angelbert, Eginhard (ſeinen Geſchichtſchreiber), an ſeinen Hof, verſammelte ſie um ſich in traulichem Kreiſe und lernte gern von ihnen.

Ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit war die Schule, deren Leitung ſich damals noch ausſchließlich in der Hand der Geiſtlichkeit befand. Zur Förderung der Schulen erließ er eine Reihe von Geſetzen und Verordnungen, welche theils die Errichtung von ſolchen in den einzelnen Biſthümern und Klöſtern, ſowohl für den Volksunterricht als auch für die Ausbildung tüchtiger Geiſtlichen, theils die Bücher betrafen; ſo entſtanden die Schulen zu Paris und Tours, wo Alcuin, zu Fulda, wo deſſen Zögling Hrabanus Maurus ſeit 804 lehrte, zu Osnabrück, zu Zürich und zu Aachen; der Kaiſer verſchmähte es nicht, der Prüfung der Jugend beizuwohnen, die Fleißigen zu ermuntern und die Trägen zu tadeln.

Ob nun auch das Lateiniſche die allgemeine Kirchen- und Geſetzesſprache für das aus ſo verſchiedenen Nationalitäten beſtehende Reich war, ſo nahm ſich Karl doch der deutſchen Sprache in dem Bewußtſein, daß eben das deutſche Volksthum der Ausgang der Macht und Größe ſeines Geſchlechts, der Schwerpunkt ſeines Reiches und der Träger des Rechts auf das Kaiſerthum ſei, mit voller Entſchiedenheit an. Die deutſche Sprache kam nun allmälig bei Urkunden und Rechtshandlungen vor, wir beſitzen noch heute ein deutſches Sprachdenkmal aus jener Zeit, den Eid, welchen Pfarrgeiſtliche bei ihrer Einſetzung in's Amt dem Biſchofe ſchwuren. Katechismus und Katechismusrede, Homilie und Predigt ſollten (ſo gebot Karl zu verſchiedenen Malen auf's Dringendſte) in der Volksſprache (alſo für Deutſche in deutſcher) vorgetragen werden. So angelegen war Karl die Pflege der deutſchen Sprache, daß er ſelbſt ein Lehrbuch derſelben, ſowie ihre Reinigung und Bereicherung verſucht haben ſoll. So bedeutſam erſchien ihm der deutſche Volksgeſang, daß er — ungeachtet der Abneigung der Geiſtlichkeit gegen denſelben, — die uralten deutſchen Heldenlieder, welche ſich in mündlicher Ueberlieferung erhalten hatten, niederſchreiben, ſammeln und aufbewahren ließ. Dieſe großartige und wichtige Anregung, welche von dem Kaiſer ausging, verfehlte ihre nächſte Wirkung auf die Geiſtlichkeit nicht; den entſchiedenen Willen des Mächtigen ehrend, gab ſie ihren bisherigen Haß gegen die deutſche Volksdichtung auf und ſchenkte derſelben ihre Aufmerkſamkeit. Gleichwohl wäre ſolche Gunſt für deren Erhaltung unzureichend geweſen, wenn nicht eben das Volk ſelbſt, in ſchlimmen wie in guten Tagen, mit unerſchütterlich treuer Liebe dies ſein innerſtes Eigenthum, dies ſein einziges Kleinod, das ihm von ſeinem urſprünglichen Leben friſch und unverſehrt geblieben, bewahrt und in ſich verjüngt hätte.

Dieſe ſtille Thätigkeit unſeres Volkes iſt zu wichtig, als daß wir ſie nicht genauer in's Auge faſſen müßten; ſie iſt gleichſam als der tief im Inneren deſſelben vollbrachte Abſchluß der Völkerwanderung zu betrachten, gleichwie die Errichtung des germaniſch-römiſchen Kaiſerthums dieſen Abſchluß äußerlich darſtellt. Gewaltig waren die Eindrücke, welche die ungeheuren Geſchicke der Völkerwanderung in den Gemüthern jener deutſchen Stämme hinterlaſſen hatten, welche dieſelben überdauerten; aber auch die im Norden wohnenden und von der Völkerwanderung unberührt gebliebenen auch ſelbſt die ſkandinaviſchen Stämme erfaßte die tiefe Mitleidenſchaft, ſowie die Ueberlieferung von den großen Völkerkämpfen, von den erſchütternden Völkeruntergängen zu ihnen drang; wie wenn ein Glied des Körpers durch der Nerven wunderbare Veräſtung den Schmerz empfindet, den ein anderes durchzuckt, ſo bezeugte dieſe Mitleidenſchaft in den verſchiedenen Stämmen, daß ſie eines einzigen gewaltigen Körpers Glieder. In welcher Weiſe wurde nun die Ueberlieferung der Ereigniſſe von den Ufern des Po und der Etſch, des Rheins und der Donau zu den Küſten der Nordſee verpflanzt; in welcher Weiſe erneuerte ſie ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht? Den naturwüchſigen Germanen ward ſie zum Liede; die Sangesluſt erfaßte die einzelnen Kunden, geſtaltete ſie in friſcher und freiſchöpferiſcher Thätigkeit um und trug ſie weiter. Der wandernde Sänger brachte die Namen der Helden, brachte die einzelnen Ereigniſſe, wie der Volksgeiſt ſie aus ſeiner Anſchauung dichteriſch wiedergeboren, von Stamm zu Stamm; im „Singen und Sagen" reihten ſich dann die einzelnen Mären allmälig, ohne künſtleriſche Vorabſicht, naturgemäß nach einer gewiſſen inneren Verwandſchaft der Stoffe aneinander und ſo erwuchs im Volksbewußtſein aus der Geſchichte — die Heldenſage. Vom Süden, dem geſchichtlichen Boden, drang ſie nach dem Norden, wo noch die alte Götterſage in friſcher Herrlichkeit ſchimmerte; beide näherten und vereinigten ſich. Die Geſtalten der neuen aus der Geſchichte entſproßten Heldenſage, die Träger geſchichtlicher Namen und geſchichtlicher Thatſachen traten mit jenen der alten Götterſage in die engſte, fortan unlösbare Verbindung. Aber auch die einzelnen Sagen der verſchiedenen Volksſtämme, der Franken, der Burgunder, der Oſtgothen floſſen allmälig in einen Kreis zuſammen, und ihre Schwingungen berührten wenigſtens auch jene, welche ſich geſondert erhielten, den ſächſiſch-normanniſchen und den longobardiſchen. So tönte endlich in der mit der Götterſage verſchmolzenen Heldenſage der erſte Klang eines einheitlichen Volksgefühls, eines volksgeſchichtlichen Bewußtſeins. Zunächſt war es der aus der nordiſchen Götterſage von den Niflungen und aus den neuen Heldenſagen der Franken, Burgunder und Oſtgothen entſtandene große Sagenkreis, welcher zwar noch nicht in einem äußerlichen, aber doch bereits in einem innerlichen Zuſammenhang als lebendiger Ausdruck jenes Gefühls und Bewußtwerdens erſchien. Die bedeutendſten Geſtalten, welche in den einzelnen Mären dieſes großen Sagenkreiſes ſich ſammelten, waren einerſeits die geheimnißvollen, in übermenſchlicher grauenhafter Größe einherſchreitenden der nordiſch-germaniſchen Götterwelt, anderſeits die geſchichtlichen des völkergewaltigen Hunnenkönigs Attila, des Burgunderkönigs Gundaker und des Oſtgothenkönigs Theodorich. Die altheidniſchen Stoffe: der Untergang Sigurdhr's, der Fluch des der Unterwelt angehörenden Goldes, der ſich in der Gräuel blutigen Kette erfüllt, bis der Hort menſchlichem Erreichen wieder entzogen iſt, — verwuchſen mit den geſchichtlichen Ereigniſſen der Völkerwanderung, mit den Kämpfen zwiſchen Odoaker und Theodorich und der Vernichtung der Burgunder unter Gundaker durch Attila; an beide Hauptereigniſſe rankten ſich wieder die Ueberlieferungen von Ermenrich (Hermanarich), dem Oſtgothenkönig, und vom Siege der Sachſen über die von den Franken bedrängten Thüringer mit Irmenfried (Irnvrit) und Iring. In der die geſchichtlichen Ereigniſſe frei umdichtenden Heldenſage wurde Theodorich von Verona, der große

Oſtgothe, zum rieſigen, vielgeprüften „Dietrich von Bern“ wurde Hermanarich aus dem Geſchlecht der Amaler zu deſſen Oheim Ermenrich und Odoaker (im Volkslied „Sibich genannt) zu dieſes Ermenrich's ungetreuem Rath, der ihn verleitet habe, Theoderich aus Italien zu vertreiben; ſeines Erbreiches beraubt, ſei Theodorich zum Hunnenkönig Attila geflohen, nach langen Jahren mit großer Heereskraft wiedergekehrt und in einem neuen Kampf mit Odoaker bei Ravenna (in der „Rabenſchlacht“) abermals unterlegen. Die Sage machte ferner Hermanarich, Attila und Theoderich zu Zeitgenoſſen; ſie verwandelte Irnvrit und Iring in Dienſtmannen des Hunnenkönigs und dichtete den Untergang Gundaker's durch Attila, ſowie die ſpätere Unterwerfung der Burgunder durch die Franken in eine Vernichtung derſelben fern von der Heimath, im Hunnenreiche, um. Der ſchöne und ſtarke Sigurdhr der altheidniſchen Sage war eigentlich der freudige, ſiegreiche „Sonnen-,- Tages- und Frühlingsgott“ geweſen, die von der Waberlohe umſchloſſene, durch des Schlafdorns Stich in Zauberſchlaf verſenkte *) Walkyrie, welche er erlöſt, die Erdenjungfrau, von der er nach kurzer Brautluſt geſchieden; ihm ward das der Unterwelt entnommene Gold, die Mordſühne, vom Fluch des Todesgottes belegt, zum Verderben; ſeine Mörder waren die Niflungen, die Geiſter aus der Todtenwelt, die alles Lebende zu ſich in die dunkle Tiefe hinabzieht; dies war die eigentliche, urſprüngliche, die religiöſe Naturanſchauung der Germanen in großartigen Bildern ausdrückende Bedeutung unſerer urälteſten Sage. Sowie ſie ſich mit der aus geſchichtlichen Ueberlieferungen entſtandenen Heldenſage verſchmolz, wurde aus dem Gott der Held Siegfried, aus der Walkyrie Brunhilde die Heldenjungfrau, aus den Niflheimern grimme Helden; ſo wurde auch der gewaltige Gott Thor zum Helden Dietrich; — menſchliche Leidenſchaften, Liebe und Haß, Habſucht und Eiferſucht und dazu noch das germaniſche Treueverhältniß zwiſchen Gefolgherrn und Mannen traten an die

---

*) Dieſer bedeutſame Beſtandtheil der Götterſage hat ſich noch bis zur heutigen Stunde in dem lieblichen Volksmärchen vom „Dornröschen“ erhalten, welches, durch den Spindelſtich (den Stich des Schlafdorns) verzaubert und von Dornen umwachſen, ſchläft, bis ihm der Erlöſer kommt.

Stelle der geheimnißvollen Naturnothwendigkeit, und die ungeheuren Geſchicke erſchienen nicht mehr als das blutige Gewebe des dunklen Verhängniſſes, ſondern als die Folgen der mit Bewußtſein und freiem Willen begangenen Thaten. So entſprach der Umwandlung der heidniſchen Götterſage in die germaniſche Volksgeſchicke erfaſſende Heldenſage zugleich der Uebergang der alten Weltanſchauung in eine neue; das eigenthümliche Gepräge der Uebergangszeit gibt ſich in der Nibelungenſage durch die Beibehaltung altheidniſcher Grundzüge und chriſtlicher Faſſung kund. Wir werden ſpäter am geeigneten Orte die volksdichteriſche Vollendung jener uralten Sage betrachten; hier machen wir jedoch darauf aufmerkſam, wie die Namen der alten Götterſage, deren jeder ſeine Bedeutung hat, auf Namen von geſchichtlichen Perſonen übertragen wurden, welche zugleich Volksſtämme vertraten. So wurde Gunnar (d. h. Krieger) in den Burgunderkönig Gundaker (Günther) verwandelt, Atli (d. h. Ahn, Großvater) in den Hunnenkönig Attila, Jormunrekr in Hermanarich, von welchen bereits die durch Jernandes aufbewahrte gothiſche Sage meldete; Siegfried (Sigurdhr d. h. Siegwart) erſchien nun als Vertreter der niederrheiniſchen Franken, Hagen (Högni) als Dienſtmann der Burgunder.

Die älteſte Dichtung aus der Heldenſage, welche uns — wenigſtens in Bruchſtücken — erhalten worden, iſt das Hildebrandslied. Sowie es uns vorliegt, wurde es in dem 8. Jahrhundert von zwei Mönchen zu Fulda nach älteren Ueberlieferungen in heſſiſcher Mundart niedergeſchrieben. Den Inhalt desſelben bildete die Zwieſprach und der Zweikampf des alten Hildebrand mit ſeinem Sohne Hathubrand. Hildebrand, aus dem Geſchlecht der Wölſinge, Dietrich's von Bern Dienſtmann und Waffenmeiſter, war mit ſeinem Herrn, der vor Otacher's (Odoaker's) Haß entwichen, dreißig Jahre lang fern von der Heimath, wo er die Hausfrau und das unerwachſene Kind zurückgelaſſen, beim Hunnenkönig Etzel geweſen; als nun Dietrich ſeine Feinde beſiegt und in ſein Reich zurückkehrte, da kam auch der alte Hildebrand wieder und fand an der Gränze ſeinen Sohn Hathubrand, der ihn nicht kannte, ſondern, weil Seefahrer ihn todt geſagt, für einen Betrüger hielt, und ihm den Eingang wehrte; Hildebrand ſuchte den Sohn vom Streite abzuhalten und bot ihm als Gabe goldene Armringe; aber der Sohn wies ſie zurück und drängte zum Kampf; da warfen beide, Vater und Sohn, zuerſt die Eſchenlanzen wieder einander, dann griffen ſie zu den Steinäxten und hieben grimmig auf die weißen Schilde.

Das Lied lautet alſo:

	(Wortgetreue Ueberſetzung.)
»Ik gihôrta dhat seggen,	Ich gehôrte das ſagen,
dhat sih **u**rhêttun *)	daß ſich erbießen (d. h. herausforderten)
ænôn muotîn	zu einem Zweikampfe
Hiltibraht enti **H**adhubrant	Hiltibracht und Hadbubrand
untar **h**erjun tuêm.	unter Heeren zweien.
Sunufatarungôs	Sohn und Vater zuſammen
irô **s**aro rihtun	ihre Panzer richteten,
garatun sê irô **g**ûdhamun.	gerbten (d. h. bereiteten) ſie ihre Schlachtkleider,
gurtun sih irô suert ana,	gürteten ſich ihre Schwerter an,
helidos, ubar **h**ringa.	die Helden, über die Ringe (nämlich die der Kampfkleider),
dô sie to derô **h**iltju ritun.	da ſie zu dem Kampfe ritten.
Hiltibraht gimahalta:	Hiltibracht ſprach:
her was **h**êrôro man,	er war der hehrere Mann,
ferahes **f**rôtôro;	des Geiſtes der klügere;
her **f**râgên gistuont	er zu fragen geſtand (d. h. begann)
fôhêm wortum,	mit wenigen Worten,
huuer sîn **f**ater wâri	wer ſein Vater wäre
fireô in **f**olche.	der Männer im Volke.
. . . .**)	. . . .
»eddo huelihhes cnuosles du sîs.	„oder welches Geſchlechts du ſeiſt.
ibu du mi **æ**nan sagês	Wenn du mir Einen ſagſt,
ik mi dê ôdrê wêt,	ich mir die Andern weiß:
chind in **ch**uningrîche,	Du Kind, im Königreiche
chûd ist mi al irmindeot.«	kund iſt mir alles Erdenvolk.“
Hadubraht gima**h**alta,	Hadubracht ſprach,
Hiltibrantes sunu:	Hiltibrant's Sohn:
»Dat sagêtun m**î**	„Das ſagten mir
ûserê liut**î**:	unſere Leute,
altê anti frôtê,	alte und kluge,
deâ **ê**r hina wârun,	die eher von hinnen (d. h. geſtorben) waren,
dat **H**iltibrant **h**aetti min fater;	daß Hiltibrant hieß mein Vater;
ih **h**eittu **H**adubrant.	ich heiße Hatobrant.

---

*) Die in dickerer Schrift gedruckten Buchſtaben machen die Alliteration (ſiehe S. 71) anſchaulich.

**) Lücke in der Handſchrift.

Forn her **ô**star giweit,	Vordem er oſtwärts zog,
flôh her **O**tachres nid,	floh er Otacher's Neid,
hina miti **Th**eotrihhe	von hinnen mit Theoderich
enti sinerô **d**eganô filu.	und ſeiner Degen viele.
Her furlaet in **l**ante	Er verließ im Lande
luttila sitten	klein ſitzen
prût in **b**ûre,	die Braut (Frau) im Bauer (d. h. Gebäude, Haus)
barn unwahsan,	ein Kind unerwachſen,
arbeolaosa;	erbeloſe,
(her raet **ô**star hina), dêt.	er ritt oſtwärts von hinnen, und das Volk.
Sid **D**êtrihhe	Seither dem Dietrich
darbâ gistuontun	Darbungen (d. h. Verluſt) entſtanden
fateres mines,	meines Vaters,
dat was sò **f**riuntlaos man.	das war ein ſo freundeloſer Mann.
Her was **ô**tachre	Er war dem Otacher
ummet tiuri,	unmäßig theuer,
deganò **d**echisto,	der Degen (d. h. Helden) liebſter,
unti **D**eotrichhe	bis dem Dietrich
darbâ gistòntun.	Darbungen entſtanden.
. . . . *)	. . . .
Her was eò **f**olches at ente:	Er war ja am Ende (d. h. an der Spitze) des Volks,
imo was eò **f**ehta ti leop.	ihm war ja Gefecht zu lieb.
Chûd was her	Kund war er
chònnêm mannum;	kühnen Männern:
ni wânju ih, iu lib habbê.	nicht wähne ich, daß er noch Leib (Leben) habe.
. . . . **)	. . . .
Wittu, **I**rmingot,	Wittu, Menſchengott,
obana ab hevane,	oben ab dem Himmel,
dat **d**u nêo **d**ana halt	daß du nie noch mehr
mit sus sippan man	mit ſo verwandtem Manne
dinc ni gileitôs.«	Ding (d. h. Kampf) geleiteteſt.“
. . . . ***)	. . . .
Want her dò ar arme	Wand er da vom Arme
wantanê bougâ,	gewundene Spangen
cheisuringû gitân,	aus einem Kaiſerringe gemacht,
sò imo sê der **ch**uning gap,	ſowie ihm ſie der König gab,
Hûneò truhtin:	der Hunnen Herr:
»Dat ih dir it nu bi **h**uldi gibu.«	„daß ich es dir nun mit Hulde gebe.“
Hadubraht gimâlta,	Hadubracht ſprach,
Hiltibrantes sunu:	Hiltibrantes Sohn:
»Mit **g**êrû scal man	„Mit dem Gere ſoll

---

*) **) ***) Lücken in der Handſchrift.

geba infâhan.	man Gabe empfahn.
ort widar **o**rte.	Spitze wider Spitze.
Dû bist dir, **a**ltêr Hûn.	Du biſt dir, alter Hunne,
ummet **s**pâhêr;	unmäßig ſpähend (d. h. ſchlau),
spenis mih	ſpanneſt mich
mit dînêm **w**ortun, **w**ili mih	mit deinen Worten, willſt mich
dînû sperû **w**erpan;	mit deinem Speere werfen;
pist **a**lsô gialtêt man	biſt alſo gealterter Mann,
so du êwin inwit fôrtôs.	wie du ewigen Betrug führteſt.
Dat **s**agêtun mi	Das ſagten mir
sêolîdantê	Seefahrende
westar ubar **w**entilsæo,	weſtwärts über den Wendelſee *),
dat man **w**ic furnam:	daß ihn Schlacht wegnahm:
Tôt ist **H**iltibrant	Todt iſt Hiltibrand,
Heribrantes suno!«	Heribrantes Sohn.“
Hiltibraht gimahalta;	Hiltibracht ſprach,
Heribrantes suno:	Heribrantes Sohn:
»Wela gisihu **I**h	„Wohl geſehe ich
In dinêm hrustim,	an deinen Rüſtungen,
dat du **h**abês **h**ême	daß du habeſt daheim
hêrron gôten,	einen Herren gut,
dat du noh bi desemo **r**iche	daß du noch bei dieſem Reiche
reccheo ni wurti **)	Abenteurer nicht wurdeſt
. . . .«	. . . .
Welaga nu, **w**altant got!	Wehe nun, waltender Gott!
wêwurt skihit!	Wehſchickſal geſchieht!
ih **w**allôta sumarô	Ich wallete der Sommer
enti **w**intrô sehstic,	und Winter ſechszig,
dâr man mih eô **sc**erita	da man mich immer ſchaarte
in folc **sc**eotanterô,	in's Volk der Schießenden,
sô man mir at **b**urc ænigeru	ſo wie man mir in einiger Burg
banun ni gifasta.	den Tod nicht feſthielt.
Nu scal mih **s**uâsat	Nun ſoll mich mein eignes
chind **s**uertû hauwan,	Kind mit dem Schwerte hauen,
bretôn mit sinû **b**illjû	hinbreiten mit ſeinem Stahle,
eddo ih imo ti **b**anin werdan.	oder ich ihm zum Tödter werden.
Doh maht du nu a**o**dlihho,	Doch magſt du nun leichtlich,
ibu dir din **e**llen taoc,	wenn dir deine Kraft taugt,
in sus **h**êremo man	an ſo hehrem Manne
hrusti giwinnan,	Rüſtung gewinnen,
rauba birahanen,	Raub erbeuten,
ibu du dâr ênic **r**eht habês.«	wenn du dazu einiges Recht haſt.“
. . . .***)	. . . .

---

*) Das mittelländiſche Meer.

) *) Lücken in der Handſchrift.

»Der si doh nu **a**rgôsto	„Der ſei doch nun der ärgſte
ôstarliutô,	der Oſtleute,
der dir nu **w**iges warnê,	der dich nun des Kampfes warne,
nu dih es sô **w**el lustit.	nun dich es ſo ſehr gelüſtet.
Gûdea gi**m**einûn	Kampf gemeinſamen
niusê dê **m**ôtti,	genieße und die Begegnung,
hverdar sih derô **h**regilô	wer von beiden ſich der Gewänder
hiutû **h**ruomen muotti,	heute rühmen müſſe,
erdo deserô **b**runnônô	oder dieſer Brünnen (d. h. Panzer)
bêderô waltan.«	beider Gewalt haben."
Du lacttun se ærist	Da ließen ſie erſt
askim scritan,	mit Eſchen ſchreiten,
scarpên **sc**ûrim,	mit ſcharfen Schauern,
dat in dêm **sc**iltim stont.	daß es in den Schilden ſtand.
Do **st**ôptun to samane	Dann ſchritten ſie zuſammen,
staimbort chludun;	die Steinäxte erklangen;
hewun **h**armlicco	ſie hieben verderblich
hvittê sciltê,	weiße Schilde,
unti im irô **l**intûn	bis ihre Schilde
luttilô wurtun	klein wurden
gi**w**igan miti **w**âbnum.«	gemacht mit den Waffen.

. . . .

Hier bricht das alte Lied ab; doch wir kennen den Ausgang des Zweikampfes aus ſpäteren Umdichtungen, welche Jahrhunderte lang im Volksmunde fortlebten: der greiſe Held beſiegte ſeinen Sohn, doch tödtete er ihn nicht.

Wir haben geſehen, wie der Volksgeiſt die großen Ereigniſſe der Völkerwanderung und die hervorragendſten Heldengeſtalten aus jener Zeit in freier und eigenthümlicher Anſchauung erfaßte und ſich in der Heldenſage ebenſo ſehr die bedeutſamſten Reſte ſeines Lebens und Glaubens bewahrte, als er ſich in ihr des nationalen Zuſammengehörens bewußt ward, während gleichzeitig die Verbindung der deutſchen Stämme zu einer Reichseinheit durch die Waffenthaten der Franken errungen und durch Karl den Großen vollendet ward. Noch war die Freude der Sieger einerſeits und der Schmerz der Beſiegten anderſeits zu lebhaft, als daß Beide innere Ruhe zum Sinnen über die Größe und Bedeutung der vollbrachten Aufgabe finden konnten. Aber in allen deutſchen Stämmen war der tiefe Eindruck der Ereigniſſe geblieben und die Vorſtellung von der Größe jenes Mannes, in welchem ſie den Träger derſelben erblickten, wuchs immer höher in der Anſchauung der ſpäteren Geſchlechter. Der Volksgeiſt, nachdem er die Geſchichte der Völkerwanderung in Heldenſage umgedichtet, raſtete nicht in ſeiner Thätigkeit und bezeugte durch ſie ſeine eigene reiche Entwicklung, indem er jene große Umgeſtaltung, welche durch Karl den Großen ſich vollendet, in einer ſelbſtgeſchaffenen ſagenhaften Geſchichte dieſes Mannes ſich zum Bewußtſein brachte. Karl, der Begründer des auf Deutſchland haftenden heiligen Kaiſerreiches, erſchien in der Heldenſage als das Haupt der Chriſtenheit, als der ſiegreiche Vorkämpfer des Kreuzes, als der Bruder des Pabſtes Leo; ja, wie Chriſtum die zwölf Apoſtel umgaben, ſo ſchilderte ihn die romaniſche Heldenſage im Kreiſe von zwölf Heerespflegern, und Judas Iſcarioth erhielt ſein Abbild in dem Verräther Ganelon, durch deſſen Schuld der Markgraf Ruotland mit ſeinen Mannen im Thale Roncesvalles den Märtyrertod durch die Heiden (Mauren) gefunden. Die deutſchen Heldenlieder von Karl dem Großen ſind übrigens verloren gegangen, doch haben ſich die Stoffe derſelben in romaniſcher Umbildung erhalten und ſind dann ſpäter durch Ueberſetzung der Letzteren wieder in Deutſchland aufgetaucht. Die ſpätere deutſche Volksſage faßte Karl als den nicht geſtorbenen ſondern bloß in einen Berg entrückten unſterblichen Hüter des deutſchen Volkes, als Lenker ſeiner Schlachten auf; als ſolcher trat er an die Stelle des altheidniſchen Heervaters Wuotan, deſſen Namen noch Gutensberg in Niederheſſen trägt. Eine niederheſſiſche Sage von Karl's Entrückung in den Berg lautet alſo: „Karl war mit ſeinem Heer in das Gebirge der Gudensberger Landſchaft gerückt, ſiegreich, wie Einige erzählen, nach Andern fliehend, von Morgen her (aus Weſtphalen); die Krieger ſchmachteten vor Durſt, der König ſaß auf ſchneeweißem Schimmel *); da trat das Pferd mit dem Huf auf den Boden und ſchlug einen Stein vom Felſen, aus der Oeffnung ſprudelte die Quelle mächtig. Das ganze Heer wurde getränkt. Dieſe Quelle heißt Glisborn, ihrer kühlen klaren Fluth mißt das Landvolk größere Reinigungskraft bei als gewöhnlichem Waſſer. Der Stein mit dem Huftritt, in die Gudensberger Kirchhofmauer eingeſetzt, iſt noch heute zu ſehen. Nachher ſchlug Karl eine große Schlacht am Fuße des Odenbergs.

---

*) Odhinn-Wuotan ritt auch auf einem weißen Roß.

Das ſtrömende Blut riß tiefe Furchen in den Boden, (oft ſind ſie zugedämmt worden, der Regen ſpült ſie immer wieder auf), die Fluthen „wulchen“ zuſammen und ergoſſen ſich bis Beſſa hinab; Karl erfocht den Sieg; Abends that ſich der Fels auf, nahm ihn und das ermattete Kriegsvolk ein und ſchloß ſeine Wände. In dieſem Odenberg ruht der König von ſeinen Heldenthaten aus. Er hat verheißen: alle ſieben oder alle hundert Jahre hervorzukommen; tritt eine ſolche Zeit ein, ſo vernimmt man Waffen durch die Lüfte raſſeln, Pferde-Gewieher und Hufſchlag, der Zug geht an den Glisborn, wo die Roſſe getränkt werden, und verfolgt dann ſeinen Lauf, bis er, nach vollbrachter Runde, endlich wieder in den Berg zurückkehrt“ *). Eine andere Sage nennt als Karl's geheimnißvollen Aufenthaltsort den Untersberg bei Salzburg. Da ſitzt er am ſteinernen Tiſche, um den ihm der Bart zweimal ſchon wuchs; wenn er das dritte Mal herumgewachſen, werde der König erwachen, und ſeinen Schild an einen Baum auf dem Walſerfeld hängen, der ſchon dreimal umgehauen worden, aber dreimal aus den Wurzeln wieder erwachſen; wenn er wieder grünt, dann kommt das Welt-Ende; auf dem Walſerfeld wird eine Schlacht geſchlagen, worin die Böſen im ungeheuren Blutbad von den Guten erſchlagen werden, der Antichriſt erſcheint und der jüngſte Tag bricht an. Wer erkennt in dieſer Sage unter der chriſtlichen Neugeſtaltung nicht den uraltheidniſchen Kern vom Auszug Wuotan-Odhinns mit ſeinen Einheriar? So tief wurzelte die ureigne Anſchauung in unſerm Volk; in der That: ſie ſelbſt war jener Baum, der, wenn auch umgehauen, doch immer wieder als neuer emporſproßte.

8. Zerrüttung im Reiche Karl's des Großen unter Ludwig I., „dem Frommen“.

Von der Sage wenden wir uns wieder zur Geſchichte. Wir betrachten jetzt die Zeit, in welcher die Lostrennung unſerer deutſchen

---

*) Derſelbe Grundgedanke wie bei der Sage vom Auszug des Rodenſteiners im Odenwald.

Nationalität aus der von Karl errungenen Völkereinigung und die Selbſtſtändigkeit derſelben in einem eigenen Reiche vorbereitet ward.

Der Sohn und Nachfolger des gewaltigen Karl, der weiche, mit einem Hang zur Schwermuth belaſtete Ludwig neigte ſich, von der Geiſtlichkeit erzogen, auch willig ihren Einflüſſen zu, und wie trefflich ſie dieſe zu benutzen verſtand, das ſah die Welt bereits im zweiten Jahre nach Karl's Tode. Gar wohl hatte der Papſt die Bedeutung jener Krönungshandlung zu Aachen im Jahre 813 begriffen; nun galt es, den Eindruck, welchen ſie auf die Völker hervorgebracht haben mußte, zu verwiſchen und die Anſicht herzuſtellen: daß die rechtmäßige Erlangung der Kaiſerwürde an die Krönung durch den Papſt gebunden ſei. Leo's Nachfolger, Papſt Stephan V. ſuchte deßhalb den frommen Ludwig zu bewegen, daß ſich Dieſer noch einmal, und zwar von ihm krönen laſſe. Zunächſt mußte das römiſche Volk Ludwig den Eid der Treue leiſten, dann erſchien Stephan V. ſelbſt im Jahre 816 an deſſen Hofe zu Rheims; freudeerfüllt eilte Ludwig dem Papſte entgegen, warf ſich ihm dreimal zu Füßen und begrüßte ihn mit den Worten: „Geprieſen ſei, der da kommt im Namen des Herrn"; worauf der Papſt erwiederte: „Gelobt ſei Gott der Herr, der meinen Augen vergönnte, einen zweiten König David zu ſchauen"; Kaiſer und Papſt umarmten und küßten ſich. Schon am nächſten Sonntage weihte der Papſt in der Kirche vor der Meſſe Ludwig zum Kaiſer und ſetzte ihm eine goldene, mit koſtbaren Edelſteinen geſchmückte Krone, welche er mitgebracht hatte, auf's Haupt. Feierlich begrüßte er dann Ludwig's Gemahlin Irmengard als Kaiſerin und krönte auch ſie. Es ſchien, als ob Stephan V. nur beſtimmt geweſen ſei, dieſe eine, folgenſchwere Handlung zu vollziehen; kaum war er zum Papſt gewählt, ſo vollzog er ſie, und kaum hatte er ſie vollzogen, ſo ſtarb er (817).

Wie Ludwig durch ſeine Nachgiebigkeit gegen den Papſt das letzte Werk ſeines Vaters zerſtört hatte, ſo zertrümmerte er auch, den Anmuthungen der Großen nachgebend, die von ſeinem Vater gefeſtete Reichseinheit. Stark von Körper und ſtattlich anzuſchauen, war er unſelbſtſtändig an Geiſt, und wie der Geiſtlichkeit zu Willen, ſo zeigte er ſich unfähig, den Einflüſſen ſeiner erſten Gattin Irmengard, zumal ſeiner zweiten, Judith, und dem feſteren Willen ſeiner Söhne zu widerſtehen; allzueifrig frommen Uebungen, Gebeten, Büßungen und dem Leſen geiſtlicher Schriften hingegeben, vernachläſſigte er ſeine Herrſcheraufgabe und vermochte die widerſtrebenden Volksthümlichkeiten nicht zu verſöhnen, die eigenſüchtigen Strebungen, womit ihn die Großen umſtrickten, nicht zu durchſchauen. Traten dann die Folgen ſeiner Unſelbſtſtändigkeit plötzlich vor ſein Antlitz, welches nie jemand lächeln ſah, ſo handelte er allzuraſch, in dem Wahne, Geſchehenes ungeſchehen machen zu können, und ſäte die Keime neuer Wirren. Sie wuchſen heran, ſie ſchlugen ihm über'm Haupte zuſammen, und dieſe urſprünglich milde Natur, die ſich gleichwohl zur grauſamen Strenge hinreißen ließ, trug das ganze Leben hindurch eine Kette ſelbſtgeſchaffener Leiden und Kränkungen; ſie mußte am gebrochenen Herzen, der befangene unklare Geiſt mußte in Furcht vor Teufeln untergehen.

Es geſchah auf Andringen der Reichsſtände deren ſelbſtſüchtige Abſichten Ludwig der Fromme nicht durchſchaute, daß er auf einem Reichstage zu Aachen im Jahre 817, nach dreitägigem Faſten und Beten, in Vereinbarung mit ihnen eine Theilung des Reiches unter ſeine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig vornahm. Die Abſicht, die durch die Theilung erreicht werden ſollte, entſprach derjenigen, welche Karl den Großen beſtimmt hatte; ſie ſollte die Reichsverwaltung erleichtern, künftigen Mißhelligkeiten zwiſchen den Brüdern vorbeugen und gleichwohl dem Aelteſten von ihnen mit dem Kern des Beſitzes und mit der Kaiſerwürde jene Art von Oberherrlichkeit und jenes Uebergewicht verleihen, welche zur Erhaltung der Reichsungetrenntheit nothwendig waren. Lothar wurde demgemäß nicht bloß zum künftigen Nachfolger ſeines Vaters in der Kaiſerwürde, ſondern auch bereits zu deſſen Mitherrſcher über das ganze Reich erwählt; Pipin und Ludwig, Lothar's jüngere Brüder, erhielten die Königstitel für die Verwaltung, nämlich Pipin für die von Aquitanien, Wasconien, die ganze Toloſaniſche Mark, die Carcaſſenſiſche Grafſchaft in Septimanien und drei Grafſchaften in Burgund; Ludwig aber für die von Baiern und den benachbarten zinsbaren oder der Zinsbarkeit noch zu unterwerfenden Gebieten. Die königliche Gewalt über die bezeichneten Gebiete ſollten beide Brüder nach des Vaters Tode unter dem Altersvorrang Lothar's und unter der Bedingung antreten, daß jeder Theil dem männlichen Erben jedes Reichstheilhabers blieb und nach dem

Ausgang der männlichen Nachkommenſchaft an die Linie der Erſtgeburt zurückfiel, die Erben des Reichtheilhabers durften ferner den Antheil nicht wieder unter ſich theilen. Das Reich Italien ſollte dem Lothar, wenn er nach Gottes Fügung ſeinem Vater nachfolgte, in allen Stücken in der Weiſe unterworfen ſein, wie es Karl dem Großen unterworfen war und Ludwig zur Zeit unterworfen blieb; dieſe Art und Weiſe war aber keine andere, als daß der Kaiſer den König als ſeinen treuepflichtigen Lehensmann betrachtete; in dieſem Verhältniß lag das Recht des Kaiſers, den König von Italien abzuſetzen, ſowie derſelbe des Bruchs der Lehenstreue ſchuldig befunden wurde. Wenn man die großen Vortheile, welche Lothar bei dieſer Theilung erhielt, vor Allem den der Mitherrſchaft und des Altersvorrangs, mit ſeinem herrſchſüchtigen, treu- und gewiſſenloſen Charakter, wie ſich derſelbe gar bald kund gab, und anderſeits mit der ausdrücklichen Verſicherung der Theilungsurkunde vergleicht, daß die Theilung auf Andringen der Reichsſtände geſchehen ſei, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſich Lothar mit den Letzteren darüber vorher in's Einvernehmen geſetzt hatte. Eben durch Hülfe der Reichsſtände konnte er nämlich hoffen, ſeine mitherrſchaftliche Gewalt in eine alleinherrſchaftliche zu verwandeln; und die Großen, insbeſondere aber die weltlichen, konnten, indem ſie ihn bei ſeinen Strebungen unterſtützten, von ihm hinwieder wichtige Zugeſtändniſſe in Betreff einer vom Königthum unabhängigen Stellung erwarten, oder ſie konnten, wenn ſich der alte Fluch der Theilung, der Bruderkrieg erneuerte, eben durch ſolchen jene Stellung ſelbſt zu gewinnen hoffen; jedenfalls mußte die Schwächung des Königthums in Folge der Theilung ihren Zwecken förderlich ſein. In der That wurde denn auch jene Theilung die Veranlaſſung einer Reihe von Kämpfen und Freveln, in welchen das von Karl dem Großen hergeſtellte Reich zerriſſen ward, die unnatürlich zuſammen gebundenen Volksthümlichkeiten von einander wichen und ihre Selbſtſtändigkeit theils behaupteten, theils entwickelten; über all der Untreu, all der Verhöhnung göttlicher und menſchlicher Geſetze, deren ſich das Geſchlecht Karl's des Großen ſchuldig machte, ſchwebte die Vergeltung.

Die erſte ſchlimme Folge entſprang aus jener Beſtimmung der Theilungsurkunde, welche die Verhältniſſe des italiſchen Königreiches zum Kaiſerthum betraf. Das nationale Selbſtgefühl der Italiäner war durch die Lebensabhängigkeit ihres Königs vom Frankenreiche verletzt; die römiſche Kaiſerkrone ſchien dem Haupte des Königs von Italien mit beſſerem Rechte zu gebühren, als dem des fernen Frankenkönigs. Solche Anſichten mögen die Führer der nationalen Partei auch dem jungen Bernhard, Kaiſer Ludwig's Neffen, dargeſtellt haben, als die Beſtimmung der Theilungsurkunde über Italien deſſen Mißtrauen gegen Lothar weckte. Er hielt die Zahl derjenigen, welche ihm bei einem entſcheidenden Schritte mit ihrer Macht zur Seite ſtehen würden, für groß genug, um den Kampf zur Erringung und Sicherſtellung einer unabhängigen Herrſchaft wagen zu können. Er rüſtete und beſetzte die Alpenpäſſe (817); kaum aber erhielt ſein Oheim Ludwig zu Aachen die Nachricht davon, als er, bevor Bernhard noch ſeine Rüſtungen vollendet hatte, mit einer raſch aufgebotenen Heeresmacht wider ihn zog. Da verließen die Italiäner den König und die Kaiſerin Irmengard, gegen Bernhard feindſelig geſinnt, oder nur deßhalb nach ſeinem Verderben trachtend, um die Krone Italiens einem ihrer Söhne verſchaffen zu können, trog den Unglücklichen durch das treuloſe Verſprechen, Verſöhnung ſtiften zu wollen. Sie lud ihn ein, ſich zu dieſem Zwecke nach dem Frankenreiche zu begeben, und vertrauensvoll ging er, nachdem ihm ihre Geſandten feierliche Schwüre gegeben hatten. Aber ſtatt der gehofften Sühne fand Bernhard, da er ſich ſeines Oheims Gnade übergab, Gefangenſchaft und bald darauf ſein Todesurtheil, ausgeſprochen von einer Reichsverſammlung zu Aachen wegen Bruchs der Lehenstreue über ihn und ſeine mitgefangenen Anhänger. Ludwig wollte das Blut ſeines Neffen nicht vergießen und willigte in den Vorſchlag ſeiner Räthe, die Todesſtrafe in Blendung zu verwandeln. Der Gnadenſpruch, grauſamer als das Todesurtheil, ward vollſtreckt; der unglückliche Bernhard aber überlebte den Verluſt ſeines Augenlichtes nur drei Tage (818). Als Ludwig die Nachricht vom Tode ſeines Neffen vernahm, ergriff ihn Gewiſſensangſt, folterte ihn Reueſchmerz; weinend legte er allen Biſchöfen offne Beichte ab, erfüllte die ihm auferlegte Buße für die Schuld, daß er ſeinen ſchlimmen Räthen nicht kräftig widerſtanden, und gab den Armen reichliches Almoſen, um ſeine Seele zu reinigen; — gemeine Art der Schwachen, die mit eigenen Gebeten und erkauften fremden Fürbitten den Himmel beſtürmen, wenn ſie auf Erden nicht in der aufrechten Feſtigkeit des ſittlichen Willens dazuſtehen vermögen! Bald darauf ſtarb Irmengard und ſchon im folgenden Jahre vermählte ſich Ludwig zum zweiten Mal mit der ſchönen **Judith**, der Tochter des Herzogs **Welf**, aus uralt-edlem baieriſchem Geſchlecht. Dieſer Vermählung Sprößling war ein Sohn, **Karl**, welcher ſpäterhin „der Kahle“ beigenannt worden, ihre Folgen waren Kriege der Söhne gegen den Vater, der Brüder unter ſich.

Von Jahr zu Jahr verfiel Ludwig's Anſehen bei den weltlichen Großen immer mehr, weil er ſich ganz und gar als das willenloſe Werkzeug ſeiner ränkevollen Gemahlin, ſeiner Günſtlinge und der bevorzugten Geiſtlichkeit erwies. Bald lohte hier, bald lohte dort ein Aufſtand empor, ſchon drohten äußere Feinde dem übelverwalteten Reiche, und einzelne ſtrengere Maßregeln, welche Ludwig, unſtreitig auf Betrieb ſeiner Günſtlinge, gegen mehrere Große eintreten ließ, trugen nur dazu bei, die Unzufriedenheit mit ſeinem verkehrten Walten zu vermehren. Die mißvergnügten Großen fanden bald den triftigſten Anlaß, um auch die drei Söhne Ludwig's aus **erſter** Ehe, Lothar, Pipin und Ludwig zu einem entſchiedenen offenen Auftreten gegen den Vater zu bewegen. Ludwig legte nämlich die oberſte Leitung aller Staatsgeſchäfte in die Hände ſeines Günſtlings **Bernhard**, den er als Grafen über Barcellona geſetzt, eines Mannes, welcher den Großen längſt verhaßt, noch dazu im Verdacht vertrauten unerlaubten Umgangs mit des Kaiſers Gemahlin Judith gehalten wurde, und zwar in ſolchem Grade, daß das Gerücht ſogar deren Sohn **Karl** als des Grafen, nicht des Kaiſers Erzeugten bezeichnete. Vollendete die Erhebung des Grafen Bernhard die Erbitterung der Großen, ſo geriethen die drei Söhne Ludwig's aus erſter Ehe in den heftigſten Zorn, als der Kaiſer im Jahre 829 zu Worms ihrem Stiefbruder, ſeinem Liebling **Karl** das alemanniſche und rhätiſche Land nebſt einem Theile von Burgund als deſſen Antheil zuwies. Pipin erhob die Fahne der Empörung und führte, von den Großen unterſtützt, aus Aquitanien ein Heer gegen den Vater. Da flüchtete Graf Bernhard nach Septimanien; der Kaiſer aber begab ſich nach Compiegne und traf dort (im Frühling des Jahres 830) ſeinen Sohn Pipin und viele Große, auch des geiſtlichen Standes. Sie forderten ihn auf, der Krone und dem weltlichen Leben zu entſagen. Er widerſtand und erbat ſich Bedenkzeit, ward aber nebſt ſeinem Liebling Karl von Lothar in Haft gehalten, ſeine Gemahlin in ein Kloſter gethan. Bei dieſen Wirren in der kaiſerlichen Familie, da von Stunde zu Stunde Niemand wußte, in weſſen Hand ſich die höchſte Gewalt befinde und wo des Rechtes Schutz zu ſuchen ſei, erkannte man endlich die Nothwendigkeit, die Entſcheidung einem Reichstag zu übertragen. Dieſer wurde zu Nymwegen gehalten und hier gelang es dem Kaiſer, ſeinen Erſtgebornen Lothar wieder auf ſeine Seite zu bringen. Durch deſſen Hülfe erlangte er nun ſeine frühere Stellung wieder und im Beſitze derſelben begnadigte er alle Häupter der Verſchwörung, welche verhaftet und auf dem Reichstag zu Aachen (831) zum Tode verurtheilt worden waren; ſeine Söhne entließ er in ihre Reiche, ſeine Gemahlin reinigte ſich von dem auf ihr laſtenden Verdacht und auch Bernhard, der jetzt wieder erſchien, ſchwur ſich von aller Schuld los.

Bald entſtanden jedoch neue Mißhelligkeiten zwiſchen dem Vater und ſeinen Söhnen. Pipin, welchem ſich der ränkevolle Bernhard angeſchloſſen hatte, erſchien auf dem Tage zu Thiedenhofen (Thionville) nicht, wozu ihn der Kaiſer entboten hatte; da hielt ihn Dieſer, den Ungehorſam zu ſtrafen, bei ſich in Aachen, Pipin aber entrann argen Sinnes in ſein aquitaniſches Königreich und Ludwig bedrohte ſeinen Vater von Baiern aus. Zwar verſöhnten ſich die beiden Letzteren und des Kaiſers Macht war im Augenblick ſo bedeutend, daß er auf dem Reichstage zu Orleans (832) es wagen konnte, Pipin das aquitaniſche Reich abzuſprechen. Indem er jedoch, von den Einflüſſen ſeiner Gemahlin beherrſcht, daſſelbe ſeinem Sohne Karl überwies, erbitterte er ſeine drei Söhne aus erſter Ehe abermals in ſo hohem Grade, daß ſie ihre Heere vereinigten und zum Kampfe wider ihn auszogen (833). Und welch ein Bundesgenoſſe ſtand ihnen bei! Unter dem Anſchein, als wolle er Frieden ſtiften, kam der Papſt Gregor IV. nach Deutſchland, in der That aber, um die Sache der empörten Söhne durch ſein kirchliches Anſehen zu fördern. Konnte Ludwig ſeinen unweiſen Schritt durch die allzugroße Liebe für Judith und Karl entſchuldigen, mochten ſeine drei älteren Söhne die Nothwehr, welche ſie zwang, ihre Rechte zu behaupten, zur Beſchönigung ihrer Schilderhebung anführen, — das Oberhaupt der Kirche durfte in dieſem unſeligen Falle nur das göttliche Sittengeſetz vor Augen haben, nicht aber der Verrätherei dienen. Auf einer Ebene bei Thann, nicht fern von Colmar, ſtanden die Heere des Vaters und der Söhne in Schlachtordnung einander gegenüber. Schon erwarteten die Krieger, mit Blicken ſich meſſend, das Zeichen zur Schlacht, als der Papſt durch ihre Reihen auf den Kaiſer zuſchritt und ſich als Vermittler anbot. Ludwig, noch jetzt, wie immer zur Verſöhnung und Verzeihung geneigt, nahm das Anerbieten an, ohne den ihm gelegten Fallſtrick zu ahnen. Gregor zog die Verhandlung in die Länge, bis Schaar an Schaar aus des Vaters Heer zu dem der Söhne übergegangen war; ſo vom Oberhaupt der Kirche, welche ihn erzogen und lenkte, welche ſein weiches nur allzugläubiges und demüthig hingegebenes Gemüth als die heilige Stellvertreterin der göttlichen Vorſehung verehrte, bethört und verrathen, rief der bejammernswerthe Mann den wenigen Treuen, welche ihm noch geblieben waren, die Worte zu: „Geht zu meinen Söhnen, ich will nicht, daß auch nur Einer um meinetwillen das Leben oder ein Glied verliere". Trotzig forderten ihn die Söhne auf, ſein Lager zu verlaſſen und zu ihnen zu kommen; ſie ritten ihm entgegen, und da ſie bei ſeiner Begegnung von den Roſſen ſtiegen, ermahnte er ſie, des Verſprechens zu gedenken, das ſie ihm für ſich, ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn Karl einſt geleiſtet; ſie gelobten es, da umfing und küßte Ludwig die feindlichen Söhne und folgte ihnen in's Lager. Er war ihr Gefangener, ſeine Gemahlin, ſein Sohn Karl wurden es gleichfalls; man trennte ſie von ihm und brachte die Erſtere nach Tortona in Italien, Karl in das Kloſter Prüm, den Kaiſer ſelbſt in ein Kloſter nach Soiſſons. Das Feld aber, auf dem ſoviel Untreue geſchah, früher das „Rothfeld" geheißen, wurde von nun an das „Lügenfeld" genannt; nicht die Ruchloſigkeit der Söhne allein, auch die des Papſtes hat es ſo getauft.

Gleich nach vollbrachter That theilten die drei Söhne des Vaters Reich unter ſich. Aber, auf daß der Preis des Verbrechens ihnen für die Dauer geſichert bliebe, ſuchten ſie nun auch einen Schein des Rechts für ſich zu gewinnen. Der Kaiſer ſollte vor aller Welt freiwillig auf die Herrſchaft Verzicht leiſten und ſeine Tage in einem Kloſter beſchließen; dieſelben Biſchöfe, die ihm ſo viel zu verdanken hatten, zumal Ebo von Rheims, beſtürmten jetzt mit

Vorſtellungen aller Art ſein Gemüth; aber ſtandhaft widerſtrebte er allen Ränken, die ihn, den hülfloſen Gefangenen, umfingen. Sein Erſtgeborner Lothar jedoch, von den drei Brüdern der Ruchloſeſte, den beiden anderen wegen Strebens nach Alleinherrſchaft verdächtig, ruhte und raſtete nicht. Er ſchleppte den Vater von einem Ort zum andern mit ſich, er ließ kein Mittel unverſucht, damit Ludwig dahin gebracht werde, vor allem Volk ſich ſelbſt ſo tief zu demüthigen, daß er die Krone nicht mehr tragen könne. Welch ein Schauſpiel in der Medarduskirche zu Soiſſons! Da ſieht alles Volk, da ſieht Lothar den gebeugten, gefangenen Kaiſer in Mitten der Geiſtlichen, waffenlos, im Bußgewande ſtehen; da hört alles Volk, da hört Lothar, wie er öffentlich ſich ſelber aller Schuld anklagt, die er nicht begangen! Da ſteht der Vater in ſeiner Scham, da ſteht der Sohn in ſeiner Schamloſigkeit; nicht genug: ſchwarz auf weiß, verbrieft und beſiegelt will Lothar ſeines Vaters Schmach in Händen haben und die Biſchöfe, die ſich Diener Gottes nennen, urkunden ſie ihm, — ſein Verdammungsurtheil, aber wahrlich ihr eigenes zugleich! Und dennoch fehlt Lothar'n noch Eins, wozu Ludwig nicht zu bewegen iſt, nämlich die förmliche Thronentſagung. Hat die Krone denn noch ſo großen Reiz für dies von ſo vielen Freveln angetaſtete Haupt? Iſt dies allzu weiche Herz plötzlich ſtark geworden durch den Gedanken an ſein Recht? Nein; dies gebeugte Gemüth richtet die Hoffnung noch auf, wenn an irgend etwas auf Erden denkt es an den jüngſten Sohn Karl, und um deſſen Anſprüche nicht zu vernichten, verzichtet Ludwig der Fromme unter allen Demüthigungen, unter allen Qualen auf die Krone nicht. Mit jener Schmach, die er dem Vater vor den Reliquien St. Medard's und St. Sebaſtian's angethan, hatte Lothar übrigens das Maß der allgemeinen Entrüſtung bis zum Rande gefüllt und nicht bloß die Beſorgniß vor dem, was von Lothar, wenn er durchgriff, zu erwarten ſtand, ſondern auch Regung menſchlichen Gefühls war's, was zuerſt den Jüngſten der drei Brüder, Ludwig von Baiern, und dann auch Pipin von Aquitanien bewog, die Befreiung des gefangenen Vaters von Lothar anfänglich gütlich zu verlangen und ſodann mit den Waffen in der Hand zu ertrotzen. Lothar vermochte ſich nicht zu behaupten, er floh durch Burgund nach Italien und wagte es nicht, den gefangenen Vater auch dorthin mit ſich zu nehmen. Er ließ ihn zu St. Denis, und dort in der Kirche wurde Ludwig von der Hand der Biſchöfe wieder feierlich waffenumgürtet. In Aachen traf er dann ſeine Gemahlin Judith und ſeinen geliebten Sohn Karl; aus ſo viel Leid zu ſo viel Freud' erhoben, konnt' er nicht ſtrafen, nur verzeihen, er verzieh auch ſeinem älteſten Sohne (834). Und welcher Dank ward ihm dafür! Daß Lothar, als zwei Grafen, ſeine Anhänger, Ludwig's Heer geſchlagen hatten, neuerdings als Feind des Vaters aus Italien in Gallien eindrang. Ludwig von Baiern und Pipin deckten den Vater; Lothar, von allen ſeinen Anhängern im entſcheidenden Augenblick verlaſſen, mußte ſich ihm unterwerfen und Ludwig — verzieh ihm abermals.

Aber kaum war der Schwergeprüfte wieder im geſicherten Beſitz der Herrſchaft, an der Seite ſeiner Gemahlin Judith, als er ſelbſt auf's Neue die Brandfackel in den Frieden ſeines Hauſes warf. Unabläſſig drängte ihn Judith, ihren Sohn Karl mit einem Reichsantheil zu bedenken, und ſo beſchloß er denn im Jahre 835 eine neue Theilung; — Lothar ſollte bloß Italien erhalten, Pipin's aquitaniſche Herrſchaft bis an die Schelde erweitert, Ludwig durch die Vergrößerung ſeines Reichsantheils mit Belgien und der linken Rheinſeite von Mainz abwärts begütigt und endlich dem Königreich Karl's in Alemannien und Burgund auch noch alles Rhonegebiet bis an's mittelländiſche Meer zugetheilt werden. Da die Verwirklichung dieſes Planes beim Reichstage auf Schwierigkeiten ſtieß, ſo unterhandelte der Kaiſer auf Betrieb ſeiner Gemahlin zunächſt mit Lothar und nach Pipin's Tode, im Jahr 837, ſchloß er wirklich mit Lothar ein Bündniß zur Durchführung einer neuen Reichstheilung nach den Wünſchen Judith's unter Lothar und Karl, mit Ausſchluß der Söhne Pipin's und mit Beeinträchtigung Ludwig's von Baiern (838). Da erhob ſich jedoch das Volk Aquitaniens für die Rechte der Söhne Pipin's, da zog (840) auch Ludwig von Baiern das Schwert. Der Kaiſer führte nun ein Heer nach Thüringen, wo, wie er vernahm, ſein gleichnamiger Sohn ſich befand. Dieſer aber wich vor ihm durch die Slavenländer nach Baiern zurück und der Kaiſer beſchickte nun Lothar; als er über den Rhein zurückkehren wollte, befiel ihn eine große Leibesſchwachheit, ſeine Kräfte nahmen ab, furchtbare Bruſtbeklemmungen ängſtigten ihn; er ließ ſich auf eine Rheininſel bei Ingelheim bringen und verlebte dort noch einige

Wochen in großen Qualen; in ſeinen letzten Stunden glaubte er einen böſen Geiſt um ſich zu ſehen und rief voll Angſt: „Hutz! Hutz!“ Er ſtarb am 20. Juni 840, nachdem er ſeinem Sohne Ludwig verziehen, in der Hoffnung, daß Lothar, wie er's verſprochen, die Stiefmutter Judith ſchützen, dem Halbbruder Karl den Theil am Reich erhalten werde. Das waren die harten, aber durch Schwäche, Unklugheit und Ungerechtigkeit verſchuldeten Geſchicke Ludwig's des Erſten, welcher den Beinamen des „Frommen“ erhielt, nicht bloß, weil er wirklich religiös im Sinne ſeines Zeitalters war, ſondern wohl noch mehr deßhalb, weil er ſich vor der Kirche beugte. Wie wenig Achtung vor Sittlichkeit dieſe beſaß, zeigte der Papſt auf dem Lügenfeld, wie wenig Begriff und Gefühl von Menſchlichkeit die Frömmigkeit jener Tage in ſich ſchloß, das gab ſich durch das Geſetz vom Jahre 817 kund, kraft deſſen Leibeigene und Söhne von ſolchen nicht zu Geiſtlichen geweiht werden durften, wenn ſie nicht früher von ihren Herren freigelaſſen worden waren, ja daß entflohene Leibeigene, welche die geiſtliche Würde erlangt hatten, abgeſetzt und ihren Herren ausgeliefert werden mußten; in dem „chriſtlichen Staate“ der Franken beſtand noch der Sklavenhandel, welcher größtentheils von Juden betrieben wurde, und als aufgekaufte Sklavenkinder ihren jüdiſchen Herren entflohen und getauft zu werden verlangten, um dadurch die Freiheit zu erlangen, verordnete Ludwig „der Fromme“, daß Niemand einen Judenſklaven ohne Einwilligung ſeines Herrn taufen ſolle; — dieſem Befehl widerſetzte ſich jedoch die Geiſtlichkeit mit aller Entſchiedenheit, ebenſo ſehr aus religiöſen Gründen, als auch aus Rückſicht auf die öffentliche Meinung, welche Ludwig durch jenen Befehl verletzte.

Die Fehler, welche Ludwig I. durch die Reichs-Theilungen beging, waren ebenſo verderblich für die Macht ſeines Geſchlechtes, als förderlich für die Nationalitäten, welche ſich, beleidigt durch die Verachtung ihrer Berechtigung, eben um ſo kräftiger zur Behauptung derſelben ermannten. Keiner von allen trat Ludwig ſo ſchroff entgegen, als der deutſchen, welcher er durch langjährigen Aufenthalt im römiſch-keltiſchen Aquitanien völlig entfremdet worden. Die deutſche Nationalität war es denn auch, welche ſich auf's Entſchiedenſte von ihm abwandte und um ſo mehr nach Herſtellung und

Feſtigung ihrer Selbſtſtändigkeit ſtrebte, da ſie bereits durch einen eigenen König, Ludwig II. vertreten war, welcher eben mit Rückſicht auf dieſe Stellung den unterſcheidenden Beinamen des „Deutſchen" trägt.

9. Auflöſung des Reiches Karl's des Großen.

Kaum hatte Lothar die Kunde vom Tode ſeines Vaters vernommen, als er durch's ganze fränkiſche Reich die Botſchaft ergehen ließ, er trete nun die ihm früher verliehene Kaiſerwürde an, belaſſe Jeden in Amt und Ehren und fordere von Allen den Treueſchwur. Sein Ziel war die Alleinherrſchaft. Um es zu erreichen, verſicherte er ſich zuerſt der Bundesgenoſſenſchaft ſeines Halbbruders Karl mit dem Beinamen des „Kahlen", deſſen er ſich bedienen wollte, um ſeinen anderen Bruder Ludwig von Baiern zu bekämpfen und zu vernichten; war ihm dies gelungen, dann hoffte er ſich auch Karl's zu entledigen. Noch zur rechten Zeit durchſchaute jedoch Karl der Kahle Lothar's Abſichten und ſchloß ſich nun um ſo enger an Ludwig; Beide vereinigten (841) ihre Heereskräfte und forderten nun Lothar auf, ihnen das zu bewilligen, was ihnen mit Fug und Recht gebühre, weigere er ſich deſſen, ſo ſolle das Gottesurtheil des Kampfes entſcheiden. Lothar widerſetzte ſich hartnäckig der neuen, nach den Nationalitäten bemeſſenen Reichstheilung, welche ſie vorſchlugen und verband ſich dagegen mit ſeinem Neffen Pipin von Aquitanien, deſſen Rechtsanſprüche bei jenem Theilungsentwurf unbeachtet geblieben waren. Am 25. Juni 841 kam es bei Fontenaille, les Bretignelles (Brittas) und le Fay (Fagit) in Burgund zur Schlacht. Lang und heiß war der Kampf; die deutſchen Schaaren, die auf dem rechten Flügel Ludwig's und Karl's ſtanden, trieben zuerſt Lothar, dann Pipin in die Flucht und erfochten den glänzendſten Sieg, doch die beiden Brüder verſäumten es, ihn ſchnell zu benützen, und Pipin entrann nach Aquitanien, Lothar nach Aachen.

Im offnen Felde beſiegt, gab Lothar ſeine ſchlimmen Abſichten gegen Ludwig noch keineswegs auf. Er blickte nach Sachſen, wo ihm ein Theil der Adelinge hold war und wo die Frilinge und die Liten in großen Maſſen den neuen, meiſt fränkiſchen Landeigenthümern, den königlichen Dienern, der Zehenten erhebenden Geiſtlichkeit unverſöhnlich grollten. Dieſe Stimmung ſuchte nun Lothar zu benutzen, um Ludwig in deſſen eigenem Reiche zu beſchäftigen und inzwiſchen, unterſtützt durch Pipin, mit Karl fertig zu werden. Vertrauend auf Lothar's Verſprechungen, glühend von Begier, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen, erhoben ſich die ſächſiſchen Gemeinfreien und mit ihnen die eine Verbeſſerung ihres Zuſtandes hoffenden Liten in großen Maſſen, am zahlreichſten im mittleren und nördlichen Engern; ſie dachten nicht daran, daß Lothar, wenn es ihm durch ihre Hülfe gelang, die Reichseinheit unter ſeiner Alleinherrſchaft herzuſtellen, dann auch die Gleichförmigkeit in Religion, Verfaſſung und Verwaltung wieder herſtellen würde. Da Lothar, der doch als Kaiſer zum Schutz des Chriſtenthums berufen und Mehrer des Reichs ſein ſollte, den heidniſchen Reichsfeinden, den räuberiſchen Dänen (Normannen) chriſtliche Landſchaften zu Leben gab, dem vom Chriſtenthum abgefallenen Harald die Inſel Walcheren mit den umliegenden Gebieten, ſeinem Bruder Rorich das Kennemerland in der Gegend von Haarlem und Amſterdam, — ſo konnten die Sachſen hiernach wohl zu der Annahme berechtigt ſein, daß er, duldſam gegen ihren alten Glauben, ihnen ſeine Verſprechungen halten würde.

Der Aufſtand in Sachſen, welcher der „der Stellinga“ genannt wurde, war in lohem Brand; Lothar glaubte, der rechte Zeitpunkt zum Angriff auf Ludwig ſei gekommen, und ſammelte ſeine Streitkräfte bei Worms. Da jedoch Karl der Kahle ſeine Schaaren zum Beiſtand Ludwig's in der Richtung nach dem Rhein hin führte, ſo wendete ſich Lothar nach dem Inneren von Gallien, um Karl zum Rückzug zu zwingen. Dies gelang ihm und bald darnach vereinigte er ſich bei Sens an der Seine mit dem Heere Pipin's. Aber auch Ludwig und Karl der Kahle vereinigten nun ihre Streitkräfte bei Straßburg (842). Da ſchwuren ſie ſich wechſelſeits feierlich feſte Bundestreue und ließen ihre Heere gleichfalls den Eid der Treue ablegen. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich der Gegenſatz der Nationalitäten in der vollſten Entſchiedenheit durch die Theilung der Sprachen; die Krieger Karl's des Kahlen und die Ludwig's verſtanden einander nicht mehr, weil in Gallien, wo jene daheim waren, die Verſchmelzung fränkiſcher Volksart mit römiſch-keltiſcher und die Umwandlung der fränkiſchen Sprache in eine romaniſche bereits vollendet war; es waren nicht mehr West- und Oſtfranken, wie ſie noch hießen, es waren bereits Franzoſen und Germanen, welche ſich gegenüber ſtanden und eben aus der Bezeichnung für die Volksſprache der Letzteren im Gegenſatz zur romaniſchen, nämlich aus dem Worte „thiudiſk“ oder „diutiſc“ (welches von „thiuda“, d. h. Volk, ſtammt) entſproßte das Wort „Deutſch“, welches übrigens auch damals noch nicht, ſondern erſt über anderthalb Jahrhunderte ſpäter als Nationalname allgemein angewandt wurde. Damit die bei Straßburg lagernden beiden Heere den Bundeseid verſtehen konnten, mußte derſelbe in beiden Sprachen, in romaniſcher und germaniſcher, geleiſtet werden; er war ein Wahrzeichen, daß der Theilung der Sprachen alsbald auch die Theilung der Reiche folgen müſſe. Ludwig, als der Aeltere, ſchwur zuerſt in romaniſcher Sprache alſo: „Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus favir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.“ Hierauf ſchwur Karl daſſelbe in „thiudiſker“ Sprache alſo: „In godes minna ind in thes christiânes folches ind unser bêdherô gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got gewizci indi mahd furgibit, sô haldih tesan minan bruodher sôsô man mit rehtû sinan bruodher scal, in thiû thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu thê minan willon imo ce scadhen werdhên.“ *) Es ſchwuren nun die Völker. Zuerſt die romaniſchen Weſtfranken alſo: „Si Lodhuvigs sagrament quae son fradre Karlo jurat conservat, et Karlus meos sendra de suo part non lo stanit, si io returnar

---

*) „Um Gottes Minne und um des chriſtlichen Volkes und unſer beider Erhaltung, von dieſem Tage weiterhin, ſo weit mir Gott Witz und Macht gibt, halte ich dieſen meinen Bruder, ſo als man mit Recht ſeinen Bruder ſoll, in dem, daß er mir ebenſo thue, und gebe mit Luthern (Lotharn) in keinen Vertrag, der mit meinem Willen ihm zu Schaden werde.“

non lint pois, ne io ne neuls cui eo returnar int pois in nulla ajudha contra Lodhuwig nun li iver." Sodann ſchwuren die Deutſchen daſſelbe in ihrer Sprache alſo: „Oba Karl thein eid then er sinemò bruodher Ludhuwige gesuor geleistit, indi Ludhuwig mìn hèrro then er imo gesuor forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh therò nohhein then ih es irwenden mag widhar Karle imo ce follusti ne wirdhu." *)

Nachdem die beiden Könige ihr Bündniß ſolcherweiſe gefeſtigt, führten ſie ihre Heere ungeſäumt gegen Lothar, der ſich in Aachen befand. Nach einem vergeblichen Verſuch, ihnen den Moſelübergang zu verwehren, floh er nach Lyon, Ludwig und Karl aber zogen nun ſogleich nach Aachen, welches, auf auſtraſiſcher Erde ſtehend, als Haupt- und Krönungsſtadt des Reiches galt; dort forderten ſie die Biſchöfe zum Spruch in der Streitſache gegen Lothar. Der Spruch erkannte ihn ſchweren Frevels an dem Reich und dem Chriſtenthum ſchuldig und unfähig, länger die Herrſchaft zu führen. Bangend vor dem ſchlimmſten Geſchick, neigte ſich Lothar nun zu einem Theilungsvergleich mit den Brüdern. Vorerſt kam ein Friedensgelöbniß und ein Vertrag zu Stande, durch welchen letzteren ſich die drei Brüder verbanden, die neue Theilung des Reiches einem Schiedſpruche von 120 Großen zu unterwerfen; jeder der drei Brüder ſollte deren 40 dazu beſtellen und das Schiedsgericht am erſten Oktober des Jahres 842 in Metz eröffnet werden.

In der Zwiſchenzeit erſtickte Ludwig den Aufſtand der „Stellinga" in Sachſen, welche mittlerweile, im Vertrauen auf ihren Bundesgenoſſen Lothar, chriſtliche Prieſter, fremde Landeigenthümer und königliche Beamte vertrieben hatten. Der treuloſe Lothar, der die Sachſen zum Freiheitskampfe aufgemuntert, that jetzt nichts, um das unmenſchliche Strafgericht abzuwenden, welches Ludwig über die „Stellinga" verhängte, nachdem er den Aufſtand durch ſeine Uebermacht erſtickt. Obgleich Ludwig der Deutſche von Ludwig's des Frommen Söhnen noch der menſchlichſte war, ſo bewährte er doch

---

*) „Wenn Karl den Eid, den er ſeinem Bruder Ludwig ſchwur, leiſtet und Ludwig mein Herr, den er ihm ſchwor, bricht. wenn ich es nicht wenden mag, nicht ich, nicht deren einer es wenden mag, werde ich wider Karl ihm nicht Hülfe leiſten."

den grauſamen Sinn ſeines Großvaters gegen die Männer, welche für Volksrecht und Volksgüter gekämpft hatten; hundert und vierzig von ihnen ließ er enthaupten, vierzehn hängen — nach deutſchem Gefühl die ſchmählichſte Todesſtrafe —, viele andere ſcheußlich verſtümmeln. Verzweiflungsvoll erneuerten die ſächſiſchen Freien und Liten den Aufſtand; da erſchien Ludwig zum zweiten Mal in Sachſen, ſiegte abermals und behandelte die Beſiegten ebenſo unmenſchlich wie das erſte Mal.

Inzwiſchen hatten im Oktober des Jahres 842 die ſchiedsrichterlichen Unterhandlungen zu Metz über die Theilung unter allſeitigem Mißtrauen begonnen und in Folge des letzteren war ein Ende nicht abzuſehen. Immer höher wuchs die Noth des Reichs; nirgends zeigte ſich ein feſter Halt der Ordnung; überall wütheten Mangel und Hunger, und das Schlimmſte ſtand in Ausſicht — ein neuer völkerverheerender Bruderkrieg! Da warfen die Großen ihr in den langen Parteikämpfen erſtarktes Anſehen trotzig in die Wagſchale; ſie drangen auf endlichen Frieden, auf endliche Ordnung der Dinge, und wollten ſie, ſo mußten die Könige wollen. So wurde denn im Auguſt des Jahres 843 zu Verdun ein Theilungsvertrag geſchloſſen; demzufolge erhielt Ludwig von Baiern den öſtlichen Theil des Reiches, die deutſchen Länder am rechten Ufer des Rheins nebſt den Städten Speier, Worms und Mainz und deren Gauen, Karl der Kahle den weſtlichen Theil von der Rhone bis zum Weltmeer, Gallien und die ſchönen deutſchen Länder am linken Rheinufer, Lothar, welchem die Kaiſerwürde verblieb, Italien und einen Theil von Gallien, deſſen Gränzen die Rhone, die Saone, die obere Maas, die Schelde und der Rhein bildeten; alle Drei wollten keine höhere Gewalt eines Einzelnen über die anderen Beiden anerkennen. Das iſt der Vertrag von Verdun, welchen Viele als den Anfang eines ſelbſtſtändigen deutſchen Reiches betrachten; allein er veranlaßte bloß die Auflöſung des Reiches Karl's des Großen und die Lostrennung germaniſcher Stämme von den romaniſchen; noch immer blieben ja deutſche Länder nichtdeutſchen Reichen zugetheilt und ſomit war eine auf der Sprachgemeinſamkeit beruhende deutſche Staatseinheit noch nicht begründet.

10. Erlöſchen des karlingiſchen Hauptſtammes in Oſtfranken.

Das Bild, welches die Geſchichte der Nachkommen Karl's des Großen bietet, iſt unerfreulich, — denn es zeigen ſich, wie in einer Abſpiegelung der merowingiſchen Gräuelzeit, gemeine Selbſtſucht, wilde Leidenſchaften und ſtete Bruderkriege der Herrſcher, — aber es iſt auch wieder lehrreich, denn es läßt erkennen, wie für jede auch noch ſo große Macht nach jenem ewigen Geſetz, welches ſie verachtet, die Schuld nothwendig zur Selbſtvernichtung wird.

Kaiſer Lothar hatte drei Söhne; Ludwig II., den Aelteſten derſelben, ließ er im Jahre 850 zum Kaiſer krönen und gab ihm Italien; dem Zweitgebornen, Lothar II., theilte er im Jahre 855 die auſtraſiſchen Gebiete zwiſchen Rhone, Saone, Obermaas, Schelde und Rhein zu, welche nach ihm Lotharingien benannt wurden, dem Jüngſten, Karl, die Provence und Burgund; bald nach dieſer Theilung (855) ſtarb Kaiſer Lothar I. im Kloſter Prüm. Nach Karl's Tode (863) zog Lothar II. jene Gebiete Burgunds, welche weſtlich vom Jura bis zur Rhone und Saone liegen, an ſich, Kaiſer Ludwig II. einen Theil von Burgund öſtlich vom Jura und die Provence. Lothar II. ſtarb 869, und nun wollte Karl der Kahle die ganze Verlaſſenſchaft deſſelben in Beſitz nehmen, der Erzbiſchof Hincmar von Rheims krönte ihn zu Metz als König von Lothringen, aber ſein Bruder Ludwig zwang ihn im Jahre 870 durch den Vertrag zu Merſen (Marona), das Reich in der Weiſe mit ihm zu theilen, daß die Maas die beiderſeitigen Reiche ſchied; hierdurch kamen außer dem weſtlichen Burgund auch die Sprengel von Toul und Verdun und theilweiſe auch Lüttich, dann Friesland vom Sinkfall bis zum Fly an's weſtfränkiſche Reich, oder, wie es von nun an genannt werden ſoll, an Frankreich.

Das Geſchlecht Lothar's I. ſtarb im Jahre 875 mit Kaiſer Ludwig II. aus; da bemächtigte ſich der länderſüchtige Karl der Kahle raſch des italiſchen Reichs und des öſtlichen Burgunds. Ein bedeutungsvoller Streit entſpann ſich um die Kaiſerwürde; es handelte ſich darum, ob ſie auf das weſtfränkiſche (franzöſiſche) oder das oſtfränkiſche (deutſche) Königthum übergehen ſollte. In

Italien waren die Parteien getheilt; die ſchwächere, an deren Spitze Kaiſer Ludwig's II. Wittwe Engelberga wünſchte einen entſchloſſenen Charakter mit der Kaiſerkrone geſchmückt zu ſehen und Ludwig der Deutſche erſchien ihr als der rechte Mann; der mächtigeren Partei hinwieder, zumal der römiſchen Kirche und dem Papſt Johann VIII., war eben nur ein ſchwacher Charakter als Kaiſer willkommen und deßhalb entſchied ſie ſich für Karl den Kahlen von Frankreich. Beide Parteien luden die Männer, welche ſie für ihre Zwecke ſich auserſahen, nach Italien ein und Karl der Kahle, welcher vor ſeinem Bruder dort ankam, verdankte es dieſem Umſtand, daß er im Jahre 875 in Rom zum Kaiſer gekrönt wurde; welch ein Gegenſatz zwiſchen dem gewaltigen erſten Karl und ſeinem Enkel, dem Zweiten dieſes Namens, der in Frankreich nur den Königstitel ohne Macht und Anſehen behaupten konnte und bloß deßhalb die Kaiſerwürde erlangte, weil die römiſche Kirche und die Großen Italiens ihn als völlig unbedeutend betrachteten!

Ludwig der Deutſche ſtarb 876 zu Frankfurt a. M.; auch ſein Familienleben hatten düſtre Schatten überzogen, wie das ſeines Vaters, Ludwig des Frommen; wie er einſt gegen Dieſen ausgezogen, ſo hatten ſeine Söhne ſich gegen ihn empört. Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, ſo erhob ſich wieder Karl der Kahle, um die überrheiniſchen Gebiete der Verlaſſenſchaft an ſich zu reißen. Aber der zweite Sohn Ludwig's des Deutſchen, Ludwig der Jüngere, beſiegte ihn bei Andernach (876) und theilte dann mit ſeinen beiden Brüdern des Vaters Reich alſo, daß Karlmann, der älteſte, Baiern, Pannonien, Kärnthen, Böhmen und Mähren, Ludwig der Jüngere Oſtfranken, Thüringen, Sachſen, Friesland und einen Theil von Lothringen, Karl, zubenannt der Dicke, Alemannien und die angränzenden Theile von Lothringen erhielt.

Schon im folgenden Jahre (877) ſtarb Karl der Kahle von Frankreich; ihm folgte ſein Sohn Ludwig II., benannt der „Stammler“, auf dem Thron und bereits nach zwei Jahren in die Gruft. Ritterlich kämpften die Söhne des „Stammlers“, Ludwig III. und Karlmann, gegen die Normannen und fanden allzu frühen Tod, der Erſtere, deſſen Sieg das Ludwigslied feiert, im Jahre 882, der Letztere 884. Von dieſen beiden weſtfränkiſchen Königen verlangte nun der oſtfränkiſche, Ludwig der Jüngere, den im Jahre 870 an ihren Großvater Karl den Kahlen überlaſſenen Theil von Lothringen zurück, und da er ihn erhielt, ſo war nun ganz Lothringen wieder mit dem oſtfränkiſchen Reiche vereinigt. Ludwig der Jüngere ſtarb ſchon im Jahre 882 kinderlos, bereits zwei Jahre vor ihm war ſein älterer Bruder Karlmann verſchieden, welcher aus ſeiner Verbindung mit der aus edlem Geſchlecht entſproſſenen Litowinda einen natürlichen Sohn, Arnulf, hinterließ.

Ludwig's des Deutſchen jüngſter Sohn, der unbeholfene, ſchwache, von ſteter Gemüthsunruhe bis zum Blödſinn gefolterte Karl der Dicke vereinigte nun alle Länder, die ſein Vater beſeſſen hatte, bis auf Kärnthen, wo ſein Halbbruder Arnulf kräftig und kühn waltete; dieſem unfähigen, unwürdigen Karl dem Dicken, der ſich von einem böſen Geiſt beſeſſen wähnte, war es beſtimmt, das ganze Reich ſeines Urgroßvaters Karl des Großen wieder zu beherrſchen und als Dritter des Karlsnamens die Kaiſerkrone zu tragen. Die Kaiſerwürde, — von Karl dem Großen für das Frankenkönigthum, und zwar unmittelbar für Oſtfranken, in welchem ſein Geſchlecht wurzelte, erworben, unter ſeinem ſchwachen Sohne Ludwig dem Frommen von dem Papſt als Beſitzthum der römiſchen Kirche in der Weiſe angemaßt, daß die rechtmäßige Erwerbung von der Krönung durch den Papſt abhänge und ihm alſo untergeordnet ſei, von Lothar I. durch Frevel befleckt, bedeutungslos geworden unter Ludwig II. entwürdigt durch die Beweggründe, aus welchen Karl der Kahle ſie in aller Eile erhielt, — ſie war der Mittelpunkt, um den ſich die Parteien bewegten, welche ihrerſeits wieder den nationalen Gegenſatz zwiſchen Weſt- und Oſtfranken benutzten und ihm dienten. Karl der Kahle, von einem großen Theil ſeiner Partei bereits aufgegeben, war auf der Flucht geſtorben, er, deſſen ganzes Leben ein Jagen nach Kronen geweſen, auf der Flucht vor ſeinem Neffen, dem deutſchen Karlmann. Der Papſt hatte Karl den Kahlen gegen die deutſchen Karlinger gehoben; die dem Papſt feindliche Partei in Rom trat nun entſchieden für Karlmann, eben als einen Deutſchen, auf, und da ſie ſiegte, ſo floh der Papſt nach Frankreich zu Boſo, dem Grafen von Vienne, Karl's des Kahlen Schwager. Dieſer Boſo ſollte jetzt dem Papſtthum eine neue Reichsmacht zum Widerſtand gegen die Deutſchen aufrichten, und ſo gründete er denn unter dem Einfluß Papſt Johann's VIII. im Jahre 879 ein ſelbſtſtändiges neuburgundiſches Königreich, welches auch die Provence und die Lombardei umfaſſen ſollte. Standhaft hielt jedoch gerade die Letztere an den deutſchen Karlingern feſt, als Karlmann ſtarb und ſeine Anſprüche auf Italien ſeinem Bruder Karl dem Dicken überließ. Nur die in Italien vorherrſchende Abneigung gegen Boſo und Papſt Johann war es, welche Karl den Dritten ſo ſehr hob und ſtützte; dem Papſte blieb nichts übrig, als ſich mit ihm zu verſöhnen, und ſo kam es denn, daß Karl III. im Jahre 881 in Rom zum Kaiſer gekrönt wurde. Im nächſten Jahre erfolgte dann der Tod des deutſchen Ludwig's (des Jüngeren), in deſſen Folge, wie bereits erwähnt, das ganze Reich Ludwig's des Deutſchen unter Karl dem Dicken wieder vereinigt wurde. Zwei Jahre ſpäter ſtarb der weſtfränkiſche König Karlmann, deſſen Bruder Karl, „der Einfältige“ zubenannt, (welche Beinamen für Könige: „der Kahle“, der „Stammler“, der „Dicke“, der „Einfältige!“) noch unmündig war; da übertrugen die weſtfränkiſchen Reichsſtände dem deutſchen Karl dem Dicken die Regierung von Neuſtrien und Aquitanien (884), und als Boſo von Burgund ſtarb (887), gab er deſſen hinterlaſſenem unmündigen Sohne, den er in ſeinen Schutz aufnahm, das weſtlich vom Jura gelegene Gebiet ſeines Vaters als Lehen. Welch ein Reich unter eines und was für eines Mannes Regierung! Doch nur kurze Zeit blieb ſie ihm. Feinde ſtanden im Norden und drangen von Weſten her — die Normannen, Feinde drohten im Oſten — die Slaven. Die Gefahr forderte alle wehrhaften Männer zur Hülfe, zur Abwehr auf; Karl der Dicke, feig, unſelbſtſtändig, nicht ſelten von Anfällen des Wahnſinnes heimgeſucht, ein Werkzeug in den Händen untreuer Rathgeber, vereitelte die Mühen der ſtreitbaren Großen und gab die Sicherheit, die Ehre des Reiches preis. Allgemein verachtet, reizte er endlich noch unklug ſeinen Kanzler, den Biſchof Liutward von Vercelli, den er einſt aus niedrigem Stande erhoben, zur Rache. Ohne Sinn für die eigene Ehre, klagte Karl der Dicke, von Ränken der Großen umſponnen, ſeine Gemahlin Richarda öffentlich eines unerlaubten Verhältniſſes mit Liutward an; ſie reinigte ſich durch ein Gottesurtheil, Liutward aber, den Großen und der Geiſtlichkeit verhaßt, und von der Letzteren als Ketzer bezeichnet, wurde auf deren Betrieb von dem Kaiſer des Kanzleramtes entſetzt und vom Hofe verbannt. Er ging zu Arnulf von Kärnthen und überredete Dieſen, das Reich ſeinem Oheim zu entreißen. Zur ſelben Zeit wurde Karl der Dicke von einer ſolchen Schwäche des Körpers und Geiſtes befallen, daß die Großen gleichfalls ihre Blicke auf Arnulf, als auf den einzigen Mann richteten, der von Karl's des Großen Geſchlecht noch übrig war; ſeine Abſtammung von väterlicher Seite ließ ſie vergeſſen, daß der ſtattliche Held nicht im rechtmäßigen Ehebette erzeugt worden; zwar hatte auch Karl der Dicke einen unehelichen Sohn Bernhard, aber dieſer war unmündig. Alſo ſtanden die Großen der deutſchen Stämme, der Franken, der Sachſen und Thüringer, der Baiern und Alemannen zuſammen, ſprachen dem Arnulf zunächſt den Altersvorrang im Herrſcherhauſe zu und erwählten ihn dann zum König (887). Karl der Dicke ſah ſich, wie auf eine Loſung, plötzlich von Allen verlaſſen und erbat ſich von Arnulf nur einige Güter in Alemannien. Dort ſtarb er denn ſchon im Januar des Jahres 888. Die Empörung, durch welche Kaiſer Karl der Dicke entthront und Arnulf von Kärnthen zum oſtfränkiſchen König erhoben wurde, gab ein deutliches Zeugniß ſowohl davon, bis zu welchem Grade die Macht der Großen neuerdings erſtarkt war, als auch davon, wie tief in der öffentlichen Meinung die Anſchauung der Untrennbarkeit des Königthumes von dem Geſchlecht Karl's des Großen wurzelte. Indem bei der Auflöſung der Reichseinheit die Nationalitäten mit dem vollen Trieb ihrer Selbſtheit auseinanderſtrebten und ſie in unabhängigen Reichen zu behaupten ſuchten, begründete ſich die Anerkennung der Großen, welche als Herrſcher an die Spitze derſelben traten, größtentheils auf die Verwandtſchaft mit dem karlingiſchen Hauſe (in weiblicher Linie). In Neuſtrien und Aquitanien führte Odo, der tapfere Sohn des Markgrafen von Angers, für den unmündigen Karl den Einfältigen die Reichsverweſung, im weſtjuraniſchen Burgund oder im Reich Arelate ſtand Ludwig, der Sohn Boſo's und Irmengard's, der Tochter Kaiſer Ludwig's II., in Hochburgund (dem öſtlichen Theile Burgunds zwiſchen den Alpen und dem Jura) erhob ſich Rudolf, der Sohn des Grafen Konrad von Paris, als König; die Krone von Italien erlangte Berengar, Markgraf von Friaul, Beide waren von weiblicher Seite mit dem karlingiſchen Hauſe verwandt.

Dies iſt ein Ueberblick der Theilungen und Kämpfe, unter welchen der karlingiſche Hauptſtamm in Deutſchland erloſch. Bevor wir nun die Geſchicke des Nebenſtammes betrachten, wenden wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Zuſtände des deutſchen Landes und Volkes während des Zeitraums vom Tode Ludwig's des Frommen bis zur Entthronung ſeines Enkels Karl's des Dicken (840—887). Folgende Hauptpunkte nehmen die Beachtung in Anſpruch: erſtens das gewaltige Andrängen der Normannen und Slaven gegen unſer Vaterland, zweitens das Zerfallen der karlingiſchen Reichsverfaſſung und das Entſtehen von neuen Volksſtamm-Herzogthümern, ferner die veränderte Stellung des Papſtthums zum Kaiſerthum, ſodann die Verbreitung des Chriſtenthums im deutſchen Norden und endlich das Verhältniß deſſelben zur Entwickelung der deutſchen Bildung.

11. Normannen und Slaven gegen Deutſchland.

Die ganze Kraftfülle jenes vom Ruhm heldiſcher Abenteuer und vom Zauber des rothen Goldes geſpornten urgermaniſchen Wandertriebes, welcher einſt die ganze alte Weltordnung erſchüttert hatte, bewegte die ſtreitbaren Normannen. Mit dieſem Namen bezeichnete man urſprünglich nur die nordwärts von den Chriſtenländern gelegenen Heiden überhaupt, ſowie andererſeits die Angelſachſen anfänglich nordiſche Fremde bloß „Dänen“ nannten; — wir haben hier unter den „Normannen“ vorzugsweiſe jene Dänen zu verſtehen, welche voll unbändiger Kampfesluſt ihre Heimath verließen, um bald hier, bald dort eine neue zu erobern, wo es ihnen jedoch meiſtens nur ſo lange gefiel, als Früchte des Sieges zu pflücken waren. Ihre Häuptlinge oder Könige, kühn und liſtig, trotzig und geſchmeidig zugleich, befehdeten ſich unter einander, erſchienen in Deutſchland bald als Feinde und Räuber, bald als Bittende und Bundesgenoſſen, immer behaupteten ſie ſich als die Herren, da ſie ſahen, daß, wo Schwäche rings um ſie, ſie es ſein konnten; ſie kamen als Heiden, gingen meiſtens als Chriſten und ſchüttelten den fremden Glauben eben ſo leicht wieder ab, als ſie ihn angenommen hatten. Man verpflichtete ſie durch Leben und ſie ließen ſich gerne verpflichten, da ſie Beſitz erlangten, ohne die Abſicht zu dienen. Von der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts an ſtürmten die Normannen regelmäßig in zwei Richtungen gegen unſer Vaterland, nämlich unmittelbar wider Sachſen, dann aber auch längs der Nordſeeküſten, von den Mündungen der Elbe, des Rheins, der Schelde landeinwärts, auf Walcheren an der Schelde waren Normannen ſeßhaft. Im Jahre 880, in den Tagen Ludwig's des Jüngeren, griffen ſie in beiden Richtungen zugleich an. Im Niederland drangen ſie unter ihrem König Gottfried bis an die Sambre, bei Thuin ſtellte ſich ihnen ſiegreich Ludwig der Jüngere entgegen; — in Sachſen, wohin ſie mit einem Wendenhaufen eindrangen, fanden ſie ein zahlreiches Heer, ſie ſchlugen es am 2. Februar 880 unweit Hamburg. Im Jahre 881 erſchienen zwei Könige, Siegfried und Gottfried (der Letztere von Walcheren,) an der Maas, warfen die Brandfackel in Lüttich, Maaſtricht und Tongern, in Bonn und Neuß, in Zülpich, Jülich und Aachen, und ob auch der weſtfränkiſche König Ludwig III. im Jahre 881 bei Saucourt einen Sieg über ſie gewann — aufhalten konnte er ſie nicht. Sie bauten in der Nähe der Maas, bei Maaſtricht und Lüttich, die Feſte Aſchloh, von wo aus ſie ihre raſchen Beutezüge nah und fern hin unternahmen. Vor dieſe Feſte zogen im Jahre 882 Franken, Baiern, Alemannen, Thüringer und Sachſen und bedrängten ſie auf's Aeußerſte; aber Karl der Dicke, ſtatt anzugreifen, zu erobern, zu vernichten, unterhandelte, dem Einfluſſe beſtochener Rathgeber gehorchend, mit den Normannen und erkaufte den Frieden vom König Siegfried um eine ungeheuere Summe, auch überließ er ihm das Kennemerland und gab ihm Lothar's II. Tochter Giſela zur Hausfrau. Dies Abkommen ſteigerte die Anmaßungen der Normannen, trotzig erhoben ſie neue Forderungen von Geld und Land, und als Gottfried durch ſchändliche Hinterliſt ermordet wurde, blieb die Rache für ſolchen Frevel nicht aus. Vom Niederland aus, wo die Normannen ſich niedergelaſſen, (Löwen bildete den Mittelpunkt von Siegfried's Herrſchaft,) brachen ſie zu Ende des Jahres 885 in Frankreich ein; ſie drangen mit gewaltiger Uebermacht bis Paris vor und belagerten die Stadt, welche Graf Odo tapfer vertheidigte, bis zum Oktober des folgenden Jahres.

Da kam Kaiſer Karl der Dicke mit einem Heere zu Hülfe und warf ſich in die Stadt, unterhandelte jedoch, aus Furcht, nunmehr ſelbſt eine Belagerung aushalten zu müſſen, mit den Feinden und bewilligte ihnen nicht bloß 700 Pfund Silber, ſondern auch Niederlaſſung in Burgund.

Betrachten wir nun die Stellung der Slaven zu Deutſchland! Ludwig der Deutſche ſah nicht ohne Beſorgniß, wie ſich die meiſten Slavenſtämme (bis auf die Wilzen, die Obotriten und die in Nordſachſen wohnenden Slaven) dem Verbande mit dem Frankenreich entzogen. Als in Mähren der kluge und thätige Moymir eine bedeutende Slavenmacht begründet hatte, zog Ludwig der Deutſche im Jahre 846 dorthin, ſetzte ihn ab, und erhob ſtatt ſeiner deſſen Neffen Raſtislav; auf dem Rückzuge wurden jedoch die Deutſchen in Böhmen angegriffen und beſiegt; dieſe Schmach zu rächen, trug nun Ludwig den Krieg nach Böhmen und vier Jahre lang ward gekämpft, bis ein entſcheidender Sieg der dortigen Slaven die Deutſchen zum Friedensſchluſſe zwang (850). Der Herd des ſlaviſchen Widerſtandes gegen das oſtfränkiſche Königthum war Mähren, der Bannerträger eben jener Raſtislav. Vergeblich ſuchte Ludwig der Deutſche deſſen Erſtarkung zu verhindern; er konnte es nicht verhindern, daß alle Mißvergnügten Oſtfrankens in Mähren Zuflucht fanden; ja, ſeine eigenen, mit ihm hadernden Söhne gewannen Raſtislav zum Bundesgenoſſen. Mit wechſelndem Erfolg kämpfte Ludwig der Deutſche gegen den kühnen und klugen Mährenfürſten, als im Jahre 869 plötzlich auch die Böhmen und die Sorben die Waffen erhoben und die Erſteren in Baiern, die Letzteren in Thüringen einfielen, während gleichzeitig Raſtislav's Neffe Swatopluk im Neitraer Gebiet das Schwert zog. Da ſendete Ludwig ſeinen gleichnamigen Sohn mit einer Heeresmacht gegen die Sorben, ſeinen zweiten, Karlmann, gegen Swatopluk, ſeinen dritten, Karl, gegen Raſtislav ſelbſt. Verwüſtend drangen die beiden Letzteren in Mähren vor, doch gelang ihnen die Beſiegung Raſtislav's nicht; Alles, was ſie erreichten, war ein Friedensſchluß mit ihm; dagegen wurden die Sorben vollkommen beſiegt. Aber was deutſche Waffen nicht vermocht, das brachte Verrath im eigenen Hauſe und Volke zu Stande; Swatopluk empörte ſich im Jahre 870 gegen den Oheim, nahm ihn gefangen und ſandte ihn an König Karlmann, welcher nun ſogleich den günſtigen Augenblicke benützte, um die Abhängigkeit Mährens vom oſtfränkiſchen Reiche wiederherzuſtellen. Raſtislav wurde geblendet und beſchloß ſeine Tage in einem Kloſter; aber auch Swatopluk wurde bald der Untreue gegen die oſtfränkiſche Herrſchaft angeklagt und von Karlmann in Haft genommen; in derſelben ſchwur er dem König Rache. Freigeſprochen und aus dem Gefängniß entlaſſen, wurde er von Karlmann ſogar reich beſchenkt und geehrt; denn der König wollte ſich den kühnen Mann verpflichten, um ihn gegen deſſen eigenes Volk, welches ſich wider die verhaßten Deutſchen erhoben hatte, verwenden zu können; durch Swatopluk's geheuchelte Ergebenheit getäuſcht, vertraute er ihm ſogar ein Heer zur Unterdrückung des Aufſtandes an. Swatopluk führte es nach Mähren, warf dann plötzlich die Maske ab, trat an die Spitze ſeines Volkes und vernichtete das deutſche Heer (871). Nachdem er ſein Vaterland befreit, dachte er ſogleich an die Befeſtigung ſeiner fürſtlichen Macht; er vermählte ſich noch in demſelben Jahre mit einer böhmiſchen Fürſtentochter und die Folge dieſer Verbindung war ein engerer Anſchluß Böhmens an Mähren. Vergeblich bekämpfte König Ludwig (872) ſowohl Mähren als auch Böhmen mit aller Anſtrengung; Swatopluk drängte die deutſchen Schaaren aus Mähren, griff dann (873) Karlmann in deſſen eigenem Lande an und brachte ihn in ſolche Noth, daß ihm Ludwig zu Hülfe eilen mußte; nur durch einen Friedensſchluß wurde das Reich geſichert. Immer mehr befeſtigte Swatopluk ſein unabhängiges mähriſches Slavenreich, immer weiter dehnte er deſſen Umfang aus; die ſüdlichen Nachbarn deſſelben waren die Bulgaren, die nördlichen die dem gewaltigen Fürſten zinsbaren Elbeſlaven. Er eroberte (883 und 884) Pannonien und erhielt es von Kaiſer Karl dem Dicken zum Lehen, wogegen er verſprach, mit dem Reiche Frieden zu halten. Mit ſeiner Hülfe vollbrachte Arnulf die Umwälzung, wodurch er die oſtfränkiſche Krone erhielt; Arnulf und Swatopluk ſtanden ſich ſchon früher einander näher, der Letztere hatte bei der Taufe von Arnulf's unehelichem Sohn Zwentibold Pathenſtelle vertreten. Das gute Vernehmen zwiſchen beiden Männern währte jedoch nur bis zum Jahre 890 und an den Bruch deſſelben knüpfte ſich ein Ereigniß, deſſen Folgen tief in die Geſchichte Deutſchlands eingriffen.

Während nun ſo das große mähriſche Slavenreich unter Raſtislav und Swatopluk die Aufmerkſamkeit der oſtfränkiſchen Könige vorzugsweiſe in Anſpruch nahm, feierten auch die anderen ſlaviſchen Völkerſchaften nicht, nur geſchahen ihre Angriffe auf unſer Vaterland nicht ſo planmäßig. Hell flammte der ſlaviſche Groll gegen die Deutſchen unmittelbar nach jener furchtbaren Niederlage der Deutſchen am 2. Februar 880 auf; da zerriſſen die Dalemincier, die Sorben und ihre Nachbarn den Verband ihrer Abhängigkeit vom oſtfränkiſchen Reich; mit vereinten Kräften warfen ſie ſich auf die Slaven an der Saale, um dann Thüringen zu überfallen, doch wurden ſie durch Poppo, den Grafen in der Mark an der Sorbengränze, zurückgeſchlagen.

12. Auflöſung der Gauverfaſſung. Entſtehung der Territorien. Wiederherſtellung der Volksſtamm-Herzogthümer.

Mit der Auflöſung des großen karlingiſchen Reiches, deſſen frühere Provinzen ſich nun auf dem naturgemäßen Grunde der Nationalitäten als ſelbſtſtändige Reiche: Italien, Frankreich, Burgund und Oſtfranken (Deutſchland), behaupteten, erloſch auch die von Karl dem Großen vollendete Reichsverfaſſung, deren Mängel ſich bereits bei deſſen Lebzeiten deutlich gezeigt hatten. Einerſeits entwuchs die Macht der Beamten, nämlich der Grafen, in deren Händen Gerichtsbarkeit und Heerbann lagen, dem ſich in Bruderkriegen abſchwächenden Königthum immer mehr; — es ließ ſich nicht hindern, daß ein und derſelbe Graf mehrere Gerichtsſprengel unter ſich vereinigte, und der Beſitz der anvertrauten Macht lockte zu Verſuchen, ſie der Familie zu erhalten und bis zum Umfang einer faſt fürſtlichen Gewalt auszudehnen. Ebenſo veränderte die Einrichtung der Sendgrafen (missi) ihren Charakter; urſprünglich zur Ueberwachung der weltlichen und geiſtlichen Beamten eingeſetzt, mißbrauchten auch ſie ihre Befugniß; in Schwaben, wo ſie „Kammerboten" hießen, erwuchſen ſie zu einer feſtſtehenden Obrigkeit mit einer faſt fürſtlichen Macht. Die Erringung einer ſolchen war insbeſondere den königlichen Beamten in den Gränzprovinzen, den Grafen der Marken, nahegelegt, wo die Vertheidigung gegen ſtets andrängende Feinde kraftvolle Perſönlichkeiten erforderte, welche zur Erfüllung ihrer Aufgabe bedeutende Streitkräfte und ausgedehnte Machtbefugniſſe bedurften. Anderſeits erſtarkte während der Bruderkriege, welche bei dem Erlöſchen des Volksheerbannes vorzugsweiſe durch die Lehensmänner geführt und entſchieden wurden, auch das Lehenweſen noch mehr, als dies in den Zeiten der Merowinger unter ähnlichen Verhältniſſen der Fall geweſen war. Das Bewußtſein der großen Lehensmänner, wie ſehr die Könige ihrer bedurften, lehrte ſie, für ihre Dienſte auch höheren Preis zu verlangen, und indem es faſt zur Regel wurde, daß das Lehen vom Vater auf den Sohn überging, gewöhnte man ſich die Erblichkeit der Lehen als Regel zu betrachten. Die Biſchöfe und Aebbte fingen an, ſich den Blutbann über die Hinterſaſſen der Kirche und die Gerichtsbarkeit ſowie den Heerbann über die zwiſchen jenen Hinterſaſſen wohnenden Freien anzumaßen und ſomit die Amtsgewalt der Grafen an ſich zu bringen. Endlich gewannen auch viele Adelinge, welche von der Grafengewalt ausgenommen waren, volles Herrenrecht und nannten ſich auch Herren (wie auch Grafen). So verſtanden es ſämmtliche Bevorrechtete, ſich bei der Zerſplitterung der Gauverfaſſung größere oder kleinere Eigengebiete (Territorien) zu erringen. Solche bildeten ſich aber auch dadurch, daß einzelne von der Grafengewalt befreite Bezirke, in welchen kaiſerliche Pfalzen und Güter lagen, vom Reichsoberhaupt beſtellte Vögte erhielten, auf welche die Grafengewalt überging; dieſe Bezirke waren die Reichsvogteien. So ging denn die Gauverfaſſung allmälig in eine Territorialverfaſſung über, zum überwiegenden Vortheil der Bevorrechteten und zum Nachtheil der Volksfreiheit. Dieſe hatte vorzugsweiſe in jenen Städten, wo ſich die römiſche Verfaſſung erhalten, wo die Gemeinde Weichbildrecht genoß, eine Zufluchtſtätte; übrigens erhielten ſich auch auf offnem Lande noch freie Volksgemeinden.

Die deutſchen Volksſtämme, die Franken, Sachſen, Alemannen (Schwaben), Baiern, Lothringer und Thüringer, waren einander in der Einheit des Frankenreiches näher getreten und in ſolche Wechſelbeziehungen gekommen, daß ſie ſich nicht mehr als Fremde, als

Feinde betrachteten, ſondern ihr Zuſammengehören fühlten; bei der öfteren willkürlichen Zerſtücklung unſeres Vaterlandes trat ihr natürliches Stammesſelbſtgefühl auf's Entſchiedenſte hervor, eine Vertretung desſelben durch eigene Fürſten, als ſichtbarer Ausdruck dieſes Gefühls war nothwendig. So erwuchſen denn bei den deutſchen Volksſtämmen neuerdings Herzogthümer. Verſchieden war die Art, wie ſie ſich entwickelten, aber bei allen gingen ſie aus den mit großer Machtfülle verſehenen Beamten hervor, bei allen errangen ſie eine Stellung, welche der fürſtlichen Gewalt nahe kam, bei allen erlangten ſie die Bedeutung, daß der Herzog als Vertreter und Vertheidiger der Ehre und Größe ſeines Volksſtammes daſtand und als ſolcher bei demſelben galt.

In Sachſen hatte ſchon Karl der Große den Grund zu einer ſolchen ausgedehnteren Gewalt gelegt, indem er Ekbert, den Sohn des Adelings Bruno in Engern und durch ſeine Mutter Ida mit dem fränkiſchen Königshauſe verwandt, über alle Sachſen ſetzte, die zwiſchen dem Rhein und der Weſer wohnten. Ludwig der Deutſche verlieh Ludolf, dem Sohne Ekbert's, eine ſolche Fülle von Amtsbefugniſſen, daß er, wiewohl er den Namen eines Herzogs nicht führte, „Fürſten gleich und Herzogen nicht ungleich“ war; er hatte die Oberanführung des Volksheerbannes von ganz Sachſen und die Oberaufſicht über die Krongüter, die ſonſt dem Sendgrafen zuſtand, welcher auch die allgemeinen Volksverſammlungen berief; dieſe ausgedehnte Gewalt, welche ein ſolches inniges Wechſelverhältniß zwiſchen ihrem Beſitzer und dem Volksſtamm, wie es oben geſchildert werden, begründete, wurde in Ludolf's Familie belaſſen, wobei unſtreitig auf deren Verwandtſchaft mit dem Königshauſe Rückſicht genommen war. — In Baiern, wo Karl der Große das alte agilolfingiſche Volksſtamm-Herzogthum vernichtet hatte, erwuchs allmälig ein neues aus dem bedeutungsvollen Wirkungskreiſe der Gränzgrafen. Nachdem bei der Theilung zwiſchen den Söhnen Ludwig's des Deutſchen dem Karlmann Baiern, Pannonien, und Kärnthen ſowie die Länder der böhmiſchen und mähriſchen Slaven zugefallen, bekam die baieriſche Mark gegen die beiden Letzteren einen eigenen Grafen. In den Tagen König Arnulf's waltete darin Markgraf Engildeo mit großer Macht; er wurde, da er ſich in eine gefährliche Verbindung gegen Jenen einließ, im Jahre 895 ſeiner Würde beraubt und der König verlieh ſie ſeinem Verwandten Luitpold. Wie die baieriſche Mark gegen die böhmiſchen und mähriſchen Slaven, ſo war die karentaniſche (Kärnthner-)Mark gegen die pannoniſchen eingerichtet. In dieſer letzteren ſtand zu Ende des 9. Jahrhunderts Aribo als Markgraf, bald aber, als der große Zuſammenhang der Slavenvölker durch ein von Oſten andringendes kriegeriſches Volk (die Ungarn) zerſprengt und ein feſter Schutz gegen die neuen Reichsfeinde nöthig geworden, wurde die Kärnthner Mark dem Grafen der baieriſchen zur Obhut übergeben; Luitpold trug den Herzogstitel und dieſer ging mit der ausgedehnten Gewalt auch auf deſſen Sohn Arnulf über. — In dem von Baiern getrennten Oſtfranken (in der engeren Bedeutung, oder in „Frankonien“, d. h. in dem an Thüringen gränzenden Stromgebiet des Mains) waltete Heinrich (bis zum Jahre 886) als Markgraf; er war Stammvater des babenbergiſchen Geſchlechtes, welches durch den Beſitz großer freier Stammgüter mächtig war. — In Lothringen entſtand das Herzogthum unter König Arnulf, welcher dies Land anfänglich als ein beſonderes Königreich ſeinem Sohne Zwentibold übergab; ſtatt deſſen walteten aber ſpäter ein Graf Reginar und deſſen Sohn Giſilbrecht als Herzoge; in dieſem Lande, deſſen Beſitz ſowohl von Frankreich, als auch von Deutſchland erſtrebt wurde, mußte die Herzogsgewalt mehr als irgendwo anders zur Selbſtſtändigkeit erſtarken. — In Schwaben (Alemannien) entwickelte ſich das Herzogthum unmittelbar aus dem Amt der Sendgrafen oder „Kammerboten“, welches zu einem ſtändigen geworden war. — In Thüringen gab es ſchon ſeit dem Jahre 849 Gränzgrafen, welche den Herzogstitel führten, ohne jedoch den vollen Inbegriff der demſelben entſprechenden Gewalt zu beſitzen; ſo hieß Poppo, der Bruder jenes kurz vorher erwähnten Markgrafen Heinrich, Herzog von Thüringen; die thüringiſche Mark kam nach dem Tode des Herzogs Burkhard 908 unter das Herzogthum Sachſen.

Für die Entwickelung der deutſchen Nationalität war die neue Stellung, welche die Hauptvolksſtämme mit ihren Herzogen einnahmen, von hoher Wichtigkeit. In den trüben und bangen Zeiten, da die von Karl dem Großen begründete künſtliche Ordnung der Dinge zuſammenbrach und das junge deutſche Reich unter Bruderkriegen der Könige und feindlichen Angriffen von allen Seiten auf's Aeußerſte gefährdet war, ſtanden jene Volksſtämme als gewaltige Pfeiler unſerer Nationalität da und jene Herzoge als Träger einer neuen Ordnung, durch welche die Einheit unbeſchadet der Einzelſelbſtſtändigkeit hergeſtellt werden ſollte.

13. Veränderte Stellung des Papſtthums zum Kaiſer- und Königthum.

Das Verhältniß zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum, wie es in den Tagen Karl's des Großen beſtand, trug einen tiefen Widerſpruch in ſich. Der Kaiſer betrachtete ſich als das Oberhaupt der Chriſtenheit ſowohl in weltlicher wie auch in geiſtlicher Hinſicht, der Papſt ſich als das Oberhaupt der heiligen Kirche, welche ebenſo *über dem Staate* ſtehe, als das Himmliſche über dem Irdiſchen. Wenn daher der Kaiſer die *alleinige höchſte* Majeſtät behauptete, ſo konnte der Papſt dieſer Anſchauung nicht beipflichten und das Papſtthum ſtrebte ſeiner ganzen bisherigen Entwickelung nach dahin, ſich einer Stellung zu entziehen, in welcher ſein jeweiliger Vertreter den Völkern nur wie ein Unterthan des Kaiſers erſcheinen möchte. Wir haben bereits geſehen, wie Stephan IV. zu ſolchem Zwecke Ludwig's gläubige Ergebenheit benützte, um durch die Weihe und Salbung, ſowie durch eine zweite Krönung den Völkern zu zeigen, daß die *erſte, welche ohne den Papſt vollzogen worden, kein Recht des Königs auf die erhabene Würde begründet habe*. Wir haben ferner wahrgenommen, wie Gregor IV. ſich in den Streit der Könige miſchte und den Kampf der Söhne gegen den Vater zum Nachtheil des Letzteren entſchied. Beharrlich ſchritten nun die folgenden Päpſte auf dem Wege fort, der zum Ziele, nämlich zur *Unterordnung* des Kaiſer- und Königthums unter das Papſtthum führen ſollte, und die unaufhörlichen Streitigkeiten, in deren Folge die kaiſerliche wie die königliche Macht ſich abſchwächte, waren dem bezeichneten Streben in hohem Grade förderlich. So konnte *Nikolaus* I. (der von 858 bis 867 Papſt war) den König Lothar II. durch Androhung des Kirchenbannes und Abſetzung ſeiner Anhänger zwingen, ſich dem päpſtlichen Richterſpruche zu unterwerfen, und obwohl ähnliche Anſprüche Hadrian's II. (867—872) gegen Karl den Kahlen nicht durchzudringen vermochten, ſo erhob Dieſer doch keinen Widerſpruch, als Papſt Johann VIII., welcher ihn gekrönt, die Behauptung aufſtellte, daß die Verleihung der Kaiſerwürde ein Geſchenk des Papſtes ſei. Sowie ſich nun das Papſtthum von dem Abhängigkeitsverhältniß zu den Fürſten des karlingiſchen Geſchlechtes losrang, ſuchte es gleichzeitig die längſt und beharrlich erſtrebte Allgewalt in der Kirche zu erreichen und überhaupt jene Grundſätze im Leben geltend zu machen, welche in den falſchen Dekretalen (ſiehe S. 379) ihren Ausdruck gefunden hatten. Eben in jene Zeiten der Wirren fällt die erſte Herausgabe derſelben (um das Jahr 845) durch den Mainzer Diakon Benedictus Levita, welchen man bisher mit Unrecht für ihren Verfaſſer gehalten hat, und die erſte Erwähnung und Anwendung derſelben, bei den Franken in Karl's des Kahlen Verordnungen von Cariſiacum (vom Jahre 857) und von Rom aus in einem Schreiben des Papſtes Nikolaus I. an die Biſchöfe Frankreichs (865). Gleichwohl vermochte das Papſtthum damals noch nicht den vollen Gewinn aus der errungenen Unabhängigkeit vom Kaiſerthum zu ziehen; denn die Zerrüttung, welche der Auflöſung des karlingiſchen Reiches folgte, ergriff auch Italien und die päpſtliche Würde verlor in Rom ſelbſt die Hauptſtütze ihrer Allgewalt, die öffentliche Meinung, da die Parteien, welche ſich um die Oberherrſchaft ſtritten, ſie mit Gewalt an ſich riſſen und da die Prieſter, welche ſie in ſolcher Weiſe erhielten, nur den Zwecken ihrer Partei, nicht aber dem unwandelbaren des Papſtthums dienten.

14. Ausbreitung des Chriſtenthums im deutſchen Norden und Einfluß desſelben auf die Entwickelung deutſcher Bildung.

Während das im Papſtthum verjüngte Römerthum ſeine ſelbſtiſche Abſicht durch eine Reihe von Thatſachen vor Königen und Völkern offen darlegte, wirkte die Macht der Ideen, die in den Tiefen des Chriſtenthums lagen, zwar noch unbegriffen und dennoch unwiderſtehlich auf die deutſchen Gemüther. Hingeriſſen von dieſer Macht, folgten ſie dem Triebe, das Chriſtenthum immermehr nach Norden und Nordoſten hin auszubreiten; der deutſche Geiſt, noch erſt vom Dämmerſchein einer neuen Zeit umwebt, wurde nun mitten in die ſchwierigſten Erörterungen über die Geheimniſſe der neuen Religion hineingezogen und betrat damit die Schule des Denkens, worin er erſtarken ſollte; die deutſche Geiſtlichkeit baute im ernſten Glaubenseifer die Brücke über die tief aufgeriſſene Kluft der Barbarei, worauf die Bildung Griechenlands und Roms auf den Boden unſeres Vaterlandes ſchreiten ſollte, um ihn für unſer Volk und für die Menſchheit zu weihen.

Die Verchriſtlichung ſchlug von Deutſchland aus zwei Hauptrichtungen ein, die eine nach *Nordalbingien* (dem Nordelbeland) und über daſſelbe hinaus nach *Skandinavien*, die andere zu den *Slaven*. Für die erſte Richtung hatte ſchon in den Tagen Ludwig's des Frommen der jütiſche König Harald Klak die Bahn geöffnet, indem er, allerdings in der ſelbſtiſchen Abſicht, ſich durch fränkiſche Hülfe wider einheimiſche Feinde zu behaupten, den fränkiſchen Glaubensboten Ebbo und Halitgar geſtattete, auf ſeinem Gebiete zu wirken. Im Jahre 826 erſchien nun Harald zu Mainz und ließ ſich, ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn taufen. Als er nach ſeiner Heimath zurückkehrte, begleitete ihn der begeiſterte *Ansgar*, einer der denkwürdigſten Männer jener Zeit. Er war im Jahre 801 geboren, ſeit ſeinem fünften Jahre in der Schule eines pikardiſchen Kloſters erzogen, ſeit ſeinem fünfzehnten Mönch, ſeit ſeinem zwei und zwanzigſten Lehrer und Prediger in Ludwig's des Frommen junger Stiftung Corvey an der Weſer. In König Harald's Reich gründete er (827) eine Schule, in welcher Knaben zu künftigen Prieſtern herangebildet werden ſollten; noch in demſelben Jahre mußte er jedoch nebſt dem neubekehrten König vor Gottfried's Söhnen flüchten. Er ſuchte im Jahr 831 Schweden zu bekehren, baute dort eine Kirche und erhielt, nachdem er das kirchengeſetzliche Alter erreicht hatte, die biſchöfliche Weihe. Nach ſeiner Rückkehr (834) übertrugen ihm Kaiſer und Papſt das neu gegründete Erzbiſthum *Hamburg* und der Papſt ernannte ihn zu ſeinem Legaten

(Geſandten) für den ganzen Norden. Unverdroſſen unter den härteſten Mühen wirkte Ansgar in ſeinem neuen Berufe. Kein Unfall, keine Entbehrung erſchütterte den begeiſterten Mann. Harald fiel vom Chriſtenthum wieder ab, und wie Glut aus der Aſche auflobt, flammte das alte Heidenthum wieder empor, — Krieg, Mord und Brand überall, nirgends Sicherheit von Augenblick zu Augenblick. Ein Dänenüberfall vertrieb Ansgar (845) aus Hamburg, ſeine Kirche, ſein Kloſter, ſeine Bücher ſanken in Aſche; als Bettler kam er mit ſeinen Prieſtern zum Biſchof Leuderich von Bremen, der ihm die Thüre wies, und erſt im Verden'ſchen fand er eine Zufluchtsſtätte; aber ſein Muth blieb ungebeugt. Papſt Sergius II. unterwarf dem Hamburger Sprengel ganz Nordalbingien und Skandinavien, Ansgar erhielt das Bremer Bisthum und dies wurde (858) mit Hamburg vereinigt. Friſchen Muthes ſchuf er nun an ſeinem Lebenswerke, der Verchriſtlichung des Nordens, weiter. Die Umſtände begünſtigten ihn; er vermittelte den Frieden zwiſchen Ludwig dem Deutſchen und dem Dänenkönig Herik und Dieſer geſtattete den Bau einer Kirche zu Schleswig. Von Herik empfehlen, wendete ſich Ansgar nach Schweden zu König Olaf und baute auch dort eine Kirche. Im Jahre 865 ſtarb der vielverdiente Mann, doch das Werk, welches er begründet, ſtand auf ſchwankendem Boden, denn noch behauptete ſich das Heidenthum in Skandinavien kräftig fort und ſeine Nachfolger Rimbert und Unni, welche von Hamburg-Bremen aus in ſeinem Geiſte wirkten, erfreuten ſich bei Schweden und Dänen nur geringer Erfolge.

Den Mähren brachten zwei Mönche aus Konſtantinopel, die Brüder Methodius und Cyrillus das Chriſtenthum; ſie überſetzten ihnen die Bibel in die Volksſprache, in welcher auch der Gottesdienſt nach griechiſchem Brauch gehalten wurde; ſie ſchufen ihnen eine eigene, der griechiſchen nachgebildete ſlaviſche Buchſtabenſchrift. Methodius ſuchte für die mähriſche Kirche Verſtändigung mit Rom, doch erhob dies Schwierigkeiten wegen der griechiſchen Form des Gottesdienſtes und des Gebrauchs der Volksſprache dabei. Die Erſtere wurde für die römiſche hingegeben, als der Verkehr Mährens mit den Griechen durch die Ungarn unterbrochen ward, für die Abſchaffung der Letzteren und die Einführung des Lateiniſchen wirkten von Salzburg und Paſſau aus die deutſchen Geiſtlichen im Sinne

Roms, dem ſie ja durch des Bonifacius Vaſalleneid verpflichtet waren. Die Czechen in Böhmen widerſtrebten aus nationaler Abneigung den von Deutſchland ausgehenden Bekehrungverſuchen und das Chriſtenthum fand bei ihnen, nachdem ſich ihr Herzog Borziwoy mit ſeiner Gattin Ludmilla (um 870—880) durch Methodius hatte taufen laſſen, in ſeiner ſlaviſch-griechiſchen Form von Mähren aus Eingang. Erſt ſpäter, als Böhmen nach dem Zerfall des großmähriſchen Slavenreiches ſich an Deutſchland politiſch anſchloß, bewirkte der Einfluß ſeiner Herzoge die Aufnahme der römiſch-deutſchen Kirchenform; doch erhielt ſich noch das ſlaviſche Heidenthum in voller Kraft und erhob ſich gar bald wieder zum heftigſten Kampf gegen den neuen Glauben. — Die von der Oder bis zur Saale wohnenden Slaven, ſowie die im Norden von der Oſtſee herabwärts zwiſchen Oder und Elbe ſeßhaften vertheidigten damals und noch lange den Glauben ihrer Väter mit beharrlicher Treue gegen alle Verſuche, ſie zu verchriſtlichen.

Die beiden Fragen, welche in der deutſchen Kirche damals einen ernſten Kampf erregten und zum erſten Mal die hervorragendſten Geiſter zur Uebung in der Kunſt des Denkens anſpornten, betrafen die Lehre von der Vorherbeſtimmung und vom Abendmahl. Ein Mönch, Namens Gottſchalk, welcher den auguſtiniſchen Lehrbegriff (ſ. S. 214) in ſeiner ganzen Strenge aufgefaßt hatte, zog daraus das Ergebniß, daß es eine doppelte Vorherbeſtimmung, die der Guten und die der Böſen, gebe, alſo daß der von Gott zum Leben Vorherbeſtimmte nicht zu Grunde gehen, der von Gott zum Tode Vorherbeſtimmte dagegen nicht ſelig werden könne. Dieſer Behauptung trat Hrabanus Maurus mit der milderen Auffaſſung entgegen, daß Gott die Guten und die Böſen vorhergekannt, die Erſteren allerdings zum ewigen Leben, die Letzteren aber nicht als ſolche, ſondern ihnen nur die Strafe vorherbeſtimmt habe, und daß mithin Jeder, der ſelig werden wolle, durch die Gnade das ewige Leben erlangen könne. Menſchlich ſchön war der Beweggrund, aus welchem Hrabanus Maurus auf die Verurtheilung dieſer Lehre drang, weil ſie nämlich ebenſo zur Unſittlichkeit als zur Verzweiflung führen müſſe; aber unmenſchlich war der Urtheilsſpruch der Kirchenverſammlungen über den Lehrer, Gottſchalk wurde nämlich zu körperlicher Züchtigung, zu Verwahrung im Kerker und zu ewigem

Stillſchweigen verdammt. — Was die Lehre vom Abendmahl betrifft, ſo beſtanden in der abendländiſchen Kirche bis in's 9. Jahrhundert zwei von einander abweichende Anſichten über die Vereinigung des Gläubigen mit Chriſtus durch den Genuß von Wein und Brod im Abendmahle. Nach der einen empfing der Gläubige dabei den Leib des Herrn im Bilde und ſollte durch des Sakramentes Kraft desſelben in Wahrheit theilhaftig werden; nach der andern, der Auffaſſung des Papſtes Gregor's I. entſprechenden, war das Abendmahl eine nachbildende geheimnißvolle Wiederholung des Opfertodes Chriſti; keine von beiden Meinungen aber nahm eine wirkliche Stoffverwandlung beim Abendmahl an und noch Alkuin ſagte: „die Elemente zeigen nur den einſt geopferten Chriſtus dem Auge des Glaubens“. Da trat nun im Jahre 844 der Abbt von Corbie Paschaſius Radbertus, welcher ſchon im Jahre 831 als Mönch eine Schrift über das Geheimniß des Altarſakraments verfaßt hatte, mit einer Umarbeitung derſelben auf, welche er Karl dem Kahlen widmete und womit er folgende Behauptung aufſtellte. „Zweck der Handlung und ihrer Einſetzung ſei die perſönliche Aneignung des Erlöſungsopfers Chriſti zum Heil des Leibes und der Seele, damit der ganze Menſch durch leibhaftige Einigung mit dem unvergänglichen Leibe Chriſti der gleichen Unvergänglichkeit gewiß werde. Bewirkt werde dieſe Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl durch den heiligen Geiſt bei der prieſterlichen Segnung (Konſekration) von Brod und Wein; es werde dadurch derſelbe Chriſtuskörper, welcher einſt durch den heiligen Geiſt in der Maria gebildet worden, neugeſchaffen und ſomit gehe bei der Segnung eine wirkliche Verwandlung („Transſubſtantiation“) der Stoffe vor ſich; es ſei folglich nach der Segnung das Fleiſch und Blut Jeſu Chriſti auf Altären wirklich gegenwärtig, und zwar eben das Fleiſch, welches von der Jungfrau Maria geboren ſei, am Kreuze gelitten habe und auferſtanden ſei.“ Gegen dieſe Behauptung erhoben ſich nun Hrabanus Maurus, Ratramnus und andere Geiſtliche, als gegen eine irrige, indem ſie die Zuſammenfaſſung der Abendmahlshandlung mit der einſtigen Menſchwerdung und Selbſtopferung des Gottes verwarfen und die Gegenwart Chriſti im Abendmahl in der Art betrachten, „daß ſie nur für und durch den Geiſt des Menſchen, alſo durch ſeine Selbſtvergegenwärtigung des gebrochenen Leibes und vergoſſenen Blutes und durch ſein Glauben an deſſen ehemalige und fortwährende Heilskraft vorhanden ſei". Für die Lehre des Paſchaſius Radbertus nahm hinwieder das wundergläubige Volk Partei, deſſen längſt feſtgewurzelte Vorſtellungen von einer geheimnißvollen Kraft und zauberiſchen Wirkung des Abendmahles eben in der Brod- und Weinverwandlung gleichſam den höchſten Ausdruck fanden; viele Geiſtliche förderten die Einbürgerung dieſer Lehre im Volksglauben und zahlreiche Wundererzählungen von Hoſtien, welche Blut vergoſſen hätten, kreiſten von Mund zu Mund, verpflanzten ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht. So wurde dem Volk die vom Prieſter geweihte Hoſtie zum Gegenſtand gläubiger Anbetung, lange bevor noch die Kirche die Gegner der Verwandlungslehre beſiegte und dieſe zum Glaubensſatz erhob.

Der Hang zum Wunderbaren, welcher eine tiefe Sehnſucht des Gemüthes nach dem Göttlichen ſelbſt in der Verirrung des unklaren Geiſtes bezeugt, beherrſchte Geiſtliche und Laien jener Zeit im hohen Grade und der Aberglaube, der daraus entſprang, führte zu einer übertriebenen Werthſchätzung der kirchlichen Aeußerlichkeiten. Es vermehrte ſich die Zahl der Feſte, insbeſondere der Heiligen- und Marienfeſte, die der Heiligen vergrößerte ſich, die Verehrung derſelben und der immer zahlreicher werdenden Reliquien nahm außerordentlich zu. Die Einbildungskraft der Geiſtlichkeit war unerſchöpflich im Erfinden von Wundererzählungen (Legenden) und entflammte die des Volkes, welches im Fürwahrhalten derſelben unermüdlich war. Je tiefer das Volk dadurch in Abhängigkeit von der Geiſtlichkeit kam und je ſtraffer Dieſe die Zügel der Kirchenzucht anzog, woran ſie es lenkte, je ſtrenger ihre Geſetze in Bezug auf die Ehe und deren Hinderniſſe, auf Faſten und Sonntagsfeier wurden, je häufiger und willkürlicher ſie die mit bürgerlichen Nachtheilen verbundenen Kirchenſtrafen anwendete, um ſo größer wurde der fromme Knechtsſinn der Gläubigen, womit ſie ſich freiwillig die härteſten Selbſtpeinigungen auferlegten und ſich durch Wallfahrten, Schenkungen an die Kirche und ähnliche für verdienſtlich gehaltene Werke zu ſühnen ſuchten, um das Heil der Seelen zu retten.

Während nun ſo bei der Wechſelwirkung zwiſchen Kirche und Volk ſich kein Fortſchritt des Letzteren zu höherer Geiſtesbildung ergab, ſchufen gleichwohl einzelne hochbegabte deutſche Geiſtliche, und ebenſo auch einzelne deutſche Klöſter mit unverdroſſnem Eifer die vermittelnden *Vorarbeiten*, durch welche der deutſche Geiſt *fremde Bildungsſtoffe* ſich aneignen und vermittelſt derſelben allmälig zur Entwicklung ſeiner eigenen Anlagen gelangen konnte. In der Reihe jener gelehrten Geiſtlichen nimmt *Hrabanus Maurus* die erſte Stelle ein. *Hrabanus Maurus*, anfangs Lehrer an der weit und breit beſuchten Kloſterſchule zu Fulda, ſeit dem Jahre 847 Erzbiſchof von Mainz, zeichnete ſich durch eine Fülle von Gelehrſamkeit, die er in Schriften niederlegte, und durch unermüdliche Förderung von Wiſſenſchaft und Kunſt, insbeſondere aber auch durch treue Liebe zur vaterländiſchen Sprache und durch unverdroſſene Pflege deutſcher Bildung aus. Durch Schüler, die von nah und fern nach Fulda kamen, um ihn zu hören, verbreitete ſich die Kenntniß der geiſtigen Schätze Griechenlands und Roms ſowie die Bibelkunde weiter; durch Geiſtliche, welche ſich in Fulda auf Hraban's Anregung mit deutſcher Sprache, deutſcher Dichtung beſchäftigten, verpflanzte ſich von dort der lebendige Sinn für beide in die verſchiedenen Klöſter, von welchen das zu St. *Gallen* fort und fort ruhmvoll die Aufgabe erfüllte, die Pflanzſtätte deutſcher Gelehrſamkeit und Kunſt zu ſein. Ueber das Vorurtheil gegen die Runen ſich hinausſetzend, nahm Hrabanus Maurus die der Nordelbe-Bewohner in ſeine Schrift über die Erfindung der Sprache auf; ſein Beiſpiel regte Andere zur Forſchung über die älteren germaniſchen Mundarten an. In der Kloſterſchule zu Reichenau wurde, als Hraban's Schüler Walafrid Strabus dort Abbt war, an deutſchen Gedichten die deutſche Sprache gelehrt. Der unmittelbare Zweck, welchen die Geiſtlichkeit bei der Pflege unſerer Sprache hatten, war allerdings ein religiöſer. Zwar gelang es dem Hrabanus Maurus in ſeiner einflußreichen Stellung als Erzbiſchof von Mainz und ſomit Haupt der deutſchen Kirche ebenſo wenig wie früher dem mächtigen Kaiſer Karl, die *deutſche Predigt* einzuführen; die meiſten Geiſtlichen waren nämlich für Abfaſſung der Lehrrede noch immer zu wenig befähigt und da, wo ſie etwa gehalten wurde, hörte das Volk ſie nicht gern. In ſeiner uralten *Liedesluſt* war Dieſes dagegen für geiſtliche Belehrung dann empfänglich, wenn ihm ſolche in der Form des *Liedes* geboten wurde, und ſo wurden denn *religiöſe Stoffe* zu *Dichtungen* für's Volksverſtändniß bearbeitet. Eine Zeit lang hatten dieſe noch die altheidniſche Form der Alliteration; bis endlich aus der lateiniſchen Kirchendichtung, aus den Hymnen (kirchlichen Lobliedern) auch der Reim, der gleichförmig gemeſſene Reimvers und die vierzeilige Strophe entlehnt und bei jenen geiſtlichen Gedichten in der Volksſprache angewandt wurden. Das Volk ſang dieſe jedoch nicht etwa beim Gottesdienſte; denn dabei, ſowie bei allen kirchlichen Handlungen pflegten die Laien nach dem Geſang der Prieſter bloß den Ruf „Kyrieeleiſon“ anzuſtimmen, welchen ſie auch ſtatt des urväterlichen Kampfrufs beim Beginn der Schlacht und bei feierlichen Begrüßungen erhoben. Bei jenem für außerkirchlichen Gebrauch beſtimmten geiſtlichen Geſang in der Volksſprache trug ein Einzelner die Strophe vor und die Menge ſtimmte dann zum Schluß das „Kyrieeleiſon“ an; die Singweiſe, die Wortgeſtaltung beſtimmend, wechſelte dabei von Glied zu Glied; das war der chriſtliche „Leich“, welcher an die Stelle des dem Volke ſo theuren heidniſchen trat *)

Eine Hauptſorge der Geiſtlichkeit war, das Volk mit den Evangelien vertraut zu machen und zu dieſem Zwecke wurde der weſentliche Inhalt derſelben aus den vier verſchiedenen Erzählungen in einer zuſammenhängenden Darſtellung des Lebens Chriſti frei wiedergegeben; man nennt eine ſolche — „Evangelienharmonie“. Theils überſetzte man ältere, in lateiniſcher Sprache niedergeſchriebene Werke dieſer Art, wie jenes des Ammonius von Alexandrien, (gemeinhin Tatian's „Evangelienharmonie“ genannt) in deutſche Proſa, theils bot man ſie dem Volk in freier dichteriſcher Auffaſſung und Form. Dadurch ging nun der weſentliche Inhalt des Chriſtenthums, das in wunderbarer Verklärung erſcheinende Leben Jeſu, ſein hehrer Charakter, ſeine menſchenveredelnde Lehre erſt tiefer in's Gemüth

---

*) Als Beiſpiel theilen wir eine Strophe aus dem Leich auf den heiligen Petrus mit. Der Einzelne ſang, die Menge auffordernd zum gemeinſamen Gebet:

»Pittêmês den gotes trût
allâ samant (alle zuſammen) upar lût
daz er uns firsânên
giuuerdô ginâden.«

Die Menge ſtimmte nun an:

»Kirie eleyson,
christe eleyson!«

unſeres Volkes über, erſt jetzt, da er von dieſem mit ganzer Innigkeit erfaßt wurde, äußerte ſich ſeine ſtill, aber mächtig bildende und geſittende Kraft; erſt jetzt begann der neue Glaube unſerem Volk ein Theil ſeines Lebens zu werden, er läuterte die Franken immermehr von der Verwilderung, in welche ſie verſunken waren, er lehrte die Sachſen den Schmerz über den Verluſt ihres alten nationalen Glaubens und den Haß gegen die Franken vergeſſen, er wob nach und nach ein lebendiges Band des Einheitsgefühls, ſtark genug, um alle deutſchen Bruderſtämme zu umfaſſen. Wir beſitzen noch zwei ſolcher Evangelienharmonien; die eine iſt von Otfried (einem Schüler Hraban's und Mönch zu Weißenburg im Speiergau) in althochdeutſcher Mundart, in Reim und Strophe gedichtet und im Jahre 868 König Ludwig dem Deutſchen zugeeignet; die Abſicht Otfried's, den weltlichen Dichtungen des Volkes eine geiſtliche entgegenzuſtellen, gibt ſich in folgender Stelle kund, welche wir zugleich als Probe der Sprache mittheilen.

	(in Ueberſetzung:)
»Nu uuill ih scriban unser héil,	Nun will ich ſchreiben unſer Heil,
evangéljono deil,	Der Evangelien Theil,
so uuir nu hiar bigúnnun,	Das wir nun hier beginnen
in frénkisga zungun;	In fränkiſcher Zunge.
Thaz sié ni uuesen éino	Daß ſie (die Franken) nicht ſeien alleinig
thes selben ádeilo,	Derſelben untheilhaft,
ni man in iro gizungi	Niemand in ihrer Zunge
kristes lób sungi;	Chriſti Lob ſinge;
Joh er ouh iro uuorto	Und er auch in ihren Worten
gilóbot uuerde hartot,	Sehr gelobet werde
ther sie zimo holota,	Der ſie zu ſich holte,
zi gilóubon sinen ládota.	Zu ſeinem Glauben lud.
Ist ther in iro lante	Iſt wer in ihrem Lande,
iz álles uuio nintstánte,	Der es alles nicht verſtände,
in ánder gizúngi	In anderer Zunge
firnéman iz ni kunni,	Es vernehmen könnte er nicht.
Hiar her er io zi güote	Hier höre er zu Gute,
uuaz gót imo gibiete,	Was Gott ihm gebiete,
thaz uuir imo hiar gisúngun	Was wir ihm hier ſingen
in frenkisga zungun.	In fränkiſcher Zunge.
Nu fréuuen sih es álle,	Nun freuen ſich deß alle,
so uuer so uuóla uuolle	Wer wohl will,

joh so uuér si hold in múote	Und wer hold iſt im Muthe
fránkano thiote,	Fränkiſchem Volke,
Thaz uuir Kriste sungun	Daß wir Chriſt ſingen
in unsera zungun,	In unſerer Sprache
joh uuir ouh thaz gilébetun,	Und daß wir auch das erlebten,
in frénkisgon inan lóbotun.«	In Fränkiſchem ihn lobten.

Der dichteriſche Werth dieſer Evangelienharmonien iſt ein geringer; der Verfaſſer rang noch mühſam mit der Sprache und der ungewohnten Dichtart die beſtimmte Abſicht der Lehrhaftigkeit trat allzuſehr in breiten Nutzanwendungen hervor, als daß die Dichtung eine *volksmäßige* werden konnte; aber erfreulich war das friſche vaterländiſche Gefühl des wackeren fleißigen Mönches, das ſich in ſeinem Lobe der Franken kund gab. — Aecht dichteriſch und wahrhaft volksthümlich iſt dagegen die *zweite* Evangelienharmonie, welche ein *Sachſe* — der Sage nach in Auftrag Kaiſer Ludwig's des Frommen — noch in der alten Form der Alliteration dichtete. Sie iſt unter dem Namen „*Heliand*" (d. h. Heiland) bekannt und läßt uns erkennen, wie der Sachſenſtamm dem Chriſtus, welchem er ſo lange heldiſch widerſtrebt, nun auch in voller Bewunderung und Treue wie einem theueren Volkshelden huldigte, wie er mit ſolcher inniger Hingebung die chriſtlichen Anſchauungen erfaßte, ſo tief ſie in ſich aufnahm, als hätten jene Begebenheiten, welche in den Evangelien erzählt werden, ſich auf deutſchem Boden unter Deutſchen zugetragen. Wir laſſen eine Stelle aus dem „Heliand" als Probe der *altniederdeutſchen* Mundart und der in ihrer Einfachheit großartigen volksthümlichen Dichtkraft folgen. Chriſtus weiſſagt ſeinen Jüngern die Vorzeichen des jüngſten Gerichts:

	(Ueberſetzung.)
»Ik mag iu thoh gitellien	Ich kann euch jedoch erzählen,
hvilic ér tecan bivoran	welches eher Zeichen vorher
giwerdad wunderlic,	wird (d. i. geſchieht) wunderbar,
ér he an these werold kume	ehe er auf dieſe Welt kommt
an themu mareon daga.	an dem berühmten Tage.
That wirdid ér an the no manon skin,	Das wird vorher an dem Mond offenbar,
jac an theru sunnun so same:	auch an der Sonne eben ſo:
gisverkad siu bethiu,	verdunkelt werden ſie beide,
mit finistre werdad bifangan;	mit Finſterniß werden ſie umfangen;

fallad sterron,	es fallen die Sterne,
hvit **h**ebentungal,	die klaren Himmelslichter,
endi **h**risid erde,	und es erzittert die Erde,
bivod thius **b**rede werold.	es bebt dieſe weite Welt.
Wirdid sulikaro **b**okno filu:	Es geſchehen ſolcher Zeichen viele:
grimmid the **g**roto seo,	es ergrimmet die große See,
wirkid thie **g**ebenes strom	es bewirkt der Meeres Strom
egison mit is **u**dhiun	Schrecken mit ſeinen Wogen
erdbuandiun.	den Erdbewohnern.
Than **th**orrot **th**iu **th**iod	Dann verdorret das Volk
thurh **th**at ge**th**ving mikil,	durch dieſes Drangſal groß (große Drangſal),
folc thurh thea **f**orhta:	die Menge durch die Furcht:
than nis **f**ridu hvergin;	denn nicht iſt Friede irgendwo;
ac **w**irdid **w**ig so maneg	ſondern es wird Krieg ſo mancher
obar these **w**erold alla	über dieſe Welt alle,
hetili af**h**aben;	der wilde, erhoben;
endi **h**eri ledid	und Heere führt
kunni obar odar.	ein Geſchlecht über das andere.
Wirdid **k**uningo giwin,	Es entſteht der Könige Kampf,
meginfard **m**ikil,	ein großer Streit;
wirdid **m**anagoro qualm,	es entſteht Vieler Tod,
open **u**rlagi.	offener Krieg.
That is egislic thing,	Das iſt ein ſchreckliches Gericht,
that io sulik **m**ord sculun	daß je ſolchen Mord ſollen
man afhebbien!	die Menſchen erheben!
Wirdid **w**ol so mikil	Es entſteht Seuche ſo groß
obar these **w**erold alle,	über dieſe Welt alle,
mansterbono **m**est	Menſchenſterbens vorzüglich d. i. ſo viel
thero, the gio an thesaru **mi**ddilgard,	derer, die je auf dieſer Welt
suulti thurh **s**uhti.	ſtarben durch Krankheiten.
Liggiad **s**eoka man,	Es liegen die ſiechen Menſchen,
driosat endi **d**oiat,	fallen und ſterben,
endi iro **d**ag endiad,	und ihre Tage enden,
fulliad mid iro **f**erahu.	erfüllen ſich mit ihrem Leben.
Ferit unmet grot	Es kommt eine unmäßig große
hungar, **h**etigrim,	Hungersnoth, eine heftige,
obar **h**elido barn,	über die Menſchen-Kinder,
metigedeono **m**est.	des Speiſemangels Uebermaß.
Nis that **m**inniste	Nicht iſt das Mindeſte
thero **w**iteo an thesaru **w**eroldi,	der Leiden auf dieſer Welt,
the êr gi**w**erden sculun	welche eher entſtehen ſollen
êr **d**omos **d**age.	vor des Gerichts Tag.
So hvan so gi thea **d**adi giscan	Sobald ihr daher dieſe Thaten ſehen
gi**w**erden an thesaru **w**eroldi,	werdet auf dieſer Welt,
so mugun gi than te **w**aran farstanden,	ſo möget ihr dann in Wahrheit verſtehen,

that than the **l**azto dag	daß dann der letzte Tag
liudiun nahit,	den Leuten nahet,
mari, te **m**annun,	der berühmte, zu den Menſchen,
endi **m**aht godes,	und die Macht Gottes,
himilcraftes **h**rori	der Himmelskraft Bewegung,
endi thes **h**elagon kumi,	und des Heiligen Kommen,
drohtines mit is **d**iuridun.«	des Herrn mit ſeiner Herrlichkeit.

Aber nicht bloß das Evangelium wurde der Stoff der neuen geiſtlichen Dichtung, welche dem Volk in der Mutterſprache geboten ward. Auch geſchichtliche Ereigniſſe, deren Eindrücke noch ganz friſch waren, wurden nach chriſtlicher Anſchauung volksthümlich erfaßt und zu Liedern. So hatte der weſtfränkiſche König Ludwig III. kaum den Sieg über die Normannen bei Soucourt (881) errungen, als das Volk auch ſchon einen „Leich“ darauf ſang. Dieſes älteſte geſchichtliche Volkslied in deutſcher Sprache, welches ſich bis auf unſere Tage erhalten, beginnt mit der Schilderung des Königs Ludwig und ſeiner Schickſale.

»Kind warth her faterlos;	d. h.: Als Kind ward er vaterlos,
thes warth imo sâr buoz:	deß ward ihm bald Buße (Sühne):
holôda inan truhtin,	es holte ihn der Herr,
magaczogo warth her sin.	ward ſein Erzieher,
gab her imo dugidi,	gab ihm tüchtige
frônisc githigini,	herrliche Degen (Helden),
stual hier in Vrankon.«	Stuhl (Thron) hier bei den Franken.

Das theilte er dann mit Karlmann, ſeinem Bruder; da wollte Gott ihn prüfen, ob er ſo jung Mühſal dulden möchte. Er ließ heidniſche Männer über's Meer kommen, das Volk der Franken der Sünden zu mahnen; die Bedrängniß durch die Feinde war Strafe für des Volkes Schuld. Der König war entfernt, das Reich ganz verwirrt, da erbarmte es Gott und er hieß Herrn Ludwig bald dahin reiten; alſo rief er Dieſen auf:

»Hludwig, kuning min,	„Ludwig, König mein,
hilph minan liutin!	hilf meinen Leuten,
heigun sâ Northman	es haben die Nordmannen ſie
harto bidwungan.«	hart bedrängt.“
Thanne sprah Hludwig:	Dann ſprach Ludwig:
»Herro, so duon ih!	„Herr, ſo thue ich!

Dôt ni rettê mir iz,	Der Tod entreiße es mir nicht,
al thaz thû gibiudist.»	all, das du gebieteſt.“

Da nahm er Gottes Urlaub, hob die Kriegsfahne (gundfanon) auf und ritt zu den Franken, den Nordmannen entgegen. Alle, die ſeiner warteten, dankten Gott; er aber ſprach zu ihnen: „Tröſtet euch, Geſellen, meine Nothgefährten, Gott ſandte mich her; Leben und Tod ſteht in Chriſti Gewalt, wer hier in Kraft Gottes Willen thut, dem lohne ich's, kommt er geſund aus dem Kampf, und bleibt er darin, lohn' ich's ſeinem Geſchlecht.“ Dann nahm er Schild und Speer, ritt kräftiglich her und rief: „Gottlob“, als er die Nordmannen fand.

Ther kuning reit kuono,	Der König ritt kühn,
sang lioth frônô.	Sang heiliges Lied,
joh allê saman sungan:	Und Alle zuſammen ſangen:
«Kyrie leison!»	„Kyrie eleiſon!“
Sang was gisungan,	Sang war geſungen,
wig was biginnan:	Kampf war begonnen,
bluot skin in wangon,	Blut ſchien in Wangen,
spilôdun ther Vrankon.	Freudig kämpften die Franken.
Thâr vaht thegenô gelih.	Da focht Helden gleich
nichein sô sô Hludwig:	Keiner ſo wie Ludwig,
snel indi kuoni,	Schnell und kühn,
thaz was imo gekunni.	Das war ihm angeſtammt.
Suman thuruh skluog her,	Den Einen durchſchlug er,
suman thuruh stah her:	Den Andern durchſtach er:
. . . .	. . . .
. . . .	. . . .
Her skancta ce hanton	Er ſchenkte zu Handen
sinân fianton	Seinen Feinden
bitteres lides:	Bitteres Leid,
Sô wê im hio thes libes.	So weh ihnen hier des Lebens.
Gilobât si thiu Godes kraft!	Gelobet ſei Gottes Kraft,
Hludwig warth sigihaft;	Ludwig ward ſieghaft,
jah allên heiligon thanc:	Sprach allen Heiligen Dank.
sin warth ther sigikamf.	Sein ward der Siegeskampf.
Dô dâr abur Hludwig	Da hier aber Ludwig
Kuning was sâlig,	Der König ward geſegnet,

garo sò ser hio was,	Ganz, ſo ſehr er hier war,
. . . .	. . . .
. . . .	. . . .
Sò wâr so thes thurst was.	So war, als es deſſen Noth war.
gihaldé inan, truhtin,	Erhalte ihn, Herr,
bi sinan èrgrehtin.“	Bei ſeiner Herrlichkeit!

Während ſich nun der Einfluß der Kirche in den geiſtlichen Dichtungen, ja ſelbſt im geſchichtlichen Volksliede geltend machte, vergaß das Volk gleichwohl ſeine uralteigne Dichtung nicht; es hielt ſie feſt in den Tiefen des Gemüthes; es verjüngte das alte Götter- und Heldenlied und die Thierſage in der fortentwickelten Sprache und Form und ſo erhielt ſich, während die Kunſt zu dichten Eigenthum Weniger war, der Volksgeſang als reicher, fort und fort hell blinkender Geſammtſchatz.

15. Kaiſer Arnulf.

Wir wenden nunmehr unſere Aufmerkſamkeit wieder auf die äußere Geſchichte unſeres Vaterlandes.

Nachdem Arnulf als Haupt des karlingiſchen Hauſes anerkannt worden war und die oſtfränkiſche Krone erlangt hatte, faßte er, im Gefühl ſeiner Kraft, den Plan, das zerfallene Reich Kaiſer Karl's des Großen wieder herzuſtellen; er verkannte, daß der Lebenstrieb von Nationalitäten, welcher das Band des großen Reiches zerſprengt hatte, mächtiger iſt als der Wille der Könige. An dieſem Irrthum ging ſein Herrſcherleben zu Grunde.

Graf Odo von Paris, welcher Frankreichs Herrſchaft für Karl den Einfältigen verwaltete, ſowie die Reiche Arelate und Hochburgund mußten die Lehnsherrlichkeit des Königs von Oſtfranken anerkennen; auch Italien ſollte ſich ihm unterwerfen und endlich die Kaiſerkrone auf ſeinem Haupte der Welt bezeugen, daß er, Karl's des Großen ächter Nachfolger, deſſen großes Frankenreich wieder hergeſtellt habe. Zunächſt betrachten wir ſeine Kämpfe gegen die Feinde Deutſchlands, die Slaven und Normannen.

Den erſten begann er im Jahre 889 gegen die Obotriten, aber mit ungünſtigem Erfolge. Im nächſten Jahre griff er Swatopluk von Mähren an, welcher ſich im Vertrauen auf ſeine Macht nicht dazu verſtehen wollte, ſeinen bisherigen Bundesgenoſſen, zu deſſen Erhöhung er ſelbſt weſentlich beigetragen hatte, plötzlich als Oberlehensherren zu betrachten. Inzwiſchen hatten jedoch die Normannen ihre Angriffe fortgeſetzt und brachen zu Anfang des Jahres 891 in Lothringen ein; Arnulf ſchickte ein Heer gegen ſie, welches ſich bei Maaſtricht aufſtellen ſollte, aber die Normannen, raſch bis in die Nähe von Aachen vorgedrungen, ſchlugen es an der Geule. Arnulf, der ſich damals an der Gränze Baierns im Feld gegen Swatopluk befand, entbot nun die Deutſchen zur Heerfahrt, führte ſie über den Rhein und lagerte in der Nähe der Maas. Da wo die Normannen die Feſte ihrer Macht hatten, wollte er ſie angreifen; es war bei Löwen; wildfreudig ſahen die Sieger dieſe friſchen Schaaren heranziehen, ſie verſchanzten ſich nach ihrer gewohnten Weiſe und erwarteten nun ſpottend die oſtfränkiſche Reiterei, deren Kunſt hier zu Schanden werden ſollte. Arnulf erkannte nicht ſobald die Unmöglichkeit eines Reiterkampfes, als er über die Dyle ging, vom Roſſe ſprang, die Fahne ergriff und den Schaaren zurief: „Folgt mir! Im Namen Gottes auf den Feind!“ Des Königs Anblick und Anruf bewegte Jung und Alt zur Nachfolge, Alle ſprangen von den Roſſen, zum Fußkampf bereit, nur ſollte, ſo baten ſie den König, Reiterei ſie im Rücken decken. Mit toſendem Schlachtgeſchrei rannten dann die Schaaren an einander und begannen den Kampf. Er war hart, aber kurz; die Deutſchen errangen den Sieg, die Normannen warfen ſich in den Fluß und verſanken oder erlagen dem Schwert, darunter die Könige Siegfried und Gottfried. Zwar wagten es die Normannen, welche bei den Schiffen geblieben waren, im nächſten Frühjahr bis Bonn vorzudringen; doch die Kraft ihres Angriffs auf Deutſchland war gebrochen.

Arnulf wendete ſich nach ſeinem Siege an der Dyle zunächſt gen Alemannien, wo Bernhard, der uneheliche Sohn Karl's des Dicken, noch einen Anhang unter den Großen hatte oder ihnen zum Vorwand ihres Widerſtandes gegen Arnulf diente; indeſſen wurde Bernhard noch im Jahre 891 von einem gewiſſen Rudolf erſchlagen und Arnulf griff nun ſeinen Plan wieder auf, Swatopluk's großmähriſches Reich zu erſchüttern und den ſtolzen Slaven, welcher aufrühreriſche Bewegungen in Baiern unterſtützte und als ihn Arnulf zur Zwieſprache entbot, ſich zu erſcheinen weigerte, in Abhängigkeit vom oſtfränkiſchen Königthume zu bringen. Um dieſen Plan durchführen zu können, verband ſich Arnulf im Jahre 892 mit Brazlav, dem Herzog in Unterpannonien, und mit dem wilden nomadiſchen Reitervolk der Ungarn oder Magyaren.

Am weſtlichen Abhange des Urals hatten die Ungarn, welche dem großen finniſchen Volksſtamme, und zwar dem ugoriſchen Zweige desſelben angehören, ihre urſprüngliche Heimath. Im ſechsten Jahrhundert von Turkſtämmen unterworfen, bewohnten ſie in den drei folgenden Jahrhunderten das Land Etel-köz (im heutigen Südrußland zwiſchen Don und Dnepr), dem Reiche der Chaſaren benachbart und verbunden, an welches die Peczenegen und Uzen im Oſten, die Ruſſen im Norden gränzten. Im achten Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts zerſprengten Chaſaren und Uzen die Peczenegen; ein Theil der Letzteren ergoß ſich nach Oſten, ein anderer nach Weſten, und nun wurden die Ungarn weiter nach Weſten gedrängt und rückten den Karpathen näher.

Im Bunde mit den Ungarn alſo und mit Herzog Brazlav, deſſen Herrſchaft ſich über die Gebiete zwiſchen Drave und Save erſtreckte, griff Arnulf ſeinen Gegner Swatopluk im Jahre 892 von drei Seiten an; von Oſten her brachen die Ungarn in Mähren ein, vom Süden her drängte Brazlav, von Weſten her zog Arnulf ſelbſt mit fränkiſchen, baieriſchen und alemanniſchen Schaaren heran; an der Spitze eines thüringiſchen Heerhaufens fiel Arnt, Biſchof von Würzburg, in Böhmen ein. Solcher gewaltiger Bedrängniß widerſtand Swatopluk durch vereinte Macht der Slavenvölker mit glücklichem Erfolge. Die Ungarn, welche nur zu Roſſe kämpften, umſchloß er in den waldigen Schluchten und ließ ſie nicht auf offenes Feld heraus kommen, wo ſie in ihrer gewohnten Weiſe pfeilſchnell gegen den Feind anrennen, ſcheinbar fliehen, unverſehens zurückſprengen und den Kampf wie eine Jagd treiben konnten; vor den Deutſchen aber ließ er ſein Heer in die feſten Plätze zurückweichen. Arnulf beſchränkte ſich darauf, das flache Land zu verwüſten; er brachte jedoch dadurch ſeine eigenen Heerſchaaren in die ſchlimmſte Verlegenheit, und unfähig, ſich auf dem feindlichen Boden zu behaupten, mußte er unverrichteter Dinge zurückziehen. Auch Brazlav wurde durch den von Süden vordringenden Swatopluk vollkommen in die Enge getrieben, die Ungarn retteten ſich mit genauer Noth in ihre Wohnſitze zurück, das thüringiſche Heer aber unter Arnt von Würzburg wurde im Gau Chutizi, in der Gegend, wo jetzt Leipzig, von den Slaven überfallen und niedergemacht. Arnulf wandte ſich nun an den Bulgarenkönig Laodomur, um den alten Frieden mit ihm zu erhalten und ihn zu bewegen, den Mähren den Salzeinkauf im Bulgarenlande nicht zu geſtatten. Vergeblich erneuerte er den Kampf gegen die Slaven im folgenden Jahre; er wurde mit großem Verluſt zurückgeworfen; — im Jahre 894 befreite ihn der Tod von ſeinem kühnen Gegner. Swatopluk hinterließ drei Söhne, von denen uns nur die Namen zweier: Moymir und Swatopluk bekannt ſind; noch auf ſeinem Sterbebette hatte er ſie zur Einigkeit dringend, doch vergebens aufgefordert. Erbittert bekämpften ſie ſich untereinander und boten dadurch Arnulf willkommenen Anlaß, ſich in die Angelegenheiten des großmähriſchen Reiches zu miſchen; trefflich diente ihm dabei Wiching, welcher bisher dort Biſchof geweſen war und nach Swatopluk's Tode in Arnulf's Dienſte trat. Bei den Bruderkämpfen ergriff Arnulf für den jüngeren Swatopluk Partei, gleichwohl behauptete ſich Moymir und vertheidigte auch die kirchliche Unabhängigkeit des wenngleich bereits verminderten großmähriſchen Reiches von Deutſchland, indem er die ſlaviſche Nationalkirche in unmittelbare Beziehung zu dem Oberhaupt der geſammten abendländiſchen Chriſtenheit brachte. Doch ob auch Moymir Alles aufbot, um das Slaventhum den Deutſchen gegenüber in einer Achtung erheiſchenden Stellung zu erhalten, ſo vermochte er doch ſein Streben aus dem Grunde nicht hinauszuführen, weil die Slaven ſelbſt den Gedanken eines großen nationalen Reiches aufgaben. In dieſer Hinſicht war der Schritt der Söhne Borziwoy's, der Böhmenherzoge Spitignew und Wratiſlaw, welche ſich nach dem Tode ihres Vaters von dem Verbande mit dem großmähriſchen Reiche löſten und ſich im Jahre 895 zu Regensburg in den Schutz des oſtfränkiſchen Reichs begaben, von beſonderer Wichtigkeit. Dieſer neue engere Verband eines ſlaviſchen Volksſtammes in einem durch Gebirgsketten ſo trefflich befeſtigten Lande, wie Böhmen, mit Deutſchland war und blieb für beide Theile erfolgreich; der Aufſchwung des Slaventhums war dadurch gelähmt, das große mähriſche Reich wurde darüber aufgeopfert. — Die Ungarn fanden, als ſie vor dem älteren Swatopluk zurückgewichen, ihre Wohnſitze durch die Bulgaren verwüſtet und beſchloſſen nun, ſich in Galizien niederzulaſſen, zogen jedoch von dort über die Karpathen drangen gegen Munkats vor und eroberten noch vor Ablauf des Jahrhunderts die weiten Länderſtrecken an der Theiß und der Donau, auf welchen einſt die Hunnen und nach Dieſen die Avaren gehauſt hatten; ſie erhielten den Namen der Eroberer und wurden deren zweites Vaterland. Mit dem mähriſchen Reiche hielten ſie anfänglich noch Frieden, erſt in den Jahren 902 und 906 unternahmen ſie Angriffe auf daſſelbe, und zwar noch ohne glücklichen Erfolg. Von nun an erliſcht in der Geſchichte jede Spur vom Reiche Swatopluk's und Moymir's; Arnulf erlebte übrigens deſſen Untergang nicht. Die Ungarn aber, welche er gerufen, unternahmen nun, wie ihre Vorgänger, die Hunnen und Avaren, von ihrer Heimath aus Raubeinfälle in die benachbarten Länder Kärnthen und Italien.

Betrachten wir jetzt Arnulf's Stellung zu Italien. Markgraf Berengar von Friaul, ein Enkel Ludwig's des Frommen von deſſen Tochter Giſela, hatte im Jahre 888 die Krone von Italien erhalten und die Oberhoheit Arnulf's, als des Haupts vom karlingiſchen Hauſe und Königs von Oſtfranken, durch eine freiwillige Uebereinkunft anerkannt. Berengar entgegen, der im nördlichen Italien den größten Einfluß hatte, ſtand Herzog Guido von Spoleto, mächtig in Mittelitalien und von franzöſiſcher Seite her unterſtützt. Frankreich und die nationale Partei in Italien erkannten Berengar, den Schützling Arnulf's nicht als König an, denn es war ihnen darum zu thun, den bisherigen Rechtsanſpruch des oſtfränkiſchen Königthums auf Italien und die Kaiſerwürde zu vernichten. So wurde denn Guido von Spoleto, nachdem er ſeinen Nebenbuhler Berengar aus der Lombardei vertrieben, im Jahre 891 zu Rom durch Papſt Stephan V. zum Kaiſer gekrönt. Wollte nun Arnulf ſich nicht ſelbſt aller ſeiner Anſprüche begeben, ſo mußte er zum Schutze Berengar's heranziehen. Er würde indeſſen nichts ausgerichtet haben, wenn ſich ihm nicht der neue Papſt Formoſus angeſchloſſen hätte, und zwar gerade aus demſelben Beweggrunde, welcher ſeine Vorgänger beſtimmt hatte, die Könige der Franken gegen jene der Longobarden zu begünſtigen. Die römiſche Kirche ſollte unabhängig ſein; unter Guido's Kaiſerthum war ſie es nicht, ſie konnte es nur unter dem Arnulf's werden, welchen die Sorge für Oſtfranken von Italien ferne hielt; deßhalb alſo die Hinneigung des Papſtes zu Arnulf. Gleichwohl erkannte der Papſt, von der Macht der Verhältniſſe gedrängt, Guido als Kaiſer an und krönte zu Anfang des Jahres 892 deſſen Sohn Lambert, welchen Jener zum Mitkaiſer annahm. Dann aber lud er Arnulf ein, nach Rom zu kommen. Zu Anfang des Jahres 894 zog Dieſer mit einem alemanniſchen Heere nach Italien, eroberte Bergamo und ließ den tapferen Grafen Ambroſius, welcher die Feſte für Guido vertheidigt hatte, hinrichten. Da erging ſolcher Schrecken über Italien, daß ſich Mailand und Pavia freiwillig ergaben. Guido zog ſeine Heerſchaaren in die feſten Plätze zurück und gab das offene Land der Verwüſtung der Deutſchen preis. Bis Piacenza drang Arnulf vor, als aber der mit Guido verbündete König Rudolf von Hochburgund Kriegsvolk zur Beſetzung der Engpäſſe abſchickte, wendete ſich Arnulf über Ivrea durch Val d'Aoſta und die penniniſchen Alpen nach St. Moriz; König Rudolf zog ſich vor ihm in unzugängliche Gegenden zurück; Arnulf aber führte ſein Heer nach Alemannien. So endete die erſte Fahrt Arnulf's nach Italien, ohne daß er ſeinen Zweck erreicht, nämlich Guido geſtürzt und die Kaiſerwürde erlangt hatte. Indeſſen ſtarb Guido und ſein Sohn Lambert behauptete ſich nun als Kaiſer. Papſt Formoſus benahm ſich jetzt gegen den Sohn ganz in derſelben Weiſe, wie früher gegen den Vater; er betheuerte gegen Lambert ſeine friedliche Geſinnung; König Arnulf aber lud er abermals ein, nach Rom zu kommen. Ungeſäumt brach Arnulf (im Herbſt des Jahres 895) nach Italien auf; am Po theilte er ſein Heer und ließ die Alemannen über Bologna nach Florenz rücken, während er ſelbſt mit den Franken nach der weſtlichen Seeküſte vordrang. Regengüſſe und Ueberſchwemmungen waren ihm ungünſtig und eine Seuche raffte den größten Theil der Pferde hin. Gleichwohl erreichte er im Jahre 896 Rom, wo Lambert's Mutter Agiltrudis ſich behauptete und der Papſt Formoſus von einer ihm feindlichen Partei auf's Härteſte bedrängt wurde. Arnulf eroberte Rom, Agiltrudis flüchtete mit ihrem Anhang nach Spoleto und der Papſt krönte nun Arnulf zum Kaiſer. Nach kurzem

Aufenthalt verließ Dieſer Rom, um Spoleto zu belagern; doch ein Siechthum, welches ihn befiel, nöthigte ihn, von dieſer Unternehmung abzuſtehen. Er kehrte ungeſäumt nach Deutſchland zurück, nachdem er in Italien ſeinen unehelichen Sohn Ratolf zurückgelaſſen hatte. Wahrſcheinlich ſollte Dieſer die Krone Italiens tragen, gleichwie Arnulf ſchon vor ſeiner Romfahrt mit Zuſtimmung der Reichsſtände ſeinem geliebten älteren unehelichen Sohne Zwentibold das lothringiſche Reich übergeben hatte. Kaum war indeſſen Arnulf von Italien fern, als auch ſein Anſehen erloſch; Ratolf mußte ſich eilig über den Comer See zum Vater flüchten; Mailand, das Hauptbollwerk der deutſchen Macht, gerieth in Lambert's Gewalt, und Dieſer vereinbarte ſich mit ſeinem Nebenbuhler Berengar in der Weiſe, daß der Letztere die Mark Verona und alles Gebiet bis zur Etſch, Lambert mit dem übrigen Theil von Italien auch die Kaiſerwürde behielt, in welcher ihn denn auch Papſt Stephan VI., des Formoſus Nachfolger anerkannte, bald (897) wurde Lambert auf der Jagd erſchlagen und Berengar behauptete ſich nun als König von Italien. Welch ein Zuſtand in dieſem Lande! Nirgends ein feſter ſittlicher Halt der Ordnung, nirgends eine geachtete Gewalt; die Parteien, voll Erbitterung, in unaufhörlichem Kampfe! Kaiſerkrone und Papſtwürde ihr Spielball!

Mit der Kaiſerkrone und mit unheilbarem Siechthum aus Italien nach Deutſchland zurückgekehrt, fand Arnulf auch dort nichts als Eiferſucht und Haß der Parteien, Eigenwillen der Großen, Trotz gegen das Anſehen des Königthums und des Geſetzes, während äußere Feinde das Vaterland bedrohten. Die Verhältniſſe im eigenen Hauſe erfüllten den kranken Kaiſer mit Kummer! Seine Gattin Uta ſtand im Verdacht, die eheliche Treue verletzt zu haben; Ludwig, ſein einziger Sohn aus rechtmäßiger Ehe, war noch ein Kind; von ſeinen beiden unehelichen Söhnen benahm ſich Zwentibold, der Aeltere, welchem er die Nachfolge zuzuwenden wünſchte, mit ſo ſtarrem Eigenwillen, daß ein Kampf mit den mächtigen Großen unvermeidlich ſchien, und der jüngere, Ratolf, hatte wenig Ausſicht für eine Stellung in Italien. Durch das Uebermaß ſinnlichen Genuſſes entkräftet, ſtarb Arnulf am 8. December 899.

16. König Ludwig, „das Kind". — Der Kampf der Babenberger und des ſaliſchen Geſchlechts. — Deutſchlands Bedrängung durch die Ungarn.

Das bedrängte Deutſchland bedurfte eines vollhältigen Mannes zum König; aber den Großen war es lieb, daß Arnulf's rechtmäßiger Sohn noch ein Kind war, und ſo erkannten ſie denn auf dem Reichstag in Forchheim (900) den unmündigen Ludwig als König an. Entſcheidenden Einfluß übten dabei der Erzbiſchof Hatto von Mainz und das fränkiſche (oder das vorzugsweiſe „ſaliſche" genannte) Grafengeſchlecht der Konrade, welches die herzogliche Gewalt in Franken zu erringen trachtete; die großen Stammgüter dieſes Geſchlechts lagen im nördlichen Theile Frankens von den Gränzen Thüringens an, im heſſiſchen Lahngau und in der Wetterau bis zum Rheine hin.

Die trotzigen Großen in Lothringen, deren Macht Zwentibold beugen und niederhalten wollte, insbeſondere die mächtigen Grafen des Bliesgaues, die Brüder Stephan, Gerhard und Matfried, traten ihm mit gewaltigen Streitkräften zum offenen Kampf entgegen und in einer Schlacht an der Maas fiel Zwentibold (im Jahre 900). Dieſer Ankampf der Großen in Lothringen war ein Vorſpiel der blutigen Wirren, welche durch die Eiferſucht der Großen in Franconien entſtanden. Mit den Grafen des Bliesgaus war nämlich Adalbert von Babenberg verbündet, deſſen mächtiges Geſchlecht eine entſchieden feindſelige Stellung gegen das karlingiſche Haus einnahm; die jüngſte Veranlaſſung zur Erbitterung der Babenberger hatte Arnulf gegeben, als er dem Thüringerherzog Poppo ſeine Würde genommen, um die Macht des ſtolzen Geſchlechtes zu mindern. Die Babenberger hinwieder, (deren damals drei Brüder waren, der bereits erwähnte Adalbert, Heinrich und Adelhard) übertrugen ihren Haß wider das karlingiſche Haus auf die Hauptſtützen desſelben, auf jenes „ſaliſche" oder konradiniſche Grafengeſchlecht und auf Hatto von Mainz, und boten Alles zum Sturz derſelben auf. In dem „ſaliſchen“ Geſchlecht waren damals vier Brüder, Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolf; dem Erſtgenannten verlieh Arnulf nach Poppo's Abſetzung das Herzogthum Thüringen, und obwohl Konrad gar bald freiwillig davon zurücktrat, ſo konnten doch die Babenberger die ihnen widerfahrene Kränkung nicht vergeſſen; ihr Groll ſteigerte ſich, als Rudolf, dem das Bisthum Würzburg verliehen ward, in ihre Nähe kam, denn ihre Stammgüter lagen in den Gauen „Grapfeld“ (Grabfeld) (wo Heinrich, der Stammvater, auch die Grafſchaft hatte), „Folchfeld“ (Volkfeld) und „Iphigow“; der Erfolg, welchen der Einfluß der konradiniſchen Grafen und Hatto's von Mainz auf dem Forchheimer Reichstag gehabt, ließ die Babenberger für die Zukunft das Schlimmſte fürchten und trieb ihre Erbitterung auf's Aeußerſte. So geſchah es, daß ſie, im Vertrauen auf ihre Macht, den Konradinern zum offenen Entſcheidungskampfe entgegentraten. In der Nähe der Burg Babenberg, (wo ſpäter die Stadt Bamberg) blitzten die Schwerter (902); auf Seiten des ſaliſchen Geſchlechtes wurde Graf Eberhard tödtlich verwundet, aber auch auf Seiten der Babenberger fiel Heinrich, und deſſen Bruder Adelhard, welcher gefangen in der Konradiner Gewalt kam, ließ Gebhard enthaupten. Adalbert von Babenberg, welcher nun für zwei Brüder Blutrache zu vollſtrecken hatte, verhaftete den verhaßten Biſchof von Würzburg und vertrieb die Wittwe Eberhard's; doch damit war die Fehde der beiden Geſchlechter noch nicht beendet. Im Jahre 906 verband ſich Adalbert von Babenberg mit jenen beiden lothringiſchen Feinden der Karlinger, den Grafen Gerhard und Matfried und griff den älteſten ſaliſchen Grafen Konrad in ſeinem heſſiſchen Lande bei Fritzlar an. Konrad fiel in der Schlacht und der Babenberger freute ſich der Rache, aber die Grafen des ſaliſchen Geſchlechts hatten nun auch den Fall Konrad's zu rächen und da Dieſer mit dem jungen König Ludwig verwandt war, ſo entbot der Erzbiſchof Hatto als Reichsverweſer den kühnen Adalbert zur Verantwortung nach Tribur auf den Reichstag; Dieſer erſchien nicht, wurde nun als Feind des Reiches behandelt und trotzte in ſeiner Burg Thereſſa (Theras) lange Zeit der Uebermacht ſeiner Feinde. Als er ſich endlich ergab, wurde er gefangen und nach ergangenem Urtheilsſpruche der Reichsſtände hingerichtet (906). Im Volksmunde lebte die Sage fort, daß Hatto durch Hinterliſt das Verderben des Babenberger's erwirkt habe *). Der Kampf der beiden Geſchlechter nahm den Ausgang, daß das ſaliſche in die Aemter des babenbergiſchen eintrat, deſſen unmündigen Sprößling Adalbert II. die Mutter Brunehild zum Sachſenherzog geflüchtet hatte; der ſaliſche Graf Gebhard von der Wetterau beſaß die oſtfränkiſche Markgrafſchaft vom Jahre 906 bis 910, ſpäter trug deſſen Neffe Eberhard, der Sohn des bei Fritzlar gefallenen Konrad, Grafen von Heſſen, die Würde eines Herzogs von Franken. Die Bändigung der lothringiſchen Grafen Gerhard und Matfried folgte alsbald nach der Vollſtreckung des Urtheils über Adalbert von Babenberg. Gleichwohl behaupteten die Großen in Lothringen, dem ſchwachen jungen König und dem kräftig durchgreifenden Hatto zum Trotz, ihre Machtſtellung; vor Allen trat der bereits erwähnte Graf Reginar in der Herzogswürde hervor.

Während unter den Fehden der Großen das Volk in troſtloſer Rechtsunſicherheit darniederlag, vollendeten die Einbrüche der Ungarn die allgemeine Noth. Im Jahre 900 tränkten ſie ihre Roſſe in der Enns, ſetzten über den Strom und erkundſchafteten vom Sattel das Land, welches fortan das Ziel ihrer Beuteritte ſein ſollte. Bald wiederholten ſie ihre Einfälle, und obwohl Herzog Luitpold ſie ſchlug und eine Burg an der Enns zum Schutz des Landes wider ſie erbaute, ſtürmten ſie ſtets wieder auf's Neue heran. Furchtbar hausten

---

*) Nach der Volksſage habe der Erzbiſchof den in ſeiner Burg belagerten Adalbert gleißneriſch ermahnt, des Königs Gnade zu ſuchen, und ihm eidlich verſprochen, er wolle ihn ſicher in die Burg zurückbringen; nun ſei Adalbert mit dem Erzbiſchof aus der Burg gezogen und der Letztere, der früher eine angebotene Mahlzeit ausgeſchlagen, habe unterwegs über Müdigkeit und Hunger geklagt, worauf ihn Adalbert in die Burg zurückgeführt und dort bewirthet. Nach eingenommenem Mahl hätten Beide die Reiſe wieder angetreten. Als ſie zu Tribur im Lager des Königs angelangt, ſei Adalbert ergriffen und als Hochverräther zum Tode verdammt worden. Wie er nun Hatto ſeines Eides gemahnt, habe Dieſer ſein Wort für gelöst erklärt, da er ihn zum Imbiß ungefährdet in die Burg zurückgeführt, und Adalbert ſei, weil er auf Hatto's Treue zu viel getraut, enthauptet worden. — Auch eines verrätheriſchen Anſchlags auf den Sachſenherzog Heinrich und der grauſamen Behandlung der armen Leute bezüchtigt die Volksſage dieſen Erzbiſchof Hatto von Mainz, über den dafür aber auch das göttliche Strafgericht gekommen ſei.

ſie, wo ſie hinkamen. Die Kirchen und Klöſter, die Höfe, die Dörfer, die Städte plünderten ſie und ſteckten ſie dann in Brand. Die Menſchen fingen und koppelten ſie wie Vieh und ſchleppten ſie mit ſich fort; wen dies Loos getroffen, für den waren Freiheit und Vaterland für immer dahin. Wie der Sturm die Wolken treibt, waren ſie plötzlich da und wieder zerſtoben. Das Gerücht: ſie äßen die Herzen von Gefangenen, ſie tränken das Blut der Erſchlagenen, vergrößerte das Entſetzen vor den wilden heidniſchen Reitern mit blitzenden Augen und wild flatterndem rabenſchwarzem Haar. Am Wendepunkt des zehnten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt erblickte das Volk in der beiſpielloſen Noth die Vorzeichen des jüngſten Tages; verzweifelnd ſah es ja, daß ſelbſt Kirchen und Klöſter durch ihre Heiligkeit nicht geſchützt wurden. Der König, die Großen, die Geiſtlichen, nicht minder als das arme Volk in Beſitz, Ruhe, Freiheit, und Leben bedroht, rüſteten; Biſchöfe und Aebbte beſtiegen geharniſcht behelmt und ſchwertgegürtet die Streitroſſe; den Lehensherren folgten ihre Mannen mit den Knechten, und ſo zog im Jahre 907 auf demſelben Wege, welchen Karl der Große gegen die Avaren eingeſchlagen, ein großes Heer wider die Ungarn, um ſie in ihren Wohnſitzen anzugreifen und ihre Macht durch einen Entſcheidungskampf für immer zu brechen; an der Spitze der Baiern ritt Luitpold, der im Kampf wider Normannen und Mähren ſich hohen Ruhm erworben. In der Gegend von Preßburg, am linken Donauufer, jenſeits der March, kam es gegen Ende des Juni zur Schlacht. König Ludwig war dabei oder doch in der Nähe. Die große Ebene war für die Kampfweiſe der Ungarn günſtig und wie trefflich auch die Deutſchen ſtritten, ſie vermochten der Gewandtheit eines ganzen Reitervolkes auf dem weit ausgedehnten Flachfeld nicht die Spitze zu bieten. Im ſauſenden Flug umkreiſten die Ungarn das Heer; ſie lokten die einzelnen Haufen hierhin und dorthin, flohen zum Schein nach allen Seiten hin, kehrten dann plötzlich wieder, und jagten mit verhängtem Zügel, die ſicher treffenden Pfeile verſendend, mit den Schwertern um ſich mähend, heran; immer enger umklammerten ſie die Deutſchen, bis nirgends mehr ein Ausweg, bis überall die zuſammengekeilten Haufen dicht an den Gebiſſen und wallenden Mähnen der Roſſe, dicht vor den funkelnden Augen, unter den ziſchenden Schwertern und zermalmenden Hufen und Kolben ſtanden und ſanken. Luitpold von

Baiern ſtarb den ſchönen Opfertod für Deutſchland; mit ihm gar viele Edle, Biſchöfe, Aebbte; der junge König entrann mit genauer Noth. Nach Vernichtung des deutſchen Heeres erneuerten die Ungarn um ſo übermüthiger ihre Einbrüche in unſer Vaterland. Schon im nächſten Jahre fielen ſie in Sachſen und Thüringen ein. Herzog Burkhard, der ſie zurückſchlagen wollte, verlor Sieg und Leben; im Jahre 909 bedrängten ſie Alemannien.

Die auf dem Lehenweſen begründete Wehrkraft, durch welche die vielen Kriege ſeit Karl's des Großen Tode geführt worden, hatte ſich dem neuen Feinde gegenüber als ungenügend erwieſen und war größtentheils aufgerieben. Nun zwang die eiſerne Noth, der Volkswehrkraft wieder zu gedenken, aber ſeit dem Erlöſchen des Volksheerbannes hatten ſich in unſerm in zahlreiche Herrengebiete zerſtückelten Vaterland die Gemeinfreien der Waffenübung entwöhnt. Vergeblich entbot jetzt der König im Rath mit den Bevorrechteten die ſo lange verachteten Gemeinfreien zum Kampfe gegen den Reichsfeind, vergeblich wurde die Weigerung mit der für freie Männer ſchimpflichſten Strafe des Erhängens bedroht; jener Schrecken vor dem jüngſten Tage, welchen die Kirche in die Gemüther geſäet und ſo eifrig gepflegt, trug jetzt, da die Gläubigen das Ende der Welt erwarteten, die verderbliche Frucht ſchimpflicher Feigheit. So tief war der Stand der Freien, einſt der Kern unſeres Volkes, herabgebracht, während die großen Maſſen vollends noch unter dem Fluche der in den Urzuſtänden begründeten Dienſtbarkeit gebannt lagen. Es ſchien, als ſei die letzte Stunde für das deutſche Volk gekommen. Schlag folgte auf Schlag. An Baierns Gränze ward (910) ein fränkiſches Heer mit dem ſaliſchen Grafen Gebhard vernichtet und König Ludwig fand keine andere Rettung vor den Ungarn, als daß er ſich verpflichtete, ihnen Zins zu bezahlen. In dieſer äußerſten Noth und Schmach Deutſchlands, verſchuldet durch die Selbſtſucht der Bevorrechteten, ſtarb Ludwig (911), von der Geſchichte mit dem Beinamen des „Kindes“ bezeichnet, der Letzte des karlingiſchen Nebenſtammes.

Beurtheilungen
der
„Vaterländiſchen Geſchichte“ von Dr. Eduard Duller.

(Weſtfäliſche Zeitung Nr. 192.)

Mit dieſem Werke, von welchem uns zwei Lieferungen vorliegen, tritt Duller mit einer zweiten, aber umfaſſenderen Bearbeitung des Stoffes vor das Publikum, welchen er ſchon einmal mit Erfolg bearbeitet hat. Dieſe letzte Arbeit iſt aber ungleich gediegener, gehalt- und gedankenreicher, als ſein kurzer Abriß der deutſchen Geſchichte. Indem wir mit Vergnügen bemerken, daß der Verfaſſer auf die neueren Forſchungen Rückſicht genommen hat, welche auch über die dunkleren Seiten unſerer Geſchichte Licht verbreiteten, fällt uns beſonders Eines auf, was ſeine Arbeit von hohem Werth macht. Es iſt der humaniſtiſche, oder wenn wir lieber wollen, der kulturhiſtoriſche Standpunkt, von welchem er die Geſchichte auffaßt, und welcher Letztere erſt zu dem macht, was ſie ſein ſoll, ſie der Rolle enthebt, welche ſie bis in unſer Jahrhundert größentheils geſpielt hat, d. h. die einer Schlachten- und Dynaſten-Geſchichte. Die bis jetzt erſchienenen 12 Bogen reichen nur bis zum Markomannenbunde. Begreiflicherweiſe iſt uns daher ein tieferes Eingehen in die Anſchauungs- und Darſtellungs-Weiſe des Verfaſſers für's Erſte noch nicht möglich; aber Eines müſſen wir vor Allem erwähnen, das iſt der Gedanke, welcher das Unternehmen zu durchdringen ſcheint und wenn er überall als Leitſtern waltet, zu großen Erwartungen berechtigt. Duller faßt das Geſchlecht der Germanen in ſeiner kulturhiſtoriſchen Bedeutung auf, als das Geſchlecht der individuellen Freiheit, als den Emancipator des Menſchengeſchlechts von den Feſſeln der alten Sklaverei, den Banden des Aberglaubens, wie von der dämoniſchen Macht der Naturkräfte. Das Geſchlecht der Germanen iſt es, welches, als Erbe der griechiſchen und römiſchen Bildung, die Civiliſation über die ganze Erde trägt und mit ihr die Freiheit.

Wir werden ſehen, wie dieſer Gedanke, der wie ein rother Faden durch das Werk ſich hindurchziehen müßte, den einzelnen Ereigniſſen einverwebt wird. Gelingt es dem Verfaſſer, ſo kann ſein Buch nicht verfehlen von Bedeutung zu werden. Wir werden darauf zurückkommen, ſobald die Herausgabe ſo weit vorgeſchritten, daß wir den Bau des Ganzen einigermaßen überſehen können.

(Hamburger unpart. Correſpondent Nr. 232.)

Dieſes in Lieferungen erſcheinende Geſchichtswerk wird vier oder fünf Bände, jeder ungefähr 30 Bogen ſtark, umfaſſen. Ein Unternehmen von ſolchem Umfange, welches ſolchen Fleiß, ſolche Studien, ſolche Ausdauer erfordert, erweckt unter allen Umſtänden Achtung für den Verfaſſer, die nach dem Eindruck der vorliegenden beiden erſten Hefte keineswegs geſchwächt wird. Einmal iſt die patriotiſche Geſinnung des Verfaſſers durchaus zu rühmen; man erkennt ſie aus den warmen Worten der Einleitung wie aus der Auffaſſung und Verarbeitung der geſchichtlichen Thatſachen, und ſie iſt bei dem Verfaſſer um ſo höher anzuſchlagen, da er als Wiener Kind den allgemeinen deutſchen Standpunkt unverbrüchlich feſtzuhalten weiß, während es ſonſt nicht leicht einen gebornen Oeſterreicher giebt, bei dem die Vorliebe für ſein Stammland nicht immer wieder durchſchlüge. Freilich handelt es ſich in den beiden erſten Heften nur um die Urgeſchichte der deutſchen Stämme, wo noch von keinem Preußen und Oeſterreich die Rede war, indeß trat ſchon damals der unſelige Dualismus, an welchem Deutſchland leidet, klar hervor, und zwar zunächſt in der Rivalität zwiſchen Arminius und dem Markomannenkönig Marbod, oder gewiſſermaaßen zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, ein Zwieſpalt, der ſich durch die ganze Geſchichte Deutſchlands als Welfen- und Hohenſtaufenthum, als Proteſtantismus und Katholicismus, als Preußen und Oeſterreich, als Klein- und als Großdeutſchland, als Freihandels- und Schutzzollſyſtem bis auf die neueſte Zeit hindurchzieht. Bei der Lectüre des Dullerſchen Werkes, ſoweit es vorliegt, erkennt man von Neuem, daß die Todfeinde der deutſchen Macht und Einheit nicht im Auslande, ſondern unter den Deutſchen ſelbſt zu ſuchen ſind: nicht nur haben ſich von jeher die Stämme unter einander befehdet (obſchon auch gruppenweiſe wieder zur Zeit großer Noth einmüthig und tapfer zuſammengehalten), ſondern es haben ſich auch immer ſolche Fürſten und Adelige gefunden, die ſtolz waren auf die Auszeichnungen und Ehren, womit das Ausland ſie köderte; wer denkt hierbei nicht an Segeſt, Flavius (des Arminius Bruder), Marbod? Auch zeigte ſich ſchon in den älteſten Zeiten die Neigung der Deutſchen, als beſoldete Landsknechte bei ausländiſchen Mächten Dienſte zu nehmen und ihnen ihre Siege über deutſche Landsleute erkämpfen zu helfen. Es iſt noch faſt ein Wunder, daß Deutſchland bei ſolchen Eigenſchaften als Volk noch bis jetzt einigermaaßen zuſammengehalten hat, obſchon es freilich darüber nicht nur anſehnliche Provinzen und Gränzveſten, ſondern auch ſeine Machtſtellung als deutſches Reich, ſeine Reichsherrlichkeit, allmählig einbüßte, ſo daß es jetzt faſt nur noch gleich Italien als „geographiſcher Begriff“ erſcheint. Trotzdem hat der Verfaſſer ſo gut wie Herr v. Radowitz noch die überſchwänglichſten Hoffnungen für die politiſche Zukunft Deutſchlands, Hoffnungen, die Mancher nicht theilen möchte, welcher gewiſſe, jetzt hervortretende Symptome mit denen vergleicht, wie ſie gewöhnlich zu Zeiten des politiſchen Verfalls der Völker hervorgetreten ſind. Mögen ſich Letztere in ihren Unglücksweiſſagungen nur recht gründlich und zu ihrer eigenen Freude täuſchen! Das Dullerſche Werk iſt übrigens erſichtlich auf tüchtige Studien baſirt, anſchaulich und lebendig geſchrieben und klar gruppirt. Hier und da verräth ſich jedoch eine etwas zu ſubjective, tendenzmäßige Anſchauung und eine dem Deutſchen eigene Umſtändlichkeit, wie der Leſer, ehe er zu den Deutſchen gelangt, auch eine ziemlich ausführliche Darſtellung der Inder, des Zendvolks, der Pelasger und ſelbſt der Tſcherkeſſen und Afghanen mit in Kauf nehmen muß.

(Elberfelder Zeitung Nr. 246.)

Es iſt eine ſehr bekannte und zugleich beklagenswerthe Thatſache, daß der Mangel an Nationalgefühl dem deutſchen Volke viel geſchadet hat. Er zeigt ſich jetzt ſogar darin, daß ſich gewiſſe Diplomaten die Aufgabe geſtellt haben, den deutſchen Zollverein, die ſchönſte Schöpfung unſeres edeln Königs, Friedrich Wilhelm's III., zu ſprengen, obgleich derſelbe das deutſche Volk für den Mangel einer politiſchen Einheit einigermaßen zu entſchädigen vermochte. Alles, was dazu beizutragen vermag, jenem Mangel abzuhelfen, verdient daher ſicher Empfehlung und Beförderung, und ſo iſt es uns erfreulich hier auf ein literariſches Unternehmen aufmerkſam zu machen, das in der jetzigen trüben Zeit das Nationalgefühl des deutſchen Volkes zu beleben ſucht. In dem Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. in Frankfurt a. M. erſcheint jetzt nämlich eine

„Vaterländiſche Geſchichte von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart.
Von Dr. Eduard Duller.“

welche die vaterländiſche Geſchichte dem deutſchen Volke zum vollen Verſtändniß bringen und ſie demſelben zum Gemeingut machen ſoll, damit dieſe Geſchichtstafeln unſerm noch in ſeinem Entwickelungsgange begriffenen Volke zugleich als Geſetztafeln für die geſunde Geſtaltung unſerer Zukunft dienen mögen. Der Herr Verfaſſer verſpricht in der Ankündigung eine „Vaterländiſche Geſchichte, welche auf gediegenen Quellenforſchungen beruht, wiſſenſchaftlich gedacht, künſtleriſch behandelt und mit ſolcher Wärme und Klarheit geſchrieben iſt, daß ſie allgemein verſtändlich und anregend ſein wird.“

Von derſelben liegen uns jetzt die zwei erſten Hefte vor, welche die deutſche Geſchichte bis zum Markomannenkrieg enthalten und worin am Schluſſe des zweiten Heftes die Geſchichte der Alemannen, Franken, Sachſen und Gothen beginnt und Darſtellung und Eleganz der Ausſtattung machen dieſe „Vaterländiſche Geſchichte“ in gleicher Art empfehlenswerth. Wie viel Anklang dieſes Werk findet, läßt ſich ſchon daraus erſehen, daß mit dem zweiten Hefte bereits ein neuer Abdruck des erſten Heftes erſcheinen mußte. Möge dieſes Werk, daß 4 bis 5 Bände à 30 Bogen bilden wird, eine recht große Verbreitung finden und recht viel dazu beitragen, daß die deutſchen Volksſtämme ſich immer mehr und mehr als ein Brudervolk betrachten und lieben lernen, damit das deutſche Volk endlich in Europa den Rang und die Stellung einnehme, die ihm von der Vorſehung ſelbſt angewieſen ſind!

(Fortſetzung am Schluß.)

Fortſetzung der Beurtheilungen.

(Volkszeitung Nr. 221.)

Die Geſchichte ſoll die Lehrerin der Völker ſein. Wie ſelten aber wird dem Volke ſeine Geſchichte in einer genießbaren Form geboten! Was es davon in den Schulen erhält, trägt das Gewand, man könnte ſagen die Hausfarben, der herrſchenden Geſchlechter und Kaſten. Da iſt Alles zurechtgemacht, zugeſtutzt und die Wahrheit in der Regel weiſe verborgen. Gibt es doch auf dem Gymnaſium der freien Stadt Frankfurt ſogar einen proteſtantiſchen und katholiſchen Geſchichtsunterricht! Ueberdies iſt, was die Volkſchule in dieſem Lehrfache bietet, viel zu wenig, nur eine dürftige tabellariſche Ueberſicht von Namen und Jahreszahlen. Weiter nichts! Für das reifere Alter ſind Geſchichtswerke genug vorhanden; es mangelt ihnen nicht an Gelehrſamkeit und Gründlichkeit der Forſchung. In der Regel aber iſt die Lebendigkeit der Darſtellung in der Gelehrſamkeit untergegangen. Für das Volk ſind ſie nichts und wollen ſie nichts ſein. Daher begrüßen wir mit Freuden ein Werk, welches dieſe Lücke auszufüllen den Zweck hat. Eduard Duller, ein durch literariſche Thätigkeit ſchon hinlänglich bekannter Schriftſteller, hat es unternommen, die vaterländiſche Geſchichte für das deutſche Volk zu bearbeiten. Das 1. Heft dieſer Geſchichte iſt ſo eben erſchienen.

Ueber den Plan ſeines Werkes ſagt der Verfaſſer: „Es gilt, das eigenthümliche Weſen und Wollen des germaniſchen Geſchlechtes in ſeiner Tiefe zu erfaſſen und gründlich zu veranſchaulichen. Es gilt, zu zeigen, daß dieſes reichbegabte Geſchlecht von Anfang her die Ahnung ſeines großen Berufes für ſich und für die Menſchheit hegte, — wie es trotz aller Hinderniſſe an ſeiner hohen Sendung feſthielt, doch in ſtetem Fortſchritt eine Seite ſeiner Nationalidee nach der andern herausſtellte und verwirklichte, — wie es ſelbſt bei zeitweiſem Abirren oder Erliegen doch nie im Irrthum erſtarrte oder in Verzweiflung von ſich ſelber abfiel. Es gilt, zu zeigen, wie das Volk des Landes, welches das Herz Europas iſt, ſich mehr und mehr zum Herzen der neuen Weltbildung zu erheben wußte, — wie es zuerſt Ordner des Abendlandes durch das Schwert, dann durch die Religionsreformen und endlich durch ſeine großen Genien in Wiſſenſchaft und Kunſt war, — wie es nach dieſen rieſigen Vorarbeiten jetzt die Endergebniſſe zu ziehen und das große Erlöſungswerk zu vollenden bemüht iſt. Der Verfaſſer weiſt gemäß dieſer Stellung des deutſchen Volkes als lebendigen Mittelpunkt zwiſchen den Völkern des Abendlandes nach, wie es alle fremden Bildungsſtoffe in ſich aufnimmt, um ſie in ſein eigenſtes Weſen zu tauchen und dann vertieft und verallgemeinert als Weltbildungsſtoff der Menſchheit wiederzugeben. Daher gilt es, nicht bloß die äußeren Geſchichten und Thaten zu ſchildern, ſondern vorzüglich auch die innere Entwickelungsgeſchichte des deutſchen Volksgeiſtes bis zur Stufe ſeines Selbſtbewußtſeins in der Gegenwart, bis zur vollen Erkenntniß ſeines weltgeſchichtlichen Berufes. Der Nationalſtolz iſt dadurch gerechtfertigt, die Nationaleitelkeit als unberechtigt zurückgewieſen, denn nur zu oft wird ſich zeigen, wie viel ſeines Ureignen das deutſche Volk verloren, wie planmäßig die Verſuche, es ſeinen Nationaleigenthümlichkeiten zu entfremden, ſeit einem Jahrtauſend fortgeſetzt wurden und wie es in ſeiner Sendung, der Welterlöſer für die Völker zu werden, auch alle Leiden, Schmerzen, Schmähungen und Erniedrigungen eines ſolchen durchzukoſten hatte, wie aber trotz alldem ſein Oſtermorgen nicht ausbleiben, ſeine Siegespalme nicht verloren gehen kann. Deutſchland tritt ſeiner Verherrlichung näher, je näher die Menſchheitserlöſung zur Freiheit, Aufklärung und Humanität rückt.“

Lichtvoll und klar hat der Verfaſſer dieſen Plan auszuführen begonnen. Seine Sprache iſt blühend, ſeine Darſtellungsweiſe lebendig, ſeine ganze Auffaſſung wahr und von dem Lichte der Idee durchdrungen. Die Idee, die das Einzelne wie das Ganze beherrſcht, ſteht überall im Vordergrunde. Alle Thaten des Volkes, alle Aeußerungen ſeines Lebens ſind ihr Ausfluß; der Werth einer jeden Handlung wird nur darnach bemeſſen, ob ſie ihr dient oder nicht. Das iſt die Geſchichte, die ein wahres und allgemeines Bildungsmittel iſt; das iſt die Geſchichte, die den Geiſt erfaſſen lehrt und den Geiſt kräftig und reif macht.

In dem erſten Hefte ſeiner Geſchichte führt uns Duller in die Urſitze unſeres Volkes und zu ſeinen Bruderſtämmen. Wie lernen als ſolche die Inder, Meder und Perſer in Aſien, die Kelten, Pelasger und Slaven in Europa kennen. Das Gemeinſchaftliche und Unterſcheidende wird bei Allen klar gezeichnet. Die Einwanderung der Germanen in Europa, ihre Sonderung in die ſcandinaviſchen und deutſchen Germanen, die Urzeit des deutſchen Bodens, das Aeußere und die Lebensweiſe unſerer Vorfahren, ihre Anlagen und Eigenſchaften, ihre geiſtigen Errungenſchaften, ihre religiöſen Anſichten, ihre Schöpfungsſagen, ihre Göttergeſchlechter u. ſ. w. werden geſchildert und nachdem dieſe Grundlage gegeben iſt, beginnt erſt die Darſtellung ihres äußeren, geſelligen Zuſtandes. Die Gliederung und Bildung der Stände, die Arten des Grundbeſitzes, die Familie, Erziehung, Gemeinde, die Staatsverfaſſung ſchließen dieſe erſte Lieferung, welche auf ſechs Bogen einen Reichthum und eine zweckmäßig geordnete Mannigfaltigkeit von Thatſachen darbietet, wie man ſie ſelten in einem andern Werke antreffen wird.

Es darf erwartet werden, daß das deutſche Volk, für welches das Werk begonnen worden iſt, die regſte Theilnahme dafür entfaltet. Die Ausſtattung iſt ſchön, der Preis ſo niedrig als möglich geſtellt, die Anſchaffung Jedem erleichtert, da das Werk in Lieferungen erſcheint. Jede Lieferung enthält 6 Druckbogen und koſtet 30 kr. Das ganze Werk wird aus höchſtens vier bis fünf Bänden beſtehen und jeder Band ungefähr 30 Bogen enthalten; die einzelnen Lieferungen ſollen regelmäßig und in kurzen Zwiſchenräumen auf einander folgen.

(Volksbl. für Rhein u. Main. Nr. 1. Vom 1. Oct.)

In den bisherigen hiſtoriſchen Werken über das deutſche Vaterland ſpiegelte ſich nur die Geſchichte der deutſchen Fürſten und Regierungen ab. Unſere Geſchichtswerke bilden daher eigentlich weiter Nichts, als einen umſchriebenen Stammbaum deutſcher Fürſtengeſchlechter. Vom Leben des Volkes können wir ſelten daraus Etwas entnehmen. Nur wenn wir z. B. von blutigen Schlachten und Metzeleien hören, erfahren wir, wie viele aus dem Volke gefallen ſind. Die Namen der größten Erfinder und Wohlthäter der Menſchheit ſind ſpurlos untergegangen, während die Geſchichte ſorgfältig ſich bemüht hat, uns das Andenken an manchen Wütherig und die genaueſte Darſtellung ſeiner Unthaten aufzubewahren. Eine Geſchichte des Volkes iſt daher ein großes Bedürfniß für das Volk, damit es ſeine Leiden, ſeine Kraft und alle ſeine Mittel kennen lerne. Die Völker ſchreiten nicht plötzlich aus einem Zuſtande zu dem andern über. Der Entwickelungsgang der Menſchheit iſt wie bei dem einzelnen Individuum ein allmähliger. Die nähere Erforſchung dieſes Ganges, deſſen Bewegungen nicht nach kurzen Zeiträumen, ſondern nach Jahrhunderten vergleichend beobachtet werden können, bietet allein das Studium der Geſchichte dar. Die Geſchichte iſt daher die einzige große Lehrmeiſterin Alles deſſen, was Fortſchritt heißt.

Wir lenken die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf das Geſchichtswerk eines deutſchen Mannes, deſſen Namen dem Volke längſt freundlichſt bekannt geworden iſt, eines Mannes, deſſen ganzes Leben und Wirken mit edelſter Hingebung dem Volke, ſeiner Aufklärung und der Verbeſſerung ſeiner Leiden gewidmet iſt. Dr. Eduard Duller heißt dieſer Mann, welcher die Arbeit langer Zeit der Geſchichte ſeines Volkes gewidmet hat. Sein neueſtes Werk iſt die vaterländiſche Geſchichte von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart, und erſcheint in einzelnen Lieferungen (à 30 kr.) zu Frankfurt im Verlag von Meidinger Sohn u. C. Das ganze Werk erſcheint in 20 bis 25 Lieferungen und ſind zwei derſelben bereits der Oeffentlichkeit übergeben. Wie ſchön und kräftig iſt darin das Leben unſerer Voreltern, der alten Germanen, ihre Welt- und Religionsanſchauung, ihre Heldenſagen und Stiftungen, ihre Runen, ihre einfachen Sitten und Gebräuche, ihr Volks-Gemeinde- und Familienleben, ihre Rechts- und Heerverfaſſung geſchildert. Wie weht uns aus dieſen Blättern ein urkräftiger Geiſt entgegen, wie blitzen die Schwerter, wie donnert die Keule, wie tönt uns der Schlacht- und Racheruf, das Siegesgeſchrei der Freiheit aus den Wäldern und Schluchten des Teutoburger Waldes entgegen! —

Wahrlich, dieſes vortreffliche Werk ſollte in der Hand jedes Deutſchen ſein, in der Hütte des Armen, wie in den Paläſten der Reichen.

Vaterländiſche
Geſchichte
von den
älteſten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Eduard Duller.

Zweiter Band.

◆

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1854.

Druck von Auguſt Oſterrieth in Frankfurt a. M.
Papier von W. C. Pfeiſſer in Caſſel.

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Buch.

Seite
1. Deutſchland, ein Wahlreich. — König Konrad I. 3
2. Deutſchlands Erſtarkung und Erhebung unter König Heinrich I. . 7
3. Größe und Macht des deutſchen Reiches und Wiedervereinigung des Kaiſerthums mit dem deutſchen Königthum unter Otto I. . . . 17
4. Das deutſche Reich unter den drei letzten Kaiſern aus dem ſächſiſchen Hauſe, Otto II., Otto III. und Heinrich II. 52
5. Erſte Entwickelung des deutſchen Städteweſens 69
6. Konrad II., der Salier. — Erwerbung Burgund's. Erblichkeit der niederen Lehen 80
7. Königthum und Kaiſerthum in der Fülle der Macht; Gegenſtrebungen des Papſtthums. — Heinrich III. und Hildebrand 91
8. Fortſchritte des Papſtthums. Reichsverweſung in Deutſchland . . 106
9. Heinrich IV. im Kampf mit den Sachſen 113
10. Gregor VII. im Kampf gegen das Königthum 124
11. Beginn der Kreuzzüge. Fortgeſetzter Kampf des Papſtthums und Fürſtenthums gegen das Kaiſerthum. Heinrich's IV. Ausgang. Heinrich V. 148
12. Heinrich V. im Kampf gegen Papſtthum und Fürſtenthum. Inveſtiturſtreit. Aufſchwung des Bürgerthums 161
13. Deutſchland in den Tagen Lothar's und Konrad's III. Hohenſtaufen und Welfen. Reformatoriſche Anregung in der Schweiz und in Süddeutſchland 173
14. Letzter Machtglanz des Kaiſerthums. Friedrich I., „der Rothbart", im Kampf gegen den Geiſt der neuen Zeit. Wachsthum und Zerſplitterung der Welfenmacht 185
15. Anerkennung der italiäniſchen Städte-Republiken. Entwickelung des deutſchen Bürgerthums. Friedrich's I. Reichsfeſt und Kreuzfahrt . 217
16. Hohenſtaufiſches Erbreich in Neapel und Sicilien durch Heinrich VI. 229

Seite
17. Erniedrigung des König- und Kaiſerthums unter das Papſtthum. Philipp, Otto IV. und Friedrich II. 234
18. Höhepunkt des Papſtthums. Innocenz III. 241
19. Beginnender Kampf des Papſtthums gegen das Deutſchland ſich entfremdende Kaiſerthum 249
20. Herrenthum und Volkskraft in Deutſchland. Der deutſche Orden in Preußen. Die Inquiſition und der Kreuzzug gegen die Stedinger . 255
21. König Heinrich's Abfall und Untergang. — Mainzer Landfriede. — Wahl Konrad's IV. 262
22. Untergang Friedrich's II. und der Hohenſtaufen. Deutſchlands Zerrüttung unter den Pfaffenkönigen Heinrich Raſpe und Wilhelm . 267
23. Der Städtebund. — Auflöſung der höchſten Reichsgewalt. — Wiederherſtellung des Wahlkönigthums 279
24. Reichsverfaſſung 290
25. Verfaſſungen der Fürſtenländer, der freien Landgemeinden und der Städte 297
26. Ritterlich-adeliges Leben 303
27. Städtiſches und Bauern-Leben 314
28. Kirchenweſen und Geiſtlichkeit 328
29. Juden und Rechtloſe 335
30. Dichtung, Wiſſenſchaft und Kunſt 342

Viertes Buch.

1. Deutſchland, ein Wahlreich. — König Konrad I.

Drei bedeutende Männer ragten bei Ludwig's des Kindes Tode unter den Großen der deutſchen Volksſtämme beſonders hervor, der Sachſenherzog Otto der Erlauchte, Arnulf, Herzog von Baiern, und Konrad, aus dem ſaliſchen Geſchlecht, ein Sohn des bei Fritzlar gefallenen Grafen Konrad, ein Bruder des Frankenherzogs Eberhard und ein Urenkel der Tochter Ludwig's des Deutſchen. Außer dieſen drei Männern behaupteten die beiden Kammerboten Erchanger und Berthold bei den Schwaben entſcheidendes Anſehen, eingreifende Vorgewalt. Auf Otto von Sachſen, den Sohn Ludolf's, den Aelteſten, den Beſonnenſten, den Mächtigſten, wendeten ſich Aller Blicke, als auf den der deutſchen Krone Würdigſten, und ſo wurde ihm dieſelbe von den Großen angeboten. Hierdurch ward nun ſowohl der Grundſatz der Königswahl durch die Großen, als auch die Gleichgeltung des ſächſiſchen Stammes mit dem fränkiſchen thatſächlich. Der Sachſenherzog lehnte jedoch, ſeines hohen Alters wegen, die Königswürde ab und auf ſeinen Vorſchlag wurde im November des Jahres 911 der obenerwähnte Franke Konrad, von den Franken, Sachſen, Schwaben und Baiern zum Oberhaupt des Reiches erwählt.

Groß und ſchwer war die Aufgabe, welche König Konrad zu erfüllen hatte; er ſollte die Sicherheit des Reiches gegen die immer öfter, immer tiefer eindringenden Ungarn, er ſollte die Sicherheit des Rechts gegen die Herrenmacht, er ſollte endlich die Reichseinheit wiederherſtellen. Unverzagt blickte König Konrad auf die zahlreichen Schwierigkeiten, welche ihm entgegenſtanden, mit klarer Einſicht und voll feſten Willens, um ſie zu überwinden, ſchritt er, ein gediegener Mann, nach ſeinem Ziele hin; aber nicht beſchieden war es ihm, dasſelbe zu erreichen.

Kaum trug er die Krone, als die Ungarn in Baiern einfielen aber geſchlagen wurden, und als Lothringen vom deutſchen Reiche getrennt ward. Dort hatten die dem Zwentibold feindſeligen Großen, insbeſondere Herzog Raginar, ſchon im Jahre 898 bei König Karl dem Einfältigen von Frankreich Hülfe geſucht und erhalten, doch war Lothringen während der Regierung Ludwig's des Kindes noch im Verbande mit dem deutſchen Reiche geblieben. Nach dem Erlöſchen des karlingiſchen Nebenſtammes in Deutſchland betrachtete nun Karl der Einfältige von Frankreich Lothringen und Deutſchland als dem franzöſiſchen Zweige vom Geſchlecht Karl's des Großen heimgefallen. Er knüpfte Verbindungen mit den Großen Deutſchlands an, um es mit Frankreich zu vereinigen, und griff zuerſt nach Lothringen; die Großen, zumal der Biſchof von Toul, nahmen für ihn Partei und ſo gelang es ihm (912), ſich in den Beſitz dieſes Landes zu ſetzen. Konrad ſäumte nicht, ſeine deutſche Königspflicht zu erfüllen, und freudig zog er aus, um Deutſchlands gutes Recht auf Lothringen mit den Waffen zu behaupten. Aber gleichzeitig nahmen ernſte Gefahren, womit das Streben der Fürſten nach völliger Unabhängigkeit die Reichseinheit bedrohte, ſeine Thatkraft ſo ſehr in Anſpruch, daß er ſeinen Plan in Bezug auf Lothringen nicht durchführen konnte; doch blieb wenigſtens das Elſaß im deutſchen Reichsverband. Jene Gefahren waren ſowohl im Norden als auch im Süden vorhanden.

In Sachſen war Otto der Erlauchte im Jahre 912 geſtorben und ſein Sohn Heinrich als Herzog aufgetreten, ein Mann feſten Sinnes und hohen Selbſtgefühls. König Konrad beſtritt ihm die Nachfolge in der Herzogswürde von Sachſen nicht, hielt es aber für eine Pflicht, die königliche Oberhoheit zu behaupten und wollte die nördlichen Gauen Thüringens, die ſchon lange mit Sachſen vereinigt waren und die auch Otto ſtets beſeſſen hatte, den beiden Söhnen des im Jahre 908 gefallenen Thüringer Herzogs Burkard, den Grafen Burkard und Bardo übergeben; Heinrich, ſich hierdurch in ſeinem Rechte verkürzt wähnend, griff nun jene Beiden an, verdrängte ſie in länger andauerndem Kriege aus ihren Beſitzungen und vertheilte dieſe an ſeine Lehensmänner. Auch der Mainzer Erzbiſchof Hatto, deſſen Einfluß zu des Königs Maßregeln beigetragen, empfand den Zorn des Sachſenherzogs, der ſich aller Mainzer Beſitzungen in Sachſen und Thüringen bemächtigte. Konrad war entſchloſſen, dem langen Kampf in Sachſen ein Ende zu machen; da ihn ſelber aber die Pflicht, einen Aufſtand der beiden mächtigen Kammerboten Erchanger und Berthold in Schwaben zu erſticken (913 und 914) in Anſpruch nahm, ſo ſandte er im Jahre 915 ſeinen Bruder Eberhard mit einem Heere gegen Heinrich. Bei Eresburg trat dieſer an der Spitze der Sachſen den Franken entgegen und beſiegte ſie; ſo viele Frankenleichen bedeckten den Wahlplatz, daß das Volkslied fragte, „wo die Hölle ſei, groß genug, um all die Seelen aufzunehmen!" König Konrad befürchtete mit Recht das Aufflammen des alten Haſſes zwiſchen den Volksſtämmen und zog nun ſelbſt gegen Heinrich, welcher bei Verfolgung der Flüchtigen in Franken eingedrungen war. Nun aber, da der König nahte, zog ſich Heinrich in ſein eigen Land, in die Feſte Grona (bei Göttingen) zurück. Dort belagerte ihn der König längere Zeit hindurch; bis endlich ein neuer Einfall der Ungarn, welche im Jahre 915 mit Feuer und Schwert bis Fulda drangen, den Herzog von Sachſen an ſeine Pflicht gegen ſein Land und das Reich erinnerte. Der König hinwieder erkannte des trefflichen Mannes hohen Werth und ſo reichten ſich Beide zu Verſöhnung und Frieden die Hände (im Jahre 916).

Konrad wendete nun ſeine Aufmerkſamkeit neuerdings auf Lothringen und auf Schwaben.

In Lothringen war 916 Herzog Raginar geſtorben; deſſen Würde erhielt nun ſein Sohn Giſelbrecht vom König Karl, welcher hierdurch das Oberhoheitsrecht der franzöſiſchen Karlinger über Lothringen gegen die Anſprüche des deutſchen Königthums beweiſen wollte. Giſelbrecht brach ihm gar bald die Treue, wurde jedoch vom Glück verlaſſen und flüchtete zu Herzog Heinrich nach Sachſen, der ihm eine Freiſtätte gab und auch ſpäter deſſen Wiederherſtellung bewirkte. Dieſe Verhältniſſe in Lothringen ſchienen für König Konrad günſtig, um die Anſprüche des deutſchen Reichs dort geltend zu machen; allein er vermochte es nicht, den Augenblick zu benutzen, da ihn Schwaben und ſodann Baiern vollauf beſchäftigte.

In Schwaben lebten die Kammerboten, die Brüder Erchanger und Berthold, welche nach Erweiterung ihrer Gewalt zur herzoglichen ſtrebten, in unverſöhnlicher Feindſchaft mit dem mächtigen und angeſehenen Biſchof Salomo von Konſtanz, welcher ſelbſt verſchiedene Herrenrechte für ſich in Anſpruch nahm. Sie bemächtigten ſich des ihnen verhaßten Biſchofs und hielten ihn gefangen; aber dieſe Gewaltthat forderte nun Konrad's ganze Strenge heraus, und ohne Rückſicht auf den Umſtand, daß Kunigunde, die Schweſter der beiden Kammerboten, Luitpold's von Baiern Wittwe, ſeine Gattin war, bekämpfte er die Friedensbrecher mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Macht; in demſelben Jahre jedoch, als er ſeinen Bruder Eberhard nach Sachſen gegen Herzog Heinrich ſchickte (915), erhob ſich *Erchanger* zur *Herzogswürde in Schwaben*. Nicht lange behauptete er ſie. Schon im nächſten Jahre wurden er und ſein Bruder Berthold durch den Grafen Siegfried, einen Verwandten ihres Todfeindes Salomo, unverſehens gefangen genommen, dieſer Letztere aber befreit. Der König berief nun einen Reichstag nach Althaim in Rhätien, der über die beiden Brüder richten ſollte. Da erſchienen größtentheils nur geiſtliche Große und verurtheilten Erchanger und Berthold als Reichsverräther zum Tode. Ihre Verſchwägerung mit dem König ſchützte ſie nicht vor Vollſtreckung des Urtheils, ſie wurden hingerichtet. Als Herzog von Schwaben aber wurde nun *Burkard*, der dieſe Würde angenommen, vom König beſtätigt.

Auch der Baiernherzog *Arnulf*, Luitpold's Sohn, der den Haß der Geiſtlichkeit ſeines Landes auf ſich lud, weil er ihre Uebergriffsverſuche mit Strenge zügelte, trachtete darnach, ſeine Unabhängigkeit vom Königthum auf Koſten der Reichseinheit zu erringen. König Konrad aber trat ihm ſogleich mit Heereskraft entgegen und der aufſtändiſche Baiernfürſt mußte mit Weib und Kind in's Hochland flüchten. Doch kaum war Konrad nach Franken zurückgekehrt, als Arnulf abermals (917) in Baiern erſchien, um ſeine Rechte geltend zu machen. Allein auch dieſe zweite Auflehnung hatte keinen Erfolg. Raſch zog der König wieder nach Baiern, gewann Regensburg und ächtete den Herzog, welcher landesflüchtig ward und ſich nun mit den Ungarn verband.

Der König verließ Baiern zu Ende des Jahres 918 und kehrte, verwundet und ſeines Todes Nähe fühlend, nach Franken heim.

Mit Schmerz blickte er auf den noch ungeſicherten Zuſtand des Reiches. Die Ungarn brachen in Baiern, in Thüringen und Sachſen ein und trugen Mord und Brand ungehindert bis nach Elſaß und Lothringen. Der ſieche König fühlte die Pflicht, die letzte Kraft des Lebens aufzubieten, damit der rechte Mann die Krone erhalte, der dem Reich und dem Recht ein tüchtiger Hort, der Ehre des deutſchen Namens der beſte Vorkämpfer ſein würde. Von der Wahl eines neuen Oberhauptes hing das Schickſal des Reiches ab. Unter den fürſtlichen Vertretern der Volksſtämme, auf welche ſich die Wahl lenken konnte, erſchien ihm Giſelbrecht von Lothringen ungeeignet, Arnulf von Baiern ſtand außer Recht. Eberhard's von Franken, ſeines Bruders, Sinn kannte Konrad zu gut, als daß es ihm rathſam ſchien, ihn für die Krone zu empfehlen. Aber Heinrich der Sachſenherzog dünkte ihm der rechte Mann für einen deutſchen König; in Dieſem, den er vor noch nicht langer Zeit bekämpft hatte, erkannte er den beſonnenen Muth des Helden, den ächten Herrſchergeiſt, den kerngediegenen Charakter, der das Recht mit eiſerner Beharrlichkeit ſchützen, die ſittliche Bedeutung des Königthums feſtſtellen, das Reich erhalten werde. Von ſolcher Erkenntniß durchdrungen, vollendete der ſterbende Konrad ſein Königswerk durch einen hochſinnigen Entſchluß. Er bat ſeinen Bruder Eberhard, jedem Anſpruch auf die Nachfolge im Königthume zu entſagen, und vermochte ihn ferner, dem alten Gegner, Heinrich, die Zeichen der Königswürde zu überbringen; den verſammelten Großen der Franken aber empfahl er dringend, den Sachſenherzog zum König zu wählen und Frieden und Eintracht zu erhalten. Eberhard und die Franken gelobten, die letzte Bitte ihres Königs zu erfüllen; da ſtarb Konrad (im December 918) mit dem Bewußtſein, daß er durch die letzte Handlung ſeines Lebens noch ſeinem Vaterlande genützt.

2. Deutſchlands Erſtarkung und Erhebung unter König Heinrich I.

Eberhard und die Großen der Franken hielten redlich Wort. In Fritzlar kamen ſie zu Anfang des Jahres 919 zuſammen und erwählten den Herzog Heinrich von Sachſen zum König. Weder die Sachſen, noch Vertreter der anderen deutſchen Volksſtämme waren dabei zugegen; die Franken übten in dieſem Falle gleichſam die Rechte aller aus und keiner von ihnen erhob gegen die Gültigkeit dieſer Handlung Einſpruch *)

Mit Befremdung und Beſorgniß nahm die Kirche wahr, daß der König ſich keineswegeſ beeilte, ſich den Beſitz der Würde, welche er durch die Wahl erhalten hatte, durch ihre Segnung zu ſichern; da entſchloß ſich denn endlich der Erzbiſchof Heriger von Mainz, ihn aufzufordern, daß er ſich nach bisheriger Sitte ſalben und weihen laſſe. Aber Heinrich war nicht gewillt, die Meinung aufkommen zu laſſen, als erhalte die Königswahl erſt durch dieſe kirchliche Handlung rechtliche Beſtätigung und Gültigkeit; denn die Geſchichte belehrte ihn, daß die Kirche nur zu ſehr geneigt war, eine ſolche Meinung zu ihren Gunſten zu benützen und das Königthum in ein Verhältniß der Abhängigkeit niederzudrücken. Entſchloſſen, die Kirche in ihren wirklichen Rechten zu ſchützen, mußte er auch jene der Nation gegen jede Beeinträchtigung durch die nach weltlicher Oberhoheit trachtende Kirche ſicher ſtellen, und ſo lehnte er denn das Anerbieten des Erzbiſchofs von Mainz in öffentlicher Anſprache vor den Reichsſtänden entſchieden ab **).

Klaren Blickes erkannte der treffliche König, daß das von auswärtigen Feinden bedrängte und verachtete Deutſchland nicht eher ſelbſtſtändig, groß und ſtark werde ſein könne, bevor es nicht nach innen ſelbſtbewußt, der Unfreiheit entwachſend, durch Herrſchaft des Rechtes und Wehrhaftigkeit ſtark geworden und durch Einheit wiedergeboren ſei. Auf Herſtellung der Einigung und

---

*) Die Sage meldet: Herzog Heinrich von Sachſen ſei am Vogelherde ſitzend durch die Geſandten mit der Kunde von ſeiner Erhebung überraſcht worden; deshalb habe er den Beinamen des „Voglers“ oder „Finklers“ erhalten. Dieſe Sage entbehrt jedoch jeder geſchichtlichen Begründung und ſtammt aus ſpäterer Zeit.

**) Der Unwille der Geiſtlichkeit über dieſe Ablehnung gab ſich in einer Mönchserzählung von einer wunderbaren Erſcheinung des heiligen Petrus kund; dieſer habe zwei Schwerter gezeigt, das eine mit, das andere ohne Griff, und geſprochen: das erſte bedeute einen König, welcher das Reich mit prieſterlicher Weihe und Segnung verwalte, das zweite einen ſolchen, dem dieſe fehlten.

Einigkeit richtete er deßhalb inmitten der Ungarnſtürme, die den Anfang ſeines Waltens umbrauſten, die volle Aufmerkſamkeit und Thatkraft. In Baiern wollte Herzog Arnulf, in Schwaben Herzog Burkard, kühn und trotzig bis zum Uebermuth durch einen Sieg über den Burgunderkönig Rudolf II. bei Winterthur, das Reichsoberhaupt nicht anerkennen und unabhängige Sonderſtellungen einnehmen. Dieſer unnatürliche, zu Deutſchlands Verderben führende Zuſtand ſollte enden. Mit einem Heer von Sachſen, Thüringern und Franken zog der König nach Schwaben wider Burkard und nicht bloß durch Furcht vor der Uebermacht, ſondern vorzugsweiſe auch durch des Königs kluges und edles Benehmen bewogen, gab Burkard den Widerſtand auf und wurde dem König ein treuer Anhänger (920).

Herzog Arnulf war nach König Konrad's Tode nach Baiern heimgekehrt, hatte gerüſtet, Regensburg befeſtigt und glaubte nun, ſeinen alten Plan verwirklichen und Baiern vom deutſchen Reiche losreißen, ein ſelbſtſtändiges Königreich hinſtellen zu können. Da zog König Heinrich mit ſtarker Heeresmacht vor Regensburg, wo Arnulf ſich im Schutze der neu befeſtigten Ringmauern und Thürme ſicher dünkte; doch wollte er zuvörderſt die Macht der Ueberredung verſuchen, ob ſie Verſöhnung und Frieden erwirke, bevor das Schwert entſcheide, und ſo entbot er Arnulf zur Zwieſprach. Als dieſer erſchien, forderte er ihn in würdevoll-milden Worten auf, ihm nicht länger zu widerſtreben, da die Mehrzahl des Volks ihn zum König erwählt habe; Gottes Abſicht habe ſich dadurch kundgegeben; hätte die Wahl Arnulf beſtimmt, ſo wäre er (Heinrich) der Erſte geweſen, der ſich huldigend vor ihm gebeugt; er bat ihn, zu bedenken, daß er ein Deutſcher ſei, zu bedenken, daß, ſo weit das Band der deutſchen Sprache reiche, des deutſchen Reiches natürliche Gränze alle Stämme umfaſſe und daß Eins über Alles gehe und vor Allem Noth thue, des gemeinſamen Vaterlands Heil und Ehre. Dieſe Worte Heinrich's bewegten des Herzogs Gemüth, er erwog ſie mit den Großen Baierns und auf Zureden der Letzteren unterwarf er ſich dem König und gelobte ihm Treue; dieſer aber gewährte ihm dafür das nur einem König zuſtehende Recht der Oberhoheit über die bairiſche Kirche und der Ernennung von Biſchöfen. So wurde im Jahre 921 die Verſöhnung vollbracht und Baiern in der Reichseinheit erhalten.

In Lothringen hatte Karl von Frankreich im Jahre 920 einen Aufſtand des Herzogs Giſelbrecht unterdrückt und war dann, in der Abſicht, das Elſaß und alles deutſche Land am linken Rheinufer bis Mainz an Frankreich zu bringen, bis Worms vorgedrungen, aber bei Paternisheim (Pfeddersheim) beſiegt und zum Rückzug gezwungen worden, worauf (921) ein Friede zwiſchen ihm und König Heinrich zu Stande kam. Bald darauf erhob ſich Giſelbrecht mit vielen Großen Lothringens neuerdings gegen Karl den Einfältigen und Graf Robert, der Bruder des verſtorbenen Odo, griff nach der Krone von Frankreich. Beide, Robert und Karl, wendeten ſich jetzt an den König der Deutſchen, Heinrich, um Schutz, und dieſer entſchied ſich (923) für Robert. Noch in demſelben Jahre verlor Robert in der Schlacht bei Soiſſons das Leben, ſein Gegner Karl aber den Sieg und bald darauf auch die Freiheit. Er ward des Grafen Heribert Gefangener; der Krone von Frankreich aber bemächtigte ſich nun Graf Rudolf. Abermals blickten jetzt die Parteien in Frankreich und Lothringen auf den deutſchen Heinrich als auf den Mann, deſſen ſtarke Hand die Entſcheidung bringen ſollte; dieſer aber erkannte nunmehr eine günſtige Gelegenheit zur Wiedervereinigung Lothringens mit dem deutſchen Reiche, als ihn Giſelbrecht und der Erzbiſchof Ruotger von Trier gegen König Rudolf herbeiriefen. Ungeſäumt führte er ſtarke Heeresmacht über den Rhein nach Lothringen, belagerte Metz und brachte mit Hülfe Giſelbrecht's und Ruotger's den dortigen Biſchof, jenen von Toul, den Grafen Otto und andere Große Lothringens zur Anerkennung der Oberhoheit des deutſchen Reiches. Während ihn aber im Jahre 924 ein neuer Einfall der Ungarn in Sachſen beſchäftigte, wendeten ſich Giſelbrecht und Otto dem König Rudolf zu; doch Heinrich zog gleich zu Anfang des folgenden Jahres über den Rhein gegen Giſelbrecht und nun endlich gelang es ihm, den kühnen Mann zur Unterwerfung zu bringen. Zu Ende des Jahres 925 erkannte ganz Lothringen die Oberherrſchaft König Heinrich's an und war nun der deutſchen Reichseinheit eingeordnet. Mit kräftiger Hand ſchützte der König ſpäter (928) den Herzog Giſelbrecht gegen Boſo, den Bruder König Rudolf's, und klug befeſtigt er deſſen Treue, indem er ihm ſeine Tochter Gerberga vermählte.

Der eben erwähnte Einfall der Ungarn in Sachſen, welchem andere in Baiern und Schwaben folgten, brachte unſägliches Elend. Da geſchah es, daß die Sachſen bei einem ihrer Ausfälle von der Burg Werla bei Goslar aus, in welcher ſich der König befand, einen der vornehmſten Ungarnfürſten gefangen nahmen und vor ihn brachten. Vergeblich boten die Ungarn bedeutendes Löſegeld für die Freilaſſung ihres Fürſten; König Heinrich verlangte einen höheren Preis, nämlich den Abſchluß eines Friedens für die Dauer von neun Jahren. Eine ſolche längere Waffenruhe wollte der König benützen, um Deutſchlands Wehrkraft wiederherzuſtellen und das Vaterland, insbeſondere deſſen nordöſtlichen Theil, durch Anlegung von feſten Plätzen zu ſichern. Dieſer Zweck war ſo wichtig, daß der König ſich ſogar dazu verſtand, den bis dahin unwiderſtehbaren Ungarn für die Dauer der Waffenruhe beträchtliche Jahrgeſchenke zu bewilligen. So wie nun dieſe eintrat, regte ſich in den öſtlichen Reichsgebieten, zumal in Sachſen und Thüringen, die rüſtigſte Thätigkeit. Auf des Königs Befehl wurden eine Menge größerer und kleinerer Burgen erbaut; in dieſe mußte von je neun kriegspflichtigen Landbeſitzern der neunte ziehen; er hatte für Wohnungen der andern acht in der Burg, ſowie für die Aufbewahrung eines Drittheils der Geſammternte daſelbſt, die acht hatten dagegen für Ausſaat, Ernte und Einbringung der Früchte zu ſorgen. Dieſe zur Vertheidigung der Burgen verpflichteten und dafür mit Burglehen verſehenen Dienſtleute heißen Burgmannen. Man hat bisher ziemlich allgemein König Heinrich für den Schöpfer des freien Städtebürgerthums angeſehen; allein ſein Verdienſt beſchränkt ſich auf die Anlegung der Burgen und die Befeſtigung offener Städte im nördlichen Deutſchland, — ſowie darauf, daß er alle Feſtlichkeiten und Verſammlungen in ſie verlegte und daß er einzelne Städte mit Freiheiten begabte und ihren Bewohnern dadurch eine ehrenvollere Stellung verlieh.

Um die Nationalwehrkraft herzuſtellen, verordnete Heinrich auf dem Reichstag zu Worms (926), daß beim allgemeinen Aufgebot jeder freie Grundbeſitzer waffenpflichtig ſei. Sein Hauptaugenmerk aber wandte er auf die Bildung einer kriegsgeübten Reiterei, durch welche allein die Ungarn beſiegt werden konnten, und der Reiterdienſt wurde ſomit von nun an die eigentliche Kernkraft des Heerbannes. Da nun aber die Ausrüſtung zu

Roß größere Koſten erforderte, als daß auch jeder ärmere freie Grundbeſitzer ſie beſtreiten konnte, ſo wurde der Reiterdienſt hauptſächlich nur von einem Theil derſelben und von der Dienſtmannſchaft geleiſtet und jene Heerbannspflichtigen, welche ihn nicht ſelbſt zu thun vermochten, mußten nach älterer Beſtimmung die Ausrüſtung eines Reiters auf gemeinſame Koſten übernehmen.

Nachdem der König die Dauer der Waffenruhe zur Verbollwerkung des bloßgeſtellten Landes und zur Herſtellung einer tüchtigen Wehrkraft benutzt hatte, konnte er den Tag, an welchem jene Friſt zu Ende gehen werde mit Vertrauen auf den glücklichen Erfolg eines Entſcheidungskampfes erwarten. Bevor indeſſen dieſer Tag erſchien, erforderte der Kampf mit den Slaven ſeine volle Thätigkeit. Unbekannt iſt es, wer zuerſt das Schwert aus der Scheide zog, ob die Slaven, ob die Deutſchen; gewiß iſt es nur, daß der Kampf zwiſchen Beiden im Jahre 928 neuerdings ausbrach. Weit entfernt, ihn zu ſcheuen, ob er ihn auch nicht wünſchte, konnte König Heinrich denſelben wohl als Schule der Kriegsübung für die Deutſchen betrachten, aus welcher ſie zum Entſcheidungskampf gegen die Ungarn erprobt hervortreten würden. Zuerſt wendete er ſich gegen die Heveller; ihre Stadt Brennabor (Brandenburg) erlag ihm nach langem Widerſtand und unterworfen wurde mit ihr das ganze Land. Hierauf eroberte Heinrich nach zwanzigtägiger Belagerung die Stadt der Dalemincier, auch kämpfte er mit den Obotriten, den Rhedariern und Wilzen. In Böhmen ſtanden nach dem Tode der herzoglichen Brüder Spitignev I. und Wratislav I. zwei Frauen einander gegenüber, die fromme Chriſtin Ludmilla, die greiſe Mutter jener Beiden, und die herrſchſüchtige heidniſche Drahomira, eine Schweſter des Königs der Heveller und Wittwe Wratislav's I., dem ſie zwei Söhne, Wenzeslav und Boleslav, geboren hatte, von denen der Erſtere ganz die Art der Großmutter, der Letztere die der Mutter geerbt. Ueber Beide führte Drahomira die Vormundſchaft, über Böhmen die Regierung. Ihrer Eiferſucht fiel die mildthätige Ludmilla, des Volkes Liebling, zum Opfer (927). Heinrich, als Oberhaupt des deutſchen Reiches, zu welchem Böhmen im Lehensverbande ſtand, konnte dies nicht ungeahndet laſſen und ſo zog er denn im Jahre 928 mit ſtarker Heeresmacht vor Prag. Herzog Wenzeslav, welcher damals die Zügel der Herrſchaft aus den Händen ſeiner Mutter übernommen hatte, fromm und friedeliebend, ſchon um des Kirchenverbandes willen zur Erhaltung Böhmens im deutſchen Reichsverbande geneigt, vermied den Kampf mit König Heinrich und gelobte ihm jährlichen Zins und Treuergebenheit (929). So im Verband mit dem deutſchen Reiche ſollte das chriſtliche Böhmen auch den Ungarn gegenüber beſſeren Schutz erwarten dürfen; eben dies Verhältniß erbitterte jedoch die zahlreiche Partei der auf die ſlaviſche Nationalunabhängigkeit ſtolzen Großen, welche in des Herzogs eigenem Bruder Boleslav ihren Anhalt hatte, und der lang niedergehaltene Haß der nationalen Partei wüthete gegen alles Deutſche.

Gleich nach dem Feldzuge gegen Böhmen (noch im Jahre 929) beſchäftigte den deutſchen König ein Kampf gegen die Rhedarier, welche ſich in Maſſe gegen die Deutſchen erhoben, die Stadt Walislewe, (Fallersleben im Lüneburgiſchen oder Valsleben an der Elbe zwiſchen Werben und Arneburg) eroberten, die ganze Bewohnerſchaft erſchlugen und allen Slaven das Zeichen zum nationalen Unabhängigkeitskampfe gegen die Deutſchen gaben. Am 1. September 929 aber errangen dieſe einen glänzenden Sieg, welcher ihnen die außerordentlich geſchwächten benachbarten Slaven unterwarf. Das wichtigſte Denkmal dieſer Kämpfe gegen die Slaven war die Gründung der Mark Meißen, deren Urſprung wenigſtens jedenfalls in die Tage König Heinrich's I. zurückreicht.

Im Jahre 933 erſchienen die Ungarn wieder. Kurz vor Ablauf der für Waffenruhe bedungenen Friſt hatte König Heinrich das Volk aufgeboten und alſo zu ihm geſprochen: „Die Ungarn zu vernichten, das iſt unſre große Aufgabe. Seht, wie ſie von Allem dem ſchwelgen, was ſie euch entriſſen! Der nackte Leib iſt Alles, was ſie dem Freien gelaſſen. Noch hat die Kirche Güter; ſoll aber der Zins an die Ungarn ferner entrichtet werden, ſo müſſen auch die Güter der Kirche angegriffen werden. Iſt es nicht beſſer, nicht ehrenvoller, mit Gottes Schutz auf den Feind einzudringen, ſein Joch zu zertrümmern und der Kirche das zu geben, was der Feind erhalten ſoll?“— „Ja, alſo ſei's!“ rief das Volk, entſchloſſen, im offnen Kampf Alles zu wagen, um die Schmach der Dienſtpflichtigkeit abzuſchütteln. Wie nun die Ungarn neuerdings den Jahreszins verlangten und dieſer ihnen verweigert wurde, drangen ſie zunächſt in' Thüringen ein, verwüſteten es und theilten dann ihre Macht in zwei große

Haufen, deren einen ſie im Oſten ließen, während der andere weſtwärts nach Sachſen ſtreifte. Da ſchaarten ſich die kriegsrüſtigen Männer Sachſens und Thüringens zuſammen, griffen das eine Heer der Ungarn an und beſiegten es, deren Fürſten lagen auf dem Wahlplatz erſchlagen, ihre zerſprengten Schaaren wurden auf der Flucht aufgerieben. Dieſer erſte Sieg der Deutſchen ſoll bei Jechaburg erfochten worden ſein. Gegen den anderen Heerhaufen der Ungarn, welcher eine Burg belagerte, worin ſich des Königs Schweſter mit ihrem Gemahl, dem Thüringer Grafen Wido, befand, führte der König ſelbſt ſein vier Tage nach dem Aufgebot kampfbereites Heer bis an einen Ort Namens Riäde, deſſen Lage bis jetzt noch unermittelt iſt. Wie die Ungarn des Königs Nahen erfuhren, ließen ſie ſogleich die Feuerzeichen leuchten, damit ſich ihre auf Plünderung ringsum zerſtreuten Schaaren zur Schlacht ſammelten. Den König ſchreckten dieſe Flammen nicht; ſeine Heerhaufen waren geordnet, kampfgeübt, kampfesungeduldig. „Der große Tag iſt da!“ ſprach er zu ihnen, „laßt uns der Gnade des Herrn vertrauen; ſie wird jetzt, wie vordem, mit uns ſein! Seht hier den Feind! Das Vaterland iſt an ihm zu rächen! Gott mit uns! Greifen wir freudig an, harren wir muthig im heiligen Kampfe aus, und der Sieg wird unſer werden!“ Nun wurde vor ihm das Banner entrollt, worauf das Bild des Erzengels Michael, des Drachentödters, zu ſchauen war. Mit dem Schlachtruf: „Kyrie, Kyrie!“ begannen die Sachſen den Kampf; „hui, hui!“ ſchallte es weithin bei den Ungarn. König Heinrich hatte die beſten Anordnungen getroffen; auf's Herrlichſte bewährte ſich ſein hoher Feldherrngeiſt. Die leichtbewaffnete thüringiſche Schaar, unter welche er Schwerbewaffnete vertheilt, ſandte er voran; ſie ſollte die Ungarn verlocken, nahe bis an's Lager heranzukommen; wenn dies der Fall, ſollte die ganze Streitmacht, mit den vorgehaltenen Schilden die Pfeile der Feinde auffangend, den erſten Anſturm mauerfeſt aushalten. Wie der König geboten, ſo geſchah's. Nachdem die deutſche Schlachtordnung den erſten ungeſtümen Anſturm des Feindes überwunden, warf ihr linker Flügel deſſen rechten. Im heißen Drang des Verfolgens gerieth jener in Unordnung, doch erhielt er Verſtärkung, ſammelte ſich, erneuerte und entſchied die Schlacht. Die Feinde wurden zerſprengt und jagten in wilder Flucht dahin; ihr Feldlager ward der Deutſchen Beute. Ueber den Ort, in deſſen

Nähe die Deutſchen dieſen glänzenden Sieg errangen, ſind die Angaben verſchieden, die gewöhnlichſte Ueberlieferung meldet: in der Nähe von Merſeburg; der Tag war wahrſcheinlich der 15. im März des Jahres 933. Zertrümmert hatte dieſer Sieg das ſchmachvolle Joch der Zinspflichtigkeit; der Kirche, den Armen ward auf des Königs Anordnung das Geld, welches der Feind bisher empfangen, wiedergegeben. In allen deutſchen Landen erſcholl das Lob des königlichen Herrn, den das Heer als Vater des Vaterlandes begrüßte.

Nun, da für's Erſte und ſo bald von den Ungarn nichts zu befürchten war, wendete ſich Heinrich gegen einen anderen Feind des deutſchen Reiches, gegen die Dänen, deren König Gorm ihm trotzte; die Sicherheit der von den Dänen räuberiſch verheerten frieſiſchen und ſächſiſchen Küſten mußte hergeſtellt werden. Heinrich ſuchte die Dänen im eigenen Lande auf, beſiegte ſie, zwang ſie, Zins zu entrichten, und zog die Gränzen des deutſchen Reiches bei Sliaswig (Schleswig). Ueber die Mark zwiſchen der Eider und der Schlei, welche letztere mit der Treene ſchon von den Tagen der Karlinger an die Gränze zwiſchen Dänen und Deutſchen gebildet, ſetzte er einen Markgrafen (934). Hierauf beſiegte er auch die Slaven in der Uckermark und ſtellte die ganze öſtliche Reichsgränze gegen dieſelben her. So ſtand nun das deutſche Reich nach Norden, Oſten und Weſten hin gegen ſeine Feinde geſichert. Zur alten Herrlichkeit fehlte nur noch Italien und das Kaiſerthum! Wohl hatte Heinrich die Abſicht, nach Italien zu ziehen und dort die Kaiſerwürde zu erringen; da dieſe als unverlierbar zum deutſchen Königthum gehörend betrachtet wurde, ſo dünkte ihm Solches Königspflicht. Doch ein Schlagfluß, welcher ihn, der den Sechszigen nahe war, traf, hielt ihn ab, die Romfahrt um die Kaiſerkrone zu thun. Ernſt, mild und fromm bedachte er zu Erfurt, wohin er die Großen des Reiches berufen, das Ende ſeiner Tage und die Zukunft des Reiches.

Der Grundſatz, daß Deutſchland ein Wahlreich ſei, war allerdings thatſächlich feſtgeſtellt, und König Heinrich war weit davon entfernt, denſelben zu Gunſten ſeines Hauſes durch den der Erblichkeit anzutaſten. Allein die Reichsſtände ſelbſt und das Volk insgemein hafteten noch an der bisherigen Gewohnheit, den Sohn des Königs als deſſen Nachfolger zu betrachten und ihr Recht auf die feierliche Anerkennung eines ſolchen zu beſchränken. König Heinrich dachte groß genug, weder dieſe Gewohnheit, noch die Verehrung, welche er genoß, zu mißbrauchen, und betrachtete ſich bloß berechtigt, den Großen und dem Volk einen ſeiner Söhne zum Nachfolger vorzuſchlagen, welcher dann erſt durch wirkliche Wahlvereinbarung das Recht auf die Würde erlange. Heinrich hatte ſich zwei Mal vermählt. Seine erſte Hausfrau war Hatheburg, die Tochter des ſächſiſchen Grafen Erwin, welche ihm einen Sohn Thankmar (Tammo) gebar; da ſie früher den Nonnenſchleier gewählt hatte, ſo erklärte der Biſchof von Halberſtadt ihre Ehe mit Heinrich als unrechtmäßig und nichtig und Heinrich mußte ſich endlich zur Auflöſung derſelben verſtehen. Er vermählte ſich ſodann zum zweiten Male mit der ſchönen, frommen und edlen Mathildis, Tochter des Grafen Theoderich, deſſen Abkunft auf Wittekind zurückgeführt wird. Von Mathildis hatte Heinrich drei Söhne, deren Aelteſter, Otto, noch vor des Vaters Erhöhung zum König geboren war, die beiden anderen hießen Heinrich und Bruno; der Letztere war für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Da nun bei der Wahl zum Nachfolger weder Thankmar noch Bruno in Betracht kommen konnte, ſo handelte es ſich um die Entſcheidung für Otto oder Heinrich; der Erſtere war des Vaters, der Letztere der Mutter Liebling; für den Erſteren ſprach der Umſtand, daß er der Aeltere war, für den Letzteren der, daß, als er das Licht der Welt erblickte, ſein Vater bereits die Königskrone trug. Für jeden der beiden Brüder entſchied ſich eine Partei unter den Großen. Da gab der Wunſch des Königs den Ausſchlag dahin, daß ſich die in Erfurt verſammelten Fürſten in der Wahl Otto's zum Nachfolger vereinigten.

Zu Memleben, wohin ſich Heinrich von Erfurt aus begeben hatte, überraſchte ihn die Krankheit neuerdings. Die Nähe des Todes fühlend, erſchloß er ſein Herz noch ein Mal in traulicher Zwieſprache mit ſeiner Hausfrau Mathildis. „O Du," ſprach er zu ihr, „die ich mit Recht liebe, ich danke Chriſtus dafür, daß ich Dich lebend hinterlaſſe; theure Hausfrau, wie nie ein Mann eine treuere fand, in allem Guten mehr erprobt, Dir danke ich für alle deine Milde, womit Du mich, wenn ich zürnte, beſänftigt, für allen nützlichen Rath, den Du mir gegeben, dafür, daß Du mich oft von Unbilligkeit zur Gerechtigkeit geleitet, und für jede deiner

Ermahnungen, daß ich mich der Unterdrückten erbarmen ſollte. Gott dem Allmächtigen und der Fürbitte ſeiner Auserwählten empfehle ich Dich und unſere Kinder und meine Seele, die nun ihren Leib verlaſſen will.“ Nach dieſen Worten Heinrich's begab ſich Mathildis in die Kirche, um für ſein Seelenheil zu beten; die Söhne und die Großen aber blieben am Sterbebette; in ihrem Beiſein verſchied er (am 2. Juli 936). Als Mathildis wiederkam und den Gatten ſchon als Leiche fand, ſprach ſie tief erſchüttert zu ihren Söhnen: „Fürchtet Gott und in Allem ehret Ihn, der Solches zu thun mächtig iſt.“ In der Peterskirche zu Quedlinburg ward Heinrich I. begraben.

3. Größe und Macht des deutſchen Reiches und Wiedervereinigung des Kaiſerthums mit dem deutſchen Königthum unter Otto I.

Im vierundzwanzigſten Jahre ſtand der kühne, thatkräftige Königsſohn, als ſein Vater ſtarb. War gleich ſeine Beſtimmung zum Nachfolger auf den Wunſch Heinrich's durch die übereinſtimmende Wahl der Fürſten erfolgt, ſo regte ſich doch ein Parteikampf über die Nachfolge, welcher endlich dadurch beſchwichtigt wurde, daß man ſich vereinbarte: Otto ſolle in Aachen, dem alten Königsſitze Karl's des Großen auf fränkiſcher Erde, als Nachfolger der Karlinger, von ſämmtlichen deutſchen Stämmen erwählt und dort gekrönt werden. Aber auch die kirchliche Weihe, welche Heinrich ſeiner Zeit verſchmäht hatte, wußte der Erzbiſchof von Mainz als etwas Nothwendiges durchzuſetzen. In einer Seitenhalle des Aachener Münſters verſammelten ſich am 8. Auguſt des Jahres 936 die Herzoge, Grafen und Vaſallen und führten Otto zum Throne; ſie gelobten ihm durch Handſchlag, ſeine Feinde auch als die ihrigen zu betrachten. Dann führten ſie ihn in den Münſter, wo ihn die Geiſtlichkeit empfing und der Erzbiſchof von Mainz ihn dem verſammelten Volke mit den bedeutungsvollen Worten vorſtellte: „Sehet hier Otto, welchen Gott erwählt, König Heinrich vorgeſchlagen und die geſammten Fürſten zum König gemacht; gefällt Euch die Wahl, ſo erhebet die Hände!" Alſo geſchah's und nun traten die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln mit dem vom Volk als König anerkannten Otto vor den Altar; der Erzbiſchof von Mainz gab ihm Schwert und Gürtel, legte ihm die Armſpangen und den Mantel um und reichte ihm Stab und Scepter, dann ſalbte er, als erſter Würdenträger der Kirche in Deutſchland, den König mit dem heiligen Oel und gemeinſchaftlich mit dem Erzbiſchof von Köln ſetzte er ihm die Krone auf's Haupt. Nachdem Otto in ſolcher Weiſe die kirchliche Weihe erhalten, ſetzte er ſich im königlichen Feſtſchmuck auf den Thron und wohnte dem feierlichen Gottesdienſte bei. Dann hielt er in der Pfalz am Marmortiſche das Krönungsmahl mit den Biſchöfen und dem Volk. Da leiſteten die Herzoge der vier Hauptſtämme (mit Ausnahme der Sachſen, deren Herzog ja nun König war) die Ehrendienſte; Giſelbrecht von Lothringen, auf deſſen Gebiet die Krönungsſtadt lag, leitete alle Anſtalten, Eberhard von Franken beſorgte die Tafel, Hermann von Schwaben den Wein, Arnulf von Baiern wies dem Gefolge die Lagerungsplätze an. Dieſe Ehrendienſte, welche die Fürſten dem König leiſteten, entſprachen den bei den Frankenkönigen üblichen Hofämtern, ſie drückten die Oberhoheit des Königs über die Fürſten aus, welche ihm bisher an Recht und Anſehen gleich geſtanden und ſich nun freiwillig, wie ſie das Reichsoberhaupt gewählt, vor ihm beugten.

Eine weitumfaſſende und ſchwierige Aufgabe hatte der jugendliche König zu erfüllen; er ſollte die Schöpfung ſeines Vaters befeſtigen, das Reich nach innen und außen ſtark und ſicher, ein neues Auseinanderweichen der Volksſtämme unmöglich machen und das Anſehen des deutſchen Namens vor allen Völkern in lichtem Glanze verherrlichen. Klaren Sinnes erkannte er, daß die Stärke des deutſchen Reiches und die Ehre der deutſchen Nation nur erreicht werden konnten, wenn das deutſche Königthum eine ſolche Fülle von Kraft, Macht und Würde errang, daß es die Majeſtät des Reiches darſtellte und nach allen Seiten hin geltend machte. Die deutſche Königskrone war ihm etwas Höheres als ein glänzender Schmuck ſeines Hauptes; etwas ſo Heiliges war ſie ihm, daß er ſich ſtets durch Faſten und Beten religiös vorbereitete, bevor er ſie auf den Scheitel ſetzte. Entſchieden in ſeinem Wollen, kühn und ausdauernd im Handeln, voll Körperkraft und gewandt in ritterlicher Uebung, arbeitsfreudig und Mühſal zu ertragen fähig, tiefinnerlich fromm im Sinne ſeiner Zeit, ernſt von Anſehen und Haltung, mild und freundlich gegen das Volk, Freunden treu und zur Verſöhnung mit Feinden geneigt, das war der Mann, welcher nicht bloß König heißen, ſondern es auch wahrhaft ſein wollte.

Gar bald mußte Otto das Schwert zum Kampf gegen Slaven und Ungarn ziehen. In Böhmen vertrieb Herzog Boleslav nach Ermordung ſeines Bruders Wenzeslav die deutſchen Prieſter und bekämpfte die dem deutſchen Königthum freundlich geſinnten oder ergebenen Großen. Einer derſelben rief Otto's Beiſtand an und ſofort erſchien ein thüringiſches Heer, ſowie die Merſeburger Schaar in Böhmen; doch beide Streitmächte erlagen. Der Krieg zwiſchen Böhmen und Deutſchen (wahrſcheinlich Gränzkrieg) dauerte noch vierzehn Jahre lang und jenes Verhältniß Böhmens zum deutſchen Reiche, wie es in den Tagen König Heinrich's und Herzog Wenzeslav's beſtanden hatte, ward bis zum Jahre 950 nicht wiederhergeſtellt. — Gleich nach jener Schilderhebung der böhmiſchen Slaven (noch im Jahre 936) nahmen die rhedariſchen Otto's Thätigkeit in Anſpruch. Sie hatten noch bei Lebzeiten König Heinrich's Geſandte ſeines Sohnes Thankmar mißhandelt; ſie zu züchtigen, was ſchon Heinrich beabſichtigt, erſchien nun Otto mit einem Heere, welches der tapfere Sachſe Hermann, gewöhnlich Billung's Sohn genannt, anführte, auf dem Gebiet jenes Slavenſtammes und beſiegte denſelben. Um ihn durch eine noch glänzendere Waffenthat zu übertreffen, griff Eckhard, Ludolf's Sohn, gegen des Königs Gebot auf ungünſtigem Boden den Feind an, wurde aber mit der kleinen Schaar, die ihm folgte, umringt und erſchlagen. Da die Ungarn wieder in hellen Haufen Franken durchſchwärmten und Sachſen von Weſten her bedrohten, eilte Otto dahin, warf ſie zurück und verfolgte ſie bis nach Lothringen hinein, worauf ſie ſich über Burgund und Aquitanien ergoſſen. Frankreich litt unſäglich unter den wilden Schaaren und zudem unter den Empörungen der Vaſallen gegen den karlingiſchen König Ludwig „den Ueberſeeiſchen", den einſt nach England geflüchteten, nun nach dem Lande ſeiner Väter wiedergeholten und auf den Thron erhobenen Sohn Karl's des Einfältigen. Herzog Hugo, der Sohn Robert's, derſelbe, welcher Ludwig über See heimberufen, ſchloß ſich jetzt, da ſich der König dem Eigenwillen des gewaltigen Vaſallen zu entziehen ſuchte, wieder an den deutſchen König Otto und heirathete deſſen Schweſter Hathuvin. So ſtand Otto, von Kampf zu Kampf geeilt, nun im Begriffe, in die Wirren Frankreichs einzugreifen, als ein Kampf auf deutſchem Boden emporloderte, welcher ihn ſo beſchäftigte, daß er es verſchieben mußte, den Franzoſen die Macht und Geltung eines deutſchen Königs zu zeigen. Es war der unverſöhnte Gegenſatz zwiſchen Franken und Sachſen, der jetzt neuerdings ausbrach; die perſönlichen Leidenſchaften der Fürſten, ſelbſt der mit dem König verwandten, miſchten ſich in dieſen Gegenſatz und benutzten denſelben.

Die erſte Veranlaſſung gab der Stolz der Sachſen, welchen — noch dazu von Lehensmännern — Niemand weniger zu ertragen vermochte als Herzog Eberhard von Franken. Die Sachſen betrachteten ſich im Hinblick auf den zweiten König, welcher aus ihrer Mitte hervorgegangen, als den herrſchenden Volksſtamm und die ſächſiſchen Lehensmänner Eberhard's ertrugen es mit Widerſtreben, einem Franken untergeben zu ſein; aber es mochte auch Eberhard nicht vergeſſen, daß er und die Franken es geweſen, welche die Krone auf des Sachſenherzogs Heinrich Haupt geſetzt; mit der Reue darüber mochte wohl auch Verlangen nach dem Beſitz der Krone in ihm erwachen. Schwer kränkte ihn, der ſeine Stammgüter von der Diemel bis zur Perf hatte, der offene Trotz ſeines ſächſiſchen Lehensmannes Bruning, und in Verbindung mit anderen fränkiſchen Lehensherren des ſächſiſchen Heſſengaues rächte er ſich, indem er Elmeri, Bruning's Burg, erſtürmte und niederbrannte, ihre Bewohner erſchlug. Bald bekämpften ſich die ſächſiſchen Lehensmänner Heinrich's und die fränkiſchen Eberhard's mit größter Erbitterung, da trat der König (im Jahre 937) dazwiſchen und belegte Eberhard für den Friedensbruch mit einer ſchweren Geldbuße; ſeine Bundesgenoſſen wurden zur Strafe des Hundetragens verurtheilt. Des Königs hoher Ernſt erſchien aber nicht bloß den Franken, ſondern auch manchem Mann im Sachſenlande drückend und Keiner wandte ſich ſo entſchieden von ihm ab, ſo lebhaft dem leutſeligen, freigebigen Frankenherzog zu, als Otto's Stiefbruder Thankmar. Schon frühe gekränkt, weil ihm das Erbe ſeiner Mutter entzogen worden, ſah er nun, wie der König nicht ihm, ſondern dem nordthüringiſchen Grafen Gero die einflußreiche Stellung des verſtorbenen Grafen Siegfried anwies, welche Pfalzgrafſchaft und Markgrafſchaft umfaßte und ihrem Beſitzer wegen des Gränzkrieges gegen die oſtelbiſchen Slaven eine bedeutende Kriegsmacht untergab.

Inzwiſchen war in Baiern Herzog Arnulf geſtorben und ſeine Söhne, Eberhard, Arnulf, Hermann und Ludwig, verweigerten dem König die Huldigung; ja Eberhard behauptete ſich geradezu als Herzog von Baiern, als betrachte er dieſe Würde lediglich durch Erbrecht erworben, nicht erſt durch die Verleihung des Reichsoberhauptes zu erwerbend. Um dieſen die Reichseinheit gefährdenden Trotz gegen das Königthum zu verſöhnen oder zu brechen, zog Otto im Jahre 938 nach Baiern, doch mußte er heimkehren, bevor ihm Entſcheidendes gelang.

Die Veranlaſſung, welche ſeine Rückkehr nöthig machte, war der neu aufgeflammte Stammeshaß der Franken und Sachſen, noch mehr aber der Bund der mißvergnügten Sachſenhäupter mit Eberhard. Denn ſchon hatte die Sache dieſe Wendung genommen, Thankmar ſchloß ſich an Eberhard, desgleichen that mit andern ſächſiſchen Großen der mächtige und kühne Wiegmann, Hermann Billung's Bruder; ſeinen und der Andern Haß gegen den König hatte der Neid auf Hermann's, auf Gero's Bevorzugung erweckt. Aber dieſer Bund reichte auch über den eigentlichen Kampfplatz, Sachſen, hinaus, ſeine Fäden gingen bis nach Baiern, bis nach Lothringen, überall waren die Herzoge wenigſtens geſonnen, ihre Unabhängigkeit vom Königthume zu erringen, und ſtrebten nach ſelbſtſtändigen Kronen. Sowie Thankmar ſich offen gegen Otto erklärt, überfiel er alſogleich ſeinen Bruder Heinrich in der Burg Badelikki (Bellik) an der Ruhr, nahm ihn gefangen, überlieferte ihn an Eberhard von Franken zur Haft und eroberte dann Eresburg, von wo aus er das offene Land ringsum verwüſtete. Da zog Otto aus Baiern wider ihn heran und drang ohne Schwertſtreich in Eresburg ein. Von den Seinigen verlaſſen, flüchtete Thankmar in die Kirche und legte ſeine Waffen auf den Altar; er hoffte, der heilige Ort werde ihm als Freiſtätte das Leben ſchützen, aber Heinrich's Leute ſtürmten voll Erbitterung in die Kirche, am Altare ward gekämpft und eben dort Thankmar von außen her durch's Fenſter getödtet. Schrecken ergriff nun, da ein Haupt der Empörung gefallen, deren Theilhaber, um ſo mehr, da der König über vier derſelben ſtrenges Gericht hielt. Eberhard von Franken, überzeugt, daß offener Widerſtand für den Augenblick fruchtlos ſei, beſchloß nun, ſich wenigſtens ſcheinbar zu unterwerfen; Reue heuchelnd erſchien er vor dem König und fand ein mildes Urtheil, er wurde nach Hildesheim verbannt, welchen Ort er nicht vor dem nächſtfolgenden Jahre verließ. Schon hatte er jedoch auf neuen Verrath geſonnen; im Verein mit Giſelbrecht von Lothringen hatte er nämlich das Herz Heinrich's gegen den königlichen Bruder eingenommen und deſſen Blicke auf die deutſche Krone als auf ein ihm gebührendes Gut gelenkt; beide Theile verſchwuren ſich, Otto gefangen zu nehmen, dann ſollte Heinrich das Königthum erhalten; Eberhard aber hoffte: gelang es ihm nur erſt durch Hülfe Giſelbrecht's und Heinrich's, Otto vom Throne zu verdrängen, dann auch Heinrich ſtürzen und ſich ſelbſt der Krone bemächtigen zu können.

Inzwiſchen ſprengten die Ungarn wieder heran, Beute ſuchend flogen ſie durch Thüringen nach Sachſen, lagerten an der Bode und vertheilten ſich dann in zwei Geſchwader, von denen das eine bei Stetternburg beſiegt, der flüchtende Reſt vom Volk erſchlagen ward, das andere, in den Drömling verlockt, ſeinen Untergang fand; nur wenige retteten ſich in die Heimath zurück. Da nun Sachſen und Thüringen vom Feinde befreit waren und Eberhard von Franken nicht bloß zum Gehorſam gebracht, ſondern auch durch des Königs mildes Urtheil zu feſter Treue verpflichtet ſchien, wandte Otto noch im Spätherbſte desſelben Jahres (938) ſeine Waffen gegen Baiern, um den Widerſtand des Herzogs, ſeiner Brüder und der Großen gegen Königthum und Nationaleinheit zu brechen. Nicht ohne Mühe gelang es ihm; er nahm ſofort dem Eberhard das Herzogthum und gab es, mit Ausſchluß der anderen Brüder, ihrem Oheim Berthold, welcher bisher Graf im Vinſtgau und in den Graubündner Alpen, wohl auch Herzog von Kärnthen geweſen. Uebrigens wurde die Macht des neuen Herzogs beſchränkt; ſo verlor Bertbold jenes königliche Recht der Oberhoheit über die Kirche und der Beſetzung der Biſchofsſtühle, welches ſich ſein Bruder Arnulf vorbehalten; ſein jüngſter Neffe Arnulf wurde ihm vom König als Pfalzgraf zur Seite geſtellt. Dieſe pfalzgräfliche Gewalt war wohl früher mit dem Herzogthum verbunden geweſen, und indem nun Otto beide trennte, beſchränkte er die Herzogsmacht. Urſprünglich in der karlingiſchen Zeit war nur ein Pfalzgraf, nämlich am Hofe des Königs, wie ſchon ſein Name beſagt, mit oberſter richterlicher Gewalt. Dies königliche Pfalzgericht ging wahrſcheinlich ſchon in der karlingiſchen Zeit auf die Sendgrafſchaften in den Provinzen über, und die Sendgrafen erhielten nun auch den Namen Pfalzgrafen; da die Sendgrafen auch die Aufſicht über das königliche Gut hatten, ſo mußte dieſe letztere urſprünglich auch mit der Pfalzgrafſchaft verbunden ſein. Vom zehnten Jahrhundert an unter den Königen ſächſiſchen Stammes erſcheint ein oberſter Pfalzgraf am Hofe des Königs nicht mehr, wohl aber die pfalzgräfliche Würde in den einzelnen Provinzen, und zwar weiſen die älteſten wahrnehmbaren Spuren ihrer Bedeutung als Gerichtsbarkeit (vom Jahre 926) auf Lothringen hin; ebendort, wo Aachen noch die Erinnerung der großen Kaiſerpfalz bewahrte, erſcheint dann noch unter Otto abermals die pfalzgräfliche Würde, wie wir ſpäter ſehen werden.

Kaum war Baiern der Reichseinheit wieder eingeordnet, kaum hatte Eberhard von Franken den ihm angewieſenen Aufenthaltsort wieder verlaſſen dürfen (939), als die früher erwähnte Verſchwörung zum Ausbruch kam. Heinrich verſicherte ſich zunächſt der feſten Plätze in Sachſen und Thüringen und eilte dann nach Lothringen, wo Giſelbrecht die Fahne des Aufſtandes erhob. Eberhard ſelbſt verhielt ſich noch ruhig, den geeigneten Augenblick für ſein Hervortreten erwartend. Sogleich zog nun der König nach Lothringen, doch ſandte er Boten an ſeinen Bruder voran, ihn zum Frieden, zur Unterwerfung auffordernd. Schon befand ſich ein Theil ſeines Heeres am linken Rheinufer in der Gegend von Birthen bei Xanten, als ſich Giſelbrecht und Heinrich kampfbereit zeigten; es kam zur Schlacht, die Sachſen ſiegten; Heinrich wurde verwundet und flüchtete nach Merſeburg; bis auf Scheidingen ergaben ſich alle von ſeinen Anhängern beſetzten Feſten dem König. Zwei Monate lang belagerte dieſer ſeinen Bruder in Merſeburg; da zwang ihn ein Rachekrieg der erbitterten Slaven, ſeine volle Kraft auf dieſe zu werfen.

Der gewaltige Markgraf Gero hatte vergeblich Alles aufgeboten, um den Grimm der Slaven zu bändigen, die in den ihm untergebenen Landen mit Mord und Brand hausten, gleich den Ungarn verwüſteten und ihm ſelbſt nach dem Leben ſtrebten. Da dünkt es ihm: gegen Heiden ſei zur Nothwehr auch das äußerſte Mittel erlaubt. Er läßt dreißig ihrer Fürſten zum Gaſtmahl laden; ſie kommen, ſie werden trefflich bewirthet, arglos zechen ſie weit über Maß; als aber des Weines Kraft ſie überwältigt, brechen die deutſchen Kriegsmänner hervor, die den Saal umſtellt, und ermorden die Gäſte; nur ein Einziger entrinnt und trägt die Kunde zu den Landsleuten. Sie flog von Herz zu Herz und beſchwor jedes zur Rache an den Deutſchen. In grimmigem Haß erhoben ſich alle Slavenſtämme nah und fern kampfbereit und auch die Dänen warfen ſich jetzt auf die Sachſen. Markgraf Gero, wie unerſchrocken ſein Sinn, wie feſt ſeine Ausdauer, erkannte, daß ſeine Macht zu gering ſei, um den wüthenden Andrang zurückzudämmen, der Sachſen zu überfluthen drohte. Er verlangte Hülfe; es erſchien ein ſächſiſches Heer, aber die Obotriten vernichteten es. Nicht bloß Sachſen, das deutſche Reich ſtand auf dem Spiel; d'rum wollte Otto ſelbſt kommen, um zu retten. Um dies zu können, gewährte er (wahrſcheinlich im Juni 939) ſeinem Bruder Heinrich, den er in Merſeburg belagerte, einen Waffenſtillſtand von dreißig Tagen und geſtattete ihm, während deſſelben mit ſeinen Anhängern das Land zu verlaſſen. Heinrich zog nun nach Lothringen zu Giſelbrecht, welcher Ludwig, König von Frankreich, gewonnen hatte und ihm huldigte.

Otto eilte ſogleich wider die Slaven und beſiegte ſie. Dann aber wandte er ſich ungeſäumt mit voller Heereskraft nach Lothringen. Giſelbrecht warf ſich in die Feſte Chevremont, trotzte dort eine Weile ſeinem Schwager, der ihn belagerte, und entkam ihm endlich glücklich. Otto aber wurde durch neue Bewegungen der Slaven genöthigt, wieder nach Sachſen zurück zu eilen, worauf nun König Ludwig von Frankreich ſich ſogleich von den lothringiſchen Biſchöfen huldigen ließ und ſodann in das Elſaß einfiel, um das ſeinem Vater entriſſene Land wieder zu erobern. Da zog Otto an den Oberrhein, verdrängte den König von Frankreich und belagerte die ſtarke Feſte Breiſach, welche von den Leuten Eberhard's beſetzt war. Nun war der Augenblick da, welchen Eberhard längſt erwartet hatte; nicht länger verhehlte er dem König ſeine

Feindſchaft mehr. Der Erzbiſchof Friedrich von Mainz, vom König beauftragt, eine Verſöhnung einzuleiten, verband ſich insgeheim mit den Empörern, deßgleichen fiel der Biſchof Ruthard von Straßburg vom König ab und von Tag zu Tag folgten immer Mehrere dieſem Beiſpiel. Ein großer entſcheidender Schlag war vorbereitet. Aller Vorausſicht nach mußte Otto's Stern jetzt erbleichen und die Sachſenherrſchaft zerfallen. Auch die treueſten Anhänger des Königs hatten vollen Grund, zu bangen; nur Otto ſelbſt ſtand feſten Vertrauens inmitten aller Gefahren. Die Verſchworenen ſollten nach Heinrich's Plan in Metz zuſammentreffen, um von dort aus den König, der ſich im Elſaß befand, mit vollen Kräften zu bekämpfen; nach Metz begaben ſich denn Erzbiſchof Friedrich von Mainz und Biſchof Ruthard von Straßburg, doch ſie trafen Giſelbrecht dort nicht; Dieſer war zu Eberhard auf's rechte Rheinufer gezogen, Beide hatten die Gebiete der dem König getreuen ſaliſchen Grafen angegriffen, Konrad's, genannt „Kurzbold", des Grafen im Niederlahngau, und Udo's, des Grafen im Rheingau und in der Wetterau, welche Eberhard, obwohl ſie ſeine Vettern waren, glühend haßte. Als nun Eberhard und Giſelbrecht von dem Streifzuge nach Lothringen zurückkehrten, folgten ihnen Konrad Kurzbold und Udo bis in die Gegend von Andernach. Schon war das Heer der beiden aufrühreriſchen Herzoge mit der gewonnenen Beute über den Rhein geſchifft; Eberhard und Giſelbrecht lagerten noch mit wenigen Vaſallen am rechten Ufer und freuten ſich des Mahls. Plötzlich erſchienen Konrad Kurzbold und Udo, die Hörner ſchollen, die Schwerter blitzten, die Ebene am Rhein ward zum Kampfplatz. Heldenmüthig focht Giſelbrecht, er fiel von Wunden bedeckt; Eberhard ſuchte ſich über den Rhein zu flüchten, aber der Strom vollzog das Urtheil, welches das Schwert unvollſtreckt gelaſſen; ſo fanden beide Empörer den Tod. Als die Kunde davon an den Oberrhein gelangte, ergab ſich Breiſach dem König; Friedrich von Mainz und Ruthard von Straßburg fielen in deſſen Hand; Lothringen unterwarf ſich und wurde mit dem deutſchen Reiche wieder vereinigt. Heinrich ſuchte und fand abermals ſeines Bruders Gnade; denn noch einmal hoffte Otto durch Großmuth Heinrich's Haß in Liebe, deſſen Untreue in Treue zu wandeln. So war nun König Otto noch in demſelben Jahre 939 aus allen Wirren und Gefahren ſiegreich hervorgeſchritten und mächtiger als je ſtand er da; der Ankampf der Herzoge gegen das Königthum und die Nationaleinheit war zu Ende und ein Wiederbeginn desſelben ſchien unmöglich, da Berthold von Baiern zu geringe Macht, Hermann von Schwaben erprobte Treue beſaß, da Giſelbrecht's unmündiger Sohn Heinrich unter einem vom König beſtellten Vormund, dem zum Herzog ernannten Grafen Otto, ſtand, und die Parteien in Lothringen ſich das Gleichgewicht hielten, da im Heſſenland, in der Wetterau, im Niederlahn- und Rheingau die beiden Konradiner Grafen als ſtarke Säulen des Königthums ſtanden, da ferner die fränkiſchen Lande zu beiden Seiten des Rheins, welche die Vormauer von Lothringen bildeten, der dem König ergebene Konrad der Rothe, Graf im Wormsgau, Speiergau, Nahegau, Ladengau und oberen Rheingau am Neckar, mit ſtarker Hand deckte, während die Herzogswürde von Franken unbeſetzt blieb, da in Sachſen kein Thankmar mehr drohte, Heinrich überwältigt war, Hermann Billung und Gero, die gewaltigen Helden, des Königs Sache und des Reiches Gränzen gegen Dänen und Slaven ſchützten.

Otto hatte nun Muße, um ſeine Aufmerkſamkeit zuvörderſt ungetheilt der ſlaviſchen Nachbarſchaft zuzuwenden. Spaltung unter den Slaven und Verrätherei eines Heveller Fürſten, Namens Tugumir, erleichterten ihm das ſchwierige Werk, die kühnen, alles Deutſche mit unverſöhnlichem Grimm haſſenden Gränzvölker von verheerenden Einfällen abzuhalten; das einzige nachhaltige Mittel hierzu dünkte ihm die Eroberung. Tugumir war noch in den Tagen König Heinrich's I. in der Sachſen Gefangenſchaft gerathen und bis jetzt in derſelben gehalten worden. Er trachtete nach der Würde ſeiner Väter, aber durch Hülfe der Feinde ſeines Volkes und um den Preis der Verätherei an demſelben ſuchte er ſie zu gewinnen. Er verließ Sachſen, kam nach Brennabor (Brandenburg) angeblich als Flüchtling, dem es gelungen ſei, der Haft zu entrinnen, und wurde von den Seinigen freudig aufgenommen und als ihr Fürſt begrüßt. Alſobald lockte er ſeinen Neffen, den letzten Sprößling ſeines Geſchlechts, liſtig zu ſich, tödtete ihn und übergab dann (940) Brennabor, ſowie das Hevellerland der Oberhoheit des deutſchen Königs, unter welcher er nun mit dem Herzogstitel, in einem ähnlichen Verhältniß wie dem eines deutſchen Nationalherzogs, fernerhin herrſchte. Nach Unterwerfung der Heveller erkannten (wahrſcheinlich noch in demſelben Jahre) die nächſtandern ſlaviſchen Völkerſchaften die deutſche Oberherrſchaft an und wurden zinspflichtig. Der Eroberung und Unterwerfung folgte alsbald das Streben, den Slaven deutſche Art einzuimpfen. Zu dieſem Zwecke brachte Otto Ortſchaften und Gebiete durch Schenkung in Beſitz von Deutſchen, gründete er Marken und legte er geiſtliche Stifte an. Er handelte hierbei folgerecht nach einem beſtimmten Plane. So hatte er ſchon nach ſeinem Feldzug gegen die Slaven (936) Hermann Billung als Markgrafen im unterelbiſchen Slavenlande eingeſetzt und das Bisthum Aldenburg (Oldenburg) für die Slaven von den Oſtſeeufern bis zur Peene und Elde gegründet, den erſten Biſchof Marco ſelbſt ernannt. So gründete er nun (946) das Bisthum Havelberg, drei Jahre ſpäter (949) das Bisthum Brandenburg; das frühere heidniſche Tempelgut wurde nun Kirchengut.

Die Zeit von der Unterwerfung der Slaven im Jahre 940 bis zur Stiftung des Bisthums Havelberg war jedoch keineswegs ohne Kampf abgelaufen. Markgraf Gero hatte fortwährend ein hartes Werk: die Herrſchaft über die Unterworfenen zu behaupten, die Eroberung weiter vorzuſchieben. Schwer fiel es ihm, die dazu nöthige Kriegsmacht vollzählig zu erhalten, da die zinspflichtigen Slaven die Zahlung der Gelder, wodurch die Rüſtungen zur Unterwerfung ihrer noch freien Bruderſtämme beſtritten wurden, häufig verweigerten. Es entſtand und wuchs eine Mißſtimmung der Edlen im Heere gegen den ſtreng waltenden Markgrafen; ſie ſteigerte ſich bis zur Erbitterung; man wendete ſich mit Beſchwerden über Gero an den König und als dieſer den Klagen kein Gehör gab, traf ihn ſelbſt der Haß aller Derjenigen, welche dem Markgrafen grollten. Die Gährung hatte bereits mächtig um ſich gegriffen, als des Königs Bruder, der ehrgeizige, von raſtloſer Unruhe getriebene Heinrich, der Großmuth, die ihm zu Theil geworden, vergeſſend, die Erbitterung der ſächſiſchen Edlen ſchürte, um ſie für ſeine Pläne benützen zu können. Der Glanz der Krone, nach der er ſtrebte, verblendete ihn ſo ganz und gar, daß er ſelbſt vor einem Verbrechen an Leib und Leben des königlichen Bruders nicht zurückſchrack. Seine geheimen Sendlinge gingen hin und wieder, von ihm zu den mißvergnügten ſächſiſchen Edlen, von dieſen zu ihm; je härter ihnen der König, als Beſchützer des ſtrengen Markgrafen, erſchien, um ſo milder deſſen Bruder Heinrich, der in ihren Augen ebenſo Gewalt erduldete, wie ſie; ihn umleuchtete die königliche Tugend der Freigebigkeit, ſein Gold und Silber ſtrömte in ihren Beſitz, er erwies ſich als Meiſter in der Kunſt des Verführens. Zahlreiche Grafen und Edle Sachſens, von denen Lothar, Erich, Reinward, Warin, Eſerich, Bacco und Hermann genannt werden, desgleichen der Erzbiſchof Friedrich von Mainz, derſelbe, der ſich ſchon einmal des Abfalls vom König ſchuldig gemacht, verſchworen ſich im Jahr 941 mit Heinrich: Otto am Oſterfeſte zu ermorden; Heinrich ſollte dann an des Bruders Stelle die Herrſchaft erhalten. Indeſſen erfuhr Otto noch rechtzeitig den verbrecheriſchen Plan und traf die geeigneten Gegenanſtalten. Von ſeinen Treuen umgeben, feierte er das Oſterfeſt zu Quedlinburg und ließ nach demſelben die Verſchworenen verhaften. Einer von ihnen, Graf Erich, ſprengte, den Tod ſuchend, den Lanzen entgegen, die ſich auf ihn richteten; Heinrich rettete ſich durch die Flucht; die Uebrigen wurden gefangen, die Schuldigſten hingerichtet, Graf Lothar und wenige Andere mit Verbannung beſtraft; Erzbiſchof Friedrich reinigte ſich durch ein Gottesurtheil; denn die Kirche hatte dies altheidniſche Beweismittel, nachdem ſie es lange bekämpft, ſeit der Mitte des neunten Jahrhunderts in dreierlei Arten, nämlich der Abendmahlsprobe, der Probe des geweihten Biſſens und der Kreuzesprobe, unter ihre Aufſicht genommen. Heinrich ſuchte bald darauf abermals die Verzeihung ſeines Bruders und wurde ſodann in der Pfalz Ingelheim unter ſtrenger Aufſicht gehalten; doch gelang es ihm noch in demſelben Jahre, derſelben zu entrinnen, und als ſein königlicher Bruder zu Frankfurt am frühen Morgen des Weihnachtstages in der Kirche erſchien, ſank Heinrich, barfuß und im Büßergewand, vor ihm auf die Knie und flehte um Vergebung. Der König, großmüthig von Natur und tief bewegt durch die Fürſprache ſeiner frommen Mutter, vergab und vergaß Alles, was ſein Bruder wider ihn gedacht und gethan. Von da an hielt Heinrich ſeinem Bruder Treue, aber ſeine unruhige Natur bereitete gleichwohl noch der Wirren genug.

Nachdem Otto den Ankampf der Herzoge überwunden und den Unfrieden in ſeiner eigenen Familie beigelegt, ſuchte er das Anſehen des Königthums auf die Macht ſeines Hauſes zu begründen, und um dieſen Zweck zu erreichen, faßte er den Plan, die Herzogswürden mit Gliedern ſeines Hauſes und mit Anhängern zu beſetzen, deren Treue er durch Bande der Verſchwägerung noch feſter an ſich band.

Sachſen konnte bei dieſem Plane nicht in Betracht kommen; denn Sachſens eingeborner Herzog blieb ja der König. In Lothringen ernannte der König, nachdem Herzog Otto im Jahr 944, bald nach dieſem auch der junge Heinrich, Giſelbrecht's Sohn, geſtorben, den kühnen und kriegskundigen fränkiſchen Grafen Konrad den Rothen, dem er ſein volles Vertrauen ſchenkte, von deſſen lauterſter Treue er ſich verſichert hielt, zum Herzog; vier Jahre ſpäter vermählte er ihn mit ſeiner Tochter Liudgard. In Baiern ſtarb (945) der tapfere Herzog Berthold, der noch im vorhergegangenen Jahre die Ungarn auf der Welſer Haide im Traungau beſiegt und für längere Friſt zurückgeſchreckt hatte. Er hinterließ einen unmündigen Sohn; aber nicht Dieſem, noch dem Bruder des Verſtorbenen, dem Pfalzgrafen Arnulf, verlieh der König die erledigte Herzogswürde, ſondern ſeinem eigenen Bruder Heinrich, deſſen Gattin, Judith, eine Tochter des Herzogs Arnulf war. Mit Schmerz ſah die Bevölkerung die Sprößlinge des eingebornen Herzogsſtammes verdrängt; Dieſe aber trugen im Stillen Haß gegen den Fürſten, durch den ſie verdrängt worden, und gegen den König, auf welchen jener fortan großen Einfluß übte. Uebrigens ſchirmte Heinrich das Herzogthum Baiern und dadurch das ganze deutſche Reich kräftig gegen die Ungarn; er ſchlug ſie 948 in Kärnthen, 950 in ihrer eigenen Heimath. Der Schwabenherzog Hermann, fränkiſch-konradiniſchen Geſchlechts, ein reicher und mächtiger Herr, hatte keine Söhne, ſeine einzige Tochter Ida heirathete (im Jahr 948) Otto's Sohn Ludolf und Dieſer wurde nach Hermann's Tode (949) Herzog von Schwaben. Schon vor Hermann waren ſein Vetter Konrad Kurzbold und ſein Bruder Udo, Graf in der Wetterau, geſtorben; das weiland ſo mächtige Geſchlecht, aus dem ein deutſcher König hervorgegangen, erloſch; dagegen trat in Franken ein anderes bedeutendes Geſchlecht hervor, das des kurz vorher erwähnten Konrad's des Rothen, welcher in weiblicher Linie mit dem Erſteren verwandt war; es hat den Namen des „ſaliſchen“ in der Geſchichte geltend gemacht.

So waltete Otto nach dem Plane ſeiner Staatskunſt im deutſchen Reiche, von den Umſtänden begünſtigt und ihre Gunſt nützend. Der Glanz ſeines Muthes und ſeiner Macht, ſeiner Weisheit und ſeines Glückes leuchtete weit über des Reiches Gränzen hinaus. Fremde Fürſten und Völker blickten mit Ehrfurcht auf den König der Deutſchen, wie auf einen höheren Schiedsrichter, und auf das Reich, deſſen Majeſtät er vertrat. Als die Dänen es (947) wagten, die von Heinrich wider ſie geſtiftete Mark zu durchbrechen und zu verwüſten, zog Otto gegen ſie und beſiegte ihren König Harald Blatand. Drei Bisthümer, welche Otto ſtiftete, Schleswig, Ripen und Aarhus, ſämmtlich unter dem deutſchen Erzbisthum Hamburg ſtehend, bezeugten ſein Streben, Vorfechter des Chriſtenthums und Hort der Kirche zu ſein. Böhmen, wo das Slaventhum unter Boleslav I. in reichſter Kraftfülle ſo lange Zeit hindurch deutſchem Weſen widerſtanden, wurde von Otto im Jahre 950 mit ſolchem Nachdruck angegriffen, daß der Herzog um Frieden bat und ſich zu erneuerter Zinspflichtigkeit verſtand; von nun an hielt er auch dem deutſchen Reiche unverbrüchliche Treue. Burgund betrachtete Otto als ſeinen Schutzherrn, burgundiſche Hülfsvölker folgten dem deutſchen Heere. Auch in die Wirren Frankreichs griff Otto entſcheidend ein; der König dieſes Landes und die demſelben feindlichen Großen ſuchten jahrelang Otto's Beiſtand; er wurde als Schiedsrichter angerufen, ſtellte 950 an der Marne den Frieden zwiſchen König Ludwig und ſeinen Vaſallen her und ſchlichtete im darauf folgenden Jahre abermals in ſolcher Haltung, wie ſie nur einem Oberherrn zuſteht. Vor ſeinem Stuhle klagte nämlich der König von Frankreich wider die Eigenmacht ſeines Vaſallen, des Herzogs Friedrich; da lud der deutſche König Friedrich's Schwiegervater, den Herzog Hugo, vor ſich; Dieſer erſchien wirklich und der deutſche König verbot nun dem Vaſallen des Königs von Frankreich den Beſitz einer Feſte ohne Erlaubniß ſeines Lehensherrn. Bis zum griechiſchen Kaiſerhof in Konſtantinopel war der Ruf von Otto's Macht gedrungen; griechiſche Geſandte ſtanden beim Oſterfeſte des Jahres 949 vor ihm in der Kaiſerpfalz zu Aachen und erblickten neben ſich auch Geſandte aus Italien, England und anderen Ländern. So war Deutſchland, welches vor vierzig Jahren, da Ludwig das Kind die Augen ſchloß, zerſtückelt war und verloren ſchien, nun der feſte Mittelpunkt der neuen europäiſchen Entwickelung, ein achtunggebietendes Reich gegenüber den ſchwankenden Zuſtänden der ſkandinaviſchen, ſlaviſchen, romaniſchen Völkerwelt. König Otto, wie er durch die Krönung in Aachen gleichſam zum Franken gemacht, als Nachfolger Karl's des Großen anerkannt worden, konnte ſich nun auch in der That als ſolchen betrachten.

Nur Eines fehlte noch dazu, die Herrſchaft über Italien und der Beſitz der Kaiſerwürde. Italien befand ſich damals in einem höchſt traurigen Zuſtand. Von Sicilien aus waren die Saracenen in die Halbinſel eingedrungen, ſie hatten feſten Fuß dort gefaßt und durchſtreiften die Landſchaften; im Süden behauptete ſich noch griechiſche Herrſchaft; Oberitalien wurde durch öftere Einfälle der Ungarn bedrängt. Noch ſchlimmer als die äußeren Feinde waren die inneren, die Parteien. Unter ihren Kämpfen hatte das Papſtthum ſeine ſittliche Bedeutung und ſeine nationale Geltung als Mittelpunkt der Einheit für ganz Italien eingebüßt und die Ruchloſigkeit, welche damals Italiens Fürſten und Große befleckte, ſtellte ſich nirgends ſo frech zur Schau, wie in Rom, wo drei verworfene Frauen, Theodora und ihre beiden Töchter Theodora und Marozia, ſechszig Jahre lang den ſogenannten Stuhl Petri mit ihren Buhlern und mit Söhnen derſelben beſetzten. Um die Krone des „Königreichs Italien" (Lombardiens) hatte ſich Hugo, ein Urenkel Kaiſer Lothar's I. (in weiblicher Linie) mit Rudolf von Hochburgund in der Weiſe verglichen, daß er dieſem das ſüdliche Burgund abtrat; beide burgundiſche Reiche bildeten nun ſeit dem Jahre 934 nur ein einziges Königreich Burgund, welches ſich über die Schweiz, über Savoyen und über den ſüdöſtlichen Theil von Frankreich ausbreitete; bloß die Provence behielt ſich Hugo vor. Im Jahre 945, als die Mißſtimmung der Großen, zumal der Biſchöfe, gegen König Hugo den höchſten Grad erreicht hatte, trat Berengar, Markgraf von Ivrea, der Schwiegerſohn weiland Kaiſer Berengar's I., als deſſen Nebenbuhler hervor und behauptete ſich mit Hülfe der Biſchöfe. Hugo begab ſich in die Provence. Sein Sohn Lothar blieb in Italien, mit dem Königstitel, aber ohne Macht, und ſtarb (950), eine Wittwe, die ſchöne, kluge, neunzehnjährige Adelheid, eine Tochter König Rudolf's II. von Burgund, hinterlaſſend. Berengar von Ivrea wurde nun zum König von Italien gewählt und nebſt ſeinem Sohne Adalbert, welchen er zum Mitherrſcher annahm, gekrönt. Um die burgundiſche Partei zu gewinnen, ſollte Adelheid dem Königsſohne Adalbert ihre Hand reichen; als ſie jedoch dieſe Anmuthung ſtandhaft zurückwies, wurde ſie von Berengar ihres Schatzes beraubt und in Como gefangen gehalten; nur eine Dienerin und ein Geiſtlicher waren bei ihr. Durch Hülfe des Letzteren gelang es ihr, aus dem Gefängniß zu entfliehen, Biſchof Adelhard von Reggio nahm ſie ſchützend in ſeine feſte Burg Canoſſa auf. Die zahlreiche Partei, welche mit Berengar unzufrieden war, zunächſt wieder die Biſchöfe, ſchloſſen ſich nun auf's Engſte an die Königin und ſandten Boten nach Deutſchland an König Otto, daß dieſer ſich der bedrängten Frau annehme und mit ihrer Hand das Königreich Italien erhalte; ſo ſollte dem verhaßten Berengar ein neuer König entgegengeſtellt werden, deſſen gewaltige Kraft den Erſteren erdrücke, deſſen Huld die Unzufriedenen erhebe und von deſſen Macht man gleichwohl keinen bleibenden Einfluß auf die italiäniſchen Verhältniſſe befürchtete. Jene Einladung begegnete den Wünſchen des deutſchen Königs hinſichtlich Italiens und der Kaiſerwürde; auch forderte ihn ſein Verhältniß zu Burgund, über welches er eine Art von Oberhoheit hatte, zur Unterſtützung Adelheid's, der Schweſter Konrad's von Burgund, auf. Im Jahr 946 war Otto's edle, fromme Gemahlin, die angelſächſiſche Königstochter Editha geſtorben; der Ruf ſchilderte Adelheid's Schönheit und Klugheit; es war der vorwaltende Gedanke in Otto's Staatskunſt, durch Knüpfung von Familienbanden mit fremden Herrſcherhäuſern das ſeinige ſtark und glanzvoll zu machen. Er berief deshalb die Großen, berieth ſich mit ihnen über die italiäniſchen Angelegenheiten, traf die nöthigen Rüſtungen und trat im Herbſt des Jahres 951 ſeine Heerfahrt nach Italien an, von ſeinem Sohn Ludolf, ſeinem Bruder Heinrich, ſeinem Eidam Konrad, ſowie von den Erzbiſchöfen und Biſchöfen von Mainz, Chur, Trier, Metz, Toul, und zahlreichen Großen begleitet. Sowie er gen Verona kam, entſchied ſich Manaſſes, Biſchof von Verona, Trident und Mantua, entſchied ſich faſt die ganze lombardiſche Geiſtlichkeit offen für ihn und gegen Berengar, und die weltlichen Großen folgten dieſem Beiſpiel. Berengar, ohne Schwertſtreich verdrängt, zog ſich von Pavia in ein feſtes Schloß zurück; den Wankelmuth der geiſtlichen und weltlichen Großen kennend, hoffte er, daß ſein Glücksſtern wieder emporſteigen werde, ſowie Otto den Eigennutz aller Derjenigen, die ſich ihm jetzt als Vaſallen unterwarfen, befriedigt habe. Otto aber konnte ſich jetzt jenen Titel Karl's des Großen: „König der Franken und Longobarden" urkundlich beilegen, konnte ſich nun „König der Italiäner" nennen. Als Solcher, wenn auch nicht gekrönt, hielt er noch im Jahre 951 zu Pavia Hochzeit mit Adelheid. Wie das Band der Ehe Otto und Adelheid umſchlang, ſo waren nun auch Deutſchland und Italien durch das Band der Herrſchaft aneinander geknüpft. Gar bald ſproßten aus dieſer Verbindung des italiäniſchen Reiches mit dem deutſchen Königthum die Keime des Unſegens empor; die Vermählung Otto's mit Adelheid aber weckte in des Königs Familie die Zwietracht auf's Neue und ſie wurde gefährlicher, als ſie es je geweſen war.

Ludolf, feurig und raſch, feſthaltend an jedem Recht, das er beſaß, und lieber das Aeußerſte wagend, als auch nur deſſen kleinſten Theil aufgebend, war nach dem Tode ſeiner Mutter Editha zum Nachfolger ſeines Vaters beſtimmt worden; auf des Königs Wunſch hatten die verſammelten Großen ſich ihm eidlich dazu verbunden. Nicht ohne Mißtrauen vernahm Ludolf ſeines Vaters Abſicht, nach Italien zu ziehen, um mit der Hand Adelheid's die Krone dieſes Landes zu gewinnen; in Italien ſelbſt mochte er noch klarer ſehen. Er fürchtete den Einfluß einer Frau, deren Schönheit allein ſchon mächtig genug war, hätte ſie auch nicht Klugheit in hohem Grade beſeſſen, um den künftigen Gatten zu Gunſten von Kindern aus zweiter Ehe zu beſtimmen; Ludolf ſuchte ſich deßhalb ſicher zu ſtellen und glaubte dazu um ſo mehr Grund zu haben, da er wußte, wie wenig hold ihm ſein Oheim Herzog Heinrich von Baiern war, mit welchem er, als Schwabenherzog benachbart, in Spannung lebte. Seit Heinrich ſich für immer mit ſeinem Bruder ausgeſöhnt, beſtürmte er ihn gleichſam mit zudringlicher Anhänglichkeit; in dieſes Mannes Seele war der Trieb der Herrſchſucht unaustilgbar und da er nicht ſtatt des Bruders herrſchen konnte, wollte er wenigſtens durch ihn herrſchen; er machte ſich ihm unentbehrlich, er hatte immer etwas Gefährliches zu entdecken, um helfend eingreifen zu können. Auch Heinrich mochte anfänglich nicht ohne Beſorgniß auf Adelheid blicken, deren Einfluß den ſeinigen verdrängen könne; als ſich jedoch Beide näher kennen lernten, überzeugten ſie ſich, daß ihre wechſelſeitigen Vortheile ſich vereinigen ließen; auch ſcheint es, daß Adelheid's Schönheit nicht ohne Eindruck auf Heinrich, daß ſein wohlgefälliges Aeußere von ihr nicht unbeachtet geblieben ſei. So bildete ſich ein näheres Verſtändniß zwiſchen Beiden, welches immerhin kein unſittliches geweſen ſein mag, aber die Abneigung Ludolf's gegen Beide, zumal gegen ſeinen Oheim, nur noch mehr ſteigern mußte; bald zeigte es ſich offenkundig, wie mächtig der Einfluß Beider auf Otto war.

Als Otto mit Adelheid von Lombardien ſchied, um nach Deutſchland zurückzukehren, betraute er ſeinen Eidam Konrad von Lothringen mit der Statthalterſchaft und Behauptung Italiens gegen Berengar. Eine friedliche Uebereinkunft, wodurch Berengar das Reich Italien vom König der Deutſchen zu Lehen erhielt, entſprach ſowohl dem Vortheil der italiäniſchen Großen, als auch dem Berengar's und endlich ſogar jenem Otto's ſelbſt; eine ſolche wurde nun durch Konrad von Lothringen wirklich vorbereitet und Berengar vermocht, ſich zu dieſem Zweck freiwillig zu Otto nach Deutſchland zu begeben. Konrad ſelbſt begleitete ihn nach Magdeburg, des feſten Vertrauens: Otto, welcher ſtets auf ſeinen Rath gehorcht, werde ſeine dringende Empfehlung für Berengar beachten. Aber ſchon waltete bei Otto der Einfluß Adelheid's. Vor Kurzem noch von Berengar ſo ſchwer verletzt, wollte ſie Dieſem jetzt die empfindlichſte Kränkung wieder bereiten und Herzog Heinrich ſtand ihr bei. Als Berengar nach Magdeburg kam, ließ ihn Otto drei Tage lang vergeblich auf Gehör harren; mit tiefem Unwillen empfand Konrad die Demüthigung des Mannes, der ſich ſeiner Vermittlung anvertraut hatte; er durchſchaute leicht, daß es Adelheid und Heinrich waren, welche ihm entgegenarbeiteten, und Haß gegen Letzteren wurzelte feſt in ſeiner Seele. Endlich erfolgte die Uebereinkunft in der oben erwähnten Weiſe. Auf dem Reichs- und Kirchentag zu Augsburg erſchien ſodann Berengar mit ſeinem Sohne Adalbert, huldigte dem deutſchen König feierlich als Oberlehnsherrn und empfing von demſelben das Königreich Lombardien als Lehen; Herzog Heinrich von Baiern erhielt bei dieſer Gelegenheit die nunmehr von Lombardien getrennte Mark von Verona und Aquileja, an Deutſchland kam dadurch der Schlüſſel zu Italien. Ludolf's und

Konrad's Haß aber wuchs bei dieſer Machterhöhung des Baiernherzogs; Beide verbanden ſich enger und beſchloſſen, Heinrich's Macht zu brechen; das Gerücht, als beabſichtige Otto ſeinem Erſtgebornen Ludolf die Reichsnachfolge zu Gunſten ſeines Sohnes von Adelheid zu entziehen, ſteigerte den Trotz gegen den Zwang, Unrecht zu leiden, und verleitete Ludolf und Konrad, das Geſetzwidrige ihres Vorhabens zu überſehen oder durch Nothwehr zu entſchuldigen; ſie erklärten dem König geradezu ihre feindſelige Abſicht gegen Heinrich. Außer dem Erzbiſchof Friedrich von Mainz ſchloſſen ſich ihnen viele junge Adelige aus Franken, Sachſen und Baiern an. Im Jahr 953 kam die Zwietracht zum Ausbruch und der Sturm des Aufſtandes fuhr, die Gemüther aufrüttelnd, von einem deutſchen Lande zum andern. Da glaubte auch Pfalzgraf Arnulf, wie Viele ſeines Volkes: jetzt endlich ſei der Tag erſchienen, um die ſeinem Hauſe entriſſene Herzogswürde wieder zu erlangen, und wer konnte Ludolf und Konrad als Bundesgenoſſe willkommener ſein, als er, der mit dem mächtigſten Hebel, mit der Gewalt des Volksthums, Heinrich's Macht aus den Angeln hob? So wie ſich nun die Sache geſtaltete, war jedoch die Verſchwörung nicht mehr gegen Heinrich allein gerichtet, ſie bedrohte bereits das Königthum und die Nationaleinheit.

Der König entſetzte nun ſeinen Eidam der Herzogswürde über Lothringen und, als ſich Konrad in derſelben zu behaupten ſuchte, trat ihm dort eine Partei zum Kampfe gegenüber. Zum Rückzuge gedrängt, begab ſich Konrad nach Mainz, welche Stadt Erzbiſchof Friedrich verlaſſen, Ludolf beſetzt hatte. Konrad und Ludolf vertheidigten Mainz gegen das Belagerungsheer des Königs, traten aber nach zwei Monaten in Unterhandlungen mit ihm; doch dieſe zerſchlugen ſich und in der nächſten Nacht gingen nun die Baiern aus des Königs Heer zu Ludolf über. Auch in Sachſen erhob ſich jetzt der Aufſtand; ſein Heer vor Mainz mußte der König entlaſſen, weil deſſen Dienſtzeit zu Ende war. Ludolf begab ſich nun nach Baiern, wo er ſofort ſeinem Haſſe gegen Heinrich freien Lauf ließ, deſſen Gattin, Söhne und Anhänger vertrieb und deſſen Schätze unter ſeine Freunde vertheilte; Konrad zog nach Lothringen, über welches Land Otto ſeinem Bruder Bruno, der kürzlich zum Erzbiſchof von Köln erwählt worden, die Herzogswürde verlieh. Otto ſelbſt folgte ſeinem Sohne nach Baiern und belagerte ihn in Regensburg. Des Königs Lage war ſchlimm, faſt hoffnungslos, und zum größten Unglück brachen auch die Ungarn wieder in Baiern ein (954). Otto ſtellte ſich ihnen entgegen; da wandten ſie ſich, ihm ausweichend, und ſtürmten, in viele Geſchwader vertheilt, durch Franken und über den Rhein, unaufhaltſam durch Lothringen fort bis nach Frankreich und Burgund.

Mit dem Einbruch der Ungarn trat übrigens ein Wendepunkt in dem Kampfe zwiſchen dem König und ſeinen Gegnern ein. Die Baiern ermatteten in dem doppelten Widerſtande gegen den König und gegen die Ungarn; überhaupt regte ſich bei den an der Spitze des Aufſtandes Stehenden das religiöſe und nationale Gewiſſen; Konrad und Ludolf, welche nicht etwa aus Tücke und Gemeinheit dem Könige trotzten, ſondern anfänglich nur gegen Heinrich die Waffen ergriffen hatten und durch dieſes Mannes Ränke oder Hohn jedesmal von der Sühne gleichſam zurückgeſtoßen worden waren, hatten die Ungarn als Bundesgenoſſen eben nicht zurückgewieſen, weil ſie dieſelben bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt benützen zu können glaubten; nun aber ſtanden die Folgen rieſengroß, als Frevel an der Chriſtenheit, als Verrath an der Nationalität, vor ihnen. Sie ſahen ein, daß Religion und Vaterland auf's Aeußerſte bedroht waren, wenn die Ungarn Diejenigen, welche Deutſchland vertheidigen ſollten, im Kampfe gegen einander, wenn ſie deutſche Fürſten gegen den König, einen deutſchen Volksſtamm gegen den andern in den Waffen fanden. Sie wünſchten deshalb aufrichtig Verſöhnung und Frieden und erſchienen, nachdem ihnen der König einen Waffenſtillſtand bis zum 15. Juni (954) bewilligt hatte, auf einem Reichstage in Cinna (Zenn, wahrſcheinlich Langenzenn, weſtlich von Nürnberg). Hier gab Otto in einer Rede vor der ganzen Verſammlung ſeinem bittern Schmerz über den Abfall des Sohnes und des Eidams, über deren Verbindung mit den Ungarn freien Lauf; ſein Bruder Heinrich aber fügte die kränkende Anklage wider Beide hinzu: ſie hätten die Ungarn, welche in offener Feldſchlacht zweimal beſiegt worden, tückiſch *gedungen*, ſie hätten ihnen den Weg zu neuem Angriff *gebahnt*. Da erklärte Ludolf: „Wohl bekenne ich, ich habe die Ungarn, die gegen *mich* mit Geld gedungen waren, bewogen, mich und die mir Untergebenen nicht zu verletzen. Iſt dies meine Schuld, ſo weiß das ganze Volk: ich that's, weil mich die äußerſte Noth dazu trieb.“ Der Erzbiſchof Friedrich von Mainz betheuerte: nie habe er etwas Feindſeliges gegen den König unternommen: nur aus Furcht, weil er unſchuldig angeklagt worden, ſei er von ihm gewichen. Der König verlangte von ihm bloß das eidliche Gelöbniß: Frieden und Eintracht mit allen Kräften zu unterſtützen; der Erzbiſchof ſchwur dies und ward zu Gnaden angenommen; Konrad desgleichen, doch erhielt er ſein verlornes Herzogthum Lothringen nicht wieder. Beide lagen nun auch dem Königsſohne Ludolf an, ſich dem Ausſpruch ſeines Vaters zu unterwerfen; doch zu tief war Ludolf durch des Oheims Stachelrede verwundet, er vor Allen fürchtete am meiſten bei unbedingter Unterwerfung des Oheims und der Stiefmutter ſchlimmen Einfluß und daß die Freunde ſo ſchnell von ihm gewichen, mag ſeine Seele noch mehr verdüſtert haben. So ritt er noch in der Nacht nach der Ausſöhnung Konrad's und Friedrich's mit dem König trutziglich mit den Seinigen fort und ſchlug den Weg nach Regensburg ein. Sein Vater folgte ihm mit dem Heere; bei der Feſte Horſedal (wahrſcheinlich Roßthal an der Bibart) kämpften Vater und Sohn in offener Feldſchlacht bis in die ſinkende Nacht; beide Theile erlitten ſchweren Verluſt, keiner konnte ſich des Sieges rühmen. Ludolf erreichte Regensburg und dort fiel endlich die Entſcheidung. Der König umſchloß die Stadt, dies theure Kleinod des Pfalzgrafen Arnulf, des einzigen Freundes, welcher noch für Ludolf, wie dieſer für ihn ſtand, die Hoffnung des Baiernvolkes, das für den Sohn des eingebornen Herzogshauſes wider den aufgedrungenen Königsbruder ſtand. Tapfer vertheidigten ſich die Belagerten, doch ein Ausfall, den ſie verſuchten, mißlang und endlich bedrängte Hungersnoth ſie ſo arg, daß Ludolf neuerdings um Frieden unterhandelte. Abermals wurde ihm unbedingte Unterwerfung als einzige Bedingung geſtellt; er verwarf ſie und kehrte aus des Vaters Lager in die Stadt zurück. Alsbald unternahm er den Kampf. Zum Oſterthor ausfallend, warf er ſich mit Arnulf auf den Markgrafen Gero; da ward mit heißem Grimm von der dritten Stunde bis zur neunten geſtritten, unbeſiegt kehrte Ludolf des Nachts in die Stadt zurück, doch Arnulf nicht mit ihm. Von Pfeilen durchbohrt, war Dieſer vom Streitroß gefallen, zwei Tage lang vermißte man ſeine Leiche, bis ein armes Weib, das der Hunger aus der Stadt getrieben, den Wahlplatz durchſtreifend, den heldiſchen Pfalzgrafen erkannte, der, ſeiner Waffen beraubt, unter den anderen Todten lag. Als das Weib dies drinnen anſagte, erhob ſich große Wehklage des Volks um den kühnen Mann; tief erſchüttert ſah Ludolf die letzte Säule gefallen, an welche er ſich gelehnt, und da die Hungersnoth die Belagerten immer härter bedrängte, entſchloß er ſich nochmals, Frieden zu ſuchen; die Fürſten vermittelten, er erhielt einen Waffenſtillſtand bis zum Reichstag, deſſen richterliches Urtheil über ihn entſcheiden ſollte. Einem ſolchen aber griff die Verſöhnung zwiſchen Vater und Sohn vor. Ludolf hatte den Mannesſtolz bis zum letzten Augenblick gewahrt, er hatte dem Oheim und der Stiefmutter gezeigt, daß er, immer auf's Neue gekränkt und vom Vaterherzen verdrängt, im Kampf um das, was er für ſein Recht hielt, nur dem Schickſal gewichen. Nun regte ſich das Gemüth, der Sohn ſuchte das Vaterherz, und er fand es im duftigen grünen Wald; bei Suveldun oder Sufelt in Thüringen erfreute der König ſich des edlen Waidwerks, als plötzlich ſein Sohn vor ihm lag, barfuß, flehend, weinend, die Thränen entadelten ſein Antlitz nicht; der ſtille Wald ſah's, wie der Sohn ſich dem Willen des Vaters unterwarf, wie die Herzen ſich eines für's andere aufſchloſſen, die Wipfel rauſchten den Friedensgruß und in den Schatten der Waldeinſamkeit ſchwand die Erinnerung an die vergangenen Kampfestage. Bald nach dieſer Verſöhnung ſtarb der unruhvolle Erzbiſchof Friedrich von Mainz. Auf einem Reichstage zu Arnſtadt erhielt Burkard (wahrſcheinlich ein Sohn des Schwabenherzogs gleichen Namens und dem Königshauſe durch Verſchwägerung naheſtehend) die Herzogswürde von Schwaben, die von Lothringen blieb dem Erzbiſchof Bruno von Köln, die von Baiern Heinrich, das Herzogthum Franken wurde auch jetzt nicht wieder hergeſtellt, die höchſte geiſtliche Macht in Franken aber, das Erzbisthum Mainz, erlangte des Königs natürlicher Sohn Wilhelm. Die Kräfte des Reiches waren nun wieder geeinigt, um als nationale Geſammtkraft den Reichsfeinden, den Slaven und Ungarn, trotzen zu können, welche bereits die Schwäche des Reiches, verurſacht durch die Bürgerkriege, erkannt hatten und zu benutzen ſuchten.

Schon im Jahre 954 hatten ſich die Ukern, während Markgraf Gero bei dem König vor Regensburg lagerte, kühner erhoben; dem

Wiedergekehrten erlagen ſie. Zu Anfang des folgenden Jahres traten die zwei nordweſt-ſlaviſchen (wahrſcheinlich obotritiſchen oder wagriſchen) Fürſtenbrüder Nako und Stoignef wider Hermann Billung in den Kampf; es ſtanden ihnen aus altem Haß gegen Dieſen die ſächſiſchen Großen Wiegmann und Eckbert bei; Hermann erlitt großen Verluſt und wurde ſchwer bedrängt, während der König ſich in Baiern befand, um die letzten Zuckungen des Aufſtandes zu erſticken, denn noch lebte dort Perchtolf, Arnulf's Sohn, Racheluſt im Herzen. Kaum kehrte Otto im Frühling nach Sachſen heim, als ſchlimme Botſchaft von neuen Einbrüchen der Ungarn ihn wieder nach Baiern rief, um Deutſchland zunächſt von dieſen zu befreien. Erſt, wenn dies gelungen, konnte er ſeine Aufmerkſamkeit Slavien wieder zuwenden.

Zahlreicher denn je waren die Ungarn gekommen, ſengend und brennend hatten ſie die Landſchaften Baierns und Schwabens von der Donau bis zum Schwarzwald durchzogen. Augsburg, wiewohl nur von niedrigen Mauern umſchloſſen, trotzte ihrem Anſturm. Religiöſe Begeiſterung ſtärkte die Kraft der Belagerten; der Biſchof Udalrich wandelte in der Stadt als Prieſter von Kirche zu Kirche, wo die Gebete zur Himmelskönigin emporſtiegen, und als Feldherr von Wall zu Wall, an deren Erneuerung fleißige Hände raſtlos arbeiteten; die Nonnen hielten des Nachts feierlichen Bittgang; die Kämpfer für Chriſtenthum und Vaterland, den neuen Sturm der Ungarn am andern Tage erwartend, empfingen das Abendmahl zur Sieges- und Todesweihe. Der Morgen graute, der Sturm begann; die Ungarn trieben ihre Gefangenen mit Geißelhieben bis an die Mauern, dann ſprengten ſie ſelbſt, trunken von Siegeszuverſicht, heran; aber vergeblich fielen die vorangepeitſchten Gefangenen, vergeblich ſtürmten die Ungarn, — die Chriſten, denen ſelbſt der Tod als Märtyrerſieg leuchtete, warfen ſie zurück; da erfuhr einer der Ungarfürſten von Perchtolf, daß König Otto mit dem deutſchen Heere herangezogen ſei; ſchon lagerte er an den Gränzen des Gebietes von Augsburg. Nun ließen die Ungarn ſogleich von der Belagerung ab und eilten ihm entgegen; aber auch die Belagerten drangen aus der Stadt und ſchloſſen ſich an die ſtreitbaren Landsleute, um mit ihnen in offener Feldſchlacht den Feind zu beſtehen. Durch Faſten und Beten bereiteten ſich die chriſtlichen Schaaren für den Kampf am nächſten Tage vor. Wie nun am 9. Auguſt die erſte Glut des Morgens den Geſichtskreis umſäumt, treten die Männer jedes Volksſtammes um ihren Herzog zuſammen und ſchwören ihm, dann ſich unter einander Treue im Kampf bis zum Tod, der König aber ruft ſeiner Dienſtmannſchaft zu: „lieber wolle er ſterben, als dieſe Feinde dulden.“ In acht Schaaren theilt ſich ſodann das Heer und verläßt das Lager; die erſte, zweite und dritte — durchaus Baiern — führt Eberhard von Sempt und Ebersberg, da Herzog Heinrich durch Krankheit verhindert iſt, im Feld zu erſcheinen, ſie bilden den Vortrab; an der Spitze der vierten Schaar, der Franken, reitet ihr Landsmann Konrad, weiland Herzog von Lothringen; die fünfte und größte, die der Sachſen, folgt ihrem Stammherzog, dem König, rings um ihn die Blüte der ſtreitbaren Jugend, vor ihm her das Banner mit dem Bilde des Erzengels Michael; die ſechste und ſiebente Schaar bilden die Schwaben, von ihrem Herzog Burkard geführt, die achte — den Nachzug, bei welchem Troß und Gepäck — die Böhmen, tauſend erleſene Kriegsmänner, welche ihr Herzog Boleslav geſandt. Während ſich dieſe acht Heerhaufen in Bewegung geſetzt, haben die Ungarn den Lech durchmeſſen, ihre Gegner umgangen und die Böhmen angegriffen. Da hält das ganze deutſche Heer und wendet ſich. Schon haben die Ungarn das Gepäck geraubt, die überfallenen Böhmen vermögen den Andrang der Feinde nicht auszuhalten, ſie weichen, ſchon wanken auch die Schwaben, da ſtürmen die Franken wider die Ungarn heran und werfen ſie zurück. Mit den befreiten Gefangenen, mit dem wieder eroberten Gepäck kehren ſie als Sieger zum Heere, welches nun auf dem Lechfelde der Entſcheidungsſchlacht harret. Am andern Morgen gelobt der fromme König dem Schutzheiligen des Tages (des 10. Auguſt), dem Blutzeugen Laurentius, wenn Chriſtus auf deſſen Fürbitte Sieg verleihe, die Gründung eines Biſthums zu Merſeburg, empfängt von der Hand des Biſchofs Udalrich das Abendmahl, ermuntert die Seinigen durch begeiſternde Rede, ergreift dann Schwert und Schild und die heilige Lanze *)

---

*) Sie gehörte zu den Reichskleinodien und wurde, nach einer Ueberlieferung, für dieſelbe Lanze gehalten, womit die Seite Chriſti am Kreuz durchbohrt worden ſei. Einſt habe ſie Konſtantin der Große beſeſſen, ſpäter ſei ſie nach

und reitet wider den Feind. Dies der Beginn der Schlacht; ſie dauert vom Morgen bis zum Abend. Im Namen Gottes, für des Chriſtenthums, für des Vaterlands Rettung, kämpfen die Deutſchen und Böhmen, tapfer widerſtehen ihnen die Ungarn, deren Geſchwader das weite Lechfeld bedecken, deren wildes Geheul rings erſchallt, vermiſcht mit ihrer Roſſe Gewieher, mit der Pfeile Geziſch und Aneinandergeknatter; dazwiſchen der Schwerter Geklirr und das Dröhnen der Schildſchläge, der Zuruf der Landsleute in drei Sprachen und vielen Mundarten, das Stöhnen der Verwundeten, der Sterbenden! Heiß iſt der Sommertag, heißer die Schlacht. Herrlich vor allen Deutſchen leuchtet Konrad von Franken, der gebetet hat: Gott möge dem König Sieg und ihm zur Sühne der kurzen Gemeinſchaft mit den Heiden Kampfestod ſchenken; wo die Feinde am dichteſten, da iſt *er* zu ſchauen, mitten im Pfeilregen, die Heiden niedermähend, den Chriſten Bahn brechend; jetzt löſt er, Luft zu ſchöpfen, den Helm unter'm Halſe, da durchbohrt ihm ein Pfeil die Kehle, er ſinkt vom Roſſe, ſein Gebet iſt erhört, ſeine Schuld geſühnt. Endlich entſteht Unordnung in den Heerhaufen der Ungarn, Einige fliehen, die Deutſchen zertrümmern, eindringend, die gewaltige Maſſe. Sie fällen die Fliehenden, bald ſtiebt das ganze Ungarnheer wirr in tauſend Gruppen zwiſchen den Reihen der Deutſchen umher; viele Feinde ſprengen, Rettung ſuchend, in den Lech, aber deſſen Wellen, vom Blute roth, ſchlagen brauſend über ihnen zuſammen; Zahlloſe ſinken, wie Korn unter der Senſe, auf dem Wahlplatz hin; Wenige entrinnen, ihren windſchnellen Roſſen vertrauend, und wohl erreichen ſie die nächſten Ortſchaften, doch ohne dort Schutz zu finden; meiſtens werden ſie auf der Flucht von den ſiegreichen Deutſchen ereilt und erbarmungslos hingeſtreckt. Das feindliche Lager iſt der Deutſchen Beute, und das Koſtbarſte drinnen ſind die Gefangenen, welche der Sieg jetzt befreit.

Noch am Abend des 10. Auguſt 955 zog König Otto mit dem thatkräftigen Biſchof Udalrich in Augsburg ein. An den nächſten

---

Italien gekommen, dort habe ſie König Rudolf II. von Burgund erworben; dieſer. als er ſich mit Bertha, der Tochter Burkard's II. von Schwaben, vermälte, habe ſie dem deutſchen König Heinrich gegeben, wohl als Preis ſeiner Zuſtimmung, daß bei jener Vermälung, durch welche der Frieden zwiſchen Schwaben und Burgund hergeſtellt wurde, ein Theil von Schwaben an Burgund abgetreten ward.

Tagen währte die Verfolgung der Flüchtigen fort; allüberall, wohin ſie kamen, harrete ihrer die Rache des erbitterten Volks, Tod oder Gefangenſchaft war Vieler Loos, mehrere ihrer auf der Flucht gefangenen Fürſten wurden nach Regensburg gebracht und dort aufgehängt. Ganz Deutſchland athmete freier nach dem Sieg auf dem Lechfeld und ſandte Dankgebete zum Himmel empor; die ganze Chriſtenheit blickte mit Ehrfurcht auf den Mann, welcher durch einen Sieg das Volk, vor dem der Weſten Europas gezittert, für immer in ſeine Heimathſitze zurückwies, auf den König der Deutſchen, welchen ſein Heer als Kaiſer begrüßte, — bedeutungsvoller Zuruf für den, der ſich als Nachfolger Karl's des Großen betrachtete! Aber wie mächtig er auch in Otto's Bruſt wiederhallte und ihn bewegte, nach der Krone zu greifen, in deren Beſitz er jenen Titel erſt in Wahrheit führen konnte, — er durfte jetzt noch nicht daran denken, eine Romfahrt zu unternehmen, er mußte zunächſt Deutſchland auch gegen die Slaven ſicher ſtellen.

Aus Baiern nach Sachſen heimgekehrt, begrüßte Otto ſeine Mutter, die ihn mit Freudethränen empfing, dann hielt er über Wiegmann, Eckbert und ihre Genoſſen Gericht. Jene Beiden wurden für Reichsfeinde erklärt, den Andern Verzeihung zugeſichert, wenn ſie die Waffen niederlegten, den anweſenden Geſandten der Slaven aber, welche ſich zwar zur ferneren Zahlung von Jahrgeldern verſtanden, aber die Herrſchaft ihres Landes behalten wollten, wurde bedeutet: nur dann, wenn ſie ihr Unrecht büßten, ſollte ihnen Friede gewährt ſein. Nach jenem Richterſpruch und dieſer Erklärung brach Otto mit Heeresmacht auf, um die Slaven im eigenen Lande anzugreifen und die Vollkraft ihres Widerſtandes zu erdrücken; Ludolf begleitete ihn. An einem Fluſſe Namens Rara (welchen Einige für die Rechenitz, Andere für die Doſſe halten) wurde er auf dem ungünſtigſten Boden von den Slaven umſchloſſen; Sümpfe ringsum, vor dem deutſchen Heere der Fluß, den es überſchreiten wollte, ein See, der mit demſelben zuſammenhing, und die zahlreichen Schaaren der Slaven, hinter ihnen der Weg durch einen aus Bäumen aufgerichteten Wall verſperrt. In ſolcher mißlichen Lage war das deutſche Heer auch noch durch Hunger und Krankheit bedrängt. Am 16. Oktober 955 traf der König Anſtalten, den Flußübergang zu erzwingen. Ihn daran zu hindern, zogen die Slaven ihre ganze Macht dort zuſammen; Gero aber gewann indeſſen Zeit, um von ihnen unbeachtet mit den ihm verbündeten Ruanen faſt eine Meile weit vom Lager fortzuziehen und drei Brücken über den Fluß zu ſchlagen. Dies gethan und dem König gemeldet, ließ das Heer von dem ſcheinbaren Verſuche, den Fluß zu überſetzen, ab und eilte nach dem Orte, wo ſich Gero befand. Längs des Fluſſes folgten die Slaven dem deutſchen Heere auf längerem Wege; ihr Fußvolk ermüdete, ward angegriffen, floh und erlag; bald flohen auch ihre Reiter, welche, Stoignef an der Spitze, von einer Anhöhe aus die Flucht der Volksgenoſſen erſchauten. Nach des Lagers Erſtürmung beendete ein gräuliches Blutbad den Kampf, in welchem die Widerſtandskraft der Slavenſtämme gebeugt ward. Wiegmann und Eckbert waren glücklich nach Frankreich zu Herzog Hugo entronnen und erhielten ſpäterhin Verzeihung.

Otto's perſönliches Anſehen hatte durch die Siege über die Ungarn und Slaven ungemein zugenommen; in ihm erblickte die europäiſche Chriſtenheit ihren Hort und ihr weltliches Haupt, ja gleichſam den Vater einer großen Familie von Königen. Er beſaß eigentlich ſchon die Macht des Kaiſerthums, ja ſelbſt der Kaiſertitel war ihm bereits auf dem Siegesfelde zugerufen worden, und ſo wollte er denn nun auch die Kaiſerkrönung erlangen.

Die mittlerweile herangewachſene Macht Berengar's und die Bedrängniß der ihm ſo naheſtehenden burgundiſchen Partei bewogen Otto im Jahr 956, ſeinen Sohn Ludolf zur Wiederherſtellung des oberlehensherrlichen Anſehens nach Lombardien zu ſenden. Raſch und mit glücklichem Erfolge entledigte ſich der junge Held des ihm gewordenen Auftrages. Bald befand ſich ganz Lombardien in ſeiner Gewalt; Pavia, die Krönungsſtadt, welche einige Zeit getrotzt, mußte ihm endlich die Thore öffnen; Berengar und Adalbert flohen und der Letztere wurde im folgenden Jahre in offener Feldſchlacht beſiegt. Aber bald darauf ſtarb der Sieger Ludolf und das Gerücht belaſtete die unterlegene Partei mit dem Verdacht, den Königsſohn durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben.

Berengar bot nun Alles auf, um ſich in der Herrſchaft wieder zu befeſtigen; aber je eifriger ſeine Anſtrengungen, um ſo mehr ſteigerte ſich der Haß der Großen, zumal der Biſchöfe, gegen ihn. Vor ſeinem ſtrengen Walten flüchteten ſich Einige zu dem König der Deutſchen; die Meiſten baten dieſen, als Oberlehensherrn, ſie von der Willkürherrſchaft ſeines königlichen Vaſallen zu erlöſen. Außer dieſer Aufforderung der lombardiſchen Großen erging an Otto noch eine andere von Seiten des Papſtes Johann XII., welcher die Bedrängniß der römiſchen Kirche durch Berengar als Grund angab, in der That aber ſich nur durch die Beihülfe Otto's in den Beſitz Ravennas zu ſetzen beabſichtigte. Betrachten wir den Charakter und die Stellung dieſes Mannes näher. Johann XII., mit ſeinem Geburtsnamen Oktavian, war der Sohn des im Jahr 954 verſtorbenen Patricius Alberich, nach ſeines Vaters Tod als Patricius im Beſitz der weltlichen Herrſchaft, obwohl er dem geiſtlichen Stande angehörte, welchen letzteren er ebenſo wenig als die erſtere aufzugeben geſonnen war. Die päpſtliche Würde war das Ziel aller Wünſche dieſes zügellos ſinnlichen und gewiſſenloſen Jünglings geweſen, aber freilich nur als Mittel, um zunächſt in Rom unumſchränkte Gewalt und dann die Herrſchaft Italiens zu erlangen. Er wurde (956) Papſt und blieb Patricius; als Erſterer ließ er ſich Johann XII., als weltlicher Herr fort und fort Oktavian nennen. Im Bewußtſein ſeiner Uebermacht fand er es nicht einmal nöthig, ſich zu verſtellen; ganz Rom ſah den Papſt als Jäger ausreiten oder zu ſeinen Buhlſchaften gehen; und dieſer Mann wagte es, über die Knechtung zu klagen, in der die römiſche Kirche ſchmachte.

Nachdem Otto ſich entſchloſſen hatte, die Heerfahrt nach Italien anzutreten, übergab er die Verwaltung Sachſens dem tapferen und als getreu erprobten Hermann Billung; Dieſer, welcher ſchon früher mit der markgräflichen Gewalt im Nordoſten der Elbe die pfalzgräfliche vereinigt hatte, hieß nun Herzog und ſeine Würde blieb bei ſeinem Geſchlecht. Außerdem behielt aber auch Markgraf Gero ſeine ſehr bedeutende, faſt der herzoglichen gleichkommende Gewalt, die markgräfliche in dem eroberten Slavien, die gräfliche in den angränzenden ſächſiſchen Gauen*). Nach der Beſtellung der ſächſiſchen Angelegenheiten und der zur Vertheidigung der Reichsgränze gegen die Slaven nöthigen Anſtalten hielt der König im Jahre 961 zwei Reichstage, den erſten in Baiern, wo ſeines verſtorbenen Bruders Heinrich gleichnamiger Sohn, ehrgeizig, unruhevoll wie ſein Vater, die Herzogswürde erhalten hatte, den zweiten zu Worms. Dort beſtimmte ſein Wunſch die Großen der Volksſtämme, daß ſie ſeinen Sohn von Adelheid, den noch minderjährigen Otto, als Zweiten dieſes Namens, zum König erwählten; am Pfingſtfeſte wurde derſelbe als ſolcher durch die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe (von Köln, Mainz und Trier) geſalbt. Otto ernannte hierauf ſeinen Bruder Bruno von Köln zum Reichsverweſer in Lothringen, den Erzbiſchof Wilhelm von Mainz zum Reichsverweſer im übrigen Deutſchland, und zog dann mit ſeiner Gemahlin und mit vielen geiſtlichen und weltlichen Großen nach Italien. Sowie er den lombardiſchen Boden betrat, verließen die Großen den ihnen verhaßten Berengar und dieſer, ſowie ſeine Söhne, außer Stande, eine Schlacht zu wagen, zogen ſich, nach gewohnter Weiſe, in feſte Plätze zurück. Otto aber wandte ſich ohne Säumniß von Pavia unmittelbar nach Rom. Dort wurde er am 2. Februar des folgenden Jahres 962 von Papſt Johann XII. zum Kaiſer geſalbt und gekrönt und ſomit das „heilige römiſche Reich deutſcher Nation" wieder hergeſtellt. Noch in demſelben Monat zog Otto nach Lombardien zurück, um Berengar und ſein Geſchlecht vollends zu überwinden. Der Kampf währte vorerſt bis in's Jahr 963. Otto belagerte Berengar in S. Leo, als er die Kunde vernahm, daß deſſen Sohn Adalbert den Papſt Johann XII. um Hülfe angerufen und daß dieſer ſie ihm zugeſagt, ja daß er ſich förmlich mit ihm gegen den Kaiſer verbunden habe. Der Papſt brach hierdurch den Eid, den er dem Kaiſer geſchworen: „bis an ſein Lebensende nie von ihm abzufallen"; er that's, weil ihm das Uebergewicht des Kaiſers in Italien drückend ward. Aber er that noch mehr; das ſicherſte Mittel, um den Kaiſer zur Entfernung aus Italien zu

---

*) Seine Herrſchaft erſtreckte ſich von der Unſtrut und Saale bis zur nördlichen Biegung der Elbe; die legatio, d. i. die Gränzherrſchaft Siegfried's war ihm übertragen; er war Graf im Schwaben- und Nordthuringagau, dem Mittelpunkt der Unternehmungen gegen die öſtlichen Feinde; der Oberbefehl gegen

---

die Rhedarier, den früher Thietmar hatte, ging auf ihn über, Havelberg und Brandenburg lagen in ſeiner Mark. Sein Anſehen war ſo groß, daß er in den Urkunden des Königs Herzog heißt. (Dönniges, Jahrb. d. d. Reichs v. 951—973. Berlin 1839.)

zwingen, war, daß Deutſchland angegriffen wurde, und um dieſen Zweck zu erreichen, reizte das geiſtliche Oberhaupt der Chriſtenheit die heidniſchen Ungarn zum Kampf. Forderte ſchon dies Benehmen des Papſtes den Kaiſer zum entſchiedenen Einſchreiten auf, ſo verlangten noch außerdem die Anklagen der Römer gegen den Papſt wegen ſeines ärgerlichen Lebenswandels und wegen frevleriſchen Mißbrauchs ſeiner Würde ein ſtrenges Gericht. Bevor indeſſen der Kaiſer ſich anſchickte, dasſelbe zu halten, verſuchte er Vermittlung und ſtrebte zugleich, ſich der geiſtlichen Großen Italiens durch ihre Befreiung von der Oberherrlichkeit der weltlichen zu verſichern. Erſt im Herbſt des Jahres 963 erſchien er vor Rom; da flohen der Papſt und ſein Bundesgenoſſe Adalbert, die Bevölkerung öffnete dem Kaiſer die Thore und ſchwur ihm: „nur einen ſolchen Papſt zu wählen, für deſſen Einſetzung ſich auch der Kaiſer oder ſein Sohn entſcheiden würde“. Der Kaiſer eröffnete nun am 6. November in der Peterskirche eine große Kirchenverſammlung, in welcher auf ſeine Frage, weshalb der Papſt nicht zugegen ſei, Geiſtlichkeit und Volk mit den ſchwerſten Anklagen gegen Johann antworteten. Die Geiſtlichkeit brachte vor: der Papſt habe für die Prieſterweihe von Biſchöfen Geld genommen, einen Diakonus habe er im Pferdeſtalle geweiht, er habe Kirchen beraubt, Ehebruch getrieben, den Lateran zum Hauſe der Unzucht gemacht, er habe ſeinen Beichtvater blenden, den Kardinal-Diakonus Johannes entmannen und dann tödten laſſen, öffentlich habe er ſich als Jäger gezeigt, er ſei im Panzer, mit dem Helm auf dem Haupt, mit dem Schwert an der Seite erſchienen; ja ſelbſt Brandſtiftung wurde ihm zur Laſt gelegt; er habe Meſſe gehalten, ohne daß er vorher kommunicirt, meiſt auch die Frühmeſſe nicht gehalten, ebenſo wenig die kanoniſchen Stunden, er habe ſich nicht bekreuzigt, beim Gelage habe er auf die Geſundheit des Teufels getrunken und beim Würfelſpiel die Hülfe der Juno und Venus, ſowie der andern Heidengötter angerufen. Die Kirchenverſammlung forderte nun den Papſt auf, nach Rom zu kommen und ſich zu rechtfertigen; Johann XII. aber ſprach über die Biſchöfe, welche über ihn zu Gericht ſaßen, den Kirchenbann aus. Nun erhob auch der Kaiſer ſeine Klage gegen den Papſt wegen des unter Eidbruch geſchloſſenen Bündniſſes mit Adalbert und offener Empörung, und hierauf beſchloß die Kirchenverſammlung: Johann ſolle aus der römiſchen Kirche ausgeſtoßen und ein Anderer mit der päpſtlichen Würde bekleidet werden; in Folge deſſen wurde mit Zuſtimmung des Kaiſers ein neuer Papſt, Leo VIII., gewählt. Otto ſuchte nun das Verhältniß zwiſchen dem Kaiſerthum und dem Papſtthum feſt zu beſtimmen. Sollte auch eine Urkunde Leo's VIII., worin das Recht: den Papſt einzuſetzen, ausdrücklich dem Kaiſer zugeſprochen wird, nicht ächt ſein (wie Mehrere annehmen), — thatſächlich unbeſtritten blieb doch von nun an der Grundſatz, daß der Papſt, welcher nach der Beſtimmung einer römiſchen Kirchenverſammlung nur in Gegenwart kaiſerlicher Geſandten feierlich eingeſetzt werden ſollte, unter dem Schutz des Kaiſers und nicht ohne ſeine Genehmigung zu wählen ſei; im Laufe des zehnten Jahrhunderts und in der erſten Hälfte des elften blieb die Papſtwahl vom Kaiſer abhängig. Vertrauend auf ſeine Macht und auf die Treue der italiäniſchen Geiſtlichkeit, die er auf Koſten der weltlichen Großen begünſtigt, entließ Otto gegen Ende des Jahres 963 ſein Heer bis auf eine kleine Schaar aus Rom. Sogleich unterhandelte nun der abgeſetzte Papſt insgeheim mit den Römern und es gelang ihm, eine Verſchwörung anzuſpinnen, deren Zweck die Ermordung des Kaiſers und des von dieſem eingeſetzten neuen Papſtes Leo, ſowie die Vernichtung aller Deutſchen war. Am 3. Januar des folgenden Jahres ſollte dieſer Plan ausgeführt werden; doch heldiſch kämpften die Deutſchen auf der Tiberbrücke und beſiegten die Römer, welche nun neuerdings Treue ſchwuren. Kaum aber hatte der Kaiſer Rom verlaſſen, um, nachdem er Berengar und deſſen Gattin als Gefangene nach Baiern hatte bringen laſſen, ſeine Herrſchaft in Mittelitalien zu befeſtigen, als Johann XII. nach Rom zurückkehrte, Leo VIII. vertrieb und ihn von einer Kirchenverſammlung abſetzen und in den Bann thun ließ. Bald darauf wurde Johann XII. durch die Hand eines Mannes, mit deſſen Weib er Ehebruch getrieben hatte, erſchlagen. Die nationale Partei anerkannte jedoch nunmehr nicht Leo VIII., ſondern erwählte einen neuen Papſt, Benedikt V., und Rom huldigte demſelben, obwohl ihm der Kaiſer die Beſtätigung verweigerte. Da führte Otto ſein Heer vor Rom, umſchloß es, verwüſtete alles Gebiet ringsum und zwang die Römer endlich, ihm die Thore zu öffnen. Als Sieger und Herr zog er in die Weltſtadt ein und im Lateran, wo die Würdenträger der Kirche verſammelt waren, bekannte ſich Benedikt V., zu des Kaiſers und Leo's VIII. Füßen um Gnade flehend, als Anmaßer; er wurde der Abzeichen päpſtlicher Würde entkleidet und mit Verbannung aus Italien beſtraft. Hierauf zog der Kaiſer aus Rom und kehrte nicht eher nach Deutſchland zurück, als bis auch der letzte Widerſtand der Berengar'ſchen Partei erſtickt war (965).

Bald nach ſeiner Heimkehr erſchien jedoch der geflüchtete Adalbert plötzlich wieder in Lombardien und nicht bloß mehrere weltliche Große, ſondern auch die Biſchöfe von Piacenza und Modena (der Letztere Erzkanzler von Italien und früher ein Anhänger Otto's) erhoben ſich für den Sohn Berengar's. Zwar unterdrückte der Schwabenherzog Burkard raſch den ganzen Aufſtand (965), Adalbert flüchtete auf's Neue, der Biſchof von Modena wurde gefangen, der Erzkanzlerwürde beraubt und nach Slavien verbannt, von wo er erſt im Jahre 967 wieder nach Italien kam; — dagegen erforderte bald darnach ein Aufſtand der Römer das kräftige Einſchreiten des Kaiſers. Nach dem Tode Leo's VIII. (965) hatte nämlich das römiſche Volk auf Otto's Wunſch den Biſchof Johann von Narni zum Papſt erwählt, welcher den Namen Johann XIII. annahm. Dieſer entſchloſſene Mann erregte durch ſein Beſtreben, die weltliche Verwaltung der Stadt dem Adel zu entwinden, die Erbitterung der Großen in einem ſo hohen Grade, daß er ſchon zwei Monate nach ſeiner Erhöhung gefangen genommen wurde. Der Kaiſer ſah ein, daß er unter dieſen Umſtänden nach Italien ziehen müſſe. Bevor er dies jedoch that, ordnete er die Verhältniſſe in Betreff der ſlaviſchen Marken und Lothringens, deſſen Herzog, Bruno von Köln, im Jahre 965 zu Rheims verſchieden war; Markgraf Gero hatte ſich zwei Jahre vorher vom weltlichen Leben abgewandt, um den Reſt ſeiner Tage bußfertig dem Dienſte des Himmels zum Heil ſeiner Seele zu weihen. Da vertraute der Kaiſer die Verwaltung der großen Oſtmark gegen Slavien nicht mehr einem einzigen Manne, ſondern vergab mehrere Markgrafſchaften an Verſchiedene, die Nordmark oder Nordſachſen (den Derlingau, ein Theil des Nordthüringergaus und die Sprengel von Havelberg und Brandenburg umfaſſend) an Markgraf und Herzog Dieterich, die eigentliche Oſtmark (gegen Polen) mit dem Schwabengau an Markgraf

Diethmar, außerdem die Marken Merſeburg, Zeitz und Meißen an eigene Markgrafen; für all dieſe weltlichen Gewalten ſollte die geiſtliche eines Erzbisthums, für deſſen Sitz er Magdeburg längſt auserſehen hatte, der rechte Mittelpunkt werden. Gleichwie nun der Kaiſer im Oſten die große Gränzgrafſchaft nicht fortbeſtehen ließ, ſo legte er auch die Herzogswürde über Lothringen nicht wieder in eines einzigen Mannes Hände; ſchon bei Lebzeiten Bruno's war ein Graf Friedrich gleichſam als Stellvertreter des Herzogs in Oberlothringen (im Moſellande) beſtellt, nach Bruno's Tode blieb dieſer Friedrich daſelbſt als Herzog; Ober- und Nieder-Lothringen blieben fortan getrennt und das Letztere ohne einen eigenen Herzog, wohl aber mit einem Pfalzgrafen, der zu Aachen ſaß.

Zu Anfang des Herbſtes 966 erſchien Kaiſer Otto zum dritten Mal in Italien, in der Abſicht, nicht bloß ſeine Herrſchaft im nördlichen und mittleren Theile der Halbinſel zu befeſtigen, ſondern auch ſie über den ſüdlichen auszubreiten, welcher noch der Oberherrſchaft des griechiſchen Kaiſerthums unterworfen war und von den auf Sicilien hauſenden Saracenen bedrängt wurde. Erſt wenn ganz Italien den römiſch-deutſchen Kaiſer anerkannte, entfaltete das abendländiſche Kaiſerthum die volle Blüte ſeiner Bedeutung. Als Otto Lombardien betrat, fielen die Anhänger Adalbert's in ſeine Gewalt; in Rom, wo bereits vor ſeiner Ankunft Papſt Johann XIII., durch Hülfe des Fürſten Pandulf von Capua wieder die Oberhand erlangt hatte, rächte er ſtreng die demſelben zugefügte Unbill. Die Ausdehnung des kaiſerlichen Anſehens auch über die Kirche bekundete er, indem er auf Venedigs Bitte um Beſtätigung der Freiheiten des Patriarchen von Grado dieſen als Patriarchen von Venedig anerkannte. Auf ſeinen Wunſch genehmigte eine Kirchenverſammlung zu Ravenna (967) die Stiftung des Erzbisthums Magdeburg, als Mittelpunkt mehrerer Bisthümer zur Befeſtigung und Ausbreitung des Chriſtenthums bei den überelbiſchen Slaven; nach dem Tode des Biſchofs Bernhard von Halberſtadt, welcher ſich geweigert, den Ort abzutreten, wählten Volk und Geiſtlichkeit Hildiward zu ſeinem Nachfolger, der Kaiſer aber berief denſelben zu ſich nach Rom und verlieh ihm das Bisthum nicht eher, als bis er in die Abtretung willigte; Erzbiſchof Hatto von Mainz entband ſodann die Biſchöfe von Brandenburg und Havelberg von ihrer bisherigen Verpflichtung zum Erzſtift Mainz und dieſe beiden Bisthümer kamen nun unter Magdeburg, welchem auch die drei neu gegründeten Bisthümer Meißen, Zeitz und Merſeburg untergeben wurden.

Inzwiſchen hatte Otto ſeinen Sohn, den jungen König Otto II., zu ſich nach Italien berufen; noch bei Lebzeiten des Vaters ſollte er vom Papſt zum Kaiſer gekrönt werden. Dies geſchah am Weihnachtsfeſte des Jahres 967 in der Kirche des Vatikans.

Schon früher hatte Otto I. an eine Familienverbindung mit dem griechiſchen Kaiſerhofe gedacht und die Hand Theophano's, der Stieftochter des Kaiſers Nicephorus, für ſeinen Sohn Otto II. erbeten; das nächſte Ergebniß dieſer Verbindung ſollte ein wirkſamer Kampf gegen die Saracenen, die Beſchirmung Italiens vor dieſen Feinden des chriſtlichen Namens ſein. Nicephorus zeigte ſich anfänglich zum freundſchaftlichen Anſchluß bereit; bald aber erregte die unverholene Abſicht des abendländiſchen Kaiſers auf Unteritalien die Mißſtimmung des griechiſchen, zumal da Fürſt Pandulf von Capua, über welchen das griechiſche Reich, wie über Benevent und Salerno, die Oberhoheit hatte, ſich dem abendländiſchen Kaiſer als Vaſall unterworfen hatte. Im Jahre 968 zog Otto I. ſelbſt, ungeachtet eine griechiſche Geſandtſchaft um Frieden gebeten hatte, mit der entſchiedenen Abſicht: ſich Unteritaliens zu bemeiſtern, vor Bari, die Hauptſtadt Apuliens; nachdem er ſie jedoch einen Monat lang belagert hatte, entſchloß er ſich abermals zur friedlichen Verhandlung und ſandte zu dem Ende den Erzbiſchof Liutprant von Cremona nach Konſtantinopel. Da zeigte es ſich nun, daß die Anſprüche beider Kaiſer nicht zu vereinbaren waren. Otto verlangte alle Provinzen Italiens, welche ſeiner Oberherrſchaft noch nicht huldigten; er berief ſich dabei darauf, daß das abendländiſche Kaiſerthum, welches er erneuert habe, auf dem italiſchen Reiche beruhe; Nicephorus hingegen beſtand nicht bloß auf dem Beſitz Apuliens und Kalabriens, ſondern forderte auch Roms Befreiung von Otto's Oberherrſchaft und erneuerte die alten bekannten Rechtsanſprüche des griechiſchen Kaiſerthums auf ganz Italien; die beantragte Familienverbindung wies er zurück. Otto begann nun ſogleich nach der Rückkehr ſeines Geſandten aus Konſtantinopel zu Anfang des Jahres 969 den Krieg mit den Griechen in Unteritalien. Anfänglich begünſtigte das Glück ihn, dann die Griechen, endlich wiederum ihn. Zur ſelben Zeit fiel Nicephorus in Konſtantinopel durch Meuchelmord; ſein Mörder, Johannes Tzimisces, welcher den Kaiſerthron beſtieg, ſchloß mit Otto I. einen Vergleich und gab ſeine Zuſtimmung zu Theophano's Vermählung, welche denn auch im Jahre 972 zu Rom vollzogen wurde. Kaiſer Otto I. aber ſtand nun von dem Plane: die Griechen aus Apulien zu vertreiben, ab, behielt in Unteritalien bloß die Oberhoheit über Capua und Benevent, und kehrte noch im Sommer des Jahres 972 nach Deutſchland heim.

Er fühlte, das Ende ſeiner Tage nahe heran; der Drang ſeines Herzens trieb ihn nach ſeiner liebwerthen ſächſiſchen Heimath (973). Er zog von Magdeburg, wo ſeine erſte Gemahlin im Sarge lag, gen Quedlinburg, wo die irdiſchen Ueberreſte ſeiner frommen Mutter Mathildis ruhten; dort wollte er das Oſterfeſt begehen. Um ſeinen Thron waren die geiſtlichen und weltlichen Großen der deutſchen Volksſtämme verſammelt und vor Allen willkommen leuchtete dem greiſen Kaiſer noch einmal das Antlitz ſeines treuen Sachſenherzogs Hermann Billung entgegen; vor ihm ſtanden die Fürſten von Polen und Böhmen, Miesko und Boleslav II., Geſandte von Rom und Benevent, von Griechenland und Bulgarien, von den ſlaviſchen Stämmen, den Dänen und den Ungarn, zu welchen von Deutſchland aus ſchon des Chriſtenthums Boten den Weg gefunden. Das war hohe Freude für den greiſen König, dem die Verbreitung des Chriſtenthums ſo ſehr am Herzen lag; eine andere Freude bereitete ihm die Erfüllung ſeines lang gehegten Wunſches, die Stiftung des Bisthums Prag. Von Quedlinburg zog er nach Memleben, wo Geſandte der Saracenen aus Afrika vor ihm erſchienen; dort ſtarb er am 7. Mai 973. Seine Leiche wurde in der Mauritiuskirche zu Magdeburg an Editha's Seite beigeſetzt.

4. Das deutſche Reich unter den drei letzten Kaiſern aus dem ſächſiſchen Hauſe, Otto II., Otto III. und Heinrich II.

Otto II., nach der Farbe ſeiner Haare „der Rothe“ zubenannt, hatte das achtzehnte Jahr noch nicht erreicht, als er am Tage nach ſeines Vaters Tode neuerdings den Eid der Treue entgegennahm, der ihm als bereits gewähltem und gekröntem König und Kaiſer gebührte. Ein kühner, unbeugſamer Charakter, ſchritt er auf der von dem Vater betretenen Bahn fort. In Baiern ſaß ſein Vetter, Herzog Heinrich II., einnehmend durch männliche Schönheit, aber ehrgeizig und herrſchſüchtig wie weiland ſein Vater Heinrich I., der in den Tagen Otto's I. ſo viele Wirren heraufbeſchworen, in Schwaben waltete Herzog Otto, des tapfern Ludolf's Sohn. Die Eiferſucht, welche einſt Ludolf und den erſten Heinrich entzweit, lebte in den Gemüthern der Söhne fort, der Haß der Letzteren verſchärfte ſich durch folgenden Gegenſatz. Der Schwabenherzog Otto war dem Kaiſer treu ergeben; der Baiernherzog Heinrich II. aber, ſich darauf berufend, daß er König Heinrich's I. älteſter Enkel war, von ſeinem Rath, dem Freiſinger Biſchof Abraham, und von ſeiner Mutter Judith durch Anreizungen bethört, und im Vertrauen auf die Zuneigung der Baiern, auf den Haß des luitpoldingiſchen oder ſcheyriſchen Geſchlechtes gegen den ſächſiſchen Hauptſtamm, auf den Beiſtand ſeines Schwagers, des Böhmenherzogs Boleslav II., und des Polenherzogs Miesko, beabſichtigte nichts Geringeres, als den jungen Kaiſer zu ſtürzen und ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu erheben. Raſch reifte die Verſchwörung, bei welcher ſich die Scheyern Berthold und Heinrich, ſowie der Augsburger Biſchof Heinrich betheiligten. Aber ebenſo ſchnell gelang es dem jungen Kaiſer, das Unternehmen zu vereiteln und Heinrich gefangen zu nehmen.

Der Baiernherzog Heinrich ſann jedoch in ſeiner Haft zu Ingelheim auf eine neue Empörung. Es gelang ihm, zu entfliehen und Regensburg zu erreichen. Dort wagte es der Biſchof Abraham, ihn in der St. Emmeranskirche zum König der Deutſchen zu krönen. Doch vor des Kaiſers ſtarker Heeresmacht zerſtreuten ſich die Empörer nach verſchiedenen Seiten (976), der Gegenkönig flüchtete zu ſeinem Schwager Boleslav nach Böhmen, der Biſchof von Freiſing entrann in die Krainer Berge, der von Augsburg ward gefangen, doch vom Sieger begnadigt, der ſcheyriſche Heinrich trat auf des Kaiſers Seite und erhielt von ihm ſofort das Herzogthum Kärnthen. Das Herzogthum Baiern verlieh Otto ſeinem Neffen, dem Schwabenherzog; dann zog er nach Böhmen, drang bis Pilſen vor, ward aber von den Böhmen überfallen und beſiegt. Voll friſchen Wagemuths brachen die Empörer ſogleich von allen Seiten wieder hervor. Doch das Glück wandte ſich dem Kaiſer zu; ſie mußten ſich Dieſem ergeben (977), die beiden Scheyern und der Biſchof von Augsburg wurden nach Utrecht in Haft geſchickt, Kärnthen an Otto, den Sohn des tapferen Konrad's, weiland Herzogs von Lothringen, verliehen und mit dem Böhmenherzog Friede geſchloſſen.

Wie Otto II. das Anſehen des Königthums gegen innere Feinde, ſo vertheidigte er des Reiches Ungetrenntheit und Ehre gegen äußere. Als zur Zeit der erſten Empörung Heinrich's von Baiern der Dänenkönig Harald in Schleswig einfiel, zog Otto raſch wider ihn aus und drang unaufhaltſam vor; der Däne wich zurück und deutſcher Muth erhielt Schleswig deutſch. — Auf Lothringen blickten die Könige von Frankreich noch immer mit dem Wunſch, es vom deutſchen Reiche loszureißen. Im Jahre 978 brach nun König Lothar von Frankreich plötzlich in Oberlothringen ein, drang bis Aachen vor und ließ in ſeinem Uebermuth dort den Adler auf der Zinne der Kaiſerpfalz umdrehen, ſo daß er nach Frankreich hin ſah; Plünderung und Verwüſtung bezeichneten den Weg, den die Franzoſen genommen. Da ſcholl ein Schrei des Zornes durch's ganze deutſche Reich und die tüchtigſten Männer ſchaarten ſich um den Kaiſer, um des deutſchen Namens frech beleidigte Ehre zu rächen. Er erklärte Lothar den Krieg, fiel dann im Oktober in Frankreich ein, drang ſiegreich 978 bis Paris und lehrte den Uebermüthigen eine Nation achten, die keine Beſchimpfung duldete. In dem Frieden, welchen er im Jahre 980 mit Lothar ſchloß, mußte Dieſer ſchwören, allen Anſprüchen auf Lothringen zu entſagen.

Nun trat das Verhältniß Italiens zu Deutſchland, Roms und des Papſtthums zum Kaiſerthum in den Vorgrund. Ein unſeliger Drang eitlen Herrſcherruhmes trieb von jetzt an die deutſchen Könige und Kaiſer immer gewaltiger aus unſerem Vaterlande, dem die erſte, höchſte und heiligſte Pflicht ſie verband und wo ſie im Glanze des höchſten Anſehens für Ordnung und Geſittung, für Schutz der Freien und Erlöſung der Unfreien walten konnten, nach Italien, wo ihnen ein ſtolzes Nationalgefühl in voller Naturberechtigung und Entſchiedenheit entgegentrat und wo ſpäterhin das Papſtthum, zur Weltmacht erſtarkt, dem Kaiſerthum den Kampf auf Leben und Tod bieten ſollte.

Gleichwie Johann XIII. auf den Wunſch und durch die Zuſtimmung Kaiſer Otto's I. die päpſtliche Würde erhalten hatte, ſo auch ſein Nachfolger Benedikt VI. So lange der gewaltige Kaiſer lebte, verhielt ſich die Partei der Theodora, welche einſt für den ruchloſen Johann XII. geſtanden, ruhig; nach Otto's I. Tode aber trat ſie wieder kühn hervor. Creſcentius, ein Edler Roms, war ihr Führer, der unter deutſch-kaiſerlichem Einfluß gewählte Papſt Benedikt VI. fiel als ihr Opfer. Dieſer Partei trat nun die der Grafen von Tuſculum unter Alberich's Anführung gegenüber und ſtellte dem Papſte, welchen jene erwählte, einen andern Papſt, Benedikt VII., entgegen. Dieſer forderte den Kaiſer auf, zur Wiederherſtellung der Ordnung nach Italien zu kommen, und gleich nach Abſchluß des Friedens mit Frankreich zog denn auch Otto II mit einer ſtattlichen Heeresmacht nach Italien, das Herz voll Thatendrangs, den Geiſt voll ſtolzer Pläne; um die Kaiſerkrone, die ſeinen jungen Scheitel ſchmückte, wollte er einen Kranz ſchlingen, der ſeinem greiſen Vater unerreicht geblieben war; Kalabrien und Apulien den Griechen zu entreißen, war ſein Plan. Glücklich kämpfte er 981 gegen die Griechen und da ihm (982) eine ſchwäbiſch-baieriſche Schaar unter Herzog Otto zuzog, ſchien fortwährender günſtiger Erfolg gewiß. Da verbanden ſich die Griechen mit den Saracenen Siciliens und nun erhielt der Kampf für Otto eine höhere, religiöſe Bedeutung. Bei Baſentello (in der Nähe von Tarent) wähnte der junge kaiſerliche Held bereits den Sieg errungen zu haben; ſchon ſah er die Saracenen flüchtig dahin ſprengen, als ſie plötzlich wiederkehrten, das deutſche Heer mitten im Siegestaumel überfielen, warfen und faſt vernichteten; der Kaiſer ſelbſt entrann dem Verderben nur durch raſche Flucht in die nahe See; ein Schiff — er wußte nicht, daß es ein griechiſches war — nahm ihn auf. Da man ihn erkannte, bat er die Schiffer, bei

Roſſano anzulegen, dort wolle er noch Geld und Geldeswerth zu ſich nehmen; aber wie ſich das Schiff dem Ufer näherte, ſprang der Kaiſer von Bord, ſchwamm an den Strand, wo ihn die Seinigen empfingen, und war gerettet. Die Kunde von des Kaiſers Unglück ergriff in Deutſchland alle Herzen und raſch zog ihm von dort ein großes, tüchtiges Heer zu Hülfe (983). Zu Verona, wo er einen Reichstag hielt, wurde der ſcheyriſche Heinrich, welchen die Baiern nach Otto's Tod zu ihrem Herzog gewählt, als ſolcher beſtätigt und auf des Kaiſers Wunſch ſein dreijährig Söhnlein Otto, als Dritter dieſes Namens, zum König erwählt. Hierauf zog der Kaiſer mit dem Heere gen Unteritalien. Doch in Rom erkrankte und ſtarb er, erſt achtundzwanzig Jahre alt, am 7. Dezember des Jahres 983. Die Botſchaft davon kam nach Aachen, nachdem die Feierlichkeiten der Krönung Otto's III. eben beendigt waren.

Abermals alſo trug ein Kind die deutſche Krone. Ein gewaltiger Sturm, der ſich kurz vorher von Slavien her erhoben, brauste damals über das Reich hin. Schon im Juni des Jahres 983 hatten ſich nämlich die Luitizen empört; es war ein Aufſtand gegen die Herrſchaft der Deutſchen und gegen die des Chriſtenthums zugleich; Havelberg und Brandenburg fielen, die andern Feſten bis an den Tangerfluß wurden geplündert und in Brand geſteckt, die Kirchen zerſtört, die Prieſter gefangen, alle chriſtlichen Einrichtungen dem Untergange geweiht, der alte heimiſche Götterdienſt, an dem alle nationalen Hoffnungen hinanſtrebten, trat kühn=freudig wieder hervor, und ob auch die ſächſiſchen Heerhaufen bei Belrem einen glänzenden Sieg errangen, — die Wiederunterwerfung der Slaven war damit doch keineswegs vollbracht. Unter dieſen Verhältniſſen war Otto II. geſtorben und nun handelte es ſich um die Wahl eines Reichsverweſers. Zu einem ſolchen und zum Vormund über Otto III. warf ſich alsbald der aus ſeinem Gewahrſam zu Utrecht entkommene entſetzte Baiernherzog Heinrich, „der Zänker" zubenannt, auf und wirklich erlangte er die Zuſtimmung mehrerer Fürſten. Als er nun aber die Maske abwarf, ſich zu Oſtern des Jahres 984 zu Quedlinburg König nennen ließ und den Eid der Treue verlangte, da waren es eben Slaven, die Herzoge der Obotriten, Polen und Böhmen, Miſtui, Miesko und Boleslav II., welche ſich dazu verſtanden. Dagegen hielten der Erzbiſchof von Mainz, der Herzog Bernhard von Sachſen und andere der bedeutendſten Fürſten des Reichs dem Königskinde die beſchworene Treue und ihre Zahl vergrößerte ſich allmählig ſo ſehr, daß ſich der Baiernherzog ſchon im Juni 984 gezwungen ſah, auf ſeinen Plan zu verzichten und Otto III., welchen er in ſeine Gewalt bekommen hatte, ſeiner Mutter Theophano zurückzugeben. Heinrich erhielt Verzeihung und das Herzogthum Baiern wieder; der ſcheyeriſche Heinrich aber wurde in das früher von ihm beſeſſene Herzogthum Kärnthen mit der Veroneſer Mark wieder eingeſetzt; ſpäter erhielt daſſelbe der frühere Beſitzer, der fränkiſche Otto, wieder. Heinrich von Baiern bewahrte von nun dem jungen König Treue und verhielt ſich ruhig. Die Reichsgeſchäfte leitete der umſichtige Erzbiſchof Willigis von Mainz.

Von drei Frauen, von ſeiner Großmutter, der burgundiſch-italiäniſchen Adelheid, ſeiner Mutter, der griechiſchen Theophano, und von ſeiner Vatersſchweſter Mathildis, Aebbtiſſin von Quedlinburg, ſowie von dem gelehrten Abbt Gerbert erzogen, wuchs Otto III. unter den Stürmen eines zwölfjährigen Slavenkrieges zum ſtattlichen Jüngling heran und entfaltete reiche Anlagen; frühzeitig ſchwoll ihm das Herz von Thatenluſt, und von feuriger Einbildungskraft hingeriſſen, ſtrebte er nach einem Ziele hin, an welchem er ſeine Ahnen weit hinter ſich zu laſſen und zu überſtrahlen dachte.

Die Hauptkraft des ſlaviſchen Aufſchwungs lag damals in Böhmen, wo Herzog Boleslav II. die Gränzen der Herrſchaft über Mähren und die Slowakei (in Ungarn zwiſchen der Donau und den Karpathen bis an's Matragebirge), nördlich über die Karpathen am Stryifluß bis in die Gegend von Lemberg und den Bug hinab bis an's heutige Podlachien, weſtlich über die Pilica und die obere Warta bis an die Oder zwiſchen Breslau und Glogau, und über die Bober an das Iſargebirge, alſo über Ober- und Mittelſchleſien und die ganze ſüdliche Hälfte des bisherigen Königreiches Polen ausgedehnt. Noch während der Wirren um die deutſche Krone hatte Boleslav Meißen erobert, und wiewohl er ſich mit Miesko auf dem Reichstage zu Quedlinburg (985) Otto III. unterworfen, trat er doch Meißen nicht wieder ab. Nun kam er in Zerwürfniß und Kampf mit dem Polenherzog, welcher ihm das eroberte Chrobatien abgewinnen wollte; da ſtellte ſich der deutſche König auf Seite der Polen gegen den übermächtigen Böhmen und ſchon im Jahre 986 drangen Sachſen, mit Polen verbündet, in Böhmen ein, im folgenden Jahre ſtellten ſie die zerſtörten Elbefeſtungen in Meißen wieder her; auch bezwangen ſie die Milzener wieder. Im Jahre 990 wendeten ſich die Sachſen mit großem Glück gegen die Obotriten und Luitizen. Nun kehrte ſich der deutſche Ankampf gegen die vor acht Jahren abgefallene und noch nicht wieder bezwungene Nordmark; der junge König, der ſchon im Jahre 986 als zarter Knabe beim Einfall in Böhmen mitgeweſen war, zog mit dem Sachſenheere vor Brandenburg (991); dieſe Feſte wurde erobert, ging jedoch bald wieder durch Verrätherei verloren und wurde erſt — wie die Nordmark — im Jahre 993 wieder gewonnen. In den Jahren 994 und 995 regte ſich der ſlaviſche Aufſtand bei den Obotriten und Welataben, bis endlich im Jahre 996 ein Friede zwiſchen den Sachſen und den Slaven zu Stande kam. Furchtbar hatte Slavien in dem erbitterten zwölfjährigen Kampfe gelitten, denn, wenn die Deutſchen nicht ſiegten, ſo ſuchten ſie dem Feind durch Plünderung und Verheerung zu ſchaden; aber auch die Slaven vergalten den Deutſchen jede Grauſamkeit, welche ſich dieſe erlaubten.

Zum ſchönen, herrlichen Jüngling war Otto III. herangewachſen und nach Italien, wo er die Kaiſerkrone erlangen wollte, ſtrebte ſeine Thatenluſt. Auf die Einladung des von dem Conſul Crescentius bedrängten Papſtes Johann XV. zog der ſechszehnjährige König der Deutſchen nach dem Frieden mit den Slaven im Jahre 996 an der Spitze eines zahlreichen Heeres, von geiſtlichen und weltlichen Großen umgeben, nach Italien. Schon in Verona zeigte ſich der Haß der Italiäner gegen die Deutſchen; in den Straßen kam es zum Kampf zwiſchen Beiden und Viele von Otto's Heere fanden den Tod. In Pavia huldigten dem jungen König die Großen Italiens; in Ravenna vernahm er: Papſt Johann XV. ſei geſtorben. Da glaubte er, das ſicherſte Mittel, den Kampf der italiäniſchen Parteien für künftighin zu erſticken und das kaiſerliche Anſehen über allen aufrecht zu erhalten, würde die Erhebung eines mit dem Kaiſerhauſe blutsverwandten deutſchen Geiſtlichen auf den päpſtlichen Stuhl ſein; er bedachte aber nicht, daß gerade dadurch der Nationalſtolz der Italiäner erſt recht zum ſchärfſten Widerſtand gegen das deutſche Weſen und das kaiſerliche Anſehen herausgefordert werden mußte. So erhob er denn ſeinen Verwandten Bruno, einen Enkel des weiland Lothringerherzogs Konrad, unter dem Namen **Gregor V.** auf den päpſtlichen Stuhl, und dieſer krönte und ſalbte ihn einige Wochen ſpäter, am Himmelfahrtsfeſte, in Rom zum **Kaiſer**. In ſeiner neuen Würde richtete Otto III. den Creſcentius und verurtheilte ihn zur Verbannung, doch auf Gregor's V. Verwendung begnadigte er ihn. In der Hoffnung, den Frieden in Rom dauernd befeſtigt zu haben, kehrte nun Otto III. nach Deutſchland zurück; aber kaum war er von Rom fern, als Creſcentius wieder hervortrat und den Papſt Gregor V. vertrieb, dem Biſchof von Piacenza als **Johann XVI.** auf den päpſtlichen Stuhl verhalf und ſogar die Griechen zu ſeinem Beiſtand herbeizurufen gedachte.

Inzwiſchen war der Kampf mit den **Slaven** neuerdings aufgeflammt; der Uebermuth der Deutſchen hatte die Veranlaſſung dazu gegeben. Ein Slavenfürſt Miſtiwoi, welcher den Kaiſer auf der Romfahrt begleitet und dabei — wahrſcheinlich in Verona — den größten Theil ſeiner Landsgenoſſen, die ihm gefolgt waren, eingebüßt hatte, wollte nach der Rückkehr ſeine Braut, eine Verwandte des Billung'ſchen Hauſes, heimführen, welche ihm der Sachſenherzog Bernhard verlobt hatte. Da ſprach der Markgraf Dietrich: „Eines Herzogs Verwandte darf man nicht einem Hunde geben!“ „Wohlan,“ rief der Slavenfürſt, „iſt der Hund tüchtig, ſo wird er gut um ſich beißen.“ Rachedürſtend ging er fort; vergeblich ſuchte ihn Herzog Bernhard zu beſchwichtigen; jener berief die Luitizen nach Rhetra und erzählte ihnen, welche Schmach die Sachſen ihm und allen Slaven angethan; und als ſie ihm nun erwiederten: „O, Dir geſchah nur, was Dir gebührt, denn um der treuloſen und habſüchtigen Sachſen willen haſt Du ja dein eigenes Volk verachtet,“ ſchwur Miſtiwoi den Luitizen: die Sachſen zu verlaſſen, ſie aber gelobten ihm nun Beiſtand. Alſogleich begann der Kampf mit räuberiſcher Beunruhigung der Gränzen; der Kaiſer zog im Frühling des Jahres 997 nach Sachſen, drang im Sommer in's Hevellerland ein und gewann einen Sieg, während auch die Welataben, die in den Bardengau eingedrungen waren, überwunden wurden.

Im Jahr 998 rief ihn der vorher erwähnte Aufſtand des Creſcentius wieder nach Italien und Rom. Im Februar zog er an der Spitze des deutſchen Heeres in die Weltſtadt ein. Die ſtolzeſten Pläne: das alte römiſche Reich im vollen Glanze wieder herzuſtellen, vielleicht wohl gar das morgenländiſche Kaiſerthum mit dem abendländiſchen wieder zu vereinigen und Rom neuerdings zum Mittelpunkt der Weltherrſchaft zu machen, erfüllten ſeine Seele. Mit barbariſcher Strenge ſuchte er die durch Creſcentius und den Gegenpapſt geſtörte Ordnung in Rom herzuſtellen. Der Gegenpapſt Johann XVI., welcher in die Gewalt der Deutſchen fiel, wurde geblendet, an Naſe und Zunge verſtümmelt, dann in den Kerker geworfen und endlich auf Gregor's V. Verlangen aus demſelben nur geholt, um zum Spott und Hohn durch die Straßen Roms umher geführt zu werden. Creſcentius vertheidigte ſich eine Zeit lang in der Engelsburg; endlich wurde dieſe erobert, Creſcentius gefangen und enthauptet. Kaum hatte Otto III. mit ſolcher grauſamen Strenge das kaiſerliche Anſehen wieder befeſtigt, als ſein Schützling Papſt Gregor V. ſtarb (4. Februar 999). Da gedachte der junge Kaiſer tieferſchüttert der drohenden Rede, welche der alte Abbt Nilus nach der unmenſchlichen Behandlung des Gegenpapſtes wider ihn und Gregor V. geſprochen: „So wenig Beide Jenem, den Gott in ihre Hände gegeben, Erbarmen bewieſen, ſo wenig Erbarmen werden ſie bei dem Richter im Himmel finden.“ Reuig barg ſich Otto III. vierzehn Tage lang in der Einſamkeit einer Höhle, betete und faſtete, that eine Bußfahrt nach dem Michaelskloſter auf dem Berge Gargano und ſuchte den Abbt Nilus auf, den er in tiefer Demuth zu verſöhnen trachtete; aber der ernſte Greis lehnte jede Schenkung, welche Otto ſeinem Kloſter anbot, jede Gnade für ſich ſelbſt ab und ſprach: „Nichts begehr' ich von Dir, o Kaiſer, als das Heil deiner Seele: denn auch Du mußt ſterben wie ein anderer Menſch und mußt vor Gericht ſtehen und Rechenſchaft geben, was Du Gutes und Böſes gethan!“ Von Stund' an erwog nun Otto III., wie er ſeines Vaters Schuld und die eigene durch fromme Werke ſühnen könne. Er erhob ſeinen Lehrer, den um ausgebreiteter Kenntniſſe willen berühmten Erzbiſchof Gerbert von Ravenna (früher in Rheims) auf den päpſtlichen Stuhl, in deſſen Beſitz dieſer ſich Sylveſter II.

nannte, und trat dann zu Ende des Jahres 999 oder zu Anfang des folgenden, begleitet von mehreren römiſchen Senatoren und kirchlichen Würdeträgern, die Rückreiſe nach Deutſchland an, um eine Wallfahrt nach Gneſen zu thun, wo die Leiche des von den heidniſchen Preußen im Jahre 996 erſchlagenen Biſchofs Adalbert ruhte, den er im Leben wohl gekannt und deſſen Lehre er oft mit Ehrfurcht gelauſcht; ſchon drang Kunde von den Wundern, die an Adalbert's Grabe geſchehen ſeien, weit und breit durch die Lande; an jener geweihten Stätte wollte nun der Kaiſer beten und büßen, ſie ſollte durch ihn der Mittelpunkt eines Erzſtiftes für die öſtlichen Slaven werden; und alſo geſchah's auch. Der Kaiſer aber fuhr hierauf gen Aachen; dort bewegte ihn ein mächtiger Trieb, das Antlitz Karl's des Großen zu ſchauen. Er ließ deſſen Grabgewölbe öffnen und fand den todten Kaiſer in voller Pracht auf dem Marmorſtuhle ſitzend, die Hände hielten, wie die Ueberlieferung berichtet, den Herrſcherſtab; der ganze Leib war, mit Ausnahme der Naſenſpitze, vollkommen wohl erhalten, dieſe ließ Otto III. von Gold herſtellen, aus dem Munde aber nahm er einen Zahn; die Nägel an den Händen, welche durch die Handſchuhe heraus gewachſen waren, beſchnitt er und legte der Leiche ein neues weißes Gewand an, dann ließ er das Gewölbe wieder zumauern. Den tiefen Eindruck, welchen dieſer Beſuch bei dem Todten in Otto's III. Seele zurückließ, bekundete ſein Traum in der nächſten Nacht, welchen die Sage in eine Erſcheinung Karl's des Großen verwandelt hat; er ſah den Gewaltigen vor ſich und der ernſte bleiche Mund des Todten verkündigte ihm: „Als Jüngling und ohne Erben ſollſt Du von dieſer Erde ſcheiden.“ Aber hochauf ſchlug in ihm die Flamme kühnen Lebensmuthes, die Idee, welche einen ſo mächtigen Zauber über ihn übte, zu verwirklichen. Ihm umwob der Reiz römiſcher und griechiſcher Bildung die Seele mit Vorliebe für Italien. Rom — der der Sitz des Kaiſers, der Mittelpunkt der Weltherrſchaft! Ward er ſelbſt ganz zum Römer, dann würden wohl die Römer (hoffte er) ihm als Widerherſteller der alten Herrlichkeit unwandelbare Treue widmen! Ueber dieſem ſtolzen Traum vergaß er, woran zu denken ſeine erſte Pflicht war, das deutſche Reich, welches eines kraftvollen und weiſen Vertheidigers der Nationaleinheit gegen die Unabhängigkeitsſtrebungen der Fürſten bedurfte; — er vergaß aber auch, daß die Römer ihn immer nur als Fremden, als Barbaren betrachten würden.

Noch im Jahre 1000 begab er ſich von Aachen abermals nach Italien. Schon zu Anfang des Novembers befand er ſich wieder in ſeinem geliebten Rom und erfuhr alsbald, wie es ſeine Liebe erwiderte. Das Volk empörte ſich gegen ihn, umſchloß und belagerte ihn in ſeinem eigenen Palaſte; bald bedrängte ihn und die Seinigen Hungersnoth und nichts blieb ihm übrig, als einen Ausfall zu thun; ſchon zum Aeußerſten, zum Kampf auf Leben und Tod, war er entſchloſſen und bereitete ſich durch den Empfang des Abendmahls dazu vor, — da gelang es dem Baiernherzog Heinrich, ſowie dem Markgrafen Eckhard von Tuscien, den Aufruhr zu dämpfen. Die Ordnung wurde wieder hergeſtellt, aber Otto III. floh mit der unheilbaren Seelenwunde der Enttäuſchung die Stadt, welche er ſo heiß geliebt, und berief nun die Deutſchen zu den Waffen. Da ſtarb er plötzlich, erſt zwei und zwanzig Jahre alt, im Jahre 1002 zu Paterno, nach einem Bericht an den Frieſeln, nach einem andern an Gift als Opfer der Rache, welche die Wittwe des Crescentius ihrem hingerichteten Gatten geſchworen.

Da Otto III. keinen Erben hinterlaſſen hatte, ſo war jetzt die günſtige Gelegenheit vorhanden, den durch die bisherige Uebung der Vorwahl des Thronfolgers bei Lebzeiten des Königs getrübten Grundſatz des Wahlrechts in voller Reinheit hinzuſtellen; allein abermals ſiegte die Rückſicht auf **Verwandtſchaft**; der Baiernherzog Heinrich, der Sohn des „Zänkers“, welcher den Beinamen „Hufhalz“ (d. h. der Hüftenlahme) hatte, bot, als nächſter Verwandter, Alles auf, um die deutſche Krone zu gewinnen. Als Otto's III. Leiche aus Italien nach Deutſchland gebracht wurde, zog ihr Heinrich entgegen, bewirthete die Fürſten, beſchenkte das Kriegsvolk und machte reiche Stiftungen an die Kirche zum Seelenheil des verſtorbenen Kaiſers. So erwarb er große Gunſt; außerdem wirkten Willigis von Mainz, redeten Otto's III. Schweſtern für ihn; auch hatte er die Reichswürdezeichen in ſeiner Gewalt, die dem Erzbiſchof Heribert von Köln, welcher ſie nach Aachen bringen ſollte, entriſſen worden waren. Aber gegen ihn erhoben ſich auch andere Mitbewerber: der Markgraf **Eckhard von Meißen**, welchen die Thüringer zum Herzog gewählt hatten, der **fränkiſche Konrad**, des 999 verſtorbenen

Papſtes Gregor V. Bruder, Herzog von Kärnthen, und der Schwabenherzog Hermann. Allein Heinrich überwand nach und nach alle Hinderniſſe; der fränkiſche Konrad von Kärnthen trat freiwillig von der Kronbewerbung zurück, Eckhard von Meißen, Herzog von Thüringen, ward — eben im entſcheidenden Augenblick — durch Privatfeinde erſchlagen, Hermann von Schwaben verlegte zwar dem Thronbewerber den Weg nach Mainz, aber Dieſer kam auf einem Umweg dahin und wurde dort von dem Erzbiſchof und den fränkiſchen Großen als König anerkannt. Nun bekämpfte Heinrich den Schwabenherzog, der ſich ihm endlich (1003) unterwarf, gewann zu Merſeburg die Zuſtimmung der Gegenpartei in Sachſen (eine andere Partei hatte ihm bereits im April 1002 zu Werla ihre Stimme gegeben), ſowie jene der Thüringer, errang die des Polenherzogs Boleslav, dem er die Lauſitz zu Lehen gab, und endlich zu Duisburg auch die der Lothringer. So wurde er denn als Heinrich II. in Aachen feierlich als Nachfolger Karl's des Großen erkannt. Seine Herrſchaft war von Anfang bis zu Ende unruhevoll. Geiſtliche und weltliche Große ſtanden einander eiferſüchtig gegenüber, Beide ſtrebten nach möglichſter Unabhängigkeit von der einheitlichen Gewalt; die geiſtlichen Großen, durch Otto's I. und ſeiner Nachfolger Staatskunſt wider die weltlichen begünſtigt, um der Kaiſermacht eine Stütze zu ſein, machten ihre erhöhte Bedeutung nun auch gegen das Reichsoberhaupt ſelbſt geltend und Heinrich II., von unbegränzter Ehrfurcht für die Kirche erfüllt, beſaß nicht die Kraft, um ſie in Schranken zu halten. Noch weniger vermochte er den Strebungen der Herzoge und Grafen, ihre Würden erblich zu machen, kraftvollen Widerſtand zu bieten; die Bedeutung des aufſtrebenden Städtebürgerthums wußte er nicht zu würdigen. Unfähig, die im Entwickelungskampf wider einander wogenden Staatskräfte in's rechte Maß zu ſtellen und eine Neugeſtaltung des Staatslebens zu fördern, war der ſchwache Heinrich den Wünſchen ſeiner Gemahlin in Beziehung auf Reichsangelegenheiten nur allzu willfährig und hielt es für die höchſte Aufgabe, die Kirche und ihre Würdenträger durch Schenkungen von Gütern, Gefällen, Städten und Gebieten zu bereichern, für welche Freigebigkeit ihm bei ſeinen Lebzeiten der Himmel verheißen und nach ſeinem Tode die Aufnahme in die Zahl der Heiligen zu Theil ward.

Bevor wir Heinrich's II. Kämpfe mit den deutſchen Großen betrachten, nehmen die Entſtehung der Markgrafſchaft Oeſterreich und die Stellung Böhmens und Polens zum deutſchen Reiche unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Erſt ſeit der Entſcheidungsſchlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg wurden die Gränzprovinzen gegen die nach Oſten zurückgedrängten Ungarn mit geregelter Einrichtung verſehen; die Reichsgränze gegen ſie ſchob ſich allmählig auf dem rechten Donauufer von der Enns aus weiter vor; es entſtand eine deutſche Mark jenſeits oder unter der Enns durch Eroberung von Grafen, welche unter dem baieriſchen Heerbann ſtanden. Als Graf dieſer Oſtmark unter der Enns erſcheint in den letzten Tagen Otto's II. ein ſtreitbarer Held, Namens Leopold, aus jenem durch ſein blutiges Geſchick bekannten, mit dem ſächſiſchen in Verwandtſchaft getretenen oſtfränkiſchen Geſchlecht der Babenberger; Adalbert, der gleichnamige Sohn des unter Ludwig dem Kinde enthaupteten Grafen, hatte mit König Heinrich I. 933 gegen die Ungarn gefochten und war im Kampf gefallen, ſein Sohn Leopold, Kaiſer Otto I. werth, ward 960 Graf im Donaugau, 974 Graf im Traungau; dieſem Leopold verlieh nun Otto II. im Jahre 983 die Oſtmark, für welche dreizehn Jahre ſpäter zuerſt in einer Urkunde der Name „Oſterrichi“ vorkommt. Freudig zog der Held über die Erlaf wider die Ungarn, deren Hauptfeſte, die „Eiſenburg“ Meddelike (das heutige Mölk), auf ſteilem Felſen an der Donau ragend, den Strompaß beherrſchte. Dieſe Feſte eroberte Markgraf Leopold; dort nahm er ſeinen Sitz, dort gründete er eine geiſtliche Stiftung; er erweiterte die Eroberung des Landes für's deutſche Reich am rechten Donauufer bis an den Kalenberg, am linken bis an die March, befeſtigte die den Ungarn entriſſenen Gebiete durch Burgen und bevölkerte das Land mit Anſiedlern aus Franken und Baiern. Dieſer erſte babenbergiſche Markgraf von Oeſterreich, benannt „der Erlauchte“, ſtarb im Jahre 994 zu Würzburg und ihm folgte in der Oſtmark von vier Söhnen der Aelteſte, Heinrich, dem der Beiname des „Tapfern“ ward. In ſeinen Tagen drang der deutſch-chriſtliche Einfluß immer mehr in Ungarn ein und bereitete eine ganz andere Stellung desſelben zum deutſchen Reiche vor. Beſonders thätig für die Einführung des Chriſtenthums bei den Ungarn war der Biſchof Piligrim von Paſſau, deſſen Bemühungen von der Gemahlin des Ungarnkönigs Geyſa eifrig gefördert wurden. Geyſa's Sohn Waik wurde Chriſt, erhielt in der Taufe den Namen Stephan und heirathete Giſela, die Schweſter des Baiernherzogs, des nachmaligen Königs Heinrich. In Folge der Glaubensgemeinſamkeit und der Verſchwägerung geſchah es, daß das ſtreitbare Volk, welches noch vor kaum einem halben Jahrhundert der Schrecken Deutſchlands geweſen war, nun nicht bloß friedliche Nachbarſchaft mit der Mark Oeſterreich hielt, ſondern allmählig auch in einen für ſeine eigene Bildung ſehr förderlichen Wechſelverkehr mit dem deutſchen Weſen trat.

Der Mittelpunkt aller ſlaviſchen Aufſtrebungen nach Begründung einer großen nationalen Reichsmacht war bisher Böhmen geweſen. Unter Herzog Boleslav II. hatte es die herrlichſte Blüte erreicht, unter deſſen Söhnen aber verfiel Böhmens Größe wieder und ſein Neffe Boleslav Chrobry (d. i. „der Tapfere") machte nun Polen zum Kern der Macht des öſtlichen Slaventhums. Er eroberte die alte Chrowaten-Hauptſtadt Krakau, welche nun polniſch ward und blieb; bald hatte er alle Gebiete im Norden der Karpathen, Mähren, Schleſien und die Slowakei vom böhmiſchen Reiche abgeriſſen und mit dem polniſchen vereinigt; die Böhmen vertrieben ihren grauſamen Herzog Boleslav III („Rothhaar" zubenannt) und erhielten des Polenfürſten Bruder Wladiwoy zum Herzog, welcher dann das Land von König Heinrich II. als Lehen des deutſchen Reiches nahm, jedoch ſchon nach wenigen Monaten ſtarb (1003). Nun beriefen die Böhmen den vertriebenen Jaromir (Sohn Boleslav's II.) zurück, aber der Polenherzog Boleslav Chrobry ſetzte dagegen den gleichfalls verjagten Rothhaar mit Waffengewalt in die Herrſchaft wieder ein. Bald machte ſich Dieſer durch blutige Wütherei neuerdings verhaßt und nun nahm der gewaltige Pole Böhmen für ſich ſelbſt in Beſitz. König Heinrich II., bei welchem ſich die vertriebenen Söhne der rechtmäßigen Fürſten aus Przemysl's Geſchlecht, Jaromir und Ulrich, als Gaſtfreunde und Schützlinge befanden, war bereit, den Polen als Herzog von Böhmen anzuerkennen, wofern Dieſer das Land von ihm zu Lehen nehme, doch der Stolze, der ſich König von Polen nannte, verſchmähte dies, verband ſich mit dem Markgrafen Hezilo von Schweinfurt und deſſen Genoſſen, und bemeiſterte ſich der Oberlauſitz (1003).

Der erſte Kampf, welchen Heinrich mit den deutſchen Großen zu beſtehen hatte, war um Baiern. Da es ſeit Otto I. angenommen war, daß der König aller Deutſchen nicht Herzog eines einzelnen deutſchen Volksſtammes ſein könne, ſo wurde durch Heinrich's II. Thronbeſteigung die Herzogswürde von Baiern erledigt. Unter mehreren Bewerbern um dieſelbe traten insbeſondere zwei hervor, Bruno, des Königs Bruder, und der tapfere oſtfränkiſche Markgraf Hezilo (Heinrich), Herr zu Amertala und Hatheresburg, der zu Schweinfurt ſaß. Ihm erwiederte der König: „es ſei altes Recht der Baiern, ſich ihren Herzog ſelbſt zu wählen; treffe ihre Wahl Hezilo, ſo werde ſie auch ihm genehm ſein.“ Gleichwohl wurde ſofort auf dem Landtage, wo manche Angelegenheit Baierns zur Sprache kam, der wichtigſten, der Herzogswahl, nicht gedacht; dieſer Umſtand und die Wahrnehmung, daß des Königs Gemahlin Kunigunde, die Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg, ihren Gatten zu beſtimmen ſuchte, Baiern an ihren Bruder Heinrich zu verleihen, erregten bei Hezilo den Argwohn, daß der König ihn täuſchen wolle, und mit dem Schwert verſuchte er ſich nun Baierns Herzogswürde zu erringen. Zu ihm ſtanden als Verbündete Bruno, der Polenherzog Boleslav, der Schwabenherzog Hermann und der jugendliche Held Ernſt von Babenberg, Bruder des Markgrafen Heinrich I., des Tapferen, von Oeſterreich. Den König aber begünſtigte das Glück. Die Feinde wurden raſch einzeln angegriffen und überwältigt. Ernſt der Babenberger wurde gefangen genommen, zum Tode verurtheilt, aber begnadigt; Hezilo gab im Jahre 1004 den vergeblichen Widerſtand auf, unterwarf ſich und wurde, nach einjähriger Haft in der Feſte Giebichenſtein bei Halle, ebenſo wie Bruno, wieder zu Gnaden aufgenommen. Das Herzogthum Baiern erhielt (1004) der Bruder der Königin, Graf Heinrich von Luxemburg. — Boleslav Chrobry von Polen aber ſetzte den Kampf beharrlichen Muthes fort. Zwar gelang es dem vertriebenen Jaromir, mehr durch die Neigung des Volks, als durch Heinrich's Hülfe, die Herzogswürde von Böhmen wieder zu erhalten, in welcher der deutſche König ihn beſtätigte; — die Polen räumten Böhmen, ein deutſches Heer zog in die Oberlauſitz, um ſie ihnen wieder zu entreißen, Budiſſin ergab ſich nach hartnäckigem Widerſtand den Deutſchen und im folgenden Jahre (1005) drang König Heinrich ſogar bis nahe an Poſen vor; — allein durch Mangel an Lebensmitteln bedrängt, mußte er mit Boleslav Chrobry Frieden ſchließen und demſelben alle Eroberungen mit Ausnahme Böhmens und der Lauſitzen laſſen. Von nun an wechſelten Kämpfe und Friedensſchlüſſe zwiſchen Deutſchland und Polen, bis endlich im Jahre 1018 ein dauernder Friede geſchloſſen wurde, deſſen Bedingungen jedoch weniger der Ehre des deutſchen Reiches als den drängenden Umſtänden entſprachen. Polen ſtand fortwährend als Verfechter des Slaventhums unſerm Vaterland entgegen. — Böhmen dagegen hatte ſich, um des Schutzes vor Polen willen, enger dem deutſchen Reich angeſchloſſen. Als Herzog Jaromir im Jahre 1012 durch ſeinen Bruder Ulrich von der Herrſchaft vertrieben worden, beſtätigte König Heinrich II., um Entſcheidung angerufen, den glücklichen Sieger Ulrich als Herzog von Böhmen, hielt den Vertriebenen ſogar in Gewahrſam nnd lieferte ihn in die Haft des feindlichen Bruders aus! Dafür ſtand denn nun freilich Ulrich der Böhmenherzog mit ſo viel Rechten, wie ein deutſcher Fürſt, auch in deutſchen Landen da und übte in der Folge das bedeutendſte, das der Königswahl mit aus.

Gleichwie Kunigundens Eifer für die Begünſtigung ihres Bruders Heinrich den Krieg um Baiern entzündet hatte, ſo veranlaßten ihre Brüder Adalbero und Dietrich, welche ſich, von ihr unterſtützt, die erzbiſchöfliche Würde von Trier und die biſchöfliche von Metz widerrechtlich verſchafft, einen neuen Krieg, welcher ganz Lothringen erſchütterte und erſt im Jahre 1018 durch einen Friedensſchluß zu Aachen beendigt ward.

Auch Konrad der Jüngere, der Sohn des (1011 geſtorbenen) Herzogs Konrad von Kärnthen, der ſich in ſeinem Recht gekränkt glaubte, weil der König die Würde des Vaters nicht ihm, ſondern Adalbert verliehen hatte, und der ſtolze, vielgewaltige Sachſenherzog Bernhard, der von der Ruhr und Lippe bis über die Elbe und Saale, von der Eder und Fulda bis zur Oſtſee allen Sachſen in Engern, Oſt- und Weſtphalen vorſtand und an der Niederelbe bis gegen die Peene hin als Markgraf die dort wohnenden ſlaviſchen Stämme beherrſchte, lehnte ſich wider das

Reichsoberhaupt auf und nur durch Vermittlung des Biſchofs Meinwerk von Paderborn und ſeiner Freunde konnte in Sachſen der Friede erhalten, nur durch große Anſtrengungen konnte das königliche Anſehen wider Konrad den Jüngeren behauptet werden.

Auch das *kaiſerliche* Anſehen vermochte Heinrich II. in Italien, wo die alten Gegenſätze zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Großen fortbeſtanden und die Parteikämpfe nicht endeten, nicht kräftig genug geltend zu machen. — Nach Otto's III. Tode war der Markgraf Harduin von Ivrea von einem Theil der Großen zum König von Italien gewählt worden, — eine Wahl, durch welche ſich das *nationale* Streben nach Losreißung von deutſcher Oberherrſchaft kund gab. Um nun Deutſchlands Anſprüche auf das Reich Italien zu wahren, zog Heinrich II. im Jahre 1004 dahin und erlangte durch die deutſche Partei, an deren Spitze der Erzbiſchof Arnulf von Mailand ſtand, in Pavia die italieniſche Königswürde; aber in der Nacht nach ſeiner Krönung erhob ſich das Volk zur Vertilgung der Fremdherrſchaft, der König wurde im Palaſte belagert und nur durch einen Sprung aus dem Fenſter gelang es ihm, ſich zu ſeinen Landesgenoſſen zu retten. Er kehrte hierauf nach Deutſchland zurück und Harduin von Ivrea behauptete ſich fortwährend als König von Italien. Zum zweiten Male zog Heinrich II. im Jahre 1013 auf die Bitte des durch den Patricius Johannes, einen Sohn des Crescentius, auf's Härteſte bedrängten Papſtes Benedikt VIII. nach Italien. Diesmal kam er zwar bis Rom und wurde dort (im Jahre 1014) durch Benedikt VIII. *zum Kaiſer gekrönt*, er mußte jedoch neuerdings die tiefe Abneigung der Römer gegen die Deutſchen erfahren und kehrte, Italien dem Kampf der Parteien überlaſſend, nach Deutſchland zurück. In dieſem Kampfe erlag der Gegenkönig Harduin von Ivrea; er legte die Krone nieder und zog ſich in's Kloſter Fruttuaria zurück, wo er ſeine Tage als Mönch beſchloß. — Im Jahre 1020 kam Benedikt VIII. zu dem Kaiſer nach Deutſchland, weihte den von dieſem erbauten Dom zu Bamberg ein und forderte ihn zum Beiſtand gegen die Griechen in Unteritalien auf. Da unternahm Heinrich II. (1021) die dritte Heerfahrt nach Italien. Er eroberte die von den Griechen neu erbaute Stadt Troja, ſowie Capua, Salerno und andere Städte; der griechiſche Herzog von Neapel, die Fürſten von Benevent und Capua erkannten des Kaiſers Oberhoheit an. Aber Seuchen brachen die Kraft ſeines Heeres, er mußte die Befeſtigung der Herrſchaft aufgeben und den Rückzug nach Deutſchland antreten. Die Fortſetzung des Kampfes gegen die Griechen in Unteritalien überließ er kriegeriſchen Normannen, welche aus ihrem im Jahre 911 im nördlichen Frankreich gegründeten Herzogthum (aus der nach ihnen benannten „Normandie“) Streifzüge nach dem fernen Süden unternommen, eine Wallfahrt nach dem Berge Gargano gethan und mit den Longobarden in Verbindung gekommen waren. Dieſen Normannen, denen der alte Hang nach Abenteuern, nachdem ſie Chriſten geworden, als Wallfahrtsluſt neu aufgeblüht war, die über'm Bußgeſang den Schwertesklang nicht vergeſſen konnten und das Pilgergewand gern mit Feindes-, zumal mit Heidenblut geſchmückt heimbrachten, gab Kaiſer Heinrich II. für ihr Kampfeswerk Lehen in jenen ſüdlichen Gegenden; bald zogen den rüſtigen Pilgern, die des heitern Himmels Milde labte, viele andere Volksgenoſſen aus der Heimath nach und ließen ſich bei den kaiſerlichen Lehensleuten nieder; ſo bildeten ſich im Süden Italiens Anſiedlungen normanniſcher Gefolgſchaften.

In Burgund beſaß damals Heinrich's II. Oheim, Rudolf III., mehr den Namen als die Macht eines Königs. Da Rudolf keine Kinder hatte, ſo glaubte ſein Neffe, Graf Odo von Champagne, ihm, als nächſtem Erben, müßte die Würde zukommen, und nicht erſt des Oheims Tod wollte er abwarten, um die Herrſchaft an ſich zu nehmen. Allein Rudolf ſchloß zu Straßburg im Jahre 1019 mit Kaiſer Heinrich II. einen Vertrag, wodurch er Burgund unter des Kaiſers Schutz ſtellte und ihm zugleich die Erbfolge zuſicherte. Die dem König trotzenden Großen zwang Biſchof Werner von Straßburg mit ſiegreicher Heeresmacht, die Anordnungen Rudolf's und die Oberhoheit des Kaiſers anzuerkennen. Heinrich II. ſtarb jedoch vor Rudolf im Jahre 1024 und mit ihm erloſch der Seitenzweig des ſächſiſchen Hauſes.

Der Erſte aus dem ſächſiſchen Geſchlecht, der die deutſche Krone getragen, hatte unſer Vaterland vom Verderben gerettet. Der Zweite hatte das deutſche Reich zur erſten Macht im chriſtlichen Abendlande erhoben und für die Kaiſerwürde die Bedeutung feſtgeſtellt, daß ihr alle chriſtlichen Völker und Fürſten unterthan ſein ſollten, daß ſie als höchſte Rechtsmacht auch über das Papſtthum erhaben ſei. Er hatte ferner Italien zu einem Nebenlande von Deutſchland gemacht, aber auch ſeine Nachfolger zu jenem verhängnißvollen Streben angeregt, den Schwerpunkt ihrer Macht in Italien zu begründen, woran bereits ſein Sohn und ſein Enkel untergingen. Der fünfte und letzte König aus jenem Hauſe bereitete durch ſeine Unfähigkeit und Schwäche dem deutſchen Reiche Wirren und innere Kämpfe, unter welchen deſſen kaum befeſtigte Größe und Macht neuerdings bedroht wurden. Um die Hauptveranlaſſung zu beſeitigen, wodurch Empörungen entſtanden und die Einheit der Regierung gefährdet ward, hatten die Könige ſächſiſchen Stammes die einflußreiche Herzogsmacht durch Verleihung an Mitglieder ihrer Familie oder an mit ihnen verſchwägerte Geſchlechter feſt mit dem Königshauſe zu verbinden geſucht; aber dies Mittel erwies ſich als eben ſo unzulänglich, wie die überwiegende Begünſtigung der geiſtlichen Großen. Sollte das Königthum ein ſchirmendes Gleichgewicht gewinnen, dann mußte es ſich auf jene unteren Klaſſen ſtützen, welche eben bei der Reichsgewalt Schutz und Erweiterung des Rechts wider geiſtliches und weltliches Herrenthum ſuchten.

5. Erſte Entwickelung des deutſchen Städteweſens.

In dem altgermaniſchen Gemeindeſtaat waren die Freien, auf ächtem Grundeigenthum ſitzend, unbeſchadet der Hochwerthung alter Geſchlechter, unter ſich gleich. Durch Einführung des Kirchenthums ſpaltete ſich die Volksgeſammtheit in Geiſtliche und Laien. Die Erſteren bildeten eine urſprünglich bloß in der Vorſtellung ausgezeichnetere, bald aber auch in der Wirklichkeit durch Grundherrlichkeit und ſtaatliche Stellung bevorrechtete Kaſte, und in ihr ſelbſt wieder war eine Sonderung von Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit, war ein Gegenſatz von Herrſchenden (Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Aebbten) und Untergeordneten (Pfarrgeiſtlichkeit und Mönchen). Mit der Verwandlung des Gemeindeſtaats in den Lehensſtaat trat auch in der Laienwelt die Geſammtmaſſe der Freien in zwei Klaſſen auseinander, deren eine, durch großen eigenen Grundbeſitz und außerdem durch Lehen reich, eine ausſchließlich kriegeriſche Lebensweiſe führte, während die andere, außerhalb der mannigfaltigen Gliederung des Lehenweſens ſtehend, mit friedlichem Erwerb, Landbau oder Handel beſchäftigt, der ſteten Gefahr ausgeſetzt war, durch die Uebermacht der Erſteren ihre Freiheit zu verlieren. Dieſer Gegenſatz der Bevorrechteten und der Gemeinfreien erweiterte ſich noch mehr in Folge des Umſtandes, daß der ordentliche Heerbannsdienſt durch Heinrich I. hauptſächlich Reiterdienſt geworden war. Die Beihülfe zur Entſchädigung der Mannſchaft, welche die ärmeren Freien gaben (ſ. Bd. II. S. 12), wurde allmählig zu einer ordentlichen Laſt und Mancher, der aus der Heerfolge ausgetreten, wurde, wenn er nicht beſondere Mittel zur Behauptung ſeiner Unabhängigkeit fand, zum ſchutzpflichtigen Landſaſſen jenes reichen Grundherrn, dem er zum Reichsdienſt ſteuerte. Die veränderte Einrichtung gereichte ſomit zum Nachtheil der Volksfreiheit. Die Macht des Adels aber wuchs dabei, indem ärmere Freie, welche ſich den Heerbannsherrn zu Reiterdienſt erboten, ihnen dafür „Hulde thun“ mußten, ſomit die Zahl der Dienſtleute des Adels vermehrten. Der Heerbannpflichtige und der Dienſtmann hieß nun von der Art des Heerdienſtes Ritter. Später bildeten Alle, welche ſich einem ausſchließlich kriegeriſchen Leben widmeten, einen eigenen Stand, eine eng geſchloſſene, nach beſtimmter Ordnung geregelte Genoſſenſchaft; dieſe Geſtaltung erwuchs jedoch nicht urſprünglich auf deutſchem, ſondern auf dem romaniſchen Boden Spaniens und Südfrankreichs und wurde erſt durch die vielfache Berührung des deutſchen Adels mit dem franzöſiſchen bei den erſten Kreuzzügen nach Deutſchland verpflanzt.

Jener Gegenſatz zwiſchen den Bevorrechteten und den Freien zeigte ſich deutlichſt in dem Zuſtand der Bildung. Am Hofe des ſächſiſchen Kaiſerhauſes walteten einflußreich geiſtvolle fremde Fürſtinnen, wiſſenſchaftlich gebildete italiäniſche und deutſche Biſchöfe waren dort, Gelehrte aus Griechenland und Rom waren bei den geiſtlichen Fürſten, wie bei Bruno von Köln, ſtets hochgeehrt; ſie brachten, wie Gunzo von Novara an Otto's I. Hof wohl hundert Bände griechiſcher und römiſcher Meiſterwerke, ſüdländiſche Bildungsſtoffe. Vom Hofe Otto's I. ging die Anregung zum Emporblühen der

Domſchulen und ſomit zur Pflege einer aus Griechenlands und Roms Schätzen ſchöpfenden Gelehrſamkeit. Es entſtand eine lateiniſche Hofdichtung, freilich in ſeltſamſter Geſchmacksverirrung. In lateiniſcher Sprache und nach lateiniſchen Kunſtmuſtern ſchrieb die Nonne Hrosuith zu Gandersheim geiſtliche Schauſpiele, von weltlich derber Sinnlichkeit durchwebt. Deutſche Dichtung blieb dem Hof und der Geiſtlichkeit fremd; deutſcher Volksgeſang wurde von den Vornehmen mißachtet. Um ſo werther hielten ihn dagegen die niederen Stände als theures Kleinod. Die alten Lieder, den Sagenkreiſen und Ueberlieferungen entquollen, verjüngten ſich in Sprache und Form; aus Zeitereigniſſen (wie Hatto's Verrath an dem Babenberger, die Frankenniederlage bei Eresburg und Konrad Kurzbold's Abenteuer) ſchuf der dichteriſche Volksgeiſt neue Lieder, die weit und breit geſungen wurden und ſich mehrere Menſchenalter lang erhielten, denn wenn der fahrende Sänger oder Spielmann ſein Lied mit Saitenſpielbegleitung vortrug, ſang die ganze Hörermenge mit und nach. In jenen Tagen, da die Vornehmen und Gelehrten den deutſchen Volksgeſang als bäueriſch verachteten, erinnerten ſich die Mönche in den ſtillen Zellen der Lieder- und Sagenſtoffe, an denen ſie ſich vordem draußen in der Welt erfreut, und mit mühſamem Fleiß behandelten ſie in lateiniſcher Sprache nach alten Kunſtmuſtern jene heimiſchen Stoffe aus der Heldenſage, wie die Mähren von Walther und Hildegund, und von Ruodlieb, desgleichen die aus der Thierſage, ſo die Ekbaſis, „Alveradens Eſelin“, „Prieſter und Wolf“, „Hahn und Fuchs“. Nur als Unterrichtsmittel wurde die deutſche Sprache in Klöſtern (beſonders in St. Gallen durch Notker Labeo) gepflegt; aber ſie ward aus der Dienerin zur Herrin, — es entwickelte ſich die deutſche Proſa, die deutſche Kirchenrede.

Jener Gegenſatz zwiſchen dem Herrenthum der Bevorrechteten und den in ihrer Unabhängigkeit gefährdeten Freien bedrohte, wenn er ungehindert fort und fort beſtand, die deutſche Nationalität mit einem frühen Ende. Zwar hatte die äußerliche Machtſtellung, welche das deutſche Reich unter den ſächſiſchen Kaiſern erlangt, auch nach innen eine bedeutende Folge. Das Reich, unter Karl dem Großen bloß als Inbegriff der durch das Band der Einherrſchaft vereinigten Länder, als Sache gedacht, als des Königshauſes Erbeigenthum, — es ward jetzt allgemein als moraliſche Perſon erfaßt, Urbeſitzerin alles Rechts, Ausdruck der Nationaleinheit und Nationalmajeſtät. Wie ſtark ſich auch zuweilen die alte Eiferſucht der Volksſtämme auf einander regte, wie helle Funken und Flammen der Reibung zwiſchen Süd- und Norddeutſchland auch noch manchmal entſprühten, — jener hohe Begriff des Reichs brachte die durch das Bewußtſein der Gleichberechtigung und Gleichgeltung gehobenen Volksſtämme ſtets wieder zur Verſöhnung. Dem Reich gehörte Italien, am Reich haftete das Recht auf das römiſche Kaiſerthum. Gleichſam nur des Reiches Willen ſprachen die Fürſten aus, welche den König wählten; dem Reich war der König verpflichtet zur Wahrung ſeiner Ehre und Rechte; vom Reich trugen die Fürſten durch den König ihre Länder zu Lehen und durch Verrath am Reich verwirkten ſie dieſelben. Das Reichsgeſetz war nicht der Wille des Königs und der Fürſten als ſolcher, ſondern der durch ſie ausgeſprochene nationale Bundeswille. Aber dieſer Anſchauung, überall gegenwärtig, wo deutſches Leben ſich in den verſchiedenſten Entwickelungsformen und Thätigkeitskreiſen regte und mannigfaltigſt reich geſtaltete, dieſem großen Fortſchritt des Nationalbewußtſeins traten die Fürſten (mit wenigen Ausnahmen), nur an die eigne Herrſchaft und Macht denkend, nur ihre Sonderſtellung feſthaltend, unbekümmert um das Schickſal des Ganzen, trotzig entgegen.

Indeſſen der germaniſche Volksgeiſt wußte langſam und ſicher einen Schutzwall der Freiheit aufzubauen wider das die allgemeinen Volksverbindungen auflöſende Lehenweſen, wider die vielfach gegliederte, ſtolz und feſt in ſich abgeſchloſſene kriegeriſche und prieſterliche Herrenkaſte. Dieſer Wall, innerhalb deſſen eine gemeinheitliche Verfaſſung mit Selbſtvertheidigung, Selbſtverwaltung und Selbſtregierung ſich entwickeln und erſtarken, die Erlöſung der Unfreien zur Freiheit weiter geführt werden ſollte, war das Bürgerthum.

Auf verſchiedene Art entſtanden in unſerm Vaterlande die Städte. Die älteſten waren jene römiſchen am Rhein, an der Moſel und an der Donau, von denen manche (wie z. B. Mainz, Trier, Worms) ihren Urſprung ſogar bis in keltiſche Zeiten zurückleiten konnten. Durch Kaufleute, welche den römiſchen Heeren folgten, ſowie durch dieſe ſelbſt, die zwiſchen Morgen- und Abendland umherzogen, wurde das Chriſtenthum ſchon ſehr frühzeitig in jene römiſchen Städte verpflanzt, es bildeten ſich darin chriſtliche Gemeinden mit Biſchöfen und Prieſtern. Oft wurden ſolche Städte in den Kriegsſtürmen zerſtört, aber immer wieder ſammelten ſich beim Eintritt der Ruhe die Gläubigen um die Gräber der Märtyrer, an den durch die Andacht geheiligten Orten, und ſo erſtanden die Städte, welche zugleich Biſchofsſitze waren, ſtets auf's Neue aus Trümmern und Aſchenhaufen. Als die Franken ihre Macht auf römiſchem Boden gegründet, hielten Merowingerkönige mit ihren Miniſterialen in ſolchen verjüngten, mit Pfalzen und Kirchen verſehenen Römerſtädten am Rhein, wie in Köln, Koblenz, Mainz, Worms, Hof; fränkiſche Adelinge und Freie ließen ſich mit ihren Leibeigenen und Hörigen innerhalb des Umfangs der Mauern nieder, ſie wohnten in einzelnen Häuſern, zu welchen inner- wie außerhalb der Stadt Aecker und Weinberge gehörten. So entſtanden in Köln, Trier, Worms, Mainz, Speier, Straßburg u. ſ. w. und ebenſo in Baierns alter Hauptſtadt Regensburg neben den Stiftern und Klöſtern auch Anſiedlungen von Laien, theils wehrhaften Geſchlechtern, theils Unfreien. Da ſolche als kirchliche Mittelpunkte bedeutſame Rhein- und Donauſtädte zugleich Hauptſtapelplätze des Handels waren, ſo gediehen ſie bald zu reicher Lebensfülle. Auch durch die Märkte bei Kirchen und Klöſtern, von den Geiſtlichen in's Leben gerufen, um Zoll- und Münzvorrechte zu erlangen, entſtanden Niederlaſſungen, geſchloſſene Dörfer und Weiler, rings um die heiligen Orte. Es bildeten ſich ferner ſolche Anſiedlungen um die durch Burgen geſchützten Königspfalzen. Die zunehmende Betreibung des Ackerbaues ſeit Karl dem Großen durch freie Landeigenthümer und Erbzinsbauern erzeugte größere Wohlhabenheit und größere Bedürfniſſe, die nur auf ſtädtiſchen Märkten befriedigt werden konnten, wo fremde Handwerker, wie z. B. die wollearbeitenden Frieſen, die älteſten deutſchen Kaufleute in den Rheinſtädten, ihre Waaren hinbrachten. So wirkte die Zunahme des Landbaues auf die des Handels, letzterer aber wieder auf Hebung der Handwerke, deren Erzeugniſſe raſcheren und gewinnbringenden Abſatz fanden. An Königspfalzen, Herrenſitze, Klöſter durch die Hörigkeit gefeſſelt, entwickelten ſie ſich frühzeitig; ihrer Unentbehrlichkeit für geiſtliche und weltliche Herren verdankten die Handwerker höhere Werthung und eine eigene genoſſenſchaftliche Ordnung, deren Spitze die Meiſterſchaft bildete. Bei den Alemannen finden ſich ſchon zu Anfang des ſiebenten Jahrhunderts

Spuren zunftmäßigen Betriebs und einer gewiſſen Achtung des Handwerks, ſo ſtand bei ihnen ein „öffentlich als *Meiſter* anerkannter" Schmied, Goldſchmied, Schwertmacher, Bäcker in dreifach höherem Wehrgeld als der gewöhnliche Leibeigene. Auf Erhaltung tüchtiger Meiſter wurde ſpäter in den Königspfalzen Karls des Großen, wo die zahlreichen Handwerker unter dem Hofrecht in gewiſſe Genoſſenſchaften getheilt waren, die größte Sorgfalt verwendet und aller Wahrſcheinlichkeit nach genoſſen ſie eine Art von Freizügigkeit. In den größeren Klöſtern (wie z. B. in St. Gallen) vervollkommneten ſie ſich durch Unterweiſung kenntnißreicher Mönche.

Nur in einzelnen wenigen urſprünglich *römiſchen* Städten mag ſich aus erhaltenen Reſten des Decurionenſtandes der Kern einer freien Bürgerſchaft geſtaltet haben. In den meiſten anderen Städten dagegen geſchah die Entwickelung eines *dritten Standes*, einer *perſönlich freien Mittelklaſſe*, welche zwiſchen den vom Lande in die Städte gezogenen Lehensmannen und den Leib-, Zins- und Hofhörigen ſtand, in folgender Weiſe. Freie ohne eigenen Grundbeſitz, welche ſich in Städte unter den Schutz der Königspfalzen oder der Kirche begaben und dort durch Handel, durch fabrikartigen Verkehr mit den Erzeugniſſen des Handwerksfleißes der Leibeigenen, kurz durch bürgerliche Beſchäftigung ihren Unterhalt gewannen, hießen „Königsleute"; ſie bildeten mit den im Stadtbezirk anſäſſigen, den Zoll und die Münze, den Leib- und Grundzins verwaltenden Miniſterialen die *Gemeinde*, wählten die Gemeindevorſteher und ſtanden zwar ihrer dinglichen Unfreiheit gemäß (da ſie unter Hofrecht gekommen) unter dem königlichen Verwalter und Richter der Hörigen (dem ſpäteren „Vogt"), ſie hatten aber vermöge ihrer freien Abkunft das Recht, Beiſitzer, Schöffen aus ihrer Mitte dem Richter beizugeben. Dieſe *Schöffengerichte* wurden nun allmählig auch zu einer *Verwaltungsbehörde*. Außer dem Vogt, der den Blutbann im Namen des Königs übte, war noch ein Burggraf da für die Polizei. — Die Handwerker konnten als Hörige natürlich nicht Glieder der aus Freien entſtandenen Gemeinde ſein. Indeſſen zeigten ihnen doch die „Gilden", wodurch ſich minder mächtige Freie eidlich zu wechſelſeitigem Schutz der Gemeinfreiheit gegen Mächtigere verbanden, den Weg, um ihre Zunftgenoſſenſchaften ſo auszubilden, daß ſie, über die Arbeitsmeiſterlichkeit hinausſtrebend, auch das Mittel boten, ſich die Frucht des Fleißes, das bewegliche Vermögen zu ſichern und durch dieſes ſich mit der Zeit von der Hörigkeit zur perſönlichen Freiheit, zur Wehrhaftigkeit zu erlöſen.

Die nächſte Geſtaltung des Städteweſens erfolgte dadurch, daß Biſchöfe und Aebbte durch der Könige Gunſt Immunität und ſomit in ihren Sprengeln die vorzüglichſten Hoheitsrechte, in den Städten alſo alleinige Gerichtsbarkeit erlangten. Die ummauerten biſchöflichen Städte kamen hierdurch unter die mittelbare Hoheit der geiſtlichen Herren und wurden durch das Weichbildrecht*) (die Verfaſſung für alle innerhalb der Stadt und ihres Bezirkes Wohnenden) von den Landgemeinden abgeſchloſſen. Das Weichbildrecht, ein erweitertes Hofrecht, glich die bisherige Verſchiedenheit des Rechts für die mannigfachen Klaſſen der ſtädtiſchen Bevölkerung aus, und zwar allerdings zum Nachtheil des ganz freien Theils der Gemeinde, da alle Bürger nach Hofrecht dienſtpflichtig waren, dagegen zu Gunſten der perſönlich unfreien niederen Bevölkerung; die Mittelfreiheit (d. h. die perſönliche Freiheit der dinglich Unfreien) wurde nun zum Gemeingut für die „Gottesleute", als welche nun die gleichberechtigten Bewohner der biſchöflichen Stadt bezeichnet wurden. Das bisher nur nutzbare Eigenthum verwandelte ſich nun in ein ächtes, erbliches, freilich aber belaſtet mit dem Ehezwange und mit Abgaben vom beweglichen Nachlaß der Verſtorbenen („Beſthaupt", „Budtheil"). Die Verleihung des Gerichtskampfes (des Zweikampfes als Gottesurtheil) machte alle Gottesleute wehrhaft; ſie hatten einen Antheil an der Polizeigewalt und der inneren ſtädtiſchen Verwaltung, beſonders in Bezug auf den Markt. Geheiligt war das Hausrecht, Niemand durfte ohne richterliche Befugniß in den „Ring des Hauſes" dringen. In der Stadt ſollte Jedermann, Fremde wie Heimiſche, Frieden haben. So weit war man in den meiſten biſchöflichen Städten und annähernd auch in den wenigen fürſtlichen beim Erlöſchen des ſächſiſchen Kaiſerhauſes. Eine andere Art von Städten waren die dem Kaiſer unmittelbar unterworfenen. Die Kaiſer befreiten große Bezirke, in welchen kaiſerliche Herrſchaften lagen, und Gemeinheiten gleichfalls von der Gewalt der Grafen als ordentlicher öffentlicher Beamten und verliehen ſie an Reichsvögte, welche in einer kaiſerlichen Burg oder Pfalz ihren Sitz hatten. Freie Gemeinden ergaben ſich freiwillig an das Reich und erhielten dann gleichfalls Reichsvögte. Auch ſolche Städte erhielten mit der Befeſtigung Weichbildrecht.

---

*) Das Wort Weichbild ſtammt von „Weich" (Weihe, heilig) und kam durch den Brauch zur Uebung, daß die Gränzen der Immunität mit dem Bilde des Stiftsheiligen bezeichnet wurden.

Die verhältnißmäßig freieſte Verfaſſung hatte damals Köln, wo ſich ſeit alter Zeit eine freie Gemeinde mit Schöffen, welche die Stadt regierten, erhalten hatte und der Erzbiſchof nur in Bezug auf die Ausübung der höchſten Gerichtsbarkeit als Stadtherr betrachtet werden konnte. Er beſtellte das Stadtgericht durch einen Vogt und einen Burggrafen, der jedoch den hohen Gerichtsbann unmittelbar vom Reiche zu Lehen trug; das Urtheil aber ſprachen die Schöffen der Stadtgemeinde, gemeiniglich zwölf an der Zahl, mit Amtsdauer für Lebenszeit, durch eigene Wahl ſich ergänzend, aber vom Burggrafen in's Amt eingeführt. Dieſe Schöffen bildeten zugleich die ſtädtiſche Obrigkeit. Die ſtädtiſche Gemeinde beſtand aus verſchiedenartigen Genoſſenſchaften und Brüderſchaften, deren angeſehenſte, älteſte die „Richerzechheit“ hieß. Wahrſcheinlich ſtammte ſie aus einer Eidverbindung ritterlicher Geſchlechter und gründete ihre Macht und Anſehen nicht bloß auf den Reichthum, den ſich ihre Genoſſen als Kaufleute erworben, ſondern auch mehr noch auf ihre Verdienſte um die Stadt, deren Unabhängigkeit ſie mannhaft gegen die Angriffe der Erzbiſchöfe vertheidigten. Dieſer in ſich abgeſchloſſene Bürgeradel, herrſchſüchtig und anmaßend gegen geringere Bürger, wählte aus ſeiner Mitte die Schöffen und alljährlich die zwei Bürgermeiſter, welche die polizeiliche Gewalt übten. Die geringeren Bürger, welche ſich in „Gaffeln“ (Zünften) gliederten, wählten ihre Zunftmeiſter ſelbſt (in anderen biſchöflichen Städten wählte ſie der Burggraf) und waren von Zwangsarbeiten und anderen Laſten der Hofhörigkeit frei. Gleichwohl war auch die Freiheit Kölns noch eine unvollkommene; denn der Erzbiſchof hatte als oberſter Gerichtsherr willkürliche Strafgewalt über die Schöffen und der reiche Bürgeradel betrachtete ſich allein als die Gemeinde.

Da immer mehr rittermäßige Freie von ihrem ländlichen Grundeigenthum in die Städte überzogen und bei Aufnahme in den Bürgerverband die Bürgerpflicht der Vertheidigung übernahmen, ſo konnten wohlerworbene Rechte im Nothfall auch gegen den Herrn der Stadt vertheidigt werden. Die Städte in Flandern, wie Brügge und Gent, gaben das leuchtende Beiſpiel inniger Wechſelwirkung von Gewerbthätigkeit, Reichthum, Wehrhaftigkeit und Gemeindefreiheit; ſo ſtand Gent ſchon im elften Jahrhundert als eine von eigenen Schöffen regierte, waffenfähige freie Gemeinde da. Bei den fortwährenden Kämpfen zwiſchen dem Reichsoberhaupt und den Fürſten erlangte die in Reichthum und Wehrhaftigkeit erſtarkende Kraft der Städte hohe Bedeutung. Von den Herren an freiheitlicher Entwickelung gehindert, waren ſie eben auf engen und treuen Anſchluß an das Reichsoberhaupt hingewieſen, von welchem ſie Schutz und Förderung ihres Strebens erwarten durften, wie dieſes von ihnen wieder Geld- und Waffenhülfe in der Noth.

Von folgenreicher Wichtigkeit für die Entwickelung des Kunſtfleißes, des Handels und des Städteweſens war die Entdeckung der Silberbergwerke im Harz (um das Jahr 968). Durch emſige Ausbeutung derſelben wurde nun bei Weitem mehr edles Metall als früher zum raſcher und mächtiger fördernden Verkehrmittel. Auch in Süddeutſchland wurden Silbergruben bearbeitet, Blei- und Eiſengruben thaten ſich in Weſtphalen auf. Die Folge war der Aufſchwung der Metallarbeit, für kirchliche Zwecke durch hochgebildete kunſtſinnige Geiſtliche gefördert, für weltliche in den Städten durch die auf des Handwerks Gediegenheit ſtolzen Zünfte. Biſchöfe, wie Meinwerk von Paderborn und Bernward von Hildesheim, erwarben ſich in Beziehung auf erſtere große Verdienſte; Denkmale jener Zeit erblicken wir noch heute in den mit bibliſchen Darſtellungen geſchmückten ehernen Thüren des Doms, ſowie in der ehernen Säule auf dem Domhof zu Hildesheim und in einem eben dort befindlichen Kreuz, von Bernward ſelbſt verfertigt. Die Vervollkommnung der Bildkunſt in Metall, als deren Zweig die Stempelſchneidkunſt zu betrachten, blieb nicht ohne Einfluß auf Holz- und Elfenbein-Schnitzkunſt, Bildhauerei und Malerei, größtentheils für kirchliche Zwecke. Die Glasmalerei wurde wahrſcheinlich zu Ende des zehnten Jahrhunderts erfunden. Der fromme Sinn der Kaiſer des ſächſiſchen Hauſes, der geiſtlichen und weltlichen Großen erſchuf zahlreiche und zum Theil großartige Kirchen, welche ſich an die Stelle der älteren, unanſehnlichen, gar oft aus Holz gebauten erhoben; ſo die Schloßkirche zu Quedlinburg, die Stiftskirche zu Gernrode, die Liebfrauenkirchen zu Magdeburg und Halberſtadt, die Michaeliskirche zu Hildesheim, die Dome zu Mainz, Speier, Baſel, Bamberg, Merſeburg. Der Bauſtyl, in welchem ſie aufgeführt wurden, war der romaniſche, in weiterer Fortbildung der urſprünglichen Baſilikenform. Die Grundform, auch von Außen immer deutlicher zu erkennen, bildete das Kreuz; dem öſtlichen Chor gegenüber wurde meiſtens ein weſtlicher angebracht, das Mittelſchiff um die Hälfte über die von ſtarken viereckigen Pfeilern und Säulen getragenen und mit Kreuzgewölben geſchloſſenen Mittelſchiffe erhöht; Thürme, gewaltige Steinmaſſen, erhoben ſich über dem öſtlichen Eingang, oft auch über oder neben dem weſtlichen Chor und über dem durch Längenſchiff und Querſchiff gebildeten Kreuze. Die kahle Einförmigkeit der Mauerflächen wurde durch hervortretende, gleichmäßig eingetheilte ſenkrechte Steinſtreifen („Liſenen"), ſowie durch ein unter dem Geſims hinziehendes Band von kleinen Bogen unterbrochen, die Eingänge mit Säulen und Pfeilern, mit Bogen und Bildwerk geſchmückt, die Säulenknäufe mit den mannigfaltigſten, ſeltſamſten Zierrathen, aus Pflanzen-, Thier- und Menſchengebilden zuſammengeſetzt. Geiſtliche entwarfen noch immer die Bauriſſe und gaben die Gedanken zu den Zeichnungen. Die zunftmäßigen Handwerker, indem ſie in Dienſtpflicht ihres Biſchofs oder Abbts die Ausführung beſorgten, hatten dafür den Vortheil des Lernens, des Einblicks in tiefere Kenntniſſe. Außerdem wurde die Baukunſt aber auch ſeit alten Zeiten von Genoſſenſchaften gepflegt, die ſich eidlich zur Geheimhaltung der Kunſtregeln verbanden. Die Bedürfniſſe des ſtädtiſchen Lebens erweckten nun auch die höhere bürgerliche Baukunſt. Zwar wie das Leben des einzelnen Handwerkers noch dunkel und gedrückt, ſo waren es auch die kleinen, zum Theil hölzernen Häuſer in ſchmalen, dunkeln, ungepflaſterten Gaſſen, worin meiſtens Genoſſen eines und deſſelben Gewerkes wohnten und im Freien neben einander arbeiteten;*) nur der reiche Bürgeradel wohnte in ſtattlichen ſteinernen Gebäuden. Auf dem Markt aber ſtellte ſich die Fülle des gemeinſamen Lebens dar.

---

*) Daher ſtammen die noch heute üblichen Gaſſennamen: „Nagler-, Stricker-, Bogner-, Schuſter-, Wollenweber-, Riemer-, Bäcker- und Goldſchmiedgaſſe u. ſ. w.

Dort ſtanden die Wechslertiſche, dort ſaßen in der Gerichtslaube Richter und Schöppen, unbewaffnet, unbedeckt an Haupt und Hand, Mäntel um die Schultern, und fanden das Urtheil bei öffentlichem „Ding“. Dort ſah man die gerichtlichen Zweikämpfe, für welche es einen eigenen (rechtloſen) Stand öffentlicher Lohnfechter gab, die zur Erhärtung der Klage mit den Angeſchuldigten kämpften. In früheren Zeiten, wenn die Geiſtlichen bei der Kirche einen Markt eingerichtet, hatte die Kirche nicht ſelten als Waarenlager gedient oder die Geiſtlichen hatten für Käufer und Verkäufer ein eigenes Kaufhaus erbaut; nun aber bezeugte das Kaufhaus, als ſtädtiſches Gebäude, auf dem Markte prangend, ſtattlich wie Kirchen, mit Hallen und Lauben, daß der Handel längſt eine ſelbſtſtändige, freie Menſchen vereinigende, Länder verbindende, Gedanken vermittelnde Macht geworden. Das unbewegliche Eigenthum, auf welchem die urgermaniſche Freiheit als Herrenthum gehaftet, fand ſein Gegengewicht in dem beweglichen, die Beſchäftigung mit den Waffen in dem friedlichen Erwerb, welcher Unternehmungsgeiſt und Erfindungskraft erforderte und ſpornte, und mit edlem Selbſtgefühl höheren ſittlichen Muth weckte. Kölner und Holländer fuhren in die See hinaus; edle Oſtfrieſen, eidlich verbunden, wagten in dem auf Heinrich's II. Tod folgenden Jahrzehent die erſte Entdeckungsreiſe nach den Gegenden des Nordpols.

So rührte und regte ſich das deutſche Städteweſen ſchon in ſeinen mannigfaltigen Anfängen, in ſeiner unvollkommenen Freiheit voll rüſtiger Kraft nach allen Seiten hin. Noch waren erſt die verſchiedenartigen Beſtandtheile der Bürgerſchaft durch Gleichheit des erweiterten Hofrechts für alle Bewohner der mauerumſchloſſenen Stadt mehr geordnet als geeinigt. Die nächſtweitere Entwickelung des Städteweſens mußte nun die allmählige Abſchüttelung der Laſten des Hofrechts, die Erringung der Unabhängigkeit von den Städteherren, die Herſtellung einer wahren gemeinheitlichen Freiheit und den Sturz der ariſtokratiſchen Vorherrſchaft der Geſchlechter (Patricier) durch das wehrhafte demokratiſche Handwerk zum Ziele haben.

6. Konrad II., der Salier. — Erwerbung Burgund's. Erblichkeit der niederen Lehen.

Nach Kaiſer Heinrich's II. Tode bewahrte deſſen Wittwe Kunigunde bis zur Erwählung eines neuen Reichsoberhauptes die Krone ſowie die anderen Zeichen der königlichen Würde und verwaltete die Reichsgeſchäfte in Gemeinſchaft mit ihren Brüdern, Herzog Heinrich von Baiern und Biſchof Dietrich von Metz, ſowie mit mehreren, beſonders geiſtlichen Großen, als da den Biſchöfen von Mainz, Köln, Trier, Bamberg, Paderborn, Utrecht und Augsburg. Vorſorglich beriethen ſich die Großen mündlich und ſchriftlich über die für die Königswürde geeigneten Männer, und in der achten Woche nach Heinrich's II. Tode (13. Juli) zogen die Fürſten, Edlen und Freien von allen Gegenden unſeres Vaterlandes her auf fränkiſche Erde, an die Geſtade des Rheins, wo am 4. September die Königswahl ſtattfinden ſollte. Am linken Ufer des Stroms ragte auf der Höhe bei Lörzweiler, zwiſchen Nierſtein und Mainz, der alte Königsſtuhl; Oppenheim gegenüber am rechten Ufer lag am Saume der weiten Ebene, die ſich vom Strom bis zum Odenwald hinbreitet, ein Ort, Namens Kamba, welchen der Rhein längſt überdeckt hat; dort pflogen die Fürſten der Wahl. Von den Volksſtämmen, deren Edle und Freie in Waffen leuchtend in zahlreichen Schaaren den Fürſten gefolgt waren, hatten die Sachſen mit den benachbarten Slaven, die Franken, Baiern und Schwaben auf dem rechten Ufer ihre Gezelte aufgeſchlagen und ihre Fähnlein aufgepflanzt, auf dem linken die Ober- und Nieder-Lothringer. Bei dieſer großen National-Verſammlung waren anweſend: der kühne und ſtolze Sachſenherzog Bernhard, der Luxemburger Heinrich von Baiern, der junge Schwabenherzog Ernſt, der thatluſtige Friedrich von Oberlothringen, der tapfere Gozelo von Niederlothringen, der Kärnthner Adalbert, der in allen öſtlichen Alpenländern vom Sömmering bis zum adriatiſchen Meer hin gebot, kriegeriſche Markgrafen und der edle alte Pfalzgraf Ezzo von Aachen oder bei Rhein, der in Franken waltete, die Erzbiſchöfe der drei großen Erzſtifte Mainz, Köln und Trier, die Biſchöfe der zahlreichen andern Sprengel, die

Aebbte mit Ring und Stab, als Lehensherren von ihren Dienſtmannen umgeben, und all die ſtolzen Freien. Nach längeren Vorberathungen ſchwankte die Wahl zwiſchen zwei Männern fränkiſchen Geblüts; beide waren gleich edel von Geſchlecht, Abkömmlinge (in weiblicher Linie) König Konrad's I., mit dem ſächſiſchen Hauſe verwandt und mit den mächtigſten Großen verſchwägert, beide Konrad geheißen und nur durch's Alter geſchieden; beide waren Söhne von Brüdern, der Aeltere des fränkiſchen Grafen Heinrich, der Jüngere des 1011 geſtorbenen Herzogs Konrad von Kärnthen, — ihre Väter waren Söhne des Herzogs Otto von Kärnthen, Enkel jenes tapferen Herzogs Konrad von Lothringen, welcher in der Ungarnſchlacht auf dem Lechfeld gefallen war. Außer der Verwandtſchaft verband beide noch die Waffengenoſſenſchaft, denn als der Jüngere gegen Adalbert von Kärnthen angekämpft, hatte der Aeltere ihm trefflichen Beiſtand geleiſtet. *Der ältere Konrad trug nicht Lehen von Fürſten,* ſondern nur vom Reich, und deren nicht viele; er ſaß, ein kluger, feſter, gediegener, hochfreier Mann, mit ſeiner Hausfrau Giſela, der Wittwe des Schwabenherzogs Ernſt I., auf ſeinem Erbgut Limburg zwiſchen Speier und Worms. Der jüngere Konrad konnte ſich größerer Macht rühmen, als der ältere; ihm war das Volk hold, auf ihn richteten vorzugsweiſe die Lothringer ihr Augenmerk, welche dem älteren Konrad noch deshalb Feindſchaft trugen, weil er ſeinem Oheim zum Schutz den Herzog Gottfried von Niederlothringen bekämpft hatte; deſſen Bruder Gozelo, der Herzog Dietrich von Oberlothringen, Graf Rainer von Hennegau, der Erzbiſchof von Köln und die Biſchöfe von Verdün, Utrecht und Lüttich hatten ſich verbunden, den älteren Konrad nicht als König anzuerkennen. Für die Erhebung desſelben waren jedoch vorzugsweiſe der Erzbiſchof Aribo von Mainz und der Biſchof Eberhard von Bamberg. Als nun der ältere Konrad wahrnahm, daß die Stimmen der Fürſten hauptſächlich zwiſchen ihm und ſeinem Vetter ſchwankten, trat er zu Dieſem mit folgenden Worten: „Unverdient wird jeder von uns beiden für des Thrones würdig erachtet, deshalb laß uns, die Blutsverwandten, einig ſein, auf daß die Fürſten und Völker ihre Gedanken nicht von uns ab auf einen Dritten bringen. Höre meinen Vorſchlag: laß uns beide geloben, daß Jeder die Wahl des Andern nicht hindere, ſondern dem, welchen die Fürſten erwählen, ſeine eigene Stimme gebe." Der jüngere Konrad gelobte es dem älteren; Dieſer aber neigte ſich zu ihm und küßte ihn, dann ging der jüngere zu den Lothringern und berieth ſich mit denſelben. Während deſſen ſtand der Erzbiſchof Aribo von Mainz von ſeinem Stuhle auf, wo er im Kreiſe der anderen Fürſten ſaß und gab, als Erzkanzler des Reichs, der Erſte ſeine Stimme für Konrad den Aelteren, die anderen geiſtlichen Fürſten thaten ſodann desgleichen. Der jüngere Konrad war überraſcht, als er dieſe Wendung erkannte, doch gab er nun gleichfalls dem älteren Konrad ſeine Stimme; Dieſer aber faßte ihn an der Hand und hieß ihn neben ſich ſitzen. So hatten die Fürſten die Wahl vollendet; das Volk ſäumte nicht, nach uraltem Recht durch freudigen Zuruf ſeine Uebereinſtimmung mit derſelben zu bekunden und alſo die Gültigkeit des Geſchehenen anzuerkennen; es war am 8. September 1024. Nun trat die verwittwete Kaiſerin Kunigunde in den Kreis und übergab dem Neuerwählten Krone und Schwert des Reichs, die heilige Lanze und die anderen Kleinodien. Auch die Fürſten, welche dem älteren Konrad bis eben abhold geweſen waren, erkannten denſelben jetzt als König an und der Erzbiſchof von Köln erbat ſich, zum Zeichen der völligen Verſöhnung, die Vergünſtigung, der Gemahlin des Königs in Köln die kirchliche Königsweihe ertheilen zu dürfen. An Konrad, dem Zweiten dieſes Namens, welcher die deutſche Krone trug, ſollte dieſe kirchliche Weihe ohne Säumen vollzogen werden; dies war der Wunſch aller deutſchen Stämme, welche auf fränkiſcher Erde am Rhein bei Uebung ihres alten Rechts ein großartiges Feſt nationaler Eintracht gehalten hatten. Jauchzend brachen ſie von den Wahlfeldern auf und mit lautſchallenden Liedern folgten ſie auf beiden Ufern des Rheins dem König, der inmitten der Fürſten gen Mainz hinabzog. Als König Konrad II. im goldnen Mainz nach dem Gotteshauſe ſchritt, um die Weihe zu empfangen, traten ihn drei geringe Männer mit Klagen an, die er freundlich hörte; den Fürſten, die ihn mahnten, er verzögere dadurch die Weihe, erwiederte er im Vollbewußtſein der hohen Verantwortung, die er mit der Krone übernehme: „Wenn es mein Amt iſt, zu regieren, und ein ſtandhafter Mann nie das aufſchieben ſoll, was er eben Rechtes thun kann, ſo iſt es beſſer, ich ſelbſt thue meine Pflicht, als daß ich von Anderen daran erinnert werde. Ich habe oft von Euch gehört, daß nicht die gerechtfertigt ſein werden, welche das Recht hören, ſondern die es thun. Wenn es mir, wie Ihr ſagt, nöthig iſt, zur Weihe zu eilen, ſo muß ich um ſo bedächtiger meinen Schritt ſichern auf Gottes Werk, je mehr ich einſehe, daß ich mich einem ſchweren Amte näherte." Bevor er die Weihe empfing, erinnerte ihn der Erzbiſchof von Mainz an die Pflichten des königlichen Amts: die Gerechtigkeit und den Frieden zu erhalten, die Kirche und ihre Diener zu vertheidigen, Wittwen und Waiſen zu ſchützen; um Gottes willen, der an dieſem Tage einen neuen Menſchen aus ihm gemacht, möge er allen ſeinen Feinden und Beleidigern verzeihen, ſo werde Gott auch ihm einſt gnädig ſein. Da barg der hocherhobene Mann ſeine Thränen nicht und vergab laut und feierlich allen ſeinen Feinden. Hierauf wurde er durch Erzbiſchof Aribo in der Kirche zum König geweiht und heiterer ſtrahlte ſein Antlitz, da er, von den geiſtlichen und weltlichen Großen umgeben, in die Königspfalz zurückkehrte, wo ihm alle Biſchöfe, Herzoge und andern Fürſten, alle Edlen und Freien den Eid der Treue ſchwuren. Alsdann begab er ſich mit der Königin Giſela gen Aachen und ſprach dort, auf Karl's des Großen Marmorſtuhl ſitzend, in offener Reichsverſammlung Recht. Die Verhältniſſe klar überſchauend, war er feſt entſchloſſen, mit ſtarker Hand die Ordnung ſicher zu ſtellen, die höchſte Gewalt, die ihm von der Nation anvertraut worden, von allen beſchränkenden Einflüſſen frei zu erhalten, die Nationaleinheit gegen jeden Feind zu bewahren und des Reiches Mehrer zu ſein.

Durch Kaiſer Heinrich's II. Tod hielten König Rudolf und die Großen von Burgund den Vertrag über die Erbfolge für gelöst. Sollten nun die Rechte der Verwandtſchaft gelten, ſo hatten zunächſt Odo, Graf von Champagne, als ein Sohn der älteren Schweſter König Rudolf's, und dann Ernſt II., Herzog von Schwaben, der Sohn Giſela's, der Gemahlin Konrad's II., aus ihrer erſten Ehe mit dem 1015 verſtorbenen Herzog Ernſt I. von Schwaben, als ein Enkel der jüngeren Schweſter Rudolf's, Anſpruch auf Burgund. Konrad II. erkannte dieſe Erbanſprüche nicht an, da er den Vertrag zwiſchen Rudolf und Heinrich II. als für das deutſche Reich abgeſchloſſen betrachtete, und mit den Waffen behauptete er deſſen Recht. Die Burgunder fügten ſich; nur ſein Stiefſohn Ernſt, der die Lothringer Fürſten, Konrad den Jüngeren und den reichen und mächtigen ſchwäbiſchen Grafen Welf zu Freunden hatte, widerſtrebte ihm. Doch es gelang Konrad (1026), die Lothringer zur Unterwerfung zu bringen, und Giſela, ihren Sohn Ernſt und ihren Gatten zu verſöhnen; Konrad belehnte ſeinen Stiefſohn Ernſt von Schwaben mit der Abbtei Kempten; Dieſer aber leiſtete, an der Spitze der Schwaben im Reichsheer, dem König die Heeresfolge nach Italien. Dorthin begab ſich Konrad II., vom Papſt Johann XIX. und den Biſchöfen dringend aufgefordert, um die Anſprüche des deutſchen Königthums auf die Herrſchaft über dies Land und auf die Kaiſerkrone gegen die Partei der weltlichen Großen zu behaupten, welche dem Herzog Wilhelm IV. von Aquitanien, Grafen von Poitiers, für ſeinen Sohn Italien und die Kaiſerkrone angeboten hatte; als ſich aber Wilhelm von der Stärke der deutſchen Partei, ſowie davon überzeugte, daß ſein Sohn als König von Italien nur den Zwecken der Großen als Werkzeug dienen ſollte, zog er ſich von der Bewerbung um die Krone für denſelben zurück. König Konrad wurde im März des Jahres 1026 in Mailand durch Erzbiſchof Heribert zum König von Italien gekrönt, brach den Trotz Pavia's, Lucca's, Toskana's, zog am 22. März des folgenden Jahres (1027) feierlich in Rom ein und erhielt dort am Oſterfeſte im Beiſein König Rudolf's von Burgund, König Kanut's (Knud's) von Dänemark und England, und vieler Fürſten die Kaiſerkrone. Mit dem Dänenkönig trat Kaiſer Konrad II. in nähere freundſchaftliche Beziehung; wahrſcheinlich in Rom geſchah es, daß die Vermählung Gunhild's, der Tochter Kanut's, mit Heinrich, dem neunjährigen und zum Reichsnachfolger in Deutſchland beſtimmten Sohne des Kaiſers, verabredet wurde und daß Konrad die Stadt Schleswig und die Gränzmark zwiſchen der Schlei und Eider an Dänemark abtrat. Mit König Rudolf aber brachte Konrad in demſelben Jahre 1027 den Streit um Burgund durch einen Vergleich zu Ende, worin Rudolf ihm und ſeinem Sohne Heinrich die Erbfolge zuſprach, mit Umgehung Odo's von Champagne und Ernſt's von Schwaben. Von Rom zog Kaiſer Konrad II. nach Unteritalien; dort unterwarf er ſich die Fürſten von Benevent und Capua und bewilligte den kriegeriſchen Normannen, gegen die Verpflichtung, jenen Fürſten und dem von Salerno gegen die Griechen beizuſtehen, feſte Wohnſitze; da gründete Rainulf die Stadt Averſa, welche der Mittelpunkt der Normannenherrſchaft im Süden Italiens ward.

Inzwiſchen hatte Konrad II. ſeinen Stiefſohn Ernſt aus Italien nach Deutſchland zurückgeſandt, um dort die Ruhe zu erhalten. Aber der Schwabenherzog, feurigen Gemüthes, nicht vermögend, ſeines Erbrechts auf die Krone Burgunds zu vergeſſen, widerſtand dem Anreiz nicht, mit Allen, welchen Konrad's II. ernſtes und ſtrenges Walten unlieb war, gemeinſame Sache zu machen, ſo mit Konrad dem Jüngeren und mit dem gewaltigen Grafen Welf, dem mächtigſten ſeiner Vaſallen, welcher dem Biſchof Bruno von Augsburg die Güter ſeines Stifts verheerte; Ernſt ſelber brach in's Elſaß und in Burgund, und that, von einer feſten Burg bei Zürich aus, den Gütern der Stifter St. Gallen und Reichenau Abbruch. Als Kaiſer Konrad dies vernahm, kehrte er raſch aus dem Süden Italiens nach Deutſchland zurück, nahm unterwegs dem Welf die Gaugrafſchaft im Innthal und verlieh ſie dem Bisthum Brixen, war ſchon im Juni 1027 in Regensburg und übergab ſeinem Sohne Heinrich das erledigte Herzogthum Baiern. Dann hielt er in Ulm Reichsgericht über den Friedensbrecher Ernſt von Schwaben und deſſen Genoſſen, — auf ſchwäbiſcher Erde, weil jeder Fürſt nur auf dem Boden, wo er geboren, gerichtet werden durfte. Herzog Ernſt, nach Ulm vor Gericht geladen, kam, aber nicht als Flehender, ſondern ſtattlich umgeben von allen ſeinen Dienſtmannen, ſtolzen Sinnes, mit dem Kaiſer wie mit ſeines Gleichen zu handeln, feſt vertrauend auf die Treue der ſchwäbiſchen Grafen und Dienſtleute. Da zeigte ſich nun, wie erfolgreich die Staatskunſt war, welche die Grafen und Dienſtleute als Gegengewicht wider die gefürchteten Herzoge begünſtigte. Auf Ernſt's Ermahnung, in alter Schwabentreue bei ihm auszuharren, erwiederten ihm die Grafen Friedrich und Anshelm im Namen der Uebrigen: „Wohl haben wir Dir Treue gegen Jedermann geſchworen, — aber nicht gegen den, durch welchen wir Dir untergeben worden ſind, — den König, und auch der konnte uns nicht, wie er's mit Knechten wohl thun darf, Dir völlig zu eigen hingeben, — wäre dem ſo, dann freilich müßten wir Dir unbedingt folgen. Nun ſind wir aber freie Männer und der König iſt unſerer Freiheit höchſter Schirmherr. Verlaſſen wir alſo Dieſen, ſo verlieren wir auch die Freiheit; die aber gibt ein

Mann von Ehre nur mit dem Leben auf. Verlangſt Du unſeren Dienſt in jeder ehrlichen und gerechten Sache, ſo findeſt Du uns zum Gehorſam bereit; verlangſt Du uns zu anderem Dienſt, ſo kehren wir frei dahin zurück, von woher wir nur bedingungsweiſe zu Dir kamen.“ Von allen ſchwäbiſchen Grafen und Dienſtleuten blieben zu Ulm dem Herzoge nur ſo wenige, daß er ſich dem Kaiſer auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Dieſer ließ ſeinen Stiefſohn nach der Feſte Giebichenſtein bringen und dort in Haft halten; dann zog er in Schwaben umher und brach den Widerſtand Aller, die ſich gegen ihn aufgelehnt. Drei Monate lang trotzte ihm Kyburg, die ſtarke Feſte des Grafen Werner, der dem Herzog Ernſt der treueſte Freund war; als ſie endlich erſtürmt wurde, war Werner daraus bereits entkommen. Graf Welf mußte dem Biſchof von Augsburg allen Schaden erſetzen; Konrad der Jüngere hatte längere Zeit Haft zu erleiden, bis er ſpäter Vergebung fand und ſogar (1035) das Herzogthum Kärnthen erhielt; den Biſchof Werner von Straßburg, aus dem Geſchlechte der Grafen von Habsburg, ſchickte der Kaiſer, da er ihn nicht ohne Grund für einen Theilhaber des Aufſtandes hielt, als Botſchafter an den griechiſchen Hof, von welchem Werner bis an ſeinen Tod auf einer Inſel gefangen gehalten ward. Herzog Ernſt lag zwei Jahre in Haft auf dem Giebichenſtein, da vermittelte ſeine Mutter Giſela auf's Neue eine Sühne; er erhielt die Freiheit wieder und ſollte, wenn er ſein Erbgut Weiſſenburg im Nordgau an ſeinen Stiefvater, den Kaiſer abtrete, zum Herzog von Baiern erhoben werden; ſo wollte der kluge Konrad Ernſt's Ehrgeiz beſchwichtigen, ihn aber auch von dem Umgange mit ſeinen Freunden und von Burgunds Gränzen fern halten. Im Mai 1029 trat Ernſt Weiſſenburg ab und im März des folgenden Jahres gab ihm der Kaiſer ſogar das Herzogthum Schwaben zurück, doch unter der Bedingung: daß er eidlich gelobe, mit dem Grafen Werner von Kyburg, der für die Seele des Widerſtands galt, keine Gemeinſchaft zu pflegen, vielmehr ihn mit aller Macht als Feind des Reiches zu verfolgen. Aber Herzog Ernſt konnte ſich von dem in der Noth erprobten Freunde nicht losſagen. Da erklärte der Kaiſer ſeinen Stiefſohn zum Reichsfeind, nahm ihm, nach eines Fürſtengerichts Spruch, die herzogliche Würde für immer und gab ſie deſſen jüngerem Bruder Hermann, für welchen Biſchof

Warmann von Konſtanz das Herzogthum Schwaben verwalten ſollte; durch den Spruch der Biſchöfe aber ward der, welcher es verſchmähte, den Freund zu verrathen, aus der Kirche geſtoßen. Ja, um den Freund verlor Ernſt ſelbſt der Mutter Schirm und Hort; denn ſie gelobte (auf daß der Friede im Reiche erhalten würde): was auch von nun an wider ihren Sohn geſchehen würde, nichts wolle ſie rächen. Nun hatte Ernſt, da ihn auch Odo von Champagne, an den er ſich gewandt, von ſich ſtieß, nur noch ſeinen Werner auf Erden und ging land- und leutlos in die „Hölle" (die Schlucht des Schwarzwalds) nach Falkenſtein bei Schramberg, von wo er ſich, durch des Kaiſers Dienſtmannen umlagert, nur zuweilen herauswagte, um ſeines Leibes Nothdurft zu friſten. Als ihm des Kaiſers Leute einſt ſeine und ſeiner wenigen treuen Genoſſen Pferde von der Weide wegfingen, faßte er verzweifelnd den Entſchluß, lieber ehrlich zu ſterben, als ſchmählich zu leben, nahm ſeine Treuen zuſammen und ſtürzte mit dem kleinen Häuflein auf den Grafen Mangold heraus, der ihm lang aufgelauert. Am 17. Auguſt 1030 kam's zum Kampf; da fiel Mangold, aber auch die beiden Freunde Herzog Ernſt und Graf Werner von Kyburg wurden erſchlagen. In der Volksſage lebten die Geſchicke des Vielgeprüften und ſeines treuen Dienſtmannes fort; wir werden ſpäter darauf zurückkommen.

Nun nahmen Kämpfe gegen den König Stephan von Ungarn, welcher Baiern durch verheerende Einbrüche beunruhigte, und gegen Miesko II. von Polen, welcher die Gebiete bis über die Elbe gegen die Saale bedrängte, Kaiſer Konrad's Thätigkeit in Anſpruch. Stephan, gleichzeitig von dem Kaiſer und von Brzetiſlav, dem Sohne des Böhmenherzogs Ulrich, angegriffen, mußte Frieden ſuchen; desgleichen Miesko, gegen welchen der eigene Bruder ſich erhob (1031). Ulrich von Böhmen, welcher ſich als des Kaiſers Feind gezeigt, wurde durch ein Fürſtengericht des Reichsverraths ſchuldig befunden und zur Haft verurtheilt.

Dieſen Spruch zu vollſtrecken, ſowie die empörten Luitizen zu unterwerfen, wurde Konrad II. durch den Kampf um Burgund verhindert. König Rudolf war nämlich (6. September 1032) geſtorben und Graf Odo von Champagne, ſich fortwährend als den rechtmäßigen Erben betrachtend, hatte ſich aller Landſchaften vom Jura bis zum großen Bernhard und bis Vienne, ſowie der bedeutendſten Städte bemächtigt. Da eilte der Kaiſer an den Rhein, drang zu Anfang des Jahres 1033 über Baſel in Burgund ein, und empfing zu Peterlingen von Adel und Volk Krone und Huldigung. Im Frühjahr brach er in die Champagne ein und verheerte ſie ſo arg, daß Odo, um dies ſein Erbland zu retten, ſich durch einen Vergleich zur Räumung Burgunds verband. Kaum war jedoch die Gefahr abgewandt und der Kaiſer wieder fern von Burgund, als Odo, ſich durch den Vergleich nicht gebunden haltend, den Beſitz eines Theiles von Burgund behauptete. Da drang der Kaiſer mit einem ſtarken Heere aus Deutſchland unaufhaltſam bis an den Genferſee, während auch aus Italien gewaltige Schaaren, geführt von Bonifacius, dem Markgrafen Tusciens, und von Heribert, dem Erzbiſchof Mailands, wider Burgund rückten. Abermals huldigten die Großen dem Kaiſer; doch auch jetzt gab Odo die Hoffnung, bei günſtiger Gelegenheit wieder die Obhand zu gewinnen, nicht auf. Inzwiſchen hatte Heinrich, des Kaiſers Sohn, den empörten Böhmenherzog Ulrich beſiegt und führte ſein Heer dem Vater zu, welcher nach beendigtem burgundiſchen Krieg gegen die Luitizen zog. Er unterwarf ſie im Jahre 1035 und fuhr dann nach Italien, wo ſich die Ritter und niederen Vaſallen gegen die Willkür ihrer Lehensherren erhoben und erklärt hatten: „Käme der Kaiſer nicht nach Italien, ſo würden ſie ſich ſelbſt Recht ſchaffen“. Als Konrad dies vernommen, gelobte er: „Wohlan, dürſtet Italien ſo ſehr nach Recht, ſo will ich mit Gottes Hülfe ſeinen Durſt ſtillen.“ Im Jahre 1037 hielt er unter'm Schutz ſeines Heeres einen Reichstag zu Pavia, vernahm Anklagen gegen Heribert, den Erzbiſchof von Mailand, daß er Vielen ihre Güter unrechtmäßig genommen habe, und ließ ihn, als er deren Herausgabe verweigerte, gefangen nehmen. Darüber brach jedoch allgemeine Erbitterung gegen den Kaiſer und die Deutſchen aus. Durch Liſt befreit, rettete ſich der Erzbiſchof nach Mailand und vertheidigte ſich dort gegen den Kaiſer, der die Belagerung dieſer feſten Stadt am 28. Mai 1037 aufheben mußte.

An demſelben Tage erließ der Kaiſer im Lager vor Mailand gleichſam als Vermittler zwiſchen den Vaſallen und ihren Lehensherren, wichtige Beſtimmungen über die Lehensverhältniſſe. In den älteſten Zeiten hing es lediglich an dem Willen der Herren, ein Lehen, welches ſie vergeben hatten, zu jeder Zeit zurückzuziehen; ſpäterhin bildete ſich die Gewohnheit, dem Getreuen das Lehen für die ganze Lebenszeit zu belaſſen; dann ward es allmählig Brauch, daß der Sohn des Lehensmannes, mit Beſtätigung des Lehensherrn, das Lehen erbte, und endlich, daß es an alle Söhne gleichermaßen kam. Indem nun der Kaiſer das, was bisher Gewohnheit geweſen, zum Recht erhob, erhielten die Vaſallen nicht bloß eine Erweiterung ihrer Rechte, ſondern auch eine doppelte Gewährleiſtung derſelben. Die Erweiterung der Rechte beſtand in der Zuſicherung des erblichen Beſitzes der Lehen für alle großen und kleinen Vaſallen der Biſchöfe, Aebbte, Markgrafen und Grafen, ſowie Aller, welche kaiſerliche oder Kirchengüter zu Lehen hatten; nur wenn ſich der Vaſall eines Verbrechens ſchuldig gemacht, ward er ſeines Lehens verluſtig. Die doppelte Gewährleiſtung jenes wichtigen Rechts beſtand darin, daß die Entſcheidung darüber, ob ein Vaſall wegen eines Verbrechens ſein erbliches Lehen verlieren ſollte, nicht dem Lehensherrn anheimgeſtellt, ſondern (nach altgermaniſchem Rechtsbegriff) einem Gericht ſeiner Standesgenoſſen überwieſen wurde. Hierdurch traten die Vaſallen weſentlich aus dem Abhängigkeitsverhältniß zu den Lehensherren und dieſen gegenüber. Glaubte nun ein beſchuldigter Vaſall ſich durch den Spruch des Gerichts ſeiner Genoſſen beſchwert, ſo ſtand ihm eine Berufung auf Entſcheidung ſeiner Sache höheren Orts zu, und zwar dem großen Vaſallen an den Kaiſer, dem kleinen an den königlichen Sendboten. Indem nun ſolcherweiſe der Kaiſer und König als Schirmherr der Vaſallen daſtand, glaubte er in ihrer Anhänglichkeit eine Stütze gegen die Auflehnung der Großen zu beſitzen. In derſelben Weiſe wie in Italien wirkte er auch in Deutſchland zu Gunſten der Vaſallen, obgleich er dort nicht ein Geſetz über die Erblichkeit der Lehen erließ.

Durch ſeine Strenge gegen Heribert von Mailand hatte der Kaiſer die öffentliche Meinung Italiens um ſo mehr verletzt, da er hauptſächlich eben dieſem Kirchenfürſten die Krone Italiens verdankt hatte. Das Mißliche ſeiner Stellung wohl erkennend, ſuchte ſich nun der Kaiſer des Papſtes zu bedienen, um durch deſſen Ausſpruch ſein Verfahren gegen den Erzbiſchof zu rechtfertigen. Der noch ſehr junge Papſt Benedikt IX. (er ſoll bei ſeiner Erhebung auf den Stuhl

Petri erſt zwölf Jahre alt geweſen ſein), in ſittlicher Beziehung nichts weniger als achtungswerth, bot dem Kaiſer willig die Hand zur Abſetzung Heribert's. Dieſer hinwieder entſchloß ſich nun, das Aeußerſte zu wagen, und verband ſich mit dem Grafen Odo von Champagne, dem er die Krone Italiens verſchaffen wollte, und die nationale Partei ſtand zu ihm. Doch Odo, welcher in Lothringen eingefallen war, Bar beſetzt und Aachen bedroht hatte, wurde plötzlich (am 15. November 1037) durch Herzog Gozelo von Lothringen und deſſen Sohn Gottfried bei Bar-le-duc angegriffen und büßte das Leben ein. In Folge deſſen ſcheiterte jener Plan; die Geſandten der mit ihm wider den Kaiſer verſchworenen italiäniſchen Biſchöfe, und dieſe ſelbſt wurden gefangen. — Der Kaiſer zog nun nach Unteritalien (1038), beſiegte den Fürſten Pandulf von Capua und belehnte mit deſſen Fürſtenthum, Waimar von Salerno, den Normannenhäuptling Rainulf aber mit der Grafſchaft Averſa. Männer deſſelben germaniſchen Zweiges, mit welchem die Deutſchen einſt die furchtbarſten Kämpfe gekämpft, ſtanden alſo jetzt als italiäniſche Vaſallen unter der kaiſerlichen Oberlehensherrſchaft des Königs der Deutſchen.*) Vom Süden Italiens begab ſich der Kaiſer nach dem Norden und von dort, nachdem ſein Stiefſohn, Herzog Hermann von Schwaben und die däniſche Königstochter, die Gemahlin ſeines Sohnes Heinrich, durch Seuche hingerafft worden, nach Deutſchland zurück, — immer noch in der Abſicht, den Trotz Heribert's von Mailand zu beugen. Doch Dieſer blieb unerſchütterlich und erſchuf dem Nationalbewußtſein ein ſichtbares Wahrzeichen, welches fortan als theuerſtes, heiligſtes Gut galt, das ſogenannte „Carrocium“; es war dies ein Wagen, in deſſen Mitte ſich ein hoher Maſt erhob, mit einem goldnen Apfel auf der Spitze, weißen Fahnen zu beiden Seiten, inmitten mit einem Kreuzesbild geſchmückt.

---

*) Es ſoll bei dieſer Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, daß nicht lange vorher, zu Anfang des elften Jahrhunderts, der Normanne Leif, der Glückliche, den vierten Welttheil (Amerika), wohin Bjarne Herjulfon auf einer Reiſe von Island nach Grönland im Jahre 986 verſchlagen worden, erreichte und dort hölzerne Häuſer baute, ein Deutſcher aber, Namens Tyrker, welcher ihn auf der Reiſe begleitete, dort Weinreben fand, wornach das neuentdeckte Land „Vinland" geheißen ward. Zwei Jahre ſpäter begab ſich Leif's Bruder Thorwald dorthin und ließ im Sommer 1003 eine Unterſuchungsreiſe längs den Küſten ſüdwärts unternehmen, wurde aber im Sommer 1004 von den Eingebornen erſchlagen. Im Jahre 1007 begab ſich der Isländer Thorfinn Karlsefne mit ſeiner Frau und hundert Mann auf zwei Schiffen nach „Vinland" und blieb drei Jahre dort. Im Jahre 1121 fuhr Grönlands Biſchof Erich dahin, wahrſcheinlich um ſeine dort angeſiedelten Landsleute im Glauben zu bewahren. Einem Volk germaniſchen Geſchlechts gebührt mithin der Ruhm, Amerika entdeckt und die erſte Anſiedlung dort gegründet zu haben. (Rafn, die Lage der Hauptanſiedlung der alten Normannen in Amerika, in Lüdde's Zeitſchrift f. Erdk. V. Bd. 4. Heft, 1846.)

In Solothurn hielt der Kaiſer, um die burgundiſchen Angelegenheiten zu ordnen, einen Reichstag. Den Keim des Todes in ſich fühlend, den er wohl in Italien empfangen, begab er ſich dann nach dem Niederland und hielt das Oſterfeſt des Jahres 1039 in Nymwegen, das Pfingſtfeſt in Utrecht. Dort ſtarb er am 4. Juni 1039, mit vollem Bewußtſein, nachdem er gebeichtet und das Abendmahl empfangen hatte. Seine Eingeweide wurden zu Utrecht, ſeine Leiche im Dom zu Speier beſtattet.

7. Königthum und Kaiſerthum in der Fülle der Macht; Gegenſtrebungen des Papſtthums. — Heinrich III. und Hildebrand.

Sollte der ganze Lebensinhalt Konrad's II. für die Idee, welche er mit eiſerner Beharrlichkeit zu verwirklichen geſtrebt, nicht verloren ſein, ſo mußte ihm in der höchſten Würde des Reichs ein Mann nachfolgen, welcher die Fähigkeiten beſaß, das mühſam begonnene Werk weiter zu führen und zu befeſtigen. Bei dem Streben, die Kronen Deutſchlands, Italiens und Burgunds, ſowie die kaiſerliche in ſeinem Hauſe zu erhalten, hatte Konrad II. inmitten aller Kämpfe ſeines vielbewegten Lebens redlich dafür Sorge getragen, ſeinem Sohne, der ſie tragen ſollte, eine ſolche Erziehung zu geben, daß er, die hohe Aufgabe begreifend, auch in jeder Hinſicht zur Durchführung derſelben fähig und ſeiner erhabenen Stellung würdig ſei.

Konrad hatte ſeinen Sohn Heinrich, nachdem die Großen Dieſen ſchon als achtjähriges Kind, auf des Vaters Wunſch, im Jahre 1026 zum dereinſtigen Nachfolger gewählt, dem gelehrten Biſchof Bruno von Augsburg zur Erziehung übergeben, der des Knaben reiche Anlagen ſorglich zur Entwickelung brachte. Im Jahre 1027 hatte der Kaiſer ſeinem Sohn das Herzogthum Baiern, nach geſchehener Wahl durch die Großen des Landes, verliehen; im nächſten ließ er ihn in Aachen zum König weihen und krönen, im Jahre 1038 übergab er ihm zu Solothurn die Krone Burgunds und das durch den Tod ſeines Stiefbruders Hermann erledigte Herzogthum Schwaben. Als Konrad II. ſtarb, war Heinrich III. erſt zwei und zwanzig Jahre alt; kräftigen Gliederbaues, um Haupteslänge höher über Andere aufragend, war er herrlich anzuſchauen. Der Leibestüchtigkeit, der Meiſterlichkeit in aller ritterlichen Kunſt entſprach bei ihm kühner Muth, ſeiner gediegenen Willenskraft ein auf das Höchſte gerichteter Sinn. Noch bei Lebzeiten ſeines Vaters unter Leitung des Biſchofs Egilbert von Freiſingen in die Staatsgeſchäfte eingeführt, ſtand er nach ſeines Vaters Tode, wenn gleich noch ein Jüngling an Jahren, doch in der Mannesreife geiſtiger Ueberlegenheit da. Ein großer und edler Charakter, verdiente Heinrich III. den ehrenvollen Beinamen, welchen ihm das deutſche Volk beilegte: „Die Linie der Gerechtigkeit".

Heinrich III. begann ſein Königswalten mit der Wahrung der Reichswürde gegen Slaven und Ungarn. Böhmens kühner und kluger Herzog Brzetislav I., welcher Mähren und einen Theil von Schleſien vereinigte, wollte Polens Zerrüttung und Schwäche zu gleichem Zwecke benutzen, brach (1038) in Polen ein, plünderte und verbrannte Krakau, eroberte (1039) Breslau und Gneſen, und brachte von dort den Leichnam des heiligen Adalbert nebſt koſtbaren Kirchenſchätzen nach Prag. Aber Heinrich III. zwang ihn durch drei Feldzüge gegen Böhmen, in deren letztem (1041) er bis Prag vorrückte, einen Vergleich einzugehen, wodurch er auf Polen verzichtete, die Oberhoheit des deutſchen Reiches anerkannte und die Jahrgelder wie früher zu entrichten gelobte; dagegen behielt er von Schleſien Breslau mit dem dazu gehörigen Gebiet. Redlich hielt er von nun an dem König der Deutſchen Treue. — In Ungarn war König Stephan (1038) geſtorben; ſeinen Neffen und Nachfolger Peter hatte das Volk, welches ihn wegen ſeiner Begünſtigung der Ausländer, wegen ſeiner Ausſchweifungen und des Muthwillens ſeiner Günſtlinge haßte, vertrieben und dagegen Aba, den Gemahl von Stephan's Schweſter, zum König erhoben; Peter flüchtete zu Heinrich III., der ihn gaſtlich aufnahm. Aba vertrieb ſogleich die Fremden aus Ungarn, ſtellte das Heidenthum wieder her und fiel (1042) in Oeſterreich und Kärnthen ein, von wo er viele Gefangene und reiche Beute heimbrachte. Da drang König Heinrich mit großer Heeresmacht in Ungarn ein, zerſtörte Heimburg, eroberte Preßburg, eroberte die Landſtriche am linken Donauufer bis zum Granfluſſe und gewährte in ſeinem zweiten Feldzuge (1043) dem Aba den Frieden unter der Hauptbedingung, daß Dieſer die Landſtriche vom Kahlenberg bis an die Leitha an Deutſchland abtrat; ſie kamen anfänglich unter einen eigenen Markgrafen, wurden aber bald (1045) mit der die Vormauer Baierns bildenden Markgrafſchaft Oeſterreich vereinigt. Bald nach jenem Frieden entſtand Parteiung in Ungarn und Viele, durch Aba's grauſame Strenge erbittert, wandten ſich an König Heinrich, welcher nun, da Aba eine andere Bedingung, die Auslieferung der gefangenen Deutſchen, nicht erfüllt hatte, im Jahr 1044 einen neuen Feldzug nach Ungarn unternahm. In einer Schlacht am 5. Juli 1044 blieben ſo viele Deutſche, daß der Wahlplatz den Namen „Veſtnemti" (d. h. Verloren-Baier) erhielt; gleichwohl errang Heinrich III. den Sieg und drang nun nach Raab; Aba's Gemahlin und Söhne wurden gefangen, deſſen Schätze erbeutet, Aba ſelbſt auf der Flucht erſchlagen. König Peter aber übergab Heinrich III., der ihn wieder einſetzte, im Jahr 1045 Ungarn, empfing es zu Lehen und ſchwur den deutſchen Königen Treue. So ſtanden denn die tapfern Ungarn, einſt der Schrecken Deutſchlands, jetzt im Lehensverbande mit dem deutſchen Reiche! Zwar dauerte dieſer nur kurze Zeit, aber um ſo tiefer griff der Einfluß deutſchen Weſens in die Staatsentwickelung Ungarns ein.

Inzwiſchen hatte Heinrich III. für Deutſchland ein großes ſegensreiches Werk vollbracht, die Herſtellung des „Gottesfriedens". Nichts bekundete den Fluch der Bevorrechtung ſo tief einſchneidend, als die unaufhörliche Ausübung des alten Fehderechts, woran in Deutſchland, wie auch in den vom germaniſchen Herrenthum und Lehenweſen belaſteten romaniſchen Staaten ein Stand ſein wildes Behagen fand, deſſen einzige lebenslängliche Beſchäftigung der Krieg war. Was dem geringen Mann Verbrechen, Friedensbruch, Mord, Menſchenfang und Beute, das war dem vornehmen Bevorrechteten adlige Luſt und Ehre. Verwüſtung des

Landes, Hungersnoth, Seuchen, Elend und Verzweiflung der freien und unfreien Erwerbenden waren die Folgen dieſer unaufhörlichen Fehden der Bevorrechteten. Da verbanden ſich zuerſt in Frankreich und dann in Burgund einzelne Geiſtliche, um durch die Macht der religiöſen Idee und durch den Einfluß, welchen die Kirche ausübte, den Bevorrechteten doch wenigſtens einige Friſten abzugewinnen, binnen welcher ſie nicht Menſchenblut vergießen durften, wenn ſie nicht aus der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſtoßen und mit ihrem Fluch beladen werden wollten, welcher nicht bloß den Verluſt zeitlicher Güter und Würden, der Ehre und Sicherheit nach ſich zog, ſondern durch welchen auch, nach der alle Gemüther beherrſchenden Kirchenlehre, der Gottverhaßte des Teufels Genoſſe ward und ewiger Verdammniß verfiel. Solche Friſten nun waren allwöchentlich die Zeit vom Mittwoch nach Sonnenuntergang bis zum Montag eine Stunde nach Sonnenaufgang; dann vom Advent bis acht Tage nach dem Feſt der Erſcheinung, vom Sonntag Septuageſima bis acht Tage nach Oſtern. So furchtbar war der durch die ſteten Fehden veranlaßte Zuſtand, daß man glaubte: Gott müſſe ſeinen Prieſtern den Gedanken an einen ſolchen Waffenſtillſtand eingegeben haben; man nannte ihn „Gottesfrieden“ („treuga“ oder „treva dei“). Bei ſeinem feſten Entſchluß, Recht und Geſetz, Ordnung und Frieden zu ſchützen, bei ſeinem hohen religiöſen Sinn erſchien Heinrich III. der Gottesfriede als das einzige Mittel, um die zügelloſe Ausübung des Fehderechts auch in Deutſchland zu beſchränken und einen allgemeinen Land- und Reichsfrieden dadurch zu begründen. Als daher im Jahre 1043 einige der Urſachen, welche in Frankreich die erſte Anregung zu jener Einrichtung gegeben hatten, zumal Mangel an Lebensmitteln und theilweiſe ſogar Hungersnoth, auch in unſerm Vaterlande eintraten, hielt Heinrich III. die Gemüther allgemein empfänglich für die Einführung des Gottesfriedens in Deutſchland. In einer Verſammlung geiſtlicher und weltlicher Fürſten zu Konſtanz verzieh er öffentlich und feierlich Allen, welche ſich wider ihn vergangen hatten, und ermahnte Jeden, desgleichen zu thun; und wie ihn nun Fürſten und Volk ſahen, den milden, freigebigen Freund aller Armen und ſtarken Hort aller Bedrängten, den höchſten Mann im Reiche, der ohne Feind daſtand, weil er Niemand im Reiche als ſolchen kennen wollte, den heldiſchen König in ſeiner einfachen Herrlichkeit der Gnade und Treue, wie ſie ſeine Bitten hörten, die, aus dem Grunde der Seele dringend, zum Frieden mahnten, da wurden die Herzen mächtig ergriffen und des Königs Beiſpiel riß ſie zum Entſchluſſe hin, den Gottesfrieden zu geloben. Wie in Schwaben, ſo bahnte Heinrich auch in den andern Ländern des deutſchen Reiches durch Verzeihen den Weg zu allgemeiner Verſöhnung und, nachdem dies gethan, brachte er durch ein Geſetz für ganz Deutſchland einen ſeit Jahrhunderten unerhörten Frieden zu Stande (1043).

Heinrich III, voll Gedanken für Wohl und Würde des Reiches, voll Begeiſterung für Wiederherſtellung der durch die Schuld der Päpſte verlornen Reinheit der Kirche, erfüllt vom Bewußtſein ſeines Berufes: für Erſittlichung und Bildung des ganzen Abendlandes zu wirken, ſchickte ſich nun an, die Kaiſerwürde zu erwerben. Die Kirche litt damals an zahlloſen Mängeln und Gebrechen und die päpſtliche Würde war durch die Ruchloſigkeit der Männer, welche ſie bekleideten, beiſpiellos erniedrigt worden; von dem freien Entſchluß der Kirche ſelbſt ließ ſich deren ſittliche Erhebung nicht hoffen; aber die Nothwendigkeit ihrer gründlichen Verbeſſerung war Jedermann klar und Heinrich III. handelte durchaus nach dem Sinn und Bedürfniß ſeiner Zeit, als er ſelbſt ſie unternahm. Die letzten drei Päpſte, dem Hauſe der Grafen von Tusculum angehörend, waren Benedikt VIII., deſſen Bruder Johann XIX. und der Neffe von Beiden, Theophylaktus, der durch Beſtechung Papſt geworden war und den Namen Papſt Benedikt IX. angenommen hatte. Dieſer ausſchweifende Jüngling erlaubte ſich als geiſtliches Oberhaupt der Chriſtenheit jedes Laſter, ſelbſt Raub und Mord, und faßte, um ſeine Macht zu verſtärken, den Entſchluß, die Tochter eines gewiſſen Gerard de Saxo (eines der Vornehmſten der Gegenpartei) zu heirathen. Gerard de Saxo gab hiezu ſeine Einwilligung, jedoch unter der Bedingung, daß Benedikt IX. zu Gunſten des Erzprieſters Johannes auf die päpſtliche Würde verzichte; der Zweck der Gegner war dabei nur: die Beſetzung der Papſtwürde der Partei der Grafen von Tusculum zu entreißen. Als nun der Erzprieſter Johannes ſich durch Beſtechung die päpſtliche Würde verſchaffte und ſich Gregor VI. nannte, ſtellte ihm die Partei Gerard's de Saxo einen andern Papſt Sylveſter III. entgegen. Um ſolchem

Aergerniß und den verderblichen Wirren ein Ende zu machen, zog Heinrich III im Jahre 1046 nach Italien und berief eine Kirchenverſammlung nach Sutri; da wurden Sylveſter III. und Gregor VI. abgeſetzt und Benedikt IX., da er ſchon früher verzichtet, nicht mehr als Papſt betrachtet. Hierauf hielt Heinrich III. zu Rom ſelbſt im Beiſein der Großen, ſowie des Adels und Volkes abermals eine Kirchenverſammlung und führte, als Patricius von Rom und Schutzvogt der Kirche, nachdem alle Römer das Recht, einen neuen Papſt zu wählen, in ſeine Hand gelegt hatten, einen Deutſchen aus einem edlen ſächſiſchen Geſchlechte, den Biſchof Suidger von Bamberg, zum päpſtlichen Stuhle; die Geiſtlichkeit gab der Wahl ihre Zuſtimmung. Der Neugewählte, welcher ſich Clemens II. nannte, krönte ſodann am Weihnachtsfeſte des Jahres 1046 den König der Deutſchen zum römiſchen Kaiſer. Nun war endlich ein Verhältniß gewonnen, in welchem Kaiſer und Papſt für die Kirchenverbeſſerung wirken konnten. Am Nöthigſten erſchien die Abſchaffung der Simonie. Der Urſprung derſelben hängt mit dem Umſtand zuſammen, daß bald nach dem Entſtehen einer Staatskirche an die Stelle der reingeiſtlichen Wahlform die Beſtätigung, ja die Ernennung der Biſchöfe und Aebbte durch den Landesherrn trat. Hierbei machten ſich denn zuweilen auch unlautere Beweggründe, welche die Wahl beſtimmten, geltend, Verwandtſchaft, Gunſt und — Geld. Indem ſich nun der Mißbrauch feſtſtellte, daß geiſtliche Würden durch Kauf erworben werden konnten, kamen dieſe ſehr oft in die Hände von Unwürdigen, welche dann wieder als Biſchöfe und Aebbte Menſchen ohne Beruf und ſittliche Kraft zu Kirchenämtern beförderten, und ſo war denn allerdings die Simonie eine der Veranlaſſungen zu jener Sittenverderbtheit der Geiſtlichen, welche dem Volk zum Spott und Aergerniß ward. Clemens II. belegte nun im Jahre 1047 jeden Verkauf einer geiſtlichen Würde mit dem Kirchenfluch und der Kaiſer erklärte im Juni deſſelben Jahres in Deutſchland den verſammelten Biſchöfen: „gleichwie Gott ihm die Krone aus bloßem Erbarmen verliehen habe, ſo wolle auch er Alles, was die Religion betreffe, unentgeltlich geben"; desgleichen zu thun, forderte er dann die Biſchöfe auf und ein Reichsgeſetz ſollte beſtimmen, daß für's Erſte keine geiſtliche Würde mehr durch Kauf oder Beſtechung erworben werden dürfe, für's Zweite aber Jeder, welcher dafür Geld gebe oder nehme, ſein Kirchenamt verlieren und mit dem Fluch der Kirche beſtraft werden ſolle.

Wie ſich nun ſo der Kaiſer voll Entſchiedenheit an die Spitze einer Kirchenverbeſſerung ſtellte, welche allerdings von dem in ſeinem Geiſte wirkenden Papſte durchgeführt werden ſollte, war es nothwendig und natürlich, daß er das gewonnene Recht, die päpſtliche Würde nach ſeiner eigenen Wahl zu verleihen, fortwährend geltend machte. Er befolgte dabei beharrlich den älteren Grundſatz, ſie nur an deutſche Geiſtliche zu vergeben. So ernannte er nach dem Tode Clemens II. (Oktober 1047), auf die Bitte der Römer, welche jedoch nur die übliche Form war, den Biſchof Poppo von Brixen, welcher ſich als Papſt den Namen Damaſus II. beilegte, aber ſchon wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Rom ſtarb, ſodann ſeinen Vetter, den Biſchof Bruno von Toul, welcher ſich Leo IX. nannte (1049).

Durch dieſes Streben, deutſches Weſen auch in der Kirche zur Herrſchaft zu bringen, weckte der Kaiſer das italiäniſche Nationalgefühl und den unſterblichen Trieb des Römerthums nach Weltherrſchaft wieder vom langen Schlummer. Sowie er, der Laie, Hand an die Kirchenverbeſſerung gelegt, wurde dieſe plötzlich zur Loſung aller Derjenigen, welche es damals noch nicht für räthlich hielten, öffentlich die Behauptung aufzuſtellen, daß der Grund der Verderbtheit der Kirche einzig und allein in ihrer Abhängigkeit von der weltlichen Macht liege, daß mithin der erſte Schritt zu ihrer Verbeſſerung die Erringung ihrer vollkommenen Unabhängigkeit ſein müſſe und daß dieſe wieder nur durch unbeſchränkte Oberherrlichkeit des Papſtthums über die ganze Kirche und über alle weltlichen Reiche möglich ſei. — Solcher Art war der Gedankengang eines merkwürdigen Mannes, welchen die Parteien je von ihren Standpunkten ebenſo bewundert und heilig geſprochen, als gehaßt und verwünſcht haben, und welcher, ob er nun bloß aus ungeheurem Irrthum oder aus ungeheurer Selbſtſucht gehandelt, der Schöpfer beiſpielloſer Völkerknechtung und namenloſen Völkerelends geworden iſt. Dieſer Mann war der Mönch Hildebrand aus Soane (im Toskaniſchen). Als Gregor's VI. Kapellan erſchien er mit Dieſem bei der Kirchenverſammlung zu Sutri und folgte ihm nach Deutſchland in die Verbannung; nach deſſen Tode zog er ſich in's Kloſter Clugny zurück. Später befand er ſich in der Nähe des Papſtes Leo IX., dem er bei allen Maßregeln zur Reinigung der Kirche von Simonie und Entſittlichung als vertrauter Rathgeber beiſtand. An ihn wendeten ſich alle Geiſtlichen Italiens, welche, vell Schmerzes über den ſchlimmen Zuſtand der Kirche, deren Wiedergeburt erſehnten; in ihm fanden alle Strebungen der nationalen und noch mehr derjenigen Partei, welche den Gedanken eines Gottesſtaates in einer prieſterlichen Weltmonarchie verwirklichen wollten, den belebenden Mittelpunkt. Hildebrand beſaß die zur Verwirklichung jenes Rieſengedankens erforderlichen Eigenſchaften. Mit ſeltener Schärfe des Verſtandes und unbeugſamer Willenskraft verband er die bei ſeiner natürlichen Leidenſchaftlichkeit doppelt ſchwere Kunſt der Selbſtbeherrſchung, Muth, allen Gefahren zu trotzen, Ausdauer in allen Wechſelfällen des Glückes, Gewandtheit in Benutzung der Zeitverhältniſſe und Behandlung der Menſchen, rückſichtsloſe Entſchiedenheit bei Verfolgung ſeines Zweckes. Ueber Wohl und Wehe der Einzelmenſchen hinausblickend, erfaßte er die chriſtlichen Völker als eine durch ſcharfe Zucht zu leitende und zu ordnende Einheit und Roms Herrſcherberuf als höhere Nothwendigkeit; gedemüthigt mußte deshalb werden, wer dieſen ſtolz verneinte, vernichtet, wer ſich vermaß, deſſen Vollendung aufzuhalten. Vorſichtig, geräuſchlos, Schritt für Schritt den Weg ebnend, verfolgte Hildebrand ſeinen Plan. Zunächſt mußte das bisherige Verhältniß zwiſchen Kaiſer und Papſt in Beziehung auf die Papſtwahl umgeſtaltet werden. Hildebrand's Wille leitete den vom Kaiſer zum Papſt ernannten Bruno von Toul, als Dieſer ſich der nebſt dem Volke in der Peterskirche verſammelten römiſchen Geiſtlichkeit mit der Erklärung vorſtellte: „er ſei bloß auf ihre Botſchaft nach Rom gekommen, er ſtehe jetzt da, um ihren Willen zu vernehmen"; als ſie hierauf erwiederte: „ſie habe ihn eingeladen, um ihn zum Papſte zu wählen", verkündigte dann der Archidiakonus der römiſchen Kirche mit lauter Stimme: „Der heilige Petrus hat den Herrn Leo (IX.) zum Papſt auserkoren!" und nun geleitete ihn die Geiſtlichkeit zum ſogenannten Stuhle Petri; die vom Kaiſer ausgegangene Papſtwahl wurde ſomit als gar nicht geſchehen betrachtet!

Leo IX. zeigte ſich übrigens der öffentlichen Meinung im beſten Einvernehmen mit dem von derſelben hochgewertheten Kaiſer; aber indem er ſelbſt nun Hand an die Kirchenverbeſſerung legte, die Länder bereiste, ſtreng über die Simonie richtete und die Prieſter von erkauften Stellen vertrieb, gewöhnte er die öffentliche Meinung daran, nicht mehr die weltliche Macht allein, ſondern auch das Papſtthum als befähigt und berechtigt zur Kirchenverbeſſerung, ja ſelbſt zur höchſten Entſcheidung über Beſitz und Eigenthum zu betrachten. Auf der Kirchenverſammlung zu Rheims wurde die Erklärung angenommen, daß der Biſchof von Rom das Haupt der allgemeinen Kirche und der Nachfolger der Apoſtel ſei, — eine Behauptung, nicht neu, aber abſichtlich den Völkern in einer Zeit wieder ſcharf eingeprägt, da die völlige Abſchließung des Prieſterthums als heilige Herrſcherkaſte vorbereitet wurde. Nicht bloß als Mittel zur Herſtellung der Sittenzucht bei der Geiſtlichkeit, ſondern noch mehr zur Löſung ihrer bisherigen engen Verhältniſſe zur weltlichen Macht diente das Verbot der Simonie und ſollte ferner das der Laieninveſtitur dienen. Das Wort „Inveſtitur" (wörtlich: „Einkleidung") bezeichnet die durch eine ſinnbildliche Handlung vollzogene Einſetzung in den Beſitz eines Gutes, Rechtes oder Amtes. Bei Biſchöfen und Aebbten konnte die weltliche Belehnung mit dem Kirchen- oder Kloſtergut der Natur der Sache nach erſt auf die geiſtliche Wahl, es konnte aber hinwieder erſt auf die weltliche Belehnung, durch welche ja die Wahl beſtätigt, alſo Amt und Gut mit übertragen worden, die geiſtliche Einſetzung in's Amt und in die Weihe (Ordination und Konſekration) folgen. Die ſinnbildliche Handlung beſtand darin, daß der Belehnende dem Belehnten einen Ring, zum Zeichen der Bekräftigung, der unauflöslichen Verbindung, und einen Stab, zum Zeichen der Gewalt oder Leitung gab. Die Frage nun, ob Biſchöfe und Aebbte vom Kaiſer oder vom Papſt die Inveſtitur mit Ring und Stab erhalten ſollten, enthielt nichts Geringeres, als die Entſcheidung darüber, ob Jene fortan als weltliche Lehensträger dem Reichsoberhaupt, oder als geiſtliche nur dem Papſt treu ſein ſollten, dem ſie ja ohnehin Gehorſam zu ſchwören hatten. Bei der Machtſtellung Heinrich's III. konnte Hildebrand es noch nicht wagen, offen mit der Forderung des Papſtthums hervorzutreten, daß kein Biſchof oder Abbt von Laien inveſtirt werden dürfe. Um ſo eifriger war er dagegen bemüht, einſtweilen alle Vorbereitungen zu treffen, damit demnächſt der Cölibat (das Eheverbot für alle Geiſtlichen), — von Roms Päpſten ſchon vor Jahrhunderten als wichtiges Mittel zur Befeſtigung ihrer Herrſchaft erkannt — zum allgemeinen Kirchengeſetz erhoben und deſſen ſtrenge Durchführung erwirkt werde.*) Dem Kaiſer wurde, um deſſen Zuſtimmung zu gewinnen, der Cölibat als kräftiges Mittel zur Wiederherſtellung der geiſtlichen Sittenzucht dargeſtellt. — Nach Leo's IX. Tode (9. April 1054) wurde Hildebrand mit der Verwaltung der römiſchen Kirche bis zur Wahl eines neuen Papſtes beauftragt und begab ſich deshalb nach Deutſchland zum Kaiſer, dem er auf den Wunſch, ihm einen für die päpſtliche Würde geeigneten Mann zu bezeichnen, den Biſchof Gebhard von Eichſtädt vorſchlug. Dieſer erhielt die kaiſerliche Zuſtimmung und trat (am 13. April 1055) unter dem Namen *Victor* II. die päpſtliche Würde an. Hildebrand behauptete auch unter ihm ſeinen bisherigen Einfluß; er blieb „der Päpſte Papſt".

---

*) Die Rede Jeſu bei Matthäus 19, 11—12. kann weder der ſtrenge Buchſtabenglaube noch eine unbefangene Deutung auf eine Einſetzung des Cölibats durch Jeſus beziehen; Petrus, von der römiſch-kirchlichen Ueberlieferung als Gründer und erſter Biſchof (Papſt) der römiſchen Kirche bezeichnet, war dem Matthäus-Evangelium zufolge (8,14.) ſelbſt verheirathet und der Heidenapoſtel Paulus geſtattete ausdrücklich (Brief an den Timotheus, 3. Kap.) den Episkopen und Diakonen die Ehe. Gleichwohl läßt ſich nicht läugnen, daß er den eheloſen Zuſtand als den vollkommeneren betrachtete, durch welchen man an Geiſt und Leib heilig werden könne, und daß ſeine Hochwerthung der Jungfräulichkeit bleibenden Einfluß auf die Chriſten äußerte. Eigentlich entſtammte die Erfaſſung einer völligen Entſinnlichung, als eines Mittels zur Heiligung und Gotteinigung, der altindiſchen Weltanſchauung, deren Grundzüge ſowie jene der andern Völker indogermaniſchen Stammes nicht ohne beſtimmte Abſicht am Eingang dieſes Werkes mitgetheilt wurden, weil ihre Kenntniß vorausgeſetzt wird, um die Entwickelung des Chriſtenthums und die Begründung jener Weltanſchauung des Gegenſatzes klar zu machen, deren Ausdruck das Mittelalter iſt, deren Einflüſſe noch die Gegenwart beherrſchen und deren vollſtändige Ueberwindung eben die Welterlöſungs-Aufgabe des deutſchen Geiſtes iſt. Jener altindiſchen Weltanſchauung, in's Chriſtenthum verpflanzt, entſproßte der Begriff einer über allgemein-menſchliche Sittlichkeit und Tugend erhabenen „chriſtlichen Heiligkeit“, durch andächtige Betrachtung und Gebet, Buße und beſtimmte Werke der Frömmigkeit angebahnt, durch myſtiſche Verläugnung des Selbſt (Askeſe) und der Welt als durch den Läuterungszuſtand fortgeführt und durch liebendes Aufgeben und Erſterben der Seele in Gott vollendet. Obwohl es nun ſeit der Gründung chriſtlicher Gemeinden überall verheirathete Prieſter in großer Zahl gab, ſteigerte ſich, in Folge der eben angedeuteten Anſchauung und in Folge des zuverſichtlichen Glaubens an die nahe bevorſtehende Wiederkunft des Chriſtus zum Weltgericht, die Hochwerthung der Jungfräulichkeit und entſtand die freie Sitte, daß ſich viele Prieſter in den Tagen ihrer Amtsverrichtungen ihrer Frauen enthielten, daß verwittwete keine zweite Ehe eingingen und daß Geiſtliche, bevor ſie zu Prieſtern geweiht wurden, völlige Enthaltſamkeit gelobten. Manche Kirchenväter empfahlen auf's Eifrigſte die prieſterliche Eheloſigkeit; einzelne Kirchenverſammlungen geboten, andere verwarfen ſie. Die römiſchen Biſchöfe aber erkannten ſchon frühzeitig in der Abtrennung des ganzen Prieſterſtandes von den Laien durch den Cölibat das wichtigſte und ſicherſte Mittel zur Erlangung vollſtändiger

Wir haben wahrgenommen, wie Heinrich III. die große Frage der Kirchenverbeſſerung zur Entſcheidung zu bringen ſuchte, wie er die Sicherheit und Würde des deutſchen Reiches gegen Slaven und Ungarn vertheidigte und den inneren Frieden zum Schutz der Schwachen durch Hochherzigkeit und Weisheit herſtellte. Um den Sonderſtrebungen der Großen entgegen zu treten und die einheit-

---

Herrſchaft über die Laien und ſo ſuchten ſie denn ſchon ſeit den Tagen Siricius', Leo's I. und Gregor's I. den Cölibat zum allgemeinen Kirchengeſetz zu erheben; wohin immer Rom's Sendlinge zogen, um chriſtliche Länder unter der Loſung der *Kircheneinheit* in Provinzen des *päpſtlichen Weltreichs* zu verwandeln, ſo z. B. in Britannien, ſo in Deutſchland — war es der *Cölibat*, deſſen Einführung ſie durch die ſtrengſten Gewaltmaßregeln durchzuſetzen ſuchten. Auf's Entſchiedenſte widerſtrebten die Geiſtlichen einer Einrichtung, welche nicht bloß eine Art von Leibeigenſchaft begründete, ſondern auch nothwendig zur Unſittlichkeit und Heuchelei führen mußte. Die Beſtrebungen des Papſtthums fanden jedoch Stütze und Halt in der Anſchauung der *Laien*, welchen die Jungfräulichkeit der Gottesmutter als Vorbild für das Prieſterthum erſchien, welche den eheloſen Mönch mit höherer Ehrfurcht als den verheiratheten Geiſtlichen betrachteten und welche endlich, ſeit die Lehre von der Verwandlung des Brods und Weins in Chriſti wahren Leib und wahres Blut zum Volksglauben wurde, nur dem gleichſam geſchlechtsloſen Prieſter, als einem höheren Weſen, die Würdigkeit und ſomit auch die Befähigung zur Vollbringung jenes Wunders zutrauten. In Folge dieſer günſtigen Vormeinung der Laien verſuchte denn *Rom* eifrig, die prieſterliche Eheloſigkeit, welche früher freie Sitte war, zum allgemein gültigen *Kirchengeſetz* zu erheben. Allein je ſtrengere Verordnungen deshalb ergingen, deſto lauter wurden auch die Klagen über die Entſittlichung der eheloſen Geiſtlichen; das größte Aergerniß gaben die Päpſte ſelbſt. Sowie ſich nun das Papſtthum aus ſeiner tiefen Verſunkenheit allmälig wieder erhob und ſeinen alten Weltherrſchaftsgedanken mit neuer Willenskraft erfaßte, griff es folgerecht auch das alte Mittel, den *Cölibat*, wieder auf.

liche Reichsgewalt gegen fürſtliche Vielherrſchaft ſicher zu ſtellen, befolgte er einerſeits den Grundſatz der ſächſiſchen Kaiſer, die geiſtlichen Großen vor den weltlichen zu begünſtigen, anderſeits aber ſuchte er die fürſtliche Macht abzuſchwächen und die Herzogthümer allmählig aufzulöſen. Um ſo eifriger boten nun die Fürſten ihre ganze Macht zu ſeinem Sturz auf. Der Gang der Ereigniſſe war folgender. Das Herzogthum Schwaben verlieh Heinrich III. im Jahre 1045 an den Pfalzgrafen Otto und nach deſſen Tode (1047) an den Markgrafen Otto von Schweinfurt. Das Herzogthum Baiern ließ er nach Heinrich's Tode (1047) zwei Jahre lang unbeſetzt, dann gab er es dem Grafen Konrad von Zütphen; doch ſchon im Jahre 1053 nahm er es Dieſem wieder, auf eine Anklage hin, welche Biſchof Gebhard von Regensburg wider ihn erhoben, und verlieh es zuerſt ſeinem unmündigen Erſtgebornen, Heinrich, dann gar ſeinem noch in den Windeln liegenden Zweitgebornen, Konrad. Kärnthen gab er nach Herzog Konrad's Tode dem Grafen Welf; das Herzogthum Franken ließ er als Kammergut ganz unbeſetzt. In Lothringen hatte Herzog Gozzilo zwei Söhne hinterlaſſen, Gozzilo und Gottfried den Bärtigen, von denen der Letztere ſchon bei des Vaters Lebzeiten Unter-Lothringen verwaltet hatte. Nach des alten Gozzilo Tode wünſchte Gottfried von Heinrich auch mit Oberlothringen belehnt zu werden und wollte ſein Verlangen mit dem Schwert ertrotzen. Zur Unterwerfung genöthigt und begnadigt (1045), empörte er ſich, während der Kaiſer in Italien war, im Bunde mit dem Markgrafen Dietrich in Vlaerdingen und dem Grafen Balduin von Flandern, auf's Neue, und im Jahre 1047 zum dritten Mal. Nun nahm ihm der Kaiſer die Herzogswürde, Holland unterwarf ſich, Gottfried der Bärtige rettete ſich aus einem unglücklichen Gefecht durch die Flucht und ſuchte durch des Papſtes Vermittlung die Gnade des Kaiſers. Sie ward ihm; doch erhielt er das verlorne Herzogthum nicht wieder. Dagegen öffnete ſich für ihn in Italien, wohin er ohne des Kaiſers Erlaubniß den Papſt begleitete, ein neuer großer Wirkungskreis, wo er dem Kaiſer Trotz bieten konnte; er heirathete Beatrix, die Wittwe des im Jahre 1052 ermordeten Markgrafen Bonifacius von Tuscien, wurde Herr von Tuscien, Camerino und Spoleto und ſtand von nun an der Spitze der tusciſch-lothringiſchen Partei.

Der für den Kaiſer ungünſtige Eindruck, welchen die Abſetzung Konrad's von Baiern hervorgebracht, erloſch mit deſſen Tode nicht; man konnte es nicht vergeſſen, daß dieſelbe ohne genügenden Grund, wahrſcheinlich bloß auf falſche Angaben des Biſchofs Gebhard von Regensburg (des Oheims des Kaiſers) erfolgt war; grollend erkannten die Fürſten, wie ſehr die Kaiſermacht bereits erſtarkt war. In Sachſen, wo das Selbſtgefühl des Volksſtammes ſich gegen den durch das Königshaus wieder zur Vorherrſchaft gelangten fränkiſchen Volksſtamm mächtig regte, verſchärfte die Begünſtigung der geiſtlichen Großen die Mißſtimmung der weltlichen gegen den Kaiſer. Insbeſondere erregte die außerordentliche Bevorzugung des geiſtvollen, hochſtrebenden Erzbiſchofs Adalbert von Bremen, welcher aus ſeinem Erzbisthum ein nordiſches Patriarchat, aus Bremen ein deutſches Rom machen wollte, die Erbitterung des Herzogs Bernhard von Sachſen. Sie ſteigerte ſich noch, als der Kaiſer im Jahr 1049 auf einer Reiſe von Bremen, wo er dem Erzſtift drei frieſiſche Grafſchaften verlieh, nach der dem billung'ſchen Hauſe gehörenden Grafſchaft Leſum kam, von Bewaffneten angefallen und von den Leuten des Erzbiſchofs vertheidigt wurde. Da maß die erzbiſchöfliche Partei dem Grafen Diethmar von Leſum, einem Bruder des Sachſenherzogs Bernhard, die Anſtiftung des Frevels bei; das ſächſiſche Herzogshaus dagegen ſchrieb das Ganze einer argliſtigen Veranſtaltung des Erzbiſchofs zu, und da Diethmar in einem Zweikampf, der als Gottesurtheil gelten ſollte, fiel, Adalbert's Einfluß beim Kaiſer aber und ſein Stolz immer wuchſen, ſo häufte ſich der Zündſtoff des Haſſes.

Die neue einflußreiche Stellung Gottfried's des Bärtigen in Italien beſtimmte den Kaiſer, ſich dorthin zu begeben. Auf den roncaliſchen Feldern erſchienen die Großen Italiens vor ihm, nur Gottfried der Bärtige nicht. Er ließ dem Kaiſer durch Geſandte erklären: „nicht auf Empörung ſinne er; aus ſeinem Vaterlande verbannt, ſeines väterlichen Beſitzes beraubt, finde er in dem Vermögen ſeiner mit ihrem freien Willen in rechtmäßiger Ehe ihm verbundenen Gemahlin die Mittel, um ſein Leben zu erhalten.“ Dem Kaiſer genügte dieſe Erklärung keineswegs. Nun trat Beatrix ſelbſt vor ihn und, vor ſeinem Zorn nicht erſchreckend, berief ſie ſich auf ihr Recht, kraft deſſen ſie als freie Frau einem freien Manne die Hand gereicht und ihrem verwaiſeten Hauſe einen Beſchützer gegeben; wollte der Kaiſer ihr das nicht geſtatten, was im römiſchen Reiche adeligen Frauen allezeit frei ſtand, ſo müßte er alles Rechtes vergeſſen. Der Kaiſer ſuchte nun nach der einen Seite hin zu beſchwichtigen, nach der andern ſich ſicher zu ſtellen; er ließ Gottfried's Sache unterſuchen und Dieſer wurde wirklich freigeſprochen, aber nicht, weil ſeine Schuldloſigkeit erwieſen, ſondern weil man befürchtete, er würde ſich, zum Aeußerſten gebracht, an die Spitze der Normannen ſtellen. Der Kaiſer aber verließ damals „die Linie der Gerechtigkeit"; er ließ nämlich Beatrix mit ihrer achtjährigen Tochter Mathilde als Gefangene nach Deutſchland bringen und entſchuldigte dieſe Gewaltthat durch den Vorwand: „Beatrix habe das Reich verrathen, indem ſie, ohne kaiſerliche Bewilligung, ſich einem Reichsfeinde ehelich verbunden". Als nun bald darauf Friedrich, ihr Sohn aus erſter Ehe, ſtarb, zog der Kaiſer alle Reichslehen ein, welche deſſen Vater beſeſſen hatte und welche auf ihn übergegangen waren; — er ſtreuete dadurch ſich und ſeinem Reichsnachfolger eine verderbliche Saat.

Die Beunruhigung der Gränzen Sachſens durch die Luitizen, der Unmuth der ſächſiſchen Großen, die Verhältniſſe in Lothringen, die Empörung der Lehensleute des Herzogs von Kärnthen und des Biſchofs von Regensburg, und die feindſelige Stellung, welche Herzog Spitignev von Böhmen, der Nachfolger des verſtorbenen Brzetislav einnahm, erforderten dringend des Kaiſers Heimkehr; ſie erfolgte noch im Jahre 1055 und nun zeigte es ſich, was die Fürſten inzwiſchen im Stillen vorbereitet hatten. Welf von Kärnthen und Biſchof Gebhard von Regensburg waren, obwohl ſie es in Abrede ſtellten, bei der Empörung ihrer Lehensleute betheiligt und Baiern war der Herd einer weit verzweigten Verſchwörung, welche den Zweck hatte, dem vertriebenen Herzog Konrad die deutſche Krone zu verſchaffen. Durch Konrad's und Welf's Tod wurde die Ausführung der Verſchwörung vereitelt, Biſchof Gebhard von Regensburg wurde der Theilnahme daran überführt und büßte ſie durch Haft. So verfügte der Kaiſer am Weihnachtsfeſte des Jahres 1055, wo er ſeinen fünfjährigen Sohn Heinrich mit Bertha, der gleichfalls noch unmündigen Tochter des Markgrafen von Suſa, verlobt hatte. Inzwiſchen war Gottfried der Bärtige im Bunde mit dem Grafen

Balduin von Flandern wider den Herzog von Niederlothringen aufgetreten, aber beſiegt worden. Da hielt es der Kaiſer für Pflicht, mit König Heinrich I. von Frankreich, in welchem er den geheimen Beſchützer der Empörer erkannte, ein ernſtes, offenes Wort zu reden. Zu Ivoi am Cher kamen Beide zuſammen. Der König von Frankreich, heftigen Grolls darüber, daß ſein Feind Graf Theobald von Tours vom Kaiſer als Vaſall angenommen worden, warf dem Kaiſer vor: „er habe ihn mehr als ein Mal betrogen"; dann behauptete er keck: „Lothringen gehöre Frankreich; durch Liſt hätten des Kaiſers Verfahren es gewonnen, Heinrich III. ſolle es" (verlangte er) „ganz oder theilweiſe zurückgeben." Entrüſtet über dieſe Zumuthung, forderte der Kaiſer den König zum Zweikampf; ein Gottesurtheil ſollte das Recht des deutſchen Reiches auf Lothringen beweiſen. Der König von Frankreich aber mißtraute entweder der Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche oder ſeiner Kampfgewandtheit; er floh noch in der nächſten Nacht aus Ivoi heimwärts und der Kaiſer fand am folgenden Morgen keinen Gegner mehr. Wohl aber lebten ihm (das verhehlte er ſich nicht) heimliche Feinde an vielen anderen Orten im Reiche ſelbſt und offene an den Gränzen. Drohend ſtand der Ungarnkönig da und der Kaiſer, erſchüttert durch den Tod vieler ſeiner Getreuen, durch den furchtbaren Nothſtand im Reiche, durch die neue Erhebung des Slaventhums, ſuchte Deutſchland zunächſt gegen Ungarn hin ſicher zu ſtellen; er friedete mit dem Ungarnkönig und verlobte dem Sohne desſelben, Salomo, ſeine Tochter Sophie. Sein vierjähriges Söhnlein Konrad nahm ihm der Tod. Ernſte Gedanken durchzogen ſeine Seele; er mußte wohl fühlen, daß ſeine Stellung weſentlich eine andere geworden war, als zu Anfang ſeiner Herrſchaft, daß er nach ſo vielen Kraftanſtrengungen jetzt neue und zwar noch bedeutendere aufwenden müſſe, um die trotzige Eigenſucht der Großen und ihren verrätheriſchen Widerſtand gegen die einheitliche Reichsgewalt mit Erfolg bekämpfen zu können. Im Verein mit dem Papſte wollte er in einer Verſammlung der weltlichen und geiſtlichen Großen zu Goslar, wozu auch die Feinde des Kaiſers, Herzog Gottfried der Bärtige und Biſchof Gebhard, geladen wurden, die Schlichtung und Ordnung berathen. Als er mit den Großen nach Bothfeld zur Jagd ritt, vernahm er, daß die Luitizen in Sachſen eingefallen, daß das ſächſiſche Heer eine große Niederlage erlitten. Dieſe Kunde veranlaßte ihm oder vermehrte eine Krankheit, welche tödtlich wurde. Die Nähe ſeines Endes fühlend, benutzte er die ihm noch übrige kurze Friſt zur Verſöhnung. Er vergab ſeinen Feinden und bat die, welchen er Uebles zugefügt, ihm zu verzeihen. Dem Papſte Victor II. und den Fürſten empfahl er ſeinen unmündigen Sohn Heinrich IV. Am 5. Oktober 1056 verſchied Heinrich III., erſt neununddreißig Jahre alt; der Dom zu Speier nahm ſeine irdiſche Hülle auf.

8. Fortſchritte des Papſtthums. Reichsverweſung in Deutſchland.

Selten ſtarb ein deutſcher König der römiſchen Kirche ſo recht zu gelegener Zeit, als Heinrich III. Sein Sohn, nach bisherigem Brauch noch bei des Vaters Lebzeiten zum Nachfolger gewählt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er als gerechter Herrſcher walte, war noch ein Kind; — die Verwaltung des Reiches befand ſich in den Händen einer Frau, der die Großen das ſchwierige Amt neideten und zu entreißen trachteten, während die in den letzten Jahren Heinrich's III. beſtandene Gährung zum Ausbruch zu kommen drohte. Deutſchlands verhängnißvolle Lage benutzte nun das Papſtthum, um zunächſt die wichtigſte Angelegenheit, die Papſtwahl, der Abhängigkeit vom Kaiſerthum zu entziehen und ſich dann einer kriegeriſchen Schutzmacht zu verſichern.

Papſt Victor II. ging übrigens der Kaiſerwittwe Agnes in ihrer ſchwierigen Lage mit Rath und That zur Hand. Nach ſeinem Tode, der bereits am 28. Juli 1057 erfolgte, ward Herzog Gottfried's Bruder, der Abbt Friedrich von Monte Caſſino, von den Römern erwählt, welcher ſich Stephan IX. nannte und ſogleich auf's Entſchiedenſte den Geiſt und die Abſicht des Papſtthums bekundete. Er griff mit Strenge durch, um die Abſchaffung der Simonie zu erwirken, erließ ein Geſetz, kraft deſſen ein Geiſtlicher vor keinem andern Gericht als einem geiſtlichen belangt werden dürfe, verbot, daß die Geiſtlichkeit durch die weltliche Macht mit Abgaben belegt werde, ſchickte Geſandte an den griechiſchen Kaiſer — Niemand konnte zweifeln, daß er in Dieſem eine Stütze gegen den deutſchen gewinnen wollte, — und beabſichtigte die Erhebung ſeines Bruders Gottfried zum König von Italien. Aber Hildebrand hielt die Zeit der Vorbereitung noch nicht für erfüllet, und einen offenen Bruch mit dem Kaiſerthum noch für allzu gefährlich; er beſtimmte den Papſt, ihn zur Kaiſerin Agnes zu ſchicken, um zu begütigen, zu vermitteln und den Schein des guten Einvernehmens zu erhalten. Während ſich Hildebrand in Deutſchland befand, ſtarb Stephan IX. (am 29. März 1058), nachdem er kurz vorher der römiſchen Geiſtlichkeit befohlen hatte: nach ſeinem Tode vor Hildebrand's Wiederkehr keine neue Wahl vorzunehmen. Es gelang jedoch der Partei der Grafen von Tusculum, durch Gewaltmittel einem ihrer Verwandten, dem Biſchof Johann, welcher den Namen Benedikt X. annahm, die päpſtliche Würde zu verſchaffen. Hildebrand, damals noch in Deutſchland und ſeine Stellung als Vermittler klug benützend, gewann die Kaiſerin, welche in ihm einen aufrichtigen Vertreter der kaiſerlichen Rechte in Beziehung auf die Papſtwahl erblickte; nach Italien zurück gekehrt, gewann er Herzog Gottfried und trat an die Spitze Aller, welche durch die tusculaniſche Partei gekränkt waren. Auf ſeine Berufung verſammelten ſich die höchſten Würdenträger der römiſchen Kirche, die Kardinäle *) und die übrige Geiſtlichkeit, in Siena und erwählten dort den von der Kaiſerin bezeichneten Biſchof Gerhard von Florenz zum Papſt, welcher ſich ſofort den Namen Nikolaus II. beilegte. Daß es Hildebrand geweſen war, welcher die Wahl der Kaiſerin geleitet, gab ſich dadurch kund, daß Nikolaus II. durchaus in Hildebrand's Geiſt handelte. Sowie Nikolaus II. hauptſächlich durch das ernſte Auftreten des italiäniſchen Reichskanzlers Wibert und des Herzogs Gottfried, — beide von Hildebrand gewonnen, — über Benedikt X. den Sieg davon getragen hatte und zu Anfang des Jahres 1059

---

*) Die höhere Bedeutung und den engeren Begriff des bereits aus früheren Zeiten ſtammenden Kardinalstitels hatte Leo IX. feſtgeſtellt; er bezeichnete „die Kirche Petri als die unbewegliche Angel“ (cardo); daher würden deren Geiſtliche »Cardinales« genannt, da ſie jener Angel, um welche ſich alles Uebrige bewege, näher anhingen.

feierlich in Rom eingezogen war, ließ er noch in demſelben Jahre durch eine Kirchenverſammlung zu Rom im Lateran Beſtimmungen über die Papſtwahl zum Geſetz erheben. Demzufolge ſollten bei Erledigung der päpſtlichen Würde ſich die Kardinäle (alſo nicht die ganze Geiſtlichkeit, geſchweige denn das Volk Roms) über die Wahl eines neuen Papſtes berathen, dann aber das Ergebniß ihrer Berathung dem Kaiſer anzeigen, inwiefern er vom römiſchen Stuhle dies Recht perſönlich erworben; nach erhaltener Zuſtimmung ſollten hierauf die Kardinäle zur Wahl ſchreiten, und den von ihnen Gewählten ſollte dann die übrige Geiſtlichkeit und das Volk Roms anerkennen; die Kardinäle ſollten nur aus dem Schooße der römiſchen Kirche wählen, und zwar ordnungsmäßig in Rom ſelbſt, und nur ausnahmsweiſe auch außerhalb. Wer nicht auf dieſe Weiſe gewählt, ſei als Satan, als Apoſtat (Abtrünniger) anzuſehen, als Antichriſt zu verfluchen, als Verwirrer des Chriſtenthums von den Schwellen der römiſchen Kirche zurückzuſtoßen und jeder Kirchenwürde zu berauben! Dieſe zum Kirchengeſetz erhobenen Beſtimmungen über die Papſtwahl, denen ſich Beſchlüſſe zur Durchführung des Cölibats anreihten, mußten bei allen Denjenigen, welche ſich ihre bisherigen Rechte oder Anſprüche entzogen oder beeinträchtigt ſahen, die heftigſte Erbitterung hervorrufen. Deshalb ſuchte ſich Nikolaus II. der kriegeriſchen Normannen als Bundesgenoſſen zu verſichern; er belehnte ihren Fürſten Richard mit Capua, obwohl er nicht das mindeſte Recht hatte, ſich als Oberlehensherrn zu betrachten, und verlieh oder beſtätigte einem andern Normannenfürſten, Robert Guiscard, den Titel eines Herzogs von Apulien. — Als nach Nikolaus II. Tode (im Jahr 1061) die Kardinäle, von ihrem wichtigen Vorrecht Gebrauch machend, unter Hildebrand's Leitung den Biſchof Anſelm von Lucca zum Papſt wählten, da trat der entſchiedenſte Widerſtand der lombardiſchen Biſchöfe gegen die römiſchen hervor, wie denn die Kirche von Mailand (die ambroſianiſche, wie ſie ſich nannte) auch in der Cölibatsfrage den Strebungen der römiſchen entgegentrat. Die Kardinäle ſchickten einen aus ihrer Mitte, Stephan, nach Deutſchland, um für die Wahl Anſelm's die Zuſtimmung der Kaiſerin zu gewinnen; die lombardiſchen Biſchöfe aber wählten den Biſchof Cadolaus von Parma zum Papſt und ſchickten ebenfalls eine Geſandtſchaft zu demſelben Zwecke nach Deutſchland. Ihre Geſandten trafen vor dem Kardinal Stephan ein und erhielten die Zuſtimmung, wogegen der Kardinal angewieſen ward, vor einer Verſammlung aller deutſchen und italiäniſchen Großen in Baſel ſeine Angelegenheit anzubringen und die für Alle verbindliche Entſcheidung zu erwarten. Hildebrand und ſeine Partei erkannten nun, wie weit die Sache gediehen war; auf's Aeußerſte gedrängt, mußten ſie das Letzte wagen, um nicht Alles zu verlieren; ſo erhoben ſie denn, unter dem Schutz des Normannenfürſten Richard, in offenem Widerſpruch gegen den kaiſerlichen Hof, Anſelm von Lucca unter dem Namen Alexander II. auf den päpſtlichen Stuhl. Als die Verſammlung zu Baſel die Kunde davon erhielt, erklärte ſie ſowohl das neue Papſtwahl-Geſetz, als auch die Wahl Alexander's II. für nichtig und wählte Cadolaus, welcher die kaiſerliche Beſtätigung erhielt und ſich den Namen Honorius II. beilegte (am 28. Oktober 1061). —— Blicken wir nun von Rom auf Deutſchland.

Kaum war Heinrich III. geſtorben, als die Gährung in Sachſen zum Ausbruch kam. Die Großen dieſes Landes beſchloſſen, das Königskind Heinrich IV. der Krone zu berauben; der nach Böhmen verwieſene Otto (Halbbruder des im Kampf gegen die Luitizen gefallenen Markgrafen Wilhelm von Meiſſen) trat an die Spitze des Aufſtandes und ſuchte die Reichsherrſchaft an ſich zu reißen; doch blieb er in einem Kampf gegen des Königs Vettern, die Grafen von Braunſchweig. Die verwittwete Kaiſerin, als Reichsverweſerin, ſuchte die Reichsgewalt durch Erhebung tüchtiger Männer zu Herzogswürden zu ſtützen; ſie verlieh Baiern an Otto von Nordheim, welcher in Sachſen große Güter und nicht geringen Einfluß hatte, Schwaben an Rudolf von Rheinfelden, dem ſie auch die Hand ihrer Tochter Mathilde gab, Kärnthen an Berthold von Zähringen. Allein ſie verfehlte ihre Abſicht. Otto von Nordheim dachte nicht daran, das Königthum zu ſtützen; die Erhebung Rudolf's von Rheinfelden in Schwaben erbitterte nicht bloß Berthold von Zähringen, welchem weiland Heinrich III. die Anwartſchaft auf dies Herzogthum gegeben, nicht bloß die Feinde, ſondern ſelbſt die Freunde des kaiſerlichen Hauſes; Berthold von Zähringen ward durch die Erhebung zur Herzogswürde von Kärnthen keineswegs verſöhnt. Der Unmuth der Großen ſteigerte ſich immermehr, da die verwittwete Kaiſerin nichts ohne den Rath des geiſtvollen und gewandten Biſchofs Heinrich von Augsburg unternahm, der ihr Vertrauen faſt ausſchließlich beſaß. Ueber dem Scheitel dieſes Mannes zogen ſich Neid und Haß von allen Seiten zuſammen und der herrſchſüchtige Erzbiſchof Hanno von Köln wurde die Seele einer Verſchwörung mehrerer Fürſten, deren nächſter Zweck war, das Königskind der Leitung ſeiner Mutter zu entreißen und die vormundſchaftliche Regierung ſelbſt in die Hand zu nehmen. Als ſich die Kaiſerin mit ihrem Sohne im Sommer des Jahres 1062 auf der Inſel des h. Suibert bei Neuß (ſpäterhin Kaiſerswerth genannt) aufhielt, umgaben ſie viele der verſchworenen Fürſten, worunter auch Erzbiſchof Hanno, Herzog Otto von Baiern und Graf Ekbert, welche angeblich der Mutter und dem Sohne ihre Ehrfurcht beweiſen wollten. Eines Tages lud der Erzbiſchof von Köln den Königsknaben nach der Tafel ein, ſein ſchön eingerichtetes Schiff zu beſehen, er ſelbſt, Herzog Otto, Graf Ekbert und andere Fürſten begleiteten ihn auf dasſelbe. Kaum aber war Heinrich an Bord, ſo wurde das Schiff abgeſtoßen und raſch weiter getrieben. Der Knabe durchſchaute den Verrath und ſprang entſchloſſen in den Rhein; aber Graf Ekbert brachte ihn wieder an Bord; dort umſchmeichelten ihn die Verſchwornen, beruhigten ihn und brachten ihn nach Köln, wo er nun der Obhut und Zucht des Erzbiſchofs Hanno untergeben ward. Konnte er wohl die lieben, welche an ihm Frevelgewalt geübt? Geknickt war die zarte Blüte des Vertrauens in der jugendlichen Seele und ſein Haß gegen die verrätheriſchen Fürſten reifte ihm zugleich mit Leib und Verſtand. Seiner Mutter brach der Kindesraub die Thatkraft; widerſtandsunfähig, überließ ſie die Reichsgeſchäfte den Großen und Erzbiſchof Hanno ergriff nun die Zügel. Da der Schlaue aber den Schein der Alleinherrſchaft vermeiden wollte, ſo verfügte er, daß die Erzbiſchöfe von Mainz und von Bremen die Reichsverwaltung mit ihm theilten, und daß der Letztere die Erziehung des jungen Königs erhielt. Heinrich IV. hatte treffliche Anlagen, natürliche Gutmüthigkeit und ſcharfen Verſtand; aber von der Mutter durch Nachſicht verwöhnt, bedurfte er, bei ſeinem raſch aufwallenden Blut und leicht beweglichen Weſen feſter Leitung durch einen ernſten, ebenſo durch Lehre wie Beiſpiel vertrauenvolle Achtung einflößenden Mann. Grade das Gegentheil that Adalbert von Bremen. Er kannte ſeines Zöglings wohlbegründetes Mißtrauen und tiefgewurzelte Abneigung gegen den bis zur Härte ſtrengen und ſtolzen Hanno, er ſuchte nun um ſo mehr Heinrich's unbedingtes Vertrauen für ſich zu gewinnen und verſchmähte dazu die gemeinſten Mittel nicht. Nachſichtig gegen jede Laune Heinrich's, nährte er deſſen Leidenſchaftlichkeit und gewöhnte ihn daran, keinen Widerſpruch zu dulden. So erwuchs der Knabe voll Leichtſinns, in ſchlechter Umgebung, zu übermüthiger Eigenwilligkeit und betrachtete frühzeitig die höchſte Würde als ein ihm von Gott durch das königliche Geblüt verliehenes Vorrecht, kraft deſſen er ſeinen Willen als höchſtes Geſetz, dem Jeder unbedingt gehorchen müſſe, aufſtellen und geltend machen dürfe. Mit einem Netz zerſtreuender Vergnügungen umgarnte der ſchlaue Erzbiſchof von Bremen den leidenſchaftlichen Jüngling, er führte ihn von Taumel zu Taumel und ließ ihn nicht zur Beſinnung, nicht zum Nachdenken über die Beweggründe ſo großer Nachſicht kommen. So mußte Heinrich's natürliche Lebhaftigkeit zu gränzenloſem Leichtſinn, ſeine Herzensgüte zu allzugroßer Hingebung an ſeine Günſtlinge entarten. Planmäßig wurde Heinrich IV. entſittlicht; Sinnengenüſſen nachhängend, bekümmerte ſich der Jüngling um die Reichsgeſchäfte nicht; ſo wollte es der Erzbiſchof, der ſtatt ſeiner zu herrſchen begehrte. Er erreichte ſeinen Zweck. Durch die Gunſt des jungen Königs, die er ſich auf ſo unwürdige Art erworben, beſchränkte er den Einfluß Hanno's von Köln und Otto's von Baiern, verſchaffte er ſich den Alleinbeſitz der Macht. Schändlich benützte er ſie. Die Einkünfte der Krone wurden vergeudet; um Mittel zur Beſtreitung der ungeheuren Bedürfniſſe des Hofes und des Erzbiſchofs Adalbert zu beſchaffen, wurden die Güter der Abbteien für königliche erklärt, und um den Neid der weltlichen und geiſtlichen Großen zu beſchwichtigen, wurde der Raub mit ihnen getheilt; die beiden Nebenbuhler Hanno und Adalbert verkauften in rückſichtsloſer Habſucht geiſtliche Würden an Meiſtbietende. Der ſittenloſe Hof ſank in der öffentlichen Meinung, damit verlor zugleich die Reichsgewalt an Achtung und die Folge davon war, daß die in Anmaßungen unerſättlichen Bevorrechteten dem Recht, der Ordnung und der öffentlichen Sicherheit ungeſtraft Trotz bieten konnten. Bei dieſer durch ihn verſchuldeten Zerrüttung wagte Adalbert von Bremen noch den letzten kühnen Streich, Hanno von Köln gänzlich zu verdrängen; er machte (im Jahre 1065) den vierzehnjährigen König wehrhaft und erklärte ihn ſomit fähig, im eigenen Namen die Herrſchaft zu übernehmen; er ſelbſt aber, Adalbert, hoffte nun um ſo ſicherer, die Reichsgewalt allein zu üben.

Dieſer Schritt brachte jedoch den verborgenen Haß der Fürſten gegen Adalbert zum Ausbruch; die Biſchöfe und Aebbte grollten ihm beſonders deswegen, weil ſich die Bremer Kirche zu einer ähnlichen Herrſcherſtellung über den Norden erheben wollte, wie die römiſche ſie einnahm. Im Einverſtändniſſe mit Hildebrand trat Hanno von Köln an die Spitze der Fürſtenverſchwörung, Siegfried von Mainz ſchloß ſich ihm an. Die beiden Erzbiſchöfe beriefen die Reichsfürſten zu einer Verſammlung in Tribur, wo die Reichsverhältniſſe beſprochen werden ſollten, und zwangen den König mit Adalbert, an derſelben Theil zu nehmen (1066). Dort warfen die Fürſten Heinrich IV. ſein zügelloſes Leben vor und verlangten: entweder ſolle er Adalbert von Bremen entfernen oder die Krone niederlegen. Er erbat ſich Bedenkzeit und wollte dieſe zur Flucht benützen; aber ſeine Abſicht ward verrathen, die Flucht unmöglich gemacht und nur um ſo heftiger entbrannte der Grimm gegen Adalbert, der den Rath dazu gegeben; kaum vermochte der König ihn vor Mißhandlungen zu ſchützen, er mußte ihn entlaſſen. Außerdem verlangten die Fürſten von Heinrich, daß er ſich mit ſeiner ihm von ſeinem Vater beſtimmten Braut, Bertha von Suſa, vermähle; er gelobte auch dies, ohne Liebe für ſie, ohne die Abſicht, ihr Treue zu halten. Mit unverſöhnlichem Groll gegen die Fürſten, die ſich, zumal die geiſtlichen, die Reichsverwaltung in einzelnen Theilen des Reiches vorbehielten, und mit dem ſtillen Schwur, ſich an ihnen zu rächen, ſchied er vom Reichstag zu Tribur.

Vielfach und ſchwer hatten ſich die Fürſten an Deutſchland verſündigt; ihre Selbſtſucht, welche die Entwickelung der Volksfreiheit und die Erſtarkung der Nationaleinheit aufhielt, war das Unglück unſeres Vaterlandes. Ihre Anmaßungen in Schranken zu halten, ihre Gewalt zu brechen, ohne das Königthum zu einer unumſchränkten Macht zu erweitern, war die große, aber ſchwierige Aufgabe des Reichsoberhauptes, welche nicht bloß Geiſtesſtärke und

Willenskraft, ſondern auch ſtrenge Gerechtigkeit und ſittliche Selbſtverläugnung erforderte. Heinrich IV. entbehrte dieſer beiden Eigenſchaften in Folge ſeiner planmäßig mißleiteten Erziehung. Indem er die fürſtliche Gewalt zu brechen unternahm, trieb ihn der heiße Drang der Nachelust und riß ihn zum wilden Uebermuth, zur trotzigen Verachtung ſittlicher Mittel hin. Indem er, der Argliſt und Uebermacht gegenüber, Tücke und Wortbruch nicht verſchmähte, beſchwor er ſelbſt die Vergeltung über ſich. Des Elends Flammen mußten rings um ihn aufſchlagen, damit ſich ſein Charakter von den Einflüſſen ſeiner Erziehung, von wildem Leichtſinn und Trotz, von allen Mängeln und Makeln läutern, damit er ſeines beſſeren Selbſt und ſeines Königsberufs bewußt werden konnte.

---

9. Heinrich IV. im Kampf mit den Sachſen.

Das Ereigniß, welches dem jungen König die Veranlaſſung gab, ſeinen Plan gegen die Fürſten zu verwirklichen, gewährt uns einen klaren Blick in die Verhältniſſe, in die allgemeine Verderbtheit der Großen. Markgraf Dedi von der Lauſitz hatte verſchiedene Lehen in Thüringen zu erhalten gewünſcht, welche der verſtorbene Markgraf Otto von Meißen, mit deſſen Wittwe er ſich vermählt, beſeſſen hatte; als ſeine Bemühungen um dieſelben vergeblich blieben, bemächtigte er ſich ihrer mit Gewalt. Der König bot nun ein Heer gegen ihn auf; die Thüringer, durch den Erzbiſchof Siegfried von Mainz zur Entrichtung eines Zehntens gedrängt, den ſie bis dahin nie geleiſtet, verſprachen dem König Treue auf Leben und Tod, wenn er ſie in ihren Freiheiten ſchütze, welche ſie bis zu ihrem letzten Athemzuge vertheidigen würden. Nun hatte aber Heinrich IV. dem Erzbiſchof von Mainz bereits verſprochen, ihm zur Erpreſſung des thüringiſchen Zehntens zu verhelfen, wenn Jener hinwieder die Trennung der Ehe mit der ungeliebten Bertha von Suſa erwirke, und der Erzbiſchof hatte dies zugeſagt. Der König verhieß aber auch den Thüringern die Gewährung ihres Wunſches, und nachdem er den Markgrafen zur Unterwerfung gebracht, erklärte er Jenen, ſie hätten allerdings den Zehnten zu leiſten, aber er ſprach dies in einer Weiſe aus, daß ſie überzeugt wurden, er würde ſie, wenn ſie's verweigerten, nicht durch Reichsgewalt dazu zwingen. So handelte er denn auch; er verließ Thüringen, ohne daß er für den Erzbiſchof nachdrücklich aufgetreten wäre. — In einer Reichsverſammlung zu Worms (1069) hatte Siegfried von Mainz im Widerſpruch mit dem Willen der Fürſten und für den Wunſch des Königs: „man möge ſeine Ehe mit Bertha trennen", geſprochen und den Beſchluß durchgeſetzt, daß ein Kirchentag darüber entſcheiden ſolle; dieſer fand zu Frankfurt am Main Statt. Der päpſtliche Legat Petrus Damiani, welcher demſelben beiwohnte, mahnte den König nicht bloß von ſeinem Entſchluſſe ab, ſondern erkräftigte auch die feindſelige Haltung der Fürſten durch die Drohung: „der Papſt würde Heinrich IV. nie zum Kaiſer weihen, wenn ſich der Letztere durch eine Trennung ſeiner Ehe einer Verletzung der Kirchengeſetze, einer „Entweihung des chriſtlichen Glaubens" ſchuldig mache." Der König, die Gefahr des Augenblicks erwägend, verſtand ſich dazu, das eheliche Verhältniß fortzuſetzen, aber ſeine Seele, nur des Zwanges gedenkend, der ihn an ſeine Gattin band, blieb für die Erkenntniß ihres hohen Werthes verſchloſſen; aus Trotz gegen die Fürſten verhärtete er ſich in Abneigung.

Die raſche Ueberwältigung Dedi's erfüllte ihn mit Zuverſicht, daß ſein auf die Auflöſung der Herzogthümer und die Schwächung der großen Fürſtenhäuſer gerichteter Plan gelingen werde. Otto von Nordheim, Herzog von Baiern, war ihm wegen des Antheils an der Entführung (1062) beſonders verhaßt. Als Mann von ſtarker Willenskraft, bei allen geheimen Verbindungen gegen den König betheiligt, dünkte nun Otto den Fürſten der Geeignetſte, an die Spitze eines Aufſtandes zu treten, ja vielleicht die Krone zu tragen. Otto ſeinerſeits ſuchte ſich mit dem Billung'ſchen Herzogshauſe in Sachſen zu verbinden, wo die Erbitterung der Großen gegen Adalbert von Bremen, deſſen Diener allerorten Geld erpreßten, dadurch geſteigert ward, daß ihn der König wieder zu ſich nach Goslar rief, um ſich auf's Neue ſeines Rathes zu bedienen. So waren die Verhältniſſe, als (1070) plötzlich ein Mann von adeliger Abkunft, Namens Egeno, auftrat und den Baiernherzog Otto des Hochverraths anklagte: er habe ihn zur Ermordung des Königs dingen wollen. Der König ſelbſt ſoll Egeno zu der falſchen Anklage veranlaßt haben, um einen Grund zu Otto's Sturz zu finden; bei ſeiner ſchlechten Erziehung und ſeiner verworfenen Umgebung wäre dies wenigſtens nicht unwahrſcheinlich. Er gebot dem Herzog, ſich von der Anklage durch ein Gottesurtheil, einen Zweikampf mit Egeno, zu reinigen. Otto verlangte dazu volle Sicherheit, und da ſie ihm nicht zugeſagt ward, erſchien er nicht. Nun erachteten ihn die zu Goslar verſammelten Fürſten des Verbrechens überwieſen und ſprachen das Todesurtheil. Der König erklärte ihn ſeiner Güter verluſtig, nahm ihm das Herzogthum Baiern und verlieh es dem Grafen Welf, einem Sohn des Markgrafen Azzo von Eſte und Tochtermann Otto's von Nordheim. Dieſer aber erhob nun im Bunde mit Magnus, dem Sohn des Sachſenherzogs, die Waffen wider den König und unterwarf ſich erſt zu Pfingſten 1071; er büßte durch Haft und den Verluſt der Herzogswürde. Dem Magnus, der gleichfalls verhaftet worden, bot der König die Freiheit an, wenn er auf das durch den Tod ſeines Vaters erledigte Herzogthum Sachſen verzichte; denn es war des Königs Abſicht, die erbliche Herzogswürde dort nicht wieder herzuſtellen. Da Magnus ſich dazu nicht verſtand, ſo entbrannte der Bürgerkrieg auf's Neue; alle ſächſiſchen Großen waren von demſelben feindſeligen Geiſte, wie Magnus, gegen den König erfüllt; denn ſie erkannten gar wohl deſſen Plan, ſich in Sachſen, nachdem das Herzogthum aufgelöſt, eine Hausmacht zu gründen. Zu dieſem Zwecke legte er Burgen am Harz, in Sachſen und Thüringen an, die er mit ſeinen Dienſtleuten beſetzte; zu dieſem Zwecke ſchloß er einen Bund mit dem Dänenkönig Svend, der ſich ihm eidlich verband, ihm gegen alle ſeine Feinde zu Land und zur See, namentlich gegen die Sachſen, beizuſtehen, wogegen ihm Heinrich IV. bedeutende Landſtriche des an Dänemark gränzenden deutſchen Landes (entweder ganz Nordalbingien oder doch die Grafſchaft Stade) abzutreten verſprach. Die ſächſiſchen Großen ſuchten nun die ſüddeutſchen Fürſten und insbeſondere den ohnehin auf ſeinen königlichen Schwager mißtrauiſchen Herzog Rudolf von Schwaben für ihre Sache zu gewinnen; zeigte doch Otto's von Nordheim Geſchick des Königs Abſichten in Bezug auf die ſüddeutſchen Fürſten deutlich genug! Kaum erfuhr jedoch Heinrich IV. von dieſen Verhandlungen (1072), als er, entſchloſſen, Rudolf die Herzogswürde zu nehmen, ihn vorlud, ſich über verſchiedene ſchwere Anſchuldigungen zu verantworten; Rudolf erſchien nicht, und der verwittweten Kaiſerin, an welche er ſich wendete, gelang es dies Mal noch, zu vermitteln. Im folgenden Jahr entſetzte der König den Herzog Berthold von Kärnthen, welcher (wie Welf von Baiern) in geheimen Unterhandlungen mit Rudolf ſtand.

Während der König, ſeinem Glücke vertrauend, auf der betretenen Bahn voranzuſchreiten dachte, trat mit dem Tode Adalbert's von Bremen (am 16. März 1073) plötzlich ein Wendepunkt der Geſchicke ein. In Utrecht umdrängten die Fürſten den zweiundzwanzigjährigen König und verlangten von ihm die Wiedereinſetzung Hanno's von Köln in die frühere Stellung als Lenker der Reichsgeſchäfte. Heinrich IV. mußte für den Augenblick nachgeben, aber ſein Haß gegen die Fürſten ſteigerte ſich in Folge ſolcher Demüthigung und gleich nach Hanno's erſten Regierungsmaßregeln nur noch mehr. Hanno ließ nämlich jenen Egeno, als vieler Räubereien beſchuldigt, ohne vorherigen Richterſpruch in Ketten umherführen, Otto von Nordheim dagegen der Haft entledigen. Otto ward nun ſogleich der Leiter des Aufſtandes in Sachſen, welcher um ſo gefährlicher zu werden drohte, da der König durch die Entſcheidung über die Zehentangelegenheit und durch das rückſichtsloſe gewaltthätige Benehmen, womit die Beſatzungen der königlichen Burgen in Thüringen den Zehnten eintrieben, auch die Thüringer im hohen Grade erbittert hatte; er ſuchte dadurch den Erzbiſchof von Mainz zu gewinnen, der ihm für die Hülfe zur Beibringung des Zehntens einen Theil deſſelben überlaſſen ſollte. Das ſächſiſche Volk nahm übrigens an dem Aufſtand von Anfang an keinen Theil. Erſt, als die Fürſten das Gerücht verbreiteten: das Aufgebot, welches der König zu einem Kriege gegen die Polen entbot, ſei gegen Sachſen beſtimmt, ließen ſich die unteren Klaſſen von den Fürſten und Biſchöfen bethören, mit ihnen gemeinſame Sache zu machen. Nun verlangten die ſächſiſchen Großen vom König: Erlaſſung des ſächſiſchen Zuzugs, Zerſtörung ſeiner Burgen in Sachſen, Genugthuung für die ihnen widerrechtlich entriſſenen Güter, Entfernung ſeiner ſchlimmen Rathgeber und ſeiner Buhlerinnen, Beſſerung ſeines Lebenswandels und Theilnahme der Fürſten an der Leitung der Reichsgeſchäfte; willige er in dieſe ihre Forderungen, ſo würden ſie ihm als freigeborne Männer treu ſein, im anderen Falle gegen ihn, wie gegen einen barbariſchen Feind, für die Kirche und für ihre eigene Freiheit kämpfen. Der König gab, von ſchlimmen Räthen bethört, auf die größtentheils gerechten Forderungen abſchlägigen Beſcheid und verſäumte es, das ſächſiſche Volk aufzuklären. Da verſammelten die Großen im Juli 1073 das Volk und Otto von Nordheim zeigte demſelben die Gefahren für die Freiheit, wenn nur erſt das ganze Land voller Zwingburgen ſei; er beſchwichtigte die Gewiſſensbedenken über Verletzung des dem König geſchworenen Eides; „nur ſo lange wäre das Volk an dieſen Eid gebunden, als Heinrich IV. wirklich König ſei; König ſei nur, wer ſo handle, wie es einem König gezieme, und da Heinrich nicht ſo handle, ſo ſei er demnach nicht mehr König, wenn alſo das Volk die Waffen gegen ihn erhebe, ſo kämpfe es nicht gegen ſeinen König, ſondern gegen einen Räuber der Freiheit, nicht gegen, ſondern für das Vaterland.“ Es gelang den Fürſten, das Volk zum Aufſtand zu überreden und den König in der Harzburg einzuſchließen. Schlau ſuchte Dieſer in der Bedrängniß zunächſt durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, dann entfloh er aus der Feſte. In Hersfeld, wohin er von Eſchwege kam, fand er mehrere Fürſten mit ihren Mannen, alsbald entbot er auch die anderen zu ſich, deren Zögern ihn argwohnen ließ, daß ſie ihre Entſcheidung für oder gegen ihn je nach ſeinem günſtigen oder ungünſtigen Schickſal einrichten würden. In der That: er zählte nur Wenige unter den geiſtlichen und weltlichen Großen, auf deren Treue er ſich völlig verlaſſen konnte; gerade die Mächtigſten waren ihm am meiſten verdächtig. In ungeheuerſter Aufregung beugte er die Knie vor den verſammelten Fürſten und beſchwor ſie, um ihren Beiſtand flehend: „eingedenk zu ſein, daß Alles, was man ihm raube, dem Reiche entriſſen werde, daß jede Beleidigung, die man ihm als König anthue, eine Schmach ſei, welche Alle treffe, die ihn als König anerkannt;“ er beſchwor ſie: „nicht zu dulden, daß die königliche Würde an aller Ehre, an allem Glanz geſchmälert und erniedrigt auf die Nachwelt komme.“ Der Eindruck dieſer Worte auf die verſammelten Fürſten war groß; Einige verlangten, daß die nach Polen beſtimmten Streitkräfte augenblicklich gegen Sachſen geführt werden ſollten. Doch die Mehrheit beſchloß, man ſolle zunächſt heimkehren und tüchtig rüſten; Köln und Mainz ſollten einſtweilen mit den Sachſen Unterhandlungen verſuchen; käme keine Beilegung zu Stande, dann ſollten alle Fürſten mit ihren Heerſchaaren am 6. Oktober 1073 bei Bredingen an der Werra zum Krieg gegen die Sachſen zuſammentreffen.

In Folge jener Vermittlung kam nun zu Corvei folgender, für den König demüthigender Beſchluß zu Stande: „in einer im Oktober deſſelben Jahres (1073) in Gerſtungen zu eröffnenden Verſammlung ſächſiſcher und nichtſächſiſcher Fürſten ſollten die Sachſen ihre Anklagen vorbringen und der König ſich vertheidigen; der Urtheilsſpruch werde den nichtſächſiſchen Fürſten übertragen; überdem ſollten ſowohl der König als auch die Sachſen Geißeln ſtellen;“ — alſo nicht ein Sühneverſuch, ſondern ein förmliches Gericht! Der König wartete in Würzburg den Ausgang der Verhandlungen zu Gerſtungen ab, wo ſich die ſächſiſchen Fürſten mit einem bewaffneten Geleit von 14,000 Mann einfanden. Dort vereinbarten ſich jedoch Die, welche des Königs Sache führen ſollten, mit den ſächſiſchen Großen zu dem Beſchluß, daß Heinrich IV. abgeſetzt, Rudolf von Schwaben zum König erklärt werden ſollte; Dieſer, um ſich unter dem Scheine des Rechts ſicher zu ſtellen, erklärte: er werde die Würde nur dann annehmen, wenn ihn alle Fürſten des Reiches wählten; demgemäß ſollte Alles zunächſt geheim bleiben, bis man die allgemeine Zuſtimmung zu Heinrich's Abſetzung erwirkt. Dem König wurde als Ergebniß der Unterhandlungen mitgetheilt: die Sachſen würden ihm, wenn er ihnen Strafloſigkeit zuſichere, eine paſſende Genugthuung leiſten; dies ſollte zu Köln am Weihnachtsfeſte erledigt werden. Gern erklärte ſich darauf hin der König zu jeder Bedingung bereit. Doch gar bald zweifelte er an der Redlichkeit der Fürſten und ſo begab er ſich nicht nach Köln, ſondern durch Oſtfranken nach Baiern. Da ward, um ihn in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen, ein gewiſſer Reginger gewonnen, welcher behauptete: der König habe ihn zur Ermordung der Herzoge Rudolf und Berthold, ſowie anderer Fürſten gedungen; der Ankläger erbot ſich ſogar, die Wahrheit ſeiner Ausſage durch einen als Gottesurtheil geltenden Zweikampf mit dem König zu erweiſen. Kaum war die Anklage ruchbar geworden, als die Herzoge Rudolf und Berthold dem König erklären ließen: da er an ihnen treubrüchig geworden, ſo ſeien auch ſie ihres Treu-Eides gegen ihn entbunden; bevor er ſich nicht reinige, habe er von ihnen keine Hülfe zu erwarten. Die wider Heinrich verbundenen Fürſten haſteten ſich, ſeinen Sturz zu vollenden. Erzbiſchof Siegfried berief einen Fürſtentag nach Mainz, um ein neues Reichsoberhaupt (Rudolf von Schwaben) zu wählen. Heinrich IV. eilte nun aus Baiern an den Rhein, um die Entwürfe der Fürſten zu vereiteln. Als er gen Worms kam, wollten ihm die Vaſallen des Biſchofs Adalbert, ſeines Feindes, den Eingang verwehren; da erhoben ſich die Bürger, die wehrhaften „Gottesleute"*), voll Theilnahme für den unglücklichen König. Sie verjagten die Vaſallen des Biſchofs aus der Stadt und waren ſchon im Begriffe, Dieſen ſelbſt gefangen zu nehmen, als er ſich noch durch Flucht rettete. In Wehr und Waffen zogen ſie nun dem König entgegen, führten ihn wie im Triumph in die Stadt, ſchwuren ihm mit Gut und Blut beizuſtehen und ſtellten ihm ſogleich durch freiwillige Beiſteuer Geldmittel zur Verfügung. Die kühne That der Wormſer Bürger machte auf die in Mainz verſammelten Fürſten einen tiefen Eindruck; ſie erkannten, welche gewaltige Bundesmacht ſich der König in den Städten erſchaffen könne, wenn er ihr Streben nach politiſcher Mündigkeit begünſtige und unterſtütze, ſie beſorgten, daß das Beiſpiel von Worms alsbald Nachahmung finden werde; die Meiſten wankten, Andere wollten keine Entſcheidung für ſich allein wagen; Manche, welche ſchon nach Mainz unterwegs waren, kehrten auf die Nachricht von dem Wormſer Ereigniß wieder heim.

Da beging Heinrich IV. einen großen Mißgriff. Er wollte die wenigen in Mainz gebliebenen Fürſten zu einer, wie er hoffte, für ihn günſtigen Entſcheidung drängen und ſo beſtimmte er ſie denn zu einer Unterredung mit ihm in Oppenheim. Dort erkannte er jedoch, daß er ſich getäuſcht, und nahm zu Bitten und Verſprechungen ſeine Zuflucht. Die Fürſten aber nannten ihn einen Verräther und erklärten ihm, daß ſie ſeinen Betheuerungen keinen Glauben ſchenkten. Vergeblich hatte er ſich zum zweiten Mal vor ſeinen Feinden ſelbſt erniedrigt; ſie wollten ihm die Krone nur dann laſſen, wenn der Mann, der für ihn mit Reginger kämpfe, ſiegen würde; und doch hatte Rudolf von Schwaben den Zweikampf bisher verhindert! Nun beſtimmte der König den 14. Januar 1074 für das Gottesurtheil des Kampfs. Acht Tage vor demſelben aber ward Reginger, des Königs Ankläger, von Wahnſinn ergriffen und ſtarb darin; der öffentlichen Meinung galt dieſer Tod als Gottesurtheil, des Königs Schuldloſigkeit offenbarend. Aber die geiſtlichen und weltlichen Großen gaben ſeinen Sturz nicht auf. Den ganzen Winter von 1073 auf 1074 hindurch bedrängten die Sachſen und Thüringer die königlichen Burgen; im Januar 1074 eroberten und zerſtörten ſie die Aſenburg, der Königin gewährten ſie aus der Burg Volkerode freien Abzug nach Hersfeld, daß ſie dort in eines Kloſters Freiſtätte gebären konnte. Vergeblich entbot der König zuerſt die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln zum Verſuch friedlicher Unterhandlungen mit den Sachſen, — dann, als beide Verräther ſtatt deſſen mit den Sachſen zur Wahl eines neuen Reichsoberhauptes ſich vereinbarten, — die ſämmtlichen Reichsfürſten zum Kampf, um die Empörung zu unterdrücken. Sie erklärten jedoch: gegen die Sachſen nicht kämpfen zu wollen; — ein edler Entſchluß, wider deutſche Brüder nicht das Schwert zu erheben, hätte der Kampf nur dem Recht eines edlen Volksſtammes und nicht den Vorrechten weltlichen und geiſtlichen Herrenthums gegolten! Nach vergeblichem Verſuch, mit ſeiner geringen Macht die große der Sachſen zu beſiegen, nach vergeblichen Friedensunterhandlungen in ſeinem eigenen Lager verrathen, mußte Heinrich endlich die Bedingungen, die man ihm vorſchrieb, annehmen. Außer den alten Forderungen ſtellte man die neue: er ſolle die ſächſiſchen Großen berechtigen, ihm, falls er irgend eine Bedingung nicht erfülle, mit bewaffneter Macht als Eidgenoſſenſchaft entgegenzutreten und ihn, als Meineidigen, mit Zuſtimmung der Reichsſtände, aus dem Reiche zu vertreiben. Als der König in der äußerſten Bedrängniß auch dieſe Bedingung annahm, ward der Friede abgeſchloſſen. Zum Zeichen der Verſöhnung umarmte und küßte er die ſächſiſchen Fürſten; dann folgte er ihnen nach Goslar und befahl mit tiefem Schmerz die Zerſtörung ſeiner Burgen. — Ueber das Schickſal ſeiner Lieblingsfeſte, der Harzburg, pflog er jedoch noch fernere Unterhandlungen; die Sachſen und Thüringer verpflichteten ſich, auch ihre eigenen, während des Königs Regierung erbauten Burgen zu ſchleifen, von der Harzburg nur die Feſtungswerke zu zerſtören, die Wohngebäude aber, ſowie die Kirche und das Kloſter zu ſchonen. Tief erſchüttert durch den unglücklichen

---

*) Sie hießen in Worms „die Familie des heiligen Petrus".

Ausgang des Kampfes, aber mit der Abſicht: mit einer großen Macht nach Sachſen wiederzukehren, verließ der König die Harzburg und begab ſich nach dem getreuen Worms. Er bot nun Alles auf, um den Bund ſeiner Feinde zu zerſprengen und ſo ihre Macht zu ſchwächen, anderſeits aber ſeine eigene ſo zu vergrößern, daß er einen neuen Kampf zur Wiederherſtellung des königlichen Anſehens unternehmen könne. Sowie die ſächſiſchen Fürſten das Schwert in die Scheide geſteckt, fühlten die übrigen deutſchen Großen, daß ſie allein dem König nicht mehr zu widerſtehen vermochten, und ſuchten Ausſöhnung mit ihm. Klug gewährte er ſie. Zugleich belohnte er Alle, welche ihm in den Tagen ſeiner Bedrängniß Treue bewahrt hatten, insbeſondere die Städte. Den Bürgern von Worms verlieh er im Januar 1074 ausdrücklich „zum Lohne ihrer Treue und zur Erweckung von Nachahmung“ die Zollfreiheit an allen königlichen Zollſtätten, zu Frankfurt, Boppard, Hammerſtein, Dortmund, Goslar und Angern. — Auf Köln wirkte das Beiſpiel von Worms zunächſt, als Hanno zu Oſtern ein einem reichen Kölner Kaufmann gehöriges Schiff für den Biſchof von Münſter in Beſchlag legen ließ und ſich ſomit anmaßte, einen freien Bürger mit Zwangsleiſtung nach Hofrecht zu belaſten; da erhoben ſich die Bürger und riefen: „nicht länger dürfe man Hanno's Willkür weibiſch ertragen, es gezieme Köln, dem ſchwächeren Worms an Kühnheit nicht nachzuſtehen“. Sie griffen zu den Waffen und ſtürmten den Palaſt des Erzbiſchofs; mit genauer Noth rettete Dieſer ſich durch Flucht. Doch ſchon am vierten Tage kehrte er mit einem ſtarken Heere zurück, um Gericht zu halten; da boten ihm die Bürger Schadenerſatz; Schlimmes befürchtend, flohen ſechshundert der reichſten Kaufleute; des Erzbiſchofs Mannen und Hofgeſinde aber brachen in die Häuſer der Bürger ein, plünderten, mißhandelten, verhafteten, mordeten. Auf die Bitten der Geflüchteten kam der König herbei und hielt ſelber Gericht; aber der Erzbiſchof wußte ſich gleißneriſch zu entſchuldigen und die Bürger waren ſo entmuthigt, daß ſie es nicht wagten, den ſtrengen Hanno anzuklagen. Nachdem der König Köln wieder verlaſſen hatte, mißbrauchte der Erzbiſchof auf's Grauſamſte ſeine Macht; ſo ließ er den Schöffen, welche ſich, ungerechten Urtheils beſchuldigt, ſeines Bedünkens mangelhaft vertheidigten, die Augen ausſtechen. Der ſtolze, herrſchſüchtige Prieſter, der durch die an Heinrich als

Kind begangene Gewaltthat ſo vieles Unheils Urheber geworden, ward nach ſeinem Tode von der Kirche heilig geſprochen und hundert Jahre ſpäter in einer mit Wundererzählungen geſchmückten geiſtlichen Dichtung, dem „Hannolied", im Gegenſatz zu ſeinem wirklichen Charakter, als tugendlich und fromm „wie ein Engel", als Beglücker des Reichs, das „vielſeliglich" unter ihm geſtanden, als gerechter Richter, als „Lamm unter den Geringen", als unſchuldig leidender Dulder, als Heiliger geſchildert; — ſo planmäßig ward unſerm Volk von Geiſtlichen ſeine Geſchichte gefälſcht. — Doch blicken wir jetzt wieder auf die Lage des Königs im Jahre 1074 zurück. Die Städte waren für ihn und er ſuchte ihre günſtige Meinung zu beſtärken; er zog von einer zur andern, ſo beſuchte er Bamberg, Regensburg, Mainz, Köln, Aachen, Worms und von Weihnachten bis Michaelis die baieriſchen Städte; aber er vergaß das Wichtigſte: die Bürger politiſch mündig zu ſprechen. Hätte er dies gethan, ſo wäre die Fürſten- und Adelsmacht für ihn unſchädlich geworden.

Inzwiſchen war in Sachſen ein Ereigniß vorgefallen, welches alle Bitterkeit in Heinrich's Herzen gewaltig aufrührte. Die Sachſen hatten, drei Tage, nachdem der König ſeine theure Harzburg verlaſſen, auch jene Gebäude, zu deren Schonung ſie ſich verpflichtet, zerſtört, die Kirche in Brand geſteckt, die Altäre zertrümmert, die Gebeine eines Bruders und eines Sohnes des Königs aus den Gräbern geriſſen und zerſtreut. Die ſächſiſchen Fürſten ſuchten die Schuld von ſich ab und auf das Volk zu wälzen. Der König nahm ihre Entſchuldigung ohne Glauben entgegen, lehnte jede ihm angebotene Genugthuung ab und ſann auf Rache. Um ſeinen Zweck zu erreichen, ſuchte er außer dem Beiſtand der Städte in Süddeutſchland auch den der dortigen Großen zu gewinnen, und es gelang ihm auch. In Sachſen ſelbſt war Uneinigkeit, welche er ſchlau förderte und benutzte. Durch Verſprechungen, durch Begünſtigungen zog er viele geiſtliche und weltliche Große, Viele vom Ritterſtande, auch viele Unfreie auf ſeine Seite. Bald verminderte ſich die Zahl der Aufſtändiſchen auf ein Drittel, während ſeine Streitmacht, aus allen Theilen des Reiches entboten, ebenſo groß als kampfgeübt war. Am 9. Juni des Jahres 1075 erfocht er bei Hohenburg an der Unſtrut einen Sieg über die Sachſen, wobei Dieſe ihre alte Tapferkeit im Kampf gegen die Uebermacht auf's Herrlichſte erwieſen. Die ſächſiſchen Fürſten hatten ſich gerettet; der König, in Sachſen vordringend, forderte ſie zur Unterwerfung auf; ſie erklärten jedoch: ſie würden ſich nur unter der Bedingung ergeben, wenn er ihnen Freiheit und Leben ſichere. Der Mißmuth der mit ihm verbündeten Fürſten und Hungersnoth zwangen ihn, Sachſen ſchleunig zu verlaſſen; indeſſen wollte er noch im Herbſt desſelben Jahres mit friſcher Kraft dahin zurückkehren.

Nun, da das Unglück über ganz Sachſenland hereingebrochen und neues Elend bevorſtand, erklärte das Volk den Fürſten offen heraus: „Ihr habt uns durch euren Rath angetrieben, daß wir die Waffen gegen den König ergriffen, und wie es zum Entſcheidungskampfe kam, habt ihr euch durch die Flucht gerettet, und uns, das Volk, dem Feinde zum Hinſchlachten preisgegeben"; leider hatten ſich die Sieger der ſchändlichſten Gewaltthaten ſchuldig gemacht. Das Sachſenvolk verwünſchte die Verblendung, in der es ſich von den Fürſten für deren Zweck hatte mißbrauchen laſſen; die Letzteren befürchteten nichts Geringeres, als daß ſich das Volk im gerechten Grimm ihrer bemächtigen und ſie dem Könige ausliefern möchte. In dieſer Angſt entſchloſſen ſie ſich, mit dem König um Frieden zu unterhandeln, und boten ihm jede Genugthuung an; als ſie nun aber merkten, daß der König ſie bloß bis zu jenem Zeitpunkte hinhalten wolle, wann ſein Heer verſammelt ſei, ſuchten ſie das Volk zur Fortſetzung des Kampfes und zur Wahl eines tüchtigen Feldherrn zu beſtimmen. Vergeblich! Das Volk wollte lieber das Aeußerſte erdulden, als ſich um der Fürſten willen neuerdings in einen Krieg einlaſſen. So ſahen ſich denn Dieſe gezwungen, ſich dem König unbedingt zu ergeben, auf deſſen eidliche Zuſicherung, daß ſie an Leben, Ehre und Gut unverſehrt bleiben ſollten. Barhäuptig und barfüßig kamen ſie zu dem König, der inmitten des Reichsheeres, auf einem Throne ſitzend, das Herz an ihrer Demüthigung weidend, ihre Unterwerfung entgegennahm. Welch ein Umſchwung der Geſchicke in Jahresfriſt! Welche Mahnung lag in dieſem Wechſel für den König, durch weiſe Mäßigung ſich das Glück dauernd zu erhalten und, um des Herrſchens ſchwere Kunſt zu lernen, mit ſtrenger Selbſtbeherrſchung zu beginnen. Aber allzuſehr war er noch von den verderblichen Einflüſſen ſeiner Erziehung befangen, daß er im Uebermuth des Glückes einen Frevel beging, durch welchen er das kaum gerettete Königthum, das er nun zur unumſchränkten Gewalt erweitern wollte, auf's Neue preisgab, und ſich ſelbſt der einzigen Macht beraubte, durch welche ſogar ſeine Perſon geſichert wurde, — der öffentlichen Meinung. Er brach ſein Wort; er ließ nämlich die ſächſiſchen Fürſten, welche ſich ihm auf eidliche Zuſicherung unterworfen hatten, aus ihrer Heimath in entfernte Reichstheile abführen, zog ihre Leben ein und vertheilte ſie an ſeine Günſtlinge; er ließ ſeine Burgen wieder aufbauen und neue dazu, er warf ein Netz von Beſatzungen über ganz Sachſen, wie über ein erobertes Land, das durch jeden Druck entnervt und ſeiner Widerſtandsfähigkeit beraubt werden müſſe.

Doch der ſchändlichen That folgte bald die Vergeltung; der geiſtliche Despotismus vollſtreckte ſie.

10. Gregor VII. im Kampf gegen das Königthum.

Am 21. April des Jahres 1073 ſtarb Papſt Alexander II. Am anderen Tage waren Roms Volk und Geiſtlichkeit in der Peterskirche verſammelt; da verkündigte der Kardinal Hugo Candidus: die Biſchöfe und Kardinäle hätten den Archidiakonus Hildebrand, welcher ſeit Leo IX. für die Würde der römiſchen Kirche und für das Wohl der Stadt gewirkt, zum Seelenhirten erwählt. Hildebrand wurde vom Volke als heiliger Vater begrüßt, mit Purpur und Hauptſchmuck bekleidet, und auf den päpſtlichen Stuhl erhoben. Aus Dankbarkeit gegen Gregor VI. nahm er den Namen Gregor VII. an. Es handelte ſich jetzt nur noch um die Anerkennung der Papſtwahl durch den König der Deutſchen, den künftigen Kaiſer, deſſen Zuſtimmung die Kardinäle nicht eingeholt hatten. Die Hochgeiſtlichkeit Deutſchlands war über die Erhebung Hildebrand's beſtürzt, da ſie deſſen Abſicht: unbeſchränkte Herrſchaft über die Kirche, kannte oder doch ahnte. Sie ſuchte den König zu beſtimmen, die Wahl für ungültig zu erklären; aber gerade ihr dringendes Anliegen veranlaßte den König, darüber nachzudenken, ob es nicht in ſeinem Vortheil liege, ſich in dem neugewählten Papſt einen Bundesgenoſſen gegen die geiſtlichen und wohl auch die weltlichen Großen zu gewinnen? Als Gregor VII. erklärte: „er habe die Würde nicht geſucht, ſie ſei ihm mit Gewalt aufgelaſtet worden; die Weihe habe er nicht empfangen wollen und werde ſie nicht eher empfangen, als bis der König und die Fürſten die Beiſtimmung zu ſeiner Wahl gegeben“, — gab Heinrich IV. ſeine Einwilligung zur Vollziehung der Weihe.

Gregor VII. ſprach ſeine Anſchauung von dem Papſtthum und von deſſen Verhältniß zur weltlichen Macht in ſeinen Briefen folgendermaßen aus: „Die Kirche muß frei ſein vom Einfluſſe irdiſcher Menſchengewalt, der Altar iſt nur für Den, der unſterblich Petro nachfolget; das Herrſcherſchwert iſt unter Dieſem, iſt nur von Dieſem, weil es eine menſchliche Sache iſt; der Altar, der Stuhl Petri iſt nur unter Gott und nur von Gott. Die Kirche iſt jetzt ſündhaft, weil ſie nicht frei iſt, weil ſie an die Welt und an weltliche Menſchen gekettet iſt; ihre Diener ſind nicht die rechten, weil ſie von den Menſchen der Welt geſetzt und nur durch Dieſe ſind, was ſie ſind. Darum ſind in den Geweihten Chriſti, welche die Aufſeher der Gemeinden heißen, ſündliche Begierden und Leidenſchaften; darum ſtreben ſie nur nach Irdiſchem, weil ſie, an die Welt gebunden, des Irdiſchen bedürfen; darum iſt unter Denen, in welchen der Friede Gottes ſein ſoll, Zwiſt und Hader, Habſucht und Neid; darum iſt durch ſie die Kirche übel beſtellt, weil ſie in der Welt Weltliches üben, unter dem Kaiſer thun, was dem Kaiſer gefällt, als Diener des Staates und pflichtig dem Regenten, der Kirche entfremdet werden. Die Religion liegt in ſchwerem Kampfe, das Herz der Menſchheit iſt kalt für das göttliche Wort, hier und dort der Glaube zertreten. Alſo muß die Kirche frei werden, und dieſes durch ihr Haupt, durch den Erſten der Chriſtenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Papſt. Der Papſt ſitzt an Gottes Statt, denn er lenkt ſein Reich auf Erden. Ohne den Papſt beſteht kein Reich; es zerfällt, wird ein ſchwankendes, zerſchellendes Schiff. Wie Sachen der Welt Sachen des Kaiſers ſind, ſo ſind Sachen Gottes Sachen des Papſtes. Alſo muß Dieſer die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. Ein Anderes iſt der Staat, ein Anderes die Kirche. Wie der ſeligmachende Glaube ein Einziger iſt, ſo iſt auch die Kirche eine Einzige, ſo der Papſt, deren Haupt, ein Einziger, ſo ſind deren Glieder, die Diener, die Einzigen. Iſt nun die Kirche nur in ſich, ſo muß ſie auch ſein nur durch ſich. Wie nichts Geiſtiges ſichtbar und erſcheinlich iſt ohne das Irdiſche, wie die Seele nicht wirkſam ohne den Körper, wie von dieſen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung, ſo iſt die Religion nicht ohne die Kirche, Dieſe nicht ohne Beſitz eines ſie ſichernden Vermögens. Der Geiſt nährt ſich durch's Irdiſche, im Körper; die Kirche alſo auch nur durch Land und Gut. Daß ſie ſolches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, iſt die Obliegenheit Deſſen, der das oberſte Schwert hält, des Kaiſers. Darum ſind der Kaiſer und die weltlichen Großen nothwendig für die Kirche, die nur iſt durch den Papſt, wie Dieſer durch Gott. Soll alſo die Kirche und die Welt wohl ſtehen, ſo muß Prieſterthum und Königthum einig ſein und nach Einem ſtreben, nach Eintracht und Frieden der Welt. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und durch den Mond, das kleinere. So iſt die apoſtoliſche Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie Dieſer nur leuchtet durch Jene, ſo ſind Kaiſer, Könige und Fürſten nur durch den Papſt, weil Dieſer durch Gott iſt. Alſo iſt die Macht des päpſtlichen Stuhles weit größer als die Macht der Throne und der König iſt dem Papſte unterthan und Gehorſam ſchuldig. Weil der Papſt durch Gott und an Gottes Statt iſt, ſo iſt unter ihm Alles; Weltliches und Geiſtliches gehört vor ſeinen Richterſtuhl; er ſoll belehren, ermahnen, ſtrafen, beſſern, richten und entſcheiden. Die Kirche iſt der göttliche Richterſtuhl und gibt Gott Rechenſchaft für die Fehler der Menſchen. Sie lehrt den Weg des Rechten, ſie iſt der Finger Gottes. Der Papſt iſt Statthalter Chriſti und über Allen. Darum iſt ſein Amt ein hohes, gewichtvolles, ſchweres Amt; denn ſo ſteht geſchrieben: „Du biſt Petrus, und auf dieſen Fels will ich meine Gemeinde bauen und die Pforte der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen; und ich will Dir des Himmelreiches Schlüſſel geben. Alles, was Du auf Erden binden wirſt, ſoll auch im Himmel gebunden ſein, und Alles, was Du auf Erden löſen wirſt, ſoll auch im Himmel los ſein.“ So ſprach Chriſtus zu Petrus. Durch Petrus aber beſteht die römiſche Kirche, alſo in ihr auch liegt die Gewalt der Schlüſſel. Auf Petrus iſt die Gemeinde Chriſti gebaut. Dieſe Gemeinde iſt in Allen, die ſeinen Namen bekennen, die ſich Chriſten nennen; demnach ſind alle einzelnen Gemeinden Glieder der Gemeinde Petri, das iſt: der römiſchen Kirche. So iſt Dieſe die Mutter aller Kirchen der Chriſtenheit, und alle Kirchen ſind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter. Aller Sorgen nimmt ſie auf ſich, von Allen kann ſie Ehrfurcht, Achtung und Gehorſam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Glied in Allem; darunter ſind auch Kaiſer, Könige, Fürſten, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebbte. Darum und kraft der Gewalt der Schlüſſel kann ſie Dieſe ein- und abſetzen; ſie gibt ihnen die Macht nicht für vergänglichen Ruhm, ſondern für's Heil Vieler. Sie müſſen daher demüthig gehorchen. Gehen ſie auf ſündlichem Pfade, ſo ſoll die heilige Mutter ſie umlenken und zum Beſſern führen; thut ſie Solches nicht, ſo ſündigt ſie durch Jene. Wer aber auf ſie, dieſe Mutter, baut, ſie pflegt, ihr folgt, ſie ſchützt, der gewinnt durch ſie Schutz und Wohlthat. Welchen Widerſtand auch Der, welcher an Chriſti Statt auf Erden ſitzet, in ſeinem Werke finden mag, er muß dawider kämpfen, harren und dulden, wie Chriſtus geduldet. Die Welt iſt jetzt im Argen, das Zeitalter ein eiſernes, die Kirche in aller Welt in ſchwerer Bedrängniß; ihre Diener leben ſündlich und müſſen ſich beſſern und bekehren. Vom Haupte der Kirche muß die Beſſerung und Erneuerung ausgehen, Dieſes muß allem Böſen Kampf und Vertilgung ankündigen, den Frieden der Welt zu gründen, Allen, die um Tugend und Recht bedrängt ſind, beiſtehen; Verfolgung und Bedrängniß dürfen es von dieſem heiligen Zwecke nicht abführen; vielmehr, wer der Kirche dräut, Gewalt anthut, ſie bedrängt, iſt kein Kind derſelben, iſt des Teufels, von ihr auszuſtoßen, von aller menſchlichen Gemeinſchaft zu entfernen. Alſo: die Kirche muß frei ſein und Alle in ihr unbeſcholten und rein; das zu bewirken, iſt des Papſtes erſtes Streben. Und ſie wird es ſein!“

Dieſer *Anſchauung* entſprachen folgende *Grundſätze*, welche Gregor VII. in ſeinen „Diktaten“ aufſtellte: „daß die römiſche Kirche von Gott allein gegründet ſei, nie geirrt habe und in Ewigkeit nie irren werde, daß bloß der römiſche Biſchof mit Recht „allgemeiner“ heiße, — daß er allein Biſchöfe ab- oder wieder einſetzen könne, daß ſein Legat (Abgeſandter) allen Biſchöfen bei ihren Verſammlungen vorſitze, auch wenn er tieferen Ranges wäre, und daß er gegen ſie das Abſetzungsurtheil erlaſſen könne, — daß der Papſt auch Abweſende abſetzen könne, daß er bei zwingender Nothwendigkeit die Biſchöfe von einem Bisthum zum andern verſetzen könne, daß ohne ſeine Vorſchrift keine allgemeine Kirchenverſammlung berufen, ohne ſeine Erlaubniß kein Kapitel gehalten und kein kanoniſches Buch gebraucht werden dürfe, — daß mit Solchen, welche er mit dem Banne belegt, Niemand in einem Hauſe wohnen dürfe, daß es ihm allein erlaubt ſei, nach Erforderniß der Zeit neue Geſetze zu geben, — daß alle Fürſten ihm die Füße küſſen müßten, und daß er befugt ſei, Kaiſer abzuſetzen.“

Gregor VII., indem er es unternahm, dieſe Grundſätze zu verwirklichen, hatte ſeine Stütze in der Weltanſchauung und dem derſelben entſprechenden Glauben der Völker. Jene Weltanſchauung, die Erneuerung einer *altaſiatiſchen* (indiſch-perſiſchen), beruhte auf der Vorſtellung eines *Gegenſatzes* zwiſchen Gott und Satan, Himmel und Hölle, Göttlichem und Menſchlichem, Jenſeits und Diesſeits, Zeit und Ewigkeit, auf den Vorſtellungen von der Nichtigkeit der Erſcheinungswelt, von der angebornen Sündhaftigkeit des Menſchen und von der Vermittlung des ihm in Chriſtus gewonnenen *Heiles* durch die Kirche als Heils*anſtalt*. Jene Weltanſchauung betrachtete die Erde als ein Jammerthal, das *Jenſeits* als des Menſchen wahre Heimath, erſchaute *dort* die Befriedigung aller Wünſche, die Erfüllung aller Sehnſucht, den Inhalt und den Gegenſtand alles *Glaubens*, die ſomit dem gläubigen Bewußtſein etwas *Aeußerliches* blieben. Der Vermittlung durch Chriſtus entſprach die durch die Heiligen, durch die Kirche. Die Kirche ſtellte, als *ſichtbare* im Diesſeits, die *unſichtbare* im Jenſeits dar; mitten im irdiſchen Jammerthal, unabhängig von der Welt, eine für ſich ſelbſtſtändige heilige Anſtalt, weihte ſie die Verhältniſſe des Erdenlebens und erzog die Bewohner der Erde für den Himmel, den ſie ihnen aufſchloß; ihre Vermittlung der göttlichen Gnadenmittel geſchah auf zauberiſch wunderbare Weiſe durch das Sakrament, als das ſichtbare ſinnliche Werkzeug, wodurch das Göttliche in den Menſchen eindrang, ohne deſſen Mitwirkung, bloß durch das Vollzogenwerden wirkend. So hatten ſich ſeit Jahrhunderten in jener Weltanſchauung die Begriffe von Chriſtenthum und Kirche wechſelſeits durchdrungen und ergänzt. Die Völker, noch ohne höhere geiſtige Entwickelung, noch ohne Kenntniß der Natur, noch ohne Ahnung allgemein-menſchlichen Rechts und allgemein-menſchlicher Pflicht, durch Kriege verwildert, in Bevorrechtete und Benachrechtete getrennt, die Erſteren ſich Alles erlaubend und doch vor ewiger Verdammniß zitternd, die Letzteren zermürbt vom Dulden, und das Dulden für ein Mittel zu ewiger Seligkeit haltend, — ſie blickten im Gefühl der Unzulänglichkeit, der Unſelbſtſtändigkeit, der Hülfsbedürftigkeit mit Ehrfurcht auf den von der Laienwelt ausgeſchiedenen, nur mit Angelegenheiten des „Reiches Gottes“ beſchäftigten „heiligen Stand“. In dieſem ſahen ſie den Pfleger des göttlichen Geſetzes, den Ausſpender geheimnißvoller Gnadenmittel, den Vertheidiger des chriſtlichen Gemeinweſens und jedes Einzelnen gegen Angriffe des Satans nach innen und nach außen, durch Gebet und Opfer, durch Segen und Fluch, den Bewahrer der Ordnung durch ſtrenge Zuchtmittel, Beichte, Buße und Kirchenbann, den im Namen Gottes über den Höchſten wie den Niedrigſten gleich waltenden, ſtrafenden oder losſprechenden Richter, den Inhaber der höchſten Gerichtsbarkeit überhaupt, und — wie das Göttliche hoch über allem Menſchlichen, das Geiſtige und Ewige über allem Irdiſch-Zeitlichen, — ſo auch folgerecht erhaben über alle weltliche Macht, welche ja von Gott nicht unbedingt, ſondern zum Dienſte der Religion angeordnet ſei, alſo ihre Berechtigung verliere, ſowie ſie dieſem Zweck widerſtrebe. Der Glaube an die Heiligkeit der einen und allgemeinen Heilsvermittlungsanſtalt mit ihrer feſten und unwandelbaren Ordnung, wurzelnd in der innigen Hingebung der Völkerherzen an das geahnte Göttliche, in ihrer Sehnſucht nach Heiligung, aber auch nach Schutz auf Erden und nach Seligkeit im Jenſeits, — dieſer Glaube, befeſtigt durch prieſterliche Erziehung von Geſchlecht zu Geſchlecht und in jedem auf's Neue genährt durch den mächtigen Einfluß der gottesdienſtlichen Formen auf Einbildungskraft und Gemüth, — er war ſo zuverſichtlich, daß ihn ſelbſt der Anblick der Verweltlichung der Kirche und der tiefſten Verſunkenheit der Geiſtlichen nicht zu erſchüttern vermochte. Die Makel erſchienen nur zufällig und zeitlich, die Kirche nicht verantwortlich für Irrthümer und Verbrechen der einzelnen Prieſter und durch ſie nicht zu verderben. Indem Gregor VII. die Reinigung der Kirche, ihre Entweltlichung, ihre Freiheit zur Loſung nahm, gewann er die Meinung der Völker und mit dieſer Bundesgenoſſin konnte er den Kampf gegen das Königthum und gegen einen großen Theil der Geiſtlichkeit aufnehmen. — „Die Völker“, ſo pflegt man beſchönigend zu ſagen, „gewannen durch die Alleinherrſchaft des Papſtthums Schutz gegen Vergewaltigung durch die weltliche Macht; Rom war die Retterin und Bewahrerin ihrer Freiheit.“ Gregor VII., deſſen Größe und deſſen Schuld darin liegt, daß er gleichſam als der verkörperte Geiſt des Papſtthums auftrat, dachte nicht an den Schutz des deutſchen Volkes gegen Unterdrückung; die Fürſten, die Feinde des Volkes, waren es, deren er ſich zur Schwächung und Herabwürdigung des König- und Kaiſerthums bediente; das Volk, der Kern der Freien, der Inbegriff aller nach Erlöſung zu Recht, zu menſchenwürdigen Zuſtänden Schmachtenden, die Bauern, die Bürger ſtanden nicht auf Gregor's VII. Seite, ſie ergriffen mit voller Begeiſterung Partei für Heinrich IV. Das Papſtthum erfaßte nie die Erziehung der Völker zur Freiheit, ſondern ſtets nur ihre Leitung nach ſeinen Zwecken als ſeine höchſte Aufgabe und als ihr vollkommenes Glück.

Bald nach Gregor's VII. Erhebung wurden von der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Rom im Jahre 1074 die folgenden wichtigen Beſchlüſſe über Simonie und Cölibat gefaßt: Kein Geiſtlicher ſollte von nun an irgend eine kirchliche Würde oder ein kirchliches Amt durch Kauf oder Geldvermittlung erlangen und wer bereits auf ſolche Weiſe in Beſitz gekommen, ſollte denſelben verlieren; ein kirchliches Kauf- und Verkaufrecht ſollte Niemandem zuſtehen, und Käufer, Verkäufer, ſowie Vermittler ſeien durch die heilige Schrift, die Concilienbeſchlüſſe und die Ausſprüche der Väter verdammt. Nach Beſchluß der älteren Kirchenverſammlungsbeſchlüſſe wurde ferner feſtgeſetzt: Geiſtliche, welche im Verkehr mit Frauen ſtünden, ſollten irgend ein Amt des Altars nicht verwalten dürfen, Keiner bei Strafe des Verluſtes ſeines kirchlichen Amtes ſich von nun an verheirathen oder in der Ehe fortleben dürfen, keiner ein Altaramt erhalten, wenn er nicht vorher feierlich das Gelübde der Eheloſigkeit abgelegt; die Laien wurden aufgeboten, die Amtsdienſte verheiratheter Geiſtlichen nicht anzunehmen, „ihr Segen verwandle ſich in Fluch und ihr Gebet in Sünde“. Dabei ward zugleich der Grundſatz ausgeſprochen, daß der Papſt über allen Biſchöfen ſtehe, daß jeder Chriſt, gleichviel ob geiſtlich, ob Laie, ihm in allen Dingen weit mehr als ſeinem eigenen Biſchof zu gehorchen ſchuldig ſei, daß der Papſt nicht bloß Biſchöfe, ſondern auch deren Untergebene verdammen könne. Dieſe Beſchlüſſe der erſten unter Gregor VII. zu Rom gehaltenen Kirchenverſammlung wurden ſchon im folgenden Jahre durch die der zweiten ergänzt, welche die Inveſtitur durch Laien verboten. Jeder Geiſtliche, welcher ein Bisthum oder eine Abtei von der Hand eines Laien empfangen habe, ſollte durchaus nicht als Biſchof oder Abt betrachtet und ihm kein Gehorſam geleiſtet werden; er verlor die Gnade des heiligen Petrus und durfte die Kirche nicht betreten, ſo lange er den von ihm aus Ehrgeiz oder Ungehorſam eingenommenen Platz nicht verlaſſen. Gleiches wurde in Bezug auf die niedrigeren kirchlichen Würden verfügt. Aber nicht bloß die dem päpſtlichen Gebot zuwiderhandelnden Geiſtlichen traf der gefürchtete Kirchenbann, ſondern auch die Laien, Kaiſer und Könige, Herzoge, Markgrafen, Grafen und alle weltliche Gewalt überhaupt, welche ſich (wie es hieß) „anmaßte, die Inveſtitur der Bisthümer oder einer anderen geiſtlichen Würde zu geben“. Die nächſte Folge einer Durchführung des päpſtlichen Inveſtiturgeſetzes mußte die Vernichtung der königlichen Oberhoheit über die geiſtlichen Großen und folglich deren Unabhängigkeit von aller weltlichen Gewalt ſein; in weiterer Folge mußten dann die bisherigen Rechte des Königs an den Papſt übergeben.

Die erneuerten ſtrengen Verordnungen in Betreff des Cölibats fanden allenthalben bei der Geiſtlichkeit den heftigſten Widerſtand. Die lombardiſchen Biſchöfe traten dem unnatürlichen Gebot, deſſen eifriger Vertheidiger Peter Damiani ſelbſt eingeſtehen mußte, daß überall, wo der Cölibat ſtreng gehandhabt werde, unnatürliche Laſter überhand genommen, wie überhaupt den Strebungen Gregor's, das Papſtthum in eine abſolute (unbeſchränkte) Monarchie zu verwandeln, auf's Entſchiedenſte entgegen. Die deutſchen Biſchöfe ſahen ihr altes Mißtrauen gegen Gregor gerechtfertigt; ihre ganze Unabhängigkeit, die durch den üblichen Vaſalleneid bisher wenig beeinträchtigt worden, war jetzt durch die päpſtlichen Legaten, welche als Botſchafter, Späher, Aufſeher, Richter, Vollſtrecker der päpſtlichen Befehle mit oberſter Vollmacht umherreiſten, auf's Gefährlichſte bedroht. Entſchloſſen traten ſie den ſtrengen Maßregeln zur Durchführung des Cölibatsgebots, wohl erkennend, daß nicht ſowohl die Sittenverbeſſerung der Geiſtlichkeit, als die Willkürherrſchaft des Papſtes dadurch erreicht werden ſollte. Gregor VII. ſchrieb eine deutſche Nationalkirchenverſammlung aus, wo unter Vorſitz ſeiner Legaten unter Anderem auch das Cölibatsgebot ausgeführt werden ſollte; aber der Erzbiſchof Liemar von Bremen, ebenſo durch Frömmigkeit wie durch Gelehrſamkeit ausgezeichnet, hintertrieb das Zuſtandekommen jener Kirchenverſammlung; der Biſchof Otto von Konſtanz weigerte ſich ſtandhaft, die päpſtlichen Befehle zu vollziehen. Wo aber Biſchöfe, eingeſchüchtert oder willfährig, die Prieſter ihrer Sprengel zur Unterwerfung unter dieſelben zu beſtimmen ſuchten, da vertheidigte die Geiſtlichkeit muthig ihr Menſchenrecht. Vergeblich gab der Erzbiſchof von Mainz der ſeinigen ein halbes Jahr Bedenkzeit, die rechtmäßigen Frauen zu entlaſſen, vergeblich erklärte er auf einer Kirchenverſammlung zu Erfurt (1074): „es müſſe ſogleich jeder Prieſter die Ehe oder ſein kirchliches Amt aufgeben,“ — die Prieſter wieſen dies Anſinnen als widerrechtlich zurück, wollten der Verſammlung nicht weiter beiwohnen und ſchickten ſich an, in ihre Heimath zurück zu kehren; ſchon tobte in der Straße der Aufruhr, ſchon vernahm man den Ruf: „der Erzbiſchof habe durch ſein Verfahren das Leben verwirkt, ſein Tod könne ſeine Nachfahren warnen, daß keiner eine ähnliche Beſchimpfung des Prieſterthums wage“. Noch ſchlimmer ging es bei einer anderen Kirchenverſammlung zu Mainz her. An vielen Orten in Deutſchland erklärten die Geiſtlichen: „lieber wollten ſie das Prieſterthum als die Ehe aufgeben, lieber den päpſtlichen Bannfluch ertragen, als von ihren rechtmäßigen Frauen laſſen; der Papſt wolle die Menſchen zwingen, wie Engel zu leben, aber indem er den gewohnten Gang der Natur hemme, fördere er nur das Hereinbrechen aller Unkeuſchheit; er möge doch das Hirtenamt durch Engel beſorgen laſſen“.

Nie hatte eine ähnliche Bewegung der Entrüſtung die große Mehrheit der Prieſterſchaft Europa's und der deutſchen insbeſondere erfaßt; ſie drohte in offene Empörung auszubrechen. Aber Gregor VII. blieb unerſchüttert bei ihren Forderungen, ungerührt bei ihrem Flehen. Er enthob die entſchiedenſten Biſchöfe vorerſt ihrer Amtshandlungen, verbot ihnen das Abendmahl, forderte ſie nach Rom, daß ſie ihm Rede ſtünden, und bedrohte ſie mit Abſetzung und Kirchenfluch; er ſuchte König Heinrich IV. für Abſchaffung der Simonie und Einführung des Cölibats zu gewinnen, ſich aber zugleich auch der deutſchen Fürſten, insbeſondere Rudolf's von Schwaben und Berthold's von Kärnthen, zu verſichern, während er ſolche, die ihm widerſtrebten, mit dem Kirchenbann bedrohte. Da die Prieſterehe in Schriften vertheidigt wurde, ſo mußten ihm gelehrte Mönche in Gegenſchriften den Cölibat verfechten; der anderen Mönche bediente er ſich, um durch ihren Einfluß die des eigenen Denkens unfähigen, zum blinden Glauben erzogenen großen Maſſen des Volkes gegen die Prieſterehe einzunehmen und zum grimmigen Haß gegen verheirathete Prieſter aufzuwiegeln, und niederträchtig war das Mittel, welches zu dieſem Zweck angewandt ward. Ausdrücklich wurden die in *Unzucht* lebenden Prieſter vom Altardienſt und von der Kirche ausgeſchloſſen; aber die *in rechtmäßiger Ehe* lebenden wurden in gleiche Reihe mit den Erſteren dadurch geſtellt, daß man den Laien gebot, weder mit den Einen, noch mit den Andern Gemeinſchaft zu haben, weder bei den Einen, noch bei den Andern eine Meſſe zu hören. So mußte denn dem ungebildeten Volke bald die Prieſterehe als ebenſo verwerflich wie die Unzucht, als gleichbedeutend mit dieſer erſcheinen. Die Folge war, daß der Pöbel, in ſeinem blinden Wahn gegen die verheiratheten Prieſter gehetzt, die Wehrloſen, Preisgegebenen auf's Empörendſte mißhandelte, ſie ausplünderte, ſich ſelbſt die Ausſpendung der Sakramente anmaßte oder dieſe gänzlich verachtete, „es für hinlänglich zur Buße aller Sünden erachtend, wenn er das ihm anvertraute Geſchäft, gegen die verehelichten Prieſter zu wüthen, recht eifrig vollführte". Durch ſolche Mittel erreichte Gregor VII. ſeinen Zweck, — und dennoch nicht vollſtändig, denn die Prieſterehe ließ ſich nicht ſogleich gänzlich ausrotten.

Was das *Inveſtiturgeſetz* Gregor's betraf, ſo durchſchaute Heinrich IV. den Zweck, welcher dadurch erreicht werden ſollte, und bekundete durch die That ſeinen Entſchluß, die Sprengung des Lebensverhältniſſes der geiſtlichen Großen und die Vernichtung des königlichen Hoheitsrechtes durchaus nicht zuzugeben. Er handelte ganz wie bisher und ernannte bei Erledigung der Abts-Würden von Fulda und Lorſch Männer ſeiner Wahl und belehnte ſie mit dem Stab; als König von Italien verlieh er aus eigener Machtvollkommenheit, ohne des Papſtes Mitwiſſen, das Erzbisthum Mailand und die Bisthümer Spoleto und Fermo. Da drohte ihm Gregor VII. mit ſeiner Ungnade, wenn er ferner mit Gebannten Umgang pflege, gebot ihm, dieſelben zu entfernen und ſich durch einen Biſchof für ſolche Schuld Buße auferlegen und losſprechen zu laſſen. Außerdem ſollten die päpſtlichen Geſandten, welche dem König das Schreiben Gregor's VII. zu überbringen hatten, ihn zur Freilaſſung und Wiedereinſetzung der gefangenen ſächſiſchen Biſchöfe auffordern und ihm ankündigen, daß er ſich, im Falle des Nichtgehorſams, vor einer Kirchenverſammlung zu ſtellen und vor dem päpſtlichen Stuhle wegen der ihm vorgeworfenen Verbrechen verantworten ſolle. Bevor indeſſen die Geſandten Gregor's in Goslar vor dem König erſchienen, ernannte Dieſer den Kanonikus Hildolf zum Erzbiſchof von Köln und belehnte ihn mit Ring und Stab. Mit Zorn vernahm er gleich darauf die Zumuthungen des Papſtes, mit ſteigender Entrüſtung ſeine Ladung nach Rom auf den 22. Februar 1076, unter Androhung des Kirchenfluches. Er ſchickte die Geſandten mit Verachtung zurück und klar erkennend, daß ein großer Kampf um die Lebensfrage des König- und Kaiſerthums eröffnet ſei, beſchloß er, die Vertheidigung nicht abzuwarten, ſondern den furchtbaren Feind raſch und mit höchſter Kraftaufbietung anzugreifen. Er berief eine allgemein-deutſche Kirchenverſammlung nach Worms und eröffnete ſie am 24. Januar 1076. Da ſaßen die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Mainz, Trier, Utrecht, Metz, Lüttich, Verdün, Toul, Speier, Halberſtadt, Straßburg, Baſel, Konſtanz, Würzburg, Bamberg, Regensburg, Freiſingen, Eichſtädt, Münſter, Minden, Paderborn, Hildesheim, Osnabrück, Neuſtadt, Brandenburg, Lauſanne und Bremen und vernahmen eine Reihe von ſchweren Anklagen gegen Gregor VII. aus dem Munde des mit dem Kirchenbann belegten Kardinals Hugo. Die Kirchenverſammlung beſchloß die Abſetzung Gregor's VII., als der Simonie ſchuldig, und der König ſowohl als jeder Biſchof unterzeichnete eine Urkunde des Inhaltes, daß ſie dem Hildebrand von Stund' an Unterwerfung und Gehorſam entzogen, und ihn fortan weder für einen „Apoſtoliſchen“ halten, noch ſo nennen würden. Die lombardiſchen Biſchöfe traten in einer Verſammlung zu Piacenza dieſer Erklärung bei; Roland, ein Geiſtlicher aus Parma, brachte die Beſchlüſſe von Worms und Piacenza und einen Brief Heinrich's IV., worin Hildebrand nicht der Papſt, ſondern der „falſche Mönch“ genannt war, nach Rom. In der Laterankirche auf dem Throne ſitzend, ließ Gregor VII. den Brief vor der ganzen Verſammlung laut ableſen. „Durch verfluchte Liſt und Trug“ (hieß es darin), „durch Geld, Gunſt und eiſerne Gewalt haſt Du den Stuhl des Friedens beſtiegen und auf demſelben ſitzend den Frieden geſtört, indem du Untergebene gegen Vorgeſetzte bewaffneteſt, und auch mich, den zum Reiche Geſalbten, angriffſt. Mit dem Fluch aller Biſchöfe belegt und durch unſer Gericht verdammt, ſteige herab von dem angemaßten apoſtoliſchen Stuhl; ein Anderer, der ſeine Gewaltthätigkeiten nicht mit Religion umhüllt und die rechte Lehre Petri lehrt, beſteige Petri Sitz!“ — Der Würfel war gefallen, eine Verſöhnung von nun an unmöglich. Schon am folgenden Tage, da zum Papſt die Boten mehrerer deutſchen und wälſchen Biſchöfe kamen, welche ihre Theilnahme an den Beſchlüſſen von Worms und Piacenza als eine ihnen abgedrungene widerriefen, ſprach er in der Kirchenverſammlung: „Zeit iſt's, das Schwert der Rache zu ziehen und den Feind Gottes und der Kirche zu Boden zu ſtrecken; fallen muß ſein Haupt, das ſich gegen die Grundfeſten der Kirche erhoben!“ Als der, „dem alles hauptſächlich dem Apoſtel Petrus anvertraute chriſtliche Volk zu gehorchen habe“, unterſagte er „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes“ dem König Heinrich, „der ſich mit unerhörtem Stolz gegen die Kirche erhoben“, die Regierung des ganzen deutſchen Reiches und Italiens, entband alle Chriſten des Eides, den ſie ihm geleiſtet oder leiſten würden, und verbot, daß Jemand ihm als König forthin diene. Auch belegte er den König, ſowie deſſen bedeutendſte Anhänger und bedrohte die deutſchen Biſchöfe, welche die Wormſer Beſchlüſſe unterzeichnet hatten, mit dem Bann; nur wenn er ſeine Geſinnungen ändere (d. h. ſich dem Papſt unterwerfe), ſollte der König wieder in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen werden. Da wankte mancher

Biſchof und bereute ſeine Betheiligung an den Wormſer Beſchlüſſen, mancher Freund des Königs fühlte ſich im Gewiſſen beunruhigt; die dem König feindlichen Fürſten erkannten in dem Papſt ihren Bundesgenoſſen.

Der Uebermuth, womit der König das beſiegte Sachſen behandelte, entrüſtete endlich das dortige Volk, ſo daß es ſich den Großen wieder anſchloß. An der Spitze der Freien erhoben die beiden Brüder, Wilhelm und Dietrich, aus dem Hauſe Wettin, die Fahne des Aufſtands; Hohe und Niedere wetteiferten, des Königs Burgen anzugreifen und ſeine Anhänger zu bedrängen. Otto von Nordheim, welchen Heinrich zu Gnaden angenommen und mit Wiedererbauung der Harzburg betraut hatte, trat neuerdings den Feinden deſſelben bei. In den anderen Theilen des Reiches verbanden ſich, bei der Kunde, daß der König in den Bann gethan ſei, die Herzoge von Schwaben, Baiern und Kärnthen, die Biſchöfe von Würzburg und Metz, ſowie andere Große und beriethen, was jetzt zu thun ſei. Da ſchrieb der Papſt an die Biſchöfe, Herzoge, Grafen und „alle Vertheidiger des Glaubens“ in Deutſchland: „ſie ſollten, wenn Heinrich IV. ſein Benehmen gegen die Kirche beſſere, ihm (dem Papſt) genaue Nachricht geben, um durch gemeinſchaftliche Berathung paſſende Vorkehrungen zu finden; im entgegengeſetzten Falle aber ſollten ſie einen Solchen, der Alles, was für's Heil der Kirche und des Reiches nothwendig erachtet würde, zu thun aufrichtig gelobe, an Heinrich's Stelle zum Reichsoberhaupt wählen; jedoch ſollten ſie Perſon, Charakter und Lebenswandel des von ihnen Gewählten dem Papſte ſo bald als möglich anzeigen, damit Dieſer die Wahl beſtätigen könne.“ Nun beſchloſſen die Häupter der gegenköniglichen Partei, ſämmtliche Fürſten und Große aus allen Theilen des Reiches auf einen Tag zu Tribur zu entbieten.

Am 16. Oktober 1076 erſchienen denn dort die geiſtlichen und weltlichen Großen, mit Ausnahme weniger Getreuen, entſchloſſen, Heinrich IV. abzuſetzen und ein neues Reichsoberhaupt zu wählen, ſowie die päpſtlichen Legaten; auf der weiten Ebene des rechten Rheinufers lagerten die Mannen der Großen. Am linken, in dem königlichen Weiler Oppenheim harrete Heinrich IV., umgeben von ſeinen Getreuen, den Biſchöfen von Köln, Verdün, Bamberg, Straßburg, Baſel, Speier, Lauſanne, Zeitz und Osnabrück, von wenigen Grafen und Herren und ihren Mannen. In der äußerſten Bedrängniß ſandte er tagtäglich Boten nach Tribur hinüber, verſprach den Fürſten Antheil an der Reichsregierung, bat ſie: „ihm den königlichen Namen und die Abzeichen des Königthums zu laſſen, die er geſetzlich von ihnen erhalten, die er nicht ohne ihrer Aller Schimpf verlieren könne.“ Die Fürſten zu Tribur erwiederten ihm einfach: „ſie hätten bereits die Erwählung eines andern Königs beſchloſſen;“ in der That ſchickten ſie ſich auch dazu bereits an; ja ſie wollten ſich ſogar der Perſon Heinrich's bemächtigen. Nach reiferer Ueberlegung gaben ſie dieſe Abſicht auf und ließen ihm ſagen: „ſie wollten die Erwählung eines neuen Königs aufſchieben und die Entſcheidung dem Papſte auf einem Fürſtentage zu Augsburg anheimſtellen; doch müſſe Heinrich, bis ſich ihm der Tag des Kirchenbannes jähre, durch den Papſt davon losgeſprochen ſein; wenn nicht, ſo habe er jeden Anſpruch auf Krone und Reich für immer verloren; inzwiſchen ſolle er alle ſeine Anhänger entlaſſen, alle Zeichen der königlichen Würde ablegen, die Uebung aller königlichen Rechte und Pflichten einſtellen und in Speier wohnen; weiche Heinrich IV. auch nur in einem einzigen Punkte von den ihm vorgelegten und von ihm etwa einzugehenden Bedingungen ab, ſo ſeien ſie ohne Weiteres jedes Eides gegen ihn ledig und würden, auch ohne des Papſtes Urtheil, Alles, was zum Heil des Reiches diene, beſchließen.“ Der König bedachte ſich nicht lange; um jeden Preis wollte er ſich die Krone retten. Er verſprach alle ihm vorgeſchriebenen Bedingungen zu erfüllen und erfüllte ſie auch; er entließ ſeine Anhänger, that Namen und Zeichen des Königthums ab und lebte in Speier als Privatmann. Das Dringendſte war ihm ſodann: die Losſprechung vom Kirchenbanne zu erwirken und eine Aburtheilung ſeiner Sache durch den Papſt auf deutſchem Boden zu verhüten. Durch perſönliches Vernehmen mit Gregor VII. hoffte er alle Verwickelungen ohne öffentliches Aufſehen löſen zu können. Deshalb brach er kurz vor Weihnachten 1076 mit ſeiner Gemahlin Bertha, deren hohen Werth ihn jetzt das Unglück kennen lehrte, und mit ſeinem Söhnlein Konrad, bloß von einem Manne begleitet, heimlich von Speier auf; ſeine Feinde, die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold, denen Alles daran gelegen, ſeine Ausſöhnung mit dem Papſte zu verhindern, verlegten ihm die gewöhnlichen Päſſe nach Italien; da wandte er ſich nach Burgund und erkaufte von ſeiner Schwiegermutter Adelheid um eine burgundiſche Provinz, die er ihr verlieh, freien Weg zum Alpenübergang. Unter Lebensgefahren vollbrachte er ihn im ſtrengen Winter von 1076 auf 1077; auf Rinderhäuten mußte die Königin von Führern die ſteilen Abhänge hinabgeſchleift werden. Als er nach Italien kam, begrüßten ihn alle Papſtfeinde in Lombardien mit froher Hoffnung als Vorfechter gegen die Anmaßungen des Papſtes. Gregor VII. war eben im Begriffe, zum Fürſtentag nach Augsburg zu reiſen, als er zu Vercelli die Nachricht von Heinrich's VII. Ankunft in Italien erhielt; das Gerücht unterſtellte dem König noch dazu eine feindſelige Abſicht. Da rieth Mathildis, die Markgräfin von Tuscien, Tochter der verſtorbenen Beatrix, dem Papſt: er möge ſich in ihr feſtes Schloß Canoſſa in den Apenninen (bei Reggio) begeben und dort bis auf Weiteres verweilen. Mathildis ſtand in den vertrauteſten Beziehungen zu Gregor VII., der ihre Ehe mit dem ihr verhaßten Gottfried dem Buckligen, einem eifrigen Anhänger des Königs der Deutſchen, getrennt hatte und ihre gränzenloſe Ergebenheit an ihn, ihre Reichthümer und ihre Macht für den Vortheil des Papſtthums zu benützen verſtand. An Mathildis wandte ſich nun Heinrich IV. um Vermittlung zwiſchen ihm und dem Papſte; insbeſondere wünſchte er des Bannes raſche Zurücknahme und erklärte ſich zu jeder Buße und Genugthuung bereit. Gregor VII. benutzte die verzweiflungsvolle Lage des Königs, um ihn auf's Tiefſte zu demüthigen. Nach langem Widerſtreben und auf wiederholte Bitten mehrerer Vermittler erlaubte er ihm endlich, Canoſſa zu betreten, aber ohne ein Abzeichen der königlichen Würde, als Reuiger, als Büßender, als Unterwürfiger. Drei Tage lang ließ er den König der Deutſchen in der ſtrengen Januarkälte barfuß, im wollenen Bußgewand, ohne Speiſe, in dem offenen Hofraum zwiſchen der zweiten und dritten Burgmauer eines Beſcheides harren, bis er ihm endlich auf die wiederholte Fürbitte der Mathildis, der ſich der König zu Füßen geworfen, Gehör geſtattete; — aber um welchen Preis! Der König mußte ihm zuvor verſprechen, ihm und dem römiſchen Stuhle Treue zu ſchwören, und Heinrich verſprach's. Es war nicht bloß der König, es war das Königthum, deſſen Demüthigung der Papſt der Welt zeigen wollte. Am vierten Tage ward Heinrich vor den Papſt gelaſſen und erhielt die Löſung vom Banne unter folgenden Bedingungen. Erſtens ſolle er ſich vor der Reichsverſammlung ſtellen, wo der Papſt als höchſter Richter erſcheinen werde; könne er ſich von den auf ihm laſtenden Anſchuldigungen reinigen, ſo ſolle er König bleiben, wenn nicht, auf ſeine Würde verzichten; bis zu jenem Tage aber ſolle er ſich aller königlichen Rechte und Abzeichen enthalten. Zweitens ſolle er, auch wenn er völlig wieder in ſein königliches Amt eingeſetzt werde, dem Papſte immerdar unterthan und gehorſam ſein. Drittens ſolle er, wenn er auch nur einen einzigen Punkt übertrete, auf's Neue in den Kirchenbann verfallen und das Königthum verwirken, den deutſchen Fürſten aber das Recht zuſtehen, ein anderes Reichsoberhaupt zu wählen! Der Papſt ließ ſich dies Alles, ſowie freies Geleit zur Hin- und Herreiſe nach Deutſchland von Heinrich beſchwören und entband ihn dann vom Kirchenbann. Er wollte ihn aber in der öffentlichen Meinung vernichten. Darum brach er beim Hochamt die geweihte Hoſtie, nahm ſelbſt die eine Hälfte, Gott anrufend, ihn durch plötzlichen Tod zu ſtrafen, wenn er der Verbrechen, deren er von Heinrich angeklagt worden, wirklich ſchuldig ſei, und reichte ihm die andere, ihn auffordernd, ſie zu empfangen, wenn er ſich von den Verbrechen, deren ihn die Fürſten bezüchtigt, rein wiſſe. Der König lehnte dies Gottesurtheil für jetzt ab und wollte es bis zur Reichsverſammlung verſchoben wiſſen.

Nachdem Heinrich IV. Canoſſa verlaſſen, überzeugte er ſich, daß die Kunde ſeiner Demüthigung alle Feinde des Papſtes in Italien, welche von ihm gehofft, er werde ſich an ihre Spitze ſtellen, mit Entrüſtung gegen ihn erfüllt hatte. Der König, entſchloſſen, die Schmach von Canoſſa an dem Papſt und den deutſchen Fürſten zu rächen, verſprach den Italiänern im Geheimen ſeine Bereitwilligkeit zum Kampf gegen Gregor. Er verlangte von Dieſem die Zuſtimmung zur Verlegung der Reichsverſammlung von Augsburg nach Mantua; Gregor VII., einen Anſchlag auf ſeine Freiheit beſorgend, zog ſich mit Mathildis in ihre Apenninenſchlöſſer zurück. Der König trat nun kühner auf und berief die gebannten Freunde wieder, von deren Umgang er ſich enthalten ſollte. Da die deutſchen Fürſten durch dieſen Bruch ſeines Gelöbniſſes ihre Verpflichtungen gegen ihn als aufgehoben betrachteten, ſo ſchrieben die Herzoge von Schwaben, Baiern und Kärnthen und die Biſchöfe von Mainz, Würzburg und Metz im Februar 1077 eine allgemeine Reichsverſammlung für den März nach Forchheim aus und luden den Papſt ein, als Lenker der Reichsangelegenheiten dabei zu erſcheinen; den König ſuchte man unter nichtigem Verwand länger fern in Italien zu halten. Zu Forchheim erſchienen nun inmitten der deutſchen Fürſten päpſtliche Legaten mit der Erklärung: der Papſt ſelbſt könne im Augenblicke nicht erſcheinen, weil ihm der König alle Päſſe verlegt habe; doch wolle er noch kommen und bis zu ſeiner Ankunft möchten die Fürſten, die Wahl eines neuen Königs aufſchiebend, das Reich verwalten. Da auch Heinrich IV. am beſtimmten Tage nicht erſchien, ſo glaubten die Fürſten nun den triftigſten Grund für ſeine Abſetzung zu haben und ihre Ungeduld beſchönigten ſie jenem Verlangen des Papſtes gegenüber durch die Redensart: „als freie Männer hätten ſie freie Wahl, der Papſt könne ſie nicht zwingen"; während ſie anderſeits wieder vorgaben: „der Papſt bedrohe ſie mit dem Bann, wenn ſie Heinrich IV. fernerhin unterthänig blieben!" Bei der Wahl eines neuen Königs enthüllte ſich vollends ihre gemeine Selbſtſucht. Hatten ſie ſchon Deutſchlands Selbſtſtändigkeit verrathen, indem ſie des Papſtes Einmiſchung veranlaßten, ſo frevelten ſie noch ärger, da ſie Dieſem ein Aufſichtsrecht über die Beſetzung des Thrones zuerkannten, wie ſie ſeine Anmaßung: „er ſtehe über dem Kaiſer, er habe das Recht, Könige abzuſetzen," thatſächlich bekräftigten. Ja, ſie ſchändeten den deutſchen Namen, indem ſie vor ſeinen Geſandten mit dem zu Erwählenden um die Preiſe markteten, wofür ſie ihm ihre Stimmen geben wollten. Zwar wurde durch den Beſchluß des Reichstages das Geſetz angenommen: „daß nie ein König der Deutſchen ſeine Würde auf ſein Haus vererben dürfe, daß der Sohn des Königs, wenn er der Nachfolge würdig ſei, ſtets durch freie Wahl erhoben werden müſſe und daß das Volk das Recht habe, einen unwürdigen Sohn nicht als Nachfolger des Königs in ſeiner Würde anzuerkennen, vielmehr zu verwerfen und nach Belieben einen Andern zu erheben;" allein was verſtanden denn dieſe herrſchaftsluſtigen Fürſten unter dem deutſchen Volk? Die Freien?

die Bürger? Nein, nur ſich ſelbſt, die Feinde deſſen, was die erſte Lebensbedingung eines Volkes iſt, ſeiner Freiheit. — Am 15. März 1077 erwählten ſie denn auf ſo unwürdige Weiſe Herzog Rudolf von Schwaben zum König. Zu Mainz krönte und ſalbte ihn der Erzbiſchof Friedrich, der ihm auch die erſte Stimme bei der Wahl gegeben hatte. Rudolf's Erhebung öffnete nun aber Vielen die Augen über das ganze bisherige Benehmen und die Beweggründe der Fürſten; für Heinrich IV. regte ſich eine lebhafte Theilnahme; für ihn erhoben ſich die wehrhaften Bürger; die Mainzer vertrieben den Gegenkönig gleich nach der Krönung ſammt dem Erzbiſchof. Auf Heinrich's Seite traten ferner alle Geiſtlichen, welche Gegner des Papſtes und des Cölibats waren. Da Gregor VII. vorſichtig zögerte, die Anerkennung des Gegenkönigs Rudolf auszuſprechen, ſo wandten ſich auch mehrere Fürſten von Dieſem ab; auf die erſte Kunde von Heinrich's entſchiedenem Auftreten zur Behauptung der Krone neigten ſich immer mehrere ihm zu. Im Allgemeinen war jetzt die öffentliche Meinung in Deutſchland für ihn, je mehr er, durch die Feuerprobe der tiefſten Demüthigung geläutert, ſich als einen ſittlich wiedergebornen Charakter zeigte, der ſeine gewaltige Willenskraft nicht mehr leidenſchaftlich zu ſelbſtiſcher Willkür mißbrauchen, ſondern für die Ehre und Selbſtſtändigkeit der Nation, für das Wohl des Reiches verwenden wolle. Seiner früheren Fehler bewußt, that er ſie ab; er war der ächte Volkskönig geworden, wie Deutſchland einen brauchte, und weil ihn die Nation als ſolchen erkannte, verlor der Fürſtenkönig allen Halt. Als Heinrich im Jahre 1077 nach Deutſchland kam, eilten ihm die Bürger aus den Städten, wie auch viele Männer mittleren und niederen Adels freudig entgegen und ſchaarten ſich unter ſeine Fahne. In Schwaben ſelbſt, Rudolf's Herzogthum, entſchieden ſich für ihn der Biſchof und die Bürger von Augsburg, ja viele Vaſallen und Blutsverwandte Rudolf's. Von Ort zu Ort, je weiter es in Schwaben vordrang, vergrößerte ſich Heinrich's Heer, aus wehrhaften Kaufleuten und rüſtigem Landvolk Baierns, Böhmens und Kärnthens beſtehend. Rudolf zog ſich nach Sachſen zurück, wurde dort als König anerkannt und rief das Volk zum Kampf gegen Heinrich auf. Dieſer aber zog nach Ulm, hielt dort Gericht über die drei untreuen Herzoge von Schwaben, Baiern und Kärnthen und erklärte ſie des

Todes ſchuldig, ſowie ihrer Würden und Leben verluſtig; dann ſetzte er vor dem verſammelten Volk ſich ſelbſt die Krone auf's Haupt, zum ſichtbaren Zeichen, daß er entſchloſſen ſei, als König zu handeln; den Papſt ließ er von ſeinem Kriegsglück in Kenntniß ſetzen, während Rudolf ſich an denſelben wandte, um deſſen offene Erklärung zu erwirken. Dem Papſt konnte nichts willkommener ſein, als die Verwirrung, welche in Deutſchland durch den Kampf der beiden Gegenkönige entſtanden war, die Anrufung Rudolf's und die Mittheilung Heinrich's, welche er gleichfalls als Berufung deutete. Nun glaubte er mit noch größerer Sicherheit und Beſtimmtheit, als es ihm auf dem Reichstage zu Augsburg möglich geweſen wäre, als oberſter Richter auftreten zu können, und ſo erklärte er denn ſeinen in Deutſchland befindlichen Legaten: ſie ſollten ihm bei beiden Königen freies Geleit erwirken, weil er entſchloſſen ſei, „*die Sache der Könige zu richten und zu entſcheiden, auf weſſen Seite das Recht zur Krone ſei.*“ Zugleich bevollmächtigte er ſeine Legaten: Jedem der beiden Könige, welcher ſich weigern ſollte, ihm dies Recht einzuräumen, als einem Empörer gegen Gott im Namen des Apoſtels die Regierung zu unterſagen und ihn in den Bann zu thun. Es war voraus zu ſehen, daß Rudolf gerne gehorchen, Heinrich ſich dagegen ſträuben würde. Und in der That griff Dieſer zum Schwerte und bedrängte den Gegenkönig auf's Aeußerſte. Rudolf ſah endlich keine andere Auskunft mehr, als ſich dem Papſt völlig in die Arme zu werfen; auf ſeine Bitte belegte der Legat Heinrich auf's Neue mit dem Bannfluch, unterſagte ihm die Herrſchaft und befahl allen Fürſten, Rudolf als rechtmäßigem König Gehorſam zu leiſten. Heinrich benahm ſich mit ebenſo großer Vorſicht als Entſchiedenheit; er erwies dem Papſt jene Achtung, welche ſeiner kirchlichen Stellung angemeſſen war, fuhr aber fort, ſein Kronrecht gegen Rudolf zu vertheidigen; Städte, Bürger und Bauern ſtanden auf ſeiner Seite wider das ſtolze Herrenthum. Bei *Melrichſtadt* im Frankenland ward eine Schlacht geſchlagen, beide Könige ſchrieben ſich den Sieg zu. Der Papſt vermied noch immer eine offene Entſcheidung für den Einen oder Andern; er wollte bei Heinrich's Neuerſtarkung nicht eine Abſetzung, welche möglicherweiſe unvollſtreckt blieb, noch eine Einſetzung ausſprechen, welche vielleicht nicht geltend gemacht werden konnte; ſo gab er denn Rudolf weder auf, noch that er etwas für ihn, er ſparte ſich ihn, als Werkzeug, für alle Wechſelfälle auf. Die Sachſen, über dies Benehmen beſtürzt, argwohnten das Schlimmſte. „Aus Gehorſam zu unſerem Hirten" (ſchrieben ſie dem Papſt) „ſind wir den Rachen der Wölfe ausgeſetzt, und wenn wir uns noch ſelbſt vor dem Hirten hüten ſollen, ſo ſind wir elender als alle Menſchen." Da ihnen der Papſt keine Antwort gab, drängten ſie ihn mit Aufforderungen: er ſolle endlich die Maske fallen laſſen, mit Vorwürfen, mit Zweifeln an ſeiner Redlichkeit. Unter dieſen Umſtänden gelang es Heinrich IV., viele einflußreiche ſächſiſche Große von der Seite des Gegenkönigs auf die ſeinige herüberzuziehen, zumal da er, wie ihm einmal die ſittliche Idee des deutſchen Königthums klar geworden, den Sachſen gerecht ward. Da gewann Rudolf am 26. Januar 1080 bei Fladenheim (Flarheim bei Mühlhauſen) einen Sieg und Gregor VII., von Heinrich's Feinden mehr denn je mit Aufforderungen zur Entſcheidung beſtürmt, Heinrich's Macht für gebrochen haltend, belegte Dieſen und ſeine Anhänger auf's Neue mit dem Kirchenbannfluche, unterſagte ihm zum zweiten Male die Herrſchaft Deutſchlands und Italiens, nahm ihm alle königliche Würde und Gewalt, verbot Jedem, ihm zu gehorchen, und löſte alle Eide des Gehorſams, die ihm geſchworen worden (7. März 1080). Mit der Kunde von dieſer Thatſache verbreitete ſich in Deutſchland zugleich das Gerücht, Gregor habe geweiſſagt: „der falſche König werde noch im Laufe des Jahres ſterben."

Doch Heinrich IV. hatte jetzt in Deutſchland die öffentliche Meinung für ſich, welche in ſeiner Sache nicht mehr eine perſönliche, ſondern die der Nation erkannte. In Lombardien konnte er ſich auf die Biſchöfe ſtützen, welche bei ihrem Widerſtand gegen Gregor's Pläne ebenſo auch ſeines kühnen Auftretens bedurften; den Rückhalt der Biſchöfe aber bildeten die Bürger, dadurch gewonnen, daß ihnen Jene immer mehr von ihren Hoheitsrechten über die Städte opferten. Raſch benützte Heinrich IV. die günſtigen Verhältniſſe. Eine Verſammlung von deutſchen und lombardiſchen Biſchöfen zu Brixen belegte Gregor VII. mit dem Kirchenbann, entſetzte ihn ſeiner Würde und erwählte den Erzbiſchof Guibert von Ravenna zum Papſt. Dieſer, welcher ſich den Namen Clemens III. beilegte, ſegnete Heinrich IV., den er zum Kaiſer zu krönen verſprach, und verfluchte den Gegenkönig.

Der Letztere verſchob die Romfahrt für's kommende Jahr; ihn zu überwinden, dann nach Italien zu eilen, Gregor VII. anzugreifen und durch deſſen Sturz den Sieg des Kaiſerthums zu entſcheiden, war Heinrich's Plan. Im Oktober des Jahres 1080 brach er aus Süddeutſchland gen Sachſen auf und drang durch Thüringen bis an die Unſtrut vor. Am 15. d. M. traf er an der Elſter mit Rudolf zur Schlacht zuſammen. Von beiden Heeren wurde tapfer gekämpft, endlich gewann Otto von Nordheim mit den Sachſen den glänzendſten Sieg. Heinrich, auf ſeine zerſprengt dahin flüchtenden Schaaren blickend, erwartete das Schlimmſte. Da erhielt er die Kunde: „der Gegenkönig Rudolf ſei, auf den Tod verwundet, mit abgehauener rechter Hand und durchſtochen im Unterleib, auf dem Schlachtfeld gefunden worden und bald darauf verſchieden.“ Rudolf's Fall galt in der öffentlichen Meinung als Gottesurtheil; auf ihn bezog man jetzt jene Weiſſagung des Papſtes: „Noch in dieſem Jahre wird der falſche König ſterben.“ Von Mund zu Mund ging die Sage, viele Feinde Heinrich's tief erſchütternd, Rudolf habe, als man ihm ſeine abgehauene rechte Hand zeigte, geſprochen: „Dieſe erhob ich einſt zum Eid der Treue für Heinrich!“ Die alte Ehrfurcht vor der Hoheit des Königthums regte ſich je mehr und mehr wieder. Heinrich IV., jetzt ohne Nebenbuhler, dachte zunächſt an Verſöhnung mit den Sachſen und erbot ſich, ihnen ſeinen Sohn zum König zu geben, erhielt aber von Otto von Nordheim die Antwort: „es lüſte ſie nach dem Sohn ſo wenig wie nach dem Vater.“ Nun ſuchte er ſich Süddeutſchlands durch ſeinen Tochtermann, den ſchwäbiſchen Grafen Friedrich von Hohenſtaufen, welchen er ſchon früher (1079) mit Schwabens Herzogswürde belehnt hatte, zu verſichern und bot Alles auf, um ſchon in den erſten Monaten des Jahres 1081 mit gewaltiger Heeresmacht ſeinen Zug nach Italien unternehmen zu können. Gregor VII. ward von vielen Seiten her gebeten, ſich vor dem Aeußerſten zu wahren und ſich vorzuſehen; auch war zu erwarten, daß ſeine Freundin, die Markgräfin Mathildis, welche im Jahr 1077 dem römiſchen Stuhl Ligurien und Tuscien als Kirchengut geſchenkt, den Angriffen der Papſtfeinde in Italien und des deutſchen Heeres zunächſt ausgeſetzt ſein werde. Gregor's Muth wankte nicht; bei der Nachricht, daß Heinrich die Heerfahrt nach Italien beabſichtige, ſuchte er Deutſchland aufzuwiegeln und die Wahl eines neuen Gegenkönigs zu Stande zu bringen, „welcher die Ehre der Kirche zu vertheidigen im Stande ſei“; er begegnete hier dem eifrigſten Wunſch der Sachſen.

Im März des Jahres 1081 trat Heinrich IV. mit einem zahlreichen Heere und in Begleitung von geiſtlichen und weltlichen Großen den Zug nach Italien an. Ueberall ward er mit Ehren, wie ſie dem König geziemten, empfangen; — die Markgräfin Mathildis gewährte in ihren Burgen den Anhängern des Papſtes Zuflucht. Am Tage vor dem Pfingſtfeſte ſtand Heinrich IV. mit Clemens III. vor den Thoren Roms; doch ſeine Hoffnung, ſich der Stadt ohne förmliche Belagerung, durch Einvernehmen mit der Bevölkerung, bemächtigen und Gregor VII. gefangen nehmen zu können, erfüllte ſich nicht. Zum zweiten Male erſchien er 1082, zum dritten Male zu Anfang des Jahres 1083 vor Rom. Diesmal bemächtigte er ſich der ſogenannten Leonina (Leo's-Stadt), des Vatikans, der Peterskirche, ſowie eines feſten Thurmes, und erklärte ſeine Bereitwilligkeit: ſich mit Gregor VII. auszuſöhnen, ihn als Papſt anzuerkennen und die Kaiſerkrone von ihm anzunehmen; er konnte wohl vorausſetzen, daß Gregor unerfüllbare Bedingungen ſtellen würde. So war's denn auch; Gregor erklärte der Bevölkerung, die ihn mit Bitten bedrängte, um des Wohls der Stadt willen den Frieden anzunehmen, mit Feſtigkeit: „er würde dies nur dann thun, wenn Heinrich vorher ſeine Würden niederlegen und für ſeine Sünden der Kirche Genugthuung geben wolle!“ König Heinrich verwarf dieſe Anmuthung; der Papſt beharrte unerſchütterlich bei ſeinem Ausſpruch und erregte dadurch eine ſolche Erbitterung gegen ſich, daß er ſich der Sicherheit wegen in die Engelsburg zurückzog. Um Zeit zu gewinnen, die Hülfsmacht Robert Guiscards heranzuziehen, wollte er im November eine allgemeine Kirchenverſammlung zur letzten Entſcheidung zwiſchen ihm und dem König halten, und beide Theile ſollten ſich dann den Beſchlüſſen unbedingt unterwerfen. Inzwiſchen ließ ſich Heinrich von den Römern heimlich die eidliche, durch zwanzig Geiſeln verbürgte Zuſage geben: ſie würden Alles aufbieten, damit er bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt entweder durch Gregor oder durch einen neu zu erwählenden Papſt die Kaiſerkrone erhalte; hierauf begab er ſich mit Clemens III. nach Oberitalien. Gregor ſuchte, als er die Kirchenverſammlung ausſchrieb, zu erwirken, daß ſie nur aus *ſeinen Anhängern* beſtünde. Als er nun die geheime Uebereinkunft der Römer mit Heinrich erfuhr, erſchrack er auf's Heftigſte und wählte, da nicht *buchſtäblich* eine förmliche *Kaiſerkrönung* bedungen worden, ſondern nur davon die Rede geweſen war: er ſolle dem König *die Kaiſerkrone geben*, folgenden unwürdigen Ausweg. „Wohlan," ſprach er, „*geben* will ich Heinrich die *Krone*, mit meinem Segen oder mit meinem Fluche. Thut er *Genugthuung*, ſo gebe ich ſie ihm mit meinem Segen; verweigert er ſie, ſo laß' ich ihm die Krone an einem Faden von der Engelsburg herab; dann hat er ſie von mir, aber mit meinem Fluch." Daß Heinrich IV. die Genugthuung zu leiſten ebenſo verweigerte, als er die Krone nicht am Strick empfangen wollte, war voraus zu ſehen; es handelte ſich für ihn ja wahrlich nicht um den eitlen Beſitz eines metallenen Hauptſchmuckes, ſondern um die hohe Idee, welche dadurch ſinnbildlich dargeſtellt ward, und verachten mußte er die gemeine Gaukelei, wodurch der Papſt es dahin brachte, daß ſich die Römer nun ihres Eides entbunden hielten. Schon wankte Heinrich's Hoffnung, Rom zu erobern, ſchon dachte er an Rückkehr nach Deutſchland, als die Römer ſelbſt, unwillig über die Entbehrungen, die ſie in Folge der Belagerung zu erdulden hatten, dem König Unterwerfung anboten. Am 21. März des Jahres 1084 zog er mit Clemens III. feierlich zum Thore des Laterans ein und am folgenden Tage berief er die Biſchöfe, wie auch Gregor VII., welcher mit Vielen von der Adelspartei in der Engelsburg weilte, zu einer Kirchenverſammlung in die Peterskirche. Gregor wollte jedoch weder ſeine ſichere Zuflucht verlaſſen, um ſich vor einer aus ſeinen Gegnern zuſammengeſetzten Verſammlung zu vertheidigen, noch auch durch Hinſendung eines Stellvertreters zugeben, daß er, hoch über jede Verantwortung erhaben, einer Vertheidigung *bedürfe*. Nach dreitägigem Warten wurde denn von jener Verſammlung *Wibert von Ravenna* als *Clemens* III. neuerdings zum Papſt erwählt und am 24. März in der Peterskirche geweiht. Am Oſterfeſte begab ſich Heinrich mit ſeiner Gemahlin Bertha in den Vatikan, wo ihm Clemens III. unter dem Zuruf des Volks die Kaiſerkrone aufſetzte. Nichts fehlte mehr zu Heinrich's IV. vollem Triumph, als die Erſtürmung der Engelsburg und Gregor's VII. Gefangennehmung. Da jedoch Robert Guiscard, von Gregor gleich nach Roms Uebergabe entboten, mit ſeinen tapferen Normannen — dreißigtauſend zu Fuß und ſechstauſend zu Roß — im raſchen Anzug war, mußte Heinrich, welcher den Kampf mit einer ſo überlegenen Heeresmacht nicht aufnehmen konnte, Rom ſo bald als möglich verlaſſen. Nachdem er dem verſammelten Volke die Sache des Kaiſerthums empfohlen und ſeine baldige Rückkehr aus Lombardien in Ausſicht geſtellt, zog er nach Oberitalien, wo die Markgräfin Mathildis den Krieg fortführte; endlich kehrte er nach Deutſchland zurück, wo ſeine Anweſenheit dringend nothwendig geworden war.

Robert Guiscard erſtürmte Rom, befreite den Papſt und führte ihn in den Lateran; aber ſchrecklich wütheten ſeine zuchtloſen Schaaren; ſie warfen die Brandfackel in die Häuſer, mordeten Männer, mißhandelten Frauen und plünderten ſelbſt die Kirchen! So hausete der Vaſall des Papſtes in Rom. Gregor ſelbſt ſchauderte vor dem Retter, dem er im Lateran ſeinen Segen gegeben; es graute ihm aber auch vor der Erbitterung der Römer, und ſo verließ er ſeine Hauptſtadt bald nach jenen Gräueln; er begab ſich zuerſt nach Monte-Caſſino, dann nach dem feſten Salerno. Dort war ſeine erſte kirchliche Handlung noch im Jahre 1084 eine neue Verfluchung Heinrich's IV. Sein Lebenstag neigte ſich dem Ende zu; Schmerz über den Sieg des verhaßten Gegners, Gram über ſo viele getäuſchte Hoffnungen mochten ſeinen Körper unheilbar erſchüttert haben; aber ungebeugt blieb ſein Geiſt, ehern ſein Wille, unverſöhnlich ſein Haß. Drei Tage vor ſeinem Tode erklärte er: „Mit Ausnahme Heinrich's, des ſogenannten Königs, und Wibert's, des Räubers des römiſchen Stuhls, ihrer Räthe und Helfer, losſpreche und ſegne ich alle jene Menſchen, welche da glauben, daß ich die beſondere Macht an der Stelle der Apoſtel Petrus und Paulus habe. Im Namen des allmächtigen Gottes“ (fuhr er dann fort) „und im Namen jener Apoſtel geb' ich euch die Lehre: haltet Keinen für einen ächten Papſt, der nicht auf kanoniſche Weiſe und kraft der Macht der heiligen Väter erwählt und geweiht iſt!“ Dem Sterbenden mußten Alle, die ſein Lager umſtanden, mit Handſchlag geloben: „Heinrich IV. und Clemens III. nie in die kirchliche Gemeinſchaft wieder aufzunehmen, es ſei denn, daß Beide ihre Würden niedergelegt und ſich dem apoſtoliſchen Stuhle unbedingt unterworfen hätten.“ Seine letzten Worte (am 25. Mai 1085) waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottloſigkeit gehaßt, deshalb ſterbe ich in der Verbannung!“ Wenn man ſich erinnert, daß Gregor Rom verließ, weil er die Rache ſeines Volkes fürchtete, welches von ſeinen eigenen Bundesgenoſſen durch ſcheußliche Mißhandlungen zur Verzweiflung gebracht worden, wenn man an die unſittlichen Mittel denkt, deren er ſich zur Erreichung ſeiner Zwecke bediente, ſo wird man in jenen letzten Worten die wohlberechnete Abſichtlichkeit des Prieſters nicht verkennen, der ſich den Nachkommen im Glanze eines Märtyrers für die Kirche zeigen wollte.

11. Beginn der Kreuzzüge. Fortgeſetzter Kampf des Papſtthums und Fürſtenthums gegen das Kaiſerthum. Heinrich's IV. Ausgang. Heinrich V.

Heinrich IV. fand, nach Deutſchland zurückgekehrt, dort Otto von Nordheim nicht mehr unter den Lebenden, wohl aber einen neuen Gegenkönig, Hermann von Luxemburg. Dem Papſte mußte Dieſer „wahren Gehorſam“ ſchwören und ihm geloben, bei der erſten Zuſammenkunft mit ihm „zum Ritter des heiligen Petrus“ zu werden. Doch hatte Heinrich keinen Grund zu ernſten Beſorgniſſen vor dieſem Muſter eines Königs, wie die Fürſten einen haben wollten, da Hermann in Sachſen keinen Anhang fand. Verſöhnung mit den Sachſen war Heinrich's aufrichtiger Wille, er gelobte ihnen feierlich: alle alten Rechte und Freiheiten ihres Volksſtammes zu achten und aufrecht zu halten. Hierauf erkannten ſie ihn wieder als König an (1085). Gleichwohl ſetzten mehrere geiſtliche und weltliche Große, zumal der kühne und ehrgeizige Markgraf Ekbert von Meißen, welcher ſelber nach dem Beſitz der Krone trachtete, den Kampf gegen ihn fort. Erſt 1088 legte der Gegenkönig Hermann, ſeiner Würde ohne Macht müde, die Krone nieder; Ekbert erlag 1090 durch eines unbekannten Mörders Hand.

In Süddeutſchland arbeitete indeſſen Herzog Welf von Baiern gegen den Kaiſer. Durch des Papſtes Urban II. Vermittlung heirathete Welf's achtzehnjähriger Sohn, gleichfalls Welf geheißen, die dreiundvierzigjährige Markgräfin Mathildis; der alte Welf hoffte dadurch all das große Beſitzthum Mathildens an ſein Haus zu bringen, der Papſt durch den welfiſchen Einfluß in Deutſchland feſten Fuß zu faſſen. Da begab ſich Heinrich IV. im Jahre 1090 nach Italien und zog ſiegreich durch Lombardien. Des Kaiſers jugendlicher Sohn Konrad, ſchon vor einigen Jahren zum König gekrönt, ſetzte ſich nach dem Tode ſeiner Großmutter Adelheid in den Beſitz der Markgrafſchaft Suſa. Der junge Welf hatte ſich dem Kaiſer zugeneigt, aber ſeine Gemahlin Mathildis bewahrte dem Papſtthum ihre ganze Ergebenheit, der Frieden der Ehe war geſtört. Schon hatte ſich auch der alte Welf, deſſen Handlungen bloß gemeine Selbſtſucht beſtimmte, dem Kaiſer nähern wollen; als Dieſer jedoch die Vergleichsvorſchläge nicht annahm, hatte ſich Jener bald wieder an die Spitze aller Feinde des Kaiſers geſtellt, ja er meinte ſogar, die Krone für ſein eignes Haupt erringen zu können. Des Kaiſers Sache in Italien ſtand gut; unabläſſig bedrängte er die Markgräfin Mathildis; ſchon vernahm ſie die inſtändigen Bitten ihrer Vaſallen: ſie möchte mit dem Kaiſer Frieden ſchließen; ſchon ſtand Dieſer, nachdem er Reggio, Parma und Piacenza erobert, vor Canoſſa und belagerte das ihm verhaßte Felſenſchloß. Doch er ward beſiegt und mußte ſich bis über den Po zurückziehen; gegen Ende des Jahres ſchied er vom italiſchen Boden. In Verona ließ er Adelheid, ſeine Gemahlin zweiter Ehe, und ſeinen Sohn aus erſter, den jungen König Konrad, zurück. Beide wurden dort durch Kriegsvolk der Markgräfin Mathildis überfallen und zu ihr nach Canoſſa gebracht. Dort vollbrachten die Prieſter und die Frau, die ſich als ihr Werkzeug brauchen ließ, ein ruchloſes Werk an den Gefangenen. Alle Liſt ward aufgewandt, um ihren Verſtand zu blenden, um ihr Gewiſſen zu bethören, daß ſie ſich losſagten von dem „Verfluchten", welchen Konrad ſeinen Vater, welchen Adelheid ihren Gatten nannte. Schwer mochte es halten, alle Begriffe Konrad's bis zu dem Grade zu verwirren, bis er endlich der Prieſterargliſt verfiel. Durch die Hoffnung, ſeinen Vater zu retten, verlockten die Verführer den Jüngling; ſie überredeten ihn: wenn er ſich entſcheide, die Krone Italiens ſich auf's Haupt ſetzen zu laſſen, werde ſein Vater gezwungen ſein, die Löſung vom Kirchenbann zu erwirken, von dieſem gelöst aber das Kaiſerthum und deutſche Königthum behaupten. Konrad glaubte den Worten Derer, die ſich Gottes Diener nannten, befolgte ihren Rath und empfing (1093) zu Monza aus der Hand des Erzbiſchofs von Mailand die eiſerne Krone. Die Verführer aber logen nun frech: „die Kaiſerin Adelheid habe die Markgräfin um Befreiung von ihrem Gemahl gebeten, Konrad ſei vom Vater gefangen gehalten worden und zu Mathildis geflohen; Dieſe habe nichts gethan, als ſich zweier Schutzbedürftigen angenommen!“ Das war die Sittlichkeit der Partei, welche nicht müde ward, Heinrich IV. auch nach ſeiner Läuterung noch immer der Unſittlichkeit anzuklagen, der Partei, deren Haupt ein Vorrecht der Heiligkeit für ſich in Anſpruch nahm. Die Kunde von dieſem Meiſterſtück der päpſtlichen Politik ſchmetterte den unglücklichen Vater zu Boden, das Leben war ihm verhaßt. Bald erhob er ſich jedoch mit neuem Muth in ſeinem Unglück; im Bewußtſein ſeines Rechtes und ſeiner Würde behauptete er ſich in Italien, während Konrad's königliches Anſehen nur mit Mühe erhalten ward. Der Unſelige erkannte, daß er nur ein Werkzeug der Partei war; er empfand das Unrecht, in welches ſie ihn verſtrickt; zu ſchwach, um ſich aus ihren Schlingen zu befreien, wollte er wenigſtens keine Schmähung gegen den Vater, den er fort und fort ſeinen Herrn und Kaiſer nannte, von deſſen Feinden hören. Auch der alte Welf, der ſich an ihn geſchloſſen, fiel von ihm ab, nachdem er entdeckt, daß Mathildis, von welcher ſein Sohn ſich zu Anfang des Jahres 1095 trennte, ihre großen Güter, das Ziel ſeiner Habſucht, längſt der römiſchen Kirche geſchenkt! Er ſöhnte ſich nun mit dem Kaiſer aus; Dieſer aber beſtätigte ihn in ſeinem Herzogthum Baiern und verſprach ihm, daß ſein Sohn ihm in der Würde folgen ſolle. Der alte Welf hielt nun um ſo eifriger zum Kaiſer, da er durch deſſen Beiſtand die italiäniſchen Beſitzungen zu erhalten hoffte, welche ſein Vater, Markgraf Azzo II. von Eſte, ſeinen beiden Söhnen aus zweiter Ehe vermacht hatte.

Als Heinrich IV. im Frühling des Jahres 1097 nach Deutſchland zurückkehrte, trat er mit großer Beſonnenheit und Mäßigung auf. Er ließ ſtillſchweigend beſtehen, was während des Bürgerkrieges geworden, ſo zumal, daß Söhne die väterlichen Aemter und Würden behielten, die auf ſie übergegangen. Er vergab ſeinen Feinden, belohnte ſeine Freunde, ſchlichtete und vermittelte nach allen Seiten, übte Gerechtigkeit und ſchützte die Schwachen gegen Vergewaltigung. Je volksbeliebter nun Heinrich IV. wurde, je mehr er ſich durch ſeine Macht auf die Zuneigung der unteren Stände ſtützen, je mehr er hoffen konnte, ſeinem zweiten Sohne Heinrich die Nachfolge zu verſchaffen, um ſo eifriger ſannen die ihm feindlichen Fürſten im Bunde mit dem Papſtthum auf ſeinen Untergang. Nach langen Bemühungen ward endlich ſein Wunſch erfüllt, nämlich zu Ende des Jahres 1097 Konrad als abgeſetzt erklärt, Heinrich der Jüngere (V.) als Nachfolger ſeines Vaters gewählt. Nachdem er, ein achtzehnjähriger Jüngling, am 6. Januar 1098 zu Aachen am Grabe Karl's des Großen ſeinem Vater unverbrüchliche Treue geſchworen, wurde er gekrönt. Vernichtend traf die Nachricht davon ſeinen Bruder Konrad in Italien; von Allen, die ihn mißbraucht, verlaſſen, ſiechte er an dem Zwieſpalt ſeiner Seele, an ſeinem wunden Gewiſſen, an ſeinem verletzten Schamgefühl dahin. Zu Florenz endete 1101 ſein verlornes Leben.

Während Deutſchland ſich jetzt langſam von langjährigen Leiden erholte, die kraftſtrotzende Entwickelung des Städtelebens gedieh, Gewerbe und Handel emporblühten und das ſaliſche Kaiſerhaus neu gefeſtigt ſchien, — erſtarkte das Papſtthum in Folge eines Ereigniſſes, welches nach und nach die ganze abendländiſche Chriſtenheit in Bewegung ſetzte. Dies Ereigniß waren die Kreuzzüge. Längſt war die Bedrückung der chriſtlichen Pilger in Paläſtina durch die ſeldſchuckiſchen Türken, die Eroberer dieſes Landes, von vielen Gläubigen des Abendlandes auf's Tiefſte beklagt worden. Der Gedanke: Paläſtina den Ungläubigen zu entreißen, entſprach ebenſo ſehr der religiöſen Anſchauung, als dem kriegeriſchen Sinne des Zeitalters. Dem Glauben an die Kraft des durch den Einen Gottmenſchen vollbrachten Erlöſungswerkes entſprach wieder der an eine Vermittlung zwiſchen Demſelben und der Menſchheit durch die Fürbitte der Gottesmutter und durch die Kraft der von Heiligen erworbenen Verdienſte. Dieſe an und für ſich ſchon ſinnliche Vorſtellung vergröberte ſich folgerecht in dem Glauben an eine Vermittlung des Höhergeiſtigen und Heiligen durch die mit den Sinnen zu erfaſſende irdiſche Form, in Bezug auf Chriſtus durch die Hoſtie, in Bezug auf die Heiligen durch Körperreſte, hinterlaſſene Gegenſtände und Bild, ſowie durch geheiligte Orte. Daher zuerſt Marien- und Heiligenverehrung, bis zur Anbetung geſteigert; daher Knochen, Reliquien- und Bilderverehrung bis zum Fetiſchdienſt entartet; daher Wallfahrten nach Gnadenorten! Dazu kam nun noch der Glaube, daß beſtimmte Werke, bloß durch ihr Vollbrachtwerden, wie eben die Wallfahrten, die Meſſe, ſchon verdienſtlich ſeien und vermittelnde Kraft beſäßen, ein Glaube, wodurch Frömmigkeit und Sittlichkeit zum vollſtändigen Gegenſatz werden mußten und auch wirklich wurden. Die Chriſtenheit beſaß und verehrte zwar genug angebliche Reliquien von Chriſtus; aber ſie entbehrte deſſen körperliche Reſte, weil ſie den Gott als in menſchlicher Hülle gen Himmel gefahren glaubte; jene angeblichen Reliquien (Kreuzſplitter, Nägel, Dornenkranz, Kleid u. ſ. w.) waren Sondereigenthum einzelner Perſonen, einzelner Kirchen; das Land, in welchem der Gott Menſch geworden und als ſolcher die Erlöſung für Alle vollbracht, das heilige Grab insbeſondere, erſchien geheiligt durch ihn, gleichſam als die große Chriſtus-Reliquie, deren Beſitz der ganzen Chriſtenheit gehöre und von ihr, als ſolcher, errungen werden müſſe. Die Betheiligung an der Erringung dieſes Geſammtbeſitzes erſchien ferner als ein für jeden Einzelnen um ſo verdienſtlicheres Werk, da ſie mit Entbehrungen, mit Selbſtverläugnung, ja mit Lebensgefahr verbunden war. Den Gedanken nun, die verſchiedenen chriſtlichen Völker durch den Kampf zur Eroberung Paläſtina's in eine Einheit zu verſchmelzen, hatte ſchon Gregor VII. erfaßt; er war jedoch an der Verwirklichung dieſes Gedankens durch die Bedrängniſſe ſeiner letzten Lebenszeit verhindert worden. Nun wurde der Plan der Eroberung Paläſtinas durch einen Pilger, den Einſiedler Peter von Amiens, bei Papſt Urban II. wieder angeregt. Peter von Amiens, vom heiligen Grabe zurückgekehrt, ſchilderte Jenem die Bedrückung der Chriſten in Paläſtina durch die Türken und erzählte ihm: „Chriſtus ſei ihm erſchienen und habe ihm geboten, die abendländiſche Chriſtenheit zur Reinigung des Heiligthums aufzufordern". Urban II. war anfänglich unſchlüſſig, was er hierauf thun ſolle, und überließ es Peter von Amiens, ſeine angebliche Offenbarung der Chriſtenheit zu verkündigen. Da zog nun Peter auf einem Eſel durch Italien, Burgund und Frankreich, und entzündete durch ſeine Beredſamkeit den Glaubensthatendrang der wundergläubigen Menge, welche am Himmel Zeichen zu erblicken wähnte und eine Hungersnoth in Frankreich als Mahnung Gottes betrachtete. Als Urban II. die Ausdehnung und Kraft der durch Peter's Aufruf entſtandenen Bewegung erkannte, zögerte er nicht, ſich an deren Spitze zu ſtellen und ſie für die Macht des Papſtthums zu benützen. Er eröffnete zu Piacenza (am 1. März 1095) eine Kirchenverſammlung, zu welcher an 34,000 Menſchen, Geiſtliche und Laien, größtentheils aus Italien und Frankreich, herbeiſtrömten. Auf einer zweiten Kirchenverſammlung zu Clermont in der Auvergne verkündigte der Papſt dem zahlloſen Volk: „Jeder, der aus reiner Andacht gen Jeruſalem fahre, um die Kirche Gottes zu befreien, der ſolle ſelber befreit werden von aller Kirchenbuße.“ Da nun Gottes und der Kirche Wille in den Vorſtellungen der Menſchen gleichbedeutend waren, ſo entflammte der Gedanke des Erlaſſes der Kirchenbuße, als göttliche Sündenvergebung aufgefaßt, alle Gemüther und „Gott will's!“ rief das Volk wie aus Einem Munde. Wer ſich dem Krieg zur Eroberung des heiligen Grabes weihte, heftete ſich ein Kreuz auf's Gewand, ja viele Schwärmer brannten ſich ſogar das Kreuzeszeichen in die Haut ein. Die gewaltige Bewegung hatte bis jetzt nur die heißblütigen Romanen ergriffen, die kälteren Deutſchen blieben davon noch unberührt und das an Verrücktheit gränzende Treiben der zuchtloſen Abenteurerhaufen, welche ohne Plan, ohne Ordnung, ohne erfahrne Feldherren durch Mittel- und Süddeutſchland zogen, erregte den Spott der Oſtfranken, Sachſen, Thüringer, Schwaben und Baiern. Aber jenes Geſindel brachte furchtbares Verderben in unſer Vaterland, eine Glaubenstollheit, die bis zur heutigen Stunde wie eine anſteckende Krankheit wüthete, den Judenhaß und die Judenverfolgung. Schon in den Römerzeiten waren nach der Zerſtörung Jeruſalems Chriſten und Juden zugleich in die Rheinſtädte gekommen und hatten dort kleine Glaubensgemeinden gegründet. Als in der Folge das Chriſtenthum zur herrſchenden Religion geworden, blieben die jüdiſchen Gemeinden gleichwohl unangefochten, blieben die Juden perſönlich frei, freilich durch die Verkettung der Verhältniſſe einzig und allein auf den Handel angewieſen; als Kaufleute waren ſie denn auch ſo thätig, daß im elften Jahrhundert die Worte

Jude und Kaufmann ohne kränkende Beziehung gleichbedeutend waren; in allen Pfalz- und Biſchofsſtädten hatten ſie gleiche Berechtigung mit der chriſtlichen Gemeinde. So war es, als jene mit dem Kreuz bezeichneten Abenteurer an den Rhein kamen und Alles, was den Namen Pöbel verdiente, durch den Aufruf: „die vor länger als einem Jahrtauſend geſchehene Ermordung Chriſti müſſe an den Juden gerächt werden“, zur Wuth gegen dieſe Unglücklichen entflammte. Zu der Glaubenstollheit geſellte ſich Habſucht und ſcheußliche Thaten wurden von beiden vollbracht. In Köln wurden die Häuſer und Schulen der Juden niedergeriſſen, ſelbſt Fliehende auf dem Rhein nicht verſchont, ihre Güter geplündert; in Trier verlangte man von ihnen Annahme des Chriſtenthums, aber ſie zogen dieſem freiwilligen Tod vor. Zu Mainz flüchteten ſie ſich in des Erzbiſchofs Palaſt, aber er wurde erſtürmt und über neunhundert Unglückliche wurden niedergemetzelt. Nur zu Speier fanden ſie in der Kaiſerpfalz und dem Biſchofhof Schutz. Wie in den Städten am Rhein und der Moſel, ſo ging es den Unglücklichen auch in den Main- und Donau-Städten. Als der Kaiſer aus Italien wieder nach Deutſchland kam, wurden die Urheber der Frevel zur Verantwortung gezogen und die durch Zwang zur Annahme des Chriſtenthums gebrachten Juden ermächtigt, ihren alten Glauben wieder zu bekennen; — Grund genug für die Feinde des Kaiſers, ihn zum Feind des Chriſtenthums zu ſtempeln! — Dieſe Judenverfolgungen durch einen verthierten Pöbel waren nur das Vorſpiel der Gräuel, deren ſich das große, von zahlreichen Fürſten angeführte Heer von Kreuzfahrern ſchuldig machte, nachdem es am 15. Juli 1099 Jeruſalem erobert hatte. Die chriſtlichen Sieger verbrannten dort die wehrloſen Juden in der Synagoge, ſie marterten, von Haus zu Haus gehend, Greiſe, Weiber und Kinder, ſie riſſen Säuglinge von den Brüſten der Mütter und ſchleuderten ſie wider Wände und Thürpfoſten; ſie ſchnitten Gefangenen den Leib auf, um zu ſehen, ob ſie nicht Geld oder Juwelen verſchluckt hätten, ſie verſchonten von vierzigtauſend Saracenen kaum ſo Viele, als zur Beerdigung der Geſchlachteten nöthig waren, und nach allen dieſen Thaten zogen ſie dann in voller Zerknirſchung, barhäuptig und barfüßig, Loblieder anſtimmend, zur Auferſtehungskirche, wo die chriſtliche Prieſterſchaft Jeruſalems ihnen für die Befreiung von der Herrſchaft der Ungläubigen dankte. Am folgenden Tage wurden Jene, welche ſich auf das Dach des Tempels geflüchtet, und am dritten Tage alle noch übrig gebliebenen Saracenen, ſelbſt einjährige Kinder, von den Eroberern hingeſchlachtet, „um die an den Heiligthümern begangenen Frevel vollſtändig zu rächen!“ Solche Entmenſchung vertrug ſich mit der Frömmigkeit jener Zeit. In Jeruſalem wurde nun ein chriſtliches Königreich errichtet, mehrere chriſtliche Fürſtenthümer (von Edeſſa, Antiochia u. ſ. w.) reihten ſich an daſſelbe; alle bedurften zu ihrer Erhaltung fortwährend bewaffneter Hülfe vom Abendland, und ſo war mit der Eroberung des heiligen Grabes die religiöſe Völkerwanderung nach Oſten nicht beſchloſſen. Zum erſten, zum einzigen Male trat die Chriſtenheit in den Kreuzzügen als ein Ganzes auf; den größten augenblicklichen Vortheil dieſer äußerlichen Einigung aber gewann das Papſtthum und es benützte mit voller Kraft die ungeheure Macht über die weltlichen Fürſten, welche ihm dadurch gegeben ward.

Heinrich's IV. Untergang war die Aufgabe, welche ein Nachfolger Gregor's VII. an den andern vererbte; Papſt Paſchalis II. erneuerte den Bannfluch und deutſche Große waren es wiederum, welche durch ihren Frevel den auf die Erniedrigung des deutſchen Königthums gerichteten Zwecken des Papſtthums dienten. Auch der zweite Sohn des Kaiſers, der zum dereinſtigen Reichsnachfolger erwählte Heinrich V., ſollte dem Vater als Feind gegenüber geſtellt werden. Die baieriſchen Großen ſuchten den Kaiſerſohn durch Feſtlichkeiten zu betäuben, durch Schmeicheleien für ihren Plan zu gewinnen. Unter den Gründen, wodurch ſie ihn zum Abfall vom Vater zu verleiten ſuchten, war auch der: „Stehe er auf ſeines Vaters Seite (aber der Eid, den er Dieſem geſchworen, ſei nichtig), ſo werde ihn der Papſt als des Vaters Geſinnungsgenoſſen betrachten und Alles zu ſeinem Verderben aufbieten; wolle er ſeine eigenen Rechte und die ſeines Hauſes behaupten, ſo müſſe er deshalb durch einen entſchiedenen Schritt, durch eine Losſagung vom Vater, durch ein offenes Auftreten gegen ihn die römiſche Kirche gewinnen; nur durch einen feſten Bund mit ihr könne er ſeine und ſeines Geſchlechts Zukunft ſicher ſtellen“. Heinrich V. durchſchaute ebenſo die Abſichten der Großen, als die Verhältniſſe der Zeit, und da er ſeinen Vater denſelben nicht mehr gewachſen wähnte, ſo entſchloß er ſich, ſelbſt die Zügel zu ergreifen, um die Aufgabe ſeines Geſchlechtes durchzuführen. Er ſcheute dazu das Mittel doppelten Verrathes nicht; indem er ſich ſeines Vaters erbittertſten Feinden anſchloß, hielt er ſich insgeheim ſchon jeder Pflicht gegen Dieſe, die er nur als Werkzeuge benutzen wollte, für entbunden. Während ſich der Kaiſer im Jahre 1104 in Sachſen befand, um dort einen aufrühreriſchen Grafen Theoderich zu unterwerfen, entwich ſein Sohn von Fritzlar nach Baiern und erklärte offen: „ſo lange der päpſtliche Bann auf ſeinem Vater laſte, wolle er keine Gemeinſchaft mit ihm haben.“ „Nicht aus Herrſchluſt“ (ſo betheuerte er heuchleriſch) „habe er die Waffen gegen den Vater ergriffen, ſondern einzig und allein, um deſſen Ausſöhnung mit dem heiligen Stuhle zu Stande zu bringen, und ſei dies gethan, unterwerfe ſich ſein Vater dem Statthalter Chriſti, ſo werde er als Sohn zurücktreten und dem Vater die Herrſchaft wieder übergeben.“ Tief in der Seele barg er die Abſicht: auf Koſten des für verloren erachteten Vaters das deutſche Königthum und Kaiſerthum zu retten und zu erheben.

Das Papſtthum verhielt ſich in den Tagen dieſer großen Entſcheidung ſcheinbar theilnahmlos; es behauptete bloß ſeine alte Stellung gegen Heinrich IV.; den jungen König, der ſich bei jedem Anlaß ſo auffallend als Beſchützer des Kirchenfriedens, als unterwürfigen Diener des apoſtoliſchen Stuhles darſtellte, ließ es für ſich handeln; es wartete den Erfolg ab, um dann hervorzutreten und zu ärnten. Um ſo eifriger handelten die deutſchen Fürſten; es trieb ſie leidenſchaftliche Ungeduld, das Werk zu vollenden, an welchem ſie ſeit Heinrich's IV. früheſter Jugend gearbeitet hatten. Sie traten faſt alle auf die Seite des Empörers gegen das rechtmäßige Reichsoberhaupt. Hiermit war denn auch der Bruch vollendet; denn die Städte hielten entſchieden zum Kaiſer, in ſeinem Recht vertheidigten ſie nicht bloß die Gewähr ihrer Freiheit, ſondern auch die Selbſtſtändigkeit und Ehre der ganzen Nation; das Bewußtſein dieſer ihrer Aufgabe erhöhte ihr Selbſtgefühl, ihren Muth, ihre Ausdauer. Wie der alte Kaiſer der feindlichen Macht kräftig entgegentrat, hielt ſie ihm nicht Stand; die Fürſten wurden uneinig, der empörte Sohn, vor dem Vater hergetrieben, mußte ſich durch die Flucht retten und mit Jubel nahm Regensburg das ſchwergekränkte Reichsoberhaupt auf. Aber während die Städte allerſeits die größten Anſtrengungen für den alten Kaiſer aufboten (Mainz gab den andern ein herrliches Vorbild), beſiegte Dieſen, den keine Gewalt der Feinde zu entmuthigen vermochte, das menſchlichſte Gefühl, das Vertrauen. Er ſtand mit ſeinen Heerſchaaren, welchen ſich der Böhmenherzog Borziwoy und Leopold, der Markgraf von Oeſterreich, zugeſellt, ſchlachtfertig am Regenfluß, jenſeits deſſelben ſein Sohn. Am Abend gewahrte er plötzlich, daß man drüben das Lager abbrach, er ſah ſeines Sohnes Krieger abziehen und hörte ſie laut rufen: „Wir weichen aus Ehrfurcht vor des Kaiſers Majeſtät!“ Nun beſchloß er, ſie am nächſten Morgen zu verfolgen; aber der Böhmenherzog und Leopold von Oeſterreich weigerten ſich des Kampfes im eigenen und in aller Andern Namen; der Kaiſer beſchwor ſie mit Bitten: ihm beizuſtehen; vergebens! Weshalb die Weigerung? Hat des Gewiſſens Stimme ſie gemahnt, fürzuſorgen, daß der Vater nicht des Sohnes, der Sohn nicht des Vaters Blut vergieße? Nein! In heimliches Verſtändniß waren ſie mit dem jungen König getreten; Dieſer hatte ſie gewonnen, hatte die Hand ſeiner Schweſter Agnes, der Wittwe Friedrich's von Hohenſtaufen, dem Markgrafen Leopold von Oeſterreich zur Ehe geboten, Leopold ſie angenommen; dieſen Leopold, der, um künftige Größe zu erringen, den Kaiſer in der Stunde der Entſcheidung verrieth, der dem aufrühreriſchen Sohn den Vater preisgab, hat die Kirche heilig geſprochen; noch heute hat er als Landespatron Oeſterreichs ſeine Altäre. In der Nacht nach jenem Vorgang erhielt der Kaiſer einen Boten ſeines Sohnes; Dieſer warnte ihn vor den Fürſten, ſie ſeien gegen ihn verſchworen, er möge ſich retten. Der Vater, an ein Wiedererwachen der Sohnestreue glaubend, hielt die Warnung für aufrichtig und flüchtete am andern Morgen aus dem Lager; auf weitem Umweg, durch Böhmen, eilte er nach Mainz. Dorthin zog auch ſein Sohn von Würzburg her und drohte der Stadt das Aergſte, wenn ſie den Kaiſer in ihren Mauern ſchütze. Nun floh der Kaiſer den Rhein hinab und überall, wohin er kam, fand er die Städte ihm treu in der Noth; die rüſtigen Bürger ſchaarten ſich freudig um ihn. Friſchen Muths erhob er ſich, die große Sache der Nation zur Entſcheidung zu bringen. An der Moſel, nicht weit von Koblenz, traf er abermals mit ſeinem Sohne zuſammen und abermals regte ſich, ſtärker denn je, ſein Vaterherz; er ſandte ihm Friedensboten, tief erſchüttert ſah er gleich darauf ſeinen Sohn vor ſich. Zu deſſen Füßen ſich werfend, flehte er ihn an: „Halt' ein im Frevel! Um des Heils Deiner Seele willen: beende dieſen ruchloſen Kampf!“ Sein Sohn hob ihn ſanft empor, knieete vor ihn, betheuerte ihm mit Thränen im Auge ſeine Liebe und verſicherte: „er habe nur einen einzigen Wunſch, daß ſich ſein Vater mit dem heiligen Stuhle verſöhne.“ „Nun wohlan,“ erwiederte der Kaiſer, „das wünſche ich ſelbſt.“ Doch wollte er die Verſöhnung allerdings nicht um den Preis der Ehre und der Nationalität erkaufen. Auf des Sohnes Aufrichtigkeit vertrauend, in der freudigen Aufregung nach ſo viel Herzeleid all die bitteren Erfahrungen vergeſſend, willigte der Kaiſer ein, mit ſeinem Sohne ſich nach Mainz zu einer Fürſtenverſammlung zu begeben, welche über die Einleitung zu Verhandlungen mit dem Papſt berathen ſollte. Da ſich ſein Sohn für ſeine Sicherheit verbürgte, ſo entließ er ſein Heer und folgte ihm, nur von wenigen Treuen begleitet, gen Mainz. Am Morgen des 22. Dezembers (im Jahre 1105) eröffnete der Sohn dem Vater zu Bingen, wo ſie am Abend vorher traulicher Zwieſprache gepflogen: „der Erzbiſchof Ruthard von Mainz wolle den Kaiſer nicht in die Stadt laſſen; Dieſer ſolle daher nach der feſten Burg Beckelheim ziehen und dort weilen, bis zu Mainz durch ſeine, des Sohnes, Bemühungen Alles betrieben ſei.“ Von ſchlimmer Ahnung erfaßt, ſprach Heinrich zu ſeinem Sohne: „Gott ſei Zeuge zwiſchen mir und Dir!“ So wie nun der wehrloſe Kaiſer die Schwelle des Schloſſes Beckelheim überſchritten, ſchloß man das Thor hinter ihm; mit drei von ſeinen Treuen war er gefangen und zum Wächter ſendete ihm ſein Sohn, welcher, frohlockend ob der gelungenen Liſt, nach Mainz zu den Fürſten gezogen, den päpſtlich geſinnten Biſchof von Speier. In Mainz triumphirten Heinrich V. und die Fürſten, fluchten die Legaten des Papſtes dem Verrathenen und ſegneten den Verräther! In Beckelheim lag der gefangene Vater todwunden Herzens, mit gebrochener Kraft, im dumpfen Hinbrüten über des Sohnes Treuloſigkeit, gleichgültig gegen alle irdiſche Macht. Rings umher aber in deutſchen Landen erhob ſich das Volk, all die Gemeinfreien, Bürger und Bauern, all die nach Freiheit und Recht ringenden Niedrigen und Geringen, voll Entrüſtung gegen den ungetreuen Sohn, die Fürſten und die Päpſtiſchen. Die Großen erbangten und ſuchten nach einer Auskunft. Die beſte dünkte ihnen, den Kaiſer zur Verzichtleiſtung zu bringen. Aber die Fürſten und der Papſt wollten ihren Triumph vollſtändig, der verrätheriſche Sohn ſollte die feierliche Gewähr ſeines Raubes haben; der alte Kaiſer ſollte nicht bloß einfach abdanken, ſondern auch ſich ſelbſt der Herrſchaft unwürdig erklären; wie einſt das Scheeren des langen Haupthaares die Unfähigkeit zur Herrſchaft bekundete, ſo ſollte der Kaiſer ſein graues Haar ſelbſt ſchänden, damit ſein Sohn, damit die Fürſten und der Papſt herrſchen könnten. Nach Ingelheim gebracht, ward er von ſeinem Sohne, den Fürſten und den päpſtlichen Legaten mit Schmähworten überhäuft, angeklagt, bedroht, verhöhnt, zur Verzweiflung getrieben, bis er ſich in die Verzichtleiſtung, die ſie ihm vorgelegt, endlich ergab (30. Dezember 1105). Im Triumph zogen dann die Argen nach Mainz zurück und dort wurde Heinrich V neuerdings als König der Deutſchen anerkannt; dort legten ihm die Legaten, gleichſam zum Zeichen der päpſtlichen Beſtätigung, die Hände auf und der Papſt ſelbſt ſollte durch Fürſtenbeſchluß eingeladen werden, nach Deutſchland zu kommen, um ſeinen Sieg über den gedemüthigten Feind zu feiern. Uebermüthig ſprach der Erzbiſchof von Mainz zu dem jungen König, als er ihm am 5. Januar des Jahres 1106 die kaiſerlichen Würdezeichen übergab: „Dir wird geſchehen, wie Deinem Vater, wenn Du das Reich nicht gerecht verwalteſt und die Kirche nicht vertheidigſt.“

In dieſem Zeitpunkt erhoben ſich die Städte mit neuer, mit ſtärkerer Kraft. Der junge König, entſchloſſen, die Bewegung raſch durch Waffengewalt zu erſticken, zog mit ſeinen Schaaren rheinaufwärts bis gen Rufach im Elſaß; aber die Bewohner dieſer Stadt jagten ihn in die Flucht und erbeuteten die Abzeichen der Königswürde. Beſtürzung erfaßte alle ſeine Anhänger, neuer Muth erhob die Getreuen des alten Kaiſers. Sie befreiten ihn aus ſeiner Haft und brachten ihn nach Köln, wo die Bürger bereit waren, Gut und Blut für ihn hinzugeben; Heinrich IV. aber zog nach Lüttich zu dem gebannten Biſchof Otbert. Bald erhob ſich auch der Herzog von Lothringen für ihn. Noch einmal raffte ſich der alte Kaiſer zur Thatkraft auf, im Bewußtſein deſſen, was er ſeiner Ehre, was er der des Reiches ſchuldig ſei; blieb dieſe unbeeinträchtigt, ſo wollte er ſogar zur Verſöhnung mit dem Papſte die Hand bieten.

Nach allen Ecken und Enden flogen ſeine Briefe, von Mund zu Mund ging die Kunde des an ihm verübten Frevels. Der junge König, zum Aeußerſten entſchloſſen, zog gen Köln; „in Lüttich“ (ſo rief er trotzig) „will ich mit meinem Vater Oſtern halten.“ Vergeblich des Vaters Bitten und Warnungen; der junge König eilte nach Palmſonntag von Köln gen Aachen; ſchon wollte Heinrich IV. Lüttich verlaſſen, damit dieſe Stadt ihre Treue für ihn nicht hart zu büßen habe, doch der Herzog von Lothringen und der Biſchof Otbert gaben es nicht zu. Das Heer des jungen Königs wurde am Gründonnerſtag beſiegt und in die Flucht getrieben; Heinrich V. eilte von Aachen nach Köln zurück und von dort, da ihn die Bürger nicht einließen, nach Mainz. Den alten Kaiſer aber nahmen die Kölner mit Freuden auf und reichlich lohnten ſie das lothringiſche Heer. Heinrich V., um die Fürſten zu kräftigem Beiſtand zu bewegen, ſchmeichelte ihnen heuchleriſch auf die niedrigſte Art; „euch Fürſten“ (ſagte er) „betrifft die Schmach, daß ſich die Kölner mir widerſetzen; ſie wollen nicht, daß eure Beſchlüſſe Geſetzeskraft haben; denn eines Hauptes, und ſei's des höchſten, Niederwerfung iſt ein Schaden des Reichs, der wieder hergeſtellt werden kann, aber der Fürſten Verachtung iſt des Reiches Untergang.“ Durch Hülfe der Fürſten ſuchte er nun den Trotz Kölns zu brechen; doch muthig widerſtanden ihm die Bürger und ſchon ſah er ſich genöthigt, die Belagerung aufzuheben, als man ihm die Nachricht vom Tode ſeines Vaters (zu Lüttich am 7. Auguſt 1106), deſſen Schwert und Siegelring brachte. Des alten Kaiſers letzte Bitte war um eine Ruheſtätte neben jener ſeiner Aeltern und um Verzeihung für alle ſeine Getreuen!

Heinrich V. wagte, da er ohne Gegner da ſtand, nicht ſogleich ſeine wahre Geſinnung vor den Fürſten und dem Papſt kund zu geben; von den Anhängern ſeines Vaters, von dem ganzen Kern des Volks verabſcheut, wäre er jetzt völlig preisgegeben geweſen, wenn er ſich mit den Fürſten und dem Papſtthum in offenen Widerſpruch geſetzt hätte. So machte er denn die Gewährung der letzten Bitte ſeines Vaters um eine Ruheſtätte in geweihter Erde von dem Beſchluß der Fürſten abhängig, und dieſe verweigerten ſie, ſo lange bis die Kirche den Bannſpruch aufgehoben. Heinrich's IV. Leiche mußte nun aus der Lambertskirche zu Lüttich, wo Biſchof Otbert ſie hatte beſtatten laſſen, auf eine Inſel in der Maas gebracht werden. Als ſie nachher gen Speier geſchafft und in den von den Saliern erbauten Dom getragen worden, verſagte ihr der Biſchof die geweihte Ruheſtätte und ließ ſie in eine ungeweihte Kapelle tragen. Kein Prieſter betete am Sarge des Gebannten, aber die Armen und Bedrängten im Volke, denen der durch Leid geläuterte Kaiſer Schutz der Menſchenrechte gewährt, wallten hin und erwieſen ihm weinend die letzte Ehre.

12. Heinrich V. im Kampf gegen Papſtthum und Fürſtenthum. Inveſtiturſtreit. Aufſchwung des Bürgerthums.

Der ſaliſche Geiſt, der in Heinrich V. lebte, gab ſich gar bald kund und zwar zuerſt dem Papſtthum, dann den Fürſten gegenüber. Als bei ſeinem Herrſchaftsantritt die *Inveſtitur* wieder zur Sprache kam, glaubte Papſt Paschalis II. die Anſprüche des Papſtthums durchſetzen zu können und in dieſem Sinne entſchied denn auch eine Kirchenverſammlung zu Guaſtalla (im Oktober 1106), welche das *Verbot der Inveſtitur* (Einſetzung eines Kirchenoberen, Biſchofs, Abbts) *durch einen Laien* unter Androhung des Bannes für Letzteren und der Ausſchließung vom Prieſterſtand für Erſteren beſtätigte. Heinrich V. erkannte dies Verbot nicht an, verlieh deutſchen Biſchöfen die Inveſtitur und ließ durch ſeinen Geſandten dem Papſt, der ſich zu größerer Sicherheit nach Troyes in Frankreich begeben hatte, ausdrücklich erklären: „da der Biſchof oder Abbt als *weltlicher* Fürſt auch *weltliche* Rechte und Gewalt habe, ſo müſſe ihm Dieſe von dem *weltlichen Oberhaupt* durch die kaiſerliche Inveſtitur mit Ring und Stab feierlich verliehen werden.“ Der Papſt erneuerte das Verbot, Heinrich aber gelobte: zur Entſcheidung der Streitfrage durch eine allgemeine Kirchenverſammlung binnen Jahresfriſt nach Rom kommen zu wollen. Er hielt ſein Wort, zog mit großer Heeresmacht im Jahr 1110 nach Italien, rückte zu Anfang des folgenden bis Sutri vor und begann nun mit Paschalis neue Unterhandlungen. Da er wußte, daß der Papſt in der That wünſchte: „die Geiſtlichen möchten, abgezogen von weltlichem Trachten, ein Leben in Einfachheit und Entbehrungen führen,“ ſo ließ er ihm vorſtellen: „einzig und allein die ſeit den Tagen Karl's des Großen der Kirche zu Theil gewordene Anhäufung von Regalien, Reichsbeſitzungen und Rechten ſei es, welche ihn zwinge, ſein Aufſichtsrecht über die Hochgeiſtlichkeit durch die Inveſtitur zu wahren, gebe er Jenes mit Dieſer auf, entlaſſe er alſo die Biſchöfe aller Verpflichtungen zu Leiſtungen an das Reich, ſo würde das Letztere nothwendig zu Schaden und in Zerrüttung kommen; in das rein Geiſtliche und Kirchliche wolle er ſich jedoch nicht im Geringſten miſchen.“ Hierauf verſprach nun Paschalis: „wenn der König das Letztere wirklich thue, ſo wolle er der Geiſtlichkeit befehlen, alles weltliche Gut, welches urſprünglich Reichsgut geweſen oder ſolches eigentlich ſei, der weltlichen Macht zurückzugeben.“ Nach dieſer Verſtändigung ſchloſſen nun Kaiſer und Papſt am 4. Februar 1111 einen Vertrag, in welchem der Papſt verſprach: „den König zum Kaiſer zu krönen und ihm bei Erhaltung des Reiches zu helfen“, der König aber gelobte: „den Papſt in Ausübung ſeines höchſten geiſtlichen Amts zu ſchützen; am Krönungstage ſolle der Papſt den Biſchöfen befehlen, alles weltliche Beſitzthum, welches zu Zeiten Karl's des Großen und ſeiner Nachfolger Reichsgut geweſen, zurückzugeben und fürderhin unzweifelhafte Regalien nicht wieder an ſich zu reißen, — der König aber habe folgerecht eidlich auf die Inveſtitur für jetzt und immerdar Verzicht zu leiſten.“ So ſchien denn das Ende des Kampfes nahe und dem König durch den Heimfall des Reichsguts, welches er nun an ſeine treuen Anhänger verleihen konnte, ein großer Machtzuwachs geworden. Der König ſtellte indeſſen noch weitere Bedingungen. Er fühlte, daß er in Bezug auf ſeinen Vater der Ehre ſeines Hauſes und der Volksmeinung Rechnung tragen müſſe; er ſah die Tage kommen, da er ſelbſt des Volkes Arm gegen die Fürſten brauchen würde; ſo verlangte er denn vom Papſte die Löſung des über Heinrich IV. verhängten Bannfluches, auf daß die Leiche endlich in geweihter Erde beſtattet werden könne. Der Papſt verweigerte Dies. Der König forderte außerdem, bevor er ſich ſeines Inveſtiturrechts begebe, Gewähr für die Verzichtleiſtung der geiſtlichen Würdenträger auf das weltliche Gut. Wechſelſeitiges Mißtrauen führte ſchon, als der König vor den Thoren Roms ſtand, zu Irrungen; ſie wiederholten ſich am 12. Februar, als der König, gewärtig, die Kaiſerkrone zu empfangen, in der Peterskirche an des Papſtes Seite vor dem Altare ſaß; da verlangte Jeder vom Andern, daß er zuerſt feierlich die Gewährleiſtung der Vertragsverpflichtungen übernehmen ſollte. Bis zum Abend wechſelten Hin- und Widerreden, als endlich das Gefolge des Königs vom Papſte die Kaiſerkrönung verlangte. Der Papſt verweigerte ſie, da zogen die Deutſchen die Schwerter, es kam zum Kampf zwiſchen ihnen und den Römern. Im entſcheidenden Augenblick rieth Adalbert von Saarbrücken, des Königs Kanzler, den Papſt zu verhaften; der König ließ Dieſem kurze Wahl, ihn ſogleich zu krönen oder ſein Gefangener zu werden; Paschalis weigerte ſich beharrlich und ward ſofort verhaftet. Die kühne That entflammte der Römer Zorn, die Deutſchen wurden in den Straßen angegriffen, in der Nacht gerieth der König ſelbſt in Lebensgefahr, aber die Deutſchen ſiegten und zogen, vom König geführt, den gefangenen Papſt mit ſich führend, durch die zertrümmerten Mauern aus der Stadt. Nach zwei Monaten, während welcher Paschalis zu Trevi ſich in Haft befand, erklärte er ſich auf die dringenden Bitten der vom König hart bedrängten Römer endlich zum Abſchluß eines Vertrages bereit, in welchem die Erledigung des Inveſtiturſtreites auf folgende Weiſe geordnet wurde. Die Biſchofs- und Abbtswahl ſollte frei, aber mit Zuſtimmung des Königs geſchehen; den neu erwählten Biſchof und Abbt ſollte der König kraft des ihm zuſtehenden Rechts mit Ring und Stab belehnen; ſo für das weltliche Beſitzthum in Dienſtverband mit dem Oberhaupt des Reichs gebracht, ſollte der Neuerwählte dann durch den Biſchof die Weihe für's geiſtliche Amt erhalten; bei Streitigkeiten über die Wahl ſollte der König das Recht haben, zu entſcheiden. Der König verpflichtete ſich ſodann, dem Papſt und deſſen Mitgefangenen ſogleich die Freiheit wieder zu geben und dem Erſteren, jedoch unbeſchadet aller Rechte des König- und Kaiſerthums, gehorſam zu ſein, — der Papſt verſprach: den König zum Kaiſer zu krönen und ihn nie in den Bann zu thun. Dieſen Vertrag beſchwuren Heinrich V. und Paschalis, und der Letztere geſtattete nun auch die Beiſetzung der Leiche Heinrich's IV. in geweihter Erde. Der König gab hierauf dem Papſt die Freiheit wieder und wurde von ihm am 13. April (1111) in der Peterskirche als Kaiſer gekrönt; nach der Krönung reichte ihm Paſchalis die Hoſtie mit den Worten: „Dieſer Leib des Herrn bekräftige den wahrhaften Frieden und die Eintracht zwiſchen mir und Dir!"

Dieſer „wahrhafte Friede" und dieſe „Eintracht" zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte konnten jedoch unmöglich von langer Dauer ſein. Was der Letztere gethan, zumal ſein Verſprechen, den Kaiſer nie mit dem Banne zu belegen, widerſtrebte durchaus dem Geiſte des Papſtthums; die Mehrzahl der Geiſtlichen verlangte von ihm, er ſolle den ihm abgetrotzten Vergleich widerrufen; auf ihr Andrängen erklärte er in einer Kirchenverſammlung (1112): er werde den dem Kaiſer geleiſteten Eid halten, doch wünſche er ihren Rath in Bezug auf die Bewilligungsurkunde, die er nur gezwungen unterſchrieben habe. Die Mehrzahl beſchloß nun: der Kaiſer ſolle allerdings nicht mit dem Banne belegt, dagegen das Inveſtiturrecht den Laien auf's Neue genommen werden. Dieſem Beſchluſſe, welcher am kaiſerlichen Hofe die größte Erbitterung erregte, folgte der Bannfluch über Heinrich V.; da der Papſt durch ſeinen Eid verhindert war, ihn auszuſprechen, ſo verkündigte ihn der Erzbiſchof Guido von Vienne.

Heinrich V. hatte kaum den großen Sieg über das Papſtthum errungen, als er den geiſtlichen und weltlichen Großen Deutſchlands zu erkennen gab, daß er, ebenſo weit entfernt, ihr Werkzeug, als ungerecht gegen ſie ſein zu wollen, des Reiches Gut, Gewalt und Recht gegen jeden ihrer Angriffe aufrecht zu erhalten entſchloſſen ſei und daß er ſich dabei auf das Bürgerthum ſtützen werde. Indem er die Leiche ſeines Vaters im Dome zu Speier mit kirchlicher Pracht beſtatten ließ, ehrte und lohnte er am darauf folgenden Tage (14. Auguſt 1111) die Treue, welche Speiers Bürger ſeinem Vater und dem Königthum bewahrt, dadurch, daß er ſie von der Abgabe des ſogenannten „Budtheiles" (eines Theiles der fahrenden Habe, wozu die Erben jedes hörigen Mannes an deſſen Herren verpflichtet waren), und von ſonſtigem Druck des Hofrechts, von allem Zoll in der Stadt, vom Gerichtszwang außerhalb derſelben u. ſ. w. befreite. Die Wormſer, denen er die Zollfreiheit beſtätigte, erklärte er (1112) wegen ihrer ſeinem Vater erwieſenen Treue für die würdigſten Bürger, deren Beiſpiel Nachahmung verdiene; 1114 befreite er ſie vom Heirathszwang und vom Budtheil.

Die Mißſtimmung der Fürſten gegen den Kaiſer verſchärfte ſich, als Dieſer dem Sachſenherzog Lothar und dem Markgrafen Rudolf, welche ſich weigerten, ſeinem Gebot gemäß den von ihnen gefangenen Grafen Friedrich von Stade zu entlaſſen, auf einer Reichsverſammlung ihre Würden nahm. Zwar ließ er, nachdem ſie ſich unterworfen, das Urtheil nicht vollſtrecken, doch die Mißſtimmung erweiterte ſich nun zu einer größeren planmäßigen Bewegung, welche ſich nicht bloß durch's ganze Reich erſtreckte, ſondern auch in unmittelbare Beziehungen zu der päpſtlichen Partei trat. Adalbert von Saarbrücken, der des Kaiſers ganzes Vertrauen beſaß, den er zum Erzbiſchof von Mainz erhoben, war bei dieſer Verſchwörung weſentlich betheiligt. Heinrich V. ließ ihn verhaften; aber dieſe Strenge ſchreckte die Mißvergnügten nicht. Die nächſte Veranlaſſung zum offenen Kampfe gaben Anſprüche, welche der Pfalzgraf Siegfried nach dem Tode des Grafen Udalrich von Weimar, der keine männlichen Erben hinterlaſſen, als Verwandter deſſelben in weiblicher Linie auf deſſen Beſitzungen erhob und welche der Kaiſer, als dem Rechte des Reichs, den Reichsgeſetzen und dem Lehensrecht zuwider, zurückwies. Als er nun jene Beſitzungen als heimgefallene Reichslehen einzog, verbanden ſich mit dem zornentbrannten Pfalzgrafen die ſächſiſchen und thüringiſchen Großen, worunter auch Herzog Lothar, während zur ſelben Zeit die päpſtliche Partei unter der Geiſtlichkeit gegen den Kaiſer arbeitete. Dieſer aber blieb unerſchüttert, ob der Bann gegen ihn ausgerufen ward, ob er ganz Sachſen in Empörung, am Rhein tiefwühlende Gährung, in Burgund nicht geringere Auflehnung der Großen wußte; kühn drang er mit Heeresmacht nach Sachſen vor und erdrückte durch den Sieg ſeines Feldherrn, des Grafen Hoyer von Mansfeld, bei Warenſtadt (im Februar 1113) die dortige Empörung; dann bezwang er den trotzigen Grafen Reinald von Bar.

Als der Kaiſer im Jahre 1114 zu Mainz ſeine Vermählung mit Mathilde, der Tochter des Königs Heinrich I. von England, feierte, waren ſämmtliche Große des Reichs, weltliche und geiſtliche, ſcheinbar ſeine Macht anerkennend, zur Verherrlichung des Feſtes anweſend; der Sachſenherzog Lothar erſchien, ſeine Unterwerfung kund zu geben, barfuß und im ſchlichten, groben Gewande und erniedrigte ſich zu des Kaiſers Füßen. Aber unter dieſer ſcheinbaren

Ruhe raſtete die Bewegung nicht. Ob nun die Großen bloß deshalb zum Hochzeitsfeſte gekommen waren, um gemeinſame Pläne beſprechen zu können, oder ob der Anblick jener Stellung Lothar's ihnen ihre eigene verſinnlichte und ſie neuerdings zur Empörung ſpornte, — gleichviel: noch in Mainz beſorgte oder entdeckte der Kaiſer eine Verſchwörung und ließ den Grafen Ludwig von Thüringen verhaften. Da verließen die meiſten Fürſten, behauptend: er habe das Recht gekränkt, Mainz ſofort; nur wenige Treue, wie die beiden hohenſtaufiſchen Brüder, der Schwabenherzog Friedrich und Konrad, Gottfried der Pfalzgraf am Rhein und Welf der Baiernherzog, blieben dem Kaiſer. Die Auflehnung Kölns wider ihn gab den Fürſten das Zeichen zum offenen Kampf. Als er für einen Zug gegen widerſpenſtige Seeräuber in Friesland von Köln Schiffe verlangte, verweigerte ihm dieſe Stadt, von dem Erzbiſchof Friedrich gewonnen und mit anderen Fürſten verbündet, den Gehorſam. Er zog nun vor Köln, wurde aber von den tapfern Bürgern zurückgeſchlagen und eilte nach Sachſen, wo die Großen in Waffen gegen ihn ſtanden. Nach vergeblicher Unterhandlung mit ihnen kam es (am 15. Februar 1115) am Welfesholz zum Kampfe, in welchem des Kaiſers Feldherr, Graf Hover von Mansfeld, fiel und die Sachſen ſiegten. Dieſe Niederlage ward allen Feinden ſeiner Perſon und des Königthums zur Loſung, insbeſondere da bald darnach die päpſtlichen Legaten in Deutſchland neuerdings den Bannfluch über den Kaiſer ausriefen. Dieſer befand ſich in der bedenklichſten Lage, zumal da die Städte, ungeachtet ſeiner Huld gegen Speier und Worms, ihm ſein früheres Bündniß mit den Fürſten noch nicht vergeſſen hatten. In Mainz, wohin er einen von nur ſehr wenigen Fürſten beſuchten Reichstag ausgeſchrieben, verlangten die Bürger, in Verbindung mit den Dienſtmannen des Erzbiſchofs Adalbert, vom Kaiſer die Freilaſſung dieſes ſeines gefährlichſten Feindes und erzwangen ſie durch offene Gewalt. Adalbert benützte die wieder erlangte Freiheit ungeſäumt dazu, um die Bannung des Kaiſers durch viele in Köln verſammelte Biſchöfe anerkennen zu laſſen. Während nun der Kaiſer ſo von den Fürſten bedroht, von den Städten verlaſſen war, verbreitete ſich das Gerücht: der griechiſche Kaiſer Alerius wolle nach Rom kommen, ſich vom Papſte krönen laſſen und die Einheit des römiſchen Reiches wiederherſtellen; ob dies Gerücht begründet war oder nicht, — gleichviel: es verfehlte ſeine Wirkung nicht. Inzwiſchen brachten Geſandte aus Italien dem Kaiſer die Nachricht vom Tode der toskaniſchen Markgräfin Mathildis, der Freundin Gregor's VII. und der römiſchen Kirche, und luden ihn ein, nach Italien zu kommen, um Mathildens Beſitzungen als heimgefallene Reichsgüter einzuziehen. Heinrich wußte wohl, daß Mathildis dieſelben der römiſchen Kirche vermacht hatte, er nahm jedoch keine Rückſicht darauf und beſchloß durch Beſitznahme derſelben in Italien ſelbſt die Mittel zu gewinnen, um ſowohl den dortnächſten Feind, das Papſtthum, als auch die Fürſten bekämpfen zu können. Die Macht der ihm verwandten und ergebenen Hohenſtaufen zu heben, ſtellte er aus Gebieten, die er dem Bisthum Würzburg nahm, das Herzogthum Oſtfranken wieder her und übergab es dem hohenſtaufiſchen Konrad, dem Bruder des Schwabenherzogs. Dann zog er (es war im Februar des Jahres 1116) nach Italien.

Was nun die Erbſchaft Mathildens betraf, ſo war das Recht des Kaiſers kraft der Oberherrlichkeit des deutſchen Reiches auf Beſitznahme der Lehengüter nicht zweifelhaft; auf die Allodien (freien Eigengüter) machte Heinrich V. Verwandtſchaftsrechte geltend; auch behauptete er, es ſei nicht mehr zu ermitteln, was Lehen und was Allod ſei. So nahm er denn ſämmtliche Güter Mathildens in Beſitz. Der Erbſchaftsſtreit war und blieb übrigens nur die Schale; der Kern war der alte Kampf zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum. Bei des Papſtes Paschalis Gewiſſenhaftigkeit und Schwäche ließ ſich da nichts entſcheiden; als er ſtarb (1118), erwählte die kaiſerfeindliche Partei Gelaſius II. zum Papſt, die kaiſerliche Gregor VIII. Während Heinrich V. ſolcher Weiſe in Italien waltete, ward unſer Vaterland durch den Kampf der Parteien zerrüttet. Die beiden hohenſtaufiſchen Brüder, die einzigen thatkräftigen Verfechter der Reichsgewalt, ſtanden dem ungeheuren Wirrſal gegenüber allzu vereinzelt und ſchwach da, während des Kaiſers Todfeind, Erzbiſchof Adalbert von Mainz, Alles zum Verderben Heinrich's V. aufbot. Er erkannte Gelaſius II. als rechtmäßigen Papſt an, und entſchloſſen, einen Gegenkönig aufzuſtellen, bewog er viele Fürſten zu dem Beſchluß, den Kaiſer auf einen Reichstag nach Würzburg zu laden, wo Dieſer ſich über alle wider ihn erhobenen Anklagen rechtfertigen, oder, wenn er nicht erſchiene, abgeſetzt werden ſollte; — man hoffte, es würde ihm unmöglich ſein, nach Deutſchland zu kommen, doch unerwartet kehrte er zurück. Sein Heer hatte er in Italien zurückgelaſſen; er vertraute, durch alle Wechſelfälle ungebeugt, auf ſeines Geiſtes Kraft und wenigſtens auf ſeine Hohenſtaufen. Da ſtarb Gelaſius II. (1119) und derſelbe Erzbiſchof Guido von Vienne, welcher ſtatt Paſchalis II. den Bann über den Kaiſer ausgerufen, ward als Calixtus II. zum Papſt erwählt. Hierdurch wurden die Verhältniſſe weſentlich geändert. Wie ſtreng Calixtus auch früherhin dem Kaiſer entgegen getreten war, ſo gab doch der Letztere die Hoffnung nicht auf, ein Abkommen mit ihm treffen zu können, wodurch die Wirren zwiſchen Staat und Kirche beigelegt würden. Indem der Kaiſer darauf hinzuwirken ſuchte, erkannte er es als erſte Nothwendigkeit, die ſo lange geſtörte Ordnung im deutſchen Reiche wiederherzuſtellen, und ungeachtet aller Gegenſtrebungen des ränkevollen Adalbert von Mainz gelang es ihm, die Aufmerkſamkeit der Fürſten auf das Wohl des Reiches zu lenken. Auf einem Reichstage zu Würzburg (1120) wurde denn wirklich die Grundlage eines Friedens gelegt; Jeden, der den allgemeinen Frieden brechen würde, ſollte, ſo beſchloß die Verſammlung, die Todesſtrafe treffen; alles Kron- oder Reichsgut ſollte dem Reich, alles Kirchengut den Kirchen, alles Entriſſene den Beraubten, allen Erben das Erbe zurückgegeben werden. Dieſe Beſtimmung enthielt eine Hauptbedingung, auf welche hin eine Beruhigung der Großen möglich war; denn der Ausdruck: „Erbe“ umfaßte auch die Erblichkeit der Herzogthümer und Grafſchaften, jenen wichtigen Preis des langen, erbitterten Kampfes der Großen gegen das Königthum. So ſchritten denn ſie eigentlich als Sieger aus demſelben hervor; der Kaiſer, der im Würzburger Vertrage die bisher von ihnen thatſächlich behauptete Erblichkeit durch den Befehl: alle im Kriegslauf aus dem Erbe Vertriebenen wieder einzuſetzen, zu Recht erkannte, hatte nun nur noch darüber zu wachen und abzuwehren, daß ſie ihre Verſuche, die Erblichkeit auch auf die Seitenlinien durch weibliche Verwandtſchaft auszudehnen, nicht durchzuſetzen vermochten. Da im Würzburger Frieden der Grundſatz aufgeſtellt worden war, daß ſich weder die Kirche in Angelegenheiten des Staates, noch Dieſer in die ihrigen miſchen ſolle, ſo war auch Hoffnung auf Beendigung des Inveſtiturſtreites und es wurden nun Verhandlungen darüber mit Calixtus eingeleitet. Calixtus ſeinerſeits war eben dadurch, ſowie durch den nun unbeſtrittenen Beſitz der Alleinherrſchaft über die Kirche in den Stand geſetzt, die Hand zur Ausgleichung zu bieten; er erklärte dieſe ſeine Abſicht auf's Beſtimmteſte dem Erzbiſchof Adalbert und ſendete den hochgebildeten Kardinal Lambert von Oſtia als Vermittler nach Deutſchland. Am 23. September des Jahres 1122 kam denn zu Worms eine Vereinbarung (Konkordat) über die Inveſtiturfrage in folgender Weiſe zu Stande. Der Kaiſer geſtattete freie Wahl der Biſchöfe und Aebbte nach den kirchenrechtlichen Satzungen und verpflichtete ſich, dieſelbe nicht durch eigenmächtige Ernennungen zu ſtören, noch Neugewählte mit Ring und Stab zu inveſtiren; der Papſt hinwieder gab zu, daß die Wahlen der Biſchöfe und Aebbte in Deutſchland im Beiſein des Kaiſers, jedoch mit Ausſchluß von Simonie oder Gewalt, vorgenommen werden ſollten; bei einer zwieſpaltigen Wahl ſollte der Kaiſer Dem beiſtehen, für den ſich Metropolit und Biſchöfe der Provinz erklären würden; der Gewählte ſollte durch den Kaiſer mittelſt des Scepters mit den weltlichen Reichslehen von wegen des Reichs belehnt werden und für dieſelben weltliche Vaſallenpflicht zu leiſten haben; Biſchöfe und Aebbte außerhalb Deutſchlands, welche Reichslehen beſaßen, ſollten vom Kaiſer binnen ſechs Monaten damit belehnt werden. Durch dieſe Ordnung nach den Grundſätzen der Scheidung weltlicher und geiſtlicher Macht war der Einfluß des Kaiſers auf die Wahl gemindert, aber anderſeits doch die eigentliche Abſicht Gregor's VII., die Sprengung des Lehensverhältniſſes, vereitelt. Unerledigt blieb die Streitfrage: ob die weltliche Belehnung mit dem Scepter der geiſtlichen Weihe und Einſetzung mit Ring und Stab oder Dieſe Jener vorangehen ſollte; die Kirche verlangte natürlich das Letztere.

Der Kaiſer hatte vollſtändige Verſöhnung mit der Kirche für ſeine Perſon und Löſung aller ſeiner Anhänger vom Banne erhalten; nun nahm er den unterbrochenen Kampf gegen die Großen wieder auf. Seinen kühnen Geiſt beſchäftigten fortwährend Entwürfe zur Befeſtigung der Reichsgewalt; doch bevor er ſie ausführen konnte, ſtarb er, in des Mannesalters Vollkraft, am 23. Mai 1125 zu Utrecht; der Unkindliche kinderlos, der Fürſtenſchaft Bekämpfer unbetrauert von den Städten.

Mit ihm erloſch das geiſtesgewaltige Geſchlecht der Salier. Feſtſtellung der Reichseinheit durch ein ſtarkes erbliches Königthum war ihr hohes Strebziel geweſen; ſie erreichten es nicht trotz aller ihrer Macht, weil der vierte Heinrich die Linie der Gerechtigkeit verließ und der fünfte das Sittengeſetz verletzte. Folgenreich war gleichwohl der mit großartiger Beharrlichkeit durchgeführte Kampf der Salier gegen jene beiden Kaſten, welche Deutſchlands und Europa's fortſchreitende Entwickelung nicht minder gefährlich als weiland die Hunnen und Avaren bedrohten, gegen die bis zum Fürſtenthum aufgegipfelte Adelskaſte und gegen die nach Allherrſchaft ſtrebende Prieſterkaſte. Heinrich IV., vom furchtbaren Sturz zu Canoſſa als neuer Charakter mit ſittlichem Muth ſich erhebend und an der Spitze deutſchen Bürgerthums dem Papſtthum zum Kampf entgegentretend, war der erſte Verkünder des proteſtantiſchen Weltberufs, kraft deſſen der deutſche Geiſt Erlöſer der Menſchheit werden ſoll. Es liegt eben im Weſen dieſes Berufs, daß kein König, und wäre der mächtigſte zugleich der edelſte, ihn durch die Macht des Einzelwillens, daß nur das ganze Volk, durchleuchtet von Erkenntniß und durchflammt von Begeiſterung, mit dem Muth ſittlicher Willenskraft ihn erfüllen kann. Nicht durch Gewalt ſtürzt eine Macht, die ihre Grundlage in einer Weltanſchauung hat, ſie ſtürzt nur mit Dieſer zugleich und ſolch ein Sturz iſt die jahrhundertlange That des Geiſtes. Eine mächtige Anregung gab das Beiſpiel der letzten Salier; dem Muth offenen Kampfes auf Leben und Tod gegen die Weltmacht folgte bald genug der erſte Schwerthieb der Vernunft gegen die ganze alte Weltanſchauung, geführt von dem erſten Apoſtel und Märtyrer der neuen. Das erſte Wahrzeichen der hohen Bedeutung jenes Kampfes um die Ideen war das Erwachen der Geiſter und ihr Streben, ſich der höheren Geſetze bewußt zu werden, die im Leben der Völker walten; in die Zeit der Salier fällt der Anfang einer Geſchichtſchreibung, welche ſich über bloßes Aneinanderreihen von Thatſachen ahnend zur Erfaſſung von Ideen erhebt. Freilich gehörten die Geſchichtſchreiber jener Tage (Hermann der Lahme zu Reichenau [ſtarb 1054], Lambert von Aſchaffenburg [ſtarb

1077], Adam von Bremen [ſtarb um 1080]) noch dem geiſtlichen Stande an, dem alleinigen Beſitzer höherer Bildung und der dazu nöthigen Mittel. — Mißlang ferner den Saliern auch der Kampf gegen Adelskaſte und Fürſtenthum, ſo blieb gleichwohl die *Folge* der großen Bewegung weitaus ſegensvoll für die Entwickelung deutſcher Nationalität; *das erhöhte Selbſtgefühl der Städte*, ihre *politiſche Mündigkeit*, der *unaufhaltſame Aufſchwung ihrer Geltung*. Die Salier nützten und förderten die neue, überraſchend ſchnell herangewachſene Staatskraft, durch welche dem Adels-, dem Fürſten- und Herrenthum die Alleinmacht mit der Zeit entwunden und in weiterer Wirkung auch die Erlöſung Aller angebahnt werden ſollte. Aber nicht bloß durch die abſichtliche Förderung von Seiten der Salier gedieh das Bürgerthum ſo raſch zum Bewußtſein. Aus der Fülle des germaniſchen Geiſtes entwuchs es in reichſter Mannigfaltigkeit, dem verſteinernden aſiatiſchen Kaſtenweſen die Anfänge eines *Bundeslebens* voll Selbſtthätigkeit entgegenſtellend, deſſen vollſte Verwirklichung im *Staate*, ſpäterhin in den Niederlanden erreicht ward und jetzt von Nordamerika nach Europa herüberleuchtet. Lernten wir das Fürſtenthum im Kampf gegen das Königthum und im Bunde mit dem Papſtthum nur als den verderblichſten Gegner der Nationaleinheit und ſomit auch der Nationalgröße, ſowie insbeſondere als Feind der Volksfreiheit kennen, ſo iſt es ein um ſo größeres Zeugniß für die gewachſene Bedeutung des Bürgerthums, daß ſelbſt einzelne Fürſten, — die Einſichtsvolleren, Edleren, — der Macht einer neu anbrechenden Zeit huldigten, die ſie im Bürgerthum erkannten. So gründete Berthold II. von Zähringen im Jahre 1091 auf ſeinem Stammgut im Breisgau die Stadt Freiburg, deren Stadtverfaſſung, von ſeinem Sohne Konrad im Jahre 1120 feſtgeſtellt, zum Muſter für viele andere wurde. Die Kaufleute, die dahin berufen wurden, erhielten Wohnplätze gegen mäßigen jährlichen Grundzins mit ſchützenden Vorrechten. Bürger war, wer freies, unverpfändetes Eigenthum im Werthe einer Mark in der Stadt hatte, und jeder Bürger war durchaus erwerbfähig, hatte freies Veräußerungs-, unverkürztes Erb- und heiliges Hausrecht; die Bürger entrichteten in der Stadt keinen Zoll und wählten ſelbſt jährlich den Vogt (Schultheiß, Richter), den der Herzog beſtätigte und dem vierundzwanzig Marktgenoſſen als ordentliche Schöffen beigegeben waren, zugleich mit der Polizeiverwaltung, mit Bewahrung von Maaß und Gewicht betraut. Streitigkeiten der Bürger unter einander wurden nach dem Gewohnheitsrecht aller Kaufleute, beſonders aber der Kölner entſchieden. Weder Herzog noch Richter durfte zur Klage mahnen. Gerichtszweikampf eines Fremden gegen einen Bürger fand nur ſtatt, wenn der Letztere wollte. Kein Bürger durfte gefangen genommen werden, außer bei offenem Diebſtahl oder mit falſcher Münze betroffen. Der Friedenbrecher verlor Hand oder Hals, ward er flüchtig, ſo ward ſein Haus abgebrochen und die Bauſtelle nach Jahresfriſt den Erben gegen ſechzig Schillinge eingeräumt. Die Bürger waren dem Waffenaufgebot des Herzogs nur auf eine Tagereiſe verpflichtet, wer ſich dazu ohne triftige Entſchuldigung nicht ſtellte, deſſen Haus ward abgebrochen. Vaſallen und Miniſterialen des Herzogs durften in der Stadt nur mit Erlaubniß der Gemeinde wohnen und erhielten nach Uebereinſtimmung Aller Bürgerrecht; Hörige, die ſich in der Stadt niederließen, waren frei, wenn ſie ihrer Herren nicht geſtändig wurden oder wenn Dieſe nicht mit ſieben Eideshelfern ihr Anrecht in Gegenwart des Herzogs erwieſen. Das war das Stadtrecht von Freiburg, verbrieft und beſchworen von dem Stifter für ſich und ſeine Nachfolger, feierlich beſtätigt von Heinrich V. — Allenthalben in den Städten erblühte mit dem Selbſtgefühl der Gemeinde auch Handel und Reichthum, Muth und Wehrhaftigkeit, ſo vor allen in den deutſch-flandriſchen. Rüſtig regte ſich das Handwerk und mächtig war der Einfluß der gewerblichen Thätigkeit auf den Fortſchritt der Kunſt, auf den beſchleunigten Fortſchritt des Geiſtes. Alles reifte neuer höherer Entwickelung entgegen, in welcher das Bürgerthum allmälig zum Kern der Nation, zum Mittelpunkt des nationalen Bewußtſeins, zur großen Werkſtätte der nationalen Bildung und Macht werden ſollte.

13. Deutſchland in den Tagen Lothar's und Konrad's III. Hohenſtaufen und Welfen. Reformatoriſche Anregung in der Schweiz und in Süddeutſchland.

Zur Wahl eines Reichsoberhauptes waren an 60,000 Männer gen Mainz gekommen; es ſollte jedoch dieſe Wahl nicht von allen Wahlberechtigten vorgenommen werden. Auf den Vorſchlag Adalbert's von Mainz wurde ein Wählerausſchuß unter Berückſichtigung der Hauptvolksſtämme (Franken, Schwaben, Baiern, Sachſen) zuſammengeſetzt; je zehn Männer vom hohen Adel, geiſtliche und weltliche Fürſten, wurden aus jedem Volksſtamm beſtimmt, welche dann wieder den ihnen am geeignetſten erſcheinenden Fürſten aus demſelben bezeichnen ſollten.

Es iſt bezeichnend, daß ein päpſtlicher Legat der Wahl beiwohnte, welche Adalbert von Mainz nach ſolchem Plane leitete! Als Anwarte der Reichsoberhauptſchaft ſtellten die Sachſen jenen Herzog Lothar, Grafen von Supplinburg, der ſich einſt vor dem fünften Heinrich gedemüthigt, die Baiern jenen Markgrafen Leopold von Oeſterreich, welcher vom vierten Heinrich in der Stunde der Entſcheidung abgefallen, die Franken den Grafen Karl von Flandern, die Schwaben den hohenſtaufiſchen Friedrich auf. Karl von Flandern erſchien gar nicht vor den Wählern, Leopold von Oeſterreich verbat ſich, auf den Knieen liegend und weinend, eine Erhöhung, dasſelbe that Lothar von Sachſen, doch wohl bloß zum Schein. Der Schwabenherzog dagegen verbarg ſeine Abſicht und Hoffnung nicht. Auf die Frage Adalbert's an Leopold, Lothar und Friedrich, ob Jeder von ihnen Jenem aus ihrer Mitte, der zum König gewählt würde, ohne Eiferſucht gehorchen wolle, verweigerte Friedrich eine beſtimmte Erklärung; „eine ſolche könne er ohne Vorwiſſen ſeines Stammes nicht abgeben.“ Dieſe ſtolze Antwort konnte dem Lenker der Wahl willkommen ſein, denn ſie beſtätigte die Beſorgniſſe der Fürſten vor der Willenskraft des Hohenſtaufen, deſſen

Hausmacht durch das ſaliſche Erbgut gewachſen war. Durch den Einfluß Adalbert's und der päpſtlichen Legaten wählten denn die Fürſten Lothar von Sachſen im Jahre 1125 zum König der Deutſchen; der Preis, welchen er für ſeine Erhebung zahlen mußte, war eine Menge von Vortheilen, die er den Fürſten auf Koſten der Reichsgewalt einräumte, und das Zugeſtändniß an das Papſtthum, daß die kirchliche Belehnung mit Ring und Stab vor der ſtaatlichen mit dem Scepter ſtattfinden ſolle.

Lothar begann ſeine Herrſchaft mit einem Kampf gegen die Hohenſtaufen, deren große Macht ihm Beſorgniß einflößte. Er verlangte von ihnen die Herausgabe des Reichsgutes, welches ſie mit der Erbſchaft des ſaliſchen Hausgutes zugleich übernommen hatten; aber die Sonderung Beider, nach hundertjähriger Vereinigung, war ein im höchſten Grade ſchwieriges Werk und die Hohenſtaufen ſahen wohl ein, daß es ſich bei jener Forderung nicht ſowohl um die Rechte des Reiches, als vielmehr hauptſächlich um die Schwächung ihrer gefürchteten Macht handelte. Konrad von Hohenſtaufen war damals im heiligen Lande; da ſein Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben, die Herausgabe verweigerte, wurden Beide geächtet und Friedrich bekriegt. Um ſeine Bundesmacht zu verſtärken, verlieh Lothar 1127 die Grafſchaft Burgund an Konrad von Zähringen und vermählte ſeine einzige Tochter Gertrud mit dem Herzog Heinrich von Baiern, zubenannt „dem Stolzen“, dem er auch das Herzogthum Sachſen verhieß. So erwuchs nun der fränkiſch-ſchwäbiſchen Hohenſtaufenmacht gegenüber eine baieriſch-ſächſiſche Welfenmacht. Als Konrad von ſeiner Pilgerfahrt nach Paläſtina heimgekehrt, nahm er nach einem Sieg über Lothar bei Nürnberg die Krone für ſich ſelbſt in Anſpruch; von den deutſchen Biſchöfen gebannt, eilte er nach Italien, gewann Mailands Beiſtand und erhielt durch des Erzbiſchofs Anſehen (1128) die eiſerne Krone. Da ſchleuderte Papſt Honorius II. den Bann auf ihn und da ihm aus Haß gegen Mailand mehrere Städte feindſelig wurden, ſo konnte er ſich in Italien nicht halten und kehrte nach Deutſchland zurück. Aber auch dort war das Glück den Hohenſtaufen nicht hold; Speier und Nürnberg, welche zu ihnen hielten, fielen.

Im Jahr 1130 ſtarb Honorius II., zwei Gegenpäpſte, Anaklet und Innocenz II., ſtritten um den Beſitz der höchſten geiſtlichen

Würde und der Letztere rief den Beiſtand Lothar's an, welcher hinwieder von ihm zum Kaiſer gekrönt werden ſollte. Bevor Lothar den Römerzug antrat, wurde Dänemark, wo der Königsſohn Magnus ſich eines Meuchelmords an Herzog Kanut von Schleswig ſchuldig gemacht, gezwungen, des deutſchen Reiches Oberhoheit anzuerkennen (1131), und Heinrich von Baiern mit Vertheidigung der Reichsrechte gegen Friedrich von Hohenſtaufen beauftragt. Nur mit geringer Heeresmacht betrat Lothar Italien. Am 29. April 1133 zog er in Rom ein; da jedoch Anaklet die Engelsburg und die Peterskirche behauptete, und Lothar befürchtete, ſich nicht lange halten zu können, ſo vollzog Innocenz II. die Kaiſerkrönung am 4. Juni 1133 in der Laterankirche. Von der Erbſchaft Mathildens hatte Honorius II. einen Theil mit dem Erbgut des heiligen Petrus vereinigt; damit ließ ſich nun Lothar von Innocenz II. belehnen, er verband ſich zur Entrichtung einer jährlichen Vaſallenabgabe von hundert Pfund Silber an den gegenwärtigen und jeden zukünftigen Papſt; unter denſelben Bedingungen ſollte nach des Kaiſers Tode ſein Eidam Heinrich von Baiern dies Lehen erhalten. Mit Recht verſpotteten die Römer dieſe Erniedrigung des Kaiſers, der des Papſtes Vaſall geworden!

Während Lothar ſich in Italien befand, hatte Heinrich von Baiern die Hohenſtaufen eben nicht hart bedrängt. Erſt nach des Kaiſers Wiederkunft zog er vor Ulm, welches treu zu den Hohenſtaufen hielt und erſtürmte, plünderte und verbrannte die Stadt bis auf die Kirchen (1134); dann kam der Kaiſer und verwüſtete Schwabenland. Dem Herzog Friedrich blieb nun nichts mehr übrig, als ſich zu unterwerfen. Durch Vermittlung der Kaiſerin Richenza erlangte er zu Fulda vom päpſtlichen Legaten Löſung vom Bann, dann durch Bernhard's von Clairvaux Vermittlung (im März 1135) Verſöhnung mit Lothar; er gelobte ihm Treue, Heerfolge nach Italien und die Unterwerfung ſeines Bruders Konrad. Sie erfolgte noch am Weihnachtsfeſte deſſelben Jahres, Konrad entäußerte ſich des Königstitels, ward vom Banne gelöſt, gelobte Treue und Heerfolge nach Italien, und erhielt dafür vom Kaiſer das Reichsbanner anvertraut. Im Jahre 1134 erhielt auch Albrecht von Ballenſtädt, welcher die Oſtmark (Lauſitz) verloren hatte, weil er im Jahre 1130 den Markgrafen der Nordmark überwunden und getödtet, von Lothar, deſſen Gnade er auf dem Römerzug wieder gewonnen, die Nordmark mit dem Siz zu Salzwedel. So waren nun die Irrungen geſchlichtet und der Friede im Reiche wieder befeſtigt. Das Bürgerthum entwickelte ſich fortwährend kräftig, in Sachſen durch des Kaiſers beſondere Gunſt gefördert, wie zu Magdeburg, wo er die Zollfreiheit erneuerte, zu Quedlinburg, wo er die Kaufleute von der Verpflichtung entband, ſich in gewöhnlichen Fällen außerhalb der Stadt vor das geiſtliche Gericht zu ſtellen, die Zünfte von den Abgaben an die Aebbtiſſin befreite und den Bürgern die Selbſtſchlichtung aller Streitigkeiten über den Markt der Lebensmittel überließ. Dänen und Polen erkannten damals des Reiches Oberhoheit feierlich an, ihre Könige Niels und Boleslav erſchienen 1134 und 1135 zu Merſeburg und trugen in der Fürſtenverſammlung als Vaſallen dem Kaiſer das Schwert vor.

Im Jahr 1136 unternahm Lothar eine zweite Romfahrt und zwar mit größerer Macht, als die erſte. Es galt, den Gegenpapſt Anaklet und deſſen Bundesgenoſſen, den Normannenfürſten Roger, zu vernichten, welchem Jener den Königstitel verliehen hatte. Roger wurde aus Unteritalien vertrieben, Apulien an den Grafen Rainulf von Averſa verliehen. Doch eben hierbei gerieth Lothar mit Papſt Innocenz II., noch bevor er Dieſen mit Gewalt der Waffen in Rom eingeſezt, in Streit; es handelte ſich darum: ob Apulien ein Lehen des Reiches oder der Kirche ſei. Der Kaiſer behauptete das Erſte, der Papſt das Zweite. Einen Monat lang wurde hartnäckig darüber geſtritten; endlich entſchloß ſich der Kaiſer zu einer Vereinbarung, welche die Hauptſache, den Rechtspunkt, gänzlich unerledigt ließ; Beide, Kaiſer und Papſt, faßten bei Rainulf's Belehnung die Fahne, die ſie ihm als Herzog von Apulien übergaben. Was konnte wohl trefflicher als dieſe ſinnbildliche Handlung die damalige Stellung des Kaiſerthums zum Papſtthum bezeichnen! Sie erbitterte übrigens alle Deutſchen, ſelbſt Lothar's Tochtermann Heinrich war einem offenen Aufſtand nicht fremd, wodurch das Heer Heimkehr nach Deutſchland ertrozte. Lothar ließ dem neuen Herzog von Apulien achthundert wehrhafte Deutſche und eilte der Heimath zu. Krank kam er von Trient nach Breduvan (Breitenwangen bei Hohenſchwangau); dort ſtarb er am 3. Dezember 1137, nachdem er die Reichskleinodien ſeinem Schwiegerſohn Heinrich von Baiern und Sachſen übergeben hatte.

Abermals ſtand jetzt eine Königswahl bevor und mit Zuverſicht erwartete Lothar's Eidam, Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern und Sachſen, daß die Krone ihm zuerkannt werde. Allein ſeine große Hausmacht, wie nicht minder ſeine perſönliche Tüchtigkeit erregte die Beſorgniſſe der Fürſten. Der Papſt förderte, die Hohenſtaufen benützten ſie. In Sachſen trat Markgraf Albrecht von Salzwedel, zubenannt „der Bär", dem Welfen um die Herzogsmacht grollend, den Einleitungen, ihm die Krone zu verſchaffen, mit Waffenmacht entgegen; er verhinderte eine Verſammlung der ſächſiſchen Fürſten, welche die Kaiſerwitwe Richenza auf den 2. Februar des Jahres 1138 nach Quedlinburg einberufen hatte. Zu Pfingſten ſollte eine allgemeine Reichsverſammlung zu Mainz die Königswahl vornehmen; da begaben ſich noch im Februar die Hohenſtaufen nach Koblenz und beſtimmten, in Uebereinkunft mit den Biſchöfen von Trier, Köln und Worms, ſowie mit dem päpſtlichen Legaten, die wenigen Fürſten, welche ſich dort eingefunden hatten, die Königswahl ſofort zu vollziehen. Sie fiel (am 22. Februar) auf Konrad von Hohenſtaufen. Schon am 6. März ließ ſich Dieſer zu Aachen vom päpſtlichen Legaten krönen! Mit Verletzung der Rechtsformen hatte Konrad III. die Krone erlangt; binnen kurzer Zeit wußte er aber die anderen Fürſten zu gewinnen und durch ihre Zuſtimmung wurde ſchon zu Pfingſten auf dem Reichstag zu Bamberg die mangelhafte Wahl ergänzt. Heinrich von Baiern und Sachſen verzichtete nun ſelbſt auf die Krone, um ſich den Beſitz ſeiner großen Reichslehen zu ſichern; zu Augsburg ſollte Alles, was noch zwiſchen dem Hohenſtaufen und dem Welfen ſtreitig war, durch einen Vergleich erledigt werden. Heinrich erſchien mit zahlreichem Kriegsvolk; der König, bereits entſchloſſen, deſſen Macht zu mindern, die für Ruhe und Ordnung im Reiche zu groß und zu gefährlich ſei, verließ Augsburg, nach mehrtägigen fruchtloſen Verhandlungen heimlich bei Nacht, zum Vorwand nehmend, Heinrich habe ihn überfallen und gefangen nehmen wollen. In Würzburg ſprach dann Konrad III. des Reiches Acht über den Welfen als ungehorſames Reichsglied aus, und auf einem Reichstag zu Goslar nahm er ihm das Herzogthum Sachſen und verlieh es an den Markgrafen Albrecht v. Salzwedel. Sogleich eroberte Dieſer Lüneburg, Bremen, Bardewik und das ganze weſtliche Sachſen. Auch in

Süddeutſchland entbrannte der Krieg, da der König — ohne Rechtsſpruch durch Fürſtengericht — dem Welfen auch das Herzogthum Baiern nahm und ſeinen eigenen Halbbruder, den Markgrafen Leopold von Oeſterreich (babenbergiſchen Geſchlechts), damit belehnte. Wie einſt Lothar die Demüthigung der Hohenſtaufen planmäßig erſtrebt, ſo wollte jetzt Konrad das Haus der Welfen erniedrigen. In Baiern trat der größte Theil des Adels auf des neuen Herzogs Seite; den tapfern Konrad von Zähringen, der ſich für den Welfen erhob, bekämpfte und beſiegte Herzog Friedrich von Schwaben, des Königs Bruder. Der vor kurzem noch ſo mächtige Welfe mußte, nur von vier Getreuen begleitet, nach Sachſen entfliehen. Dort ſchaarten ſich die ſtreitbaren Männer um den Schwergekränkten, dorthin eilten Viele ſeiner Anhänger aus Baiern, um für ihn zu ſtreiten. Bald war Albrecht vertrieben, bald ſtand Heinrich mit ſeinem ſtarken ſiegreichen Heere an der Fulda, dem König gegenüber, der nach Sachſen gezogen war und an der Werra lagerte. Da vermittelte der Erzbiſchof Adalbero von Trier einen Waffenſtillſtand bis Pfingſten des kommenden Jahres. Bald darauf (im Oktober 1139) ſtarb Heinrich jähen Todes, den Hohenſtaufen und Babenbergern zu ſo gelegener Zeit, daß bei dem geheimnißvollen Dunkel, welches ſeine letzten Tage umhüllt, der Verdacht aufkam und Glauben fand, er ſei vergiftet worden. Der Kampf der Hohenſtaufen gegen die Welfen dauerte ſowohl in Sachſen als auch in Baiern fort. In Sachſen trat jetzt Albrecht wieder hervor, um ſeine Anſprüche zu behaupten, aber mit ebenſo ungünſtigem Erfolg wie früher; denn alles Volk ſtand treu für den zehnjährigen Sohn des verſtorbenen Herzogs und begrüßte ſeine Mutter als Herzogin. In Baiern erhob ſich Heinrich's Bruder, Graf Welf VI. von Altorf, das Herzogthum kraft Erbrechts für ſich in Anſpruch nehmend. Der Welfen Erbgüter im Süden ſuchte Herzog Friedrich von Schwaben zu ſchädigen. Schon in's zweite Jahr dauerte der Bürgerkrieg, als beim welfiſchen Städtlein Weinsberg in Schwaben am 21. Dezbr. 1140 zum erſten Male die Schlachtrufe: „Hie Welf!" auf der einen, „Hie Waiblingen!"*) auf der anderen Seite ertönten, Loſungen, die von Deutſchland ſpäter nach Italien getragen wurden, und dort „Guelfen" und

---

*) Zur Bezeichnung der Hohenſtaufen nach ihrer Burg Waiblingen an der Rems.

„Ghibellinen" lautend, Erſtere die päpſtliche, Letztere die kaiſerliche Partei bezeichneten. Graf Welf verlor bei Weinsberg den Sieg; das Städtlein mußte ſich den Waiblingern ergeben, doch erhielten die Frauen freien Abzug mit dem Recht, ſo viel von ihrem beſten Gut, als ſie zu tragen vermöchten, mit ſich zu nehmen. Als ſie nun zum Thore herausſchreitend ihre Gatten trugen, zürnte Herzog Friedrich der Liſt, aber den König verſöhnte der Frauen Treue; er ließ die Männer unverſehrt ziehen und ſandte den Frauen noch ihre Kleider und Koſtbarkeiten*).

Graf Welf, welchem an der Behauptung des Herzogthums Baiern gelegen war, gab nach ſeiner Niederlage bei Weinsberg den Kampf nicht auf; ſtanden doch zwei Könige (Geyſa von Ungarn und Roger von Sicilien) offen, der Papſt insgeheim auf ſeiner Seite; der Letztere und König Roger, ſein Lehensmann, unterſtützten Welf reichlich mit Geld, um ihn in den Stand zu ſetzen, den Kampf gegen die Hohenſtaufen mit Nachdruck fortzuführen, denn den König von Italien fern zu halten, war für jene Beiden gleich wichtig. Da ſtarb plötzlich (im Oktober 1141) Herzog Leopold der Babenberger kinderlos, und ſowohl ſein Bruder Heinrich, zubenannt „Ja-ſo-mir-Gott"**), als auch der König beſchloſſen die Beendigung des Kampfs durch Verſöhnung. Heinrich Jaſomirgott bot Gertruden, der ſechsundzwanzigjährigen Wittwe des welfiſchen Heinrich, ſeine Hand, und Jene nahm ſie an, da ihr der König verſprach, ihrem Sohne Heinrich das Herzogthum Sachſen zu verleihen. Markgraf Albrecht wurde dadurch zufrieden geſtellt, daß ſeine Nordmark (die Mark Brandenburg) erweitert und vom Herzogthum Sachſen völlig unabhängig erklärt ward. Markgraf Heinrich Jaſomirgott von Oeſterreich wurde mit dem Herzogthum Baiern belehnt, auf welches ſein Stiefſohn verzichten mußte. Dem Verſöhnungsvertrage, welcher 1142 geſchloſſen und vollzogen wurde, aber keine Rechtskraft haben konnte, weil Heinrich unmündig war, verſagte Welf ſeine Zuſtimmung; er ſetzte den Kampf um Baiern auch gegen den neuen Herzog Heinrich Jaſomirgott mit wechſelndem Erfolge fort.

---

*) Aehnliche Ueberlieferungen finden ſich auch in den Niederlanden, und Gleiches wird bei der Uebergabe der lombardiſchen Stadt Crema an Kaiſer Friedrich I. (20 Jahre ſpäter) berichtet.

**) Nach ſeiner Betheuerungsweiſe: „So mir Gott helfe."

Auch in andern Reichstheilen war die Ruhe durch Fehden und Auflehnung wider Rechtsſprüche geſtört. Vergeblich blieben Konrads III. Bemühungen, den Geſetzen Achtung zu verſchaffen. Ebenſo wenig vermochte er, bei ſolcher Zerrüttung die Macht des deutſchen Reiches nach Außen hin geltend zu machen.

Um jene Zeit fand eine hohe, das Volksgemüth mächtig anregende Idee den Weg nach dem deutſchen Süden. Nicht vergeblich hatte Heinrich III. mit ſittlich-religiöſem Ernſt die dringend gebotene Verbeſſerung der Kirche zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht, nicht vergeblich Heinrich IV. das Beiſpiel des Muthes gegeben, der von der anfänglichen Vertheidigung des Menſchenrechts, der Familie, des Eides, der geſellſchaftlichen Ordnung, des Staates, der Nationalität wider das Papſtthum zum Angriff deſſelben überging; nicht vergeblich hatte Heinrich V. den einzigen Weg zum Frieden zwiſchen Staat und Kirche in völliger Verzichtleiſtung der Letzteren auf weltliche Macht und irdiſches Gut gewieſen. Oberitalien, wo ſich die germaniſche Urart der Longobarden, auch nachdem ſie längſt romaniſch geworden, im unaustilgbaren Trieb perſönlicher Freiheit und im Streben nach ihrer Geltendmachung in republikaniſcher Staatsverfaſſung kundgab, hatten jene Thaten der drei letzten Salier eine tiefhaftende Erinnerung hinterlaſſen, und ein ſchlichter Mann aus dem lombardiſchen Volke war's, Arnold von Brescia, welcher dem in höchſter Machtfülle prangenden Papſtthum gefährlicher wurde als jene gerüſteten Kaiſer, denn er wagte es, die altkirchliche Weltanſchauung im Volke zu entwurzeln, das Bewußtſein des göttlichen Berufs zur Freiheit in demſelben zu erwecken. Paris war damals der Hauptſitz der Scholaſtik, d. h. jener kaum aufgeblühten kirchlichen Wiſſenſchaft des Mittelalters, welche die von der Kirche aufgeſtellten und als göttliche Wahrheit feſtgehaltenen Glaubensſätze (Dogmen) durch die philoſophiſch geſchulte Verſtandesthätigkeit auch als vernünftig zu erfaſſen, das Glauben durch Denken in Wiſſen zu verwandeln ſtrebte. Der größte Meiſter der Scholaſtik in jener Zeit war der ebenſo gefeierte als verketzerte und unglückliche Peter Abälard, deſſen Standpunkt der Grundſatz: „Man darf und muß nichts glauben, was man nicht begriffen hat," und die Loſung: „Durch Zweifel zum Forſchen, durch Forſchen zur Wahrheit!" bezeichnete. Dieſer edle Denker war Arnold's von Brescia

Lehrer und Freund. Die erſten Siege des freien Geiſtes verpflanzte nun der feurige Lombarde aus dem engen Kreiſe der Wiſſenſchaft in's Volksbewußtſein, in's Volksleben. Arnold ward Mönch, um dem Volke predigen zu können, und ſchilderte mit hinreißender Beredtſamkeit die ſittliche Verſunkenheit der Prieſterſchaft, er zeigte, daß es dem Papſte, wenn er Chriſti Nachfolger ſein wolle, Pflicht ſei, niederzuſteigen von ſeinem Throne, den höheren Geiſtlichen, ſich aller Herrenrechte, den Mönchen, ſich jedes weltlichen Beſitzes zu entäußern. Indem er ſo zunächſt die Verfaſſung der Kirche angriff, fand er den Boden bereits vorbereitet durch die weitverbreiteten gegenkirchlichen Sekten, mit dem Geſammtnamen der „Katharer“*) bezeichnet, welche die Hierarchie mit den meiſten kirchlichen Bräuchen und Mißbräuchen verwarfen. Aber auch innerhalb der Kirche regte ſich mächtig der Drang nach durchgreifender Reformation, und am Eifrigſten verlangte darnach die Myſtik, welche, unverbrüchlich am Kirchenglauben feſthaltend, deſſen wirkliches Erleben in der Innerlichkeit des Gemüths erſtrebte und die Erleuchtung des Glaubens aus Heiligung als Aufgabe der Theologie erfaßte. Der Hauptvertreter dieſer Richtung war der hochberühmte Bernhard Abt von Clairvaux. Mit der ganzen Entſchiedenheit ſeines Wollens und Handelns trat Bernhard dem Streben freier Wiſſenſchaftlichkeit entgegen, deren ungehinderter Fortſchritt nothwendig, wie ihm eine richtige Ahnung andeutete, die Grundfeſte der Kirche, die ganze alte Weltanſchauung von der angebornen menſchlichen Sündhaftigkeit, vom Gegenſatz und von der ausſchließlich dem Prieſterſtande anvertrauten Heilsvermittelung erſchüttern mußte. Beruhte nicht bloß die Macht, ſondern auch das Daſein der Kirche auf dem Glauben der Menſchen an ihre Unfähigkeit, an die Nothwendigkeit einer Leitung und eines bis zur Entſelbſtung ſich erſtreckenden Gehorchens, und konnte dieſer Glaube nur durch Nichtgebrauch der als ſündhaft bezeichneten Vernunft erhalten werden, — ſo war dagegen der Grundgedanke der neuen Weltanſchauung der volle Werth des geiſtigen Selbſt; Selbſtthätigkeit der Vernunft über dem Glauben; — freie Selbſtentwicklung in Denken, Wollen und Handeln — höchſtes

---

*) Aus dem griechiſchen Wort „Katharer“ (Reine bedeutend) ſtammt das deutſche „Ketzer“.

Recht und höchſte Pflicht; Selbſtbeſtimmung — des Menſchen Beruf, anzuſtreben und zu verwirklichen im Einzeldaſein und im Bundesleben. Nach der alten Weltanſchauung galt nur das fremde, nach der neuen das eigene Verdienſt; nach der alten Weltanſchauung war das religiöſe, das geſellſchaftliche, das ſtaatliche Leben durchaus abhängig von der unwandelbaren Autorität und darum der Erſtarrung verfallen, nach der neuen mußte es in voller freier Entwickelung aller göttlichen Kräfte und Fähigkeiten zu immer weiterer Betheiligung an der Erlöſung und Verklärung des Menſchengeſchlechts den Weg bahnen. Aber jene alte Weltanſchauung, wie ſie Jahrhunderte bedurft hatte, um die Völker völlig zu durchdringen, war kaum erſt gleichſam zur vollſten äußeren Erſcheinung gediehen, war eben im Begriffe, den Höhepunkt ihrer Geltung zu erreichen und fand ihre Stütze noch in großen Geiſtern und gewaltigen Charakteren, welche voll der tiefſten Innigkeit an ihre Wahrheit glaubten. Unter ſolchen Verhältniſſen mußten die erſten Seher und Verkündiger der neuen Weltanſchauung auch ihre Märtyrer werden; aber das Märtyrerthum iſt die Feuerſäule, die den Völkern den Weg durch die Wüſte weiſt.

Die zweite lateraniſche Kirchenverſammlung (1139) verdammte Abälard und Arnold zum Schweigen und verbannte den Letzteren aus Italien: Papſt Innocenz II. gab (1140) Befehl, ſie einkerkern zu laſſen und ihre Schriften zu verbrennen. Arnold flüchtete zu dem Biſchof Hermann von Konſtanz, und als Dieſer ihn nicht ſchützen konnte, nach Zürich. Dort lebte er unter dem Namen Leemann, öffnete dem Volke die Augen und ſtreute die Saat ſeiner Lehre. Sie verbreitete ſich außerordentlich ſchnell in den Städten der Schweiz, Baierns und Schwabens, ja bis nach Köln hinab. Die Herzen glühten, die Geiſter wurden hell, der Kirchenbann fing an ſeine Schrecken zu verlieren, ſowie die Macht der Einbildungskraft durch die Kraft des Denkens erſchüttert ward. Schwyz, Stans und Uri trotzten dem Bann; die Ritterſchaft Baierns und Schwabens erklärte auf dem Ulmer Reichstag geradezu: er habe keine Gültigkeit. Wie in Morgenrothsflammen erkannten deutſche Männer die Schmach und Gefahr, welche der Prieſterſchaft Strafgewalt, von weltlicher Macht unweigerlich vollſtreckt, dem Vaterland bringe. Die regſamen Zünfte, vom Geiſt religiöſer Freiheit umweht, fühlten ſich ermuthigt im Ringen nach bürgerlicher Mündigkeit. Während ſo die Saat der Lehre Arnold's im Süden Deutſchlands aufſproßte, hatte Rom, ſeine Grundſätze in Thaten verwandelnd, dem päpſtlichen Banne zum Trotz, die weltliche Herrſchaft des Papſtthums abgeſchüttelt, dem Papſt wieder die einfache Stellung eines Biſchofs angewieſen, die Republik hergeſtellt und den König der Deutſchen als Beſchützer berufen, auf daß er das alte Kaiſerrecht der Papſtwahl wieder übe und die Prieſterſchaft von aller weltlichen Macht auf das geiſtliche Amt zurückführe; in Rom ſollte der Kaiſer ſeinen Sitz nehmen, von Rom aus die Welt als Fürſt der Erde regieren; — welche phantaſtiſche Selbſttäuſchung des Nationalſtolzes, an der Spitze einer Republik einen Kaiſer zu wünſchen, mit voller Machtvollkommenheit nach Außen hin und mit keiner nach Innen zu! — Doch nicht bloß das römiſche Volk, auch die Päpſte (Lucius II., Eugen III.) wandten ſich an Konrad III., verlangend, daß er als Beſchützer der Kirche herbeieile und mit dem Schwert die Empörung niederſchlage. Lucius II. ſtarb, bei der Beſtürmung des Kapitols durch einen Steinwurf getödtet, Eugen III. flüchtete zweimal aus Rom, und Arnold begann nun dort den Ausbau der neuen auf Freiheit gegründeten Ordnung. Konrad III. konnte ſich zu einem Zug nach Rom nicht entſchließen.

Während er zögerte und unterhandelte, während das Papſtthum furchtbarer denn je gefährdet war, ſcholl die Kunde durch das Abendland: „Edeſſa ſei in der Ungläubigen Hand gefallen, der Beſtand des heiligen Reiches in Jeruſalem durch ſie bedroht.“ Nur ein neuer Kreuzzug konnte es und ſollte zugleich das Papſtthum retten. Eugen III. ließ ihn predigen und Bernhard von Clairvaux, durch hohen ſittlichen Ernſt, durch die ungemeine Kraft religiöſen Gefühls, durch Muth und Ausdauer, womit er, was ihm als heilig erſchien, vertheidigte, durch die Macht herzerſchütternder Beredtſamkeit der einflußreichſte Mann ſeiner Zeit, vom Volk wie ein Heiliger verehrt, Bernhard von Clairvaux vermochte zuerſt den König Ludwig von Frankreich mit vielen Grafen, Biſchöfen und Edlen, den Kreuzzug zu unternehmen. Dann forderte er (1146) die Deutſchen in einem Schreiben auf, den Wahnſinn einheimiſchen Bruderkrieges fahren zu laſſen und im heiligen Kampf gegen die Ungläubigen Vergebung der Sünden und ewigen Ruhm zu holen. König Konrad, um deſſen Betheiligung es Bernhard beſonders zu thun war, bezeigte anfangs geringe Luſt zu der Unternehmung, als aber Bernhard ihm auf dem Reichstag zu Speier vor allen geiſtlichen und weltlichen Großen zurief: „er werde dereinſt am jüngſten Gericht nicht nachweiſen können, daß er ſeine Pflicht erfüllt habe,“ entſchloß er ſich, und mit ihm nahmen viele Fürſten und Edle, Biſchöfe und Geiſtliche, ſowie zahlreiches Volk das Kreuz; bußfertige Diebe und Räuber zogen mit, Weiber ritten mit Lanzen bewaffnet in den Reihen der Männer. Nachdem Konrad einen Landfrieden aufgerichtet und ſeinen minderjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger hatte erwählen laſſen, brach er im Frühling des Jahres 1147 mit dem Kreuzheer auf; es zählte bloß an Schwergepanzerten 70,000 Streiter. Aber das Unternehmen ſchlug unglücklich aus. Der größte Theil des Heeres wurde durch Mühſale des Weges, Hunger, Krankheit und feindliches Schwert aufgerieben; König Konrad befand ſich ſchon im Frühjahr 1149 erkrankt wieder auf deutſchem Boden.

Während ſich an dieſem zweiten Kreuzzug faſt nur die Süddeutſchen betheiligt hatten, waren die Weſtdeutſchen, die Niederländer und Frieſen, die Anwohner des Niederrheins und der Weſermündung, vorzugsweiſe rüſtige Bürger, waffenfähige Kaufleute und anderes Volk, zu Oſtern 1147 zu Schiff ausgefahren und mit engliſchen Pilgern um die Küſte Galiziens und Portugals geſegelt, hatten dort Liſſabon, der tapferen Sarazenen letzten Haltpunkt in jenen Landen, nach mehrmonatlicher Belagerung erobert und im Frühling 1148 die Fahrt nach Syrien fortgeſetzt. Die Fürſten und Biſchöfe in Norddeutſchland endlich, unter ihnen Herzog Heinrich von Sachſen, die Markgrafen von Brandenburg und Meißen, wie auch manche Fürſten und Herren aus Mitteldeutſchland vereinigten ſich im Sommer 1147 zu einem Kreuzzug gegen die ihnen zunächſt gelegenen Heiden, — die Slaven (die Reſte der heidniſchen Liutizen zwiſchen Oberhavel, Ucker und Oder, die Rianen jenſeits der Peene und die halbchriſtlichen Pommern). Aber der Obotritenfürſt Niklot kam den ſtreitbaren Pilgern zuvor; Dieſe vollbrachten nichts als Verwüſtung des flachen Landes und beendigten den Feldzug denn auch gar bald durch Abſchluß eines Vertrages, deſſen Bedingung jedoch, „Annahme des Chriſtenthums,“ die Slaven unerfüllt ließen.

Nach Konrad's Wiederkehr brachen in Deutſchland die Fehden neuerdings aus. Welf, des Königs Genoſſe beim Kreuzzug, war von ihm abgefallen und erhob jetzt offnen Aufſtand; er ward aber im Jahre 1150 bei Flochberg (zwiſchen Nördlingen und Bopfingen) durch den jungen König Heinrich beſiegt und Konrad's Neffe, Herzog Friedrich III. von Schwaben, vermittelte den Frieden. In dem Sachſenherzog Heinrich regte ſich die Luſt nach dem verlorenen Herzogthum Baiern. Dem König, ſchon mit gebrochener Kraft vom Kreuzzug heimgekehrt, entriß der Tod 1150 ſeinen Sohn Heinrich; zwei Jahre darauf (am 15. Febr. 1152) ſtarb Konrad III. zu Bamberg, nachdem er den Fürſten empfohlen hatte, ſeinen Neffen, den Schwabenherzog Friedrich, zum König zu wählen.

14. Letzter Machtglanz des Kaiſerthums. Friedrich I., „der Rothbart," im Kampf gegen den Geiſt der neuen Zeit. Wachsthum und Zerſplitterung der Welfenmacht.

Bereits am 5. März 1152 erwählten die weltlichen und geiſtlichen Fürſten Deutſchlands, zu Frankfurt verſammelt, den Herzog Friedrich von Schwaben zum König; fünf Tage ſpäter wurde er in Aachen gekrönt. Der junge Hohenſtaufe (damals im 31ſten Jahre) war von mittlerer Größe, blondem Haar und röthlichem Bart (daher ſein italiäniſcher Beiname „Barbaroſſa", d. h. Rothbart), feſtem Gang, männlichem Anſtand und tüchtiger Körperkraft. Er beſaß den Muth des Kriegers, den Blick des Feldherrn, das ſtolze Selbſtgefühl des Fürſten. Seinem eigenen Urtheil vertraute er am Meiſten, ſeinen Herrſcherwillen durchzuſetzen, ſelbſt mit Strenge und Härte bis zur Grauſamkeit, dünkte ihm Königsrecht. Zurückblickend auf die gewaltigen Kaiſer, zumal auf Karl den Großen, ſein Vorbild, ſuchte er deren Machtfülle in ſeinem Herrſcherthum zu erneuern, die alten Formen zu erhalten oder wiederherzuſtellen, die Ständeunterſchiede zu bewahren, — Alles zur Wohlfahrt des Reiches (wie er wähnte) und zur Würde des Kaiſerthums. Nicht fehlte es ihm an aufrichtigem Willen, das Glück, die Macht und die Ehre der Nation zu fördern, aber es mangelte ihm die Einſicht, daß ſolches Gedeihen nur die Folge ihrer Selbſtentwickelung ſein kann, und daß die höchſte Pflicht und reifſte Kunſt des Regierens nur darin liegt, jene Selbſtentwickelung zu fördern und ihre naturwüchſigen Errungenſchaften zu geſetzlichen Zuſtänden zu erheben.

Als er ſeine Erwählung dem Papſte Eugen anzeigte, anerkannte er ausdrücklich, daß es zwei Gewalten ſeien, von denen dieſe Welt beherrſcht werde, nämlich „die heilige Autorität der Päpſte und die königliche Macht“; er erklärte ſeine Bereitwilligkeit: dem „Gehorſam unter alle chriſtlichen Prieſter ergeben den Nacken zu beugen“, und verſprach unumwunden der Perſon des Papſtes die Bewahrung der angeerbten beſonderen Liebe, „der hochheiligen Mutter“ aber, der römiſchen Kirche, die „eifrigſte und ergebenſte Vertheidigung.“ Uebrigens war Friedrich der Rothbart nicht gewillt, die weltliche Majeſtät der geiſtlichen zu unterordnen; der Kirche als Verwalterin der göttlichen Angelegenheiten Ehrfurcht widmend, wollte er zu ihr in einem Verhältniß ſtehen, wie weiland Karl I., Otto I. und Heinrich III., er überſah, daß zwiſchen Dieſen und ihm Gregor VII. ſtand. Ein Römerzug, um die Kaiſerkrone ſo raſch als möglich zu erhalten und die Weltherrſchaft im Sinne der altrömiſchen Kaiſer wieder aufzurichten, war ſein heißer Wunſch; doch war ihm zunächſt Verbleiben im Reich durch die Pflicht geboten, Herrſchaft und Ordnung zu befeſtigen.

Die reformatoriſch-republikaniſche Partei in Rom beeilte ſich, indem ſie ihn zur Erhebung beglückwünſchte, ihm ihre Grundſätze in Beziehung auf das Kaiſerthum offen zu legen. Sie ſprach ihm ihr Befremden darüber aus, daß er „auf den Rath der Kleriker und Mönche, durch deren Lehre Göttliches und Menſchliches in Verwirrung gebracht ſei, die heilige Stadt Rom, die Herrſcherin der Welt, die Schöpferin und Mutter aller Kaiſer, ſeiner Pflicht gemäß, darüber nicht zu Rathe gezogen, und ihre Beſtätigung, durch welche alle, ohne welche kein Kaiſer jemals regiert habe, nicht nachgeſucht und ihr nicht wie ein Sohn geſchrieben habe. Die Berufung ſeiner Vorgänger auf den Thron ſei, ſowie jetzt die ſeinige, durch Blinde geſchehen, das heißt, durch Geiſtliche, welche mit lautem Widerſpruch göttlicher und menſchlicher Ordnung kirchliche und ſtaatsrechtliche Verhaltniſſe durch einander mengten. Die Erzählung von der Taufe Konſtantin's des Großen und von ſeiner Uebertragung der weltlichen Herrſchaft auf den Vater der Geiſtlichkeit ſei erdichtet, dieſe Lüge aber jetzt aufgedeckt. Da alle Macht und Gewalt des Gemeinweſens in der Hand des römiſchen Volkes ruhe, da der Kaiſer dem römiſchen Volk angehöre und nicht das römiſche Volk dem Kaiſer, — welches Geſetz, welcher vernünftige Grund halte den Senat und das Volk der Stadt Rom noch ab, ſich einen Kaiſer zu wählen?“ Dieſe Auffaſſung des Kaiſerthums ſtand im ſchroffſten Gegenſatz zu dem ſtolzen Bild der höchſten weltlichen Majeſtät, welches Friedrich dem Rothbart vorſchwebte, und mit Schwertesklang war er ſolche Worte zu erwiedern gewillt. Er ſchloß (am 23. März 1153) mit dem Papſt einen Vertrag, demzufolge der König keinen Frieden mit den Römern ohne des Papſtes Einwilligung, und keinen mit dem König Roger von Sicilien ohne des Papſtes und der Römer Einwilligung abſchließen, der Papſt dagegen ihn ſogleich bei ſeinem Erſcheinen in Rom ohne Schwierigkeit und Widerſpruch zum Kaiſer krönen und ihn gegen alle Reichsfeinde durch alle kirchlichen Mittel ſchützen ſollte. Die kirchlichen Mittel, deren rechtsgültige Wirkſamkeit Friedrich I. anerkannte, waren Exkommunikation und Bann; er bedachte nicht, daß ſie der Papſt je nach Bedürfniß auch gegen den Kaiſer anwenden könne!

In der Abſicht, die Ruhe in Deutſchland herzuſtellen und ſich der Heeresfolge der Fürſten zu verſichern, damit er in Italien mit achtunggebietender Macht auftreten könne, ſuchte Friedrich der Rothbart, nachdem er kaum einen Streit um die däniſche Königskrone entſchieden, den Zwiſt zwiſchen dem jungen Welfen Heinrich von Sachſen, welcher den Beinamen der „Löwe“ trägt, und Heinrich von Oeſterreich wegen des Herzogthums Baiern beizulegen, auf welches der Erſtere nach dem Tode ſeiner Mutter die alten Erbanſprüche erneuert hatte. Der König, beiden Heinrichen nahe verwandt, doch in unverkennbarer Vorliebe für Heinrich den Löwen, an deſſen Beiſtand für den Römerzug ihm beſonders gelegen war, überwies die Unterſuchung der Rechtsſache einem Reichstage. Da nun Heinrich von Oeſterreich nach viermaliger Vorladung nicht erſchien, ſo ward er auf Grund ſolchen Ungehorſams und ſolcher Formverletzung durch die zu Goslar verſammelten Fürſten des Herzogthums Baiern verluſtig erklärt, dies Heinrich dem Löwen zugeſprochen und der Letztere damit belehnt; in wirklichen Beſitz ſollte er jedoch erſt nach der Zurückkunft vom Römerzuge treten.

Im Herbſt des Jahres 1154 zog Friedrich der Rothbart an der Spitze eines deutſchen Heeres nach Italien, in der Abſicht, als Kaiſer in alter Machtvollkommenheit dort zu herrſchen. In Lombardien hatten ſich inzwiſchen längſt Zuſtände gebildet und gefeſtigt, welche die Erreichung dieſer Abſicht unmöglich machten. Nachdem ſich dort nach Auflöſung der Grafſchaften Stadt und Land getrennt, hatten ſich ſchon in den Tagen Otto's I., unter dem Schutze geiſtlicher Immunität, ſtädtiſche Gemeinden durch's Weichbildrecht geſchloſſen. Dieſe hatten dann ſpäter während der großen Kämpfe zwiſchen den Kaiſern und Päpſten ihr Verhältniß zu den Biſchöfen gelockert; hoher und niederer Adel und Kaufleute (Bürger) hatten ſich allmälig genähert, und ſich endlich zu „Communen“ verbunden. Jeder jener drei Stände wählte aus ſeiner Mitte „Conſuln“ (meiſt 12, doch auch mehr an der Zahl). Dieſe bildeten die Stadtobrigkeit, übten die früher von den Biſchöfen beſeſſenen Hoheitsrechte (Regalien), vertraten die Commune nach außen und ſchloſſen Friedensverträge. Wenn ſie zu Gericht ſaßen, zogen ſie Rechtskundige bei (welche ſeit dem Wiederaufleben des römiſchen Rechts einen eigenen Stand bildeten); ſo entſtand die „Credenza“, der Rath der Conſuln; bei wichtigen Angelegenheiten befragten ſie die Geſammtheit der Bürger. In Kriegszeiten zogen Dieſe, nach ihren Stadtbezirken geordnet, in's Feld. Der durch kühnen Muth und Ausdauer errungenen Selbſtregierung folgte die Selbſtgeſetzgebung. Das war die republikaniſche Entwicklung der lombardiſchen Städte, welche die Kaiſer bisher nicht bloß nicht gehindert, ſondern theilweiſe ſogar, wie Heinrich V., durch beſondere Freibriefe beſtätigt hatten und welche durch ſtolzes Selbſtgefühl und Kriegstüchtigkeit der Bürger geſichert war. Friedrich I. erblickte jedoch darin eine rebelliſche Auflehnung gegen die Majeſtätsrechte des Kaiſerthums und war feſt entſchloſſen, jene Zuſtände aufzuheben. Auf dem roncaliſchen Feld bei Piacenza ließ er den königlichen

Schild hochaufrichten, die oberen unmittelbaren Vaſallen entbieten, in der Nacht die Königswache zu thun, und eröffnete einen Reichstag. Da trat der Markgraf Wilhelm von Montferrat als Kläger wider die Lombarden wegen Verachtung der königlichen Befehle und insbeſondere wider die Städte Chieri und Aſti auf; die Städte Lodi, Como und Pavia aber klagten Mailand an, die mächtige Republik, die ſie unterdrückt. Friedrich der Rothbart wollte den Grundſatz geltend machen, daß, ſowie irgend Regalien von den geiſtlichen und weltlichen Großen an die Stadtgemeinden abgegeben worden, ſie eigentlich an ihn, den Oberlehnherren, heimgefallen ſeien, daß ſomit er nach eigenem Ermeſſen darüber zu verfügen habe. In dieſem Sinne erklärte er auf dem roncaliſchen Reichstag (5. Dezbr. 1154), da die Klage der geiſtlichen und weltlichen italiſchen Fürſten an ihn ergangen ſei, daß ihre Lehensleute die Lehen ohne ihre, der Lehensherren, Erlaubniß verpfändet, verkauft und ſonſt veräußert hätten, ſo verordne er, mit Bezugnahme auf ein Geſetz Kaiſer Lothar's vom Jahre 1136, daß es Niemandem erlaubt ſei, ein Lehen ganz oder theilweiſe zu verkaufen, zu verpfänden oder in irgend einer Weiſe zu veräußern, ohne Erlaubniß des erweislichen Lehnherren; dieſes Verbot ſollte nicht bloß für die Zukunft gelten, ſondern auch zugleich rückwirkende Kraft haben, und der König vernichtete alle bisher geſchehenen „ſolchergeſtalt unerlaubten Lehensveräußerungen“, ohne Rückſicht auf irgend eine Verjährung, „weil, was von Anfang her nicht rechtsgültig geweſen ſei, durch Verjährung nicht Rechtskraft erlangen könne.“ So glaubte er den früheren Zuſtand auf dem Wege der Reichsgeſetzgebung wieder herſtellen zu können. Aber er wählte auch den Weg der Gewalt und des Schreckens; Chieri, Aſti und Tortona wurden verwüſtet und das Gericht über Mailand bloß vertagt.

In Pavia empfing Friedrich der Rothbart (am Sonntag Jubilate 1155) die lombardiſche Königskrone, dann zog er an ſeines Heeres Spitze weiter gen Rom.

Nach dem Tode Eugen's III. (1153) und ſeines Nachfolgers Anaſtaſius IV. (1154) hatte Hadrian IV. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen und ſogleich das wirkſamſte Mittel ergriffen, um die Römer, welche von ihm Verzichtleiſtung auf alle weltliche Herrſchaft und

Anerkennung der neuen Republik verlangten, zur Unterwerfung zu bringen; er belegte die Stadt mit dem Interdikt. Wohl trotzten demſelben einige Geiſtliche, aber die Mehrzahl der Prieſterſchaft enthielt ſich, dem Papſt gehorchend, des Gottesdienſtes und der Spendung kirchlicher Gnadenmittel; die Kirchen blieben verſchloſſen, die Glocken waren verſtummt. Da zeigte ſich, daß ein religiös-unfreies Volk unfähig ſei, bürgerliche Freiheit zu behaupten; die Römer opferten dem erträumten Seelenheil die Republik und Arnold von Brescia. Unter der Bedingung, daß Dieſer mit ſeinen Anhängern verbannt, die republikaniſche Staatsform abgeſchafft werde und Rom ſich dem Papſt wieder völlig unterwerfe, hob Hadrian IV. das Interdikt auf. Arnold von Brescia verließ Rom am 23. März 1155, wurde von dem Kardinal Gerhard gefangen, aber von den Vicegrafen von Campanien befreit. Als der Papſt dies erfuhr, verlangte er ungeſäumt von Friedrich dem Rothbart, der ſich noch in Toskana befand, die Auslieferung Arnold's und die Vernichtung der römiſchen Republik, „nur um dieſen Preis werde er ihn zum Kaiſer krönen." Friedrich verſprach Beides und zwang jene Vicegrafen, ihren Schützling den Kardinälen auszuliefern. Sie ſchickten ihn denn auch gefeſſelt nach Rom und dort wurde Arnold von Brescia, ohne vorhergegangenes Verhör und irgend rechtliches Verfahren, am frühen Morgen des 18. Juni verbrannt. Am ſelben Tage krönte der Papſt Friedrich den Rothbart in der Peterskirche zum Kaiſer. Zu ſpät erfuhren die Römer Arnold's Schickſal und des deutſchen Königs Krönung; ſie erhoben die Waffen, konnten den Erſteren nicht mehr retten, ſtürmten im tobenden Grimm die Peterskirche, ſuchten den Papſt gefangen zu nehmen und griffen das Lager der Deutſchen an. Nach langem erbittertem Kampfe wichen die Römer und der Kaiſer rühmte ſich: „So habe er auf deutſche Weiſe das Kaiſerthum erkauft." Der Schergendienſt, den er dem Papſte erwieſen, die Auslieferung Arnold's, erniedrigte ihn bei Weitem mehr, als der Stallmeiſterdienſt, den er ihm in Viterbo geleiſtet, wo er ihm zuerſt den linken, und dann, als Hadrian damit nicht zufrieden war, auch noch den rechten Steigbügel gehalten hatte.

Nicht lange verweilte Friedrich I. in Italien; die ſchwierige Stimmung der Fürſten nöthigte ihn zur baldigen Rückkehr nach Deutſchland. Die kurze Friſt ſeines Aufenthalts in Italien benutzte er übrigens, um ſein Anſehen durch Schrecken zu befeſtigen; Spoleto, welches ihm getrotzt, wurde in Brand geſteckt und geplündert. Auf dem Rückzug erfuhr er noch einmal den Haß der Lombarden; Verona verweigerte ihm den Durchzug, kaum entging er mit ſeinem Heere den Nachſtellungen, die ihm beim Uebergang der Etſch bereitet wurden, und nur die kühne That Otto's von Wittelsbach, des Pfalzgrafen in Baiern, rettete das deutſche Heer vor Vernichtung in der Etſchklauſe, wo Ritter Alberich aus Verona von einer den ſchmalen Pfad beherrſchenden Felſenburg den Durchzug nur gegen Löſegeld geſtatten wollte, während die Veroneſer den Rückzug abſperrten. Otto von Wittelsbach, der das Reichsbanner trug, klomm mit zweihundert Genoſſen einen für unerſteiglich gehaltenen Fels hinan, welcher Alberich's Burg überragte, und eroberte ſie. Nur dreizehn von der Beſatzung entrannen dem Schwert der Sieger; — der Kaiſer ließ zwölf durch den Dreizehnten aufhängen. In der nächſten Nacht erreichte das Heer das Gebiet von Trient; in Brixen wurde es entlaſſen. Der Kaiſer brachte von ſeinem Römerzug unverſöhnlichen Haß gegen Mailand heim; ungeduldig ſehnte er ſich darnach, eine neue Heerfahrt nach Italien anzutreten, um an Mailand Rache zu nehmen, ſeinem Kaiſerwillen Geltung zu verſchaffen und das alte Kaiſerrecht im vollen Umfang zu üben. Sollte dieſer Zweck erreicht werden, ſo mußte in Deutſchland Friede und Ordnung dauernd gefeſtigt und der Kaiſer nicht bloß der perſönlichen Anhänglichkeit der mächtigſten Fürſten verſichert ſein, ſondern auch ſeine Hausmacht erweitern und verſtärken.

Sein erſtes Geſchäft in Deutſchland war ein ſtrenges Gericht über die, welche während ſeiner Abweſenheit den Landfrieden gebrochen hatten; Erzbiſchof Arnold von Mainz und Pfalzgraf Hermann von Stableck, deren Fehde um das Biſthum Worms das Land durch Verwüſtung büßte, wurden mit ihren adligen Bundesgenoſſen zur Strafe des Hundetragens verurtheilt und dieſe Strafe auch an Allen, mit Ausnahme des Erzbiſchofs, vollzogen. Viele Adlige am Rhein, die auf ihren Burgen als Straßenräuber gehauſt, wurden ergriffen, hingerichtet und ihre Raubſchlöſſer zerſtört; anderen Adligen, die ſich angemaßt, den Handel durch neue Stromzölle zu erſchweren, wurden dieſe genommen; Biſchof Hartwig von Regensburg mußte ſchwere Geldbuße zahlen, weil er vor Empfang der kaiſerlichen Belehnung Afterlehen ausgetheilt. Während der Kaiſer in ſolcher Weiſe gegen Fürſten und Adel verfuhr, ſuchte er ebenſo ſtreng die alten Standesvorrechte des Adels aufrecht zu erhalten; ſo durfte ein Kaufmann auf Reiſen zwar ein Schwert mit ſich führen, es aber nicht am Gürtel tragen, ſondern an den Sattel geknüpft oder auf den Wagen gelegt; ward aber ein Bauer mit Harniſch, Lanze oder Schwert betroffen, ſo ſollte ihm der Graf oder Vogt die ritterliche Waffe nehmen oder ihn um 20 Schillinge büßen. — Seine Hausmacht zu vergrößern, vermählte ſich der Kaiſer, der ſich von ſeiner erſten Gemahlin geſchieden, mit Beatrix, des Grafen Reinald von Bar reicher Erbtochter, und brachte dadurch die Freigrafſchaft von Burgund (mit Ausnahme von Genf, Lauſanne und Sitten) an ſein Haus. — Sich endlich der Treue der mächtigſten Fürſten für den nächſten Römerzug zu verſichern, gab er auf dem Reichstag zu Regensburg (im Jahre 1156) das Herzogthum Baiern (mit Ausnahme der öſterreichiſchen Mark und der zu Dieſer gehörenden Grafſchaften) an Heinrich den Löwen zurück, der ſich beim erſten Römerzug um ihn beſonders verdient gemacht, und ſtellte Heinrich Jaſomirgott dadurch zufrieden, daß er ihm die erwähnte öſterreichiſche Mark mit den obderennſiſchen Grafſchaften übergab, welche zu einem Herzogthum Oeſterreich mit den ausgedehnteſten Vorrechten erhoben wurden. Der Kaiſer verlieh es „aus beſonderer Gunſt" ausdrücklich dem Heinrich Jaſomirgott, ſeiner Gemahlin Theodora und ihren Kindern; die älteſten Söhne ſollten immer nach dem Rechte der Erſtgeburt dem Vater folgen; ſtürbe ein Herzog von Oeſterreich ohne einen erbfähigen Sohn zu hinterlaſſen, ſo ſollte das Herzogthum an die hinterlaſſene älteſte Tochter kommen, ja, ſtürbe ein Herzog von Oeſterreich, ohne Söhne noch Töchter zu hinterlaſſen, ſo war ihm das unerhörte Recht zugeſtanden: nach vollem freien Belieben, ohne Behinderung durch das Reich, über „ſeine Länder" zu Gunſten eines Dritten als Nachfolger zu verfügen. Das Herzogthum Oeſterreich ſollte übrigens als „Schild und Herz des heiligen römiſchen Reiches" für alle Zeiten ungetheilt bleiben. Der Herzog von Oeſterreich ſollte als ein Fürſt des Reiches anerkannt werden, auf den öffentlichen Reichstagen den höchſten Reichswürdenträgern (Pfalz-Erzherzogen) gleichgeſtellt ſein und bei Zuſammentritt und Eintritt

„zur rechten Seite des Reiches" den erſten Platz nach den Wählerfürſten („Kurfürſten") haben. Er brauchte die Lehen nicht außerhalb ſeines Landes zu empfangen, und wenn er ſie innerhalb desſelben auf dreimaliges Nachſuchen nicht erhalten, ſo beſaß er ſie gleichwohl von Rechtswegen, gleich als hätte er ſie körperlich empfangen; empfing er ſie von dem Kaiſer, ſo brauchte er nicht vor demſelben zu knieen, ſondern er erſchien zu Roß ſitzend im vollen Fürſtenſchmucke, den herzoglichen Hut mit der Zinckenkrone auf dem Haupte, den Stab in der Hand. Ausdrücklich war er von allen Hülf- und Dienſtleiſtungen an das Reich befreit, mit Ausnahme der Verpflichtung, demſelben mit zwölf bewaffneten Männern auf ſeine Koſten einen Monat lang gegen Ungarn zu dienen. Ferner war er entbunden von der Verbindlichkeit, auf einem ausgeſchriebenen Reichstage zu erſcheinen; es war dies, wie jeder Reichsdienſt, lediglich ſeinem freien Willen anheimgeſtellt. Das Reich ſollte kein Lehen im Herzogthum Oeſterreich haben, Alle dagegen, welche vom Lehenrecht abhängige Beſitzungen in demſelben hatten, gleichviel ob Fürſten oder ſonſtigen Standes, Edle oder Unedle, durften ſie nicht verleihen oder übertragen, wenn ſie dieſelben nicht zuvor vom Herzog als Lehen empfangen. Von Dieſem ſollten alle weltlichen Gerichte, aller Forſtbann, Jagd, Fiſcherei u. ſ. w. in Oeſterreich abhängen. Lediglich dem Herzog ſollte es vorbehalten ſein, ob er vor dem Reich oder irgend Einem zu Recht ſtehen wolle; bei einem Zweikampfe konnte er ſich durch einen tauglichen und makelloſen Mann vertreten laſſen. Seinen Verordnungen mußte im Herzogthum Oeſterreich gehorcht werden. Er hatte das Recht, darin Juden und Gawertſchen (Zinsleiher) zu halten. Wer, in Oeſterreich wohnend oder darin Beſitzungen habend, ſich in offene oder geheime Unternehmungen gegen den Herzog einlaſſe, ſollte mit Habe und Leib demſelben ohne Gnade verfallen ſein. Das Reich mußte dem Herzog gegen alle ſeine Widerſacher helfen und beiſtehen, auf daß er ſein Recht erlange. Alles endlich, was er in ſeinen Ländern oder Gebieten thue und verfüge, ſollte weder der Kaiſer, noch eine andere Macht auf irgend eine Weiſe verändern dürfen. Alle dieſe Vorrechte übertrug der Kaiſer obendrein im Voraus auch vollſtändig auf jede künftige Gebietsvermehrung des öſterreichiſchen Herzogthums durch Erbſchaft, Schenkung, Kauf u. ſ. w. Solche unverhältnißmäßige Anhäufung von Vorrechten für die Fürſten eines Gränzlandes mußte die Reichseinheit im hohen Grade gefährden und andere Fürſten verlocken, ihre Gewalt in ähnlicher Weiſe auszudehnen. Für Oeſterreich war durch jenen Freibrief der Grund ſeiner künftigen Sonderſtellung gelegt, wobei deſſen deutſche Bevölkerung mit nichtdeutſchen Nationalitäten einzig und allein durch die Gemeinſamkeit der Herrſchaft verbunden ward.

Verſchiedene günſtige Umſtände vereinigten ſich damals, um das Anſehen des Kaiſerthums im Ausland zu höchſten Ehren, wie unter Karl dem Großen, zu bringen. Boleslav von Polen, welcher ſeinen Bruder vertrieben und ſowohl die Anerkennung der Oberherrlichkeit des deutſchen Reiches als auch jede Zinszahlung an dasſelbe verweigerte, wurde (1157) vom Kaiſer angegriffen, hart bedrängt und endlich gezwungen, barfuß, ein bloßes Schwert am Halſe tragend, vor ihm zu erſcheinen, ihm zu Füßen zu fallen, den Lehenseid zu ſchwören, ſeinem Bruder das Erbtheil zurückzugeben, ſchwere Geldbuße zu zahlen und zum nächſten Römerzug dreihundert Reiſige zu ſtellen. Der Dänenkönig Waldemar ſuchte bei dem Kaiſer um Beſtätigung der Belehnung, König Stephan von Ungarn um deſſen Hülfe gegen ſeinen Bruder Geyſa nach. Wladislav von Böhmen erhielt aus Friedrich's Händen die Königskrone; Heinrich II. von England ſandte ihm koſtbare Geſchenke und erkannte ihn als den Höheren an; Burgund's Große unterwarfen ſich, die Biſchöfe von Lyon, Vienne, Valence, Arles und Avignon huldigten ihm; Geſandte aus Frankreich, Spanien und Griechenland neigten ſich vor ihm, wie er inmitten der erlauchten Fürſten, des ſtreitbaren Adels, der kirchlichen Würdenträger im Reichstage ſaß, der höchſte Lehensherr über Alle, im ſtolzen Gefühl, als erſter Fürſt der Chriſtenheit anerkannt zu ſein.

Nur Italien eben, wo er die Macht der alten Kaiſer vollauf wieder herſtellen wollte, trotzte ihm; es ſollte gedemüthigt werden und er ſchätzte ſeine Heereskräfte ſtark genug, um ſeinen Zweck zu erreichen. Die Lombarden, zumal aber die tiefverhaßten Mailänder, ſollten ſeine Gewalt fühlen. Doch auch mit dem Papſt, welcher nicht ohne Beſorgniß auf des Kaiſers erſtarkte Macht in Deutſchland blickte, hatte ſich Irrung entſponnen, und zwar aus folgendem Anlaß. Zwei Kardinäle, Roland und Bernard, erhoben in Auftrag des Papſtes vor dem Kaiſer in Beſançon (im Oktober 1157) Beſchwerde über Mißhandlung, welche einem ſchwediſchen Biſchof in Burgund widerfahren und vom Kaiſer nicht geahndet worden. In dem lateiniſchen Schreiben des Papſtes an den Kaiſer kam die Stelle vor: „es gereue ſeine Mutter, die heilige römiſche Kirche, nicht, ſeine Wünſche überall erfüllt zu haben, ja, es würde ſie freuen, wenn er aus ihrer Hand noch größere „beneficia“ als die Kaiſerkrone hätte erhalten können!“ Das Wort „beneficia“, urſprünglich Wohlthaten, aber nach mittelalterlichem Rechtsſprachgebrauch auch Lehen bedeutend, erregte bei den verſammelten Fürſten Anſtoß, da ſie annahmen, der Papſt habe die Kaiſerwürde als ein vom Papſt ertheiltes Lehen bezeichnet. Als nun der Kardinal Roland dieſe Meinung durch die übermüthige Frage beſtärkte: „Von wem hat denn der König das Kaiſerthum, wenn nicht vom Papſte?“ da zückte Otto von Wittelsbach, vom Jähzorn hingeriſſen, das Schwert wider ihn und hätte ihn getödtet, wäre der Kaiſer nicht hindernd dazwiſchen getreten. Die Kardinäle mußten am andern Morgen ihre Rückreiſe nach Rom antreten und der Kaiſer erklärte ſämmtlichen deutſchen Fürſten in einer eigenen Schrift ſeine Abſicht: die Unabhängigkeit des Kaiſerthums vom Papſtthum auf's Entſchiedenſte zu behaupten und keine Demüthigung der Deutſchen durch den päpſtlichen Hof zu dulden, der von ihnen ſtets als „von den dummen, zum Gehorſam beſtimmten Deutſchen“ rede. Der Papſt wandte ſich nun an die deutſchen Biſchöfe mit der Bitte, den Kaiſer „auf den rechten Weg“ zurück zu bringen; Dieſer aber wußte ſie durch mannigfache Begünſtigung ſo zu gewinnen, daß ſie vielmehr dem Papſt zur Nachgiebigkeit riethen; auch theilten ſie ihm des Kaiſers Erklärung mit: „er wolle in's Gebiet der Kirche nicht eingreifen und dem Papſte gern die ſchuldige Ehrerbietung beweiſen; die freie Krone aber leite er einzig und allein von dem göttlichen beneficium ab, und durch freie Wahl werde ſie übertragen; er erkenne dem Erzbiſchof von Mainz die erſte Wahlſtimme, die anderen den andern Fürſten zu, dem Erzbiſchof von Köln die königliche Salbung, dem Papſt die kaiſerliche.“ Dieſe Erklärung des Kaiſers war inſofern bedeutungsvoll, als er dadurch ausdrücklich die Fürſten als Ausüber des nationalen Wahlrechts, als Kurfürſten, den Erzbiſchof von Mainz als deren erſten anerkannte und das deutſche Königthum als die erſte und einzige Rechtsgrundlage zur Erlangung der Kaiſerwürde bezeichnete. Der Kaiſer verlangte außerdem die Vernichtung eines zu Rom im Lateran befindlichen Gemäldes, welches den König Lothar vor dem Papſt knieend und ihn um die Krönung anflehend darſtellte, mit der Unterſchrift: „Vor dem Thore der Stadt beſchwört ihr der König die Ehren, wird des Papſtes Lehensmann und empfängt die gegebene Krone.“ Der Papſt lenkte ein; durch zwei andere Kardinäle ließ er dem Kaiſer im Lager bei Augsburg (Juni 1158) verſöhnende Erklärungen abgeben; das Wort „beneficium“ habe er nicht als Lehen, ſondern im gewöhnlichen Sinn als „gute That“ verſtanden; darauf hin, ſowie auf Betheuerungen der beſten Abſicht und durchaus friedlichſten Geſinnung, kam die Ausgleichung zu Stande.

Nun wendete ſich der Kaiſer mit ſeiner Heereskraft (die fünfzehntauſend Reiter und hunderttauſend Mann zu Fuß betragen haben ſoll) gegen Mailand. Es ward belagert, aber nur durch Hungersnoth zur Unterwerfung unter die härteſten Bedingungen gebracht (3. Sept.); es mußte dem Kaiſer Treue ſchwören, neuntauſend Mark in Silber binnen eines halben Jahres bezahlen und dreihundert Geißeln dafür ſtellen, auf alle Hoheitsrechte verzichten, womit der Kaiſer ſeine Gewaltboten (Potestates) belehnte, die kaiſerliche Pfalz wieder aufbauen und vom Kaiſer die Beſtätigung der vom Volk gewählten Conſuln hinnehmen, deren Bedeutung ohnehin durch die Entziehung der Gerichtsbarkeit und der Hoheitsrechte ſchwand. Des Kaiſers Stolz weidete ſich an dem Schauſpiel von Mailands Demüthigung, als die Conſuln, der Rath, die Edlen barfuß, bloße Schwerter am Nacken hängend, das Volk mit Stricken um den Hals und in Lumpen durch des Heeres lange Gaſſe zu ihm kamen und vor ſeinem Throne hinknieeten. Doch das Größte ſtand noch aus: die Grundlagen der lombardiſchen Städtefreiheit ſollten gebrochen werden.

Auf den roncaliſchen Feldern, wo der Kaiſer im prachtvollen Lager alle Herrlichkeit ſeiner Würde und ſeines Sieges zur Schau ſtellte, erſchienen im November des Jahres 1158 vor ihm und den deutſchen Fürſten die lombardiſchen Großen, die Biſchöfe, der Adel, die Conſuln und Richter der Städte, und endlich auch die vier berühmteſten Rechtsgelehrten jener Zeit, Bulgarus, Martinus Joſias, Jakobus Hugolinus und Hugo de Porta Ravennata, ſämmtlich von

Bologna, wo die Schule des römiſchen Rechts ſeit Anfang des zwölften Jahrhunderts durch den berühmten Lehrer Irnerius hohe Bedeutung erlangt hatte. Jene vier Rechtsgelehrten waren auf Einladung des Kaiſers gekommen, welcher ſich mit dem Geiſt des römiſchen Rechts bekannt gemacht und ſich überzeugt hatte, wie nützlich die allgemeine Einführung und Anwendung deſſelben für ſeine Herrſcherzwecke ſein würde. Sich ſelbſt für den Nachfolger des Kaiſers Juſtinian und ſein Reich für eine Fortſetzung des alten römiſchen erklärend, wollte er aus dem römiſchen Recht, welchem, als gemeinem kaiſerlichem Recht, allgemeine Gültigkeit zuſtehe, unumſchränkte Gewalt als Majeſtätsrecht ableiten und aufſtellen laſſen. Oeffentlich erklärte er auf dem Reichstage: „der Kaiſer ſei *über die Geſetze erhaben*, da ſie von ihm ihren Urſprung nehmen; er ziehe jedoch eine Herrſchaft nach dem Maß der Geſetze einer Tyrannei vor und zu dem Ende ſolle das öffentliche Recht neu feſtgeſtellt werden." Der Erzbiſchof von Mailand drückte in ſeiner Erwiederungsrede jenen kaiſerlichen Grundſatz in den Worten aus: „des Kaiſers Wille ſei Recht und ſein Befehl habe Geſetzeskraft." Mit Zuziehung von achtundzwanzig Richtern aus Städten ermittelten nun jene Rechtsgelehrten, was unter dem Wort „Regalien" (Hoheitsrechte), die dem Kaiſer zurückzugeben ſeien, verſtanden werden müſſe, nämlich: Herzogthümer, Markgrafſchaften, Conſulwürden, Arimannien, öffentliche Straßen, Flüſſe, Häfen, Brücken, Zölle, Steuern, Münzen, Fiſchereien, Salzwerke, Lieferung von Laſtwagen, Schiffen und was dem König ſonſt an Lieferungen und Leiſtungen für ſeine Heerfahrt noth, die Gewalt, Obrigkeiten zur Handhabung der Rechtspflege einzuſetzen, Geldbußen, beſitzledige Güter, Hab und Gut der Majeſtätsverbrecher, der Antheil am gefundenen Schatz u. ſ. w. Zwar beſchränkte ſich der Kaiſer darauf, nur die Rückgabe jener Regalien zu verlangen, für welche die damaligen Beſitzer nicht Verleihungsurkunden, von einem ſeiner Vorfahren ausgeſtellt, aufweiſen konnten; — allein dieſe Mäßigung war nur ſcheinbar, da die wenigſten Städte eben Urkunden für ihren Beſitz der Gerichtsbarkeit und Obrigkeitenwahl, ſowie der Hoheitsrechte, aufweiſen konnten und ſich faſt alle nur auf ein *verjährtes Herkommen* beriefen, welches ſie bloß bis auf die Zeit Heinrich's IV. hinaufführten. Erneuert wurde das Verbot des Verkaufs und der

Verpfändung von Lehen und zwar mit rückwirkender Kraft. Die Herzogthümer, Markgrafſchaften und Grafſchaften ſollten untheilbar ſein; dem Volk ward das Recht, die Conſuln zu wählen, genommen und (wie zum Spott) nur geſtattet, der von dem Kaiſer ausgehenden Ernennung Beiſtimmung zu geben. Verboten wurden endlich auf dem roncaliſchen Reichstag alle jene Verbindungen zu gegenſeitiger Schutzleiſtung, jene „Conjurationen“ (Eidgenoſſenſchaften) innerhalb und außerhalb der Stadt, jene Gilden, jene Einigungen zwiſchen Städten unter einander, ſowie zwiſchen Städten und Perſonen, die noch aus dem germaniſchen Kern der Lombarden, aus dem ureignen Trieb der germaniſchen Natur zur Bildung engerer Vereine erwachſen waren, die ſchon Karl der Große als ſtaatsgefährlich verboten hatte und die allerdings der mächtigſte Hebel der demokratiſchen Entwickelung waren. Im Hinblick auf den großen Nutzen des römiſchen Rechts für die Feſtſtellung des Begriffes kaiſerlicher Majeſtät begünſtigte Friedrich die Anſtalten, wo daſſelbe gelehrt wurde, durch einen unter die kaiſerlichen Konſtitutionen aufgenommenen Freibrief, kraft deſſen eine rechtswiſſenſchaftliche Körperſchaft von Lehrern und Lernenden anerkannt wurde; jeder derſelben angehörende Studirende (scholaris) ſollte vor keinen anderen Richter gezogen werden, als vor ſeinen Meiſter oder vor den Biſchof der Stadt, welchem dieſe Gerichtsbarkeit zugeſtanden war. So war denn der Anfang gemacht, daß ſich die anfänglich mit den geiſtlichen Schulen verbundenen Lehranſtalten als ſelbſtſtändige Genoſſen- oder Geſammtſchaften (universitates) der Lehrenden und Lernenden von jenen löſten; es war der Keim der künftigen Hochſchulen (Univerſitäten). Sowie nun aber das römiſche Recht immer mehr die Bedeutung eines allgemeingültigen kaiſerlichen Rechts erlangte, war der deutſchen Jugend der Weg zu den lombardiſchen Schulen vorgezeichnet, in denen jenes Recht gelehrt wurde, und ſo ſtrömten deſſen Grundſätze und Folgerungen von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mächtiger nach Deutſchland, zum Nachtheil des auf dem Grund der Gemeinfreiheit gegründeten uraltheimiſchen Rechts, neben welchem ſchon das Lehenrecht und das fremde kanoniſche beſtanden, — welche feindliche Mächte, eindringend in's innerſte Heiligthum der Nationalität und ihr theuerſtes Kleinod, die Selbſtbeſtimmung, bedrohend! Das kanoniſche Recht erhielt um dieſelbe Zeit, da das römiſche den Weg nach Deutſchland fand, durch den italiäniſchen Mönch Gratianus eine Form, durch welche ihm gleichfalls größere Verbreitung vermittelſt des Lehrvortrags ermöglicht wurde; — ſein Werk „concordia discordantium canonum“ (nachher gewöhnlicher „decretum“ oder „corpus decretorum“ genannt) wurde nicht bloß als Lehrbuch in den Rechtsſchulen heimiſch, ſondern erlangte auch ſehr bald das Anſehen eines Geſetzbuches.

Der Vollziehung der roncaliſchen Beſchlüſſe fügten ſich Cremona, Lodi, Pavia und Piacenza, ſie erkannten die von dem Kaiſer beſtellten Obrigkeiten an (1159). Mailand dagegen berief ſich auf jenen Vertrag vom 3. September des verfloſſenen Jahres, demgemäß das Volk das Recht der Wahl, der Kaiſer bloß das der Beſtätigung hatte. Als nun Reinald, Erzbiſchof von Köln, und Otto von Wittelsbach, des Kaiſers Abgeſandte, ſich auf die ſpäteren roncaliſchen Beſchlüſſe beriefen, entſtand eine ſo drohende Aufregung, daß jene Beiden eiligſt abreisten. Der Kaiſer lud jetzt die Mailänder vor Gericht; gleichzeitig aber rüſtete er, und als ſie auch bei der dritten Ladung nicht erſchienen, ward (16. April 1159) ein Spruch gefällt, der ſie als Rebellen und Reichsfeinde ächtete, ihre Güter der Plünderung, ihre Perſonen der Sklaverei und die Stadt der Zerſtörung verfallen erklärte. Inzwiſchen hatten ſich aber auch die Mailänder gerüſtet und eroberten die Burg Trezzo, wo dem Kaiſer ein Theil des in Italien gewonnenen Geldes bewahrt wurde. Der Kaiſer war auf's Aeußerſte gereizt und entſchloſſen, Mailand, dies ſtolze Bollwerk des freien Bürgerthums, zu vernichten, ſah ſich aber gezwungen, die Vervollſtändigung ſeiner Streitmacht durch Zuzug aus Deutſchland abzuwarten. So verwüſtete er denn zunächſt das umliegende Gebiet und ſuchte den Mailändern die Zufuhr abzuſchneiden. Als die ſehnlichſt erwartete Verſtärkung des Heeres aus Deutſchland angekommen, wendete er ſich (Juli 1159) gegen die Stadt Crema, um Mailands Macht und Zuverſicht durch den Fall dieſer Bundesgenoſſin zu erſchüttern. Crema's heldenhafter Widerſtand erbitterte die Belagerer, mit der empörendſten Grauſamkeit wurden alle Republikaner und ſelbſt die Geißeln, welche in ihre Hand fielen, behandelt. Schmerz und Grimm trieben die Belagerten zu gleichem Benehmen gegen die gefangenen Deutſchen.

Endlich nach ſiebenmonatlicher bewunderungswerther Vertheidigung mußte ſich Crema ergeben (27. Januar 1160), die Bewohner erhielten freien Abzug mit ihrer tragbaren Habe; die Sieger plünderten und verbrannten hierauf die Stadt.

Inzwiſchen war Papſt Hadrian (am 1. September 1159) geſtorben und bei der Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes ſtimmte die Mehrzahl der Kardinäle für jenen Kardinal Roland, deſſen Aeußerung die Erbitterung des Kaiſers und der deutſchen Fürſten erregt, die Minderzahl für den dem Kaiſer angenehmen Kardinal Oktavian. Eine Vereinbarung war nicht zu erwirken, Jeder der beiden Erwählten wurde von ſeiner Partei, Roland unter dem Namen Alexander III., Oktavian als Viktor IV. zum Papſt ausgerufen. Gewaltthat verdrängte den Erſteren aus Rom; er wurde zu Nimſe geweiht. Beide Päpſte verfluchten einander; der Kaiſer fühlte ſich berufen, zwiſchen ihnen zu entſcheiden, und berief deswegen ſowohl ſie als auch alle Biſchöfe des Abendlandes auf den 13. Januar 1160 nach Pavia; insgeheim wirkte er mit Aufbietung aller Kräfte gegen Alexander III. Dieſer weigerte ſich, in Pavia zu erſcheinen, und wurde von der unter dem Einfluß des Kaiſers ſtehenden Verſammlung (im Februar 1160) als Verſchwörer und Abtrünniger verdammt, ſeine Erwählung für nichtig erklärt und Viktor IV. als Papſt anerkannt. Dann entließ der Kaiſer, in ſtolzer Siegesfreude, doch ungern, die deutſchen Fürſten, welche die Heimkehr nach dem Vaterlande verlangt hatten; es blieben ihm, außer ſeiner Hausmacht, nur der Schwabenherzog Friedrich, der junge Welf, die Pfalzgrafen Konrad bei Rhein und Otto von Wittelsbach mit ihren Schaaren. Da belegte Alexander III. den Gegenpapſt und deſſen Beſchützer, den Kaiſer, mit dem Bannfluch, löſte alle dem Verfolger der Kirche geſchworenen Eide, verband ſich mit den gegenkaiſerlichen Städten Lombardiens und erſchien nun als Beſchützer ihrer Freiheit.

In Deutſchland war inzwiſchen der alte Haß zwiſchen Welfen und Waiblingern neu aufgeflammt, ſeit der junge Welf in Tuscien die Gemüther durch kluge Schonung für ſich und gegen den Kaiſer gewann und ſeit der alte Welf und Heinrich der Löwe ſich kräftig der Biſchöfe von Salzburg und Brixen annahmen, welche ſich für Alexander III. als rechtmäßigen Papſt entſchieden. Außerdem ſah der Kaiſer mit nicht geringer Beſtürzung, wie ſich der gewaltige Freiheitsdrang, welcher die lombardiſchen Städte beſeelte, auch in den deutſchen zu regen anfing; Mainz gab das Beiſpiel. Dort war — unter Mitſchuld des Kaiſers — der volksbeliebte Erzbiſchof Heinrich wider alles Recht verdrängt und ſtatt ſeiner der ſtolze, gewaltthätige Arnold als Erzbiſchof eingeſetzt worden, der ſeine Verachtung der Bürger durch die Worte kundgab: „Die Mainzer Hunde bellen wohl, beißen aber nicht.“ Durch Gewaltmißbrauch, Verhöhnung und Mißhandlung hatte dieſer den Haß der Bürger ſo ſehr gereizt, daß ſie ihm bei ſeiner Rückkehr von Italien den Eintritt verwehrten, das Jakobskloſter, von wo aus er die Stadt belagerte, in Brand ſteckten und ihn, als er ſich eben in einer Mönchskutte flüchten wollte, erſchlugen. Der Kaiſer konnte Italien damals nicht verlaſſen und verſchob, unwilligen Herzens, das Strafgericht über Mainz auf gelegenere Zeit. — Als im Frühling des Jahres 1161 viele weltliche und geiſtliche Fürſten (Heinrich den Löwen hielt ein großer Kampf gegen die Slaven zurück) mit ihren Heerſchaaren in Italien zu ihm geſtoßen waren, wendete er ſich ſogleich gegen das verhaßte Mailand, verwüſtete weit und breit alle Fluren, ſchnitt die Zufuhr ab und umſchloß dann die Stadt, in der Hoffnung, daß die Noth drinnen Zwietracht erregen, daß die Unterwerfung dadurch beſchleunigt würde. Die Bürger ſendeten ihre Conſuln, mit freiem Geleit des Herzogs von Böhmen, des Landgrafen von Thüringen und des Pfalzgrafen bei Rhein verſehen, zur Unterhandlung in's kaiſerliche Lager; das Geleit ward ihnen gebrochen, der Kaiſer ließ ſie, vorſchützend, er habe davon nichts gewußt, gefangen halten und verſuchte neuerdings, durch unmenſchliche Grauſamkeit Schrecken einzuflößen. Wer, den Mailändern Lebensmittel zuführend, ergriffen ward, dem ließ er die rechte Hand abhauen, fünf gefangene Mailänder blenden, dem ſechsten nur das eine Auge ausſtechen, die Naſe abſchneiden und ihn ſo in die belagerte Stadt zurückführen, auf daß ſein grauſenhafter Anblick den feſten Muth der Republikaner erſchüttere. Aber Mailand blieb ſtandhaft; bis in's erſte Viertel des Jahres 1162 vertheidigte es herrlichen Muthes ſeine Freiheit, da brachten Hungersnoth, Theuerung, Seuchen die ärmeren Bürger zur Verzweiflung; dazu kam Mißtrauen gegen die Reicheren und Vornehmeren, als wollten Dieſe entfliehen und ſie preisgeben. Mit dem Verluſt der Eintracht war die letzte Kraft des Widerſtandes gebrochen und nichts mehr blieb übrig, als zu verſuchen, wie man für die Ergebung wenigſtens die mildeſten Bedingungen gewinnen könne. So erklärte ſich denn Mailand durch Abgeordnete bereit zur Schleifung der Mauern, zur Anerkennung eines jeden vom Kaiſer zu beſtellenden Vogtes, zur Verzichtleiſtung auf alle Regalien, zur Erbauung einer kaiſerlichen Burg auf eigne Koſten, zur Verpflichtung: nie ein Bündniß mit andern Städten einzugehen, dreitauſend Menſchen nach des Kaiſers Befehl aus Mailand zu entfernen, den Kaiſer ſelbſt mit ſeinem Heere darin aufzunehmen, eine bedeutende Geldbuße zu erlegen und endlich für Erfüllung alles deſſen dreihundert Geißeln zu ſtellen. Aber unbedingt, auf Gnade und Ungnade, ſollte, ſo verlangte der Kaiſer, Mailand ſich unterwerfen, — und am 6. März 1162 empfing er die Schlüſſel und Hauptfahnen der Stadt, vor ihn ward ihr Fahnenwagen (carroccio) gebracht, das Kreuz mit dem Bild des heiligen Ambroſius auf hohem Maſt ſenkte ſich vor ihm, der Wagen ſelbſt ward zertrümmert. Alle Fürſten weinten bei dieſem Anblick, nur der Kaiſer blieb thränenlos und kein Zug ſeines Antlitzes verrieth Mitleid. Von Pavia aus gebot er dann am 19. März: binnen acht Tagen müßten alle Bewohner Mailand verlaſſen haben und in vier Flecken, jeder zwei Meilen vom andern entfernt, ſollten ſie ſich anbauen. Als ſein Befehl unter unſäglichem Jammer vollſtreckt war, zog er mit ſeinen Mannen über die niedergeworfene Mauer in die Stadt und gab das Zeichen zur Plünderung und zur Zerſtörung; acht Tage währte die Arbeit, das Bollwerk der Freiheit in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, aus welchem nur die Kirchen als Zeugen geweſener Herrlichkeit und glorreichen Freiheitsmuthes emporragten. Hierauf hielt der Kaiſer in der Hauptkirche zu Pavia ein prachtvolles Dankfeſt und ſchenkte den Klöſtern ein Zehntheil der Beute. Durch Mailands Fall entmuthigt, unterwarfen ſich Brescia, Piacenza, Bologna, Faenza, Imola und andere dem Kaiſer feindliche Städte auf die ſchwerſten Bedingungen. Friedrich's Glücksſtern ſtand im Scheitelpunkt und erfüllt ſchien das verhängnißvolle Wort: „der ſamen Fortſchritt der Geſittung durch die Freiheit, den Sieg der Freiheit aber durch die Erkenntniß ihres höheren ſittlichen Weſens. Wenn Gemeinweſen oder Völker im Kampf um menſchenwürdige Selbſtbeſtimmung der Gewalt des Stärkeren unterliegen, iſt keine Mißhandlung, die ſie im Zuſtand der Ohnmacht erdulden müſſen, für ſie verloren; während der Sieger, bei all ſeiner Uebermacht noch lang nachzitternd der überſtandenen Gefahr, ſich gegen die Beſiegten das Empörendſte erlaubt, wähnend, ſie für immer von neuem Wagniß abzuſchrecken, lehrt der Geiſt, der jene zum Kampf aufgerufen, ſie ihre Irrthümer und Fehler einſehen und Noth und Schmach als Sühne der Schuld, als die von Selbſtſucht läuternde Feuerprobe erkennen. Mailands Geſchick, verſchuldet durch den Abfall der von Mailands Uebermacht befehdeten anderen Städterepubliken, gab freien Gemeinweſen für alle Zeiten die Lehre, daß jedes ſolches die Bürgſchaft der Freiheit nicht in ſtolzer Vorherrſchaft über ſchwächere, nicht im Unterdrückungskampf gegen Gleichmacht erſtrebende, ſondern in wechſelſeitiger Beſchützung, in opferfreudigem Zuſammentreten Aller zum Bunde, in der Heiligachtung des Bundeswillens zu ſuchen hat. Daß dieſe Erkenntniß in den beſiegten Städten lebendig ward, dazu diente der Uebermuth der kaiſerlichen Vögte, welche die Wehrloſen im Frohndienſt zum Aufbau der Zwingburgen und Pfalzen trieben; jede Demüthigung, den Beſiegten aufgelaſtet, ſpornte den Haß nicht bloß, nein, klärte auch das Bewußtſein, daß von Bundeskraft allein Rettung kommen könne. Auch auf des deutſchen Städteweſens freiheitliche Entwickelung blieb Mailands Unglück ebenſo wenig ohne tiefen Einfluß, als früher Mailands Freiheitsmuth; geflüchtete Mailänder fanden nämlich in ſüddeutſchen Städten, zumal in Zürich, Arnold's von Brescia fruchtbarem Saatfeld, gaſtliche Aufnahme, ließen ſich dort nieder und mit ihnen bürgerte ſich auch der republikaniſche Geiſt ein. Ueberhaupt betrachtete das deutſche Bürgerthum die Sache des oberitaliäniſchen als ſeine eigene; voll des Bewußtſeins, daß ihm ſelbſt nationale Geltung gebühre, blieb es frei von der Verirrung falſchen Nationalſtolzes, in dem Knechtungsſiege des Kaiſers einen Ruhm deutſcher Nation zu erblicken. Das nach Freiheit anſtrebende deutſche Bürgerthum einzuſchüchtern, verhängte der Kaiſer über das goldne Mainz (im Früh-

und Vorrechte der Stadt, ließ ihre Mauern und Thürme abbrechen, auf daß ſie „zum Dorfe werde, ſchutzlos ſelbſt gegen Wölfe und Räuber", und erklärte die Bürgerſchaft für alle Zeiten für ehrlos.

Während Friedrich ſeine kaiſerliche Machtvollkommenheit in Italien faſt noch mehr durch Benutzung des Parteihaſſes zwiſchen den Städten als durch ſeine Heereskraft herſtellte, büßte Deutſchland die Vernachläſſigung des Reiches um ſeiner eitlen Herrſch- und Ruhmſucht willen. Erſchüttert war dort die Reichsgewalt, die Reichseinheit mehr denn je bedroht. Heinrich der Löwe arbeitete mit unverdroſſenem Eifer und glücklichem Erfolg an Feſtſtellung einer faſt ſelbſtſtändigen Herrſchermacht im deutſchen Norden, indem er ſein Herzogthum Sachſen durch Unterwerfung der ſlaviſchen Oſtſeevölker zwiſchen Elbe, Peene und Eider erweiterte und in jenen Gebieten alle Königsrechte (mit kaiſerlicher Zulaſſung) übte. Beſſer als der Kaiſer erkannte er die Bedeutung ſelbſtſtändiger Städte und richtig würdigte er ihren ſtaatswirthlichen Nutzen, ſowie den Werth ihrer durch freiwillige Zugeſtändniſſe erworbenen Anhänglichkeit in Zeiten, wann der Fürſt wehrhafter Bürgertreue bedürfe, erſtarkt im Gefühl menſchenwürdiger Selbſtbeſtimmung. Darum begünſtigte er die Städte in Sachſen und gründete (1158) an der Trave auf der Stätte, wo die Stadt Lübeck durch Feuersbrunſt zu Grunde gegangen war, Neu-Lübeck. Auch im Süden ſuchte er ſeine Fürſtengewalt gegen Adel und Geiſtlichkeit zu erweitern; ſo brach er in Baiern dem Biſchof von Freiſingen die Iſarbrücke beim Flecken Vehringen ab, ließ ſie etwas oberhalb desſelben bei der dem Kloſter Schöſtlarn gehörigen Hofmark Munichen wieder aufſchlagen und verlegte Zoll und Münze dorthin; das iſt der Urſprung des Fleckens München, woraus ſpäter die baieriſche Herzogsſtadt erwuchs. Während Heinrich der Löwe durch Kämpfe gegen die Slaven ſeine Macht erweiterte, tobten Fehden der Fürſten und Herren in verſchiedenen Theilen des Reiches; ſo in Weſtphalen, in Holland, am Rhein und in Schwaben. Des Kaiſers Bruder Konrad, Herzog Friedrich von Schwaben und Landgraf Ludwig von Thüringen grollten dem Kölner Erzbiſchof Reinald, und in Schwaben erneuerte ſich der Zwiſt zwiſchen Welfen und Waiblingern; der alte Welf und ſein gleichnamiger Sohn, im kämpften den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen und den Herzog Friedrich von Schwaben; es ſiegten die Waiblinger (1164). Der Kaiſer, von einem kürzeren Aufenthalt in Italien wiedergekehrt, ſuchte Frieden und Ordnung herzuſtellen. Aber auch die Parteiung um die beiden Päpſte wirkte auf Deutſchlands Verhältniſſe ein, da der Kaiſer Alles aufbot, um die deutſchen Biſchöfe zur Anerkennung des von ihm gehobenen Gegenpapſtes zu zwingen, während der hochgeſinnte Alexander III. die öffentliche Meinung für ſich hatte; die Mehrzahl der deutſchen Biſchöfe, Männer wie Konrad von Mainz und Konrad von Salzburg, widerſtanden beharrlich dem Andringen des Kaiſers, Alexander III. zu verwerfen. Der Tod Viktor's IV. (22. April 1164) veränderte in der Sachlage nichts; denn ſtatt ſeiner ward ſofort Kardinal Guido von Crema zum Papſt erwählt, welcher den Namen Paschalis III. annahm und vom Kaiſer anerkannt wurde. Durch den Eifer Erzbiſchof Reinald's von Köln kam auf dem Reichstag zu Würzburg 1165 der Beſchluß zu Stande, daß nicht Alexander III., ſondern Paschalis III. als Papſt anerkannt werden ſollte und daß ſich die Fürſten eidlich verbanden, nach Friedrich's Tode nur einen ſolchen Mann zum König zu wählen, welcher ſchwören würde, gegen Alexander III. aufzutreten. Konrad von Mainz, treu für Alexander beharrend, verlor ſein Erzbisthum, Konrad von Salzburg ward aus gleichem Grund in ſeinem Erzſtift mit Krieg überzogen.

Inzwiſchen hatte die furchtbare Bedrückung, welche die kaiſerlichen Bevollmächtigten übten, ſelbſt die dem Kaiſer bisher anhänglichen Städte auf's Aeußerſte erbittert; nirgends zeigte ſich Hoffnung abhelfender Gerechtigkeit, und ſo reifte der Entſchluß: lieber zu ſterben, als ſolche Schmach länger zu ertragen. Der Kaiſer kannte dieſe Stimmung und glühte vor Ungeduld, eine neue Heerfahrt nach Italien anzutreten. Als nun im Jahre 1166 Alexander III. von Frankreich, wo er ſich bisher aufgehalten, nach Rom wiedergekehrt und dort auf's Glänzendſte als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche empfangen worden war, brach der Kaiſer im Oktober mit einer verhältnißmäßig nicht allzugroßen Heeresmacht auf, durchzog Lombardien, ohne die Klage der Bedrängten zu beachten, und drang über Imola nach Ancona, während die Erzbiſchöfe Reinald von Köln und Chriſtian von Mainz (der Nachfolger Konrad's) mit ihren

Schaaren bereits bis in die Nähe von Rom vorgerückt waren; Alexander III. ſtand unerſchüttert; er ſchleuderte den Bannſtrahl auf den Kaiſer und auf Paschalis, und erwirkte den bedrängten lombardiſchen Städten, mit denen er gegen den gemeinſamen Feind in Verbindung ſtand, eine Geldunterſtützung des griechiſchen Kaiſers Emanuel. Dem kaiſerlichen Verbote trotzend, ſchloſſen am 7. April 1167 im Kloſter Puntido Bergamo, Brescia, Cremona, Ferrara, Mantua und noch mehrere andere Städte eine Eidgenoſſenſchaft zur Befreiung von der Fremdherrſchaft, zur Wiederherſtellung der entriſſenen Selbſtſtändigkeit, welche ſich über ganz Lombardien erſtrecken ſollte. Jede Bundesſtadt verſprach der andern beizuſtehen, ſowie der Kaiſer oder ſeine Befehlshaber Unrecht üben würden; es war bloß Form, daß man beifügte: „Alles unbeſchadet der dem Kaiſer geſchwornen Treue.“ Bald traten immer mehre Städte dem Bunde bei und an *einem* Tage wurden alle kaiſerlichen Vögte und Amtleute vertrieben. Das nächſte Ziel war Mailands Wiedererhebung; das verjüngte Mailand ſollte allen am Recht Gekränkten Muth und Hoffnung wieder aufrichten. Am 27. April 1167 begrüßten die Mailänder, von den Bundesgenoſſen geführt und geſchützt, den theuren Boden der Vaterſtadt wieder, und durch vereinte Kräfte und eifriges Zuſammenwirken erhoben ſich raſch die Mauern und Thürme, wuchſen die Häuſer und Paläſte wieder rings um die langverwaiſten Kirchen empor. Auch Lodi ſchloß ſich auf Cremona's dringende Bitten und Drohungen der Eidgenoſſenſchaft an. Inzwiſchen verlor der Kaiſer ſeine Zeit mit der Belagerung Ancona's; dagegen gelang es den beiden Erzbiſchöfen Reinald und Chriſtian, mit einer verhältnißmäßig geringen Heeresmacht die überlegene der Römer zu ſchlagen (30. Mai 1167), und nun ſchloß der Kaiſer ſchnell einen Vertrag mit Ancona, wandte ſich ſüdwärts, belagerte Rom und ſtürmte acht Tage lang die wohlbefeſtigte Peterskirche. Erſt als die Flammen ſchon die Vorhalle derſelben ergriffen, ergab ſich die tapfere Beſatzung. Papſt Alexander vertheidigte ſich jenſeits der Tiber, verwarf dann nach eingeleiteter Unterhandlung die vom Kaiſer geſtellte Bedingung, ſeine Würde niederzulegen, und flüchtete endlich nach Benevent. Nun hielt Paschalis III. ſeinen Einzug in Rom und krönte (am 1. Aug. 1167) den Kaiſer und die Kaiſerin. Friedrich punkt Italiens, wo er das Kaiſerrecht geltend gemacht, blickte er voll ſtolzer Zuverſicht auf die neue Freiheitsregung in Lombardien, die er zu erſticken, auf Unteritalien und Sicilien, das er zu erobern hoffte. Da erfuhr er die Wandelbarkeit des Glücks. Eine Seuche vernichtete binnen acht Tagen die Blüte des deutſchen Heeres; ihr erlagen der Schwabenherzog Friedrich und der junge Welf, der Erzbiſchof Reinald von Köln und ſieben deutſche Biſchöfe, ſowie viele Grafen und Edle. Schrecken löſte alle Bande der Zucht und Ordnung; Friedrich mußte den Rückzug antreten und Viele glaubten in dem jähen Sterben das Gericht Gottes zu erkennen, welcher die Verfolgung des ächten Papſtes Alexander III. alſo beſtrafe. Auf dem Rückweg verlor das deutſche Heer noch an 2000 Menſchen. In Pavia, welches der Kaiſer auf Seitenwegen erreichte, weil die Italiäner die Engpäſſe bei Pontremoli beſetzt hielten, warf er (am 21. Septbr. 1167) ſeinen Handſchuh in die Luft und rief die Reichsacht aus über alle lombardiſchen Städte, Cremona und Lodi allein ausgenommen. Die Antwort darauf war der Bundesſchwur Venedig's, Verona's, Vicenza's, Padua's, Treviſo's, Ferrara's, Brescia's, Bergamo's, Cremona's, Mailand's, Piacenza's, Parma's, Modena's und Bologna's (1. Dezbr. 1167): nicht mehr zu zahlen und zu leiſten, als ſeit den Tagen Heinrichs IV. bis zur Thronbeſteigung Friedrich's gezahlt und geleiſtet worden, nicht einſeitig Krieg oder Frieden zu beſchließen, ſich wechſelſeitig beizuſtehen, innere Streitigkeiten durch Vergleich und auf dem Rechtswege abzuthun und die Anhänger des Kaiſers mit Verluſt ihrer Güter zu vertreiben; die Leitung der Bundesangelegenheiten wurde erwählten Vorſtehern (Rektoren) anvertraut. Der Kaiſer, der noch vor wenigen Monaten ſich unbezwinglich, allmächtig gewähnt, ward auf dem Rückzug von den Lombarden verfolgt und ließ, um ſie von weiteren Nachſetzungen durch unerhörte Maßregeln der Barbarei abzuſchrecken, mehrere ihrer Landsleute, die ſich als Geißeln in ſeiner Gewalt befanden, hinrichten. Ja ſelbſt als er Suſa glücklich erreicht hatte, ließ er einen Edelmann aus Brescia aufknüpfen, lediglich in der Abſicht, ſich durch Schrecken vor Nachſtellungen zu ſichern. Allein das ſchändliche Mittel wirkte anders, als er gedacht; Suſa's ergrimmte Bürger verlangten nun von ihm Freilaſſung aller italiäniſchen Geißeln, und ſuchten ihn, als er trotzig dies verweigerte, feſtzuhalten;

da flüchtete der Stolze im Dunkel der Nacht, verkleidet, mit nur noch fünf Genoſſen, aus Suſa; nur der Treue des Ritters Hermann von Siebeneichen, der ſich ſtatt ſeiner in's kaiſerliche Bett legte, verdankte er ſeine Rettung.

Als der Kaiſer in Deutſchland wieder erſchien, fand er **Heinrich den Löwen** im Beſitz einer faſt königlichen Macht, die von Friesland und den ſlaviſchen Küſtenländern durch Sachſen und Baiern bis an die Säume der Alpen reichte. Die Gewaltthätigkeit des hochſtrebenden Slavenbezwingers hatte ſeine geiſtlichen und weltlichen Nachbarn, die Erzbiſchöfe von Magdeburg und Bremen, die Land- und Markgrafen von Thüringen und Brandenburg und viele andere Große erbittert, ſie hatten einen Bund gegen ihn geſchloſſen, waren aber von ihm mit gewohntem Glück beſiegt worden. Der Kaiſer, welchem vor Allem daran lag, ſeine ſchmähliche Flucht aus Lombardien durch einen neuen Heereszug nach Italien zu ſühnen, wozu er eben des mächtigen Heinrich bedurfte, ſuchte die hadernden Fürſten durch Vergleiche zu verſöhnen, und dies gelang ihm auch. Doch nicht erloſchen war die alte Eiferſucht der beiden mächtigſten Geſchlechter in Deutſchland. Der Kaiſer nutzte damals klug die günſtige Gelegenheit, um einen Theil der welfiſchen Stammgüter an ſein Haus zu bringen. Der alte Welf hatte ſich nämlich nach dem Tode ſeines einzigen Sohnes von allem Parteitreiben nach Memmingen zurückgezogen und begann dort mit luſtigen Rittern, die er gaſtfrei aufnahm, mit Frauen und Sängern ein tolles Leben in Saus und Braus, Geld verſchwendend und um die wachſende Schuldenlaſt unbekümmert. Während nun ſein Neffe Heinrich der Löwe ſich weigerte, des alten Herrn Schulden zu bezahlen, gewann Dieſen der Kaiſer durch wohlberechnete Freigebigkeit; dafür ſetzte ihn Welf zum Erben alles welfiſchen Stammgutes in Schwaben, am Lechrain und im Ammergau ein. In ähnlicher Weiſe wußte der Kaiſer manches andre Gut zu erwerben; überhaupt verſäumte er keine günſtige Gelegenheit, ſeine Hausmacht durch Kauf und durch Nichtwiederverleihung heimgefallener Reichsgüter zu vermehren. Sein älteſter Sohn Heinrich wurde 1169 von den Fürſten zum König erwählt und in Aachen gekrönt, der zweite, Friedrich, erhielt das Herzogthum Schwaben, der dritte, Konrad, das Herzogthum Franken, Otto, der vierte, die Statthalterſchaft von Burgund und Arelat

Friedrich's des Rothbarts und Heinrich's des Löwen Charaktere waren einander in Vielem ähnlich, in ſtolzer, kühner, gewaltthätiger Selbſtſucht wie in raſtloſem Thätigkeitstrieb und unbeugſamer Willenskraft. Der Welfe, im deutſchen Norden hochgewaltig, und der hohenſtaufiſche Kaiſer, deſſen Macht im deutſchen Süden wurzelte, konnten ihre Bahnen nur bis zu einem gewiſſen Punkte friedlich neben einander wandeln; über dieſen hinausgeſchritten, mußten ſie ſich in einem Kampfe meſſen, der bereits nichts Geringerem galt, als dem Entſcheide, ob das deutſche Reich ungetrennt bleiben oder in eine nördliche und ſüdliche Hälfte zerfallen ſolle, die letztere hohenſtaufiſch, die erſtere welfiſch. Vergleicht man die raſtloſe Thätigkeit beider Männer, ſo überzeugt man ſich, daß die des Welfen, abgeſehen von ſeinen perſönlichen Zwecken, für Deutſchlands künftige Entwicklung bei weitem folgenreicher war, als die des Hohenſtaufen. Zwar hatte Friedrich der Rothbart, vom Glücke begünſtigt, des deutſchen Reiches Anſehen im Ausland nach allen Seiten hin (mit Ausnahme Italiens) feſtgeſtellt, zwar ſuchte er in Deutſchland ſelbſt Frieden und Rechtsordnung mit Würde und Strenge zu erhalten, Handel und freien Verkehr zu fördern, die Wohlfahrt des Ganzen zu erhöhen, aber ſeine Aufenthalte in Deutſchland zu ſolchem Zwecke waren bloß längere oder kürzere Pauſen, abgeborgt ſeinem eigentlichen Lebenswerke, welches ihn nach Italien zog. Um das Unmögliche zu erreichen, um das ſtolze, glänzende Traumbild der Kaiſermajeſtät zu verwirklichen, mußte ihm deutſches Blut für Unterdrückung der Freiheit in Italien hinſtrömen, und wie zur Verhöhnung erhielt Deutſchland dafür aus Italien durch des Kaiſers Willen das römiſche Recht als volksentmarkenden Lohn. Friedrich der Rothbart arbeitete für Wiederherſtellung der Vergangenheit. Indem dagegen Heinrich der Löwe in unaufhörlichen Eroberungskriegen das Slaventhum ausrottete und auf die weiten Länderſtrecken zwiſchen der Weſer und Oder deutſches Weſen verpflanzte, wurden Grundlagen der Zukunft gelegt. Noch im Jahre 1168 verband ſich Heinrich der Löwe mit dem Dänenkönig gegen die heidniſchen Rügier, ihre Hauptſtadt Arkona fiel, des hochverehrten Gottes Swantewit Bildſäule und Tempel wurden verbrannt. Zwei Jahre ſpäter ſtiftete Heinrich der Löwe ein Bisthum im altſlaviſchen Ort Schwerin und ſiedelte in den verödeten Gebieten theils ſächſiſche Herren, theils flamändiſche, holländiſche, frieſiſche Auswanderer an; wie ſchon 1106 Erzbiſchof Friedrich von Bremen ſolche herangezogen, wie andere niederländiſche Landsleute ihnen nach Holſtein und längs der Elbe gefolgt waren, Schöpfer einer neuen Bodenbenutzung und nach heimiſchem Recht in freien Bauerngemeinden lebend, die ſich ſelbſt regierten, ſich ſelbſt Recht ſprachen. So ſiedelte auch Markgraf Albrecht von Brandenburg in der Altmark, Mittelmark, Priegnitz, im Anhaltiſchen und im Flämming Deutſche, insbeſondere Niederländer an. Wie nichtig, wie verloren erſcheinen ſolcher Germaniſirung des deutſchen Nordens gegenüber die Kämpfe des Kaiſers in Italien! Jenem Anſtoß, den der Welfe im Norden gegeben, folgte von nun raſch und unausgeſetzt der mächtige Drang des Volks nach Auswanderung und Niederlaſſung in den Slavenländern.

Blicken wir nun von Deutſchland wieder auf Italien! Paschalis III. war im Jahre 1168 geſtorben und ſtatt ſeiner von den ghibelliniſchen (kaiſerlich geſinnten) Kardinälen Calixtus III. als Gegenpapſt aufgeſtellt worden; der Kaiſer anerkannte ihn, doch war er bereit, ihn aufzugeben, wenn eine Verſöhnung mit Alexander III. zu Stande käme. Dieſer ſeinerſeits war einer ſolchen nicht abgeneigt und lehnte deshalb ein Geſuch des griechiſchen Kaiſers Emanuel um die römiſche Kaiſerwürde ab. Inzwiſchen hatte ſich der Bund der lombardiſchen Städte durch den Beitritt von Tortona, Aſti, Como, Novara und Vercelli vergrößert, ſeine Macht ſich verſtärkt, ſeine Verfaſſung ſich trefflich ausgebildet. Die kaiſerlichen Vögte und Amtleute entflohen; Mailand wurde befeſtigt und dem kaiſerlich geſinnten Pavia ſowie dem Markgrafen von Montferrat ſo recht zum Trotz ward zwiſchen Pavia und Aſti eine neue Stadt erbaut (1169), dem Papſt zu Ehren „Aleſſandria“ genannt und ihm zu Recht, Zins und Eigenthum übergeben, von ihm hinwieder zum Sitz eines Bisthums erhoben und mit freier Wahl der Obrigkeiten begnadigt. Der Kaiſer, ſchwer erbittert, daß Alexander III. ſeine Vergleichsvorſchläge nur im Beiſein von Bevollmächtigten der Städte entgegennahm und daß die Letzteren ſeine Geſandten abwieſen, erklärte (1170) neuerdings, daß er Alexander nie als rechtmäßigen Papſt anerkennen werde, und beſchloß eine Heerfahrt nach Italien, brachte ſie jedoch erſt im Jahre 1174 zu Stande. Im Herbſt brach er mit einem ſtattlichen Heere auf. Turin und andere Städte erklärten ſich ſogleich für ihn, Aſti ergab ſich ihm bald, Suſa wurde verbrannt. Dann wandte er ſich ſogleich gegen das verhaßte Aleſſandria; aber die kräftige Hülfe, welche der Städtebund den Belagerten angedeihen ließ, und die Tapferkeit, womit ſie den Sturm abſchlugen, zwangen den Kaiſer, nachdem er ſeine üblichen barbariſchen Schreckmittel, Hinrichtung, Blendung der Gefangenen und dergleichen, nutzlos verbraucht, ſich auf Unterhandlungen einzulaſſen (1175). Es wurde feſtgeſetzt, daß ein Waffenſtillſtand eintreten und die Vermittlung Schiedsrichtern überlaſſen werden ſollte, in der Weiſe, daß jeder Theil drei Schiedsrichter erwähle und bei Stimmengleichheit den Bürgermeiſtern von Cremona als Obmännern der Spruch zuſtehe; ausdrücklich ſtellten übrigens die Städte die Aufrechthaltung ihrer Freiheit und der Rechte der römiſchen Kirche als erſte Bedingung für jedes Abkommen auf. Gleichzeitig wurden auch zwiſchen dem Kaiſer und Alexander III. Friedensverhandlungen angeknüpft. Bei der näheren Erörterung der wechſelſeitigen Forderungen ſtellte ſich übrigens heraus, daß kein Theil geneigt war, in den weſentlichen Punkten nachzugeben. Die Städte verlangten vom Kaiſer, außer völliger Verſöhnung mit ihnen und mit der Kirche, das Recht der freien Wahl ihrer Obrigkeiten, der Befeſtigung und Burgenanlegung, der Schutz- und Trutzbündniſſe gegen ihn ſelbſt, wenn er die Friedensbedingungen nicht halte, und endlich in Bezug auf die Leiſtungen an ihn ein Zurückgehen auf die Zuſtände beim Tode Heinrich's IV., alſo: Aufhebung der roncaliſchen Beſchlüſſe. Hierzu wollte der Kaiſer ſich nicht verſtehen; er war bloß bereit, die bei Vollziehung jener Beſchlüſſe vorgekommenen Mißbräuche abzuſtellen. Bei ſo gänzlicher Verſchiedenheit der Standpunkte war Ausgleichung nicht zu erwarten; auch dachte der Kaiſer bereits an eine Entſcheidung durch die Waffen und ſetzte die Friedensunterhandlungen nur deswegen fort, um für die Ankunft einer genügenden Heeresmacht aus Deutſchland Zeit zu gewinnen. Dringend ermahnte er die deutſchen Fürſten zum bewaffneten Zuzug, am meiſten Heinrich den Löwen. Dieſer aber weigerte ſich; die Gründe, welche er zur Entſchuldigung anführte, waren durchaus unhaltbar; ſicher hatte er im ſtolzen Bewußtſein ſeiner ausgedehnten Macht nicht Luſt, den perſönlichen Abſichten des Kaiſers zu dienen; vielleicht wünſchte er ſogar, des Kaiſers Macht möge ſich ſo abſchwächen, daß ſie unfähig werde, ihn in

Verfolgung hoher Herrſchaftspläne zu verhindern. Der Kaiſer, von mündlicher Verhandlung volle Verſtändigung hoffend, lud ihn (1175) zu einer Zwieſprach nach Chiavenna ein*). Heinrich der Löwe erſchien und der Kaiſer erinnerte ihn an die Pflicht, die ihm durch Gottes Gnade vor allen andern Fürſten gewordene Macht als ihr Vorbild zum Wohl des Reichs zu verwenden, er erinnerte ihn an alle Gunſt, die er ihm erwieſen, an den Eid, der ihn an das Reich binde, an die Blutsverwandtſchaft, und bat ihn um Hülfe in der jetzigen Noth. Aber Heinrich der Löwe blieb von allen Vorſtellungen unbewegt; nur zu einer Unterſtützung an Geld wollte er ſich verſtehen und auch zu ſolcher nur um den Preis, daß ihm Länder in Deutſchland abgetreten würden. Dies Anſinnen wies der Kaiſer zurück. Aber überwältigt vom Gedanken an eine mögliche Demüthigung durch einen Sieg der Städte, umfaßte er flehend die Kniee des Herzogs. Dieſer wollte den Kaiſer aufheben, doch die erbetene Waffenhülfe ihm nicht gewähren. Da entſchlüpften einem dabei ſtehenden Manne des Herzogs die bedeutungsvollen Worte: „Seht die Krone des Reiches, o Herr, zu Euren Füßen, und ſeid bemüht, daß ihr damit Euer Haupt ſchmücket.“ Die Kaiſerin jedoch ſprach zu dem knieenden Gemahl: „Erhebe Dich, mein Herr, und ſei dieſes Tages eingedenk; möge auch Gott ihn nicht vergeſſen!“ Der Kaiſer erhob ſich, die Zwieſprach war geendet. Heinrich der Löwe eilte nach Deutſchland zurück, Friedrich der Rothbart ſeinem Schickſal entgegen.

Im Frühling des Jahres 1176 erſchien ein deutſches Heer, geführt von geiſtlichen und weltlichen Großen, in Lombardien und vereinigte ſich mit den dort befindlichen Schaaren des Kaiſers; Dieſer wollte nun auch jene von Pavia und die Truppen des Markgrafen von Montferrat und des Erzbiſchofs Chriſtian von Mainz an ſich ziehen, um dann mit der Geſammtmacht einen entſcheidenden Schlag auszuführen. Aber die lombardiſchen Eidgenoſſen kamen ihm zuvor und lagerten zwiſchen dem Ticino und der Olona bei Legnano. Hier kam es am 29. Mai 1176 zur Schlacht. Schon hat das deutſche Heer die Lombarden zurückgedrängt, ſchon geben Dieſe den Tag verloren, ſchon ſuchen ſich Viele durch Flucht nach Mailand zu retten, da brechen zwei mailändiſche Heerſchaaren, genannt die des Hauptbanners und die des Todes, hervor und mit unwiderſtehlicher Gewalt in die deutſche Schlachtreih ein, und zu gleicher Zeit dringen aus einem Hinterhalt die Heerhaufen Brescia's hervor. Vergeblich iſt des Kaiſers glänzende Tapferkeit; ſeine Fahne ſinkt, er ſelbſt ſtürzt mit dem Pferde. Schrecken und Verwirrung rings umher im deutſchen Heere. „Der Kaiſer iſt todt,“ ſchallt es von Mund zu Mund, „rette ſich, wer kann!“ Vergeblich iſt jeder Verſuch, die Ordnung wieder herzuſtellen, die Flucht allgemein; wer dem Schwert des Feindes entrinnt, wird gefangen oder ertrinkt im Ticino. Das ganze Lager des Kaiſers, ſeine Fahne, ſein Schild ſind lombardiſche Siegesbeute und durch das ganze Land tönt der Freuderuf, der Kaiſerin eine Schreckenskunde: „Friedrich der Rothbart iſt nicht mehr.“ — Da erſchien er plötzlich wieder in Pavia, aber wie verändert in ſeinem ganzen Weſen! Gebrochen war ſeine ſtolze Zuverſicht auf Ueberwindung und Verknechtung der freien Städte; er fürchtete ungeſäumte Benutzung ſeiner Niederlage und Schwäche durch den Papſt; er überzeugte ſich von der Nothwendigkeit, ſich mit Alexander III. zu verſöhnen, knüpfte Unterhandlungen mit ihm an und opferte ihm den Gegenpapſt Calixtus III. Um dieſen Preis, das Zugeſtändniß der Unterwerfung der weltlichen Macht unter die geiſtliche, konnte Alexander III. allerdings die Hand zum Frieden bieten, aber er gab ſeine Bundesgenoſſinnen, die lombardiſchen Städte, nicht preis und verſprach denſelben vielmehr: „ohne ihr Wiſſen, ohne ihre Zuſtimmung keinen Frieden mit dem Kaiſer abzuſchließen.“ Dieſen aber löſete er, nachdem er den Entwurf der Friedensbedingungen beſchworen, vom Banne und am 24. Juni 1177 feierten Kaiſer und Papſt in Venedig das Feſt der Verſöhnung. Vor der Markuskirche beugte ſich das weltliche Oberhaupt der Chriſtenheit vor dem geiſtlichen zur Erde, bekannte, daß er, „durch verderbte Menſchen bethört, die Gleiſe der Gerechtigkeit überſchritten,“ und empfing dann von Alexander den Friedenskuß; am andern Tage hielt er dem Papſt den Steigbügel. Am erſten Auguſt wurde die Friedensurkunde beſchworen. Der Kaiſer erkannte nun Alexander III. feierlich als rechtmäßigen Papſt an, gab der Kirche ihre Güter zurück und behielt die Nutznießung der mathildiſchen Güter auf fünfzehn Jahre. Calixtus legte die päpſtliche Würde nieder, die

---

*) Nach anderen minder wahrſcheinlichen Angaben ſoll ſie zu Partenkirchen im bairiſchen Hochland ſtattgefunden haben.

Kardinäle von ſeiner Partei traten in ihr altes Verhältniß wieder ein. Allen Anhängern beider Parteien ward volle Vergeſſenheit und Verzeihung zugeſichert. Kaiſer und Papſt verpflichteten ſich endlich wechſelſeits, die Rechte der Kirche und des Reiches zu erhalten und zu ſchützen. In Bezug auf das Verhältniß zu den Lombarden trat ein merkwürdiger Wendepunkt ein. In der Friedensurkunde war ausdrücklich von dem Lombardenbunde („societas Lombardorum") die Rede; mit Dieſem, als ſolchem, ſchloß der Kaiſer ab; das Bündniß galt ihm alſo nicht mehr als Verbrechen, die freien Städte nicht mehr als Rebellen, ſondern als ſelbſtſtändige Macht. Für ſechs Jahre ſollten die Waffen ruhen; während dieſer Friſt verlangte der Kaiſer von den Lombarden keinen Eid der Treue; jede neue Irrung ſollte durch ſchiedsrichterliche Urtheile ausgetragen werden.

Nach Abſchluß des Friedens zu Venedig begab ſich der Kaiſer über Burgund nach Deutſchland zurück, um Heinrich den Löwen zur Rechenſchaft zu ziehen. Hiermit begann die Gegenwirkung wider die welfiſche Macht. Durch ihre Zerſplitterung ward das geſtörte Gleichgewicht hergeſtellt, aber damit auch die Entwickelung der Landeshoheit mächtig gefördert.

Heinrich der Löwe wußte, daß die meiſten geiſtlichen und weltlichen Fürſten, bei ihrem alten Groll gegen ihn, den Zorn des Kaiſers gern zu ſeinem Verderben benützen würden. Einen großen Entſcheidungskampf vorausſehend, rüſtete er, auf ſein Waffenglück vertrauend, bei Zeiten zum Widerſtand. Bald ſah er ſich durch drei geiſtliche Fürſten, durch die von Halberſtadt, Köln und Münſter, in ſeinen eigenen Landen angegriffen, und als er nun bei dem wiedergekehrten Kaiſer auf dem Reichstag zu Speier (1178) Klage gegen ſie erhob, brachten ſie Gegenbeſchuldigungen wider ihn vor. Die ſchwerſte aber ſprach der Kaiſer: „Heinrich der Löwe hat die Geſetze übertreten, hat, den Untergang des Kaiſers wünſchend, Kaiſer und Reich, ungeachtet aller Befehle und Bitten, in der äußerſten Noth verlaſſen!" Andere Anklagen reihten ſich daran und mit freudiger Geſchäftigkeit brachten alle Feinde und Neider des Herzogs neue Anſchuldigungen vor. Heinrich der Löwe wurde zuerſt nach Worms, dann nach Magdeburg, endlich nach Goslar vorgeladen, um ſich zu rechtfertigen; er erſchien auch das dritte

Mal nicht, und nun erkannten die Fürſten auf die Frage des Kaiſers: „was Dem gebühre, der, drei Mal vorgeladen, durch ſein Nichterſcheinen das Gericht verachtet“, als zu Recht: „er ſolle geächtet werden und alle Lehen und ſeine Würde verlieren“ (1179). Auf Heinrich's Einwand: „da er in Schwaben geboren ſei, könne er nur nach ſchwäbiſchem Recht gerichtet werden,“ ward er nun nochmals und zwar auf ſchwäbiſchen Boden geladen; aber auch jetzt ſtellte er ſich nicht; nicht einmal einen Stellvertreter ſandte er, was ihm der Kaiſer geſtattet hatte. Nun erfolgte denn auf den Reichstagen zu Würzburg und Gelnhauſen (1180) der Ausſpruch des Urtheils; Heinrich wurde geächtet und ließ auch die Friſt, binnen deren er ſich von der Acht löſen konnte, unbenutzt. Die Länder, die er vom Reich beſeſſen, wurden vertheilt und zwar in folgender Weiſe. Das Herzogthum in Sachſen erhielt Graf Bernhard von Anhalt, aber nicht in bisherigem Umfang; aus der Auflöſung desſelben fielen den Stiftern von Köln und Paderborn, ſowie den ſämmtlichen ſächſiſchen Biſchöfen (von Magdeburg, Bremen, Verden, Halberſtadt, Minden, Hildesheim) nicht bloß die bisherigen Kirchenlehnen, ſondern auch noch weitere Theile des Herzogthums mit allem Recht und allen Gerichtsbarkeiten, Grafſchaften, Vogteien u. ſ. w. als wirkliche Fürſtenthümer zu; ſo wurde insbeſondere das Erzſtift Köln mit einem Fürſtenſprengel (mit allen herzoglichen Rechten) bedacht, welcher ſich über den zu den kölniſchen und paderborniſchen Sprengeln gehörenden Theil von Engern und Weſtphalen erſtreckte, nicht ein Herzogthum Köln, wohl aber ein „kölniſches Herzogthum in Weſtphalen“. Das Herzogthum in Baiern wurde dem tapfern um den Kaiſer vielverdienten Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach verliehen; auch hier wurde einzelnes Gebiet vom bisherigen Umfang abgetrennt, doch durchaus nicht in dem Maaße, wie in Sachſen. Auch war hinſichtlich des ſüddeutſchen Theils der Welſenmacht durchaus nicht Grund zu Befürchtungen, wie bei dem norddeutſchen. Lag ja doch der Kern der hohenſtaufiſchen Hausmacht im Herzogthum Schwaben, war ſie doch durch die Abtretungen des welfiſchen Erbes verſtärkt worden; was noch von Letzterem dem Löwen gehörte, wurde nun vom Kaiſer eingezogen; weiterhin hatte Dieſer ſeinen Halt in den oſtfränkiſchen Beſitzthümern und in der oſtfränkiſchen Pfalzgrafſchaft am Mittelrhein, welche er im Jahr 1156 an ſeinen zum rheiniſchen Pfalzgrafen erhobenen Bruder Konrad verliehen hatte; Dieſer ſaß auf der Burg Jettenbühel bei Heidelberg, welches bald aus einem armen Fiſcherdorfe zur Stadt erwuchs.

Heinrich der Löwe hatte indeſſen, bevor noch das wider ihn gefällte Urtheil zur Vollziehung kam, das Schwert gezogen, um ſeinen Beſitz zu vertheidigen. Er belagerte die kaiſerliche Stadt Goslar, zerſtörte die Schmelzhütten, drang verwüſtend bis Nordhauſen vor, ſchlug das herannahende Heer des Erzbiſchofs von Köln, erſtürmte Halberſtadt, beſiegte den Herzog Bernhard und nahm die Grafen Bernhard und Ludwig von Thüringen gefangen. Aber der Kaiſer, durch alle Feinde des Löwen bereitwillig unterſtützt und deſſen Anhänger ſo ſchreckend, daß ſie abfielen, bedrängte ihn (im Jahr 1181) in Sachſen ſelbſt. Heinrich mußte nach Stade entfliehen; bald ſtand der Kaiſer vor deſſen getreuer Lieblingsſtadt Lübeck, welche ſich auf's Aeußerſte zu vertheidigen erklärte, wenn er Entſatz verheiße; Heinrich hieß den Abgeordneten Lübecks, die Stadt dem Kaiſer zu öffnen. Die Bürger baten, bevor ſie dies thaten, den Kaiſer um Beſtätigung ihrer Freiheiten und Rechte und erhielten ſie. Als endlich auch Lüneburg, wo ſich die Herzogin mit den Kindern befand, durch Belagerung bedroht ward, beugte Heinrich der Löwe ſeinen ſtolzen Sinn und erbat ſich freies Geleit zu einer Beſprechung mit dem Kaiſer, um Verſöhnung zu erlangen. Es war im November des Jahres 1181, als er auf dem Fürſtentage zu Erfurt erſchien; da umklammerte der einſt ſo gewaltige, jetzt ſo verlaſſene Mann flehend die Füße des Kaiſers, welchen der Gedanke an den Wechſel des Irdiſchen tief erſchütterte, und vernahm den Spruch: „Von Allem, was er beſeſſen, ſolle ihm nichts bleiben als ſeine Stammgüter Braunſchweig und Lüneburg (wiewohl er als geächtet eigentlich auch dieſe verwirkt hatte), ferner müſſe er den Boden des Reiches verlaſſen und dürfe ihn ſieben Jahre lang nicht betreten“. Dieſe Friſt wurde indeſſen auf drei Jahre herabgeſetzt. Losgeſprochen von der Acht, verließ Heinrich im Frühling des Jahres 1182 mit ſeiner Gemahlin Mathilde und ſeinen Kindern die heimiſche Erde; keine Hand regte ſich für ihn, die Stadt Bardewick, wo er übernachten wollte, verſchloß ihm die Thore. Bei ſeinem Schwiegervater, dem König von England, fand er eine Freiſtätte.

15. Anerkennung der italiäniſchen Städte-Republiken. Entwickelung des deutſchen Bürgerthums. Friedrich's I. Reichsfeſt und Kreuzfahrt.

Mittlerweile näherte ſich der Waffenſtillſtand mit dem Lombardenbunde ſeinem Ende. Der Kaiſer hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Wiederaufnahme eines Kampfes gegen die freien Städte keinen günſtigen Erfolg für ihn haben würde, daß dagegen ein friedliches Verhältniß zu denſelben, gegründet auf Anerkennung ihrer errungenen Freiheit, für die Wahrung ſeines Einfluſſes in Italien nur förderlich ſein könne. Mögliche neue Kämpfe mit dem Papſtthum hatten weniger Gefahr, wenn die italiäniſchen Städte nicht mehr genöthigt waren, den Schutz des römiſchen Stuhls aufzuſuchen, ſondern auf kaiſerlicher Seite ſtanden, wenn das Papſtthum des Anſcheins eines Horts der Freiheit entkleidet war. Friedrich's Blicke waren unverwandt auf den ſüdlichen Theil Italiens und auf Sicilien gerichtet, wo die Anwartſchaft der Herrſchaft nur noch auf Konſtanze, der Tochter König Rogers, ruhte. Wenn es dem Kaiſer gelang, Dieſe mit ſeinem Sohne, dem deutſchen König Heinrich VI., zu vermälen, ſo war eine italiäniſche Hausmacht der Hohenſtaufen gegründet; auf eine ſolche geſtützt, glaubte er das Papſtthum nicht mehr fürchten und die kaiſerliche Vollherrſchaft über Italien um ſo ſicherer hoffen zu dürfen.

In Piacenza waren die Lombarden (im März 1183) zur Berathung über ihre Bundes-Angelegenheiten verſammelt, als vier Bevollmächtigte des Kaiſers erſchienen und durch die Mittheilung, daß er zum Abſchluß eines Friedens mit dem Bunde bereit ſei, auch die Geneigtheit der Städte dafür entſchieden. Auf dem Reichstag zu Konſtanz wurde ſodann (am 25. Juli 1183) der Friede abgeſchloſſen, und zwar auf folgenden Grundlagen. Die Städte erkannten die Oberhoheit des deutſchen Reiches an; ſie verpflichteten ſich, die feſtgeſetzten kaiſerlichen Beſitzungen und Rechte zu erhalten und zu ſchützen, ſowie dem Heer des Kaiſers gute Wege und Brücken zu erhalten und die nöthigen Lebensmittel zu verſchaffen; dagegen erkannte der Kaiſer den Bund als ſolchen an, geſtand den Lombarden das Recht, ungehindert Bündniſſe zu ſchließen und ihre Städte zu befeſtigen, beſtätigte ſie im Beſitz aller Gewohnheiten und Hoheitsrechte, insbeſondere der ſelbſtſtändigen Gerichtsbarkeit. Für gewiſſe Fälle behielt ſich der Kaiſer oberrichterliche Gewalt vor, doch ſollte dann die Berufung nicht nach Deutſchland, ſondern an einen von ihm innerhalb Italiens anzuſetzenden Richter ergehen. Streitigkeiten über Lehnen und Gerechtſame zwiſchen dem Kaiſer und einem Mitglied der Eidgenoſſenſchaft ſollten nach dem Geſetz und Herkommen jeder Stadt, beziehungsweiſe jedes Bisthums, entſchieden werden, im kaiſerlichen Gericht nur dann, wenn der Kaiſer zugegen ſei. Die Inveſtitur der Conſuln ſollte binnen 5 Jahren beim Kaiſer und bei deſſen Bevollmächtigten nachgeſucht, die Conſuln vom Kaiſer ſelbſt mit den Hoheitsrechten durch Fahne und Lanze (wie Reichsfürſten) belehnt werden. So endigte denn der langjährige Kampf Friedrich's des Rothbarts gegen die lombardiſche Städtefreiheit mit der Anerkennung derſelben, ein mächtig anregendes Beiſpiel für die deutſchen Städte!

Ueberblicken wir die verſchiedenartige Entwicklung der deutſchen Städte, ſo gewahren wir den geringſten Fortſchritt zu gemeinheitlicher Freiheit bei jenen, wo der Kaiſer unmittelbar gebot, in den alten Pfalzſtädten, wie Ulm, Nürnberg, Goslar, Aachen, Frankfurt, und welche er gegründet oder zu Reichsſtädten erhob, wie Hagenau und Gelnhauſen, wie Rothenburg und Nordhauſen. Hagenau, durch ihn (1164) aus einem Weiler zur Stadt umwandelt und ummauert, erhielt ritterbürtige Burgmänner zur Vertheidigung gegen Lehen, einen Reichsſchultheiß und zwölf lebenslängliche Schöffen, aus dem Adel gewählt und nach Erbrecht ſich ergänzend, für Verwaltung und Gericht. Nur Worms erfreute ſich (ſchon 1156) einer Gunſt, die eine Ausnahme von des Kaiſers Grundſätzen machte und durch die Abſicht zu erklären iſt, den Landfrieden durch die Bürger ſelbſt zu ſichern; Worms erhielt die Grundlagen bürgerlicher Freiheit in einem Stadtrath und einem aus zwölf Miniſterialen und 28 Bürgern zuſammengeſetzten ſtädtiſchen Gericht, von deſſen Sprüchen gemäß den ſtädtiſchen Geſetzen keine Berufung an ein höheres Gericht ſtattfinden ſollte; die Bürger durften den

Landfriedensbrecher auch außerhalb ihrer Stadt verfolgen und die Stadt oder Burg, die ihn aufnahm, belagern, ja ſogar des Kaiſers Hülfe dazu anrufen. In Städten unter biſchöflicher Hoheit, wie Trier, wo die Bürger gemeinheitliche Freiheit durchſetzten, mußten ſie auf des Kaiſers Befehl (1161) ihre „Verſchwörung“ aufheben. Ungleich war auch ferner der Fortſchritt in den Städten fürſtlicher Schöpfung. Der Stiftung der Zähringer, Freiburg im Breisgau, folgte 1178 die Freiburg's im Uechtland und anderer Städte im deutſch und franzöſiſch redenden Burgund mit ausgebildeter gemeinheitlicher Freiheit. Noch vor Neu-Lübecks Erhebung durch Heinrich den Löwen hatte Markgraf Albrecht Stendal gegründet und den Bewohnern alles Recht der Bürger von Magdeburg verliehen. Lübeck, deſſen Bevölkerung ſich aus dinglich ſowie perſönlich freien deutſchen Anſiedlern bildete, erhielt durch Heinrich den Löwen freie Verfaſſung; ein Stadtrath ſollte die gemeinheitliche Verwaltung und die Polizei handhaben, der Rath aus Männern von ächter freier Geburt und gutem Leumund, die in der Stadt Eigenthum beſaßen, gewählt werden, jeder Gewählte zwei Jahre im Rathe ſitzen; zur Verwaltung des Gerichts, der Hoheitsrechte, der Zölle und Abgaben beſtellte der Herzog einen Vogt; doch ſchon 20 Jahre ſpäter hatte der Rath Betheiligung am Gericht und endlich erwarb er durch Ankauf die ganze Gerichtsbarkeit; Verleihung von Markt, Münze, Zöllen, freiem Geleit für fremde Kaufleute förderte raſch das Gedeihen der neuen Handelsſtadt, in welche (um 1163) auch das Bisthum von Aldenburg verlegt ward. Im Jahre 1188 erhielt ſie vom Kaiſer neue Vergünſtigungen, die ſie der Reichsfreiheit wenigſtens nahe brachten, darunter die Befugniß für die Conſuln, die Münzmeiſter zu beaufſichtigen, und die Erlaubniß ſelbſtſtändiger Verbeſſerung deſſen, was Rechts in der Stadt. Neu-Hamburg verdankte um dieſelbe Zeit dem Grafen Adolph von Schauenburg einen Elbehafen und Gebrauch des lübiſchen Rechts für die Anſiedler, ſowie dem Fürwort des Grafen einen kaiſerlichen Freibrief, zollfreie Fahrt für Schiff und Ladung vom und zum Meer, Erlaß des Heerbannes u. ſ. w. Freiberg im Erzgebirg ward nach Entdeckung der Silbergruben durch den Markgrafen Otto ummauert und mit den Grundlagen einer freien Verfaſſung begabt. Dagegen beſtellte in Oeſterreichs neuer Hauptſtadt Wien (wohin Heinrich Jaſomirgott ſeinen

Hofſitz verlegt) der Herzog als Landesherr die Obrigkeit und unter dem herzoglichen Stadtrichter ſtanden zwei bürgerliche Behörden von untergeordneter Bedeutung, eine von 24 Bürgern zur Ordnungsaufſicht, zumal beim Handelsverkehr, und eine andere von hundert, von welchen je zwei oder mehrere bei Käufen, Schenkungen, Verpfändungen u. ſ. w. zugegen ſein mußten. — Merkwürdig, wie trotz des ſtrengen kaiſerlichen Verbots, das über die „Verſchwörungen“ inner- und außerhalb der Städte, über alle Genoſſenſchaften, den gefürchteten demokratiſchen Grundſtoff, verhängt war, ſich dennoch in manchen Städten die längſt beſtehenden Schutzgilden und Genoſſenſchaften der Handwerker, nach höherer Berechtigung ſtrebend, kraftvoll behaupteten und auch geſetzliche Anerkennung fanden! So beſtanden in vielen Städten die Gilden der Tuchmacher, Gewandſchneider, Krämer, Schwertmacher, Kürſchner. Magdeburgs Erzbiſchof Wiechmann beſtätigte (um 1158), die Freiheit als Richtſchnur ſeiner Handlungen anerkennend, „weil Ehre und Nutzen ohne Freiheit nur Knechtſchaft ſei“, in allen Städten ſeines Sprengels den Schuhmachern ihre Innungsverfaſſung, wonach ſie keinen Obmann über ſich haben ſollten als den Amtsmeiſter, den ſie ſelbſt gemeinſam gewählt, und kein Unzünftiger ſeine Waaren auf offenem Markt verkaufen durfte. Was eben ſo recht aus der Kernkraft des Volks herausgewachſen, das ließ ſich durch Kaiſerwillen nicht entwurzeln. Wie gewaltig zeigte ſich die Wehrkraft der Zunftgenoſſen, unter denen die Goldſchmiede, Maler, Woll- und Linnenweber in ganz Deutſchland berühmt waren, in Köln; als Pfalzgraf Konrad den Kölnern Fehde entbot, da vereinigten ſich die waffengeübten Zunftgenoſſen mit den Bürgerrittern und den erzbiſchöflichen Vaſallen und bemannten eine ſtattliche Rheinflotte, ſo daß der Pfalzgraf es nicht wagte, ſich auf dem Kampfplatz einzuſtellen.

Die Kraft und Kühnheit deutſchen Bürgerthums, nicht mehr zu verachten neben der damals in vollſter Pracht entfalteten Blüte des Fürſten- und Ritterthums, gaben die gewerbliche und kaufmänniſche Thätigkeit der Binnenſtädte, einflußreich auf die Sittigung der von Deutſchen umgränzten Slaven, gab dem Ausland der lebhafteſte Handelsverkehr kund. Den Kreuzzügen vorzugsweiſe, deren Straße die Donau, verdankten Regensburg und Wien die Fülle der Handelsmacht. Mit der flämiſchen Hanſa, einem Verein von ſiebenzehn Handelsſtädten

Flanderns zur Sicherung ihrer Handelsvortheile im Ausland, wetteiferte Köln, deſſen Kaufleute in London, wo ihr von jeder Belaſtung freies Kaufhaus ſtand, rheiniſchen Wein zu Markte brachten und weit hinauf nach Norwegen zogen. Zu Wisby auf Gothland, einem Hauptpunkt des nordiſchen Handels, war eine deutſche Gemeinde, entſtanden aus einer geſchloſſenen Genoſſenſchaft von Kaufleuten aus Soeſt, Dortmund, Münſter, Soltwedel und Bardewick, deutſches Weſen verbreitend und Handel treibend bis nach Nowgorod, wo der Verkehr zwiſchen Norden und Weſten wie von Süden und Oſten zwiſchen Europa und Aſien ſeinen Mittelpunkt hatte. Lübecker und Bremer Kaufleute fuhren nach dem heidniſchen Liefland und gründeten am rechten Ufer der Düna ein Getreidelager („Riege)", deutſche Geiſtliche, ihnen folgend, ſtifteten weiter oberhalb zu Ikeskola (Uexküll) eine chriſtliche Kirche; dieſe ward 1188 zum Biſchofſitze, jene Riege 13 Jahre ſpäter zu einer von deutſchen Anſiedlern bewohnten Handelsſtadt mit lübiſchem Recht, Riga. Wie aus unerſchöpflichem Born ergoß ſich der Strom deutſcher Auswanderung in undeutſche Länder, — ein herrlich Zeugniß von unſeres Volkes reicher Lebensfülle und geſchichtlicher Beſtimmung, Bildung und Geſittung zu verpflanzen, menſchenwürdige Zuſtände durch ſie zu begründen! Deutſche Bürger zogen mit ihrem rührigen Kunſt- und Gewerbfleiß in die weitentbreiteten Slavenländer und umwandelten altſlaviſche Orte in deutſche Gemeinden, ſo in Mecklenburg, Brandenburg und der Lauſitz, in Meißen, Böhmen, Mähren und Schleſien, in Pommern und dem Niederweichſelland. Schon vom Ende des 11. Jahrhunderts an waren wehrhafte Deutſche auf der Ungarkönige Einladung nach dem Lande gezogen, welches heute Siebenbürgen heißt; um das Jahr 1160 gründete dort ein Nürnberger Bürger Hermann Hermannſtadt und bald erwuchſen dort andere deutſche Städte, Müllenbach, Klauſenburg, Schäsburg, Kronſtadt. Dieſe unblutige deutſche **Volksthat**, „Sittigung einer Barbarenwelt", wie viel größer, wie viel dauerhafter war ſie, als die blutigen Kaiſerthaten in Italien und die Adelsthaten — ſtete Fehden — in Deutſchland!

Wie der kraftſtrotzende Lebensdrang des **Bürgerthums** auf Geltung von Menſchenrecht und Menſchenwürde durch Feſtſtellung und Sicherung individueller Freiheit hinarbeitete, ſo hatte der Kaſtengeiſt im **Ritterthum** die Begriffe **beſonderen** Standes, beſonderer Standespflicht, beſonderer Standesehre geſchaffen. Das Ritterthum iſt — wie bereits erwähnt worden — kein Kind des germaniſchen, ſondern des romaniſchen Geiſtes. Im ſüdlichen Frankreich und in Spanien war es durch die ſtete Berührung chriſtlicher und moslemitiſcher Streiter entſtanden; unter den Einflüſſen eines heiteren Himmelsſtriches, wo ein ſinnenfreudiges Geſchlecht vom Zauber der Frauenſchönheit und der Liederkunſt umfangen war, bildeten ſich beſtimmte eigentliche Formen adeligen Verkehrs. Der Kampf gegen die Ungläubigen, ſeit den Maurenkriegen als chriſtliche Pflicht aufgefaßt, hatte in den erſten Kreuzzügen die Stiftung von geiſtlichen Ritterorden zur Folge, nachgebildet den Mönchsorden, nur daß zu den gewöhnlichen Mönchsgelübden eben noch das des Kampfes gegen die Ungläubigen hinzukam. So entſtand aus den Hoſpitalbrüdern zu Jeruſalem der geiſtliche Ritterorden der Johanniter und im Jahre 1119 jener der Tempelherren, geſtiftet durch Hugo von Payens. In ähnlicher Weiſe, freilich im Großen, dachte man ſich alle freien Männer, welche eine bloß kriegeriſche Lebensart führten, als eigene Genoſſenſchaft, als eigenen Orden, als den der Ritterſchaft, deren äußerliche Ordnung jener der geiſtlichen Brüderſchaften nachgebildet war. Wie bei dieſen, ſo verband auch bei dem Ritterorden jeden Eintretenden ein feierlich Gelübde zur Beobachtung der durch die Sitte feſtbegründeten Regel, und wie in der Kirche die niederen Weihen den höheren, wie im Kloſter die Prüfungszeiten der Aufnahme vorhergingen, ſo mußte Jeder, welcher die höchſte kriegeriſche Würde, die Ritterwürde erlangen wollte, zuvor die unteren Stufen des Ordens als Knappe (Waffenträger) im Gefolge eines Ritters oder am Fürſtenhofe durchlaufen. Weſentliche Erforderniſſe zur Erlangung der Ritterwürde waren freie eheliche Geburt und Wahl einer bloß kriegeriſchen Lebensart; ſie war alſo nur Edlen, Vaſallen und Dienſtleuten oder auch reichen Grundbeſitzern erreichbar und wenn ſie mehrere Geſchlechtsfolgen hindurch bei ihren Familien blieb, ſo hatten dieſe „Ritterbürtigkeit“. Gar bald ward die Letztere grundſätzliche Bedingung zur Erlangung der Ritterwürde, doch konnte der Kaiſer von ſolchem Grundſatz Ausnahme machen. Die Aufnahme in den Ritterorden war von religiöſen Weihebräuchen begleitet; der Aufzunehmende bereitete ſich durch Gebet, nächtliche

Waffenwache an heiligem Ort, Beichte und Abendmahl vor, trat in einem weißen Gewande (wie ein Täufling) vor den Altar, empfing dort knieend aus Prieſterhand das Schwert und legte ſodann vor Rittern und Frauen das Gelübde ab, die Kirche zu ehren und zu vertheidigen, dem Lehensherren Treue zu bewahren, keinen ungerechten Krieg zu führen, Wittwen und Waiſen zu ſchützen, für Befreiung jedes Unſchuldigen zu kämpfen und untadelhaftes Leben vor Gott und den Menſchen zu führen; hierauf wurde er gerüſtet, gegürtet und mit goldnen Sporen verſehen, und erhielt knieend von einem Ritter den „Ritterſchlag", (drei Schläge mit blankem Schwert auf die Schulter) zum Zeichen, daß er nach dieſem Schlag keinen mehr dulden dürfe; endlich empfing er Helm, Schild, Lanze und Roß, und ſchwang ſich ohne Steigbügel in voller Waffenrüſtung drauf. Bei der engern Berührung, in welche die Kreuzzüge die Adeligen verſchiedener Nationalität brachten, wurde das Ritterthum in allen Ländern der Chriſtenheit verbreitet. Mit ſeinen ernſt religiöſen Formen, mit ſeinem im Süden ausgebildeten Sinn für feinere Sitte, für der Dichtkunſt Schönheit und des Lebens heiteren Genuß, mit ſeiner ſtolzen Prachtliebe, ſeiner Abenteuerluſt, ſeinen Kampfſpielen (Turnieren) und ſeinem Frauendienſt bildete das Ritterthum auch in Deutſchland gleichſam die ideale Verklärung der ariſtokratiſchen Geſellſchaft und die Zeit der Hohenſtaufen war es, in welcher es ſich am herrlichſten entfaltete; wir werden es ſpäter in ſeinen Licht- und Schattenſeiten, im Zuſammenhang mit der höfiſchen Dichtkunſt umfänglicher betrachten.

Eine der glänzendſten Kundgebungen deutſchen Ritterthums war das Reichsfeſt zu Mainz im Jahre 1184. Friedrich, nach ſo langen Kriegen endlich, ſoweit er über des Reiches Gränzen den Kaiſerblick ſandte, ohne Feind und als des erſten chriſtlichen Reiches Oberhaupt, als königlicher Fürſten Ober-Lehensherr hochgeehrt, entbot nach Mainz geiſtliche und weltliche Großen, Fürſten und Adel von nah und fern zu einem Reichsfeſt auf Pfingſten; er wollte der Welt ſeines Hauſes ſtolze Macht und hohe Herrlichkeit zeigen. Angeſichts aller Großen und Edlen des Reichs ſollten ſeine älteſten Söhne, Heinrich, bereits zum König erwählt, und Friedrich, den Ritterſchlag erhalten. Es kamen Fürſten und Adelige aus Slavien, Illyrien, Frankreich, England, Italien und Spanien, — die Zahl der Ritter ward auf 40,000 (nach einer andern Angabe gar an 70,000) geſchätzt, das herbeigeſtrömte Volk nicht zu zählen. Mainz, durch des Kaiſers Wahl begnadigt, doch noch ohne Mauern, konnte die Menſchenmaſſe nicht faſſen; drum ward auf der weiten Ebene zwiſchen Koſtheim und Erbenheim, wo der Königsſtuhl ragte, raſch eine hölzerne und linnene Stadt erbaut, in der Mitte die kaiſerliche Pfalz mit einer Kapelle, rings um ſie der Fürſten ſtattliche Häuſer, dann in zahlreichen Gaſſen die bunten Zelte für Herren und Ritter, Vaſallen und Knechte. Der Kaiſer machte den Wirth, der Rhein in majeſtätiſcher Breite und der zuſtrömende Main wimmelten von zufahrenden Schiffen, mit Lebensmitteln und Wein befrachtet. Dem Kaiſer dienten die erſten Fürſten des Reiches als Truchſeß und Mundſchenk, als Marſchall und Kämmerer. Aber nicht bloß in ſolchem Glanze der Hoheit zeigte er ſich, ſondern auch als heiterer und glücklicher Hausvater an der Seite ſeiner Gemahlin, deren Herablaſſung Alle entzückte, im Kreiſe ſeiner blühenden Söhne, und dann wieder im Kreiſe der waffengewandten Ritter beim Kampfſpiel als der Erſte von Allen. Auch die Dichtkunſt fehlte bei dieſem Reichsfeſt nicht. Noch lange nachher ward im Volk geſagt und geſungen von jenen Tagen, da Kaiſer Friedrich der Rothbart das Reich zu Gaſt geladen und ſeinen Söhnen den Ritterſchlag ertheilt.

Nach dem Reichsfeſt zu Mainz zögerte der Kaiſer nicht lange, ſeinen bereits erwähnten Plan in Bezug auf Süditalien in Ausführung zu bringen. Zunächſt wollte er ſich der Anhänglichkeit der Lombarden verſichern; denn da ſich das Verhältniß zum Papſt neuerdings getrübt, ſo lag ihm Alles daran, eine etwaige Wiederverbindung desſelben mit Jenen zu verhindern. Nur ſeinen höheren Endzweck, die Gründung eines hohenſtaufiſchen Königreichs in Süditalien im Auge behaltend, gewann er durch freundliches Entgegenkommen, — Vertrauen und gutes Benehmen der Lombarden. Mailand empfing ihn ehrenvoll und ſchloß mit ihm (1185) einen Vertrag, des Inhalts, daß kein Theil eine Verbindung wider den andern eingehe und daß Mailand mitwirke, damit er wieder in den Beſitz der mathildiſchen Güter komme, wogegen es für einen jährlichen Zins die Hoheitsrechte in größerem Umfang als bisher und die Erlaubniß zur Wiederherſtellung von Crema erhielt. Mit Schrecken erfüllte dieſer Vertrag den Papſt Lucius III. Sein Nachfolger Urban III., dem Kaiſer und allen Deutſchen abhold, konnte es nicht hindern, daß Friedrich's Sohn, König Heinrich, mit Konſtanze, der Erbin von Neapel und Sicilien, verlobt ward; in eben demſelben Mailand, deſſen trotziger Widerſtand gegen den Kaiſer ſo lange eine Stütze des Papſtthums geweſen war, fand am 27. Januar 1186 die Vermählung mit höchſter Prachtentfaltung ſtatt. Der erbitterte Papſt weigerte ſich, den jungen König zu krönen, erhob Beſchwerden wider den Kaiſer und ſuchte die deutſchen Biſchöfe, deren Rechte er vertheidigte, auf ſeine Seite zu ziehen. Da überließ der Kaiſer ſeinem Sohne Heinrich die Sorge für Italien, ging ſelbſt nach Deutſchland, verſuchte zuerſt den Weg der Verſöhnung mit dem Erzbiſchof Philipp von Köln und beſchloß, als Dieſer nicht nachgab, ihn wie Heinrich den Löwen zu behandeln. Die andern Biſchöfe, vom Kaiſer befragt, ob ſie ihm, was ſein, und Gott, was Gottes ſei, geben wollten, traten unerwartet ſeinen Beſchwerden gegen den Papſt bei.

Schon wollte der Papſt den Kaiſer mit dem Bann belegen, da erſcholl im Jahre 1187 plötzlich die Kunde: „Sultan Saladin habe Jeruſalem erobert.“ Dem Papſt brach vor Kummer das Herz. Sein Nachfolger Gregor VIII. bezeichnete als die „Urſachen, weshalb Gott im gerechten Zorn das ſchreckliche Gericht über Jeruſalem zugelaſſen habe, die Sünden der chriſtlichen Bewohner des heiligen Landes, aber auch die Schuld der abendländiſchen Chriſtenheit, Streit und Aergerniß zwiſchen Königen, Fürſten und Städten, Treuloſigkeit, Haß, Gotteslaſterung, Lüge, Morden, Stehlen und Ehebrechen, Blutſchuld an Blutſchuld“; darum rief er die ganze Chriſtenheit zur Reue auf; „durch Hingebung aller irdiſchen Güter, ja des ganzen Lebens an den Herrn könne deſſen Zorn verſöhnt werden; die Errettung des Landes, wo der Bronnen des Glaubens entſprang, ſei das Mittel, den Himmel zu gewinnen.“ Bald nachher ſtarb Gregor VIII. und eifrig ſetzte ſein Nachfolger Clemens III. die Bemühungen fort, einen Kreuzzug zu Stande zu bringen. Groß war der Erfolg allerwärts; nur in Deutſchland zögerte man, dem Aufruf der päpſtlichen Geſandten zu folgen. Als nun aber auf dem Reichstag zu Mainz (1188) der ſiebenundſechszigjährige Kaiſer, tiefergriffen von der Idee des chriſtlichen Ritterthums, das Kreuz empfing und an die Spitze der Chriſtenheit trat, da flammte die Begeiſterung durch das ganze Reich; da ſchaarten ſich um ihn, der durch den letzten heiligen Kampf ſein Leben im kaiſerlichen Beruf, als höchſtes weltliches Haupt der Chriſtenheit, beſchließen wollte, ſein Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, die Herzoge von Meran und Steiermark, die Land- und Markgrafen von Thüringen und Baden, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Trier, Münſter, Meißen, Lüttich, Würzburg, Paſſau, Osnabrück, Verden, Baſel, Straßburg, die Grafen von Geldern und Holland, desgleichen viele andere Grafen und Herren vom Adel und zahlloſes Volk. Bevor der Kaiſer an der Spitze der großen Heeresmacht die deutſche Erde verließ, waltete er ſorglich, daß Friede und geordneter Rechtszuſtand für die Dauer ſeiner Abweſenheit geſichert würden. Er zerſtörte viele Raubſchlöſſer, ſchlichtete die Streitigkeiten mehrerer Großen, verſöhnte ſich mit dem Erzbiſchof von Köln, beſtimmte Heinrich den Löwen, welcher ſchon im Jahre 1185 nach Deutſchland zurückgekehrt, daß er ſich ſammt ſeinen Söhnen abermals (und zwar auf drei Jahre) außerhalb des Reiches begab und erließ auf dem Reichstag zu Nürnberg (1188) ein Geſetz über den Landfrieden, worin er leider das Fauſtrecht (die fürſtliche und ritterliche Selbſthülfe) anerkannte, indem er beſtimmte, daß jede Fehde wenigſtens drei Tage vorher angeſagt und jeder Stillſtand gehalten werden müſſe. Der junge König Heinrich, aus Italien nach Deutſchland wiedergekehrt, wurde zum Reichsverweſer beſtellt. Zu Anfang des Mai 1189 ſammelten ſich bei Regensburg die deutſchen Kreuzfahrer, unter ihnen außer Knechten, Fußvolk, Bürgern und Geiſtlichen bloß an 20,000 Ritter. Sie fuhren auf der Donau nach Wien hinab, vereinigten ſich dort mit vorausgeeilten Schaaren, ſchieden Untaugliche, lüderliche Weiber und Diebe aus, zogen an Gran und Belgrad vorbei in die Süddonauländer und ſchifften ſich in der zweiten Hälfte des März 1190 bei Kalipolis nach Aſien ein. Die Geſammtmaſſe der Pilger betrug damals 82,000 Menſchen. Bei Ikonium kam das Heer in die furchtbarſte Bedrängniß; ſchon begann es vor dem Angriff der Türken zu weichen; da rief der greiſe Kaiſer: „Um den Himmel zu gewinnen, habt ihr das Vaterland verlaſſen; nun denn, jetzt iſt der rechte Augenblick; mir nach! Chriſtus ſiegt, Chriſtus herrſcht!“ und ein glänzender Sieg rechtfertigte ſeine Zuverſicht, ſeine Anordnungen. Der Weg nach Syrien ſtand nun den Kreuzfahrern offen, ſchon bangte Saladin von der Nähe des ruhmgekrönten kaiſerlichen Helden.

Am 10. Juni 1190 brach das Heer von Seleucia auf; der Schwabenherzog mit dem Vortrab voran über den Fluß Seleph. Sein Vater, der Kaiſer, voll Ungeduld, ſich mit ihm zu vereinigen (allzu lang währte ihm der Zug über die ſchmale Brücke), ſpornte ſein Roß in den Strom, um ihn zu durchſchwimmen. Vergeblich jede Warnung der beſorgten Seinigen; der Strom reißt ihn fort, zu ſpät kommt die Hülfe und als man ihn endlich an's Ufer bringt, iſt er eine Leiche.*) Ungeheurer Jammer erfaßte die Kreuzfahrer; betäubt von dem Verluſt, verloren ſie die Hoffnung weiteren Glückes, und in der That bezeichnete des Kaiſers Tod den Wendepunkt des ganzen Unternehmens. Wohl führte Herzog Friedrich von Schwaben das Heer, das ihm ſofort gehuldigt hatte, bis gen Antiochia weiter; aber Krankheiten lichteten die Reihen. Viele, deren Zuverſicht dahin, kehrten heim oder zerſtreuten ſich; nur ein kleines Heer (nach morgenländiſchen Angaben bloß etwa 1000 von jenen 82,000) folgte dem Herzog Friedrich nach Tyrus, wo er ſeines Vaters Gebeine beſtattete, und von dort weiter zu den Kreuzfahrern, welche das feſte Akkon belagerten. Aber ſchon am 20. Januar 1191 ſtarb auch Friedrich. Während dieſer Kreuzzug den deutſchen Adel nutzlos dahinraffte, gaben vor Akkon's Mauern deutſche Bürger die Anregung zur Stiftung eines neuen geiſtlichen Ritterordens, deſſen ſpätere Wirkſamkeit, vom Morgenlande auf die Gebiete zwiſchen Nogat und Memel verlegt und deutſche Sitte auf dem eroberten Boden einpflanzend, für unſere Nationalität von entſcheidender Wichtigkeit geworden iſt. Kaufleute aus Bremen und Lübeck waren mit Graf Adolf von Schauenburg 1189 nach Syrien gekommen und hatten unter ihren Schiffzelten vor Akkon kranke deutſche Pilger gepflegt. Dieſer Bürger Mitleid veranlaßte den Herzog Friedrich von Schwaben, eine „Ritterbrüderſchaft vom Hoſpital unſerer lieben Frau der Deutſchen" („Sancta Maria Teutonicorum") zu gründen, zu dem Zweck, arme kranke Deutſche aufzunehmen und zu pflegen, außerdem aber auch die Ungläubigen zu bekämpfen. Die Regel dieſer Ritterbrüderſchaft, gemeinhin genannt der „deutſche Orden", war (wie die der Johanniter und der Tempelherren) die des heiligen Auguſtin (die der regulirten Chorherren). Die Mitglieder beſtanden aus drei Klaſſen: Prieſtern, Rittern und dienenden Brüdern; Verwaltung und Genuß der Ordensgüter (Commendae) ward nur Rittern übertragen, die als zeitige Inhaber dieſer Commenden Commendatores (Komthure) hießen. Die Verfaſſung gebot den ſtrengſten Gehorſam unter den Befehlen des zum Ordenshaupt durch freie Wahl der Geſammtheit beſtellten Meiſters. Noch lange erinnerten ſich die „Deutſchordensritter“ in der täglichen Fürbitte neben dem frommen Herzog Friedrich von Schwaben und Kaiſer „der ehrlichen Bürger von Lübeck und Bremen, die Stifter waren des Ordens.“ Die Ordenstracht war ein weißer Mantel mit einem ſchwarzen Kreuz.

---

*) Anderen Berichten zufolge ſoll er beim Baden ertrunken ſein.

Friedrich's des Rothbart's Tod ward vom Volk lang bezweifelt und ſeine Wiederkehr erwartet; Betrüger benützten dieſen Wahn und gaben ſich für den wieder erſchienenen Kaiſer aus; ein ſolcher ward 1285 verbrannt. — In ſpäteren Zeiten, als die Macht der höchſten Reichsgewalt immer mehr dahinſchwand und der Uebermuth des römiſchen Hofes immer unerträglicher ward, umwandelte ſich in der jenen Glauben an Friedrich's Fortleben feſthaltenden Volksvorſtellung ſein geſchichtliches Bild in ein ſagenhaftes; vergeſſen war ſein ſtolzer Eigenwille, vergeſſen das verhängnißvolle Geſchenk des römiſchen Rechts, das er unſerm Vaterland aus Italien gebracht, vergeſſen ſein Strafgericht über das goldne Mainz; ſpätere Geſchlechter erblickten ſein Bild nur im Glanze des deutſchen Reiches, vor deſſen durch ihn vertretener Macht und Majeſtät ſich alle Könige geneigt, ſie erblickten in ihm nur den heldiſchen Vertheidiger deutſcher Nationalität wider das als nationalfeindliche Macht erkannte Papſtthum, und alle Hoffnungen auf eine ſieg- und ehrenreiche Wiedererhebung deutſcher Nation fanden ihren Ausdruck in der Vorſtellung: er werde erwachen vom langen Zauberſchlafe und zur Vernichtung der Nationalfeinde ausziehen; es war eigentlich wieder die uraltheidniſche vom Auszug des Heervaters Wuotan, der ſich, wie ſchon früher in Karl dem Großen (ſ. Bd. I. S. 464) ſo zum zweiten Male in Friedrich dem Rothbart verjüngte. Als Orte, wohin Dieſer entrückt worden, bezeichnete die Volksſage vorzugsweiſe den Kiffhäuſer in der güldenen Aue, dann auch den Untersberg bei Salzburg, eine Felſenhöhle bei Kaiſerslautern oder zu Trifels bei Annweiler. Als er, ſo lautet die Volksſage, vom Papſt in den Bann gethan worden und alle Kirchen und Kapellen ſich ihm geſchloſſen und kein Prieſter ihm Meſſe las, da ſei er kurz vor Oſterzeit zur Jagd geritten, „daß er Niemand an des Feſtes Feier hindere“; keiner ſeiner Leute habe gewußt, was er ſann; er legte ein edles Gewand an, das man ihm aus dem Lande India geſandt, und beſtieg ein edles Roß; nur wenige Herren hätten ihm in den tiefen Wald folgen dürfen; da habe er plötzlich ein wunderbares Ringlein gedreht und ſei alsbald aus ihrem Geſicht geſchwunden. So ſitze er denn, umgeben von ſeinen Mannen, im Kiffhäuſer an dem ſteinernen Tiſch, um den ihm der Bart ſchon zweimal gewachſen, und wenn ein Glückskind in den Berg komme, beſchenke er es freigebig und frage es, ob die Raben noch um den Berg fliegen (die Raben waren bekanntlich Odhinn-Wuotans heilige Vögel), vernehme aber mit Trauer, daß die Zeit noch nicht erfüllet ſei; er beauftrage dann das Glückskind, draußen dem Volk zu verheißen: wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, werde er herauskommen und ſeines Schildes Laſt hängen an den dürren Aſt, daß er wieder grüne, werde die große Schlacht ſchlagen, das heilige Grab erobern und den Anfang machen der beſſeren Zeit. In Liedern pflanzte ſich dieſe Sage von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, und je näher dem Zeitalter der Reformation, um ſo mehr ward ſie durch abenteuerliche Züge ausgeſchmückt, wie der Papſt Alexander den Kaiſer an den Sultan verrathen und Dieſer ſich edler als der heilige Vater benommen, wenn aber der Kaiſer wieder komme, werde er die Geiſtlichen ſtrafen. In jedem Volke lebt eine Meſſiashoffnung; ſie erfüllet ſich nur jenem, welches ſein eigner Meſſias wird.

16. Hohenſtaufiſches Erbreich in Neapel und Sicilien durch Heinrich VI.

König Heinrich VI., beim Herrſchaftsantritt dreiundzwanzig Jahre alt, übertraf ſeinen Vater an durchdringender Verſtandesſchärfe und Bildung, aber auch an kalter rückſichtsloſer Selbſtſucht. Seinem Charakter fehlte jeder ſittliche Halt. Alles nur nach ſeinem Vortheil berechnend, unverſöhnlich, rachgierig, grauſam bis zu Erfindung teufliſcher Qualen, geldgierig bis zu ſchmutziger Gemeinheit, ſo war der Mann, welcher die Grundſätze, unter denen er herangewachſen, daß des Kaiſers Wille Geſetz, daß die ganze Chriſtenheit ihm nach göttlichen Geſetzen unterthan ſei, in Wiederherſtellung altrömiſcher Weltherrſchaft verwirklichen wollte.

Bald nachdem Heinrich VI. die Reichsverweſerſchaft übernommen, erſchien Heinrich der Löwe wieder in Deutſchland, um während des Kaiſers Abweſenheit ſeine verlorne Macht wieder herzuſtellen; daß ſeinen Stammgütern der Friede nicht gehalten worden, war der angebliche oder wirkliche Grund, weshalb er ſich ſeines Eides erledigt hielt. Der Erzbiſchof von Bremen und viele Edle traten ihm bei, Hamburg erklärte ſich für ihn, Bardewick, das ihm widerſtanden und ihn verhöhnt, ward erſtürmt, geplündert und bis auf die Kirchen niedergebrannt (28. Oktober 1189). Lübeck öffnete ihm die Thore, Lauenburg ward erobert, Braunſchweig befeſtigt. Da eilte der königliche Reichsverweſer mit raſch entbotener Reichsheeresmacht herbei, verbrannte Hannover und belagerte Braunſchweig, aber die Nachricht vom Tode König Wilhelms II. von Neapel und Sicilien beſtimmte ihn, ungeſäumt mit dem welfiſchen Gegner Frieden zu ſchließen (zu Fulda Juli 1190), um jene ſchönen Länder in Beſitz zu nehmen. Schon ſah er ſich im Geiſte als Herrn von Italien, den Kirchenſtaat rings von hohenſtaufiſchen Ländern umſchloſſen, Griechenland, Syrien, Aegypten ſeiner Eroberung erreichbar. Der Todeskunde folgten gar bald Eilboten, von mehreren Grafen und Biſchöfen entſandt: „Graf Tankred von Lecce, des Prinzen Roger natürlicher Sohn, des normanniſchen Königshauſes letzter männlicher Sproſſe, ſei von der den Hohenſtaufen feindlichen Partei zum König erwählt, in Palermo gekrönt und vom Papſte mit dem Reiche belehnt worden; Heinrich VI. möge ſchnell mit Heeresmacht herbeiziehen.“ Der König traf die Vorbereitungen zur Heerfahrt, als bei der Kunde von ſeines Vaters Tode ihm die Erwerbung der Kaiſerkrone ein neuer Beweggrund zur Eile nach Italien ward. Noch im Spätherbſt 1190 brach er auf und am Oſterfeſte 1191 empfing er in Rom aus den Händen des Papſtes Cöleſtin III. die Kaiſerkrone; er erkaufte ſie durch Treuloſigkeit gegen die auf ſeinen Schutz vertrauende Stadt Tusculum, welche er ihren Todfeinden, den Römern, übergab. In Apulien drang er bis Neapel vor; aber dieſe Stadt vertheidigte ſich trefflich gegen die Belagerer, das deutſche Heer wurde durch Seuchen gelichtet. Der Kaiſer, ſelbſt von Krankheit ergriffen, mußte die Belagerung aufheben; ſeine Gemahlin Konſtanze ward in Salerno gefangen und in Tankred's Gewalt gebracht. Der Kaiſer, außer Stand, ſie zu befreien, kehrte, tobende Rachſucht im Herzen, nach Deutſchland zurück.

Inzwiſchen hatte Heinrich der Löwe die Bedingungen des Vertrages von Fulda verletzt und manche Fürſten, als ſie des Kaiſers Unglück in Apulien erfuhren, ſannen auf Abfall. Aber Heinrich VI. fand, heimgekehrt, ſeine Hausmacht durch die heimgefallenen Beſitzungen des kurz vorher geſtorbenen alten Welf vergrößert und trat auf dem Reichstag zu Worms (Januar 1192) den zweideutigen Fürſten mit ſo überwältigender Willenskraft gegenüber, daß ihre Widerſtandsgedanken erloſchen. Bald aber flammten ſie wieder auf und zwar durch des Kaiſers eigne Schuld. Zur Erreichung ſeiner Pläne in Italien brauchte er nämlich Geld und da das Bisthum Lüttich damals erledigt war, ſo verkaufte er es an den Grafen Lothar von Herſtall für dreitauſend Mark Silber. Dagegen eiferten Albrecht von Brabant, welcher vor jener Gewaltthat zum Biſchof erwählt worden, deſſen Bruder Herzog Heinrich von Brabant, der Papſt, welcher Albrecht als rechtmäßigen Biſchof anerkannte, der Erzbiſchof von Köln und Andere; der Kaiſer aber bedrängte Köln und ſchützte den Käufer; als nun Albrecht in Rheims von einigen Dienſtmannen des Kaiſers meuchlings erſchlagen ward, gerieth der Letztere in den Verdacht der Mitſchuld und ſah ſich durch Brabants und Kölns Waffenglück zum Vergleich genöthigt. Auch in Baiern waren Fehden und in Sachſen desgleichen. Heinrich der Löwe, von ſeinen Feinden bekämpft, von ſeinen Freunden und Vaſallen verlaſſen, behielt von allen ſeinen Eroberungen nur Lauenburg; auch ſeine Hoffnung auf Englands Beiſtand ſchwand, da deſſen König Richard Löwenherz, des Herzogs Schwager, auf der Heimkehr vom Kreuzzug in Oeſterreich durch Herzog Leopold, den er früher ſchwer beleidigt, gefangen genommen und dem Kaiſer auf deſſen Verlangen ausgeliefert worden war. Richard's Mißgeſchick benutzte der Kaiſer, um ſich Geld für ſeine italiäniſche Heerfahrt zu verſchaffen, er gab Jenen im Februar 1194 gegen ein Löſegeld von 150,000 Mark Silber frei, wovon jedoch 50,000 erlaſſen werden ſollten, wenn

Richard eine geheime Bedingung in Bezug auf Heinrich den Löwen erfülle, wahrſcheinlich darin beſtehend, daß Jener ſeinem Schwager keinen Beiſtand leiſte. Der Kaiſer grollte insbeſondere auch dem jungen Heinrich, des Löwen Sohn, weil Dieſer ihn in Neapel plötzlich verlaſſen hatte. Bald wurde jedoch der Zwiſt der Hohenſtaufen und Welfen ausgeglichen, als der junge Heinrich heimlich Agnes, die Erbtochter des rheiniſchen Pfalzgrafen Konrad, heirathete und der Kaiſer, nach dem erſten Zornesausbruch darüber, es für gerathen fand, den jungen Heinrich durch Belehnung mit der rheiniſchen Pfalzgrafſchaft zur Mitwirkung an Apuliens Eroberung zu verpflichten. Zu Tilleda, in der Nähe des Kiffhäuſers, kam im Frühling 1194 die Verſöhnung zu Stande.

Inzwiſchen war König Tankred aus Gram über den Verluſt ſeines erſtgebornen Sohnes geſtorben und der Kaiſer beeilte ſich nun, die ſüditaliſchen Reiche zu erobern. Schon im Auguſt 1194 erreichte er Apulien; die Bevölkerung unterwarf ſich; von den Städten widerſtanden nur wenige, wie Salerno, welches erſtürmt, geplündert und verbrannt wurde. Auch Sicilien ward mit leichter Mühe gewonnen; König Tankred's Wittwe, mit ihrem Sohne Wilhelm und ihren Töchtern vom Volke verlaſſen und an der Wiederherſtellung ihrer Macht verzweifelnd, ſchloß mit dem Kaiſer einen Vertrag, wodurch ſie ihm Neapel und Sicilien übergab und dem Königsſohn Wilhelm dagegen der Beſitz der Grafſchaft Lecce und des Fürſtenthums Tarent nebſt perſönlicher Sicherheit zugeſprochen ward. Heinrich VI., nachdem er zu Ende 1194 in Palermo gekrönt worden, ließ die Gräber Tankred's und Roger's erbrechen und den Todten die Kronen rauben, viele Geiſtliche und weltliche Große, als angebliche Verſchwörer, verhaften, hängen, ſpießen, lebendig begraben, den jungen Königsſohn Wilhelm blenden und entmannen. Solcher Grauſamkeit geſellte ſich Wortbruch gegen Genua und Goldgier. Reiche Schätze, ſeinem neuen Reich entnommen, ſchickte er nebſt Geißeln nach Deutſchland, wo er, durch Cöleſtin III. mit dem Kirchenbann belaſtet, aber deſſen nicht achtend, im Sommer 1195 wieder eintraf.

Heinrich der Löwe ſtarb am 6. Auguſt 1195 zu Braunſchweig. Seine drei Söhne Heinrich, Otto und Wilhelm theilten die Erbgüter der Welfen in Sachſen, Heinrich erhielt noch im ſelben Jahre nach ſeines Schwiegervaters Konrad Tod die ſchöne Pfalzgrafſchaft am Rhein. Der Kaiſer hatte von dem weiland ſo mächtigen welfiſchen Hauſe nichts zu befürchten, und im Vertrauen auf ſeine Macht, zumal auf die Empfänglichkeit der Fürſten für Geld, wagte er es, mit folgendem Verlangen hervorzutreten: Das Wahlrecht ſolle abgeſchafft, die Königs- und Kaiſerwürde erblich für ſein Haus gemacht werden; dafür wollte er Apulien und Sicilien untrennbar mit dem deutſchen Reiche verbinden, ferner allen weltlichen Fürſten Erblichkeit der Reichslehen ſelbſt für die weibliche Linie verleihen und endlich allen königlichen Rechten auf den Nachlaß der Biſchöfe und Geiſtlichen entſagen. Zweiundfünfzig Fürſten, geiſtliche und weltliche, erklärten dem Kaiſer urkundlich ihre Einwilligung, Andere dagegen, wie der Erzbiſchof von Mainz und insbeſondere die ſächſiſchen Fürſten, widerſetzten ſich auf's Entſchiedenſte. Die Letzteren erklärten offen: „Wichtiger ſei es, das freie Leben in Deutſchland ungeſtört zu erhalten, als größere Macht für eine nach Außen gehende Wirkſamkeit zu begründen; durch die Einverleibung fremder Länder erhalte das deutſche Reich nichts als die Laſt ihrer Vertheidigung, der Kaiſer dagegen alleinigen Vortheil für ſich; was die Vererblichung der Lehen betreffe, ſo ſei das fürſtliche Erbrecht im Mannsſtamme ohnehin unanſtreitbar; gegen die etwaige Uebermacht eines Hauſes ſchütze eben die freie Wahl; nur ſie ſichere vor der Gefahr unumſchränkter Willkürherrſchaft, die bei der Erblichkeit der Krone faſt unvermeidlich ſei; verringert werde durch dieſe die bisherige, durch das Wahlrecht begründete Stellung der Fürſten, deren jeder durch die Möglichkeit, einſt König zu werden, ſchon Königen gleichgeſtellt ſei." Auch der Papſt erklärte ſich von ſeinem Standpunkte aus gegen die beabſichtigte Umänderung der bisherigen Reichsverfaſſung, bei welcher, „indem die Fürſten ihre Lehen vom König, Dieſer von ihnen ſeine Krone erhalte, eine Macht die andere unterſtütze und in Schranken halte, während ihm die Beſtätigung oder Verwerfung des Königs, die Weihe des Kaiſers und bei Wirren der weltlichen Verhältniſſe die höchſte Entſcheidung zuſtehe." Bei ſolchem Widerſtand gab der Kaiſer ſeinen Plan auf und begnügte ſich damit, daß ſein zweijähriger Sohn Friedrich (geboren an demſelben 26. Dezember 1194, an welchem die Gräuelthaten in Palermo verübt wurden) auf dem Reichstag zu Worms (1196) zu ſeinem Nachfolger erwählt ward.

Nun begab ſich Heinrich VI. zum dritten Male nach Apulien und ſuchte durch Schrecken ſeine Herrſchaft zu befeſtigen. In Sicilien verlieh er das erledigte Herzogthum Schwaben ſeinem Bruder Philipp den er mit der griechiſchen Prinzeſſin Irene vermählte. Die Eroberung des griechiſchen Reiches, die Ausbreitung ſeiner Herrſchaft über drei Erdtheile war der Plan, der ihn jetzt ganz und gar beſchäftigte. Schon ward ihm von Afrika's Nordküſte Zins entrichtet; wenn er nun ſeine Macht in Aſien begründete, dann würden (ſo hoffte er) auch die Kreuzzüge endlich dauernden Erfolg haben, die Einheit des Glaubens, die Einheit der Herrſchaft hergeſtellt werden, wie je ein Conſtantinus, Theodoſius, Juſtinianus ſie geübt. Ein Trunk kalten Waſſers, in glühender Auguſthitze auf der Jagd genoſſen, vereitelte dieſe ſtolzen Entwürfe. Der Kaiſer erkrankte, ward nach Meſſina gebracht und ſtarb dort am 28. September 1197, nach vergeblicher Reue über ſeine Frevel. Von Friedrich's des Rothbart's Nachkommenſchaft lebten nun nur noch ſeine zwei Söhne Philipp von Schwaben und Otto von Burgund, und der dreijährige Enkel Friedrich II.

17. Erniedrigung des König- und Kaiſerthums unter das Papſtthum. Philipp, Otto IV. und Friedrich II.

Philipp von Schwaben befand ſich auf der Reiſe nach Apulien, um ſeinen Neffen Friedrich II. nach Deutſchland zur Krönung zu bringen, als er in Viterbo die Nachricht vom Tode Heinrich's VI. vernahm. Raſch kehrte er nun nach der Heimath zurück, um bei vorausſichtlichen Parteiungen ſeinem Neffen oder doch ſeinem Hauſe die deutſche Krone zu ſichern. Schon zu Anfang des Jahres 1198 befand er ſich am Oberrhein und alſobald ſuchte er die Städte, welche ſchon Heinrich VI. aus Staatsklugheit begünſtigt, durch freiheitliche Zugeſtändniſſe den Hohenſtaufen zu verpflichten; ſo verlieh er Speier, nebſt Beſtätigung der alten Vorrechte, einen aus zwölf Bürgern erwählten Stadtrath. Die ſüddeutſchen und oberrheiniſchen Fürſten und Biſchöfe hatte Philipp gewonnen; auch die Zuſtimmung der thüringiſchen und ſächſiſchen war, bei ihrer feindſeligen Stellung zum Hauſe der Welfen, zu erwarten; die niederrheiniſchen Fürſten hingegen, zumal die Erzbiſchöfe von Köln und Trier, die Gefahren einer Reichsverweſerſchaft höher anſchlagend als ihren des Kaiſerkindes Thronfolge verbürgenden Eid, beſchloſſen, daß zu Köln am 1. März 1198 eine Königswahl ſtattfinden und daß Herzog Berthold V. von Zähringen König werden ſollte. Während aber in Köln nur wenige Fürſten erſchienen, hatte Philipp von Schwaben die Krone, die er für ſeinen Neffen nicht erhalten konnte, am 5. März zu Mühlhauſen durch die Wahl größtentheils ſächſiſcher Fürſten für ſich ſelbſt gewonnen. Berthold von Zähringen verzichtete nun, gegen eine Abkaufsſumme von 11,000 Mark, auf ſeine Anſprüche, auch Bernhard von Sachſen lehnte die ihm angebotene Krone ab und nun wählten die den Hohenſtaufen abholden Fürſten den Welfen Herzog Otto von Braunſchweig, Heinrich's des Löwen jüngeren Sohn, zum König. In Aachen, das er nach ſechswöchentlichem Widerſtand eroberte, ward Otto IV. am 4. Juli durch den Erzbiſchof von Köln, in Mainz am 15. Auguſt ward Philipp durch den Stellvertreter des Erzbiſchofs Konrad gekrönt. Zwei Könige alſo, aus zwei feindſeligen Geſchlechtern, deren Kampf ſich erneuerte, — das Reich getheilt in Parteiung für Hohenſtaufen und Welfen, und verwüſtet durch Beide, das Reichsgut verpfändet oder verſchenkt an Große, deren Anhänglichkeit ſich der eine oder andere König dadurch erkaufen wollte! Schmählich war die Untreue der Fürſten, zumal des Landgrafen Hermann von Thüringen, ſchmählich der Verluſt des Reichs, dem die den Welfen verſchwägerten Dänenkönige Nordalbingien, Hamburg, Ratzeburg, Lübeck ungehindert, ungeſtraft entriſſen; am ſchmählichſten aber war die Erniedrigung der beiden hadernden Könige vor dem Papſt.

Auf dem Stuhle Gregor's VII. ſaß nach Cöleſtin's III. Tode (8. Januar 1198) Lothar aus dem gräflichen Hauſe der Conti, genannt Innocenz III., erſt im ſiebenunddreißigſten Jahre ſtehend, ausgerüſtet mit den glänzendſten Geiſtesanlagen, gründlich gebildet zu Rom und in den berühmten Schulen zu Paris, wo die Glaubenswiſſenſchaft, und zu Bologna, wo die Wiſſenſchaft des römiſchen und kirchlichen Rechts blühte, dann in der Nähe Gregor's VIII. für künftigen hohen Beruf vorgeübt. Die Wittwe Heinrich's VI. hatte ihn als Oberlehnsherrn von Neapel und Sicilien anerkannt und ihm in ihrem letzten Willen (ſie ſtarb im November 1198) die Vormundſchaft über Friedrich II. übertragen. Innocenz III. nahm ſich jedoch der Rechte ſeines Mündels in Bezug auf die deutſche Krone nicht an, das Volk, deſſen König ein Kind, für unglücklich, die Beherrſchung durch einen vierjährigen Knaben einer Nation für unwürdig erklärend. Vielmehr gebot er (1201), den Deutſchen, unter Androhung des Bannes, Otto IV. als König anzuerkennen, nachdem ſich Dieſer kurz vorher ihm, „als ſeinem Herrn" und allen ſeinen Nachfolgern zum Schutz der römiſchen Kirche mit allen ihren Beſitzungen, Ehren und Rechten, ſowie „zu allem Gehorſam und allen Ehren, welche fromme und rechtgläubige Kaiſer dem römiſchen Stuhle zu erweiſen pflegen", eidlich verpflichtet hatte. Inzwiſchen hatte das Kriegsglück, welches bisher Otto begünſtigt, ſich Philipp zugewendet. Dieſer gewann Otto's Bruder, den rheiniſchen Pfalzgrafen Heinrich, beſiegte den Landgrafen Hermann von Thüringen und verſöhnte ſich mit dem Erzbiſchof Adolf von Köln und dem Herzog Heinrich von Brabant, welche dafür von ihm außer Reichsgut auf Weiberlehen neuntauſend Mark erhielten; andere geiſtliche und weltliche Herren folgten dieſem Beiſpiel. Nachdem Philipp in ſolcher Weiſe ſeinen Anhang vergrößert, konnte er es, während Otto krank in Köln lag, unbedenklich wagen, zu Aachen die Krone niederzulegen und ſich einer Neuwahl zu unterziehen; es geſchah, was er erwartet hatte: alle dort anweſenden Fürſten erkoren ihn wieder und der Erzbiſchof von Köln krönte ihn am 6. Januar 1205. Da belegte der Papſt Dieſen mit dem Bann, ſetzte ihn ab, ließ einen andern Erzbiſchof wählen und mahnte Kölns Bürger, treu wie bisher für Otto IV. auszuharren. Mittlerweile erklärte ſich auch König Ottokar von Böhmen für Philipp; Dieſer zog vor Köln und belagerte den Gegenkönig, der, bei einem Ausfall beſiegt, nach England entfloh. Philipp wendete ſich nun an den Papſt und erklärte ſich, um deſſen Anerkennung zu erlangen, bereit, ſeinen Befehlen in Allem zu gehorchen. Innocenz III. vermittelte einen Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden

Gegenkönigen, löste Philipp und deſſen Anhänger vom Bann, behandelte jedoch Erſteren bei den fortgeſetzten Unterhandlungen noch immer bloß als Herzog von Schwaben. Nur noch wenige Tage fehlten bis zum Ablauf des Waffenſtillſtandes; beide Könige hatten ſich zum Kampf gerüſtet, der die Entſcheidung bringen ſollte; und — das Schwert brachte ſie auch, aber nicht durch Kampf, ſondern durch Mord.

In Bamberg feierte Philipp am 21. Juni 1208 die Vermählung der einzigen Tochter ſeines mittlerweile verſtorbenen Bruders Otto von Burgund mit dem Herzog Otto von Meran und begab ſich, der Erholung bedürfend, nach der Trauung in die nahe Altenburg. Dort trat, als er ſich eben mit ſeinem Truchſeß, ſeinem Kämmerer und dem Biſchof von Speier im Geſpräch unterhielt, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach unangemeldet, wie es Philipp ihm geſtattet hatte, ſcheuen Blicks, mit bloßem Schwert zu ihm und als ihm Philipp gebot, es in die Scheide zu ſtecken, ſprang der Pfalzgraf wüthend auf ihn zu und hieb ihm in den Hals; nach wenigen Minuten ſank Philipp entſeelt zu Boden. Der Mörder entrann; mit ihm flohen, den Verdacht der Mitwiſſenſchaft dadurch beſtätigend, der Biſchof von Bamberg und der Markgraf von Andechs. Die Veranlaſſung zu des Wittelsbachers Haß und Frevelthat ſoll Philipp durch Wortbruch und Trug gegeben haben; es wird erzählt: er habe Jenem ſeine Tochter zur Ehe verſprochen, aber ſein Wort zurückgenommen, und ihm ſpäter ſeine Fürſprache bei Herzog Heinrich von Schleſien, deſſen Tochter Otto freien wollte, zugeſagt, in dem Empfehlungsſchreiben aber, welches Dieſer argwöhniſch erbrochen, vor dem Freier gewarnt.

Bei der Nachricht von Philipp's Ermordung erklärte Papſt Innocenz III. dem König Otto: „er werde ihn kräftig unterſtützen und etwaige Kronanſprüche des apuliſchen Königskindes Friedrich zurückweiſen;" zugleich ermahnte er die deutſchen Fürſten, keine neue Wahl vorzunehmen; Otto aber wiederholte dem Papſte am 22. März 1209 urkundlich das früher geleiſtete Verſprechen des Gehorſams und verpflichtete ſich ihm außerdem, freie Wahlen der Geiſtlichen und Berufungen nach Rom zu geſtatten, den Erbſchaften der Biſchöfe zu entſagen und Beiſtand zur Vertilgung der Ketzer zu leiſten. Otto hatte inzwiſchen ſeine bisherigen Gegner, zumal die norddeutſchen, verſöhnt, war im November 1208 auf einem Reichstage zu Frankfurt am Main als rechtmäßiger König anerkannt worden, hatte ſofort durch Aechtung des Königsmörders und Achtvollſtreckung der öffentlichen Meinung genügt, hatte ferner den Landfrieden zu ſichern, die Biſchöfe und Fürſten durch Zugeſtändniſſe für ſich dauernd zu gewinnen geſucht und ſich mit Philipp's hinterlaſſener Tochter Beatrix verlobt. Nun begab er ſich (1209) nach Italien, beſtätigte Mailand's Gerechtſame und wurde von Innocenz III. am 27. September in Rom zum Kaiſer gekrönt.

In Beſitz der höchſten weltlichen Würde gelangt, wollte er ſie nun auch geltend machen. Bald erregte er durch mehrere Handlungen kaiſerlicher Selbſtſtändigkeit das Mißtrauen, dann veranlaßte er durch die offene Erklärung: „er ſei dem Reich zur Erhaltung ſeiner Würde, zur Wiedergewinnung ſeiner verlornen Rechte eidlich verpflichtet," eine drohende Warnung des Papſtes. Er erwiderte ſie mit den Worten: „Das Geiſtliche beeinträchtige er nicht; in weltlichen Dingen aber habe er volle Gewalt und dem Papſte ſtehe es nicht zu, darüber zu urtheilen; wer das Abendmahl austheile, hege kein Blutgericht und alles Weltliche werde er, der Kaiſer, im ganzen Reiche entſcheiden." Dieſer entſchiedenen Sprache folgte die That; Otto IV. zog mit ſeinem Heere nach Apulien, um dieſes Land und Sicilien, welche er als Theile des römiſchen Reiches betrachtete, dem jungen Hohenſtaufen zu entreißen. Bald war er Herr des ganzen Landes und der Hauptſtadt Neapel, und ſchon wollte er (im Sommer 1211) nach Sicilien ſchiffen, wo der ſaraceniſche Theil der Bevölkerung ihn eingeladen, als er ſich überzeugte, daß die Macht ſeiner Waffen im Kampfe gegen die geiſtige Ueberlegenheit des Papſtes, des größten Staatsmannes und des bedeutendſten Charakters ſeiner Zeit, nicht ausreichte. Innocenz III., wenn er die errungene und anerkannte Machtſtellung des Papſtthums nicht aufgeben wollte, mußte den Kaiſer, der der Kirche den Unterwürfigkeitseid gebrochen, ſtürzen und vernichten, und um dies zu können, die wohlbegründete päpſtliche Abneigung gegen die Hohenſtaufen bei Seite ſetzend, ihm den jungen Friedrich II. als deutſches Reichsoberhaupt entgegenſtellen. Dem Bann, ausgerufen im November 1210, trotzte Otto IV. im Vertrauen auf ſein Kriegsglück; der Staatskunſt des Papſtes, welcher die deutſchen Fürſten zum Abfall trieb, vermochte er nicht zu trotzen. Die Erzbiſchöfe Siegfried II. von Mainz und Albrecht von Magdeburg, dem Papſt ergeben, wirkten im Verein mit dem Landgrafen Hermann von Thüringen und dem Böhmenkönig Ottokar auf Reichsverſammlungen gegen den Kaiſer, deſſen Belaſtung mit dem Bann in allen Kirchen Deutſchlands verkündigt ward. In Nürnberg beſchloſſen die dem Kaiſer feindlichen Fürſten, daß die frühere Wahl Friedrich's II. als gültig zu betrachten ſei, und ſofort wurden zwei getreue Lehensmänner des hohenſtaufiſchen Hauſes zu ihm nach Palermo geſchickt, ihn einzuladen, daß er ſchleunig nach Deutſchland komme. Bei der Nachricht von der drohenden Gefahr brach Kaiſer Otto IV. (im November 1211) nach der Heimath auf. Im März 1212 traf er dort ein und fand das Reich durch Fehden zerrüttet, zumal das Erzbisthum Mainz durch den Pfalzgrafen Heinrich verwüſtet. Er ſuchte nun auf den Reichstagen zu Frankfurt am Main und Nürnberg mit Hülfe der ihm ergebenen Fürſten ſein Anſehen wieder herzuſtellen. Der Böhmenkönig wurde abgeſetzt, der Erzbiſchof von Magdeburg in ſeinem Lande hart bedrängt, der Landgraf in Thüringen angegriffen; zugleich wollte der Kaiſer die Anhänger der Hohenſtaufen von Friedrich ab und auf ſeine Seite ziehen, deshalb feierte er (im Auguſt 1212) ſeine Vermählung mit Philipp's Tochter Beatrix. Da ſie aber bereits vier Tage nach der Hochzeit mit dem Gebannten ſtarb, ſo erblickten ſelbſt viele Anhänger des Kaiſers darin ein göttliches Strafgericht und voll Grauen entwichen die Baiern und Schwaben aus Otto's Heere, welches Weißenfels umſchloſſen hatte. Inzwiſchen hatte Friedrich II., damals achtzehnjährig, die Einladung nach Deutſchland erhalten und ſich gegen die Meinung ſeiner Räthe und ſeiner ihm vor zwei Jahren angetrauten Gemahlin Konſtanze am 18. März 1212 in Palermo eingeſchifft. In Rom befeſtigte er ſeine Verbindung mit dem Papſte. Drohenden Gefahren, welche ihm die feindſeligen Mailänder in der Lombardei bereiteten, glücklich entronnen, erreichte er mit nur wenigen Genoſſen auf ungebahnten Alpenpfaden Chur, wo ihn der Biſchof freudig empfing; der Abbt von St. Gallen geleitete ihn nach Konſtanz, wo er von den Bürgern aufgenommen und anerkannt ward. Als Otto IV., welcher inzwiſchen auf die erſte Nachricht von Friedrich's Abſichten eiligſt aus Thüringen nach dem Süden gezogen, drei Stunden ſpäter vor Konſtanz ankam, ward er zurückgewieſen. Friedrich zog nun den Rhein hinab und je weiter er kam, um ſo mehr wuchs ſein Anhang, minderte ſich der des Kaiſers. Aus Breiſach von den Bürgern vertrieben, eilte Dieſer nach dem Norden zurück. Baierns, Schwabens und des Elſaſſes verſichert, verbündet mit Frankreichs König Philipp Auguſt und von Dieſem mit 20,000 Mark unterſtützt, die er mit kluger Freigebigkeit unter die Fürſten vertheilte, die Geiſtlichkeit begünſtigend, dem Bürgerthum ſich geneigt zeigend, befeſtigte Friedrich raſch ſeine Macht. Otto dagegen, der ſich die Fürſten durch Stolz, Strenge und Kargheit entfremdete, verließ ſein von dem Magdeburger Erzbiſchof bedrohtes Erbland und führte, mit England, Flandern und Brabant zur Theilung Frankreichs und zum Sturze der Hohenſtaufen verbündet, ſein Heer zum Kampf gegen Philipp Auguſt nach Flandern. Dort ward er, am 27. Juli 1214 bei Bouvines, beſiegt. Nur mit genauer Noth flüchtete er nach Köln; von da entrann er vor drängenden Gläubigern nach Braunſchweig. Vollſtändig gebrochen war jetzt ſeine Macht, doch entſagte er dem Kaiſertitel nicht. Friedrich wurde in Aachen am 25. Juli 1215 durch den Erzbiſchof Siegfried II. von Mainz gekrönt, erhielt aber erſt drei Jahre ſpäter nach Otto's IV. Tode durch deſſen Bruder, den rheiniſchen Pfalzgrafen Heinrich, die Reichskleinodien und wurde nun auch von den Sachſen anerkannt.

Mit der Herrſchaft Friedrich's II. trat ein merkwürdiger Wendepunkt in Deutſchlands Geſchichte ein. Bevor wir jedoch den nun folgenden Zeitraum betrachten, womit die erſte Geſtaltung des Mittelalters abſchließt und die zweite beginnt, den Zeitraum, in welchem Papſtthum und Kaiſerthum um die Weltherrſchaft rangen und das Letztere unterlag, faſſen wir die damalige Stellung des Papſtthums in's Auge.

18. Höhepunkt des Papſtthums. Innocenz III.

Einigung der Völker um den Mittelpunkt eines höheren Lebensbewußtſeins war die geſchichtliche Aufgabe des Papſtthums, Einheit des Glaubens ſeine daraus nothwendig hervorgehende Forderung, Einheit der Macht durch Centraliſation das entſprechende Mittel, und das Bedürfniß der noch nicht zum Selbſt- und zum Weltbewußtſein erwachten Völker der Grund, worin dieſe Macht wurzelte. In unaufhaltſamer Entwickelung mußte die geiſtliche Macht zur Herrſchaft werden, von Gott verliehen und nur Gott verantwortlich, alle weltliche Herrſchaft nur als Mittel zum Zweck der Religionsherrſchaft erkennend und gelten laſſend, alles natürliche Recht, das Wahlrecht, das Erbrecht, erſt mit Weihe begabend und in ein Weiherecht verwandelnd. Demgemäß gliederte ſich eine ideale Ordnung, an deren Spitze, als Urquell aller Macht, Gott im jenſeitigen Himmel und auf Erden ſein mit ihr beliehener Stellvertreter, der Papſt, der die geiſtliche Macht an die Biſchöfe, wie Dieſer wieder ſie an die geſammte Geiſtlichkeit, und die weltliche an den Kaiſer, wie Dieſer wieder ſie an die Fürſten verleiht. So weit hatte ſich die Idee des Papſtthums bis zu Gregor VII. entwickelt. In den Hohenſtaufen lebte nun noch einmal die alte Idee des Kaiſerthums auf, als der ihr Recht in ſich ſelbſt tragenden, auch das Papſtthum unter ſich begreifenden, höchſten einheitlichen Rechtsgewalt der Chriſtenheit, der Schutzmacht für die Kirche, der Oberlehnsherrlichkeit über alles König- und Fürſtenthum. Allein dieſe Idee, obwohl ſie ſich durch die Kraft des römiſchen Rechts zu verjüngen ſchien, hatte ſich thatſächlich bereits ausgelebt. Wie das erwachende ſittliche Selbſtbewußtſein ſich in republikaniſcher Geſtaltung des Städteweſens der kaiſerlichen Machtvollkommenheit entwand, ſo entſtrebten die fremden Könige allmählig der oberlehensherrlichen und oberſchiedsrichterlichen Gewalt des Kaiſerthums, ſo entrangen ſich die Fürſten im Drang nach Feſtſtellung der Landeshoheit dem Königthum. Wie nun das Papſtthum zugleich als geiſtliche und weltliche Macht dem Kaiſerthum ſeine oberlehensherrliche und oberſchiedsrichterliche Gewalt entwand und an ſich zog, das Kaiſerthum aber ſeinen Schwerpunkt in Deutſchland aufgab und ihn in Italien ſuchte, wo die ganze kirchliche Weltordnung den ihrigen hatte, mußten Kaiſerthum und Papſtthum einander zum Kampf auf Leben und Tod entgegentreten; eine Vermittlung war nicht möglich.

Gregor VII. hatte die Idee des Papſtthums in voller Entſchiedenheit offen verkündigt und ſein ganzes Leben für ihre Verwirklichung eingeſetzt. Nach ſeinem Tode hatten die Kreuzzüge weſentlich dieſelbe gefördert und ein Charakter von ſolcher geiſtigen Ueberlegenheit wie Alexander III. die Unzulänglichkeit aller bloß auf das Schwert geſtützten Macht dargethan. Solcher gewaltiger Perſönlichkeiten, welche, vom unwandelbaren Glauben an den göttlichen Beruf des Papſtthums erfüllt, die Unterwerfung der Welt unter daſſelbe als höhere Nothwendigkeit und ſich ſelbſt als die zur Erreichung dieſes Zweckes vom Weltenlenker auserleſenen Werkzeuge betrachteten, ſolcher Perſönlichkeiten bedurfte das Papſtthum, um ſeinen Höhepunkt zu erreichen. Eine ſolche Perſönlichkeit war Innocenz III., der größte Staatsmann, der kühnſte Herrſchergeiſt ſeines Zeitalters. Ihn durchdrang jene Ueberzeugung, daß der Papſt das im göttlichen Weltplan nothwendige Werkzeug zur Begründung des Heils der Menſchheit ſei; in ihm lebte aber auch das Bewußtſein, daß ihn Gott um ſo ſtrenger richten werde, je weniger er von Menſchen gerichtet werden könne. Wir kennen die Grundſätze Gregor's VII. und wir können uns deshalb enthalten, die denſelben vollkommen entſprechenden Aeußerungen Innocenz III. hier zu vernehmen; wichtiger iſt es für uns, einen Ueberblick zu gewinnen, wie ſich, jenen Grundſätzen gemäß, unter Innocenz III. die päpſtliche Allgewalt vollendete. Es verſchwand vor ihr allmählig der letzte Reſt der früheren biſchöflichen Ariſtokratie; der Papſt ſtand über den kirchlichen Geſetzen, über den nur berathenden, nur von ihm zu berufenden Kirchenverſammlungen; er allein beſtimmte die Kirchenzucht, er allein als unfehlbar die Glaubensauslegung; er allein entband (diſpenſirte) von kirchlichen Vorſchriften, löſte Eide, ſprach Verſtorbene heilig, beſtätigte oder entſetzte und beaufſichtigte durch ſeine Legaten die Biſchöfe, umwandelte ihre Urtheile, beſteuerte Kirchen und Klöſter für kirchliche Zwecke, verwendete die erhaltenen

Gelder, ohne Rechenſchaft abzulegen, und überwachte die ganze Geiſtlichkeit durch die wieder eingeführten Provinzial-Synoden.

Ueberblicken wir nun auch die Erfolge, welche Innocenz III. im Streben nach Feſtſtellung und Erweiterung der von der geiſtlichen nimmerdar zu trennenden weltlichen Macht für die durch das Papſtthum dargeſtellte Kirche errang. Zunächſt ſuchte er die bisher ſo oft erſchütterte Papſtmonarchie in Rom zu befeſtigen, und es gelang ihm. Dann ward das Eigenthum der Kirche in Italien erweitert und von kaiſerlicher Lehensherrlichkeit befreit. Tusciens Städtebund ſchwur für Ehre und Schutz des römiſchen Stuhles zu wirken; Sicilien ward als päpſtliches Lehen behandelt, das Kaiſerthum zum Gehorſam gegen den Papſt verpflichtet. Portugals und Aragoniens Könige zahlten ihm Zins und ſtellten ihre Reiche unter ſeinen Schutz; Jene von Leon und Frankreich wurden durch den Bann gezwungen, ſich in Eheſachen dem päpſtlichen Urtheil zu unterwerfen. In die Staatsverhältniſſe Norwegens, Polens und Ungarns griff Innocenz entſcheidend ein. Der Fürſt Dalmatiens unterwarf ſich ihm und Jenen der Bulgaren und Walachen gab er die Königskrone. König Johann von England, vom Papſte entſetzt, legte ſeine Krone nieder, empfing ſie aus des Legaten Hand als päpſtliche Gabe, ſchwur dem Papſt einen Lehenseid und verpflichtete ſich zu einem jährlichen Lehenszins. Armenien ward zum Anſchluß an die römiſche Kirche gebracht. Die päpſtliche Macht auszubreiten, ließ Innocenz einen Kreuzzug predigen, ein Kreuzheer eroberte (1204) Konſtantinopel, Graf Balduin von Flandern ward zum Kaiſer des griechiſchen Reiches erwählt und ein fränkiſches („lateiniſches“) Kaiſerthum damit begründet. Der Papſt hoffte nun auch die längſt angeſtrebte Unterwerfung der griechiſchen Kirche unter Rom erreichen zu können; doch hier ſcheiterten ſeine Bemühungen.

Ein durchgreifendes Mittel zur Leitung der Völker nach päpſtlichem Willen bot ſich ihm in zwei neuen geiſtlichen Orden, welche damals entſtanden. Das großentheils ſittlich verſunkene Mönchthum hatte ſich ſeit dem elften Jahrhundert in neuen Ordensſtiftungen mit ſtrengeren Regeln, in jenen der Karthäuſer, Ciſtertienſer, Prämonſtratenſer, Karmeliter und anderen zu verjüngen geſucht; in den Tagen Innocenz III. entſtanden nun zwei neue, bei weitem einflußreichere Orden, die Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner, der Erſtere gegründet von dem Spanier Dominicus Guzmann zur Bekehrung der Ketzer und zur Ausbreitung des alleinſeligmachenden Glaubens, der Letztere von dem Italiäner Franz von Aſſiſi geſtiftet und raſch über alle Länder verbreitet. Beide Bettelorden, deren einzelne Mitglieder ſich zu völliger Beſitzloſigkeit verpflichteten, wurden gleichwohl gar bald ſehr reich, weil jeder Orden als Ganzes zum Beſitz der durch die Glieder erhaltenen Almoſen oder Schenkungen berechtigt war. Beide erlangten durch die Strenge ihrer Regeln das Anſehen beſonderer Heiligkeit und Gnadenkraft, und befeſtigten den Glauben des Volks daran durch die abenteuerlichſten Wundererzählungen. Beide, großentheils ſelbſt aus den unteren Klaſſen des Volks (zum Theil aus der Leibeigenſchaft) hervorgegangene, ſtanden dieſen ſchon durch die Armuth nahe, kamen, indem ſie ihre Klöſter größtentheils in die Städte bauten, in ſteten Verkehr mit dem Bürgerthum, traten aber auch durch raſtloſes Wanderleben und durch zahlreiche Laienbrüderſchaften und Frauenvereine, welche ſie ſtifteten und in engſte Verbindung mit den Orden brachten, mit allen Klaſſen der Geſellſchaft in lebendigſten Verkehr. Beide Orden erhielten außerordentliche päpſtliche Vorrechte, überall zu predigen und Beichte zu hören, an allen hohen Schulen zu lehren. Beide wurden gar bald unter allen dem päpſtlichen Stuhle zum Gehorſam verpflichteten Mönchsorden die eifrigſten, die wirkſamſten, gleichſam die alle Länder durchſtreifende auserleſene Schaar des zahlloſen ſtehenden Heeres von Mönchen, womit der Papſt ſeinen Willen allenthalben durchzuſetzen vermochte. Vollendet wurde unter Innocenz III., was Gregor VII. begonnen, nämlich: die völlige Lostrennung der eheloſen und durch ungeheuren eigenen Beſitz nach außenhin unabhängigen Prieſterkaſte von den Laien, des von Stufe zu Stufe ſtreng monarchiſch geordneten, von Staatsſteuern und bürgerlicher Gerichtsbarkeit befreiten Prieſterſtaates von den weltlichen Staaten und von den Nationalitäten, ferner die richterliche Gewalt der Geiſtlichkeit durch die Nothwendigerklärung der Ohrenbeichte, womit die geiſtliche Schlüſſelgewalt ſich nicht bloß das innerſte Heiligthum des Herzens, ſondern auch die der Ehe, der Familie und der Regierung aufſchloß, womit das Mittel in des Beichtvaters Hand gegeben war, die Handlung ſchon in der Abſicht zu erſticken und das ganze Leben des Laien nach den Zwecken der geiſtlichen Oberen zu lenken.

Wie die Verfaſſung der Kirche damals vollendet ward, ſo erhielt auch der Kultus (im weiteſten Sinne), gemäß der Feſtſtellung der Glaubensſätze weitere Ausdehnung und vorzugsweiſe Richtung auf das Aeußerliche, dadurch veräußerlichte ſich immermehr die ganze Religion. Durch Feſtſtellung der Glaubensſätze übte übrigens die Kirche nicht etwa eine Gewalthandlung gegen das Volk aus; ſie gab vielmehr bloß den Vorſtellungen, welche ſich aus den Keimen der ganzen gegenſätzlichen Weltanſchauung im träumeriſchen Gefühlsleben des Volks ſelbſt weiter entwickelt hatten, beſtimmte Faſſung und ausdrückliche Weihe. Der Gegenſtand des Glaubens lag für den Gläubigen außerhalb der ſichtbaren Welt, in der jenſeitigen, nach welcher, trotz aller derben Sinnlichkeit und Genußſucht, die Sehnſucht des Gemüthes ihre Richtung nahm. Dieſe jenſeitige Welt, der Himmel der Phantaſie, hatte ſich, wie der Olymp der alten Hellenen, mit zahlloſen Perſönlichkeiten (Heiligen) erfüllt, in welchen das gläubige Gemüth, ohne ſeine Selbſttäuſchung zu ahnen, eigentlich nur das menſchliche Ideal aufgeſtellt hatte. Dieſer Himmel griff durch Wunder in das Diesſeits ein, und dieſe Wunder, obwohl ſie nie und nirgends ſich ereignet hatten, ſie waren vorhanden in der kindlich ſinnlichen Glaubensvorſtellung, ſie ſpiegelten ſich ab in der höher erregten Gemüthsſtimmung und geſteigerten Nerventhätigkeit, ſie vergrößerten ſich von ſelbſt durch Ueberlieferung, Sage und fromme Dichtung, wogegen andrerſeits wieder allerdings auch in vielen Fällen geiſtliche Gewinnſucht das Wundermachen und Wundererzählen als Geſchäft betrieb. Insbeſondere waren es die Kreuzzüge, in deren Folge ſowohl die wunderſchaffende Einbildungskraft des chriſtlichen Aberglaubens durch die zuſtrömenden abenteuerlichſten Kunden eine Fülle neuen Stoffes, als auch die trügeriſche Gewinnſucht reiche Ausbeute fand. Wie bereits ſeiner Zeit erwähnt worden, lebte der Glaube an die Brot- und Weinverwandlung beim Abendmahl längſt in der Volksvorſtellung, bevor die letzten tiefer denkenden Gegner ſolcher Lehre wie Berengar von Tours (um 1050) verſtummen mußten; erſt unter Innocenz III. wurde dieſelbe kirchengeſetzlich feſtgeſtellt. So war auch die Anbetung der Hoſtie bereits im Volke üblich, bevor noch die Kirche ihr durch Einſetzung des Frohnleichnamsfeſtes einen feierlichen Ausdruck gab. So bildete ſich im Gemüthsleben des Volkes die überſchwengliche Verehrung der jungfräulichen Mutter, der „Gottesgebärerin", der ſelbſt über den Himmelskönig Chriſtus viel vermögenden gnadenreichen Himmelskönigin Maria aus, und das Feſt ihrer unbefleckten Empfängniß ward bereits vom Volke gefeiert, während die Gottesgelehrten noch über den neuen Glaubensſatz ſtritten. Dieſem Wunderglauben des bloßen Gefühls und der dichtenden Einbildungskraft, der das Göttliche in ſinnlich-faßbarſter, ja ſinnlichſter Form ſich aneignen wollte, während der Gläubige ſich bei der prieſterlichen Vermittlung mit Gott und Chriſtus nicht ſelbſtthätig, ſondern bloß hingebend und *empfangend* verhielt, — ihm entſprach auch die Feſtſtellung des Kultus, in welchem die Mitbetheiligung der Laien vor der Alleinthätigkeit der Geiſtlichen, in welchem das Wort (die Predigt) vor dem Prieſtergeſang und vor der von den Geiſtlichen dargeſtellten *Handlung*, Opferdienſt, Sakrament und Weihung, faſt völlig verſchwand.

Während nun die kirchliche Religion, die höchſte Pracht der Aeußerlichkeit entfaltend, auf die innere Fortbildung der Menſchen zu ſittlicher Erſelbſtſtändigung ohne tieferen Einfluß blieb und ſomit das bisherige Verhältniß zwiſchen Religion und Sittlichkeit, als zweierlei nebeneinander beſtehenden, ja einander oft widerſprechenden Lebensäußerungen, nicht aufgehoben ward, regte ſich in vielen der edelſten Gemüther um ſo mächtiger der Drang nach *Innerlichkeit des Glaubens*. Dieſem nach Selbſterleben des Göttlichen hingerichteten Drang geſellte ſich die ſchmerzliche Erkenntniß der *Kirchenverweltlichung*, hervorgebracht durch die maßloſen Vorrechte der Geiſtlichkeit, ihren reichen Beſitz, ihren ungeheuren Einfluß und den Cölibat,— kundgegeben in jeglicher Anmaßung, roher Herrſch- und Habſucht, trügeriſcher Schlauheit und wüſten ſinnlichen Ausſchweifungen. Es bildete ſich nun gegen die in höchſter Machtfülle prangende Hierarchie ein ſcharfausgeprägter Widerſtand und zwar in dreierlei Richtungen. *Innerhalb* der Kirche gab er ſich bei allen jenen Geiſtlichen, welche vom Glauben an deren göttliche Einſetzung durchdrungen waren, als ernſter und ſtrenger *Reformeifer*, und bei den Laien, unbeſchadet aller äußerlichen Religioſität, als derber, unbarmherziger *Spott* über die Schwächen und Sünden der Geiſtlichen kund. *Außerhalb* der Kirche zeigte ſich dieſer Widerſtand in den verſchiedenen *Sekten*, welche die ganze Hierarchie mit den ſie ſtützenden Glaubensſätzen und kirchlichen Bräuchen geradezu als widerchriſtlich verwarfen. Solche Sekten waren die Manichäer oder Katharer, die Petrobruſianer und Henricianer, die Waldenſer; die Hauptſitze dieſer Sekten waren Südfrankreich, Oberitalien, die Schweiz und die angränzenden ſüd- und weſtdeutſchen Länder; in den Rheingegenden verbreiteten ſich zu Anfang des 13. Jahrhunderts die „Brüder des freien Geiſtes"; in Trier blühten zu derſelben Zeit als der ſogenannte heilige Rock Chriſti zum erſten Mal ausgeſtellt wurde (1196), nicht weniger als drei Ketzerſchulen. Die herrſchende Prieſter-Kirche verkannte die Größe der Gefahr nicht, womit die zahlreichen und immer mehr ſich vergrößernden Sekten ſie bedrohten; ſie ſuchte nach altem Brauch die Ausrottung der ſogenannten Irrlehre durch Verfolgung der Menſchen, welche ſie bekannten, zu erwirken; die Verpflichtung der weltlichen Gewalt, der Prieſterſchaft Schergen- und Henkersdienſt zu leiſten, ward offen gefordert und ohne Bedenken beſchworen; hatten ſich doch ſelbſt Kaiſer Heinrich III. zur Manichäerverfolgung und Friedrich der Rothbart zur Auslieferung Arnold's von Brescia verſtanden! In Köln wurden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Ketzer blutig verfolgt, zeigten aber freudigen Märtyrermuth; eine Jungfrau von ſtrahlender Schönheit, vom Scheiterhaufen herabgeholt und begnadigt, fragte, als die anderen Glaubensgenoſſen verbrannt waren, wo der Meiſter liege, zog, als man ihr deſſen Leiche zeigte, ihr Kleid über das Antlitz und ſprang in die Flammen. Unter Innocenz III. erhielt das Verfahren der herrſchenden Kirche gegen die Ketzer eine neue Geſtaltung. Innocenz ſuchte ſie anfänglich durch Ermahnungen und Religionsgeſpräche zum kirchlichen Glauben zurückzuführen; als aber dies Mittel nichts fruchtete, als vielmehr die gegenkirchlichen Gemeinden, insbeſondere im ſüdlichen Frankreich, wo man die „Ketzer" nach der Grafſchaft Alby insgemein Albigenſer nannte, ſich fortwährend vergrößerten, da beauftragte er in ſteigender Beſorgniß vor Anſteckung der Geſunden durch das Gift der Ketzerei, beſondere Geiſtliche mit Erforſchung der Rechtgläubigkeit. Dieſe polizeiliche Maßregel war der unſcheinbare Keim, aus welchem die Inquiſition (das Glaubensgericht) erwuchs, eine Anſtalt, welche ihrer Natur nach ſo gefährlich war und allen niedrigſten Leidenſchaften unter dem Vorwand des Religionseifers ſo unermeßlichen Spielraum gab, daß ſie binnen kurzer Zeit zum Fluch der Menſchheit werden mußte. Im hochſinnigſten Streben erlag auch der größte der Päpſte dem Verhängniß, das ſich nothwendig und unausbleiblich an die Stellung des Papſtthums knüpfte; von dem ungeheuren Irrthum befangen, daß nur das geſchichtlich Gewordene, nicht aber auch das Werdende berechtigt und daß das Chriſtenthum ewiger Selbſtzweck, nicht weltgeſchichtliches Bildungsmittel ſei, ſtellte er der Entwickelung des Geiſtes, Urtheile von Glaubensgerichten, Kerker, Folter, Henkerbeil, Scheiterhauſen, Verbannung und Gütereinziehung entgegen. Der Erfindung der Inquiſition geſellte ſich die päpſtliche Aufforderung an Fürſten und Volk: gegen die gebannten Albigenſer das Schwert zu erheben, wofür Jenen derſelbe Ablaß, wie Pilgern nach Rom oder St. Jakob, zugeſtanden ward. Die Folge davon war der an Schandthaten niedrigſter Entmenſchung überreiche Kreuzzug gegen die Albigenſer. Auf der Lateran-Kirchenverſammlung (1215), wo weit über 400 Biſchöfe, Erzbiſchöfe, Patriarchen und an 900 Aebbte und Kloſterobere die rechtgläubige Kirche vertraten, wurde die Inquiſition als Mittel zur Erhaltung ihrer Einheit und Reinheit für die Dauer angenommen. Dieſe Lateran-Kirchenverſammlung war überhaupt der Abſchluß der ganzen bisherigen Entwickelung des Papſtthums und die Grundlage, auf welcher die folgenden Päpſte bis zu Bonifacius **VIII.** (1294—1303) unbeſchränkte Alleinherrſchaft ausübten. Wenn ſchon hochgeſinnte Männer wie Innocenz **III.** im Beſitz derſelben den Fluch der Inquiſition und die Gräuel der Ketzerhinſchlachtung, ſowie die Verwirrung ſtaatlicher Ordnung und die Bekämpfung politiſcher Freiheit (der magna charta in England), als Mittel zur Erreichung des höchſten religiöſen Zweckes vor Gott verantworten zu konnen glaubten, — welche Folgen mußte erſt der Mißbrauch jener unbeſchränkten Gewalt durch ſolche Päpſte haben, welche ihre Würde bloß als Mittel zur Befriedigung ihrer perſönlichen Zwecke betrachteten!

19. Beginnender Kampf des Papſtthums gegen das Deutſchland ſich entfremdende Kaiſerthum.

Auf der Lateran-Kirchenverſammlung war *Friedrich* II. von Innocenz III. neuerdings als *rechtmäßiger König der Deutſchen* beſtätigt werden. Völlig hergeſtellt ſchien nun endlich ein friedliches Verhältniß zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum, da Friedrich am 1. Juli jenes Jahres zu Straßburg urkundlich verſprach, er werde, um ſowohl für die römiſche Kirche, als auch für das ſiciliſche Reich gebührend zu ſorgen, gleich nach Empfang der Kaiſerkrone ſeinen Sohn Heinrich aus der väterlichen Gewalt entlaſſen, ihm das ſiciliſche Reich unter derſelben Bedingung, wie er es von der römiſchen Kirche inne habe, abtreten und es bis zur Großjährigkeit ſeines Sohnes durch einen der römiſchen Kirche verantwortlichen Mann regieren laſſen, ſich ſelbſt aber nicht mehr König von Sicilien nennen, noch als ſolchen benehmen, — Alles dies zur Beſtätigung, daß das ſiciliſche Reich in keiner Weiſe mit dem Kaiſerthum verbunden ſei. Wie beſtimmt nun auch dieſe Verpflichtung lautete, hatte Friedrich II dennoch durchaus nicht die Abſicht, auf ſeine italiäniſchen Erblande zu verzichten. In Italien geboren und erzogen, hegte er die entſchiedenſte Vorliebe für dies Land, während das ſeiner Väter ſeinem Herzen gleichgültig war und nur für ſeine Herrſcherpläne gewichtig genug in Rechnung kam. *Italiens Verbindung mit Deutſchland* und die *Beherrſchung des ganzen Kaiſerreichs vom ſüditaliäniſchen Erbreich aus*, war nämlich der leitende Gedanke, der ſein Wollen bewegte; ein unausführbarer Gedanke, weil eine gewaltſame Verbindung des germaniſchen und romaniſchen Weſens, die ſich in ihrer Gegenſätzlichkeit nur durch freien Austauſch wechſelſeits fördern konnten, unnatürlich war. Das Streben nach Verwirklichung dieſes Gedankens mußte das Papſtthum zum Kampf auf Leben und Tod mit den Hohenſtaufen herausfordern und die Lombarden zur Erneuerung der Verbindung mit dem Papſtthum beſtimmen; ferner mußte das Kaiſerthum durch die Verlegung des Schwerpunkts von Deutſchland nach Italien, vom Boden der wirklichen Macht auf den der bloßen

Machterinnerung ſich abſchwächen; und in Deutſchland endlich, gleichſam zu einem Nebenland Italiens herabgedrückt und ſich ſelbſt überlaſſen, mußte die einheitliche Reichsgewalt an Geltung verlieren.

Wie Friedrich's II. ſtolzer Plan (ſeines Vaters Erbtheil) verhängnißvollen Widerſpruch in ſich trug, ſo auch ſein Charakter. Mit den glänzendſten Anlagen hatte die Natur ihn ausgeſtattet; die umfaſſendſte Bildung hatte ſich ſein für alles Schöne und Große empfänglicher Geiſt frühzeitig angeeignet; Wiſſenſchaften und Künſte waren ſeine Freude; dem kirchlichen Volksglauben ſeiner Zeit weit entwachſen, hatte er den freieſten Standpunkt reinmenſchlicher Weltanſchauung gewonnen und lichte Bildung ſuchte er nach Kräften zu verbreiten. Und dennoch ſteht dieſer Geiſtesgrößte der Hohenſtaufen nicht als reiner Charakter da, weil die Rückſicht auf die Erreichung ſeiner Zwecke ihn verleitete, ſeine beſſere Ueberzeugung zuweilen je nach den Verhältniſſen zu verläugnen und ſeine Grundſätze in beſtimmten Lagen ſeiner Selbſtſucht zu opfern. Vom ſtolzeſten Selbſtgefühl ſeines Standes und ſeines Geſchlechts erfüllt, trat er zuweilen geſchmeidig bis zur Unterwürfigkeit auf, um das mächtige Papſtthum, ſo lange er deſſen zu bedürfen glaubte, zu täuſchen und für Vorbereitung zur Ausführung ſeiner Pläne Zeit zu gewinnen; er opferte ihm, wenn es ihm Vortheil brachte, die Ketzer, während er Sarazenen als Unterthanen in ſeinem Erbreich duldete und beſchützte. Dem geiſtigen Fortſchritt huldigend und ihn fördernd, wollte er die freiheitliche Entwicklung aufhalten und erdrücken, und ſah ſich doch am Ende gezwungen, ſich mit ihr zu verſöhnen. Mißbilligen wir ſeine Fehler, ſo erfüllt uns dagegen ſeine Geiſtesgröße im Unglück mit Bewunderung.

Bei ſeinem erſten Auftreten in Deutſchland fand Friedrich II. die dortigen Städte herrlich entwickelt und erkannte, um ſich ihres Beiſtandes zu verſichern, ihre Freiheiten und Rechte bereitwillig an. Doch ſchon vom Jahre 1215 an wandelte ſich ſein Benehmen gegen ſie. Im Widerſpruch mit ſeinem feierlichen Verſprechen ſuchte er die Erwählung ſeines unmündigen Sohnes Heinrich zum König durchzuſetzen; die Wahl war Sache der Fürſten, folglich mußten Dieſe gewonnen werden; — das Gelingen ſeines Planes ließ Spannung oder Bruch mit dem Papſtthum vorausſehen; um eine Stütze gegen daſſelbe zu erhalten, mußte er ſich der deutſchen Biſchöfe verſichern. Beides geſchah auf Koſten der Städte und ſomit auch des Reichs, deſſen Rechte er übrigens ſchon zu Metz durch Abtretung alles Reichsgebietes jenſeits der Elbe und Elde an Dänemark ſträflich verletzt hatte. In neuentſtandenen Städten auf fürſtlichem Boden, welche mit kaiſerlicher Bewilligung Marktrechte erhalten hatten, entzog Friedrich II. die richterliche Gewalt den Reichsbeamten und überwies ſie der fürſtlichen Landeshoheit. Auf einem Hoftag zu Ulm (1218) erhob er den Spruch der Fürſten und Barone, daß Niemand (auch nicht der Kaiſer) in einer biſchöflichen Stadt einen Stadtrath aufrichten dürfe, zum Geſetz. Auf dem Reichstag zu Goslar (1219) verbot er jegliche Verſchwörung, Gegenverbürgung und Geſellſchaft, „Innung oder Gilde" genannt, ausgenommen die der Münzer. Hauptſächlich durch Hülfe der Biſchöfe ſetzte er denn auch im April 1220 die Erwählung ſeines Sohnes Heinrich durch, welchen er ſchon früher aus Italien hatte kommen laſſen. Der Preis dafür beſtand in Folgendem: Der König verzichtete auf das Spolienrecht (die Aneignung des Nachlaſſes der Geiſtlichen), er bewilligte ferner den Biſchöfen, daß in ihren Gerichtsbezirken keine neuen Münzſtätten oder Zölle angelegt, noch feſte Burgen oder Städte gegründet werden ſollten, er erklärte Jeden der Reichsacht verfallen, der ſich nicht binnen ſechs Wochen vom Kirchenbann löſe, wogegen die Biſchöfe ihm verſprachen, Jeden, der ſich des Königs Befehlen widerſetze, zu verfolgen und zu beſtrafen. Das unwürdigſte Zugeſtändniß aber, welches er den geiſtlichen Fürſten machte, war das den königlichen Eigenſtädten und den für das Reich vorbehaltenen Städten unter ſchwerer Strafdrohung auferlegte Verbot, fürderhin keinem Dienſtmann, Hörigen oder Leibeignen der geiſtlichen Fürſten Aufnahme zu gewähren; — ein unverantwortlicher Frevel, welcher den nach Erlöſung ſchmachtenden Volksklaſſen die Möglichkeit raubte, Freiheit und menſchenwürdiges Daſein zu gewinnen; denn das war ja eben der Städte höchſte, ſittliche Bedeutung, daß nach ihren guten Rechten jeder Fremde durch einen Aufenthalt von Jahr und Tag darin Freiheit erlangte. Unmöglich konnten die Städte bei ſolchem Angriff auf ihr heiligſtes Recht für die Dauer ſchweigend und thatlos bleiben.

Der König, unbekümmert, um welchen Preis er ſeinen Zweck durchgeſetzt, und froh, den Papſt Honorius III. (des gewaltigen

Innocenz ſchwächeren Nachfolger) überliſtet und zugleich beſchwichtigt zu haben, übergab die Aufſicht über ſeinen Sohn dem Heinrich von Neuffen, die Reichsverweſerſchaft dem Erzbiſchof Engelbrecht von Köln und eilte ſodann noch im Herbſt des Jahres 1220 nach Italien, um die Kaiſerkrone zu empfangen. Nachdem er dem Papſt die früheren Zugeſtändniſſe und das Verſprechen, einen Kreuzzug anzutreten, erneuert, ward er nebſt ſeiner Gemahlin Konſtanze am 22. November 1220 in der Peterskirche zum *Kaiſer* gekrönt. Sein Großvater hatte die Kaiſerkrone durch die Auslieferung Arnold's von Brescia erkauft; einen nicht minder ſchmählichen Preis zahlte der Enkel dafür; es war ein Geſetz, wodurch Friedrich II. *alle Ketzer*, was immer für Namens, *ehrlos erklärte und ächtete*, die Einziehung ihrer Güter verfügte und die Rückgabe derſelben an ihre Kinder verbot, die Behandlung aller der Ketzerei bloß Verdächtigen, wenn ſie ſich nicht binnen Jahresfriſt vom Verdacht rechtfertigten, eben als wären ſie Ketzer, anordnete, jeder Obrigkeit beim Amtsantritt eidliches Gelöbniß der Ketzervertilgung auferlegte u. ſ. w. Nachdem der Papſt die Friſt zum Antritt des Kreuzzugs weiter erſtreckt, begab ſich Friedrich in ſein geliebtes apuliſches Reich und widmete demſelben fortan die volle Kraft ſeines Herrſchergeiſtes, die Anmaßungen des übermüthigen Adels beſchränkend, das Volk gegen deſſen Willkür ſchützend, die ſarazeniſche Bevölkerung für ſich gewinnend, das Staatsvermögen ordnend, die königliche Macht befeſtigend. Nach dem Tode Konſtanzens vermählte er ſich mit Jolanthe, der Erbin des Königreichs Jeruſalem, und nannte ſich nach Letzterem; mit dem Papſt ſchloß er (1225) zu St. Germano einen Vertrag, wodurch er ſich verpflichtete, im Auguſt 1227 den Kreuzzug anzutreten, bräche er den Vertrag, ſo ſei er ohne Weiteres in den Bann verfallen. *Die Erdrückung der verhaßten republikaniſchen Ordnung in Oberitalien, die Herſtellung des kaiſerlichen Willens* dort war der Plan, welchen er zunächſt auszuführen hoffte. Er rechnete dabei, zuverſichtlich ſeinem Glücksſtern vertrauend, auf den Eifer der ghibelliniſchen Partei in Lombardien und auf die vereinigten Kräfte ſeiner apuliſchen Vaſallen, welche er aus dem Süden, ſowie eines deutſchen Heeres, welches ſein Sohn nach Lombardien führen ſollte. Nach Cremona ſchrieb er auf Oſtern 1226 einen Reichstag aus. Die Städte erriethen ſogleich ſeine feindſeligen Abſichten; fünfzehn, worunter Mailand, Bologna, Verona, Padua, erneuerten den Bund, rüſteten und beſetzten die Wege, zumal die Engpäſſe an der Etſch oberhalb Verona, ſo daß das deutſche Heer nicht nach Italien kommen konnte. Auf dem Reichstage erſchienen nur wenige Abgeordnete der Städte, der Kaiſer ſah ſeine Abſicht vereitelt, ſprach zürnend die Reichsacht über die Verrächter kaiſerlichen Anſehens aus und begab ſich nach Apulien zurück; Honorius aber vermittelte ſchiedsrichterlich zwiſchen ihm und den Lombarden. Bald nachher ſtarb Honorius und der Kardinal Hugolinus, ein Neffe von Innocenz III., hochbetagt, aber voll friſcher Geiſtes- und Willenskraft, beſtieg unter dem Namen Gregor IX., (am 20. März 1227) den päpſtlichen Stuhl. Inzwiſchen nahte die Zeit, zu welcher der Kaiſer vertragsmäßig den Kreuzzug antreten mußte. So völlig war die Begeiſterung für dies Unternehmen erkaltet, daß längſt ſchon Steuern dafür ausgeſchrieben werden mußten, welche noch dazu keineswegs pünktlich bezahlt wurden; in Deutſchland erklärten Viele jeden Eroberungskrieg in Aſien für thöricht. Gleichwohl trafen zur feſtgeſetzten Zeit der Landgraf von Thüringen, der Biſchof von Augsburg und andere Fürſten mit einem Kreuzheere in Unteritalien ein, aber eine Seuche raffte Hohe und Niedere hin. Der Kaiſer erkrankte gleichfalls, ſchiffte ſich gleichwohl ein, mußte jedoch nach dreitägiger Fahrt wieder landen, um ſeine Geſundheit in den Bädern von Puzzuoli wiederherzuſtellen. Der Tod des Landgrafen von Thüringen, der Biſchöfe von Augsburg und Anjou, die Erkrankung und Wiederkehr des Kaiſers entmuthigten die Pilger, ſie zerſtreuten ſich nach allen Seiten. Papſt Gregor IX., die Krankheit des Kaiſers für Erdichtung haltend, ſprach nun den Bann über ihn aus; Friedrich hingegen trat in Rundſchreiben offen, mit ſcharfem Wort, langverhaltenen Grolls gegen die römiſche Kirche auf, „die ſich, eine unerſättliche Blutſaugerin, hinter widerlichen Redensarten verberge, deren Geſandte, nach Willkür bindend, löſend, ſtrafend unaufhörlich durch die Welt gingen, um alle Freien zu unterjochen, alle Friedlichen zu beunruhigen und überall Geld zu erpreſſen“; die ganze Welt forderte er auf, „ſich zur Vernichtung dieſer unerhörten Tyrannei, dieſer allgemeinen Gefahr zu vereinigen“. Zugleich aber wollte er der Welt kundgeben, daß es ihm Ernſt mit der Erfüllung des Vertrags von St. Germano ſei, und ſo ſchiffte er ſich denn, — obwohl Gregor IX. am 27. März 1228 den Bann erneuerte, die Unterthanen vom Eid der Treue entband und das apuliſche Reich für verwirkt erklärte, — am 11. Auguſt nach Syrien ein. Niemand ahnte freilich, daß der Sultan Kamel, den Kaiſer insgeheim eingeladen hatte, um in ihm einen Bundesgenoſſen gegen ſeinen Bruder Moattam, mit dem er zerfallen war, zu gewinnen; nur im Vertrauen auf dies heimliche Bündniß hatte Friedrich es wagen können, den Kreuzzug mit geringer Macht anzutreten, und eine vertragsmäßige Erwerbung des Königreiches Jeruſalem für ſich und ſein Haus war der Preis, der ihn lockte. Der Papſt war durch die Nachricht vom wirklichen Antritt des Kreuzzuges überraſcht; denn ſchon hatte er Alles zum Angriffskrieg gegen die kaiſerliche Macht in Italien eingeleitet. Dem klugen Gegner nur neue Täuſchungsabſichten zutrauend, erneuerte er den Bann und ließ durch zwei Bettelmönche, die er nach Aſien ſchickte, allen Chriſten verbieten, dem Kaiſer Gehorſam zu leiſten, während ein päpſtliches Heer in deſſen Erbreich einfiel. Der Kaiſer und der Sultan aber ſchloſſen (1229) einen Vertrag, kraft deſſen der Letztere dem erſteren das Königreich Jeruſalem übergab, die Mohammedaner ihre Moſcheen unverletzt behielten und den auch von ihnen hoch verehrten Tempel beſuchen durften, die Gefangenen ausgewechſelt wurden und eine zehnjährige Waffenruhe feſtgeſetzt ward. Am 17. März zog Friedrich II. in Jeruſalem ein und ſpäter ſetzte er ſich ſelbſt die Krone des neuerworbenen Reiches auf's Haupt; aber bald belegte der Patriarch die ſogenannten heiligen Orte mit dem Interdikt, die Tempelherren traten in offener Feindſchaft gegen den Kaiſer auf und die Geiſtlichen, zumal die Bettelmönche, ſäeten eifrig Haß gegen den Feind der Kirche. Der Kaiſer aber eilte nach ſeinen italiäniſchen Erbreichen heim, um die Pläne des Papſtes zu vereiteln, welcher die deutſchen Fürſten zum Abfall vom Kaiſer aufforderte und ſich mit den Lombarden verband. Allein die Erſteren widerſtanden ſeinen Anmuthungen, die Letzteren zeigten ſich lau, die Lage des Papſtes wurde immer bedenklicher und da der Kaiſer, die Verhältniſſe würdigend, ſich zur Verſöhnung geneigt zeigte, ſo ſchloſſen Beide (1230) zu St. Germano Frieden und der Kaiſer wurde vom Banne gelöſt. Er verwendete nun ſeine ganze Thätigkeit zur Ordnung ſeiner italiäniſchen Erblande; ſie erhielten eine umfaſſende

Geſetzgebung; Wiſſenſchaften und Künſte erblühten herrlich unter des hochgebildeten Kaiſers Pflege.

20. Herrenthum und Volkskraft in Deutſchland. Der deutſche Orden in Preußen. Die Inquiſition und der Kreuzzug gegen die Stedinger.

Wenden wir nun unſere Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand Deutſchlands. Im Jahre 1222 war Friedrich's unmündiger Sohn Heinrich in Aachen gekrönt worden; die Reichsregierung führte klug und gerecht der Erzbiſchof Engelbrecht von Köln, bei den Bürgern beliebt, weil er ohne Rückſicht auf den Vorzug adeligen Geblüts unerbittlich ſtreng die Willkür beſtrafte, dem Adel eben deßhalb verhaßt. Dieſem Haß fiel er zum Opfer. Sein eigener Vetter, Graf Friedrich von Iſenberg, von ihm getadelt wegen Bedrückung der Abbtei Eſſen, deren Schutzvogt er war, lauerte mit fünfundzwanzig Genoſſen dem von Soeſt nach Köln reiſenden Erzbiſchof in einem Gehölz in der Nähe von Schwelm auf und ermordete ihn (7. November 1225). Durch dies Verbrechen verlor der leichtſinnige junge König allzufrüh den klugen Berather, den feſten Lenker, deſſen er bei ſeinem Eigenwillen, ſeinen Launen und Leidenſchaften bedurfte. Das Reich aber empfand gar bald die ſchlimme tückiſche Art des ſich ſelbſt überlaſſenen Königs. Allenthalben entbrannten Fehden des Adels, allenthalb bezeugten Gewaltthaten der Bevorrechteten, daß die höchſte Reichsgewalt, berufen, die Rechtsordnung mit gleicher Strenge gegen Hohe wie Niedere aufrecht zu erhalten, in ſchlechten Händen war.

Der junge König, Untreue gegen ſeinen Vater ſinnend, begünſtigte die Fürſten und die Biſchöfe auf Koſten der Städte. Mainz, Bingen, Worms, Speier, Frankfurt, Gelnhauſen und Friedberg ſchloſſen und beſchworen ein Bündniß, um ihre Freiheiten und Rechte zu ſichern; es galt zumal der Vertheidigung des koſtbarſten Rechts, Dienſtleute und Hörige der Biſchöfe und des Adels in die Stadtgemeinden aufzunehmen. Dies Bündniß erklärte der König auf des Mainzer Erzbiſchofs Antrag am 27. November 1226 für aufgelöſt und nichtig. Im Jahre 1231 gab er dem Fürſtenſpruch

Geſetzeskraft für's Reich: daß keine Stadt Gemeinheitsverfaſſung, Rechtsbräuche, Gilden, Zünfte aufrichten dürfe und daß der römiſche König ſelbſt nicht befugt geweſen, ohne Willen der Landesherren den Städten Solches zu geſtatten. Ferner beſtätigte er ausdrücklich die Rechte der Fürſten als Landesherren, erneuerte das Verbot, Hörige der Fürſten, des Adels und der Kirche in königliche Städte aufzunehmen, und verfügte ferner noch, daß Letztere Alles, was ſie an Eigen oder Lehn über benachbarte Grundherren an ſich gebracht, zurückſtellen, ihre Gerichtsbarkeit nicht über den Umfang ihrer Mauern ausdehnen und keine „Pfahl- oder Ausbürger“ annehmen dürften. (Unter Pfahl- oder Ausbürgern ſind freie oder adelige Gutsbeſitzer auf dem Lande zu verſtehen, welche das Bürgerrecht in einer Stadt erwarben und dadurch ihres Schutzes theilhaftig wurden, aber ihren Wohnſitz auf dem Lande behielten). Die Städte mochten wohl hoffen, der Kaiſer, welcher erſt im Jahre 1230 der Gemeinde zu Regensburg köſtliche Freiheiten und Rechte theils verliehen, theils beſtätigt hatte, werde jene Geſetze ſeines Sohnes umſtoßen; allein der Kaiſer, welcher die Abſicht ſeines Sohnes bei ſolcher Begünſtigung der Fürſten und Biſchöfe durchſchaute, ſuchte nun die Letzteren dem Ungetreuen dadurch abwendig zu machen, daß er ihnen gleichfalls die verhaßten freien Verfaſſungen der Städte opferte; die Fürſten ſollten erkennen, daß der Sohn ſie nicht mehr begünſtigen könne als der Vater. Von Ravenna aus erließ er im Januar 1232 eine Verordnung, wodurch in allen deutſchen Städten Gemeindeverfaſſung, Stadtrath, Bürgermeiſter oder wie immer ſonſt geheißene Obrigkeiten, welche von den Bürgern ſelbſt frei gewählt wurden, abgeſchafft, alle Zünfte und Geſellſchaften aufgehoben, und alle den Städten dafür ertheilten Freibriefe vernichtet wurden. Wohl mochte übrigens dem Untreue ſinnenden jungen König Zweifel erſtehen, ob er ſich bei offnem Abfall auch völlig auf die Fürſten verlaſſen könne, und ſo hielt er es denn, im Widerſpruch mit ſeinem bisherigen Benehmen, für gerathen, auch die Städte für ſich zu gewinnen; er beſtätigte denſelben Wormſern, gegen welche eben vorzugsweiſe ſeine Verordnungen vom Jahre 1231 erlaſſen worden waren, am 17. März 1232 all ihre herkömmlichen Freiheiten und Rechte, und zwar insbeſondere den Stadtrath. Bald darauf verſöhnte er ſich, doch ohne Aufrichtigkeit, mit ſeinem

Vater und Dieſer erhob nun alle die Städte benachtheiligenden Verordnungen Heinrich's zu Reichsgeſetzen. Der junge König, fort und fort ſchwankend, ob er ſich auf das Bürgerthum oder auf deſſen Feinde ſtützen ſolle, beſtätigte feierlich die ſtädtiſchen Vorrechte von Worms und widerrief ſie gleich am folgenden Tage. Solch falſches Spiel ward von den Herrſchenden mit den Rechten des Volks getrieben; aber das in ſeinen innerſten Lebensbedingungen bedrohte Bürgerthum ſtand bereits ſo feſt und gediegen in der Fülle ſeiner Kraft und Macht da, daß es, unabhängig von Königs- und Kaiſerlaunen, den Ränken und Rechtsverletzungen trotzen konnte; das deutſche Bürgerthum war nichts Geringeres als das Bundesdaſein der deutſchen Nation ſelbſt, ſich immermehr löſend und läuternd von den erſtarrten Formen urzeitlichen Herrenthums, erwachend zu immer lichterem Selbſtbewußtſein, das Grundgeſetz germaniſchen Lebens: die individuelle Freiheit, in den mannigfaltigſten Kreiſen der Selbſtbeſtimmung immer entſchiedener, immer reiner darſtellend, aus dem innerſten Beruf des germaniſchen Geſchlechts hervorquellendes Leben, das ſich befruchtend in unerſchöpflicher Fülle weit über die Gränzen unſers Vaterlands hinaus entbreitete.

Betrachten wir nun, wie ſich deutſche Nationalkraft in jenen Tagen geltend machte! Graf Heinrich von Schwerin hatte den Dänenkönig Waldemar, welchem Friedrich II. die deutſchen Errungenſchaften an der Oſtſee und altes deutſches Stammland abgetreten, (1223) gefangen genommen. Da erhoben ſich die Holſteiner zum Kampf gegen den däniſchen Reichsverweſer und ſchlugen ihn bei Mölln (1225), Hamburg und Lübeck löſten ſich von der Fremdherrſchaft und die letztere Stadt erlangte vom Kaiſer aus Rückſicht auf den Schutz der Reichsgränze (1226) nicht bloß Beſtätigung der alten Stadtverfaſſung, der herkömmlichen Rechte, Gewohnheiten und Handelsvortheile, ſondern auch die wichtige Vergünſtigung immerwährender Reichsfreiheit und Erweiterung des Stadtgebiets. Der Dänenkönig mußte, um ſeiner Haft ledig zu werden, 45,000 Mark bezahlen, Holſtein und alle ſlaviſchen Länder (bis auf Rügen) zurückgeben und ſchwören, ſeine Gefangennehmung nie zu rächen. Kaum hatte er aber die Freiheit wieder erlangt, als er, durch Papſt Honorius ſeines Verſprechens enthoben, mit dem Welfen Otto von

Braunſchweig im Bunde ſich anſchickte, Nordalbingien wieder zu erobern; aber in der Schlacht bei Bornhövde (22. Juli 1227), welche Lübecks und Bremens Bürger mitkämpften, erlag der Stolze, und in dem Frieden, welcher nachher vermittelt ward, verlor er alles Südeiderland. — In Liefland, Kurland und Eſthland eroberten „die Brüder des Ritterdienſtes Chriſti“, auch „Schwertbrüder“ genannt, (nach dem rothen Schwert, das ſie nebſt rothem Kreuz auf weißem Mantel trugen), ein Ritterorden von Biſchof Albrecht geſtiftet und mit dem dritten Theil des eroberten und zu erobernden Landes belehnt; ſpäter (1237) verbanden ſie ſich mit dem deutſchen Orden, alſo daß ihr Heermeiſter unter der Hoheit des Hochmeiſters des deutſchen Ordens ſtand. Auf dem Boden, den das ritterliche Schwert erkämpfte, gewann alsbald, durch Anſiedlung deutſcher Bürger, deutſches Weſen die Geſittung und Bildung fördernde Herrſchaft in einer Reihe neugegründeter, herrlich aufblühender Städte (wie Dorpat vor Allem), mit lübiſchem Recht ausgeſtattet und mit Lübeck in inniger Verbindung.

Auch dem heidniſchen Preußen und Lithauen ſchlug damals die Stunde deutſcher Herrſchaft und Anſiedlung. Vergeblich hatte Polen es unternommen, die kraftvollen Volksſtämme jener Küſtenländer mit dem Schwert zu bekehren; tapfer vertheidigten ſie ſich; bald ſchritten ſie zum Angriff, ſiegreich drangen ſie bis Danzig und zerſtörten das Kloſter Oliva. Da zogen, vom Herzog Konrad von Maſovien und den Biſchöfen von Preußen und von Plozk eingeladen, von Kaiſer und Papſt ermächtigt, im Jahre 1226 die Ritter des deutſchen Ordens nach Preußen und begannen einen dreiundfünfzigjährigen Eroberungskampf, als deſſen Preis der Kaiſer dem Orden die Landesherrſchaft für ewige Zeiten, durch die Ordensmeiſter ausgeübt, vorbehaltlich aller Rechte des Reichs, verliehen hatte. Nicht ſowohl unterworfen, als vielmehr vertrieben und ausgerottet wurden die Preußen; deutſche Burgen und Städte erhoben ſich, (von 1231 bis 1237 Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing), deutſche Anſiedler zogen ein und genoſſen unter den vom Orden geſetzten Rittervögten gemeinheitliche Verfaſſung nach der Handfeſte von Kulm, welche jährliche Wahl der Richter und Obrigkeiten aus der Mitte der Bürger unter des Ordens Genehmigung, Landeseigenthum und Nutzung der Jagd, freies Erbrecht, Freiheit der Bürger von ungebürlichen Abgaben und der Stadt von feſten Ordensgebäuden geſtattete.

Wie der Geiſt bürgerlicher Freiheit ſchöpferiſch über das deutſche Land dahinſchritt, ſo regte ſich auch mächtig fort und fort der religiöſe Selbſtbeſtimmungstrieb, von der herrſchenden Kirche als Ketzerei gebrandmarkt und verfolgt. Die abenteuerlichſten Fabeleien wurden über die deutſchen „Ketzer" verbreitet, um die Gläubigen von der Gemeinſchaft mit ihnen, von der Bekanntſchaft mit ihren Lehren zurück zu ſchrecken; man ſchilderte ſie als Ungeheuer an Verworfenheit und log von ihren geheimen gottesdienſtlichen Verſammlungen, daß der in Thiergeſtalt anweſende Teufel unter den unanſtändigſten Gebräuchen angebetet, daß die ſcheußlichſte Unzucht dabei getrieben werde. Um die Ketzerei in Deutſchland auszurotten, deren raſches Umſichgreifen in den gewerbreichen Städten, wie in Trier, Köln, Mainz, Straßburg, Erfurt, Goslar, die Beſorgniſſe der Päpſte in hohem Grade erregte, wurden Ketzergericht und Kreuzzug gegen Ketzer als wirkſamſte Mittel auserſehen. Der Predigermönch Konrad von Marburg, vom Papſt zum Ketzerrichter beſtellt, ein finſterer, herriſcher, leidenſchaftlicher Eiferer, zog, von Gehülfen gleicher Art und von verworfenen Anklägern begleitet, frech in deutſchen Landen umher, ließ den der Ketzerei Angeklagten nur die Wahl, ihr angebliches Verbrechen einzugeſtehen und ſchwere Bußen zu tragen oder ihre Unſchuld zu beſchwören und verbrannt zu werden; Vertheidigung ward nicht geſtattet und Fürſprache als Mitſchuld gerichtet; am ſelben Tage folgten der Anklage und dem Verhör das Urtheil und deſſen Vollſtreckung. Die Folgen ſolchen Verfahrens waren theils Schrecken, Verwirrung und falſche Anklagen, theils aber auch Entrüſtung. So lang das „geringe Volk" allein des Ketzerrichters freche Willkür zu dulden hatte, ſchwiegen Fürſten und Adel zu dem empörenden Unfug; als Konrad von Marburg aber, immer kecker, auch ihre Standesgenoſſen und Geiſtliche vor ſeinen Richterſtuhl zog und mit entehrenden Strafen belegte, da traten die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln gegen ihn auf; da wollten auch die Fürſten und Herren auf dem Reichstag zu Mainz (25. Juli 1233) das gemeinſchädliche Treiben Konrad's und ſeiner elenden Helfershelfer nicht länger dulden. An den Papſt erging das beſtimmte Verlangen, den

Ketzerrichter und die ihm verbündeten Ankläger zu beſtrafen. Der Papſt ſah ſich genöthigt, dem Ketzerrichter die ertheilte Vollmacht zu entziehen; aber bevor die Kunde davon nach Deutſchland kam, ward Konrad, als er nach Marburg zurückkehrte, in der Nähe dieſes Orts am 30. Juli 1233 vom Volk erſchlagen.

Die Einführung der Inquiſition in Deutſchland ſcheiterte, wie wir geſehen, an dem Widerſtand der Reichsſtände und der drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, aber die Beweggründe ſolchen Widerſtandes waren nicht etwa Rückſichten auf den gerechten Zorn des mißhandelten Volkes und auf deſſen Schutz gegen ſchändliche Willkür, ſondern bei Fürſten und Adel die gewonnene Erfahrung, daß ſelbſt Rang und Stand von der mönchiſchen Wütherei nicht verſchont wurden, und bei den Erzbiſchöfen die nicht unbegründete Beſorgniß vor Beeinträchtigung ihrer eignen geiſtlichen Gerichtsbarkeit durch die mit der ausgedehnteſten Gewalt verſehenen päpſtlichen Ketzerrichter. Fürſten und Adel einerſeits, Geiſtlichkeit anderſeits machten zur ſelben Zeit gemeinſchaftliche Sache gegen das ſeine heiligſten Rechte mannhaft vertheidigende *Volk*, eben unter dem eitlen Vorwand: durch *Ketzerei* ſei die Religion in Gefahr gebracht, durch Gewaltmaßregeln müſſe dieſe gerettet werden. An Deutſchlands nördlicher Gränze blühte ein kräftiges, freies Bauerthum, deſſen hochgewerthetes, ſtolz-freudig vertheidigtes Kleinod die uralte Gemeinde-, Wehr- und Gerichtsverfaſſung war. Herrlich thaten ſich insbeſondere die freiſamen Ditmarſen (im Deichland zwiſchen der Elb- und Eidermündung) hervor, frieſiſch-ſächſiſchen Stammes, ſtolz auf ihre Geſammtbürgſchaft, ſtark durch Gemeinſinn, am uralten Schwerttanz und Volksgeſang ſich erfreuend. Heinrich der Löwe, der Bremer Erzbiſchof und andere Herren hatten ſie hart bedrängt; aber die Ditmarſen ſchüttelten an dem Joch und zerbrachen es vollends im Jahre 1227. Freie Bauerſchaften erſtreckten ſich über Hadeln, Wurſten, Oldenburg, Varel, Jever, Kniphauſen, Oſtfriesland und Gröningen bis zu den Weſtfrieſen am Zuyderſee. Abwärts von Bremen und Oldenburg, um die Hunte und Jade bis an's Meer wohnten die *Stedinger*, freie Bauern mit hochgeehrten alten edlen Geſchlechtern, fleißig, in ſteter Arbeit zum Schutz ihres ſorglich abgedämmten fruchtbaren Landes, wohlhabend, ſtolz auf ihre uralte Freiheit und wehrhaft, ſie zu vertheidigen, keuſch und ſittenſtreng wie die Oſtfrieſen insgemein, die aus gerechter Beſorgniß nie einen unbeweibten Prieſter bei ſich geduldet. Als in den Tagen Friedrich's des Rothbarts der Graf von Oldenburg in Unterwerfungsgelüſten ihnen zwei feſte Schlöſſer hinbaute, deren Burgmänner ſich Muthwillen und Gewalt wider Frauen und Töchter erlaubten, jagten die Stedinger die Frechen davon, brachen die Zwingburgen und machten ihr Land durch Dämme und Gräben zu einer großen Feſtung mit einem einzigen ſchmalen Eingang. Die Geiſtlichen waren ihnen längſt aufſäſſig, weil ſie keine Zehnten geben wollten; der Bremer Erzbiſchof überzog ſie im Jahre 1207 mit Krieg, ohne ſie unterwerfen zu können. Als einſt ein Prieſter, erzürnt, daß ihm eine Stedingerfrau aus altem Geſchlecht nur einen Groſchen zum Beichtgeld gegeben, ihr den Groſchen ſtatt der Hoſtie in den Mund ſteckte, ward ihr Mann, der ſich bei den geiſtlichen Oberen über ſolche Unbill beſchwerte, übermüthig abgewieſen. Mit nicht beſſerem Erfolg klagten Viele über die Unſittlichkeit der Geiſtlichen; da ergrimmten die Stedinger insgemein, jener Prieſter ward erſchlagen, die Bußen wurden verweigert, die Zehnten und Abgaben fordernden Boten des Erzbiſchofs Hartwig von Bremen ſchimpflich heimgeſchickt. Der Erzbiſchof, im Bund mit dem Grafen von Lippe, zog nun (1229) wider die Stedinger in's Feld, aber ſie ſchlugen das feindliche Heer. Jetzt rief der Erzbiſchof den Bann über ſie aus, indem er ſie der „Ketzerei" anklagte; noch drei andere Biſchöfe bezeugten das angebliche Verbrechen, welches dem Papſt in den albernſten und anſtößigſten Lugbehauptungen geſchildert ward. Der Papſt gab (1233) die Erlaubniß, einen Kreuzzug wider die Stedinger zu predigen und die über ſie verhängte Reichsacht verſtärkte den Bannfluch der Kirche. Alsbald ſammelte der Graf von Oldenburg unter'm Kreuzeszeichen Alle, die ſich durch Bruderkrieg den Himmel und Beute verdienen wollten; allüberallher zogen die Herren zur Unterdrückung des freien Bauerthums. Bald wurden die Stedinger von zwei Seiten her angegriffen, aber durch den Beiſtand des Herzogs von Braunſchweig (der den Bremer Erzbiſchof haßte) beſiegten ſie den Grafen von Oldenburg bei Himmelskamp; da entzog ihnen der Papſt durch ernſte Bedrohung ihren Helfer, den Herzog von Braunſchweig, und nun führten der Herzog von Brabant, die Grafen von Holland, Kleve, Geldern und Lippe ein

Kreuzheer von vierzigtauſend Streitern gegen ſie. Mit bewundernswerther Tapferkeit vertheidigten ſie trotz mangelhafter Bewaffnung, unter ihren Führern Bolcka, Tammo und Detmar Freiheit und Vaterland wider die Uebermacht, bis ſie ihr bei Altaneſch (am 28. Mai 1234) unterliegen mußten. Viertauſend Helden, deutſchen Volks edelſte Blüte, von deutſchen Fürſten und ihren Dienſtmannen (als Kreuzfahrern) im ſchmählichſten Siege hingemordet, deckten das Schlachtfeld, wo ein Stedinger gegen zehn Feinde gekämpft; der geringe Reſt des herrlichen Volksſtammes flüchtete theils zu anderen Frieſen, den Rüſtringern, theils kam er unter fürſtliche Lehensherrſchaft; das Land theilten der Erzbiſchof von Bremen und der Graf von Oldenburg.

Reichsunmittelbar waren die Stedinger, und König Heinrich's heiligſte Pflicht wär' es geweſen, ſie in ihrer Reichsunmittelbarkeit kräftig zu ſchützen; aber er that es nicht. Welche ſittliche Bedeutung konnte für die Nation wohl noch ein Königthum haben, deſſen in doppelter Hinſicht ungetreuer Vertreter es nicht der Mühe werth hielt, Anklagen ſo albernſter Art, daß nur der wahnbefangenſte Pöbel ſie für wahr halten konnte, wenigſtens zu unterſuchen, der es geſchehen ließ, daß der Papſt einen Krieg Deutſcher gegen Deutſche entzündete? Nicht Volkesrecht und Königspflicht, nur ſeiner finſteren Pläne Erfüllung lag dem Unwürdigen am Herzen, deſſen Verſöhnung mit dem Vater nur eine ſcheinbare war.

21. König Heinrich's Abfall und Untergang. — Mainzer Landfriede. — Wahl Konrad's IV.

Heinrich's finſteres Verhängniß erfüllte ſich bald. Nachdem er ſeines Vaters treueſten Anhänger, den Baiernherzog Otto, bekämpft, ſeines Vaters Feind, den Grafen von Urach, reich begünſtigt, brachte er auf dem Reichstag zu Boppard (1234) durch Bitten, Beſtechungen, Drohungen viele Biſchöfe, Fürſten und ſelbſt manche Städte auf ſeine Seite. Bald darauf ſchloß er mit den lombardiſchen Städten Mailand, Brescia, Bologna, Novara und Lodi und dem Markgrafen von Montferrat einen Vertrag, kraft deſſen ſie ihn als König anerkannten und ſich verpflichteten, innerhalb der Gränzen Lombardiens für ihn zu kämpfen, wogegen er den lombardiſchen Bund anerkannte und deſſen Feinde, wie Pavia und Cremona, für ſeine Feinde erklärte. Zum Glück für den Kaiſer mißbilligte Papſt Gregor IX. die Empörung Heinrich's und forderte die deutſchen Fürſten und Biſchöfe auf, Letzterem in keiner Weiſe Hülfe zu leiſten, ihn vielmehr auf den rechten Weg zurückzuführen; würde Heinrich aber bei ſeinem Abfall beharren, ſo ſollte der Bann über ihn ausgeſprochen werden. Heinrich vertraute feſt darauf, daß die lombardiſchen Bundesgenoſſen dem Kaiſer mit ſeinem Heere den Durchzug nach Deutſchland verwehren würden, und belagerte Worms, welches den Eid verweigerte. Der Kaiſer aber eilte (nach Oſtern 1235) ohne Heeresbegleitung nach Deutſchland, ward von dem Baiernherzog freudig empfangen und fand in Regensburg ſiebenzig Fürſten und Biſchöfe, welche ſofort Heinrich's Abſetzung ausſprachen. Auf Hermann's von Salza, Ordensmeiſters der deutſchen Ritter, warme Fürſprache, nahm Friedrich ſeinen Sohn, der ſich unterwarf und ſich eidlich zur Uebergabe aller ſeiner Burgen verpflichtete, zu Gnaden an. Aber tückiſch weigerte ſich Heinrich, das feſte Trifels, die Schatzburg, zu überliefern, und nun ward er verhaftet, zuerſt der Obhut des Baiernherzogs übergeben und ſpäter nach Süditalien abgeführt. Nach ſieben Jahren (1242) beſchloß er in einem Schloſſe Kalabriens ſein unſeliges Leben.

Nach ſo ſchneller Unterdrückung des Aufſtandes feierte Friedrich II., deſſen zweite Gemahlin Jolanthe ſchon 1228 geſtorben war, zu Worms ſeine Hochzeit mit Iſabella, der Schweſter des Königs Heinrich III. von England. Dann hielt er (im Auguſt 1235) einen glänzenden Reichstag zu Mainz. Da ward Heinrich erſt förmlich und feierlich abgeſetzt und der Streit um die welfiſchen Stammgüter in Sachſen in der Art ausgeglichen, daß Otto, der Enkel Heinrich's des Löwen, Braunſchweig und Lüneburg nebſt all ſeinem Stammgut dem Reich übergab und es vom Kaiſer als Reichslehn mit herzoglicher Gewalt, auch in weiblicher Linie erblich, zurück erhielt. Endlich ward auf dem Reichstag zu Mainz auch ein merkwürdiges Geſetz über den Landfrieden erlaſſen, deſſen wichtigſte Beſtimmungen folgende waren: „Es ſollte Jeder ſein Recht vor dem

Richter ſuchen; nur in dem Fall, daß Jemand auf ſeine Klagen kein Recht erhalte, und in dem der Nothwehr ſollte ihm die Selbſthülfe geſtattet ſein, unter der Bedingung jedoch, daß er die Fehde vorher anſage und die befriedeten Tage halte; ein freigeborner kaiſerlicher Hofrichter ſollte täglich (mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage) zu Gericht ſitzen, vor ihn der eidliche Beweis des Friedensbruchs gebracht und durch ihn der Friedensbrecher verwieſen, oder der Hand, oder der Ehr' und des Rechts verluſtig erklärt werden. Ueber Leib, Recht, Gut und Leben der Fürſten richtet der Kaiſer ſelbſt, der jede Acht und die Aufhebung beſtätigt; die Acht ſollte öffentlich geſprochen und Niemand von ihr gelöſet werden, bevor er die geſetzliche Buße entrichtet und dem Recht Genüge gegeben. Bei erwieſener Empörung des Sohnes gegen den Vater ſollte der Schuldige ſein väterliches und mütterliches Erbe, ſein Leben und bewegliches Gut verlieren, bei Angriff auf Leib und Freiheit des Vaters noch dazu Ehr' und Recht für immer. Alle widerrechtlich erhöhten Zölle wurden ermäßigt, alle ohne Erlaubniß angelegten Münzſtätten aufgehoben, unberechtigte Zollerhebung wie Straßenraub beſtraft, berechtigte Zollempfänger dagegen ſollten auch zur guten Unterhaltung von Brücken und Wegen, ſowie zu freiem Geleit für die Reiſenden verpflichtet ſein. Wer Burgen oder Städte bauen wollte, durfte zur Beſtreitung der Koſten weder das Gut ſeiner Landleute noch Zoll erheben, letzteres gleichfalls bei Strafe des Straßenraubs." An dieſe trefflichen Beſtimmungen zum Schutz des Landfriedens reihte ſich leider ein erneuertes Verbot an die Städte, Pfahlbürger anzunehmen.

Rache an den Lombarden für ihren Bund mit Heinrich zu nehmen und ihre Unterwerfung zu vollbringen, war des Kaiſers heißes Verlangen; doch hielt ihn die nöthige Ordnung mancher Angelegenheit noch länger in Deutſchland zurück. Zunächſt wurde ſtrenges Strafgericht über manchen Landfriedensbrecher gehalten und manches Raubſchloß zerſtört. Dann ward das Herzogthum Schwaben unmittelbar an das Reich übertragen und ſo der Grund gelegt, auf welchem ſpäter nach dem Erlöſchen des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes ſämmtliche ſchwäbiſche Städte ihre Reichsfreiheit behaupten konnten. Herzog Friedrich von Oeſterreich, zubenannt der „Streitbare", leidenſchaftlich, herriſch, gewaltthätig, hatte den Adel, die Geiſtlichkeit und endlich auch die Bürger ſeines Landes, ſeine eigenen Verwandten und die benachbarten Fürſten im höchſten Grade erbittert; Alle klagten wider ihn bei dem Kaiſer, welcher ſelbſt gerechten Grund zur Klage hatte, denn Herzog Friedrich war bei dem Aufſtand des abtrünnigen Heinrich betheiligt und auf mehrfache Vorladungen (ſelbſt unter Anerbietung freien Geleites) nicht erſchienen; wie viel er übrigens verſchuldet, — das Meiſte, was ihm zur Laſt gelegt ward, durfte er thun kraft des urkundlichen Vorrechts, welches Friedrich der Rothbart den Herzogen von Oeſterreich verliehen hatte. Endlich ward die Reichsacht über ihn ausgeſprochen und durch den König von Böhmen, den Herzog von Baiern und die Biſchöfe von Paſſau und Bamberg mit Beihülfe der Einwohner Oeſterreichs raſch vollſtreckt. Wien nahm das Reichsheer auf; als des Reichs Hauptmann waltete dort der Burggraf von Nürnberg; nur wenige feſte Schlöſſer blieben noch in des Herzogs Gewalt. Da der Kaiſer nun die Ordnung in Deutſchland für dauernd befeſtigt zu haben glaubte, ſo wollte er nicht länger zögern, ſeinen Plan zur Unterwerfung der Lombarden auszuführen. Er ſchrieb auf den 25. Juli 1236 einen Reichstag nach Parma aus, verhieß allen reuigen Städten Gnade und bedrohte die in Empörung hartnäckigen mit ſtrengem Gericht. Als er jedoch die deutſchen Fürſten zur Leiſtung von Waffenhülfe entbot, ward ihm die Antwort: „Italien müſſe durch italiäniſche Kraft bezwungen werden, er möge ſeine Hülfsmacht lieber aus Apulien als aus dem Norden kommen laſſen.“ Nur gering war das größtentheils für Sold geworbene Heer, mit welchem er im Sommer des Jahres 1236 nach Lombardien kam, doch verſtärkte es ſich dort durch große Schaaren aus den ghibelliniſchen Städten und im November ward Vicenza erſtürmt. Inzwiſchen hatte der geächtete Herzog von Oeſterreich das Reichsheer geſchlagen, die beiden Biſchöfe gefangen genommen und den Beſitz ſeines Landes wieder errungen. Da eilte der Kaiſer mitten im Winter durch Steiermark nach Oeſterreich; ſein Sohn Konrad kam mit einem zahlreichen Heer und glänzendem Fürſtengeleite von Regensburg nach Wien, wo ſein Vater zu Anfang des Januars 1237 feierlich einzog. Herzog Friedrich der Streitbare flüchtete vor der Uebermacht in das getreue Neuſtadt. Drei Monate weilte der Kaiſer in Wien, an heiteren Feſten ſich freuend und ernſte Geſchäfte erledigend. Die Fürſten wählten dort ſeinen Sohn Konrad zum König; Steiermark ward von Oeſterreich getrennt und zum kaiſerlichen Lehen erklärt, die Stadt Wien, welche ihn eingeladen und freudig empfangen, mit Reichsunmittelbarkeit und koſtbaren Vorrechten begabt. Die öſterreichiſchen Herzoge waren der gemeinheitlichen Freiheit nicht hold; der landesherrliche Stadtrichter in Wien, über dem Bürgermeiſter ſtehend, ſprach ohne Schöffen Urtheil, landesherrliches Gutbefinden beſtimmte ſogar die Wahl der Hundert und erſetzte die durch den Tod erledigten Stellen in deren Reihe; ſtreng waren in Wien die polizeilichen Satzungen. Durch die Verkehrsſtrömung in Folge der Kreuzzüge gewann Wien als aufblühende Handelsſtadt Reichthümer; der Dichtkunſt freute ſich der Hof, an dem die beſten Sänger willkommene Gäſte waren; die vielen herzoglichen Dienſtmannen, welche in der Stadt wohnten, hielten glänzende Turniere und abenteuerliche Aufzüge; in Folge alles deſſen trug das Wiener Bürgerleben ein ſinnlich heiteres Gepräge; aber unter feuriger Genußſucht und luſtigem Leichtſinn, ja ſelbſt unter Ausſchweifungen erſtickte gleichwohl der Bürger Freiheitsluſt nicht. Sie erſtarkte durch die vom Kaiſer aus Staatsklugheit verliehene goldne Bulle vom April 1237. Wien, in des Kaiſers und Reichs unmittelbaren Schutz aufgenommen, ſollte nie veräußert werden können; der Stadtrichter ſollte alljährlich unmittelbar von kaiſerlicher oder königlicher Machtvollkommenheit und, wenn Noth, mit Zuziehung der Bürger gewählt werden; nie ſollte ihm Fug und Recht zuſtehen, von den Bürgern Abgaben zu erheben, außer, was ſie ihm freiwillig gäben. Heerfahrt und Dienſt ſollten die Bürger nur an einem Tag zwiſchen Sonnenauf- und Untergang thun. In allen bürgerlichen oder peinlichen Rechtsfällen (mit Ausnahme von Hochverrath und Verrath am gemeinen Weſen) ſollten ſie nur von Bürgern gerichtet werden nach altem Recht und Gewohnheit der Stadt; vermochte ein Bürger, der um Zweikampf angeſprochen worden, ſieben ehrbare Zeugen aufzubringen („den Streit zu beſiebnen“) ſo war er des Kampfes enthoben. Zur Bildung des Volks und zum Unterricht der Jugend ſollte ein bequemes Studium beſtehen (eine Univerſität); der Meiſter der Schulen, vom Kaiſer geſetzt, erhielt das Recht, mit Rath weiſer Männer der Stadt die Doktoren und Lehrer der Fakultäten zu berufen. Alle Anſiedler, die unter des Kaiſers Schutz und Geſetz binnen Jahr und Tag als Einwohner oder Bürger in Wien lebten, ſollten allgemeiner Freiheit genießen. Ferner ward den Bürgern Freiheit von Strandrecht und Grundruhr zugeſichert, d. h. ſie ſollten alle ihre durch Schiffbruch oder Waſſergüſſe verlornen Güter von jedem Beſitzer zurückfordern können. An ſolche wichtige Rechte und Freiheiten ſchloß ſich endlich noch die den Geiſt jener Zeiten bezeichnende Ausſchließung der Juden von allen ſtädtiſchen Aemtern, zunächſt wohl dadurch veranlaßt, daß Herzog Friedrich der Streitbare die Juden beſonders begünſtigt hatte, und daß Dieſe im benachbarten Ungarn alle königlichen Einkünfte, allen Reichthum in Händen hatten. — Der Kaiſer hielt nun ſein Anſehen in Deutſchland für hinlänglich befeſtigt, überließ ſeinem Sohne Konrad IV. die Reichsregierung und begab ſich wieder nach Lombardien, um den Kampf zur Unterdrückung der Bürgerfreiheit durchzuführen.

22. Untergang Friedrich's II. und der Hohenſtaufen. Deutſchlands Zerrüttung unter den Pfaffenkönigen Heinrich Raspe und Wilhelm.

Vergeblich verſuchte Papſt Gregor IX zwiſchen dem Kaiſer und den Mailändern zu vermitteln. Da der Erſtere geradezu ſeine Abſicht erklärte, jenen Rechtszuſtand herzuſtellen, welcher vor dem Frieden von Konſtanz beſtanden, ſo konnte von einer friedlichen Ausgleichung nicht die Rede ſein. Das Glück begünſtigte die erſten Unternehmungen des Kaiſers; bei Cortenuova errang er (November 1237) einen glänzenden Sieg; aber ſtatt ihn mit weiſer Mäßigung zu benutzen, wies er Mailands Friedensvorſchläge, ſo ſehr ſie ſeinem Stolz genügen konnten, übermüthig zurück und verlangte unbedingte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Da ſchwuren alle Bewohner einmüthig: „lieber mit dem Schwert in der Hand zu ſterben, als ihre Stadt zu vernichten und ſich durch Hunger, Elend, Gefängniß oder Henkershand hinopfern zu laſſen.“ Der Würfel war gefallen. Vergeblich belagerte der Kaiſer (1238) Brescia, vergeblich ſuchte er durch unmenſchliche Behandlung der Gefangenen die heldenmüthigen Vertheidiger zu ſchrecken; er erreichte nichts, als daß ſie ebenſo grauſame Wiedervergeltung übten, und nach zwei Monaten mußte er ſieglos abziehen. Inzwiſchen reizte er Gregor's IX. Zorn, indem er ſeinen außerehelichen Sohn Enzius mit Adelaſia, der Erbin von Gallura und Torre, vermählte und die Abſicht ausſprach: Sardinien und Korſika, wo der Papſt die Oberhoheit beſaß, mit dem Reiche zu vereinigen. Nun verband ſich Gregor IX. mit den Lombarden, rief (1239) den Bannfluch über den Kaiſer aus und entband alle Unterthanen desſelben von ihrem ihm geleiſteten Eide. Der Kaiſer erließ zuerſt eine Erwiederung, worin er die Vorwürfe des Papſtes als unbegründet zurückwies, dann ſandte er Rundſchreiben an alle Könige und Fürſten, worin er ſeine Verhältniſſe zu den Päpſten ſeit ſeiner Kindheit offen darlegte und ſeinen Gegner der Ungerechtigkeit, Habſucht und Tyrannei anklagte. Der Papſt hingegen bezeichnete ihn vor der ganzen Chriſtenheit als zweideutig, übermüthig, undankbar, wortbrüchig; er warf ihm vor: ein Feind der Kirche, ein ruchloſer Chriſtusläſterer, ein verworfener Ketzer zu ſein; ſchwerer als des Kaiſers Klage wog in der öffentlichen Meinung des Papſtes Richterwort. Aber mit dem Fluch allein begnügte ſich Gregor IX. nicht, er wollte des Kaiſers Untergang. Eifrig ſuchte er eine neue Königswahl durchzuſetzen und als in Deutſchland, wo insbeſondere die Städte den Hohenſtaufen Treue hielten, kein Fürſt Luſt hatte, Gegenkönig zu werden, trug er die Krone mit nicht beſſerem Erfolg dem Grafen von Artois, dem Bruder des frommen Königs von Frankreich, an. Der Kaiſer, unerſchütterlich in ſeiner Geiſtes- und Willenskraft, zwang alle Geiſtlichen in ſeinem ſüdlichen Erbreich, trotz Bann und Interdikt, Gottesdienſt zu halten, ernannte ſeinen Sohn Enzius zum Statthalter in Italien, verſtärkte die ghibelliniſche Partei im Kirchenſtaat und verſöhnte ſich, die Gunſt des Augenblicks gewandt benutzend, mit Friedrich dem Streitbaren von Oeſterreich. Die päpſtlichen Bevollmächtigten machten inzwiſchen in Deutſchland die Sache Roms verhaßt und die meiſten deutſchen Fürſten ſtanden für den erwählten König Konrad IV. Als der Papſt auf Oſtern 1241 eine Kirchenverſammlung nach Rom berief, wurden viele Prälaten, die ſich in Genua dahin eingeſchifft, von einer kaiſerlichen Flotte überfallen, geriethen in Gefangenſchaft und wurden nach Apulien gebracht. Der Kaiſer ſelbſt rückte nun mit Heeresmacht in den

Kirchenſtaat und umſchloß Rom; da ſtarb (21. Auguſt 1241) Gregor IX. im höchſten Greiſenalter, ungeachtet all ſeine Pläne geſcheitert, doch voll Zuverſicht auf den Sieg des Papſtthums.

Sein Nachfolger Cöleſtin IV. trug nur ſechszehn Tage die dreifache Krone; nach zwanzig Monden langem Zögern erwählten nun die Kardinäle den Sinibald Fiesco, Grafen von Lavagna, welcher den Namen Innocenz IV. annahm. Da Dieſer bisher kaiſerlich geſinnt, ja mit Friedrich II. befreundet war, ſo gab man ſich nun allgemein der Hoffnung auf baldige Verſöhnung der weltlichen und geiſtlichen Macht hin und wirklich wurden Friedensverhandlungen zwiſchen Kaiſer und Papſt eingeleitet. Friedrich ſprach jedoch bei der Nachricht von der Erhebung Innocenz IV. die bedeutungsvollen Worte: „Kein Papſt kann Ghibelline ſein!“ Der Sturz des Kaiſers, der Untergang des ganzen hohenſtaufiſchen Hauſes, — das war das unwandelbare Ziel der päpſtlichen Staatskunſt. Schon hatten die kaiſerlichen Bevollmächtigten den Entwurf eines Friedens mit dem Papſt beſchworen und ſchon zeigte Dieſer Geneigtheit, des Kaiſers Vorſchlägen zur Erledigung der lombardiſchen Angelegenheiten beizutreten, als ſich am 30. Juni 1244 die Kunde verbreitete: Innocenz IV. ſei plötzlich verſchwunden. Klug berechnend, daß er auf Italiens Boden, wo des Kaiſers Macht ihm ſtets gefährdend nahe ſtand, nimmermehr die nöthige Vollkraft zur Ausführung ſeiner Pläne gegen die Hohenſtaufen ausführen könne, begab ſich Innocenz IV. über Genua, wohin er mit ſechs Kardinälen zu Schiff entflohen war, und von dort über Aſti, Aleſſandria, Turin und Suſa nach Lyon. Dort lud er auf das Johannisfeſt 1245 alle Könige, Fürſten und Prälaten der Chriſtenheit zu einer Kirchenverſammlung und den Kaiſer forderte er auf, ſich in Perſon oder durch Bevollmächtigte zu verantworten und Genugthuung zu geben. Der Kaiſer beauftragte eine Geſandtſchaft, an deren Spitze der als Staatsmann, Redner und Krieger gleich ausgezeichnete Thaddäus von Sueſſa, dem päpſtlichen Stuhle Frieden und Freundſchaft, Rückgabe der kirchlichen Beſitzungen und Genugthuung für etwaige Beleidigungen zu bieten. Doch der Papſt, dem es nicht um Verſöhnung mit dem Kaiſer, ſondern um deſſen Vernichtung zu thun war, wußte es ſo einzurichten, daß jene Vorſchläge gar nicht zur Verhandlung kamen. Dagegen überhäufte er den Kaiſer mit den ſchwerſten Beſchuldigungen und bewilligte ihm zwar, um wenigſtens den Schein der Gerechtigkeit und Mäßigung zu bewahren, eine Friſt zu perſönlichem Erſcheinen oder weiterer Rechtfertigung, aber eine ſo kurze, daß ſie kaum für Hin- und Rückreiſe der Boten ausreichte; er ſelbſt benützte ſie, um die Mehrzahl der Prälaten für ſeinen Plan zu gewinnen und am 17. Juli theilte er der Verſammlung eine Bulle mit, worin der Kaiſer aller ſeiner Würden und Ehren beraubt und entſetzt, Jeder des ihm geleiſteten Eides für immer entbunden, Jeder, der ihm noch ferner gehorchen oder mit Rath und That beiſtehen würde, in den Kirchenbann gethan und die deutſche Fürſtenſchaft zur Wahl eines neuen Königs aufgefordert, dem päpſtlichen Stuhl endlich die Verfügung über das ſiciliſche Reich vorbehalten ward. Hierauf ſtimmte er den Geſang: „Herr Gott, dich loben wir“, an und ſtieß die brennende Fackel zur Erde, daß ſie erloſch zum Zeichen: ſo ſolle des Kaiſers Glück und Leben erlöſchen; die Prälaten thaten desgleichen. — Als der Kaiſer die Kunde davon erhielt, rief er: „Wie, mich hat der Papſt und ſeine Verſammlung abgeſetzt und der Krone beraubt? Bringt her meine Kronen, daß ich ſehe, ob ſie wirklich verloren ſind!“ Sie wurden gebracht, er ſetzte ſich eine auf's Haupt und ſprach: „Noch habe ich meine Kronen und kein Papſt, keine Kirchenverſammlung ſoll ſie ohne blutigen Kampf mir rauben.“ Bevor wir nun dieſen Kampf betrachten, der auf Italiens Boden ausgefochten ward, wenden wir unſere Aufmerkſamkeit den Ereigniſſen in unſerm Vaterland zu.

Von Oſtaſiens Ende her, vom Amur und der Küſte Koreas, hatte ſich zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Strom barbariſcher Eroberer, der Mongolen, verheerend nach Weſten ergoſſen. Dſchingiskhan hieß der Furchtbare, unter welchem ſie ihre erſten völkerzermalmenden Siege gewannen. Unter Batu überflutheten ſie Rußland; dann fiel ihnen Polen zur Beute. Im Jahre 1241 drangen ſie unaufhaltſam in Schleſien ein, wo deutſches Weſen, das polniſche verdrängend, ſeit Anfang des Jahrhunderts tief und kräftig Wurzel geſchlagen. Die Breslauer ſteckten ihre Stadt, die ſie nicht vertheidigen zu können glaubten, in Brand und trotzten den Mongolen in der feſten Burg der Dominſel. Herzog Heinrich II. von Niederſchleſien ſammelte auf der Ebene von Liegnitz alle flüchtigen Polen und Schleſier, deutſche Krieger und Bürger, und bot dem überlegenen Barbarenheer am 9. April 1241 den Kampf. Er erlag mit ſeinen Schaaren, aber der Mongolen Siegeslauf nach Weſten fand auf jener Wahlſtatt die Gränze; deutſche Kriegskunſt, deutſchen Opfermuth hatten ſie kennen und fürchten gelernt; zahlreiche feſte Städte und Burgen, ragende Hochwachten deutſcher Nationalwehrkraft, ſchreckten ſie von weiterem Vordringen nach Weſten zurück. Eins ihrer ungeheuren Heere ſtrömte nach Mähren, das andere nach Ungarn. Das Erſtere ſchlug Jaroslav von Sternberg (24. Juni 1241), die Reſte flohen zu dem anderen nach Ungarn. Von dort wandten ſich die Mongolen noch einmal gen Weſten. Aber am Saum deutſchen Reichs, zwiſchen Wien und Neuſtadt, erwartete ſie Friedrich der Streitbare mit einem wohlgerüſteten Heer. Als ſie deſſen anſichtig wurden, wie es freudig bereit ſtand, ſie zur Schlacht zu empfangen, flohen ſie in wilder Beſtürzung. Bald darnach veranlaßte die Kunde vom Tod ihres Großkhans ſie zum Heimzug nach Aſien. Deutſche Nationalkraft war's, welche Europa's Geſittung vor dem Schickſal Rußlands, der Herrſchaft aſiatiſcher Barbarei bewahrt hatte, und noch heute gemahnen die Schützengilden von Goldberg und Liegnitz, wenn ſie ihren feſtlichen Auszug halten, daß *deutſche Bürger*, daß dreihundert Bergknappen von Goldberg auf der Liegnitzer Ebene mannhaft mitgekämpft.

Von der von Aſien her drohenden Gefahr befreit, ward unſer Vaterland, ſo reich an friſchaufſproſſendem, verheißungsvollem Volksleben, durch die große Parteiung zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum erſchüttert. Es kam die Zeit, da den Hohenſtaufen die Augen aufgingen, daß auf Fürſten und Adel trotz aller Begünſtigung kein ſicherer Verlaß, daß das freie Bürgerthum allein die feſte Stütze der Reichsgewalt. Schon bevor Innocenz IV. den Kaiſer zu Lyon feierlich abſetzte, boten die eng verbündeten Erzbiſchöfe Konrad von Köln und Siegfried von Mainz Alles zum Sturz der Hohenſtaufen auf. Zu ſpät für die eigne Sache, zu ſpät für die Rettung der höchſten Reichsgewalt widerrief der Kaiſer (November 1245), freilich zunächſt nur für Regensburg, die freiheitsfeindlichen Geſetze von Ravenna und geſtattete Bildung eines Gemeinderaths, ſowie freie Wahl der Bürgermeiſter, Pfleger und Amtleute durch die Bürger ſelbſt. Die Saat des Unheils, vom nationalfeindlichen Papſtthum ausgeſtreut, kam zur Reife. Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, übel berüchtigt in deutſchen Landen durch ſchmutzige Selbſtſucht, ließ ſich mehr als durch des Papſtes Zureden durch deſſen Geldſpenden bewegen, die Stellung eines Reichsverweſers, welche ihm der Kaiſer anvertraut, mit der eines Gegenkaiſers zu vertauſchen. Die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier, Köln und Bremen und die Biſchöfe von Metz, Speier und Straßburg erwählten ihn im Mai 1246 zu Hochheim bei Würzburg und das Volk nannte ihn ſpottend den „Pfaffenkönig“. Ein Heer brachten ihm die Biſchöfe durch Kreuzpredigten und Ablaßverheißungen und die Bettelmönche, des römiſchen Stuhls unermüdliche Helfershelfer, durch allerlei Kunſtſtücke ihres Gewerbes zuſammen. Mit dieſem Heere zog der Pfaffenkönig nach Frankfurt am Main; Konrad IV. wollte ihm den Einzug wehren, es kam zur Schlacht und mitten in derſelben, als Konrad's Getreue bereits die erſten Reihen der „Kreuzfahrer“ geworfen, verließen zwei ſchwäbiſche Grafen, durch päpſtliches Geld und hohe Verheißung gewonnen, mit zweitauſend Kriegern den rechtmäßigen König und entſchieden ſo deſſen Niederlage. Der Markgraf von Baden fiel von den Hohenſtaufen ab, der Biſchof von Straßburg, die Grafen von Freiburg, von Würtemberg, andere Adelige und Prälaten riſſen hohenſtaufiſch Erbgut an ſich. In dieſer Zeit fürſtlicher und adliger Untreue bewährten die Städte feſte Treue und ſchloſſen dem Pfaffenkönig ihre Thore. Vor Ulm, zu deſſen Entſatz Konrad herbeieilte, brach Heinrich Raspe's letzte Kraftanſtrengung zuſammen; verwundet entfloh er nach der Wartburg, wo er im Februar 1247 ſtarb. Der Todfeind der Hohenſtaufen, Konrad von Hochſtaden, Erzbiſchof von Köln, raſtete jedoch nicht, bis ein neuer Gegenkönig daſtand. Auf ſein Betreiben ward der erſt zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland, machtlos und unkräftig, eben darum aber auch den Fürſten genehm, ſchon im Oktober 1247 zu Woringen gewählt. Aachens Bürger verſchloſſen ihm die Thore, widerſtanden ſeinem belagernden Heere lang in ſtandhafteſter Treue und wurden nur durch Ueberſchwemmung und Noth gezwungen, ſich zu unterwerfen. Mit einer unächten Krone ward der unächte König zu Aachen gekrönt. Rückſichtslos vergeudete er das Reichsgut, um ſein Anſehen am Niederrhein zu befeſtigen;

Pfaffen, die den Religionskrieg gegen die Hohenſtaufen predigten, waren ſeine Helfer. Schonungslos ward im Parteienkampf Reichsland verwüſtet. Konrad IV. zog vom Rhein, wo er ſich nicht halten konnte, nach Regensburg in der Bürger Schutz und wahrte kräftig ihre Rechte wider den gewaltthätigen Biſchof. Aus Rache veranlaßte Dieſer einen ritterlichen Lehensmann, den König, der im Emmeransſtift wohnte, im Bett zu ermorden; Konrad ward nur durch die Treue eines Hofdieners gerettet, der ſich in ſein Bette legte und ſtatt ſeiner den Todesſtoß empfing.

Friedrich II. hatte ſofort nach dem verhängnißvollen Spruch der Kirchenverſammlung zu Lyon die Abſicht, mit Heeresbegleitung dahin zu kommen, um ſich zu rechtfertigen, dann aber in Deutſchland aufzutreten, um dort die Ordnung wieder herzuſtellen. Schon war er bis Turin gekommen, als er die Nachricht erhielt, daß ſich die päpſtliche Partei Parma's bemächtigt habe. Sofort führte er ſein Heer vor dieſe Stadt, um ſie wieder zu erobern. Aber ſie widerſtand der Belagerung und bei einem Ausfall (1248) ward das kaiſerliche Heer entſcheidend geſchlagen, der Anführer Thaddäus von Sueſſa gefangen und in Stücke gehauen. Nun ſchloß Innocenz IV. ein Bündniß mit den Bologneſern und Dieſe beſiegten, während ſich der Kaiſer in Apulien befand, bei Foſſalta (1249) ſeinen Sohn Enzius; der vierundzwanzigjährige junge Held, durch Schönheit, Geiſtesgaben und Seelenadel ausgezeichnet, wurde gefangen und durch den Rath von Bologna zu lebenslänglichem Kerker verdammt. Tief in's Herz getroffen durch ſeines geliebten Sohnes Verluſt, erfuhr der Kaiſer bald nachher einen nicht minder herben Schmerz. Sein Kanzler Petrus von Vinea, von ihm aus niederem Stand zu den höchſten Würden erhoben, als Freund hochgeehrt und in all' ſeine Geheimniſſe eingeweiht, kam in den Verdacht, ihn verrathen und ſeinen Arzt zu einem Vergiftungsverſuch veranlaßt zu haben. Gewiß iſt es, daß Peter's Arzt dem Kaiſer bei einer Unpäßlichkeit Gift ſtatt der Arznei darbot, denn mehrere zum Tode verurtheilte Verbrecher, denen man den Trank gab, ſtarben daran; zweifelhaft iſt es dagegen, ob Petrus von Vinea um dieſe That wußte; er läugnete beharrlich ſein Einverſtändniß und alle Schuld, aber es ſprachen ſo ſchwere Anzeichen gegen ihn, daß der Kaiſer, der in jener Zeit leicht Argwohn faßte, an ein wirkliches

Vorhandenſein des Verraths glaubte. „Wehe mir", rief er händeringend, „Petrus, deſſen Treue ich für felſenfeſt hielt, die Hälfte meiner Seele, hat mir mörderiſch nachgeſtellt; wem darf ich noch vertrauen, wo kann ich jetzt noch ſicher, wo irgend noch froh ſein?" Petrus von Vinea gab ſich (nach den gewöhnlichen Angaben) im Gefängniß den Tod, indem er den Kopf an der Mauer zerſchellte. Des Kaiſers ohnehin geſchwächte Geſundheit ward durch dies letzte Herzeleid tödtlich verſehrt. Er verſchied am 13. Dezember 1250 im ſechsundfünfzigſten Jahre zu Firenzuola, nachdem ihn der Erzbiſchof von Palermo wenige Tage vorher vom Kirchenbann gelöst und ihm das Abendmahl gereicht hatte.

Als Innocenz IV. die Kunde vom Tode des Kaiſers erhielt, gab er ſeine ungemäßigte Freude darüber in ſalbungsvollen Worten kund, forderte Deutſchlands Fürſten und Volk zum Abfall von König Konrad auf und ließ durch Bettelmönche einen Kreuzzug gegen ihn predigen. Da ward denn geboten, daß Jedermann vor Zeugnißablegung oder Empfang des Abendmahls den Hohenſtaufen abſchwöre, da ward verlangt, daß man allen hohenſtaufiſch Geſinnten ihre Güter nehme; Vielen vom Adel war ſolche geiſtliche Aufforderung zum Raub hochwillkommen. Aber nicht bloß der Hohenſtaufen, ſondern auch des Reiches Gut riſſen gewiſſenloſe Bevorrechtete als Beute an ſich. Ghibelliniſche Städte, deren Bürger voll edlen Nationalgefühls mit ihren verrätheriſchen geiſtlichen Herren in Zwiſt und Streit waren, ja ganze Länder, wie Baiern, lagen unter dem Interdikt. Während ſo die triumphirende Kirche durch unmittelbare Eingriffe namenloſe Verwirrung und Zerrüttung über Deutſchland entbreitete, ging unter dem Kampf der Gegenkönige das Anſehen der höchſten Reichsgewalt vollends zu Grunde und ward fortwährend Reichsgut verpfändet, damit die beiden Kämpfer die Mittel zum Kriege aufbringen konnten. Recht und Geſetz, von keiner ſtarken Hand geſchützt, verloren ihre Geltung. In wilden Fehden bekämpften ſich die Fürſten unter einander. Um Oeſterreich rangen ſeit Friedrich's des Streitbaren kinderloſem Tode (1246) der Böhmenkönig, Wenzel I, vom Papſt aufgehetzt, und der Baiernherzog, dann Markgraf Hermann von Baden, der babenbergiſchen Gertrud (Friedrich's Nichte) vermält, und weiter des Böhmenkönigs Sohn und Nachfahr Ottokar II., vermält mit Friedrich's des Streitbaren Schweſter Margarethe, der Wittwe des unglücklichen Königs Heinrich, deren Erbrecht auf Oeſterreich Innocenz IV. als „Stellvertreter des wahren Gottes auf Erden und Präſident der allgemeinen Republik" (wie er ſich urkundlich nannte) für das beſte erklärte! Um Thüringen kämpften ſeit des Pfaffenkönigs Heinrich Raspe Tod Markgraf Heinrich von Meißen und Sophia von Brabant für ihr Söhnlein Heinrich. Keine Heerſtraße, kein Strom war dem Kaufmann mehr ſicher; allüberall mußte er den das Reichsgeſetz frech verachtenden adeligen Herren Zoll und Geleitsgeld geben und obendrein gewärtig ſein, daß Andere ihres Standes, vom Stegreif, d. h. vom Raub lebend, ihn überfielen, niederwarfen und ihm ſein Gut auf ihre Burgen ſchleppten. Dem ländlichen Grundbeſitzer ward bei den ſteten Fehden der Hof über'm Kopf angeſteckt und der Acker verwüſtet. Wahrlich: die Avaren, Ungarn und Mongolen hatten auf deutſchem Boden kaum ſchlimmer gehaust, als jetzt deutſche Fürſten, Herren und Edelleute. Nachdem König Konrad IV., im März 1251 bei Oppenheim von Wilhelm beſiegt, noch im Spätherbſt deſſelben Jahres nach Italien gezogen war, um ſein ſiciliſches Erbreich anzutreten und von dort aus die hohenſtaufiſche Macht wieder herzuſtellen, erniedrigte ſich der Reichstag zu Frankfurt 1252, (freilich Vertreter des Herrenthums) den Willen des in zügelloſer Leidenſchaft wüthenden Innocenz IV. zu vollſtrecken, welcher dem „gottesfeindlichen Geſchlecht der Hohenſtaufen" auch nicht den Beſitz des Herzogthums Schwaben laſſen wollte, und erklärte Jenes des Herzogthums unter nichtigem Vorwand verluſtig; der Pfaffenkönig Wilhelm aber ließ dieſen Beſchluß von ſeinem Gebieter, dem Papſte, beſtätigen, der über Deutſchland wie über ein erobertes Land, wie über eine Provinz des römiſchen Weltreiches verfügte.

König Konrad IV. ſtarb, an Krankheit oder Gift, ſchon am 20. Mai 1254 im Lager vor Lavallo; vor ihm waren bereits ſeines Bruders Heinrich Söhne und ſein jüngerer Bruder geſtorben; außer Kaiſer Friedrich's außerehelichen Söhnen Manfred und dem in Bologna gefangenen Enzius lebte von männlichen Sprößlingen der Hohenſtaufen nur noch Konrad's zweijähriges Söhnlein, dem Vater gleichnamig, von den Italiänern ſpäterhin Konradin geheißen, unter der Obhut ſeiner Mutter Eliſabeth von Baiern und der Vormundſchaft des Baiernherzogs Ludwig. Nach Konrad's IV. Abreiſe aus Deutſchland verſtärkte Wilhelm von Holland ſeine Macht durch Verſchwägerung mit dem welfiſchen Hauſe; nach Konrad's Tode erſchien er faſt Allen, die bisher den Hohenſtaufen Treue bewahrt hatten, zumal den Städten, als rechtmäßiger König. Aber nicht lang führte er, in Kriege mit Flandern verwickelt, die kraftloſe und nur durch Verzettlung der Reichsrechte bemerkbare Regierung; in Weſtfriesland, wo er dem freiheitsliebenden Stamm Knechtſchaft aufjochen wollte, fand er, auf dem Eis einbrechend und von den Frieſen erſchlagen, am 28. Januar 1256 ſeines unköniglichen Lebens Ziel.

Um den Zuſammenhang der nun folgenden Geſchichte Deutſchlands nicht unterbrechen zu müſſen, ſchildern wir hier in kurzen Umriſſen den Untergang der Hohenſtaufen.

Nach Konrad's Tode waltete deſſen Bruder Manfred, Fürſt von Tarent, als König im hohenſtaufiſchen Erbreich Neapel und Sicilien, ohne Rückſicht auf die Rechte ſeines unmündigen Neffen Konradin. Papſt Urban IV. aber, der von ſeinen Vorfahren die Ausrottung der Hohenſtaufen als unwandelbare Aufgabe päpſtlicher Staatskunſt überkommen, ſetzte Manfred, den mit dem Kirchenfluch Belaſteten ab, und übertrug mit Nichtachtung der Rechte Konradin's das hohenſtaufiſche Erbreich in Italien an den Grafen Karl von Anjou, den Bruder König Ludwig's IX. von Frankreich. Urban's IV. Nachfolger, Papſt Clemens IV., ſchloß mit Karl darüber einen Vertrag, worin insbeſondere feſtgeſetzt ward, daß das apuliſch-ſiciliſche Reich nie getheilt, nie mit der Herrſchaft von Deutſchland und dem übrigen Italien vereint werden dürfe und daß das ganze Kirchenrecht Friedrich's II. aufgehoben werde. Im Jahre 1265 landete Karl von Anjou mit einem franzöſiſchen Heere in Italien; bald gerieth er jedoch durch ſein herriſches Weſen und ſeine Gewaltthätigkeiten in ſolches Mißverhältniß zum Papſt, daß Dieſer ſogar ſchon an Verſöhnung mit Manfred dachte. Allein Karl von Anjou drang raſch nach Süden vor und in der Schlacht bei Benevent (26. Februar 1266) ward König Manfred beſiegt und erſchlagen. Die Ghibellinen Italiens richteten nun ihr Augenmerk auf den letzten Sprößling der Hohenſtaufen, den jugendlichen Konradin, und ſchilderten ihm durch Geſandte die ungünſtige Stimmung Neapels und Siciliens gegen den harten Fremdherrn, die

Bereitwilligkeit der Bevölkerung, ihm, wenn er nach Italien komme, ſein freventlich entriſſenes Erbreich erobern zu helfen. Die treu beſorgte Mutter rieth ihm dringend ab, aber Konradin's jugendliche Seele war längſt von dem Streben und der Hoffnung erfüllt, in Italien den Glanz und die Macht ſeines Geſchlechts wieder herzuſtellen; dieſer Abſicht hatte er den Reſt ſeiner Stammgüter in Deutſchland geopfert, um von dem durch Verkauf und Verpfändung derſelben gewonnenen Geld ein Heer zu rüſten. Im Herbſt 1267 zog er mit einem ſolchen und begleitet von ſeinem Oheim, dem Herzog Ludwig von Baiern, und ſeinem Stiefvater, dem Grafen Mainhard von Görz, über die Alpen. Schon in Verona nöthigte Geldmangel Viele ſeiner Begleiter, Waffen und Pferde zu verkaufen, viele Andere, unter ihnen auch ſein Oheim und ſein Stiefvater, verließen ihn und kehrten heim. Konradin drang jedoch, ſeinem Glücksſtern feſt vertrauend und durch die ghibelliniſchen Städte unterſtützt, nach Rom vor und wurde dort feierlich wie ein Kaiſer empfangen; die Flotte der mit ihm verbündeten Piſaner ſchlug die franzöſiſche. Aber bei Scurcola verlor er (am 23. Auguſt 1268) den ſchon errungenen Sieg über Karl's Heer; er floh mit wenigen Freunden zuerſt gen Rom, dann nach Aſtura, um Sicilien zu erreichen und dort, wo das Volk ihm zugethan war, den Kampf um ſein Erbreich fortzuſetzen. Doch der Herr von Aſtura, Johann Frangipani, deſſen Geſchlecht dem hohenſtaufiſchen zu Dank verpflichtet war, nahm ihn und ſeine Begleiter gefangen und verkaufte ſie ihren Verfolgern. Konradin und ſeine Freunde wurden in Neapel durch Karl von Anjou vor einem Gericht als „Frevler gegen die Kirche, Empörer und Hochverräther an dem rechtmäßigen König" angeklagt und, als alle Richter bis auf Einen die Gefangenen freiſprachen, vom König aus eigener Machtvollkommenheit zum Tode verurtheilt. Am 29. Oktober 1268 wurde Konradin mit ſeinen Getreuen auf offenem Markt zu Neapel enthauptet; ſein gekrönter Mörder weidete ſich, aus dem Fenſter eines Schloſſes blickend, an dem blutigen Schauſpiel. Am 14. März 1272 ſtarb im Kerker zu Bologna der letzte männliche Abkömmling des hohenſtaufiſchen Geſchlechts, König Enzius.

Bedeutungsvolles Wahrzeichen: auf Italiens Boden, auf welchen es in Stolzverblendung den Schwerpunkt des Kaiſerthums verpflanzt hatte, und durch romaniſche Mächte mußte das gewaltige germaniſche Herrſcherhaus untergehen, deſſen geiſtvollſter Fürſt ſich nicht bloß dem deutſchen Reich, ſondern auch dem germaniſchen Lebensprincip entfremdet hatte. Der unheilvolle Fehler der Hohenſtaufen beſtand darin, daß ſie das deutſche Königthum dem römiſchen Kaiſerthum hintangeſetzt. Statt in Deutſchland ihre große Hausmacht zu benützen, um die Sonderſtrebungen und Anmaßungen des Herrenthums zu unterdrücken, verſtanden ſie ſich zu ungemeſſenen Zugeſtändniſſen an daſſelbe, um deſſen Beihülfe für Verwirklichung des Kaiſertraums zu erlangen. Statt den Geiſt des germaniſchen Geſchlechts und der neuen Zeit zu erkennen und entſprechend der unendlich reichen Mannigfaltigkeit deutſchen Lebens auch das Städtethum, den ſchöpferiſchen Kern der Nation, zur reichsſtändiſchen Betheiligung an einer den nationalen Bundeswillen ausdrückenden Regierung zu erheben, ſuchten ſie in einer nur vom Standpunkt ihres Standesvorurtheils zu begreifenden Befangenheit die alten Zuſtände wieder herzuſtellen. Die hohenſtaufiſchen Könige verſchuldeten es, daß das deutſche Königthum ſeine Macht und ſein Anſehen verlor und die Nationaleinheit auf's Tiefſte erſchüttert ward. Unbegnügt mit der unvergleichlichen Ehre, das frei erwählte Haupt einer jugendlich kräftigen und allgeachteten, man möchte ſagen: der vorzugsweiſe europäiſchen Nation zu ſein, unbegnügt mit dem Anſehen: Vollſtrecker des frei kundgegebenen Nationalwillens zu ſein, wollten ſie als Nachfolger der römiſchen Kaiſer das Kaiſerthum zum Mittelpunkt der Chriſtenheit, ihren Willen zum Brennpunkt des Kaiſerthums machen, — aber das altrömiſche Prinzip der Völkereinigung durch Unterwerfung unter einen Herrſcherwillen war längſt in dem Papſtthum ſiegreich wieder aufgelebt, der Kampf der Hohenſtaufen gegen das Papſtthum war nichts weniger als der edle Kampf des germaniſchen Prinzips und der deutſchen Nationalität gegen das romaniſche, welches alle Nationalitäten zu unterwerfen und zu entmarken ſtrebte, ſondern der Kampf dynaſtiſcher Herrſchſucht mit hierarchiſcher. Die deutſchen Fürſten und Adelsherren verdienten ſich in dieſem Kampf das traurige Zeugniß, daß ſie, wie ſtets bisher im Bunde mit der nationalfeindlichen Papſtmacht, den Hohenſtaufen unweiſe Begünſtigung mit gemeinſtem Undank lohnten. Dennoch iſt jener große Kampf, durch deſſen blutigen Ausgang die Hohenſtaufen ihre ſchwere Schuld an

Deutſchland geſühnt, eben für die Förderung der Aufgabe des deutſchen Geiſtes, für die individuelle Freiheit, nicht ohne weſentlichen Einfluß geblieben.

23. Der Städtebund. — Auflöſung der höchſten Reichsgewalt. — Wiederherſtellung des Wahlkönigthums.

Bei dem immer tieferen Verfall der einheitlichen Reichsgewalt und bei der immer furchtbarer um ſich greifenden Recht-, Fried- und Schutzloſigkeit im Vaterland war das Bürgerthum (nach muthmaßlicher Schätzung kaum der zehnte Theil der Geſammtbevölkerung) der einzige Halt der Nationalität. Nicht ohne befruchtende Anregung war das Beiſpiel des lombardiſchen Städtebundes für unſere Städte geweſen; ſie ahmten es nach und ließen ſich durch jene Nichtigkeitserklärung König Heinrich's vom Jahre 1226 nicht von Abſchließung neuer Verbindungen abhalten. So ſchloſſen Freiburg im Uechtland und Bern eine ſolche im Jahre 1236, Hamburg und Lübeck 1241 einen Vertrag zu wechſelſeitiger Sicherung wider Land- und Seeraub, und im Jahre 1253 Münſter, Soeſt, Dortmund und Lippſtadt eine gegenſeitige Verbürgung zum Schutz wider Friedbruch und Gewaltthat. Das unmittelbare Bedürfniß rief dieſe Einigungen und Bünde in's Leben; bald aber lehrte der Erfolg die rheiniſchen Städte den Werth ihrer Geſammtkraft hoch genug anſchlagen, um durch einen einzigen großen Geſammtbund die Reichseinheit, die Herrſchaft des Rechts und die öffentliche Sicherheit zu ſchützen. Der große Bund der deutſchen Städte rettete durch Einigkeit, Treue und Mannhaftigkeit die von geiſtlichen und weltlichen Fürſten verkaufte und verrathene deutſche Ehre, bewahrte das Nationalbewußtſein und würde dem Reich wahrſcheinlich eine dem deutſchen Geiſte wahrhaft entſprechende republikaniſche Bundesverfaſſung gegeben haben, wenn nicht die Argliſt der Fürſten und die Sonderſtellung des deutſchen Nordens Zuſammenhalt und Ausdehnung unmöglich gemacht hätten.

Dieſer große Städtebund entſtand aus einem Bündniß zwiſchen Mainz und Worms, deſſen Zweck „eidliche Hülfe zur Abwehr alles

Unrechts, Erhaltung gegenſeitigen bürgerlichen Rechts und ſchiedsrichterliche Schlichtung aller Streitigkeiten durch vier Obmänner von beiden Seiten" war. Jenes **Mainz**, dem Friedrich der Rothbart die Mauern niedergeriſſen und deſſen Bürger er für immerdar ehrlos erklärt, — es ſtand im Vollgenuß der verbrieften und verbürgten Freiheit da, ſeit im Jahre 1244 Erzbiſchof Siegfried (wohl ſchwerlich aus freiem Antrieb) der Stadt die Wahl von vierundzwanzig Rathmännern mit dem Recht der Ergänzung, Ungeld zu Gunſten der Gemeinde, Verwaltung des Hospitals durch die Bürger, bloß freiwillige Waffenhülfe und Beſteuerung (ſtatt gezwungener), gänzliche Zollfreiheit, Räumung der Mark Mainz von Zwingfeſten u. ſ. w. zugeſtanden; — das Domkapitel mußte beſchwören, nie Jemand, der ſich dieſen Freibrief zu vollziehen weigern würde, zum Erzbiſchof zu wählen; ja es mußte ſich nebſt der geſammten Stiftsgeiſtlichkeit und Stiftsvaſallenſchaft verpflichten, auf die Seite der Bürger zu treten, ſobald ein Erzbiſchof den Freibrief verletze. Solch köſtliches Gut der Freiheit vertheidigte die reiche und mächtige Gemeinde, welche im Hafen wohlgerüſtete Kriegsſchiffe liegen hatte und außer Bürgerrittern und trefflich geübten Armbruſtſchützen noch beſoldetes Kriegsvolk zur Verfügung hatte. Von den edlen Bürgern des goldnen Mainz war der hochſinnigſten Einer **Arnold von Waltpod**, der über ſeiner ſchönen und glücklichen Vaterſtadt Weichbild hinaus blickend mit tiefem Schmerz das Elend der Schwachen und Geringen wahrnahm und mit klarem Sinn alles Heil für die Zukunft in der Bürger feſter und wehrhafter Treueinigkeit erkannte. Das reiche und mächtige **Mainz** leiſtete dem ſchwächeren, um ſeiner Treue zu den Hohenſtaufen vom Biſchof hart bedrängten und mit Verluſt der Freiheit bedrohten **Worms** kräftigen Beiſtand. Aber nicht bloß ſolcher engnachbarlicher Zweck, ſondern ein größerer Schutz- und Trutzbund war's, wofür **Arnold von Waltpod** ſeine Mitbürger, ſowie, rüſtig Rhein-auf und -ab fahrend, die Städte gewann. Dem Bündniß zwiſchen Mainz und Worms trat gar bald (am 3. April 1254) die Nachbarſtadt **Oppenheim** bei, im folgenden Monat **Bingen**. Am 13. Juli deſſelben Jahres fand in **Mainz** ein **Bundestag** ſtatt, wo Mainz, Worms, Bingen, Speier, Straßburg, Baſel, Köln und die Städte, „die das heilige Bündniß beſchworen hatten", einen Landfrieden auf zehn Jahre verkündigten.

Aber auch die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Mainz, Köln, Trier, Worms, Straßburg, Metz und Baſel, ſowie viele Grafen und adlige Landherren erſchienen bei jenem Bundestage als aufgenommene Eidgenoſſen; ſie hatten ihre ungerechten Zölle aufgehoben, ſich zu gemeinſamer Beſtrafung der Friedbrecher verpflichtet und ſich dem Spruch der Schiedsrichter unterworfen. Bald ſchloß ſich auch Pfalzgraf Ludwig, Herzog von Baiern, an. Mochten die Bürger nun entweder aus Berückſichtigung unabweisbarer Verhältniſſe, oder im Vertrauen auf Treue und Redlichkeit ihrer Gegner, aus edler vaterländiſcher Geſinnung Fürſten und adlige Herren in den Städtebund aufnehmen, um eine Annäherung ſämmtlicher Reichsſtände anzubahnen, — ſolcher Zutritt konnte dem Städtebund für die Dauer nicht frommen. Wenn die ſtolze Herrenkaſte ſich herabließ, mit dem von ihr gehaßten und verachteten Bürgerthum eine Einigung einzugehen, ſo hatte ſie in den meiſten Fällen nur den Zweck, dasſelbe zu benützen und zu überliſten, die Uebermacht im Bunde zu erlangen oder dieſen allmälig zu lockern. Am 6. Oktober 1254 beſchloſſen die Städteboten, verſammelt auf dem Bundestag zu Worms: „ein Heereszug zur Beſtrafung der Friedensbrecher dürfe nur nach gemeinſamer Berathung unternommen werden, der Bund habe die armen Bauern zu ſchützen, Mainz ſollte Vorort für die unterrheiniſchen, Worms für die oberrheiniſchen Städte ſein, jedes Bundesmitglied (Stadt oder Herr) an den Ort, wohin das Parlament (die Verſammlung) ausgeſchrieben worden, ſeine Bevollmächtigten ſenden und ſich mit Waffen und Kriegsvorrath reichlich verſehen. Während das Pfalbürgerthum den Fürſten zu Lieb' aufgehoben ward, enthielt dagegen ein anderer Beſchluß die Keime vieler Wirren und Zwieſpalts, der Beſchluß wonach jede Stadt ihre Nachbarn zum Beitritt auffordern und Jeder, der dieſen zurückweiſe, friedlos werden ſollte. Für die Kriegsmacht des Bundes ward dadurch geſorgt, daß alle Städte am Rhein von Baſel bis Koblenz hundert bewaffnete Schiffe, alle von da abwärts fünfzig Schiffe mit Armbruſtſchützen, und außerdem noch Reiterei und Fußvolk je nach ihrem Vermögen halten mußten; nur fünfunddreißig Bewaffnete auf ein großes Rheinſchiff gerechnet, betrug das ſtehende Heer der Bürger über fünftauſend Mann, — eine Macht, wie kein deutſcher Fürſt damals eine ähnliche hatte. Nicht müßig lagen die rüſtigen Eidgenoſſen. Als der Reichserbtruchſeß Werner von Boland von ſeiner Burg Ingelheim aus die Straßen unſicher machte, zogen die Mainzer Bürger mit den Genoſſen aus und brachen ihm das Raubſchloß. Da rüſteten all' die adligen Freunde des Friedbrechers zu einem Zug wider Mainz, aber die Bürger ſuchten ſie zum Kampf auf und unterließen ihn erſt, als Werner von Boland und die andern adligen Landherren ihr Wegbelaſtungsunweſen abthaten und die Bundesgewalt anerkannten. Solch ernſtes Walten mißfiel den Fürſten und Rittern, „zumal Denen, die beſtändig die Hand nach Raub ausſtreckten"; ſie ſagten: „es ſei ſchändlich, daß Kaufleute über geehrte und adlige Männer herrſchen ſollten". Aber noch größer als ihr Haß war ihre Furcht vor der Macht der Eidgenoſſenſchaft und dieſe Furcht bewog ſie, dem Bunde beizutreten.

Am 10. März 1255 beſtätigte König Wilhelm zu Hagenau „das heilige Friedenswerk, welches Fürſten, Grafen, Edle und feierliche Botſchaften aller Städte von Baſel an neulich in ſeiner Gegenwart beſchworen", doch verordnete er, daß Friedensbrecher nicht ohne vorher angebrachte Klage vor ihm oder ſeinem Hofgericht und nicht ohne ſeines Hofrichters Rath und Zuthun durch die Eidgenoſſen gerichtet werden dürften, — eine Verordnung, welche übrigens ziemlich unbeachtet blieb. Die endgültige Beſtätigung des Bundes gab König Wilhelm am 9. November deſſelben Jahres zu Oppenheim, mit dem Zuſatz, daß Adel und Herren im ungeſtörten Genuſſe aller Dienſte und Gebühren bleiben ſollten, die ihnen von den Leuten ihres Gerichtszwanges ſeit vierzig bis fünfzig Jahren rechtmäßig geleiſtet worden, daß Adel und Herren bei Klagen über Beeinträchtigung durch die Städte nicht zur Selbſthülfe ſchreiten dürften, ſondern ihr Recht vor dem König, ſeinem Hofrichter oder den Schultheißen von Boppard, Frankfurt, Oppenheim, Hagenau und Kolmar in ordentlichem Rechtsgang zu verfolgen hätten; Gleiches ward den Städten aufgegeben; wenn Dieſe aber aus Nachläſſigkeit des Richters nicht Gerechtigkeit finden könnten, ſo ſollten ſie mit Bundesmacht gegen den Beleidiger auftreten dürfen. Im Jahre 1255 zählte der Städtebund, deſſen äußerſte Ausläufer im Süden Baſel und Zürich, im Oſten Nürnberg und Erfurt, und im Norden Münſter und Bremen waren, als Mitglieder mehr denn ſechszig Städte im Breisgau und Elſaß, in der Pfalz und Wetterau, in Franken, Heſſen, Thüringen und Weſtphalen, am Mittel- und Niederrhein, ferner die drei rheiniſchen Kirchenfürſten, den Pfalzgrafen Ludwig, und zwölf Grafen und Herren. Die Beitritte Beider, Städte wie Herren, zur Eidgenoſſenſchaft nahm in demſelben Grade zu, wie ſie durch raſtloſe Thätigkeit auf Bundestagen und durch ſiegreiche Heerzüge wider Friedbrecher ihr Anſehen befeſtigte und die Raubritter mit Schrecken erfüllte. Auf den Bundestagen zu Worms am 15. Auguſt und 14. Oktober 1255 ward beſchloſſen, in allen Orten der Eidgenoſſenſchaft eine Pfenningsſteuer zur Erbauung eines „Friedenshauſes" zu fordern, den Zins abzuſchaffen und jährlich vier regelmäßig allgemeine Parlamente zu halten, das erſte nach Neujahr zu Köln, das zweite nach Oſtern zu Mainz, das dritte um Johannis zu Worms und das vierte im September zu Straßburg. Am 6. Januar 1256 beſchloß ein Bundestag zu Köln, in Anbetracht der jüngſten frechen Gewaltthaten, welche ſich adlige Herren zu Schulden kommen ließen, einen allgemeinen Streifzug wider die Räuber, der im Mai ausgeführt werden ſollte.

Bald darauf erfolgte König Wilhelm's Tod, das Reich war nun ohne Oberhaupt und der Städtebund begriff ſeine Aufgabe, das Wohl des Vaterlandes in die Hand zu nehmen. Am 18. März 1256 beſchloß der Bundestag zu Mainz, daß ſich jede Stadt ſofort auf den Kriegsfuß ſetzen ſolle; die Eidgenoſſen gelobten: das Reichsgut mannhaft zu beſchützen, ferner: in dem Fall, daß die Königswahl zwieſpältig ausfiele, keinem der Gegenkönige zu huldigen, beizuſtehen, Dienſte zu leiſten und die Thore zu öffnen, dagegen ein einmüthig erwähltes Reichsoberhaupt ohne Säumniß anzuerkennen. Solche ehrenhafte Stellung des Städtebundes, geſichert durch den Beſitz großer, wohlgeordneter und ſchlagfertiger Waffenmacht, ſeine treue Obſorge für die Wiederherſtellung des Königthums, die Eintracht und das Wohl der Nation machte auf manche norddeutſche Fürſten tiefen Eindruck; Markgraf Otto III. von Brandenburg zeigte dem Bunde an, daß er ſich um die Krone bewerbe, und bat ihn, auf dem Wahltag in Frankfurt „zur Erſtickung allenfallſiger Zwietracht" tüchtig gerüſtet zu erſcheinen. Der Städtebund bekundete fort und fort den rühmlichſten Eifer, die Wahlangelegenheit zum gemeinen Beſten zu leiten.

Inzwiſchen trieben jedoch die drei geiſtlichen Fürſten vom Rhein das ſchmählichſte und gemeinſte Ränkeſpiel. Konrad von Hochſtaden, Erzbiſchof von Köln, wollte die herkömmliche Betheiligung an der Königswahl ſo theuer als irgend möglich zum Vortheil ſeines Beutels verwerthen. So leitete er denn zur Verſchacherung der deutſchen Krone ein Geſchäft mit dem reichen Richard von Plantagenet, Grafen von Glouceſter, dem Bruder des engliſchen Königs Heinrichs III., ein. Der Mainzer Erzbiſchof Gerhard, der damals in Folge einer Fehde zu Braunſchweig gefangen lag, war mit dem ſchmählichen Geſchäft um ſo bereitwilliger einverſtanden, da er große Summen zum Löſegeld brauchte. Zwei weltliche Fürſten, Albrecht von Sachſen und Pfalzgraf Ludwig, waren nicht gewiſſenhafter als die geiſtlichen. Erſt am 26. Dezember 1256 ward der Handel abgeſchloſſen, darum ſuchten jene geiſtlichen und weltlichen Fürſten unter allerlei Vorwand die Bemühungen des Städtebundes zur Beſchleunigung der Wahl zu vereiteln. Für engliſches Gold war alſo die deutſche Krone verhandelt, doch fand Richard in dem Erzbiſchof Arnold von Trier, der den Thron mit Alfons von Kaſtilien beſetzen wollte, einen entſchiedenen Gegner. In Frankfurt am Main ſollte die Wahl (unter ſolchen Umſtänden ein eitles Gaukelſpiel) vorgenommen werden. In dieſer Stadt befanden ſich der Erzbiſchof von Trier, Albrecht von Sachſen mit der Vollmacht des Markgrafen von Brandenburg und ein Abgeordneter Böhmens; als der Erzbiſchof von Köln vor Frankfurt erſchien, fand er die Thore verſchloſſen. Da ward denn auf dem Feld vor der Stadt, ſomit doch auf fränkiſcher Erde, am 13. Januar 1257 Richard von England erwählt, in der Stadt aber am 1. April auf des Trierers Betrieb Alfons von Kaſtilien als deutſcher König ausgerufen. Zwei Könige alſo und beide aus der Fremde! Weshalb? Weil die Wahlfürſten darauf rechneten, ſolche Kronenträger würden öfter im Ausland als in Deutſchland weilen, weil ſie fürchteten, ein deutſcher, wenn auch ohne große Hausmacht, werde ſich auf die Macht des Städtebunds ſtützen und dadurch im Stande ſein, fürſtliche Sondergewalt zu beſchränken und die Nationaleinheit zu befeſtigen. Wo war aber in jener verhängnißvollen Zeit eben des Städtebundes bewährte Kraft? Die mit allzu großem

Vertrauen gewährte Aufnahme von Fürſten und adligen Landherren in die Eidgenoſſenſchaft trug jetzt verderbliche Frucht; durch die Parteiung der mitbündiſchen Fürſten um die Kaiſerwahl ward die Eintracht der Städte geſtört, ſie ließen ſich von den Erſteren verführen, theils für Richard, theils für Alfons ſich zu entſcheiden. Hiermit gaben ſie ihr Anſehen preis und entäußerten ſich ihrer Macht. Bald befehdeten die zum Bunde gehörenden Fürſten ſowohl ſich ſelbſt unter einander (wie z. B. die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier), als auch die mitbündiſchen Städte, wie Konrad von Hochſtaden Köln, und die Auflöſung des Bundes mußte ſich vollenden. Von den beiden Vororten nahm Mainz den König Richard auf, wogegen Worms ihm widerſtand. Als er von Aachen den Rhein hinauf bis gen Baſel gekommen war, die Huldigung zu empfangen, und nun „nichts mehr zu ſpenden hatte", verließen ihn die Fürſten und Herren mit dem offenen Geſtändniß: „er ſolle nicht wähnen, daß ſie ihn anders lieb hätten als um ſein Geld." Nur vier Mal in fünfzehn Jahren beſuchte Richard Deutſchland; ſeines jedesmaligen Aufenthalts Spuren waren Beſtätigungsurkunden für einzelne Städte und Verpfändung des Reichsguts. Der Gegenkönig Alfons von Kaſtilien, welchen unter anderen Städten Worms, Speier, Oppenheim, Baſel und Nürnberg anerkannten, kam gar nie nach Deutſchland.

Bei dem Mangel einer wirklichen Reichsregierung geſtaltete ſich Deutſchlands Zuſtand nach den Wünſchen Derjenigen, welche die Krone verkauft und die einzige Schutzmacht des Friedens und der Ordnung zertrümmert hatten. Vortrefflich ſtanden ſich die Biſchöfe, Fürſten und adligen Landherren; keck und unverdroſſen griffen die Grafen von Habsburg und von Würtemberg nach den ſchweizeriſchen und ſchwäbiſchen Gütern des letzten Hohenſtaufen, dem ſein Oheim Pfalzgraf Ludwig ſchon genug abgepreßt. Die Ritter trieben Friedensbruch und Straßenraub frecher als zuvor, gleich als wollten ſie ſich für die Zeiten ſchadlos halten, da die Bürger auf und ab durch's Land ziehend die Raubburgen brachen und die adligen Räuber aufhingen. Durch volle Aufzählung aller Fehden und grauenvollen Thaten, welche damals in deutſchen Landen geſchahen, würden wir die ſelbſtgezogenen Gränzen des Umfangs überſchreiten; deshalb heben wir von fürſtlichen Verbrechen, welche ungeſtraft blieben, nur zwei, von ungerechten Kämpfen gleichfalls nur zwei hervor. Pfalzgraf Ludwig, Herzog von Oberbaiern, der Förderer Münchens, ſeines Fürſtenſitzes, ließ in toller Eiferſucht ſeine ſchöne und tugendhafte Gemahlin Maria von Brabant (am 18. Februar 1256) enthaupten, nachdem er dem Boten, dem Vogt ſeiner Burg zu Donauwörth und einem Edelfräulein Maria's den Tod gegeben und vier andere Jungfrauen von den Zinnen des Schloſſes ſtürzen laſſen; kein Richter ſtrafte den Mörder, den der Papſt für eine Kloſterſtiftung von der Blutſchuld losſprach. — Albrecht, Markgraf von Meißen, behandelte ſeine edle Gattin Margaretha, Kaiſer Friedrich's II. Tochter, in unwürdigſter Weiſe, lebte in öffentlichem Ehebruch mit Kunigunde von Iſenburg und dingte einen Diener, ſich als Teufel verkleidet des Nachts zu Margarethen zu ſchleichen und ſie zu ermorden. Der Diener ſchlich ſich wirklich zu ihr, entdeckte ihr aber den verbrecheriſchen Anſchlag. Auf den Rath ihrer Getreuen entſchloß ſich die unglückliche Kaiſerstochter zu raſcher Flucht; von ihren beiden Söhnlein Friedrich und Diezmann Abſchied nehmend, biß ſie im wüthenden Schmerz den Erſteren in die Wange, ließ ſich dann nebſt ihrem Lebensretter und zwei Frauen an Stricken längs der Wartburg herab und irrte hierauf hülflos durch's Land, bis ſie in Frankfurt ehrenvolle Aufnahme fand und noch im ſelben Jahre (1270) ſtarb. Der ehebrecheriſche Mordanſtifter, der mit ſeinen Brüdern und ſeinem Vater in Fehde lag, konnte ungeſtraft mit dem Fürſtenhut auf dem Haupt umhergehen.

Werfen wir einen Blick auf den Oſten und Weſten des Reiches! Im Oſten beſaß Ottokar, König von Böhmen, eine durch ſtete Kämpfe erweiterte, ſo gut wie unabhängige Herrſchaft. Siegberühmt von der Oſtſee bis zum Adriameer, Kreuzfahrer gegen die heidniſchen Preußen, Bezwinger der Samländer, Gründer Königsbergs, gebot Ottokar in Böhmen und Mähren, in Oeſterreich und Steiermark (womit ihn Richard nachträglich belehnte), in Krain, Kärnthen und Pertenau; in Böhmen und Mähren begünſtigte er deutſches Weſen, längs des ganzen Rieſengebirges pflanzte er ſich aus deutſchen Anſiedlern einen dritten Stand an, als Gegengewicht wider den trotzigen Adel. Dieſer Ottokar, reichbegabt, tapfer, vom Glück verwöhnt, Fürſt des deutſchen Reichs, hielt ſich nicht gebunden, deſſen Frieden und anderer Fürſten Rechte zu achten. So forderte er vom Herzog

Heinrich von Niederbaiern Neuburg am Inn und Schärding, brach mit gewaltigen Heerhaufen in's Land (Salzburg und Paſſau waren mit ihm im Bunde) und nahm jene Orte; doch litt er bei'm Rückzug auf der Mühldorfer Innbrücke ſchweren Verluſt (1258); acht Jahre ſpäter griff er Baiern neuerdings von der öſterreichiſchen Seite und vom böhmiſchen Waldgebirg her an und verheerte dies Land ſo arg, daß er ſich zuletzt aus Mangel an Lebensmitteln nach Böhmen zurückziehen mußte.

Im Weſten des Reiches waltete der Kronverkäufer, Konrad von Hochſtaden, Erzbiſchof von Köln, in engerem Kreiſe der Herrſchſucht viel ſchlimmer. Längſt gewillt, die ihm verhaßte Freiheit der Stadt Köln zu vernichten, führte er nach der Sprengung des Städtebundes ſeinen Plan durch. Zuerſt wollte er durch Sperrung des Rheins der Stadt die Zufuhr abſchneiden, um ſie durch Hunger zu bezwingen; da zogen aber die Bürger in Wehr und Waffen aus und ſchlugen den Erzbiſchof mit ſeinem Stiftsadel bei Wrechen. Nun ſuchte Dieſer durch Liſt zum Ziele zu kommen. Die Gemeinen führten ſeit langer Zeit gerechte Klagen über die ſtolzen, ſchöffenbaren Geſchlechter und die Mißbräuche ihrer Herrſchaft; der Erzbiſchof gab nun dieſen Klagen Gehör, um ſich der Gemeinen gegen die Geſchlechter zu verſichern, ja er ließ ſich von den Erſteren Beiſtand gegen die Letzteren ſchwören. Im Verlaß darauf vernichtete er zuerſt die Freibriefe der Münzer-Hausgenoſſen, dann entſetzte er — auf die Klage der Gemeinen — den Bürgermeiſter und ſechszehn Schöffen ihres Amts, beſtellte das der Erſteren nicht wieder und ernannte vierundzwanzig zum Theil geringe Bürger zu Schöffen; die Wahl eines Schöffen ward nicht der Richerzechheit, ſondern dem Erzbiſchof, den Schöffen und dem Rath der Zunftmeiſter zuerkannt. Schlau nützte er unter dem Schein, die Geringen zu erhöhen und zu fördern, die Parteiung, welche zu Gewaltthaten und Blutvergießen führte, um die Geſchlechter theils aus der Stadt zu verweiſen, theils mit harten Bußen zu belegen. Als ſie ſich endlich, auf's Aeußerſte getrieben, bewaffnet verſammelten, ließ der Argliſtige die Angeſehenſten durch Lügen in den Biſchofhof locken, wo ſie ſogleich verhaftet und nach verſchiedenen Felſenburgen gebracht wurden. Die Anderen retteten ſich durch Flucht Rhein-auf und -ab, ihre Häuſer in Köln wurden dem Erzbiſchof und der Stadt zu gleichen Theilen zugeſprochen. So errang Konrad von Hochſtaden fürſtliche Herrſchaft in Köln; noch auf dem Todbette weigerte er ſich, die Gefangenen freizugeben. Nach ſeinem Tode (29. September 1261) handelte ſein Nachfolger auf dem erzbiſchöflichen Stuhle, Engelbrecht II., in gleichem Geiſte, ja dachte die Stadt noch ärger zu knechten; auf die erſte drohende Regung der Bürgerſchaft floh er voll Angſt, die Flüchtigen kehrten wieder, die Zünftler zerſprengten Engelbrechts geworbenes Kriegsvolk, die Geſchlechter erſtürmten deſſen Zwingburg; durch Eintracht zwiſchen Dieſen und den Gemeinen ward Köln in wenigen Tagen wieder frei (1262). Der Erzbiſchof aber ſann unabläſſig, die Stadt durch Ueberfall neuerdings zu unterjochen und als ihm ein ſolcher Verſuch übel bekam, verſuchte er's mit Argliſt. Die Gemeinen wurden wider die Geſchlechter aufgereizt und außerdem noch Zwietracht zwiſchen zwei mächtigen Familien, den Overſtolzen und den Weißen, angeſtiftet; vergeblich boten die Overſtolzen, des Erzbiſchofs trugvolles Spiel erkennend, die Hand zur Verſöhnung; die Weißen wollten ihren Haß gegen die Overſtolzen ſättigen und ſei's, daß das Gemeinwohl darüber zu Grunde ginge. Sie griffen verrätheriſch an, unterlagen aber und flüchteten. Bald unternahmen ſie jedoch im Bunde mit Herzog Walram von Limburg und dem Bruder des Erzbiſchofs in dunkler Oktobernacht (1267) einen Ueberfall auf Köln. Wiederum floß Bürgerblut, der alte Matthias Overſtolz aber, auf den Tod verwundet, weckte mit letzter Redekraft die Gemeinen zum Kampf und Dieſe entſchieden denn die Niederlage der Verräther. Noch in demſelben Monat fiel der Erzbiſchof dem Grafen von Jülich, den die Kölner nebſt den Grafen von Berg, Geldern und Katzenellenbogen zu ſtändigen Schiedsrichtern und Schirmherren angenommen hatten, in's Land, ward aber geſchlagen, gefangen und auf Schloß Nideck bewahrt, der Landfriedensbrecher recht als Raubvogel eine Zeit lang in einem eiſernen Käfig an der äußeren Mauer dem Volk zur Schau gefangen gehalten. Erſt im Frühjahr 1271 ward er erledigt und ſchloß eine Sühne mit Köln. — Wie die Kölner Erzbiſchöfe, ſo wollte ſich auch Biſchof Walther von Straßburg zum unbeſchränkten Fürſten des Stifts machen, aber die tapferen Bürger, Geſchlechter, ſowie Gemeine, lehrten ihn in offener Feldſchlacht am Hausberg (8. März 1262) die Freiheit der Stadt unangetaſtet zu laſſen. — Trier behauptete während der zwieſpältigen Erzbiſchofswahl ſeine Unabhängigkeit, Mainz ſeinen köſtlichen Freibrief vom Jahre 1244. — In engnachbarlichen Bünden wahrten die wetterauiſchen Städte mit dem Mainzer Erzbiſchof und mehreren rheiniſchen Grafen, wahrten Mainz, Oppenheim und Worms, ſowie fränkiſche Städte den Landfrieden. Ueberhaupt bewährte das Bürgerthum, trotzden daß es ſo nah am Ziel der Reichsſtandſchaft überliſtet worden und trotz der beginnenden Kämpfe in den Städten zwiſchen Geſchlechter und Zünftlern, allenthalben in deutſchen Landen ſeine unverwüſtliche Kraft und ſichere Zukunftsfähigkeit. In Schleſien erhielt Breslau magdeburgiſch Recht; in Brandenburg gediehen die vorhandenen Städte, wie Berlin (ſeit 1253); in der Neumark (zujüngſt [1220—1267] für deutſches Weſen gewonnen) erwuchſen neue; desgleichen in Pommern und Preußen. In Lübeck und Hamburg endlich entſtanden gleichzeitig mit dem rheiniſchen Städtebund die Anfänge einer feſten beſchwornen Einigung zu demſelben Zweck wie jener und mit beſonderer Rückſicht auf gleichförmige Maßnahmen hinſichtlich des in- und ausländiſchen Verkehrs. Dieſe norddeutſche Eidgenoſſenſchaft, durch den Beitritt von immer mehr Städten vergrößert und erkräftigt, war die **Hanſa**. Ihre Seele war **Lübeck**, das im Jahre 1234 durch den **erſten Seeſieg** (unter des Rathsherrn Alexander von Soltwedel Führung) ſeine Freiheit herrlich vertheidigt hatte und unter den mißlichſten Verhältniſſen, unter drohenden Anmaßungen fürſtlicher Nachbarn mit ſtandhaftem Muth ſeine Untrennbarkeit vom Reich behauptete.

Fern in England ſtarb am 2. April 1272 der Namenkönig Richard und dem Reich fehlte jetzt ſelbſt der Schein einer höchſten Gewalt. Die völlige Auflöſung des Reiches war zu erwarten, wenn nicht endlich ein Oberhaupt wieder gewählt wurde. Das erkannte Jedermann und doch mußten ſich die Fürſten, welche nach längerem Brauch das Wahlrecht ausübten, vom römiſchen Stuhl erſt ermahnen laſſen, durch Ausübung dieſes Rechts ihre Pflicht zu erfüllen; das Papſtthum bedurfte jetzt des deutſchen König- und Kaiſerthums zum Schutz wider den furchtbaren Nachbar in Neapel. Schwierig war es allerdings, den rechten Mann zu finden, da der Zuſtand des Reiches einen tüchtigen Charakter erforderte, die meiſten Fürſten aber eben einen ſolchen ſcheuten. Der mächtigſte von allen

Reichsfürſten war in jenen Tagen unſtreitig König Ottokar, im öſtlichen Deutſchland völliger Herr, aber durch Gewaltthätigkeiten dem Adel verhaßt und wegen ſeiner Macht den Fürſten insgeſammt nicht willkommen. Auf dem Wahltag zu Frankfurt am Main (29. September 1273) ward das Stimmrecht ſeines Geſandten bezweifelt und die Erhebung des klugen und kriegserfahrenen Grafen Rudolf von Habsburg, Landgrafen im Elſaß, Kriegshauptmanns und Vogts vieler Städte und Stifter, ausgeſprochen, nachdem ſich die Wahlfürſten vorher darüber verſtändigt und dafür geſorgt, den größtmöglichſten Vortheil davon für ſich zu ziehen; ſo ward der Pfalzgraf Ludwig durch die Ausſicht gewonnen, des künftigen Königs Eidam zu werden. Papſt Gregor X., dem aus dem früher angegebenen Grunde die Wiederherſtellung des deutſchen Königthums erwünſcht war, beſtätigte Rudolf's Wahl, nachdem Dieſer keinen Anſtand genommen, die Zugeſtändniſſe Otto's IV. und Friedrich's II. zu beſchwören und ſich zur Vertheidigung des Papſtes gegen jede weltliche Macht zu verpflichten.

24. Reichsverfaſſung.

Mit der Erhebung Rudolf's von Habsburg beginnt die zweite Hälfte der Geſchichte des Mittelalters. Bevor wir nun dieſe betrachten, überblicken wir die Verfaſſung des Reiches, wie ſie in jenem Wendepunkt der Jahrhunderte ſich feſtgeſtellt, und die Verfaſſungen der verſchiedenartigen Beſtandtheile, aus denen das Reich ſich gegliedert, der Fürſtenländer, der Städte und der freien Landgemeinden, ſodann betrachten wir Leben und Sitte der verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft, endlich den Entwickelungsgang der Bildung in Dichtung, Wiſſenſchaft und Kunſt. Nur ſo gewinnen wir ein vollſtändig treues Bild der nationalen Entwickelung. Wir müſſen hierbei ebenſo wohl auf die Jahrhunderte zurückblicken, deren äußere Geſchichte bereits hinter uns liegt, als auch vom Uebergangsſtandpunkt aus vorwärts auf die folgenden; ein mit ängſtlicher Strenge nur nach den Markſteinen der Jahreszahlen bemeſſenes Abbrechen würde die Ueberſicht ſtören.

Das Bild der Reichsverfaſſung iſt folgendes. Wählbar zur höchſten Würde des deutſchen Reiches war nur ein „höchſtfreier", „ſemperfreier" Mann (aus dem Herrenſtande) von ehelicher Geburt und nachweislicher Ahnenſchaft vom ſelben höchſten Range der Freien, vollen Gliedergebrauchs, reinen Leibes und Glaubens.*) Zum Verſtändniß müſſen wir hier bemerken, daß ſich die Freien in dreifacher Rangabſtufung alſo ſonderten. Die „Semperfreien" bildeten den hohen Adel; aus ihnen waren die Fürſten, die Grafen ohne Fürſtenamt und die freien Herren, die nur dem Kaiſer und Reich unterworfen waren und von keinem weltlichen Fürſten ein Lehen trugen. Den zweiten Rang nahmen die „Mittelfreien" ein, welche Mannen der hohen Freien waren; den dritten Rang die freien Landſaſſen oder „Geburen", welche auf freiem Grundeigenthum unmittelbar unter dem Reich ſtanden, aber in ihrem Stande nicht Lehen empfangen konnten.

Das Recht, den König zu wählen, übten ſieben deutſche Reichsfürſten, drei Prieſter- und vier Laienfürſten. Dieſe Kur-(d. h. Wahl)-Fürſten waren die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf vom Rhein, der Herzog von Sachſen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen, der Letztere unter der Bedingung, wenn er von Geburt ein Deutſcher war. Die Sieben, „die zum Erſten an der Wahl benannt", ſollten übrigens „nicht kieſen nach ihrem Muthwillen"; ſondern „wen die Fürſten alle zum König erwählen, den ſollten ſie allererſt bei Namen kieſen"! Ungrad war der Fürſten Zahl geſetzt darum, daß, ob drei an Einen gefallen und vier an den Andern, die drei den vieren folgen ſollten und alſo ſollte die Minderheit der Mehrheit folgen; „das iſt an aller Kur Recht." Dieſe Wahlfürſten hatten das Wahlrecht im Vorzug vor den andern Reichsfürſten, kraft der auf ihren Landen (als Reichstheilen) haftenden oberſten Reichsämter. Der Erzbiſchof von Mainz war Kanzler in Deutſchland und hatte unter den Prieſterfürſten die erſte Wahlſtimme, der von Trier, Kanzler für Italien, die zweite, der von Köln, Kanzler für Arelat, die dritte. Als des Reichs Truchſeß brachte der Pfalzgraf vom Rhein, der unter den Laienfürſten die erſte Stimme an der Kur hatte, dem König die erſte Schüſſel, der Herzog von Sachſen, als des Reichs Marſchalk, trug ihm das Schwert, er hatte die zweite Stimme, der Markgraf von Brandenburg bot ihm, als des Reiches Kämmerer, das Waſſer und der König von Böhmen reichte ihm, als des Reiches Schenk, den erſten Becher; ſie hatten die dritte und vierte Stimme. Die letzte, halb verblaßte Spur des der Nation urſprünglich zuſtehenden, ihr von den Fürſten entrungenen Rechts der Theilnahme an der Wahl erhielt ſich in dem Brauch bei der Krönungsfeierlichkeit, daß die Umſtehenden gefragt wurden, ob ſie den Gewählten zum Herrn und Kaiſer haben und ihm gehorchen wollten. Die Erwählung, durch welche der König ſeinem Recht nach zum Franken ward, fand auf fränkiſcher Erde, in Frankfurt am Main ſtatt, wohin der Erzbiſchof von Mainz bei dem Bann und der Pfalzgraf vom Rhein „eine Sprache" (Beſprechung der Fürſten) „gebieten" ſollten, oder auf dem Plane vor dieſer Stadt. Die Krönung wurde zu Aachen vollzogen. Wählten die Kurfürſten noch bei Lebzeiten des Reichsoberhauptes (in der Regel auf deſſen Wunſch und Antreiben) deſſen Nachfolger, ſo erhielt Dieſer den Titel: „römiſcher König."

---

*) Kein Lahmer, kein Ausſätziger, kein Gebannter oder Ketzer.

Der hohe Begriff des Reichs erhielt ſich fort und fort, trotz allen thatſächlichen Verletzungen durch die Fürſten, ſelbſt die geſetzloſe Zeit des Zwiſchenreichs hindurch, in der Nationalanſchauung. Es konnte und durfte daher die Erledigung der Oberhauptſchaft, ſei's, daß der König geſtorben und noch kein neuer erwählt, ſei's, daß er abgeſetzt oder bloß abweſend war, durchaus keinen Stillſtand in der Reichsregierung veranlaſſen; es handhabten dieſelbe dann der Pfalzgraf vom Rhein und der Herzog von Sachſen. Der König, wie er gewählt worden, mußte dem Reiche Huld ſchwören und eidlich geloben, daß er das Recht ſtärken, das Unrecht kränken und dem Reiche vorſtehen wolle zu ſeinem Rechte, zum Beſten als er könne und möge, daß er das Reich allezeit mehren ſolle und nicht ärmer machen. Sonſt ſollte er keinen Eid ſchwören, außer wenn ihn der Papſt des Zweifels am rechten Glauben beſchuldigte; ſonſt verſicherte er Alles bloß bei dem Eide, den er dem Reich geſchworen. Er ſtand nicht über dem Geſetz; vor ſeinem Stellvertreter, dem Pfalzgrafen bei Rhein, hatte er Rede zu ſtehen, wenn ein Fürſt gegen ihn klagte; ſo griff auch hier der altheimiſche

Grundſatz durch: jeder Richter kann bei ſeinem Schultheiß (d. h. ſeinem Stellvertreter) verklagt werden. An Leib und Leben konnte der König jedoch nicht eher beſtraft werden, als bis er durch des Fürſtengerichtes Urtheilsſpruch ſeiner kaiſerlichen Würde entſetzt worden.

Die Kaiſerwürde erlangte der König der Deutſchen nach herkömmlicher Rechtsanſchauung erſt durch die Krönung zu Rom, wozu ihn alle Reichsvaſallen begleiten mußten. War er rechtmäßig gewählt, ſo durfte ihm der Papſt die Kaiſerkrönung nicht verweigern. Darin übrigens, daß der Papſt den König zum Kaiſer krönte, lag durchaus nicht ein Recht des Papſtes begründet, die Kaiſerkrone zu verleihen; zwar wurde dies päpſtlicherſeits behauptet, aber deutſcherſeits beharrlich beſtritten. Der Kaiſer hatte die oberſte Gewalt über das ganze „heilige römiſche Reich“, mit welchem das deutſche als unzertrennlich verbunden gedacht wurde und deshalb auch „das heilige römiſche Reich deutſcher Nation“ hieß („heilig“ wegen der Verbindung mit der Kirche). Er hatte ferner die Schirmvogtei über die römiſche Kirche, ſomit nach damaliger Anſchauung über die allgemeine chriſtliche Kirche überhaupt; er hatte die Pflicht, alle Kirchen, Geiſtlichen, Wittwen und Waiſen zu ſchützen und den katholiſchen Glauben gegen Ungläubige, Ketzer und Kirchenſpalter zu vertheidigen und ihn zu verbreiten; „was dem Papſt widerſtehe, das er mit geiſtlichem Gericht nicht bezwingen könne, das ſolle der Kaiſer und anderes weltliches Gericht bezwingen mit der Acht.“ War Jemand ſechs Wochen und einen Tag im Kirchenbann, ſo ſollte ihn der weltliche Richter in die Acht thun, wie andererſeits wer ſechs Wochen und einen Tag in der Acht, dem Bann verfallen ſollte. Er hatte das Recht, allgemeine Kirchenverſammlungen zu berufen und ihnen ſeinen Schutz zu verleihen. Wenn er ſelbſt am Glauben zweifelte, oder ſein rechtmäßiges Weib verſtieß, oder Gotteshäuſer zerſtörte, hatte der Papſt das Recht, ihn in den Bann zu thun. Da das römiſche Reich als Inbegriff aller chriſtlichen Staaten erfaßt wurde, ſo hatte der Kaiſer die oberſte Gewalt über die ganze Chriſtenheit (das „dominium mundi“), ihr zufolge behauptete er den erſten Rang vor allen Fürſten, konnte er allein als weltliches Oberhaupt der Chriſtenheit Königstitel, Adel und Würden verleihen und nahm er die oberſtrichterliche Gewalt in Anſpruch, welche zwar nicht beſtritten, aber nur in außerordentlichen Fällen geltend gemacht wurde.

Den *königlichen Hof*, der noch immer keinen feſten Sitz hatte, ſondern von Reichsburg zu Reichsburg wandelte, bildeten die Reichserzbeamten (Marſchall, Schenk, Kämmerer und Truchſeß) und außerdem Reichsdienſtleute; den ordentlichen Hofdienſt beſorgten die Dienſtleute, welche das Reichsoberhaupt als Fürſt hatte.

Die *Reichsregierung* führte der König unter Mitwirkung der *Reichsſtände* auf den *Reichstagen*, wo die Beſchlüſſe über allgemeine Angelegenheiten des Reichs gefaßt, auswärtige verhandelt, Reichskriege beſchloſſen, insbeſondere Reichsgeſetze feſtgeſtellt wurden. Für ſich ſelbſt dagegen ohne Zuthat der Reichsſtände ertheilte der König *Vorrechte* und vergab er *Reichslehn*. Die Macht, Frieden und Recht zu handhaben, übte der König in einigen Ländern durch die *Reichsſtände*, die weltlichen und geiſtlichen Fürſten, in andern durch *Reichsvögte*. Die Erſteren ſtanden zum König weder in einem bloßen Beamten- noch in einem reinen Lehensverhältniß, ſondern ſie erhielten die urſprüngliche Amtsgewalt der Herzoge und Grafen zu eigenem erblichen Recht lehensweiſe übertragen. Solche Reichsſtände, welche vom König unmittelbar ein *Fahnlehen* hatten, d. h. mittelſt der Fahne (Geiſtliche mittelſt des Scepters) beliehen wurden, hießen Fürſten und ſtanden unmittelbar unter dem König. Die *Grafſchaften* gehörten entweder in ein Fahnlehen oder nicht; die Erſteren lieh der König den Fürſten, geiſtlichen oder weltlichen, von Dieſen wurden dann die Grafen als ihre Stellvertreter mit dem Gericht, unmittelbar vom König hingegen mit dem Bann (jedoch ohne Mannſchaft) beliehen. Von ſolchen Grafen unterſchieden ſich jene, welche einen alten Amtsſprengel unmittelbar vom Reich, aber ohne Landgrafen-, Pfalzgrafen- und Herzogstitel zu Lehen hatten; ſie gehörten zu den Fürſten. Beide Arten von Reichsſtänden, Fürſten und Grafen, wurden ſchon von Friedrich II. „*Landesherren*“ genannt und beſaßen eine, wenn auch untergeordnete Landeshoheit.

Der König war höchſter Gerichtsherr und „hielt den Stab ſelbſt“ (d. h. übte die Gerichtsbarkeit ſelbſt) in Fürſtengerichten, wo über der Fürſten Leib, Ehre und Leben oder Erbe gerichtet ward; da waren denn — nach dem altgermaniſchen Grundſatz, daß jeder nur durch ſeines Standes Genoſſen gerichtet werden konnte — die Fürſten und Herren ſeine Schöffen. Alle Anderen hatten ſich, nach Kaiſer Friedrich's II. Reichsabſchied von 1235, an den Hofrichter zu wenden, welcher, alle Tage zu Gericht ſitzend, Allen, die ihm klagten, richten ſollte. Vom König ward aller Gerichtsbann weiter verliehen, ſowohl der niedere, bürgerliche und der peinliche (oder „Blutbann") über Eigenleute und Grundunterthanen, als auch der „Königsbann" über Gut und Blut der Freien.

Die Reichskriegsverfaſſung war alſo eingerichtet. Alle Reichsſtände und alle reichsunmittelbaren Gemeinheiten (Städte und freie Landgemeinden) waren zum Reichsdienſt verpflichtet. Die Reichsſtände leiſteten ihn in der Regel durch ihre Ritterſchaft und ließen ſich durch die Landſaſſen und Städte Beiſteuer dazu geben, forderten aber wohl auch in außerordentlichen Fällen die alte gemeine Heerfolge aller Freien; die reichsunmittelbaren Städte und Landgemeinden, ſowie die zu den Reichsgütern gehörige gemeine Dienſtmannſchaft ſtanden unter dem Reichsvogt. Der Maßſtab, wonach der Reichsdienſt geleiſtet wurde, richtete ſich vorzugsweiſe bei Reichsſtänden nach der Größe des Reichsguts, welches jeder Reichsſtand hatte, und bei ſolchen, die kein Reichslehen hatten, nach dem Herkommen oder eines Jeden freier Verwilligung. Die Ritterſchaft eines jeden Reichsſtandes mußte Dieſem auch außerhalb des Landes, ja ſelbſt des Reiches, zum Reichsdienſt folgen. Die Ordnung des Reichsheeres war folgende. So viele Fahnlehen es gab, aus ſo vielen Hauptfahnen oder Bannern beſtand das Reichsheer. Unter den Hauptfahnen der Fürſten ſtanden dann wieder die Banner der Grafen und Herren und anderen Freien („Bannerherren"), welche ihre Reichslehen entweder unmittelbar oder mittelbar durch den Fürſten hatten oder dem Reich freiwillig dienten; dieſen Bannern folgte nun die gemeine Ritterſchaft eines jeden ſolchen Grafen oder Herrn und die ſonſtige Landfolge unter dem Banner jeder Stadt oder Gemeinde, welches gemeinhin der Schultheiß oder ein beſonderer Bannerherr trug. Nach dieſer Ordnung des Reichsheeres unterſchieden ſich die Freien in folgende ſieben „Heerſchilde" (Rangklaſſen). „Der König" (heißt es in den alten Rechtsbüchern) „hebet den erſten Heerſchild; die Biſchöfe, Aebbte und Aebbtiſſinnen, oder die da gefürſtet ſind, heben den andern Heerſchild; die Laienfürſten den dritten, die freien Herren den vierten, die Mittelfreien den fünften, die Dienſtmannen (gemeine Ritterſchaft, die Vaſallen der vorhergehenden Klaſſen, die ſelbſt keine ritterliche Mannſchaft mehr hatten) den ſechsten, und den ſiebenten hebet ein jeglicher Mann, der nicht eigen und ein Ehekind iſt" (frei und von ehelicher Geburt). War eine Heerfahrt auf einem Reichstag beſchloſſen worden, ſo ſagte der Kaiſer den Reichsheerdienſt den Fürſten Jahr und Tag zuvor an, worauf Dieſe und die anderen Lehensherren wieder das Aufgebot an ihre Heerpflichtigen erließen; wer nicht erſchien oder nicht mit des Kaiſers oder ſonſtigen Lehensherren Bewilligung die Heerfahrt durch beſtimmte Summen (die „Hoſtenditien") ablöste, verlor zur Strafe ſein Leben. Die Zeit, binnen welcher das Reichsheer Reichsdienſt zu thun hatte, war verhältnißmäßig nur kurz; längeren Dienſt mußte der Kaiſer oft durch große Gnaden und Geſchenke an die Reichsfürſten und Lehensherren erkaufen. Konnte er die Einwilligung der Reichsſtände für eine Heerfahrt nicht erlangen, ſo entbot er ſeine Lehens- und Dienſtmannen, die er als Fürſt hatte, und nahm Ritter und gemeines Kriegsvolk gegen Sold in ſeinen Dienſt.

Die *Einkünfte des Königs* beſtanden, außer dem Ertrag ſeiner Kammergüter, zunächſt aus dem des Reichsguts (der Vogteien, Städte, Reichsforſte) welches im Drang außerordentlicher Verhältniſſe oft verkauft, verpfändet, an Reichsdienſtmannen zu Lehen ertheilt, in Zeiten der Geſetzloſigkeit und Verwirrung wohl auch von den gewiſſenloſen Vögten ſelbſt oder von den benachbarten Herren angemaßt wurde. Jener Ertrag des ſolcherweiſe ſtets verringerten Reichsguts war noch dazu in Folge koſtbarer Verwaltung gering. Zu den königlichen Einkünften gehörten die *Regalien*: Zölle, Münze, Metallgruben, Judenſchutz und Königsſteuer. In Bezug auf die Zölle, die ſämmtlich dem Reich zuſtändig waren, und auf die Münze war der König in ſofern beſchränkt, daß er in eines Reichsſtandes Landen ohne deſſen Einwilligung keinen neuen Zoll, ſowie daß er keine neue Münzſtätten zum Nachtheil landesherrlicher Münzen anlegen ſollte. Die Königsſteuer war eine Abgabe, erhoben von den Landherren und Gotteshäuſern, von Erſteren, wenn ſie verhindert waren, perſönlichen Lehendienſt zu thun, und von Letzteren, weil ſie keine Kriegsmannen ſtellten. Ueber den Judenſchutz ſpäter Ausführliches! Alle Reichsunterthanen waren verpflichtet, zum Unterhalt des Heeres beizutragen und die Verpflegung des Königs und der königlichen Beamten bei Heerzügen zu übernehmen. Letztere war zwar im Ganzen noch immer gemeine Laſt, ward aber ordentlicherweiſe hauptſächlich den Reichsgütern und Stiftern zugemuthet.

25. Verfaſſungen der Fürſtenländer, der freien Landgemeinden und der Städte.

Das Gebiet des Reichs war in eine Menge größerer und kleinerer in ſich geſchloſſener Gebiete gegliedert; dieſe ſtanden theils *unmittelbar unter dem Reich*, theils als Herzogthümer und Grafſchaften *unter Landesherren*, in der Weiſe, daß jene adeligen Geſchlechter, welche in Beſitz der Aemter gekommen waren, nunmehr das erbliche Eigenthum auch *der* Bezirke beſaßen, auf denen man ſich die alten Amtsrechte haftend dachte.

Landesverfaſſung. — Die Landeshoheit umfaßte verſchiedenartige Rechte. In erſter Reihe ſtanden *kaiſerliche*, nämlich die *Regalien*, dem Landesherrn vom Reichsoberhaupt zu lehnbarem oder freiem Eigenthum übertragen; dazu gehörten die *Grafſchaft* mit *Gerichtsbarkeit* und *Heerbann*, dann *Münze*, *Zölle*, *Bergwerke*, *Bannforſte*, *Judenſchutz*. Seit der Landesherr das Recht des Heerbannes als eigenes beſaß, bedurfte er keiner beſonderen reichsoberhauptlichen Erlaubniß zu Burgen- und Städteanlegung; ohne ſeine Bewilligung durfte kein Landſaſſe eine eigentliche Feſte anlegen. — Die Landeshoheit enthielt ferner *lehensherrliche* Rechte, indem der Landesherr entweder vermöge ſeines Geburtsſtandes oder vermöge ſeines Amts als Lehens- oder Dienſtherr eine aus mindeſtens ritterbürtigen Perſonen beſtehende *Heerfolge* hatte, womit er den ordentlichen Reichsdienſt verſah. Seine Lehens- und Dienſtmannen waren außerdem durch ihre Dienſtpflicht zur Vertheidigung ſeiner Rechte und Beſitzungen und zu gerechten Fehden verbunden, — die Vaſallen nach einem beſonderen Dienſtvertrag nur zu beſtimmten Dienſten, mit Vorbehalten von Perſonen, gegen die ſie nicht dienen, und von Rechten, die ſie nicht vertheidigen wollten, — die Dienſtmannen mußten nach gemeinem Dienſtrecht gegen Jedermann (mit Ausnahme des Kaiſers) dienen. Endlich gehörten zur Landeshoheit auch ſchutzherrliche Rechte, indem der Landesherr die Befugniß hatte, die auf eigenthümlichen Gütern oder im Bezirk der Grafſchaft geſeſſenen Reichsunterthanen im Reichsdienſt zu vertreten, wodurch dieſelben denn zu Landſaſſen des Berechtigten, und alſo aus unmittelbaren Reichsunterthanen zu bloß mittelbaren wurden. — Wie der König, ſo hatte auch der Landesherr ſeinen Hofſtaat um ſich, gebildet aus ſeinen Dienſtmannen, Kämmerer, Schenk, Truchſeß und Marſchall; ſein Verhältniß zu jenen war urkundlich auf's Genaueſte beſtimmt. Der Hofſitz wechſelte wohl noch auf den Burgen, doch ward er immer mehr ſtändig in bedeutenden Städten. Die Verwaltung führte der Landesherr ſelbſt; der Kanzler (meiſt Hofkapellan) fertigte die Urkunden aus. In Abweſenheit des Landesherrn ſtand als ſein Stellvertreter der Burggraf, Waltbote, Amtmann da. — Die Landesregierung übte der Landesherr ebenſo wenig unbeſchränkt als der König, ſondern mit Beirath und ausdrücklicher Zuſtimmung („Rath und Vollbord“, „Willen und guten Rath“) der größeren Grundbeſitzer („Meliores, majores terrae“, der ſogenannten „guten Leute“ des Landes, d. h. der freien) und der Lehensmänner. Auf Landtagen wurden nach uraltem Volksrecht Landesgeſetze und Verordnungen zur Vollziehung der Reichsgeſetze gemeinſam berathen und Beſchlüſſe gefaßt über allgemeine Landesangelegenheiten, über Erbfolge, Landestheilung, über perſönliche und Familienangelegenheiten des Landesherrn. — Die Einkünfte des Landesherren floſſen aus dem Ertrag ſeiner Kammergüter, aus dem Ertrag der Regalien, ferner aus einer ordentlichen Abgabe, welche er von den Landſaſſen als Entſchädigung dafür erhob, daß er den Reichsdienſt und die Landesvertheidigung mit ſeiner Dienſtmannſchaft leiſtete. Außer dieſer Steuer („Stiura“, „Bete“*) die nach altem Brauche meiſtens dreimal im Jahr entrichtet ward und wovon urſprünglich Vaſallen und Ritterſchaft, der Natur der Sache nach, befreit waren, gab es in den landesherrlichen Städten noch eine „Orbete“ (Urbete), eine auf die Grundſtücke vertheilte Gemeindelaſt. Außerordentliche Fälle, welche den Landesherrn oder ſeine Familie betrafen, wie z. B. ſeine Reiſen und Kriegszüge, ſeine Auslöſung aus Gefangenſchaft, die Ausſtattung ſeiner Töchter, die mit Feſtlichkeiten verbundene Ertheilung der Ritterwürde an ſeine Söhne, erforderten auch außerordentliche Abgaben („Nothbeten“, „Unpflichten“), welche denn eben nur mit Verwilligung der Beiſteuernden, auf vertragsmäßigem Wege, zu erhalten waren. — Was hier von den weltlichen Fürſten geſagt worden, gilt auch von den geiſtlichen. Sie wählten aus ihren Dienſtmannen die Amtleute, denen ſie Kameralverwaltung und Gerichtsbarkeit vertrauten. Stifter und Klöſter, welche noch von alten Zeiten her unter einem Kaſtvogt ſtanden, ſuchten dieſen und die Untervögte abzukaufen. Wenn ihnen dies gelang, konnten ſie in den geiſtlichen Herrenſtand eintreten, wenn ihnen nicht außerdem die Schirmvogtei eines geiſtlichen oder weltlichen Fürſten hinderlich war.

---

*) „Stiura“ bedeutet Hülfe, „Bete“ drückt aus, daß die Leiſtung auf Bitte, Anforderung erfolgte.

Landgemeindenverfaſſung. — Der freien Landgemeinden waren noch gar viele in verſchiedenen Theilen Deutſchlands, in Weſtphalen, am Rhein, in der Wetterau, in Franken und Schwaben, in Friesland, in Holſtein und längs der Elbe, und in der Schweiz. Da kamen, wie in der Urväter Tagen, Adelige und Freie auf der Malſtatt zuſammen und hielten unter freiem Himmel Gerede und Gericht, rügten die Markfrevel, beriethen und beſchloſſen der Landſchaft Beſtes, Sühne und Krieg. Bei ihrem ächten Ding führte der Vogt den Vorſitz, beſtellt vom Kaiſer, oder wohl auch in manchen Fällen belehnt vom geiſtlichen oder weltlichen Fürſten, zu deſſen Grafſchaft die Gemeinde gehörte; ſo z. B. gehörten die Ditmarſen zur Grafſchaft Stade. — Ein deutliches Bild der republikaniſchen Volksgemeindeverfaſſung erblicken wir in dem Bundesſtaat der vom Blieſtrom bis zur Weſer wohnenden Frieſen. Sie bildeten ſieben größere Provinzen oder „Seelande“, jedes in mehrere Bezirke abgetheilt, in welchem Adel und Freie eine ſelbſtherrliche Gemeinde bildeten. Jede einzelne Gemeinde, die zum Bezirk (Gau) gehörte, ſetzte ſich ihre Richter auf ein Jahr. Unter Leitung dieſer Richter wurde die Gauverſammlung gehalten, welche die geſetzgebende und die richterliche Gewalt ausübte. Aus allen Seelanden aber traten Richter und ein Ausſchuß aus den Gaugemeinden jedes Seelandes in der Pfingſtwoche am Upſtalsboom (unweit Aurich) zur großen frieſiſchen Geſammtgemeinde, zum Bundeslandtag zuſammen. Da ſich alle Seelande zum Zweck gemeinſamer Vertheidigung gegen unrechtmäßige Gewalt verbanden, ſo berieth und ordnete jener große Bundeslandtag alle die Landesvertheidigung betreffenden Angelegenheiten. Er übte ferner die geſetzgebende Gewalt in öffentlichen und Privatſachen über ganz Friesland und eine richterliche Gewalt, deren Hauptgegenſtände die Erhaltung des gemeinen Landfriedens war. Für die Zeit, wo dieſer Landtag nicht verſammelt war, vertrat deſſen Stelle ein gewählter Ausſchuß von geſchworenen Richtern, der die Beſchlüſſe der Gemeinde auszuführen, für den Landfrieden und die Erhaltung der Verfaſſung zu ſorgen hatte. Der Adel hatte kein Uebergewicht in der Landesgemeinde. Vertreter des Königs als Oberrichter war der vom Volk erwählte „Aſega“. — Auch im *Schweizer* Alpenland ſchloſſen die freien Landgemeinden untereinander Eidgenoſſenſchaften zum wechſelſeitigen Schutz und Schirm wider jegliche Vergewaltigung am Recht; als die Gemeinden von Uri, Schwyz und von Nidwalden, ihre Reichsfreiheit zu wahren, am 1. Auguſt 1291 einen ewigen Bund ſchloſſen, ſagten ſie ausdrücklich, daß ſie die *uralte* Eidgenoſſenſchaft unter ſich *erneuten*. — In *Weſtphalen*, wo die vielen freien Grundbeſitzer unter den geiſtlichen Herrſchaften uralte freie Gemeindeverfaſſung, Unmittelbarkeit unter Kaiſer und Reich und altgermaniſches Gericht mit feſtem, mannhaftem Sinn bewahrten, war der dem Gerichte der freien Gemeinde vorſitzende Richter noch immer, wie in den Tagen Karl's des Großen, der Graf als unmittelbarer kaiſerlicher Beamter und hieß als Richter der Freigebliebenen „*Freigraf*“, wie die Schöffen, (zu welchem Amt alle eingeſeſſenen Freien berechtigt blieben) „Freiſchöffen“ und der Gerichtsbezirk „Freigrafſchaft“, die alten Malſtätten „Freiſtühle“. Selbſt als die Landesherren, an welche Weſtphalen gefallen war, die auf ihren Gebieten liegenden Freigrafſchaften in ein Abhängigkeitsverhältniß brachten und mit der Grafſchaft ſelbſt als ſogenannte „Stuhlherren“ (Gerichtsherren) vom Kaiſer erblich belehnt wurden, erhielt ſich das alte Freigericht doch noch fort und fort als kaiſerliches Gericht. Der Gerichtsherr wurde mit der Freigrafſchaft vom Reich belehnt, der Freigraf vom Gerichtsherrn dem Kaiſer oder dem Herzog vorgeſchlagen, damit er von

Dieſem den kaiſerlichen Bann und das Recht zu richten erhalte. Wollte der Gerichtsherr ſelbſt als Freigraf zu Gericht ſitzen, ſo mußte er erſt für ſeine Perſon vom Kaiſer den Bann empfangen.

Blicken wir endlich auf die Hofverfaſſung! Nach uraltem Brauch theilte der Grundherr ſein Beſitzthum, die Höfe und Huben. „Sal- oder Dinghof" (auch Fronhof, d. h. Herrenhof) hieß jener Hof, welchen er für ſich ſelbſt behielt und wo er in wohl ummauerter Burg ſaß; die Huben, welche zum Salhof gehörten, hießen „Sal-", „Frei-" oder „Fronhuben", ſie wurden von Leibeigenen oder von Hofhörigen in Fronde bebaut. Die andern Huben wurden gegen Zins und Dienſt theils an freie („Hofleute") in Zeit- oder Erbpacht, theils an unfreie Eigenleute vergeben und zwar an Letztere meiſtens als Stückgüter (im Gegenſatz zu ganzen Huben). Saß der Grundherr nicht ſelbſt auf ſeinem Salhof, ſo waltete dort an ſeiner Statt ein „Meier" oder „Hofesmann", welcher die Wirthſchaft leitete, die „Hofrolle", d. h. das Verzeichniß der zum Hof gehörenden Grundſtücke, und das „Hofweisthum", d. h. das Verzeichniß der Verpflichtungen der Hofhörigen führte und das „Hubengericht" hegte, wobei die Hübner als Schöffen das „Hofrecht" wieſen.

Städtiſche Verfaſſung.*) — Mannichfaltigkeit in allen Lebensformen iſt das eigenthümliche Wahrzeichen deutſcher Entwickelung überhaupt; am Reichſten gab ſie ſich in den ſtädtiſchen Verfaſſungen kund, von denen vielleicht nicht zwei einander völlig gleichen. Bei aller Verſchiedenheit derſelben im Einzelnen laſſen ſich jedoch folgende allen gemeinſame Grundzüge der Entwickelung zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts erkennen. Dem lebenslänglichen und erblichen auf eine geringe Zahl altbürgerlicher Geſchlechter beſchränkten Schöffenthum war eine gewählte Obrigkeit mit nur einjähriger Amtsdauer zur Seite getreten, ſie ſtammte aus den freien Grundbeſitzern, Kaufleuten und höheren Gewerbtreibenden und verwaltete ihr Amt ohne Lohn; die Bezeichnungen dieſer Obrigkeit waren „Rathleute", oder „Geſchworne", oder „Gemeinderäthe", wohl auch „Genannte"; ihr jährlich wechſelnder Vorſtand war hier „Bürgermeiſter", „Ort-, Stadtpfleger", anderwärts „Rathsmeiſter", „Stättmeiſter" getitelt. Jene „Rathleute" eigneten ſich zuerſt die *polizeilichen* Geſchäfte, dann die *Aufſicht* über die *Zünfte*, die *Sorge* für das *Gemeindegut* und den *politiſchen Verkehr* nach Außen an; weiterhin aber auch das *Gericht*, denn ſie theilten entweder die Richtgewalt der Schöffen für gewiſſe Kreiſe rechtlicher Verhältniſſe, oder ſie beſetzten die Schöffenbank nebſt deren Vorſitzer, dem Schultheißen, aus ihrer Mitte; im glücklichſten Fall übten ſie das Gericht als Stadtgericht in eigener Vollmacht aus. Größtentheils hatten die Städte die an ihre frühere Abhängigkeit erinnernden Aemter des Vogts und Schultheißen durch Kauf oder in anderer rechtlicher Weiſe erworben, in anderen beſtanden dieſe Aemter nur noch dem Namen und den Einkünften nach, welche letztere adelige Familien, vom früheren Landherrn oder vom Kaiſer beſtellt, davon bezogen. In den unmittelbar zum *Reiche* gehörenden Städten erwählte der *Kaiſer* die Schultheißen aus der Mitte der *Altbürger* oder mit ihrer Beiſtimmung auf ein Jahr oder mehrere; ſie hießen dort „*Reichsſchultheißen*“ oder „Reichspfleger“, ließen ſich (in der Regel) durch Richter vertreten und verwalteten die Reſte des Reichsguts. Jene Rathleute, verſtärkt durch Ritterbürger, welche das Stadtrecht gewonnen, bildeten eine in ſich abgeſchloſſene „Rathsgemeinde“ (im Gegenſatz zur Bürgergemeinde), ſie waren „die Ariſtokratie des Adels, der Geburtsrechte, des Reichthums und Beſitzes“, ergänzten ſich aus ihrer eigenen Mitte und behaupteten die Regierung. Die Zahl der Rathleute war ungleich, ſie ſchwankte zwiſchen 10 bis 36. Je größer ſie in einer verhältnißmäßig kleineren Gemeinde war, je unverkennbarer hatten die niederen Zünfte politiſche Rechte erworben und ſtanden als „äußerer, größerer, weiterer Rath“, als Ausſchußmänner, dem „inneren, engeren“, gewaltausübenden Rath überwachend zur Seite. Mit der Erweiterung der ſtädtiſchen Beziehungen vergrößerten ſich die Rathsgeſchäfte und vermehrten ſich demzufolge auch die Rathsämter, ſo wurde ein des Kaiſerrechts und des Lateins kundiger Rathsſchreiber nöthig. Maßgebend für alle Städte lübiſchen Rechts bis nach Eſthland hinauf iſt eine Aufzeichnung Albrechts von Bardewick, Rathskanzlers von Lübeck im Jahre 1298. „Bürgermeiſter waren damals zwei, Kämmerer zwei, desgleichen zwei Weinmeiſter, zwei Stadtvoigte, zwei Marktmeiſter, zwei Wettemeiſter, welche den „Wetteſtab“ führten, für polizeiliche und geringere Vergehungen die „Wette“ (Geldbuße) erkannten. Es gab einen „Rathekanzler“; ein Rathmann bewahrte die „Treſekammer“, worin der Stadt Handveſten liegen (das Archiv). Herr Johann Kleindynst „bewahrte die Bücher, darin der Stadt Rechte geſchrieben ſtehen“, — „ein Flamand (von Douay) und ein Eingeborner der Stadt Armbrüſte und Geſchütz“, ſowie den Marſtall, aus mehr als vierzig Hengſten beſtehend; „zuſammen aber ſaßen im Rathe ſiebenzehn Männer.“ Selbſt landesherrliche Städte, mit dem bereits erwähnten jährlichen „Urbare“, aber noch nicht mit landesherrlicher „Bete“ als ordentliche Steuer belaſtet, übten das Recht, von allen Einwohnern (auch Geiſtlichen und Juden) „Ungeld“ für öffentliche Bedürfniſſe (zumal für Befeſtigung) zu erheben. Die Reichsſtädte hatten die jährliche beſtimmte Reichsſteuer zu entrichten. Zum Reichsheerdienſt waren ihre Bürger ſelten über eine Tagereiſe hinaus verpflichtet; auch die der Landſtädte hatten den Landesherren nur in geringer Entfernung in’s Feld zu folgen.

---

*) Nach Barthold, Geſchichte des deutſchen Städteweſens (4. Buch, 1. K.).

26. Ritterlich-adeliges Leben.

Indem wir Leben und Sitten der mittelalterlichen Geſellſchaft in ihren verſchiedenen Klaſſen betrachten, gewahren wir zuvörderſt das allgemeine Gepräge der Zeit. Der Drang der Sinnlichkeit und die Vergeiſtigungsſehnſucht ſtießen in ihren äußerſten Gegenſätzen hart zuſammen. Ein greller unaufgelöster Mißklang, der Ausdruck des tiefen Widerſpruches der Weltanſchauung, zog durch alle Verhältniſſe, und in dem gährenden Kampf zwiſchen den Grundkräften der alten und neuen Ordnung und Bildung, in der gewaltigen Bewegung hervorgebracht durch ſtete romaniſche Einflüſſe und Angriffe einerſeits und germaniſche Widerſtandskraft, germaniſchen Freiheitsfortſchritt andererſeits, traten die ſeltſamſten Erſcheinungen hervor, die ſich ſelbſt in der Gegenwart noch überall dort erkennen laſſen, wo dieſelben Urſachen noch fortwirken. An der Flamme des Glaubens entzündete ſich die hingebungsvollſte Liebe, aber auch der wie in blinder Raſerei mordende Haß; die Kraft des Glaubens wandelte den Stolz des Starken in Demuth, ja in frommen Knechtsſinn und die Frömmigkeit des Weltentſagenden in geiſtlichen Hochmuth. Derbſter Selbſtſucht, die das irdiſche Gut mit wilder Gier durch Fauſtrecht und Trugliſt an ſich riß, geſellte ſich eng die ſchwärmeriſchſte Weltentſagung, kundgegeben durch Verſchenkung alles zeitlichen Beſitzes, ja der Freiheit ſelbſt an die Kirche, freilich eigentlich auch aus Selbſtſucht, denn das Heil der Seele im Jenſeits ſollte ja damit erkauft werden. Ueppigſter Sinnengenuß und roheſte, viehiſche Ausſchweifungen gränzten dicht an die übertriebenſte, ja unſinnigſte Hochwerthung des jungfräulichen Standes und an die heiligen Ehen, in welchen die Gatten ſich verbanden, nur wie Geſchwiſter mit einander zu leben. Lauterſte Frömmigkeit und lebendigſte Gottinnigkeit fanden in gemeinſter Verſpottung heiliger Bräuche und in unbeſchreiblicher Sittenloſigkeit, Bußfahrten in ſchändlicher Lüderlichkeit, die unter dem Schein und Schirm der Zerknirſchung freies Spiel hatte, ihre Gegenſätze und Zerrbilder. Aber auch die Folgen und Eindrücke der gewaltigen Zeitereigniſſe waren an den Formen der Geſellſchaft zu erkennen. Die großartige Völkerverbrüderung, durch die Kreuzpredigt in's Leben gerufen, wie kurz auch ihre Dauer war, ſchuf die geiſtlichen Ritterorden und verbreitete die eigenthümlichen Formen des Ritterthums auch über die vornehme Geſellſchaft Deutſchlands, ſie ſchloß des Morgenlandes lang verſchollene Wunderwelt dem Abendlande auf, eröffnete dem Handels- und Bildungsverkehr neue Bahnen. Die Kämpfe zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum weckten immer mehr das nationale Selbſtgefühl und das Bewußtſein der nationalen Aufgabe im Bürgerthum, während Fürſtenſchaft und hoher Adel von Anfang her mit dem nationalfeindlichen Papſtthum eng verbündet waren und die einheitliche Reichsgewalt zerſprengten. Dem entſprechend waltete in der fürſtlich-adeligen Geſellſchaft, die ſich in den Formen des urſprünglich romaniſchen Ritterthums bewegte, Vorliebe für fremde Sitten und Nachahmerei derſelben vor, während die heimiſchen vom Bürger- und Bauernthum bewahrt und fortgepflanzt wurden. Vorzugsweiſe war es franzöſiſcher Einfluß, der ſich fort und fort beim deutſchen Adel geltend machte. Das Muſter der franzöſiſchen Ritterſchaft leuchtete der deutſchen voran, franzöſiſche Trachten, Speiſen, Spiele, Tänze und

Tongeräthe fanden in der vornehmen Geſellſchaft Deutſchlands die Bezeichnungen dafür, die franzöſiſchen Kunſtausdrücke des Ritterthums fanden in unſerer heimiſchen Sprache Aufnahme; ja von Franzoſen ließ der Adel ſeine Kinder erziehen! Die Vermittlung ging vorzugsweiſe durch das halb romaniſche, halb germaniſche Flandern. — Betrachten wir nun Leben und Sitten der vornehmen Geſellſchaft.

Die Burgen waren theils auf Bergeshöhen, theils in Ebenen nahe an Flüſſen oder Seen erbaut, deren Gewäſſer in den die Burg rings umgebenden breiten Graben geleitet wurden. Die größeren Burgen, in welchen die reichen Fürſten und Herren wohnten, waren gemeiniglich folgenderweiſe angelegt. Durch ein Thor der äußeren Umfangsmauern (der „Zingeln") kam man in den „Zwinger", einen mit Wirthſchaftsgebäuden und Ställen verſehenen freien Raum zwiſchen den äußeren und den inneren Mauern; vor dieſen letzteren lag ein tiefer Graben, über welchen eine Zugbrücke zu der Pforte führte, aus dieſer kam man durch eine Art von Halle, welche mit einem Fallgitter verſperrt werden konnte, in den von Gebäuden umſchloſſenen Burghof, in deſſen Mitte ſich meiſtens ein Brunnen und eine Linde befanden. Längs der mit Zinnen verſehenen Umfaſſungsmauern lief ein gegen den Burghof offener Gang (die „Wer" oder „Letz"). Die Hauptgebäude im Burghof waren ein hoher Wartthurm (das „Berchfrit"), das Herrenhaus (der „Palas") mit verſchiedenen Nebenräumen, und das davon geſonderte Frauenhaus („der Frouwen Heimliche"); jede bedeutende Burg hatte eine eigene Kapelle; die reizendſten Plätzchen waren die „Lauben", breite und überwölbte Fenſterniſchen in den Mauern, von welchen ſich die Ausſicht weit über Land und Feld, Berg und Wald aufthat. In den Gemächern des Herrenhauſes, zumal im Saal, ward der Boden täglich mit friſchen Blumen, zur Herbſt- und Winterzeit mit friſchen Binſen beſtreut, bei feierlichen Anläſſen mit Teppichen bedeckt. An den Wänden befanden ſich gewirkte Tapeten und längs derſelben breite gepolſterte Bänke. Der Hausrath war aus hartem Holz gefertigt und mit zierlichen Schnitzarbeiten geſchmückt; zur Aufbewahrung der Kleider dienten mächtige Truhen; das große viereckige Bette, zu dem mehrere Stufen hinanführten, war mit einem Himmel und Vorhängen verſehen. Ein Hauptgegenſtand der

Prunkſucht waren die „Treſure“, große Schenktiſche mit treppenförmigen Geſtellen, auf welchen kunſtreich geformte koſtbare Tafelaufſätze, Kannen, Becher und andere Trinkgefäße aus edlem Metall oder Kryſtall zur Schau ſtanden.

Größere Burgen hatten eine eigene Beſatzung von Dienſtleuten („Burgmannen“), welche in der Burg ſelbſt und in deren Nähe angeſeſſen waren und unter einem Burggrafen ſtanden; ſolche Burgen genoſſen ferner einen eigenen „Burgfrieden“ und es gehörte zu ihnen ein beſtimmtes Gebiet mit verſchiedenen Rechten und der betreffenden Gerichtsbarkeit (dem „Burgbann“). Die kleineren Burgen beſtanden ſehr oft bloß aus Wohnhäuſern, ſtark aus Steinen erbaut, mit oder ohne Mauerumgürtung, aber ſtets mit einem Thurm oder deren mehreren, denn der Beſitz eines bethürmten Hauſes galt als Auszeichnung ritterlichen Standes. Solche kleinere Burgen, welche die erwähnten Rechte der größeren entbehrten, waren bald Allode (ächtes Eigenthum), bald auch bloß erhaltene oder aufgetragene Lehen. War eine ſolche Burg das Geſammteigenthum mehrerer verwandter Geſchlechter, ſo hießen die Mitbeſitzer derſelben „Ganerben“ (d. h. Miterben).

Die Tracht der höheren Stände war prächtig und koſtbar. Theure Linnen-, Wollen- und Seidenſtoffe in hellen Farben, letztere ſehr oft mit Gold und Silber durchwebt, wurden aus Griechenland, aus Indien, aus anderen fernen Ländern, herrliches Pelzwerk vom hohen Norden bezogen; Gold und Silber, zu Geſchmeide und zur Waffenzier verarbeitet, erhöhten die bunte Farbenpracht, die man ſo ſehr liebte, daß man z. B. den einen Aermel roth, den andern gelb und ähnlich auch die Schenkelſtücke der Beinkleider verſchiedenfarbig trug. Der adelige Stolz ſetzte die Wappen geſtickt in die verſchiedenen Stücke des männlichen und weiblichen Anzugs. Leibrock und Mantel bildeten die Oberkleider beider Geſchlechter, die Beinkleider waren mit den Strümpfen Eins und urſprünglich mit Leder beſohlt, ſpäter kamen buntfarbige Schuhe auf; zu Pferde trug man weite Stiefel, die bis zum Knie hinaufreichten. Die ritterliche Rüſtung beſtand aus dem oft koſtbar gearbeiteten Helm mit Gitter und Schmuck, aus dem kunſtreich aus kleinen Ringen zuſammengeſetzten Harniſch (der „Brünne“), über welchem man meiſtens auch einen koſtbaren Waffenrock trug, aus dem Halsſchirm (der „Halsberga“), ledernen

Hoſen, dem eiſenbeſchlagenen, mit dem Wappen geſchmückten Schilde, der Lanze (dem „Ger“), dem langen Schwert mit Kreuzgriff und dem Dolche. Das ritterliche Streitroß prunkte mit koſtbarer Satteldecke („Chovertiure“) und ſchüttelte ſtolz die goldnen Schellen am vordern Reitzeug (dem „Fürbuoge“). Die Tracht der vornehmen Frauen beſtand aus einem Oberkleide und einem Mantel. Das Oberkleid, bei feſtlichem Anlaß von ſchimmernder Seide mit breiten bunten Säumen, mit Gold- und Silberſtickerei, wie auch mit Zobel oder Hermelin beſetzt, wallte ſo lang nieder, daß es Schuhe und Strümpfe bedeckte; die enganliegenden Aermel wurden am Handgelenke durch ein Armband gehalten; am Halſe, an welchem man das feine gefältelte Hemde gewahrte, prangte ein goldnes, mit Edelſteinen geſchmücktes „Fürgeſpenge“. Der Mantel, mit Pelzwerk gefüttert und verbrämt, auch bunt oder mit Gold- und Silberſtickerei eingefaßt, hing leicht über die Schultern und ward ſelten mit Haftbändern geſchloſſen. Am reichen Gürtel trug die vornehme Frau häufig eine Taſche mit Geld, Riechfläſchchen, Meſſer, Schlüſſelbund, Scheere und Spindel. Auf kunſtvolle Ordnung des Haares, das bald in Locken, bald in Zöpfen, von Goldfäden und Perlenſchnüren durchwirkt, getragen ward, verwandte man ebenſo große Sorgfalt, als auf die Pflege der Haut, deren natürliche Friſche thörichte Eitelkeit ſchon damals durch Schminke zu erſetzen ſuchte. Das Haupt der vornehmen Jungfrau ſchmückte ein Kranz friſcher Blumen, ein koſtbar Seiden- und Perlengewinde oder ein metallner Reif. Anderer weiblicher Kopfputz waren Schleier, Hauben und breitrandige barettartige Hüte von Sammet mit Pfauenfedern oder Reiherbüſchen. Zum weiblichen Putz gehörten auch zierlich geſtickte und feinduftende Handſchuhe. — Vom vierzehnten Jahrhundert an verbreitete ſich vom Auslande her eine Veränderung in den Trachten des deutſchen Adels. Der Leibrock wurde verkürzt; kaum an die Hüfte reichend, hieß er jetzt Wamms; die Aermel wurden übermäßig weit und lang und mit Lappen beſetzt, die Beinkleider unanſtändig eng. Später wurden Rockärmel und Hoſen geſchlitzt und das anders gefärbte Unterfutter durch die Schlitze ausgepufft. Bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erhielt ſich die Mode der langen Schnabelſchuhe und das Tragen von Schellen an denſelben, ſowie an Gürteln, Knie- und Armbändern. In ähnlicher Weiſe entartete auch die weibliche Tracht, zumal durch einen entblößenden Ausſchnitt; indem die vornehme Welt in thörichter Eitelkeit fremde Moden nachahmte, vergaß ſie altheimiſche Ehrbarkeit.

Die alltägliche Zeiteintheilung war folgende. Der Tag begann mit der Frühmeſſe, dann folgte die erſte Mahlzeit, hierauf ging der Mann den Geſchäften nach, oder zur Jagd, oder pflog ritterlicher Uebung, während die Frauen häusliche und Handarbeiten trieben. Es folgte hierauf die zweite Mahlzeit, nach welcher ſich Familien und Gäſte mit Anhören von Dichtungen, mit Muſik, Tanz und Spiel (Würfel und Schach) oder mit traulichem Geſpräch unterhielten. Unmittelbar vor dem Schlafengehen nahm man den Schlaftrunk, Wein mit Obſt. Die gewöhnlichen Mahlzeiten waren einfach, die feſtlichen um ſo verſchwenderiſcher, insbeſondere waren ſtark gewürzte Leckerbiſſen und Brühen, ſowie Backwerk beliebt, das zuweilen in den abenteuerlichſten, ja unanſtändigſten Geſtalten erſchien. Der Wein wurde, mit verſchiedenen Gewürzen verſetzt, aus ſeltſamlichſt geformten Gold-, Silber- und Kryſtallbechern und Kannen nicht allzu mäßig (ſelbſt von Frauen) getrunken. Die Tafel war meiſtens mit Blumen beſtreut, wie man denn ſolche auch gerne über derſelben aufhängte; auf dem Tiſche fehlten übrigens bis zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts die Gabeln, man mußte ſich mit Löffeln und Meſſern begnügen. Bei Feſten beherbergte eine Burg oft Hunderte von Gäſten mit zahlreicher Bedienung, welche mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit bewirthet wurden. Unter lärmender Muſik begaben ſich Herren und Frauen in ſtattlichen Zügen zur Kirche, wo um neun Uhr die Meſſe geleſen ward, und von dort zum Morgenimbiß. Dieſem folgte ein Jagdritt oder Lanzenrennen. Dann gaben Trompeten und Hörner das Zeichen zur Hauptmahlzeit, bei welcher, wo deutſche Sitte waltete, beide Geſchlechter in geſonderten Räumen, wo franzöſiſche angenommen war, paarweiſe zuſammen ſaßen. Durch Vortrag von Dichtungen ward das Mahl geiſtig gewürzt; aber weidlich ergötzte man ſich auch an den Künſten und Poſſen fahrender Spielleute und Gaukler. Der Veſper in der Hauskapelle folgte Geſelligkeit, Geplauder, Zechen oder Tanz. Beim höfiſchen Tanz führte der Herr eine oder zwei Frauen mit ſchleifenden Schritten durch den Saal, wobei ein Vorſänger oder eine Vorſängerin voranſchreitend das von Saitenſpiel begleitete Tanzlied anſtimmte. Von dieſem anmuthigen

Tanz unterſchied ſich der lebhaftere „Reien", welcher — gleichfalls mit Saitenſpiel und Geſang — im Freien gehalten und zwar nicht ſowohl geſchritten, als vielmehr geſprungen ward.

Der Glanzpunkt des Ritterthums waren die Turniere, jene feierlichen Kampfſpiele romaniſchen Urſprungs, welche ſeit dem zwölften Jahrhundert auch in Deutſchland gehalten wurden. Bei ſolchen Kampffeſten ſtellte ſich das Ritterthum mit ſeiner durch meiſterliche Waffenkunſt veredelten Tapferkeit, mit ſeinem Frauendienſt und ſeiner eigenthümlichen herkömmlichen Sitte, der ſogenannten „Courtoiſie", zur Schau. Die Turniere waren verſchiedener Art. Man kämpfte entweder Mann gegen Mann zu Fuß mit Schwert, Picke, Kolben und Streitart, zu Roß mit Lanze und Schwert (Letzteres hieß „Tioſt"), oder Schaar wider Schaar (ſolcher Kampf ward „Buhurd" genannt); — außerdem waren die Turniere entweder „Schimpfrennen" mit ſtumpfen, oder „Scharfrennen" mit ſcharfen Waffen, welche letztere in der Regel Menſchenleben koſteten. Die Päpſte verboten denn auch die Turniere (ſo ſchon 1130) und verſagten den dabei Erſchlagenen ein Begräbniß in geweihter Erde, doch zwangen die turnierluſtigen Ritter den Papſt Innocenz III. durch die Weigerung, das Kreuz zu nehmen und zum Kreuzzug beizuſteuern, zu nachſichtigeren Maßregeln. Die Geſetze, welche bei den Turnieren beobachtet werden mußten, wurden um das Jahr 1066 von einem franzöſiſchen Edelmann, Gottfried von Preuilly, geſammelt und ſpäter im ganzen chriſtlichen Abendland eingeführt; beſondere Aufſeher und Richter beſorgten deren Aufrechthaltung. Durch feierliche Ausſchreiben wurden die Ritter eingeladen; waren ſie am beſtimmten Orte angekommen, ſo ſorgten die Turniervögte für deren ſtattliche Beherbergung. Am Tage vor dem Turnier ſtellten die Ritter, die es mitmachen wollten, ihre Wappenſchilde und Helmzeichen zur Prüfung auf; dieſe nahmen der Turniervogt und der Wappenherold vor. Die Wappen wurden ſeit Beginn der Kreuzzüge immer häufiger gebraucht, wurde Jemand in den Adelſtand erhoben oder zu einer höheren Würde befördert, ſo erhielt er ein Wappen, deſſen Gebilde die Veranlaſſung der Erhöhung andeuteten. Wer nicht wenigſtens vier adelige Ahnen aufweiſen konnte, wer den Kaiſer oder den Landesherrn verrathen, die Kirche verſpottet oder befeindet, Fehde ohne vorherige Abſage begonnen, die Ehe entweiht, Jungfrauen und Nonnen Gewalt angethan hatte, oder wen eine zürnende Edelfrau durch Berührung von Schild und Helmzeichen ausſchloß, wurde zum Turnier nicht zugelaſſen. Am Vorabend kämpften die Knappen unter einander, das war die „Turnierprobe“. Die Turnierplätze waren von Schranken umſchloſſen, an deren vier Ecken ſich Zelte erhoben; die Bühnen für die Zuſchauer waren mit Teppichen, Bannern, Wappen und Blumengewinden verziert. Unter'm Schall von Trompeten und Pauken ritten die geharniſchten Kämpfer auf geharniſchten Roſſen in die Schranken, an Pracht der Rüſtungen und der Kleider, Schönheit und Stärke der Pferde wetteifernd. Streng wurden die Ehrengeſetze vor und beim Kampfe beobachtet. Es war z. B. verboten, ſich an den Sattel feſtbinden zu laſſen, ſcharfe Lanzen und die Spitze des Schwertes zu gebrauchen, das Pferd des Gegners zu verwunden; ſobald Dieſer den Helm abnahm, mußte der Kampf enden. Aehnliche Kampfregeln galten auch für den ritterlichen Zweikampf; nie durfte man z. B. dem Gegner vor dem Kampfe ſeinen Namen nennen, nur mit gleichen Waffen durfte man kämpfen, nicht zu Roß gegen den Mann zu Fuß, nicht mit Lanze gegen Schwert; bekannte ſich der Beſiegte für überwunden, ſo „bot er Sicherheit“ und der Sieger „nahm ſie“, d. h. der Beſiegte mußte ihm ſchwören, ſich zu ergeben und ein ihm auferlegtes Gebot zu erfüllen). Bei jedem Turnier waren Kampfpreiſe („Dank“) feſtgeſetzt; edle Roſſe, güldne Ketten und Kränze, koſtbare Waffen, herrliche Stickereien und dergleichen. Solche Preiſe übergaben edle Frauen und Jungfrauen, dazu erwählt, den Siegern. — Eine andere Lichtſeite der vornehmen Geſellſchaft waren die geiſtigen Wettkämpfe der Dichter, welche an die Höfe und auf die Burgen kamen.

Die Erziehung war äußerſt mangelhaft; nicht innere Bildung, ſondern äußere Form vornehmen Anſtands wurde erſtrebt. Bis zum ſiebenten Jahre, „bis er ſich daz verſan“ (d. h. zu Sinnen kam), blieb der Knabe unter mütterlicher Obhut. Der „Magezoge“ (Erzieher) hatte wenig zu thun. Leſen und Schreiben galten als „pfäffiſche Künſte“, die der Edelmann nicht nöthig hatte; ſelbſt große Dichter des Mittelalters waren des Leſens und Schreibens unkundig, ließen ſich die Dichtſtoffe vorleſen und ſprachen ihre Bearbeitung ihren gebildeteren Knappen in die Feder. Der Unterricht im Glauben beſchränkte ſich auf das Erlernen des Bekenntniſſes, des Vaterunſers und der Beichtformeln, — außerdem aber prägte ſich der Knabe frühzeitig die Turnierregeln ein. Tüchtig ward die Leibeskraft durch Waidwerk und kriegeriſche Uebung geſtählt, daneben aber auch die Luſt am Geſang und Saitenſpiel genährt, deſſen die Meiſten kundig waren. Der Knabe kam frühzeitig auf eine andere Burg oder an einen Fürſtenhof, um dort äußere Anſtandsſitten, wie das Ritterthum ſie vorſchrieb, zu gewinnen. Aus dieſem Edelknabendienſt trat er in den Knappen- oder Waffenträgerdienſt, bis er endlich (wie bereits erwähnt worden) den Ritterſchlag und damit die Ritterwürde erhielt. Mit ihr bekleidet fuhr der Jüngling dann „auf Ritterſchaft aus“; er trat entweder in beſtimmtes Dienſtverhältniß oder als freier Mann in das Hofgefolge (die „Maſſenie“) eines Fürſten; voll Ruhm- und Kampfluſt eilte er von Turnier zu Turnier, von Krieg zu Krieg; ja Mancher, deſſen Einbildungskraft durch die beliebten romanhaften Dichtungen entflammt war, eilte von Heimath und Angehörigen fort, als „irrender Ritter“ in die Welt hinaus, um Abenteuer aufzuſuchen und durch Kämpfe Ruhm zu gewinnen. — Die Töchter lernten unter Anleitung der Mutter Haushaltführung und weibliche Arbeiten; ihre geiſtige Bildung übertraf in der Regel jene der männlichen Jugend bei Weitem. Fürſtentöchter wurden oft mit Altersgenoſſinnen adeligen Standes von einer Meiſterin erzogen, adelige Fräulein von minder reichen Aeltern genoſſen ihren Unterricht in Frauenklöſtern.

An dieſem Orte mag denn auch der *Formen des Familienlebens* überhaupt gedacht werden. Es waren im Allgemeinen (bei allen Ständen) noch die alten, doch mit entſchiedenem Einfluß der Kirche, ſeit dieſe an die Stelle des Frauenkaufes die Ehe zum Sakrament erhoben und dem Vater die Befugniß der Tödtung des Kindes genommen hatte. Der Mann hatte noch die „Munt“ über Frau, Kinder und nächſte Verwandtſchaft, und die väterliche Gewalt war noch ſo ausgedehnt, daß der Vater ſein Kind in äußerſter Noth verkaufen konnte („und verkaufet ein Mann ſein Kind durch ehhaft (geſetzliche) Noth, das thut er wohl mit Recht“). Die Frau brachte dem Manne „Zugeld“ und „Hausſteuer“, er ihr die „Widerlage“ und ſetzte ihr für die Wittwenſchaft das „Leibgedinge“ feſt. Sie behielt ihr eigenes Vermögen, welches jedoch der Mann verwaltete und wovon er den Nießbrauch hatte; an der „Erkoberung“ (Errungenſchaft während der Ehe) hatte ſie einen beſtimmten Theil, meiſt die Hälfte, wohl auch ein Drittheil. Nach dem Tode des Mannes übernahm in der Regel der nächſte Schwertmage desſelben die Munt über die Wittwe und Waiſen. Sollte ein letzter Wille Rechtsgültigkeit haben, ſo mußte der, der ihn errichten wollte, vor Richter und Schöffen mit der Erklärung „wohlbedachten Muths“ und mit erkennbarer voller Geiſtes- und Körperkraft erſcheinen; ſie ward erwieſen, indem er „ungehabt und ungeſtabt“ (ohne Führer und Stab) auf die freie Straße und zurückging. Die Grundzüge des Erbrechts waren in Bezug auf ächtes Eigenthum noch die altgermaniſchen. Zu Taufnamen wählte man noch gerne altdeutſche Namen, aber auch die von Heiligen, zum Theil in allerlei ſeltſamen Verkürzungsformen, ſo entſtanden zum Beiſpiel aus „Heinrich“ die niederdeutſchen Namen „Henne, Henning, Hennicke“, die oberdeutſchen: „Heinz, Hinze, Heinzemann, Hezilo, Heine, Heinemann, Heilo, Heilmann“ u. ſ. w.; wunderlich klangen neben volltönenden weiblichen Taufnamen, wie: Irmengard, Guthilde, Demudis, Kunigunde, Abkürzungsformen wie: Jutze (Jutta, und dies wieder von Judith), Hetze (von Hedwig), Chunze (von Kunigunde). Was die Geſchlechtsnamen betrifft, ſo entlehnten die Ritter (vom elften Jahrhundert an) ſie von den Burgen, die ihr Eigen waren oder wo ſie Dienſte leiſteten, desgleichen auch von ihren Aemtern; ebenſo wurden Geſchlechtsnamen vom Geburtsort, von körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften und Fehlern u. ſ. w. entnommen.

Der Einfluß des Ritterweſens auf die Stellung der Frauen iſt von einſeitigen Bewunderern mittelalterlicher Romantik ſehr überſchätzt worden. Die deutſche „Frouwe“ in ihrer Tugend und Sinnigkeit, in ihrer ſtillen Thätigkeit und einfachen Würde, das holdſelige liliengleiche deutſche „Magedin“, ſie verdankten ihre innige Hochwerthung nicht erſt dem romaniſchen Ritterweſen; die Frauenachtung war, wie wir wiſſen, im germaniſchen Charakter begründet und etwas ganz Anderes als der ſogenannte „Frauendienſt“, der einen Beſtandtheil des Ritterweſens bildete. Dieſer Frauendienſt begründete ſich urſprünglich auf die Pflicht des Ritters, ſich der Bedrängten und Schwachen überhaupt und ſodann auch insbeſondere des verletzten Rechts und der bedrohten Ehre der

Frauen durch Kampf auf Leben und Tod anzunehmen. Solcher Schutzpflicht geſellte ſich bald auch der ritterliche Brauch, die Waffen anzuwenden, um nicht bloß die Tugend, ſondern auch die Schönheit einer geliebten Frau Anderen gegenüber zu beweiſen und durch ſolchen Schwertdienſt die Gunſt derſelben zu gewinnen. Solchen Frauendienſt bezeichnet, wie er romaniſcher Art war, auch nur das romaniſche Wort „Galanterie“ vollkommen. Nicht bloß wahrhafte Liebe, ſondern viel öfter noch phantaſtiſche Einbildung, Eitelkeit, Modenarrheit beſtimmte den Ritter, den Willen, die Wünſche, die ſeltſamſten Launen der von ihm Erwählten als höchſtes Gebot zu betrachten und ihrem Geheiß ſich völlig zu unterwerfen. Dieſe dem deutſchen Weſen ſo völlig fremde Ueberſchwänglichkeit förderte die Sittlichkeit der vornehmen Geſellſchaft durchaus nicht; die romaniſche Galanterie trug vielmehr zur Verderbung deutſcher Zucht und Ehrbarkeit bei. Geſtattete doch dieſer ritterliche Frauendienſt die Umwerbung verheiratheter Frauen und ſolche Freiheiten im Umgang beider Geſchlechter, welche nothwendig nicht bloß zur Leichtfertigkeit und Lüſternheit, ſondern auch geradehin zur gröbſten Unſittlichkeit führten; die „Liebeshöfe“ oder „Minnegerichte“, aus der Provence nach Deutſchland verpflanzt, brachten Fragen über Gegenſtände zur Erörterung, die ſich mit unſeren Begriffen von Anſtand und Sitte nicht vereinbaren ließen.

Der romantiſche Glanz, welchen das Ritterweſen über die vornehme Geſellſchaft in Deutſchland entbreitet hatte, verblich, wie die Sonne der Hohenſtaufen mit Friedrich II. unterging. Vor der trotzigen Selbſtſucht der Stärkeren, die des Rechts der Schwächeren ſpottete, vor der Argliſt und Treuloſigkeit, welche uralte heilige Verhältniſſe zerriß, vor der gemeinen Habſucht, welche die erſte Krone der Chriſtenheit feilbot, vor der Niedrigkeit der Geſinnung und der Rohheit der Leidenſchaften, welche die erſten und mächtigſten Fürſten des Reiches zur Schau trugen, flüchteten die feineren Sitten ritterlicher Zucht, die edleren Lebensfreuden und jener dichteriſche Zauber, welcher den ritterlichen und fürſtlichen Adel als Träger nationaler Bildung umleuchtet hatte. Wo der Herr einer Burg, die früher vom Preis deutſcher Ehre und Frauen erklungen, als Räuber niederſtieg, reiſende Bürger niederzuwerfen, oder wo er ſeine Hausfrau vertrieb, um mit ſeiner Buhle zu leben, da konnte ſtatt des verſchollenen

Dichters nur noch der Hofnarr willkommen ſein, der mit gemeinen Späßen und Zoten das Freß- und Saufgelage würzte. Der Gewalt, die kein Recht achtete, war auch die weibliche Würde nicht mehr heilig, und in Folge jener romaniſchen Galanterie verfiel nur zu häufig die Frauentugend. Rohe Sinnlichkeit, plumpe Prahlerei und Verſchwendung bei Turnieren und Hochzeiten, tolle Spielſucht und Raufluſt, Wohlgefallen an gemeinem unfläthigem Ton, alberne Modegeckerei, dünkelhafte Ueberhebung über den Bürger, unverſöhnlicher Haß gegen die Städte und arge Bauernſchinderei, das ſind die Hauptzüge im Bilde des entarteten Ritterthums, vom Ende des dreizehnten und vom Beginn des vierzehnten Jahrhunderts an.

27. Städtiſches und Bauern-Leben.

Das Weichbild der Stadt war in der Regel mit einem Graben umgeben, Wartthürme, auf welchen Wächter die Heerſtraße überſchauten, ſicherten die Zugänge. Die Stadt ſelbſt war mit Wällen und Gräben umſchloſſen, aus welchen letzteren die hohen zinnenreichen Mauern emporſtiegen, in gewiſſen Zwiſchenräumen mit Wehrthürmen und Weichhäuſern, ſowie mit vielen äußeren und inneren Thoren verſehen; um die Stadt breiteten ſich die offenen Vorſtädte aus. Die Eintheilung der Gaſſen war verſchieden; planlos, eng, krumm waren ſie in jenen Städten angelegt, welche ſich allmälig aus Anſiedlungen um Klöſter, Königspfalzen und Burgen gebildet hatten. Andere Städte entwickelten ſich ringförmig, wieder andere in planmäßig umſchloſſenen Räumen nach einer Seite hin; regelmäßige gerade Straßen wurden erſt vom dreizehnten Jahrhundert an angelegt. Die Trockenlegung der Marktſtätten begann (z. B. in Köln) ſchon im zwölften, die Erhaltung der „Wagenwege“ auf Gemeindekoſten und die Steinpflaſterung der Fußpfade längs der Häuſer gewiß ſchon im dreizehnten; gleichzeitig ward für Sicherung und Reinigung der Straßen durch das Verbot der „Uebergezimbere“, „Ueberhänge“ (des Bauens über die Straße) und durch Waſſerleitungen geſorgt.

Die *Wappen*, deren ſich die Städte ſeit dem Ende des zwölften Jahrhunderts bedienten, enthielten entweder die Bilder der Schutzheiligen, denen die Hauptkirchen geweiht waren (ſo hatte Köln in ſeinem älteſten Wappen den heiligen Petrus), theils bedeutungsvolle Sinnbilder, die das geſchichtliche Selbſtbewußtſein bezeichneten oder an uralte Volksſagen anknüpften (ſo hatte Lübeck ein Schiff auf hoher Flut im Wappen, von einem Greis geſteuert und mit einem Jüngling, der aufwärts wies, auf Gott zu vertrauen; ſo zeigte das Wormſer Wappen den Lindwurm der Nibelungenſage); reichsunmittelbare Städte führten den kaiſerlichen Adler, mit unterſcheidenden Abzeichen.

An der ſtolzen Pracht öffentlicher Gebäude zeigte ſich der bürgerliche Gemeinſinn. Mit den kirchlichen Gebäuden an Gediegenheit, Geſchmack und reicher Mannigfaltigkeit zierlicher Formen wetteifernd, erhob ſich das hohe Rathhaus mit ſeinen offenen Hallen und dem „Rathskeller“ im Erdgeſchoß, ſeinen geſchmackvoll ausgeführten Fenſtern, Thüren und Erkern, ſeinem ſchlanken Glockenthurm und oft mit mehreren kleineren Zierthürmen, umgeben von Metzgerſcharren, Brodbänken, Kaufbuden. Kaufhallen, Münz-, Zoll-, Waag-, Waaren- und Zunfthäuſer, hoch über Wohnhäuſer ragend, zeigten ihre breiten Mauerflächen, deren Einförmigkeit reicher Schmuck unterbrach, öffentliche Brunnen zierten den Marktplatz, ſteinerne Brücken mit gewaltigen Pfeilern und Eisbrechern waren ein treffend Sinnbild der felſenfeſten Gediegenheit des Bürgerthums. Neben den öffentlichen Gebäuden der Stadt ſahen die Wohnhäuſer ſchlicht genug aus; ſie beſtanden aus Fachwerk, mit zierlichen Schnitzereien, und hatten den Giebel nach der Straße, von den Stockwerken trat das obere über das untere hervor. Bei leichter Holzbauart, feuergefährlicher Bedachung und dem anfänglichen Mangel an Rauchfängen, wie nicht minder bei der großen Fahrläſſigkeit hinſichtlich des Feuers und Lichts, bei der vorherrſchenden Luſt an Fackeltänzen wurden die in ſchmalen Gaſſen aneinander gelehnten Häuſer gar leicht die Beute furchtbarer Feuersbrünſte, welche ſich oft wiederholten; ſo ward Wien unter Ottokar's Herrſchaft von fünf Feuersbrünſten, worunter die letzten drei (1276) binnen eines Monates ſich folgten, verwüſtet, nur etwa anderthalb hundert Häuſer blieben verſchont. Doch ſchnell und ſchöner denn vorher erhoben ſich die Städte wieder aus der Aſche. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts kamen die Schornſteine immer mehr auf; Worms und Köln zeichneten ſich wohl am Früheſten durch Steinbauten, Lübeck durch geſetzlich befohlene Anwendung von Ziegeln zu Mauerwerk und von Schiefer zur Bedachung aus; es wurden Feuerordnungen gegeben und gewiſſe Handwerker zum Löſchen verpflichtet. Was die innere Eintheilung der beſſeren Häuſer betrifft, ſo hatten dieſelben in der Regel eine große Hausflur zur Lagerung von Waaren, breite Treppen, große Lauben, aber enge Zimmer mit wenigen kleinen Fenſtern; ſehr geräumig waren die Keller. Die Häuſer der Patrizier prangten mit ſtolzen Thürmen und waren mit zierlichen Erkern und Söllern geſchmückt. Nach den Straßen, in welchen ihre Stammhäuſer lagen, oder nach den Abzeichen derſelben nannten ſich gar oft die ſtädtiſchen Geſchlechter, während die Zunamen der andern Bürger vom dreizehnten, beſonders aber vom vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert an gebräuchlich wurden, theils Abzeichen und Eigenſchaften, theils Orten entlehnt, theils aus Abkürzungen von Taufnamen gebildet.

Die häusliche Einrichtung war noch äußerſt einfach. Nach dem Sachſenſpiegel beſtand das „Gerade“ der reichſten Hausfrau aus Truhen mit gewölbtem Deckel, allem Garn, Betten, Pfühlen, Kiſſen, Leilach, Tiſchlaken, Handquelen, Badelaken, Becken, Leuchtern, Leinen, allen weiblichen Kleidern, Fingerringen, Armgold, Pſalter und allen Büchern, die zum Gottesdienſt gehören, die Frauen zu leſen pflegen, Seſſeln, Teppichen, Umhängen und mancherlei „Kleinoden“, z. B. Bürſte, Scheere, Spiegel. Die reichen Geſchlechter freilich ſtellten gern große Pracht zur Schau; ihre Einrichtung war koſtbar, Getäfel und Schnitzwerk ſchmückten die Räume, herrliche Teppiche machten ſie traulich und auf ſtattlichen „Treſuren“ blinkten goldne und ſilberne Gefäße.

Die bürgerliche Tracht war urſprünglich ſehr einfach, aber mit dem zunehmenden Reichthum wuchs auch die Putzſucht; der Adelige in der Stadt wollte dem Standesgenoſſen auf der Burg, der nichtadelige Bürger wollte dem Patrizier nicht an Kleiderpracht nachſtehen, und ſo nahm denn der Modeaufwand, zumal was die Koſtbarkeit der Stoffe betrifft, gar bald überhand, von ſtrengen Sittenpredigern getadelt und von ſtädtiſchen Obrigkeiten in gewiſſe geſetzliche Schranken gewieſen. Um das Jahr 1220 trugen die Frauen in Mainz, wenn ſie zur Kirche gingen, lange Schleppen, welche die Prediger „Pfauenſchweife und der Teufelchen Tanzplätze“ nannten. Im vierzehnten Jahrhundert trug man den Oberrock ohne Aermel und Knöpfe, bis zu den Füßen hinablangend und am Halſe genau übergeſchlagen; bei den Frauen war er weiter und länger, mit einem Gürtel geſchürzt. Der Arm in dem engen Aermel des Wammſes ſtieg aus dem weiteren Ueberſchlag hervor. Das Haupt war entblößt, Mützen trugen nur angeſehenere Herren, Gugelmützen kamen um 1350 auf. Die Frauen trugen (was anmuthig ausſah) ihr langes Haar, das in Locken um die Schultern floß, gewöhnlich mit einem Kranz umwunden. In der Trauer war die Stirn mit Leinwand umhüllt. Um die Schultern wallte ein weiter Mantel bei Männern und Frauen den Rücken hinab. Von Geld, Silber, Seide und Edelſteinen ſah man noch nichts. Als ſpäterhin beim Adel die wunderlichſten, geſchmackloſeſten und unanſtändigſten Männer- und Frauentrachten aufkamen, bethörten Geldſtolz und kleinliche Eiferſucht die Bürger, die Modegeckerei nachzuäffen, und wie Pfauen ſpreizten ſich die Männer in eng anliegenden Hoſen, mit langen aufwärts gekrümmten Schnabelſchuhen und mit klingenden Schellen an allen Theilen des Anzugs, während das weibliche Geſchlecht ſich mit der adeligen Entblößung der Schultern und des Halſes brüſtete.

Sehr alt waren Prunkſucht und Schwelgerei bei Familienfeſten, bei Leichenſchmäuſen, bei Abſchieden oder Heimkunften von Freunden und Verwandten, und ſchon frühzeitig ſuchten die ſtädtiſchen Behörden der Praſſerei ebenſo wie dem übermäßigen Kleideraufwand durch ſtrenge Verbote Einhalt zu thun. So unterſagten zu Worms ſchon im Jahre 1220 Ritter, Richter und Rathleute, mit Beiſtimmung der geſammten Gemeinde, die Leichenſchmäuſe in den Sterbehäuſern, die ſich mehr zu Hochzeiten als zu Trauerfeſten eigneten, unter Androhung einer Buße von dreißig Schillingen an die Stadtbaukaſſe; ſo erlaubte der Rath zu Braunſchweig bei Hochzeiten nur zwölf Schüſſeln und drei Spielleute der Stadt, jener zu Breslau dreißig Schüſſeln und vier Spielleute. In Soeſt bemaß die ſtädtiſche Obrigkeit den hochzeitlichen Aufwand nach der Mitgift der Braut und dem Vermögen des Bräutigams; beſaß die Erſtere nur achtzig Mark als Brautſchatz, ſo durfte ſie am Ehrentage kein rothſcharlachenes Gewand tragen; am Abend vor der Hochzeit tranken höchſtens vierundzwanzig Mann im Hochzeithauſe und begnügten ſich mit einem Gericht alten Käſes, wofür der Gaſt einen Pfennig zahlte; beim Feſtmahle ſelbſt waren den Reichſten fünfzig Schüſſeln, aber nur fünf Gerichte, jede Schüſſel zwölf Pfennige werth, geſtattet. In ihren Trinkſtuben und in den Rathskellern kamen die Patrizier beim Wein und Spiel, im Geſammtzunfthaus oder in ihren Gildeſtuben die Zünftler beim Bier zuſammen. Es bildete ſich durch Gewohnheit ein förmliches „Trinkrecht", welches vom Vortrinker mit Strenge gehandhabt ward; der große Pokal hieß der Abbt, die kleinen die Mönche; Trinklieder, Trinkſprüche, Trinkwitze, — Alles hatte ſein Geſetz. Bei den Frieſen gab es einen eignen Ordner des Feſtmahls („Scivard"), nach deſſen Amt die Gäſte wetteifernd trachteten. Die vorwaltende Neigung zum Schmaus und Trinkgelage bekundete ſich auch bei den verſchiedenartigen Anläſſen des bürgerlichen Lebens. Neue Rathsherren mußten z. B. ihren Amtsgenoſſen, neu aufgenommene Zunftglieder den älteren Schmäuſe geben, welche man „Dienſte" hieß.

Verſchieden war die Bewaffnung der Bürger. Die Geſchlechter und die Reicheren trugen volle Rüſtung und die „Gleve" (Lanze), von welcher ſie auch „Glevener" hießen. Eine andere Benennung für ſie war die der „Kunſtofler" oder „Kunſtabler". Die Zünfte beſaßen eigene Banner und Zeughäuſer, vertheidigten unter ihren Oberalten (Zunftmeiſtern) gewiſſe Stadtthore, Wachen, Mauertheile und zogen unter Jenen wider den Feind aus. Jeder Zunftmeiſter mußte mit Waffen verſehen ſein, durfte ſie aber nur auf Reiſen, dagegen nicht auch im gewöhnlichen Leben, auf Markt und Gaſſe, ſowie nicht vor Gericht tragen. Die Rüſtung des Zünftlers beſtand meiſt nur aus Bruſtharniſch und Sturmhaube (Pickelhaube), ſeine gewöhnliche Kriegswaffe war ſeit dem dreizehnten Jahrhundert die „Arbaleſta" (Armbruſt), ſie ward kunſtreich vervollkommnet zum „Stahl" und meiſterlich geübt. Später ſchloſſen ſich die Freunde der Armbruſt als kirchliche Brüderſchaften unter dem Schutz des heiligen Sebaſtian und anderer Heiligen aneinander und ſo entſtanden die Schützengilden. Was die Armbruſt im Kleinen, das leiſtete die „Blide" (ein Wurfgeſchütz) bei Belagerungen und auf Kriegsſchiffen im Großen; außerdem hatte man noch andere Wurf- und Schleudergeſchütze, womit man balkengroße Pfeile, Stein-

und Feuerkugeln abſchoß, ſowie Maſchinen zum Einſtoßen der Mauern; ſie hießen Balliſten, Tummeler, Gewerf, Werkzeug, Antwerg, Mangen, Quotwerke, Katzen. Zur Erhaltung der inneren Ruhe hatte man bewaffnete Rathsdiener, Bürgerwachen und Sicherheitsvereine; ſo beſtanden z. B. in Antwerpen ſechs Waffenbrüderſchaften, je zu hundert Mann, mit einem Hauptmann, Bürger von unbeſcholtenem Ruf und nicht unter fünfundzwanzig Jahren, durch eigne Wahl ſich ergänzend, ſämmtlich Schützen; Regensburg war in acht Wachten getheilt, jede mit einem Wachtmeiſter. Außerdem hielten die Städte auch Söldner zu Fuß und zu Pferd, ſo Augsburg, München, Regensburg, Nürnberg.

Die **Volksluſt** gab ſich in den mannigfachſten Feſten kund. Die ritterlichen Altbürger erfreuten ſich an Turnieren, die oft auf gemeiner Stadt Koſten oder von den verſchiedenen Geſchlechtern gegeben wurden. Andere Feſte, „**Volksfeſte**“ im eigentlichen Sinne, waren uraltheidniſche Naturfeſte, die ſich vom Land in die Stadt verpflanzt hatten; dahin gehörten die Mai- und Herbſt-Reigen und der Kampf zwiſchen Winter und Sommer. Ueber alles deutſche Land war die Sitte verbreitet, daß im Mai zwei Knaben, den Winter und den Sommer in Vermummungen, jenen in Stroh oder Moos, dieſen in Epheu oder Maigrün gekleidet, darſtellten und mit einander ſo lange kämpften, bis der Winter beſiegt, zu Boden geworfen und ſeiner Hülle entkleidet war, worauf dann ein ſommerlicher Kranz, ein grüner Birkenzweig oder wohl auch der „Maibaum“, ein hoher glattgeſchälter Baum mit grüner Krone, von dem Gefolg, das den Sommer in den Wald hinausbegleitet, als Siegeszeichen umher getragen und auf dem Gemeindeplatz aufgepflanzt ward; dabei ſang das Volk, inſonderlich die Jugend, uralte Lieder. Die heidniſche Urbedeutung des Feſtes war längſt verſchollen; an die Stelle des Winters trat ſpäter an vielen Orten die chriſtliche Vorſtellung vom überwundenen Tode; da trugen denn Kinder eine Puppe oder ein hölzernes oder strohenes Bild unter Liedern herum und warfen es in's Waſſer oder verbrannten es. Wo ſich das Feſt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erhielt, verſchwand gleichwohl der winterliche Unhold und behauptete ſich nur der bekränzte Sieger. Man wählte wohl auch bei ſolchem Volksfeſt einen Jüngling durch Darreichung des Kranzes zum „Maikönig“ oder „Maigräven“ und dieſer erkor ſich unter den Mädchen eine „Maiin“. Späterhin begingen in den Städten die Herren vom Rath ein „Maigräventhum“, einen Mairitt für ſich unter feſtlicher Muſterung des waffengeübten Volkes; in der Frühe des erſten grünen Maitags ritt der jüngſte Rathsherr, einen bekränzten ſchönen Knaben voran, mit den ſtattlich geputzten Rathsverwandten in den Wald hinaus, führte den „Mai“ ein und that ſich Abends mit Weib und Sippſchaft im laubgeſchmückten Rathhaus oder im König-Arends-Hof gütlich bei feſtlicher Koſt und bei Tanz. Die Soeſter ritten am St. Walpurgistag in den Maien und kehrten aus dem Arnsberger Wald freudiglich heim; am ſelben Tage zogen die Erfurter im „Walperzuge“ unter wehenden Fahnen, gerüſtet, mit Muſik, voran den alten „Walperherrn“, Diener und Spielleute bekränzt, in die „Wagweide“ und fällten dort vier grüne Eichen. Der Auszug des Sommers regte auch die Sitte der Schützenbrüderſchaften an, im Mai vor die Stadt hinauszuziehen, den bunten Frühlingsvogel von hoher Stange herabzuſchießen und den beſten Schützen zu bekränzen. — Andere Volksfeſte waren die öffentlichen Mummereien auf den Straßen zu Weihnachten, Neujahr und Faſtnacht. In Braunſchweig hießen die Verkleideten „Schow-Düvelen“ („Schauteufel“); in Nürnberg liefen die Metzger zu Faſtnacht „Schembart“ (dies Wort bedeutet Larve); einen grünen Hut oder eine weiße Kaputze auf dem Kopfe, ganz weiß gekleidet, doch den rechten Aermel grün und die rechte Seite vom Kopf bis zum Fuß grün verziert, mit Glocken am rothen Gürtel, Handſchuh und Stiefel roth, einen grün- und weißen Spieß in der Rechten, grünes Laub in der Linken und ein Netz mit Fiſchen umgehängt, Geſicht und Hals geſchwärzt, tanzten ſie, ihrer vierundzwanzig, mit einem Hauptmann, in ſpäterer Zeit noch mehr, „zum alten Weißen aus“ und vor's Frauenthor. An vielen Orten, wie z. B. in Frankfurt, Nürnberg, München, Worms, Heilbronn, beſtand das „Pfeifergericht“. Es war (in Frankfurt) eigentlich eine öffentliche Sitzung der Schöffen in der Herbſtmeſſe, wobei Abgeordnete aus einigen zollfreien Städten (Worms, Nürnberg und Altbamberg) unter Geleit der Kunſtpfeifer, die auf Schalmei, Baß und Oboe ſpielten, zu dem Schultheißen zogen und ihm Pfeffer, Handſchuhe, aus Holz gedrechſelte Pokale, Kaſtorhüte, Goldgulden und Räderalbus zum Geſchenk brachten, indem ſie um Erneuerung der Zollfreiheit anhielten und ſie erhielten; dem Schultheiß mußten ſie bei dem Eid, womit ſie ihrer Obrigkeit verpflichtet waren, verſprechen, keinen Mißbrauch ihrer Freiheit zulaſſen zu wollen. Die beliebteſten Spiele waren Brettſpiel, Schach und ſpäterhin Karten; Würfeln und Schießen mit Kugeln auf Tiſchen (Billard) waren verboten; nach einem Geſetz ſollte Niemand binnen 24 Stunden mehr als 24 Pfund Pfennige verſpielen, Niemand Spielern Geld leihen.

Das Bürgerthum darf entſchieden als der Kern der Nation betrachtet werden, kundbar als ſolcher in friſcher, geſunder, raſcher Entwickelung von Gewerbfleiß, Künſten und politiſcher Freiheit, bezeugt durch kühnen Unternehmungs- und raſtlos ſinnenden Erfindungsgeiſt, durch ſtolzes Selbſtgefühl und waffenfreudige Mannhaftigkeit; ja, nachdem die romantiſche Blüte des Ritterthums verwelkt, ward dem Bürgerthum der Beruf, der nationalen Bildung Freiſtätte, Pflege und Förderung zu widmen. Gleichwohl trug doch das ſtädtiſche Leben neben ſo vielen heiteren und erfreulichen Zügen auch die dunkeln Makel wilder Leidenſchaftlichkeit, grober Unſittlichkeit, roher Gewaltſamkeit und barbariſcher Grauſamkeit, welche für Gerechtigkeit galt. Die Urſachen dieſes Zuſtandes waren theils allgemeine, im Charakter der Zeit begründete, theils beſondere. Zu den erſteren gehört die ſchon berührte Gegenſätzlichkeit. Eine beſondere lag nach der Anſicht eines gründlichen Kenners deutſchen Städteweſens*) darin, daß ein naturwüchſig, kräftig Geſchlecht „aus dem Zuſtand freier Beweglichkeit des einſamen Bauernlebens unvermittelt und plötzlich in die engeren Berührungen des Stadtlebens eingepfercht ward und deshalb mit unnachſichtiger Strenge gegen Ausbrüche der Rohheit, Ausſchweifungen aller Art, perſönliche Händel, denen Wald und Feld früher wenig Anlaß gab, gehütet werden mußte.“ Dazu bedenke man noch den verwildernden Einfluß des adeligen Beiſpiels außerhalb der Mauern, und innerhalb derſelben den oft unerträglichen Patrizierſtolz und Junkerübermuth fleißigen und waffengeübten Zünftlern gegenüber, und zu allerletzt noch das verpeſtende Beiſpiel der Sittenverderbtheit beim geiſtlichen Stande. Ueber die Härte der Gerechtigkeit in vielen Städten belehren uns ſorgfältig geführte Verzeichniſſe von Hinrichtungen und anderen Strafen; Ketzer- und Judenhinrichtungen ſtehen in der Vorderreihe. Unter den Arten der Hinrichtung finden wir außer Verbrennen, Enthaupten, Erſäufen, Erhängen, Rädern, lebendig Vergraben auch die, daß Verbrecher lebendig in Oel geſotten wurden; Leibes- und Ehrenſtrafen waren Blendung, Ohren- und Naſeabſchneiden, Abhauen von Hand und Fuß, Ausreißen der Zunge, Entmannung, Brandmarkung, Stäupung, Ausſtellung am Pranger, desgleichen im Schandkorb (ſo ließen z. B. die Augsburger 1409 vier der Ketzerei angeklagte Prieſter in einem hölzernen Vogelbauer auf dem Berlachthurm ausſtellen und verhungern!), rücklings auf dem Eſel reiten (für Weiber, die ihre Männer geſchlagen) u. ſ. w. Es iſt richtig, daß die öffentliche Sicherheit durch rohe Gewalt oft auf's Aeußerſte gefährdet war; es muß z. B. um's Jahr 1262 in Köln arg geweſen ſein, wenn Jeder, der dort des Nachts auf der Gaſſe ohne Leuchte oder ohne Geleit unverdächtiger Perſonen betroffen ward, in beliebige Strafe des Richters verfiel und den Kopf verlor, ſobald er gerauft hatte; aber oft war das Vergehen, welches barbariſch geſtraft wurde, ein geringes, ſo z. B. ward zu Nürnberg einmal einem armen Schelm, der ſeinem Meiſter fünf Pfennige geſtohlen, ein Ohr abgehauen und die Stadt auf ewig verboten, eben dort ein Meſſingſchläger wegen vielen Schwörens an den Pranger geſtellt, einem Meſſerer der Daumen abgehackt, weil er einem Andern den Schuldbrief aus der Hand geriſſen, daß das Siegel abgefallen; in Frankfurt ward ein Gauner, der auf falſche Brandbriefe bettelte, lebendig verbrannt und ein rechtlicher Bürger, der ſich unbedachtſame Reden gegen den Rath hatte entſchlüpfen laſſen, enthauptet. Thatſache iſt es, daß die öffentliche Sicherheit bei der großen Maſſe der grauſamſten Lebens- und Leibesſtrafen, wodurch das Leben im Preiſe ſank, nicht gefördert ward, daß vielmehr die Gewöhnung an den Anblick bedächtig vergoſſenen dampfenden Menſchenbluts die thieriſchen Triebe immer mehr ſtachelte. Hier ſei denn auch des „Kampfrechts“ wieder erwähnt. Die Erlaubniß zur Ausübung desſelben mußte unter Vorweiſung der empfangenen Wunde oder Narbe und unter Erörterung des kampfwürdigen Friedbruchs vom Richter erlangt werden, welcher dann dem Beſchuldigten Schwert und Schild, ſo er deren bedurfte, lieh und zwei Fronboten zur Aufſicht beſtellte. Blutsverwandten war das Fechten unterſagt und der Beſſergeborne konnte dem Geringergebornen den Kampf verweigern. Die Kämpfer erſchienen mit Leder und Linnen bekleidet, mit nackten Armen, ſowie barhäuptig und barfüßig, mit Schwert und Schild, und gingen bei getheiltem Sonnenſchein auf einander los, Jeder mit einem Mann zur Seite, der „ſeinen Baum“ trug, um auf des Richters Geheiß beim Fall und bei Verwundung „den Baum unterzuſtecken.“ Wurde der Beſchuldigte überwunden, war er ſomit durch's Gottesurtheil für ſchuldig erklärt, ſo wurde ſofort der Rechtsſpruch an ihm vollſtreckt, im andern glücklicheren Fall ward er von „Wette und Buße“ entlaſſen. Erſchien der Angeklagte auf dreimalige Ladung des Fronboten und zweier Schöffen nicht, ſo that der Kläger zwei Schläge und einen Streich in den Wind und gewann nach ſolchem ſinnbildlichen Kampf ſeine Sache. Uebrigens kam das Kampfrecht bei bürgerlicher Anklage ſchon gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts außer Brauch und ward nur auf Anklage des Mords beſchränkt; an deſſen Stelle trat als gerichtliches Ueberführungsmittel das Verfahren der Eidhelfer, und im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Folter.

---

*) Barthold, a. a. O.

Wie unerfreulich es auch iſt, in die Höhlen der Unſittlichkeit zu blicken, ſo iſt doch auch deren Kenntniß zur richtigen Beurtheilung einer Vergangenheit erforderlich, welche heutzutage von einer wohlbekannten Partei als die goldne Zeit chriſtlicher Frömmigkeit und Tugend, ſtrenger Keuſchheit, Ehrbarkeit und Zucht geprieſen und deren Wiederkehr mit frecher Zunge als das höchſte für unſer Volk zu erſtrebende Heil bezeichnet wird. So viel genauere Kunde in die Zuſtände unſerer Städte hinaufreicht, finden wir auch an kleineren Orten die feile Liebe faſt klöſterlich, unter Obhut der Obrigkeit, ja zum Vortheil derſelben, zünftig getrieben und eine Schamloſigkeit ſolchen Gewerbes, daß das Laſter ungeſchminkt, gemeinkundig, ohne erheuchelte Sprödigkeit am hellen Tage ſich darbot. „Die Häuſer feiler Luſt *) hießen damals „Frauenhäuſer“, die Dirnen „fahrende Frauen“, „gemeine Frauen“, „arme Töchter“. An einigen Orten (wie zu Braunſchweig, Frankfurt, Augsburg) ſtanden ſie unter Aufſicht des Henkers und Büttels, zu deſſen Beſoldung ſie zuſammen-

---

*) Barthold a. a. O.

ſchoſſen, und trugen (wie in Zürich und Bern) ſchimpfliche Abzeichen oder durften ſich nicht (wie in Hamburg) gleich ehrlichen Frauen kleiden und putzen; in Oeſterreich machte König Rudolf ſie 1278 rechtlos; an andern Orten zogen die Herren von den „armen Töchtern“ ein Gefälle (wie in Mainz), wurden Grafen mit dem Ertrag der Frauenhäuſer belehnt, wurden die unglücklichen Geſchöpfe, mit Blumen geſchmückt, zu Rathsmahlzeiten und Tänzen gezogen, erhielten ſie Bürgerrecht, Erlaubniß zu Spielen und kirchlichen Feierzügen u. ſ. w. Tiefer fühlende Gemüther empfanden das ganze unſägliche Elend von Weſen, die mit dem gleichen Rechtsanſpruch wie jeder andere Menſch auf ein menſchenwürdiges Daſein in's Leben getreten, durch oder ohne eigene Schuld ärger als der unglücklichſte Sklave mißhandelt, tiefer als jeder ſolcher in Entwürdigung hinabgeſtoßen worden. Als Rettungsmittel betrachtete der fromme Sinn jener Zeit die Buße in Klöſtern, welche er ihnen als Zufluchtsſtätten öffnete; aber ſchon brach ſich auch die richtigere Anſicht Bahn, daß vollſtändige Lebenserneuerung, ſittliche Wiedergeburt den Vorzug vor fruchtloſer Buße habe, und ſo ſetzte man (wie in Goslar geſchah) Vermächtniſſe für Gebeſſerte aus und beſtimmte ihnen ſogar Heirathsgut.

Die erbarmende Liebe gab ſich auch in der Sorge für Pflege der Kranken und Armen kund. Es vereinigten ſich zu ſolchem Zweck viele mildthätige Bürger zu geiſtlichen Brüderſchaften, den ſogenannten „Elendsgilden“ oder „Calandsbrüderſchaften“ (letzterer Name ſtammte daher, daß ſie ihre Verſammlungen an den „Calenden“ [d. h. dem erſten Tag jedes Monats] zu halten pflegten). Auch Jungfrauen widmeten ſich der Pflege von Hülfsbedürftigen in eigenen „Seelhäuſern“ (ſo genannt, weil nicht bloß das Heil des Körpers, ſondern auch das der Seele d'rin gefördert werden ſollte); die Pflegerinnen hießen „Seelfrauen“, „Seelnonnen“ und wurden freilich gar oft aus Krankenwärterinnen zu verdächtigen Frömmlerinnen. Reiche Bürger beſtimmten einen großen Theil ihres Vermögens zu Stiftungen für Verpflegungsanſtalten und vermachten Häuſer für ſolchen Zweck; auch wurden ſolche Anſtalten auf öffentliche Koſten gegründet. So ſtifteten in Konſtanz 1220 zwei Bürger aus alten Geſchlechtern eine Krankenanſtalt, ſo gründeten 1257 mehrere Wiener Bürger ein Spital, welches achtzig Jahre ſpäter ſchon ſechshundert

Arme ernährte; ähnliche Stiftungen durch mildthätige Bürger entſtanden in Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Straßburg, Hagenau; in Mainz beſtand ein Krankenhaus ſchon ſeit der erſten, in Hamburg gab es deren zwei ſeit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; in Köln waren Stiftungen für die einzelnen Pfarrſprengel, mit vereidigten, von der Regierung beaufſichtigten Vorſtehern. Hierbei ſei auch erwähnt, daß die Städte ſchon früh Geſundheitsbeamten, gerichtliche Aerzte und Wundärzte anſtellten und die Apotheken obrigkeitlich beaufſichtigen ließen. Nicht bloß auf Einheimiſche, auch auf arme Fremde erſtreckte ſich die Fürſorge; eigens für ſolche entſtanden die „Elendsherbergen". Im Mittelalter, da bei dem lebhaften Verkehr mit dem Morgenlande die Hautkrankheiten eine faſt ſtändige furchtbare Plage waren, mußten die Bäder eine äußerſt nothwendige Anſtalt ſein. Klöſter und vornehme Familien hatten ihre eigenen Bäder, jede Stadt ihre öffentlichen Badſtuben, worin beide Geſchlechter unter einander badeten; in Wien waren dieſer „Stuben", die an Sittlichkeit verdarben, was ſie der Geſundheit nutzten, ſo viele, daß ein ganzes Stadtviertel (Stubenviertel) und ein Thor (Stubenthor) davon den Namen führten. Fromme Leute ſtifteten unentgeldliche Bäder, die am Todestag des Stifters zu deſſen Seelenheil für die Armen bereitet werden ſollten; ſolche hießen „Seelbäder". Die Siechenhäuſer für die Ausſätzigen wurden ſtets außerhalb der Städte angelegt und die unglücklichen Kranken („Leproſen") durften dieſelben nicht verlaſſen, wenn ſie nicht den Tod gewärtigen wollten; ſo ungeheuer war die Furcht vor der anſteckenden „Miſelſucht" (dem Ausſatz). Für einheimiſche Arme, insbeſondere für verarmte Handwerker gab es Verſorgungsanſtalten (wie in Köln, Nürnberg und Regensburg). Auch andere milde Anſtalten bekundeten das Erwachen einer humanen Anſchauung; ſo entſtand in Nürnberg ein Gebärhaus für arme Frauen, mit zwei vom Rath beſoldeten Aufſeherinnen; Antwerpen gab andern Städten ein großartiges Beiſpiel durch Gründung eines Waiſenhauſes für zweitauſend bis dreitauſend Kinder, die man nach vollendeter Erziehung ein Handwerk lernen ließ.

Mit dem Gewerbfleiß hatte ſich in den Städten auch die Kunſt reich entwickelt, vor allen die Baukunſt, deren Denkmale wir heute noch ſchauen; Kölns Goldſchmiede und Schilderer (Maler) waren vor jenen anderer Städte weit berühmt; Bildner- und Siegelſchneidekunſt ſtanden in herrlicher Blüte. Daneben reifte an bürgerlicher Freiheit auch immer mehr geiſtige Bildung, worüber ebenſo, wie über die Baukunſt, ſpäter Ausführlicheres! Die Wahrung urkundlichen Rechts bedingte nicht bloß die gewöhnlichen Vorkenntniſſe, ſondern auch Kunde der lateiniſchen Sprache, in welcher manche Stadtrechte und Handfeſten urſprünglich niedergeſchrieben waren, wiewohl ſeit dem dreizehnten Jahrhundert der Gebrauch der deutſchen Sprache immer allgemeiner ward. Wie die Selbſtregierung Entwickelung der Fähigkeiten und weiterſtrebende Bildung begünſtigen mußte, ſo bedingte auch der Handel erweiterte Kenntniſſe und brachte dagegen neue Bildungsſtoffe heim.

Hochzuachten iſt die Sorgfalt, womit das Bürgerthum ſchon frühzeitig das Schulweſen erfaßte. Anfänglich wirkten an den Stadtſchulen Geiſtliche, welche unter Aufſicht des Pfarrers ſtanden, als Lehrer; ja die Geiſtlichkeit betrachtete das Lehramt als ein nur ihr zuſtehendes Recht; wollten nun Städte, Gemeinden oder Landesherren Schulen mit weltlichen Lehrern begründen, ſo erhob die Geiſtlichkeit in der Regel Einſpruch dagegen, wohl wiſſend, daß die freie Schule ihr die Volksbeherrſchung entwand. Solche Einſprüche wurden meiſtens dadurch gehoben, daß ſich der Rath an den Biſchof oder Papſt um Erlaubniß wandte, welche denn auch in Betracht der den ſtädtiſchen Gemeinweſen eigenen Entſchiedenheit und trotzigen Beharrlichkeit nicht verſagt ward; die Geiſtlichen begnügten ſich meiſtens mit der ſcheinbaren Anerkennung ihres Rechts, manchmal freilich gaben ſie nicht ſogleich nach, ſondern boten Alles auf, um die Schulengründung zu verhindern. Lübeck hatte ſchon 1262 eine Stadtſchule. Höhere Bildungsanſtalten beſtanden zu Wien durch Friedrich's II. goldne Bulle von 1237, zu Köln, wo ſchon 1222 die Heilkunſt öffentlich gelehrt wurde, u. a. o. Selbſt kleinere ſchwäbiſche Städte boten die Mittel zur Erwerbung gelehrter Vorbildung.

Verweilten wir bei der Betrachtung des Bürgerlebens mit ſeinen Licht- und Schattenſeiten etwas länger, ſo läßt ſich das Bild des bäuerlichen Lebens um ſo raſcher überblicken, da wir das Bedeutſamſte, die Verfaſſung der freien Landgemeinden, bereits kennen und da der Bauer im Allgemeinen mit feſter Beharrlichkeit an den urväterlichen Gewohnheiten, Erinnerungen und Sitten hing. Nirgendwo hatte ſich das alte germaniſche Heidenthum, freilich ohne daß man auch nur eine entfernte Ahnung davon hatte, ſo erhalten, wie bei den Bauern, vor allen aber und am längſten bei den ſächſiſchen. Das weſtphäliſche Bauernleben von heute iſt noch ein getreues Abbild des mittelalterlichen; die Bauart des Hauſes und der Ställe iſt uralt, die Tracht ziemlich der alten nachgebildet, die Ausdrucksweiſe enthält eine Menge von Worten und Bildern, die Sitte eine Menge von Zügen, die an das Heidenthum gemahnen. Solche Züge ſind z. B. das Heirathen am Tage Freia's, das Oſterfeuer und das Springen durch's Feuer, die Bekränzung der Kuh, die beim erſten Austreiben zuletzt auf die Weide kommt (einſt war ſie zum Opfer bekränzt worden), das Maienpflanzen zu Pfingſten, das Wecken des Langſchläfers mit der Neſſel (dem altdeutſchen Zauberkraut) aus dem Bett u. a. m. So bezeugten auch bei den Bauern in Heſſen und Thüringen, in Schwaben, Baiern und Oeſterreich, wie in den Alpenländern Sitte und Sage, Naturfeſte und Aufzüge die uralte, treubewahrte Eigenthümlichkeit. Wie Lerchen- und Finkenſchlag klang hier das Volkslied mit ſeinen Naturlauten; friſcher und kräftiger erhielt ſich in einem von der Natur umrankten Leben die ſittliche Volkskraft. Ueberall trug der freie ländliche Grundbeſitzer ein ſtolzes Selbſtgefühl in der Bruſt; aber nicht überall vermochten wohlhabende Bauern der Verlockung zum Uebermuth zu widerſtehen. Faſt durchweg behandelte der bloße freie Grundherr ſein höriges Geſinde weit beſſer, als der Adelige; es war ihm und es fühlte ſich wie ein Theil der Familie. Rüſtiger Fleiß vervollkommnete die Landwirthſchaft: ein großer Theil der Wälder verwandelte ſich in Ackerfeld, wo Getreide, Waid, Lein, Reps, Mohn, Gewürz- und Farbekräuter (lauter geſuchte Handelsgegenſtände) gebaut wurden. Der Weinbau verbreitete ſich in allen milderen Gegenden unſeres Vaterlandes, Hopfen- und Obſtbau aber ward vorwaltend von Klöſtern und Städten getrieben. Der Bedarf der Ritter an Streitroſſen begünſtigte die Pferdezucht, die ſtarke Nachfrage nach Wolle die Schafzucht, der ungeheure Wachsverbrauch für kirchliche Zwecke und die an Süßereien gewöhnte Feinſchmeckerei, welche Honig bedurfte, die Bienenzucht; doch lieferten die Waldbienen einen nicht unbeträchtlichen Theil von Beidem. Die Art des ganzen feldwirthſchaftlichen Betriebs war noch die alte, wenn gleich ſich die Geräthe verbeſſerten. Die Wälder waren theils Gemeindewaldungen, theils herrſchaftliche Forſte, von Förſtern beaufſichtigt, welche wieder unter einem Forſtmeiſter ſtanden.

Die Zeit der Rechtloſigkeit und des Fauſtrechts, die mit dem Untergang der Hohenſtaufen begann, äußerte, wie bereits erwähnt worden, ihren verderblichen Einfluß auch auf die freien Bauern; die großen und kleinen Landesherren boten Alles auf, um die Bedrängten unterthänig und zinspflichtig zu machen und von da zur Hörigkeit und Leibeigenſchaft war's nur ein Schritt weiter. Allein noch wehrte ſich die rüſtige Bauerſchaft an vielen Orten heldiſch gegen die anſtürmende Vergewaltigung. Wir werden gar bald gewahren, wie die freien Landmänner der Schweiz den Kronhelmen und Pfauenfedern des Adels begegneten, und wie die Dithmarſchen nicht minderen Ruhm denn die Schweizer als Freiheitskämpfer verdienten. Zum Unglück für unſer Vaterland vermochten dagegen die zwiſchen Fürſtenländern eingekeilten freien Bauerſchaften ſich nicht ſo zu behaupten, wie die tapferen Männer der Alpen und Marſchländer.

28. Kirchenweſen und Geiſtlichkeit.

Wir haben den Geiſt des Papſtthums, von Jahrhundert z Jahrhundert immer beſtimmter hervortretend, als den verjüngte Weltherrſchaftsgeiſt Altroms, ſein Weſen und Streben als jene des germaniſchen Geſchlechts geradezu entgegengeſetzt und feindſelig erkannt. Wie im Staatsbegriff Altroms die Perſönlichkeit aufging, ſo in der weltherrſchenden römiſchen Kirche die Selbſtheit des Einzelmenſchen und der Nationalität; gänzliche Aufgebung und Vernichtung der individuellen Freiheit, deren Geltendmachung eben des germaniſchen Geiſtes Beruf, war die erſte Lebensbedingung des römiſch-geiſtlichen Abſolutismus und folglich ſeine ſtete gebieteriſche Forderung. Die verderblichen Folgen des Einfluſſes, welchen er in Deutſchland bereits gewonnen, und ſeiner ränkevollen Beſtrebungen, um ihn zu erweitern, bezeugen nur allzu viele Thatſachen als Denkmäler der planmäßig betriebenen Entnationaliſirung unſeres Vaterlandes. Nicht bloß die Metropoliten, ſondern alle Biſchöfe mußten dem Papſt den Gehorſam-Eid leiſten. Legaten mit ſeiner Vollmacht traten als Richter und Oberherren in geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten in Deutſchland auf und griffen in die Rechte der Erzbiſchöfe und Biſchöfe ein, indem ſie Biſchöfen die Weihe und in biſchöflichen Sprengeln Dispenſationen ertheilten. Einzelne Klöſter, ja ſogar ganze Ordensverbindungen wurden unter unmittelbar päpſtlichen Schutz geſtellt und erlangten dadurch völlige Unabhängigkeit (exemtio) von dem Biſchof, ja ihre Aebbte erhielten als „exemte Prälaten" in ihrem Wirkungskreis ein wahres biſchöfliches oder Diöceſan-Recht und ſchmückten ſich denn auch mit dem Abzeichen der biſchöflichen Würde, der Inful. Der Papſt ſtellte den Grundſatz auf, daß die Kirche und die kirchlichen Perſonen in der Regel von jeder Beſteuerung frei ſeien und jede ſolche, wo ſie zum Nutzen gemeinen Weſens nöthig, von Biſchof und Geiſtlichkeit verwilligt ſein müſſe; gleichwohl beſteuerte er ſelbſt die Kirchen und die Einkünfte der Geiſtlichen zu „frommen Zwecken" nach beliebigem Anſatz und verwendete die eingegangenen Gelder nach eigenem Ermeſſen. Durch die Ordensverfaſſungen entbreitete ſich eine zahlreiche, wohlgegliederte außernationale Geſellſchaft über der einheimiſchen. Seit nämlich im zehnten Jahrhundert eine dringend nothwendige Reform des Mönchthums von einzelnen Klöſtern ausgegangen war, hatten ſolche, nach deren Muſter andere eingerichtet oder neugeſtiftet wurden, ein höheres Anſehen und eine Aufſicht über die letzteren erlangt, welche zuſammen die „Congregation" oder den Orden bildeten. Die höchſte Leitung einer ſolchen über verſchiedene Länder ſich erſtreckenden Verbindung war aus dem Oberen des Stammkloſters und aus einem Rath („General-Kapitel") zuſammengeſetzt, welchen die Oberen der übrigen Klöſter bildeten; Klöſter, welche in einem engeren Bezirk (einer „Provinz") des Ordens lagen, erhielten wieder Provinzialobere zur Aufſicht und Leitung. Kloſterbrüder verſchiedener Volksart wohnten und wirkten in ſolcher Weiſe in deutſchen Klöſtern, durch kein vaterländiſches Intereſſe, nur durch jenes des Ordens beſtimmt. Jene „Congregationen" (urſprünglich romaniſche Schöpfungen) waren „Staaten im Staat", durch deren Beſtehen die Bildung eines nationalen Kirchenweſens verhindert wurde. Den allerweſentlichſten

Einfluß äußerten die kraft päpſtlicher Vergünſtigung von den Biſchöfen völlig unabhängigen Bettelorden, deren Großmeiſter (Generäle) in Rom ihren Sitz hatten. Die Franziskaner, die im Jahre 1260 ſchon 1808 Klöſter mit etwa 13,000 Mitgliedern hatten, theilten Deutſchland in drei Landſchaften, Straßburg, Köln und Sachſen, deren jede wieder viele Bezirke umfaßte.

In früheren Zeiten war es Sitte geweſen, daß bei Abweſenheit des Biſchofs die benachbarten Diöceſanbiſchöfe deſſen Amtsverrichtungen („Pontificalien") aushelfend beſorgten. Im elften Jahrhundert hatte ſich der Erzbiſchof Poppo von Trier für den Fall ſeiner Verhinderung einen ſtändigen Gehülfen erbeten, einen eigens dazu ordinirten Biſchof („**Weihbiſchof**"); dies Beiſpiel fand vom zwölften Jahrhundert an immer größere Nachahmung und häufig wurden (nach früherem Herkommen in Aſien und Spanien) zu ſolchen Weihbiſchöfen jene Biſchöfe gebraucht, welche während der Kreuzzüge in orientaliſchen Bisthümern angeſtellt geweſen und beim Verfall derſelben vertrieben worden; daher die Bezeichnung „episcopi in partibus infidelium" (Biſchöfe im Gebiet der Ungläubigen). — Als Reichsſtände hatten die Biſchöfe in ihrer politiſchen Stellung ſo viel weltliche Angelegenheiten zu beſorgen, daß ſie ihre Gerichtsbarkeit bevollmächtigten Stellvertretern („Vicarien", „Commiſſarien", „Officialen") übertrugen. Die **Archidiakonate** hatten ſich häufig mit den Propſteien der Collegiatſtifter verbunden; die Archidiakone, eben auch wie die Biſchöfe, mit weltlichen Geſchäften überhäuft, ließen ihre Amtsgewalt gleichfalls durch **Stellvertreter** beſorgen. Da ſich das gemeinſchaftliche Leben der **Kanoniker** in den Stiftern aufgelöst hatte, ſo wurden die **Güter**, die ſie mit dem Biſchof gemeinſchaftlich gehabt, getheilt; Dieſem fielen „biſchöfliche Tafelgüter" zu, Jenen „Stiftsgüter", von denen jeder Stiftsgeiſtliche ſeinen beſtimmten Antheil, die „Pfründe (praebenda) erhielt. Mit den Pfründen waren häufig einzelne Pfarreien verbunden, deren reiche Gefälle der Stiftsgeiſtliche bezog und einem Vikar („Pleban") gegen geringen Lohn, die geiſtlichen Amtspflichten zur Beſorgung übertrug. Uebrigens bildeten ſämmtliche zum Stift gehörige Geiſtliche fortwährend ein **Kapitel**, eine geſchloſſene ſelbſtſtändige Körperſchaft mit bedeutenden Befugniſſen. Die Kanoniker (Kapitularen, Domherren) waren der ſtändige Rath des Biſchofs, welcher in gewiſſen Geſchäften ſogar nichts ohne ihre Einwilligung vornehmen durfte; war der biſchöfliche Stuhl erledigt, ſo verwalteten ſie die biſchöfliche geiſtliche Gerichtsbarkeit und die zeitlichen Einkünfte (Temporalien); theilten ſie in früherer Zeit das Recht, den Biſchof zu wählen, mit der übrigen Geiſtlichkeit und dem Volk, ſo beſaßen ſie ſeit dem Wormſer Concordat und der goldnen Bulle Friedrich's II. von 1213 dies Recht ausſchließlich; ſie beſetzten die erledigten Plätze im Kapitel durch eigne freie Wahl; die Würdenträger des Domkapitels („Propſt“, „Dechant“, „Domküſter“, „Domſcholaſter“ u. ſ. w.) übten Zuchtgewalt über die Kapitularen, deren Zahl, Aufnahmsweiſe, Eigenſchaftung, Pfründenantheil u. ſ. w. durch die Verfaſſung des Kapitels beſtimmt war. Die Landgeiſtlichkeit war zu einem Landkapitel vereinigt, deſſen Vorſteher, der Erzprieſter oder Dekan, die Aufſicht über geiſtliche und kirchliche Angelegenheiten führte.

Die geiſtliche Gerichtsbarkeit erweiterte ſich ſeit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert bedeutend. Geiſtliche brauchten ſich wegen weltlicher Verbrechen nicht vor weltlichem Gericht zu ſtellen, — ein Brauch, der von Friedrich II. 1230 völlig anerkannt worden; die Kirche ſtellte ferner die Grundſätze auf: gewiſſe Sachen, welche wegen ihrer religiöſen Beziehung nach den Kirchengeſetzen beurtheilt werden müßten, gehörten vor die geiſtlichen Gerichte; vor ſolchen könne man wegen jeder an ſich ſündlichen Handlung klagen, an ſie könne man ſich wenden, wenn vor den weltlichen kein Recht zu erhalten ſei. Zur Ausübung des geiſtlichen Strafrechts dienten ſeit alten Zeiten die Sendgerichte. Sie entſtanden dadurch, daß der Biſchof einmal im Jahre bei der Kirchenunterſuchung und jedem Hauptpfarrbezirk ſeines Sprengels ein geiſtliches Gericht (Synodus) hielt, wobei einige von ihm gewählte und vereidigte glaubwürdige Männer alle offenkundig gewordenen Vergehen rügen mußten; dieſe wurden dann mit beſtimmten kirchenrechtlich vorgeſchriebenen Bußen belegt. Ihre weitere Ausbildung erhielten die Sendgerichte im Lauf der Zeiten. Sie theilten ſich in drei Klaſſen, der biſchöfliche Send umfaßte alle im Bisthum Angeſeſſenen, der Send des Archidiakons Alle, welche auch der Gerichtsbarkeit der Vögte und Burggrafen unterworfen waren, der erzprieſterliche nur die zinsbaren Leute. Gegenſtände der Sendgerichte waren Verlöbniß und Eheangelegenheiten, Wucher, Meineid, Gottesläſterung, Vernachläſſigung der kirchlichen Pflichten. Eigene Sendzeugen ſchlichen als Späher umher, um ſolche Vergehungen zu erkundſchaften und zur Anzeige zu bringen; eigene Sendſchöffen erkannten über die Straffälligkeit, eigene Sendgefälle erhob die Geiſtlichkeit von dieſer Anſtalt, indem ſie die Strafgefälle für kleinere Vergehen in regelmäßige Leiſtungen verwandelte. Die Sittlichkeit wurde dadurch nicht gefördert.

Ebenſo wenig trugen zur Erhöhung derſelben die Geißlerfahrten bei, welche von romaniſchem Boden auf deutſchen drangen. Je heißer die Sinnlichkeit und je wilder die Leidenſchaft, je größer daneben die Angſt vor ewiger Verdammniß, um ſo höher ſtieg das Sündentilgungsmittel der Fleiſcheskaſteiung im Preiſe. Zu Hunderten, zu Tauſenden fanden ſich Männer und Weiber zuſammen, um ſich wechſelſeits zu geißeln; wie von Raſerei getrieben, ſchweiften ſie paarweiſe, Kreuze und brennende Kerzen tragend, von Ort zu Ort, von Land zu Land. An Kreuzwegen, auf öffentlichen Plätzen ſtellten ſie ſich bei Schnee wie bei Sonnenbrand im weiten Kreiſe auf, das Angeſicht ſchwarz umhüllt, bis an den Unterleib entblößt; dann ſchwirrten unter Bußgeſängen die mit Knoten und Nägeln geſchärften Geißeln und zerfleiſchten Rücken und Rippen, bis die Büßer ohnmächtig niederſanken; kaum wieder aufgerichtet, ſchlugen ſie die Bruſt mit blutigen Fäuſten. Dieſer Büßerwahnſinn hatte anſteckende Kraft; wohin die Geißler kamen, vermehrte ſich ihre Zahl. Wer in ihre Reihen trat, mußte dreiunddreißig Tage und einen halben bluten; dieſe Friſt war beſtimmt, weil Chriſtus dreiunddreißig Jahre und ein halbes auf Erden gewandelt. Unter dem Schein der Buße barg ſich aber nur zu häufig unzüchtiger Unfug. Im Jahre 1260 waren die Geißler aus Italien in Baiern eingedrungen und bis in den Freiſinger Sprengel gekommen, doch wurden ſie von den Herzogen über die Landesgränzen zurückgedrängt. Die Schwärmerei dauerte noch ein Jahrhundert fort.

Gleichfalls romaniſchen Urſprungs waren die Narren- und Eſelsfeſte, wodurch zur ſelben Zeit, da man Ketzer oder kühne Tadler geiſtlicher Sittenverderbtheit und kirchlicher Mißbräuche hinrichtete, die gottesdienſtlichen Gebräuche auf die gemeinſte Weiſe verſpottet und lächerlich gemacht wurden. Sie entſtanden auf folgende Weiſe. Zur ſelben Zeit, als die Kirche das Weihnachtsfeſt feierte, hatten die heidniſchen Römer ihre Saturnalien begangen zur Erinnerung an die vermeintlich einſt geweſene goldne Zeit allgemeiner Freiheit und Gleichheit, allgemeinen Friedens und Glücks. Während der Saturnalien bediente der Herr die mit den Zeichen der Freiheit geſchmückten Sklaven und überall herrſchte die lauteſte Fröhlichkeit. Die Kirche übertrug die heidniſchen Luſtbarkeiten auf das freudenreiche Feſt der Chriſtusgeburt. Da wurde denn auch der heidniſche Gottesdienſt in ſpöttiſcher Nachäffung dem Volk zum Ergötzen dargeſtellt. Als ſpäter die Erinnerung an das Heidenthum erloſch, war es der chriſtliche Gottesdienſt, der in der gefreiten Zeit der Poſſen, Schwänke und Mummereien im lächerlichen Zerrbild dargeſtellt ward. Das Narrenfeſt feierte man von Weihnachten bis Dreikönigstag. Die jungen Männer, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, wählten Einen aus ihrer Mitte zum Biſchof, holten ihn, bewaffnet und zu Pferde ein, und führten ihn durch die Stadt, wobei denn von dem trunkenen Narrenbiſchof und ſeinen wüſten Geſellen, denen ſich unterwegs Bürger und Stiftsgeiſtliche anſchloſſen, allerlei Unfug und Frevel getrieben ward; in der Kirche endigte der Zug, dort ward in den abenteuerlichſten Mummereien getanzt, gemeine Lieder erſchollen und auf den Stufen des Hochaltars zechte und würfelte man. Den Aufwand dabei beſtritt man von Geldern, die man den neu eingetretenen Stiftsgeiſtlichen entpreßte. Seit der Kirchenverſammlung von Toledo (635) waren die Narrenfeſte öfters, aber ſtets ohne Erfolg, verboten worden, eine Kirchenverſammlung zu Salzburg von 1274 beſchränkte, lange Zeit ebenſo fruchtlos, die Theilnahme auf Knaben unter ſechszehn Jahren. Zweige der Narrenfeſte waren die gleichfalls urſprünglich romaniſchen Feſte der unſchuldigen Kinder und die „Dezemberfreiheit", kraft deren die Prieſter am Morgen des Tages der unſchuldigen Kinder in die Häuſer drangen, die Langſchläfer aus den Betten riſſen, nackt durch die Straßen in die Kirche führten, dort unter großem Geſchrei auf die Altäre ſetzten und mit Waſſer begoſſen. Beim Eſelsfeſte, welches am Palmſonntag zur Erinnerung an den Einzug Jeſu in Jeruſalem begangen wurde, ſchmückten die Chorherren, Prieſter und Diakone einen Eſel mit geiſtlichen Gewändern und führten ihn in Prozeſſion durch die Straßen, die Unterdiakone und Chorknaben empfingen ihn an der Kirchenpforte mit einem Geſang, deſſen Weiſe eine kirchliche, deſſen Inhalt ein Preis der Eſelstugend war, welche der Kirche Reichthümer verſchafft; ſo lautete ein Vers: „Aurum de Arabia, thus et myrram de Saba tulit in ecclesia virtus asinaria“; dann ward eine Meſſe geſungen, wobei Der, der ſie hielt, jeden Vers, den er anſtimmte, mit einem dreimaligen J-A ſchloß, worauf das Volk mit demſelben Geſchrei antwortete.

Wenn man gerne wahrnimmt, daß viele Geiſtliche einen hohen Begriff von der Wichtigkeit ihres Berufes hatten und demgemäß auch ein ſittlich untadelhaftes Leben führten, daß viele andere ſich mit Eifer der kirchlichen Wiſſenſchaft und der Förderung von Bildung hingaben, ſo läßt ſich dagegen anderſeits nicht überſehen, wie tief die Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit im Allgemeinen in Unwiſſenheit und auch Unſittlichkeit verſank. Eines der auffallendſten Beiſpiele vom Verfall der geiſtigen Bildung bietet das einſt ſo hochverdiente Kloſter Sankt Gallen, wo ſchon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts der Abbt und ſämmtliche Mönche nicht einmal ihre Namen ſchreiben konnten! Ueber die ſittliche Unwürdigkeit der Geiſtlichen erhob ſchon der heilige Bernhard, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, die lauteſten Klagen, und von welcher Art die Laſter derſelben waren, beweiſen am Beſten die zahlreichen von der Kirche erlaſſenen Verbote, welche gegen das Waffentragen der Geiſtlichen, gegen ihre Theilnahme an Zechgelagen, lüderlichen Tänzen und unfläthigen Mummereien, gegen die Unſitte, von der Buhlerin zum Altar und von der Meſſe zum Zechgelage zu eilen, gegen das Verſetzen von Kirchengeräthen in den Schenken u. ſ. w. eiferten. Biſchöfliche und äbbtliche Gewaltthaten waren an der Tagesordnung; ein Erzbiſchof Rudolf von Mainz ließ 1168 eine ſilberne Heiligen-Bildſäule einſchmelzen und vertheilte das daraus gewonnene Geld unter ſeine Verwandten. Die Domkapitel verklagten die Biſchöfe wegen Meineid und Simonie, die Biſchöfe bezüchtigten die Aebbte der Urkundenfälſchung; Prieſter prügelten ſich wechſelſeits aus der Kirche heraus. Die Klöſter und die ſtolzen Ordenshäuſer der halbmönchiſchen geiſtlichen Ritter waren Höhlen roheſter Ausſchweifungen und unnatürlicher Laſter. Solchen Erſcheinungen geſellte ſich die ſchmutzigſte Habſucht und vollendetſte Schamloſigkeit im Gelderpreſſen; der päpſtliche Hof trieb mit geiſtlichen Aemtern, mit Ablaß, Reliquien u. ſ. w. Handel; die übrige Geiſtlichkeit, ohnehin durch Stiftungen und

Zehnten auf's Reichſte ausgeſtattet, beſteuerte den Laien von der Wiege bis zum Grabe mit Gebühren, die ſie ſich für ihre heiligen Handlungen bezahlen ließ. Die Verderbtheit war vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts an im raſchen Zunehmen.

Doch die Freiheit findet überall ihre Pfade. Der Dichtkunſt Stimme weckte den nationalen Zorn, rüttelte die öffentliche Meinung auf. Eben aus der Mitte der Bettelorden, dieſer jüngſten zahlloſen Schutz- und Trutzheeresmacht des päpſtlichen Abſolutismus, ging die erſte nachhaltige, weitverzweigte und tief in's Volk eindringende Auflehnung des religiöſen Gefühls, des ſittlichen Ernſtes, des Geiſtes gegen die Hierarchie hervor. Als der römiſche Stuhl bei Streitigkeiten zweier Parteien im Franziskanerorden über den Sinn des Armuthsgelübdes ſich gegen die ſtrengere Partei der „Spiritualen" oder „Fraticellen" erklärte, trat dieſe auf's Heftigſte gegen den Papſt auf, den ſie geradezu den Antichriſt nannte, und trotzte allen Strafen und Verboten. In Deutſchland und zumal im Niederland bildeten ſich im dreizehnten Jahrhundert freie geiſtliche Vereine, welche im vierzehnten eine außerordentliche Verbreitung erlangten. Es waren die „Begharden" oder „Lollharden"; hervorgegangen aus dem Beſtreben, dem religiöſen Bedürfniß ohne Vermittlung der Hierarchie Befriedigung zu verſchaffen, und mit demokratiſchen Gemeindeverfaſſungen verſehen, enthielten ſie die Keime der Reform und geſtatteten den Lehren der Fraticellen, wie der Brüder des freien Geiſtes Eingang.

29. Juden und Rechtloſe.

Mit tiefem Schmerz muß den Menſchenfreund die Betrachtung des Zuſtandes der Juden im Mittelalter, zumal in deſſen zweiter Hälfte, erfüllen. Das vaterlandsloſe Volk war ſchon durch ſeine unverwiſchte ſemitiſche Raceneigenthümlichkeit ein Fremdling unter Germanen und Romanen; es konnte aber auch bei ſeiner Glaubenstreue in den von den kirchlichen Einflüſſen durchdrungenen chriſtlichen Staaten und ſo denn auch im deutſchen Reich kein ſtaatsbürgerliches Recht erlangen. Unmöglich war es den Juden, ländliches Eigenthum zu erwerben, ein Handwerk zu treiben, öffentliche Aemter zu bekleiden. Welche Arten der Beſchäftigungen blieben ihnen nun übrig, als Kleinhandel, Geldausleihen auf Zinſen und Betrieb der Heilkunde! Als Borger bedurfte, als Wucherer haßte man ſie, obwohl die chriſtlichen Wucherer ihre Schuldner nicht ſchlechter behandelten und oft noch höhere Zinſen nahmen als die jüdiſchen. Der ſchmähliche Judenhaß war, abgeſehen von den Aufhetzungen der *Kirchenväter*, ein Nachlaß der *römiſch* chriſtlichen Kaiſergeſetzgebung, er war eine der verderblichen Gaben, womit das *romaniſche* Princip die Welt beſchenkte. Als die Weſtgothen in Spanien *romaniſch* wurden, erſproßte bei ihnen ſogleich auch die giftige Saat der Judenverfolgung; das *romaniſche* Frankreich that ſich durch ſchändlichſte Willkür gegen die Juden hervor; im *romaniſchen Frankreich* wurden zuerſt jene ſcheußlichen Lügengeſchichten erſonnen, als ob die Juden geweihte Hoſtien durchſtochen, aus denen dann wunderbarer Weiſe Blut gefloſſen, als ob ſie Chriſtenkinder grauſam ermordet (durch Nadelſtiche oder Kreuzigung), als ob ſie Brunnen vergiftet u. ſ. w. Erſt durch die *Kreuzzüge*, welche ja urſprünglich auch eine *romaniſche* Bewegung geweſen, kam die Peſt der Judenhetzen nach Deutſchland, wo Juden bis dahin friedlich in den alten Pfalz- und Biſchofſſtädten als Schutzverwandte neben Chriſten geſeſſen und gleich dieſen den gemeinen Frieden genoſſen. Daß im *deutſchen Bürger*herzen — trotz aller dunkeln Vorurtheile, aller Rohheit und Härte der Zeit — ein *ächt menſchlich* Rechtsgefühl lebte, beweiſt des *Städtebunds Fürſorge für den Schutz der Juden*. Wie grell ſticht dagegen die *romaniſche* Rechtsanſchauung der Kaiſer und Päpſte ab, „daß die Juden zur immerwährenden Strafe des über Chriſtus verhängten Kreuztodes auf ewig *Knechte* Derjenigen geworden, denen Chriſti Tod ewige Freiheit gegeben.“ Die deutſchen Kaiſer, indem ſie ſich als Nachfolger und Erben der altrömiſchen betrachteten, behaupteten, daß ihnen von dieſen her das *Eigenthum* ſämmtlicher Juden zuſtehe; „der König Titus habe die Juden ſo eigen in des Königs Kammer gegeben, daß ſie noch *davon* des Reiches Knechte ſeien und der König ſie ſchirmen müſſe.“ So ſehr waren die deutſchen Kaiſer von ihrem altrömiſch-ererbten Eigenthumsrecht auf die Juden überzeugt, daß ſie dieſe als ihre Kammerknechte aus Frankreich und

Spanien zurückforderten. Uebrigens iſt es anzuerkennen, daß hohenſtaufiſche Kaiſer nach Heinrich's IV. ſchönem Vorbild ſich die Beſchützung der Juden angelegen ſein ließen, und auch Innocenz III. darf eine vernünftige, gerechte und menſchliche Behandlung der Juden nachgerühmt werden. Der Judenſchutz war, wie bereits erwähnt worden, kaiſerliches Recht, welches zuerſt ſeit dem zehnten Jahrhundert an geiſtliche Fürſten, dann überhaupt an Landesherren verliehen wurde. Eine andere Nutzung, welche man von den Juden, als einer Sache, zog, war die, daß man die Judengefälle auf gewiſſe Zeit verlehnte und verpfändete, ja verſchenkte! Die Abgaben, welche die Juden an die kaiſerliche Kammer bezahlten, waren der „dritte Pfennig" oder die „Kronſteuer" bei jeder Krönung eines römiſchen Königs, der zehnte Pfennig von allem Handelswucher, die ordentliche Judenſteuer, der „güldne Opferpfennig" (ein rheiniſcher Gulden jährlich zu Weihnachten für jede über zwölf Jahre alte Perſon), und endlich Geſchenke an die Hofbeamten und Lieferung des Pergaments an die Kanzlei. Unter den beſonderen Vorrechten, welche die Juden genoſſen, trat das Recht hervor, öffentlich gekauftes oder ihnen verpfändetes Gut (mit Ausſchluß von Kirchengeräthen) nur gegen Erſatz des Kaufſchillings an den wahren Eigenthümer herausgeben zu dürfen, dann das Recht, Wucher zu treiben, d. h. Geld gegen Zinſen auszuleihen, und endlich das Recht, Streitigkeiten in bürgerlichen Sachen vor ihren Rabbinern (die man zuweilen wohl auch „Biſchöfe" nannte) nach dem beſondern jüdiſchen Recht entſcheiden zu laſſen, außer wenn eine Partei an den ordentlichen Richter ginge. Kaiſer Friedrich II., der in der goldnen Bulle für Wien von 1237 dieſer Reichsſtadt die Ausſchließung der Juden von allen ſtädtiſchen Aemtern zugeſtanden, gab 1238 vom Feldlager vor Brescia aus den Juden in Wien folgende Ordnung, deren wichtigſte Beſtimmungen die nachſtehenden ſind. Er erklärte, daß er „die Knechte ſeiner Kammer" in ſeinen und des Reiches Schutz und Gunſt aufnehme. Wider ihren Willen ſollte in ihren Häuſern Niemand als Einwohner eingethan werden. Fände man bei ihnen geſtohlene Sachen, ſo müßten ſie nach ihrem Geſetze ſchwören *),

---

*) Wir theilen hier den Erfurter Judeneid (zugleich ein Denkmal deutſcher Proſa aus dem zwölften Jahrhundert) mit: »Des dich dirre scul-

um welchen Betrag ſie ſolche erkauft, ſollten das Geſtohlene dem Eigenthümer zurückerſtatten, das Geld aber wieder erhalten. Niemand ſollte es wagen, Judenkinder wider ihren Willen zu taufen; wer gefangene, heimlich geraubte oder gezwungene Juden getauft, büße dies mit fünfzehn Pfund Gold an den kaiſerlichen Schatz. Verlange aber ein Jude aus freiem Antrieb getauft zu werden, ſo ſollte drei Tage lang damit gezögert werden, um zu ergründen, ob er wirklich um der chriſtlichen Religion oder etwa wegen irgend erlittener Unbill ſein Geſetz verlaſſe. Verlaſſe er aber das Geſetz ſeiner Väter, ſo ſollte er auch die Erbſchaft verlieren. Haben Juden heidniſche Sklaven, ſo ſollte ſie Niemand unter dem Vorwand der Taufe ihnen abtrünnig machen, und wer dies gleichwohl thue, außer einer Buße von drei Pfund Silber den Sklaven ſeinem Herrn zurückgeben. Bei Streitigkeiten zwiſchen Chriſten und Juden ſollte Jeder den Beweis nach ſeinem Geſetz führen, kein Jude zur Feuer- oder Waſſerprobe gehalten, noch gegeißelt, noch eingekerkert werden, ſondern ſeinem Geſetz gemäß nach vierzig Tagen ſchwören. Treten Zeugen wider Juden auf, ſo ſollten ſich unter jenen auch jüdiſche befinden. Legten Juden in irgend einer Sache Berufung an den Kaiſer ein, ſo müſſe der Prozeß ruhen. Ermordung, Todſchlag oder Verwundung von Juden ſollte nach Verhältniß mit dem Tode oder mit Geld gebüßt werden. Streitigkeiten unter einander ſollte ihr eigener Verſtand richten und wollte einer die Wahrheit verbergen, ſollte er gezwungen werden, zu bekennen. Ihre Weine, Spezereien und Arzneien ſollten ſie auch Chriſten verkaufen dürfen. — Sechs Jahre ſpäter erließ auch Herzog Friedrich der Streitbare von Oeſterreich ein Geſetz zu Gunſten der Wiener Juden; — wer ihren

---

degit des bistur unschuldic. So dir got helfe. Der got der himel unde erdin gescuf. loub. blumen. unde gras. des da uore nine was. Unde ob du unrechte sveris. daz dich di erde uirslinde. di datan unde abiron uirslant. Unde ob du unrechte sveris. daz dich di muselsucht biste. di naamannen liz unde iezi bestunt. Unde ob du unrechte sweris. daz dich di e uirtilige di got moisy gab. in dem berge synay. di got selbe screib mit sinen uingeren an der steinir tabelen. Unde ob du unrechte sweris. daz dich uellin alle di scrift. di gescriben sint an den uunf buchen moisy. Dit ist der iuden eit den di biscof Cuonrat dirre stat gegebin hat.«

Friedhof gewaltſam verletzte, ſollte mit dem Tode beſtraft, aus ihrer eigenen Mitte ſollte ihr Richter genommen werden, von Allem ſollten ſie ſich durch den Eid reinigen können, doch den Schwur auf ihre „Rodel“ (Talmud oder Thorah) nur vor dem herzoglichen Richterſtuhle ſelbſt zu leiſten ſchuldig ſein. Solche und andere Vergünſtigungen wurden hinwieder durch zahlloſe Erniedrigungen und Quälereien von Seiten der Kirche und der weltlichen Macht aufgewogen. Einzelne Kirchenbeſchlüſſe verboten den Juden, Arzneikunde zu treiben, und den Chriſten, Juden zu Aerzten zu nehmen; in Regensburg durften chriſtliche Hebammen jüdiſchen Frauen nicht Beiſtand leiſten; kein Jude ſollte chriſtliches Geſinde oder gar chriſtliche Ammen halten, Chriſten und Juden durften ſich nicht verheirathen, kein Chriſt ſollte mit Juden eſſen oder ſie zu Mahl und Hochzeit laden. In eigenen abgeſperrten Gaſſen und Vierteln mußten die Juden zuſammen wohnen; in ihrem Aeußeren mußten ſie ſich durch beſondere Abzeichen, die Männer durch einen hornartig gekrümmten Hut (wie in Wien), einen fingersdicken mit gelbem Zeug überzogenen Reif auf der Bruſt (wie in Mainz und Frankfurt), die Frauen ſich durch eine eigenthümliche Kopfbedeckung kennbar machen. Allein ſelbſt jener theuer erkaufte kaiſerliche oder landesherrliche Schutz war keineswegs immer ſtark genug, um die Juden vor den äußerſten Gefahren zu bewahren. Durch das albernſte Gerücht ward oft ihr Leben auf's Spiel geſetzt. König Konrad IV. veranlaßte alles Ernſtes vor mehreren gelehrten Männern eine Unterſuchung, ob die Juden zu gewiſſen Feierlichkeiten und Reinigungen am Gründonnerſtag wirklich Chriſtenblut bedürften; wenn dies wahr ſei, ſollten ſie ſogleich aus dem Reich vertrieben werden; zum Glück für ſie führte die Unterſuchung zu keinem beſtimmten Ergebniß. Uebrigens ließ derſelbe König einzelne reiche jüdiſche Hausväter einkerkern, um ihnen gewiſſe Summen abzupreſſen (1243 und 1247). Erzbiſchof Rupert von Magdeburg ließ dortſelbſt im Jahre 1261 ſämmtliche zum Lauberhüttenfeſt verſammelte Juden gefangen nehmen, ihre Häuſer und Läden erbrechen und alles dort vorgefundene Gold und Silber wegnehmen, den Gefangenen wollte er erſt gegen ein Löſegeld von hunderttauſend Mark die Freiheit wiedergeben; er brauchte dieſe Summe, um die erzbiſchöflichen Mantelgebühren dem päpſtlichen Hof zu bezahlen. Oft erklärten (namentlich vom vierzehnten Jahrhundert an) Kaiſer und Fürſten alle den Juden ausgeſtellten Schuldverſchreibungen für null und nichtig, und war etwa die Wiederbezahlung beſchworen worden, ſo entband der Biſchof ſeine Bürger im Namen Gottes von dem Eid. Aber nicht bloß die ſtete Gefahr, von einem glaubenstollen Pöbel an Leib und Leben angegriffen, von Fürſten und Herren ihres Eigenthums beraubt, ja nicht ſelten von Königen ſelbſt wie Sachen verliehen und verſchenkt zu werden, ſondern auch die völlige Ausſchließung aus der Geſellſchaft, ſtete öffentliche Beſchimpfung und Verhöhnung machte das Loos der Juden, wie im Mittelalter überall, ſo auch in unſerem Vaterlande, zu einem entſetzlichen. Das iſt der Fluch des Fanatismus, daß er, einmal einem Volk eingeimpft, von ſich ſelbſt ſchon wie eine Seuche fortwüthet, und nun denke man ſich erſt die gewerbmäßige Pflege desſelben und man wird begreifen, wie der religiöſen Verdummung nothwendig auch eine bis zur Gemüthsverhärtung und Unmenſchlichkeit gegen die Juden geſteigerte Entſittlichung folgen mußte, wie ſelbſt in manchen Städten das ehrenwerthe Beiſpiel des weiland Städtebundes vergeſſen ward, und je mehr und mehr, zumal im vierzehnten Jahrhundert, angeblich um geſchändeter geweihter Hoſtien willen, die dann Wunder wirken mußten, die ſcheußlichſten Judenmorde verübt, zum Andenken ſogar Kapellen gebaut und religiöſe Jahresfeiern der Morde begangen wurden. Der Blutſchuld ſchwerſte Laſt lag auf der Kaſte, welche im ſtrengſten Sinne des Worts von der Unwiſſenheit, dem Wunder- und Aberglauben des Volkes lebte, und es iſt nicht der geringſte Theil des Unglücks, das unſer Vaterland traf, daß der Judenhaß der Chriſten dem Chriſtenhaß der Juden eine natürliche Berechtigung verlieh.

Aber auch andere Klaſſen befanden ſich im Zuſtand der Rechtloſigkeit. Dazu gehörten alle unehelich Gebornen, dazu ferner Kämpfer und ihre Kinder, dazu Seiltänzer, Luftſpringer, Taſchenſpieler, Affenführer, Puppenſpieler, Schauſpieler, Bänkelſänger und Spielleute, die mit Fiedel, Harfe, Pfeife und Zinke umherzogen, überall, wo es an Höfen, in Städten und Orten einen Jahrmarkt oder eine Kirchweihe, in Familien eine Hochzeit gab, mit ihren Künſten erſchienen, ſich auch oft genug aufdringlich und überläſtig erwieſen und ein jämmerlich-luſtig Leben führten. Wir müſſen bei dieſem fahrenden Volk zweierlei Klaſſen unterſcheiden, die niederen Gaukler, Kunſtſtückmacher und Poſſenreißer, die ſich von Frankreich nach Italien und von dort nach Deutſchland verbreiteten, und dann die einheimiſchen Volksſänger und Muſiker, welche als die eigentlichen Träger und Pfleger unſerer alten Sagen und Volkslieder umherzogen, für deren Vortrag Lohn empfingen, in höherer Achtung ſelbſt an Höfen ſtanden, jedoch wohl oft genug mit jenen Marktſchreiern zuſammentrafen und durch ſolche Gemeinſchaft wieder an Achtung einbüßten. Andere Fahrende der gemeinen Art waren (ſeit dem dreizehnten Jahrhundert in Deutſchland) herumſtreifende brodloſe Geiſtliche, „Lotterpfaffen“, die ſich bald den Poſſenreißern geſellten, theils als Quackſalber, Reliquienhändler, Wahrſager, Sterndeuter und Schatzgräber ernährten. — Es wimmelte von den „gehrenden“, „fahrenden“ Leuten auf Straßen und in Herbergen und ſie trieben's manchmal ſo toll, daß der Rath den Gaſtwirthen und Herbergvätern ihre Zulaſſung verbot. Nach dem „Sachſenſpiegel“ waren ſie rechtlos und hatten vor dem Richter keine Genugthuung für die höchſten Unbilden; Kaiſer Rudolf ſtellte ſie ſogar „außerhalb des Landfriedens“; in Goslar waren ſie erblos, ihre Hinterlaſſenſchaft fiel dem Reichsvogt zu; in Regensburg ward im Jahr 1207 Jeder, der eine Schaubühne hielt, geächtet und ſein Haus verfiel der Stadt. Während nun dieſe vom Augenblick lebenden Fahrenden, die ihr' Sach' auf Nichts geſtellt, die bei Vornehm und Gering belachten und doch als ehrlos verachteten Spaßmacher von der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen und von der Kirche ausgeſtoßen waren, und wohl nur eingeſeſſene Bürger als bleibende ehrbare „Stadtſpielleute“ berechtigt waren, — gab es im Elſaß ein „Königthum der fahrenden Leute“; im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert erhielten nämlich die Herren von Rappoltſtein vom Reich die Lehensherrlichkeit über alle fahrenden Leute vom Sundgau abwärts bis hinter Hagenau. So hatten Dieſe nun einen ritterlichen Schirmherrn, der ſie gegen Unbilden vertheidigte, ihnen in Zunftſtreitigkeiten Recht ſprach und dafür ein jährliches Schutz- und Vogtgeld von ihnen erhob; ſolch' Amt hieß das „Königreich fahrender Leute“ und ward von den Rappoltſteinern wieder an ihre „Pfeifer und fahrenden Leute“ verliehen.

Eine andere Klaſſe der Recht- und Ehrloſen bildeten endlich die Nachrichter und ihre Knechte. Urſprünglich hatte bekanntlich der heidniſche Prieſter die Todesſtrafe wie ein Opfer vollzogen. Auch ſpäter, als der jüngſte Schöffe (wie in manchen ſchwäbiſchen Städten) oder ſeltſamer Weiſe der jüngſte Ehemann (wie in manchen fränkiſchen) mit der Hinrichtung beauftragt wurde, lud dies traurige Amt dem, der es verwaltete, noch nicht die Makel der Ehrloſigkeit auf; ebenſo wenig war dies noch ſpäter (bis in's fünfzehnte Jahrhundert) bei den Freiſchöffen der Vehmgerichte der Fall. Als mit der Einführung des römiſchen Rechts beſondere Henker für die gewerbmäßige Vollſtreckung der barbariſchen Todesſtrafen, Verſtümmelungen und Foltern angeſtellt wurden, wurden Jene ehrlos, rechtlos und von der kirchlichen Gemeinſchaft ausgeſtoßen. „Zu Baſel am abgelegenen Kohlenberge mußten Henker, Folterer, Todtengräber der Peſtleichen, gleichſam die Auswurfskaſte, die nur unter einander ſich verheirathen konnte und vom bürgerlichen Gericht ausgeſchloſſen war, beiſammen wohnen. Sie hielten unter einander das Gericht „der Barfüßigen", vor zwölf Schöffen aus ihrer Mitte, die mit „nackten Beinen", in Lumpen, unter der Linde auf dem Kohlenberge ſaßen; ihr Schultheiß mit dem Wetteſtab durfte während der ganzen Sitzung, ſelbſt im härteſten Winter, den rechten Fuß nicht aus einem Kübel voll Waſſer ziehen. Dies ſeltſame Gericht beſtand noch im Jahre 1586."

30. Dichtung, Wiſſenſchaft und Kunſt.

Mit dem Ende des elften Jahrhunderts ſchloß jener Zeitraum in der Geſchichte unſerer Sprache und Literatur (Schriftthums), den man den *althochdeutſchen* nennt, ein Zeitraum, in welchem die Mundarten noch entſchiedener hervortraten, die Dichtung noch durchaus epiſch (erzählend), ihre Form das geſungene Lied war, und die Geiſtlichkeit ſie ausſchließlich pflegte. Mit dem zwölften Jahrhundert, mit der erſten Begeiſterung der Kreuzzüge, mit der mächtigen Anregung romaniſcher Einflüſſe, mit der aufgeſchloſſenen Wunderwelt des Morgenlandes, mit der prächtigen Morgenröthe des Ritterthums begann die *mittelhochdeutſche Zeit*, in welcher die Sprache einen vom Althochdeutſchen bedeutend abweichenden Charakter annahm. Sie dauerte bis zum Schluß des Mittelalters und umfaßte die Entwickelung und Blüte der Kunſtdichtung und den Uebergang der Bildung von den beiden bevorrechteten Ständen an das Bürgerthum.

Im zwölften Jahrhundert war es anfänglich noch die Geiſtlichkeit, welche die Kunſtdichtung pflegte und geiſtliche Stoffe nach lateiniſchen Urſchriften behandelte, wie ſie es in der althochdeutſchen Zeit gethan; aber ſchon ging die Kunſtdichtung auch in die Hände der Laien über, und zwar zunächſt in die des wenig begüterten niederen Adels, der von einem Fürſtenhofe zum andern zog und ſich ſomit den „fahrenden, gehrenden“ (d. h. lohnbegehrenden) Volksſängern, den liederkundigen Pilgern und den von einem Kloſter zum andern wandernden, an den Höfen gaſtenden dichtenden Mönchen geſellte. Der Letzteren höhere Bildung blieb auf die fahrenden Laien aus dem Volk und vom Adel nicht ohne Einfluß. Die Adeligen trieben das Dichten nun als eigne Kunſt, fortſchreitend auf dem von den Geiſtlichen angebahnten Weg, die ritterlichen Sitten und den Geſchmack der vornehmen Geſellſchaft berückſichtigend, die Formen immer mehr veredelnd. Wiewohl die fahrenden Sänger des Volks von den Großen oft geehrt, zu Tiſch gezogen, mit Botengewerb oder ſtändigem Amt, ja mit Erziehung und Unterricht der Jugend beauftragt wurden, ſo kam doch das Dichten eigens für die höfiſche Unterhaltung faſt ausſchließlich in die Hände des niederen Adels, der „Herren“; wohl geſellten ſich ihnen bürgerlich geborne „Meiſter“ als Genoſſen in höfiſcher Kunſtdichtung zu; aber die eigentlichen Volksſänger wurden durch jene von der ſchöpferiſchen Thätigkeit an den Höfen ausgeſchloſſen und höchſtens auf Abfaſſung von Rügeliedern im Allgemeinen und auf den Vortrag („das Singen und Sagen“) fremder Dichtungen beſchränkt. Neben geiſtlichen Stoffen wurden Geſchichts- und Sagenſtoffe verſchiedenen nationalen Urſprungs, theils nach lateiniſchen, theils nach franzöſiſchen Quellen kunſtmäßig behandelt, nicht mehr für ſangbaren Vortrag, ſondern für Vorleſung. Neben der epiſchen Kunſtdichtung, neben der Kunſt, welche das Vergangene als Geſchehenes darſtellte und wobei der Dichter hinter dem Gegenſtande verſchwindet, entfaltete ſich nun auch die Lyrik, jene Kunſtdichtung, welche den Dichter ſelbſt, nämlich ſein unmittelbares Denken, Fühlen und Wollen, zum Gegenſtande der Darſtellung hat. Sie entwickelte ſich theils aus den altheimiſchen epiſchen Gelegenheitsdichtungen des Volks (den Lobgeſängen zur Feier von Helden und Heldenthaten, den Tanzliedern bei Sommer- und Wintereintritt, den Braut- und Wineliedern) und aus den im Volksmunde lebenden gereimten Sittenſprüchen, dann aber auch aus den von Geiſtlichen für das Volk verfaßten geiſtlichen Geſängen. Später dichteten fahrende Geiſtliche auch weltliche (Liebes- und Trink-) Lieder, theils ganz lateiniſch, theils in lateiniſch-deutſcher Sprachmengung zuſammengeſetzt. Unter dem Einfluß der fremden (der franzöſiſchen und provenzaliſchen) Lyrik umwandelte ſich endlich das deutſche Lied in höfiſche Kunſtdichtung. Sie erblühte im Oſten und Südoſten des Reiches, in Oeſterreich, Kärnthen, Steiermark, wandte ſich jedoch ſchon im vorletzten Jahrzehent des zwölften Jahrhunderts nach dem Nordweſten, an den Niederrhein, in die Nähe Flanderns, wo das Ritterthum, und der Champagne, wo die franzöſiſche Dichtung ihre Lieblingsſtätte hatte, und ſchlug vom Unterland den Rückweg nach dem Oberland und oſtwärts bis zu den Höfen Thüringens und Sachſens ein.

Im dreizehnten Jahrhundert entfaltete die epiſche und lyriſche Kunſtdichtung ihre herrlichſte Blüte. Die Zeit der letzten Hohenſtaufen war an den begabteſten Dichtergeiſtern ungemein fruchtbar; es dichteten ſelbſt Kaiſer, wie Heinrich VI und Friedrich II., Fürſten, wie die öſterreichiſchen Herzoge Leopold II. und Friedrich der Streitbare, Graf Otto IV. von Henneberg u. a. m. Es gehörte zum Glanz der Höfe, wie z. B. jenes zu Wien des auf der Wartburg, des Welf'ſchen Hofhalts zu Memmingen und des Zähring'ſchen zu Freiburg, die ausgezeichnetſten und berühmteſten Dichter zu verſammeln, durch Gunſt zu erheben und freigebigſt mit Geld und Lehen zu belohnen; die Dichter ihrerſeits nahmen hinwieder den Beifall des Hofes zur einzigen Geſchmackregel und den feineren Anſtand des vornehmen Lebens, den man ehr uneigentlich „Tugent“ nannte, zum höchſten Sittlichkeitsgeſetz. Sie mieden alle Rede, die nicht „des hoves ſi“, ſie fanden den Zweck der Kunſt darin: „die Herren froh zu machen“. Betrachtet man dies Verhältniß und die Leiſtungen der höfiſchen Dichter genauer, ſo erkennt man, daß es nicht immer innerer Beruf, ſondern ſehr oft äußere Nothwendigkeit war, welche den niederen unbegüteren Adel beſtimmte, ſich in der

Dichtkunſt auszubilden, um durch deren Ausübung freieren Zutritt bei Fürſten, Erwerb und Ruhm zu gewinnen. Dieſe ritterlichen Dichter verachteten die wandernden Volksſänger und fühlten doch, daß ſie ſelbſt durch ihr Umherziehen an den Höfen, durch ihr Werben um Fürſtengunſt und Lohn ſich mit den „Fahrenden" und „Begehrenden" in einen Stand ſtellten. Gar Viele erſchöpften ſich in übermäßigem Lob der hohen Gönner, das zuweilen bis zur Schmeichelei entartete, oder in bitterem Tadel über die Kargheit der Großen, der manchmal bis zur Bettelei herabſank; macht dies ſchon einen widrigen Eindruck, ſo ſteigert ſich dieſer bis zur Entrüſtung, wenn man einen der größten und berühmteſten, Wolfram v. Eſchenbach, ſeine Dichtergabe in Stolz auf die adelige Geburt verachten ſieht und von ihm die Worte lieſt: „Schildesamt ſei ſeine Art; wollte ihn eine Frau nur um des Sanges willen minnen, ſo däuchte ſie ihm an Geiſte krank." Als die Fürſten und Mächtigen in den Tagen der wilden Geſetzloſigkeit und der ſteten Kämpfe die Dichter nicht mehr unterſtützen konnten oder mochten, zog ſich der Adel immer mehr vom Sangesamt zurück.

Während des dreizehnten Jahrhunderts war auf süddeutſchem Boden unter dem Einfluß der Hohenſtaufen die ſchwäbiſche Mundart für die Dichtkunſt maßgebend geworden und in Folge ihrer Ausgleichung mit den übrigen oberdeutſchen Mundarten bildete ſich eine Hofſprache als Sprache aller Gebildeten und als Schriftſprache. Aber leider ward ſie, und zwar durch der höfiſchen Dichter Schuld, die dem vornehmen Geſchmack an Fremdländerei und Sprachmengerei huldigten, mit zahlreichen franzöſiſchen Worten und franzöſiſchen Umbildungen deutſcher, ſowie mit Nachahmung franzöſiſcher Redeweiſe in deutſchen Worten nicht ſo wohl bereichert, als vielmehr geckenhaft verunziert. Mit dem Uebergang der Sprache aus dem Althochdeutſchen in's Mittelhochdeutſche mußte nothwendig auch die Verskunſt eine durchgreifende Veränderung erhalten. Auf die Reinheit des Reims, auf die Vollendung der mannigfaltigſten Formen des Versmaßes wurde die größte Sorgfalt verwendet: die älteſte und einfachſte Form für die erzählende Kunſtdichtung war die bloßer Versreihen von drei oder vier Hebungen mit gepaarten Reimen, wobei es denn ſchon frühzeitig üblich ward, die einzelnen Abſchnitte der Gedichte durch längere Schlußzeilen oder einen dreifachen Reim zu bezeichnen. Der nächſte Schritt weiter war die Verbindung mehrerer Reimpaare zu einem Ganzen, der Strophe. Die ſogenannte „Nibelungenſtrophe“ beſtand aus vier Langzeilen mit gepaarten Reimen, jede in zwei Hälften, deren erſte vier und deren zweite drei (bei der Schlußzeile wohl auch vier) Hebungen hatte. Andere künſtlichere Strophen wurden dadurch gebildet, daß man zwiſchen das letzte Reimpaar derſelben eine reimloſe Zeile (die „Waiſe“) ſchob, ferner daß man zwiſchen Langzeilen von acht oder ſieben Hebungen kurze Zeilen von nur drei oder vier Hebungen einſchaltete. Bei allen noch ſo mannigfaltig gebauten Strophenformen galt übrigens das Geſetz, daß jede Strophe aus drei Gliedern beſtand, von welchen die zwei erſten in Bau und Reimfolge einander gleich waren, das dritte aber, der ſogenannte „Abgeſang“ ſeinen eignen Bau und ſeine eigne Reimſtellung hatte.

Im vierzehnten Jahrhundert erloſch mit dem Glanz des Ritterthums auch die höfiſche Kunſtdichtung und die Hofſprache; es traten nun wieder die Mundarten hervor, von denen eine, das Oberſächſiſche der nordöſtlichen Lande, aus Hoch- und Niederdeutſchem gemiſcht und zum Theil vom Einfluß des Slaviſchen berührt, allmälig bis in den Süden drang, auch dort Kanzleiſprache der Höfe und der Bürgerräthe, und die Grundlage des Neuhochdeutſchen wurde. Es verblaßte die Epik und Lyrik, und dagegen traten die Lehrdichtung und die Proſa in volksthümlicher Entſchiedenheit hervor. Der Literatur bemächtigte ſich die verſtändige Bürgerlichkeit; die Proſa entfaltete ſich in der volksmäßigen Predigt der Bettelmönche, im Gedankenreichthum der Myſtik, in der Rechts- und Geſchichtsaufzeichnung.

Betrachten wir nun die verſchiedenen Gebiete der Dichtung und des Schriftthums, über welche ſich die raſtloſe Thätigkeit des deutſchen Geiſtes vom zwölften Jahrhundert bis in's vierzehnte hinüber verbreitete, die berufenſten Dichter und die bedeutendſten Werke!

Ein reiches Feld boten den geiſtlichen Dichtern religiöſe Stoffe, entlehnt der bibliſchen Geſchichte, vorzugsweiſe aber den apokryphiſchen (kirchlich nicht anerkannten) Evangelien und den zahlloſen Heiligenſagen (Legenden); das Leben Jeſu (nach den Evangelien), den Antichriſt und den jüngſten Tag beſang noch in alterthümlicher ungelenker Weiſe eine Frau, Ava, die ſich aus dem Weltleben in ein öſterreichiſches Kloſter zurückgezogen hatte und im Jahre 1127 ſtarb. Lieblingsgegenſtände der geiſtlichen Dichter waren, beſonders im zwölften Jahrhundert, die Kindheit Jeſu und das Leben Mariä, in ſagenhafter Ausſchmückung, — ferner die letzten Dinge, das Erſcheinen des Antichriſts und der jüngſte Tag, deſſen Nähe von Jahrhundert zu Jahrhundert geweiſſagt und von der Chriſtenheit bang erwartet wurde. Ein niederrheiniſcher Dichter des zwölften Jahrhunderts ſchilderte das Geſicht des iriſchen Ritters Tundalus, welchen während eines wunderbaren Schlafes ein Engel durch Hölle, Fegfeuer und Himmel führte; noch im ſelben Jahrhundert behandelte dieſen Stoff in Auftrag mehrerer Frauen ein Regensburger Prieſter, Alber. Eine Menge von Heiligenlegenden und legendenartigen Stoffen ward im zwölften Jahrhundert von Geiſtlichen, dann auch von Fahrenden behandelt; manche, und zwar ſolche, die auch etwas Ritterliches oder Romanhaftes hatten, ſelbſt von einigen höfiſchen Dichtern. Die ausgezeichnetſten derſelben waren zwei Adelige, **Hartmann von Aue** (ein ritterlicher Schwabe oder Thurgauer, der zwiſchen 1210 und 1220 geſtorben zu ſein ſcheint) und **Rudolf von Ems** (ein Dienſtmann der Grafen von Montfort, geſtorben um's Jahr 1254 in Italien) und ein Bürger, Meiſter **Konrad von Würzburg** (wahrſcheinlich aus Würzburg gebürtig, längere Zeit in Baſel und Straßburg anſäſſig und geſtorben 1287 im Dominikanerkloſter zu Freiburg). Hartmann von Aue behandelte nach lateiniſchen Quellen die Legende des „heiligen Gregorius vom Steine" und die Geſchichte „vom armen Heinrich"; erſtere mit dem Grundgedanken, daß die göttliche Gnade unerſchöpflich und auch dem größten Sünder durch tiefinnige Reue und Buße zu Theil werde, in der zweiten ſchildert der Dichter meiſterhaft die Liebe als erlöſende, verklärende und weihende Religion. **Rudolf's von Ems** berühmteſte, nach lateiniſchen Urſchriften verfaßte Legendendichtungen ſind „**Barlaam und Joſaphat**" und der „**gute Gerhard**", worin der ſtolzen Werkheiligkeit eines Kaiſers, der ſich durch Frömmigkeit und Mildthätigkeit gegen die Armen und Freigebigkeit gegen die Kirche reichen Lohn im Himmel verdient zu haben glaubt, die ſtille Demuth eines Kölner Kaufmanns gegenüber geſtellt wird, der in frommer Menſchenfreundlichkeit Gut und Glück für fremdes Wohl freudig hingibt, ohne Pflichterfüllung für Verdienſt zu halten. Konrad von Würzburg behandelte mit größerer Redegewandheit als wahrer Dichterkraft und nicht ohne Prunken mit Gelehrſamkeit Legendenſtoffe von untergeordneter Bedeutung, wie den „heiligen Sylveſter“ (den Vorzug des Chriſtenthums vor dem Judenthum) und den „heiligen Alexius“ (Preis der ſelbſtvernichtenden Enthaltſamkeit). Wahrſcheinlich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dichtete ein Geiſtlicher mit beſſerem Willen als dichteriſchem Vermögen das „Paſſional“, das in drei Büchern und mehr als hunderttauſend Zeilen die Leben Jeſu und Maria's, der Apoſtel und Evangeliſten, ſowie ſämmtlicher anderer Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahres enthält.

Unter den Dichtungen, deren Stoffe aus der Geſchichte entlehnt waren, traten der Lobgeſang auf den heiligen Hanno, auf Koſten der geſchichtlichen Wahrheit, aber voll kühnen dichteriſchen Schwunges (vom Jahre 1183), und die Kaiſerchronik hervor, eine ſagenhafte und von Legenden durchrankte Geſchichte der römiſchen Kaiſer von Julius Cäſar bis zu Konrad III., in älteſter Geſtalt wohl im Jahre 1147 geſchrieben, mit Ueberarbeitungen weiter geführt bis zu Rudolf von Habsburg. Ein Lieblingsſtoff zuerſt der geiſtlichen, dann auch der ritterlichen Dichter war die ſagenhafte Geſchichte Alexander's des Großen. Sie behandelte nach einer franzöſiſchen Dichtung vom Jahre 1138 wenig ſpäter ein Geiſtlicher, Lambrecht, in oberdeutſcher Reimproſa, im Jahre 1187 ward ſie eben auch von einem Geiſtlichen in niederrheiniſchen Verſen überarbeitet. Von ritterlichen Dichtern behandelte den Alexander (zwiſchen 1230 und 1241) Rudolf von Ems, ließ aber die Dichtung eben ſo unvollendet, wie eine Weltchronik, die er begonnen. Die Abenteuer des Aeneas, und zwar insbeſondere deſſen Liebesverhältniſſe, bearbeitete in den ſiebenziger und achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts nach einem franzöſiſchen Vorbild und durchaus nicht im Geiſte des Alterthums, ſondern ganz und gar in dem des Ritterthums, Heinrich von Veldeck, ein Weſtphale, den man mit vollem Recht den Vater der höfiſchen Dichtkunſt nennt; er brachte die neue Kunſt vom Hof zu Kleve, wo er ſein Gedicht „Eneit“ der Gräfin bei ihrer Hochzeit zum Leſen gegeben, an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen. Den trojaniſchen Krieg behandelten der Heſſe Herbert von Fritzlar in ſeinem

„liet von Trôie“ ziemlich getreu nach einem franzöſiſchen Vorbild, ſowie auch ſpäter Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg. Neuere Geſchichtsſtoffe behandelten mehrere Dichter des dreizehnten Jahrhunderts in Reimchroniken; ſo ſchrieb Jans der Enenkel von Wien in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein Fürſtenbuch von Wien und Steiermark; Ottokar von Hornek eine öſterreichiſche Reimchronik, Nikolaus von Jeroſchin (1335—1340) eine Chronik des deutſchen Ordens und Gottfried Hagen (Stadtſchreiber zu Köln) ſchilderte 1270 in niederrheiniſcher Mundart voll Begeiſterung für Freiheit die Kämpfe der Kölner Bürger mit den Erzbiſchöfen Konrad und Engelbert II. Die Heiligſprechung Karl's des Großen im Jahre 1165 lenkte die Aufmerkſamkeit Heinrich's des Löwen und ſeiner Gemahlin Mathilde auf ein franzöſiſches Gedicht, worin Karl's des Großen Krieg gegen die Saracenen in Spanien, die Thaten und der Tod Roland's in Roncesvalles geſchildert waren und ein Weltgeiſtlicher, Namens Konrad (vielleicht Kapellan Heinrich's des Löwen), überſetzte es zuerſt in's Lateiniſche, ſpäter (zwiſchen 1173 und 1177) in rauhe, unvollkommene deutſche Verſe; „der Stricker“, ein öſterreichiſcher Dichter und Zeitgenoſſe Rudolf's von Ems, überarbeitete jenes Rolandslied und bereicherte es mit feinem Sinn durch Zuſätze, zumal durch die ſagenhafte Jugendgeſchichte Karl's. Letztere, ſowie die Sagen von „Karl's Großältern“, „König Ruther“, „Flore und Blanſcheflur“, dann die Kämpfe Willehalms von Oranſche zur Zeit Kaiſer Ludwig's I. wurden gleichfalls nach franzöſiſchen Urſchriften durch deutſche Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts behandelt; Flore und Blanſcheflore durch Konrad Flecke, Willehalm von Oranſche durch Wolfram von Eſchenbach. Die Sagen von Karl's des Großen Kämpfen mit ſeinen Vaſallen fanden nur in den Niederlanden dichteriſche Bearbeiter; die bedeutendſte dieſer niederländiſchen Dichtungen war die von den „Haimonskindern“, ſie ward nebſt den andern erſt im fünfzehnten Jahrhundert in's Hochdeutſche übertragen. Die Karlsſagen wurden nicht etwa durch eine Vorliebe der deutſchen Fürſten für den gewaltigen Kaiſer, den großartigen Träger des Gedankens der Reichseinheit, ſondern nur in Folge ihrer Liebhaberei an fremden, franzöſiſchen Stoffen, von romaniſchem Boden und zwar vielfältigſt umgeſtaltet, wieder nach Deutſchland verpflanzt.

Ein gleiches Schickſal hatte unſere tief in urgermaniſcher Naturanſchauung wurzelnde Thierſage. Durch die Franken, bei denen ſie vorzugsweiſe heimiſch war, kam ſie auf den eroberten römiſch-keltiſchen Boden und erhielt dort ſchon frühzeitig mancherlei Umgeſtaltung; ſo trat an die Stelle des ächt germaniſchen Thierkönigs, des Bären, der orientaliſch-römiſche, der Löwe, und an die Stelle des wilden Iſegrims, des Wolfs, der in der germaniſchen Sage den Vorgrund eingenommen, der liſtige Reinhard, der Fuchs. Die Thierſage wurde in Frankreich je mehr und mehr zur Einkleidung von Lehre oder Spott benützt und mit Zuſätzen äſopiſcher Fabeln geſchmückt, behielt aber auf flandriſch-franzöſiſchem Boden, wo ſie in der lateiniſchen und in der Volksſprache gar oft bearbeitet wurde, ihren germaniſchen Charakter und die deutſchen Namen für die Hauptgeſtalten, ſo z. B. Reinhart (Reginhart, d. h. kluger Rathgeber), Iſengrim (eiſengrimmig), Bruno (der Braune) u. ſ. w. Die deutſchen Höfe fanden an der urdeutſchen Thierſage, trotzdem, daß ſie in Frankreich und Flandern beliebt war, keinen Geſchmack; ſie war ihnen zu volksmäßig, zu wenig romanhaft und leichtfertig, zu ſatyriſch, zu ſehr eine Verherrlichung des Sieges, den der Verſtand über die phyſiſche Kraft gewinnt, und ſo ward ſie denn auch von den höfiſchen Dichtern nicht bearbeitet. Nur ein Fahrender aus dem Elſaß, Heinrich der Glichezâre (d. h. der Gleißner) übertrug um das Jahr 1170 eine franzöſiſche Dichtung von den Abenteuern Reinhard's und Iſengrimm's mit dichteriſcher Selbſtſtändigkeit in deutſche Verſe.

In Folge der Pilgerfahrten nach Jeruſalem und der Kreuzzüge kamen orientaliſche Sagen, Fabeln alter Erdbeſchreiber, phantaſtiſche Lügengeſchichten von Reiſenden und byzantiniſche Romane nach dem Abendlande und ſo auch nach Deutſchland; hier verſchmolzen ſich manche derſelben mit uraltheimiſchen, zum Theil noch heidniſchen Sagen, ja ſelbſt mit geſchichtlichen Ueberlieferungen, und ſo entſtanden eine Menge eigenthümlicher Dichtungen, welche die Einbildungskraft im hohen Grade beſchäftigten. Solche waren (aus dem zwölften Jahrhundert und von Fahrenden ſtammend)

„Orendel", „Salomon und Morolt", „König Ruther" und „Herzog Ernſt". Im „Orendel" war eine uralte, faſt verwiſchte deutſche Sage auf die Legende vom ungenähten Rock Chriſti übertragen worden, welchen Orendel, ein Königsſohn aus Trier, der um Breide, die Herrin des heiligen Grabes, geworben, nach Trier gebracht, wo er in einem ſteinernen Sarg eingeſchloſſen worden. Im „Herzog Ernſt", einer Dichtung, die ſchon vor dem Jahre 1186 bekannt und beliebt war, iſt die Geſchichte Ernſt's von Schwaben (ſ. Bd. II. S. 85—87) mit den Beziehungen Ludolf's, des Sohnes Otto's I., in der Weiſe verſetzt, daß Ernſt als Sohn einer Baiernherzogin Adelheid, Kaiſer Otto als ſein Stiefvater, und ein Pfalzgraf Heinrich als ſein Neider und Feind erſcheint; den Namen des treuen Werner behielt die Dichtung in der Form „Wetzel" bei; nachdem Ernſt fünf Jahre lang mit ſeinem Stiefvater Krieg geführt, gibt er die Hoffnung ferneren Widerſtandes auf, nimmt das Kreuz und zieht mit ſeinem treuen Dienſtmann Wetzel und vielen Andern über Meer nach dem heiligen Grabe; durch Stürme verſchlagen, erfahren ſie in fabelhaften Ländern die wunderlichſten Abenteuer, ſie kommen in's Reich der Schnabelleute und zum Magnetberg, der ſie feſthält, daß Alle bis auf ſieben vor Hunger ſterben; dieſe laſſen ſich mit Ausnahme eines Kranken von Greifen wegtragen, gelangen in das Land Arimaſpy, deſſen Bewohner nur ein Auge haben, helfen ihnen die Völker der Plattfüße und der Breitohren beſiegen, ſtehen den von Vögeln bedrängten Pigmäen und den Arimaſpen gegen einen Rieſen bei und kommen endlich nach Jeruſalem; ein Jahr lang kämpft Herzog Ernſt gegen die Sarazenen, ſein Ruhm dringt bis zur Heimath und auf die Fürſprache ſeiner Mutter Adelheid erlangt er endlich, heimgekehrt, von ſeinem Stiefvater, dem Kaiſer, Verzeihung. Nicht bloß fahrende, auch geiſtliche und ritterliche Dichter beſchäftigten ſich mit dieſen und ähnlichen Stoffen, zu denen unter andern auch Rudolf's von Ems „Wilhelm von Orleans", dann „die Heidin", „Mai und Belaflor" und „Apollonius von Tyrland" (letzterer gedichtet um's Jahr 1300 von einem Wiener Arzt, Heinrich von der Neuenſtadt) gehören.

Die Lieblingsſtoffe der ritterlich-höfiſchen Dichter waren die bretoniſchen Sagen von König Artus und der Tafelrunde. In dieſen Sagen erſchien Artus nicht als der geſchichtliche Volksheld des chriſtlichen Keltenthums im Kampf gegen die heidniſchen Sachſen, ſondern als das Muſter eines milden Lehenkönigs, der die ritterlichen Thaten der Edlen, die er an ſeinem Hofe als „Tafelrunde" (Tiſchgenoſſenſchaft) vereinigt, herrlich belohnt; Mitglied dieſer Genoſſenſchaft zu ſein, war eine hohe Ehre, die nur durch ruhmreiche, beſonders im Frauendienſt vollbrachte Thaten erworben ward; die Abenteuer der ſagenhaften Ritter von der Tafelrunde, Lanzelet, Jwein, Gawan, Wigalois u. ſ. w. bildeten eben den Stoff jener Dichtungen, welche mehr als alle übrigen ein getreues Bild des höfiſchen Ritterthums geben. Den Helden dieſer Gedichte fehlt die Wahrheit des Reinmenſchlichen, ihre Gefühle, Leidenſchaften, Handlungen entſprechen nicht der Natur, ſondern tragen das Gepräge höfiſcher Sitte; die Welt, in der ſie ſich bewegen, iſt nicht eine wirkliche, ſondern ebenſo eine eingebildete, wie es ihre Empfindungen ſind; ſie wiſſen nichts von den großen Jdeen der Menſchheit, ſie kümmern ſich nicht um Wohl und Wehe der Nationen, ſie kämpfen oft um Nichts oder um der tollſten Launen willen mit Zauberern, Rieſen und Räubern, Turniere und Liebesabenteuer ſind das Höchſte, was ihre Gedanken erfüllt. Die ſchöne Behandlung des geiſtloſen Stoffes war der höfiſchen Dichter größtes Verdienſt. Der geiſtvollſte und tüchtigſte von ihnen war Hartmann von Aue, der die ſpröden Stoffe „Erec" und „Jwein", welche ihm ſein franzöſiſches Vorbild Chrestien von Troyes bot, nicht bloß mit ächt künſtleriſchem Sinn, ſondern auch mit männlichem Bewußtſein erfaßte und im Gegenſatz zur höfiſchen Leichtfertigkeit mit ſittlichem Ernſt durchleuchtete.

Jn einer, wenn auch nur oberflächlichen Verbindung mit den Sagen von Artus und der Tafelrunde ſtand die von Triſtan und Jſolde, gleichfalls keltiſchen Urſprungs.

Jhr Jnhalt iſt der Liebe unbegreifliche zauberiſche Macht, iſt der unheilbringende, in den Abgrund von Ehebruch und Verrath hinabreißende Kampf der das ganze Menſchenherz erfüllenden Leidenſchaft mit den Geſetzen der Sitte und der Sittlichkeit. Der Held des Gedichts iſt Triſtan, der Neffe des Königs Marke zu Tintarjol in Cornwallis, der für ſeinen alten Oheim um die blonde Jſolde, die iriſche Königstochter, wirbt: auf der Heimfahrt genießen Triſtan und Jſolde zufällig einen Liebestrank, der für Marke beſtimmt geweſen, und nun flammt in Beiden die verzehrende Leidenſchaft auf. Jſolde wird des alten Königs Marke Weib; Dieſer wird fortwährend von den Liebenden getäuſcht, die von einander nicht mehr laſſen können; endlich verbannt er Beide von ſeinem Hof; neuerdings überliſtet, holt er ſie wieder heim, bis er endlich völlig enttäuſcht wird. Nun muß Triſtan Jſolden verlaſſen, zieht in die Fremde und lernt am Hofe des Herzogs von Arundel eine andere Jſolde kennen, „Weißhand“ benannt, deren Schönheit ihn ſinneverwirrend erfaßt.

Meiſterhaft hat dieſen Stoff, an deſſen Bearbeitung ſich ſchon Eilhard von Oberge, ein Dienſtmann Heinrich's des Löwen, gewagt, Gottfried von Straßburg behandelt, der den größten Dichtern beizuzählen iſt, wenngleich ihm, wie den meiſten ſeiner Sanggenoſſen, bei aller Fülle der glänzendſten dichteriſchen Anlagen, insbeſondere bei der ausgezeichnetſten Schilderung von Seelenzuſtänden und der gewandteſten Sprachbeherrſchung, das Vermögen fehlte, den Stoff künſtleriſch anzuordnen. Gottfried, wahrſcheinlich in Straßburg geboren und bürgerlichen Standes, lebte zu Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, dichtete ſeinen Triſtan nach einer franzöſiſchen Quelle, um das Jahr 1210, ließ ihn jedoch unvollendet; mit geringem Geſchick wurde das viel bewunderte Werk von Ulrich von Turheim im vierten Jahrzehent und von Heinrich von Freiberg gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts fortgeſetzt.

Gleichfalls keltiſchen Urſprungs war die Sage vom Gral. So hieß im Keltiſchen das geheiligte Gefäß der Göttin Ceridwen, der Erdmutter (ſ. Bd. I. S. 18), unter welchem man das Schiff der Erde, das heißt das Grab, verſtand, durch welches die Seele wandere, um zur höheren Wiedergeburt zu gelangen; da nun der zuverſichtliche Glaube an ſie tief im Keltenthum wurzelte, ſo erlangte auch jenes geheiligte, geheimnißvolle Sinnbild des Grabes religiöſe Bedeutung. Als die keltiſchen Völker das Chriſtenthum annahmen, erhielt das uraltheilige Gefäß, der Gral, eine geheimnißvolle ſagerhafte Beziehung zur neuen Religion. Man dachte ſich darunter eine Schüſſel von Edelſtein, welche beim letzten Abendmahl Chriſti gedient und in welcher Joſeph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefangen, eine Reliquie von mächtiger Wunderkraft. Die Sage vom Gral verbreitete ſich, immer reicher ausgeſchmückt, über Nordfrankreich durch alle romaniſchen Lande und ward beſonders in Spanien ausgebildet, wo jüdiſcher, arabiſcher und chriſtlicher Aberglaube ſich wechſelſeits berührten; auf ihre endliche Geſtaltung hatte das geiſtliche Ritterthum, zumal das Vorbild der Templer, weſentlichen Einfluß. In ihrer letzten Ausbildung war die Gralſage alſo:

Der Gral war eine Schale, gefertigt aus einem Edelſtein, der bei Lucifer's Sturz in den Abgrund aus deſſen Krone gefallen. Das Chriſti Seite entſtrömte Blut war d'rin aufgefangen; das Anſchauen des Grals beſeligte und nahm dem Tode die Macht, wie der Heiland ſelbſt; es bewahrte den Pfleger vor jeder Todſünde. Nach Chriſti Tod war der wunderwirkende heilige Gral in den Himmel verſetzt, ſpäter aber von Engeln wieder auf die Erde gebracht worden. Nachdem ihn anfänglich Engel behütet, ward ſeine Pflege einer eigenen geweihten Genoſſenſchaft, den „Templeiſen", anvertraut. Er befand ſich in einer prächtigen Tempelburg, die auf dem ſechzig Raſten weit von dichtem Wald umgebenen Berge Montſalvaſch ſtand. Den Tempel erbaute Titurel, der erſte König der Templeiſen. Der Gral wählte ſeine Diener ſich ſelbſt und beſtimmte den König. Die Templeiſen des Grals mußten der Welt, dem Frauendienſt, der Selbſtbeſtimmung entſagen und ſündenlos ſein, denn nur der vollkommen Reine durfte dem Gral ſich nähern und ihn anſchauen, den Heiden blieb er völlig unſichtbar. Als die Sündhaftigkeit im Abendland die Herrſchaft erlangte, ward der Gral nach dem Morgenlande entrückt und Niemand wußte ſeine dortige Stätte.

So erſcheint denn in der Gralſage die Verklärung des geiſtlichen Ritterthums, im Gegenſatz zum weltlichen. Die Gralſage behandelte Wolfram von Eſchenbach in ſeiner berühmten Dichtung „Parzival". Wolfram ſtammt aus einem edlen fränkiſchen Geſchlechte, hatte als nachgeborner Sohn keinen Antheil am Beſitz ſeiner Ahnen und war durch ſeine Armuth auf die Kunſt gewieſen; wahrſcheinlich war er im letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts geboren und ſtarb im erſten Viertel des dreizehnten. Seinen Parzival dichtete er nach dem franzöſiſchen Vorbild des Guiot von Provins. Der Grundſtoff ſeiner von den mannigfachſten und bunteſten Abenteuern durchwirkten Dichtung iſt folgender:

Parzival iſt der Sohn Gahmurets von Anjou und Herzeleidens, die ihn nach dem frühen Tod des Gatten geboren hat, ihn in der Wüſte in bäueriſcher Einfalt erzieht und vor allen Gefahren des Ritterthums zu bewahren ſucht. Doch als der Knabe Parzival einmal Rittern begegnet und von König Artus erfährt, regt ſich in ihm unwiderſtehliches Verlangen, gleichfalls Ritter zu werden. Die Mutter entläßt ihn, hüllt ihn aber beſorgt in Thorenkleider, damit ihm durch das Geſpött, dem er ſich d'rin ausſetzt, Ritterthum und Weltfahrt verleidet werde. Nach mancherlei Abenteuern gelangt er an Artus Hof, zieht dann weiter, erwirbt durch Tapferkeit Herz, Hand und Reich der Königin Condwiramur, verläßt ſie aber nach einiger Zeit, um ſeine Mutter zu ſuchen. Unterwegs kommt er in die Burg des Grals, wo der König Anfortas an einer unheilbaren Wunde ſiecht, zur Strafe, daß er ſich dem Frauendienſt gewidmet. Inmitten aller der ſeltſamen Erſcheinungen, die ſeine Neugier reizen konnten, enthält ſich Parzival, der Lehre eines Greiſes eingedenk, der ihn in höfiſchen Sitten unterrichtet hatte, aller Fragen. Nachdem er die Burg wieder verlaſſen hat, erfährt er erſt, daß er in Montſalvaſch, der Burg des Grals, geweſen und daß er durch eine Frage die Heilung des Siechen hätte erwirken können. Er zieht nun traurig weiter, gedenkt, als er im Schnee drei Blutstropfen gewahrt, ſeiner Frau, verfällt in träumeriſche Sehnſucht, kämpft mit Rittern der Tafelrunde, wird in die Tiſchgenoſſenſchaft des Artus aufgenommen, aber während des Feſtmahls von der Botin des Grals verflucht, weil er in Montſalvaſch nicht gefragt habe. Er widmet ſich jetzt dem Gral und reitet in Verzweiflung weg, den Gral aufzuſuchen. Sein Herz wendet ſich in der Schwermuth von Gott, empfindet aber bald Reue. Ein alter Einſiedler belehrt ihn über Gottes Barmherzigkeit und über die Geheimniſſe des Grals; es iſt Parzival's Oheim, des Anfortas und Herzeleidens Bruder. Nach vielen Abenteuern findet er auch ſeinen Halbbruder, den Heiden Feirefiß (Sohn ſeines Vaters Gahmuret und der Mohrenkönigin Belakane). Mit Dieſem reitet er an Artus Hof und dort erfährt er von der Gralsbotin, daß er zum König des Grals ernannt ſei und daß ihm von ſeinen Söhnen, die ihm Condwiramur während ſeiner Abweſenheit geboren, der eine, Loherangrin, in dieſer Würde nachfolgen, der andere aber, Kardeiß, die weltlichen Kronen erhalten ſolle. Er folgt nun mit ſeinem Halbbruder der Gralsbotin nach der Gralsburg, erlöst dort durch die Frage, was ihm fehle, ſeinen Oheim Anfortas von den Schmerzen, erfährt, daß ſeine Frau ihn aufzuſuchen ausgezogen ſei, reitet ihr entgegen und findet ſie mit ſeinen beiden Söhnen an der Stelle, wo er einſt die drei Blutstropfen im Schnee geſehen. Hierauf übergibt er dem Kardeiß ſeine weltlichen Reiche und zieht mit ſeinem Weibe und Loherangrin nach Montſalvaſch, wo Feirefiß in Liebe zur jungfräulichen Gralpflegerin Repanſe de Schoie entbrennt, ſich taufen läßt, mit ihr vermählt wird und mit ihr nach Indien zieht; dort gebiert ſie ihm einen Sohn, den Prieſterkönig Johannes. Als Loherangrin erwachſen, wird er der Herzogin von Brabant geſandt; auf einem von einem Schwan gezogenen Nachen kommt er nach Antwerpen, erhält ihre Hand und das Reich und verbietet (auf des Grals Geheiß), daß ſie ihn nach ſeiner Herkunft frage; als ſie nach mehreren Jahren glücklicher Ehe dennoch fragt, erſcheint der Schwan mit dem Nachen wieder und Loherangrin muß ſie und ſeine Kinder für immer verlaſſen.

Wolfram's von Eſchenbach „Parzival" iſt vielfach überſchätzt worden. Wie reich der Dichter auch an herrlicher Begabung iſt, ſo fehlt ihm doch weniger die Kraft, als die Ruhe und Beſonnenheit, um den gegebenen Stoff künſtleriſch zu beherrſchen und aus demſelben die entſprechende ſittliche Idee, nämlich die allmälige Entwickelung des Menſchen aus kindlichem Naturleben und dann aus dem Zuſtand der Entzweiung mit ſich und der Welt zur höheren Selbſtheit und Einheit, richtig zu entwickeln und klar zur Anſchauung zu bringen; ſeine Dichtung leidet an einem Mangel innerer Einheit und einem Ueberfluß des ohne Wahl beibehaltenen Bedeutungsloſen, außerdem an Dunkelheiten und zuweilen ſelbſt an Geſchmackloſigkeit. — Außer dem Parzival begann Wolfram von Eſchenbach auch ein demſelben Sagenkreis entnommenes Gedicht „Titurel“, wovon jedoch nur zwei Bruchſtücke übrig ſind. Die Sage vom Schwanenritter (eine alte Stammſage der Franken) behandelten Konrad von Würzburg in eigenthümlicher Weiſe und ein ſpäterer Dichter (um's Jahr 1300).

Den vollkommenſten Gegenſatz zu dem aus fremden Stoffen erwachſenen höfiſchen Epos bildet das volksthümliche. In einer Menge kurzer, kräftiger Volkslieder, die ſich bei jeder Umwandlung der Sprache verjüngten, ohne ihr urſprüngliches Gepräge zu verlieren, hatten ſich unſere uralten Götter- und Heldenſagen ungefälſcht von Geſchlecht zu Geſchlecht erhalten, als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die wandernden Sänger des Volks, in ſteter Berührung mit den Geiſtlichen und Adeligen, in deren Reihen manche von ihnen traten, nicht bloß von der fortſchreitenden Kunſtbildung berührt, ſondern auch mit wahrhaftem Beruf an ihr betheiligt, es in beſcheidener Namenloſigkeit unternahmen, die einzelnen Sagen und Lieder nach ihrem inneren Zuſammenhange zu ordnen, zu ergänzen, zu verbinden, die Strophenformen der einzelnen Lieder auf eine einzige, einfache zurückzuführen, die Sprache ohne Aufopferung des volksthümlichen Charakters zu veredeln und in ſolcher Weiſe große unſangbare Dichtungen zu ſchaffen, welche ſich durch künſtleriſche Einheit, richtigſte Beherrſchung des Stoffes, innere Wahrheit und markige Charakterzeichnung in hohem Grade auszeichnen. Das größte Meiſterwerk deutſch-nationaler Epik, das herrlichſte Denkmal unſerer Volksdichter, die ſich von der höfiſchen Kunſtdichtung nur die wirklichen Vorzüge angeeignet, iſt das Nibelungenlied; ja ſeit die göttergleiche Lippe des Hellenen verſtummte, hat kein Volk eine ſo ächt volksmäßige Dichtung von gleicher Großartigkeit, Einheitlichkeit und Vollendung des Aufbaues, von gleicher Schärfe der

Charakterzeichnung, gleichem gewaltigem Ernſt, gleicher tief erſchütternder Wirkung aufzuweiſen. Die Verſchmelzung der verſchiedenen Volkslieder und ihre Umdichtung in das aus zwei großen Gedichten beſtehende Nibelungenlied geſchah wahrſcheinlich ſchon zu Ende des zwölften Jahrhunderts, die Aufzeichnung des Liedes um das Jahr 1210 und zwar wahrſcheinlich in Süddeutſchland; noch vor 1225 ward das Werk zweimal neu überarbeitet. Der Inhalt des Nibelungenliedes *) iſt folgender.

Im Land der Burgunder, zu Worms am Rhein, lebten drei Königsbrüder, Gunther, Gernot und Giſelher. Ihre Schweſter, die jungfräuliche Kriemhildis, träumte einſt, daß zwei Adler einen Falken erwürgt, den ſie gezogen, und ihre Mutter Ute deutete ihr den Falken auf einen edlen Mann, doch die Jungfrau wollte von Minne nichts wiſſen. Von ihrer Schönheit hörte Siegfried, der junge Held, des Königs Siegmund und Siegelindens Sohn, zu Xanten im Niederland. Er hatte die Nibelungen beſiegt, ihren unermeßlichen Schatz gewonnen und dem Zwerg Alberich eine unſichtbar machende Tarnkappe entriſſen; auch hatte er einen Drachen erſchlagen, ſich in deſſen Blut gebadet und dadurch ſeine Haut unverwundbar gemacht bis auf eine Stelle zwiſchen den Schultern, auf der ihm damals ein breites Lindenblatt lag. Um Kriemhildis zu werben, zog Siegfried mit zwölf Rittern nach Worms. Ein Jahr lang weilte er dort, ohne die Jungfrau ſehen zu können; endlich, als er für ihre Brüder die feindlichen Könige der Sachſen und Dänen überwunden und ſie gefangen nach Worms gebracht, ſah er beim Siegesfeſte Kriemhilden zum erſten Mal. Hierauf warb er um ſie bei ihrem Bruder Gunther und verhieß ihm, wenn er Kriemhilden erhalte, ſeine Hülfe zur Ueberwältigung der ſchönen, zauberſtarken Königin Brunhildis, welche Gunther gewinnen wollte. Wer um Brunhilden warb, der mußte ſie im Speerwerfen, Steinſchleudern und Springen beſiegen, — wer von ihr beſiegt ward, verlor das Leben. Gunther verſprach Siegfried Kriemhildens Hand und Dieſer zog nun mit ihm in Brunhildens Land, das nur er kannte; unſichtbar durch die Tarnkappe, Gunther's Schild haltend und Speer werfend, für ihn den Stein ſchleudernd und ihn im Sprung tragend, beſiegte er für ihn Brunhilden, die da wähnte, Gunther habe ſie beſiegt. Sie folgte nun den Burgundern an den Rhein und in Worms wurden beide Paare vermählt. Im Brautgemach band die ſtärke Brunhildis Gunther'n Hände und Füße, und als er am andern Tag Siegfrieden ſein Leid geklagt, bewältigte Dieſer ſie für ihn, unſichtbar durch die Tarnkappe; ihren Ring und Gürtel nahm er mit ſich und ſchenkte Beides ſeinem Weibe Kriemhilden. Zehn Jahre weilte er mit ihr, die

---

*) Vergl. die altheidniſche Niflungenſage (Bd. I. S. 57—60) und die Umgeſtaltung derſelben (Bd. I. S. 456—458).

ihm einen Knaben gebar, im Niederland. Brunhildis, die Stolze, wähnend, daß Siegfried ihres Gemahles Gunther Dienſtmann ſei, grollte, weil er während ſo langer Zeit nicht huldigend an den Hof gekommen; da lud Gunther ſeine Schweſter und ſeinen Schwäher nach Worms ein. Sie kamen, vom greiſen Siegmund begleitet, ihr Söhnlein hatten ſie daheim gelaſſen. Feſtlich wurden ſie empfangen. Aber bald entſpann ſich zwiſchen beiden Königinnen Zwiſt, weil Brunhildis behauptete: Siegfried müſſe Gunther'n an Würde weichen, da er deſſen Mann. Als ſie nun beim Kirchgang Kriemhilden den Vortritt abgewann, verrieth Dieſe, vom Zorn hingeriſſen, um die Stolze zu kränken, das Geheimniß des Brautgemachs und zeigte ihr nach dem Gottesdienſt Gürtel und Ring zum Beweis. Da hatte Brunhildis unſägliches Leid um die erlittene Schmach. Deſſen erbarmte ſich Hagen in Mannentreu, verſprach der Herrin, ſie an Siegfried zu rächen, und gewann auch Gunther'n für den Verrath. Auf Hagen's Rath ward ein falſches Kriegsgerücht verbreitet; Siegfried rüſtete ſich zum Beiſtand ſeiner Schwäher, Hagen nahm von Kriemhilden Urlaub. Arglos bat Dieſe ihn, als ihren Verwandten, ihr den lieben Mann im Kampfe treu zu ſchützen, und entdeckte ihm zu ſolchem Dienſt der Treue die Stelle, wo Siegfried verwundbar. Der tückiſche Hagen verſprach's und bat Kriemhilden, ein Zeichen auf die Stelle ſeines Gewandes zu nähen: da nähte ſie ein Kreuz aus feiner Seide darauf. Nun ward durch falſche Boten angeſagt, daß der Feind Frieden halten wolle, und ſtatt in den Kampf zogen die Helden, von Gunther geladen, zur Jagd. Als Siegfried von ſeinem Weibe Urlaub nahm, bat ſie ihn, das Herz voll banger Ahnungen, nicht mit den Andern hinaus zu ziehen. Siegfried tröſtete ſie und zog hinaus. Auf der Jagd that er vor Allen das Beſte. Beim gemeinſchaftlichen Mahle fehlte der Wein. Auf Hagen's Veranſtaltung war er an einen andern Ort geſchafft worden; auf ſeinen Rath ſollten die Dürſtenden im Wettlauf nach einem Brunnen in der Nähe eilen. Es geſchah, Siegfried war der Erſte am Ziel; während er trank, entfernte Hagen deſſen abgelegte Waffen und durchbohrte ihn an der mit dem Kreuz bezeichneten Stelle mit deſſen eignem Speer. Der ſterbende Held ſprang auf und ſchlug den Mörder mit dem Schild zu Boden, dann entſtrömte ihm das Blut und ſchwand ihm das Leben. Die Leiche ward auf goldrothem Schild nach Worms gebracht. Hagen, der grimme, ließ ſie vor Kriemhildens Gemach legen. Als die Unſelige am frühen Morgen zur Kirche ging und den ermordeten Gatten ſah, errieth ſie ſogleich, daß Hagen um Brunhildens willen die That verübt. Am folgenden Tag ward die Leiche in den Dom getragen und viele Menſchen drängten ſich hinzu, den todten Helden zu ſchauen, auch Gunther und Hagen gingen hin; als aber Hagen zur Bahre trat, begannen die Wunden des Todten wieder zu bluten, und nach altem Volksglauben war hierdurch zu erkennen, daß Hagen der Mörder ſei, wiewohl Gunther die Ermordung Räubern zuſchrieb. Nach Siegfried's Beſtattung kehrte ſein greiſer Vater nach Niederland zurück; Kriemhildis aber blieb in Worms, auf die Bitte ihrer Mutter und ihrer Brüder Gernot und

Giſelher, welche Beide am Verrath keinen Theil gehabt. Vierthalb Jahre ſprach ſie mit Gunther kein Wort, würdigte ſie Hagen keines Blicks. Endlich ließ ſie ſich bereden, ſich mit ihrem Bruder zu verſöhnen und den Hort der Nibelungen, den ihr Siegfried zur Morgengabe gegeben, vom fernen Nibelungenlande nach Worms bringen zu laſſen. Von dem unermeßlichen Schatz ſpendete ſie in ihrem Leid mit ſo großer Freigebigkeit, daß Hagen beſorgte, ſie möchte durch die reichen Gaben Manchen gewinnen, den Königen zum Schaden. Er bemächtigte ſich des Horts und verſenkte ihn — während die drei Brüder abweſend waren — in den Rhein; ſie wußten, wo der Schatz lag, und ſchwuren ſich's wechſelſeits, ſo lang Einer von ihnen lebe, Niemandem die Stelle zu entdecken; alſo hatte Kriemhild bei altem Leid neuen Grund zum Haß. Die Burgunden hießen, ſeit der Hort in ihre Gewalt gekommen, auch Nibelungen. — Nach dreizehn Jahren der Trauer begann für Kriemhild die Zeit der Rache. König Etzel von Hunnenland, dem ſeine Gattin Helke geſtorben, warb durch Markgraf Rüdiger von Bechlaren, den er an den Rhein geſendet, bei den Burgundenkönigen um Kriemhildens Hand. Hagen, in finſtrer Ahnung des Verderbens, widerrieth den Königen, auf die Werbung einzugehen; Dieſe aber glaubten, er gönne der Schweſter keine Freude, und ließen den Antrag an ſie gelangen. Kriemhildis, noch ganz in ihr Herzeleid verſenkt, wies ihn zurück; als ihr aber Rüdiger in geheimer Zwieſprach ſchwur, ſie an Jedem zu rächen, der ihr Leid zugefügt, willigte ſie ein und zog mit Rüdiger gen Hunnenland. Mit hohen Ehren ward ſie allerorten unterwegs empfangen, in Wien ward die Hochzeit gefeiert und nach ſiebenzehn Freudentagen zog das neuvermählte Paar nach Etzelnburg (Ofen). Im ſiebenten Jahre gebar ſie Etzeln ein Söhnlein, Ortlieb. Wie ſie keine Freude mehr fand, ſo konnte ſie auch der Rache nicht vergeſſen. Auf ihre Bitte ſandte König Etzel ſeine beiden Spielleute Schwemmelin und Wärbelin mit vier und zwanzig Rittern nach Worms, um die Burgundenkönige mit ihren Mannen auf nächſte Sommerwende nach Etzelnburg einzuladen. Hagen widerrieth, die Einladung anzunehmen, als aber Giſelher ſprach: wenn er ſich ſchuldig fühle, möge er daheim bleiben, rieth Hagen, zürnend, daß man ihn der Furcht vor irgend Jemand fähig halte, nun ſelber zur Fahrt. Mit ungemein zahlreichem Gefolge traten die Könige den Zug an; ſie kamen den Rhein und Main aufwärts durch Oſtfranken an's linke Ufer der ausgetretenen Donau. Weit und breit war kein Fährmann zu ſchauen; Hagen aber zwang zwei badende Waſſerfrauen, denen er ihre Kleider nahm, ihm zu weiſſagen; die eine belog ihn durch Kunde hoher Ehren, daß er die Kleider zurückgab, die andere weiſſagte Allen, bis auf des Königs Kapellan, den Untergang in Etzel's Reich. Darnach ruderte Hagen, nachdem er den Fährmann gefunden und im Zorn erſchlagen, den König und das ganze Gefolge an's andere Ufer und warf, die Weiſſagung zu Schanden zu machen, den Kapellan in's Waſſer; doch Dieſer entrann dem Tod im Strom und kehrte heim an den Rhein. Durch Baierland, wo ſie angegriffen wurden, aber den Sieg errangen, kamen ſie zum Markgrafen Rüdiger und fanden dort die herzlichſte Aufnahme; Giſelher verlobte ſich mit Rüdiger's Tochter. Als die Burgunden die Marken überſchritten, warnte ſie der gewaltige Dietrich von Bern vor Kriemhilden, die noch jeden Morgen laute Klage zu Gott um den gemordeten Gatten erhebe. Als ſie einzogen, empfing ſie Kriemhildis mit falſchem Muth und lud ſie ein, ihr die Waffen anzuvertrauen, was aber Hagen verweigerte. Der Anblick des Mörders entlockte ihr Thränen des Zorns und ſie rief Etzel's Mannen auf, ihr Leid zu rächen. Mit den Hunnenhelden trat ſie zu Hagen, der vor ihr nicht aufſtand, und trotzig höhnend Siegfried's Schwert, das Kriemhildis gar wohl kannte, über die Schenkel gelegt hatte; als ſie ihn wegen Siegfried's Ermordung zur Rede ſtellte, läugnete er die That nicht, noch, daß er ſie um Brunhildens willen gethan. Die Burgunden wurden von Etzel herrlich bewirthet; des andern Tages ſuchte Kriemhildis Dietrich zu bewegen, Siegfried's Tod an Hagen zu rächen. Als Dietrich es abſchlug, gewann ſie Etzel's Bruder, Blödelin, der die burgundiſchen niedern Dienſtmannen in dem Saal überfiel, wo ſie mit Dankwart, Hagen's Bruder, zu Tiſche ſaßen, während Etzel und Kriemhildis mit den vornehmen Gäſten tafelten. Blödelin wurde von Dankwart, die ganze Burgundenſchaar aber, die mit ihm zu Tiſch geſeſſen, von den Hunnen erſchlagen. Dankwart allein entrann und rief ſeinem Bruder Hagen die Kunde zu. Da hieß ihn Dieſer die Thüre bewachen, daß kein Hunne hinauskomme, um Hülfe zu holen, dann ſchlug er Etzel's und Kriemhildens Sohn, dem Knaben Ortlieb, das Haupt ab, das in der Mutter Schooß fiel. Furchtbar tobte jetzt der Kampf zwiſchen Burgunden und Hunnen, als Dietrich von Bern, von Kriemhilden um Hülfe angerufen, für ſich und die Seinigen freien Abzug erlangte und, mit dem einen Arm die Königin, mit dem andern König Etzeln umfaſſend, von ſeinen Mannen und Rüdiger gefolgt, das Haus verließ. Im Saale dauerte das Morden fort, bis alle Hunnen erſchlagen waren: die Burgunden warfen die Todten vor die Thüre, Hagen und ſein getreuer Volker, der ſtreitbare Spielmann von Alzei, ſetzten ſich vor den Saal und ſpotteten übermüthig Etzel's und der Hunnen. Kriemhildis verſprach dem, der ihr Hagen's abgeſchlagenes Haupt bringen würde, den Schild Etzel's mit Gold zu füllen. Nun wagte es zuerſt Iring von Dänemark, Hagen zu beſtehen. Iring erlag; ihn wollten Irnfried von Thüringen und Hawart rächen, doch auch ſie wurden von den Burgunden erſchlagen. Dieſe, vom Kampf, der bis zum Abend gedauert, ermattet, wünſchten Frieden. Doch da Kriemhildis ihnen nur gegen Hagen's Auslieferung freien Abzug geſtatten wollte, erklärten ſie Alle, lieber ſterben zu wollen, als ihm die Treue zu brechen. Nun ließ Kriemhildis Feuer an den Saal legen; die Burgunden, von Hitze und Durſt gefoltert, tranken vom Blut der Erſchlagenen und hielten die herabfallenden Brände mit den Schilden von ſich ab. Mit dem Tagesanbruch wurden ſie von den Hunnen neuerdings angegriffen. Jammernd ſah der edle Rüdiger das furchtbare Unheil, er allein hatte an dem Kampf nicht Theil genommen; wie hätte er auch wider die Gäſte ſtreiten dürfen, da er ſie hergeleitet! Kriemhildis erinnerte ihn jetzt des Eides, den er ihr bei der Werbung geſchworen, und flehend um ſeinen Beiſtand fiel ihm das Königspaar zu Füßen, bis er ſich endlich entſchließen mußte, als des Königs Dienſtmann ſeine Pflicht zu thun und die zu bekämpfen, die er als Gaſtfreunde in ſeinem Hauſe aufgenommen, deren Einem er ſeine Tochter verlobt. Da ging er zu den Burgunden und kündigte ihnen den ſeinem Herzen verhaßten Kampf an. Er verwundete Gernot auf den Tod, Dieſer tödtete den edlen Rüdiger und erſchlagen wurden alle deſſen Mannen. Um ſeinen Fall erſchallte ſo laute Klage der Hunnen und des Königspaares, daß Dietrich von Bern, der ſich vom Kampfe fern gehalten, den alten Hildebrand zu den Burgunden ſandte, um die Wahrheit zu erfahren. Hildebrand verlangte Rüdiger's Leiche zu ehrenvoller Beſtattung, und da ſie von den Burgunden verweigert ward, begannen die Gothenhelden den Kampf mit ihnen. Da fiel Volker von Hildebrand's Hand, Giſelher und Wolfhart, Dietrich's Neffe, tödteten ſich wechſelſeits, alle Mannen von beiden Seiten waren gefallen bis auf Hildebrand, der ſchwer verwundet zu Dietrich entrann, und bis auf Gunther und Hagen. Nun ging Dietrich zu den Beiden, forderte, ſie ſollten ſich ergeben, und als ſie es abſchlugen, überwand er ſie nach einander und brachte ſie Kriemhilden, die ſie gebunden in geſonderte Gefängniſſe werfen ließ. Kriemhildis verſprach Hagen, er ſolle das Leben behalten, wenn er ihr den geraubten Nibelungenhort wiedergebe; er aber erwiederte, ſeines Eides gedenkend: „ſo lange noch einer ſeiner Herren lebe, werde er den Ort nicht entdecken, wo der Schatz liege.“ Da ließ Kriemhildis ihres Bruders Gunther Haupt abſchlagen und brachte es Hagen. Dieſer rief: „So iſt es ergangen, wie ich gedacht; den Schatz weiß nun Niemand, als Gott und ich, er ſoll Dir, Teufelin, immer verhehlt ſein.“ Ergrimmt riß Kriemhildis das Schwert aus der Scheide, das Siegfried getragen, als ſie ihn zum letzten Male ſah und ſchlug dem Verhaßten das Haupt ab. Da ſprang Hildebrand im heißen Zorn, daß ſie den von ſeinem Herrn für Gunther und Hagen gebotenen Frieden gebrochen, auf ſie zu und erſchlug ſie. Dietrich und Etzel klagten laut um die Gefallenen.

Dies der Inhalt der Dichtungen von Siegfried's Ermordung und Kriemhildens Rache. Eine Fortſetzung des Nibelungenliedes iſt „die Klage“, welche ihr jedoch an Gehalt weit nachſteht.

Dem Kreiſe der Dietrichsſage*), welche ſtets ein Liebling unſeres Volks geweſen, gehören unter andern die in höfiſcher Weiſe verfaßten Gedichte von „Biterolf und Dietleib“, von „Dietrich's Ahnen“ und vom „Zwerg Laurin“ an, ferner in ſtrophiſcher Form und volksthümlicher Darſtellung: „Alphart's Tod“, „der große Roſengarten“, „die Rabenſchlacht“

---

*) Vergl. Bd. I. S. 456—458.

(Schlacht von Ravenna) und in kunſtreicherer Strophenform „Sigenot“, „Ecke“ und „Goldemar“. Die Dietrichsſage umfaßte Dietrich's von Bern (des oſtgothiſchen Theodorich's) Vertreibung aus ſeinem Reich in Italien durch ſeinen Oheim Ermenrich, ſeine Flucht zum Hunnenkönig Attila und ſeine Wiederkehr nach Italien. Andere Sagen, die ſich in dieſelbe verflochten, waren die von den Harlungen und von Wieland dem Schmied, dem Vater Wittig's, der dem Berner treulos geworden, ferner Rieſen- und Zwergenſagen. Dietrich von Bern war ein Lieblingsheld des Volks; im Todesjahre Kaiſer Heinrich's VI. glaubte man feſt an ſeinen geſpenſtigen Umritt auf ſchwarzem Roß in den Moſelgegenden, der das bevorſtehende Kriegselend verkündigt habe. Uebermenſchlich groß, feuerathmend dachte man ſich ihn, ſein Roß feuerſprühend; es war nämlich der alte Donnergott Thor, der ſich in den Helden Dietrich verwandelt hatte, und die Götterſage, die ſich in der Heldenſage verjüngte.

In derſelben Weiſe, wie das Nibelungenlied aus Sammlung, Sichtung, Verſchmelzung der alten vereinzelten Volkslieder und deren Umdichtung nach beſtimmtem künſtleriſchem Plan in einfach edler Form entſtand, erwuchs auch aus den Volksliedern, in denen die Sagen der norddeutſchen Uferlande fortlebten und welche ſich ſchon vor der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts nach dem ſüdlichen Deutſchland verbreitet hatten, die reizende Dichtung „Gudrun“, nach dem Nibelungenliede das köſtlichſte Kleinod deutſcher volksmäßiger Epik im Mittelalter. Ein fahrender Volksſänger, der wie jene des Nibelungenliedes mit feinſtem Sinn der Kunſtdichtung ihren anmuthigſten Zauber entlehnte und auf den volksthümlichen Stoff wirken ließ, der ebenſo wenig wie jene ſeinen Namen nannte, dichtete die „Gudrun“ wahrſcheinlich im zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, im ſüdlichen Deutſchland, vielleicht in Steiermark. Das Gedicht beſteht aus drei Theilen, deren erſter die Jugendgeſchichte des Königs Hagen von Irland, deren zweiter die Geſchichte der Entführung ſeiner Tochter Hilde durch den Frieſenkönig Hettel, die Verſöhnung Beider mit Hagen und die Hochzeit, und deren dritter die Geſchichte Gudrun's, der Tochter Hettel's und Hildens enthält.

König Hettel erfreut ſich zweier Kinder, Ortwin's, den er dem treuen Helden Wate zur Erziehung übergeben, und Gudrun, von deren Schönheit der Ruf durch alle Lande geht. Um ſie werben mächtige Fürſten, Siegfried, König von Mohrenland, Hartmuth, König von Normanie, und König Herwig von Seeland. Sie wurden abgewieſen, doch ließen ſich Hartmuth und Herwig nicht abſchrecken. Hartmuth rüſtet zum Krieg, um Gudrun zu erringen, Herwig überfällt die Burg Hettel's und kämpft mit ihm; Gudrun aber, die den kühnen Herwig liebt, trennt die Kämpfenden und erwiedert auf ihres Vaters Frage, ob ſie den Helden zum Gemahl begehre, ſie wolle beſſern Freundes nicht begehren; Beide werden verlobt; doch verlangt die Königin Hilde, daß ihre Tochter noch ein Jahr bei ihr bleiben ſolle. Auf die Kunde der Verlobung fällt Siegfried in Herwig's Land ein; Hettel zieht Dieſem zu Hülfe, aber während ſo des Letzteren eignes Land von Vertheidigern entblößt iſt, erſcheint Hartmuth mit ſeinem Vater Ludwig und großer Heeresmacht vor der Burg und läßt nochmals um Gudrun werben. Die Jungfrau weist ihn ab, da ſtürmen Ludwig und Hartmuth die Burg und führen Gudrun mit noch zweiundſechzig Frauen fort. Als König Hettel dies erfährt, ſchließt er ſogleich mit den Mohren Frieden, läßt ſiebzig Schiffe, worauf Pilger hergefahren, wegnehmen und eilt mit Herwig den Räubern nach. Auf einer Inſel, dem Wulpenſand, findet er die Feinde und greift ſie ſogleich an, wird aber beim Einbruch der Nacht von Ludwig erſchlagen. Im Dunkel der Nacht verlaſſen Ludwig und Hartmuth mit den geraubten Frauen die Inſel und als Wate, der grimme Held, am andern Morgen den Kampf fortſetzen will, findet er keinen Feind; die Frieſen verfolgen die Normannen nicht weiter und ziehen in die Heimath, Wate aber gelobt der jammernden Königswittwe Rache. Gudrun, da ſie beharrlich die Minne Hartmuth's zurückweist, wird von ſeinem Vater Ludwig und, während Hartmuth auswärts iſt, noch mehr von deſſen Mutter Gerlint mißhandelt; nur Ortrun, Hartmuth's Schweſter, iſt ihr mild und treu. Dreizehn Jahre vergingen, viele tüchtige Schiffe waren gebaut, da ſegeln Ortwin, Gudrun's Bruder, Herwig, ihr Verlobter, der alte Wate, der treue Rächer, und der trefflichſten Helden viele ab, um die Normannen im Krieg zu beſtehen. Sie landen an einer verborgenen Stelle der normanniſchen Küſte, Ortwin und Herwig gehen auf Kundſchaft in's Land und treffen Gudrun mit einer andern Jungfrau bei harter Kälte im Märzwind am Strand, wo ſie auf der böſen Gerlint Gebot mit niedriger Arbeit, mit Gewandwaſchen, beſchäftigt, barfuß im Schnee ſtehen, denn Gerlint hatte ihnen keine Schuhe geben laſſen. Herwig und Gudrun erkennen ſich und zeigen ſich die Verlobungsringe, und Herwig will die Jungfrauen ſogleich mitnehmen, Ortwin aber widerſetzt ſich dem, er will nicht die Nachrede leiden, daß er die, die man ihm mit Gewalt geraubt, ſeinen Feinden heimlich ſtehle. So fuhren denn die Helden von dannen, um ſie im offenen Kampf zu gewinnen; Gudrun aber wirft die Kleider in's Meer und erwiederte daheim Gerlint's Schelten mit ſtolzem Selbſtgefühl, ſo daß die ergrimmte alte Königin ſie ſchon mit Ruthenblieben bedroht. Um der ſchimpflichen Behandlung zu entgehen, ſtellt ſie ſich bereit, als wolle ſie Hartmuth's Werbung erhören und wird nun ehrenvoll behandelt. Als der Tag graut, ſtehen Herwig und Ortwin mit ihren Mannen vor der Burg; der alte König verwirft den Rath ſeiner Hausfrau, ſich in der Burg zu vertheidigen, läßt die Thore öffnen und zieht mit ſeinem Sohn Hartmuth und ſeinen Mannen hinaus, die Feinde im Kampf zu beſtehen. Der alte Wate gibt das Zeichen zum Angriff, Ortwin rennt Hartmuth an, wird aber verwundet, ſo daß er ſich vom Schlachtfeld muß forttragen laſſen; Herwig trifft mit dem alten König Ludwig zuſammen, wird zuerſt von ihm niedergeſchlagen und durch die Seinigen vom Tode gerettet, ſucht ihn aber, wie er ſich erholt hat, wieder auf und ſchlägt ihm das Haupt ab. Hartmuth will ſich in die Burg zurückziehen, findet dieſe ſchon von den Feinden bedrängt, ſpringt nun mit den Seinigen von den Roſſen und dringt gegen den Schlachthaufen, an deſſen Spitze der alte Wate. Gerlint, auf der Zinne um des Gatten Fall jammernd, verſpricht dem, der ſie an Gudrun rächen wolle, reichen Lohn und ſchon dringt ein Mann mit bloßem Schwert auf die Jungfrau zu; da vernimmt Hartmuth ihren Angſtſchrei, ſieht hinauf, gewahrt ihre Gefahr und ruft dem Mörder zu, er würde ihn hängen laſſen, wenn er der Jungfrauen eine erſchlüge. Da ſpringt der Mörder zurück. Inzwiſchen bedrängt Wate grimmig den Hartmuth; ſeine Schweſter Ortrun fleht ihre Freundin Gudrun um Erbarmen an und die edle Jungfrau veranlaßt Herwig, daß er zwiſchen die beiden Kämpfer tritt; in Berſerkerwuth tobend, ſchlägt Wate den Vermittler nieder, Hartmuth wird gefangen, die Burg erſtürmt und geplündert; Wate, der wilde Recke, verſchont ſelbſt die Kinder in der Wiege nicht und erſchlägt die alte Königin Gerlint; dann zieht er mit vielen Helden hinaus und erobert das Land; freudiglich fahren die Sieger mit Gudrun heim, Hartmuth und Ortrun gefangen mit ſich führend. Auf Gudrun's Bitte wird Hartmuth ſeiner Bande erledigt; ihr Bruder Ortwin verlobt ſich mit ihrer Freundin Ortrun, Hartmuth mit ihrer getreuen Leidensgenoſſin Hildeburg, Herwig's Schweſter endlich mit Siegfried dem König von Mohrenland. Prachtvoll wird die vierfache Hochzeit gefeiert und die Völker freuen ſich des Friedens, wodurch der Könige Sühne den alten Stammeshaß getilgt.

Gudrun's Charakter iſt die ſchönſte Verklärung deutſcher Weiblichkeit. Während in den fremdländiſchen Artusſagen der höfiſche Frauendienſt nicht ſtets um den würdigen Gegenſtand ſich bewegt, zeigt uns der reichbegabte und hochgebildete Dichter aus dem Volk in Gudrun die deutſche Jungfrau in der ganzen Reinheit und Holdſeligkeit, in der ganzen ſittlichen Größe ihres Weſens; lieber duldet ſie die härteſte Behandlung und das bitterſte Drangſal, als daß ſie in ihrer Treue wankte; ſtets bleibt ſie ihrer Würde bewußt;

in ihrer Seele iſt kein Funke der Selbſtſucht, an die Mutter, den Bruder, den Verlobten, die Freundinnen, die Helden ihres Vaters denkt ſie eher als an ſich ſelbſt, und im höchſten Glück nach ſo viel herbem Leid ſchafft ſie fremdes Glück und Verſöhnung der feindlichen Volksſtämme.

An die genannten größeren und durchweg ernſten epiſchen Dichtungen reihten ſich zahlreiche kürzere poetiſche Erzählungen der mannigfaltigſten Art, theils ernſten, ſittlichen Inhalts, theils für heitere, raſch abwechſelnde Unterhaltung berechnet, und muthwilligen, ſchalkhaften, derb ſchwankhaften, nicht ſelten auch leichtfertigen, ausgelaſſenen und gemeinunzüchtigen Inhalts, theils in feiner höfiſcher Formvollendung, theils in roher Darſtellung, vielfältig lateiniſchen und franzöſiſchen Muſtern (den „fabliaux“ nachgebildet). Von höfiſchen Dichtern waren es insbeſondere Konrad von Würzburg, der Stricker, Johann von Freiberg und Herrant von Wildome, von nicht höfiſchen Jakob Appel, Dietrich von der Gletze, Hermann Freſſant aus Augsburg, der Freudenleere, Heinz der Kellner, Enenkel, Wernher der Gartenäre u. A., welche nebſt gar vielen Ungenannten ſolche poetiſche Erzählungen verfaßten.

Weit entbreitet war das Gebiet der lyriſchen Dichtkunſt und außerordentlich groß die Zahl der Dichter, die nach dem Stoff, welcher vorliebig behandelt wurde, nämlich nach der Minne, und nach der Art des Vortrages, dem von Saitenſpiel (Fiedel oder Geige) begleiteten Singen der Lieder und Leiche, „Minneſänger“ hießen. Bei den älteren Minneliedern erinnert die Form noch ſehr oft an das epiſche Volkslied; andere haben in ihrer Anlage etwas Dramatiſches, das ſich dem Epiſchen geſellt. Solcher Art ſind die „Tag- oder Wächterlieder“, bei welchen angenommen wird, daß ein Wächter den Liebenden durch ein Zeichen die Nähe des Tages, alſo die Nothwendigkeit des Scheidens ankündigt, wobei denn die Erinnerung des genoſſenen Glücks und der Trennungsſchmerz den eigentlichen Inhalt des Minnelieds bilden, ferner die „Botenlieder“, bei welchen angenommen wird, daß Boten den Frauen Mittheilungen von den Geliebten bringen, endlich die „Wechſelgeſänge“ zwiſchen den Liebenden. Gern benützten die Dichter beim eigentlichen Minnelied die Naturſchilderung als Unterlage der Empfindung, wogegen die Naturbeſchreibung bei einer anderen Gattung, bei den Frühlingsliedern, die Hauptſache war; dieſen beliebten Frühlingsliedern geſellten ſich ſpäter (von der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an), auf Anregung franzöſiſcher Muſter, auch Herbſt- und Erntelieder. Eben auch in Nachahmung des franzöſiſchen Schäfergedichtes (der „pastourelle") wurde am Wiener Hofe zur Zeit der letzten babenbergiſchen Herzoge eine Nachbildung des bäuerlichen Lebens mit ſeinen Frühlings- und Winter-Tanzliedern Mode, welche beide die Liebe der Bauern zum Gegenſtand hatten, die denn, im Gegenſatz zur feinen Minneſitte („Höviſchheit"), nebſt der bäueriſchen Derbheit („Törperheit") überhaupt, der Rohheit und dem Uebermuth der vornehmen Geſellſchaft ſchon an und für ſich beluſtigend genug erſchien; oft genug aber that der Dichter zur Unterhaltung des Hofes und Adels noch ſein gutes Theil Spott hinzu; der Erfinder dieſer Gattung von Dorfminnelied war Neidhart von Reuenthal, ein Edler aus Baiern (deſſen von 1217 bis 1234 Erwähnung geſchieht). Unter den Minneſängern überhaupt zeichneten ſich insbeſondere Heinrich von Veldeke, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide, Ulrich von Lichtenſtein, Reinmar von Zweter, Heinrich von Breslau und Meiſter Hadlaub aus. — Außer der Minne hatte die kunſtmäßige Lyrik auch die Religion, ſo insbeſondere den Preis der heiligen Jungfrau und der Dreieinigkeit, ferner das Lob der gegen die Dichter freigebigen Fürſten und Herren, und ebenſo nicht ſelten den Tadel der Kargheit, ſowie Klagen um Verſtorbene zu Gegenſtänden. Im Verhältniß zu der ungemein großen Zahl der Dichter waren es nur ſehr wenige, welche Sinn für die Bedeutung der Zeit, in der ſie lebten, und ein Herz voll Liebe für's Vaterland und voll Haß gegen deſſen Feinde in feurigen Liedern der edelſten Begeiſterung für Deutſchlands Größe, in volksaufweckenden Strafgerichten der ernſten Rede über ſeine Widerſacher und Verderber bekundeten. Der Größte und Herrlichſte dieſer Wenigen, der Männlichfreieſte und Kühnſte, der Vaterlandtreueſte und Nationalſte war Walther von der Vogelweide. Ungewiß iſt es, wo er geboren, Einige halten ihn für einen Franken, Andere für einen Oeſterreicher oder Steiermärker, wieder Andere für einen Schweizer; ebenſo ſtreitet man darüber, ob er adeliger oder bürgerlicher Abkunft war. Seine Jugend ſcheint er in Oeſterreich zugebracht zu haben; den größten Theil ſeines Lebens verbrachte er auf Reiſen. Bei der Parteiung zwiſchen Philipp und Otto IV. ergriff er des Erſteren Partei und verfocht deſſen Kronrecht in Liedern. Im Jahre 1200 beſang er in Wien des jungen Herzogs feierliche Schwertnahme, im Jahr 1205 war er in Mainz bei Philipp's zweiter Krönung; ſpäter befand er ſich kurze Zeit am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen. Als nach Philipp's Ermordung Otto IV. unbeſtrittener König war und mit dem Papſt in Zwieſpalt gerieth, trotzte Walther im kühnen Liederſpruch dem päpſtlichen Bannfluch. Bei allem religiöſen Sinn ſchilderte er in kurzen, einfachen, eindringlichen Liederſprüchen die angebliche Schenkung Konſtantin's, ſomit die Gründung der weltlichen Macht der Kirche, als den Keim alles Glaubensverderbes und alles Unglücks unſerer Nation, geißelte er die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen, die ſo groß ſei, daß keine Frau vor ihren Schlingen ſicher, und deckte er dem Volke die wahre Abſicht des römiſchen Hofes bei den angeblich für Unterſtützung der Kreuzfahrer veranſtalteten Geldſammlungen auf; er ſprach es geradezu aus, daß ſich der römiſche Hof dadurch nur die Mittel zur Verfolgung ſeiner herrſchſüchtigen Plane verſchaffen wollte. So ſpricht Walther in dem Gedicht „der wälſche Schrein" alſo:

»Ahi! wie kristenliche nù der bàbest lachet,
swanne er sinen Walhen seit: »Ich hànz alsò gemachet.«

Daz er dà seit, des solt er nimmer hàn gedàht!
Er giht: »Ich hàn zwên Almàn under eine krône bràht,

Daz si riche sulen stoeren unde wasten;
ie dar under füllen wir die kasten;
ich hàns an minen stoc gement, ir guot ist allez min;
ir tiuschez silber vert in minen welschen schrin.
ir pfaffen, ezzent hüenr und trinkent win,
und lànt die tiutschen vasten!*)

---

*) Der Inhalt in Kürze: Wie mag der Papſt ſo chriſtlich lachen, wenn er ſeinen Wälſchen erzählt, wie er's gemacht, daß er zwei Deutſche unter eine Krone gebracht, damit ſie das Reich verwirren und verwüſten, während der Papſt und die Seinen füllen die Kaſten, „der Deutſchen Gut" (ſagt der Papſt) „iſt alles mein, ihr deutſches Silber fährt in meinen wälſchen Schrein, ihr Pfaffen, eßt Hühner und trinkt Wein und laßt die Deutſchen faſten."

Es iſt durch Zeitgenoſſen bezeugt, daß Walther's Trutzlieder wider den Papſt über des Vaterlands Gränzen hinausgedrungen waren und Tauſende bewogen: des Papſtes Gebot zu überhören. Ja, noch mehr; Walther's gegenpäpſtliche Sprüche haben (wie Wackernagel bemerkt) für das ganze Jahrhundert die Parteiſtellung der deutſchen Dichter beſtimmt; für den Papſt iſt von da an keiner mehr aufgetreten, doch einer nach dem andern gegen den Papſt. Zu Friedrich II. trat Walther frühzeitig in ein näheres Verhältniß; der Kaiſer verlieh dem des ruheloſen Lebens müden, nach eignem Herd ſich ſehnenden Dichter ein Lehen; doch bald war er wieder in der Fremde, gegen 1219 in Wien, wo er die Kunſt im Verfall ſah und dieſe beklagte; wahrſcheinlich war es der Geſchmack des Hofes und Adels an Neidhart's Bauerndichtungen, der ſeinen edleren Sinn anwiderte. Später befand er ſich am Hof von Kärnthen und beim Patriarchen von Aquileja; auch ſcheint es, daß er Kaiſer Friedrich auf ſeinem Kreuzzug begleitet hat. Er ſtarb zu Würzburg und wurde im Kreuzgang des neuen Münſters begraben. Sein deutſcher Sinn weht uns noch jetzt friſch-lebendig in folgenden Verſen entgegen, worin er Deutſchlands Ehre pries.

Ir sult sprechen: Willekomen!
der iu maere bringet, daz bin ich.
Allez, daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû fraget mich!
Ich wil aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lihte, daz iu sanfte
tuot:
seht, waz man mir eren biete.
Ich wil tiuschen frowen sagen
solhiu maere, daz si deste baz
Al der werlte suln behagen;
âne grôze miete tuon ich daz.
Waz wold ich ze lone?
Si sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege, unt bite si
nihtes mêr,
wan daz si mich grüezen schône.
Ich han lande vil gesehen,
unde nam der besten gerne war:
Uebel müeze mir geschehen,

In Ueberſetzung:

Ihr ſollt ſagen: Willkommen!
Der euch Mähre bringt, das bin ich.
Alles, was ihr habt vernommen,
das iſt ganz eitel: nun fraget mich!
Ich will aber Lohn:
wird dieſer gut,
ſo ſage ich euch leicht etwas, das euch
wohlbehagt.
Seht, was man mir Würdiges bietet.
Ich will deutſchen Frauen ſagen
ſolche Mähre, daß ſie deſto beſſer
der ganzen Welt ſollen behagen;
ohne großen Lohn thue ich das.
Was wollt' ich auch zum Lohn?
ſie ſind mir zu hehr.
So bin ich beſcheiden und bitte ſie um
nichts weiter,
als daß ſie mich lieblich grüßen.
Ich habe der Lande viel geſehen
und nahm der beſten gerne wahr:
Uebel müſſe mir geſchehen,

Kunde ich je min herze bringen dar,	Könnt' ich mein Herz dahin bringen;
Daz im wol gevallen	daß ihm wohl gefallen
wolde fremeder site!	wollte fremde Sitte.
Nû. waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?	Was hälfe es mir, wenn ich Unrechtes behaupten wollte?
Tiuschin zuht gât vor in allen	Deutſche Zucht geht über alle!
Von der Elbe unz an den Rîn,	Von der Elbe bis an den Rhein
und her wider unz an Ungerlant.	Und herwieder bis nach Ungarnland,
Sô mugen wol die besten sîn.	da mögen wohl die beſten ſein,
die ich in der werlte hân erkant.	die ich in der Welt kennen gelernt.
Kan ich rehte schouwen	Weiß ich recht zu ſchauen
guot gelâz unt lîp.	ſchöne Geſtalt und ſchönen Leib,
sem mir got, sô swuere ich wol. daz hie diu wîp	ſo mir Gott helfe, ſo würde ich wohl ſchwören, daß hier die Weiber
bezzer sint, danne ander frouwen.	beſſer ſind, denn andere Frauen.
Tiusche man sint wol gezogen;	Deutſche Männer ſind wohlgezogen;
rehte als engel sint diu wîp getan;	Engeln gleich ſind die Frauen geſtaltet;
Swer si schildet, derst betrogen:	Wer ſie ſchilt, der iſt betrogen:
ich enkan sin anders niht verstân.	ich kann es anders nicht verſtehn.
Tugent unt reine minne,	Tugend und reine Minne,
swer die suochen wil,	wer die ſuchen will,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil!	der ſoll kommen in unſer Land, da iſt der Wonne viel!
lange müeze ich leben darinne!-	lang mög' ich leben darinne!

An unabhängigem Sinn, ſittlichem Ernſt, edler Vaterlandstreue und ſcharfem Freimuth gegen die Uebergriffe des Papſtthums, der Pfaffen und des Adels Uebermuth, ſteht Walthern von der Vogelweide der lehrhafte Reinmar von Zweter zunächſt, ein geborner Rheinländer, der in Oeſterreich erwachſen war, am Hof des Böhmenkönigs lebte und gegen 1270 ſtarb. Mit Walther und Reinmar von Zweter begann überhaupt ein ſtrengerer Ernſt an die Stelle der früheren Tändelei des Minneliedes zu treten und die allgemein vorwaltende Lehrhaftigkeit ſich auf dem Gebiet der Lyrik in betrachtenden, belehrenden, ſtrafenden Sprüchen kundzugeben.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erſtarb an den Höfen und beim Adel die lyriſche Kunſtdichtung; ihre ſtarre Regeln und Formen gingen an die Bürger über und wurden von dieſen für das Weſen der Dichtkunſt gehalten und ſomit weit überſchätzt. Die ſeßhaften Bürger, die mit den fahrenden, begehrenden, gewerbmäßigen Dichtern nichts gemein haben wollten, übernahmen es, die Reinheit der überlieferten Kunſt zu bewahren, und gründeten vom vierzehnten Jahrhundert an Vereine, in welchen, wie in Schulen, die Dicht- und Sangeskunſt erlernt, der Meiſtername wie in Zünften erworben und im Wettſtreit um Ehrenpreiſe geſungen ward. So entſtand (und zwar im ſüdlichen und mittleren Deutſchland) der „*Meiſterſang*"; ſein Urſprung knüpft ſich an den Namen *Heinrichs von Meißen*, genannt „*Frauenlob*", der zu Mainz, wo er von 1311 oder 1312 an lebte, die erſte Meiſterſängerſchule geſtiftet haben ſoll; er ſtarb zu Mainz 1318; die dortige Schule galt jedenfalls als die älteſte; andere blühten zu Straßburg, Kolmar, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Regensburg und Frankfurt. Jede Schule hatte einen Vorſtand (die „Merker"), welcher über die Bewahrung der Regeln und der Ordnung wachte; die Sammlung der Kunſtregeln und Schulſatzungen hieß „Tabulatur". Wer ſie noch nicht verſtand, hieß „Schüler", wer Alles in derſelben wußte, — „Schulfreund", wer mehrere „Töne" (d. h. Versarten mit ihren Singweiſen) ſingen konnte, — „Singer" und wer nach andern Tönen Lieder machen konnte, — „Dichter"; den Namen „Meiſter" aber erwarb nur, wer einen neuen Ton erfand; durch den Eifer, Meiſter zu werden, entſtand deren eine ungemein große Zahl. Ueberkünſtelung der Form bei Mangel an Geiſt und warmer Empfindung, eitle Spielerei mit Schein von Gelehrſamkeit, Behandlung gänzlich undichteriſcher Gegenſtände und Geſchmackloſigkeit bezeichnen den Meiſtergeſang, der übrigens, je mehr er an die Handwerker überging, nicht ohne weſentlich bildenden Einfluß in Bezug auf Verſtand und Sittlichkeit blieb, letzteres deshalb, weil die Tabulatur jedem Geſellſchafter den ſittenreinſten und rechtlichſten Lebenswandel zur Pflicht machte. *Geſchichtliche Nachwirkung* hatte die andere Vorſchrift, daß bei dem Hauptſingen in den Schulen nichts vorgetragen werden durfte, als was der *heiligen Schrift* entnommen war; ſo bildeten ſich in den Städten gleichſam *Schulen der Bibelkunde*, *Vorſchulen* der mit der Bibel gerüſteten Reformation.

Der eigentliche Born *deutſcher Dichtkraft* ſprudelte in reichſter Fülle im *Volksgeſang*. Bald einfach herzinnig und ernſt und ſchwermüthig, bald reizend ſchalkhaft oder derbwitzig, bald männlich-ſtolz und keck-trotzig erklang das Volkslied von den Lippen der Liebenden, beim goldnen Wein, im ſtillen Wald aus Jägermund, auf der Heerſtraße, im fröhlichen Bürgerleben, den Fürſten und dem Adel zum Trutz und den Städten zum Preis, oder zu ſtolzer Feier von Freiheitsſiegen des Volks. Neben dem weltlichen Volksgeſang erklang ſchon im dreizehnten Jahrhundert auch der geiſtliche, aus der gläubigen Seele Tiefen heraus in rührender Einfalt und zwar noch lange Zeit nicht in der Kirche, beim Gottesdienſt, ſondern im häuslichen Beter-Kreiſe, beim Buß- und Bittgang, auf dem Wege nach und aus der Kirche, beim geiſtlichen Schauſpiel, beim Beginn einer Schlacht oder einer größeren Seefahrt; erſt ſpäter (vom vierzehnten Jahrhundert an) wurden die beliebteſten dieſer geiſtlichen Volkslieder auch in den Kirchen geſungen, womit denn der Anfang zum deutſchen Kirchengeſang der Laien gemacht war; etwa ſieben jener uralten geiſtlichen Lieder, worunter das Oſterlied: „Kriſt iſt erſtanden“, haben ſich bis heute in kirchlichem Gebrauch erhalten.

Die Lehrdichtung (Didaktik) war im zwölften Jahrhundert noch faſt ausſchließlich in den Händen der Geiſtlichen und beſchränkte ſich damals auf das Gebiet der religiös-kirchlichen Glaubens- und Sittenlehre. Doch beſitzen wir aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts auch ein treffliches Lehrgedicht von einem Laien, Namens Heinrich, betitelt: „Von des Todes Gehügede“ (d. h. von dem Gedächtniß des Todes). Im dreizehnten Jahrhundert erfaßte dieſe Dichtform auch die weltliche Sitten- und Tugendlehre. Die volksthümlichen Formen der Lehrdichtung waren das Sprichwort, die Priamel, das Räthſel, das Gleichniß (Parabel) und die Fabel, für welche beide letztere man die gemeinſame Bezeichnung „Biſpel“ (Beiſpiel) hatte. Die Priamel beſteht aus einer Menge von Vorderſätzen, welche die Erwartung ſpannen und worauf ein kurzer Nachſatz folgt, der die in ihnen enthaltene Lehre als Aufſchluß bringt; die Priamel iſt der Keim des deutſchen Sinngedichts (Epigramms). „Beiſpiele“ dichteten der Stricker, und hundert Jahre ſpäter (zwiſchen 1320—1340) Boner, deſſen Fabelſammlung der „Edelſtein“ betitelt iſt. Unter den größeren Lehrdichtungen des dreizehnten Jahrhunderts treten hervor: „der Winsbeke“ (liebevolle Anweiſungen eines greiſen Vaters für ſeinen Sohn zu einem frommen, tugendhaften und menſchenfreundlichen Wandel) und ein Gegenſtück dazu „die Winsbekin“ (Ermahnungen einer Mutter für ihre Tochter), ferner „der welſche Gaſt“, von Thomaſin von Zirläre, einem Edelmann aus Friaul, 1215 und 1216 geſchrieben, von geringem dichteriſchen Werth, ferner die „Beſcheidenheit“ (d. h. nach damaliger Bedeutung dieſes Worts ſo viel als: Beſcheidwiſſen) von Bridank (d. h. Freidenker), unter welchem Namen ſich (wie Manche meinen) kein Anderer als Walther von der Vogelweide verborgen haben ſoll. In der That gemahnt auch der Geiſt, der dieſe Lehrdichtung durchweht, an Walther's großartige, freie, humane Weltanſchauung, an ſeine Begeiſterung für Freiheit und Recht. Es iſt (wie Grimm ſagt) ein Weltſpiegel, in welchem die verſchiedenen Stände vom Papſt und Kaiſer bis herab zu den Knechten, die öffentlichen und häuslichen Verhältniſſe, der religiöſe Glaube, Tugenden und Laſter in mannigfaltiger Abwechſelung dargeſtellt werden. Als Grundzug der Lebensanſchauung in Bridank's „Beſcheidenheit“ zeigt ſich der Glaube an Gott, aller Weisheit Anfang; bedeutſam ſind bei tiefer Frömmigkeit die ſchöne Duldſamkeit gegen Ketzer, Juden und Heiden und der heiße Zorn gegen Rom, das der Dichter geradezu den Sitz alles Betruges nennt; „könnte der Papſt (ſo ſagt er) Sünden erlaſſen, ohne daß der Menſch ſie bereue, ſo ſollte man ihn ſteinigen, wenn er auch nur einen Einzigen zur Hölle fahren laſſe; ſo aber würden Tauſende dort um Seele und Gut betrogen; der römiſche Hof wünſche nichts mehr als die Verwirrung der Welt, er kümmere ſich nicht drum, wer die Schafe ſcheert, wenn er nur die Wolle erhält.“ Des Dichters vaterländiſch Herz gibt ſich in der Schilderung der Reichszerrüttung kund, die er in ſcharfen Worten den Fürſten und ihrer Auflehnung gegen den Kaiſer zur Laſt legt. Den Wendepunkt der Lehrdichtung bezeichnet „der Renner“, von Hugo von Trimberg, einem Laien, der von 1260 bis 1309 Rektor einer Stiftsſchule in Theuerſtadt (einer Vorſtadt Bambergs) war; er ſchrieb ſein Buch von 1300—1309 und gab ihm deshalb den Titel „der Renner“, weil es durch alle Länder rennen ſollte. Breit und planlos, wie es iſt, erlangte es doch durch die vielen eingewebten Geſchichten, Gleichniſſe, Fabeln und Märchen, durch den kernhaften Volkston, durch die damals noch neue ſatyriſche Richtung und insbeſondere durch ſeine ſcharfen Angriffe gegen die bevorrechteten Stände, Fürſten, Adel und Geiſtlichkeit, große Beliebtheit und Verbreitung im Bürgerthum; ja es wirkte ſogar tiefer ein als die bisherigen Angriffe gegen die Hierarchie, indem es den Lehren der Kirche die der Bibel entgegenſtellte.

Vom Drama (Schauſpieldichtung) als einer Kunſtgattung (und es iſt die höchſte, vollkommenſte, welche die freieſte Weltanſchauung, den reinmenſchlichen Standpunkt und vollſte Reife des künſtleriſchen Bewußtſeins vorausſetzt) konnte in jenen Zeiten der Epik, Lyrik und Didaktik noch nicht die Rede ſein; wohl aber finden wir im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Vorbereitungen dazu und roheſte Anfänge. Sie beſtanden theils aus den heidniſchen Vermummungen und Feſtdarſtellungen, wie z. B. dem Kampf des Winters und Sommers, begleitet von Wechſelrede oder Geſang, theils in den lateiniſchen Schauſpielen, womit die Geiſtlichkeit die hohen Feſte, zumal die Zeit des Leidens und der Auferſtehung Chriſti, verherrlichte. Ja dieſe Weihnachts- und Oſterſpiele erſetzten die auf dieſelben Zeiten gefallenen uraltheidniſchen Feſte. Die Kirche war und blieb trotz manchen Verbots der Ort, wo Geiſtliche die Geſchichte der drei Könige, den Einzug Jeſu in Jeruſalem, ſein Abendmahl und ſeine Leidensgeſchichte, aber auch andere bibliſche Ereigniſſe darſtellten; auch der Antichriſt ſpielte dabei eine Rolle; ſo dichtete Werner von Tegernſee im zwölften Jahrhundert ein lateiniſches Oſterſpiel von des Antichriſts Ankunft und Untergang. Im dreizehnten Jahrhundert fing man an, in jene lateiniſchen kirchlichen Schauſpiele deutſche Geſänge einzuſchalten, zumeiſt legte man ſolche der Maria Magdalena in den Mund; das war der Uebergang zu ganzen Schauſpielen in deutſcher Sprache, welche von Laien gedichtet und eben von ſolchen auf offenem Markt aufgeführt, wobei denn auch komiſche Geſtalten auftraten und ſogar die im Volk zunehmende Auflehnung wider die Geiſtlichkeit ſich in derbem Spott zu äußern begann. Eine andere nicht-kirchliche Gattung von Anfängen dramatiſcher Dichtung waren die Streitgedichte und Räthſelſtreite; ein Verſuch in ſolcher Gattung war das wahrſcheinlich in der Mainzer Singſchule entſtandene Gedicht: „der Krieg von Wartburg“ (ein Wettſtreit der am thüringiſchen Hofe verſammelten Sänger).

Später als die Dichtkunſt erhielt die deutſche Proſa ihre höhere Ausbildung; der Grund dieſes Zurückbleibens lag in der Vorherrſchaft des Lateiniſchen, als der einen Sprache, in welcher ſich die

Geiſtlichen aller Nationen, in welcher ſich ferner die Lernenden aus allen Ländern, die ſich an den wenigen Pflegſtätten der Glaubens-, Rechts- und Arzneiwiſſenſchaften, wie z. B. in Paris, Bologna, Padua, Salerno, zuſammen fanden, verſtändigen konnten. Geiſtliche waren es, welche die deutſche Proſa zuerſt ausbildeten und zwar in Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen, ſowie in freieren Nachbildungen von religiöſen Stoffen, als da ſind: Predigt, Katechismus, Glaubensbekenntniß, Gebete, Segensſprüche, Pſalmenerklärungen und kleine Erbauungsſchriften, aber auch in Uebertragungen von anderen Schriften; ſo z. B. wurde ein urſprünglich griechiſches Werk „Phyſiologus“, eine Naturgeſchichte der Thiere mit bildlicher Ausdeutung ihrer Eigenſchaften auf Chriſtus oder den Teufel und den Menſchen ſchon im elften Jahrhundert unter dem Titel: „einna reda umbe diu tier“, und dann zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, in deutſcher Proſa bearbeitet. Ein anderes Denkmal derſelben aus jener Zeit iſt das Buch „Lucidarius“ (eine Darſtellung von Glaubenslehre und Weltkunde in Form von Geſprächen zwiſchen Meiſter und Schüler). Erſt im dreizehnten Jahrhundert begann die raſchere Ausbildung der deutſchen Proſa zu höherer Selbſtſtändigkeit durch die geiſtvollen, volksbeliebten Prediger und Erbauungsſchriftſteller des Franziskaner- und des Dominikanerordens einerſeits und anderſeits durch die Anwendung der deutſchen Sprache bei Darſtellung von Rechtsverhältniſſen, Urkunden, Stadt- und Landrechten, Weisthümern (d. h. Rechtsentſcheidungen). Der Adel hat an der Ausbildung der deutſchen Proſa keinen Antheil; ſie entwickelte ſich völlig unabhängig von der höfiſchen Poeſie unmittelbar aus dem Volk, aus dem Bürgerthum heraus, welchem eben auch jene Volksprediger und Erbauungsſchriftſteller zuzurechnen ſind. Während die adeligen Dichter, der höfiſchen Liebhaberei huldigend, auf das Jungfrauengewand unſerer Sprache verunzierend Lappen von Fremdwörtern hefteten, fand in der volksthümlichen Kanzelrede und Erbauungsſchrift der eigenthümliche Gedanke, in der bürgerlichen Rechtsſprache der ſtrenge Begriff auch das eigenthümlich und richtig bezeichnende deutſche Wort. Anderſeits wiederum wirkte eben die allgemeinere Anwendung der deutſchen Sprache in Rechtsangelegenheiten und öffentlichen Verhandlungen auf die Entwickelung und Erſtarkung des freiheitlichen Selbſtgefühls in den Zünften. Mitwiſſer wurden ſie im Allgemeinen, und kühner wurden ſie dadurch, ihren Antheil an der Selbſtregierung zu verlangen. Mit der Ausbildung der Proſa erlangte unſere Sprache das Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit, als vollendetſte Sprache der Geiſtigkeit, im Gegenſatz zu den Sprachen, in welchen entweder die Muſik vorwaltet oder das bloße praktiſche Bezeichnungsbedürfniß; die allſeitige Vollendung unſerer Sprache bezeichnet den Zuſtand, in welchem unſer Volk ſich je mehr und mehr als die künftige vorzugsweiſe geiſtige Nation (in weit umfaſſendſter Bedeutung) ankündigte.

Die wichtigſten Rechtsdenkmäler in deutſcher Sprache ſind noch aus dem zwölften Jahrhundert: das frieſiſche „Asegaboek“ (Richterbuch), aus dem dreizehnten: „die Willküren der Brokmänner“, das „Braunſchweigiſche Stadtrecht“ von 1232, der „Zürcher Richtbrief“ von 1258 und das „Augsburger Stadtrecht“ von 1276. Zwei deutſche Rechtsbücher ſind es insbeſondere, welche unſere Aufmerkſamkeit im hohen Grad in Anſpruch nehmen: der „Sachſenſpiegel“ und der „Schwabenſpiegel“. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden in Sachſen durch Eike von Repgowe, einem anhaltiſchen Edelmann, die im nördlichen Theile des deutſchen Reiches geltenden Rechtsgewohnheiten, ſowie die Reichsgeſetze geordnet und in ein Ganzes gebracht, welches das Landrecht (d. h. das bürgerliche und peinliche Recht) und das Lehenrecht umfaßte und der „Sachſenſpiegel“ benannt ward. Die erſte Abfaſſung dieſes Rechtsbuches war lateiniſch, die zweite niederdeutſch. Wir erkennen darin die urſprünglich deutſche Rechtsentwickelung, aber auch die Einflüſſe des fremden (des kanoniſchen und römiſchen) Rechts; der Sachſenſpiegel erlangte bei den Rechtſchöpfungen Norddeutſchlands faſt das Anſehen eines Geſetzbuchs und behauptete es, dem Eindringen des römiſchen Rechts längere Zeit Widerſtand leiſtend auch dann, als Papſt Gregor XI. im Jahre 1374 mehrere Sätze desſelben für ketzeriſch erklärte. Noch vor dem letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entſtand in Süddeutſchland ein neues, größeres Rechtsbuch in hochdeutſcher Sprache, nach dem Muſter und mit Zugrundlegung des Sachſenſpiegels, aber unter Hereinziehung der alten Volksrechte der Baiern und Alemannen, ſowie karlingiſcher Capitularien und des römiſchen und kanoniſchen Rechts, unſtreitig darauf berechnet, allgemeine geſetzliche Geltung für's ganze

Reich zu erlangen, die ihm jedoch nicht geworden iſt, wiewohl es in Schwaben, Baiern, Oeſterreich und Franken maßgebendes Anſehen vor Gerichten gewann, bis es endlich im ſechszehnten Jahrhundert dem römiſchen Recht, von dem es allmälig verdrängt wurde, völlig weichen mußte. Für den Verfaſſer oder doch wenigſtens den Ordner und Begründer, wenn auch nicht Vollender dieſes ſüddeutſchen Rechtbuchs, welches unter dem Namen des „Schwabenſpiegels“ bekannt iſt, hält man den Franziskaner, Bruder David von Augsburg; daß der Verfaſſer jedenfalls ein Geiſtlicher war, erhellt deutlich aus dem eigenthümlichen Gepräge des Ganzen. An beide Hauptrechtsbücher, das nord- und das ſüddeutſche, reihten ſich andere, die Land- und Stadtrechte Norddeutſchlands, die „Richtſteige“, welche den nach dem Sachſen- oder Schwabenſpiegel einzuſchlagenden Prozeßgang wieſen, die Rechtserklärungen (Gloſſen) u. ſ. w. Der Rechtsproſa ſtellte ſich endlich im Kreiſe des Bürgerthums auch die Geſchichtsaufzeichnung in deutſcher Sprache zur Seite; — weithin in all den vielen Landes- und Stadtgebieten, aus denen das Reich gegliedert, regte ſich, ein Zeuge kräftigen Gemeinbewußtſeins und lebhafter Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, die rüſtigſte Thätigkeit, das Erlebte ſich in der Schrift neu zu vergegenwärtigen.

Die ſcholaſtiſche Wiſſenſchaft erhielt ſeit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts durch die genauere Bekanntſchaft mit dem altgriechiſchen Philoſophen Ariſtoteles, deſſen Schriften das chriſtliche Abendland bis dahin nur ungenau und trüb in arabiſchen Ueberſetzungen kennen gelernt, neuen Aufſchwung; das Anſehen des Ariſtoteles ſtieg binnen Kurzem faſt auf dieſelbe Höhe, auf welcher die heilige Schrift und die Kirche ſtanden. An der Spitze der Männer, welche die ſcholaſtiſche Wiſſenſchaft im neuen Geiſte bearbeiteten, ſteht Albert, mit dem Ehrennamen: der Große. Er war geboren 1193 zu Bollſtädt in Schwaben, adeliger Abkunft, gehörte ſeit 1223 dem Dominikanerorden an, lehrte an den Ordensſchulen, beſonders zu Hildesheim, Regensburg und Köln, war ſeit 1239 Landſchaftsoberer (Provinzial) ſeines Ordens, zwei Jahre lang (1260—1262) Biſchof zu Regensburg und lebte von 1262 an wieder zu Köln, wo er 1280 ſtarb, — ein Mann von umfaſſendſter Gelehrſamkeit, bei dem ſich die kirchliche Glaubenswiſſenſchaft mit philoſophiſchem Tiefſinn und mit großen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen verband. Durch ihn vornehmlich wurde die Erläuterung des vollſtändigen Ariſtoteles in die Schulen eingeführt, ungemein groß war ſeine Wirkſamkeit, denn die meiſten Gelehrten hatte er durch mündlichen oder ſchriftlichen Unterricht gebildet. Ein Schüler dieſes großen deutſchen Meiſters war der Italiäner Thomas von Aquino, ebenfalls Predigermönch, Lehrer zu Köln, Paris, Rom, Bologna und Neapel, geſtorben 1274 und ſpäter unter die Heiligen verſetzt, welcher die naturwiſſenſchaftliche Unterſuchung bei Seite ließ und die Theologie mit der Philoſophie, die göttliche Wahrheit mit der Vernunftwahrheit in eigenthümlicher Weiſe zu verbinden und nachzuweiſen ſuchte, wie alle natürlichen und kirchlich beglaubigten Gottesoffenbarungen aus der Nothwendigkeit des göttlichen Denkens hervorgingen. Scharfſinniger als Thomas, deckte der Franziskaner Johannes Duns Scotus (geſtorben 1308), gleichfalls Lehrer zu Köln und ariſtoteliſcher Scholaſtiker, und als Meiſter aller Wiſſenſchaften geſchätzt, die Widerſprüche in der philoſophiſchen Begründung der kirchlichen Glaubensſätze auf; er zeigte, daß ſich die chriſtlichen Lehren, ja die Wahrheiten der natürlichen Religion gar nicht durch die Vernunft beweiſen laſſen. Der weder durch natürliche noch ſittliche Geſetze gebundenen Freiheit des göttlichen Willens, deſſen Beſchlüſſe nicht durch menſchliche Vernunft, ſondern nur durch göttliche Offenbarung zu erkennen ſeien, müſſe man ſich unbedingt gläubig unterwerfen; eine Forderung, wodurch das Anſehen der Kirche hinſichtlich des Glaubens auf's Höchſte erhoben wird, während jene Folgerung im Grunde zugleich den ſtärkſten Zweifel an der Vernünftigkeit des kirchlichen Glaubens ausdrückt. Zudem hoben Duns und ſeine zahlreichen Anhänger die menſchliche Freiheit auf's Entſchiedenſte hervor, während die des Thomas mehr an der Nothwendigkeit der Gnade feſthielten. Die Richtung des Duns bezeichnet den beginnenden Verfall der Scholaſtik, welche immer mehr zur leeren Spitzfindigkeit und eitlen Disputirkunſt entartete und zugleich zur rückſichtsloſen Vertheidigung des kirchlichen Anſehens und der kirchlichen Mißbräuche diente. Vergeblich wies der engliſche Franziskanermönch Roger Baco (geſtorben 1294) auf den verlaſſenen Weg der Erfahrung, der Naturwiſſenſchaften, der Geſchichte, der alten Bildung und ſprachkundigen

Behandlung der heiligen Schrift zurück. Kräftiger und einflußreicher war die Gegenwirkung der auf innere Frömmigkeit, auf ſittliche Lebenserneuerung und wahrhafte Gottinnigkeit dringenden Volksprediger und Myſtiker.

Unter den deutſchen Volkspredigern des dreizehnten Jahrhunderts waren zwei Franziskaner, Bruder David von Augsburg (geboren zwiſchen 1210 und 1220, geſtorben 1270) und ſein Schüler Bruder Berchtold Lechs (geboren zwiſchen 1220 und 1230, wahrſcheinlich zu Regensburg geſtorben 1272) die bedeutendſten. Der Letztere zog ſeit 1250 jahrelang predigend durch Baiern, Oeſterreich, Böhmen und Mähren, Schleſien, Thüringen, Schwaben und einen Theil der Schweiz, und ſo groß war die Macht ſeiner Rede über die Herzen des Volks, daß die Kirchen zu eng waren, um die Zahl der Zuhörer zu faſſen, die von nah und fern herbei eilten; er predigte auf freiem Feld, oft von einem Baum, einem Thurm herab, nicht in der ſteifen Weiſe der Gelehrten, ſondern in der einfach-natürlichen Sprache des Volks, und doch voll dichteriſchen Schwungs, Verſtand und Gemüth gleich mächtig ergreifend, ſtreng kirchlich fromm im Sinn ſeiner Zeit und ſeines Ordens, doch mit offenem Freimuth gegen alle bloße Aeußerlichkeit der Religionsübung eifernd, die er, wie Opfer und Wallfahrten, für nichtig erklärte, wenn ſie nicht von innerer Frömmigkeit begleitet wären, gegen Reliquiendienſt und Ablaß; Bethätigung des Chriſtenthums durch's Leben hervorzurufen, war der Zweck ſeiner Predigten, und er erreichte ihn im hohen Grade. Nach dieſen beiden Franziskanern traten einige Dominikaner als Verkündiger einer Myſtik auf, welche kühnſten Schwunges weit hinaus über den engen Geſichtskreis des Kirchenglaubens enteilte. An der Spitze dieſer Myſtiker ſteht Meiſter Eckhard, einer der tiefſten philoſophiſchen Denker, den Brüdern des freien Geiſtes oder Gottesfreunden geiſtverbündet. Er war in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und zwar wahrſcheinlich in Straßburg geboren, bildete ſich in Paris aus und wurde dort gar bald als Lehrer der Philoſophie ſo hochberühmt, daß er vom Papſt Bonifacius VIII. nach Rom berufen ward und die Würde eines Doktors der Theologie erhielt. Frühzeitig in den Dominikanerorden getreten, ward er 1304 Provinzial von Sachſen und 1307 Generalvikar von Böhmen. Später begab er ſich nach

Straßburg und von dort nach Köln, wo ſich viele Schüler um ihn ſammelten. Er ſtarb, bevor im Jahre 1329 eine päpſtliche Bulle, welche ſechsundzwanzig von ihm aufgeſtellte Säße und ſeine Schriften überhaupt verdammte, veröffentlicht ward. Vom kirchlichen Standpunkt aus war dieſe Verdammung gerechtfertigt, denn Meiſter Eckard's Gottanſchauung war, völlig abweichend von jener des Gegenſatzes, die der göttlich-menſchlichen Weſenseinheit, ſeine Schule groß und ſein Einfluß nicht bloß auf Geiſtliche und Gelehrte, ſondern auch auf die Laienwelt ſehr bedeutend. Seine hervorragendſten Schüler waren die Predigermönche **Johannes Tauler** von Straßburg (geboren 1290 und geſtorben 1361) und **Heinrich Seuſe** oder **Suſo** (geboren zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts im Hegau, geſtorben in Ulm 1305), deren Myſtik jedoch, wie die ihrer zahlreichen Strebungsgenoſſen, das alte Glaubensgebiet nicht verließ und eben darum um ſo erfolgreicher auf die Maſſen einwirken, ſie um ſo ſicherer für eine künftige Reformation erwärmend vorbereiten konnte.

Die **Naturwiſſenſchaften** ſchritten vom vierzehnten Jahrhundert an auf dem von **Albert dem Großen** betretenen Wege fort. Es regte ſich ein bis dahin unerhörter Drang, in die geheimnißvolle Werkſtätte der Natur zu blicken, das Innere der Stein-, Pflanzen- und Thierwelt zu erforſchen, die Miſchungs- und Scheidungsverhältniſſe der Stoffe zu ergründen; die **Heilkunde** begann nun endlich auch in Deutſchland ihre in Italien längſt behauptete würdevolle Stellung als Wiſſenſchaft einzunehmen. Schon im Jahre 1222 gab es Lehrer der Heilkunde in Köln, wo denn überhaupt die berufenſten Bildungsanſtalten blühten, von Jünglingen des Nordens, ſelbſt Polens und Schwedens, beſucht. Zeugniß des regen Fortſchrittsſtrebens auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften geben die zunehmende Vervollkommnung in jenen Zweigen der Gewerbthätigkeit, welche immer genauere Kenntniſſe in der Phyſik und Chemie, jene großartigen Bauwerke, welche nicht minder tiefe und gründliche Kenntniß in Mathematik, Geometrie und Mechanik vorausſetzen, jene in raſcher Folge erſcheinenden Erfindungen und Entdeckungen, welche wir ſtets als Wirkungen längeren Forſchens, als Ergebniſſe gewonnener höherer Bildung betrachten dürfen.

Wie die Dichtkunſt, durch den Adel vermittelt, die Proſa unvermittelt aus der Pflege der Geiſtlichkeit in die des Bürgerthums überging, ſo auch die Baukunſt mit ihren Schweſterkünſten, der Bildhauer- und Malerkunſt. In der kirchlichen Baukunſt ſtellte ſich die ganze mittelalterliche Anſchauung von dem Verhältniß der Menſchheit zur Gottheit dar. Um die rieſigen deutſchen Dome zu erbauen, bedurfte es, außer den Reichthümern der Städte, noch außerordentlicher Mittel, und die Zauberformel, womit man dieſe gewann, war „das Seelenheil“; die Angſt vor Hölle und Fegfeuer, die Sehnſucht nach einem ewig wonnigen Ruheplatz im Himmel waren es, welche auch den Beutel des Kargen öffneten, den Schatz des Schuldbewußten leerten, und den Armen beſtimmten, als Handlanger beim Bau ſich ein Verdienſt zu erwerben. Jene großartigen Denkmale mittelalterlicher Kirchenbaukunſt beweiſen übrigens, was durch richtig vertheilte Arbeitskräfte, einheitliche Verbindung und richtige Verwendung, was durch ein vom Geiſt der Zucht und der Sittlichkeit geweihtes Bundesleben erreicht werden könne! Es iſt bereits (Bd. II. S. 78) der Baugenoſſenſchaften erwähnt worden; hier Näheres darüber! Aus England verpflanzten ſich dieſe Baubrüderſchaften, auch „Bauhütten“ genannt, mit ihren Geheimlehren ſchon frühzeitig nach den Niederlanden und von dort weiter nach Deutſchland. Mit dem Wort „Bauhütte“ bezeichnete man urſprünglich den Zuſammenkunftsort von Meiſtern und Geſellen, ſpäter die enge geordnete Verbindung von Künſtlern und Handwerkern (Baumeiſter, Maurer, Steinmetzen u. ſ. w.) bei Erbauung eines größeren Kirchengebäudes, die unter ſtrengen Geſetzen und unter Leitung eines Vorſtandes ſtanden. Die Genoſſen der Bauhütte ſchlichteten Streitigkeiten ſelbſt, der Meiſter ſaß dem Gericht vor, deſſen Schöffen aus der Zahl der Mitglieder frei gewählt wurden. Mit großer Strenge ward über Sittlichkeit und Beobachtung der Hüttenordnung, ſowie über Geheimhaltung der geſellſchaftlichen Verfaſſung und der Lehre gewacht, deren Grundſätze zum Theil in ſinnbildlichen Zeichen und Sprüchen bewahrt und anfänglich bloß durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt wurden. Unwürdige wurden ausgeſtoßen, Verräther der Geheimlehre und der geheimen Zeichen, („Wortzeichen, Gruß und Handſchenk“, woran ſich die Mitglieder erkannten) ſtreng beſtraft. Die Bauhütte durfte nur von Mitgliedern betreten werden. Der Meiſter entwarf den Plan, wählte die Künſtler für Ausführung der einzelnen Theile und beſtimmte die Zahl der Handwerker (die

Geſellen), welche zunächſt unter dem „Pallirer“ (Polirer), dem erſten Beiſtand und Stellvertreter des Meiſters, ſtanden. Die Lehrlinge lernten in der Bauhütte, die eine förmliche Schule der Baukunſt und der Baugewerke war, die nöthigen Kenntniſſe und mußten ſtrenge Prüfungen beſtehen, bevor ſie unter beſtimmten Feierlichkeiten alle Bauhüttenrechte erlangten. Die Bauhütte war zugleich eine Art von Behörde; ſie hatte auszuführende Pläne zu billigen, von ihr erhielt man Meiſter, Pallirer und Geſellen für Neubauten oder Ausbeſſerungen. Die zahlreichen Bauhütten Deutſchlands ſtanden in enger Verbindung unter ſich, hielten von Zeit zu Zeit beſtimmte Verſammlungen und anerkannten die vier Bauhütten zu Straßburg, Köln, Zürich und Wien als die Haupthütten; im höchſten Anſehen ſtand die durch Kaiſer Rudolf mit großen Vorrechten begabte zu Straßburg.

Der romaniſche Bauſtyl (ſ. Bd. II. S. 78), deſſen vorzugsweiſe bezeichnendes Merkmal der Rundbogen iſt, erhielt in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ſeine höchſte Vollendung. Mit dem dreizehnten trat immer beſtimmter und entſchiedener an deſſen Stelle ein neuer, der gemeinhin ſogenannte gothiſche oder richtiger der germaniſche, deſſen Hauptmerkmale der Spitzbogen, die Gurtgewölbe, die Strebepfeiler ſind. Nicht deswegen darf dieſer Bauſtyl als „germaniſch“ bezeichnet werden, weil etwa die Ehre ſeiner Erfindung dem germaniſchen Geſchlecht unbeſtritten gebührte; es zeigte ſich vielmehr faſt gleichzeitig im ganzen chriſtlichen Abendlande die Wandlung des Rundbogen- in den Spitzbogenſtyl; den Spitzbogen fanden die Normannen ſchon in arabiſchen Paläſten in Sicilien vor und wandten ihn bereits im elften Jahrhundert regelmäßig an; er gehört jedenfalls der arabiſchen Baukunſt an und wurde nebſt anderen mauriſchen Formen, wie z. B. dem Hufeiſenbogen und dem ausgezackten Rundbogen erſt in Folge der Kreuzzüge den abendländiſchen Chriſten bekannt und von ihnen daheim angewandt. Auch die Gurtgewölbe und die Strebepfeiler ſind keine germaniſche Erfindung. Darum aber ſprechen wir mit Recht von einem germaniſchen Bauſtyl, weil der germaniſche Geiſt, die fremden Formen in ſich aufnehmend und aus ſeiner Tiefe vereigenthümlicht wiedergebend, die ganze Fülle ſeines Gedankenreichthums und ſeiner dichteriſchen Kraft in dieſer ſteinernen Myſtik, in dieſen rieſigen, von der Erde zum Himmel emporſtrebenden Tempeln ausdrückte, deren jeder nicht bloß der geheimnißvollen Erneuerung des Erlöſungswerks, der Entſündigung der Menſchen und ihrer Heiligung diente, ſondern auch Alles, das Heilswerk und die Heilsanſtalt, durch die Bauform ſinnbildlich darſtellte. Die Grundform der Kirche blieb das Kreuz, die drei Haupttheile waren die Vorhalle, das Schiff und der Chor. Die Vorhalle erinnerte an das verlorene Paradies, den Sündenfall und das Erlöſungsbedürfniß; aus ihr trat man in das Schiff, es nahm gleichſam die erlöſungsgläubige Geſammtheit der Laien zu andächtigem Empfang der vermittelten göttlichen Geheimniſſe und Gnaden auf, wogegen der Chor, vieleckig-halbkreisförmig geſchloſſen und an das Himmelsgewölbe erinnernd, in Bezug auf die Kreuzform das obere Ende des Erlöſungszeichens, die heilige Stätte war, wo auf dem Hochaltar das ſtellvertretende blutige Opfer durch die Prieſter unblutig wiederholt ward und Chriſtus, in der geſegneten Hoſtie lebendig gegenwärtig, wo der Tabernakel gleichſam der Sitz der Gottheit war, von wo der Segen über die gnadeerflehende Gemeinde ausgegoſſen ward. So zeigte ſich der Unterſchied zwiſchen Hierarchie und Laien in der Anlage des Doms. Das Schiff und die Seitenkapellen boten außerdem mit ihren beſonderen Reliquienaltären der Andacht des Einzelnen die ſtille Weiheſtätte, das Schiff diente auch für die Bittgänge der von der Geiſtlichkeit ſinnbildlich an- und zu Gott geführten Gemeinde. Bei den im eigentlichen germaniſchen Styl erbauten Kirchen ward keine Krypta, kein weſtlicher Chor mehr angebracht und die öſtliche Chorniſche mit einem Umgang, einem Kranz von Kapellen umgeben, welcher die Fortſetzung der Seitenſchiffe darſtellte und durch eine Halbmauer von dem nur für die Geiſtlichkeit beſtimmten hohen Chor geſchieden war. Das Mittelſchiff hatte keine Mauer mehr; die Gewölbe wurden von hohen, durch die Spitzbogen verbundenen Pfeilern getragen; nur wo die Seitenſchiffe niedrig waren, erhob ſich über den Pfeilerarkaden ein Stück Mittelſchiffwand, mit Fenſteröffnungen durchbrochen, aus den von Blätterkränzen umgebenen Hochenden der Pfeiler ſtiegen, gleichſam wie entbreitete Aeſte, die Gurtbögen zum Gewölbe empor. Indem man die Mittelſchiffmauer durch bloße Pfeiler erſetzte (Maſſen durch Kraft), mußte man auch ſtatt der Umfaſſungsmauer Halb- oder Viertelpfeiler aufführen, welche die Gewölbgurte der Seitenſchiffe aufnahmen und oben durch ein

Geſims, unten durch einen Sockel verbunden waren. Dadurch gewann man große, weite Oeffnungen für die Fenſter, an deren zierlicher, den Raum des Spitzbogens ausfüllender Steinarbeit ſich der unerſchöpflich reiche Erfindungsgeiſt der Meiſter zeigte. Die Lichtmaſſe, welche durch die hohen und breiten Fenſter in die Kirche fiel, wurde durch Glasmalereien in Farben gebrochen; die großen Räume erhielten in ſolcher Weiſe geheimnißvolles Helldunkel, und die ganze heilige Geſchichte, ſowie der ganze jenſeitige Himmel mit allen Heiligen war dem Andächtigen hier gleichſam ſichtbar aufgeſchloſſen und umfing ihn mit ſeiner Verklärung. In Folge des Grundſatzes, den der germaniſche Styl befolgte, die Maſſen durch Kraft, die Mauern durch Pfeiler zu erſetzen, wurden außen die Strebepfeiler nothwendig, welche gleichſam die Umfaſſungsmauer darſtellten; ſie waren viereckige, in Abſätzen aufſteigende, mehr tiefe als breite Verſtärkungsmauern der inneren Wandpfeiler, die Abſätze waren durch pyramidenförmig geſchloſſene, wie zur Aufnahme von Bildſäulen beſtimmte Niſchen geſchmückt und endigten in Thürmchen. Um bei dem erhöhten Mittelſchiff, oder dem hohen Chor den Seitenſchub und Druck über Nebenſchiff und niederen Chor ohne Belaſtung der Gewölbe hinüber zu leiten, brachte man Strebebogen an, die ſich, wie kühn geſprengte Brücken, mit durchbrochenen Roſetten und Galerien, von den Strebepfeilern aufwärts zum Mittelſchiff oder hohen Chor ſpannten. Eine durchbrochene Galerie umſchloß den Dachumgang, aber die ſolcherweiſe gebildete wagrechte Linie ward, dem *aufſtrebenden* Charakter des germaniſchen Styls entſprechend, durch die Pfeilerthürmchen und die über Geſims und Galerie aufſteigenden pyramidenförmigen Fenſtergiebel unterbrochen. Das ganze wunderbare Steinwerk trug das Gepräge der Pflanzenwelt, — wie die Innenpfeiler rieſigen ſchlanken Bäumen, die Gurtgewölbe mit den Schlußkränzen dem Dach der Krone, die Fenſter hochgezogenem Laubwerk, die Niſchen Lauben, die Spitzen der Thürmchen Blumenkelchen glichen, ſo ſproßten allenthalben aus den auswärts gekehrten Seiten der Stäbe Blumenſtengel, Blätter und Blüten hervor, deren Formen den heimiſchen Pflanzen in Wald, Feld und Garten entlehnt waren. Die reichſte Pracht entfaltete ſich in den Portalen, die ſich ſowohl an der Vorderſeite, als auch an beiden Seiten des Querſchiffes befanden, beſonders aber im Hauptportal. Bildſäulen in Niſchen erhoben ſich über einander, den gurtenumrahmten Eingang umgebend, das Giebelfeld war mit halberhabener Arbeit geſchmückt. Ueber dem Hauptportal war ein das Mittelſchiff mit farbenzertheiltem Licht erhellendes Mittelfenſter, hoch und breit oder rund, mit ſtrahlenförmigem Stabwerk („Roſe" genannt), darüber erhob ſich der ſteile Giebel, reich geſchmückt mit vielem Stabwerke, Fenſtern und Thürmchen und reicher Einrahmung. Der aufwärts ſtrebende Charakter des germaniſchen Styls, ſeine Erhabenheit und ſeine Anmuth zeigen ſich am vollendetſten in den Thürmen. Einige Kirchen haben nur einen Thurm, der in der Mitte der Vorderſeite über dem Hauptportale emporſteigt; andere haben deren zwei, meiſtens das Hauptportal einſchließend, ſeltener über den Flügeln des Querſchiffs angelegt. Den Sockel haben die Thürme mit dem ganzen Gebäude gemeinſam, die unterſte Form derſelben iſt das Viereck, welchem in dem oberen Stockwerk ein Achteck entſteigt; die ganze Thurmpyramide, ſcheinbar aus lauter Thürmchen emporgeſchoſſen, verjüngt ſich in zierlichſter durchbrochener Steinarbeit, die Spitze bildet ein in Kreuzesform aufgeſchloſſener Blumenkelch.

Zur inneren Einrichtung der Kirchen gehörte in dem für die Geiſtlichkeit abgeſchloſſenen Raume des Chors (dem ſogenannten „Lettner", Lectorium) die mit dem herrlichſten Schnitzwerk verzierten Betſtühle der Chorherren, ſowie das große Betpult zur Aufnahme der großen Evangelien- und Pſalmbücher, aus denen geleſen und geſungen ward. Ferner der mit reich vergoldetem Schnitzwerk verzierte Altar mit Flügelthüren, die von innen und außen bemalt oder mit halberhabener Arbeit geſchmückt waren, während ſich im Inneren das Hauptbild in ganzrunden Geſtalten befand. Dann das Sakramentshaus, ein auf einem Unterſatz ruhender Schrein zur Aufbewahrung der geweihten Hoſtien, mit einem Baldachin gekrönt, thurmartig in ſchlanken Pflanzenpyramiden empor bis zur Decke wachſend, — Kanzel und Taufſtein mit ſinnvollem Schnitz- und Bildwerk.

Unter den Denkmälern kirchlicher Baukunſt des germaniſchen Styls iſt der Anlage nach das größte und herrlichſte der freilich vom Mittelalter unvollendet gelaſſene Kölner Dom, gegründet unter dem Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden, dem argliſtigen, gewaltthätigen Vaterlandsverderber, aber nicht aus deſſen Mitteln, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, ein fünfſchiffiger Bau, von einem dreiſchiffigen Querbau durchſchnitten: der (1322 eingeweihte) hohe Chor macht mit ſeinen Pfeilern und Pfeilerthürmchen, ſeinen zweimal über einander geſchwungenen Doppelbogen eine wunderbare Wirkung; die prachtvolle Vorderſeite des Doms ſollte zwei bis 532 Fuß hohe Thürme erhalten. Unter den zahlreichen anderen Kirchen, begonnen im dreizehnten Jahrhundert (zum Theil ſchon früher in der Zeit des romaniſchen Styls), ſind die berufenſten: der Münſter zu *Freiburg* im Breisgau mit ſeinem 385 Fuß hohen, im Jahre 1300 vollendeten Thurm, jener zu *Straßburg*, deſſen herrliche Vorderſeite *Erwin von Steinbach* 1277 begann, die Katharinenkirche zu *Oppenheim* (von 1262 bis 1317 erbaut), die Dome zu *Regensburg* (begonnen 1275 von Andreas Egl), zu *Meißen* (erbaut um 1300), zu *Wetzlar* (1220—1240) u. ſ. w. Im vierzehnten Jahrhundert wurde der Münſter zu *Ulm* gegründet (1377) und der zu *Stephan in Wien* theilweiſe umgebaut und mit einem herrlichen Chor bereichert.

Die *weltliche* Baukunſt germaniſchen Styls unterſcheidet ſich von der kirchlichen dadurch, daß ſie den Spitzbogen eher vermied als ſuchte, oder doch bloß als Ueberdeckung gradlinig geſchloſſene Fenſter anwandte, daß ſie die großen Mauerflächen beibehielt, den Schmuck aber nur an Thüren, Fenſtern und Erkern anbrachte. Die bedeutendſten Werke weltlicher Baukunſt ſind: das Deutſchordensſchloß zu Marienburg (vom Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts), das dortige Rathhaus (von 1309), die Rathhäuſer zu Braunſchweig und Regensburg (von 1325 und 1350) u. ſ. w.

Bildhauer- und Malerkunſt ſtanden faſt ausſchließlich im Dienſte der Kirche und verhielten ſich eigentlich in einem untergeordneten Verhältniß zur Baukunſt; die zahlloſen Steingebilde in ganz- und halbrunder Arbeit, welche die Niſchen der Kirchen innen und außen, die Portale, die Kanzeln, die Taufſteine ſchmückten, darf man im Allgemeinen nicht viel höher als ein den baulichen Zwecken entſprechendes Zierrath-Beiwerk ſchätzen; merkwürdig dagegen iſt der Humor der alten Meiſter, der ſich in der Erfindung der ſeltſamſten und abenteuerlichſten Thier- und Menſchengeſtalten gefiel, und der kühne Freimuth, womit ſie in den Steingebilden der Kirche die ſittliche Verderbtheit der Geiſtlichkeit geißelten, indem ſie die Unzucht von Mönchen und Nonnen, Selbſtſucht, Heuchelei und Gleißnerei der Prieſter zum Theil in Thiermasken, Päpſte und Prälaten als der Hölle verfallen darſtellten. Das der Gemüthsinnigkeit entſprechende Streben, das Irdiſche zu vergeiſtigen, die menſchliche Geſtalt in der Heiligkeit zu verklären, zeigte ſich in der Malerei, die ſich noch Temperafarben bediente; aber es fehlte ihr eben die unbefangene Freude am Reinmenſchlichen, die friſche, freie, geſunde Naturwahrheit, der Schönheitsſinn und die Erfindungskraft. Es war, als ob die ganze Kraftfülle des Verſtandes, des ſchöpferiſchen Vermögens, des feinſten und in Erfindungen unerſchöpflichen Formenſinnes ſich bei künſtleriſcher Abſpiegelung der mittelalterlich germaniſchen Weltanſchauung nur in den Rieſenwerken der kirchlichen Baukunſt, nur im Erhabenen vollkommen habe ausſprechen können. Wie fern übrigens die Malerei, eben weil ſie als rein kirchliche ſich nur innerhalb eines engen Kreiſes bewegte, ſtets bloß dieſelben Stoffe behandelte, dieſelben durch Ueberlieferung geheiligten Geſtalten nachbildete, wie fern ſie noch vom Standpunkt wahrer Kunſt war, rühmend iſt doch das Streben nach Fortſchritt anzuerkennen. Es bildeten ſich im vierzehnten Jahrhundert mehrere Schulen der Malerkunſt, ſo eine böhmiſche, eine ſchwäbiſche, eine fränkiſche, eine kölniſche, deren bedeutendſter Künſtler, Meiſter Wilhelm (um's Jahr 1380), bei zwar noch unvollkommener Zeichnung, ſich durch große Anmuth und lichte warme Färbung hervorthat; größer als er war ſein Schüler, Meiſter Stephan, der Schöpfer des berühmten Kölner Dombildes, welches indeß erſt dem fünfzehnten Jahrhundert (dem Jahre 1410 oder 1462) angehört.

Vaterländiſche
Geſchichte

von den

älteſten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Eduard Duller,

fortgeſetzt von

Profeſſor Dr. **Karl Hagen.**

Dritter Band.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1854.

62

Druck von Wilhelm Küchler in Frankfurt a. M.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Vorrede	V
Fünftes Buch	1
1. Die erſten Zeiten der Regierung Rudolfs von Habsburg. Krieg mit Ottokar von Böhmen. Gründung der habsburgiſchen Hausmacht durch Erwerbung der öſterreichiſchen Lande	3
2. Rudolfs letzte Jahre. Herſtellung des Landfriedens. Innere Empörungen. Demüthigung vor dem Papſt	18
3. Adolf von Naſſau	34
4. Albrecht von Oeſterreich	48
5. Heinrich VII. Italien vor und während ſeiner Regierung	64
6. Die Gegenkönige Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oeſterreich bis zur Schlacht bei Mühldorf	81
7. Die Ereigniſſe bis zum Frieden von Hagenau. Ludwigs Streit mit dem päpſtlichen Stuhle, Aufenthalt in Italien	96
8. Die Ereigniſſe bis zum Kurverein in Renſe. Fortwährender Zwiſt zwiſchen Kaiſer und Papſt. Verhältniß zu Frankreich und England	113
9. Erwerbung von Niederbaiern, Tyrol und Holland durch Ludwig. Des Kaiſers größere Plane. Widerſtand der Fürſten	132
10. Kampf um das Reich von 1346 bis 1350. Ludwigs Tod. Günther von Schwarzburg und Karl IV.	149
11. Die bedeutendſten Fürſtenthümer und Herrſchaften im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert	160
12. Die Städte	193
13. Reichthum der Städte. Kunſtfleiß und Handel	202
14. Demokratiſche Bewegungen in den Städten. Sturz der Geſchlechterherrſchaft. Aufkommen der Zunftverfaſſungen	209

Seite
15. Pfahlbürgerthum. Zwiſte der Städte mit Adel und Fürſten. Veränderung des Kriegsweſens. Bedeutung des Fußvolks . . . 219
16. Verhältniß der Landſtädte und des niedern Adels zu den Fürſten. Aufkommen der landſtändiſchen Verfaſſungen 226
17. Verhältniſſe der Landbevölkerung. Freiheitskämpfe der Frieſen, Dithmarſen, Schweizer. Rückwirkung auf das übrige Deutſchland . 242
18. Umſchwung der Dichtung in volksmäßigem Sinne 269
19. *) Karl IV. Seine Entwürfe. Verhältniß zur Kirche und zum Fürſtenthum. Goldene Bulle. Wahl Wenzels zum römiſchen Könige 276
20. Anfänge des ſchwäbiſchen Städtebundes. Karls IV. Tod . . . 296
21. Wenzel. Emporkommen des großen Städtebundes . . . 304
22. Der große Städtekrieg. Niederlage der Demokratie . . . 325

Sechstes Buch 351
1. Verfall des Reichs unter den Königen Wenzel und Ruprecht . . 353
2. Verfall der Kirche 374
3. Emporkommen einer freieren religiöſen Richtung. Myſtiker. Waldenſer. Die Brüder vom freien Geiſte. Huß 382
4. Die Kirchenverſammlungen von Piſa und Konſtanz 405
5. Die Huſſitenkriege 413
6. Das Reich und die Kirche bis zum Tode Sigmunds. Verſuche der Wiederherſtellung des Reichs. Die Anfänge der Kirchenverſammlung in Baſel. Friede mit den Huſſiten 430
7. Albrecht II. und die erſten Zeiten Friedrichs III. Gänzliches Scheitern der Reichsverfaſſungsentwürfe und der Kirchenverbeſſerung . . 450
8. Schweizer und Armagnaken. Zweiter großer Städtekrieg . . 465
9. Neue Gährungen. Fürſtenkrieg. Eiferſucht zwiſchen den Hohenzollern und Wittelsbachern. Nochmalige Aufnahme der nationalen kirchlichen Richtung. Verſuche, Friedrich III. abzuſetzen. Georg Podiebrad . 476
10. Aeußere Verhältniſſe. Schleswig Holſtein, Dithmarſen und Dänemark, Preußen und Polen, Böhmen und Ungarn, Türkengefahr, Italien 504
11. Der burgundiſche Krieg 516
12. Friedrichs III. letzte Jahre. Errichtung des ſchwäbiſchen Bundes . 528

---

*) Aus Verſehen iſt auch dieſer Abſchnitt im Texte mit 18 bezeichnet, und darnach ſind auch die folgenden Nummern zu verändern.

Vorrede.

Eine deutſche Geſchichte nach dem Ideal, wie es uns vorſchwebt, läßt ſich eigentlich heute noch nicht ſchreiben.

Eine ſolche Geſchichte müßte nicht nur das, was man vorzugsweiſe Geſchichte zu nennen pflegt, nämlich die äußeren Ereigniſſe in ihrem gegenſeitigen Zuſammenhange, in vollſtändiger Wahrhaftigkeit und Beſtimmtheit enthalten, ſondern auch Alles, worin ſich der Geiſt der Nation ausdrückt, Alles, was ſich auf Staat und Recht, Religion und Kirche, Wiſſenſchaft und Kunſt, Sitte und Weiſe bezieht. Dieſe Geſchichte müßte ferner, da die Eigenthümlichkeit unſerer Nation in der Mannichfaltigkeit ihrer Bildungen, in der Zertheilung des Nationalgeiſtes in eine Menge von Beſonderheiten beſteht, eine vorzügliche Rückſicht auf die einzelnen Stämme, auf die ſogenannte Specialgeſchichte nehmen: ja die allgemeine Geſchichte müßte ſich gewiſſermaßen auf der Specialgeſchichte aufbauen, denn jene iſt ohne dieſe ſchlechterdings nicht zu verſtehen.

Alle dieſe Momente dürften aber nicht abgeriſſen von einander zur Darſtellung gebracht werden, ſondern in innigſtem Zuſammenhange unter ſich und mit den äußeren Ereigniſſen: ſie müßten immer in Verbindung erſcheinen mit der allgemeinen Richtung der Nation, wie ſie entweder dieſelbe bedingen oder von ihr Einflüſſe erdulden. Es wäre alſo nicht das Antiquariſche hervorzuheben, nicht das Statiſtiſche, nicht die bloße Beſonderheit, ſondern die höhere Bedeutung, die tiefere Beziehung dieſer Beſonderheiten und einzelnen Momente zum Ganzen, mit Einem Worte der Geiſt, der ſie belebt, welcher aber nicht gewonnen werden kann ohne eine vollkommene Kenntniß des ganzen Stoffs und eine meiſterhafte Beherrſchung deſſelben.

Eine ſolche Geſchichte dürfte nicht weniger als 15 ſtarke Bände umfaſſen. Dabei dürfte der Verfaſſer ſich nicht einmal gehen laſſen, nicht in die Breite ausſchweifen, ſondern ſich ſehr der Kürze befleißigen, ſehr wähleriſch ſein in der Aufnahme des Stoffs, alles Unweſentliche ausſcheiden.

Eine ſolche Geſchichte, ſagen wir, kann heut zu Tage noch nicht geſchrieben werden. Erſtens, weil die Beherrſchung dieſes Stoffes ein Studium verlangt, wozu ein einziges Menſchenleben nicht ausreicht; zweitens, weil der Stoff dazu nicht einmal ganz vorhanden, wenigſtens nicht allgemein zugänglich iſt.

Was Letzteres anbetrifft, ſo weiß Jeder, der ſich in unſeren Quellen umgethan und ſich etwa die Bearbeitung eines beſonderen Gegenſtandes zur Aufgabe geſetzt hat, wie viel Lücken noch in unſerer Geſchichte vorhanden ſind, und zwar keineswegs unbedeutende Lücken. Oft über die wichtigſten Ereigniſſe und Entwicklungen fehlen uns die Aufſchlüſſe, die ſich aus den vorhandenen Quellen eben nicht auffinden, wenigſtens nicht mit Beſtimmtheit darlegen laſſen. Der Vermuthung iſt noch ein weiter Spielraum gegeben, und ohne dieſe kann ſehr häufig der Zuſammenhang nicht hergeſtellt werden. Selbſt die neu aufgefundenen und veröffentlichten Quellen legen ein Zeugniß für das Geſagte ab. Das Licht, womit durch dieſe manche Seiten unſerer Geſchichte ganz neu beleuchtet werden, läßt darauf ſchließen, daß noch andere Seiten derſelben nicht minder eines ſolchen Lichtes bedürfen, um ganz klar zu ſehen. Gewiß: es geſchieht heute Vieles, um die verborgenen Schätze der Archive an das Licht zu ziehen. Gleichwohl ſind die Archive noch bei Weitem nicht gehörig ausgebeutet, und das Mitgetheilte iſt nicht immer das Bedeutende und Wiſſenswerthe. Verhältnißmäßig am Meiſten iſt noch für das Mittelalter und das Reformationszeitalter gethan. Mit Recht! Denn billig fängt man mit dem Anfange an, und die Reformation iſt bisher noch die größte That, welche unſere Nation vollzogen hat. Aber für den Geſchichtsforſcher ſind ſcheinbar unerfreuliche Zeiten, wie die ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht minder bedeutend. Für dieſe ſpäteren Zeiten iſt aber — wenn wir den dreißigjährigen Krieg ausnehmen — noch äußerſt wenig gethan. Dieſe Zeiten liegen noch ſehr im Dunkeln, obſchon ſie gewiß bei näherer Beleuchtung des Intereſſes nicht entbehren dürften. Es fehlt ſogar nicht an einer ähnlichen Bewegung, wie zur Zeit der Reformation — an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Ich habe ſchon in meinen früheren Schriften darauf aufmerkſam gemacht. Was Wurm in Hamburg neuerdings darüber entdeckt, beſtätigt das Geſagte. In den Archiven der Reichsſtädte liegen über jene Zeiten gewiß noch ſehr viel intereſſante Materialien — wir wiſſen es z. B. beſtimmt von Frankfurt — und die Forſcher ſollten ſich nun einmal die Mühe nehmen, auch dieſe Zeiten zu berückſichtigen. Denn die Städtegeſchichten reichen eben auch nur meiſtens bis zur Reformation.

Aber ſelbſt der vorhandene Stoff, d. h. der gedruckte, iſt noch nicht einmal gehörig zugänglich gemacht.

Nicht Allen iſt es vergönnt, überhaupt nur aller der Bücher, in denen ſich der Stoff findet, theilhaftig zu werden. Die Bibliotheken, ſelbſt größere, bieten bei Weitem nicht Alles, was man brauchen könnte. Sodann iſt der Stoff in ſo vielen und zwar in ſo verſchiedenartigen Werken und Sammlungen verſtreut, daß es hier noch durchaus einer ſichtenden, ordnenden und zuſammenſtellenden Arbeit bedarf, einer Arbeit, deren Zweck kein anderer wäre, als die Ergebniſſe aller dieſer einzelnen Forſchungen und Veröffentlichungen in Kürze und Beſtimmtheit für den Geſchichtſchreiber zurecht zu legen. Der vortreffliche Böhmer hat durch die Herausgabe der Kaiſerregeſten den Anfang zu einer ſolchen Arbeit gemacht: er hat ſich dadurch für unſere Geſchichte bleibende Verdienſte erworben. Er hat dadurch dem Forſcher eine mühſame, zeitraubende und dennoch unerläßliche Arbeit erſpart. Andere, wie

Chmel und Aſchbach (in Sigmund) ſind ihm gefolgt. Vom Mittelalter fehlen uns nur noch die Regeſten von Karl IV. und Wenzel. Dagegen iſt auch hier für die neuere Zeit noch nichts gethan.

In ähnlicher Weiſe, wie die Kaiſerregeſten, müßte denn auch der übrige Stoff behandelt werden.

Vor Allem brauchen wir noch Regeſten aus den einzelnen Fürſtenthümern, Städten, Bisthümern, Abteien, überhaupt allen reichsunmittelbaren Gebieten. Mit einzelnen iſt allerdings auch hier bereits der Anfang gemacht, wie mit Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſen, Preußen. Es ſind aber noch lauter Anfänge, noch nichts vollendet. Ein beſonderes Gewicht müßte auf die geiſtlichen Fürſtenthümer gelegt werden, die früher eine ſo bedeutende Rolle in unſerer Geſchichte ſpielten. Böhmer iſt auch hier daran, die Bahn zu brechen.

Aber ſelbſt damit wären wir noch nicht zu Ende.

Es iſt nothwendig, daß die zahlloſen Forſchungen und Unterſuchungen älterer und neuerer Zeit über verſchiedene Gegenſtände aus dem Gebiete der Geſchichte, des Rechts, der Mythologie, der Dichtkunſt, der Wiſſenſchaft, der Theologie, der Kunſt, der Sitten, des Gewerbeweſens und des Handels, welche theils in ſelbſtändigen Büchern, theils in Sammelwerken, Zeitſchriften, Schriften der hiſtoriſchen Vereine u. ſ. w. niedergelegt ſind, in ähnlicher Weiſe ihrem weſentlichen Inhalte nach ausgezogen werden, wie Böhmer es mit den kaiſerlichen Urkunden gemacht hat. Natürlich müßte man dabei ſyſtematiſch verfahren, die Gegenſtände ſtreng von einander ſondern und ſo viel wie möglich vereinzeln, damit die Ueberſicht nicht erſchwert werde. Dabei müßte ein beſonderes Augenmerk auch darauf gerichtet werden, worauf ſchon der Freiherr von Aufſeß in dem Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters aufmerkſam gemacht hat, nämlich die Erzeugniſſe unſerer Dichtkunſt für die Geſchichte, namentlich für den jedesmaligen Zuſtand der öffentlichen Meinung, der Bildung und Sitte auszubeuten. In unſerer vaterländiſchen Dichtung iſt in dieſer Beziehung ein außerordentlicher

Schatz verborgen, der noch viel zu wenig benutzt worden iſt. Es käme beſonders den altdeutſchen Philologen zu, dieſen Gedanken in umfaſſender Weiſe auszuführen.

Natürlich wäre eine ſolche Arbeit nicht die eines Einzelnen, ſondern einer Geſellſchaft von Geſchichtskundigen, am paſſendſten wohl von ſolchen, die zugleich an Bibliotheken beſchäftigt ſind, die nach einem gemeinſamen Plane arbeiten müßten. Eine ſolche Geſellſchaft würde ſich ein großes bleibendes Verdienſt erwerben, das wohl nicht minder bedeutend wäre, wie das der Herausgabe der Pertziſchen Monumenta. Es liegt aber wohl in der Natur der Dinge, daß ein ſolches Unternehmen ohne öffentliche Unterſtützung nicht ins Leben treten kann. Aber warum ſollte dieſe ihm nicht ebenſo zu Theil werden, wie der Herausgabe der Monumenta? Auch könnte es ſich ja dem Vereine für die vaterländiſche Geſchichte anſchließen oder ſich mit dem vom Freiherrn von Aufſeß gegründeten germaniſchen Muſeum in Verbindung ſetzen.

Eine ſolche Geſellſchaft müßte natürlich in mehrere große Abtheilungen zerfallen: 1) in eine geſchichtliche; 2) in eine juriſtiſche; 3) in eine für Literatur und Sprache; 4) in eine theologiſche; 5) in eine culturhiſtoriſche. Jede dieſer Abtheilungen müßte wieder ihre Unterabtheilungen haben, ſo daß die Arbeit möglichſt getheilt würde. Bei gehöriger Einrichtung und gegenſeitigem Ineinandergreifen der verſchiedenen Abtheilungen, ſo daß ſie ſich das mittheilen, was etwa der einen Abtheilung von dem aufſtößt, was für eine andere gehört, könnte dieſe Geſellſchaft in verhältnißmäßig kurzer Zeit den vorliegenden Stoff bewältigt und allgemein zugänglich gemacht haben. Der auf ſolche Weiſe bewältigte Stoff wäre immerhin noch außerordentlich groß, aber doch nicht ſo groß, daß ein Einzelner nicht ſeiner Herr werden könnte, beſonders wenn er es ſich zur Lebensaufgabe ſetzte.

Um zu zeigen, auf welche Weiſe ich die Sache behandelt wünſchte, greife ich aus der juriſtiſchen Abtheilung einen Gegenſtand heraus: die Geſchichte der Landſtände. Dieſer Gegenſtand müßte von vornherein in zwei große Abſchnitte zerfallen. Der erſte würde ſich mit den Landſtänden im Allgemeinen befaſſen, der zweite mit den Landſtänden in den einzelnen Ländern. Im erſten Abſchnitt müßte zuerſt die betreffende Literatur mitgetheilt werden; ſodann die verſchiedenen Epochen derſelben, Entſtehung, Blüthe, Verfall; ferner die einzelnen Befugniſſe der Stände: wie Gerichtsbarkeit, Geſetzgebung, Steuerbewilligung, Theilnahme an der Verwaltung, ſodann ihr Verhältniß zum Kaiſer u. ſ. w. Nach dieſen Gegenſtänden müßte der vorhandene Stoff untergebracht werden. Der zweite Abſchnitt behandelt ſodann die Landſtände der einzelnen Gebiete. Hier müßte man alle vorhandenen Urkunden in ihrem weſentlichen Inhalte mittheilen, und dazwiſchen hinein die geſchichtlichen Erläuterungen, mit beſonderer Rückſichtnahme auf die einzelnen Umſtände, welche da und dort die Abnahme dieſer Einrichtung herbeiführten oder verhinderten, u. ſ. w. Gerade dieſer Gegenſtand bedarf noch ſehr der Bearbeitung. Für die ältere Zeit haben wir darüber das vortreffliche Buch von Unger. Dies geht aber nur bis zum Ende des Mittelalters. Ein Buch, das in derſelben Weiſe das 16. 17. 18. Jahrhundert behandelte, fehlt uns. Stoff iſt übergenug vorhanden; aber er iſt nicht geſichtet und nicht einmal allgemein zugänglich.

So lange alſo der vorhandene Stoff nicht, wenigſtens im Groben, verarbeitet und dem Geſchichtſchreiber zurecht gelegt iſt, darf man auch nicht daran denken, das Ideal einer deutſchen Geſchichte zu ſchreiben.

Warum ſchreiben wir aber doch eine deutſche Geſchichte?

In der Welt gibt es überhaupt nichts Vollkommenes. Deßhalb aber, weil man nicht das Beſte einer Sache haben kann, auf die Sache überhaupt verzichten, wäre wenig klug. Die Geſchichte iſt ein weſentliches Bildungsmittel des Volks. Selbſt in unvollkommener Geſtalt bietet ſie doch die kräftigſten Grundſtoffe für die innere Entwicklung deſſelben. Nichts läutert ſo ſehr die Vorſtellungen, nichts führt ſo ſehr zum Selbſtbewußtſein, zum Verſtändniß der Gegenwart, als die Geſchichte. Es iſt immer beſſer, wenigſtens etwas davon zu wiſſen, als gar nichts. Und nun iſt doch das, was uns an Stoff vorliegt, hinreichend genug, um wenigſtens die Hauptzüge der Entwicklung in dem Leben unſerer Nation wahrzunehmen. Es iſt genug, um uns über den allgemeinen Gang vollkommen ins Klare zu ſetzen, wenn auch in dem Einzelnen noch Vieles berichtigt werden mag. Und mehr braucht ja eine Geſchichte, welche beſonders die Belehrung des Volkes ſich zur Aufgabe ſetzt, nicht zu leiſten.

Aber bedarf es dazu einer neuen Bearbeitung? Und haben nicht ſchon unſere Vorgänger das Nöthige geleiſtet? Ihre Verdienſte ſollen durchaus nicht geſchmälert werden. Aber ſeitdem ſind eben doch ſehr viele neue Forſchungen gemacht, wichtige Urkunden und andere geſchichtliche Denkmäler ans Licht gefördert, unſere hiſtoriſchen Kenntniſſe überhaupt ziemlich erweitert worden. Sodann haben ſich indeſſen wieder neue Geſichtspunkte eröffnet. Göthe macht irgendwo die Bemerkung, daß die Geſchichte von Zeit zu Zeit umgeſchrieben werden müſſe, nicht nur, weil viel Geſchehenes nachentdeckt worden, ſondern weil der Genoſſe einer fortſchreitenden Zeit auf Standpunkte geführt werde, von welchen ſich das Vergangene auf neue Weiſe überſchauen und beurtheilen laſſe. Dies gilt beſonders von unſerer Zeit. Was haben wir nicht Alles erlebt! Welch tiefgehende Entwicklungen der Nation haben ſich unter unſeren Augen vollzogen, welch mächtige Bewegungen ſind vor uns vorübergegangen, welch ungeheuere Ereigniſſe ſind ihnen gefolgt! Solche Erlebniſſe klären den hiſtoriſchen Blick und geben nicht ſelten ein beſſeres Verſtändniß für die Vergangenheit, als die gelehrteſten Studien. Gar manche Momente, die ſonſt als unbedeutend übergangen oder als unverſtanden vernachläſſigt worden ſind, erhalten jetzt eine überraſchende Bedeutung und erſcheinen im Zuſammenhang mit größeren Beſtrebungen und Ereigniſſen. Es verlohnte ſich wohl der Mühe, jene neuen Forſchungen zu verarbeiten, dieſe neuen Geſichtspunkte geltend zu machen, und ſo der Nation in ihrer Geſchichte ein Bild vorzuhalten, in welchem ſie ſich vielleicht beſſer erkennt und zum klareren Bewußtſein ihrer ſelbſt gelangt, als es bisher der Fall geweſen.

Der Verfaſſer iſt daher gerne der Aufforderung der Verlagshandlung nachgekommen, die vaterländiſche Geſchichte des zu früh verſtorbenen Eduard Duller fortzuſetzen, um ſo mehr, da ſein Werk mit einer ganz neuen Epoche beginnt, ſo daß es zugleich als ein ſelbſtändiges betrachtet werden kann, als welches es auch in einer beſonderen Ausgabe erſcheint. Als ſolches reiht es ſich an frühere Arbeiten des Verfaſſers an, wie an die Heinriche (in der „politiſchen Geſchichte Deutſchlands“ 1842) und an den Aufſatz in Welckers Staatslexikon „über die Hohenſtaufen“.

Dem Verfaſſer war eine gewiſſe Gränze hinſichtlich des Umfanges gezogen. Die Geſchichte von Rudolf von Habsburg bis auf die Gegenwart ſoll drei Bände umfaſſen. Immerhin Raum genug, um die allgemeinen Grundzüge unſerer nationalen Entwicklung während dieſer Zeit darin niederzulegen und von dem Schickſale unſeres Volkes in großen, aber ſcharfen und beſtimmten Strichen ein Bild zu entwerfen. Und mehr, wie dieſes, bedarf es ja für ein Geſchichtsbuch nicht, welches für einen größeren Leſerkreis beſtimmt iſt.

Aber gerade eine ſolche Kürze der Behandlung hat, wenn ſie nicht auf bloße Redensarten und leere Allgemeinheiten hinauslaufen ſoll, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen.

Denn ſoll das Buch in der That nur die Ergebniſſe der ganzen Geſchichte liefern, gleichſam den Auszug des Geiſtes aus dem Leben unſerer Nation, ſo iſt es für den Geſchichtſchreiber unerläßlich, daß er die Stofflichkeiten ſämmtlich durchforſcht, aus denen er dieſe Ergebniſſe zu ziehen vermag. Er hat eigentlich dieſelbe Mühe, wie wenn er ein größeres ausführlicheres Werk ſchreiben wollte.

Sodann hat beſonders die Darſtellung ihre Schwierigkeiten. Es fragt ſich, wie viel und was von dem vorhandenen Stoff gegeben werden darf. Die größte Kunſt bewährt ſich hier in der Auswahl, und die Meiſterſchaft zeigt ſich faſt weniger in dem, was man gibt, als in dem, was man weggelaſſen hat. Die leitenden Gedanken, welche in der Geſchichte zur Darſtellung kommen, ſollen allerdings die Hauptſache ſein. Allein man macht mit Recht an ein Geſchichtsbuch die Anforderung, daß es nicht blos dieſe gebe in ihrer kalten Abgezogenheit, ſondern daß dieſe Gedanken mit Fleiſch und Blut umkleidet werden, daß ſie Farbe haben. Man muß ſie ſo zu ſagen greifen können. Es ſind demnach eine Menge lebendiger Züge aufzunehmen, kennzeichnende Bilder, Perſönlichkeiten, welche den Gedanken Leben verleihen und uns die wirkliche Welt in einem kleinen Spiegel ſehen laſſen. Dieſe Züge, dieſe Einzelnheiten dürfen aber nicht unverbunden und beziehungslos als Bruchſtücke vor dem Leſer ſich abrollen: vielmehr muß das Buch ein abgerundetes in ſich abgeſchloſſenes Ganze vorſtellen, in welchem jedes Einzelne ſeine Beziehung zum Allgemeinen hat und mit Abſicht an der Stelle ſteht, in welcher wir es finden.

Ich bin von folgenden Grundſätzen ausgegangen.

Die Hauptſache iſt mir die Entwicklung im Ganzen und Großen, der geiſtige Inhalt vom Leben der Nation. Alles Andere muß ſich dieſem Geſichtspunkte unterordnen. Ich denke, anders darf man wenn man auf die Gegenwart wirken will — und das ſoll doch jeder Hiſtoriker — die deutſche Geſchichte nicht ſchreiben. Groß und ernſt muß man das Leben unſerer Nation behandeln: denn groß und ernſt iſt auch unſere Gegenwart und die Zukunft fordert von den Deutſchen noch mehr Größe und Ernſt, als bisher gezeigt worden iſt.

Ich habe es daher verſchmäht, Einzelnes auszumalen, beſonders Ereigniſſe, die ohnedies ſchon oft genug beſchrieben und beſungen worden ſind. So wird man die Schweizerſchlachten, den Tod des Johann Huß und ſo manches Andere, das ſonſt in den Geſchichtsbüchern mit behaglicher Breite dargeſtellt zu werden pflegt, ſehr kurz behandelt finden. Ich hatte den Raum für andere Dinge nöthig.

Ueberhaupt habe ich die äußeren Ereigniſſe ſo kurz behandelt, als mir möglich war. Aber Einzelnes habe ich doch herausgegriffen, um es ausführlicher zu behandeln. Das ſind Ereigniſſe, welche eine größere Bedeutung für die allgemeine Entwicklung hatten, und in denen ſich zugleich der Geiſt der Zeit veranſchaulichen ließ; ſo die Regierung Ludwig des Baiern, der große deutſche Städtekrieg von 1388, der Fürſtenkrieg von 1460—1463.

Dagegen habe ich verhältnißmäßig mehr Raum auf die Darſtellung der inneren Zuſtände verwendet, auf die ſtaatlichen wie auf die religiöſen. Denn dieſe bilden den eigentlichen Inhalt unſerer Geſchichte während des Zeitraums, den dieſer Band behandelt. Man kann den Inhalt der zwei Bücher dieſes Bandes kurz ſo bezeichnen: das erſte Buch enthält das Uebergewicht der Demokratie und den endlichen Verſuch derſelben, das Fürſtenthum zu überwältigen und neue öffentliche Zuſtände auf demokratiſcher Grundlage zu ſchaffen. Das zweite Buch ſtellt den nach Vereitlung dieſes Verſuches eintretenden raſchen Verfall des Reiches, die allmälige Auflöſung aller öffentlichen Verhältniſſe dar. Dazu kommt auch noch der vereitelte Verſuch der Kirchenreform. (Neben den Momenten des Verfalls gibt es allerdings noch andere, welche die Erhebung in der Reformationszeit vorbereiteten. Ich habe ſie aber abſichtlich in dieſen Band nicht mehr hereingezogen: ſie erſcheinen in beſſerem Zuſammenhange am Anfange des nächſten Buches.)

Durch dieſen Inhalt wurde die Anlage des Ganzen, die Gruppirung der einzelnen Beſtandtheile bedingt. Einem ſo einſichtsvollen, ſachkundigen und geiſtreichen Beurtheiler gegenüber, wie der in der Nationalzeitung, welcher die erſte Abtheilung dieſes Bandes beſprochen hat, wäre es allerdings nicht nöthig, nur ein Wort darüber zu verlieren. Es wird aber überhaupt nicht überflüſſig ſein, hervorzuheben, warum ich die Anlage dieſes Bandes ſo eingerichtet habe, wie ſie dem Leſer vorliegt, und daß ſie nicht auf Willkür, ſondern auf der bewußteſten Abſicht beruht.

Ich halte es für unzweckmäßig, wenn man für eine Geſchichte, die man in mehrere Zeitabſchnitte einzutheilen pflegt, ein Syſtem der Behandlung aufſtellt, welches gleichmäßig für alle Zeitabſchnitte gelten ſoll, wie z. B. wenn man regelmäßig zuerſt die äußeren Ereigniſſe erzählt, und ſodann die ſogenannten Staatsmerkwürdigkeiten folgen läßt, die ſtaatlichen Verhältniſſe, die Literatur, kirchliche und religiöſe Zuſtände, Bildung, Sitte u. ſ. w. Bei einer ſolchen Behandlung kommt man häufig in die Lage, daß jene ſogenannten culturgeſchichtlichen Gegenſtände durchaus nicht in ein zuſammenhängendes gleichartiges Bild gebracht werden können, ſondern daß ſich die einzelnen Thatſachen geradezu widerſprechen, weil die innere Entwicklung, welche in ihnen vorgegangen iſt, nicht mit der von dem Geſchichtſchreiber willkürlich feſtgeſetzten Periode in Einklang gebracht werden kann. Wenn ich z. B. die ſtaatlichen Verhältniſſe u. ſ. w. erſt am Schluſſe dieſes Bandes hätte geben wollen, darein Alles faſſend, was von 1273 bis 1490 vorgegangen, ſo wäre daraus ein Sammelſurium geworden, worin man keinen Zuſammenhang, keinen durchgreifenden Gedanken entdeckt hätte: denn die Dinge waren z. B. im Jahre 1382 weſentlich anders, als 1490. Eben dieſe ſogenannten culturgeſchichtlichen Momente haben in der Mitte dieſes Zeitabſchnitts eine höchſt bedeutungsvolle Wendung genommen: ſie haben weſentlich auf die Geſchichte eingewirkt und bilden daher eine Haupttriebfeder. Nach meiner Meinung muß man die Darſtellung immer den Gegenſtänden anbequemen, und ſich nicht an eine Formel halten. Als Grundſatz muß man aber feſtſtellen, daß die einzelnen Gegenſtände nur dann von dem Geſchichtſchreiber zur Darſtellung gebracht werden, wenn ſie im Leben wirkſam erſcheinen, wenn ſie anfangen, eine eingreifende Rolle zu ſpielen. Dann kann er Alles nachholen, was ſich auf ihre Anfänge und ihre bisherige Entwicklung bezieht.

Demgemäß habe ich es für zweckmäßig gefunden, bis zum Jahre 1350 die Kaiſer zum Mittelpunkte der Darſtellung zu machen, und um ſie die Ereigniſſe zu gruppiren, weil während dieſer Zeit die Perſönlichkeit der Kaiſer noch von großem Einfluſſe geweſen iſt und die Hauptabſicht dahin ging, die alte Kaiſermacht wieder herzuſtellen. Von da an aber geht das Ganze immer mehr auseinander: es ſind nicht mehr die Kaiſer, welche die Entwicklung beſtimmen, ſondern es ſind eben die Kräfte der Nation. Dieſe Kräfte verſelbſtändigen ſich, nehmen mehr und mehr eine von den

Kaiſern unabhängige Stellung ein und machen die Geſchichte. Es war daher nothwendig, jetzt dieſen Grundſtoffen die Aufmerkſamkeit zuzuwenden und eine genaue Darlegung ihrer Verhältniſſe zu geben, ehe die Ereigniſſe eintraten, welche durch ihren gegenſeitigen Kampf hervorgerufen wurden. Zu dieſem Ende habe ich zuerſt das Fürſtenthum und dann das Städteweſen beſchrieben: denn beide ſind die feindlichen Kräfte, deren gegenſeitiger Streit von nun an unſere Geſchichte beſtimmt. Eine Ueberſicht der fürſtlichen Gebiete ſchien mir durchaus nothwendig zu ſein. Man tappt ſonſt ganz im Dunkeln herum, wenn von dieſem oder jenem Fürſten die Rede iſt, und man weiß nicht, wo man ihn unterbringen ſoll. Abgeſehen aber davon war nur dadurch eine klare Anſchauung über das Fürſtenthum überhaupt zu gewinnen, und da es ſpäter eine ſo große Rolle ſpielt, war es nothwendig, auch ſeine Anfänge mitzutheilen. Ich werde jedem folgenden Band eine ähnliche Ueberſicht der fürſtlichen Gebiete beigeben. Uebrigens wird man ſich noch ein klareres Bild verſchaffen, wenn man die Karte in Spruners hiſtoriſchem Atlas Nr. 17 zur Hand nimmt, welche ich mit Vortheil benutzt habe. Eine nähere Darlegung des Städteweſens, der Landſtände, der bäuerlichen Verhältniſſe, der volksmäßigen Dichtung, überhaupt aller demokratiſchen Grundſtoffe der Nation war ebenſo nothwendig, um der nun folgenden Bewegung eine Unterlage zu geben, und ſie in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange und in ihrer großen Bedeutung erſcheinen zu laſſen. Die Macht dieſer Bewegung tritt dadurch um ſo klarer hervor, daß das Bild, welches kurz vorher von den Beſtrebungen und der ſchlauen Staatskunſt Karls IV. entworfen wird, gewiſſermaßen ihren Hintergrund bildet.

Das zweite Buch beſchäftigt ſich mit dem Verfall des Reichs und der Kirche und mit den vergeblichen Verſuchen, aus demſelben herauszukommen. Das iſt der durchgreifende Gedanke des zweiten Buches, und um ihn gruppiren ſich die Thatſachen, die Ereigniſſe und die Perſönlichkeiten. Es iſt zwar noch eine andere Entwicklung darin aufgenommen, welche theilweiſe der Zeit und dem Weſen nach in das erſte Buch gehörte, nämlich die im dritten Abſchnitt dargeſtellte Entwicklung einer freieren religiöſen Richtung. Da aber die mit ihr in Verbindung ſtehende kirchliche Bewegung noch bis über die Hälfte des Jahrhunderts fortdauerte, ſo war es zweckmäßiger, ſie in dieſem Zuſammenhange darzuſtellen.

Das Ergebniß dieſer beiden Bücher ſtellt ſich jetzt ſo dar. Da es den Kaiſern für ſich allein nicht gelang, eine Erneuerung des Kaiſerthums zu ermöglichen, ſo erſtrebte die Demokratie eine Umgeſtaltung der Verfaſſung, und zwar auf dem Wege der Umwälzung. Das Nämliche verſuchte, mit ihr in Verbindung, die freie religiöſe Richtung auf dem Gebiete der Kirche. Beide Verſuche mißlangen. Jetzt nehmen die herrſchenden Gewalten die Verbeſſerungsverſuche in die Hand, um ſie auf dem Wege der Unterhandlung und des Vertrags feſtzuſetzen; ſie bringen es aber trotz aller Anſtrengungen nicht weiter. Im Gegentheil: Alles wird ſchlechter, während doch das Bedürfniß nach einer Reform von Jahr zu Jahr ſteigt, ſo daß die Nothwendigkeit einer neuen noch gewaltigeren Umwälzung außer allem Zweifel erſcheint.

Die Männer von Fach werden in dieſem Bande trotz der gebotenen Kürze doch manche neue Forſchungen entdecken und ſehen, daß in manche Ereigniſſe mehr Zuſammenhang gebracht worden iſt, als es bisher geſchehen. Mit der neuen Auffaſſung von König Albrecht I. hat eigentlich ſchon Kopp in den Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde die Bahn gebrochen, Böhmer in den Regeſten hat ſie noch weiter ausgeführt, und ich bin, denke ich, der erſte, der ſie in einem deutſchen Geſchichtsbuche geltend gemacht hat. Auch mit meiner Auffaſſung Heinrichs VII. iſt theilweiſe Böhmer vorangegangen. In der Geſchichte Ludwig des Baiern habe ich, meiner Meinung nach, manche dunkle Partien erhellt, beſonders die Zeit von 1338 bis zu ſeinem Tode. Die Darſtellung des Reichstags von 1444 in Frankfurt und des Fürſtentags in Renſe habe ich nirgends ſo gefunden. Es laſſen ſich aber mit meiner Auffaſſung alle ſcheinbar ſich widerſprechenden Angaben der Chroniſten auf das Beſte vereinigen, und es wird nun Alles klar. In den Abſchnitten über den Städtebund und den Städtekrieg von 1388 wird man auch manches Neue entdecken. Die große Bedeutung des letzteren, nämlich als nationale Bewegung, haben zwar ſchon Andere geahnt, z. B. Feßmaier (in der Abhandlung: „über das Entſtehen und Aufblühen des oberdeutſchen Städtebundes“, 1819); doch faßte er ſie mehr vom baieriſchen, d. h. fürſtlichen Standpunkte auf; auch fehlte es an einer näheren Ausführung. Ueber die böhmiſchen Verhältniſſe, namentlich die Huſſitenkriege, hat Palacky Treffliches geleiſtet, das ich nicht verſäumte, mir zu Nutzen zu machen. Ueber die Verhältniſſe unter Friedrich III. haben mir zwei Schriften ſehr reichhaltigen Stoff gegeben: nämlich Chmels Geſchichte von Friedrich III., ein Buch voll der ſchätzbarſten Materialien, von dem leider nur die erſten beiden Bände, die bis 1452 reichen, erſchienen ſind, und das von Höfler herausgegebene kaiſerliche Buch Albrechts Achilles, deſſen Urkunden ein neues Licht über die Geſchichte des 15. Jahrhunderts verbreiten. Sehr beachtenswerth iſt auch die Einleitung deſſelben Schriftſtellers zu den gleichfalls von ihm herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Ritters von Eyb, ſo wie ſeine Abhandlung über Podiebrad in den Abhandlungen der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Der Abſchnitt über die neue religiöſe Bewegung, S. 382 bis 401, reiht ſich als Ergänzung meinem Buche über das Reformationszeitalter an, wobei ich übrigens Baur in Tübingen, beſonders ſeinem Aufſatze über die Myſtiker in Zellers theologiſchen Jahrbüchern viel verdanke.

Bei den Vorarbeiten über einzelne Gegenſtände habe ich es recht bedauert, daß in Deutſchland keine geſchichtliche Zeitſchrift vorhanden iſt, wo man einzelne kleinere Forſchungen mit den betreffenden Beweisſtellen niederlegen könnte. In einem Buch, wie das vorliegende, kann man natürlich nicht allen gelehrten Apparat hineinbringen, und doch verlangt das hiſtoriſche Gewiſſen, daß neue Anſichten, ſelbſt wenn ſie nur Einzelnheiten beträfen, nicht ſo ohne Weiteres in die Welt hinausgegeben werden. Der Anzeiger des germaniſchen Muſeums könnte ſich am erſten noch zu einer ſolchen Zeitſchrift erweitern. Aber freilich bedürfte wohl auch ein ſolches Unternehmen der Unterſtützung.

Schließlich noch einige Worte über die Sprache. Ich habe in dieſem Buche den Verſuch gemacht, mich ſo viel wie möglich der Fremdwörter zu enthalten. Sie verunreinigen unſere Sprache und geben ihr ſogar etwas Anmaßliches und Anſpruchsvolles. Es iſt jedoch keine Kleinigkeit, ein ſolches Vorhaben auszuführen. Denn wir haben uns ſo ſehr an die Fremdwörter gewöhnt, daß man oft Mühe hat, ein paſſendes entſprechendes deutſches Wort für ein fremdes zu finden. Auch iſt es unmöglich, ſie alle zu vermeiden. Denn mit manchen ſind eben Vorſtellungen verbunden, welche durch ein deutſches Wort nicht ausgedrückt werden können. Doch läßt ſich, wenn dieſe Beſtrebungen nicht vereinzelt, ſondern von Vielen zugleich ausgehen, Vieles thun. Und wir haben z. B. in unſern Myſtikern des 14. Jahrhunderts ein vortreffliches Vorbild, wie ſelbſt die ſchwierigſten Kunſtausdrücke der Philoſophie mit Glück verdeutſcht werden können.

So möge denn dieſes Buch in die Welt hinausgehen und denſelben Anklang finden, deſſen ſich auch die andern Werke des Verfaſſers zu erfreuen gehabt haben.

Heidelberg, 23. Juli 1854.

Karl Hagen.

Fünftes Buch.

1. Die erſten Zeiten der Regierung Rudolf's von Habsburg. Krieg mit Ottokar von Böhmen. Gründung der habsburgiſchen Hausmacht durch Erwerbung der öſterreichiſchen Lande.

Als Rudolf von Habsburg den deutſchen Thron beſtieg, befand ſich das Reich in einem ähnlichen Zuſtande der Auflöſung, wie nach dem Abgange der Karlinger. Die kaiſerliche Macht war zu einem Schatten herabgeſunken; das Reichsgut von den Oberhäuptern ſelbſt verſchleudert oder von den Fürſten an ſich geriſſen; die Rechte des Kaiſerthums gegenüber der Kirche alle dem Papſtthum preisgegeben; die Fürſten ſchon faſt ganz unabhängig, ländergierig, mit dem Adel wetteifernd, ſich des Eigenthums Anderer zu bemächtigen; überhaupt das öffentliche Weſen nahe daran, aus Rand und Band zu gehen. In dieſer Lage der Dinge war es, wie zu den Zeiten des erſten Konrad, wiederum die höhere Geiſtlichkeit, welche die Nothwendigkeit einſah, dem deutſchen Volke ein neues Oberhaupt zu ſetzen. Denn verhältnißmäßig hatte ſie am meiſten zu fürchten von dem Zuſtande der Auflöſung, von dem dadurch begünſtigten Umſichgreifen des Fürſtenthums, ja auch von dem Freiheitsſinne der Städte: erſt Erzbiſchof Engelbrecht von Köln hatte dies erfahren, da er von den Bürgern gefangen genommen und erſt 1271 wieder freigegeben worden war. So ging denn der Gedanke der Wiederherſtellung der königlichen Macht zunächſt von den drei geiſtlichen Kurfürſten aus — wie es heißt, drohte ſogar der Papſt, einen König einzuſetzen, wenn die deutſchen Fürſten es nicht thäten —; ihnen ſchloß ſich in erſter Reihe der Pfalzgraf am Rhein, Ludwig der Strenge an, und dann die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg.

Indeſſen gab man keineswegs die Anſchauung auf, von welcher das Fürſtenthum in den letzten Zeiten geleitet geweſen. Man wollte keinen mächtigen Herrſcher. So verfiel man denn wieder auf einen Grafen, deſſen wenn auch nicht gerade unbedeutende, doch im Vergleich mit den größeren Fürſten keineswegs beträchtliche Hausmacht nicht Entwürfe fürchten ließ, welche dem Fürſtenthum hätten gefährlich werden können. Auch nicht ohne alle Vortheile für ſich nahmen die Kurfürſten die Königswahl vor. Wie es ſcheint, mußte Rudolf noch vor ſeiner Wahl die Rechte der Kurfürſten, die ſich erſt während des Zwiſchenreiches entwickelt, in einem großem Umfange anerkennen und ſich von ihnen bei den wichtigſten Entſchließungen die Hände binden laſſen: wenigſtens deutet die Handlungsweiſe Rudolf's als König darauf hin. Sodann ließen ſie ſich von ihm große Summen zahlen, unter der Form einer Vergütung ihrer Wahlkoſten, was denn von jetzt an zum Herkommen wurde. Der Kurfürſt von Mainz bekam außerdem noch 2000 Mark, der von Köln die Reichsburg Kaiſerswerth zum lebenslänglichen Beſitz; zwei weltliche Kurfürſten, der Pfalzgraf und der Herzog von Sachſen verknüpften ſich mit dem neuen Königshauſe durch Heirathen, und der Burggraf von Nürnberg, der bei Rudolf's Wahl beſonders thätig geweſen, ließ ſich zum Dank dafür vom Könige die weibliche Erbfolge in ſeinen Lehen und Beſitzungen zuſichern, falls er — was jedoch nicht geſchah — ohne männliche Nachkommen ſterben ſollte.

Rudolf von Habsburg war aus einem alten Geſchlechte entſproſſen, welches in den ſüdlichen Theilen Schwabens, in der heutigen Schweiz, im Aargau angeſeſſen und auch mit der Landgrafſchaft des Elſaſſes betraut war. Rudolf, geboren im Jahre 1218, hatte ſich bereits in jungen Jahren als Kriegsheld hervorgethan, war ein Anhänger Friedrich's II. und kam als ſolcher in den Kirchenbann. Darauf, als das Glück ſich von dem hohenſtaufiſchen Geſchlechte wandte, ſöhnte er ſich mit der Gegenpartei aus, ward des Bannes entbunden und wußte nun mit ebenſo viel Kraft als Geſchicklichkeit ſeine Stellung zu behaupten und zu befeſtigen. Durch eine Reihe von Fehden, die er theils mit dem benachbarten Adel, theils mit den Biſchöfen von Baſel und Straßburg, theils mit dem Abbt von St. Gallen, theils mit den Städten glücklich beſtanden, verſchaffte er ſich einen gefürchteten Namen, und endlich begünſtigte ihn auch das Glück noch dadurch, daß er die Grafſchaft Kyburg durch Erbſchaft an ſich brachte, wodurch ſeine Macht ſich über das Doppelte vergrößerte. So war er denn durch Einfluß und Grundbeſitz einer der bedeutendſten Herren des ſüdweſtlichen Deutſchlands, als er zum Könige der Deutſchen erwählt ward. Aber, wie geſagt, ſeine Hausmacht reichte doch nicht hin, wenn er das deutſche Kaiſerthum zu ſeiner früheren Bedeutung erheben wollte.

Rudolf aber hatte offenbar dieſe Abſicht. Seine Wahl kam ihm keineswegs unerwartet; ja er war ſchon lange vorher von dem Plan der geiſtlichen Fürſten unterrichtet, und hatte daher Zeit zur Ueberlegung. Bei einem ſo klugen und umſichtigen Manne, als welchen ſich Rudolf bisher bewährt, durfte man vorausſetzen, daß er ſich nicht von dem bloßen Glanze einer Krone blenden ließ, welche damals keine Bedeutung mehr hatte, wenn er nicht die Abſicht hegte, ihr dieſe wieder zu verſchaffen. Aber Rudolf nahm ohne ſich zu bedenken, die Wahl an, reiſte ſofort den Rhein entlang nach Aachen, und ließ ſich dort, noch ehe vier Wochen vergangen waren, zum Könige krönen (24. Oktober 1273). Alles deutete an, daß er entſchloſſen ſei, die neue Würde mit der ihm eigenen Kraft und Entſchiedenheit zu handhaben. Auch war das Volk von einem ähnlichen Gefühle durchdrungen. Denn die Nachricht von der Königswahl wurde von ihm allenthalben mit großer Freude vernommen und ſchon der Zug Rudolf's zu ſeiner Krönung glich einem Triumphzuge.

Aber nach welchem Plane handelte er nunmehr? Es entging ihm nicht, daß der unglückliche Ausgang des letzten Kaiſergeſchlechts und der damit zuſammenhängende Verfall des deutſchen Reichs nur in der unſeligen Staatskunſt der Hohenſtaufen ſeinen Grund hatte, den Schwerpunkt ihrer Macht in Italien zu ſuchen, dagegen Deutſchland zu vernachläſſigen. Rudolf, klüger, als ſeine ritterlichen Vorgänger, verzichtete darauf, über ein Land eine Herrſchaft auszuüben, welche, wenn auch von augenblicklichen Erfolgen begleitet, weil unnatürlich niemals von Dauer ſein konnte. Er iſt während ſeiner ganzen Regierung niemals nach Italien gekommen und hat daher auch nicht die Kaiſerkrone erlangt. Nicht, als ob er gegen dieſe Würde gleichgültig, oder als ob es von Anfang an feſtgeſtellter Plan geweſen, Italien niemals als deutſcher König heimzuſuchen. Vielmehr beſchäftigte er ſich immer mit dieſem Gedanken und ſogar in dem letzten Jahre ſeiner Regierung hatte er ihn nicht aufgegeben. Aber er wollte ſich die Kaiſerkrone nur unter Umſtänden holen, welche einen ehrenvollen Ausgang des Römerzuges erwarten ließen. Die Verhältniſſe Italiens ſchienen ihm aber ſo beſchaffen, daß er einen ſolchen Ausgang nicht zu hoffen wagte. So unterblieb denn der Römerzug.

Dafür wollte er ſeine ganze Thätigkeit dem deutſchen Reiche zuwenden. Aber auch hier hoffte er kein Gedeihen, wenn er nicht mit derjenigen Macht in friedlichem Vernehmen blieb, welche die Hohenſtaufen geſtürzt hatte, nämlich mit der Kirche. In der That: Rudolf, ſo ein eifriger Ghibelline er auch früher geweſen ſein mochte, und ſo wenig Gewiſſensbiſſe er auch empfand, wenn er Biſchöfe oder Aebbte bekriegte, kam doch als deutſcher König ſofort zu der Ueberzeugung, daß ein ruhiger Beſitz ſeiner Macht auf keinen Fall zu hoffen ſei, wenn er nicht mit dem Papſtthum Hand in Hand ginge: er iſt daher gegen den heiligen Vater in Rom nicht minder friedfertig geſinnt, wie gegen Italien überhaupt. Bald nach ſeiner Krönung erſuchte er den Papſt Gregor X. um ſeine Beſtätigung und erklärte dabei, alle Eide zu leiſten, wie ſeine Vorgänger, und welche der Papſt verlange. Zwei Jahre ſpäter (1275) beſchwört er feierlich, alle Beſitzungen, welche die Kirche bereits hat oder auf welche ſie Anſprüche erhebt, nämlich das Land von Radicofani bis Ceperano, das Exarchat Ravenna, Pentapolis, die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, das Land der Gräfin Mathilde, die Grafſchaft Brittonoro, nach Kräften zu ſchirmen oder ſie wieder darin einzuſetzen. Auch das Reich Sicilien will er der Kirche zu erhalten ſuchen und überhaupt dem Papſt und deſſen Nachfolgern Gehorſam und Ehrerbietung erzeigen, wie die früheren frommen Kaiſer. Ferner verſpricht er: Freiheit der Wahl der Kirchenfürſten durch die Kapitel, ungehinderte Berufungen an den römiſchen Stuhl, Verzichtleiſtung auf das Spolienrecht (das Recht, auf die Hinterlaſſenſchaft der Biſchöfe), Vertilgung der Ketzer. Endlich verſpricht er, nicht zu verletzen noch durch Andere verletzen zu laſſen die Vaſallen der Kirche, namentlich nicht den König Karl von Sicilien, noch die anderen Getreuen der Kirche, die ihr gegen den Kaiſer Friedrich und deſſen Erben beigeſtanden, deßhalb zu verfolgen, eher zu begünſtigen.

Dieſe Zugeſtändniſſe waren allerdings groß und die Päpſte fürchteten daher, Rudolf möge ebenſo verfahren, wie ſeine Vorgänger, welche ähnliche Verſprechungen geleiſtet und ihnen doch zuwider gehandelt hatten. Rudolf mußte die erwähnten Verſprechungen wiederholt leiſten und auch die Kurfürſten ſich damit einverſtanden erklären, ehe ihn der Papſt als König anerkannte. Es ſchien nun aber doch einmal, als ob die Befürchtung des päpſtlichen Hofes gerechtfertigt geweſen. Denn als Rudolf im Jahre 1275 ſeine Gewaltboten nach Italien ſandte, benahmen ſich dieſe in dem Gebiete von Ravenna, Ancona und anderen Orten der päpſtlichen Herrſchaft, wo ſie den Eid der Einwohner für Rudolf verlangten, dergeſtalt, daß ſich der päpſtliche Hof bitter bei Rudolf beklagte, welcher aber ſo nachgiebig war, zu verordnen, daß ſeine Gewaltboten die bereits entgegen genommenen Eide den Einwohnern wieder zurückgeben ſollten. Wiederholt mußte Rudolf anerkennen, daß das Kaiſerthum unter dem Papſtthume ſtehe, daß jenes von dieſem verliehen werde, daß es gleichſam das kleinere Licht ſei, welches durch das größere, den Statthalter Chriſti, beleuchtet werde. Ja, auch das Kreuz nahm Rudolf aus den Händen des Papſtes Gregor X., mit dem er in Lauſanne zuſammengekommen. Da aber bald darauf dieſer Papſt ſtarb, ſo unterblieb der Kreuzzug, der überhaupt in vollſtändigem Widerſpruche mit Rudolf's ſonſtigen Planen geweſen wäre, und kam niemals zur Ausführung.

Bei dieſer entſchieden kirchenfreundlichen Geſinnung des deutſchen Königs — bezeichnend hierfür iſt, daß er bei ſeiner Krönung, da inzwiſchen der Scepter abhanden gekommen, raſch entſchloſſen, das Crucifix ergriff und mit dieſem, in dem alle Menſchen erlöſt ſeien, die Belehnungen ertheilte — war auch von Seiten der römiſchen Kurie keine Feindſeligkeit zu beſorgen, um ſo weniger, als Rudolf keine Miene machte, ſeine Handlungsweiſe zu verändern. Im Gegentheile, die Päpſte leiſteten ihm im Anfange manchen guten Dienſt, indem ſie ſeine Feinde mit ihm auszuſöhnen trachteten oder ſie mit dem Banne bedrohten.

Aber nicht blos mit dem römiſchen Stuhle blieb Rudolf in gutem Vernehmen: auch an die deutſche Geiſtlichkeit lehnte er ſich an. Hatte er ja ſeine Wahl vorzugsweiſe den geiſtlichen Kurfürſten zu danken. Er verſäumte nicht, gleich auf ſeinem erſten Reichstage die reine Treue und aufrichtige Hingabe der geiſtlichen Fürſten an das Reich zu beloben und ihnen alle ihre Gerechtſame zu beſtätigen. Dieſe Vorliebe für die Geiſtlichkeit behielt er bei. Er nahm ſie bei jeder Gelegenheit in Schutz gegen die Eingriffe der weltlichen Macht, ſie mochten kommen, woher ſie wollten, bereicherte ſie, ſo weit er es vermochte, beſchenkte ſie mit neuen Rechten und richtete ſich vorzugsweiſe nach ihrem Rath. Beſonders mit dem Erzbiſchof Werner von Mainz, der ihn auf einer Reiſe nach Italien kennen gelernt und die Aufmerkſamkeit der übrigen Kurfürſten auf ihn gelenkt hatte, ſtand er ſehr gut. Nach ſeinem Tode (1286) gelang es ihm, den Biſchof Heinrich von Baſel, einen ſeiner vertrauteſten Räthe, den er bei den wichtigſten Sendungen gebrauchte, auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu befördern, und Heinrich fuhr fort, das gute Vernehmen mit ſeinem Gönner zu erhalten. Ja, Rudolf erhöhte ſeine Macht, indem er ihm wichtige Statthalterſchaften, wie z. B. über die thüringiſchen Lande, übergab. Wie mit dem wichtigſten Erzbisthum am Rhein, ebenſo wußte er mit dem Erzbisthum Salzburg, dem wichtigſten im Oſten des Reichs, die Freundſchaft zu bewahren. Nicht minder gut ſtand er mit den Biſchöfen jener Gegenden. So kann man wohl ſagen, daß auf ſeine Regierungshandlungen die Geiſtlichkeit einen weſentlichen Einfluß übte. Meiſt iſt er mit Biſchöfen umgeben, und die wichtigſten Beſchlüſſe kommen unter ihrer Mitwirkung zu Stande.

Mit der Kirche glaubte ſich Rudolf einer geiſtigen Macht verſichert zu haben. Sie allein genügte indeſſen nicht: er brauchte auch noch eine ſtoffliche Unterlage für ſeine Herrſchaft. Er war zu klug um nicht zu wiſſen, daß er ſich auf die weltlichen Fürſten nicht verlaſſen könne, daß dieſe vielmehr jeder Erkräftigung des Königthums widerſtrebten. Nun war freilich durch die Zugeſtändniſſe, welche er an die Kurfürſten gemacht, ſchon ziemlich viel verloren und dieſe traten jetzt bereits in eine Stellung ein, welche das Königthum bedeutend zu beſchränken vermochte. Auch wagte Rudolf keineswegs, die Fürſtenmacht grundſätzlich anzutaſten: vielmehr erkannte er die Rechte, welche dieſelbe im Laufe der Zeiten erworben, an und begnügte ſich damit, die Reichsgüter, welche ſeit Friedrich's Zeiten von den Fürſten gewaltthätig an ſich geriſſen waren, wieder zurück zu fordern. Dagegen verſuchte er, die Mächtigſten unter ihnen an ſein Haus zu feſſeln. Mit zweien war bereits der Anfang gemacht: der Pfalzgraf Ludwig am Rhein heirathete die eine ſeiner ſechs Töchter, der Herzog Albrecht von Sachſen die zweite. Auch der Burggraf von Nürnberg war ein treuer Anhänger Rudolf's. Dagegen war der König Ottokar von Böhmen, zugleich Beherrſcher ſämmtlicher öſterreichiſcher Lande, ohnſtreitig der gewaltigſte deutſche Fürſt damaliger Zeit, Rudolf's entſchiedener Gegner und nicht minder feindſelig war der Herzog Heinrich von Baiern geſinnt, der mit ſeinem Bruder, dem Pfalzgrafen Ludwig, Rudolf's Schwiegerſohn in Feindſchaft lebte. Auch auf den Markgrafen Otto von Brandenburg war kein Verlaß, ſo wenig wie auf die anderen Fürſten.

Unter ſolchen Umſtänden konnte eine geſunde Staatskunſt den neuen König nur zur Begünſtigung der Städte führen. In der That erſcheint Rudolf gleich anfangs als ein Freund des Bürgerthums. Er beſtätigte den Städten nicht nur ihre bisherigen Freiheiten, ſondern ertheilte ihnen neue, ſprach namentlich im Allgemeinen und Beſonderen wiederholt die Befreiung von fremden Gerichten aus, ſchuf ferner eine Menge neuer Städte und beſchenkte ſie mit den bekannten Rechten. Doch kann man nicht ſagen, daß die Begünſtigung des Bürgerthums von Seiten Rudolf's ſo entſchieden und rückhaltslos geweſen ſei, wie die der Kirche. Auch war dies ſehr begreiflich. Denn Bürgerthum und Geiſtlichkeit ſtanden ſich gerade damals feindſelig gegenüber, indem ſich das erſtere entweder, wo es noch nicht geſchehen, von Biſchöfen oder Aebbten unabhängig zu machen, oder, wo die Städte bereits die Unabhängigkeit erlangt, die Geiſtlichkeit zur Beiſteuer zu den ſtädtiſchen Bedürfniſſen zu zwingen verſuchte: überhaupt beſtanden eine Menge Veranlaſſungen zu gegenſeitigem Hader. Unter ſolchen Umſtänden glaubte Rudolf ſich mehr auf die Seite der Geiſtlichkeit, als auf die der Städte ſtellen zu müſſen. Er erließ daher mehrere Verordnungen zum Nachtheile des Bürgerthums: ſchon 1274 das Verbot, Pfahlbürger in die Städte aufzunehmen; 1275 erneuerte er die Verordnung Friedrich's II. vom Jahre 1232 gegen die Ernennung der Stadträthe durch die Bürger in den biſchöflichen Städten ohne Gutheißen der Biſchöfe und gegen die Innungen jeglichen Gewerkes *). Und mit

---

*) Vaterländiſche Geſchichte. II. 256.

dieſen allgemeinen Verordnungen ſtimmte ſeine Handlungsweiſe in beſonderen Fällen vollkommen überein: bei Streitigkeiten zwiſchen Städten und Biſchöfen nahm er immer die Partei der letzteren, wie in Köln, Lüttich, Mainz, Regensburg und anderen. Es iſt begreiflich, daß die Städte mit dieſem Verfahren des Königs nicht ſehr zufrieden waren. Ohnedieß hegten ſie gegen ihn noch von früheren Zeiten her einiges Mißtrauen. Als Graf hatte er, wenn er auch hie und da im Dienſte einer Stadt, wie z. B. Straßburgs geſtritten, doch eben ſo oft ſie bekämpft. Das ſchwäbiſche Bürgerthum betrachtete ihn als einen jener glücklichen Landherren, deren Streben darauf gerichtet war, ſich auf Koſten ihrer Umgebung zu vergrößern. Es fürchtete in dem Emporkömmling die Fortſetzung ſeines bisherigen Verfahrens. Dazu kam aber noch folgender Umſtand. Wenn Rudolf ſich an die ſtädtiſchen Gemeinweſen anſchloß und ſie zu begünſtigen ſich den Anſchein gab, ſo that er dies beſonders aus dem Grunde, weil ſie am reichſten waren und weil er daher aus ihnen am meiſten zu ziehen hoffte. Denn er brauchte als deutſcher König vieles Geld, wenn er nur einigermaßen ſeine Entwürfe ausführen wollte. Aber ſein eigenes Beſitzthum reichte dazu bei weitem nicht aus und die gewöhnlichen Einnahmsquellen der Könige gingen verzettelt ein, waren großen Theils verpfändet oder wurden ſonſtwie verwendet. Außerdem war Rudolf ein äußerſt ſchlechter Haushalter, der mit dem Gelde nicht umzugehen wußte. So verfiel er denn auf die Städte, wo die größten Reichthümer aufgehäuſt waren und denen man daher am meiſten und am leichteſten nehmen konnte. Rudolf beſteuerte die Städte ſehr ſtark, und zwar gleich im Anfange ſeiner Regierung. Die Kaufleute mußten den achten Theil ihrer Handelsſchaft entrichten, die Bürger überhaupt den dreißigſten Pfennig ihres Vermögens. Bei dieſen gewöhnlichen Steuern blieb es aber nicht, ſondern Rudolf forderte auch noch außergewöhnliche Abgaben, und drohte die Städte zu verpfänden, wenn ſie ſich nicht willig finden ließen; überdem mußten ſie Kriegsdienſte leiſten, wenn der König ihre Hülfe in Anſpruch nahm. Es begreift ſich, daß die Städte über dieſe Bedrückungen unwillig wurden, beſonders wenn ſie bedachten, daß die Geiſtlichkeit, die doch nicht minder begütert war, mit Steuern ſo ſehr verſchont wurde. Hie und da ſteigerte ſich der Unwille zu förmlicher Empörung, wie 1274 in Bern, 1275 in Friedberg, Oppenheim, Frankfurt. In allen dieſen Städten wurden die Reichsburgen zerſtört und die Dienſtmannen, von denen wahrſcheinlich die Erpreſſungen ausgingen und zwar vielleicht in einem noch höheren Grade, als Rudolf gewünſcht, vertrieben. In Aachen erſchlugen die Bürger 1279 den Grafen von Jülich, welcher im Auftrage des Königs die Steuern eintreiben ſollte, mit 200 Rittern und faſt 1000 anderen ſeines Gefolges. Doch benahm ſich Rudolf bei ſolchen Ausbrüchen des Unwillens der Städte ſehr klug und gemäßigt, da er wohl wußte, daß er es mit ihnen nicht verderben durfte. Er verzieh leicht und ließ ſich nicht verleiten, die Städte überhaupt zurückzuſetzen. Vielmehr fuhr er fort das Bürgerthum nach allen Richtungen hin zu begünſtigen, in denen es nicht gerade mit der Geiſtlichkeit in Widerſpruch trat, ſuchte wohl auch zwiſchen dieſer und den Bürgern wo nur immer möglich Friede zu ſtiften, und endlich ſetzte er etwas darein, perſönlich als ein ſchlichter Volksmann zu erſcheinen und durch ſeine ganze Haltung ſeine volksfreundliche Geſinnung zu offenbaren.

Von keinem deutſchen König ſind uns ſo viel darauf bezügliche Anekdoten erhalten, wie von Rudolf von Habsburg. Sie ſchildern ihn als einen heiteren freundlichen Mann, der ſich gern unter das Volk miſcht und ſich an ſeinem Thun erfreut, wohl auch dazwiſchen ein treffendes Witzwort ſpricht, einfach und genügſam, der ſich nicht ſchämt ſein altes graues Wams ſelber zu flicken und mit rohen Rüben vorlieb nimmt, wenn er nichts beſſeres haben kann, der es nicht unter ſeiner Würde hält, mit einem Glaſe Bier vor das Erfurter Volk zu treten und nach Art der Zecher die Leute herbeiruft, um ebenfalls von dem köſtlichen Tranke zu koſten. Seine Leutſeligkeit äußerte ſich auf die verſchiedenſte Weiſe. Einmal in Eßlingen, machte ſich ein Bürger über ſeine große Naſe luſtig. „Ei, was für eine große Naſe, ſagte er. Man kann vor ihr nicht durchkommen," worauf denn großes Gelächter von dem umſtehenden Volke erfolgte. Da drehte ſich der König auf die Seite und ſagte: „So, nun wirſt du wohl vorbeikommen können." Nun hatte der König die Lacher auf ſeiner Seite. Ein ander mal trat ein Bettler zu ihm und verlangte von ihm eine große Summe Geldes, weil er ſein Vetter ſei. Als der König fragte, woher die Verwandtſchaft komme, erwiderte jener: von Adam und Eva her. Da gab ihm Rudolf einen

Pfennig und ſagte: „Laß dir von jedem deiner Vettern ebenſo viel geben, ſo wirſt du ein reicherer Mann, als ich ſelber.“

Faſſen wir nun das Geſagte zuſammen, ſo ſcheint es auf den erſten Blick, als ob Rudolf die Staatskunſt der erſten großen Kaiſer aus dem ſächſiſchen und fränkiſchen Stamme wieder habe aufnehmen wollen, welche ſich ebenfalls an die Geiſtlichkeit und das ſtädtiſche Bürgerthum anſchloſſen und in der Beachtung des Geiſtes der Zeit, wie in der Begünſtigung der unteren Volksſchichten ihre eigentliche Stütze ſuchten, während ſie zugleich die Macht der Fürſten dadurch zu brechen meinten, daß ſie ihre Söhne und Töchter unter ſie verheiratheten. Bei näherer Betrachtung ergibt ſich jedoch ein gewaltiger Unterſchied. Und dieſer lag in der gänzlich veränderten Stellung zu der römiſchen Kurie. Die ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer waren die Herren ſowohl der deutſchen Kirchenfürſten als auch des Papſtes. Sie beſetzten nicht nur die deutſchen Bisthümer, ſondern auch, wie Heinrich III., den römiſchen Stuhl. Die Kirche war ſomit ein Werkzeug in ihrer Hand und ſie konnten ſie zu beliebigen Zwecken gebrauchen. Aber Rudolf machte dem Papſtthume alle Zugeſtändniſſe, um welche dasſelbe ſeit zwei Jahrhunderten mit den deutſchen Kaiſern geſtritten. Die Herrſchaft über die Kirche, ſelbſt auch über die deutſche, war ſomit aufgegeben, und unter ſolchen Umſtänden war von der Begünſtigung der Geiſtlichkeit ſchwerlich das zu erwarten, was vernünftiger Weiſe damit doch nur beabſichtigt ſein konnte, nämlich in ihr eine Macht heranzuziehen, welche lediglich nationale Zwecke verfolgte und in Gemeinſchaft mit dem Könige die Einheit wie die Größe und Unabhängigkeit des deutſchen Reiches erſtrebte. Die Abhängigkeit von Rom, welche der König ſelbſt anerkannt, vereitelte von vornherein das Gelingen eines ſolchen Planes. Was nun aber das Verhältniß zu den Fürſten anbetrifft, ſo waren auch ſie bereits in ihrer neuen dem Königthum ſo gefährlichen Stellung anerkannt, und es war nicht daran zu denken, ſie aus derſelben wieder heraus zu drängen, wenn man nicht die einzige Macht, welche dieſes vermochte, nämlich das Bürgerthum, in einem großartigen Maßſtab unterſtützte nud darauf hinarbeitete, dasſelbe zur Grundlage eines neuen ſtaatlichen Gebäudes zu machen. Rudolf dachte jedoch nicht daran, ſondern er nahm auch hier, wie bei den andern Körperſchaften des Reiches, die Zuſtände, wie er ſie vorfand und ſuchte nur daraus augenblicklich ſo viel Vortheil zu ziehen, als er für dienlich und nothwendig erachtete. Mit einem Worte: Rudolf lehnte ſich an das Gegebene an, hütete ſich auffallend daran zu rütteln und hoffte durch Klugheit und Umſicht, wie durch rechtzeitig angewendete Thatkraft ſeine Stellung zu behaupten und zu mächtigen. Auch iſt ihm dies gelungen: doch begünſtigte ihn dabei vorzüglich das Glück. Denn dieſes verſchaffte ihm eine Hausmacht, ohne welche unter den damaligen Umſtänden kein deutſcher König etwas auszurichten vermochte.

Rudolf hatte nämlich gleich im Anfange ſeiner Regierung mit einem furchtbaren Gegner zu kämpfen. Das war Ottokar, König von Böhmen, Markgraf von Mähren, Herzog von Oeſterreich, Kärnthen, Steiermark, Krain und der windiſchen Mark. Er hatte Rudolf nicht mitgewählt. Auch machte er keine Anſtalten, ihn anzuerkennen. Vielmehr ſchien er überhaupt den Plan zu haben, ein von Deutſchland unabhängiges Reich zu gründen. Ein ſolches Verhältniß durfte nicht lange geduldet werden, Rudolf hätte ſonſt eine für ihn ſelbſt unheilvolle Schwäche bewieſen. Auch zögerte er nicht lange, die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Auf einem großen Hoftage zu Nürnberg, am 19. November 1274, erließ er unter Zuſtimmung der Fürſten folgende Verordnungen: Von allen Gütern, welche Friederich II. vor ſeiner Excommunication beſeſſen, ſowie von allen heimgefallenen aber gewaltſam beſetzten Reichsgütern ſoll der König Beſitz ergreifen. Jeder Vaſall, der zwiſchen Jahr und Tag ſeine Lehen nicht von Neuem ſich beſtätigen läßt, iſt derſelben verluſtig. Der Pfalzgraf hat den in dieſem Falle ſich befindenden König von Böhmen, der die öſterreichiſchen Lande an ſich geriſſen, auf den 23. Januar nach Würzburg vor ſich zu entbieten. Da aber Ottokar an dieſem Tag nicht erſchien, ſo wurde ihm noch ein weiterer Tag im Mai 1275 nach Augsburg geſetzt. Hierher ſchickte er zwar ſeine Gewaltboten, welche aber nicht den Auftrag hatten Rudolf anzuerkennen, ſondern vielmehr ſeine Wahl zu beſtreiten. Hierauf wurden noch einige Unterhandlungen gepflogen, jedoch ohne Erfolg. Jetzt mußten die Waffen entſcheiden. Ottokar wurde in die Acht gethan, aber erſt im Juni 1276 konnte Rudolf den Feldzug beginnen.

Denn er befand ſich in großer Verlegenheit. Der deutſche König hatte kein Geld. Schon im Jahre 1275 ſah er ſich veranlaßt, den

Papſt um eine gewiſſe Summe anzuſprechen. Gregor X. entſchuldigte ſich mit der Unmöglichkeit dieſe gewähren zu können, gab aber Rudolf zugleich den guten Rath, ſich ſeine Geldnoth nicht merken zu laſſen, da ihn dies in den Augen ſeiner Feinde verkleinern müſſe, die ohnehin eifrig genug gegen ihn wirkten. In der That, Ottokar gab ſich alle Mühe im Reiche Anhänger zu gewinnen, wenn auch nicht offene, ſo doch heimliche, die nur um ſo gefährlicher waren. Ueberdies war der Herzog Heinrich von Baiern, der mit ſeinem Bruder, dem Pfalzgraf Ludwig beſtändig haderte, beſonders auch wegen der Kurwürde, mit Ottokar in offenes Bündniß getreten. Dies war für Rudolf ſehr gefährlich: ſchon deßhalb, weil es den König hinderte, Ottokar von der baieriſchen Seite her, in Oeſterreich anzugreifen, wo deſſen ſchwächſte Seite war. Denn in Oeſterreich hatte er eine Menge Widerſacher, namentlich bei der Geiſtlichkeit. Und hier kam denn Rudolf ſeine genaue Verbindung mit dem Erzbiſchof von Salzburg ſehr gut zu Statten. Dieſer mit den übrigen Biſchöfen des Landes leiſtete ihm weſentliche Dienſte. Da, im entſcheidenden Augenblicke, als Rudolf endlich ein Heer zuſammengebracht, gelang es dem Biſchof von Regensburg, zwiſchen dem Herzog Heinrich von Baiern und dem Könige Rudolf eine Ausſöhnung zu Stande zu bringen. Dieſer, welcher noch vier unverheirathete Töchter hatte, beſiegelte den Frieden dadurch, daß er Heinrich's Sohn, Otto, eine derſelben zur Gemahlin gab. Nun wurde ſchnell der Feldzugsplan geändert. Der König drang durch das baieriſche Gebiet nach Oeſterreich ein, während Ottokar, welcher auf Heinrich's Treue bauend, einen Einfall in Böhmen erwartete, dorthin alle ſeine Streitkräfte zuſammengezogen hatte. Zugleich ſendete der mit Rudolf verbündete König Ladislaus von Ungarn, Ottokar's alter Feind, ebenfalls Hülfstruppen. Rudolf hatte in Oeſterreich längſt die entſchiedenſten Erfolge gewonnen, als endlich Ottokar mit einem gelichteten und durch das Glück des Gegners entmuthigten Heere daſelbſt ankam. Er entſchloß ſich zum Frieden am 21. November 1276, in Folge deſſen er Rudolf als König huldigte und alle öſterreichiſchen Länder, nämlich Oeſterreich, Kärnthen, Krain, Steiermark ꝛc., an das Reich herausgab. Nur Böhmen und Mähren durfte er behalten, mit dieſen wurde er vom Könige belehnt. Auch diesmal ſollte der Friede durch eine Verlobung, und zwar eine doppelte, beſiegelt werden.

Ottokar's Sohn, Wenzel, ſollte die vierte Tochter Rudolf's, Guta, zur Ehe bekommen — beide waren noch Kinder —, während Ottokar's Tochter einen Sohn Rudolf's heirathen ſollte.

Aber der Friede war kein aufrichtiger. Vielmehr dachte Ottokar ſeitdem unaufhörlich daran, wie er die empfangene Scharte auswetzen konnte. Und auch Rudolf ſcheint es mit dem Frieden kein rechter Ernſt geweſen zu ſein. Veranlaſſung zu Händeln gab es genug, wenn man den Krieg wollte, und es iſt unnöthig, die verſchiedenen Streitfragen der Könige weiter zu erörtern. Ottokar ſetzte ſich heimlich mit den deutſchen Fürſten in Verbindung und ſuchte ſie mit Geld zu beſtechen, daß ſie auf ſeine Seite träten und Rudolf verließen. Dieſe Verſuche gelangen bei nicht Wenigen, denn ſchon war ihnen Rudolf's Walten gefährlich erſchienen. Offenbar wollte er Oeſterreich an ſein Haus bringen: ſchon ließ er ſeine Söhne von den geiſtlichen Fürſten mit den Gütern belehnen, welche die Herzöge von Oeſterreich von ihnen zu Lehen trugen. Die deutſche Königskrone ſollte dem zweiten Sohne Hartmann werden und auch für dieſen war außerdem ein Fürſtenthum in Ausſicht genommen. Die deutſchen Fürſten waren daher über Rudolf's Erfolge nicht ſehr erfreut und wieſen Ottokar's Anträge nicht zurück. Insbeſondere ließ ſich wieder der Herzog Heinrich von Baiern von ihm gewinnen. Unterdeſſen wiegelte Ottokar auch die Oeſterreicher auf, und er war hier nicht minder glücklich. Denn ſchon hatte ſich eine merkliche Unzufriedenheit über die neue Ordnung der Dinge gezeigt. Rudolf gab zwar den öſterreichiſchen Landen die Wohlthat des Landfriedens und ſtellte Ordnung und Geſetz wieder her. Allein auch hier legte er ungeheure Steuern auf das Land, welche vorzugsweiſe die niederen Stände trafen. Dieſe reichten indeſſen noch nicht hin, die Bedürfniſſe der Regierung zu befriedigen, und ſo mußten ſich zuletzt des Königs gute Freunde, die Biſchöfe, entſchließen, einen mäßigen Beitrag aus ihren Beſitzungen zu geben; aber nicht, ohne daß der König die Verſicherung gab, daß weder er noch irgend einer ſeiner Nachfolger dieſe Steuer als ein Recht betrachten und dieſelbe noch einmal fordern dürfe: vielmehr ſollte jeder, der die Kirchen jener Lande irgendwie beläſtige, mit der Acht bedroht werden. Dieſe großen Steuern erſchienen dem Volke als Bedrückungen und ſo gelang es dem Könige Ottokar leicht, vielfache Einverſtändniſſe in Oeſterreich zu unterhalten und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, während er insgeheim in Böhmen ein Heer rüſtete. Alles war zur Vernichtung Rudolf's vorbereitet, der ſich inzwiſchen in Oeſterreich aufgehalten, aber ſein Heer entlaſſen hatte, als er endlich, im Sommer 1278, die Verſchwörung entdeckte. Nun forderte er die Reichsfürſten zu ſchleuniger Unterſtützung auf. Dieſe ließen ihn aber im Stich. Die Einen verweigerten offen jede Hülfe, die Andern verſprachen ſie, hielten aber nicht Wort, während Herzog Heinrich jedem etwaigen Zuzug durch Baiern den Weg verſperrte. Der König war in einer verzweifelten Lage. Denn auf die Oeſterreicher konnte er ſich nicht verlaſſen, nicht einmal auf diejenigen, die es ſonſt mit ihm hielten: ſchon erſchienen die Wiener vor ihm und baten ihn um die Erlaubniß, ſich einen andern Herrn wählen zu dürfen. Andere waren bereits offen zu Ottokar übergetreten. Da bat Rudolf wiederum den König Ladislaus von Ungarn um Hülfe, der ſie ihm auch wirklich leiſtete. Von deutſchen Fürſten kamen endlich, nicht ohne Beſtehung der mannichfachſten Gefahren, aber noch zu rechter Zeit Rudolf's Vertrauter der Biſchof Heinrich von Baſel und der Burggraf von Nürnberg mit einer Schaar weniger, aber auserleſener Kämpfer an. Der König, obwohl trotz dieſes Zuzuges doch nur halb ſo ſtark wie Ottokar, zog es doch vor, das Glück der Waffen zu verſuchen, um die Sache zur Entſcheidung zu bringen, da er auf jede fernere Hülfe verzichten mußte. So ging er ſelber dem Feinde entgegen. Auf dem Marchfelde kam es am 26. Auguſt 1278 zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher ſich die beiden Könige, Rudolf und Ottokar, ſelber durch perſönliche Tapferkeit auszeichneten. Endlich wurde das böhmiſche von dem deutſchen Heere durchbrochen und in die Flucht getrieben. Ottokar, der lieber das Leben, als den Sieg verlor, wich nicht vom Schlachtfelde, ſondern kämpfte, umgeben von wenigen Getreuen, mit dem größten Heldenmuthe, bis er endlich der Anſtrengung erlag und erſchlagen ward. Rudolf gewann einen vollſtändigen Sieg.

Nach dieſer entſcheidenden Schlacht ſuchten ſich die offenen und verborgenen Feinde des deutſchen Königs ſchleunigſt mit ihm zu ſetzen. Der Herzog Heinrich von Baiern bewarb ſich durch ſeinen Sohn Otto, des Königs künftigen Eidam, um Rudolf's Gnade. Sie wurde ihm, aber er mußte das Land zwiſchen der Donau und der Ens abtreten, das ihm Rudolf früher zu dem Zwecke überlaſſen hatte, gegen den König von Böhmen zu kämpfen. Ottokar's Wittwe wollte ſich gleich nach dem unglücklichen Ausgange ihres Gemahls dem deutſchen Könige unterwerfen, wurde aber von dem Markgrafen Otto von Brandenburg von dieſem Schritte zurückgehalten, da er, als Vormund des jungen Wenzel, wie es ſchien, das Land in ſeinen eigenen Händen behalten wollte. Rudolf rückte hierauf nach Mähren und Böhmen ein und erzwang die Unterwerfung. Wenzel ſollte König von Böhmen bleiben, und die Ehe zwiſchen ihm und Rudolf's Tochter Guta ſollte, wenn beide herangewachſen, vollzogen werden. Auch der zweideutige Otto von Brandenburg ſuchte die Gnade des Königs, und erhielt ſie: er wurde in der Vormundſchaft des jungen Wenzel und der Verwaltung Böhmens beſtätigt: zugleich ſollte auch hier eine Heirath die Ausſöhnung befeſtigen; Otto's jüngerer Bruder, gleichen Namens, ebenfalls Markgraf von Brandenburg und Theilnehmer an der Kurwürde wurde mit der fünften Tochter Rudolf's verlobt.

Rudolf blieb nach dieſen Ereigniſſen noch einige Jahre in Oeſterreich, um die Verhältniſſe dauerhaft zu befeſtigen und die Einwohner mit dem Gedanken vertraut zu machen, an das Haus Habsburg zu kommen. Im Jahre 1281 verließ er endlich dieſes Land und kehrte nach Deutſchland zurück, ſeinen älteſten Sohn Albrecht als Statthalter zurücklaſſend. Das Jahr darauf aber verlieh er ihm unter Zuſtimmung der Kurfürſten feierlich die öſterreichiſchen Lande zu erblichem Beſitz, mit Ausnahme von Kärnthen, womit er den Grafen Mainhard von Tyrol, Albrecht's Schwiegervater, belehnte. Und hiermit war für die habsburgiſche Hausmacht ein ſicherer Grund gelegt.

2. Rudolf's letzte Jahre. Herſtellung des Landfriedens. Innere Empörungen. Demüthigung vor dem Papſt.

Rudolf befand ſich in jener Zeit auf dem Gipfel ſeiner Macht. Das Kriegsglück, welches ihn bisher begleitete, machte ihn furchtbar und verſchaffte ſeinem Namen eine größere Achtung, als ſie ſeit lange kein Kaiſer mehr genoſſen. Aber er hatte auch Zeit und Umſtände gut angewendet, um ſich in eine feſte Stellung zu ſetzen. Durch ſeinen Frieden mit der Kirche von daher der Unterſtützung gewiß, hatte er nun nachgerade die wichtigſten Fürſten, unter ihnen die vier weltlichen Kurfürſten, durch Heirath an ſein Haus gefeſſelt. Der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Sachſen, der Herzog von Baiern, der Markgraf von Brandenburg, der künftige König von Böhmen, ſie alle waren Schwiegerſöhne des Königs und ihre Angelegenheiten alſo mehr oder minder mit den ſeinigen verbunden. Nun aber faßte er noch größere Entwürfe. Die Plane zur Vergrößerung ſeines Hauſes hatten mit der Erwerbung Oeſterreichs noch nicht ihr Ende erreicht. Er hatte drei Söhne, Albrecht, Hartmann, Rudolf. Der älteſte, Albrecht, war mit Oeſterreich reichlich verſorgt. Jetzt ſollten auch noch die beiden anderen mit Fürſtenthümern verſehen werden. Dem zweiten, Hartmann, hoffte er überdies die deutſche Krone zuwenden zu können. Nach zwei Seiten hin, nach Oſten und Weſten, wandte er ſeine Blicke zur Vergrößerung des Hauſes Habsburg. Dort entging ihm nicht die außerordentliche Wichtigkeit Ungarns, und er hoffte zuerſt durch Heirath die ungariſche Krone ſeinem Hauſe zuzuwenden. Er verlobte darum ſeine ſechſte Tochter Clementia mit dem Bruder des kinderloſen Ladislaus, Andreas, welcher vermuthlicher Thronfolger war. Indeſſen ſtarb dieſer noch vor der Vollziehung der Ehe, und Clementia heirathete dann Karl Martell, Prinzen von Anjou, Sohn des Königs Karl von Sicilien. Daß indeſſen Rudolf Ungarn nicht aus den Augen verlor, werden wir ſpäter noch ſehen. Im Weſten richtete Rudolf ſein Augenmerk auf die burgundiſchen Lande, welche ehedem zum Reiche gehört, aber ſeit den letzten Zeiten die Verbindung vielfach gelöſt hatten, theilweiſe unabhängig, theilweiſe unter der Botmäßigkeit Frankreichs.

Rudolf ging aber mit dem Gedanken um, das ehemalige Königreich Arelat wieder herzuſtellen, indem er die entfremdeten Theile mit den Beſitzungen ſeines Hauſes in der Schweiz verband. Da er aber mit Recht fürchtete, daß der König von Frankreich ſich dieſem Plane widerſetzen würde, ſo ſuchte er eine Verbindung mit dem natürlichen Feinde des franzöſiſchen Königs, mit dem König Eduard von England. Bereits war eine Heirath zwiſchen Johanna, der Tochter Eduard's und Rudolf's Sohn Hartmann verabredet, welchem Letzteren Arelat als Mitgift übergeben werden ſollte, als dieſer im December 1281 ſtarb. Indeſſen gab Rudolf damit ſeinen Plan auf die burgundiſchen Lande keineswegs auf.

Während nun Rudolf mit großen Entwürfen zur Erweiterung der Macht ſeines Hauſes umging, vernachläſſigte er doch nicht dabei die Angelegenheiten des deutſchen Reiches, um ſo weniger, als dieſe mit jenen zuſammenhingen. Beſonders auf zwei Dinge richtete er in der zweiten Hälfte ſeiner Regierung ſein Augenmerk, auf die Herſtellung des Landfriedens und auf die Herbeiſchaffung des entfremdeten Reichsgutes. Bei beiden handelte er mit einer ungewöhnlichen Thatkraft.

Es war hohe Zeit, den Räubereien des Adels und den Befehdungen der Fürſten Einhalt zu thun, welche alle Straßen unſicher gemacht und jeden Augenblick das Beſitzthum Anderer bedrohten. Schon im Anfange ſeiner Regierung ſprach er den ernſten Willen aus, den Landfrieden herzuſtellen und traf auch einzelne darauf bezügliche Anordnungen. Dann aber verhinderte ſeine lange Abweſenheit in Oeſterreich die weitere Verfolgung dieſes Planes. Und inzwiſchen häuften ſich wieder die Fehden und die Räubereien. Im Jahr 1281 nach Deutſchland zurückgekehrt, ließ er es daher ſeine erſte Sorge ſein, mit Ernſt und Kraft dieſem Unweſen Einhalt zu thun. Er ordnete zuerſt in Regensburg den baieriſchen Landfrieden an, dann in Nürnberg den fränkiſchen; von da zog er durch Schwaben den Rhein hinauf, in die Schweiz, überall den Landfrieden verkündend und die geeigneten Anordnungen zu ſeiner Erhaltung treffend, dann wieder den Rhein hinab bis Mainz, wo er von Städten und Fürſten den rheiniſchen Landfrieden beſchwören ließ. Noch ſpäter, 1290, ordnete er denſelben auch für die thüringiſchen und ſächſiſchen Lande an. Und Rudolf hielt dieſen Frieden aufrecht, ſo weit es in ſeiner Macht ſtand. Er brach eine Menge von Burgen und ließ die daſelbſt aufgefundenen Räuber hinrichten, nicht viel danach fragend, ob ſie dem Stande des Adels angehörten oder nicht. Die Fehden zwiſchen den Fürſten ſuchte er friedlich beizulegen; gelang dies nicht, ſo griff er wohl zur Acht und wußte derſelben durch ſein Schwert Nachdruck zu geben.

Doch darf man ſich von der großen Ruhe und der Sicherheit der Straßen, welche durch Rudolf allenthalben herbeigeführt worden ſein ſoll, keine übertriebenen Vorſtellungen machen. Genau genommen wurde der Fehde- und Raubluſt der Zeit nur durch Rudolf's perſönliches Einſchreiten, durch ſeine unmittelbare Gegenwart Einhalt gethan. Wo ſein Arm nicht hinreichte oder wo er den Rücken wandte, traten die alten Zuſtände wieder ein. Rudolf fühlte das wohl; er bereiſte daher unaufhörlich die deutſchen Lande. Nur in den Norden iſt er nicht gekommen. Darum wütheten auch dort beſtändige Fehden und der bloße Name des Königs reichte nicht hin, dort die Ruhe herzuſtellen. Es war wiederum die eigene Kraft der Bürger, der Hanſeſtädte, welche ſich Recht zu verſchaffen wußte. Sie thaten ſich in Bünde zuſammen, an welchen ſelbſt mehrere Fürſten Theil nahmen und vertheidigten ſich mit Glück nicht nur gegen die Anmaßungen der Markgrafen von Brandenburg, denen von Rudolf die Statthalterſchaft jener Gegenden übergeben worden war, die ſie aber ſo ſchlecht verwalteten, daß ſie ihnen Rudolf auf Bitten der Städte wieder abnehmen mußte, ſondern auch gegen die Könige von Norwegen, die ihren Handel zu beeinträchtigen trachteten, aber von den Städten gezwungen wurden, alle ihre Forderungen zu bewilligen. Nicht ſo glücklich geſtalteten ſich die Verhältniſſe in den Niederlanden, wo die Großen über einzelne Gebiete in die wildeſten Fehden mit einander geriethen. Und nicht immer ſiegte die Partei, für welche ſich der König entſchieden hatte. Der Graf Guido von Flandern, der ſich der Grafſchaft Hennegau bemächtigte, obſchon ſie Rudolf dem Johann von Avesnes zugeſprochen, erhielt ſich trotz der Acht des Königs unangefochten in dieſem Beſitzthum. Ebenſo wenig vermochte Rudolf eine blutige Fehde um die Grafſchaft Limburg zu ſchlichten, über welche der Herzog von Brabant und der Erzbiſchof von Köln nebſt anderen Großen mit einander in Streit gerathen. Zuletzt, 1288, ſiegte der Herzog von Brabant in einer großen Schlacht bei Woringen, nahm den Erzbiſchof von Köln und noch viele andere Ritter gefangen und endete hiermit den Streit zu ſeinem Vortheil.

Was das entfremdete Reichsgut betrifft, ſo hatte Rudolf ſchon 1274 eine darauf bezügliche Verordnung erlaſſen; im Jahre 1281 auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde aber ferner ausgeſprochen, daß alle Reichsgüter, welche ſeit Friedrich's II. Abſetzung von Richard oder andern Kaiſern verſchenkt worden waren, den Beſitzern wieder abgenommen werden ſollten. Nun ließ Rudolf unterſuchen, welche Güter dahin zu rechnen ſeien, und verfuhr mit großer Strenge in der Herbeiſchaffung derſelben. Nicht nur weltliche Fürſten ließ er ſeine Waffen fühlen, wenn ſie ſich nicht gutwillig dazu verſtanden, ſondern hier ſetzte er ſogar ſeine Vorliebe für die Geiſtlichkeit bei Seite und zwang auch Biſchöfe zur Herausgabe des Reichsgutes, wie er denn 1282 den Erzbiſchof Sigfried von Köln bekriegte, der einige Burgen unrechtmäßiger Weiſe beſaß, und 1286 den Biſchof von Speier, welcher Lauterburg herausgeben mußte. Beſonders aber, wie ſchon erwähnt, hatte er es auf die burgundiſchen Lande abgeſehen. Gegen die Herren derſelben unternahm er mehrere Feldzüge: 1283 gegen den Grafen Raimund von Mümpelgard, den er zwang, Pruntrut an den Biſchof Heinrich von Baſel herauszugeben und die Oberhoheit des basler Hochſtifts über andere Beſitzungen anzuerkennen; in demſelben Jahr gegen den Herzog von Savoyen, welcher Peterlingen, Murten und Gumminen herausgeben und wegen anderer Beſitzungen die Oberhoheit des deutſchen Königs anerkennen mußte; 1289 gegen den Grafen Otto von Burgund, den er in Biſanz belagerte und zuletzt dahin brachte, Rudolf die Huldigung zu leiſten und von ihm ſeine Lande als Lehen vom Reich in Empfang zu nehmen. Auch über andere Gebiete des ehemaligen Königreichs Arelat wußte er die Oberhoheit des deutſchen Reichs zu behaupten: ſo belehnte er den König Karl von Sicilien mit der Provence, und den Herzog Robert von Burgund mit dem Delphinat. Um mit dieſer Familie eine nähere Verbindung einzuleiten, vermählte er ſich (1281 ſtarb ſeine erſte Gattin) mit der Schweſter Robert's, Iſabella, 1284.

Wenn nun dieſes Walten des Königs Anerkennung verdiente, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß es nicht an Urſachen zu großer Unzufriedenheit mit ihm gebrach.

Für's Erſte war der räuberiſche Adel gegen ihn aufgebracht, weil er ihm durch die ſtrenge und rückſichtsloſe Handhabung des Landfriedens das Handwerk legte. Sodann fürchteten die Fürſten ſeine Vergrößerungsſucht. Sie warfen ihm vor, daß er in dem Eifer, das Reichsgut wieder an ſich zu bringen, nicht immer mit Gerechtigkeit verfahre, daß er nicht nur Reichsgut nehme, ſondern auch Eigenbeſitz und daß er dabei im Grunde doch nur ſein eigenes Haus im Auge habe, dem er das wiedergewonnene Reichsgut zuzuwenden gedenke. In Schwaben und der Schweiz war das Streben, das Beſitzthum der Familie zu erweitern, zu auffallend, um nicht große Bedenken zu erregen. Alle Großen dieſes Landes fürchteten das Umſichgreifen der habsburgiſchen Hausmacht. Nicht minder unzufrieden waren die Städte, bei welchen die oben angedeuteten Urſachen des Unmuths noch fortwirkten. Die Reichsſteuern mehrten ſich von Jahr zu Jahr, während der König fortfuhr, die Geiſtlichkeit gegen die Bürger in Schutz zu nehmen. Und doch wuchs zuſehends der Zwieſpalt zwiſchen Beiden: faſt in jeder Stadt kam es zu Händeln zwiſchen Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft. Aber nicht nur entſchied der König die Streitigkeiten, welche vor ihn gebracht wurden, zum Vortheil der Geiſtlichkeit, ſondern er erließ auch im Jahr 1282 eine Erklärung, daß er durch die ſeit ſeiner Wahl an Städte und andere Orte ertheilten Vorrechte dem Reich und den Kirchenfürſten an ihren Rechten und Freiheiten nichts habe vergeben wollen. Auch die Verordnung vom Jahr 1283, daß jeder mit dem Münzrecht belehnte Reichsfürſt nach dem alten Herkommen, nicht aber nach dem Willen der ſogenannten Hausgenoſſen*) münzen ſollte, war gegen die Städte gerichtet.

Auch Rudolf's Perſönlichkeit ſcheint nicht von der Art geweſen zu ſein, daß er allenthalben Vertrauen erweckte. Denn man muß bedenken, daß uns außer den oben angeführten Anekdoten, in welchen er eine gewiſſe Volksfreundlichkeit und Anſpruchsloſigkeit zur Schau trug, noch andere, aber von den Neuern weniger beachtete erhalten ſind, in denen ſich ganz andere Züge von ihm finden. Darnach erſcheint er zwar als ein kräftiger Herrſcher, aber ſtreng und mit Rückſichtsloſigkeit ſeine Zwecke verfolgend, nicht gerade ängſtlich in der Wahl ſeiner Mittel, ſogar ſolche nicht verſchmähend, welche der Ritterlichkeit widerſprachen*); zugleich als ein ſchlauer Berechner, der ſelber einen Kaufmann zu Schanden machte**); ſeine Gerechtig-

---

*) Eine Körperſchaft, beſtehend aus den vornehmen Bürgern der Städte, welche mit dem Schlagen der Münze betraut waren, und aus welcher die Stadträthe genommen wurden.

---

*) Albertus Argentinensis bei Urstisius scriptores rerum Germanicarum. II 102. erzählt zum Jahr 1279 folgende Geſchichte: „Es war ein gewiſſer mächtiger ungariſcher Graf, Namens Iwan, welcher den König und Oeſterreich ſehr häufig befehdete, und die zwiſchen ihnen eingegangenen Verträge mehrmals brach. Zu dieſem ſandte der König mit hinterliſtig friedlichen Worten und als er nach Wien gekommen und ihn eine große Furcht anwandelte, ſo trat er ſchnell an den Tiſch des Königs, ergriff deſſen Becher und trank daraus mit den Worten: Nun bin ich ſicher: denn ich habe mit dem redlichſten Manne in der Welt getrunken. Bald aber wurde er hinter dem Tiſch ergriffen und niedergemacht. (Post mensam arreptus, mox glacie est submersus.) Als dies aber einer von Liebe ſah, der Anführer der königlichen Ritter, ſo griff er zum Schwerte, um jenen Grafen zu vertheidigen. Der König aber ſagte: „Laß ab: was geht es dich an?“ Da merkte er die Treuloſigkeit des Königs und ſchwieg betrübt. Aber ein ſehr wackerer Ritter, der den Grafen auf Befehl des Königs zu ihm geleitet hatte und ſah, daß was geſchah durch ihn nicht verhindert werden konnte, wurde faſt wahnſinnig und verbarg ſich nachher aus Schaam.“ Lichnowsky in der Geſchichte des Hauſes Habsburg (I. 442.) nennt das freilich eine fabelhafte Geſchichte. Auch kommt in der That ſpäter noch ein ungariſcher Graf Iwan von Güns vor, welcher den Herzog Albrecht von Oeſterreich bekriegte. Aber es kann doch zwei Grafen gleichen Namens geben. Ueberdem enthält die angeführte Geſchichte zu viel Einzelnheiten, um ſie ganz bezweifeln zu dürfen. Und endlich darf man bei dergleichen Anekdoten weniger darnach fragen, ob ſie ſich in der That ſo zugetragen haben, wie ſie erzählt werden, vielmehr ſind ſie nur ein Spiegel der öffentlichen Meinung und deuten an, weſſen das Volk eine Perſönlichkeit für fähig gehalten. Uebrigens werden wir einer ähnlichen Treuloſigkeit Rudolf's bei dem ſogenannten falſchen Friedrich begegnen. Ebenſowenig zeugt von ritterlichem Sinn der Rath, den er ſeinem Schwiegerſohne Wenzel von Böhmen gab, als er vergeblich die Burgen ſeines Stiefvaters Zawiſch zu brechen ſuchte. Rudolf rieth ihm, er ſolle ſeinen gefangenen Stiefvater vor die Burgen führen und ihnen drohen, den Zawiſch vor ihren Augen hinrichten zu laſſen, wenn ſie ſich nicht ergäben. Wenzel befolgte dieſen Rath und führte ihn vor eine Burg. Da nun aber Zawiſch ſich weder bereden ließ, die Burg zur Uebergabe aufzufordern, noch die Burg ſich ergab, ſo ließ ihn Wenzel wirklich hinrichten.

**) Albertus Argentinensis bei Urstisius. II. 108. erzählt, ein Kaufmann in Straßburg habe ſchlechte Geſchäfte gemacht; da bot ſich ihm der König zum Genoſſen an, aber unter der Bedingung, daß er alles thue, was er ihm rathe. Nun ſagte der König, als es in Straßburg gerade eine Menge Fiſche gab, die keitsliebe nicht immer unbeſtechlich: ſo ſoll er ſich von den Juden in Boppard und Weſel 20,000 Mark haben bezahlen laſſen, um in einem Rechtshandel mit den dortigen Bürgern zu ihren Gunſten zu entſcheiden *); umgeben von einer zügelloſen Kriegerſchaft, deren Streiche er nicht beſtrafte, an denen er ſich ſogar erfreute **). Auch die Männer, deren Rath er ſich vorzugsweiſe bediente, entgingen nicht der Rüge. Noch war die Gewaltthat, welche Ludwig der Strenge, Rudolf's Schwiegerſohn, an ſeiner erſten Gemahlin geübt, nicht vergeſſen. Einſt erſchienen in Köln, wo bei dem abzuhaltenden Reichstage ein großes Turnier ſtattfinden ſollte, hundert Ritter, welche

---

darum ſehr wohlfeil waren, er ſolle davon aufkaufen und damit nach Köln gehen. In Köln gab es aber ſehr wenig Fiſche und der Kaufmann brachte die ſeinigen um hohen Preis an. Dagegen gab es in Köln ſehr viel Wein, der in Straßburg mißrathen war. Er kaufte dieſen nun in Köln wohlfeil ein und verkaufte ihn theuer in Straßburg. So machte er durch den Rath des Königs gute Geſchäfte, welcher nicht verſchmähte, einen Theil des Gewinns ſich auszahlen zu laſſen.

*) Vergleich das Chronicon Colmariense bei Boehmer fontes rerum Germanicarum. II. 72.

**) Albert. Argentin. Urstis. II. 102. 103. erzählt folgende Geſchichte, die ſich während des Aufenthaltes Rudolf's in Wien daſelbſt zugetragen. „Als in Wien die Diener, wenn ſie Nachts zum Wein gingen, beraubt, oder wenn ſie ſich widerſetzten, verwundet wurden, ſo nahm einmal der Graf Friedrich von Leiningen, des Königs Begleiter, einen Ritter, Namens Kranich mit: mit dieſem allein ging er zum Wein, angethan wie ein Kellner, mit einer Kanne in der Hand. Dieſe tödteten alle, welche ihnen in die Hände fielen, köpften ſie und Kranich legte das Haupt eines Jeden auf ſeinen Bauch. Nun fand man des andern Morgens viele Bürgerſöhne getödtet und gegen den König erhob ſich ein großes Geſchrei der Bürger, daß ihre Söhne getödtet werden könnten, ſo lange er in der Stadt ſtehe. Die Thäter aber kannte Niemand. Als nun aber der König zur Meſſe ging, und ihm Graf Friedrich folgte, ſo ſahen ſie auf der Straße Einen liegen, der den Kopf nicht auf dem Bauch hatte. Da ſagte heimlich Graf Friedrich zu Kranich, das habe er nicht recht gemacht. Der König fragte nun zu Hauſe, was das bedeuten ſollte, erfuhr den ganzen Hergang der Sache, und lobte darum den Grafen.“ Ein anderer Ritter des Königs, Heinrich Schorlin, entehrte in Nürnberg mit Gewalt die ſchöne Tochter ſeines Wirths. Als ſich darüber das Volk höchlich entrüſtete und vom König ein Urtheil verlangte, ſo zögerte Rudolf, da er den Ritter ſehr lieb hatte. Endlich entſchloß er ſich, die Sache ſo auszugleichen, daß er dem Ritter das entehrte Mädchen zur Frau gab. Albert. Argent. ib. 103. Uebrigens war Rudolf ſelber ein Liebhaber des ſchönen Geſchlechts und entbrannte mitunter gegen verheirathete Bürgersfrauen, wie aus einer Geſchichte bei Vitoduranus (bei Eccard scriptores rerum Germ. I. 1751) hervorgeht.

ſämmtlich auf ihren Waffen das Bild einer geköpften Frau trugen. Rudolf ſoll ſich ſo ſehr darüber geärgert haben, daß er augenblicklich die Stadt verließ und den Reichstag nicht abhielt. Sein Vertrauter Heinrich, urſprünglich dem Orden der Minderbrüder (Franziskaner) angehörend, dann Biſchof von Baſel, endlich ſeit 1286 Erzbiſchof von Mainz, allerdings ein ſehr geſcheidter Kopf, wird von manchen Zeitgenoſſen als ein ſchlauer Fuchs dargeſtellt, der ſeine Erhebung nur der Hülfe des Teufels verdankte *).

So begreift ſich denn die Unzufriedenheit mit Rudolf, welche in den letzten Jahren ſeiner Regierung zu beſtändigen Empörungen führte.

Die erſte, vielleicht gefährlichſte, war die Bewegung, welche durch den ſogenannten falſchen Friedrich hervorgerufen ward und an welcher ſich vorzugsweiſe die Städte betheiligten. Schon in den Jahren 1283 und 1284 mehrten ſich die Anzeichen einer bedenklichen unruhigen Stimmung in den Städten: ſie weigerten ſich die Steuern zu zahlen und bedrängten Biſchöfe und Geiſtlichkeit immer mehr, ſo daß dieſe ſich an den König um Hülfe wandten. Rudolf zog auch in der That im Jahr 1284 ein Heer zuſammen: er ließ ſich von den rheiniſchen Städten noch einmal den Eid der Treue leiſten, und rückte ſodann gegen Würzburg und Bamberg heran, in welchen Städten beſonders es zu heftigen Händeln zwiſchen Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft gekommen war. Dann aber wandte Würzburg den Zorn des Königs noch von ſich ab, indem man ihm 6000 Mark Silbers bezahlte, worauf er ſich wieder entfernte. Aber eine weit gefährlichere Geſtalt nahmen die Dinge im Jahre 1285 an. In dieſem Jahre trat nämlich in der Gegend von Köln ein Menſch auf, welcher dem Kaiſer Friedrich II. ſehr ähnlich ſah und ſich für denſelben wirklich ausgab. Er ſpielte ſeine Rolle zuerſt in Köln; da er ſich aber hier nicht zu behaupten vermochte, ſo begab er ſich nach der Stadt Neuß, die ihm ihre Thore öffnete. Hier hielt er denn Hoflager und von allen Seiten ſtrömten Edle und Bürger aus den Städten zu ihm, um ihn anzuerkennen. Auch an Geld ſcheint es dem angeblichen Friedrich nicht gefehlt zu haben: man ſagte, daß ihn insbeſondere die Juden unterſtützt hätten. In kurzer Zeit hatte

---

*) Chronicon Colmariense bei Boehmer fontes rerum Germanicarum. II. 69. 70.

ſein Anſehen ſo weit um ſich gegriffen, daß, wie die Schriftſteller jener Zeiten berichten, der größere Theil des Volks ihm anhing, und König Rudolf in der mißlichſten Lage war. Eine ſolche Erſcheinung war nicht denkbar, wäre Rudolf's Regierung eine allgemein befriedigende geweſen. Auch war es keineswegs der wirkliche Glaube, daß der Betrüger in der That Friedrich II. ſei, welcher die Bewegung hervorgerufen und geſteigert hatte, ſondern man ging von ganz anderen Geſichtspunkten aus. Es iſt bedeutſam, daß man vom falſchen Friedrich hoffte, er werde alle Pfaffheit vertreiben. Auch ſchaarten ſich ſofort alle Ketzer um ihn, welche ſeit den Tagen Arnold's von Brescia gegen die römiſche Kirche geſtritten. Es war alſo offenbar die Erinnerung an die kirchenfeindliche Stellung Friedrich's II., welche dem falſchen Friedrich ſo großen Anhang verſchaffte und hierin lag zugleich das Verwerfungsurtheil über Rudolf's demüthige Haltung gegenüber dem römiſchen Stuhle. Die Städte der Wetterau, Wetzlar, Friedberg, Frankfurt, Gelnhauſen waren es beſonders, welche ſich dem Abenteurer verbanden: die drei erſten ſchloſſen ſofort auch ein Bündniß mit einander, ſich gegen Jedermann zu vertheidigen. Hierauf begab ſich der falſche Friedrich nach Wetzlar und ſein Anhang ſtieg von Tag zu Tag. Nachgerade ergriff die Bewegung gegen Rudolf den ganzen Rhein und dehnte ſich bis auf die ſüdlichſten Gegenden Deutſchlands aus. Die Städte Hagenau und Colmar ergriffen ſogar die Waffen und ſtürzten ſich in volle Empörung. Ihnen folgten die Städte Bern und Freiburg im Uechtland.

Die Bewegung war ſo gefährlich, daß Rudolf, welcher Anfangs den falſchen Friedrich für einen Narren erklärte, ſich doch in der Nothwendigkeit ſah, ernſtliche Schritte zu thun. Er belagerte zuerſt Colmar; nach fünf Tagen hob er indeß die Belagerung auf, nachdem ſich die Stadt zur Sühne bereit erklärt hatte und eilte den Rhein hinab in die Wetterau, den Heerd der Empörung. Es war ein Glück für ihn, daß die wichtigſten Städte am Rhein, nämlich Mainz, Worms, Speier dem Aufſtand fern geblieben waren. Unter ſolchen Umſtänden, als Rudolf mit einem Heere heranrückte, glaubte Wetzlar die Hand zum Frieden bieten zu müſſen. Unter der Vermittlung jener drei rheiniſchen Städte kam er zu Stande. Rudolf verſprach der Stadt wieder ſeine Huld und volle Vergeſſenheit des Vorgefallenen, wenn ſie den dreißigſten Theil ihrer Habe entrichtete, wozu ſie ſich bereit erklärte. Dann aber rückte der König demohngeachtet gegen die Stadt heran, um den falſchen Friedrich ſich ausliefern zu laſſen. Dies geſchah endlich unter Umſtänden, welche ein zweideutiges Licht auf den König werfen *); der falſche Friedrich wurde verbrannt, jedoch nicht als Hochverräther, ſondern als Ketzer.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Bewegungen in den Städten vorzugsweiſe von den Gemeinen ausgegangen ſind, welche auf Rudolf wegen des Verbotes der Innungen und Zünfte erboſt ſein mochten. Wenigſtens iſt die Einwohnerſchaft in dieſen Städten nicht allenthalben einig. In Colmar verläßt beim Beginn der Bewegung ein Theil der Bürger die Stadt; und in Wetzlar ſind es die „Angeſehenen" welche zum Frieden rathen. Es war beſonders der demokratiſche Theil der Einwohnerſchaft, welcher den Widerſtand leiſtete.

Mit der Verbrennung des falſchen Friedrich's war äußerlich die Bewegung gedämpft. Aber die Geſinnung der gedemüthigten

---

*) Am 22. Juni (Boehmer regesta imperii inde ab a. 1246 usque ad an. 1313. S. 127.) ſchließt Rudolf den Frieden mit Wetzlar, und erklärt ſogar, auf die Hülfe der drei vermittelnden Städte verzichten zu wollen, wenn er ferner etwas gegen Wetzlar thue, ihre Rechte beeinträchtige, u. ſ. w. In dieſem Frieden wurde des falſchen Friedrich mit keiner Sylbe gedacht, aber auch nicht eines weiteren Zuges gegen die Stadt. Der Zug gegen Wetzlar darf daher nicht als ein feindſeliger angeſehen werden. Angeſichts des eben geſchloſſenen, von den drei Städten beglaubigten Friedens, durfte ſich Rudolf eine ſolche Treuloſigkeit nicht zu Schulden kommen laſſen. Thatſächlich fand aber doch der Zug Rudolf's ſtatt, und endete mit der Auslieferung des falſchen Friedrich's, wie die gleichzeitigen Chroniken berichten. Der eigentliche Zuſammenhang ſcheint mir aus einer Bemerkung des Albertus Argentinensis bei Urstisius II. 104. hervorzugehen, daß nämlich Rudolf vorgegeben habe, er wolle den falſchen Friedrich als Kaiſer begrüßen. Der Abenteuerer ſei daher ganz harmlos zu ihm gekommen; da ſei er aber ergriffen und verbrannt worden. Dieſe Auffaſſung hat nichts Unwahrſcheinliches, wenn man ſie mit einer andern Nachricht des Gottfried von Enſmingen bei Boehmer fontes. II. 118. in Zuſammenhang bringt, nach welcher der falſche Friedrich ſchon früher an Rudolf die Aufforderung hatte ergehen laſſen, er ſolle zu ihm kommen, um von ihm ſein Reich in Empfang zu nehmen. Er wollte es ihm alſo nicht ſtreitig machen. Damit in Uebereinſtimmung ſteht auch die Erzählung Ottokar's von Horneck in der Reimchronik, welcher zwar auch von einer förmlichen Auslieferung Friedrich's durch die Wetzlarer ſpricht, aber dennoch denſelben gutes Muthes ſein läßt: er werde, noch ehe es Abend ſei, wiederkommen, und der König würde ihn dann anerkannt haben.

Städte ſcheint doch nicht verändert worden zu ſein. Noch im Jahre 1285 ſchließen die Wetterauiſchen Städte einen Bund mit einander, in welchen ſie ausdrücklich den König Rudolf nicht aufnehmen, und als Bürge dieſes Bundes wird von Friedberg einer genannt, der bei der Bewegung eine beſondere Rolle geſpielt und den Rudolf daher ſeiner Lehensgüter verluſtig erklärt hatte. Die Colmarer, welche im Ganzen als Buße 4000 Mark zahlen mußten, zwangen, dem Könige gleichſam zum Hohne, die Geiſtlichkeit, ebenfalls ihren Beitrag zu geben. Im Jahre 1287 erhoben die Städte Nordhauſen und Mühlhauſen einen Aufſtand und brachen die Reichsburgen; und im Jahre 1288 ſagte noch einmal Bern dem König den Gehorſam auf. Zweimal belagerte er die Stadt ohne ſie nehmen zu können; erſt im Jahre 1289 fügte ſie ſich.

Kaum daß die Bewegung, welche der falſche Friedrich hervorgerufen, gedämpft war, ſo erhob ſich gegen den König eine neue, von den ſchwäbiſchen Grafen.

Ein Theil derſelben, die Grafen von Würtemberg, Helfenſtein, Zollern, Montfort, fühlten ſich durch die habsburgiſche Hausmacht, insbeſondere aber durch die Schwäger des Königs, die Grafen von Hohenberg, beeinträchtigt und ſtanden gegen ſie ſchon ſeit mehreren Jahren in heftiger Fehde. Der König ſuchte Friede zu ſtiften; vergebens: im Jahre 1285 brach die Fehde von Neuem los, und zwar war ſie diesmal gegen den König ſelber gerichtet: die Grafen griffen Reichsgut und Kirchengut an. Da zog Rudolf gegen ſie, belagerte den Grafen von Würtemberg in Stuttgart und zwang ihn zum Frieden. Stuttgarts Mauern wurden gebrochen, auch mußte der Graf mehrere Güter und Burgen herausgeben. Der Friede war indeſſen von keiner Dauer. Schon im Jahre 1287 erhoben die Grafen von Neuem die Waffen gegen den König: wie es ſchien, diesmal mit mehr Glück. Denn um dieſe Zeit erhob auch in Elſaß ein mächtiger Ritter, Anſelm von Rappoltſtein, Unruhen, welche die perſönliche Gegenwart des Königs erforderten. Es ſcheint aber, als ob ſich damals der König nicht einmal auf ſeine eigenen Krieger habe verlaſſen können. Schon gegen Colmar wollten ihm die Ritter des Landes nicht mehr recht dienen, und bei der Belagerung Rappoltſteins gingen, heißt es, ſeine eigenen Leute damit um, ihn zu ermorden. Der König gab ſodann die Belagerung auf und wandte ſich gegen die ſchwäbiſchen Grafen. Nicht ohne Mühe gelang es ihm endlich, ſie doch zu unterwerfen und ihnen die Bedingungen vorzuſchreiben.

Aber damit war die Ruhe in Schwaben noch nicht hergeſtellt. Denn zugleich mit dem Krieg der ſchwäbiſchen Grafen war eine Fehde zwiſchen dem Abbt von St. Gallen, einem Bruder jener Grafen von Montfort, welche gegen Rudolf die Waffen erhoben, und zwiſchen den beiden Söhnen des Königs ausgebrochen. Es handelte ſich nämlich um gewiſſe Güter, welche der frühere Abbt an das habsburgiſche Haus abgetreten, die aber der jetzige nicht herausgeben wollte. Dieſer Krieg dauerte fort, als der ſchwäbiſche bereits beendet war, und wurde um ſo bedenklicher, als der Biſchof von Chur, ein Bruder des Abbtes von St. Gallen mit ihm gemeinſame Sache machte und das königliche Haus ebenfalls befehdete. Zuletzt endete zwar auch dieſer Krieg zum Vortheile des Königs, durch die Abſetzung des Abbtes von St. Gallen und den Tod des Biſchofs von Chur, welcher in einem Treffen in die Gefangenſchaft der Söhne Rudolf's gerieth und bei dem Verſuche ſich zu befreien den Hals brach. Allein dieſe Fehde war inſofern von bedenklichen Folgen, als dadurch das gute Vernehmen des Königs mit der Geiſtlichkeit doch einen bedeutenden Stoß erlitt. Denn zugleich war des Königs Sohn, Albrecht, mit dem Erzbiſchof von Salzburg auf das ernſtlichſte zuſammengeſtoßen.

Eine Spannung des Königs mit den deutſchen Kirchenfürſten ſchien indeſſen ſchon nach einer anderen Seite hin eingetreten zu ſein. Im Jahre 1287 kam ein päpſtlicher Geſandte, der Biſchof von Tusculum, nach Deutſchland, unter dem Vorwand, die Sitten der Geiſtlichkeit zu verbeſſern, eigentlich aber um von der deutſchen Kirche auf 5 Jahre den vierten Theil ihrer Einkünfte zu verlangen. Es ſcheint als ob Rudolf mit dieſem Begehren einverſtanden geweſen ſei, nur daß er ſich einen Theil dieſer von der deutſchen Kirche zu erhebenden Steuer ausbedang. (Wenigſtens hatte er ſchon im Jahre 1285 den Papſt darum gebeten und bereits Gregor ſich bereitwillig erklärt, dem Könige 12000 Mark zu bewilligen von einer ähnlichen Steuer, die aber damals zum Behufe des Kreuzzuges erhoben werden ſollte.) Als aber der päpſtliche Geſandte auf einer Kirchenverſammlung zu Würzburg im Anfang des Jahres 1287 dieſes Anſinnen an die deutſchen Biſchöfe ſtellte, ſo erhob ſich dagegen der entſchiedenſte Widerſpruch und der Unwille gegen den Geſandten des heiligen Vaters war ſo groß, daß zwei ſeiner Begleiter vom Volke erſchlagen wurden und er ſelber nur durch den Schutz des Königs der Lebensgefahr entging. Seines Bleibens war nun in Deutſchland nicht länger: er eilte von Rudolf geleitet, über die deutſche Gränze. Das Betragen des päpſtlichen Geſandten wurde von den Zeitgenoſſen auf das heftigſte getadelt: ſeinen ganzen Weg hatte er mit dem Zuſammenſcharren von Geld bezeichnet, gegen Geld Vorrechte und Freiheiten ertheilt, die er dann ohne irgend einen Grund wieder zurückzog, natürlich ohne das Geld herauszugeben. Unter ſolchen Umſtänden konnte die Unterſtützung der päpſtlichen Forderungen von Seite Rudolf's keinen guten Eindruck machen. Uebrigens bewies dieſer Vorgang, daß die deutſchen Biſchöfe nicht abgeneigt waren, dem Papſte gegenüber eine unabhängigere Stellung einzunehmen und den Anmaßungen deſſelben zu begegnen. Rudolf dachte aber ſo wenig daran, den Vorfall in dieſem Sinne zu benutzen, daß er vielmehr gleich darauf an den Papſt einen Brief ſchrieb, in dem er ſich ſehr bitter über die deutſchen Biſchöfe ausließ und dem Papſte jede Hülfe verſprach, wenn er ſie für ihr Verhalten züchtigen wolle. In der That wurde einer der heftigſten Sprecher auf der Würzburger Kirchenverſammlung, der Biſchof von Toul in den Bann gethan.

Indeſſen ſollte Rudolf bald erfahren, zu welchen Anmaßungen ſich der Papſt durch ſeine Unterwürfigkeit verleiten laſſen konnte. Schon im Jahre 1284 hatte der Papſt Martin IV. dem Könige von Frankreich den zehnten Theil der Einkünfte von verſchiedenen deutſchen Biſthümern und Städten angewieſen. Im Jahre 1282 war nämlich die ſogenannte ſicilianiſche Vesper erfolgt, welche der ſo gut päpſtlichen franzöſiſchen Herrſchaft in Sicilien ein Ende machte: der König von Aragonien riß darauf die Inſel an ſich und wurde von der Einwohnerſchaft als König anerkannt. Jetzt ſollte ſie ihm der König von Frankreich wieder entreißen. Da aber ſeine Einkünfte nicht zu der Beſtreitung der Kriegskoſten hinreichten, ſo ſollte auch Deutſchland dazu beiſteuern, und der Papſt ſchrieb die erwähnten Steuern aus, ohne dem deutſchen König ein gutes Wort darum zu geben. Ein ſolches Verfahren konnte Rudolf doch nicht ſo ruhig hinnehmen.

Er machte alſo beim Papſte beſcheidene Einwendungen, allein er wurde damit abgewieſen. Vielmehr erneuerte bald darauf der Papſt dieſe Anweiſung und zwar auf den Zehnten aller kirchlichen Einkünfte des deutſchen Reichs für drei Jahre. Zugleich erlaubte ſich der König Philipp IV. von Frankreich Eingriffe in die Gränzen des deutſchen Reiches: namentlich trachtete er nach dem Biſthum Verdün. Durch dieſe Dinge wuchs der Unmuth der Reichsfürſten gegen Rudolf außerordentlich: ſie murrten über ſeine Nachläſſigkeit und über die Demüthigung, die er ſich gefallen laſſe. Nun wandte er ſich nochmals an den Papſt und verlangte die Aufhebung der päpſtlichen Verordnung, wie er ſich denn auch über die Eingriffe des Königs von Frankreich beſchwerte.
 Allein auch dieſe Bitte des deutſchen Königs hatte keinen Erfolg; der Papſt antwortete (1290), die Zehntbewilligung gereiche nicht ſowohl dem Könige von Frankreich zum Vortheil, als vielmehr der römiſchen Kirche zu Gunſt und Hülfe, und da der römiſche König ja der hauptſächlichſte Beſchirmer der Kirche ſei, ſo müſſe er ſich über die Verordnung, welche mit allem Bedacht getroffen worden, eher freuen als grämen: er ſolle ſie ſich alſo getroſt gefallen laſſen. Rudolf nahm dieſe Demüthigung ruhig hin, ohne weiter etwas dagegen zu thun. Sie war aber für ihn um ſo größer, als der Papſt von der Kaiſerkrönung, welche Rudolf immer noch beabſichtigte, augenſcheinlich nichts mehr wiſſen wollte.

Aber bald ſollte eine neue Demüthigung folgen. Im Jahre 1290 wurde der König von Ungarn Ladislaus erſchlagen, ohne rechtmäßige Nachkommen zu hinterlaſſen. Rudolf glaubte dieſe Gelegenheit benützen zu müſſen, um das wichtige Reich für ſein Haus zu erwerben. Nachdem er im Auguſt 1290 in feierlicher Reichstagsſitzung zu Erfurt erklärt hatte, daß Ungarn zu Kaiſer Friedrich's II. Zeiten ein Lehen des deutſchen Reiches geworden und er ſelbſt gegenwärtig geweſen, wie König Bela dem Kaiſer den Huldigungseid geleiſtet, übertrug er Ungarn als deutſches Reichslehen an ſeinen Sohn Albrecht, Herzog von Oeſterreich. Kaum aber hatte er von dieſem Schritte dem Papſt Nicolaus IV. Meldung gethan, ſo ordnete dieſer einen Geſandten an ihn ab, der ihm erklärte, daß Ungarn der römiſchen Kirche gehöre und nicht dem Reich. Rudolf ſolle ſich daher hüten, wider dieſes offenbare Recht der Kirche zu handeln. Vielmehr erwarte der Papſt, daß der römiſche König als beſonderer Vogt und Beſchirmer der Kirche ihre Rechte ungeſchmälert aufrecht erhalte: hierdurch werde er ſich zu dem bisher unbefleckten Ruhm der Ergebenheit neue Verdienſte erwerben. Auch dieſe Demüthigung nahm Rudolf ruhig hin.

Dies war alſo der Dank für Rudolf's Unterwürfigkeit gegen die Kirche. Anlaß genug, um beim Könige Zweifel aufkommen zu laſſen über die Richtigkeit ſeiner Handlungsweiſe. Aber die letzten Jahre ſtellten dieſe auch nach mehreren anderen Seiten hin ſehr in Frage. Widerſtände häuften ſich auf Widerſtände, und wenn er ſie ſchon augenblicklich niederſchlug, ſo mußte er ſich doch ſelber ſagen, daß ſie nicht mit der Wurzel ausgerottet ſeien. Rudolf hatte zwar Erfolge erzielt, aber ob ſie auch die Dauer verbürgten? Er hatte ſich eine Hausmacht gegründet, aber ob die Zuſtände Deutſchlands ſo befeſtigt waren, daß nicht jeden Augenblick die Zeiten der Verwirrung und der Auflöſung zurückkehren konnten? Gerade in Bezug auf Deutſchland lieferte die Regierung Rudolf's den Beweis, daß eine noch ſo ſchlaue und vorſichtige Staatskunſt keine großartigen Schöpfungen hervorbringt, wenn ſie ſich darauf beſchränkt, blos die augenblicklichen Verhältniſſe zu berückſichtigen, anſtatt ſich auf die breite Unterlage des Volksbedürfniſſes zu gründen. Rudolf hatte gemeint, durch die Unterwürfigkeit unter den Papſt ſeine Krone zu befeſtigen und er mußte die Erfahrung machen, daß gerade die Kirche ſie auf's Gröbſte beleidigte. Er erſah, daß ſein Gehorſam gegen den Papſt ihm die Geiſtlichkeit des eigenen Landes entfremdete. Denn ſeit dem Jahre 1287 beginnt ſich die Ergebenheit derſelben gegen ihn mehr und mehr aufzulöſen. Außer den Vorfällen auf der Würzburger Kirchenverſammlung traten auch noch mehrere andere Ereigniſſe ein, welche dieſes Ergebniß herbeiführten. Im Jahre 1288 ſtarb ſein Vertrauter der Erzbiſchof Heinrich von Mainz, und ſein Nachfolger wurde Gerhard von Eppenſtein, welcher eine ganz andere Richtung verfolgte. Auch die Erzbisthümer von Trier und Köln wurden neu beſetzt und ebenfalls nicht mit Männern, welche dem Hauſe Habsburg hold waren. Der Erzbiſchof von Salzburg aber, Rudolf, gerieth mit des Königs Sohne Albrecht in die ſchwerſten Zerwürfniſſe: es kam zu förmlicher Fehde, und Rudolf ſprach über Albrecht ſogar den Kirchenbann aus. Der letztere Streit wurde zwar durch den König wieder beigelegt; aber die geiſtlichen Fürſten konnten aus der Art und Weiſe, wie es geſchah, und aus dem Verfahren gegen den Abbt von St. Gallen und den Biſchof von Chur erſehen, daß des Königs kirchenfreundliche Geſinnung nicht immer Stand hielt, wenn ſie mit den Vortheilen des eigenen Hauſes in Widerſpruch gerieth. Genug, es trat eine merkliche Erkaltung ein. Was hatte nun Rudolf von der Begünſtigung der Geiſtlichkeit, was von der ihr zu Liebe vorgenommenen Zurückſetzung des Bürgerthums, welches ſich ihm mehr und mehr entfremdete? Es ſcheint doch, daß er gegen das Ende ſeiner Regierung zur Einſicht gelangt ſei, daß er hier einen Mißgriff gemacht habe. Denn im Jahre 1290 ſtellt er die früher verbotenen Innungen wieder her, mit der Bemerkung, daß er eines Beſſeren belehrt worden ſei und ſich nun von ihrer Nützlichkeit überzeugt habe. Aber er war ſchon zu alt, um das Verlorene wieder einzubringen. Seine Hauptſorge ging jetzt dahin, ſeinem Hauſe die deutſche Krone zu ſichern.

Früher hatte er ſie ſeinem Zweitgeborenen, Hartmann, zugedacht. Als dieſer im Jahre 1281 ſtarb, ſollte Rudolf ſein Nachfolger werden. Aber auch dieſer ſtarb im Jahre 1290. Es war nur noch der Aelteſte, Albrecht, übrig, für den er nunmehr die Kurfürſten zu gewinnen ſuchte. Zu dieſem Ende ſchrieb er einen großen Reichstag nach Erfurt aus, wo auch Albrecht erſchien. Aber trotz der großen Pracht, welche hier entfaltet ward, trotz der ſcheinbaren allgemeinen Anerkennung und Huldigung, welche hier dem Könige Rudolf zu Theil wurde, konnte er es doch nicht dahin bringen, daß ſich die Kurfürſten für die Nachfolge ſeines Sohnes erklärten. Von den Beweggründen der geiſtlichen Kurfürſten habe ich ſchon geſprochen; aber auch die weltlichen, obſchon ſämmtlich Rudolf's Schwiegerſöhne, gingen mit Ausnahme des Pfalzgrafen Ludwig nicht darauf ein. Alſo auch hier mußte der König die Erfahrung machen, daß ſeine Staatskunſt nicht den gewünſchten Erfolg hatte. Das Band der Verwandtſchaft war nicht ſtark genug, um die fürſtlichen Wähler zu Gunſten ſeines Hauſes zu ſtimmen. Offenbar fürchteten ſie in Albrecht den mächtigen Fürſten und ſeine Denkungsart, die ſich bereits in den Händeln mit dem Erzbiſchof von Salzburg, wie mit dem Herzog Otto von Baiern enthüllt hatte: auch mit dem Könige von Böhmen fehlte es nicht an Zerwürfniſſen. Man beſorgte, daß Albrecht als deutſcher König eine noch ſtrengere Haltung beobachten werde, als ſein Vater. Genug, weder auf dem Reichstage zu Erfurt, noch auf dem zu Frankfurt, der im Mai 1291 abgehalten ward, vermochte Rudolf die deutſchen Fürſten, ſeinem Sohne die Nachfolge zu ſichern.

Der alte König überlebte nicht lange mehr die Vereitlung ſeines Wunſches. Er eilte in ſeine Heimath, an den Rhein. In Germersheim fühlte er das Herannahen des Todes. Da ſagte er: „Wohlan, nach Speier, wo noch mehr meiner Vorfahren begraben liegen.“ Das war Rudolf's Grabesritt. Er ſtarb in Speier, am 15. Juli 1291.

3. Adolf von Naſſau.

Kaum hatte Rudolf die Augen zugedrückt, ſo brachen die durch ihn im Zaume gehaltenen Mächte der Zerſtörung wieder hervor: es ſchien faſt, als ob ſeine Regierung ganz erfolglos geweſen, ſo breitete ſich das Fehdeweſen, Wegelagerei und jegliche Gewaltthat über das Gebiet des deutſchen Reiches aus. Und dazu kam, daß ſich die Kurfürſten nicht im Mindeſten beeilten, dem verſtorbenen König einen Nachfolger zu wählen, weil ſie ſich über Niemanden vereinigen konnten. So blieb der deutſche Thron faſt ein ganzes Jahr unbeſetzt. Endlich, als das Reich immer lauter nach einem König verlangte, wurde auf den 5. Mai 1292 der Wahltag anberaumt. Am meiſten Hoffnung auf die deutſche Krone machte ſich immer noch Albrecht, Herzog von Oeſterreich. Er zog deßhalb mit 600 ſtattlichen Rittern an den Rhein, um im Falle ſeiner Wahl ſofort mit einem glänzenden Gefolge ſeinen Einzug in Frankfurt halten zu können. Allein die Stimmung der Kurfürſten hatte ſich ſeit ſeines Vaters Tode nicht verändert: alle weltlichen waren gegen ihn und nur der Pfalzgraf Ludwig blieb dem einmal gegebenen Worte treu. Von den geiſtlichen Kurfürſten würde wohl auch der von Trier nichts gegen ſeine Wahl gehabt haben, aber die Beiden andern, der Erzbiſchof Gerhard von Mainz und der Erzbiſchof Sigfried von Köln, welche die Wahlhandlung leiteten, waren bereits über einen Andern übereingekommen und wußten die übrigen für ihn zu beſtimmen, zuletzt auch den

Pfalzgrafen Ludwig. Der von ihnen vorgeſchlagene und dann auch einſtimmig gewählte war wiederum ein Graf, Adolf von Naſſau, von einer noch weit geringeren Hausmacht, als Rudolf von Habsburg beſeſſen; denn er konnte nur die Hälfte der Grafſchaft Naſſau ſein eigen nennen. Aber gerade ein ſo armer König paßte zu den Planen der Kurfürſten. Sie glaubten von ihm nichts fürchten zu dürfen, im Gegentheil hofften ſie ihn nach ihren Wünſchen leiten zu können, da er nicht unabhängig genug ſei, um ſelbſtſtändig zu herrſchen — insbeſondere die geiſtlichen Kurfürſten hegten dieſe Hoffnungen — und endlich gedachten ſie, dieſe Gelegenheit zu ergreifen, um ihr Wahlrecht auf das Theuerſte zu verkaufen.

Gerade dieſe Königswahl zeigte recht deutlich das Unglückſelige des Kurfürſtenthums. Denn die Herren, welche mit dem Rechte betraut waren, den deutſchen König zu wählen, benutzten daſſelbe von nun an faſt nur zur Ausbeutung: am Wohl und Wehe des Reichs war ihnen aber wenig gelegen. Adolf mußte ſämmtlichen Kurfürſten große Zugeſtändniſſe machen, viel größere, als wozu ſich ſein Vorgänger herbeigelaſſen. Verhältnißmäßig weniger verlangten die weltlichen: dieſe wurden meiſt mit Geld abgefunden, nur der König von Böhmen ließ ſich das Pleißner Land, nämlich Burg und Stadt Altenburg, Chemnitz, Zwickau nebſt Eger verpfänden. Weit mehr bedachten ſich die geiſtlichen Kurfürſten: der von Trier ließ ſich gegen 8000 Mark Wahlkoſten zahlen und außerdem die Burgen Kochem, Klotten und Kobern verſetzen; der von Köln bekam zum Pfand die Städte Dortmund, Duisburg, Sinzig und die Vogtei Eſſen, endlich die Stadt Werth mit einem neuen Zoll in Bonn, zu 37,000 Mark. Am unverſchämteſten aber war der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, der freilich das Meiſte zur Wahl beigetragen hatte. Dieſer verlangte 1) Zahlung aller ſeiner Schulden am römiſchen Hof; 2) Vergütung ſeiner Wahlkoſten; 3) die lebenslängliche Vogtei von Lahnſtein; 4) die Burg Ballenhauſen; 5) die Vogtei über die Städte Mühlhauſen und Nordhauſen; 6) den Zoll zu Boppard und Verlegung deſſelben nach Lahnſtein; 7) Seligenſtadt und den Bachgau, welchen König Rudolf für das Reich bereits eingezogen hatte; 8) Verwendung des Königs, daß ihm von den Mainzer Bürgern 6000 Mark in Folge eines mit ihnen gehabten Streites gezahlt würden; 9) Ueberlaſſung der Juden, d. h. der Steuern derſelben in Mainz.

Außerdem mußte der König verſprechen, ſich keine Eingriffe in die geiſtliche Gerichtsbarkeit zu erlauben, alle Gerechtſame des Mainzer Erzbisthums zu beſtätigen und es kräftig darin zu ſchützen, dem Erzbiſchof gegen die Herzoge von Braunſchweig beizuſtehen, einen Verwandten des Erzbiſchofs, Sigfried von Eppenſtein, zum Burgmann in Friedberg einzuſetzen, dagegen einige andere Männer, perſönliche Feinde Gerhard's, wie den Ulrich von Hanau und den Meiſter Klingenberg nie in ſeine Dienſte zu nehmen.

Dieſe Zugeſtändniſſe waren demüthigend genug für das Oberhaupt des deutſchen Reiches. Indeſſen fand ſich Adolf in den erſten Jahren ſeiner Regierung noch ſo von den Verhältniſſen umſtrickt, daß er jene nicht nur wiederholt anerkannte, ſondern auch noch neue hinzufügte, und ſich von den geiſtlichen Kurfürſten willig leiten laſſen zu wollen ſchien. Nicht ſelten benutzte er das königliche Schiedsrichteramt, um Streitigkeiten, in welche ſeine erzbiſchöflichen Vormünder verwickelt waren, zu ihren Gunſten zu entſcheiden.

Aber Adolf war nicht der Mann, um eine ſolche Abhängigkeit auf die Länge zu ertragen. Er war gerade in der Kraft ſeiner Jahre, muthig, kühn, einer der tapferſten Ritter ſeiner Zeit, dem es an Körperſtärke nicht leicht Einer zuvorthat, dabei von dem unerſchrockenſten Freimuthe. Als er in der Schlacht bei Woringen, wobei er auf der Seite des Erzbiſchofs Sigfried von Köln geſtritten — daher die Zuneigung dieſes Kirchenfürſten — nachdem er Wunder der Tapferkeit vollbracht, endlich gefangen genommen und vor den Herzog von Brabant geführt war, ſo redete ihn dieſer mit den Worten an: „Ausgezeichneter Ritter, wer biſt du, der mir heute ſo furchtbar geweſen?“ „Ich bin der Graf von Naſſau,“ erwiederte Adolf. „Aber wer ſeid ihr?“ — „Ich bin der Herzog von Brabant, den du im Getümmel der Schlacht beſtändig verfolgt haſt.“ „Ich glaubte, ſagte darauf Adolf, mit dieſem meinem Schwert fünf Herzoge getödtet zu haben, und wundere mich, daß ihr ihm entgangen ſeid.“ Der Herzog von Brabant ehrte dieſe Freimüthigkeit, entließ ihn ohne Löſegeld und zählte ihn ſeitdem zu ſeinen Freunden. Neben dieſem kühnen ritterlichen Muthe beſaß Adolf eine für jene Zeiten ſeltene geiſtige Bildung. Die Zeitgenoſſen rühmen an ihm, daß er drei Sprachen vollkommen verſtanden, Lateiniſch, Deutſch und Franzöſiſch. Immerhin alſo war er keine gewöhnliche Erſcheinung. Erhoben auf einen Thron, der vor noch nicht langer Zeit als der erſte der Welt angeſehen ward, begreift ſich, daß ein Mann von ſeinem Weſen es unter ſeiner Würde fand, ſich am Gängelbande führen zu laſſen: er beſchloß ſich zu befreien und der von ihm getragenen Krone Achtung zu verſchaffen. Schon in den erſten Jahren zeigte er, daß er entſchloſſen ſei, das königliche Anſehen aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1292 brachte er Schwaben, das wieder von Fehden zerrüttet war, zur Ruhe, und ein Jahr darauf belagerte er die Reichsſtadt Kolmar, deren ſich der Schultheiß Röſſelmann und der Ritter Anſelm von Rappoltſtein, die ſchon unter Rudolf genug Unruhen angefangen, bemächtigt hatten und die ihm den Gehorſam verweigerten: nahm endlich, unterſtützt von den Bürgern, die Stadt ein, und rächte an jenen beiden Männern ihren Ungehorſam mit großer Strenge. Auch die Straßburger, die es immer mehr mit Habsburg gehalten, achteten es für beſſer, ſich zu unterwerfen und die königliche Gnade zu ſuchen. Die Kraft und die Strenge, welche Adolf bei dieſen Unternehmungen entwickelte, erinnerte an Rudolf von Habsburg, und in der That: er wollte das Nämliche, was dieſer, er ſuchte die Reichsgewalt wieder zu kräftigen, ſie zur früheren Bedeutung zurückzuführen. Aber welchen Weg ſchlug er hiezu ein?

Anfangs ſchien es, als ob er ganz die Staatskunſt ſeines Vorgängers befolgen wolle. Er lehnte ſich, wie dieſer, an die Geiſtlichkeit an, beſtätigte alle ihre Vorrechte, geſtattete ihr, wie ſchon bemerkt, einen großen Einfluß auf ſeine Regierungshandlungen und nahm ſie in Schutz gegen Angriffe aller Art. Dieſes Verhalten hat ihm auch unter ſeinen Zeitgenoſſen den Namen des Pfaffenkönigs erworben. Zugleich ſuchte er ſich die mächtigſten deutſchen Fürſten durch Heirathen zu verbinden. Dies gelang ihm mit Böhmen und der Pfalzgrafſchaft am Rhein. Mit einer Tochter des Königs Wenzel von Böhmen verlobte er ſeinen älteſten Sohn, Rupert, damals noch ein Knabe; mit Rudolf, dem älteſten Sohne des Pfalzgrafen Ludwig des Strengen, der indeſſen 1294 ſtarb, verlobte er ſeine Tochter: die Heirath wurde noch in demſelben Jahre 1294 vollzogen.

Bald aber fand er, daß beide Mittel ungenügend ſeien. Er hatte nicht ſo viele Töchter, wie Rudolf von Habsburg, um alle Kurfürſten zu ſeinen Eidamen zu machen. Auch bewies ja die Geſchichte dieſes Königs, wie wenig auf dergleichen Verwandtſchaften zu bauen ſei.

Sodann war es gerade der Einfluß der höheren Geiſtlichkeit, dem er ſich zu entziehen ſuchte.

Offenbar hat Adolf einen viel tiefer gehenden Plan verfolgt, wie Rudolf von Habsburg, oder vielmehr, er glaubte gewaltigere Mittel anwenden zu müſſen, um ihn zu erreichen. Seine ganze Natur drängte ihn dazu hin. Er war kein Mann, der viele Rückſichten zu nehmen gewohnt war oder vor Gefahren zurückbebte: wie er ſich in der Schlacht von ſeinem Muthe fortreißen ließ, ſo glaubte er auch in der Staatskunſt mit feſtem Willen und nichts ſcheuender Thatkraft zum Ziele gelangen zu können. Dazu kam, daß er mit ſeiner doch geringen Hausmacht nichts oder wenig in die Schanze ſchlug: mehr oder minder war er doch ein Abenteurer, der ſchon mehr wagen durfte, als Einer, dem größere Glücksgüter zu Gebote ſtehen.

Es gab im Grunde nur zwei Mittel, die Fürſtenmacht zu brechen, was das Ziel jedes Königs ſein mußte, der die Reichsgewalt ſtärken und Deutſchland wieder mächtig machen wollte: für's Erſte ein großes Heer, welches ihm unbedingt gehorchte; ſodann Unterſtützung von Seite der Volksmaſſen.

Der Zufall gab Adolfen das erſte an die Hand. In Thüringen herrſchte ſeit mehreren Jahren die größte Zerrüttung, hervorgebracht durch den unnatürlichen Krieg, den der Landgraf Albrecht, der Unartige, mit ſeinen Söhnen Friedrich mit der gebiſſenen Wange und Diezmann führte, Kinder jener unglücklichen Tochter Friedrich's II., welche Albrecht ermorden laſſen wollte. Albrecht wollte ſeine Söhne enterben und ſie ſtritten nun mit ihm um ihr Eigenthum. Im Jahre 1291 kam ein neuer Zankapfel hinzu. Es ſtarb nämlich Albert Tuto, der Markgraf von Meißen, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Die nächſten Verwandten des Verſtorbenen waren Albrecht der Unartige und ſeine Söhne Friedrich und Diezmann. Dieſe letzteren nahmen Meißen ſofort in Beſitz und behaupteten es gegen ihren Vater. Darüber ergrimmte dieſer und ehe er es ſeinen Söhnen ruhig überließ, ſollte es lieber ein Anderer haben. Nun betrachtete aber der König Adolf Meißen als heimgefallenes Reichslehen und nahm es für das Reich in Anſpruch. Albrecht ging in dieſe Anſchauung ein, verzichtete auf das Land und ſetzte ſich mit dem Könige dergeſtalt in Verbindung, daß er demſelben um eine Summe von 12000 Mark gegen ſeine Söhne beizuſtehen verſprach *). Friedrich und Diezmann dachten indeſſen nicht daran, Meißen herauszugeben. Nun mußten ſie alſo mit Gewalt der Waffen dazu gezwungen werden, und in der That ſetzte ſich Adolf im Jahre 1294 gegen ſie in Bewegung.

Dieſes Ereigniß war für den König in mehrfachem Betrachte von einer großen Bedeutung. Erſtens hatte er nun Gelegenheit, ſich eine Hausmacht zu gründen. Aber wichtiger, als dieſes — da Meißen ein verhältnißmäßig doch kleines Land war — war das Zweite, daß Adolf nun Gelegenheit fand, ſich ein Heer zu ſchaffen. Doch wäre ihm dieſes bei ſeinen geringen Mitteln nicht möglich geweſen, hätte ihn nicht das Glück noch von einer andern Seite her begünſtigt. Der König Eduard von England befand ſich nämlich im Krieg mit dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich. Er bedurfte, um ihn mit Erfolg in ſeinem eigenen Lande anzugreifen, eines Bundesgenoſſen, und fand dieſen in dem Könige des deutſchen Reiches. Zwiſchen Deutſchland und Frankreich beſtanden, wie wir geſehen, ſchon unter Rudolf von Habsburg mannichfache Streitigkeiten. Seit Rudolf's Tode ſetzte der König von Frankreich ſeine Anmaßungen fort und beunruhigte die deutſchen Gränzen auf alle Weiſe, namentlich ſuchte er die burgundiſchen Lande an ſich zu ziehen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß dieſes nicht geduldet werden durfte: auch war Adolf mit dem König von Frankreich deßhalb in einen heftigen Schriftenwechſel gerathen, der zur Kriegserklärung führen mußte. Nichts natürlicher, als daß nun der König von England und der deutſche mit einander gemeinſame Sache machten. Da aber die Mittel des deutſchen Reiches ſehr gering waren, ſo zahlte Eduard dem Könige Adolf 100,000 Mark Hülfsgelder. Darüber haben ſich nun Adolf's Feinde ſehr aufgehalten und es als eine Verkleinerung des deutſchen Namens angeſehen, obſchon die Fürſten keine Miene machten, aus eigenen Mitteln ein Heer gegen den Reichsfeind aufzubieten. Im Grunde genommen ärgerten ſie ſich aber nur darüber,

---

*) So verhält es ſich mit dem angeblichen Verkauf von Thüringen und Meißen an den König Adolf. Die meiſten gleichzeitigen Quellen wiſſen nichts davon. Vielmehr ſtellen ſie mit Ausnahme der Thüringiſchen die Sache ſo dar, als ob Adolf, indem er Meißen für das Reich zurückforderte, vollkommen im Rechte geweſen wäre. Vergl. Böhmer regesta imperii 1246—1313. S. 176.

daß Adolf das Geld nicht, wie ſie erwartet hatten, unter ſie vertheilte. Adolf warb ſich dafür ein Heer und brach mit demſelben allerdings nicht gegen Frankreich auf, ſondern gegen Meißen. Es war verzeihlich: denn ehe man einen auswärtigen Krieg führen konnte, mußte das Innere beruhigt ſein.

Das Söldnerheer, welches Adolf in die thüringiſchen Lande führte, hauſte nun freilich auf eine furchtbare Weiſe. Er mußte ihm Manches nachſehen, um es ſich ergeben zu erhalten. Auch glaubte er alle Schrecken des Krieges über das Land verhängen zu müſſen, um es deſto eher zur Unterwerfung zu zwingen. Denn die Markgrafen wehrten ſich verzweifelt, und Adolf mußte drei Feldzüge gegen ſie unternehmen. Indeſſen, im Frühjahr 1296, endete der Krieg mit Unterwerfung der ſtreitigen Länder unter den König. Die Brüder Friedrich und Diezmann wanderten aus dem Lande.

Nach dem glücklichen Ausgange dieſes Unternehmens trat Adolf ganz anders auf. Er hörte nun nicht mehr auf die geiſtlichen Kurfürſten, dachte nicht mehr daran, alle die Verſprechungen zu erfüllen, die er ihnen gemacht; auch die weltlichen behandelte er mit einer kaum verholenen Geringſchätzung und ging nun ganz ſeinen eigenen Weg. Er umgab ſich mit Männern, welche nicht dem hohen Adel angehörten, vielmehr niederen Herkommens, aber wahrſcheinlich tapfere Krieger, die unter ihm gefochten und glauben mochten, in der Art, wie mit Thüringen, ſo mit ganz Deutſchland fertig werden zu können. Schon ſprach Adolf davon, die entzogenen Reichsgüter wieder einziehen und mit den Belehnungen zurückhaltender ſein zu wollen.

Doch ſah Adolf zugleich ein, daß er das Bürgerthum für ſich haben müſſe, die einzige Macht, welche das eigentliche Volk vertrat und es zu einer ſtaatlichen Bedeutung gebracht hatte, ſowohl wegen des außerordentlichen Reichthums, den es beſaß, als wegen der Menge von Kräften, über die es gebieten konnte. Dieſes ſuchte er von nun an zu gewinnen. Es iſt bedeutſam, daß er bei ſeiner Stadt Idſtein thatſächlich das Pfahlbürgerthum begünſtigte und in großartigem Maßſtabe den Grundſatz anerkannte, daß unfreie Leute, wenn ſie in die Städte ziehen, die Freiheit erhalten. Eine Menge unfreier Leute der benachbarten Orte, namentlich von erzbiſchöflich-mainziſchen ließen ſich jetzt in dieſer neuen Stadt nieder. Darüber, heißt es nun, hätte er den ganzen Adel gegen ſich aufgebracht, welcher ſich ſeiner Leute beraubt geſehen. Begreiflich aber gewann er die Städte, deren Macht durch die Anerkennung jenes Grundſatzes ſich ſteigern mußte. Sodann ſcheint es mir, daß er dieſe auch dadurch an ſich zog, daß er ſie mit Steuern mehr verſchonte, als Rudolf. Mehrmals ermäßigte er die Steuer einer Stadt in Anbetracht vom Eintreten gewiſſer Unglücksfälle. Dagegen beſteuerte er auch die fürſtlichen Länder. Wenigſtens beklagen ſich die Fürſten über ungemeſſene Abgaben, die er erhoben: hätten dieſe blos die Städte getroffen, ſo würde das ſie wenig bekümmert haben. Aber daß ſie nun ſelber zahlen ſollten, ärgerte ſie.

Adolf war mit ſeinen Planen offenbar zu ſchnell hervorgetreten, als daß bei dem Mangel einer hinlänglichen Vorbereitung auf einen glücklichen Erfolg zu rechnen geweſen wäre. Außerdem war ſeine Perſönlichkeit der Art, daß ſie kein unbedingtes Vertrauen einflößte. Ein tapferer Ritter, ſogar tollkühn und verwegen: aber ſeinem Auftreten mangelte es an ſittlicher Würde. Er hatte ſich durch ſeine Zugeſtändniſſe zu viel vergeben, und dadurch, daß er ſein Wort brach, wurde nichts beſſer gemacht. Durch ſein Verfahren in Thüringen erwarb er ſich den Ruf unmenſchlicher Härte, ja Grauſamkeit. Dann war er durch ſeine Geldnoth zu einzelnen Handlungen gezwungen, die mit ſeinen ſonſtigen Planen im Widerſpruch ſtanden; wie er denn ganze Städte und Grafſchaften verpfändete, auch hin und wieder die Geiſtlichkeit, ähnlich wie Rudolf, begünſtigte, wenn er gerade die Unterſtützung eines Biſchofs, wie z. B. des Erzbiſchofs von Salzburg, nöthig hatte. Auch der Umſtand, daß er dem engliſchen Könige nicht zu Hülfe kam, mußte ihn bei Vielen in ſchlechtes Licht ſetzen, obſchon ſein Krieg in Thüringen ihn entſchuldigen konnte. Indeſſen rückte er doch noch mit einem Heere heran, aber zu ſpät: der König von England ſah ſich zu einem Waffenſtillſtande gezwungen. So war denn ſein Verfahren vielfach folgewidrig, ſcheinbar planlos, nicht immer würdevoll.

Trotz alle dem hatte er viele Anhänger, allerdings nicht unter den Fürſten, aber deſto treuer waren ihm die Städte, mit Ausnahme von Straßburg, welches habsburgiſch geſinnt war, und von Mainz, das ihm wahrſcheinlich nicht vergeſſen konnte, daß er in ihrem Streite mit dem Erzbiſchof deſſen Partei ergriffen hatte. Ja, die Städte ſtellten ihm bereitwillig ihre Kräfte zur Verfügung, und er bediente ſich ihrer meiſtens bei ſeinen Unternehmungen. Auch bewahrten ſie ihm ihre Ergebenheit bis zu ſeinem Tode.

Die deutſchen Fürſten durchſchauten bald des Königs Plane, und glaubten ihm zuvorkommen zu müſſen, ehe er, ein neuer Cäſar, ganz Deutſchland unterworfen habe *). Insbeſondere der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, derſelbe, der ſeine Wahl durchgeſetzt, war nun ſein erbittertſter Feind geworden, da er ſich ſo ſehr in ſeinem Schützling getäuſcht ſah. Dieſer leitete jetzt eine Verſchwörung gegen den König ein. Es war nicht ſchwer, die übrigen Fürſten in dieſelbe hereinzuziehen: Allen mußte der Sturz Adolf's als wünſchenswerth erſcheinen. Nur war die Frage, auf welche Weiſe man am erſten zum Ziele gelangen konnte. Bald war man aber auch darüber im Reinen: es mußte ein Gegenkönig aufgeſtellt werden, der mächtig genug war, Adolfen die Spitze zu bieten. Und ein ſolcher bot ſich von ſelber dar: es war der Herzog Albrecht von Oeſterreich.

Zwiſchen ihm und dem Könige Adolf beſtand ſeit der letzten Wahl ein geſpanntes Verhältniß. Zwar erkannte Albrecht, wie es ſcheint, nicht ohne daß manche Verhandlungen vorausgegangen waren, zuletzt Adolf als König an und nahm von ihm ſeine Lehen in Empfang. Aber er konnte es nie vergeſſen, daß er um Adolf's willen die deutſche Krone verloren habe, während dieſer in dem Herzog einen ihm mißgünſtigen, zweideutigen Fürſten erblickte. Die gegenſeitige Mißſtimmung wurde durch mehrere Vorfälle verſtärkt. Adolf ſoll zuerſt vorgehabt haben, ſich mit dem Hauſe des Herzogs durch Heirath zu verbinden, Albrecht aber wies ein derartiges Anerbieten mit Stolz zurück. Adolf rächte ſich vor der Hand durch die Verfolgung und Züchtigung der Anhänger des habsburgiſchen Hauſes in Schwaben und Elſaß. Albrecht reizte nun auch ſeinen Vetter, den Herzog von Kärnthen gegen Adolf auf, ſo daß dieſer ſich weigerte, ſich von Adolf belehnen zu laſſen: der König antwortete damit, daß er den Herzog von Kärnthen in die Acht that. Bei den Zerwürfniſſen zwiſchen Herzog Albrecht und dem Erzbiſchof von Salzburg, welche kein Ende nehmen wollten, ſtellte ſich Adolf auf die Seite des Letzteren und gebot dem Herzoge ſich zu fügen, widrigenfalls er ihn im eigenen Lande aufſuchen wolle. Und ſchon machte er Vor-

---

*) Gesta Trevirorum Archiepiscoporum bei Marlene IV. 335.

bereitungen zu einem ſolchen Zuge. Er nahm alle unzufriedenen Oeſterreicher, die vor dem Herzog geflohen, auf und Albrecht beſchuldigte ihn, bei den vielfachen Empörungen des öſterreichiſchen Adels gegen den Herzog ſeine Hand mit im Spiele gehabt zu haben. Albrecht hinwiederum ſcheute ſich nicht, ſich mit dem Reichsfeinde, dem Könige von Frankreich zu verbinden und Sold von ihm zu empfangen; und beſchönigte das Ungehörige eines ſolchen Verfahrens mit der Bemerkung, daß, wenn der König ſich nicht ſchäme, des Engländers Söldner zu ſein, er wohl auch das Geld der Franzoſen nehmen dürfe.

Die Spannung zwiſchen Albrecht und Adolf war demnach ſo ſtark geworden, daß es früher oder ſpäter zum Kriege zwiſchen ihnen kommen mußte. Begreiflich ergriff Albrecht jeden Vorſchlag, der ihm einen günſtigen Erfolg einer Auflehnung gegen den König zu verſprechen ſchien, mit beiden Händen. Auf Albrecht konnten alſo die Fürſten rechnen. Die Beweggründe, welche vor fünf Jahren ſeine Verwerfung bewirkt, mußten nun anderen, ſtärkeren weichen. Es galt zunächſt, Adolf zu ſtürzen, was nur durch eine ſo bedeutende Streitmacht, wie ſie Albrecht aufbieten konnte, möglich war. Außerdem hatte das Geld, welches Albrecht nicht verſäumte, in beträchtlichen Summen an die deutſchen Fürſten zu vertheilen, eine große Ueberzeugungskraft, zumal, da ſie bei den 100,000 Mark engliſcher Hülfsgelder leer ausgegangen waren. Genug: bereits im Sommer 1297 wurden von den Verſchworenen die ernſtlichſten Vorbereitungen getroffen. An Pfingſten kamen bei Gelegenheit des Krönungsfeſtes des Königs Wenzel von Böhmen eine große Anzahl Fürſten nach Prag, unter ihnen der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, der Herzog von Sachſen, der Markgraf von Brandenburg, Albrecht von Oeſterreich. Während Aller Augen nur auf die Feſtlichkeiten gerichtet waren, und auf die ungeheuere Pracht, welche ſich dabei entfaltete, brüteten die Fürſten über den Planen zu Adolf's Sturz. Sie kamen überein, Albrecht als deutſchen König anzuerkennen, wenn er Adolf vom Throne geſtoßen. Er ſollte ſich einſtweilen rüſten. Inzwiſchen wollte man allenthalben werben, und auch den heiligen Vater für den Plan zu gewinnen ſuchen. Man hoffte dies um ſo mehr, als der damalige Papſt Bonifacius VIII. den König Adolf wiederholt von einem Kriege gegen Frankreich und von der Verbindung mit England abgemahnt, worauf aber Adolf keine Rückſicht genommen zu haben ſcheint, da er zuletzt doch dem Könige von England zu Hülfe gezogen. Für den Herbſt wurde eine neue Verſammlung nach Eger anberaumt, wo die weiteren Schritte beſprochen werden ſollten.

Aber dieſe Umtriebe wurden doch nicht ſo geheim gehalten, daß ſie nicht endlich zur Kunde des deutſchen Königs gekommen wären. Er that nun ſofort, was ihm nöthig ſchien, um dieſen Entwürfen zu begegnen. Er trieb die Anhänger der Verſchworenen in Schwaben und Elſaß zu Paaren und verhinderte die beabſichtigte Zuſammenkunft in Eger, indem er durch ſeine Söldnerhaufen in Meißen den Weg nach Böhmen verſperren ließ, während er ſelber den Erzbiſchof von Mainz in einem ſeiner Schlöſſer belagerte. Doch gelang es einem Theil der Verſchwornen noch in dem Herbſt in Kaden eine Zuſammenkunft zu halten, welcher freilich die Seele derſelben, der Erzbiſchof Gerhard nicht beiwohnen konnte, und im Februar 1298 trafen ſie ſich noch einmal in Wien, wo beſchloſſen ward, daß Albrecht mit einem Heere an den Rhein aufbrechen ſollte.

Dies geſchah zu gleicher Zeit, als Adolf mit ſeiner Kriegsmacht ſich in Bewegung ſetzte, um den Herzog in ſeinem eigenen Lande aufzuſuchen. Er kam bis nach Ulm. Hier erfuhr er das Herannahen Albrecht's und in der Hoffnung, ſo bald wie möglich mit ihm zuſammenzutreffen, ertheilte er dem Herzog Otto von Baiern, der aus alter Feindſchaft gegen den Habsburger es mit dem Könige hielt, und daher Albrechten den Durchzug verweigern wollte, den Auftrag, ihn nur ruhig ziehen zu laſſen. Albrecht aber vermied es mit dem Könige zuſammenzuſtoßen, ſondern wandte ſich zunächſt in ſeine Stammlande, um hier neue Schaaren an ſich zu ziehen und von da in den Breisgau oder das Elſaß aufzubrechen, wo er ebenfalls eine nicht geringe Anzahl von Anhängern unter dem dortigen Adel, wie an dem Biſchof und der Stadt Straßburg zählte. Der König zog ihm hierauf nach. Bei Kenzingen an der Elz traten ſich zum erſten Male beide Heere gegenüber. Doch kam es zu keiner Entſcheidung, da Albrecht eine Schlacht vermied und Adolf es nicht gerathen fand, ihn in ſeiner feſten Stellung anzugreifen. Alle Verſuche des Königs, ihn aus derſelben herauszulocken, ſcheiterten an Albrecht's Vorſicht. Endlich benutzte Letzterer, beſtimmt durch die Nachricht einer Niederlage, welche die Seinigen durch den Herzog Otto von Baiern erlitten und von dem Herannahen desſelben, einen mit dem Könige eingegangenen Waffenſtillſtand, um ſich in aller Stille zu entfernen, auf das linke Rheinufer überzuſetzen und dort in das Gebiet des Biſchofs von Straßburg zu gelangen. Adolf ſetzte nun ebenfalls über den Strom, aber anſtatt ſeinen Gegner zu verfolgen, beging er den großen Fehler, Zeit und Kräfte in der Belagerung einiger biſchöflichen Städte zu vergeuden, allerdings in der Hoffnung, daß ihnen Albrecht zu Hülfe kommen und daß er ihn dann zur Schlacht bewegen werde: allein ſie verwirklichte ſich nicht. Während nun Adolf hier ſeine Leute einbüßte, ſaß Albrecht vier Wochen in Straßburg und konnte ſich ausruhen.

Inzwiſchen war ſeine Lage doch keineswegs eine beneidenswerthe. Er hatte zwar ein ziemlich ſtarkes Heer, allein es mangelte ihm an Lebensmitteln. Denn die Städte, die es alle mit dem Könige hielten, weigerten ſich geradezu, dergleichen an des Herzogs Heer zu verkaufen. Ueberhaupt fand er längs des Rheins eine ihm durchaus abgeneigte Bevölkerung: nur einige Grafen, wie die Grafen von Bitſch, von Zweibrücken, die Raugrafen hielten es mit ihm, während nicht nur ſämmtliche Städte ihn verhöhnten, ſondern auch einer der mächtigſten Fürſten jener Gegenden, der Pfalzgraf am Rhein, Adolf's Schwiegerſohn Rudolf, des Königs eifriger Anhänger war. Unter ſolchen Umſtänden mußte etwas geſchehen zu Gunſten des Herzogs.

Der Erzbiſchof von Mainz berief nun endlich die verſchworenen Kurfürſten nach Mainz, um die Abſetzung Adolf's vorzunehmen. Hier erſchienen aber nur der Herzog von Sachſen und die Markgrafen von Brandenburg. Indeſſen hatte der König von Böhmen wie der Erzbiſchof von Köln dem Gerhard von Mainz Vollmachten gegeben, und die pfalzgräfliche Kurſtimme führte der Herzog von Sachſen, angeblich im Auftrage Ludwig's, eines jüngeren Bruders des Pfalzgrafen Rudolf. Der Erzbiſchof von Trier wollte aber gar nichts mit dieſen Ränken zu thun haben, ſondern blieb dem Könige treu, ſandte ihm ſogar Hülfstruppen. Wider alles Geſetz und Herkommen bildeten nun die wenigen Kurfürſten ein Gericht, welches über den König urtheilen ſollte, den ſie aber nicht einmal aufgefordert hatten, vor ihnen zu erſcheinen, um ſich zu vertheidigen. Die verſchiedenen Verbrechen deren ſie ihn beſchuldigten *), waren entweder von ihm gar nicht begangen worden, theils konnten ſie ihm nicht zur Laſt fallen, theils waren ſie nicht einmal ſo große Vergehen, daß er deßhalb der Krone unwürdig geworden ſein ſollte. Keinem Verſtändigen konnte entgehen, was der eigentliche Grund der Abſetzung war, nämlich, weil Adolf ſelber regieren wollte und ſich nicht blindlings der Leitung der Kurfürſten überließ: auch waren dieſe naiv genug, dieſe Thatſache als einen hauptſächlichen Grund der Abſetzung anzuführen. Da ſie indeſſen die Ungerechtigkeit ihrer Sache wohl fühlten, ſo ſprengten ſie aus, daß der Papſt Bonifacius vollkommen mit ihrem Schritte übereinſtimme und ihnen zu demſelben Vollmacht gegeben habe; dies war indeſſen eine reine Erfindung. Nach der Abſetzung wählten ſie ſofort den Herzog von Oeſterreich zum Könige. Dieſer war, von ihnen aufgefordert, mit einer kleinen Schaar von Straßburg aufgebrochen und die Reichsſtädte, wie die Pfalz vermeidend durch das Gebiet der befreundeten Grafen endlich bis nach Mainz gekommen, wo er denn ſofort von den Kurfürſten dem Volke vorgeſtellt wurde.

Von jetzt an trat Albrecht mit weit größerer Sicherheit und Entſchiedenheit auf. Nicht nur glaubte er jetzt zu ſeinem Kampfe gegen den König einen Rechtsgrund zu haben, ſondern ſein Heer verſtärkte ſich auch anſehnlich durch die Truppen des Erzbiſchofs von Mainz und anderer Verbündeten, ſo daß es mit der inzwiſchen nachgekommenen Hauptmacht 24,000 Mann ſtark war. Adolf, als er den Abzug ſeines Gegners vernommen, eilte ihm ſofort nach. Als ihm die Nachricht ſeiner Abſetzung gebracht ward, ergrimmte er und dürſtete nach einer Schlacht, um ſich endlich mit ſeinem Feinde zu meſſen. Er bot, da ſich inzwiſchen ſein Heer gelichtet hatte, die Reichsſtädte auf, ihre Streitkräfte zu ſenden, welche ſich ſofort anſchickten, dieſem Befehle nachzukommen. So trafen endlich die Gegenkönige am 1. Juli 1298 bei Göllheim in der Pfalz aufeinander. Das Heer Adolf's war 14,000 Mann ſtark, und beſtand großentheils aus

---

*) Schändung geweihter Hoſtien, Beraubung und Mißhandlung von Prieſtern, Gewaltthat gegen Weiber, Vernachläſſigung der Gerechtigkeitspflege, Störung des Landfriedens, Nichterfüllung der Verträge mit Mainz, Gefangennehmung von Geiſtlichen und Laien, beabſichtigte Unterordnung der Kirche unter die weltliche Macht, Simonie, Kirchenverfolgung, Verſuche gegen die Reichsfürſten, um ſie ihrer Lande und Leute zu berauben.

geharniſchter Reiterei: denn die Fußvölker, welche ihm die Städte zuführen ſollten, waren noch nicht angekommen. Vergebens rieth man ihm, die Schlacht noch ſo lange aufzuſchieben, bis dieſe Hülfe eingetroffen ſei. Adolf, theils vertrauend auf ſeinen Muth, theils hintergangen von falſchen Freunden, welche ihm vorſpiegelten, Albrecht ſuche wieder dem Kampfe auszuweichen, eine Nachricht, welche durch eine rückgängige Bewegung desſelben ſich zu bewahrheiten ſchien, wollte nicht darauf eingehen, und ſo unternahm er, am 2. Juli, mit weit geringeren Streitkräften, als ſein Gegner beſaß, die Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit dem größten Heldenmuthe geſtritten. Die Oeſterreicher aber bedienten ſich auf Albrecht's Befehl des unritterlichen Mittels, die Roſſe ihrer Gegner niederzuſtechen, und ſie auf dieſe Weiſe bügellos zu machen. Schon wandte ſich die Schlacht zum Nachtheile Adolf's; dieſer ließ ſich jetzt nicht länger zurückhalten, an ihr perſönlich Theil zu nehmen. Er ſtürzte ſich mitten in das Getümmel und verbreitete durch ſein gewaltiges Schwert Tod in den Reihen der Gegner. Er war Allen kenntlich: denn er hatte ſich mit königlichem Schmucke angethan, Willens, nur als König um die Krone zu ſtreiten, während Albrecht ſich in die Rüſtung eines gemeinen Ritters kleidete, und mehrere andere in ſeine Waffen ſteckte, um die Feinde zu täuſchen. Zwei derſelben, die ſich Adolf nahten, hatte dieſer bereits niedergeſchmettert, als er endlich, ermattet von der großen Anſtrengung, mit entblößtem Haupte — er hatte wegen der Hitze den Helm abgenommen — ſeinem Todfeinde ſelber begegnete. Mit einem gewaltigen Schlage ſuchte er ihn niederzuſtrecken: doch Albrecht wich demſelben aus, ſtach dem König in das unbeſchützte Geſicht und verwundete ihn über dem Auge, während zugleich ein Anderer einen Hieb auf das Hinterhaupt deſſelben führte, und ein Dritter ſein Roß niederſtach. Betäubt ſtürzte er zu Boden, worauf er vollends getödtet wurde. Nach dem Tode des Königs war die Schlacht entſchieden. Seine Anhänger wandten ſich zur Flucht: Albrecht erlangte einen vollſtändigen Sieg. Die Reichsſtädte, welche mit ihren Truppen eben heranrückten, kehrten auf die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange wieder um, ohne an der Schlacht Theil genommen zu haben.

Dies war der Ausgang des Königs Adolf.

4. Albrecht von Oeſterreich.

Nach dem Tode ſeines Gegners betrachtete ſich Albrecht keineswegs als deſſen Nachfolger im römiſchen Reiche, ſondern er unterwarf ſich einer neuen Wahl. Damit ſchien er das Unrechtmäßige der Abſetzung Adolf's wie ſeiner eigenen Erwählung ausſprechen zu wollen, wie er denn in einem ſpäteren Schreiben an Papſt Bonifacius VIII. ſeinen Krieg gegen Adolf nicht als einen Kampf um die Krone, ja nicht einmal als eine Auflehnung gegen den König, ſondern als einen einfachen Zug nach Mainz darzuſtellen bemüht iſt, um daſelbſt von den Fürſten des Reichs ſeinen Streit mit Adolf ſchlichten zu laſſen: die Schlacht bei Göllheim habe er nicht beabſichtigt, ſondern ſei zu ihr durch den König Adolf gezwungen worden, der ihn auf dem Rückzuge angegriffen und genöthigt habe, ſich zu vertheidigen. Dieſe Darſtellung ſeines Verhältniſſes zu Adolf iſt bedeutſam. Indem er ſich dadurch von dem Vorwurf einer Empörung gegen den römiſchen König zu reinigen ſuchte, wollte er zugleich das Unrechtmäßige und Verwerfliche einer ſolchen ausſprechen, gewiß nicht ohne Rückſicht auf ähnliche Auflehnungen, die etwa gegen ihn unternommen werden ſollten.

Die Wahl Albrecht's hatte weiter keine Schwierigkeit: ſie erfolgte am 27. Juli 1298, und zwar einſtimmig. Auch der Erzbiſchof von Trier, wie der Pfalzgraf Rudolf gaben nun ihre Stimme. Es ließ ſich vermuthen, daß die Kurfürſten auch dieſe Wahl nicht ohne die größten Vortheile für ſich auszubedingen, vorgenommen haben würden. In der That mußte Albrecht nicht nur Alles verſprechen, was ſein Vorgänger verſprochen, ſondern er mußte noch neue Zugeſtändniſſe hinzufügen. Der Erzbiſchof Gerhard von Mainz erhielt nicht nur Seligenſtadt und den Bachgau und den Zoll in Boppard, der nach Lahnſtein verlegt werden ſollte, zugeſichert, ſondern noch einen neuen Zoll, den er in Lahnſtein oder in Rodenſtein errichten dürfe, ferner als Reichserzkanzler den Zehnten aller Judeneinkünfte in ganz Deutſchland und endlich that ihm zu Liebe der König den Rechtsſpruch, daß ihm alle Schuldforderungen ſeiner getödteten Juden gehörten. Der Erzbiſchof Boemund von Trier erhielt 5000 Mark für Wahlkoſten, ferner die Burg Kochem, die ihm Adolf blos verpfändet hatte, endlich die Burg Thuron. Am meiſten bedachte ſich diesmal der Erzbiſchof Wichbold von Köln. Er ließ ſich nicht nur die bereits von Adolf bewilligten Zugeſtändniſſe beſtätigen, nämlich die Burg Kaiſerswerth nebſt Zoll und Zubehör zu 37,000 Mark, und die Städte Sinzig und Dortmund, ſondern auch noch die Einkünfte der Juden in letzterer Stadt, ferner drei Höfe, ſodann die Zölle zu Andernach, Bonn, Neuß, Berka, die Burg Zeltank an der Moſel, endlich das Recht der erſten Bitten in ſeiner Diöceſe. Von den weltlichen Kurfürſten wiſſen wir nur die Zugeſtändniſſe an den König von Böhmen: er wurde zum Reichshauptmann in Meißen, der Oſtmark und dem Pleißnerlande ernannt. Wenzel verlangte zwar die förmliche Belehnung mit dieſen Ländern, aber darauf wollte Albrecht doch nicht eingehen, da es ſchwer ſchien, einen Rechtsgrund zu finden, um ſie ihm wieder zu entziehen.

Denn wenn die Kurfürſten meinten, durch dieſe Zugeſtändniſſe des Königs in der That Vortheile erlangt und Albrecht die Hände gebunden zu haben, gleichwie ſie es mit Adolf verſucht, ſo täuſchten ſie ſich gewaltig. Albrecht war ihnen viel gefährlicher als dieſer, weit mehr, als ſein Vater, ja ſogar noch mehr, als die kräftigſten Kaiſer aus dem Geſchlechte der Hohenſtaufen.

Albrecht hatte während einer achtzehnjährigen Verwaltung der öſterreichiſchen Lande Gelegenheit genug, ſich in der Regierungskunſt zu üben und den Wechſelfällen des Glücks zu begegnen. Seine Stellung war eine äußerſt ſchwierige. Nicht nur hatte er beſtändig mit auswärtigen Feinden, mit faſt allen ſeinen Nachbarn, mit den Ungarn, den Baiern, dem Erzbiſchof von Salzburg, den Böhmen zu kämpfen, ſondern auch ſeine eigenen Unterthanen erhoben nicht ſelten die Waffen gegen ihn, wie die mißvergnügten Barone von Steyermark und Oeſterreich, denen ſich ſelbſt die Stadt Wien anſchloß, welche ihre Freiheiten zurückverlangte, die ihr König Rudolf bewilligt hatte. Aber Albrecht wurde, wenn auch hie und da unglücklich, zuletzt doch über alle ſeine Feinde Herr. Von klarem Verſtande, unbeugſamen Willen, rückſichtsloſer Thatkraft — beſaß er die nöthigen Eigenſchaften, um allen, wenn auch den drohendſten Gefahren, die Spitze zu bieten. Die Grundzüge ſeines Weſens waren allerdings Herrſchſucht, Stolz, unbegränzter Ehrgeiz, und wäre er blos Herzog von Oeſterreich geblieben, ſo würde wohl ſein Streben auf nichts Anderes gerichtet geweſen ſein, als die fürſtliche Macht ſowohl ſeinen Untergebenen, als auch dem deutſchen Reiche gegenüber ſo unabhängig wie möglich zu machen. Als Oberhaupt des deutſchen Reiches, nach deſſen Krone die Hand auszuſtrecken ihn der Ehrgeiz angetrieben, faßte er größere Plane. Seit langer Zeit hatte kein Kaiſer ſo klar die Lage der Dinge erkannt, wie er, keiner, worauf es eigentlich ankomme, und welche Mittel anzuwenden ſeien, um zum Ziele zu gelangen. Aber keiner wurde auch von einer verhältnißmäßig ſo bedeutenden Macht unterſtützt und beſaß einen ſo entſchiedenen Willen, gerade aus auf das Ziel loszuſteuern.

Seine Perſönlichkeit kam ihm indeſſen bei ſeinen Planen nicht ſehr zu Statten. Er beſaß weder die Geſchmeidigkeit ſeines Vaters noch die Ritterlichkeit Adolf's. Die Härte und Feſtigkeit ſeiner Natur, die nicht leicht einen Widerſpruch duldete, drückte ſich in ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung aus: er verſchmähte es, mit ſeinen Planen lange hinter dem Berge zu halten, und ſeine Geſinnungen zu verheimlichen, ſo wenig als er ängſtlich in der Wahl ſeiner Mittel war: Alles mußte ihm dienen, wenn es nur zum Ziele führte. So zeigte er ſich denn ſchroff, hart, finſter: lauter Eigenſchaften, die ihm nicht gerade viel Freunde, am wenigſten unter den Fürſten zu machen vermochten, während allerdings ſeine nähere Umgebung ihm große Treue bewies. Dazu kam, daß die Natur etwas ſtiefmütterlich mit ihm verfahren war. Der Verluſt eines Auges, in Folge einer Vergiftung *), machte ihn noch ungeſtalteter. So begreift ſich denn die Abneigung, die man gegen ihn empfand, obwohl er ſie in Anbetracht deſſen, was er aus Deutſchland zu machen beabſichtigte, weit weniger verdiente, als andere Kaiſer, welche der Ruhm umſtrahlte, die aber für Deutſchland nichts Erſprießliches gethan haben.

Albrecht ſah ein, daß an die Herſtellung einer kräftigen Reichsgewalt nicht zu denken ſei, ſo lange in Deutſchland das Wahlreich beſtehe und die Kurfürſten ihr Amt verwendeten, die Krone ſo theuer

---

*) Es war im Jahre 1295. Die Aerzte, nachdem ſie Alles vergebens angewendet, wußten endlich kein anderes Mittel, als ihn an den Beinen aufzuhängen, damit das Gift aus dem Magen in den Kopf und durch Mund, Naſe und Ohren herauslaufen könne. Da ſoll denn das Gift unglücklicher Weiſe den Weg durch ein Auge genommen und Albrecht in Folge davon daſſelbe verloren haben.

als möglich zu verſchachern. Er beabſichtigte, was die ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer und noch die Hohenſtaufen gewollt, die Erblichkeit des Kaiſerthums in ſeiner Familie zu erhalten. Und zwar zögerte er nicht lange, mit dieſem Plane hervorzutreten. Bereits im December des Jahres 1299 machte er den Kurfürſten dieſen Vorſchlag, bei Gelegenheit einer Zuſammenkunft mit dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich in Toul.

Mit dieſem Könige wünſchte Albrecht aus mehreren Gründen eine Verbindung. Vor Allem mag es wohl das ähnliche Verhältniß geweſen ſein, in welchem ſich beide Könige zum Papſt Bonifacius VIII. befanden, das ihnen eine gegenſeitige Verbindung anempfahl. Philipp war bereits mit dem Papſte in jenes Zerwürfniß eingetreten, das ſpäter für den Letzteren einen ſo unglücklichen Ausgang haben ſollte; und Albrecht war von ihm noch nicht anerkannt, einmal weil er ſeinen König und Herrn, Adolf, erſchlagen, zweitens aber, weil er mit dem ketzeriſchen Geſchlechte der Hohenſtaufen verwandt ſei (durch ſeine Gattin, eine Halbſchweſter Konradin's, eine Tochter des Grafen Mainhard von Tyrol und Herzogs von Kärnthen), ein Umſtand, welcher fürchten ließ, daß er ſich dem heiligen Stuhle gegenüber nicht ſo willfährig zeigen würde, wie ſein Vater. Dies Letztere war wohl der eigentliche Grund der päpſtlichen Abneigung. Denn in der That: Albrecht hatte als Herzog keine allzugroße Verehrung gegen die Kirche an den Tag gelegt, wie ſeine heftigen Kriege gegen die Erzbiſchöfe Rudolf und Konrad von Salzburg bewieſen, in deren Folge dieſe den Bann gegen ihn ausſprachen, um den er ſich aber nichts kümmerte. Albrecht ſcheint überhaupt religiös ſehr freiſinnig geweſen zu ſein. Dies ſieht man unter Anderem aus dem Schutz, den er den unglücklichen Juden angedeihen ließ, gegen welche um jene Zeit faſt in allen bedeutenden Städten Deutſchlands förmliche Treibjagden veranſtaltet wurden, angeblich weil ſie die chriſtliche Religion verſpottet. Ein Menſch, Namens Rindfleiſch, zog im ganzen Lande umher und forderte zu ihrer Vertilgung auf: nur zu raſch wurde dieſer Aufforderung entſprochen: zu Tauſenden wurden die Unglücklichen hingeſchlachtet. Albrecht machte dieſem Unfuge ein Ende, indem er die Thäter mit Strenge beſtrafte, ein Verfahren, das von den eifrigen Chriſten ſo wenig anerkannt wurde, daß man ſogar ſein ſpäteres Unglück als eine Strafe des Himmels für dieſe Beſchützung der Juden auslegte. Genug: der Papſt Bonifacius glaubte in Albrecht einen Herrſcher zu erkennen, welcher nicht geneigt ſei, der Kirche zu große Zugeſtändniſſe zu machen, und erkannte ihn daher nicht an. Es war natürlich, daß Albrecht jetzt mit dem Könige von Frankreich gemeinſame Sache machte. Beide näherten ſich einander, und es ward eine Heirath zwiſchen dem älteſten Sohne Albrecht's, Rudolf, und einer Schweſter Philipp's, Blanca, verabredet, welche ſpäter auch vollzogen worden iſt. Bei dieſer Gelegenheit kamen beide Könige in Teul zuſammen. Hierbei mögen auch die inneren Zuſtände der benachbarten Reiche und das Verhältniß der königlichen Gewalten beſprochen worden ſein. Es wird erzählt, daß Philipp den König Albrecht aufgefordert habe, die Kurfürſten zu beſtimmen, ſeinen Sohn Rudolf zum römiſchen König zu wählen. Sicherlich aber iſt dieſer Gedanke nicht vom franzöſiſchen Könige ausgegangen, denn wir wiſſen, daß Albrecht auch ohne Philipp dieſen Plan verfolgte *), aber er ſchob ihn wahrſcheinlich nur vor, um die Kurfürſten auszuholen.

Allein dieſe dachten ſo wenig daran, darauf einzugehen, daß ſie vielmehr mit dem König in das äußerſte Zerwürfniß geriethen, und nun auch die Einwilligung zu der beabſichtigten Heirath nicht gaben. Sie gebrauchten als Vorwand, weil Albrecht die Angelegenheiten des Reichs, namentlich die Gränzberichtigung mit Frankreich, über welche ſeit Jahren Streitigkeiten beſtanden, hintangeſetzt habe. In Wahrheit aber war es die Beſorgniß vor Albrecht's Entwürfen, die ihnen gerade durch die Verbindung mit dem Könige Philipp, der in ſeinem Lande nach unumſchränkter Gewalt ſtrebte, noch gefährlicher dünken mochte. Es kam hinzu, daß Albrecht, ſo wenig wie Adolf, Anſtalten machte, alle ſeine Zugeſtändniſſe an die Kurfürſten zu erfüllen. Trotzig verließen ſie den König: der Erzbiſchof von Mainz ſoll ſogar, an ſeine Jagdtaſche klopfend, geſagt haben, er habe noch mehrere Könige in ſeinem Sack. Von dieſer Zeit an brüteten ſie über dem Plan, Albrecht zu ſtürzen.

Die vier rheiniſchen Kurfürſten, die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln und der Pfalzgraf Rudolf am Rhein, denen heimlich auch der König Wenzel von Böhmen beitrat, ſchloſſen mit einander einen Bund gegen Albrecht, deſſen Zweck war, denſelben abzuſetzen und den Pfalzgraf Rudolf an ſeine Stelle zu wählen. Zugleich ſetzten

---

*) Albertus Argentinensis ap. Urstisium. II. 111.

ſie ſich mit dem Papſte in Verbindung, der ihnen mit ſeinen geiſtlichen Waffen zu Hülfe kommen ſollte, und in der That erließ dieſer am 13. April 1301 ein Schreiben an die drei Erzbiſchöfe, in welchem er erklärte, daß, wofern Albrecht, der ſich für einen römiſchen König ausgebe, nicht binnen ſechs Monaten durch bevollmächtigte Boten vor dem päpſtlichen Hofe erſcheine, um ſich wegen des an Adolf begangenen Hochverraths zu reinigen, er, der Papſt, geiſtlichen und weltlichen Fürſten gebieten werde, ihm ferner nicht zu gehorchen, und alle von den ihm geleiſteten Eide entbinde. Die Verſchworenen wagten lange nicht mit ihrer Empörung hervorzutreten. Als aber Albrecht im Sommer 1300 einen Feldzug gegen Holland unternommen, um dieſes ſeit Kurzem heimgefallene, aber von dem Grafen von Hennegau in Beſitz gehaltene Reichsgut einzuziehen, welcher Feldzug nicht den gewünſchten Erfolg hatte, ſo glaubten ſie nicht länger zögern zu dürfen. Noch in demſelben Jahre begannen ſie die Empörung.

In dieſer Lage der Dinge griff Albrecht zu dem einzigen Mittel, was ihm helfen konnte. Er wandte ſich an die Städte. Gleich im Anfange ſeiner Regierung erkannte er die hohe Bedeutung des Bürgerthums für einen deutſchen Kaiſer. Obſchon die Städte unter Adolf ſeine entſchiedenſten Gegner geweſen, ſo trug er es ihnen doch nicht nach, behandelte ſie vielmehr freundlich und zuvorkommend und brachte ſie bald auf ſeine Seite. Denn er bewies ihnen durch die That, daß er auf ihren Vortheil bedacht ſei. Ganz im Gegenſatz zu ſeinem Vater, der die Städte ausbeutete, ſuchte er den Steuerdruck zu mildern, und während jener in den Streitigkeiten zwiſchen Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft immer auf die Seite der erſteren trat, traf Albrecht bereits Einleitungen zu der Steuerpflicht der Geiſtlichkeit in den Städten, indem er mehrmals den Grundſatz ausſprach, daß ehemals ſteuerbare Güter, auch wenn ſie in die Hände der Kirche übergingen, nicht aufhörten ſteuerpflichtig zu ſein; ja in manchen Städten, wie in Buchhorn und Ulm, ſollten alle dergleichen Güter binnen Jahresfriſt verkauft werden. Mitunter ertheilte er ſogar einer Stadt, wie z. B. Lübeck, das Recht, ſich der Anmaßungen des Biſchofs und der Geiſtlichkeit, wie ſie könnten, zu erwehren, bis er den Streit ſelber ſchlichte, während er zugleich darauf bedacht war, ihrem Handel die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Ja, bereits geſtrebt er, wenn auch nur leiſe, das Pfahlbürgerthum zu, das er indeſſen in ſeinen ſpäteren Jahren offen anerkennt *).

Jetzt, bei dem drohenden Kriege der rheiniſchen Kurfürſten beſchloß er, die Kräfte des Bürgerthums in einem großartigen Maßſtabe zu vereinigen, ihnen einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, den Kampf gegen das Fürſtenthum, zu geben und ſich ſelbſt an die Spitze dieſer Genoſſenſchaften zu ſtellen. Er rief die Städteboten vom Rhein, vom Elſaß, von Schwaben und Franken zu ſich an den Rhein. Er verlangte ihre Hülfe und erhielt ſie bereitwillig, da er ihnen große Vortheile in Ausſicht ſtellte, denn er verſprach ihnen nichts Geringeres, als die Aufhebung ſämmtlicher Zölle am Rhein, welche den Fürſten ſo große Summen einbrachten, aber dafür dem Handel der Städte die unleidlichſten Hemmniſſe bereiteten. Zugleich forderte er ſie auf, Bündniſſe zu ſchließen, um den Anmaßungen der Fürſten zu begegnen. Auch verſprach er mit den Fürſten nicht Friede machen zu wollen, ohne ſie. Und nun erließ er, um der Welt zu zeigen, um was es ſich handle, ein Ausſchreiben an die Städte, in welchem er ihnen verkündete, daß einige Fürſten und Edle des Reichs, namentlich die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln die alten Zölle über das Maaß erhöht und außerdem noch neue in Bacharach, Lahnſtein, Coblenz, Andernach, Bonn, Neuß, Berka und Smithauſen von den Bürgern und Angehörigen des Reichs zu erpreſſen ſich unterfangen. Darum habe er, mit aller Anſtrengung auf Erfüllung ſeiner Amtspflicht bedacht, um auf einmal den boshaften Umtrieben dieſer Erzbiſchöfe und aller Anderen ein Ziel zu ſetzen, alle und jede Zölle, welche ihnen vom König Rudolf und anderen ſeiner Vorfahren oder von ihm ſelbſt verliehen worden, mit alleiniger Ausnahme der von dem ſieggekrönten Kaiſer Friedrich verordneten — ein Anklang an die Volksſtimmung! — aufgehoben und verboten. In deſſen Folge beauftrage und ermächtige er nun die Städte, einen allgemeinen Landfriedensbund zu machen und zu beſchwören und den Zollerhebern an genannten Orten mannhaften Widerſtand zu leiſten. Dieſe Aufforderung blieb nicht ohne Wirkung. Denn ſofort bildeten ſich, außer

---

*) Belege für das oben angedeutete Verhältniß Albrecht's zu den Städten finden ſich in Boehmer Regesta Alberti, namentlich in Nr. 116, 117, 118, 133, 140, 143, 146, 154, 228, 232, 255, 256, 270, 292, 320, 327.

dem allgemeinen Anſchluß an den König neue Städtebündniſſe, welche Albrecht ausdrücklich beſtätigte. Das Bürgerthum erhielt dadurch einen neuen Schwung, eine erhöhte Bedeutung, ein größeres Selbſtvertrauen, da es ſah, wie es der König ſelbſt ſo offenbar begünſtigte. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß Albrecht nicht verſäumte, die rheiniſchen Städte, deren Hülfe er beſonders nöthig hatte, mit neuen Freiheiten und Gerechtſamen zu beſchenken.

Schon dieſe Handlung der Staatsklugheit Albrecht's verſetzte ſeinen Feinden einen gewaltigen Stoß. Aber er griff noch zu einem anderen Mittel. Er entband die Vaſallen der feindlichen Kurfürſten von dem Eide der Treue gegen ihre Herrn und verhieß ihnen die Reichsfreiheit, wenn ſie ſich zu ihm wendeten *). Wir wiſſen nicht, ob dieſer Aufforderung Folge geleiſtet worden. Es ſcheint aber doch, daß die Kurfürſten kein rechtes Vertrauen auf ihre Leute gehabt. Denn anſtatt alle ihre Kräfte zu vereinigen, wodurch ſie Albrecht immerhin furchtbar geweſen wären, zog jeder es vor, ſich in ſeine feſten Schlöſſer zurückzuziehen nnd ſich hier ſo lange es ginge zu vertheidigen. Albrecht zögerte aber nicht lange. Er brach zuerſt (1301) mit ſeinen Schaaren und denen der Städte in das Gebiet des Pfalzgrafen ein, ſtürmte und nahm ihm mehrere Burgen und Städte und zwang ihn ſchon nach mehreren Monaten zur Unterwerfung. Darauf zog er gegen den Erzbiſchof Gerhard von Mainz, deſſen Gebiet er ſchrecklich verwüſtete: eine Menge ſeiner Burgen wurden gebrochen, wie Bingen, Niederulm, Ehrenfels, Scharfenſtein, Lahnſtein, worauf denn auch Gerhard um Frieden bat. Das Jahr darauf griff er den Erzbiſchof von Köln an, gegen den die Bürger mit dem Könige Albrecht gemeinſame Sache machten. Auch dieſer mußte ſich nach einem kurzen Feldzuge zum Frieden bequemen, worauf denn endlich auch der Erzbiſchof von Trier ebenfalls mit Hülfe der Bürger unterworfen ward.

Auf dieſe Weiſe ward ein Feind nach dem andern überwunden und mußte ſich der Gnade des Siegers unterwerfen. Aus einer Aeußerung eines gleichzeitigen Schriftſtellers geht hervor, daß Albrecht anfänglich gar nicht geneigt war, ſich mit der Unterwerfung der Empörer und den immerhin für ſie demüthigenden Friedensbeding-

---

*) Ottokar Reimchronik. S. 664.

ungen zufrieden zu geben. Es ſcheint, daß er ſeine großen Erfolge habe benützen wollen, um ſie völlig zu vernichten. Auch würde dieſes mit ſeinem ganzen Weſen und der entſchiedenen Richtung ſeiner Staatskunſt vollkommen übereinſtimmen. Indeſſen mochten ihm doch folgende Gründe davon abhalten. Für's Erſte begann damals ſein Verhältniß mit dem Papſte eine freundlichere Geſtalt anzunehmen. Das Zerwürfniß zwiſchen Bonifacius VIII. und Philipp dem Schönen war immer größer geworden: Letzterer bot ihm ſammt ſeiner ganzen Geiſtlichkeit die Spitze und ließ auf einer großen Verſammlung der franzöſiſchen Biſchöfe die Forderungen des Papſtes für Anmaßungen erklären. Bonifacius hielt es unter ſolchen Umſtänden für nöthig, ſich an Deutſchland anzulehnen und näherte ſich Albrecht. Dieſer ergriff die dargebotene Hand und ſuchte ſich mit dem Papſte zu ſetzen. Aber die Unterhandlungen mit dem römiſchen Stuhl würden ohne Zweifel zu keinem Ergebniß geführt haben, hätte er ſeinen Sieg über die deutſchen Erzbiſchöfe bis auf das Aeußerſte verfolgt. Die Klugheit gebot ihm daher, ſich mit einem geringeren Ergebniß zu begnügen, als er eigentlich wünſchen mochte. Uebrigens kam die Ausſöhnung mit dem Papſte bald darauf zu Stande, aber nicht, ohne daß Albrecht die Zugeſtändniſſe ſeines Vaters erneuerte. Wir glauben indeſſen, daß er ſo wenig geſonnen geweſen iſt, dieſe in der That zu erfüllen, als er den rheiniſchen Kurfürſten ſeine Verſprechungen hielt. Ein zweiter Grund, zur Verſöhnlichkeit gegen die letzteren, war die Anweſenheit mehrerer anderer Fürſten, namentlich des Markgrafen Otto von Brandenburg. Begreiflich drangen dieſe in ihn, nachzugeben, weil ſie in dem Schickſale der Ueberwundenen ihr eigenes zu erblicken vermeinten. Es war nicht unwahrſcheinlich, daß ſich ſofort eine neue Verſchwörung bildete, wenn er diesmal der Billigkeit nicht Gehör geben wollte, und Albrecht brauchte zu den neuen Unternehmungen, die er vor hatte, eher Freunde als Feinde.

Indeſſen mußten die Kurfürſten den Frieden um einen theueren Preis erkaufen. Sie verloren alle ihre Zölle, mit Ausnahme einiger weniger von Alters Zeiten her, mußten ferner alle ſeit den letzten Jahren in Beſitz genommenen Reichsgüter herausgeben, ſodann dem Könige eine Anzahl Burgen ausliefern zum Unterpfand ihrer Treue, mit den Bürgern Friede ſchließen, und zwar zum Vortheil dieſer, dem Könige verſprechen, ihm gegen Jedermann zu helfen und endlich gewärtig ſein, falls ſie wiederum gegen denſelben aufſtänden, alle ihre Gerechtſame zu verlieren.

Der König hatte den Städten Wort gehalten. Der Rhein war nunmehr wieder frei. Doch beſchränkte er ſein Wohlwollen nicht blos darauf. Wir ſehen ihn vielmehr der Entwickelung der ſtädtiſchen Gemeinweſen fortwährend in gleichem Sinne ſeine Aufmerkſamkeit ſchenken, ihre Zünfte und Bündniſſe begünſtigen, den auswärtigen Handel ſchützen, die Steuerverhältniſſe ordnen in der oben angegebenen Richtung gegen die Geiſtlichkeit, ja, einmal erklärte er ſogar einer Stadt, daß ſie nicht gehalten ſein ſoll, irgend einen Mönchsorden bei ſich aufzunehmen — man ſieht, wie groß bereits damals die Abneigung in den Städten dagegen war — und ſpricht ſchließlich, wie bereits angedeutet, die Berechtigung des Pfahlbürgerthums aus *). Ja, ſelbſt der Hörigen nahm er ſich an gegen die Bedrückungen und Erpreſſungen von Seiten ihrer Herrn **).

Albrecht konnte darauf rechnen, daß der Rhein beruhigt ſei und daß von da kein Widerſtand gegen ihn ſich weiter erheben werde. Wagten es auch die Kurfürſten noch einmal, gegen ihn das Glück der Waffen zu verſuchen, ſo waren die Städte ſtark genug, ſie zu Paaren zu treiben. Uebrigens haben ſie ſich in der That bis zu Albrecht's Tode ruhig verhalten. Nun aber wandte er ſich gegen den Oſten des Reichs. Beſonders auf Böhmen richtete er ſein Augenmerk.

Mit dem Könige Wenzel II. von Böhmen, ſeinem Schwager, ſtand Albrecht ſchon lange her auf einem geſpannten Fuße. Wir haben geſehen, in welchen Zerwürfniſſen beide Männer ſchon zu Rudolf's Zeiten gelegen, wie eifrig Wenzel bei der Wahl Adolf's geweſen, wie er noch bei der Empörung der rheiniſchen Kurfürſten ſeine Hand mit im Spiele gehabt. Wenzel war ſtolz auf ſeine Krone und verſtand ſich ſchwer dazu, das Verhältniß eines Vaſallen des deutſchen Reiches anzuerkennen. Erſt neuerdings (Auguſt 1303), nach der Ausſöhnung Albrecht's mit dem römiſchen Stuhle, verband er ſich mit dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich, welcher erbittert über Albrecht's Treuloſigkeit, an ihm Rache zu nehmen und bei ſeinen Angriffen auf die deutſchen Gränzen gerne einen inländiſchen Verbündeten zu haben wünſchte. Beide Verbündete ſollen den römiſchen König von nun an als gemeinſchaftlichen Feind betrachten, und jeder außer ſeiner eigenen Macht noch für 100,000 Mark deutſche Söldner gegen ihn werben. Dies alles waren für Albrecht hinreichende Gründe, um feindſelig gegen Wenzel aufzutreten. Aber es kam noch etwas Anderes hinzu. Im Jahre 1301 ſtarb Andreas der Venetianer, König der Ungarn, welcher 1290 dem Ladislaus gefolgt war, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen. Es erfolgte nun in Ungarn eine doppelte Königswahl: die eine Partei wählte Karl Robert, einen dreizehnjährigen Knaben, Sohn Karl Martell's von Anjou und der Clementia, einer Tochter des Königs Rudolf von Habsburg, alſo einen Neffen des Königs Albrecht; die andere Partei aber wählte Wenzel, Sohn des Königs Wenzel II. von Böhmen, der weitläufig mit dem früheren Königsgeſchlechte und auch mit dem Verſtorbenen verwandt war. Hierdurch verſtärkte ſich Böhmen außerordentlich und bei der feindſeligen Geſinnung des Königs Wenzel gegen das habsburgiſche Haus mußte dieſem der Beſitz Ungarns von Seite Böhmens in höchſtem Grade gefährlich werden. Nun wurde aber Karl Robert von dem Papſte unterſtützt, und dieſer forderte den König Albrecht ausdrücklich auf, ſich ſeiner anzunehmen und Wenzel zur Niederlegung der ungariſchen Krone anzuhalten. Albrecht ergriff dieſe Gelegenheit mit Freuden, um gegen Böhmen feindſelig voranzugehen. Er machte außerdem noch andere Anforderungen an Wenzel, wie die Herausgabe der Statthalterſchaft von Meißen, Egers und anderer Gebiete, die dem Reiche gehören ſollten, endlich verlangte er den Zehnten des reichen Bergwerks Kuttenberg. Dies Alles war jedoch Nebenſache. Es handelte ſich um die ganze Stellung des böhmiſchen Königs. Dieſe wollte Albrecht vernichten. Wie zu erwarten, ging Wenzel auf des Königs Forderungen nicht ein, und ſo kam es zum Krieg.

---

*) Belege für das Verhältniß zu den Städten ſeit der Beſiegung der Kurfürſten bei Boehmer Regesta Alberti Nr. 357, 359, 367, 385, 422, 423, 447, 462, 482, 489, 499, 526, 541, 552, 565.

**) Daſ. Nr. 426.

Um dieſelbe Zeit, als dieſer begann, im Jahre 1304 war der junge Wenzel längſt aus Ungarn entflohen. Albrecht zog unterſtützt von einem ungariſchen Heere, dem Herzog Otto von Baiern, mehreren Biſchöfen und Edlen aus Schwaben nach Böhmen hinein, errang Erfolge und ſchickte ſich endlich zur Belagerung von Kuttenberg an, welche Feſtung die Bergleute auf das Tapferſte vertheidigten. Da auf einmal gab Albrecht die Belagerung auf und zog ſich aus Böhmen zurück. Es war Verrath mit im Spiele: die Herren, welche den König begleiteten, namentlich der Herzog Otto von Baiern, der Graf Eberhard von Würtemberg und noch mehrere Andere, ſtanden heimlich mit den Feinden in Verbindung. Auch der Markgraf Hermann von Brandenburg, Albrecht's Schwiegerſohn, hatte ſich mit ihm eben wegen Böhmen überworfen, und ſollte mit einem Heere heranrücken: kurz, Albrecht ſah, daß in ſeinem eigenen Heere der Feind ſtehe. Natürlich, keiner der Fürſten konnte den Sturz des Königs von Böhmen und die Vereinigung dieſes mächtigen Gebietes mit der habsburgiſchen Hausmacht wünſchen. Albrecht zog ſich alſo zurück, um mit einem zuverläſſigeren Heere wiederzukommen. Da ſtarb aber der König Wenzel (1305), und nach kaum 8 Monaten ſein Sohn gleiches Namens ohne Nachkommen. Das Schickſal erfüllte nun Albrecht's Wünſche: Böhmen war erledigt: er wußte die Stände des Landes zu vermögen, ſeinen Sohn Rudolf zum Könige zu wählen (1306) und er belehnte ihn ſofort mit dieſem wichtigen Reiche. Ja, die Großen des Landes verſprachen nunmehr, falls Rudolf ohne Nachkommen ſterben ſollte, keinen andern König zu nehmen, als aus ſeinem Stamme.

Bis hieher war Albrecht Alles nach Wunſch gegangen. Sein Anſehen im Reiche ſtieg von Jahr zu Jahr. Er wußte den Landfrieden mit derſelben Kraft aufrecht zu erhalten, wie ſein Vater. Die Sicherheit der Straßen, die Freiheit des Verkehrs war ſeit lange nicht ſo groß geweſen. Wollte ſich auch hie und da ein raubluſtiger Graf nicht fügen, wie Eberhard von Würtemberg, ſo wurde er bald wieder zur Ruhe gebracht. Entfremdete Reichsgüter wurden mit Eifer aufgeſucht und wieder eingezogen. So waltete König Albrecht, gefürchtet von den Großen, geehrt von den Städten, begünſtigt vom Glück, mit mächtiger Hand, alle Widerſtände niederſchlagend. Aber er hatte noch Größeres vor. Durch die Erwerbung Böhmens war ſein Haus das mächtigſte unter allen deutſchen Fürſtenhäuſern geworden. In weitem faſt nicht unterbrochenem Bogen dehnten ſich ſeine Beſitzungen von dem Südweſten Deutſchlands, den Süden entlang, bis gegen den Oſten aus, das ſüdliche und mittlere Deutſchland faſt ganz umſchließend. Kein Fürſt für ſich allein war ſtark genug, ihm Widerſtand zu leiſten, wie denn abwechſelnd die Erzbiſchöfe von Salzburg, die Herzoge von Baiern, die erſt kürzlich

Verrath geſonnen, die ſchwäbiſchen Grafen ſich ihm beugen mußten. Nun aber wünſchte er ſeine Macht auch gegen den Norden hin auszudehnen. Es war nicht ohne Abſicht, daß ſich Albrecht von jeher mit ſo großem Eifer der Hanſeſtädte annahm, denn er wußte wohl, daß ihm das nordiſche Bürgerthum gegen die dortigen Fürſten dieſelben guten Dienſte leiſten würde, wie das rheiniſche gegen die Erzbiſchöfe. Und ſchon war mit dem nördlichen Fürſtenthum ebenfalls ein Bruch erfolgt. Wir haben geſehen, wie ſich Albrecht mit dem Markgrafen von Brandenburg überworfen: er verſäumte nicht, die Hanſeſtädte ſofort davon in Kenntniß zu ſetzen, und ſie zu bedeuten, die Reichsſteuern, auf welche er jenen angewieſen, ihm nicht auszubezahlen. Indeſſen war es vorerſt ein anderes Land, auf welches er ſeine nächſte Thätigkeit richtete. Er nahm den Plan ſeines Vorgängers wieder auf: er wollte Meißen und Thüringen dem Reiche zurückerobern.

Beim erſten Anblick erſcheint dieſes raſtloſe Streben, ſich neue Gebiete zu erwerben — denn zugleich vermehrte Albrecht durch Kauf und andere Mittel auch ſeine Beſitzungen in der Schweiz — als Habſucht und Ländergier; auch faßten es die Zeitgenoſſen zum Theil ſo auf. Aber nachdem es mißlungen war, die Fürſten zur freiwilligen Anerkennung der Erblichkeit der Kaiſerwürde zu vermögen, ſchien es kaum ein anderes Mittel zu geben, die Reichsgewalt zu kräftigen und ihre Unabhängigkeit vom Fürſtenthum zu ermöglichen, als die Gründung einer ſo überwiegenden Hausmacht, daß die Fürſten, ſelbſt wenn ſie zuſammengeſtanden wären, dagegen nichts auszurichten vermochten, ſich vielmehr vor ihr ebenſo demüthigen mußten, wie die franzöſiſchen Vaſallen vor ihrem Könige. Das war offenbar Albrecht's Plan. Im Süden Deutſchlands war er bereits übermächtig: nun ſuchte er ſich durch Eroberung der thüringiſchen Lande auch im Norden feſtzuſetzen. Aber von jetzt an wandte ſich ſein Glück.

Nach dem Tode Adolf's bemächtigten ſich die Brüder Friedrich der Gebiſſene und Diezmann wieder eines Theiles von Thüringen und Meißen und behaupteten ſich in dem Beſitze, trotz dem Reiche. Albrecht hatte ſchon lange vor, dieſe Lande wieder zurückzunehmen, aber die vielfachen anderen Beſchäftigungen hielten ihn davon ab. Jetzt aber führte er den Gedanken aus. Es ſcheint, daß ihn zu der Unternehmung beſonders auch der Umſtand bewogen, daß ihn die

Einwohner ſelber riefen. Und hier ſind es wiederum die Städte, die ſich an ihn wenden und ſeine Hülfe begehren, da ſie ſich vor den Uebergriffen der Landgrafen nicht mehr zu ſchützen vermöchten. Albrecht's Heer richtete nun nach der Kriegsführung jener Zeit große Verwüſtungen an, aber ohne daß ein weſentlicher Erfolg errungen worden wäre: denn der größte Theil des Adels ſtand auf Seite der Fürſten. Ja, das königliche Heer erlitt am 31. Mai 1307 bei Lucka in der Nähe von Altenburg eine große Niederlage, und ihr Anführer ſelber, der Burggraf von Nürnberg, gerieth in die Gefangenſchaft der Feinde. Als Albrecht davon hörte, ſo brachte er raſch ein neues Heer zuſammen und drang mit demſelben wenige Wochen darauf in Thüringen ein. Aber ehe er noch etwas ausrichten konnte, traf ihn die Nachricht von einem neuen Unglück: am 3. Juli ſtarb ſein Sohn Rudolf, König von Böhmen, wie man ſagte, vergiftet.

Und dieſes Unglück kam nicht allein. Denn ſofort bildete ſich in Böhmen eine zahlreiche, den Habsburgern entgegengeſetzte Partei, welche nicht achtend der Verträge mit dem Könige Albrecht, eine neue Königswahl vornahm und nicht einen öſterreichiſchen Prinzen, ſondern den Herzog Heinrich von Kärnthen, einen Schwiegerſohn des Königs Wenzel II., zugleich Schwager Albrecht's zum Könige wählte. Auf dieſe Nachricht eilte Albrecht von Thüringen nach Böhmen, um mit Heinrich um die Krone zu ſtreiten. Zugleich brach ſein zweiter Sohn Friedrich in Böhmen ein und andere Schaaren beſetzten Kärnthen und alle ſonſtigen Beſitzungen des erwählten böhmiſchen Königs. Indeſſen konnte Albrecht, deſſen Streitkräfte nicht ſtark genug waren, in Böhmen doch nichts Weſentliches erreichen. Denn der größte Theil des Adels war gegen ihn. Merkwürdig iſt auch hier wiederum, daß die Städte, beſonders drei, Königingrätz, Hohenmauth und Chrudim dem deutſchen Könige anhingen. Er verließ Böhmen gegen Ende des Jahres, aber in der Abſicht, das Jahr darauf mit einem größeren Heere wiederzukommen und dieſes Land, ſo wie auch Thüringen vollends zu erobern. Zu dieſem Ende zog er im Winter und Frühjahr in Franken und Schwaben umher, hielt ſich beſonders lange in den Reichsſtädten auf und brütete über Entwürfen.

Aber inzwiſchen ſpannen ſich um ihn die Netze des Verraths. Längſt waren die Fürſten von Haß gegen ihn erfüllt und ſuchten ihm, wenn ſie auch nicht offen gegen ihn auftraten, deſto mehr im Geheimen

Schwierigkeiten zu bereiten. Sie betrachteten die böhmiſchen Angelegenheiten als einen erwünſchten Anlaß, ſeine Plane zu vereiteln: der Herzog Otto von Baiern, von jeher ſein Feind, neuerdings wieder, indem er ſich in Ungarn zum Gegenkönige Karl Robert's wählen ließ, jedoch ohne Erfolg, der Graf Eberhard von Würtemberg, der Markgraf Friedrich von Meißen, Heinrich's von Kärnthen Schwager, der Herzog von Braunſchweig, der Markgraf von Brandenburg: ſie alle hingen zuſammen und fanden ihren Vortheil darin, wenn Heinrich König von Böhmen bliebe, ſie beſtärkten ihn daher in dieſem Vorhaben, welches dieſer in Anbetracht der großen Gefahren, die er zu beſtehen hatte, gerne aufgegeben hätte. Aber auch der Erzbiſchof von Mainz ſpielte wiederum eine Rolle dabei. Es war zwar nicht mehr derſelbe, welchen Albrecht ſo gedemüthigt. An die Stelle Gerhard's war im Jahre 1304 Peter Aichſpalter getreten, ehedem Biſchof von Baſel, und Kanzler am Hofe des Königs von Böhmen; dieſer, einer der ſchlaueſten Prieſter, war entſchiedener Feind des Hauſes Habsburg und arbeitete wohl am meiſten an ſeinem Verderben. Er verſuchte unter Anderem Unfrieden unter den Mitgliedern dieſer Familie zu ſäen, und benutzte zu dieſem Ende den großen Einfluß, den er ſchon von früher her auf Albrecht's Neffen, Johann, einen Sohn des bereits im Jahre 1290 verſtorbenen zweiten Bruders des Königs, Rudolf's, beſeſſen, um ihn gegen ſeinen Oheim aufzubringen. Es war nicht ſchwer, den leichtfertigen achtzehnjährigen Jüngling, der gleich anderen ſeines Standes, ein luſtiges ausſchweifendes Leben zu führen wünſchte, aber unter der Vormundſchaft ſeines Oheims gehalten, die Mittel nicht dazu fand, zu überzeugen, daß Albrecht ihm nur deßhalb ſein Erbtheil vorenthalte um es ihm nie auszuhändigen. Mehrmals hatte Johann ſeinen Oheim um Auslieferung der väterlichen Güter gebeten; unter allerlei Vorwänden hielt ihn aber Albrecht hin. Wahrſcheinlich paßte gerade jetzt die Auslieferung des Beſitzthums nicht in ſeine ſonſtigen Plane. Uebrigens verſprach er ſeinem Neffen Alles, was ihm gehöre und noch mehr. Auch behandelte er ihn freundlich und ohne alles Mißtrauen. Johann aber beſchloß, ihn zu ermorden, und zu einem ſolchen Vorhaben boten ihm mehrere Ritter, Walter von Eſchenbach, Ulrich von Palm und Rudolf von Wart, ihre Unterſtützung an. Die Verſchwörung muß aber noch mehr Theilnehmer gehabt haben, als wir wiſſen. Denn Albrecht wurde von Einem, der Gewiſſensbiſſe empfand, vor ſeinem Neffen gewarnt, gab aber nichts darauf. Es war am 1. Mai 1308, als Albrecht auf ſeinem Stammſchloſſe Habsburg ſaß, wohin er mehrere Reichsfürſten, unter anderen die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, entboten hatte. Auch Johann mit ſeinen Verſchworenen war zugegen. Bei dem Mahle benahm ſich Albrecht noch beſonders freundlich und liebevoll gegen ſeinen Neffen und verſprach feierlich in Gegenwart der Fürſten die Anſprüche Johann's bald befriedigen zu wollen. Dies Alles machte jedoch auf dieſen keinen Eindruck, ſondern er wartete begierig auf eine Gelegenheit, ſein Vorhaben auszuführen. Bald zeigte ſie ſich. Albrecht, welcher ſeine Gemahlin erwartete, ritt ihr mit einem kleinen Gefolge entgegen. Sein Weg führte ihn über die Reuß. Da wußten es die Verſchworenen ſo einzurichten, daß alle ſeine Diener abgehalten wurden, mit dem Könige in die Fähre zu ſteigen, und daß ſie ſich nur mit ihm allein darin befanden. Albrecht, nichts Arges denkend, bemerkte es nicht einmal. An dem jenſeitigen Ufer angekommen, ſchritten aber die Verſchworenen ſofort zur That. Sie fielen über den König her und erſchlugen ihn. An der Stelle, wo Albrecht ſeinen Tod fand, wurde ſpäter das Kloſter Königsfelden erbaut.

Allgemein hat man damals angenommen, daß die eigentlichen Urheber des Mords in höheren Kreiſen zu ſuchen ſeien: beſonders bezeichnete man den Erzbiſchof von Mainz als einen ſolchen. Aber ſie blieben ungeſtraft, während an den Werkzeugen des Verbrechens, ſo weit man ſie erreichen konnte, die ſchauderhafteſte Rache geübt ward: ſelbſt ihre Verwandten und ihre Knechte wurden nicht geſchont. Die Andern ſtarben im Elend. Herzog Johann, dem die Geſchichte den Beinamen des Parricida (Vatermörders) gegeben, flüchtete ſich nach Italien, wo er dem Papſte reuevoll ſeine Sünde bekannte und im Jahre 1315 in der Gefangenſchaft zu Piſa ſtarb.

5. Heinrich VII. Italien vor und während ſeiner Regierung.

Seit dem Ende des Zwiſchenreichs hatten nun in einem Zeitraume von vierthalb Jahrzehenden drei Könige über Deutſchland geherrſcht. Alle drei verſuchten ernſtlich die Wiederherſtellung der königlichen Gewalt, aber keiner errang dauernde Erfolge. Der erſte, Rudolf, glaubte durch Anlehnung an das Beſtehende, durch ſchlaue Berechnung, durch Unterhandlungen, kurz mehr auf dem Wege des Friedens zum Ziele gelangen zu können, die beiden Andern dagegen verfuhren grundſätzlich und gewaltſam. Der erſte regierte auch noch am längſten und ſtarb auf dem gewöhnlichen natürlichen Wege. Aber am Schluſſe ſeiner Regierung war nichts gewonnen, und der Nachfolger mußte gerade wieder von vorne anfangen. Die beiden Andern wurden mitten auf ihrer Laufbahn durch einen gewaltſamen Tod von der Verfolgung ihrer Plane abgehalten. Man ſieht, mit wie viel Gefahren die deutſche Krone verbunden war, beſonders wenn der Träger die Abſicht hatte, etwas aus ihr zu machen.

Was ſollte nun werden? Durch Albrecht's Ermordung waren die deutſchen Fürſten einer großen Gefahr entgangen *). An die Ausführung ſeiner Entwürfe war nun nicht mehr zu denken. Die beabſichtigte Vergrößerung des Hauſes Habsburg ſchien nur unter dem Schutze der königlichen Würde möglich: die Kräfte dieſes Hauſes für ſich allein waren nicht ſtark genug, um dieſe Entwürfe durchzuführen. Daher gaben die Söhne Albrecht's, Friedrich und Leopold, ſchon im Auguſt 1308 in einem Vertrag mit Heinrich von Kärnthen ihre Anſprüche an Böhmen auf und überließen ihm daſſelbe gegen eine Summe von 45,000 Mark.

Aber die übrigen größeren Fürſten, wenn auch dergeſtalt von den Entwürfen Habsburg's vor der Hand befreit, wollten doch fortan gegen die Aufnahme einer ähnlichen Staatskunſt von Seite des

---

*) Die gleichzeitige „oberrheiniſche Chronik“, erſt neuerdings von Grieshaber herausgegeben (Raſtatt 1850), kennzeichnet Albrecht's Regierung S. 25 vortrefflich mit den kurzen Worten: „Kuning Albrecht twang auch die Fürſten und richſete gewalteklich nach Kuning Adulf zehn Jahr.“

Reichsoberhauptes ſich ſicher ſtellen und ſo ſchloſſen die Herzoge von Sachſen, die Markgrafen von Brandenburg, die Pfalzgrafen am Rhein, denen auch die Herzoge von Oeſterreich beigetreten zu ſein ſcheinen, im Oktober 1308, miteinander einen Vertrag des Inhalts, daß ſie einen aus ihrer Mitte — auch der Graf von Anhalt und ſelbſt einer der öſterreichiſchen Fürſten wurde genannt — zum Könige wählen wollten: der Gewählte müßte aber den Andern alle ihre Beſitzungen beſtätigen, und an den Marken ihres Landes friedliebende Reichsbeamte einſetzen.

Doch fiel die Wahl auf keinen der Genannten. Auch wiſſen wir von keinem außer vom Pfalzgrafen Rudolf, daß er ſich ernſtlich um die Krone bemüht habe. Selbſt die Herzoge von Oeſterreich machten keine Miene, ſich um dieſelbe zu bewerben: ſie mochten fürchten, daß das Andenken ihres Vaters ihnen zu hinderlich ſei. Dagegen bewarb ſich auf das Eifrigſte um die deutſche Krone der König Philipp der Schöne von Frankreich, zwar nicht für ſich, ſondern für ſeinen Bruder, Karl von Valois, aber es war kein Zweifel, daß falls dieſer Plan geglückt wäre, Deutſchland unter die Botmäßigkeit Frankreichs gekommen ſein würde. Philipp verfolgte dieſen Gedanken mit dem größten Eifer und ſetzte alle Hebel in Bewegung, um ihn durchzuführen. Seit ſeinem Streite mit dem Papſte Bonifacius VIII., der in Folge der ſchmählichen Behandlung, welche ihm vom franzöſiſchen Könige widerfahren, im Oktober 1303 geſtorben war, gewann er einen außerordentlichen Einfluß auf den römiſchen Stuhl, welcher endlich ſo weit ging, daß der Papſt Klemens V. (1305) den Sitz des päpſtlichen Hofes nach Frankreich verlegte, wodurch er in volle Abhängigkeit von dem franzöſiſchen Könige gerieth. Philipp zwang nun den Papſt, ſeinen Einfluß aufzubieten, um die deutſche Krone dem franzöſiſchen Prinzen zuzuwenden, und in der That: Klemens willfahrte dieſem Begehren und bereits war einer der Kurfürſten, der Erzbiſchof von Köln, der ſchon früher mit Philipp ein Bündniß geſchloſſen, für dieſen Plan gewonnen. Die andern wollten jedoch nichts davon wiſſen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Papſt ſelber insgeheim dem Plane des franzöſiſchen Königs entgegengearbeitet, da es ihm nicht entgehen konnte, daß die Vereinigung der deutſchen und der franzöſiſchen Krone unter einem Herrſcher, wie Philipp, der päpſtlichen Gewalt das Verderben bereiten mußte.

Die Wahl fiel diesmal wieder auf einen Grafen, auf Heinrich von Lützelburg. Den erſten Gedanken dazu hatte ſein Bruder Balduin, welcher erſt kürzlich Erzbiſchof von Trier geworden. Er gewann den Erzbiſchof Peter von Mainz und beide den von Köln, obſchon dieſer bereits dem Karl von Valois ſeine Stimme zugeſagt; aber gegen das Verſprechen großer Vortheile, die ihm der neue König bewilligen würde, ließ er ſich umſtimmen. Nachdem die drei geiſtlichen Kurfürſten mit einander in's Reine gekommen, konnte man das Gelingen ihres Anſchlags wohl vorausſetzen: denn ſie übten immer eine große Ueberlegenheit über die weltlichen aus. Ohnedieß hatten dieſe in ihrem Bunde die Beſtimmung aufgenommen, daß ſie nur den als König anerkennen wollten, welcher die meiſten Stimmen der geiſtlichen Kurfürſten auf ſich vereinige. Auf der Vorberathung zu Renſe entſchied ſich daher bald Alles zu Gunſten Heinrich's. Er wurde ſodann in Frankfurt am 27. November 1308 einſtimmig zum Könige gewählt — nur der König von Böhmen fehlte, der aber diesmal auf die Ausübung ſeines Wahlrechts überhaupt verzichtete — und am 6. Januar 1309 in Aachen gekrönt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Kurfürſten bei dieſer Wahl wiederum nicht verſäumten, ſich zu bedenken. Heinrich mußte zuerſt den allgemeinen Grundſatz anerkennen, welcher dem Bunde der weltlichen Kurfürſten vom Oktober 1308 zu Grunde gelegen, nämlich ſie in allen ihren Beſitzungen, wozu auch die Reichsgüter gehörten, zu beſtätigen und an ihren Gränzen friedliebende Reichsbeamte einzuſetzen. Dem Pfalzgrafen Rudolf verſetzte er außerdem um 2000 Mark die Burgen Floß und Parkſtein. Da der König ferner, auch hier ſeine Vorgänger nachahmend, ſofort ſeine Tochter Marie an den Sohn des Pfalzgrafen verheirathete, er aber die 16,000 Mark Mitgift nicht aus eigenen Mitteln bezahlen konnte, ſo wurden 10,000 Mark davon auf Reichsgut angewieſen. Die geiſtlichen Kurfürſten bedangen ſich, wie immer, die größten Vortheile aus. Dem Erzbiſchof von Mainz mußte der König verſprechen: 1) die Mainzer Kirche im Geiſtlichen und Weltlichen treulich zu ſchirmen, ihre Freiheiten zu beſtätigen, und dem Erzbiſchof gegen Beleidiger, namentlich gegen die Bürger von Mainz und Erfurt beizuſtehen; 2) geiſtliche Sachen nur vor geiſtlichem Gericht zu verhandeln und ebenſo geiſtliche Perſonen nur dort verklagen zu laſſen; 3) der Mainzer Kirche den Zoll in Lahnſtein, das Städtlein Seligenſtadt und die Grafſchaft Bachgau zuzuſprechen; 4) derſelben das Recht zu erhalten, daß Dienſt- und Burgmannen immer zuerſt vor dem Erzbiſchof verklagt werden müſſen; 5) derſelben das Erzkanzleramt mit Zubehör zu erhalten; der Mainzer Kirche den derſelben von König Albrecht zugefügten und 100,000 Mark Silber überſteigenden Schaden zu vergüten; 6) dem Erzbiſchof Peter die Koſten bei der Königswahl zu erſetzen; 7) demſelben den Zoll bei der Burg Ehrenfels ſo lange zu belaſſen, bis er daher empfangen habe 10,000 Pfund Heller, die ihm König Albrecht für ſeinen Dienſt nach Böhmen verſprochen, ſo wie 1000 Mark, um welche ihn derſelbe am Ungeld und den Juden zu Mainz geſchädigt hat; 8) demſelben beizuſtehen gegen den Grafen von Sargans; 9) denſelben zu ſchirmen, daß ihn Niemand pfände wegen Schulden außer nach gerichtlicher Ueberweiſung. — Der Erzbiſchof von Trier erhielt wiederum die Burg Kochem zurück, ferner wurden ihm die Juden von Boppard und Oberweſel verſetzt; ſodann durfte er einen neuen Zoll am Rhein anlegen; und endlich wurden ihm alle Beſitzungen beſtätigt, die das Erzſtift ſeit dreißig Jahren beſeſſen, worunter natürlich auch Reichsgut. Der Erzbiſchof von Köln wurde im Beſitz ſeiner Zölle beſtätigt, erhielt wieder die Burg Zeltank an der Moſel, den Hof Brakel bei Dortmund und die Vogtei über Stadt und Kirche zu Eſſen.

Demnach war Alles wieder verloren, was König Albrecht den Kurfürſten abgezwungen hatte und es ſchien ſeine gewaltige Herrſchaft völlig umſonſt dageweſen zu ſein. Aber war nicht von dem neuen König dasſelbe zu befürchten, was von Adolf und Albrecht, daß er nämlich wohl verſpreche, aber nicht daran denke, das Verſprochene zu halten?

Nein. Diesmal waren die Kurfürſten mit ihrer Wahl weit glücklicher. Offenbar haben ſie ihren Mann genau gekannt und gewußt, daß die Richtung ſeiner Staatskunſt ihn auf einen ganz anderen Weg dränge.

Heinrich, Graf von Lützelburg und la Roche, Markgraf von Arlon, war im Jahre 1262 zu Valenciennes geboren, alſo zur Zeit ſeiner Wahl ein Mann von 45 Jahren. Sein Beſitzthum war nicht geringer, als das Rudolf's von Habsburg, und er war am Niederrhein ebenſo angeſehen, als es dieſer am Oberrhein geweſen. Aber während Rudolf ausſchließlich deutſch war, ſo ſpielte bei Heinrich von Lützelburg das franzöſiſche Weſen eine nicht unbedeutende Rolle. Er war am franzöſiſchen Hofe erzogen, wurde ſpäter ſogar Vaſall des Königs von Frankreich, der ihn auch zum Ritter ſchlug und bezog von ihm einen Jahrgehalt. Indeſſen diente, wie Rudolf von Habsburg der Stadt Straßburg, ſo auch er der Stadt Trier mit fünfzig Geharniſchten.

Heinrich hatte am franzöſiſchen Hofe die romantiſch ritterliche Anſchauungsweiſe, welche dort von Neuem, wenn auch unter etwas veränderter Geſtalt erſtand und während des vierzehnten Jahrhunderts friſche Blüthen trieb, in ſich aufgenommen. Er gefiel ſich in jener Pracht und Koſtbarkeit, welche an den Höfen und Ritterſitzen Frankreichs gebräuchlich war, wie er denn durch ſeine glänzende Erſcheinung ſelber in Paris Aufſehen machte. Ueberhaupt iſt das Streben nach äußerer Kundgebung, nach auffallender Wirkung, nach Hervorbringung mächtiger Eindrücke — bekanntlich ein Kennzeichen des Franzoſenthums — ein weſentlicher Zug ſeiner Natur. Man kann ſich denken, daß er die neue Würde, die ſo große Erinnerungen weckte, ſofort von dieſem Geſichtspunkte aus auffaßte. Auch er hat das Streben, die kaiſerliche Gewalt wieder herzuſtellen, aber es iſt weſentlich verſchieden von der Richtung, welche ſeine drei nächſten Vorgänger eingeſchlagen. Während jene von dem richtigen Gedanken ausgegangen waren, daß ihre nächſte und ausſchließliche Sorge nur auf Deutſchland gerichtet ſein dürfe, welches erſt den Fürſten wieder abgenommen werden mußte, weßhalb ſie ſich um Italien wenig oder nichts bekümmerten, verfolgte Heinrich gleich von Anbeginn an den Plan, nach Italien zu ziehen, dort die Kaiſerkrone zu holen und dies Land wieder dem deutſchen Reiche zu unterwerfen. Er nahm ſich in dieſer Beziehung, wie es ſcheint, die großen Kaiſer aus dem Geſchlechte der Hohenſtaufen zum Muſter: und allerdings der Ruhm, der ſie umſtrahlte, und den ſie aus ihren beſtändigen Kämpfen um Italien gewannen, mochte verführeriſcher ſein und ein ehrgeiziges auf das Glänzende gerichtetes Gemüth mehr locken, als die ſchwere, und wie es ſchien, undankbare Mühe, in Deutſchland eine neue den Bedürfniſſen des Volks entſprechende Ordnung der Dinge zu ſchaffen. Ein ſolches Streben nach Italien aber war den deutſchen Fürſten nicht gefährlich, mußte im Gegentheil ihre Abſichten vielfach fördern.

Denn erſtens hinderte die Abweſenheit den Kaiſer, ſich um die deutſchen Angelegenheiten zu bekümmern und hier größere Plane zu verfolgen. Zweitens war er, um in Italien Erfolge zu erzielen, genöthigt, den deutſchen Fürſten große Vortheile zu zugeſtehen, theils um ſie willfährig zum Zuge oder zur ſonſtigen Unterſtützung deſſelben zu machen, theils um ſie zu beſtimmen, ſich während ſeiner Entfernung ruhig zu verhalten. So ſehr daher zu den Zeiten der Hohenſtaufen die Deutſchen über die Römerzüge gemurrt haben mochten, ſo unangenehm war den Fürſten ſeit den Zeiten Rudolf's von Habsburg die gänzliche Vernachläſſigung Italiens von Seiten ihrer Könige; ja ſie zählten gerade dies als Grund ihrer Unzufriedenheit z. B. mit Adolf auf. Sie wollten gerne die Könige aus dem Lande haben, um ungeſtörter ſchalten und walten zu können. Heinrich's VII. Plan auf Italien war ihnen daher ſehr erwünſcht: ſie unterſtützten ihn bereitwilligſt und geſtanden ihm gerne den äußeren Glanz zu, den er ſofort als römiſcher König und künftiger Kaiſer um ſich verbreitete.

Seit lange wußte kein deutſcher König mit ſolcher Würde, ſolch äußerer Schauſtellung, ſolchen Zeichen der Macht aufzutreten, wie Heinrich VII. Seine Perſönlichkeit eignete ſich aber auch vortrefflich dazu. Es war ein ſchöner Mann, ſeine Glieder in ebenmäßigen Verhältniſſen; er ſelber gewandt im Umgange, huldreich und freundlich, ohne jedoch der kaiſerlichen Würde das Geringſte zu vergeben. Im Gegentheil, er forderte die Achtung vor ihr mit großer Sorgſamkeit, faſt Aengſtlichkeit und ſtrafte die Hinantſetzung derſelben mit Strenge. Dann ſetzte er etwas darein, als gerechter Richter zu erſcheinen, der ſich durch keine Rückſichten beſtimmen laſſe, vielmehr, wie man es von dem Kaiſer verlangte, über den Parteien ſtehe. Er ließ ſich die Handhabung des Landfriedens angelegen ſein: ſo wurde unter ihm der unruhige Eberhard von Würtemberg, der gegen drei Könige in den Waffen geſtanden, endlich von Land und Leuten vertrieben, allerdings vorzugsweiſe mit Hülfe der ſchwäbiſchen Städte. Heinrich wurde daher mit einer ſeltenen Einſtimmigkeit von den Zeitgenoſſen geprieſen und gelobt, man freute ſich an der Erneuerung des Glanzes des Kaiſerthums und gönnte dem Schöpfer deſſelben den ſchuldigen Zoll. Die Reichstage unter Heinrich gehören zu den glänzendſten und prächtigſten, die je abgehalten wurden. Einer beſonders, im Auguſt 1309 abgehalten, zeichnete ſich aus durch die Beiſetzung der Leichen der Könige Adolf und Albrecht in der Kaiſergruft im Dom zu Speier, wobei die beiden Wittwen der Könige nebſt der Gemahlin Heinrich's und Agnes, der Tochter Albrecht's und Wittwe des Königs Andreas von Ungarn, zugegen waren. Es war eine erſchütternde Feier, gerade ganz nach Heinrich's Geſchmack.

Aber die Machtfülle, welche ſich bei ſolchen Gelegenheiten zur Schau ſtellte, und auf den Beobachter ihren Eindruck nicht verfehlen konnte, war im Grunde doch mehr Schimmer, als Wirklichkeit. Im Weſentlichen hat Heinrich die königliche Gewalt nicht gefördert. Zwar Anfangs ſchien es, als ob er ſich von demſelben Gedanken leiten laſſen wolle, wie Albrecht. Denn es ergab ſich die ſchönſte Gelegenheit, die Länder, die jener zu erwerben gedachte, ohne Schwertſtreich zu erhalten und die andern, die er bereits beſeſſen, mit Gewalt dazu zu nehmen. Die Böhmen nämlich wurden nachgerade unzufrieden mit ihrem Könige, Heinrich dem Kärnthner, und wünſchten ihn nicht mehr. Eine Partei, und zwar die mächtigere, warf ihre Augen auf den König Heinrich VII. und verlangte von ihm ſeinen Sohn Johann, der freilich erſt vierzehn Jahre alt war, zum Könige: als einzige Bedingung ſetzte ſie, daß Johann die Tochter des früheren böhmiſchen Königs, Wenzel II., Eliſabeth heirathe, welche bereits die zwanziger Jahre überſchritten hatte. Zugleich aber erneuten die Böhmen ihre Anſprüche auf Oeſterreich, welches durch König Rudolf ungerechter Weiſe von Böhmen abgeriſſen worden ſei, indem König Richard Ottokarn damit belehnt habe. Mit einem Male hätte nun Heinrich, ging er auf dieſe Anſchauung ein, die öſterreichiſchen Lande, Böhmen und Mähren erlangt, und es war dann nicht ſchwer, da man nunmehr auf die Willfährigkeit der Böhmen bauen konnte, auch Meißen und Thüringen dazu zu erwerben. Demnach wäre der ganze Plan Albrecht's wieder aufgenommen worden. In der That: eine Zeit lang ging Heinrich mit dieſem Gedanken um. Obſchon er den habsburgiſchen Brüdern, Friedrich und Leopold, welche zu ſeiner Wahl mitgewirkt, Anfangs verſprochen hatte, ſie mit allen ihren Ländern zu belehnen, ſo zögerte er doch auffallend lange damit; ja er unterſtützte offenbar ihre Feinde in der Schweiz, die Aufſtändiſchen in den Waldſtädten (worüber ſpäter in einem anderen Zuſammenhange mehr); und die Abſicht lag nicht ferne, einſtweilen gegen die

Herzoge Feindſeligkeiten einzuleiten. Den Habsburgern entging dies keineswegs: ſie beſchwerten ſich, die Spannung wurde immer bedenklicher. Inzwiſchen wurde der Plan mit Böhmen weiter verfolgt. Heinrich VII. ging auf die Wünſche der Großen ein, erklärte die Böhmen des Eides gegen Heinrich den Kärnthner entbunden, da dieſer niemals vom Reiche in dieſem Lehen beſtätigt worden ſei, verheirathete ſeinen Sohn mit Eliſabeth und belehnte endlich dieſen mit Böhmen. (Auguſt 1310.) Nun aber hielt er auf einmal mit den Feindſeligkeiten gegen die Habsburger inne. Der Hauptgrund iſt wahrſcheinlich geweſen, weil ſein Sinn auf Italien ſtand und er Deutſchland beruhigt hinter ſich laſſen wollte. Ein Krieg mit Oeſterreich aber war nicht ſo leicht beendet und es war noch ſehr die Frage, ob die Fürſten die Wiederaufnahme von Albrecht's Plan ſo geduldig mit angeſehen hätten. Heinrich ſöhnte ſich alſo mit den öſterreichiſchen Fürſten aus, belehnte ſie mit ihren Ländern, erhielt die Zuſicherung ihrer Hülfe und beſiegelte den Frieden durch eine Verlobung des Herzogs Leopold mit ſeiner Nichte, der Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen.

Mit dieſer Ausſöhnung gab Heinrich überhaupt die größeren Plane bezüglich Deutſchlands auf. Böhmen wurde nunmehr als ein erfreuliches Beſitzthum der Familie angeſehen, nicht als ein Punkt, von welchem aus ſich Deutſchland allmälig erobern laſſe, wie das Albrecht gewollt. Heinrich ſuchte zunächſt ſeinem Sohne Johann eine gute Stätte zu bereiten. Bei der günſtigen Stimmung der Einwohner war dies nicht ſchwer. Heinrich der Kärnthner machte auch keinen Verſuch, Widerſtand zu leiſten. Er verließ Böhmen und zog ſich nach Tyrol und Kärnthen zurück. Aber auch freundlich geſinnte Nachbarn wollte Heinrich ſeinem Sohne verſchaffen. Aus dieſem Grunde legte er den langen Streit über Meißen und Thüringen bei. Anfangs ging er bezüglich dieſer Länder von demſelben Geſichtspunkte aus, wie Adolf und Albrecht. Auch wandten ſich die thüringiſchen Städte, namentlich Erfurt, wiederholt an den König um Schutz wider Landgraf Friedrich, und er vertröſtete ſie auf baldige Hülfe. Dann aber hielt er es für zuträglicher, die Anſprüche des Reichs auf dieſe Länder aufzugeben und Friedrich in dem Beſitz derſelben zu beſtätigen, was im December 1310 geſchah.

Und ſo wie hier, wurde von ihm allenthalben das Reichsgut verſchleudert, verpfändet, verſetzt, hergeſchenkt; zuerſt, um die Leute willfährig zum Römerzug zu machen, ſpäter, um die Einzelnen für ihre Dienſte bei dieſer Unternehmung zu belohnen. Keiner der drei letzten Könige, auch Adolf nicht, hat die Verſchleuderung des Reichsguts in einem ſo großartigen Maßſtabe betrieben, wie Heinrich VII. *). Am empfindlichſten war aber wohl die Wiederherſtellung der Zölle am Rhein, welche Albrecht in Folge des Sieges über die Kurfürſten, den er mit Hülfe der Städte erfochten, aufgehoben hatte. Heinrich gab den drei geiſtlichen Kurfürſten alle Zölle wieder, die ihnen Albrecht genommen, und noch andere dazu **).

Dies war ein harter Schlag für die Städte. Aber Heinrich ſcheint dem Bürgerthum überhaupt nicht gewogen geweſen zu ſein, wenigſtens die Förderung deſſelben nicht, wie Adolf und Albrecht, als ein weſentliches Glied ſeiner Staatskunſt betrachtet zu haben. Auch hier mögen ihm die Hohenſtaufen als Muſter vorgeſchwebt ſein. Bezeichnend für ſein Verhältniß zum Bürgerthum iſt das Benehmen, das er einſt gegen die Geſandten Straßburg's beobachtete. Dieſe kamen zu ihm, die Huldigung von „ihren Herren von Straßburg“ darzubringen und die Beſtätigung ihrer Freiheiten zu verlangen. Der König war darauf ſehr ungnädig und gab ihnen keine Antwort. Die Boten reiſten ihm nach von einer Stadt zur andern. Er ließ ſie aber nicht vor. Endlich wurde ihnen bedeutet, was den König ſo böſe gemacht. Bei der nächſten Aufwartung machten ſie es beſſer: ſie ſprachen nun von: „des Königs treuen Bürgern von Straßburg.“ Nun war Heinrich zufrieden. „Vorher, ſagte er, habe ich nicht gewußt, wen ihr unter „eueren Herren“ meint.“ Drückt ſich in dieſer Anekdote ein gewiſſer Aerger des Königs über das emporſtrebende ſtolze Bürgerthum aus, ſo ſteht ſeine ſonſtige Handlungsweiſe mit einer ſolchen Geſinnung vollkommen im Einklang. Heinrich beſtätigte zwar nach herkömmlicher Weiſe die Freiheiten der Städte und fügte wohl hie und da eine Vergünſtigung hinzu; auch war ihre Bedeutung durch die beiden letzten Könige ſo geſtiegen, daß man ſie unmöglich mit Geringſchätzung behandeln durfte, und ſo geſchah es, daß ſie von jetzt an den Reichstagen beiwohnten, ein

---

*) Böhmer's Regesta Henrici VII. liefern auf jeder Seite die Belege dazu.

**) Vergl. Regesta Henrici VII. Nr. 29, 288, 297, 367.

Recht, das ſich von ſelber gemacht, worüber aber kein Reichsgeſetz vorhanden iſt. Aber während Albrecht neue Städte ſchuf und dadurch die Macht des Königs vermehrte, entfremdete dem Reiche zurückbrachte, machte ſich Heinrich kein Gewiſſen daraus, Reichsſtädte zu verpfänden oder herzuſchenken, wie Heidelsheim, Boppard, Oberweſel, Altenburg, Chemnitz, Zwickau, Laupen, oder ſie ſonſt in die Gewalt geiſtlicher und weltlicher Herren zu geben. Während Albrecht bereits die Berechtigung des Pfahlbürgerthums ausgeſprochen, tritt Heinrich gegen daſſelbe auf und verbietet es in einem Reichsgeſetz. Während Albrecht in den Streitigkeiten zwiſchen Geiſtlichkeit und Städten dieſe in der Regel begünſtigte, und namentlich bezüglich der Steuerfreiheit der Geiſtlichen Grundſätze aufſtellte, welche dem Bürgerthum zum Vortheil gereichten, ſtellt ſich Heinrich auf die Seite der Geiſtlichkeit und erkennt ihre Steuerfreiheit nicht nur in Bezug auf die Städte, ſondern überhaupt in einem großen Umfange, namentlich auch dem Reiche gegenüber an.

Ueberhaupt hat er auch darin die romantiſche Anſchauungsweiſe früherer Jahrhunderte, daß er die Geiſtlichkeit in umfaſſender Weiſe begünſtigt. Von weſentlichem Einfluſſe darauf mag wohl geweſen ſein, daß Heinrich die Dienſte mancher Biſchöfe ſehr nöthig hatte. So waren ihm beſonders der Erzbiſchof von Trier, ſein Bruder, und der Erzbiſchof Peter von Mainz unentbehrlich. Der letztere hatte das Verhältniß zu Böhmen eingeleitet und wurde vom Könige auch verwendet, um ſeinen Sohn in dem neuen Reiche einzuführen. Es war begreiflich, daß ſich Heinrich dafür erkenntlich zeigte. Daher die außerordentliche fortwährende Begünſtigung der Erzbiſchöfe. Indeſſen dieſe perſönlichen Beziehungen bilden auf keinen Fall die einzige Erklärung von Heinrich's Begünſtigung der Geiſtlichkeit, welche vielmehr in ſeiner ganzen Richtung geſucht werden muß. Er nimmt die Geiſtlichkeit überall und gegen Jedermann in Schutz, erhöht ihre Rechte und Freiheiten und ein großer Theil des verſchleuderten Reichsgutes fließt in ihren Beutel. So hat er ſich bei dieſer freilich den Namen eines frommen Königs erworben, aber das Reich iſt dafür durch ihn heruntergebracht worden.

Nun fragte es ſich, ob, was in Deutſchland verloren ging, etwa in Italien wieder gewonnen werden konnte.

In Italien hatte ſich ſeit dem Sturze der Hohenſtaufen — es waren faſt ſechzig Jahre — kein deutſcher Kaiſer mehr ſehen laſſen. Die Italiener hatten ſich während dieſer Zeit der deutſchen Herrſchaft ganz entwöhnt: die Städte, wie die Herrſchaften riſſen alle Rechte des Reiches an ſich und dachten nicht daran, ſie wieder zurück zu geben. Inzwiſchen erhoben ſich die Gemeinweſen zu einer außerordentlichen, faſt unglaublichen Blüthe. Die Italiener waren damals das erſte Handelsvolk der Welt, ungeheuere Reichthümer füllten ſich in ihren Städten an: die Bevölkerung wuchs von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag: ſo zählte Mailand 200,000 Seelen, Pavia 100,000; und es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß durch all dieſes das Selbſtgefühl der Einwohner geſteigert werden mußte. Mit dieſer äußeren Blüthe hielt indeſſen das innere ſtaatliche Leben nicht gleichen Schritt. Nachdem der äußere Feind, der Gegner der Bürgerfreiheit wie des italieniſchen Volksthums, der Kaiſer, verſchwunden war, begannen die inneren Kämpfe. Zunächſt zwiſchen Adel und Volk. Außerordentlich raſch gewann das Volk faſt in allen lombardiſchen Städten den Sieg und gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren die demokratiſchen Verfaſſungen allenthalben im Uebergewicht. Aber das Volk wußte ſich in dieſem Siege nicht zu behaupten. Bald entſtanden neue Kämpfe, und zwar jetzt zwiſchen einzelnen Geſchlechtern, die ſich um die Herrſchaft ſtritten. Dieſe Erſcheinung zieht ſich durch alle lombardiſchen Städte hindurch. Die Kämpfe endeten meiſt mit dem Siege einer Familie und der Vertreibung der andern. Die ſiegende, die es verſtanden hatte, dem Volke zu ſchmeicheln und dadurch ſeine Unterſtützung zu erlangen, ſtrebte nunmehr nach fürſtlicher Gewalt, indem ſie ſich den Anſchein gab, als ob dieſe, wie aus dem Volke hervorgegangen, ſo auch nur zum Vortheil deſſelben gereiche. Dann geſchah es wohl, daß ſich eine ſolche in dem Beſitze der Alleinherrſchaft befindliche Familie, wie z. B. die Visconti in Mailand, nach einer Rechtsquelle umſah, um ſich in der Herrſchaft dauerhaft zu befeſtigen. Was war natürlicher, als daß ſie ſich an den deutſchen Kaiſer wandte, um von ihm etwa als Reichsſtatthalter beſtätigt zu werden? In der That wurden die Visconti von Adolf und Albrecht in dieſer Würde anerkannt. Doch waren dieſe Entwickelungen noch zu neu, um eine große Dauer zu verbürgen: eben die Visconti wurden am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wieder geſtürzt und mußten der Herrſchaft der Torre Platz machen, welche angeblich die Volksfreiheit retten wollten, aber dann faſt unumſchränkt regierten. Außer ſolchen aus bürgerlichen Kämpfen hervorgegangenen fürſtlichen Gewalten beſtanden in Oberitalien noch eine Menge altadeliger Häuſer, wie die Eſte, die Montferrat, die Saluzzo, die Scala, die Camino, welche ſich auf Koſten ihrer Nachbarn auszubreiten ſuchten und die in ihrer Nähe befindlichen Gemeinweſen ſich unterwarfen. Auch hier fehlte es nicht an mannichfachen Wechſelfällen des Glücks, und nicht an Verbannungen der beſiegten Parteien. Im Allgemeinen alſo hatten die freiſtaatlichen Verfaſſungen — nur Venedig, Genua, Padua, Aſti behaupteten ſich als eigentliche Republiken — mehr oder weniger ſtark ausgeprägten einherrſchaftlichen Platz gemacht. Dieſe Entwicklung ſchien aber aus mehrfachen Gründen zum Vortheil des Kaiſerthums zu ſein. Einmal, weil gerade die Städterepubliken die heftigſten Gegner deſſelben geweſen; zweitens weil die neuen Herrſcher, um ſich in ihrer Stellung zu behaupten, es für gerathen finden mußten, ſich von einem Höheren darin beſtätigen und beſchützen zu laſſen. Doch war eine ſolche Schlußfolgerung trügeriſch. Gegen den Kaiſer, wenn er in der That Anſtalten machte, die früheren Rechte wieder zurückzunehmen, ſtanden Alle zuſammen. Die einzige Partei, auf welche er ſicher zählen konnte, waren die Ghibellinen. Die frühere Bedeutung dieſes Namens war zwar im Laufe der Zeit vielfach verwiſcht worden. Nachgerade aber tauchte ſie wieder auf, und es ſchloſſen ſich nun an ſie alle diejenigen an, welche aus ihrer Heimath vertrieben worden waren. Dieſe, deren es eine große Menge gab, wünſchten nichts ſehnlicher als die Rückkehr in ihre Stadt und ſie ergriffen jeden Plan, der ihnen eine ſolche Ausſicht eröffnete, mit beiden Händen. Begreiflich ſetzten ſie auf den Kaiſer die größte Hoffnung, und ſie beſonders unterſtützten ſeine Entwürfe aus allen Kräften.

So ſtand es in der Lombardei. In Toscana, deren Mittelpunkt Florenz, war hingegen die republikaniſch-demokratiſche Richtung noch in vollſter Blüthe und ebenſo die entſchiedenſte Abneigung gegen das Kaiſerthum. Es fehlte freilich auch in dieſem Gemeinweſen nicht an den heftigſten inneren Kämpfen, welche beſonders im Anfange des Jahrhunderts den Staat zerrütteten und zuletzt mit der Austreibung der gemäßigten Partei, der Weißen, welche ſich an die Ghibellinen anſchloſſen, und mit dem Siege der ſtreng guelfiſchen, der Schwarzen, endeten. Zu den Vertriebenen gehörte der als Dichter und Staatsmann berühmte Dante. Dieſe vertriebenen Florentiner, Dante an der Spitze, wünſchten ebenſo wie die lombardiſchen Verbannten, die Rückkehr in ihre Vaterſtadt und begünſtigten daher den Kaiſer, von dem ſie dieſelbe hofften, ſo weit ſie vermochten: Dante ſchrieb beſonders zu dieſem Zwecke ſein Buch über die Monarchie, in welchem er die kaiſerliche Gewalt gegenüber der päpſtlichen in Schutz nimmt.

In dieſe Entwicklungen von Ober- und Mittelitalien ſuchte das Haus Anjou, welches den Thron von Neapel beſaß, vielfach einzugreifen. Schon Karl I., der Mörder Konradin's, trachtete danach, von den lombardiſchen Städten als Oberherr anerkannt zu werden. Darauf gingen indeſſen dieſe nicht ein, und auch den Päpſten erſchien eine ſolche Ausdehnung der Macht des Hauſes Anjou zu bedenklich, als daß ſie dieſe Entwürfe hätten begünſtigen mögen. Ueberdies wurden ſie durch den Aufſtand der Sicilianer aufgehalten, die ſich im Jahre 1282 befreiten und den König von Aragonien zu ihrem Gebieter erwählten. Die Könige von Neapel hatten nun alle Hände voll zu thun, um die Inſel ſich wieder zu unterwerfen, was aber mißlang. Karl II., welcher ſeinem Vater im Jahre 1284 in der Regierung Neapels gefolgt war, nahm endlich die Abſichten auf Ober- und Mittelitalien wieder auf. Er wollte ſich dort von der Provence aus, die ihm gehörte, und von Saluzzo und Piemont aus, die ihm durch Erbſchaft geworden, weiter ausbreiten. Auch mit Florenz knüpfte er Verbindungen an. Sein Sohn Robert (von 1309 an) ſetzte dieſe fort und trat überhaupt ganz in die Fußtapfen des Vaters ein. Natürlich war ihm die Einmiſchung des deutſchen Kaiſers in die italieniſchen Angelegenheiten höchſt unerwünſcht, und er ſetzte alle Hebel in Bewegung, um ſeine Abſichten zu vereiteln.

Was endlich den Papſt anbetrifft, ſo war dieſer, ſeitdem er ſeinen Sitz in Frankreich aufgeſchlagen, in Bezug auf die italieniſchen Verhältniſſe von einer geringeren Bedeutung, als ſonſt. Ja, es ſchien, als ob er es nicht ungerne ſähe, wenn ſich ein deutſcher König wieder Italiens annähme, zumal wenn er, wie die deutſchen Könige ſeit dem Sturze der Hohenſtaufen zu thun pflegten, und wie man auch von Heinrich's VII. kirchenfreundlichem Sinne erwarten durfte, ſich dem römiſchen Stuhle gehorſam erwies. Der Papſt machte daher keine Schwierigkeiten, Heinrich als römiſchen König anzuerkennen und ihm die Kaiſerkrone zu verſprechen. Die Krönung ſollte am Himmelfahrtstage 1311 in Rom erfolgen, und zwar, da der Papſt nicht ſelber gegenwärtig war, durch drei dazu abgeordnete Kardinäle. Aber auch dieſe freundliche Stimmung des Papſtes war trügeriſch. Der König von Frankreich konnte die Vereitlung ſeiner Hoffnung auf den Kaiſerthron nicht vergeſſen, und ſuchte dem deutſchen König Schwierigkeiten zu bereiten. Dies war nicht ſchwer, da der Papſt in ſeiner Hand war und thun mußte, was er wollte. Trotz dem alſo, daß Heinrich mit dem franzöſiſchen König Unterhandlungen pflog, die zuletzt zu einem Vertrage führten, hatte er in ihm einen ſeiner gefährlichſten Gegner, der, wenn er auch nicht offen gegen ihn auftrat, doch dadurch ſeine Stellung zu untergraben vermochte, daß er die päpſtliche Gewalt gegen ihn in Bewegung ſetzte.

Dies war die Lage der Dinge, als Heinrich VII. gegen Ende des Jahres 1310 in Italien erſchien, an der Spitze eines deutſchen Heeres von etwa 5000 Mann. Zuerſt ließ ſich Alles ganz vortrefflich an. Städte und Fürſten erſchienen vor ihm, um ihm zu huldigen und ihre Güter als Lehen in Empfang zu nehmen oder ihre Freiheiten ſich beſtätigen zu laſſen. Aber Heinrich verfehlte es gleich damit, daß er eine Stellung über den Parteien einzunehmen verſuchte, was in Italien ſchlechterdings zu keinem glücklichen Ergebniſſe führen konnte. Er führte zwar überall die vertriebenen Ghibellinen zurück und bewirkte eine ſcheinbare augenblickliche Verſöhnung der Parteien. Auch glaubte er, keines der bisherigen anerkannten Häupter vorziehen zu dürfen, ſondern beſetzte die kaiſerlichen Statthaltereien und ſonſtigen Beamtenſtellen mit unparteiiſchen Männern. Aber ſeine Wahl war nicht immer glücklich, und der Erfolg im Ganzen der, daß er ſich keine Partei gewann, daß vielmehr alle gegen ihn gemeinſame Sache machten, wie z. B. die Torres und die Viscontis in Mailand. Dazu kam, daß er, da er geldbedürftig war, große Steuern auf das Land legte, welche allerdings im Vergleich mit dem außerordentlichen Reichthum der Städte nicht gerade übertrieben, immerhin aber den Italienern zu viel waren, wenn ſie bedachten, daß ihr eigenes Geld dazu verwendet werden ſollte, ihnen ein neues Joch auf den Nacken zu legen. Schon in Mailand, wo ſich der König die eiſerne Krone aufſetzte, kam es im im Februar 1311 zu einem Aufſtande gegen die Deutſchen, welcher zwar durch die entſchloſſene Tapferkeit derſelben vereitelt ward; aber nun empörten ſich die Städte Lodi, Crema, Cremona und Breſcia. Dadurch ließ ſich Heinrich abhalten, den Weg auf das feindſelige Florenz, das er damals noch unterwerfen konnte, und auf Rom fortzuſetzen. Lodi und Crema unterwarfen ſich zwar; und erhielten Verzeihung. Aber gegen Cremona, welches länger mit der Unterwerfung zögerte, aber dann doch die Huldigung leiſtete, bewies Heinrich eine unkluge Härte, welche denn Breſcia bewog, ſich bis auf das Aeußerſte zu vertheidigen. Vier Monate, vom 19. Mai bis 18. September lagerte Heinrich vor Breſcia, und verlor eine Menge ſeiner Tapfern. Endlich ergab ſich die Stadt. Sie kam noch mit der Zahlung von ſiebenzigtauſend Goldgulden davon. Von da begab ſich Heinrich nach Pavia und nach Genua, wo er den Winter über zubrachte. Noch waren die Ausſichten nicht ſchlecht. Die Genueſen waren ganz auf ſeiner Seite, ſie freuten ſich, daß er ihre Nebenbuhlerin Florenz in den Bann that und aller ihrer Güter und Rechte verluſtig erklärte. Auch der König Robert von Neapel ſchickte Geſandte, um Heinrich ſeine Ergebenheit zu bezeugen und ſogar eine Heirath zwiſchen beiderſeitigen Kindern zu verabreden. Aber Robert ſpielte ein falſches Spiel. Denn inzwiſchen ließ er Truppen in die Romagna rücken und ſetzte ſich mit den Feinden des Königs, den Guelfen, in der Lombardei in Verbindung, welche bald nach Heinrich's Abzug die Fahne der Empörung aufpflanzten. Mit dem Frühling des Jahres 1312 ſetzte ſich Heinrich wieder in Bewegung, kam nach Piſa, von welcher Stadt, der heftigſten Feindin von Florenz, er mit Begeiſterung aufgenommen ward und reichliche Unterſtützung an Geld und Mannſchaft erhielt und kam endlich am 7. Mai in Rom an. Aber hier traf er Alles ganz anders, als er erwartet hatte. Die Stadt war in zwei Parteien getheilt, von welchen die dem König feindliche ſich mit dem Bruder Robert's von Neapel und den Toſcanern verbunden hatte und einen großen Theil der feſten Plätze, namentlich aber die Peterskirche beſetzt hielt, wo die Kaiſerkrönung vor ſich zu gehen pflegte. Es kam ſofort zu blutigen Kämpfen zwiſchen den Schaaren Heinrich's und den Feinden; aber die Deutſchen, welche ohnedieß in der Minderzahl ſich befanden, errangen keine Erfolge trotz aller Tapferkeit. Heinrich verlangte nun von den zu ſeiner Krönung abgeordneten Kardinälen, daß ſie die Feier im Lateran vornehmen möchten, da die Peterskirche von den Feinden noch beſetzt war. Sie aber machten Einwendungen und ſchickten erſt Boten an den Papſt ab. Dann zwang ſie indeſſen das römiſche Volk, die Krönung doch im Lateran vorzunehmen, was am 29. Juni 1312 geſchah.

Heinrich leiſtete bei dieſer Gelegenheit alle Eide, welche der päpſtliche Stuhl verlangte, und nahm in einem eigenen Ausſchreiben den Papſt Klemens in ſeinen beſonderen Schutz. Aber bald enthüllte der Papſt ſeine eigentlichen Geſinnungen. Da durch die letzten Ereigniſſe, beſonders in Rom, die Treuloſigkeit Robert's von Neapel offenbar geworden war, ſo erfolgte ein Bruch zwiſchen Robert und dem Kaiſer. Der letzte faßte nun den Plan, Robert in Neapel ſelber anzugreifen und trat zu dem Ende mit dem Könige Friedrich von Sicilien in Verbindung. Jetzt glaubte der Papſt ſei es Zeit einzuſchreiten. Er gebot daher zuerſt (im Juli 1312) einen Waffenſtillſtand zwiſchen dem Kaiſer und Robert; dann (im Auguſt) verlangte er, daß Heinrich ſeine Streitkräfte aus Rom zurückziehe. Der Kaiſer verwahrte ſich feierlich gegen dieſe Forderung des Papſtes: dieſer habe kein Recht zu einem ſolchen Verfahren: jeder weltliche Herr habe die eigene Gerichtsbarkeit über ſeine Vaſallen und er, der Kaiſer, habe dem Papſt keinen Treueid geſchworen, wenn er auch jederzeit die römiſche Kirche vertheidigen wolle. Man ſieht: der Bruch war unvermeidlich. Indeſſen zog ſich Heinrich doch aus Rom zurück, wo ſein Bleiben zwecklos geweſen wäre, und verſuchte Florenz, den Mittelpunkt der kaiſerfeindlichen Partei, welches auch die Verbindung zwiſchen Robert und den Lombarden vermittelte, zu unterwerfen. Er verſäumte aber auf dem Wege dahin die Gelegenheit, die Hauptmacht der Florentiner anzugreifen und zu ſchlagen, belagerte nun zwar die Stadt, ſah aber bald ein, daß ſeine Streitkräfte nicht hinreichten, ſie zu erobern. Demohngeachtet blieb er über vier Wochen vor ihr liegen, bis ihn Mangel an Lebensmitteln zwang, die Belagerung aufzuheben. Dann gründete er mitten in Toscana eine neue Stadt, Kaiſerberg genannt, wo er ſich den Winter über aufhielt und ſich damit beſchäftigte, die aufrühreriſchen Städte und Herren in die Acht zu thun, andere getreue zu belohnen. Auch gegen Robert von Neapel leitete er ein Rechtsverfahren ein, in

Folge deſſen er als Reichsverräther erklärt, in die Acht gethan und verurtheilt wurde, durch Enthauptung vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Heinrich ſah indeſſen ein, daß er dieſen Machtſprüchen nur durch anſehnliche Streitkräfte Bedeutung verſchaffen konnte. Die Verbindung mit Sicilien wurde daher eifrig gepflegt, und ſchon rüſtete der König eine Flotte aus, mit der ſich die genueſiſche verbinden ſollte. Zugleich ſchrieb Heinrich nach Deutſchland, um ſich von dort neue Schaaren kommen zu laſſen, da die meiſten entweder bereits zu Grunde gegangen oder nach der Kaiſerkrönung in die Heimath zurückgekehrt waren. In der That wurde im Anfang des Jahres 1313 in Nürnberg ein Reichstag abgehalten, wo die Reichshülfe beſchloſſen ward. Die Städte wurden dabei beſonders in Anſpruch genommen und erhielten daher, z. B. Nürnberg, vom Kaiſer mehrere Freiheiten, welche im Widerſpruch mit ſeinem ſonſtigen Verfahren ſtanden. Das Reichsheer ſetzte ſich aber erſt im Auguſt 1313 von Deutſchland aus in Bewegung. Inzwiſchen that der Papſt den letzten entſcheidenden Schritt: er belegte jeden mit dem Bann, welcher das Königreich Neapel angreifen würde. Heinrich verſuchte noch den Weg der Vermittlung und ſandte daher Gewaltboten an den Papſt. Unterdeſſen ſetzte er ſich aber mit einem in Piſa geworbenen Heere von da aus in Bewegung. Aber ſeine Tage waren gezählt. Er war bereits in das Gebiet von Siena gekommen, als ihn in Buonconvento ein Fieber ergriff, welchem er am 24. Auguſt 1313 erlag. Lange hinfort wurde geglaubt, daß er von Dominikanern vergiftet worden ſei: es iſt aber jetzt die Unrichtigkeit dieſer Annahme erwieſen. Heinrich wurde von dem italieniſchen Klima hingerafft und von den unſäglichen Anſtrengungen, denen er ſich unterzogen. Mit ſeinem Tode endeten alle ſeine Entwürfe.

Dies war der Ausgang des italieniſchen Feldzugs, auf welchem ſich die Tapferkeit der deutſchen Krieger wieder von der glänzendſten Seite zeigte, aber ohne daß dadurch irgend ein dauernder Erfolg erzielt worden wäre. Ströme deutſchen Blutes waren wieder umſonſt vergoſſen worden. Und während hier der deutſche Kaiſer einem Schatten nachjagte, den er nicht zu greifen vermochte, ging inzwiſchen in Deutſchland ein Stück nach dem andern theils an die einheimiſchen Fürſten, theils an das Ausland verloren. Der König von Frankreich wußte Heinrich's Abweſenheit wohl zu benutzen; trotz des mit ihm eingegangenen Vertrags bemächtigte er ſich (im Jahre 1312) des wichtigen Lyon.

6. Die Gegenkönige Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oeſterreich bis zur Schlacht bei Mühldorf.

Die Regierungen ſämmtlicher Könige nach dem Zwiſchenreich, wenn es ihnen auch nicht gelungen war, große Umgeſtaltungen in den öffentlichen Zuſtänden, namentlich in der Verfaſſung, und zwar zu Gunſten der Reichsgewalt durchzuſetzen, hatten doch wenigſtens das Ergebniß gehabt, daß die Achtung vor der Würde des Oberhauptes der deutſchen Nation ſich von Jahr zu Jahr ſteigerte. Die öffentliche Meinung gewöhnte ſich wieder daran, mit dem Namen des Kaiſerthums Großes und Ruhmwürdiges zu verbinden. Selbſt Heinrich's VII. Regierung, ſo verfehlt im Ganzen die Richtung ſeiner Staatskunſt war, trug doch nicht wenig zu dieſem Ergebniſſe bei, da der Glanz und die Würde ſeines Auftretens das zu erſetzen wußte, was ihm an wirklicher Bedeutung abging. Es iſt daher begreiflich, daß die deutſche Krone jetzt als etwas Wünſchenswerthes erſchien, und daß es fortan nicht mehr an Bewerbern um dieſelbe fehlte. Dieſe Thatſache konnte indeſſen dadurch zum Unheile ausſchlagen, daß das Wahlrecht aus den Händen der Nation an ſieben Fürſten übergegangen war, deren bisherige Handlungsweiſe bei Thronerledigungen den augenſcheinlichſten Beweis geliefert hatte, daß ſie von Selbſtſucht geleitet ſeien. Traf es ſich nämlich, daß ihre Vortheile durch eine und dieſelbe Perſönlichkeit nicht gleichmäßig gewahrt zu ſein ſchienen, konnten ſie ſich daher — denn der eigene Vortheil war der hauptſächlichſte Beweggrund ihrer Handlungsweiſe — über einen Thronbewerber nicht vereinigen, ſo mußte es zu zwieſpältigen Wahlen und zum Bürgerkriege kommen, wie ehedem. Dieſer Fall trat jetzt ein.

Die Herzoge von Oeſterreich, welche beim Tode ihres Vaters keine ernſtlichen Anſtalten gemacht hatten, ſich um die Krone zu bewerben, hegten diesmal ganz entſchieden dieſe Abſicht. Albrecht hatte fünf Söhne hinterlaſſen, Friedrich, Leopold, Heinrich, Otto, Albrecht. Von dieſen konnten aber nur die zwei älteſten, Friedrich, zubenannt der Schöne, und Leopold in Betracht kommen, da die drei anderen noch minderjährig waren. Friedrich, als der älteſte des Hauſes, trat als Thronbewerber auf. Noch bei Lebzeiten Heinrich's VII. knüpfte er deßhalb mit einigen Kurfürſten Verbindungen an. Nach dem Tode deſſelben ſetzte er ſeine Bemühungen mit noch größerem Eifer fort. Es gelang ihm, die Reichsſtädte Memmingen, Kempten, Ulm, Zürich, Nürnberg, Oppenheim zu beſtimmen, daß ſie ihn bis zur Wahl eines römiſchen Königs zu ihrem Pfleger erwählten. Auch gewann die öſterreichiſche Partei den Pfalzgrafen am Rhein, Rudolf, ferner den Herzog von Sachſen und den Markgrafen von Brandenburg für ſich. Und ſelbſt einer der Erzbiſchöfe, der von Köln, verſprach ſeine Stimme. Demnach hatte Friedrich bereits vier Wahlſtimmen auf ſeiner Seite.

Allein ihm ſtand eine mächtige und gefährliche Partei entgegen. Das war die Lützelburgiſche, an ihrer Spitze die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier. Der Erzbiſchof Peter von Mainz hegte noch von Albrecht's Zeiten her einen unverſöhnlichen Haß gegen das Haus Habsburg, und Balduin von Trier, der Bruder des verſtorbenen Kaiſers, dachte zunächſt an ſeine eigene Familie. Sie hatten vor, den Sohn Heinrich's VII., den König Johann von Böhmen, damals kaum achtzehn Jahre alt, auf den deutſchen Thron zu befördern und hielten deßhalb bereits Ende Septembers 1313 mit dem Erzbiſchof von Köln eine Zuſammenkunft. Da aber dieſer ſchon von Oeſterreich halb und halb gewonnen war, es auch zwiſchen Trier und Köln ſonſtige Zerwürfniſſe gab, ſo konnten ſie ſich nicht vereinigen. Auch die Verſuche der beiden Erzbiſchöfe, die anderen Kurfürſten für Johann von Böhmen zu gewinnen, mißlangen, da dieſe die große Jugend Johann's entgegenhielten. Nachdem ſie nun geſehen, daß ſie mit dieſem ihrem Schützling nicht durchdringen konnten, warfen ſie ihre Augen auf einen anderen Fürſten. Denn auf keinen Fall wollten ſie einem öſterreichiſchen Herzoge ihre Stimme geben.

Das einzige Geſchlecht, welches den Habsburgern mit einiger Ausſicht auf Erfolg entgegengehalten werden konnte, war das wittelsbachiſche. Dieſes war aber damals in zwei Linien getheilt, welche wiederum in mehrere Zweige zerfielen.

Die eine Linie, welche die Pfalz am Rhein, die Oberpfalz und Oberbaiern beſaß, beſtand aus zwei Brüdern, beide Söhne des Pfalzgrafen Ludwig des Strengen und Enkel Rudolf's von Habsburg. Der ältere hieß Rudolf, welcher die Kurſtimme führte und ſich meiſtens in der Rheinpfalz aufhielt, der andere, Ludwig, deſſen Aufenthalt in der Regel Oberbaiern war. Aber beide Brüder lagen von frühe an miteinander in beſtändigem Hader und waren ſo wenig verträglicher Natur, daß ſie gewöhnlich ganz entgegengeſetzten Parteien ſich anſchloſſen. So war Rudolf für den Lützelburger geweſen, an deſſen Tochter er einen ſeiner Söhne verheirathete, während ſich Ludwig dem König feindſelig erwies. Erſt im Jahre 1311 wurde zwar durch Friedrich von Oeſterreich zwiſchen den beiden Brüdern ein Vertrag zu Stande gebracht, zufolge deſſen ſie ihre Länder neu vertheilten, aber die Geſinnungen der Brüder änderten ſich keineswegs.

Die andere Linie, die niederbaieriſche, beſtand dazumal aus lauter unmündigen Gliedern. Herzog Otto (der Sohn jenes Heinrich, welcher gegen Rudolf von Habsburg ſich ſo feindſelig erwieſen und der erbittertſte Gegner ſeines Bruders Ludwig's des Strengen geweſen), der Feind König Albrecht's, eine kurze Zeit König von Ungarn, ſtarb im Jahre 1312, nur einen einzigen Sohn, Heinrich, der Natternberger genannt, erſt dreizehn Tage alt, hinterlaſſend. Zwei Jahre zuvor war ſein Bruder Stefan geſtorben, welcher zwei Söhne, Heinrich und Otto, ebenfalls unmündig, zurückgelaſſen hatte. Herzog Otto hatte vor ſeinem Tode verordnet, daß die Vormundſchaft ſowohl über ſeinen Sohn Heinrich als über ſeine beiden Neffen niemand Anderem als Ludwig von Oberbaiern übergeben werden ſolle, und ſetzte zu Bürgen und Vollziehern dieſes letzten Willens die Bürger von Landshut und Straubing ein, auf welche er ſich mehr verlaſſen zu dürfen meinte, als auf den baieriſchen Adel. Der Adel war aber über dieſe Anordnung höchlich erbittert, und unterſtützt von den Müttern der unmündigen Prinzen, rief er den Herzog Friedrich von Oeſterreich in's Land, um die Vormundſchaft zu übernehmen. Friedrich folgte dieſem Rufe des baieriſchen Adels. Da aber Ludwig von Oberbaiern ſein gutes Recht nicht aufgeben wollte, ſo kam es zum Kriege. Auf Ludwig's Seite ſtanden die Städte Baierns, auf der Seite Friedrich's der baieriſche Adel. Der Krieg wurde indeſſen ſchnell geendet durch die Schlacht bei Gammelsdorf, am 13. November 1313, in welcher Ludwig mit ſeinen Bürgern einen glänzenden Sieg über das vereinigte öſterreichiſche und adelig-baieriſche Heer erfocht. Dieſer Sieg war für ihn von großer Bedeutung. Denn nicht nur behielt er von jetzt an unangefochten die Vormundſchaft über Niederbaiern, ſondern er erwarb ſich dadurch einen großen Ruf als Krieger und Feldherr und lenkte die Augen der Fürſten und des Volkes auf ſich.

Auf dieſen Ludwig fielen nun die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier, um ihn gegen Friedrich von Oeſterreich zu gebrauchen. Der Erzbiſchof Peter von Mainz machte zwar zuerſt auch dem Bruder Ludwig's, Rudolf, einen Antrag deßwegen. Aber dieſer, welcher ſich ohnedieß ſchon früher für Friedrich erklärt hatte, auch erkennen mochte, daß es eigentlich doch nur auf ſeinen Bruder abgeſehen ſei, trat bald darauf am 28. April 1314 offen zu Friedrich über. Jetzt hatten die Erzbiſchöfe keine Wahl mehr: ſie boten Ludwig die Krone an.

Ludwig ſoll anfangs ſeine Erhebung abgelehnt haben. Früher ſchon gab er Friedrich, mit dem er ſich nach der Schlacht bei Gammelsdorf ausſöhnte, das Verſprechen, ihm in ſeinen Bemühungen um die deutſche Krone nicht hinderlich zu ſein. Jetzt, als man ihm ſelber den Antrag ſtellte, das Oberhaupt der deutſchen Nation zu werden, wandte er zuerſt ſein geringes Beſitzthum ein, welches nicht ausreiche, die Krone ehrenvoll zu vertreten und ſodann den Mangel an den nöthigen Eigenſchaften. Aber ſeine Rathgeber wußten ihn bald auf andere Gedanken zu bringen. Sie ſagten ihm, es handle ſich eigentlich nur darum, ob er ganz untergehen ſolle ohne irgend eine Herrſchaft oder ob er das Reich ſelber in die Hand nehme, wobei es allerdings an Mühe und Arbeit nicht fehle, aber doch ſei eine ſolche Stellung ehrenvoll und der Erfolg würde ſicherlich auch nicht ausſo daß ſie jetzt bereits die Mehrzahl der Kurſtimmen für ſich hatten. Sie gaben aber auch die Hoffnung nicht auf, die andern ebenfalls zu gewinnen.

Unter ſolchen Umſtänden bedurfte es doppelten Eifers von Seiten der öſterreichiſchen Herzoge, um doch noch durchzudringen. Friedrich verſtand ſich zu großen Opfern. So mußte er allein dem Erzbiſchof von Köln vierzigtauſend Mark Silber für ihn und zweitauſend*) für ſeine Räthe verſprechen, anderer Zugeſtändniſſe an Untergeordnete nicht zu gedenken. Aber die Habsburger waren entſchloſſen, auszuharren. Das ganze Geſchlecht trat zuſammen und verband ſich, Gut und Blut daran zu ſetzen, daß Friedrich die Königskrone erlange. Auch der Herzog von Kärnthen, der ehemalige König von Böhmen, trat dieſem Bunde bei, aus Haß gegen Johann den Lützelburger.

Aber Ludwig, nachdem er einmal ſich entſchieden, war nicht minder freigebig mit Verſprechungen. Man kann ſich denken, daß die beiden Erzbiſchöfe nichts umſonſt thaten. Und auch der König Johann von Böhmen wollte ſeine Wahlſtimme nur um einen hohen Preis verkaufen. Ludwig gewährte nicht nur dieſen Alles, was ſie forderten, ſondern auch anderen geiſtlichen und weltlichen Herren, deren Dienſte er nöthig hatte, verſprach er zum Voraus große Summen und Verſetzungen von Reichsgütern.

Inzwiſchen zog ſich das Wahlgeſchäft unter mancherlei Verhandlungen hin, ohne zu einem Ergebniß zu führen. Endlich ſetzte der Erzbiſchof von Mainz den Wahltag auf den 19. Oktober 1314 feſt. An dieſem Tage fanden ſich die beiden Parteien um Frankfurt ein. An Vereinigung war nicht zu denken. Am 19. Oktober wählten die Oeſterreicher, nämlich der Erzbiſchof von Köln, der Kurfürſt Rudolf von der Pfalz, der Herzog Rudolf von Sachſen und der Herzog Heinrich von Kärnthen, welcher als ehemaliger König von Böhmen eine Wahlſtimme beanſpruchte, in Sachſenhauſen den Herzog Friedrich von Oeſterreich. Am Tage darauf wählte die Gegenpartei, nämlich die beiden Erzbiſchöfe von Mainz und Trier, der Markgraf Waldemar von Brandenburg und der König Johann von Böhmen, nebſt dem Herzoge Johann von Sachſen, der auch eine Wahlſtimme beanſpruchte, den Herzog Ludwig von Baiern. Am 25. November wurde Ludwig zu Aachen durch den Erzbiſchof von Mainz, dagegen Friedrich zu Bonn durch den Erzbiſchof von Köln gekrönt. Zu bemerken iſt dabei, daß Ludwig an dem rechten Orte, aber nicht von dem rechten Erzbiſchofe gekrönt wurde, Friedrich zwar von dem rechten Erzbiſchof, aber nicht an dem rechten Orte. Auch hatte letzterer ſich die Reichsehrenzeichen, nämlich Krone, Scepter, Apfel, Schwert und ſo weiter zu verſchaffen gewußt.

---

*) Die Mark war im Allgemeinen = 30 Gulden nach unſerem Gelde und

Nun gab es alſo wieder zwei Könige von Deutſchland, und es ſchienen ſich die unglücklichen Zeiten der letzten Staufen zu erneuen. Königthum und Reich mußten dadurch auf gleiche Weiſe verlieren. Denn jeder der Gegenkönige ſuchte natürlich ſeine Anhänger zu erhalten oder zu vermehren. Da aber dies nicht möglich war ohne Belohnungen, ſo ſahen ſich die beiden Gegner genöthigt, wieder mit vollen Händen herzuſchenken, was unter den letzten Königen ſo mühſam war zuſammen gebracht worden. Natürlich bedachten ſich wieder am meiſten die Kurfürſten. Der Erzbiſchof von Mainz erhielt nicht nur die Beſtätigung aller Schenkungen, welche die letzten Könige an ihn gemacht, ſo namentlich bezüglich Seligenſtadts und des Bachgaus, ferner bezüglich des Zehntens der Judenabgaben und verſchiedener Zölle in Lahnſtein und Miltenberg, ſondern außerdem ließ er ſich verſprechen zehntauſend Mark Wahlkoſten, Stadt und Burg Weinheim an der Bergſtraße, Schloß Reichenſtein, ferner ließ er ſich verpfänden das Schloß Lindenfels, das Schloß Fürſtenberg, die Reichsſtädte Oppenheim und Odernheim, das Schloß Schwabsburg, die beiden Dörfer Ingelheim, das Dorf Nierſtein, die Reichsburg Schüpf, ſpäter Ober- und Unterheimbach und Drechtingshauſen. Dem Erzbiſchof von Trier mußte Ludwig verſprechen die erſten königlichen Bitten nicht nur in der Diöceſe Trier, ſondern auch in der Aachener, Speierer, Utrechter und Lütticher Diöceſe; ferner mußte er nicht nur alle Rechte und Freiheiten der Trierer Kirche beſtätigen, ſondern auch auf alle Privatanklagen gegen dieſelbe verzichten und den Erzbiſchof zur Vermehrung ſeiner Lehen mit der reinen ſodann mußte er ihm nicht nur die Pfandſchaft von Boppard und Weſel beſtätigen, ſondern dieſelbe auch noch vermehren mit dem Gericht Galgenſcheid, den Regalien, Zöllen und dem Münzrechte daſelbſt, zuſammen für zweiundzwanzigtauſend Mark Silber, die Ludwig dem Erzbiſchof wegen Krönungskoſten ſchuldete; endlich geſtattete er ihm einen neuen Zoll in Koblenz und verſprach, um des Erzbiſchofs Willen keinen neuen Zoll von Weſel bis Hammerſtein anzulegen, ferner erlaubte er ihm, alle in ſeiner Diöceſe verpfändeten Reichsgüter einzulöſen. Der König Johann von Böhmen bekam Eger, Floß und Parkſtein verpfändet für zehntauſend Mark, die er angeblich wegen Ludwig's Königswahl aufgewendet. Später verpfändete ihm Ludwig auch noch Bacharach und die Burgen Stahlberg, Stahleck, Braunshorn und einen Zoll in Bacharach. Und in ähnlicher Weiſe, wenn auch nicht in der ungeheuern Ausdehnung, wie bei den geiſtlichen Kurfürſten, mußte Ludwig an andere ſeiner Anhänger Schenkungen machen: Güter, Burgen, Städte, Vogteien, Zölle und ſonſtige Reichseinkünfte — Alles wurde verſetzt und verpfändet, um die Fürſten und Herren geneigt zu erhalten oder ihre geleiſteten Dienſte zu belohnen. Friedrich von Oeſterreich verſchenkte zwar das Reichsgut nicht in ſo ausgedehntem Maße, wie Ludwig, aber blos aus dem Grunde, weil es nicht in ſeiner Macht ſtand, darüber zu ſchalten, wie er wollte. Aber auch er ließ es nicht an Verſetzungen und Verpfändungen fehlen in denjenigen Gebieten, in welchen er das Uebergewicht hatte. Das Traurigſte dabei war, daß bei den beiderſeitigen Anhängern der Gegenkönige wenigſtens zu einem großen Theil die Ueberzeugung fehlte, daß ſie die wahre und die rechte Sache verfochten. Sie ſprangen, je nachdem es der Vortheil gebot, von Einem zum Andern über. Die beiden Erzbiſchöfe von Mainz und Trier verbanden ſich am 18. Auguſt 1318 mit dem von Köln ausdrücklich zu dem Zwecke, daß jede der vertragenden Parteien dem von ihr gekorenen Könige helfen dürfe, aber nicht gegen einander: würde einer der gekorenen Könige die Oberhand gewinnen, ſo ſoll die Partei, die ihn gekoren, bei demſelben möglich bemüht ſein, die andere bei Ehren zu erhalten. Bei ſolchen Geſinnungen war natürlich nicht daran zu denken, daß eine der ſtreitenden Parteien aus Liebe zum

Wie waren nun die beiderſeitigen Kräfte? Ludwig, von einer größeren Anzahl Kurfürſten gewählt, wurde auch von dem größeren Theile Deutſchlands anerkannt. Auf ſeiner Seite ſtand der Norden, der ganze Unterrhein bis Selz, mit Ausnahme des Kölniſchen Gebietes, ferner Franken, Baiern, ein Theil Schwabens, Böhmen und Mähren. Friedrich hatte für ſich außer den Stammlanden noch Kärnthen, einen großen Theil Schwabens, den Elſaß und das Gebiet des Pfalzgrafen Rudolf. Beim erſten Anblick ſcheint es daher, als ob Ludwig weitaus im Vortheil geweſen. Es war indeſſen nicht ſo. Denn auf die Fürſten war auf keinen Fall viel zu rechnen. Der Norden ſagte ſich von vornherein von der Bewegung los: weder Markgraf Waldemar von Brandenburg that etwas für Ludwig, noch Rudolf von Sachſen etwas für Friedrich. Die andern Fürſten betheiligten ſich zwar mehr oder minder beim Kampfe, aber ſie konnten immer nur durch neue große Zugeſtändniſſe dazu bewogen werden, wie die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier, der Burggraf von Nürnberg und Andere. Nun hatte zwar Ludwig den König von Böhmen, der über große Hülfsmittel gebot, auf ſeiner Seite, und er betheiligte ſich, weil er das Kriegshandwerk liebte und Abenteuer ſuchte, wenn ſie ſich nicht von ſelbſt darboten, gerne am Kampfe. Aber die Oeſterreicher konnten dagegen auf die Hülfe der Ungarn rechnen. Es blieb die Hausmacht der beiden Gegner übrig. Dieſe war offenbar bei Friedrich viel bedeutender als bei Ludwig, da er außer Oeſterreich, Steyermark, Krain auch über Kärnthen und Tyrol verfügen konnte und nicht nur die ſchwäbiſchen Beſitzungen der Habsburger, ſondern ein großer Theil des ſchwäbiſchen Adels ſeinen Fahnen folgte, während Ludwig nicht einmal die ganze Kraft Baierns zu Gebote ſtand, da ſein Bruder Rudolf feindſelig gegen ihn handelte. Inſofern war Ludwig gegen Friedrich offenbar im Nachtheile.

Aber er hatte noch eine andere bedeutende Macht auf ſeiner Seite. Das waren die Reichsſtädte. Gleich nach ſeiner Wahl erkannten ſie ihn an mit einer im Vergleich zu ähnlichen Fällen auffallenden Bereitwilligkeit: ja er wurde ſogar von ihnen allenthalben, wo er erſchien, mit Begeiſterung aufgenommen. Woher kam dieſe Erſcheinung? Sie erklärt ſich einfach daraus, daß Ludwig noch vor ſeiner

Der Streit zwiſchen Ludwig und Friedrich, welcher durch die Schlacht bei Gammelsdorf entſchieden ward, wurde in der That als ein Kampf zwiſchen dem Adel und dem Bürgerthum angeſehen. Als Vertreter des letzteren ſtellte ſich Ludwig dar, als der des Adels Friedrich und ſein Bruder Leopold. Dieſe Stellung der öſterreichiſchen Herzoge ſtand allerdings im Widerſpruche mit der Richtung, welche ihr Vater als deutſcher König befolgte. Es war aber kein Zweifel, daß ſie dieſelbe einnahmen. Dies zeigte ſich nicht nur in dem erwähnten Streite, ſondern auch in dem Kampfe, welchen ſie gegen die freien Schweizer-Gemeinden in den Thälern Schwyz, Uri, Unterwalden unternahmen, auf welchen wir ſpäter noch zurückkommen werden. Hier ſei nur erwähnt, daß ſie gerade jetzt gegen dieſe Gemeinden, welche das Recht freier Genoſſenſchaften, ebenſo wie die Reichsſtädte, in Anſpruch nahmen, einen Vertilgungskrieg beabſichtigten, wobei der Adel ſeinen ganzen Uebermuth zur Schau ſtellte. Aber Leopold erlitt mit ſeinen Rittern von dieſen freien Gemeinden eine furchtbare Niederlage bei Morgarten am 15. November 1315. Dieſes Verhältniß der öſterreichiſchen Herzoge zu den Schweizern kennzeichnete natürlich noch entſchiedener ihre Richtung, und es iſt begreiflich, daß ſich die Reichsſtädte von ihnen ab und zu Ludwig wandten. In der That erkannten faſt alle Ludwig an, und nur einige wenige ſchwäbiſche und elſäſſiſche hielten ſich, wie es ſcheint, nur durch Waffengewalt gezwungen, zu Friedrich. Aber auch von dieſen gingen mehrere zu Ludwig über, ſowie ſie es ohne Gefahr thun konnten, wie Eßlingen, Hall, Heilbronn. In anderen hielt die ariſtokratiſche Partei und die Geiſtlichkeit zu Friedrich, die Gemeinde aber zu Ludwig, wie in Straßburg. Die Anerkennung Ludwig's von Seite der Reichsſtädte war aber für dieſen in mehrfacher Hinſicht von einer großen Bedeutung. Denn in der öffentlichen Meinung galt derjenige als der eigentliche König, welchen die Reichsſtädte dafür erkannten. Sodann boten ſie die reichlichſten Hülfsmittel und vermochten ſchon dadurch dem Könige das Uebergewicht zu verſchaffen.

Ludwig erwies ſich auch ſehr erkenntlich gegen die Städte und ſuchte das Vertrauen zu rechtfertigen, welches ſie in ihn geſetzt. Nicht nur beſtätigte er ihnen alle ihre bisherigen Rechte, ſondern er erweiterte ſie beträchtlich, ſo daß ſie einer völligen Unabhängigkeit nahe und die Befugniß der Städte, Jedermann als Bürger aufzunehmen, ſogar Lebens- und Eigenleute anderer Herren *). Er ſetzte die Bürger der Städte auf gleiche Stufe mit den Rittern und verordnete, daß ſie mit den Edeln zu Gericht ſitzen und Recht ſprechen dürften **). Er ſorgte ſo viel er vermochte für die Freiheit des Verkehrs und hob läſtige Beſchränkungen deſſelben auf. Die Städte ihrerſeits bewahrten Ludwig die Treue, unterſtützten ihn mit Geldmitteln, ſchoſſen ihm beträchtliche Summen vor, deren er ſehr bedurfte, ſtellten angemeſſene Kriegsmacht und förderten ihn, wie ſie nur immer vermochten.

Unter ſolchen Umſtänden ſcheint es unbegreiflich, warum der Krieg zwiſchen den beiden Königen ſich volle acht Jahre hinziehen konnte. Die Verzögerung der Entſcheidung brachte aber Ludwig wieder um einen Theil der Vortheile, welche ihm die Anhänglichkeit der Reichsſtädte verſchaffte. Denn dieſe vermochten auf die Länge hin, beſonders unter den Schreckniſſen des Krieges, welche Handel und Wandel ſtörten, mit ihrer Unterſtützung doch nicht nachzuhalten. Einigen, welche ſich Anfangs beſonders angeſtrengt, mußte die Reichsſteuer auf mehrere Jahre erlaſſen werden, wie Augsburg, Heilbronn, Hall, den vier wetterauiſchen Städten; anderen wurde ſie ermäßigt. Das Streben Ludwig's mußte alſo dahin gehen, ehe ſeine Hülfsmittel mehr und mehr verſchwanden, den Krieg ſo raſch wie möglich zu beendigen.

Aber dazu bedurfte es freilich einer anderen Perſönlichkeit, als ſie Ludwig zu Theil geworden. Er war keine entſchloſſene, kühne, großartige Natur. Er war geſcheid, klug, beweglichen Geiſtes und nicht unempfänglich für die großen Ideen einer auf verſchiedenen Gebieten ſich ankündigenden neuen Zeit, dabei voll guten Willens, das Rechte und Zweckmäßige zu thun, aber äußerſt ſchwach, furchtſam, zaghaft, in ſeinen Entſchlüſſen, wie in den Mitteln, ſie durchzuführen, hin- und herſchwankend. Seine Gegner, Friedrich der Schöne und zumal Leopold, waren offenbar ganz andere Männer. Das waren tapfere Krieger, welche entſchloſſen um ihr vermeintliches Recht kämpften und wenn auch hie und da unterliegend, doch immer wieder den Angriff erneuerten, voll Ausdauer und Beharrlichkeit. Zugleich zeichneten ſie ſich durch perſönlichen Muth aus: ſie waren im Kampfe mit unter den Erſten und konnten zu den gewaltigſten Streitern gezählt werden, während Ludwig für ſich ſelber den Kampf gewöhnlich vermied und ſelbſt die Siege, die er davon trug, nicht ſeinem eigenen Feldherrnblicke, ſondern immer der Geſchicklichkeit Anderer verdankte. Allzu ängſtlich ſcheute er einen Kampf, der die Entſcheidung herbeiführen konnte: Gelegenheiten dazu boten ſich ihm oft genug dar, ſogar ſolche, wo es gar nicht einmal großer Anſtrengung bedurfte, um den Gegner zu vernichten. Ludwig ließ ſie aber vorübergehen, ohne ſie zu benützen. Ja, nicht ſelten entfloh er förmlich vor ſeinem Gegner, und dies war allemal der Fall, wenn er mit dem Herzog Leopold zuſammenſtoßen ſollte, den er als entſchloſſenen Krieger vor Allen fürchtete. So war denn Ludwig zu einem großen Theile ſelber daran ſchuld, wenn ſich der unglückſelige Krieg ſo ſehr in die Länge zog, wodurch nicht nur ſeine eigenen Mittel außerordentlich vermindert wurden, ſondern Deutſchland überhaupt entſetzlich litt. Denn obſchon es zu keinen großen Feldſchlachten kam, ſo wurden die Einwohner doch nicht minder ſchrecklich mitgenommen. Die Gegner ſchadeten einander durch die gräulichſte Verwüſtung und Plünderung der gegenſeitigen Länder; und beſonders diejenigen Gebiete, welche Ludwig angehörten, litten am meiſten.

Indeſſen muß man, um Ludwig's zaghaftes Verhalten recht zu würdigen, in Anſchlag bringen, daß er ſich nicht immer auf ſein eigenes Heer verlaſſen konnte. Denn die Verſchiedenheit der Richtung beider Könige, welche wir oben angegeben, ſcheint doch ein durchgängiger Zug geweſen zu ſein. Wie ſich das Bürgerthum an Ludwig, ſo ſchloß ſich der Adel größtentheils an Friedrich an, zunächſt der ſchwäbiſche und elſäſſiſche, aber auch ein Theil des fränkiſchen, und ſogar weit den Rhein hinab fanden ſich unter dem dortigen Adel Anhänger Friedrich's. Selbſt die Grafen und Herren der Wetterau folgten zum Theil ſeinen Fahnen. Nicht minder war der böhmiſche Adel freundlich für Friedrich geſinnt. Er erhob ſogar im Jahre 1318 gegen Johann von Böhmen einen Aufſtand, wobei er von ihm die Anerkennung Friedrich's als deutſchen Königs verlangte. So war denn auch der baieriſche Adel, obſchon er in den Reihen

Ludwig's kämpfte, keineswegs gut gegen ihn geſinnt, und nicht ſelten war Verrätherei deſſelben mit im Spiele, wenn Ludwig vor ſeinem Gegner die Flucht ergriff oder eine ſchickliche Gelegenheit, ihn zu vernichten, vorübergehen ließ: er konnte ſich auf ſeine Leute nicht verlaſſen, welche vom Kampfe abriethen oder an einem ſolchen ſich nur mit halbem Ernſte betheiligt hätten. Die Chronikenſchreiber jener Zeit ſagen ausdrücklich, daß Ludwig's Edelleute von den Oeſterreichern beſtochen geweſen wären, daß ſie es ſogar auf ſeine Ermordung abgeſehen hätten.

Keine Verrätherei aber betrübte Ludwig mehr als die ſeines geheimen Rathes (ſeines „Heimlichen", wie damals die Miniſter hießen) des Grafen von Oettingen, der in ſeine ganze Staatskunſt eingeweiht war und 1319 zu Friedrich überging, worauf ihm dieſer ſofort ſeine Schweſter zur Gemahlin gab. Bald darauf, als Ludwig auch noch durch einen künſtlich hervorgebrachten Schrecken gejagt, vor den Oeſterreichern nach München zu fliehen ſich veranlaßt ſah, hatte er ernſtlich vor, die Krone niederzulegen. Er glaubte das Unheil, welches der Bürgerkrieg über Deutſchland gebracht und noch ferner bringen mußte, vor ſeinem Gewiſſen nicht mehr verantworten zu können. Aber die Ausführung dieſes Vorhabens lag nicht im Vortheile ſeiner Umgebung: bald ließ er ſich von dieſer wieder herumbringen und nahm die Fortſetzung des Kampfes mit friſchem Muthe auf.

Indeſſen lächelte ihm Anfangs das Glück nicht ſehr. Zwar ſtarb ſein Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, im Jahre 1319, wodurch Ludwig als der Vormund der unerwachſenen Kinder deſſelben die Verfügung über die Kräfte der Pfalz und den übrigen Theil Oberbaierns erhielt. Aber dafür ließ ihn der König von Böhmen im Stich, der theils durch die Unruhen in ſeinem eigenen Lande, theils durch andere Unternehmungen abgehalten wurde, ihm mit vollen Kräften beizuſpringen. Sodann ſtarb im Jahre 1320 der Erzbiſchof Peter von Mainz und an ſeine Stelle trat Mathias von Bucheck, welcher keineswegs die Geſinnung ſeines Vorgängers gegen Ludwig theilte. Und endlich war wieder eine kriegeriſche Unternehmung gegen Straßburg unglücklich ausgegangen. Ludwig ſammelte nämlich im Sommer 1320 am Rhein ein großes Heer und trat den Oeſterreichern bei Straßburg griffen daher nicht an. Ludwig aber verſäumte wie gewöhnlich die Gelegenheit, ſeine Gegner zu ſchlagen, weil an der Spitze derſelben wieder Leopold ſtand. Dieſer verſtärkte ſich aber von Tag zu Tag und zuletzt erſchien auch ſein Bruder Friedrich mit einer Anzahl Krieger. Die beiden Brüder boten jetzt Ludwig eine Schlacht an. Aber Ludwig fühlte ſich durch die ſchlechte Aufnahme, die er in Straßburg gefunden — der öſterreichiſch geſinnte Theil der Geſchlechter ſoll ihm nämlich nach dem Leben geſtrebt haben, ſo daß er ſich eilig wieder entfernen mußte — ſo angegriffen, daß er mit ſeinem großen Heere entwich und den Gegnern das Feld überließ. Dieſe Zaghaftigkeit Ludwig's blieb nicht ohne ſchlechte Folgen. Die Zahl der Anhänger Friedrich's wuchs: bereits neigten ſich ihm wieder mehrere Reichsſtädte zu, ſogar die Regensburger ſandten zu ihm und baten um die Wiederherſtellung ſeiner Gnade.

Im Jahre 1322 aber gedachten die habsburgiſchen Brüder einen großen Schlag zu führen, um den langen Streit endlich zur Entſcheidung zu bringen. Friedrich brachte in Oeſterreich ein außerordentlich zahlreiches Heer zuſammen, welches er durch wilde Schaaren von Ungarn, Kumanen und Raizen vermehrte, die ihm ſein Bundesgenoſſe, der König von Ungarn zuſchickte. Mit dieſem Heere fiel er raubend und verheerend in Baiern ein und erfüllte Alles mit dem größten Schrecken; beſonders über die heidniſchen Hülfsvölker und ihre rohen Gebräuche entſetzte ſich das Volk *). Zugleich brach der Herzog Leopold von Schwaben aus in das baieriſche Gebiet, um ſeinem Bruder zu Hülfe zu kommen. Sie hatten den Plan, Ludwig von zwei Seiten zu faſſen und aufzureiben. Dieſer aber verſäumte nicht, ſein Anhänger aufzubieten: die Baiern, die Franken, den König von Böhmen, die Rheinländer. Auch brachte er ein großes Heer zuſammen, welches dem Friedrich's an Zahl überlegen war. Zwiſchen Ampfing und Mühldorf trafen die Heere beider Gegenkönige Ende September aufeinander. Die Oeſterreicher ſahen jetzt wohl, daß ſie zu ſchwach ſeien, um dem feindlichen Heere mit Erfolg die Spitze bieten zu können. Die erfahrenen Hauptleute Friedrich's riethen ihm

---

*) Ein Chronikenſchreiber jener Zeit vermag ſich beſonders darüber kaum zu faſſen, daß ſie gebratene Hunde und Katzen verſchlangen und meint, ſolche Abſcheulichkeiten habe Gott ſpäter an den Herzogen von Oeſterreich gerächt.

daher, eine Schlacht zu vermeiden, ſich vielmehr ſo zurückzuziehen, daß eine Vereinigung mit Leopold erzielt werden könnte. Auch war dieſer in der Nähe und wartete nur auf die Weiſungen ſeines Bruders, wann er aufbrechen und ſich mit ihm vereinigen ſollte. Zu dieſem Ende hatte er bereits Boten an ihn geſchickt. Allein dieſe Boten wurden von den Baiern aufgefangen: Leopold blieb daher ohne Nachricht und rückte nicht vor, während Ludwig ſah, daß keine Zeit zu verlieren ſei, ſondern daß er diesmal um jeden Preis angreifen müſſe. Und wäre er auch nicht dazu geneigt geweſen, ſo drängten ihn ſeine Feldherrn dazu und ſeine Bundesgenoſſen, der König Johann von Böhmen und ſein Vetter Heinrich von Niederbaiern. Aber auch Friedrich wollte von einer Vermeidung der Schlacht nichts wiſſen. Er hoffte, auch ohne ſeinen Bruder mit dem Gegner fertig werden zu können, der ihm doch niemals Stand gehalten. So begann am 28. September die Schlacht. Sie dauerte von fünf Uhr Morgens bis in den Nachmittag hinein. Auch wurde von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit geſtritten. Beſonders zeichnete ſich der König Friedrich der Schöne aus, der als tapferer Ritter den erſten Preis davon trug und mit eigener Hand eine Menge Feinde erlegte. Auch ſein jüngerer Bruder Heinrich kämpfte wacker und ritterlich. Ebenſo auf Seite Ludwig's der König von Böhmen und Heinrich von Niederbaiern, welche die beiden Flügel befehligten. Dagegen miſchte ſich Ludwig der Baier nicht in's Gefecht, ſondern hielt bei Seite, mit einem unſcheinbaren blauen Wappenrocke angethan, um nicht erkannt zu werden. Die Tapferkeit der Oeſterreicher brachte anfänglich den Sieg auf ihre Seite: ſchon war ein Theil des baieriſchen Heeres zum Weichen gebracht, der König Johann von Böhmen ſelber wurde vom Pferde geſtreckt und drohte von den Hufen des Roſſes des öſterreichiſchen Bannerführers Marſchall von Pilichdorf zertreten zu werden: da trat auf einmal eine Wendung ein. Die heidniſchen Hülfsvölker der Oeſterreicher, welche in dem Verfolgen der Fliehenden ſich zerſtreuten, um Beute zu machen, wurden von dem Fußvolke des Herzogs Heinrich aufgehalten, angegriffen und in die Flucht getrieben. In demſelben Augenblicke wurde auch dem Könige von Böhmen wieder aufgeholfen und zugleich traf der Burggraf von Nürnberg mit einem beträchtlichen Haufen fränkiſcher Ritter auf dem Schlachtfelde ein. Dieſe ſtürzten ſich mit friſchen Kräften ſofort in den Streit und entſchieden ihn bald. Das öſterreichiſche Heer erlitt eine vollkommene Niederlage. Faſt alle Edelleute, die den Tod nicht fanden, wurden gefangen. Auch Friedrich den Schönen nebſt ſeinem Bruder Heinrich traf dieſes Schickſal. Die Ehre dieſes glorreichen Tages gebührt nächſt dem Burggrafen von Nürnberg aller Wahrſcheinlichkeit nach dem Grafen Konrad von Schlüſſelberg*).

---

*) Ich weiß wohl, daß man gewöhnlich den Siegfried Schweppermann als den Helden des Tages bezeichnet. Aber er wird von keinem gleichzeitigen Schriftſteller als Feldherr des baieriſchen Heeres in dem Treffen bei Mühldorf erwähnt: überhaupt wird ſein Name von ihnen gar nicht genannt, während ſie doch mehrere andere Ritter, die ſich beſonders ausgezeichnet, bemerken. Es wäre doch gar zu abſonderlich, wenn ſie gerade den Oberfeldherrn, deſſen weiſen Anordnungen der Sieg zu verdanken war, mit Stillſchweigen übergangen hätten. Auch unter den vielen Urkunden Ludwig's, welche uns noch erhalten ſind, befindet ſich keine einzige, welche des Schweppermann in Bezug auf den Sieg bei Mühldorf erwähnt, während eine Menge anderer vorhanden ſind, in welchen verſchiedene Theilnehmer an dieſer Schlacht für ihre Hülfe reichlich belohnt werden. Woher kommt nun die gewöhnliche Annahme? Der Erſte, welcher Schweppermann als den Haupthelden bei Mühldorf erwähnte, iſt meines Wiſſens Veit Arenpeckh, welcher am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (1495) eine baieriſche Geſchichte geſchrieben. Nach ihm ſchmückte Aventin (Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts) das Treffen ſchon mit den bekannten Zügen aus und erwähnte namentlich das Geſchichtchen von den zwei Eiern, welche Schweppermann beim Eſſen bekommen haben ſollte. Endlich Burgundus, der im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts eine Biographie Ludwig's geſchrieben, ſetzte Allen die Krone auf durch die genaue und faſt romanhafte Beſchreibung des Treffens und der Anordnungen Schweppermann's. Auf welche Quellen ſtützten ſich dieſe Schriftſteller? Sie geben keine an. Der einzige urkundliche Anhaltspunkt, den ſie indeſſen nicht erwähnen, iſt die Grabſchrift Schweppermann's welche Bruſchius (Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts) in der Chronologia Monasteriorum mittheilt, und welche zu ſeiner Zeit noch vorhanden war. Sie befand ſich im Kloſter Caſtel Benedictiner Ordens in der Oberpfalz. Wie lautet aber dieſe Grabſchrift?

Hier leit begraben Herr Seyfried Schweppermann
Alls Thuns und Wandels an.
Ein Ritter keck und veſt
Der zu Gunterſtorff im Streit that das beſt,
Er iſt nun tod
dem Gott gened. Obiit anno 1337.
Jedem ein Ey,
Dem frommen Schweppermann zwei.

In dieſer Grabſchrift iſt aber mit keiner Sylbe von der Schlacht bei Mühldorf die Rede, ſondern von dem Streit zu Gunterſtorff. Damit iſt wahrſcheinlich die

7. Die Ereigniſſe bis zum Frieden zu Hagenau. Ludwig's Streit mit dem päpſtlichen Stuhle, Aufenthalt in Italien.

Der Sieg bei Mühldorf war für Ludwig von einer großen Bedeutung, da er durch ihn des Gegenkönigs mächtig geworden war. Man konnte nun den Krieg für beendet, den Streit um die Krone für entſchieden halten. Auch war die ſittliche Wirkung ſo groß, daß einige Städte, ſowie mehrere Grafen und Herren, die bisher auf der Seite Friedrich's geſtanden, ſofort deſſen Partei verließen und ſich an Ludwig anſchloſſen. Eine raſche kräftige Benutzung dieſer Stimmung von Seite Ludwig's würde offenbar die vollkommene Bewältigung der Gegenpartei zur Folge gehabt haben.

Aber Ludwig ſchwankte und zögerte, wie immer, und ließ ſich dadurch die ſchönſte Gelegenheit entſchlüpfen. Schon ſein Verhalten unmittelbar nach der Schlacht zeigte den ängſtlichen Mann. Er wagte nicht, wie es Sitte war, drei Tage lang auf dem Schlachtfelde auszuharren, ſondern zog ſich noch an demſelben Tage aus Furcht vor Leopold nach Oettingen zurück, von da des andern Tags nach

---

Schlacht bei Gammelsdorf gemeint. Und an dieſer hat Schweppermann in der That Theil genommen, wie aus einer noch vorhandenen Urkunde Ludwig's vom 28. April 1315 hervorgeht (vergleiche Böhmer regesta Ludovici Nr. 91), in welcher er Schweppermann für den Schaden, den er an dem Gefecht zu Gammelsdorf nahm, für dreihundert Pfund Pfennig die Burg zu Grunsperg verſetzte. Wahrſcheinlich waren die zwei letzten Verſe der Schweppermann'ſchen Grabſchrift, die man ſich nicht erklären konnte, die Veranlaſſung, daß man ſpäter die bekannte Geſchichte mit den zwei Eiern erfand. Daß aber der Hauptheld des Tages bei Mühldorf Konrad von Schlüſſelberg war, geht nicht nur daraus hervor, daß ihn faſt alle gleichzeitigen Geſchichtſchreiber vor allen Anderen mit Auszeichnung erwähnen, ſondern daß er auch der Erſte iſt, welcher von Ludwig für den Streit bei Mühldorf belohnt wird, und zwar reichlich, nämlich mit der Burg und Stadt Gröningen. (Böhmer regesta Ludovici Nr. 472). Auch nachher und vorher wird dieſer Ritter von Ludwig mit Gnaden überhäuft. Er iſt bei allen Gefechten des Königs und nach Allem zu ſchließen, einer ſeiner bedeutendſten Feldhauptleute geweſen. Auch den Sieg bei Gammelsdorf ſchreibe ich ihm zu (Monachus Fürstenfeldensis. ap. Boehmer fontes rerum Germanicarum. I. 37). Man verzeihe dieſe Abſchweifung. Sie ſollte nur als Beiſpiel dienen, wie viele Unrichtigkeiten noch in unſerer Geſchichte vorhanden ſind.

Regensburg, wo er über das Schickſal der Gefangenen verfügte. Friedrich wurde, in das Schloß Trausnitz in Verwahrung gebracht, Heinrich dem König von Böhmen überlaſſen. Ludwig dachte nicht daran, den Krieg gegen Leopold mit Kraft fortzuſetzen und dieſen zur Streckung der Waffen zu zwingen. Er war froh, wenn er nicht ſelber angegriffen würde. Begreiflich aber machte auch auf Leopold das Unglück bei Mühldorf einen großen Eindruck: er ließ die Waffen eine Zeitlang ruhen und trat mit Ludwig in Unterhandlungen. Da dieſe aber nicht den gewünſchten Erfolg hatten, ſo begann er den Krieg von Neuem, den aber Ludwig mit derſelben Läſſigkeit führte wie früher.

Dagegen belohnte er verſchwenderiſch ſeine Anhänger, beſonders diejenigen, welche ihm im Streite bei Mühldorf geholfen: ſo den König von Böhmen, den Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Schlüſſelberg, Henneberg, Hohenlohe, Naſſau, Bregenz, Sayn, Oettingen, Waldeck, die Markgrafen von Baden, die Landgrafen von Thüringen, die Pfalzgrafen am Rhein, und wie ſie alle hießen. Ueberhaupt begünſtigte Ludwig ſeitdem die Fürſten viel mehr als bisher und dies war um ſo unverzeihlicher, als es großentheils auf Koſten der Städte geſchah, welche ſeine treueſten und uneigennützigſten Anhänger geweſen und für die königliche Macht eine bei Weitem ſicherere Stütze boten, als die Fürſten, welche nichts thaten, ohne ſich dafür bezahlen zu laſſen und ebenſo leicht von einem Gegenkönige zum andern überſprangen. Aber Ludwig war nicht ſtark genug, einen feſten Plan, der einen beſtimmten Grundſatz der Staatskunſt zur Ausführung bringen ſollte, unabläſſig zu verfolgen, ſondern er ließ ſich von den augenblicklichen Verhältniſſen beſtimmen und von bedeutenden Perſönlichkeiten beeinfluſſen. So wechſelte er gar zu häufig die Richtung ſeiner Staatskunſt, wie ſeine Bundesgenoſſen. Jetzt ſchien es ihm wünſchenswerth, den höheren Adel, welcher bisher meiſtentheils auf Friedrich's Seite geſtanden, für ſich zu gewinnen, und er trug kein Bedenken, ihm theilweiſe die Städte zu opfern. Nicht gerade inſofern, als er die Grundſätze veränderte, die ihn im Verhältniß zu den Städten geleitet, ſondern dadurch daß er ſie an Fürſten und Grafen verſetzte. Dergleichen Verſetzungen der Städte an die Großen hatten zwar ſchon unter den vorangegangen Königen ſtattgefunden, aber unter Ludwig überſchritten ſie alles Maaß. In der erſten Zeit ſeiner Regierung bis zur Schlacht bei Mühldorf waren ſie auch noch nicht ſo umfangreich: es ſind uns nicht mehr als ſechs bekannt, von denen die meiſten in das erſte Regierungsjahr fallen und zu den Verſprechungen an die Kurfürſten und andere gehören, zu denen er ſich vor ſeiner Wahl herbeigelaſſen. Aber von der Schlacht bei Mühldorf an bis zum Jahre 1330, alſo in einem Zeitraume von kaum acht Jahren kommen nicht weniger als zweiunddreißig Städteverpfändungen vor. So wurde im Jahre 1322 Markgröningen an den Grafen von Schlüſſelberg, Kaiſerslautern an den König von Böhmen verſetzt; im Jahre 1323 Krailsheim und Lahr an den Grafen Kraft von Hohenlohe, Mühlhauſen und Nordhauſen an den Landgrafen Friedrich von Thüringen; im Jahre 1324 Landau an den Biſchof von Speier, Feuchtwangen an Konrad und Gottfried von Hohenlohe; im Jahre 1325 Rothenburg an dieſelben, Weißenburg und Windsheim an den Burggrafen von Nürnberg; im Jahre 1326 Altenburg, Chemnitz und Zwickau an den Landgrafen von Thüringen, Wetzlar an Naſſau; im Jahre 1329 Mosbach, Sinsheim, Neckargemünd an den Pfalzgrafen Rudolf; im Jahre 1330 Eberbach, Germersheim, Annweiler, Pfeddersheim, Selz und Hagenbach an denſelben, Wangen an Graf Hugo von Bregenz, Weißenburg und Lauingen an die Herzoge von Baiern, Schaffhauſen, Rheinfelden, Breiſach, Neuburg an die Herzoge von Oeſterreich. Ein Theil dieſer Städte hat ſich zwar wieder losgekauft, aber nicht weniger als zwölf ſind doch dem Reich verloren gegangen, nämlich Eger, Markgröningen, Annweiler, Eberbach, Germersheim, Mosbach, Neckargemünd, Sinsheim, Rheinfelden, Schaffhauſen, Breiſach, Neuenburg. Dies war immerhin ein beträchtlicher Schaden, und ſelbſt diejenigen, welche ſich wieder zu befreien wußten, konnten dem Reiche wenigſtens auf Jahre hin nicht mehr ſo dienen wie ſonſt, weil ſie ſich durch die Erlegung der in der Regel ſehr hohen Verpfändungsſumme zu ſtark angeſtrengt hatten.

Daraus ſchon erſieht man, wie wenig folgerichtig Ludwig's Staatskunſt geweſen. Glaubt man einmal, er ſei ein entſchiedener Begünſtiger des Bürgerthums, ſo wird man ein anderes Mal zu der Annahme verleitet, er wolle das Fürſtenthum mehr und mehr mächtigen. Alle ſeine Handlungen tragen das Gepräge des Unbeſtimmten, Unſicheren, Schwankenden. Es fehlt ein durchgreifender

Grundſatz. So ſcheint es einmal, als ſei er von den Ideen ergriffen, welche die letzten Könige geleitet, nämlich die königliche Gewalt überhaupt zu ſtärken und für Deutſchland Zuſtände zu ſchaffen, welche eine gedeihliche Zukunft ermöglichten: ein anderes Mal muß ſeine Handlungsweiſe zu der Annahme führen, daß es ihm eigentlich nur um ſeine Perſon und ſeine eigene Familie zu thun ſei. Um ſich zu erhalten, ſeine Macht zu erweitern, ſchlug er wohl auch dieſelben Wege ein, die wir die letzten vier Könige gehen ſahen: er ſuchte ſeine Hausmacht zu vergrößern, ſein Beſitzthum zu erweitern. Aber man iſt ſehr im Zweifel, ob dieſe nur als Mittel zur Erreichung eines größeren Zweckes dienen ſollen, oder ob ſie nicht vielmehr der Zweck ſelbſt ſeien und ob nicht die königliche Gewalt als Mittel gebraucht wird, den Privatbeſitz der Familie zu vergrößern.

Es ergab ſich nun für Ludwig ſehr bald manche günſtige Gelegenheit, in dieſer Weiſe ſeine Macht zu erweitern. Im Jahre 1319 war der Markgraf Waldemar von Brandenburg, der zuletzt alle ſeine Vettern beerbt hatte, kinderlos geſtorben. Demnach war wieder ein Kurfürſtenthum ledig geworden, und Ludwig ſtand nicht an, daſſelbe im Jahre 1323 ſeinem Sohne Ludwig zu übergeben, obſchon derſelbe noch minderjährig war. Auch verſorgte er ihn bald mit einer Frau. Er verlobte ihn mit der Tochter des Königs Chriſtoph von Dänemark, die eine große Mitgift beibrachte, und wodurch Ludwig hoffte, auch im Norden erfolgreiche Verbindungen anknüpfen zu können. Seine Tochter Mechtildis verheirathete er an den Landgrafen Friedrich von Thüringen und erwarb ſich ſo einen neuen Freund im mittleren Deutſchland. Ludwig ſelber, deſſen erſte Gemahlin im Jahre 1321 geſtorben, ſuchte ebenfalls durch Heirath die Anwartſchaft auf große Beſitzungen zu erlangen. Er verlobte ſich in demſelben Jahre mit Margaretha, der reichen Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, wodurch er nicht nur einen großen Brautſchatz erhielt, ſondern alle Herren auf der nordweſtlichen Seite des Reichs auf ſeine Seite brachte. Die Heirath wurde das Jahr darauf, im Februar 1324, vollzogen.

Aber die eine dieſer Machterweiterungen, nämlich die Erwerbung Brandenburgs war doch auch mit Nachtheilen verbunden. Auf dieſes Kurfürſtenthum hatten ſich nämlich bereits mehrere Große Hoffnung gemacht, die ſich nun getäuſcht ſahen. Der Gefährlichſte von dieſen war der König Johann von Böhmen, bisher ein ſo treuer und unermüdlicher Anhänger Ludwig's, der ihm noch beim Streite zu Mühldorf ſo gute Dienſte gethan. Johann hatte ſich zwar ſeine Dienſte von Ludwig ſehr theuer bezahlen laſſen: ſo bekam er für ſeine Theilnahme an der erwähnten Schlacht den Zoll zu Bacharach verpfändet, ferner alle Gefangenen, die er gemacht ſammt allem Löſegeld, was er von ihnen bekommen konnte; ſodann Eger, Stadt und Land nebſt den Feſten Hohenberg, Seeberg, Kynsberg, mit Rechten, Vogteien, Klöſtern, Bergleben, Nutzen und allem Zubehör; ferner als Pfandſchaft die Städte Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Kaiſerslautern. Nichts deſtoweniger wünſchte er auch noch die Belehnung mit der Mark Brandenburg, die ihm allerdings Ludwig früher verſprochen haben ſoll. Begreiflich verſtimmte ihn die Vereitlung dieſes Wunſches und die Verſtimmung wurde noch größer durch die Verlobung von Ludwig's Tochter Mechtildis mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen und Meißen. Denn Johann hatte mit eben dieſem Fürſten bereits ſeine neunjährige Tochter Guta verlobt, welche auch nach Thüringen geſchickt worden war, um dort erzogen zu werden. Aber Friedrich ſandte die böhmiſche Prinzeſſin ihrem Vater zurück, als ſich die Ausſicht darbot, mit dem deutſchen Könige Verwandtſchaftsbande anknüpfen zu können. Von dieſer Zeit an trat zwiſchen Johann und Ludwig eine merkliche Spannung ein, und der König von Böhmen durchkreuzte fortan vielfach Ludwig's Plane. Er war aber ein gefährlicher Mann; denn er beſaß, was Ludwig abging, eine außerordentliche Lebenskraft, einen raſtloſen Thätigkeitstrieb, einen gewaltigen Unternehmungsgeiſt und einen Muth, der ihn als einen der tapferſten und kühnſten Ritter ſeiner Zeit erſcheinen ließ. Es iſt zwar kein geregelter Plan, der ihm vorſchwebte, keine folgerichtige Staatsklugheit, ſondern er läßt ſich, wie Ludwig, vom Augenblicke beſtimmen, verläßt daher häufig ſeine Verbündeten, um zu Anderen überzuſpringen, verändert ebenſo oft den Schauplatz ſeiner Thätigkeit, iſt einmal am Rhein, um ſich dort mit Städten und Herren herumzuſchlagen, dann in Italien, in Deutſchland, ein ander Mal kämpft er hoch im Norden gegen die Lithauer, dann ſehen wir ihn wieder auf einem Turnier in Paris oder beim Papſt in Avignon; verhältnißmäßig am ſeltenſten in Böhmen, das er eigentlich nur beſuchte, wenn er Geld brauchte:

das Land war unter ihm entſetzlich von Steuern gedrückt, denn ſeine Unternehmungen wie ſeine Verſchwendung koſteten ungeheuere Summen. Im Ganzen aber war es doch nur Ein Ziel, das er verfolgte, nämlich Erweiterung der Macht, Vergrößerung ſeiner Beſitzungen, Steigerung des Einfluſſes. Und in dieſem Streben wurde er nicht nur durch ſeinen eigenen unruhigen Geiſt unterſtützt, ſondern durch mannichfache Verbindungen, die er angeknüpft. Eine der wichtigſten war ohne Zweifel die mit dem franzöſiſchen Königshauſe, an welches er noch von ſeinem Vater her eine gewiſſe Anhänglichkeit hatte. Dieſe Verbindung wurde noch enger durch die Verheirathung ſeiner Schweſter Maria mit dem König Karl IV. von Frankreich, im September 1322. Johann ließ nun auch ſeinen älteſten Sohn Karl am franzöſiſchen Hofe erziehen: ſpäter wurde dieſer mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin verlobt. Durch den franzöſiſchen Hof kam Johann auch mit dem päpſtlichen in Berührung, an welchem er nicht ohne Einfluß war.

Ein ſolcher Mann mußte Ludwig gefährlich werden und Letzterer fühlte bald ſehr unangenehm die Entfremdung desſelben. Johann näherte ſich nämlich den Oeſterreichern bereits im Jahre 1323 und ſöhnte ſich im September mit ihnen aus: eine Folge davon war die Freilaſſung des Herzogs Heinrich. Die habsburgiſchen Brüder mußten feierlich auf ihre Anſprüche an Böhmen und Mähren verzichten, alle darauf bezüglichen Urkunden herausgeben und noch einige Städte und Burgen an der öſterreichiſchen Gränze an Böhmen abtreten, wogegen Johann verſprach, ſie nicht mehr mit Krieg zu überziehen.

Und um dieſelbe Zeit, als ſich von dieſer Seite die Verhältniſſe Ludwig's verſchlimmerten, war ihm von einer anderen ein noch gefährlicherer Gegner erſtanden. Das war der Papſt Johann XXII. Das Zerwürfniß zwiſchen beiden ſchrieb ſich von den italieniſchen Verhältniſſen her.

Nach Heinrich's VII. Tode war Italien wieder der Schauplatz der unaufhörlichſten Unruhen geworden. Der Papſt Klemens V. erklärte alle Verfügungen des Kaiſers für nichtig, ernannte den König Robert von Neapel eigenmächtig zum Reichsſtatthalter von Italien und bedrohte Alle mit dem Banne, welche ſich ihm widerſetzen würden. Klemens ſtarb indeſſen ſchon 1314 und nach ihm wurde Johann XXII. von Cahors, der Sohn eines Schuſters, der ſich durch Geiſteskraft von einer Stufe zur andern emporgehoben hatte, zum Papſte gewählt. Dieſer entfaltete ſofort eine große Thätigkeit, namentlich in Italien. Aber er ſtieß auf einen entſchiedenen Widerſtand. Robert, der Schützling des päpſtlichen Hofes, wurde von den Wenigſten anerkannt. Die meiſten Herren, die ſich unabhängige Fürſtenthümer zu gründen im Begriffe ſtanden, waren nicht geſonnen, ſich unter einen neuen Herrn zu beugen. Es war ihnen vortheilhafter, als Ghibellinen die Oberherrſchaft eines entfernten Königs, der ihnen nichts ſchadete, anzuerkennen, als ſich das Joch eines einheimiſchen Fürſten gefallen zu laſſen, der ihnen beſtändig auf dem Nacken ſaß. Robert kam daher mit ſeinen Verſuchen, die Reichsſtatthalterwürde in der That auszuüben, ſehr in's Gedränge; und insbeſondere wurde Matthäus Visconti, das Haupt der Ghibellinen, der Herr von Mailand, der auch viele der benachbarten Städte ſich zu unterwerfen verſtanden, immer mächtiger. Jetzt griff Johannes XXII. zu allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden. Er that die Viscontis als Ketzer in den Bann. Er ſandte einen franzöſiſchen Prinzen, Philipp von Valois, nach Italien. Aber dieſer wurde durch das Geld Visconti's beſtimmt, wieder umzukehren. Er wandte ſich hierauf an Oeſterreich. Friedrich hatte ſich, wie ſein Gegner Ludwig, gleich nach ſeiner Wahl an den Papſt um Beſtätigung der Königswürde gewendet: der Papſt hielt es aber anfangs für klug, ſich noch gar nicht darüber auszuſprechen, wen von beiden Erwählten er anerkennen wolle. Jetzt indeſſen machte er Friedrich die Hoffnung zur Anerkennung, wenn er ihm in Italien gegen die Ghibellinen beiſtehen wolle. In der That ſchickte Friedrich einige Truppen nach Italien, welche Padua eroberten und den Guelfen wieder neuen Muth erweckten. Auch ſeinen Bruder Heinrich ſandte er nach Mailand. Dieſer ließ ſich indeſſen durch das Geld Visconti's nicht minder zur Umkehr bewegen, wie Philipp von Valois. Auch erkannte Friedrich ſehr bald, daß es dem Papſte mit ſeiner Anerkennung doch nicht Ernſt ſei. Er überließ daher die italieniſchen Angelegenheiten ihrem Schickſale, alle ſeine Kräfte auf Deutſchland verwendend. Bald darauf erfolgte die Schlacht bei Mühldorf. Jetzt brachte Johann XXII. unter dem Vorwande eines Kreuzzuges ein neues Heer zuſammen und ſchickte es Robert zu Hülfe. Dies hatte in der That Erfolge: Parma, Piacenza und andere Städte kamen in

Robert's und des Papſtes Gewalt. Zuletzt wurde auch Mailand belagert.

In dieſer Lage der Dinge wandten ſich die Mailänder an Ludwig den Baier. Dieſer ſchickte achthundert Reiter nach Italien unter der Anführung der Grafen von Neiffen, Truhendingen, Graisbach, denen er allgemeine Vollmacht ertheilte, als ſeine Statthalter aufzutreten und die Eide der Einwohner entgegenzunehmen. Dieſe ſchlugen das päpſtliche Heer und entſetzten die Stadt. Es war im Juni 1323.

Ueber dieſes Beginnen Ludwig's wurde nun Johann XXII. im höchſten Grade aufgebracht. Jetzt war er entſchieden, Ludwig auf keinen Fall anzuerkennen. In einem Erlaſſe vom 8. Oktober 1323 ermahnte er denſelben, bei Strafe des Bannes innerhalb dreier Monate die Reichsregierung niederzulegen und nicht eher ſich derſelben wieder anzunehmen, bis er die päpſtliche Beſtätigung erlangt habe. Er habe ſich ſchwer gegen die Kirche verſündigt dadurch, daß er noch bevor der päpſtliche Stuhl, dem die Entſcheidung darüber zuſtehe, ſeine Wahl beſtätigt, den Königstitel angenommen, die Verwaltung des Reichs eigenmächtig an ſich geriſſen und ſogar die Viscontis, die als anerkannte Ketzer vom Papſte mit dem Bann belegt ſeien, in Schutz genommen habe, da doch der Kirche bei Erledigung des deutſchen Thrones die Verwaltung des Reiches zukomme. Alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herren, ſowie alle Städte und Gemeinden ſeien hiemit ihres Eides gegen Ludwig entbunden und dürften bei Strafe des Bannes und bei Verluſt aller ihrer Würden, Aemter und Lehen demſelben nicht mehr anhängen oder gehorchen.

Man würde ſich irren, wollte man annehmen, daß der Papſt zu einem ſolchen Verfahren blos durch Ludwig's Einſchreiten in Italien bewogen worden ſei. Vielmehr handelte er vorzugsweiſe im Auftrage und zum Vortheil eines Andern, des Königs von Frankreich, von welchem das Papſtthum ſeit dem Aufenthalte des römiſchen Hofes in Avignon vollkommen abhängig war. Der franzöſiſche Hof hatte nämlich die Abſicht auf die deutſche Kaiſerkrone keineswegs aufgegeben und wartete nur auf eine paſſende Gelegenheit, um dieſen Plan mit größerer Entſchiedenheit zu verfolgen. Jetzt war eine ſolche Gelegenheit vorhanden und er ließ ſie nicht vorübergehen. Seit der Gefangenſchaft Friedrich's des Schönen waren die habsburgiſchen Hoffnungen ſehr herabgeſtimmt: dieſe Partei konnte an die Reichskrone nicht mehr denken, war aber immerhin noch mächtig genug, um die Entwürfe Anderer zu unterſtützen. Der franzöſiſche Hof ſetzte ſich daher mit ihr in Verbindung, während er zugleich bemüht war, die Partei Ludwig's zu lockern. Bereits war Johann von Böhmen an den franzöſiſchen Hof geknüpft und mit ihm war möglicher Weiſe auch ſein Oheim, der einflußreiche Erzbiſchof Balduin von Trier zu gewinnen; Mathias von Bucheck, der Erzbiſchof von Mainz, war ohnedieß ein Anhänger Robert's von Neapel und der Erzbiſchof von Köln, Ludwig's alter Gegner, war leicht zu bearbeiten. Während dieſe Verſuche von Seite des franzöſiſchen Hofes gemacht wurden, ſollte der Papſt mit den geiſtlichen Waffen Ludwig's Stellung untergraben. Glücklicher Weiſe ergab ſich bei den erwähnten italieniſchen Ereigniſſen eine Gelegenheit, gegen Ludwig voranzugehen: der Papſt ergriff ſie.

Wie benahm ſich nun Ludwig bei dem Verfahren des Papſtes? Man kann ihm, was ſeine religiöſe und kirchliche Richtung anbetrifft, ſo wenig wie bei den ſtaatlichen Dingen, ein gewiſſes Eingehen auf die vorgeſchrittenen Ideen der Zeit abſprechen. Schon ſeine Begünſtigung des Bürgerthums führte ihn darauf hin, die Gränzen geiſtlicher und weltlicher Gewalt ſcharf zu unterſcheiden und den Anmaßungen der erſteren ſich keineswegs hold zu erweiſen. Außerdem befanden ſich in ſeiner nächſten Umgebung Männer, welche hierüber ganz beſtimmte Ueberzeugungen hatten, die ſich geradezu an die der hohenſtaufiſchen Zeit anſchloſſen und zum Theil noch über ſie hinausgingen. Dahin iſt vor Allem der Geheimſchreiber Ludwig's, Ulrich Hangör aus Augsburg, zu rechnen, ferner ſein Leibarzt Marſilius von Padua und Johannes von Jandun. Dieſe und andere Männer hatten einen großen Einfluß auf Ludwig und bewirkten offenbar die Haltung, die er dem päpſtlichen Stuhle gegenüber einnahm.

Zuerſt, im November 1323, ſchickte er eine Geſandtſchaft an den Papſt, die den Auftrag hatte, ſich nach der Wahrheit des päpſtlichen Verfahrens zu erkundigen — denn Johann XXII. hatte es nicht einmal für gut befunden, ſeinen Erlaß Ludwig ſelber zukommen zu laſſen, ſondern ließ ihn blos an den Kirchenthüren von Avignon anſchlagen — um dann einen Aufſchub zu veranlaſſen. Inzwiſchen aber, ſei es, daß Ludwig Nachrichten von dorther erhalten, ſei es, daß ſeine Umgebung ihn vorwärts drängte — er wartete nicht auf die Zurückkunft ſeiner Geſandten, ſondern erließ im December 1323 eine Verwahrung gegen die Schritte des Papſtes und eine Berufung an eine allgemeine Kirchenverſammlung. Er griff vor Allem den Grundſatz des Papſtes an, daß ein von den Kurfürſten erwählter König ſo lange noch nicht König ſei und keine Regierungshandlungen vornehmen dürfe, bis ihn der Papſt beſtätigt habe, und warf ihm gelegentlich auch einige Ketzereien vor, als Antwort auf die Beſchuldigung, daß er, Ludwig, die ketzeriſchen Viscontis begünſtigt hätte.

Dieſer Schritt des Königs wurde von Johann XXII. mit dem Bannfluche beantwortet, den er am 31. März 1324 über Ludwig verhängte. Zugleich ſandte er Schreiben an die deutſchen Biſchöfe, um den Bannfluch zu veröffentlichen. Darauf hin erließ Ludwig am 31. Mai eine noch heftigere Antwort als die erſte, in welcher er den Papſt einen Wüthrich und grauſamen Tyrannen nennt, ihm alle ſeine Ungerechtigkeiten, die er begangen, vorhält, namentlich die Ausbeutung der Chriſtenheit unter dem Vorwand eines Kreuzzuges, während doch alles unter dieſem Namen zuſammengebrachte Geld in ſeinen eigenen Seckel fließe, und endlich noch einmal an eine allgemeine Kirchenverſammlung eine Berufung einlegt. Der Papſt ewiderte darauf, am 11. Juli, damit, daß er Ludwig des Reichs und aller ſeiner Privatbeſitzungen entſetzte.

So war denn zwiſchen der weltlichen und der geiſtlichen Macht wieder ein Bruch erfolgt, wie zu den Zeiten der fränkiſchen und der ſchwäbiſchen Kaiſer. Es war nun die Frage, wie ſich das deutſche Volk dabei benehmen würde.

Der Papſt ließ es natürlich bei ſeinem Bannſtrahl und dem Abſetzungsbeſchluß nicht bewenden, ſondern ſetzte Alles in Bewegung, um Ludwig zu vernichten. Ernſtlich ging er jetzt damit um, den ſchon lange gehegten Plan zu verwirklichen, den König von Frankreich zum Herrn Deutſchlands zu machen. Auch Leopold von Oeſterreich wurde für dieſen Plan gewonnen, indem man ihm vorſpiegelte, daß dadurch allein ſein Bruder aus der Gefangenſchaft befreit werden könnte. Zugleich machte man ihm Hoffnung, daß er die Reichsſtatthalterſchaft Deutſchlands bekommen ſollte. Nicht minder verſuchte man die übrigen Kurfürſten für dieſen Entwurf zu ſtimmen. Es wurde daher im Juli 1324 eine Zuſammenkunft in Bar-ſür-Aub veranſtaltet, auf welcher Karl IV. von Frankreich und Leopold wirklich erſchienen und dieſe Dinge weiter beſprachen.

Indeſſen zerfiel der Plan, das Kaiſerthum auf Frankreich zu übertragen, ſchon deßhalb, weil außer Leopold, der ohnedieß vielfach enttäuſcht die Zuſammenkunft verließ, kein deutſcher Fürſt weiter erſchien. Denn auf das deutſche Volk hatten die Maaßregeln des Papſtes bei Weitem nicht mehr jenen großen Eindruck hervorgebracht, wie ehedem. Wenn es auch hie und da beſchränkte Gemüther gab, die ſich noch vor dem Bannſtrahle fürchteten, oder Menſchen, welche aus ſelbſtſüchtigen Gründen ſich den Forderungen des Papſtes fügten, ſo war die Mehrzahl doch nicht geſonnen, dem Papſte und einem fremden Fürſten zu Gefallen das ſelbſtgewählte Oberhaupt zu verlaſſen. Beſonders eifrig in der Treue für Ludwig zeigten ſich die Städte, welche die päpſtlichen Verordnungen verlachten und wohl hie und da Mönche, welche ſie anſchlagen wollten, aus der Stadt trieben oder erſchlugen, oder Mißgeſinnte zwangen, Ludwig öffentlich anzuerkennen. Auch die Kurfürſten wurden unangenehm berührt von der Anmaßung des Papſtes, wodurch in ihre Rechte gegriffen wurde, ſo daß dieſer ſich veranlaßt ſah, zu erklären, er habe durch ſein Verfahren gegen Ludwig die Rechte der Kurfürſten nicht beeinträchtigen wollen. Trotz alledem aber gelang es ihm nicht, dieſelben von Ludwig abzubringen und ſie zu einer neuen Königswahl zu vermögen. Selbſt der Erzbiſchof von Mainz, Mathias von Buchech, des Papſtes Günſtling, ging nicht darauf ein.

Von einem bedeutenden Einfluß auf dieſe Stimmung war offenbar das Zerwürfniß, in welches gerade um dieſe Zeit der Papſt mit den Franziskanern gerathen war. Dieſe nämlich waren mit den Dominikanern in Streit gerathen über die Lehre vom Beſitze weltlicher Güter. Die Franziskaner behaupteten, die Mönchsorden dürften kein Eigenthum beſitzen, da auch Chriſtus keines beſeſſen, während ſich die Dominikaner für den Beſitz weltlicher Güter erklärten. Der Papſt, endlich zum Richter aufgerufen, enſchied gegen die Franziskaner und erklärte ihre Auffaſſung für Ketzerei. Dieſe bekämpften nun den Statthalter Chriſti auf das heftigſte, traten ſofort auf die Seite Ludwig's und beſtritten nunmehr auch die Gewalt des Papſtes, die er ſich über die weltliche Obrigkeit anmaßte. Die Franziskaner waren aber als ein äußerſt frommer Orden bekannt.

Der Widerſpruch derſelben mußte daher dem Papſt ungemein ſchaden.

Trotz des Papſtes ſtanden alſo die Dinge für Ludwig keineswegs ſchlecht. Aber er verdarb durch ſeine Läſſigkeit in der Kriegführung wiederum Alles. Im Herbſte des Jahres 1324 beſchloß er nämlich, vorzüglich auf Antrieb der ſchwäbiſchen Städte die Feſte Burgau zu belagern, wo ſich dreihundert öſterreichiſche Ritter befanden, die von da aus beſtändig Räubereien trieben und die Wege unſicher machten. Ludwig ſammelte ein großes Heer, wobei die reichsſtädtiſchen Schaaren einen beträchtlichen Theil ausmachten und lagerte ſich vor der Burg. Aber anſtatt wie die Städte wollten, raſch mit der Belagerung voranzugehen und zu ſtürmen, wodurch möglicher Weiſe die Beſatzung zur Uebergabe vermocht werden konnte, blieb er Monate lang vor der Feſte liegen, ohne etwas zu wagen, angeblich, um ſeine Leute zu ſchonen; aber er verlor ſie nichtsdeſtoweniger, wenn auch nicht durch einen Sturm, doch durch Seuchen und Krankheiten: denn es waren gerade die Wintermonate. Die Augsburger, überdrüſſig einer ſo läſſigen Kriegführung, verließen im December das Lager mit Ludwig's Erlaubniß. Aber ihrem Beiſpiele folgten Andere ohne den König zu fragen, und ſo lichtete ſich ſein Heer außerordentlich. Inzwiſchen rüſtete ſich Leopold von Oeſterreich, um ſeine Feſte zu entſetzen. Ludwig, der gerade noch zu rechter Zeit Nachricht von dieſem Vorhaben erhielt, wagte nun nicht etwa eine Schlacht, ſondern entfloh mit Hinterlaſſung faſt alles Gepäcks und alles Belagerungszeuges. Davon hatte er nicht nur großen Schaden, ſondern auch große Schande, während Leopold's Partei wieder neuen Muth und neue Zuverſicht gewann.

In dieſer Lage der Dinge entſchloß ſich endlich Ludwig, mit dem gefangenen Friedrich von Oeſterreich zu unterhandeln. Er kam mit ihm am 13. März 1325 zu Traußnitz über einen Vertrag überein, zufolge deſſen Friedrich die Freiheit erhalten, aber dagegen der Regierung entſagen ſollte. Friedrich wurde in der That im Jahre 1325 auf freien Fuß geſetzt, unter der Bedingung, daß er ſeinen Bruder Leopold vermögen ſollte, auf dieſen Vertrag einzugehen: ſollte ihm dies nicht gelingen, ſo verſprach er, wieder in das Gefängniß zurückzukehren. Friedrich hielt ſein Verſprechen: er erließ eine öffentliche Erklärung, daß er die Regierung niederlege und ermahnte ſeine Anhänger, Ludwig von nun an als ihren Herren zu erkennen: er verſuchte ſogar den Papſt mit Ludwig auszuſöhnen, ebenſo ſeinen Bruder Leopold. Aber weder dieſer noch Johann XXII. dachten an eine Ausſöhnung. Leopold ließ ſich auf keinen Fall bereden, den Traußnitzer Vertrag gut zu heißen, und der Papſt entband ſogar Friedrich ſeines dem Könige geleiſteten Eides. Indeſſen Friedrich war zu edel, davon Gebrauch zu machen. Er kehrte, als ſeine Bemühungen erfolglos geweſen, zu Ludwig in die Gefangenſchaft zurück. Dieſer wurde darüber ſo gerührt, daß er ihn zu ſeinem Freunde erkor, Tiſch und Bett mit ihm theilte und ihm auf das Liebreichſte begegnete.

Aber Ludwig's Lage wurde dadurch um nichts gebeſſert. Johann XXII. weckte immer wieder neue Feinde gegen ihn. Er rief die ſlaviſchen Völker, namentlich Loktik von Polen, auf, einen Einfall in die Mark Brandenburg zu unternehmen. Er bearbeitete beſtändig die deutſchen Kurfürſten und brachte Mainz und Köln auf ſeine Seite. Endlich rüſtete Leopold von Neuem und Ludwig vermochte ihm, wie gewöhnlich, nicht zu widerſtehen.

Jetzt ließ ſich Ludwig zu neuen Unterhandlungen herbei. Am 7. September 1325 ſchloß er mit Friedrich und Leopold von Oeſterreich den berühmten Vertrag, nach welchem er mit Friedrich den Königstitel und die Reichsregierung theilte. Dieſer Vertrag wurde Anfangs geheim gehalten, weil er ſo ſehr gegen die Reichsgeſetze verſtieß, daß man beſorgte, die Fürſten würden ihre Zuſtimmung verweigern. Man wollte ſie zuerſt insgeheim und einzeln dafür zu gewinnen ſuchen. Sie erfuhren indeſſen doch früher davon, als die Vertragenden wünſchten, und ſetzten ſich in der That der Ausführung des Vertrages ernſtlich entgegen. Ludwig mußte ſich nun zu einer Aenderung des Inhalts entſchließen. Da aber Leopold nicht nachgeben wollte, ſo bequemte ſich Ludwig, die Aenderung des Vertrags dahin zu treffen, daß Friedrich Deutſchland behalten ſollte, während Ludwig Italien für ſich nahm. Indeſſen wurde auch dieſer Vertrag nicht ausgeführt. Denn bald darauf, im Februar 1326, ſtarb Leopold, Ludwig's gefährlichſter Gegner. Von dieſer Zeit an nahmen ſeine Angelegenheiten eine günſtigere Wendung.

Denn in dem habsburgiſchen Hauſe entſtanden bald Zwiſtigkeiten, indem nach dem Tode Leopold's und Heinrich's, der auch bald darauf ſtarb, der vierte Bruder Otto eine gleiche Vertheilung der Beſitzungen der Verſtorbenen verlangte, worauf Friedrich nicht eingehen wollte. Otto wandte ſich an Ungarn und Böhmen und wurde von daher unterſtützt. Friedrich aber wurde dadurch abgehalten, ſeine Kraft gegen Ludwig zu kehren und dieſen zur Haltung des Vertrags zu zwingen. Ludwig führte jetzt vielmehr unbeſtritten die Reichsregierung, während ſich Friedrich blos mit dem Namen eines römiſchen Königs begnügen mußte.

Demnach lächelte Ludwig wieder das Glück. Aber anſtatt, daß er die Zeit benutzte, um ſeine Herrſchaft in Deutſchland dauerhaft zu befeſtigen und Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen, ließ er ſich von der ghibelliniſchen Partei beſtimmen, nach Italien zu ziehen. Die ihn riefen, waren jene Herren, welche ſich in Oberitalien Fürſtenthümer gegründet hatten, ſich aber im Augenblicke gegen die vereinigten Kräfte Robert's von Neapel und des Papſtes nicht zu halten vermochten: die Visconti in Mailand, die della Scala, die Herren von Verona, Vicenza, Feltre, Belluno, die Buonacoſſi von Mantua, die Eſte, die Caſtruccio von Piſa und Lucca. Sie bewogen Ludwig zuerſt, in Trident eine große Verſammlung der italieniſchen Großen zu halten, um die Verhältniſſe des Landes zu beſprechen. Dieſe fand im Februar 1327 ſtatt. Hier aber wußten die Großen den König Ludwig zu bereden, wider ſeine urſprüngliche Abſicht, nur von wenigen Truppen begleitet, nach der Lombardei aufzubrechen und ſich ſpäter die Kaiſerkrone zu holen.

Ludwig's Zug glückte Anfangs vortrefflich. Er wurde überall auf das Beſte empfangen, erhielt Unterſtützung an Geld und Mannſchaft, ließ ſich an Pfingſten zu Mailand die eiſerne Krone aufſetzen, empfing die Huldigung von den Herren der Lombardei und erhielt nun eine Einladung von den Römern, ſich nach ihrer Stadt zu begeben, um ſich zum Kaiſer krönen zu laſſen.

Aber ſchon in Mailand machte Ludwig eine Erfahrung von der Unbeſtändigkeit der Italiener. Er hatte Grund, auf die Viscontis mißtrauiſch zu ſein, die ihm nach dem Leben trachteten, ließ daher die geſammte Familie gefangen nehmen und ertheilte Mailand wieder die frühere Freiheit. Ueber dieſes Verfahren wurden alle Gewalthaber in der Lombardei beſtürzt. Sie fürchteten, Ludwig möchte es am Ende mit ihnen allen ſo machen und die freiſtaatlichen Verfaſſungen wieder herſtellen. Deßhalb veränderten ſie plötzlich ihre Geſinnungen und hielten mit ihren Geldmitteln, wie mit ihren Streitkräften zurück. Ludwig zog daher mit verhältnißmäßig ſchwacher Macht weiter nach Toſcana, wo er von Caſtruccio, dem gewaltigen Herrn jener Gegenden, ehrenvoll empfangen wurde. Ludwig ernannte ihn zum Herzog von Lucca und zwang Piſa, welches ſich aus Furcht vor Caſtruccio dem König nicht fügen wollte, zur Unterwerfung. Es mußte ihm dafür einmalhundertfünfzigtauſend Goldgulden zahlen.

Dann begab ſich Ludwig nach Rom, wo er am 7. Januar 1328 einrückte, vom Volke mit ungeheuerem Jubel empfangen. Am 17. Januar wurde er zum Kaiſer gekrönt durch vier Edelleute und die Biſchöfe von Citta Caſtellana, Aleria und Venedig. Caſtruccio, der ihm bisher große Dienſte geleiſtet, ernannte er zum Statthalter von Rom.

Der Papſt hatte inzwiſchen nicht geſäumt, immer wieder neue Bannflüche gegen Ludwig und ſeine Anhänger zu ſchleudern, alle ſeine Handlungen in Italien zu verdammen und in Deutſchland während ſeiner Abweſenheit das Feuer neuerdings zu ſchüren. Er ſuchte die öſterreichiſche Partei wiederum aufzuſtacheln, forderte einen Theil der Kurfürſten zu wiederholten Malen auf, eine neue Königswahl vorzunehmen, bewog die Polen und Lithauer, verwüſtend in die Mark Brandenburg einzubrechen und dergleichen mehr. Alle dieſe Verſuche hatten zwar im Ganzen wenig Erfolg. Aber Ludwig wurde dadurch doch beſtimmt, ſeinen Räthen nachzugeben und zum Aeußerſten zu ſchreiten. Am 28. April 1328 ſetzte er Johann XXII. als Ketzer und Hochverräther feierlich ab und wählte einen Franziskaner, Peter von Corvara, der wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner Frömmigkeit in großem Anſehen ſtand, zum Papſte. Dieſer nannte ſich als ſolcher Nikolaus V.

Um dieſe Zeit befand ſich Ludwig auf der Höhe des Glücks. Von jetzt an begann es bedeutend zu ſinken. Für's Erſte wurde der letzte Schritt, die Abſetzung des Papſtes und die Ernennung eines neuen, von einer großen Anzahl nicht gebilligt. Man erblickte darin einen nicht zu vertheidigenden Eingriff der weltlichen Macht in die Rechte der Kirche. Ludwig that dadurch ohngefähr dasſelbe, was er dem Papſte vorwarf. Und faſt ſchien es, als ob der Himmel ſelber die Strafe über die Anhänger des Kaiſers verhängen wollte. Johann XXII.

that natürlich den Gegenpapſt ſofort in den Bann und forderte feierlich Gott auf, die Feinde der Kirche mit ſeiner Kraft zu Boden zu werfen. Gleich darauf ſtarben plötzlich mehrere eifrige Anhänger Ludwig's in Italien, andere näherten ſich wieder dem Papſte und unterwarfen ſich ihm. Dergleichen Erſcheinungen waren nicht ohne eine große ſittliche Wirkung. Sodann beging Ludwig mehrere große Fehler der Staatsklugheit. Die Behandlung, welche er Piſa, ſonſt eine eifrig ghibelliniſche Stadt, angedeihen ließ, brachte ſämmtliche Ghibellinen auf. Er verhielt ſich ſo zu Piſa, dem Caſtruccio zu Gefallen. Aber bald überwarf er ſich auch mit dieſem mächtigen Fürſten, weil er ihm die Loslaſſung der Visconti, um die er gebeten, verweigerte. Zornig trennte ſich Caſtruccio von dem Kaiſer mit ſeiner ganzen Macht und verließ Rom. Jetzt wurde Ludwig ängſtlich und ließ ſich daher herbei, die Visconti doch freizulaſſen. Allein damit bewies er nur ſeine Schwäche, vermochte aber Caſtruccio nicht mehr zu gewinnen. Ferner hatte Ludwig beſchloſſen, ebenſo wie Heinrich VII., den König Robert von Neapel anzugreifen und war deßhalb mit dem Könige von Sicilien in Verbindung getreten. Aber er betrieb, wie immer, auch dieſe Kriegsunternehmung mit großer Läſſigkeit. Als er endlich ſeine Schaaren gegen Neapel voranſchickte, ſo konnten dieſe nichts ausrichten, weil Robert, die Zeit benutzend, ſein Land in vortrefflichen Vertheidigungszuſtand geſetzt hatte. Ja, er rückte jetzt ſelber vor und nahm einige Plätze im päpſtlichen Gebiete weg, wodurch es ihm möglich wurde, dem Heere des Kaiſers, wie der Stadt Rom die Zufuhren abzuſchneiden. Es fehlte dort bald an Lebensmitteln und die entſetzlichſte Hungersnoth kündigte ſich an. Dazu kam noch, daß Ludwig, der kein Geld hatte, den Römern ſehr ſchwere Steuern auferlegte. Alle dieſe Dinge bewirkten ſchnell eine Umwandlung der Geſinnung. Die Römer wurden auf Ludwig nun ebenſo erbittert, als ſie ihn vor wenigen Monaten erhoben. Er ſah ſich genöthigt, im Auguſt 1328 mit ſeinem Gegenpapſte ſchmählich aus Rom zu entfliehen.

Nun wandte er ſich nach Toscana. Hier ſtarb um dieſelbe Zeit Caſtruccio. Ludwig ſuchte ſeinen Söhnen die Beſitzungen desſelben vorzuenthalten und wurde deßhalb von Piſa beſſer aufgenommen. Da er aber in Piſa nichts weiter that, ſondern blos Geld verlangte, ſo wurden die Einwohner ſeiner bald überdrüſſig und er verließ die

Stadt. Nachgerade aber wandte ſich Alles von ihm, der Gegenpapſt gerieth in Verachtung, die Deutſchen ſelber, die den Kaiſer begleitet, verließen ihn zu einem großen Theil; und ſo ſah Ludwig am Ende des Jahres 1329 keinen andern Ausweg, als Italien zu verlaſſen, nachdem er Alles wieder eingebüßt hatte, was er vordem gewonnen. Er ſagte freilich, er eile nur nach Deutſchland, um neue Hülfsvölker zu holen. Er iſt aber ſeitdem nie wieder in Italien erſchienen.

In Deutſchland aber ſtieß er auf einen neuen Feind. Der König Friedrich der Schöne ſtarb zwar ſchon im Januar 1330. Allein deſſen Brüder Otto und Albrecht, aufgereizt von dem Papſte, erhoben wiederum die Waffen gegen den Kaiſer und errangen in den oberdeutſchen Gegenden ſo große Erfolge, daß Ludwig ihnen nicht zu widerſtehen vermochte. Noch einmal entſchloß er ſich zu einem friedlichen Abkommen mit den Herzogen, welches durch den König Johann von Böhmen vermittelt ward, der ſeine beſonderen Abſichten dabei hatte. Am 6. Auguſt 1330 kam zwiſchen Ludwig und den öſterreichiſchen Brüdern ein Friede zu Stande, zufolge deſſen die letzteren Alles herausgaben, was ſie von ihrem Bruder her als Reichsgüter beſeſſen, ferner alle Verträge, die ihr Bruder mit Ludwig geſchloſſen, für aufgelöſt erklärten, wogegen ihnen Ludwig alle ihre ſonſtigen Beſitzungen, Lehen und Würden beſtätigte und ihnen noch die Reichsſtädte Breiſach, Schaffhauſen, Rheinfelden und Neuenburg am Rhein pfandweiſe überließ.

Auf dieſe Weiſe war endlich der lange Zwiſt mit den Oeſterreichern gänzlich beſeitigt. Freilich nicht ohne ſchwere Opfer zum Nachtheile des Reichs. Denn nicht nur die eben erwähnten vier Reichsſtädte gingen verloren, ſondern Ludwig mußte an ſeine Anhänger, wie bereits erwähnt, eine Menge Reichsſtädte und andere Reichsgüter hergeben, um ſie zu belohnen oder ſich ihrer Treue zu verſichern. Immerhin aber war ſchon das Aufhören des Bürgerkrieges von großem Werthe und man konnte jetzt daran denken, die Wunden, die derſelbe geſchlagen, allmälig zu heilen.

8. Die Ereigniſſe bis zum Kurverein in Renſe. Fortwährender Zwiſt zwiſchen Kaiſer und Papſt. Verhältniß zu Frankreich und England.

Nach dem Frieden mit Oeſterreich konnte ſich Ludwig von Baiern als den alleinigen unbeſtrittenen Herrn von Deutſchland betrachten. Denn mit Oeſterreich hörten auch die Verbündeten deſſelben auf, Ludwig's Feinde zu ſein. Alle Fürſten, welche ſonſt in irgend einer Spannung mit Ludwig geweſen, ſöhnten ſich mit ihm aus. Der König Johann von Böhmen, der ſich in den letzten Jahren vielfach in der Welt herumgetrieben, Kriege gegen die Litthauer und Polen geführt, die Herzoge Schleſiens zu Vaſallen Böhmens gemacht hatte, (1327) war eben daran, Abſichten auf Kärnthen und Tyrol auszuführen, und um daran nicht gehindert zu werden, ſetzte er ſich mit Ludwig auf einen guten Fuß und betrieb deßhalb auch ſeine Ausſöhnung mit den Habsburgern. Endlich, was das eigene Haus Ludwig's von Baiern betrifft, die inzwiſchen herangewachſenen Söhne und Enkel ſeines Bruders Rudolf, welche der Papſt in der letzten Zeit gegen ihren Oheim aufzureizen gewußt hatte, ſo wurde auch hier durch den Vertrag von Pavia (4. Auguſt 1329) eine Ausgleichung bewirkt. Zufolge dieſes Vertrags gab Ludwig ſeinen Neffen Ruprecht, Rudolf und Ruprecht, dem Jüngeren, dem Sohne des 1327 verſtorbenen älteſten Neffen Adolf, die Rheinpfalz und die Oberpfalz heraus, während er für ſich und ſeine Kinder Oberbaiern behielt. Die Kurwürde ſollte bei beiden Linien wechſeln, zuerſt aber von der Pfalz geführt werden, und immer dem älteſten Prinzen des Hauſes zukommen. Stirbt einer Linie Mannesſtamm aus, ſo folgt in Kur und Land die andere. Auch kann kein Fürſt ſeine jetzigen oder noch zu erwerbenden Länder auf irgend eine Art veräußern: alles iſt vielmehr wittelsbachiſches Familiengut. Es waren alſo auch hier Veranlaſſungen zu Zwiſtigkeiten beſeitigt. Das einzige Zerwürfniß, was noch übrig blieb, war das mit dem Papſte.

Aber auch dieſes ſtand nicht ſo gefährlich. Denn, wie ſchon bemerkt, im Grunde wurde der Bann des Papſtes und das Verbot des Gottesdienſtes, welches er über ganz Deutſchland verhängte, nicht oder wenig beachtet. Wenn auch Mönche und Weltgeiſtliche da und dort dem Gebote des Papſtes nachkamen, ſo war die Stimmung im Ganzen und Großen für den Kaiſer: die Geiſtlichen wurden fortwährend gezwungen, Gottesdienſt zu halten oder, wenn ſie ſich weigerten, ausgetrieben. Dieſe Stimmung bewährte ſich auffallend durch die freudige Aufnahme, welche Ludwig nach ſeiner Rückkunft aus Italien in den Reichsſtädten zu Theil geworden. Selbſt die wichtigſten Kirchenfürſten hielten zu Ludwig und dachten nicht daran, die Bullen des Papſtes zu veröffentlichen. Von dieſen hielt beſonders Balduin von Trier treu zu Ludwig. Dieſer Erzbiſchof war aber von einer großen Bedeutung: von Jahr zu Jahr erweiterte er ſeine Macht: nach dem Tode des Erzbiſchofs von Mainz, Mathias von Bucheck, im Jahre 1329 nahm er, von einem Theil der dortigen Geiſtlichkeit gewählt, dieſes Erzbisthum in Beſitz, ſpäter auch noch die Bisthümer von Worms und Speier. Längs des Rheins war er der gewaltigſte Kirchenfürſt. Freilich hatte er auch noch mit dem vom Papſte zum Erzbiſchof von Mainz beſtellten Heinrich von Virneburg zu kämpfen. Aber auf ſeiner Seite ſtand der Kaiſer und ſo neigte ſich der Sieg auf ſeine Seite.

Unter ſolchen Umſtänden durfte ſich der Kaiſer die Aufgabe ſtellen, mit Ernſt und Kraft ſich Deutſchlands anzunehmen, die königliche Gewalt zu kräftigen und die ſeit dem Bürgerkriege allerdings ſehr zerrütteten Zuſtände Deutſchlands wieder zu ordnen.

In der That dachte Ludwig daran. Er brachte bereits am 4. Oktober 1330 einen Landfrieden für Baiern und Schwaben zu Stande, am 29. Mai 1331 bewirkte er einen Landfrieden der ſchwäbiſchen Städte, im November desſelben Jahres einen zwiſchen Herren und Städten in Schwaben, im Jahre 1332 einen zwiſchen den rheiniſchen Städten und den Bisthümern von Trier, Mainz, Speier, Worms. Im Jahre 1333 erneuerte er den baieriſchen und ſchwäbiſchen Landfrieden, 1334 den rheiniſchen.

Allein er ließ ſich von ſolcherlei Beſchäftigungen wieder abziehen durch die unruhige Thätigkeit des böhmiſchen Königs. Johann ging noch im Herbſte 1330 nach Innsbruck zu Heinrich von Kärnthen und Tyrol, um ſeine Entwürfe auf die künftige Erbſchaft von deſſen Beſitzungen einzuleiten. Heinrich nämlich, der ehemalige König von

Böhmen, Herzog von Kärnthen und Graf von Tyrol, hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter Namens Margaretha, mit dem Beinamen Maultaſche. Er ließ ſich bereits im Anfange des Jahres 1330 vom Kaiſer die weibliche Erbfolge in ſeinen Landen zuſichern, ſo daß alſo Margaretha eine ſehr reiche Erbin war. Dieſe Margaretha erſah ſich Johann von Böhmen zu ſeiner Schwiegertochter: er verlobte mit ihr ſeinen zweiten Sohn Johann, der freilich erſt acht Jahre alt war, und ſchloß mit dem alten Herzog Heinrich folgenden Vertrag. Johann verſprach ihm vierzigtauſend Mark dafür, daß er ſeinen Anſprüchen auf die böhmiſche Krone entſagte. Dagegen ſollte Margaretha und ihr Gemahl, der Sohn des böhmiſchen Königs, alle Beſitzungen des Herzogs Heinrich erben, falls derſelbe keine Kinder mehr bekäme. Für den Fall, daß einer der beiden Vertragenden früher ſterben ſollte, als ſeine Kinder mündig wären, ſo ſollte der Ueberlebende die Vormundſchaft über deſſen Kinder und die Regierung ihrer Länder übernehmen. Dieſer Vertrag, welcher eigentlich nur zu Gunſten des böhmiſchen Königs war, denn ſelbſt die vierzigtauſend Mark, die er dem Herzoge gab, bekamen ja ſeine Kinder wieder, wurde am 16. September 1330 abgeſchloſſen. Und Johann mochte ſich bereits in dem angenehmen Gefühle wiegen, die Beſitzungen ſeines Hauſes mit ſo anſehnlichen Ländern vermehrt zu ſehen. Aber eben um jene Zeit hegte er noch größere Entwürfe. Zu ihm begaben ſich, wie ehedem zu Ludwig, die italieniſchen Großen, welche ſich wiederum vom Papſte und Robert bedrängt ſahen, und forderten ihn auf, nach Italien zu kommen. Die Ausſicht, die Herrſchaft dieſes Landes zu gewinnen, hatte einen außerordentlichen Reiz für den abenteuernden König. Raſch entſchloſſen, nur von wenigen Kriegern begleitet, folgte er der Einladung und hatte, da er als tapferer Ritter und Staatsmann weit und breit bekannt war und als Sohn des Kaiſers Heinrich V. auf die Anhänglichkeit Vieler rechnen konnte, unglaubliche Erfolge. Faſt alle Städte der Lombardei unterwarfen ſich ihm, und zwar von den verſchiedenſten Parteien, da er es für zweckdienlich hielt, eine zweideutige Rolle zu ſpielen, bei den Einen als Ghibelline, bei den Andern als Guelfe und Päpſtler zu erſcheinen, je nachdem es ſein Vortheil erheiſchte.

Ludwig, dem das Unterfangen Johann's gleich Anfangs bedenklich vorkam, ließ ihn fragen, was er eigentlich vorhabe, worauf ihm aber Johann antwortete, er wolle nur das Grab ſeines Vaters beſuchen. Später, als ſeine Handlungsweiſe kaum mehr eine verſchiedene Deutung zuließ, antwortete er auf wiederholte Fragen des Kaiſers: was er thue, thue er nur um des Reiches willen, im Namen des Kaiſers. Ludwig aber verband ſich jezt ſchleunigſt mit den Herzogen von Oeſterreich, die mit dem Kaiſer das gemeinſame Anliegen hatten, daß Johann durch die kärnthiſche Erbſchaft nicht zu mächtig würde, ernannte den Herzog Otto zum Reichsſtatthalter in Italien und klagte Johann auf einem Reichstage zu Nürnberg des Reichsverrathes an.

Johann, der ſich ohnedieß in Italien nicht mehr recht zu halten wußte — denn es erging ihm nach einer kurzen Zeit glänzender Erfolge nicht anders, wie ſeinem Vater und Ludwig dem Baiern — eilte, nachdem er noch vorher ſeinen älteſten Sohn Karl dahin gerufen, wieder nach Deutſchland zurück, um den Kaiſer zu beſchwichtigen. Er hatte die Abſicht, Italien unter irgend einem Vorwand fernerhin zu beherrſchen. Denn dieſes Land erſchien den auswärtigen Fürſten ſammt und ſonders deßhalb als äußerſt wünſchenswerth, weil es offenbar noch das reichſte der Welt war. Ein Fürſt aber, der ſo viel Geld brauchte, wie Johann von Böhmen, mußte um ſo mehr ſuchen, eine ſolch unerſchöpfliche Goldquelle ſein eigen nennen zu können. Aber ein offener Bruch mit dem Kaiſer konnte der Verwirklichung dieſes Planes nur ſchaden. Er mußte ſich alſo mit Ludwig wieder ſetzen. In Regensburg kam er mit ihm zuſammen und ſchloß ſich zweiundzwanzig Tage mit ihm ein, geheime Unterhandlungen pflegend. Nach dem Verlauf derſelben erſchienen Johann und Ludwig wieder als die beſten Freunde. Johann hatte ſeinen Zweck vollkommen erreicht. Er wurde zum Statthalter Italiens ernannt: er und Ludwig wollten die Städte der Lombardei gemeinſchaftlich beſchirmen, was nach der wirklichen Lage der Dinge eigentlich nichts anderes hieß, als daß ſie Johann überlaſſen ſein ſollten.

Dieſes auffallende Ergebniß erklärt ſich aus Folgendem. Johann hatte den Schlüſſel gefunden, wie Ludwig beizukommen ſei. Dies war das Verſprechen, ihn mit dem Papſte auszuſöhnen. Denn ſo thatkräftig und kühn auch das erſte Auftreten des Kaiſers dem römiſchen Stuhle gegenüber erſcheinen mochte, ſo wenig beruhte es doch auf einer feſten Ueberzeugung. Ludwig, wie oben bemerkt, war zwar den freieren Ideen der Zeit in Bezug auf das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat nicht unzugänglich geweſen. Aber ſeine eigene Meinung hielt ſicher mit den Kundgebungen, wie ſie unter ſeinem Namen ausgingen, nicht gleichen Schritt. Das waren die Erzeugniſſe ſeiner Umgebung. Um Anſichten von ſo folgenreichen Wirkungen zu faſſen, bedurfte es einer ſtärkeren Natur, als ſie Ludwig von Baiern beſaß. Aber er vermochte ſich über die religiöſen Vorſtellungen der Menge nicht zu erheben. Er war ein frommer Mann in dem Sinne des Mittelalters, d. h. er begünſtigte die Geiſtlichkeit, that ihr allerlei Gnaden, ſchenkte ihr Güter und Vorrechte namentlich befreite er ſie vielfach von Steuern — die baieriſche wurde laut einer Urkunde vom 15. März 1333 völlig von der Steuerpflicht entbunden: diejenigen, welche dawider handelten, ſollten in ewigem Fluch ſein und dabei ſchwere Strafen erlegen, ein Fürſt des Reichs hundert Mark reinen Goldes, ein Graf fünfzig, ein Dienſtherr oder Ritter, ein Pfleger oder Richter zehn Mark, ein Edelmann ſechs Mark Silbers — und hielt ſich ſtreng an die Gebräuche und die Satzungen der Kirche. So ſtand denn ſein Auftreten gegen den Papſt einigermaßen in Widerſpruch mit ſeinen Geſinnungen. Aber auch, wenn dies nicht der Fall geweſen wäre, ſo vermochte ein Mann von Ludwig's Unentſchiedenheit und ſchwankender Haltung einer Macht, welche ſo klar wußte, was ſie wollte, ſo folgerichtig handelte, ſo unbeugſam an ihren Grundſätzen feſthielt, wie der römiſche Stuhl, auf die Länge nicht Widerſtand zu leiſten. Gleich nach ſeiner Entfernung aus Italien, nachdem er geſehen, wie wenig der Gegenpapſt Anklang gefunden, wäre ihm nichts lieber geweſen, als von Johann XXII. wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden. Um ſo wünſchenswerther erſchien ihm eine ſolche Ausſöhnung, je ſchwieriger ſie ſich zu verwirklichen ſchien. Denn ſchon im Jahre 1330 war ein derartiger Verſuch gemacht worden, und zwar ebenfalls vom Könige von Böhmen, welcher am 26. Mai gemeinſchaftlich mit dem Erzbiſchof Balduin von Trier und dem Herzog von Oeſterreich an den Papſt Vergleichsvorſchläge ſchickte, wornach Ludwig den Gegenpapſt verlaſſen, ſeine Berufung an eine Kirchenverſammlung aufgeben, alle gegen Johann XXII. gethanen Schritte widerrufen, ſich als gebannt erkennen, die Verzeihung des Papſtes erbitten, dagegen von dieſem als Kaiſer anerkannt werden ſollte. Dieſer Vermittlungsverſuch wurde vom Papſte zurückgewieſen, mit der Bemerkung, daß er ſich wundere, wie ſich Johann des erklärten Ketzers annehmen könne. Vielmehr drang der Papſt immer eifriger auf die Vornahme einer neuen Königswahl und ließ nichts unverſucht, was Ludwig ſchaden konnte. Auch hatte er bald das Vergnügen, den Gegenpapſt zu ſeinen Füßen zu ſehen, der von den Piſanern verrätheriſcherweiſe an Johann XXII. ausgeliefert, nichts Beſſeres thun zu können glaubte, als reumüthig ſich der Gnade des Papſtes zu übergeben. Er wurde dann lebenslänglich in ehrenvollem Gefängniſſe gehalten, ſtarb aber ſchon nach drei Jahren.

Als nunmehr Johann dem Kaiſer verſprach, beim Papſte ſeine Ausſöhnung zu bewirken, ſo ging Ludwig gerne darauf ein und er ertheilte am 14. Oktober 1331 dem Arnold von Mumbach, Domherr zu Eichſtädt, und dem Meiſter Ulrich von Augsburg Vollmacht, um Namens ſeiner mit dem Papſte über eine gütliche Abkunft zu unterhandeln. Ludwig erbot ſich zu jeder Kirchenbuße, die verlangt würde, ferner wollte er den Marſilius von Padua und die Franziskaner, deren er ſich ſeit ſeinem Streite mit dem Papſte eifrig angenommen, fahren laſſen, wenn ſie ſich dem römiſchen Stuhle nicht fügen wollten, verhieß alle Verſprechungen ſeiner Vorfahren zu beſtätigen, mit Frankreich und Neapel Friede zu halten, ſogar den Kaiſernamen eine Zeitlang niederzulegen, bis er vom Papſte von Neuem gekrönt würde, nur ſollte er und das Reich bei Ehren bleiben.

Aber dieſe Geſandtſchaft Ludwig's an den Hof in Avignon hatte gar keinen Erfolg. Denn auch der König Johann that nicht nur nichts für die Ausſöhnung, ſondern wirkte ihr ſogar entgegen. Er hatte nach der Ausſöhnung mit Ludwig im Herbſte ſich noch mit den Oeſterreichern und Ungarn herumzuſchlagen, die in ſeine Länder eingefallen waren; Ende 1331 eilte er aber nach Paris. Hier verheirathete er mit Johann, dem Sohne des Königs Philipp VI. von Frankreich, ſeine Tochter Guta, die ſchon fünfmal verlobt geweſen, und ſchloß mit dem franzöſiſchen Könige ein Bündniß, das zum Theil auch gegen Ludwig gerichtet war und in Ausſicht ſtellte, daß Johann oder ſein älteſter Sohn Karl noch Kaiſer werden würde. Für dieſen Fall wurden an Frankreich allerlei Zugeſtändniſſe gemacht, namentlich bezüglich Burgunds: die Anſprüche Deutſchlands an dieſes Land wurden nämlich Frankreich preisgegeben.

Offenbar gedachte der böhmiſche König, Frankreich zu gebrauchen bei ſeinen weit ausſehenden Entwürfen, welche jetzt bereits auf die deutſche Krone gerichtet waren. Aber Frankreich ſuchte ſich ebenſo ſeiner zu bedienen für dieſelben Entwürfe. Denn es iſt kein Zweifel, daß Philipp VI. den Plan ſeines Vorgängers Karl IV., der im Jahre 1328 geſtorben war, wieder aufnahm und ihn mit noch viel größerem Eifer als dieſer verfolgte.

Unter dieſen Umſtänden dachte natürlich keiner der beiden Machthaber daran, den Wunſch des Kaiſers beim Papſte zu bevorworten. Johann XXII. wies Ludwig's Geſandtſchaft zurück, mit der Bemerkung, daß dieſer zuerſt abdanken müſſe, ehe er ſich weiter in Etwas einlaſſen könne.

Ludwig ſah dann freilich, daß er getäuſcht ſei und rächte ſich an Johann von Böhmen dadurch, daß er deſſen Schwiegerſohn Heinrich von Niederbaiern, der überhaupt gegen den Kaiſer übelwollend geſinnt war, mit Krieg überzog und die Oeſterreicher und Ungarn ihm neuerdings auf den Hals ſchickte. Als aber Johann im Auguſt 1332 zu Nürnberg mit dem Kaiſer zuſammentraf, ſo wußte er ihn abermals zu beſtricken, und zwar mit demſelben Mittel: er ſchlug ihm vor, noch eine Geſandtſchaft an den Papſt zu ſchicken, er wolle dann perſönlich die Sache in Avignon durchſetzen, und auch den König von Frankreich dafür zu gewinnen ſuchen, mit dem ſich Ludwig überhaupt in gutes Vernehmen ſetzen müßte. Ludwig, dem nichts lieber war, als die Ausſöhnung mit dem Papſte, ſchenkte Johann ſeine Freundſchaft wieder, ſöhnte ihn mit den Oeſterreichern aus und ſtellte auch mit Heinrich von Niederbaiern ein freundliches Verhältniß wieder her. Dann ſchickte er noch in demſelben Jahre eine neue Geſandſchaft an den Papſt, an deren Spitze die Grafen von Hals und Oettingen ſtanden. Der König Johann kam in der That auch zum Papſte nach Avignon, im November 1332. Aber anſtatt dort das Geſuch des Kaiſers zu bevorworten, ſchloß er mit dem Papſt einen geheimen Vertrag bezüglich der italieniſchen Verhältniſſe und ging noch in demſelben Jahre mit franzöſiſchen Söldlingen und mit Genehmigung des Papſtes nach Italien hinein, wo er ſich faſt ein ganzes Jahr mit den verſchiedenen Parteien herumſchlug. Die Geſandtſchaft Ludwig's hatte beim Papſte natürlich kein anderes Schickſal als die bisherigen: ſie wurde abgewieſen, weil ſie ungenügende Vollmachten habe.

Dieſe fortwährende Abweiſung machte Ludwig mürbe und er gerieth nachgerade in eine Gemüthsverfaſſung, welche hoffen ließ, daß er endlich in die Abſichten Johann's von Böhmen und des Königs von Frankreich eingehen werde. Dieſen war es vor allen Dingen darum zu thun, Ludwig von dem deutſchen Throne wegzudrängen, und zwar ſollte er freiwillig die Krone niederlegen, da er doch zu feſt ſtand, als daß eine Empörung gegen ihn von Erfolg geweſen wäre. Das war der gemeinſchaftliche Plan der Könige von Böhmen und Frankreich und er wurde durch Ludwig's Gewiſſensangſt am beſten unterſtützt. Johann drang ſchon von Italien aus beſtändig in den Kaiſer, dem Könige von Frankreich ſeine Sache zu übergeben: dieſer ſelber näherte ſich ihm mit großer Freundlichkeit und verſprach, ſeine Sache beim Papſte zu führen. Als endlich Johann, nachdem er ſich in Italien nicht länger zu halten vermochte und die ihm treuen Städte zuerſt gebrandſchatzt, dann um ungeheuere Summen an große italieniſche Herren verpfändet hatte, nach Deutſchland herauskam, bearbeitete er Ludwig unaufhörlich und brachte ihn endlich unter Mitwirkung des Königs von Frankreich dahin, daß er ſich entſchloß, die deutſche Krone niederzulegen, um die Ausſöhnung mit dem Papſte zu ermöglichen. Dies geſchah im November 1333. Johann und Philipp beſtimmten dann einen Dritten als den einſtweiligen Träger der deutſchen Krone, da ſie vermutheten, daß Ludwig ſich keinesfalls auf einen von ihnen beiden eingelaſſen hätte. Der von ihnen Ausgewählte war der Herzog Heinrich von Niederbaiern. Dieſer war Johann's Schwiegerſohn, daher von ihm abhängig. Damit aber auch der König von Frankreich nicht leer ausgehe, ſo mußte ihm Heinrich zum Voraus große Dinge verſprechen, welche nichts Anderes waren, als entſchiedener Reichsverrath. Denn Heinrich verſprach als römiſcher König Philipp und ſeinen Nachfolgern ewigen Frieden und ſtetes Bündniß, ſie nie an ihren Rechten, Freiheiten und Gränzen, wie ſie dieſelben jetzt beſitzen und inne haben, zu hindern oder zu beläſtigen, vielmehr, wenn Andere ſolches thun, ihnen gegen ſolche beizuſtehen. Er überläßt ferner Philipp und ſeinen Nachfolgern die Reichsrechte folgender Bisthümer und Erzbisthümer mit den gleichnamigen Städten, nämlich Arles, Avignon, Orange, St. Paul, Marſeille, Valence, Embrun, Vienne, Genf, Lyon, Viviers (ſo viel von beiden letzten zum Kaiſerreich gehört), Cambray, Sitten, Lauſanne, dann die Grafſchaften und Länder Provence, Forcalquier, Delfinat, Dalbonne, Foſſigny, Savoyen, Breſſe, Burgund; überhaupt alles Land von der Grafſchaft Burgund bis an's Meer von Marſeille und von der Rhone und der Saone bis an die Marken der Lombardei — mit Einwilligung der Mehrzahl der Wahlfürſten als Pfand und mit allen Rechten auf ſo lange, bis von ihm oder einem ſeiner Nachfolger im Reich dem Könige an einem Tage und in Paris dreimalhunderttauſend Mark Silber ausgezahlt werden. Dieſes Alles will er nochmals beſiegeln und die Willebriefe der Wahlfürſten dazu ſchaffen, wenn er römiſcher König geworden, ohne daß der Krönungseid, nichts vom Reiche zu veräußern, und Veräußertes wieder beibringen zu wollen, ihn davon entbinden ſolle. Auch ſoll Alles vom König Johann (der es auch that) verbürgt und der Papſt gebeten werden, es unter Androhung geiſtlicher Strafen noch mehr zu beſtätigen *).

Dieſe offenbare Verrätherei am Vaterlande, welche Johann und Heinrich beabſichtigten, erſchien den Vertragenden doch zu bedenklich, als daß ſie wagten, jetzt ſchon offen damit hervorzutreten. Der Vertrag wurde daher äußerſt geheim gehalten, und ſelbſt von dem Niederlegen der Krone Seiten Ludwig's ſollte dem Volke nicht eher Meldung gethan werden, als bis die Befreiung vom Banne durch den Papſt erfolgt ſei. Dieſer aber freute ſich natürlich ungemein über Ludwig's Entſchluß und ſchickte ſofort zwei Geſandte nach Deutſchland, um die förmliche und öffentliche Abdankung des Kaiſers zu betreiben.

Unglücklicher Weiſe aber für die Abſichten von Ludwig's Feinden kam das Gerücht von ſeiner Abdankung und von der Nachfolge Heinrich's, worüber zu verfügen der Kaiſer nicht einmal ein Recht hatte, zu früh unter die Leute. Heinrich ſelber war daran Schuld, der es nicht erwarten konnte, als römiſcher König aufzutreten und daher zum Voraus von den Städten die Huldigung verlangte, die ihm dieſe natürlich verweigerten. Nun erhob ſich ein großer Sturm in Deutſchland wider ein ſolch verfaſſungswidriges Verfahren, und Ludwig wurde von der öffentlichen Meinung ſo erſchüttert, daß er ſofort wieder umſchlug, den gethanen Schritt bereute und ſogar widerrief.

---

*) Böhmer regesta Ludovici. Erſtes Ergänzungsheft. Seite 310.

Er ſchrieb an die Städte, ſie ſollten es ja nicht glauben, daß er vorgehabt habe, das Reich bei lebendigem Leibe aus den Händen zu geben: ſelbſt wenn ſie ſeine Unterſchrift und Siegel ſähen, ſollten ſie es nicht glauben, denn die Welt ſei voll Falſchheit. Demgemäß konnte im Augenblicke auch von der Ausſöhnung mit dem Papſte keine Rede mehr ſein. Die Partei, welche Ludwig herumgebracht hatte, beſtimmte ihn natürlich, auch im Verhältniß zum römiſchen Stuhle wieder eine andere Sprache zu führen. Die Geſandten des Papſtes wurden nicht angenommen, nicht einmal das Schreiben desſelben beantwortet, und da ſie nirgends Anklang fanden, mußten ſie unverrichteter Dinge aus Deutſchland wieder abziehen. Ludwig trat aber nunmehr eifrig gegen allerlei Mißbräuche und Uebergriffe des päpſtlichen Hofes auf, namentlich gegen die vielen Beſetzungen erledigter Biſchofsſtühle und anderer Kirchenämter durch den Papſt. Die Unzufriedenheit gegen dieſen, auch unter der Geiſtlichkeit, wuchs von Tag zu Tag, daß man wirklich ernſtlich damit umging, eine allgemeine Kirchenverſammlung zu berufen, um Johann XXII. zu ſtürzen, als dieſer im December 1334 ſtarb, in einem Alter von neunzig Jahren. Er hinterließ einen Schatz von fünfundzwanzig Millionen Goldgulden, die er unter allerlei Vorwänden den Gläubigen abgepreßt hatte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß durch den Ausgang dieſer Geſchichte das Verhältniß Ludwig's zu Johann und Frankreich wieder ein feindſeliges wurde, da er ſich ſagen mußte, daß beide Mächte ihn eigentlich am Narrenſeile herumführten. Er ergriff die nächſte Gelegenheit, um ſich zu rächen.

Nun ſtarb am 2. April 1335 der Herzog Heinrich von Kärnthen. Er hinterließ, wie oben bemerkt, nur eine einzige Tochter, Margaretha Maultaſche, die mit dem zweiten Sohne des böhmiſchen Königs vermählt war, welcher jetzt nicht mehr als dreizehn Jahre zählte. Nach dem oben Angeführten fiel die ganze Hinterlaſſenſchaft Heinrich's an ſeine Tochter, beziehungsweiſe an das luxemburgiſche Haus. Ludwig war aber nicht geſonnen, dieſem eine ſolche Machterweiterung zuzugeſtehen. Obſchon er früher dem Herzog Heinrich die weibliche Erbfolge in ſeinen Ländern verſprochen hatte, ſo fand er ſich doch nicht gemüſſigt, ſich dieſes Verſprechens zu erinnern, ſondern er belehnte die Herzoge von Oeſterreich, welche als die Neffen des verſtorbenen Heinrich die nächſte Anwartſchaft auf Kärnthen und Tyrol hatten, mit dieſen beiden Fürſtenthümern.

Johann hielt ſich damals in Frankreich auf, eilte aber auf die Nachricht von dieſen Vorgängen nach Böhmen und rüſtete ſogleich gegen Oeſterreich und Ludwig. Indeſſen wurde ſchon im September 1335 ein Waffenſtillſtand verabredet. Dieſen benutzte Johann, um ſich mit den Ungarn zu verbünden, und im Jahre 1336 begann der Krieg von Neuem. Johann würde den vereinigten Kräften des Kaiſers und der öſterreichiſchen Herzoge nicht haben widerſtehen können: aber die letzteren veruneinigten ſich bald. Johann wußte dieſe Verhältniſſe raſch zu benutzen: er ſchloß im September 1336 mit den Herzogen von Oeſterreich einen Frieden, in Folge deſſen ſie Znaym herausgaben, dagegen Kärnthen behalten durften: Tyrol aber ſollte dem Sohne des Königs Johann verbleiben. Bald darauf brachte Johann einen noch umfaſſenderen Bund zwiſchen ſich, ſeinen beiden Söhnen, dem Könige von Ungarn und den Herzogen von Oeſterreich zu Stande, welcher auch gegen Ludwig gerichtet war.

Dies hatte jedoch für den Kaiſer zunächſt keine nachtheilige Folge, da ſich Johann ſofort in eine Unternehmung gegen die Litthauer einließ. Dagegen ſchienen ſich jetzt die Verhältniſſe Ludwig's zum Papſte beſſer zu geſtalten. Denn auf Johann XXII. folgte Benedict XI., ein billiger, redlicher Mann, in jeder Beziehung das Widerſpiel ſeines Vorgängers. Dieſer ſah die offenbare Ungerechtigkeit, welche der päpſtliche Stuhl gegen Ludwig begangen, ein. Aber zugleich hatte er die Abſicht, ſich von der Bevormundung Frankreichs zu befreien und ſeinen Sitz wieder in Italien aufzuſchlagen. Denn der Uebermuth der franzöſiſchen Könige gegen den päpſtlichen Hof ging in's Gränzenloſe. Philipp VI. verlangte von dem neuen Papſte nichts Geringeres, als ſeinen Sohn zum Könige von Vienne zu machen, ferner ihm ſelbſt die Reichsſtatthalterſchaft über Italien zu verleihen, ſodann den Zehnten von der ganzen Chriſtenheit und endlich den ganzen Schatz der Kirche, d. h. die fünfundzwanzig Millionen, welche Johann XXII. zuſammengeſcharrt hatte. Dieſe Forderungen ſtellte der König angeblich zum Behuf eines Kreuzzuges, den er unternehmen wolle. Aber ſeit Jahrzehenden verſprachen die franzöſiſchen Könige, einen Kreuzzug zu unternehmen, um unter dieſem Vorwande die Seckel der Gläubigen zu leeren, dachten aber nicht daran, ihn auszuführen. Der Papſt ſetzte ſich ſo gut er konnte dieſen Anmaßungen Philipp's entgegen, ſah aber recht gut, daß er allein nichts auszurichten vermöchte. Deßhalb näherte er ſich Ludwig und ließ ihm merken, daß er eine Ausſöhnung mit ihm wünſche.

Ludwig ging gleich darauf ein und ſchickte eine Geſandtſchaft nach Avignon, welche im April 1335 daſelbſt ankam. Der Papſt nahm ſie ſehr freundlich auf, ſtellte aber folgende äußerſt harte Bedingungen, die ihm vom König Philipp vorgeſchrieben worden waren. Ludwig ſollte nicht nur Alles widerrufen, was er gegen Johann XXII. gethan, ſondern alle ſeine als Kaiſer vorgenommenen Handlungen für nichtig erklären, ferner ſollte er das Urtheil Heinrich's VII. gegen Robert von Neapel widerrufen, ſich niemals in die Angelegenheiten Siciliens, Sardiniens und Korſikas miſchen, niemals Rom betreten ohne Geheiß des Papſtes, dieſe Stadt, wenn er etwa zur neuen Krönung dahin berufen würde, noch an demſelben Tage wieder verlaſſen, überhaupt ohne Bewilligung des Papſtes nie nach Italien ziehen, auch keine Kriegsſchaaren dahin ſenden, den Schaden, den er daſelbſt angerichtet, binnen ſechszig Tagen wieder erſetzen, auch die deutſchen Fürſten vermögen, ſich dafür zu verbürgen und endlich Robert von Neapel die italieniſche Reichsſtatthalterſchaft ertheilen.

So ſchimpflich dieſe Bedingungen waren, ſo geſtand ſie Ludwig doch zu und ſchickte noch im September 1335 eine neue Geſandtſchaft mit Vollmachten nach Avignon. Der Papſt hoffte nicht, daß Ludwig auf dieſe Bedingungen eingehen würde, da er ſie ſelber zu hart fand. Um ſo überraſchter war er nunmehr, er empfing des Kaiſers Geſandtſchaft auf das freundlichſte und ſprach gegen ſie die Hoffnung aus, daß die Ausſöhnung bald zu Stande kommen werde.

Aber dieſe Hoffnung verwirklichte ſich nicht. Denn der Papſt hatte keine freie Hand. Philipp beſchwerte ſich bei ihm höchlich, daß er ohne ſein Wiſſen eine Ausſöhnung mit Ludwig betreibe, ſuchte ihn in Avignon ſelber auf und drohte ihm. Als dies nichts half, ſo machte er mit König Robert von Neapel gemeinſame Sache. Beide Könige ſchickten eine Geſandtſchaft von Biſchöfen an den Papſt, um demſelben Vorſtellungen wider die beabſichtigte Ausſöhnung mit dem Kaiſer zu machen. Auch dieſer Geſandtſchaft gegenüber ſprach der Papſt ſeine Geſinnungen aus: er erklärte, die Kirche habe ſich eigentlich gegen Ludwig vergangen: mit dem Stocke in der Hand, als

Büßender wäre er vor dem Papſte erſchienen, wenn dieſer ihn nur hätte aufnehmen wollen. Philipp wandte jetzt noch härtere Mittel an. Er belegte alle Einkünfte der franzöſiſchen Geiſtlichkeit mit Beſchlag und zwang dieſe dadurch, ſich gegen den Papſt zu erheben. Nun endlich gab Benedikt XI. nach. Er ſpeiſte die Geſandten Ludwig's mit leeren Worten ab und ſie mußten im Mai 1336 unverrichteter Dinge nach Deutſchland zurückkehren.

Im Geheimen aber blieb der Papſt immer weit wohlwollender für Ludwig geſinnt, als für ſeine Gegner. Er freute ſich daher über die Schlappe, welche Johann in der kärnthen'ſchen Angelegenheit davon getragen, und über die Erfolge, welche Ludwig neuerdings gegen ihn errang — denn er nahm ihm die verpfändeten Städte Kaiſerberg, Türkheim, Münſter, Blickeky wieder — und widerſtand ſo weit er vermochte den Verſuchen Philipp's, den Kaiſer zu Grunde zu richten. Philipp trachtete vor Allem, unter den deutſchen Fürſten eine mächtige Partei zu ſchaffen, durch welche die Abſetzung Ludwig's bewirkt werden könnte. Er bemühte ſich daher, ſeine Anhänger von ihm abwendig zu machen. Einer der wichtigſten und einflußreichſten war, wie bereits bemerkt, der Erzbiſchof Balduin von Trier. Dieſer befand ſich im Kriege gegen den vom Papſte eingeſetzten Erzbiſchof von Mainz, Heinrich von Virneburg. Und noch war nicht entſchieden, welcher von beiden das Erzbisthum Mainz davon tragen würde. Nun ſuchte Philipp Balduin dadurch auf ſeine Seite zu ziehen, daß er ihm verſprach, beim Papſte ſeine Beſtätigung im Erzſtifte Mainz durchzuſetzen. Und wirklich wandte er ſich auch an den Papſt in dieſer Angelegenheit. Aber Benedikt wies dies Anſinnen entſchieden zurück, was wohl nicht der Fall geweſen wäre, wenn er Ludwig's Stellung hätte untergraben wollen. Dagegen ſchickte er eine Geſandtſchaft nach Deutſchland, welche den Auftrag hatte, zu prüfen, ob Ludwig in der That ein ſo arger Ketzer ſei, als welcher er ausgeſchrieen wurde. Damit ſollte die wahre Geſinnung des Papſtes ihm angedeutet und neue Hoffnung zur Ausſöhnung gemacht werden.

Ludwig ergriff dieſe Andeutung wieder mit beiden Händen und ſchickte eine neue Geſandtſchaft an den Papſt ab, beſtehend aus dem Pfalzgrafen Ruprecht und aus dem Grafen Wilhelm von Jülich. Dieſe kamen im Januar 1337 in Avignon an. Sie brachten eine Vollmacht mit, welche Alles überbot, wozu ſich Ludwig bisher bereit erklärt hatte. Er gab alle ſeine Vertheidiger, den Marſilius von Padua, den Johann von Janduno, den Michael von Ceſena, General der Franziskaner, und dieſen ganzen Mönchsorden dem Papſte Preis, ſagte, daß er von ihnen getäuſcht worden ſei, er für ſich ſelbſt habe niemals ihre ketzeriſchen Meinungen gebilligt; ja, er habe eigentlich auch nichts um die Berufung an eine allgemeine Kirchenverſammlung gewußt: dies habe einer ſeiner Geheimſchreiber, der ſich an ihm rächen wollte, gethan. Er erbot ſich, den kaiſerlichen Namen niederzulegen, in eigener Perſon zum Papſte zu kommen, jede Buße zu übernehmen, die ihm auferlegt würde: nur ſolle ihn der Papſt wieder zu Gnaden annehmen, vom Banne befreien, das Kirchenverbot aufheben und ihm die kaiſerliche Würde wieder verleihen. Nachher wolle er Alles thun, was man von ihm verlange, alle Zugeſtändniſſe der früheren Kaiſer beſtätigen, ſogar einen Kreuzzug unternehmen, Kirchen bauen, Ketzer verfolgen und ausrotten und dergleichen mehr.

Da man indeſſen am kaiſerlichen Hofe wußte, daß das Haupthinderniß der Ausſöhnung der König von Frankreich ſei, ſo wurde der Graf von Jülich auch nach Paris geſandt. Er erhielt die Vollmacht, um jeden Preis mit dem Könige ein freundliches Abkommen zu treffen und ſeine Bevorwortung beim Papſte zu erwirken. Der Graf von Jülich wurde dafür vom Kaiſer außerordentlich beſchenkt — ein Beweis mehr, wie viel ihm an der Ausſöhnung gelegen war. Auch ſchien Philipp in der That diesmal auf Ludwig's Wünſche eingehen zu wollen. Er verſprach beim Papſte die Ausſöhnung zu betreiben, nachdem der Kaiſer erklärt hatte, daß er ſich niemals mit einer anderen Macht gegen Frankreich verbinden wolle. Auch der Papſt that Alles, um den König zu beſtimmen, die Ausſöhnung nicht länger zu hindern. Er warnte ihn, die Sache nicht bis auf's Aeußerſte zu treiben, die Deutſchen möchten ſonſt klug werden und einſehen, von welcher Seite eigentlich das Hinderniß komme. Aber Philipp fand ſich nicht gemüſſigt, trotz des Verſprechens an Ludwig's Geſandtſchaft, von ſeinem früheren Verfahren abzugehen: er zwang noch einmal den Papſt, die Ausſöhnung zu verſchieben. Benedikt XI. entließ daher die Geſandtſchaft abermals unverrichteter Dinge mit der leeren Ausflucht, daß Ludwig noch nicht reumüthig ſei. Dies war im April 1337.

Es war nun Alles erſchöpft, was von Seite Ludwig's geſchehen konnte. Niemanden, am allerwenigſten Ludwig und ſeinen Rathgebern — denn er hatte am päpſtlichen Hofe ſelbſt ſeine guten Freunde — konnte es ferner unbekannt bleiben, wo das Hinderniß der Ausſöhnung zu ſuchen ſei. Es war daher an der Zeit, das Verfahren der Nachgiebigkeit endlich aufzugeben und mit Ernſt und Kraft ſowohl gegen den König von Frankreich aufzutreten, als auch gegen die Anmaßungen des päpſtlichen Stuhls, der im Auftrage des franzöſiſchen Königs und als ſein Sklave fortfuhr, Deutſchland zu mißhandeln.

In Bezug auf das Eine wie auf das Andere wurden jetzt in der That Schritte gethan.

Was zuerſt den König von Frankreich betrifft, ſo ergab ſich eine vortreffliche Gelegenheit, ihm auf das Empfindlichſte wehe zu thun. Der König von England nämlich, Eduard III., der als Beſitzer von Guyenne und anderer Gebiete ein Vaſall des Königs von Frankreich war, gerieth mit ihm in Streitigkeiten und beſchloß, auf die franzöſiſche Krone ſelber Anſprüche zu erheben, da er ein Enkel des Königs Philipp des Schönen, nämlich der Sohn Iſabella's, der Schweſter des verſtorbenen Königs Karl IV. war, während der König Philipp VI. der Sohn Karl's von Valois, eines Bruders Philipp des Schönen war. Eduard trat im Laufe des Jahres 1336 und 1337 mit verſchiedenen deutſchen Fürſten und Grafen in Verbindung, um von ihnen in dem Kriege gegen Frankreich Hülfstruppen zu erhalten und ſo waren es namentlich die Grafen von Jülich, Berg, Geldern, Flandern, Mark, Hennegau, die Pfalzgrafen am Rhein, ſogar die Herzoge von Oeſterreich, mit denen er Verträge ſchloß. Zuletzt wandte er ſich auch an den Kaiſer, der ihm von großer Wichtigkeit ſein mußte, einmal weil er ihn in ſeinen Angriffen auf Frankreich von der flandriſchen Seite her unterſtützen konnte, zweitens weil ihm die flandriſchen Herren und Städte, die er an ſich gezogen, nur unter der Bedingung gegen Frankreich, deſſen Vaſallen ſie zum Theil waren, helfen wollten, wenn der Kaiſer ſelber einen Reichskrieg gegen den franzöſiſchen König unternehme, wodurch ſie ihrer Lehenspflicht gegen den geringeren Lehensherrn entbunden worden wären. Keine Verbindung war nun natürlicher, als die zwiſchen Ludwig und dem König von England. Im

Laufe des Sommers 1337 wurden bereits die Unterhandlungen wegen eines Bundes beider Herrſcher eingeleitet und im Juli wurde ſchon ein Vertrag zwiſchen ihnen geſchloſſen, zufolge deſſen Ludwig von Eduard dreimalhunderttauſend Goldgulden erhielt, wogegen er ihm mit zweitauſend Mann Hülfe zu leiſten verſprach. Es wurde ausgemacht, daß Ludwig mit einem Heere nach Avignon ziehen ſolle, um den Papſt zur Löſung des Bannes zu nöthigen, aber bei dieſer Gelegenheit auch von den Feſſeln Frankreichs zu befreien.

Während nun auf dieſer Seite ſich ein Sturm gegen Frankreich erhob, dachten endlich auch die deutſchen Kirchenfürſten daran, der Spaltung zwiſchen dem Kaiſer und dem Oberhaupte der Kirche ein Ziel zu ſetzen. Es war Ludwig gelungen, endlich auch den vom Papſt eingeſetzten Mainzer Erzbiſchof Heinrich von Virneburg auf ſeine Seite zu ziehen, und zwar dadurch, daß er zwiſchen ihm und Balduin von Trier eine Ausſöhnung bewirkte, im April 1337, in Folge welcher Heinrich Erzbiſchof von Mainz blieb. Seitdem nahm ſich dieſer des Kaiſers aus allen Kräften an, und auf ſeine Veranlaſſung kamen im März 1338 in Speier eine Anzahl Biſchöfe zuſammen, nämlich die von Straßburg, Paderborn, Speier, Augsburg, Bamberg, Baſel, Eichſtädt, Würzburg, welche das Zerwürfniß zwiſchen Kaiſer und Papſt einer ernſtlichen Verhandlung unterwarfen und Schritte thaten, es endlich zu heben. Sie richteten unter dem 27. März ein Schreiben an den Papſt Benedikt XI., in welchem ſie ihn um eine endliche Ausſöhnung mit dem Kaiſer erſuchten und ſchickten eine Botſchaft, beſtehend aus dem Biſchof von Chur und dem Grafen Gerlach von Naſſau, an ihn ab, um ihr Anſinnen noch kräftiger zu betreiben. Sie erhielten jedoch wieder eine abſchlägige Antwort, unter nichtsſagenden Vorwänden, wie, daß Ludwig noch nicht bußfertig genug wäre, auch habe er ſich mit dem König von England wider Frankreich verbunden und dergleichen. Heimlich aber ſagte der Papſt den Geſandten, daß die Schuld nicht an ihm liege, wenn die Ausſöhnung nicht zu Stande komme, ſondern am König von Frankreich, der ihm gedroht habe, ihn noch ärger zu mißhandeln, als Bonifacius VIII. mißhandelt worden ſei, wenn er ſich ihm nicht fügen wollte. Hiermit fiel denn auch der letzte Schleier weg, der etwa noch das wahre Sachverhältniß verhüllen hätte können.

Die Stimmung in Deutſchland war damals äußerſt feindſelig gegen das Papſtthum. Die Mißhandlungen des Oberhauptes von Seiten des Papſtes, das fortwährende Verbot des Gottesdienſtes in ganz Deutſchland, blos weil das Volk den von ſeinen Fürſten erwählten rechtmäßigen König und Kaiſer nicht verlaſſen wollte, die muthwillige Zurückweiſung einer Ausſöhnung mit dem Kaiſer, der wahrhaftig Alles gethan, was man nur verlangen konnte, endlich die Anmaßungen des Papſtes bezüglich der Reichsregierung — alle dieſe Dinge erbitterten nachgerade die Nation, welche lange hinfort in ihrer Gutmüthigkeit ſich vieles hatte gefallen laſſen. Aber jetzt warf man die Fragen auf: warum denn gerade die Deutſchen elender daran ſein ſollten, als andere Völker, deren Könige doch auch nicht vom Papſte beſtätigt zu werden brauchten und doch Könige ſeien und die Regierung führten, ohne ſich um den Papſt zu bekümmern. Wozu man denn die Kurfürſten brauche, wenn der Papſt den von ihnen gewählten König nach Belieben wieder entſetzen könnte: das ſei ja der bloße Schein eines Wahlrechts, wenn es lediglich vom Papſt abhänge, ob der Gewählte König ſein dürfe oder nicht? — Ludwig benutzte dieſe Stimmung des Volks und rief noch im Sommer 1338 einen großen Reichstag in Frankfurt zuſammen.

Auf dieſem Reichstage, der ſehr zahlreich beſucht war, nicht nur von ſämmtlichen Kurfürſten, mit Ausnahme des Königs von Böhmen, ſondern auch von einer Menge anderer geiſtlicher und weltlicher Herren, von den Reichsſtädten, dem Adel und der Geiſtlichkeit, erzählte Ludwig, angethan mit dem kaiſerlichen Schmuck, in feierlicher Verſammlung den ganzen Hergang ſeines Streites mit dem päpſtlichen Stuhle und legte faſt mit weinerlicher Stimme dar, was er Alles gethan, um die Ausſöhnung zu bewirken, wie ſchlecht er aber behandelt worden ſei. Das Haupthinderniß liege in der Halsſtarrigkeit des franzöſiſchen Königs. Er überlaſſe nun der Verſammlung die geeigneten Maßregeln zu beſchließen, namentlich wie man ſich gegen den Bann des Papſtes und gegen das Verbot des Gottesdienſtes zu verhalten habe. Nun erklärten zuvörderſt die verſammelten Kirchenfürſten, denen ſich die übrige Geiſtlichkeit anſchloß, der Kaiſer habe Alles gethan, was man von ihm verlangen könnte, es ſei ihm aber großes Unrecht geſchehen. Hierauf beſchloſſen die Fürſten einſtimmig und bekräftigten es durch einen Eid, daß alle Verfahren des Papſtes gegen den Kaiſer ungültig ſeien, und daß ihnen daher in keiner Weiſe eine Kraft beigelegt werden dürfe. Es ſollte ferner auch in ganz Deutſchland das Kirchenverbot aufgehoben ſein und der Gottesdienſt wieder gehalten werden. Die Geiſtlichen, welche den Gottesdienſt noch nicht wieder aufgenommen, ſeien dazu anzuhalten und im Weigerungsfalle als Reichsfeinde zu beſtrafen. Außerdem wurden die Kurfürſten aufgefordert, ihr Gutachten abzugeben über die Anmaßung des Papſtes, daß der von ihnen gewählte König ſo lange nicht befugt ſei, ſich für einen König zu halten und die Reichsregierung zu übernehmen, bis ihn der Papſt beſtätigt habe. Die Kurfürſten begaben ſich hierauf nach Renſe am Rhein in der Gegend von Lahnſtein, wo gewöhnlich die Königswahl vorgenommen wurde, und erklärten hier nach vorgenommener Berathung am 16. Juli 1338*): „es ſei von Recht und Alter Gewohnheit des Reichs, daß wenn Einer durch die Wahlfürſten, ſei es durch alle oder durch die meiſten zu einem römiſchen König iſt erwählt worden, er einer Beſtätigung des römiſchen Stuhles nicht bedürfe, um die Güter und Rechte des Reichs zu verwalten und den Namen eines Königs zu führen". Zugleich ſchloſſen ſie an demſelben Tage ein Bündniß mit einander zur Aufrechthaltung der Ehre, der Rechte, der Freiheiten und des Herkommens des Reichs im Allgemeinen und ihrer fürſtlichen Ehren und an der Kur desſelben insbeſondere und verpflichteten ſich, durch nichts davon ſich abbringen zu laſſen, ſondern einander redlich beizuſtehen gegen Jedermann. Die Kurfürſten, welche dieſe Beſchlüſſe faßten, waren Heinrich von Mainz, Walram von Köln, Balduin von Trier, Rudolf Ruprecht, Stefan und Ruprecht der jüngere, ſämmtlich Pfalzgrafen am Rhein und Herzoge von Baiern, Rudolf Herzog zu Sachſen, und Markgraf Ludwig von Brandenburg.

Der Reichstag trat dieſen Beſchlüſſen bei und fügte noch hinzu: 1) daß künftig Niemand eine päpſtliche Bulle oder Verordnung annehmen, noch ohne Erlaubniß der Erzbiſchöfe befolgen dürfe; 2) daß der Eid, den die Kaiſer den Päpſten zu leiſten pflegten, keineswegs als ein Eid der Treue zu betrachten ſei, ſondern als Gehorſams- und Schutzeid in Abſicht auf den katholiſchen Glauben; 3) die päpſtliche

---

*) Martinus Minorita bei Böhmer regesta Ludovici. Zweites Ergänzungsheft. 303.

Reichsſtatthalterſchaft bei Erledigung des kaiſerlichen Thrones ſei null und nichtig. Dagegen wird dem Pfalzgrafen bei Rhein ſein uraltes Recht beſtätigt, bei Erledigung des Reichs ſolches zu verſehen.

Der Kaiſer veröffentlichte am 8. Auguſt 1338 ſämmtliche Beſchlüſſe des Reichstages und die Stände verpflichteten ſich, wie es ſcheint, noch beſonders, dieſelben zu halten und ihnen nachzukommen.

So war ein großer gewaltiger Schritt vorwärts gethan, der ſchon deßhalb Erfolge haben mußte, weil er vom Volk im Ganzen und Großen gebilligt wurde. Denn wir ſtehen nicht im Zweifel, daß Ludwig oder ſeine Räthe beſonders deßhalb ſo viele Städte und andere den niederen Ständen Angehörige nach Frankfurt berufen, um durch ihre Maſſen auf die Kurfürſten und die anderen Großen zu wirken. Wie das Volk dachte, hatte es ſchon früher gezeigt, und zeigte es jetzt wieder. Die Geiſtlichen wurden in den Städten allenthalben gezwungen, den Gottesdienſt wieder aufzunehmen: wo ſie ſich weigerten, wurden ihnen acht Tage Bedenkzeit gelaſſen; und dann, wenn ſie nicht nachgeben wollten, trieb man ſie aus. Der Unmuth gegen den päpſtlichen Hof war ſo ſtark, daß man ſogar den Gedanken hegte, ſich ganz vom römiſchen Stuhle zu trennen und für Deutſchland einen eigenen Patriarchen aufzuſtellen. Außerdem nahmen die bedeutendſten Gelehrten der Zeit, Occam, Bonagratia, Lupold von Bebenburg Ludwig's Partei in Schriften, die heute noch erhalten ſind.

Und wie mit dem Widerſtande gegen den römiſchen Stuhl, ſo ſchien Deutſchland endlich auch mit dem Kriege gegen Frankreich Ernſt machen zu wollen. Im September deſſelben Jahres hielt Ludwig einen glänzenden Hoftag zu Koblenz, auf welchem auch der König Eduard III. von England erſchien, um die Maßregeln gegen Frankreich mit dem Kaiſer zu verabreden. Beide Herrſcher entfalteten eine große Pracht. Ludwig erſchien in ſeinem ganzen kaiſerlichen Schmuck, umgeben von vier Herzogen, drei Erzbiſchöfen, ſechs Biſchöfen nnd einer Menge Fürſten und Herren, während Eduard mit ſeinen Baronen einen großen Reichthum zur Schau ſtellte. Eduard verklagte nun zuvörderſt den König Philipp von Frankreich beim Kaiſer, worauf dieſer den König als Reichsfeind, da er theils Stücke des Reichs widerrechtlich in Beſitz genommen, theils wegen anderer ſich vom Kaiſer nicht habe belehnen laſſen, in die Reichsacht erklärte.

Eduard wurde ferner vom Kaiſer zum Reichsſtatthalter in den Niederlanden ernannt und ihm verſprochen, daß Ludwig ihm ſieben Jahre lang im Kriege behülflich ſein wolle. Auf dieſem Hoftage wurden die Beſchlüſſe des Frankfurter Reichstages erneuert und außerdem noch fünf neue Geſetze gegeben, welche ſich auf den vorzuhabenden Reichskrieg bezogen, nämlich: daß Niemand Kriegszüge, die des Reichs wegen unternommen werden, hindern ſolle; die Reichsangehörigen hätten bei ſolchen Kriegszügen die Heeresfolge zu leiſten; zugleich wurde das Verbot des Straßenraubes und der Fehden ohne vorhergegangene Widerſage erneuert. Dieſe Geſetze waren eine Wiederaufnahme der älteren Verordnungen und gegen das Unweſen gerichtet, das in der letzten Zeit eingeriſſen, wornach Jeder für ſeine Heerfolge ſich noch bezahlen ließ.

Demnach waren nach allen Seiten die Einleitungen getroffen zu einem kräftigen ehrenvollen Auftreten gegen die Anmaßungen ſowohl des Papſtes als Frankreichs. Es war nur die Frage, ob diesmal der Kaiſer feſt blieb. Denn an der Nation fehlte es nicht.

9. Erwerbung von Niederbaiern, Tyrol und Holland durch Ludwig. Des Kaiſers größere Pläne. Widerſtand der Fürſten.

Aber der Reichskrieg gegen Frankreich unterblieb.

Natürlich mußte dem Könige von Frankreich Alles daran gelegen ſein, das Bündniß zwiſchen Ludwig und Eduard aufzulöſen: denn die Vereinigung der Kräfte beider Reiche brachte ihm ſicheres Verderben. Er bediente ſich hiezu des Papſtes, welcher gleichzeitig an den König von England und an Ludwig ſchreiben und Beide von dem Bündniſſe abmahnen mußte. Dieſe Verſuche hatten zwar bei Eduard keine Wirkung, welcher von den Vortheilen des deutſchen Bündniſſes zu ſehr überzeugt war, als daß er ſich durch die Drohungen des Papſtes hätte abſchrecken laſſen, von dem er doch wußte, daß er nur im Auftrage Frankreichs handle. Aber bei Ludwig dem Baiern war der Erfolg ein ganz anderer. Dieſem hatte nämlich der Papſt wieder Hoffnung zur Ausſöhnung mit der Kirche machen laſſen, wenn er das engliſche Bündniß aufgebe und von einem Kriege mit Frankreich abſtehe. Kaum hatte Ludwig dieſes vernommen, als er ſofort wieder neue Unterhandlungen anknüpfte und Geſandte nach Avignon ſchickte. Natürlich war es dem Papſte mit der Ausſöhnung kein Ernſt, die Unterhandlungen wurden wie gewöhnlich unter allerlei Vorwänden in die Länge gezogen, ohne zu einem Ergebniſſe zu führen; aber der König von Frankreich erreichte dabei doch ſeinen Zweck, nämlich den deutſchen Kaiſer abzuhalten, Eduard die verſprochene Hülfe zu leiſten und den Reichskrieg gegen Frankreich zu beginnen. Zwar ſchickte er im Laufe des Jahres 1339 ſeinen Sohn Ludwig von Brandenburg mit hundert Gewappneten auf den Kriegsſchauplatz, auch mehrere andere deutſche Herren fanden ſich im Heere des Königs von England ein, noch im Auguſt 1339 erklärte Eduard, daß bisher der Vertrag zwiſchen ihm und Ludwig erfüllt worden ſei und daß er erneuert werden ſolle und im Anfang des Jahres 1340 beurkundete der Kaiſer ſeine Einwilligung zu dem Kriege gegen Cambray von Seite des engliſchen Königs. Aber all' dies war von keiner Bedeutung und konnte Niemanden täuſchen. Inzwiſchen ſetzten der Papſt und Philipp ihre Bemühungen fort, um Ludwig herumzubringen, und es gelang ihnen nur zu gut. Denn im ganzen Jahre 1340 geſchah von deutſcher Seite gar nichts. Ja Ludwig ſchickte nun auch dem engliſchen Könige die Hülfsgelder zurück, die dieſer ihm verſprochen, unter dem Vorwande, daß ſie zu gering ſeien. Eduard erfocht nun zwar im Juni 1340 einen bedeutenden Seeſieg bei Sluys und belagerte bald darauf Dornick, ſah ſich aber, da er ſich zu Lande nicht ſtark genug fühlte und ihm das Geld ausging, im September deſſelben Jahres zu einem Waffenſtillſtande mit Frankreich genöthigt. Ludwig, welcher nur auf einen ſchicklichen Vorwand gewartet hatte, um mit Eduard vollſtändig zu brechen, benutzte ſogleich dieſes Ereigniß. Er ſchloß im Januar 1341 mit dem Könige Philipp von Frankreich ein Bündniß auf Lebenszeit, verſprach, ihn niemals zu bekriegen, auch die Reichsgüter, die der König in Beſitz hatte, nicht von ihm zurückzufordern, wogegen ihn Philipp als Kaiſer anerkannte und ihm die Verſicherung gab, endlich ſeine Ausſöhnung mit dem Papſte zu erwirken. Im April 1341 widerrief der Kaiſer die dem König von England verliehene Reichsſtatthalterſchaft und im Juli bot er Eduard ſeine Vermittlung zu einem Frieden mit Frankreich an, worauf dieſer natürlich nicht einging, aber nicht verſäumte, dem deutſchen Kaiſer ſeine Treuloſigkeit, wenn auch in ſchonenden Worten, vorzuhalten. Ludwig hatte von dieſer Handlung ſeiner Staatsklugheit, welche noch mit der Demüthigung verbunden war, daß der franzöſiſche König nur aus Rückſicht auf Ludwig's Frau, eine Verwandte Philipps, und deren Kinder zu dem Frieden bewogen worden zu ſein erklärte, wie vorauszuſehen, nicht den geringſten Vortheil. Denn obwohl Philipp ſich äußerlich ſtellte, als gebiete er dem Papſt, endlich Ludwig freizuſprechen, ſo war dies doch keineswegs ſeine wahre Meinung. Jetzt mußte der Papſt ſich auf einmal das Anſehen geben, als erfordere es ſeine Würde, dieſem beſtimmt ausgeſprochenen Befehle des Königs nicht nachzukommen, weil es ſonſt den Schein haben würde, der heilige Vater ſei nicht unabhängig, ja, er ertheilte Philipp ſogar einen Verweis, daß er ohne des Papſtes Wiſſen mit dem Erzketzer Ludwig ein Bündniß geſchloſſen, und die Sache blieb beim Alten.

Ludwig verlor durch die Aufhebung des engliſchen Bündniſſes und ſein ganzes Verhalten in dieſer Angelegenheit ungemein in der öffentlichen Meinung: man fand es höchſt tadelnswerth, daß er einen faſt ſicheren Erfolg, der ihm aus dem Bunde mit England und aus dem Kriege gegen Frankreich erwachſen mußte, in die Schanze geſchlagen habe, um einem Gute nachzujagen, welches zu erreichen höchſt zweifelhaft war, ja von dem ihn die Erfahrung bereits hinlänglich belehrt hatte, daß er es nie erreichen werde, da er die Geſinnungen des franzöſiſchen Hofes wie die Verhältniſſe des Papſtes ganz genau kannte. Faßt man nur dieſe Seite in's Auge, ſo erſcheint Ludwig's Handlungsweiſe vollkommen unentſchuldbar, ja unerklärlich. Aber ſicherlich war der erwähnte nicht der einzige Beweggrund zu ſeinem Verfahren, ja nicht einmal der vorzüglichſte. Vielmehr leitete den Kaiſer offenbar das Bedürfniß, im Augenblicke alle ſeine Kräfte im Innern von Deutſchland verwenden zu können, wo ſich für ihn plötzlich die glücklichſten Ausſichten für eine außerordentliche Machterweiterung eröffneten.

Im September 1339 ſtarb nämlich der Herzog Heinrich von Niederbaiern, mit Hinterlaſſung eines einzigen Sohnes und dieſer ging das Jahr darauf, im December 1340, gleichfalls mit Tode ab. Dieſer Todesfall war für Ludwig nicht nur inſofern äußerſt erwünſcht, als mit Heinrich einer ſeiner Gegner, ein immerhin gefährlicher Verbündeter des Königs von Böhmen vom Schauplatze verſchwand, ſondern insbeſondere auch deshalb, weil nun ganz Niederbaiern an ihn ſelber fiel. Zwar machten die Herzoge von Oeſterreich, wie die Pfalzgrafen am Rhein Anſprüche auf dieſes Land, aber ohne Erfolg, indem die niederbaieriſchen Stände einſtimmig den Kaiſer zu ihrem Gebieter erwählten. Bereits im Januar 1341 huldigten ſie ihm. Dieſe Erbſchaft ſcheint in Ludwig auf einmal den Gedanken erweckt zu haben, ſeine Hausmacht dergeſtalt zu erweitern, daß ſie die jedes anderen Fürſtenhauſes überſtieg, ein Gedanke, den, wie wir geſehen, bereits Albrecht von Oeſterreich in großartigſter Weiſe verfolgte. Daß Ludwig die Abſicht dabei hatte, den deutſchen Thron ſeiner Familie zu erhalten, geht nicht nur aus einem ſpäteren Antrage, welchen er den Kurfürſten darüber machte, hervor, ſondern auch aus ſeinem Beſtreben, die baieriſche Hausmacht als ein geſchloſſenes Ganze beiſammen zu behalten, wie er denn bereits bei der Beſitznahme von Niederbaiern verordnete, daß die baieriſchen Lande nicht zerſplittert werden, ſondern ungetheilt der Familie verbleiben ſollten, wenigſtens noch zwanzig Jahre nach ſeinem Tode. Er richtete jetzt ſeine Blicke mit einem Male auf die verſchiedenſten Länder. Was den Norden von Deutſchland anbetrifft, ſo erklärte er im April 1341 ſeinen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg, zum erblichen Beſitzer aller in Sachſen ledig gewordenen Reichsgüter. In Schwaben verſuchte er die Wiederherſtellung des ehemaligen Herzogthums, indem er einſtweilen ſeinen Sohn Stephan zum Reichsſtatthalter in jenen Gegenden ernannte, offenbar in der Abſicht, ſich dort feſtzuſetzen und etwa ledig werdender Reichsgüter ſich zu bemächtigen. Er nahm ſeinen Sitz in Ravensburg. Endlich aber erwarb der Kaiſer für ſein Haus die Grafſchaft Tyrol. Dieſe Erwerbung war freilich mit viel Anſtößigkeiten verbunden.

Die Erbin von Tyrol, Margaretha Maultaſch, welche mit dem zweiten Sohne des Königs von Böhmen, Johann Heinrich, vermählt war, lebte mit dieſem in einer ſehr unglücklichen Ehe. Früher war er ihr zu jung, ſpäter wurde er ausſchweifend, behandelte ſeine Frau ſchlecht, die Ehe blieb kinderlos. Margaretha wurde ihres Gemahles, den ſie für unvermögend erklärte, endlich überdrüſſig und ſuchte ihn los zu werden. Sie ſetzte ſich mit ihrem Adel und ſelbſt mit dem Kaiſer in Verbindung, welcher gern die Hand dazu bot, und ſo jagte ſie ihren Gemahl aus dem Lande. Ludwig wollte dieſe ſchöne Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, um Tyrol an ſein Haus zu bringen. Er bot Margaretha ſeinen älteſten Sohn Ludwig, den Brandenburger, der eben Wittwer geworden, zum Gemahl an, worauf Margaretha mit Freuden einging. Der bedenkliche Umſtand dabei war aber, daß vorerſt eine Eheſcheidung erfolgen mußte, und dieſe war von dem Papſte, welchem allein es zukam, ſie auszuſprechen, auf keinen Fall zu hoffen. Es wurde daher auch nicht einmal bei ihm angefragt. Die Biſchöfe, welche dazu aufgefordert wurden, wollten nichts damit zu thun haben, und der einzige, der ſich dazu bereit erklärte, der Biſchof von Freiſingen ſtürzte auf der Reiſe nach Tyrol vom Pferde und brach den Hals. Was war zu thun? Die meiſten neueren Schriftſteller behaupten nun, Ludwig habe aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit die Ehe getrennt. Allein die darauf bezüglichen Erlaſſe des Kaiſers, welche für dieſe Meinung zu ſprechen ſcheinen und die uns noch erhalten ſind, ſind höchſt wahrſcheinlich unächt. Auch ſagt kein einziger gleichzeitiger Schriftſteller etwas davon. Gewiß iſt: eine kirchliche Eheſcheidung, und nur eine ſolche war damals eine rechtmäßige und geſetzliche, erfolgte nicht. Nichts deſto weniger heiratheten ſich Ludwig der Brandenburger und Margaretha im Februar 1342, und Tyrol kam ſomit an das wittelsbachiſche Haus.

Aber Ludwig faßte noch höhere Plane. Er dachte einen Augenblick ſogar an die Möglichkeit, Oeſterreich zu erwerben. Einen Theil der habsburgiſchen Beſitzthümer, nämlich Kärnthen, welcher früher zu Tyrol gehörte und erſt vor wenigen Jahren an die Habsburger abgetreten worden war, nahm er jetzt bereits in Anſpruch, indem er bei der Belehnung ſeines Sohnes mit Tyrol erklärte, Margaretha habe auf Kärnthen nie verzichtet, weshalb er ſeinen Sohn auch mit dieſem Lande belehnte. Aber ſelbſt die Ausſicht auf die Erwerbung der geſammten öſterreichiſchen Lande war nicht ſo ungegründet, als es im erſten Augenblicke ſcheint. Von allen Söhnen des Königs Albrecht war nämlich nur ein einziger übrig geblieben, Albrecht der Weiſe, und dieſer war lahm und ſchwächlich: auch hatte er keine erwachſenen Söhne: ein einziger war ihm eben erſt geboren worden, wie leicht konnte auch dieſen noch in der zarten Kindheit der Tod hinwegraffen! Gewiß iſt: daß wenigſtens von einem Theile der Fürſten dem Kaiſer Abſichten auf Oeſterreich zugeſchrieben wurden.

Welch große Ausſichten! Baiern, Tyrol, Brandenburg, Oeſterreich, was für eine Hausmacht! Und außerdem hatte Ludwig auch noch die Anwartſchaft auf die Beſitzungen ſeines Schwagers, des Grafen von Holland, da dieſer kinderlos war. Ludwig hätte, wenn ihm alle ſeine Plane geglückt wären, eine viel größere Hausmacht zuſammengebracht, als alle ſeine Vorgänger. Und er hatte noch dazu den Vortheil, daß er nicht nur den Süden Deutſchlands beherrſchte, ſondern daß er ſich auch im Norden feſtgeſetzt, gegen Oſten wie gegen Weſten.

Es begreift ſich, daß die deutſchen Fürſten dieſe wachſende Macht des Kaiſers und ſeine Entwürfe mit dem äußerſten Mißtrauen betrachteten und daß ſie ihm von jetzt an entgegen zu wirken verſuchten, zumal ſie bemerkten, daß ſeine Staatskunſt auch in anderer Beziehung neuerdings eine entſchiedenere Richtung einſchlagen wolle.

Bisher war ihnen Ludwig nicht gefährlich geweſen. Durch den Kampf gegen die Habsburger, ſpäter gegen die Lützelburger und gegen den Papſt war er vielfach in ſeinen Bewegungen gehemmt: da ſeine Hausmacht zu unbedeutend war, um mit ihr allein ſeine Streitigkeiten ausfechten zu können und der Markgraf von Brandenburg vollauf zu thun hatte, um in ſeinem Lande und mit ſeinen Nachbarn fertig zu werden, ſo ſah ſich Ludwig genöthigt, ſich an die Großen anzuſchließen, ihnen allerlei Zugeſtändniſſe zu machen, Schenkungen zu bewilligen, theils um ſie bei günſtigen Geſinnungen zu erhalten, da er ſich immer noch in dem Beſitze des Thrones unſicher fühlte, theils um thätige Hülfe von ihnen zu erlangen. Die Fürſten befanden ſich daher unter Ludwig's Regierung ſehr wohl. Sie vermehrten ihre Beſitzungen, ihre Einnahmsquellen, ihre Gerechtſame und waren ſicher vor dem rächenden Arme des Kaiſers, wenn ſie in ihren Beſtrebungen, ihre Macht zu erweitern, die Beſitzthümer anderer Reichsſtände bedrohten. Selbſt des Kaiſers Vorliebe für das Bürgerthum erſchien ihnen nicht ſehr bedenklich. Denn ſie hinderte ihn nicht, die Städte zu verſetzen und zwar an die Großen ſelber, denen ſie auf dieſe Weiſe geopfert wurden. Wir haben bereits angeführt, welche Ausdehnung dieſe Städteverpfändungen von 1322 bis 1330 gewonnen hatten: in den acht Jahren von 1331 bis 1338 iſt es ohngefähr ebenſo. Im Jahre 1331 wurde Ulm an den Grafen von Graisbach verſetzt; Waibſtadt, Landau, Pfeddersheim, Weißenburg am Rhein an die Pfalzgrafen; Rotenburg an der Tauber an den Biſchof von Würzburg, Donauwerth an den Grafen von Oettingen; Ortenburg, Offenburg, Gengenbach, Zell an dieſelben; im Jahre 1332 Kaiſerslautern und Wolfſtein an Balduin von Trier; 1334 Ortenburg, Offenburg, Gengenbach, Zell an den Markgrafen von Baden; 1335 Trivels, Annweiler, Germersheim, Kaiſersberg neuerdings an die Pfalzgrafen; 1336 Werd, Gröningen an den Grafen Ulrich von Würtemberg; Pfullendorf an den Grafen Wilhelm von Montfort; Düren, Werden, Sintzig an den Grafen Wilhelm von Jülich; 1337 Mosbach an die Pfalzgrafen; Mühlhauſen an den Grafen von Henneberg; Altenburg an den Markgrafen Friedrich von Meißen; Landau an den Biſchof von Speier.

Nun aber ändert ſich Ludwigs Verhalten. Schon der Reichstag in Frankfurt und der Kurverein von Renſe im Jahre 1338 bilden einen Wendepunkt. Durch die auf dieſen Tagen ſtattgefundene Erledigung des Verhältniſſes Ludwig's zum Papſte war er von dieſer Seite ſicher geſtellt, und er konnte darauf rechnen, daß keiner ſeiner Gegner es wagen durfte, ſeinen Streit mit der Kirche zu Ludwig's Nachtheil auszubeuten. Selbſt der König Johann von Böhmen ſöhnte ſich im März 1339 mit ihm aus, nahm ſeine Länder als Lehen aus ſeiner Hand und verſprach dem Kaiſer beizuſtehen, im Nothfalle ſelbſt gegen den Papſt. Durch die Erwerbung von Niederbaiern wurde Ludwig noch unabhängiger: er hatte jetzt die Hülfe der Fürſten nicht mehr ſo nöthig, wie bisher, da ſich ſeine Einnahmen beträchtlich vermehrten. Daher ſehen wir von jetzt an die Schenkungen und Zugeſtändniſſe an Große ſich auffallend vermindern, und namentlich kommen faſt keine Städteverpfändungen mehr vor.

Aber Ludwig war dadurch zugleich in den Stand geſetzt, ſeiner eigentlichen ſtaatsmänniſchen Ueberzeugung zu folgen. Mehrmals haben wir bereits angeführt, wie ſehr er das Bürgerthum begünſtigte, ſo daß er im Anfange ſeiner Regierung als demokratiſcher Kaiſer galt, gegenüber den Habsburgern, welche den Adel vertraten. Dieſe ſeine Richtung ſah er ſich ſpäter veranlaßt, in den Hintergrund treten zu laſſen, als es ihm darauf ankam, den Adel und die Großen auf ſeine Seite zu ziehen. Dieſe letzteren wurden daher von ihm, wie erwähnt, ebenſo bevorzugt, wie die Städte, ſcheinbar ſogar noch mehr, indem die Städte ihnen theilweiſe geopfert wurden. In dieſer Zeit erſcheint Ludwig's Staatskunſt planlos, unbeſtändig, eines beſtimmten durchgreifenden Gedankens ermangelnd, und es iſt wohl ſicher, daß die Noth des Augenblicks größtentheils der Beweggrund zu manchen ſeiner unſtaatsmänniſchen Handlungen geweſen iſt. So konnte es denn nicht fehlen, daß auch die Städte manchmal ſehr ärgerlich über ihn wurden, daß ſie ſich weigerten, ihm zu gehorchen, zum Beiſpiel wenn er ſie an Fürſten verpfändete, daß es ſogar zu förmlichen Widerſetzlichkeiten kam, wie von Seite der Städte Mainz und Regensburg. Dieſe Mißſtimmungen waren jedoch vereinzelt. Im Ganzen beſtand zwiſchen dem Kaiſer und den Städten ein gutes Verhältniß, ſelbſt in den Zeiten, wo er ſie ſcheinbar vernachläſſigte. Denn im Weſentlichen gab Ludwig die urſprüngliche Richtung ſeiner Staatskunſt nicht auf und die Städte merkten ſehr gut, daß er im Grunde ſeines Herzens ihnen doch wohlwolle. Insbeſondere war für ſie von Werth, daß Ludwig ſich große Mühe um die Herſtellung des Landfriedens gab. Wir haben bereits bemerkt, wie er nach ſeiner Zurückkunft von Italien es ſich eine angelegentliche Sorge ſein ließ, denſelben in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands in's Werk zu ſetzen; vom Jahre 1336 an wurde er noch eifriger hierin, und es vergeht kaum ein Jahr, in welchem er nicht etwas für dieſen Zweck thut. Der Landfriede kam aber beſonders den Städten zu Gute und wurde daher vorzugsweiſe zu ihrem Vortheile angeordnet. Natürlich wollte ſich der raubſüchtige Adel nicht darein fügen. Dann ſchloſſen ſich die Städte in beſondere Bündniſſe zuſammen, um ihn zu Paaren zu treiben. Dieſe Bündniſſe wurden von Ludwig ausdrücklich beſtätigt und zugleich erklärt, daß ſie für nichts, was ſie etwa zur Erhaltung des Landfriedens gethan hätten, oder thun würden, zur Rechenſchaft gezogen werden ſollten. Die Städte ließen ſich das nicht zweimal ſagen: ſie erweiterten ihre Bünde, griffen den Adel an, demüthigten ihn, brachen ſeine Burgen und wurden immer mächtiger. Dies geſchah um dieſelbe Zeit, als Ludwig durch die Tage in Frankfurt und Renſe eine feſtere Stellung gewonnen und durch die Erwerbung Niederbaierns ſich anderweitig geſtärkt hatte. Es war kein Zweifel, daß er ſich jetzt entſchloſſen hatte, das Bürgerthum in einem größeren, umfaſſenderen Maßſtabe zu begünſtigen und zwar auf Koſten der Ariſtokratie. Der Adel merkte das und beklagte ſich beim Kaiſer über die Städte. Ludwig ſuchte zu beſchwichtigen und nach ſeiner Weiſe die ſtreitenden Parteien mit einander auszugleichen. Aber dieſes Verfahren täuſchte den Adel nicht über die eigentlichen Geſinnungen des Kaiſers, zumal er noch in einer anderen Beziehung bewies, daß er die volksthümlichen Beſtrebungen begünſtige. In jene Zeiten nämlich fielen die inneren Umwälzungen in den Städten, welche aus dem Kampfe zwiſchen den alten Geſchlechtern, welche die Herrſchaft beſaßen, und dem Volke oder den Innungen und Zünften hervorgingen, worüber ſpäter mehr. Dieſe Umwälzungen, denen wir theilweiſe ſchon im dreizehnten Jahrhundert begegnen, hatten bereits im Beginn der dreißiger Jahre angefangen, weiter um ſich zu greifen, gegen Ende des Jahrzehends und im Anfange des folgenden wurden ſie aber immer zahlreicher und endeten faſt überall mit dem Siege des Volks. Der Kaiſer aber begünſtigte allenthalben die ſiegende demokratiſche Partei, beſtätigte die vorgefallenen Veränderungen und legte wohl ſelber mitunter Hand an bei den neuen Städteverfaſſungen.

Faßten nun die Fürſten alle dieſe Dinge zuſammen, Ludwig's Erwerbungen, ſeine ferneren Entwürfe, die Begünſtigung des Bürgerthums und der demokratiſchen Strebungen in demſelben, die damit in Verbindung ſtehende Benachtheiligung des Adels, ſo iſt es klar, daß ihnen der Kaiſer nunmehr ſehr gefährlich erſcheinen mußte. Von dieſer Zeit beginnt daher eine entſchieden feindſelige Geſinnung des Fürſtenthums gegen ihn Platz zu greifen und der Gedanke, ihn zu ſtürzen, Raum zu gewinnen. Die Seele des Widerſtandes war das lützelburgiſche Haus, insbeſondere der älteſte Sohn des Königs Johann, der Markgraf Karl von Mähren, welcher von jetzt an auch die Regierung Böhmens übernahm. Die Lützelburger waren natürlich die größten Feinde des Kaiſers, weil ſie von ihm durch die Tyroler Geſchichte am empfindlichſten gekränkt worden waren, und ſie ſetzten alle Mittel in Bewegung, um Tyrol wieder zu gewinnen, jedoch ohne Erfolg. Auch der Verſuch, den Herzog Albrecht von Oeſterreich zum Krieg gegen den Kaiſer zu reizen, führte zu nichts, da dieſer Fürſt zu klug war, um unnöthiger Weiſe ſich in Streitigkeiten einzulaſſen, und Ludwig ihm beruhigende Verſicherungen gab: in der That ſchien er auch alle Abſichten auf Oeſterreich aufgegeben zu haben. Der Kaiſer knüpfte inzwiſchen Verbindungen mit Polen und Ungarn an, um ſich dieſer Völker gegen die Lützelburger bedienen zu können, wußte ſelbſt dieſe durch Unterhandlungen zu trennen und erreichte wenigſtens ſo viel, daß vorderhand von einem ernſtlichen Kampfe abgeſehen wurde. Aber die kaiſerfeindliche Partei hörte darum nicht auf, Ludwig Hinderniſſe in den Weg zu werfen. Eben jetzt wurden die Klagen des Adels gegen die Anmaßungen der Städte immer lauter, und Ludwig mußte, um ihn zu beſchwichtigen, im Juni 1341 ſich dazu entſchließen, die Pfahlbürger im ganzen Reiche zu verbieten, die er doch früher, wie wir uns erinnern, zugeſtanden hatte: freilich hatte er bereits im Jahre 1333 eine Verordnung gegen ſie erlaſſen. Aber gerade die Pfahlbürger waren Fürſten und Adel einer der größten Steine des Anſtoßes, während durch ſie auf der andern Seite die Macht der Städte ſich vermehrte. Durch die Aufhebung der Pfahlbürger waren die Städte ärgerlich geworden und im Jahre 1342 kam es ſogar zwiſchen Regensburg und dem Kaiſer zu förmlichem Kriege. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Ludwig's Feinde dabei ihre Hand mit im Spiele gehabt. Dieſer Zwiſt wurde inzwiſchen von Ludwig noch Ende des Jahres 1342 friedlich beigelegt und das gute Vernehmen wieder hergeſtellt. Zugleich aber griffen die Fürſten des Kaiſers ſchlechte Gerechtigkeitspflege, namentlich ſein Hofgericht an, welches das Recht beuge und Hohe und Niedere, Reiche und Arme drücke. Dieſe Klagen mochten nicht ungegründet ſein: um ſo mehr beeilte ſich Ludwig, ihnen abzuhelfen, was er auf einem Fürſtentage that, im Jahre 1342. Gelang es ihm nun, ſich aus allen dieſen Verwicklungen herauszuwinden, ſo blieb doch noch ein Mißverhältniß, deſſen Beſeitigung nicht in ſeiner Macht ſtand, das aber gerade jetzt ſeinen Feinden doppelt erwünſcht ſein mußte und von ihnen benutzt werden konnte: es war das Verhältniß zu dem Papſt. Die Stellung Ludwig's zu der Kirche, welche ſeit dem Kurverein von Renſe eine ſo entſchiedene und ſichere geworden war, wurde durch die Tyroler Angelegenheit bedeutend unſicher und ſchwankend. Die offenbare Ungeſetzlichkeit, welche ſich Ludwig dabei hatte zu Schulden kommen laſſen, machte das Volk an ſeiner ſonſt nicht bezweifelten Frömmigkeit irre und das Verfahren des Papſtes gegen ihn wurde mit anderen Augen angeſehen. Natürlich wurde vom Hofe von Avignon gerade dieſe Angelegenheit beſtens ausgebeutet, Margaretha und ihr Gemahl in den Bann gethan, Tyrol mit dem Kirchenverbote belegt. Unglücklicher Weiſe für Ludwig ſtarb nun gerade um dieſe Zeit, im April 1342, der wohlwollende Benedikt XII. und an ſeine Stelle kam Klemens VI., ein ächter Franzoſe, der in die Fußtapfen Johann's XXII. trat, noch dazu ein ſehr guter Freund Karl's von Mähren, dem er früher ſchon die Kaiſerkrone geweiſſagt hatte, während dieſer ihm den päpſtlichen Stuhl vorausſagte. Unter ſolchen Umſtänden war von Klemens die entſchiedenſte Feindſeligkeit gegen Ludwig zu erwarten. Letzterer nahm Veranlaſſung von deſſen Tronbeſteigung, um neue Unterhandlungen anzuknüpfen, ſie wurden aber von Klemens zurückgewieſen, ja im April 1343 ordnete dieſer ein neues Verfahren gegen Ludwig an: er forderte ihn, nachdem er ſeine Verbrechen aufgezählt, nochmals auf, binnen drei Monaten alle ſeine Würden niederzulegen und zur Kirche zurückzukehren, widrigenfalls er noch härtere geiſtliche und weltliche Strafen zu gewärtigen hätte. Zugleich aber forderte der Papſt heimlich einzelne Kurfürſten auf, eine neue Königswahl vorzunehmen. Und die Kurfürſten waren, wie es ſcheint, gar nicht abgeneigt, dieſer Aufforderung Folge zu leiſten. Unter ihnen konnte Ludwig mit Sicherheit nur auf den Erzbiſchof Heinrich von Mainz und auf ſeinen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, rechnen. Die Andern waren ihm abgeneigt worden, ſelbſt Balduin von Trier, der ſonſt ſo ein eifriger Anhänger des Kaiſers geweſen, der aber theils durch die entſchiedene Bevorzugung des Erzbiſchofs von Mainz durch den Kaiſer, noch mehr aber durch die Tyroler Angelegenheit gegen Ludwig aufgebracht wurde. Auch die Pfalzgrafen, des Kaiſers Vettern, hatten allerlei zu klagen, wie namentlich über den Ausſchluß von der Erbſchaft Niederbaierns und ebenfalls über die Bevorzugung des Erzbiſchofs von Mainz Seitens des Kaiſers, der in den Streitigkeiten, die ſie mit jenem Kirchenfürſten hatten, meiſtens zu ſeinen Gunſten entſchied. So war denn in jenen Zeiten vielfach von einer neuen Königswahl die Rede: man nannte bereits zwei Fürſten als etwaige Nachfolger des Kaiſers, beide Verwandte von ihm, nämlich den Pfalzgrafen Rudolf und den Grafen Wilhelm von Holland. Ja, im Laufe des Sommers 1343 kamen die Kurfürſten in Renſe zuſammen, um ſich über dieſe Sache weiter zu berathen.

Ludwig begriff vollkommen die Gefährlichkeit ſeiner Lage. Er ſah ein, daß zunächſt Alles darauf ankomme, die Fürſten von einer Königswahl abzuhalten, denn eine vollendete Thatſache war immerhin etwas Gefährliches. Er eilte daher an den Rhein und überraſchte die Verſammlung, die ſeine Dazwiſchenkunft nicht vermuthete, in ihren Berathungen. Er gab gute Worte, verſicherte die Fürſten, künftig ſich ganz von ihnen leiten zu laſſen und nichts mehr ohne ihren Rath zu thun, und zeigte endlich Briefe vor, welche eine baldige Ausſöhnung mit dem Papſte in Ausſicht ſtellten. In der That hatte Ludwig, als er von dem neuen Verfahren des Papſtes vernommen, an den König von Frankreich geſchrieben und ihm mit der Erneuerung des engliſchen Bündniſſes gedroht, wenn er beim Papſte nicht die Einſtellung des Verfahrens bewirke. Philipp erklärte ſich dazu bereit und wirklich verfuhr der Papſt vorderhand öffentlich nicht weiter gegen den Kaiſer. So ließen ſich denn die Fürſten diesmal noch beſchwichtigen.

Aber Ludwig hatte klar erkannt, weſſen er ſich von den Fürſten zu verſehen habe. Er konnte jeden Augenblick auf ein feindſeliges Auftreten derſelben gegen ihn gefaßt ſein, und mußte ihm daher zu begegnen ſuchen. Sein Plan ging nun dahin, in den Städten, auf deren Treue er bauen durfte, eine Macht heranzuziehen, deren er ſich mit Erfolg gegen die Fürſten bedienen konnte. Mit dieſem Plane beſchäftigte er ſich in den letzten Monaten des Jahres 1343 und im Anfange des folgenden wurde er bereits ausgeführt. Im Januar 1344 erneuen die wetterauiſchen Städte ihren Bund unter dem Schirme des Kaiſers; zugleich veranlaßt er den Bund der fränkiſchen Städte und zwar nicht blos der Reichsſtädte, ſondern auch der biſchöflichen, Würzburg und Bamberg; im Februar erneuert er das Bündniß mit Regensburg, im April zieht er die ſchwäbiſchen Städte, namentlich Augsburg, nochmals an ſich, im Mai erfolgt ſodann die Schließung des Bündniſſes der rheiniſchen Städte. Was dieſe Bündniſſe ſagen wollen, ſieht man theils daraus, daß ſie meiſt abgeſchloſſen ſind bis auf Lebzeiten des Kaiſers und noch auf zwei Jahre nach ſeinem Tode, theils daraus, daß die Städte unverantwortlich erklärt werden für Alles, was ſie zum Schutze dieſes Bündniſſes thun, endlich daraus, daß der Biſchof von Würzburg das fränkiſche Bündniß für ſeinen Rechten gefährlich erkennt, weshalb er die Stadt Würzburg ermahnt, von demſelben wieder zurückzutreten. Ohne Zweifel nahm Ludwig den Gedanken Albrecht's von Oeſterreich wieder auf, die Kräfte des Bürgerthums in einem großartigen Maßſtabe zu vereinigen, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, den in der Natur der Dinge liegenden Gegenſatz der Städte gegen das Fürſtenthum zu nähren, ſie in ihrem Widerſtand zu unterſtützen und dadurch für immer an ſich zu feſſeln. Die nothwendige Folgerung davon, nämlich eine vollkommene Umgeſtaltung der öffentlichen Zuſtände Deutſchlands auf demokratiſcher Grundlage, mit Beſeitigung oder wenigſtens Beſchränkung des Fürſtenthums unter einem mächtigen Kaiſerthum, lag vielleicht ebenfalls im Plane Ludwigs: wir wiſſen es nicht, jedenfalls iſt noch ſehr die Frage, ob die Perſönlichkeit des Kaiſers der Ausführung dieſes Gedankens gewachſen geweſen wäre und ob er nicht im entſcheidenden Augenblicke die Städte verlaſſen hätte. Aber etwas Aehnliches müſſen dieſe gehofft haben, ſonſt würde ſich ihre allſeitige, bis auf den letzten Augenblick ausharrende Treue und die großen Aufopferungen für Ludwig nicht wohl erklären laſſen.

Dieſe Handlungsweiſe des Kaiſers war offenbar die verſtändigſte und erfolgreichſte, welche er einſchlagen konnte. Indeſſen verſuchte er auch noch andere Wege, um ſich gegen die ihm drohenden Gefahren ſicher zu ſtellen. Er unterhandelte mit den Lützelburgern und erklärte ſich bereit, den ehemaligen Grafen von Tyrol anderweitig zu entſchädigen, ihm eine Tochter zur Frau zu geben und dergleichen. Indeſſen zerſchlugen ſich dieſe Unterhandlungen, die wohl nicht ernſtlich gemeint waren. Aber deſto eifriger war Ludwig's Beſtreben, ſich mit dem Papſte auszuſöhnen, mit dem er ſeit dem Herbſt 1343 in neue Unterhandlungen trat. Die Wiederaufnahme derſelben gebot jetzt die Klugheit, da offenbar von Seite der feindlichen Fürſtenpartei nunmehr ein großes Gewicht darauf gelegt wurde. Ludwig mußte zeigen, daß von ihm das Hinderniß der Ausſöhnung mit der Kirche nicht ausgehe, damit ſpäter die feindliche Partei nicht darauf fußen könne, oder wenn auch, von der Nation nicht unterſtützt würde. Wäre es möglich geweſen, die Ausſöhnung mit der Kirche endlich zu erlangen, ſo wäre dies dem Kaiſer ſicherlich das Liebſte geweſen. Unter den damaligen Umſtänden und nach den bisherigen Erfahrungen war es aber nicht zu erwarten. Ludwig mußte ſich dies ſelber ſagen. Nichts deſto weniger aber betrieb er dieſe Sache mit dem größten Eifer: er gab ſeinen Geſandten Vollmachten mit, die bis auf die äußerſte Gränze des Möglichen gingen: ſie ſollten in ſeinem Namen Alles zugeſtehen, ſie waren ſogar ermächtigt, die größten Demüthigungen gut zu heißen, welche der Papſt von ihm verlangen würde. Der Papſt, der an eine Ausſöhnung nicht dachte, verlangte nun Dinge, von welchen er annehmen zu dürfen glaubte, daß Ludwig nicht darauf eingehen würde. Nichts deſto weniger erfolgte doch deſſen Zuſtimmung, ſo daß der heilige Vater in die größte Verlegenheit gerieth und nun ſich dahin äußerte, der Kaiſer könne es unmöglich ehrlich damit meinen, er wolle ihn nur hintergehen. Endlich, wie die Geſandten des Kaiſers auf entſcheidende Antwort drangen, wußte er keinen anderen Ausweg, als noch mehr Zugeſtändniſſe zu verlangen, welche aber nicht mehr die Perſon Ludwig's, ſondern das deutſche Reich betrafen, und die daher von ihm nicht bewilligt werden konnten.

Dieſes Verfahren des Papſtes ſchlug zu ſeinem Unheile aus, wie es auf der andern Seite ein Glück für Ludwig war, welcher es auf das Geſchickteſte benutzte, um ſich in den Augen der Nation wieder zu rechtfertigen und ſeine Stellung zu befeſtigen. Er erklärte nämlich, über die letzten Forderungen des Papſtes könne nicht er entſcheiden: er müſſe ſie der Nation vorlegen. Und nun berief er für den Herbſt 1344 einen Reichstag nach Frankfurt. Ludwig wußte, daß derſelbe für ihn ebenſo Partei nehmen würde, wie der von 1338, wenn der demokratiſche Theil der Nation hinlänglich daſelbſt vertreten ſei. Er ſchrieb deshalb an alle Städte des Reichs, Abgeordnete dahin zu ſchicken, und beſchwor ſie, ſo zahlreich wie möglich zu erſcheinen: denn ohne ihren Rath werde er auf keinen Fall in dieſer Sache etwas thun.

Die Berichte der gleichzeitigen Schriftſteller über die nun folgenden höchſt wichtigen Verhandlungen auf den Tagen von Köln, Frankfurt, Bacharach oder Renſe ſind ungenügend, verworren und ſcheinbar widerſprechend. Doch ergibt ſich aus den einzelnen Bemerkungen derſelben, zuſammengehalten mit den Ereigniſſen vorher und nachher, folgender Zuſammenhang. Die Fürſten durchſchauten den Plan des Kaiſers und ſuchten ihn zu vereiteln. Sie wollten jetzt bereits gegen Ludwig feindſelig vorangehen und darum kam ihnen der Reichstag höchſt unerwünſcht, welcher, wie ſie ſicher annehmen durften, des Kaiſers Partei ergreifen würde. Sie kamen nun acht Tage vor dem Reichstage in Köln zuſammen, angeblich, um daſelbſt die Vorſchläge vorzubereiten, welche dem Reichstage unterbreitet werden ſollten, in der That aber, um ſich über die Art und Weiſe zu berathen, wie der Reichstag, dieſe Waffe des Kaiſers, unſchädlich gemacht werden könnte. Sie faßten nun den Beſchluß, die Sache ſo einzuleiten, daß der Reichstag keine endgültige Entſcheidung gebe, ſondern daß er dieſe einer letzten Verſammlung der Fürſten überlaſſe, auf welcher ſie dann mit ihrem eigentlichen Plane herausrücken wollten. Weil ſie aber einſahen, daß die Städte in dieſen Vorſchlag auf keinen Fall eingehen würden, ſowie ſie merkten, daß die Anſichten der Fürſten kaiſerfeindlich ſeien, ſo mußte der Vortrag der Fürſten nach dem Sinne der Städte eingerichtet werden, d. h. kaiſerfreundlich ſein. Auf dem Reichstage zu Frankfurt, der im September 1344 abgehalten wurde, fanden ſich nun wirklich die Städteboten in großer Anzahl ein. Auch die Fürſten ſchickten ihre Geſandten: ſie ſelber aber fehlten, abſichtlich. In allgemeiner feierlicher Verſammlung legte nun der Kaiſer die Lage der Dinge dar und der Kanzler des Erzbiſchofs von Trier hielt einen Vortrag über die Beſchlüſſe der vorberathenden Verſammlung der Fürſten in Köln. Die Fürſten, ſagte er, hätten gefunden, daß die Forderungen des Papſtes dem Reiche zum Verderben gereichten und daß ſie daher weder der Kaiſer noch die Fürſten zugeſtehen dürften: es ſollten Boten an den Papſt und die Kardinäle geſandt werden, um ſie von dieſen Forderungen abzumahnen. Was dann weiter geſchehen ſolle, wenn der Papſt darauf doch nicht einginge, ſo ſollte dieſes auf einem Fürſtentage in Renſe ausgemacht werden, welcher in Köln ebenfalls ſchon beſchloſſen worden ſei und in acht Tagen ſtattfinden ſolle. Die Geſandten der Fürſten beſtätigten die Wahrheit dieſer vom kurtrieriſchen Bevollmächtigten gemachten Eröffnungen. Der Kaiſer forderte nun die Städte auf, ihre Meinung auszuſprechen. Dieſe ließen nach langer Berathung durch den Abgeordneten von

Mainz erklären: ſie fänden die Forderungen des Papſtes unſtatthaft: dieſelben bezweckten nur die Verletzung des Reichs. Da aber die Städte nicht beſtehen könnten ohne das Reich und die Verletzung des Reichs ihr eigener Untergang ſei, ſo ſeien ſie bereit, ihre Zuſtimmung zu allen Mitteln und Wegen zu geben, welche die Fürſten ausdenken würden, um die Rechte, die Ehre und die Unverletzlichkeit des Reiches zu ſchützen. Mit dieſer Erklärung war der Kaiſer zufrieden, ermahnte ſie, auf dieſer Geſinnung zu beharren, und verſprach, ihnen die Ergebniſſe von dem Fürſtentage in Renſe mitzutheilen.

So weit war den Fürſten ihr Plan vortrefflich gelungen: dem Reichstage in Frankfurt war die Spitze abgebrochen, die Entſcheidung ihm aus den Händen gewunden, der Kaiſer von den ihn beſchützenden Städten getrennt. Auf dem Fürſtentage in Renſe aber — nach Andern in Bacharach — ſtellte ſich ſogleich heraus, daß die Berathung über die päpſtlichen Anmaßungen die Nebenſache war. Die Fürſten begannen ſofort den Kaiſer anzugreifen und überhäuften ihn mit den größten Vorwürfen. Er habe das Reich durch ſeine Läſſigkeit zu Grunde gerichtet, er habe ſich beim Papſte zu ſehr gedemüthigt, dadurch die Rechte des Reiches vergeben und dergleichen. Es iſt merkwürdig, daß die Fürſten ihm dieſes ſein Verhalten zum Verbrechen anrechneten, während ſie doch mit dem Papſte in ſehr gutem Vernehmen ſtanden und ſpäter ſogar Ludwig's Mißverhältniß zu der Kirche zum Vorwande der Empörung nahmen. Die Lützelburger brachten außerdem die Tyroler Geſchichte wieder vor, welche den Fürſten einen vortrefflichen Anlaß bot, ihren Unwillen gegen den Kaiſer auszuſprechen. Endlich drangen ſie — und das war die Hauptſache — auf die Wahl eines römiſchen Königs, zu welchem ſie den Markgrafen Karl von Mähren vorſchlugen. Natürlich ging Ludwig darauf nicht ein, ſondern brachte vielmehr ſeinen älteſten Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg, in Vorſchlag. Darauf aber wurde ihm von den Fürſten erwidert, nun und nimmermehr könne von einem Wittelsbacher die Rede ſein, das Reich habe unter ihm ſo ſehr gelitten, daß man ſich hüten müſſe, künftig wieder einen Baiern zum Kaiſer zu wählen. Ludwig verließ endlich die Verſammlung in vollem Zerwürfniß mit den Fürſten. Was das Verhältniß zu der Kirche betrifft, ſo konnten natürlich die Verſicherungen, welche die Fürſten zu Frankfurt hatten geben laſſen, von ihnen nicht zurückgenommen werden: aber ſie thaten auch nichts Entſcheidendes. Sie verlangten nur vom Kaiſer, daß er fortan keine Unterhandlungen mit dem Papſte mehr anknüpfe, da dieſe doch zu nichts führten, ſie ſelber ſchickten allerdings einige Geſandte an den Papſt, welche aber keine weiteren Vollmachten hatten, als daß ſie die Ergebniſſe der letzten Verſammlungen mittheilen ſollten. Nach Ludwig's Entfernung von Renſe aber ſchloſſen fünf Kurfürſten, nämlich Johann von Böhmen und ſein Sohn Karl, der Erzbiſchof Balduin von Trier, der Erzbiſchof von Köln, der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog Rudolf von Sachſen, einen Bund mit einander gegen Ludwig. Sie vereinigten ſich entweder ſchon damals oder doch wenigſtens bald hernach dahin, daß ſie bis zum 1. November dieſes Jahres in Frankfurt zuſammen kommen wollten, um einen neuen König zu wählen.

Ludwig überſchaute das Gefährliche ſeiner Lage vollkommen. Er war aber raſch entſchloſſen. Er bot ſofort das Bürgerthum zu ſeinem Schutze auf. Am 15. Oktober 1844 bereits verband er ſich mit den vier wetterauiſchen Städten, die ihm zunächſt von Wichtigkeit waren, insbeſondere Frankfurt; dann ſandte er an die anderen Städte des Reichs und mahnte um Hülfe, die ihm willig geleiſtet wurde. Auch die treu gebliebenen Fürſten blieben nicht zurück. So hatte er in kurzer Zeit ein Heer von dreitauſend Gewappneten zuſammen gebracht, mit welchen er ſich in der Gegend von Frankfurt lagerte. Die Rüſtungen gingen aber immer fort, beſonders die Städte zeigten ſich hierin eifrig, ſo daß Ludwig im Falle der Noth auf zwanzigtauſend Mann rechnen konnte.

Die feindlichen Fürſten erſchracken über dieſe Maßregeln des Kaiſers und hielten mit ihren Feindſeligkeiten inne: der erſte November erſchien, ohne daß ſich einer der Kurfürſten in Frankfurt hätte blicken laſſen. Dieſe Gefahr war alſo glücklich abgeſchlagen. Der Kaiſer entfaltete aber nichts deſto weniger eine große Thätigkeit, um die Entwürfe ſeiner Feinde zu vereiteln. Er ſandte den Lützelburgern mehrere Feinde auf den Hals, brachte ſogar den alten König Johann zum Frieden, knüpfte neue Unterhandlungen mit dem König von England an, brachte ſeinen Neffen, den Pfalzgrafen, wieder auf ſeine Seite, indem er eine Streitigkeit desſelben mit Mainz neuerdings zu des Pfalzgrafen Gunſten entſchied, und ſetzte ſich überhaupt in gehörige Verfaſſung.

Nun erfolgte im November 1345 der Tod des Grafen Wilhelm von Holland, wodurch ſeine Länder Holland, Seeland, Hennegau an die älteſte Schweſter desſelben, Margaretha, die Gemahlin des Kaiſers, fielen, die er im Januar 1346 ſofort damit belehnte. Dieſe Erbſchaft machte Ludwig noch mächtiger und jetzt glaubten die Verſchwornen um ſo weniger zögern zu dürfen, gegen ihn loszubrechen, als der nahe bevorſtehende Ausbruch eines neuen Krieges zwiſchen Frankreich und England dem Kaiſer noch mehr Vortheile zu gewähren ſchien. Für ſich allein aber wagten die Verſchwornen nicht den Kampf: vielmehr mußte denſelben der Papſt beginnen.

10. Kampf um das Reich von 1346 bis 1350. Ludwig's Tod. Günther von Schwarzburg und Karl IV.

Dieſer fing damit an, daß er am 7. April 1346 den Erzbiſchof von Mainz, Heinrich von Virneburg, abſetzte und in den Bann that. Auf dieſen Heinrich war der päpſtliche Stuhl um ſo erbitterter, als er ihn ſelber eingeſetzt hatte und in ihm ein willfähriges Werkzeug zu haben glaubte. Seit dem Jahre 1337 aber, wo der Kaiſer ihn mit dem Erzbiſchof von Trier ausgeſöhnt, war er ein treuer Anhänger des Kaiſers. Der Papſt rächte ſich an ihm ſchon früher dadurch, daß er das Biethum Prag, welches zur Mainzer Erzdiöceſe gehörte, im Jahre 1344 davon trennte und es zu einem Erzſtifte erhob. Jetzt traf ihn auch wieder zuerſt der Fluch des Papſtes. Gleich darauf am 13. April wurde auch Ludwig nochmals in den Bann gethan, für rechtlos und ehrlos erklärt, und zugleich forderte der Papſt die Kurfürſten auf, einen anderen römiſchen König zu wählen. In der That kamen fünf Kurfürſten, nämlich der Gegenerzbiſchof von Mainz, der an Heinrich's Stelle vom Papſt ernannte Gerlach von Naſſau, der Erzbiſchof Balduin von Trier, der Erzbiſchof Walram von Köln, der König Johann von Böhmen und der Herzog Rudolf von Sachſen in Renſe zuſammen und wählten hier am 11. Juli 1346 den Sohn des Königs von Böhmen, Markgraf Karl von Mähren, den ihnen der Papſt beſonders dazu empfahl, zum römiſchen Könige, „da das Reich ſchon ſeit längerer Zeit erledigt ſei". Wir haben aus dem Bisherigen erſehen, daß die Fürſten ihre eigenen Abſichten dabei hatten, nichts deſto weniger ließen ſie ſich dieſe Königswahl theuer genug bezahlen, indem beſonders der Erzbiſchof von Köln und der Herzog von Sachſen ungeheuere Summen dafür bezogen.

Indeſſen hatte Karl, ſo lange Ludwig lebte, nicht die geringſten Erfolge. Der Kaiſer wandte ſich ſogleich wieder an die Städte, die er im September 1346 zu einem großen Tage nach Speier berief, wo ſie alle ohne Ausnahme in der Treue gegen ihn beharrten und ſich zu den nöthigen Opfern bereit erklärten. Karl fand außer den Wahlfürſten nirgends Anhänger: von der Belagerung Lüttich's, welche Stadt den Biſchof ausgetrieben, und die er dafür züchtigen wollte, mußte er ruhmlos abziehen und ſah ſich genöthigt, auf das franzöſiſche Gebiet zu entfliehen, wo er mit ſeinem Vater an dem Feldzuge des Königs Philipp gegen die Engländer Theil nahm. Es kam damals, im Auguſt 1346, zu der berühmten Schlacht bei Creſſy, in welcher die Franzoſen eine ſo große Niederlage erlitten. In dieſer Schlacht wurde auch der alte König von Böhmen erſchlagen, der ſich, da er ganz blind geworden war, auf ſeinem Streitroſſe feſtbinden und von zwei Rittern in die Schlacht führen ließ. Er vollbrachte in dieſer Schlacht noch die ritterlichſten Thaten, fand aber zuletzt den gewünſchten Tod. Karl ging nach der Schlacht wieder über den Rhein, um ſich zum König krönen zu laſſen, wurde aber von keiner der bedeutenderen Städte aufgenommen und mußte ſich zuletzt mit Bonn begnügen, wo er im November vom Erzbiſchof von Köln gekrönt ward. Seine Sachen wollten aber nicht vorwärts gehen: verkleidet floh er durch Deutſchland nach Böhmen, ſuchte von da aus den Herzog Albrecht von Oeſterreich für ſich zu gewinnen, was aber mißlang, unternahm dann einen erfolgloſen Feldzug nach Tyrol, mußte zuſehen, wie ſeine wenigen Anhänger von dem Kaiſer und ſeinen Freunden zu Paaren getrieben wurden, ohne helfen zu können, und war eben daran, in Böhmen ein neues Heer zu rüſten, als Ludwig plötzlich ſtarb. Es war am 11. Oktober 1347: auf der Jagd in der Nähe von München, vom Schlage getroffen, ſank er vom Pferde und war augenblicklich todt.

Nach Ludwig's Tode war Karl eine Zeit lang alleiniger König von Deutſchland. Denn die baieriſche Partei war im Augenblicke beſtürzt und wußte nicht, was ſie anfangen ſollte. Dies war denn auch der Grund, warum Karl von einem großen Theile Deutſchlands und ſelbſt von den Städten anerkannt wurde. Er wurde allerdings mit großem Mißtrauen betrachtet: namentlich von den letzteren. Nach zwei Seiten hin äußerte ſich dasſelbe. Erſtens war Karl vom Papſte empfohlen, dem er noch vor ſeiner Wahl alle Forderungen zugeſtanden hatte und nach derſelben alle feierlich beſtätigte. Ein ſolches Verhalten machte ihn beim Volke nicht beliebt, und er wurde daher der Pfaffenkaiſer genannt. Sodann war er der Günſtling der Fürſten und des Adels: dieſe hatten ihn Ludwig entgegengeſetzt, der das Bürgerthum begünſtigte. Es war daher ſehr natürlich, daß der Adel für Karl Partei nahm, wie denn namentlich der ſchwäbiſche in dem letzten Jahre die Waffen gegen den Kaiſer ergriffen hatte. Ein ſolches Verhältniß mußte den Städten ſehr bedenklich vorkommen, und die ſchwäbiſchen verſammelten ſich daher bald nach Ludwig's Tode, um ſich über ihr Verhalten zu verſtändigen: ſie beſchloſſen, in Bezug auf die Anerkennung des Nachfolgers alle mit einander gehen zu wollen. Karl IV. indeſſen, welcher die große Wichtigkeit der Städte zu ſchätzen wußte, trat mit ihnen in Unterhandlungen und erwirkte zunächſt die Anerkennung der ſchwäbiſchen und fränkiſchen Reichsſtädte, jedoch nur unter der Bedingung, daß er alle ihre Freiheiten beſtätigte und ihnen das Verſprechen gab, ſie nie verpfänden oder vom Reich veräußern zu wollen. Auch gab er ſich alle Mühe, als bürgerfreundlich zu erſcheinen und ließ es an ſonſtigen Vergünſtigungen und Ertheilung neuer Freiheiten nicht fehlen.

Inzwiſchen hatte ſich aber die baieriſche Partei erholt und machte jetzt ernſtliche Verſuche, Karln entgegenzutreten. Sie hielt eine Verſammlung in Oppenheim, wobei die Söhne Ludwig's des Baiern, die Pfalzgrafen, der abgeſetzte Erzbiſchof Heinrich von Mainz und Erich von Sachſen-Lauenburg gegenwärtig waren. Ludwig von Brandenburg, der älteſte Sohn Ludwig's des Baiern, hatte aber keine Luſt, ſich um die Krone zu bewerben, ſei es daß er ſich nicht für fähig hielt, ſei es daß die damit verbundenen Gefahren ihn abſchreckten. Auch von ſeinen Brüdern war keine Rede. Die Wahlfürſten fielen nun wieder auf einen ausländiſchen Herrn, auf den König Eduard von England., welcher am 1. Januar 1348 zu Renſe in der That zum deutſchen Könige gewählt ward. Dieſer war anfänglich nicht abgeneigt, die Würde zu übernehmen, da er ſofort den außerordentlichen Vortheil überſah, der ihm bei dem Kriege gegen Frankreich aus dem Beſitze der deutſchen Krone erwachſen mußte. Indeſſen Karl hatte kaum von dieſer Wahl erfahren, als er ſich aus allen Kräften bemühte, den engliſchen König von ſeinem Entſchluſſe abzubringen. Er ſchickte eine Geſandtſchaft an ihn, welche den Auftrag hatte, beſonders die Königin zu bearbeiten und auf Karl's Seite zu ziehen. Eduard's Gemahlin war nämlich eine jüngere Schweſter des verſtorbenen Grafen von Holland und hatte daher auch Anſprüche auf Holland und Hennegau. Karl verſprach ſie hierin gegen die baieriſche Partei begünſtigen zu wollen, welche, wie bemerkt, bereits die ganze Hinterlaſſenſchaft des Grafen von Holland in Beſitz genommen hatte. Die Bemühungen Karl's glückten vollkommen. Doch würde dies wohl nicht der Fall geweſen ſein, wenn nicht auch das engliſche Parlament eine entſchiedene Abneigung gegen den Wunſch Eduard's, die deutſche Krone ſich auf das Haupt zu ſetzen, ausgeſprochen hätte. So lehnte Eduard nicht nur die Krone ab, ſondern er ſchloß ſogar auch mit Karl einen Freundſchaftsvertrag.

An dieſen Erfolg des römiſchen Königs reihte ſich in Kurzem noch ein anderer. Es gelang ihm nämlich endlich, den Herzog Albrecht den Weiſen von Oeſterreich für ſich zu gewinnen und mit ihm in ein enges Verwandtſchaftsverband zu treten, indem er Albrecht's Sohn Rudolf mit ſeiner Tochter Katharina verlobte.

Die baieriſche Partei ließ indeſſen den Muth noch nicht ſinken. Da es mit dem engliſchen Könige nicht geglückt war, ſo verſuchte ſie es jetzt mit einem deutſchen Fürſten: ſie wählte den Markgraf Friedrich von Meißen zum Gegenkönige. Karl wußte aber auch dieſen Streich abzuwenden: er trat mit Friedrich in Unterhandlungen und bot ihm zehntauſend Mark Silbers an, wenn er von der ihm zugedachten Ehre abſehen wolle. Friedrich nahm das Geld, ſchlug die Königswürde aus und verband ſich ſogar ſpäter um eine neue anſehnliche Summe mit Karln.

Zugleich aber griff Karl die baieriſche Partei noch von einer anderen höchſt empfindlichen Seite an. Um dieſe Zeit nämlich ſtand in der Mark Brandenburg ein Mann auf, der ſich für den angeblich im Jahr 1319 verſtorbenen Markgrafen Waldemar ausgab: er habe ſich, ſagte er, von der Welt zurückgezogen, um ſeine Sünden abzubüßen, kehre nun aber zurück, um ſeine Länder wieder zu verwalten. Dieſer falſche Waldemar, welcher ſeine Rolle ſehr gut geſpielt zu haben ſcheint, fand bald einen ungemeinen Anhang. Dies war ſehr natürlich. Denn Ludwig hatte ſich faſt überall verhaßt gemacht, beim Volke ſowohl, das durch unmäßige Steuern gedrückt ward, als beim Adel. Und insbeſondere waren die benachbarten Fürſten, die Fürſten von Anhalt, die Erzbiſchöfe von Brandenburg, die Herzoge von Sachſen auf den Markgrafen von Brandenburg eiferſüchtig, da ſie Alle auf die Mark Anſprüche zu haben glaubten. Dieſe Alle begünſtigten daher den falſchen Waldemar und auch Karl IV. glaubte dieſe Gelegenheit, ſeinem Gegner eine empfindliche Schlappe beizubringen, nicht verſäumen zu dürfen: man warf ihm ſogar vor, daß er es eigentlich geweſen, der den falſchen Waldemar heimlich aufgeſtellt und in ſeiner Rolle unterwieſen habe. Genug: im September 1348 wurde er feierlich von Karl anerkannt und mit Brandenburg belehnt. Freilich mußte er ihm ſogleich die Niederlauſitz abtreten und dem Fürſten von Anhalt die Nachfolge in der Mark zuſichern. Dann aber zog Karl noch in demſelben Jahre nach Brandenburg und trieb Ludwig aus dem größten Theil derſelben: nur in ein paar Städten wußte er ſich zu behaupten.

Die baieriſche Partei wandte jetzt ihre Augen auf den Grafen Günther von Schwarzburg. Dieſer Günther hatte zwar ein äußerſt geringes Beſitzthum, denn er beſaß von der Grafſchaft Schwarzburg nur einen kleinen Theil, aber er war bekannt als ein tapferer Ritter und erprobter Heerführer, der ſchon eine Menge von Fehden glücklich und ruhmvoll beſtanden hatte. Indeſſen wollte auch Günther anfangs von der ihm zugedachten Ehre nichts wiſſen und entſchloß ſich endlich, nur dann die königliche Würde zu übernehmen, wenn auf einem Tage in Frankfurt von den Fürſten förmlich ausgeſprochen würde, daß das Reich erledigt ſei, daß die Wahlfürſten auch wirklich das Recht hätten, einen König zu wählen, und wenn endlich die Wahl ganz frei, ohne daß ſich die Fürſten dafür bezahlen ließen, vor ſich ginge. Die baieriſchen Fürſten gingen auf dieſe Forderungen ein, und ſo wurde Günther am 30. Januar 1349 auf den Feldern vor Frankfurt gewählt durch dieſelben Fürſten, welche ſchon bei der Wahl Eduard's thätig geweſen waren. Günther wurde ſofort von den wetterauiſchen Städten anerkannt, Frankfurt öffnete ihm die Thore, ſelbſt entferntere Städte erklärten ſich für ihn, wie z. B. Nürnberg, wo eben eine Umwälzung vor ſich gegangen war, in deren Folge die Patrizier aus der Stadt getrieben und eine zünftiſche Regierung eingerichtet wurde. Günther verſammelte in der Gegend von Frankfurt ein großes Heer, und bewies durch die Kraft, mit welcher er die widerſpenſtigen Dienſtmannen der Burg in Friedberg, die es mit Karln hielten, zur Unterwerfung zwang, daß man ſich in ſeiner kriegeriſchen Tüchtigkeit nicht getäuſcht hatte. Immerhin war die baieriſche Partei nicht zu verachten. Denn außerdem, daß ganz Baiern und die Pfalz zu ihr gehörte, konnte ſie auch über das ganze Gebiet des Erzſtifts Mainz verfügen. Es war dem vom Papſte beſtellten Gerlach von Naſſau nicht gelungen, ſich daſelbſt feſtzuſetzen. Das Domkapitel wählte vielmehr den Domherrn Kuno von Falkenſtein, einen der kriegeriſcheſten und ritterlichſten Prieſter jener Zeit, zum Verwalter des Erzſtifts, welcher dasſelbe gegen alle Angriffe auf das Glücklichſte vertheidigte und wie früher ein Freund des Kaiſers und Heinrich's von Virneburg, ſo jetzt ein eifriger Anhänger der baieriſchen Partei war.

Der König Karl glaubte unter ſolchen Umſtänden wieder zu Unterhandlungen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. Sein Augenmerk war zunächſt darauf gerichtet, die baieriſche Partei zu trennen. Und er fand bald ein höchſt wirkſames Mittel. Karl war Wittwer und ſuchte nach einer Frau. Zuerſt dachte er an eine engliſche Prinzeſſin. Da ſich aber dieſem Plane Hinderniſſe entgegenſtellten, ſo entſchloß er ſich, ſeine Heirathsangelegenheit in ſtaatsklugem Sinne auszubeuten. Er machte dem Kurfürſten Rudolf von der Pfalz, einem ſeiner Gegner und einem Wähler Günther's von Schwarzburg, den Antrag, ihm ſeine Tochter Anna zur Frau zu geben. Rudolf ging ſofort auf dieſen unerwarteten Antrag ein, und kaum war das Jawort gegeben, ſo wurde auch ſogleich die Heirath vollzogen, am 4. März 1349. Durch dieſe Heirath erreichte Karl nicht nur ſeinen Hauptzweck, nämlich die Trennung der baieriſchen Partei, ſondern er gewann auch noch andere Vortheile. Der Kurfürſt vermachte nämlich ſeiner Tochter, falls er ohne männliche Nachkommenſchaft ſterben ſollte, die ganze Oberpfalz, und verpfändete einen Theil davon jetzt bereits ihrem Gemahle.

Der Markgraf Ludwig von Brandenburg, welcher bis jetzt als der älteſte von Kaiſer Ludwig's Söhnen an der Spitze der baieriſchen Partei geſtanden war, erkannte jetzt wohl, daß längerer Widerſtand vergeblich ſei. Er bot daher die Hand zum Frieden. Karl IV. ergriff ſie mit Eifer; er hielt es für rathſamer, dem Feinde eine goldene Brücke zu bauen, als ihn auf das Aeußerſte zu treiben. Nach mehrmonatlichen Unterhandlungen wurde am 26. Mai der Friede unter folgenden Bedingungen geſchloſſen. Der Gegenkönig Günther verzichtet auf die Krone und erhält dafür eine Summe von zwanzigtauſend Mark, außerdem zwölfhundert Mark, um ſeine durch die Kriegskoſten veranlaßten Schulden zu bezahlen. Karl wird von der Gegenpartei als König anerkannt, dagegen beſtätigt er den baieriſchen Herzogen alle ihre Beſitzungen, namentlich auch die Mark Brandenburg, weßhalb der falſche Waldemar aufgegeben wird. Dann erwirkt der König vom Papſte die nachträgliche Eheſcheidung der Margaretha Maultaſch und ſeines Bruders und die Anerkennung der Ehe zwiſchen Margaretha und Ludwig von Brandenburg.

Günther, der ſich auf dieſe Weiſe von ſeiner eigenen Partei verrathen und preisgegeben ſah, bemerkte zu ſpät, daß dieſe ihn nur als Werkzeug zur Befriedigung ihres Haſſes und zur Erreichung ihrer perſönlichen Zwecke benutzen wollte. Er verhehlte ſeinen Unwillen nicht und ſcheint auch Anfangs auf die erwähnten Vorſchläge nicht haben eingehen zu wollen. Er war nun unbequem und mußte deßhalb aus dem Wege geräumt werden. Noch vor dem Abſchluß des Friedens wurde er vergiftet durch einen Arzt, Namens Freidank. Dieſer ärndtete aber noch ſelber den Lohn für ſeine That, da Günther, welcher Verrath witterte, nachdem er ſelber getrunken, den Arzt zwang, den Reſt der Arznei zu leeren, worauf dieſer nach drei Tagen ſtarb. Die Zeitgenoſſen deuten an, als ob Karl IV. den Mord veranlaßt hätte: Andere legen ihn beſtimmter der eigenen Partei Günther's zur Laſt. Genug: Günther endete bereits wenige Tage nach dem Vertrag, am 12. Juni 1347 ſein Leben.

So war denn endlich der Friede hergeſtellt, Karl war wieder einiger König und er ſuchte nunmehr, durch Milde und Freundlichkeit, durch Vergeſſenheit des Vorgefallenen ſeine bisherigen Widerſacher mit ſich auszuſöhnen. Doch ganz ohne Opfer ging es nicht ab: ſo beſtätigte er zwar den Frankfurtern ihre Freiheiten, aber er ließ ſich von ihnen doch zwanzigtauſend Mark zahlen, wie man ſieht, gerade ſo viel, als er Günther hatte verſprechen müſſen, und ebenſo mußten ſich die Nürnberger Bürger, welche ihren patriziſchen Rath vertrieben hatten, mit ſchweren Summen von der Ungnade des Kaiſers löſen.

Die Regierung Karl's IV. dauerte noch achtundzwanzig Jahre. Sie bildete einen höchſt bedeutſamen Wendepunkt in unſerer ſtaatlichen Entwickelung. Es iſt daher hier am Platze, eine Zeitlang inne zu halten, einen Blick zurückzuwerfen auf den bisherigen Gang unſerer öffentlichen Angelegenheiten und die Strebungen der Nation etwas näher zu betrachten. Was geſchah in den ſieben Jahrzehnden, welche ſeit der Thronbeſteigung Rudolf's von Habsburg verfloſſen? Keine Frage: die Könige gaben ſich alle Mühe, die kaiſerliche Macht wieder herzuſtellen, das Reich zu einigen, zu kräftigen, zu ordnen. Dies war indeſſen nicht möglich ohne Beſchränkung des Fürſtenthums. Aber gerade in dieſem Punkte fühlten ſich die Könige auf das unerfreulichſte gehemmt. Ihre Wahl lag in den Händen der Fürſten. Dieſe aber wählten in der Regel nur ſolche zu den Oberhäuptern der Nation, welche ſich keiner großen Beſitzthümer erfreuten und daher ihnen nicht gefährlich werden konnten. Außerdem ließen ſie ſich vor der Wahl alle ihre Vorrechte beſtätigen und mit neuen vermehren. Dergeſtalt fingen die Kaiſer ſozuſagen mit gebundenen Händen ihre Regierung an und hatten die erſte Zeit faſt nur damit zu thun, ſich wieder zu befreien. Gering an Macht, bei der Verſchleuderung des Reichsguts an die Fürſten, die mit jeder Regierung zunahm, ohne ergiebige Einnahmsquellen, kamen ſie niemals aus ihrer abhängigen Lage heraus, indem ſie fortwährend die Unterſtützung der Fürſten nöthig hatten, die ſich ihre Dienſte auf das theuerſte bezahlen ließen, und zwar wiederum auf Koſten der kaiſerlichen Macht. So ſanken unſere Könige immer tiefer: wie ſie ſich auch anſtellen wollten, ſie vermochten die Gewalt der Verhältniſſe, die bittere Nothwendigkeit nicht zu überwinden.

Aber ſtanden ihnen weiter keine Mittel zu Gebote, um der Fürſtengewalt zu begegnen? Allerdings. Zunächſt konnten ſie ſich unter dem Schirme kaiſerlichen Anſehens eine Hausmacht gründen, und wir haben geſehen, wie alle Könige ohne Unterſchied dieſes Streben verfolgten. Hatten ſie eine anſehnliche Hausmacht, ſo hörte ihre Abhängigkeit von den Fürſten nicht nur auf, ſondern ſie konnten ihnen ſogar furchtbar werden. Allein die Gründung einer Hausmacht hing vom Zufall ab. War kein Fahnlehn erledigt, ſo konnte der Kaiſer ſeiner Familie auch keines zuerkennen, und wir haben geſehen, welchen Sturm es verurſachte, wenn der Kaiſer irgend ein Lehen für das Reich in Anſpruch nahm, wo das Recht nicht ſo ganz klar auf ſeiner Seite zu liegen ſchien. Glückte es dann aber einem Kaiſer, ſich ſehr zu vergrößern, ſo erwacht ſofort die Eiferſucht, die Furcht, der Haß: wenn ſie meinen, am Ziele ihrer Wünſche zu ſein, erhebt ſich ein Widerſtand, offene Empörung, ſogar Mord. So war es mit Allen, und nur Heinrich VII. macht eine Ausnahme, weil er die größte Zeit ſeiner kurzen Regierung nicht in Deutſchland zubrachte. Endlich mochte die Gründung einer Hausmacht zwar für den jeweiligen Kaiſer und für ſeine Familie an und für ſich etwas ſehr wünſchenswerthes ſein, auch wenn die damit in Verbindung ſtehenden Plane auf das Reich nicht in Erfüllung gingen. Aber für die allgemeine Entwickelung waren dieſe Beſtrebungen ſicherlich ſehr unvortheilhaft. Sie wären es nur dann nicht geweſen, wenn es einem Geſchlechte gelungen wäre, ſich auf dem deutſchen Throne zu behaupten, ſo daß die Hausmacht zugleich dem Reiche zu Gute gekommen wäre. So wie aber mit jeder neuen Wahl ein anderes Geſchlecht auf den deutſchen Thron kam, konnte das Streben nach einer Hausmacht für das Allgemeine durchaus keinen Sinn mehr haben: im Gegentheil die Kaiſerwürde wurde dann nur als Verſorgungsanſtalt ausgebeutet, das Jagen nach Ländererwerb wurde auf eine höchſt unerfreuliche Weiſe genährt, und je größer die einzelnen Gebiete wurden, um ſo ſchwerer war die Einheit zu erhalten und dauernd zu befeſtigen. Das Gefühl der Abhängigkeit von einem größeren Ganzen wurde immer ſchwächer, je größer das Gebiet, je mehr dieſes eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit ſicherte. Von einem größeren Lande war der Gehorſam viel weniger zu erzwingen, und ein Geſchlecht, das über viel Mittel gebot, entſchloß ſich ſchwer zur Unterordnung. In den letzten ſiebenzig Jahren hatten ſich nun auf die angegebene Weiſe drei große Geſchlechter hervorgethan, das habsburgiſche, das lützelburgiſche und das baieriſche, welche einander ſo ziemlich die Wage hielten. Jedes dieſer Geſchlechter war auf das andere eiferſüchtig und ſuchte ſeine Plane zu durchkreuzen. Keines aber war für ſich ſtark genug, um den anderen entgegentreten zu können, wenn ſie ſich etwa verbanden. Geſetzt alſo, eines dieſer großen Geſchlechter nahm den deutſchen Thron ein, ſo wurde jedes Beſtreben desſelben, die königliche Gewalt zu erweitern, durch den Widerſtand der beiden anderen Geſchlechter erfolglos gemacht.

Man ſieht alſo: die Gründung einer Hausmacht war im Grunde doch ein höchſt zweifelhaftes Mittel, der Fürſtenmacht zu begegnen, die Einheit des Reichs zu erhalten und die kaiſerliche Gewalt zu befeſtigen, weil dieſes Mittel, ſo wie es dem Kaiſer, der es mit Erfolg angewendet, nicht gelang, ſeiner Familie den Thron zu ſichern, ſelbſtverſtändlich in das Gegentheil von Dem verkehrt wurde, was es urſprünglich beabſichtigte. Es iſt klar: der erwähnte Zweck konnte nur durch ein Mittel erreicht werden, deſſen Bedeutung nicht wechſelte, in deſſen Natur vielmehr es lag, nach demſelben Zwecke zu ſtreben, zu welchem man es verwenden wollte. Mit Einem Worte: man mußte dem Fürſtenthum eine andere Macht entgegenſetzen, eine Macht, die eben nur dadurch eine Macht blieb und als ſolche ſich vergrößerte, daß ſie das Fürſtenthum bekämpfte und beſchränkte. Eine ſolche Macht war vorhanden: es war das Bürgerthum, welches durch die Städte vertreten wurde. Die deutſchen Kaiſer verkannten auch dieſe Bedeutung der deutſchen Städte keineswegs und die Begünſtigung des Bürgerthums war ein weſentlicher Theil ihrer Staatskunſt. Selbſtverſtändlich war aber auch dieſes Mittel von keinem Werthe, ſo wie nicht die Abſicht zu Grunde lag, die öffentlichen Zuſtände vermittelſt der Macht der Städte allmählig dermaßen umzugeſtalten, daß das Fürſtenthum ſeine Bedeutung vollkommen verlor und das Gebäude des deutſchen Reiches auf demokratiſcher Grundlage ſich neu erhob. Auch dieſer Gedanke iſt unſeren Kaiſern nicht fremd geweſen: Adolf, Albrecht und Ludwig der Baier verfolgten ihn, keiner entſchiedener, durchgreifender, planmäßiger, als Albrecht von Oeſterreich. Insbeſondere während ſeiner Regierung gedieh der Gedanke eines grundſätzlichen Gegenſatzes zwiſchen Fürſtenthum und Städten zu einer immer weiteren Entwickelung, das Bewußtſein, daß von der Entſcheidung des Kampfes zwiſchen dieſen beiden geſellſchaftlichen Mächten die Geſchicke Deutſchlands abhingen, bemächtigte ſich der Geiſter in einem immer höheren Grade, und ſchon unter Ludwig dem Baiern war man darüber im Klaren. Daher gewinnt unter ihm der Kampf zwiſchen Städten und Fürſten eine immer größere Ausdehnung, die gegenſeitige Erbitterung wird heftiger, der Streit, der bisher meiſtentheils nur ein örtlicher geweſen, wird allgemeiner, die ſtreitenden Kräfte ſuchen ſich durch Heranziehung der gleichartigen Grundſtoffe zu ſtärken, die Bünde zwiſchen Städten ſowohl als zwiſchen Fürſten und Adel werden immer zahlreicher, das Bewußtſein von der Nothwendigkeit, nach gemeinſamen Plane zu handeln, wächſt von Jahr zu Jahr. Dieſer Kampf zwiſchen der Demokratie und dem Fürſtenthum, welcher bereits in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ſo mächtig in den Gang der Ereigniſſe eingegriffen, bildet in der zweiten Hälfte desſelben den eigentlichen Inhalt unſerer Geſchichte. Es iſt daher nothwendig, etwas näher an ihn heranzutreten und die ſtreitenden Kräfte einer aufmerkſameren Betrachtung zu unterwerfen. Hiebei werden ſich uns zugleich manche höchſt wichtige Seiten unſerer nationalen Entwicklung enthüllen.

Ich gebe in den folgenden Blättern zuerſt eine Ueberſicht der bedeutendeſten fürſtlichen und adeligen Geſchlechter und ihrer Gebiete im vierzehnten Jahrhundert, halte mich indeſſen nicht ſtrenge an dieſen Zeitraum, ſondern greife in das dreizehnte Jahrhundert zurück und in das fünfzehnte voraus, denn dieſe Ueberſicht ſoll dem Leſer einen Anhaltspunkt auch für die ſpäteren Zeiten geben. Bei den minder bedeutenderen Gebieten werde ich mich mit ihrer namentlichen Aufführung begnügen, den wichtigeren werde ich einige Bemerkungen hinzufügen. Hierauf laſſe ich eine Ueberſicht der Städte folgen. Sodann werde ich das innere Leben der Reichsſtädte, ihren Reichthum, ihre freien Einrichtungen, ihre Macht zu ſchildern ſuchen, hierauf übergehen zu den inneren Zuſtänden der Fürſtenthümer und die gewaltigen ſtaatlichen Umwandlungen, die ſich hier entwickelten, und zwar im Sinne der Demokratie, darſtellen, die Kämpfe der Landſtädte und des Adels gegen die Fürſten, das Emporkommen landſtändiſcher Verfaſſungen und die wichtigſten Rechte der Stände. Dann gehe ich zu dem Bauernſtande über, bei welchem ebenfalls das Streben nach Freiheit in höchſt bemerkenswerther Weiſe zum Durchbruch kommt, und ſogar an den zwei Endpunkten von Deutſchland, in der

Schweiz wie bei den Frieſen und Dithmarſen von Erfolg gekrönt wird. Endlich werde ich zeigen, wie ſelbſt unſer Schriftenthum und unſere Dichtkunſt von denſelben Gedanken und Strebungen ergriffen worden iſt, und dann zu der allgemeinen Geſchichte des Reiches wieder zurückkehren.

11. Die bedeutendſten Fürſtenthümer und Herrſchaften im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Die fürſtlichen Gebiete werden ſich am leichteſten überblicken laſſen, wenn wir den geographiſchen Weg einſchlagen. Beginnen wir im Norden mit denjenigen Gebieten, welche urſprünglich deutſche Bevölkerung hatten, alſo mit Nordſachſen, wenden wir uns dann nach Weſtphalen, nach den Niederlanden und ſteigen wir dann den Rhein aufwärts, links und rechts benachbarte Gebiete berührend. Wenden wir uns hierauf nach Schwaben, nach Baiern, nach Franken, nach Sachſen, nach Thüringen, nach Heſſen und zuletzt zu den öſtlichen Reichen nach Oeſterreich, Böhmen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, welche zugleich ſämmtlich auf ſlaviſchen Boden gegründet ſind. Der leichteren Ueberſicht wegen trennen wir überall weltliche und geiſtliche Gebiete.

I. Nordſachſen.

a) Weltliche Gebiete.

In Nordſachſen war weitaus das mächtigſte Geſchlecht 1) das braunſchweig-lüneburgiſche, die Nachkommen Heinrich's des Löwen, im Beſitze des Kerns von dem ehemaligen Herzogthum Sachſen. Das immerhin anſehnliche Gebiet dieſes Geſchlechts war aber durch viele Theilungen zerriſſen. Die drei Söhne Heinrich's des Löwen theilten bereits im Jahre 1202. Die Lande wurden zwar durch Otto das Kind wieder vereinigt, aber deſſen Söhne Albert und Johann theilten bereits im Jahre 1269 wieder. Johann ſtiftete die ältere lüneburgiſche Linie, Albert mit dem Zunamen der Große die ältere braunſchweigiſche. Die ältere lüneburgiſche Linie ſtarb freilich bald aus. Johann, der Stifter, ſtarb im Jahre 1277. Ihm folgte ſein Sohn Otto der Strenge, vermählt mit einer Tochter des Pfalzgrafen Ludwig des Strengen, welcher ſein Gebiet durch die Grafſchaften Dannenberg, Hallermünde, Buchau erweiterte. Er hinterließ bei ſeinem im Jahre 1330 erfolgten Tod zwei Söhne, Otto und Wilhelm. Nach Otto's Tod (1354) bekam Wilhelm die geſammten lüneburgiſchen Lande, er ſtarb aber 1369, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen. Was die braunſchweigiſche Linie anbetrifft, ſo ſtarb der Gründer derſelben, Albrecht der Große, im Jahre 1279. Er hinterließ drei Söhne, welche ſofort mit einander theilten und wiederum drei beſondere Linien gründeten. Nämlich der älteſte, Heinrich der Wunderliche, (ſtarb 1322) ſtiftete die grubenhagiſche Linie; der zweite, Albrecht der Feiſte, (ſtarb 1318) ſtiftete die göttingiſche; der dritte, Wilhelm, der aber ſehr bald ohne Erben verſtarb, bekam zu ſeinem Antheile das Braunſchweigiſche. Dieſes riß dann Albrecht der Feiſte an ſich. Die grubenhagiſche Linie zerſplitterte ſich wieder durch Theilungen, welche durch das ganze vierzehnte Jahrhundert währten. Erſt Erich (ſtarb 1431) vereinigte wieder alle Beſitzungen der grubenhagiſchen Linie, welche noch zwei Jahrhunderte blühte und erſt im Jahre 1596 ausſtarb. Die göttingiſche Linie, welche, wie bemerkt, auch das Braunſchweigiſche beſaß, zerfiel ebenfalls wieder in mehrere Zweige. Der Stifter, Albrecht der Feiſte, hinterließ drei Söhne: 1) Otto den Milden (ſtarb 1344 ohne männliche Nachkommen); 2) Herzog Ernſt (ſtarb 1367), welcher das Fürſtenthum Göttingen erhielt; 3) Magnus I., den Frommen, (ſtarb 1369), welcher zuerſt nur Sangerhauſen, Petersberg, Landsberg erhielt, nach Otto's des Milden Tode aber auch Braunſchweig. Die Linie Herzog Ernſt's (ſein Sohn Otto der Quade, der Kriegeriſche, ſtarb 1394) ſtarb mit deſſen Sohne Otto dem Einäugigen im Jahre 1463 aus. Dagegen blühte die Linie Magnus des Frommen und erhielt auch noch die Beſitzungen der lüneburgiſchen Linie. Nämlich Magnus der Fromme hatte zwei Söhne, 1) Ludwig, 2) Magnus II. mit der Kette. Der älteſte, Ludwig, (ſtarb 1358) war vermählt mit der jüngeren Tochter des letzten Herzogs von Lüneburg und hatte von dieſer Anſprüche auf die lüneburgiſche Erbſchaft. Dieſe ſeine Anſprüche gingen dann auf ſeinen Bruder Magnus mit der Kette über, da er ohne Nachkommen verſtarb. Allein Wilhelm's von Lüneburg älteſte Tochter war mit dem Herzoge von Sachſen-Lauenburg vermählt, welchem Wilhelm zuerſt das Herzogthum Lüneburg verſprochen hatte. Obſchon Wilhelm ſpäter ſelber dieſes ſein Teſtament zu Gunſten der braunſchweigiſchen Linie umſtieß, ſo wollten die Herzoge von Sachſen-Lauenburg ihre Anſprüche auf Lüneburg doch nicht aufgeben, um ſo weniger, als Karl IV. ihre Partei nahm. Karl haßte nämlich die Braunſchweiger wegen ihrer Anhänglichkeit an den Kaiſer Ludwig. Es kam zu einem langwierigen Kriege, deſſen Ende Magnus II. (ſtarb 1373) nicht erlebte. Erſt ſeinen Kindern wurde der ruhige Beſitz Lüneburgs. Magnus hinterließ drei Söhne: Friedrich, Heinrich und Bernhard. Der älteſte, Friedrich, wurde im Jahre 1400 ermordet. Da er keine Nachkommen hinterließ, ſo fielen ſämmtliche Beſitzungen der braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Linie an ſeine Brüder. Dieſe theilten mit einander und ſtifteten wiederum zwei Linien, nämlich Heinrich (ſtarb 1416) das mittlere Haus Braunſchweig und Bernhard (ſtarb 1434) das mittlere Haus Lüneburg. Das mittlere Haus Braunſchweig ſetzte ſich zwei Jahrhunderte fort und ſtarb erſt im Jahre 1634 aus. Im fünfzehnten Jahrhundert hießen die Herzoge: Heinrich der Friedfertige (ſtarb 1473), Wilhelm der Siegreiche (ſtarb 1482), der die göttingiſche Linie erbte, Wilhelm II (ſtarb 1503). Das mittlere Haus Lüneburg ſetzte das Geſchlecht fort. Im fünfzehnten Jahrhundert hießen die Herzoge: Otto der Lahme (ſtarb 1445), Friedrich der Fromme (ſtarb 1478), Otto der Siegreiche (ſtarb 1471), Heinrich der Mittlere (ſtarb 1532). Die mannichfachen Theilungen und die daraus erfolgenden Erbſchaften gaben zu den heftigſten Streitigkeiten unter den Mitgliedern der Familie Anlaß. Außerdem war das Geſchlecht in die vielfältigſten Fehden mit den benachbarten weltlichen und geiſtlichen Fürſten verwickelt.

Nächſt den Herzogen von Braunſchweig-Lüneburg waren die mächtigſten Landherrn in jenen Gegenden 2) die Grafen von Holſtein. Sie waren aus dem ſchauenburgiſchen Hauſe und hatten faſt ununterbrochen mit den Königen von Dänemark zu kämpfen. Es war eines der rüſtigſten und kriegeriſchſten Geſchlechter. Beſonders zeichnete ſich Adolf IV. aus, der Holſtein vom däniſchen Joche befreite. Er ſtarb 1261. Seine zwei Söhne Johann I. und Gerhard I. theilten mit einander die Grafſchaft, und zwar ſo, daß Johann Wagrien erhielt nebſt Kiel, Gerhard aber Holſtein und Stormarn. Die wagriſche oder kieliſche Linie (Johann I. ſtarb 1264, Johann II., der Einäugige ſtarb 1316, Johann III. ſtarb 1352, Adolf VII. ſtarb 1390) ſtarb am Ende des vierzehnten Jahrhunderts aus. Die holſtein-ſtormariſche zählte mehrere bedeutende Perſönlichkeiten. Gerhard, der Stifter (ſtarb 1285) hatte zwei Söhne, Heinrich I. und Gerhard II. oder den Blinden. Der Letztere iſt der Ahnherr der nachmaligen Grafen von Schauenburg und Pinneberg. Heinrich I. ſetzte die Hauptlinie fort. Er ſtarb 1310. Sein Nachfolger war Gerhard der Große (ſtarb 1340), ein gewaltiger Krieger, der namentlich gegen die Könige von Dänemark auf das Ruhmvollſte ſtritt und ihnen, nachdem er zwei Könige gefangen genommen, auch Jütland abnahm. Er hatte zwei ebenſo tapfere Söhne, Heinrich II., den Eiſernen (ſta:b 1381), weit und breit berühmt als kühner Ritter, und Nikolaus (ſtarb 1400), welcher Wagrien erbte. Da dieſer keine Kinder hatte, ſo erbten die drei Söhne Heinrich's des Eiſernen, Heinrich, Adolf und Gerhard ſämmtliche holſteiniſche Beſitzungen. Auch das Herzogthum Schleswig erwarben ſie, womit ſie die Königin Margaretha von Schweden belehnte. Aber ihr Geſchlecht ſtarb bereits im Jahre 1459 aus, worauf Schleswig und Holſtein an den König Chriſtian I. von Dänemark fielen, welchen als Grafen von Oldenburg und Erben der holſteiniſchen Grafen die Stände zu ihrem Herzog erwählten.

3) Die Herzoge von Sachſen-Lauenburg werden wir bei den ſächſiſchen Häuſern erwähnen.

b) Geiſtliche Gebiete.

Unter den geiſtlichen Gebieten Niederſachſens nimmt ohnſtreitig den erſten Rang 1) das Erzſtift Bremen ein, welches ein wohlabgerundetes Gebiet war und an Größe der Grafſchaft Holſtein nicht viel nachgeben mochte. Sodann waren anſehnliche Gebiete 2) das Biſthum Verden; 3) das Biſthum Hildesheim; 4) das Biſthum Halberſtadt; 5) das Biſthum Lübeck; 6) die Abtei Quedlinburg.

II. Weſtphalen.

a) Weltliche Gebiete.

Hier hat ſich keine einzige weltliche Herrſchaft mit anſehnlichem Beſitzthum und hervorragendem Uebergewicht über die anderen herausgebildet. Es beſtanden hier vielmehr eine Menge von Grafſchaften mit ſo ziemlich gleichgroßen Gebieten: 1) die Grafſchaft Oldenburg; 2) die Grafſchaft Hoya; 3) die Herrſchaft Diepholz; 4) die Grafſchaft Schauenburg; 5) die Grafſchaft Ravensburg; 6) die Grafſchaft Lippe; 7) die Grafſchaft Tecklenburg; 8) die Grafſchaft Bentheim; 9) die Grafſchaft Dortmund.

b) Geiſtliche Beſitzungen.

Deſto bedeutender ſind die geiſtlichen Beſitzungen in Weſtphalen, welche die weltlichen an Größe weitaus übertreffen. Ein großer Theil des Landes gehörte unter dem Titel des Herzogthums von Weſtphalen an das Erzſtift Köln. Noch größer, als dieſes, war 2) das Gebiet des Bisthums Münſter. Auch die Gebiete der übrigen Bisthümer waren noch ſehr anſehnlich, nämlich 3) das Bisthum Osnabrück; 4) das Bisthum Minden; 5) das Bisthum Paderborn.

III. Niederlande.

a) Weltliche Gebiete.

Unter den niederländiſchen Fürſtenthümern, die ſich wegen der Menge von volkreichen Städten faſt alle durch außerordentlichen Reichthum und äußerſt bewegtes Leben auszeichneten, war das bedeutendſte 1) das Herzogthum Brabant, zu dem ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts auch das Herzogthum Limburg gehörte. Die Löwen'ſche Familie, welche dasſelbe ſeit drei Jahrhunderten regierte, ſtarb im Jahre 1355 aus mit Johann III. Die älteſte Tochter desſelben, Johanna, war die Wittwe des Grafen Wilhelm IV. von Holland, heirathete aber nachher den Herzog Wenzel von Lützelburg, den Bruder Kaiſer Karl's IV., welcher von den Ständen als Herzog anerkannt wurde. Der Graf Ludwig von Flandern aber, welcher eine zweite Tochter des Herzogs zur Gemahlin hatte, machte ebenfalls Anſprüche auf Brabant, und Wenzel mußte ihm Antwerpen und Mecheln abtreten. Nach Wenzel's Tode (geſtorben 1382) vermachte Johanna das Herzogthum an ihren Neffen Anton, zweiten Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, welcher im Jahre 1406 die Regierung antrat.

2) Die Grafſchaften Holland, Seeland und ein Theil von Friesland gehörten ſchon ſeit dem dreizehnten Jahrhundert Einem Geſchlechte. Aus dieſem ſtammte der deutſche König Wilhelm, der im Jahre 1256 in einem Treffen gegen die Frieſen ſeinen Tod fand. Ihm folgte ſein Sohn Florenz V., der von ſeinen eigenen Baronen

ermordet wurde. Mit ihm ſtarb 1299 der ältere Grafenſtamm aus. Jetzt kam Holland an die nächſten Erben, an die Grafen von Hennegau aus dem Stamme der Avesnes. Dieſe hatten ſich, da die Flanderer und die Biſchöfe von Utrecht ebenfalls Anſprüche auf Holland erhoben, anfangs gegen viele Feinde zu vertheidigen. Aber auch dieſer Stamm ſtarb mit Wilhelm IV. (1337—1345) aus, worauf denn Holland durch ſeine älteſte Schweſter Margaretha, Gemahlin Kaiſer Ludwig's, an Baiern kam. Margaretha behielt zuerſt Hennegau für ſich und überließ die Regierung Hollands ihrem Sohne Wilhelm. Sie kam indeſſen bald mit ihm in Zerwürfniß und Krieg, der erſt 1354 geendet wurde. Bald darauf wurde Wilhelm wahnſinnig und ſein jüngerer Bruder Albrecht übernahm nunmehr die Regierung, die er ſehr unrühmlich bis zum Jahre 1404 fortführte, wo er ſtarb. Sein Sohn Wilhelm (geſtorben 1417) hinterließ nur eine Tochter, Jakobäa, anfangs vermählt mit Johann von Brabant, dem Sohne jenes burgundiſchen Prinzen Anton, den wir bei Brabant erwähnt, von dem ſie jedoch ſpäter wieder geſchieden wurde. Sie ſtarb nach einer Reihe der abenteuerlichſten und zugleich traurigſten Schickſale im Jahre 1436, worauf Holland ebenfalls an Burgund fiel.

3) Die Grafſchaft Flandern gehörte theilweiſe zu Frankreich, theilweiſe zu Deutſchland. Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts herrſchte daſelbſt das Geſchlecht der Dampierre, welches in die heftigſten Kriege mit Frankreich, mit Hennegau und mit Holland verflochten ward. In den engliſchen Kriegen traten aber die Grafen auf die Seite Frankreichs, während die Einwohnerſchaft die Partei Englands nahm. Der letzte Graf, Ludwig, welcher im Jahre 1388 ſtarb, hinterließ nur eine Tochter, welche den Herzog Philipp von Burgund heirathete, wodurch dieſes Land an die Herzoge von Burgund kam.

4) Die Grafen von Geldern waren ein altes ſtreitbares Geſchlecht. Ludwig der Baier erhob 1339 die Grafſchaft zu einem Herzogthum, wegen der vielen treuen Dienſte, die ihm Graf Reinhold II. geleiſtet hatte. Dieſer hinterließ zwei Söhne, Reinhold III. und Eduard, welche ſich um die Herrſchaft ſtritten, bis endlich Eduard 1361 den Sieg davon trug. Da dieſer aber 1371 ohne Erben ſtarb ſo fiel Geldern an ſeinen Neffen, den Herzog Wilhelm von Jülich,

und nachher an deſſen Bruder Reinhold IV. Mit ihm erliſcht 1423 auch dieſe Linie und Geldern kam nunmehr an die Egmond's.

Außer dieſen großen und bedeutenden weltlichen Gebieten iſt noch zu erwähnen 5) die Grafſchaft Namur, welche ebenfalls dem Dampierre'ſchen Stamme gehörte, der aber im Jahre 1429 ausſtarb, worauf die Grafſchaft an Philipp von Burgund kam, der ſie ſchon vorher dem letzten Grafen abgekauft hatte; 6) die Grafſchaft Zütphen, welche aber früher mit Geldern vereinigt wurde; 7) die Grafſchaft Hoorn.

Etwas weiter hinauf lag 8) die Grafſchaft Lützelburg, von Karl IV. zu einem Herzogthum erhoben, das Stammland des lützelburgiſchen Hauſes. Es wurde dem jüngſten Bruder des deutſchen Kaiſers, Wenzel, überlaſſen, der, wie wir geſehen, ſpäter auch Herzog von Brabant wurde. Nach ſeinem 1382 erfolgten kinderloſen Tode fiel es an den damaligen König Wenzel zurück. Nach dem Ausſterben des lützelburgiſchen Hauſes kam es an Burgund (1444).

b) Geiſtliche Gebiete.

In den Niederlanden beſtanden zwei ſehr bedeutende geiſtliche Gebiete, nämlich 1) das Bisthum Utrecht, 2) das Bisthum Lüttich. Beide beſaßen in frühern Zeiten faſt den ganzen öſtlichen Theil der Niederlande und ſpielten in den Händeln der Fürſten jener Gegenden eine nicht unwichtige Rolle.

IV. Niederrhein.

a) Weltliche Gebiete.

Die beiden Seiten des Niederrheins, etwa von Kleve an bis Andernach hatte ein Geſchlecht inne, das aus einem uralten Stamme entſproſſen war, aus dem Stamme der Grafen von Teiſterband, welche bereits in dem karolingiſchen Zeitalter jene Gegenden beherrſchten. Im Laufe der Jahrhunderte trennte ſich dieſes Geſchlecht in mehrere ſelbſtſtändige Zweige, welche vier Grafſchaften bildeten, nämlich 1) die Grafſchaft Kleve; 2) die Grafſchaft Jülich auf der linken Seite des Rheins; 3) die Grafſchaft Berg auf der rechten Seite und unmittelbar hinter ihr 4) die Grafſchaft Altena, welche ſpäter die Mark genannt ward. Dieſe Geſchlechter waren die angeſehenſten in jenen Gegenden und griffen oft ſehr bedeutend in die Verhältniſſe der benachbarten Niederlande ein, ſowie ſie auch in den allgemeinen Verhältniſſen des deutſchen Reiches eine Rolle ſpielten, ſo Wilhelm von Jülich unter Ludwig, weshalb ſie denn im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu Herzogen erhoben wurden. Im vierzehnten Jahrhundert ſtarben ſie zum Theil aus, die übrig bleibenden erbten dann die Beſitzungen der Ausgeſtorbenen. Im Jahre 1348 nämlich ſtarb der letzte Graf von Berg, Adolf VIII. Dieſer hatte nur eine Tochter, Margaretha, welche an den Grafen von Ravensburg in Weſtphalen verheirathet war. Durch dieſe Ehe kamen Berg und Ravensburg zuſammen. Beide hinterließen aber ebenfalls nur eine Tochter, Margaretha. Dieſe war die Gemahlin des Grafen Gerhard von Jülich (1361), wodurch denn Berg, Jülich und Ravensburg zuſammen fielen. Bald darauf, 1368, ſtarb der alte Stamm der Grafen von Kleve mit Johann II. aus. Die Nichte desſelben, Margaretha, welche die Grafſchaft erbte, war mit dem Grafen Adolf von Mark vermählt, wodurch denn die Grafſchaften Kleve und Mark zuſammen fielen. Der Sohn dieſer Ehe war Adolf V., welcher einen heftigen Krieg mit den Herzogen von Jülich zu führen hatte, aus dem er aber ſiegreich hervorging. Sein Enkel Johann III. brachte endlich im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts alle dieſe Grafſchaften zuſammen, indem er die Erbin von Jülich und Berg, Marie, das einzige Kind des letzten Herzogs von Jülich, heirathete.

Außer dieſen Gebieten ſind noch folgende zu nennen, die ſich jedoch an Größe und Bedeutung mit ihnen nicht meſſen durften; 5) die Grafſchaft Nuenar; 6) die Grafſchaft Virneburg; 7) die Grafſchaft Blankenheim; 8) die Grafſchaft Reiferſcheid; 9) die Herrſchaft Arenberg; 10) die Grafſchaft Mörs.

b) Geiſtliche Gebiete.

Am Niederrhein gab es nur ein einziges geiſtliches Fürſtenthum, nämlich das Erzſtift und Kurfürſtenthum Köln. Es war aber das anſehnlichſte Gebiet. Schon unter den ſächſiſchen Kaiſern dehnte es ſich längs des linken Rheinufers aus, etwa von Mörs bis Linz. Unter Friedrich dem Rothbart erwarb er ſich einen großen Theil der ehemaligen Beſitzungen Heinrich's des Löwen unter dem Namen eines Herzogthums Weſtphalen. Das auf dieſe Weiſe gewonnene Gebiet auf der rechten Seite des Rheins war ſogar noch größer, als das bereits beſeſſene. Begreiflich reizte ein ſolch anſehnliches

Fürſtenthum die benachbarten großen Geſchlechter, die ſich auch beſtändig um den kölniſchen Kurhut bewarben, wie denn in der That die Erzbiſchöfe größtentheils aus den Geſchlechtern von Berg, Mark, Jülich, Mörs, Weſterburg, Virneburg u. ſ. w. genommen wurden. Die Erzbiſchöfe von Köln, wie ſie ſchon vermöge ihrer kurfürſtlichen Würde auf die allgemeinen Geſchicke Deutſchlands einen großen Einfluß übten, waren auch in ihrem beſchränkteren Wirkungskreis am Niederrhein von einer nicht geringen Bedeutung. Sie waren faſt in alle Händel der dortigen weltlichen Herren verflochten und wußten mit dem Schwerte nicht minder umzugehen, wie mit dem Skapuliere. Aber nicht ſelten erlagen ſie auch ihren Feinden.

V. Mittelrhein.

a) Weltliche Gebiete.

1) Weitaus die mächtigſten Fürſten am Mittelrhein waren die Pfalzgrafen, welche als Kurfürſten in den allgemeinen Angelegenheiten des Reichs zugleich eine bedeutende Rolle ſpielten und die wir ſchon oft haben erwähnen müſſen. Sie waren aus dem wittelsbachiſchen Hauſe und anfänglich zugleich Herzoge von Baiern, bis Kaiſer Ludwig in dem Vertrage von Pavia eine Theilung veranſtaltete, nach welcher die Rheinpfalz nebſt der Oberpfalz ganz allein den Söhnen ſeines Bruders Rudolf (ſtarb 1319) gehören ſollte. Die Söhne Rudolf's I. waren 1) Adolf, 2) Rudolf II., 3) Ruprecht I. oder der Aeltere. Der älteſte, Adolf, ſtarb aber ſehr früh und hinterließ einen Sohn, Ruprecht II. Rudolf II., welcher die Kurwürde führte, ſtarb im Jahre 1355, ohne männliche Nachkommen. Ihm folgte in der Kurwürde ſein Bruder Ruprecht I. oder der Aeltere, welcher im Jahre 1390 gleichfalls ohne männliche Nachkommen ſtarb. Hierauf übernahm die Kur der Sohn Adolf's, Ruprecht II., welcher 1398 ſtarb. Ihm folgte ſein Sohn Ruprecht III., der nachmalige deutſche Kaiſer (ſtarb 1410). Unter dieſen vier Kurfürſten erweiterten ſich die Beſitzungen der rheiniſchen Pfalz anſehnlich durch Kauf und Erbſchaft. Kaiſer Ludwig verpfändete den Pfalzgrafen, wie wir geſehen, mehrere Reichsſtädte, die nie mehr an das Reich zurückkamen, nämlich Annweiler, Eberbach, Mosbach, Neckargemünd, Sinsheim, Germersheim. Unter Karl IV. kamen noch Wolfſtein, Hagenbach, Kaiſerslautern, Odernheim und Oppenheim hinzu.

Ruprecht I. erwarb ſich durch Kauf die Grafſchaft Zweibrücken, Hombach und Bergzabern. Unter Ruprecht III. wurden die Beſitzungen noch weiter ausgedehnt.. Dieſer erwarb die Grafſchaft Simmern und einen Theil der Grafſchaft Sponheim. Die Grafſchaft Veldenz wurde 1440 durch Erbſchaft erworben, ebenſo ein fernerer Theil von Sponheim. Ruprecht III. theilte ſein Beſitzthum unter ſeine vier Söhne, wornach der Aelteſte, Ludwig der Bärtige, die urſprünglichen Beſitzungen nebſt der Kurwürde erhielt, der zweite, Johann, die Oberpfalz, der dritte, Stephan, die Grafſchaft Simmern und Zweibrücken, der vierte endlich Mosbach und Sinsheim.

Mitten und neben dem pfalzgräflichen Gebiete befanden ſich noch mehrere bedeutende Grafſchaften, nämlich: 2) Simmern; 3) Sponheim; 4) Veldenz; 5) Zweibrücken, welche aber, wie wir eben erzählt, im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit der Pfalz vereinigt wurden. Unabhängig blieben: 6) die Grafſchaft Leiningen; 7) die Grafſchaft Falkenſtein; 8) die Rheingrafſchaft. Dieſe Gebiete befanden ſich alle auf dem linken Rheinufer. Auf dem rechten Rheinufer aber von der Pfalzgrafſchaft an bis zum Herzogthum Berg breiteten ſich die Beſitzungen von drei großen mächtigen Geſchlechtern aus. Es waren 9) die Grafen von Katzenellenbogen, welche ſich indeſſen in zwei Häuſer theilten: dem einen gehörten die Beſitzungen unterhalb Mainz, welche auch auf das jenſeitige Ufer hinüberreichten; das andere beſaß die Herrſchaften an der Bergſtraße und Darmſtadt. Das Geſchlecht ſtarb im Jahre 1497 aus und ſeine Beſitzungen kamen durch die Tochter des letzten Grafen an Heſſen. 10) Die Grafen von Naſſau. Auch dieſe theilten ſich bereits am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in zwei Häuſer: in die walramſche Linie, zu welcher der König Adolf gehörte, und in die ottoniſche. Jede dieſer Linien zerfiel aber wieder in mehrere Zweige. König Adolf hinterließ einen Sohn, Gerlach, welcher im Jahre 1357 ſtarb. Dieſer hatte zwei Söhne, Adolf II., welcher die idſtein-wiesbadiſche, und Johann, welcher die weilburgiſche Linie ſtiftete. Was die ottoniſche Linie anbetrifft, welcher Dillenburg, Beilſtein und Siegen gehörte, ſo ſtammen von dieſer die Oranien, die jetzigen Könige der Niederlande ab. Das dritte dieſer großen Geſchlechter an der linken Seite des Mittelrhein waren 11) die Grafen von Iſenburg, welche das ganze Land von der

Grafſchaft Berg bis nach Koblenz beherrſchten und bis in die Wetterau ihre Beſitzungen ausdehnten. Dieſes Geſchlecht zerfiel jedoch auch wieder in mehrere Linien, nämlich außer den Grafen von Iſenburg gehörten zu ihr 12) die Grafen von Sayn; 13) die Grafen von Wied und Runkel; 14) die Grafen von Wittgenſtein; 15) die Grafen von Limburg; 16) die Grafen von Weſterburg.

Etwas weiter vom Rheine entfernt in der Wetterau herrſchten folgende Geſchlechter: 17) die Grafen von Solms; 18) die Grafen von Büdingen; 19) die Grafen von Nidda; 20) die Grafen von Hanau; 21) die Herren von Falkenſtein; 22) die Herren von Eppſtein; 23) die Herren von Kronenberg.

b) Geiſtliche Fürſtenthümer.

Am Mittelrhein gab es vier geiſtliche Fürſtenthümer, von denen zwei zu den weitaus bedeutendſten von ganz Deutſchland gehörten. 1) Das Erzſtift und Kurfürſtenthum Trier. Die Beſitzungen Triers waren ſchon im zehnten Jahrhundert ſehr anſehnlich: im vierzehnten erſtreckten ſich dieſelben, von der Sar beginnend, hinter der Pfalz der Moſel entlang bis an den Rhein, deſſen linkes Ufer von Weſel bis Koblenz ſie einnahmen, und von deſſen rechtem mehrere Punkte ihm ebenfalls gehörten. Trier war das geſchloſſenſte, wohl abgerundeteſte geiſtliche Gebiet am Rhein. Es übte während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts einen höchſt bedeutenden Einfluß aus, der ſogar mitunter den von Mainz überſtieg. Und zwar beſonders durch zwei Fürſten, die ungewöhnlich lange regiert haben. Der eine dieſer Fürſten war Balduin von Lützelburg, den wir in dieſer Geſchichte ſchon oft erwähnt. Er regierte von 1307 bis 1354. Dies war ein ausgezeichneter Fürſt. Wir haben bereits geſehen, mit welcher Macht er in die Geſchicke des Reiches eingriff. Zu Hauſe war er nicht minder rühmlich bekannt als vortrefflicher Haushalter, wie als rüſtiger Krieger, der ſich nicht ſelten mit den benachbarten Grafengeſchlechtern herumzuſchlagen hatte, aber doch gegen alle ſie behauptete. Eine Zeit lang hatte er noch außer Trier drei Stifter in Verwaltung, nämlich Mainz, Worms, Speier. Damals war er ohne Widerrede der mächtigſte Fürſt am Rhein. Unter ihm vermehrte ſich das trieriſche Gebiet um ein Drittel, die Einkünfte aber um die Hälfte. Wir haben bereits bemerkt, wie reichlich er ſich von ſeinem Bruder Heinrich VII. und von Ludwig dem Baiern beſchenken ließ. Nach Balduin regierte Boemund, Graf von Sarbrücken, bis zum Jahre 1367. Dieſer erwählte zu ſeinem Gehülfen Kuno von Falkenſtein, der ſpäter auch Erzbiſchof wurde. Dieſer Kuno war ein äußerſt tapferer Fürſt und weit mehr Krieger und Staatsmann, denn Prieſter. Im Munde des Volks hieß er daher nur der Ritter Kuno. Schon ehe er Erzbiſchof von Trier wurde, hatte er bewieſen, daß er es verſtünde, ein Erzſtift zu vertheidigen und mit den Waffen zu behaupten. Er war vom Mainzer Domkapitel zum Verwalter des Erzſtifts erwählt worden, um dasſelbe für Heinrich von Virneburg gegen den vom Papſt ernannten Gerlach von Naſſau zu vertheidtgen. Dies gelang ihm vollkommen: er trieb die Naſſauer zu Paaren und zwang ſie zum Frieden. Als Kurfürſt von Trier fuhr er in dieſer Weiſe fort. Er hatte während ſeiner ganzen Regierung mit ſeinen unruhigen Nachbarn zu kämpfen, beſonders mit dem Geſchlecht der Iſenburg, war aber immer ſiegreich und erweiterte die trieriſchen Beſitzungen auf Koſten ſeiner Feinde. So erwarb er die Grafſchaft Limburg und noch mehrere andere Plätze auf dem rechten Rheinufer. Einmal, 1368, riefen ihn ſogar auch die Kölner zum Verwalter des Stifts und er half ihnen auch aus der Noth. In hohem Alter iſt er geſtorben, im Jahre 1388.

2) Das Erzbisthum Mainz war dem Range nach das erſte Kurfürſtenthum: es hatte aber nicht das geſchloſſene, zuſammenhängende Gebiet wie Trier, auch nicht wie Köln. Am Rhein beſaß es einen kleinen, aber äußerſt fruchtbaren Landſtrich, nämlich den Rheingau, ferner weiter hinunter Renſe und Lahnſtein, weiter hinauf den ſchönſten und fruchtbarſten Theil der Bergſtraße, Lorſch, Heppenheim, Bensheim u. ſ. w. Aber ſchon im neunten Jahrhundert dehnte es ſeine Herrſchaft bis nach Franken aus, wo es nach und nach den ganzen Länderſtrich zwiſchen Aſchaffenburg und der Grafſchaft Hohenlohe erwarb. Dies war die größte zuſammenhängende Beſitzung des Erzſtifts. Außerdem beſaß es in Thüringen Erfurt mit ſeinem Gebiete, in Heſſen Fritzlar und Amöneburg, in Niederſachſen das Eichsfeld, das ihm von der grubenhagiſchen Familie 1340 verſetzt wurde. Begreiflich gaben dieſe Beſitzungen des Mainzer Erzſtifts Anlaß zu beſtändigen Reibereien mit den Herren der ſie umſchließenden Länder, und ſo hören die Kriege mit den Heſſen, den Thüringern, den Braunſchweigern nicht auf. Um das Erzſtift Mainz ſtritten ſich

von jeher die umliegenden adeligen Geſchlechter, die Eppſteine, die Naſſauer, die Rheingrafen, die Birneburg u. ſ. w. Den größten Einfluß übten aber ohnſtreitig die Eppſteine und die Naſſauer, die mit einander verwandt waren. Die Eppſteine brachten in Zeit von hundert Jahren, nämlich von 1200—1300 vier von ihrer Familie auf den mainziſchen Stuhl, und die Naſſauer begannen ſie ſeit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts abzulöſen, von wo ſie innerhalb eines Jahrhunderts ebenfalls viermal den erzbiſchöflichen Stuhl beſetzten. Dem Mainzer Erzſtift glückte es mit ſeinen Erzbiſchöfen um jene Zeit nicht ſo gut, als dem Trierer. Zuerſt kämpfte Balduin von Trier, der von einem Theil des Domkapitels gewählt worden war, gegen Heinrich von Birneburg, welchen der Papſt beſtellt hatte. Als dann durch den Kaiſer Ludwig zwiſchen Heinrich und Balduin eine Ausſöhnung bewirkt war, derzufolge Heinrich Erzbiſchof von Mainz blieb, ſo dauerte es nicht lange, als gegen Heinrich durch den Papſt in Gerlach von Naſſau ein neuer Gegenerzbiſchof aufgeſtellt ward. Nach dem Tode Heinrich's (1353) und nachdem Kuno von Falkenſtein mit dem Erzſtifte Trier entſchädigt worden, gelang es erſt Gerlach von Naſſau, ſich in Mainz feſtzuſetzen. Er ſtarb 1371. Nach ihm bekam das Erzſtift Johann von Lützelburg, der aber ſchon nach zwei Jahren ſtarb, wie man ſagte, an Gift. Die Naſſauer, welche ſchon nach Gerlach's Tod wieder Einen ihres Geſchlechts auf den erzbiſchöflichen Stuhl erheben wollten, ſtrengten jetzt alle ihre Kräfte an und es gelang ihnen, einen Theil des Domkapitels zu beſtimmen, Adolf von Naſſau zu wählen, der freilich damals noch ein ganz junger Menſch war. Der Papſt aber ſetzte dem Kaiſer Karl zu Gefallen den Biſchof Ludwig von Bamberg ein. Zwiſchen dieſen beiden kam es nun zum Kampfe, aus dem indeſſen der Naſſauer ſiegreich hervorging. Da Ludwig, der indeſſen auch noch Erzbiſchof von Magdeburg geworden, im Jahre 1382 geſtorben, ſo erhielt ſich Adolf im unbeſtrittenen Beſitze des Erzſtifts. Adolf war ein äußerſt kriegeriſcher Fürſt, etwa ebenſo, wie Kuno von Falkenſtein. Er ſchlug ſich während ſeiner Regierung beſtändig mit ſeinen Nachbarn herum, mit den Pfalzgrafen, den Heſſen, den fränkiſchen Grafen, dem Biſchof von Würzburg, und wie ſie alle hießen, wußte ſich aber gegen Alle zu behaupten. Das Volk machte auf ihn den Reim: Der Biſchof Adolf beißt um ſich wie ein Wolf.

Er ſtarb im Jahre 1390. Nach ihm kam Konrad von Weinsberg (ſtarb 1336); hierauf wieder ein Naſſauer, Johann, welcher bis zum Jahre 1419 regierte. Der vierte Naſſauer endlich war Adolf II., der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Gegner Dietrich's von Iſenburg war, auf welche Geſchichte wir ſpäter noch zurückkommen.

3) Das Bisthum Worms, ebenfalls ein ſehr altes Bisthum, iſt früher viel mächtiger geweſen und hat ein ſehr ausgebreitetes Gebiet beſeſſen, verlor aber nach und nach den größten Theil an ſeine übermächtigen Nachbarn, an die Pfalzgrafen, die Grafen von Naſſau, die von Sponheim, die von Katzenellenbogen. Bis zum vierzehnten Jahrhundert waren nur fünf kleine Aemter geblieben: Dirmſtein, Lampertheim, Neuleiningen, Hochheim, Neuhauſen. Auch von inneren Entzweiungen blieb das Stift nicht frei. Beſonders die Familien der Raugrafen von Baierburg und der von Schöneck ſtritten um den Biſchofshut. Die Biſchöfe lebten nicht lange und die Wahlen gaben immer wieder zu neuen Streitigkeiten Anlaß. 4) Deſto bedeutender war das Bisthum Speier. Bereits unter den ſächſiſchen nnd fränkiſchen Kaiſern war ſein Beſitzthum beträchtlich angewachſen. Damals erſtreckte es ſich ſchon auf das rechte Rheinufer bis nach Bruchſal, wo der größte Theil der biſchöflichen Beſitzungen beiſammen war. Im vierzehnten Jahrhundert war es in mehrere Aemter getheilt. Dieſe waren auf der rechten Rheinſeite Bruchſal, Kißlau, Grombach, Rothenburg, Udenheim, Gensberg; auf der linken Kirweiler, Deidesheim, Marientraut. Später kamen auch noch die Abtei Weißenburg im Elſaß hinzu und Odenheim.

VI. Oberrhein.

a) Weltliche Gebiete.

Betrachten wir zuerſt die linke Seite des Rheins, das Elſaß. Hier befanden ſich mehrere adelige Geſchlechter, nämlich 1) die Herren von Bitſch, deren Beſitzungen ſpäter an die Pfalzgrafen kamen; 2) die Grafen von Fleckenſtein; 3) die Grafen von Lützelſtein; 4) die Grafen von Lichtenberg; 5) die Grafen von Dachsburg; 6) die Grafen von Geroldseck; 7) die Herren von Rapoltſtein; 8) die Grafen von Pfirt, welche ſpäter die Habsburger erbten; die wichtigſten aber waren 9) die Habsburger, welche die Landgrafſchaft des obern Elſaſſes inne hatten.

Auf dem rechten Rheinufer waren die Habsburger ebenfalls ſehr begütert, und zwar wiederum in den oberen Theilen; ſo erwarben ſie im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts den größten Theil des Breisgau. Außer ihnen aber war das mächtigſte Geſchlecht in jenen Gegenden 10) das Zähringiſche, welches die Markgrafſchaft Baden inne hatte, deren Beſitzungen längs des Rheins von Freiburg an bis Bretten ſich erſtreckten, allerdings mehrmals durch fremde Gebiete unterbrochen, wie durch die Landgrafſchaft Breisgau und durch die Ortenau, nach welcher Landvogtei ſie aber beſtändig trachteten und die ihnen von den deutſchen Kaiſern öfters übergeben wurde. Die badiſchen Lande wurden aber bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durch viele Theilungen zerriſſen. Rudolf I. (ſtarb 1258), welcher durch Heirath einen Theil der Grafſchaft Eberſtein an ſich brachte, hinterließ vier Söhne: 1) Hermann VII. (ſtarb 1291); 2) Rudolf II. (ſtarb 1295); 3) Hatto; 4) Rudolf III., welche ſich in die Beſitzungen ihres Vaters theilten und dieſelben noch zu vermehren trachteten, namentlich durch mehrere Reichsſtädte, die ſie ſich von dem Kaiſer Ludwig verpfänden ließen. Indeſſen nur der älteſte dieſer Brüder, Hermann VII., ſetzte den Stamm fort. Er hinterließ zwei Söhne: 1) Friedrich II. (ſtarb 1333); 2 Rudolf IV. (ſtarb 1348), welche die Beſitzungen ihrer Oheime erbten. Dieſe beiden Brüder theilten ſo mit einander, daß Rudolf Pforzheim erhielt, Friedrich die oberen Lande. Auch ſie wurden vom Kaiſer Ludwig ſehr begünſtigt, der ihnen Zölle geſtattete und die Städte Ortenberg, Offenburg, Gengenbach, Zell an ſie verſetzte, ſowie er ihnen auch die Landvogtei Ortenau übergab. Friedrich II. hinterließ einen Sohn Hermann IX., der von Ludwig ſowohl als Karl IV. ſehr begünſtigt wurde und im Jahre 1352 ſtarb, ohne männliche Nachkommen, worauf ſein Antheil an die Linie Rudolf's IV. fiel. Dieſer Rudolf IV. hatte zwei Söhne: 1) Friedrich III. (ſtarb 1353); 2) Rudolf V. (ſtarb 1361). Jener hatte ſeinen Sitz zu Baden, dieſer zu Pforzheim. Auch dieſe beiden Brüder wurden von Kaiſer Karl IV. ſehr bevorzugt. Gegen Rudolf mußte indeſſen ſpäter der Landfriede aufgeboten werden. Da er keine Erben hinterließ, ſo fiel ſein Antheil an den Sohn Friedrich's III., Rudolf VI., welcher ſomit 1361 alle badiſchen Lande wieder vereinigte. Rudolf VI. hinterließ bei ſeinem 1372 erfolgenden Tode zwei Söhne: 1) Bernhard, 2) Rudolf VII., welche wieder mit einander theilten, und zwar ſo, daß Rudolf die oberen, Bernhard die unteren Lande erhielt. Dieſe beiden Markgrafen ſpielten in den Fehden und Kämpfen des letzten Viertels des vierzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle und wir werden noch öfter auf ſie zurückkommen. Der jüngere, Rudolf, ſtarb aber im Jahre 1391 ohne männliche Nachkommen, und ſo vereinigte ſein Bruder Bernhard wieder alle badiſchen Lande. Dieſer Fürſt erweiterte ſein Gebiet durch mehrere Erwerbungen, namentlich durch das Gebiet der Markgrafen von Hachberg im obern Breisgau. Er ſtarb 1431 und von nun an blieben die badiſchen Lande ein Jahrhundert ungetheilt. Bernhard's Sohn Jakob ſtarb 1453. Dann folgte ihm Karl, von 1453 bis 1475, und Chriſtoph I., von 1475 bis 1527.

Außer dem badiſchen Hauſe herrſchten in jenen Gegenden noch mehrere Geſchlechter, von denen wir nur folgende anführen: 11) die Markgrafen von Hachberg, aus demſelben Stamme mit dem badiſchen entſproſſen, welche im Breisgau angeſeſſen waren. Sie theilten ſich aber im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in zwei Linien, in die Linie Hachberg-Hachberg und in die Linie Hachberg-Sauſenberg. Die Beſitzungen der erſteren kamen 1415 durch Kauf an den Markgraf Bernhard von Baden, die andere ſtarb Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts aus und fiel vermöge Erbvertrags ebenfalls an Baden. 12) Die Grafen von Freiburg aus dem Stamme der Grafen von Fürſtenberg, deren Gebiet aber in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an Oeſterreich fiel; 13) die Grafen von Eberſtein, welche einen Theil ihrer Beſitzungen an das badiſche Haus verkauften; 14) die Grafen von Geroldseck, welche, wie wir geſehen, auch im Elſaß angeſeſſen waren.

b) Geiſtliche Gebiete.

Weitaus das mächtigſte geiſtliche Gebiet war 1) das Bisthum Straßburg, welches nicht nur faſt den ganzen mittleren Theil des Elſaſſes beſaß, ſondern auch auf das rechte Rheinufer in das Badiſche hinübergriff. Hier wußte es ſich im vierzehnten Jahrhundert ſogar die ganze Ortenau zu verſchaffen, die es jedoch nicht zu behaupten vermochte: Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde ſie an die Pfalz verſetzt. Die Biſchöfe von Straßburg waren nicht minder ſtreitbare Kirchenfürſten, wie die von Mainz und Trier, und lagen namentlich mit den Markgrafen von Baden und den vielen ſie umgebenden Grafengeſchlechtern in vielfältigem Streite. Großen Einfluß auf das Bisthum hatten beſonders die Grafen von Geroldseck und die von Lichtenberg, von welchen Geſchlechtern häufig die Biſchöfe genommen wurden. 2) Das Bisthum Baſel, ebenfalls ein ſehr anſehnliches Stift, deſſen beträchtliche Beſitzungen im Burgundiſchen lagen.

VII. Lothringen und Burgund.

Ehe wir uns in das Innere von Deutſchland wenden, erwähnen wir noch kurz zwei überrheiniſche Länder, welche zwar dem deutſchen Reiche ziemlich entfremdet waren, aber immer noch zu ihm gehörten. Das eine iſt Lothringen. Von weltlichen Beſitzungen iſt zu nennen: 1) das Herzogthum Lothringen, von einem alten Geſchlechte inne gehabt, welches bis in das fünfzehnte Jahrhundert blühte, dann aber durch Heirath an einen anjouiſchen Zweig überging; 2) das Herzogthum Bar; 3) die Grafſchaft Sarbrücken; 4) die Grafſchaft Sarwerden; 5) die Grafſchaft Salm. Von geiſtlichen Gebieten die reichen Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Die Grafſchaft Burgund fiel Anfang des vierzehnten Jahrhunderts durch Heirath an den König von Frankreich, welcher einen ſeiner Söhne, Philipp den Kühnen, damit belehnte. Außer ihr noch zu nennen die Grafſchaft Mömpelgard, welche Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch Heirath an Würtemberg kam.

VIII. Schwaben.

a) Weltliche Gebiete.

Das Herzogthum Schwaben hatte ſich ſeit dem Untergange der Hohenſtaufen in eine Menge von kleineren und größeren Herrſchaften aufgelöst, welche keinen Herrn über ſich anerkannten als den Kaiſer, alſo unmittelbare Reichsſtände wurden. Die vorzüglichſten Geſchlechter, welche derartige Herrſchaften beſaßen, waren 1) die Herzoge von Teck; 2) die Pfalzgrafen von Tübingen; 3) die Markgrafen von Burgau; 4) die Grafen von Hohenberg; 5) die Grafen von Montfort, welche in Sigmaringen, in Tettnang, in Bregenz, in Feldkirch, in Scheer ihre Beſitzungen hatten; 6) die Grafen von Werdenberg; 7) die Grafen von Waldburg; 8) die Grafen von Fürſtenberg; 9) die Grafen von Zollern; 10) die Grafen von Graisbach; 11) die Grafen von Schelklingen; 12) die Grafen von Vayhingen; 13) die Grafen von Helfenſtein; 14) die Grafen von Oettingen; 15) die Herren von Rechberg; 16) die Grafen von Asperg; 17) die Grafen von Veringen; 18) die Grafen von Nellenburg. Alle dieſe aber wurden von zwei Geſchlechtern überragt, von denen ſich das eine in Oberſchwaben, das andere in Niederſchwaben ausbreitete, nämlich 19) von den Habsburgern und 20) von den Grafen von Würtemberg.

Was die Habsburger anbetrifft, ſo verloren ſie zwar im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts den größten Theil ihrer ausgedehnten Beſitzungen in der Schweiz. Dagegen breiteten ſie ſich am Oberrhein und am Bodenſee aus bis an die Donau, ja noch über dieſelbe hinüber. Beſonders unter König Albrecht wurden viele und bedeutende Erwerbungen gemacht, theils durch Kauf, theils durch Erbſchaft oder in anderer Weiſe. So kam unter ihm die Markgrafſchaft Burgau, die Grafſchaft Veringen, Sigmaringen, Scheer, ein Theil der Grafſchaft Nellenburg, anderer und geringerer Erwerbungen zu geſchweigen, an das Haus Habsburg. Seine Nachfolger ſetzten dieſe Bemühungen fort, und wir haben bereits geſehen, wie ſie im Breisgau um ſich gegriffen.

Wie die Habsburger in Oberſchwaben, ſo ſuchten die Grafen von Würtemberg in den unteren Theilen ſich zu vergrößern. Dieſes Geſchlecht iſt aber erſt in den Zeiten der Zwiſchenherrſchaft emporgekommen, wo Ulrich mit dem Daumen durch die Erwerbung der Grafſchaft Urach (1253) den Grund zu der raſch emporſteigenden Größe des Hauſes legte, und ſein Sohn Eberhard der Erlauchte (von 1265—1325) in Zeit von wenigen Jahren den Beſitzſtand ſeines Hauſes durch eine Reihe von Ankäufen um das Doppelte vermehrte. Dieſer Eberhard war ein vortrefflicher Wirthſchafter, der beſtändig bei Kaſſe war und die Noth der anderen ſchwäbiſchen Grafengeſchlechter, welche durch ihre Verſchwendung oft gezwungen waren, ihre Beſitzungen zu veräußern, auf das Beſte zu benutzen wußte. So kaufte er von den Herzogen von Teck, von den Pfalzgrafen von Tübingen, von den Grafen von Asperg und von einer Menge anderer kleinerer und größerer Herren entweder ihre ſämmtlichen Beſitzungen, wie z. B. von den Pfalzgrafen, oder doch einen anſehnlichen Theil. Aber dieſer Eberhard war ein ebenſo tapferer

Kriegsheld, als er ein guter Wirthſchafter war und nicht minder ein gewiegter Staatsmann. Er hat die Regierungen fünf deutſcher Könige erlebt und ſich während derſelben immer zu behaupten gewußt, obſchon er mit allen in Streit gelegen, da er ſeinen eigenen Weg ging, welcher ſelten mit dem Vortheil ſeiner Nebenmenſchen oder des Reiches übereinſtimmte. „Gottes Freund und aller Welt Feind" war ſein Wahlſpruch. Unter Heinrich VII. wurde er zwar von Land und Leuten vertrieben, aber in den Zeiten des Streites zwiſchen Friedrich und Ludwig ſetzte er ſich wieder in den Beſitz aller ſeiner Lande, wurde von beiden Gegenkönigen geſucht und benutzte dieſes vortrefflich zur ferneren Vergrößerung ſeiner Macht. Sein Sohn Ulrich (ſtarb 1344) ſetzte dieſe Erwerbungen fort, und nicht minder der Sohn dieſes Grafen, Eberhard, zubenannt der Greiner oder der Rauſchbart, welcher bis zum Jahre 1390 lebte. Dieſer Eberhard der Greiner ſpielt in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eine ſehr wichtige Rolle in der allgemeinen Geſchichte des deutſchen Reiches, und wir werden auf ihn noch öfter zurückkommen. Nach ſeinem Tode folgte, da Eberhard's Sohn Ulrich bereits 1388 ſeinen Tod gefunden, ſein Enkel Eberhard der Milde (ſtarb 1417), hierauf Eberhard der Jüngere (ſtarb 1419), welcher durch ſeine Gemahlin die Grafſchaft Mömpelgardt erbte, und deſſen Söhne, Ludwig der Aeltere und Ulrich der Vielgeliebte ſich in die Länder theilten, die aber ſchon unter dem Sohne des Letztern ſich wieder vereinigten.

b) Geiſtliche Gebiete.

Das größte geiſtliche Gebiet in Schwaben war ohnſtreitig 1) das Bisthum Augsburg, welches ſich von der Stadt Augsburg an längs der baieriſchen Gränze bis nach Tyrol ausdehnte. Bei weitem kleiner war das Gebiet 2) des Bisthums Konſtanz und 3) des Bisthums Chur. Dagegen war 4) die Abtei Kempten von ſehr anſehnlichen Beſitzungen; ebenſo 5) die Abtei Elwangen; jene in Oberſchwaben, dieſe in Niederſchwaben.

IX. Baiern.

a) Weltliche Gebiete.

Während das Herzogthum Schwaben ſich in eine Menge von Herrſchaften auflöſte, trat der entgegengeſetzte Fall mit dem Herzogthum Baiern ein, welches unter dem Geſchlechte der Wittelsbacher beiſammen blieb und ſich zu einem geſchloſſenen großen Gebiete geſtalten zu wollen ſchien. Dies lag wenigſtens im Plane Ludwig des Baiern, welcher, wie wir geſehen, in ſeinem letzten Willen verordnete, daß Baiern mindeſtens zwanzig Jahre nach ſeinem Tode ungetheilt bleiben ſollte. Seine ſechs Söhne erfüllten aber nicht des Vaters Wunſch, ſondern theilten ſofort in folgender Weiſe. Ludwig der Brandenburg erherrſchte in Tyrol und zugleich mit ſeinen Brüdern Ludwig dem Römer und Otto in Oberbaiern und Brandenburg; Stephan mit der Hafte in Niederbaiern, Wilhelm und Albrecht in Straubing und in den Niederlanden. Ludwig trat aber ſchon im Jahre 1350 die Mark Brandenburg ſeinen Brüdern Ludwig dem Römer und Otto ab und behielt für ſich Tyrol und Oberbaiern. Er ſtarb im Jahre 1361 und hinterließ einen einzigen Sohn, Meinhard, der ihn nur zwei Jahre überlebte, worauf Tyrol von ſeiner Mutter, Margaretha Maultaſch, den Habsburgern vermacht wurde. Ludwig der Römer ſtarb bereits 1363, ohne Kinder zu hinterlaſſen, und Otto, welcher 1379 ſtarb, verkaufte noch vor ſeinem Tode (1373) die Mark Brandenburg an Karl IV. Auf dieſe Weiſe gingen die von Ludwig dem Baiern erworbenen Länder wieder alle verloren — die niederländiſchen folgten im fünfzehnten Jahrhundert — und es blieben nur die baieriſchen beiſammen, welche glücklicher Weiſe wieder unter Eine Hand kamen. Stephan mit der Hafte vereinigte nämlich mit Ausnahme des kleinen Antheils ſeiner niederländiſchen Brüder alle baieriſchen Lande. Nach ſeinem Tode (1377) regierten ſeine drei Söhne zuerſt gemeinſchaftlich, aber 1392 theilten ſie wiederum und ſtifteten drei Linien. Der älteſte, Stephan (ſtarb 1416), ſtiftete die ingolſtädtiſche Linie; der zweite, Friedrich (ſtarb 1393), die landshutiſche; der dritte, Johann (ſtarb 1397), die münchener Linie. Von dieſen drei Linien ſtarb die ingolſtädtiſche bereits 1447 aus mit dem Sohne Stephan's, Ludwig dem Bärtigen. Die landshuter (Heinrich der Reiche ſtarb 1450; Ludwig der Reiche ſtarb 1479) ſtarb mit des Letztern Sohne, Georg dem Reichen, im Jahre 1503 gleichfalls aus, worauf die münchener Linie die baieriſchen Lande wiederum vereinigte. Der Stifter dieſer Linie, Johann, hatte zwei Söhne, Wilhelm und Ernſt. Von dieſen ſtarb Wilhelm bereits 1435. Ernſt (ſtarb 1438) führte die Regierung. Sein Sohn

Albrecht III. (ſtarb 1460) hatte fünf Söhne, die ſich alle um die Herrſchaft ſtritten. Da indeſſen die Einen bald ohne Kinder ſtarben, die Anderen zuletzt nachgaben, ſo behielt die Regierung Albrecht IV., der Weiſe (ſtarb 1508), allein, unter welchem endlich die Vereinigung der verſchiedenen baieriſchen Lande vor ſich ging.

b) Geiſtliche Gebiete.

Im Baieriſchen gab es drei Bisthümer: 1) das Bisthum Freiſing; 2) das Bisthum Regensburg; 3) das Bisthum Paſſau. Zwiſchen Baiern und Oeſterreich dehnte ſich 4) das Erzbisthum Salzburg aus, das größte geiſtliche Gebiet im Oſten Deutſchlands, welches nicht nur mit den rheiniſchen Erzbisthümern an Umfang wetteifern konnte, ſondern ſie auch noch übertraf. Denn außerdem, daß es zwiſchen Baiern und Oeſterreich ein geſchloſſenes, wohl abgerundetes Gebiet beſaß, das etwa ein Drittel ſo groß, als ganz Baiern ſein mochte, gehörten dazu eine Menge kleinerer und größerer Beſitzungen in den öſterreichiſchen Ländern. Begreiflich ſpielte es auch in ſtaatlicher Beziehung eine große Rolle in jenen Gegenden und abwechſelnd bewarben ſich die benachbarten Fürſtenthümer um ſeine Freundſchaft oder bekämpften dasſelbe. 5) Die Propſtei Berchtesgaden.

X. Franken.

a) Weltliche Gebiete.

In Franken traten ohngefähr dieſelben Verhältniſſe ein, wie in Schwaben. Nämlich nach dem Sturze der Hohenſtaufen löſte ſich das Herzogthum auf und es thaten ſich mehrere größere und kleinere Geſchlechter hervor, welche die Reichsunmittelbarkeit anſtrebten und zu behaupten wußten. Unter den bedeutenderen Grafengeſchlechtern ſind folgende zu nennen: 1) die Grafen von Hohenlohe; 2) die Grafen von Pappenheim; 3) die Grafen von Erbach; 4) die Grafen von Werthheim; 5) die Grafen von Rineck; 6) die Grafen von Kaſtell; 7) die Grafen von Henneberg; 8) die Herren von Schwarzenberg. Weitaus die mächtigſten unter Allen aber waren 9) die Burggrafen von Nürnberg aus dem Hauſe der Hohenzollern.

Dieſes Geſchlecht ſpielte hier dieſelbe Rolle, wie die Grafen von Würtemberg in Schwaben. Es ſuchte ſich durch Sparſamkeit große Schätze zu ſammeln und verwandte dieſe, um neue Beſitzungen zu erwerben. Zugleich aber bewahrte es mit den Kaiſern ein gutes

Vernehmen, und wußte ſich dadurch von dieſen neue Gerechtſame auszuwirken. Auch dieſes Geſchlecht kam erſt in den Zeiten des Zwiſchenreiches empor. Unter den letzten Hohenſtaufen hatte es allerdings ſchon das Burggrafthum von Nürnberg inne, ſeine Güter erſtreckten ſich aber nur auf einige Weiler und Mühlen in der Nähe der Stadt. In der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts kam durch Erbſchaft und Kauf zwar Einiges hinzu, aber erſt in der zweiten Hälfte begannen ſeine Beſitzungen eine größere Ausdehnung zu gewinnen. Der Burggraf Friedrich III. (1260—1297) ſpielte bereits bei der Wahl Rudolf's von Habsburg und während der ganzen Regierung dieſes Königs eine wichtige Rolle, war ein treuer Anhänger des habsburgiſchen Hauſes und wurde dafür mit neuen Gerechtſamen und Gütern belohnt. Der Sohn desſelben, Friedrich IV. (1297—1332), erlebte die Regierung von drei deutſchen Königen und wußte die Verhältniſſe immer vortrefflich zu ſeinem eigenen Vortheile auszubeuten. Zuerſt unter Albrecht ein Anhänger des habsburgiſchen Hauſes, ſtand er ſpäter doch nicht an, Heinrich VII. mit derſelben Ergebenheit zu dienen, und endlich ſogar auf der Seite Ludwig's des Baiern gegen das Haus Habsburg ſelbſt zu kämpfen. Er hat Ludwig wichtige Dienſte geleiſtet: vorzüglich ſeiner Mitwirkung iſt der Sieg bei Mühldorf zuzuſchreiben. Johann II. (1332—1358) war Anfangs ebenfalls ein treuer Anhänger Ludwig's, aber nach deſſen Tode zögerte er keinen Augenblick, auf die Seite Karl's IV. zu treten und ihm mit Eifer zu dienen. Durch dieſe kluge, rechtzeitige Wechſelung der um die Reichsregierung ſich ſtreitenden Parteien iſt es den Burggrafen gelungen, unter jeder Regierung ihre Gerechtſame, wie ihre Güter zu vermehren. Denn ſie thaten Nichts umſonſt, ſondern ließen ſich jeden Dienſt von dem Kaiſer theuer bezahlen. Dazu kamen dann mehrere Erbſchaften, die ſie machten, und der in der Familie erbliche Geiſt der Sparſamkeit. Schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts waren die Burggrafen die mächtigſten Herren des Frankenlandes. Sie hatten nicht viel weniger als ein Drittel dieſes Landſtriches inne. Sie breiteten ſich beſonders im Südoſten und Oſten Frankens aus, drangen aber bis in die Mitte vor, wo ſie den Aiſchgrund beherrſchten und ſogar einen Theil der Maingegenden. Indeſſen waren dieſe Beſitzungen durch dazwiſchen liegende andere Gebiete vielfach zerriſſen. Friedrich V.

(1358—1398), welcher den Beinamen des Conqueſtor oder des Erwerbers führt, ſuchte nun durch neue Erwerbungen den Beſitzſtand des Hauſes mehr und mehr abzurunden. Er hinterließ zwei Söhne, Johann III. (1398—1420) und Friedrich VI. (1398—1440), welche die fränkiſchen Beſitzungen des Vaters dergeſtalt unter ſich vertheilten, daß Johann das Gebiet oberhalb des Fichtelgebirges oder das Oberland (Hof, Kulmbach, Baireuth ꝛc.), Friedrich die Beſitzungen unterhalb des Gebirges oder das Unterland (Neuſtadt, Ansbach, Gunzenhauſen ꝛc.) erhielt. Da aber Johann III. ohne Kinder ſtarb, ſo vereinigte Friedrich VI. wieder alle Beſitzungen unter ſich. Unter dieſem Friedrich erſtieg das Geſchlecht der Hohenzollern eine neue Stufe der Größe. Er erwarb nämlich 1415 die Mark Brandenburg. Seine drei Söhne theilten zwar die Beſitzungen wieder unter ſich, ſie kamen jedoch unter Albrecht Achilles (1440—1486) nochmals zuſammen. Auf alle dieſe Männer werden wir noch einmal zurückkommen.

b) Geiſtliche Gebiete.

Die geiſtlichen Gebiete waren in Franken, was Einfluß und Macht anbetrifft, verhältnißmäßig ebenſo bedeutend als am Mittelrhein. Sie werden ohngefähr die Hälfte ganz Frankens eingenommen haben. Außer den Beſitzungen, welche 1) das Erzbiſthum Mainz inne hatte, im weſtlichen Theile Frankens, war ohnſtreitig das mächtigſte und einflußreichſte geiſtliche Fürſtenthum 2) das Biſthum Würzburg. Deſſen Gebiet umfaßte ſo ziemlich die ganze Mitte von Franken, dehnte ſich indeſſen mehr gegen den Norden hin aus. Die Biſchöfe von Würzburg maßten ſich die herzogliche Gewalt über Franken an und nannten ſich auch Herzoge von Franken. Nicht ſo groß, aber immerhin noch ſehr anſehnlich war das Gebiet 3) des Biſthums Bamberg, welches in den öſtlichen Theilen Frankens ſich ausbreitete. 4) Das Biſthum Eichſtädt, an der ſüdlichen Gränze Frankens, war noch kleiner. Deſto anſehnlicher 5) die gefürſtete Abtei Fulda im Norden Frankens, deren Beſitzungen ſich bis nach Hammelburg herein erſtreckten. 6) Das Gebiet des Deutſchordens in und um Mergentheim.

XI. Heſſen.

a) Weltliche Gebiete.

1) Heſſen war bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit der Landgrafſchaft Thüringen vereinigt. Als im Jahre 1247 mit

dem Gegenkönige Heinrich Raspe der alte Landgrafenſtamm ausſtarb, ſo ſtritten ſich um die Erbſchaft eine Nichte und ein Neffe von ihm, jene eine Tochter ſeines Bruders, dieſer ein Sohn ſeiner Schweſter, nämlich Sophia, Gemahlin des Herzogs von Brabant, welche die Erbſchaft für ihren Sohn Heinrich das Kind in Anſpruch nahm, und Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, der ſie für ſich ſelber wollte. Im Jahre 1264 ſchloſſen beide kämpfenden Parteien mit einander Frieden, zufolge deſſen Heinrich Thüringen bekam, Sophia aber Heſſen. Heinrich das Kind, welcher von König Adolf zum Reichsfürſten erhoben wurde, regierte bis 1308. Ihm folgte ſein Sohn Otto I. (geſtorben 1328). Hierauf Heinrich II. der Eiſerne (geſtorben 1376), welcher zwar viele Kriege zu beſtehen hatte, aber ſich doch behauptete, ja die Landgrafſchaft um einige Beſitzungen erweiterte. Da ſein Sohn, Otto der Schütz, noch vor ihm geſtorben war, ſo hinterließ er die Regierung ſeinem Neffen Hermann dem Gelehrten, welcher ebenfalls eine Menge von Fehden zu beſtehen hatte und 1413 ſtarb. Deſſen Sohn Ludwig I. (geſtorben 1458) vergrößerte die Landgrafſchaft durch die Erwerbung der Grafſchaft Ziegenhain. Aber ſeine Söhne nahmen nun eine Theilung der Lande vor. Ludwig II. gründete die kaſſel'ſche Linie, Heinrich III. die marburger. Der Letzte erbte 1479 die Grafſchaft Katzenellenbogen und Dietz. Aber ſchon mit ſeinem Sohne Wilhelm III. erloſch dieſe Linie im Jahre 1500, worauf Ludwig's II. Sohn, Wilhelm II. (geſtorben 1509), der Vater Philipp's des Großmüthigen, alle heſſiſchen Lande wieder vereinigte. Außer der Landgrafſchaft Heſſen iſt als reichsunmittelbares Gebiet nur noch zu erwähnen 2) die Grafſchaft Waldeck.

b) Geiſtliche Gebiete.

Außer den Beſitzungen des Erzbisthums Mainz, die wir oben bereits angeführt, zeichnete ſich als größeres geiſtliches Gebiet nur noch die Abtei Hersfeld aus.

XII. Thüringen und Meißen.

a) Weltliche Gebiete.

1) Thüringen kam nach dem Tode Heinrich Raspe's, 1264, an das Haus Wettin. Dieſes beſaß um jene Zeit außer Meißen und dem Oſterland auch noch die Lauſitz. Heinrich der Erlauchte (ge-

ſtorben 1288) vereinigte demnach in ſeinen Händen ein großes Beſitzthum. Er theilte daſſelbe aber unter ſeine drei Söhne, Albrecht den Unartigen, Dietrich und Friedrich; ſo daß Albrecht Thüringen erhielt, die beiden anderen die übrigen Beſitzungen. Dieſe ſtarben jedoch hinweg und ihr Antheil vereinigte ſich auf den Aelteſten. Albrecht der Unartige gerieth aber in die traurigſten Zerwürfniſſe mit ſeinen Söhnen, die wir bereits erwähnt haben. Er ſtarb 1314. Da von ſeinen beiden Söhnen der jüngere, Diezmann, bereits 1307 ermordet ward, ſo fielen wieder die geſammten Beſitzungen auf den Aelteſten, Friedrich mit der gebiſſenen Wange. Dieſer aber führte, nachdem es ihm gelungen, ſeine Beſitzungen gegen das Reich zu behaupten, noch einen unglücklichen Krieg gegen Brandenburg, in Folge deſſen er gezwungen ward, 1317 die Lauſitz an die Mark Brandenburg abzutreten. Er ſtarb 1324, und ihm folgte Friedrich der Ernſthafte (geſtorben 1349), der Tochtermann Ludwig's des Baiern, dem die baieriſche Partei auch nach des Kaiſers Tode die deutſche Krone angeboten. Er hinterließ vier Söhne, Friedrich den Strengen (geſtorben 1381), Balthaſar (geſtorben 1406), Ludwig (geſtorben 1382), Wilhelm den Einäugigen (geſtorben 1407), von denen Ludwig den geiſtlichen Stand ergriff und als erwählter Erzbiſchof von Magdeburg plötzlich ſtarb, die drei anderen aber mit einander theilten, jedoch erſt 1376. Friedrich der Strenge erhielt das Oſterland und Koburg nebſt Zubehör, welches er von ſeiner Frau, einer Tochter des Grafen von Henneberg, erbte, Balthaſar Thüringen, Wilhelm Meißen. Wilhelm ſtarb indeſſen, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen, Balthaſar's Stamm ſtarb mit ſeinem Sohne Friedrich dem Einfältigen (geſtorben 1440) aus; alle Beſitzungen fielen demnach wieder auf den Stamm Friedrich's des Strengen zurück. Der Sohn deſſelben, Friedrich der Streitbare, welcher in den allgemeinen Angelegenheiten des Reichs eine bedeutende Rolle ſpielt, erhielt 1422 auch noch die ſächſiſche Kurwürde nebſt dem damit verbundenen Kurlande, Sachſen Wittenberg, wovon gleich die Rede ſein wird. Er ſtarb 1428 und hinterließ zwei Söhne, Friedrich den Sanftmüthigen (geſtorben 1464) und Wilhelm III. (geſtorben 1482), welche dergeſtalt mit einander theilten, daß jener die Kur, Meißen ꝛc. erhielt, dieſer Thüringen, Oſterland und die fränkiſchen Beſitzungen, nämlich Koburg ꝛc. Da jedoch Wilhelm III. keine

Nachkommen hinterließ, ſo fielen ſämmtliche Beſitzungen wieder auf die Linie Friedrich des Sanftmüthigen. Allein dieſer hatte wiederum zwei Söhne, Ernſt und Albrecht, welche 1484 mit einander theilten und die erneſtiniſche und albertiniſche Linie gründeten. Ernſt erhielt den Kurkreis und Thüringen, Albrecht Meißen und die übrigen Beſitzungen. Die Landgrafen von Thüringen waren in beſtändigen Händeln mit den benachbarten Fürſten, mit den Markgrafen von Brandenburg, den Landgrafen von Heſſen, den Erzbiſchöfen von Mainz, den Herzogen von Braunſchweig und den übrigen Grafengeſchlechtern in Thüringen.

Von dieſen ſind noch zu nennen 2) die Grafen von Reuß; 3) die Grafen von Schwarzburg, welche ſich in die arnſtedtiſche und in die ſondershauſiſche Linie theilten; 4) die Grafen von Gleichen: 5) die Grafen von Beichlingen; 6) die Grafen von Honſtein; 7) die Grafen von Stolberg; 8) die Grafen von Blankenburg; 9) die Grafen von Mansfeld.

b) Geiſtliche Gebiete.

Die geiſtlichen Gebiete in Thüringen und Meißen waren nicht unbedeutend. Außer dem 1) Gebiete von Mainz, von welchem früher ſchon die Rede geweſen, und außer 2) den Beſitzungen von dem Erzbisthum Brandenburg, auf welches wir noch zu ſprechen kommen werden, befanden ſich noch drei biſchöfliche Gebiete daſelbſt, die ziemlich anſehnlich waren, nämlich 3) das Bisthum Merſeburg; 4) das Bisthum Naumburg; 5) das Bisthum Meißen.

XIII. Fürſtenthümer aus dem anhaltiſchen Stamme.

a) Weltliche Gebiete.

Albrecht der Bär, aus dem Stamme der Grafen von Anhalt, der Gegner Heinrich des Löwen, der Gründer der Mark Brandenburg, eroberte auf ſlaviſchem Boden ein kleines Gebiet auf beiden Seiten der Elbe, deſſen Mittelpunkt Wittenberg war. Dieſes nebſt einigen anderen Beſitzungen, wozu beſonders die Grafſchaft Brenn kam, bildete ſeit dem Sturze Heinrich's des Löwen das neue Herzogthum Sachſen. Albrecht's Söhne, Bernhard und Otto, theilten nun ſo mit einander, daß der letztere die Mark Brandenburg (geſtorben 1196) und Bernhard (geſtorben 1212) die anhaltiſchen Länder nebſt dem Herzogthum Sachſen erhielt. Er breitete ſich ſodann auch gegen den Norden hin aus und unterwarf ſich hier Lauenburg, auf der rechten Seite der Elbe zwiſchen Mecklenburg und Holſtein gelegen. Bernhard hinterließ zwei Söhne. Der ältere, Heinrich (geſtorben 1252), nahm für ſich die anhaltiſchen Länder, Albrecht aber (geſtorben 1260) Sachſen und Lauenburg. Deſſen Söhne Johann und Albrecht II. theilten aber wiederum und zwar ſo, daß Johann Lauenburg zu ſeinem Antheil bekam, Albrecht II. aber (geſtorben 1297) das Herzogthum Sachſen-Wittenberg. Die Kurwürde blieb eine Zeit lang gemeinſchaftlich, dann geriethen aber die Linien darüber mit einander in die größten Streitigkeiten, bis ſeit 1356 dieſelbe durch Karl IV. der Linie Sachſen-Wittenberg zugetheilt wurde.

1) Was nun dieſe Linie Sachſen-Wittenberg anbetrifft, ſo folgte auf Albrecht II. ſein Sohn Rudolf I. (1356). Dieſer hatte zwei Söhne, Rudolf II. (geſtorben 1370) und Wenzel (geſtorben 1388), welche nach einander die Kur führten. Mit den zwei Söhnen des Letzteren, Rudolf III. (geſtorben 1419) und Albrecht III. (geſtorben 1422), erloſch dieſe Linie und die Kur nebſt dem dazu gehörigen Gebiete fiel, wie wir geſehen, an die wettiniſche oder thüringiſch-meißniſche Linie.

2) Die Linie Sachſen-Lauenburg wurde, wie geſagt, von Johann gegründet, welcher im Jahre 1285 ſtarb. Er hinterließ drei Söhne, Johann II., Albrecht II. und Erich I., von welchen aber nur der letztere (geſtorben 1360) das Geſchlecht fortſetzte. Dieſer Erich nahm die Rechte der Kur für ſich in Anſpruch, war ein Wähler Günther's von Schwarzburg, erkannte indeſſen nach Günther's Tode Karl IV. an. Da die Linie Sachſen-Wittenberg für Karln geweſen war, ſo iſt es begreiflich, daß Letzterer in der goldenen Bulle die Linie Lauenburg von der Kur ausſchloß. Sie ſuchte ſich einmal dadurch zu entſchädigen, daß ſie mit der Linie Wittenberg einen Erbvertrag ſchloß, zufolge deſſen eine dieſer Linien, wenn ſie ausſtürbe, von der andern beerbt werden ſollte, zweitens durch den Verſuch, Lüneburg zu erwerben. Aber ſie war in beiden unglücklich. Denn Lüneburg blieb nach einem verheerenden langwierigen Kriege, der die Kräfte Lauenburg's erſchöpfte, bei dem Hauſe Braunſchweig, und als im Jahre 1422 die Linie Sachſen-Wittenberg wirklich ausſtarb, ſo wurde ſie, wie wir geſehen, von Lauenburg, trotz des Vertrages, doch nicht beerbt, ſondern der Kaiſer belehnte Friedrich den

Streitbaren von Meißen mit der Kur und Sachſen-Wittenberg. Die Linie Sachſen-Lauenburg gab indeſſen ihre Anſprüche nicht auf und entkräftete ſich durch den Erbfolgeſtreit immer mehr. Dazu kamen noch unglücklich geführte Kriege mit Brandenburg, Holſtein und den andern Nachbarn. Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt ſie ausgeſtorben.

3) Heinrich I., der Stammvater des Fürſtenthums Anhalt, hinterließ drei Söhne. Dieſe theilten das Land mit einander dergeſtalt, daß der älteſte, Heinrich II. (geſtorben 1266) den Harz, Gernrode und Aſchersleben bekam; der zweite, Bernhard I. (geſtorben 1287) Bernburg und Ballenſtedt, der ſomit der Gründer der älteren Bernburger Linie wurde; der dritte endlich, Siegfried (geſtorben 1297), Köthen, Deſſau und Zerbſt. Er iſt der Gründer der älteren Zerbſter Linie. Die Linie Heinrich's II., des älteſten Bruders, ſtarb ſchon im Jahre 1316 aus: ſeine Beſitzungen kamen jedoch an das Bisthum Halberſtadt, dem ſie vermacht waren. Die beiden anderen Linien führten deshalb Krieg mit Halberſtadt, aber ohne Erfolg. Die ältere bernburger Linie, von Bernhard geſtiftet, ſtarb ebenfalls aus, im Jahre 1468. Es blieb alſo nur die ältere zerbſter Linie übrig, welche wieder alle Lande, mit Ausnahme des halberſtadtiſchen Antheils, vereinigte und das Geſchlecht bis auf den heutigen Tag fortpflanzte.

b) Geiſtliche Gebiete.

1) Zwiſchen den Gebieten der Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, der Markgrafen von Brandenburg, der Fürſten von Anhalt und der Herzoge von Sachſen-Wittenberg dehnte ſich das Erzſtift Magdeburg aus, gegründet von Otto dem Großen und bereits von dieſem und den ferneren Königen ſeines Stammes reich beſchenkt. Durch die Auflöſung der Macht Heinrich's des Löwen bekam es einen anſehnlichen Theil von ſeinen Beſitzungen, und um dieſelbe Zeit ſchenkten auch die Markgrafen von Brandenburg ihm beträchtliche Güter. Im vierzehnten Jahrhundert bereits hatte es ſich ſo ausgedehnt, daß es mit den rheiniſchen Erzbisthümern wetteifern konnte. Aber gerade in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts folgten mehrere Erzbiſchöfe auf einander, welche ſehr ſchlechte Haushalter waren und die Güter des Stifts vielfach verſchleuderten. Das Erzbisthum hatte außerdem manche innere und äußere Kriege

zu beſtehen. Beſonders mit den Markgrafen von Brandenburg, den Herzogen von Braunſchweig, den Markgrafen von Meißen, hatte es ſich herumzuſchlagen. 2) Das zweite geiſtliche Gebiet in jenen Fürſtenthümern, das aber mit Magdeburg an Größe und Bedeutung nicht verglichen werden darf, iſt das Bisthum Ratzeburg, im Lauenburgiſchen gelegen.

XIV. Mecklenburg.

a) Weltliche Gebiete.

Mecklenburg gehörte zu dem alten Obotritenland und ſtand unter einheimiſchen ſlaviſchen Fürſten. Von Heinrich dem Löwen unterworfen und zu dem Herzogthume Sachſen geſchlagen, gaben ſie ſich nach Heinrich's Sturz Mühe, in unmittelbare Beziehung zum deutſchen Reiche zu kommen, was ihnen auch gelang. Die regierende Familie theilte ſich bereits im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in vier Linien. Heinrich Borwin II. (geſtorben 1228) hinterließ nämlich vier Söhne. Von dieſen ſtiftete Johann Theologus die mecklenburgiſche Linie, Nikolaus die von Werle oder Güſtrow, Heinrich die von Roſtock, Pribislaw die von Parchim. Bei dieſen Theilungen blieb es aber nicht, ſondern dieſe vier Linien theilten wieder unter ſich, ſo daß ſich das an und für ſich nicht ſehr große Land in eine Menge kleiner Theile auflöste, wodurch es denn auch begreiflich wird, wie die Fürſten mehrmals die Oberhoheit Dänemarks anerkennen mußten. Die beiden letzten Linien ſtarben indeſſen ſchon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts aus und im Jahre 1436 auch die güſtrow'ſche Linie, welche von der mecklenburgiſchen beerbt wurde. Dieſe theilte ſich unter den Söhnen Heinrich's des Löwen von Mecklenburg (geſtorben 1329), einem der größten Fürſten dieſes Landes, wieder in die Linien von Stargard und Schwerin. Die erſtere ging 1471 aus und ſo blieb Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wirklich nur noch eine Linie übrig.

b) Als geiſtliches Gebiet iſt nur das Bisthum Schwerin zu erwähnen.

XV. Pommern.

a) Weltliche Gebiete.

Der ganze Küſtenſtrich von Rügen bis an die Perſante gehörte zum Herzogthum Pommern, das in früheren Zeiten ebenfalls von mehreren einheimiſchen ſlaviſchen Fürſten regiert wurde. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts theilte ſich das herrſchende Haus in zwei Linien, in die Linie Stettin und in die Linie Wolgaſt, letztere auch vorzugsweiſe Pommern genannt. Dieſe erweiterte ihre Beſitzungen am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gegen den Oſten wie gegen den Weſten hin. Dort erwarb ſie einen Theil von Pomerellen, bis an die Leba, hier das Fürſtenthum Rügen. Doch hatten die Fürſten auch beſtändig ſich mit den Nachbarn herumzuſchlagen, mit den Markgrafen von Brandenburg und mit den Königen von Dänemark, welche beide Pommern in Abhängigkeit zu bringen ſuchten. Die Kräfte des Landes waren nun ſehr getheilt. Denn die Hauptlinien zerfielen wieder in mehrere andere, welche nicht ſelten ſich ſelber befehdeten. Erſt gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſtarben die verſchiedenen Linien aus, 1459 eine von den wolgaſtiſchen Linien, 1464 die ſtettiniſche Hauptlinie, ſo daß Bogislav X., der Große, ganz Pommern im Jahre 1479 vereinigen konnte, jedoch nicht ohne mannichfache Streitigkeiten mit Brandenburg.

b) Als geiſtliches Gebiet iſt das ziemlich anſehnliche Bisthum Kammin zu nennen.

XVI. Brandenburg.

a) Weltliche Gebiete.

Wir haben nunmehr alle Gebiete Deutſchlands vor uns vorüberziehen laſſen. Es übrigen nur noch drei, welche aber die weitaus größten waren, indem ſie den ganzen Oſten Deutſchlands einnahmen, nämlich die Mark Brandenburg, das Königreich Böhmen und das Herzogthum Oeſterreich.

Was die Mark Brandenburg anbetrifft, ſo haben wir bereits angeführt, daß dieſelbe von Albrecht dem Bär gegründet wurde. Seine Nachkommen erweiterten aber das urſprüngliche Gebiet, das aus der Altmark und Mittelmark beſtand, ſehr beträchtlich, indem ſie von Pommern die Ukermark, von Polen die Neumark, von Schleſien Lebus, von Böhmen die Oberlauſitz, von Meißen die Niederlauſitz erwarben. Aber das Geſchlecht Albrecht des Bären ſtarb bereits im Jahre 1319 mit Waldemar aus. Hierauf ſuchten die benachbarten Fürſten von der Mark ſo viel an ſich zu reißen, als ihnen möglich war. Der König von Böhmen nahm die Oberlauſitz, der Markgraf von Meißen die Niederlauſitz, Braunſchweig die Altmark; die Ukermark und die Neumark ſuchten die Mecklenburger, Pommern, Polen an ſich zu bringen, und der Herzog Rudolf von Sachſen, wie die Fürſten von Anhalt machten auf die ganze Markgrafſchaft Anſpruch.

Als nun der Kaiſer Ludwig ſeinem Sohne die Mark übergab, ſo hatte dieſer alle Hände voll zu thun, um ſich gegen die vielen Feinde zu behaupten und ihnen die abgeriſſenen Stücke wieder zu nehmen, was ihnen auch nicht mit allen gelang. Bei dem Tode ſeines Vaters erhoben ſich dieſe von Neuem und es kam auch noch der falſche Waldemar hinzu, von welchem oben ſchon die Rede geweſen. In Folge des mit Karl IV. geſchloſſenen Friedens wurde er zwar von dieſem in dem Beſitze der Mark beſtätigt: da er aber überhaupt nicht beliebt war, ſo trat er bereits 1350 die Mark ſeinem Bruder Ludwig dem Römer ab. Nach deſſen bald darauf erfolgenden Tode erhielt ſein Bruder Otto die Mark, der ſie aber außerordentlich ſchlecht verwaltete, und ſie 1373 an Karl IV. verkaufte.

b) Geiſtliche Gebiete.

An geiſtlichen Gebieten iſt außer 1) Beſitzungen vom Erzbiſthum Magdeburg 2) das Biſthum Brandenburg und 3) das Biſthum Havelberg zu nennen.

XVII. Böhmen.

a) Weltliche Gebiete.

Böhmen, ohnſtreitig das größte Fürſtenthum in ganz Deutſchland, beſtand aus vier verſchiedenen Theilen: 1) aus dem Königreiche Böhmen; 2) aus der Markgrafſchaft Mähren; 3) aus den Herzogthümern Schleſien; 4) aus der Lauſitz. Die beiden erſten gehörten bereits beim Beginn unſerer Geſchichte zuſammen, die Lauſitz wurde anfangs von dem Markgrafen von Brandenburg abgeriſſen, aber unter Johann von Lützelburg wieder mit ihr vereinigt, wenigſtens die Oberlauſitz. Die Niederlauſitz fügte erſt Karl IV. hinzu. Was Schleſien anbetrifft, ſo hatte dieſes früher zu Polen gehört. Im zwölften Jahrhundert wurde es in Folge einer Theilung zwiſchen den polniſchen Herrſchern ſelbſtändig, theilte ſich jedoch noch am Ende dieſes Jahrhunderts wieder in Ober- und Niederſchleſien und im dreizehnten entſtanden in Folge fortgeſetzter Theilungen zwiſchen dieſen Hauptlinien eine Menge von Fürſtenthümern, die natürlich ſehr klein waren. In Oberſchleſien die Fürſtenthümer Teſchen, Ratibor, Oppeln, Brieg, Troppau, Jägerndorf, Falkenberg, Auſchwitz, Ribnik, Toſt, Strelitz, Leobſchütz. In Niederſchleſien: Breslau und Liegnitz, Glogau, Schweidnitz, Sagan, Oels, Jauer und Münſterberg. Dieſe kleinen Fürſtenthümer, welche noch dazu mit einander in vielfache Fehden verwickelt waren, konnten natürlich ihre Unabhängigkeit nicht lange behaupten. Schon unter Johann von Lützelburg mußten ſie die Oberhoheit Böhmens anerkennen, unter Karl IV. wurde Schleſien ganz mit Böhmen vereinigt und kam ſomit an Deutſchland.

b) Geiſtliche Gebiete.

Als ſelbſtändiges geiſtliches Gebiet iſt hier nur das Bisthum Breslau in Schleſien zu erwähnen. Das Bisthum Prag wurde zwar 1344 zu einem Erzbisthum erhoben und hatte immerhin anſehnliche, wenn auch zerſtreute Beſitzungen, ſtand aber unter den Königen von Böhmen.

XVII. Oeſterreich.

a) Weltliche Gebiete.

Oeſterreich umfaßte außer den beiden Herzogthümern dieſes Namens die Steyermark, Kärnthen und Krain, ferner die Beſitzungen im vorderen Deutſchland, die wir ſchon bei Schwaben und im Elſaß beſprochen. Im Jahre 1363 kam auch noch die Grafſchaft Tyrol dazu, welche Margaretha Maultaſch ihren Vettern, den Herzogen von Oeſterreich vermachte. Durch dieſe Erwerbung näherte ſich das habsburgiſche Gebiet immer mehr der Abrundung und war überhaupt im ſüdlichen Deutſchland weitaus das größte und mächtigſte. Glücklicher Weiſe wurde es anfangs auch nicht durch vielfache Theilungen zerſplittert. Wir haben bereits bemerkt, wie gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts alle Beſitzungen unter einer einzigen Hand vereinigt wurden, nämlich unter Albrecht dem Weiſen, dem jüngſten Sohne des Königs Albrecht. Er hinterließ bei ſeinem 1358 erfolgenden Tode vier Söhne, von welchen aber der jüngſte ſehr bald ſtarb. Die andern drei waren Rudolf IV., Albrecht III., Leopold III. Von dieſen regierte Rudolf bis zu ſeinem Tode (geſtorben 1365) allein. Dann theilten allerdings ſeine zwei Brüder, Albrecht und Leopold, die ſich überhaupt nicht recht vertrugen, und zwar nach vielen Zwiſtigkeiten dergeſtalt, daß Albrecht Oeſterreich für ſich behielt, während Leopold alle andern bekam. Nach dem Tode dieſer beiden Fürſten wurden aber die Zwiſtigkeiten zwiſchen den Gliedern der Familie immer größer, ebenſo die Theilungen, die bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts währten. Albrecht III. ſtarb 1395. Sein Sohn Albrecht IV. endete bereits 1404 ſein Leben, worauf ſich ſeine Vettern über die Vormundſchaft ſeines einzigen Sohnes Albrecht V. ſtritten. Von dieſem vortrefflichen Fürſten, der 1438 auch Kaiſer wurde, wird noch ſpäter die Rede ſein. Er ſtarb aber ſchon 1440 und erſt nach ſeinem Tode wurde ſein einziger Sohn Ladislaus Poſthumus geboren. Mit ihm (geſtorben 1457), deſſen Vormundſchaft ebenfalls zu den heftigſten Streitigkeiten unter den Habsburgern Anlaß gegeben, ſtarb dieſe Linie aus. Leopold III., der Bruder Albrecht's III., verlor ſein Leben in der Schlacht bei Sempach, 1386. Seine drei Söhne theilten nun dergeſtalt, daß Friedrich IV. Tyrol bekam, Leopold IV. die ſchwäbiſchen Lande, Ernſt Steyermark, Kärnthen und Krain. Von dieſen ſtarb Leopold IV. bereits 1411, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Friedrich IV., mit dem Beinamen mit der leeren Taſche, ſtarb 1439, mit Hinterlaſſung eines einzigen Sohnes Sigismund, welcher 1489 ſtarb, ebenfalls ohne Nachkommen. Der Stamm wurde alſo nur von Ernſt von Steyermark fortgeſetzt. Ernſt, der Eiſerne zubenannt, ſtarb 1424 und hinterließ zwei Söhne, Friedrich, den nachmaligen Kaiſer dieſes Namens, und Albrecht. Beide theilten mit einander und befanden ſich ihr Leben lang in den äußerſten Zerwürfniſſen. Als aber Albrecht 1463 ohne Nachkommen ſtarb, ſo wurden ſämmtliche habsburgiſche Lande von Friedrich wieder vereinigt.

b) Geiſtliche Gebiete.

Von geiſtlichen Gebieten ſind zu nennen 1) die verſchiedenen kleinen Beſitzungen welche das Erzſtift Salzburg in Oeſterreich und Kärnthen beſaß; 2) die Beſitzungen des Bisthums Bamberg in Kärnthen; 3) die Beſitzungen des Bisthums Freiſing in Oeſterreich und Krain; 4) das Bisthum Brixen in Tyrol und Krain.

12. Die Städte.

Was ergibt ſich nun aus vorſtehender Ueberſicht, wobei wir noch einmal wiederholen, daß wir nur die bedeutendſten Fürſtenthümer und Herrſchaften aufgeführt, die zahlloſen kleineren geiſtlichen und weltlichen Gebiete übergangen haben?

Für's Erſte bemerken wir allenthalben das Streben des Fürſtenthums nach Vergrößerung, nach Erweiterung der Macht. Aber neben dieſem Streben treten mehrere Erſcheinungen hervor, welche es wieder bedeutend beſchränken. Einmal nämlich der Mangel an Wirthſchaftlichkeit, ja der Hang zur Verſchwendung, der bei weitaus den meiſten fürſtlichen und gräflichen Geſchlechtern angetroffen wird, und der den Sohn wieder verſchwenden läßt, was etwa der Vater durch Erbſchaft oder Kauf an ſich gebracht hat. Zweitens die vielen Theilungen, wodurch manche an ſich anſehnliche Gebiete ſich wieder in eine Menge kleiner unbedeutender Theile zerſplittern. Drittens das gänzliche Ausſterben mancher Familien mit großen Beſitzthümern, wodurch dieſe entweder dem Reiche anheimfallen oder durch Theilung unter verſchiedene Verwandte ſich ebenfalls zerſplittern. Große Gebiete haben ſich im eigentlichen Deutſchland nur da erhalten, wo die urſprünglichen Nationalherzogthümer oder Markgrafſchaften mit den dazu gehörigen Landſchaften entweder ganz oder zum großen Theile beiſammen geblieben ſind und zwar bei der Familie, welche ſie bereits inne hatte, als die Nationalherzogthümer ſich auflöſten. Dies iſt in Niederſachſen bei Braunſchweig-Lüneburg der Fall, im ſüdlichen Deutſchland bei Baiern und allenfalls der Pfalz, in Mitteldeutſchland bei Thüringen und Meißen. Allein auch dieſe Gebiete ſind nicht geſchloſſen, ſondern fallen durch Theilungen in eine Reihe kleinerer Stücke auseinander, ja die auf ſolche Weiſe auseinandergeriſſenen Stücke eines und deſſelben urſprünglichen großen Beſitzthums ſtehen ſich ſogar oft in feindlichſter Weiſe entgegen. Alles Andere aber zerſplittert ſich in eine Menge größerer und kleinerer Herrſchaften, von welchen jedoch keine einzige groß genug war, um eine ſelbſtſtändige unabhängige Stellung einem größeren Ganzen gegenüber behaupten zu können.

Unter dieſen gibt es allerdings einige aufſtrebende Geſchlechter, wie die Markgrafen von Baden, die Grafen von Würtemberg, die Burggrafen von Nürnberg, die Landgrafen von Heſſen, welche ſich vor den andern durch kluge Sparſamkeit, durch weiſe Benutzung aller günſtigen Umſtände und endlich durch den glücklichen Zufall auszeichnen, daß ſie nicht ſehr zahlreiche Nachkommenſchaft hatten, wodurch Theilungen verhütet wurden. Immerhin aber waren ihre Gebiete um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Verhältniß zu ganz Deutſchland unbedeutend. So war denn das Innere des deutſchen Reiches um jene Zeit beſäet von vielen Hunderten, ja einigen Tauſenden unabhängiger Herrſchaften, von welchen jede mit ſichtbarem Eifer dieſe Unabhängigkeit zu erhalten ſtrebte. Dies veranlaßt zu der Bemerkung, daß in demſelben Augenblicke, wo ſich das alte Kaiſerthum, das immerhin eine römiſche Idee war, und dem der Gedanke der Weltherſchaft wie, daß es die Quelle aller Rechte und aller Geſetze im deutſchen Reiche ſei, zu Grunde lag, aufzulöſen ſchien, der eigentlich deutſche Grundſtoff, der Grundſatz der Individualität ſich wieder geltend machte, deſſen Weſen gerade darin beſtand, daß das Einzelne ſich möglichſt auf ſeine eigenen Füße ſtellte und nach Selbſtändigkeit rang. Dieſe Erſcheinung tritt nicht blos bei den Fürſtenthümern hervor, ſondern wir werden ihr in einem noch viel größerem Maßſtabe in andern Schichten der Geſellſchaft begegnen. Aber dem Fürſtenthume lag er eben auch zu Grunde. Ohnſtreitig waren dieſe Verhältniſſe für die kaiſerliche Macht viel günſtiger, als der Zuſtand zur Zeit der großen Herzogthümer. Dortmals konnte ein Herzogthum mit weit mehr Erfolg einem Kaiſer widerſtehen, als jetzt irgend einer, ſelbſt der größeren Fürſten. Allerdings war eine nothwendige Bedingung für die Erhaltung des kaiſerlichen Anſehens die, daß man die Rechte der Kaiſer nicht allzuoft an Fürſten verlieh, ſodann daß man ſo viel wie möglich verhütete, daß aus den vielen kleineren Ländern ſich größere Gebiete entwickelten, welchem man am Beſten durch die Feſthaltung des Grundſatzes begegnen konnte, daß Fürſtenthümer nicht auf die weibliche Linie vererbten, ſondern dem Reich heimfielen, ſo wie, was ſo oft der Fall war, der Mannsſtamm ausſtarb. Eine fernere nothwendige Bedingung war, daß der Kaiſer eine Hausmacht beſaß, welche es nicht nur mit jedem größeren fürſtlichen Gebiete für ſich allein, ſondern ſelbſt mit mehreren zuſammen aufnehmen konnte. Und dies führt uns zu einer weiteren Bemerkung.

Wir haben bei dem Bisherigen die drei großen Gebiete im Oſten des Reiches außer Berechnung gelaſſen. Merkwürdig, daß während im eigentlichen Deutſchland das Streben nach Vereinzelung, nach Auflöſung der großen Fürſtenthümer mit ſo entſchiedener Macht hervortrat, im Oſten des Reiches auf urſprünglich ſlaviſchem Boden die geradezu entgegengeſetzte Erſcheinung ſich entwickelte. Hier haben ſich drei Gebiete zuſammengefunden, welche vereinigt, allerwenigſtens ein Drittel des ganzen deutſchen Reiches ausmachten. Wir haben oben ſchon bemerkt, daß dieſe Gebiete jedem Kaiſer, der nicht von ihnen ſtammte, die größten Hinderniſſe bereiten konnten, ja daß ſelbſt ein Kaiſer, dem nur eines derſelben gehörte, gehemmt war durch das Daſein der beiden andern, wenn ſie, wie zu vermuthen, gemeinſchaftliche Sache mit einander machten. Es lag daher am Tage, daß erſtens nur von dieſen Gebieten aus die Wiederherſtellung des Kaiſerthums und der Reichseinheit mit Erfolg unternommen werden konnte, ferner, daß dieſe Gebiete entweder alle oder wenigſtens zwei derſelben vereinigt werden mußten. Dieſes Streben bemerken wir in der That bei allen Kaiſern ſeit Rudolf von Habsburg. Dieſer erwarb Oeſterreich. Adolf erlag in dem Augenblicke, als er Oeſterreich, deſſen Gefährlichkeit er hinlänglich erkannt hatte, angreifen wollte. Albrecht ſuchte Oeſterreich und Böhmen zu vereinigen und es iſt ihm einen Augenblick gelungen. Heinrich VII. dachte im Anfang ſeiner Regierung, da es ihm glückte, Böhmen zu erwerben, daran auch Oeſterreich dazu zu fügen. Ludwig der Baier erwarb Brandenburg, und wir haben bemerkt, wie er ſpäter dem Gedanken nachhing, auch Oeſterreich an ſich zu bringen. Karl IV. beſaß Böhmen, und er ſtrebte Brandenburg dazu zu erwerben, und wir werden noch ſpäter ſehen, wie eifrig er dieſen Gedanken verfolgte, deſſen Ausführung ihm wirkich auch gelang.

Indeſſen würde ſelbſt auch die Erfüllung dieſer Bedingung nicht hingereicht haben, den erwähnten Zweck zu erreichen, da ſelbſt die in der Hand eines Kaiſers vereinigte Hausmacht von Oeſterreich und Böhmen oder von Böhmen und Brandenburg nicht fähig geweſen wäre, dem geſammten übrigen deutſchen Fürſtenthum, wenn dieſes ſich nämlich vereinigt hätte, zu widerſtehen. Es war nothwendig, daß den Kaiſern eine Macht zur Seite trat, welche jeden Verſuch, das Fürſtenthum zu beſchränken, unterſtützte, und zwar dadurch, daß ſie daſſelbe beſtändig, allenthalben, von allen Seiten, auf ſeinem eigenen Boden, grundſätzlich bekämpfte. Dieſe Macht waren die Städte. Ohne ſie war alles, was die Kaiſer zur Erweiterung ihres Anſehens und zur Beſchränkung des Fürſtenthums unternahmen, von keinem Erfolg, wenigſtens von keiner Dauer. Aber freilich, ſtützten ſich die Kaiſer auf die Städte, ſo bekam das Kaiſerthum eine durchaus demokratiſche Färbung, und dies war für das Fürſtenthum ein neuer Beweggrund zum Widerſtand.

Geben wir daher jetzt zunächſt eine Ueberſicht von den Reichsſtädten, wie wir vorhin die Fürſtenthümer einer kurzen Betrachtung unterworfen haben. Wir wollen zur Bequemlichkeit denſelben Weg gehen, den wir bei der Aufzählung der Fürſtenthümer genommen haben.

I. In Niederſachſen iſt die mächtigſte Stadt 1) Lübeck, als Haupt des hanſeatiſchen Bundes von weltgeſchichtlicher Bedeutung, welche mit Königen Krieg führte und Siege erfocht und auf die ſtaatlichen Verhältniſſe der Reiche und Fürſtenthümer an der Oſtſee den weſentlichſten Einfluß übte; 2) Bremen, früher unter der Botmäßigkeit des dortigen Erzbiſchofs, unter den Hohenſtaufen zur Reichsſtadt erhoben; 3) Hamburg, ehedem unter den Grafen von Holſtein, ſeit dem vierzehnten Jahrhundert aber unabhängig; 4) Goslar im Innern des Landes.

II. In Weſtphalen finden ſich nur zwei Reichsſtädte: 1) Dortmund; 2) Herford.

III. In den Niederlanden ſind vier zu nennen: 1) Cambray; 2) Deventer; 3) Nimwegen; 4) Gröningen.

IV. Am Niederrhein zunächſt zwei mächtige Städte: 1) Aachen; 2) Köln; ſodann 3) Düren; 4) Kaiſerswerth; 5) Sinzig; 6) Duisburg.

V. Am Mittelrhein waren eine Menge und zwar der bedeutendſten Städte beiſammen. Verfolgen wir ſie längs des Stroms. Auf der rechten Seite des Rhein in der Wetterau: 1) Wetzlar; 2) Frankfurt; 3) Friedberg; 4) Gelnhauſen; in der Pfalz: 5) Neckargemünd; 6) Eberbach; 7) Mosbach. Auf der linken Seite: 8) Boppard; 9) Oberweſel; 10) Mainz; 11) Oppenheim; 12) Odernheim; 13) Pfeddersheim; 14) Worms; 15 Kaiſerslautern; 16) Speier; 17) Germersheim; 18) Landau; 19) Annweiler; 20) Wolfſtein;

21) Hagenbach. Von dieſen ſtehen in erſter Linie, von dem mächtigſten Einfluß in jenen Gegenden: Mainz, Speier, Worms, Frankfurt.

VI. Am Oberrhein auf der linken Seite des Stroms im Elſaß: 1) Weißenburg; 2) Selz; 3) Hagenau; 4) Straßburg; 5) Oberehenheim; 6) Schlettſtadt; 7) Rosheim; 8) Kolmar; 9) Türkheim; 10) Kaiſersberg; 11) Münſter; 12) Mühlhauſen. Von dieſen nehmen Straßburg und Kolmar die erſte Stelle ein, insbeſondere Straßburg, welches am Oberrhein ohngefähr dieſelbe hervorragende Rolle ſpielte, wie Köln und Aachen am Niederrhein, Mainz, Worms, Speier am Mittelrhein, Frankfurt in der Wetterau. Gehen wir bei Baſel über den Strom, um ihn am rechten Ufer niederwärts bis in die Pfalz zu verfolgen, ſo tritt uns hier als eine der größten, reichſten und einflußreichſten Städte 13) Baſel entgegen; ſodann 14) Neuenburg; 15) Freiburg, welches indeß nur kurze Zeit Reichsſtadt war, dann unter die Hoheit der Habsburger kam; 16) Breiſach; 17) Endingen; 18) Kenzingen; 19) Gengenbach; 20) Offenburg; 21) Zell; 22) Heidelsheim; 23) Eppingen; 24) Sinsheim; 25) Waibſtadt. Die bedeutendſten unter dieſen Städten ſind Baſel, Freiburg und Breiſach. Aber nur die erſte behauptete ihre Reichsunmittelbarkeit, die beiden andern kamen an Oeſterreich, Breiſach 1331 pfandweiſe, Freiburg in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

VII. In Lothringen ſind drei Städte als Reichsſtädte zu nennen: 1) Metz; 2) Toul; 3) Verdun.

VIII. Nirgends ſind die Reichsſtädte zahlreicher, als in Schwaben. Betrachten wir zuerſt von Rheinfelden ausgehend die Reichsſtädte im Innern der Schweiz, ſo gehörten dazu: 1) Rheinfelden; 2) Solothurn; 3) Murten; 4) Lauven; 5) Bern; 6) Winterthur; 7) Zürich; 8) Rappenſchwyl; 9) Altſtädten in Appenzell; 10) Chur. Am Bodenſee: 11) Schaffhauſen; 12) Dießenhofen; 13) Radolfzell; 14) Konſtanz; 15) St. Gallen; 16) Lindau; 17) Buchhorn; 18) Ueberlingen; 19) Ravensburg; 20) Wangen; 21) Isny. Wenden wir uns vom Bodenſee gegen den öſtlichen Theil von Oberſchwaben längs der baieriſchen Gränze bis zur Donau und von der Donau wieder aufwärts bis in die Mitte, ſo begegnen uns folgende Reichsſtädte: 22) Kempten; 23) Leutkirch; 24) Kaufbeuren;

25) Memmingen; 26) Augsburg; 27) Dillingen; 28) Ulm; 29) Biberach; 30) Buchau. Betrachten wir nunmehr den weſtlichen Theil Oberſchwabens, ſo finden wir hier vier Reichsſtädte, nämlich: 31) Pfullendorf; 32) Scheer; 33) Villingen; 34) Rotweil. Wenden wir uns von hier nach Niederſchwaben, ſo ſind im weſtlichen Theile, umſchloſſen von würtembergiſchen Gebiete, folgende zu nennen: 35) Reutlingen; 36) Weil; 37) Eßlingen; 38) Schorndorf; 39) Leonberg; 40) Waiblingen; 41) Laufen; 42) Heilbronn; 43) Weinsberg; 44) Wimpfen; 45) Markgröningen. Im öſtlichen Theile Niederſchwabens, umſchloſſen von den Gebieten der Grafen von Oettingen, der Herren von Rechberg, der Grafen von Helfenſtein und von Baiern Ingolſtadt: 46) Hall; 47) Dinkelsbühl; 48) Nördlingen; 49) Aalen; 50) Gemünd; 51) Donauwerth; 52) Giengen; 53) Bopfingen; 54) Lauingen. Von dieſen Städten ſtehen in erſter Reihe Konſtanz, Augsburg, Ulm. Die erſte Stadt war zwar nicht ſo reich wie die beiden andern, aber ſie that es ihnen an ſtaatlicher Regſamkeit gleich. Augsburg war die reichſte Stadt, Ulm aber entſchieden die Führerin der ſchwäbiſchen Städte in Bezug auf die auswärtige Staatsklugheit. In zweiter Reihe ſtehen Hall, Nördlingen, Eßlingen, Reutlingen, Rotweil, Heilbronn.

IX. So voll Schwaben von Reichsſtädten war, ſo arm war Baiern daran. Hier befand ſich nur eine einzige, die freilich zu den größten von ganz Deutſchland gehörte, nämlich Regensburg.

X. In Franken befanden ſich ſechs, nämlich 1) Nürnberg, welche ebenfalls eine der größten, reichſten, mächtigſten und einflußreichſten Städte Deutſchlands war, die Führerin des fränkiſchen Städteweſens; die größte Stadt nach ihr war 2) Rotenburg an der Tauber; dann 3) Windsheim; 4) Schweinfurt; 5) Weißenburg; 6) Feuchtwangen.

XI. Im Heſſiſchen ſind keine Reichsſtädte geweſen, wenn man nicht die in der Wetterau hieher rechnen will.

XII. In Thüringen befanden ſich drei, nämlich: 1) Erfurt; 2) Mühlhauſen; 3) Nordhauſen; in Oberſachſen ebenfalls drei, die aber an Meißen verſetzt waren, 4) Chemnitz; 5) Zwickau; 6) Altenburg.

In den übrigen Gebieten weiter keine. Eger, welches früher eine Reichsſtadt geweſen, kam bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts an Böhmen. Ebenſo hörte Wien auf, eine Reichsſtadt zu ſein, ſeitdem Oeſterreich an die Habsburger gekommen.

Man ſieht: am zahlreichſten ſind die Reichsſtädte in Schwaben und am Rhein; dünner ſind ſie geſäet im germaniſchen Norden von Deutſchland: gar nicht finden ſie ſich im ſlaviſchen Norden und in den drei geſchloſſenen Gebieten von Brandenburg, Oeſterreich und Böhmen. Sie ſind da am zahlreichſten, wo die alten Herzogthümer ſich aufgelöſt haben und es noch keinem Geſchlechte gelungen iſt, eine hervorragende Stellung zu behaupten. So in Schwaben und am Rhein. In Franken, wo allerdings ebenfalls das Herzogthum ſich aufgelöſt hatte, hinderte das Daſein von ungewöhnlich vielen und mächtigen geiſtlichen Fürſtenthümern ein größeres Umſichgreifen des reichsfreien Bürgerthums: daſſelbe Verhältniß fand in Weſtphalen Statt. Wo das alte Herzogthum ſich zwar aufgelöſt, das alte Geſchlecht aber, welches daſſelbe inne gehabt, ſich im Beſitz eines anſehnlichen Gebiets zu erhalten wußte, wie in Braunſchweig Lüneburg und Baiern, ſind die Reichsſtädte noch weniger zahlreich. Und ſie finden ſich gar nicht bei den großen geſchloſſenen Gebieten im Oſten des Reichs, über welche nur ein einziges Geſchlecht herrſchte.

Nichts deſto weniger aber waren in den Gebieten der letzten Gattung die ſtädtiſchen Grundſtoffe nicht minder verbreitet, wie in den andern. Sie wurden hier jedoch durch die Landſtädte vertreten, welche der Hoheit eines weltlichen oder geiſtlichen Fürſten unterworfen waren, in denen ſich aber der Geiſt des Bürgerthums in eben ſo entſchiedener Weiſe kund gab, wie in den Reichsſtädten. Dieſe Landſtädte ſtehen an Einwohnerzahl, Reichthum, Macht und Einfluß den Reichsſtädten nichts nach, wiſſen ihre Rechte und Unabhängigkeit ebenſo wie dieſe zu behaupten, führen ſelbſtändig Krieg mit ihren Feinden, mit Fürſten und Edelleuten, und unterſcheiden ſich oft in nichts von den Reichsſtädten, als darin, daß dieſe ihre Steuern dem Kaiſer zahlen, während die Landſtädte ſie an den Landesherrn entrichten. Es würde zu weit führen, alle die unzähligen Landſtädte jener Zeit anzugeben. Ich begnüge mich, nur auf die wichtigſten und einflußreichſten aufmerkſam zu machen.

Beginnen wir mit dem Norden und zwar mit dem Küſtenſtrich von dem Ausfluſſe der Weichſel bis Holſtein, ſo treten uns hier zunächſt die preußiſchen Gemeinweſen entgegen, mächtige Handelsplätze, welche beſonders durch ihren Anſchluß an die Hanſe von Bedeutung ſind, Königsberg, Elbing, Thorn, Danzig. In Pommern: Stolpe, Kolberg, Kammin, Garz, Gollnon, Stargard, Stettin, Greifenhagen, Anklam, beſonders aber die zwei bedeutenden Hanſeſtädte Greifswalde und Stralſund. In Mecklenburg: Roſtock und Wismar, welche beiden Städte hier eine ebenſo hervorragende Stellung einnehmen, wie Greifswalde und Stralſund in Pommern und mit dieſen auch beſtändig in inniger Verbindung ſtehen; ſodann Demmin, Güſtrow, Schwerin, Grabow. In Holſtein: Kiel. In der Mark Brandenburg: Brandenburg, Berlin und Köln, Rathenau, Brietzen, Spandau, Guben, Luckau, Frankfurt, Prenzlau, Salzwedel, Tangermünde, Stendal. Im Erzbisthum Magdeburg: Magdeburg, Halle, Kalbe. In den geiſtlichen Fürſtenthümern Quedlinburg, Halberſtadt, Hildesheim die Städte gleichen Namens. In Braunſchweig-Lüneburg: Lüneburg, Braunſchweig, Göttingen, Hannover, Zelle, die in erſter Linie ſtehen, ſodann Eimbeck, Nordheim, Wolfenbüttel, Helmſtädt. In Weſtphalen: Osnabrück, Minden, Paderborn, Münſter, Lippſtadt, Attendom, Soeſt, Koesfeld. Nirgends aber war eine ſolche Fülle großer, reicher und mächtiger Landſtädte in engerem Raume beiſammen, als in den Niederlanden. In Holland: Amſterdam, Rotterdam, Dortrecht, Delft, Leyden, Harlem. In Brabant: Brüſſel, Löwen, Antwerpen, Mecheln, Bergen, Gertrudenburg, Herzogenbuſch. Im Bisthum Utrecht: Utrecht, Zwolt, Kampen. Im Bisthum Lüttich: Lüttich, Tongern, Maſtricht. In Geldern: Gardewik, Zütphen, Venlo, Geldern. In Flandern: Gent, Brügge, Ypern, Dünkerke, Nieuport, Oſtende, Sluys, Kortryk.

Auch da, wo Reichsſtädte in größerer Anzahl vorhanden waren, fehlte es doch nicht an bedeutenden Landſtädten. So am Niederrhein: Kleve, Emmerich, Weſel, Elberfeld, Linz, Andernach, Bonn, Neuß. Am Mittelrhein: Limburg, Koblenz, Trier, Eltvil, Heidelberg. Baiern war mit einer Menge von Landſtädten überſäet, und viel von ihnen ſtehen in erſter Linie, wie München, Ingolſtadt, Landshut, Straubing, Neuburg, dazu Landsberg, Kehlheim, Braunau. In den Bisthümern: Paſſau, Freiſing, Berchtesgaden. In der Oberpfalz: Amberg, Neumarkt, Sulzbach. In Franken gehören die Sitze der Biſchöfe von Würzburg und Bamberg zu den wichtigſten Städten. Auch Fulda, Mergentheim, Eichſtedt waren nicht ohne Bedeutung. Hof, Wunſiedel, Neuſtadt, Ansbach waren burggräfliche Städte. In Heſſen: Marburg, Gießen, Frankenberg, Kaſſel, Fritzlar, letzteres zu Mainz gehörig. In Thüringen und Meißen: Eiſenach, Merſeburg, Naumburg, Leipzig, Zwickau, Dresden, Meißen. In Kurſachſen: Torgau, Wittenberg. In Anhalt: Zerbſt, Deſſau, Aſchersleben, Ballenſtedt. In der Oberlauſitz: Görlitz, Bautzen, Löbau, Camenz, Lauban, Zittau, Budiſſin. In Schleſien: Breslau, Schweidnitz, Liegnitz, Hainau, Goldberg, Löwenberg. In Böhmen, obſchon die Bevölkerung überwiegend ſlaviſch, hat ſich demohngeachtet unter deutſchen Einflüſſen das Städteweſen ziemlich reich entwickelt. Als bedeutende Städte ſind zu nennen: Prag, Kuttenberg, Außig, Beraun, Brüx, Budweis, Kaslau, Chrudim, Hohenmaut, Jaromir, Kaden, Kaurim, Kolin, Königgrätz, Laun, Leitmeritz, Melnik, Mies, Nimburg, Pilſen, Policzka, Rakonitz, Saatz, Schlan, Taus, Wodnian. In Oeſterreich, außer Wien, das ehemals Reichsſtadt geweſen, Wieneriſch Neuſtadt, Admont, Leoben, Bruck, Graz, Frieſach, Weißenkirchen, Judenburg, Frauenburg, Raſtadt, Seckau, Klagenfurt, Linz, Brixen, Inspruck.

So kann man den fürſtlichen und herrſchaftlichen Gebieten ebenſo viele ſtädtiſche Gemeinweſen entgegen ſetzen. Freilich waren die erſteren größer an Umfang. Denn wie anſehnlich auch die Gebiete mancher Reichsſtädte ſein mochten, wie von Lübeck, Goslar, Nordhauſen, Mühlhauſen, Nürnberg, Rotenburg an der Tauber, Nördlingen, Augsburg, Ulm, Reutlingen, Eßlingen, Straßburg, Speier, ſo konnten ſich dieſe doch nicht einmal mit den fürſtlichen Gebieten zweiten Ranges vergleichen. Aber was ihnen an Umfang abging, erſetzten ſie durch andere Dinge. Für's Erſte war begreiflich in den Städten eine verhältnißmäßig viel größere Bevölkerung, als auf dem platten Lande, welches die Stärke der fürſtlichen Gebiete ausmachte. Sodann lebte in den Städten eine Kraft, welche ſie nicht nur befähigte, für ſich allein gegen Fürſtenthum und Ariſtokratie ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten, ſondern welche ihre Wirkungen weit über das Weichbild der Städte hinaustrug und die demokratiſchen Richtungen und Beſtrebungen noch ganz anderen Schichten der bürgerlichen Geſellſchaft mittheilte. Betrachten wir die Kräfte des Bürgerthums etwas näher.

13. Reichthum der Städte. Kunſtfleiß und Handel.

Vor Allem müſſen wir aufmerkſam machen auf den außerordentlichen Reichthum der Städte, welcher auf eine für ſie ſehr vortheilhafte Weiſe von den ungeordneten Wirthſchaftsverhältniſſen der meiſten fürſtlichen und adeligen Häuſer abſticht. Während dieſe in der Regel aus Schulden nicht herauskommen und die jährlichen Einkünfte immer voraus verzehren, beziehungsweiſe ſie gegen Darſtreckung gewiſſer Summen an die Darleiher verpfänden, ſo tritt uns in den Städten Wohlhabenheit, Reichthum, ja ſogar Pracht und Glanz entgegen. Dieſe Erſcheinung vermindert ſich nicht im Laufe der Zeit, ſondern nimmt vielmehr zu und gerade das vierzehnte Jahrhundert iſt das Zeitalter der höchſten Blüthe der Städte.

Aber die Gewerbthätigkeit nahm auch von Jahr zu Jahr einen immer höheren Aufſchwung. Auf allen Gebieten verſuchte ſich jetzt der Kunſtfleiß des deutſchen Bürgers und während bisher die Italiener hierin den erſten Rang behauptet hatten, ſo bemühten ſich nunmehr unſere Landsleute ihnen denſelben ſtreitig zu machen. Auch gelang es ihnen vielfach. So zeichneten ſich die Deutſchen beſonders durch ihre Tuchwebereien aus, und hier nahmen die Flandrer die erſte Stelle ein. Man kann ſich einen Begriff von der ungeheueren Ausdehnung der flandriſchen Webereien machen, wenn man lieſt, daß in der einzigen Stadt Brügge 50,000 Menſchen ihren Unterhalt in dieſem Gewerbe fanden. Aber auch in anderen Gegenden Deutſchlands blühten die Tuchwebereien. In Weſtphalen und in Süddeutſchland, beſonders in Augsburg und Ulm gehörten die Leinwebereien zu einem wichtigen Handelsgegenſtand und wurden weithin verbreitet. Auch Baumwollengeſpinnſte wurden in Deutſchland viel verfertigt, namentlich in Ulm. Von nicht geringerer Bedeutung waren die Arbeiten in Leder und in Metall, namentlich diejenigen Gegenſtände, die ſich auf das Waffenhandwerk bezogen. Hier thaten es die deutſchen Arbeiter allen anderen zuvor. Ebenſo war das deutſche Bier und der Meth, ein aus Honig gebrauter Trank, welche im Norden wie im Süden gleich gut gebraut wurden, zwei vom Auslande ſehr geſuchte Gegenſtände. Nebenbei zeichneten ſich auch die Deutſchen in den feineren Handwerken aus, die an das Gebieten der Kunſt hinſtreiften, ſo in Gold nnd Silberarbeiten und dergleichen. Nürnberg war damals ſchon berühmt wegen ſeiner Kinderwaaren, die den Namen „Nürnberger Tand“ führten.

Gleichzeitig mit den Gewerben nahm auch der Handel, der innere wie der auswärtige, einen immer größeren Aufſchwung. Auch hier trat unſere Nation in die erſte Stelle ein. Dies iſt um ſo höher anzuſchlagen, wenn man bedenkt, mit welch ungeheueren Hinderniſſen die deutſchen Kaufleute damals zu kämpfen hatten. Die Wege allenthalben unſicher, theils durch den räuberiſchen Adel, theils durch die Landherren, welche auf ihren Gebieten mit oder ohne Erlaubniß der Kaiſer eine Unmaſſe Zölle errichteten, um die Kaufleute zu brandſchatzen: ſodann die Einrichtung des Geleites, welches darin beſtand, daß der Landherr den Kaufmann durch ſein Gebiet mit bewaffneter Macht geleiten ließ, um ihn vor räuberiſchen Angriffen zu ſchützen, wofür er ſich aber ſo ungeheuer bezahlen ließ, daß das Geleit einer Plünderung nicht unähnlich ſah: endlich das Strandrecht, die Grundruhr und ähnliche Gewohnheitsrechte, nach welchen jedes Schiff, das geſtrandet auf dem Meere oder auf dem Fluß, oder jeder Wagen, der zerbrochen in einer Stadt, mit allen Waaren dem Eigenthümer des Strandes oder der Stadt gehörte, an welchem oder in welcher dem Kaufmann jenes Unglück begegnete. Die deutſchen Kaufleute wußten aber alle dieſe Schwierigkeiten zu überwinden. Um ſich vor dem räuberiſchen Adel zu ſchützen, zogen ſie bewaffnet, in größerer Anzahl ihre Straße: und ſie wußten mit dem Schwerte ebenſo umzugehen, wie die Ritter. Um der Brandſchatzung der Zölle zu entgehen, wußten ſie ſich theils von den Kaiſern, theils von den Landherren, natürlich nicht ohne Erlegung von bedeutenden Geldſummen, Zollfreiheit oder wenigſtens Ermäßigung des Zolls zu verſchaffen. Ebenſo erwirkten ſie ſich Befreiung vom Strandrecht und der Grundruhr. Endlich traten ſie in Bünde zuſammen, um ſich gegenſeitig wider unbillige Anforderungen zu ſchützen und eine gemeinſame Handelsklugheit zu befolgen. In dieſer Beziehung hat keine Verbindung mehr Berühmtheit erlangt, als die Hanſe.

Sie war aus dem Bunde weniger norddeutſcher Städte hervorgegangen und ihr urſprünglicher Zweck war gemeinſamer Schutz wider Räubereien. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts wuchs aber dieſer

Bund außerordentlich, indem er alle bedeutenden deutſchen Handelsſtädte an der Nord- und Oſtſee von Flandern an bis zum finniſchen Meerbuſen umfaßte. Dieſer Bund zählte zwiſchen ſiebenzig bis hundert Städte. An der Spitze ſtand Lübeck, das Haupt der ganzen Hanſe. Die Hanſeſtädte waren in vier „Quartiere“ eingetheilt. Das erſte Quartier beſtand aus den wendiſchen und überwendiſchen Städten, und es gehörten zu ihr Wismar, Roſtock, Stralſund, Greifswalde, Kiel, Golnow, Rügenwalde, Hamburg, Bremen, Lüneburg, Stettin, Anklam, Köln an der Spree, Kolberg, Stolpe, Neuſtargard, Wisby, Demmin. Das zweite Quartier beſtand aus den weſtlichen Städten. Haupt desſelben war Köln. Es gehörten dazu die niederländiſchen Städte: Nimwegen, Deventer, Kampen, Zwoll, Zütphen, Arnheim, Bommel, Tiel, Hardwick, Stavern, Gröningen, Bolsward, Rüremond, Venlo, Dortrecht, Amſterdam, Enkhuyſen, Utrecht, Zürickſee, Briel, Middelburg, Flieſſingen, Harling, Dinant, Maſtricht, Haſſelt, Ryſſel, Emden, Arnmund, Elburg, Breda. Ferner die weſtphäliſchen: Soeſt, Osnabrück, Dortmund, Duisburg, Emmerich, Wartburg, Münſter, Weſel, Minden, Paderborn, Herford, Lemgo, Lippſtadt, Bielefeld, Unna, Hamm, Damburg, Andernach, Koesfeld. Das dritte Quartier, an deſſen Spitze Braunſchweig ſtand, machten die ſächſiſchen Städte aus: Magdeburg, Halle, Hildesheim, Goslar, Göttingen, Eimbeck, Hannover, Hammeln, Stade, Burtehude, Halberſtadt, Quedlinburg, Aſchersleben, Erfurt, Nordhauſen, Mühlhauſen, Helmſtädt, Nordheim, Zerbſt, Duderſtadt, Breslau; und die brandenburgiſchen: Stendal, Salzwedel, Gardelege, Seehauſen, Oſterburg, Werben, Brandenburg, Berlin, Frankfurt an der Oder. Danzig war das Haupt des vierten Quartiers, zu welchem die preußiſchen, lifländiſchen und einige ruſſiſche Städte gehörten: Thorn, Elbing, Königsberg, Kulm, Braunsberg, Landsberg, Melwink, Riga, Reval, Dorpat, Pernau, Inowynka u. ſ. w.

Durch die Vereinigung ſo vieler reicher und bedeutender Städte wuchs die Hanſe in Kurzem zu einer ſtaatlichen Macht empor. Sie konnte es jetzt wohl wagen, über den urſprünglich geſteckten Zweck, gegenſeitige Unterſtützung und Vertheidigung, hinauszugehen und ein höheres Ziel anzuſtreben. Dieſes Ziel war nichts Geringeres, als den ganzen nordiſchen Handel ausſchließlich in ihre Hände zu bringen. Auch hat ſie in der That dieſes Ziel erreicht. Ihre Schiffe beherrſchten nicht nur die Gewäſſer des baltiſchen Meeres und der Nordſee, ſondern ſie ſegelten auch bis in die entfernte iberiſche Halbinſel, ſo das ganze nördliche Europa in ihr Bereich ziehend, wie die Italiener den Süden, das Mittelmeer und die griechiſchen Gewäſſer beherrſchten. Der Hanſe gelang ihr Unternehmen aus mehrfachen Gründen. Fürs Erſte ſtanden die Deutſchen an Bildung, Betriebſamkeit, erfinderiſcher Kraft, Kühnheit, Ausdauer und Beharrlichkeit allen anderen benachbarten Völkern weit voran. Dieſe konnten bis jetzt mit unſeren Landsleuten weder in Gewerbthätigkeit, noch in der Schifffahrt wetteifern. Zumal aber einer ſo großen zuſammenhängenden wohl eingerichteten, von Einem Gedanken durchdrungenen Verbindung gegenüber, wie die Hanſe war, vermochten ſie nichts auszurichten. Sie konnten aber auch die Hanſe nicht entbehren. Denn da ſie ihre Bedürfniſſe von nirgends anders her beziehen konnten, als durch die Hanſe, ſo waren ſie eben auf ſie angewieſen und mußten ihr die Zugeſtändniſſe machen, die ſie forderte. Wagte es nun doch einmal ein Staat, der Hanſe entgegenzutreten, oder ihr die verlangten Zugeſtändniſſe und Freiheiten zu verweigern, ſo hob ſie ſofort allen Verkehr mit ihm auf: und dies war ein ſicheres Mittel, den Staat zur Ausſöhnung zu bewegen, da er für ſich ſelbſt nicht beſtehen konnte. Half auch dieſes nicht, ſo ſcheute ſich die Hanſe auch nicht, zu den Waffen zu greifen. Ihre Kriegsmacht konnte es mit allen drei ſkandinaviſchen Reichen aufnehmen. So kam es im Jahre 1368, nachdem ſchon längere Zeit vorher Zerwürfniſſe mit Dänemark eingeriſſen waren, zu einem förmlichen Bruche zwiſchen dem König dieſes Landes, Waldemar und der Hanſe. Der König ſpottete Anfangs der Kriegserklärung, aber ſchon im Jahre 1369 war er durch die Hanſe von Land und Leuten vertrieben, und das ganze Königreich von ihr eingenommen. Das Jahr darauf ſchloß die Hanſe mit dem däniſchen Reichstag einen Frieden, zufolge deſſen ſie vollſtändigen Schadenerſatz erhielt, Schoonen mit allen Einkünften auf ſechzehn Jahre, außerdem vollkommene Handelsfreiheit. Auf dieſe Weiſe machte ſie ſich furchtbar und Könige und Fürſten bewarben ſich um ihre Freundſchaft. Sie hielten es nicht unter ihrer Würde, auf den Hanſetagen zu erſcheinen, um dort Vergünſtigungen von den ſtolzen Bürgern zu ſuchen. Im Jahre 1385 auf dem Hanſetage zu Lübeck erſchienen nicht weniger, als zwei Könige und ſechs Fürſten, nämlich die Königin Margaretha von Dänemark, König Albrecht von Schweden, der Herzog Erich von Sachſen Lauenburg, zwei Grafen von Holſtein, die Geſandten des Herzogs von Burgund und der Grafen von Holland und Flandern.

Um dieſe Zeit war die Hanſe auf der Höhe ihrer Macht. Die Herrſchaft auf den nordiſchen Gewäſſern wurde ihr unbedingt zugeſtanden: auch beſaß ſie die wichtigſten und folgenreichſten Rechte und Freiheiten in allen den Ländern, mit denen ſie Handelsbeziehungen hatte, wie in den Niederlanden, Frankreich, England, Dänemark, Norwegen, Schweden, Preußen, Rußland. Nämlich: Freiheit der Ausfuhr einheimiſcher Naturerzeugniſſe und der Einfuhr fremder Waaren; entweder gänzliche Zollfreiheit oder doch ſehr geringe Zollabgaben; eigene Räume zu Waarenlagern; Selbſtgerichtsbarkeit und zwar nach lübiſchem Recht. Sicherheit des Eigenthums zu Waſſer und zu Land, im Schiffbruche, im Kriege, in Sterbefällen; Vertheidigungs- und Waffenrecht; eigene Kirchen und Krankenhäuſer. Kurz, die Hanſe wurde faſt den Eingebornen gleich geachtet und wie ſie behandelt.

Die Hanſe beſaß in dem ganzen Bereich ihres Handels vier große Hauptniederlaſſungen, wo ſie ihre Waarenlager hatte und wo ſie ihre großen Geſchäfte machte. Das waren für den Oſten Nowgorod in Rußland, Bergen in Dänemark für den ſkandinaviſchen Handel, London für die brittiſchen Inſeln und Brügge für den Weſten und Süden. Der Handel nach Rußland ſchrieb ſich von frühen Zeiten her; am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gründete aber hier die Hanſe eine Niederlaſſung und erhielt die oben angeführten Begünſtigungen. Die Verbindung mit Nowgorod war der Hanſe deßhalb von großer Wichtigkeit, weil ſie außer den ruſſiſchen Naturerzeugniſſen, als Honig, Wachs, Seife, Thierhäute, Leder, Pelz auch noch die levantiſchen Waaren von dort her bezog. Bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nämlich ging ein doppelter Waarenzug von Aſien aus nach Europa vom aſowſchen Meere aus. Der eine ging über das Meer nach Italien, der andere auf der Achſe durch Rußland nach Moskau und Nowgorod. Seit dem Jahre 1360 hörte indeſſen dieſer letzte Waarenzug auf, da die Italiener ihn zu verhindern wußten, und die Hanſe bezog dann ihre levantiſchen Waaren von Brügge, wohin ſie die italieniſchen Kaufleute brachten. Brügge war überhaupt damals ohnſtreitig der Mittelpunkt des ganzen europäiſchen Handels. Es floſſen dort alle Erzeugniſſe des Nordens, Englands, des Südens und Aſiens zuſammen. Rechnet man noch dazu die eigene große Gewerbthätigkeit der Stadt, ſo begreift ſich, was für ein Reichthum ſich daſelbſt anſammeln mußte, der die Einwohner nachgerade auch übermüthig machte. So fehlte es nicht an mannigfachen Streitigkeiten zwiſchen der Hanſe und Brügge, die ſogar gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts ſo weit gediehen, daß die Hanſe ihren Stapelplatz von Brügge nach Antwerpen verlegte. Die Brügger gaben ſich dann alle Mühe, das frühere Verhältniß wieder herzuſtellen, was ihnen endlich gelang, aber nicht ohne einige Demüthigungen.

Von Brügge aus ging der Waarenzug entweder zur See nach Lübeck u. ſ. w., oder auf der Achſe durch Weſtphalen oder auf dem Rhein nach Oberdeutſchland. Die Rheinſchifffahrt war daher äußerſt belebt, und es begreift ſich, daß es ſich der Mühe lohnte, ſo viele Zölle dort aufzurichten. In der That waren die Zölle die ergiebigſte und ſicherſte Einnahmsquelle der dortigen Fürſten. Die Städte am Rhein nahmen natürlich alle Theil an dem Handel, beſonders die größeren, ſo Aachen, Köln, Duisburg, Dortmund, Andernach, Koblenz, Mainz, Speier, Worms, Straßburg. Zu gleicher Zeit aber, als der levantiſche Waarenzug über Brügge rheinaufwärts ging, hatten die oberdeutſchen Städte bereits einen anderen Weg eingeſchlagen. Sie ſetzten ſich unmittelbar mit Italien in Verbindung und bezogen die Waaren von dorther auf der Achſe. Das waren beſonders Augsburg, Ulm, Nürnberg. Dieſe Städte ſind überhaupt der Mittelpunkt des ganzen ſüddeutſchen Handels. Eine andere ebenſo bedeutende Stadt, Regensburg, ſetzte ſich mit dem Orient in unmittelbare Verbindung, indem ſie die Donau hinunterfuhr und von dort aus die aſiatiſchen Waaren holte. In dieſem Handel wetteiferte indeſſen bald Wien mit Regensburg noch ſpäter Breslau und Prag. Den ausgebreitetſten Handel in jener Zeit hatte aber offenbar Nürnberg, welches nach acht Richtungen hin die Waaren vertrieb: 1) gegen Süden nach Schwaben, Baiern, Innsbruck, Bozen, Italien; 2) gegen Südweſten nach Baſel, Solothurn, Bern, Beſançon, Lyon; 3) gegen Weſten nach Rotenburg, Mosbach, Heilbronn, Worms, Speier, Straßburg, Saarbrück, Metz, Verdun; 4) gegen Nordweſten in die Niederlande; 5) gegen Norden über Bamberg und Koburg nach Erfurt, Braunſchweig, Bremen, Hamburg, Lübeck; 6) gegen Nordoſten über Hof nach Plauen, Chemnitz, Freiberg, Poſen; 7) gegen Oſten nach Böhmen, Mähren und Schleſien; 8) gegen Südoſten über Regensburg und Paſſau nach Ungarn. Frankfurt war ebenfalls ſchon eine beträchtliche Handelsſtadt, errang indeſſen ihre große Bedeutung erſt ſpäter. Im Norden nahm Erfurt eine der erſten Stellen ein, ſodann Magdeburg und Braunſchweig.

So war ganz Deutſchland nach allen Richtungen hin von Kaufleuten durchzogen, welche theils die Erzeugniſſe des eigenen Kunſtfleißes vertrieben, theils die Erzeugniſſe fremder Länder verkauften. Trotz aller Hemmniſſe drang die Kraft und die Ausdauer des deutſchen Kaufmanns durch und er fand ſich für die Mühen, die er erduldet, endlich reichlich belohnt durch den großen Gewinn, den er davon getragen. In der That: Niemand gewann verhältnißmäßig ſo viel, wie der deutſche Kaufmann. Darum entfalteten aber auch die Städte eine ſo außerordentliche Blüthe und war hier der eigentliche Reichthum zu ſuchen, der ſich auch jedem Beobachter zur Schau ſtellte. Es iſt bezeichnend, was die Königin von Frankreich ſagte, als ſie im Jahre 1301 auf einem Balle erſchien, den ihr die Brügger Bürger gaben, wo ſie von den Bürgersfrauen an Glanz und Pracht überſtrahlt wurde. „Ich habe geglaubt, ſagte ſie, die einzige Königin zu ſein, und ich ſehe ihrer hier ſechshundert.“ Und die Gemahlin Kaiſer Karls IV. verbot bei ihrem Aufenthalt in Magdeburg ihren Hoffräulein, den Ball der Bürger zu beſuchen, weil ſie ſich den Bürgersfrauen und ihren Töchtern gegenüber zu ärmlich ausnehmen würden. Einen Maßſtab für den faſt unerſchöpflichen Reichthum der Städte geben auch die ungeheuren Summen, um welche ſie die Kaiſer zu verpfänden pflegten und welche ſie lieber mit einem Male erlegten, als daß ſie ihre Freiheit noch länger der Willkür des Pfandinhabers preisgegeben hätten. Ebenſo ſind hieher die Summen zu rechnen, welche die Reichsvögte oder auch die Kaiſer ſelbſt unter allerlei Vorwänden von ihnen zu erpreſſen verſtanden, und die ſie gaben, ohne daß es ihnen ſehr wehe gethan zu haben ſcheint. Denn es hinderte ſie nicht, wenn es ſein mußte, gleich darauf Heere auszurüſten oder ſonſtwie große Ausgaben zu machen. Die gewöhnlichen Steuern der Reichsſtädte waren, wenigſtens unter Ludwig, nicht ſehr groß. Dies iſt aber daher zu erklären, daß faſt jede Stadt in den

Kriegsjahren außergewöhnliche Anſtrengungen machte, oder dem Kaiſer Geld vorſtreckte, weshalb ſich dieſer dann genöthigt ſah, die Reichsſteuer zu ermäßigen. Die größte Steuer zahlte Lübeck, nämlich nicht weniger als ſechstauſend Mark, was, die Mark zu dreißig Gulden gerechnet, 180,000 Gulden ausmachen würde. Zürich zahlte zweitauſendfünfhundert Pfund Heller, Nürnberg zweitauſend, Eßlingen achthundert, Heilbronn ſechshundert, Frankfurt fünfhundert, Rotweil fünfhundert, Augsburg nur vierhundert (ſeit 1329, da die Stadt ſchon vorher dem Kaiſer große Vorſchüſſe gethan), Nördlingen dreihundert, Windsheim dreihundert, Gelnhauſen dreihundert, Hagenau zweihundertfünfzig, Donauwerth zweihundert, Rotenburg, das ſich ebenfalls vorher ſtark angeſtrengt, auch zweihundert, Feuchtwangen hundert.

14. Demokratiſche Bewegungen in den Städten. Sturz der Geſchlechterherrſchaft. Aufkommen der Zunftverfaſſungen.

Mit der außerordentlichen Gewerbs- und Handelsthätigkeit der Städte hielt nun die Entwickelung bezüglich der inneren Verfaſſungsverhältniſſe gleichen Schritt. Der Gedanke, welcher den ſtädtiſchen Gemeinweſen zu Grunde lag, nämlich die altgermaniſche Freiheit gegenüber dem Lehensadel zu behaupten und fortzubilden, erhielt ſeine naturgemäße Entwickelung und niemals trieb wohl die Freiheit kräftigere Blüthen, als im vierzehnten Jahrhundert in den deutſchen Städten.

Das Streben der ſtädtiſchen Bevölkerung war in dieſer Beziehung zunächſt darauf gerichtet, ſich ſo viel wie möglich eine äußere Unabhängigkeit von dem Herrn, dem ſie unterworfen war, zu erkämpfen, mochte dies nun der Kaiſer oder ein Biſchof oder ein Landherr ſein. Ihr letztes Ziel ging auf nichts Geringeres, als das Abhängigkeitsverhältniß blos auf die Abgabe einer gewiſſen Steuerſumme zurückzuführen, dagegen jede Einmiſchung des Oberherrn in die inneren Angelegenheiten der Stadt, in Verwaltung, Rechtspflege, Polizei u. ſ. w. fern zu halten. Der Weg, den die Städte hiebei einſchlugen, war gewöhnlich der, daß ſie gewiſſe wichtige Aemter, die der Landesherr beſetzte, an ſich zu bringen ſuchten. Dies war nicht ſchwer, da die Herren gewöhnlich Geld brauchten und die Städte dasſelbe hatten. So kauften ſie ihm denn die Stelle eines Schultheißen, eines Vogts u. ſ. w. ab. Alle größeren Städte wußten ſich dieſe Vergünſtigung im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zu verſchaffen, und ſelbſt die geringeren errangen wenigſtens eigene Gerichtsbarkeit. Ja, ein Theil der Reichsſtädte, welcher den Namen der Freiſtädte führte, hatte nicht einmal Steuern zu zahlen, wie Mainz, Speier, Worms, Straßburg, Baſel, Regensburg. Freilich gab es noch viele Reichsſtädte und zwar anſehnliche darunter, denen es noch nicht gelungen war, die Vogteigerechtſame an ſich zu bringen. Ueber dieſe ſetzten dann die Kaiſer Landvögte, die ſie gewöhnlich aus den Landherren nahmen. Dieſe Landvögte hatten die kaiſerlichen Rechte zu wahren und namentlich die Gefälle einzutreiben. Aber ſie benützten in der Regel dieſe ihre Stellung zu Erpreſſungen und daher lagen die Städte mit ihnen beſtändig in Streit und boten Alles auf, um von den Kaiſern auch das Recht zu erlangen, die Steuern ſelber einzutreiben. Im Ganzen aber waren die Städteverfaſſungen gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts an dem Punkte angelangt, daß die ganze Verwaltung in den Händen des Stadtrathes lag, und daß dieſer als die oberſte Behörde der Stadt angeſehen wurde.

Hiermit hatte aber die Entwickelung noch nicht ihr Ende erreicht. Vielmehr begannen nun erſt im Innern der Städte die größten Bewegungen. Es handelte ſich nämlich darum, wer den Stadtrath beſetzte, welche Schichten der Bevölkerung an der ſtädtiſchen Verwaltung Antheil nehmen durften. Und hier kam es denn zu einem großen, mächtigen Kampfe zwiſchen der Ariſtokratie und der Demokratie, welcher ſich faſt aller deutſchen Städte bemächtigte, ſich das ganze vierzehnte Jahrhundert, ja auch noch durch das fünfzehnte hindurchzog, im Ganzen aber mit dem Siege der Demokratie endigte.

Die urſprünglichen Bürger der Städte gehörten dem Stande der alten Freien an, oder auch dem Stande der ritterbürtigen Dienſtmannen. Sie ſtanden alſo dem ſogenannten niederen Adel gleich, hatten gleich dieſem Grundbeſitz und verläugneten auch dadurch ihren Urſprung nicht, daß ſie mit Vorliebe das Waffenhandwerk trieben und zwar ebenfalls, wie der Ritterbürtige, zu Roß. Allein neben dieſer urſprünglichen ſtädtiſchen Bevölkerung bildete ſich ſchon in früheſter Zeit eine andere, welche aus dem Stande der Leibeigenen, der Hörigen, überhaupt der Unfreien, hervorgegangen war. Dieſe niedere Bevölkerung beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit dem Gewerbe. Sie hatte zwar in Folge ihrer Niederlaſſung in den Städten die Freiheit erhalten, aber keineswegs gleiche Rechte mit den alten Bürgern, welche den Stadtadel bildeten und unter verſchiedenen Benennungen vorkommen, als Geſchlechter, Patrizier, Ehrbare, Konſtabler. Dieſe alten Geſchlechter behaupteten vielmehr das ausſchließliche Recht der Verwaltung des Gemeinweſens: aus ihnen wurden die Rathmannen und die übrigen obrigkeitlichen Perſonen genommen. Die Handwerker hatten nicht den geringſten Antheil an der Verwaltung, ja es wurde ihnen ſelbſt das Recht der Aufſicht über dieſelbe verſagt: ſie befanden ſich den Geſchlechtern gegenüber in der Stellung von Unmündigen. Das mochte wohl eine Zeit lang gut thun. Aber ſeitdem die Gewerbe einen immer größeren Aufſchwung nahmen, ſeitdem der Reichthum der Städte durch die erhöhte Gewerbthätigkeit wuchs, ſeitdem dadurch die Macht der Städte ſich ſo ſehr vergrößerte, kam begreiflicher Weiſe in der niederen Bevölkerung, durch deren Thätigkeit insbeſondere jener große Umſchwung bewirkt worden, der Wunſch auf, zu der Verwaltung der inneren Angelegenheiten ebenfalls zugezogen zu werden. Das Selbſtgefühl dieſer niederen Stände wurde außerdem noch dadurch erhöht, daß ſie ſchon ſeit geraumer Zeit ebenfalls zu dem Waffendienſte zugezogen wurden, wobei ſie aber zu Fuß fochten, während die Patrizier zu Roß, und durch die Zunfteinrichtung, welche mit dem Waffendienſt zuſammenhing. Nämlich die Mitglieder eines und desſelben oder mehrerer verwandter Gewerbe traten in Genoſſenſchaften zuſammen, welche den Namen der Zünfte oder der Innungen führten und handelten in allen Angelegenheiten gemeinſam. Die Bedeutung der Zünfte war allerdings zunächſt eine gewerbliche, und in dieſer Beziehung ſtrebten ſie ebenſo nach Ausſchließlichkeit, wie wir die Hanſe in größeren Verhältniſſen darnach ſtreben ſahen, und wie dies überhaupt in dem Weſen des germaniſchen Mittelalters lag. Sie duldeten nämlich kein Gewerbe, das nicht zünftig war. Auf der andern Seite führten ſie aber auch gute Aufſicht über die Gewerbthätigkeit der Mitglieder und es lag ihnen daran, daß keine ſchlechte Arbeit gemacht würde, wodurch das Anſehen der Zunft und natürlich auch der Abſatz nach außen leiden mußte. Aber dieſe gewerbliche Bedeutung der Zünfte war nicht die einzige. Zugleich hatten ſie eine ſtaatliche, und dieſe iſt von noch größerer Wichtigkeit geweſen. Sie hielten nämlich in allen ſtädtiſchen Angelegenheiten zuſammen. Dieſes Zuſammenhalten machte ſie mächtig und einflußreich und ſie konnten, ſeitdem ſie auch Waffenbrüderſchaften geworden, — die Handwerker zogen, nach Zünften geordnet, ihre Vorſteher als Hauptleute an der Spitze, in den Krieg — ihrem ſittlichen Einfluß auch noch eine ſtoffliche Macht hinzufügen. Schon ſehr frühe erkannten die Gewalthaber dieſe ſtaatliche Bedeutung der Zünfte und hoben ſie daher im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts als gefährlich mehrmals auf. Denn ſchon ſeit der Mitte dieſes Jahrhunderts bemerken wir in den Zünften das Streben nach Gleichberechtigung mit den Geſchlechtern, was in manchen Städten, wie z. B. in Köln, zu blutigen Kämpfen führte. Dieſe Kämpfe, in denen Anfangs die Zünfte unterlagen, ſetzten ſich aber mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts fort und zwar mit wachſender Erbitterung. Denn die Geſchlechter gedachten nicht nachzugeben, und wenn ſie auch hie und da zu Zugeſtändniſſen gezwungen wurden, ſo hatten ſie doch immer den Hintergedanken dabei, ſie bei der nächſten Gelegenheit wieder zu brechen. Gelang es ihnen aber, über die Zünfte Herr zu werden, ſo verfolgten ſie ihren Sieg mit der größten Grauſamkeit. Ueberhaupt war die ſtädtiſche Ariſtokratie, welche in den erſten Zeiten der Städtegründungen ſich ſo großartig, feſt und freiheitliebend benommen, nachgerade in vielfacher Hinſicht ausgeartet. Und dies war für die Zünfte natürlich ein neuer Beweggrund, ihre ausſchließliche Herrſchaft zu brechen. Die Ariſtokratie zeigte Läſſigkeit in der Verwaltung der ſtädtiſchen Angelegenheiten, ging namentlich verſchwenderiſch und gewiſſenlos mit dem Gemeindevermögen um, legte ungeheure Steuern auf die Einwohnerſchaft, die nicht immer für gemeinnützliche Zwecke verwendet wurden und legte in ihren einzelnen Mitgliedern einen oft bübiſchen Uebermuth an den Tag. Viele von den Geſchlechtern, die es dem verſchwenderiſchen Landadel gleich thun wollten, vergeudeten in Luſt und Wohlleben ihr Vermögen, machten Schulden bei den ehrſamen Handwerkern: kamen dieſe dann und verlangten Bezahlung, ſo wurden ſie von den Patriziern mit Sporen geſtoßen, zur Thüre hinaus geworfen und ſonſtwie mißhandelt. Ueberhaupt betrachteten ſich namentlich die jungen Patrizierſöhne als Menſchen, denen Alles erlaubt ſei, wie ſie denn namentlich auch der Ehre der Frauen und Jungfrauen der Handwerker nachſtellten und ſich hier die größten Gewaltthaten und Schändlichkeiten zu Schulden kommen ließen. So war die ſtädtiſche Ariſtokratie zu einer Junkerwirthſchaft ausgeartet, die den Handwerkern um ſo unerträglicher war, je mehr ſie ſich fühlten und je klarer bei ihnen das Bewußtſein geworden, daß ſie die ſtädtiſchen Angelegenheiten ebenſo und noch beſſer verwalten könnten, als die Geſchlechter.

Es iſt nun merkwürdig zu ſehen, in welchen Theilen von Deutſchland dieſe Bewegung der Zünfte begonnen, und wie weit ſie ſich verbreitet hat. Sie begann in den ſüddeutſchen Städten, auf welche die Nähe Italiens bedeutend gewirkt haben mag: denn in der Lombardei, wie wir früher ſchon bemerkt, waren ähnliche Bewegungen vorausgegangen und hatten bereits in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts faſt allenthalben mit dem Siege der Demokratie geendet. Aber auch in einigen nordiſchen Städten, wie in Erfurt, Goslar, Magdeburg, Braunſchweig, bemerken wir ſchon in den neunziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts heftige zünftiſche Bewegungen, welche im erſten Augenblicke ſogar mit dem Siege der Handwerker und der Austreibung der Geſchlechter endigen. Allein dieſen augenblicklichen Erfolgen der Zünfte im Norden folgen dann um ſo ſchwerere Niederlagen, während es ihnen in den ſüddeutſchen Städten gleich bei den erſten Verſuchen gelingt, ſich feſt zu ſetzen. Freilich waren die Zugeſtändniſſe, die ſie errangen, noch ſehr gering: man erlaubte ihnen nur einen Theil des Rathes, nicht einmal die Hälfte mit Zunftgenoſſen zu beſetzen. Aber ſie verlangten vorderhand auch nicht mehr, fernere Forderungen auf ſpätere Zeiten verſparend. Nachdem aber einmal der Anfang gemacht war, ſo ging die zünftiſche Bewegung unaufhaltſam weiter, theilte ſich namentlich dem Rheine mit, ergriff hier alle großen Städte, drang bis in die Niederlande vor und erfüllte in den erſten Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts die blühenden Städte dieſer Gegenden mit den heftigſten inneren Gährungen.

Die Regierung Ludwig des Baiern bildet ſodann einen entſcheidenden Wendepunkt in dieſer Entwickelung. Wir haben mehrfach angeführt, daß der Adel es mit Friederich von Oeſterreich hielt, die Städte aber mit Ludwig dem Baiern. Es iſt begreiflich, daß auch die adeligen Geſchlechter in den Städten, bei welchen die Angriffe der Zünfte das Gefühl der Verwandtſchaft mit dem Landadel immer ſtärker wachgerufen hatten, ſich an den von ihren Standesgenoſſen anerkannten König anſchloſſen. Deſto eifrigere Anhänger Ludwig des Baiern waren aber die Zünfte. Und dieſe hatten auch allen Anlaß, es mit Ludwig zu halten. Denn er begünſtigte überhaupt die zünftiſche Richtung, wie er es bereits bei ſeinen baieriſchen Städten bewieſen hatte. So geſchah es denn daß in faſt allen oberdeutſchen Städten die Bürgerſchaft in zwei Lager geſpalten war: die Geſchlechter hielten es mit dem Habsburger, die Zünfte mit dem Wittelsbacher. Wie nun endlich der Streit zwiſchen zwiſchen den zwei Gegenkönigen im Jahre 1330 zu Gunſten Ludwig des Baiern geſchlichtet war, ſo ſehen wir die zünftiſche Bewegung mit Einem Male einen neuen Anlauf nehmen und nicht nur im Süden neue Erfolge erringen, ſondern auch im Norden. Denn überall wurde dieſe Bewegung von Ludwig, wenn auch nicht gerade hervorgerufen, ſo doch gut geheißen und ſchließlich die durch ſie bewirkten Verfaſſungsveränderungen beſtätigt. Sie dauert aber ununterbrochen fort bis zum Ende ſeiner Regierung, ja noch über ſie hinaus.

Diesmal lief ſie aber, ſelbſt im Süden, nicht ſo glimpflich ab, wie im Anfange der Bewegung. Es kam zu blutigen und langwierigen Kämpfen. Aber die Zünfte waren nun ſchon ſo erſtarkt, daß die Geſchlechter ſich vor ihnen beugen mußten. Wollten ſie nicht nachgeben, ſo wurden ſie aus der Stadt getrieben, wie in Regensburg, Straßburg, Speier, Mainz, Konſtanz, Lindau, Heilbronn, Ulm. Die Vertriebenen ſuchten dann vermittelſt des Landadels durch Verrath ſich wieder der Stadt zu bemeiſtern, was ihnen aber mißlang. Hie und da erfolgte eine Ausſöhnung zwiſchen den Vertriebenen und den Zünften, wozu beſonders Kaiſer Ludwig ſehr gerne die Hand reichte. Das Ergebniß aber war, daß bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in ganz Süddeutſchland und längs des Rheins die zünftiſche Richtung den entſchiedenſten Sieg davon getragen und die Herrſchaft der Geſchlechter gebrochen hatte. Die Verhältniſſe waren natürlich in den einzelnen Städten verſchieden: in den einen behielten die Patrizier mehr Rechte, in den andern weniger, in den einen waren die Patrizier ſo zu ſagen nur geduldet, in den andern theilten ſie ſich mit den Zünften in die Herrſchaft. Im Ganzen aber behaupteten die Zünfte das Uebergewicht, und wurde die Verfaſſung in demokratiſchem Sinne umgeändert. Die einzige große ſüddeutſche Stadt, bei welcher die Zunftbewegung bis zu dem angegebenen Zeitpunkte nicht durchgedrungen war, war Augsburg. Hier geſchah es erſt im Jahre 1368. Auch bei den fränkiſchen Städten gelang es ihr nicht, obſchon es an einer großen zünftiſchen Bewegung in dem Vororte derſelben, in Nürnberg, nicht fehlte. Hier wurde aber das Mißlingen durch ganz beſondere Umſtände herbeigeführt. Die Bewegung erfolgte nämlich erſt im Jahre 1348, nach dem Tode Ludwig des Baiern. Sie war ſo mächtig, daß die Patrizier ſich nicht zu halten vermochten, ſondern aus der Stadt entflohen. Nun aber erkannte die eingeſetzte zünftiſche Regierung den Gegenkönig Günther an und ſprach ſich wider Karl IV. aus, während ſich die ausgetriebenen Geſchlechter gerade an dieſen wandten. Es war begreiflich, daß Karl die Partei der Geſchlechter nahm, und den Zünften die Rache für ihren Ungehorſam fühlen ließ. Seine erſte Sorge war daher, nachdem er ſich mit der baieriſchen Partei ausgeſöhnt, mit einem Heere vor Nürnberg zu ziehen, die Zunftregierung zu ſtürzen und die Geſchlechter wieder zurückzuführen. Dieſe verſäumten nicht, ſchwere Rache zu nehmen durch Hinrichtungen und Verbannungen der Häupter des Aufſtandes, thaten aber, klug gemacht durch die Erfahrung, Alles, um einem neuen Ausbruche der Unzufriedenheit vorzubeugen. Uebrigens hielten ſie es doch für gut, 1378 einen Theil der Zünfte, nämlich acht, in den kleinen Rath aufzunehmen.

Auch in einem nicht unbeträchtlichen Theile der nordiſchen Städte errang jetzt die zünftiſche Bewegung Erfolge; ſo in Erfurt, Nordhauſen, wo zwar ebenfalls ein Theil der Geſchlechter ſich mit dem Landadel in Verbindung ſetzte, um verrätheriſcher Weiſe ſich wieder der Herrſchaft der Stadt zu bemeiſtern, ohne daß es jedoch gelang; ferner in Magdeburg, wo ſeit 1335 entſchiedene Zunftherrſchaft; ſodann in den Städten der Mark Brandenburg, endlich in Bremen, ſeit 1330.

Im Allgemeinen behält indeſſen der Norden doch die Richtung bei, die wir oben angegeben. Die zünftiſche Bewegung, wenn ſie auch von Zeit zu Zeit ſich geltend zu machen ſucht, kann hier auf

Länge doch nicht Beſtand gewinnen. Offenbar hatte auf dieſes Ergebniß die Hanſe das heißt die leitenden Städte derſelben, namentlich Lübeck einen großen Einfluß. In dieſen Städten nämlich hatte der Adel von vornherein nicht die überwiegende Stellung behaupten können, wie anderswo, ſondern hier führten die reichen Kaufleute das Ruder. Da nun dieſe ſchon frühzeitig einige von den vornehmen Handwerkern zu den Rathsverſammlungen zugezogen hatten, ſo fehlte es hier an jenem ſchroffen Gegenſatze, wie in den Städten mit vorwiegend ariſtokratiſchen Geſchlechtern. Auch glaubten die Räthe jener Hanſeſtädte, mit den gemäßigt demokratiſchen Verfaſſungen, wie ſie im vierzehnten Jahrhundert dort beſtanden, dürfe das Volk wohl zufrieden ſein. Da die Richtung vorzugsweiſe eine kaufmänniſche war, ſo haßte man aufregende Volksbewegungen, welche die öffentliche Sicherheit gefährdeten und der kaufmänniſchen Betriebſamkeit die nöthige Ruhe verſagten. Man glaubte daher mit aller Strenge dagegen auftreten zu müſſen. Und der Hanſe ſtanden vermöge ihrer Verfaſſung genug Mittel zu Gebote. Sie ſchloß nämlich eine Stadt, die ſich dergleichen zu Schulden kommen ließ, aus der Hanſe aus („verhanſete“ ſie, wie man dies nannte), und zwar ſo lange, bis die alte Ordnung der Dinge wieder hergeſtellt wäre. Dies Mittel wirkte gewöhnlich. Indeſſen konnte ſie auf die Länge den Geiſt der Zeit doch nicht zurück halten und trotz aller Gegenmittel bemächtigte ſich die zünftiſche Bewegung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wiederum mehrerer anſehnlichen Städte des Nordens, namentlich wiederum Braunſchweigs, wo 1374 die Zünfte die Geſchlechter verjagten.

Man würde ſich übrigens irren, wenn man annehmen wollte, daß in Folge der Unruhen, die durch dieſe Verfaſſungskämpfe hervorgerufen wurden, nun eine gewiſſe Geſetzloſigkeit und Unordnung ſich der ſtädtiſchen Gemeinweſen bemächtigt hätte. Nichts weniger, als dieſes: im Gegentheil, erſt von dem Augenblicke an, als die Zünfte geſiegt, beginnt der großartigſte Abſchnitt in der Geſchichte des deutſchen Städteweſens: die höchſte Blüthe der Entwickelung nach allen Seiten beginnt von dieſen Zeiten an. So hat die Demokratie in den deutſchen Städten allerdings ein ganz anderes Ergebniß geliefert, wie die in den italieniſchen. Hier wußte das Volk die Freiheit nicht zu behaupten, ſondern opferte ſie nach einer kurzen Zeit der Ueberſtürzung und Zuchtloſigkeit an einzelne Ehrgeizige auf, welche die demokratiſche Verfaſſung nur als Schemel für ihre monarchiſchen Gelüſte benutzten, und aus den Republiken baldigſt unumſchränkte Fürſtenthümer machten. Auch in den deutſchen Städten hat es nicht an Ehrgeizigen gefehlt, welche, auf der Seite des Volkes ſtehend, ſelbſtſüchtige Zwecke verfolgten, die mit der Freiheit ſich nicht vertrugen. Allein die Herrſchaft ſolcher Männer dauerte nur kurze Zeit. Sowie der Bürger ihre eigentlichen Abſichten erkannt hatte — und früher oder ſpäter mußten ſie ſich doch herausſtellen — ſo trat er ihnen mit Entſchiedenheit entgegen und vereitelte ſie. Selbſtſüchtigen Ehrgeizigen gelang es ſchon deshalb nicht, Erfolge zu erzielen, weil es in den deutſchen Demokratien keine eigentliche Pöbelherrſchaft gab. Der wackere Zünftler, welcher ſich endlich die neue freie Verfaſſung errungen, hatte wohl kein Bedenken getragen, muthig zum Schwerte zu greifen, wenn kein anderes Mittel half, um zum Ziele zu gelangen; aber ſeine Abſicht war nicht im Mindeſten, zuchtloſe, ungebundene, aufgelöste Zuſtände herbeizuführen: im Gegentheil, er wollte eine Ordnung des Staatsweſens, in welcher Alles nach beſtimmten Rechten, Geſetzen, in Ehren und in Züchten hergehe. Einer ſolchen Geſinnung war eine zweck- und zielloſe, unbeſtimmte, auf Umwälzung ſinnende Aufregung fremd: dem deutſchen Handwerker fiel es nicht ein, aus bloßer Liebhaberei in den Tag hinein Umwälzung zu ſpielen; er gab ſich auch Niemanden zum Werkzeug für ähnliche Zwecke her. Aber er war im Augenblicke bei der Hand, wenn es galt, wohl erworbene, theuer erkämpfte Rechte zu vertheidigen. So kam es, daß die Demokratien in den deutſchen Städten ein ganz anderes Schickſal hatten, als die italieniſchen, daß ſie ſich Jahrhunderte erhielten und fortbildeten, und daß in ihnen der deutſche Geiſt ſeine ſchönſten Blüthen entfaltete.

Jetzt erſt gewannen die deutſchen Städte ein ſchöneres Ausſehen: man ſorgte für Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Anſtand: die ſchönſten öffentlichen Gebäude erhoben ſich in jenen Zeiten: die Anſtalten für gemeinnützige Zwecke, für Geſundheitspflege, Hoſpitäler, Krankenhäuſer mehrten ſich von Jahr zu Jahr: auch für die geiſtige Bildung, für Schulen und andere Unterrichtsanſtalten wurde gerade von jetzt an am meiſten geſorgt. Auch die Sorge der ſtädtiſchen Behörden für die Nichtübervortheilung der Bürger in Hinſicht der wichtigſten Lebensbedürfniſſe verdient rühmend anerkannt zu werden.

Sie hatten ein wachſames Auge auf Bäcker, Metzger, Weinhändler u. ſ. w, und ſorgten dafür, daß die Waaren weder ſchlecht, noch in zu geringem Maße, noch zu theuer an die Käufer abgegeben wurden: jede Art von Wucher wurde auf das Strengſte geahndet. Wie vortheilhaft unterſchied ſich hierin die mittelalterliche Polizei der ſtädtiſchen Demokratie von der heutigen, welche zwar mit großen Strafen darein fährt, wenn Einer vor ſeinem Hauſe ein Grashälmchen hat ſtehen laſſen, oder einen Teppich zum Fenſter heraushängen läßt, aber ſich nichts darum bekümmert, ob der Kornwucherer und der Bäcker mit einander im Bunde eine ganze Einwohnerſchaft auf das Schamloſeſte ausbeuten! Auch auf Kleiderpracht, Aufwand bei feſtlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten, Taufen u. ſ. w. glaubte die ſtädtiſche Polizei ihr Augenmerk richten zu müſſen. Sie ging in den Verordnungen, welche gegen den Luxus erlaſſen wurden, mitunter über den Grundſatz der Achtung der perſönlichen Freiheit hinaus, welcher doch ſonſt die Grundlage der ſtädtiſchen Demokratie bildete. Sie ließ ſich aber hier von dem wohlmeinenden Gedanken leiten, daß unnöthige Pracht und maßloſer Aufwand weder zum Nutzen und Frommen des Einzelnen, noch des Ganzen gereiche, ja daß die Tüchtigkeit des Gemeinweſens zuletzt darunter leiden müſſe, wenn die Einzelnen ſich dadurch ſowohl ſelber zu Grunde richten, als auch Andere, indem ſie dieſelben zur Nachahmung reizen, in den Abgrund hereinziehen. Die mittelalterliche Demokratie ſetzte einen Stolz darein, wohlhabend zu ſein: ſie wollte nicht über Menſchen von zerrütteten Vermögensumſtänden regieren.

15. Pfahlbürgerthum. Zwiſte der Städte mit Adel und Fürſten. Veränderung des Kriegsweſens. Bedeutung des Fußvolks.

Man kann ſich denken, daß die Städte mit ihrem Reichthum, mit ihrer Betriebſamkeit, mit ihren mannichfachen Anſtalten, mit ihren freien bürgerlichen Einrichtungen einen mächtigen Zauber auf die ländliche Bevölkerung ausübten. Beſonders die Hörigen, die Leibeigenen, die unfreien Bauern, die unter dem Druck eines Edelmannes ſchmachteten und ihres Lebens nie froh werden konnten, blickten mit Sehnſucht nach den ſtädtiſchen Gemeinweſen, die keine Unfreiheit kannten, wo jeder durch ſeiner Hände Arbeit ſich ein menſchenwürdiges Daſein bereiten konnte. Was war natürlicher, als daß ſie, wenn es möglich war, ihrem Herrn entflohen und in die Städte wanderten, wo ſie nach einiger Zeit zu Bürgern aufgenommen wurden und die Freiheit erhielten. Dieſe Erſcheinung findet ſich ſchon in ſehr früher Zeit, aber ſie nahm zu mit dem Aufkommen der Städte und erhielt namentlich im vierzehnten Jahrhundert, gerade in der Zeit, wo die zünftiſchen Bewegungen geſiegt hatten, die größte Ausdehnung. Die Fürſten und Herren beklagten ſich von jeher über die Aufnahme ihrer Leibeigenen von Seiten der Städte und brachten dieſe Beſchwerden nicht ſelten vor den Kaiſer: denn die Sache war von keiner kleinen Wichtigkeit. Wurde nämlich dieſem Treiben nicht Einhalt gethan, ſo konnte es kommen, daß die Gutsherren nachgerade den größten Theil oder alle ihre Leibeigenen und Hörigen einbüßten. Denn den Städten fiel es nicht ein, dieſelben zurückzuweiſen, vielmehr ſchienen ſie die Sache ſelber gern zu ſehen. Die Kaiſer, von den Fürſten gedrängt, gaben dann öfter Verordnungen wider die Aufnahme entſprungener Leibeigenen in den Städten, oder ſie ertheilten einem Herrn die beſondere Gnade, daß ſeine Leute von keiner Stadt aufgenommen werden dürften. Dies Alles half aber wenig. Die Sache blieb beim Alten und zuletzt ſah man ſich genöthigt, als Regel feſtzuſtellen, daß jeder Unfreie, der ſich in eine Stadt begeben und binnen Jahr und Tag von ſeinem Gutsherrn nicht zurückgefordert würde, in der Stadt bleiben und als Bürger aufgenommen werden dürfe. Indeſſen begünſtigten die Kaiſer heimlich oder offen ſelber das Verfahren der Städte, und wir haben bereits geſehen, wie ſich Rudolf, Albrecht und Ludwig der Baier dazu verhielten. Denn dieſe Kaiſer, die ſich auf die Städte ſtützten, mußten natürlich Alles begünſtigen, was ihre Macht verſtärken und die der Landherren ſchwächen konnte.

Weit gefährlicher aber, als das eben angeführte, war für die Landherren noch ein anderes Verhältniß, das wir ebenfalls ſchon öfter berührt haben und das kurz mit dem Namen des Pfahlbürgerthums bezeichnet wird. Pfahlbürger hießen diejenigen, welche zwar das Bürgerrecht in einer Stadt erhalten hatten, aber nichts deſto weniger auf dem Lande in ihren Beſitzungen wohnen blieben und hier des Schutzes der Stadt genoſſen. Das waren meiſtentheils Leute, welche, wenn auch nicht Hörige, ſo doch in irgend einem Abhängigkeitsverhältniß zu einem Herrn oder Fürſten ſtanden, d. h. wie wir es jetzt nennen würden, ſeine Unterthanen waren, und ſich auf dieſe Weiſe der Unterthanenſchaft zu entziehen pflegten. Dieſe Erſcheinung begegnet uns auch ſchon in den Zeiten der Hohenſtaufen und vervielfältigt ſich, wie das Entlaufen der Leibeigenen in die Städte, von Jahr zu Jahr. Auch haben ſich die Fürſten über das Pfahlbürgerthum noch viel mehr beſchwert, wie über jenes, und die Kaiſer beſtürmt, dagegen Geſetze zu erlaſſen, wie denn bereits die Hohenſtaufen gethan haben, dann Rudolf von Habsburg, Heinrich VII.; und ſelbſt Ludwig der Baier, ſahen wir, mußte in den Jahren 1333 und 1341 dieſe Geſetze erneuern. Man würde es kaum begreifen, warum die Fürſten es für nöthig hielten, gegen das Pfahlbürgerthum den Schutz des Kaiſers und der Geſetze anzurufen — denn mit einigen Unterthanen, die ſich ihrer Pflicht zu entziehen ſuchten, ſollte man meinen, hätten ſie wohl allein fertig werden können — wenn man nicht die ungeheure Ausdehnung, welche das Pfahlbürgerthum beſonders im vierzehnten Jahrhundert gewonnen, mit in Anſchlag bringt. Nämlich es waren nicht einzelne Leute, welche Pfahlbürger wurden, ſondern ganze Höfe, Weiler, Dörfer, Gemeinden, Landſtädte ſtrebten nach dieſem Verhältniß. Man ſieht: wurde dem Pfahlbürgerthum nicht Einhalt gethan, wurde daſſelbe vielmehr rechtlich anerkannt, ſo war es mit dem Fürſten- und Herrenthum in Kurzem vorbei. Denn alle Unterthanen oder wenigſtens der größere Theil drängte ſich dann nach dem Stadtbürgerrecht und ſie brachten zugleich mit ihrer Perſon auch den Grund und Boden mit, den ſie bebauten, mochte er ihnen nun ſelber gehören, oder mochten ſie ihn lehensweiſe von irgend Jemand beſitzen. Auf dieſe Weiſe wurden die fürſtlichen und herrſchaftlichen Gebiete von der ſtädtiſchen Demokratie durchbrochen und die Grundſätze, von denen das Bürgerthum erfüllt war, ergoſſen ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt über das platte Land: die vollſtändige geiſtige Eroberung deſſelben konnte nicht lange zweifelhaft ſein.

Es iſt gewiß, daß die Fürſten ſowohl wie die Städte die eigentliche Bedeutung des Pfahlbürgerthums ſehr wohl erkannten. Daher eiferten die Fürſten ſo ſehr nach dem geſetzlichen Verbot desſelben, während die Städte trotz allen Verboten dennoch fortfuhren Pfahlbürger aufzunehmen. Es handelte ſich um nichts Geringeres, als darum: ob der Geiſt der altgermaniſchen Freiheit, welcher zuerſt in den Städten eine Zufluchtsſtätte gefunden und hier allmählig erſtarkt war, nunmehr die Mauern der Städte verlaſſen und ſich in der übrigen Bevölkerung ausbreiten ſollte, wodurch die Demokratie, allerdings mit Beibehaltung des kaiſerlichen Oberhaupts, die Grundlage des ſtaatlichen Gebäudes geworden wäre. Es begreift ſich, daß die Kaiſer, wenn ſie ihren Vortheil recht verſtanden, das Pfahlbürgerthum auf alle Weiſe begünſtigen mußten. Auch haben es Adolf, Albrecht und Ludwig der Baier gethan. Aber freilich es waren ihnen, namentlich Ludwig, die Hände ſo ſehr gebunden, daß ſie dieſen Theil ihrer Staatsklugheit weder umfaſſend noch folgerichtig genug durchführen konnten: ſo kamen ſie gar zu häufig in Widerſpruch mit ſich ſelbſt und das Ergebniß war, daß der Kampf über das Pfahlbürgerthum zwiſchen den Städten und den Fürſten ſelbſt ausgemacht werden mußte.

In der That iſt gerade das Pfahlbürgerthum der Hauptanlaß zu all' den vielen blutigen und verheerenden Fehden geweſen, welche im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zwiſchen Städten und Herren ausgekämpft worden ſind. Dieſe Fehden ſind natürlich Anfangs nur örtlicher Natur d. h. ſie beſchränken ſich auf eine Stadt, oder höchſtens eine Paar benachbarte Städte und die ſie umgebenden Herren und Fürſten. Allmählig aber dehnen ſie ſich weiter aus. Unter Ludwig dem Baiern gewannen die Städtebündniſſe eine immer größere Ausdehnung: die nächſte Folge davon war, daß auch die Fehden größer werden, d. h. mehr Theilnehmer umfaſſen, und daß die Veranlaſſungen mehr und mehr die beſchränkte örtliche Natur verlieren und umfaſſenderen Geſichtspunkten weichen. Uebrigens behaupteten die örtlichen Verhältniſſe fortwährend ihr Recht und es wird daher zum Verſtändiß der ſpäteren Begebenheiten nicht überflüſſig ſein, hier eine kurze Ueberſicht der Herren und der Städte zu geben, die beſonders feindſelig gegen einander auftraten. Ich bemerke nur noch, daß die Fürſten und Herren außerdem, daß ſie in den Städten ihre grundſätzlichen Gegner erblickten und das unverkennbare Streben derſelben, ſie ſelbſt aus der gewonnenen Stellung zu verdrängen, beſonders deßhalb zum Kampf gegen ſie gereizt wurden, weil, falls ſie ſiegten und unter irgend einem Vorwand eine Stadt unter ſich brachten, die unerſchöpflichen Reichthümer derſelben ihren ſchlechten Wirthſchaftsverhältniſſen wieder aufhelfen konnten.

Am heftigſten wurde der Kampf zwiſchen Fürſten und Städten in Schwaben geführt. Hier waren die letzteren am zahlreichſten und glaubten daher mit ihren Entwürfen leichter durchdringen zu können, während die Grafen von Würtemberg, welche hier das Herrenthum vertraten, um ſo erbittertere und zähere Gegner waren, und mit derſelben Planmäßigkeit verfuhren wie die Städte. Außerdem waren auch die benachbarten Herzoge von Baiern, beſonders die Söhne Stephans mit der Hafte, nicht ſelten mit den ſchwäbiſchen Städten in großen Zerwürfniſſen. Diejenige Stadt indeß, welche ſie ſich außerdem zu beſonderen Angriffen auserſehen hatten, war Regensburg. In Franken ſtanden an der Spitze des ſtädtefeindlichen Fürſtenthums die Burggrafen von Nürnberg, die in beſtändigen Händeln mit der Stadt Nürnberg ſich befanden, aber auch Rotenburg, Windsheim und Weißenburg beunruhigten. Unterſtützt wurden ſie außerdem von den Biſchöfen von Würzburg und Bamberg, den verſchiedenen Grafengeſchlechtern und dem zahlreichen fehdeluſtigen Adel. Am Rhein hatten Straßburg und die übrigen elſäßiſchen Städte mit ihrem eigenen Biſchof, ferner mit den umgebenden Grafengeſchlechtern, ebenſo häufig aber auch mit den Markgrafen von Baden zu kämpfen, welche wiederum an dem Streite der Würtemberger gegen die ſchwäbiſchen Städte Theil nahmen: beſonders auf Rotweil richteten ſie ihr Augenmerk. Speier, Worms, Mainz und die übrigen Städte jener Gegenden lagen mit den Pfalzgrafen, den Grafen von Sponheim, Katzenellenbogen, Iſenburg, Leiningen, Worms und wie ſie alle hießen in Streit; die Frankfurter mit den Kronenbergern, Eppſteinern und dem wetterauiſchen Adel; die Kölner mit ihrem Erzbiſchof und den Herzogen von Jülich, Berg, Kleve; die Dortmunder mit den Grafen von Mark; die Goslarer mit den Herzogen von Braunſchweig, den Landgrafen von Thüringen und dem dortigen Adel; ebenſo Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen.

Was nun die Kriegführung ſelber anbetrifft, ſo ſollte man meinen, daß das Herrenthum und der Adel, der außer der Jagd ſich mit nichts anderem beſchäftigte, als mit dem Waffenhandwerk, gegen die

Städte weitaus im Vortheil geweſen. Es verhält ſich aber nicht ſo. Denn erſtens waren die Bürger ebenſo tapfere und ſtreitbare Männer, und dann waren in dem Kriegsweſen nach verſchiedenen Richtungen hin Veränderungen eingetreten, welche dem Bürgerthum nur zum Vortheil gereichen konnten, ja durch dasſelbe bewirkt worden waren.

In den letzten Jahrhunderten, beſonders von der Zeit an, als der Stand der Gemeinfreien ſich verminderte und das Lehenweſen alle Schichten der Bevölkerung verſchlang, war der Kriegsdienſt zu Roß aufgekommen, welchen die von jener Zeit an vorzugsweiſe zum Waffenhandwerk befugten Ritterbürtigen leiſteten, Roß und Mann in Stahl und Eiſen eingehüllt. Bei größeren Heeren konnte man allerdings das Fußvolk nicht ganz entbehren, allein die ſchwere geharniſchte Reiterei, welche nur aus dem Adel beſtand, galt als der Kern des Heeres und ſeine kriegeriſche Bedeutung hing von der Anzahl der geharniſchten Reiterei ab. Das Fußvolk wurde als Nebenſache angeſehen, welche nichts entſcheide. Auch in den Städten, ſahen wir, wurde der Kriegsdienſt zuerſt zu Roß geleiſtet und von jenen edeln Geſchlechtern, die ſich den Ritterbürtigen auf dem Lande gleich dünkten. Allein bald ſtellte es ſich mit der zunehmenden Bevölkerung und der Vergrößerung der Städte heraus, daß der Kriegsdienſt zu Roß nicht ausreiche, um das kriegeriſche Bedürfniß der Stadt zu decken; ohnedieß war zur Vertheidigung der Mauern Reiterei nicht vonnöthen. So wurden denn die übrigen Bürger bewaffnet, und wir haben bereits geſehen, wie die Eintheilung der bewaffneten Bürgerſchaft nach Zünften vor ſich ging. Wie in Allem, was die Freiheit des Gemeinweſens anging, ſo bewieſen ſich die Bürger auch in dem Waffenhandwerk äußerſt anſtellig: ſie übten ſich in Armbruſtſchießen, im Schwert- und Hellebardenkampf und zeigten zunächſt durch ihre Vertheidigung der Mauern, wenn ſie von Feinden angegriffen wurden, daß ſie mit den Waffen nicht minder geſchickt umzugehen wüßten, wie mit ihren Werkzeugen. Bald wurden ſie aber auch zu Kriegszügen verwendet, zum Brechen der Raubburgen u. ſ. w.

Gegen Ende des dreizehnten beſonders aber ſeit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wagte ſich nun das ſtädtiſche Fußvolk auch an den Kampf in offener Feldſchlacht mit der geharniſchten adeligen Reiterei. Und dieſes Beginnen wurde faſt überall von dem glänzendſten Erfolge gekrönt. Schon in der Schlacht bei Woringen, 1288, trugen die Kölner Bürger nicht wenig zum Siege bei. Indeſſen kämpften ſie hier noch im Bunde mit den Rittern. Aber die ſogenannte Sporenſchlacht, welche die Flandrer im Jahre 1302 gegen die franzöſiſche Ritterſchaft ſchlugen, wurde ganz allein von dem bürgerlichen Fußvolk gewonnen. Der König Philipp der Schöne von Frankreich nämlich hatte ſich verrätheriſcher Weiſe Flanderns bemächtigt und drückte das Land. Da erhob ſich die Bürgerſchaft, fiel über die Franzoſen her, erſchlug einen Theil und jagte die andern aus dem Lande. Philipp, um Rache zu üben, rückte nun mit einem großen Heere von vierzigtauſend Mann heran, darunter die Blüthe der franzöſiſchen Ritterſchaft. Aber auch die Bürger rüſteten ſich unverdroſſen, unter dieſen zeichnete ſich beſonders die Zunft der Weber aus. Bei Kortryk ſtießen die Heere auf einander. So kampfesmuthig die Bürger waren, ſo verſäumten ſie doch auch nicht, eine Kriegsliſt anzuwenden. Sie ſtellten ſich hinter einem Graben auf, den ſie leicht mit Erde und Raſen überdeckten. Die franzöſiſche Ritterſchaft, die das Zeichen zum Angriff nicht erwarten konnte, ſprengte nun hitzig auf die verhaßten Bürger ein, ſtürzte zum Theil in den Abgrund, die Uebrigen geriethen in Verwirrung und wurden von den Städtern gänzlich aufgerieben. Ueber fünfzehntauſend Franzoſen wurden von den Flamändern erſchlagen: achttauſend vergoldete Sporen, das ritterliche Kennzeichen, fielen in die Hände der Sieger: davon erhielt dieſe Schlacht ihren Namen. — Ebenſo erfochten die Bürger von Stralſund im Jahre 1316 einen glänzenden Sieg über das ſie belagernde ritterliche Heer der Herzoge von Sachſen-Lauenburg und Braunſchweig-Lüneburg im Hainholze vor Stralſund, wobei ſie den Herzog Erich von Sachſen ſelbſt nebſt einer großen Menge von Rittern gefangen nahmen. Auch die Siege, welche Ludwig der Baier bei Gammelsdorf (1313) und bei Mühldorf (1322) gewann, verdankte er vorzugsweiſe den tapferen Zünften der Städte von Straubing, Ingolſtadt, Landshut, München. Hieher ſind denn auch die Siege der Dithmarſen über die Grafen von Holſtein und die Schlacht bei Morgarten (1315) zu rechnen, wo das bäuerliche Fußvolk die geharniſchte Ritterſchaft vernichtete: wir werden ſpäter noch darauf zurückkommen.

Genug: durch dieſe Ereigniſſe wurde der Glaube an die Unwiderſtehlichkeit der geharniſchten Reiterei und an die kriegeriſchen Vorzüge der Ritterſchaft um ein Beträchtliches erſchüttert und man begann dem Fußvolk wieder eine größere Bedeutung beizulegen.

Eine andere Erſcheinung, welche ſpäter einen ſo großen Einfluß auf die Entwickelung des neuen Kriegsweſens geübt hat, die Erfindung des Schießpulvers, fällt ebenfalls in dieſe Zeit. Man weiß heute noch nicht mit Beſtimmtheit, von wem, wo, wann das Schießpulver erfunden worden iſt: wahrſcheinlich geſchah es gleichzeitig, unabhängig von einander, von mehreren Völkern, wie ſich denn namentlich die Deutſchen, die Araber, die Chineſen darum ſtreiten. Gewiß iſt, daß Kanonen bereits in den erſten Jahrzehenden des vierzehnten Jahrhunderts im Gebrauch geweſen und zwar bei den italieniſchen und deutſchen Städten. Seit der Mitte dieſes Jahrhunderts kommt das Schießpulver mehr und mehr auf, die Städte halten ſich ſeitdem ihre eigenen „Büchſenmeiſter“ — die Kanonen hießen nämlich zuerſt Büchſen — und hießen Geſchütze. Auch dieſe Erfindung kam zunächſt den Städten zu Gute: denn erſtens waren ſie reich genug, um den großen Aufwand zu beſtreiten, den das Geſchütz erforderte, und dann wußten ſie am beſten damit umzugehen. Die Geſchütze dienten ihnen vortrefflich zur Zerſtörung der Burgen des räuberiſchen Adels, wozu ſie jetzt nicht mehr ſo lange brauchten, wie bisher, während ihre Feinde noch lange nicht ſo viel Geſchütz aufbringen konnten, als nothwendig war, um ihre ſtarken Mauern zu zerbrechen. Auch iſt es Thatſache, daß es ſelbſt mächtigen Fürſten in dieſen Zeiten nie gelungen iſt, eine große Stadt einzunehmen, wenn die Einwohnerſchaft den feſten Willen hatte, ſich zu vertheidigen, auch wenn jene mit den größten Heerhaufen und noch ſo lange vor ihr gelegen.

Uebrigens hatte die Erfindung des Schießpulvers damals noch nicht die großen Wirkungen wie ſpäter, wegen der verhältnißmäßig doch noch ſehr geringen Anwendung desſelben, wie denn überhaupt das alte Kriegsweſen wohl erſchüttert, aber noch keineswegs gebrochen war. Indeſſen die Städte waren nicht blos auf ihre eigenen Streitkräfte angewieſen, ſondern ſie konnten auch noch über andere gebieten und namentlich über dieſelbe Ritterſchaft, die ihnen ſonſt ſo feindlich entgegentrat. Der deutſche Adel nämlich, immer geldbedürftig, weil er mit ſeinen Einkünften nicht hauszuhalten verſtand, ſah ſich gezwungen, wenn er nicht wegelagern wollte, was auch nicht immer von glücklichem Erfolg begleitet war, in die Dienſte einer Stadt zu treten und ihr um Sold ſein Schwert und ſeine Lanze zur Verfügung zu ſtellen. Ein ſolches Dienſtverhältniß wurde ſo wenig unehrenvoll gehalten, daß Grafen und Fürſten ſich um dergleichen ſtädtiſche Söldnerſtellen bewarben, und wir haben geſehen, wie ſelbſt ſpätere deutſche Könige die Hauptleute ſtädtiſcher Söldner geweſen, wie Rudolf von Habsburg und Heinrich VII. Die Städte zahlten nämlich ſehr gut und pünktlich: in der Regel für einen Geharniſchten zu Roß hundert Pfund jährlich, oder nach heutigem Gelde tauſend Gulden, manchmal mehr: und beſonders gut wurden Edelleute bezahlt, die mit einer größeren Anzahl Gewappneter dienten. So konnten die Städte ſo viel Söldner haben, als ſie wollten. Und auf dieſe Weiſe ſah ſich der Adel in der Lage, zum Vortheile der Städte wider ſeine eigenen Standesgenoſſen die Waffen führen zu müſſen.

Ueberhaupt hatten die Reichsſtädte in ihrem Kampfe gegen Fürſten und Herren noch mehrere Bundesgenoſſen, welche bewußt und unbewußt ihre Entwürfe förderten, und ihnen um ſo beſſere Dienſte leiſteten, als ſie im Lager der Gegner ſelber ſich befanden. Ich meine hiemit die Landſtädte und den niederen Adel.

16. Verhältniß der Landſtädte und des niedern Adels zu den Fürſten. Aufkommen der landſtändiſchen Verfaſſungen.

Was zunächſt die Landſtädte betrifft, ſo iſt ſchon angegeben, daß ſie von denſelben Grundſätzen geleitet wurden, wie die Reichsſtädte, und daß ſie nach dem nämlichen Ziele ſtrebten, nach möglichſter Unabhängigkeit von ihren Herren. Begreiflich fühlten ſie ſich daher den Reichsſtädten verwandter und hegten mehr Neigung zu dieſen, als zu ihren Herren, beſonders wenn dieſe ſich Eingriffe in ihre Freiheit erlaubten, was nicht ſelten vorkam, oder wenn ſie ungewöhnlich große Steuern forderten. In den Ländern, wo wenig oder keine Reichsſtädte ſich befanden, übernahmen daher die Landſtädte faſt vollkommen ihre Rolle. Die großen, reichen Städte, wie die niederländiſchen, Gent, Brügge, Ypern, Brüſſel, Mecheln, Antwerpen, die wendiſchen, wie Roſtock, Wismar, Stralſund, Greifswalde, die ſächſiſchen, wie Braunſchweig, Lüneburg, Göttingen, Magdeburg, wiſſen ſich eine gänzliche Unabhängigkeit zu erkämpfen, ſo daß der Landesherr faſt gar kein Recht mehr gegen ſie beſitzt, als Steuern von ihnen zu fordern. Die Landſtädte treten in Bünde zuſammen, ohne den Landesherrn darum zu fragen, wie wir denn geſehen haben, daß die Hanſe zum größten Theil aus Landſtädten beſtand. Das war zwar zunächſt nur eine Handelsverbindung, allein die ſtaatliche Natur fehlte ihr keineswegs. Die Landſtädte ſchließen aber auch Bünde mit einander, die ausdrücklich nur einen ſtaatlichen Zweck haben, wie z. B., um adelige Raubneſter zu zerſtören oder um dem Fürſten Widerſtand zu leiſten. Denn damit ſind ſie gleich bei der Hand. Wenn er ſich Eingriffe in ihre Freiheiten erlaubt, oder ihnen ſonſt etwas zumuthet, was ihnen nicht gefällt, ſo widerſetzen ſie ſich oder kündigen ihm den Gehorſam auf. Dann verſucht wohl der Fürſt Strenge, und wenn nichts weiter hilft, ſo belagert er die Stadt. Aber die Bürger lachen hinter ihren Mauern ſeiner vergeblichen Anſtrengungen und ſetzen ihren Willen durch.

Beſonders die niederländiſchen Städte ſind wegen ihres unbändigen Freiheitsſinnes berühmt geworden. Faſt das ganze vierzehnte Jahrhundert iſt mit Kämpfen der brabantiſchen, geldern'ſchen, lüttichiſchen, flandriſchen Gemeinweſen theils gegen den Adel, theils gegen die herrſchenden Fürſten angefüllt, während zugleich der Kunſtfleiß und Handel in dieſen Landen die höchſte Stufe erſtieg — ein deutlicher Beweis, daß die reichſte Entwickelung der ſogenannten materiellen Intereſſen ſich mit der höchſten Stufe der Freiheit ſehr gut verträgt. Auch wurden die Beſtrebungen der Bürger faſt immer vom Erfolge gekrönt. Denn wenn auch hie und da unterliegend in offenen Feldſchlachten, ließen ſie doch niemals den Muth ſinken, ſondern verfolgten mit Kraft und Beharrlichkeit ihre Ziele. So haben ſie ſich die koſtbarſten Rechte errungen, und namentlich die Freiheiten von Brabant waren weit und breit berühmt. Wir haben bereits angeführt, wie die Bürger der niederländiſchen Städte ſich ſogar nicht ſcheuten, es mit dem Heere eines der größten damaligen Könige aufzunehmen, und wie ſie bei Kortryk den glänzendſten Sieg über die franzöſiſche Ritterſchaft erfochten. Freilich gelang es endlich dem Könige von Frankreich in Verbindung mit dem Grafen von Flandern, nach einer Reihe von Feldzügen, in denen er die ganze Kraft ſeines Reiches aufbot, die Bürger zu beſiegen und den Grafen von Flandern, ſeinen Vaſallen, wieder in den Beſitz ſeines Landes zu ſetzen. Allein die Unterwerfung war nur ſcheinbar. Denn bald darauf erhoben ſich die flandriſchen Städte von Neuem, angeführt von dem reichen Methbrauer Jakob von Arteveld, und beſonders ihrer Unterſtützung ſind die Erfolge des Königs von England in ſeinem Kriege gegen Frankreich zuzuſchreiben.

Eine ebenſo kühne und ſelbſtändige Stellung behaupteten die wendiſchen Seeſtädte Wismar, Roſtock, Stralſund gegen ihre Fürſten. Es iſt im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts öfter vorgekommen, daß ſich faſt alle benachbarten deutſchen Fürſten, die Herzoge von Mecklenburg, Pommern, Sachſen-Lauenburg, Braunſchweig, Lüneburg, Holſtein ſammt dem Könige von Dänemark verbanden, um dieſe Seeſtädte zu bezwingen: es iſt ihnen mißlungen. Damals ſchon ſpielten die deutſchen Fürſten eine jämmerliche Rolle Dänemark gegenüber, deſſen Vaſallen ſie zeitweiſe waren, und dem ſie keinen Anſtand nahmen, die reichen deutſchen Hanſeſtädte zum Opfer zu bringen. Nur die Freiheitsliebe der Städte hat dieſen Verrath verhindert. Nun begreift ſich aber auch das Mißtrauen, welches dieſe reichen Seeſtädte gegen ihre eigenen Fürſten hegten. Sie ließen ſie nicht in ihre Mauern, wenn ſie mit zahlreicher Bedeckung erſchienen, und als einſt die nordiſchen Fürſten in großer Anzahl und ſtrahlend von ungeheurer Pracht ein glänzendes Feſt, eine Hochzeit, in Roſtock feiern wollten, ſo wurde das ihnen von den Bürgern abgeſchlagen. Die Fürſten ſahen ſich genöthigt, vor der Stadt ihre Zelte aufzuſchlagen und dort die Feierlichkeit zu begehen, wobei die Bürger von ihren Mauern gemüthlich zuſahen.

Nicht minder freiheitliebend waren die niederſächſiſchen Städte. Kaum gibt es einen Herzog von Braunſchweig oder von Lüneburg, gegen den ſich nicht irgend eine ſeiner Städte, Braunſchweig, Lüneburg, Göttingen, Hannover, Eimbeck, Hameln erhoben. Ein Beiſpiel ſtatt vieler möge folgendes ſein.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts herrſchte in Braunſchweig und Lüneburg Magnus II., der den Beinamen „mit der Kette“ führt. Die Veranlaſſung zu dieſem Beinamen, wie ſie die Chroniken erzählen, kennzeichnet zu ſehr die Natur des damaligen Fürſtenthums, als daß wir ſie nicht erwähnen ſollten. Magnus war nämlich in ſeiner Jugend ſehr ausſchweifend, wild und hoffärtig gegen ſeine Unterthanen, ſo daß ſein Vater Magnus der Fromme ſich über ihn erbitterte und einen Strick bei ſich getragen haben ſoll, um ſeinen Sohn, wenn er ihn fände, an den nächſten beſten Baum aufzuhängen. Magnus II., der dieſen Ausſpruch ſeines Vaters erfuhr, trug ſeitdem ſpottweiſe eine ſilberne Kette, damit ihn ſein Vater, wenn er ihn fände, an dieſe hängen könne. Dieſer Magnus verlangte nun von den Lüneburgern vieles Geld, was ſie ihm verweigerten. Darüber warf er einen Haß auf die Bürger und ſtrebte darnach, ſie zu vergewaltigen. Bei Lüneburg beſaß er noch eine Burg, von welcher aus er ihnen vielen Schaden zufügte. Die Bürger aber faßten den Entſchluß, ſeine Herrſchaft abzuſchütteln und Albert von Sachſen-Lauenburg zum Herrn zu nehmen, dem auch Karl IV. das Herzogthum Lüneburg zugeſprochen hatte. Alſo ſchickten ſie einen Fehdebrief an den Herzog in Zelle und ſtürmten zugleich ſein feſtes Schloß in Lüneburg, welches ſie ſofort in ihre Gewalt brachten. Jetzt ſann Magnus II. auf Verrath. Es war ihm endlich gelungen, in einer Nacht, als die Bürger, müde vom Wachen, ſchlafen gegangen waren, mit einer großen Anzahl Edelleute die Mauern der Stadt zu erſteigen und ſich derſelben zu bemächtigen. Wie aber die Bürger endlich dieſes gewahr wurden, griffen ſie ſogleich zu den Waffen, drangen auf die Ritter ein, erſchlugen einen großen Theil von ihnen, die Andern nahmen ſie gefangen, enthaupteten ſie zum Theil, zum Theil gaben ſie dieſelben nur gegen ſchweres Löſegeld wieder frei. Magnus II. wurde bald darauf in einem Treffen erſchlagen.

Auch in Magdeburg herrſchte faſt beſtändiger Zwieſpalt zwiſchen den Bürgern und dem Erzbiſchof. Dieſe Mißverhältniſſe führten oft ſo weit, daß der Erzbiſchof aus der Stadt entwich und die umliegenden Adeligen, Fürſten und Grafen aufbot, um mit ihm die Bürgerſchaft zu züchtigen. Beſonders unter dem Erzbiſchof Burckhardt III. (1307—1325) war dieſes der Fall. Dies war ein herriſcher Kirchenfürſt, der den Magdeburgern ihre Rechte ſchmälern wollte, weshalb ſie ihn 1314 aus der Stadt jagten. Er that hierauf die Stadt in den Bann und zog ſodann mit einem großen Heere, beſtehend aus den Schaaren des Markgrafen von Meißen, des Herzogs von Braunſchweig, der Grafen von Mansfeld, der Herren von Querfurt, vor Magdeburg, um ſie zu belagern. Die Bürger ließen ſich das wenig anfechten. Jeden Tag wurden die Thore geöffnet; ja die Bürger ſandten ſogar eine Botſchaft an die Fürſten: ſie möchten doch ja nicht mit ihrem Abzuge eilen; wenn es ihnen an Lebensmitteln fehle, ſo ſollten ſie nur dreiſt in die Stadt ſchicken, man wolle ihnen Alles zu den Marktpreiſen überlaſſen und ſicher in das Lager hinausliefern. In der That gingen die Fürſten auf dieſes Anerbieten ein und ließen ihre Bedürfniſſe in der Stadt einkaufen. So dauerte die Belagerung vier Wochen, ohne daß die Fürſten den geringſten Erfolg gehabt hätten. Der Markgraf von Meißen bat nun um die Erlaubniß, die Stadt beſehen zu dürfen. Es wurde ihm geſtattet. Er wurde ſammt ſeinen Begleitern freundlich empfangen, überall herumgeführt und ihm Alles gezeigt, was er ſehen wollte. Er fand nun die Stadt ſo vortrefflich gerüſtet, ſo mit Lebensmitteln verſorgt, daß er daran verzweifelte, ſie mit Waffengewalt oder mit Hunger bezwingen zu können. Er zog daher mit ſeinem Kriegsvolke ab und die Andern folgten, zuletzt auch der Erzbiſchof. Der Markgraf Waldemar von Brandenburg brachte nachher eine Vermittlung zwiſchen der Stadt und dem Erzbiſchof zu Stande. Da aber dieſer bald ſein feierlich gegebenes Wort brach, die Rechte der Bürger mißachtete und ſich die größten Willkürlichkeiten erlaubte, ſo wuchs die Erbitterung der Magdeburger ſo ſehr gegen ihn, daß ſie ihm wieder Fehde anſagten, und als er ſich dennoch beigehen ließ, nach Magdeburg zu kommen, ihn ergriffen, in's Gefängniß warfen und hier erſchlugen (1325).

Uebrigens war das Verhältniß der Landſtädte zu ihren Fürſten nicht immer ein feindliches. Wußten dieſe die Städte recht zu behandeln, achteten ſie ihre wohl erworbenen Gerechtſame, griffen ſie nicht willkürlich in ihre inneren Angelegenheiten ein, ſo hatten ſie an ihnen treue Helfer in der Noth. Und in der That, viele Fürſten wußten die Wichtigkeit ihrer Landſtädte ebenſo gut zu würdigen, wie die Kaiſer die Bedeutung der Reichsſtädte erkannten. Der außerordentliche Reichthum, zu dem ſich ſo manche Städte emporgeſchwungen, war ein zu ſprechender Beweis von der Vorzüglichkeit ihrer gemeindlichen Einrichtungen, als daß nicht die Fürſten auf den Gedanken gekommen wären, dieſe Vorzüge auch ihren Untergebenen zukommen zu laſſen. Daher ſehen wir ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts Fürſten und Grafen eine Menge von Landſtädten ſchaffen und für die ihnen ertheilten Rechte und Freiheiten, welche gewöhnlich einer benachbarten Reichsſtadt entnommen waren, von den Kaiſern die Beſtätigung erbitten. Aber außer dem angegebenen wurden ſie häufig auch noch aus dem Grunde zu einer Begünſtigung des Bürgerthums in ihren Ländern geführt, um ſie gegen die Macht ihres eigenen Adels zu verwenden, ſo daß demnach die Landſtädte in dem Verhältniſſe zwiſchen Fürſten und Adel ohngefähr dieſelbe Stellung einnahmen, wie die Reichsſtädte in dem Verhältniſſe zwiſchen Kaiſer und Fürſten.

Der Adel — und wir meinen hiermit natürlich den niederen Adel, obſchon dieſe Benennung erſt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert aufkam, im Gegenſatz zu dem höheren reichsunmittelbaren, der aus Fürſten und gefürſteten Grafen beſtand — wurde immer zahlreicher, weil im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Veränderung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe vor ſich gegangen war. Es wurden zu ihm nämlich nicht blos die Ritterbürtigen gerechnet, jene Männer, welche frei geboren, auf ihren Gütern ſaßen und die Behauptung ihrer Freiheit durch fortwährende ausſchließliche Uebung in den Waffen erprobten; ſondern auch die Dienſtmannen, Miniſterialen genannt, welche in einer unmittelbaren Abhängigkeit von irgend einem Dienſtherren ſtanden, und daher zu dem Stande der Unfreien gerechnet wurden, wußten ſich, da ſie meiſtens mit dem ritterlichen Waffenſpiele ſich beſchäftigten, aus dieſem Stande emporzuarbeiten und ſich den Ritterbürtigen gleich zu ſtellen. Dieſe Erſcheinung trat zu derſelben Zeit ein, als ein anderer Stand der Unfreien durch Aufnahme in den Städten ebenfalls ſeine Unfreiheit verlor. Es iſt derſelbe Drang nach Freiheit und nach Unabhändigkeit, welcher hier den Adel, dort den Bürgerſtand vermehrt.

Aber der Adel bethätigte das Streben nach Unabhängigkeit noch in anderer Weiſe. Er ſuchte ſich überhaupt ſo viel wie möglich von allen den Banden loszumachen, die ihn an irgend einen Oberen feſſelten. Und ſo trachtete er ſich namentlich von der Herrſchaft der Fürſten zu befreien. Dieſes Streben iſt allerdings nichts neues; es tritt aber in dieſer Zeit mit viel größerer Entſchiedenheit, mit viel mehr Bewußtſein, mit größerer Planmäßigkeit hervor, wie ſonſt. Auch hier bemerken wir in ihm das gleiche Streben, wie bei den Städten. Wie dieſe nach Reichsunmittelbarkeit rangen, ſo thut es auch der niedere Adel, und ſogar in vielen größeren Gebieten iſt dies Streben des Adels zu bemerken. So der brandenburgiſche, der baieriſche, theilweiſe der öſterreichiſche, der braunſchweigiſche. Indeſſen nur dem ſchwäbiſchen, fränkiſchen und rheiniſchen Adel iſt es gelungen, die Reichsunmittelbarkeit zu erringen und zu behaupten, während der in den andern Ländern die Oberhoheit der Fürſten anerkennen mußte. Doch war die Entſcheidung hierüber in der Zeit, von welcher wir ſprechen, noch lange nicht erfolgt: im Gegentheile machte der Adel gerade damals die heftigſten Anſtrengungen zu dem beſagten Zwecke, und kein Jahr vergeht, in welchem es nicht in dem einen oder anderen Lande zu Empörungen des Adels gegen die Fürſten kam. Um entſchiedenere Erfolge zu haben, befolgte er nun den Vorgang der Städte: er that ſich, wie dieſe, in Einungen zuſammen, welche beſonders ſeit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts immer häufiger wurden, und bedrohte auf dieſe Weiſe die Stellung ſo mancher Fürſten auf eine bedenkliche Weiſe.

Gegen dieſe Verſuche des Adels fanden nun die Fürſten nirgends einen wirkſamen Schutz, als in den Städten. Die Städte waren die grundſätzlichen Gegner des Adels, da dieſer meiſt von Wegelagerei lebte, ſich ſelten an Landfriedensgeſetze hielt und auf dieſe Weiſe die eigentliche Pulsader des Bürgerthums, Handel und Gewerbe, freie Entwickelung aller möglichen Kräfte, unterband. Die Städte waren daher immer bei der Hand, wo es galt, Ordnung und Sicherheit herzuſtellen, und ſo unterſtützten ſie denn manche Fürſten bereitwillig, wenn ſie bei ihnen Hülfe gegen den geſetzloſen ſie bekämpfenden Adel verlangten. Auch iſt die Hülfe der Städte immer von Erfolg geweſen. So ſiegten die Grafen von Holland am Ende des dreizehnten Jahrhunderts mit Hülfe ihrer Städte gegen ihren aufrühreriſchen Adel; Otto von Niederbaiern wandte ſich wie wir geſehen, an ſeine Städte, denen er die Vormundſchaft übergab, weil er dem Adel nicht traute, und Ludwig ſiegt nur mit Hülfe der Bürger gegen eben dieſen Adel, der ſogar die Oeſterreicher ins Land rief; im Jahre 1371 wußte ſich der Landgraf von Heſſen nur durch die Hülfe ſeiner Städte gegen den adeligen Bund der Sterner, der ihn von Land und Leuten treiben wollte, zu behaupten.

Indeſſen ſo groß auch auf der einen Seite die Feindſchaft zwiſchen Adel und Bürgern ſein mochte, ſo war doch auf der andern nicht zu verkennen, daß im Grunde beide nach demſelben Ziele ſtrebten, nämlich nach möglichſter Unabhängigkeit und Bewahrung ihrer Freiheiten und Rechte, und daß ſie daher in vielen Punkten zuſammengehen, dieſelbe Handlungsweiſe befolgen mußten. Die Städte waren viel zu klug, um nicht einzuſehen, daß wenn ſie die Macht des Fürſten durch Unterdrückung des Adels vermehrten, ſie zugleich an der Untergrabung ihrer eigenen Freiheit arbeiteten. Ebenſo oft daher, ja noch öfter, als das feindſelige Auftreten der Städte gegen den Adel, kommt es vor, daß ſie mit demſelben in Einigungen zuſammentreten, um ihre Freiheiten und Rechte gegen den Fürſten zu bewahren und Vorkehrungen zu treffen, daß eine ſolche bedrohliche Abſicht desſelben vereitelt würde. Aus ſolchen Einigungen ſind nun die landſtändiſchen Verfaſſungen hervorgegangen, eine höchſt wichtige Erſcheinung, weil durch ſie die Fürſten in demſelben Augenblicke eine ſehr bedeutende Beſchränkung ihrer Macht erlitten, als die Einheit des Reichs ſich aufzulöſen, die Macht des Kaiſers ſich zu verringern und dagegen die Gewalt der Fürſten dem Reiche gegenüber ſich zu erweitern ſchien.

Fürſtliche Willkür war überhaupt dem deutſchen Weſen fremd, und ſo haben weder Kaiſer, noch Könige, noch Fürſten zu keiner Zeit bei uns eine unbeſchränkte Gewalt ausüben dürfen. In früheren Zeiten war es die Volksverſammlung, welche den Kaiſer oder den Fürſten beſchränkte, ſpäter als in Folge des Lehenweſens die Zahl der Freien ſo ſehr abgenommen hatte, waren es die Großen, die Vornehmen, überhaupt diejenigen, welche Herrſchaft im Lande beſaßen, welche ihn umgaben, und ohne deren Zuſtimmung und Rath er nichts von Bedeutung thun durfte. In dieſen Zeiten waren allerdings die Reichsverſammlungen ſowohl, wie die Landesverſammlungen ſehr ariſtokratiſche Körperſchaften. Jene beſtanden nur aus den Fürſten, dieſe aus den Rittern, überhaupt dem Adel und der Geiſtlichkeit. Allein mit dem Ende des dreizehnten, Anfang des vierzehnten Jahrhunderts geht eine ſehr wichtige Veränderung mit dieſen Verſammlungen vor. Um dieſe Zeit nämlich gelingt es den Städten ſowohl an den Reichstagen, als auch an den Landesverſammlungen Theil zu nehmen. Natürlich hatten dort nur die Reichsſtädte das Recht, zu erſcheinen, hier die Landſtädte. Die Reichstage laſſen wir hier bei Seite: wir haben es jetzt nur mit den Landesverſammlungen zu thun.

Die Wichtigkeit der Veränderung dieſer die Fürſten beſchränkenden Verſammlungen liegt nicht blos darin, daß zu den zwei bisher allein berechtigten Ständen noch ein dritter Stand, der Bürgerſtand kam, der ſomit ſeine Intereſſen ebenfalls wahren konnte, ſondern darin, daß mit dem Hinzutreten des Bürgerſtandes das Weſen der bisherigen Landesverſammlungen ſich veränderte und daß dieſe eine ganz andere Richtung einſchlugen. Die Geſichtspunkte des Adels wie der Geiſtlichkeit litten nämlich immerhin an einer großen Beſchränktheit, und gingen über ein gewiſſes, ziemlich eng geſtecktes Ziel nicht hinaus. Die ſtädtiſchen Gemeinweſen aber bargen in ſich eine Fülle von Mannigfaltigkeit, Lebenskraft, ſtanden durch Handel und Wandel mit der ganzen Welt in Verkehr und waren ſchon dadurch auf höhere Geſichtspunkte hingewieſen. Ihnen mußte vorzugsweiſe daran gelegen ſein, daß das ganze Land ſich eines geordneten geſetzlichen Zuſtandes erfreue, weil ſie durch ihre Beſchäftigungen nicht blos auf ſich ſelbſt, ſondern auf das Allgemeine angewieſen waren. So wie daher die Städte Antheil an den Landesverſammlungen erhalten, ſo kommt auch ſogleich der Gedanke auf, daß dieſe nicht blos die einzelnen Stände vertreten, ſondern das ganze Land, das ganze Volk. Und in dieſer Beziehung ſind die Landſtände als eine Wiederherſtellung der alten Volksverſammlungen zu betrachten, welche ſich demnach gerade in dem Augenblick erneuern, als es ſchien, als ob ſie gänzlich verſchwinden ſollten. Durch die Landſtände wurde die Freiheit in den einzelnen deutſchen Gebieten gerettet, gingen überhaupt die öffentlichen Zuſtände einer ganz neuen Entwicklung entgegen. Und es liegt auf der Hand, daß durch dieſe Erſcheinung die Demokratie eine ebenſo große, ja vielleicht eine noch größere Eroberung machte, als durch das Pfahlbürgerthum. Denn letzteres war nicht geſetzlich anerkannt, während die landſtändiſchen Verfaſſungen ſich in kürzeſter Zeit auf merkwürdige Weiſe befeſtigten und die Grundlagen der ſtaatlichen Einrichtungen in den fürſtlichen Gebieten bildeten. Durch das oben angedeutete Kennzeichen dieſer neuen Verfaſſungen aber war es dem Bürgerthum gelungen, den größten Einfluß auf den ganzen Staat und auf alle einzelnen Theile deſſelben zu gewinnen. Und hierdurch waren ſie gewiſſermaßen eine Vorbereitung zu einer allmähligen Umgeſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe des deutſchen Reichs auf demokratiſcher Grundlage.

Uebrigens darf man ſich die Entſtehung der landſtändiſchen Verfaſſungen, welche in das Ende des dreizehnten, höchſtens Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu ſetzen iſt, nicht ſo denken, als ob ſie nur die Verwirklichung eines längſt klar erkannten Grundſatzes geweſen ſei und daß ſie mit Einem Male als ein fertiges Ganze dageſtanden wären. Sie wurden vielmehr nur durch die Umſtände hervorgerufen, paßten ſich den Verhältniſſen an, waren lediglich der Ausdruck des augenblicklichen Bedürfniſſes und bildeten ſich auf dieſe Weiſe im Laufe der Zeit immer weiter. Die Form der Entſtehung war aber immer und überall die Einigung der verſchiedenen Stände, namentlich des Adels und der Städte.

Die Fürſten beſaßen ihre Rechte unter ganz verſchiedenen Namen. Dem einen Theil ihrer Untergebenen gegenüber waren ſie vollkommen Herren: das waren diejenigen, die ihnen zu eigen gehörten. Zu anderen ſtanden ſie in dem Verhältniſſe eines Lehenherren. Wieder andere waren freie Leute, welche in ihnen nichts, als die kaiſerlichen Beamten erblickten, denen ſie auch in nichts weiter verpflichtet zu ſein glaubten, als in denjenigen Punkten, die ſich auf das Reich bezogen. Es iſt aber ſehr natürlich, daß die Fürſten die ihnen zuſtehenden Rechte über ihre Eigenleute auch auf die anderen Untergebenen auszudehnen ſuchten, beſonders wenn ſich die Kaiſer, wie es wohl hie und da geſchah, herbeiließen, ihnen allerlei Rechte ſelbſt über ſonſt freie Leute einzuräumen. Dieſem Beginnen der Fürſten ſetzten ſich aber die freien Stände entgegen und das Streben, dergleichen Verſuche zurückzuweiſen, war gewöhnlich der Beweggrund der verſchiedenen Einigungen der einzelnen Stände. Was letztere durch dergleichen Vereinigungen erreichten, war das Ergebniß ihrer gemeinſamen Kraft und ihres gemeinſamen Willens. In der Regel erreichten ſie aber Alles, was ſie wollten. Die Fürſten bewilligten die geſtellten Forderungen, erkannten das Recht der Einigungen an: die neuen Fürſten mußten dies ebenfalls thun: ſo erwuchſen daraus Verfaſſungen.

Aus dem Bemerkten wird hervorgehen, daß es ſo viel landſtändiſche Verfaſſungen gab, als deutſche Länder, daß jede ihre eigene Geſchichte hat, und ſich vor den andern durch Beſonderheiten kennzeichnet, je nach den obwaltenden Verhältniſſen. Im Allgemeinen aber ſind doch die Grundzüge überall dieſelben. Und dieſe laſſen ſich denn auf folgende zurückführen.

Was zunächſt das Zuſammentreten der landſtändiſchen Verſammlungen betrifft, welche die Verfaſſung des Landes aufrecht erhalten, ſo erfolgte dieſes in der Regel jedes Jahr, ja noch öfter, wenn etwa der Fürſt es für nöthig fand ſie zu berufen, oder wenn ſich etwas ereignete, was die Stände veranlaßte, in irgend einer Weiſe einzuſchreiten. Das Recht der Zuſammenberufung der Landſtände hatte ſowohl der Fürſt als die Stände ſelber, und letztere traten gewöhnlich ohne Aufforderung desſelben zuſammen, wenn es ſich um die Wahrung der Landesfreiheiten dem Fürſten gegenüber handelte. Die Orte, wo ſie zuſammen kamen, waren hie und da noch alte Mahlſtätten, unter freiem Himmel, unter einer alten Eiche, oder an ſonſt einer geſchichtlich merkwürdigen Stelle. Nicht ſelten kam es aber auch vor, daß die Stände ſich ſelber in feſte Städte zurückzogen, um ſicherer ihre Berathungen pflegen zu können. Die Art und Weiſe, wie ſie ſich beriethen, war ſehr verſchieden. In manchen Ländern ſtimmten ſie abgeſondert nach Ständen, — Adel, Geiſtlichkeit, Bürgerſtand — in anderen ſind alle drei beiſammen. In der Regel eröffnete der Fürſt die Verſammlung und ſtellte ſeine Vorſchläge. Mitunter thaten auch dies ſeine Räthe, welche überhaupt während der Verhandlungen vielfach mit den Ständen verkehrten.

Die Wirkſamkeit der Landſtände war eine ſehr ausgedehnte, und darf kaum mit der unſerer heutigen ſtellvertretenden Verſammlungen verglichen werden. Denn die Landſtände zogen eben Alles in den Bereich ihrer Thätigkeit und Fürſorge, was ihnen wichtig ſchien und das Wohl oder Wehe des Landes betraf, und ſie fragten nicht viel darnach, ob der Fürſt ihnen das Recht dazu zugeſtand, oder nicht. Wenn er es ihnen nicht geben wollte, ſo nahmen ſie ſich dasſelbe und nöthigten ihm zuletzt die Einwilligung ab. Auch hatte der Fürſt durchaus keine Macht, wodurch er den Ständen gegenüber ſeinen Willen hätte durchſetzen können. Alle Macht, welche dazu nothwendig war, beſaßen die Stände. Der Adel hatte die Waffen, die Städte das Geld. Ohne beides war nichts auszuführen, und von ſtehenden Heeren war damals noch keine Rede. Die große Ausdehnung der ſtändiſchen Thätigkeit iſt alſo begreiflich. Dieſe beſtand 1) in der Rechtspflege; 2) in der Geſetzgebung; 3) in der Wahrung der Landesfreiheiten; 4) in der Sorge für das Wohl des Staates; 5) in der Bewilligung von perſönlichen Leiſtungen, wie von Kriegsdienſten und Steuern.

Was die Rechtspflege anbetrifft, ſo war bekanntlich dieſe eine der vorzüglichſten Befugniſſe der altdeutſchen Volksverſammlungen. Es war nur eine Fortſetzung dieſes uralten deutſchen Rechts, wenn die Landſtände ebenfalls noch hie und da die Rechtspflege übten. In der urſprünglichen großen Ausdehnung fand allerdings die Ausübung dieſes Rechtes nicht mehr ſtatt. Denn inzwiſchen waren faſt überall Hofgerichte aufgekommen, welche dieſe Befugniſſe übten. Aber die Stände beſaßen einen großen Einfluß auf die Beſetzung dieſer Hofgerichte ſelber, indem ſie die Mitglieder entweder ganz oder theilweiſe wählten; und bei alledem blieb immer noch der Grundſatz, daß von den Hofgerichten an die Landſtände Berufung eingelegt werden konnte.

Ein fernerer Punkt, womit ſich die ehemalige Volksverſammlung beſchäftigte, war die Geſetzgebung, welche urſprünglich faſt immer mit der Rechtspflege verbunden war. Die Trennung beider erfolgte indeſſen ſpäter, und nun war die Geſetzgebung eine der weſentlichen Thätigkeiten, mit denen ſich die Landſtände beſchäftigten. Zwar machten ſie ihnen die Fürſten ſtreitig, indem ſie von dem Grundſatze ausgingen, daß ebenſo wie dem Kaiſer für das Reich, ſo ihnen für ihr Fürſtenthum das Recht der Geſetzgebung zuſtehe. Aber der Kaiſer gab in der That für ſich allein keine neuen Geſetze, ſondern er war an die Zuſtimmung der Reichsſtände gebunden. Auch ließen ſich die Landſtände dies wichtige Recht nicht nehmen, ſondern behaupteten es ſiegreich bis in das ſechzehnte Jahrhundert.

Ein nicht minder wichtiges Recht der Stände war die Wahrung der Landesfreiheiten. In der Regel mußte jeder Fürſt vor ſeinem Regierungsantritte die Freiheiten des Landes wie der einzelnen Stände feierlich beſtätigen und beſchwören und erſt, wenn er dieſes gethan, wurde ihm von den Ständen gehuldigt. Die Stände waren aber gegen die Fürſten, welche ſchon damals viel zu verſprechen, aber wenig zu halten pflegten, äußerſt mißtrauiſch und benutzten jeden

Anlaß, um die bereits beſchworenen Freiheiten ſich immer wieder beſtätigen zu laſſen. Wie geſagt aber, nicht immer halfen dieſe Verſprechungen der Fürſten. Gar zu häufig wurden ſie bei der erſten Gelegenheit wieder gebrochen. Die Stände waren aber weit entfernt, dem Fürſten einen ſolchen Treubruch hingehen zu laſſen. Sofort ſchloſſen ſie Bündniſſe mit einander, welche den Zweck hatten, den Fürſten zur Haltung ſeines Wortes zu nöthigen. Häufig genügte die bloße Thatſache eines ſolchen Bündniſſes, um den Fürſten einzuſchüchtern und zum Nachgeben zu bewegen. War er aber halsſtarriger Natur und glaubte er ſeinen Kopf durchſetzen zu können, ſo ließen es die Stände nicht blos bei Worten und Verwahrungen bewenden, ſondern ſie griffen zum Schwerte, kündigten dem Landesherrn den Gehorſam auf und befehdeten ihn. Dies Mittel wirkte immer am ſicherſten. Der Fürſt, wenn er auch eine Zeit lang ſich wehrte, unterlag zuletzt doch und mußte in der Regel ſeinen Verſuch, die Landesverfaſſung umzuſtoßen, mit der Bewilligung neuer Freiheiten und neuer Rechte an die Stände bezahlen. Dieſes Widerſetzungsrecht der Stände war faſt in allen landſtändiſchen Verfaſſungen ausdrücklich anerkannt. Es gibt kaum ein deutſches Gebiet, in welchem der Fürſt nicht bei irgend einer Gelegenheit den Ständen dieſes Recht des Widerſtandes beſtätigt hätte: in manchen Urkunden wird ſogar ausdrücklich erklärt, daß die Stände das Recht hätten, dem Fürſten den Gehorſam aufzukündigen, wenn er ſich Eingriffe in die Landesfreiheiten erlaube, ihn aus dem Lande zu jagen und ſich einen anderen Herrn zu wählen. So wurden denn auch die meiſten Zwieſpälte zwiſchen Fürſten und Ständen in der Regel auf dieſe Weiſe entſchieden. Der Fürſt mußte ſich der Mehrheit der Stände, d. h. dem Willen des Volkes, fügen. Wollte er dies nicht, ſo wurde er durch die Gewalt, welche damals noch beim Volke war, dazu gezwungen. In manchen Ländern beſtanden eigene Gerichte, welche zu dem Zwecke niedergeſetzt wurden, um dergleichen Zwiſtigkeiten zwiſchen Fürſt und Ständen auszugleichen. Dieſe Gerichte wurden aber nicht aus den Räthen des Fürſten gebildet, ſondern ſie wurden durch die Stände ſelbſt beſetzt: mit andern Worten, ein ſolches Gericht war einem landſtändiſchen Ausſchuſſe zu vergleichen, und der Gedanke, daß das Volk, d. h. die Stände über dem Fürſten ſtünden und über ihn richten durften, lag hier ebenſo zu Grunde, wie bei der Beſtimmung des allgemeinen Reichsrechtes, daß der Pfalzgraf über den Kaiſer zu Gericht ſitze.

Die Thätigkeit der Stände beſchränkte ſich aber nicht blos auf die Wahrung ihrer Rechte, ſondern ſie griffen ſelbſtthätig in Alles ein, was die Verwaltung des ganzen Landes anging, und wobei ſie glaubten, daß der Fürſt entweder läſſig ſei oder nicht den Bedürfniſſen des Volkes gemäß verfahre. Ohne ihre Mitwirkung durfte keine allgemeine Maßregel angeordnet werden: ſehr oft gingen ſie aber ſelber damit voran, kamen, wenn z. B. irgend eine Landesnoth ſich zeigte, gegen deren Abſtellung der Fürſt gleichgültig war, von freien Stücken zuſammen, beriethen ſich und beſtimmten den Fürſten, in ihre Vorſchläge einzugehen. Aber ſie gingen noch weiter. Sie ſahen damals ſchon ein, daß es ſich vor Allem darum handle, den Fürſten mit Räthen zu umgeben, welche ihn nicht zu ſchlechten Streichen verführten, ſondern im Sinne und zum Vortheile des Landes regierten. Ihr Streben ging alſo dahin, das Miniſterium, wie wir heute ſagen würden, zu einem Ausdrucke des Willens der Landſtände zu machen. Eine der gewöhnlichſten darauf bezüglichen Beſtimmungen war die, daß der Fürſt keinen Ausländer zu ſeinem Rathe nehmen durfte. Denn von Fremden beſorgte man, daß ſie am Wohl und Wehe des Landes nicht den Antheil nehmen, der bei einer ordentlichen Verwaltung vorausgeſetzt werden müſſe, ſondern daß ſie mehr oder minder blos Werkzeuge des Fürſten ſeien. Eben ſo häufig kommt es vor, daß die Stände um ihre Einwilligung gefragt werden mußten bei der Wahl der fürſtlichen Räthe. Noch entſchiedener aber wurde ihr Einfluß auf die Regierung durch die Einführung der landſtändiſchen Räthe oder Landräthe, welche von ihnen gewählt und dem Fürſten an die Seite geſetzt wurden, und ohne deren Zuſtimmung er nichts thun durfte. Dieſe Räthe, welche Anfangs die Stelle etwa eines Staatsrathes einnahmen, wußten ſich nach und nach eine immer größere Macht zu verſchaffen, ſo daß ſie zuletzt, wenigſtens in manchen Fürſtenthümern, die ganze Regierungsgewalt in ihre Hände bekamen. In ſehr früher Zeit alſo machte ſich bei uns der Grundſatz geltend, daß die Perſonen, welche die Regierung eines Landes führten, vom Volke ſelbſt oder den daſſelbe vertretenden Ständen gewählt werden oder wenigſtens unter ihrer Aufſicht ſtehen ſollten. Auch nahmen die Räthe oder die

Miniſterien der Fürſten damals in der That weit häufiger die Stelle von Vertretern des Landes und Volkes und ſeiner Freiheiten, als von Werkzeugen der fürſtlichen Willkür ein. Fühlten ſie ſich verſucht, eine ſolche Rolle zu ſpielen, ſo drangen die Stände alſobald auf ihre Entfernung, und es iſt nicht ſelten vorgekommen, daß ſolche fürſtliche Rathgeber als Verräther des Landes angeklagt und vor Gericht geſtellt oder von den Ständen ſelbſt in blutiger Weiſe beſtraft wurden.

Bei ſolcher Ausdehnung der ſtändiſchen Gewalt verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß bei etwaiger Minderjährigkeit eines Fürſten von den Landſtänden auch die vormundſchaftliche Regierung übernommen wurde. Die Stände ſetzten dann einen Ausſchuß zu dieſem Behufe nieder. Auch die Streitigkeiten über die Thronfolge wurden von ihnen entſchieden. Sie wachten ferner über der Erhaltung des fürſtlichen Gebiets, und ſo durfte ohne ihre Zuſtimmung keine Veräußerung oder Verpfändung irgend eines Landestheiles vorgenommen werden. Ebenſo durfte aber auch der Fürſt keine neuen Burgen oder Schlöſſer bauen, ohne von den Ständen vorher ihre Einwilligung erhalten zu haben. Denn mit Recht fürchteten dieſe, durch die Vermehrung der feſten Schlöſſer möchte ihre Freiheit gefährdet werden: ſie erblickten in jeder Feſtung eine Zwingburg. Auch geſtatteten ſie dem Fürſten in ſeinen auswärtigen Beziehungen keine freie Hand: er durfte keinen Vertrag, kein Bündniß eingehen, keinen Krieg beginnen, keinen Frieden ſchließen, ohne Zuziehung der Stände.

Das wichtigſte aber und am häufigſten angewendete Recht der Stände beſtand in der Steuerbewilligung. Eigentlich hatte der Fürſt durchaus kein Recht, Steuern zu erheben, d. h. ſolche allgemeine Abgaben, welche über beſtimmte, in dem Lehensverhältniß oder in der Hörigkeit ruhende Leiſtungen hinaus gingen. Der Adel war nur zum Kriegsdienſt verpflichtet, zu weiter nichts: die Städte zahlten allerdings Steuern, ſie waren aber ganz genau auf gewiſſe Leiſtungen beſchränkt. So war der Fürſt urſprünglich nur auf ſeine Privatbeſitzungen angewieſen, auf den Ertrag der Zölle, der allerdings ſehr bedeutend war, auf die Münze und auf einige andere Regalien, die nicht ſehr viel eintrugen. Die Ausgaben der Fürſten mehrten ſich aber von Jahr zu Jahr. Denn ſie wollten glänzen und Aufſehen machen: entfalteten oft eine wenn auch noch rohe, ſo doch auffallende und koſtſpielige Pracht und verſchwendeten auf dieſe

Weiſe ungeheuere Summen oder, was noch häufiger war, machten Schulden. Da dieſe nun durch ihre Einkünfte nicht gedeckt werden konnten, ſo ſahen ſie keinen anderen Ausweg, als ſich an die Stände zu wenden. Die Stände bewilligten dann wohl gewiſſe Steuern zu dem beſtimmten Zweck, verſäumten aber nicht hinzuzufügen, daß dies nur guter Wille von ihrer Seite geweſen ſei und daß daher dem Fürſten aus dieſer Thatſache kein Recht zu einer ſpäteren ähnlichen Steuer erwachſe. Auch mußten die Fürſten ſelber ſolche Erklärungen urkundlich geben. Die Fürſten kamen aber immer wieder mit Steuerforderungen, da ihr Aufwand ſich nicht verminderte, eher vermehrte, und ſo ſahen ſich denn endlich die Stände in den meiſten Fürſtenthümern bewogen, Alles, was ſich auf die Verwendung der Staatseinnahmen bezog, mehr oder minder in ihre Hände zu nehmen. Sie ſetzten Ausſchüſſe nieder, denen Rechnung darüber abgelegt werden mußte: ja manche ſolcher Ausſchüſſe zogen die Verwaltung über die Verwendung der Steuern ſelber in ihren Bereich, und die Aufſicht der Stände über dieſen Zweig der Staatsverwaltung ging nicht ſelten ſo weit, daß ſie ſich ſogar auf die Verwaltung der Privatbeſitzungen des Fürſten erſtreckte. War die Verſchwendung des Fürſten gar zu ſtark, ſo ſcheuten ſie ſich nicht, ſeinen Hofhalt ihrer Prüfung zu unterwerfen, ihn neu zu ordnen, anzugeben, wie viele Diener, wie viele Pferde er halten dürfe und dergleichen. Häufig kam es vor, daß die Fürſten, um ſich aus Geldverlegenheiten zu befreien, die Münze verſchlechterten, d. h. daß ſie die gangbaren Münzſorten von gutem Silbergehalt einzogen und andere von ſchlechterem Silbergehalt prägten und ausgaben. Dies war nichts weiter, als eine mittelbare Steuer, die aber dadurch unglückſelig wirkte, daß ſie Handel und Wandel unſicher machte. Die Stände warfen ſofort auch auf dieſen Mißbrauch ihr Augenmerk und bewirkten meiſtentheils vom Fürſten entweder das Verſprechen, keine Verſchlechterung der Münze vorzunehmen, oder daß ihnen das Münzweſen ſelber ganz in die Hände gegeben wurde.

Dieſe kurzen Andeutungen über die Wirkſamkeit der Landſtände *)

---

*) Vergl. die näheren Nachweiſungen in der vortrefflichen Schrift: Unger's Geſchichte der deutſchen Landſtände. Zwei Theile. 1844. Und meinen Aufſatz: „Die alten landſtändiſchen Verfaſſungen und das Repräſentativſyſtem im erſten Bande meiner Fragen der Zeit. Stuttgart bei Franckh. 1843.

werden genügen, um den Beweis zu liefern, daß der Fürſt nach allen Seiten hin durch ſie beſchränkt, daß es ihm nicht leicht möglich war, Willkür zu üben, und daß die Landesverſammlungen, weit entfernt, blos die Vertreter einzelner Stände zu ſein, vielmehr die verſchiedenſten Kreiſe des Staatslebens in ihren Bereich zogen, und daß ſie gleich in dem Beginn ihrer Wirkſamkeit eine Thätigkeit und eine Umſicht entfalteten, die ſie den beſten Ständeverſammlungen aller Zeiten an die Seite ſetzt. Es war der altgermaniſche Geiſt der Freiheit, welcher ſie durchdrang. Was war dies für ein mächtiger Hebel für die allgemeine Entwickelung, was konnten die Kaiſer daraus machen, wenn ſie die Verhältniſſe recht zu benutzen verſtanden!

17. Verhältniſſe der Landbevölkerung. Freiheitskämpfe der Frieſen, Dithmarſen, Schweizer. Rückwirkung auf das übrige Deutſchland.

An den landſtändiſchen Verſammlungen nahmen, wie ſchon mehrmals angedeutet, vorzugsweiſe nur die Geiſtlichkeit, der Adel und die Städte Theil. Die Landbevölkerung, ſofern ſie nicht zum Adel gehörte, die man um jene Zeit mit dem allgemeinen Namen der „Bauern" zu belegen begann, war in der Regel davon ausgeſchloſſen. Sie entbehrte zwar keineswegs der Vertretung, aber dieſe übernahmen entweder ihre Herren, die adeligen und geiſtlichen Gutsbeſitzer, oder die Städte. Daß dieſe Vertretung immerhin eine mangelhafte war, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Daß die Bauern aber im Allgemeinen keine ſelbſtſtändige Vertretung bei den Landtagen erlangten, davon iſt der Grund darin zu ſuchen, daß ihnen meiſtentheils die Bedingung fehlte, durch welche im Mittelalter allein Rechte erworben und behauptet werden konnten, nämlich Macht und Stärke, mochte nun dieſe durch großen Gutsbeſitz und kriegeriſche Tüchtigkeit oder durch Vereinigung mit Anderen, durch Genoſſenſchaften gewonnen werden. Die Landbevölkerung befand ſich aber weder in der Lage des Ritters, der auf ſeine Vaſallen und ſeine Burgen trotzte, noch in der Lage der Städte, die durch eine zahlreiche Bevölkerung und durch feſte Mauern geſchützt, ferner durch Reichthum mächtig waren. Die Bauern waren entweder einzeln über das platte Land zerſtreut, oder wenn ſie auch in Dörfer ſich zuſammengethan hatten, ſo genügte das doch keineswegs, um eine Stärke zu erzeugen, welche jenes oben angedeutete Ergebniß herbeiführen konnte. Wenigſtens hatte die Landbevölkerung mit viel größeren Hinderniſſen zu kämpfen. Und dennoch bemerken wir in derſelben ein ähnliches Streben nach Unabhängigkeit und nach Verbeſſerung ihrer Stellung, wie bei Adel und Städten; auch in den Bauern regt ſich der allgemeine Freiheitsdrang jener Zeit, und in einigen Landſchaften, wo eben mehrere glückliche Umſtände dies Streben begünſtigten, gelingt es ihnen in der That, zu den landſtändiſchen Verſammlungen zugezogen zu werden, wie in Tyrol, in Würtemberg, im Rheingau: in anderen bringen ſie es ſogar zu förmlicher Unabhängigkeit, wie in Friesland, Dithmarſen, der Schweiz; wieder in anderen erreichen ſie wenigſtens eine Verbeſſerung ihrer Verhältniſſe und eine feſte Stellung dem Gutsherrn gegenüber, deſſen Gewalt durch ſie nun ebenſo beſchränkt wird, wie die Gewalt des Fürſten durch die Landſtände.

Die Landbevölkerung, der Stand der Bauern, war aus ſehr verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Der eine Theil war unfrei oder leibeigen; einen andern, und zwar beträchtlichen Beſtandtheil bildeten die Nachkommen der Hörigen, welche in einem Mittelzuſtande zwiſchen Freiheit und Unfreiheit ſich bewegten, welche zwar das Gut, das ſie bebauten, nicht als unmittelbares Eigenthum beſaßen, aber auch von dem Herrn, auf deſſen Gut ſie wohnten, nicht willkürlich behandelt werden durften; eine dritte Abtheilung machen die Hörigen aus, welche urſprünglich dem Stande der Gemeinfreien angehörten, aber im Laufe der Zeit aus verſchiedenen Urſachen in Abhängigkeit von einer Kirche oder einem weltlichen Herrn gekommen waren; endlich den vierten Beſtandtheil bilden die Reſte der Gemeinfreien.

Die Zahl der Letzteren war freilich im Vergleich mit den älteſten Zeiten ſehr klein geworden; nichts deſtoweniger war ſie immerhin nicht unbedeutend: Gemeinfreie fanden ſich noch in allen Theilen von Deutſchland. Beſonders aber in jenen Gegenden gelang es ihnen, ihre urſprüngliche Unabhängigkeit zu behaupten, wo ſie ſich in größeren Maſſen, in mehreren Dörfern oder Marken beiſammen fanden, wo es ihnen alſo leichter wurde, durch gegenſeitige Unterſtützung die alten Verhältniſſe fortzuführen. Dergleichen freie Gemeinden fanden ſich namentlich am Rhein, in Weſtphalen, in der Wetterau, in Franken, in Baiern, in Tyrol, in Oeſterreich, in Schwaben.

Ein ungleich größerer Theil der Gemeinfreien aber hatte ſeine Freiheit durch die Ungunſt der Zeiten verloren und war hörig geworden. Die Umſtände, unter welchen dieſes geſchah, waren ſehr verſchieden. Einmal wurde dieſe Veränderung durch den etwa ſeit dem zehnten Jahrhundert aufgekommenen Heerdienſt zu Roß bewirkt. Der Gemeinfreie, welcher zu arm war, um den vom Reich verlangten Kriegsdienſt zu Roß zu leiſten, erſuchte irgend einen benachbarten Ritterbürtigen, der ſich ohnedieß der kriegeriſchen Beſchäftigung weihte, ſtatt ſeiner den Kriegsdienſt zu übernehmen. Der Ritterbürtige ging darauf ein, natürlich aber nicht ohne Entſchädigung: er erhielt nun vom Gemeinfreien eine jährliche Abgabe von deſſen Gut. Daraus wurde bald um ſo mehr ein Abhängigkeitsverhältniß, als der Gemeinfreie dadurch das Kennzeichen des freien Mannes, nämlich die Beſchäftigung mit den Waffen, aufgegeben und ſich gewiſſermaßen wehrlos dem Ritterbürtigen preisgegeben hatte. Eine andere Erſcheinung, wodurch die Gemeinfreiheit verloren ging, war das Schutzverhältniß. In jenen geſetzloſen Zeiten, wo Gewalt vor Recht ging, wo es nicht einmal den kräftigſten Kaiſern gelang, überall im Reiche die Ordnung aufrecht zu erhalten und den räuberiſchen Adel im Zaume zu halten, war der kleine Gemeinfreie, wenn er allein ſtand, den größten Plackereien ausgeſetzt. Um nicht Alles zu verlieren, entſchloß ſich nun Mancher, ſich unter den Schutz eines benachbarten Edeln zu begeben, der mächtig genug war, um ihn zu vertheidigen. Die Vertheidigung übernahm aber der Edle ſo wenig umſonſt, wie der Ritterbürtige den Heerdienſt. Auch er verlangte dafür eine gewiſſe jährliche Abgabe von dem Gute der Gemeinfreien, und ſo entſtand auch daraus ein Abhängigkeitsverhältniß. Ein anderes Mal trieb den Gemeinfreien die Frömmigkeit dazu, ſeine urſprüngliche Unabhängigkeit aufzugeben, indem er ſich mit ſeinem Gute unter den Schutz eines Kloſters oder einer Kirche begab. Wieder eine andere Art, die Unabhängigkeit zu verlieren, war das

Vogteiverhältniß. Irgend ein Edler übte in dem Bezirke, in welchem der Gemeinfreie wohnte, die Vogtei d. h. die obrigkeitliche Gewalt, worunter man damals in der Regel die Gerichtsherrlichkeit verſtand. Dieſe Vogtei mochte er entweder im Namen eines Kloſters oder einer Kirche, welche bekanntlich ſelber nicht fähig waren, Vogteigewalt unmittelbar zu üben, verwalten, oder er mochte ſie vom Reiche zu Lehen tragen oder von einem anderen Herrn: immerhin übte er dadurch eine gewiſſe Gewalt aus über Diejenigen, die ihm unterworfen waren, und dieſe Gewalt bekam ein ganz anderes Anſehen, ſowie ſie erblich wurde, was ebenſo der Fall war, wie die urſprünglichen Reichsämter erblich geworden waren. Der Vogt erhob von Denjenigen, welche unter ſeiner Vogtei ſtanden, gleichfalls eine jährliche Abgabe. Endlich iſt auch noch das lehensherrliche Verhältniß in Betracht zu ziehen, in welches die Gemeinfreien treten konnten. Häufig nämlich übertrugen ſie, um entweder den Plackereien des Grafen oder eines anderen Großen zu entgehen, ihr ganzes Gut einem Mächtigeren zu Lehen auf, traten aber dann zu ihm nicht in ein ernſtliches Lehensverhältniß, weil ſie ſonſt Kriegsdienſte hätten leiſten müſſen, ſondern in ein, wenn auch milderes, Hörigkeitsverhältniß.

Durch alle dieſe angegebenen Verhältniſſe gaben die Gemeinfreien ihre Freiheit eigentlich nicht auf. Auch verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ſie nur unter für ſie vortheilhaften Bedingungen in ein ſolches Abhängigkeitsverhältniß traten, und daß es keineswegs ihre Abſicht war, ſich den Hörigen gleichſtellen zu laſſen. Aber es iſt ebenſo natürlich, daß die Herren kein Mittel unverſucht ließen, um die Gemeinfreien immer tiefer herabzudrücken und ſie in der That zu Hörigen zu machen. Dieſes Streben mochte dann am leichteſten gelingen, wenn der Herr ſchon eigentliche Hörige beſaß. Er ſuchte in dieſem Falle die verſchiedenen Stände ſeiner Untergebenen zu vermiſchen, unter einander zu mengen. Doch wurde dieſes Streben nicht immer von Erfolg gekrönt. Es ſind uns noch viele Urkunden übrig geblieben, aus welchen hervorgeht, daß die ehemalig Gemeinfreien ihren urſprünglichen Geburtsſtand mit außerordentlicher Zähigkeit feſthielten und nicht duldeten, daß man ſie mit den eigentlichen Hörigen verwechsle. Freilich mochte dies nur ſo lange geſchehen, als in den Gemeinfreien die Erinnerung an ihren früheren Stand noch nicht erloſchen war. Im Laufe der Zeiten aber gelang es dem Herrn doch obzuſiegen. Es war natürlich, daß die Familie eines Gemeinfreien, der etwa im zehnten Jahrhundert ſich in den Schutz eines Herrn begeben, im vierzehnten nicht mehr wußte, daß ihr Ahne einmal frei geweſen, dagegen mochte dies die Familie eines Gemeinfreien, der ſich nur ein Jahrhundert früher einem Herrn übergeben hatte, noch ſehr gut wiſſen.

Nun befanden ſich freilich die deutſchen Hörigen im Mittelalter grundſätzlich keineswegs in einer ſo drückenden Lage, als man anzunehmen pflegt. Sie hatten ihre beſtimmten Rechte: ſie bildeten da, wo ſie in größerer Anzahl beiſammen wohnten, Dorfgemeinden, welche nach Hofrecht lebten: der Herr gab ihnen allerdings das Recht und die Geſetze, ebenſo ſetzte er den Richter und die ſonſtigen Gemeindebeamten ein, aber die hörige Gemeinde verſammelte ſich zu gewiſſen Zeiten ebenſo, wie ehedem die freie Volksgemeinde und wählte aus ihrer Mitte die Schöffen, welche unter dem Vorſitz des gutsherrlichen Beamten Recht ſprachen. Indeſſen iſt doch unverkennbar, daß von der Zeit an, wo zwiſchen den Gemeinfreien und den Ritterbürtigen eine ſtrengere Scheidung einzutreten begann, wo Geſetzlichkeit und Gewaltthat ſich mehr und mehr des Adels bemächtigte, wo er die alten einfachen Sitten verlaſſend, ſich der Pracht und der Verſchwendung ergab, die Verhältniſſe der Hörigen ſich weſentlich verſchlechterten. Die Herren verlangten von ihnen immer größere Abgaben, der Druck wurde ſchwerer und mitunter war das Verfahren der Herren gegen die Bauern barbariſch. Bezeichnend iſt die Aeußerung eines Grafen von Schaumburg, der von einer gleichzeitigen Chronik des vierzehnten Jahrhunderts als einer der größten Tyrannen geſchildert wird. Als nämlich unter ſeinen Pferden eine Seuche eingeriſſen, ſo ſagte er: „Wenn ich auch alle meine Pferde verlieren ſollte, ſo würde ich doch niemals, wie Chriſtus, auf einem Eſel reiten, ſondern lieber auf meinen Bauern, die dann meine Pferde ſein müßten.“

Aber dieſer Druck der Herren rief endlich auch bei den Bauern einen Gegendruck hervor, und ſo bemerken wir beſonders von der Zeit an, wo auch in den anderen Schichten der Geſellſchaft Streben nach Unabhängigkeit und nach größerer Freiheit hervortritt, dasſelbe ſich bei der Landbevölkerung bethätigen.

Einen beſonderen Einfluß übten darauf die Städte. Wir haben bereits von den großen Wirkungen geſprochen, welche dieſelben bei der Landbevölkerung hervorgebracht, wie Leibeigene und Hörige in die Städte flohen, um dem Drucke ihrer Herren zu entgehen. Dies geſchah bereits unter den Hohenſtaufen, und im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wurde dieſe Erſcheinung immer häufiger. Dies hatte im Ganzen eine doppelte Folge. Erſtens wurde bei den zurückgebliebenen Hörigen, welche wohl mit ihrem in die Stadt entwichenen ehemaligen Genoſſen in Berührung geblieben waren, der Wunſch erzeugt, ebenfalls ihre Lage zu verbeſſern, ſei es gleichfalls durch Entweichung in die Stadt oder ſei es durch eine günſtigere Stellung zu dem Gutsherrn. Zweitens ſah ſich der Letztere, wenn er nicht noch mehr ſeiner Untergebenen verlieren wollte, gezwungen, die Zügel etwas minder ſtraff anzuziehen, Zugeſtändniſſe zu machen, die Abgaben zu erleichtern.

Von fernerer Bedeutung war die Veränderung des Kriegsweſens, die, wie wir geſehen, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert vor ſich gegangen war. Eine der weſentlichſten Urſachen von der Erhebung des Adels über die Gemeinfreien und von der Herabdrückung derſelben in den Stand der Hörigkeit war ja die ausſchließliche Beſchäftigung des Adels mit den Waffen geweſen, durch welche er eines Theils die ihm Untergebenen gegen Andere ſchützen, aber auch mit ihnen als Wehrloſen nach Belieben verfahren konnte. Seitdem nun aber das Fußvolk wieder eine neue Bedeutung gewann, zu welchen anfänglich nur Nichtedle genommen wurden, — während die Edeln fortwährend ihren Dienſt zu Roß verſahen — geſchah es, daß nun auch die Bauern wieder zu dem Waffendienſte gezogen wurden, und zwar ſehr häufig. Die Reſte der Gemeinfreien hatten wohl dieſen Kriegsdienſt zu Fuß in Reichskriegen fortwährend noch geleiſtet: es verſteht ſich aber, daß dies ſelten war. Seitdem nun aber die Fehden zwiſchen den Edelleuten unter einander, namentlich aber zwiſchen den Edelleuten und den Städten eine immer größere Ausdehnung erlangten, ſahen ſich die erſteren, um den zahlreichen Schaaren der Bürger ein Gegengewicht entgegenzuſetzen, genöthigt, ihre Bauern zu bewaffnen und in den Kampf zu führen. Es ſcheint, daß ſich die Bauern ebenſo wie die Bürger ſehr bald in das Waffenhandwerk fanden, das ſie ja früher, noch zu den Zeiten des Heerbannes, alle geübt hatten: ſchon an der Schlacht bei Woringen (1288) nahmen die Bauern von Berg einen bedeutenden Antheil;

ſie trugen ſogar weſentlich zum Siege bei. Die Folge dieſer Heranziehung der Bauern zum Waffendienſte war nun, daß ſie ſich auch gegen räuberiſche Ueberfälle, welche bei den Fehden und bei der Geſetzloſigkeit der Zeiten ſo häufig vorkamen, ſelbſt zu vertheidigen begannen. Sie ſuchten die Städte, welche ſich durch feſte Mauern ſchützten, wenn auch nur unvollkommen, nachzuahmen, indem ſie die Kirche des Dorfes befeſtigten und zu einer Art Burg umwandelten. Drohte dem Dorfe ein Ueberfall, ſo retteten die Bauern alle ihre Habſeligkeiten in die Kirche und den befeſtigten Kirchhof, der, wie ſich von ſelbſt verſteht, ziemlich geräumig ſein mußte, um alles Hab und Gut der Bauern zu umfaſſen: denn auch die Feldfrüchte wurden dort aufgeſpeichert. Wollten die Feinde nicht wieder unverrichteter Dinge abziehen, ſo mußten ſie den Kirchhof erſtürmen, der aber von den Bauern, die für ihr Eigenthum kämpften, in der Regel auf das Tapferſte vertheidigt wurde. Häufig kam es daher bei ſolchen Kirchhöfen zu den blutigſten Kämpfen, und manche berühmte Schlachten des vierzehnten Jahrhunderts ſind an ihnen geliefert worden. Durch all' dieſes wurde begreiflicher Weiſe das Selbſtgefühl der Bauern geſteigert. Sie hatten den Schutz des Herrn nicht mehr nöthig, ſie konnten ſich ſelbſt ſchützen; ja ſie leiſteten dem Herrn durch ihre Waffen die weſentlichſten Dienſte. Was war natürlicher, als daß ſie ſich unter ſolchen Umſtänden berechtigt glaubten, ihrem Herrn gegenüber eine vortheilhaftere Stellung beanſpruchen zu dürfen?

Es wiederholt ſich nun bei den Bauern im Kleinen, womit die Städte im Großen vorangegangen waren: ſie vereinigen ihre Kräfte, treten in Genoſſenſchaften zuſammen und ſuchen dem Herrn gegenüber größere Rechte zu erkämpfen, eine größere Unabhängigkeit zu verſchaffen. Ein ſolches Streben mochte beſonders in ſolchen Gemeinden hervortreten, wo ſich ehemalige Gemeinfreie befanden, welche die Erinnerung an ihren Stand noch nicht verloren hatten, aber von dem Gutsherrn in gleiche Stufe mit den Hörigen herabgedrückt werden ſollten. Sie vereinigen ſich nun mit den Hörigen, um jenen Zweck zu erreichen, wodurch es geſchah, daß auch die ehemals Hörigen in eine bei Weitem günſtigere Lage gebracht wurden.

Dieſe Beſtrebungen der Bauern ſcheinen von der öffentlichen Meinung jener Zeit keineswegs verdammt, ihre Berechtigung vielmehr anerkannt worden zu ſein. Von großem Einfluß hierauf iſt offenbar die Kirche geweſen, welche, obſchon ſie ſelbſt Hörige beſaß, doch fortwährend die Unfreiheit, als dem Chriſtenthum widerſprechend, grundſätzlich bekämpfte: auch befanden ſich die Angehörigen der Kirche thatſächlich in weit beſſeren Verhältniſſen wie die Hörigen der weltlichen Herren. Auch liegt der Grund eines ſolchen Verfahrens ziemlich nahe. Durch die beſſere Behandlung, welche die Kirche ihren Hörigen angedeihen ließ, wurden viel mehr Leute beſtimmt, in den Schutz der Kirche zu treten. Ferner war die Kirche, welche die weltliche Gewalt, mit der ſie verſehen wurde, nicht ſelber üben durfte, ſondern dazu eines Vogtes, der in der Regel aus dem Herrenſtande genommen wurde, bedurfte, ſehr häufig in der Lage, mit ſolchen Vögten, die ſich allerlei Anmaßungen erlaubten, um ihre Rechte ſtreiten zu müſſen: in ſolchem Falle wurde ſie nur dann von ihren Untergebenen unterſtützt, wenn ſie dieſelben beſſer behandelte. Aber nicht nur die Kirche ſprach ſich gegen die Unfreiheit aus, ſondern noch weit entſchiedener geſchah dies in den Rechtsbüchern ſchon des dreizehnten Jahrhunderts, wie im Sachſen- und Schwabenſpiegel, und des vierzehnten, wie z. B. im Landrecht Ruprechts von Freiſingen. Dieſe Rechtsbücher ſprechen den Grundſatz aus, daß die Unfreiheit widerrechtlich ſei, daß von Natur alle Menſchen frei ſeien und urſprünglich auch frei geweſen wären. Nur durch Gewalt und Unrecht der Mächtigen ſei die Leibeigenſchaft, die Unfreiheit entſtanden. „Aus der Bibel, ſagt das Rechtsbuch Ruprechts von Freiſingen, haben wir, daß Niemand eigen iſt. Denn die Seele ſollen wir Gott geben, und den Herren den Zins geben von dem Leib, darum, daß ſie uns beſchützen und beſchirmen. Nach rechter Wahrheit hat ſich Eigenſchaft erhoben von Zwangſal und Gefängniß und von mancher unrechter Gewalt, welche die Herren in Gewohnheit gezogen haben und nun für Recht halten.“

Aber dieſen Anſichten und Beſtrebungen gegenüber bemerken wir gleichzeitig den Verſuch der Landherren, immer mehr Gemeinfreie unter ſich zu bringen, ja ganze Landſtriche, die ſich in ihrer Freiheit erhalten hatten, derſelben zu berauben, oder ſolche, welche nach Freiheit ſtrebten, wieder zu unterwerfen. Die Kämpfe, die ſich nun hierüber erhoben, waren von einer außerordentlichen Bedeutung und die Erfolge, welche die Freiheitsbeſtrebungen gewannen, wirkten begreiflich ermuthigend auf ähnliche Verſuche zurück. Es ſind beſonders drei Ereigniſſe, welche wir hier im Auge haben, die Freiheitskämpfe der Frieſen, der Dithmarſen und der Schweizer.

Die Frieſen, ein uralter deutſcher Volksſtamm an der Nordſee, bewohnten urſprünglich die Länder von der Maas bis zur Weſer. Der eine Theil dieſer Völkerſchaft von der Maas bis zum Fly kam frühe unter die Botmäßigkeit der Grafen von Holland, während die anderen, von dem Fly bis zur Weſer, die man im weiteren Sinne Oſtfrieſen nannte, trotz aller Anfechtungen und zeitweiſer Unterwerfung ihre Freiheit zu behaupten wußten. Seit Karl dem Großen wurden von den deutſchen Königen Grafen eingeſetzt, welche die Verwaltung dieſer Länder leiteten, und welche ſich hier, wie anderwärts, erblich zu machen ſuchten. Ein Theil der Grafſchaften wurde dem Grafen von Holland, ein anderer dem Biſchof von Utrecht, ein dritter dem Biſchof von Münſter angewieſen: auch der Erzbiſchof von Bremen nahm einen Theil der frieſiſchen Lande in Anſpruch, wie auch die Herzoge von Sachſen. Doch wußten ſich die Frieſen aller dieſer Herren zu erwehren, und bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten ſie eine wahrhaft republikaniſche Verfaſſung erlangt oder vielmehr die altgermaniſchen freien Einrichtungen wieder hergeſtellt. Dies gilt insbeſondere von dem Land zwiſchen der Ems und der Weſer, welches im engeren Sinne Oſtfriesland genannt wurde. Die Frieſen bildeten einen vereinigten Freiſtaat, beſtehend aus mehreren Völkerſchaften, welche nach eigenen Geſetzen unter jährlich freigewählten Richtern lebten, die nach Belieben vom Volke ein- und abgeſetzt wurden. Auf dem Volke ruhte die höchſte Gewalt. Jährlich wurde zu Upſtalboom eine große Volksverſammlung gehalten, auf welcher alle Völkerſchaften erſchienen, wo Geſetze gegeben und die etwaigen Streitigkeiten zwiſchen den einzelnen Völkerſchaften entſchieden wurden. Die Frieſen waren ſämmtlich freie Männer: manche Völkerſchaften, wie die Brokmer, duldeten keinen Adel: da, wo ein ſolcher vorhanden war, hatte er wenigſtens vor den Freien nichts voraus. Auch feſte Schlöſſer und Burgen waren verboten, weil man in ihnen Stätten der Unterdrückung erblickte.

Die Freiheit der Frieſen wurde indeſſen ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts von den benachbarten Herren vielfach angetaſtet. Schon im Jahre 1290 erhielt der Graf von Geldern von

Rudolf von Habsburg das Recht, in Oſtfriesland die Reichsgewalt zu handhaben, unter Bedingungen, welche die republikaniſche Freiheit der Frieſen vollkommen aufgehoben hätten. Die Frieſen weigerten ſich daher zu gehorchen. Und da Rudolf gleich darauf ſtarb, ſo wagte der Graf von Geldern nicht, ſeine Anſprüche mit den Waffen gegen die Frieſen geltend zu machen. Ein gefährlicherer Feind war aber der Graf von Holland. Dieſer hatte Ende des dreizehnten Jahrhunderts Weſtfriesland unterworfen; in Oſtfriesland (im weiteren Sinne) beſaß er Stavern. Von da aus machte er im Jahre 1304 einen Verſuch auf den frieſiſchen Gau Weſtergo. Die Frieſen waren aber auf ihrer Hut, rüſteten ſich und der Graf ſah ſich genöthigt, vor der Hand auf weitere Verſuche zu verzichten. Ebenſowenig gelang es dem Biſchof von Utrecht, ſich in Oſtfriesland feſtzuſetzen. Er baute an der Gränze jenſeits des Lauers eine Burg, um von dieſem feſten Punkte aus die Freiheit der Frieſen zu bedrohen. Aber ehe ſie noch fertig war, rückten die Frieſen unvermuthet heran und ſchleiften die Burg. Sie drangen ſogar noch weiter vor, mußten ſich indeſſen wieder zurückziehen. Eine größere Gefahr ſchien den Frieſen zu drohen, als der Kaiſer Ludwig der Baier im Jahre 1314 die Anſprüche des Grafen von Holland auf Oſtfriesland beſtätigte und den Einwohnern von Weſtergo und Oſtergo befahl, den Grafen als ihren rechtmäßigen Herrn anzunehmen. Die Frieſen leiſteten dieſem Befehl ſo wenig Folge, wie dem Rudolf's von Habsburg. Glücklicherweiſe fand ſich aber der Graf von Holland nicht in der Lage, ſein Recht weiter zu verfolgen: er verſparte es auf beſſere Zeiten. Indeſſen brachen bald darauf innere Unruhen in Friesland aus, und dieſe glaubte der Graf von Geldern, Reinhold der Schwarze, benutzen zu müſſen, um ſich Frieslands zu bemächtigen. Er kaufte mit ſchwerem Gelde vom Biſchof von Utrecht das Dorf Vollhoven an der frieſiſchen Gränze und rückte mit einem ſtarken Heere heran. Die Frieſen aber beſeitigten ſofort ihre inländiſchen Fehden und zogen dem Grafen entgegen. Im Jahre 1323 kam es bei Vollhoven zu einer äußerſt blutigen Schlacht, in deren Folge der Graf, deſſen Schaaren ungeheuer gelitten hatten, den Rückzug antreten mußte. Noch in demſelben Jahre hielten die Frieſen einen großen Landtag zu Upſtalsboom, auf welchem ſie beſchloſſen, einander wechſelſeitig beizuſtehen gegen jeden weltlichen oder geiſtlichen Fürſten, der es verſuchte, ihnen das Joch der Dienſtbarkeit aufzulegen und Mann für Mann mit bewaffneter Hand die gemeinſame Freiheit zu vertheidigen. Seitdem blieben ſie unangefochten bis zum Jahre 1345. Aber in dieſem verſuchte der Graf Wilhelm von Holland, dem Ludwig der Baier 1330 noch einmal ſeine Anſprüche auf Oſtfriesland beſtätigt hatte, ernſtlich die Unterwerfung dieſes freien Landes. Er rückte mit einem außerordentlich zahlreichen ritterlichen Heere in das Land. Die Frieſen ihm entgegen. Bei Stavern kam es zur Schlacht. Einen ganzen Tag wurde mit der größten Erbitterung gekämpft. Endlich erfochten die Frieſen einen glänzenden Sieg: der Graf ſelbſt wurde in dem Treffen erſchlagen.

Dieſe große Niederlage der Holländer verleidete ihnen auf längere Zeit die Verſuche, Friesland ſich zu unterwerfen. Aber bald nahmen die Grafen von Oldenburg und andere benachbarte Herren dieſe Beſtrebungen auf. Dieſe banden mit der frieſiſchen Völkerſchaft der Ruſtringen, an, und im Jahre 1368 fielen vier Grafen von Oldenburg, der Adminiſtrator des Erzſtifts von Bremen, die Grafen von Bruckhauſen und Diepholz mit einer Schaar ritterlicher Genoſſen in Ruſtringen ein. Da traten ihnen die Frieſen bei Bleven entgegen und brachten den Grafen mit ihren Rittern eine furchtbare Niederlage bei. Viele hundert Feinde blieben auf dem Platze, unter ihnen der Adminiſtrator des Erzſtifts von Bremen und die meiſten Grafen. —

Auf eine ebenſo glänzende Weiſe wie die Frieſen wußten die Dithmarſen, zwiſchen Holſtein und der Nordſee, ihre Freiheit zu erkämpfen und zu vertheidigen. Die Dithmarſen ſtanden ehedem unter den Grafen von Stade. Dieſe ſtarben zwar im zwölften Jahrhundert aus, allein um die Grafſchaft Stade, zu welcher Dithmarſen gehörte, ſchlugen ſich nun mit wechſelndem Glück die Erzbiſchöfe von Bremen, welche auch von den Kaiſern damit belehnt wurden, die Grafen von Holſtein, die Könige von Dänemark und endlich die Herzoge von Sachſen. Nachdem die Dithmarſen den Verſuch gemacht, ſich ganz zu befreien und unabhängig zu machen, wurden ſie von Heinrich dem Löwen in einer blutigen Schlacht beſiegt und unterworfen. Allein damit war das Streben nach Unabhängigkeit nicht erſtickt. 1227 erreichten ſie endlich ihren Zweck. In den letzten Zeiten nämlich hatte der König von Dänemark mit den Grafen vo

Holſtein um Dithmarſen gekämpft und dasſelbe in Beſitz genommen. Die Grafen ſetzten aber den Krieg fort und verbanden ſich mit dem Erzbiſchof von Bremen. Da traten die Dithmarſen heimlich mit dem Erzbiſchof in Verbindung und erboten ſich, ſeine Oberhoheit anzuerkennen, wenn er ihnen eine gewiſſe Unabhängigkeit ſichere: der Erzbiſchof ging darauf ein. Nun kam es zur Schlacht bei Bornhövede zwiſchen dem König von Dänemark einerſeits und andererſeits zwiſchen den Grafen von Holſtein und dem Erzbiſchof von Bremen. Dieſe Schlacht entſchieden die Dithmarſen, welche im Heere des Königs ſich befanden, zum Nachtheile Dänemarks dadurch, daß ſie, wie verabredet, zu dem deutſchen Heere übergingen. Seitdem erkannten die Dithmarſen zwar die Oberhoheit des Erzſtifts Bremen an, in Wahrheit aber waren ſie unabhängig und bildeten nun die republikaniſche Verfaſſung aus. Anfänglich war in Dithmarſen noch ein Adel, wie überall in Deutſchland während des Mittelalters. Es ſcheint aber, daß im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts ſich eine rein demokratiſche Bewegung gegen ihn erhob, in deren Folge er entweder umkam oder aus dem Lande zog. Denn ſpäter kommen keine Ritter und Edelleute mehr vor. Die Gemeinfreien haben in der neuen ſich nun bildenden Verfaſſung das Uebergewicht und bei der Volksverſammlung ſteht die höchſte Gewalt, wie bei den Frieſen. Jede Gemeinde wählt ihre Rathmannen und ihre Richter, welche die gewöhnlichen Angelegenheiten entſcheiden. Später bilden dieſe durch die Gemeinden frei gewählten Männer eine Art landſtändiſcher Verſammlung. Zwar kommen auch noch erzbiſchöfliche Vögte vor; es ſcheint aber, daß dieſe aus den Eingeborenen genommen werden und der republikaniſchen Verfaſſung ſich anpaſſen mußten.

Die Dithmarſen mußten indeſſen ihre republikaniſche Freiheit noch immer gegen benachbarte Herren vertheidigen, namentlich gegen die Grafen von Holſtein, welche das Land nicht aufgeben wollten. Im Jahre 1288 zogen dieſe mit einem großen Heere nach Dithmarſen, wurden aber von den tapfern Einwohnern geſchlagen. Seitdem dauerten die Feindſeligkeiten fort. Endlich zog Albrecht der Große 1319 mit einer zahlreichen Ritterſchaft und vierzehn Grafen und Fürſten — auch der Herzog von Mecklenburg war dabei — gegen die Dithmarſen, um ſie zu unterwerfen. Anfangs glückte das Unternehmen: die Dithmarſen wurden geſchlagen und die Holſteiner ergoſſen ſich, ohne Widerſtand zu finden, über das Land und plünderten es. Nur eine Abtheilung der Dithmarſen hatte ſich in die Kirche von Oldenwod zurückgezogen, um ſich hier zu vertheidigen. Der Graf Gerhard ließ Feuer an die Kirche legen, um die Dithmarſen ſammt und ſonders zu verbrennen. Dieſe aber machten einen Ausfall und, unterſtützt von ihren Landsleuten, die ſich unterdeſſen wieder geſammelt hatten, richteten ſie unter den Holſteinern ein furchtbares Blutbad an. Der größte Theil der Ritter wurde erſchlagen, mit genauer Noth entkam der Graf Gerhard und der Herzog von Mecklenburg dem Schwerte der erbitterten Bauern. Seitdem blieb die Freiheit der Dithmarſen von den Holſteinern unangefochten bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts, wo (1404) ein erneuter Verſuch wiederum mit einer furchtbaren Niederlage der Holſteiner, bei Süderham, und dem Tode des Grafen ſelber endigte.

Ohngefähr um dieſelbe Zeit, als die Frieſen und die Dithmarſen im äußerſten Norden von Deutſchland eine republikaniſche Freiheit errangen, bereitete ſich in einer kleinen Völkerſchaft des äußerſten Südens eine Bewegung vor, welche zuletzt zu demſelben Ergebniſſe führte *).

In den rhätiſchen Alpen befanden ſich drei Thäler, Uri, Schwyz und Unterwalden, über welche im dreizehnten Jahrhundert das Haus Habsburg die Vogteigewalt beſaß. Was das Verhältniß zum Reich anbetrifft, ſo war nur Uri reichsunmittelbar, und zwar erſt ſeit 1231. Hier vertrat der Graf von Habsburg die Reichsgewalt und zwar als Landgraf von Aargau. Schwyz und Unterwalden dagegen ſtanden zu dem Grafen von Habsburg in einem unmittelbaren Unterthanenverbande: über ſie beſaß er die erbliche Vogtei und ſetzte demgemäß die Richter und ſonſtigen obrigkeitlichen Perſonen ein. Die Mehr-

---

*) Die Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft hat durch die neueſten Forſchungen eine ganz andere Geſtalt gewonnen, ſo daß Johannes von Müller's Geſchichte kaum mehr zu brauchen iſt. Unter den Forſchern, welche eine neue Bahn gebrochen haben, iſt beſonders Kopp zu nennen in ſeinen Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde, 1835, und in ſeiner ausführlichen, aber noch nicht vollendeten Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde, 1845, 1847. Ferner Blumer Staats- und Rechtsgeſchichte der ſchweizeriſchen Demokratien. Erſter Theil 1850.

zahl der Männer in den drei Thälern beſtand allerdings aus Gemeinfreien, beſonders in Schwyz; aber es fehlte auch nicht an einer großen Anzahl Höriger, welche entweder benachbarten Kirchen und Klöſtern oder Edelleuten unterworfen waren, und ſo beſaß namentlich auch das Haus Habsburg ein nicht unbeträchtliches Grundeigenthum daſelbſt. Die erſte Bewegung dieſer Thäler, ſich von der Vogteigewalt loszumachen, ſchreibt ſich von den Zeiten Friedrichs II. her, wo der Graf von Habsburg — von der jüngern Linie dieſes Hauſes, wogegen die ältere, wozu der ſpätere König gehörte, es mit den Hohenſtaufen hielt — auf der Seite des Papſtes ſtand, während die Gemeinden dem gebannten Friedrich ihre Treue und Anhänglichkeit bewahrten. Damals, ſcheint es, benutzten die Gemeinden den Zwieſpalt, in welchen der Graf von Habsburg, ihr Vogt, mit dem Kaiſer gerathen war, um ſich für immer von der Vogteigewalt loszumachen, und unmittelbar unter das Reich zu kommen. Auch ertheilte Friedrich II. wirklich im Jahre 1240 den Schwyzern eine Urkunde, welche ſie für reichsunmittelbar erklärte. Begreiflich aber wollten die Grafen von Habsburg ihre Anſprüche auf die Thäler nicht aufgeben, und als bald darauf Friedrich II. ſtarb und das hohenſtaufiſche Geſchlecht unterging, ſo waren die Thäler in ihrem Widerſtande gegen Habsburg nur auf ſich ſelbſt angewieſen. Endlich ſchien die jüngere Linie Habsburg dieſer Verhältniſſe überdrüſſig und trat ihre Rechte an die ältere Linie ab, an deren Spitze der nachmalige König Rudolf ſtand. Jetzt war für die Behauptung der Reichsunmittelbarkeit von Schwyz und Unterwalden wenig Hoffnung mehr vorhanden. In der That beſtätigte König Rudolf den Freiheitsbrief Friedrichs II. nicht, ſondern er übte die herkömmlichen Vogteirechte ſeines Hauſes unbeſtritten über die Thäler aus. Das Trachten dieſer Thäler aber nach größerer Unabhängigkeit ſcheint mit ähnlichen Beſtrebungen jener Zeit in den oberdeutſchen Gegenden, namentlich in den Städten gleichen Schritt gehalten zu haben. Noch unter Rudolf können wir dies bemerken. Sie beſchweren ſich einſtmals gegen ihn, daß ihnen ein Richter von unfreiem Stande geſetzt würde und verlangen, daß dies künftig unterbleibe. Wahrſcheinlich forderten ſie damals ſchon eine Mitwirkung von ihrer Seite bei der Beſetzung der Stelle des Richters. Rudolf bewilligte indeſſen blos, daß künftig kein Richter unfreien Standes ihnen geſetzt würde. Der König ſtarb 1291. Während ſeiner Regierung hatte ſich, wie oben bereits weiter ausgeführt, das Haus Habsburg ſehr vergrößert, und namentlich in der Nähe der Thäler. Unter anderen hatte es das benachbarte Luzern an ſich gebracht. Die Thäler mochten fürchten, daß die Habsburger darnach trachten würden, ihnen ein noch ſchwereres Joch, als bisher auf den Nacken zu legen. Genug: noch im Jahre 1291 am 1. Auguſt ſchloſſen Schwyz, Uri und Unterwalden einen Bund mit einander, in welchem nicht ſchwer der erſte Schritt zur Unabhängigkeit zu erkennen iſt. In dieſem Bunde verpflichteten ſich die drei Thäler zu gegenſeitigem Schutze gegen Jedermann, der ſie angreifen wolle. Ferner beſchließen ſie, daß ſie keinen Richter, der ſein Amt um irgend einen Preis oder um Geld erworben habe, oder der nicht ihr Landsmann ſei, annehmen wollen. Sodann ſetzen ſie feſt, daß etwaige Streitigkeiten unter den Eidgenoſſen durch Schiedsrichter, aus ihrer Mitte gewählt, geſchlichtet werden ſollen und endlich geben ſie Geſetze für die Beſtrafung von Verbrechen. Am 16. Oktober 1291 verbündeten ſie ſich auch mit Zürich, welches damals mit Oeſtreich in Fehde war.

Wie ſich nun Albrecht von Oeſterreich dieſen unzweideutigen Beſtrebungen gegenüber verhalten habe, iſt nicht recht klar. Daß bis zum Jahre 1293 Streit zwiſchen den Thälern und Oeſterreich beſtand, ſcheint aus den vorhandenen Urkunden hervorzugehen. Aber von einem Frieden findet ſich keine Spur. Dagegen treten die Thäler in den folgenden Jahren bereits mit einem ziemlichen Grade von Selbſtſtändigkeit auf. Es erſcheinen die Landgemeinden von Schwyz, Uri und Unterwalden, welche Geſetze geben, die Verhältniſſe des Grundeigenthums, die Abgaben regeln und dergleichen. Entweder nun war Albrecht durch anderweitige Beſchäftigungen abgehalten, ſich um die drei Thäler zu bekümmern und überließ ſie daher ihrem Schickſale, oder er traf mit ihnen ein friedliches Abkommen, in deren Folge er ihnen größere Freiheit und Unabhängigkeit zugeſtand. Die letztere Annahme wird einigermaßen unterſtützt durch eine Urkunde vom 30. Juli 1293, welche ſich zwar auf die Luzerner bezieht, aus der aber hervorgeht, welches Verhalten er zu den Untergebenen in jenen Gegenden überhaupt beobachten wollte. Die Luzerner waren nämlich unter Rudolf von Habsburg ebenfalls unzufrieden geweſen und hatten bei dem Könige über ſeine Beamten Beſchwerde geführt. Nun beſtätigt Albrecht in der angeführten Urkunde den Luzernern alle ihre Freiheiten und fügt hinzu, daß ſeine Beamten ſie in ihren Rechten und Freiheiten nicht nur erhalten, ſondern dieſe auch noch erweitern ſollen. Was er den Luzernern zugeſtand, konnte er wohl auch den Schwyzern zugeſtehen.

Nun aber traten die Zerwürfniſſe mit dem Könige Adolf ein. Daß dieſer alles aufbot, um ſeinem mächtigen Gegner zu ſchaden, iſt begreiflich und ſo beſtätigte er den Waldſtädten im Jahre 1295 den Brief Friedrichs II. vom Jahr 1240, in welchem dieſer ſie unter den Schutz des Reiches nahm. Ob von Seite der Waldſtädte eine ſolche Beſtätigung nachgeſucht worden, ob Adolf aus eigenem Antriebe ſie ertheilt, oder ob er vorher, wie es am wahrſcheinlichſten iſt, mit ihnen Unterhandlungen hat pflegen laſſen: wir wiſſen es nicht. Gewiß iſt nur, daß Adolf jenen Brief Friedrichs II. nicht als ſolchen beſtätigte, ſondern ihn als ſeine eigene Urkunde ertheilte. Doch konnte dieſe Handlung für den Augenblick keine Folge mehr haben, da Adolf in dem Kriege gegen Albrecht unterlag und dieſer deutſcher König wurde.

Während Albrecht's Regierung ging in den Thälern weiter keine Veränderung vor. Er bewahrte das frühere Verhältniß, d. h. er war Landesherr in Unterwalden und Schwyz und übte die Reichsgewalt über Uri. Einige Urkunden, in welchen Landammänner, wie die Vorſteher der republikaniſchen Gemeinden in den drei Thälern genannt werden, vorkommen, ſcheinen darauf hinzudeuten, daß Albrecht die freiere Entwicklung des Gemeinweſens, wie ſie ſich ſeit 1291 ausgebildet hatte, auch als König anerkannt habe. Daß ſeine Vögte das Land gedrückt, daß Albrecht den Einwohnern etwas Ungebührliches zugemuthet hätte, davon findet ſich weder in den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern, noch in den Urkunden irgend eine Spur. Auch würde ein ſolches Verfahren mit ſeiner ſonſtigen Haltung als deutſcher König in keinen Einklang gebracht werden können. So ſind denn die Geſchichten vom Geßler und vom Schuſſe des Tell, von der Verſchwörung im Rütli und von der Brechung der Burgen und der Vertreibung der Vögte durch die neueſten Forſchungen als Fabeln erwieſen *).

---

*) Ueber den Schuß des Tell war man ſchon länger im Reinen. Die Vertreibung der Vögte im Jahre 1308 will Blumer in d. a. W. S. 138—141,

Dabei ſoll aber nicht geläugnet werden, daß das Streben der Thäler nach gänzlicher Unabhängigkeit ſich nicht zurückdrängen ließ, noch daß dieſe dazu berechtigt geweſen wären. Jedes Volk hat das Recht, ſich frei zu machen, wenn es die Kraft dazu beſitzt. Auch kann man es keinem Volke übel nehmen, wenn es eine vollſtändige Selbſtregierung einer wenn auch noch ſo milden und gerechten Beherrſchung vorzieht. Ueberdies lag es in der Natur des Vogteiverhältniſſes, daß es an Reibungen und Mißhelligkeiten zwiſchen dem Vogt und den Untergebenen nie gebrach. Dies war überall ſo im Mittelalter, und daß auch die Thäler keine Ausnahme machten, haben wir theils aus dem Bisherigen wahrgenommen, theils ergibt ſich dies aus einer Urkunde, aus welcher man erſieht, wie die Gemeinde von Küßnacht mit ihrem Vogt in Streitigkeiten gerathen war. Dieſe wurden indeſſen durch Schiedsrichter wieder beigelegt. Es iſt indeſſen begreiflich, daß das Streben der Thäler nach Unabhängigkeit bei König Albrecht's Zeiten zu keinem Ergebniſſe führen konnte; deßhalb thaten ſie auch nichts darauf Bezügliches,

---

noch retten, aber, wie mir ſcheint, mit keineswegs haltbaren Gründen. Die Grauſamkeiten der Vögte und die Vertreibung derſelben — hätte ſie wirklich ſtattgefunden — war für den gleichzeitigen Geſchichtſchreiber jener Gegenden, Johannes von Winterthur, keineswegs, wie Blumer meint, ein ſo unbedeutendes Ereigniß, daß er dasſelbe nicht erwähnt hätte. Denn er findet gerade in der Aufzählung großer Verbrechen und verabſcheuungswürdiger Thaten, wie in der Beſtrafung derſelben ſein Vergnügen und bringt deßhalb die für die Sittengeſchichte jener Zeit belehrendſten Einzelnheiten bei, und zwar nicht blos von ſeiner nächſten Umgebung, ſondern auch von entfernteren Gegenden. Konnte er z. B. einen Vatermord, der im Biſthum Eichſtedt, unter ganz ungewöhnlichen Umſtänden vorfiel, erzählen, ſo konnte er auch die ihm viel näher gelegenen Vorfälle in den Waldſtädten ſeinen Leſern mittheilen, um ſo mehr, da er ja die Schlacht bei Morgarten ſo ausführlich beſchreibt. Die Erzählung Juſtinger's aber, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, bezieht ſich, wie Blumer ſelber bezeugt, nicht auf 1308, ſondern auf 1272. Daraus allein erſieht man, wie unzuverläſſig Juſtinger in Bezug auf das in Rede ſtehende Ereigniß iſt. Auf mündliche Ueberlieferungen aber darf man, wenn ſie erſt nach einer ſo ſpäten Zeit zum Vorſchein kommen, kein zu großes Gewicht legen. Denn man weiß, wie dieſe ausgeſchmückt werden und wie namentlich das Schaurige und Ungewöhnliche mit Vorliebe vom Volke gehört und weiter verpflanzt wird. Dazu rechne man den Haß gegen Oeſterreich, der durch den Krieg von 1386 eine neue Nahrung erhielt und dem Feinde natürlich auch in längſt vergangenen Zeiten grobe Ungebührlichkeiten zur Laſt zu legen ſich leicht verleiten ließ.

aber nach ſeinem Tode, zumal da der deutſche Thron nicht mit einem Habsburger, ſondern mit Heinrich von Lützelburg beſetzt wurde, machten ſie ernſtliche Anſtalten, die bereits von zwei Kaiſern, Friedrich und Adolf, zugeſtandene Reichsunmittelbarkeit ſich wieder zu erkämpfen. Heinrich VII. kam dieſem Streben ebenſo freundlich entgegen, wie Adolf. Er beſtätigte den Thälern ihre Reichsunmittelbarkeit, ja er ging noch weiter, er entband ſie von jeder andern Gerichtsbarkeit als von der vom kaiſerlichen Vogt und hob ſomit den landgrafſchaftlichen Verband zwiſchen Habsburg und den drei Waldſtädten auf. Dies geſchah am 3. Juni 1309, alſo zu einer Zeit, wo Heinrich, wie wir früher dargethan, noch die Abſicht hegte, feindſelig gegen die Habsburger zu verfahren. Die Herzoge von Oeſterreich beſchwerten ſich allerdings über dieſe Handlungsweiſe des Königs, unternahmen indeſſen, da ſie ſich bald darauf mit ihm ausſöhnten, nichts weiter gegen die Waldſtädte, welche alſo thatſächlich in ihrer Reichsunmittelbarkeit verharrten und ſich nun als vollkommen unabhängige Gemeinden benahmen. Nach dem Tode Heinrich's VII. aber (1313) glaubten die Habsburger, ſei es an der Zeit, die früheren Gerechtſame ihres Hauſes wieder zurück zu erobern. Aber nun erfolgte die doppelte Königswahl. Ludwig der Baier trat, wie ſein Vorgänger, auf die Seite der Waldſtädte und verſprach ihnen ſeinen Schutz. Jetzt unternahm der Herzog Leopold den Krieg gegen die drei Thäler. Er zog mit einem großen Heere von Rittern gegen dieſe Bauern, welche ſich vermeſſen hatten, ſich frei zu machen, und die Siegeszuverſicht im Heere Leopold's war ſo groß, daß die Ritter ſich mit Stricken verſehen hatten, um die Bauern daran aufzuhängen oder als Gefangene mit fortzuführen. Da aber kam es im November 1315 zu der berühmten Schlacht bei Morgarten, in welcher die freien Bauern über die Ritter den glänzendſten Sieg erfochten und faſt alle mit wenigen Ausnahmen erſchlugen. Der Herzog Leopold ſelber entkam nur noch mit genauer Noth ſammt einigen ſeiner Begleiter.

Die Schlacht bei Morgarten hatte für die Freiheit der drei Thäler dieſelbe Bedeutung, wie die Schlacht bei Oldenworď für die Freiheit der Dithmarſen, und die Schlachten bei Vollhoven und Stavern für die Freiheit der Frieſen. Seitdem wagten die Habsburger lange hinfort nichts mehr gegen die Waldſtädte und dieſe konnten nun ihre Eidgenoſſenſchaft und ihre republikaniſchen Einrichtungen ferner entwickeln. Es dauerte nicht lange, ſo trat auch Luzern dem Bunde der drei Thäler bei. Luzern ſuchte nämlich ſeine Gerechtſame auf Koſten der Herrſchaft zu erweitern: die Herzoge von Oeſterreich gaben in manchen Stücken nach, in anderen wieder nicht: die Spannung wurde immer größer. Endlich ſchloß ſich Luzern, welches für ſich allein nicht ſtark genug war, um den Habsburgern zu widerſtehen, an die drei Waldſtädte an. Nun kam es zum Kriege, der 1334 durch einen Frieden geendet wurde, in welchem zwar die Luzerner die Oberhoheit Oeſterreichs noch anerkannten, aber neue Freiheiten erhielten. Auch wurde der Bund mit den Waldſtädten keineswegs aufgegeben.

Dieſe Geſchichten, in welchen ſich die Kraft der Landleute, wie der Bürger auf eine unzweifelhafte Weiſe herausgeſtellt hatte, erbitterte den Adel in jenen Gegenden ebenſo gegen Bauern und Bürger, wie er in Schwaben, in Franken und am Rhein auf die Städte aufgebracht wurde. Bürger und Bauern erkannten aber ſofort den gemeinſamen Feind und leiſteten einander redliche Unterſtützung. Unter den dortigen Städten zeichneten ſich vor allen Zürich und Bern aus. Dieſe lagen mit dem benachbarten Adel in beſtändigem Hader. Beſonders Bern wurde immer mächtiger und griff immer weiter um ſich. Eine Streitigkeit mit dem Grafen von Nidau wegen der Stadt Laupen wurde begierig von dem geſammten Adel jener Gegenden aufgegriffen, um Bern zu züchtigen. Im Jahre 1339 erhob ſich ein zahlreiches Heer von Rittern gegen den Freiſtaat. Die Berner aber verloren den Muth nicht: ſie ſandten zu den ſtreitbaren Waldſtädten, die ihnen willig Hülfe leiſteten, und ſo erkämpfte das bürgerliche und das bäuerliche Fußvolk in der Schlacht bei Laupen einen neuen glorreichen Sieg über die Ritterſchaft, welche faſt gänzlich aufgerieben wurde.

Zwölf Jahre hernach gewann der Bund der Waldſtädte einen noch größere Ausdehnung. Die Herzoge von Oeſterreich geriethen 1350 in Streit mit den Zürichern. Dieſe, unvermögend, der geſammten Macht Habsburg's zu widerſtehen, wandten ſich an die Waldſtädte und baten um Aufnahme in den Bund, was 1351 geſchah. So erwarteten ſie den Feind. Der Herzog von Oeſterreich rüſtete. Die Waldſtädte aber beſetzten Glarus und Zug, welche beide Landſchaften noch unter habsburgiſcher Herrſchaft ſtanden, und beide traten in den Bund. Darauf belagerte der Herzog Albrecht von Oeſterreich die Stadt Zürich, aber ohne irgend einen Erfolg. Jetzt entſchloß er ſich zum Frieden, in welchem die Vogteirechte über die drei Thäler ſtillſchweigend von Habsburg aufgegeben wurden. Aber gleich darauf wurde der Bund zwiſchen der Eidgenoſſenſchaft und Zug und Glarus erneuert: im Jahre 1353 trat auch Bern dazu. Nun behauptete der Herzog, das ſei ein Eingriff in ſeine Rechte, denn Glarus und Zug ſei ihm noch unterworfen und dürfe ohne ſeine Einwilligung keinen Bund ſchließen. Auch mit Zürich kam es zu neuen Zerwürfniſſen, und endlich wandte ſich Albrecht an den Kaiſer Karl IV., welcher ihm zu Liebe in der That den Reichskrieg zunächſt gegen Zürich erhob. Die Stadt wurde 1354 zum zweiten Male belagert: allein auch dieſe Belagerung hatte keinen Erfolg. Unverrichteter Dinge zog das Belagerungsheer wieder ab, und die Eidgenoſſenſchaft blieb beſtehen.

Hier entwickelten ſich dann auf der gewonnenen Grundlage neue Verhältniſſe. Zwar in Zug und Glarus, welche immer noch in einer gewiſſen Abhängigkeit von Oeſterreich ſtanden, war dies noch nicht entſchieden der Fall. In Schwyz, Uri und Unterwalden jedoch wurde ſofort eine reine Demokratie eingeführt, wie in Friesland und Dithmarſen. Bei der Landesgemeinde war die oberſte Gewalt, die richterliche, wie die geſetzgebende, ſie entſchied über Krieg und Frieden und zog vor ſich überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten von Wichtigkeit. An der Spitze der Regierung ſtand der Landammann, welcher von der Landesgemeinde gewählt wurde, neben ihm, jedoch erſt ſpäter, ein Rath von ſechszig, gleichfalls vom Volke gewählt, welcher die minder wichtigen laufenden Geſchäfte beſorgte.

Es läßt ſich denken, daß dieſe von ſo glücklichem Erfolg begleiteten Freiheitsbeſtrebungen einen mächtigen Einfluß auf die benachbarten Länder übten. So wurden durch die Ereigniſſe in den Waldſtädten die oberdeutſchen Gegenden vielfach zu ähnlichen Verſuchen angeregt und der gewaltige Freiheitsdrang, dem wir dort unter den verſchiedenſten Schichten der Geſellſchaft begegnen, verdankt gewiß zu einem großen Theil den Befreiungskämpfen der Schweizer ſeine Entſtehung. Wahrſcheinlich um jene Zeit bildete ſich die Einigung der freien Bauern im Hauenſteiniſchen im Breisgau. Ueber anderthalb halbhundert Dörfer verbanden ſich, um gegenſeitig ihre Rechte und Freiheiten zu bewahren. Sie ſtanden zwar unter der Hoheit von Habsburg und der Abtei St. Blaſien, welcher ſie auch durch ihre Einigung ſich nicht entziehen wollten: aber der Bund ſollte bewirken, was er auch that, daß ſie nicht ungebührlich beſchwert würden und daß man ihnen erlaubte, nach eigenen Geſetzen unter einer ſich ſelbſt gegebenen Verfaſſung zu leben, welche vollkommen republikaniſch war. Auch in Tyrol hob ſich der Bauernſtand von jener Zeit an zu einer immer größeren Bedeutung: ſeit dem 15. Jahrhundert errang er daſelbſt auch das Recht, zu den Landtagen zugezogen zu werden. Ebenſo wußte er auch in der Abtei Kempten eine nicht unbedeutende Stellung zu behaupten; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er bereits damals in der Grafſchaft Würtemberg die erſten Grundſteine legte zu ſeiner ſpäteren unzweifelhaften landſtändiſchen Vertretung in dieſem Fürſtenthum. — Was den Norden anbetrifft, ſo wußte ſich in den den Dithmarſen und den Frieſen benachbarten Marſchländern, in dem Lande Hadeln, im Oldenburgiſchen, im Erzſtifte Bremen, obſchon ſie einen Oberherrn anerkannten, dennoch ein vollkommen freier Bauernſtand mit republikaniſcher Verfaſſung zu behaupten, der die altgermaniſchen Einrichtungen noch bis in das 16. Jahrhundert beibehielt. Auch in Weſtphalen entwickelte ſich ein Umſchwung der Dinge zum Vortheil des Bauernſtandes: es iſt bedeutſam, daß gerade um jene Zeit das Femgericht, welches nichts anderes war, als das uralte Volksgericht der Gemeinfreien, eine erhöhte Bedeutung gewann und ſeine Wirkungen über ganz Deutſchland erſtreckte. Dieſes Gericht war, wenigſtens in ſeinen beſſern Zeiten, vorzugsweiſe gegen die Unterdrücker, gegen die Landfriedensbrecher, gegen die räuberiſchen Edelleute gerichtet. Auch am Rhein und in Mitteldeutſchland iſt um jene Zeit ein Streben der Landbevölkerung nach Erringung größerer Freiheit oder nach Bewahrung der althergebrachten nicht zu verkennen.

Hier kommt es allerdings nicht zu förmlichem Kampfe, wie in der Schweiz oder in Friesland und Dithmarſen, aber dafür bildete ſich auf friedlichem Wege eine Umwandlung der bäuerlichen Verhältniſſe durch. Es würde zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen. Auch ſind, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Verhältniſſe in den einzelnen Ländern äußerſt verſchieden, ja ſelbſt zwiſchen den einzelnen Bezirken einer und derſelben Gegend. Dennoch kann man als die gemeinſamen Grundzüge der ſich allmählig vollziehenden Umgeſtaltung folgende angeben*).

Was zunächſt die kleineren, die Dorfgemeinden, anbetrifft, ſo hat ſich allerdings das frühere Verhältniß, wornach die Bauern als Hörige des Gutsherrn von demſelben ihre Hofrechte, wie ihre Vorgeſetzten, Maier, Schultheißen, Vögte u. ſ. w. empfingen, in vielen Dörfern erhalten. Hier wurde das ſtrengere Abhängigkeitsverhältniß bewahrt, obſchon es auch in ſolchen Gemeinden nicht an Spuren fehlt, daß die Bauern nach größerer Selbſtſtändigkeit trachten. Weitaus aber in den meiſten Gegenden, ſofern wir dies nach den vorhandenen Quellen beurtheilen können, gelangten die Dorfſchaften dem Gutsherrn gegenüber zu einer genoſſenſchaftlichen Selbſtſtändigkeit, welche je nach den örtlichen Verhältniſſen eine geringere oder größere Ausdehnung erreichte, was beſonders davon abhing, ob in einer Dorfſchaft mehr oder weniger urſprünglich freie Bauern oder auch bloße Vogtleute vorhanden waren. Die neue Entwicklungsſtufe der bäuerlichen Gemeinden unterſchied ſich nun von der früheren in Folgendem. Früher hat der Gutsherr die verſchiedenen Verordnungen über Weg und Steg, Umzäumungen, Weide und Waldbenutzung und dergleichen erlaſſen, und durch ſeinen Beamten, den Maier oder den Schultheiß die Dorfpolizei geübt; jetzt hat die Gemeinde all' dies in ihre Hände gebracht: ſie erläßt die „Einungen", wonach ſich jeder Einwohner zu richten hat, ſetzt Bußen auf die Uebertretung derſelben, und gibt davon dem Gutsherrn nur ein Drittel, während ſie für ſich ſelbſt zwei Drittel behält. Ferner: früher hat der Gutsherr die Vorſteher, den Maier, den Schultheiß und die geringeren Vollſtreckungsbeamten, wie den Förſter, den Flurſchütz, den Weibel und wie ſie alle heißen, geſetzt: jetzt wählt die Gemeinde dieſe Beamten entweder ganz allein aus ihrer Mitte oder ſie wirkt wenigſtens bei der Wahl derſelben dergeſtalt mit, daß ihr entweder das Verwerfungsrecht zuſteht, wenn der Gutsherr einen Mann wählen ſollte, welcher der Gemeinde nicht behagt, oder daß ſie dem Gutsherrn eine Anzahl von Männern vorſchlägt, aus denen er den geeigneten Mann wählen darf. Endlich: früher hatte die verſammelte Gemeinde der Hofleute allerdings vermittelſt ihrer Schöffen Recht geſprochen über Erbe und Eigen und andere Rechtshändel, die zwiſchen den Dorfbewohnern vorgekommen. Jetzt aber zieht ſie gleich der alten germaniſchen Volksverſammlung Alles in ihren Bereich, was die Gemeinde betrifft und — was das Wichtigſte iſt — ſie gilt als die höchſte und letzte Behörde, welche über die gegenſeitigen Rechte zwiſchen Gemeinde und Gutsherrn zu entſcheiden hat. Auf den jährlich regelmäßig zu beſtimmten Zeiten ſich wiederholenden Gedingen, auf welchen alle Dorfleute ohne Unterſchied erſcheinen müſſen, wird der Anfang der Verſammlung damit gemacht, daß die von der Gemeinde gewählten Schöffen das Recht öffnen d. h. die Gerechtſame des Herren ſowohl, wie der Gemeinde auseinanderſetzen, wobei dann immer die Gemeinde gefragt wird, ob die Schöffen auch das Recht richtig weiſen, ob ſie auch nichts vergeſſen haben und ob die Gemeinde damit übereinſtimme. Dergleichen Rechtsöffnungen hießen Weisthümer, Rechtsweiſungen: in früheren Zeiten pflanzten ſie ſich durch Ueberlieferung fort, erſt ſpäter wurden ſie aufgeſchrieben; beſonders zahlreich werden ſie ſeit dem 14. und 15. Jahrhundert. Die eben erwähnte Gewohnheit war keine bloße Form. Denn häufig kam es in der That zu Streitigkeiten zwiſchen Gemeinde und Gutsherrn über Rechte, welche dieſer in Anſpruch nahm, aber jene ihm nicht zugeſtehen wollte. In ſolchen Fällen wurden gewöhnlich die älteſten Leute der Gemeinde gefragt, wie es bezüglich des ſtreitigen Punktes von Alters her geweſen: wir erfahren hiebei aus den Weisthümern, wie alt die Leute jener Zeit geworden: Männer von 80, 90, 100 und noch mehr Jahren kommen gar nicht ſo ſelten vor, und daß ſie noch rüſtig geweſen, ſieht man daraus, daß ſie noch die Volksverſammlung beſuchen und dort Auskunft geben können. Hatten ſich dann die Schöffen Raths erholt, fällten ſie das Urtheil, dem ſich der Gutsherr fügen mußte. Wie ernſt es aber den Gemeinden war, ſich keine Willkürlichkeiten gefallen zu laſſen, zeigen die in den Weisthümern ſo häufig wiederkehrenden Bemerkungen, daß der Gutsherr oder ſein Amtmann die Bauern nicht drücken ſolle, nicht ohne Weiteres pfänden dürfe, wenn der Hörige ſeinen Zins nicht bis zur beſtimmten Stunde zahle: ſondern er müſſe ihn erſt vor dem Gemeindegerichte verklagen; der Gutsherr oder der Vogt ſei nicht dazu da, die Leute zu beſchweren, ſondern ſie zu ſchützen. Mitunter kommt wohl auch die Beſtimmung vor, daß die Bauern, wenn ihren Klagen nicht abgeholfen würde, das Recht hätten, ſich dagegen zu wehren, wie ſie könnten; oder, daß ein Amtmann, der ſich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen hat zu Schulden kommen laſſen, auf den Antrag der Gemeinde von dem Herrn abgeſetzt werden müſſe. Ueberhaupt geht ein Zug von Milde, beſonders gegen die armen Leute, durch die bäuerliche Geſetzgebung, wie ſie uns in den Weisthümern vorliegt, der rührend iſt. Selten wird es vergeſſen, bei den Beſtimmungen über das Gerichtsweſen zu bemerken, daß Armen und Reichen auf gleiche Weiſe Recht geſprochen werden, daß der Richter ja keinen Unterſchied machen ſolle. Verdirbt Einer, ſo ſollen die Nachbarn ſich ſeine traurigen Vermögensverhältniſſe nicht zu Nutzen machen, um ihn anzugreifen, ſondern ihm vielmehr mit Recht und Rath an die Hand gehen, um ihm wieder aufzuhelfen. Der Gutsherr darf den Hörigen nicht verjagen: jeder Unfreie, für den der Herr ein halbes Jahr lang nicht geſorgt hat, erwirbt ſich ſchon dadurch die Freiheit, nach dem Rechtsbuch Ruprechts von Freiſingen. Uebrigens fehlt es nicht an Beſtimmungen, woraus hervorgeht, daß man es ſich beſonders angelegen ſein ließ, Jedem möglichſt zu ſeinem Auskommen zu verhelfen. Die Mitglieder der Gemeinde erwarben das Nutzungsrecht von Wieſen und Waldungen, welche zur Dorfgemarkung gehörten und welche ehedem Eigenthum der Gutsherrn geweſen waren. Wollte ſich Einer ein Haus bauen, ſo durfte er ſich ſo viel Holz holen, als er dazu brauchte: außerdem den ſonſtigen Bedarf für ſeine Haushaltung. Wer öde Stellen, die auf den Beſitzungen des Gutsherrn lagen, anbaute, brauchte keinen Zins, überhaupt keinerlei Abgaben an dieſen zu entrichten: nur ſollte er eine Hütte bauen, in welcher der Gutsherr ein Unterkommen finden konnte, wenn ihn etwa auf der Jagd ſchlechtes Wetter in der Nähe der Anſiedlung überraſcht haben ſollte. Die Verhältniſſe der Bauern zu den Gütern, die ſie bebauten und die ihnen urſprünglich nicht gehörten, wurden meiſtens zu ihrem Vortheile geregelt. Eigenthumsrecht an ihrer fahrenden Habe ſtand ihnen jetzt überall zu; aber meiſtens war dies jetzt auch mit ihren Gütern der Fall. Nur blieben natürlich beſtimmte Abgaben darauf haften.

---

*) Hauptquelle für das Folgende ſind die Weisthümer, geſammelt von Jakob Grimm. Drei Bände. 1840—1842. Für Oeſterreich: die Pan- und Bergtaidingbücher, herausgegeben von Kaltenbäck. Zwei Bände. 1846—1847. Vergleiche auch noch: Mittermaier Grundſätze d. deutſchen Privatrechts. I. §. 47 - 51 und §. 80—96. Ueber Norddeutſchland beiſpielsweiſe: Wigand, die Provinzialrechte der Fürſtenthümer Paderborn und Corvey in Weſtphalen. Zweiter Band. 1832. Ueber Mitteldeutſchland: Bodmer's rheingauiſche Alterthümer, 1819, Steiner's Geſchichte des Bachgaues, 3 Bände, 1821—1829, desſelben Geſchichte des Rodgaues, 1833. Ueber Süddeutſchland: Friedrich Wyß, die Schweizeriſchen Landgemeinden, in der Zeitſchrift für Schweizeriſches Recht. I. 1. 1852.

So war es mit Gemeinden, die aus ehemaligen Hörigen oder aus einer gemiſchten Bevölkerung hervorgingen. In Gemeinden von Freien, die etwa nur in einem Schutzverhältniß zu einem Herrn oder einer Kirche ſtanden, waren natürlich ihre Gerechtſame noch bedeutender. Hier wirkten ſie nicht nur ein auf die Wahl des Vogts — z. B. wenn ſie zu einer Kirche in einem Schutzverhältniß ſich befanden — ſondern es wurde oft ausdrücklich das Recht der Gemeinde anerkannt, ſich einen anderen Schutzherrn wählen zu dürfen, wenn ſie mit dem bisherigen nicht mehr zufrieden wären. Die Freiheit des Hauſes gegenüber der vollziehenden Gewalt wurde nach altgermaniſcher Weiſe ſtreng feſtgehalten: ohne den Willen des Eigenthümers durfte kein Büttel über die Schwelle kommen, noch weniger eine Verhaftung oder Auspfändung vornehmen. Ja, manche Weisthümer gehen ſo weit, daß ſie dem Hauseigenthümer in einem ſolchen Falle das Recht zugeſtehen, dem Büttel mit einer Art den Kopf zu zerſpalten. Aber nicht nur für den Eigenthümer war ſein Haus eine Freiſtatt, ſondern es gab in jedem Dorf mehrere Häuſer, welche für jeden Verfolgten, mochte er ſein, wer er wollte, einen Zufluchtsort gewährten und die bei Todesſtrafe vom Büttel nicht übertreten werden durften. Es iſt merkwürdig, daß beſonders auf den Wohnungen der Schöffen ſolche Vorrechte hafteten. Solche freie Gemeinden wußten ſich das Recht der Freizügigkeit zu bewahren, die indeſſen auch bei den anderen nicht ſelten war: ferner gaben ſie außer etwa einem Huhn, das jährlich einmal oder zweimal jeder Bauer für den Schutz des Herrn entrichtete, keine Steuern und waren dieſem nicht zur Kriegsfolge verpflichtet, außer wenn er für das Reich in das Feld zog.

Man ſieht: in den Dorfgemeinden machten ſich dieſelben Grundſätze geltend, welche bei den Städten, wie bei den Landſtänden hervorgetreten waren. Und hier wie dort iſt dies nichts weiter, als eine Fortſetzung oder Erneuerung des altgermaniſchen Rechts. Wie gewaltig auch die Aenderungen ſein mochten, die im Laufe der

Jahrhunderte mit der Verfaſſung und namentlich mit den geſellſchaftlichen Verhältniſſen vor ſich gegangen waren: der germaniſche Geiſt ging deßhalb nicht unter, ſondern trat im geeigneten Augenblick wieder hervor und wußte ſich unter den verſchiedenſten Umſtänden wieder Geltung zu verſchaffen.

In einem noch viel größeren Maßſtabe, wie bei den Dorfſchaften, ſehen wir den Trieb nach Erhaltung oder Wiedergewinnung der germaniſchen Freiheit bei größeren Landgemeinden ſich bethätigen. Die alten Gauen waren zwar längſt untergegangen und ebenſo die großen Volksverſammlungen, auf welchen die freien Männer des Gaues erſchienen waren. Es hatte ſich aber eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Centen — bekanntlich größere Bezirke innerhalb des Gaues — und von Marken gerettet oder bildete ſich je nach den örtlichen Verhältniſſen von Neuem. Dieſe Centen und Marken waren ſehr verſchieden an Größe und Umfang. Manche Cent beſtand aus fünfzig und mehr Dörfern, manche Mark aus nicht mehr denn fünf. Auch ihre ſtaatliche Stellung, ihr Verhältniß zum Reich namentlich, war ſehr verſchieden. Manche Cent oder Mark hatte die Reichsunmittelbarkeit bewahrt; manche erkannte irgend einen Fürſten oder Grafen als ihren erblichen Gerichtsherrn oder Vogt an; woraus dann ſpäter der Landesherr wurde. Aber darin waren ſie alle gleich, daß ſie die altgermaniſchen Grundſätze von der Selbſtherrlichkeit des Volkes feſthielten, oder, wo ſie von dem Gerichtsherrn angetaſtet wurden, ſie wieder errangen.

An beſtimmten Tagen des Jahres verſammelten ſich alle Männer des Bezirks, Edle und Unedle, „jeder, der einen eigenen Rauch hatte“ oder „ſo viel beſaß, daß er einen dreigeſtempelten Stuhl darauf ſtellen konnte“, um die Rechtsſachen zu ſchlichten und die ſonſtigen Angelegenheiten des Bezirks zu ordnen. Das Geding wurde gehegt entweder vom Gerichtsherrn ſelber, oder von ſeinem Stellvertreter, dem Vogt oder dem Centgraf. Das Verhältniß der Cent oder der Mark zu dieſem war nach dem oben Angedeuteten ſehr verſchieden. In manchen war der Gerichtsherr erblich: in den reichsunmittelbaren wurde er entweder vom Kaiſer geſetzt, oder die Volksgemeinde wählte ihn ſelber. In dieſem Falle wird dann in den Weisthümern nicht ſelten zur Bedingung gemacht, daß der Gewählte keinem andern Herrn dienſtbar ſein, ferner keine Fehde haben dürfte.

Aber ſelbſt da, wo der Gerichtsherr erblich war, wurde der ſeine Stelle vertretende Richter, der Centgraf, in der Regel von der Volksverſammlung gewählt oder ſie übte wenigſtens einen ſolchen Einfluß auf die Wahl, daß kein ihr Mißliebiger ernannt werden durfte. War der Centgraf zufälliger Weiſe ſchlecht oder unfähig, „ſo thöricht, wie es in einem Weisthum heißt, daß er nicht fragen konnte", ſo hatte die Volksverſammlung das Recht, ihn ohne Weiteres abzuſetzen und einen anderen zu wählen, der es beſſer verſtände. Uebrigens hatte der Richter, der Centgraf, nichts weiter zu thun, als die Verhandlungen zu leiten, die Fragen zu ſtellen. Die Entſcheidung ſtand bei den Schöffen. Die Schöffen wurden ebenfalls von der Verſammlung gewählt. Doch war ſie in der Wahl inſofern beſchränkt, als dieſe zuerſt auf die in der Cent oder Mark angeſeſſenen Edeln fallen mußte: gab es nicht genug Edle, kam die nächſte Reihe an die Geiſtlichkeit; gab es nicht genug Geiſtliche, ſo wählte man aus dem gemeinen Volke. Die Cent- und Markgerichte wurden, ebenſo wie die Verſammlungen der Dorfgemeinden, damit eröffnet, daß man die Rechte und Geſetze der Mark auslegte, wobei dann die Volksverſammlung ebenfalls um ihre Zuſtimmung gefragt wurde. Dann wurden die Streitigkeiten abgemacht, und die ſonſtigen Verhältniſſe beſprochen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Volksverſammlung das Geſetzgebungsrecht für die betreffenden Bezirke beſaß.

Ein merkwürdiges Beiſpiel von einer im altgermaniſchen Sinne durchgebildeten Verfaſſung war die im Rheingau, der zum Erzſtifte Mainz gehörte. Hier waren mit wenigen Ausnahmen alle Dörfer frei, welche nicht nur das vollſtändige Recht der Einigungen in ihren kleinern Bezirken hatten, ſondern auch zu den Landtagen zugezogen wurden. Ebenſo war die zum Bisthum Freiſingen gehörende Grafſchaft Werdenfels, an der Gränze von Tyrol, faſt aus lauter Gemeinfreien beſtehend, vollkommen frei. Die Einwohner ſetzten alle Beamte und ordneten mit voller Selbſtſtändigkeit alle ihre Angelegenheiten.

18. Umſchwung der Dichtung in volksmäßigem Sinne.

Und was wären denn die Ergebniſſe unſerer letzten Abſchnitte? Wir ſahen allenthalben in Deutſchland während des 14. Jahrhunderts ein gewaltiges Ringen der niedern Stände nach einer höheren Geltung, ein Ankämpfen der volksmäßigen Kräfte gegen die bevorzugten Stände, namentlich gegen Fürſten und Adel und den Verſuch, ſie aus ihrer bisherigen Stellung zu verdrängen, wenigſtens derſelben ebenfalls theilhaftig zu werden. Dieſe Verſuche wurden beinahe überall vom Erfolge gekrönt. Der Adel mußte ſeinen bisherigen ſtaatlichen Einfluß mit den Städten theilen: er verlor ſeit dem Aufkommen des Fußvolks ſeine bisher faſt ausſchließliche kriegeriſche Bedeutung: er begann zu verarmen, während die Städte mit jedem Jahre Macht und Reichthum vermehrten. Selbſt die Bauern waren auf dem Wege, ſich eine ähnliche unabhängige Stellung, wie die Städte, zu erkämpfen. Dieſe gewaltige Umwandlung der öffentlichen Zuſtände, welche ſich im Laufe des 14. Jahrhunderts vollzog, bemerken wir nun ebenſo in unſerer Dichtung, welche ja nichts weiter iſt, als der Wiederſchein vom Leben der Nation. Hier war der Sieg, den die volksmäßigen Beſtrebungen gewannen, vielleicht noch entſcheidender, wie im Leben. Natürlich trat dieſe Veränderung nicht mit Einem Male ein, ſondern nur allmählig und ſtufenweiſe, ſo daß die alten Formen und Richtungen noch eine Zeitlang neben den neuen herliefen.

Die bisherige Dichtkunſt, deren Blüthe in die Zeit der Hohenſtaufen fällt, war, entſprechend den öffentlichen Zuſtänden jenes Zeitabſchnitts, eine ritterliche geweſen. Sie wurde vom Adel ausgeübt, an den Höfen der Fürſten und Edeln gehegt und gepflegt, und trug natürlich das Gepräge jenes Standes. Anſchauungen, Vorſtellungen, Bilder und Ideen gingen nicht über den Geſichtskreis des Ritterlebens hinaus. Die Blüthe des Ritterthums hörte aber auf mit dem Untergange der Hohenſtaufen. Die Verwilderung, welche in den Zeiten des Zwiſchenreiches über Deutſchland hereinbrach, ergriff ſofort auch Fürſten und Adel: es blieb keine Zeit mehr übrig, ſich viel mit Dichten und Singen abzugeben, wo jeder jeden Augenblick auf einen Angriff ſeines Gegners gefaßt ſein mußte, und wo jeder ſelber die allgemeine Verwirrung ſich zu Nutzen machen wollte, um auf Koſten des Nachbars ſich zu vergrößern. Als nun endlich mit Rudolf von Habsburg die Ruhe in Deutſchland wieder hergeſtellt ſchien, kehrten doch die alten Vorſtellungen und Ideen nicht zurück, ſo wenig wie im Reich die alten Zuſtände ſich wieder erneuerten. Abgeſehen davon, daß viele vom Adel verarmten, daß ſelbſt viele Fürſten in beſtändiger Geldnoth ſich befanden, welche ſie verhinderte, die frühere Freigebigkeit an die ritterlichen Sänger zu üben, war in ihnen ſelbſt eine Veränderung vor ſich gegangen. Der Adel, indem er ſich vorzugsweiſe auf heimiſche Fehden, auf Wegelagerei und förmliche Räuberei verlegte, was er zwar zu allen Zeiten gethan, nie aber in einer ſo ungeheuern Ausdehnung wie ſeit dem Zwiſchenreich, hatte ſich dadurch den Lehren des eigentlichen Ritterthums entfremdet und war an Bildung mehr und mehr zu denſelben Ständen herabgeſunken, über welche er ſich ſonſt erhoben: er begann zu einem großen Theile zu verbauern. Und die Fürſten, wenn ſie auch nicht gerade Wegelagerei trieben, hatten ſich doch, wie wir im Verlaufe dieſer Geſchichte ſo häufig geſehen, auf alle Weiſe zu bereichern geſucht: die Art, wie die Kurfürſten ihr Wahlrecht ausbeuteten, war im Grunde um nichts beſſer, als das Handwerk der Raubritter. Auch ihnen entſchwand mehr und mehr der edlere Geiſt des Ritterthums. Die Ideale, von welchen die ritterliche Dichtkunſt erfüllt war, paßten durchaus nicht mehr an die Höfe der damaligen Zeit, wo man ſich indeſſen an eine derbere Speiſe gewöhnt hatte. Namentlich was das Verhältniß zu dem weiblichen Geſchlechte anbetrifft, das bei den Minneſängern eine ſo große Rolle ſpielte, und welches zwar auch während der Blüthe der ritterlichen Dichtung nicht ſo platoniſch war, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, ſo machte ſich an den Höfen, wie wir aus den Chroniken ſehen, überall eine ſinnlichere Richtung geltend, und die Geſchlechtsverhältniſſe wurden nicht ſelten mit Rohheit behandelt *).

---

*) Ich will hier nur ein Beiſpiel anführen, das für viele andere gelten möge. Als Eliſabeth, die böhmiſche Prinzeſſin, die an den Sohn Heinrich's VII., den ſpäteren König Johann, verheirathet werden ſollte, am Hofe des deutſchen Königs erſchien, ſo machte ſie auf ihn durch ihr ganzes freies Weſen einen ſo ſchlechten Eindruck, daß er den Gerüchten Glauben ſchenkte, welche von ihr ausgeſtreut geweſen, und nun Anſtand nahm, ſeinen Sohn an ſie zu verheirathen.

Zugleich beginnen ernſtere Liebesverhältniſſe zwiſchen Fürſten und Jungfrauen aus den niedern Ständen von jetzt an häufiger zu werden, was ebenfalls den Vorſtellungen der Ritterzeit zuwiderlief und ſelbſt an den Höfen ein unbewußtes Einwirken der volksmäßigen Grundſtoffe erkennen ließ. Und ſo iſt es denn bezeichnend für den veränderten Geiſt der Zeit, daß Rudolf von Habsburg, als er König geworden, keine ritterlichen Sänger an ſeinem Hofe duldete, wogegen er ſich, wie wir geſehen, gerne unter das Volk miſchte und an ſeinen Schwänken und Späſſen Vergnügen fand. Ja, es kommt ſchon ein Hofnarr an ſeinem Hofe vor. Es dauerte nicht lange mehr, ſo wurden dieſe an den Höfen allgemein und ſie verdrängten von dort in demſelben Grade die ritterlichen Sänger, als überhaupt die niederen Stände des Volkes emporkamen.

Dieſe Verhältniſſe machen den Verfall der ritterlichen Dichtkunſt begreiflich, welcher ſchon im 13. Jahrhundert begann, im 14. aber unzweifelhaft war. Es fehlt zwar nicht an Fortſetzern der ritterlichen Dichtkunſt. Aber theils ſind ihre Dichtungen faſt ganz ohne Werth, künſtlich aufgeputzt, ohne Geiſt und Leben, theils zeigt gerade der Inhalt derſelben den Verfall. Denn dieſer beſteht meiſt aus Klagen über die veränderten Zeiten, und über die Geringſchätzung, mit welcher die Sänger behandelt würden.

Zugleich aber traten nun andere Dichter auf, in welchen ſchon ein ganz verſchiedener Geiſt waltet, obſchon ſie ſich von den alten Formen noch nicht losgemacht haben. Das ſind nicht mehr ritterliche Sänger, ſondern Männer aus dem Volke, aber den gebildeten Ständen angehörend, wie ein Hugo von Trimberg, ein Boner, ein Konrad von Ammenhauſen, ein Teichner, ein Vintler und andere. In allen dieſen bemerken wir als unterſcheidendes Merkmal den Angriff auf die höheren und die Parteinahme für die niederen Stände. Hugo von Trimberg, welcher den Reihen dieſer Art von Dichtungen eröffnet, kann in ſeinem Lehrgedichte „dem Renner“ nicht Worte genug finden, um die ſchlechten Sitten des Adels, ſeine Raubſucht, ſeine Bauernſchinderei u. ſ. w. zu brandmarken. Das iſt überhaupt

---

Als die Prinzeſſin davon hörte und auch den Grund, warum der König die Heirath nicht mehr wünſchte, ſo erbot ſie ſich zu einer förmlichen Unterſuchung, woraus ihre Jungfrauſchaft hervorgehen würde. Die Unterſuchung wurde in der That angeſtellt.

bezeichnend für die Richtung, welche nunmehr unſere Dichtkunſt zu nehmen im Begriff war, daß ſie die alten epiſchen Stoffe mehr und mehr vernachläſſigend ſich mit deſto größerer Entſchiedenheit auf das Lehrgedicht warf und hier auf die unmittelbare Wirklichkeit, auf das Leben, auf die Verhältniſſe der verſchiedenen Stände einging und dieſe oft mit einem Freimuthe geißelte, welchen unſere heutige Polizei wohl ſchwerlich ungeſtraft gelaſſen hätte. Faſt durchweg finden wir die Anſicht vorherrſchend von der urſprünglichen Gleichheit aller Menſchen: der rechte Adel ſchreibe ſich von den Tugenden her: wo dieſe nicht vorhanden, ſei der Adel nichts werth, und der Bauer, wenn er ſeine Pflicht thue und recht handle, ſei noch über jenen zu ſetzen, wenn er ſie vernachläſſige. Ebenſo, wie der Adel, werden auch die Fürſten und ihre Höfe gegeißelt; es wird ihnen nicht ſelten geſagt, daß ſie die Wahrheit nicht vertragen könnten, darum litten ſie keine Männer an ihren Höfen, die ſie ihnen ſagten. Darum könne aber auch Niemand an den Höfen bleiben, der kein Lügner ſein wolle. Aber auch ſie, die Fürſten, nähmen mit Unrecht die Stelle ein, die ſie behaupteten. Sollte ein jeglicher Mann Gut nach ſeiner Tugend haben, ſo würde mancher Herr Knecht und mancher Knecht gewänne Herren Recht.

Dieſe Geſinnung bemerken wir auch in den Beiſpielen, wie die Dichter jener Zeit kleinere Erzählungen hießen, welche irgend eine Lebenswahrheit veranſchaulichen ſollten. Dieſe Beiſpiele, Fabeln u.ſ.w. kommen nun immer mehr auf und vermehren ſich namentlich durch Entlehnung aus dem Alterthum oder den benachbarten Völkern in demſelben Grad, als die langen Ritterepen abnehmen. Dieſe Erzählungen haben nicht immer einen belehrenden Zweck, ſehr häufig ſollten ſie blos unterhalten. Aber auch in dieſem Falle ſieht man, wie ſie ſich immer mehr dem Volkston nähern, anſprechend durch ihre Kürze, Lachen erregend durch luſtige Einfälle, und bei aller Abſichtsloſigkeit doch nicht ohne einen tieferen Gehalt. Auch kennzeichnet ſie die ganz vorzügliche Rückſichtnahme auf die unteren Stände. Während die Ritterepen ſich eben nur in der Welt des Adels bewegten, ſteigen dieſe Erzählungen meiſtens in die Kreiſe der Bürger und Bauern nieder, oder wenn ſie auch Adel und Fürſten erwähnen, werden ſie mit jenen in einer Weiſe in Verbindung gebracht, die den unteren Ständen nur zum Vortheil gereicht. So wird in einer Erzählung der Kampf zwiſchen einem Ritter und einem Bauern geſchildert. Ehe ſie den Kampf beginnen, ſtreiten ſie um die Vorzüge ihrer Stände. Dabei gewinnt denn der Bauer, denn gegen die Behauptung deſſelben, daß, wenn ſie das Land nicht bebauten, der Ritter und ſeinesgleichen auch nichts zu eſſen hätten, vermag dieſer nichts Stichhaltiges vorzubringen. Ein ander Mal ſoll eine Streitigkeit durch ein Gottesgericht ausgemacht werden, durch einen Zweikampf zwiſchen einem Ritter und einem Bauern. Auch in dieſem Kampfe ſiegt der Bauer, und zwar durch die Kraft ſeines Armes. Ein anderes Mal gewinnt ein Bauer durch ſeinen Witz die Hand einer Königstochter, welche alle Ritter tödtete, die ſich um ihre Hand bewarben, und ihre Räthſel nicht auflöſen konnten; der einzige Bauer trug den Sieg davon. Dieſes Beiſpiel zeigt uns ſchon die Verwiſchung der Stände, welche in den Erzählungen von jetzt an eine immer größere Rolle ſpielt, und zwar in den mannichfachſten Geſtalten: Fürſtentöchter verlieben ſich in arme Knappen, Prinzen in Bäuerinnen oder Bürgerstöchter, und die Dichtkunſt weiß ſie meiſtens zuſammenzubringen. In den Unteren erſcheint überall größere Kraft, größerer Witz, größere Liebenswürdigkeit und darum größere Berechtigung. Ganz merkwürdig in Bezug auf dieſe Richtung iſt ein Gedicht, welches in Kopp's Bildern der Vorzeit aufbewahrt iſt. Hier wird der Gedanke durchgeführt, daß ſelbſt ein Leibeigner durch ſeine eigene Tüchtigkeit ſich bis zu der höchſten Würde emporſchwingen könne. Sei er brav und arbeitſam, könne er ſich ſo viel verdienen, daß er ſich von ſeinem Herrn loskaufen könne. Dann ziehe er in eine Stadt, da werde er frei, zum Bürger aufgenommen, erwerbe ſich ein Vermögen, komme in den Rath, zeichne ſich aus, werde dem Kaiſer bekannt, von dieſem zu ſeinem Rathe erhoben, zum Freiherrn gemacht, mit einem Fürſtenthum belehnt: ſeine Nachkommen könnten dann auch noch Kaiſer werden.

Noch entſchiedener indeſſen als in dem Lehrgedicht, in den Sittenrichtern und in den Beiſpielen tritt der Sieg des volksmäßigen Weſens im Volkslied und im Schwank hervor.

Die Zeit der Entſtehung des Volkslieds kann man nicht ſo genau angeben, wie die anderer Dichtungen, da es unmittelbar aus dem Volke erwachſen, anfangs nicht aufgeſchrieben wurde, ſondern ſich Jahrzehende und Jahrhunderte durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzte, Zuſätze und Veränderungen erlitt, ebenſo wie die Tonweiſen, in denen es geſungen wurde. Es iſt aber kein Zweifel, daß es wenigſtens dem vierzehnten Jahrhundert ſeine Entſtehung verdankte, und daß es hier ſogleich eine ſeiner glänzendſten Zeiten feierte. Einzelne Volkslieder ſind gewiß ſchon viel früher entſtanden, wie denn die volksthümlichen Beſtrebungen ihren Anfang bereits in dem dreizehnten Jahrhundert nahmen; aber als eine neue Gattung brach ſich das Volkslied erſt in dem Jahrhundert Bahn, wo die Beſtrebungen derjenigen Stände, denen es entſproſſen war, eine größere Bedeutung, größere Erfolge gewannen. Und das war das vierzehnte Jahrhundert. Jetzt erſt wurden die Vorſtellungen und Anſchauungsweiſen der niederen Stände ſo zu ſagen ihrer bisherigen Feſſeln entledigt: ſie waren früher natürlich ebenſo vorhanden, wie jetzt, aber ſie ſcheuten ſich hervorzutreten, da ſie ſich nicht für berechtigt dazu hielten. Nachdem aber die niederen Stände zum Selbſtbewußtſein gekommen, brechen auch ihre Ideen und Anſchauungen die bisherigen Feſſeln entzwei, und erringen in dem Schriftenthum einen eben ſolchen Sieg, wie im Leben. Denn es iſt kein Zweifel, daß das Volkslied weit über dem Minnelied ſteht, welches ſelbſt in ſeinen beſten Zeiten ſich nicht über eine gewiſſe Einförmigkeit erheben kann und vollends ſpäter, wo nur die Formen übrig geblieben, alles Lebens ermangelt, wobei es doch mit Anſpruch auftritt und auf ſeine Künſtlichkeit ſich etwas zu Gute thut. Wie ganz anders dagegen das Volkslied! Hier iſt Natur, Kraft und Leben! Hier ſprudelt die Empfindung in reichſter Fülle, ſo reich, daß ſie durch das Wort nicht einmal vollkommen ausgeſprochen, ſondern nur angedeutet werden kann! Denn auch das iſt ein weſentliches Merkmal des Volksliedes, daß es kurz iſt, in wenigen ſprunghaft aneinander gereihten Strophen ſich abſchließt und eben durch ſeine faſt geheimnißvolle Kürze der Einbildungskraft den reichſten Stoff hinterläßt, während das ſpätere Minnelied in unendlicher, kaum fertig werdender Breite ſich dahin zieht, den mageren Gedanken auf die unerquicklichſte Weiſe noch ausſpinnend. Im Volkslied iſt keine Spur vom Dichter wahrzunehmen und von ſeiner Kunſt: auf Kunſt macht überhaupt das Volkslied nicht den geringſten Anſpruch; es iſt durchaus anſpruchslos. Es ſpricht aus ihm keine Perſon, ſondern nur die Empfindung, die wahrhaft erlebte, geſunde, natürliche, eben darum ächt dichteriſche.

Tritt uns nun in dem Volkslied die Tiefe, die Sinnigkeit, das ächt Dichteriſche in dem Weſen des Volkes entgegen, ſo kommt in dem Schwank, der ebenſo, wie jenes, unmittelbar aus dem Volke herausgewachſen iſt, eine andere Seite desſelben zum Vorſchein, der unerſchöpfliche Humor, der Mutterwitz, der geſunde Menſchenverſtand, der freilich in der Regel mit einer Derbheit auftritt, für welche verfeinerte Zeiten keinen Sinn mehr haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Helden des Schwanks den niedern Ständen angehören, ebenſo wie die Helden des Ritterepos der Ariſtokratie. Der Schwank ſollte natürlich zunächſt unterhalten, und darauf iſt denn auch ſeine ganze Anlage eingerichtet. Aber es iſt nicht ſchwer zu erſehen, wie das Emporſtreben der niedern Stände und ihr Sieg über die höheren ſich wie ein rother Faden durch all' dieſe Dichtungen hindurchzieht. Die Helden des Schwanks erſcheinen gewöhnlich in dem Gewande der Narrheit, nichts deſtoweniger gewinnen ſie doch der Weisheit dieſer Welt gegenüber: denn hinter dieſer Narrheit ſteckt eben Witz, Verſtand, Schlauheit und Verſchlagenheit. Die Anfänge des Schwanks in ſeiner durchaus volksmäßigen Geſtalt fallen ſchon in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo der Pfaffe Amis von Stricker den Reihen dieſer Dichtungen eröffnete. Im vierzehnten Jahrhundert erſcheinen dann die Schwänke des Neidhard Fuchs und des Pfaffen von Kalenberg, welche Oeſterreich ihre Entſtehung verdanken, wo überhaupt die volksthümliche Dichtung ſehr frühe einen Aufſchwung nahm. Seitdem gewann der Schwank eine immer größere Verbreitung und verdrängte von Jahr zu Jahr andere ältere Dichtungen aus ihrer Geltung. Im fünfzehnten Jahrhundert kam Salomon und Markolf, der erneuerte Aeſop, der Eulenſpiegel, der Finkenritter und Andere hinzu.

18. Karl IV. Seine Entwürfe. Verhältniß zur Kirche und zum Fürſtenthum. Goldene Bulle. Wahl Wenzel's zum römiſchen Könige.

Aus unſerer bisherigen Darſtellung wird hervorgegangen ſein, welch außerordentliche Kraft die unteren Stände während des vierzehnten Jahrhunderts entwickelten, und daß die Gefahr, welche Fürſten und Adel von ihnen drohte, keine geringe war. Und nicht blos Deutſchland ſah dieſe Erſcheinung. Aehnliche Bewegungen und Beſtrebungen kommen in den bedeutendſten Ländern Europas vor: in Frankreich der Aufſtand der armen Leute unter Stephan Marcel und des Bürgerthums um die Mitte, in England die Empörung der Bauern unter Wat Tyler am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Dazu noch die fortwährende demokratiſche Aufregung in Italien. Doch würde man ſich ein falſches Bild von den damaligen Zuſtänden entwerfen, wenn wir vergäßen, hinzuzuſetzen, daß zwiſchen all' den verſchiedenen Freiheitsbeſtrebungen, welchen wir begegnet ſind, ein eigentlicher äußerer Zuſammenhang fehlte. Eben dieſer Umſtand benahm ihnen einen großen Theil ihrer Kraft und ihrer Wirkſamkeit, wenigſtens für die Zukunft. Das Weſen der deutſchen Volksnatur, das Vorherrſchen der Individualität, zieht ſich auch durch die Freiheitsbeſtrebungen des vierzehnten Jahrhunderts hin: jeder ſucht auf ſeine eigene Fauſt ſo viel zu erwerben als er vermag. Es fehlt zwar nicht an Bündniſſen und Einigungen: doch waren dieſe vorderhand auf kleinere Kreiſe beſchränkt. So treten die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen zuſammen, die frieſiſchen Stämme, ſo ſchließen die ſchwäbiſchen, die rheiniſchen, die fränkiſchen Städte ihre beſonderen Bündniſſe, die nordiſchen die Hanſe, die Landſtände in den einzelnen Gebieten einigen ſich ebenfalls. Und die Erfolge, welche dieſe Einigungen hatten, konnten beweiſen, wie viel man durch gemeinſam Anſtrengungen erreichen konnte. Aber dieſe Einigungen waren noch viel zu örtlicher Natur, als daß ſie auf das große Ganze einer weſentlichen Einfluß gehabt hätten. Wo aber dergleichen Einigungen nicht beſtanden, da ſieht man, wie fremd, mitunter ſogar feindlich die nach demſelben Ziele ringenden Kräfte ſich entgegenſtanden. S gerathen mit den ſchweizeriſchen Eidgenoſſen die rheiniſchen Städte, namentlich Baſel und Straßburg, in Streit, die Hanſeſtädte mit den Frieſen, die Frieſen mit dem Lande Hadeln. War doch nicht einmal ſeit der Auflöſung des großen rheiniſchen Städtebundes im dreizehnten Jahrhundert eine ähnliche große Verbindung wieder zu Stande gekommen, welche das ganze reichsſtädtiſche Bürgerthum umfaßte! Noch viel weniger dachte man daran, die Beziehungen zwiſchen Bauern und Städten, die unläugbar vorhanden waren, enger zu knüpfen und grundſätzlich feſtzuſtellen. Und doch lag es auf der Hand, daß alle Beſtrebungen der niedern Stände einen inneren Zuſammenhang hatten, und daß die Erfolge von einer allſeitigen Vereinigung großartig ſein mußten.

Niemand aber wäre mehr berufen geweſen, eine ſolche Vereinigung zu Stande zu bringen, als der Kaiſer. Denn ihm und dem Reich wäre ſie vorzugsweiſe zu Gute gekommen. Welche Handhabe boten ihm dieſe Freiheitsbeſtrebungen der unteren Stände dar! Wie leicht war es ihm, ſich der Landſtände zu bedienen, um die emporſtrebende Macht der Fürſten in ihre früheren Gränzen zurückzuweiſen: wie konnte er die demokratiſche Grundmacht der Städte vermehren durch die Begünſtigung des Bauernſtandes! Das war ja keinem Zweifel unterworfen, daß die Maſſe des Volks weitaus die Macht der Ariſtokratie und des Fürſtenthums überbot, ſo wie ſie nur recht geführt wurde. Ein großer ſtaatsmänniſcher Geiſt, der den überall im Volke ſich geltend machenden Trieb zur Wiederherſtellung der altgermaniſchen Einrichtungen zu benutzen verſtand und in dieſem Sinne die öffentlichen Zuſtände umwandelte, wenn auch gewaltſam, hätte ebenſo, wie ſeiner Zeit Karl der Große, darauf rechnen können, von der ganzen Nation unterſtützt zu werden.

War aber Karl IV. der Mann dazu?

Karl war in vieler Hinſicht ein ausgezeichneter Fürſt. Er war von der Natur mit den beſten Anlagen, namentlich mit einem hellen ſcharfen Verſtande ausgerüſtet, hatte in ſeiner Jugend eine ſehr gute Erziehung erhalten und ſich einen großen Schatz von Kenntniſſen erworben: man kann ihn ſogar unbedingt zu den Gelehrten ſeiner Zeit rechnen. Seine Bildung war nicht gewöhnlicher Art. Sie war vielſeitig, umfaſſend. Er ſprach und ſchrieb fünf Sprachen: deutſch, böhmiſch, lateiniſch, italieniſch, franzöſiſch, kannte nicht nur das Weſentliche der mittelalterlichen Wiſſenſchaft, ſondern wandte auch dem neu aufkommenden Schriftenthum der alten Welt ſeine Aufmerkſamkeit zu, wie er denn ein genauer Freund Petrarkas war, der ihn rühmend unter den Fürſten ſeiner Zeit auszeichnet. Auch begünſtigte er während ſeines Lebens alle Arten der Wiſſenſchaften, gründete 1348 eine Hochſchule in Prag nach dem Muſter der von Paris, und gab ſich große Mühe, ſie zu heben. Dabei förderte er die Kunſt nach jeder Richtung, die Malerei, die Baukunſt, die Erzgießerei: an ſeinem Hofe bildete ſich eine Malerſchule, welche nach ihren noch übrig gebliebenen Werken zu ſchließen, für jene Zeit nicht geringe Fähigkeiten entwickelte. Nicht minder bedeutend war Karl als Herrſcher. In ſeinem Erblande Böhmen, welches ihm ſein Vater in einem ſchauderhaften Zuſtande hinterlaſſen hatte, alle Schlöſſer verfallen, die Einkünfte verpfändet, die Straßen unſicher, die öffentlichen Verhältniſſe aus Rand und Band gegangen, ſtellte er in kurzem einen Zuſtand her, welcher allen deutſchen Ländern jener Zeit als Muſter gelten konnte, und auch dafür angeſehen ward. Er ſorgte für die Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, that den Räubereien nicht nur Einhalt, ſondern machte ſie gänzlich aufhören, förderte den Handel und den Gewerbsfleiß, den Ackerbau, brachte das Gerichtsverfahren in einen Gang, daß Reiche und Arme, Vornehme und Niedere auf gleiche Weiſe zu ihrem Rechte kamen, ſparte, wo zu ſparen war, gab dagegen wieder an der rechten Stelle aus, und brachte überhaupt den Staatshaushalt in die muſterhafteſte Ordnung. Kurz: als König von Böhmen ließ er nichts zu wünſchen übrig. Jedermann mußte ihm hier Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Um ſo mehr iſt man verſucht, ſich darüber zu verwundern, daß er, der ſo bedeutender Anlagen eines Herrſchers ſich erfreute, dieſe nicht auch Deutſchland zu Gute kommen ließ, daß er dieſes nicht in dem oben angedeuteten Sinne zu einer ähnlichen Blüthe brachte, wie Böhmen. Dies begreift man aber leicht, wenn man die Denkart Karls etwas näher ins Auge faßt.

Karl war geſcheid, ſchlau, von ſcharfem Verſtande, aber nichts weniger als eine geniale, großartige, titaniſche Natur, vielmehr äußerſt nüchtern und kaufmänniſch berechnend. Er ſah recht gut, daß eine durchgreifende Verbeſſerung der öffentlichen Zuſtände Deutſchlands für den Augenblick nicht ohne Gewaltſamkeit durchzuſetzen ſei. Er war aber jeder umwälzenden Maßregel abgeneigt. Ueberhaupt liebte er nicht, an dem Beſtehenden zu rütteln und Gewalten zu verdrängen, die ſich im Laufe der Zeiten durch die Macht der Gewohnheit gebildet hatten. Selbſt in ſeinem Erblande, wo er doch viel unbedingter herrſchen konnte, wollte er nicht Einrichtungen treffen, die mit dem Geiſte und den Gewohnheiten der Einwohner in Widerſpruch kamen: wie viel weniger im deutſchen Reiche! Er zog es vor, auf der Grundlage des Beſtehenden, auf dem Wege des Friedens und der Unterhandlung nach ſeinem Ziele zu ſtreben, und da er gerade hierin eine große Stärke beſaß, indem ihm nicht leicht etwas mißglückte, ſo war es ſehr natürlich, daß er auf dieſem, wie er glaubte, ſichereren, wenn auch langſameren Wege eher zum Ziele zu gelangen hoffte, als auf dem Wege der Gewalt, des Kriegs, der Umwälzung. Daß er aber große Ziele und zwar auch in Bezug auf Deutſchland verfolgte, iſt gewiß. Er ſtrebte nach demſelben Ziele, wie ſeine Vorgänger: er wollte Deutſchland zu einer Erbmonarchie machen unter dem Hauſe Lützelburg. Zunächſt wollte er die Macht ſeines Hauſes durch Erwerbung neuer Gebiete und Herrſchaften in einem ſo großartigen Maßſtabe vermehren, daß es das erſte und ohne Widerrede mächtigſte Fürſtenthum in ganz Deutſchland geweſen wäre: gelang es ihm ſodann, die kaiſerliche Würde auf ſeine Nachkommen zu verpflanzen, ſo hoffte er, allmählig Deutſchland in Böhmen aufgehen zu laſſen d. h. von Böhmen aus, gerade ſo wie es die franzöſiſchen Könige in ihrem Reiche machten, immer weiter um ſich zu greifen, bis endlich der größte Theil des deutſchen Reiches Eigenthum des Hauſes Lützelburg geworden wäre. Die endliche Ausführung dieſes Planes war natürlich ſeinen Nachkommen vorbehalten.

Jetzt war freilich die Frage, ob die Mittel, welche Karl anwandte, um zu dieſem Ziele zu gelangen, auch die richtigen waren, und ob nicht dieſe Mittel Deutſchland mehr ſchadeten, als das endliche Gelingen des Planes ihm genützt hätte.

Vor Allem glaubte ſich Karl des Friedens mit jenen zwei Mächten verſichern zu müſſen, welche den Kaiſern am meiſten zu widerſtreben pflegten, mit der Kirche und den deutſchen Fürſten. Was die erſtere anbetrifft, ſo haben wir bereits erwähnt, welche Stellung er noch bei Lebzeiten Ludwig des Baiern zu ihr einnahm. Er geſtand dem Papſte, wie es ſcheint, faſt alles zu was dieſer verlangte, und ſein ſpäteres Verhalten bewies, daß er, wie Rudolf von Habsburg, entſchloſſen war, das freundliche Verhältniß zur Kirche zu bewahren. Als er im Jahre 1355 nach Italien zog, um ſich zum Kaiſer krönen zu laſſen, ſo hielt er gewiſſenhaft das Verſprechen, welches er vorher dem Papſte gegeben, nämlich unmittelbar nach der Krönung Rom wieder zu verlaſſen und ſich in Italien nur ſo lange aufzuhalten, als unumgänglich nöthig war. Dieſer dem Papſte geleiſtete Gehorſam machte freilich einen ſchlechten Eindruck auf die öffentliche Meinung, zumal da ſich gerade damals in Italien die größten Hoffnungen für die Wiedergeburt dieſes Landes regten. Es war die Zeit des Cola Rienzi. Die demokratiſche Partei hatte unter der Führung dieſes Volkstribunen ſeit 1346 eine Zeit der glänzendſten Erfolge gehabt, wenn auch manchmal unterbrochen durch augenblickliche Siege der Ariſtokratie. Es tauchten damals die abenteuerlichſten Plane auf von der Wiederherſtellung der Weltherrſchaft des römiſchen Volks, die beſonders durch die erneute Beſchäftigung mit den Schriften der Alten genährt wurde. Eine Zeitlang konnte Cola Rienzi es wagen, den Papſt wie den Kaiſer vor ſeinen Richterſtuhl zu fordern, und die deutſchen Kurfürſten zu bedeuten, ſich der Kaiſerwahl künftig zu entſchlagen, denn dieſes Recht gebühre nur dem römiſchen Volke. Später, als er der Ariſtokratie erlegen war und vom wankelmüthigen Volke nicht mehr geſchützt aus Rom entfliehen mußte, begab er ſich zu Karl IV. nach Prag und machte ihm den Vorſchlag, die Kaiſergewalt in ihrer ganzen ehemaligen Ausdehnung wieder herzuſtellen, wobei natürlich Rom wiederum der Mittelpunkt der Weltherrſchaft geworden wäre. Schon damals wies aber Karl einen ſolchen Vorſchlag ab, und lieferte ſogar Cola Rienzi an den Papſt nach Avignon aus, welcher ihn indeſſen ſpäter benutzen wollte, um ſeine Herrſchaft in Rom wieder herzuſtellen. So ſpielte Cola noch einmal eine Rolle, wurde aber kurz vor Karls Ankunft in Italien im Oktober 1354 zu Rom ermordet. Die Ideen, als deren vorzüglichſter Vertreter Rienzi erſchien, waren aber mit ihm keineswegs untergegangen, ſondern ſie lebten in dem größten Theile des damaligen Geſchlechts noch fort: die geiſtig bedeutendſten Männer, beſonders die Gelehrten, waren von denſelben ergriffen, und ſo machte denn Petrarka dem Kaiſer Karl denſelben Vorſchlag, welchen ihm vorher Rienzi gemacht hatte. Aber Karl dachte keinen Augenblick daran, darauf einzugehen. Er kannte die Italiener, und wußte, wie verhaßt ihnen die deutſche Herrſchaft war. Außerdem ſtand die Ausführung eines ſolchen Gedankens im Widerſpruch mit den Verſprechungen, die er dem Papſte geleiſtet. Er eilte daher ſo ſchnell wie möglich von Italien wieder nach Hauſe, um dem heiligen Vater auch nicht die geringſte Veranlaſſung zur Unzufriedenheit zu geben. Bei ſeinem zweiten Römerzuge, im Jahre 1368, den er ausdrücklich in der Abſicht unternahm, um den Papſt wieder in Italien einzuführen, benahm er ſich ebenſo. Er unterwarf ſich allen Dienſtbezeugungen, welche die Päpſte von den Kaiſern verlangten, führte dem Papſte ſeinen Zelter und dergleichen.

Ging dieſe ſo zur Schau getragene Unterordnung unter die Kirche aus der Ueberzeugung des Kaiſers hervor? Man ſollte es faſt glauben, wenn man zugleich ſeine außerordentliche Liebhaberei für die Reliquien damit in Verbindung bringt. Karl ſammelte nämlich die Gebeine aller Heiligen, deren er habhaft werden konnte, faſt mit demſelben Eifer, mit welchem er die Staatsgeſchäfte betrieb, und hob recht abſichtlich hervor, wie großen Werth er darauf lege. Und doch ſtand das Eine wie das Andere in dem ſchneidendſten Widerſpruche mit ſeinem klaren Verſtande, mit ſeiner nüchternen Weltanſchauung und mit ſeiner gewiß nicht geheuchelten Vorliebe für Wiſſenſchaften, die eher im Gegenſatz zu der Kirche und ihren Lehrmeinungen erſchienen, wie z. B. für die humaniſtiſche Richtung. Dieſer Widerſpruch löſt ſich aber leicht, wenn man annimmt, daß Karl die Kirche für ſeine Zwecke gebrauchen wollte. Dies war nicht möglich, wenn er nicht ſeinerſeits dem Papſtthum Zugeſtändniſſe machte, und die Unterſtützung der Kirche erhielt nur dann einen Werth, wenn er ihr eine hohe Bedeutung beilegte. Daher ſeine ſo auffallend zur Schau getragene kirchenfreundliche Geſinnung. Daß aber Karl der Kirche nichts umſonſt that, ſondern daß er für ſeine Freundlichkeit auch Gegendienſte verlangte, daß ferner ſeine Unterordnung keineswegs eine unbedingte war, geht aus Folgendem hervor. Er benutzte den Papſt ſehr häufig, um die deutſchen Erzbisthümer und Bisthümer mit Männern zu beſetzen, auf deren Anhänglichkeit er rechnen konnte, und die ihn bei ſeinen Entwürfen unterſtützten. So wurde der erzbiſchöfliche Stuhl von Magdeburg mehrere Male hinter einander vermittelſt des Papſtes mit Geſchöpfen Karls beſetzt. Das Erzbisthum Magdeburg war ihm aber von einer beſonderen Bedeutung wegen der Abſichten, die er auf die Mark Brandenburg hatte. Auch der Stuhl von Mainz wurde vom Papſte nach dem Willen des Kaiſers zweimal friſch beſetzt: das zweite Mal gelang es freilich nicht, indem ſich der Gegenerzbiſchof Adolf von Naſſau zu behaupten wußte. Ein ander Mal mußte der Papſt dem Erzbiſchof von Salzburg mit der Abſetzung drohen, wenn er nicht von einem Bündniſſe mit Karls Gegnern abließe: auch hier erreichte Karl ſeinen Zweck. Dagegen zeigte er ſich den Päpſten keineswegs gefügſam, wenn ſie Dinge verlangten, die ſeiner ſtaatsmänniſchen Ueberzeugung geradezu zuwiderliefen. So fiel es ihm nicht ein, in dem Grundgeſetze, das er für das deutſche Reich veranſtaltete, in der goldnen Bulle, die Anſprüche der Päpſte auf die Königswahl zu berückſichtigen: dieſer Gegenſtand wurde vielmehr nach den Grundſätzen des Kurvereins von Renſe geregelt: die Kurfürſten haben allein das Recht der Wahl, des Papſtes wird dabei nicht gedacht. Ebenſo wenig dachte Karl daran, dem Wunſche des Papſtes, einen Kreuzzug zu unternehmen, zu willfahren, obſchon ein ſolcher, ſollte man meinen, der Liebhaberei des Kaiſers für Reliquien eine reiche Ausbeute verſchafft hätte. Auch in Italien benahm ſich Karl, wenigſtens bei ſeinem zweiten Zuge, nicht ganz nach der Zufriedenheit des Papſtes. Er begünſtigte die Viscontis in Mailand, während doch der Papſt von ihm ein entſchiedenes Auftreten gegen ſie erwartete. Endlich dürfen wir nicht vergeſſen, daß Karl ſeinen Einfluß auf die päpſtliche Regierung benutzte, um die Rückkehr derſelben nach Rom zu bewirken. Zweifelsohne war ſeine Abſicht dabei, ſie von dem franzöſiſchen Einfluſſe zu befreien, welcher Deutſchland ſo ſchädlich war. In der That erreichte er noch kurz vor ſeinem Tode dieſes Ziel, welches freilich zu der unſeligen Kirchenſpaltung den Anlaß gab.

Auf dieſe Weiſe verſuchte Karl ſein freundſchaftliches Verhältniß zu der Kirche auszubeuten, und man kann nicht läugnen, daß ihm in dieſer Beziehung mehr gelang, als irgend einem der letzten Kaiſer: wenn es auch hier und da an Spannungen zwiſchen ihm und den Päpſten nicht fehlte, ſo geſtalteten ſich dieſe doch nie zu offenbaren Feindſeligkeiten, und er konnte im Allgemeinen von dieſer

Seite der Unterſtützung ſeiner Plane gewiß ſein. Ebenſo gedachte er denn auch das Fürſtenthum für ſich zu gewinnen.

Hier glaubte er vor Allem von einer grundſätzlichen Begünſtigung der Demokratie, der Städte abſehen zu müſſen, um nicht die Fürſten mißtrauiſch zu machen. Karl befolgte daher hinſichtlich der Städte eine ganz andere Staatsklugheit, als ſein Vorgänger oder als Albrecht und Adolf. Nicht als ob er entſchieden feindſelig gegen die Städte aufgetreten wäre: nein, er beſtätigte ihnen dem Herkommen gemäß alle ihre bisherigen Freiheiten, fügte bisweilen neue hinzu, verſprach namentlich ſehr häufig, ſie nie verpfänden zu wollen: mitunter bediente er ſich wohl auch der Städte gegen irgend einen feindſeligen Fürſten, der ſich dem Landfrieden nicht fügen wollte. Aber genauer betrachtet, wollten alle dieſe Dinge nicht viel ſagen. Das Aufgebot der Städte gegen die Fürſten kam nur ausnahmsweiſe vor: die Beſtätigung und Erweiterung der ſtädtiſchen Freiheiten wurde von Karl meiſtentheils als Einnahmsquelle benutzt: denn er that nichts dergleichen, ohne ſich dafür bezahlen zu laſſen. Und endlich hinderten ihn alle Vergünſtigungen und Verſprechungen nicht, ganz nach Belieben zu verfahren und die Städte ſo zu behandeln, als ob er nichts verſprochen hätte. Dies war insbeſondere mit dem Verſprechen, ſie nicht verpfänden zu wollen, der Fall. Bereits beim Beginn ſeiner Regierung hatte er dies, wie wir geſehen, allen ſchwäbiſchen, fränkiſchen und rheiniſchen Städten verſprochen: ſpäter wiederholte er dies Verſprechen faſt jeder einzelnen Stadt. Und dennoch haben die Städteverpfändungen unter keinem Kaiſer eine ſo ungeheuere Ausdehnung genommen, wie unter ihm. Der größte Theil der Städte wußte ſich zwar wieder loszukaufen, aber ſechs gingen doch für das Reich verloren, nämlich Wolfſtein, Hagenbach, Kaiſerslautern, Odernheim, Oppenheim, welche an die Pfalzgrafen, und Feuchtwangen, welches an die Burggrafen von Nürnberg kam. Und bei Karl war es keineswegs, wie bei Ludwig, Geldverlegenheit, welche ihn zu einem ſolchen Verfahren nöthigte: denn Karl war reich: es mangelte ihm nie an Summen für eine Sache, die ihm wichtig ſchien; ſondern er ſchritt zu dergleichen Verpfändungen, theils um das Fürſtenthum willfähriger zu machen, theils um ſein Geld für andere Zwecke aufzuſparen. Den Städten aber glaubte er ſchon etwas zumuthen zu dürfen, da ſie ja immer gut kaiſerlich geſinnt geweſen.

Dagegen bewies er ſich, wie geſagt, ſo zuvorkommend wie möglich gegen die Fürſten. Er wollte ſie ſicher machen, einſchläfern. Sie ſollten in ſeinem Verfahren keine für ſie gefährlichen Entwürfe erblicken, oder, da die Vergrößerung ſeiner Hausmacht doch unmöglich verdeckt werden konnte, dadurch günſtig für ſie geſtimmt werden, daß ſie ebenfalls auf glänzende Weiſe entſchädigt wurden. In dieſer Beziehung begünſtigte Karl das Fürſtenthum ſowohl überhaupt, grundſätzlich, als auch einzelne Fürſten, je nachdem es gerade die Verhältniſſe erheiſchten. Er rechnete ſo: wenn ich den Fürſten zu der Stellung verhelfe, welche ſie bisher angeſtrebt haben, wenn ich ſie ſogar in derſelben befeſtige, ſo werden ſie daraus erſehen, daß meine Abſichten ihnen keineswegs gefährlich ſind und mich daher in der Verfolgung meiner Entwürfe nicht hindern. Freilich hoffte er, wie wir oben angedeutet, daß im Laufe der Zeit das Fürſtenthum nach und nach von ſeinem Hauſe verſchlungen werden könnte. Dieſe Möglichkeit aber, meinte er, würde von den Fürſten überſehen werden über dem Köder, den er ihnen jetzt vorwarf.

Bis zu Karl IV. ſchrieb ſich die fürſtliche Herrſchaft, falls wir die großen Gebiete im Oſten des Reiches ausnehmen, aus den verſchiedenſten Rechtsgründen her. Die Fürſtenthümer bildeten nichts weniger als eine Einheit. Die Beziehungen, in welchen die Fürſten zu ihren Untergebenen ſtanden, waren von der mannichfachſten Art. Ein Theil ihres Gebiets gehörte ihnen eigen: das war Privatbeſitz. Ein anderer Theil ihrer Untergebenen ſtand zu ihnen im Lehensverhältniß. Wieder über einen andern Theil beſaßen ſie die Vogtei, d. h. die Gerichtsbarkeit. Und dieſe Vogtei beſaßen ſie entweder als Lehen vom Reiche, oder als Lehen von einem Kloſter oder einem Bisthum: ſie beſaßen ſie entweder erblich oder ſie wurden als Vögte immer wieder gewählt, wie wir oben an den Centen mehrere dergleichen Beiſpiele ſahen. Wieder über einen andern Theil ihrer Untergebenen beſaßen ſie die alte Herzogs- oder Grafengewalt, d. h. ſie waren die Anführer im Kriege, hatten im Namen des Reichs das Aufgebot zu beſorgen und überhaupt die darauf bezüglichen Einrichtungen zu treffen. Endlich ſtand ein Theil ihrer Untergebenen zu ihnen nur in einem Schutzverhältniß. Bei all dieſen Eigenſchaften befanden ſie ſich natürlich zu ihren Untergebenen in ganz verſchiedenen Stellungen. Auch konnten dieſe wechſeln: d. h. ſie konnten das eine oder das andere Recht über ihre Untergebenen verlieren. So konnte ihnen z. B. die Vogtei genommen werden, wenn ſie dieſe nicht erblich oder ſelbſt nur lehensweiſe beſaßen. Und auch das Schutzverhältniß konnte ſich auflöſen. Die weitere Entwickelung des Fürſtenthums hing nun davon ab, daß dieſe verſchiedenen Arten von Herrſchaft oder Gewalt in ein Ganzes vereinigt wurden, und daß die einzelnen Bezirke, über welche die Fürſten in irgend einer Weiſe ein Recht ausübten, zu einem geſchloſſenen Gebiete ſich abrundeten, welches durch mehrere urſprünglich blos den Kaiſern zuſtehende und nun den Fürſten verliehene Rechte zu einer noch größeren Einheit verbunden wurde. Dadurch wurde der entſchiedenſte Schritt zur Landeshoheit gemacht. Auch war das Streben des Fürſtenthums nach dieſem Ziele unläugbar. Karl hat nun hier mehr gethan als alle bisherigen Kaiſer. Er hat, was bisher etwa nur Herkommen war, zur Regel gemacht: er hat die Thatſache zum Grundſatze erhoben, eben darum das Fürſtenthum geſetzlich befeſtigt.

Wir haben dabei beſonders ſeine goldene Bulle im Auge. Dieſes deutſche Reichsgrundgeſetz, welches Karl auf den Reichstagen von Nürnberg und Metz in den Jahren 1355 und 1356 unter Zuſtimmung der Reichsſtände veröffentlichte, hatte im Weſentlichen keinen anderen Zweck, als das ſeit dem Zwiſchenreich im Widerſpruch mit der früheren Verfaſſung zu Gunſten des Fürſtenthums ſich geltend machende Herkommen anzuerkennen und auf dieſe Weiſe jeden künftigen Verſuch, die Reichsverfaſſung im Sinne eines demokratiſchen Kaiſerthums umzuändern, zur Geſetzwidrigkeit zu ſtempeln. Allerdings bezogen ſich die dem Fürſtenthum bewilligten Vorzüge zunächſt nur auf einen Theil der Fürſten, auf die Kurfürſten. Wir werden aber gleich ſehen, daß dies nur ein Sporn für das übrige Fürſtenthum war, ſich gleiche Vorrechte zu erwerben, und daß Karl keinen Anſtand nahm, auch andere Fürſten derſelben theilhaftig werden zu laſſen. Ferner nahm Karl in die goldene Bulle noch mehrere andere Beſtimmungen auf, welche dem ganzen Fürſtenthume zu Gute kamen, und welche gegen die demokratiſchen Beſtrebungen der Zeit gerichtet waren, ſo daß es durchaus keinem Zweifel unterliegen kann, was der eigentliche Sinn der goldenen Bulle geweſen. Uebrigens iſt trotz aller Zugeſtändniſſe an die Fürſten Karl's letztes Ziel ſelbſt in dieſem

Geſetzbuche leicht herauszufinden: ſein Erbland Böhmen wird nämlich überall ganz außerordentlich begünſtigt; die bevorzugte Stellung, die er demſelben anweiſt, macht den Eindruck, als ob er jetzt ſchon die Deutſchen daran gewöhnen wolle, in dieſem Lande den Erbſitz des künftigen Kaiſergeſchlechtes, den Mittelpunkt des deutſchen Reiches zu ſehen.

Ehe wir zu den Vorrechten übergehen, welche den Kurfürſten durch die goldene Bulle zugeſtanden worden ſind, wollen wir doch Einiges über die Familien bemerken, denen die Kur übertragen wurde. Daß ſieben Kurfürſten ſein ſollten, war ſchon längſt durch Herkommen entſchieden, ebenſo, daß die Kurſtimmen den drei rheiniſchen Erzbiſchöfen, wie dem Hauſe Wittelsbach, dem herzoglich ſächſiſchen Hauſe, dem Markgrafen von Brandenburg und dem König von Böhmen gehörten. Allein das wittelsbachiſche, wie das ſächſiſche Haus hatte ſich wieder in mehrere Zweige getheilt, welche ſich um das Kurrecht ſtritten: ſo die Herzoge von Baiern und die Pfalzgrafen am Rhein: die Linie Sachſen-Wittenberg und die Linie Sachſen-Lauenburg. Karl entſchied nun den Streit dieſer Häuſer dahin, daß er immer derjenigen Familie das Kurrecht zuwies, welche ihm befreundet war, nämlich dem Pfalzgrafen am Rhein und der Linie Sachſen-Wittenberg.

Die Kurfürſten erhielten durch die goldene Bulle folgende Vorrechte. Erſtens ſollten ſie allein das Recht haben, den Kaiſer zu wählen. Zweitens wurden ihnen die königlichen Rechte (Regalien), die ſie bereits inne hatten, beſtätigt, nämlich das Recht, Münzen zu ſchlagen, Juden zu halten, Zölle aufzurichten, und das Recht auf alle ihre Bergwerke in ihren Landen. Drittens erhielten ſie die Gerichtsfreiheit (jus de non evocando) d. h. das Recht, daß keiner ihrer Untergebenen, keiner, der auf ihrem Gebiete ſaß, vor ein anderes Gericht als vor das ihrige gezogen werden durfte: nur in dem Falle, daß ihm von den kurfürſtlichen Gerichten das Recht verweigert würde, dürfe er an das kaiſerliche Gericht Berufung einlegen. Böhmen wurde indeſſen ſelbſt von dieſer Beſchränkung entbunden. Viertens wurde die Untheilbarkeit der kurfürſtlichen Lande feſtgeſetzt: alle ihre bisherigen Gebiete, mochten ſie dieſelben nun unter was für Namen immer beherrſchen, ſollten ein gemeinſames Ganzes ausmachen und niemals zertrennt oder getheilt werden dürfen. Damit ſtand in Verbindung das Recht der Erſtgeburt, welches begreiflicherweiſe, um die Untheilbarkeit zu bewahren, bei den Kurfürſtenthümern eingeführt werden mußte. Endlich wurde das Geſetz der römiſchen Kaiſer Honorius und Arcadius wegen Majeſtätsbeleidigung, welches ſie zu Gunſten der Senatoren erlaſſen, nunmehr auch auf die Kurfürſten ausgedehnt.

Daß nun Karl IV. gerade die Kurfürſten mit ſo großen Vorrechten ausrüſtete, hatte ſeinen Grund einmal darin, daß er zunächſt ſein Erbland Böhmen im Auge hatte, dem er nicht ſo große Vorrechte zugeſtehen konnte, ohne ſie auch den übrigen Kurfürſten zu gönnen; ſodann leitete ihn der Gedanke, in den Kurfürſten durch dieſe Vergünſtigungen ſich eine willige Behörde heranzuziehen, mit welcher er die Reichsgeſchäfte in ſeinem Sinne zu leiten gedachte, und zwar mit möglichſter Umgehung des Reichstages. Denn mit ſieben Fürſten hoffte er eher fertig werden zu können als mit hundert und noch mehr. Eine ſolche Stellung, wie wir eben angedeutet, wies er den Kurfürſten bereits in der goldenen Bulle an. Doch vermochte er nicht damit durchzudringen: der Widerſtand der übrigen Fürſten war zu groß; die Reichstage erhielten ſich in ihrer bisherigen Bedeutung. Zugleich ſcheint aber Karl durch dieſe Geſetze für die Kurfürſtenthümer den anderen Fürſten einen Fingerzeig haben geben zu wollen, daß ſie dieſer Wohlthaten ebenfalls theilhaftig werden könnten, wenn ſie ſich gegen ihn freundſchaftlich benähmen. Die Einleitung zu dem Hauptſtück, in welchem die Untheilbarkeit der Kurfürſtenthümer ausgeſprochen wird, deutet wenigſtens darauf hin. Und in der That, Karl hat während ſeiner Regierung mehrere der den Kurfürſten zuſtehenden Vorrechte auch anderen Fürſten zugeſtanden: manche, wie z. B. die Regalien, beſaßen einzelne Fürſten ohnedies ſchon von früheren Zeiten her: andere, wie die Gerichtsfreiheit, die Untheilbarkeit, wurden aber immer häufiger ertheilt, und, was die Hauptſache war, das Ziel, nach welchem die Fürſten zu ſtreben hatten, wurde ihnen immer klarer, und ſie verfolgten es von nun an mit mehr Bewußtſein, Folgerichtigkeit und Thatkraft.

Eine fernere grundſätzliche Begünſtigung des Fürſtenthums war das, ebenfalls durch die goldene Bulle ausgeſprochene, Verbot der Bündniſſe. Dies bezog ſich auf alle die Bündniſſe, welche in der letzten Zeit gegen die Fürſten geſchloſſen worden waren, vorzüglich auf die Städtebündniſſe und auf die Einigungen der Schweizer, höchſt wahrſcheinlich aber auch auf die verſchiedenen Beziehungen, die zwiſchen den Städten und den Landleuten, Unterthanen der Fürſten, eingetreten ſein mochten. Aber auch die Adelsgeſellſchaften, welche, wie wir geſehen, gleichfalls gegen die Fürſten gerichtet waren, ſind damit gemeint. Ebenſo wurden die Pfahlbürger auf das Strengſte verboten. Der Kaiſer tritt alſo recht auffallend gegen alle demokratiſchen Beſtrebungen der Zeit auf und ſucht die durch ſie dem Fürſtenthum bereiteten Gefahren hinwegzuräumen.

So viel that er für das Fürſtenthum im Allgemeinen. Was die einzelnen Fürſten betrifft, ſo ſuchte er mit richtigem Gefühle die bedeutendſten, einflußreichſten an ſich zu feſſeln. Zunächſt dachte er an ſeine beiden Nachbarn, Oeſterreich und Brandenburg. Auf letzteres werden wir noch ausführlicher zu ſprechen kommen. Oeſterreich, das ihm ohnedies verſchwägert war, ſuchte er beſtändig bei guter Laune zu erhalten und mied nicht nur abſichtlich Alles, was die Herzoge beleidigen konnte, ſondern er unternahm ihnen zu Liebe Manches, was ihm nicht gerade viel Ehre einbrachte. So ſuchte ſich bereits im Jahre 1349 Breiſach von der Reichspfandſchaft der Herzoge von Oeſterreich zu befreien: Karl aber wollte nichts davon wiſſen, daß dieſe Stadt an das Reich zurückkomme: er bewog ſie daher, den Herzogen von Oeſterreich wiederum zu huldigen. Später, im Jahre 1354, veranſtaltete er dem Herzog Albrecht dem Weiſen zu Gefallen den Reichskrieg gegen Zürich, der aber, da die Städte nur wider Willen mitgezogen, auch unter dem übrigen Heere Uneinigkeiten eingeriſſen waren, zu keinem Ergebniſſe führte. In Schwaben entging ihm die hohe Bedeutung der Grafen von Würtemberg nicht, weßhalb er nichts unverſucht ließ, um dieſelben ſich geneigt zu erhalten. Er übergab ihnen darum auch die Reichsvogtei über einen Theil der dortigen Städte und ertheilte ihnen noch ſonſtige Vergünſtigungen. Auch die Markgrafen von Baden ſuchte er zu gewinnen, welche 1362 die Vergünſtigung erhielten, ihre verſchiededenen Gebiete, Rechte und Gewalten zu einer Markgrafſchaft zu vereinigen. In Franken waren es die Burggrafen von Nürnberg, denen Karl IV. ſeine Huld zuwandte und die er mit Gnaden überhäufte. Zuletzt, 1363, wurden ihnen alle Rechte bewilligt, welche nach der goldenen Bulle den Kurfürſten zukamen. —

So glaubte er denn auf ſein Ziel losgehen zu können. Mit einer außerordentlichen Schlauheit, Umſicht und Beharrlichkeit verfolgte er dieſes. Es fehlte ihm trotz aller Vorſichtsmaßregeln nicht an Widerſetzlichkeit von Seiten des Fürſtenthums. Er wußte aber doch die meiſten ſeiner Wünſche zu erreichen.

Sein nächſter Zweck war, nach allen Seiten hin das Königreich Böhmen zu erweitern, gegen Weſten, wo es an das Gebiet der Pfalzgrafen vom Rhein, an die Oberpfalz, gegen Norden, wo es an die Mark Brandenburg, gegen Süden endlich, wo es an das Herzogthum Oeſterreich ſtieß.

Was die Oberpfalz anbetrifft, ſo haben wir bereits erwähnt, wie ihm durch ſeine zweite Gemahlin Anna, die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf II. die Anwartſchaft auf einen großen Theil dieſes Landes geworden war. Da aber Anna ſehr bald ſtarb, ohne Kinder zu hinterlaſſen, ſo verſchwand zwar für den Augenblick die Ausſicht, ſich nach dieſer Seite hin vergrößern zu können. Aber es bot ſich bald eine ſchöne Gelegenheit das verlorene wieder einzubringen. Der Pfalzgraf Ruprecht I. befand ſich noch von 1349 her in der Gefangenſchaft des Kurfürſten von Sachſen. Karl vermittelte endlich die Freilaſſung gegen die Abtretung mehrerer feſter Schlöſſer in der Oberpfalz. Und wie im Jahre 1353 Karls Schwiegervater, Rudolf, ſtarb, ſo überließ der Nachfolger deſſelben, jener Ruprecht I., dem Kaiſer für eine Summe von 30,000 Mark, die der Verſtorbene dem Kaiſer ſchuldete, den größten Theil der Oberpfalz, ſo daß die böhmiſche Herrſchaft nunmehr bis an das Gebiet der Reichsſtadt Nürnberg reichte.

Bezüglich Oeſterreichs haben wir ſchon bemerkt, wie der Kaiſer, dem die Gefährlichkeit dieſer Macht wohl bekannt war, Alles aufbot, um mit derſelben in gutem Vernehmen zu bleiben. Dabei wurde er indeſſen noch von einem andern Gedanken geleitet, von demſelben, den auch Ludwig der Baier eine Zeit lang hegte, nämlich dieſes Land an ſein Haus zu bringen. Deßhalb trachtete Karl frühzeitig nach einer Erbvereinigung mit dem Hauſe Habsburg. Aber dieſen Wunſch erreichte er nicht ſo leicht. Vielmehr bereitete ihm Oeſterreich große Verlegenheiten, ehe er ſeine Abſicht durchſetzte. Im Jahre 1358 ſtarb nämlich Albrecht der Weiſe. Er hinterließ mehrere Söhne, aber es folgte ihm, da die anderen noch zu jung waren, vorderhand nur der älteſte, Rudolf IV., in der Regierung. Dieſer Rudolf, obſchon erſt 20 Jahre alt, hegte weitgehende Entwürfe für die Vergrößerung ſeines Hauſes, namentlich in Schwaben und im Elſaß, und trat dem Kaiſer, ſeinem Schwiegervater, faſt während ſeiner ganzen Regierung feindſelig entgegen. Karl ernannte ihn, um ihn zufrieden zu ſtellen, zum Landvogte in Oberſchwaben, aber Rudolf begnügte ſich damit nicht: er dachte an die Wiederherſtellung des Herzogthums Schwaben, nahm deßhalb auch den Namen eines Herzogs von Schwaben und eines Erzherzogs an, und um deſto größere Erfolge zu erzielen, verband er ſich 1360 mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg: es ſcheint, daß beide mit einander übereingekommen, ſich wo möglich in die ſchwäbiſchen Länder zu theilen. Karl bot nun das Reich gegen beide auf — hier konnte er die Städte ſehr gut brauchen — und zwang ſie zum Frieden, ſöhnte ſich indeſſen bald mit dem Herzoge Rudolf, wie mit dem Grafen von Würtemberg aus. Rudolf, der bei dieſer Gelegenheit große Vergünſtigungen erhielt, ließ ſich aber durch die Nachſicht des Kaiſers nicht abhalten, neue Feinde gegen ihn aufzurufen. So im Jahre 1362 den König Ludwig von Ungarn, den Herzog Bogislaus von Pommern und den König von Dänemark. Aber Karl ſprengte dieſen Bund wiederum durch eine Heirath. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Anna hatte er ſich mit der Tochter des Herzogs von Schweidnitz und Jauer vermählt, wodurch er dieſe Fürſtenthümer an ſein Haus brachte. Dieſe Gemahlin gebar ihm 1362 einen Sohn, Wenzel, ſtarb aber bald darauf. Karl war nun wieder Wittwer und benutzte dieſen Umſtand ebenſo geſchickt, wie zur Zeit des Gegenkönigs Günther. Er bewarb ſich um die Tochter des Herzogs von Pommern, eines ſeiner Gegner: die Bewerbung wurde mit Freuden aufgenommen, Pommern und Dänemark ſöhnten ſich 1363 mit ihm aus. Unter ſolchen Umſtänden dachte endlich auch Rudolf an die Beilegung ſeiner Händel mit dem Kaiſer, um ſo mehr, als er 1363 Tyrol erworben hatte, worüber er mit den Herzogen von Baiern in Streit gerieth. Er konnte darauf rechnen, daß Karl IV. die Belehnung mit Tyrol ſo lange verweigern würde, bis er ſich mit ihm ausgeſöhnt hätte. So entſchloß er ſich denn nicht nur zum Frieden, ſondern ſogar auch zu der Erbvereinigung mit dem Hauſe Lützelburg, welche Karl ſo lange angeſtrebt. Zufolge dieſer Erbvereinigung ſollte das Haus Lützelburg das Haus Habsburg in allen ſeinen Beſitzungen beerben, wenn dieſes ausſterben würde, und umgekehrt, falls das lützelburgiſche Haus früher ausſtürbe, ſo ſollte das habsburgiſche in die Erbfolge eintreten. Karl's Hoffnung, daß dieſe Erbvereinigung bald ſeinem Geſchlechte zu Gute kommen würde, war nicht ſo ungegründet, wenn man bedenkt, daß Rudolf keine Kinder hatte und ſelber ſehr ſchwächlich war — in der That ſtarb er bereits 1365 — und daß ſeine beiden Brüder, Albrecht und Leopold, noch im erſten Jünglingsalter ſtanden.

Während ſich Karl nach dieſer Seite die Ausſicht auf eine glänzende Vergrößerung ſeines Hauſes eröffnete, war er nicht minder glücklich nach der entgegengeſetzten Seite hin. Die Mark Brandenburg gehörte zwei Söhnen Ludwig des Baiern, Ludwig dem Römer und Otto, welchen ihr älteſter Bruder Ludwig bereits im Jahre 1350 die Mark abgetreten hatte. Beide hatten keine Kinder. Es hätten daher nach ihrem Tode ihr Bruder Stephan mit der Hafte von Niederbaiern oder ſeine Kinder die Mark erben müſſen. Allein mit dieſem ihrem Bruder geriethen ſie in die größte Uneinigkeit. Als nämlich ihr älteſter Bruder Ludwig, welcher Tyrol und Oberbaiern beſeſſen, im Jahre 1361 ſtarb und bald darauf deſſen einziger Sohn, Mainhard, ſo nahm Stephan ganz Oberbaiern für ſich in Beſitz, ohne ſeinen Brüdern, den Markgrafen, irgend etwas davon zu gönnen. Darüber wurden nun dieſe ſo ergrimmt, daß ſie den Vorſchlägen Karl's IV., der ſchon lange ſein Augenmerk auf die Mark Brandenburg gerichtet hatte, Gehör ſchenkten und ihn und ſeine Kinder, im Falle ſie ſelber ohne männliche Nachkommen ſterben ſollten, zu ihren Erben einſetzten. Ludwig der Römer ſtarb aber bereits 1364 und Otto, der nun die Mark allein beſaß, verſprach keine Nachkommen.

Auf dieſe Weiſe hätte Karl, wenn ſich noch die Hoffnung auf die Beerbung der habsburgiſchen Lande verwirklichte, die drei großen Gebiete im Oſten des Reiches vereinigt, und es war damit ein ganz gewaltiger Schritt zu ſeinem Ziele vorwärts gethan. Aber er war mit ſeinen Entwürfen noch nicht zu Ende. Im Jahre 1357 bewog er die Gemahlin ſeines Bruders Wenzel, Johanna von Brabant, im Falle ihres kinderloſen Todes Brabant an das lützelburgiſche Haus zu vermachen. Hiermit hätte ſich Karl in den

Niederlanden feſtgeſetzt. Im Jahre 1361 ſchloß er mit dem Burggrafen von Nürnberg unmittelbar nach der Geburt ſeines Sohnes Wenzel einen Vertrag, zufolge deſſen dieſer die Tochter des Burggrafen — letzterer hatte bis dahin keine Söhne — heirathen und die Kinder beider ſämmtliche burggräfliche Beſitzungen erben ſollten. Hiermit hätte Karl und ſein Haus das bedeutendſte Gebiet in Franken erworben. Dieſe Ausſicht verwirklichte ſich zwar nicht. Denn bald darauf wurden den Burggrafen mehrere Söhne geboren. Karl löſte darum auch gleich obigen Vertrag wieder auf und verlobte im Jahre 1366 den fünfjährigen Wenzel mit einer ungariſchen Prinzeſſin, hier ebenfalls auf Nachfolge hoffend. Außer dieſer Jagd des Kaiſers nach Erwerbung größerer Gebiete trieb er dieſes Geſchäft auch noch im Kleinen. Er kaufte ſich in vielen deutſchen Ländern an, in Baiern, in Franken, in Meißen, in Sachſen, am Rhein, ſo daß faſt alle Gebiete der Landherren jener Gegenden von böhmiſchen Beſitzungen durchbrochen wurden. Wo ihm dies nicht gelang, trachtete er wenigſtens darnach, daß die Fürſten und Herren ſeine Vaſallen d. h. die Vaſallen der Krone Böhmen wurden, indem ſie dieſer entweder alle oder einen Theil ihrer Beſitzungen zu Lehen aufgaben. Das gelang ihm um ſo leichter, als er denen, welche auf ſeine Wünſche eingingen, große Vergünſtigungen ertheilte. So verzieh er dem Grafen von Würtemberg im Jahre 1361 nur unter der Bedingung, daß er Vaſall der Krone Böhmen wurde. Der Graf Eberhard der Greiner wußte übrigens den Augenblick gehörig zu nützen: er ließ ſich vom Kaiſer bei dieſer Gelegenheit die Gerichtsfreiheit (das jus de non evocando) ertheilen und die Untheilbarkeit ſeiner Lande, alſo die Vorrechte der Kurfürſtenthümer. Außer dem Grafen von Würtemberg traten noch mehrere ſchwäbiſche und fränkiſche Herren, auch baieriſche Edelleute in das Vaſallenverhältniß zu der Krone Böhmen. So zog Karl ein Netz über den größten Theil von Deutſchland, ſchuf ſich eine Macht, die alle anderen überragte, und bereitete die allmählige Ausdehnung Böhmens über das ganze Gebiet des deutſchen Reiches vor.

Aber die Fürſten waren viel zu eiferſüchtig, als daß ſie das Gefährliche dieſer Entwürfe nicht hätten merken ſollen. Mit dem Jahre 1370 erhob ſich gegen ihn eine neue Verbindung.

Sie bezweckte, die Vergrößerung des lützelburgiſchen Hauſes, namentlich mit der Mark Brandenburg, zu verhindern, und beſtand aus den Herzogen von Baiern, dem König von Ungarn, dem König von Polen. Aber es ſchloſſen ſich heimlich und öffentlich noch andere Unzufriedene unter den deutſchen Fürſten an, ſo der Pfalzgraf am Rhein, der Erzbiſchof von Mainz, die Markgrafen von Meißen, welche alle mehr oder minder durch Karl's Plane ſich benachtheiligt ſahen. Auch den Papſt Urban V. ſuchten des Kaiſers Feinde auf ihre Seite zu ziehen: wir haben bereits oben bemerkt, wie ungehalten dieſer über Karl's Verhältniß zu den Viſconti's geweſen. Auch gewann dieſe Verbindung Anfangs Erfolge. Der ſchwache Otto von Brandenburg ließ ſich durch ſeine Verwandten bewegen, den Vertrag mit Karl IV. aufzulöſen und die Mark ſeinem Bruder Stephan und deſſen Söhnen zu vermachen. Die Baiern fielen ſodann nach Brandenburg ein, um es für alle Fälle zu beſetzen. Sie wurden unterſtützt von den Markgrafen von Meißen und zugleich griff der Erzbiſchof Pilgrin von Salzburg, gleichfalls von Baiern gewonnen, Böhmen an. Außerdem drohte Ludwig von Ungarn, der gerade auch König von Polen geworden war, mit ſeiner Macht.

Karl fühlte ſich aber Meiſter der Lage. Um die baieriſche Partei zu trennen, bot er einem baieriſchen Fürſten, dem Herzog Albrecht von Straubing, der in den Niederlanden herrſchte, ſeinen Sohn Wenzel zum Schwiegerſohn an. Wenzel war zwar mit einer ungariſchen Prinzeſſin verlobt. Dieſe Verbindung löſ'te ſich aber unter den gegenwärtigen Verhältniſſen von ſelber. Albrecht von Holland ging gerne in Karl's Vorſchlag ein: die Verlobung zwiſchen Albrecht's Tochter Johanna und Wenzel erfolgte, und ſpäter wurde dieſe Braut des Kaiſerſohnes wirklich ſeine Frau. Um dieſelbe Zeit (December 1370) ſtarb auch der feindliche Papſt, und der neue, Gregor XI., war ein Freund des Kaiſers. Dieſen Umſtand wußte Karl ſofort auf das Beſte auszubeuten: da glücklicher Weiſe auch der feindliche Erzbiſchof von Mainz um dieſe Zeit geſtorben war, ſo bewog Karl den Papſt, einen Verwandten und Schützling des Kaiſers, Johann, auf dieſen wichtigen Stuhl zu befördern. Und zugleich mußte er den Erzbiſchof Pilgrin von Salzburg auffordern, von dem Krieg gegen Karl'n abzuſtehen, welcher Aufforderung Pilgrin ſofort Folge leiſtete. So war die Trennung der Verbündeten nach verſchiedenen Seiten hin eingeleitet, als der Papſt im Jahre 1371 einen Waffenſtillſtand vermittelte, der bis zum Jahre 1373 währen ſollte. Unterdeſſen vollbrachte Karl die vollkommene Trennung der Verbündeten. Er gewann die Markgrafen von Meißen unter anderem auch dadurch, daß er ihren Bruder Ludwig, welcher bis dahin Biſchof von Bamberg geweſen, zum Erzbisthum Mainz — der letzte Erzbiſchof ſtarb nämlich ſchon nach zwei Jahren — zu befördern verſprach: auch hier wurde die Hülfe des Papſtes in Anſpruch genommen. Ferner ſöhnte er ſich mit dem König Ludwig von Ungarn und Polen aus und verabredete eine Verlobung zwiſchen deſſen einziger Tochter Maria und Karl's zweitem Sohne Sigmund, wodurch dieſer die Anwartſchaft auf Ungarn erhielt. Solche Erfolge hatte Karl gewonnen, als im Jahr 1373 der Krieg gegen Baiern wieder begann. Die Wittelsbacher, von allen ihren bisherigen Verbündeten verlaſſen, vermochten nicht lange zu widerſtehen. Sie verſtanden ſich noch in demſelben Jahre zum Frieden unter folgenden Bedingungen. Otto und das wittelsbachiſche Haus tritt für immer alle ſeine Anſprüche auf die Mark Brandenburg an Karl IV. ab, und zwar ſogleich. Karl gibt an Otto einen Theil der oberpfälziſchen Orte zurück, behält ſich aber das Einlöſungsrecht um 100,000 Gulden vor, und verſpricht ihm außerdem noch 500,000 Gulden, die er zum Theile ſogleich, zum Theile ſpäter zahlt. Auf dieſe Weiſe verloren die Wittelsbacher die Mark Brandenburg. Karl trat ſofort die Regierung dieſes Landes an und ſorgte nach ſeiner gewohnten kraftvollen Weiſe für die Wiederherſtellung geordneter Zuſtände in dieſem unter den Wittelsbachern äußerſt heruntergekommenen Lande. Er brachte, jedoch meiſtens um Geld, die verlorengegangenen oder verpfändeten Theile zurück, und erwarb ſich in Kurzem ſo die Zufriedenheit der Einwohner, daß dieſe ſelber die Einverleibung in die Krone Böhmen wünſchten.

So vollführte Karl den größten Theil ſeiner Plane. Aber was hätte ihm Alles geholfen, wenn dieſe Plane nach ſeinem Tode nicht fortgeſetzt worden wären! Er hatte nur den Grundriß angelegt, ſeine Nachfolger mußten weiter bauen, aber um das große Ziel, das er im Auge hatte, zu erreichen, war es unumgänglich nothwendig, daß ſein Sohn Nachfolger im Reiche würde. Die lützelburgiſche Hausmacht war allerdings an ſich ſchon groß. Aber Karl wollte noch mehr, er wollte Deutſchland. Dieſes war nicht zu gewinnen ohne das Kaiſerthum. Aber Karl wußte auch, daß nichts ſchwerer war, als die Fürſten dazu zu vermögen, die Kaiſerwürde vom Vater auf den Sohn zu übertragen: die Kaiſerwahlen ſeit Rudolf von Habsburg hatten es bewieſen. Was war zu thun? Um nicht auf den Schlußſtein des ganzen Gebäudes verzichten zu müſſen, ſcheute Karl kein Mittel, keine Koſten: ſelbſt ſeine Ehre ſchlug er in die Schanze: er war der Erſte, der gegen ſein eignes Geſetzbuch, gegen die goldene Bulle, handelte. Dieſe wußte nichts von der Wahl eines römiſchen Königs noch bei Lebzeiten des Kaiſers. Karl aber in ſeiner Aengſtlichkeit, in der Beſorgniß, nach ſeinem Tode würden die Kurfürſten ganz anders handeln, wollte Alles noch bei ſeinen Lebzeiten in die gehörige Reihe bringen, und umging daher die Beſtimmung ſeines eigenen Geſetzbuches. Die Kurfürſten wollten aber, wie zu erwarten, auf ſeinen Wunſch nicht eingehen. Mehrere Jahre lang pflog er deßhalb mit ihnen Unterhandlungen: als nichts anderes half, ſo beſtach er ſie mit ungeheuren Summen und Bewilligung ſonſtiger Vortheile auf Koſten des Reichs. Nun verſprachen ſie zwar für ſich ſelber, den Sohn des Kaiſers wählen zu wollen, äußerten aber Bedenken, ob nicht dieſe Wahl von den andern Fürſten angegriffen würde. Karl, um ſicher zu gehen, glaubte daher auch dieſe für die Wahl ſeines Sohnes gewinnen zu müſſen: er beſtach alſo die bedeutendſten und einflußreichſten unter ihnen entweder gleichfalls mit Geld oder mit Verleihung von allerlei Gnaden und Freiheiten, Landvogteien, Verpfändungen und ſo weiter. Aber auch jetzt hielt er ſein Werk für noch nicht ganz geſichert: möglicherweiſe konnte ja der Papſt gegen die Wahl, die vermittelſt ſo offenbarer Beſtechung zu Stande gekommen, Einſpruch erheben. Daher glaubte er ſich zum Voraus der Einwilligung des Papſtes verſichern zu müſſen, auch hier im Widerſpruch mit der goldenen Bulle handelnd. Die Einwilligung des Papſtes erhielt er denn auch, und ſo wurde endlich ſein Sohn Wenzel am 10. Juni 1376 von den Kurfürſten wirklich zum römiſchen Könige erwählt. Karl ſah nun alle ſeine Wünſche erfüllt: und um ja nichts zu vergeſſen, was zur Befeſtigung der Stellung ſeines Nachfolgers dienen konnte, ſo ſchloß er im Namen ſeines Sohnes mit allen Nachbarn der lützelburgiſchen Beſitzungen alle möglichen Verträge zur Bewahrung gegenſeitiger Freundſchaft und Unterſtützung. Der Kaiſer hatte, wie es ſchien, allen Scharfſinn, alle Umſicht, alle Menſchenkenntniß, die er in ſo hohem Grade beſaß, aufgeboten, zur Erreichung ſeines Zieles und zur Sicherung der für die Größe ſeines Hauſes aufgebauten Entwürfe.

19. Anfänge des ſchwäbiſchen Städtebundes. Karl's IV. Tod.

Aber es begegnet nicht ſelten, daß die geſcheideſten Menſchen gerade aus Uebermaß der Geſcheidigkeit eine Dummheit begehen, indem ſie bei ihren Berechnungen die allernatürlichſten und gewöhnlichſten wirkenden Urſachen und Möglichkeiten überſehen. Karl war ohne Zweifel einer der ſchlaueſten Staatsmänner ſeiner Zeit, aber er fehlte darin, daß er, wie dies wohl bei geiſtig hochbegabten Menſchen zu geſchehen pflegt, die Wirkungen ſeiner feinen wohlangelegten, auf die ſchlechteſten Triebe im Menſchen rechnenden Staatskunſt überſchätzte und eines Theils denen, die er zu überliſten ſuchte, zu wenig Verſtand und Spürvermögen zutraute, um ſeine eigentlichen Abſichten zu entdecken und zu vereiteln, anderen Theils es verſchmähte die Volkskraft, die einzige Macht, auf die er ſicher hätte rechnen können, zu ſeinem Bundesgenoſſen zu wählen, vielmehr ſie von ſich ſtieß und beleidigte. Es war ein großer Fehler, daß Karl Alles auf einen Wurf ſetzte, nämlich die Nachfolge ſeines Sohnes zu erzielen, und daß er dieſem Ziele zu Liebe Alles in die Schanze ſchlug, was die Staatskunſt ſeiner Vorgänger als Bollwerk für die kaiſerliche Macht angeſehen hatte. Wie? wenn die Fürſten ſich gegen Wenzel empörten und ihn abſetzten? Und die außerordentliche Vermehrung ihrer Macht, welche ſie Karln verdankten, war eher geeignet, ſie dazu zu beſtimmen, als ſie davon abzuhalten. Was dann? In einem ſolchen Falle konnten ihm nur die demokratiſchen Kräfte helfen. Dieſe aber hatte Karl dem Kaiſerthum entfremdet. Aber die Bedeutung eben dieſer demokratiſchen Kräfte mißkannte er nicht ungeſtraft. Denn von ihnen ging gerade jetzt, wo Karl am Ziele zu ſein wähnte, eine Bewegung aus, welche ſein ganzes künſtlich angelegtes Gebäude über den Haufen zu werfen drohte und ihn nöthigte, noch in den zwei letzten Jahren ſeiner Regierung eine andere Staatskunſt zu befolgen. Das war der Widerſtand, der von den ſchwäbiſchen Städten ausging, an welchen ſich baldigſt eine großartige Erhebung des ganzen ſüddeutſchen Bürgerthums anſchloß.

Wie wir bereits oben erwähnt, übergab Karl die Landvogtei von Niederſchwaben im Jahre 1348 dem Grafen Eberhard von Würtemberg. Dieſer benutzte aber die Landvogtei zu vielerlei Bedrückungen der Städte. Sie ſchloſſen daher ſchon 1348 einen Bund mit einander, um ſich gegen die Uebergriffe des Grafen zu ſchützen, 1350 wurde derſelbe erweitert, und es drohte ſchon damals zu einem heftigen Kriege zwiſchen den ſchwäbiſchen Städten und Würtemberg zu kommen. Die Städte hatten einen Rückhalt an dem Pfalzgrafen am Rhein, mit welchem Eberhard wegen Ladenburg in Händel gekommen war: der Pfalzgraf unterſtützte die Städte und wiegelte ſie gegen Würtemberg auf. Der ſchwäbiſche Städtebund nahm aber bald eine ſo bedenkliche Haltung an, daß die benachbarten Fürſten und Herren, wenn ſie auch Feinde Würtembergs waren, darüber erſchracken und Alles aufboten, um das weitere Umſichgreifen der ſtädtiſchen Bewegung zu hindern. Sie rüſteten ſich ebenfalls: der Kaiſer ſtellte endlich die Ruhe her. Er beabſichtigte damals den Zug gegen Zürich, der einen ſo ſchlechten Ausgang nahm. Aber bald darauf brachen die Feindſeligkeiten zwiſchen Würtemberg und den Städten wieder aus. Der Kaiſer ſuchte nochmals Frieden zu ſtiften, da ihm aber die Städte, als einem offenbaren Beſchützer des Grafen, mißtrauten, ſo zögerten ſie, auf ſeine Vorſchläge einzugehen. Beſonders Eßlingen bewies ſich widerſpenſtig. Gegen dieſe Stadt bot nun Karl den Grafen von Würtemberg auf: er ſelbſt war bei dem Heere, was die Stadt belagerte. Sie mußte ſich endlich fügen und zur Strafe ihres Ungehorſams dem Kaiſer ſiebzigtauſend Gulden zahlen und dreißigtauſend dem Grafen Eberhard. Dies geſchah 1359.

Aber ſchon das Jahr darauf trat eine Wendung ein. Das gute Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und Eberhard löſte ſich auf, als dieſer ſich mit dem Herzog Rudolf von Oeſterreich verbündete. Jetzt fanden die Städte mit ihren Klagen gegen Eberhard beim Kaiſer Gehör. Eberhard wurde zum Frieden ermahnt; als er nicht darauf achtete, bot der Kaiſer das Reich gegen ihn auf und demüthigte ihn mit Hülfe der Städte, worauf ihm die Landvogtei genommen wurde. Endlich ſchienen die Städte wieder aufathmen zu können.

Indeſſen die Feindſchaft zwiſchen Karl und Eberhard dauerte nicht lange. Schon im Jahre 1361 erfolgte eine Ausſöhnung unter den oben ſchon angeführten Bedingungen und nach einigen Jahren erhielt Eberhard auch die Landvogtei wieder. Anläſſe zu Streitigkeiten fehlten nun wieder nicht. Ein beſonderer ergab ſich aber aus dem Kriege Eberhard's gegen die Schlegler. Der Graf von Würtemberg hatte nämlich als ein aufſtrebender Fürſt viele Feinde unter ſeinen Standesgenoſſen, beſonders aber unter dem niederen Adel. Dieſe ſchloſſen einen Bund mit einander, welcher der Bund der Schlegler oder Martinsvögel hieß und beſonders gegen Würtemberg gerichtet war. Der Graf von Eberſtein, das Haupt der Schlegler, überfiel einſtmals den Grafen Eberhard im Wildbade, und nur mit genauer Noth entging dieſer der Gefangenſchaft. Nun begann Eberhard den Krieg gegen die Schlegler als Landfriedensbrecher, unterſtützt von Karl, ſeinem Lehensherrn, der denn auch die ſchwäbiſchen Städte zu ſeiner Unterſtützung aufbot. Sie erſchienen zwar, aber leiſteten unwillig Hülfe, und ihr Verhalten in dieſem Kriege war daran ſchuld, daß er nicht den von Eberhard gewünſchten Ausgang nahm. Die Fehde wurde endlich von Kaiſer Karl beigelegt, aber Eberhard verzieh den Städten ihr Betragen nicht.

Nun ſchloß der Adel bald darauf einen Bund gegen die Städte. Dieſe erſchracken anfangs und baten den Grafen Eberhard, welcher als Landvogt den Landfrieden zu wahren hatte, um Schutz gegen dieſe Verbindung. Er entließ aber die Städteboten barſch und ohne Troſt. Daraus erſahen ſie, daß es Würtemberg ebenfalls auf ſie abgeſehen habe und rüſteten ſich. Um dieſe Zeit wurde ihr Feldhauptmann, der Graf von Helfenſtein, von Edelleuten gefangen genommen, und zwar, wie die Städte glaubten, auf Veranlaſſung Eberhards. Sie boten große Summen für ſeine Befreiung: es war aber umſonſt, vielmehr wurde der Graf in ſeinem Gefängniſſe umgebracht. Nun rückten die Städte ins Feld. Eberhard aber kam ihnen zuvor, ehe ſie ſich vereinigt hatten, und überfiel einen Theil derſelben bei Altheim, 1372, wo ſie eine große Niederlage erlitten.

Als ſich das Kriegsglück ſo gegen die Städte wandte, erklärte ſich auch Karl wider ſie. Er wollte einen Schiedsſpruch in dieſer

Sache thun, aber die Städte, welche ſeine Parteilichkeit kannten, nahmen ihn nicht an. Nun beauftragte Karl den Grafen Eberhard, gegen ſie als Ungehorſame zu verfahren und ſie zu züchtigen. Dies geſchah in den Jahren 1373 und 1374. Eine Stadt nach der andern wurde von Eberhard und ſeinen Bundesgenoſſen bezwungen und furchtbar ausgepreßt: ein Theil dieſer Erpreſſungsſummen floß in die kaiſerliche Kaſſe, ein anderer in die Eberhards unter dem Namen von Kriegskoſten.

Die Städte waren für den Augenblick ſo gedemüthigt, daß ſie nichts weiter unternahmen: nur Eßlingen wagte im Jahre 1375 noch einen Widerſtand, wurde aber beſiegt und noch einmal gebrandſchatzt. Andere Städte, vierzehn an der Zahl, ſchloſſen ſogar mit Eberhard einen Bund zu gegenſeitigem Schutze.

Unter ſolchen Umſtänden glaubte Karl ſchon noch mehr wagen zu dürfen. Er brauchte, um die Wahl Wenzels durchzuſetzen, ungeheuere Summen. Dieſe ſollten die Städte bezahlen. Sie wurden daher abermals ſehr hoch beſteuert; andere wurden verſetzt und verpfändet: insbeſondere erlaubte der Kaiſer dem Grafen von Würtemberg, alle Reichspfandſchaften in Schwaben an ſich zu löſen, namentlich alle Schultheißen- und andere Aemter, die vom Reiche beſetzt wurden, an ſich zu kaufen. Dadurch wären die ſchwäbiſchen Städte, wenigſtens zu einem großen Theile, in die Gewalt Würtembergs gekommen.

Dies zu verhüten, war eine Lebensfrage für die Städte. Sie erkannten augenblicklich, daß Karl entſchloſſen ſei, ſie den Fürſten zu opfern, um nur ſeinen Sohn zum Kaiſer zu machen. Unter ſolchen Umſtänden konnten ſie in Wenzeslaus auch nur einen Begünſtiger des Fürſtenthums erblicken. Sie waren alſo entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen. Angeregt von Ulm, ſchloſſen 14 Städte am Bodenſee, dem bald hernach noch weitere vier beitraten, nämlich Konſtanz, Ueberlingen, Ravensburg, Lindau, St. Gallen, Buchhorn, Wangen, Jsny, Kempten, Biberach, Memmingen, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Rotweil, Leutkirch, Kaufbeuern und Weil, einen Bund mit einander, des Inhalts, daß ſie alle zuſammenſtehen wollten gegen Jedermann, der ſie vom Reiche zu verdrängen und ihre Freiheit zu beeinträchtigen ſuche; auch wollten ſie Wenzel nicht als König anerkennen, da ſie wiederum geſchätzt würden.

Der Kaiſer war äußerſt aufgebracht über dieſen Widerſpruch, der alle ſeine Plane durchkreuzte. Er wollte ihn mit Gewalt brechen. Alſo zog er noch im Jahr 1376 mit einem großen Heere gegen Ulm, als die Anſtifterin und Führerin des Bundes, um ſie zur Unterwerfung zu zwingen. Beim Heere des Kaiſers befand ſich ſein Sohn Wenzel, der Graf von Würtemberg, der Pfalzgraf Ruprecht, der Erzbiſchof von Mainz, der Biſchof von Würzburg, der Burggraf von Nürnberg, der Graf von Werthheim, der Graf von Hohenlohe und noch viele andere Fürſten und Herren. Die Belagerung dauerte ſechs Wochen, aber die Bürger vertheidigten ſich ſo tapfer, daß an die Einnahme der Stadt nicht zu denken war. Der Kaiſer zog alſo unverrichteter Dinge wieder ab, nachdem er einen Stillſtand eingegangen. Nun wollte er auf einem Tage zu Nürnberg die Streitfrage ins Reine bringen. Die Städte erſchienen aber nicht, ſondern befehdeten den Grafen von Würtemberg, zerſtörten einen Theil ſeiner Burgen und verheerten ſein Gebiet. Jetzt ſagte ein großer Theil des Adels und der Fürſten den Städten ab: die Herzoge von Baiern, von Teck, die Grafen von Hohenlohe, die fränkiſchen Grafen. Mit Einem Male erhob ſich der Krieg in Schwaben, Baiern und Franken. Aber die Städte fochten tapfer gegen alle ihre Feinde und blieben im Vortheil. Eine der blutigſten Niederlagen erlitt der Graf von Würtemberg bei Reutlingen im Mai 1377, wo faſt alle Edelleute erſchlagen wurden, und der Sohn Eberhards ſelber, Ulrich, welcher das Heer der Herren anführte, mit genauer Noth der Gefangenſchaft entging.

Dieſe Schlacht bei Reutlingen bildet in mancher Hinſicht einen Wendepunkt. Es waren kurz vorher Friedensunterhandlungen eingeleitet worden, ſie wurden aber jetzt vom Grafen von Würtemberg abgebrochen, der ſich für die Niederlage rächen wollte. Auf der andern Seite wuchs den Städtern dadurch der Muth und das Selbſtgefühl. Der Bund der 18 Städte erweiterte ſich zuſehends, namentlich traten Nördlingen, Dinkelsbühl, Alen, Rotenburg an der Tauber, Weißenburg, Schweinfurt, Hall hinzu. Das Kriegsglück blieb den Städten treu, und noch im Jahre 1378 behaupteten ſie das Uebergewicht gegen alle ihre Feinde.

Dieſe Entwickelung erſchien Karln ſehr bedenklich. Daß die Städte ihm abgeneigt waren, hatte er ſchon früher bei mehreren Gelegenheiten ſehen können. Zu Baſel, in Worms, in Eßlingen, in Mainz wurde er zu verſchiedenen Zeiten von der Bürgerſchaft nichts weniger, als mit Achtung behandelt. In Eßlingen und in Mainz erhob das Volk ſogar einen Auflauf gegen ihn und ſeine Begleitung: kaum entging er ſelber perſönlichen Beleidigungen. Solche Vorfälle waren bei der ſonſtigen Treue und Anhänglichkeit der Städte an die Kaiſer ganz undenkbar, wenn nicht Karls ganzes Verhalten das tiefſte Mißtrauen der ſtädtiſchen Bevölkerung gegen ihn gerechtfertigt hätte. Namentlich die unteren Schichten derſelben witterten überall bei ihm Verrath, da er, wie er die Städte überhaupt zurückſetzte, ſo beſonders kein Freund der demokratiſchen Verfaſſungen war. Er begünſtigte vielmehr die Geſchlechter, wo er konnte, und ſo begann denn unter ſeiner Regierung da und dort eine Rückwirkung gegen die unter Ludwig dem Baiern ſo ſiegreiche Demokratie. Dieſe Vorliebe Karls für die alte Geſchlechterherrſchaft machte natürlich die Zünfte gegen ihn mißtrauiſch, um ſo mehr, als man wußte, wie er ſeine Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten der Städte zum Nachtheil der Demokratie zu Geldſchneidereien zu benutzen pflegte. Hätte Karl etwas mehr auf die öffentliche Meinung gehalten, ſo konnten ihm dieſe Erfahrungen, die er zum Theil ſchon in der erſten Zeit ſeiner Regierung gemacht, Fingerzeige genug geben, weſſen er ſich von den Städten zu verſehen hätte. Kurz vor dem Kriege der ſchwäbiſchen Städte waren nun noch andere Erfahrungen dazu gekommen. Wir haben mehrmals angegeben, wie Karl nach dem Tode des Erzbiſchofs von Mainz im Jahre 1373 dieſes wichtige Erzſtift dem bisherigen Biſchof von Bamberg, Ludwig, zuzuwenden gedachte, und wie er auch den Papſt für ſeinen Schützling zu gewinnen gewußt, obſchon der größere Theil des Capitels den Adolf von Naſſau gewählt hatte. Beide ſtritten nun um das Erzſtift. Dieſer Streit wurde auch in Thüringen ausgekämpft, wo das Erzſtift Mainz ebenfalls Beſitzungen hatte. Nun ergriff die Stadt Erfurt die Partei Adolfs. Sehr natürlich! Denn der von Karl begünſtigte Ludwig war ein geborener Markgraf von Meißen, aus dem wettiniſchen Hauſe, welches mit den thüringiſchen Städten in beſtändigen Zwiſtigkeiten lebte. Erfurt fürchtete unter dieſem Erzbiſchof, welcher von ſeinen Brüdern ſo gut unterſtützt werden konnte, ſeine Unabhängigkeit zu verlieren: es erkannte daher nicht Ludwig, ſondern Adolf von Naſſau als Erzbiſchof an. Dafür ſollte es denn von Ludwig und ſeinen Brüdern gezüchtigt werden: im Jahre 1375 wurde die Stadt belagert. Auch Karl, der die Stadt ſchon vorher wegen ihres Ungehorſams in die Acht gethan hatte, kam zu der Belagerung. Aber ſeine Gegenwart machte die Erfolge nicht beſſer. Erfurt konnte nicht eingenommen werden. Nach fünfmonatlicher Belagerung ſah man ſich zu einem Waffenſtillſtande genöthigt, und Karl ließ ſich herbei, die Reichsacht wieder aufzuheben, natürlich aber gegen eine bedeutende Summe, die ihm die Erfurter zahlen mußten. Begegnete er nun hier dem offenen Trotze einer Stadt, die er durch Waffengewalt nicht zu beugen vermochte, ſo ging es ihm doch im Norden nicht beſſer, obſchon er hier nur als ſchlauer Unterhändler eine Niederlage erlitt. Ende des Jahres 1375 erſchien er in Lübeck, in der Abſicht, ſich zum Haupte der Hanſe machen zu laſſen. Karl wollte nämlich ſeinen Landen die größten Handelsvortheile zuwenden: dies ging am leichteſten auf die angegebene Weiſe, wenn er ſich der Leitung der Hanſe, der wichtigſten und größten Handelsmacht jener Zeit, hätte bemächtigen können. Karl hegte dieſen Plan, ſeitdem er ſich in den Beſitz der Mark Brandenburg geſetzt hatte. Um die Lübecker günſtig dafür zu ſtimmen, ertheilte er ihnen ſchon 1374 große Freiheiten: dann beehrte er die Stadt mit ſeinem Beſuche, und er entfaltete dabei alle mögliche Pracht und Herrlichkeit, um den Lübeckern zu zeigen, wie viel er auf ſie halte. Während ſeines Aufenthaltes ſchmeichelte er dem Rathe auf das Aeußerſte: er zog die Mitglieder deſſelben an ſeine Tafel, redete ſie mit „Herren“ an, was dieſe jedoch beſcheiden ablehnten, und nannte ſie ſeine kaiſerlichen Räthe. Aber all' dieſe Schmeicheleien halfen nichts. Die Lübecker erwieſen ihm zwar alle ſchuldige Ehre, aber ſie hüteten ſich wohl, auf irgend einen ſeiner Vorſchläge einzugehen, da ſie wußten, wie ſehr er nur auf ſeinen eigenen Vortheil bedacht ſei. Unverrichteter Dinge mußte er wieder abziehen.

Und nun erfolgte die große Bewegung der ſchwäbiſchen Städte. Karl fühlte endlich, daß er auf dem Punkte ſei, das ganze Reichsbürgerthum gegen ſich aufzubringen, und wie viel Kraft dieſes zu entfalten vermöge, hatte er eben zur Genüge erfahren. Es war hohe Zeit einzulenken. Er ſah, daß nichts übrig bleibe, als den Städten ihren Willen zu thun. Jedem Verſuch, ſie zu verpfänden oder dem Fürſtenthum preiszugeben, unter welchen Vorwänden auch immer, würden ſie ſich wiederſetzt haben. Und dieſer Widerſtand war nach den letzten Erfahrungen zu ſchließen, nicht zu überwinden: im Gegentheile, mit jedem Tage wurde er kräftiger, denn der Bund der Städte erweiterte ſich zuſehends. Daß aber dieſer Bund auch ſeinem Sohne gefährlich werden mußte, wenn Karl fortfuhr, ſich feindſelig gegen die Städte zu bezeigen, war klar. Karl entſchloß ſich alſo einen Frieden zu vermitteln, der den Städten alles zugeſtand, was ſie verlangten. Am 30. Auguſt 1378 kam er zu Stande. Zufolge dieſes Friedens wurde dem Grafen von Würtemberg die Landvogtei wieder entzogen, ſo wie alle Vergünſtigungen widerrufen, die ihm zum Nachtheil der Städte ertheilt worden waren. Die Landvogtei bekam der Herzog Friedrich von Baiern.

Der Abſchluß dieſes Friedens, welcher den Sieg der Städte in ſo auffallender Weiſe beurkundete, war die letzte bedeutende Handlung Karls IV. Einige Monate darauf, im November 1378, ſtarb er, in einem Alter von 63 Jahren. Er hinterließ drei Söhne, Wenzel, Sigmund und Johann. Unter dieſe theilte er ſeine Länder: ein merkwürdiges Beiſpiel von Mangel an Folgerichtigkeit in der Staatskunſt dieſes ſonſt ſo verſtändigen Kaiſers. Die lützelburgiſche Hausmacht überwog nur dann die aller anderen deutſchen Fürſten, wenn ſie vereinigt blieb. Getrennt verfiel ſie dem Schickſale der übrigen deutſchen Fürſtenthümer, wo, wie wir geſehen haben, die Mitglieder eines und desſelben Hauſes oft in die größten Zwieſpälte geriethen und eine gemeinſame Staatskunſt unmöglich machten. Die Früchte aller Mühen und Sorgen dieſes für die Zukunft ſeines Hauſes ſo raſtlos thätigen Kaiſers ſchienen alſo durch dieſen ſeinen letzten Willen in Frage geſtellt. Aber auch dieſe Handlung Karls war das Ergebniß einer Selbſttäuſchung. Er hoffte, ſeine Kinder, wie überhaupt alle Mitglieder ſeiner Familie würden ſo zuſammenhalten, als ob ſie von dem nämlichen Geiſte beſeelt ſeien. So bekam denn Wenzel das Königreich Böhmen, Sigmund die Mark Brandenburg, Johann einen Theil der Lauſitzen unter dem Namen Stadt und Land Görlitz. Mähren hatte Karl früher ſchon ſeinem Bruder Johann abgetreten: und nach deſſen Tode fiel die Mark an ſeine Söhne Joſt und Prokop. In Lützelburg herrſchte Karls jüngſter Bruder Wenzel, der erſt im Jahre 1382 ſtarb.

20. Wenzel. Emporkommen des großen Städtebundes.

König Wenzel trat die Regierung des deutſchen Reichs unter äußerſt ſchwierigen Verhältniſſen an. Durch die Staatskunſt ſeines Vaters waren die Fürſten rechtlich und thatſächlich mächtiger geworden wie je. Durch den Widerſtand der Städte aber, welchen Karl zuletzt Rechnung zu tragen genöthigt wurde, verlor er die günſtige Geſinnung der Fürſten, wenn ſie je vorhanden war, und ſie trugen den Aerger, den ſie über die in den letzten Jahren von Karl's Regierung erfolgte Begünſtigung der Städte empfanden, auf den neuen König über. Auch hegten ſie gegen ihn, deſſen Wahl ſein Vater unter Aufwand ſo ungeheurer Mittel endlich durchgeſetzt hatte, von vornherein ein nicht ganz ungerechtfertigtes Mißtrauen. Und Wenzel ſollte bald dieſe unfreundliche Geſinnung der Fürſten erfahren. Den erſten Reichstag, welchen er nach Nürnberg ausſchrieb, beſuchten ſie nicht einmal: ſie verlangten, daß er in Frankfurt gehalten werde, und Wenzel ſah ſich genöthigt nachzugeben. Ein aufmerkſamer Beobachter konnte nicht ſchwer zu der Wahrnehmung gelangen, daß die Fürſten nach wie vor keine Freunde der kaiſerlichen Macht ſeien, daß die Kaiſer in ihnen ſogar die entſchiedenſten Gegner zu gewärtigen hätten. Wenzel ſelbſt muß dieſe Beobachtung ſehr frühe gemacht haben; denn wir entdecken an ihm eine unruhige Angſt vor Abſetzung, ja vor Vertreibung aus ſeinen Erbſtaaten, die ihn nie verließ, bis ſie ſich in der That erfüllte. Unter ſolchen Umſtänden war es wohl am gerathenſten, die Staatskunſt wieder aufzunehmen, welche die früheren Kaiſer geübt, nämlich ſich an die Städte anzuſchließen. Dieſe hatten durch ihre letzten Erfolge gezeigt, was ſie vermochten, ſelbſt wenn ſie allein ſtanden: was war erſt zu erwarten, wenn ſich der Kaiſer mit ihnen verband! Freilich waren die Dinge ſchon ſoweit gediehen, daß an eine friedliche Entwickelung nicht mehr zu denken war: die Frage, ob das Fürſtenthum oder das Kaiſerthum die Oberhand behalten ſollte, konnte jetzt nur noch durch Gewalt entſchieden werden: die Entſcheidung aber fiel nur dann zu Gunſten des letzteren aus, wenn die Demokratie für daſſelbe in die

Schranken trat; und dann freilich wurde, wie wir ſchon oft angedeutet, das Kaiſerthum demokratiſch.

War aber Wenzel der Mann dazu, um eine ſo großartige durchgreifende Staatskunſt zu befolgen?

Wenzel war unſtreitig ein Fürſt von nicht gewöhnlichen Anlagen. Von ſeinem Vater hatte er den ſcharfen Verſtand, die Beobachtungsgabe, die raſche Auffaſſung der Verhältniſſe. Ja, er übertraf ſogar ſeinen Vater noch in manchen Dingen: ſo dachte er z. B. über Religion viel freier, als dieſer, und ſelbſt über das Fürſtenthum, ſcheints, gab er ſich nicht den Täuſchungen hin, welche Karl'n zu einer ſo unſeligen Handlungsweiſe verführten. Dazu kam, daß ihn ſein Vater ſehr frühe in die Geſchäfte eingeweiht und ihm einen Schatz von Lebenserfahrungen hinterlaſſen hatte, wie ſich deſſen ein Menſch in ſeinem Alter — er war erſt 17 Jahre alt — ſelten erfreut. Aber Wenzel fehlte es dagegen vollſtändig an jener Thatkraft, welche erforderlich iſt, um große ſtaatliche Ziele zu verfolgen. Auch entbehrte er bei allem Verſtande doch des Ernſtes und einer ſittlichen Grundlage. Wenzel war vielmehr das, was wir eine frivole Natur nennen, die wohl die Schwächen der Menſchen, ihre Thorheiten und ſelbſtſüchtigen Beweggründe durchſchaut, ſich aber ſelber nicht zu einer edleren, folgerichtigen, ſelbſtbewußten, von niederen Trieben freien Handlungsweiſe aufſchwingen kann. Viel mag allerdings ſeine Erziehung verſchuldet haben. Gar zu frühe wurde er mit Ehren und Würden überhäuft; denn kaum hatte er die Windeln verlaſſen, ließ ihn ſein Vater zum König von Böhmen krönen, ihm die Huldigung leiſten und dann alle öffentlichen Urkunden mit unterſchreiben. Dann führte er ihn noch als Knabe in die Geſchäfte ein: zu einer Zeit, wo andere ihre Jugend genießen und ſich austoben, mußte Wenzel lernen und ſich abmühen. Dieſe verfrühte Ueberſpannung der Kräfte rächte ſich ſpäter: als Wenzel ſelbſtſtändig geworden, holte er das ein, was ihm früher verſagt war: zu einer Zeit, wo er an ernſtere Geſchäfte denken ſollte; er ergab ſich allerlei Liebhabereien und Vergnügungen, zuerſt der Jagd, nachher dem Trunk und der Völlerei. Das war für ihn etwas Neues: die Staatsgeſchäfte aber hatte er ſatt bis an den Hals: ſie waren nicht fähig, ſeine Lebensgeiſter aufzuregen, ihn zur Verfolgung großer Plane anzuſpornen. Nicht, als ob er ſich gar nicht mit ihnen abgegeben, oder als ob er nicht fähig geweſen wäre, die Lage der Dinge zu überſchauen. Einzelne Aeußerungen, die uns von ihm aufbewahrt ſind, beweiſen, welch richtigen Blick er hatte; aber es ſcheint faſt, als ob er ſich damit begnügt hätte, da und dort ein treffendes Witzwort auszuſprechen und es belachen zu laſſen, dann aber die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie gingen. Rafft er ſich einmal zu einer großen Thatkraft auf, ſinkt er im nächſten Augenblick wieder zurück. In Wenzel's ganzem Weſen herrſchte übrigens viel derb Komiſches vor: er erinnert auffallend an die Volksbücher jener Zeit. So haben uns die Chroniken mancherlei Späſſe von ihm aufbewahrt, die ganz gut zu dem Pfaffen von Kalenberg paßten: ſelbſt die unfläthige Verſpottung religiöſer Gebräuche ſpielt eine Rolle dabei. So wird als Vorbedeutung für das, was ſpäter aus ihm werden ſollte, erzählt, daß er bei ſeiner Taufe, die ſein Vater zu Nürnberg unter nie geſehener Pracht im Beiſein der erſten und mächtigſten Fürſten des Reichs hatte vollziehen laſſen, das Taufbecken beſchmutzt habe. Als Fürſt machte es ihm ein ſonderliches Vergnügen, die Leute prellen zu laſſen. Wenn er ausging, ließ er ſich daher immer ein Tuch nachtragen. Er bezeichnete dann dieſen und jenen von den Menſchen, die ihm begegneten. Die wurden von ſeinen Leuten gepackt, auf das Tuch gelegt, in die Luft geſchleudert, wieder aufgefangen und dieſe Bewegung ſo lange fortgeſetzt, bis er genug hatte. Auch hetzte er gerne ſeine großen Hunde auf die Vorübergehenden und lachte dann, wenn ſie gehörig gebiſſen wurden. Man ſieht: in dieſen Liebhabereien liegt viel Uebermuth und rückſichtsloſeſte Laune, ja Grauſamkeit. Auch haben dieſe und ähnliche Thatſachen die Veranlaſſung gegeben, daß er von den Zeitgenoſſen als ein Tyrann verſchrien wurde. Man vergaß aber dabei, daß er nur in einzelnen Fällen ſeiner Laune den Zügel ſchießen ließ, aber nicht daran dachte, die Willkürherrſchaft als Grundſatz in ſeine Regierung einzuführen: ſein Erbland iſt vielmehr unter ihm viel weniger gedrückt geweſen, als unter ſeinem Vater. Auch darf man nicht außer Augen laſſen, daß ein nicht geringer Theil ſeiner mitunter grauſamen Handlungen gegen Pfaffen verübt wurde, die er nicht leiden konnte, und deren ſchamloſe Sitten er mit Gewalt verbeſſern wollte: die Pfaffen aber ſchrieben damals noch größtentheils die Chroniken. Daß ſie nicht gut auf ihn zu ſprechen ſind, iſt daher begreiflich. Faſſen wir aber alle Züge zuſammen, die uns von Wenzel überliefert worden ſind, ſo finden wir, daß ſeine Natur eine innerliche Beziehung zu den demokratiſchen Beſtrebungen der Zeit hatte, daß er deßhalb nicht ſo ſchwer zu beſtimmen war, ſich an dieſelben anzuſchließen. Freilich trat dann wieder als Hinderniß ſein Mangel an einer ſittlichen Grundlage, an Thatkraft, an entſchiedenem Willen entgegen. Daher ging es jeder Partei ſchlecht, die ſich mit ihm verband, und die auf ihn mit Beſtimmtheit rechnete. In dieſem Falle befanden ſich die Städte.

Der entſcheidende Sieg der Städte, ihre großen Erfolge, die Erweiterung des ſchwäbiſchen Bundes, der von Tag zu Tag eine größere Ausdehnung und größeres Anſehen gewann, machte die Fürſten ſehr beſorgt. Sie ſuchten von nun an der von den Städten drohenden Gefahr ernſtlich zu begegnen. Dabei ſchlugen ſie eine doppelte Handlungsweiſe ein. Einmal ſuchten ſie ſich mit den Städten in gutes Vernehmen zu ſetzen, Freundſchaft mit ihnen zu ſchließen, ſich in ihren Bund aufnehmen zu laſſen. Dies war immer der Fall, wenn ſie vor den Waffen der Städte erlegen waren, oder wenn ſie ihre Hülfe brauchten. Zweitens aber verfuhren ſie feindſelig gegen ſie, griffen ſie an, trachteten ſie zu vergewaltigen. Dies geſchah immer, wenn ſie ſich ſtark genug fühlten. Die Städte ihrerſeits befolgten die nämliche Handlungsweiſe wie die Fürſten. Da ſie den Krieg nicht als Geſchäft betrieben, wie der Adel, ſondern nur gezwungen zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten die Waffen ergriffen, ſo war es ihnen immer lieb, wenn wieder Friede wurde, und ſie ergriffen daher die zur Ausſöhnung gebotene Hand mit Freuden. Erſt bei den wachſenden kriegeriſchen Erfolgen und bei den unzweideutigen Abſichten der Fürſten ſehen wir allmählig eine andere Anſicht der Dinge bei ihnen Platz greifen: ſie glaubten nun angreifend zu Werke gehen und jenes Ziel, das ihnen ſchon ſeit den Zeiten Ludwig des Baiern vorſchwebte, auf eine gewaltſame Weiſe verfolgen zu müſſen.

Noch zu den Lebzeiten Karl's IV. hatte ſich der Herzog Leopold von Oeſterreich, der Bruder Rudolf's IV., der nun in ſeine Plane und Entwürfe einzutreten ſchien, an die Städte angeſchloſſen und ihnen ſelbſt in dem Kriege gegen Würtemberg geholfen. Er wollte ſich in den oberen Landen vergrößern und ſuchte deßhalb die Freundſchaft der Städte. Dieſe nahmen die Bundesgenoſſenſchaft gegen den gefährlichen Eberhard ſehr gerne an. Aber Leopold verrechnete ſich, wenn er glaubte, daß ſie ſeinen ſonſtigen Planen nicht hinderlich wären. Im Februar 1379 wurde er von Wenzel zum Landvogt in Ober- und Niederſchwaben ernannt: wahrſcheinlich war dies noch bei Lebzeiten ſeines Vaters ausgemacht worden, welcher, da er ſich den mächtigen Eberhard zum Feind gemacht, in jenen Gegenden wenigſtens das andere mächtige Haus durch Dankbarkeit an ſich feſſeln wollte. Auch beſorgte er keinen Widerſpruch von Seiten der Städte, da Leopold ja mit dieſen gegen Würtemberg gekämpft hatte. Aber die Städte, welche zwar das Bündniß mit Leopold nicht abgelehnt, wußten doch gegen ſeine Landvogtei gar Vieles einzuwenden. Sie erkannten ihn nicht an. Ebenſo, wie ſie, mußten aber auch die benachbarten Fürſten darauf bedacht ſein, die Vergrößerung des Hauſes Habsburg, die ihnen ſo gefährlich werden konnte, zu verhüten. Daher traten im Juli 1379 die ſchwäbiſchen Städte einerſeits und andererſeits die Pfalzgrafen am Rhein, die Herzoge von Baiern und die Markgrafen von Baden in einen Bund miteinander, welcher offenbar gegen Leopold gerichtet war, wenn er auch nicht genannt wurde. In der That mußte Leopold vorderhand auf die Uebernahme der Landvogtei verzichten.

Dieſer neue Erfolg der Städte bewog nun einen großen Theil der Fürſten und des Adels, ſich gegen ſie in eine entſchiedenere Verfaſſung zu ſetzen. In den Jahren 1379 und 1380 erhebt ſich unter den Landherren und Rittern von Heſſen, der Wetterau, am Rhein, Franken, Schwaben und Baiern eine außerordentliche Bewegung. Es wurden von ihnen eine Menge von Geſellſchaften gegründet, vom Falken, vom Panther, vom Horn, von St. Georg, von St. Wilhelm. Unter allen die bedeutendſte aber war die vom Löwen, welche in der Wetterau 1379 entſtanden und von den Grafen von Wyd, Katzenellenbogen, Naſſau, Iſenburg und mehreren anderen Edeln errichtet, in Kurzem ſich über den ganzen Oberrhein, Schwaben und Baiern erſtreckte und den größten Theil des Adels vereinigte. Auch der Graf von Würtemberg ſchloß ſich an dieſen Bund an, er wurde ſogar eines ſeiner Häupter. Wie gefährlich dieſer Bund den Städten war, konnten ſie alsbald erkennen. Im Jahre 1380 befehdete er Frankfurt und bedrängte es ſo ſehr, daß es ſich zu einem unvortheilhaften Frieden und zur Bezahlung einer bedeutenden Geldſumme verſtehen mußte. Der Graf von Würtemberg war auch bei dieſem Kriege thätig. Aber auch in anderen Gegenden nahm jetzt der Adel gegen die Städte eine feindſeligere Haltung an. Räubereien und Plackereien wurden immer häufiger: die Fürſten gaben allerlei Veranlaſſung zu Händeln: kurz die Städte erſahen, daß es auf einen allgemeinen Schlag gegen ſie abgeſehen ſei. Und wenn ſie es nicht ſelber geſehen hätten, ſo wurde es ihnen unter der Hand, wie es ſcheint, von König Wenzel ſelber mitgetheilt. Dieſem großen Bunde der Herren konnten die Städte nur in ihrer Vereinigung widerſtehen. Dies wurde ihnen allen klar, und ſo erwachte denn in ihnen der Gedanke zur Schließung eines großen Städtebundes. Der Gedanke ging von den ſchwäbiſchen Städten aus, und zwar von Ulm, der Führerin des ſchwäbiſchen Städtebundes. Dieſer wandte ſich zunächſt an die rheiniſchen Städte, die ihren Bund immer von Zeit zu Zeit wieder erneuert hatten. Hier wollte man anfangs nicht recht daran: von Straßburg namentlich wird uns berichtet, daß ein Theil der Bürgerſchaft, beſonders die alten Leute, von dem Bunde abgemahnt hätte. Zuletzt überwog aber doch die andere Partei, und ſo wurde denn am 14. Juli 1381 der Bund abgeſchloſſen, zunächſt zwiſchen einundvierzig Städten. Es waren Augsburg, Ulm, Konſtanz, Eßlingen, Reutlingen, Rotweil, Weil, Ueberlingen, Memmingen, Biberach, Ravensburg, Lindau, St. Gallen, Pfullendorf, Kempten, Kaufbeuern, Leutkirch, Jsny, Wangen, Buchhorn, Gemünd, Hall, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg, Nördlingen, Dinkelsbühl, Rotenburg an der Tauber, Giengen, Bopfingen, Aalen, Weil im Thurgau, Buchau, Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, Hagenau, Weißenburg, Pfeddersheim. Noch in demſelben Jahre trat Regensburg, Schlettſtadt und Oberehenheim hinzu, erſt ſpäter (1384) Nürnberg und die übrigen fränkiſchen Städte Windsheim, Schweinfurt, Weißenburg.

Durch den Abſchluß dieſes großen Bundes, der ſich von Jahr zu Jahr erweiterte und in ſeiner höchſten Ausdehnung gegen ſiebzig Städte umfaßte, traten die Städte in eine umfaſſendere großartigere Staatskunſt ein. Denn der Zweck des Bundes war nicht blos gemeinſame Abwehr der Angriffe, welche auf das Bürgerthum unternommen wurden, ſondern, um es kurz zu ſagen, Sturz oder wenigſtens Schwächung der Fürſtenthümer und Umgeſtaltung der öffentlichen

Zuſtände im demokratiſchen Sinne. Dieſer große Plan konnte freilich nur unter zwei Bedingungen erreicht werden; erſtens, wenn alle demokratiſchen Kräfte im ganzen Reiche ſich verbanden, alſo die geſammten Städte, nicht nur die Reichs-, ſondern auch die Landſtädte, im Norden und im Süden, ferner alle freien Landgemeinden, wie die Frieſen, die Dithmarſen, die Schweizer und endlich die Bauernſchaften überhaupt; zweitens, wenn der König auf den Bund einging und ſich an die Spitze desſelben ſtellte. Was das Erſte anbetrifft, ſo ſcheinen die Urheber des Bundes die Nothwendigkeit einer ſolchen Vereinigung der geſammten demokratiſchen Kräfte nicht nur erkannt, ſondern ſie auch angeſtrebt zu haben. Es gelang ihnen zunächſt, alle Städte in Schwaben, in Baiern, in Franken, am Rhein, in der Wetterau in den Bund zu vereinigen. Daß ſie auch die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft hineinzuziehen ſuchten, werden wir ſpäter noch ſehen. Und wir müßten uns ſehr irren, wenn ſie nicht den Verſuch gemacht hätten, ſich auch mit den nordiſchen Städten in Verbindung zu ſetzen. Sichere Beweiſe darüber fehlen uns freilich. Wir können es nur aus einzelnen Thatſachen ſchließen*). Aber die nordiſchen Städte, welche ſämmtlich zur Hanſe gehörten und von der Staatsklugheit derſelben abhängig waren, gingen auf einen ſolchen Antrag, wenn er je gemacht worden ſein ſollte, nicht ein. Sie waren von ganz anderen Beweggründen geleitet, wie die oberdeutſchen Städte. Die Haupttriebfeder war bei ihnen der Handel: dieſem mußten alle anderen Rückſichten nachſtehen. Sie hatten eben erſt den Krieg mit Dänemark auf eine ſo glorreiche Weiſe geendet: ſie waren nun daran, die früheren Beziehungen wieder anzuknüpfen und Alles in das gehörige Geleiſe zu bringen. Eine ſo großartige Bewegung, wie ſie der Plan der oberdeutſchen Städte beabſichtigte, welche ohne Krieg nicht zum Abſchluß zu bringen war, paßte nicht in ihren Kram. Es kam aber noch etwas Anderes dazu. Die oberdeutſchen Städte hatten mit wenig Ausnahmen demokratiſche Verfaſſungen. Die Hanſe aber war, wie wir früher ſchon dargethan, dieſer Verfaſſungsform abgeneigt und verfolgte ſogar darauf bezügliche Beſtrebungen mit Strenge und Härte. Sie mochte nun Anſtand nehmen, ſich mit Städten in Verbindung zu ſetzen, in denen die Demokratie ſo glänzende Erfolge gehabt: denn eine Rückwirkung auf die eigene Bevölkerung war ſicher vorauszuſehen. Und merkwürdigerweiſe erhoben ſich gerade um die Zeit der Entſtehung des großen Städtebundes demokratiſche Bewegungen in den norddeutſchen Städten. Lübeck ſelber, das Haupt der Hanſe, war in den Jahren 1381 bis 1384 der Schauplatz von ſehr gefährlichen zünftiſchen Umwälzungsverſuchen. Andere Städte folgten. Die Vermuthung liegt ſehr nahe, daß dieſe zünftiſchen Bewegungen in den Hanſeſtädten in irgend einem Zuſammenhange mit dem großen Städtebunde ſtanden. Sei es, daß die Zünfte aus Aerger darüber, daß die Ariſtokratie den Anſchluß an dieſen zurückgewieſen, ſich erhoben, oder ſei es, daß der oberdeutſche Bund in irgend einer Weiſe dieſe zünftiſchen Bewegungen veranlaßt hätte: denn ſowie die dortigen Regierungen geſtürzt wurden und die Demokratie ans Ruder kam, ſo war auch der Anſchluß an den Bund zu erwarten. Sei dem aber wie ihm wolle, dieſe zünftiſchen Bewegungen im Norden hatten damals keine Erfolge: bis zur Mitte des Jahrzehends waren ſie wieder alle überwunden, und nach der Dämpfung dieſer Unruhen waren die Regierungen der Hanſeſtädte noch viel weniger geneigt, ſich an den oberdeutſchen Bund anzuſchließen.

---

*) Dazu gehört Folgendes. Die Chronik Detmars, welche auf Veranlaſſung des lübeckiſchen Rathes am Ende des vierzehnten Jahrhunderts niedergeſchrieben wurde, enthält über die Anfänge des ſchwäbiſchen Bundes (1376) ſo viel Einzelnes — namentlich die Thatſache, daß der Gedanke zum Widerſtande gegen Karl und zu einer großen Verbindung der Städte von dem Bürgermeiſter von Ulm ausgegangen ſei, hat unter allen gleichzeitigen Chroniken dieſe ganz allein — daß man daraus auf engere Beziehungen ſchließen muß. Ich ſtelle mir die Sache ſo vor, daß der Städtebund Geſandte nach Lübeck ſchickte, um eine Verbindung zu betreiben, und daß bei dieſer Gelegenheit Alles erzählt wurde, wie es bei den Anfängen des Bundes hergegangen. Eine fernere Thatſache iſt folgende. Als im Jahre 1388 die weſtphäliſche Stadt Dortmund von den Fürſten belagert wurde, erſcheinen als die Feinde dieſer Stadt außer den benachbarten Fürſten und Herren noch alle Diejenigen, welche mit dem oberdeutſchen Städtebunde in Fehde lagen. Wie iſt dieſe Thatſache anders zu erklären, als daraus, daß auch Dortmund in irgend einer Verbindung mit dem oberdeutſchen Bunde geſtanden oder daß die Fürſten wenigſtens vermutheten, daß dieſes der Fall ſei.

Dieſe Thatſache benahm dem oberdeutſchen Bund eine beträchtliche Ausſicht auf große allgemeine Erfolge. Indeſſen, was hier verloren war, konnte durch den Anſchluß des Königs wieder gewonnen werden. Und Wenzel war dem Städtebund nicht abgeneigt, ja er ſcheint ſogar einen nicht geringen Antheil an ſeinem Abſchluſſe gehabt zu haben. Die große Bewegung, welche Fürſten und Adel ergriffen hatte, die weitverzweigten Bündniſſe, in die ſie ſich eingelaſſen, machten ihn beſorgt. Er glaubte dieſer drohenden Verbindung eine andere entgegenſetzen zu müſſen und förderte daher den Städtebund. Und dieſer letztere entfaltete ſofort eine ſo außerordentliche Stärke und Kraft, daß die Beſorgniſſe vor dem Fürſtenthume bald wieder verſchwanden.

Noch im Jahre 1381 kam es zu einem allgemeinen Kriege zwiſchen dem Städtebund und den Geſellſchaften. Er wurde am Rhein, in der Wetterau, in Franken, Schwaben und Baiern geführt. Die Städte waren überall im Vortheile. Sie brachen die Burgen des räuberiſchen Adels, verheerten das Gebiet der feindlichen Fürſten, ſchlugen ihre Schaaren und erfüllten ſie mit Angſt und Beſorgniß. Die Herren entſchloſſen ſich daher zum Frieden. Er wurde durch den Herzog Leopold von Oeſterreich vermittelt. Dieſer war ſtaatsklug genug, ſeinen Aerger über die letzte Weigerung der Städte, ihn als Landvogt anzuerkennen, zu verwinden und die Vortheile, welche er aus dem Bunde mit den Städten zu ziehen hoffte, auf einem anderen Wege zu ſuchen. Er näherte ſich alſo den Städten und brachte endlich, am 9. April 1382, zwiſchen ihnen, Würtemberg und den Adelsgeſellſchaften einen Frieden und Bündniß zu Stande. Zu dieſem Bündniß entſchloſſen ſich die Herren nur, weil ſie im Nachtheil geweſen waren, und weil ſie unter ſeinem Schirme die Städte abhalten zu können hofften ihre größeren Plane zu verfolgen. Dies merkten auch die rheiniſchen Städte, darum traten ſie dem Frieden nicht bei. Es ſind überhaupt nur vierunddreißig Städte, welche ihn abſchloſſen. Uebrigens lautete er nur auf ein Jahr, und die ganze Abfaſſung deſſelben ſcheint mir darauf hinzudeuten, daß er nicht ernſtlich gemeint geweſen und daß er eigentlich nur als eine Art Waffenſtillſtand zu betrachten ſei. Auch kümmerten ſich die Städte nicht viel um ſeinen Inhalt. Sie hatten ſich darin zu allerlei Beſchränkungen des Pfahlbürgerthums herbeigelaſſen, dachten aber nicht daran ihren Verſprechungen nachzukommen. Im Gegentheile: ſeitdem nahm das Pfahlbürgerthum eine immer größere Ausdehnung: es war die Zeit, wo ganze Dörfer und Landſtädte ſich das Bürgerrecht zu erwerben ſuchten und von den Städten aufgenommen wurden. Der Bund mit den Adelsgeſellſchaften trug auch dazu bei, ſie in der öffentlichen Meinung zu heben; denn ſie fühlte bald heraus, was die eigentliche Triebfeder deſſelben geweſen. Von Tag zu Tag erweiterte ſich das Anſehen des Städtebundes: er erwarb ſich beſonders durch Verfolgung der ritterlichen Räuber, durch Säuberung der Straßen von dieſen Wegelagerern, durch möglichſte Herſtellung der Sicherheit des Verkehrs große Verdienſte. In der That: ſeit langer Zeit wurde in Deutſchland die öffentliche Ordnung nicht ſo kräftig und erfolgreich gehandhabt, als ſeitdem die Städte die Sorge dafür übernommen. Auch pflegten ſie nicht viel Federleſens zu machen. Gerieth einmal ein räuberiſcher Edelmann in ihre Hände, ſo knüpften ſie ihn auf an dem nächſten beſten Baum, er mochte noch ſo viel Ahnen zählen. Selten, daß ſie es für nöthig hielten ein gerichtliches Verfahren vorausgehen zu laſſen. Die Kraft und Entſchiedenheit, welche der Bund allenthalben entfaltete, hatte nun nicht blos zur Folge, daß ſich die Unterthanen der Landesherren unter ſeine Fittige begaben, ſondern ſelbſt ein großer Theil des Adels und der Geiſtlichkeit befand ſich dazu bewogen. Denn hier fand man am erſten und ſicherſten Schutz wider gewaltigere Gegner. Der Adel und das Herrenthum war auf dem Wege, ſich in zwei Lager zu theilen: der eine Theil blieb noch der abgeſagte Feind der Städte, der andere aber, welcher die Zeit begriffen, glaubte ſich an die neu aufkommende Macht der Demokratie anſchließen zu müſſen. Dieſer zog entweder ganz in die Städte oder er gab ſich mit ſeinen Beſitzungen in ihren Schutz, lieh ihnen ſeine kriegeriſche Kraft, öffnete ihnen ſeine Burgen. Und es waren unter den letzteren nicht ſelten reiche und mächtige Grafen und Herren, welche, indem ſie ſich an die Städte anſchloſſen, in eben dem Grade die Kraft derſelben vermehrten, als ſie die ihrer Standesgenoſſen verminderten. Unter ſolchen Umſtänden rückten die Städte ihrem Ziele immer näher. Ihr Einfluß auf die öffentlichen Zuſtände wuchs außerordentlich: ſie hatten ſo zu ſagen die Reichspolizei übernommen, die ihnen von einem großen Theile des Volks willig zugeſtanden wurde. Was war unter dieſer Fahne nicht Alles auszuführen.

Aber die Fürſten verkannten auch das Gefährliche der Lage nicht im Geringſten. Sie glaubten daher Alles aufbieten zu müſſen, um den Erfolgen des Städtebundes Schranken zu ſetzen. Da ſie aber im Kriege bisher immer unterlegen waren, ſo wollten ſie es diesmal auf anderem Wege verſuchen. Sie trachteten, den König Wenzel gegen die Städte aufzubringen. Welche Mittel ſie angewendet, um dieſen Zweck zu erreichen, darüber laſſen uns die Quellen ſehr im Dunkeln. Es ſcheint aber, daß ſie ihn einzuſchüchtern ſuchten, indem ſie eines Theils drohten gegen ihn aufzuſtehen, anderen Theils den Städten eine gegen ihn feindſelige Abſicht andichteten *). Auch mochten ſie wohl hervorheben, daß Wenzels Anſehen durch die Anmaßung der Städte, die Reichspolizei zu üben, ſehr verlieren müßte, da es ihm ja allein zukomme, den Landfrieden zu handhaben. Genug: der ſchwache Wenzel ließ ſich von den Fürſten überreden, und errichtete mit ihnen im März 1383 auf einem Reichstage zu Nürnberg einen Landfrieden, der im Grunde nichts anderes war, als ein Bund der Fürſten und des Königs gegen die Städte. Denn zufolge dieſes Landfriedens ſollten alle anderen Bündniſſe, folglich auch der Städtebund abgethan ſein, und nur der eben unter dem Vorſitze des Königs, dem es allein zukomme, den Landfrieden zu handhaben, geſchloſſene Bund als rechtskräftig beſtehen. Damit nun aber kein Zweifel obwalte über die Bedeutung dieſes Bundes, ſo erließ der König zugleich einen Befehl an alle Fürſten, Grafen, Freien, Ritter und Knechte ſich in die errichtete Einigung zu begeben und den Bund der Städte zu verlaſſen. Ja, alle unter ihnen, die in der letzten Zeit Bürger in einer Reichsſtadt geworden wären, ſollten unverzüglich das Bürgerrecht aufſagen. Die Verbindung zwiſchen dem Adel und der ſtädtiſchen Demokratie, welche das Fürſtenthum allmählig zu durchbrechen drohte, wurde alſo hier ausdrücklich verboten. Die Fürſten, mit denen Wenzel dieſen Bund gegen die Städte errichtete, waren die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, Ruprecht, Pfalzgraf am Rhein, Herzog Wenzel von Sachſen, die Biſchöfe von Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Regensburg, der Herzog Leopold von Oeſterreich, die drei Herzoge von Baiern, Ruprecht der Jüngſte, Pfalzgraf

---

*) Darauf deutet eine Stelle in dem gleich zu erwähnenden Nürnberger Landfrieden hin, nach welcher die Verbündeten, d. h. die Beſchwörer des Landfriedens ſich verbindlich machten, treu an Wenzel, als an dem römiſchen König und künftigen Kaiſer zu hängen und ihm gegen Jedermann behülflich zu ſein, der ihn am deutſchen oder böhmiſchen Reiche irren, ſchwächen oder widerſtehen, oder ſich gegen ihn aufwerfen wolle.

am Rhein, der Markgraf Wilhelm von Meißen, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Graf Eberhard von Würtemberg.

Was thaten nun die Städte? Sie ließen ſich nicht einſchüchtern, ſondern hielten nur noch enger zuſammen. Gleich im Mai darauf hielten ſie einen Städtetag, von deſſen Verhandlungen uns zwar nur eine einzelne Mittheilung übrig geblieben iſt, aber aus dieſer geht hervor, mit welcher Umſicht der Bund verfuhr, und wie er unter ſo bedrohlichen Verhältniſſen Alles aufbieten zu müſſen glaubte, um die Einigkeit unter den Bundesgenoſſen zu erhalten. Die Stadt Speier war nämlich mit den benachbarten Städten wegen eines an ihrer Stadt errichteten Rheinzolles in Händel gerathen. Die Sache kam an den Bund. Dieſer glich nun dahin den Streit aus, daß er zwar der Stadt Speier gebot, den Zoll abzuthun, ſo lange der Bund der Städte währte, aber ihr zugleich als Entſchädigung zweitauſend Gulden auszahlte. Im Monat Oktober wurde in Hall wieder eine Bundesverſammlung abgehalten. Eine darauf bezügliche noch erhaltene Urkunde lehrt uns, wie gut unterrichtet die Städte über die Maßregeln des kaiſerlichen Hofes und über die Abſichten der Fürſten waren, wie raſch ſie die erhaltenen Mittheilungen an die Bundesgenoſſen beförderten und wie ſie die Plane der Feinde dadurch zu vereiteln ſuchten, daß ſie ihnen eine entſchloſſene, vollkommen einmüthige Haltung entgegenſetzten. Sie dachten ſo wenig daran ihren Bund abzuthun oder ihre bisherige Handlungsweiſe zu verändern, daß ſie vielmehr fortfuhren den Bund zu erweitern, den Landfrieden zu handhaben, die Schlöſſer der Edelleute zu zerſtören, ihre Feinde zu züchtigen. Auch wagten weder die Fürſten noch der König eine entſcheidende durchgreifende Maßregel gegen den Bund zu unternehmen.

Vielmehr ſah ſich der Letztere, der unterdeſſen wohl eines Beſſern belehrt worden ſein mochte, veranlaßt im Jahr 1384 einen Tag nach Heidelberg auszuſchreiben, auf welchem er die beiden ſtreitenden Mächte, Städte und Fürſten, zu verſöhnen gedachte. In der That kam hier unter Wenzel's Leitung am 26. Juli ein Bündniß zwiſchen Fürſten und Städten zu Stande. Aber dies war im Grund doch nichts weiter, als ein äußeres Abkommen. Denn die Städte wie die Fürſten behielten ſich ausdrücklich ihre früheren Verbindungen vor, denen durch die Heidelberger Stallung durchaus kein Abbruch geſchehen ſollte, die Städte ihren großen Bund, der alſo dadurch wieder beſtätigt wurde, die Fürſten insbeſondere die Einigung, welche ſie 1383 zu Nürnberg mit Wenzel aufgerichtet. Ferner wurden in dieſer Vereinigung keinerlei Beſtimmungen getroffen, auf welche Weiſe etwaige Streitigkeiten zwiſchen Fürſten und Städten gehoben werden ſollten. Die Städte machten einige Zugeſtändniſſe in Bezug auf das Pfahlbürgerthum, namentlich, daß ſie nicht ganze Städte, Dörfer, Weiler, die den Fürſten gehörten, in ihren Bund aufnehmen wollten. Dagegen verpflichteten ſich die Fürſten, alle ihre Vaſallen zu beſtrafen, welche Angriffe auf ſtädtiſches Eigenthum unternähmen. Dann ſollten ſich beide Parteien beiſtehen in Handhabung des Landfriedens.

Es lag in der Natur dieſes Bundes, daß die Zwiſte, die zwiſchen Städten und Fürſten ſtattfanden, durch ihn auf keine Weiſe gehoben wurden. In der That, die Verhältniſſe änderten ſich nicht. Das gegenſeitige Mißtrauen wuchs vielmehr, und die Städte faßten noch immer größere Plane.

Dazu trug insbeſondere das Verhältniß bei, in welchem ſie zu dem Herzog Leopold von Oeſterreich ſtanden. Dieſer hatte ſich in der letzten Zeit in Schwaben ſehr vergrößert: die ganze Grafſchaft Hohenberg brachte er an ſich, ferner Feldkirch und Bregrenz, wodurch eine Verbindung zwiſchen Tyrol und ſeinen ſchwäbiſchen Beſitzungen hergeſtellt wurde. Zuletzt übernahm er auch die Landvogtei von Schwaben. Und nun gedachte er, die Anſprüche ſeines Hauſes auf die Lande der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, welche ſeit dem Tode Albrecht's des Weiſen geruht hatten, wieder aufzunehmen. Die ſchwäbiſchen Städte erkannten die Gefahren, die ihnen bei dem Gelingen dieſer Plane drohten, vollkommen. Alſo ſuchten ſie einen Bund mit den Eidgenoſſen zu bewerkſtelligen. Das war keine leichte Aufgabe. Die ſpröde Selbſtgenügſamkeit der einzelnen demokratiſchen Beſtandtheile drohte, wie überhaupt, ſo auch hier, das Gelingen zu vereiteln. Zuerſt wollten die Eidgenoſſen auf einen ſolchen Vorſchlag nicht eingehen, da ſie ſich allein ſtark genug fühlten, ihre Sache auszufechten. Dann zeigten ſich die rheiniſchen Städte abgeneigt, denen allerdings die ſchweizeriſchen Zuſtände ferner lagen, als daß ſie eine unmittelbare Wirkung davon hätten verſpüren können. Nur die ſchwäbiſchen Städte hielten die allgemeinen großen Geſichtspunkte feſt. Die Wichtigkeit des Bündniſſes erkennend, gaben ſie nicht nach, bis ſie es bewerkſtelligt hatten. Und die einzelnen Beſtimmungen deſſelben zeigen, daß dieſe Städte lieber die größere Laſt der Verpflichtungen auf ſich nahmen, als daß ſie das Bündniß ganz aufgegeben hätten. Es wurde im Februar 1385 geſchloſſen zu Konſtanz, und zwar einerſeits zwiſchen dem großen Städtebund, andererſeits zwiſchen Zürich, Bern, Solothurn, Luzern, Zug — die drei Waldſtädte Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus wollten nichts damit zu thun haben. Dieſes Bündniß kam eigentlich nur den Eidgenoſſen zu gute. Denn die Städte verpflichteten ſich, ihnen unter allen Umſtänden nicht nur auf ihrem eigenen Gebiete zu helfen, ſondern auch außerhalb deſſelben, während die Eidgenoſſen nicht verpflichtet waren, den Städten außerhalb des eidgenoſſiſchen Gebietes Hülfe zu leiſten, ſie thäten es denn gerne. Aber die ſchwäbiſchen Städte gingen von der richtigen Annahme aus, daß die Niederlage der Eidgenoſſen nichts Geringeres als ihre eigene Niederlage ſei: um dieſe zu verhüten, mußten ſie daher auch jene unmöglich machen. Sie boten daher den Eidgenoſſen ihre Hülfe an, ohne von ihnen ein Gleiches in Anſpruch zu nehmen. Das waren große ächt ſtaatsmänniſche Geſichtspunkte. Auch darin zeigte ſich die Staatsklugheit der ſchwäbiſchen Städte in einem glänzenden Lichte, daß ſie den rheiniſchen Städten, die Anfangs ohnedies dem Bündniß mit den Eidgenoſſen abgeneigt und von den Entwürfen Leopold's unmittelbar nicht ſo bedroht waren, wie jene, nicht zumutheten, im Falle der Noth ebenſo viel Kriegsmannſchaft zu ſtellen, wie die ſchwäbiſchen. Die Hauptverpflichtung übernahmen die letzteren, die auch im Namen der rheiniſchen den Bund ſchloſſen. Als Vororte des ſchwäbiſchen Bundes, welche den Eidgenoſſen im Augenblicke Hülfe leiſten und ſie bei den übrigen vermitteln würden, wurden Baſel, Ulm, Konſtanz und Rotweil bezeichnet.

Erwägt man den kriegeriſchen Ton, der in der Bündnißurkunde herrſcht, die großen Zugeſtändniſſe von Seiten der deutſchen Städte, ihre Bereitwilligkeit zu großen Opfern, ſo ſcheint daraus hervorzugehen, daß ſie damals entſchloſſen waren, einen großen Schlag zu führen, ſei es aus eigenem Antriebe, oder ſei es, daß ſie nur auf eine Veranlaſſung von Seite Leopold's warteten. Es fiel aber nichts dergleichen vor. Die Quellen ſind überhaupt über die Zeit vom Abſchluß des Konſtanzer Bündniſſes bis zum Anfang des Jahres 1386 äußerſt mager und lückenhaft: ſo daß man mit Sicherheit über das, was inzwiſchen vorgefallen, nichts ſagen kann. Nach ſpäteren Geſchichtsſchreibern hätten die Städte im Laufe des Jahres 1385 die Schweizer gegen Leopold um Hülfe gemahnt, wären aber abgewieſen worden: ſie hätten dann mit Leopold ein Abkommen getroffen und nachdem er ſich der ſchwäbiſchen Städte entledigt und dieſe durch einen Frieden gebunden hatte, wäre er auf die Eidgenoſſen losgegangen und hätte dieſe zum Kriege gereizt. Genug: im Anfange des Jahres 1386 finden wir die Eidgenoſſen mit Leopold in den äußerſten Zerwürfniſſen. Die Städte ſuchten einen Frieden zu vermitteln, ihre Bemühungen waren aber umſonſt.

Denn den Krieg Leopold's gegen die Eidgenoſſen betrachtete das geſammte Fürſtenthum und der ganze Adel als einen Kampf des Herrenthums gegen die übermüthig gewordene Demokratie. Die Herren wollten ſich endlich für die vielen Niederlagen und Demüthigungen rächen, die ſie in den letzten Jahren von den Bürgern und Bauern erlitten: ſie wollten alle ihre Kräfte zuſammennehmen, um dieſes emporſtrebende Bürgerthum endlich zu Boden zu werfen, und alle ihre Plane zu zertrümmern. Denn es iſt kein Zweifel: nach dem glücklichen Ausgange des Kriegs gegen die Schweizer Bauern wären ſie über die deutſchen Städte hergefallen, und hätten hier fortgeſetzt und beendet, was ſie dort begonnen. Es war ein Krieg zwiſchen Grundſätzen, zwiſchen den zwei Mächten, die ſich ſeit einem Jahrhundert um die Herrſchaft im deutſchen Reiche ſtritten. Daher ſchloß ſich dem Herzoge Leopold faſt der ganze ſchwäbiſche Adel, ein Theil des rheiniſchen, des fränkiſchen, des baieriſchen an: von den mächtigeren Fürſten und Herren wurden eigene Abſagebriefe an die Eidgenoſſen geſchickt, wie von den Grafen von Würtemberg, den Markgrafen von Baden, von dem Biſchof von Würzburg. Ein großes glänzendes Heer zog gegen die Eidgenoſſen heran, ſo ſiegestrunken, wie je, immerhin furchtbar. Angeſichts dieſer großen Rüſtungen von Seite des Fürſtenthums und des Adels bleibt die unthätige Haltung des Städtebundes räthſelhaft, um ſo mehr, wenn man damit den Eifer vergleicht, den er im Jahr 1385 aufgewendet, um das Bündniß mit den Schweizern zu bewerkſtelligen. Wollte er Hülfe leiſten, und wurde dieſe von den Eidgenoſſen abgelehnt?

Was nicht ſo unmöglich iſt, wenn man bedenkt, daß Schwyz, Uri und Unterwalden ohnedies von dem Eintritt in den Städtebund abgemahnt hatten *). Wie ſich das aber auch verhalten mag: genug, am 9. Juli 1386 kam es zu der berühmten Schlacht bei Sempach, in welcher die freien Schweizer Bauern wieder einen glänzenden glorreichen Sieg über das ritterliche Heer ihres Gegners erfochten: Leopold ſelber wurde im Treffen erſchlagen, mit ihm über ſechshundert Grafen, Herren und Ritter.

Die Schlacht bei Sempach und ihr Ausgang erregte in ganz Deutſchland ein außerordentliches Aufſehen: ſelbſt bis in den äußerſten Norden iſt die Kunde davon gedrungen. Die Niederlage, welche der Adel hier erlitten, war größer, wie irgend eine in der letzten Zeit. Und die ſittliche Wirkung derſelben war noch bedeutender, wie die Verluſte an Menſchenleben, welche ihn getroffen. Auf den Städtebund wirkte dieſelbe natürlich ſehr vortheilhaft: er war nun eines gefährlichen Gegners entledigt. Doch ſcheint der Bund für den Augenblick keine kriegeriſchen Abſichten gehabt zu haben: er vermittelte vielmehr ein Abkommen zwiſchen den Eidgenoſſen und dem jungen Sohne des erſchlagenen Leopold und ſuchte die verſchiedenen Spänne, welche ſich unterdeſſen zwiſchen den Städten des Bundes und den Fürſten erhoben hatten, ſchiedsrichterlich auf einem Tag (Auguſt 1386) in Mergentheim auszugleichen.

Dieſe zahme Haltung des Bundes erklärt ſich nur, wenn man annimmt, daß innerhalb desſelben zwei Parteien beſtanden, die ſich um die Herrſchaft ſtritten und wechſelsweiſe die Oberhand behielten, nämlich eine Kriegspartei und eine Friedenspartei. Die letztere legte ſich aufs Unterhandeln, und war zufrieden, wenn die Städte ihre bisherigen Rechte behaupteten: nur gezwungen griff ſie zum Schwerte, und war es gezogen, ſo war ſie bereit, unter nur einigermaßen anſtändigen Bedingungen es wieder in die Scheide zu ſtecken. Dagegen die Kriegspartei hatte eingeſehen, daß jetzt der Augenblick

---

*) Nach der lübeckiſchen Chronik von Detmar ad ann. 1386 hätte Herzog Leopold ſeinen Streit mit den Schweizern dem Städtebund zur Schlichtung übertragen. Die Schweizer aber hätten der Entſcheidung des Bundes nicht nachkommen wollen; darauf hätten die Städte geſagt: da könnten ſie ihnen nicht helfen, ſie würden ſtill ſitzen, worauf die Schweizer erwidert hätten: Thut das nur! Wir wollen uns wohl allein wider ihn wehren!

gekommen ſei, das Fürſtenthum unter ſich zu bringen: dieſer müßte benutzt werden: es ſei keine Zeit mehr zu Unterhandlungen: nur die Waffen könnten entſcheiden. Dieſe entſchiedene grundſätzliche Partei hatte, wie es ſcheint, in den erſten Jahren des Bundes die Oberhand; ſchon im Jahre 1382 aber, wo der Bund mit der Löwengeſellſchaft geſchloſſen ward, wurde die Friedenspartei Herr über die andere. Im Anfange 1385 war die Kriegspartei wieder obenan: ſie vermittelte den Bund mit den Eidgenoſſen. Es ſcheint aber, daß ſie bald darauf unterlag, und nur durch die Annahme, daß die Friedenspartei nunmehr die Oberhand gewonnen, iſt auch die räthſelhafte Haltung des Städtebundes während des Schweizerkrieges und unmittelbar nachher erklärlich.

Gegen Ende des Jahres 1386 aber ſcheint die Kriegspartei das Heft wieder in die Hand bekommen zu haben. Veranlaſſung dazu mochte ein neuer Anſchlag des Fürſtenthums auf die Städte gegeben haben. Die Fürſten benutzten nämlich den geachteten und zugleich gefürchteten Namen des weſtphäliſchen Freigerichts oder der Feme, um einen Bund zu ſtiften, der ihre Parteizwecke fördere. Wie wir ſchon angedeutet, war die Feme nichts als eine Fortſetzung des alten germaniſchen Volksgerichts, das unter dem Einfluſſe beſonderer Verhältniſſe ſich nirgends ſo rein erhalten hatte, wie in Weſtphalen. Dieſes Gericht war beſonders gegen die Landfriedensbrecher gerichtet, und war daher, um vor der Rache dieſer rohen Menſchen geſchützt zu ſein, genöthigt, den Schleier des Geheimniſſes anzunehmen und eine ganz eigenthümliche Verfahrungsweiſe zu beobachten, ſowohl bei den Berufungen der Angeklagten vor das Gericht, als auch bei der Vollſtreckung des Urtheils. Schon früher wurde das Femgericht über ganz Deutſchland ausgedehnt, und viele Fürſten wurden Mitglieder deſſelben, gehegt wurde es aber nur auf rother Erde, in Weſtphalen. Die Fürſten benutzten alſo den Namen dieſes Gerichts, das, da es unter kaiſerlichem Schutze ſtand, noch ein großes Anſehen in ganz Deutſchland hatte, um gleichſam in ſeinem Namen alle zu verfolgen, die ihnen mißliebig waren. Dieſe Maßregel traf beſonders die Städte, wenn auch nicht unmittelbar, da doch nicht alle Städte vor das Gericht berufen werden konnten, aber doch ſo, daß wenigſtens alle Anhänger derſelben, die nicht in den Städten anſäſſig waren, wie Edelleute, Bauern, überhaupt

Unterthanen der Fürſten, die es aber mit den Städten hielten, verfolgt wurden*). Den Städten machte ſich dieſes Verfahren der Fürſten ſofort fühlbar, und ſie glaubten entſchiedener gegen ſie auftreten zu müſſen. Wenigſtens iſt uns eine Mittheilung aufbehalten, wornach die ſchwäbiſchen Städte, Ende des Jahres 1386, von den rheiniſchen Kriegsvolk begehrten, welches dieſe gerne zu ſtellen bereit waren. Doch brauchte man es vorderhand nicht, da ſich inzwiſchen wieder die Ausſicht eröffnet hatte, daß der König Wenzel ſelber auf die Plane der Städte eingehen würde.

Schon gegen Ende des Jahres 1386 bemerkte man an ihm eine Aenderung ſeiner Geſinnung gegen die Fürſten. Möglich, daß gerade der eben erwähnte Fürſtenbund ihm bedenklich erſchienen iſt. Wenigſtens war deſſen Verfahren ein eben ſolcher, ja noch auffallenderer Eingriff in ſeine Rechte, wie das des großen Städtebundes in den Jahren 1381 bis

---

*) Ich will die darauf bezügliche Quellenſtelle, enthalten in einem Schreiben der Ulmer an die rheiniſchen Städte, vom 25. Nov. 1386, bei Wencker apparatus archivorum, S. 248, hierher ſetzen, da ſie zugleich einen Blick thun läßt in das feindſelige Verhältniß zwiſchen Fürſten und Städten damaliger Zeit. „Es iſt zu wiſſen, daß etlich Fürſten und Herren einen Landfrieden, genannt der Faim, haben aufgebracht und den haben ander Fürſten und Herren auch geſchworen und derſelb Faim wird je länger, je größer, daß ihn gar viel Grafen, Herren, Ritter und Knecht geſchworen haben, und auch etlich Herrn Städte und Bauern, und der Faim iß alſo, wen man darauf ladet, derſelbe, der geladen iſt, vermag ſich nicht zu verantworten, er habe denn den Faim geſchworen. Will denn Einer den Faim nicht ſchwören oder will ſich nicht verantworten, er ſei auf dem Land oder in den Städten geboren, ſo verfaimet man ihn. Und wer denn verfaimt wird, ſo hat man Faimgrafen heimlich darüber geſetzt, daß Niemand weiß, wer die Faimgrafen ſind, als ſie ſelbſt unter einander, und dieſe Faimgrafen, und alle, die den Faim geſchworen haben, ſind des gebunden bei ihren Eiden, daß ſie alle die, die verfaimt ſind, wo ſie die ankommen ohne alle Urtheile fahen ſollen. Es iſt zu beſorgen, daß ihn die Fürſten und Herren, die mit ihnen in einem Verbündniß, alle ſchwören werden und auch ihre Städte und Ritter und Städte und Bauern. Das thun die Fürſten und Herren darum, daß ſie meinen, daß ſie der Ihren damit gewaltig werden und ſicher ſind, und Etlich meinen, wer den Faim ſchwöre, der müſſe dabei bleiben und ihn halten daß dieſelben zu den Städten nicht kommen mögen in kein Verbündniß, noch ihr Bürger werden mögen, darum, daß ſie den Faim geſchworen haben. — — Es iſt zu beſorgen, daß man den Faim wider Niemand gemacht hat' denn wider die Städte, daß ſich die Fürſten und Herrn meinen, damit zu ſtärken und ihr Ritter und Knecht, Bürger und Bauern damit hinterkommen und beſtärken, daß ſie zu den Städten nicht kommen mögen.“

1383, welches die Veranlaſſung zu dem Verbote deſſelben gegeben hatte. Aber Wenzel muß außerdem Beweiſe oder wenigſtens ſehr ſtarke Vermuthungen von einer feindſeligen Abſicht des Fürſtenthums gegen ihn gehabt haben, wie wir aus dem Schritt, den er that, ſogleich ſehen werden. Im Anfange des Jahres 1387 hielt er nämlich einen Reichstag zu Nürnberg. Hier ſchloß er am 19. März ein Bündniß mit den Städten, des Inhalts, daß er verſpricht, den Bund der Städte niemals abzuthun, noch zu widerrufen, vielmehr ſie bei allen ihren Freiheiten zu ſchützen und ſie gegen Jedermann zu vertheidigen, der ſie daran irren wolle. Dagegen verpflichten ſich die Städte, ihm getreu anzuhangen und ihm gegen Jedermann behilflich zu ſein, der ihn vom Reiche verdrängen wolle.

Dies iſt alſo ein ähnliches Bündniß, wie das, welches Wenzel 1383 mit den Fürſten gegen die Städte geſchloſſen hatte. Daß das jetzige gegen die Fürſten gerichtet war, unterliegt keinem Zweifel. Was aber ferner zwiſchen Wenzel und den Städten auf dem Tage zu Nürnberg verhandelt worden iſt, ob ein beſtimmter Plan gefaßt wurde, ob die Beſorgniß Wenzel's vor Abſetzung nur eine allgemeine war oder ob er einen beſtimmten Fürſten im Verdacht hatte, darüber fehlen uns alle Nachrichten. Wenn ich aber einzelne Thatſachen aus den Jahren 1387, 1388 und 1400 erwäge, ſo glaube ich nicht zu irren, wenn ich folgenden Zuſammenhang annehme. Wenzel hatte beſonderen Verdacht auf das wittelsbachiſche Haus. Dieſer Verdacht lag nahe: denn der vorletzte Kaiſer war ja aus dieſem Hauſe geweſen. Es war verdrängt worden durch das lützelburgiſche vom Königsthron, von der Mark Brandenburg. Warum ſollte es nicht einmal daran denken, das Wiedervergeltungsrecht zu üben. Dieſe Beſorgniß bewahrheitete ſich ſpäter in der That, da Ruprecht der Jüngere, der Pfalzgraf am Rhein, Wenzel vom Throne ſtieß. Möglich, daß entweder dieſer, der ſich meiſtens in der Oberpfalz aufhielt, oder ſein Oheim, Ruprecht der Aeltere, oder irgend einer von den baieriſchen Herzogen, Stephan, Friedrich und Johann, damals ſchon Umtriebe in dieſem Sinne gemacht hat. Wenzel wollte dem durch den Bund mit den Städten zuvorkommen; die Städte aber wollten dieſes benutzen, um eines der größten und ihnen gefährlichſten deutſchen Fürſtenhäuſer zu ſtürzen. Dieſes wäre der Anfang des Vernichtungskrieges gegen das Fürſtenthum überhaupt geweſen. Wenzel ging, glaube ich, in ſeiner damaligen gereizten Stimmung in dieſen Gedanken ein. Nun aber wurde ſogleich auch der Feldzugsplan entworfen. Man wollte Baiern von zwei oder drei Seiten zugleich faſſen, einmal von Schwaben aus, wo die Städte eingedrungen wären, dann von Böhmen aus, wo Wenzel angegriffen hätte. Eine dritte Rolle in dieſem Kriege war dem Erzbiſchof Pilgrin von Salzburg angewieſen. Dieſer Pilgrin befand ſich mit den Herzogen von Baiern ſeit dem Jahre 1371 in den größten Streitigkeiten. Damals war er, wie wir geſehen, von ihnen gewonnen worden, um gegen Kaiſer Karl IV. zu ziehen, trat indeſſen nachher von dem Bunde zurück, und trug durch dieſe ſeine Handlung zu dem für die Wittelsbacher unglücklichen Ausgange jenes Krieges bei. Das konnten ihm die Herzoge von Baiern niemals vergeſſen: ſie brandſchatzten ihn gleich nachher um eine anſehnliche Summe: ſpäter ſuchten ſie verſchiedene Veranlaſſungen auf, um mit ihm anzubinden, und namentlich im Jahre 1382 entſpann ſich zwiſchen ihnen ein ſehr blutiger Krieg, der nur ſcheinbar ausgeglichen wurde. Die Baiern waren im Ganzen im Vortheil geweſen: Pilgrin wollte ſich alſo rächen. Er ergriff demnach jede Gelegenheit mit Freuden, welche ihm eine ſolche Ausſicht gewährte. Er trat daher als Dritter in den Bund gegen die baieriſchen Herzoge. Am 25. Juli 1387 wurde zwiſchen ihm und dem Städtebund ein darauf bezüglicher Vertrag geſchloſſen. Der Vertrag ſollte zehn Jahre dauern.

Sei es nun, daß die Verbündeten nur auf eine günſtige Gelegenheit warten wollten, um loszubrechen, oder ſei es, daß der ſchwankende Wenzel wieder anderen Sinnes geworden, genug: während des Sommers und Herbſtes 1387 erfolgte keine feindſelige Bewegung. Ja, im November ſchrieb Wenzel einen großen Reichstag nach Mergentheim aus, in der Abſicht, die Heidelberger Stallung von 1384 zu erneuen. Eigentlich ſchien dieſes unnöthig zu ſein. Denn die Friſt, bis wie weit ſie gelten ſollte, lief erſt an Pfingſten 1388 ab. War es nun Wenzel mit der Erneuung des Bündniſſes zwiſchen Fürſten und Städten Ernſt, ſo mußte er den eben angedeuteten Plan wieder aufgegeben haben. Dies ſcheint jedoch nicht der Fall geweſen zu ſein: denn dieſer Annahme widerſpricht ſein Verhalten am Anfange des Jahres 1388. Es iſt alſo möglich, daß er die Fürſten nur täuſchen wollte. Das Bündniß kam übrigens zu Stande, und zwar wurden alle bedeutenden Reichsfürſten darin aufgenommen, unter anderen auch ſämmtliche Fürſten aus dem wittelsbachiſchen Hauſe, die Pfalzgrafen am Rhein, wie die Herzoge von Baiern. Nur ein Theil der Städte, nämlich die rheiniſchen, wollten mit der Sache nichts mehr zu thun haben. Sie ſagten, ſie wollten die Ziele der alten Stallung unverbrüchlich aushalten, das ſollten aber auch die Herren thun, und nicht ſo viel zuſehen, daß der Städte Bürgern Drangſal zugefügt würde. In eine neue Einigung mit den Fürſten wollten ſie aber nicht eingehen. Sie waren, wie es ſcheint, des ewigen Unterhandelns, wobei für die Städte doch nichts Erkleckliches herauskam, müde. Es iſt möglich, daß ſie in den größeren Plan nicht eingeweiht waren. Wenigſtens ſchloſſen ſie weder das Bündniß mit Wenzel vom März 1387, noch das Bündniß mit Pilgrin von Salzburg, vom Juli. Möglich iſt aber auch, daß ſie eingeweiht waren, und daß ſie, da es nun doch einmal zur Entſcheidung kommen ſollte, ſich nicht zu einem ſo trugvollen Spiele, wie das Mergentheimer Bündniß, hergeben wollten.

Dieſes Bündniß gab nun aber in der That die Veranlaſſung zum Ausbruche des Krieges. Die Städte nämlich führten unter den Fürſten, welche ſie als ihre Bundesgenoſſen von jedem Verfahren gegen ſie ausgenommen wiſſen wollten, auch den Erzbiſchof Pilgrin von Salzburg an. Bei dieſer Gelegenheit erfuhren nun die baieriſchen Fürſten zum erſten Male, daß Pilgrin ſich mit den Städten verbündet habe. Das mußte ihnen ſehr auffallend ſein: ſie glaubten den eigentlichen Zweck dieſes Bündniſſes ſofort zu erkennen: ſie ſchloſſen, daß es gegen ſie gerichtet ſei. Nun aber wollten ſie dem zuvorkommen, was ihre Gegner beabſichtigten. Sie wollten zunächſt wenigſtens den Erzbiſchof unſchädlich machen. Kaum in Baiern wieder angekommen, lud der Herzog Stephan den Erzbiſchof zu einer Zuſammenkunft nach Rotenhaßlach ein in das Kloſter: ſie wollten dort Unterhandlungen pflegen wegen ihrer Stöße. Die Zuſammenkunft fand ſtatt am 6. December 1387. Da aber erſchien der Bruder Stephans, Herzog Friedrich, und nahm den Erzbiſchof gefangen. Bald darauf fingen die baieriſchen Herzoge auch einige Augsburger, Nürnberger und Memminger Bürger und nahmen den Städten des Bundes eine große Anzahl ihrer Waaren weg. Das war ein unzweideutiger und wie es ſcheint den Städten erwünſchter Friedensbruch. Nun begann der Krieg.

21. Der große Städtekrieg. Niederlage der Demokratie.

Endlich war der Zeitpunkt gekommen, nach welchem die ſtaatliche Entwicklung unſeres Vaterlandes ſeit länger denn einem Jahrhundert hingedrängt hatte, wo der Kampf der beiden Gegenſätze, die ſich ſo lange um die Herrſchaft im deutſchen Reiche geſtritten, zu einer großen Entſcheidung kommen ſollte. Es handelte ſich darum, ob fortan das Fürſtenthum die vorherrſchende Macht im deutſchen Reiche ſein ſollte oder die Demokratie. Dieſe Entſcheidung herbeizuführen — darin liegt die Bedeutung des großen Städtekrieges vom Jahre 1388. Wäre die Entſcheidung zu Gunſten der Demokratie ausgefallen, ſo würde zweifelsohne das deutſche Reich, ſtatt eine Menge kleinerer und größerer Fürſtenthümer, eine Anzahl von Freiſtaaten ausgemacht haben, die unter einem ſelbſtgewählten Oberhaupte, dem Kaiſer, ſtanden, welcher dem germaniſchen Staatsweſen entſprechend, in den wichtigſten Aeußerungen der Staatsgewalt durch eine ihn umgebende Reichsverſammlung beſchränkt geweſen wäre, ja dieſe Reichsverſammlung würde, wie wir das bereits bei den Landſtänden geſehen, die Richtung angegeben haben, nach welcher der Kaiſer hätte verfahren müſſen. Und da in der damaligen Demokratie die wichtigſte Rolle die Städte ſpielten, welche in allem, was geiſtige und ſtaatliche Bildung betrifft, allen anderen Schichten der Geſellſchaft voraus waren, ſo iſt anzunehmen, daß dem deutſchen Reich eine großartige thatenreiche Zukunft eröffnet worden wäre. Wir hätten eine naturgemäße geſunde Entwicklung durchgemacht, wobei auch unſere Einheit nicht bedroht geweſen wäre, denn eine ſtaatliche Einrichtung, welche Allen gleiches Recht zugeſtand, hätte Niemanden veranlaſſen können, ſich gegen dieſelbe aufzulehnen: im Gegentheil lag es im Vortheile Aller, die Einheit zu erhalten und zu befeſtigen. Hätte übrigens damals die Demokratie geſiegt, ſo kam nicht nur das Fürſtenthum zu Fall, ſondern auch das Kirchenthum. Denn die demokratiſche Bewegung jener Zeit war zugleich auch gegen die Geiſtlichkeit gerichtet und gegen die beſchränkte mittelalterliche Religionsanſicht. Wir haben früher ſchon öfter angedeutet, welch heftiger Kampf zwiſchen dem Bürgerthum und der Kirche ſtattgefunden, ſpäter werden wir in einem anderen Zuſammenhange noch weiter darſtellen, von welch außerordentlichem Einfluß die Städte auf die Entwicklung eines freieren religiöſen Geiſtes geweſen ſind. Hier will ich nur bemerken, daß von der Zeit an, wo die Städte eine erhöhte Bedeutung gewannen, wo ſie ernſtliche Plane zum Sturze des Fürſtenthums hegten, ſie mit derſelben Kraft und Beharrlichkeit gegen Geiſtlichkeit und Kirchenthum auftraten. Das Emporkommen des großen Städtebundes war überall von der entſchiedenſten Feindſeligkeit gegen das Pfaffenthum begleitet. Die Städte wollten, daß ſich die Geiſtlichkeit nach allen Beziehungen hin dem Bürgerthum unterwerfe, und wo von ihrer Seite ein Widerſpruch ſtattfand, da jagten ſie die Pfaffen aus der Stadt und kümmerten ſich nicht viel darum, ob ſie nun ohne Meſſe leben müßten. Das waren ſie von den Zeiten Ludwig's des Baiern her gewohnt. Die Chroniken jener Zeit, ſo viel ſie auch zu wünſchen übrig laſſen, was die tieferen und geheimen Beweggründe der handelnden Perſonen und Parteien betrifft, ſind ſich doch über dieſe Seite der damaligen demokratiſchen Bewegungen klar. Hätten die Städte geſiegt, ſagt namentlich eine*), ſo hätten ſie die ganze kirchliche Ordnung, alle Geiſtliche, alle Mönche zu Boden getreten. Und da alle neuen Anſichten, welche gegen die Kirche gerichtet waren, in den Städten einen ſo äußerſt fruchtbaren Boden fanden, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie in dem eben angedeuteten Falle auch in der Stellung der deutſchen Nation zum Papſte eine weſentliche Veränderung vorgenommen hätten.

Aber beſaßen auch die Städte die Mittel, um ſo großartige Umwälzungen durchzuführen? Wir haben aus dem Bisherigen erſehen, wie ſeit der Abſchließung des ſchwäbiſchen Bundes (1376) von Jahr zu Jahr ihre Macht ſich erweiterte und wie alle Angriffe der Fürſten und ſelbſt des Kaiſers an ihrer Kraft zerſchellten. Der Städtebund erſchien der öffentlichen Meinung als die einzige Macht, die es verſtand, die Ruhe und Sicherheit zu handhaben, und demnächſt geordnete Zuſtände herbeizuführen. Die Städte erfreuten ſich daher nicht nur des Anſchluſſes der niederen Stände, namentlich der Landbevölkerung, ſondern, wie bereits angedeutet, ein großer Theil des Adels hielt ſich zu ihnen, und gerade im Beginn des Städtekrieges ſehen wir den Adel maſſenweiſe das Bürgerrecht der Städte ſuchen. Der außerordentliche Einfluß, den die Städte namentlich ſeit dem Abſchluſſe ihres großen Bundes gewonnen, drückte ſich auch in der Erſcheinung aus, daß er häufig zum Schiedsrichter gewählt wurde von zwei ſtreitenden Parteien, und zwar von ſolchen, die dem Herrenſtande angehörten *). Alſo auch hier tritt der Städtebund bereits als eine Art von Reichsgewalt auf. Endlich muß man bedenken, daß die Städte ſowohl durch ihre weitſchichtigen Verbindungen mit dem Adel, als auch durch ihre großen Reichthümer in den Stand geſetzt waren, gewaltige Heere auszurüſten, welche ſich nicht nur mit denen der Fürſten meſſen konnten, ſondern ſie auch noch übertrafen. Allerdings umfaßte der Städtebund nur das ſüdliche und ſüdweſtliche Deutſchland, Baiern, Franken, Schwaben, Rhein und Wetterau. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß, falls ſie hier geſiegt, die Bewegung ſich dem ganzen übrigen Deutſchland, namentlich dem Norden, mitgetheilt hätte, da ja bei dem Beginne des Krieges der Kaiſer ſelber auf ihrer Seite ſtand. —

---

*) Mainzer Chronik bei Schaab Geſchichte des rheiniſchen Bundes I. S. 359. 375. Vergl. auch die Limburger Chronik. (Ausgabe von Vogel) S. 91. Historia Landgraviorum Thuringiae ap. Pistorius scriptoresrerum German. I. 947.

Durch die Gefangennahme Pilgrin's war zwar der im Jahre 1387 beſchloſſene Feldzugsplan gegen die Herzoge von Baiern einigermaßen geſtört. Nichtsdeſtoweniger wurde der urſprüngliche Gedanke, ſo weit es noch möglich, ſofort ausgeführt. Anfang des Jahres 1388 kamen die Städteboten in Ulm zuſammen und erklärten von hier aus im Namen des Bundes den Herzogen von Baiern am 15. Januar die Fehde. Auch König Wenzel ſchickte denſelben unter dem 5. Februar einen Abſagebrief.

Darauf rückten die Städte mit einem ſo großen Heere, wie ſie noch nie aufgebracht hatten, Ende des Januars 1388 in das baieriſche

---

*) Konſtanzer Chronik bei Mone Quellenſammlung der badiſchen Landesgeſchichte. I. 320. „Die Städte wurden ſo mächtig, daß, was Herren, Ritter oder Knecht waren von edeln Leuten, ihre Sachen vor die Städte zogen, und komment ihr Zuſpruch und Sachen uff ſy."

Gebiet ein. Die Schnelligkeit, mit welcher ſie ein ſo großes Heer aufgebracht — ſelbſt die rheiniſchen Städte ſchickten ihre Schaaren dazu — und auf den Kriegsſchauplatz befördert hatten, läßt darauf ſchließen, daß ſie auf den Krieg ziemlich lange vorbereitet geweſen ſein mußten. Auch waren die Erfolge unzweifelhaft. Sie verheerten das baieriſche Gebiet von Landsberg bis Regensburg und machten ungeheuere Beute. Die Herzoge von Baiern ließen dies Alles geſchehen, ohne einen Verſuch zu machen, ihnen Widerſtand zu leiſten. Doch wurden die Fortſchritte des verheerenden Zuges gehemmt durch einen außerordentlichen Schneefall, der die Wege ungangbar machte. Das große ſtädtiſche Heer trennte ſich daher und zog wieder heim. Nun wurde die Fehde von Augsburg allein fortgeſetzt, und zwar mit demſelben Glück: die Städter gewannen und zerſtörten den Herzogen viele Schlöſſer und Dörfer: dieſe ſetzten ſich endlich zur Wehre, waren aber im Nachtheil.

Bei ſolchem Kriegsglück der Städte wurde es den Fürſten Angſt. Es ſcheint, daß ſie unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges ſich verbündet haben. Von den Pfalzgrafen am Rhein, den Herzogen von Baiern, den Markgrafen von Baden, dem Grafen von Würtemberg iſt es urkundlich erwieſen. Aber auch die weltlichen und Kirchenfürſten von Franken und Thüringen, wie die Herren von der Wetterau und ſogar von Weſtphalen wurden in den Herrenbund mit hereingezogen, wie die ſpäteren Thatſachen beweiſen. Die Art und Weiſe, wie die Fürſten die ihnen drohende Gefahr abzuwehren ſuchten, war wenigſtens im Anfang nichts weniger als kriegeriſcher Natur, und auch ſpäter errangen ſie die meiſten ihrer Erfolge nicht ſowohl durch die Waffen, als durch Liſt und Verrath. Zunächſt kam ihnen Alles darauf an, Zeit zu gewinnen. Der Pfalzgraf am Rhein, Ruprecht der Aeltere, ohnſtreitig einer der weitſehendſten Fürſten ſeiner Zeit, nahm es auf ſich, mit den Städten und dem König Wenzel Unterhandlungen einzuleiten. Wie es ſcheint, ſuchte er zunächſt die Nürnberger für den Gedanken einer friedlichen Ausgleichung des Streites zu gewinnen. Die Nürnberger waren aber theils an ſich wegen der Größe und Bedeutung der Stadt von großem Einfluß auf den Städtebund, theils waren ſie bei dem gegenwärtigen Kriege noch beſonders betheiligt. Denn ihnen waren von den baieriſchen Herzogen unter allen Städten am meiſten Waaren weggenommen worden. Erklärten ſie ſich alſo zu einer friedlichen Ausſöhnung geneigt, ſo ſchien für den Städtebund kein triftiger Grund mehr vorhanden zu ſein, die Sache weiter zu verfolgen. Die Nürnberger gingen in der That auf die Friedensunterhandlungen ein. Der dortige Rath — wie wir uns erinnern, nicht demokratiſch, ſondern patriziſch — war überhaupt nicht ſehr kriegeriſch geſinnt: hier überwog offenbar die Friedenspartei, ſo gewaltige Rüſtungen auch die Stadt betrieb, wenn es einmal darauf ankam. Genug: Nürnberg übernahm nun ſeinerſeits den Städtebund zu beſtimmen, auf die Unterhandlungen einzugehen. Nürnberg ſelber wurde zum Ort der Verhandlungen für die Städteboten beſtimmt, während die Fürſten in Neumarkt zuſammen kamen. Die Unterhandlungen nahmen nun bald in ſofern einen günſtigen Fortgang für die Fürſten, als von beiden Seiten der Pfalzgraf Ruprecht zum Schiedsrichter beſtimmt wurde.

Aber während dieſe Friedensunterhandlungen gepflogen wurden, ergriffen die Fürſten noch ganz andere Mittel, um die drohende Gefahr von ſich abzuwenden. Die Herzoge von Baiern wandten ſich an den König Karl VI. von Frankreich und baten ihn um Hülfe. Zwiſchen beiden Fürſtenhäuſern beſtand eine Verwandtſchaftsverbindung; der franzöſiſche König war nämlich mit einer Tochter des Herzogs Stephan von Baiern vermählt. Karl VI. hatte indeß noch andere Gründe, in den Vorſchlag der baieriſchen Fürſten einzugehen. Das franzöſiſche Königthum ſtrebte nach unumſchränkter Gewalt und war alſo der natürliche Verbündete jedes Gegners der Demokratie. Ein Sieg der Demokratie in Deutſchland würde aber außerdem für das franzöſiſche Königthum äußerſt gefährlich geweſen ſein, da eine Rückwirkung auf die franzöſiſche Demokratie zweifelsohne erfolgt wäre. Und welche Macht dieſelbe erreichen konnte, hatten die franzöſiſchen Könige zur Genüge erfahren. Vor ohngefähr drei Jahrzehenden hatte der Aufſtand des Bürgerthums unter Stephan Marcel, in Verbindung mit dem Bauernaufruhr, den franzöſiſchen Thron dem Umſturze nahe gebracht. Dieſer Aufſtand wurde zwar überwunden, allein die Demokratie war damit keineswegs vernichtet. Im Gegentheil: von Zeit zu Zeit hob ſie wieder ihr Haupt und ſie würde jede Veranlaſſung von Außen ergriffen haben, um loszubrechen. Der deutſche Einfluß wurde nun beſonders durch Flandern vermittelt, welches theilweiſe zu Frankreich gehörte, und wo, wie wir früher geſehen, die Einwohner von dem unruhigſten Geiſte beſeelt waren. Mehrmals unterlag die franzöſiſche Ritterſchaft vor der Streitbarkeit der dortigen Demokratie. Zwar hatte Karl VI. auch über die Flamänder neuerdings (1382) einen großen Sieg bei Rooſebecke erfochten. Aber damit war der Freiheitsgeiſt der Einwohner nicht erſtickt und ein Sieg der deutſchen Demokratie hätte auch hier das Feuer wieder angefacht. Alle dieſe Geſichtspunkte beſtimmten nun den König Karl VI., auf den Vorſchlag der baieriſchen Herzoge einzugehen. Dennoch, ſcheint es, wollte er die Hülfe nicht umſonſt leiſten. Er nahm den Plan der früheren franzöſiſchen Könige zur Zeit Ludwig's des Baiern wieder auf, die deutſche Krone ſich auf das Haupt zu ſetzen. Auch dieſer Plan paßte übrigens ſehr gut in die Abſichten der deutſchen Fürſten, da ja der König Wenzel im Augenblick ihr Gegner und mit den Städten verbündet war. Dieſen zu ſtürzen — dazu glaubten ſich die Fürſten im Augenblicke nicht ſtark genug: dazu bedurfte man eines mächtigen auswärtigen Königs. — In der That rückte Karl VI. noch im Laufe des Sommers 1388 mit einem großen Heere, welches von den gleichzeitigen Chroniſten zu 100,000 Mann angegeben wird, an die deutſche Gränze. Den Vorwand zu dieſem Kriegszuge gab eine unbedeutende Streitſache des franzöſiſchen Königs mit den Herzogen von Jülich und Geldern. Dieſe kleinen Fürſten zu züchtigen, dazu bedurfte es wahrlich nicht des Aufwandes ſo ungeheuerer Streitkräfte. Wohl aber erklärt ſich dieſe Thatſache ſehr gut, wenn der franzöſiſche König das deutſche Reich gewinnen wollte. Auch war die öffentliche Meinung jener Zeit über dieſe Abſicht Karl's VI. und über den Zuſammenhang ſeines Zuges mit dem Städtekrieg nicht im Mindeſten im Zweifel *).

---

*) Chronik von Königshofen, nach der Ausgabe von Schilter. S. 351. „Diſſes Küniges Volk von Frankrich entſoſſent etliche Herren und Städte gar ſehr, und meinten, er wäre darum ins deutſche Land kummen, daß er wollte ſie bezwingen und Römiſch Künig werden. Auch forchtent etliche Städte des Bundes, ſit derſelbe von Frankrich hette Herzog Stephans Tochter zu der Ebe, daß er demſelben Herzogen, ſien Schweher, und der Herrſchaft von Baiern würde zu Hülf kommen wider die Städte.“ Später zog allerdings Karl VI., nachdem er Friede mit den Herzogen von Jülich und Geldern geſchloſſen, wieder ab.

Zugleich ſuchten die Fürſten, König Wenzeln in ſeinem eigenen Lande und unter ſeiner eigenen Familie Zwiſtigkeiten und Unruhen zu erzeugen, damit er abgehalten werde, den Städten gegen die Fürſten mit ſeiner ganzen Macht zu Hülfe zu kommen. Einmal erhob der böhmiſche Adel, der unter Karl IV. und noch unter Wenzel das Räuberhandwerk gänzlich verlernt zu haben ſchien, wieder ſein Haupt und beunruhigte dergeſtalt die öffentliche Sicherheit, daß Wenzel alle ihm zu Gebote ſtehenden Streitkräfte nöthig hatte, um über die Unruheſtifter Herr zu werden. Die Dämpfung dieſer Unruhen koſtete ihm immerhin den größten Theil des Sommers, und während deſſen war nicht daran zu denken, daß er den Städten thätige Hülfe leiſten konnte. Zu dieſen böhmiſchen Wirren kam aber noch eine andere höchſt unangenehme Verwicklung unter den Lützelburgern ſelber. Wir haben früher angegeben, daß Wenzel's Bruder Sigmund die Mark Brandenburg erbte, und durch ſeine Verlobung mit einer ungariſchen Prinzeſſin auch die Anwartſchaft auf den ungariſchen Thron. Im Jahre 1382 ſtarb nun Ludwig der Große, König von Ungarn und Polen, Sigmund's Schwiegervater, und im Jahre 1386 fand die Vermählung zwiſchen Sigmund und ſeiner Braut Marie ſtatt. Allein wiederholt hinderten ihn die Ränke ſeiner Schwiegermutter, der Königin Eliſabeth, ſowie die Partei des Königs Karl von Neapel daran, in Ungarn die Regierung zu übernehmen. Er hatte mit den größten Hinderniſſen zu kämpfen, bis es ihm endlich 1387 gelang, von den Ungarn als König anerkannt zu werden. Dieſe Kämpfe koſteten Sigmund vieles Geld, welches er von ſeinem reichen, aber geizigen Vetter, dem Markgrafen Joſt von Mähren entlieh. Dieſer verlangte natürlich ein Unterpfand für ſein Darlehen, und Sigmund verſetzte ihm zunächſt denjenigen Theil von Ungarn, welcher an Mähren ſtieß. Nachdem er aber König von Ungarn geworden, ſo verlangte die Nation, daß er die verſetzten Stücke wieder frei mache. Joſt ging auf die Herausgabe derſelben ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß er — da von einer Heimzahlung der Schuld im Augenblicke keine Rede ſein konnte — ander-

---

Allein um dieſe Zeit (es war im Herbſt 1388) brauchten die baieriſchen Herzoge die franzöſiſche Hülfe nicht mehr, indem ſie bereits König Wenzel auf ihre Seite gebracht hatten.

weitig entſchädigt wurde: er verlangte nichts Geringeres, als die Abtretung der Mark Brandenburg. Sigmund in ſeiner Geldloſigkeit, gedrängt von den Ungarn, deren Treue er nicht verſcherzen durfte, ſah keinen anderen Ausweg, als dieſe Forderung zu bewilligen. Aber er konnte allein über das Schickſal der Mark nicht entſcheiden; denn nach Karl's IV. letztem Willen hatte Wenzel nach Sigmund die nächſte Anwartſchaft auf dieſelbe, er war gewiſſermaßen Miteigenthümer der Mark, und ohne ſeinen Willen durfte ſie weder verkauft noch verpfändet werden. Joſt drang alſo in Wenzel — es war in den erſten Monaten des Städtekriegs — ſeine Zuſtimmung auszuſprechen. Sollte aber Wenzel eine ſo wichtige Beſitzung, wie die Mark Brandenburg war, ſeinem Hauſe entfremden? Jetzt noch dazu, wo bei den großen Planen, die er vor hatte, ihm eine große Hausmacht nöthiger war, wie je? Man ſieht: Joſt's Forderung kam ſehr zur ungelegenen Zeit: und er ließ ſich durch nichts beſtimmen, dieſelbe fallen zu laſſen. Die Vermuthung liegt ſehr nahe, daß dieſe Dinge mit dem Städtekriege zuſammenhingen. Joſt ſtrebte nach der römiſchen Krone ſchon damals: möglich, daß zwiſchen ihm und den Fürſten Unterhandlungen gepflogen wurden, und daß dieſe ihm die Krone verſprachen, wenn er ſich verbindlich mache, ſeinem Vetter Wenzel Verlegenheiten zu bereiten. Wäre Wenzel auf Joſt's Forderung nicht eingegangen, ſo hätte er ſich vielleicht offen auf die Seite der Fürſten geſchlagen. Und Wenzel muß ſeinen Vetter Joſt ſehr gefürchtet haben; denn ſchließlich bewilligte er Alles, was er verlangte. Unter dem 15. April 1388 verzichtete er auf die Anwartſchaft auf die Mark Brandenburg und theilte dies den märkiſchen Ständen mit. Zugleich aber ließ er ſich von ſeinem Bruder Sigmund und ſeinem Vetter Joſt verſprechen, ihm mit ihrer ganzen Macht zu helfen, wenn er etwa gegen ſeine Feinde, die Herzoge von Baiern, zöge oder von ihnen angegriffen würde. Wenzel alſo erkaufte die Freundſchaft ſeines Vetters durch die Abtretung der Mark. Uebrigens glaubte dieſer letztere, wie es ſcheint, die verzweifelte Lage Wenzel's noch beſſer ausbeuten zu müſſen: er verlangte von ihm auch noch die Abtretung des Herzogthums Lützelburg, das Wenzel ſeit 1382 zugefallen war. Die näheren Umſtände ſind uns unbekannt: nur ſoviel iſt gewiß, daß Wenzel in der That das Herzogthum an den Markgrafen Joſt abgetreten hat, und zwar noch im Jahre 1388. Trotz alle dem finden wir aber nicht, daß Joſt Wenzeln gegen die Herzoge von Baiern Hülfe geleiſtet, ihm Kriegsvölker zugeſchickt habe und dergleichen.

Während nun Wenzel auf die angegebene Weiſe abgehalten wurde, thatkräftig gegen die Fürſten voranzugehen und die Kriegsmacht der Städte zu verſtärken, ſuchte man dieſe dadurch zu ſchwächen, daß man verrätheriſche Verbindungen unter ihnen einleitete. In den meiſten Städten des Bundes gab es demokratiſche Verfaſſungen. Die Geſchlechter aber konnten den Verluſt ihrer Vorrechte nicht ſo leicht verſchmerzen und verſuchten von Zeit zu Zeit Gegenumwälzungen: es kam nicht ſelten vor, daß ſie ſich zu dieſem Zwecke mit dem Landadel verbanden. Kein Zeitpunkt ſchien aber paſſender zu ſein, wie der jetzige, wo die Städte in den Krieg mit den Fürſten verwickelt waren, eine Verfaſſungsveränderung im ariſtokratiſchen Sinne durchzuſetzen. Die Partei der Geſchlechter durfte ſich nur mit den Fürſten verbinden, wie ſie ſo oft mit dem Landadel ſich verbunden hatte. Bereits in den Zeiten des großen Städtebundes von 1381—1387 kommen dergleichen Erſcheinungen vor: in der Regel wurden freilich die Abſichten der Geſchlechter noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt: mitunter gewannen ſie aber auch Erfolge. Es lag nun nichts ſo nahe, als daß die Fürſten in dem gegenwärtigen Augenblicke ſich mit der unterdrückten ariſtokratiſchen Partei in den Städten in Verbindung ſetzten, um ſie zur Empörung oder zur Verrätherei zu verleiten. Daß es ihnen hie und da gelungen ſein mochte, davon werden wir ſpäter ein Beiſpiel mittheilen. Noch entſchiedener aber waren ihre Erfolge in dieſer Beziehung bei den ſtädtiſchen Söldnern. Die ſtädtiſche Kriegsmacht war nämlich aus zwei ſehr verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt: den einen bildeten die Bürger, den andern die Söldner. Und die Letzteren überwogen an Zahl die Bürger von der Zeit an, wo die Städte größere Kriegsunternehmungen ausführten. Namentlich im Städtekrieg beſtand der größte Theil der ſtädtiſchen Kriegsmacht aus Söldnern. Die Söldner kämpften aber nur für Geld, nicht für ihre Ueberzeugung, für die Freiheit und für den eigenen Herd. Sie waren daher an ſich nicht ſehr zuverläſſig. Es kam hinzu, daß die meiſten dieſer Söldner dem Adel angehörten, und zwar nicht immer demjenigen Theil des Adels, welcher aus freiem Antriebe die Sache der

Städte ergriffen: ja nicht ſelten ereignete es ſich, daß Edelleute, die früher die ärgſten Raubritter geweſen und mit den Städten ſelber in den heftigſten Fehden gelegen, nachher in ihren Sold traten, ohne daß man nachweiſen könnte, daß ein ſolcher Schritt das Ergebniß einer Sinnesänderung geweſen wäre. Es läßt ſich denken, daß ſolche Leute der Beſtechung nicht unzugänglich geweſen ſind, beſonders wenn ſie von den Standesgenoſſen oder von den Höhergeſtellten ausging. Die Städte müſſen auch in dieſer Beziehung noch vor dem Städtekrieg nicht ſehr erfreuliche Erfahrungen gemacht haben. Sie fanden es für nöthig, gegen die Feigheit und den Ungehorſam der Söldner äußerſt harte Beſtimmungen zu erlaſſen*). Im Städtekrieg ſelber aber fallen von Seite der ſtädtiſchen Söldner ſo viele Unordnungen und Nachläſſigkeiten vor und die Chroniken der Städte äußern ſich mit ſo viel Aerger über die Hauptleute derſelben, die manche Schlappe verſchuldet**), daß man wohl nicht mit Unrecht ſchließen darf, dies ſei mehr als Zufall geweſen. Daß aber beſonders Hauptſchlachten durch Verrath der ſtädtiſchen Söldnerhauptleute verloren gegangen ſind, werden wir ſpäter noch ſehen.

Während dieſer Umtriebe der Fürſten wurden die Unterhandlungen zwiſchen ihnen und den Städten fortgeſetzt, und inzwiſchen ruhten die Waffen länger als zwei Monate. Dann that der Pfalzgraf Ruprecht, der, wie wir geſehen, zum Schiedsrichter ernannt worden war, einen Ausſpruch, der ſcheinbar zu Gunſten der Städte lautete. Darnach ſollten alle Gefangenen freigegeben werden, die Herzoge ſollten die weggenommenen Waaren wieder herausgeben und den Schaden für die, welche nicht mehr vorhanden waren, mit zwölftauſend Gulden erſetzen. Die Herzoge von Baiern erklärten ſich mit dieſem Ausſpruch einverſtanden, auch die Kaufleute und die

---

*) In dem Bundesbrief des Städtebundes und der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen vom Jahre 1385 kommt folgende Stelle vor (bei Lehmann Speierer Chronik. S. 750.) „Item ſoll auch eine jegliche Stadt vorſorgen, daß ihre Diener alle Ordnungen halten und ihren Hauptleuten gehorſam ſein, und daß auch fürbaß Niemand mehr von dem Banner fliehe, und wer der Stück eins überführ, daß des Leib und Gut derſelben Stadt verfallen ſei, und auch weder er noch ſein Weib und Kind in die Stadt noch in kein Reichsſtadt ewiglich nimmermehr kommen ſoll“.

**) Beſonders die Augsburger Chronik von Zeng.

Nürnberger waren damit zufrieden. Aber die mißtrauiſchen ſchwäbiſchen Städte, denen überhaupt die ganze Friedenshandlung nicht behagt zu haben ſcheint, und welche die eigentliche Abſicht der Fürſten durchſchaut haben mochten, hatten allerlei dagegen einzuwenden: namentlich, daß nicht eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt worden ſei, binnen welcher die Entſchädigungsſumme von den Herzogen von Baiern entrichtet ſein müßte. Pfalzgraf Ruprecht erbot ſich zwar zum Bürgen für ſechstauſend Gulden: aber auch damit waren die Städte nicht zufrieden. So zerſchlugen ſich denn die Unterhandlungen. Wie gerechtfertigt aber das Mißtrauen der ſchwäbiſchen Städte geweſen, erwies ſich ſofort aus der Handlungsweiſe der baieriſchen Herzoge, indem ſie noch während des Waffenſtillſtandes wiederum Waaren von den Nürnbergern und anderen Städten des Bundes wegnahmen. Die Herzoge begannen alſo die Feindſeligkeiten ihrerſeits von Neuem, da ſie ſich jetzt ſtark genug glaubten, es mit den Städten aufnehmen zu können.

Die nächſten Kriegshandlungen liefern nun eine Reihe von Verräthereien, aus denen hervorgeht, daß die Fürſten unterdeſſen ihre Zeit ſehr gut angewendet. So übergab Weiland Schwelcher, ein Ritter, welcher 1386 Bürger der Stadt Augsburg geworden, die Feſte Wolfsberg, die er nur den Augsburgern zu öffnen verſprochen, an die Herzoge von Baiern. Der Biſchof von Augsburg beging an den Bürgern dieſer Stadt eine noch auffallendere Verrätherei. Die Augsburger erwarteten von Italien her eine große Sendung von Waaren, unter andern viel welſchen Wein. Dieſe Waaren ſollten den Weg über Füſſen nehmen, welches Städtchen dem Biſchof von Augsburg gehörte. Da nun aber der Krieg mit den Herzogen von Baiern wieder ausgebrochen war, ſo ſchien es den Augsburgern nicht rathſam, dieſe Waaren weiter befördern zu laſſen. Sie fragten alſo beim Biſchof von Augsburg, mit dem ſie noch ganz im Frieden waren, an, ob er die Waaren einſtweilen in Füſſen aufnehmen und dort in Sicherheit bringen wolle. Der Biſchof verſtand ſich gerne dazu und gab den Augsburgern noch die Verſicherung, daß ſie ganz ohne Sorge ſein dürften. Kaum aber waren die Waaren in Füſſen, ſo verſtändigte er ſich mit dem Herzog Stephan, ſagte den Augsburgern ab und theilte ſich mit Jenem in die Waaren. Die Augsburger rächten ſich dann freilich dadurch, daß ſie die biſchöflichen

Palläſte in Augsburg zerſtörten: damit war ihnen aber ihr Schaden nicht erſetzt.

Uebrigens waren die Augsburger im Ganzen doch wieder im Vortheil, indem ſie viele Burgen brachen und Dörfer zerſtörten. Freilich ein großer Erfolg war bei dem kleinen Kriege, wie er damals geführt wurde, nicht zu erwarten. Endlich jedoch gaben die Herzoge von Baiern durch eine bedeutende Unternehmung den Städten eine erwünſchte Gelegenheit, einen großen Schlag auszuführen. Mitte Juli 1388 rückten nämlich die Herzoge mit großer Kriegsmacht und einem ſtattlichen Belagerungszeug vor die Stadt Kaufbeuern, welche ſie zu erſtürmen gedachten. Die Städte hatten nicht ſobald dieſes vernommen, als ſie ein großes Heer in Memmingen zuſammenbrachten. Dieſes Heer ſollte zum Entſatze Kaufbeuerns heranrücken, zugleich ſollten die Augsburger von der andern Seite heranziehen. Auf dieſe Weiſe wäre das baieriſche Heer zwiſchen zwei Feuer gekommen und konnte gänzlich vernichtet werden. Auch die Gefangennahme ſämmtlicher baieriſcher Fürſten — es befanden ſich außer den Herzogen auch noch der Pfalzgraf Ruprecht der Jüngſte dabei — ſtand in Ausſicht. Unterdeſſen beſchoſſen die Herzoge die Stadt und ſtürmten mehrere Tage. Allein die tapferen Einwohner ſchlugen alle Angriffe ab und brachten den Baiern große Verluſte bei. So dauerte die Belagerung ſieben Tage, und das fürſtliche Heer war bereits entmuthigt. Das heranrückende Memminger Heer hätte die Niederlage der Fürſten vollendet. Da wurden ſie aber noch zu rechter Zeit benachrichtigt. Sie hoben alſo die Belagerung auf, und zwar in ſo großer Eile, daß ſie alles Belagerungszeug zurückließen. Sie nahmen indeß den Weg merkwürdiger Weiſe gegen Augsburg und verwüſteten das Gebiet ringsum, ohne daß ihnen Einhalt gethan worden wäre. Auch einige feſte Schlöſſer in der Umgegend nahmen ſie ein. Die Bürger von Augsburg brannten vor Begier, auszufallen und ſich mit dem Feinde zu meſſen, wie auch die halbe Stadt zum Zuge gegen Kaufbeuern bereit geweſen war. Aber die damaligen Bürgermeiſter Rüdiger Rappold und Hans Fend verboten jede kriegeriſche Bewegung: Niemand durfte die Stadt verlaſſen. Die Augsburger Chroniken ſind über dieſe Vorfälle etwas dunkel: offenbar wiſſen ſie viel mehr, als was ſie ſagen. Aber zwei Dinge verſchweigen ſie nicht, die von Bedeutung ſind: nämlich, daß das Verfahren der Bürgermeiſter ehrlos und treulos geweſen ſei, und zweitens, daß die Stadt Augsburg von ihrer damaligen Haltung großen Spott und Schande geärntet habe*). Hält man damit zuſammen, daß die beiden Bürgermeiſter den Geſchlechtern angehörten, ſo ergibt ſich folgender Zuſammenhang. Die Fürſten erhielten die Nachricht von dem beabſichtigten Ueberfall des ſtädtiſchen Heeres wahrſcheinlich von Augsburg her: zugleich aber auch, daß die Augsburger durch ihre Regierung gehindert wurden, den Auftrag, der ihnen geworden war, nämlich ebenfalls gegen das fürſtliche Heer heranzurücken, auszuführen. Deßhalb konnten die Fürſten ohne viel Gefahr den Weg gegen Augsburg nehmen. Sie konnten nun freilich noch vom Memminger Heer verfolgt werden, und es war, hätte dieſes ſtattgefunden, immerhin noch die Möglichkeit vorhanden, ſie bei Augsburg zwiſchen zwei Feuer zu nehmen und aufzureiben. Aber das Memminger Heer, von dem uns übrigens die Chroniken nichts weiter berichten, war wahrſcheinlich durch die Unthätigkeit der Augsburger verblüfft und beeilte ſich nicht ſehr, den Fürſten auf dem Fuße zu folgen. So entgingen dieſe der drohenden Gefahr und fügten nebenbei der Stadt Augsburg großen Schaden zu. Nachher mochten die Bundesſtädte das Mißlingen des Anſchlages auf die Fürſten der Haltung der Stadt Augsburg zuſchreiben, und mit Recht, und ſie bitter darüber tadeln. Das Verfahren der beiden Bürgermeiſter bleibt aber unerklärlich, wenn man nicht annehmen will, daß ſie zu den Herzogen von Baiern in Beziehungen geſtanden haben.

Nachdem nun der Anſchlag auf die Herzoge von Baiern mißlungen war, beſchloſſen die Städte, mit aller Macht auf den Grafen Eberhard von Würtemberg zu fallen, und ihn wo möglich zu vernichten. Eberhard hatte gleich beim Beginne des Kriegs ſeinen Sohn Ulrich den Herzogen von Baiern wider die Städte zu Hülfe geſchickt. Dann befehdete er die Städte Reutlingen und Eßlingen und bedrängte ſie ſehr. Er war alſo in offenem Kriege mit den Städten, und dieſe konnten ihn demnach mit Fug und Recht überziehen. Die Bedeutung eines erfolgreichen Zuges gegen Eberhard lag aber am Tage: denn er war von jeher der heftigſte und gefährlichſte Feind der ſchwäbiſchen Städte geweſen. Außerdem ſtand er damals nicht allein: ſondern es hatten ſich mit ihm die Markgrafen von Baden und die Pfalzgrafen am Rhein verbunden, ſo wie der größte Theil der ſchwäbiſchen Grafen, die mit ihrer Kriegsmacht ihm zu Hülfe gezogen waren. Gelang es den Städten, ihnen eine Niederlage beizubringen, ſo war dadurch ein beträchtlicher Theil des ihnen feindlichen Fürſtenthums geſchlagen. Anfang Auguſt brachen alſo die Städte mit einem großen Heere in Würtemberg ein und verwüſteten das Land von allen Seiten. Endlich kam es am 23. Auguſt 1388 bei Döffingen zu einer großen Feldſchlacht. Die Heere der beiden ſtreitenden Mächte mochten ſo ziemlich einander gleich an Stärke ſein. Auf Seite des Grafen von Würtemberg ſtanden der Markgraf Rudolf von Baden, der Pfalzgraf Ruprecht der Alte, die Grafen von Löwenſtein, Zollern, Werdenberg, Oettingen, Helfenſtein, Katzenellenbogen und eine Menge anderer Grafen und Herren. Im Anfange neigte ſich der Sieg auf die Seite der Städte: der Sohn Eberhards, Ulrich, wurde erſchlagen, und mit ihm gegen ſechzig Grafen und Herren: ſchon begann das Heer der Fürſten zu wanken. In dieſem entſcheidenden Augenblicke ging der Sieg für die Städte durch Verrath verloren. Der Graf von Würtemberg hatte nämlich vorher den Anführer der Nürnberger Söldner, einen Grafen von Henneberg, und wahrſcheinlich auch die Hauptleute der rheiniſchen, beſtochen. Wie er nun jetzt das verabredete Loſungswort ausſprach: „Seht! die Feinde fliehen!“ ſo wandte ſich der Graf von Henneberg mit ſeinen Leuten zur Flucht, und zugleich auch die rheiniſchen Söldner. Die Bürger der Städte ſuchten zwar das Treffen noch zum Stehen zu bringen, und wehrten ſich verzweifelt: viele ſtarben hier den Heldentod, wie der Anführer der Städte, Konrad Beſſerer, Bürgermeiſter von Ulm: aber Alles war umſonſt. Bald ergriff der Schrecken das ganze ſtädtiſche Heer. In dieſem Augenblick wurden die Fürſten auch durch neue Schaaren verſtärkt, die Flucht der Städte wurde allgemein. Sie erlitten eine vollkommene Niederlage. Gegen tauſend Mann wurden erſchlagen, ſechshundert gefangen.

---

*) Zengg Augsburger Chronik bei Oefele scriptores rerum Boicarum. I., 261. „Nun ſoll man wiſſen, daß auch daſſelb Mal waren Burgermeiſter Rapoldt und Hans Fend mit lützel Treuen und wenig Ehren und waren verzagt, deſto waren die Städte alle deſto verzagter. Darum mußte die ehrwürdige Stadt oft und dick groß Spott und Schaden empfahen und haben, ſo man billig Ehr und Nutz gehabt ſollte haben."

So groß aber auch der Verluſt der Städte bei Döffingen war, — denn mit dieſer Niederlage büßten ſie nicht nur einen großen Theil ihrer beſten Streiter ein, ſondern ſie mußten nunmehr den Gedanken der Vernichtung der Grafen von Würtemberg aufgeben, und wie der Muth der Fürſten geſtiegen war, ebenſo ſank in der öffentlichen Meinung die Bedeutung der Städte, deren Ruf von Unüberwindlichkeit, den ſie ſeit etwa eilf Jahren gewonnen, nunmehr wieder zerrann — ſo war doch keineswegs Alles verloren. Auch dachten die Städte ſelber nicht daran, Alles verloren zu geben. Vielmehr ſtärkten ſie ihre Kräfte, rüſteten neue ebenſo zahlreiche Heere aus, wie das bei Döffingen geſchlagene, und errangen ſogar wieder Erfolge.

Zunächſt in Franken. Hier wollten die Fürſten den Abzug der Streitkräfte der Reichsſtädte nach Würtemberg benutzen, um über die Städte herzufallen und ſie zu demüthigen. Es war dies wohl ein mit den rheiniſchen und ſchwäbiſchen Fürſten verabredeter Plan. Anfang Auguſt zogen der Burggraf von Nürnberg mit ſeinen zwei Söhnen, die Grafen von Schwarzburg, Kaſtell, Henneberg, Rineck, die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg und der Markgraf Friedrich von Meißen, den ſeine beiden Oheime, Balthaſar und Wilhelm, dahin geſchickt hatten, mit einer großen Kriegsmacht vor die Reichsſtadt Windsheim. Wäre den Fürſten ihre Abſicht gelungen, ſo würden ſie auch an die anderen Städte gegangen ſein: ſie begannen mit Windsheim, weil das eine kleine Stadt war, und ſie mit ihr am Erſten fertig zu werden hofften. Sie belagerten ſie über ſieben Wochen; aber alle Anſtrengungen der Fürſten, ſie zu erobern oder zur Unterwerfung zu zwingen, ſcheiterten an der heldenmüthigen Tapferkeit der Bürger. Dieſer Mangel an Erfolg war an ſich ſchon einer Niederlage zu vergleichen, da die geſammte Macht des fränkiſchen Herrenthums hier vereinigt war und die Stadt, welche ſie nicht zu bezwingen vermochten, nur einige tauſend Einwohner zählte und ihnen wohl nicht mehr als etwa ſechshundert ſtreitbare Bürger entgegenſetzen konnte. Aber bald kamen für die Fürſten noch andere Verluſte hinzu. Die Nürnberger ſagten nämlich während der Belagerung Windsheims dem Burggrafen von Nürnberg ab und fielen in ſein Gebiet ein, erſtürmten einen großen Theil ſeiner Burgen und Schlöſſer, brannten ſeine Dörfer ab und verheerten ſeine Ländereien. Um dieſem Beginnen Einhalt zu thun, verließ der Burggraf mit ſeinen Schaaren das Heer der Belagerer. Dieſe verſuchten noch am 23. September einen Sturm, wurden aber zurückgeſchlagen, und in dieſem Augenblicke erſchienen auch die Nürnberger, welche zum Entſatz Windsheims herangerückt waren. Das Heer der Fürſten wurde zu ſchimpflichem Abzuge gezwungen. Nun wogte in Franken wie in Baiern der kleine Krieg zwiſchen Städten und Fürſten hin und her. Aber die Letzteren hatten nicht nur keine namhaften Erfolge, ſondern ſie waren offenbar im Nachtheil. Sie verſuchten ſpäter noch mehrmals die eine oder die andere Stadt, wie Rotenburg und Weißenburg zu überrumpeln, aber vergebens, ſie erlitten vielmehr dabei Verluſte.

Aber indeſſen hatten ſich für die Städte die Verhältniſſe nach einer andern Seite hin verſchlimmert. Der König Wenzel wandte ſich nämlich von den Städten ab. Dieſe Sinnesänderung war das Ergebniß der unabläſſigen Bemühungen der Fürſten, namentlich des Herzogs Friedrich von Baiern, der dem König Monate lang nachritt, um ihn auf die Seite der Fürſten herüberzuziehen und nicht eher nachließ, bis er ſeinen Zweck erreicht hatte. Wenzel mochte allerdings die Stellung, die er bisher eingenommen, ſeit der Schlacht bei Döffingen verleidet ſein; die vielfachen Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſtellten, die Umtriebe der Fürſten, des Adels, ſeiner eigenen Verwandten, die nur durch einen großen Aufwand von Kraft überwunden werden konnten, waren dem ſchwachen Könige zu viel. Er war der Regierung bereits damals dermaßen überdrüſſig geworden, daß er ſogar damit umging, die römiſche Krone niederzulegen. Unter ſolchen Umſtänden war an eine Fortſetzung ſeiner bisherigen Staatskunſt nicht mehr zu denken, und er war daher geneigt, auf die Anſichten des Herzogs Friedrich einzugehen. Den Fürſten konnte aber nun nicht mehr daran gelegen ſein, daß Wenzel abdankte: vielmehr mußten ſie wünſchen, daß er noch an der Regierung bliebe, um ihre Abſichten hinſichtlich des Städtekriegs zu fördern. Ich glaube daher, daß es insbeſondere die Fürſten geweſen ſind, welche Wenzel von der Ausführung ſeines Vorhabens, abzudanken, abhielten. Dies ſollte dem Könige zugleich ein Beweis für ihre wohlwollenden Geſinnungen gegen ihn ſein. Und damit er darüber gar nicht mehr in Zweifel ſei, ſo boten ihm die baieriſchen Herzoge ihre Nichte, die Tochter des Herzogs Johann von München, zur Frau an, da Wenzel Wittwer geworden. In der That erfolgte 1389 die Vermählung. Und nun handelte Wenzel ganz, wie die Fürſten wünſchten. Bereits am 18. Oktober 1388 ſchickte er an die rheiniſchen Städte den Befehl, von ihrem Kriege gegen den Pfalzgraf Ruprecht am Rhein abzuſtehen, und am 2. November ermahnte er den Erzbiſchof von Salzburg, der inzwiſchen wieder die Freiheit erhalten hatte, die Befehdung der Herzoge von Baiern zu unterlaſſen.

Durch den Abfall Wenzels wurde allerdings der Sache der Städte ein ſchwerer Schlag verſetzt. Aber deßhalb war ſie noch lange nicht verloren. Sie konnten ihre Plane verfolgen, auch ohne die Hülfe des Kaiſers. Aber dann mußten ſie ſo raſch wie möglich vorangehen, und durch eine Reihe von glücklichen Erfolgen die Fürſten der Vernichtung nahe bringen. In dieſem Falle konnten ſie entweder darauf rechnen, daß Wenzel ſich ſchließlich wieder zu ihnen wendete, oder ſie konnten einen andern König auf den Thron heben, welcher entſchiedener auf ihre Plane einging und zuverläſſiger war. Bei der gegenwärtigen Sachlage aber und nach den bisherigen Erfahrungen war zu bezweifeln, ob die Städte für ſich allein und im Widerſpruche mit dem Willen des Königs Kraft genug beſaßen, die nothwendigen Erfolge zu erringen. Sie bedurften dazu noch mächtiger Bundesgenoſſen. Aber wo ſollten ſie dergleichen finden? Mit den weltlichen Fürſten und mit dem Herrenthum waren ſie im Streit: der König hatte ſich ihnen abgewendet. Es blieb nichts übrig, als ein Bund mit den Kirchenfürſten. Freilich: auch gegen die Kirche, wie wir oben geſehen, waren ihre Plane gerichtet, und ein Theil der Biſchöfe hatte ſogar mit den weltlichen Fürſten gemeinſame Sache wider ſie gemacht. Ein Bund der Städte mit den Kirchenfürſten konnte daher nur dann ſtattfinden, wenn letztere ſelbſt auf die kirchlichen Plane der Städte mehr oder minder eingegangen wären. Dann freilich konnten dieſe um ſo viel leichter auf Verwirklichung rechnen. Nun finden wir in der That, daß die Städte unmittelbar nach Wenzels Abfall ſich mit einem der einflußreichſten und mächtigſten deutſchen Kirchenfürſten verbanden, und die beſonderen Umſtände, die dabei in Betracht kommen, laſſen darauf ſchließen, daß man zugleich auf jene angedeuteten kirchlichen Plane der Städte Rückſicht genommen habe. Am 30. Oktober 1388 ſchloſſen nämlich die drei Städte Mainz, Worms und Speier ein Bündniß mit dem Erzbiſchof Adolf von Mainz zu gegenſeitigem Schutz und Trutz. In dieſem Bündniß verpflichteten ſich der Erzbiſchof und die drei Städte gegenſeitig unter Anderem, daß ſie dem König Wenzel nicht Folge leiſten wollen, wenn dieſer eine von den vertragenden Mächten wider die andern zum Kriegszug auffordern ſollte; ferner erklärten die Städte, daß ſie bereit ſeien, jeden als König anzuerkennen, den der Erzbiſchof mit noch zwei anderen Kurfürſten wählen würde, während Adolf verſprach, bei dem neuen König dahin zu wirken, daß er den Städten ihre Freiheiten nicht nur beſtätige, ſondern ſie noch beträchtlich erweitere. Daß der Erzbiſchof Adolf dazu kommen konnte, auf die weitgehenden ſtaatlichen Plane der Städte einzugehen, erklärt ſich hinlänglich aus ſeinem bisherigen Leben; er befand ſich nämlich, wie wir früher dargethan, mit faſt allen benachbarten Fürſten im Streit, namentlich aber mit den Pfalzgrafen am Rhein. Ein Sturz des ihm feindlichen Fürſtenthums lag daher nicht außer ſeinem Vortheil. Aber höchſt wahrſcheinlich wurde er noch von einem anderen Beweggrund geleitet. Es liegt nahe, daß er bei der beabſichtigten neuen Königswahl einem Manne ſeines Hauſes die Krone zuzuwenden hoffte. War doch auch ſein Ahne deutſcher König geweſen! Und nun iſt es nicht ſo unmöglich, daß auch über dieſen Punkt mit den Städten verhandelt worden iſt, und daß dieſe mit der Erhebung eines naſſauiſchen Grafen ſich einverſtanden erklärt haben. Abgeſehen davon, daß die ſtädtefreundliche Richtung des Königs Adolf ihnen noch in der Erinnerung ſchwebte, ſo gehörte jetzt einer der naſſauiſchen Grafen, Rupert, Landvogt von der Wetterau, zu demjenigen Theile des Adels, der ſich an die Städte angeſchloſſen hatte. Rupert hatte ſich in den großen Städtebund aufnehmen laſſen und verlangte ſogar mehrmals die Hülfe desſelben gegen ſeine eigenen Standesgenoſſen. Wie? wenn ſich auf dieſen die Städte und Erzbiſchof Adolf vereinigt hätten? — Was nun aber die kirchlichen Plane der Städte betrifft, ſo glauben wir zwar nicht, daß Adolf von den Ueberzeugungen erfüllt geweſen ſei, welche die freien religiöſen Parteien jener

Zeit bekannten, aber die kriegeriſche und ſtaatliche Richtung überwog bei ihm ſo entſchieden, daß ſich ſeinen ſtaatlichen Zwecken, wenn es nöthig war, die kirchlichen Geſichtspunkte unterordnen mußten. Zudem befand er ſich in Händeln mit dem Papſte. Adolf war früher Biſchof von Speier geweſen, und wollte dieſes Bisthum, auch nachdem er Erzbiſchof von Mainz geworden, nicht aufgeben. Der Papſt aber ernannte einen andern, Namens Nikolaus von Wiesbaden zum Biſchof, den auch König Wenzel anerkannte. Dem widerſetzte ſich Adolf, und Nikolaus kam auch ſo lange Adolf lebte, nicht in den unbeſtrittenen Beſitz des Bisthums. Dieſe Streitfrage, wobei der eigene Vortheil ſo ſehr mit ins Spiel kam, konnte Adolf leicht beſtimmen, ſich an irgend eine gegenpäpſtliche Partei anzuſchließen. Und auf ſolche Geſinnungen Adolfs laſſen auch die Andeutungen mancher Chroniken ſchließen, namentlich der Mainzer, welche, ſehr kirchlich geſinnt, natürlich auf das Heftigſte gegen den Städtebund erbittert, aber nicht minder übel auf den Erzbiſchof Adolf zu ſprechen iſt, deſſen zweideutiges Verhältniß zu den Städten ſie insbeſondere tadelnd hervorhebt. — So bedeutend und einflußreich nun aber auch das Erzſtift Mainz war, ſo war es für ſich allein nicht mächtig genug, um ſolche große Umwandlungen wie die angedeuteten, durchzuführen, wenn es außer den Städten keinen anderen Verbündeten unter den Kirchenfürſten gehabt hätte. Aber es ſcheint in der That, als ob noch andere Biſchöfe geneigt geweſen wären, in dem Sinne Adolfs mit den Städten zu gehen. Den Erzbiſchof von Salzburg kennen wir bereits als Verbündeten der Städte. Zwar war ſein Bund mit dieſen zunächſt blos ſtaatlicher Natur. Aber daß Pilgrin nöthigenfalls auch auf kirchliche Umgeſtaltungen eingegangen wäre, ſchließen wir daraus, daß die Salzburger Chronik, ebenſo, wie die Mainzer, ſehr kirchlich geſinnt, gerade ſo wie jene auf Adolf, ſo dieſe auf Pilgrin ſchlecht zu ſprechen iſt. Freie religiöſe Ueberzeugungen dürfen wir bei Pilgrin ſo wenig, wie bei Adolf vorausſetzen: er ſtand aber ebenfalls mit dem Papſte nicht gut, er hatte ſich öfters den Steuerforderungen des päpſtlichen Hofes auf das Entſchiedenſte widerſetzt, und ſtieß mit dieſem auch wegen der Beſetzung mehrerer Bisthümer in ſeiner Diöceſe zuſammen. Dieſe beiden Erzbiſchöfe konnten nun ſchon etwas ausrichten, aber außer ihnen muß es, wie wenigſtens die Chroniken andeuten, noch mehr Kirchenfürſten gegeben haben, die mit den Städten zu gehen bereit waren *). Sind nun unſere Vermuthungen richtig, ſo war es im Plane, unmittelbar nach Wenzels Abfall in Verbindung mit mehreren Kirchenfürſten große ſtaatliche und kirchliche Umwandlungen mit Gewalt durchzuſetzen. Dieſe wären in Folgendem beſtanden: Sturz Wenzels und Erhebung eines entſchieden ſtädtefreundlichen Fürſten auf den deutſchen Thron, der die Verfaſſung Deutſchlands im demokratiſchen Sinne durchzuführen bereit war; Sturz der weltlichen Fürſten; Veränderung des Verhältniſſes zu Rom, Erhebung des Erzbiſchofs von Mainz zum Oberhaupte der deutſchen Kirche; Feſtſtellung eines geordneten Verhältniſſes der deutſchen Kirchenfürſten zur Reichsregierung.

Das Bündniß mit Adolf von Mainz hatten zwar nur die drei rheiniſchen Städte unterſchrieben. Sicherlich aber waren ſie vom ganzen Bunde dazu ermächtigt und handelten in ſeinem Auftrage. In Folge dieſes Bündniſſes wurde ein neuer Feldzugsplan entworfen. Nun ſollten ſich nämlich die Städte mit aller Macht auf die rheiniſchen Fürſten werfen, beſonders auf die Pfalzgrafen. Hier von dem Erzbiſchof Adolf unterſtützt, konnte vielleicht das gelingen, was in Baiern und Schwaben geſcheitert war. In der That brachten die Städte wieder ein großes Heer zu Stande, welches ſich um Martini 1388 bei Windsheim verſammelte, um an den Rhein zu ziehen. Alle Städte in Schwaben und Franken ſchickten ihre Kriegsvölker dazu und die Nürnberger allein ſtellten vierhundert Lanzen und eintauſendfünfhundert Fußgänger.

Aber noch vor dem Abzuge dieſes großen Heeres erlitten die rheiniſchen Städte bei Worms eine ſchwere Niederlage von den Pfalzgrafen. Am Rhein war es bis zum Herbſt ziemlich ruhig geweſen. Dann aber fingen die Straßburger mit den Markgrafen von Baden

---

*) Die Mainzer Chronik bei Schaab Geſch. des rheiniſchen Städtebundes I. 365 ſagt beim Städtekrieg: In his omnibus Adolphus, Maguntinus episcopus, dissimulando et alii episcopi supersederunt, videntes finem sive expectantes. Trithemius, der zwar etwa ein Jahrhundert ſpäter ſchrieb, aber in der Lage war, aus guten kirchlichen Quellen zu ſchöpfen, ſagt in dem chronicon Hirsaugiense ad an. 1380 beim Städtekrieg: cives regni Germanici pene omnes circa Rhenum in Suevia et in Francia orientali caput sequentes Pilgrinum Salzburgensium episcopum et quosdam alios pontifices etc.

zu kriegen an, und die andern rheiniſchen Städte mit den Pfalzgrafen. Dies ſollte zunächſt Rache ſein für die Hülfe, welche dieſe Fürſten dem Grafen von Würtemberg in der Schlacht bei Döffingen geleiſtet. Aber erſt nach dem Abſchluſſe des Bündniſſes mit Erzbiſchof Adolf unternahmen die Städte Mainz, Worms, Speier, Frankfurt umfangreichere feindliche Bewegungen gegen die Pfalzgrafen. Sie fielen in ihr Land und verheerten Alles auf das Gräulichſte. Daß ſie nicht auf das große Bundesheer, das ſich in Franken geſammelt, gewartet, hatte ſeinen Grund wohl darin, daß ſie ſich ſtark genug wähnten, um einſtweilen die Feindſeligkeiten zu beginnen, und dann mochten ſie wohl auch auf die Unterſtützung Adolfs rechnen. Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer ſeine Schaaren mit denen der Städte vereinigt habe*). Dieſes Heer der Städte wurde aber von dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Jüngeren und dem Grafen von Sponheim unvermutheter Weiſe überfallen — wie es ſcheint, war auch hier Verrath im Spiel**) — und gänzlich geſchlagen. Vierhundert wurden getödtet, über dreihundert gefangen, ſechzig davon, wahrſcheinlich geringere Bürger, welche kein Löſegeld zahlen konnten, wurden von dem Pfalzgrafen lebendig in einen

---

*) Wenigſtens ſagt dies eine Chronik, die Augsburger von Zengg, welche ſogar das Treffen bei Worms nur zwiſchen den Leuten der Biſchöfe von Mainz und Worms (auch letzterer war demnach im Bunde geweſen) und zwiſchen den Schaaren der Pfalzgrafen ſtattfinden läßt.

**) Eine Andeutung gibt das Chronicon Norimbergense bei Oefele: scriptores rerum Boicarum I. 324. Demnach hätte das Heer Kundſchafter ausgeſchickt, die ſeien aber nicht zurückgekommen. Das Heer ſelber ſei dann in kleineren weit von einander entfernten Abtheilungen vorwärts gegangen, und ſo in einem Hohlwege von den Feinden überraſcht und angefallen worden. Eine ſolche Unvorſichtigkeit von den Hauptleuten iſt kaum begreiflich, wenn ſie nicht eine andere Abſicht dabei hatten. Die kurz darauf folgende Unthätigkeit der Städte gegenüber den Fürſten, die ihr Gebiet verheerten, obſchon jene noch genug Kriegsvölker hatten, um das zu verhindern, — wie man ſieht, dieſelbe Erſcheinung wie bei Augsburg — läßt auch auf Manches ſchließen. Es wird nicht blos das Ergebniß der Entmuthigung geweſen ſein, ſondern ſie fürchteten in ihrem eigenen (Söldner-)Heere den Verrath. Von großer Bedeutung iſt auch die ganz verſchiedenartige Behandlung, welche die Fürſten den gefangenen Söldnern, meiſt Ritter und Edelknechte, und den eigentlichen Bürgern, angedeihen ließen. Letztere wurden meiſtens niedergemacht, erſtere aber anſtändig behandelt und nach einiger Zeit wieder freigegeben; allerdings gegen Löſegeld.

Ziegelofen geworfen und dort verbrannt. „Ihr habt, rief er ihnen mit barbariſchem Witze zu, auf mich gebrannt bei Nacht, ſo will ich ehrlicher thun und euch bei Tage brennen." Nach dieſem Siege zogen die Pfalzgrafen vor die Stadt Mainz, verheerten das Gebiet ringsum und verbrannten mehrere Dörfer. Ebenſo machten ſie es mit Worms und Speier. Nirgends wurde ihnen Widerſtand geleiſtet, obſchon dieſe Städte noch über genug Kriegsvölker zu gebieten hatten.

Dieſe Niederlage war von noch entſcheidenderen Folgen, wie die bei Döffingen. Der große Kriegsplan der Städte wurde nun aufgegeben. Wahrſcheinlich kam die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Treffens bei Worms, welches einige Tage vor Martini ſtattgefunden hatte, an das Bundesheer der Städte in Franken, und dieſes dachte jetzt nicht mehr daran, den beabſichtigten Zug an den Rhein auszuführen; es begnügte ſich den Aiſchgrund, der dem Burggrafen von Nürnberg gehörte, zu verwüſten und ging dann auseinander. Höchſt wahrſcheinlich hielt es nun aber auch der Erzbiſchof Adolf für klüger, ſich von dem Bunde der Städte zurückzuziehen, um nicht in ihre Niederlage verwickelt zu werden. Denn wir finden ſeitdem keine Spur, welche auf eine thätige Unterſtützung der Städte von ſeiner Seite ſchließen ließe; wohl aber trat er ſpäter als Vermittler zwiſchen Städten und Fürſten auf. Wahrſcheinlich wollte er ſeinen Einfluß wenigſtens auf dem Wege der Verhandlungen zu Gunſten der Städte geltend machen, nachdem die anderen Plane mißlungen waren. Doch war dieſe Verwendung nicht ohne Zweideutigkeit, und bei manchen Verhandlungen bewies er ſich nicht gerade als Freund der Städte. An eine Durchführung der großen Plane war nun nicht mehr zu denken.

Zwar fanden ſich die Städte nach all dieſen Niederlagen nicht bewogen den Frieden zu ſuchen. Vielmehr wurde der kleine Krieg im Lauf des Winters von 1388 auf 1389 in Franken, Baiern, Schwaben und am Rhein mit abwechſelndem Glücke fortgeſetzt. Und vor Regensburg erlitten die Herzoge von Baiern von den tapferen Bürgern eine ſchwere Niederlage, ſo daß ſie gezwungen wurden, die Belagerung aufzuheben. Aber an eine große gemeinſame Kriegsunternehmung des ganzen Städtebundes ſcheint nicht mehr gedacht worden zu ſein, und dann ſehen wir ſelbſt bei den kleineren Kriegsunternehmungen der Städte den Verrath unter ihren Söldnern in einem größeren Maßſtabe überhand nehmen. Endlich, im Mai 1389, nachdem ſchon lange die Friedensunterhandlungen im Gang und faſt abgeſchloſſen waren, unternahmen die Frankfurter noch einen großen Zug gegen die Herren von Kronenberg und ihre Helfer. Aber auch dieſe Unternehmung hatte einen unglücklichen Ausgang. Als die Frankfurter mit dem Heere der Feinde zuſammenſtießen, erfochten ſie im Anfang einen glänzenden Sieg, und nahmen faſt alle Ritter gefangen. Aber auf dem Heimwege wurden ſie bei Eſchborn von den Pfalzgrafen am Rhein überfallen und gänzlich geſchlagen; ein großer Theil gerieth in die Gefangenſchaft der Sieger. Die Chroniken ſagen auch von dieſer Schlacht, daß ſie durch Verrath verloren worden ſei. Wenigſtens hielt es der Rath der Stadt Frankfurt für nöthig, deßhalb Unterſuchungen anzuſtellen.

Auf dieſe Weiſe waren alle größeren Unternehmungen der Städte gegen die Fürſten mißlungen. Die letzteren beeilten ſich aber, dieſen Umſtand ſo raſch wie möglich zu benutzen und, ehe die Städte zu einem neuen großen Schlage ausholen konnten, das Ende des Krieges herbeizuführen. Sie drangen in Wenzel, ſein königliches Anſehen zu gebrauchen, um den Frieden zu gebieten, natürlich im Sinne der Fürſten und überhaupt gegen die Städte feindlich aufzutreten. Wenzel ging auf dieſe Wünſche der Fürſten ein. Offenbar erfuhr er die neueſte Schwenkung, welche die Städte gegen ihn gemacht, und ihre Abſicht, ihn zu ſtürzen *). Er glaubte nun auch keine Rückſicht mehr auf ſie nehmen zu dürfen. Nachdem mehrere Tage abgehalten worden waren, ohne zu einem Ergebniß zu führen, berief Wenzel endlich die Fürſten und die Städte um Oſtern 1389 nach Eger. Hier befahl er vor Allem die Auflöſung des Städtebundes. Freilich ſollten auch die Bündniſſe der Fürſten und des Adels ab ſein. Dagegen ordnete er einen allgemeinen Land-

---

*) In dem Eingange ſeines Erlaſſes, die Auflöſung des Städtebundes betreffend, ſagt er den Städten: „Als ihr euch wider Unſeren und Unſeres Vaters ſeligen Willen zuſammenverbunden, ſo habt Ihr zwar Uns und das heilige Reich ausgenommen, daß Ihr wider uns und daſſelbe nicht ſein wollt. Nachdem wir aber jetzt gänzlich erkennen, daß ſolche Bündniſſe wider Gott wider Uns und wider das heilige Reich und wider das Recht ſind“ u. ſ. w.

frieden für Fürſten und Städte an, dem ſich alle Stände ohne Unterſchied unterwerfen müßten. Welche Stadt ſich weigere, demſelben beizutreten, ſollte von den Fürſten und dem Reich dazu gezwungen werden. Der Landfriede wurde zur beſſeren Handhabung der Ordnung je nach den Ländern in vier abgetheilt, einer in Baiern, der andere in Franken, der dritte in Schwaben, der vierte am Rhein. Jedem ſollten neun Richter vorgeſetzt werden, vier von den Herren, vier von den Städten, den neunten Mann ſetzte der König. Dieſe Beſtimmungen ſchienen zwar den Fürſten und den Städten gleiche Rechte zu ertheilen; aber mit der Auflöſung ihres großen Bundes waren die letzteren, da der König zu den Fürſten übergetreten, nicht nur genöthigt, ihre großen Plane fallen zu laſſen, ſondern ſie waren auch der Willkür der Fürſten preisgegeben, und dieſe konnten die Bedingungen vorſchreiben, unter welchen ſie mit den einzelnen Städten Friede machen wollten.
 Die Städte wollten daher Anfangs von der Auflöſung des Bundes nichts wiſſen, und weigerten ſich überhaupt dem Eg'rer Landfrieden beizutreten. Die Mehrzahl war, wie es ſcheint, entſchloſſen, den Krieg fortzuführen, wenn ſie den Frieden nicht unter annehmbareren Bedingungen erhalten konnte. Da aber riß der Abfall auch bei einigen der größeren Städte ein. Nürnberg und Regensburg waren die erſten, welche einſeitig dem von Wenzel und den Fürſten aufgerichteten Landfrieden ſich unterwarfen; ihnen folgten dann einige kleine Städte. Jetzt wankten auch die übrigen, doch baten ſich die in Eger anweſenden Städteboten noch Bedenkzeit aus. Dieſe wurde ihnen bis Pfingſten bewilligt. Während dieſer Zeit ſcheint die Friedenspartei beim Bunde die Oberhand gewonnen zu haben: ſo traten denn zuletzt alle Städte dem Eg'rer Landfrieden bei. Nur ſieben Städte am Bodenſee weigerten ſich deſſen, blieben vielmehr mit einander im Bunde; das waren Konſtanz, Lindau, St. Gallen, Buchhorn, Ravensburg, Ueberlingen, Jsny, und der Erfolg hat bewieſen, daß ihre Weigerung ihnen keinen Schaden brachte.

Nachdem nun in Eger die Grundlagen des Friedens feſtgeſtellt worden waren, verhandelten die einzelnen Städte mit den betreffenden Fürſten, mit denen ſie in beſonderer Feindſchaft gelegen, über die Ausgleichung ihrer Streitigkeiten. Man kann ſich denken, daß die Fürſten ihren Vortheil nicht unbenutzt ließen. Die Städte mußten an die Fürſten ungeheuere Entſchädigungsſummen zahlen, einzelne Streitpunkte wurden zu Gunſten der Fürſten abgemacht, und unter dieſen war einer der wichtigſten die Aufhebung des Pfahlbürgerthums.

Dies war der Ausgang des großen Städtekriegs und der Plane, welche auf eine Umgeſtaltung der öffentlichen Zuſtände des deutſchen Reiches im Sinne der Demokratie gerichtet waren. Mit dieſem Ereigniß hat eine große Entwickelung in unſerer Geſchichte ihren Abſchluß gefunden. Nachdem die Reichsgewalt, wie ſie Karl der Große aufgerichtet und die Kaiſer aus dem ſächſiſchen und fränkiſchen Hauſe weiter ausgebildet hatten, nach dem Sturze der Hohenſtaufen aufgelöſt worden war und zwar durch das emporſtrebende Fürſtenthum und zu Gunſten desſelben, ſo war jetzt nur zweierlei möglich. Entweder das Fürſtenthum verfolgte ſeinen Sieg, ſchwang ſich zur vorwiegenden allein maßgebenden Macht im Reiche empor und drängte die Reichsgewalt zu immer größerer Bedeutungsloſigkeit hinab, oder aber das Kaiſerthum erſtieg eine neue Stufe der Größe und der Kraft; das war jedoch nicht möglich neben dem Fürſtenthum und mit ihm, die Vernichtung desſelben war vielmehr die nothwendige Bedingung einer ſolchen Entwicklung, und das Fürſtenthum konnte nur dadurch vernichtet werden, daß ſich die Reichsgewalt grundſätzlich, entſchieden, folgerichtig und ohne Rückhalt an das Bürgerthum und überhaupt an die niederen Stände, an das Volk anſchloß. Der Kampf zwiſchen dieſem und dem Fürſtenthum hatte ſich ſchon unter den Hohenſtaufen, ohne die Kaiſer, ja trotz dieſen, entſponnen, gewann in den folgenden Zeiten zuſehends an Umfang und Bedeutung und war zuletzt ſo weit gediehen, daß beide Kräfte ſich um die ausſchließliche Herrſchaft im deutſchen Reiche ſtritten. Und dieſer Kampf war im Grunde genommen nichts anderes, als der Verſuch des alten freien germaniſchen Geiſtes, in dem deutſchen Reiche wieder zur Geltung zu gelangen, die Nation mit ihren ureigenen Grundſätzen neuerdings zu befruchten und das auf Dienſtbarkeit beruhende, Herrenthum und Unterthänigkeit mit ſich führende, vom Ausland aufgedrungene Lehenweſen wieder auszuſtoßen. Daß dieſer Verſuch zuletzt mißlang, war zu einem großen Theile das Ergebniß der Haltung, welche die Kaiſer ihm gegenüber einnahmen; zum Theile iſt es auch dem Verhängniß zuzuſchreiben. Nur wenige Kaiſer gelangten zur Einſicht, daß ihr recht verſtandener Vortheil ſie zu einer grundſätzlichen Bekämpfung des Fürſtenthums und zu einem entſchiedenen Bunde mit den demokratiſchen Kräften der Nation nöthigte. Die, welche zu dieſer Einſicht gekommen waren und den Willen und die Kraft hatten, demgemäß zu handeln, ſtarben nach einem kurzen Wirken hinweg. Die Andern aber hatten entweder die Einſicht, aber nicht die nöthige Kraft, oder ſie entbehrten ſogar der Einſicht und glaubten höchſtens, die Staatskunſt der Kaiſer müſſe in einer möglichſten Parteiloſigkeit gegenüber den ſtreitenden Kräften und allenfalls in der Kunſt beſtehen, die Gegner abwechſelnd den einen gegen den andern zu gebrauchen. Als endlich ſogar ein Kaiſer in übelberechneter Schlauheit das Fürſtenthum grundſätzlich begünſtigte und kein Bedenken trug, ihm die Demokratie zu opfern, ſo blieb dieſer nichts anders übrig, als gegen den Willen des Kaiſers aus eigenen Kräften einen Hauptſchlag wider das Fürſtenthum und den Verſuch zu wagen, die öffentlichen Zuſtände in ihrem Sinne umzuwandeln. Dieſer Verſuch, von den größten Anſtrengungen begleitet und mit außerordentlichem Kraftaufwande betrieben, ſcheiterte theils wiederum an dem Verhalten des Kaiſers, theils an dem Unglücke der demokratiſchen Waffen, theils an Verrath, theils endlich an dem inneren Zwieſpalte der demokratiſchen Partei. Somit war der lang andauernde Kampf zu Gunſten des Fürſtenthums entſchieden. Allerdings nicht in ſo ferne, als ob nun die Demokratie gänzlich vernichtet worden wäre: vielmehr blieben die vorzüglichſten Vertreter derſelben, die Städte, neben dem Fürſtenthum noch lange in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit beſtehen, auch gaben ſie den Kampf gegen daſſelbe nicht auf, und noch im folgenden Jahrhundert werden wir einem ähnlichen Kriege begegnen, wie der ebenbeſchriebene war; auch entfalteten die demokratiſchen Grundſätze fortwährend die größten Wirkungen, wenn auch mehr nach anderen Richtungen hin. Aber mit dem Städtekrieg war der Zeitpunkt vorüber, wo das Fürſtenthum noch gebrochen werden konnte. Dieſes ſetzte ſich nun feſter, wie je. Und wie bis zu jener großen Entſcheidung die Demokratie in beſtändigem Aufſteigen begriffen war, ſo beginnt nunmehr, wenn auch langſam und allmählig und in fortwährendem Kampfe mit den demokratiſchen Ideen und Strebungen das Uebergewicht fürſtlicher Macht.

Sechſtes Buch.

1. Verfall des Reichs unter den Königen Wenzel und Ruprecht.

Nach dem Mißlingen mächtiger Bewegungen, welche zum Zwecke hatten, gewaltige Umgeſtaltungen in den ſtaatlichen Verhältniſſen durchzuführen, pflegt eine Zeit der Entmuthigung, der Erſchlaffung, der Grundſatzloſigkeit einzutreten und leider weit länger anzudauern, als die Aufregung gewährt hatte. Große erhabene Geſichtspunkte und Beweggründe verſchwinden, das Auge geht nicht über den beſchränkteſten Geſichtskreis hinaus: ſelbſt gegen die eben angeſtrebten Ideen wird man gleichgültig. Die Selbſtſucht, und zwar in einer ungewöhnlichen Ausdehnung, ſcheint dann die einzige Triebfeder der menſchlichen Handlungen zu ſein. Eine ſolche Zeit war in Deutſchland die, welche auf den großen Städtekrieg folgte. Nachdem die gewaltigen Anſtrengungen des Bürgerthums, das Reich in ſeinem Sinne umzugeſtalten, erlegen waren, machten ſich gerade die Grundſtoffe, gegen welche dieſe Beſtrebungen ſich gerichtet hatten, mit um ſo größerer Kraft wieder geltend und das deutſche Reich und Volk ging von jetzt an einer Zerfahrenheit und einem Wirrwarr entgegen, wie ſie niemals größer geweſen. Die deutſche Geſchichte bietet daher in dieſen Zeiten, äußerlich betrachtet, wenig Erfreuliches dar: kaum entdeckt man mehr einen leitenden Gedanken: ſpröde und unvermittelt ſtehen die Maſſen der Begebenheiten neben einander: man bemerkt nur das Auseinanderfallen des Ganzen, die immer größere Entfernung der einzelnen Glieder vom gemeinſamen Mittelpunkt, die wachſende Verſelbſtſtändigung des Fürſtenthums, ſeine zunehmende Selbſtſucht.

Auch die Städte werden von dieſem Geiſte der Zeit ergriffen. Faſt ſcheint es, als ob ſie mit ihrer letzten Anſtrengung im Städtekrieg ihre ganze Kraft dahin gegeben hätten. Ihre glänzendſte Zeit war wenigſtens vorüber. Nicht gerade in Bezug auf Gewerbfleiß, Handel, Reichthum, Lebensgenuß und geiſtige Bildung: im Gegentheil, dieſe Seite des ſtädtiſchen Weſens war während des 15. Jahrhunderts in beſtändigem Zunehmen begriffen. Aber die ſtaatliche Bedeutung, wie ſie dieſelbe im 13. und 14. Jahrhundert beſeſſen, errangen ſie nicht mehr. Die großen ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkte, von denen ſie ſich in dieſer Zeit hatten leiten laſſen, die großen allgemeinen, auf das Reich gerichteten Ziele, welche ſie verfolgten, die Aufopferungsfähigkeit, die ſie hierbei an den Tag legten, der Gemeinſinn, der ſie auszeichnete — all' das war vorüber. Wir ſehen vielmehr bei den Städten ebenfalls Selbſtſucht und Beſchränktheit Platz greifen: eine gewiſſe Kleinlichkeit in der Auffaſſung der Verhältniſſe, mit dem Namen der Spießbürgerlichkeit bezeichnet, beginnt ſich von dieſen Zeiten an zu entwickeln und von Jahr zu Jahr zuzunehmen. Nach der Auflöſung des großen Städtebundes zerfährt das deutſche Reichsbürgerthum ebenſo, wie das Reich überhaupt. Gemeinſamkeit der Zwecke, gegenſeitige Unterſtützung beginnt mehr und mehr zu verſchwinden: kaum, daß die Städte in den einzelnen deutſchen Ländern zuſammenhalten. Jede Stadt ſucht ſo gut durchzukommen als ſie vermag, und richtet ſich nur nach dem eigenen Vortheil und nach den beſonderen obwaltenden Verhältniſſen. Eine beſtimmte durchgreifende ſelbſtſtändige Richtung in der Staatskunſt, Mannhaftigkeit, ſelbſt Trotz, wie dies Alles in den früheren Zeiten der Städte vorhanden geweſen, findet ſich wohl auch noch zuweilen dem Landadel gegenüber: aber die Fürſten werden von den Städten nunmehr mit immer größerer Rückſicht behandelt; das Bürgerthum ſucht möglichſt einen feindlichen Zuſammenſtoß mit ihnen zu vermeiden, bewirbt ſich vielmehr jetzt um ihre Freundſchaft und ihre Bundesgenoſſenſchaft. Die Fürſten auf der andern Seite bewahren ein freundliches Verhältniß zu den Städten, ſo weit es ihnen dienlich iſt: im Ganzen aber verfahren ſie von nun an gegen ſie mit immer größerem Trotze und immer rückſichtsloſerer Gewaltthat.

Einige Beiſpiele werden genügen, um die Farben zu dieſem Bilde zu geben.

Im Jahre 1392 wurde Straßburg von faſt allen benachbarten Fürſten und Grafen bekriegt, und war ſchon dem Untergange geweiht, ohne daß eine der benachbarten Städte daran gedacht hätte, der bedrängten Schweſter thätige Hülfe zu leiſten. Der Krieg gegen Straßburg war noch dazu von den Fürſten höchſt ungerechter Weiſe und lediglich aus ſelbſtſüchtigen Beweggründen angefangen. Die meiſten der angrenzenden Herren waren nämlich an Straßburg viel Geld ſchuldig und wollten auf dieſe Weiſe ihrer Verpflichtungen los werden. Der Biſchof von Straßburg ſelbſt betrieb beim kaiſerlichen Landvogt Borziboi von Swinar, daß die Stadt wegen einer unbedeutenden Sache in die Reichsacht gethan wurde. Unter dem Vorwande die Reichsacht zu vollziehen, bekriegten nun die Fürſten die Stadt, und verheerten das Gebiet derſelben auf eine ſchreckliche Weiſe. Die benachbarten Städte ſuchten zwar zu vermitteln, aber vergebens, und zu thätigem Eingreifen wollten ſie ſich nicht verſtehen. Glücklicher Weiſe war die Stadt vortrefflich befeſtigt, und erfreute ſich einer tapferen Einwohnerſchaft, ſo daß die Fürſten, obſchon ſie faſt ſechs Monate davor gelegen, doch nichts ausrichten konnten. Endlich vermittelten die Herzoge von Baiern beim König Wenzel die Aufhebung der Acht gegen eine Summe von 32,000 Gulden, die ſie dem König zahlten, und ſo wurde, ohne daß die Fürſten ihren Zweck erreicht hatten, die Sache beigelegt. — Nicht ſo gut ging es Rotenburg an der Tauber, welche in demſelben Jahre von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg bedrängt wurde, ohne daß ihr Unterſtützung geworden wäre. Sie ſah ſich endlich genöthigt, um den Burggrafen zufrieden zu ſtellen, ihn lebenslänglich zu ihrem Schirmherren zu erwählen. Welche Veränderung in Zeit von wenig Jahren! Rotenburg war bisher, und namentlich auch im Städtekrieg, einer der heftigſten Feinde des Burggrafen geweſen.

Aber eine ähnliche Umkehrung der Verhältniſſe erfolgte bald darauf zwiſchen den ſchwäbiſchen Städten und dem Grafen von Würtemberg. Vierzehn ſchwäbiſche Städte, Ulm an der Spitze, hielten es für vortheilhafter, mit dieſem Fürſten in freundſchaftlichen Verhältniſſen zu ſtehen, als ſeine Feinde zu ſein, und ſchloßen deßhalb mit Eberhard dem Milden, dem Enkel Eberhard des Greiners, im Jahre 1394 ein ſo enges und vielſagendes Bündniß, daß ſie im Fall der Noth ſogar gezwungen waren, dem Grafen gegen Reichsſtädte beizuſtehen. Im Jahre 1396 ſchloſſen dieſe Städte mit Eberhard und noch mehreren andern Fürſten, wie dem Markgrafen von Baden, dem Herzoge Leopold von Oeſterreich, dem Erzbiſchof von Mainz, dem Biſchof von Speier, dem Pfalzgraf Ruprecht, den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg, dem Burggraf von Nürnberg ein Bündniß gegen die Rittergeſellſchaft der Schlegler, welche, wie es ſcheint, vorzugsweiſe gegen die Fürſten gerichtet war. *) Fürſten und Städte machten alſo hier gemeinſame Sache gegen den Adel. Aber merkwürdiger Weiſe hatte ſich eben dieſe Schlegelgeſellſchaft mit einigen rheiniſchen Städten, wie mit Worms und Speier verbunden, denen ſie in ihren Fehden mit benachbarten Fürſten gute Dienſte leiſtete. So ſehr gingen jetzt die Richtungen von ſonſt ſo befreundeten Städten auseinander. Die Schlegelgeſellſchaft vermochte übrigens der gegen ſie vereinigten Macht nicht zu widerſtehen, und mußte ſich auflöſen, ſelbſtverſtändlich auch ihr Bund mit Worms und Speier.

Dergleichen Erſcheinungen wie die angeführten, finden ihre Erklärung beſonders auch in den bitteren Erfahrungen, welche die Städte gemacht hatten. Sie waren ſeit Jahrhunderten die treueſten Anhänger des Kaiſerthums geweſen, und hatten kein Opfer geſcheut, um daſſelbe zu ſtärken, zu kräftigen, zu vertheidigen. Die Kaiſer aber ließen ſie im Stiche, gaben ſie theilweiſe an die Fürſten Preis und im letzten Kriege war es vorzugsweiſe des Königs Treuloſigkeit, wodurch ihr ganzes Unternehmen ſcheiterte. Die Städte gewöhnten ſich jetzt daran, von den Kaiſern nichts mehr zu hoffen, und in ihrer Handlungsweiſe nicht minder, wie in der der Fürſten, Selbſtſucht zu erblicken. Unter ſolchen Umſtänden achteten ſie es für das Klügſte, mit dem nächſten und gefährlichſten Nachbar gute Freundſchaft zu halten, und den Kaiſer, der ihnen doch nicht helfen konnte oder wollte, möglichſt außer Berechnung zu laſſen.

---

*) Ich benutze hier die Gelegenheit, um ein Verſehen auf S. 298, auf welches mich mein Freund, der Herr Univerſitätsbibliothekar Dr. Klüpfel in Tübingen, aufmerkſam machte, zu berichtigen. Die Schlegler beſtanden damals (1360) noch nicht, wie Pfaff in Memmingers würtembergiſchen Jahrbüchern (Jahrgang 1835) nachgewieſen hat. Wahrſcheinlich entſtand dieſe Verbindung erſt in der Zeit, von welcher wir oben im Texte reden.

Ohnedies kümmerte ſich König Wenzel ſeit dem Egrer Landfrieden wenig mehr um das Reich. Eine gräuliche Verwirrung, eine furchtbare Unſicherheit der Straßen, Räuberei und Wegelagerei riß daher ein. Wenzel vermochte dieſe großen Uebelſtände nicht zu beſeitigen, einmal, weil er dazu der Hülfe der Fürſten bedurft hätte, die ſich aber nur um ihre Sachen kümmerten; zweitens, weil er durch Unruhen in ſeinem eigenen Erblande auf das Aeußerſte in Anſpruch genommen war.

Wenzel gab in Böhmen mancherlei Anlaß zur Unzufriedenheit und zur Widerſetzlichkeit gegen ſeine Regierung. Wir haben geſehen, daß er einen Hang zur Willkür hatte, und daß er ſich in leidenſchaftlichen Augenblicken oft zu den größten Grauſamkeiten hinreißen ließ, während ihm doch eigentliche Willenskraft und Folgerichtigkeit in ſeinen Handlungen fehlte. Dieſe Mängel nahmen ſeit dem unglücklichen Ausgange des Städtekriegs eher zu als ab. Faſt ſcheint es, als ob das Bewußtſein von der ſchlechten Rolle, die er dabei geſpielt, ſein Selbſtvertrauen auf die bedenklichſte Weiſe erſchüttert, und daß er ſich, um ſich vor ſich ſelber zu verbergen, von dieſer Zeit an um ſo mehr dem Trunke ergeben habe, der ihn dann wiederum zu willkürlichen und grauſamen Handlungen verleitete, die ſich von dieſer Zeit an beträchtlich vermehrten. Nichts deſtoweniger konnte man auch jetzt nicht behaupten, daß Wenzels Regierung im Ganzen und Großen eine das Volk bedrückende geweſen wäre: zum folgerichtigen Despoten hatte er zu viel Gutmüthigkeit und zu wenig Kraft, und im Ganzen war er ſogar die größte Zeit ſeiner Regierung über volksbeliebt. Auch fand ſich die Unzufriedenheit mit ihm nicht bei den niederen Ständen, ſondern bei den höheren.

Wenzel war nämlich ein Feind der Pfaffen und des Adels. Er wollte die ſchlechten Sitten der Geiſtlichkeit verbeſſern, und ihre Anmaßungen zurückweiſen; ebenſo den ſtaatlichen Einfluß des Adels beſchränken. Er umgab ſich deßhalb mit Männern, welche keineswegs den erſten Familien des Landes angehörten, ſondern geringeren Herkommens waren, entweder aus dem Bürgerſtande oder aus dem niederen Adel. Mit dieſen führte er die Regierung. Damit war aber der hohe Adel nicht einverſtanden und er lehnte ſich um ſo mehr dagegen auf, als ihm verfaſſungsmäßig allerdings das Recht zuſtand, bei der Regierung des Landes in bedeutender Weiſe mitzuwirken. Da indeſſen Wenzel das Volk auf ſeiner Seite hatte, ſo würde die Auflehnung des Adels von wenig Erfolg geweſen ſein, hätte dieſer nicht noch andere Bundesgenoſſen gefunden. Und dieſe fanden ſich unter den deutſchen Fürſten, ja ſogar in des Königs eigener Familie. Die Lützelburger bieten von dieſer Zeit an ein äußerſt ſchmähliches Schauſpiel von Selbſtſucht, Herrſchbegierde, Argliſt, Treuloſigkeit und Ränkeſchmiederei dar, indem ſie ſich abwechſelnd mit des Königs Feinden verbanden, um dieſen zu ſtürzen, und daraus für ſich ſelber den größten Vortheil zu ziehen. Beſonders Wenzels Vetter, Joſt von Mähren, ſeit 1388 auch Markgraf von Brandenburg, zeichnete ſich hierin auf eine ſehr unvortheilhafte Weiſe aus. Aber auch Wenzels Bruder Sigmund handelte nicht ehrenwerther. Es würde zu weit führen, alle dieſe Ränke bis in das Einzelne zu verfolgen. Der Gang der Begebenheiten war in Kurzem folgender.

Im Jahre 1393 gerieth Wenzel mit dem Erzbiſchof von Prag wegen der Beſetzung einer Abtei in die größten Zerwürfniſſe. Es kam zu einem völligen Bruch, und in Folge deſſen ließ Wenzel mehrere Anhänger des Erzbiſchofs, unter andern einen wegen ſeiner Frömmigkeit bekannten Prieſter Nepomuk, auf die grauſamſte Weiſe foltern und ertränken. Die Aufregung, welche dieſer Streit verurſachte, benutzte nun der böhmiſche Adel, um gegen Wenzel aufzutreten. Er that ſich in einen Bund zuſammen, ſetzte ſich mit Joſt und Sigmund in Verbindung, wußte ſich der Perſon Wenzels zu bemächtigen, erzwang von ihm die Entlaſſung ſeiner bisherigen dem Adel verhaßten Räthe und die Ernennung Joſt's zum Statthalter des Königreichs. Wenzel gezwungen, ging auf Alles ein, ſetzte ſich aber heimlich mit ſeinem jüngſten Bruder, dem Herzog von Görlitz, in Verbindung, welcher mit einem Heere zur Befreiung Wenzels auf Prag heranrückte. Alles fiel ihm zu. Da glaubten ſich die Verſchwornen nicht mehr ſicher. Sie entführten Wenzel heimlich aus der Stadt und brachten ihn nach Oeſterreich, wo er in einer Burg, Wildberg, in Gefangenſchaft gehalten wurde. Indeſſen ſahen ſie bald ein, daß ſie in Böhmen keine Erfolge haben würden. Sie traten daher mit Johann von Görlitz in Unterhandlungen, und nachdem Wenzel verſprochen, daß er auf die Wünſche des Adels eingehen würde, holten ſie ihn von Oeſterreich wieder zurück (1394).

Aber Wenzel dachte nicht daran ſein Wort zu halten. Er führte vielmehr die frühere Regierungsweiſe fort. Da ſtieg natürlich auch wieder die Unzufriedenheit des Adels, welche durch Joſts Ränke genährt wurde: ſelbſt Johann von Görlitz trat jetzt auf die Seite des Herrenbundes, ſtarb aber ſchon 1396. Unterdeſſen wußte Sigmund, der König von Ungarn, der nicht minder, wie Joſt, von eigennützigen Abſichten geleitet war, einen großen Einfluß auf ſeinen Bruder Wenzel zu gewinnen, ſo daß er zum Statthalter in Böhmen und im deutſchen Reiche von ihm ernannt wurde. Auch brachte er die Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Adel zu Stande. Aber das gute Verhältniß dauerte nicht lange. Es kam bald zu neuem Bruch zwiſchen Wenzel einerſeits und andererſeits zwiſchen den Baronen und Sigmund und Joſt. Die Barone ermordeten in ſchauderhafter Weiſe Wenzels Günſtlinge und zwangen den König, dieſe That gut zu heißen. So befand ſich Böhmen in der gräulichſten Verwirrung.

Dieſe Verhältniſſe glaubten nun Wenzels Feinde in Deutſchland benutzen zu müſſen, um ihn vom deutſchen Throne zu ſtoßen. Es waren beſonders zwei Fürſten, welche dieſen Gedanken verfolgten: der Pfalzgraf am Rheine, Ruprecht der Jüngſte, und der Erzbiſchof Johann von Mainz, ein geborner Graf von Naſſau. Ruprecht war von Ehrgeiz geleitet, denn er wollte den deutſchen Thron ſelber einnehmen; der Erzbiſchof von Mainz aber von Rachſucht und von der Ausſicht, auf den künftigen König den entſchiedenſten Einfluß üben zu können.

Johann von Mainz war nur durch Ränke und durch Geſetzwidrigkeit auf den erzbiſchöflichen Stuhl gelangt. Nach dem Tode des letzten Erzbiſchofs im Jahre 1396 wurde von dem Kapitel Gottfried von Leiningen erwählt. Johann aber, der ſich ſchon vorher mit dem Pfalzgrafen Ruprecht verſtändigt hatte, reiſte mit einer gefüllten Taſche nach Rom und brachte durch Beſtechung den Papſt Bonifacius IX. dahin, daß dieſer ihn im Widerſpruch mit dem Kapitel zum Erzbiſchof von Mainz ernannte. Wenzel nahm Anfangs die Partei des rechtmäßig erwählten Leiningen und ſuchte auch den Papſt für denſelben zu gewinnen, aber vergebens. Dieſe Handlung Wenzels konnte ihm Johann nicht vergeſſen: er wollte ſich dafür rächen. Mit Ruprecht von der Pfalz arbeitete er daher an ſeinem Sturze. Beide ſetzten ſich mit anderen Fürſten in Verbindung. Es gelang ihnen, die beiden anderen rheiniſchen Erziſchöfe auf ihre Seite zu ziehen, ebenſo den Kurfürſten Rudolf von Sachſen. Außerdem wurden noch andere Fürſten bearbeitet, wie die Herzoge von Baiern, die Landgrafen von Heſſen, die Herzoge von Braunſchweig, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Markgrafen von Meißen. Dieſen wurde natürlich zunächſt nichts von der Abſicht, Ruprecht von der Pfalz zu wählen, mitgetheilt, ſondern ihnen vielmehr die Ausſicht eröffnet, daß jeder von ihnen auf den Thron gelangen könnte. Es wurden in den Jahren 1398 und 1399 mehrere Verſammlungen veranſtaltet, und bereits im Anfange des Jahres 1400 waren die Dinge ſo weit gediehen, daß der größte Theil der Fürſten für die Anſicht, eine neue Königswahl vorzunehmen, gewonnen war.

Dem König Wenzel entgingen dieſe Umtriebe keineswegs. Auch ſuchte er ihnen entgegen zu wirken. Er oder wenigſtens ſeine Umgebung fühlte wohl, welch' große, dem Könige gefährliche Macht die Fürſten ſeit dem Ausgange des Städtekriegs gewonnen hatten. Auch that er Einiges, um dieſelbe wieder zu beſchränken. So übergab er die Landvogteien von Elſaß, Schwaben, Franken und Baiern, mit welchen faſt immer einheimiſche Fürſten betraut worden waren, die dadurch bedeutenden Einfluß gewannen, ſeinem Günſtling Borziboi von Swinar, wodurch ſie unter ſeiner unmittelbaren Verwaltung blieben. Dann ſcheint er auch einen Verſuch gemacht zu haben, den niederen Adel an ſich zu ziehen. Es iſt merkwürdig, daß er um die nämliche Zeit, als er öffentlich die fürſtenfeindliche Schlegelgeſellſchaft, von der oben die Rede geweſen, aufhob, heimlich dieſelbe in ſeinen Sold nahm. Ebenſo näherte er ſich wieder den Städten, um ſie im Nothfalle gegen die Fürſten gebrauchen zu können. Er nahm nicht ſelten ihre Partei in Streitigkeiten, in welche ſie mit den Fürſten verwickelt worden waren. Die Stadt Würzburg unterſtützte er ſogar gegen ihren Biſchof, von dem ſie ſich frei zu machen ſuchte, um unmittelbar unter das Reich zu kommen. Und im Jahre 1397 kam er endlich einmal wieder nach langer Zeit in das Reich heraus, um Ordnung und Frieden herzuſtellen, wie er denn im Jahre 1398 auf dem Reichstage zu Frankfurt den im Jahre 1389 aufgerichteten Landfrieden erneuerte. Aber all' dieſe Verſuche waren von keinen Erfolgen begleitet, weil ihnen die Thatkraft und der Ernſt gebrach. Die Städte hatten noch in zu gutem Andenken, auf welche Weiſe ſie Wenzel während des Städtekrieges im Stiche gelaſſen, als daß es ihnen eingefallen wäre, ſich ernſtlich für ihn anzuſtrengen, und ſich ſeiner gegen die Fürſten anzunehmen, denen ſie möglicher Weiſe wieder preisgegeben werden konnten. Auch war Wenzels Verfahren gegen Rotenburg und Würzburg nichts weniger als eine Bürgſchaft für die Aenderung ſeiner Handlungsweiſe. Von der erſteren Stadt verlangte er unrechtmäßig eine große Summe, und als der Rath ſie zu zahlen ſich weigerte, drohte er den Geſandten der Stadt, ſie köpfen zu laſſen und Rotenburg mit Krieg zu überziehen. Nürnberg vermittelte endlich die Ausſöhnung. Würzburg aber, welches mit dem Biſchof einen dreijährigen Krieg führte, und anfänglich von Wenzel die entſchiedenſten Zuſicherungen erhalten hatte, wurde ſpäter von ihm im Stiche gelaſſen, und mußte ſich nach einer blutigen Niederlage (1401) der Gnade des Biſchofs wieder unterwerfen. Endlich der Landfriede von 1398 war von keiner größeren Bedeutung wie alle bisherigen. Das heißt: es wurde ihm von allen Seiten Hohn geſprochen, und Niemand kümmerte ſich um denſelben.

Unter ſolchen Umſtänden mußten denn auch Wenzels Bemühungen, den Abſichten der Fürſten dadurch entgegen zu treten, daß er mehrere Reichstage ausſchrieb, auf denen er die etwaigen Beſchwerden gegen ihn zu beſeitigen hoffte, mißglücken. Niemand beſuchte die von ihm ausgeſchriebenen Reichstage, während die Verſammlungen der Fürſten ſehr zahlreich beſucht waren. Endlich ſchrieb der Erzbiſchof von Mainz auf den Mai 1400 einen Reichstag nach Frankfurt aus. Auf dieſem ſollte die neue Königswahl vorgenommen werden. Wenzel ſchickte ſeine Räthe dahin, deren Rede doch einen großen Eindruck auf die Verſammlung gemacht zu haben ſcheint, beſonders da ſie erklärten, daß ihr Herr zu allen Verbeſſerungen, welche der Reichstag für angemeſſen halte, die Hand bieten wolle. Auch erfolgte in der That ein Bruch zwiſchen den verſchworenen Fürſten. Die eigentlichen Abſichten Johanns von Mainz und Ruprechts von der Pfalz wurden von den Uebrigen durchſchaut, und als der Kurfürſt von Sachſen mit ſeinem Vorſchlage, ſeinen Schwiegerſohn, den Herzog Friedrich von Braunſchweig zu wählen, vom Erzbiſchof von Mainz zurückgewieſen worden war, ſo verließ er mit jenem und noch mehreren andern Fürſten in vollem Unfrieden die Verſammlung und reiſte ab. Auch die Städte, die man bei dieſer

Gelegenheit zuerſt von der ernſtlichen Abſicht, Wenzel abzuſetzen, in Kenntniß geſetzt hatte, waren nicht damit einverſtanden. Denn wenn ihnen auch Wenzel gleichgültig ſein mochte, ſo erſchien ihnen Ruprecht von der Pfalz als deutſcher König ſehr bedenklich, da er im Städtekrieg einer ihrer heftigſten Gegner geweſen war. Bei einiger Kraft und Entſchiedenheit hätte daher Wenzel die Anſchläge ſeiner Gegner immerhin noch vereiteln können. Aber er that nichts, während Johann von Mainz handelte. Dieſer ſah ein, daß ſo ſchnell wie möglich die Königswahl vorgenommen werden müßte, ehe noch größere Aufklärungen erfolgten, welche ſeine Abſichten und Ränke noch mehr enthüllten. Er hob alſo den Reichstag in Frankfurt auf und ſchrieb einen Fürſtentag nach Lahnſtein aus, wohin auch der König Wenzel berufen wurde, um ſich wegen der gegen ihn erhobenen Anſchuldigungen zu vertheidigen. Die abgereiſten Fürſten aber ließ er bei Fritzlar auf mainziſchem Gebiete überfallen, gefangen nehmen, und den Herzog Friedrich von Braunſchweig, der zum König vorgeſchlagen worden war, ſogar ermorden. Die Verſammlung in Lahnſtein kam dann im Auguſt 1400 wirklich zu Stande, obſchon ſie von ſehr wenigen Fürſten beſucht war. Von Kurfürſten fanden ſich nur die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe und der Bewerber um die Königskrone Pfalzgraf Ruprecht ein.

Zunächſt ſchritt man an die Abſetzung Wenzels. Die Beſchuldigungen, welche gegen ihn erhoben wurden, begründeten aber dieſe nicht im Geringſten. Sie waren theils geringfügig, theils unerwieſen. Allerdings bewies ſich Wenzel beſonders ſeit 1389 keineswegs als ein kräftiger deutſcher König und die Gebrechen des deutſchen Reichs mehrten ſich unter ihm zuſehends. Allein für dieſe Gebrechen konnte der König wenig oder nichts: die Schuld lag an der unglücklichen Verfaſſung des deutſchen Reiches und an der immer zunehmenden Verſelbſtſtändigung des Fürſtenthums, welches eben nur nach dem eigenen Vortheil und nach dem eigenen Ermeſſen handelte, aber nach dem Willen und den Befehlen des Kaiſers nichts mehr fragte. Auch hatte Wenzel in den letzten Jahren, wie wir geſehen, verſchiedene Verſuche gemacht, im Verein mit den Fürſten an die Verbeſſerung der Zuſtände zu gehen. Alles aber ſcheiterte an der Gleichgültigkeit der Fürſten ſelbſt. Es konnte daher keine größere Ungerechtigkeit geben, als, wie die vier Kurfürſten thaten, die ſchlechten

Zuſtände im deutſchen Reiche, welche meiſtens durch die Großen ſelber verſchuldet waren, dem Könige auf die Schultern zu wälzen, Ein Hauptgewicht wurde von den Kurfürſten darauf gelegt, daß Wenzel dem Johann Galeazzo Viſconti in Mailand, der ſich durch Schlauheit und Gewalt faſt die ganze Lombardei unterworfen hatte, den herzoglichen Titel ertheilte (1395) und zwar gegen eine Summe von 100,000 Gulden. Dadurch ſollte er dieſes Land dem deutſchen Reiche entfremdet haben. Aber der neue Herzog nahm das Herzogthum als ein Lehen vom deutſchen Reiche, und dieſes hatte demnach nichts verloren. — Nachdem nun von den vier Kurfürſten Wenzels Abſetzung ausgeſprochen war, welche ein würdiges Seitenſtück zu der Abſetzung Adolfs von Naſſau bildete, ſo ſchritt man zur Königswahl. Ruprecht von der Pfalz übergab ſeine Stimme an Johann von Mainz, und ſo wurde er denn von den vier Kurſtimmen zum römiſchen Könige erwählt. Es war am 20. Auguſt 1400.

Die Nachricht von dieſem Ereigniß brachte Wenzel doch in Harniſch, und im erſten Augenblicke beſchloß er die äußerſten Kraftanſtrengungen, um den Gegenkönig zu züchtigen. Er wandte ſich deshalb an ſeinen Bruder Sigmund und an ſeine Vettern Joſt und Prokop. Die Lützelburger ſchienen auch wirklich für den erſten Augenblick einig, um die ihrem Hauſe angethane Schmach zu rächen. Als es ſich aber um die Bedingungen handelte, unter welchen ſie Wenzeln beiſpringen wollten, ſo ſtellten ſie dieſe in ihrer Selbſtſucht ſo hoch, daß Wenzel lieber darauf verzichtete. Erſtens ſollte ſich Wenzel ihnen und den böhmiſchen Baronen wieder ganz in die Hände geben, und dann verlangte Sigmund nicht weniger als Schleſien, die Lauſitz und auch noch die Verwaltung Böhmens. In äußerſtem Unmuthe brach Wenzel die Unterhandlungen mit ſeinen Verwandten ab. Allein damit war für ihn natürlich nichts gewonnen. Ruprecht benutzte dieſe Verhältniſſe ſehr geſchickt. Er ſetzte ſich mit dem böhmiſchen Herrenbunde in Verbindung, rückte mit einem Heere an die böhmiſche Grenze, nahm einige Orte weg, drang ſogar in Böhmen ein, und nöthigte Wenzeln, ſich mit ihm in Unterhandlungen einzulaſſen. Dieſe zerſchlugen ſich zwar, weil Ruprecht ſeine Forderungen zu hoch ſtellte. Aber unterdeſſen mehrten ſich Wenzels Feinde. Außer dem Herrenbunde erhoben ſich der Markgraf Joſt und die Markgrafen von Meißen gegen den König. Sie hatten es, wie es ſcheint, auf nichts Geringeres abgeſehen, als darauf, Wenzeln auch noch die böhmiſche Krone zu entreißen. Dazu kam es zwar nicht, indem das Volk und doch auch ein beträchtlicher Theil des Adels auf Wenzels Seite trat, aber zuletzt mußte er ſich (1401) doch dazu verſtehen, dem Adel die Regierung ganz in die Hände zu geben und dem Markgraf Joſt die Lauſitz auf Lebenszeit abzutreten. Damit waren aber die böhmiſchen Wirren noch nicht zu Ende. Nun verſuchte Sigmund, welcher in den letzten Händeln blos deshalb keine Rolle ſpielte, weil er von den Ungarn gefangen gehalten wurde, neuerdings einen großen Einfluß auf ſeinen Bruder Wenzel auszuüben, um endlich die Regierung Böhmens ganz in ſeine Hände zu bekommen. Es gelang ihm: er wurde von Wenzel nochmals zum Statthalter Böhmens ernannt, für den Fall, daß Wenzel nach Italien zöge, um ſich dort die Kaiſerkrone zu holen: denn mit dieſem abenteuerlichen Gedanken trug er ſich ſeit geraumer Zeit. Aber bald kam es zwiſchen den beiden Brüdern nochmals zum Bruch, und Sigmund ſcheute ſich nicht Wenzeln zum zweiten Male gefangen zu nehmen (1402). Jetzt erhoben ſich zwar Wenzels Anhänger gegen Sigmund, die ſich um den Markgrafen Prokop von Mähren ſchaarten, der, ein Todfeind ſeines Bruders Joſt, ſich diesmal auf Wenzels Seite geſchlagen hatte. Sigmund aber nahm Prokop, dem er ſicheres Geleit verſprochen, um mit ihm zu unterhandeln, treuloſer Weiſe gefangen, und dämpfte ſomit die gegen ihn erhobene Bewegung. Wenzel und Prokop führte er nach Oeſterreich, wo er ſie in Wien bewachen ließ. Erſt im November 1403 gelang es Wenzeln, aus Wien zu entkommen.

Dieſe Ereigniſſe machen es begreiflich, warum von Seite Wenzels gegen Ruprecht nichts Ernſtliches unternommen werden konnte. Nach und nach wurde dieſer von den meiſten Fürſten anerkannt. Auch die Städte entſchloſſen ſich dazu, obſchon widerſtrebend, und nicht ohne ſich vorher von Ruprecht die Verſicherung geben zu laſſen, daß er alle ihre Freiheiten beſtätigen und ſie nicht noch nachträglich wegen des Städtekrieges bei den kaiſerlichen Gerichten verklagen laſſen wolle.*) Um ſeinen Gegner vollends niederzuwerfen, hielt er es für nöthig, alsbald nach Italien aufzubrechen, und ſich dort die Kaiſerkrone zu holen. Von den Feinden Viscontis, namentlich den Florentinern, war er ohnedies dazu eingeladen worden: wie gewöhnlich, wenn ſie vom Kaiſer für ihre beſonderen Zwecke Unterſtützung verlangten, machten die Italiener große Verſprechungen und ſtellten die Lage der Dinge ſehr roſig dar. Ruprecht erſchien nun allerdings mit einem, wenn auch kleinen, deutſchen Heere, wurde aber von Visconti, den er natürlich als Günſtling Wenzels nicht anerkannte, geſchlagen, und mußte ruhmlos, ohne den geringſten Erfolg gehabt zu haben, Italien wieder verlaſſen.

---

*) Ruprechts Regeſten, herausgegeben von Chmel. Nr. 60, 176, 754, 763, 827, 845, 846, 1016, 1022.

Dieſer Anfang war von keiner guten Vorbedeutung. Auch dauerte es nicht lange, ſo ſah ſich Ruprecht auch in Deutſchland nach allen Seiten hin von Widerſtänden und Feindſeligkeiten umgeben.

Ruprecht, der Sohn Ruprechts II. von der Pfalz, mit dem Beinamen Klem oder der Harte,*) war offenbar ein Fürſt von nicht geringen Fähigkeiten. Schon im Städtekrieg hatte er ſich als Kriegsheld hervorgethan. Später ſehen wir ihn in den Staatsgeſchäften mit ebenſo viel Schlauheit, als Kraft und Beharrlichkeit ſich bewegen. Einem Manne von ſeinem Verſtande konnte es aber nicht entgehen, daß das Amt eines deutſchen Königs in jener Zeit das undankbarſte von der Welt war, und daß vollends ein Fürſt von einer nicht ganz bedeutenden Hausmacht gar nicht daran denken durfte, die Gebrechen des Reiches heilen oder auch nur den königlichen Scepter mit einigem Anſtande führen zu können. Die Zeit, wo auf dem Wege der Umwälzung, durch Unterſtützung der demokratiſchen Grundkräfte eine Verbeſſerung der Verfaſſung ermöglicht werden konnte, war vorüber. Die Städte hatten ſeit dem großen Städtekriege alle ähnlichen Beſtrebungen aufgegeben: auch dachte Ruprecht ſelber nicht daran, er, welcher früher mit an der Spitze des ſtädtefeindlichen Fürſtenthums geſtanden. Wenn nun Ruprecht dennoch ſich um die deutſche Königskrone bewarb, und um ſie zu erlangen, ſogar ſeinen Vorgänger davon zu verdrängen ſich nicht ſcheute, ſo mußte er von andern Beweggründen geleitet ſein. Und dieſe waren theils Ehrgeiz, theils die Hoffnung, ſeine Hausmacht zu vergrößern. Der letztere Beweggrund ſtand aber nicht, wie etwa bei Albrecht von Oeſterreich oder bei Ludwig dem Baiern, oder ſelbſt bei Karl IV. in unmittelbarer Beziehung zum Reiche, — denn dieſe Kaiſer dachten, indem ſie die Hausmacht vermehrten, zugleich daran, ihrer Familie den deutſchen Thron zu erhalten, wovon aber bei Ruprecht keine Rede ſein konnte — ſondern war lediglich als eine Familienſache zu betrachten. Zwar ließ es Ruprecht nicht an Nachdruck fehlen, um die königlichen Rechte überhaupt aufrecht zu erhalten und der Würde, die er bekleidete, Anſehen zu verſchaffen: auch den Landfrieden ſuchte er mit Kraft zu handhaben. Aber alle ſeine Handlungen ließen doch auch die Auslegung zu, daß er anerkannte Rechte und Beſitzungen der Reichsſtände ſchmälern wolle, und zwar zum Vortheil ſeines Hauſes. So gerieth er faſt mit allen ſeinen fürſtlichen Nachbarn in Streit: mit dem Markgrafen Bernhard von Baden ſchon im Jahre 1402: das Jahr darauf wurde er zwar beigelegt, und Ruprecht ließ ſich ſogar herbei, dem Markgrafen das Erbfolgerecht in der weiblichen Linie zu ertheilen, allein vollkommen waren die Mißverhältniſſe zwiſchen beiden nicht ausgeglichen. Auch der Graf Eberhard von Würtemberg hatte mancherlei zu klagen. Aber am aufgebrachteſten gegen Ruprecht war Johann von Mainz, derſelbe, welcher ihn auf den königlichen Stuhl befördert hatte.

---

*) Fälſchlich wird bisweilen dieſer Beiname, ſelbſt ſchon von manchen Zeitgenoſſen, von dem lateiniſchen Worte Clemens abgeleitet, was das gerade Gegentheil von dem iſt, was er bezeichnen ſoll.

Ruprecht hatte vor ſeiner Wahl ſich zu allerlei Zugeſtändniſſen an die drei geiſtlichen Kurfürſten herbeigelaſſen: nicht nur verſprach er ihnen alle ihre bisherigen Rechte zu beſtätigen, ſondern auch alle Rheinzölle abzuthun, mit Ausnahme derer, welche die Kurfürſten erhoben, endlich nichts zu thun ohne den Willen derſelben. Der Erzbiſchof Johann hoffte außerdem, daß ſein Schützling ihm den größten Einfluß auf ſeine Regierung geſtatten werde. Allein bald ſtellte ſich heraus, daß Ruprecht durchaus ſeinen eigenen Weg ging. Ja, wie mit den übrigen Nachbarn, ſo gerieth er auch mit dem Erzbiſchof von Mainz in Händel über die vielfältigſten Anläſſe: am meiſten aber erbitterte dieſen, daß der König im Jahre 1405 mehrere Burgen in der Wetterau zerſtörte, welche Vaſallen des Erzbiſchofs von Mainz gehörten, von denen aus aber viele Räubereien verübt worden waren. Johann wollte ſich für all dieſes rächen und ruhte nicht, bis er gegen Ruprecht einen Bund zu Stande gebracht.

In demſelben Jahre, als er die Burgen in der Wetterau zerſtörte, brachte Ruprecht die Ortenau, welche von den früheren Kaiſern an den Biſchof von Straßburg verpfändet worden war, nebſt den Reichsſtädten Offenburg, Gengenbach, Zell an ſein Haus und gab dadurch dem Markgrafen von Baden, für den dieſer Gau ſo vortheihaft gelegen war, einen neuen Anlaß zur Verſtimmung. Johann fand alſo hier in ſeinen Planen einen Bundesgenoſſen, und es fiel nicht ſchwer, auch den Grafen von Würtemberg auf die Seite zu ziehen, der ſich durch Ruprechts Vergrößerungsſucht ebenfalls bedroht fühlte. Durch Eberhard aber gelang es, auch einen Theil der Reichsſtädte für den Gedanken eines Bundes gegen den König zu gewinnen. Wir haben ſchon bemerkt, daß die Städte überhaupt mißtrauiſch gegen Ruprecht waren, und daß ſie ihn nur zögernd anerkannten. Manche, wie z. B. Aachen, thaten es gar nicht: dieſes wurde dann in die Acht erklärt. Die Bedenklichkeit der Städte war gerechtfertigt. Denn bei den Vergrößerungsverſuchen des Königs hatte er es beſonders auf die Reichsſtädte abgeſehen. Schon im Jahre 1402 übergab er aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit die Reichsſtädte Oppenheim und Oberheim, ſowie noch mehrere andere Reichsorte in jenen Gegenden, an ſeinen älteſten Sohn Ludwig: die Reichsſtädte in der Ortenau, die 1405 an ſeinen Sohn übergeben wurden, haben wir ſchon erwähnt. Dieſes Verfahren machte die übrigen mißtrauiſch. Dazu kam außer der Achtserklärung gegen Aachen, auch noch eine gegen Rotenburg an der Tauber, weil ſie ſich weigerte, an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg 1000 Mark Gold Strafgelder zu bezahlen. Mit Straßburg gerieth der König ebenfalls in Händel wegen ihrer Ausbürger in Ortenberg. Dann nahm er in den Streitigkeiten, die zwiſchen den Städten und der Geiſtlichkeit ſich erhoben hatten, meiſtens die Partei der letzteren, weßhalb er von den Chroniſten ein frommer König genannt wurde, und hielt überhaupt ſtreng auf die Ausübung ſeiner Rechte in den Städten. Es iſt bezeichnend für die Richtung des Königs, daß er kein Freund der demokratiſchen Städteverfaſſungen war, und daß unter ſeiner Mitwirkung in mehreren Städten Veränderungen der Verfaſſung in ariſtokratiſchem Sinne vorgenommen wurden. Genug: die Städte fühlten ſich nicht minder bedroht, wie die Fürſten, und gingen daher gerne in den Gedanken eines Bundes gegen den König ein. Am 14. September

1405] kam dieſer in Marbach zu Stande, und zwar zwiſchen dem Erzbiſchof Johann von Mainz, dem Markgraf Bernhard von Baden, dem Grafen Eberhard von Würtemberg, der Stadt Straßburg und noch 17 ſchwäbiſchen Städten, worunter Ulm. Später traten auch noch Augsburg und die drei rheiniſchen Städte Mainz, Worms und Speier dazu.

Ruprecht täuſchte ſich über die Gefährlichkeit dieſes Bundes nicht. Er ſuchte daher denſelben wieder zu trennen, und verlangte zuerſt aus königlicher Machtvollkommenheit ſeine Auflöſung, da er wider das Reich ſei und überhaupt gegen ſeine Zuſtimmung keine dergleichen Bündniſſe geſchloſſen werden dürften. Da ſich aber die Verbündeten nicht daran kehrten, ſo verſuchte er es mit der Güte. Er ordnete mehrere Reichstage an, auf welchen die Beſchwerden, die etwa gegen ihn erhoben werden könnten, beſeitigt werden ſollten. Die Verbündeten kamen aber nicht, und als ſie endlich auf die Verſicherung des Königs, daß er wider das Bündniß nichts vornehmen wolle, wirklich erſchienen, ſo fand Ruprecht auch unter den anderen Fürſten ſo wenig Anklang für ſeine Meinung, daß er ſich entſchließen mußte, das Bündniß anzuerkennen. Auch die Verſuche, die Städte für ſich zu gewinnen und von den Fürſten abzuziehen, ſcheiterten.

Dieſe Verhältniſſe waren für Ruprecht um ſo bedenklicher, als Wenzel um dieſe Zeit ernſtliche Anſtalten zu machen ſchien, das deutſche Reich wieder in Beſitz zu nehmen. Nach ſeiner Flucht aus Wien wurde er zwar von Sigmund bekriegt, aber ohne Erfolg; vielmehr gab dieſer ſeit 1405 alle Verſuche, ſeinem Bruder die Herrſchaft über Böhmen zu entreißen, auf, und Wenzel konnte nach der Beruhigung ſeines Erblandes auch wieder an Deutſchland denken. Er ſetzte ſich mit mehreren Reichsſtädten und Fürſten in Verbindung und ſprach die Abſicht aus, baldigſt mit Entſchiedenheit als römiſcher König aufzutreten. Ruprecht, von dieſen Planen unterrichtet durch aufgefangene Briefe Wenzels an die Reichsſtadt Rotenburg, hielt es nun für das Klügſte, ſich mit allen ſeinen Gegnern auszuſöhnen: er machte dem Markgrafen von Baden, wie dem Johann von Mainz Zugeſtändniſſe; mit Straßburg und den elſäßiſchen Städten, ebenſo mit Speier, ſchloß er beſondere Bündniſſe; Rotenburg, das er in die Acht gethan, nahm er wieder zu Gnaden auf, ebenſo Aachen. Und ſo gelang es ihm denn durch Nachgiebigkeit den

Sturm, der ſich gegen ihn erhoben, zu beſchwören: doch würde ihm dies wohl bei all' ſeiner Umſicht und Klugheit nicht gelungen ſein, hätte Wenzel in der That ſein Vorhaben ausgeführt. Allein dieſer ſank wie immer, nach einem Augenblicke der Thatkraft wieder in die gewöhnliche Unthätigkeit zurück und überließ dem Gegner neuerdings das Feld.

Ruprecht verfolgte nun ſeinen Plan, die Beſitzungen ſeines Hauſes zu vermehren. Er erwarb die Grafſchaft Simmern und einen Theil der Grafſchaft Sponheim. Er ernannte jetzt auch ſeinen Sohn Ludwig zum Landvogt im Elſaß und ertheilte ihm die Befugniß, alle Reichspfandſchaften einzulöſen. Bereits gab ſich Oberehenheim unter ſeinen Schutz. Ferner benutzte er die Ausſöhnung mit Straßburg und mit Speier und Mainz, um Worms zu bedrängen, welches ſich plötzlich vereinzelt ſah, und dadurch in die größte Verlegenheit gerieth. Ruprecht bewies ſich bei dieſer Gelegenheit als ein ſchlauer Berechner, während die Zerfahrenheit, Selbſtſucht und Beſchränktheit des Bürgerthums wohl nirgends deutlicher hervortrat, als in den Verhältniſſen dieſer drei Bundesſtädte unter einander und zum Könige. Offenbar hatte es Ruprecht auf die Unterwerfung von Worms abgeſehen. Aber um ſicher zu gehen, mußte er die drei Städte erſt vereinzeln: er ſchloß daher mit Speier ein Bündniß und bewies ſich auch gegen Mainz freundlich, welches durch beſtändige Aufmerkſamkeiten die Gnade des Königs zu erhalten wußte. Als Worms davon hörte, ſo machte es der Stadt Speier Vorwürfe, daß ſie ohne ſein Wiſſen einſeitig mit dem Könige ſich geſetzt, und verlangte von ihr wenigſtens die Bedingungen zu wiſſen, unter welchen die Ausſöhnung ſtatt gefunden. Speier verweigerte aber dieſelben. Die Stadt Worms war nun rathlos, und überließ ſich der größten Angſt, von der ſie nur durch den Tod des Königs befreit wurde. *)

Zeigte ſich nun ſchon in den Bündniſſen der Städte mit den Fürſten, und namentlich in den eben erzählten Ereigniſſen eine vollkommene Umkehrung der Verhältniſſe im Vergleich mit dem entſchiedenen thatkräftigen, planmäßigen und einmüthigen Auftreten der Städte während des 14. Jahrhunderts, ſo trat dieſe Erſcheinung in den Beziehungen der deutſchen Reichsſtädte zu den Schweizern noch klarer und deutlicher hervor.

---

*) Schaab, Geſchichte des rheiniſchen Bundes. I. 424. folg.

Den Schweizern gelang es, ihre freilich auf einen kleinen Kreis beſchränkte Freiheit zu behaupten, während die größeren Plane des deutſchen Städtebundes zu Grunde gingen. Nach der Schlacht bei Sempach verſuchten die Habsburger im Jahre 1388 noch einmal das Glück der Waffen, erlitten aber am 9. April bei Näfels von den Glarnern wieder eine entſcheidende Niederlage, worauf ſie ſich 1389 zum Frieden mit den Eidgenoſſen entſchloſſen, der 1394 auf zwanzig Jahre erneuert ward. Von dieſer Zeit an gingen die ſchweizeriſche und die deutſche reichsſtädtiſche Demokratie, welche urſprünglich doch das nämliche Ziel verfolgten, und ſich, wie wir geſehen, früher verbündet hatten, auseinander, ja traten ſich ſogar bisweilen auf das Feindſeligſte gegenüber. Dies war namentlich in dem Appenzeller Kriege der Fall.

Das Ländchen Appenzell ſtand bis zum Ende des 14. Jahrhunderts unter der Vogtei des Abts von St. Gallen. Die Landleute verſuchten jedoch ſchon in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts das läſtige Joch abzuwerfen, und empörten ſich mehrmals gegen den Abt, wurden jedoch durch die Vermittlung der ihnen befreundeten Stadt St. Gallen mit ihm wieder verglichen. Im Jahre 1377 aber traten ſie zu dem ſchwäbiſchen Städtebund, welcher, wie wir geſehen, größere Plane verfolgte und auch in dem Ländchen Appenzell die erſten Einrichtungen einer demokratiſchen Staatsform traf, ſo wie er auch eine größere Unabhängigkeit vom Abte von St. Gallen bewirkte. Aber nach der Auflöſung des großen Städtebundes wollte der Abt von St. Gallen ſeine Herrſchaft über Appenzell in der ganzen früheren Ausdehnung wieder herſtellen: ſeine Amtleute verfuhren mit großer Härte, auch verlautete, daß er ſich mit den Herzogen von Oeſterreich verbinden wollte. Die Appenzeller waren aber nicht geſonnen ihre Freiheit aufzugeben, vielmehr wollten ſie dieſelbe erweitern und befeſtigen. Sie wandten ſich zunächſt an die deutſchen Reichsſtädte am Bodenſee, welche trotz des Egrer Landfriedens ihren Bund nicht aufgegeben hatten, und ſchloſſen namentlich mit der Stadt St. Gallen ein Schutz- und Trutzbündniß. Darauf vertrauend, kümmerten ſich die Appenzeller nichts mehr um des Abtes gutsherrliche Rechte: als dieſer Gewalt anwenden wollte, ergriffen ſie (1401) die Waffen und zerſtörten ihm mehrere Burgen. Die Reichsſtädte am See legten ſich nun ins

Mittel und entſchieden auf einem Tage in Ravensburg den Streit mehr zu Gunſten des Abtes. Die Appenzeller, welche im Vortheil geweſen, wollten den Spruch der Reichsſtädte nicht annehmen. Dieſe aber ſtellten ſich nur noch entſchiedener auf die Seite des Abtes, geboten der Stadt St. Gallen den Bund mit den Appenzellern aufzugeben und verlangten von dieſen ebenfalls die Auflöſung ihres Bundes. St. Gallen gehorchte dieſem Spruche. Die Appenzeller aber, ſo von den Reichsſtädten verlaſſen, wandten ſich an die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft. Dieſe leiſtete ihnen willig Hülfe, und ſo kam es denn zu einem langwierigen blutigen Kriege zwiſchen den Appenzellern und den ihnen verbündeten Schweizern einerſeits, und andererſeits zwiſchen dem Abte von St. Gallen und den ihm verbündeten Reichsſtädten. So ſehr hatten ſich jetzt die urſprünglich auf das gleiche Ziel gerichteten demokratiſchen Kräfte entfremdet, daß ſie ſich nun auf das Bitterſte bekämpften und zwar die eine Partei zu Gunſten einer im Grunde ihr feindſeligen Richtung!

Uebrigens zeigten die Reichsſtädte in dieſem Kriege keine ſonderliche Tapferkeit, während die Appenzeller einen Sieg nach dem andern erfochten. Sie zogen ſich daher bald von dem Kampfe zurück. Der Abt von St. Gallen wandte ſich jetzt an den Herzog Friedrich von Oeſterreich, der ihm auch Hülfe leiſtete. Da die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft mit ihm noch in Friede war, ſo durfte ſie den Appenzellern gegen ihn nicht helfen. Dieſe waren demnach auf ſich ſelbſt angewieſen, aber die tapfern Bergleute fürchteten ſich nicht: am 17. Juni 1405 ſchlugen ſie den Herzog bei Stoß gänzlich aufs Haupt. Dieſer Sieg war entſcheidend. Sofort ſchloſſen ſich faſt alle Landſchaften um den Bodenſee an die Appenzeller an und errichteten mit ihnen einen Bund, ähnlich dem der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen, der nun bald eine noch größere Ausdehnung zu erhalten drohte und alle Bauernſchaften jener Gegenden zu vereinigen ſchien. Da wurde es den ſchwäbiſchen Fürſten und Herren bange: ſie rüſteten ein großes Heer, verbanden ſich mit den Reichsſtädten, namentlich mit Konſtanz, überfielen die Appenzeller, welche ſorglos Bregenz belagerten, am 13. Januar 1408 und brachten ihnen eine große Niederlage bei. Darauf zeigten ſich die Appenzeller geneigt zu Friedensunterhandlungen, und übertrugen dem Könige Ruprecht den Schiedſpruch. Dieſer aber verlangte die Auflöſung des Appenzeller Bundes. Auf dieſe Weiſe zerfiel der Verſuch, die bäuerliche Demokratie in Süddeutſchland zu vereinigen, ebenſo ſchnell, als er erwachſen war. Was die Appenzeller ſelbſt anbetrifft, ſo verlangte Ruprecht von ihnen, daß ſie die Hoheit des Abtes von St. Gallen wieder anerkennen ſollten. Dazu waren nun die Appenzeller nicht geneigt, kamen auch dieſem Spruche nicht nach, da Ruprecht bald darauf ſtarb. Erſt ſpäter wurden durch Vermittlung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen die Streitigkeiten mit dem Abte von St. Gallen zu Gunſten der Appenzeller ausgeglichen. Uebrigens würden die Appenzeller, auch wenn Ruprecht länger gelebt hätte, nicht anders gehandelt haben, denn nachgerade gewöhnte man ſich, auch dieſem Könige ſich ungehorſam zu erzeigen, wenn, was er forderte, mit den eigenen Wünſchen nicht übereinſtimmte.

Und ſo behauptet man nicht mit Unrecht, daß Ruprecht wohl daſſelbe Schickſal bevorſtand, welches ſeinen Nebenbuhler Wenzel getroffen, nämlich abgeſetzt zu werden. Derſelbe Erzbiſchof von Mainz, welcher Wenzeln ſtürzte und ſeitdem in ſo viele Händel mit ſeinem ehmaligen Schützling Ruprecht gerathen war, beabſichtigte nunmehr auch ſeinen Sturz, da zu den vielen übrigen Mißverhältniſſen, die mit genauer Noth ausgeglichen worden waren, auch noch eine verſchiedene Auffaſſung beider Fürſten über die kirchlichen Verhältniſſe kam. Schon rüſtete man ſich zum Krieg. Und ſo ſehr war bereits damals das Nationalgefühl aus den deutſchen Fürſten gewichen, daß der Erzbiſchof Johann, um ſich gegen Ruprecht zu ſchützen, keinen Anſtand nahm, der Vaſall des Königs von Frankreich zu werden, eine Handlung, welche indeſſen nicht die einzige in ihrer Art war. Denn ſchon im Jahre 1402 war der Markgraf Bernhard von Baden, als er Händel mit Ruprecht hatte, der Vaſall des Herzogs von Orleans geworden. Ruprecht ſtarb indeſſen, noch ehe es zum Kriege kam, am 18. Mai 1410. —

In ſolch traurige Zuſtände lief das Scheitern der großen demokratiſchen Bewegungen am Ende des 14. Jahrhunderts aus. Nicht nur, daß an die Stelle der beabſichtigten Umgeſtaltung der Verfaſſung ein nur noch größerer Verfall der Reichsgewalt trat, ſondern dieſes Schickſal traf nun auch die Demokratie ſelber, welche ſich aller ihrer Kräfte: dieſe Ueberzeugung ſchien ſich ihr am Ende des 14. Jahrhunderts, wenigſtens zu einem großen Theile aufgedrungen zu haben, und ſie handelte darnach. Wäre ſie dieſer Ueberzeugung treu geblieben, ſo konnte ſie die im Städtekriege erlittene Schlappe leicht verſchmerzen und die frühere Bedeutung bald wieder erringen. Aber nun bemächtigte ſich ihrer der im deutſchen Volksthum liegende Individualismus, und zwar in ſeiner ſchlechten Richtung, in ähnlicher Weiſe, wie er ſich ſchon viel früher des Fürſtenthums bemächtigt hatte und lähmte dadurch nicht allein ihre Kraft gegen Außen, ſondern verſtopfte allmählig auch den Keim einer lebendigen inneren Entwicklung, zu welcher jedes Gemeinweſen nur dadurch gelangt, daß es ſich in beſtändigen Beziehungen zur ganzen Nation erhält, und daß es große allgemeine Geſichtspunkte auf ſich wirken läßt. So finden wir von dieſer Zeit an nicht nur den Gegenſatz zwiſchen Bürgern und Bauern immer ſtärker hervortreten — ein Gegenſatz, welchem zweifelsohne zu einem großen Theile die allmählige Loslöſung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft von dem deutſchen Reiche zuzuſchreiben iſt, und welcher zur Zeit der Reformation, im Bauernkriege, die Verſuche zu einer Umgeſtaltung der deutſchen Reichsverfaſſung vereiteln half — ſondern auch das Bürgerthum ſelbſt, wie wir an den mitgetheilten Beiſpielen erſehen haben, läßt ſich gegenſeitig im Stich und gibt ſich mehr und mehr dem Fürſtenthume preis. Dieſe Erſcheinungen treten allerdings vorzugsweiſe in Süddeutſchland hervor. Aber im Norden finden wir doch ebenfalls, daß die Städte ihren Höhepunkt erreicht haben und von nun an zu ſinken beginnen. Die Hanſe beſteht zwar noch, entfaltet aber bei weitem nicht mehr jene Kraft, wie vordem. Seit dem Zuſtandekommen der Kalmarer Union (1397), wonach die drei nordiſchen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen vereinigt wurden, üben dieſe drei vereinigten Reiche einen viel bedeutenderen Einfluß auf die nordiſchen Gewäſſer aus, und ſeitdem fehlt es nicht mehr an Händeln zwiſchen ihnen und den Hanſeſtädten, welche mehr und mehr zum Nachtheil der Hanſe ausfallen. Ebenſo ſucht ſich England von dem Handelsübergewicht der Hanſe zu befreien, nicht minder die Niederlande. Mit dieſem Abnehmen des äußeren Einfluſſes Hand in Hand geht nun die allmählige Verſchlechterung der inneren und der Demokratie im Innern der Städte ſetzen ſich zwar im 15. Jahrhundert fort, doch endigen dieſe Kämpfe weit öfter mit dem Siege der Ariſtokratie, als dies früher der Fall geweſen, und ſelbſt da, wo demokratiſche Verfaſſungen beſtanden, riſſen allmählich Uebelſtände ein, meiſt hervorgebracht durch Uebergriffe des Raths und durch Mangel einer lebendigen Theilnahme der Gemeinde an den öffentlichen Verhältniſſen.

Aber die ſtaatlichen Dinge bilden nur eine Seite in dem Leben unſeres Volkes. Um dieſelbe Zeit, als dieſe eine ſo traurige Entwicklung genommen hatten, befand ſich unſere Nation auf einem anderen Gebiete in der lebhafteſten Bewegung, welche zwar urſprünglich mit der ſtaatlichen vielfach zuſammenhing, nun aber einen beſonderen Verlauf nehmen zu wollen ſchien. Dieſe Bewegung war die kirchliche.

2. Verfall der Kirche.

Seitdem die Kirche durch den Sturz der Hohenſtaufen einen ſo glänzenden Sieg über das Kaiſerthum davon getragen hatte, traten alsbald die nachtheiligen Folgen dieſes Ereigniſſes ans Licht. Die Kirche erblickte nun keine Schranken mehr für ihre Herrſchaft, und ſie übte dieſe in der größten Ausdehnung über die ihr Untergebenen aus. Aber in jener Zeit war ſie ſelbſt nicht mehr erfüllt von dem Bewußtſein des großen weltgeſchichtlichen Berufes, den ſie früher ohnſtreitig gehabt hatte. Sie verlor daher ſehr bald den inneren Halt, und kaum nach dem Verlauf eines halben Jahrhunderts erlitt das Papſtthum im Kampf mit dem Könige eines anderen Landes eine furchtbare Niederlage, welche ſeinen Verfall außerordentlich beſchleunigte. Seitdem die Päpſte von den franzöſiſchen Königen gezwungen wurden, ihren Sitz in Avignon aufzuſchlagen, waren ſie nicht mehr Herren ihrer Entſchlüſſe, ſondern in einem noch höheren Grade abhängig von den Königen Frankreichs, als ſie es jemals von den deutſchen Kaiſern geweſen waren. Dieſe Abhängigkeit entbehrte zwar der rechtlichen Form, aber in der That waren die Päpſte zu Werkzeugen der franzöſiſchen Könige herabgeſunken. Dabei wurden die Anſprüche auf den Gehorſam der Chriſtenheit nicht

Papſtthum auf den Beutel der Gläubigen abgeſehen zu haben. Es war außerordentlich erfindungsreich in neuen Steuern und Abgaben, ſo daß es faſt den Anſchein bekam, als ob die Kirche nur eine Anſtalt ſei, welche lehre, denjenigen, welche an ſie glauben, unter den mannichfaltigſten Vorwänden ihr Geld abzunehmen. Wir wollen nur die wichtigſten Arten der päpſtlichen Erpreſſungen anführen.

So maßten ſich die Päpſte bereits ſeit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Recht an, ledig gewordene Kirchenämter zu beſetzen. Dieſes Recht, welches ſie Anfangs ſchlau genug nur in einem mäßigen Umfange anwendeten, dehnten ſie ſeit dem 14. Jahrhundert immer weiter aus, bis ſie endlich die Anmaßung ſo weit trieben, daß ſie die Beſetzung von allen Kirchenämtern ohne Unterſchied, namentlich auch der Biſthümer und Abteien für ſich in Anſpruch nahmen. Nimmt man nun an, daß für die Verleihung einer Stelle der Inhaber nur eine ganz mäßige Abgabe zahlte, ſo würde der päpſtliche Hof daraus ſchon eine ungeheuere Einnahme gezogen haben; aber dabei blieb es nicht, ſondern die Päpſte verkauften in der Regel die ledig gewordenen Kirchenämter um hohe Summen, und trieben einen förmlichen Handel mit ihnen.

Eine fernere Einnahmsquelle der Päpſte waren die Annalen d. h. die Abgabe eines Jahresertrags einer verliehenen Stelle. Früher erſtreckte ſich dieſe Abgabe blos auf diejenigen, welche ſich in Rom ſelbſt ihre Stelle beſtätigen, und ſich darin einſetzen ließen. Johann XXII. dehnte ſie aber auf alle leergewordenen Kirchenſtellen aus, welche mehr als 24 Dukaten jährlich eintrugen, mit Ausnahme der Biſthümer und der großen Abteien. Seine Nachfolger ließen indeſſen auch dieſe Beſchränkung weg, ſo daß alſo jeder Geiſtliche, ſo wie er eine neue Stelle bekam, die Einkünfte eines ganzen Jahres an die päpſtliche Kurie bezahlen mußte. Mit dieſer Abgabe fielen aber nicht etwa jene Gebühren weg, welche für die päpſtliche Beſtätigung und Einweihung entrichtet werden mußten, ſondern letztere blieben immerhin noch beſtehen und wurden vielfach erhöht. Die Päpſte zogen demnach z. B. von einem leergewordenen Biſthum, das ſie beſetzten, dreierlei Abgaben. Erſtens den Kaufſchilling, um welchen ſie das Biſthum an den betreffenden Geiſtlichen losſchlugen; zweitens die Gebühren für die Ausfertigung der Bulle, für die Beſtätigung und Einweihung; drittens die Annalen.

Eine weitere Einnahmsquelle der Päpſte war das Spolienrecht d. h. das Recht, die Hinterlaſſenſchaft verſtorbener Geiſtlichen einzuziehen. Dieſes Recht beſaßen früher die Könige: ſeit dem 13. Jahrhundert wurde es ihnen von der Kirche entriſſen. Aber den Päpſten fiel es damals noch nicht ein, es für ſich ſelber in Anſpruch zu nehmen, vielmehr fiel die Hinterlaſſenſchaft eines verſtorbenen Geiſtlichen entweder dem Biſchof oder dem Abt oder der betreffenden Kirche zu. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aber zogen die Päpſte alles bewegliche Eigenthum verſtorbener Geiſtlichen für die römiſche Kirche ein.

Wie wenig ſich aber die Päpſte bei ihrem Trachten nach Geldmachen um das Seelenheil der Gläubigen und um die Kirchengeſetze kümmerten, erſieht man aus dem Unfuge der Kommenden und Unionen. Hiermit verhielt es ſich folgendermaßen. Nach den Kirchengeſetzen war es verboten, daß Jemand, der noch nicht die Weihen empfangen hatte, eine geiſtliche Pfründe beſitzen durfte, die einen Seelſorger erforderte. Es war ferner verboten, daß eine Pfründe, welche für einen Ordensgeiſtlichen beſtimmt war, mit einem Weltgeiſtlichen beſetzt werden durfte, und umgekehrt. Endlich war es auch verboten, daß Jemand mehrere geiſtliche Stellen zugleich beſitzen durfte. Nun traf es ſich aber öfters, daß ein Laie reich genug war, um ſich eine geiſtliche Pfründe zu kaufen, entweder für ſich oder für ſeinen minderjährigen Sohn, oder daß ein Geiſtlicher, der bereits eine Pfründe hatte, doch Mittel genug beſaß, um noch mehrere dazu zu kaufen. In ſolchen Fällen trafen dann die Päpſte folgende Auswege. Sie „empfahlen“ dem Laien die betreffende Pfründe, d. h. ſie ſetzten ihn nicht als eigentlichen Geiſtlichen ein, ſondern ermächtigten ihn blos, die Einkünfte der Pfründe zu ziehen. Eine ſolche Pfründe hießen ſie Kommende. Oder ſie vereinigten mehrere Pfründen in eine einzige, gleichviel ob ſie eine Ordenspfründe oder eine weltgeiſtliche war, und verkauften dieſe dann an den betreffenden Liebhaber. Dies hieß Union. Auf dieſe Weiſe kam es, daß manche Geiſtliche, beſonders die vornehmen, oft zehn, zwanzig und noch weit mehr Pfründen beſaßen, d. h. die Einkünfte davon zogen. Um die Seelſorge ihrer Untergebenen war es ihnen natürlich nicht zu thun.

Tritt ſchon bei dieſer Finanzmaßregel die Gewiſſenloſigkeit der

Im Jahre 1300 kam Bonifacius VIII. auf den Gedanken, ein ſogenanntes Jubeljahr auszuſchreiben. Dies ſollte eine Erinnerung an Chriſtus ſein, ſofern er für die Sünden der Menſchheit geſtorben ſei, und dieſe Eigenſchaft ſollte ſich in einem ſolchen Jahre auf eine ganz beſondere Weiſe bethätigen. Nämlich Jeder, welcher eine Wallfahrt nach Rom in dieſem Jahre unternahm, ſollte den Ablaß für alle ſeine Sünden erhalten. Da ſich die Finanzmaßregel, die man dabei beabſichtigte, als ganz vortrefflich bewährte, indem eine ganz ungeheuere Menge von Menſchen in Rom zuſammenfloß, von denen doch Jeder der Kirche ein größeres oder geringeres Geſchenk machte, ſo fanden ſich die Päpſte bewogen, ein ſolches Jubeljahr, welches urſprünglich nur alle hundert Jahre ſtatt finden ſollte, alle fünfzig Jahre, ſpäter alle drei und dreißig, dann alle fünf und zwanzig ſtatt finden zu laſſen. Allein auch damit waren ſie nicht zufrieden. Es konnten doch nicht alle Menſchen nach Rom reiſen. Um nun auch Solche der Vergünſtigung theilhaftig werden zu laſſen, welche abgehalten waren, perſönlich die Reiſe nach Rom zu unternehmen, erklärten die Päpſte bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts, daß Jeder den Ablaß erlangen könne, wenn er nur ſo viel zahle, als er zur Reiſe nach Rom gebraucht hätte, oder auch nur den dritten Theil. Zu dieſem Zwecke ſandten ſie denn ihre Leute in die einzelnen Länder heraus, um den Ablaß zu verkündigen und das Geld dafür einzunehmen. Daß durch dieſe Lehre vom Ablaß der Sittenloſigkeit Thür und Thor geöffnet war, braucht nicht weiter auseinander geſetzt zu werden.

Endlich eine Hauptquelle der römiſchen Kurie, in der ſich aber auch zugleich die Habſucht und Nichtswürdigkeit in der abſcheulichſten Geſtalt zeigte, war die päpſtliche Gerichtsbarkeit. Die Päpſte zogen nämlich nachgerade alle Prozeſſe an ihren Hof, ſelbſt in der erſten Inſtanz, ſie nahmen ſie, wenn ſie bereits bei einem anderen geiſtlichen Gerichte anhängig waren, dort heraus, wenn ſie von einer Partei deßfalls angerufen wurden. Die päpſtliche Gerichtsbarkeit war aber die theuerſte in der ganzen Welt: und zugleich die ungerechteſte und ſchamloſeſte; denn ſie urtheilte nicht nach Recht und Billigkeit, ſondern ſie entſchied nur zu Gunſten deſſen, der ihr am meiſten Geld bot.

An dieſen regelmäßigen Einnahmsquellen, ſo ergiebig ſie auch waren, hatte indeſſen die päpſtliche Kurie noch nicht genug, ſondern ſie erhob auch noch außergewöhnliche Steuern, unter Vorwänden aller Art. Sehr häufig mußte ein angeblich beabſichtigter Kreuzzug einen Vorwand abgeben, um den Zehnten von der ganzen Chriſtenheit zu erheben. Die Summen, welche auf dieſe Weiſe eingingen, theilten dann die Päpſte in der Regel mit den Königen von Frankreich. Auch die Verhängung des Kirchenverbots wurde nicht ſelten als Einnahmsquelle benutzt. Die Aufhebung deſſelben ließen ſich die Päpſte gewöhnlich ſehr theuer bezahlen. War es indeſſen denen, die von dieſer Maßregel betroffen wurden, gleichgültig, wie z. B. den deutſchen Städten zur Zeit Ludwigs des Baiern, ſo ließen ſie ſich wohl auch um eine geringere Summe bereit dazu finden. So konnte damals jeder Prieſter vom Papſte trotz des Kirchenverbots die Erlaubniß, zu predigen und Meſſe zu leſen, erhalten, wenn er nur einen Gulden in die päpſtliche Schatzkammer lieferte.

Zu dieſen Mißbräuchen kam nun noch, daß am päpſtlichen Hofe, beſonders ſeit der Verlegung ſeines Sitzes nach Avignon, eine Laſterhaftigkeit eingeriſſen war, welche alle Vorſtellungen übertraf. Nirgends war eine ſo ausgeſuchte Liederlichkeit jeder Art anzutreffen, wie in Avignon, und nirgends beging man alle Verbrechen und Laſter mit weniger Scham, als dort.

Dieſe Mißbräuche und die traurigen Folgen, die ſie zunächſt für das Papſtthum ſelber haben mußten, ſteigerten ſich noch ſeit dem Eintreten der Kirchentrennung (Schisma). Am Ende des 14. Jahrhunderts nämlich verlegte Gregor XI. den Sitz der Päpſte wieder nach Rom. Damit waren aber die franzöſiſchen Kardinäle nicht einverſtanden, und als nach Gregors Tode unter dem Einfluſſe des römiſchen Volks Urban VI. gewählt wurde, der durch ſeine Härte die meiſten Kardinäle erbitterte, ſo entwichen dieſe nach Avignon und wählten dort einen neuen Papſt, Klemens VII. (20. Sept. 1378), welcher alsbald nach Avignon zurückkehrte, und ſich unter franzöſiſchen Schutz begab. Seitdem hatte die Chriſtenheit zwei Päpſte, von denen jeder ſich für den rechtmäßigen erklärte und den andern bannte und verfluchte. Die Spaltung dauerte gegen vier Jahrzehnte; ſo wie ein Gegenpapſt ſtarb, wurde wieder ein neuer gewählt, und jeder behielt ſeine Anhänger. Für den römiſchen Papſt erklärten ſich Italien, Deutſchland, England, Dänemark, Schweden, Polen und Preußen: für den avignoniſchen Frankreich, Schottland, Spanien.

Die Verwirrung in der Kirche wurde dadurch allgemein. Die Päpſte ſteigerten aber nun die Mißbräuche, deren ſie ſich bisher ſchuldig gemacht, noch bis ins Unglaubliche. Denn da jeder ungefähr die Hälfte ſeiner bisherigen Einnahmen verloren hatte, ſo ſuchte er den Ausfall durch neue Bedrückungen und Erpreſſungen zu erſetzen.

Der Verfall des Papſtthums wirkte natürlich auf die Glieder der Kirche zurück, und ſo ſehen wir auch in Deutſchland während des 14. Jahrhunderts eine furchtbare Entſittlichung unter der Geiſtlichkeit einreißen. Hier wirkten aber noch ganz beſondere Verhältniſſe ein, um dieſes Ergebniß herbeizuführen und namentlich die hohen Würdenträger der Kirche, die Biſchöfe und Erzbiſchöfe, eine Richtung einſchlagen zu laſſen, welche im Widerſpruch mit den Bedürfniſſen und Strebungen der Nation war.

Die hohe Geiſtlichkeit hatte in Deutſchland nicht nur eine kirchliche, ſondern weſentlich auch eine ſtaatlich nationale Bedeutung. Sie bildete in früheren Zeiten eine der wichtigſten Stützen der deutſchen Reichseinheit, wie der königlichen Macht, und wurde mit derſelben Planmäßigkeit von den Königen gepflegt und gehegt, mit welcher ſie ihrerſeits den Thron gegen die weltlichen Großen unterſtützte. Auch vertrat ſie in einem gewiſſen Sinne die demokratiſchen Grundſtoffe der Nation: einmal inſoferne, als jeder ohne Unterſchied des Standes zu den höchſten kirchlichen Würden emporſteigen konnte, wie es denn in früheren Zeiten ſehr häufig war, daß Männer vom niederſten Herkommen Biſchöfe und Päpſte wurden; ſodann inſofern, als die biſchöfliche Würde durch Wahl des Kapitels, allerdings unter häufiger Mitwirkung des Kaiſers, erlangt wurde, alſo eine republikaniſche Verfaſſung zur Unterlage hatte. Dieſe Stellung des deutſchen Biſthums erlitt jedoch im Laufe der Zeit ſehr bedeutende Veränderungen. Zunächſt dadurch, daß ſich durch das Aufkommen der ſtädtiſchen Gemeinden, welche ſich in der Regel an Biſchofsſitzen gebildet, ein Gegenſatz zwiſchen dem Bürgerthum und zwiſchen der geiſtlichen Macht entwickelte, in Folge deſſen ſich der volksthümliche Grundſtoff in immer größerer Selbſtſtändigkeit herausſtellte, aber eben deßhalb auch die Feindſchaft der Kirchengewalt hervorrief. Hierdurch verlor die höhere Geiſtlichkeit ihre demokratiſche Bedeutung, ja das Bürgerthum gewöhnte ſich allmählig daran, in ihr ſeinen entſchiedenſten Gegner zu erblicken. Damit hing denn zuſammen, daß ſich die höhere Geiſtlichkeit nachgerade mehr an den Adel, an die weltlichen Großen anſchloß, als es früher der Fall geweſen, und dieſe Erſcheinung häuft ſich in dem Grade, als das Bürgerthum an Bedeutung gewann. Nach und nach findet der Adel in den Biſchofsſtühlen eine vortreffliche Verſorgung für ſeine nachgeborenen Söhne und ſucht ſich dieſelben zu erwerben: in der Regel ſtreiten ſich die umliegenden Adelsfamilien um die bedeutendſten Biſthümer: nicht ſelten mußten die Waffen darüber entſcheiden, wer das Biſthum beſitzen ſollte, und im 14. Jahrhundert war es faſt zur Regel geworden, daß die biſchöflichen Stühle nur mit Adeligen beſetzt wurden. Manche Kapitel nahmen ſogar ausdrücklich die Beſtimmung in ihre Geſetze auf, daß kein anderer, als einer vom alten Adel die biſchöfliche Würde erhalten dürfe.

Um dieſelbe Zeit, als ſich dieſe Veränderung vorbereitete, ging auch mit der ſtaatlich nationalen Bedeutung, mit dem Verhältniß des Biſthums zum Königthum, eine nicht minder wichtige Veränderung vor. Schon durch den Inveſtiturſtreit und den Ausgang deſſelben unter Heinrich V. geſchah ein Riß in das gute Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und der hohen Geiſtlichkeit des deutſchen Reichs: während des langen Streites zwiſchen der kaiſerlichen und päpſtlichen Gewalt zur Zeit der Hohenſtaufen wurde er noch größer, und es war den Päpſten gelungen, die deutſche Geiſtlichkeit dem Königthum zu entfremden, nämlich ſofern dieſes es wagen ſollte, gegen die päpſtliche Gewalt ſich aufzulehnen. Die deutſche Geiſtlichkeit ſah nunmehr in dem Papſte ihren oberſten Herrn, während ſie früher nur den Kaiſer als ſolchen anerkannt hatte. Daß dadurch die nationale Stellung der deutſchen Kirchenfürſten vollkommen verändert werden mußte, begreift ſich von ſelbſt. Nun iſt allerdings nicht zu läugnen, daß die deutſche Geiſtlichkeit dieſe ihre frühere nationale Bedeutung nicht ganz und gar vergeſſen hat, und es gab Augenblicke, wo ſie dieſelbe zurückrufen zu wollen ſchien, wie z. B. in der erſten Zeit Rudolfs von Habsburg und zur Zeit des Kurvereins von Renſe unter Ludwig dem Baiern, wo ſie ſich auf die Seite des Kaiſers in ſeinem Streite mit dem Papſte ſtellte. Allein man darf nicht vergeſſen, daß damals nur ein Theil der deutſchen Geiſtlichkeit von vaterländiſchem Geiſte getragen ward, während der andere die

Partei des Papſtes nahm, und daß ſelbſt ſolche, die es Anfangs mit Ludwig dem Baiern gehalten hatten, gegen das Ende ſeiner Regierung doch wieder von ihm abfielen und unter päpſtlicher Fahne gegen ihn fochten. Im Allgemeinen aber war aus dem höheren Klerus jede ächte Liebe zum Vaterlande entwichen: er benutzte ſeinen ſtaatlichen Einfluß nur, um ſeiner Selbſtſucht zu fröhnen, wie wir denn geſehen haben, daß die wichtigſteu Würdenträger der deutſchen Kirche, die drei geiſtlichen Kurfürſten mit ihrem Wahlrecht den abſcheulichſten Handel trieben. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wurden die Biſchöfe von dem Papſte noch abhängiger, wie zuvor, indem von dieſer Zeit an es gewöhnlich wurde, daß ſie ihre Stellen von dem Papſte kauften. Es war natürlich, daß ſie, die nicht ſelten im Widerſpruche mit ihrem Kapitel die Biſthümer erlangten, ſich nur deſto enger an den Papſt anſchloſſen, um im Nothfalle von dieſem unterſtützt zu werden. Unter ſolchen Umſtänden war von der höheren Geiſtlichkeit in Deutſchland für die allgemeine nationale Entwicklung nichts Gedeihliches mehr zu hoffen. Vielmehr war die Selbſtſucht die Haupttriebfeder ihrer Handlungen, und ſie ſtand in dieſer Beziehung mit den weltlichen Fürſten auf einer und derſelben Stufe. Auch von einer tieferen Auffaßung ihres Berufes, als Vorſteher der Kirche, konnte bei dieſen Menſchen keine Rede mehr ſein, von denen die meiſten ihre Stellen mit dem Schwerte erobert oder mit Geld vom Papſte ſich erkauft hatten. Ihre Hauptabſicht ging dahin, die reichen Einnahmen der fetten Pfründen zu genießen und ſich wohl ſein zu laſſen. Ueppigkeit, Schwelgerei, Praſſerei, jede Art von Liederlichkeit iſt an den Sitzen der deutſchen Kirchenfürſten nicht minder zu Hauſe, wie bei den weltlichen: ſie wetteifern mit dieſen in Hoffahrt, in Prunk, in ungeheuerem Aufwand: es gehen darum ſo manche von den reichen Schätzen, welche die Vorfahren aufgeſpeichert, zu Grunde, und wenn die Landſtände, die bei den Kirchenfürſten nicht minder, wie bei den weltlichen vorhanden waren, dieſer maßloſen Verſchwendung nicht Schranken geſetzt hätten, ſo wäre wohl die Beſitzung ſo manchen Biſthums von ſeinem gewiſſenloſen Biſchof verſchleudert worden: Schulden wurden ohnedies ungeheuere gemacht, welche die Nachfolger kaum wieder zu decken vermochten.

Die niedere Geiſtlichkeit folgte dem Beiſpiel der höheren, ſo weit ſie dieſes vermochte. Die Sittenloſigkeit derſelben ging ins Gränzenloſe. Beſonders die Klöſter gingen hier mit dem Beiſpiel voran. Die Unzucht war hier ſo zu Hauſe und ſo allgemein, daß man ſogar die Häuſer der gemeinen Luſt nach ihnen benannte. Die Geiſtlichen wetteiferten mit den Laien in prunkenden Kleidern, in hellen Farben von Sammt und Seide, beſuchten öffentliche Vergnügungen, Schenken, Bälle, Frauenhäuſer und dergleichen, und trieben es hier am Aergſten.

Und während nun die Geiſtlichkeit ohne alle Scham ſich jeglicher Luſt überließ und tagtäglich den Beweis lieferte, daß ſie nicht den mindeſten Eifer für ihren Beruf habe, blieben doch die alten Kirchenlehren ſtehen, die oft in dem ſchreiendſten Widerſpruche mit dem Leben der Geiſtlichen ſich befanden. Von einer lebendigen Fortbildung der Religion oder der Wiſſenſchaft von Seite der Kirche konnte unter ſolchen Umſtänden keine Rede ſein: kam es doch nicht ſelten vor, daß ganze Klöſter nicht leſen und ſchreiben konnten. Aus ihren Satzungen entfloh nachgerade alles Leben: es blieb nur ein Knochengerüſte ohne Geiſt, an dem ſie aber nichts deſto weniger mit Zähigkeit feſthielt. Auch die Univerſitäten, welche im 14. Jahrhundert errichtet wurden, Prag 1348, Heidelberg 1386, Wien 1365, Köln 1389, Erfurt 1392, Würzburg 1402, Leipzig 1409, Roſtock 1419, Löwen 1426, Trier, 1454 änderten darin wenig oder nichts, da ſie eben nur das alte Lehrgebäude vertraten.

3. Emporkommen einer freieren religiöſen Richtung. Myſtiker. Waldenſer. Die Brüder vom freien Geiſte. Huß.

Die Schäden der Kirche waren zu mannichfach und zu offenbar, und hatten zu traurige Wirkungen, als daß ſie nicht überall hätten bemerkt werden ſollen. In der That wurde ſeit dem 14. Jahrhundert die Klage über den Verfall der Kirche und die Zuchtloſigkeit ihrer Vertreter im ganzen europäiſchen Abendlande immer lauter, heftiger und rückſichtsloſer. Aber man blieb nicht blos hierbei ſtehen. Es erhoben ſich Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Kirche überhaupt, Zweifel über die Idee, welche ihr zu Grunde lag, und über die Satzungen, welche ſie verkündigte. Die ketzeriſchen Sekten, welche ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten dergleichen Lehren ausgeſprochen hatten, vermehrten ſich daher zuſehends, und unter den Ländern, wo die kirchenfeindlichen freieren religiöſen Anſichten einen ganz beſonders günſtigen Boden fanden und in kurzer Zeit eine höchſt merkwürdige Entwicklung durchliefen, nimmt Deutſchland einen der erſten Plätze ein. Hier aber ſind außer den allgemeinen Urſachen folgende von einem großen Einfluſſe geweſen.

Fürs Erſte der ſchon ſo oft berührte Gegenſatz zwiſchen dem Bürgerthum und der Geiſtlichkeit. Dieſer Gegenſatz war allerdings zunächſt blos ſtaatlicher Natur, aber allmählig dehnte er ſich auf alle Lebensanſchauungen aus. Die Geiſtlichkeit fand ſich gar zu oft veranlaßt, den Streit mit dem Bürgerthum dadurch zu ihrem Vortheil zu wenden, daß ſie Kirchenſtrafen über daſſelbe verhängte, den Gottesdienſt einſtellte, den Bann über die Bürger ausſprach. Die Bürger, welche im Rechte zu ſein meinten, und alſo die Strafe in keinem Falle verdient zu haben glaubten, gelangten nun leicht zu Zweifeln über die Rechtmäßigkeit der Kirchengewalt überhaupt und über Alles, was damit zuſammenhing. Die Folge war, daß ſie die Kirchenſtrafen gering achteten, die Geiſtlichkeit mit immer größerem Haſſe verfolgten, und um ihre Satzungen ſich wenig kümmerten. So befreiten ſie ſich allmählig auch von ihrer geiſtigen Herrſchaft, wie ſie ſich bereits von ihrer ſtaatlichen befreit hatten. Es tritt dies unter Anderem auch in der Anlage der Stadtſchulen hervor, von welchen die Bürger abſichtlich die Einwirkung der Geiſtlichkeit fern zu halten ſuchten, und wo ſie durch von ihnen angeſtellte Lehrer die Jugend in allgemein wiſſenswürdigen Dingen unterrichten ließen. Die Kirche widerſetzte ſich dieſem Beginnen, welches die Jugend ihrem Einfluſſe entzog, auf das Heftigſte, und nicht ſelten iſt eben deßhalb der Bann über manche Stadt ausgeſprochen worden, aber ohne Erfolg. Die Städte aber waren der Mittelpunkt des geiſtigen Lebens der Nation, gewiſſermaßen die Spitze unſerer Bildung: war ja zuletzt, wie wir geſehen, auch die Dichtung, das Schriftenthum überhaupt zu ihnen gewandert. Man begreift daher, was es ſagen wollte, wenn ſie ſich im Widerſpruche mit der Kirche befanden.

Von einer ferneren ganz bedeutenden Einwirkung iſt der Streit zwiſchen Ludwig dem Baiern und der Kirche geweſen. Das Papſtthum hätte nichts thun können, was ihm die Gemüther der Deutſchen mehr entfremdete, als ſein Verfahren gegen den Kaiſer. Die Vorſtellung von des Papſtes Unfehlbarkeit und Allgewalt wurde dadurch bis auf den Grund erſchüttert, und die Nation wies endlich mit entſchiedenſter Beſtimmtheit die Anmaßungen des Papſtes bezüglich der Reichsregierung zurück. Die hohenſtaufiſchen Grundſätze über das Verhältniß zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht wurden von berühmten Schriftſtellern wieder verfochten und noch viel bedeutendere Folgerungen daraus gezogen, wie zuvor. Aber noch mehr! Der Papſt hatte das Kirchenverbot über ganz Deutſchland verhängt und dieſes wurde Jahrzehnde lang beobachtet, wenn auch nicht überall, ſo doch in dem größten Theil des Reichs. Denn die Geiſtlichen hielten es meiſtens mit dem Papſte und befolgten alſo ſeine Vorſchriften. Weit entfernt aber, daß dieſes Verbot im Sinne des Papſtes gewirkt hätte, geriethen die Deutſchen vielmehr auf die Entdeckung, daß ſich ohne die Kirche, ohne die Pfaffen und Meſſen ebenſo gut leben laſſe, als mit ihnen, und daß die Kirche alſo nichts weniger, als durchaus nothwendig ſei. Dieſe Entdeckung hatten zwar die Städte früher ſchon gemacht, indem gar manche in den Bann gekommen waren und oft Jahrzehnde darin verharrten, aber während der Zeit Ludwig des Baiern machten ſie dieſe Entdeckung allgemein und nicht nur die Städte, ſondern auch das Landvolk. Die Folge davon war eine Gleichgültigkeit gegen die Kirchenſatzungen, wie ſie höchſt wahrſcheinlich in der Reformationszeit nicht größer geweſen iſt. Eine gewiſſe ſittliche Verwilderung, beſonders bei Ungebildeten und bei roheren Naturen, mochte wohl auch die Folge davon ſein, wie denn die Chroniken jener Zeit uns nicht genug von furchtbaren Verbrechen erzählen können; aber es iſt hierbei doch bedeutſam, daß ſich die Räuberei, die damals bei Hohen und Niederen ſo ſehr im Schwunge war, beſonders auf die Kirchen geworfen hat: Einbrüche in Kirchen und Entwendung ihrer meiſt werthvollen Gefäße u. ſ. w. fallen ſeit jener Zeit häufiger vor, denn je. Es war die Zeit gekommen, wo die Laien glaubten, den Kirchen wieder die Schätze nehmen zu dürfen, womit ſie ihre Vorfahren beſchenkt hatten.

Zu dieſem Grundſatz bekannten ſich namentlich auch der Adel und die Fürſten. Dieſe hatten ſich zwar von jeher mit Kirchengut, wenn es ging, zu bereichern geſucht, aber ſo planmäßig und grundſätzlich, wie im 14. Jahrhundert, hatten ſie es noch nie gethan. Nicht nur, daß die Fehden zwiſchen den Kirchenfürſten und den weltlichen Großen ſich immer häufiger wiederholten, ſondern letztere fingen nun an, dem Beiſpiele der Städte folgend, die Geiſtlichkeit regelmäßig zu beſteuern und zwar ſehr hoch. Widerſetzte ſich die Geiſtlichkeit, indem ſie ihre Befreiungen vorſchützte, ſo pfändeten ſie die Fürſten aus, und kümmerten ſich dann ſo wenig um ihren Bannſtrahl, wie die Städte. Der Herzog Rudolf IV. von Oeſterreich ſagte offen, er ſei Papſt, Erzbiſchof, Biſchof, Archidiaconus, Decan in ſeinem Lande, und frage nichts nach den Pfaffen: ja, wenn ihm die übrigen Fürſten helfen wollten, ſo wolle er ſie alle ausrotten. Auf ähnliche Weiſe verfuhren die Söhne Ludwigs des Baiern mit der Geiſtlichkeit ihres Landes: und wenn der Nachricht eines päpſtlichen Geſchichtſchreibers zu trauen iſt, ſo hätten die deutſchen Fürſten überhaupt um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine völlige Plünderung der Kirchen verabredet.

Auf dieſe Weiſe war die Kirchengewalt in Deutſchland bei Hohen und Niederen in tiefe Verachtung geſunken und durch die Spaltung des Papſtthums gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde ſie begreiflich immer größer. Zwar erkannte Deutſchland im Allgemeinen den römiſchen Papſt an, aber es kam doch nicht ſelten vor, daß dieſer oder jener Fürſt oder Biſchof aus ſelbſtſüchtigen Beweggründen es mit dem franzöſiſchen Papſte hielt, ſo daß die traurigen Folgen der unſeligen Spaltung auch in Deutſchland unmittelbar ſich bemerklich machten. In jeder Beziehung alſo war das deutſche Volk zum Bewußtſein der maßloſen Verwirrung gekommen, welche in der Kirche eingeriſſen war. Und ſo erklärt ſich denn ſeine große Empfänglichkeit für eine freiere religiöſe Richtung.

Dieſe freiere religiöſe Richtung tritt im 14. Jahrhundert nicht in einfacher Geſtalt auf, ſondern in größter Mannichfaltigkeit. Im Allgemeinen aber kann man drei Gattungen unterſcheiden. Zu der erſten gehörten diejenigen, welche zwar die äußere Kirche noch anerkannten, aber gegen ihre Verweltlichung und gegen die eingeriſſenen Mißbräuche eiferten und ſie geiſtig zu erneuern trachteten. Dazu ſind insbeſondere die Myſtiker zu rechnen, wie Eckart, Tauler, Heinrich Seuſe, Heinrich von Nördlingen, Nikolaus von Straßburg, Hermann von Fritzlar, Ruysbroeck. Die zweite Gattung machen diejenigen aus, welche die Kirche ſammt allen ihren Einrichtungen und Lehren verwarfen, und ſich nur an die Bibel hielten, als die eigentliche Quelle der religiöſen Erkenntniß, wie ſie denn das apoſtoliſche Zeitalter wieder herzuſtellen ſuchten. Zu dieſer gehörten die Waldenſergemeinden. Die dritte Gattung endlich bilden diejenigen, welche noch über dieſe zweite hinausgingen, und mehr oder minder als die Vorläufer der neueren Philoſophie zu betrachten ſind: wie die Begharden oder die Brüder des freien Geiſtes. Doch ſind dieſe drei Gattungen nicht ſtreng von einander zu ſcheiden, ſondern laufen vielfach in einander über; indem z. B. die Myſtiker, wenn ſie auch noch an der Kirche feſthalten wollen, doch thatſächlich ſich in Widerſpruch mit ihr ſetzen, wie ſie denn auch mit den beiden andern Gattungen in den mannichfachſten Berührungen ſich befinden, und wiederum die Waldenſer und Begharden keineswegs ſtreng von einander ſich ſcheiden. Auch haben ſie alle eine gleiche Färbung, oder vielmehr die gleiche Grundlage, nämlich die Myſtik, eine Erſcheinung, die zu wichtig iſt, als daß wir nicht bei ihr etwas länger verweilen ſollten, weil ſie uns den Fingerzeig gibt zum Verſtändniß der geiſtigen Entwicklung, welche unſer Volk fortan nehmen ſollte, und des Zuſammenhanges, in welchem ſich dieſe zu der vorangegangenen Zeit befand.

Die Myſtik, ſofern man darunter das Vorherrſchen des Gefühles verſteht, die Hervorkehrung des inneren Menſchen gegenüber der Zerſtreuung der Welt, die Verſenkung des Gemüthes in die Anſchauung des göttlichen Weſens und das Streben des Menſchen, in dieſer Befreiung der Seele von der Außenwelt und in der geiſtigen Vereinigung mit dem göttlichen Weſen ſeine Befriedigung zu finden, gehört zum Weſen des Mittelalters. Und ſo kann man auch die Myſtik des 14. Jahrhunderts, welche das nämliche Ziel verfolgt, gewiſſermaßen als den Verſuch betrachten, das Weſen des Mittelalters in ſeiner Reinheit wieder herzuſtellen. Aber merkwürdiger Weiſe wurde die Myſtik gerade durch dieſen Verſuch im Laufe ihrer inneren Entwicklung über das Mittelalter hinausgeführt. Das 14. Jahrhundert wurde zu dieſer religiöſen Richtung nicht nur durch die unglückſeligen ſtaatlichen Zuſtände, durch die unaufhörlichen Kriege, welche eine Maſſe von Elend über die Zeitgenoſſen verhängten, durch den Zwieſpalt zwiſchen der weltlichen und der kirchlichen Gewalt, durch die Verweltlichung der Geiſtlichkeit und ähnliche Uebelſtände hingeleitet, ſondern insbeſondere durch furchtbare Naturerſcheinungen, durch Erdbeben, Hungersnoth und ſchauderhafte Seuchen, wie die Peſt und den ſchwarzen Tod, welche die Menſchen zu Tauſenden dahinrafften und in manchen Städten ſo ſehr wütheten, daß ihnen über die Hälfte der Einwohnerſchaft erlag. In allen dieſen Erſcheinungen ſah die Menſchheit eine Strafe des Himmels und die Aufforderung, Buße zu thun für ihre Sünden. Dieſes Bedürfniß äußerte ſich zunächſt bei der Menge den herkömmlichen kirchlichen Vorſtellungen gemäß, nämlich in Peinigungen und Kaſteiungen des Körpers. Aber die gewöhnlichen äußeren Bußen, wie ſie die Kirche vorſchrieb, genügten den erſchütterten Gemüthern nicht: ſie ſollten in erhöhtem außergewöhnlichem Maße und allgemein ſtatt finden. So entſtanden denn die Geißelfahrten. Die Büßenden thaten ſich in große Maſſen zuſammen, und durchzogen die deutſchen Gauen, ſich öffentlich auf das Furchtbarſte geißelnd und die Andern zu derſelben Buße auffordernd. So ſehr ſich nun dieſe Erſcheinung der Zeit an die Kirche anlehnte, ſo fehlte es doch ſchon bei ihr nicht an kirchenfeindlichen Grundſtoffen. Es war offenbar ein Verſtoß gegen die Kirche, daß die Menſchen aus eigenem Antriebe dieſe Büßungen vornahmen und andere dazu aufforderten, ohne von der Kirche dazu ermächtigt zu ſein. Sodann wählten die Geißler ihre Vorgeſetzten, ihre Lehrer, ihre Geiſtlichen ſelber, was ebenfalls im Widerſpruche mit den Kirchengeſetzen war, und thaten und lehrten auch noch mehrere andere Dinge, welche ſie der Kirche bedenklich erſcheinen ließen. In der That wurden dieſe Geißelfahrten ſpäter von ihr verboten.

Tiefere Gemüther wurden indeſſen durch ſolche äußere Büßungen nicht befriedigt, und die Sehnſucht nach Ruhe und Friede gegenüber den Bedrängniſſen der Außenwelt war dadurch nicht geſtillt. Solche Gemüther fühlten das Bedürfniß nach Troſt, und dieſen glaubten ſie nur darin zu finden, daß ſie den Leiden und den Schmerzen, welche die Außenwelt verurſachte, etwas entgegenſetzen konnten, welches fähig wäre, dies Alles zu überwinden und die Seele darüber zu erheben. Dieſes Etwas aber, wo war es zu finden? In der Außenwelt nicht: vielmehr war ihnen eben dieſe Welt das Nichtige, das zu Fliehende. Nur das Unvergängliche, das Ewige, nur das göttliche Weſen vermochte dieſen Troſt zu gewähren: und ſo vertieften ſie ſich denn, um zu dieſem zu gelangen, in ſich ſelbſt, in das Innerſte des Gemüthes, um Gott zu ſuchen und zu erkennen. Dieſer Drang erreichte endlich ſeine Spitze in dem Wunſche, mit dem göttlichen Weſen ſich eins zu wiſſen. Zu dieſem Ende ſtrebten ſie alſo alles Irdiſche, alle Außendinge, alles was an die Zeitlichkeit erinnert, abzuſtreifen, damit zuletzt nur der menſchliche Geiſt in ſeiner Reinheit und Freiheit übrig bleibe: denn nur dann war der Menſch fähig, Gott zu begreifen und in ſich aufzunehmen.

Aber ſchon auf dieſem Punkte gerieth die Myſtik in Widerſpruch mit der Kirche. Die Grundlage der Kirche war allerdings auch das Geiſtige, Ewigliche, Göttliche, allein dieſes war von ihr in einer beſtimmten abgegränzten Form zur Darſtellung gebracht worden, und dieſe äußere Form war nachgerade zur Hauptſache geworden. Aber eben dieſe Veräußerlichung der Kirche genügte den tieferen Myſtikern nicht. Die Kirche lehrte allerdings auch das Verdienſtliche vom Fliehen der Welt, von der Nichtigkeit des Zeitlichen und von einem zurückgezogenen gottſeligen Leben. Allein dieſe Lehre kam zuletzt auch nur auf etwas rein Aeußerliches hinaus, nämlich auf Faſten, Geißeln, Kaſteiungen aller Art, überhaupt auf die Mönchsgelübde, die, falls ſie auch gehalten worden wären, doch das Innere des Menſchen, das Reich der Seele nicht berührten. Nichts deſto weniger aber lehrte die Kirche, daß Niemand zu Gott gelangen könne, als auf dem Wege, den ſie zeige, ja einzig und allein durch ihre Vermittlung, ſo daß die Diener der Kirche, die Prieſter, das nothwendige Mittelglied zwiſchen dem Menſchen und Gott ſeien, woraus ſchon von ſelber folgt, daß ſie jeden Verſuch des Menſchen, auf ſeinen eigenen Wegen, ohne die Vermittlung der Kirche zu Gott zu gelangen, als einen Eingriff in ihre Rechte, mit andern Worten als ketzeriſch betrachtete. Die Myſtiker aber, indem ſie zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß um zur Anſchauung des wahren göttlichen Weſens zu gelangen, alles Zeitliche und Aeußerliche beſeitigt werden müßte, folgerten ganz richtig, daß auch die äußerlichen Werke, welche die Kirche vorſchreibe, zu nichts nützten. Und dies war denn der erſte Schritt zu einem tiefgehenden grundſätzlichen Gegenſatz zu der Kirche. Allerdings ſpielen die Bußwerke noch bei manchen Myſtikern eine Rolle, ſie werden aber höchſtens als die unterſte Stufe der religiöſen Entwicklung angeſehen: manche betrachten ſie als gleichgültig; andere endlich halten gar nichts auf ſie. Sofern aber auf dieſe äußeren Werke ein großer Werth gelegt wurde, ſo traten ſie dagegen beſtimmt und entſchieden auf, und bewieſen, daß derjenige, welcher damit etwas zu erreichen hoffe, noch auf einer ſehr unvollkommenen geiſtigen Stufe ſtehe.

Die Hauptſache war den Myſtikern immer die Ergründung des göttlichen Weſens und ihr Streben ging nach einer unmittelbaren Vereinigung der menſchlichen Seele mit Gott. Da nun aber das Gefühl die vorherrſchende Thätigkeit in der Myſtik war, ſo ſpielte bei dieſem Drange nach der unmittelbaren Anſchauung Gottes und nach der Vereinigung der Seele mit dem göttlichen Geiſte die Einbildungskraft eine große Rolle, und ſo fehlte es denn auf dieſer Stufe der Myſtik nicht an allerlei Träumereien, Geſichten, Erſcheinungen. Der Menſch, wenn er ſich von allen Beziehungen zu der Welt losgeſchält, und ſich durch allerlei Uebungen fähig gemacht hat, Gott in ſeiner Herrlichkeit zu ſchauen, kann es nach ihrer Meinung zuletzt dahin bringen, daß Gott in geweihten Augenblicken ihm ſelber erſcheint, ſich ihm enthüllt, ſich mit ihm in unmittelbare Beziehung ſetzt. Man ſieht, auch auf dieſer Stufe ſteht die Myſtik noch im Mittelalter, denn im Grunde genommen ſind dieſe Erſcheinungen Gottes nichts weiter, als eine Fortſetzung der mittelalterlichen Legenden und der Wunderwelt.

Aber das war doch noch eine niedere Stufe, und konnte bedeutenden Menſchen nicht genügen. Eine eigentliche dauernde Vereinigung des Menſchen mit Gott, welche den ganzen Menſchen erhebe und mit beſeligendem Gefühle durchdringe, was das eigentliche Ziel der Myſtik war, iſt nur dann möglich, wenn die göttliche und die menſchliche Natur dem Weſen nach nicht von einander verſchieden, ſondern daſſelbe ſind. Und ſo gelangte denn die Myſtik in ihrem Drange nach der Anſchauung des göttlichen Weſens und nach der Vereinigung mit demſelben zu der Annahme, daß Gott Alles in Allem ſei, daß ſich die Gottheit in dem ganzen Weltall finde, und ebenſo auch in der menſchlichen Seele. Ja, die menſchliche Seele ſei im Grunde genommen die göttliche Kraft ſelbſt, aber zur Erſcheinung gekommen, in welcher Gott ſich ſelber erkennt, zur Wirklichkeit wird. Denn Gott an ſich, das von Allem Losgelöſte (das Abſolute) iſt eigentlich nichts: er wird erſt etwas in der Schöpfung, in der Welt, und ſo iſt denn die Welt nichts, als eine ewige Sichſelbſtoffenbarung Gottes: die Welt iſt Gott und Gott iſt die Welt. Auf dieſe Weiſe aber verſchwand der perſönliche Gott, und die Myſtik nahm die Allgöttlichkeit (den Pantheismus) in ſich auf.

Man ſieht: auf dieſer Stufe angelangt, war die Myſtik weit über die Kirche hinausgegangen, ja ſie hatte ſich mit ihr in den ſchneidenſten grundſätzlichſten Widerſpruch geſetzt. Und dies iſt denn der Punkt, von wo aus die Myſtik eine neue Entwicklung des religiöſen Geiſtes eröffnete: dies iſt der Punkt, wo ſie eine Brücke zwiſchen den mittelalterlichen Vorſtellungen und der Philoſophie der neueren Zeit bildete.

Allerdings ſind die pantheiſtiſchen Vorſtellungen nicht erſt im 14. Jahrhundert entſtanden. Wir finden ſie bereits in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche, ſpäter im neunten, wo Scotus Erigena ein philoſophiſches Lehrgebäude auf dieſer Grundlage aufſtellte, endlich im dreizehnten, wo ſie Amalrich von Bena vertrat. Aber ſie waren in dieſen Zeiten nur vereinzelt, während ſie im vierzehnten Jahrhundert wie ein großer Strom ſich durch alle Richtungen ergoſſen, die im Widerſpruche mit der herrſchenden Kirchenlehre ſich befanden. Gewiß iſt auch, daß nicht alle Myſtiker, welche dieſe Lehren bekannten, ſich ihrer Tragweite bewußt geweſen ſind, und da ſie überhaupt mehr das Gefühl vorherrſchen ließen, ſo wurden ſie auch noch nicht in ſtreng wiſſenſchaftlicher Weiſe entwickelt. Hie und da bebt wohl auch der Eine oder der Andere vor den Folgerungen ſeiner Lehre zurück, und ſucht ſie zu beſeitigen. Aber dieſe Verſuche mißlangen meiſtens, thaten auch nichts zur Verminderung der ungeheueren Wirkung, welche dieſe Lehren im 14. Jahrhundert ohnſtreitig gehabt haben.

Denn von dieſem Standpunkte aus gewann das Chriſtenthum eine ganz andere Bedeutung, als welche die Kirchenlehre damit verband. Nunmehr wurden die Grundlehren deſſelben, welche ſich auf die Göttlichkeit Chriſti ſtützten, zu philoſophiſchen Anſchauungen. Das heißt: es wurde ihnen ein tieferer Sinn untergelegt, der aber mit dem der Kirche in dem vollſtändigſten Widerſpruche ſich befand. So iſt die Dreieinigkeit nur ein Bild der Weltſchöpfung, die aber unaufhörlich von Ewigkeit zu Ewigkeit ſich vollzieht. Gott der

Vater iſt die Gottheit in ihrer Unaufgeſchloſſenheit, das Abſolute. Indem nun aber die Gottheit ſich erkennt, ſich denkt, erzeugt ſie die Welt, tritt dadurch aus ihrer Verborgenheit heraus und wird wirklich. Gott inſofern er die Welt vorſtellt, iſt Gott der Sohn. Aber dieſe Welt hat den beſtändigen Drang, wieder zu Gott zurückzukehren, wie Gott, ſie wieder mit ſich zu vereinigen; dieſes Wiederzurückſtrömen der Welt in Gott wird durch den heiligen Geiſt bezeichnet, der die göttliche Liebe ausdrücken ſoll. Man ſieht: der geſchichtliche Chriſtus, der zugleich Gott ſei, nach der gewöhnlichen kirchlichen Vorſtellung, iſt mit dieſer Lehre nicht in Einklang zu bringen. Entweder bedeutete er den Myſtikern die Welt überhaupt, oder, wenn ſie ihn auch als eine beſtimmte Perſönlichkeit faßten, ſo hielten ſie Chriſtus für einen gewöhnlichen Menſchen, der aber das Vorbild ſei, wie der Menſch die in ihm liegende göttliche Kraft zur höchſten Vollendung bringen und ſomit mit Gott eins werden könne. Das Streben jedes Menſchen müſſe daher dahin gehen, ſelber Chriſtus zu werden, und ein vollkommener Menſch ſei in der That nicht weniger, als Chriſtus.

Man begreift, daß die philoſophiſche Spitze, auf welche die Myſtik auslief, nicht von Allen gefaßt werden konnte, obſchon die Myſtiker dieſe ihre Lehre in der Form von Predigten unter das Volk brachten. Auch beklagten ſich die Tiefſinnigſten unter ihnen nicht ſelten über dieſen Mangel an Verſtändniß von Seiten ihrer Zuhörer. Allein dieſe Männer begnügten ſich nicht blos mit der Ausführung ihrer philoſophiſchen Gedanken oder mit Gefühlsſchwärmerei, ſondern ſie waren zugleich werkthätig und griffen mit ſegensreicher Hand in das Leben ein. Dieſe ihre Ueberzeugung von der göttlichen Natur der menſchlichen Seele machte ſie ſtark gegenüber den Anfechtungen der Welt, und wie ſie von Gott ſelber ſagten, daß er nur ſei, indem er wirke, ſo glaubten ſie, daß auch der menſchliche Geiſt nur dann ſeinen Beruf erfülle, wenn er zu Gunſten ſeiner Nebenmenſchen ſich thätig erweiſe. In der That waren alle dieſe Myſtiker vortreffliche Menſchen, und jeder that in ſeinem Wirkungskreiſe das Seinige, um die Leiden ſeiner Nebenmenſchen zu lindern, ihnen beizuſpringen mit Rath und That. Die Lehre von der Nichtigkeit des Irdiſchen, welche gewiſſermaßen den Anfangspunkt ihrer inneren Entwicklung bildet, — nur wer Alles weggeworfen, wer an nichts Aeußerem, an Reichthum, Vermögen, Glanz, Pracht und ſonſtigen Weltfreuden mehr Vergnügen finde, könne zum rechten Schauen Gottes gelangen — eine Lehre die, wie wir geſehen, ebenfalls an das Mittelalter, an das Mönchsgelübde der Armuth ſich anlehnte, wandten ſie in dem ſegensreichſten Sinne an. Denn ſie verwendeten ihre Glücksgüter eben meiſtens zur Unterſtützung der Bedrängten. Man ſieht, daß ſie dadurch einen feſten Fuß bei den unteren Ständen faſſen mußten, wie eben gerade dieſe vorzugsweiſe zu der Myſtik ſich hinneigten. Und ſo iſt denn auch in dieſer Beziehung der Zuſammenhang gegeben mit gewiſſen ſocialiſtiſchen Anſichten, auf welche wir ſogleich noch kommen werden.

Noch in einer anderen Beziehung ſind die Myſtiker die Urheber einer neuen Weltanſchauung geweſen. Da ſie Gott in Allem finden, ſo erſcheint ihnen auch die Natur göttlich, vergeiſtigt, ein Abglanz des göttlichen Weſens, eine beſtändige Offenbarung deſſelben. Die Natur nahm daher bei den Myſtikern eine ganz andere Stelle ein, als welche ihr die Kirchenlehre angewieſen, welche in ihr nur das Geſchaffene, das Irdiſche, das Ungöttliche erblickte. Nach den Myſtikern war die Natur von Gott nicht einmal erſchaffen, ſondern ſie wird es tagtäglich immer wieder von Neuem: es liegt im göttlichen Weſen, dieſes beſtändige Wirken, dieſes immer wieder von Neuem ſich gebären. Aber nicht nur im Ganzen und Großen erſcheint den Myſtikern die Natur göttlich, ſondern ſelbſt derjenige Theil der menſchlichen Natur, welcher ſonſt als der ſinnliche bezeichnet wird, wird von ihnen mit anderen Augen angeſehen. Daher denn auch ihre Gleichgültigkeit gegen die äußeren Büßungen, welche die Kirche vorſchrieb, gegen das Züchtigen des Fleiſches, worin ſie durchaus nichts Verdienſtliches erblicken können: denn das Fleiſch ſei unſchuldig, es ſündige nur der Menſch. Es herrſcht wohl bei ihnen in dieſer Beziehung noch einige Unklarheit, im Weſentlichen aber huldigten ſie, wie wir bereits oben bemerkt, den eben dargeſtellten Anſichten.

So waren in den Myſtikern bereits alle Keime für eine lebendige Fortentwicklung des Chriſtenthums enthalten, ja ſchon der Weg angedeutet, auf welchem daſſelbe mit der Philoſophie zuſammenfallen konnte. Und ſo wiederholt ſich bei ihnen die Erſcheinung, welche die Geſchichte der Menſchheit öfter bietet, daß nämlich eine neue

Weltanſchauung, wenn ſie zum erſten Male hervorbricht, faſt den ganzen Inhalt, deſſen ſie fähig iſt, wenigſtens in den Grundzügen andeutet, zu deſſen weiterer Entwicklung nach den verſchiedenſten Seiten hin oft Jahrhunderte nöthig ſind, ſo daß die ſpäteren Zeiten, eben weil ſie immer nur einen Theil des Inhalts entwickeln, ſogar hinter der Zeit des erſten Anlaufs zurückzuſtehen ſcheinen.

Uebrigens wurden ſchon damals die Anſichten der Myſtiker von zwei Parteien nach zwei verſchiedenen Richtungen hin weiter ausgebildet: nämlich die kirchenfeindliche Richtung, die in ihnen lag, der Widerſpruch gegen die äußere Kirche, ihre Lehren und Einrichtungen von den Waldenſern, und die philoſophiſche, über das geoffenbarte Chriſtenthum hinausgehende Richtung von den Begharden und den Brüdern des freien Geiſtes.

Was die Waldenſer anbetrifft, ſo erſchienen dieſe in Deutſchland während des 14. Jahrhunderts unter dem Namen von Gottesfreunden, und waren über faſt alle Theile des Reiches verbreitet, beſonders zahlreich aber waren ſie am Rhein, in den größeren Städten. Dieſe verwarfen die römiſche Kirche als verderbt, vom wahren Chriſtenthum abgefallen: ſie wollten überhaupt nichts von einer äußeren Kirche wiſſen. Sie verwarfen demnach alle Ceremonien und alle Einrichtungen, welche ſich auf die äußere Kirche bezogen, und die nach ihrer Meinung nicht mit der Bibel bewieſen werden konnten: Faſten, Wallfahrten, Meſſeleſen, Beichten, Fegfeuer u. ſ. w. Ebenſo verwarfen ſie die Lehre vom Prieſterthum. Nach ihnen ſei Jeder Prieſter, der erleuchtet ſei, und daher jeder Laie ſo gut als ein Prieſter. Ihre Vorſteher gehörten auch meiſtentheils dem Laienſtande an.

Die Begharden, eine religiöſe Genoſſenſchaft, zu welcher die Brüder vom freien Geiſte gehörten, eine Sekte, die ſich bereits im 13. Jahrhundert gebildet, aber erſt im 14. zu einer entſchiedenen Durchbildung ihrer Lehren durchgedrungen war, gingen viel weiter. Wir kennen die Lehren derſelben allerdings nur aus den Verdammungsbullen der Päpſte und der Biſchöfe, in denen ſie aus dem Zuſammenhang geriſſen, deßhalb mitunter falſch aufgefaßt erſcheinen. Dennoch kann man aus den wenigen noch vorhandenen Ueberlieferungen den Geiſt ihrer Lehre erkennen. Und dieſe war eben nur eine folgerichtige Entwicklung der Grundgedanken der Myſtik.

Ausgehend von dem Grundſatze der Allgöttlichkeit ſprechen ſie die nothwendige Folgerung davon, nämlich daß Gott, wie überhaupt in der Welt, ſo vorzugsweiſe im Menſchen ſich finde, und gleiche Natur mit ihm habe, in der kühnſten Weiſe aus. Der Menſch, ſagen ſie, könne, natürlich auf der höchſten Stufe ſeiner Entwicklung, ſo mit Gott verbunden werden, daß er daſſelbe könne, wolle und thue, wie Gott, ja daß er Gott ſelber ſei. Denn in ihm wirke eben nichts weiter, als Gott. Ja, der Menſch ſei für Gott durchaus nothwendig: ohne ihn könne Gott nicht beſtehen, nicht wirken, nicht zum Bewußtſein kommen. Denn er wirkt, indem er ſich denkt, und er denkt ſich auf der höchſten Stufe im Menſchen. In dieſem Sinne iſt der vollkommene Menſch ſündelos, und wenn etwa Gott wolle, daß der Menſch auf irgend eine Weiſe gefehlt habe, ſo darf er nicht einmal wünſchen, die Sünde nicht begangen zu haben. Ja, wenn der Menſch tauſend Todſünden begangen hätte, ſo dürfte er nicht wollen, ſie nicht begangen zu haben, wenn er nämlich dazu geneigt ſei.*)

Und ſo ſehen wir, wie dieſe Brüder des freien Geiſtes ſogar ſchon an die materialiſtiſche Weltanſchauung hinſtreifen, welche ja gewöhnlich aus dem Pantheismus ſich zu entwickeln pflegt. Denn die letztere Stelle will doch eigentlich nichts weiter ſagen, als daß der Menſch vermöge ſeiner Natur eben nicht anders handeln könne, als er handle, und da nun dieſe ſeine Natur göttlich iſt, ſo iſt eben auch Alles, was er thut, göttlich, recht. Eine Anſicht, die durch folgende Sätze noch größeres Licht erhält. „Gott iſt weder gut noch böſe, noch der beſte, und es iſt eben ſo falſch geſprochen, Gott ſei gut, als wenn man ſagen wollte, weiß ſei ſchwarz.“ — „In jedem Uebel, gleichviel ob Schuld oder Strafe, offenbart ſich auf gleiche Weiſe die Herrlichkeit Gottes.“ — „Gott iſt überall vorhanden, im Stein, in jedem Inſekt, in den menſchlichen Gliedern. Alles iſt Gott, ſelbſt der Teufel.“ Allerdings ſtreifen die Brüder des freien Geiſtes an die materialiſtiſche Weltanſchauung nur hin: klar ſind ſie ſich darüber nicht, noch viel weniger haben ſie dieſelbe ausgebildet.

---

*) Die Belegſtellen zu den Anſichten der Beghardeu und der Brüder des freien Geiſtes findet man unter Anderem bei Hahn, Geſchichte der Ketzer im Mittelalter. II. 470—532, und 775—804.

Ja, ſie kommen nicht ſelten mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Denn während die oben angeführten Stellen die Anſicht auszuſprechen ſcheinen, daß Alles was iſt, vermöge ſeiner Natur mit Nothwendigkeit ſo ſein muß, wie es iſt und darum eine innere Berechtigung hat, weßhalb von einem Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe eigentlich nicht geſprochen werden könne, ſo ſprechen ſie auf der andern Seite wieder von der Sünde als dem Nichtigen, als dem nicht Seienden, weil es ſich von Gott abgewendet hat, und inſofern nicht ſei, weil das wahrhaft Seiende eben nur Gott ſei. Wir finden indeſſen materialiſtiſche Anklänge noch in folgenden zwei Lehren. Erſtens in der Annahme von der Ewigkeit der Welt, zweitens in der Läugnung der Unſterblichkeit der Seele, ſofern dieſe auf Perſönlichkeit Anſpruch machen will. Beide Lehren ſind indeſſen, wie man ſieht, nur die nothwendigen Folgerungen der Allgöttlichkeit. Ueber die erſte Lehre ſprechen ſich die Brüder des freien Geiſtes in folgender Stelle aus: „Gott hat die Welt nicht zuerſt erſchaffen, weil kein Ding handeln kann, ehe es iſt. Daher iſt mit dem Sein Gottes zugleich auch die Welt vorhanden, d. h. die Welt iſt von Ewigkeit an geweſen.“ Die zweite Lehre geht aus folgender Stelle hervor. „Nach dem Tode des Menſchen kehrt allein der Geiſt oder die Seele zu dem zurück, von dem ſie ausgegangen, und wird mit ihm ſo vereinigt, daß nichts mehr übrig bleibt, was nicht von Anfang an Gott geweſen, d. h. ſie löſt ſich in das Unendliche, in das Allgemeine auf.“

Man kann ſich denken, daß dieſe Sekte, welche ſo kühne Sätze aufgeſtellt, auch nicht bei dem bibliſchen Chriſtenthum ſtehen geblieben iſt. In der That ging ſie, gemäß dem Grundſatze, daß die göttliche und die menſchliche Natur dieſelbe, und daß jeder vollkommene Menſch Chriſtus ſei, noch über das Evangelium hinaus. Ausdrücklich erklärte ſie, in dem Evangelium ſei Manches dichteriſch, und darum nicht wahr. Der Menſch ſei daher mehr gehalten, dem innerlichen Triebe zu folgen, als der Wahrheit des Evangeliums. Und die Menſchen haben mehr den menſchlichen Gedanken, die aus dem Herzen hervorgehen, zu glauben, als der evangeliſchen Lehre.

Am kühnſten und großartigſten durchgebildet hat dieſe Lehre des freien Geiſtes der Meiſter Eckart von Straßburg, welcher kurz vor 1329 geſtorben iſt.

Finden ſich nun in dieſen myſtiſchen Sekten, wie wir geſehen, die Keime zu den großartigſten philoſophiſchen Gebäuden der ſpäteren Zeit, ſo iſt auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß ſich in ihnen nicht minder die Keime zu ſittlichen Verirrungen und zu manchen ausſchweifenden Richtungen finden, denen wir ſpäter bei ſo vielen religiöſen Sekten begegnen.

Fürs Erſte führte die Lehre, daß der vollkommene Menſch nicht ſündigen könne, ja, daß Alles, was er thue, ſündlos ſei, bei manchen Sekten, welche den Tiefſinn dieſer Lehre nicht begriffen, und denen der ſittliche Ernſt und die Wahrhaftigkeit eines Eckart fehlte, zu geiſtigem Dünkel und Hochmuth, ähnlich wie bei unſern heutigen Pietiſten. Ja, es ſtellte ſich nachgerade auch eine grobe ſinnliche Richtung bei ihnen ein. Wenigſtens erzählen uns die Zeitgenoſſen Vieles von ihrer Unkeuſchheit, von ihren abendlichen Zuſammenkünften, wo ſich beide Geſchlechter der roheſten Befriedigung des Geſchlechtstriebes überließen. Dabei ſollte dies doch keine Sünde ſein, vielmehr wurde der Beiſchlaf als eine Handlung bezeichnet, in welcher die Beſchaulichkeit ihre höchſte Spitze erreiche, ganz ſo wie bei den Muckern unſerer Zeit. Nun iſt allerdings über die ketzeriſchen Sekten von der Kirche gar Vieles gelogen worden, und insbeſondere hat ſie ſich darin gefallen, ihnen grobe fleiſchliche Ausſchweifungen ſchuld zu geben. Sicher gelten auch die oben angeführten Thatſachen nicht von allen Sekten der Brüder des freien Geiſtes. Aber zu läugnen iſt nicht, daß bei manchen dergleichen Ausſchweifungen in der That vorgekommen ſind. Und die bloße ſinnliche Begierde mag wohl die Haupttriebfeder derſelben geweſen ſein: nachher ſuchte man dieſelbe auf irgend eine Weiſe zu beſchönigen, und ſie ſogar als etwas Verdienſtliches zu rechtfertigen. Indeſſen finden wir auch in dieſer Verirrung einen tieferen Zuſammenhang mit der neuen Weltanſchauung. Wir erblicken darin den Drang, der Sinnlichkeit, welche nach der mittelalterlichen Religionsanſicht durchaus ertödtet werden ſollte, wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, und ihr als etwas Natürlichem ihre Berechtigung zukommen zu laſſen. In dieſer Beziehung iſt uns eine Stelle in den Lehren der Begharden aufgefallen, wo es heißt, daß der Beiſchlaf ein Werk der Natur ſei, wie Eſſen und Trinken, und daher nicht ſündlich. Es wird daher bereits die Eheloſigkeit der Geiſtlichen beſtritten, und die Ehe weit über den eheloſen Stand hinausgeſetzt. Eine Kuh, ſagen ſie in ihrer derben Weiſe, welche jedes Jahr Kälber bringe, ſei weit beſſer, als eine jungfräuliche unfruchtbare. Uebrigens blieb ein Theil dieſer Sekten dabei nicht ſtehen, ſondern ſie lehrten ſogar ſchon die Aufhebung der Ehe. Man ſieht, wie ſie bereits Grundſätze aufſtellten, welche den Socialiſten unſerer Zeit eigenthümlich ſind. Ebenſo findet ſich bei ihnen der Grundſatz von der Gemeinſchaft der Güter, von der Aufhebung des Eigenthums. Sie ſollen ſogar die Anſicht aufgeſtellt haben, daß eben deßhalb der Diebſtahl erlaubt ſei. Auch dieſe Erſcheinung findet übrigens ihren Ausgangspunkt in der mittelalterlichen Weltanſchauung. Offenbar nämlich lehnten ſich dieſe Anſichten an die Mönchsgelübde der Armuth an, und wir haben ſchon bemerkt, wie auch die Myſtik in ihrem Beſtreben, ſich von den äußeren Gütern zu befreien, zu der Verdienſtlichkeit der Armuth gelangte. Durch die Franziskaner wurde nun dieſe Anſicht noch weiter ausgebildet. Wir haben oben bereits angeführt, wie dieſer Orden wegen ſeines Grundſatzes, daß man kein Eigenthum haben dürfe, da auch Chriſtus keines beſeſſen, vom Papſte verdammt wurde, weßhalb er ſich an Ludwig den Baiern anſchloß und die entſchiedenſte Widerſetzlichkeit gegen die Kirche eröffnete. Eben dieſer Orden ſchloß ſich zu einem großen Theil an die Begharden an, und ſo wurden denn auch ſeine ſocialiſtiſchen Ideen dieſen mitgetheilt, zu denen ſie ohnedies ſchon geneigt waren.

Als eine beſonders merkwürdige Erſcheinung dieſer Sekten, wodurch ſie ebenfalls an die Ideen der Gegenwart erinnern, iſt auch ihre Lehre anzuſehen, daß die Todesſtrafe nicht erlaubt ſei.

Faſſen wir nun alles zuſammen, was wir über die freieren religiöſen Richtungen des 14. Jahrhunderts geſagt haben, ſo finden wir, daß in ihnen bereits der ganze Kreis der religiöſen und philoſophiſchen Entwicklung beſchrieben iſt, den unſer Volk in den folgenden fünf Jahrhunderten durchlaufen hat. Die Myſtik in ihrem Anfangspunkt vertritt noch die mittelalterliche Anſicht; die Waldenſer die Zeiten der Reformation, den Proteſtantismus; die philoſophiſche Myſtik den Pantheismus eines Sebaſtian Franck, Jakob Böhm, Spinoza, Hegel; die Brüder des freien Geiſtes den Socialismus und die materialiſtiſche Weltanſchauung der Gegenwart. Man ſieht: die geiſtige Entwicklung jener Zeit war von einem nicht geringeren Streben nach Freiheit erfüllt, wie die ſtaatliche. Und das, wornach ſie trachtete, entſprach vollkommen den großartigen Abſichten der deutſchen Demokratie am Schluſſe des 14. Jahrhunderts.

Was nun die äußeren Schickſale dieſer freien religiöſen Richtungen betrifft, ſo ſtoßen ſie uns bereits Ende des 13. Jahrhunderts in Verbindung mit den ſtaatlichen Beſtrebungen der Städte zur Zeit des falſchen Friedrich auf *). Anfang des 14. Jahrhunderts waren ſie aber ſchon ſo mächtig geworden, daß ſie der Kirche ſehr viel zu ſchaffen machten, die ſich öfters gezwungen ſah, dieſe Sekten zu verdammen und die weltliche Gewalt zu ihrer Unterdrückung aufzufordern. Noch bedeutender wurden ſie zur Zeit Ludwig des Baiern. Der Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt begünſtigte ſo recht die Ausbreitung der ketzeriſchen Meinungen: denn natürlich fiel es dem Kaiſer nicht ein, gegen dieſe Ketzer aufzutreten, die alle auf ſeiner Seite ſtanden. Von großer Bedeutung war nun insbeſondere, daß die Häupter der freien Anſichten faſt alle den zwei Orden angehörten, welche eigentlich mit in der Abſicht gegründet worden waren, die Ketzereien zu verfolgen und auszurotten, und von denen der eine ſogar mit der Inquiſition betraut worden war, nämlich dem Orden der Franziskaner und der Dominikaner. So gehörten Eckart, Tauler, Heinrich von Nördlingen und andere dem Dominikanerorden an: die Begharden aber und die Brüder des freien Geiſtes waren meiſt aus dem Orden der Franziskaner hervorgegangen oder ſtanden wenigſtens mit ihnen in genauer Berührung. Dieſe Erſcheinung mag ihre Erklärung wohl darin finden, daß die Gründer beider Orden, ſo ſehr ſie auch im Dienſte der Kirche ſtritten, doch zugleich die Erneuerung des urſprünglichen mittelalterlichen Geiſtes zum Zwecke hatten, ein Streben, welches aufrichtig gemeint leicht mit dem der Myſtik zuſammenfiel. Außerdem konnte es nicht fehlen, daß die ketzeriſchen Lehren, mit welchen dieſe Orden ſich beſchäftigen mußten, da ſie dieſelben ja bekämpfen ſollten, mitunter das entgegengeſetzte Ergebniß bewirkten, d. h. daß diejenigen, die mit ihrer Verfolgung beauftragt waren, überwunden von der Kraft der Wahrheit, die in ihnen lag, ſich ſelber zu ihnen bekannten. Die Wirkung

---

*) Siehe Seite 26.

dieſer Erſcheinung war natürlich eine außerordentliche. Denn nun geſchah es, daß die ketzeriſchen Meinungen, welche bisher außerhalb der Kirche geſtanden waren, den Weg in das Innere derſelben fanden: die Kirche ward nun ſelbſt von ihnen zerſetzt und ihre Grundlagen allmählig untergraben. Nach Ludwig dem Baiern gab ſich zwar der kirchenfreundliche Karl IV. alle Mühe, dieſe Sekten auszurotten. Es gelang indeſſen nicht, denn unterdeſſen hatten ſie ſich ungeheuer verbreitet und kein Mittel verſäumt, ihre Lehre unter das Volk zu bringen. Sie wirkten insbeſondere durch Verbreitung von deutſch geſchriebenen Büchern. Auch in dieſer Beziehung gehören die Myſtiker zu den Urhebern einer neuen Zeit. Die Ausbildung der deutſchen Proſa iſt weſentlich mit ihr Verdienſt; ja es gelingt ihnen bereits, die philoſophiſchen Kunſtausdrücke in deutſcher Sprache und allgemein verſtändlich wieder zu geben. Und nicht genug anerkennungswerth iſt ihr Beſtreben, die geiſtige Bildung des Volkes zu heben, dieſes an das Denken zu gewöhnen und die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die früher ausſchließlich das Eigenthum der Geiſtlichkeit geweſen waren, auch unter dem Laienſtande zu verbreiten. Man kann die Wirkſamkeit der Myſtiker in dieſer Beziehung nicht hoch genug anſchlagen: ihre deutſch geſchriebenen Bücher wurden, wie es ſcheint, in zahlloſen Abſchriften verbreitet, und wenn auch damals noch nicht die Buchdruckerkunſt erfunden war, ſo entfalteten die Abſchreiber eine nicht viel geringere Regſamkeit, wie ſpäter die Preſſe. Die Verfolgung des Kaiſers war daher beſonders auf die deutſchen Bücher gerichtet.*) Nach Karls Tode ließen die Verfolgungen wieder nach, da Wenzel ſelber ſich zu freieren religiöſen Anſichten hinneigte. Die Sekten traten daher wieder offener auf, beſonders in den Reichsſtädten. Dieſe waren freilich von jeher die hauptſächlichſten Sitze der Ketzer geweſen, beſonders am Rhein, wo von Baſel an bis nach Köln jede bedeutende Reichsſtadt als ein Heerd ketzeriſcher Meinungen angeſehen werden muß. Bemerkenswerth iſt, daß insbeſondere Köln als der Hauptſitz der Brüder des freien

---

*) Neuerdings hat man mit Recht wieder mehr Gewicht auf die Myſtiker gelegt und manches Unbekannte herausgegeben. Es liegt aber gewiß noch Vieles in Archiven und Bibliotheken verborgen. Viele von den verfolgten Büchern wurden indeſſen wahrſcheinlich gänzlich vertilgt, entweder von den Ketzergerichten oder von den Beſitzern ſelbſt.

Geiſtes galt. Unverkennbar hat auch zwiſchen den ſtaatlichen Beſtrebungen der deutſchen Städte zur Zeit des großen Städtebundes und zwiſchen den freien religiöſen Richtungen ein Zuſammenhang ſtatt gefunden *), und wenn wir auch nicht gerade annehmen dürfen, daß von Seite der ſtädtiſchen Regierungen die äußerſten Folgerungen der ketzeriſchen Parteien anerkannt und durchgeführt worden wären, ſo iſt doch kein Zweifel, daß ſie ſo ziemlich alle kirchenfeindlich waren, und daß im Allgemeinen ihre Anſicht wenigſtens mit der der Waldenſer übereinſtimmte. Hätte die Demokratie in dem großen Städtekriege geſiegt, ſo würde höchſt wahrſcheinlich eine kirchliche Umwälzung die nächſte Folge davon geweſen ſein und die ſiegende Partei hätte die neuen religiöſen Richtungen in derſelben Weiſe verfochten, wie dies kaum dreißig Jahre ſpäter in Böhmen der Fall geweſen iſt. Denn daß die große Mehrzahl des Volkes ſich zu dieſen ketzeriſchen Meinungen hinneigte, erſehen wir unter Anderem auch aus einem Gedicht vom Ende des 14. Jahrhunderts **), wo der Verfaſſer von den Ketzern ſagt, es ſei ein Glück, daß ſie uneinig ſeien, denn wäre dieſes nicht der Fall, ſo würden ſie die ganze Welt überwinden.

Nach dem unglücklichen Ausgange des Städtekriegs verliert jedoch dieſe religiöſe Partei die Ausſicht auf allgemeine große Erfolge. Auch tritt unmittelbar darauf ſelbſt in Deutſchland eine bedeutende Rückwirkung gegen ſie ein. Die Ketzer werden nun maſſenweiſe aufgeſucht, verurtheilt, hingerichtet, oder zum Widerrufe gezwungen. Aber verloren hat ſich dieſe Partei keineswegs. Vielmehr können wir ſie, und zwar ſelbſt in ihren äußerſten Richtungen bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts verfolgen. Die „deutſche Theologie", ein höchſt merkwürdiges Buch, deſſen Verfaſſer unbekannt, das aber in das 15. Jahrhundert zu ſetzen iſt, ſetzt die philoſophiſche Richtung eines Eckart fort und bekennt ſich noch entſchieden zu pantheiſtiſchen Grundſätzen. Ja, in Wien lehrte ein Profeſſor offen, daß er auch auf die Bibel nichts gebe, ſondern nur die Vernunft und Philoſophie als Quelle der Erkenntniß betrachte. ***) In Schwaben aber waren die Begharden noch um die Zeit der baſeler Kirchenverſammlung außerordentlich verbreitet, bei Hohen und Niederen. Es iſt bezeichnend, daß diejenigen, welche den Verdacht der Ketzerei von ſich abwälzen wollten, ſich das Fluchen angelegen ſein ließen, da dieſes bei den ketzeriſchen Sekten verpönt war*). In weniger auffälliger Weiſe, aber im Grunde ebenfalls in kirchenfeindlichem Sinne wirkten in Norddeutſchland die Brüder des gemeinſamen Lebens. Wie geſagt jedoch, zu einer großen kirchendfeindlichen Bewegung, welche die Kirche im Sinne der neuen Richtung umgeſtaltete, und ganz neue Verhältniſſe ſchuf, kam es im eigentlichen Deutſchland nicht. Wohl aber erfolgte eine ſolche Bewegung im Oſten Deutſchlands, in Böhmen.

---

*) Siebe S. 326.

**) Befindlich in v. Laßbergs altdeutſchem Liederſaal. Ich habe das Buch augenblicklich nicht zur Hand, um den Ort, wo es ſteht, angeben zu können.

***) Nideri Formicarius. III. 10. Capitel.

Merkwürdig, daß, während in Deutſchland ſelbſt die zwei großen Bewegungen des 14. Jahrhunderts, die ſtaatliche, wie die religiöſe, mißlangen, die von ihnen beabſichtigten Ziele an zwei Enden des Reiches und zwar von zwei weit kleineren Völkerſchaften erreicht wurden. Was die deutſche Demokratie im Städtekriege nicht erreichte, vollführte die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, und was die freie religiöſe Partei unſerer Nation nicht durchzuführen vermochte, gelang den Böhmen. Freilich muß man dabei mit in Anſchlag bringen, daß die von Deutſchland verfolgten Ziele in dem einen wie in dem anderen Falle viel höher geſteckt, daher viel ſchwerer zu erreichen waren, als das, welches ſich die Schweiz vorgeſetzt und was die Böhmen erſtrebten. Was Letzteres anbetrifft, ſo ging die dortige religiöſe Bewegung bezüglich ihres Inhalts durchaus nicht ſo weit wie unſere Begharden und Brüder vom freien Geiſte, nicht einmal durchgängig ſo weit, als die Waldenſer, wie wir ſogleich ſehen werden.

Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren in Böhmen drei Männer aufgetreten, welche gegen die Sittenloſigkeit der Geiſtlichkeit und überhaupt gegen die Mißbräuche und die Verweltlichung der Kirche eiferten. Dieſe Männer waren Stiekna, Milicz und Janow. Sie waren ſelbſt Geiſtliche und entfalteten durch ihre Predigten eine ungeheuere Wirkſamkeit, da ſie allgemein als Muſter der Frömmigkeit galten. Auch wurde ihnen nichts in den

---

*) Daſelbſt IV. 3. Kapitel.

Weg gelegt, da Karl IV. ſelbſt, obſchon er die ketzeriſchen Sekten verfolgte, gleichwohl über die Entſittlichung der Geiſtlichkeit ſich nicht täuſchte und von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung, die ſich freilich nur auf die äußere Zucht beſchränken ſollte, überzeugt war. Da jene Männer nicht weiter gingen, ſo wurden ſie ſogar von Karl IV. begünſtigt, und die Unzufriedenheit des Volkes mit den kirchlichen Zuſtänden vermehrte ſich daher in Folge der Wirkſamkeit dieſer Männer außerordentlich. In dieſem Sinne wirkte denn auch am Anfange des 15. Jahrhunderts Johann Huß, Prediger und Profeſſor der Theologie an der Univerſität Prag, und er wurde von König Wenzel nicht minder begünſtigt, wie jene drei Männer von ſeinem Vater, da Wenzel in religiöſen Dingen noch viel freier dachte, wie dieſer, und wie wir geſehen, mit der Geiſtlichkeit ſeines Landes ſchon in die heftigſten Zwieſpalte gerathen war. Huß war ſogar der Beichtvater der Königin Sophie. Indeſſen begnügte er ſich bald nicht mehr mit den Strafpredigten über die Laſter der Geiſtlichkeit, ſondern er ging nachgerade zum Angriff auf die Kirche ſelbſt und auf ihre Einrichtungen über. Dazu brachten ihn die Schriften des engliſchen Reformators Johann Wicliffe, welcher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wirkte, und im Jahre 1384 geſtorben iſt. Zwiſchen Böhmen und England beſtand damals eine ſehr innige Verbindung, da der engliſche König mit einer Schweſter Wenzels vermählt war. Viele Böhmen begaben ſich nach England, und ſo brachte Einer von dieſen Huſſens Freund Hieronymus von Prag die wicliffiſchen Schriften nach Böhmen.

Wicliffe ſcheint mit den kirchenfeindlichen Sekten Deutſchlands in Berührung gekommen zu ſein und von ihnen die Anregung zu ſeiner religiöſen Richtung erhalten zu haben. Doch ging er nicht ſo weit wie dieſe. Seine Angriffe waren vorzugsweiſe auf die äußere Kirche gerichtet. Dieſe wurde aber in der umfaſſendſten und gründlichſten Weiſe in ihrer Nichtigkeit hingeſtellt, und der Widerſpruch der geſammten Hierarchie, des Papſtthums, der hohen Würdenträger, des Mönchthums und ſämmtlicher kirchlichen Einrichtungen mit der Bibel und mit der geſunden Vernunft kühn und rückſichtslos ausgeſprochen. Wicliffe bewies bereits, daß die Kirche keine weltlichen Güter zu haben brauche, und daß die weltliche Macht das Recht habe, ſie ihr zu nehmen, um ſie für beſſere gemeinnützige Zwecke zu verwenden. Er bewies, daß alle Einrichtungen der Kirche nur aus Selbſtſucht, aus Geiz und Habſucht hervorgegangen ſeien. Alles ſei nur auf Täuſchung des Volks berechnet. Was die eigentliche Kirchenlehre betrifft, ſofern ſie nicht mit der äußeren hierarchiſchen Einrichtung zuſammenhing, ſo waren es eigentlich nur zwei Lehren, nämlich die von der Brodverwandlung im Abendmahl, und vom Ablaß, wo er der Kirche entgegengeſetzte Meinungen behauptete. Er läugnete nämlich die Brodverwandlung und ſagte, die Hoſtie ſei nur das Sinnbild von Chriſtus. Und die Lehre vom Ablaß bekämpfte er als unſittlich mit der äußerſten Entrüſtung.

Johann Huß nahm nun von Wicliffe zunächſt blos ſeine Anſichten über die Kirche auf, lehrte dieſe aber mit ungemeinem Beifalle des Volks und ſeiner Schüler. Natürlich ſetzte ſich dieſem Beginnen die kirchliche Partei, zu welcher die hohe Geiſtlichkeit und ſelbſt ein nicht geringer Theil der Hochſchule gehörte, mit Entſchiedenheit entgegen, und ſchon im Jahre 1403 erging das Verbot, die wicliffiſchen Anſichten zu lehren. Hiermit war aber die religiöſe Bewegung nicht erſtickt, ſie bekam vielmehr bald eine nationale Färbung. Nämlich derjenige Theil der Hochſchule, welcher ſich gegen Wicliffe und für die Kirche ausgeſprochen, beſtand vorzugsweiſe aus Deutſchen, während die Böhmen den kirchenfeindlichen Anſichten ſich angeſchloſſen hatten, wie denn Huß ſelbſt ein geborener Böhme war. Die Deutſchen aber genoſſen an der Hochſchule ſehr große Vorrechte und reizten ſchon dadurch die Eiferſucht und den Neid der Böhmen. So geſellte ſich denn zu dem religiöſen Gegenſatz ein volksthümlicher, und der letztere mochte nicht wenig dazu beitragen, auch jenen zu ſteigern. Im Jahre 1409 kam nun der lang genährte Zwiſt zu offenem Ausbruch. Die Böhmen nämlich ſetzten endlich bei König Wenzel durch, daß er ihnen gleiche Rechte mit den Deutſchen zugeſtand. Die Deutſchen hierüber erbittert, verließen jetzt Prag: über tauſend Lehrer und Studenten. Sie begaben ſich nach Leipzig, wo ſie eine neue Hochſchule gründeten. In Prag aber war nach dem Abgange der Deutſchen die kirchenfeindliche Anſicht die herrſchende geworden.

Endlich wurde denn auch der Papſt auf die Bewegung in Böhmen aufmerkſam. Im Jahre 1409 verbot er durch eine Bulle die wicliffiſchen Lehren und ermächtigte den Erzbiſchof von Prag, die

Verbreiter dieſer Lehren als Ketzer zu verfolgen und die Schriften Wicliffes zu vernichten. Dieſe wurden denn in der That verbrannt, ſo weit man ihrer habhaft werden konnte, aber Huß fuhr fort, nur deſto heftiger gegen die Kirche zu predigen. Endlich lud der Papſt Hußen vor ſein Gericht. Huß folgte indeſſen dieſer Vorladung nicht. Vielmehr wußte Wenzel den Erzbiſchof von Prag zu beſtimmen, ſich ins Mittel zu legen, und den Papſt zu verſichern, daß es in Böhmen keine Ketzereien mehr gebe. Da indeſſen geſchah es, daß der Papſt im Jahre 1411 einen Ablaß für alle diejenigen verkündigen ließ, welche ihn gegen den König Ladislaus von Neapel, mit dem er in Händel gerathen war, unterſtützen würden. Dieſer Ablaß wurde auch in Prag verkündigt. Dagegen traten nun Huß und ſein Freund Hieronymus mit der größten Heftigkeit auf. Das Volk verfolgte die Ablaßkrämer und mißhandelte ſie; die Bewegung ſteigerte ſich von Tag zu Tag. Jetzt that der Papſt Hußen in den Bann. Der König Wenzel, welcher ihn bisher geſchützt, wollte die Sache nicht zum Aeußerſten kommen laſſen. Er bewog Hußen Prag zu verlaſſen. Dieſer begab ſich nunmehr nach Auſtie im Süden Böhmens, wo er fortfuhr zu predigen und zu ſchreiben. Er bildete nunmehr erſt ſeine Meinungen durch und wurde ſich immer klarer. Die Bibel iſt ihm die einzige Quelle der chriſtlichen Erkenntniß. Alles, was ſich nicht aus ihr beweiſen läßt, iſt darum falſch. So iſt denn die äußere Kirche nicht die ächte: dieſe beſteht nur in geiſtiger Weiſe. Der Papſt iſt nicht das Haupt derſelben, ſondern Chriſtus. Man braucht daher weder einen Papſt, noch Kardinäle, noch Biſchöfe, noch das geſammte Heer der Prieſter und Mönche. Und ſo ſind denn alle äußeren Gebräuche der Kirche, ſofern ſie ſich nicht aus der Bibel ableiten laſſen, unchriſtlich und nicht zu halten.

Die huſſitiſchen Meinungen gewannen, je länger, einen um ſo feſteren Boden in Böhmen, und drohten nachgerade aus dieſem Lande einen Heerd der entſchiedenſten Widerſetzung gegen die Kirche zu ſchaffen. Unter ſolchen Umſtänden ſah ſich die Kirchenverſammlung in Konſtanz veranlaßt, Hußen vor ſich zu laden und die böhmiſche Frage in die Hand zu nehmen.

4. Die Kirchenverſammlungen von Piſa und Konſtanz.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern hatte ſich zuerſt den unteren Schichten der Geſellſchaft, den Laien, den niederen Geiſtlichen aufgedrungen, und wir haben geſehen, wie dieſe Ueberzeugung ſich zu einer durchaus kirchenfeindlichen Richtung geſtaltet hat. Man fand, daß die ganze Kirche verderbt ſei, und daß ſie überhaupt nicht beſtehen dürfe. Eine vollkommene Umwälzung auf dem kirchlich religiöſen Gebiete war das letzte Ziel dieſer Richtung. So weit gingen natürlich die höheren Schichten der Geſellſchaft nicht. Aber auch ſie waren nichts deſtoweniger zu der Anſicht gekommen, daß eine Abſtellung der zahlloſen Mißbräuche der Kirche, eine Verbeſſerung derſelben an Haupt und Gliedern nicht länger hinausgeſchoben werden dürfe, wenn nicht zuletzt Alles auseinander fallen und den ketzeriſchen Parteien Thür und Thor geöffnet werden ſollte. Insbeſondere gab ſich die Hochſchule in Paris, welche in ihrem Schooße aufgeklärte und gelehrte Männer zählte, die von der myſtiſchen Richtung der Zeit Manches in ſich aufgenommen hatten, ſehr große Mühe, eine ſolche Verbeſſerung vorzubereiten. Vor Allem glaubte man die Kirchenſpaltung beſeitigen zu müſſen. Bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts gewann die reformatoriſche Partei den König von Frankreich für dieſe Meinung, und auch König Wenzel ging gern darauf ein. Im Jahre 1398 hatten Wenzel und Karl VI. eine Zuſammenkunft mit einander, auf welcher ſie übereinkamen, die beiden Päpſte zur Niederlegung ihrer Würden zu nöthigen. Die Ausführung dieſes Beſchluſſes ſtieß aber auf Schwierigkeiten. Ihr widerſetzte ſich nämlich in Deutſchland die Partei, welche Wenzeln zu ſtürzen ſuchte, Ruprecht von der Pfalz und Johann von Mainz, und der römiſche Papſt Bonifacius IX. begünſtigte natürlich die Umtriebe dieſer Männer, weil er von Wenzel befürchten mußte, daß er fortwährend mit dem erwähnten Plane umgeben werde. Nach Wenzels Sturz geſchah begreiflich von deutſcher Seite gar nichts mehr zur Beſeitigung der Kirchenſpaltung, ja Ruprecht begünſtigte offenbar den römiſchen Papſt, von dem er anerkannt worden, ebenſo wie

Johann von Mainz, der von ihm ſein Erzbisthum gekauft hatte. Dagegen wurden von der pariſer Hochſchule dieſe Bemühungen fortgeſetzt und es gelang ihr, auch die Kardinäle der beiden Päpſte für den Gedanken der Einigung zu gewinnen. Die Päpſte wollten jedoch nicht nachgeben, und ungeachtet aller ſcheinbaren Verſuche ſich zu vergleichen, blieb die Trennung doch beſtehen. Endlich kam man auf den Gedanken, daß nur eine allgemeine Kirchenverſammlung helfen könne. Die Kardinäle beider Päpſte ſchrieben daher eine ſolche im Jahre 1409 nach Piſa aus.

Die Kirchenverſammlung zu Piſa beabſichtigte zuerſt die beiden Päpſte abzuſetzen und dann eine Verbeſſerung der Kirchenverfaſſung vorzunehmen. Allein ſie hatte keine Erfolge. Sie ſetzte zwar die beiden Päpſte ab, und wählte ſofort einen neuen, Alexander V. Wie ſie nun aber an die Kirchenverbeſſerung gehen wollte, ſo wußte der neue Papſt allerlei Ausflüchte zu machen, und endlich löſte er die Kirchenverſammlung auf, allerdings mit dem Verſprechen, die gewünſchten Verbeſſerungen vorzunehmen. Aber wie vorauszuſehen, unterblieben ſie. Ja, als nach Alexanders Tode Johann XXIII. zum Papſt gewählt ward, einer der ſchamloſeſten Päpſte, die je auf dem römiſchen Stuhle geſeſſen, ſo wurde es noch ärger wie zuvor. Und dazu kam, daß die abgeſetzten Päpſte keineswegs zurücktraten, vielmehr ſich in ihrer Würde behaupteten, und immerhin noch Anhänger fanden. Auf dieſe Weiſe hatte die Chriſtenheit ſtatt zweier drei Päpſte bekommen.

Und nach einem merkwürdigen Verhängniß fügte es ſich, daß es um dieſelbe Zeit auch drei deutſche Kaiſer gab. Ruprecht von der Pfalz, welcher bis zu ſeinem Tode von einer Beſeitigung der Kirchenſpaltung nichts wiſſen wollte, daher auch die Kirchenverſammlung zu Piſa nicht anerkannte, ſtarb im Jahre 1410. Nun wählte ein Theil der Kurfürſten, geleitet von dem Pfalzgrafen Ludwig, dem Sohne Ruprechts, den König Sigmund von Ungarn; ein anderer, geleitet von dem ränkevollen Erzbiſchof Johann von Mainz, wählte den Markgrafen Joſt von Brandenburg, während Wenzel immer noch behauptete, daß er eigentlich das rechtmäßige Oberhaupt von Deutſchland ſei. Daß durch dieſe Dinge die Verwirrung in Deutſchland auf das Maßloſeſte geſteigert wurde, begreift ſich von ſelbſt. Indeſſen ſtarb Joſt ſchon im Jahre 1411, und

Wenzel ließ ſich endlich bereden, ſeinem Bruder Sigmund die deutſche Königskrone abzutreten, wogegen ſich dieſer verbindlich machte, ihm die Kaiſerwürde zu verſchaffen. Doch dauerte es immerhin noch einige Jahre, bis Sigmund in das Reich herauskam, und die Regierung deſſelben zu übernehmen vermochte. Denn die Verhältniſſe ſeiner Erbländer nahmen ihn zu ſehr in Anſpruch. Dann aber ſetzte er ſich vor, mit allem Ernſte ſich die Heilung der vielen Schäden angelegen ſein zu laſſen, die im Staat wie in der Kirche eingeriſſen waren. Insbeſondere gab er ſich alle Mühe, das Schisma zu beſeitigen und die Kirchenverbeſſerung zu ermöglichen. Zu dieſem Ende nöthigte er den Papſt Johann XXIII., welcher ſich vor der Macht des Königs Ladislaus von Neapel in die Arme Sigmunds geflüchtet hatte, eine neue große Kirchenverſammlung nach Konſtanz auszuſchreiben.

Im Jahre 1414 wurde dieſe Verſammlung eröffnet, welche an Bedeutung und Berühmtheit weit die von Piſa übertraf. Sie war offenbar die zahlreichſte und glänzendſte Kirchenverſammlung während des ganzen Mittelalters. Drei Patriarchen fanden ſich daſelbſt ein, neun und zwanzig Kardinäle, drei und dreißig Erzbiſchöfe, hundert und fünfzig Biſchöfe, über hundert Aebte, gegen fünfzig Pröpſte, dreihundert Doctoren des geiſtlichen Rechts, die Geiſtlichen geringerer Grade nicht zu rechnen. Außerdem trafen daſelbſt auch faſt ſämmtliche deutſche Reichsfürſten und die Abgeordneten der Städte ein, da Sigmund mit der Kirchenverſammlung auch einen Reichstag verbinden wollte. Die auswärtigen Könige waren durch ihre Geſandten vertreten. Natürlich ſtrömte auch eine Menge Neugieriger und Schauluſtiger dort zuſammen, ſo daß die Zahl der daſelbſt verſammelten Menſchen mindeſtens auf fünfzig tauſend angegeben wird. Unter dieſen fehlte es nicht an Gauklern, Spielleuten und Geſindel aller Art, und es iſt bezeichnend für die Sitten der damaligen Zeit, daß ſich in der Stadt, wo die heiligen Väter verſammelt waren, um die Gebrechen der Kirche zu verbeſſern, zugleich über ſiebenhundert öffentliche Buhldirnen eingefunden hatten.

Uebrigens fehlte es in der Kirchenverſammlung nicht an einflußreichen und gewichtigen Stimmen, welche den ganzen Ernſt der ihr obliegenden Aufgabe erkannten und nichts verſäumten, um ihre Löſung zu ermöglichen. Und unter dieſen Männern nahm der König

Sigmund einen der erſten Plätze ein, der mit einem Ernſt, mit einer Beharrlichkeit und mit einer Thatkraft, wie er ſie ſelten in dieſer Stärke bewies, und zugleich mit Umſicht und richtigem Blick die Verhandlungen der Verſammlung zu leiten und ihre Schritte zu beſtimmen ſuchte. Doch ſpielte auch die Selbſtſucht eine große Rolle auf der Verſammlung, und dieſe vereitelte zuletzt das Gelingen des Ganzen. Es kam vor Allem darauf an, bei den vielfachen Arbeiten, die der Verſammlung oblagen, den rechten Weg einzuſchlagen. Die freiſinnige Partei verlangte, daß vor allen Dingen die Kirchenverbeſſerung ins Werk geſetzt werden müßte: dann erſt dürfe man an die Beſeitigung der drei Päpſte und an die Wahl eines neuen gehen. Dieſer Anſicht waren insbeſondere Sigmund und der größte Theil der Deutſchen. Die Franzoſen indeſſen meinten, man müſſe zuerſt die drei Päpſte beſeitigen, und dann erſt die andern Gegenſtände vornehmen. Sigmund ließ ſich endlich für dieſe Anſicht gewinnen und bot ſeinen ganzen Einfluß auf, um die freiwillige Abdankung der drei Päpſte zu bewirken.

Johann XXIII. hegte bei der Eröffnung der Verſammlung immer noch die Hoffnung, einen überwiegenden Einfluß auf ſie behaupten und ſie bald auflöſen zu können. Denn die Italiener waren am zahlreichſten vertreten, und dieſe ſtimmten meiſtens mit dem Papſt. Die Verſammlung, um dieſen Uebelſtand zu beſeitigen, beſchloß aber die Abſtimmung nach Nationen, und ſo theilten ſich die Väter ein nach der deutſchen, italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Nation. Zur deutſchen wurde auch noch Ungarn, Polen und Skandinavien gerechnet. Die Spanier als fünfte Nation traten erſt ſpäter dazu.

Durch dieſe Einrichtung wurde der päpſtlichen Partei das Uebergewicht entzogen, und es ſtellte ſich bald heraus, daß Johann XXIII. der Forderung der Verſammlung, daß er, um den Kirchenfrieden herzuſtellen, mit den zwei andern Päpſten die dreifache Krone niederlege, nicht widerſtehen könne. Dies war jedoch nicht ſeine Abſicht. Während er ſich ſcheinbar in dieſe Forderung fügte, trat er mit mehreren deutſchen Fürſten, die er mit ſeinen Schätzen zu beſtechen wußte, mit dem ränkevollen Erzbiſchof von Mainz, mit dem Markgraf Bernhard von Baden, insbeſondere aber mit dem Herzog Friedrich von Oeſterreich, welcher Tyrol und die vorderöſterreichiſchen Länder beſaß, in Verbindung und entfloh, von letzterem unterſtützt, von Konſtanz, in der Hoffnung, dadurch die Verſammlung ſprengen zu können. In der That folgte ihm auch ein nicht geringer Theil der Verſammlung. Der König Sigmund trat aber hier mit großer Entſchiedenheit auf. Er erklärte den Herzog Friedrich in die Reichsacht und ließ Kriegsſchaaren gegen ihn anrücken. Er beredete die Schweizer, denen er alles, was ſie erobern würden, als Eigenthum beſtätigte, in die Länder Friedrichs einzufallen, und zugleich wurde dieſer im Elſaß von dem Pfalzgrafen Ludwig bedrängt. Bald ſah ſich Friedrich in der Lage, die Gnade des Kaiſers anrufen zu müſſen. Er kam nach Konſtanz zurück und mußte hier alle ſeine Beſitzungen in die Hände Sigmunds niederlegen, ſo daß ihm nichts mehr übrig blieb, als der leere Name eines Fürſten. Er erhielt den Spottnamen Friedrich mit der leeren Taſche. Erſt ſpäter ſöhnte ſich Sigmund wieder mit ihm aus und gab ihm ſeine Beſitzungen zurück, mit Ausnahme derer, welche die Eidgenoſſen in der Schweiz ihm abgenommen hatten, und die ihnen verblieben. Nachdem nun ſein vorzüglichſter Beſchützer auf dieſe Weiſe gedemüthigt war, und auch die anderen ſeine Partei nicht offen zu nehmen ſich getrauten, entſchloß ſich Johann XXIII. nachzugeben. Die Kirchenverſammlung hatte unmittelbar nach ſeiner Flucht den wichtigen Grundſatz ausgeſprochen, daß ſie über dem Papſt ſtünde und ihre Gewalt unmittelbar von Chriſtus habe, und ſetzte bereits am 14. Mai 1415 Johann XXIII. ab; dieſer fügte ſich jetzt demüthig dem Beſchluſſe. Er kehrte zurück, und wurde zuerſt in Radolfzell in Gefangenſchaft gehalten, dann dem Pfalzgrafen Ludwig übergeben, der ihn nach Heidelberg führte, wo er ſich einige Jahre aufhielt. Im Jahre 1418 iſt er geſtorben. Von den zwei andern Päpſten dankte der römiſche Gregor XII. noch im Jahre 1415 ab. Nur der avignoniſche, Benedict XIII., wollte ſich nicht fügen, auch als er abgeſetzt wurde. Da ihm aber Niemand mehr gehorchte, ſo war dies gleichgültig.

Auf dieſe Weiſe gelang es allerdings der Verſammlung von Konſtanz, das Schisma zu beſeitigen. Jetzt war nur die Frage, welcher Gegenſtand zunächſt an die Reihe kommen ſollte. Und hier waren es denn wiederum Sigmund und die Deutſchen, denen auch die engliſche Nation beiſtimmte, welche auf die Vornahme der Kirchenverbeſſerung drangen, ehe man ſich mit der Wahl eines neuen Papſtes beſchäftige. Denn der Ausgang der Kirchenverſammlung von Piſa gab einen hinlänglichen Fingerzeig, daß ſich die Kirche unter Mitwirkung eines Papſtes nicht wiederherſtellen laſſe. Dieſe Anſicht ſtieß aber bei den Kardinälen und bei den drei übrigen Nationen auf den entſchiedenſten Widerſpruch. Ohnedies hatte der größere Theil der in Konſtanz verſammelten Kirchenfürſten den bedeutenden Einfluß des deutſchen Königs auf ihre Verhandlungen unangenehm vermerkt und ſuchte ſich demſelben wieder zu entziehen. Es kam hinzu, daß die ſtaatlichen Beziehungen zwiſchen dem deutſchen Könige und Frankreich ſich um eben dieſe Zeit in feindſeliger Weiſe geſtaltet hatten. Sigmund nämlich, in ſeinem Eifer, das große Werk der Kircheneinigung zu Stande zu bringen, war nicht nur nach Spanien gereiſt, um dieſe Nation zur Losſagung vom Papſt Benedict XIII. und zur Beſchickung der Kirchenverſammlung zu vermögen, was ihm auch gelang, ſondern er ſuchte auch den Krieg zwiſchen Frankreich und England zu vermitteln, der damals wieder ausgebrochen war, und reiſte deßhalb nach Paris und London. Seine Bemühungen waren indeſſen hier vergeblich, und in England ſah er ſich ſogar veranlaßt, genöthigt durch den Drang der Umſtände, mit dem engliſchen König ein Bündniß gegen Frankreich einzugehen. Die entſchiedene Widerſetzung der franzöſiſchen Geiſtlichkeit auf der Konſtanzer Verſammlung gegen die Abſichten Sigmunds und der Anſchluß derſelben an die Italiener und Spanier war die unausbleibliche Folge davon. Alle Vorſchläge Sigmunds wurden daher von dieſen drei Nationen mit Mißtrauen aufgenommen, und ſo wurde denn auch ſeine Forderung bezüglich der Vornahme der Kirchenverbeſſerung vor der Papſtwahl auf das Heftigſte bekämpft. Die drei Nationen erklärten vielmehr, daß ohne ein neues Oberhaupt die Kirchenverbeſſerung nicht durchgeführt werden könne. Sigmund war indeſſen nicht geſonnen, nachzugeben. Ja, er ſchien eine Zeitlang ſogar entſchloſſen, gegen die ihm widerſtrebende Partei Gewalt zu gebrauchen. Von welch richtigen Geſichtspunkten der König und die auf der Verſammlung anweſenden Deutſchen ausgingen, erſieht man aus der Schrift, welche die deutſche Nation über dieſe Frage an die Verſammlung richtete. Die Einigung der Kirche, heißt es darin, ſei durch die Kirchenverbeſſerung an Haupt und Gliedern bedingt. Die Entzweiung würde ohne die Verdorbenheit der Geiſtlichkeit, ohne die kirchlichen Mißbräuche nicht eingetreten ſein. Wollte man die Wirkungen vermeiden, ſo müßten die Urſachen entfernt werden. Die Päpſte ſeien aus den Grenzen ihres ehemaligen Wirkungskreiſes herausgeſchritten und verlangten jetzt gebieteriſch, was ihnen ſonſt nur freier Wille gegeben. Dieſes Verderbniß und dieſe Anmaßung hätte ſeit anderthalbhundert Jahren beſtändig zugenommen. Habſucht, Ehrgeiz, Sinnlichkeit beherrſchten den päpſtlichen Hof und führten ihn zu jeder Ungerechtigkeit und Gewalt. Daher die Quellen der päpſtlichen Erpreſſungen; daher die Anmaßung alle Rechtshändel vor den päpſtlichen Gerichtshof zu ziehen; daher der ſchändliche und ärgerliche Ablaßkram; daher die Aufnahme ſchlechter und übelberüchtigter Perſonen gegen Geld in geheiligte Orden; daher die Sucht der geiſtlichen Perſonen jeden Grades, ſich Geld zu machen; daher der Verfall der Kirchen, Klöſter, wiſſenſchaftlichen Gründungen, des ganzen geiſtlichen Standes und die Verachtung, in die er beim Volke geſunken ſei. Die Verſammlung in Piſa hätte eben darum die Kirchenverbeſſerung nicht zu Stande bringen können, weil ſie nicht zuerſt Hand an dieſelbe gelegt. Nur dadurch aber, daß man zuerſt beſſere, ehe man den Papſt wähle, ſei überhaupt eine Beſſerung zu erzielen, damit der Gewählte ſofort an beſtimmte Geſetze gebunden werden könnte. Wollte man aber wider den Willen der deutſchen Nation dennoch einen anderen Weg einſchlagen, ſo wollte ſie mit einem ſolchen Beſchluſſe nichts zu thun haben.

Dieſe Gründe machten aber keinen Eindruck, im Gegentheil, ſie erregten nur noch größeres Mißtrauen gegen die Deutſchen, die man ſchon ziemlich offen als Ketzer, als von wicliffiſchen und huſſiſchen Meinungen angeſteckt, bezeichnete. Auch gab ſich die kirchenfreundliche Partei alle Mühe, die Deutſchen zu vereinzeln, und es gelang ihr endlich auch, die engliſche Nation zu ſich herüber zu ziehen. Die Deutſchen allein konnten jetzt nichts mehr machen, wenn ſie nicht die Kircheneinheit auf das Spiel ſetzen wollten, aber dazu war Sigmund nicht geneigt. Er gab alſo zuletzt nach und erklärte ſich mit der Vornahme der Papſtwahl einverſtanden.

Am 11. November 1417 erfolgte die Wahl des Papſtes Martin V. Die Befürchtungen der Deutſchen trafen augenblicklich ein. Der Papſt nahm die gewünſchte Kirchenverbeſſerung nicht vor. Denn die wenigen Punkte, die er erledigte, verdienten dieſen Namen nicht. Mit den einzelnen Nationen, ſo auch mit der deutſchen, wurden über einige Punkte beſondere aber ganz ungenügende Verträge geſchloſſen, um ſie wenigſtens einigermaßen zufrieden zu ſtellen. Trotz dieſer ungenügenden Löſung des Verſprechens, das Martin vor ſeiner Wahl gegeben hatte, erklärte ſich die Verſammlung doch damit zufrieden, zuletzt auch Sigmund, da ihm der neue Papſt die Erhebung des Zehnten von der deutſchen Kirche zugeſtanden hatte, und ſo löſte Martin bereits im Mai 1418 die Kirchenverſammlung auf. Die päpſtlichen Anmaßungen fingen aber von Neuem an.

Auf dieſe Weiſe blieb auch die konſtanzer Verſammlung weit hinter den Erwartungen der Chriſtenheit, insbeſondere der deutſchen zurück. Der Verſammlung fehlte es theils an Einſicht, theils an ernſtem redlichem Willen. Die meiſten Theilnehmer an dieſer Verſammlung waren von Selbſtſucht geleitet, die von einer gründlichen Heilung der kirchlichen Schäden ebenſo unangenehm berührt worden wären, wie der römiſche Stuhl ſelber.

Und ſo erklärt ſich denn hinlänglich das Verfahren, welches die Verſammlung gegen Johann Huß beobachtete. Dieſer hatte ſich bereit erklärt, der Vorladung der konſtanzer Verſammlung Folge zu leiſten, und ſich dort wegen ſeiner Meinungen zu verantworten, beſonders da ihn König Sigmund ſelber dazu aufforderte. Huß hatte indeſſen eine Ahnung von dem, was ihm bevorſtand, aber ſeine Ueberzeugung war ſo feſt, daß er entſchloſſen war, dafür, wenn es ſein müßte, auch den Tod zu leiden. Der König Sigmund wünſchte zwar nicht, daß dem Manne etwas Leides geſchehe, er verſprach ihm ausdrücklich ſeinen kaiſerlichen Schutz und ließ ihm zu noch größerer Sicherheit einen Geleitsbrief für ſeine Reiſe nach Konſtanz und wieder zurück ausfertigen. Kaum war jedoch Huß in Konſtanz angekommen, ſo wurde er auf Veranſtaltung der Verſammlung ins Gefängniß geworfen, trotz des Widerſpruchs der königlichen Bevollmächtigten, — denn Sigmund ſelbſt befand ſich, als dieſes vorfiel, noch nicht in Konſtanz. Als der König endlich erſchien, ſo beklagte er ſich auf das Heftigſte über das Vorgefallene, verlangte die Befreiung des Gefangenen, und als ihm die heiligen Väter nicht willfahrten, ſo verließ er Konſtanz in größtem Zorne auf einige Tage. Aber die Betrachtung, daß das Verharren auf ſeiner Forderung leicht das Werk der Kircheneinigung ſtören könnte, bewog ihn zur Rückkehr und zur Nachgiebigkeit. Er beſchwichtigte endlich ſein

Gewiſſen mit dem Grundſatze der Kirchenverſammlung, daß man den Ketzern keine Treue zu halten brauche, gab indeſſen die Hoffnung, Huſſen zu retten, noch nicht ganz auf. Dies wäre freilich nur dann möglich geweſen, wenn Huß zum Widerruf ſeiner Lehre hätte gebracht werden können. Aber dieſe eiſenfeſte Natur ließ ſich nicht dazu bewegen. So oft er vor die Verſammlung gerufen wurde, erklärte er ſich nur dann bereit zum Widerruf, wenn man ihn widerlegen würde. Aber darauf ließ ſich die Verſammlung nicht ein. Ja, ſie erlaubte Hußen nicht einmal eine eigentliche ausführliche Vertheidigung, ſondern ſie verlangte lediglich den Widerruf. Auch Sigmund drang mehrmals in Huß, ſeine Lehre abzuſchwören. Alles war vergebens. So verurtheilte denn die Verſammlung Hußen als Ketzer zum Feuertode, und am 6. Juli 1415 wurde er in Konſtanz verbrannt. Daſſelbe Schickſal erlitt nicht ganz ein Jahr ſpäter ſein treuer Freund Hieronymus von Prag.

Dieſe grauſame Handlung hat der Kirche die ſchwerſten Wunden verſetzt und koſtete Sigmund ein Königreich.

5. Die Huſſitenkriege.

Denn nun erhob ſich in Böhmen eine gewaltige ſiegreiche Bewegung, welche bald zu einer vollkommenen Umwälzung umſchlug, und zwar nicht nur in religiöſer, ſondern auch in ſtaatlicher Beziehung. In beiden Beziehungen kann man die huſſitiſchen Unruhen als den Ausläufer jener großen Bewegungen betrachten, welche in Deutſchland am Ausgang des 14. Jahrhunderts geſcheitert waren, hier aber ganz außerordentliche Erfolge errangen. Und ſo wiederholt ſich denn hier zum zweiten Male die Erſcheinung, welche wir ſchon bei der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft wahrgenommen haben, daß nämlich eine im Innern Deutſchlands mißlungene Bewegung am äußerſten Umkreis des Reichs Beſtand gewinnt. Daß dieſes in Böhmen der Fall ſein konnte, davon ſind folgende die hauptſächlichſten Urſachen geweſen. Fürs Erſte, daß Böhmen ein großes geſchloſſenes einheitliches Gebiet war, deſſen Geſammtkraft ſelbſt von einer freiheitlichen Richtung leicht vereinigt und ausgebeutet werden konnte, ſo wie es dieſer gelang, das Uebergewicht zu erringen, während die Freiheitsbeſtrebungen in Deutſchland mit der Zerſplitterung in eine Menge kleiner unabhängiger Gemeinden zu kämpfen hatten, die, abgeſehen von ſo manchen Mißſtänden der Gelegenheit, nicht leicht zu einmüthigen Beſchlüſſen und gemeinſamen Zuſammenwirken gebracht werden konnten. Bei den Böhmen ſpielte überdem das Nationalgefühl — denn die Bewegung trug weſentlich auch einen ſlaviſch-volksthümlichen Stempel — eine große Rolle. Sodann iſt in Anſchlag zu bringen die außerordentliche ſtaatliche und kriegeriſche Schwäche der Gegner, worauf wir ſpäter noch mehrfach zurückkommen werden. Und endlich muß man ein ganz bedeutendes Gewicht darauf legen, daß die Böhmen das Glück hatten, Heerführer zu beſitzen, die den erſten Feldherrn aller Zeiten an die Seite geſetzt werden dürfen, und die auch in kriegeriſcher Beziehung die Ideen der neuen Zeit ſich zu eigen machten und weiter entwickelten.

Die Nachricht von Huſſens Hinrichtung brachte in Böhmen eine außerordentliche Aufregung hervor. Sie zeigte ſich ſofort in Verfolgung der Prieſter, Zerſtörung und Plünderung ihrer Wohnungen, zum Theil ſchon in förmlicher Beſitznahme des Kirchenguts. Wenzel ſetzte dieſem Beginnen keinen Widerſtand entgegen, ja er ſprach ſich ſelber ſehr entrüſtet über Huſſens Hinrichtung aus. Beſonders wirkte auf ihn ſeine Frau Sophie ein, deren Beichtvater Huß geweſen. Aber faſt der ganze Hof war huſſitiſch geſinnt, und namentlich auch die Männer, welche die oberſten Staatsämter zu verwalten hatten, waren eifrige Huſſiten. So erklärt ſich denn, wie von einem bereits am 2. September 1415 abgehaltenen Landtage ein drohendes Schreiben an die Kirchenverſammlung in Konſtanz gerichtet werden konnte, in welchem Huß gegen den Vorwurf der Ketzerei vertheidigt und ſeine Verbrennung als eine äußerſt ungerechte Handlung bezeichnet wurde. Gleich darauf ſchloſſen die Männer, die den Landtag beſucht, einen Bund zur Aufrechthaltung der Freiheit des Predigens und zur Widerſetzung gegen jeden ungerechten Bannſpruch. Auch wollten ſie nur die Hochſchule in Prag als den oberſten Richter in Glaubensſachen annehmen. Zwar bildete ſich gegen dieſen ſofort ein katholiſcher Bund und das Domkapitel in Prag ſprach das Kirchenverbot über die Stadt aus. Dies war aber von keiner Bedeutung. Denn alle prager Kirchen waren von huſſitiſchen Geiſtlichen beſetzt, die ſich natürlich nichts um das Kirchenverbot kümmerten. Auch ſah ſich das Domkapitel bald genöthigt, Prag zu verlaſſen.

Als die Dinge dieſe drohende Wendung genommen, ſo glaubte die Kirchenverſammlung in Konſtanz um ſo entſchiedener auftreten zu müſſen. Sie lud zunächſt die böhmiſchen Herren, welche den oben erwähnten Brief unterſchrieben, vor ſich, um gegen ſie den Prozeß zu eröffnen, ja ſelbſt gegen den König Wenzel wollte ſie voranſchreiten, und nur durch die Vermittlung Sigmunds ſtand ſie von dieſem Beginnen ab. Dann hob ſie alle Befugniſſe der prager Hochſchule, alle ihre Freiheiten auf, und verbot den Gläubigen dort zu ſtudiren. Endlich erließ ſie 28 Sätze, in welchen ausgeſprochen ward, in welcher Weiſe die böhmiſchen Ketzer wieder zum Gehorſam gegen die Kirche zurückgebracht werden könnten, ſie verbot alles Predigen in huſſitiſchem Sinne, that alle in den Bann, welche ſich nicht fügen wollten, verlangte die Rückgabe der geraubten Kirchengüter und forderte endlich die weltliche Macht zur ſtrengen Vollziehung dieſer Beſchlüſſe auf.

Wenzel, der bisher ruhig zugeſehen hatte, wurde nun von ſeinem Bruder Sigmund auf das Aeußerſte gedrängt: dieſer drohte ihm ſogar mit Verluſt ſeines Thrones, wenn er den Forderungen der Kirche nicht nachkomme. Aus Angſt entſchloß er ſich endlich dazu: er ließ die vertriebenen katholiſchen Prieſter wieder nach Prag zurückführen und in die dortigen Kirchen einſetzen. Darüber kam es zu Reibungen. Die Obrigkeit ſuchte mit Strenge gegen die Huſſiten aufzutreten, aber bei einer ſolchen Gelegenheit, als am 30. Juli 1419 ein Aufzug der Huſſiten von dem Stadtrathe geſtört werden ſollte, wurde das Rathhaus geſtürmt, die Rathsherren zum Fenſter hinausgeworfen, unten mit Spießen aufgefangen und ermordet: der Aufruhr bemächtigte ſich ganz Prags. Dieſe Nachricht übte auf Wenzel eine ſolche Wirkung, daß er vom Schlage gerührt wurde, und 14 Tage darauf ſtarb. Es war am 16. Auguſt 1419. Nach Wenzels Tode wuchs die Aufregung. Die Huſſiten fielen nun über Kirchen und Klöſter her, zerſtörten die Bilder und Kirchengefäße, plünderten und verbrannten die Kirchengebäude, mißhandelten Mönche und Nonnen: kurz es herrſchte eine Zeit lang eine vollkommene Geſetzloſigkeit. Zunächſt in Prag, dann auf dem Lande.

Unter ſolchen Umſtänden war natürlich nicht daran zu denken, daß die Böhmen in den Schooß der Kirche zurückkehren, ja es war noch ſehr im Zweifel, ob ſie den Erben des böhmiſchen Throns, den König Sigmund, als ihren Herren anerkennen würden, falls er es verzöge, mit der Kirche zu gehen. Alles war indeſſen damals noch nicht verloren: denn unter den Böhmen hatten ſich bereits mehrere Parteien herausgebildet, die zu einander in ziemlich ſcharfem Gegenſatze ſtanden und nicht nur in religiöſer, ſondern auch in ſtaatlicher Beziehung von verſchiedenen Anſchauungen ausgingen.

Dieſe Parteien laſſen ſich in drei große Gruppen ſondern. Die eine hing noch an der Kirche, war ein Gegner des Huſſitismus und unbedingt dem Könige Sigmund ergeben. Dieſe Partei war freilich ziemlich klein, zählte aber unter ſich den größten Theil des hohen Adels, und konnte deßhalb über nicht unbeträchtliche Kräfte verfügen. Die zweite Partei, deren Haupt und Mittelpunkt die Stadt und die Univerſität Prag war, bekannte ſich wohl zu den huſſiſchen Lehren, war aber verhältnißmäßig noch ſehr gemäßigt, indem ſie zwar die Bibel als die Quelle der religiöſen Erkenntniß betrachtete, aber doch eine Menge von kirchlichen Lehren anerkannte, über welche andere kirchenfeindliche Parteien ſchon längſt hinaus waren, wie z. B. das Fegfeuer, das Beten zu den Heiligen, die Verehrung der Heiligenbilder, den größten Theil der Kirchengebräuche, alle Sakramente, u. ſ. w. In einem Punkte jedoch unterſchied ſie ſich ſehr auffallend von der Kirchenlehre, um ſo mehr als ſie darauf ein großes Gewicht legte, nämlich darin, daß ſie den Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten verlangte. Sie erhielt davon, daß ſie im Widerſpruch mit der Kirche auch für die Laien den Kelch forderte, den Namen Kelchner oder Calixtiner oder Utraquiſten. Dieſe Lehre hatte eigentlich ein gewiſſer Jakobellus von Mies aufgebracht, Huß erklärte ſich aber noch dafür in ſeinem Gefängniſſe in Konſtanz. Das Weſentliche der Lehre der Kelchner faßten ſie in folgende vier Sätze zuſammen: 1) das Wort Gottes ſoll frei gepredigt; 2) das Abendmahl unter beiden Geſtalten ausgetheilt; 3) der Geiſtlichkeit die weltlichen Güter genommen; 4) die Todſünden beſtraft werden. Der letzte Satz erhielt durch die Erläuterung der Todſünden erſt ſeine Bedeutung. Nämlich bei den Laien werden als Todſünden angeſehen: Unzucht, Völlerei, Diebſtahl, Mord, Lüge, Betrug, falſche

Schwüre, Zauberei, betrügeriſches und ſchädliches Handwerk, Gewinnſucht, Wucher. Bei den Geiſtlichen ſind Todſünden: ſimoniſtiſche Ketzerei und Erwerbung von Geld für Taufen, Firmen, Beichten, das Altarſakrament und das heilige Oel, das Trauen, für Meſſen und Vigilien, für Begräbniſſe, für Kirchengeſang oder Geläut, das Weihen der Prieſter, Kirchen, Kapellen, Kirchhöfe, für die geiſtlichen Würden, für Bullen und andere Urkunden, für allerhand Pfründen und für andere geiſtliche Dinge und anderes Aergerniß und Ketzerweſen, das hieraus hervorgeht; wie auch andere Vergehen und Sünden, als da ſind Stolz, Geiz, Ehebruch, Beiſchläferei, Zorn, Neid, Streitigkeit und argliſtige Vorbeſcheide und Gerichtshandlungen, heuchleriſches Erbetteln von Zahlungen, Opfern, Geldern und anderen Gütern auf Kirchen und Gebäude. Zu dieſer Partei bekannte ſich wohl der größte Theil des böhmiſchen Volks. Endlich die dritte Partei bildeten die Taboriten, ſo genannt von einer erſt von ihnen ſelbſt gebauten Stadt Tabor im Süden Böhmens. Das war die entſchiedene grundſätzliche geradezu kirchenfeindliche Partei, erfüllt von der tiefſten religiöſen Schwärmerei, in ſtaatlicher Beziehung republikaniſch, zugleich werkthätig und entſchloſſen, Alles für ihre Ueberzeugung zu wagen, weßhalb alle kühnen Naturen ſich zu ihr wandten. An ihrer Spitze ſtanden zwei Edelleute, Nikolaus von Huſſinez, der aber ſchon 1421 ſtarb, und Johannes Zizka, beide früher am Hofe Wenzels, jener ein ſchlauer Staatsmann, dieſer ein unvergleichlicher Feldherr. Beide ſahen ſehr bald ein, daß es nothwendig ſei, das Volk in den Waffen zu üben, um auf alle Fälle gerüſtet zu ſein, und bald gelang es Zizka, aus den Taboriten die tapferſten Krieger heranzubilden.

Was die Lehre der Taboriten anbetrifft, ſo gingen ſie weit über die vier Sätze der Kelchner hinaus. Von dem tiefſten Haß gegen das ganze Prieſterthum und die bisherige Kirche erfüllt, verwarfen ſie die ganze Hierarchie, das ganze Außenwerk des Gottesdienſtes: ſie verwarfen als Menſchenſatzungen alle Kirchengebräuche, Verehrung der Bilder, Gebete an die Heiligen, Reliquien, Fegfeuer, Seelmeſſen, Faſten, ferner alle Sakramente, außer Taufe und Abendmahl. Ja, ſie hielten auch überhaupt nichts von den äußeren Kirchen, wie ſie denn jede Kirche, die einem Heiligen zu Ehren erbaut ſei, der Zerſtörung würdig erklärten. Natürlich ſprachen ſie auch dem Prieſterthum ſeine bisherige Bedeutung ab: vielmehr nahmen ſie ein allgemeines Prieſterthum aller wahrhaften Chriſten an, ſo daß auch jeder Laie eine gottesdienſtliche Handlung verrichten könne, und ſo verlangten ſie denn, daß der Geiſtliche beim Gottesdienſte nicht in beſonderer prieſterlicher, ſondern in Laienkleidung erſcheinen ſolle. Auch dürfe der Gottesdienſt nur in der Landesſprache gehalten werden. Zugleich geht ein tiefer myſtiſcher Zug durch all dieſe Taboritengemeinden hindurch, indem ſie mit Ernſt und Strenge Alles verfolgen, was nach der Eitelkeit der Welt ausſieht und die wahrhaft innere Erbauung verhindern könnte. Daher verwarfen ſie die Wiſſenſchaft, d. h. die der damaligen Zeit, weil ſie zu Hochmuth und zum Dünkel führe; jeder, der den ſieben Künſten obliege, meinten ſie, ſei ein Heide und begehe eine Todſünde gegen die Lehre Chriſti. Auch fehlt es bei ihnen nicht an allerlei Träumereien und Gebilden der Einbildungskraft. So glaubten ſie, daß das Ende der Welt bald herannahe, und daß dann das tauſendjährige Reich beginne. Alle Städte würden zerſtört werden, außer fünfen, wo ſich die Gläubigen ſammeln: dann werde eine neue Zeit anheben, wo Chriſtus von dem Himmel herniederſteige, das Reich der Gerechtigkeit auf Erden ſtifte, in welchem es keine Herren und Knechte, keine Sünde und Noth, auch keine anderen Geſetze gebe, als die des lebendigen freien Geiſtes; die dann Ueberlebenden, in den Stand paradieſiſcher Unſchuld zurückverſetzt, werden keine körperlichen Bedürfniſſe und Leiden mehr kennen.

Aber wir treffen bei ihnen auch jene freieren religiöſen Meinungen, wie wir ſie in Deutſchland kennen gelernt haben, die Anſichten der Begharden und der Brüder des freien Geiſtes. Bereits im Jahre 1418 waren aus Deutſchland Begharden nach Böhmen gezogen, um dort ihre Ueberzeugungen zu verbreiten. Als eine beſonders auffällige Meinung derſelben wurde bezeichnet, daß ſie die Gegenwart Chriſti im Abendmahl läugneten: Brod und Wein im Abendmahl ſei eben nichts weiter, als Brod und Wein. Andere läugneten die drei Perſonen der Gottheit, wieder Andere, daß es weder Gott noch Teufel gäbe, außer in den guten und böſen Menſchen; ferner verwarfen ſie alle Gebote und Bücher insgeſammt, indem Gottes Geſetz in ihr eigenes Herz geſchrieben ſei. Hiermit hängen offenbar die merkwürdigen Meinungen eines gewiſſen Jakob Bremer zuſammen, von welchem ein gleichzeitiger Chroniſt, Hermann Korner, erzählt, daß er Diaconus in Verden geweſen, aber ſich in Prag aufgehalten, von dort zurückgekehrt, dem Erzbiſchof von Magdeburg als Ketzer angezeigt und, weil er nicht widerrufen wollte, 1420 verbrannt worden ſei. Unter den ketzeriſchen Meinungen Bremers übergehen wir diejenigen, welche ſich auf das Papſtthum, auf die Kirchengebräuche u. ſ. w. beziehen, denn dieſe hat er mit den Taboriten überhaupt gemein. Auffallender ſind ſchon ſeine Anſichten über die Taufe und das Abendmahl: er verwirft die Waſſertaufe und läugnet die Brodverwandlung. Seine philoſophiſchen Anſchauungen aber erinnern nicht nur an die Lehren Eckarts, indem er Alles, was iſt, Gott nennt, und mit Beſtimmtheit hervorhebt, daß Gott nicht Menſch, ſondern mit dem Menſchen, d. h. in dem Menſchen geworden, ſondern er iſt ſich der Tragweite und der nothwendigen Folgerungen ſeiner pantheiſtiſchen Anſchauungsweiſe ſehr wohl bewußt und bebt davor nicht zurück. Es iſt merkwürdig, daß er ſchon den geſchichtlichen Chriſtus läugnet; ja er läugnet auch die Apoſtel und die Evangelien.*) Aus den kurzen abgeriſſenen Sätzen, in welchen uns dieſe ſeine Meinungen überliefert worden ſind, kann man freilich nicht erſehen, was er eigentlich damit gemeint hat; aber aus einem anderen Satze, in welchem er erklärt, daß in den Evangelien viel Falſches enthalten ſei**), ſcheint doch hervorzugehen, daß er an ihrer hiſtoriſchen Wahrhaftigkeit gezweifelt habe. Chriſtus ſelbſt nimmt bei ihm keineswegs die bedeutende Stelle ein, welche ihm noch die Myſtiker, wenn auch in bildlichem Sinne, beilegen. Er widerſpricht vielmehr, daß durch Chriſtus ein neues Geſetz in die Menſchheit gekommen ſei: es ſei kein anderes, als was bereits Adam gehabt, d. h. das Geſetz, welches eben in jedem Menſchen liegt. Er läugnet überhaupt die drei Perſonen der Gottheit: in Gott ſei nur Eine Perſon und nur Eine Weſenheit. Ein ganz auffallender Anklang an den Materialismus liegt in dem Satze: „Gott kann kein Individuum irgend einer Gattung vernichten, wenn er nicht das Weltall vernichtet“: d. h. die Natur hängt nothwendig in ſich nach beſtimmten Geſetzen zuſammen.*) Aehnlich iſt ein anderer Satz, der einen noch entſchiedeneren materialiſtiſchen Anklang hat: „Keine natürliche Zeugung (Schöpfung) noch irgend ein Vorgang hat die Gottheit zu ihrem Urſprung.“**) Außerdem hat er noch einige Sätze, die abgeriſſen, wie ſie uns vorliegen, gar wunderlich lauten: z. B. Jakob, der Sohn Iſaks, ſei weſentlich natürlicher Gott, eben dieſer Jakob habe für uns gelitten und ſei gekreuzigt worden. Judas Iſcharioth ſei Jakob und Prophet und ſelig geworden.

---

*) X. Non est ponendum, fuisse Christum nec virginem Mariam. XXII. Apostoli nunquam fuerunt. XXXI. Evangelia nulla sunt.

**) XXX. Multa continentur in evangelio falsa.

Natürlich fehlte es auch nicht an den Auswüchſen jener Sekten der Begharden, welche fleiſchliche Lüſte predigten. Die eine dieſer Sekten, welche unter dem Namen der Adamiten ſchon früher aufgetreten war, nannte ſich ſo, weil ſie, die paradieſiſche Unſchuld nachahmend, nackt umherlief und Unzucht trieb. Dieſe Schwärmer glaubten, ſie würden, als theilhaftig des heiligen Geiſtes, in Ewigkeit nicht ſterben: Chriſtus nannten ſie zwar ihren Bruder, aber einen ſchwachen, da er geſtorben ſei.

Es iſt indeſſen bezeichnend, daß nicht nur dieſe verrückten Schwärmer, ſondern ſelbſt die freieren religiöſen Meinungen, die auf einer philoſophiſchen Unterlage ruhten, ſich in Böhmen nicht halten konnten. Sie wurden von den Taboriten ſelbſt bekämpft und ausgerottet. Dieſes Schickſal widerfuhr ſogar denen, welche nur die Brodverwandlung im Abendmahle läugneten. Zizka ſelbſt, der ſich ſtreng innerhalb des geoffenbarten Chriſtenthums hielt, ſo wie alle Taboriten, verfolgte dieſe Sekten mit Feuer und Schwert.

Gehen wir nun zu den ſtaatlichen Anſichten der Taboriten über, ſo waren dieſe durchaus demokratiſch. Sie waren eine natürliche Folgerung ihrer kirchlichen Anſichten. Ueberdies hatte die Demokratie unter der Regierung Wenzels außerordentliche Fortſchritte gemacht. Denn wir erinnern uns, wie er gegen den Adel kämpfte, und wie er dagegen die Bürgerlichen hervorzog: Erſcheinungen, welche auf die ganze Anſchauung des Volks natürlich nicht ohne Einfluß bleiben konnten. In Wenzels letzten Regierungsjahren wurden von den Taboriten große Volksverſammlungen gehalten. Dieſe hatten zunächſt allerdings nur einen religiöſen Zweck: man wollte ſich gegenſeitig erbauen und ſtärken in dem Feſthalten an dem rechten Glauben. Aber die ſittlichen Wirkungen, welche große Volksverſammlungen auf die Menſchen zu haben pflegen, blieben natürlich nicht aus: ſie fühlten die Macht, die Bedeutung, die Allgewalt des Volks und trotzten darauf. Auf dieſen Verſammlungen wurde dann viel von chriſtlicher Liebe und Gleichheit geſprochen: die Verſammelten nannten ſich alle Brüder, theilten ſich gegenſeitig mit, was ſie eben beſaßen: es war natürlich, daß ſich die chriſtliche Gleichheit und Brüderlichkeit auch auf das Staatliche ausdehnte. In der That, ſchon im Jahre 1420 war unter den Taboriten die Meinung herrſchend, daß man keinen König brauche, der einzige König ſei Gott, die Regierung ſolle dem Volke anheimgegeben werden; alle Herren, Edle und Ritter ſeien zu vertilgen; alle bisherigen Geſetze ſeien aufzuheben, und das bisherige Geſetz Gottes ſelbſt müſſe in manchen Stücken, z. B. in denen von der Geduld, von dem Gehorſam gegen die Könige und die Herren, von den Abgaben, ungültig gemacht werden. Ja, es werden bereits ſocialiſtiſche und communiſtiſche Meinungen in vollſter Beſtimmtheit nicht nur ausgeſprochen, ſondern zum Theil ſogar darnach gehandelt: „es ſolle Niemand mehr ein Sondereigenthum haben, ſondern Alles gemeinſchaftlich ſein. Wer Sondereigenthum habe, begehe eine Todſünde.“ In der That brachten die Bauern bereitwillig ihr Eigenthum der allgemeinen Sache zum Opfer: es entſtand bei den Taboriten eine Art von Gütergemeinſchaft, die ſich zu einer gewiſſen ſocialiſtiſchen Verfaſſung ausbildete.

---

*) VII. Deus non potest annullare individuum unius speciei, nisi annullet totum universum.

**) II. Generatio naturalis non est ponenda in divinis nec processio aliqua. D. h. die Schöpfung vollzieht ſich nach natürlichen Geſetzen. Alle dieſe Sätze in Corneri chronicon ap. Eccard. corpus historiae medii aevi. II. 1239

Beſonders dieſe Anſichten der Taboriten über Staat und Geſellſchaft ſind es geweſen, welche den böhmiſchen hohen Adel mit dem heftigſten Haſſe gegen ſie erfüllten. Aber auch die Kelchner wollten nichts von ihren weitgehenden ſtaatlichen Meinungen wiſſen: jene vertraten gewiſſermaßen das ariſtokratiſche Bürgerthum, während die Taboriten die bäuerliche Demokratie. Denn der größte Theil derſelben gehörte dem Landvolk an. Es tritt alſo hier ein ähnlicher Gegenſatz zwiſchen dem Bürger- und Bauernſtande hervor, wie wir ihn bereits in dem Kampfe zwiſchen den Appenzellern und den deutſchen Reichsſtädten wahrgenommen haben. Und ſo wären die Kelchner, an ihrer Spitze die Prager, um der Herrſchaft der Taboriten zu entgehen, nach Wenzels Tode gerne bereit geweſen, Sigmund als ihren König anzuerkennen, wenn er ſich nur einigermaßen mild und freundlich gegen ſie benommen hätte. Aber ſein Verhalten änderte Alles, und beſtimmte die Prager, mit den Taboriten vereint dem Könige zu widerſtehen. Ueberhaupt iſt dies ein Grundzug der huſſitiſchen Bewegung, daß die Parteien, ſo erbittert ſie ſich auch ſonſt bekämpfen, doch im Augenblicke der äußeren Gefahr ſich wieder vereinigen und einander redlich unterſtützen. Das iſt wieder das Ergebniß der Geſchloſſenheit des böhmiſchen Gebietes und Volksthums.

Sigmund befand ſich bei Wenzels Tode in Ungarn. Die Böhmen ſchickten eine Geſandtſchaft dorthin, durch welche ſie ihm erklärten, ihn als König anerkennen zu wollen, wenn er die Religionsfreiheit zugeſtehe und die böhmiſchen Freiheiten beſtätige. Sigmund gab darauf eine unbeſtimmte Antwort, ernannte aber die verwittwete Königin Sophie zur Statthalterin und ermahnte ſie, ſtrenge gegen die Huſſiten aufzutreten. Hierauf ließ ſie Prag mit königlichen Schaaren beſetzen. Das brachte große Aufregung hervor: die Prager riefen Zizka mit ſeinen Taboriten zu Hülfe: dieſer griff (4. Nov. 1419) die königlichen Schaaren an und warf ſie aus der Stadt. Beinahe hätte er auch noch die königliche Burg eingenommen. Nach mehrtägigen Kämpfen gingen endlich die Prager einen Waffenſtillſtand ein. Dies war gegen den Willen Zizkas. Er verließ deßhalb Prag und beſchäftigte ſich mit der Errichtung und Einübung eines Heeres. Der Waffenſtillſtand kam, wie Zizka vorausgeſehen, nur den Königlichen zu Gute. Denn dieſe verfolgten nun im ganzen Lande die Huſſiten auf das Rückſichtsloſeſte. Eine allgemeine Entmuthigung bemächtigte ſich der Einwohner. Unterdeſſen kam Sigmund nach Brünn in Mähren, wo er einen Landtag abhielt und die Huldigung der Großen entgegennahm. Auch die Prager ſchickten ihre Boten dahin. Sie wurden aber von Sigmund ſehr ungnädig empfangen: er verlangte von ihnen gänzliche Beſeitigung aller Unordnungen, wenn er ihnen verzeihen ſolle.

Sehr eingeſchüchtert kehrten die Abgeordneten zurück, der Rath that Alles, was Sigmund verlangt hatte.

Aber bald folgte eine Wendung. Sigmund begab ſich nach Breslau, wo er ganz unzweideutig ſeine eigentlichen Geſinnungen enthüllte. Er war feſt entſchloſſen, mit der Kirche zu gehen und den Huſſitismus mit Waffengewalt zu bekämpfen und auszurotten. Er ließ dort einen Prager Bürger wegen ſeiner huſſitiſchen Meinungen verbrennen, und forderte die deutſchen Stände zu der Beſchickung des Kreuzzugs gegen die Böhmen auf, den der Papſt in feierlicher Weiſe ausgeſchrieben hatte. Jetzt ſahen die Prager, was ihnen drohe: ſie waren nun zum Aeußerſten entſchloſſen und verbanden ſich wieder mit Zizka, der ihnen mit ſeinen Taboriten zu Hülfe eilte.

Sigmund rückte im Anfange des Jahres 1420 langſam in Böhmen ein, da das große Kreuzheer noch nicht angekommen war. Aber ſchon die erſten Kriegshandlungen der königlichen Schaaren liefen unglücklich ab: ein Verſuch, Zizka auf ſeinem Zuge nach Prag abzuhalten, ſcheiterte gänzlich: vielmehr wurden die Königlichen von ihm geſchlagen, auch die Erſtürmung Tabors endete mit einer Niederlage. Endlich kam das große Kreuzheer, etwa 100,000 Mann ſtark, unter der Anführung vieler deutſchen Fürſten, an. Dieſes Heer begann am 30. Juni 1420 die Stadt Prag einzuſchließen. Unbegreiflicher Weiſe aber blieb es vierzehn Tage unthätig liegen, und als es am 4. Juni einen Sturm unternahm, wurde es von Zizka mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Sigmund, gänzlich enttäuſcht über den Erfolg ſeines Vorhabens, ließ ſich nun zu Unterhandlungen mit den Pragern herbei. Dieſe führten aber zu keinem Ergebniß, da die Huſſiten darauf beſtanden, daß man ihnen die Bibel und die Vernunft als eigentliche religiöſe Beweismittel zugeſtehen müßte, während die Katholiken natürlich die Kirche als höchſte richterliche Macht in Glaubensſachen nicht fallen laſſen wollten. Das Kreuzheer zog hierauf unverrichteter Dinge wieder ab: Sigmund blieb zwar noch in Böhmen ſtehen und verſuchte ſpäter das Schloß Wyſchehrad, das von den Pragern belagert ward, zu entſetzen, wurde aber dabei empfindlich geſchlagen, und mußte das Schloß den Pragern überlaſſen. Im März 1421 zog er ſich ganz aus Böhmen zurück.

Der Ausgang des erſten Kreuzzuges gegen die Huſſiten war natürlich für dieſe von den günſtigſten Folgen. Nun kam der größte Theil des Landes in ihre Hände. Die Prager übten das Uebergewicht im Norden, die Taboriten im Süden. Bei den Eroberungen der feſten Plätze und Städte, in denen entweder königliche Beſatzung lag oder die Einwohner noch katholiſch waren, wurde freilich von den Taboriten auf eine grauſame Weiſe verfahren. Ströme von Blut bezeichneten ihre Siege: namentlich hatten ſie es auf die katholiſchen Prieſter und Mönche abgeſehen, die ſie ſchonungslos ermordeten; auch zerſtörten ſie mit größter Wuth Kirchen und Klöſter und viele ihrer werthvollſten Schätze gingen in Flammen auf. Gewiß aber trug der Schrecken, den ſie verbreiteten, nicht wenig zu ihren Erfolgen bei. Trat ja ſogar auch der Erzbiſchof Konrad von Prag zu den Huſſiten über.

Nachdem nun auf dieſe Weiſe Böhmen in die Gewalt der Huſſiten gekommen, ſchrieben ſie auf den Juni 1421 einen allgemeinen Landtag nach Czaslau aus. Hier wurden folgende Beſchlüſſe gefaßt: 1) Es wurden die vier Sätze der Prager als Richtſchnur für den huſſitiſchen Glauben angenommen; 2) Sigmund wurde als König von Böhmen entſetzt; 3) eine Landesregierung eingerichtet, aus zwanzig Perſonen beſtehend: 5 aus den Herren, 4 aus den Pragern, 2 aus den Taboritengemeinden, 5 aus dem Ritterſtande, 4 aus den übrigen Städten und Gemeinden; 4) wer den Beſchlüſſen nicht beitrete, ſolle als Feind erklärt werden.

Sigmund verſuchte jetzt noch einmal das Glück der Waffen. Auf ſeinen Antrieb rückte im Sommer 1421 der Markgraf Friedrich von Meißen mit einem Heere nach Böhmen und erfocht ſogar bei Brür einen Sieg über die Prager. Bei Zizkas Annäherung zog es ſich aber wieder über die Gränze zurück. Indeſſen im September rückte das zweite große Kreuzheer von Eger her in Böhmen ein, verwüſtete die Umgegend weit und breit und ſchickte ſich zur Belagerung Prags an. Unterdeſſen ſammelte ſich das huſſitiſche Heer und rückte, Zizka an der Spitze, gegen das Kreuzheer heran. Kaum aber vernahm dieſes die Annäherung der Huſſiten, ſo begab es ſich (2. Oktober 1421) auf die Flucht, und erlitt eine furchtbare Niederlage. Doch die Prüfungen dieſes Jahres waren noch nicht zu Ende. Sigmund, welcher eigentlich gleichzeitig mit dem

Kreuzheere von Ungarn her hätte einrücken ſollen, langte erſt Ende des Jahres 1421 wirklich mit einem großen Heere an, welchem ſich viele mähriſche und böhmiſche Barone anſchloſſen. Dieſes Heer hatte anfangs Erfolge, und Zizka ſah ſich genöthigt, ſich mit ſeiner Macht nach Prag zurückzuziehen, wo er ſich mit den Pragern verband und dann Sigmund entgegenging. Das Heer des Königs war aber dreimal ſo ſtark als Zizkas. Er wurde in der Nähe von Kuttenberg umzingelt, und ſchon glaubte Sigmund, ihn aufreiben zu können. Aber Zizka ſchlug ſich in der Nacht durch, ſammelte friſche Schaaren, kehrte mit dieſen Anfang 1422 zurück, griff Sigmunds Heer an, und ſchlug daſſelbe am 8. Januar be Deutſchbrod gänzlich aufs Haupt. Dieſe Niederlagen wirkten auf die Deutſchen ſo entmuthigend, daß die Böhmen mehrere Jahre hindurch von ihnen unangefochten gelaſſen wurden.

Während deſſen tobten die Kämpfe der huſſitiſchen Parteien unter ſich ſelbſt. Auch knüpften ſie mit dem König Wladislaus von Polen und mit dem Großfürſt Witold von Lithauen Verbindungen an. Beiden nacheinander trugen die Böhmen ihre Krone an. Der Erſte ſchlug ſie aus, der Andere ſchickte ſeinen Neffen, den Prinzen Sigmund Korybut, nach Prag, um vorderhand die Verwaltung des Landes zu übernehmen. Man hoffte, da ſich auch Zizka ihm unterwarf, daß es ihm gelingen werde, die Parteien mit einander zu verſöhnen. Aber bald brachte er die entſchiedene demokratiſche Partei, die auch in Prag ſehr ſtark vertreten war, gegen ſich auf. Und da es inzwiſchen dem König Sigmund gelang, Wladislaus und Witold von den Böhmen abzuziehen, ſo wurde Korybut von ſeinem Oheim zurückgerufen, und die Prager und Taboriten bekämpften ſich ſeitdem heftiger, wie je. Zizka war ſo wüthend über die Prager, daß er bereits die Vernichtung ihrer Stadt beſchloſſen hatte. Uebrigens kam es doch wieder zur Ausſöhnung, da ein neuer Einbruch der Feinde drohte. Aber ſchon im Jahre 1424, am 11. Oktober, endete Zizka ſeine ruhmvolle Laufbahn.

Unſtreitig ſind die Erfolge des Huſſitismus zu einem ſehr großen Theile auf ſeine Rechnung zu ſetzen. Die Huſſiten ſiegten über die zahlreichen ihnen gegenüberſtehenden Heere nicht nur durch ihre Tapferkeit, ſondern durch die Ueberlegenheit ihrer Kriegskunſt.

Dieſe aber war das Werk Zizkas. Er legte im Gegenſatz zu der Kriegsweiſe des Mittelalters, wo eben nur die Menge und die perſönliche Tapferkeit entſchied, das Hauptgewicht auf die Beweglichkeit der kriegeriſchen Maſſen: er lehrte die Huſſiten die ſchwierigſten Schwenkungen und Entwicklungen mit der größten Ordnung und Beſtimmtheit ausführen und bewirkte dadurch vorzugsweiſe ihre Ueberlegenheit über ihre Feinde. Seine Hauptſtärke beſtand im Fußvolk und im Geſchütz. Von Wichtigkeit waren aber auch die Kriegswagen, welche den doppelten Zweck hatten, das Heer zu ſchützen, es gleichſam mit einer Mauer zu umgeben, wie denn das Taboritenheer durch dieſe Wagen im Augenblicke zu einer lebendigen Feſtung umgeſchaffen werden konnte, welche jedem Angriffe trotzte; zweitens den Angriff des Heeres zu unterſtützen, indem die Wagen irgend eine Abtheilung der feindlichen Schaaren umſchloſſen und dadurch ihre freie Bewegung hinderten, während das Fußvolk in ihre Reihen brach. Dieſe Kriegsweiſe der Huſſiten flößte den Feinden, weil ſie nicht fähig waren, ihnen etwas Aehnliches entgegenzuſetzen, den größten Schrecken ein, ſo daß zuletzt die größten Heere es nicht mehr wagten, ſich mit ihnen zu meſſen. Zizka beſaß aber außerdem einen außerordentlichen Scharfblick, um die eigenthümlichen Vortheile eines Schlachtfeldes zu entdecken und ſich zu Nutzen zu machen. Dies iſt um ſo merkwürdiger, als er in den letzten Jahren gänzlich erblindet war. Er ließ ſich nun aber von ſeinen Begleitern die natürliche Beſchaffenheit des Schlachtfeldes auf das Genaueſte beſchreiben und nahm darnach ſeine Maßregeln. Sodann war er unerſchöpflich in Kriegsliſten aller Art. Oft zog er ſich mit den einfachſten Mitteln aus den ſchwierigſten Lagen heraus. Niemals wurd überwunden. Dieſe ſeine Eigenſchaften ſicherten ihm die Bewunderung und die unerſchütterliche Ergebenheit ſeiner Krieger, und man begreift, wie ein Theil der Taboriten nach ſeinem Tode ſich die ihres Vaters Beraubten, die Waiſen, nennen konnten. Sie bildeten von nun an eine von den Taboriten verſchiedene beſondere Partei. Zizka ſelbſt ſcheint ſich in der letzten Zeit von den übrigen Taboriten getrennt zu haben, weil ſie ihm zu weit gingen. Die außerordentliche Bedeutung Zizkas war natürlich den Feinden der Huſſiten nicht verborgen, und ſo ſoll ihm Sigmund das Anerbieten gemacht haben, ihn zum Regenten Böhmens zu ernennen, wenn er ihm das Land überliefere. Zizka war aber ein zu aufrichtiger Schwärmer und Demokrat, als daß er auf einen ſolchen Antrag eingegangen wäre. Um Gold und Ehrenſtellen war es ihm überhaupt nicht zu thun. Er iſt arm geſtorben.

Zizkas Tod wurde von Sigmund nicht benutzt, um einen Verſuch zur Unterwerfung Böhmens zu wagen, obſchon die Parteien heftiger wie je gegen einander wütheten, und der Verluſt eines ſo entſchiedenen kriegeriſchen Geiſtes, wie Zizka war, manchen Erfolg verſprach, während ſich zugleich in Prag eine nicht unbedeutende Rückwirkung vorbereitete. Die Seele derſelben war der Prinz Korybut, welcher, obſchon wider den Willen ſeines Oheims, im Jahre 1424 nach Prag zurückkehrte und dort die Regierung an ſich riß. Er verfuhr durchaus im erhaltenden Sinne, ja er trat ſogar mit dem Papſt Martin in heimliche Verbindung und machte ihm Hoffnung, die Böhmen wieder in den Schooß der heiligen Kirche zurückführen zu können. Dieſe Umtriebe wurden aber entdeckt, und da nicht einmal die gemäßigte Partei ſo weit gehen wollte, ſo wurde Korybut (1427) gefangen genommen, ſpäter über die Gränze geſchafft.

Dieſe Ereigniſſe trugen dazu bei, das Anſehen der Taboriten wieder zu verſtärken, welche mit dem Jahre 1426 einen Anführer erhielten, welcher Zizka wohl erſetzen konnte. Das war Prokop der Große, ehemals ein Prieſter, der weiteſtgehenden Partei der Taboriten angehörend, ſogar begharbiſchen Meinungen zugethan. Das war ein großer Krieger, aber ein noch größerer Staatsmann. Es gelang ihm nach kurzer Zeit, einen ſolchen Einfluß auf die böhmiſchen Verhältniſſe zu gewinnen, daß er thatſächlich die Oberherrſchaft beſaß. Dieſer Prokop hatte ſich bereits im Jahre 1426 durch einen glorreichen Sieg ausgezeichnet, den er bei Auſſig über ein großes deutſches Heer von 70,000 Mann, angeführt vom Kurfürſten Friedrich von Sachſen, erfochten. Nunmehr aber drang er darauf, daß von den Böhmen Ausfälle in die benachbarten deutſchen Länder gemacht werden ſollten, theils, um ſich den nöthigen Lebensunterhalt zu erbeuten, da nachgerade das beſtändige Kriegerleben Handel und Verkehr die unheilbarſten Wunden geſchlagen hatte, theils aber auch, um die Fürſten durch die über ſie verhängten Schrecken des Kriegs zur Nachgiebigkeit und zur Schließung eines für Böhmen ehrenvollen Friedens zu nöthigen. Einzelne Ausfälle ſind von den Huſſiten allerdings ſchon früher gemacht worden. Von dieſer Zeit an wurden aber ihre Raubzüge in die benachbarten Länder planmäßig betrieben. So fielen ſie in Schleſien, in die Lauſitz, in Sachſen, in die Oberpfalz, in Franken, in Baiern, Oeſterreich und Ungarn ein, Alles mit Feuer und Schwert verheerend, Burgen brechend, Städte verwüſtend: was ſich ihnen an bewaffneten Schaaren entgegenſtellte, wurde in die Flucht geſchlagen: gegen dieſe wilden Krieger ſchien kein Heer Stand halten zu wollen.

Die unſäglichen Leiden, welche durch dieſe Raubzüge den deutſchen Landen zugefügt wurden, rüttelten endlich doch die deutſchen Fürſten wieder auf. Im Sommer des Jahres 1427 ſetzte ſich ein drittes großes Kreuzheer unter der Anführung des Kurfürſten Friedrich von Brandenburg gegen Böhmen in Bewegung. Es ſoll 200,000 Mann ſtark geweſen ſein. Es rückte in den Kreis von Pilſen ein und belagerte die Stadt Mies. Als ſich aber die Kunde von der Annäherung des huſſitiſchen Heeres unter Prokops Anführung bei dem Kreuzheer verbreitete, ſo ergriff dieſes am 2. Auguſt 1427 die Flucht. Mit genauer Noth brachte der beim Heere anweſende päpſtliche Geſandte einen Theil deſſelben bei Tachau zum Stehen. Als ſich aber die Huſſiten auf die Kreuzfahrer warfen, ſo ſtoben ſie in der gräßlichſten Verwirrung auseinander. Tauſende wurden von den Siegern auf der Flucht erſchlagen: eine ungeheuere Beute fiel in ihre Hände.

Und nun wiederholten ſich die huſſitiſchen Raubzüge in die benachbarten Länder und zwar noch weit häufiger und in einem noch größeren Maßſtabe, als bisher. Da nirgends eine Rettung zu finden war, ſo ſahen ſich die deutſchen Fürſten und Städte genöthigt, den Huſſiten die Plünderung und Verwüſtung ihrer Gebiete um hohe Summen abzukaufen. Welcher ungeheuere Umſchwung der Dinge! Die Ketzer trieben Tribut von den Gläubigen ein, anſtatt von ihnen, wie die Kirche wollte, mit Feuer und Schwert vertilgt zu werden, und das ganze Reich, ja ganz Europa war nicht im Stande, dies kleine Häuflein von Ketzern zu bezwingen.

Endlich wurde noch eine Anſtrengung gemacht. Im Jahre 1431 kam ein neuer Kreuzzug zu Stande, 180,000 Mann ſtark. Am 1. Auguſt überſchritt das Heer von der Oberpfalz her unter der Anführung des Kurfürſten von Brandenburg die böhmiſche Gränze. Da ſich das huſſitiſche Heer Anfangs zurückzog, ſo meinten die Kreuzfahrer zuerſt, dies geſchehe entweder aus Furcht, oder aus Uneinigkeit: ſie breiteten ſich alſo an der Gränze aus und verfuhren mit einer Grauſamkeit gegen die Einwohner, die der huſſitiſchen nichts nachgab. Aber plötzlich erſcholl die Nachricht von dem Herannahen des böhmiſchen Heeres. Da ergriff das Kreuzheer — am 10. Auguſt bei Tauß — die Flucht, in dem gränzenloſeſten Schrecken alles Gepäck zurücklaſſend. Die Huſſiten fielen über die Fliehenden her und erſchlugen eine Menge, eine noch größere Anzahl nahmen ſie gefangen. Nach dieſem entſcheidenden Siege wandte ſich Prokop gegen Albrecht von Oeſterreich, der in Mähren eingefallen war, und trieb auch dieſen zurück.

Nach ſo vielen furchtbaren Niederlagen ſah endlich Sigmund ein, daß er mit Waffengewalt gegen die Huſſiten nichts auszurichten vermöge, und daß er daher eine andere Handlungsweiſe einſchlagen müſſe. Er hatte allerdings ſchon viel früher Verſuche zur Ausſöhnung mit ihnen gemacht, und die Huſſiten wären ihr nicht abgeneigt geweſen, ſelbſt nicht die Taboriten: man konnte ſich aber über die Grundlagen nicht verſtändigen. Die Huſſiten verlangten Anerkennung ihrer Lehre; dieſe glaubte aber Sigmund in ſeiner Eigenſchaft als Beſchützer der Kirche nicht zugeſtehen zu dürfen. Noch im Jahre 1429 kam eine Geſandtſchaft der Huſſiten, an ihrer Spitze Prokop der Große, zum König nach Preßburg, um mit ihm zu unterhandeln. Damals machten ihm die Huſſiten den Vorſchlag, zu ihnen überzugehen; ſie wollten ihn dann gegen alle ſeine Feinde vertheidigen. Sigmund wies natürlich dieſen Vorſchlag zurück. Dagegen verlangte er von den Huſſiten, ſie möchten ſich dem Ausſpruch einer Kirchenverſammlung unterwerfen. Darauf aber wollten dieſe nicht eingehen. So zerſchlugen ſich die Unterhandlungen. Sie wurden zwar noch fortgeſetzt, aber ohne ein anderes Ergebniß. Nach der Niederlage von Tauß wurden ſie jedoch wieder aufgenommen. Und nun war endlich Sigmund zufrieden, nur ſo viel von den Huſſiten erlangen zu können, daß ſie ſich bereit erklärten, die Kirchenverſammlung von Baſel zu beſchicken, um mit dieſer über ihre Glaubenslehren ſich zu unterreden und ſie zu vertheidigen, keineswegs aber, um ſich dem Ausſpruche der Verſammlung zu unterwerfen.

6. Das Reich und die Kirche bis zum Tode Sigmunds. Verſuche der Wiederherſtellung des Reichs. Die Anfänge der Kirchenverſammlung in Baſel. Friede mit den Huſſiten.

Es konnte kein ſprechenderes Beiſpiel von dem gränzenloſen Verfall des Reichs und der Kirche geben, als dieſe Huſſitenkriege.

Nie hat ein Kreuzzug eine traurigere Rolle geſpielt, als die gegen die böhmiſchen Ketzer unternommenen. Vergebens ſucht man nach irgend einer Spur von Begeiſterung, die ſich dabei kund gegeben, trotz aller Augenſcheinlichkeit, daß der Kirche die größte Gefahr drohe — ein Beweis, daß dieſe allen ihren Einfluß auf die Gemüther verloren hatte, daß ihre Sache keine Begeiſterung mehr zu erwecken vermochte. Gewiß: einen großen Theil der huſſitiſchen Erfolge darf man dem Umſtande zuſchreiben, daß die Kreuzfahrer ſelber kein rechtes Herz für die Sache trugen, die ſie verfechten ſollten. Und in der That, was lehrten denn die Huſſiten anders, als was in Deutſchland ſeit vielen Jahrzehenden im Schwange geweſen? Und nun ſollten die Deutſchen auf einmal die Menſchen bekämpfen, die im Grunde daſſelbe glaubten, was ſie! Es lag vielmehr ſehr nahe, daß ſie mit den Huſſiten gemeinſame Sache machten, um mit ihnen in Verbindung das zu erreichen, was ſie ſtaatlich wie kirchlich im 14. Jahrhundert erſtrebt hatten, was aber damals geſcheitert war. Und wirklich iſt ein großer Einfluß der huſſitiſchen Bewegung auf Deutſchland in keiner Weiſe zu verkennen. Nicht nur fanden ihre religiöſen Meinungen in Deutſchland eine Menge Anhänger — oder vielmehr die kirchenfeindlichen Anſichten, die man aber jetzt alle unter dem Namen des Huſſitismus zu begreifen pflegte, traten wieder kecker ans Licht, die Stimmen wider das Papſtthum, ſelbſt in den höheren Kreiſen, wurden immer lauter und rückſichtsloſer, ſondern auch in ſtaatlicher Beziehung erwacht ein neues Leben! Die Kämpfe zwiſchen Biſchöfen und Städten werden wieder häufiger, heftiger, gewaltſamer: ebenſo entbrennt da und dort nochmals der Zwiſt zwiſchen Zünften und Patriziern: und merkwürdig! ſelbſt die Bauern regen ſich wieder in Deutſchland und verlangen neue Rechte. In Schleſien machten ſie mit den Huſſiten, als ſie dort erſchienen (1428), gemeinſame Sache wider die Edelleute. Aber ſelbſt am Rhein erhob ſich (1431) eine nicht unbeträchtliche Bewegung. Die Bauern thaten ſich gleich dem Adel in Bündniſſe zuſammen, bewaffneten ſich und zogen mit wehendem Banner aus. Die rheiniſchen Herren glaubten die ſtrengſten und kräftigſten Maßregeln gegen dieſe drohende Bewegung treffen zu müſſen.*) Doch kann man nicht ſagen, daß dieſe einzelnen Ausbrüche ſich zu einer einzigen großen Bewegung hätten vereinigen wollen, noch viel weniger, daß ein äußerer Zuſammenhang zwiſchen ihnen und den Huſſiten ſtatt gefunden habe. Daran dachten die Letzteren wohl am wenigſten, da ihre Bewegung zugleich national-ſlaviſch war, weßhalb ſie, wie wir geſehen, weit lieber an eine Verbindung mit Polen, als mit Deutſchland dachten, welches ſie als ihren Feind zu betrachten gewohnt waren. Wie aber? wenn der König ſelbſt, wenn Sigmund auf den Gedanken der Huſſiten einging, ſich mit ihnen zu verbinden, um ihre kriegeriſche Kraft zu benützen, in Deutſchland Ordnung zu ſchaffen und die Schäden des Reichs von Grund aus zu heilen? Es iſt nöthig, jetzt dieſer Seite unſerer Geſchichte wieder die Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Als Sigmund die Leitung des deutſchen Reiches übernahm, befand ſich dieſes faſt in vollkommener Auflöſung. Die deutſchen Fürſten betrachteten ſich als die alleinigen Herren in ihren Gebieten, fragten weder nach Kaiſer noch Reich, und gedachten auch nicht, ſich nach den Befehlen des Kaiſers zu richten, wenn ſie ſich nur halbwegs ſtark genug zum Widerſtande wähnten. Der Kaiſer aber beſaß außer den Reichsſtädten nichts mehr vom deutſchen

---

*) Die Urkunde bei Schaab Geſch. des rheiniſchen Bundes II. Nr. 317. König Sigmund erwähnt dieſe Bewegung der Bauern ebenfalls in ſeinem Schreiben an den Papſt Eugenius vom Jahre 1432: er ſagt darin, ſie hätten die Auslieferung aller Pfaffen und Juden verlangt.

Reiche: alles Reichsgut war entweder verſchleudert oder verpfändet. Wollte er etwa gegen einen widerſpenſtigen Fürſten Gewalt anwenden, ſo war er auf den guten Willen der anderen angewieſen, die dem Kaiſer nur dann Beiſtand leiſteten, wenn ſie ihren Privatvortheil dabei zu finden hofften. Aus bloßem Pflichtgefühl thaten ſie nichts. So war die kaiſerliche Gewalt nichts weiter, als ein leerer Name. In nichts trat dies deutlicher hervor, als in den vergeblichen Verſuchen der Kaiſer, im Reiche Frieden und Ordnung herzuſtellen. Während des 15. Jahrhunderts tobten in Deutſchland die blutigſten und unaufhörlichſten Fehden der Fürſten, des Adels, der Städte gegeneinander: ganz Deutſchland war faſt ein beſtändiges Schlachtfeld, und dabei eine Unſicherheit der Straßen, der Perſon, des Eigenthums, welche die im 14. Jahrhundert weit überbot. Dagegen war nun nichts zu machen, wenn man nicht die Verfaſſung von Grund aus verbeſſerte, und zwar dadurch, daß man die faſt vollſtändige Selbſtherrlichkeit der Fürſten beſchnitt und ihren Willen mehr oder minder von der oberſten Reichsgewalt abhängig machte.

Sigmund hatte eine vollkommene Einſicht in alle Schäden der deutſchen Reichsverfaſſung und den guten Willen, ſie zu verbeſſern. In ſeiner Jugend, ſahen wir, war er, wie die Lützelburger alle, von Selbſtſucht geleitet, wie er ſich denn gegen ſeinen Bruder Wenzel keineswegs ehrenvoll benommen hat. Später, im reiferen Mannesalter, legte er ſo manche Mängel ſeines früheren Verfahrens ab, und beſtrebte ſich offenbar, den Ernſt und die Bedeutung ſeiner Stellung zu begreifen und darnach zu handeln. Als er deutſcher König geworden, ſo beabſichtigte er, gleichwie mit der Kirche, ſo auch mit dem Reiche eine gründliche Verbeſſerung vorzunehmen. Er war ſich ganz klar darüber, wo eigentlich der Hemmſchuh gegen eine ſolche geſucht werden mußte, nämlich im Fürſtenthum, während er in den Städten die eigentlichen Stützen der kaiſerlichen Macht erblickte. Seine Staatskunſt war daher im Grundſatze gegen das Fürſtenthum gerichtet, und den Schwerpunkt derſelben fand er im Bürgerthum und in der Ritterſchaft. Man ſieht: er nahm ganz die Anſchauungen der achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts in ſich auf. Zu dieſer Einſicht kam aber noch das Unerläßliche, eine ſehr bedeutende Hausmacht, welche um die

Zeit, als Sigmund den deutſchen Thron beſtieg, ſogar noch viel größer zu werden verſprach, als ſie unter ſeinem Vater Karl IV. geweſen. Sigmund war König von Ungarn; durch den Tod Joſts (1411) kam er wieder in den Beſitz der Mark Brandenburg; bei ſeines Bruders Wenzels Tode wäre er auch noch König von Böhmen geworden. Nun hatte Sigmund allerdings keine männlichen Nachkommen. Allein er erneuerte mit dem Herzoge Albrecht von Oeſterreich die früheren habsburgiſch-lützelburgiſchen Erbverträge, ſpäter verlobte er eben dieſem Herzog ſeine einzige Tochter Eliſabeth. Es war alſo die Ausſicht vorhanden, nicht nur die geſammte lützelburgiſche Hausmacht wieder zuſammen zu bringen, ſondern ihr auch noch Oeſterreich hinzu zu fügen, demnach alle drei großen geſchloſſenen Gebiete im Oſten des Reichs unter eine einzige Hand zu vereinigen. Es war dies offenbar einer der wichtigſten Augenblicke in unſerer Geſchichte. Er iſt ungenutzt vorüber gegangen.

Die Schuld davon trug eine Seite in Sigmunds Eigenthümlichkeit, welche nicht nur dieſe Ausſicht vereitelte, ſondern ihm überhaupt überall hemmend in den Weg trat. Das war ſeine gränzenloſe Verſchwendung. Er liebte Glanz und Pracht und verſäumte keine Gelegenheit, dieſe in recht auffallender Weiſe zu entfalten; dabei wußte er nicht zu ſparen, ſondern gab das Geld mit vollen Händen her: er war daher beſtändig geldbedürftig und mußte, um ſeine Bedürfniſſe zu decken, überall borgen. So war er dem Burggraf Friedrich von Nürnberg große Summen ſchuldig, die ſich zuletzt auf 400,000 Gulden beliefen. Um dieſen zu befriedigen, der ſich außerdem um Sigmunds Königswahl große Verdienſte erworben hatte, ernannte er ihn bereits im Jahre 1411 zum Statthalter der Mark Brandenburg, und im Jahre 1415 trat er ſie ihm förmlich zu erblichem Beſitze ab unter der Ernennung zum Markgrafen und Kurfürſten. Auf dieſe Weiſe wurde zunächſt eines von den drei großen öſtlichen Gebieten aufgegeben, und wir werden ſpäter noch öfter Gelegenheit haben, die Bedeutung dieſes Ereigniſſes für die Entwicklung unſerer ſtaatlichen Verhältniſſe kennen zu lernen. Nicht lange darauf ging auch das Königreich Böhmen verloren. Es blieb noch Ungarn übrig. Aber dieſes Königreich hinderte Sigmund vielmehr an der deutſchen Reichsregierung, als daß es ihm hierbei einen Nachhalt gegeben hätte: gar zu häufig nahmen ihn die ungariſchen Angelegenheiten ſo ſehr in Anſpruch, daß er die deutſchen Verhältniſſe oft gerade in den wichtigſten Augenblicken zu vernachläſſigen genöthigt wurde.

Unter ſolchen Umſtänden mußte Sigmund von vornherein davon abſehen, die Verbeſſerung der deutſchen Reichsverfaſſung, von deren Nothwendigkeit ſich Niemand tiefer überzeugt hatte, als der König ſelbſt, auf eine kraftvolle, entſchiedene, folgerichtige Weiſe zu betreiben, und in der Art voranzugehen, daß er nöthigenfalls die Widerſtände des Fürſtenthums mit Waffengewalt niedergeſchlagen hätte. Denn er befand ſich eben nicht in der Lage, auf dieſe Weiſe auftreten zu können. Er verſuchte es nun auf dem Wege des Friedens, mit der Unterhandlung und Verſtändigung. Aber hier hatte er bald Gelegenheit zu ſehen, wie ſehr das königliche Anſehen geſunken war. Seine Vorſchläge ſtießen auf den entſchiedenſten Widerſpruch von Seite der Fürſten. Und ſelbſt bei den Städten fand er bei Weitem nicht die Bereitwilligkeit, wie er ſie erwartet haben mochte. Zum Theil war es Engherzigkeit, zum Theil Mißtrauen in die Beſtändigkeit und die Macht des Königs. Denn leider gab Sigmund Beiſpiele genug ſeines Wankelmuthes, gerade auch hinſichtlich der Städte, die er oft an demſelben Tage verpfändete, an welchem er ihre Unverpfändbarkeit ausgeſprochen hatte. Es war wiederum die leidige Geldnoth des Königs, die ihn zu ſolchen Handlungen nöthigte, und die ihn von den Fürſten viel abhängiger machte, als ſich mit ſeiner ſtaatlichen Richtung vertrug. Man wußte, daß an dem Hofe des Königs Sigmund um Geld Alles zu haben war: dies konnte begreiflich kein großes Vertrauen auf die Folgerichtigkeit und Feſtigkeit ſeiner Handlungsweiſe einflößen. Die Mißerfolge ſeiner Verbeſſerungsvorſchläge erklären ſich demnach ſchon daraus: man wird aber nicht läugnen können, daß ihnen eine tiefe Einſicht in das Weſen der öffentlichen Zuſtände Deutſchlands zu Grunde gelegen hat.

Den erſten Vorſchlag zu einer Verbeſſerung der Reichsverfaſſung machte Sigmund den deutſchen Fürſten und Städten auf dem Reichstage zu Konſtanz, im Jahre 1417. Dieſer Vorſchlag hatte allerdings zunächſt die Erzielung des Landfriedens zum Zwecke, im Weſentlichen aber war er in der That nichts Anderes, als eine Umgeſtaltung der Verfaſſung. Deutſchland ſollte nämlich, ſo weit es nicht unter Herzogen und mächtigen Fürſten ſtände, in vier Kreiſe eingetheilt werden, nämlich 1) Rhein, Elſaß, Wetterau; 2) Schwaben; 3) Franken; 4) Thüringen, Meißen, Heſſen. In dieſen Kreiſen ſollten ſich die Stände in drei Abtheilungen ſondern: 1) in die Geiſtlichen; 2) in den Herrenſtand; 3) in die Städte. Jeder Kreis hat ein Obergericht mit einem Hauptmann. Dieſer wird vom Könige ernannt nebſt drei Beiſitzern; drei andere Beiſitzer ernennen die Stände. Vor dieſem Kreisgericht muß jeder ohne Ausnahme, der zum Kreiſe gehört, Rede ſtehen. Wer ſich deſſen weigert, hat mit dem ganzen Kreis den Frieden gebrochen, und muß zur Unterwerfung gezwungen werden. Ueber die vier Kreiſe ſetzt der König einen Obermann, der im Nothfall auch den einen oder den anderen Kreis zum Schutz eines dritten aufrufen kann. Jeder Friedensſtörer und Geächteter in dem einen Kreis iſt es zugleich auch in den anderen.

Man ſieht: dieſer Entwurf beabſichtigte die königliche Gewalt zunächſt in den vier Kreiſen wieder herzuſtellen und der Verſelbſtändigung der einzelnen Theile Schranken zu ſetzen. Gelang der Plan, ſo war der König beinahe in der Hälfte von Deutſchland wieder mächtiger Herr. Es blieben nur noch Baiern, Oeſterreich, Böhmen, Brandenburg und die nordiſchen Gebiete übrig. Von dieſen aber hatte der König auf das mächtigſte, auf Böhmen, die Anwartſchaft, und Oeſterreichs Herzog war ſein Schwiegerſohn. Es war alſo die ſichere Ausſicht vorhanden, daß ſich die königliche Macht zu neuem Anſehen emporſchwinge.

Aber eben dieſe Ausſicht entging den Fürſten nicht: ſie widerſetzten ſich daher Sigmunds Entwurf und wieſen ihn zurück. Nun ſuchte der König auf anderem Wege zu ſeinem Ziele zu gelangen. Er machte den Städten den Vorſchlag, ſie ſollten ſich, wie vordem, in einen großen Bund zuſammenthun: an die Spitze dieſes Bundes wolle ſich der König ſtellen. Offenbar beabſichtigte er hiemit, die demokratiſchen Kräfte der Nation zu vereinigen, durch Vereinigung ſtark zu machen, um ſie ſonach für ſeine Zwecke brauchen zu können. Die Städte ſollten die Grundlage, den Mittelpunkt ſeiner Macht im deutſchen Reiche bilden.

Dies war in der That nichts Anderes, als was die Städte im 14. Jahrhundert gewollt, was Wenzel angefangen, aber nicht durchgeführt hatte. Die Zeiten hatten ſich indeſſen merklich geändert. Die Städte dachten nicht mehr daran, einen ſolchen Vorſchlag mit Begierde zu ergreifen. Die Einen ſagten, ſie wollten lieber bei dem Landfriedensentwurfe bleiben; die Anderen, ſie ſeien bereits mit einigen Fürſten in Verbündniß, von dem ſie erſt durch jene losgeſprochen werden müßten; die Dritten meinten, ſo lange die mächtigen Fürſten des Königs nicht achteten, hielten ſie auf alle dergleichen Entwürfe nichts. Das Ergebniß des Ganzen war, daß auch die Städte auf des Königs Vorſchläge nicht eingingen.

Aber Sigmund gab darum ſeine Verbeſſerungsplane nicht auf, ebenſowenig ſeine ſtädtefreundliche Richtung, die er trotz mannichfacher Folgewidrigkeiten, zu welchen ihn die Noth des Augenblicks gezwungen, während ſeiner ganzen Regierung beibehalten hat. Auch hat eben dieſe Geſinnung Sigmunds weſentlich dazu beigetragen, die Städte wieder mit Selbſtbewußtſein zu erfüllen und ſie vermocht, dem Fürſtenthum gegenüber die frühere Stellung einzunehmen. Gerade darum aber waren ihm die Fürſten gram, die ſich faſt alle feindſelig und widerſpenſtig gegen ihn betrugen und ſeine Plane zu durchkreuzen ſuchten. Nur wenige Fürſten gab es, die freundlicher gegen ihn geſinnt waren, da ſie durch den König zu Würden und Anſehen gekommen: das waren der Burggraf Friedrich von Nürnberg, welcher durch Sigmund Kurfürſt von Brandenburg geworden, und der Markgraf Friedrich der Siegreiche von Meißen, welcher durch ihn die ſächſiſche Kur erhalten hatte. Aber ſelbſt dieſe veränderten augenblicklich ihre Geſinnungen, ſo wie Sigmund etwas that, was mit ihrem Vortheil nicht übereinſtimmte. So wurde Friedrich von Brandenburg mit dem Könige geſpannt, weil er nicht ſeinem Hauſe die ſächſiſche Kur übertragen, zu welcher ſich natürlich noch mehrere Liebhaber fanden, wie der Herzog von Sachſen-Lauenburg und der Pfalzgraf am Rhein. Sigmund übergab ſie an Friedrich von Meißen aus dem einfachen Grunde, weil er ſeine Dienſte gegen die Huſſiten nöthig hatte. Aber dieſer Friedrich von Meißen ſelber gerieth mit dem Könige in Händel, als Sigmund mit der Beſitznahme des Burggrafthums Meißen, das Friedrich nach dem Tode des bisherigen Beſitzers unbefugter Weiſe an ſich geriſſen, ſich nicht einverſtanden erklärte. Bei ſolchen Geſinnungen der Fürſten ergibt ſich der

Verfall der Reichsgewalt von ſelbſt. Sie wurde von den Fürſten nirgends mehr geachtet. Ernannte der König einen Reichsſtatthalter, der ihnen nicht behagte, wie z. B. den Erzbiſchof Konrad von Mainz im Jahre 1422, ſo weigerten ſie ſich, ihm zu gehorchen, ſo daß ſich dieſer gezwungen ſah, ſeine Würde niederzulegen. Schrieb der König Reichstage aus, ſo kamen ſie entweder gar nicht, oder an einen andern Ort, als welchen der König beſtimmt hatte, und verlangten nun von ihm, daß er ihnen nachfolge. Kam es endlich zu Reichstagen, ſo führten ſie entweder zu gar keinem oder zu einem ſehr geringen Ergebniß. Namentlich die Hauptſache, nämlich die Herſtellung des Landfriedens und die Verbeſſerung der Reichsverfaſſung wurde von ihnen immer wieder vertagt, angeblich weil die Geſandten der Fürſten — welche nämlich perſönlich jetzt immer ſeltener zu erſcheinen pflegten — keine Weiſungen hätten, oder weil zu wenig Fürſten beiſammen wären. Mit eben ſolcher Läſſigkeit wurde die Hülfe gegen die Huſſiten betrieben. Nach den erſten unglücklichen Feldzügen dauert es faſt ſechs Jahre, bis wieder ein neuer zu Stande kommt. Und zwiſchen dem dritten und vierten Feldzug liegen wiederum vier Jahre. Natürlich: die Fürſten brauchten Geld und Mannſchaft für ihre beſtändigen Fehden unter ſich ſelbſt, und die Städte hatten ohnedies kein rechtes Herz für dieſe Huſſitenkriege. Kam dann endlich ein Heer zuſammen, ſo war an eine Einigkeit nicht zu denken: da wollte kein Fürſt dem andern gehorchen. Es traf ſich wohl auch, daß Fürſten, die ſich eben auf das Heftigſte befehdet hatten, jetzt gemeinſchaftlich kämpfen ſollten: da gönnte einer dem andern ſo viel Unglück wie möglich, dachte aber nicht an Hülfe und Unterſtützung. Mitunter machten ſie wohl die Forderung an den Oberfeldherrn, daß er ihnen jeglichen Schaden, den ſie etwa in einer Schlacht erleiden würden, erſetzen ſollte. Ging dieſer, wie natürlich, nicht darauf ein, ſo zogen ſie von dannen. Dieſe gränzenloſe Zerfahrenheit und Zerriſſenheit des deutſchen Reichsheeres, was nur das treue Abbild des Reichskörpers war, dient auch dazu, die ſchmählichen Erfolge der Huſſitenkriege zu erklären.

Sigmund war natürlich über alle dieſe Zuſtände höchſt ärgerlich, und er verhehlte ſeinen Unmuth gegen die Fürſten ſo wenig, als ſie ihre feindlichen Geſinnungen. Im Jahre 1429 kam es beinahe zum Bruch zwiſchen ihm und den Fürſten. Er ſchrieb einen Reichstag nach Preßburg aus und bemerkte in dem Ausſchreiben, hier endlich die Herſtellung einer Landfriedensverfaſſung vernehmen zu wollen. Die Fürſten aber, die zwar in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl erſchienen, doch meiſtens durch Geſandte vertreten waren, erklärten, daß ſie wegen der Abweſenheit der andern ſich in dieſe Frage nicht einlaſſen könnten, während die Abgeordneten der Städte mit den nöthigen Weiſungen verſehen waren. Sigmund ließ nun endlich ſeinem Unmuth vollen Lauf: er habe die deutſche Krone ſatt, ſchon längſt hätte er ſie ihnen vor die Füße geworfen, wenn ihn nicht der heilige Vater gebeten hätte, ſie noch länger zu tragen. Aber es könnte noch dazu kommen, er habe Gottlob in Ungarn Brod genug. Den Abgeordneten der Städte gegenüber ließ er ſich noch heftiger wider die Fürſten aus. Endlich verlangte er, die Fürſten ſollten doch wenigſtens ſeine Vorſchläge berathen, ſie könnten ſie ja immerhin noch „hinter ſich bringen“: ſo daß man auf dem nächſten Reichstage zum Schluſſe käme. Aber auch darauf ließen ſich die Fürſten nicht ein.

Nicht lange vor dieſen Ereigniſſen war jene huſſitiſche Geſandtſchaft bei Sigmund in Preßburg geweſen, von welcher wir oben geſprochen haben. Wie? wenn Sigmund jetzt auf ihr Anerbieten eingegangen, ſich mit den Böhmen ausgeſöhnt und durch ihre Waffen die deutſchen Fürſten gedemüthigt hätte? So ganz außer dem Bereich der Möglichkeit lag ein ſolches Geſchehniß nicht. Ja, die deutſchen Fürſten fürchteten es ſogar. Gleich vom Beginn der Huſſitenkriege warfen ſie Sigmunden vor, daß er heimlich es mit den Böhmen halte: er allein ſei daran Schuld, daß die Ketzerei nicht ſchon längſt unterdrückt ſei: wenn es ihm Ernſt geweſen, ſo hätte er längſt über ſie Herr werden können: aber er wolle nicht, er ſei ſelber ein Huſſit. Zu ſolcher Annahme konnten die Fürſten leicht kommen, wenn ſie die Umgebung des Königs betrachteten. Da waren allerdings ſehr viel kirchenfeindliche Männer: ſein eigener Geſchichtſchreiber Eberhard Windeck, ein geborener Mainzer, war der größte Feind der Pfaffen; ebenſo einer ſeiner Räthe, Landskron; und Sigmunds zweite Gemahlin, Barbara, eine geborene Gräfin von Cilly, bekannte ſich nicht nur zu huſſitiſchen Meinungen, ſondern war ſogar ein entſchiedener Freigeiſt.*) Von der Begünſtigung der huſſitiſchen Meinungen zu einem Bunde mit ihnen für ſtaatliche Zwecke war aber nur ein kleiner Schritt. Und in der That war unter den Fürſten die Meinung verbreitet, die Böhmen wollten Sigmund mit einem großen Heere unterſtützen, und bis an den Rhein herauskommen, um die Kurfürſten zu demüthigen.**) Bringt man nun damit in Verbindung, welch großen Einfluß die huſſitiſchen Meinungen auf Deutſchland geübt haben, die erneuerten Kämpfe zwiſchen dem Bürgerthum und der Geiſtlichkeit, zwiſchen Geſchlechtern und Zünften, die theilweiſen Bewegungen unter dem Landvolk und endlich das vorzugsweiſe durch Sigmund neuerdings wachgerufene ſtaatliche Selbſtgefühl der Städte und ihre feindlichere Haltung gegen die Fürſten, ſo ſieht man, daß wieder ein Augenblick erſchienen war, wo die Plane des großen Städtebundes von 1388 zur Durchführung gebracht werden konnten.

Aber Sigmund ging auf ſolche Gedanken nicht ein. Er war nichts weniger, als ein Anhänger huſſitiſcher Meinungen. Er wünſchte zwar ſehnlichſt die Verbeſſerung der Kirche, aber ſich von ihr zu trennen oder gegen die Idee derſelben aufzutreten, fiel ihm nicht ein. Vielmehr hoffte er durch die Kirche, nämlich durch die Verbeſſerung derſelben auch die huſſitiſche Ketzerei dämpfen oder vielmehr die Böhmen dadurch zufrieden ſtellen zu können, und darum betrieb er jetzt mit um ſo größerem Eifer eine neue Kirchenverſammlung, von welcher er alſo nicht nur die Kirchenverbeſſerung

---

*) Sie hatte keine beſtimmte Religion, läugnete Gott und die Unſterblichkeit: mit dieſem Leben ſei Alles zu Ende. Aeneas Sylvius historia Friderici apud Kollarii analecta monumentorum. II. 181. Naucleri chronicon. II. 457. Vgl. auch noch Aſchbach Leben Sigmunds. IV. 398. Was Aeneas Sylvius ihr ſonſt noch Böſes nachſagt, muß mit großer Vorſicht aufgenommen werden. Natürlich war er auf dieſe Frau, welche von der Kirche und ihrer Lehre ſo gar nichts hielt, ſelbſt die Huſſiten begünſtigte, ſehr übel zu ſprechen. Schon der Umſtand aber, daß die Huſſiten, die doch ſonſt auf ehrbaren Wandel ein ſo großes Gewicht legten, wie ſpäter die Puritaner in England, ſie noch im Tode ehrten, läßt zweifeln, ob der Vorwurf der großen Unſittlichkeit, den ihr Aeneas macht, ein begründeter geweſen. Weit billiger ſpricht derſelbe Aeneas über ſie in dem Werke de viris illustribus.

**) Andreas Presbyter ad ann. 1434. Vulgabatur, quod Bohemi se praepararent ad ducendum exercitum in subsidium Sigismundi imperatoris in partes Rheni, qui electores ibidem utique vellet humiliare überhaupt, ſondern auch die Ausſöhnung mit den Huſſiten erwartete. Aber außerdem, hoffte er, würde ſie auch einen ſittlichen Einfluß auf die deutſchen Fürſten üben, die, wenn die Kirche ſich verbeſſere, mit der von ihm ſo ſehnlich gewünſchten Verbeſſerung der Reichsverfaſſung nicht länger zögern dürften.

Eine neue Kirchenverſammlung war ſchon ſeit längerer Zeit wieder zum dringenden Bedürfniß geworden. Denn die Mißbräuche der päpſtlichen Gewalt hatten ſich nachgerade alle wieder eingeſtellt. Die kirchenfeindliche Richtung wuchs von Tag zu Tag: die Erfolge der Huſſiten, welche die öffentliche Meinung als eine gerechte Strafe für die Entſittlichung der Geiſtlichkeit und für das Verderbniß der Kirche anzuſehen gewohnt war, forderten um ſo mehr auf, endlich mit Ernſt an die Verbeſſerung derſelben zu gehen. Der Papſt Martin V. gab endlich der allgemeinen Stimme Gehör und ſchrieb für das Jahr 1431 eine neue Kirchenverſammlung nach Baſel aus. Aber noch vor der Eröffnung derſelben ſtarb er, und an ſeine Stelle wurde Eugenius IV. gewählt. Dieſer beſtätigte die Berufung der Kirchenverſammlung, und ſo wurde ſie bereits am 23. Juli 1431 in Baſel eröffnet.

Von dieſer Kirchenverſammlung zu Baſel hoffte alſo Sigmund die Löſung von drei Fragen, welche für Deutſchland wie für ihn gleich wichtig waren, nämlich die Ausſöhnung mit den Huſſiten, die Verbeſſerung der Kirche und die der Reichsverfaſſung.

Was das Erſte anbetrifft, ſo ſetzte ſich die Kirchenverſammlung auf Sigmunds Betrieb ſofort mit den Böhmen in Verbindung und lud dieſe Ketzer in ſanften und liebreichen Worten, die auf eine merkwürdige Weiſe von dem Verfahren der konſtanzer Kirchenverſammlung abſtachen, ein, Abgeordnete nach Baſel zu ſchicken, um ſich mit den verſammelten Vätern über eine Ausſöhnung mit der Kirche zu verſtändigen. Die Huſſiten wollten Anfangs auf dieſe Vorſchläge nicht eingehen: ſie erklärten offen, das Verfahren gegen Johann Huß mache ſie mißtrauiſch: ebenſo wie die konſtanzer könnte ja die baſeler Verſammlung ihr Wort brechen; und erſt nachdem ihnen hinreichende Bürgſchaft gegeben war, entſchloſſen ſie ſich dazu, eine Abordnung von etwa 300 Perſonen, an deren Spitze Prokop der Große und der Prieſter Rokyczana ſtanden, nach Baſel zu ſchicken. Hier kamen ſie zu Anfang des Jahres 1433 an. Nun ſtritten ſich die Huſſiten mehrere Wochen lang mit den heiligen Vätern über ihre Glaubenslehren herum. Aber eine Verſtändigung konnte nicht erzielt werden, wie vorauszuſehen war. Unverrichteter Dinge kehrten daher die Huſſiten wieder nach Böhmen zurück. Die Kirchenverſammlung gab jedoch die Hoffnung einer Ausſöhnung nicht auf. Noch vor der Abreiſe der huſſitiſchen Geſandtſchaft ließen ſie ſich von ihr die Erlaubniß geben, durch eigene Abgeſandte die Unterhandlungen in Böhmen ſelbſt fortſetzen zu dürfen. In der That wurden noch im Jahre 1433 von der baſeler Verſammlung Abgeordnete dahin geſendet. Dieſen gelang es, den Zwieſpalt zwiſchen den Kelchnern und den Taboriten zu benutzen, um jene für eine Ausſöhnung geneigter zu machen. Nach mehrfachen Unterhandlungen kamen endlich die Kelchner und die baſeler Kirchenverſammlung am 30. November 1833 über folgende Punkte überein, welche unter dem Namen der prager Kompaktaten bekannt ſind. 1) Das Abendmahl wird in Böhmen und Mähren Jedem, der es verlangt, unter beiden Geſtalten gereicht, jedoch haben die Prieſter dabei den Unterricht zu ertheilen, daß es ebenſo gut und vollſtändig unter einer Geſtalt empfangen werde. 2) Oeffentliche Verbrechen und Laſter der Geiſtlichen ſollen nach dem göttlichen Geſetze und den Ordnungen der Kirchenväter ſo viel als möglich entfernt und beſtraft werden und zwar von den gewöhnlichen Obrigkeiten, jedoch mit Zuziehung von Geiſtlichen bei der gerichtlichen Entſcheidung. 3) Das Wort Gottes ſoll frei und ungehindert gepredigt werden von den dazu nach den hierarchiſchen Einrichtungen verordneten Geiſtlichen. 4) Die Geiſtlichen ſollen keine weltliche Herrſchaft führen, ſondern die Güter der Kirche nur treu verwalten; die weltlichen Perſonen dürfen aber derſelben ſich nicht anmaßen, noch ſie gebrauchen, ohne einen Kirchenraub zu begehen.

Es ſind alſo die bekannten vier Sätze der Kelchner, nur etwas verändert im Sinne der Kirche, damit dieſe doch wenigſtens den Schein gerettet, als ob ſie nicht Alles und Jedes nachgegeben hätte. Im Weſentlichen aber waren dieſe Kompaktaten ein ungeheueres Zugeſtändniß der Kirche, und der Sieg, den der Huſſitismus durch ſie erfochten, war gewiß nicht geringer, als die vielen Siege, welche ſeine Waffen davon getragen. Die Kirche geſtand den Böhmen dieſelben Sätze zu, wegen derer ſie ſo viele Kreuzzüge gegen die

Ketzer angeordnet, und nahm diejenigen, welche ſie bekannten, wieder in ihren Schoß auf.

Aber die Taboriten waren mit dieſer Ausſöhnung nichts weniger als einverſtanden. Sie erklärten die Kompaktaten als einen Verrath an dem Huſſitismus und begannen ſofort den Krieg gegen die Kelchner. Diesmal aber waren ſie unglücklich. In einem Treffen nicht weit von Böhmiſch-Brod, am 31. Mai 1434, wurden ſie von den Kelchnern entſcheidend geſchlagen, und ihre Anführer ſelbſt, unter ihnen Prokopius der Große, wurden dabei getödtet. Seitdem verloren die Taboriten ihre ſtaatliche Bedeutſamkeit, während die gemäßigte Partei mehr und mehr das Uebergewicht gewann, und dadurch die Rückkehr zur Kirche.

Allein hiermit war die Frage wegen des böhmiſchen Throns noch nicht erledigt. Selbſt die Kelchner ſcheuten ſich, ſo ohne Weiteres Sigmund als ihren König anzuerkennen, ehe ihnen ſichere Bürgſchaften ſowohl über ihre Religion, wie über ihre ſtaatlichen Freiheiten gegeben wurden. Die Unterhandlungen mit Sigmund zogen ſich deßhalb noch zwei Jahre hin, bis ſie endlich zum Abſchluß gediehen waren. Der Kaiſer aber geſtand den Böhmen verhältnißmäßig noch viel mehr zu, als die baſeler Verſammlung. Im Weſentlichen nämlich verbürgte er eine vollkommene Anerkennung des Huſſitismus und der durch ihn vorgenommenen kirchlichen Veränderungen. Der Erzbiſchof von Prag ſelbſt wurde von den Huſſiten gewählt, und einer ihrer Hauptführer, Rokyczana, erhielt dieſe wichtige Stelle. Nachdem ſich nun die Böhmen nach allen Seiten hin ſicher geſtellt zu haben glaubten, erkannten ſie Sigmund wieder als ihren König an: im Auguſt 1436 hielt er ſeinen Einzug in Prag.

Demnach war einer ſeiner Wünſche erfüllt.

Unterdeſſen aber waren mit der Kirchenverſammlung in Baſel merkwürdige Dinge vorgegangen.

Dieſe Verſammlung war von einem ganz anderen Geiſte beſeelt, als die konſtanzer. Sie war entſchloſſen, die ſo lebhaft und allgemein verlangte Verbeſſerung der Kirche wirklich durchzuführen und namentlich den Uebergriffen der päpſtlichen Gewalt ein Ziel zu ſetzen. Offenbar war ihre Abſicht, das Papſtthum aus der Willkürherrſchaft zu einer beſchränkten Monarchie umzugeſtalten und das Verhältniß zwiſchen Papſt und Kirche in der Art feſtzuſtellen, daß der Papſt nur als der oberſte verantwortliche Diener der Kirche erſcheine, während die oberſte Gewalt der allgemeinen Kirchenverſammlung zuſtehe. Unter den Männern, welche dieſe Idee verfochten und überhaupt einen großen Einfluß auf die Verſammlung übten, nimmt ein Deutſcher, Nikolaus von Cuſa, Dekan an der Kirche in Koblenz, einen der erſten Plätze ein. Seine Schrift „von der katholiſchen Einheit“, in welcher er dieſe Gedanken mit einer für jene Zeiten ſeltenen Gelehrſamkeit und mit dem entſchiedenſten Freimuth ausführte, iſt für die Entwicklung der kirchlichen Verhältniſſe von einer nachhaltigen Wirkung geweſen. Wie ernſt die Verſammlung ihre Aufgabe faßte, ſah man auch ſofort an ihren erſten Beſchlüſſen, in welchen ſie die Erhabenheit der allgemeinen Kirchenverſammlung über jede päpſtliche Gewalt erklärte. Später ging ſie an die Kirchenverbeſſerung. Sie hob die päpſtlichen Vorbehalt auf, d. h. den Unfug, der vom Papſte mit den leer gewordenen Kirchenſtellen getrieben wurde, und tilgte die Summen, welche für die päpſtliche Beſtätigung bisher gezahlt worden waren. Sie ordnete regelmäßige Diöceſan- und Provinzialſynoden an, erließ Beſchlüſſe gegen den Conkubinat der Geiſtlichen, gegen vorſchnelle Verhängung des Kirchenverbots, gegen leichtſinnige Berufungen nach Rom, gegen gottesdienſtliche Mißbräuche, verbot die Annaten und ſetzte die Regierungspflichten des Papſtes feſt.

Aber es fehlte viel, daß dies Alles ohne einen Widerſpruch des Papſtes geſchehen wäre. Noch bevor die Kirchenverſammlung ihre eigentliche Wirkſamkeit entfaltet hatte, hegte Eugenius IV. das größte Mißtrauen gegen ihre Haltung: namentlich ſprach er ſich mißbilligend über ihr freundliches Verfahren gegen die Huſſiten aus, die ja ſchon von der Kirche als Ketzer verdammt ſeien und mit denen man daher nicht mehr unterhandeln dürfe. Mit Recht fürchtete er überdem, daß der Aufenthalt der Kirchenverſammlung in einer deutſchen Stadt nicht ohne gefährlichen Einfluß auf die weitere Entwickelung derſelben ſein werde. Er erließ daher ſchon gegen Ende des Jahres 1431 eine Bulle, in welcher er die Kirchenverſammlung in Baſel aufhob und ſie nach Bologna verlegte. Aber die verſammelten Väter dachten nicht daran, dieſer Bulle Folge zu leiſten; vielmehr verlangten ſie die Zurücknahme derſelben und luden

den Papſt und die Kardinäle vor ſich nach Baſel, mit der Drohung, daß man, wenn ſie innerhalb dreier Monate nicht erſcheinen würden, gegen ſie nach den Rechten verfahren werde. Als der Papſt zur beſtimmten Zeit die Bulle noch nicht zurückgenommen hatte, wurde er des Ungehorſams angeklagt, und nur mit Mühe erlangten die päpſtlichen Geſandten, daß das Verfahren gegen ihn noch aufgeſchoben wurde.

Dieſe kräftige Haltung der Verſammlung iſt zum Theil auf die Rechnung Sigmunds zu ſetzen, welcher ſie in ſeinen beſonderen Schutz nahm, und ſie aufmunterte, auf dem eingeſchlagenen Wege zu beharren und muthig ihr Ziel zu verfolgen. Alle Verſuche des Papſtes, den König auf ſeine Seite zu ziehen, ſcheiterten. Und Eugen IV. hatte noch dazu ein Mittel in den Händen, durch welches er Sigmund zur Nachgiebigkeit beſtimmen zu können hoffte. Der König wollte ſich nämlich in Rom die Kaiſerkrone holen. Nur von einer ſehr geringen Kriegsmacht begleitet, da er in Italien Alles befreundet wähnte, war er bereits im Jahre 1431 in Italien erſchienen, und ſetzte ſich am 25. November in Mailand die eiſerne Krone auf. Der Papſt indeſſen, der entſchloſſen war, die Kaiſerkrönung von Sigmunds Willfährigkeit abhängig zu machen, legte ihm nunmehr die größten Hinderniſſe in den Weg: er wiegelte die einzelnen Staaten gegen ihn auf, von allen Seiten erhoben ſich Feindſeligkeiten wider den König, und ſo ſah ſich dieſer, der von Deutſchland keine Hülfe bekam, genöthigt, ein ganzes volles Jahr in dem befreundeten Siena liegen zu bleiben. Der Papſt täuſchte ſich indeſſen in ſeinen Erwartungen: Sigmund wies alle Anträge des Papſtes bezüglich der baſeler Kirchenverſammlung zurück. Schon war der Zwieſpalt zwiſchen Sigmund und Eugen ſo weit gediehen, daß dieſer daran war, den Bann über den König auszuſprechen. Aber die baſeler Verſammlung, dieſes vorausſehend, erklärte zum Voraus einen gegen den römiſchen König ausgeſprochenen Bann für null und nichtig. Eugen, welcher nun wohl einſah, daß ihm auch dieſes letzte verzweifelte Mittel nichts helfen würde, noch dazu unterrichtet von der allſeitigen Zuſtimmung, deren ſich die Verſammlung zu erfreuen hatte, entſchloß ſich endlich zur Nachgiebigkeit. Er nahm am 14. Februar 1433 die Auflöſungsbulle zurück und erklärte ſich mit der Abhaltung der allgemeinen Kirchenverſammlung in Baſel einverſtanden. Nun erfolgte auch die Ausſöhnung mit Sigmund, welcher am 21. Mai von Eugen IV. in Rom zum Kaiſer gekrönt wurde.

An ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen dem Papſt und der Kirchenverſammlung war aber nach den bisherigen Vorgängen nicht zu denken. Der Papſt, welcher nur gezwungen nachgegeben hatte, ſuchte mit jedem Schritte das Verlorene wieder einzubringen, während die Kirchenverſammlung, mit Recht mißtrauiſch auf die Geſinnungen Eugens, und muthig geworden durch ihre Erfolge, immer weiter vorſchritt. Der Zwieſpalt zwiſchen Papſt und Verſammlung wurde durch jeden neuen Beſchluß der letzteren, durch jede Weigerung Eugens genährt, und es wäre ſchon viel früher zu einem völligen Bruche zwiſchen beiden gekommen, wenn nicht Sigmund ſich alle Mühe gegeben hätte, einen ſolchen zu verhindern.

Auf dieſe Weiſe war aber für die Durchführung der Kirchenverbeſſerung wieder eine ſehr bedenkliche Gefahr erwachſen. Nur dadurch ſchien dieſe abgewendet werden zu können, wenn die geſammte Chriſtenheit ſich einmüthig auf die Seite der Verſammlung ſtellte und den Papſt zur Nachgiebigkeit zwang. Aber ſchon Sigmund gab durch ſein Verhalten ſeit der Kaiſerkrönung zu erkennen, daß ein Solches wohl nicht erwartet werden durfte. Augenſcheinlich nahm er ſich nun des Papſtes, dem er ſeinen Schutz verſprochen, gegen die Verſammlung mehr an, als es vordem der Fall geweſen. Und nicht ohne Einfluß auf dieſe veränderte Haltung des Kaiſers waren ſo manche Uebergriffe der Verſammlung in die Angelegenheiten des deutſchen Reiches, die ſie eigentlich nichts angingen.

Noch viel weniger aber, als mit der Kirchenverbeſſerung, wollte es mit der Einführung einer neuen Reichsverfaſſung glücken. Die Nothwendigkeit einer ſolchen war jedem Denkenden klar geworden. Eben jener Nikolaus von Cuſa, welcher auf der baſeler Verſammlung eine ſo wichtige Rolle geſpielt, wandte auch dieſer Frage ſeine Aufmerkſamkeit zu. Er behandelte ſie in dem oben erwähnten Buch über die katholiſche Einheit auf eine ſehr einſichtsvolle Weiſe, und man ſieht daraus, wie die öffentliche Meinung darüber dachte. Es iſt merkwürdig, wie Nikolaus von Cuſa dem allgemeinen Drange des 14. Jahrhunderts nach Erneuerung der altgermaniſchen Zuſtände, nach Wiederherſtellung der Einheit des Reichs Worte geliehen, während er mit den Mitteln, die er vorſchlägt, um dieſes Ziel zu erreichen, vollkommen ſchon in der neueren Zeit ſteht. Es iſt bedeutſam, wie er die Fürſten, deren Selbſtſucht und Vergrößerungsgier er vorzugsweiſe den gegenwärtigen Verfall des Reichs zuſchreibt, warnt, nicht länger auf dieſem Wege zu beharren und der Reichsverbeſſerung ſich zu widerſetzen: denn wie ſie jetzt das Reich verzehren, ſo würden ſie ſelbſt einmal vom Volke verſchlungen werden. Dieſe von Cuſa vorgeſchlagene Reichsverbeſſerung war freilich gründlich genug und würde von der eigentlichen Fürſtengewalt blutwenig übrig gelaſſen haben. Denn das Ziel, welches er im Auge hatte, war kein geringeres, als die vollkommene Wiederherſtellung der früheren kaiſerlichen Macht und der Reichseinheit. Durch drei Einrichtungen beſonders, glaubte er, könne dieſes erreicht werden: durch jährliche Reichsverſammlungen, durch eine beſſere Einrichtung des Gerichtsweſens und endlich durch ein ſtehendes Reichsheer. Mit andern Worten: durch Zuſammenwirken der geſetzgebenden, der richterlichen und der vollziehenden Gewalt. Die Reichsverſammlungen ſollten regelmäßig jedes Jahr um eine beſtimmte Zeit ſtattfinden: den Vorſitz führe der Kaiſer: alle größeren weltlichen und geiſtlichen Stände hätten daſelbſt zu erſcheinen, und jede Reichsſtadt ſollte wenigſtens durch Einen Abgeordneten vertreten ſein. Die Verſammelten müßten einen Eid leiſten, daß ſie nur von Rückſicht auf das allgemeine Wohl ſich bei ihren Berathungen leiten laſſen wollten. Dieſe Reichsverſammlungen haben über die öffentlichen Angelegenheiten zu entſcheiden, namentlich aber ſollte ihre Aufgabe ſein, die Geſetze und Gewohnheiten der einzelnen Länder des deutſchen Reiches zu prüfen und ſie ſo weit wie möglich gleichförmig zu machen: mit anderen Worten ein allgemeines deutſches Geſetzbuch vorzubereiten. Bei dieſer Durchſicht der beſtehenden Geſetze müßten nun alle Mißbräuche, alle Ungehörigkeiten, namentlich alle Weitläufigkeiten des Gerichtsganges, alle Plackereien mit Förmlichkeiten beſeitigt werden. Man ſieht: Cuſa hatte den Plan, dem deutſchen Recht die Möglichkeit einer lebendigen Fortbildung und innerlichen Erneuerung zu verſchaffen, dadurch, daß es Veraltetes und Unverſtändliches von ſich ausſtieß und aus dem Zerfahren in beſchränkte Beſonderheiten ſich zu einem allgemeineren, volleren und bildungsfähigeren Inhalte emporſchwang. Wir werden ſpäter, in der Einleitung zum nächſten Bande, wenn wir von der Einführung des römiſchen Rechts ſprechen, auf dieſen Gegenſtand ausführlicher zurückkommen. Es liegt aber auf der Hand, von welch außerordentlicher Wirkung die Durchführung dieſes Vorſchlages geweſen wäre. Eine noch unmittelbarere Wirkung hätte jedoch Cuſas Vorſchlag bezüglich der Einrichtung der Gerichte hervorgebracht. Hier war der eigentliche Kern der Reichsverbeſſerung zu ſuchen. Cuſas Anſichten waren folgende: es ſollte das ganze Reich in etwa zwölf oder mehr Kreiſe getheilt werden. Jedem Kreiſe ſteht ein Gerichtshof vor. Dieſer Gerichtshof beſteht aus drei Richtern, nämlich aus einem adeligen, einem geiſtlichen, einem bürgerlichen. Dieſe Richter haben über alle Proceſſe, die in ihrem Kreiſe vorkommen, zu erkennen. Von ihnen aus kann keine Berufung eingelegt werden: jede Berufung von einem niederen Gerichte an ſie ſoll hier ihren letzten Ausſpruch erhalten. Die Richter erhalten eine Beſoldung aus der Staatskaſſe. In dieſe fließen denn auch alle Strafen, die ſie verhängen. Alle Befehdung iſt unterſagt. Wer gegen den Andern etwas zu klagen hat, ſoll es vor den Gerichtshof bringen. Wer demohngeachtet einen Andern befehdet, wird als Dieb und Straßenräuber beſtraft. Zur Haltung dieſes Geſetzes müſſen ſich Alle durch Unterſchrift verbindlich machen. Jeder Fürſt, der dagegen handelt, verliert ſeine ſämmtlichen Güter, die der Kaiſer für die Reichskaſſe einzieht; jeder andere gewöhnliche Laie all ſein Eigenthum. Sämmtliche Richter verſammeln ſich jedes Jahr mit dem Kaiſer und den Kurfürſten um Pfingſten in Frankfurt, um über beſondere Fälle, die in den Gerichtshöfen vorgekommen, ſich zu berathen. Dieſe Vorſchläge Cuſas erinnern zum Theil an diejenigen, welche Sigmund im Jahre 1417 zu Konſtanz gemacht hatte: ſie gehen aber weit über ſie hinaus, indem ſie die Gerichtshöfe auf das ganze Reich ausdehnen, während Sigmund ſie nur auf vier Kreiſe beſchränkt wiſſen wollte, indem ſie dieſelben ferner als unabhängige kaiſerliche Reichsgerichte mit einer ſolchen Machtfülle ausrüſten, daß die Selbſtändigkeit der Fürſtenthümer in ihnen ihr Grab gefunden hätte, und indem ſie endlich durch die großen Strafen, die ſie auf die Brechung des Landfriedens ſetzen, dem

Kaiſer die Möglichkeit verſchafften, nach und nach das verlorene Reichsgut wieder zuſammenzubringen. Natürlich aber waren alle dieſe Geſetze nicht auszuführen ohne eine entſprechende Macht. Und dieſe ſollte dem Kaiſer Cuſas Vorſchlag bezüglich des Heeres verſchaffen. Er verlangte alſo die Errichtung eines ſtehenden kaiſerlichen Heeres: dieſes ſollte Ruhe und Friede im geſammten Reiche, auch in den Gebieten der Landesfürſten aufrecht erhalten. Das dazu nöthige Geld ſollte durch jährliche mäßige Steuern, entſprechend den Gebieten, aufgebracht werden. Man ſieht: durch dieſe Einrichtung wäre der Kaiſer mehr, wie je, der eigentliche Herr von Deutſchland geworden. Im Einklang mit dieſen Vorſchlägen iſt nun die Stellung, welche Cuſa den geiſtlichen Fürſten anweiſt. Er erinnert daran, daß ſie ihre weltlichen Güter eigentlich nur den Kaiſern zu danken, daß dieſe ſie ihnen ertheilt hätten mit Rückſicht auf das allgemeine Wohl, des Reichs und der Kirche: nachgerade aber ſei eine vollkommene Umkehr der Verhältniſſe eingetreten: das Weltliche habe das Geiſtliche verdrängt. Das müſſe anders werden. Die Biſchöfe ſollten ſich fortan nur um ihren geiſtlichen Wirkungskreis kümmern, und die Sorge für das Weltliche den Kaiſern überlaſſen. Mit andern Worten: auch die geiſtlichen Fürſtenthümer ſollten wieder die Stellung einnehmen, die ſie früher gehabt, ſie ſollten zur Unterſtützung und Hebung der kaiſerlichen Macht verwendet werden.

Man begreift, daß dieſe cuſaniſchen Vorſchläge nur dann auf Verwirklichung rechnen konnten, wenn dem Kaiſer eine Macht zur Seite geſtanden hätte, um ſie nöthigenfalls mit Gewalt durchzuſetzen. Aber Sigmunds Hausmacht reichte dazu nicht hin, und ſie auf dem Wege der Umwälzung einführen, was nach dem Obigen nicht ſo unmöglich geweſen wäre, wollte er nicht. Er begnügte ſich alſo wieder mit dem parlamentariſchen Wege. Er machte den Reichstagen ſeine Vorſchläge. Natürlich waren dieſe viel gemäßigter, als die cuſaniſchen. Aber ſelbſt auf ſie wollten die Fürſten nicht eingehen. Nach dem Reichstage von Preßburg, auf welchem der Verſuch, die Landfriedensverfaſſung zu Stande zu bringen, mißglückt war, ſchrieb der Kaiſer für das Jahr 1430 einen neuen Reichstag nach Nürnberg aus. Dorthin kamen die Reichsſtände ſehr ſpärlich, und als Sigmund nicht gleich erſchien, gingen ſie wieder auseinander. Wie er nun endlich ankam, fand er keine Reichsſtände vor: er ſchrieb darauf einen neuen Reichstag aus. Erſt am Anfang des Jahres 1431 kam er zu Stande. Hier wurde aber an eine Reichsverbeſſerung nicht gedacht, da man ſich vorzugsweiſe mit dem neuen Huſſitenzuge beſchäftigte: man verſtändigte ſich nur über einen Landfrieden, der ſo lange währen ſollte, als der Huſſitenzug dauerte. Nach des Kaiſers Zurückkunft aus Italien wollte er ernſtlich an die Reichsverbeſſerung gehen, die zu gleicher Zeit mit der Kirchenverbeſſerung ins Werk geſetzt werden ſollte. Aber die Fürſten erſchienen nicht zu den deßhalb angeſetzten Reichstagen. Endlich auf dem zu Regensburg im Jahre 1434 kam man wenigſtens ſo weit, daß man ſich über gewiſſe Punkte vereinigte, die auf dem nächſten beſprochen werden ſollten. Unter dieſen nahm die Eintheilung des Reichs in Kreiſe zum Behufe der Errichtung eines allgemeinen Landfriedens die erſte Stelle ein. Dieſe Verſammlung wurde im December 1434 zu Frankfurt wirklich abgehalten. Aber Sigmund erſchien nicht ſelbſt, ſondern ließ durch ſeinen Rath Kaſpar Schlick ſeine Anſichten über die Reichsverbeſſerungen vorſchlagen. Man einigte ſich über ſechzehn Punkte, die auf dem nächſten Reichstag im Jahre 1435 beſprochen und zum Abſchluß gebracht werden ſollten. Aber dieſer Reichstag kam nicht zu Stande, da Sigmund durch anderweitige Angelegenheiten abgehalten worden war, in das Reich herauszukommen. Endlich im Jahre 1437 brachte Sigmund wieder einen Reichstag in Eger zuſammen; aber auch auf dieſem konnte die Herſtellung des Landfriedens nicht bewirkt werden, da die geiſtlichen Fürſten ausgeblieben waren.

Es war der letzte Verſuch Sigmunds, die Reichsverfaſſung zu erneuen. Noch in demſelben Jahre, am 9. December, iſt er geſtorben, 69 Jahre alt. Ihm folgte im Reiche ſein Schwiegerſohn Albrecht, Herzog von Oeſterreich, der im März 1438 einmüthig von den Kurfürſten zum römiſchen Könige gewählt wurde.

7. Albrecht II. und die erſten Zeiten Friedrichs III. (IV.) Gänzliches Scheitern der Reichsverfaſſungsentwürfe und der Kirchenverbeſſerung.

Sigmund hinterließ ſeinem Nachfolger die Löſung zweier gleichwichtiger Fragen, die Verbeſſerung des Reichs und die der Kirche, welche Sigmund zwar angebahnt, aber nicht zum Ziele hatte führen können. Es war die Frage, ob Albrecht II. glücklicher darin ſein würde. Man hegte von ihm große Hoffnungen. Und allerdings hatte ſich Albrecht bisher als ein thätiger, umſichtiger und kräftiger Fürſt bewieſen. Außerdem war ihm durch Sigmund eine beträchtliche Hausmacht hinterlaſſen worden: nämlich Ungarn und Böhmen, welche in Verbindung mit ſeinen öſterreichiſchen Beſitzungen ein großes wohlabgerundetes Gebiet ausmachten, dem kein deutſches Fürſtenthum auch nur annähernd gleichkam. Allein Albrecht befand ſich leider nicht in dem unbeſtrittenen Beſitze dieſes Gebiets. Die Ungarn zwar wählten ihn gleich nach Sigmunds Tode zu ihrem Könige, aber in Böhmen konnte er ſich nur der Zuſtimmung des katholiſchen Theils der Einwohnerſchaft erfreuen. Die Huſſiten dagegen waren ihm entſchieden abgeneigt wegen ſeiner ſtreng kirchlichen Geſinnung, die ſich ſchon während der Huſſitenkriege deutlich genug ausgeſprochen hatte: ſie fürchteten, er möchte die Rückwirkung gegen ihre Lehre, welche Sigmund trotz ſeiner Verſprechungen bereits angebahnt hatte, in größerem Maßſtabe fortſetzen. Sie wählten daher am 6. Mai 1438 den polniſchen Prinzen Kaſimir zum Könige, während die katholiſche Partei an demſelben Tage Albrechten ihre Stimme gab. Albrecht mußte ſich alſo die böhmiſche Krone erſt erobern. Dieſe Verhältniſſe hielten ihn begreiflich ab, ſeine volle Thätigkeit den Reichsgeſchäften zu widmen, und die Berückſichtigung dieſes Umſtandes mag der vorzüglichſte Beweggrund von ſeiner Erwählung geweſen ſein.

Indeſſen Albrecht vergaß trotz alledem das deutſche Reich keineswegs. Obſchon er ſelbſt nicht gegenwärtig ſein konnte auf dem zu Nürnberg im Juli 1438 abgehaltenen Reichstage, ſo ſchickte er doch ſeinen gewandten Kanzler Kaſpar Schlick, der ihm von ſeinem Schwiegervater nebſt allen ſeinen Ideen überkommen war, dahin ab, und das hauptſächlichſte Geſchäft, womit er betraut worden, war, eine Landfriedensverfaſſung zu betreiben. Der Entwurf, den der Kanzler vorlegte, lehnte ſich an den Gedanken Sigmunds, an die Eintheilung des Reichs in vier Kreiſe an. Fürſten und Städte konnten ſich jedoch über denſelben nicht vereinigen. Jeder dieſer Stände übergab vielmehr dem Kanzler einen beſonderen Entwurf zur Beachtung und auf dem nächſten Reichstage erſt ſollte die Sache zum Abſchluß kommen. Dieſer wurde im Oktober 1438 wirklich und zwar wieder in Nürnberg abgehalten. Schlick legte hier den Ständen einen neuen Entwurf vor. Darnach ſollte das ganze Reich in ſechs Kreiſe eingetheilt werden, nämlich 1) Franken; 2) Baiern; 3) Schwaben; 4) Oberrhein; 5) Niederrhein und Weſtphalen; 6) Ober- und Niederſachſen. Die Stände dieſer Kreiſe ſollten einen Kreishauptmann wählen, und könnten ſie ſich nicht über einen ſolchen vereinigen, ſo ſollte ihn der Kaiſer ſetzen. Jedem Kreishauptmann ſind zehn Beiſitzer beigeordnet, von Adel, Geiſtlichkeit und Städten gewählt, welche über die vorliegenden Streitigkeiten zu entſcheiden haben. Bei der näheren Ausführung dieſer Punkte lehnte ſich aber der königliche Entwurf mehr an den Rathſchlag der Städte an, welche bedacht waren, ihre Freiheiten ſicher zu ſtellen; während der Rathſchlag der Fürſten ebenfalls dahin ging, ſo viel wie nichts von ihren Rechten aufzugeben. Das Ergebniß war, daß man ſich nicht vereinigte. Fürſten wie Städte erklärten, den Entwurf „hinter ſich bringen" zu müſſen. Die königlichen Räthe waren zwar ſehr ärgerlich und drohten, der König werde nun nach eigenem Ermeſſen einen Landfrieden verkünden und dann ſchon ſehen, wer ihm gehorſam ſein werde, oder nicht. Allein Albrecht wurde bald darauf in einen Türkenkrieg verwickelt und ſtarb ſchon am 27. Oktober 1439.

Somit unterblieb auch unter ihm die Verbeſſerung der Reichsverfaſſung. Ja, die letzten Verſuche unter ihm und Sigmund waren ſogar die Veranlaſſung zu viel heftigeren Feindſeligkeiten zwiſchen Fürſten und Städten. Jenen war die Begünſtigung der Städte von Seite Sigmunds und Albrechts nicht entgangen, ja ſie warfen Kaſpar Schlick ſogar vor, er habe ſich von den Städten beſtechen laſſen, und verhehlten ihre Geſinnungen ſo wenig, daß ſie auf dem letzten Reichstage erklärten, die Städte hätten zu viel Freiheiten, man müſſe ſie ihnen nehmen. Hierüber erſchracken letztere, die ohnedies unter Sigmund wieder von größerem Selbſtgefühl erfüllt worden waren, ſo ſehr, daß ſie nunmehr ihre früheren Verbindungen erneuerten und weiter auszudehnen ſtrebten. Unmittelbar nach Albrechts Tode machte ſogar Straßburg den übrigen Reichsſtädten den Vorſchlag zu einem allgemeinen großen Bunde. Es wurden deßhalb auch mehrere Städtetage abgehalten: man kam aber nicht zum Ziele. Man begnügte ſich alſo mit der Wiederherſtellung der alten Bündniſſe in den einzelnen Ländern. So erneuerten die vier großen rheiniſchen Städte, Straßburg, Mainz, Worms, Speier noch im Jahre 1439 ihren Bund: die ſchwäbiſchen Städte ſchloſſen ſich ebenfalls wieder enger an einander an, nicht minder die fränkiſchen. Die zahlloſen Plackereien des Adels, die in der letzten Zeit bei dem gänzlichen Mangel einer kräftigen Reichsgewalt in einer ungeheuern Ausdehnung zugenommen hatten, beſtimmten nun die Städte, von ihren Verbindungen einen ausgedehnteren Gebrauch zu machen und in ähnlicher Weiſe gegen die adeligen Räuber voranzugehen, wie zur Zeit des großen Städtebundes. Dies erregte aber ſofort das Mißtrauen der Fürſten: auch ſie verbündeten ſich nunmehr und traten den Städten bei jeder Gelegenheit mit unverhohlener Feindſeligkeit entgegen. Ja, ſie ergriffen ſichtlich jeden Anlaß mit Eifer, um ſich an den Städten zu reiben und ihnen ihr Uebergewicht fühlen zu laſſen.

Während nun die Reichsverbeſſerungsplane dieſen unglücklichen Ausgang nahmen, war es auf dem Gebiete der Kirche nicht minder zur entſchiedenſten Entzweiung gekommen. Bald nach Sigmunds Tode vollzog ſich der ſo lange angedeutete Bruch zwiſchen Papſt und Kirchenverſammlung. Der Papſt griff wieder zu ſeinem alten Mittel: er hob die Kirchenverſammlung in Baſel auf und verlegte ſie nach Ferrara, wo er im Jahre 1438 wirklich eine Verſammlung eröffnete, die freilich ſehr ſpärlich beſucht war. Die Baſeler aber enthoben den Papſt ſeiner Würde. Nun that Eugen die baſeler Väter in den Bann, dieſe dagegen ſetzten ihn am 25. Juni 1439 förmlich ab, und wählten den vormaligen Herzog Amadeus von Savoyen, unter dem Namen Felix V., zum Papſte. Es gab alſo wieder zwei Päpſte und zwei Kirchenverſammlungen.

Dadurch wurde die Verwirrung in der Kirche wieder ebenſo allgemein, wie am Anfange des Jahrhunderts. Welcher Partei ſollte man anhängen? Dieſe Frage war nicht leicht zu entſcheiden: denn die baſeler Kirchenverſammlung, welche anfangs faſt Alles für ſich gehabt, hatte ſich im Verlaufe des Streites Manches zu Schulden kommen laſſen. Sie vergaß über ihrer Widerſetzung gegen Eugenius nachgerade das, was ihr die öffentliche Meinung gewonnen, die Verbeſſerung der Kirche; ja ſie beging ſelbſt mehrere Mißbräuche zu Gunſten ihrer Mitglieder: namentlich warf man vielen von ihnen nicht mit Unrecht ein Jagen nach Pfründen und nach Gelderwerb vor. Endlich war die Vornahme einer neuen Papſtwahl ein entſchiedener Mißgriff, um ſo mehr, als Amadeus kein Mann von ſtreng-ſittlichem Wandel war, vielmehr geizig und dabei genußſüchtig. So kam es, daß manche ſonſt eifrige Anhänger der Kirchenverſammlung ſich von ihr abwendeten, und entweder eine parteiloſe Stellung einnahmen, oder gar zu Eugen IV. übertraten. Zu letzteren gehörte auch Nikolaus von Cuſa, der vielleicht anfangs aus Ueberdruß an dem heftigen und tobenden Gebahren des Widerſpruchsgeiſtes, der ſich in Baſel breit genug machte, der Verſammlung entfremdet ward, ſpäter aber den Einflüſſen der römiſchen Kurie in einer Weiſe ſich hingab, daß ſie ihn ſogar als einen ihrer erſten und gewichtigſten Vertheidiger gebrauchte.

Unter ſolchen Umſtänden glaubte die deutſche Nation das Rechte zu treffen, wenn ſie vorderhand zwiſchen den ſtreitenden Parteien eine parteiloſe Stellung einnehme. Noch vor der Wahl Albrechts II. faßten die Kurfürſten einen darauf bezüglichen Beſchluß. Während der kurzen Regierung Albrechts kam man nicht weiter. Am 28. März 1439 wurde die Parteiloſigkeit des deutſchen Reiches noch einmal erneuert, zugleich aber ſechs und zwanzig Beſchlüſſe der baſeler Verſammlung, die ſich auf die Kirchenverbeſſerung bezogen, angenommen. Man wollte mindeſtens das Wenige, was in dieſer Beziehung von der Verſammlung geſchehen war, in Sicherheit bringen.

Dabei konnte es natürlich auf die Länge nicht bleiben. Die Nation mußte zu den ſtreitenden Parteien eine beſtimmte Stellung einnehmen, und wenn ſie ſich weder für die eine noch für die andere entſcheiden wollte, nach eigenem Ermeſſen die Verbeſſerung wenigſtens der deutſchen Kirche in's Werk ſetzen.

Bei dieſer Auflöſung der kirchlichen und ſtaatlichen Zuſtände und bei dem Bedürfniß einer endlichen Regelung dieſer unglückſeligen Verhältniſſe bedurfte Deutſchland mehr, wie jemals, eines einſichtsvollen, kräftigen und mächtigen Oberhaupts. Aber nach Albrechts Tode wurde Friedrich von Oeſterreich (als Kaiſer ſeines Namens der dritte oder der vierte, je nachdem man Friedrich den Schönen, Ludwig des Baiern Gegner, in der Reihe der deutſchen Könige wegläßt oder mitzählt) von den Kurfürſten zum römiſchen Könige erwählt, ein Fürſt, der an Schwäche, Thatloſigkeit und Mangel an richtigem Verſtändniß der Zeit und ihrer Bedürfniſſe alle ſeine Vorgänger übertraf und dabei über ein halbes Jahrhundert den deutſchen Thron eingenommen hat. Man kann zwar nicht ſagen, daß Friedrich ohne Verſtand geweſen: ja er beſaß ſogar einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit. Auch war er meiſt von erfahrenen, einſichtsvollen und geiſtreichen Räthen umgeben, wie denn z. B. Kaſpar Schlick, Kanzler bei den zwei Vorgängern Friedrichs, auch der ſeinige wurde. Selbſt eine gewiſſe Beharrlichkeit kann man ihm nicht abſprechen, und der Gleichmuth verließ ihn ſogar unter den ſchwierigſten Lagen ſeines Lebens nicht. Aber die Schlauheit wurde von ihm leider bei ſolchen Dingen erfolgreich angewendet, wo man ſie lieber weggewünſcht hätte; die Beharrlichkeit artete nicht ſelten in Eigenſinn aus, und trat meiſt unter Umſtänden hervor, die vorausſehen ließen, daß man doch nicht durchdringen könne; und der Gleichmuth war nicht ſehr von der Trägheit verſchieden, welche Friedrich in einem ſo ſtarken Maße beſaß, daß ſie ſelbſt durch die eindringlichſten Vorſtellungen ſeiner Umgebung nicht überwunden werden konnte.

Friedrich beſaß, als er zum deutſchen Könige gewählt ward, für ſich ſelbſt eine unbedeutende Hausmacht. Eigentlich gehörte ihm nur die Steyermark, die ihm ſein Vater Ernſt hinterlaſſen, und auch dieſe mußte er mit ſeinem jüngeren Bruder Albrecht theilen. Allein er war zugleich der Vormund ſeines Vettern Sigmund von Tyrol und Ladislaus', des Sohnes Albrechts II., der erſt nach ſeines Vaters Tode, im Februar 1440, geboren wurde, und verwaltete ſomit alle öſterreichiſchen Stammlande. Nur Ungarn und Böhmen nahmen eine ſelbſtändige Stellung ein. In Ungarn wählte ein Theil der Großen den König Wladislaus von Polen zum Könige, während ein anderer ſich für den jungen Ladislaus entſchied. Aber jener behauptete ſich bis zu ſeinem Tode (1444). Nachher wurde allerdings Ladislaus zum Könige erklärt. In Böhmen wurde zuerſt der Herzog Albrecht von Baiern-München gewählt, und als dieſer die Wahl ausſchlug, beſchloſſen zwar die Stände, den Sohn Albrechts II., Ladislaus, wenn er zu ſeinen Jahren gekommen, ebenfalls als König anzuerkennen: aber unterdeſſen wurde das Land von Einheimiſchen ſelbſtändig verwaltet. Unter dieſen ſchwang ſich nach einiger Zeit Georg von Podiebrad, ein einfacher Adeliger, zum einflußreichſten Manne, zum eigentlichen Leiter des Königreiches empor.

Immerhin aber hätte Friedrich als Verwalter der öſterreichiſchen Stammlande über eine nicht unbeträchtliche Macht verfügen und mit ihr auf die deutſchen Geſchicke einwirken können, aber er verſtand es nicht einmal, ſich in dem Beſitze dieſer ſeiner Hausmacht zu behaupten. Gleich im Anfang ſtanden eine Menge Gegner wider ihn auf: bald ſein unruhiger, ehrgeiziger Bruder Albrecht, der ihm ſein ganzes Leben lang zu ſchaffen machte, alle ſeine Plane durchkreuzte, mit nichts zufrieden war, ein Gebiet nach dem andern ihm abzuzwacken verſuchte; bald die öſterreichiſchen Landſtände, welche ſich über Friedrichs ſchlechte Verwaltung beklagten und ihm öfter wie einmal den Gehorſam aufkündigten; bald die Tyroler, welche das Aufhören der Vormundſchaft über den Herzog Sigmund verlangten; bald die Böhmen, welche die Herausgabe des jungen Ladislaus forderten; bald die Ungarn, die ein gleiches Verlangen ſtellten. Friedrich weigerte ſich Anfangs immer, den Forderungen ſeiner Gegner ein Genüge zu leiſten. Aber bei ſeiner Schwäche und Unthätigkeit war er nicht im Stande, dieſe Weigerung durchzuführen: er mußte ſich zuletzt zur Nachgiebigkeit bequemen und verlor dadurch natürlich immer mehr an Achtung. So mußte er ſeinem Bruder faſt in Allem, was er forderte, willfahren; den Tyrolern gab er (1445) den Herzog Sigmund heraus; den Oeſterreichern (1453) den jungen Ladislaus, der dann zugleich auch König von Böhmen und Ungarn wurde. Auf dieſe Weiſe blieb zuletzt freilich blutwenig für Friedrich übrig, eine Hausmacht, die viel zu klein war, um irgend etwas von Bedeutung auszuführen.

Wie war nun von einem ſolchen Manne zu erwarten, daß er in Deutſchland Ordnung ſchaffen werde? In der That: an eine durchgreifende Wirkſamkeit, an eine kräftige Durchführung der Plane, welche noch ſeine beiden Vorgänger gehabt, war bei Friedrich nicht zu denken, obſchon ſie die kaiſerliche Kanzlei keineswegs aufgegeben hatte. Nur als Ueberlieferung hatte Friedrich die frühere Vorſtellung von der weltbeherrſchenden Bedeutung der kaiſerlichen Macht in ſich aufgenommen und gelegentlich machte er auch davon Gebrauch. Insbeſondere ſuchte er das Kaiſerthum, ſo weit es möglich war, zur Unterſtützung der Plane zu benutzen, die ſich auf die Vergrößerung der Macht ſeines Hauſes bezogen. Denn bei all ſeiner ſonſtigen Trägheit gab er doch dieſen Gedanken nicht auf. Freilich weckte er dadurch auch die Eiferſucht der Fürſten, welche ermuthigt durch ſeine Schwäche und Lahmheit, ſich noch viel weniger um ihn kümmerten, wie um ſeine Vorgänger, und rückſichtslos ihre Vortheile verfolgten.

Indeſſen hat Friedrich gleich in den erſten Zeiten ſeiner Regierung Erfolge gehabt, freilich nach einer Richtung hin, die nichts weniger, als mit den Bedürfniſſen und mit dem wahren Nutzen der Nation im Einklange ſtand. Es iſt ihm nämlich gelungen, die Kirchenverbeſſerung zu vereiteln und die deutſche Nation zu dem früheren Gehorſam gegen den Papſt zurückzuführen. Denn dieſer Ausgang der großen kirchlichen Bewegung, welche ein halbes Jahrhundert nicht nur Deutſchland, ſondern ganz Europa ergriffen hatte, iſt weſentlich Friedrichs Werk.

Friedrich war nämlich von Haus aus ſtreng kirchlich geſinnt, ein unbedingter Anhänger des Papſtes Eugenius IV. und ein Gegner der baſeler Kirchenverſammlung und ihrer Grundſätze. Eine Aufhebung der Kirchenſpaltung in dem Sinne, daß der Papſt wieder in ſeine frühere Stellung eintrat, und daß die Beſtrebungen der Widerſtandspartei aufgegeben wurden, war daher einer ſeiner ſehnlichſten Wünſche. Doch war es nicht blos eine rein kirchliche Geſinnung, die ihm ein ſolches Ergebniß wünſchenswerth erſcheinen ließ, ſondern er war auch von anderen Beweggründen geleitet. Friedrich bedurfte in ſeiner unſicheren Stellung als Oberhaupt des deutſchen Reiches ſowohl, wie als Herzog von Oeſterreich eines Bundesgenoſſen, eines ſittlichen Haltes. Dieſen glaubte er nur in der Kirche zu erblicken und zwar in ihrer früheren ungeſchmälerten einheitlichen Macht. Darum trachtete er nach der Wiederherſtellung derſelben. Außer der Unterſtützung der Kirche im Großen und Allgemeinen, welcher er durch ſeine Bemühungen verſichert ſein konnte, hoffte er noch überdem allerlei kleinere Vortheile von ihr zu erlangen, wie z. B. die Beſetzung der Bisthümer und Pfründen in ſeinen Erblanden. Solche Begünſtigungen konnte ihm die Kirchenverſammlung in Baſel nicht gewähren, da dieſe die unbedingte Freiheit der Wahl zu ledig gewordenen Kirchenſtellen als Grundſatz aufgeſtellt hatte.

Doch durfte Friedrich mit dieſen ſeinen kirchlichen Anſichten in den erſten Jahren ſeiner Regierung nicht hervortreten, da er auf den entſchiedenſten Widerſpruch geſtoßen wäre. Abgeſehen davon, daß die öffentliche Meinung in Deutſchland mehr, wie jemals, kirchenfeindlich war — die huſſitiſchen Meinungen machten immer größere Fortſchritte: hielten ja die Ketzer in mehreren Gegenden Deutſchlands ſchon öffentliche Volksverſammlungen, die mit genauer Noth durch die Obrigkeit unterdrückt werden konnten — ſo waren auch die meiſten deutſchen Fürſten, geiſtliche wie weltliche, durchaus nicht geſonnen, den alten Zuſtand der Dinge wieder eintreten zu laſſen und ſich den päpſtlichen Anmaßungen abermals zu unterwerfen. Litten doch alle gleichmäßig unter den päpſtlichen Erpreſſungen und hatten ſie demnach den nämlichen Grund, die endliche Abſchaffung der zahlloſen Mißbräuche zu wünſchen. Die Parteiloſigkeit, welche die deutſche Nation auf den Reichstagen ausgeſprochen, zeugte weit mehr von einer papſtfeindlichen Geſinnung, als vom Gegentheil. Und wie tief der Widerſtand gegen den Papſt in die verſchiedenſten Schichten der deutſchen Kirche eingedrungen war, konnte man daraus erſehen, daß nicht nur mehrere Erzbiſchöfe, wie die von Köln, Trier, Salzburg, ſondern auch ganze Univerſitäten, wie die von Erfurt und Wien, die entſchiedenſten Anhänger der baſeler Kirchenverſammlung waren. Ja, ſelbſt die unmittelbare Umgebung des Königs war kirchenfeindlich geſinnt. So zum Beiſpiel der wichtigſte Mann, der Kanzler Kaſpar Schlick. Wie weit man damals ſchon zu gehen geneigt war, erkennt man aus der ſogenannten ſigmundiſchen Kirchenreformation, die aber nicht von Sigmund herrührt, ſondern ſeinen ehemaligen Rath Friedrich von Landskron zum Verfaſſer hat. In dieſer merkwürdigen Schrift wird ſchon ganz offen die Einziehung aller weltlichen Güter der Kirche empfohlen, die dem Kaiſer anheim fallen ſollen: die Geiſtlichen, hohe wie niedere, ſoll man aus Staatsmitteln beſolden, ebenſo den Papſt, dem alle ſonſtigen Geldeinnahmen entzogen werden. Die Kirche wird ſomit dem Staate vollkommen untergeordnet. Dieſe Anſichten ſtanden nicht vereinzelt. Ja, Aeneas Sylvius, der genaueſte Kenner ſeiner Zeit, ſpricht es ganz offen aus, daß die Erledigung der Kirchenangelegenheit eigentlich nur von der weltlichen Macht abhange: was die Könige und Fürſten beſchließen würden, das würde geſchehen; ſelbſt, wenn ſie verlangten, daß man Gott und Chriſtus abſchwöre, würde man ihnen gehorchen. Er macht daher ganz ernſtlich den Vorſchlag, daß die Fürſten zuſammenkommen möchten, um die letzte Entſcheidung über die kirchlichen Verhältniſſe zu geben.

Es iſt kein Zweifel: hätte Friedrich gewollt, ſo wäre es ihm ein Leichtes geweſen, bei dieſer entſchiedenen Geſinnung der Fürſten, wie des Volkes, der deutſchen Kirche eine ganz unabhängige Stellung zu verſchaffen. Es galt nur, dieſen Geſinnungen einen beſtimmten Ausdruck zu geben, die Forderungen der Nation feſtzuſtellen, alle auf einen Punkt zu vereinigen. Das war die Aufgabe des Oberhaupts der Nation, und ſo ſchwierig und unbedeutend auch ſonſt ſeine Stellung war: gerade in dieſer Frage, wo man glücklicher Weiſe im Weſentlichen übereinſtimmte, wäre er auf keinen Widerſtand geſtoßen. Aber Friedrich wollte eben nicht. Das Einzige, wozu er ſich, durch die Lage der Dinge genöthigt, verſtand, war, daß er der Parteiloſigkeit der deutſchen Nation beitrat. Dieſe wurde bis zum Jahre 1446 aufrecht erhalten. Inzwiſchen aber war die deutſche Kirche thatſächlich unabhängig, da ſie weder den Papſt noch die Kirchenverſammlung anerkannte, alſo auch von beiden keine Befehle annehmen zu dürfen glaubte.

Erſt mit dem Jahre 1445 machte Friedrich ernſtlichere Verſuche zur Ausführung ſeines Planes. Unterdeſſen nämlich hatte ſich bei den übrigen Nationen eine der baſeler Kirchenverſammlung ungünſtigere Stimmung herausgeſtellt: Deutſchland wurde dadurch vereinzelt. Dies unterſtützte Friedrichs Abſichten. Er bediente ſich dazu vorzugsweiſe ſeines Geheimſchreibers Aeneas Sylvius: und dieſem gebührt auch der größte Theil des Verdienſtes bei dem Gelingen des Planes.

Aeneas Sylvius Piccolomini aus Siena, einem alten adeligen Geſchlechte entſproſſen, iſt früher eines der eifrigſten Mitglieder der Kirchenverſammlung geweſen. Als ein ganz junger Menſch, erſt 26 Jahre alt, kam er nach Baſel: in untergeordneter Stellung, als Geheimſchreiber eines Biſchofs, wußte aber bald durch ſeinen Geiſt, ſeine Kenntniſſe, ſeine Beredtſamkeit und ſeine Gewandtheit einen ſo großen Einfluß zu gewinnen, daß er als eine der erſten Fähigkeiten der Kirchenverſammlung galt, zu den wichtigſten Geſchäften verwendet, mit den bedeutendſten Geſandtſchaften betraut wurde, und überhaupt zu den erſten Erfolgen der Verſammlung weſentlich beigetragen hat. Später wurde er der Geheimſchreiber des Papſtes Felix V. Im Jahre 1442 machte er die Bekanntſchaft des Königs Friedrich und wurde dieſem durch den Biſchof Silveſter von Chiemſee ſo angelegentlich empfohlen, daß er ihn in ſeine Dienſte nahm: mit genauer Noth konnte Aeneas vom Papſte Felix ſeinen Abſchied erlangen. Von dieſer Zeit an änderte er ſeine Geſinnungen, oder vielmehr ſeine Handlungsweiſe und ſeine Sprache. Denn Aeneas iſt nie ein Mann von Ueberzeugungstreue geweſen: es war ein Lebemann, ein Abenteurer, der ſein Glück machen wollte: er ſegelte alſo immer mit dem Winde, der ihm am günſtigſten ſchien. Er brauchte nicht lange, um die eigentliche Geſinnung des Königs zu entdecken: dieſer ſuchte er ſich nun gefällig zu erweiſen und dadurch, daß er ſeine Hülfe anbot, ſich unentbehrlich zu machen. So lange Friedrich es nicht für geeignet hielt, die parteiloſe Stellung zu Papſt und Verſammlung aufzugeben, blieb auch Aeneas parteilos und bereitete ſomit ſeinen ſpäteren Uebergang vor. Er hatte übrigens auch gar keinen Hehl, warum er ſo handle: er ſei der Diener ſeines Herrn, dem müſſe er folgen; was dieſer für gut halte, ſei ihm auch Recht. Friedrich andererſeits entdeckte in Aeneas bald den Mann, der ihm helfen könne. Anfang des Jahres 1445 ſchickte er ihn mit geheimen Aufträgen an den Papſt Eugenius IV. Aeneas wußte dieſe Gelegenheit geſchickt zu benutzen, um ſich nicht nur wegen ſeines früheren Verhaltens zu rechtfertigen, ſondern ſogar die Gunſt des Papſtes zu gewinnen. Eugen ſchickte ſodann den Kardinal Carvajal nach Wien, um die geheimen Unterhandlungen mit dem Könige fortzuſetzen. Bald kam man über folgende Bedingungen überein. Friedrich ſollte dafür, daß er den Papſt Eugen anerkannte und die deutſche Nation zum Gehorſam gegen ihn zurückführte, folgende Vergünſtigungen erhalten: 1) das Recht der erſten Bitten und den Zehnten von allen Pfründen und Kirchenſtellen in Deutſchland; 2) ausnahmsweiſe *einmal* die Bewilligung, hundert Pfründen und Kirchenſtellen in ſeinen Erbländern zu verleihen; 3) das Recht, für ſeine Lebenszeit die Bisthümer von Trient, Brixen, Chur, Gurk, Trieſt, Piben im Erledigungsfalle zu beſetzen; 4) das Aufſichtsrecht über die Klöſter in den öſterreichiſchen Ländern. Außerdem auch noch eine beſtimmte Summe Geldes.

Dieſe Uebereinkunft wurde im Februar 1446 abgeſchloſſen. Der Papſt glaubte nun ſchon gewonnenes Spiel zu haben, und mit Eifer und Entſchiedenheit vorangehen zu dürfen. Er entſetzte jetzt zwei ſeiner gefährlichſten Gegner in Deutſchland, die Kurfürſten von Köln und Trier, ihrer Aemter; ja, er ernannte ſofort zwei Verwandte des Herzogs von Burgund, der ſein Anhänger war, an ihre Stelle.

Dieſe Unvorſichtigkeit des Papſtes hätte ihm beinahe den Verluſt ganz Deutſchlands eingetragen. Die Kurfürſten, auf das Aeußerſte entrüſtet über dieſe Anmaßung des Papſtes, traten ſofort am 21. März 1446 in Frankfurt zuſammen und ſchloſſen hier einen Verein zur Vertheidigung ihrer Rechte wider alle Eingriffe der römiſchen Kurie. Sie ſchickten ſodann Geſandte an den König Friedrich, um ihn von ihrem Schritte zu benachrichtigen, ferner welche an den Papſt Eugen, mit dem Auftrage, die Widerrufung der Abſetzungsbullen der zwei Erzbiſchöfe von ihm zu verlangen, außerdem die Anerkennung der Beſchlüſſe von Konſtanz und Baſel, die Erhabenheit der Kirchenverſammlungen über den Papſt betreffend, endlich Anerkennung der Freiheiten der deutſchen Kirche, die beſonders namhaft gemacht wurden. Sollte der Papſt in alle dieſe Forderungen nicht eingehen, ſo würden die Kurfürſten ſich für die baſeler Verſammlung und für den Papſt Felix V. erklären.

An der Spitze der kurfürſtlichen Geſandtſchaft nach Rom ſtand einer der gelehrteſten, beredteſten, kühnſten und einflußreichſten Männer Deutſchlands, der Doctor der Rechte, Gregor von Heimburg, früher ebenfalls ein Mitglied der baſeler Kirchenverſammlung und der Fortſchrittspartei angehörend, aber ein Mann von der unerſchütterlichſten Ueberzeugungstreue, daher ganz verſchieden von Aeneas, deſſen Freund er übrigens früher geweſen. Aeneas fürchtete dieſen Mann, ſeinen Muth und ſeinen Scharfblick am Meiſten. Er wurde daher von Seite Friedrichs nach Rom geſchickt, um ſo viel wie möglich das Unheil abzuwenden. Gregor vollzog mit der größten Derbheit ſeinen Auftrag. Der Papſt, entrüſtet, konnte trotz des Zuredens des Aeneas ſich nicht entſchließen, eine freundliche und beſtimmte Antwort zu geben: er werde ſie durch ſeine Geſandten der nächſten Zuſammenkunft der Kurfürſten überbringen laſſen. Dieſe wurde im September zu Frankfurt abgehalten. Die Kurfürſten waren äußerſt aufgebracht gegen den Papſt, und als Gregor den Ausgang ſeiner Geſandtſchaft erzählte und von den feindſeligen Geſinnungen der römiſchen Kurie ſprach, die doch nichts weiter im Sinne habe, als den Deutſchen das Joch auf den Nacken zu legen und ihnen ihr Geld abzunehmen, ſo wurde die Stimmung noch bedenklicher. Schon hatte es den Anſchein, daß die Verſammlung ſich unumwunden für die Baſeler erklären werde. Dieſe hatten auch ihre Geſandten geſchickt und unterwarfen ſich im Voraus allen Beſchlüſſen der Kurfürſten, namentlich willigten ſie in das Verlangen derſelben, die Kirchenverſammlung in eine andere deutſche Stadt zu verlegen, wo dann eine ganz neue Verſammlung beginnen ſollte, um die Spaltung auszugleichen. Rom hatte niemals darauf eingehen wollen.

In dieſer Lage der Dinge konnte nur Schlauheit helfen. Aeneas ſah, daß Alles darauf ankomme, den Bund der Kurfürſten zu ſprengen. Wenn er nur zwei von ihnen gewinnen könne, meinte er, ſo ſei ſchon geholfen. Als nichts Anderes anſchlagen wollte, ſo verſuchte er es mit Geld. Er beſtach mit 2000 rhein. Gulden die vier Räthe des Kurfürſten von Mainz, vielleicht auch ihn ſelber, und erreichte dadurch, daß dieſer vom Bunde der Kurfürſten abſprang. Dann wurde der Kurfürſt von Brandenburg bearbeitet, den Aeneas auch zu gewinnen wußte. Beſonders thätig erwies ſich hierbei der Markgraf Albrecht Achilles. Einige andere Biſchöfe folgten. Dieſe ſchloſſen einen Vertrag mit einander, deſſen weſentlicher Inhalt darin beſtand, daß ſie den Papſt Eugenius anerkennen wollten. Damit war aber noch keineswegs Alles erreicht, was man in Rom wünſchte. Von einer unbedingten Rückkehr zum Gehorſam gegen Rom konnte ſelbſt bei dieſen Fürſten keine Rede ſein. Sie verlangten vielmehr die Gewährung folgender Punkte, die im Weſentlichen doch auf die früheren Forderungen hinausliefen: 1) Berufung einer neuen Kirchenverſammlung; 2) Anerkennung des Verhältniſſes der Kirchenverſammlungen zum Papſt, wie es bereits in Konſtanz ausgeſprochen iſt; 3) Abſtellung der Beſchwerden der deutſchen Nation, insbeſondere der Beſetzung der Kirchenſtellen von Seite des Papſtes; 4) Wiedereinſetzung der Kurfürſten von Köln und Trier. Die päpſtlichen Geſandten wollten zuerſt auf dieſe Forderungen nicht eingehen. Da wußte aber Aeneas durch eine geſchickte Abfaſſung derſelben ſo zu helfen, daß zuletzt die beiden Parteien ſich damit zufrieden erklärten. Er hatte nun vollends die Genugthuung, daß ſich ſchließlich auch die meiſten der andern anweſenden Fürſten dieſer Uebereinkunft anſchloſſen: nur Köln und Trier reiſten unwillig ab.

Auf dieſe Weiſe wurden die Baſeler aus dem Felde geſchlagen und Eugen hatte einen wenn auch nicht gerade wohlfeil erkauften Sieg errungen. Aber er war doch auf dem Wege anerkannt zu werden, und was man auch für dieſe Anerkennung hingeben mußte, konnte man ja ſpäter Alles wieder zurücknehmen. Die deutſchen Fürſten ſchickten Geſandte nach Rom, um Eugen die Bedingungen, unter welchen ſie ihn anerkennen wollten, vorzulegen. Natürlich war auch wieder Aeneas dabei. Lange konnte ſich der Papſt nicht dazu entſchließen, und Aeneas mußte ſeine ganze Beredtſamkeit aufbieten, um ihm zu beweiſen, daß vorderhand nicht mehr erreicht werden könne. Endlich gab Eugen nach. Er bewilligte am 15. März 1447 dieſe Forderungen unter dem Vorbehalt, daß er für die Rechte, die er darin aufgebe, angemeſſen entſchädigt würde. Wie wenig ernſthaft aber dieſe Entſchließung gemeint war, ſieht man daraus, daß Eugen an demſelben Tage, an welchem er jene Forderungen öffentlich bewilligte, heimlich Alles für ungültig erklärte, was etwa darin der Kirche nachtheilig ſein könnte. Davon wußten natürlich die deutſchen Geſandten nichts. Vielmehr wurde nunmehr von ihnen die Gehorſamserklärung der deutſchen Nation auf eine feierliche Weiſe vollzogen: ganz Rom war im Jubel darüber.

Eugen IV. ſtarb bald nach dieſen Ereigniſſen und es folgte ihm 17. März 1447 Nikolaus V., welcher Alles beſtätigte, wozu ſich Eugen herbeigelaſſen. Bei alledem war aber die Kurie Deutſchlands noch nicht ganz verſichert. Denn die zu Rom abgeſchloſſenen Konkordaten wurden nur von einem Theile der Nation anerkannt, und man mußte daher noch mit den Einzelnen unterhandeln, um ſie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Ein ſicheres Gefühl ſagte den Deutſchen, daß ſie auf dem Wege ſeien, betrogen zu werden. Doch ſiegte zuletzt römiſche Schlauheit über deutſches Mißtrauen. Es gelang allmählig, alle Fürſten zum Beitritt zu den römiſchen Konkordaten zu vermögen: ſelbſt die Erzbiſchöfe von Köln und Trier fügten ſich. Nun aber blieb immer noch ein wichtiger Punkt zu erledigen, nämlich die Frage wegen der Entſchädigung des Papſtes, die er ſich dafür, daß er auf ſo manche Rechte über die deutſche Kirche verzichte, vorbehalten hatte. Das war aber gerade der Punkt, wo er alles Verlorene wieder einzubringen hoffte. Eigentlich hätte dieſe Frage auf einem Reichstage entſchieden werden müſſen. Da man aber auf Widerſpruch zu ſtoßen fürchtete, ſo umging man ihn. Der Papſt ſchickte alſo wiederum einen Geſandten nach Wien zu König Friedrich, und dieſer ſchloß im Februar 1448 mit dem Papſte Namens der deutſchen Nation jene Verträge ab, die fälſchlich unter dem Namen der Aſchaffenburger Konkordaten bekannt ſind. Die Bedeutung dieſer Konkordaten beſteht darin, daß ſie dem Papſte unter dem Namen der Entſchädigung Alles wieder zuerkennen, was ihm früher abgeſprochen worden war, und worauf er ſelber verzichten zu wollen erklärt hatte, ſo namentlich die Annaten, die Gelder für die Beſtätigungen der Kirchenoberen, die eigenmächtige Beſetzung der Bisthümer: die Vergebung der geringeren geiſtlichen Stellen in Deutſchland ſollte zwiſchen dem Papſt und den eigentlich Berechtigten monatlich abwechſeln, ſo daß der Papſt mit dem Januar anfinge. Da der Inhalt dieſer Uebereinkunft ſo wenig mit den Forderungen der deutſchen Nation übereinſtimmte, ſo hütete man ſich wohl, ſie auf einem Reichstage beſtätigen zu laſſen. Man ſchlug abermals den Weg ein, den man früher ſo erfolgreich betreten:

man unterhandelte mit den Einzelnen, die man durch gewiſſe Vortheile und Begünſtigungen zu beſtechen wußte, und brachte endlich die Anerkennung dieſer Konkordate zu Wege, wenn auch von einer allgemeinen und allſeitigen keine Rede ſein konnte.

Die Wendung, welche die kirchliche Frage in Deutſchland genommen, entſchied auch über das Schickſal der baſeler Kirchenverſammlung. Schon im Jahre 1447 forderte Friedrich die Stadt Baſel auf, bei Strafe der Reichsacht, die Verſammlung in ihren Mauern nicht mehr zu dulden. Dieſe überſiedelte nun nach Lauſanne. Sie war im Laufe der Zeit außerordentlich zuſammengeſchmolzen und hatte nachgerade alle Ausſicht auf Erfolge verloren. Der König von Frankreich vermittelte endlich die Ausſöhnung mit dem Papſte. Dieſer verſprach den Mitgliedern vollkommene Vergebung für Alles, was ſie bisher gegen ihn gethan, hob den Bann gegen ſie auf, beſtätigte ſie in allen ihren Würden, Felix V. wurde zum Kardinal erwählt. Dagegen dankte dieſer ab, die Verſammlung erwählte Nikolaus V. zum Papſt und löſte ſich ſodann auf. Es war im April 1448.

Dies war der Ausgang der großen kirchlichen Bewegung des 15. Jahrhunderts. Sie endete ſcheinbar mit dem Siege der ſo bitter und ſo heftig angegriffenen päpſtlichen Gewalt. Und namentlich Deutſchland hatte von dieſem Ausgange des Streites nicht den geringſten Nutzen. Denn die päpſtlichen Anmaßungen mehrten ſich wieder von Jahr zu Jahr, und griffen, je länger, um ſo weiter um ſich. Die Päpſte kümmerten ſich auch nicht mehr um die wenigen Zugeſtändniſſe, die in den Wiener Konkordaten gemacht worden waren.

Aber Friedrich hatte ſeinen Zweck erreicht. Rom bewies ſich natürlich freundlich gegen ihn. Es wurden ihm die oben erwähnten Vergünſtigungen urkundlich beſtätigt: er erhielt 221,000 Dukaten zugeſagt, wovon 121,000 ſogleich bezahlt wurden: die andern ſollten ſpäter entrichtet werden. 1452 im März krönte ihn auch Nikolaus V. zum Kaiſer, wobei Friedrich den Eid des Gehorſams und der Ergebenheit gegen den päpſtlichen Stuhl ablegte; und endlich ließ ſich der Papſt auch herbei, die aufrühreriſchen Oeſterreicher zum Gehorſam gegen Friedrich zu ermahnen, und ſie im Weigerungsfalle mit dem Banne zu bedrohen. Es zeigte ſich indeſſen ſogleich die Wirkungsloſigkeit der päpſtlichen Bundesgenoſſenſchaft. Die Oeſterreicher, welche in religiöſen Dingen uberhaupt ſehr freiſinnig dachten, kümmerten ſich ſo wenig um des Papſtes Ermahnungen, daß ſie vielmehr den Kaiſer unmittelbar nach ſeiner Rückkunft aus Italien zwangen, ſich ihren Forderungen zu fügen und den jungen Ladislaus herauszugeben.

Weit mehr gewann bei dieſem ganzen kirchlichen Handel Aeneas Sylvius, deſſen Geſchicklichkeit die großen Erfolge erzielt hatte. Er wurde vom Papſte mit Ehren und Würden überhäuft, ſtieg raſch zum Biſchof, zum Geheimſchreiber des Papſtes, zum Kardinal empor, und im Jahre 1458 wurde er ſogar ſelber zum Papſte gewählt. Als ſolcher nahm er den Namen Pius II. an.

8. Schweizer und Armagnaken. Der zweite große Städtekrieg.

Während die kirchliche Bewegung einen ſo unbefriedigenden Ausgang nahm, entwickelten ſich die Keime der Feindſeligkeiten, die durch die Reichsverbeſſerungsplane erzeugt worden waren, immer weiter und führten zuletzt zu einem Bruche, der die Verwirrung in Deutſchland nur noch größer machte. Und auch hiebei trägt Friedrich III. einen weſentlichen Theil der Schuld.

Seit dem Jahre 1440 war die Stadt Zürich mit der übrigen ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft über die toggenburgiſche Erbſchaft in Händel gerathen. Es kam zu einem blutigen Kriege, in welchem die Züricher den Kürzeren zogen. Anſtatt ſich aber zu unterwerfen, beſchloſſen ſie Hülfe von auswärts zu ſuchen und wandten ſich an das Haus Oeſterreich. Friedrich erblickte in dieſen Verhältniſſen die Ausſicht, die ehemals habsburgiſchen Lande in der Schweiz wieder gewinnen zu können, und ergriff die Gelegenheit mit beiden Händen. Er ſchloß 1442 einen Bund mit Zürich. Nunmehr bot er das Reich auf, ihm und Zürich gegen die Eidgenoſſenſchaft beizuſtehen. Er wandte ſich zunächſt an den ſchwäbiſchen Adel und an das Fürſtenthum und hob hier den Geſichtspunkt hervor, welcher beſonders wirkſam erſcheinen mochte: nämlich, daß es gelte, dieſe übermüthigen

Bauern, welche den Adel unterdrückten, zu züchtigen und zu Grunde zu richten. Alſobald that ſich der ſchwäbiſche Adel zuſammen und auch die Fürſten ſchloſſen ſich an. Denn gerade in den letzten Zeiten war, wie wir geſehen, der Haß gegen die bäuerliche und ſtädtiſche Demokratie immer bitterer und heftiger geworden. Und man hoffte, falls man mit den Schweizern fertig geworden, auch den Reichsſtädten den Garaus machen zu können, geradeſo, wie zur Zeit der ſempacher Schlacht. Aber eben dieſe Abſichten des Adels und des Fürſtenthums entgingen den deutſchen Städten nicht. Sie weigerten ſich daher, Hülfe zu dem Kriege zu ſtellen: dieſer Krieg, ſagten ſie, gebe das Reich nichts an, er betreffe nur das Haus Oeſterreich. Durch dieſe Weigerung, die ſehr natürlich war, wurde aber die Erbitterung des Adels noch größer, um ſo mehr, als in der That der Krieg gegen die ſchweizer Eidgenoſſenſchaft ſehr unglücklich geführt wurde.

Da nun aber weder Friedrich ſeine Plane, noch der Adel ſeine Rache aufgeben wollte, ſo beſchloß der Erſtere, den König von Frankreich um Hülfe anzugehen. Karl VII. hatte nämlich eben mit dem Könige von England Friede geſchloſſen und beſaß noch ein außerordentlich zahlreiches Söldnerheer, das im Augenblicke nichts zu thun hatte. Von dieſem bat ſich Friedrich ſechstauſend Mann aus. Auch bei dem franzöſiſchen Könige verſäumte Friedrich nicht, hervorzuheben, um was es ſich eigentlich handle. Die ſchweizer Frage berühre alle Fürſten auf gleiche Weiſe: die Empörung von Knechten und Bauern gegen Adel und Fürſten, wenn ſie nicht unterdrückt würde, gebe ein gefährliches Beiſpiel, und müßte zuletzt allen Königen zum Verderben gereichen.

Der König von Frankreich ging mit Freuden auf dieſen Vorſchlag ein, einmal, weil er dadurch die Söldner, die ihm ungeheueres Geld koſteten, los wurde, zweitens, weil er bei dieſer Gelegenheit hoffte, das ganze linke Rheinufer, wenigſtens den Elſaß, gewinnen zu können, eine Abſicht, die er ſogar in dem Antwortſchreiben an Kaiſer Friedrich nicht verhehlte. Darum ſandte er auch nicht ſechs, ſondern vierzig tauſend Söldner, welche wegen ihres Anführers Armagnaken, von den Deutſchen „Arme Gecken", genannt wurden.

Im Auguſt 1444 brach das franzöſiſche Heer unter der Anführung des Dauphins in den Sundgau ein, wo ſich ſofort der deutſche Adel anſchloß, und ſetzte von da ſeinen Zug auf Baſel fort. Beiläufig geſagt: auch der Papſt hatte dabei ſeine Hand mit im Spiele, er hoffte durch die Franzoſen die baſeler Verſammlung ſprengen zu können. Die Eidgenoſſen lagen eben vor Zürich, und glaubten nicht an das Heranrücken der Franzoſen. Nur eine Abtheilung von 1500 Mann, welche von dem Heerhaufen, der Farnsburg belagerte, entſendet wurde, warf ſich den Franzoſen entgegen, ſchlug ihre Vorhut und verfolgte in blinder Tapferkeit den Sieg, bis ſie auf das ganze franzöſiſche Heer ſtieß. Nun kam es bei St. Jakob, in der Nähe von Baſel, zu der ewig denkwürdigen Schlacht, wo ſich dieſe 1500 Tapferen gegen eine mehr als zehnfach größere Uebermacht mit dem bewundernswertheſten Heldenmuth ſchlugen und, weil ſie ſich nicht ergeben wollten, bis auf den letzten Mann niedergehauen wurden. Der große Verluſt, den die Franzoſen in dieſem Treffen erlitten, flößte dem Dauphin dermaßen Achtung vor der ſchweizeriſchen Tapferkeit ein, daß er von weiteren Unternehmungen abſtand. Er ſchloß im Oktober 1444 mit den Eidgenoſſen Frieden, und verfolgte nun ſeinen Plan auf Deutſchland. Er zog mit ſeinem Heere nach dem Schwarzwald, dem Elſaß und Lothringen, und hauſte hier auf eine furchtbare Weiſe. Es lag am Tage, daß er dieſe Länder in Beſchlag nehmen wollte.

Darüber gerieth denn nun doch das deutſche Reich in Bewegung, und ſelbſt Friedrich fand ſich veranlaßt, den König wegen dieſes treuloſen Einfalles zur Rede zu ſtellen. Aber dieſer ſchickte Geſandte nach Nürnberg, wo eben der Reichstag beiſammen war, und ließ in übermüthiger Weiſe darthun, daß er ja von dem Kaiſer ſelber gerufen worden ſei. Auch machte er ſeinen Abzug von Bedingungen geltend. Das Nächſte hätte nun ſein ſollen, daß ſofort der Reichskrieg gegen Frankreich erklärt werden wäre. Dazu kam es aber nicht, ſondern man ſetzte einen neuen Tag nach Speier an. Auch auf dieſem konnte man ſich nicht zu einem entſchiedenen Vorangehen vereinigen. Friedrich ermahnte nun die benachbarten Stände, ſich der Feinde zu erwehren und ernannte den Pfalzgraf Ludwig zum Reichshauptmann. Aber es geſchah durchaus nichts von Bedeutung, obgleich die Fürſten Truppen genug beiſammen hatten. Sie verlegten ſich lieber aufs Unterhandeln: aber der Dauphin hänſelte ſie nur, indem er Tage anſetzte, auf denen er nicht erſchien. Es iſt nicht blos der Verfall des Reichs, dem dieſe Erſcheinung zugeſchrieben werden muß, ſondern weit mehr war es der Haß der einzelnen Stände gegen einander, in welcher dieſe erbärmliche Haltung Deutſchlands gegen den übermüthigen Feind ſeine Erklärung findet. Die Fürſten hatten eine Freude daran, daß den Städten ſo übel mitgeſpielt wurde, und beeilten ſich darum gar nicht, ihnen zu Hülfe zu eilen. Außerdem wollten ſie ihre Schaaren ſchonen für den Krieg gegen die ſchweizer Bauern, der immer noch fortgeführt werden ſollte, und für den Krieg gegen die deutſchen Städte ſelber. Ja, die letzten fürchteten, die Fürſten würden jetzt ſchon die Armagnaken gegen ſie führen.*) Und endlich drittens waren ſie bedacht, ſich in dem franzöſiſchen Könige einen Freund zu erhalten, auf den ſie nöthigenfalls rechnen konnten, wie wir ja geſehen haben, daß bereits im Anfange dieſes Jahrhunderts Baden und Mainz ſich an Frankreich angeſchloſſen.

In der That verließen zuletzt die Franzoſen das deutſche Reichsgebiet nicht in Folge einer Waffenentſcheidung, ſondern von Unterhandlungen, und ſelbſt dieſe würden noch lange zu keinem Ergebniſſe geführt haben, wenn nicht die elſäßiſchen Städte, die am Meiſten litten, den Fürſten gedroht hätten, bei den Schweizern Hülfe zu ſuchen. Dies half. Denn eine Verbindung der deutſchen Städte mit den Eidgenoſſen, welche ſo nahe lag und für damals, wo die Schweiz immer noch zum deutſchen Reiche gehörte, nichts Ungeſetzliches geweſen wäre, ſchreckte die Fürſten am Meiſten, da ſie fürchteten, es möchte ſich der Geiſt der Freiheit, der in der Schweiz bis zum äußerſten Haſſe gegen Adel und Fürſtenthum vorgeſchritten war, und wo nur immer möglich, es auf ihre Vernichtung abgeſehen hatte, auch dem deutſchen Bürgerthum mittheilen, ebenſo wie die kriegeriſche Tüchtigkeit, in welcher die Schweizer um jene Zeit alle anderen Völker übertrafen. Man eilte alſo zum Abſchluß mit den Franzoſen. Aber nicht das Reich führte nun den Friedensſchluß herbei, ſondern die einzelnen Fürſten, der Pfalzgraf am Rhein, der Biſchof von Straßburg, der Erzbiſchof von Trier, die Herzoge von Sachſen ſchloſſen die Uebereinkunft mit den Franzoſen, und nahmen dabei ſogar auf die öſterreichiſchen Beſitzungen keine Rückſicht. In Folge dieſer Uebereinkünfte ſollten die franzöſiſchen Schaaren im März 1445 einfach das deutſche Reichsgebiet verlaſſen, ohne irgend eine Genugthuung wegen der ungeheuren Frevel, Räubereien und Grauſamkeiten, die ſie verübt, geben zu müſſen. Ja, der Erzbiſchof von Trier, wie die Herzoge von Sachſen errichteten ſogar mit dem Könige von Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß. Da ſich übrigens die franzöſiſchen Söldner, auch nachdem ſchon dieſe Uebereinkünfte geſchloſſen waren, auf die grauſamſte Weiſe benahmen, ſo rafften ſich die Deutſchen zuſammen, und fielen bei ihrem Abzuge über ſie her, wobei viele erſchlagen wurden.

---

*) Burkhard Zengg Augsburger Chronik ad. ann. 1444. bei Oefele scriptores rerum Boicarum. I. 274.

Nachdem man der Armagnaken losgeworden, wurde der Krieg gegen die Eidgenoſſen mit Eifer fortgeſetzt. Adel und Fürſten machten große Anſtrengungen, um die verhaßten freien Bauern zu bezwingen. Aber Alles war vergeblich. Sie erlitten mehrere empfindliche Niederlagen, ja ſie beſorgten ſogar, die Schweizer möchten in Schwaben einfallen, um dort den ganzen Adel zu vernichten. Friedrich ſah ſich endlich veranlaßt, im Jahre 1446 mit den Eidgenoſſen vorläufig einen Waffenſtillſtand einzugehen: die ſtreitigen Punkte ſollten durch Schiedsrichter erledigt werden. Nach einer Reihe äußerſt langweiliger Verhandlungen, an welcher überhaupt dieſe Zeit ſehr reich iſt, wurde zuletzt durch den Bürgermeiſter von Augsburg entſchieden, daß die Stadt Zürich ihr Bündniß mit Oeſterreich aufgeben und wieder in die Eidgenoſſenſchaft zurücktreten müßte. Dieſe aber blieb im Beſitze alles deſſen, was ihr Friedrich und der Adel hatte abnehmen wollen.

Nach dieſem unrühmlichen Ausgange des Schweizerkrieges verfolgten die deutſchen Fürſten und Herren den anderen Plan mit um ſo größerem Eifer, nämlich über die deutſchen Reichsſtädte herzufallen. Die Seele dieſes Unternehmens war der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, der zweite Sohn des Kurfürſten Friedrich I. von Brandenburg, Inhaber der fränkiſchen Beſitzungen der Hohenzollern, einer der bedeutendſten Fürſten der damaligen Zeit, nicht minder als Staatsmann, denn als Krieger ausgezeichnet. Er verfolgte ſein ganzes Leben lang nur Einen Gedanken mit der außerordentlichſten Beharrlichkeit, Kraft und

Schlauheit zugleich, nämlich ſeine fürſtliche Macht zu erweitern, ſeine Beſitzthümer zu vergrößern. Er haßte darum beſonders die Städte, deren Freiheitsſinn und Macht den fürſtlichen Beſtrebungen eine Schranke ſetzte, und glaubte vor Allem dieſe unbequemen Wächter des Fürſtenthums wo möglich vernichten oder doch wenigſtens ſchwächen zu müſſen. Und ſo lag er zunächſt mit den fränkiſchen Städten, namentlich aber mit Nürnberg, in beſtändigem Hader. Er machte die unbilligſten Anforderungen an dieſelbe: war es ihm doch nur darum zu thun, einen Anlaß zum Streite zu finden. Da er aber größere Plane im Schilde führte, ſo ſuchte er einen Bund des Fürſtenthums gegen die Städte zu Stande zu bringen. Er insbeſondere iſt es geweſen, welcher bei dem Schweizerkriege das Augenmerk des Adels und der Fürſten auf das deutſche Bürgerthum richtete. Schon im Jahre 1443 ſchloß er mit dem Erzbiſchof Dietrich von Mainz und dem Gottfried Schenk von Limburg einen Bund zum Widerſtand und zu gegenſeitiger Hülfe, falls ſie von den Reichsſtädten, „die den Adel unterdrücken möchten", angegriffen würden. Im Jahre 1445 erweiterte er dieſen Bund: außer den eben Genannten traten Herzog Otto und Ludwig von Baiern, Jakob von Baden, Graf Ulrich von Würtemberg, Albrecht, Herzog von Oeſterreich hinzu. Im Jahre 1446 vereinigte er alle Fürſten, Herren und Ritter von Franken zu demſelben Zwecke. Und zwei Jahre darauf brachte er Brandenburg, die ſächſiſchen und heſſiſchen Fürſten in den Bund. Es war ihm alſo gelungen, den größten Theil des Fürſtenthums für ſeine Zwecke zu vereinigen.

Natürlich entging dies den mißtrauiſchen Städten nicht. Sie waren ſchon im Schweizerkriege und bei den Händeln über die Armagnaken auf die feindſeligen Abſichten der Fürſten aufmerkſam geworden. Im Jahre 1446 hielten nun die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Städte einen Tag in Ulm, wo ſie ihre Bündniſſe erneuerten: bald traten noch andere hinzu, und im Jahre 1448 beſchloß man große Zurüſtungen. Unterdeſſen fand nämlich Markgraf Albrecht Achilles eine erwünſchte Veranlaſſung, mit der Stadt Nürnberg anzubinden. Sie hatte einen Herrn von Heideck, der ein Vaſall des Markgrafen war und dieſen beleidigt hatte, zum Bürger aufgenommen. Albrecht verlangte die Auslieferung deſſelben: Nürnberg verweigerte ſie. Da verſchiedene Ausgleichungsverſuche zu nichts führten, obſchon die Stadt ſich ſehr nachgiebig erwieſen, ſo mußten die Waffen entſcheiden.

Im Jahre 1449 begann denn der Krieg, der aber nicht blos zwiſchen Albrecht und Nürnberg geführt wurde, ſondern es war wieder ein allgemeiner Krieg zwiſchen Fürſten und Städten. Auf der Seite Nürnbergs ſtand der Städtebund, auf der Albrechts die fränkiſchen Grafen und Biſchöfe außer dem von Würzburg, der Graf von Würtemberg, der Markgraf von Baden, der Herzog Albrecht von Oeſterreich, Herzog Otto von Baiern, die Herzoge von Sachſen, Braunſchweig, Pommern, der Landgraf von Heſſen und eine Menge anderer Grafen und Herren.

Es war demnach wieder ein Augenblick gekommen, wo das ſtädtiſche Bürgerthum ſich nochmals vereinigte, ſich des tiefen unzuvermittelnden Gegenſatzes zu dem Fürſtenthum bewußt wurde und nur noch in den Waffen das Heil erblickte. Wie nun? wenn man dieſen Zeitpunkt benutzte, um die Plane wieder aufzunehmen, welche die Städte im Jahre 1388 verfolgt hatten?

In der That fehlt es nicht an bedeutungsvollen Anzeichen, woraus man ſchließen könnte, daß die Städte von jenen Abſichten erfüllt geweſen.*) Und immerhin war die Gefahr, in welcher die Fürſten ſchwebten, nicht gering. Aber ſelbſt wenn die Städte dieſe weitausſehenden Entwürfe gehabt hätten, ſo konnten ſie jetzt nicht mehr gelingen. Fürs Erſte war ihr Bund bei Weitem nicht ſo groß, wie der von 1388. Nur die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Städte befanden ſich darin, nicht mehr als 32 Gemeinweſen. Die rheiniſchen hatten ſich gar nicht angeſchloſſen, obſchon ſie dazu aufgefordert worden, ſo wenig wie die Städte am Bodenſee. Sodann konnten ſie nicht auf den Kaiſer rechnen, der nicht einmal die Macht beſaß, ſie zu ſchützen, geſchweige denn in ihre Plane eingegangen wäre. Er war außerdem ein guter Freund Albrechts, dem zu Liebe er ſogar eben erſt einen Freiheitsbrief der Nürnberger aufgehoben hatte. Dann waren im Jahre 1388 noch ganz andere Zeiten. Die Städte waren damals kühn, muthig, voll Zuverſicht wegen der bisher errungenen Erfolge: jetzt waren ſie ängſtlich geworden, da ſie ſich noch mit genauer Noth der Fürſtenmacht erwehrten. Dortmals waren ſie die Angreifenden; jetzt ſind ſie in der That die Angegriffenen. Sie konnten, wie die Sachen ſtanden, froh ſein, wenn ſie nur ihre Unabhängigkeit retteten. Jene weitausſehenden Entwürfe haben alſo höchſt wahrſcheinlich nur Einzelne gehabt *), ſie wurden den Städten aber allerdings von den Fürſten

---

*) Brief Burkhardts von Mühlheim an Straßburg vom 1. September 1444. bei Schilter Ausgabe der Chronik von Königshofen S. 984., „Do hant wir viel Kundſchaft in der Fürſten Höfe zu trefflichen Leuten, die uns ſagten alle in einer Geheim, daß alle Fürſten und Herrn klagten, die Städte wollten den Adel vertreiben und man verſehe es, denn ſo möge Niemand bleiben von ihnen.“ Ein Gedicht aus der Zeit dieſes zweiten Städtekrieges, befindlich in dem Liederbuch der Klara Hätzlerin, herausg. von Haltaus, S. 39, auch bei Soltau hundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder S. 153 ſagt, die Städte wollten dem Adel widerſtreben und ihn gänzlich vertreiben wider Gott und Recht, auch damit die Geiſtlichen. Sie dünkten ſich, daß Niemand ihnen gleich ſei, ſie nennen ſich das römiſche Reich, während ſie doch nur Bauern ſind. Kaiſer Sigmund habe das verſchuldet, er habe ſie zu ſolchem Uebermuthe gebracht. Sie hätten Kirchen und Klöſter verbrannt und ſeien Ketzer. Den Fürſten gehe das zu Herzen, ſie wollten die Kirche und den Adel retten u. ſ. w. Der gleichzeitige Eckart Arzt von Weißenburg bei Mone, badiſches Archiv II. S. 232 ſagt am Schluſſe ſeiner Erzählung des Städtekrieges: „Und ſeint ſie (die Städte) und die Schweizer wohl gezüchtigt werden, die doch meinten, über den Adel und alle Herrn zu ſin.“ Am merkwürdigſten ſind wohl die Aeußerungen Albrechts Achilles ſelbſt. Er ſagte nach einer Chronik (bei Höfler Denkwürdigkeiten des Ritters von Eyb. Einleitung S. 74.): „Die Nürnberger

---

wollten geiſtliche Ordnung und prieſterlich Staat mindern und niedern, und den gemeinen Adel unter ſich bringen und vertilgen. Berchtold Volkamer (ein Nürnberger Patrizier) hätte vor einiger Zeit — geredt: es müßt noch dazu kommen, daß man die Wände in dem Bade müßt ausbrechen, alſo daß Mann und Frau untereinander baden mochten. Mag menniglich wohl verſtehen, daß ſolich Wort darauf geredt wären, daß der Adel verdrückt und ein Jeder dem Andern gleich werden ſoll!" Derſelbe ſagte in einem Schreiben an den Kaiſer Friedrich III. vom Jahre 1485 (bei Minutoli kaiſerliches Buch Albrechts Achilles, II. 98. Auch bei Höfler a. a. O. S. 97): „Wenn das ganze Reich ein Ding wäre, Herren und Städte, geiſtlich und weltlich, ſo wäre es deſto beſſer und beſtäntlicher. Es würde aber größere Widerwärtigkeit im Reiche machen, denn je geweſen iſt bei erſten Zeiten. Es iſt uff der Bahn geweſen, wider ſeinen (des Kaiſers) Willen es zu Weg zu bringen, als viel wirs durch Gottes Verhenkung mit dem Schwert wendeten." Dieſe Aeußerung kann ſich nur auf den Städtekrieg von 1449 beziehen.

*) Die einzige ſtädtiſche Quelle jener Zeit, welche auf jene großen Entwürfe hindeutet, iſt Zengg Augsburger Chronik. Oefele I. 274. „Es waren aber die von Nürnberg ſo ſtolz und übermüthig und wollten Fürſten nicht empfor (?) geben, dazu ſo was unſer aller Uebermuth ſo groß und riethen vielleicht den von Nürnberg, ſie ſollten kriegen u. ſ. w."

vorgeworfen, welche damit ihren Angriff zu entſchuldigen ſuchten. Auf der andern Seite warfen aber auch die Städte den Fürſten vor, daß ſie es auf ihre Vernichtung abgeſehen hätten. Die einzige Ausſicht aus Erfolg bot den Städten ein Bund mit den Eidgenoſſen dar, welchen auch die Fürſten am Meiſten fürchteten. So nahe aber auch ein ſolches Bündniß mit den Schweizern lag, ſo iſt doch dergleichen niemals verhandelt worden, geſchweige denn zu Stande gekommen. Die Städte begnügten ſich, die Eidgenoſſen um Hülfe anzugehen und einige tauſend Schweizer zu dem bevorſtehenden Kriege in Sold zu nehmen. Das war Alles. Auch von einem Anſchluß an die deutſche Bauernſchaft, welche eben um jene Zeit in verſchiedenen Gegenden des Reiches wieder unruhig geworden war, namentlich in Franken, war keine Rede. Der Gegenſatz zwiſchen Bürgern und Bauern hatte ſich nachgerade immer greller herausgeſtellt, war ſogar mitunter zur entſchiedenſten Feindſeligkeit umgeſchlagen. *)

Die Art und Weiſe, wie von Seite der Städte der Krieg geführt wurde, zeigte nun recht deutlich die Veränderung, die ſeit dem letzten großen Kriege mit den Städten vorgegangen war. Obſchon in Ulm ein immerwährender Kriegsrath, beſtehend aus fünf Perſonen, niedergeſetzt wurde, um die Fehde zu leiten, ſo brachte man es doch zu keinem durchgreifenden Plane, noch viel weniger zu großen gemeinſchaftlichen Unternehmungen. Es zerſplitterten ſich die Kräfte in kleine, nichts entſcheidende Ueberfälle, Raubzüge, Verwüſtungen. Es fehlte an dem nöthigen Gemeinſinne. Viele Städte hielten mit ihren Schaaren zurück, mehr auf ſich bedacht, als auf das Ganze, führten auf eigene Fauſt aus, was ihnen paſſend ſchien, und in der Regel verlangte man von dem Bunde mehr, als was man ſelber zu leiſten geneigt war. Kam es zu Feldſchlachten, ſo wurden die Städter geſchlagen: nur die Söldner hielten ſich tapfer, aus den Bürgern war die Mannhaftigkeit größtentheils ſchon gewichen. Nur ein großer Sieg wurde von den Städtern erfochten, von den Nürnbergern über den Markgrafen Albrecht Achilles, bei Pillenreut im April 1450, wobei er mit genauer Noth der Gefangennahme entging. Daß bei alledem die

---

*) Chmel Friedrich III. II. S. 290.

Fürſten doch keine größeren Erfolge errangen, muß man dem Umſtande zuſchreiben, daß es vor Allem der Eroberung der Städte bedurft hätte; dieſe ſchien aber den Fürſten unmöglich: ſie koſtete großes Belagerungszeug, das war ohne Geld nicht aufzutreiben, und daran mangelte es ihnen. Auch ſtand die Belagerungskunſt noch auf einer ſehr niederen Stufe und die Bürger waren immer noch hinter ihren Mauern unüberwindlich. Dann konnten die Fürſten auf die Länge hin den Krieg doch nicht aushalten: denn ſie litten von den Städten nicht weniger, wie dieſe von ihnen. Beide Parteien richteten furchtbare Verheerungen in den Gebieten der Gegner an. Hunderte von Dörfern ſanken in Aſche, die Felder wurden verwüſtet, Bäume und Rebſtöcke abgehauen: ſo führte man damals Krieg.

Endlich legte ſich der Kaiſer ins Mittel. Die Städte warfen ihm vor, daß er den Fürſten, als ſie den Krieg angefangen, abſichtlich durch die Finger geſehen hätte, weil er auf die Städte, wegen ihrer Weigerung, ihm gegen die Schweizer beizuſtehen, erbittert geweſen. In der That hat Friedrich durch ſein Gebahren beim Schweizerkrieg nicht wenig zur Steigerung der ſtädtefeindlichen Geſinnung der Fürſten beigetragen, und es ſieht ihm ganz ähnlich, daß er über die Züchtigung der Bürger eine heimliche Freude empfunden. Doch waren die Räthe des Kaiſers zu ſehr von der Wichtigkeit der Städte überzeugt, als daß eine ſolche Anſchauung auf die Länge hätte ſtatt haben können. Sie vermittelten endlich im Jahre 1450 auf einem Tage zu Bamberg einen vorläufigen Frieden. Die einzelnen Streitpunkte konnten natürlich daſelbſt noch nicht ausgeglichen werden. Darüber ſollten entweder der Kaiſer oder andere Schiedsrichter entſcheiden. Die Verhandlungen zogen ſich in beliebter langweiliger Weiſe mehrere Jahre hin: zuletzt wurden ſie aber größtentheils zum Nachtheile der Städte entſchieden.

Das war aber noch eine der geringſten nachtheiligen Folgen des Städtekrieges. Weit unglücklicher waren die ſittlichen Wirkungen. Das Selbſtvertrauen der Städte wurde durch den unglücklichen Ausgang der Fehde auf das Tiefſte erſchüttert, und hiemit verminderten ſich von Jahr zu Jahr die Tugenden, durch welche ſie groß geworden waren. Zaghaftigkeit, Engherzigkeit, Mangel an großen Geſichtspunkten ſehen wir leider mehr und mehr die

Stelle des früheren Muthes, der Aufopferungsfähigkeit, des Gemeinſinnes einnehmen. Eine kleinlichte Selbſtſucht trat gleich nach dem Kriege hervor, als es ſich um Abrechnung der Koſten handelte. Jede Stadt ſuchte ſich ſo viel wie möglich ihren Verpflichtungen zu entziehen und dafür den anderen deſto mehr aufzubürden. Darüber geriethen ſie mit einander in die heftigſten Händel: länger als zehn Jahre ſtritten ſie ſich herum, bis ſie ins Reine kamen. Unter ſolchen Umſtänden war an eine Fortſetzung des Städtebundes nicht zu denken: er löste ſich diesmal von ſelber auf, ohne daß es, wie 1389, von Kaiſer und Reich eines Verbotes bedurfte. Das Vertrauen der Städte zu einander war verſchwunden: ſie fanden in ihrer gegenſeitigen Unterſtützung, in der Kraft des Bürgerthums allein nicht mehr hinreichenden Schutz.

Was war natürlicher, als daß ſich dieſelbe Erſcheinung wiederholte, welche wir ſchon nach dem Ausgange des erſten Städtekrieges wahrgenommen haben, nämlich, daß ſich die Städte an die Fürſten anſchloſſen und Bündniſſe mit ihnen ſuchten? Schon vor dem Kriege waren die rheiniſchen Städte zu den dortigen Fürſten, namentlich zu den Pfalzgrafen, und die thüringiſchen, beſonders Erfurt, zu den Herzogen von Sachſen in engere Beziehungen getreten: nicht nur, daß ſie, wie ſonſt, Bündniſſe mit ihnen ſchloſſen, ſie begaben ſich vielmehr in ihren Schutz und Schirm. Nach dem Städtekrieg ſetzten ſich die ſchwäbiſchen Städte theils zu den Grafen von Würtemberg, theils zu den Markgrafen von Baden und den Pfalzgrafen am Rhein, und die kleineren fränkiſchen — nur Nürnberg machte hievon eine Ausnahme — zu dem Markgrafen von Brandenburg in ein ähnliches Verhältniß. Dieſe Städte werden nun gewiſſermaßen als Schutzverwandte der Fürſten betrachtet, nehmen alſo eine untergeordnete Stellung ein. Die Abnahme der Bedeutung der Städte wirkte nun aber ſelbſtverſtändlich auf Kaiſer und Reich zurück. Nicht mit Unrecht nannten ſich jene das römiſche Reich; je tiefer daher das reichsſtädtiſche Bürgerthum ſank, um ſo mehr verlor auch das Kaiſerthum an Anſehen und Kraft, das Reich an Einheit und Stärke.

9. Neue Gährungen. Fürſtenkrieg. Eiferſucht zwiſchen den Hohenzollern und Wittelsbachern. Nochmalige Aufnahme der nationalen kirchlichen Richtung. Verſuche, Friedrich III. abzuſetzen. Georg Podiebrad.

Das Ergebniß des Städtekriegs war alſo wirklich kein anderes, als was die Fürſten beabſichtigt hatten: neue Stärkung ihrer Macht. In der That erſcheint das Fürſtenthum von jetzt an von Jahr zu Jahr bedeutungsvoller, einflußreicher, maßgebender, und ſo wie früher unſere Geſchichte abwechſelnd durch die Kaiſer, durch die Kirche, durch die Großen, durch die Städte beſtimmt wurde, ſo iſt jetzt das Fürſtenthum als die vorzugsweiſe beſtimmende Kraft in unſerer Geſchichte anzuſehen. Das Fürſtenthum war aber unter beſtändigem Ankämpfen gegen die Macht, die Stärke und die Einheit des Reiches emporgekommen: das einzige Ziel, welches es verfolgte, war die eigene Erhebung auf Koſten des Ganzen: der einzige Maßſtab, den es anlegte, war der eigene Vortheil und die Selbſtſucht die vorzüglichſte Triebfeder ſeiner Handlungen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß dieſe Eigenſchaften des Fürſtenthums ſich nicht nur da bemerklich machten, wo es ſich um die Bekämpfung eines gemeinſchaftlichen Gegners, um Kaiſer und Reich oder um die Städte handelte, ſondern es trat ſich ſelber feindſelig gegenüber. In der That: neben der Widerſetzung der Fürſten gegen die Reichsgewalt und gegen das Bürgerthum haben von jeher die wüthendſten Kämpfe unter ihnen ſelbſt ſtattgefunden: Einer wollte ſich auf Koſten des Andern vergrößern, ſeine Macht ſo viel wie möglich erweitern, die des Nachbarn beſchränken. Auch jetzt, unmittelbar nachdem man die Städte gedemüthigt, gerathen die Fürſten einander in die Haare. Es entſpinnt ſich ein blutiger Krieg, der mehrere Jahre hindurch den größten Theil Deutſchlands verheerte. Er gewinnt aber dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß die eben mit genauer Noth überwundenen Freiheitsbeſtrebungen mit hineingezogen werden und ihnen die Ausſicht eröffnet wird, Erfolge zu erringen.

Unter den fürſtlichen Häuſern, welche mit Kraft, Umſicht und Beharrlichkeit nach immer größerer Machtverbreitung ſtrebten, nimmt das der Hohenzollern, daſſelbe, welches wir in dem eben beſchriebenen Kriege eine ſo bedeutende Rolle haben ſpielen ſehen, eine der erſten Stellen ein. Schon Friedrich I., welcher die Mark Brandenburg erworben, gehörte zu den mächtigſten und einflußreichſten Fürſten Deutſchlands. Unter ſeinen Söhnen Friedrich II. und Albrecht Achilles ſtieg aber die Macht des Hauſes noch höher. Von dieſen iſt der letztere, welcher Anfangs das Burggrafthum Nürnberg inne hatte, und ſpäter erſt, nach dem Tode ſeines älteren Bruders (1470) auch das Kurfürſtenthum erbte, offenbar der bedeutendere. Er iſt auch die Seele der brandenburgiſchen Staatskunſt. Dieſe zeichnete ſich nicht minder durch die Kühnheit und die Größe ihrer Entwürfe, wie durch die berechnetſte Schlauheit aus, welche keine Mittel verſchmähte, auch die Treuloſigkeit nicht. Die Abſicht der Hohenzollern war keine geringere, als nach und nach ganz Franken, Böhmen, Heſſen, Sachſen, Braunſchweig, Lüneburg, Holſtein, Mecklenburg, Pommern, Preußen mit Brandenburg zu vereinen und auf dieſe Weiſe einen Staat zu ſchaffen, der den größten Theil Deutſchlands in ſich begriffen hätte. Natürlich nicht auf dem Wege der Gewalt konnte dieſer Plan zur Ausführung kommen, obſchon man, wenn ſich Gelegenheit bot, auch dieſen Weg nicht verſchmähte. Man zog es vor, durch Unterhandlungen, Heirathen, Erbvereinigungen, Belehnungen zum Ziele zu gelangen. Auf Sachſen hatte, wie wir geſehen, bereits Friedrich I. ſeine Blicke gerichtet. Da ihm aber Kaiſer Sigmund die Belehnung mit dieſem Kurlande abſchlug, ſo unterhandelten ſeine Nachfolger mit dem wettiniſchen Hauſe über eine Erbvereinigung, welche im Jahr 1457 zu Stande kam. In demſelben Jahre wurde ſie auch mit dem Hauſe Heſſen geſchloſſen. Mit Braunſchweig-Lüneburg wurde ein gleicher Vertrag bereits im Jahre 1420 errichtet, mit Mecklenburg im Jahre 1442, mit Pommern, mit dem zuerſt mehrfache Kriege geführt wurden, im Jahre 1473. Die Anwartſchaft auf Holſtein ſuchte das Haus Hohenzollern 1461 zu erwerben, und die böhmiſche Königskrone im Jahre 1457: als dies nicht gelang, wurden 1465, 1473, 1476 Erbverträge mit dem böhmiſchen Königshauſe errichtet.

Und dabei erſchienen all dieſe Vergrößerungsplane nicht etwa im Lichte kaiſerfeindlicher Beſtrebungen. Im Gegentheile: kein deutſches Fürſtenhaus trug eine ſolche Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich zur Schau, als die Hohenzollern. Natürlich: dieſes Haus war eigentlich durch das Reich emporgekommen: es hatte ſich immer an den regierenden Kaiſer angeſchloſſen, ihm weſentliche Dienſte geleiſtet, und war dafür reichlich belohnt worden. Dieſe Staatskunſt hatte ſich in ſeinen Folgen zu nützlich bewährt, als daß man ſie nicht ferner hätte beibehalten ſollen. Durch den Kaiſer konnte man immerhin noch mehr Rechte, Anſprüche und Vergünſtigungen erlangen, und gerade Friedrich III., der eine ſo geringe Hausmacht beſaß und mit ſo vielen Feinden zu kämpfen hatte, mußte ſich um ſo dankbarer beweiſen gegen ein Haus, das unter den mißlichſten Umſtänden ihm treu geblieben und ſo weſentlich ſeine Zwecke befördert hatte. So iſt der große Erfolg, den er bei der Kirchenfrage gehabt, zu einem großen Theile auf Rechnung der Hohenzollern, beſonders des Markgrafen Albrecht Achilles zu ſetzen. Dieſer bearbeitete mit ſeinem Bruder die übrigen weltlichen Kurfürſten und gewann ſie für die kaiſerliche Anſicht. Dabei darf man aber nicht vorausſetzen, als ob Albrechts kirchliche Ueberzeugung vollkommen mit der kaiſerlichen übereingeſtimmt hätte. Er dachte nicht anders wie die meiſten andern weltlichen Fürſten, welche, wenn es dem eigenen Nutzen galt, der Kirche ſoviel abgenommen hätten, als ſie vermochten: auch ſeine religiöſen Anſichten waren ziemlich weit, wie ſeine Verbindung mit dem huſſitiſchen Böhmenkönig Podiebrad bewies, und die Gleichgültigkeit, mit welcher er den Kirchenbann ertrug, der einſtmals über ihn verhängt wurde. Es handelte ſich aber darum, dem Kaiſer zu Willen zu ſein und durch den wichtigen Dienſt, den er ihm leiſtete, ſich ihm unentbehrlich zu machen. In der That beſaß Albrecht von nun an den entſchiedenſten Einfluß auf den Kaiſer und beſtimmte weſentlich ſeine Staatskunſt, ſo weit es ihm nämlich dienlich ſchien.

Albrechts nächſte Thätigkeit war darauf gerichtet, in Franken eine noch bedeutendere Machtſtellung zu erlangen und den hohenzolleriſchen Einfluß immer weiter auszudehnen. Wir haben geſehen, wie er bereits mit den Städten angebunden und dieſe zu demüthigen geſucht. Ebenſo machte er ſich an die Biſchöfe. Beſonders an den von Würzburg, mit dem er wegen der Ausdehnung der Gerichtsbarkeit in Händel gerieth. Der Biſchof nannte ſich Herzog von Franken, während Albrecht dieſen Namen ſich gleichfalls beilegte, als erblicher Beſitzer des mit dem Burggrafthum Nürnberg verbundenen kaiſerlichen Landgerichts. Gerade dieſes Landgericht war ihm eine Quelle der verſchiedenſten Anſprüche nicht nur über Angeſeſſene in Franken, ſondern auch über Angehörige benachbarter Gebiete, ſo beſonders von Baiern und der Pfalz. Doch ſtieß er mit dieſen ſeinen Entwürfen auf ſehr erhebliche Widerſprüche.

Eben die Wittelsbacher, deren Beſitzungen zunächſt an das Burggrafthum Nürnberg ſtießen, beobachteten die Hohenzollern und ihr Thun in Franken mit äußerſter Eiferſucht. Schon mit dem Herzog Ludwig dem Bärtigen von Ingolſtadt war Albrechts Vater und er ſelbſt in die blutigſten Fehden gerathen. Doch waren die Hohenzollern dabei glücklich. Denn Ludwigs des Bärtigen eigener Sohn, Ludwig der Höckerichte, der wider den Willen des Vaters eine Schweſter Albrechts Achilles geheirathet hatte und von ihm enterbt worden war, empörte ſich gegen den Vater und nahm ihn mit Hülfe Albrechts gefangen. Hierdurch gewann Albrecht ſogar einen beträchtlichen Einfluß auf das wittelsbachiſche Haus. Doch bald änderten ſich die Verhältniſſe. Ludwig der Höckerichte ſtarb 1445, ohne Kinder zu hinterlaſſen; Ludwig der Bärtige zwei Jahre darauf in der Gefangenſchaft. Der ingolſtädtiſche Antheil wurde nun von der Linie Landshut in Beſitz genommen, wodurch dieſe ihr Gebiet ſehr anſehnlich erweiterte, und die Fürſten dieſer Linie, Heinrich, der aber ſchon 1450 ſtarb, und deſſen Sohn Ludwig der Reiche, waren nicht minder eiferſüchtig auf die Hohenzollern als Ludwig der Bärtige. Ludwig der Reiche gerieth alsbald mit Albrecht Achilles über die Ausdehnung der Gerichtsbarkeit in die mannichfachſten Händel. Ludwig ſtand aber in ſeiner Widerſetzung gegen Albrecht Achilles nicht allein, ſondern er wurde von der pfalzgräflichen Linie des Hauſes Wittelsbach unterſtützt, an deren Spitze eben jetzt ein Fürſt trat, der an Gewandtheit, Klugheit und kriegeriſcher Tüchtigkeit es mit Albrecht Achilles wohl aufnehmen konnte. Das war Friedrich der Siegreiche.

Der König Ruprecht, der die Pfalz ſo ſehr erweitert hatte, hinterließ die Kurlande ſeinem älteſten Sohne Ludwig dem Bärtigen (nicht zu verwechſeln mit dem ingolſtädter Ludwig von demſelben

Beinamen), welcher im Jahre 1437 ſtarb. Er hatte zwei Söhne, Ludwig den Sanftmüthigen, welcher in der Kur folgte, und Friedrich. Da nun Ludwig bei ſeinem 1449 erfolgten Tode einen erſt einjährigen Sohn hinterließ, ſo übernahm Friedrich zunächſt die Verwaltung des Kurfürſtenthums, einige Jahre ſpäter aber, als ſich inzwiſchen von allen Seiten Feinde erhoben, übernahm er unter Billigung der Landſtände die kurfürſtliche Würde ſelbſt, jedoch mit dem Verſprechen, ſich nie verheirathen zu wollen, ſo daß ſeinem Neffen die Kur geſichert bliebe. In der That iſt er ihm auch gefolgt. Dieſer Friedrich bewies ſich ſofort als ein äußerſt ſtaatskluger, kräftiger, von den glücklichſten Erfolgen begleiteter Regent. Von faſt allen ſeinen Nachbarn angefallen, von dem Markgrafen von Baden, dem Erzbiſchof Diether von Mainz, den Grafen von Lützelſtein, Veldenz, Lichtenberg, wußte er ſich nicht nur gegen alle dieſe zu behaupten — die Grafen von Lützelſtein, ſeine Vaſallen, vertrieb er ſogar aus ihren Beſitzungen und vereinigte dieſe mit der Pfalz — ſondern ſein Anſehn ſtieg durch die glückliche Beendigung dieſer Fehde außerordentlich und er verſäumte nicht, ſeinen Einfluß durch mehrfache Bündniſſe zu verſtärken. Unter dieſen ſind beſonders die Bündniſſe mit mehreren Reichsſtädten bedeutſam. Die letzteren hatten zu den Pfalzgrafen ein beſonderes Vertrauen, weil ſie an dem Städtekriege nicht Theil genommen hatten. Die Pfalzgrafen befolgten nämlich ſchon ſeit einiger Zeit die Staatsklugheit, mit den rheiniſchen Städten ein freundſchaftliches Vernehmen zu beobachten, um nöthigenfalls ihre reichen Hülfskräfte in Anſpruch nehmen und überhaupt durch ihren Anhang ſich ſtärken zu können. Friedrich der Siegreiche dehnte dieſe Bündniſſe auch auf die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Städte aus. So trat er bereits im Jahre 1451 mit Wimpfen, Ulm, Reutlingen, Weil, Kempten, Giengen, Aalen in Verbindung; im Jahre 1452 mit Nürnberg, Nördlingen, Rotenburg an der Tauber, Dünkelsbühl, Windsheim, Weißenburg im Nordgau; 1454 mit Heilbronn; 1457 mit Straßburg. Die meiſten übrigen elſäſſiſchen Städte beſaß die Pfalz von den Zeiten Sigmunds her im Pfand. Dies Alles deutete auf das entſchiedene Beſtreben Friedrichs, ſich eine mächtige ſtaatliche Stellung zu verſchaffen und ſeinen Einfluß weit über die Pfalz auszudehnen. Beſonders die Verbindungen mit den ſchwäbiſchen und fränkiſchen

Städten waren beachtenswerth: um ſo mehr, als Friedrich ohnedies von zwei Seiten ſeines Gebietes an Franken ſtieß, vom Weſten her und vom Süden und Oſten her, von der Oberpfalz, denn dieſe war nach dem Ausſterben der Linie Johanns 1448 wieder an Kurpfalz gekommen. Die Gefährlichkeit dieſer Stellung des Pfalzgrafen für die hohenzollernſchen Entwürfe konnte Albrecht Achilles nicht entgehen.

Ich glaube daher, daß wohl auf ſeinen Einfluß hin der Kaiſer ſich weigerte, Friedrich als Kurfürſten anzuerkennen. Allerdings ſtand die Annahme der Kurfürſtenwürde von Seite Friedrichs, mit Umgehung ſeiner Neffen, im Widerſpruche mit der goldenen Bulle, auch wäre es wohl ſchicklich geweſen, vorher beim Kaiſer anzufragen. Aber ein ähnlicher Fall war ſchon mit Rudolf II. vorgekommen*), alſo in der Pfalz nichts Ungewöhnliches; ferner zeigte der Papſt, nach dem ſich der Kaiſer doch ſonſt richtete, keine Bedenklichkeit, Friedrich anzuerkennen, und endlich ſoll ſich ſogar der Kaiſer Anfangs dazu bereit erklärt haben, wenn die Kurfürſten nichts dagegen hätten. Offenbar alſo iſt ein anderer Einfluß thätig geweſen. Mitgewirkt mag allerdings auch haben, daß Friedrich der Siegreiche bereits im Anfange des Jahres 1452 ſich mit dem Herzoge Sigmund von Tyrol verband, eine Thatſache, die als gegen den Kaiſer gerichtet gedeutet werden konnte, und von den Feinden des Pfalzgrafen in dieſem Sinne bei Friedrich III. gewiß geltend gemacht worden iſt. Genug: der Kaiſer verweigerte die Anerkennung Friedrichs als Kurfürſten, und hat ſich dadurch dieſen zum unverſöhnlichſten Feind gemacht, ohne daß ihm die Weigerung etwas geholfen hätte. Denn die andern Kurfürſten erkannten ihn doch an, und Friedrich behauptete ſich in ſeiner Würde, ſo lange er lebte. Zugleich wurden Friedrich dem Siegreichen auch in ſeinem eigenen Gebiete Schwierigkeiten verurſacht. Die Oberpfalz nämlich weigerte ſich, ihm als ihrem Herrn zu huldigen, und ſetzte dieſe Weigerung ſo lange fort, bis ſie mit Waffengewalt von ihm zur Unterwerfung gebracht wurde. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch hiebei Albrecht Achilles ſeine Hand mit im Spiele gehabt. Wenigſtens nahm er ſpäter**) ſehr eifrig die Partei der Empörer wider den Kurfürſten und warf dieſem ſein ungerechtes und grauſames Verfahren gegen die Oberpfälzer vor.

---

*) Siehe S. 168.

**) Müller Reichstagstheatrum, unter Friedrich IV. 764.

Auf dieſe Weiſe entwickelte ſich, noch lange ehe es zu einem förmlichen Kriege kam, ein feindliches Verhältniß zwiſchen den Wittelsbachern und Hohenzollern. Jeder ſuchte dem Andern zu ſchaden, ſeine Plane zu durchkreuzen, ſich durch Bundesgenoſſen zu ſtärken. Hielt es Markgraf Albrecht Achilles mit dem Kaiſer, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſich Friedrich der Siegreiche auf die Seite der Gegner des Kaiſers ſchlug. Ja, er trat bald an die Spitze dieſer Partei.

Und dieſe Partei war nicht gering. Es gehörten zu ihr alle Verwandte des Kaiſers: ſein Bruder Albrecht, ſein Vetter Ladislaus, Erzherzog von Oeſterreich, König von Böhmen und Ungarn, und Sigmund von Tyrol; ferner alle Erzbiſchöfe am Rhein und Baiern-Landshut. Dieſe Partei war ſehr rührig und ging ernſtlich damit um, Friedrich III. vom Throne zu ſtoßen. Rechtsgründe zu einem ſolchen Verfahren ließen ſich wohl auffinden. Denn Friedrich gab genug Veranlaſſung zur Unzufriedenheit, und zwar nach zwei Seiten hin, einmal wegen ſeiner Reichsverwaltung und dann wegen der Stellung, die er zur römiſchen Kurie einnahm.

Was die erſtere anbetrifft, ſo hatte unter ſeiner Regierung die Verwirrung im Reiche, die Unſicherheit der Straßen, Räuberei, Geſetzloſigkeit in erſchrecklicher Weiſe überhand genommen. Faſt auf jedem Reichstage wurden von Seite der Stände die öffentlichen Verhältniſſe mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert und der Kaiſer aufgefordert, dem Uebel ein Ende zu machen. Merkwürdig, wie nun auf einmal Fürſten und Kaiſer die Rollen wechſeln. Früher, unter Sigmund und Albrecht, waren die Verſuche, den Landfrieden herzuſtellen und eine Verbeſſerung der Reichsverfaſſung zu betreiben, von den Kaiſern ausgegangen, ſtießen aber immer auf den Widerſpruch der Fürſten. Jetzt ſind es dieſe, welche vor allem Andern auf den Landfrieden bringen und auf Herſtellung allgemeiner Gerechtigkeit. Dieſe Erſcheinung findet aber ihre Erklärung in Folgendem. Früher wünſchten die Kaiſer die Verbeſſerung der Reichsverfaſſung mehr oder minder in dem Sinne, daß dadurch ihre Gewalt einen neuen Zuwachs erhalte, und darum ſetzten ſich ihr die Fürſten entgegen. Seit dem Ausgange des zweiten Städtekrieges aber war ihre Macht ſo geſtiegen, gleichzeitig die ſtaatliche Bedeutung der Städte, die den Kaiſern ſonſt immer den Rücken gehalten, ſo geſunken, daß die Fürſten nun ihrerſeits auf eine Verbeſſerung der Reichsverfaſſung dringen konnten, da dieſe jetzt in fürſtlichem Sinne ausgefallen wäre. In der That ſpielt in allen Entwürfen, welche von den Fürſten ausgehen, das Fürſtenthum eine bedeutende Rolle. Aber eben darum wollte nun auch der Kaiſer nichts davon wiſſen. Er beſaß zwar nicht die Kraft des ſelbſtändigen wirkſamen Vorangehens, aber doch die der Trägheit, des Widerſtandes: er wollte ſich die Hände nicht binden laſſen. Hierüber aber wurden die Fürſten erbittert; denn abgeſehen von beſonderen Zwecken, welche manche bei der Widerſetzung gegen den Kaiſer verfolgten, fühlten ſie doch alle das Bedürfniß, daß es einmal zu einer beſtimmten Ordnung kommen möchte, zumal ſie ſo erſtarkt waren, daß dieſe ihnen keinen Nachtheil mehr bringen konnte.

Zugleich wuchs die Unzufriedenheit mit dem päpſtlichen Stuhl. Bei dem Abſchluß der Konkordate, welchen die Schlauheit des kaiſerlichen Hofes zu Wege gebracht, mochten ſich die meiſten Fürſten der Hoffnung hingeben, daß nun eine Verbeſſerung der kirchlichen Verhältniſſe eintreten würde. Auch wurde von einigen Mitgliedern der Kirche der Gedanke aufgegriffen, der ſich ſo oft in der Geſchichte des Abendlandes wiederholte, von innen heraus eine Erneuerung der Kirche zu verſuchen, ohne jedoch die urſprüngliche Idee derſelben zu beſeitigen oder zu verändern, und in dieſer Beziehung hat beſonders Nikolaus von Cuſa eine bedeutende Wirkſamkeit entfaltet, wie er denn überhaupt den Gedanken der Kirchenverbeſſerung nicht aufgegeben hat: im Norden wirkte beſonders der Abt Buſch in ſeinem Sinne. Aber dieſe Verſuche waren doch viel zu vereinzelt, als daß ſie auf das Ganze irgend einen Einfluß hätten üben können, auch verſchwanden ſie nach einiger Zeit faſt ſpurlos. Eine andere Erſcheinung war die des Franziskaners Kapiſtranus, eines Kreuzpredigers, der an die Zeiten Bernhards von Clairveaux erinnerte, von einer außerordentlichen hinreißenden Beredtſamkeit, im Geruche der Heiligkeit ſtehend. Er bereiſte im Auftrage des Papſtes die verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands, hielt überall Predigten gegen die Ueppigkeit, Hochfahrt und Kleiderpracht und hatte doch meiſtens die Wirkung, daß die Einwohner darauf bezügliche Gegenſtände, wie ſpitzige Schuhe, Wulſthauben, Brettſpiele, Karten, Würfel in großen Haufen ihm darbrachten und verbrannten. Dieſer Mönch predigte aber zugleich gegen die Ketzerei und den Unglauben, und es heißt, daß er auch in dieſer Beziehung große Wirkungen gehabt habe. Im Ganzen machte er aber mehr den Eindruck eines guten Schauſpielers, der die Neugierde reizte, auch wohl augenblickliche Bewunderung erzwingen mochte, meiſt jedoch nur deßhalb Erfolge hatte, weil er einmal an der Tagesordnung war. Mit ſeinem Tode, der ſchon 1456 erfolgte, endete natürlich auch dieſe Art von Wirkſamkeit. Auch konnten die augenblicklichen Erfolge Kapiſtrans durchaus nicht täuſchen über die eigentliche Stimmung der öffentlichen Meinung in Deutſchland, welche für Rom höchſt ungünſtig war. Die römiſche Kurie ſetzte die früheren Erpreſſungen fort und zog aus Deutſchland wieder ebenſo ungeheuere Summen, wie früher. Dieſe Thatſache konnte durch nichts weggeſtritten und weggepredigt werden: Jeder fühlte die Wahrheit derſelben nur zu ſehr an ſeinem eigenen Beutel. Dieſes Verfahren, ſo kurze Zeit nach der Wiederherſtellung des Kirchenfriedens, empörte Alle, und es wurden auf Reichstagen und ſonſt die bitterſten Stimmen über Rom laut. Die Dinge ließen ſich aber bald für Rom um ſo gefährlicher an, als manche Fürſten unmittelbar in die Kirchenfrage verwickelt wurden. So gerieth der Herzog Sigmund von Tyrol mit dem Biſchofe von Brixen, eben jenem Nikolaus von Cuſa, den wir ſchon öfters erwähnt, in die vielfältigſten Händel über die Gränzen der herzoglichen und biſchöflichen Gerichtsbarkeit. Der Zankapfel wurde ſchon dadurch zwiſchen beide geworfen, daß Nikolaus vom Papſte zum Biſchof ernannt wurde wider den Willen des Herzogs, der ſchon einen anderen dazu beſtimmt hatte.

Es war natürlich, daß die gegenkaiſerliche und die gegenpäpſtliche Partei mit einander gemeinſame Sache machten, da ja Papſt und Kaiſer auch verbunden waren und ſich gegenſeitig unterſtützten. Eine ſolche Vereinigung der Widerſtandspartei war aber für Kaiſer und Papſt höchſt gefährlich, da ſie auf die öffentliche Meinung rechnen konnte. Im Jahre 1456 ging ſie ernſtlich voran. Die Kurfürſten hielten zu Nürnberg einen Fürſtentag und luden auch den Kaiſer Friedrich dazu ein. Gegenwärtig waren der Erzbiſchof von Mainz, der Pfalzgraf, der Markgraf Friedrich von Brandenburg, nebſt mehreren anderen weltlichen und geiſtlichen Fürſten. Auf dieſem Tage wurde über eine neue Königswahl verhandelt, und beſchloſſen, an den Kaiſer Friedrich ein Schreiben zu richten, in welchem er aufgefordert wurde, ſeine Zuſtimmung zu der bevorſtehenden Wahl zu geben, widrigenfalls man ſie auch gegen ſeinen Willen vornehmen wolle. Auf zwei Fürſten hatte man ſchon die Blicke gerichtet, auf den Erzherzog Albrecht von Oeſterreich und auf den Pfalzgrafen Friedrich den Siegreichen. Da jedoch auf dieſem Tage nicht genug Fürſten erſchienen waren, ſo wurde für das nächſte Jahr eine neue Verſammlung nach Frankfurt ausgeſchrieben, welche in der That zu Stande kam. Zugleich griff man auch ernſtlich an die Kirchenfrage. Man wollte den Tod des Papſtes Nikolaus V. (1455) benutzen, um dieſelbe im Sinne der Widerſtandspartei zu erledigen, und nicht eher dem neuen Papſte Calixtus III. Gehorſam leiſten, bis er allen Beſchwerden der deutſchen Nation abgeholfen hätte. Zu dieſem Ende berief der Erzbiſchof Diether von Mainz für das Jahr 1457 eine Kirchenverſammlung nach Mainz, auf welcher die Frage verhandelt wurde. Durch den Kanzler des Erzbiſchofs Diether, Martin Meyer, einen der gelehrteſten, freiſinnigſten und thätigſten Männer der damaligen Zeit, einen Freund Gregors von Heimburg, wurden nun die Beſchwerden der deutſchen Nation wider den römiſchen Stuhl abgefaßt und an die geeignete Stelle befördert. Zugleich ſetzte Meyer in einem Schreiben an ſeinen ehemaligen Freund Aeneas Sylvius mit überzeugender Klarheit die Uebergriffe Roms und die Unverträglichkeit derſelben mit den Rechten der deutſchen Nation auseinander.

Die Lage von Kaiſer und Papſt war alſo mißlich genug. Gleichwohl entgingen beide der drohenden Gefahr. Was den Widerſtand gegen den Kaiſer anbetrifft, ſo wurde dieſer wiederum durch die Brandenburger unwirkſam gemacht, indem der Kurfürſt Friedrich dem Kaiſer treu blieb und auch den Herzog von Sachſen für ſeine Anſicht zu gewinnen wußte. Die Brandenburger erhielten dafür vom Kaiſer eine Beſtätigung aller Rechte des Landgerichts vom Burggrafthum Nürnberg, wogegen alle dawider ſtreitenden Freiheiten für ungültig erklärt wurden.*) Der Frankfurter Tag von 1457 hatte alſo kein für den Kaiſer nachtheiliges Ergebniß. Was aber die Widerſetzung gegen die römiſche Kirche anbetrifft, ſo gab ſich Aeneas Sylvius eine erſtaunliche Mühe, die gegen ſie erhobenen Anſchuldigungen zu widerlegen. Aber zugleich trachtete er auch darnach, die weltlichen Fürſten von der papſtfeindlichen Partei abzubringen. Er ſtellte ihnen vor, daß die ſtrenge Einhaltung der Kompaktaten gar nicht mit ihrem Vortheile übereinſtimme: denn wenn dem Papſte eine größere Freiheit bei der Beſetzung der biſchöflichen Stühle gegeben ſei, ſo wäre es den fürſtlichen Häuſern weit leichter, ihre nachgeborenen Söhne auf ihnen unterzubringen, als wenn die unbedingte Freiheit der Wahl durch die Kapitel eingehalten würde. Das ſcheint den weltlichen Fürſten eingeleuchtet zu haben. Denn die Zuſammenkünfte der Kirchenfürſten hatten eben ſo wenig die gewünſchten Erfolge, als die Verſuche, den Kaiſer zu ſtürzen. Beide Unternehmungen ſcheiterten an der Uneinigkeit der Deutſchen.

---

*) Chmel Regesta Friderici. Nr. 3516.

Der ſchlechte Ausgang dieſer Verſuche wider Kaiſer und Papſt brachte die Auflöſung der Widerſtandspartei zu Wege, und ſo trat namentlich zwiſchen dem Pfalzgraf Friedrich und dem Erzbiſchof von Mainz, die ſich 1456 ausgeſöhnt und ſich zur Erreichung der eben dargelegten Zwecke verbunden hatten, wieder die frühere feindſelige Geſinnung ein. Dies wollte Albrecht Achilles benutzen, um dem Pfalzgrafen ernſtlich auf den Leib zu gehen. Auf einem Tage zu Speier im März 1458 verabredete er mit dem Erzbiſchof Diether von Mainz, dem Herzog Ludwig von Veldenz, dem Grafen Ulrich von Würtemberg, lauter alten Feinden des Pfalzgrafen, ein Bündniß, welches bald darauf (20. Juni) abgeſchloſſen wurde. Und nun ergriff er die nächſte Gelegenheit, um mit Friedrich anzubinden. Auf pfalzgräflichem Gebiete, an der Jart, unweit Möckmühl, befand ſich das Ganerbenſchloß Widdern, von wo aus häufige Räubereien geſchahen. Die dort hauſenden Edelleute, welche übrigens Vaſallen des Biſchofs von Würzburg waren, wurden nun beim Landgerichte des Markgrafen Albrecht Achilles verklagt. Dieſer that ſie in die Acht, rückte mit dem Grafen Ulrich von Würtemberg vor das Schloß, nahm es ein und zerſtörte es. Friedrich der Siegreiche hatte dies geſchehen laſſen, beſchloß ſich aber bei gelegener Zeit zu rächen. Faſt um dieſelbe Zeit, als ſich Albrecht mit Mainz, Veldenz und Würtemberg verbündet, ſchloß der Pfalzgraf eine Einigung mit dem Herzog Ludwig dem Reichen von Baiern-Landshut, und als Zweck dieſer Einigung wurde ausdrücklich feſtgeſetzt, ſich gegenſeitig wider die Uebergriffe des markgräflichen Landgerichts beizuſtehen. Nun bemächtigte ſich dieſer Ludwig der Reiche im Oktober 1458 der Reichsſtadt Donauwerth. Sie war früher den Herzogen von Baiern verpfändet geweſen, unter Kaiſer Sigmund erlangte ſie wieder die Reichsunmittelbarkeit, die Herzoge von Baiern glaubten aber noch Anſprüche darauf zu haben. Ludwig der Reiche zog alſo mit 12,000 Mann vor die Stadt und nahm ſie ein, durch die Verrätherei des dortigen Bürgermeiſters begünſtigt. An dieſer Unternehmung nahmen ſowohl Friedrich der Siegreiche, wie Albrecht Achilles Theil, ja der letztere ſtellte dem Herzog Ludwig ſogar noch eine Anzahl Truppen zur Verfügung und gab ihm Mittel und Wege an die Hand, wie er ſich wegen dieſer That vor dem Kaiſer verantworten könne. Da Albrecht ſpäter ſelber die Reichshauptmannſchaft wider Ludwig übernahm, ſo kann man als Beweggrund dieſer ſeiner Handlungsweiſe keinen anderen anſehen, als den, die Wittelsbacher in Händel zu verwickeln und das ganze Reich gegen ſie auf die Beine zu bringen, um unter dieſem Schild ſeine Privatabſichten gegen ſie zu verfolgen. In der That machte dieſer Landfriedensbruch ein großes Aufſehen, und die Feinde der Wittelsbacher glaubten nun den paſſenden Zeitpunkt gekommen, ſie zu Boden zu werfen. Es wurde zwar noch ein Vermittlungstag in Bamberg gehalten. Hier aber geriethen Friedrich der Siegreiche und Albrecht Achilles in ſo heftigen Streit, daß ſie die Degen gegen einander zogen und nur mit Mühe auseinandergehalten werden konnten. Auf dem Reichstage zu Eßlingen (Februar 1459) wurde ſodann Ludwig als Reichsfeind erklärt und ein Heerzug gegen ihn beſchloſſen, als deſſen Hauptmann Albrecht Achilles beſtellt wurde. Da vermittelte indeſſen Aeneas Sylvius, der inzwiſchen Papſt geworden und damit umging, einen großen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, den Frieden, ſo daß ſich Ludwig bereit erklärte, Donauwerth herauszugeben und ſich dem Ausſpruche des Kaiſers zu unterwerfen. Ja, er ſagte auch im Namen des Pfalzgrafen Friedrich deſſen Bereitwilligkeit zu, den Ausſpruch eines Schiedsgerichts über ſeine Streitigkeiten mit Mainz, Veldenz, Würtemberg anzuerkennen. Dieſes Schiedsgericht, auf welches aller

Wahrſcheinlichkeit nach Albrecht Achilles einen bedeutenden Einfluß übte, erledigte aber die ſchwebenden Fragen zum Nachtheile Friedrichs. Dieſer weigerte ſich entſchieden, den Spruch anzunehmen, und beredete auch Ludwig gegen den Ausſpruch, wonach er Donauwerth verlieren ſollte, Verwahrung einzulegen.

Und nun begann (im Jahre 1460) der Krieg erſt recht. Es war Albrecht Achilles gelungen, dieſen Krieg, der eigentlich aus der Feindſeligkeit der Hohenzollern und der Wittelsbacher hervorgegangen war, zu einem Reichskriege anwachſen zu laſſen. Denn als ſolcher wurde er ſofort behandelt. Der Kaiſer Friedrich rief die Stände wider die beiden Wittelsbacher auf, und alſobald ſtanden dreizehn Fürſten gegen ſie in den Waffen: der Erzbiſchof von Mainz, der Herzog von Veldenz, der Graf von Leiningen, der Erzbiſchof Johann von Trier, die Biſchöfe von Metz, Speier, Eichſtett, der Markgraf Karl von Baden, der Graf von Würtemberg, der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg, Markgraf Albrecht Achilles, der Kurfürſt von Sachſen und ſein Bruder Herzog Wilhelm von Sachſen. Gegen dieſe vielen Feinde ſtanden die Wittelsbacher faſt allein: nur der Landgraf von Heſſen leiſtete thätige Hülfe und die beiden fränkiſchen Biſchöfe von Würzburg und Bamberg; auch einige Reichsſtädte, wie Speier, Straßburg, Heilbronn, Wimpfen, Weißenburg und andere unterſtützten den Pfalzgrafen. Nichts deſto weniger wußten ſich Ludwig und Friedrich nicht nur all ihrer Feinde zu erwehren, ſondern dieſe ſelbſt in großes Gedränge zu bringen. Ludwig der Reiche brach in die fränkiſchen Beſitzungen des Markgrafen Albrecht Achilles ein, eroberte mehrere Schlöſſer und Städte und zwang ihn zuletzt, ſich zu der Richtung von Roth (24. Juni 1460) zu verſtehen, in welcher die zwiſchen beiden Fürſten obwaltenden Streitigkeiten, namentlich wegen des Nürnberger Landgerichts, ganz zu Gunſten des Herzogs Ludwig erledigt wurden. Der Pfalzgraf Friedrich aber ſchlug einen ſeiner Feinde nach dem andern, und nöthigte ſie ebenfalls zum Frieden, den Erzbiſchof von Mainz am 16. Juli, den Grafen von Würtemberg am 8. Auguſt. Mit Veldenz ging zwar die Fehde noch fort, aber zum Vortheile des Kurfürſten, ſo daß es das Jahr darauf ebenfalls zum Frieden kam.

Die Wittelsbacher waren demnach in dem entſchiedenſten Vortheil, die Hohenzollern hatten eine Niederlage erlitten; dieſe traf aber nicht ſie allein, ſondern noch viel mehr den Kaiſer, der aus der Fehde einen Reichskrieg gemacht hatte: durch dieſen Ausgang des erſten Feldzugs mußte daher das kaiſerliche Anſehen ungemein verlieren.

Wie nun? Sollte man dieſen äußerſt günſtigen Zeitpunkt nicht benützen, um die vor Kurzem geſcheiterten Entwürfe wieder aufzunehmen, nämlich den Kaiſer zu ſtürzen, und die Kirchenfrage im nationalen Sinne zu erledigen?

Der Kaiſer ſchien in dem Augenblicke kaum irgend einen Widerſtand leiſten zu können. Denn er befand ſich in ſeinen Erblanden in den widrigſten Verwicklungen. Im Jahre 1457 war Ladislaus kinderlos geſtorben, welcher König von Ungarn und Böhmen und Herzog von Oeſterreich geweſen. Dieſe drei Länder waren demnach herrenlos. Gelang es Friedrichen, ſie zuſammen an ſein Haus zu bringen, ſo ſtieg ſeine Macht außerordentlich. Aber die Böhmen wählten ſofort Georg von Podiebrad, der ſchon früher Statthalter geweſen und noch unter Ladislaus eine einflußreiche Stellung behauptet hatte, zum böhmiſchen Könige, und die Ungarn erhoben den Sohn des tapferen Hunyad, Mathias Corvinus, auf ihren Thron. Da nun aber eine mißvergnügte Partei den Kaiſer Friedrich zum ungariſchen Könige wählte (1459), ſo ging dieſer darauf ein, erhob den Krieg gegen Mathias, war aber ſehr unglücklich. Dieſer Krieg dauerte noch fort. Zugleich gerieth der Kaiſer mit ſeinem Bruder Albrecht und ſeinem Vetter Sigmund in die größten Streitigkeiten über die durch Ladislaus Tod erledigten öſterreichiſchen Lande. Und kaum waren dieſe Händel durch Vermittlung der Landſtände beigelegt, ſo erhob ſich gegen Friedrich unter ſeinen eigenen Unterthanen eine ſehr gefährliche Bewegung, hervorgerufen durch ſeine ausnehmend ſchlechte Verwaltung, namentlich durch ſeine Münzverſchlechterung. Er prägte ſo ſchlechtes Geld — die Münze erhielt den bezeichnenden Namen „Schinderlinge“ — daß es Niemand mehr nehmen wollte, und die Preiſe der Lebensmittel zu einer ganz ungeheueren Höhe künſtlich hinaufgeſchraubt wurden. Ein allgemeines Elend, eine Hungersnoth war die Folge davon. Die Landſtände nahmen nun endlich die Sache in die Hand. Da aber Friedrich auf ihre Vorſtellungen nicht eingehen wollte, ſo widerſetzten ſie ſich gegen ihn und alſobald ſchloß ſich auch Friedrichs Bruder Albrecht ihnen an. Friedrich war in der troſtloſeſten Lage: er vermochte ſeinen Feinden nicht zu widerſtehen.

Um dieſelbe Zeit erhielt auch die kirchliche Widerſtandspartei eine neue Nahrung. Der neue Erzbiſchof von Mainz, Diether von Iſenburg — der vorige, welcher ebenfalls Diether hieß, war im Jahre 1459 geſtorben — ſollte dem päpſtlichen Hofe für die Beſtätigung ſeiner Würde eine ungeheuere Summe zahlen: als er ſich deſſen weigerte, wurde er vom Papſte mit dem Banne bedroht. Diether wollte ſich das nicht gefallen laſſen und beeiferte ſich nun, die Widerſtandspartei gegen Rom friſch zu beleben und die Abſtellung der päpſtlichen Mißbräuche nochmals zur Sprache zu bringen. Zugleich war der Streit zwiſchen Sigmund von Tyrol und Nikolaus von Cuſa in eine neue Entwicklung getreten. Sigmund nahm endlich (1460) den Biſchof gefangen. Darauf wurde er in den Bann gethan, er aber erkannte dieſen Spruch nicht an, berief ſich vielmehr auf eine allgemeine Kirchenverſammlung, und übergab die Führung ſeiner Sache dem kühnen Gregor von Heimburg, welcher nichts verſäumte, um der römiſchen Kurie wehe zu thun und in vortrefflichen Schriften alle ihre Bedrückungen in das rechte Licht zu ſetzen wußte.

Der Zeitpunkt war alſo günſtig genug, um gegen Papſt und Kaiſer voranzugehen und einen entſcheidenden Schlag zu verſuchen.

Zunächſt alſo dachte die kaiſerfeindliche Partei daran, Friedrich III. abzuſetzen und einen neuen König zu wählen, von dem man zugleich erwarten konnte, daß er dem Papſte gegenüber eine andere Haltung beobachten würde. Dazu ſchien ſich nun Niemand beſſer zu eignen, als der König von Böhmen, Georg von Podiebrad. Dieſer war, obſchon er bei ſeiner Thronbeſteigung ſich zu der römiſch-katholiſchen Kirche bekannte, im Grunde ſeines Herzens der huſſitiſchen Partei zugethan und hielt ſtrenge auf die Beobachtung der mit der baſeler Kirchenverſammlung vereinbarten prager Kompaktaten. Es war vorauszuſetzen, daß er als Oberhaupt der deutſchen Nation nicht minder kräftig die Rechte der deutſchen Kirche verfechten würde. Als Beſitzer von Böhmen, Mähren, Schleſien und den Lauſitzen war er der mächtigſte Fürſt des deutſchen Reiches. Dabei hatte er ſich bereits als glücklicher Krieger ausgezeichnet, indem er aus allen Kämpfen mit den böhmiſchen Nachbarn ſiegreich hervorging. Und in der Staatsklugheit, die nicht immer frei von Hinterliſt war, wetteiferte er mit den ſchlaueſten und umſichtigſten Fürſten ſeiner Zeit. Obſchon nicht im Purpur geboren, ſondern ein einfacher Edelmann, wußte er doch gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung durch kluge Unterhandlungen und Bündniſſe mit den bedeutendſten Fürſtenhäuſern eine äußerſt vortheilhafte Stellung einzunehmen und einen mächtigen ſtaatlichen Einfluß zu üben. Er knüpfte den König von Ungarn, Mathias Corvinus, an ſich, indem er ihm eine Tochter zur Frau gab; er wußte den Kaiſer Friedrich zur Anerkennung ſeiner Würde zu vermögen, indem er ihm verſprach, gegen eben dieſen Mathias Corvinus ihm beizuſtehen, woran er natürlich nicht dachte; er gewann das ſächſiſche Fürſtenhaus, indem er eine zweite Tochter mit dem Herzog Albert, dem Beherzten, verheirathete; er ſchloß ſodann auch mit den Hohenzollern Bündniſſe, namentlich mit Albrecht Achilles hielt er ein freundliches Vernehmen ein. Dies hielt ihn aber nicht ab, zugleich auch mit den Feinden des Kaiſers und der Hohenzollern Verbindungen anzuknüpfen, ſo 1459 mit Friedrich dem Siegreichen, 1460 mit Ludwig dem Reichen in Baiern-Landshut, 1459 und 1461 mit dem Erzherzog Albrecht von Oeſterreich, mit Sigmund von Tyrol und den öſterreichiſchen Landſtänden, die ſich wegen ihres Streites mit dem Kaiſer an ihn gewendet hatten. Da ihm bisher Alles ſo gut geglückt war, ſo hoffte er noch Größeres erreichen zu können. Sein Ziel war die Krone des deutſchen Reiches. Es iſt nicht mehr genau zu ermitteln, ob die erſten Schritte zu dieſem Ziele von ihm ausgegangen ſind oder von der kaiſerfeindlichen Partei. Bemerkenswerth aber iſt, daß der bisherige kurmainziſche Kanzler Martin Meyer, welcher bei dem früheren Widerſtandsverſuch gegen Rom eine bedeutende Rolle ſpielte, nun auf einmal als Bevollmächtigter des Königs von Böhmen erſcheint und die Unterhandlungen wegen der Königswahl leitete. Auch Gregor von Heimburg wurde bei dieſer Angelegenheit verwendet.

Zunächſt ſuchte nun Podiebrad mit den Wittelsbachern ins Reine zu kommen.*) Martin Meyer unterhandelte zuerſt mit

---

*) Vergleiche über das Folgende: Höfler: urkundliche Nachrichten über König Georg Podiebrads von Böhmen Verſuch, die deutſche Kaiſerkrone an ſich zu reißen.

Herzog Ludwig von Baiern, und im Oktober 1460 wurde bereits zwiſchen ihnen folgender Vertrag geſchloſſen. Ludwig bietet Alles auf, um Podiebrad zur römiſchen Königskrone zu verhelfen, wird dafür deſſen oberſter Hofmeiſter und Rath mit 8000 Gulden, erhält Donauwerth zurück, bis die Stadt vom Reiche mit 40,000 Gulden ausgelöst wird, bekommt ſammt dem Pfalzgrafen Friedrich die Reichsſtatthalterſchaft, wenn der König außer Landes ſich befindet, und wird mit etwa fällig werdenden Reichsleben bedacht. Mit dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz wurde im November abgeſchloſſen. Friedrich verſpricht, Podiebrad zum römiſchen König zu erwählen, erhält dafür die Reichshauptmannſchaft und mit ſeinem Vetter Ludwig die Reichsſtatthalterſchaft, den dritten Theil eines Zolls, den der König auf die Frankfurter Meſſen legen ſoll, einen neuen Zoll zu St. Felix, die Verſicherung, daß bei einem ledig werdenden Biſchofsſtuhle ſeine Familie bedacht werden ſolle, die Anwartſchaft auf die Stadt Mainz, wenn ſie etwa der König Jemanden „befehlen“ wolle, das Recht, alle Pfandſchaften des Reichs zu löſen und zu behalten, ferner daß der König nur mit Genehmigung der Pfalz einen Hofrichter aufnehmen werde. Die kurfürſtlichen Räthe wurden ebenfalls reichlich bedacht. Ein weiterer Vertrag kam im December 1460 mit dem Erzbiſchof Diether von Mainz zu Stande. Hier trat beſonders die kirchliche Frage in den Vordergrund. Podiebrad gibt gegen das Verſprechen des Erzbiſchofs, ihn zum römiſchen König zu wählen, die Verſicherung, eine allgemeine Kirchenverſammlung in einer Stadt am Rheine zu Wege zu bringen, die baſeler Beſchlüſſe aufrecht zu erhalten, die Geiſtlichen bei ihren Rechten und Freiheiten zu ſchützen. Sodann ſollte Podiebrad im Reiche ordentliches Gericht, Friede und Einigkeit ſchaffen, einen Zug gegen die Türken unternehmen, ohne Wiſſen und Willen der Kurfürſten keine Auflage ausſchreiben. Als beſondere Begünſtigung des Erzbiſchofs nahm er in Anſpruch den zehnten Pfennig der Judenſteuer, die Reichsſtatthalterſchaft und Berückſichtigung ſeiner Brüder bei ledig werdenden Erzbisthümern und ſonſtigen

---

In den münchener Gelehrten Anzeigen, XXVIII. S. 33—51. Ferner: Das kaiſerliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles, herausgegeben von Höfler. Urkunden Nr. 12—27.

geiſtlichen Stellen. Man ſieht: die Fürſten verkauften ihre Stimmen ziemlich theuer, und ſie haben über der Sorge für die Wohlfahrt des Reichs ihren eigenen Nutzen nicht im Geringſten vergeſſen. Mit den Kurfürſten von Trier und Köln ließ Podiebrad ebenfalls unterhandeln: über das Ergebniß wiſſen wir aber nichts.

Als ſich der König von Böhmen der Wittelsbacher und des Erzbiſchofs von Mainz verſichert hatte, ſo machte er ſich an die Hohenzollern. Er hatte ihre Zuſtimmung auch darum nöthig, weil dieſes Haus einen beſonderen Einfluß auf Kurſachſen übte. Podiebrad hoffte um ſo mehr ein Eingehen der Hohenzollern auf ſeine Plane, als von ſeinem Ausſpruche die endliche Erledigung der Streitſache zwiſchen Albrecht Achilles und Ludwig von Baiern abhängig war. Durch die Richtung von Roth waren nämlich noch nicht alle Mißhelligkeiten ausgeglichen: Vieles blieb noch in der Schwebe und Podiebrad war von beiden Parteien zum Schiedsrichter ernannt worden. Der König von Böhmen verſäumte nicht, darauf hinzudeuten, als er Albrecht Achilles von ſeinem Plane unterrichtete und ihn um Förderung deſſelben erſuchte. Auch verſprach er ihm und ſeinem Bruder, wenn er deutſcher König geworden, Alles zu bewilligen, was ſie verlangten.

Der ſchlaue Albrecht Achilles glaubte ſich zunächſt zum Meiſter des Geheimniſſes machen zu müſſen, um das ganze Spiel durchſchauen zu können, und darnach ſeine Maßregeln zu nehmen. Er ging alſo ſcheinbar in den Vorſchlag Podiebrads ein und verſprach ſogar ihm zwei Kurſtimmen verſchaffen zu wollen, nämlich Brandenburg und Sachſen. Unterdeſſen erfuhr er das Nähere über die Verhandlungen mit den Wittelsbachern, und da dieſen ſo außerordentliche Vergünſtigungen zugeſtanden worden waren, ſo folgerte er, daß die ihm und ſeinem Hauſe gemachten Zuſicherungen bloße Redensart ſeien: er ſah vielmehr in dem Gelingen des podiebradiſchen Planes nur eine Machterweiterung des verhaßten wittelsbachiſchen Hauſes und beſchloß ihn daher zu vereiteln. Natürlich erwarb er ſich dadurch einen neuen Anſpruch auf die Dankbarkeit des Kaiſers, und die Ausſöhnung deſſelben mit den Wittelsbachern wurde doch faſt unmöglich gemacht.

Der König von Böhmen ſchrieb auf den Anfang des Jahres 1461 einen Fürſtentag nach Eger aus, auf welchem angeblich die noch ſchwebenden Streitpunkte zwiſchen den Hohenzollern und den Wittelsbachern entſchieden werden ſollten. Eigentlich aber ſollten darauf die näheren Verabredungen über Podiebrads Königswahl ſtatt finden. In der That wurde über dieſe Sache verhandelt. Albrecht Achilles hatte aber inzwiſchen die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen gegen den podiebradiſchen Plan geſtimmt, ſo daß dieſe ſich nicht deutlich erklärten. Den Anfragen Podiebrads darüber wußte Albrecht auszuweichen. Man beſchloß zuletzt, auf einem Tage zu Nürnberg, der im März abgehalten wurde, dieſe Frage weiter zu verhandeln. Hier war Podiebrad nicht ſelber gegenwärtig, Albrecht Achilles konnte daher mit noch größerem Erfolg gegen ſeinen Plan arbeiten. In der That kam man nicht weiter. Brandenburg und Sachſen erklärten ſich jetzt ganz offen gegen den podiebradiſchen Vorſchlag, und ſelbſt Pfalz und Mainz ſtellten in Abrede, daß ſie ſich darauf eingelaſſen hätten.

Doch war die Sache noch nicht zu Ende. Die Widerſtandspartei gab ihre Entwürfe keineswegs auf. Sie brachte nochmals ihre Klage wider den Kaiſer und ſeine ſchlechte Reichsverwaltung vor, fand allgemeinen Anklang und bewirkte zuletzt den Beſchluß, daß ein neuer Tag nach Frankfurt ausgeſchrieben wurde, auf welchem die vielen Gebrechen der Reichsverwaltung zur Sprache kommen und Abhülfe dagegen geſchafft werden ſollte. Der Kaiſer wurde dazu eingeladen, erſcheine er aber nicht, ſo werde man auch ohne ihn die nöthigen Beſchlüſſe faſſen. Man gab ſo wenig die Hoffnung, die Abſetzung Friedrichs doch noch bewirken zu können, auf, daß Podiebrad ſchon den Gedanken faßte, mit einem Heere vor Frankfurt zu erſcheinen, um ſofort als gewählter römiſcher König einzuziehen. Mit Ludwig von Baiern, Albrecht von Oeſterreich, Sigmund von Tyrol, Mathias Corvinus wurden neue Bündniſſe geſchloſſen, um mit vereinten Kräften Friedrich zu überziehen, und man glaubte auch auf die Zuſtimmung der wichtigſten Reichsſtädte rechnen zu können.

Aber noch mehr! Auf eben dieſem nürnberger Tage brachte der Erzbiſchof von Mainz auch die Kirchenangelegenheit zur Sprache. Der Widerſpruch wider die päpſtlichen Anmaßungen fand einen eben ſo lebhaften Anklang, wie der gegen den Kaiſer. Man ging ſogar damit um, wieder eine allgemeine Kirchenverſammlung zu Stande zu bringen: ſchon wurde Gregor von Heimburg zu dieſem Zwecke nach Frankreich geſendet an den Hof des Königs. In Frankfurt ſollte neben den Reichsangelegenheiten auch die Kirchenfrage ihre Erledigung finden: es wurden deßhalb die deutſchen Kirchenfürſten dazu eingeladen.

Mithin ſtanden die Dinge für Kaiſer und Papſt immer noch ſehr gefährlich.

Aber Albrecht Achilles entfaltete nun eine immer größere Thätigkeit. Er ſetzte den Kaiſer von Allem in Kenntniß und gab ihm die Mittel und Wege an die Hand, wie er der drohenden Gefahr entgehen könnte. Auf ihn und ſeinen Bruder, den Kurfürſten, könne er ſich verlaſſen: er ſolle dann aber auch Köln, Trier, Sachſen bearbeiten laſſen und die Reichsſtädte. Baden und Würtemberg hätte er ohnedies. Dann ſolle er ſich mit dem Papſte verſtändigen: dieſer müßte ſeinen Streit mit Mathias Corvinus beilegen. Um nun aber Sigmund und Albrecht abzuhalten, gegen den Kaiſer voranzugehen, müſſe man ihnen die Schweizer auf den Hals ſchicken. Friedrich benutzte dieſe Winke. Papſt und Kaiſer, wie ſie zugleich angegriffen wurden, handelten nun auch gemeinſam. Es galt vor Allem, die Zuſammenkunft in Frankfurt zu verhindern. Der Kaiſer und der Papſt erließen an die Reichsſtände dringende Abmahnungsſchreiben, und in der That kam dieſer Tag nicht zu Stande. Dafür aber ſchrieb der Erzbiſchof von Mainz einen Tag nach Mainz aus, im Juni 1461, der Kirchenangelegenheit wegen. Hieher kam unter Anderen auch Gregor von Heimburg als Abgeſandter Sigmunds von Tyrol und er hielt wieder, wie gewöhnlich, die heftigſten Reden gegen die römiſche Kurie, welche allgemeinen Beifall fanden. Der Erzbiſchof Diether legte eine Berufung an eine allgemeine Kirchenverſammlung ein und hielt ebenfalls einen heftigen Vortrag gegen den Papſt. Der Papſt hatte aber auch ſeine Abgeſandten geſchickt. Glücklicher Weiſe entdeckten dieſe, daß Diether nicht ſehr feſt ſei. Denn unter der Hand machte er ihnen den Vorſchlag, ſeine Berufung zurückzunehmen, wenn er vom Papſte beſtätigt würde. Jetzt glaubte der Papſt entſchiedener gegen ihn auftreten zu können. Er ſuchte zuerſt nach Jemanden von angeſehenem Geſchlechte, der es auf ſich nähme, Diether vom erzbiſchöflichen Stuhle zu verdrängen, und fand dieſen in dem Grafen Adolf von Naſſau. Nunmehr wurde Diether im Auguſt 1461 ſeiner Würde entſetzt und Adolf von Naſſau zum Erzbiſchof von Mainz erklärt. Der Kaiſer beſtätigte ſofort dieſe Erlaſſe des Papſtes. Diether mußte nun Alles aufbieten, um ſich des neuen Feindes zu entledigen, und die Kirchenangelegenheit gerieth ins Stocken. Zugleich hatten in der That die Schweizer den Krieg gegen Sigmund von Tyrol und gegen Albrecht von Oeſterreich angefangen, der indeſſen im Juni wieder beigelegt ward, und zwiſchen Mathias von Ungarn und dem Kaiſer leitete der Papſt einen Stillſtand ein. Endlich, um die Unternehmungen Podiebrads zu lähmen, wurden jetzt bereits die Einleitungen getroffen, ihm wegen ſeiner Begünſtigung des Huſſitismus auf den Leib zu rücken.

Und nun drang Albrecht Achilles in den Kaiſer, gegen Ludwig von Baiern von Neuem den Reichskrieg zu erheben, bei welcher Gelegenheit er über ſeinen Feind Vortheile erlangen und die Scharte des letzten Krieges auswetzen zu können hoffte. In der That kündigte Friedrich dem Herzog von Baiern als einem Reichsfeinde am 15. Juli 1461 den Krieg an — als Hauptgrund wurde vorangeſtellt, weil er ſich mit des Kaiſers Bruder Albrecht verbunden und in die Länder des Markgrafen Albrecht Achilles eingedrungen ſei — und ernannte den letzteren nebſt dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Würtemberg zu Feldhauptleuten. Dieſer Krieg nahm aber ſofort für Albrecht Achilles eine unglückliche Wendung. Die Wittelsbacher hatten keine geringere Abſicht, als ihn aus allen ſeinen fränkiſchen Beſitzungen hinauszutreiben. Zu dieſem Ende faßten ſie ihn von vier Seiten zugleich an. Von Baiern und der Oberpfalz drang Ludwig her, der ſich inzwiſchen auch noch mit der münchner Linie verbündet hatte, von der Rheinpfalz Friedrich der Siegreiche, von Norden die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg und von Oſten drohte der König Georg Podiebrad, der inzwiſchen die Treuloſigkeit Albrechts erfahren und ſich dafür an ihm rächen wollte. Bis gegen Ende September 1461 waren dem Markgrafen der größte Theil ſeiner feſten Plätze und Städte genommen, in denen die Sieger ſich ſofort als Herren huldigen ließen: Albrecht Achilles ſchien verloren. *)

---

*) Des Ritters Ludwig von Eyb Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Höfler. 1849. S. 127.

Und um ihn vollkommen zu Grunde zu richten, ging Podiebrad damit um, den Kaiſer von ihm abzuziehen und zu dieſem Ende zwiſchen Friedrich III. einerſeits und den Wittelsbachern und dem Erzherzog Albrecht andererſeits Frieden zu ſtiften. In der That brachte er am 6. September 1461 einen Stillſtand zwiſchen Friedrich III. und Erzherzog Albrecht zu Wege. Podiebrad hatte dabei noch ſeine beſonderen Abſichten. Da ihm der Plan mit der römiſchen Königskrone nicht geglückt war, ſo wollte er ſich dem Kaiſer wieder nähern, um ſeine Verwendung in Anſpruch nehmen zu können gegen das Ungewitter, welches ihm von Rom aus drohte. Gegen Ende des Jahres 1461 glückte es ihm auch mit einem Stillſtande zwiſchen dem Kaiſer und Herzog Ludwig. In denſelben ſollte auch Markgraf Albrecht aufgenommen werden.

Nichts aber wäre dem Markgrafen Achilles verderblicher geweſen, als die Ausſöhnung zwiſchen dem Kaiſer und den Wittelsbachern in dem jetzigen Augenblicke. Denn zweifelsohne wurde er dann das Opfer davon. Er gab ſich alſo die äußerſte Mühe, dies zu verhindern. Es gelang ihm auch, den Kaiſer umzuſtimmen, ſo daß alle Friedensverſuche wieder aufgegeben wurden. Nun aber galt es, vor Allem neue Bundesgenoſſen zu gewinnen, um gegen die Feinde mit beſſerem Erfolge, als bisher, auftreten zu können. Zwar eines Gegners war Albrecht inzwiſchen entledigt worden. Friedrich der Siegreiche eilte an den Rhein zurück, wo er vom Erzbiſchof Diether um Hülfe gerufen, ihm wider Adolf von Naſſau Beiſtand leiſtete. Albrecht benutzte ſofort den Abzug der Pfälzer, um die von ihnen eroberten Plätze wieder zu nehmen. Aber Ludwig der Reiche war noch gefährlich genug. Man glaubte mit dieſem Gegner nicht fertig werden zu können ohne die Hülfe der reichen Städte. Ihre Bedeutung als ſelbſtändige Macht war allerdings ſehr geſunken, aber in Verbindung mit einer anderen waren ihre Hülfskräfte immerhin noch ſehr hoch anzuſchlagen. Die Rolle, welche ſie in dem Kriege ſpielten, iſt zu bezeichnend, als daß wir ſie nicht etwas näher ins Auge faſſen ſollten.

Die Städte waren bei der Kunde von der Einnahme Donauwerths in die größte Angſt gerathen. Schon fürchteten ſie, das ſei nur der Anfang eines größeren Planes des Fürſtenthums gegen die Städte, bald würden ſie alle überzogen werden. Dieſe Beſorgniß beſtimmte denn einzelne, wichtigere Gemeinweſen, einen allgemeinen Städtetag zu veranlaſſen, und es wurde der Vorſchlag gemacht, der ſo nahe lag, den früheren Bund zu erneuern, um gegen etwaige Angriffe des Fürſtenthums gerüſtet zu ſein und überhaupt eine gemeinſame Staatsklugheit zu befolgen. Aber es kam kein Bund zu Stande. Die Städte blieben vereinzelt und warteten der Dinge, die da kommen ſollten. Bei dem nun ausbrechenden Kriege betheiligten ſie ſich gar nicht, obſchon er als ein Reichskrieg bezeichnet wurde. Sie hatten doch bald gemerkt, daß die Wegnahme Donauwerths durch Ludwig nur zum Vorwande gebraucht wurde, und daß es ſich eigentlich um einen Kampf zwiſchen Albrecht Achilles und den Wittelsbachern handelte. Der Erſtere galt aber als ein zu gefährlicher Feind der Städte, als daß ſich dieſe veranlaßt geſehen hätten, ihr Gut und Blut für ihn zu wagen. Sie blieben alſo bis zum Ende des Jahres 1461 ruhig ſitzen, ja einige, wie beſonders die rheiniſchen, waren ſogar auf Seite der Wittelsbacher. Nun aber drang der Kaiſer, auf Antrieb Albrechts Achilles, immer ernſtlicher in ſie, ſich am Kriege zu betheiligen. Die Städte hielten mehrere Tage, und ſuchten alle möglichen Entſchuldigungen hervor. Der Kaiſer ließ aber keine mehr gelten und drohte zuletzt ernſtlich mit ſeiner Ungnade. Vielleicht würde auch dieſes nichts gefruchtet haben. Allein zuletzt gab ihnen Friedrich ſehr bedeutende Vergünſtigungen. Er verſprach ihnen unter Anderem, alle Rechtsanſprüche, die etwa gegen ſie geltend gemacht werden würden wegen vergangener Händel, niederſchlagen zu wollen. Einzelnen Städten wurde bewilligt, was ſie beſonders verlangten. Dadurch ließen ſich die Städte endlich zur Theilnahme an dem Kriege bewegen. Doch waren es bei Weitem nicht alle: es waren nicht mehr als 32. Von den rheiniſchen war gar keine dabei, auch Nürnberg weigerte ſich beizutreten. Nachdem man der Städte verſichert war, wurde auf einem Reichstage zu Eßlingen, am 10. Januar 1452, der Reichskrieg gegen Ludwig den Reichen und ſeine Verbündeten abermals beſchloſſen.

Diesmal ſah es ſchon gefährlicher für die Wittelsbacher aus. Gegen ſie ſtanden Brandenburg, Sachſen, Franken, Baden, Würtemberg, Veldenz, Naſſau, die Biſchöfe von Metz, Speier, Eichſtedt und 32 Reichsſtädte mit ihren reichen Hülfskräften. Auf ihrer Seite befanden ſich die Landgrafen von Heſſen, die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg und ſpäter auch der König von Böhmen. Und wirklich anfangs neigte ſich das Kriegsglück gegen Ludwig. Und es waren ganz beſonders die Reichsſtädte, welche dies bewirkten. Sie machten ihm in ſeinem eigenen Gebiete ſo viel zu ſchaffen, daß Markgraf Albrecht Achilles Luſt bekam und nach und nach alle weggenommenen Plätze in Franken wieder eroberte. Zugleich gingen auch die Dinge in der Pfalz nicht zum Beſten. Der Papſt hatte Friedrich den Siegreichen in den Bann gethan, weil er Diethern unterſtützte. Darauf ergriffen Baden, Würtemberg, Veldenz, die Biſchöfe von Metz und Speier die Waffen gegen ihn und fielen mit vereinter Macht in das pfälziſche Gebiet ein. Ihr Heer war ſo groß, daß ſie den Pfalzgrafen zu erdrücken hofften.

Nun aber wandte ſich plötzlich das Glück. Der Pfalzgraf Friedrich ſchlug ſeine Feinde am 30. Juni 1462 in der berühmten Schlacht bei Seckenheim, in welcher er den Markgrafen von Baden, den Grafen von Würtemberg und den Biſchof von Metz ſelber gefangen nahm, und beendete ſomit auf dieſer Seite den Krieg. Und kaum drei Wochen ſpäter brachte der Herzog Ludwig von Baiern dem Markgrafen Albrecht Achilles ſammt den Reichsſtädten eine große Niederlage bei Giengen bei, worauf die Städte Anſtalt machten, ſich vom Kriege zurückzuziehen. Zugleich lief der inzwiſchen wieder ausgebrochene Krieg des Kaiſers mit ſeinem Bruder Albrecht und den ihm verbündeten Oeſterreichern dermaßen unglücklich aus, daß Friedrich ſogar ſeit dem Anfang Oktobers in der wiener Burg belagert wurde, ohne alle Ausſicht auf Entſatz.

Noch einmal alſo hatten die Feinde des Kaiſers das Uebergewicht bekommen.

Aber auch diesmal ließ die Rettung nicht lange auf ſich warten. Und merkwürdig: diesmal brachte ſie dem Kaiſer und ſeiner Partei wieder derſelbe Mann, der ihn vor Kurzem vom Throne zu vertreiben trachtete, Georg von Podiebrad. Er erſchien im November 1462 mit einem Heere vor Wien, befreite den Kaiſer und vermittelte ſodann den Frieden zwiſchen ihm und den Oeſterreichern und dem Bruder des Kaiſers Albrecht. Damit begnügte er ſich aber nicht, ſondern er wollte einen allgemeinen Frieden zu Stande bringen. Schon im Februar 1463 ſöhnte er ſich mit Markgraf Albrecht Achilles aus: dann betrieb er Unterhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und den Wittelsbachern, und endlich gelang es ihm, am 23. Auguſt 1463 den Frieden zwiſchen Ludwig dem Reichen einerſeits und dem Kaiſer und Albrecht Achilles andererſeits abzuſchließen. Es wurden freilich noch nicht alle Streitpunkte erledigt, im Ganzen aber wurde der Stand der Dinge vor dem Kriege hergeſtellt.

Ludwig der Reiche verlor demnach ſeine Eroberungen wieder, auch Donauwerth blieb bei ſeiner Reichsunmittelbarkeit. Dagegen war der Ausgang des Krieges gegen den Pfalzgrafen Friedrich durchaus zu deſſen Gunſten. Die gefangenen Fürſten mußten, um ihre Freiheit zu erlangen, ſich zu den härteſten Bedingungen verſtehen, theils außerordentliche Summen zahlen, theils Burgen und Städte abtreten. Der Krieg zwiſchen Diether und Adolf über das Erzſtift Mainz lief zwar unglücklich für den Erſteren aus. Es gelang nämlich ſchon im Oktober 1462 Adolf, durch Verrätherei ſich der Stadt Mainz zu bemächtigen, die es bisher mit Diether gehalten — ein Ereigniß, welches von der unglücklichſten Bedeutung für dieſe Führerin des rheiniſchen Städteweſens wurde, denn ſie verlor von nun an ihre Unmittelbarkeit und wurde der Herrſchaft des Erzbiſchofs unterworfen. Diether ließ ſich nun zu Unterhandlungen mit ſeinem Gegner herbei, die im Oktober 1463 zu einem Frieden führten, in Folge deſſen er auf das Erzſtift verzichtete, wogegen ihm Adolf einen Theil des Gebietes abtrat. Aber der Pfalzgraf Friedrich wußte von Adolf einen weit vortheilhafteren Frieden zu erzwingen. Dieſer mußte ihm (7. November 1463) einen der fruchtbarſten Landſtriche des mainzer Gebietes, nämlich die Bergſtraße abtreten, nebſt der Stadt Pfeddersheim. Nachdem er auf dieſe Weiſe mit ſeinen Gegnern Friede geſchloſſen, wurde er (1464) auch vom Papſte des Bannes entbunden; doch der Kaiſer war nicht zu vermögen, ſich mit ihm auszuſöhnen und die Anerkennung ſeiner kurfürſtlichen Würde förmlich auszuſprechen. Er verſparte ſeine Rache auf eine gelegenere Zeit.

Der Krieg war ſomit geendet, ohne daß es weder der Widerſtandspartei gelungen war, ihre eigentlichen Zwecke zu erreichen, noch der kaiſerlichen und päpſtlichen, ihre Gegner vollſtändig zu vernichten. Doch wurde dieſe Hoffnung nicht aufgegeben, und wenigſtens einen der Haupturſächer bei allen den eben beſchriebenen

Händeln ſollte die Rache des Papſtes und des Kaiſers auf gleiche Weiſe treffen, nämlich Georg Podiebrad.

Der König von Böhmen hatte dem Kaiſer beſonders aus dem Grunde Hülfe geleiſtet, um ſich ein Anrecht auf ſeine Dankbarkeit zu verſchaffen: er ſollte ſeine Händel mit dem Papſte ſchlichten. Der Papſt nämlich hob bereits im Jahre 1462 die prager Kompaktaten feierlich auf: Podiebrad legte gegen dieſes Beginnen auf dem böhmiſchen Landtage Widerſpruch ein, und ſetzte ſogar den Geſandten des Papſtes gefangen. Pius II. drohte dagegen mit dem Bann. Der Kaiſer mußte nun dem böhmiſchen Könige nach ſeiner Befreiung verſprechen, dem Papſte mildere Geſinnungen beizubringen: in der That erfüllte Friedrich dies Verſprechen, und ſo lange Pius II. lebte, wurde auch der Bann gegen Podiebrad nicht ausgeſprochen. Allein Pius ſtarb im Jahre 1464, und der Kaiſer war durch den bereits im December 1463 erfolgten Tod ſeines kinderloſen Bruders in eine unabhängigere Stellung gekommen. Hierdurch wurde die Dankbarkeit gegen Podiebrad, welche ihren Grund zunächſt darin hatte, daß man ihn brauchte und fürchtete, bedeutend vermindert: Friedrich war nunmehr ſeines gefährlichſten und unermüdlichſten inneren Feindes los und zugleich mit Ausnahme Tyrols Herr über die geſammte öſterreichiſche Hausmacht geworden. Ohnedies hatte Podiebrad bei des Kaiſers Befreiung nicht blos großmüthige Beweggründe vorwalten laſſen: außer dem Verſprechen des Kaiſers, ſich bei dem Papſte für ihn zu verwenden, mußte er alle Rechte und Freiheiten der böhmiſchen Krone beſtätigen, die Söhne des Königs zu Reichsfürſten, ihn ſelbſt zum Vormund ſeines Sohnes Maximilian ernennen und ſich zur Zahlung einer bedeutenden Geldſumme als Entſchädigung für die aufgewendeten Kriegskoſten verſtehen. Um dieſer unangenehmen Verpflichtungen los zu werden, ging daher Friedrich gerne in die Anſchauungen des Papſtes Paul II. (von 1464 bis 1471) ein, welcher gegen Podiebrad entſchieden vorangehen zu wollen erklärte. Der Streit zwiſchen ihm und dem Könige wurde immer heftiger: endlich im December 1466 that der Papſt den König in den Bann, erklärte ihn der böhmiſchen Krone verluſtig, enthob alle Unterthanen desſelben von dem Eide der Treue und forderte die ganze Chriſtenheit auf, gegen den Ketzerkönig die Waffen zu ergreifen. Bereits bot er mehreren Fürſten die böhmiſche Krone an, als hätte er allein darüber zu verfügen. Der Kaiſer unterſtützte den Papſt, wies auf einem Reichstage die Geſandten des Königs, die ihn rechtfertigen wollten, zurück und betrieb bei den Fürſten mit großem Eifer den Reichskrieg gegen Podiebrad.

Dieſe böhmiſche Sache rief aber neue Unruhen hervor. Das Vorgehen des Papſtes und des Kaiſers regte die Widerſtandspartei wieder auf: man fand es doch eine unverzeihliche Anmaßung des Papſtes, daß er ſo ohne Weiteres den König abzuſetzen und mit dieſem deutſchen Kurfürſtenthum zu ſchalten ſich herausnehme. Natürlich ließ es auch Podiebrad an nichts fehlen, um dieſe Stimmung zu nähren. Er nahm Gregor von Heimburg zu ſeinem Rathe an, der die außerordentlichſte Thätigkeit entfaltete, um durch Schriften, Unterhandlungen und in ſonſtiger Weiſe die Sache Podiebrads zu fördern. In der That wurde zunächſt das erreicht, daß von Seite der deutſchen Kurfürſten und der Fürſten ein Krieg gegen Podiebrad entſchieden abgelehnt wurde. Und einen weſentlichen Einfluß auf dieſe Wendung der Dinge hatte diesmal wieder der Markgraf Albrecht Achilles. Seit dem Jahre 1463 ſchloß er ſich inniger an Podiebrad an, verheirathete an deſſen Sohn Victorin ſeine Tochter Urſula, errichtete mit dem böhmiſchen Königshauſe Erbverträge und ging im Weſentlichen mit der podiebradiſchen Staatskunſt Hand in Hand. Der Kaiſer nämlich näherte ſich ſeit 1463 unverkennbar den baieriſchen Wittelsbachern, mit welchen ihm ein freundliches Einvernehmen wegen der Nachbarſchaft beſonders annehmbar erſchien. Um wider ſie ein Gegengewicht zu beſitzen, lehnte ſich daher das hohenzolleriſche Haus an Böhmen an. Es war natürlich, daß ſich Albrecht Achilles mit Händen und Füßen gegen einen Krieg mit Böhmen und gegen den Sturz Podiebrads wehrte. Auch arbeitete er an den Reichstagen ſo glücklich, daß jenes oben erwähnte Ergebniß herauskam.

Als Friedrich ſah, daß man auf die Hülfe der Reichsſtände verzichten müſſe, ſo wandte er ſich in thörichteſter Verblendung, blindlings dem Papſte folgend, an fremde Fürſten, an König Kaſimir von Polen, nachher an Mathias von Ungarn, und bereitete dadurch Entwicklungen vor, welche ihm beinahe noch einmal den Thron gekoſtet hätten, und dem Papſte den Gehorſam der deutſchen Nation.

Podiebrad ließ nämlich jetzt den deutſchen Fürſten, wie es ſcheint, den Vorſchlag machen, mit vereinten Kräften an eine völlige Umwälzung der geiſtlichen Staaten in Deutſchland zu gehen, d. h. ſie entweder zu ſecularifiren (aufzuheben und weltlich zu machen) oder wenigſtens der Hoheit der weltlichen Fürſten zu unterwerfen. Man ſieht: es iſt dies ein Gedanke, der ſchon zu Sigmunds Zeiten ausgeſprochen worden iſt. Den deutſchen Fürſten waren dergleichen Gedanken längſt nichts Fremdes mehr. Selbſt Albrecht Achilles, der es ſonſt äußerlich immer mit Kaiſer und Papſt hielt, ging mit Eifer in dieſen Vorſchlag ein*), und die Mehrzahl der anderen Fürſten ſcheint ebenfalls ihn ganz annehmbar gefunden zu haben. Mit dem Kaiſer Friedrich war er aber nicht durchzuführen. Alſo mußte dieſer geſtürzt werden. Und wer war geeigneter, ſeine Stelle einzunehmen, als Georg Podiebrad? Noch einmal alſo wurde der Plan, dieſen zum römiſchen Könige zu machen, aufgenommen. Auf dem Reichstage zu Regensburg, im Jahre 1471, ſollte er ausgeführt werden. Man hoffte dort, die meiſten Fürſten dafür gewinnen zu können — es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß diesmal auch Albrecht Achilles für Podiebrad nicht nur geſtimmt hätte, ſondern daß er ſogar vorher zu ſeinen Gunſten gewirkt hat —; man hätte alſo Podiebrad gewählt, vom Papſte die Beſtätigung verlangt, und wenn er ſie, wie zu erwarten, verweigert hätte, ſo hätte man ihm den Gehorſam aufgeſagt. Zugleich hätte man die geiſtlichen Fürſtenthümer unter ſich getheilt.**)

Aber dieſer große umfaſſende Plan, welcher den Bruch der deutſchen Nation mit dem römiſchen Stuhle und eine vollkommene kirchliche Umwälzung zur nothwendigen Folge gehabt hätte, wurde nicht ausgeführt. Denn gerade um dieſelbe Zeit, als er ausgeführt werden ſollte, zur Zeit des regensburger Reichstages, ſtarb Georg Podiebrad.

---

*) Vergleiche darüber die Briefe Gregors von Heimburg an Albrecht Achilles, und von dieſem an Gregor in dem „kaiſerlichen Buche Albrechts Achilles". I. S. 199. 201. 204. 206.

**) Siehe das Schreiben des Geheimſchreibers Auguſtin Patritius bei der am regensburger Reichstage anweſenden päpſtlichen Geſandtſchaft, bei Müller Reichstagstheatrum. V. Vorſtellung. S. 354.

10. Auswärtige Verhältniſſe. Schleswig-Holſtein, Dithmarſen und Dänemark, Preußen und Polen, Böhmen und Ungarn, Türkengefahr, Italien.

So ſehen wir in Deutſchland einen außerordentlichen Aufwand von Thätigkeit, ohne daß es jedoch zu einem Ergebniſſe kommt. Die Abſichten und Beſtrebungen der verſchiedenen Gewalten durchkreuzten ſich und hielten ſich zu ſehr das Gleichgewicht. Zwar war das Fürſtenthum überwiegend, allein da es unter ſich ſelbſt nicht einig war, ſo fehlte es auch dieſem an einem durchgreifenden Zuſammenwirken zur Umgeſtaltung der öffentlichen Verhältniſſe. Auf dieſe Weiſe konnte es kommen, daß die Widerſtandsverſuche gegen den Kaiſer, deſſen Schwäche und Unzulänglichkeit von allen Zeitgenoſſen, ſelbſt ſeiner eigenen Partei, gleichmäßig bezeugt wird, ſämmtlich mißlangen, und daß er ſich behauptete, während ungleich kräftigere Naturen unter ſeinen Vorgängern ähnlichen Beſtrebungen erlagen. Friedrich für ſich allein wäre nicht fähig geweſen, Widerſtand zu leiſten, ſelbſt die Verbindung mit dem Papſte hätte ihm nichts genützt. Allein beide wurden aufrecht erhalten durch die brandenburgiſche Partei. Und als letztere ſich von ihm abzuwenden ſchien, da kam Friedrich der Zufall zu Hülfe: zwei ſeiner gefährlichſten Gegner ſtarben ihm zu rechter Zeit hinweg, ſein Bruder Albrecht 1463 und Podiebrad 1471. Allerdings mochte nicht ohne Einfluß ſein, daß Friedrich in der Wahl ſeiner Mittel nicht wähleriſch war; und ſogar ſeine Trägheit, welche nicht ſelten die Geſtalt der Zähigkeit annahm, eine Eigenſchaft, welche in ihren Ergebniſſen ſehr oft mit Feſtigkeit zuſammenzufallen pflegt, trug auch Manches bei, um ihn oben zu erhalten. Obſchon man ſich wenig um ihn kümmerte, ſo gab Friedrich gleichwohl ſeine Befugniſſe als Kaiſer niemals auf, ſondern ſuchte ſie bei jeder Gelegenheit geltend zu machen, ſei es auch nur, um durch Verleihung von Rechten und Freiheiten ſeine Kaſſe zu füllen. Denn er war ſehr geizig und ließ ſich um das liebe Gold die größten Willkürlichkeiten und Widerſprüche zu Schulden kommen. Da nun eine Partei der Fürſten ihren Vortheil dabei fand, den Kaiſer zu heben, ſo wurde durch dieſe wenigſtens die Ueberlieferung von der kaiſerlichen Machtvollkommenheit aufrecht erhalten, welche daher trotz der unbedeutenden Perſönlichkeit Friedrichs weniger ſank, als man ſonſt vermuthen möchte. Allgemein jedoch hatte man das Gefühl, daß der jetzige Zuſtand nur ein vorläufiger ſei, und das Bedürfniß, aus ihm herauszukommen, machte ſich mit jedem Jahre mehr geltend. An Verſuchen dazu fehlte es auch nicht. Aber hier gerade durchkreuzten ſich wieder die verſchiedenen Abſichten und Vortheile. Nach dem Ausgange des baieriſchen Krieges im Jahre 1463 wurde dem Kaiſer durch Martin Meyer ein umfaſſender Vorſchlag unterbreitet, wie er das ganze Reich unter ſich bringen könnte.*) Dieſer Vorſchlag ging mehr oder minder auf die Ideen Nikolaus' von Cuſa ein. Nämlich es ſollte eine regelmäßige allgemeine Reichsſteuer von ganz Deutſchland erhoben, zugleich eine gleiche Münze im ganzen Reiche errichtet, die Umgeſtaltung aller Gerichte vorgenommen und der allgemeine Landfriede eingeführt werden. Die Abſicht war, den Kaiſer zum wirklichen Herrn von Deutſchland zu machen. Auf dieſe Vorſchläge ſcheint der Kaiſer eingegangen zu ſein, wenigſtens auf die, welche ſich auf die regelmäßige Reichsſteuer bezogen: denn das Geld hatte für ihn eine beſondere Anziehungskraft. Aber dieſer und alle ähnlichen Verſuche ſcheiterten nicht nur an dem Widerſtande der Fürſten, auch der brandenburgiſchen Partei **), ſondern insbeſondere an dem der Reichsſtädte, denen nachgerade der Sinn für das Allgemeine, für die Einheit und die Kraft des Reiches verloren gegangen war, und die jetzt nur daran dachten, wie ſie ihren Beutel in Sicherheit bringen und den Anforderungen an ſie für die allgemeinen Bedürfniſſe ſich ſo viel wie möglich entziehen könnten. Drangen hingegen die Stände auf eine Verfaſſung, welche des Kaiſers Macht, namentlich ſeine Gerichtsbarkeit und die Willkür, die er offenbar damit übte, beſchränkte, ſo weigerte ſich wieder Friedrich, weil er den Ausfall ſeiner Kaſſe fürchtete, und überhaupt von ſeinen hergebrachten Rechten nichts nachgeben wollte. Es kam alſo nichts zu Stande, trotz aller erneuerten Verbeſſerungsverſuche, trotz Verkündigungen von Landfrieden, die der Kaiſer hie und da erließ, und an welche ſich Niemand kehrte. So war der deutſche Reichskörper im Innern gelähmt: das Bedürfniß war wohl da, zu verbeſſern, umzugeſtalten, aber man band ſich gegenſeitig die Hände.

---

*) Albrechts Achilles kaiſerliches Buch. S. 103 folg.

**) Daſelbſt. S. 106 folg.

Die inneren Zuſtände einer Nation und ihre äußeren Beziehungen bedingen ſich gegenſeitig. Es war natürlich, daß das deutſche Reich bei ſeinem inneren Zerfalle gegen Außen immer mehr an Anſehn einbüßte, ja daß ein Theil nach dem andern vom Reiche verloren ging oder wenigſtens auf dem Wege war, ſich abzulöſen. Schon ſeit den Zeiten Ludwig des Baiern bereitet ſich dieſe Erſcheinung vor, und unter Friedrich III. gingen in der That mehrere wichtige Länder des deutſchen Reiches verloren, wurden wenigſtens ausländiſchen Fürſten unterthan. Dieſe Thatſache war das Ergebniß theils der Schwäche des Reichs, theils der elenden Staatskunſt des Kaiſers, theils der ſelbſtſüchtigen Abſichten der andern maßgebenden Gewalten in Deutſchland.

Beginnen wir mit dem Norden. Wir haben ſchon angedeutet, wie ſeit der kalmarer Union das Uebergewicht der Hanſe und mit ihr des Deutſchthums überhaupt im Norden zu ſinken begann. Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts gingen nun die däniſchen Könige immer entſchiedener gegen Deutſchland voran, und faſt wäre es ihnen ſchon damals gelungen, unterſtützt von deutſchen Kräften, ein deutſches Land an ſich zu reißen, nämlich Schleswig-Holſtein.*)

Die Grafen von Holſtein brachten bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Herzogthum Schleswig an ſich, und zwar als däniſches Lehen. Die däniſchen Könige, welche nur gezwungen die Grafen von Holſtein in dem Beſitze des Herzogthums gelaſſen und damit belehnt hatten, ſuchten aber jeden Anlaß hervor, um ihnen den Beſitz zu beſtreiten. Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts wurden die Händel immer heftiger, und 1413 erklärte der König Erich die Grafen von Holſtein des Herzogthums verluſtig. Er wußte ſogar von Kaiſer Sigmund eine Beſtätigung dieſes Urtheils auszuwirken. Ja, auch den Rath von Lübeck — er war kurz vorher von der demokratiſchen Partei vertrieben und durch den König von Dänemark wieder eingeſetzt worden — wußte Erich auf ſeine Seite zu ziehen, und durch Lübecks Einfluß auch die übrigen Seeſtädte, ſo daß alſo Deutſche dem König von Dänemark gegen die Grafen von Holſtein Beiſtand leiſteten. Nun begann der Krieg, und er lief Anfangs nicht zu Gunſten der Grafen aus. Bald darauf merkten aber die Hanſeſtädte doch, daß es dem däniſchen Könige darum zu thun war, den deutſchen Einfluß überhaupt zu beſchränken. Sie traten alſo wieder auf die Seite der Grafen von Holſtein. Nach einiger Zeit wurde ein Waffenſtillſtand beliebt, und die Angelegenheit wiederum dem Kaiſer Sigmund überlaſſen. Dieſer ſprach 1424 abermals zu Gunſten der Dänen. An dieſen Spruch hielten ſich aber weder die Grafen von Holſtein noch die Hanſeſtädte, ſondern begannen den Krieg von Neuem. Die Städte erlitten jedoch dabei — auch bei ihnen ſah man, wie bei dem zweiten oberdeutſchen Städtekrieg, die Abnahme ihrer früheren Kraft — nicht unbeträchtliche Verluſte. Endlich gelang es den Verbündeten gleichwohl, im Jahre 1435 einen Frieden zu erwirken, wonach die Holſteiner im thatſächlichen Beſitz des größten Theils von Schleswig blieben, und 1440 belehnte der neue däniſche König Chriſtoph die Grafen von Holſtein förmlich mit dem Herzogthum Schleswig. Einen Einfluß darauf mochte wohl auch gehabt haben, daß Kaiſer Albrecht II., im Widerſpruch mit ſeinem Vorgänger Sigmund, (1438) das Recht der Grafen auf Schleswig beſtätigt hatte. Das däniſche Uebergewicht war demnach glücklich wieder beſeitigt.

---

*) Vergl. über das Folgende Waitz Schleswig-Holſteins Geſchichte. I. II. 1851.

Nun aber ſtarb Adolf VIII., Graf von Holſtein und Herzog von Schleswig, im Jahre 1459, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Von dem ganzen holſteiniſchen Hauſe war nur die Linie der Grafen von Pinneberg übrig geblieben. Adolf VIII. hatte aber noch Neffen, Söhne ſeiner Schweſter Heilwig, welche mit dem Grafen von Oldenburg vermählt war. Dem älteſten Neffen, Chriſtian, hatte Adolf frühzeitig die Nachfolge in Schleswig-Holſtein zugeſichert. Nun geſchah es aber, daß eben dieſer Chriſtian im Jahre 1448 auf Betrieb Adolfs VIII., dem zuerſt die däniſche Krone angeboten worden, König von Dänemark wurde. Chriſtian mußte jetzt auf die Nachfolge in Schleswig-Holſtein verzichten und überhaupt ſich verbindlich machen, als däniſcher König niemals Schleswig mit Dänemark zu vereinigen. Es fragte ſich nun, wer nach dem 1459 erfolgten

Tode Adolfs VIII. Schleswig-Holſtein beherrſchen ſollte. Das Nächſte wäre geweſen, die pinnebergiſche Linie zu berufen. Allein Chriſtian I. von Dänemark, welcher ſich die beiden Länder nicht entgehen laſſen wollte, beſtach die einflußreichſten Mitglieder der Ritterſchaft und brachte es dahin, daß er von den Ständen von Schleswig-Holſtein im Jahre 1460 zum Herzoge gewählt wurde.

Auf dieſe Weiſe kamen die beiden Länder an Dänemark. Die Stände hatten ſich allerdings ihre Rechte und die Landesfreiheiten, namentlich ihre Unzertrennlichkeit und ihre Unabhängigkeit von Dänemark verbriefen laſſen, wie ſie denn dem Könige nicht als däniſchem Herrſcher, ſondern blos als ihrem Herzoge huldigten: ja ſie haben ſich ſogar das Recht vorbehalten, unter den Nachkommen des Königs wählen zu dürfen, wen ſie wollten. Immerhin aber war die Verbindung der beiden Länder mit Dänemark eine bedenkliche Sache, um ſo mehr, als Chriſtian als Herr der drei ſkandinaviſchen Reiche eine höchſt bedeutende Stellung einnahm und darauf aus war, den deutſchen Einfluß im Norden zu beſchränken. Später, in den ſiebziger Jahren, hatte er ſogar Abſichten auf die deutſchen Seeſtädte. Dieſe überſahen auch am Wenigſten die Gefahr, welche in einer ſolchen Verbindung zwiſchen den Herzogthümern und Dänemark lag, und waren daher gegen die Wahl Chriſtians. Dagegen wurde von Seite des deutſchen Kaiſers durchaus nichts gethan, um ſie zu verhüten. Ja, Friedrich III. belehnte ſogar im Jahre 1473 den König Chriſtian mit Dithmarſen, obſchon als der Oberherr dieſes Landes, das allerdings thatſächlich frei war, ſeit mehreren Jahrhunderten der Erzbiſchof von Bremen galt, und Friedrich ließ es nicht einmal bei der bloßen Belehnung bewenden, ſondern er forderte noch dazu Lübeck und andere Hanſeſtädte auf, dem Könige von Dänemark zur Unterwerfung Dithmarſens beizuſtehen. Einen weſentlichen Einfluß auf dieſe Handlungsweiſe Friedrichs III. hatte wiederum Albrecht Achilles. Er richtete früher allerdings ebenfalls ſeine Augen auf Schleswig-Holſtein und verlangte vom Kaiſer, mit dieſen Ländern belehnt zu werden. Da aber durch die Wahl Chriſtians dieſe Hoffnung ſich zerſchlagen hatte, ſo hielt es Albrecht Achilles für vortheilhafter, mit dem mächtigen Beherrſcher Skandinaviens, der ihm noch dazu verwandt war — Chriſtian hatte eine Nichte von ihm, Dorothea, zur Frau — ſich auf den freundſchaftlichſten Fuß zu ſetzen, um ihn gelegentlich auch zur Durchführung der eigenen Plane benutzen zu können. Er vermittelte alſo beim Kaiſer die Belehnung mit Dithmarſen, und bewirkte, gleichfalls auf den Wunſch Chriſtians, daß Holſtein ſammt den dazu gehörigen Landſchaften, Dithmarſen mit einbegriffen, zum Herzogthum erhoben wurde. Abgeſehen von anderen Beweggründen, ſo war das Daſein eines bäuerlichen Freiſtaats, wie der dithmarſiſche, den drei handelnden Perſonen auf gleiche Weiſe ein Aergerniß. Es wäre ihnen alſo allen gleich lieb geweſen, wenn die Unterwerfung der Dithmarſen hätte erzwungen werden können. Dieſe jedoch weigerten ſich, dem kaiſerlichen Spruche Folge zu leiſten, nicht minder die Hanſeſtädte. Chriſtian aber, der anderwärts beſchäftigt war, wagte nicht Gewalt zu gebrauchen gegen ein Volk, deſſen Streitbarkeit der holſteiniſche Adel ſo oft ſchon erprobt hatte. Er ſtand alſo von weiteren Maßnahmen ab, und die Freiheit der Dithmarſen blieb vorderhand unangetaſtet. Friedrich III. fuhr indeſſen fort in ſeiner Freigebigkeit gegen den däniſchen König. Er übergab ſeinem Schutze auch noch die Frieſen, welche ſich ebenfalls einer freien Verfaſſung erfreuten. Aber auch damit wollte es den Dänen nicht gelingen.

Bei Holſtein war, wenn der Herrſcher auch ein fremder König, doch die Oberhoheit des deutſchen Reiches gewahrt worden. Bei einem anderen Lande ging aber auch dieſe verloren.

Preußen war in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts von dem deutſchen Orden erobert worden, und im Laufe des 14. dehnte er ſeine Beſitzungen immer weiter aus, ſowohl längs der Küſten der Oſtſee, in Kurland, Livland und Eſthland, als auch gegen die Polen und gegen die Litthauer hin. Nachgerade aber traf den Orden das Schickſal, welches die Kirche überhaupt um jene Zeit getroffen: er begann in ſich zu zerfallen. Dazu kam nun Härte und Gewaltſamkeit gegen das unterworfene Land, was Ungehorſam und Auflehnung erzeugte. Unter ſolchen Umſtänden wurden die Kriege gegen die Nachbarn nicht mehr mit jener Ueberlegenheit geführt, wie früher: im Gegentheile, Polen und Litthauen waren jetzt gegen die Ritter weit mehr im Vortheile, wie umgekehrt. Im Anfange des 15. Jahrhunderts war es bereits ſo weit gekommen, daß ſich die Ritter nur vertheidigungsweiſe verhielten. Mit dem beſten Willen vermochten ſie nicht voranzugehen: denn die Widerſtandspartei im eigenen Lande, welche Freiheit und Verfaſſung wollte, wurde immer mächtiger und lähmte des Ordens Thätigkeit. Dieſe inneren Entzweiungen benutzten die Polen und Litthauer und fielen in Preußen ein. Die Ritter waren allein nicht ſtark genug, ſich der Feinde zu erwehren. Sie wandten ſich an das deutſche Reich, zu dem ſie gehörten. Der Kaiſer Sigmund, welcher mit den Polen überhaupt nicht gut ſtand, verſprach Unterſtützung. In der That zogen auch auf ſeine Veranlaſſung viele deutſche Herren und Ritter zur Hülfe des Ordens heran. Sie kamen aber zu ſpät. Vorher ſchon (1422) ſah ſich der Hochmeiſter zum Frieden gezwungen, in welchem er Neſſau, Samogitien, Südauen an Polen und Litthauen abtreten mußte. Eine bald darauf zwiſchen Polen und Litthauen eintretende Entzweiung wollte der Orden benutzen, um Polen die abgetretenen Länder wieder zu entreißen. Er war aber in dem Kriege äußerſt unglücklich, und mußte im Jahre 1436 einen neuen nachtheiligen Frieden ſchließen. Dieſer wurde freilich von den Kaiſern Sigmund und Albrecht II. angefochten, aber es geſchah von ihnen nichts, um ſeine Wirkung aufzuheben.

Gleich darauf kam es in Preußen ſelbſt zu einem offenen Bruche zwiſchen dem Orden und der Widerſtandspartei. Dieſe that ſich in einen Bund zuſammen und zwang den Orden, eine Verfaſſung zu geben. Das war ihm ärgerlich und er ſuchte ſie vielfach zu umgehen. Der Streit wurde immer heftiger. Endlich entſchloß ſich der Orden, unterſtützt vom Kaiſer Friedrich, dem jederlei Volksfreiheit unangenehm war, ernſtlich voranzugehen. Die preußiſchen Stände aber, welche Friedrichs ſchwache Seite kannten, zahlten ihm 54,000 Goldgulden, worauf er alle ihre Freiheiten beſtätigte. Jetzt bot der Orden dem Kaiſer 80,000 Gulden, worauf dieſer den Bund der Stände für unkräftig erklärte. Natürlich gaben die Stände nichts auf die letztere Entſcheidung. Der Orden griff jetzt zur Gewalt. Nunmehr aber erhob ſich das ganze Land gegen ihn, bemächtigte ſich eines großen Theils der feſten Plätze und errang einen vollkommenen Sieg. Die Häupter der Bewegung jedoch hielten den Erfolg nur dann geſichert, wenn ſie durch eine fremde Macht unterſtützt würden. Sie boten daher im Jahre 1454 dem König

Kaſimir von Polen gegen das Verſprechen, alle ihre Freiheiten zu beſtätigen, das Land an. Der König ging auf dieſes Anerbieten ein und erklärte an den Orden den Krieg.

In dieſem Kriege unterlag der Orden. Schon im Jahre 1456 flehte er Deutſchland um Hülfe an. Aber es geſchah von hier aus nichts. Der Kaiſer that zwar den Bund der Stände in die Acht, aber Niemand kümmerte ſich darum. Die einzige Hülfe konnte blos ein Reichsheer bringen. Aber in dieſen Zeiten war der Kaiſer blos darauf bedacht, an Podiebrad ſeine Rache auszulaſſen, und das Heer, das er auf die Beine hätte bringen können, wäre nicht zur Erhaltung Preußens, ſondern zur Bekämpfung Podiebrads verwendet worden. So mußte denn der deutſche Orden am 19. Oktober 1466 den Frieden zu Thorn unterzeichnen, zufolge deſſen das Land Kulm, Michelau und Pomerellen mit den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, den Bisthümern Kulm und Ermeland an Polen abgetreten werden ſollte. Wegen des übrigen Theiles von Preußen huldigte der Großmeiſter dem Könige von Polen, der ſomit der Lehnherr über Preußen wurde. Auf dieſe Weiſe ging Preußen für Deutſchland verloren. Der deutſche Kaiſer konnte übrigens die Beſtätigung dieſes Friedens verweigern. Es fiel ihm aber nicht ein, ernſtliche Schritte zur Erhaltung Preußens zu thun, weil er, bei der entſchiedenen Weigerung der deutſchen Stände, gegen Podiebrad voranzugehen, den König Kaſimir von Polen gegen letzteren gebrauchen wollte, und natürlich nicht daran denken konnte, Kaſimir durch die Beanſtandung des Thorner Friedens zu beleidigen. Die außerordentliche Schmach, welche in dieſer Preisgebung Preußens lag, haben ſchon die Zeitgenoſſen gefühlt. „Es iſt eine Schande, ſchreibt Greger von Heimburg*), daß ſich die deutſchen Fürſten des deutſchen Ordens nicht annehmen. Alle Kurfürſten, Fürſten, Prälaten ſollten ſich dem widerſetzen: denn es iſt wider die ganze deutſche Nation, dem Reiche ein Abbruch, und es wird dann noch weiter gegriffen. Hätten wir nur einen redlichen Kaiſer! Sollten aber ſo viele Fürſten läſſig ſein, um eines ſchelmigen Kaiſers wegen, das iſt mir leid!“

---

*) An Albrecht Achilles, kaiſerl. Buch S. 197, und an ſeinen Schwager Laurein. Vergl. daſ. 199.

Aber nicht nur Preußen ging damals für Deutſchland verloren, ſondern auch Böhmen wurde durch die elende Rachſucht des Kaiſers dieſes Loos bereitet. Kaiſer und Papſt boten dem König Kaſimir von Polen förmlich die böhmiſche Krone an, wenn er Podiebrad verdränge, nicht bedenkend, daß Kaſimir, der durch den Beſitz Preußens ſchon ſo mächtig geworden, durch Böhmen eine für Deutſchland ſelbſt höchſt gefährliche Stärke erlangt hätte, und daß die gänzliche Loslöſung Böhmens vom deutſchen Reiche wohl bald eingetreten wäre. Aber Kaſimir lehnte aus früherer Freundſchaft für Podiebrad das Anerbieten ab. Jetzt wandten ſich Kaiſer und Papſt an einen andern auswärtigen Fürſten, an den König Mathias Corvinus von Ungarn, dem gleichfalls die böhmiſche Krone verſprochen wurde, wenn er Podiebrad aus dem Lande werfe. Mathias, obſchon Podiebrads Schwiegerſohn, war unedel genug, ſich gebrauchen zu laſſen, und begann 1468 den Krieg. Da es in Böhmen eine unzufriedene Partei gab, nämlich den Adel — Podiebrad war ein Mann des Volks — und die ſtrengen Katholiken, wozu namentlich die Mähren und Schleſier, beſonders Breslau, gehörten, ſo fand Mathias im Lande ſelbſt Unterſtützung. Nichts deſto weniger hätte er wohl keine Erfolge erlangt, wenn er nicht hinterliſtig und treulos gegen Podiebrad gehandelt und einen mit ihm geſchloſſenen Waffenſtillſtand verrätheriſch zu weiteren Feindſeligkeiten benutzt hätte. Er ließ ſich jetzt (1469) von einem Theile der Böhmen zum König krönen und ſuchte allerſeits vortheilhafte Verbindungen anzuknüpfen. Es iſt ein ſprechendes Beiſpiel von der Treuloſigkeit des damaligen Fürſtenthums, daß die Hohenzollern, die es bisher doch mit Podiebrad gehalten, ſich nicht ſchämten, von Mathias ein Jahrgeld von 2000 Gulden anzunehmen und durch das Verſprechen, daß der ungariſche König eine brandenburgiſche Prinzeſſin heirathen wolle, ſich für ihn ködern zu laſſen.*) Noch treuloſer aber benahm ſich der Kaiſer, welcher 1468 nach Rom reiſte, um vom Papſte die Zuſtimmung zu Friedrichs Abſicht einzuholen, die Kronen von Böhmen und Ungarn zugleich an das öſterreichiſche Haus zu bringen. Der Papſt ging aber auf dieſen Antrag nicht ein. Denn, obſchon der Kaiſer ihm Alles zu Gefallen that, ſo war der heilige Vater doch weit entfernt, Gegenſeitigkeit zu üben. Endlich ſtarb Podiebrad im Jahre 1471. Nun traten mehrere Bewerber um die böhmiſche Krone auf: der Kaiſer; Mathias von Ungarn; der polniſche Prinz Wladislaus; Podiebrads Sohn Viktorin, für den ſich der Markgraf Albrecht Achilles verwendete; der Herzog Albrecht von Sachſen, Podiebrads Schwiegerſohn, für den beſonders Gregor von Heimburg wirkte, dem Alles daran gelegen war, Böhmen nicht in ſlaviſche Hände fallen zu laſſen; ſelbſt der König von Frankreich bot ſich an. Zuletzt entſchieden ſich die Böhmen für Wladislaus, den Sohn Kaſimirs von Polen, den Podiebrad ſelbſt, in Vorausſicht, daß ſein Sohn ſich doch nicht würde behaupten können, zum Nachfolger vorgeſchlagen hatte. Dieſer erſt fünfzehnjährige Prinz wurde vom böhmiſchen Reichstage gewählt. Nun ſtritten ſich er und Mathias von Ungarn Jahre lang um das Königreich, bis der Krieg 1478 mit einem Frieden geendet ward, zufolge deſſen Wladislaus Böhmen, Mathias aber Mähren, Schleſien und die Lauſitzen erhalten ſollte. Nach dem Tode eines von beiden ſollte der Ueberlebende den Antheil des Andern erben. Später wurde Wladislaus vom Kaiſer und den Kurfürſten als böhmiſcher König anerkannt, und Böhmen blieb ſomit wenigſtens ſtaatsrechtlich beim Reiche.

---

*) Albrechts Achilles kaiſerliches Buch. S. 193. Die oben erwähnte Thatſache gilt allerdings nur vom Kurfürſten Friedrich II. Albrecht Achilles hielt es vielmehr noch mit Podiebrad, und ſuchte ſpäter ſogar deſſen Sohn Victorin, der eine Tochter von ihm zur Frau hatte, den böhmiſchen Thron zu verſchaffen.

Dieſer böhmiſche Streit verwickelte den Kaiſer bald in einen Krieg mit Mathias Corvinus. Mathias hatte wohl erfahren, daß der Kaiſer im Jahre 1468, wider ſein Verſprechen, beim Papſte für ſich ſelbſt um Böhmen geworben. Als er nun vollends nach Podiebrads Tode ſich mehr auf Wladislaus' Seite neigte, und ihn zuletzt, da er ihn nicht für ſo gefährlich hielt, als König von Böhmen anerkannte, Alles im Widerſpruch mit dem Mathias früher gegebenen Verſprechen, ſo erhob dieſer 1477 gegen ihn den Krieg, und trieb ihn ſo in die Enge, daß der Kaiſer ſich genöthigt ſah, den Frieden um vieles Geld zu erkaufen.

Zu dieſem Feinde kam aber noch ein anderer, nicht minder gefährlicher: die Türken. Dieſe hatten bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den größten Theil des griechiſchen Reiches in

Europa erobert, Thracien, Bulgarien, Wallachei. Sigmund ſetzte ſich ihnen entgegen, ſtritt aber unglücklich, und ſeit der Schlacht bei Nikopolis (1396), welche er an ſie verlor, dehnten ſie ſich immer weiter aus, eroberten Serbien, Bosnien, die Moldau. Die griechiſchen Kaiſer, welche frühe an die Türken tributpflichtig wurden, beſaßen zuletzt nur Konſtantinopel und die Umgegend. Aber 1453 wurde auch dieſes erobert, und ſomit dem griechiſchen Kaiſerthume ein Ende gemacht. Dieſes Ereigniß regte doch das Abendland mächtig auf. Beſonders die Päpſte glaubten nun alle Thätigkeit entfalten zu müſſen, um die Fortſchritte der Ungläubigen zu hemmen, oder ſie wo möglich aus Europa wieder hinauszuwerfen. Sie forderten daher ſeitdem auf das Lebhafteſte zu einem Kreuzzuge wider die Türken auf. Beſonders Aeneas Sylvius gab ſich deßfalls eine außerordentliche Mühe. Nächſt Ungarn und Italien war Niemand mehr von dieſen Horden bedroht, als Deutſchland, insbeſondere Oeſterreich. Hier fielen ſie in kleineren Abtheilungen ſchon frühe ein, in größeren Maſſen ſeit 1469, und wiederholten faſt jedes Jahr ihre Raubzüge in Kroatien, Kärnthen, Krain, Steyermark: ſie ſchleppten Tauſende von Chriſten mit in die Gefangenſchaft fort, im Jahre 1478 allein über 10,000. Abhülfe gegen dieſe gefährlichen Feinde war daher nothwendig. Nun ſetzten ſich allerdings die Ungarn tapfer zur Wehre, ſowohl unter dem tapfern Hunyad, als unter deſſen Sohn, dem Könige Mathias Corvinus, und ſo lange er lebte, vermochten die Türken in Ungarn keine Fortſchritte zu machen. Allein der ſchwache Kaiſer konnte ſich nicht ſelber helfen. Der verlangte Hülfe vom Reiche. Die Nothwendigkeit der Türkenhülfe wurde auch vom Reiche nicht beſtritten, allein ſie kam niemals zur Ausführung. Die türkiſche Frage war ein ſtehender Artikel auf allen deutſchen Reichstagen ſeit 1453; wenn aber darüber ein Beſchluß gefaßt werden ſollte, ſo wurde dieſer immer wieder auf den nächſten Reichstag verſchoben, auf dem ſich das nämliche Schauſpiel wiederholte. Der Hauptpunkt war nämlich, wie die zu leiſtende Hülfe aufgebracht, beziehungsweiſe unter die Stände vertheilt werden ſollte. Es handelte ſich demnach um Geld, alſo um eine ſehr kitzliche Sache, und da waren es beſonders die Städte, welche immer behaupteten, zu hoch angeſetzt zu ſein, und daher die Beſchlußnahme vereitelten. Das Ergebniß war alſo, daß von Seite des Reichs nichts geſchah, um dieſen gefährlichen Feind in Schranken zu halten.

Hatte das deutſche Reich im Norden und im Oſten verloren, ſo war dies nicht minder im Süden der Fall, in Italien. Dieſes Land gehörte ſeit der Mitte des 14. Jahrhunderts nur noch dem Namen nach zum deutſchen Reiche. Die eigentliche Oberherrſchaft war längſt dahin. Dies trat nirgends deutlicher hervor, als beim Herzogthum Mailand. Die Viſconti, welche durch den König Wenzel zu Herzogen der Lombardei gemacht worden waren, ſtarben im Jahre 1447 aus. Da das Herzogthum ein Reichslehn war, ſo kam es dem Kaiſer zu, über die Wiederbelehnung zu verfügen. Das Herzogthum wurde aber von einem tapferen Bandenführer, Franz Sforza, der mit einer natürlichen Tochter des letzten Viſconti vermählt war, mit Gewalt in Beſitz genommen und behauptet. Der Kaiſer hatte allerdings auch Schritte gethan, um das Herzogthum möglicher Weiſe für ſich zu erhalten, ſie waren aber ſo ſchwach und ſo gar nicht von Deutſchland unterſtützt, daß ſie nicht das Geringſte wirkten. Franz Sforza ſtarb 1466, ohne vom Kaiſer anerkannt worden zu ſein. Sein Sohn Galeazzo, der ihm in der Regierung folgte, ging ſogar damit um, Mailand ganz vom Reiche loszureißen, nämlich ſich zum Könige der Lombardei machen zu laſſen. Zu dieſem Ende verſuchte er vermittelſt des Königs Chriſtian von Dänemark, der 1474 nach Italien reiſte, die einflußreichſten deutſchen Fürſten, namentlich auch den Albrecht Achilles, zu beſtechen. Er wollte 200,000 Dukaten darauf verwenden. Albrecht ſollte davon 30 bis 40,000 bekommen; die anderen, die dazu mithelfen wollten, ſollten entſprechend bedacht werden. Doch drang er damit nicht durch. Man hielt es doch zu unehrenhaft, die lombardiſche Krone ſo ohne Weiteres hinzugeben. Und außerdem fand man die Summe, welche der Herzog bot, viel zu gering.*) So unterblieb dieſer Entwurf. Aber Galeazzo leiſtete auch dem Reiche keine Huldigung.

---

*) Die darauf bezüglichen Aktenſtücke bei Minutoli Memorabilia aus dem Leben der Markgrafen von Brandenburg. II. 30—36.

11. Der burgundiſche Krieg.

Während das deutſche Reich im Norden, Oſten und Süden die erwähnten Einbußen erlitt, wurde es vom Weſten her nicht minder bedroht.

Wir haben ſchon öfter den Einfluß erwähnt, welchen Frankreich ſich auf Deutſchland zu verſchaffen wußte und die reichsfeindlichen Verbindungen, welche deutſche Fürſten mit den franzöſiſchen Königen angeknüpft, ebenſo, wie dieſe Macht unter Friedrich III. ſchon daran war, ſich bis an die obere Rheingränze auszudehnen. Aber ſeit dem 15. Jahrhundert mußte ſie ſehen, wie dieſe ihre Abſichten auf Deutſchland von einer anderen Macht aufgenommen und mit viel größerem Erfolge betrieben wurden. Das waren die Herzoge von Burgund.

Philipp der Kühne, der jüngſte Sohn des Königs Johann von Frankreich, erhielt im Jahre 1363 das Herzogthum Burgund als heimgefallenes franzöſiſches Lehen. Durch Verheirathung mit der Erbgräfin Margaretha von Flandern im Jahre 1369 wurde er Herr von der Grafſchaft Burgund, oder der Freigrafſchaft, welche noch zum deutſchen Reiche gehörte, ferner von Flandern, Artois, Nevers, Rethel, Salins, Mecheln. Dieſer Ahnherr des burgundiſchen Hauſes ſtarb im Jahre 1404. Ihm folgte ſein Sohn Johann der Unerſchrockene (1404 — 1419) und dieſem Philipp der Gute (ſtarb 1467), welcher die burgundiſche Macht bis über das Doppelte vergrößerte. Er erwarb nämlich 1428 Namur, 1430 durch Erbſchaft Brabant und Limburg, 1433 durch Gewalt von Jakobäa von Baiern die Grafſchaften Hennegau, Holland, Seeland, Weſtfriesland, 1433 durch Vergleich mit der Erbprinzeſſin Eliſabeth von Görlitz Lützelburg. Das war eine ganz außerordentliche Macht: ſie dehnte ſich von der Nordſee bis zu den Alpen aus und war nur durch das dazwiſchen liegende Herzogthum Lothringen von einander getrennt, das aber auf die Länge kaum widerſtehen zu können ſchien. Dieſe Macht wurde beſonders durch den Reichthum der zu ihr gehörenden Länder eine ſo bedeutende. Denn die Niederlande waren damals durch Handel und Gewerbe faſt das reichſte Land von Europa und verſchafften ihren Herrſchern ſo große Mittel, wie ſich deren kaum ein anderer Fürſt erfreuen konnte. Es war begreiflich, daß die Herzoge von Burgund nicht verſäumten, eine ihrer Macht entſprechende ſtolze und kühne Stellung unter den europäiſchen Fürſten einzunehmen. Sie hielten ſich Königen gleich, obſchon ihre Länder theils den Königen von Frankreich, theils dem deutſchen Reiche lehenspflichtig waren. Zu Frankreich gehörte nämlich das Herzogthum Burgund, Nevers, Rethel, Artois und ein Theil von Flandern; zu Deutſchland der andere Theil von Flandern, Brabant, Hennegau, Holland, die übrigen niederländiſchen Beſitzungen und die Grafſchaft Burgund. Die Herzoge waren aber weit entfernt, das Vaſallenverhältniß zu den beiden benachbarten Reichen anzuerkennen. Was Frankreich anbetrifft, ſo beſtritten ſie zwar das Lehenverhältniß nicht völlig, ſie übten aber an der Spitze der unzufriedenen Großen den entſchiedenſten Einfluß auf die Schickſale dieſes Reiches, und die franzöſiſchen Könige kannten beſonders ſeit der Beendigung des Krieges mit England keinen gefährlicheren Feind, als eben dieſe Herzoge von Burgund. Zu dem deutſchen Reiche aber wollten ſie gar kein untergeordnetes Verhältniß anerkennen. Philipp der Gute verweigerte offen und ſtolz, für die niederländiſchen Beſitzungen, die er ſich zum Theil mit Gewalt und widerrechtlich verſchafft hatte, dem Kaiſer die Lehenspflicht zu leiſten. Sigmund gerieth darüber und wegen Philipps unbefugter Einmiſchung in die lothringiſchen Erbfolgehändel mit ihm in die größten Streitigkeiten und kündigte ihm auch 1434 den Krieg an. Allein er fand kein Reichsheer, um ihn führen zu können: kein deutſcher Fürſt erklärte ſich bereit, die Waffen zu ergreifen für die Ehre und die Unverſehrtheit des Reichs: ſelbſt die Städte, welche ihren Handel mit Burgund beeinträchtigt ſahen, wollten davon nichts wiſſen. So blieben alſo die reichen Niederlande vorderhand für das Reich verloren.

Philipp der Gute ſtrebte aber noch weiter. Er hatte nicht Geringeres im Sinne, als ſein Reich bis zu dem Umfange de alten Lothringens, welches bei der Theilung von Verdun im Jahr 843 dem älteſten Sohne Ludwig des Frommen zu Theil geworden auszudehnen, und dieſem dann auch den Glanz des königliche

Namens hinzuzufügen. Zu dieſem Ende trat er mit Friedrich III., von deſſen Schwäche und Geiz er Vieles erlangen zu können hoffte, in Unterhandlungen. Dieſe wurden beſonders in den Jahren von 1446 bis 1448 ſehr eifrig betrieben. Friedrich III. wünſchte damals angelegentlichſt die Verbindung mit dem mächtigen Hauſe, von welcher er ſich viele Vortheile verſprach. Die Forderungen des Burgunders ſtanden aber wohl mit dieſen in keinem Vergleich. Zuerſt alſo ſollte der einzige Sohn und Erbe Philipps des Guten, Karl, eine öſterreichiſche Prinzeſſin, Eliſabeth, die Tochter des ehemaligen römiſchen Königs Albert II., heirathen. Dafür ſollte der Kaiſer die burgundiſchen Beſitzungen zu einem Königreiche erheben. Zu dieſem ſollten aber nicht nur die Länder gehören, welche Philipp bereits inne hatte, ſondern auch noch Geldern, Jülich, Kleve, Lothringen, Bar, Berg, Mark und alle anderen Herzogthümer, Grafſchaften, Herrſchaften in Niederdeutſchland, welche dem neuen Königreiche lehnpflichtig ſein ſollten, namentlich auch Oſtfriesland, mit Einem Worte das ganze alte Lothringen von 843, wie dies Philipp mit ausdrücklichen Worten ſagt. Endlich ſollte der neue König alle dieſe Länder nicht als Lehen vom Reiche, ſondern ganz unabhängig beſitzen, und der deutſche Kaiſer ſollte daher alle ſeine Rechte über dieſe Länder auf ihn übertragen. *)

Das war denn doch zu viel, als daß Friedrich darauf eingehen konnte, zumal der Vortheil, der ihm dafür geboten wurde, in durchaus keinem Verhältniß zu den dahingegebenen Rechten ſtand. Der Burgunder verſäumte zwar keine Beſtechungen bei des Kaiſers Räthen und ſelbſt Kaſpar Schlick blieb davon nicht frei. Die Sache zerſchlug ſich aber doch. Auch würde Friedrich, ſelbſt wenn er gewollt hätte, nicht im Stande geweſen ſein, den Wunſch des Herzogs auszuführen. Die Kurfürſten hätten ihre Zuſtimmung verweigert, und eine Abſetzung des Kaiſers bei ſo offenbarer Reichsverſchleuderung wäre ſicher erfolgt.

Doch gab man dieſe Gedanken nicht auf, und im Jahre 1463 wurden ſie von Friedrich III. ſelber wieder aufgenommen. Es war in dem pfälziſch-baieriſchen Kriege. Der Kaiſer, welcher Friedrich den Siegreichen gerne vernichten wollte, aber alle deſſen Gegner

---

*) Chmel Geſchichte Friedrichs IV. II. 484. 485.

von ihm geſchlagen ſah, wünſchte ihm endlich eine Macht entgegenzuſetzen, wider welche er ſich nicht zu behaupten vermocht hätte. Er und der Papſt wandten ſich daher an Philipp von Burgund, und verſprachen ihm, wenn er den Pfalzgrafen angriffe, nicht nur die Königswürde, ſondern auch die Reichsſtatthalterſchaft über alle überrheiniſchen zum deutſchen Reiche gehörigen Länder. Zugleich ſollte eine Heirath zwiſchen dem Sohne des Kaiſers Maximilian und zwiſchen der Tochter Karls von Burgund, Marie, die freilich damals erſt einige Jahre alt war, verabredet werden. Das Anerbieten des Kaiſers war ſehr bedeutend, denn als Reichsſtatthalter konnte Philipp, bei ſeinen großen Mitteln, ſeine Macht außerordentlich erweitern und die beſten Einleitungen zu dem ſpäteren Beſitze der einſtweilen nur verwalteten Länder treffen. Er ging aber auf dieſen Vorſchlag nicht ein, ſei es, daß er dem Kaiſer nicht traute, ſei es, daß er die von ihm geforderte Bedingung, den Pfalzgrafen zu bekriegen, mit dem er in Bündniß ſtand, nicht erfüllen wollte. Doch wurden die Unterhandlungen keineswegs abgebrochen.

Nun ſtarb Philipp der Gute im Jahre 1467. Und ihm folgte ſein Sohn Karl der Kühne, der Vater eben jener Marie, welche zur Braut Maximilians beſtimmt geweſen, und, wie vorauszuſehen — denn Karl hatte ſonſt keine Kinder — die einzige Erbin des burgundiſchen Reiches war. Karl verfolgte die großartigen Entwürfe ſeines Vaters nicht mit der dieſem eigenthümlichen Umſicht, Feinheit und Verſchlagenheit, ſondern mit Ungeſtüm und Verwegenheit. Er wollte Alles mit Gewalt durchſetzen, und zwar ſo raſch wie möglich. Nach drei Richtungen hin bewegten ſich ſeine Gedanken: erſtens wollte er im Süden den Elſaß und Lothringen, welch letzteres die Verbindungen zwiſchen ſeinen ſüdlichen und nördlichen Beſitzungen unterbrach, erobern; zweitens im Norden wollte er ſich aller derjenigen Gebiete in den Niederlanden, die ihm noch nicht unterworfen waren, bemächtigen, und von den übrigen deutſchen Ländern ſo viel dazu nehmen, als er vermochte; endlich drittens ſollte der Gedanke ſeines Vaters, Burgund zum Königreiche zu erheben, ausgeführt werden. Außerdem hatte er auch noch Abſichten auf Frankreich, die wir jedoch, da ſie unſerer Geſchichte ferner liegen, übergehen.

Das Glück begünſtigte in den erſten Jahren Karl den Kühnen ungemein. Schon 1467 und 1468 fand er Gelegenheit, ſich in die lütticher Händel zu miſchen, die zwiſchen dem Biſchof und den Bürgern ausgebrochen waren. Der erſtere wandte ſich an den Herzog, Karl zog mehrmals vor die Stadt, zerſtörte ſie das letzte Mal, und verfuhr mit den Einwohnern auf das Grauſamſte. Seitdem war er der Schutzherr von dem Bisthum Lüttich. Das Herzogthum Geldern nebſt der Grafſchaft Zütphen brachte er 1472 an ſich: ebenfalls in Folge eines Streits, der zwiſchen dem alten Herzoge und ſeinem Sohne ausgebrochen war. Der alte rief Karl den Kühnen zu Hülfe, enterbte ſeinen Sohn und verkaufte das Herzogthum an Burgund.

Einige Jahre früher, 1469, hatte ſich im Süden ſeines Reiches eine faſt noch bedeutendere Gelegenheit für die Vergrößerung ſeiner Macht dargeboten, die er natürlich ſofort ergriff. Der Herzog Sigmund von Tyrol, dem zugleich die vorderöſterreichiſchen Länder in Schwaben und im Elſaß gehörten, befand ſich faſt während ſeiner ganzen Regierung in Händeln mit den Eidgenoſſen. Im Jahre 1468 hatte er, aufgereizt von ſeinem Adel, wieder einen Krieg gegen ſie unternommen, führte ihn aber, wie alle vorangegangenen, ſo unglücklich, daß er den Frieden um 10,000 Gulden von den Eidgenoſſen erkaufen mußte. Sigmund vermochte jedoch dieſe Summe nicht zu zahlen; er war überhaupt ſehr verſchuldet, denn er führte eine üppige verſchwenderiſche Regierung und wußte mit dem Gelde nicht hauszuhalten. Nun rieth ihm der Adel, von dem Herzog Karl von Burgund Geld zu borgen, und ihm dafür die vorderöſterreichiſchen Lande zu verſetzen. Der Adel hatte dabei hauptſächlich die Abſicht, den Herzog von Burgund gegen die Schweizer zu gebrauchen. Man vermuthete von deſſen gewaltthätiger ariſtokratiſcher, jeder Volksfreiheit feindlichen Geſinnung, daß er als Nachbar der Eidgenoſſen nicht lange zögern würde, über ſie herzufallen, und ſeine Macht allein hielten ſie für fähig, die Schweizer zu Boden zu werfen und ſo endlich auch den ſchwäbiſchen Adel für die zahlloſen Niederlagen zu rächen, die er von den freien Bauern erlitten. Sigmund ging auf dieſen Vorſchlag ein: Karl der Kühne ergriff ihn mit beiden Händen. Im Jahre 1469 kam der Vertrag zu Stande. Karl zahlte an Sigmund 80,000 Gulden. Dagegen wurden ihm die Grafſchaft Pfirt, der Sundgau, Oberelſaß, der Breisgau, der Schwarzwald und die Waldſtädte Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut verpfändet. Die Summe war zu bedeutend und Sigmund zu verſchuldet, als daß es ihm je möglich zu werden ſchien, dieſe Länder wieder einzulöſen. Karl der Kühne betrachtete ſie alſo bereits als ſein Eigenthum, ſetzte eines ſeiner Geſchöpfe, den Peter von Hagenbach, zum Statthalter ein, und gab ihm den Auftrag, dieſe Länder an eine ſtrengere Beherrſchung zu gewöhnen.

Nunmehr dachte er auch an die Königskrone. Mit dem Kaiſer Friedrich wurden darüber ſchon lange Unterhandlungen gepflogen. Der Kaiſer ging ſehr gerne auf die Wünſche des Herzogs ein, weil dieſer ſich bereit erklärte, zu der ſchon früher angeregten Heirath zwiſchen Friedrichs Sohn Maximilian und zwiſchen der Erbin von Burgund ſeine Zuſtimmung zu geben. Die öſterreichiſche Hausmacht hätte dadurch einen ganz außerordentlichen Zuwachs erhalten, und da vorauszuſehen war, daß Maximilian zuletzt doch Alles wieder erhalten hätte, ſo wäre Friedrich wohl auf die weiteſt gehenden Wünſche Karls des Kühnen eingegangen. Um endlich dieſe Angelegenheit zu regeln, wurde auf das Jahr 1473 zwiſchen beiden Herrſchern eine Zuſammenkunft in Trier verabredet. Der angebliche Grund dieſer Zuſammenkunft ſollte die Belehnung Karls mit Geldern ſein; eigentlich aber wollte man die Verlobung zwiſchen Marie und Maximilian vollziehen und die Königskrönung des Burgunders vornehmen. Die Zuſammenkunft kam in der That zu Stande. Der Herzog von Burgund entfaltete eine ganz außerordentliche Pracht und ſtellte den „Herrn der Welt“, den Kaiſer, dabei ſehr in Schatten, obſchon dieſer ebenfalls von einem zahlreichen Gefolge von Kurfürſten und Großen des Reichs umgeben war. Auch thaten ſich beide Herren die größten Achtungsbezeugungen und Freundlichkeiten. Plötzlich aber reiste der Kaiſer ab, zum größten Erſtaunen des Herzogs, ohne daß es weder zur Königskrönung, noch zur Verlobung gekommen wäre.

Der eigentliche Grund dieſer auffallenden Handlungsweiſe iſt wohl in Folgendem zu ſuchen.*) Der Kaiſer verſtand ſich dazu, dem Herzog nicht nur den königlichen Titel zu ertheilen, ſondern ihm auch noch die niederländiſchen Biſthümer, Lüttich, Utrecht u. ſ. w. und andere dort gelegene Herrſchaften zu überlaſſen, ja ſelbſt Lothringen hätte er ihm gegeben. Ueber dieſes Herzogthum herrſchte nämlich ein Erbfolgeſtreit. Der letzte Herzog Nikolaus war 1473 geſtorben, ohne Nachkommen. Der in jeder Beziehung berechtigte Erbe war nun René von Vaudemont. Aber der Herzog von Burgund machte Anſprüche auf Lothringen wegen einer bedeutenden Summe, die ihm die früheren Herzoge ſchuldeten. Friedrich trug nun kein Bedenken, Karl dem Kühnen, trotz der ganz zweifelloſen Anſprüche Vaudemonts, Lothringen zu überlaſſen. Dafür aber ſollte Karl die vorderöſterreichiſchen Lande, die er von Sigmund pfandweiſe beſaß, herausgeben, und — worauf der Kaiſer ein beſonderes Gewicht legte — auch den Pfalzgrafen Friedrich den Siegreichen zwingen, auf die Landvogtei über Unterelſaß und auf die Ortenau zu verzichten. Ja, es ſcheint, daß er von Karl einen förmlichen Kriegszug gegen den Pfalzgrafen und deſſen Untergang verlangte. Denn er wollte nun dieſen ebenſo zu Grunde richten, wie er früher mit Podiebrad gethan. Daß dieſes eine hauptſächliche Abſicht der Zuſammenkunft von Trier war, geht auch aus einer angeblichen Weiſſagung eines Gleichzeitigen hervor.*) Der Pfalzgraf hatte außerdem neuerdings dem Kaiſer Veranlaſſung gegeben, von Reichs wegen gegen ihn zu verfahren: er hatte ungerechter Weiſe die Stadt Weiſſenburg angegriffen, die ſich indeſſen heldenmüthig vertheidigte: ſie verklagte den Pfalzgrafen beim Kaiſer. Der ernannte den alten Feind des Pfalzgrafen, den Herzog von Veldenz, zum Vollſtrecker des kaiſerlichen Urtheils gegen denſelben: aber der Herzog war ſo unglücklich in dem Kriege, daß er an Friedrich den Siegreichen wieder mehrere feſte Plätze abtreten mußte. Das war bereits im Jahre 1471. Dieſe Entwürfe gegen den Pfalzgrafen ſollten nicht blos die Rachſucht des Kaiſers befriedigen, ſondern ſie waren ein Glied in dem ganzen großen Plane der habsburgiſchen Staatskunſt. Es iſt nämlich kein Zweifel: der Kaiſer wollte ſich zum Herrn von ganz Schwaben machen, dazu brauchte er die Ortenau und die Landvogtei von Unterelſaß, welche

---

*) Hauptquelle iſt der Brief Albrechts Achilles an den Herzog Wilhelm von Sachſen, bei Müller Reichstagstheatrum. Vorſtellung V. 597. 598.

---

*) In der Speierer Chronik bei Mone Quellenſammlung der badiſchen Landesgeſchichte. I. 499. 500.

Friedrich der Siegreiche beſaß. Die vorderöſterreichiſchen Beſitzungen, welche Karl dem Kühnen verpfändet geweſen, wären ohnedies an den Kaiſer zurückgefallen. Die Reichsſtädte beherrſchte der Kaiſer von Reichs wegen. Es hinderten alſo nur noch Würtemberg und Baden. Dieſe hätten aber gegen die Macht von Oeſterreich nicht aufkommen können, ſo wie ſich dieſelbe mit dem neuen Königreiche Burgund in der oben angedeuteten Ausdehnung vereinigt hätte. Nicht nur die kleineren ſchwäbiſchen Reichsſtände wären zuletzt dieſer Macht unterlegen, ſondern auch alle Fürſtenthümer am Rhein, zunächſt die Pfalz, dann Jülich, Kleve und Berg, ſo wie die geiſtlichen Staaten. Auf dieſe Verbindung mit Burgund baute aber der Kaiſer noch größere Plane. Er bewirkte, daß Karl der Kühne das ſeither zwiſchen ihm und Mathias von Ungarn beſtehende Bündniß auflöſte, und Friedrich wäre ſodann mit Burgund über Mathias hergefallen, um ihm ſein Königreich zu entreißen. Ob er außer dieſen Entwürfen auch noch an die Unterwerfung des deutſchen Reiches gedacht hat, wiſſen wir nicht. Die deutſchen Fürſten aber befürchteten es, und an dieſen iſt auch Alles geſcheitert. An und für ſich war ihnen ſchon der Herzog von Burgund unbequem, der ſich für vornehmer hielt, als die deutſchen Kurfürſten: dann beſorgten ſie von ſeiner in dem obigen Sinne vermehrten Macht früher oder ſpäter angefallen zu werden. Die Verbindung endlich Burgunds mit Oeſterreich war ihnen vollends bedenklich. Friedrich kannte dieſe Geſinnungen der deutſchen Fürſten, und darum wollte er die Angelegenheit mit Burgund aus eigener Machtvollkommenheit und im Geheimen abmachen, obſchon er dies nach den Reichsgeſetzen nicht durfte. Denn ihm war es vor Allem um die Heirath ſeines Sohnes mit der burgundiſchen Erbin zu thun. Karl der Kühne begnügte ſich aber damit nicht, ſondern er drang auf die Zuſtimmung der Fürſten, die ſchon über die geheimen Unterhandlungen unruhig wurden. Sei es nun, daß die Sache vor die Fürſtenverſammlung kam, wo ſie ablehnend entſchieden wurde, oder ſei es, daß ſich die Fürſten einzeln unzweideutig genug gegen Karls Wünſche erklärten, genug: die Unterhandlungen wurden plötzlich abgebrochen, und der Kaiſer ſchlich ſich wie ein Dieb davon.*) Unter den

---

*) Da Karln die Abreiſe des Kaiſers ſelber unerwartet kam, ſo iſt anzunehmen.

Leuten wurden dann allerlei Gerüchte verbreitet, weßhalb ſich Alles zerſchlagen hätte: den wahren Grund konnten natürlich nur die Eingeweihten wiſſen.

Karl der Kühne, der ſchon die Krone nach Trier mitgebracht hatte, hielt ſich durch dieſen Ausgang der Angelegenheit für beſchimpft, und wollte ſich dafür an dem Kaiſer rächen. Er zog ihm zum Trotze gleich nach dem Tage von Trier mit einem Heere in die ihm verpfändeten öſterreichiſchen Länder, um ſich dort wie dem rechtmäßigen Herrſcher huldigen zu laſſen: er machte ſogar auch Anſtalten, die dort befindlichen Reichsſtädte, wie Mühlhauſen, zu unterwerfen. Zugleich mußten ſeine Söldner auf die roheſte und abſcheulichſte Weiſe mit den Einwohnern verfahren. Die burgundiſche Herrſchaft war ohnedies drückend genug. Der Statthalter Peter von Hagenbach benahm ſich auf das Gewaltthätigſte und Schamoſeſte gegen die Einwohner, trat alle Geſetze mit Füßen, entehrte Frauen und Mädchen der angeſehenſten Bürger, legte ungeheuere Steuern auf, ließ angebliche Empörer hinrichten, und erbitterte Alles auf das Maßloſeſte gegen ſich, ſelbſt den Adel: denn auch deſſen Rechte ſchonte er nicht. Als ſich die Einwohner bei Karln über die Willkürherrſchaft ſeines Statthalters beklagten, ſo fanden ſie kein Gehör: im Gegentheile, Hagenbach verfuhr ſeitdem nur noch grauſamer.

Im Jahre 1474 erhielt nun Karl Gelegenheit, auch am Niederrhein dem Kaiſer entgegenzutreten und ſeine Herrſchaft auszubreiten. Der Erzbiſchof Ruprecht von Köln, ein Bruder des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen, war ſeit 1466 in den heftigſten Streitigkeiten mit ſeinem Domkapitel und mit den Landſtänden. Mehrmals wurde ein Vergleich verſucht, vergebens: zuletzt, Ende des Jahres 1473, wählte das Domkapitel einen neuen Erzbiſchof,

---

daß Friedrich ihm von der Zuſtimmung der Fürſten die feſteſten Zuſicherungen gegeben hatte, um ihn zu vermögen, die Verlobung zwiſchen ihren beiden Kindern vorzunehmen vor der Krönung. Karl wird dann geſagt haben, wenn der Kaiſer das ſo gewiß wiſſe, ſo könnte es ihm ja nichts verſchlagen, die Angelegenheit vor die Fürſten zu bringen. Als der Kaiſer nicht mehr ausweichen konnte, ſo verſprach er es ihm, und hat nun die Sache wirklich vor die Fürſten gebracht, aber eine verneinende Antwort erhalten, wie dies aus dem Briefe Albrechts Achilles hervorgeht, worauf er denn ſogleich, um nicht vor Karl ſchamroth dazuſtehen, abreiste.

Hermann von Heſſen, der auch von dem ganzen Lande anerkannt wurde. Jetzt warf ſich Ruprecht Karl dem Kühnen in die Arme, ernannte ihn zum Beſchützer des Erzſtifts und forderte ihn auf, mit Waffengewalt ſeine ungehorſamen Unterthanen zu unterwerfen. Karl ging mit Freuden darauf ein, und rückte im Jahre 1474 mit einem großen Heere in das kölniſche Gebiet. Er warf ſich zunächſt auf Neuß, eine der unruhigſten Städte des Erzſtifts. Aber die tapferen Einwohner wehrten ſich verzweifelt. Der Herzog mußte eine langwierige Belagerung beginnen.

Die Kunde von dieſem Einbruch in das deutſche Reich regte Alles auf, weit mehr, als irgend ein anderer ähnlicher Friedensbruch, da man die Tollkühnheit Karls und ſeine hochfahrenden Plane kannte. Die Fürſten beſonders, welche ſchon 1473 ſeine Entwürfe vereitelt hatten, waren eifrig, nicht minder die Reichsſtädte, welche in dem Herzoge den gefährlichſten Feind ihrer Freiheiten fürchteten. Auch der Kaiſer war diesmal entſchloſſener: denn er hatte nun die Hoffnung, in dem Kriege gegen Burgund zugleich den Pfalzgrafen Friedrich, von dem man erwarten mochte, daß er ſich ſeines Bruders und ſeines Verbündeten, des Herzogs Karl, annehmen werde, zu vernichten. Schon im Mai 1474 hatte der Kaiſer den Kurfürſten in die Acht gethan: am 27. Auguſt wurde dann auf dem Reichstage zu Augsburg der Reichskrieg gegen Burgund beſchloſſen. Der Kaiſer forderte alle Stände, auch die Schweizer und Lothringer zum Kriege auf. Wirklich kam auch ein bedeutendes Heer zuſammen: es dauerte aber doch bis zum Frühling 1475, bis es in die Nähe des Kriegsſchauplatzes rückte. Der Kaiſer ſelbſt war dabei: Albrecht Achilles wurde zum Oberfeldherrn ernannt.

Aber inzwiſchen war der Krieg ſchon längſt in den vorderöſterreichiſchen Landen ausgebrochen. Die außerordentlichen Bedrückungen Hagenbachs und die unſäglichen Leiden, unter welchen die Einwohner der verpfändeten Gebiete ſchmachteten, gingen endlich dem Herzog Sigmund zu Herzen, den jetzt ſelbſt der Adel aufforderte, ſo ſchnell wie möglich von Burgund loszukommen. Zweierlei war aber nothwendig: erſtens, man mußte den Pfandſchilling erlegen können, und ſodann ſich ernſtlich mit den Schweizern ausſöhnen. Denn ohne Friede und Bund mit dieſen vermochte man den Kampf mit Burgund, der nicht ausbleiben konnte, nicht durchzuführen. Das Geld ſchoſſen aber die benachbarten Reichsſtädte her, welche alle auf gleiche Weiſe bedroht waren, und mit den Schweizern kam am 11. Auguſt 1474 die „ewige Richtung", Verſöhnung und Bündniß, zu Stande. Nachdem die verpfändeten Lande einmal erfahren hatten, daß ſie eingelöſt werden ſollten, ſo raſteten ſie auch nicht lange mehr. Im Oktober 1474 wurde Peter von Hagenbach in Breiſach gefangen genommen, von einem Volksgericht zum Tode verurtheilt, und mit dem Schwerte hingerichtet. Darauf fielen die vereinigten Schweizer und Schwaben in den Elſaß ein und vertrieben überall die burgundiſchen Beſatzungen. Der Herzog von Lothringen, der ſich gleichfalls mit den Schweizern und Schwaben verbündet, griff die burgundiſchen Lande ſelber an.

Unterdeſſen lagen ſich das burgundiſche und das deutſche Heer bei Neuß faſt unthätig gegenüber. Die Deutſchen wären gerne über die Burgunder hergefallen und hätten ſie für ihren Uebermuth gezüchtigt. Der Kaiſer aber wehrte ab. Denn inzwiſchen pflog er mit Karl dem Kühnen ſehr eifrige Unterhandlungen. Die früheren Entwürfe und Plane wurden wieder aufgenommen. Zwar auf den königlichen Titel mußte Karl wenigſtens vorderhand verzichten, denn jetzt würden die Fürſten ihre Zuſtimmung unter keiner Bedingung gegeben haben. Aber die Heirath zwiſchen Maria und Maximilian wurde wirklich beſchloſſen und die Verlobung angeordnet. Als man einmal über die Hauptſache im Reinen war, ſo kam am 17. Juni 1475 der Friede zwiſchen Burgund und dem Reiche unter folgenden Bedingungen zu Stande. Karl wird wegen ſeines Ungehorſams gegen Kaiſer und Reich nicht zur Rechenſchaft gezogen, zahlt auch keine Kriegskoſten. Dafür hebt er die Belagerung von Neuß auf, zieht ſich in ſein Land zurück und verſpricht nie mehr Ruprecht von Köln, noch auch den Pfalzgrafen Friedrich zu vertheidigen.

Dieſen Friedensſchluß fanden die deutſchen Fürſten mit Recht ſchmachvoll: ſie murrten auch ſehr darüber, beſonders weil derſelbe ganz im Geheimen vom Kaiſer betrieben worden war. Schon fürchteten ſie, es möchten ähnliche Dinge wieder im Werke ſein, wie 1473. In der That mochten ſie nicht unrecht gerathen haben. Denn höchſt wahrſcheinlich hatte der Friedensſchluß noch einige geheime Artikel, wie z. B. daß der Kaiſer nichts dagegen habe, wenn

Karl Lothringen erobere und ſeinem Reiche einverleibe, ferner wenn er die Schweizer bekriege und ſie ſich unterwerfe. Denn weder Lothringen, noch die Schweizer waren in dem Friedensſchluſſe mit aufgenommen, obgleich Friedrich ſie ſelbſt zum Kriege gegen Burgund aufgefordert hatte. Und ſpäter, als der Krieg zwiſchen den Schweizern und Burgund in vollem Gange war, mahnte er die Reichsſtädte ſogar von der Unterſtützung der Schweizer ab.

Wirklich brach auch Karl der Kühne, gleich nachdem er von Neuß abgezogen, in Lothringen ein, und eroberte in kaum vier Wochen das ganze Land. Der Herzog floh zu den Eidgenoſſen. Nun aber wollte Karl auch dieſe züchtigen. Im Jahre 1476 brach er mit einem außerordentlich zahlreichen Heere gegen ſie auf. Allein an dieſen tapferen Männern, mit denen ſich auch die Schwaben der vorderöſterreichiſchen Lande und die Reichsſtädte verbündet hatten, in denen noch einmal der alte Muth und die frühere Freiheitsliebe auflebte, zerſchellte die burgundiſche Macht. Karl erlitt noch im Jahre 1476 zwei furchtbare Niederlagen, bei Granſon am 2. März, und bei Murten am 22. Juni. Dann brachen die Eidgenoſſen nach Lothringen ein, um dieſes Land dem ihnen verbündeten Herzog René wieder zu erobern. Hier kam es am 5. Januar 1477 bei Nancy zur dritten Schlacht, welche die Burgunder wieder verloren und in der Karl der Kühne ſelbſt erſchlagen ward.

Auf dieſe Weiſe endete das burgundiſche Reich. Niemand gewann bei dieſem Ausgange mehr, als das Haus Oeſterreich. Denn noch im Jahre 1477 wurde die Heirath zwiſchen Maximilian und Marie von Burgund vollzogen. Freilich die großen Plane, an die man 1473 und noch 1475 gedacht, erfüllten ſich nicht. Und ſelbſt die Ausdehnung der burgundiſchen Beſitzungen, wie ſie Karl der Kühne inne gehabt, konnte nicht behauptet werden. Denn der König von Frankreich, Ludwig XI., griff ohne Weiteres zu, nahm das Herzogthum Burgund als franzöſiſches Lehen in Beſitz, ebenſo einen Theil von Flandern und Artois. Aber das Uebrigbleibende war immerhin noch ein ſehr bedeutender Zuwachs zu der habsburgiſchen Hausmacht, und — was für das Reich wohl das Wichtigſte war — die Niederlande kamen jetzt wieder an Deutſchland.

Nicht lange vor dieſen Ereigniſſen hatte der Kaiſer noch ein anderes freudiges erlebt: im Jahre 1476 ſtarb nämlich ſein langjähriger, ihm auf das Tiefſte verhaßter Feind, der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche.

12. Friedrichs III. letzte Jahre. Errichtung des ſchwäbiſchen Bundes.

Doch bald ſollte Friedrich den Wechſel des Glücks in empfindlichſter Weiſe erfahren. Er gerieth nämlich aufs Neue in Händel mit dem König Mathias Corvinus von Ungarn. Friedrich verſäumte, ihm die Summen zu zahlen, um welche er den Frieden von 1477 ihm abgekauft hatte, und beleidigte den König auch noch auf andere Weiſe. Mathias kündigte alſo abermals den Krieg an, brach in Oeſterreich ein, ſchlug die Heere des Kaiſers, nahm eine Stadt, eine Feſtung nach der andern ein, und nöthigte zuletzt Friedrich III., im Jahre 1485, aus ſeinen Erbſtaaten zu entfliehen.

So kam er nach Deutſchland, entblößt von Allem, nicht einmal fähig, ſeinen täglichen Lebensunterhalt zu beſtreiten: er reiſte in den Reichsſtädten und in den Abteien umher, und ließ ſich dort verköſtigen. Natürlich bot er jetzt Alles auf, das Reich zur Hülfe zu vermögen. Im Jahre 1486 wurde in Frankfurt ein großer Reichstag gehalten. Dort verlangte er Unterſtützung gegen die Ungarn, und dann ſuchte er auch die Wahl ſeines Sohnes Maximilian zum römiſchen Könige durchzuſetzen. Letzteres gelang ihm wider Vermuthen. Aber mit der Reichshülfe machte man Schwierigkeiten. Die Fürſten erklärten ſich zwar dazu bereit, aber nur unter Bedingungen. Sie verlangten vom Kaiſer die endliche Durchführung der ſo oft verlangten Verbeſſerung der Reichsverfaſſung und des Landfriedens. Was erſtere anbetrifft, ſo hatten die Fürſten beſonders die Reichsgerichtsverfaſſung im Auge. Sie forderten, daß das Kammergericht vollſtändig neu eingerichtet werde: die Einwirkung des Kaiſers ſollte gänzlich wegfallen, Niederſchlagung der Proceſſe durch den Kaiſer, u. ſ. w. vollkommen unmöglich gemacht werden; mit Einem Worte, ſie verlangten eine unbedingte Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit des Reichsgerichts, ſo daß daſſelbe ſogar von

Rechtswegen die Acht ausſprechen könne, ohne die Mitwirkung des Kaiſers. Darauf aber wollte Friedrich nicht eingehen: es war im Grund dieſelbe Forderung, die ſo oft an ihn gemacht worden war, und die er immer zurückgewieſen hatte. Er ſah darin eine Schmälerung ſeiner kaiſerlichen Vorrechte, und war daher nicht zu bewegen, dieſe zuzugeſtehen, obſchon er damit der Reichshülfe verluſtig ging. Dagegen hatte er wider den Landfrieden nichts einzuwenden. Er verkündigte ihn auf zehn Jahre. Doch wollte dies nicht mehr ſagen, als alle bisher verkündeten Landfrieden. Nämlich, er bedeutete gar nichts, ſo lange er blos auf dem Papiere ſtand, und ſo lange man nicht eine Macht ſchuf, welche fähig war, denſelben in der That aufrecht zu erhalten. Auch dieſer Landfriede würde alſo von keinen Wirkungen geweſen ſein, wenn nicht der Kaiſer ſelber das Bedürfniß gefühlt hätte, eine ſolche Macht einzurichten, um ſich ihrer gelegentlich bedienen zu können.

Friedrich bedurfte jetzt mehr wie je fremder Unterſtützung. Nicht nur, um die Erbländer, um Oeſterreich wieder zu erobern — da das Reich, wie es ſchien, doch nichts dafür thun wollte, — ſondern auch, um ſeinem Sohne Maximilian beizuſpringen, der eben in Händel mit den Niederländern gerathen war, welche ihn ſogar gefangen ſetzten, endlich, um ſich vor dem Hauſe Wittelsbach zu ſchützen, welches neuerdings eine ſehr drohende Stellung einnahm, und ſich, wie es ſchien, auf Koſten Oeſterreichs vergrößern wollte. An der Spitze der Wittelsbacher ſtanden damals zwei Fürſten: Georg der Reiche von Baiern-Landshut, der Sohn Ludwig des Reichen, der im Jahre 1479 geſtorben war, und Albrecht IV. von Baiern-München. Beide waren gleich ehrgeizig und thatkräftig. Albrecht wußte ſich der Reichsſtadt Regensburg, ſogar unter Zuſtimmung eines Theiles der Bürger, zu bemächtigen: dann breitete er ſeinen Einfluß in Schwaben aus, und beredete den Erzherzog Sigmund von Tyrol, der kinderlos war, ihm gegen eine beſtimmte Summe die öſterreichiſchen Vorlande nebſt der Landvogtei von Schwaben zu verſchreiben und Tyrol zu vermachen. — Albrecht hatte nämlich eine Tochter Friedrichs III. wider Willen und Wiſſen deſſelben, aber mit Zuſtimmung Sigmunds geheirathet. Georg der Reiche aber bedrohte ebenfalls die ſchwäbiſchen Städte und andere Herrſchaften: bereits hatte er durch Kauf, Pfandſchaften, Vormundſchaften und auf andere Weiſe mehrere ſehr bedeutende ſchwäbiſche Gebiete an ſich zu bringen gewußt: es war klar, daß er ſeine Herrſchaft bis über die Iller hinaus ausdehnen und die noch freien Stände jener Gegenden ſich unterwerfen wollte. Gelangen den Herzogen von Baiern ihre Entwürfe, ſo ging das Haus Habsburg vollends aller Stammlande verluſtig.

Gegen dieſe wittelsbachiſchen Beſtrebungen ſchien nun bei dem Mangel ſonſtiger Hülfsmittel nichts Anderes helfen zu können, als ein Bund der freien Reichsſtände gerade in dem Lande, welches das Ziel des baieriſchen Ehrgeizes war: in Schwaben. Ein ſolcher Bund ſchien um ſo leichter zu bewerkſtelligen, als ja die dortigen Stände von Baiern nicht minder bedroht waren, als der Kaiſer ſelbſt. Gelang es aber, Schwaben in einen großen Bund zu vereinigen, ſo hatte man in ihm nicht nur einen Schutz gegen Baiern, ſondern auch gegen Frankreich und gegen die Eidgenoſſen. Friedrich gab ſich daher alle Mühe, einen derartigen Bund unter den ſchwäbiſchen Ständen zuſammenzubringen, deſſen eigentlicher Zweck angeblich die Aufrechthaltung des Landfriedens ſein ſollte, welcher in der That aber von Friedrich nur deßhalb ins Leben gerufen wurde, um die habsburgiſche Hausmacht zu ſchützen. Es koſtete doch einige Mühe, bis es dem Kaiſer mit dem Bunde gelang. Erſt im Februar 1488 kam er zu Stande. Er beſtand zuerſt nur aus dem Adel und 22 Städten, ſpäter traten der Graf von Würtemberg, der Markgraf von Baden, die Markgrafen von Brandenburg wegen ihrer fränkiſchen Beſitzungen, ſogar der Erzherzog Sigmund dazu. Dieſer Bund, deſſen weitere Entwicklung und Bedeutung darzuſtellen wir uns für den nächſten Band vorbehalten müſſen, erhielt erſt ſpäter den Namen des „ſchwäbiſchen Bundes". In der erſten Zeit hieß er der Bund von St. Georgen-Schild. Von allen Bündniſſen und Einigungen, an denen das Mittelalter ſo reich war, hatte ſich nämlich nur dieſer einzige Verein erhalten, welcher die ſchwäbiſche Ritterſchaft umfaßte. Man lehnte ſich alſo an dieſen an, und der ſchwäbiſche Bund war alſo gewiſſermaßen nur eine Erweiterung der St. Georgen-Schildgeſellſchaft.

Friedrich hatte ganz richtig geſehen, als er in der Gründung eines ſolchen Bundes ſeine Rettung erblickte. Er half ihm nicht nur gegen die Niederlande, wo Maximilian befreit ward, ſondern auch gegen Baiern. Die beiden Herzoge wurden gezwungen, ihre Beſtrebungen aufzugeben und ſich zu fügen: Albrecht mußte auf die Pfandſchaft der öſterreichiſchen Lande, wie auf Tyrol verzichten, welches der alte Sigmund vielmehr Maximilian vermachte, und Regensburg an das Reich zurückerſtatten.

Unterdeſſen begann dem Kaiſer auch im Oſten das Glück wieder zu lächeln. Mathias Corvinus nämlich ſtarb im Jahre 1490. Jetzt eilte des Kaiſers Sohn Maximilian, unterſtützt von den Truppen des Bundes ſo wie von dem Reiche, das ſich endlich dazu bereit erklärte, nach Oeſterreich, befreite Wien, warf die Ungarn aus dem Lande, verfolgte ſie bis nach Ungarn hinein, und ging damit um, ſich ſelbſt zum König wählen zu laſſen. Die Ungarn wählten jedoch den König von Böhmen, Wladislaus. Mit dieſem wurde endlich im November 1491 Friede geſchloſſen, zufolge deſſen Wladislaus zwar im Beſitze des ungariſchen Thrones blieb, jedoch Maximilian den Titel eines ungariſchen Königs, ſo wie die Erbfolge in Ungarn und Böhmen zugeſtand, falls Wladislaus Mannsſtamm ausſterben ſollte, endlich noch 100,000 Dukaten Kriegskoſten entrichtete.

Der alte Kaiſer war gleich nach dem Tode des Mathias nach Oeſterreich zurückgekehrt, um dort ſeine letzten Tage in Ruhe hinzubringen. Er zog ſich nach Linz zurück, wo er ſich viel mit Alchymie und Aſtrologie, ſeinen Liebhabereien, beſchäftigte. Hier ſtarb er am 19. Auguſt 1493, in einem Alter von 78 Jahren.

Erreichte unter ſeiner Regierung die Verwirrung und die Auflöſung im Reiche die höchſte Stufe, ſo entwickelten ſich doch nicht minder, freilich ohne ſein Zuthun — nur die Gründung des ſchwäbiſchen Bundes machte eine Ausnahme, — die kräftigſten Keime zu einer neuen Ordnung der Dinge. Mit der Darſtellung derſelben beginnen wir das nächſte Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehlerverzeichniß:

Seite	23,	Zeile	15 v. o.	ſtatt	glacie lies gladio.
„	42,	„	1 v. u.	„	Marlene lies Martene.
„	93,	„	10 v. u.	„	ſein lies ſeine.
„	123,	„	17 v. u.	„	Benedikt XI. lies Benedikt XII.
„	125,	„	5 v. o.		
„	126,	„	4 v. u.		
„	128,	„	15 v. u.		
„	152,	„	9 v. o.	„	Geſangtſchaft lies Geſandtſchaft.
„	—	„	13 v. u.	„	Verwandtſchaftsverband lies Verwandtſchaftsband.
„	153,	„	10 v. o.	„	Brandenburg lies Magdeburg.
„	155,	„	4 v. u.	„	1347 lies 1349.
„	159,	„	13 v. u.	„	bedeutenderen lies bede[illegible]n.
„	167,	„	5 v. u.	„	er lies es.
„	169,	„	2 v. u.	„	linken lies rechten.
„	170,	„	4 v. o.	„	ihr lies ihm.
„	—	„	6 v. u.	„	ſie lies ſich.
„	185,	„	6 v. u.	„	Brenn lies Brene.
„	188,	„	10 v. u.	„	einem lies eines.
„	192,	„	2 v. o.	„	alle anderen lies alles andere.
„	—	„	10 v. o.	„	1440 lies 1439.
„	194,	„	15 v. u.	„	er lies ſie.
„	200,	„	17 v. u.	„	Zwolt lies Zwoll.
„	203,	„	1 v. o.	„	Gebieten lies Gebiet.
„	225,	„	17 v. o.	„	hießen lies gießen.
„	248,	„	12 v. u.	„	ſuchen lies ſuchen ſich.
„	252,	„	19 v. u.	„	Bleven lies Bleren.
„	360,	„	1 v. o.	„	Erziſchöfe lies Erzbiſchöfe.
„	364,	„	2 v. u.	„	Chenel lies Chmel.
„	367,	„	7 v. o.	„	in ſeinen Planen lies für ſeine Plane.
„	375,	„	1 v. u.	„	Annalen lies Annaten.
„	—	„	18 v. u.		
„	401,	„	8 v. o.	„	kirchendfeindlichen lies kirchenfeindlichen.
„	443,	„	16 v. o.	„	Vorbehalt lies Vorbehalte.
„	462,	„	5 v. u.	„	darin lies damit.
„	463,	„	8 v. o.	„	Konkordaten lies Konkordate.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vaterländiſche

Geſchichte

von den

älteſten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Eduard Duller,

fortgeſetzt von

Profeſſor Dr. **Karl Hagen.**

Vierter Band.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Aug. Oſterrieth
in Frankfurt a. M.

Siebentes Buch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1. Einleitung. Oeffentliche Zuſtände am Ende des 15. Jahrhunderts. Nachtheilige Folgen von dem Scheitern der Reformbeſtrebungen. Städteweſen. Fürſtenthum. Römiſches Recht. Kriegsweſen.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ſtellten ſich die Ergebniſſe unſerer nationalen Entwicklung ohngefähr in folgender Weiſe dar.

Der germaniſche Geiſt machte am Ende des 14. Jahrhunderts einen großartigen Verſuch, die öffentlichen Verhältniſſe Deutſchlands neu zu geſtalten, und zwar nach drei Richtungen hin: erſtens, indem er die individuelle Freiheit ſicher ſtellte; zweitens, indem er den Freiheitstrieb regelte durch den Grundſatz der Ordnung; drittens, indem er die unzähligen beſonderen kleineren und größeren Beſtandtheile der Nation zu einer ſtaatlichen Einheit zu verbinden ſuchte. Es ſind demnach in den Beſtrebungen des 14. Jahrhunderts drei verſchiedene Triebe in Betracht zu ziehen: erſtens der Freiheitstrieb, oder der Individualismus, zweitens der Ordnungstrieb, der Trieb nach Feſtſtellung und Aufrechthaltung beſtimmter Einrichtungen und Geſetze, wodurch es der individuellen Freiheit allein möglich wurde ſich zu behaupten und zu befeſtigen, ein Trieb, der ſich beſonders in den Verſuchen den Landfrieden herzuſtellen, bemerklich machte; drittens der Einheitstrieb, welcher die Nation zu einem großen ſtarken Gemeinweſen vereinigte. Letzteres war der Schlußſtein des Ganzen: ohne eine ſtarke ſtaatliche Einheit konnte weder die Freiheit in erſprießlicher Weiſe gedeihen, noch ein geordnetes lebenskräftiges Staatsweſen hergeſtellt werden. Man ſieht: in dieſen Beſtrebungen des 14. Jahrhunderts hatte ſich der germaniſche Geiſt zu einer neuen höheren Stufe emporgeſchwungen: das deutſche Weſen ſollte ſich aus ſich ſelbſt heraus verjüngen in einer Weiſe, wie ſie den Bedürfniſſen der Nation und der vorgeſchrittenen Bildung gemäß war. Die beſchränkte individuelle Freiheit, wie ſie dem urſprünglichen germaniſchen Weſen eignete, genügte nicht mehr, nun, da ſich in den verſchiedenen Schichten der Geſellſchaft eine außerordentlich reichhaltige Entwicklung vollzogen hatte. Die Verhältniſſe der Stände zu einander verloren nachgerade ihre Einfachheit: der lebhafter gewordene Verkehr ſchuf eine Menge neuer Beziehungen, neuer Zuſtände, neuer Geſichtspunkte. All' dieſem konnten die bisherigen Einrichtungen und Gewalten nicht mehr entſprechen. Es erforderte neue Geſetze, neue Ordnungen, neue Staatsgewalten. All' dieſen Bedürfniſſen glaubten die Beſtrebungen des 14. Jahrhunderts abhelfen zu können: durch die Erneuerung des Kaiſerthums, durch die Herſtellung des Landfriedens, durch die Umgeſtaltung der Reichsverfaſſung in demokratiſch einheitlichem Sinne.

Dieſe Beſtrebungen mißlangen indeſſen, wie wir ſahen, und alle Verſuche, die ſpäter noch gemacht worden, hatten keine Erfolge, wenigſtens keine ſolchen, welche den urſprünglichen Abſichten entſprochen hätten: es kam zu keiner vollkommenen durchgreifenden Umgeſtaltung der Reichsverfaſſung. Die Folge davon war, daß die drei verſchiedenen Triebe, welche bei den reformatoriſchen Beſtrebungen des 14. Jahrhunderts thätig waren, und die, einmal vorhanden, ſich nicht mehr zurückdrängen ließen, ſich in einer einſeitigen Weiſe ausbildeten, ja ſogar nach einer den urſprünglichen Beſtrebungen geradezu entgegengeſetzten Richtung. So artete der Freiheitstrieb, den wir zugleich als individuelle Richtung bezeichnet haben, und der durch die neue Reichsverfaſſung veredelt, verjüngt und verallgemeinert worden wäre, in Sonderſucht, in beſchränkte Selbſtgenügſamkeit, in Partikularismus aus. Die einzelnen Beſtandtheile des Reiches zerbröckelten ſich, zogen ſich in ſpröde Vereinzelung zurück, verloren aber dadurch, daß ſie den Vortheil eines großen Gemeinweſens und der Einwirkung allgemeinerer Geſichtspunkte entbehrten, ihre eigenthümliche ſchöpferiſche Kraft, ſondern erſtarrten nachgerade und verknöcherten. Dies gilt natürlich vorzugsweiſe von denjenigen Beſtandtheilen, welche an ſich ſchon klein waren und daher in ſich ſelber keine größere Mannichfaltigkeit der Kräfte trugen. Es gilt daher mehr von den Städten, als von den Fürſtenthümern.

Die Städte vertraten bis zum Ende des 14. Jahrhunderts die eigentlich ſchöpferiſche, fortbildende, weiter ſtrebende Richtung des germaniſchen Geiſtes. Sie waren, trotz ihrer verhältnißmäßigen Kleinheit, deßwegen ſo außerordentlich bedeutend, weil ſie bei aller Ausbildung der individuellen Freiheit und bei allem Verfolgen von ſcheinbar partikulären Zwecken doch zugleich ihr Augenmerk immer auf das deutſche Reich, auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation gerichtet hatten: durch dieſe großen Geſichtspunkte erhielten ſie ihre ſittliche Stärke, ihre geiſtige Friſche, ihre ſtaatliche Bedeutung. Sie fühlten damals ſehr richtig, daß ſie ohne das Reich nichts wären, und daß ſie zu Grunde gehen müßten, wenn die Reichsgewalt ſich nicht zu einer neuen Größe emporſchwinge. Ihre weitgehenden Plane am Ende des 14. Jahrhunderts wurden daher zugleich auch der Selbſterhaltung wegen gefaßt. Wären dieſe Plane gelungen, ſo wären die Städte zweifelsohne aus dem beſchränkten Kreiſe, in welchen ſie nothgedrungen ſich zurückgezogen hatten, herausgetreten in die allgemeine Strömung der Nation, oder vielmehr: die ſtädtiſche Richtung wäre die allgemeine der Nation geworden: die Städte wären in der Nation aufgegangen. Nach dem Mißlingen dieſer Plane aber, als an eine Umgeſtaltung der öffentlichen Zuſtände in ihrem Sinne nicht mehr zu denken war, als die Städte vielmehr froh ſein durften, aus dem Schiffbruche jener Beſtrebungen wenigſtens ihre Selbſtändigkeit gerettet zu haben, da ziehen ſie ſich in ſich ſelbſt zurück, ſchließen ſich mehr und mehr von dem Allgemeinen ab, nur den eigenen Nutzen verfolgend; und nachgerade machte ſich bei ihnen die Sonderſucht, die Sorge für den eigenen Vortheil in derſelben Engherzigkeit und Rückſichtsloſigkeit geltend, wie beim Fürſtenthum. Wir haben öfter Gelegenheit gefunden, zu bemerken, wie im Laufe des 15. Jahrhunderts die verſchiedenen Verſuche der Kaiſer, die Zuſtände des Reiches zu verbeſſern, mit an der Selbſtſucht und Beſchränktheit der Städte geſcheitert ſind. Da nun aber, wie geſagt, die eigentliche ſtaatliche Bedeutung der Städte in dieſer ihrer Beziehung zum Reich, zur ganzen deutſchen Nation lag, ſo begreift ſich, daß das Abhandenkommenlaſſen dieſes Geſichtspunktes zugleich nachtheilig auf jene zurückwirken mußte. In der That: die Lebenskraft der Städte, die keine neue Nahrung mehr erhielt, verbrauchte ſich allmählig, und zwar um ſo ſchneller, je kleiner ihre Gemeinweſen waren: ihre Einrichtungen nutzten ſich ab oder verknöcherten: der germaniſche Geiſt, der ſich früher ſo ſchön und ſo kräftig in ihnen wiedergeſpiegelt hatte, begann zu erſtarren.

Ein oberflächlicher Beobachter der deutſchen Städte des 15. Jahrhunderts, der nur ihr äußeres Leben und ihre vielgeſchäftige Thätigkeit ins Auge faßte, mußte freilich zu anderen Wahrnehmungen kommen. So entwirft Aeneas Sylvius ein äußerſt anſprechendes Bild von unſeren ſtädtiſchen Gemeinweſen. Er rühmt ihren Reichthum, ihre herrlichen Gebäude, ihre reinlichen Straßen, ihre Waffenbereitſchaft, überhaupt ihre Tüchtigkeit. Auch iſt es natürlich, daß die deutſchen Städte, welche eine vielhundertjährige Geſchichte hinter ſich hatten, an deren Größe ſo viele Menſchengeſchlechter gearbeitet, nicht ſo plötzlich dem Verfalle zueilten: langſam entſtandene Einrichtungen und Zuſtände, welche das Ergebniß der Anſtrengungen von ſo vielen kräftigen und tüchtigen Menſchenaltern geweſen, tragen in ſich eine große Zähigkeit und Lebensdauer. So waren auch die deutſchen Städte des 15. Jahrhunderts in ſo manchen Beziehungen immerhin noch die Träger des deutſchen Geiſtes. Ihre eigentliche Bedeutung aber war nicht mehr ſtaatlicher, ſondern kaufmänniſcher Natur. Ihre weſentliche Thätigkeit erſtreckte ſich auf Gewerbe, Handel und was damit zuſammenhängt; und ihre Geſichtspunkte wurden dadurch bedingt. Bei der Hanſe iſt dies ſchon viel früher der Fall geweſen: bei dieſer war der kaufmänniſche Geſichtspunkt immer der überwiegende, der ſtaatliche kam erſt in zweiter Reihe. Bei den ſüddeutſchen Städten aber, wo die ſtaatlichen Geſichtspunkte bis zum Ende des 14. Jahrhunderts die maßgebenden waren, werden ſie im 15., beſonders ſeit der Mitte deſſelben ebenfalls von den kaufmänniſchen in den Schatten geſtellt. Dieſe Art von Thätigkeit erhielt jetzt einen neuen Schwung: Gewerbe, Künſte, Handel: Alles machte in dieſer Zeit außerordentliche Fortſchritte, und wir werden ſpäter noch einmal darauf zurückkommen. Aber die Nachtheile einer vorzugsweiſe auf Gelderwerb gerichteten Thätigkeit blieben auch nicht aus. Gewinnſucht trat bei den verſchiedenen Schichten der ſtädtiſchen Geſellſchaft in immer ſtärkerem und unerfreulicherem Grade hervor: ein unedler Krämergeiſt machte ſich mehr und mehr bemerklich: man ſuchte ſeinen Nebenmenſchen ſo viel wie möglich zu übervortheilen, die Andern, welche nach gleichem Ziele ſtrebten, von dem Gewinnſte zu verdrängen. Natürlich gelang dies am Beſten den Reichen. Schon im 15. Jahrhundert kommen Klagen gegen die großen Kaufleute vor, welche die Kleinen vom Handel verdrängen, große Güter um geringe Summen aufkaufen und ſodann den Preis künſtlich auf die Höhe treiben. Dies gilt namentlich von den Fuggern in Augsburg, welche am Ende des 14. Jahrhunderts nach Augsburg gezogen, und bereits Ende des folgenden durch glückliche kaufmänniſche Berechnungen ſich zu dem reichſten Handelshauſe von Süddeutſchland emporgeſchwungen hatten. Andere thaten ſich in Handelsgeſellſchaften zuſammen, um denſelben Zweck zu erreichen, nämlich den Handel mit gewiſſen Gegenſtänden, insbeſondere mit denen, die aus Indien kamen, ganz an ſich zu ziehen, wodurch ſie ihre Preiſe beſtimmen konnten. Es gelang ihnen durch Beſtechung kaiſerlicher und fürſtlicher Räthe, beſtimmte Vorrechte zu erlangen, wodurch ihre Ausbeuterei noch dazu einen geſetzlichen Anſtrich erhielt. Dieſe Handelsgeſellſchaften erwarben ſich in Kurzem ungeheuere Summen, während die Mehrzahl durch die Vertheuerung der Handelsgegenſtände, insbeſondere der Lebensmittel mehr und mehr herunterkam. Die kleinen Handwerker ſuchten nun ihrerſeits ebenfalls durch Betrug ſich in eine beſſere Lage zu verſetzen: Wirthe, Metzger, Bäcker, Schuſter, Schneider und wie ſie alle hießen, wetteiferten mit einander in der Uebervortheilung ihrer Kunden, und die Sittenrichter jener Zeit können nicht oft genug auf dieſe Betrügereien zurückkommen.*) Die Folge dieſer Erſcheinungen war, daß ſich in den Städten nach und nach ein immer größerer Unterſchied des Vermögens herausſtellte, und daß die Einwohnerſchaft, wenigſtens in den größeren Städten, allmählig in zwei große Beſtandtheile auseinander zu fallen drohte, in die Reichen und in die Proletarier.

Das Proletariat wurde aber noch befördert durch die überhandnehmende Ueppigkeit der Lebensweiſe, welche wiederum das Ergebniß der außerordentlichen Steigerung der gewerblichen und kaufmänniſchen Betriebſamkeit der Städte war. Von der früheren Einfachheit der Sitten, welche die Ausländer an unſern reichen Bürgern zu rühmen pflegten, war wenig mehr zu ſehen. Sie wetteiferten mit einander in Entfaltung von Pracht und Ueppigkeit; ſie fingen an, ſich Paläſte zu bauen, welche die Wohnungen von Königen übertrafen: ihre Geräthe waren von Gold und Silber, ihre Kleider von Sammt und Seide, mit koſtbaren Perlen und Edelſteinen geziert oder mit Pelz verbrämt, ihre Tafel, beſonders bei feſtlichen Gelegenheiten, wie bei Hochzeiten oder Kindtaufen, überfüllt von einer Menge theurer Speiſen und Getränke: das Zechen bei ſolchen Gelegenheiten wollte kein Ende nehmen und artete in Völlerei aus. Mit ſolcher Ueppigkeit und Pracht gingen natürlich die Reichen und die Vornehmen voran. Da ſie aber Jedermann zur Schau geſtellt wurde, ſo reizte ſie auch die weniger Bemittelten zur Nachahmung. Die Kleiderpracht und die Ueppigkeit in Eſſen und Trinken bei Hochzeiten, Kindtaufen und ſonſtigen Gelegenheiten riß bald auch beim Handwerkerſtand ein und ſchon im Anfang des 15. Jahrhunderts fehlt es nicht an Verordnungen gegen dergleichen Erſcheinungen, die natürlich nichts halfen. Ja, die Ueppigkeit ſtieg in noch tiefere Schichten der Geſellſchaft herunter. Bald hören wir, wie ſelbſt die Dienſtboten in ihrer Tracht und ſonſt es den Herrſchaften gleich thun wollten, und zuletzt ergreift die Genußſucht auch die Bauern. Hand in Hand mit dieſem Aufwand in Kleidern, mit dieſer Schwelgerei in Eſſen und Trinken ging nun eine große Sittenloſigkeit in dem Verhältniß beider Geſchlechter zu einander. Es iſt bezeichnend hiefür, daß die volksthümliche Dichtung, welche unterhalten wollte, ſich faſt nur um dieſen Gegenſtand dreht: die Erzählungen, Schwänke, Faſtnachtſpiele jener Zeit wimmeln von den gröbſten Zoten und Unflätereien und behandeln dieſe Dinge auf eine Weiſe, welche darauf ſchließen läßt, daß die Unzucht faſt in allen Ständen eingeriſſen ſein mußte. Auch dieſe Erſcheinung war die nothwendige Folge von dem faſt ausſchließlichen Vorwalten der ſogenannten materiellen Intereſſen, und von dem Mangel eines großen Gemeinweſens, welches der Nation einen edleren und großartigeren Schauplatz ihrer Thätigkeit angewieſen hätte. Nichts aber hindert ſo ſehr einen geordneten Hausſtand und die Wohlhabenheit der Bürger, als eine nie zu ſtillende Genußſucht. Es iſt daher begreiflich, wie ſich in den deutſchen Städten das Proletariat vermehrte, und wie gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Armen bereits zu einer ſehr bedenklichen Zahl angewachſen waren.

---

*) Siehe beſonders: „Dat Spil fan der Upſtandinge" aus dem Jahr 1464, herausgegeben von Ettmüller 1851, auch in Mone's Schauſpielen des Mittelalters. 1846. II. 33. folg.; Sodann Sebaſtian Brandts Narrenſchiff und die Predigten Geilers von Kaiſersberg darüber.

Die eben dargeſtellten Verhältniſſe waren nicht ohne Einfluß auf die Verfaſſungszuſtände der Städte.

Im 14. Jahrhundert, zur Zeit des höchſten Glanzes derſelben, war die Demokratie die vorherrſchende Verfaſſungsform der bürgerlichen Gemeinweſen: die Demokratie war es auch, von welcher die großartigen Plane zur Umgeſtaltung der deutſchen Reichsverfaſſung ausgingen, während die ſtädtiſche Ariſtokratie, die alten Geſchlechter, wie wir geſehen, mit Fürſten und Adel unter einer Decke ſpielten, und zwar gerade in dem großen Kriege, welcher jene Plane durchſetzen ſollte. Es lag nun in der Natur der Dinge, daß nach dem Scheitern jener großen Entwürfe diejenige Partei, welche ſie gefaßt und durchzuführen geſtrebt hatte, ihren Einfluß verlor und daß die entgegengeſetzte, die Ariſtokratie, wieder Boden gewann. In der That ſehen wir im Laufe des 15. Jahrhunderts in den Kämpfen zwiſchen den Zünften und Geſchlechtern die Schaale ſich mehr und mehr auf die Seite der letzteren neigen: und am Schluſſe des Jahrhunderts war die Ariſtokratie in den deutſchen Städten weitaus die überwiegende Verfaſſungsform. Zum Theil war an dieſem Ergebniß wohl die Haltung des Kaiſers Friedrich III. ſchuld, welcher die Ariſtokratie, wo er konnte, begünſtigte, aber ſie erklärt es nicht allein. Von weit bedeutenderem und nachhaltigerem Einfluß war, daß von jener Zeit an die Richtung der Städte eine ganz andere wurde, daß nicht mehr die ſtaatlichen Geſichtspunkte, ſondern die kaufmänniſchen vorwalteten, in deſſen Folge ſich auch im Innern der ſtädtiſchen Gemeinweſen eine von der früheren Rührigkeit bedeutend abſtechende Gleichgültigkeit bezüglich der Regierung und Verwaltung entwickelte. Auch beſtand die Ariſtokratie der deutſchen Städte am Ende des 15. Jahrhunderts nicht blos aus den alten Geſchlechtern, ſondern es hatte ſich neben, mit oder wohl auch aus ihnen eine neue, eben eine Geldariſtokratie gebildet, welche durch ihr anſehnliches Vermögen, durch die großen gewerblichen Unternehmungen, die ſie leitete, und durch andere Anſtalten einen großen Einfluß auf die anderen Bürger ſich zu verſchaffen wußte und ſelbſt da, wo noch freiere Verfaſſungen beſtanden, doch thatſächlich zur Herrſchaft gelangte, und ſie zu behaupten wußte. Waren aber einmal die reichen Kaufleute in dem Rath, ſo beuteten ſie ihr Amt ebenſo aus, wie jedes andere Geſchäft: ſie ſuchten ſich zu bereichern auf Koſten der Gemeinde, die einträglichſten Aemter ſo viel als möglich bei ihren Familien zu erhalten, und, um nicht Rechnung von ihrer Verwaltung ablegen zu dürfen, die freien Einrichtungen ſo viel wie möglich zu beſeitigen, dagegen die obrigkeitliche Gewalt des Rathes bis auf das Höchſte zu ſteigern. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſelbſt Männer, welche der Demokratie ſcheinbar angehörten, die obrigkeitliche Gewalt zu den größten Willkürlichkeiten benutzten, wie der Bürgermeiſter Schwarz in Augsburg, der in den ſiebziger Jahren des 15. Jahrhunderts ſein Weſen trieb. Aber ſelbſt die Geſchichte dieſes Mannes beweiſt, wie Vieles in den Städten faul geworden. Schwarz konnte ſieben Jahre lang ſein Weſen treiben, das Vermögen der Stadt verſchleudern, unſchuldige Bürger hinrichten laſſen, ohne daß ſich ein thatkräftiger Widerſtand bemerklich gemacht hätte: erſt der Kaiſer machte durch unmittelbares Einſchreiten ſeiner Wirthſchaft ein Ende.*)

So viel über die Städte. Aeußerlich zwar machten ſie immer noch einen großartigen Eindruck: ſie zeichneten ſich durch Reichthum vielleicht noch mehr aus, wie früher, jede Art von gewerblicher und kaufmänniſcher Betriebſamkeit ſtand in voller Blüthe, auch zehrten ſie immer noch von dem tüchtigen Schatze der Vorfahren; aber ihre Lebenskraft ſiechte bereits, da ſie die eigentliche Quelle ihrer Größe, die nationale einheitliche Richtung, verlaſſen und ſich auf den beſchränkten Kreis ihres kleinbürgerlichen Daſeins zurückgezogen hatten, welcher der urſprünglichen Kraft nicht die nöthige Nahrung mehr zu geben vermochte, und ſie daher vertrocknen machte.

Dagegen lag es in der Natur der Dinge, daß ſich in den Fürſtenthümern, beſonders in den größeren, weit mehr Lebenskraft entwickelte. Sie bargen in ſich, ſchon wegen ihres bedeutenden Umfangs eine größere Mannichfaltigkeit der Grundſtoffe. Dieſe

---

*) Die Geſchichte von dem Bürgermeiſter Schwarz iſt übrigens noch nicht recht klar. Wir kennen ſeine Geſchichte nur aus dem Munde ſeiner Feinde. Er geſtand zwar alle ihm vorgeworfenen Verbrechen ein, aber auf der Tortur!

Kräfte waren im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts zu einer erhöhten Thätigkeit gekommen durch die Einführung der landſtändiſchen Verfaſſungen. In dieſen Verfaſſungen ſpiegelte ſich der germaniſche Geiſt nicht minder ab, wie ehedem in den ſtädtiſchen Gemeinweſen, nur daß ſie noch größere ſtaatliche Verbindungen zur Unterlage hatten, als dieſe. Die Einrichtung der Landſtände hätte von den Kaiſern ebenſo wie die Reichsſtädte zur Herſtellung einer kräftigeren Reichsgewalt und zur Unterdrückung des Fürſtenthums benutzt werden können: ſie durften nur die Verbindungen der Stände der einzelnen Landſchaften unter ihren Schutz nehmen, und ſie als unmittelbare Glieder des Reiches behandeln, wozu alle drei Stände, Adel, Geiſtlichkeit und Landſtädte gerade zur Zeit der Entſtehung der landſtändiſchen Vereinigungen überall die größte Neigung beſaßen: es war dann leicht, in dem Fürſten blos den Vertreter des Kaiſers, ſeinen Beamten erſcheinen zu laſſen. Allein von Seite der Kaiſer geſchah nichts der Art: im Gegentheile, gerade im 14. und 15. Jahrhundert wurden die Fürſten von ihnen immer mit neuen Befugniſſen und königlichen Gerechtſamen beſchenkt: die Vorrechte des Kaiſerthums mehr und mehr an ſie preisgegeben. Die Folge davon war, daß die Stände der einzelnen Landſchaften, ſo von den Kaiſern verlaſſen, es für das Klügſte hielten, die bezüglichen Fürſten, die nun doch zu ihnen auf die eine oder die andere Weiſe eine hervorragende Stellung einnahmen, anzuerkennen, aber zugleich ihre Verhältniſſe zu ihnen dergeſtalt feſtzuſtellen, daß auf der einen Seite ihre individuelle Freiheit und überhaupt ihre Rechte geſichert würden, während ſie zugleich gewiſſe Verpflichtungen bezüglich der ganzen Landſchaft übernahmen. So kann man wohl ſagen, iſt durch die Landſtände der Begriff des abgeſchloſſenen fürſtlichen Gebiets erſt recht gefördert worden: durch ſie kam Einheit in das Ganze: ſie beſchränkten zwar die Willkür des Fürſten und wahrten die Rechte der Einzelnen, aber der Fürſt wurde doch durch ſie zum Mittelpunkt, zum Träger des Gemeinweſens, dem man als ſolchem Gehorſam ſchuldig ſei, mit Einem Worte zum Landesherrn. Das Fürſtenthum hat aber den Landſtänden noch mehr zu danken. Wären ſie nicht geweſen, ſo wären die meiſten Fürſtenthümer durch Selbſtſucht, Verſchwendung, innere Fehden, Streitigkeiten zwiſchen den einzelnen Gliedern der fürſtlichen Familien zu Grunde gegangen.

Die Landſtände aber verhinderten die Auflöſung der Gebiete dadurch, daß ſie zur rechten Zeit hülfreich einſchritten, dem Fürſten die Schulden bezahlten, ſtrenge Aufſicht über die Steuerverhältniſſe übten, Verpfändung und Verkauf einzelner Landestheile verboten, und überhaupt Ordnung und Regel in den Staatshaushalt brachten. Sie gaben dem Fürſtenthum Halt und Feſtigkeit, und dadurch, daß ſie den germaniſchen Grundſatz der Freiheit zur Darſtellung brachten, ermöglichten ſie eine lebendige innere Entwicklung, die beſonders dadurch über die Beſchränktheit der früheren Zeiten hinausging, daß ſie einen größeren Kreis von Theilnehmern umfaßten. Ueberhaupt iſt das Streben der Landſtände faſt überall darauf gerichtet, die Kreiſe, als deren Vertreter ſie erſcheinen, immer weiter zu ziehen. Landgebiete, die urſprünglich zu einem Ganzen gehörten, trachten daher nach Wiedervereinigung: ſelbſt wenn unter den Gliedern einer und derſelben Linie eine Theilung der Lande ſtattgefunden hatte, hielten die Landſtände die Einheit des Gebietes feſt und verſammelten ſich zu vereinigten Landtagen. Wir ſehen daher bei den Landſtänden die drei verſchiedenen Triebe der Nation, von denen wir im Eingange geſprochen, den Trieb nach Freiheit, Ordnung und Einheit in ſehr erfolgreicher und erſprießlicher Weiſe thätig. Und ſoferne hatte das auf ihnen ruhende Fürſtenthum ſeine Berechtigung: es ſtützte ſich gewiſſermaßen auf die Zeitbedürfniſſe, auf die edleren Triebe der Nation.

Dieſe Bemerkung iſt aber nur bis zu einem gewiſſen Grade wahr. Eben beim Fürſtenthum zeigt es ſich recht auffallend, wie jene Triebe gerade zum Gegentheil der urſprünglichen Abſicht umſchlugen. Der Freiheitstrieb wurde nämlich zum Stammespartikularismus, der Ordnungstrieb half die fürſtliche Willkür begründen, und der Einheitstrieb kam nur dem Fürſtenthum als ſolchem zu Gute, nicht dem Reich und nicht der geſammten Nation.

Durch die landſtändiſchen Verfaſſungen war nämlich den nächſten Bedürfniſſen und Anforderungen der Angehörigen der einzelnen Gebiete abgeholfen, und zwar in einem weit bedeutenderem Grade, als das Reich, wie es war, jemals hätte thun können. Dadurch verminderte ſich das Bedürfniß nach der Herſtellung der Reichsgewalt, nach der ſtaatlichen Einheit der Nation, und je größer das Gebiet war, welches durch eine landſtändiſche Verfaſſung zu einem geordneten Ganzen verbunden wurde, um ſo mehr ſchwand jenes Bedürfniß. Dagegen bildete ſich das Stammesbewußtſein aus. Dieſe Art von Partikularismus führte zwar nicht zu jener Erſtarrung und Verknöcherung, zu welcher kleinere Gemeinweſen, wie z. B. kleine Reichsſtädte, allmählig kommen mußten, er war aber nichts deſto weniger ein Hinderniß für eine große nationale ſtaatliche Entwicklung, ja er war ein noch größeres, eben weil ihm eine bedeutende Lebenskraft inwohnte. Wie ſehr dieſes der Fall war, ſieht man unter Anderem daraus, daß die Entrichtung von Reichsſteuern auf den Widerſpruch gerade der Landſtände der einzelnen Gebiete ſtieß, welche über alle Steuern, ſo namentlich auch über dieſe gefragt werden mußten. Was nun aber den Trieb nach Ordnung und nach Einheit anbetrifft, wovon ich oben bemerkte, daß er dem Fürſtenthum zu Gute kam, und nur zur Förderung ſeiner Willkür diente, ſo hängt dieſe Erſcheinung mit dem Verfall des deutſchen Rechts und der Einführung des römiſchen genau zuſammen. Auch hiebei werden wir die nachtheiligen Folgen von dem Scheitern der Reformbewegungen des 14. und 15. Jahrhunderts wahrnehmen.

Das germaniſche Recht hatte ſeinen Urſprung in einfachen Zeiten und ſeine Grundſätze entſprachen denſelben. Ebenſo einfach war das Gerichtsverfahren, wie es ſich bis ans Ende des 15. Jahrhunderts im Allgemeinen erhalten hatte. Es war öffentlich und mündlich. Die Urtheiler, die Schöffen, waren Männer aus dem Volke, und ſprachen das Recht nach dem Herkommen oder, wo dieſes nicht ausreichte, nach ihrer Ueberzeugung. Bei peinlichen Sachen galt das Anklageverfahren, welches mehr zu Gunſten des Angeklagten als des Klägers war und von dem Grundſatze ausging, daß die Freiheit, das höchſte Gut des deutſchen Mannes, nicht leichtſinnig auf das Spiel geſetzt werden dürfte. Zu demſelben Zwecke dienten auch eine Menge von Formeln, an welchen das deutſche Rechtsverfahren ſo reich war. In Folge aber der in den letzten Jahrhunderten ſo raſch fortſchreitenden Entwicklung der Nation, welche eine Menge neuer geſellſchaftlicher Verhältniſſe ſchuf, von denen die früheren einfachen Zeiten nichts gewußt hatten, war auch eine Fortbildung der deutſchen Rechtsgrundſätze nothwendig geworden. Dieſe Fortbildung wäre nicht unmöglich geweſen. Sie war aber nur zu hoffen, ſo wie die Nation überhaupt ihre öffentlichen Verhältniſſe in gründlicher Weiſe umgeſtaltete, das heißt, ſo wie die Reichsverbeſſerungsentwürfe ins Leben traten. Denn es bedurfte eines allgemeinen deutſchen Geſetzbuches, und dieſes konnte nur von der Reichsgewalt ausgehen. Die Reichsgewalt konnte aber nur dann an dieſe große Unternehmung denken, wenn ſie ſelbſt wiederhergeſtellt war. Die zeitgemäße Fortbildung des deutſchen Rechts hing alſo von dem Gelingen der großen Reformbeſtrebungen der letzten Jahrhunderte ab. Auch zweifelten die Männer, welche überhaupt eine Umgeſtaltung der öffentlichen Zuſtände des Reiches verlangten, durchaus nicht an der Möglichkeit einer Weiterbildung des einheimiſchen deutſchen Rechts. Wir haben bereits im vorigen Bande die Anſichten des Nikolaus von Cuſa darüber angeführt. Er war ſich ganz klar darüber, was Noth that. Er verlangte eine Durchſicht aller bisher vorhandenen Rechtsgewohnheiten der deutſchen Länder und Zurückführung derſelben auf gleiche Grundſätze, wobei kleine unweſentliche Abweichungen in den einzelnen Gebieten immerhin noch hätten ſtattfinden dürfen: er verlangte namentlich die Aufhebung mancher Formeln, die nachgerade unverſtändlich und unzeitgemäß geworden waren, überhaupt das Ausſcheiden aller Mißbräuche und alles Veralteten. Dieſes große Werk, nämlich die Erneuerung des deutſchen Rechts und Abfaſſung eines allgemeinen deutſchen Geſetzbuches, ſollte nun von der Reichsverſammlung unter dem Vorſitze des Kaiſers zu Stande gebracht werden. Aber dieſe Vorſchläge traten ſo wenig ins Leben wie die Reichsverbeſſerungsentwürfe überhaupt. So in ſeiner auf das Allgemeine gerichteten Entwickelung gehemmt, zog ſich das deutſche Recht, ebenſo wie die einzelnen Beſtandtheile des Reichs, Städte und Fürſtenthümer, in kleinere Kreiſe zurück und bildete ſich nicht etwa weiter, ſondern begnügte ſich an den örtlichen Gewohnheiten, welche theilweiſe veraltet und unverſtändig geworden waren, mit Hartnäckigkeit feſtzuhalten, wodurch der Rechtszuſtand in Deutſchland den Eindruck einer ungeheueren Verwirrung machte, eines Abhandengekommenſeins von allen leitenden allgemeinen Grundſätzen. Es kam hinzu, daß die Schöffen, Männer aus dem Ritterſtande oder aus dem Volke, welche ihr Amt unentgeldlich verrichteten und daher keinen Vortheil dabei fanden, im Gegentheil Zeit und Mühe daran ſetzen mußten, gleichgültiger und nachläſſiger wurden, daß ſie die Gerichtstage verſäumten, oder wohl auch, daß ſie ſich bei beſonders verwickelten

Fällen ſelber nicht getrauten ein Urtheil zu fällen, da weder ihre Erfahrung, noch das Herkommen, noch die deutſchen Rechtsbücher Auskunft darüber gaben, weßhalb ſie ſich bei Anderen, gelehrten Männern, Raths erholen mußten. All' dieſe Erſcheinungen brachten das einheimiſche deutſche Recht mehr und mehr in Mißachtung und erweckten, da man eben die Gerichte jeden Tag brauchte, das lebhafte Bedürfniß nach einer Verbeſſerung der Rechtszuſtände.

Dieſes Bedürfniß fiel zuſammen mit der zweiten Richtung der Beſtrebungen des 14. und 15. Jahrhunderts, nämlich mit dem Ordnungstrieb. Dieſer Trieb war ſtärker, als der nationale, weil die Mißſtände, die ihn hervorriefen, allen Schichten der Geſellſchaft jeden Tag vor Augen traten, weil ſie auf das Unangenehmſte in die Lebensverhältniſſe jedes Einzelnen eingriffen und weil daher die Nothwendigkeit der Beſeitigung dieſer Mißſtände von Jedermann gefühlt wurde. Man griff nun, da von Seite der Reichsgewalt nichts geſchah, um ihnen abzuhelfen, nach jedem Mittel, welches Abhülfe verſprach. Und ſo verfiel man, da das deutſche Recht durch die Ungunſt der Verhältniſſe verhindert worden war, ſich dem Geiſte der Zeit gemäß aus ſich ſelbſt heraus zu verjüngen, auf ein ausländiſches, welches bereits in vollkommener Ausbildung den Deutſchen entgegengetragen wurde, und daher den Bedürfniſſen der Nation nach allen Seiten hin genügen zu können ſchien, auf das römiſche.

Das römiſche Recht, von den italieniſchen Gelehrten im 11. Jahrhundert wieder aus dem Dunkel hervorgezogen und ſeitdem mit ungemeinem Eifer betrieben, war den Deutſchen bereits zu den Zeiten der Hohenſtaufen bekannt worden, ja die Kaiſer aus dieſem Hauſe ſuchten ihm nicht nur in Italien Geltung zu verſchaffen, ſondern auch in Deutſchland, indem ſie daſſelbe als kaiſerliches, mithin für das ganze deutſche Reich geltendes Recht hinzuſtellen ſich bemühten. Auch iſt eine Einwirkung römiſcher Grundſätze bereits auf den Schwabenſpiegel nicht zu verkennen.*) Im Ganzen aber war der Einfluß des römiſchen Rechts in jenem und noch im folgenden Jahrhundert unbedeutend, obgleich auch Karl IV. ein großer Verehrer deſſelben war und es in Böhmen einzuführen ſuchte. Denn gerade damals hatte ſich, wie wir ſehen, das germaniſche Weſen zu einer neuen Thätigkeit emporgeſchwungen. Anders wurde es ſeit dem Mißlingen der Reformbeſtrebungen. In gleiche Zeit nämlich fiel die Gründung der Univerſitäten in Deutſchland, welchen ein ſehr großer Antheil an der Einführung des römiſchen Rechts zugeſchrieben werden muß. Das Recht, welches auf denſelben gelehrt wurde, war nicht das deutſche, da dieſes aus den angeführten Urſachen ſich zu keiner wiſſenſchaftlichen Form durchgebildet hatte, ſondern das geiſtliche und neben ihm das römiſche, von welchem jenes ohnedieß ſehr vieles angenommen hatte. Die römiſchen Rechtsgelehrten gaben ſich nun außerordentliche Mühe, dem von ihnen gelernten Rechte immer größeren Einfluß zu verſchaffen, indem ſie daſſelbe als das einzige Mittel hinſtellten, welches gegen die unglückſeligen deutſchen Rechtszuſtände Abhülfe gewähren könne. Es gelang ihnen, als Rathgeber von den Städten, wie von den Fürſten zugezogen zu werden und als Fürſprecher (Advokaten) vielfach thätig zu ſein. Dadurch wuchs ihr Einfluß mehr und mehr, und bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatte das römiſche Recht mächtige Fortſchritte in Deutſchland gemacht. In den Rechtsbüchern und Rechtsordnungen jener Zeit, in den reichsſtädtiſchen ſowohl, wie in den fürſtlichen, haben die römiſchen Rechtsgrundſätze über die deutſchen den entſchiedenſten Sieg davon getragen: durch die Kammergerichtsordnung Maximilians vom Jahr 1495 wurde derſelbe befeſtigt.

---

*) Zöpfl deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. II. 1. S. 67.

Das römiſche Recht war aber ſeinem Weſen nach durchaus von dem deutſchen verſchieden. Nirgends tritt dieſe Verſchiedenheit ſo ſchlagend hervor, wie im Staatsrecht; nirgends mußte aber auch die Verdrängung der deutſchen Rechtsanſchauungen durch die römiſchen von größeren Folgen begleitet ſein, als gerade in dieſem Punkte. Im deutſchen Recht iſt nämlich der Ausgangspunkt das Individuum, im römiſchen die Staatsgewalt. Das römiſche Recht in ſeiner höchſten Ausbildung unter Juſtinian — und dieſe allein kommt hier in Betracht — fand eine Staatsgewalt vor, welche bereits die höchſte Stufe der Machtvollkommenheit erreicht hatte, welcher ſich Alles beugen mußte: der Träger dieſer Staatsgewalt, der Kaiſer, beſaß die vollſte Unumſchränktheit: ſein Wille war Geſetz: namentlich ſtand ihm auch das unbegränzte Geſetz=

gebungsrecht zu. Dieſe Staatsform war aber den germaniſchen Rechtsbegriffen geradezu entgegen: hier galt vielmehr das vollkommenſte Recht der Selbſtbeſtimmung des Individuums und der Gemeinweſen: das germaniſche Recht kannte keine fürſtliche Unumſchränktheit: vielmehr war der fürſtlichen Gewalt Maaß und Ziel geſetzt ſowohl durch die feſtverbürgten Rechte der Einzelnen als der Geſammtheit.

Aber eben jener Grundſatz des römiſchen Rechts machte daſſelbe bei den obrigkeitlichen Gewalten beliebt. Es liegt in der Natur jeder Herrſchaft, nach Erweiterung der Gewalt zu ſtreben, und auch die deutſchen Obrigkeiten haben dieſes Streben zu allen Zeiten an den Tag gelegt. Selbſt in den ſtädtiſchen Gemeinweſen, die doch auf einer republikaniſchen Unterlage ruhten, haben wir geſehen, wie die Räthe Willkür übten, und die Fürſten trugen ſeit langer Zeit die Bevormundung der Landſtände mit Ungeduld. Es war begreiflich, daß ſie jede Lehre willkommen hießen und unterſtützten, welche die Erweiterung ihrer Machtvollkommenheit in Ausſicht ſtellte. Nun ſchien ſich zwar die im römiſchen Recht der oberſten Gewalt zugeſchriebene Unumſchränktheit nur auf den Kaiſer zu beziehen und genau genommen wären nur die Nachfolger der römiſchen Kaiſer, nämlich die deutſchen, die Erben jener Machtvollkommenheit geweſen. Aber die römiſchen Rechtsgelehrten wußten den deutſchen Fürſten zu beweiſen, daß ſie als ſolche die Nachfolger der römiſchen Kaiſer ſeien:*) überdies wären ſie ja von den deutſchen Kaiſern mit ihren Gerechtſamen, den Regalien, belehnt worden, und hätten hiermit auch alle Machtbefugniſſe derſelben, ſo weit ſie ſich auf das bezügliche Landesgebiet erſtreckten, überkommen.

Gleichwohl würde jene Lehre, als dem deutſchen Weſen ſo durchaus widerſprechend, wenig Eingang gefunden haben, wenn ſie nicht in einem gewiſſen Grade das Bedürfniß der Zeit geweſen wäre. Dieſe Lehre ſtand nämlich einigermaßen mit dem Ordnungs- und Einheitstriebe in Verbindung. Die Auflöſung aller Verhältniſſe, beſonders der Rechtszuſtände, welche, wie wir geſehen, die Deutſchen antrieb, nach einem fremden Rechte zu greifen, ließ die von eben dieſem Rechte aufgeſtellte Lehre von der Staatsgewalt, der es zukomme, das Ganze zu ordnen und mit ſeinem Geiſte zu durchbringen, um ſo wünſchenswerther erſcheinen, als die meiſten Verſuche, welche bisher gemacht worden waren, auf dem hergebrachten Wege die öffentlichen Bedürfniſſe zu befriedigen, nicht zu dem gewünſchten Ziele geführt hatten. Es war keine kleine Empfehlung für das römiſche Recht und ſeine Lehre von der Staatsgewalt, daß daſſelbe kein Fehderecht kannte, ſondern jede eigenmächtige Selbſthülfe als Störung der öffentlichen Sicherheit, als Verbrechen beſtrafte, ohne Unterſchied der Perſon. Denn gerade das Fehderecht war eine hauptſächliche Urſache von der Unſicherheit der Rechtszuſtände, und dieſer Uebelſtand war trotz aller Verſuche auf eine gründliche Weiſe nicht zu beſeitigen, ſowie man über die alten Grundſätze nicht hinausging.

---

*) In den römiſchen Geſetzbüchern heißt nämlich der Kaiſer princeps, Fürſt.

Noch in einer anderen Beziehung ſchien das römiſche Recht die Richtung der Zeit zu befriedigen, darin nämlich, daß es den Unterſchied der Stände aufhob, inſoferne alſo das Bürgerthum, die niedern Schichten der Geſellſchaft überhaupt, begünſtigte. Bekanntlich ſpielte der Standesunterſchied im deutſchen Recht eine bedeutende Rolle: es galt als Grundſatz, daß man nur von ſeines Gleichen gerichtet werden konnte. Die höheren Gerichte, vor welchen Mitglieder der edeln Stände ihr Recht nahmen, konnten daher nur mit Rittern beſetzt werden. Dieſer Grundſatz mußte aber thatſächlich eine große Veränderung erleiden, ſowie das römiſche Recht zur Geltung kam. Denn die Ritter kannten eben nur das einheimiſche, das deutſche Recht, nicht das fremde römiſche, welches gelehrte Bildung erforderte, die ſie nicht beſaßen. Es war daher nothwendig, daß in die Gerichte gelehrte Männer aufgenommen wurden, die nicht dem Ritterſtande angehörten, ſondern den übrigen Schichten der Geſellſchaft, und welche eben nur die Kenntniß des fremden Rechts dazu befähigte. Dieſe Erſcheinung war auf der einen Seite ein Zugeſtändniß für das Bürgerthum, für die geiſtige Bildung der Nation, inſoferne zeitgemäß und eine Befriedigung des Freiheitstriebs. Auf der anderen war ſie für die Fürſten eine nicht unwillkommene Gelegenheit, dem Adel, der ihnen bisher einen ſo nachhaltigen Widerſtand entgegengeſetzt und als landſtändiſche Genoſſenſchaft ihre Machtvollkommenheit vielfach beſchränkt hatte, ein Vorrecht zu entziehen und ſeinen Einfluß zu ſchmälern. Wie großer

Werth die Fürſten auf dieſen Umſtand legten, geht daraus hervor, daß ſie ſchon in ſehr früher Zeit, z. B. im 14. Jahrhundert, ſich von den Kaiſern das Recht ertheilen ließen, in ihre Gerichte nichtritterliche Männer aufnehmen zu dürfen, und auch ihre Amtleute mit ſolchen zu beſetzen. Im 15. Jahrhundert wird dieſe Erſcheinung immer häufiger. Die Doctoren des römiſchen Rechts verdrängen mehr und mehr die Edelleute aus Gericht und Rath, und die nächſte Umgebung der Fürſten, ſo weit ſie nicht zum reinen Hofdienſte gehörte, beſteht meiſtens aus Bürgerlichen.

Der Vortheil, welchen die Einführung des römiſchen Rechts durch theilweiſe Beſeitigung des Standesunterſchiedes mit ſich führte, wurde aber weit aufgewogen durch einen deſto größeren Nachtheil. Es ging nämlich nachgerade nicht blos das Vorrecht des Adels verloren, ſondern auch das Recht der andern Stände: die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, das ganze volksthümliche Gerichtsverfahren, die Einfachheit und verhältnißmäßige Wohlfeilheit deſſelben, die Menſchlichkeit im Strafrecht: mit Einem Worte, alle jene Einrichtungen, welche ächt deutſchen Urſprungs, dem Volke die individuelle Freiheit geſichert und eine Schutzwehr gegen die Willkür gebildet hatten.

Es war natürlich, daß, wenn der Ritter nicht mehr fähig war, Recht zu ſprechen, der Bauer es noch viel weniger war. Auch er kannte nicht das römiſche Recht, weil er es nicht ſtudirt, und wußte nicht darnach zu urtheilen. Die Folge war, daß die Gewohnheit, die Schöffen aus dem Volke zu nehmen, allmählig in Abgang gerieth und daß die Gerichte mit gelehrten Juriſten beſetzt wurden. Da aber dieſe Rechtsgelehrten nicht nach dem einheimiſchen Gewohnheitsrechte, welches Jeder kannte, ſondern nach dem geſchriebenen römiſchen urtheilten, ſo verloren die Gerichtsverhandlungen für das Volk jederlei Reiz. Früher war die Verſammlung, „der Umſtand“, mitunter ſelbſt gefragt und ihr Urtheil eingeholt worden: ja das Erſcheinen des Volks bei den Gerichten war ſogar eine Pflicht. Dies Alles veränderte ſich. Von ſelbſt verlor ſich die Oeffentlichkeit der Gerichte. Nachgerade wurden ſie, die bisher im Freien gehalten worden waren, in die Stube verlegt und bei verſchloſſenen Thüren abgehalten. Aber auch die Mündlichkeit wurde aufgehoben. Das Verfahren bei den Volksgerichten, wo die Schöffen die Zeugen verhörten und dann ihr Urtheil fällten, war kurz und gut: Schreibereien waren nicht nöthig. Anders war es bei den gelehrten Juriſten. Dieſe wollten ihr Recht nicht umſonſt gelernt haben. Mit großer Umſtändlichkeit betrieben ſie die Verhandlungen, begnügten ſich nicht mehr mit mündlichem Beſcheid, ſondern ſchrieben nun Alles auf, wodurch die Prozeſſe natürlich viel theuerer und weitläuftiger wurden. Dieſer Uebelſtand wurde beſonders durch die Fürſprecher, die Advokaten, bewirkt. Dieſe fingen ſeit der Ueberhandnahme des römiſchen Rechts an, eine große Rolle zu ſpielen, und zwar keineswegs eine erfreuliche. Durch ſie kamen Rabuliſtenkünſte, Sophiſtereien, Betrügereien bei den Prozeſſen auf: man klagte von ihnen, daß ſie den Leuten das Geld aus der Taſche ſtehlen, daß ſie die Rechtshändel abſichtlich in die Länge zögen, um deſto mehr ihren Schützlingen abnehmen zu können, daß ſie die einfachſten Verhältniſſe verwirrten, aus Schwarz Weiß, aus Recht Unrecht zu machen verſtänden und auf dieſe Weiſe den einfachen Sinn des Volkes berückten. Ebenſo traurig war die Veränderung, die im peinlichen Verfahren durch das römiſche Recht bewirkt wurde. An die Stelle des Anklageverfahrens trat das Unterſuchungsverfahren, das ſich auf den Anzeigenbeweis gründete. Um das Geſtändniß des Angeklagten herauszubringen, hatte man wohl ſchon früher zu dem barbariſchen Mittel gegriffen, welches das geiſtliche Recht vorgeſchrieben, nämlich zur körperlichen Marter, zur Tortur: unter dem Einfluß des römiſchen Rechtes aber wurde dieſes Verfahren noch weiter ausgebildet. Hierdurch verlor ſich die Menſchlichkeit und die Achtung vor dem Individuum, welche dem germaniſchen Rechte eigenthümlich war: Barbarei und Grauſamkeit, Nichtachtung der individuellen Freiheit trat an ſeine Stelle.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen, ſo ſieht man, daß die großen Hoffnungen, welche man vom römiſchen Rechte hegte, keineswegs in Erfüllung gingen. Freilich darf man nicht vergeſſen, daß die meiſten römiſchen Rechtsgelehrten in Deutſchland von dem eigentlichen römiſchen Recht wenig verſtanden, daß ſie daſſelbe nicht aus den Quellen ſtudirt, ſondern nach den italieniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen Bearbeitern dieſes Rechts gelernt hatten, welche der verſchrobenen Wiſſenſchaft jener Zeit gemäß den Kern des Rechts vielfach mißverſtanden und es in eine Menge ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeiten gehüllt hatten. Das römiſche Recht in der Geſtalt, in welcher es zu uns gekommen, befand ſich in der äußerſten Entartung, und diente, weit entfernt, klare einfache Rechtsgrundſätze aufzuſtellen, nur dazu, um Alles in noch größere Verwirrung zu bringen. Natürlich gab das Volk die alten Rechtsgewohnheiten nicht ſo leicht auf, während die römiſchen Rechtsgelehrten ſie nicht anerkannten, ſich vielmehr über beſtehende Geſetze und Einrichtungen hinwegſetzten. Die Unſicherheit des Rechtszuſtandes wurde alſo nur noch größer und unerträglicher.

Das fremde Recht, welches eine Abhülfe gegen ſo viele Gebrechen und Mißſtände der Zeit ſein ſollte, erfüllte alſo dieſen Zweck gar nicht: vielmehr, es war durch daſſelbe Alles nur noch ſchlechter geworden. Dagegen war das römiſche Recht einer der hauptſächlichſten Hebel für die Verſtärkung der fürſtlichen Macht überhaupt, insbeſondere aber dem Volke gegenüber.

Dieſe Verſtärkung der Fürſtengewalt iſt zu wichtig und in ihren Wirkungen zu bedeutend, als daß wir nicht noch etwas dabei verweilen ſollten.

Wir haben geſehen, wie die reformatoriſchen Triebe der Nation, da ſie nach der urſprünglichen Richtung ſich nicht bethätigen und neue Schöpfungen gründen konnten, allmählig eine Bahn einſchlugen, welche zur Begünſtigung des Fürſtenthums führen mußte, gegen welches ſie doch urſprünglich gewendet waren.

Auch die Veränderung des Kriegsweſens, urſprünglich ebenfalls aus dem demokratiſchen Triebe der Nation hervorgegangen, wirkte mit zur Hebung der fürſtlichen Macht. Wir haben früher ſchon dargethan, wie durch die Städte, die ſchweizeriſchen, frieſiſchen und dithmarſiſchen Bauern, endlich durch die Huſſiten das Fußvolk in Aufnahme kam und wie der ritterliche Kriegsdienſt dadurch verdrängt wurde. Zugleich mit dieſer Veränderung war das Söldnerweſen in Aufnahme gekommen, welches urſprünglich von den Ritterbürtigen getrieben — wir haben geſehen, wie die Edelleute ſelbſt den Städten um Lohn dienten — ſich ſofort auch auf das Fußvolk ausdehnte. Schweizer und Böhmen, letztere ſeit den Huſſitenkriegen, wurden nun vielfach von den kriegführenden Parteien in Sold genommen: die Deutſchen folgten nach. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurden ſie berühmt unter dem Namen der Landsknechte. Es bildete ſich auf dieſe Weiſe ein eigener Soldatenſtand aus, welcher das Kriegsweſen als Handwerk betrieb und davon ſeinen

Unterhalt bezog. Die Leute, welche ſich darauf legten, dienten natürlich Jedem, der ſie bezahlte, und wenn früher in dem Fußvolk die Kraft der Demokratie zur Erſcheinung kam, ſo war jetzt bei dieſen Söldnern jeder ſtaatliche Geſichtspunkt verſchwunden. Sie konnten zu jedem Zwecke verwendet werden, wenn ſie nur Geld bekamen. Dieſe Erſcheinung war an ſich ſchon bedenklich, ſie wurde es aber noch mehr durch folgenden Umſtand. Durch die Bequemlichkeit, welche das Söldnerweſen bot, jeden Augenblick die nöthige Kriegsmacht auf die Beine zu bringen, ließen ſich die Städte verleiten, das Waffenhandwerk zu vernachläſſigen und auf die kriegeriſche Tüchtigkeit ihrer Bürger weniger Werth zu legen, als es früher der Fall war. Ohnedies war durch die geſteigerte gewerbliche und kaufmänniſche Betriebſamkeit die Thätigkeit der Bürger auf einem anderen Gebiete in Anſpruch genommen: man hatte keine rechte Zeit mehr für kriegeriſche Uebungen, und nachgerade erkaltete auch die Neigung. In der That nahm die Streitbarkeit der Bürger im Laufe des 15. Jahrhunderts bedeutend ab. Natürlich gilt dies nicht von den Reichsſtädten allein, ſondern noch viel mehr von den Landſtädten. Mit der Abnahme der kriegeriſchen Tüchtigkeit war aber ſelbſtverſtändlich die Verminderung des Selbſtvertrauens verbunden: ſie wurden zahmer den Fürſten gegenüber, ängſtlicher und behutſamer und zeigten weniger Neigung, ihre Rechte, wenn ſie angetaſtet wurden, mit dem Schwerte zu vertheidigen. Eine ähnliche Wirkung brachte die Veränderung des Kriegsweſens bei dem Adel hervor. Derjenige Theil des Adels, welcher nicht von Wegelagerei lebte, ließ die kriegeriſche Beſchäftigung mehr und mehr ruhen, da durch das Fußvolk der Ritterdienſt in Abnahme gekommen war: die Ritter wurden immer ſeltener als Söldner gebraucht, und ſelbſt als Vaſallen wurden ihre Kriegsdienſte weniger oft, wie ſonſt, in Anſpruch genommen: man zog es vor, ſtatt der Kriegsdienſte Geld von ihnen zu erhalten, um damit Fußvolk werben zu können. Denn auf der einen Seite waren die Söldner kriegstüchtiger, man konnte alſo mit ihnen größere Erfolge erzielen, auf der andern waren ſie zuverläſſiger, wenn man etwa mit ihnen Dinge durchſetzen wollte, welche die Rechte der Bürger und Landſaſſen beeinträchtigten. Das Söldnerweſen wurde daher von den Fürſten ſehr begünſtigt und gefördert. Aber die mit der Ausbildung deſſelben in

Verbindung ſtehende allmählige Entfernung der einzelnen Stände von den Waffen wirkte für ſie nicht minder nachtheilig, wie die Entfernung von den Gerichten, während dieſer Umſtand vorderhand wenigſtens mittelbar mitwirkte, der Fürſtengewalt eine neue Unterlage zu geben.

Von keiner geringen Bedeutung war endlich das Verhältniß, welches ſich zwiſchen den Fürſten und Reichsſtädten gebildet hatte. Früher waren die letzteren die Sammelplätze aller fürſtenfeindlichen Grundſtoffe und ſchon dadurch waren ſie den Fürſten gefährlich. Seit dem Ausgange des letzten Städtekrieges aber treten ſie zu den Fürſten durchaus in eine untergeordnete Stellung, wie ſelbſt ihr Verhalten im Fürſtenkriege beweiſt. Die Fürſten drückten natürlich auf jenes Verhältniß: ſie behandelten die Reichsſtädte immer rückſichtsloſer und ſcheuten ſich nicht, offen ihre Unterjochung anzuſtreben. Wir haben geſehen, wie Donauwerth, Mainz, Regensburg von den benachbarten Fürſten um ihre Freiheit gebracht wurden. Die erſte und die letzte Stadt wurde zwar vorderhand wieder frei, aber nicht durch eigene Kraft, und Mainz, welches 1461 in die Gewalt Adolfs von Naſſau kam, hatte für immer ſeine Reichsunmittelbarkeit verloren. Dieſes Ereigniß brachte einen großen Schrecken unter die andern rheiniſchen Reichsſtädte. Auch verwendeten ſich wohl einige, Speier und Worms, beim Kaiſer für die Stadt; weitergehende Verſuche machten ſie aber nicht, und zwar aus dem bedeutungsvollen Grunde, weil ſie bei den andern Reichsſtädten keine Unterſtützung fanden. Sie waren froh, wenn ſie von den Fürſten in Frieden gelaſſen wurden, und hüteten ſich, ſie zu reizen. Dieſe konnten ſich nun ſchon mit größerem Erfolg gegen die eigenen Untergebenen wenden, gegen Adel und Landſtädte, und ihnen ihre allzugroßen Freiheiten beſchneiden. In der That ſehen wir von jetzt an die Fürſten ſich vielfach über verbriefte Rechte ihrer Stände hinwegſetzen: ihre Amtleute erlauben ſich immer mehr Bedrückungen und Beeinträchtigungen. Sie ſuchen willkürlich Steuern zu erheben, ohne daß ſie von den Ständen bewilligt worden wären. Sie beanſpruchen das unbeſchränkte Geſetzgebungsrecht, und üben es auch aus: in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ergehen von den Fürſten eine Menge von Landesordnungen, ohne daß die Landſtände darum gefragt worden wären, und doch bezogen ſich dieſe Ordnungen auf die ganze Einrichtung des Staats, auf Polizei, Privatrecht u. ſ. w., alſo auf Gegenſtände, die die Freiheit der Einzelnen und ſeine Rechte auf das Empfindlichſte berührten. In dieſer Nichtachtung beſtehender Geſetze und Rechte der Stände ging früher Albrecht Achilles allen Andern voran; die Herzoge von Baiern, Würtemberg, Heſſen im Süden: im Norden die Herzoge von Braunſchweig, Mecklenburg, Schleswig-Holſtein folgten. Auch dieſe ſuchten, wo ſie konnten, ihre Befugniſſe zu erweitern. In den ſiebziger Jahren aber bildete offenbar Karl der Kühne von Burgund den Mittelpunkt dieſer Beſtrebungen.

Was ſeine Regierung kennzeichnet, iſt nicht blos die Eroberungsſucht, ſondern ganz beſonders das Streben nach fürſtlicher Machtvollkommenheit. Keiner ſeiner Vorgänger achtete ſo wenig die Rechte des Landes, insbeſondere der Städte, wie er, und verfuhr gegen ſie ſo gewaltthätig. Durch ſeine Söldnerſchaaren, die er beſtändig um ſich hatte, und die beinahe ſchon zu einem ſtehenden Heere geworden waren, wußte er jeden etwaigen Widerſtand niederzuſchlagen. Schrecken ging vor ihm her: er brachte es in der That dahin, daß er als gewaltiger faſt unumſchränkter Gebieter herrſchte. Durch dieſe Richtung ſeiner inneren Staatskunſt empfahl er ſich den benachbarten deutſchen Fürſten, welche ähnliche Beſtrebungen verfolgten, als Muſter. Auch knüpfte er mit ihnen vielfach Verbindungen an, und dieſe hatten vorzugsweiſe den Zweck, die fürſtliche Gewalt auf Koſten der Volksrechte zu ſchmälern und die Unabhängigkeit ſtädtiſcher oder bäuerlicher Freiſtaaten zu brechen. So verbanden ſich mit ihm namentlich auch die nordiſchen Fürſten, der König Chriſtian von Dänemark, der Herzog Friedrich von Braunſchweig, der Herzog Magnus von Mecklenburg, der Graf von Ruppin, der Graf Gerhard von Oldenburg, und es war ſogar im Werke, daß Karl mit einem großen Heere in den Norden ziehen ſollte, um dort die Hanſeſtädte und andere freie Gemeinweſen, wie Frieſen und Dithmarſen, zu unterjochen. Die dortigen Fürſten hätten ihn ſodann mit beſten Kräften unterſtützt, wären aber, falls jene Plane gelangen, die Vaſallen des Burgunders geworden.*) Aehnliche Beweggründe lagen dem kölniſchen Kriege zu Grunde, und der Verbindung mit dem Herzog Sigmund von Tyrol, wie ſpäter dem Schweizerkriege. Ja, ſelbſt auf Italien richtete Karl ſein Augenmerk: auch dieſes Land gedachte er zu unterjochen und zum Gehorſam zu bringen: er hoffte ſodann König von Italien zu werden, wie ihm dies Friedrich III. in dem Frieden von Neuß zugeſagt.*)

---

*) Lübeckiſche Chronik von Detmar, herausg. von Grauthof. II. S. 362. 363.

2. Freiheitsbeſtrebungen. Städte, Adel, Landſtände, Bauern.

Faſſen wir das bisher Dargeſtellte zuſammen, ſo ſehen wir, daß die öffentlichen Zuſtände des deutſchen Reichs am Schluſſe des 15. Jahrhunderts nichts weniger als erfreulich waren. Aus den Reformbeſtrebungen heraus hatten ſich Verhältniſſe entwickelt, die nicht beabſichtigt waren, Richtungen, die den urſprünglichen geradezu widerſprachen. Man hatte eine geordnete Freiheit, Beſchränkung des Fürſtenthums, Wiederherſtellung einer kräftigen Reichsgewalt gewollt und erhielt dafür eine deſto größere Auflöſung des Reichs, erhöhte Fürſtengewalt, Erweiterung der Willkür allenthalben.

Sollten aber die reformatoriſchen Triebe der Nation ſich mit dieſer Wendung der Dinge begnügen? Sollten ſie nicht den Widerſpruch fühlen, der zwiſchen ihren Wünſchen und den thatſächlichen Zuſtänden lag? und nicht Kraft genug beſitzen, um die urſprünglichen Abſichten doch noch durchzuſetzen?

In der That: wir bemerken am Ende des 15. Jahrhunderts neben den Beſtrebungen der Fürſten und überhaupt neben den unerfreulichen Zuſtänden eine erhöhte Thätigkeit des reformatoriſchen Geiſtes, einen neuen Schwung im ganzen Leben des Volks, eine neue Bewegung im Sinne der Freiheit und der nationalen Einheit.

---

*) Pirkheimer Schweizerkrieg. I. Buch in Pirkheimeri opera. ed. Goldast. (1665) S. 70.

Die Regierung eben jenes Karl des Kühnen von Burgund, welcher der Volksfreiheit ſo gefährlich geweſen, bildet in dieſer Beziehung den Wendepunkt. Die Geſchichte dieſes Herzogs zeigte, zu was es führen mußte, wenn man einen gewaltthätigen Fürſten gewähren ließ. Nicht nur dem Volke, nicht blos den Reichsſtädten und dem Adel wurden die Augen geöffnet, ſondern auch die Fürſten ſelbſt kamen zur Ueberzeugung, daß die Unterſtützung Karls, in dem ſie zuerſt nur einen willkommenen, ihre eigenen Zwecke fördernden Bundesgenoſſen erblickten, ihnen ſelbſt zum Verderben gereichen müßte, indem er einen nach dem andern verſchlungen hätte. Wir ſehen ſie daher gerne mit den Reichsſtädten und Schweizern ſich verbinden, um den Entwürfen Karls entgegenzutreten.

Der Ausgang Karls, ſeine unglücklichen Feldzüge gegen die Schweizer und endlich ſein Tod waren nun ein außerordentlicher Hebel für die Freiheitsbeſtrebungen der verſchiedenen Stände des Volks. Man ſah, was die Liebe zur Freiheit, was entſchloſſener Muth ſelbſt gegen einen Fürſten vermochte, der über die größten Mittel verfügen konnte und das zahlreichſte und wohlgerüſtetſte Heer in ganz Europa beſaß. Es kam neue Zuverſicht, neues Selbſtvertrauen in die verſchiedenen Schichten der Geſellſchaft und damit zugleich neue freiheitliche Beſtrebungen.

Betrachten wir zuerſt die Reichsſtädte. Schon im Reichskriege gegen Burgund entfalteten ſie eine an die früheren großen Zeiten erinnernde Thätigkeit. Während ſie ſonſt allen Anforderungen, die das Reich an ſie machte, ſich möglichſt zu entziehen trachteten, ſtellten ſie diesmal nicht nur ohne Widerrede ſo viele Kriegsmannſchaft, als man von ihnen verlangte, ſondern noch mehr. Von allen Seiten des Reichs kamen ſie herbei, von Süddeutſchland ſowohl wie vom Norden. Bei Neuß ſtritten ſich ſogar die bedeutendſten Städte um das Vorrecht, in die erſte Reihe geſtellt zu werden und die Sturmfahne führen zu dürfen. Zu einem eigentlichen Kampfe kam es hier zwar nicht, aber am Kampfe der Schweizer gegen Burgund nahmen die deutſchen Städte ſehr lebhaften Antheil, und der Sieg bei Murten iſt zum Theil durch reichsſtädtiſche Schaaren erfochten worden. Seitdem kommt in die reichsſtädtiſche Staatskunſt wieder mehr Schwung, mehr Thatkraft, Umſicht und Selbſtgefühl. Im Norden treten die Reichsſtädte, nämlich Lübeck, Hamburg, Bremen noch im Jahr 1476 mit den ſächſiſchen und weſtphäliſchen Gemeinweſen, im Ganzen 19 an der Zahl, in einen Bund, der nicht kaufmänniſcher, ſondern rein ſtaatlicher Natur war. Sie gelobten einander gegenſeitige Unterſtützung, wenn ſie von Jemand angefallen werden ſollten. Man ſieht, dies Bündniß war gegen die Plane der dortigen Fürſten und Burgunds gerichtet, von denen wir oben geſprochen. Mit Köln, das ſich vor wenigen Jahren mit der Hanſe verfeindet, ſöhnte man ſich das Jahr darauf wieder aus, und ebenſo im Jahr 1479 mit den holländiſchen Städten, gegen welche ebenfalls Erbitterung geherrſcht hatte. Aus Allem geht hervor, daß man von Seite der Städte die Nothwendigkeit eines engeren Zuſammenhaltens fühlte, um gegen etwaige Angriffe der Fürſten gerüſtet zu ſein. Auch beobachtete nunmehr die Hanſe den dortigen Fürſten gegenüber, den Königen von Dänemark, den Herzogen von Lauenburg, den Grafen von Oldenburg u. ſ. w. eine ehrenwerthe Haltung und war bereit, den benachbarten Städten in ihren Kämpfen mit dem Fürſtenthum kräftige Hülfe zu leiſten.

In Süddeutſchland hatten ſich die Reichsſtädte in Folge des burgundiſchen Krieges auch wieder enger an einander angeſchloſſen. Im Jahr 1485 dachte man ſogar daran, den früheren großen Bund wiederherzuſtellen. Dieſer Gedanke wurde zwar nicht ausgeführt, indeſſen hielten die Städte doch wieder mehr zuſammen, wie bisher, und beſtrebten ſich in ihrem Verhältniß zum Reich eine gemeinſame Staatskunſt zu befolgen, was um ſo nothwendiger ſchien, als die Fürſten offenbar darauf ausgingen, den geſetzlichen Einfluß der Städte auf den Reichstagen zu ſchmälern, dagegen den größten Theil der Steuern auf ſie zu wälzen. Endlich ſeit der Errichtung des ſchwäbiſchen Bundes im Jahr 1488 errangen ſie ſich eine ſtaatliche Stellung, welche an Bedeutung weitaus die übertrifft, welche ſie bisher eingenommen hatten. In dieſen Bund waren zwar auch noch der Adel und ein Theil der Fürſten aufgenommen; allein die Städte waren in der Lage, ihren Anſchauungen Geltung zu verſchaffen und einen nachhaltigen Einfluß zu üben, und der Zweck dieſes Bundes kam ja ohnedies den Städten zu Gute: denn er war kein anderer, als die kleineren und geringeren Reichsſtände vor Gewaltthätigkeiten der Mächtigeren zu ſchützen. Adel und Fürſten verwandten alſo gewiſſermaßen auch ihre Kräfte, um die Unabhängigkeit der Städte zu vertheidigen. Nun iſt es in der That dem ſchwäbiſchen Bunde gelungen, die Vergrößerungsplane der benachbarten Fürſtenhäuſer, namentlich der Wittelsbacher, zu vereiteln; und die ſittliche Kraft, welche dem Bunde aus dem glücklichen Erfolg dieſer ſeiner Beſtrebungen geworden war, wirkte auch wieder auf die Reichsſtädte zurück und erfüllte ſie mit neuem Selbſtbewußtſein.

Noch augenfälliger aber, als bei den Reichsſtädten, traten die Freiheitsbeſtrebungen bei den Landſtädten hervor. Hier bemerken wir den regſten Eifer, der Willkür der Fürſten Widerſtand entgegenzuſetzen, die alten Rechte zu vertheidigen, und die Verſuche der Landherrn zu ihrer Unterdrückung zurückzuweiſen.

Den Anfang machten die niederländiſchen Städte. Gleich nach dem Tode Karls des Kühnen erhoben ſie ſich, um die eingebüßten Freiheiten zurück zu erobern. Und es glückte ihnen nicht nur dieſes, ſondern ſie erlangten noch viel mehr. Die Tochter Karls, Maria, eine unerfahrene achtzehnjährige Jungfrau, von dem Könige Ludwig XI. von Frankreich angegriffen, ſah nur Rettung in der Unterſtützung des Volks und bewilligte Alles, was dieſes verlangte. Sie gab den Holländern das ſogenannte große Privilegium, welches einem Verzichte auf die oberſte Gewalt gleich kam. Sie verſprach nämlich darin, keine Auflagen ohne die Staaten des Landes zu erheben, keine Ehe ohne ſie zu ſchließen, keinen Krieg zu führen, geſtattete den Städten unbedingtes Tagſatzungsrecht, ohne erſt der Zuſtimmung der Herzogin zu bedürfen, übergab das Münzrecht den Staaten, verſprach keine Ausländer zu den Aemtern zuzulaſſen und Niemanden zwei Aemter zu übertragen, geſtattete den Städten die Ernennung ihrer Räthe. Die Genter erlangten nicht nur die Wiederbeſtätigung aller ihrer Rechte, die ihnen Karl der Kühne entzogen hatte, ſondern ſie riſſen überhaupt die ganze Regierungsgewalt an ſich. Maria wurde unter Aufſicht des genter Stadtrathes geſtellt, ihre ganze Umgebung ihr genommen, zwei ihrer Räthe, die noch unter Karl dem Kühnen ſich der Volksfreiheit abgünſtig erwieſen, und jetzt eines Einverſtändniſſes mit dem Könige von Frankreich bezüchtigt wurden, zum Tode verurtheilt und hingerichtet, überhaupt alle Freunde des burgundiſchen Hauſes verfolgt. Eine vollkommene Umwälzung in demokratiſchem Sinne hatte die niederländiſchen Städte ergriffen, und es fehlte natürlich nicht an Gewaltthätigkeiten und Uebergriffen der Volkspartei, wie ſich deren denn auch die vorhergehende Regierung erlaubt hatte. Maria heirathete bald darauf den Erzherzog Maximilian, den ſpäteren deutſchen Kaiſer. Doch gelang es dieſem nicht ſo bald, die unruhigen Gemüther zu beſchwichtigen, beſonders da ſchon im Jahre 1482 ſeine Gemahlin ſtarb. Sie hinterließ zwei Kinder, Philipp und Margaretha. Ueber die Vormundſchaft des Prinzen kam es ſofort zu Streitigkeiten zwiſchen den Niederländern und Maximilian. Die Genter bemächtigten ſich des Prinzen Philipp und zwangen Maximilian, auf die Vormundſchaft und Regentſchaft zu verzichten. Sie ſchloſſen auch den Frieden zu Arras mit Frankreich (1482), in Folge deſſen Margaretha ſpäter den franzöſiſchen Thronfolger Karl heirathen ſollte, dem ſie die Grafſchaft Burgund und Artois als Mitgift zubringen würde. Maximilian mußte dieſem Frieden ſeine Zuſtimmung geben. Natürlich trug er die untergeordnete Stellung, zu welcher er verdammt war, mit Ungeduld: er verſuchte ſeine Macht zu vergrößern: die Unruhen hörten nicht auf; endlich gelang es ihm 1485 doch die Vormundſchaft zu erlangen. Damit war aber die aufrühreriſche Stimmung der Niederländer noch keineswegs unterdrückt. Maximilians Handlungsweiſe gab Anlaß zu mancherlei Unzufriedenheit. Er bewies ſich gegen die widerſtrebende Partei ſtrenge, oft grauſam: er verlieh die Aemter an Fremde, erlaubte ſich Münzverſchlechterung, und erbitterte durch die vielen fremden Truppen, die er im Lande hielt. So kam es 1488 zu einem neuen Aufſtand, deſſen Mittelpunkt Brügge war. Maximilian eilte dahin, um ihn zu unterdrücken, wurde aber von der Bürgerſchaft gefangen geſetzt, der Vormundſchaft verluſtig erklärt, ſeine Räthe in Banden gelegt und gefoltert, überhaupt eine Schreckenswirthſchaft eingeführt, welche bald auch die anderen Städte ergriff. Endlich ließen die Brügger den König wieder frei, aber nur unter folgenden Bedingungen: Maximilian ſollte zwar die Vormundſchaft wieder erhalten, aber nur für die andern Gebiete, nicht für Flandern, er ſollte ſofort die fremden Kriegsſchaaren zurückſenden, die Generalſtaaten ſollten das Recht haben, ſich jährlich einmal zu verſammeln. Dagegen wollte man dem König 50,000 Dukaten Kriegskoſten zahlen und die flandriſchen Bürgertruppen ebenfalls entlaſſen. Maximilian leiſtete einen Eid darauf, daß er dieſe Bedingungen halten wollte. Inzwiſchen aber rückte ein deutſches Heer von 40,000 Mann unter der Anführung des Kaiſers Friedrich ſelbſt und des Herzogs Albrecht des Beherzten von Sachſen herbei. Maximilian brach jetzt den eben geleiſteten Eid und begann den Krieg gegen die Niederländer von Neuem. Es gelang ihm, mit Hülfe des Herzogs von Sachſen, der dabei die beſten Dienſte leiſtete, das Land zur Ruhe zu bringen, und bis zum Jahre 1492 die Ordnung wieder herzuſtellen. Gent, Brugge, Ypern mußten knieend, im härenen Gewande, Abbitte thun, und 300,000 Dukaten zahlen. Im Ganzen aber wurden doch die Freiheiten beſtätigt. Erſt Philipp der Schöne, welchem Maximilian im Jahr 1494 die Regierung der Niederlande übergab — er war damals erſt 16 Jahre alt — hob alle Rechte, die ſeit dem Tode Karls des Kühnen gegeben worden waren, auf, damit auch das große Privilegium ſeiner Mutter. Die übrigen Freiheiten wurden anerkannt.

In den niederſächſiſchen Ländern bemerken wir ebenfalls eine ſehr lebhafte Bewegung unter den Fürſtenſtädten, und das entſchiedenſte Beſtreben, den Uebergriffen der Fürſten Trotz entgegenzuſtellen, der zuletzt zur Empörung führte. Den Mittelpunkt dieſer Bewegungen bildete die hildesheimiſche Fehde. Der Biſchof Bartold von Hildesheim legte nämlich im Jahr 1482 eine Steuer auf die Stadt, welche dieſe zu geben ſich weigerte. Als der Biſchof nicht nachgeben wollte, da der Adel auf ſeiner Seite ſtand, ſagten ihm die Bürger den Gehorſam auf. Er verband ſich nun mit dem Herzog Heinrich von Braunſchweig, um die Stadt zu züchtigen. Dieſe dagegen wurde von den benachbarten Städten Braunſchweig, Lüneburg, Hannover, Goslar, Magdeburg, Eimbeck, Göttingen, Nordheim, Stendal unterſtützt. Nun erfolgte ein langwieriger verheerender Krieg in jenen Gegenden, der zuletzt, im Jahre 1487 doch zum Vortheil der Städte endigte. In demſelben Jahre erhob ſich aber eine neue Fehde zwiſchen Halberſtadt und ihrem Biſchof Ernſt, einem geborenen Herzog von Sachſen, der zugleich Erzbiſchof von Magdeburg war. Auch dieſer wollte den Bürgern ihre Freiheiten beeinträchtigen, wogegen ſich die Halberſtädter zur Wehre ſetzten. Der Ausgang dieſes Streites war freilich für das Bürgerthum nicht ſo glücklich, wie bei der hildesheimiſchen Fehde. Die Stadt, die ſich mit den benachbarten Städten in der letzten Zeit verfeindet hatte, daher nicht unterſtützt wurde, während der Erzbiſchof zugleich über die Mittel ſeiner Brüder, der Herzoge von Sachſen, verfügen konnte, wurde erobert, zur Unterwerfung gezwungen und verlor den größten Theil ihrer Rechte. Dagegen feierten die Bürger von Braunſchweig, welche mit ihrem Herzoge Heinrich im Jahr 1492 in Streitigkeiten geriethen, einen glänzenden Sieg. Heinrich der Quade war überhaupt der abgeſagte Feind des Bürgerthums, hatte ſich ſchon in die hildesheimiſche Fehde mit eingelaſſen und ſann auf Mittel und Wege, wie er ſeine ſtolzen Städte demüthigen und unterjochen könnte. Mit Braunſchweig wollte er den Anfang machen. Er verlangte von ihr Herausgabe mehrerer Pfandſtücke, dieſe forderte dagegen feierliche Beſtätigung aller ihrer Freiheiten. Heinrich verweigerte ſie. Nun trotzte die Stadt. Jetzt verband ſich Heinrich mit ſeinen Vettern und mit einer Menge anderer Fürſten, die mit großem reiſigem Zeug vor die Stadt rückten: es waren der Kurfürſt Johann von Brandenburg, der Erzbiſchof Ernſt von Magdeburg, der Pfalzgraf Georg bei Rhein, die Herzoge Johann von Sachſen, Bogislaus von Pommern, Magnus und Balthaſar von Mecklenburg, Johann von Lauenburg, Landgraf Wilhelm von Heſſen, Biſchof Konrad von Osnabrück, außerdem die Grafen von Schwarzburg, Mansfeld, Stolberg, Schaumburg, Spiegelberg, Hohnſtein, Rheinſtein, Querfurt. Man ſieht: das ganze nordiſche Fürſtenthum vereinigte ſich zur Bezwingung einer einzigen Stadt. Freilich hätte es nicht allein Braunſchweig gegolten, ſondern nach Unterwerfung derſelben war gleiches Loos auch den andern Bürgerſchaften zugedacht. Die Braunſchweiger verloren aber den Muth nicht. Sie vertheidigten ſich heldenmüthig gegen ſo viele Feinde, wurden auch endlich von den Hanſeſtädten unterſtützt, insbeſondere aber von den Hildesheimern, und mit ihnen verbunden errangen ſie am 12. Februar 1493 bei Blekenſtedt einen glorreichen Sieg über das verbündete fürſtliche Heer. Die Belagerung wurde aufgehoben, und 1494 kam ein Friede zu Stande, welcher den Braunſchweigern alle ihre Rechte beſtätigte.

In Mecklenburg waren es beſonders die Städte Wismar und Roſtock, die den Herzogen Widerſtand leiſteten und auf ihre alten Freiheiten trotzten. Mit Roſtock hatten daher die Herzoge von

Mecklenburg von 1482 an beſtändig Händel. Auch ſie griffen zuletzt (1485) zum Schwerte, und gedachten ſich durch Waffengewalt der Stadt zu bemächtigen. Von den Herzogen von Pommern unterſtützt, da die mecklenburgiſchen Landſtände ihre Hülfe verweigert hatten, brachen ſie gegen Roſtock mit einem großen Heere auf und belagerten die Stadt. Allein ſie hatten keine Erfolge, erlitten vielmehr von den Bürgern, die ſich aufs Tapferſte vertheidigten, die größten Verluſte und mußten die Belagerung aufheben. Eine durch Andere verſuchte Vermittlung wurde durch die roſtocker Bürgerſchaft ſelbſt wieder geſtört, welche im Jahre 1489 eine vollkommene Empörung gegen die Herzoge unternahm und nach gänzlicher Unabhängigkeit trachtete. Dieſer Verſuch mißlang zwar wegen Uneinigkeiten, die unter der Bürgerſchaft daſelbſt ausgebrochen waren, und dadurch kamen auch die Herzoge wieder in Vortheil. Zuletzt aber (1492) wurde durch die Hanſeſtädte doch ein Friede vermittelt, der die Freiheiten Roſtocks von Neuem beſtätigte, wogegen die Stadt dem Herzog den Huldigungseid leiſtete.

Am Rhein fiel der Widerſtand der Landſtädte des kölner Erzſtifts gegen den Kurfürſten Ruprecht mit den burgundiſchen Planen zuſammen. Wir haben bereits geſehen, wie mannhaften Widerſtand im Jahr 1474 die Stadt Neuß gegen das Belagerungsheer Karls des Kühnen leiſtete. Seit dieſer Zeit bemerken wir in den rheiniſchen Fürſtenſtädten mehr und mehr eine aufrühreriſche Geſinnung Platz greifen: im Jahr 1486 empört ſich die Stadt Bingen gegen die mainzer Geiſtlichkeit; im Jahr 1496 die Stadt Andernach gegen den Erzbiſchof von Köln, die Stadt Kreuznach gegen den Pfalzgrafen; im Jahre 1497 die Stadt Boppard gegen den Erzbiſchof von Trier. Es gelang zwar den Landesfürſten, die Empörung wieder zu dämpfen, jedoch nicht ohne Mühe. Gegen Boppard z. B. zogen der Pfalzgraf am Rhein, der Landgraf von Heſſen und eine Menge anderer Grafen und Herren. Erſt nach dem heftigſten Widerſtande wurde ſie bezwungen.

Nicht minder regte ſich im Adel ein den Fürſten feindſeliger Geiſt des Widerſtands und der Auflehnung. Wir bemerken ihn beſonders am Rhein, in Franken, Schwaben und in Baiern thätig.

Kein Stand fand ſich freilich durch die neue Entwicklung der öffentlichen Zuſtände ſo ſehr in ſeiner geſellſchaftlichen und ſtaatlichen

Stellung bedroht, wie der Adel. Wir haben bereits angedeutet, wie nachtheilig ihm die Veränderung des Kriegsweſens und die Einführung des römiſchen Rechts geworden. Durch jene verlor er nicht nur die natürliche Unterlage ſeiner ſtaatlichen Bedeutung — er konnte nun weder den Fürſten, noch dem Bürgerthum mehr Trotz bieten, da ihm dieſe durch gemiethete Söldner weit überlegen waren — ſondern auch eine Einnahmsquelle. Denn ſonſt diente der Edelmann um Sold — da bei den Wenigſten der Ertrag ihrer Güter hinreichte, ihre Bedürfniſſe zu decken — und verſchaffte ſich dadurch ſein Auskommen. Jetzt war ihm dieſer Weg zwar noch nicht ganz verſchloſſen, indem neben dem Fußvolk immerhin noch geharniſchte Reiterei gebraucht ward, aber die letztere war eben bei Weitem nicht mehr ſo zahlreich wie ehedem, und ſo konnte ein großer Theil des Adels auf dieſem Wege ſich ſein Brod nicht mehr verdienen. Eine andere Einnahmsquelle war für ihn die Vogtei oder die Amtei geweſen, indem geiſtliche wie weltliche Fürſten bisher nur Edelleute zu ihren Vögten oder Amtleuten zu nehmen pflegten: mehrere dieſer Aemter waren ſogar bei gewiſſen adeligen Familien einheimiſch geweſen. Aber ſeit der Ueberhandnahme des römiſchen Rechtes wurden die Ritter auch von dieſer Einnahmsquelle verdrängt, indem die Fürſten es vorzogen, zu ihren Amtleuten wie zu ihren Räthen Doctoren des römiſchen Rechtes zu nehmen. Es blieben noch die Kirchenpfründen übrig. In der That betrachtete der Adel die reichen Stifte, Bisthümer und Klöſter ſo zu ſagen als ſeine Spitäler, in denen alle nachgeborenen Söhne und unverheiratheten Töchter ihr Unterkommen finden konnten, und, wie wir früher ſchon bemerkten, es war wirklich theils Herkommen, theils Geſetz, wenigſtens bei den bedeutendſten Stiften, nur Leute aus adeligem Stand darin aufzunehmen. Allein auch aus dieſem Beſitze ſchien der Adel, insbeſondere ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts, verdrängt zu werden, und zwar wiederum durch das Fürſtenthum. Die deutſchen Fürſten nahmen ſich nämlich den Wink, den ihnen Aeneas Sylvius gegeben, wohl zu Herzen, und ſuchten nunmehr auf Biſchofsſtühlen Glieder ihrer Familien unterzubringen: die Bereitwilligkeit, mit welcher der Papſt ihnen hiebei entgegenkam, war der Lohn dafür, daß die Fürſten auf die Durchführung der Kirchenreform verzichteten. In manchen Ländern, wie in Thüringen, Meißen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, gelang es den Fürſten, die Bisthümer ohnedies in ein abhängiges Verhältniß von ſich zu bringen. Da machte es denn keine Schwierigkeit, die Biſchofsſtühle mit Gliedern der fürſtlichen Familien zu beſetzen. Aber auch in ſolchen Ländern, wo die Selbſtändigkeit der Bisthümer ſich erhalten hatte, gelang es den benachbarten Fürſten nur zu häufig, ihre Söhne auf die biſchöflichen Stühle zu bringen, wie in Niederſachſen, Weſtphalen, am Rhein, in Baiern. Waren ja ſelbſt drei der wichtigſten Erzbisthümer, nämlich Köln, Trier, Magdeburg, zuletzt faſt ausſchließlich in die Hände der Fürſten gerathen. Auf dem kölniſchen Stuhle ſaß in den ſiebziger Jahren zuerſt Ruprecht von der Pfalz, dann Hermann von Heſſen; auf dem trierer von 1456 bis 1503 Johann von Baden, und von 1503 bis 1511 Jakob von Baden; auf dem magdeburger von 1464 bis 1476 Johann Pfalzgraf bei Rhein, und von 1476 bis 1513 Ernſt von Sachſen.

Gründe genug für den Adel, um auf die Fürſten eiferſüchtig zu ſein und ihr Thun mit mißgünſtigen Blicken zu überwachen. Es kam aber hinzu, daß die Fürſten auch ſonſt noch den Adel bedrängten und in eine abhängigere Stellung zu bringen trachteten. So griffen ſie häufig in ſeine Gerichtsbarkeit, luden ſeine Hinterſaſſen vor ihre Gerichte, fingen, wenn dieſe etwa nicht erſchienen, Streit an, beſtritten bisherige Rechte des Adels, ſuchten namentlich ſeine Lehngüter an ſich zu bringen und beanſpruchten vor Allem das Beſteuerungsrecht ſeiner Hinterſaſſen. Setzte der Adel dieſen Beſtrebungen einen Widerſtand auf dem Rechtsweg entgegen, ſo kam er zu keinem Ziele. Denn die Gerichte des Fürſten ſprachen zu deſſen Gunſten. Wollte er ſich weiter berufen, ſo hinderte daran das jus de non evocando. Verſuchte er es, wie ehedem, mit der Waffengewalt, ſo ſtand ihm der Landfriede entgegen: er wurde dann als Friedebrecher angeſehen und beſtraft. Ohnedies war der einzelne Edelmann zu ſchwach gegen einen mächtigen Fürſten. Gedachte er ſich aber, wie ſonſt, durch Bündniſſe zu ſtärken, ſo waren dieſe verboten, gleichfalls ſeit dem Landfrieden.

Unter ſolchen Umſtänden ſchien für den Adel, beſonders für den, welcher noch nicht völlig landſäſſig geworden, das heißt irgend einem Fürſten unterworfen war, ſondern ſeine Unabhängigkeit behauptet hatte, nur der Eintritt in den ſchwäbiſchen Bund, der ja ohnedieß aus einer adeligen Geſellſchaft hervorgegangen war, Rettung zu gewähren. In der That war der ſchwäbiſche Bund eine nicht geringe Urſache, daß die Ritterſchaft am Rhein, in Schwaben und Franken ſich in ihrer Reichsunmittelbarkeit erhalten hat. Hierdurch wieder eine Vereinigung findend, die noch dazu von der oberſten Reichsgewalt unterſtützt ward, ſetzte dieſe Ritterſchaft nunmehr den Entwürfen der Fürſten den entſchiedenſten Widerſtand entgegen und bildete den Unabhängigkeitsſinn immer weiter aus. Dadurch angeregt verſuchten auch andere Ritterſchaften, die zu ihren Fürſten in engeren Beziehungen ſtanden, dieſe zu löſen und ſich wieder unabhängig zu machen. Das bedeutendſte Ereigniß in dieſer Beziehung iſt der Widerſtand der baieriſchen Ritterſchaft gegen den Herzog Albrecht IV. von Baiern-München. Es war im Jahr 1488, daß Albrecht wegen einer Landesſteuer, die er auf die Hinterſaſſen des Adels legte, mit dieſem in Händel gerieth. Der Adel widerſetzte ſich und berief ſich auf ſeine Freiheitsbriefe: der Herzog erklärte, er erkenne ſie nicht an, da ſie der fürſtlichen Obrigkeit Abbruch thäten. Jetzt trat der Adel zum Schutze ſeiner Rechte in eine Geſellſchaft zuſammen, in den Löwlerbund, verband ſich mit der ſchwäbiſchen und fränkiſchen Ritterſchaft und auch mit Böhmen. Im Jahre 1490 trat er in den ſchwäbiſchen Bund, der ſich ſofort ſeiner annahm. Da letzterer um dieſe Zeit gegen Albrecht wegen der Beſitznahme Regensburgs Kriegsrüſtungen vorbereitete, ſo ſchien die Sache ſehr bedenklich zu werden. Bereits hatten die Ritter die Waffen ergriffen. Da kam endlich (1493) theils durch König Maximilian, theils durch Einſchreiten der baieriſchen Landſtände eine Vermittlung zu Stande, in Folge deren zwar die Ritter den Herzog wieder als ihren Herrn anerkannten, letzterer aber gezwungen ward, die alten Freiheiten des Adels zu beſtätigen.

Man ſieht: die Kräfte, welche im 14. Jahrhundert dem Fürſtenthum die Spitze geboten, waren noch keineswegs gebrochen: im Gegentheil, eben jetzt, wo ſo mancherlei zuſammenwirkte, um das Streben des Fürſtenthums zu unterſtützen, nahmen ſie ſich von Neuem zuſammen, um dies zu vereiteln. Und ſo bemerken wir auch eine neue Thätigkeit unter den Landſtänden. Je größere Anſprüche die Fürſten machten, um ſo mehr glaubten dieſe auf der Hut ſein zu müſſen, um die bisherigen Rechte feſt zu halten. Schon bei den eben dargeſtellten Bewegungen haben die Landſtände eine den Fürſten keineswegs günſtige Rolle geſpielt. Auch in anderen Ländern zeigten ſich ähnliche Erſcheinungen, wie in Heſſen, in Braunſchweig-Lüneburg, in Weſtphalen, in Mecklenburg, in den rheiniſchen Fürſtenthümern. Gerade an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts fühlten die Landſtände der einzelnen fürſtlichen Gebiete das Bedürfniß, die Landesrechte den Fürſten gegenüber feſtzuſtellen, ihre Freiheiten nochmals verbriefen zu laſſen und ihren Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu wahren. Im Allgemeinen hielten ſie an der Stellung feſt, wie ſie dieſelbe im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts eingenommen hatten, wornach das Verhältniß derſelben zum Fürſten vertragsmäßig geordnet ward. Daß ſie entſchloſſen waren, dem Fürſten nöthigenfalls den Gehorſam aufzukündigen und ihn der Regierung zu entſetzen, davon lieferte das Herzogthum Würtemberg einen ſprechenden Beweis. Eberhard der Jüngere, welcher im Jahre 1496 ſeinem Oheim, Eberhard dem Bärtigen — erſt 1495 war er zum Herzog erhoben worden — in der Regierung folgte, aber durch ſeine Willkür, Verſchwendung und Nichtachtung der Landesgeſetze Alles gegen ſich erbittert hatte, wurde ſchon nach zwei Jahren von den Landſtänden der Regierung verluſtig erklärt und mußte in einem fremden Lande (1504) ſein Leben beſchließen.

Der Trieb nach Freiheit und nach Beſeitigung der ihr widerwärtigen Zuſtände ging aber auch in die niederen Schichten der Geſellſchaft herunter. Zunächſt bemerken wir im Innern der Städte neuerdings eine außerordentliche Gährung. Die Mißbräuche, welche ſich in Folge des Sieges der Ariſtokratie überall eingeſchlichen hatten, namentlich der mehr und mehr überhandnehmende Unterſchied des Vermögens und ähnliche Dinge riefen in den unterdrückten und weniger bemittelten Ständen der bürgerlichen Gemeinweſen zunächſt Unzufriedenheit mit den ſtädtiſchen Obrigkeiten und ſodann Empörung hervor. In den letzten Jahrzehenden des 15. Jahrhunderts kommt es daher faſt in allen nordiſchen Städten zu zünftiſchen Bewegungen, welche augenblicklich durchgängig Erfolge erzielen, in einigen Städten auch die gewonnenen Vortheile behaupten, in anderen aber nur dadurch wieder verlieren, daß ſich andere Gewalten der geſtürzten Räthe annehmen. Im Süden Deutſchlands fehlt es ebenfalls nicht an ſolchen Bewegungen. Doch erſcheinen ſie meiſt ſpäter, nämlich am Anfange des 16. Jahrhunderts, worauf wir noch zurückkommen werden.

Noch bedeutungsvoller aber war die Bewegung, welche ſich der Bauern bemächtigt hatte.

Wir haben geſehen, welchen Antheil ſie an den Bewegungen des 14. Jahrhunderts gehabt. In einigen Gebieten, an den Gränzen Deutſchlands, wie in der Schweiz, bei den Frieſen und Dithmarſen, ſpäter in Böhmen, ſtanden ſie ſogar in erſter Reihe. Im Innern Deutſchlands behaupteten ſie zwar nicht jene hervorragende Stellung, benutzten aber nichts deſtoweniger das allgemeine Streben der Zeit und nicht ohne Erfolg. Dieſes Streben verliert ſich bei ihnen nicht, auch nachdem die Bewegungen des 14. Jahrhunderts mißlungen waren. Im Gegentheile, von jener Zeit an wird von Jahrzehend zu Jahrzehend das Emporſtreben der Bauern immer kraftvoller und entſchiedener. Wir haben bereits bemerkt, wie ſich an den appenzeller Krieg (1401) der Verſuch der ſchwäbiſchen Bauern anſchloß, eine ähnliche Verbindung, wie die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, zu gründen; wie (1431) am Rhein zur Zeit der Huſſitenkriege die Bauern ſich zuſammengethan, um gegen ihre Obrigkeiten aufzuſtehen. Im Jahre 1444 zur Zeit des Armagnakenkriegs warfen die rheiniſchen Bauern einen Bundſchuh auf*) — ſo nannte man jede Verbindung der Bauern, da der gebundene Schuh ihre eigenthümliche Fußbedeckung war im Gegenſatze zum Stiefel, der Fußbekleidung der Edelleute — um mit eigener Kraft das fremde Volk aus dem Lande zu treiben. Um dieſelbe Zeit erhob ſich in Franken eine bäuerliche Bewegung, an deren Spitze ein gewiſſer Müller ſtand. Im Jahre 1460 ſtanden die Bauern im Algäu auf, und um 1471 etwa die Bauern in Holſtein.

Was war es nun, was dieſer Bewegung der Bauern zu Grunde lag? Zunächſt allerdings die Unzufriedenheit mit dem zunehmenden Druck, unter dem ſie ſich befanden. Die allmählige Umgeſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe, namentlich das Emporſtreben des Fürſtenthums wirkte auf die Lage der Bauern, und zwar ſehr zu ihrem Nachtheile, ein. Die Fürſten machten täglich immer größeren Aufwand, die bisherigen Mittel reichten nicht mehr aus: ſie wandten ſich alſo an ihre Stände, um ihre Schulden zu decken. Adel und Geiſtlichkeit zahlten nun aber nicht ſelbſt, ſondern ſie erlaubten den Landesherren blos, ihre Hinterſaſſen, die Bauern, zu beſteuern. So ging zuletzt Alles an dieſen aus. Die Städte wurden zwar auch zu den Steuern beigezogen, aber theils waren ſie reicher, theils waren ſie als Genoſſenſchaft ſtark genug, um ungebührlichen Anforderungen entgegen zu treten. Der Bauer befand ſich aber in der Regel nicht in dieſer Lage, ſondern mußte zahlen; und da es ihm nicht, wie den Städten, vergönnt war, auf anderen Wegen den Ausfall zu decken, ſondern da der Ertrag ſeiner Arbeit nach wie vor derſelbe blieb, ſo erklärt ſich von ſelbſt, wie mit dem zunehmenden Aufwand und der Prachtliebe der Fürſten, denen es Adel und Geiſtlichkeit gleich zu thun ſtrebte, ſeine Lage immer gedrückter werden mußte. Dennoch war dieſelbe weder durchgängig ſo traurig, wie man ſich wohl vorzuſtellen pflegt, noch iſt jene eben erwähnte Erſcheinung als eine allgemeine anzunehmen.

---

*) Unſeres Wiſſens kommt hier zum erſten Male der Bundſchuh vor. Die Thatſache findet ſich in Arzts Chronik von Weiſſenburg, bei Mone badiſches Archiv. II. 216.

Ziehen wir zunächſt die Weisthümer zu Rathe, ſo enthalten diejenigen, welche dem 15. Jahrhundert angehören, eben ſo große und eben ſo viele Rechte für die Bauern, wie die des 14. Jahrhunderts. Hie und da bemerken wir allerdings geſteigerte Anſprüche des Herrn, erhöhte Frohnden, namentlich aber eine gewiſſe Härte gegen die ſäumigen Zinſer, welche von der Milde des 14. Jahrhunderts unangenehm abſticht; wie z. B. daß der Herr, wenn der Bauer nicht am beſtimmten Tage zinst, ihm Pferde und Rinder nehmen darf, und bei dem zweiten Ziele das Gut; oder daß er ihn pfänden darf, ohne Zuziehung des Gerichts; oder daß er beim Tode des Bauern, wo ihm das Beſthaupt gebührt, nachdem ihm daſſelbe von den Erben verabreicht worden, das Recht hat, weiter nachzuforſchen, um ein beſſeres zu finden, und zwar neunmal: dieſe neun Beſthäupter darf er alle behalten. Aber neben den Weisthümern ſolchen Inhalts finden wir ebenſo häufig die Erneuerung der alten und die Aufrechthaltung ſolcher Grundſätze, wie ſie dem altgermaniſchen Weſen entſprechen. Fragen wir die Volksſchriften jener Zeit, Sittenrichter, Erzählungen und Faſtnachtſpiele, ſo ſpielt bei ihnen allerdings der Uebermuth der Großen gegen den armen Mann, der ungetreuen Amtleute gegen die Unterthanen, die unerträgliche Erhöhung der Steuern „vom armen Bäuerlein unter ſeinem ſtrohernen Dach“ eine große Rolle. Aber zugleich ſchildern ſie uns auch den Bauern, wie er ſich zu überheben ſuche, ſein Streben nach ſinnlichen Genüſſen, nach dem Aufwand der Vornehmen: kurz, der Bauer, wie er z. B. in den Faſtnachtſpielen erſcheint, macht durchaus nicht den Eindruck eines gedrückten Mannes, ſondern eines Menſchen, der eben ſo luſtig und froh das Leben zu genießen weiß, wie die Andern. Ja, er dünkt ſich nicht nur den höheren Ständen gleich, ſondern er ſucht ſie ſogar unter ſich zu bringen, namentlich aber den Adel.*) Und dies iſt denn der Punkt, den wir feſthalten müſſen, der uns zum Verſtändniß der bäuerlichen Bewegungen führt.

Es war nämlich nicht blos der Aerger über den Druck der Höhern, ſondern ein geſteigertes Selbſtbewußtſein, welches den Bauer bewog, gegen ſeine Herrn ſich zu erheben. Er wollte das Unterthänigkeitsverhältniß zu dieſen nicht blos gemildert und geordnet, ſondern er wollte es ganz aufgehoben wiſſen: mit Einem Worte, er wollte vollkommen frei ſein, wie der Bürger, wie der Edle ſelbſt. Offenbar ſind auf dieſe Beſtrebungen der deutſchen Bauern die

---

*) So in dem Faſtnachtſpiel: „vom Papſt, Kardinal und von Biſchöfen“ Stück 78 in der vom Stuttgarter literariſchen Verein herausgegebenen Sammlung von Faſtnachtſpielen. Hier entſchuldigt ſich der Adel gegen den Vorwurf, daß er die Bauern drücke, und durch ſein ewiges Fehdeleben Alles in Unſicherheit bringe, mit folgenden Worten:

Sollt es allweg Fried bleiben,
Die Bauern würden den Adel vertreiben,
Sie würden hinteanach ſo geil,
Sie mochten uns Burg und Städt feil.
Der Bauer will als der Bürger gan
Der Bürger als der Edelmann.
Drum mag uns der Krieg gefrummen,
Daß ſie nit über uns kummen.
Sie müſſen (möchten) mit uns theilen zwar
Gleich heuer als vor hundert Jahr.

Der letzte Satz bezieht ſich offenbar auf den Städtekrieg von 1388.

Befreiungskämpfe der Schweizer, wie früher, ſo auch im 15. Jahrhundert von dem größten Einfluſſe geweſen. Das Beiſpiel der Eidgenoſſen war zu verlockend, um nicht nachgeahmt zu werden, und wir haben geſehen, wie die Kämpfe der Fürſten und des Adels gegen die Schweizer zum Theil auch aus dem Grunde unternommen worden ſind, um ein für ihre eigenen Untergebenen ſo gefährliches Beiſpiel hinwegzuräumen. Der deutſche Bauer konnte aber nicht frei werden, wie der Schweizer, ohne eine vollkommene Umwandlung der geſammten öffentlichen Zuſtände Deutſchlands. Das Gelingen ſeiner Plane hing alſo von der Durchführung der deutſchen Reformfrage ab. Und ſo ſehen wir denn dieſe, die allgemeine deutſche Frage, in den Bewegungen der Bauern eine ganz bedeutende Rolle einnehmen. Ja, man kann wohl ſagen, die Bauerſchaft, der vierte Stand, nimmt von nun an dieſe Frage dem Bürgerthum aus der Hand und verſucht ſie auf ſeine Weiſe zu löſen.

Schon der Umſtand, daß die Bauerſchaft fähig war, ſolche Gedanken zu faſſen, ſpricht dafür, daß ſie nicht gerade auf einer ſehr tiefen Stufe der Bildung geſtanden haben muß. Daß ſie die Kraft in ſich fühlte, ſie durchzuführen, beweiſen die verſchiedenen Verſuche, die ſie machte. Man muß aber, um dieſe Erſcheinung erklärlich zu finden, ſich daran erinnern, daß die Bauern damals weit mehr, als in ſpäteren Jahrhunderten, ein öffentliches Leben beſaßen, daß die Gemeindeverſammlungen, die Volksgerichte, die Verſammlungen der Marken und Centen noch nicht aufgehört hatten, und daß daher die Bauern im Allgemeinen mit den rechtlichen und ſtaatlichen Verhältniſſen weit mehr vertraut waren, wie ſpäter, oder ſelbſt wie im Anfange unſeres Jahrhunderts. Ferner hatten ſie, wie wir bereits früher erwähnt, das Recht erlangt, Waffen zu tragen, und ihre Wehrbereitſchaft ſtand derjenigen der ſtädtiſchen Zünfte um nichts nach. Ja, ſeitdem die Landsknechte aufkamen, wurden dieſe meiſtens aus dem Stande der Bauern genommen. Sie bildeten alſo den vorzüglichſten Beſtandtheil der neuen Kriegsweiſe. Man kann ſich denken, daß dieſer Umſtand an und für ſich ſchon das Selbſtgefühl der Bauern vermehrte. Erwägt man aber noch, daß die Landsknechte nach einiger Zeit in ihre Dörfer zurückkamen, wo ſie von ihren Kriegsthaten erzählten, von ihren mannichfachen Erlebniſſen, von fremden Ländern und Völkern, von deren ſtaatlichen Einrichtungen, von der Beute, die ſie gemacht, von dem guten Leben, das ſie geführt, ſo begreift ſich, wie ſich auf der einen Seite der Geſichtskreis der Bauern erweitern, aber auf der andern auch ihre Begierde ſteigern und der Wunſch, aus ihrer drückenden Lage herauszukommen, eine neue Nahrung erhalten mußte.

Zum erſten Male traten jene höheren Ziele der Bauern in der Bewegung hervor, deren Mittelpunkt der ſogenannte Pauker von Niklashauſen bildete. Es war nämlich im Jahr 1476 — alſo in demſelben Jahre, in welchem Karl der Kühne von Burgund gegen die Schweizer zog —, als in Niklashauſen, einem Dorfe in Franken, in der Nähe von Würzburg, ein junger Bauer, ein Hirte, der die Pauke zu ſchlagen wußte, mit dem Namen Henſelin, ſich aufthat, welcher den herzuſtrömenden Landleuten merkwürdige Dinge predigte. Die Mutter Gottes ſei ihm erſchienen, als er ſeine Schaafe weidete, und habe ihm geoffenbart, Folgendes ſeinen Nebenmenſchen mitzutheilen. Chriſtus könne den Stolz, den Geiz, die Ueppigkeit der Geiſtlichkeit nicht länger dulden; wenn ſie ſich nicht beſſere, ſo würde die Welt durch ihre Verbrechen in große Gefahr kommen. Das Volk habe ferner keine Zehnten, keine Zinſen, keine Gülten zu entrichten, wenn es nicht freiwillig geſchähe. Die Prieſter hätten kein Recht, ſie zu fordern. Alle Zölle, ſämmtliche Abgaben, wie ſie heißen mögen, ſollen abgethan werden, nicht nur die, welche an die Geiſtlichkeit, ſondern auch die, welche an Fürſten und Adel entrichtet werden. Jagd, Fiſcherei, Gebrauch von Waſſer und Wald ſolle allen Chriſten gemein ſein, dem Armen, wie dem Reichen, dem Bauern, wie dem Biſchof oder dem Fürſten. Es ſollten überhaupt ferner keine Fürſten, Kaiſer, noch andere geiſtliche oder weltliche Obrigkeit ſein, ſondern ganz abgethan werden: ein Jeder ſei des Andern Bruder, gewinne ſich die Nahrung mit ſelbſteigenen Händen, auch ſolle Keiner mehr haben, als der Andere. Die Sache hatte alſo einen religiöſen Anſtrich, war aber weſentlich ſtaatlicher und ſocialiſtiſcher Natur. Die Lehren Henſelins fanden nun bei den Bauern ungemeinen Beifall: er hatte bald einen außerordentlichen Zulauf, und zwar kamen Leute aus den entfernteſten Gegenden herbei; von Franken, Baiern, Schwaben, Elſaß, den Rheingegenden, Wetterau, Heſſen, Thüringen, Meißen, Sachſen. Oft waren an Einem Tage zehn-, ja dreißigtauſend Menſchen beiſammen. Henſelin wurde als ein Heiliger betrachtet: man riß ſich um Stücke ſeiner Kleider, die als Reliquien verehrt wurden: man brachte ihm ſo große und viele Geſchenke, an Geld und Kleinodien, daß ſpäter der Erzbiſchof von Mainz ſogar eine Burg davon bauen konnte, die aber niederbrannte, was Henſelins Verehrer natürlich als ein göttliches Strafgericht deuteten. Bei den Reden wollte es aber Henſelin nicht bewenden laſſen. Er forderte einſtmals die Bauern auf, das nächſte Mal bewaffnet und in großer Anzahl wiederzukommen. Er wollte ihnen dann ſagen, was ſie zu thun hätten. Dies wurde aber dem Biſchof von Würzburg hinterbracht. Es gelang ihm Nachts Henſelin aufheben, und gefangen nach Würzburg bringen zu laſſen. Dort wollten ihn zwar die Bauern befreien, die ohngefähr 6000 Mann ſtark dahin zogen. Doch wurden ſie von den Reiſigen des Biſchofs auseinandergetrieben und Henſelin verbrannt.*)

Zehn Jahre darauf brach ein Aufſtand unter den baieriſchen Bauern aus;**) im Jahre 1491 erhoben ſich die Bauern in der Grafſchaft Kempten gegen ihren Abt; 1492 die holländiſchen Bauern, die man die Käſebröder nannte; 1493 wurde unter den elſäſſiſchen Bauern eine ſehr gefährliche Verſchwörung entdeckt. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſen Bewegungen war zwar der geſteigerte Druck von Seite der Herren; auch verlangten die Bauern in der Regel zuerſt nur Abſtellung ihrer Beſchwerden, getreues Innehalten der zwiſchen ihnen und ihren Herren beſtehenden Verträge von Seite dieſer letzteren. Allein bald gingen ſie über dieſen erſten Zweck hinaus, und verlangten mehr. So hatte die Verſchwörung im Elſaß einen entſchieden ausgeſprochenen ſocialiſtiſchen Zweck, ebenſo wie die Bewegung von 1476. Man wollte Niemanden eine Schuld weiter erſtatten, Zölle, Umgelder und andere Beſchwerungen aufheben, ſteuern nur nach dem eigenen Gefallen, nicht mehr als 4 Pfennig, die Juden tödten und ſich ihres Vermögens bemächtigen, keinem Geiſtlichen mehr als eine Pfründe zu 40 oder 50 Gulden laſſen.***) Auch beſtand zwiſchen der elſäſſiſchen Bewegung ſowohl als der kemptenſchen ein unverkennbarer Zuſammenhang mit der Schweiz. Die Führer der erſteren hofften von dorther Unterſtützung: von den kemptener Bauern aber zogen, nachdem ihre Erhebung durch das Einſchreiten des ſchwäbiſchen Bundes mißlungen war, gegen 200 zu den Eidgenoſſen.

---

*) Trithemius chronicon Hirsaugiense ad a. 1476. Johann Herolds Chronik von Hall. Bei Oechsle Beiträge zur Geſchichte des Bauernkrieges. 34.

**) Hormayr's Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte. Jahrgang 1834. S. 147.

***) Schreiber der Bundſchuh zu Lehen. S. 3.

Blicken wir nun auf die eben dargeſtellten Beſtrebungen am Schluſſe des 15. Jahrhunderts zurück, ſo tragen ſie im Grunde daſſelbe Gepräge, wie die des vorangegangenen: namentlich zeigt ſich die Aehnlichkeit in dem allſeitigen Hervortreten der germaniſchen Natur. Dieſe machte ſich insbeſondere auch in dem Widerſtande gegen das römiſche Recht bemerklich, welcher allen freiheitlichen Parteien gemeinſam war, dem Edlen ſo gut, wie dem Bauer und dem Bürger. In der That wurde dieſes fremde Recht am Schluſſe des 15. Jahrhunderts mit demſelben Eifer angegriffen, mit welchem es von anderer Seite geſchützt ward, und die Angreifenden waren ſich vollkommen über die nachtheiligen Folgen klar, welche daſſelbe der Volksfreiheit bringen mußte. Höchſt bedeutſam ſind die Benennungen, unter welchen das deutſche und das römiſche Recht erſcheint. Dieſes wird das geſchriebene oder geſetzte Recht genannt, jenes aber das natürliche. Das Volk hatte alſo damals von dem deutſchen Recht die Vorſtellung, daß es naturgemäß, den Bedürfniſſen und dem Verſtande des Volks angemeſſen ſei, während das geſchriebene über den Geſichtskreis deſſelben hinausgehe. Auch die Bauern nennen jetzt und ſpäter diejenigen Rechte, welche ſie fordern, natürliche Rechte. Sie verſtanden darunter nichts weiter, als ſolche, welche dem Volke nach deutſchen Rechtsgrundſätzen zukämen und welche es früher in der That beſeſſen.

3. Kirchliche und religiöſe Verhältniſſe.

Zugleich mit der ſtaatlichen bereitete ſich auch eine religiöſe Bewegung vor. Seit dem Scheitern der großen reformatoriſchen Verſuche zur Zeit der Kirchenverſammlungen kehrten die alten Mißbräuche und Anmaßungen zurück und äußerlich behauptete ſich die Kirchengewalt in der früheren Stellung. Sie hatte aber auch viele Zugeſtändniſſe machen müſſen. Was zunächſt das Papſtthum betrifft, ſo vermochte ſich daſſelbe nur dadurch in ſeiner Würde zu behaupten, daß es die weltliche Macht auf ſeine Seite zu bringen wußte. Dies war aber nicht möglich ohne bedeutende Opfer. Wir haben bereits bemerkt, wie viele Zugeſtändniſſe an den Kaiſer Friedrich gemacht werden mußten. Auch die anderen Fürſten mußten bedacht werden. So erhielten die Hohenzollern das Recht, die Bisthümer der Mark Brandenburg zu beſetzen: der Kurfürſt von Sachſen durfte die Bisthümer ſeines Landes in immer größere Abhängigkeit bringen. Außerdem wurden, wie wir oben bemerkt, den nachgeborenen Söhnen der Fürſten die bedeutendſten Bisthümer überlaſſen, ſo daß die fürſtlichen Familien gewiſſermaßen über das Vermögen und die Kräfte der geiſtlichen Stifter verfügten.

Ein ſolches Verhältniß konnte der Kirche nur zum Schaden gereichen. Die geiſtlichen Würdenträger aus fürſtlichen Familien betrachteten ihre Bisthümer nicht vom kirchlichen Standpunkte aus, ſondern als Verſorgungsanſtalten, als Einnahmsquellen. Auch gab man ſich nicht einmal mehr Mühe, dies zu verhehlen. Kam es doch nicht ſelten vor, daß man Kinder zu Biſchöfen ernannte, die freilich nicht eher, als bis ſie zu ihren Jahren gekommen, die geiſtlichen Thätigkeiten ausüben durften, aber nichts deſto weniger ſchon die Einkünfte der Stifter genoſſen. Andere führten einſtweilen die Verwaltung. An denjenigen Stiften, wo es dem Adel gelungen war, ſich im Beſitze derſelben gegen das Fürſtenthum zu behaupten, war es um nichts beſſer. Denn auch der Adel ſah in ihnen nichts weiter als Verſorgungsanſtalten, die es ſeinen nachgeborenen Söhnen erlaubten, ſtandesgemäß zu leben und ihre Tage in Luſt und Ueppigkeit hinzubringen. So war allmählig der religiöſe Sinn in dieſen Weltgeiſtlichen faſt vollkommen untergegangen.

Noch ärger aber war es in den Klöſtern. Schon früher war ihre Entſittlichung ſehr groß; ſie ſteigerte ſich aber im 15. Jahrhundert bis ins Unglaubliche. Von einer Beobachtung ihrer Regeln, namentlich der Gelübde der Keuſchheit, der Armuth, des Gehorſams, war keine Rede mehr. Es ging noch an, wenn die Klöſter offen erklärten, die ſtrengen Regeln nicht mehr halten zu wollen, ſondern zu den freieren der Kanoniker überzugehen, wie dies bei vielen am Schluſſe des Jahrhunderts der Fall war. Die Meiſten aber hielten es nicht einmal für nöthig, dieſen ihren Entſchluß bekannt zu machen, ſondern lebten eben wie es ihnen gefiel. Die Klöſter wurden zu Häuſern der Luſt und der Ueppigkeit. Auf die ausgeſuchteſte Weiſe wußte man ſich zu vergnügen: die Mönche lebten mit Buhldirnen und verpraßten mit ihnen das Vermögen der Gotteshäuſer; die Nonnen überließen ſich ungeſcheut der Wolluſt und fanden ein größeres Vergnügen darin, Liebhaber zu beſitzen und die Freuden der Liebe zu genießen, als Bräute des Himmels zu ſein. Mitunter gaben ſie ſich noch die Mühe, ihren Umgang mit dem anderen Geſchlechte zu verheimlichen oder ihm ein Mäntelchen umzuhängen. So ging von einem Kloſter in Friesland die Sage, daß böſe Geiſter des Nachts die Nonnen heimſuchten, indem ſie in Geſtalt von Jünglingen durch die Fenſter einſtiegen und dort mit den Jungfrauen ihr Weſen trieben. Die geiſtlichen Oberen fanden ſich endlich veranlaßt, die Sache unterſuchen zu laſſen. Der Satan war aber ſchon ſo tief in den Nonnen gewurzelt, daß dieſe bei der Meſſe, die der mit der Unterſuchung beauftragte Prieſter hielt, ein wüthendes Geheul aufſchlugen; offenbar waren es lauter Teufel, die in die Nonnen gefahren waren und die ſich nun hören ließen. Trithemius, der uns dieſe Geſchichte berichtet, fügt hinzu, er wolle nichts weiter darüber ſagen, denn wenn man die volle Wahrheit bekannt mache, ſo könnte das nur Aergerniß bereiten. Andere Nonnenklöſter machten aber kein Hehl aus ihrem unzüchtigen Treiben. So die Nonnen von St. Rupert bei Bingen erklärten öffentlich, ſie wollten lieber Mütter als Jungfrauen ſein. Bei näherer Unterſuchung waren in der That alle in der Hoffnung, mit Ausnahme von zwei alten. Dergleichen Erſcheinungen waren nicht vereinzelt, ſondern ſie bildeten die Regel. Verſuche, die Klöſter zu reformiren — dieſe gingen aber meiſt von der weltlichen Macht, von den Fürſten oder den ſtädtiſchen Obrigkeiten aus, welche den ſchädlichen Einfluß der Klöſter auf die Sittlichkeit fürchteten — waren vergebens. Wurde auch ſcheinbar da und dort eine Reformation vorgenommen, ſo kehrte doch in Kurzem der alte Zuſtand wieder zurück. Beſonders hartnäckig erwieſen ſich die Nonnenklöſter. Es kam wohl vor, daß ſie ſich förmlich zur Wehre ſetzten gegen ihre Unterſucher und daß von Seite der Obrigkeit entſchiedene Gewalt angewendet werden mußte, um nur wenigſtens die auffallendeſten Mißbräuche und Ueberſchreitungen aufhören zu machen. In Folge dieſes üppigen Lebens geſchah es, daß manche Klöſter in kurzer Zeit ganz herunterkamen: waren die Schätze aufgezehrt, das Kloſtervermögen verſchleudert, ſo machten ſich die Mönche oder Nonnen davon, und nahmen wohl noch mit, was mitzunehmen war. Ueberhaupt wurde bereits von Vielen die Anſicht ausgeſprochen, daß es geſcheidter wäre, das Kloſtervermögen unter die Mitglieder der religiöſen Genoſſenſchaft zu vertheilen.

Bei ſo gänzlichem Verlaſſen der urſprünglichen Grundſätze, bei einem Leben, das in ſo vollkommenem Widerſpruch mit dem Zweck der kirchlichen Stiftungen war, läßt ſich wohl vorausſetzen, daß diejenigen, welche ſich ein ſolches Leben zu Schulden kommen ließen, ſelber nicht mehr an die Kirche und an ihre Lehrſätze glaubten. Nichts deſto weniger ſehen wir dicht neben der furchtbaren Sittenloſigkeit der Geiſtlichkeit nicht nur den Wunderglauben ſich neuerdings breit machen und die albernſten Mährchen erfinden, ſondern auch die Strenge gegen Andersgläubige, gegen Anhänger ketzeriſcher Meinungen entſchiedener, als ſeit langer Zeit, hervortreten. Gerade damals begannen die Hexenprozeſſe immer häufiger zu werden, 1487 erſchien der Hexenhammer, und in dem letzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts mehren ſich Verbrennungen von Hexen außerordentlich. Dazu kam noch geſteigerter Druck gegen die Untergebenen der Gotteshäuſer, die Bauern, an welche natürlich die Pfaffen, ebenſo wie Fürſten und Edelleute um ſo größere Anforderungen machten, je üppiger das Leben war, welches ſie führten.

Der Haß und die Verachtung der Geiſtlichkeit von Seite des Volks konnte unter ſolchen Umſtänden nur wachſen und in der That ſehen wir gegen Ende des 15. Jahrhunderts die pfaffenfeindliche Geſinnung des deutſchen Volks immer größere Ausdehnungen annehmen. Es iſt bezeichnend, daß die ſtaatlichen Bewegungen der Bauern zunächſt gegen die geiſtliche Herrſchaft gerichtet ſind, und daß der Widerſtand gegen das weltliche Fürſtenthum erſt in zweiter Reihe kommt. Natürlich: die Geiſtlichen nahmen von dem Volke doppelt und dreifach mehr, als die übrigen Herrenſtände. Denn zu ihrer Eigenſchaft als weltliche Beſitzer kam noch die

Eigenſchaft als Vertreter der Kirche, in welcher ſie den gemeinen Mann faſt auf jedem Schritt und Tritt beſteuerten. Denn da war nicht nur für Hochzeit, Taufe, Begräbniß, Seelmeſſen, Abendmahl u. ſ. w. zu zahlen, ſondern der Gläubige mußte außerdem noch an beſtimmten Tagen ſein regelmäßiges „Opfer“ bringen: man verlangte von ihm, daß er jeden Sonntag in die Kirche gehe: verſäumte er es, ſo mußte er zahlen, ebenſo wenn er an Feiertagen arbeitete.*) Kurz: die Kirche wußte ihr Seelſorgeramt auf das Sorgfältigſte auszubeuten und die ihr anvertrauten Schaafe auf das Beſte zu ſcheeren. Da man aber wußte, daß alles auf Geldſchneiderei hinauslief, ſo wurde der Grimm gegen die Kirche immer heftiger, und ließ ſich nicht nur in größeren Bewegungen aus, wie die bäuerlichen, ſondern täglich, im gewöhnlichen Leben. So nehmen die Streitigkeiten der Bürger in den Städten mit der Geiſtlichkeit kein Ende: es kommt wieder häufig, wie im 14. Jahrhundert, dazu, daß die Geiſtlichen ausgetrieben werden, oder daß ſie freiwillig die Stadt verlaſſen. Die Edelleute aber machten ſich ein beſonderes Vergnügen daraus, Mönche zu quälen. Da ſie wußten, daß ihr Hauptverbrechen die Unzucht war, ſo fingen ſie Mönche und peinigten gerade denjenigen Theil des Körpers, der jenes Verbrechen begangen, auf ſchauderhafte Weiſe.**) Die Städte machten aber auch keine Umſtände mit Prieſtern, welche der Unzucht überwieſen worden waren: in Augsburg ließen ſie einmal mehrere Prieſter in einen Käfig ſperren und an dem Kirchenthurm aushängen.

Natürlich fehlte es auch an Meinungen nicht, welche die früheren reformatoriſchen Richtungen wieder aufnahmen und weiter entwickelten. Doch trat die freie religiöſe Richtung nicht mit jenem Ungeſtüm hervor, wie im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts, ſondern gemäßigt, vorſichtig und zurückhaltend. Es mußte erſt wieder Boden gewonnen werden.

Da waren zuerſt die Brüder des gemeinſamen Lebens im Norden von Deutſchland, religiöſe Genoſſenſchaften, welche zwar auch, wie die Mönche, in gemeinſamen Häuſern zuſammenlebten, aber ſich dadurch von den gewöhnlichen Mönchsorden unterſchieden, daß ſie Niemanden für ſeine Lebenszeit an die Regel der Genoſſenſchaft banden, ſondern jedem Mitgliede volle Freiheit des Austritts ließen. Dieſe Genoſſenſchaften unterſchieden ſich auch noch dadurch ſehr vortheilhaft von den anderen Mönchsorden, daß ſie vor Allem bemüht waren, ein werkthätiges Chriſtenthum zu befördern, und anſtatt ſich ihren Unterhalt von den Nebenmenſchen zu erbetteln, ihn ſich ſelbſt zu verſchaffen ſuchten, namentlich durch Abſchreiben guter Bücher, beſonders der Bibel. Es war in dieſen Bruderhäuſern beſonders jene Seite der Myſtik vertreten, welche als das Weſen des Chriſtenthums die Liebe erkannte, und alles Andere gegen eine liebevolle Geſinnung in Schatten ſtellte. Es war natürlich, daß in den Augen dieſer Männer alle jene äußeren Werke, welche ſonſt von der Kirche als verdienſtlich angeſehen wurden, an Werth verloren, da ſie als die Hauptſache das fromme gottinnige Gemüth, die Geſinnung, und als den einzigen Weg, um zu einer ſolchen zu gelangen, nur die Selbſterkenntniß bezeichneten. In dieſer Beziehung iſt das Buch des Thomas von Kempen — der ebenfalls dieſen Genoſſenſchaften angehörte, und der Vorſtand eines Bruderhauſes in Zwoll war — welches den Titel führt: „von der Nachahmung Chriſti“ von Bedeutung: ein Buch von äußerſter Einfachheit, fern von jeder Frömmelei und dünkelhaftem Hochmuth, vielmehr das Zeugniß eines ſchlichten liebenswürdigen Gemüths und geſunder Frömmigkeit. Chriſtus erſcheint in dieſem Buche nicht als Erlöſer, ſondern als Muſter und Vorbild, wie bei den Myſtikern des 14. Jahrhunderts. Zwar ſcheute ſich Thomas von Kempen, dieſe Lehre tiefer zu verfolgen und die kühnen Anſichten jener Myſtiker zu ſeinen eigenen zu machen: es war überhaupt nicht ſeine Abſicht, ſich mit der Kirche in Widerſpruch zu ſetzen. Aber vielleicht eben darum wirkte er nur um ſo ungeſtörter und folgenreicher. Thomas hat mehrere Schüler gezogen. Unter dieſen iſt Johann Weſſel der bedeutendſte.

---

*) Grimm Weisthümer. I. 346. folg. Weisthum von St. Peter bei Freiburg.

**) Trithemius chronic. Sponheim. ad ann. 1499.

Dieſer, geboren 1420 zu Gröningen, geſtorben 1489, faßte ſchon beinahe den ganzen Inhalt der früheren reformatoriſchen Anſichten in ſich zuſammen, und ſuchte ſie wiſſenſchaftlich darzuſtellen. Auch er lehnt ſich an die Myſtik an und ſo fehlt es in ſeinen Schriften an pantheiſtiſchen Anklängen nicht. Doch ſind ſie keineswegs, wie bei den Myſtikern des 14. Jahrhunderts, zu einem folgerichtigen Gebäude ausgebildet. Vielmehr betrachtete er als die eigentliche Quelle der religiöſen Erkenntniß das Evangelium. Seine Richtung iſt alſo weſentlich eine bibliſche. Dagegen griff er eine Hauptſtütze der katholiſchen Kirche an der Wurzel an, nämlich ihre Lehre vom Prieſterthum. Er behauptete, wie die Waldenſer und die Huſſiten, daß alle Chriſten Prieſter ſeien, daß ſich die wirklichen Prieſter von den Laien nur im Amt unterſcheiden, daß ſie eigentlich nur die Diener der Gemeinde ſeien, daher von ihnen gewählt und wieder abgeſetzt werden könnten. Demgemäß betrachtet er auch den Papſt nicht als das eigentliche Oberhaupt der Kirche, welche er als eine geiſtige Gemeinſchaft auffaßt, ſondern Chriſtus. Der Papſt iſt ihm daher auch nicht unfehlbar: und ſo wie er wider das Evangelium handle, ſo habe man ihm auch nicht zu gehorchen. Unter den Mißbräuchen rügte er beſonders den Ablaß, gegen den er mehrere Streitſätze aufgeſtellt hat, die ſogar noch entſchiedener ſind, wie die lutheriſchen. Auch über das Abendmahl hatte er eine freie Meinung. Er läugnete die leibliche Gegenwart Chriſti, faßte überhaupt dies Sacrament nur als etwas rein Innerliches auf, und iſt in dieſer Lehre der Vorgänger Zwinglis.

Zur ſelben Zeit lehrte Johann von Goch, Prior eines Nonnenkloſters in Mecheln, der im Jahr 1475 geſtorben iſt, ähnliche Meinungen. Auch bei ihm iſt der Ausgangspunkt die Myſtik und das Weſen des Chriſtenthums ſetzt auch er in eine werkthätige Liebe, das Erzeugniß einer frommen Geſinnung. Dagegen ſtellt er die äußerlichen guten Werke, die Beobachtung der kirchlichen Gebräuche u. ſ. w. als etwas ganz Unweſentliches dar: die Lehre, welche ihnen einen großen Werth beilege — und das that die Kirche — bezeichnete er ſogar als ketzeriſch.

Viel weiter ging ſchon Johann von Weſel, früher Profeſſor der Theologie in Erfurt, ſeit 1469 Prediger in Mainz, zuletzt in Worms. Er ſtand in Verbindung mit den Huſſiten, die auch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch großen Einfluß auf Deutſchland geübt haben. Weſel griff die ganze Hierarchie an ſammt allen ihren Geſetzen und Einrichtungen, ſprach entſchieden die Lehre vom allgemeinen Prieſterthum aller Chriſten aus, beſtritt demnach den Kirchenobern das Recht, Lehrſätze aufzuſtellen, die allgemein befolgt werden ſollten, erklärte vielmehr, daß die Kirche irre, verwarf Ablaß, Beichte, Faſten, Oelung, Fegfeuer, die Menge von Feiertagen, welche die katholiſche Kirche habe, überhaupt alle Kirchengebräuche, ebenſo die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, und hielt ſich nur an die Bibel, wie an den geſunden Menſchenverſtand. Weſel war ein äußerſt beliebter Prediger und benutzte die Kanzel, um ſeine Anſichten unter das Volk zu bringen. Er verſchmähte es nicht, im Volkston mit den Leuten ſelbſt über Glaubenslehren zu ſprechen, und dieſe lächerlich zu machen. Seine Wirkſamkeit erſchien aber der Kirche ſo gefährlich, daß im Jahre 1479 in Mainz ein Unterſuchungsverfahren gegen ihn eingeleitet wurde. Er ward ins Gefängniß geworfen, und ſtarb zwei Jahre darauf.

In Süddeutſchland wirkte ſchon früher Felix Hemmerlein, Domherr in Zürich und Probſt in Schaffhauſen, in einem ähnlichen Sinne, wurde aber ebenfalls von der Kirche verfolgt, und ſtarb 1464 im Gefängniſſe. In den letzten Jahrzehenden des 15. Jahrhunderts entfaltete Johann Geiler von Kaiſersberg, früher Profeſſor der Theologie in Freiburg, ſpäter Prediger in Straßburg — erſt im Jahre 1509 iſt er geſtorben — eine ſehr bedeutende Wirkſamkeit im Sinne einer freieren religiöſen Richtung. So vorſichtig auch Geiler war, und ſo ſehr er ſich hütete, mit der Kirche in offene Feindſchaft zu gerathen, ſo eingreifend war dennoch ſeine Thätigkeit, da er ſein Augenmerk beſonders auf die Erweckung einer frommen Geſinnung und werkthätiger Liebe richtete. Dabei geißelte er, wie alle Gebrechen der Zeit, ſo auch die der Geiſtlichkeit und des Mönchthums ſchonungslos und trug weſentlich dazu bei, das Volk über das Weſen wahrhafter Frömmigkeit aufzuklären.

Allen dieſen Männern iſt gemeinſam, die Liebe als das Weſen des Chriſtenthums hinzuſtellen, ferner die Bibel als die Quelle der Religion anzunehmen und gegen die Entſittlichung des Klerus auf der einen Seite, auf der andern gegen ſeine Werkheiligkeit und gegen die Geſetze der Kirche als unnatürlich und dem Evangelium widerſprechend zu eifern. So wird durchgängig die Eheloſigkeit der Geiſtlichen bekämpft. Die furchtbaren Folgen dieſer Einrichtung traten gerade damals jedem Denkenden entgegen und mußten von ſelbſt dahin führen, die Quelle dieſer Ausſchweifungen dadurch zu verſtopfen, daß man das unnatürliche Geſetz ſelber aufhob. Im

Allgemeinen jedoch iſt, wie bereits bemerkt, die kirchliche Widerſtandspartei, wie ſie in dieſen Männern und noch vielen anderen, die über faſt alle deutſchen Länder zerſtreut waren, vertreten iſt, ziemlich vorſichtig, bei Weitem nicht ſo todesmuthig und kräftig, wie im 14. Jahrhundert und zur Zeit der Huſſiten. Selbſt der am Weiteſten ging, Johann von Weſel, bequemte ſich zum Widerruf. Und ſo fehlt es auch an einer ſtrengen, folgerichtigen Ausbildung jener pantheiſtiſchen Meinungen, durch welche ſich die Myſtik des 14. Jahrhunderts ausgezeichnet hatte. Verloren ſcheint ſich zwar dieſe Richtung nicht zu haben, auch nicht die beghardiſche in Verbindung mit ihren ſtaatlichen und ſocialiſtiſchen Beſtrebungen: beim Pauker von Niklashauſen trat ſie wenigſtens ſehr bedeutend hervor, und es wird uns ausdrücklich berichtet, daß ein Mönch vom Orden der Franziskaner, die mit den Begharden, wie wir wiſſen, vielfach zuſammenhingen, der eigentliche Urheber der von Henſelin gepredigten Lehren geweſen ſei. Merkwürdig iſt auch, was von Johann Weſſel erzählt wird, daß er nämlich kurz vor ſeinem Tode noch an dem Chriſtenthum gezweifelt habe. Im Allgemeinen aber ſcheuten ſich die kühneren Meinungen ans Licht zu treten. Auch wurde jetzt jene myſtiſch pantheiſtiſche Richtung von einer anderen abgelöſt, welche theilweiſe ihre Beſtandtheile in ſich aufnahm, aber außerdem noch einen weit größeren Kreis von Wiſſen beſchrieb. Dieſe neue Richtung war der Humanismus, welcher jetzt den größten Theil der deutſchen Geiſter in Anſpruch nahm.

4. Emporkommen einer neuen wiſſenſchaftlichen Richtung. Humanismus.

Nach dem Scheitern der kirchlichen und ſtaatlichen Reformverſuche warf ſich faſt die ganze geiſtige Bildung der Nation, welche für ihren Thätigkeitsdrang einen Ausweg ſuchte, auf ein für jetzt noch parteiloſes Gebiet, auf die Wiſſenſchaft. Die Eroberungen, welche auf dieſem Gebiete gemacht wurden, waren ebenſo bedeutend, als das, was in Staat und Kirche beabſichtigt war, ja die wiſſenſchaftlichen Eroberungen bahnten der ſpäteren kirchlichen und ſtaatlichen Bewegung den Weg, und ohne die gewaltigen Veränderungen, welche in der Wiſſenſchaft vor ſich gingen, wäre jene gar nicht möglich geweſen. Die Wiſſenſchaft des Mittelalters lehnte ſich bekanntlich an die Kirche an, war deßhalb von ihr abhängig und wurde weſentlich durch ſie beſtimmt. Zur Zeit, als die Kirche auf der Höhe der Menſchheit ſtand, hatte ein ſolches Verhältniß ſeine Berechtigung. Mit dem Verfall der Kirche trat aber auch ein Verfall der Wiſſenſchaft ein: ſie löſte ſich in geiſtloſe Spielerei, in abgeſchmackte Behandlung, in völlige Leere des Inhalts auf. Es galt nun, die Wiſſenſchaft von der Kirche zu befreien, ſie auf ihre eigenen Füße zu ſtellen. Dieſe große Aufgabe vollzog ſich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Vermittelt wurde dieſes Streben durch die neu aufgekommene Beſchäftigung mit den Schriften der Alten, der Griechen und Römer, welche von Italien ausgegangen und dort bereits im 14. Jahrhundert zu einer großen Blüthe gediehen war. Schon damals finden ſich Spuren eines Einfluſſes dieſer neuen wiſſenſchaftlichen Richtung auf Deutſchland, und es iſt merkwürdig, daß insbeſondere die Myſtiker ihr eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, wie denn auch unter den Späteren Thomas von Kempen als ein Förderer dieſer neuen Richtung zu nennen iſt. Aber erſt im 15. Jahrhundert kam ſie in bedeutendere Aufnahme. Großes Verdienſt gebührt dabei dem Aeneas Sylvius, welcher als Geheimſchreiber des Kaiſers Friedrich ſich große Mühe gab, das Studium der Alten in Deutſchland anzuempfehlen und zu fördern, und einen nicht geringen Kreis von Gleichgeſinnten um ſich verſammelte. Neben ihm wirkten in dieſem Sinne zwei Deutſche, Gregor von Heimburg und Martin Meyer, zwei Männer, die, wie wir ſahen, zugleich zur entſchiedenſten kirchlichen Widerſtandspartei gehörten. Seit der Mitte des Jahrhunderts ſtieg aber der Geſchmack an dieſen Studien von Jahr zu Jahr, und bald war ganz Deutſchland von claſſiſch gebildeten Gelehrten überſäet. Als Größen erſten Ranges zeichneten ſich beſonders Rudolf Agrikola (ſtarb 1486), Conrad Celtes (geboren 1459 in Schweinfurt, geſtorben 1508), Johann Reuchlin (geboren 1455, geſtorben 1522), Erasmus von Rotterdam, (geboren 1467, geſtorben 1536) aus.

Es trug nicht wenig zur Aufnahme dieſer neuen wiſſenſchaftlichen Richtung bei, daß ſich fürſtliche Gönner ihrer annahmen. Außer dem kaiſerlichen Hofe fand beſonders der Pfalzgraf Philipp am Rhein ein großes Vergnügen daran. Unterſtützt durch ſeinen Kanzler, Johann von Dalberg, Biſchof von Worms, förderte er an ſeiner Hochſchule in Heidelberg aus allen Kräften die neuen Studien: er rief den Rudolf Agrikola dahin, ſpäter Johann Reuchlin. Auch Celtes hielt ſich eine Zeit lang dort auf. Andere Fürſten folgten dieſem Beiſpiele, wie der Herzog Eberhard der Bärtige von Würtemberg, die Markgrafen von Baden, die Herzoge von Baiern, die Kurfürſten von Brandenburg, von Sachſen. Nachgerade brach ſich dieſe Richtung auch bei den Biſchofsſitzen Bahn. Außer jenem Dalberg von Worms waren die Biſchöfe von Augsburg, von Olmütz, von Gurk Gönner der neuen Studien. Domherren von dieſer Richtung finden ſich faſt allenthalben. Auch in manchen Klöſtern fand ſie Eingang und wurde dort von den Aebten ſelbſt gepflegt.

Dieſe Thatſache, ſo auffällig ſie im erſten Augenblick erſcheint, erklärt ſich doch leicht. Was die Fürſten betrifft, ſo fühlten dieſe immer mehr das Bedürfniß, ſich mit geiſtig gebildeten Männern zu umgeben, da ihre Stellung und ihre Anſprüche immer ſchwieriger und umfangreicher geworden waren. Auch umgaben ſie ſich dadurch mit einem gewiſſen Ruhm, und bei Manchen war es in der That ein inneres Bedürfniß. Daß aber die höhere Geiſtlichkeit dieſe Studien — wenn auch nur theilweiſe — förderte, beweiſt nur, daß ihr das ſtrenge kirchliche Bewußtſein verloren gegangen war, und daß die kirchliche Stellung, welche ſie einnahm, in keinem inneren Zuſammenhang mehr mit ihrer ſonſtigen Geiſtesrichtung ſtand. Die Päpſte waren damit vorangegangen: ſeit Nikolaus V. galten ſie als die eifrigſten Beförderer der neuen wiſſenſchaftlichen Richtung. Was war natürlicher, als daß nun auch die Biſchöfe ſich damit beſchäftigten, wenn ſie überhaupt Sinn für geiſtige Bildung hatten!

Die Umgeſtaltung, welche der Humanismus in der Wiſſenſchaft hervorbrachte, war eine ganz außerordentliche: es wurde in dieſer Beziehung in Deutſchland die großartigſte Thätigkeit entwickelt. In der That, der deutſche Geiſt nahm für die Nichtbefriedigung ſeiner ſtaatlichen und kirchlichen Wünſche hier eine glänzende Entſchädigung. Hier wenigſtens erreichte er, was ihm dort verſagt war. Freilich kam ihm dabei die Buchdruckerkunſt, welche um dieſelbe Zeit erfunden wurde — 1440 von einem mainzer Bürger, Guttenberg — trefflich zu Statten. Dieſe Erfindung, welche natürlich einige Zeit zur Durchbildung und Entwicklung brauchte, begann gerade in den letzten Jahrzehenden des 15. Jahrhunderts ihre großartigen Wirkungen zu entfalten. Die Ergebniſſe der neuen wiſſenſchaftlichen Richtung laſſen ſich nun im Allgemeinen auf folgende zurückführen.

Fürs Erſte wurde die Kenntniß des Alterthums außerordentlich befördert und neu belebt. Man ſuchte ſich des ganzen Stoffes zu bemächtigen, den uns die Alten in ihren Werken zurückgelaſſen: man durchforſchte nicht nur die Bekannten aufs Eifrigſte, ſondern war unermüdlich in der Aufſuchung neuer, bisher verborgen gebliebener Schriftſteller aus jener Zeit. Insbeſondere wendete man auch den griechiſchen, bisher faſt ganz vernachläſſigten Schriftſtellern ſeine Aufmerkſamkeit zu. Zum richtigen Verſtändniß der Alten war aber eine beſſere Kenntniß der alten Sprachen unerläßlich. Das Lateiniſche wurde zwar während des ganzen Mittelalters getrieben, man weiß aber auch, wie ſchlecht es war: griechiſch war nun vollends unbekannt. Zunächſt alſo warfen ſich die Humaniſten auf beſſere Sprachlehren, Wörterbücher und dergleichen: in dieſem Fache hat ſich beſonders Reuchlin große Verdienſte erworben, welcher eine lateiniſche und eine griechiſche, ſpäter ſogar noch eine hebräiſche Grammatik herausgab. Andere folgten ihm nach. Es dauerte nicht lange, ſo war das ſchlechte Mönchslatein des Mittelalters verdrängt durch eine ſchönere, zierlichere und richtigere Schreibart: wenigſtens durfte jenes nicht mehr wagen, an das Licht zu treten, ohne ſich dem Geſpötte auszuſetzen.

Das Studium der Alten ſelbſt aber öffnete eine ganz neue Welt. Neue Anſichten, neue Geſichtspunkte, neue Zuſtände, die man jetzt erſt genauer kennen lernte, boten ſich den erſtaunten Blicken dar. Da fiel vor Allem die außerordentliche Klarheit, Einfachheit und Schönheit der Darſtellung auf, was nur das Ergebniß eines ebenſo klaren und einfachen Denkens ſein konnte. Man bemühte ſich, die Alten hierin nachzunahmen, den eigenen Schriften denſelben Vorzug zu geben, und wenn man nun freilich die Alten nicht ſogleich erreichte, ſo kam man ihnen doch um Vieles näher. Jedenfalls war man über die Art und Weiſe, wie die mittelalterliche Wiſſenſchaft, die Scholaſtik, die Gegenſtände behandelte, hinausgekommen, man fand ſie abgeſchmackt, lächerlich und eines gebildeten Gelehrten unwürdig.

Aber durch die Alten wurden auch neue Kenntniſſe gewonnen. Wie weit waren ſie eben doch ſchon vorgeſchritten! Was boten ſie nicht für einen großen Stoff dar auf dem Gebiete des Rechts, des Staats, der Naturwiſſenſchaften, der Philoſophie! Welch außerordentliche Umwälzung mußten ihre Anſichten in den Geiſtern hervorbringen, wenn man ſie mit den beſchränkten Lehren der mittelalterlichen Theologie in Vergleich brachte! Die Alten boten aber nicht nur Neues, ſondern ſie ſpornten auch zu ſelbſtſtändiger Thätigkeit an. Denn mit nichten begnügte man ſich mit dem bloßen Aufnehmen des wiſſenſchaftlichen Stoffes, den uns die claſſiſchen Schriftſteller hinterlaſſen, vielmehr wollte man noch weiter vorſchreiten und vor Allem der Zeit Rechnung tragen. Es herrſchte daher auf den verſchiedenſten Gebieten der Wiſſenſchaft die größte Regſamkeit. Vor Allem wollen wir drei Gebiete hervorheben, weil ſie auf die allgemeine geiſtige Entwickelung der Nation von beſonderem Einfluß geweſen ſind.

Zunächſt alſo wurde die Geſchichtſchreibung neu belebt, ganz insbeſondere aber die vaterländiſche. Hier ſind zu erwähnen der Abt Trittenheim, welcher mehrere werthvolle Geſchichtsbücher geſchrieben hat, wie die Chroniken von Hirſau und Sponheim, eine Geſchichte der Gelehrſamkeit, die Geſchichte Friedrich des Siegreichen, anderer zu geſchweigen; ſodann Albert Kranz aus Roſtock, Verfaſſer mehrer Geſchichtsbücher über das nördliche Deutſchland; ferner Konrad Celtes, Jakob Wimpfeling (geboren 1450), welcher das erſte Handbuch einer deutſchen Geſchichte ſchrieb, Nauclerus, zu deutſch Vergenhans, Heinrich Bebel, beide Profeſſoren in Tübingen, Wilibald Pirkheimer, Konrad Peutinger, Mutius und andere. Bei manchen waltet allerdings noch die Chronikenform vor, andere ſind ſchon zu einer ächt künſtleriſchen Darſtellung, zu einer dramatiſchen Gruppirung durchgedrungen, wie z. B. Pirkheimer im Schweizerkrieg. Sodann herrſcht bei dieſen humaniſtiſchen Hiſtorikern bereits ein ſehr ſcharfe Beurtheilung der früheren geſchichtlichen Thatſachen und Erzählungen, und manche Fabeln und Mährchen werden als ſolche aufgedeckt. Insbeſondere werden die Nachrichten, welche uns die Römer über die alten Deutſchen hinterlaſſen, einer genauen Prüfung unterworfen, und ſo insbeſondere die Unparteilichkeit ihrer Berichte, da ſie ja als Feinde auftraten, im Einzelnen ſtark in Zweifel gezogen. Aber noch mehr! Dieſe Humaniſten, welche ſich an dem Studium der alten Griechen und Römer herangebildet, entdeckten dort alle Eigenſchaften, welche ein Volk groß zu machen vermögen, aufopfernde Vaterlandsliebe, glühenden Freiheitsgeiſt, Sinn für große ſtaatliche Gemeinweſen. Und eben dieſe Eigenſchaften ſind es, welche ſie in ſich ſelbſt aufgenommen, von welchen ihre geſchichtlichen Arbeiten durchdrungen ſind, und welche ſie ihren Landsleuten ebenfalls mitzutheilen trachten. Sie ſind erfüllt von der großen Aufgabe, welche unſer Volk noch zu löſen berufen ſei, von der Nothwendigkeit engerer Vereinigung, der Zuſammenwirkung aller Kräfte und eines großen deutſchen Reiches; mit Einem Worte: die Reformfrage taucht bei ihnen von Neuem auf und findet hier vielleicht einen beredteren und überzeugenderen Ausdruck wie jemals vorher.

Das zweite Gebiet, welches unter dem Einfluſſe des Humanismus eine eifrige und folgenreiche Bearbeitung erfuhr, waren die Naturwiſſenſchaften.

Eine Naturwiſſenſchaft im heutigen Sinne, welche die unabänderlichen Geſetze zu erforſchen ſtrebt, die den natürlichen Erſcheinungen zu Grunde liegen, hat es im Mittelalter nicht gegeben, konnte es auch nicht geben, wegen der eigenthümlichen Stellung, welche die Kirchenlehre der Natur in der Weltordnung angewieſen hatte. Nach der Kirche hat Gott die Welt vor einigen tauſend Jahren erſchaffen und regiert ſie ſeit dieſer Zeit, er hat ihr zwar gewiſſe Einrichtungen und Regeln gegeben, nach welchen ſie ſich im gewöhnlichen Gange der Dinge zu richten hat, allein dieſe Regeln kann er in jedem Augenblicke entweder ſelbſt oder durch ſeine Heiligen beliebig übertreten und beſeitigen, in welchem Falle dann Wunder zum Vorſchein kommen. Es gehört mit zum Weſen Gottes und der Heiligen, Wunder verrichten zu können, und der Wunderglaube iſt daher dem Mittelalter eigenthümlich. Nach der

Kirchenlehre iſt die Natur ferner etwas Untergeordnetes: da das Reich des Geiſtes, das Himmelreich, die eigentliche Heimath des Menſchen iſt, kann die Erde als der vorübergehende Aufenthalt des Menſchen, nur ein Jammerthal ſein: ja die Natur, als das Stoffliche, Ungeiſtige, Unheilige, iſt dem Menſchen ſogar hinderlich, ſo ferne ein Theil davon jedem anklebt, er hat ſie erſt zu überwinden, bis er zu ſeinem eigentlichen Ziele gelangt: ſie iſt ſein Feind. Dieſe Anſicht erklärt hinlänglich, warum man im Mittelalter nicht daran dachte, die Natur zu durchforſchen, ihre Kräfte zu beobachten, ihre Geſetze abzulauſchen. Verſuchte es hie und da Einer, wie Gerbert, Roger Bacon, Albert der Große, ſo wurde er der Zauberei beſchuldigt. Denn daß in der Natur noch geheimnißvolle Kräfte verborgen ſeien, glaubte man. Es war dies noch ein Ueberbleibſel der Heidenzeit, welches niemals ganz aus dem Volksbewußtſein verdrängt werden konnte. Die Kirche aber, welche bekanntlich die alten deutſchen Gottheiten in Teufel zu verwandeln gewußt hatte, ſtellte jedes tiefere Eindringen in die Geheimniſſe der Natur als einen Bund mit dem Teufel oder mit böſen Geiſtern dar. Urſprünglich ſind dies die ehemaligen heidniſchen Gottheiten, die ſich in das Innere der Natur zurückgezogen hätten und über die Kräfte derſelben geboten. Dieſe Vorſtellung trat natürlich im Laufe der Zeit in den Hintergrund, obſchon die Spuren davon nie ganz verſchwanden, und es bildete ſich die mittelalterliche Vorſtellung vom Teufel aus. Ich brauche aber nicht erſt daran zu erinnern, daß dieſe Dinge mit dem Hexenglauben zuſammenhingen, und daß dieſer wiederum ſich an die Ketzerverfolgungen anſchließt. In der Regel nämlich werden die Ketzer auch der Zauberei beſchuldigt, und zugleich des Götzendienſtes, wie daß ſie irgend einem Thiere, einer Katze oder einem Bock göttliche Verehrung bezeugten und dergleichen andere Dinge, die auf das Heidenthum zurückweiſen. Genug: die Kirche duldete keinen anderen Weg der Erkenntniß, als den ſie ſelber vorſchrieb, und verfolgte daher Jeden, welcher einen anderen Weg einſchlug und ſie demgemäß um ihr Anſehen zu bringen trachtete, auf das Strengſte.

Die Lehre der Kirche von der Natur erhielt aber bereits einen gewaltigen Stoß durch die Myſtiker und die pantheiſtiſche Richtung derſelben. Dieſe fanden, wie wir ſahen, Gott wie in Allem ſo auch in der Natur: dieſe ſei von Gott nicht einmal erſchaffen, ſondern ſie werde es tagtäglich von Neuem, ja ſie ſei von Ewigkeit an geweſen: eine Lehre, welche folgerichtig die Wunder ausſchließen und zu der Anſicht führen mußte, daß die Welt nach unabänderlichen Naturgeſetzen ſich regiere, wie denn Einer dieſen Satz bereits klar ausgeſprochen hat.*)

Nun konnte zwar dieſe pantheiſtiſche Richtung nicht durchdringen; ſie erlitt vielmehr von der Kirche eine äußere Niederlage wie alle anderen kirchenfeindlichen Widerſtände. Die Einwirkung der Myſtik war aber, wie überhaupt, ſo auch in dieſem Punkte eine ſehr nachhaltige.

So viel war gewiß: die Kirchenlehre genügte nicht mehr. Die Kirche überhaupt, bei ihrer gänzlichen inneren Zerſetzung, bei ihrer furchtbaren Entſittlichung, bei ihrer geiſtigen Armuth — da ſie es verſchmähte, ſich zu verjüngen — gewährte dem Menſchen nicht mehr die Befriedigung, die er ſonſt in ihr gefunden haben mochte. Man ſuchte ſie anderswo, als da, wo ſie die Kirche andeutete. Man fühlte das Bedürfniß nach einer neuen Quelle der Erkenntniß und des Glücks. So verfiel man denn in der That auf die geheimnißvollen Kräfte der Natur, welche Antwort geben ſollten auf die Fragen, die man an ſie ſtellte. Man ergab ſich der Alchemie und der Magie. Dieſe Richtung, welche von dem 14. Jahrhundert an immer mehr um ſich griff, und im 15. faſt an allen Höfen heimiſch war, war inſoferne ein Fortſchritt, als ſie der Natur wieder die Aufmerkſamkeit zuwendete, und ihre Kräfte zu erforſchen trachtete: ſie lehnte ſich aber immerhin noch an den Wunderglauben des Mittelalters an und erſchwerte ſomit die eigentliche Forſchung. So glaubte man in der That, den Stein der Weiſen finden, einer Lebensſaft, der vom Tode errette, zuſammenbräuen, Gold machen, die Schickſale der Menſchen in den Geſtirnen leſen zu können und dergleichen. Die Sterndeuterei namentlich ward eine Lieblingsbeſchäftigung, und ſelbſt ſonſt aufgeklärte und freidenkende Männer gaben ſich damit ab. Dieſe ganze Richtung ging aus der Ahnung hervor, daß in der Natur große Kräfte verborgen ſeien, die nun dem Eingeweihten ſich enthüllten, daß das ganze Weltall noch einen anderen Zuſammenhang haben müſſe, als den allgemein angenommenen, und aus dem Drange, dieſe Kräfte, dieſen Zuſammenhang zu ergründen, und ſich zu eigen zu machen, demgemäß alſo über die Macht der Natur zu gebieten. Dieſe Richtung ſteht in einer unverkennbaren Beziehung zur Myſtik. Denn auch die Myſtik ſtrebte ja darnach, das All und Eine, Gott, ſich zu eigen zu machen, und dadurch, daß man dieſen in ſich aufgenommen habe, Gott ſelbſt zu werden.

---

*) Hagen Geſchichte I. (Duller III.) S. 419.

Es iſt dieſes titaniſche Streben des Menſchen, ſich zum Herrn der Natur und Ausdruck der Gottheit zu machen, — ein Streben, dem natürlich die innere Befreiung von der Kirche vorausgegangen ſein muß — das eigentliche Weſen jener Zeit. Seinen Ausdruck fand es in der Fauſtſage. Nur iſt in dem faſt hundert Jahre ſpäteren Volksbuch der kirchliche Beſtandtheil überwiegend. Bekanntlich nämlich hat ſich nach jenem Fauſt dem Teufel verſchrieben, und ſo erſcheint denn ſein ganzer Wiſſensdrang der kirchlichen Vorſtellung gemäß als unchriſtlich und teufliſch.

Am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts hat es eine Menge bedeutender Menſchen und anſehnlicher Gelehrten gegeben, die ſich mit ſolchen Studien beſchäftigten und ernſtlich nach den Geheimniſſen der Natur im Sinne der Magie forſchten, z. B. Johann Reuchlin, Agrippa von Nettesheim, Paracelſus. Es fehlte aber auch nicht an Menſchen, die jenes Streben, das nun einmal in der Menſchheit lag, zu eigenem Vortheil ausbeuteten und wirklich vor den leichtgläubigen Zeitgenoſſen als Magier und Zauberer auftraten. Schon im 14. Jahrhundert fehlte es an ſolchen nicht. Ende des 15. erſchien ein Menſch, Namens Merkurius, der faſt bis ins Kleinſte hinein ſich alles deſſen rühmte, womit Caglioſtro dreihundert Jahre ſpäter aufgetreten iſt.*) Er ſtand eine Zeitlang bei dem Könige von Frankreich in großer Gunſt. Ein anderer von Allen wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe angeſtaunt, ſagte dem Herzog Karl dem Kühnen den Tod voraus. In Deutſchland machte ein gewiſſer Doctor Fauſt an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts als Zauberer großes Aufſehen — an ſeinen Namen lehnte ſich die Sage — und er ſcheint ein und dieſelbe Perſon mit Georg Sabellicus geweſen zu ſein, der ſich ſelbſt Fauſt den Jüngeren, mit Rückſicht auf den Buchdrucker Fauſt, den Genoſſen Guttenbergs, die Quelle der Nekromantik, den zweiten Magier und dergleichen nannte. Es iſt bedeutſam für das Weſen dieſer Erſcheinungen, daß jener Sabellicus ſich unter Anderem rühmte, alle Wunder, welche Chriſtus vollbracht habe, ebenfalls vollbringen zu können, und zwar ſo oft und wann er wolle.*)

---

*) Trithemius chronicon Hirsaugiense ad ann. 1501. Chron. Sponheimense ad e. a.

Daß dieſe Richtung zuletzt doch wieder den Aberglauben begünſtigte, iſt keinem Zweifel unterworfen. Aber neben ihr ſehen wir zugleich die ernſte ruhige, auf Beobachtung gegründete Forſchung in erfreulicher Weiſe ſich bethätigen. Die erſten Errungenſchaften verdankte übrigens die Naturwiſſenſchaft dem Gewerbeweſen und dem Handel. Der außerordentliche Aufſchwung, welchen jenes nahm, führte zu einer Menge neuer Erfindungen, die mehr oder minder der Entdeckung einer neuen Kraft der Natur ihre Entſtehung verdankten, wie das Schießpulver, das Leinenpapier, die Oelmalerei, Buchdruckerkunſt, Kupferſtecherei, Uhrmacherkunſt. Noch größere Entdeckungen verurſachte der Handel und der durch ihn geförderte Reiſetrieb. Wie ſehr die Beobachtung der Sitten und Lebensweiſe von Bewohnern verſchiedener Länder zu einer richtigen Kenntniß der Natur des Menſchen führen mußte, beweiſt der Dominikaner Nider, eines der freiſinnigſten Mitglieder der baſeler Kirchenverſammlung, welcher über den Einfluß des Klima auf die geiſtige Thätigkeit des Menſchen bereits eine Anſicht aufſtellte, welche auf der Höhe der Naturwiſſenſchaft unſerer Zeit ſteht.**) Aber der Handel trieb auch

---

*) Trithemii Epistolae familiares ed. Freher. pag. 48. Ueber die Einerleiheit des Georg Sabellicus mit dem Fauſt der Sage vergl. v. Reichlin-Meldegg die deutſchen Volksbücher von Johann Fauſt. (1848.) I. 106. folg.

**) In ſeinem Formicarius, etwa 1434 geſchrieben, ſagt er im 9. Kapitel des erſten Buches Folgendes. Auf die Frage, woher es komme, daß heut zu Tage ſo Wenige gefunden werden, die, wie die Heiligen der früheren Zeiten z. B. in Afrika, ſich ſo kaſteien und zu ſo harten Arbeiten geſchickt ſeien, gibt er mehrere Urſachen an, unter Anderem die Eigenthümlichkeit der Luft und die beſondere körperliche Beſchaffenheit des Menſchen. Die Luft bringe in warmen Ländern ganz andere Wirkungen hervor, als in kalten. Sie hindere nämlich die Verdauung und mache daher die Leute viel mäßiger. Umgekehrt preſſe eine kalte Luft die Poren des Körpers zuſammen und vermehre daher im Magen die Wärme. Daher komme es, daß in raſtlos zum Aufſuchen unbekannter Länder an, theils um die Waaren dort abzuſetzen, theils andere heimzubringen. Schon ſeit dem Anfange des Jahrhunderts begannen die Portugieſen ihre Entdeckungsreiſen. An dieſen hat ſich auch ein Deutſcher, der Nürnberger Martin Beheim, ruhmvoll betheiligt: er hat nicht nur eine der azoriſchen Inſeln aufgefunden (1460), ſondern er ſoll auch (1485) nach Braſilien und an die patagoniſche Meerenge gekommen ſein. Er verfertigte auch eine neue Seekarte, welche Columbus, mit dem er perſönlich bekannt war, bei ſeinen ſpäteren Unternehmungen benutzt hat.*) Im Jahre 1492 kam er nach Nürnberg zurück, wo er eine Erdkugel verfertigte, die bereits große Verbeſſerungen enthielt. Durch alle dieſe neuen Entdeckungen — 1492 kam dann die von Columbus hinzu — war natürlich die Erdkunde außerordentlich erweitert worden, und die Naturwiſſenſchaft erhielt von dieſer Seite den erfreulichſten Zuwachs.

Während aber auf der Erde neue Entdeckungen gemacht wurden, wurde auch dem Himmel die Aufmerkſamkeit zugewendet. Hier nun ſind die Alten offenbar die Führer, die Anreger geweſen. Schon bei der Erdkunde leiſteten ſie nicht geringe Dienſte: man hatte an ihren Erdbeſchreibern wenigſtens einen Anhaltspunkt, wenn auch die Neuern beſonders durch die ebengemachten Entdeckungen ihnen weit voraus waren. Zur Himmelskunde aber leiteten ſie beſonders an durch ihre ſtreng wiſſenſchaftliche Behandlung der Mathematik. Dieſe machte auf unſere Humaniſten einen gewaltigen Eindruck, weckte den Scharfſinn und ſpornte zum weiteren Denken an. Insbeſondere aber verwendete man ſofort die gewonnenen Kenntniſſe auf die Beobachtung der Geſtirne. Es ſind namentlich vier Männer, welche hierin raſch nacheinander Außerordentliches geleiſtet haben. Zunächſt begegnet uns noch einmal jener Nikolaus

---

unſeren kalten Gegenden die Männer im Winter zweimal ſo viel eſſen, als im Sommer. Es ſei daher gar nicht zu verwundern, warum die Menſchen in warmen Gegenden viel mehr faſten, als in kalten. Dann ſei auch die körperliche Beſchaffenheit der Menſchen in Betracht zu ziehen. Von Natur kalten, phlegmatiſchen, melancholiſchen Menſchen ſei weniger Speiſe nöthig: ſie nehmen oft ſo wenig zu ſich, daß dies im Vergleich mit Anderen als eine wunderbare Enthaltſamkeit erſcheint u. ſ. w.

*) Fiſcher Geſchichte des deutſchen Handels. II. 543. 544.

von Cuſa, den wir ſchon ſo oft erwähnt. Er war einer der erſten Mathematiker ſeiner Zeit und in der Sternkunde ſprach er bereits den Gedanken aus, daß nicht die Erde ſtill ſtehe, ſondern daß ſie ſich um die Sonne bewege. Cuſa war ein Freund und Gönner des zweiten großen Mathematikers Georg von Peurbach (geboren 1423, geſtorben 1461), Profeſſor in Wien. Dieſer ſah ein, daß die Wiederherſtellung der Aſtronomie nur auf dem Grunde der Alten möglich ſei. Beſonders dem Studium des Ptolemäus widmete er ſich, dem zu Liebe er ſogar noch Griechiſch lernen wollte, — denn Ptolemäus war dem Abendlande nur durch eine ſchlechte Ueberſetzung aus dem Arabiſchen bekannt — ſtarb aber in der Blüthe ſeiner Jahre weg. Er hinterließ jedoch einen größeren Schüler, Johann Müller von Königsberg, daher Regiomontan genannt (geboren 1436, geſtorben 1476), welcher, ebenfalls auf das Studium der Alten geſtützt, durch Verfertigung neuer Werkzeuge, durch ſeine aſtronomiſchen Ephemeriden, durch ſeinen Kalender der Sternkunde eine ganz neue Geſtalt gab, und durch ſeine Beobachtungen auch ſchon zur Anſicht von der Bewegung der Erde geführt wurde. Durch ihn erhielten die mathematiſchen Studien einen neuen Schwung: unmittelbaren Einfluß übte er auf Nürnberg, wo er ſich die letzte Zeit ſeines Lebens aufgehalten. Denn ſeitdem ſtieg dort das aſtronomiſche und mathematiſche Studium zu raſcher Blüthe empor. Bernhard Walther, ein Schüler Regiomontans (ſtarb 1504), galt nach deſſen Tode als der erſte Sternkundige ſeiner Zeit; dann kamen Johann Werner, Willibald Pirkheimer, der den Ptolemäus überſetzte, und Schoner, lauter Nürnberger, in denen der Geiſt Regiomontans fortgelebt zu haben ſcheint. Schoner war ein genauer Freund von Kopernikus. Dieſer letztere, 1473 in Krakau geboren, hatte durch das Studium der Schriften der Pythagoreer die erſte Anregung erhalten zu der großen Lehre von der Bewegung der Erde, eine Lehre, die er bekanntlich zuerſt wiſſenſchaftlich begründete, von deren Richtigkeit er ſich bereits 1507 überzeugt hatte: indeſſen trat er erſt im Jahre 1543, kurz vor ſeinem Tode, damit hervor.

Noch in die Augen fallender war die Einwirkung des Humanismus auf die Theologie und auf die religiöſen Anſichten der Zeit. Zunächſt ermöglichte er ein ſorgfältigeres und gründlicheres

Studium der Bibel, insbeſondere in ſprachlicher Beziehung. Bisher hatte man ſich an die Vulgata, eine unrichtige lateiniſche Ueberſetzung der Schrift, gehalten: zu dem Studium der Urſprache kamen die Wenigſten. Jetzt wurde dieſe von den Humaniſten hervorgezogen. Erasmus gab das griechiſche Teſtament heraus und ſchrieb ſchätzbare Erklärungen dazu. Reuchlin aber brach durch ſeine hebräiſche Grammatik die Bahn zum Studium dieſer Sprache und des alten Teſtaments. Ein eifriges Bibelforſchen unter den deutſchen Gelehrten war die Frucht dieſer Bemühungen. Dann wandte man ſich auch zu den Kirchenvätern, die man neu herausgab, die griechiſchen überſetzte man: überhaupt ſuchte man ſich ſo raſch wie möglich in den Beſitz der Schriften des chriſtlichen Alterthums zu ſetzen, und dieſes nicht minder auszubeuten, wie das heidniſche. Wie die Kenntniß der Kirchengeſchichte dadurch zunehmen, wie ſo manche fromme Fabel verſchwinden mußte, braucht nicht erſt angedeutet zu werden.

Aber außer dieſen ſtofflichen Errungenſchaften verdankte die Theologie dem Humanismus eine Läuterung der Anſichten über das Chriſtenthum. Es war natürlich, daß die Humaniſten, welche den Alten ſo viel verdankten, welche ſich daran gewöhnt hatten, ihre hohe Geiſtesbildung zu bewundern und zu verehren, ſich dagegen ſträubten, ſie mit der Kirchenlehre, weil ſie des Chriſtenthums nicht theilhaftig geweſen, als Verdammte zu betrachten. Es wollte ihnen nicht in den Sinn, daß dieſe Männer, die ihr ganzes Leben lang ein edles Streben verfolgt, und durch ihre Werke ſo viel zur Bildung ſpäter Jahrhunderte beigetragen hatten, ſchlechter ſein ſollten, als feiſte Mönche, die in ihrem Leben noch nichts weiter gethan, als den Roſenkranz hergeplappert und dergleichen, nur weil dieſe von Chriſtus etwas wiſſen, und jene nicht. Unbedenklich ſtellten ſie vielmehr die Anſicht auf, daß auch die Heiden ſelig werden könnten, wenn ſie nur redlich geſtrebt und tugendhaft geweſen ſeien. Hiemit aber war bereits ein außerordentlich großer Schritt gethan: denn das Chriſtenthum wurde dadurch dem Gebiete des Glaubens entrückt und auf bloße Sittenlehre zurückgeführt. Und das iſt allerdings die weſentliche Veränderung, welche der Humanismus in der Theologie hervorgebracht: die humaniſtiſche Theologie iſt vorzugsweiſe Sittenlehre; Glaubensſätze, Kirchengebräuche, fromme Werke, ſo fern ſie eben nur der Kirche zu Gute kommen, ſind ihr Nebenſache. Das Hauptgewicht legt ſie auf den Satz: Thue recht, liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt, und denke vor Allem, daß es ſich nicht um Aeußerlichkeiten handle, ſondern um die innerſte Geſinnung: auf dieſe kommt Alles an. Damit in Uebereinſtimmung iſt nun die Anſicht, die uns ſo häufig bei den Humaniſten begegnet, daß die bedeutendſten Philoſophen der Alten im Weſentlichen bereits vollkommen mit dem Chriſtenthum übereingeſtimmt hätten.

Genau genommen war eigentlich ſchon durch dieſe Sätze mit der Kirchenlehre vollſtändig gebrochen. Aber da diejenigen Humaniſten, welche ſich beſonders mit theologiſchen Gegenſtänden abgaben, ihre Lehren fortwährend als chriſtliche verkündigten, theilweiſe ſich wohl auch der Tragweite ihrer Anſichten nicht einmal bewußt geweſen ſind, und auf der anderen Seite von hohen Gönnern geſchützt wurden, — denn der Humanismus kam mehr und mehr in die Mode — ſo geſchah es, daß ſie länger und ungeſtörter ihre Anſichten verkünden konnten, als eine Menge anderer mit der Kirchenlehre im Widerſpruch ſich befindender Männer, die in der Hauptſache nicht einmal ſo weit gegangen waren, wie die Humaniſten. Auch auf dieſem Gebiete gebührt der erſte Platz dem Erasmus, der durch ſeine theologiſchen Schriften eine unermeßliche Wirkſamkeit gehabt hat. Denn ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts galt er nebſt Reuchlin ohne alle Widerrede als der erſte Schriftſteller in ganz Deutſchland.

Erasmus, der ſeine Bildung vorzugsweiſe den Alten verdankte, verband mit der ausgebreitetſten Gelehrſamkeit in faſt allen Zweigen des Wiſſens einen äußerſt klaren, ſcharfen Verſtand, die feinſte Beobachtung, den treffendſten Witz und die anziehendſte Darſtellungsgabe. Er war der geiſtreichſte Schriftſteller ſeiner Zeit. Dieſe Eigenſchaften befähigten ihn mehr, wie jeden Anderen, die Vorurtheile ſeiner Zeitgenoſſen mit Erfolg anzugreifen und ſie für Anſichten empfänglich zu machen, die ihre Quelle in der Vernunft hatten. Denn die Richtung des Erasmus kann man kurz als eine rationaliſtiſche bezeichnen. Er nahm in ſich faſt alle früheren kirchenfeindlichen Meinungen auf, jedoch ohne die Einſeitigkeiten und Ueberſchwenglichkeiten, deren ſich die ketzeriſchen Parteien nicht ſelten ſchuldig gemacht hatten: dazu war er zu nüchtern. So erkannte auch er die Bibel als die vorzüglichſte Quelle der chriſtlichen Religion an, und wir haben geſehen, wie viel ihm das Bibelſtudium verdankte. Er war aber weit entfernt, auf Alles, was in der Bibel ſtand, unbedingt zu ſchwören und ſich ihren Ausſprüchen blindlings zu unterwerfen. Vielmehr ſtellte er ſie auf gleiche Stufe mit den griechiſchen und lateiniſchen alten Schriftſtellern, und verlangte, daß man ſie ebenſo prüfend leſe, wie jene. Ja, er findet im alten Teſtament eine Menge Stellen, die an die heidniſche Mythologie erinnern. Das hohe Lied Salomons hielt er einfach für ein Liebeslied. Das Weſen des Chriſtenthums beſteht ihm in der Befolgung der Lehre Chriſti, und dieſe iſt die Liebe. Alles Andere iſt ihm gleichgültig. Es begreift ſich daher, wie gänzlich unzuläſſig ihm die Menge von Kirchengebräuchen, Faſten, Kaſteiungen, Verehrung von Bildern, Reliquien und dergleichen erſchienen ſind. Das Heiligenweſen des Katholicismus vergleicht er mit der heidniſchen Mythologie, und ſelbſt in der Verehrung der Maria findet er nur einen Götzencultus, der auf den der Venus gefolgt ſei, wie er denn die Begattung des heiligen Geiſtes mit der Maria auf gleiche Stufe mit den Begattungsſcenen der griechiſchen Götter ſetzt. Das Fegfeuer findet er nur im Menſchen, *nämlich in ſeinem Gewiſſen.* Beim Abendmahl zweifelt er an der Brodverwandlung und an der leiblichen Gegenwart Chriſti. Ja, Chriſtus ſelbſt iſt ihm nicht Gott, ſo wenig wie der heilige Geiſt und er ſucht dieſe Anſicht aus der Bibel zu beweiſen: er bezweifelt die Lehre von der Dreieinigkeit. Sogar den ſocialiſtiſchen Meinungen der Begharden nähert er ſich, indem er als Grundſatz aufſtellt, daß eigentlich unter Chriſten Alles gemein ſein ſoll.

Erasmus ſprach dieſe Anſichten ſchon in ſeinen früheſten Schriften aus, aber er verſtand die Kunſt, ſie in einer ganz unverfänglichen Weiſe vorzubringen, und während er ſie auf der einen Seite durch gelehrte Zeugniſſe früherer Schriftſteller, namentlich der Kirchenväter, zu erweiſen ſuchte, ſie zugleich als ſich von ſelbſt verſtehend darzuſtellen. Sodann wußte ſich Erasmus die Bekanntſchaft vieler hochgeſtellter Männer, weltlicher und geiſtlicher Fürſten zu verſchaffen und ſich ihres Schutzes zu verſichern. Und gelegentlich verſäumte er auch nicht, der Kirche den Diener zu machen. Auch würde er für den Fall, daß er etwa wegen irgend einer ketzeriſchen Anſicht von der Kirche belangt worden wäre, keinen Anſtand genommen haben, zu widerrufen. Denn eine ſtarke muthige Natur war Erasmus keineswegs. Aber gerade die leichte, ſpielende, ja ſcheinbar naive Art und Weiſe, ſeine Gedanken einzukleiden, verſchaffte dem Erasmus einen außerordentlich großen Leſerkreis und ſeinen Anſichten die weiteſte Verbreitung.

So kann man wohl ſagen, war am Anfange des 16. Jahrhunderts die religiöſe Richtung des Erasmus ſo ziemlich die allgemeine der deutſchen Humaniſten. Manche gingen allerdings nicht ſo weit, indem ſie von den kirchlichen Ueberlieferungen noch mehr hielten, wie er, aber dagegen gingen Andere noch weiter. Nicht wenige waren durch das Studium der alten Philoſophen ſo weit gekommen, daß ihnen das Chriſtenthum gleichgültig wurde, ja, daß ſie es ſogar bekämpften. Auch hierin waren die Italiener vorangegangen. Bei ihnen gehörte es ſogar zum guten Ton, über das Chriſtenthum geringſchätzig zu denken. Und dieſe Richtung war ſelbſt bis an den päpſtlichen Hof gedrungen. Allerdings fehlte es auch nicht an Gelehrten, die ſich Mühe gaben, die Philoſophie der Alten, beſonders Platons, und das Chriſtenthum mit einander zu vereinigen. Aber die Zweifel an der Unſterblichkeit der Seele und an dem Daſein Gottes, zwei Grundlehren des Chriſtenthums, waren doch ziemlich allgemein. Und auch nach Deutſchland waren jene Lehren gedrungen.*) Man war auf dem Wege, ſich von jeder Ueberlieferung, von jedem Glaubenszwange los zu machen. Was Wunder, wenn man bereits anfing, an dem geſchichtlichen Chriſtus zu zweifeln,**) oder das Chriſtenthum ſelber anzugreifen?***)

---

*) Vergl. mein Werk über das Reformationszeitalter I. S. 322. Johann Bohuslai Hassistenii appendix epistolarum. 1577. S. 36. folg.

**) Mein Werk über das Reformationszeitalter. I. S. 326. 327.

***) Daſelbſt III. S. 106.

5. Volksdichtung und bildende Kunſt.

Mit den außerordentlichen Leiſtungen der Deutſchen auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete hielt die volksthümliche Dichtung nicht gleichen Schritt. Die erſten Geiſter der Nation hatten ſich auf den Humanismus geworfen, wandten Zeit und Kräfte auf das Studium der alten Sprachen, ſchrieben und dichteten in denſelben: da blieb keine Zeit mehr für die Mutterſprache. Die volksthümliche Dichtung blieb daher, was Form und Schwung der Gedanken anbetrifft, hinter den ſonſtigen Fortſchritten der Nation zurück, die Richtung aber blieb dieſelbe, wie im 14. Jahrhundert, ja ſie prägte ſich immer entſchiedener aus. Die Dichtung verläßt mehr und mehr die früheren Stoffe und den mit ihnen zuſammenhängenden Idealismus, wendet ſich vielmehr mit Luſt und Behagen der Wirklichkeit zu, ſelbſt in ihrer Plattheit und Gewöhnlichkeit, und findet in naturgetreuer Darſtellung des alltäglichen Lebens ihre Befriedigung. So blieb der Schwank und die komiſche Erzählung eine Lieblingsdichtung der Zeit. Aber dieſe Richtung artete bald aus, indem die Naturnachahmung nicht ſelten in Rohheit überſchlug, ſowohl in Bezug auf den Inhalt, als auf den Ausdruck. Immerhin aber haben dieſe Dichtungen neben ihrer rauhen Außenſeite eine tiefere Bedeutung. Es ſpiegelt ſich in ihnen die allgemeine Richtung der Zeit ab, der Freiheitsdrang der niederen Stände, die allmählige Auflöſung der bisherigen Ordnungen in Staat und Kirche: denn in dieſen Dichtungen ſpielt Satyre und Spott eine große Rolle: dieſe ergießen ſich auf alle Lebensverhältniſſe, und insbeſondere die Zuſtände der Kirche, Pfaffen und Mönche, ſind meiſtens die Zielſcheibe des Witzes. Man ſieht: wie ſich die Menſchen von den bisherigen Banden zu befreien trachten.

Sehr bezeichnend für dieſe Richtung iſt die Geſchichte des deutſchen Schauſpiels. Das Schauſpiel war urſprünglich mit der Kirche verbunden. Die Kirche pflegte nämlich an den drei Hauptfeſten des

Jahres, an Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, um die bibliſche Geſchichte zu veranſchaulichen, in den Gotteshäuſern ſelbſt oder in der Nähe derſelben an einem freien Platze Schauſpiele aufzuführen, wobei ſie von den Bürgern des Ortes unterſtützt wurde. Dieſe Schauſpiele waren den Gegenſtänden, die ſie darſtellen ſollten, entſprechend, durchaus ernſthafter Natur, ſollten eben nur zur Erbauung dienen, verfolgten einen kirchlichen Zweck. Nachgerade aber verlangte die komiſche Richtung der Zeit, daß in dieſen Schauſpielen auch einige ſcherzhafte Scenen aufgenommen wurden. Veranlaſſung dazu bot der Teufel und ſeine Helfershelfer, die man bald als luſtige Figuren auf die Bühne brachte. Indeß verlangten die Laien immer mehr ſolche luſtige Zuthaten, ſo daß der kirchliche Zweck mehr und mehr in den Hintergrund trat. Beſonders in den letzten Zeiten des Jahres wurden dergleichen luſtige Stücke aufgeführt, und Laien und Pfaffen überließen ſich oft der größten Ausgelaſſenheit. Die Kirche durfte man aber zuletzt doch nicht mehr zum Schauplatz ſolchen Uebermuths hergeben. Es wurden alſo die nöthigen Verbote von den Oberen erlaſſen. Jetzt trennte ſich das Schauſpiel von der Kirche, ſtellte ſich als weltlich auf eigene Füße und die luſtige Seite deſſelben waren die Faſtnachtſpiele, welche, wie ſchon der Name ſagt, in der Zeit der Faſten aufgeführt wurden. In künſtleriſcher Hinſicht ſtehen dieſe Faſtnachtſpiele noch auf einer ſehr niederen Stufe: von Handlung, von dem Schürzen eines Knotens und ſeiner Auflöſung iſt keine Rede. Natürlich: ihr urſprünglicher Zweck war ein ſehr einfacher. An Faſtnachten zogen junge Leute verkleidet in den Häuſern umher und führten zur Beluſtigung der Bewohner lebende Bilder auf. Jeder ſprach nun der Maske gemäß, die er vorſtellte. Und die Faſtnachtſpiele ſind urſprünglich nichts anders als die Zuſammenſtellung der Reden ſolcher Masken. Der Zuſammenhang, in welchem die Reden dieſer Masken ſtanden, iſt gewöhnlich ein ſehr loſer, und in der Regel beſtand der Hauptwitz in Zoten und in derben Späßen. So wie ſich aber die Faſtnachtſpiele über dieſen niedrigen Kreis erheben, — und es gibt allerdings nicht wenige dieſer Gattung — da treten ſie ſofort mit Geiſtlichkeit, Fürſtenthum und Adel in Widerſpruch, und geißeln die herrſchenden Zuſtände auf das Derbſte. In dieſer Beziehung iſt unter Anderem das Faſtnachtſpiel von der Päpſtin Johanna merkwürdig, welches ohngefähr in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts erſchienen iſt.

Unter den anderen ſatyriſchen Erzeugniſſen der Volksdichtung verſchaffte ſich die am Schluſſe des Jahrhunderts herausgekommene neue Bearbeitung des Reineke Fuchs — urſprünglich in niederſächſiſcher Mundart, bald aber ins Hochdeutſche überſetzt, und unzählige Mal aufgelegt — einen großen Ruf. Es iſt eine der vortrefflichſten Satyren auf die ſtaatlichen und kirchlichen Zuſtände der Zeit.

Ein anderes ebenſo ſehr geleſenes und anerkanntes Volksbuch war das Narrenſchiff von Sebaſtian Brandt, welches im Jahre 1494 erſchienen iſt. Dieſes führt uns aber auf eine neue merkwürdige Erſcheinung.

Wir haben oben angegeben, daß die erſten Geiſter der Nation ſich auf die claſſiſchen Studien geworfen haben, weßhalb die Volksdichtung vernachläſſigt ward, ſich wenigſtens keiner ſolchen Durchbildung rühmen konnte, wie die Wiſſenſchaft. Es fehlte aber nicht an gelehrten Männern, welche die Unzweckmäßigkeit einer ſolchen Entwicklung einſahen, und darauf hinarbeiteten, das volksthümliche Schriftenthum mit der humaniſtiſchen Bildung in Einklang zu bringen, es zu verſchmelzen. Schon die erſten Förderer der humaniſtiſchen Studien in Deutſchland verſuchten durch Ueberſetzungen älterer und neuerer claſſiſcher Werke den Geſchmack der Nation zu veredeln: noch Johann von Dalberg, der Kanzler der Hochſchule in Heidelberg, legte ein großes Gewicht auf die Durchbildung der deutſchen Proſa, und überhaupt war der größte Theil der deutſchen Humaniſten, wie wir bereits oben angeführt, von dem entſchiedenſten Nationalgefühle getragen. Eine Annäherung und gegenſeitiges Sichdurchdringen von dem volksthümlichen und dem humaniſtiſchen Schriftenthum lag nun nahe, und wurde offenbar angeſtrebt, um ſo mehr, als im Weſentlichen die Richtung auf beiden Gebieten dieſelbe war. Sebaſtian Brandt mit ſeinem Narrenſchiff bildet nun in dieſem Streben einen Wendepunkt. Er ſelber war Humaniſt, ein ſehr gebildeter Mann, Profeſſor der Rechte an der Univerſität Baſel — ſpäter wurde er von ſeiner Vaterſtadt Straßburg als rechtskundiger Rath dahin berufen — und dennoch verſchmähte er es nicht, in ſeinem Gedichte den Volkston anzuſchlagen, und ganz in die Vorſtellungen und Ausdrucksweiſen der volksmäßigen Dichtung einzugehen. Dies Narrenſchiff ſchildert die Gebrechen und Fehler der Zeit, die als Narrheiten dargeſtellt werden, vortrefflich und hat einen außerordentlichen Beifall gefunden. Der berühmte ſtraßburger Prediger, Geiler von Kaiſersberg, welchen wir bereits als Verkündiger einer freieren religiöſen Anſicht erwähnt haben, hielt nun ſogar Predigten über Brandts Narrenſchiff, die, ſpäter gedruckt, ebenſo berühmt geworden ſind, wie das Gedicht ſelbſt. Denn auch Geiler ſchlug in ſeinen Predigten den Volkston an, während er doch zugleich unter dieſer Form dem Volke einen edleren und tieferen Inhalt beizubringen ſuchte. Hiemit war denn die Bahn gebrochen zu einer Vermittelung der volksmäßigen, humaniſtiſchen und religiöſen Richtung in der Fortſchrittspartei: eine Erſcheinung von der unermeßlichſten Bedeutung. Denn alle Strebungen der Nation nach einer Verbeſſerung der allgemeinen Zuſtände ſchienen ſich jetzt in einen großen Strom zu vereinigen. Unter den Männern, welche in dieſer Richtung arbeiteten, zeichneten ſich aber beſonders drei Männer aus, Heinrich Bebel, Erasmus und Murner. Jene erſten beiden, indem ſie volksthümliche Stoffe in humaniſtiſcher Weiſe verarbeiteten; dieſer, indem er, wie Brandt, dem Gelehrtenſtande, dem Humanismus angehörend, ſich in der Weiſe des Volks verſuchte. Bebels dahin einſchlagende Werke ſind der Triumph der Venus, die Facetien, eine Anekdotenſammlung unmittelbar aus dem Munde des Volks zuſammengetragen, und für die Sitten und Strebungen der damaligen Zeit eine unſchätzbare Fundgrube, endlich die deutſchen Sprüchwörter, in denen er einen Schatz von Lebensweisheit entdeckt und die er unbedenklich der Philoſophie anderer Nationen, z. B. der Alten, an die Seite ſetzt. Erasmus hat jene Richtung mit dem größten Erfolg in ſeinem „Lobe der Narrheit" (1508) eingeſchlagen. Murners hierher gehörige Werke ſind die „Schelmenzunft", die „Gäuchmatt" und die „Narrenbeſchwörung". Aber der wahrhaft dichteriſche Geiſt, in welchem ſich jenes Streben einer Verſchmelzung der beiden Richtungen am ſchönſten und erfolgreichſten kund that, war Hans Sachs, auf den wir ſpäter noch zurückkehren werden.

Die bildende Kunſt verfolgte eine ähnliche Entwickelung, wie die Volksdichtung, und gerade um jene Zeit war auch ſie auf ihrer

Höhe angelangt. Urſprünglich im Dienſte und im Brode der Kirche hatte die Malerei ſich nur mit kirchlichen Gegenſtänden abgegeben, und von früheren Zeiten gewiſſe Ueberlieferungen erhalten, in Bezug auf die künſtleriſchen Formen ſowohl, wie auf die Auffaſſung der Gegenſtände, an denen ſie lange hinfort ſklaviſch feſthielt. Indeſſen die Richtung zur Natur, welche ſich im ganzen Volke und insbeſondere auch in der Dichtung kund gab, konnte natürlich auch der Malerei nicht ferne bleiben, und ſo bemerken wir, beſonders ſeit dem 14. Jahrhundert, bei unſeren Künſtlern ein ganz bedeutendes Streben nach dieſer Seite hin. Doch lehnte ſich die Malerei immerhin noch an die alten Ueberlieferungen an und verſuchte nur im Einzelnen größere Naturwahrheit, größere Lebendigkeit und Beweglichkeit zu erſtreben. Mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts indeß erfolgte auch hier eine außerordentliche Bewegung, die faſt einer Umwälzung gleich zu ſetzen iſt, und die eben in dem vollkommenem Siege der Naturrichtung beſtand. Dieſe Bewegung ging von den Niederlanden aus, und zwar von den Brüdern Hubert und Johann von Eyk, den Erfindern der Oelmalerei, die hier eine berühmte Schule gründeten und nicht nur in dieſer ihre Richtung fortſetzten, ſondern auch auf das ganze übrige Deutſchland den nachhaltigſten und mächtigſten Einfluß äußerten.

Das Unterſcheidende dieſer Richtung beſtand nun darin, daß ſie ſtatt ſich an die überlieferten ſteifen ſtatuenmäßigen Formen zu halten, die Natur zur Quelle ihrer künſtleriſchen Gedanken machte, und in der treuen gewiſſenhaften Nachahmung derſelben die Aufgabe der Kunſt ſuchte. Dieſe Richtung zur Natur führte nun aber die Niederländer zu folgenden Neuerungen: erſtens ſie brachten Handlung, Bewegung, Leben in ihre Darſtellungen; zweitens ſie verließen den bisher gewöhnlichen Goldgrund und führten die Landſchaft in die kirchlichen Bilder ein; drittens, da ſie bei ihren Naturſtudien natürlich auf heimiſche Gegenden ſowohl als Menſchen angewieſen waren, ſo wurden dieſe auf ihren Bildern dargeſtellt, wenn auch die zu behandelnden Gegenſtände dem chriſtlichen Alterthum angehörten. Daher haben alle dieſe geſchichtlichen Bilder ganz individuelle Züge, und Kleidung, Gewänder, Waffen, Kirchen, Häuſer, Geräthſchaften und dergleichen tragen das Gepräge von der Zeit und dem Lande des Künſtlers. Man glaubte nur ſo ganz wahr zu ſein.

Durch dieſe Richtung wurde nun in der Malerei ebenſo die kirchliche Ueberlieferung durchbrochen, wie wir dies im Schauſpiel geſehen haben, und es kamen in die chriſtliche Kunſt nachgerade ganz fremdartige Stoffe. Denn die einmal angeregte Naturrichtung begnügte ſich begreiflich nicht mehr mit einer einfachen Ausführung der kirchlichen Gedanken und der den religiöſen Ereigniſſen zu Grunde liegenden Beweggründe, ſondern ſie ergriff das Leben in ſeiner ganzen Mannichfaltigkeit und ſuchte daſſelbe wo nur immer möglich darzuſtellen. Da nun aber die Kirche immer noch vorzugsweiſe die Beſtellerin von künſtleriſchen Darſtellungen war, ſo geſchah es, daß die Künſtler zunächſt die kirchlichen Bilder zum Schauplatz ihres ſonſtigen lebensfrohen Strebens machten: mit andern Worten, es kamen in die kirchliche Kunſt weltliche Stoffe. Es zeigte ſich dies nicht blos in der gemüthlichen Ausführung mancher urſprünglich allerdings kirchlicher Scenen, wie z. B. der Maria und des Jeſuskindes, ſondern auch in der Aufnahme mancher heiterer Scenen, die gar nicht zum religiöſen Gegenſtande paßten. Es wirkte hier dieſelbe luſtige Seite der Zeit, die auch beim kirchlichen Schauſpiel die Komödie nicht entbehren wollte.

Unverkennbar war dieſe neue Richtung ein Fortſchritt; allein ſie gerieth nun bald auf denſelben Abweg, wie die Volksdichtung. Ueber dem ängſtlichen Streben nach Naturwahrheit verlor ſie die Schönheit aus dem Auge und war wohl treu im Einzelnen, oft bis zur Lächerlichkeit, konnte es aber doch nicht zu ſeelenvollen, in ſich übereinſtimmenden, innerlich wahren und doch zugleich ſchönen Gebilden bringen. So gefiel ſich die Malerei unter Anderem in der Darſtellung des Häßlichen, z. B. böſer Kriegsknechte oder körperlicher Martern. Wahrhaft verzerrte Geſichter und Geſtalten ſpielen daher eine große Rolle.

Unter den Niederländern zeichnete ſich außer den beiden Eyk beſonders Roger von der Weyden, Hans Memmling, Quintin Meſſys, Lukas von Leyden aus, von denen die letzten noch bis ins 16. Jahrhundert hineinreichten. Durch ſie angeregt bildeten ſich nun in Deutſchland während des 15. Jahrhunderts eine Menge von namhaften Künſtlern aus. Als die vorzüglichſten treten hervor Martin Schongauer (von 1420 — 1488) in Kolmar, Zeitbloom (1447 — 1490) in Ulm, Hans Holbein der Aeltere (1460 — 1523) in Augsburg und Baſel, Hans Burgkmaier (1472—1559) ebenfalls in Augsburg, Wohlgemuth (1440—1519) in Nürnberg. Durch dieſe Künſtler entwickelte ſich die von den Niederländern angegebene Richtung ſelbſtändig fort, und insbeſondere vollzog ſich durch ſie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die allmählige Befreiung der Malerei von der ausſchließlichen Herrſchaft der Kirche. Sie bilden die weltliche Seite der Kunſt weiter aus. Immerhin aber konnten auch ſie ſich nicht von der Einſeitigkeit der Naturrichtung losmachen, die, weil ſie mit Aengſtlichkeit das Einzelne nachahmten, ihre freie Bewegung hinderte. Erſt am Schluſſe des Jahrhunderts wurde ein ganz gewaltiger Fortſchritt gemacht, und zwar von drei Künſtlern, die auf der Höhe ihrer Zeit, wie ihrer Kunſt ſtanden, von Albrecht Dürer, Lukas Kranach und Hans Holbein dem Jüngeren.

Offenbar hat auf dieſe der Humanismus und die durch ihn angeregte neue künſtleriſche Richtung in Italien einen großen Einfluß gehabt. Die italieniſche Kunſt ſtand damals auf der Spitze ihrer Vollendung: es war ihr gelungen, das zu erreichen, was die wahre Kunſt immer erſtreben muß, Naturwahrheit mit Schönheit zu verbinden. Der Ruhm der italieniſchen Schule erfüllte damals die Welt und übte natürlich einen mächtigen Zauber auf die übrigen Völker aus, wie auch die neue wiſſenſchaftliche Richtung von Italien ausgegangen war. Der erſte der genannten Künſtler hatte nun Gelegenheit, die neue geiſtige Richtung in unmittelbarſter Nähe kennen zu lernen und ſie in ſich aufzunehmen. Albrecht Dürer (1471—1528) in Nürnberg geboren, wo er auch ſein ganzes Leben blieb, war der genaueſte Freund Willibald Pirkheimers, eines der namhafteſten Humaniſten Deutſchlands, der auf die geiſtige Entwicklung der Nation von einem großen nachhaltigen Einfluſſe war. Er hatte ſich ſelbſt in Italien herangebildet und ſtand mit den erſten Geiſtern daſelbſt in beſtändiger Berührung. Albrecht Dürer hat nun auch einige Jahre in Italien, beſonders in Venedig, zugebracht, und die dortigen künſtleriſchen Beſtrebungen auf ſich wirken laſſen. Nun war übrigens Albrecht Dürer ein zu ſelbſtändiger und zu kräftiger Geiſt, als daß man von ihm ſagen könnte, daß er eine fremde Richtung nachgeahmt hätte. Vielmehr bildete er nur die eigene Natur aus, und dieſe war vollkommen deutſch. Aber auch die deutſchen Humaniſten, wie wir geſehen, verläugneten das Nationalgefühl nicht, wie überhaupt unſer Volk in jener Zeit von einem tiefen Selbſtbewußtſein durchdrungen war. So gab denn Dürer nichts von ſeiner Eigenthümlichkeit auf, aber er fügte zu der angeborenen künſtleriſchen Kraft und zu dem tiefen Verſtändniß der Natur die Bildung, und brachte dadurch die deutſche Kunſt zu der Höhe der Vollendung. Allerdings fehlt ihm der Schmelz und die Weichheit der italieniſchen Kunſt, und auch ſeine Naturnachahmung iſt nicht frei von mancher Unſchönheit und Härte. Dieſe Mängel verſchwinden aber vor der kernigen Natur, welche Dürern kennzeichnet, vor der Fülle von Geiſt, die ſich in ihm ausſpricht, und dann gehörten ſie mit zum Weſen der damaligen Zeit, welche bei den gewaltigen Kämpfen, die ſie durchzufechten hatte, und die ihr noch bevorſtanden, keine Muße fand, Kraft und Schönheit in das rechte Gleichgewicht zu bringen. Bewunderswürdig iſt die außerordentliche Vielſeitigkeit Dürers. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Maler, ſondern ein nicht minder bedeutender Kupferſtecher, und endlich auch ein bahnbrechender Schriftſteller. Seine drei Werke, die er geſchrieben, über Meßkunſt, Feſtungsbaukunſt und die menſchlichen Verhältniſſe*) ſind das Bedeutendſte, was bis dahin darüber erſchienen war.

Der zweite Künſtler, Lukas Kranach (1472 — 1553), iſt nicht ſo bedeutend als Dürer, hat aber in gleicher Richtung mit ihm gearbeitet, und insbeſondere die Befreiung der Kunſt von der Kirche weſentlich gefördert. Dagegen iſt der jüngere Holbein, (1498 — 1550) in Baſel, auf gleiche Stufe mit Dürer zu ſetzen. Auch er hat die Einwirkungen des Humanismus — er war ein genauer Freund des Erasmus — erfahren, jedoch gleichfalls ohne ſeine Eigenthümlichkeit aufzugeben, welche die entſchiedenſte Kraft mit dem glücklichſten Formenſinne zu verbinden wußte. Holbein iſt beſonders noch dadurch bedeutend, daß er als Künſtler in die Beſtrebungen der Zeit eingegriffen hat. Ich erinnere nur an ſeinen Todtentanz und an ſeine Bilder zu Erasmus Lob der Narrheit.

---

*) Das erſte heißt: Unterweiſung der Meſſung, mit dem Zirkel und Richtſcheit, in Linien, Ebenen und ganzen Korporen. 1525. Das zweite: Etlich Unterricht zu Befeſtigung der Stadt, Schloß und Flecken. 1527. Das dritte: hierin ſind begriffen vier Bücher von menſchlicher Proportion. 1526.

Während nun die Malerei durch dieſe drei Männer und ihre Schüler an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufſchwung nahm, ging ein anderer Zweig der deutſchen Kunſt, die Baukunſt, ihrem Verfalle entgegen. Mit der Geſchichte der gothiſchen Baukunſt in Deutſchland hat es eine eigene Bewandtniß. Bekanntlich fällt die Blüthe derſelben in die Zeit von der Mitte des 13. bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts. Das war gerade die Zeit der größten kirchlichen Bewegungen, und der ſtreng kirchliche Sinn iſt es wahrhaftig nicht geweſen, welcher die damaligen Deutſchen auszeichnet, im Gegentheile, die kirchenfeindliche Richtung hatte faſt die ganze Nation ergriffen. Wenn man nun bedenkt, daß gerade die bedeutendſten gothiſchen Bauten in den Reichsſtädten aufgeführt wurden, wo anerkanntermaßen die entſchiedenſte kirchenfeindliche Geſinnung Platz gegriffen hatte, ſo muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß ſich in der gothiſchen Baukunſt nicht der ſtreng kirchliche Geiſt, ſondern etwas Anderes ausgeſprochen hat. In der That, es iſt der freie kühne vorwärtsſtrebende Geiſt des 14. Jahrhunderts, wie wir ihn früher geſchildert haben. Es iſt der deutſch-nationale Geiſt: es iſt die freie myſtiſche Richtung, die ſich darin ausſpricht, welche ebenſo ſehr ein tiefes religiöſes Bewußtſein, wie deutſches Gefühl kennzeichnet. Dieſe freiheitliche Richtung hatte, wie wir geſehen, weder in Staat noch in Kirche zu großen Geſtaltungen kommen können: das einzige, was ſie erreichte, war die gothiſche Baukunſt. Ich ſehe daher in ihr nicht den Vertreter des Mittelalters, ſondern den Vorboten einer neuen Zeit, als welchen ſich auch die Myſtik dargeſtellt hat.*) Wie nun aber auch die Myſtik ſpäter von dem Humanismus abgelöſt wurde von einer heitereren, anmuthigeren Richtung des Lebens, ſo löſte ſich allmählig auch das Verſtändniß der gothiſchen Baukunſt auf. Die entſchiedenen markigen Formen verſchwinden allmählig, und machen anderen Platz. Dazu kam dann noch bereits am Ende des 15. Jahrhunderts die Einwirkung der Antike. So bildet ſich nach und nach ein Uebergangsſtyl aus, der nichts weniger als erfreulich iſt.

---

*) Ich will nur an die Menge von Satyren auf die Geiſtlichkeit erinnern, die gerade in den gothiſchen Domen von den Baukünſtlern angebracht wurden, ferner daran, daß die Bauhütten Mittelpunkte der freieren religiöſen Richtung geweſen ſind, und daß die Freimaurer ſich von den Bauhütten des Mittelalters herleiten.

Auf allen übrigen Gebieten der Kunſt und des kunſtverwandten Handwerks war das ſchönſte Gedeihen. Bildhauer, Erzgießer, Holzſchnitzer, Formenſchneider, Glasmaler, Goldſchmiede, Schreiner, Uhrenmacher — all dieſe Handwerke ſtiegen zu einer bis dahin nicht geahnten Höhe empor. Einer der großartigſten Mittelpunkte, wo Kunſt und Handwerk ſich berührten, und ſich gegenſeitig durchdrangen, war Nürnberg. Da war der Bildhauer Adam Krafft, der Bildſchnitzer Veit Stoß, der Erzgießer Peter Viſcher, der Kupferſchmied Lindenaſt, der Uhrmacher Peter Hele, der Erfinder der Taſchenuhren, der Glasmaler Veit Hirſchvogel, der Schloſſer Georg Heuß, die Büchſengießer Andreas Pegnitzer und Sebald Beheim, der Orgelmacher Burkhardt, der Poſaunenmacher Hans Meuſchel, der Buchdrucker Anton Koberger, der Brillenmacher Hans Ehrmann, um nur einige zu nennen — lauter Männer, die in ihrem Fache das Ausgezeichnetſte zu leiſten vermochten. Auch Augsburg war ein ſolcher Mittelpunkt für Künſte und Handwerk, wo beſonders die Fugger außerordentlich viel für Künſte und Gewerbthätigkeit verwendeten. Beſonders zeichnete ſich Augsburg durch ſeine prächtigen Gärten aus: den fuggeriſchen Garten, wo die ſeltenſten ausländiſchen Gewächſe, Teiche, Bäder, Luſthäuſer und eherne Bildſäulen der alten Götter in ſchönſter Fülle mit einander abwechſelten, zog Beatus Rhenanus ſogar den Gärten des Königs von Frankreich vor.

So zog ſich durch die ganze Nation eine Fülle von künſtleriſcher, wiſſenſchaftlicher und ſchöpferiſcher Kraft, eine mächtige Bewegung hatte die Geiſter ergriffen, welche emporſtrebten und das Höchſte zu erreichen trachteten. Und die Nation war ſich dieſer Kraft bewußt. Mit Stolz blickten unſere damaligen Schriftſteller auf die großen Erfindungen der deutſchen Nation, auf die Erfindung des Schießpulvers, des Bücherdrucks, der Kupferſtecherkunſt zurück: mit Befriedigung erwähnen ſie die außerordentliche Regſamkeit auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft: mit Selbſtgefühl ſprechen ſie es aus, daß die deutſche Nation keiner anderen nachſtehe. Eine große tiefgreifende vaterländiſche Geſinnung bemächtigte ſich unſeres Volkes, und zwar ging ſie faſt durch alle Stände hindurch. Die Gelehrten, die Bürger, die Bauern, auch der Adel — ſie alle haben das gleiche Gefühl von der Kraft, der Stärke und der geiſtigen Bedeutung der Nation. Wenn ſie nun aber das, was dieſe ſein konnte, mit dem verglichen, was ſie in der That war, ein großer Körper ohne Beweglichkeit, im Innern gelähmt, weil zerriſſen, gegen Außen kaum im Stande, ſich vor den Angriffen der Nachbarn zu bewahren, ſo mußte die vaterländiſche Geſinnung, welche das Volk groß zu ſehen wünſchte, von dem tiefſten Schmerze ergriffen werden, aber bei der Kraft, die im Volke lebte, verband ſich damit zugleich der Wunſch und das Streben, die Hinderniſſe von dem Aufſchwunge der Nation, die vielen Mängel und Gebrechen in den öffentlichen Zuſtänden hinwegzuräumen. Mit Einem Worte: die Reformbeſtrebungen, wie wir ſie im 14. und 15. Jahrhundert die Nation haben durchzittern ſehen, erheben ſich nochmals, aber nun in einer ungleich größeren Ausdehnung, mit einem viel mächtigeren Bedürfniß, und mit einer ſelbſtbewußteren Kraft. Man will wie vordem die Wiederherſtellung des Reichs, ſeiner Einheit, ſeiner Stärke, man will ein großes mächtiges Kaiſerthum, dabei aber auch Wahrung der individuellen Freiheit und die Durchführung ſolcher ſtaatlichen Einrichtungen, durch welche die niederen Stände ebenſo wohl wie die ganze Nation als ſolche zu einer neuen, ihren Bedürfniſſen entſprechenden ſchönen Entwicklung geführt würden. Dieſes Streben, die Verſuche es zu verwirklichen, bilden fortan den Inhalt unſerer Geſchichte. Dabei kamen nun freilich drei Zähler in Betracht, erſtens die öffentliche Meinung, zweitens der Kaiſer, drittens das Fürſtenthum. Die öffentliche Meinung haben wir bereits kennen gelernt. Jetzt verbleibt uns, die Perſönlichkeit des Kaiſers und die einzelnen Fürſtenthümer einer näheren Betrachtung zu unterwerfen. Beginnen wir mit den letzteren.

6. Die deutſchen Fürſtenthümer in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Ich knüpfe an die Stelle an, an welcher ich im vorigen Bande die Ueberſicht der Fürſtenthümer abgebrochen habe.

I. In Niederſachſen begegnet uns zunächſt wieder 1) das Haus Braunſchweig-Lüneburg, welches noch in eine Menge von Linien getheilt war. Da war a) die Grubenhagenſche Linie, vertreten durch Albrecht (1472 — 1491) und deſſen Sohn Philipp I. (1491 — 1551), ſpäter ein Anhänger der Reformation. Dieſer Philipp hinterließ drei Söhne, welche alle nacheinander in der Regierung folgten, nämlich 1. Ernſt, an dem Kriege gegen Heinrich von Braunſchweig betheiligt, 1547 im Treffen bei Mühlberg gefangen, 1554 wieder auf freien Fuß geſtellt, im Jahre 1567 geſtorben; 2. Wolfgang, geſtorben 1593. 3. Philipp II., welcher mit ſeinem im Jahre 1596 erfolgenden Tode die Grubenhagenſche Linie beſchloß. Die Beſitzungen kamen an Braunſchweig. b) Das mittlere Haus Braunſchweig. Hier regierte Wilhelm II. von 1452 — 1495. In letzterem Jahre übergab er ſeine Lande an ſeine beiden Söhne 1. Heinrich den Aelteren und 2. Erich den Aelteren. Er ſelbſt ſtarb erſt 1503. 2. Erich der Aeltere bekam zu ſeinem Antheile das Calenbergiſche, war in beſtändigem Streite mit ſeinen Städten, ſpäter in die hildesheimiſche Stiftsfehde verwickelt, ſtarb 1540. Sein Sohn Erich der Jüngere, von 1540 — 1584, führte zuerſt die Reformation in ſeinem Lande ein, nahm aber 1546 wieder die katholiſche Religion an und zwang auch das Land dazu. Er ſtarb ohne Nachkommen. Seine Länder fielen an Wolfenbüttel. 1. Heinrich der Aeltere, der Quade oder der Böſe genannt, von 1494 bis 1514, bekam zu ſeinem Antheil das Wolfenbütteliſche, gerieth mit Braunſchweig in vielfache Händel, war überhaupt ein Feind des Bürgerthums. Nicht minder ſein Sohn Heinrich der Jüngere, von 1514 — 1560, zugleich der größte Feind der Reformation. Er wurde von Heſſen und Sachſen aus dem Lande getrieben, 1545 von dem Landgrafen von Heſſen gefangen, nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 befreit und in den Beſitz ſeiner Lande wieder eingeſetzt. In den letzten Jahren ſeiner Regierung befand er ſich in beſtändigen Händeln mit ſeiner Stadt Braunſchweig. c) Das mittlere Haus Lüneburg. Hier regierte von 1471 bis 1532 Heinrich der Mittlere. Er wurde 1520 wegen ſeines Antheils an der hildesheimer Stiftsfehde in die Acht erklärt und mußte aus dem Lande fliehen. Inzwiſchen übernahmen ſeine Söhne die Verwaltung. Dieſe waren 1. Otto; 2. Ernſt; 3. Franz. Von dieſen ſtarb der Jüngſte, Franz, 1549 ohne männliche Nachkommen. Otto erhielt zu ſeinem Antheil Harburg, ſtarb 1549, ſeine Linie erloſch aber bereits 1642. Ernſt ſetzte alſo nur allein das Geſchlecht fort. Ernſt, der Bekenner, ſogenannt weil er die evangeliſche Religion einführte, geboren 1497, geſtorben 1546, war Mitglied des ſchmalkaldiſchen Bundes. Er hinterließ drei Söhne: 1. Franz Otto, 1559 ohne Nachkommen geſtorben; 2. Heinrich, geſtorben 1598; 3. Wilhelm, geſtorben 1592. Von dieſen iſt jener der Ahnherr des neuen Hauſes Braunſchweig, dieſer des neuen Hauſes Lüneburg.

2) Schleswig-Holſtein war, wie wir geſehen, an den König Chriſtian I. von Dänemark gekommen. Dieſer, geſtorben 1481, hinterließ zwei Söhne: 1. Johann, 2. Friedrich. Von dieſen folgte ihm Johann auf den däniſchen Thron, zugleich in Norwegen und Schweden, Friedrich dagegen in Schleswig-Holſtein. Der Sohn Johanns I. (geſtorben 1513), Chriſtian II., welcher ſeinem Vater in Dänemark und Schweden folgte, wurde jedoch 1521 geſtürzt und ſtarb nach einem abenteuerlichen Leben 1559 im Gefängniſſe. Auf den däniſchen Thron wurde ſodann Chriſtians II. Oheim, Friedrich, bisher Herzog in Schleswig-Holſtein, gehoben. Dieſer Friedrich ſtarb 1533 und hinterließ mehrere Söhne, von welchen jedoch nur zwei ihr Geſchlecht fortſetzten, nämlich Chriſtian III., welcher die königliche Linie fortpflanzte und 1559 geſtorben iſt, und Adolf, geboren 1525, der Stammvater des Hauſes Holſtein-Gottorp, geſtorben 1586.

Was die geiſtlichen Beſitzungen anbetrifft, ſo wurde am Anfange des 16. Jahrhunderts Chriſtoph, Sohn des Herzogs Heinrich des Aelteren von Braunſchweig, Erzbiſchof von Bremen und zugleich

Biſchof von Verden. Er nahm ſpäter die evangeliſche Religion an und ſtarb 1558. Ihm folgte ſodann ſein Bruder Georg. Das Bisthum Hildesheim gab zu den mannichfachſten Fehden Anlaß. 1504 wurde Johann von Sachſen-Lauenburg Biſchof daſelbſt. Dieſer gerieth in Händel mit dem Stiftsadel. Die Betheiligten wandten ſich nun um Hülfe an die Herzoge von Braunſchweig-Wolfenbüttel, während der Biſchof ſich mit dem Herzog Heinrich von Lüneburg verband. Es kam nun zu einem ſehr verheerenden Kriege. Endlich legte ſich der Kaiſer dazwiſchen und entſchied 1523 den Streit zum Nachtheil des Biſchofs von Hildesheim und ſeiner Helfer, da derſelbe ſich mit Frankreich eingelaſſen hatte. Sie wurden in die Acht gethan und das Stift eines großen Theils ſeiner Beſitzungen beraubt, die nun in die Hände von Braunſchweig-Wolfenbüttel fielen. Das Bisthum Halberſtadt beſaß vom Jahre 1480 bis 1513 Ernſt, Herzog von Sachſen, der zugleich Erzbiſchof von Magdeburg war. Ihm folgte Albert, Margraf von Brandenburg, und zwar in beiden Stiften. Es iſt derſelbe, der auch Erzbiſchof von Mainz wurde.

II. In Weſtphalen gingen wenig Veränderungen vor. Die Grafſchaft Hoya kam an Braunſchweig-Lüneburg. Die Bisthümer Münſter, Minden und Osnabrück wurden ſpäter von einem und demſelben Herrn verwaltet, von Franz II., Grafen von Waldeck, von 1529—1553. Paderborn von dem Erzbiſchof von Cöln.

III. Was die Niederlande anbetrifft, ſo haben wir geſehen, wie die verſchiedenen Fürſtenthümer daſelbſt nach und nach an das burgundiſche Haus kamen, und ſeit 1477 an Oeſterreich, das heißt zunächſt an Maximilians Sohn, Philipp den Schönen, und nach deſſen Tode (1507) an ſeinen Sohn Karl, den ſpäteren Kaiſer. Nur Geldern machte ſich vorderhand wieder unabhängig und verurſachte ſogar den Habsburgern große Mißhelligkeiten. Wir haben früher angegeben, auf welche Weiſe ſich Karl der Kühne in den Beſitz Gelderns geſetzt hat. Es lebte aber noch ein Enkel von jenem alten Herzog, welcher Karl dem Kühnen das Fürſtenthum abgetreten, Karl von Egmont, welcher ſeine Anſprüche auf Geldern wieder erneuerte, ſich 1494 deſſelben zu bemächtigen wußte, und es auch in dem 1499 abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand behauptete. Indeſſen hörten die Händel zwiſchen ihm und den Habsburgern nicht auf, die beſonders von Frankreich immer wieder von Neuem geſchürt wurden, bis endlich 1528 ein Friede geſchloſſen ward, zufolge deſſen der Herzog von Geldern des Kaiſers Lehenshoheit als Herzog von Brabant über Geldern anerkannte und den Heimfall Gelderns verſprach, wenn er ohne Erben ſterben ſollte. Er ſtarb 1538. Ihm folgte Wilhelm, Herzog von Kleve, der den Krieg gegen Karl in Verbindung mit Frankreich erneuerte, aber 1542 gezwungen ward, Geldern und Zütphen für immer an Habsburg abzutreten. Auf dieſe Weiſe ſind alſo alle weltlichen Fürſtenthümer in den Niederlanden zuſammen an das Haus Habsburg gekommen.

IV. Am Niederrhein brachte Johann III. im Jahre 1511 Jülich, Kleve, Mark, Berg und Ravensburg zuſammen und gründete ſomit ein ſehr anſehnliches Fürſtenthum. Deſſen Sohn Wilhelm der Reiche erwarb auch noch Geldern (1538), vermochte es aber, wie wir eben geſehen, gegen Karl V. nicht zu behaupten, ſondern mußte es an den Kaiſer herausgeben, der ihm dagegen das Recht der weiblichen Erbfolge in ſeinen Landen bewilligte. Wilhelm ſtarb 1575, und hinterließ nur einen blödſinnigen Sohn, Johann Wilhelm, der im Jahre 1609 ohne männliche Nachkommen geſtorben iſt. — Das Erzbisthum Köln beſaß Hermann von Heſſen bis 1508. Dann folgte Philipp von Hohenſtein. Später Hermann Graf von Wied, der 1542 den Verſuch machte, die Reformation in ſeinem Erzſtifte einzuführen, aber 1547 abgeſetzt wurde. An ſeine Stelle kam Adolf von Schaumburg.

V. Am Mittelrhein betrachten wir zunächſt die Pfalzgrafen. Auf Friedrich den Siegreichen folgte deſſen Neffe Philipp der Aufrichtige, 1476—1508, der Begünſtiger der humaniſtiſchen Studien. Von 1505—1507 führte er den unglücklichen Krieg wegen der Erbſchaft von Baiern-Landshut. Sein Sohn Rupert der Tugendreiche war nämlich vermählt mit der Tochter des Herzogs Georg des Reichen, und dieſer vermachte ſeiner Tochter, ſeinem einzigen Kinde, im Widerſpruch mit den baieriſchen Hausgeſetzen, ſein Gebiet, Baiern-Landshut. Der Herzog Albrecht von Baiern ſetzte ſich natürlich dagegen, auch der Kaiſer nahm die Partei des letzteren; da Philipp doch nicht nachgeben wollte, that der Kaiſer den Pfalzgrafen in die Acht und bot das Reich gegen ihn auf. Es kam zu einem verheerenden Kriege, in welchem die Pfalz furchtbar mitgenommen wurde. Zuletzt mußte Philipp nicht nur auf die landshutiſche Erbſchaft verzichten, mit Ausnahme eines kleinen Gebiets, welches unter dem Namen der jungen Pfalz oder Pfalz Neuburg dem Sohne Ruperts zugeſprochen ward, ſondern er mußte auch noch eine beträchtliche Anzahl von Beſitzungen in der Rheinpfalz und in der Oberpfalz abtreten. Dagegen erbte er (1499) die ausgeſtorbene Linie Mosbach. Philipp hatte drei Söhne, nämlich 1) Ludwig den Friedfertigen, welcher ihm in der Kur folgte, und 1544 geſtorben iſt. 2) Rupert den Tugendhaften, Gemahl der baieriſchen Prinzeſſin, der aber ſchon 1505 ſtarb. 3) Friedrich II., genannt der Weiſe, ein Beiname, den er aber nicht verdient. Er folgte ſeinem älteſten Bruder in der Kur; 1544 bekannte er ſich zur evangeliſchen Religion und machte den ſchmalkaldiſchen Krieg mit. Da er aber 1556 ohne Nachkommen ſtarb, ſo folgte ihm der älteſte Sohn ſeines zweiten Bruders, Ruperts des Tugendhaften, Otto Heinrich, welcher bisher die Pfalz Neuburg beſeſſen hatte. Dieſer Otto Heinrich war ein ſehr eifriger Proteſtant, Mitglied des ſchmalkaldiſchen Bundes, büßte deßhalb 1548 die Pfalz Neuburg ein, bekam ſie aber 1552 wieder zurück. Als Kurfürſt war er ein beſonderer Beſchützer der Gelehrten. Von ihm rührt der prachtvolle Bau des Heidelberger Schloſſes her, welcher ſeinen Namen trägt. Auch er ſtarb jedoch 1559, ohne Kinder zu hinterlaſſen, und es folgte ihm dann in der Kur die ſimmerniſche Linie, die einzige, welche von den vier durch die Söhne Kaiſer Ruprechts gegründeten Linien übrig geblieben war. Stephan, der Stifter dieſer ſimmerniſchen Linie (ſtarb 1459), erwarb durch Heirath Veldenz und einen Theil der Grafſchaft Sponheim. Er hinterließ zwei Söhne, Friedrich (ſtarb 1480) und Ludwig den Schwarzen (ſtarb 1489). Jener iſt der Stammvater der jüngeren ſimmerniſchen Linie. Ihm folgte Johann I. (ſtarb 1509), dieſem Johann II. (ſtarb 1557), dieſem endlich Friedrich der Fromme, welcher nach Otto Heinrichs Tode die Kur erbte. Ludwig der Schwarze dagegen iſt der Stammvater der älteren zweibrückenſchen oder veldenziſchen Linie. Er hatte einen Sohn, Alexander (ſtarb 1514), welcher zwei Söhne hinterließ, Ludwig, den Stammvater der zweibrückenſchen Linie, und Rupert, den Stammvater der lützelſteiniſchen oder veldenziſchen. Er iſt 1544 geſtorben.

Unter den geiſtlichen Fürſtenthümern erhob ſich das Erzbisthum Mainz wiederum zu ſeiner früheren großen ſtaatlichen Bedeutung, beſonders unter dem Erzbiſchof Berthold, Grafen von Henneberg, welcher von 1484 bis 1505 regierte. Darauf folgten Jakob von Liebenſtein (ſtarb 1508), Uriel von Gemmingen (ſtarb 1513); endlich Albrecht, Markgraf von Brandenburg, geboren 1490, ſeit 1513 bereits Erzbiſchof von Magdeburg und Biſchof von Halberſtadt. Er ſtarb 1545. — Auf dem Stuhle von Trier ſaßen bis zum Jahre 1511, wie ſchon oben erwähnt, badiſche Prinzen. Dann folgte Richard von Greifenklau, ein Anhänger Frankreichs, Gegner der Habsburger, Feind Franzens von Sickingen ſtarb 1531. Nach ihm kamen Johann III. von Metzenhauſen (ſtarb 1540), Johann IV. Ludwig von Hagen (ſtarb 1547), Johann V. von Iſenburg (ſtarb 1556), Johann VI. von Leyen (ſtarb 1567).

VI. Am Oberrhein waren außer den Habsburgern die Markgrafen von Baden das mächtigſte Geſchlecht. Chriſtoph I. vereinigte ſeit 1488 alle badiſchen Lande, erwarb 1503 auch noch Hochberg-Sauſenberg, und ſtarb 1527. Er hinterließ zwei Söhne, welche zwei verſchiedene Linien ſtifteten, nämlich Bernhard III., Stammvater der baden-badenſchen Linie, und Ernſt, Stammvater der baden-durlachiſchen Linie. Bernhard III., welcher die lutheriſche Religion in ſeinen Ländern einführte, ſtarb 1536. Sein Sohn und Nachfolger Philibert, welcher ſich in die franzöſiſchen Religionskriege einmiſchte, verlor dort 1569 ſein Leben. Ernſt von Baden-Durlach ſtarb 1553. Deſſen Sohn Karl II. führte die lutheriſche Religion in ſeinen Ländern ein, und ſtarb 1577.

VII. In Lothringen herrſchten nach dem Sturze Karls des Kühnen von Burgund die Vaudemonts, erkannten die Oberhoheit des deutſchen Reiches an, waren aber häufigen Angriffen der Franzoſen ausgeſetzt. Ebenſo die Bisthümer Metz, Toul, Verdun, welche auch 1552 an Frankreich kamen. Die Grafſchaft Burgund, ein beſtändiger Zankapfel zwiſchen Frankreich und Habsburg, blieb zwar bei letzterem, aber Karl V. belehnte damit ſeinen Sohn Philipp und ſomit kam dieſes Gebiet an Spanien.

VIII. In Schwaben ſind die Grafen, ſeit 1495 Herzoge, von Würtemberg bis zum Ende des Jahrhunderts das angeſehenſte und begütertſte Fürſtenhaus. Die beiden Brüder Ludwig der Aeltere (ſtarb 1450), und Ulrich der Vielgeliebte (ſtarb 1480) theilten ſich zwar in die Herrſchaft. Aber ſchon 1496 kamen die Lande wieder zuſammen. Der Sohn Ludwig des Aelteren nämlich, Eberhard im Bart, der als vortrefflicher Fürſt gerühmt wird, Stifter der Univerſität Tübingen, Gönner Reuchlins, überhaupt Förderer der humaniſtiſchen Studien, ſtarb im Jahre 1496 ohne Nachkommen. Es folgte ihm alſo der Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, Eberhard der Jüngere. Von dieſer Zeit an wird aber das Fürſtenhaus von dem größten Unglücke verfolgt. Schon dieſer Eberhard wurde von den Landſtänden der Regierung entſetzt, 1498. Er hatte zwei Söhne, Ulrich und Georg. Der Aeltere, Ulrich, wurde Herzog, brachte aber durch Willkürherrſchaft ſein Landvolk zur Empörung, 1514, wurde ſpäter, 1519, durch den ſchwäbiſchen Bund von Land und Leuten vertrieben, worauf Würtemberg an die Habsburger kam, wurde 1534 wieder eingeſetzt und ſtarb 1550. Sein Sohn Chriſtoph IV., ein äußerſt thätiger Fürſt, ſtarb 1568.

IX. In Baiern vereinigte Herzog Albrecht IV., ein ſtaatskluger und kraftvoller, wenn auch gewaltthätiger Fürſt, im Jahre 1505 alle baieriſchen Lande, mit Ausnahme Neuburgs, und ſetzte mit den Ständen 1507 das Recht der Erſtgeburt feſt. Er ſtarb 1508. Nichts deſto weniger geriethen doch ſeine beiden Söhne Wilhelm IV. und Ludwig wegen der Regierung mit einander in Streit, und um dieſen beizulegen, verſtändigten ſie ſich dahin, daß ſie bis zu Ludwigs Tod gemeinſchaftlich regierten. Ludwig ſtarb aber 1545 unvermählt. Wilhelm IV., welcher jetzt wieder allein regierte, ſtarb 1550. Ihm folgte Albrecht V., vermählt mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſin, dieſer ſtarb 1579. — Die baieriſchen Bisthümer wurden eine Zeitlang faſt nur mit Perſonen aus fürſtlichen Häuſern beſetzt. In Freiſingen von 1504 — 1541 Philipp, Sohn des Pfalzgrafen Philipp am Rhein. Er wurde 1517 auch Biſchof von Naumburg. Sodann deſſen Bruder Heinrich, ſtarb 1551. Er war zugleich Biſchof von Worms. In Regensburg Rupert, Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Sponheim, ſtarb 1507. Sodann Johann, Sohn des Pfalzgrafen Philipp am Rhein, ſtarb 1538. In Paſſau ſeit 1514 Ernſt, Herzog von Baiern, ſtarb 1540.

X. In Franken ſind es wiederum die Hohenzollern, die unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Der Markgraf Albrecht

Achilles, welcher alle hohenzollernſchen Beſitzungen in Franken, wie in den Marken, vereinigte, ſtarb 1486. Er hinterließ mehrere Söhne. Den beiden jüngſten Friedrich und Sigmund vermachte er die fränkiſchen Beſitzungen. Da aber Sigmund ſchon 1495 unvermählt ſtarb, ſo vereinigte Friedrich alle fränkiſchen Lande. Er regierte bis 1515, wo er angeblich wegen Blödſinns von ſeinen Söhnen der Regierung enthoben wurde, und ſtarb 1536. Seine drei Söhne waren Kaſimir, Georg und Albrecht. Der letzte wurde 1511 Hochmeiſter des deutſchen Ordens in Preußen, verwandelte 1525 das Hochmeiſterthum in ein weltliches Herzogthum und ſtarb 1568. Schon nach dem Tode ſeines Sohnes Albrecht Friedrich (ſtarb 1618) fiel Preußen an die kurfürſtliche Linie der Hohenzollern. Die beiden anderen Brüder theilten die fränkiſchen Beſitzungen dergeſtalt, daß Kaſimir (1515 — 1527) Kulmbach erhielt, Georg aber, mit dem Zunamen der Fromme (1515 — 1543), das Ansbachiſche. Die kulmbachiſche Linie ſtarb aber ſchon mit dem Sohne Kaſimirs, dem Markgrafen Albrecht Alcibiades, im Jahre 1557 aus, und die Beſitzungen derſelben fielen nun an die ansbachiſche Linie, an den Sohn Georgs, Georg Friedrich, welcher von 1543 bis 1603 regierte, aber ebenfalls ohne männliche Nachkommen ſtarb, worauf alle fränkiſchen Länder wieder an die kurfürſtliche Linie der Hohenzollern zurückfielen.

XI. In Heſſen brachte Wilhelm II. ſchon 1500 alle Länder wieder zuſammen. Er ſtarb 1509. Nach ſeinem Tode gab es aber wegen der Vormundſchaft ſeines Sohnes Philipp, der erſt 1504 geboren war, große Unruhen. Im Jahre 1518 trat Philipp, mit dem Beinamen der Großmüthige, die Regierung an. Er ſtarb 1567. Er war vermählt mit einer Tochter des Herzogs Georg von Sachſen, ſeit 1523. Seine älteſte Tochter Agnes war ſeit 1541 vermählt mit Moritz von Sachſen.

XII. In Thüringen und Meißen wurden ſeit 1484 durch Theilung zwiſchen den Brüdern Ernſt und Albert die zwei Hauptlinien gegründet, welche von ihnen die Namen führen. Die erneſtiniſche Linie beſaß den Kurkreis und Thüringen, die albertiniſche Meißen und die übrigen Lande. Ernſt, der Stammvater der erſteren, ſtarb 1486. Ihm folgte ſein Sohn Friedrich der Weiſe, einer von den Fürſten, welche die humaniſtiſchen Studien begünſtigten, Gründer der Univerſität Wittenberg, Beſchützer Luthers, einer der achtbarſten Großen des deutſchen Reiches. Er ſtarb 1525 unvermählt. Ihm folgte in der Regierung ſein Bruder Johann der Beſtändige, ſtarb aber ſchon 1532. Darauf übernahm die Regierung ſein Sohn Johann Friedrich, geboren 1503. Er verlor in dem Kriege gegen Karl V. 1548 die Kur ſammt den darauf haftenden Landen, dem Kurkreis, und behielt blos Thüringen. Er ſtarb 1554 und hinterließ zwei Söhne, von welchen der ältere Johann Friedrich (ſtarb 1595) die ältere gothaiſche Linie gründete, der jüngere Johann Wilhelm (ſtarb 1573) die weimariſche. Albert der Beherzte, der Stammvater der albertiniſchen Linie, der ſich als tapferer Heerführer in den Reichskriegen auszeichnete, ſtarb 1500. Er hinterließ zwei Söhne, Georg und Heinrich. Georg der Reiche oder der Bärtige, der bekannte Gegner Luthers, ſtarb 1539, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Es folgte ihm alſo in der Regierung ſein Bruder Heinrich, der Fromme, welcher die evangeliſche Religion in ſeinen Landen einführte. Er ſtarb 1541. Sein Sohn iſt der bekannte Moritz, welcher die Kurwürde erlangte, den Kaiſer Karl erfolgreich bekriegte, und 1553 ſtarb. Da er aber keine männlichen Nachkommen hinterließ, ſo folgte ihm ſein Bruder Auguſt (ſtarb 1586).

XIII. Was die Fürſtenthümer aus dem anhaltiſchen Stamme betrifft, ſo iſt über Lauenburg wenig zu ſagen. Auf Johann IV. (ſtarb 1490) folgte Magnus II. (ſtarb 1543), dann Franz II., der mit ſeinen Kindern in Streit gerieth und 1581 ſtarb. Die anhaltiſchen Beſitzungen kamen unter Georg I. (ſtarb 1474) von der älteren zerbſter Linie wieder alle zuſammen. Unter ſeinen Söhnen trennten ſie ſich aber wieder. Waldemar IV. (ſtarb 1508) ſtiftete die kötheniſche Linie, die aber ſchon unter ſeinem Sohne Wolfgang (ſtarb 1566) wieder erloſch. Ernſt (ſtarb 1516) ſtiftete die deſſauiſche Linie. Sein Sohn Johann II., der die lutheriſche Religion einführte (ſtarb 1551), ſetzte den Stamm fort. Der zweite Sohn Georg III. iſt 1545 lutheriſcher Coadjutor in Magdeburg.

Das Erzbisthum Magdeburg beſaß bis zum Jahre 1545 Albrecht, Markgraf von Brandenburg, zugleich Erzbiſchof von Mainz. Er wählte ſchon vorher zu ſeinem Gehülfen ſeinen Vetter

Johann Albrecht von Brandenburg. Dieſer wurde 1545 von dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen verdrängt, aber nach der Schlacht von Mühlberg wieder eingeſetzt. Er ſtarb 1550. Nach ihm wurde Sigmund von Brandenburg Erzbiſchof, der die proteſtantiſche Religion einführte und 1566 ſtarb. — Das Bisthum Ratzeburg wurde vielfach von den Herzogen von Lauenburg bedrängt, welche das Stift theils ihrer Hoheit unterwarfen, theils ihm Biſchöfe aus dem eignen Hauſe aufdrängten. Das Stift ſchloß ſich daher mehr an Mecklenburg an, aus welchem Hauſe meiſtens die Biſchöfe genommen wurden.

XIV. In Mecklenburg vereinigte Heinrich der Fette 1471 alle Beſitzungen. Er ſtarb 1477. Magnus II., der ihm folgte, und 1503 geſtorben iſt, hinterließ drei Söhne, welche gemeinſchaftlich regierten, aber dem älteſten, Heinrich dem Friedfertigen, die Leitung überließen. Doch dauerte die Eintracht nicht lange, indem einer der jüngeren Brüder, Albrecht, ein äußerſt ehrgeiziger unruhiger Prinz, auf Theilung drang, der ſich jedoch die Landſtände mit Entſchiedenheit widerſetzten. Albrecht ſtarb 1547, und Heinrich der Friedfertige 1552. Da dieſer aber keine Kinder hinterließ, ſo folgten ihm die ſechs Söhne Albrechts, von denen aber nur der älteſte, Johann Albrecht, das Geſchlecht fortpflanzte. — Das Bisthum Schwerin wurde meiſt mit Prinzen aus dem herzoglichen Hauſe beſetzt. Magnus von Mecklenburg beförderte dort 1526 die Reformation, vermählte ſich bereits als Biſchof und ſtarb 1550.

XV. In Pommern vereinigte Bogislaus X. alle Beſitzungen. Er ſtarb 1523. Er hatte zwei Söhne, von denen ſich Barnim VI. um die Einführung der Reformation Verdienſte erworben hat, aber ohne Erben 1573 geſtorben iſt. Der andere, Georg (ſtarb 1531), ſetzte das Geſchlecht fort. Deſſen Sohn Philipp I., der in den ſchmalkaldiſchen Krieg verwickelt wurde, ſtarb 1560. — Auf das Bisthum Kamin übten die Herzoge großen Einfluß. Die Reformation wurde bald daſelbſt eingeführt.

XVI. In Brandenburg folgte auf Albrecht Achilles (ſtarb 1486) deſſen Sohn Johann der Große, ſo genannt wegen ſeiner Körperlänge. Er ſtarb 1499 und hinterließ zwei Söhne, Joachim und Albrecht, von welchen der letztere der Erzbiſchof von Mainz und Magdeburg war, der erſtere aber die Kur übernahm. Joachim, mit dem Beinamen Neſtor, war ein Begünſtiger des Humanismus, gründete die Univerſität Frankfurt an der Oder, war aber ein Gegner der Reformation. Er ſtarb 1534. Deſſen Sohn Joachim II. (ſtarb 1571) führte die Reformation ein, nahm aber im ſchmalkaldiſchen Kriege keine Partei.

XVII. In Böhmen herrſchte König Wladislaus, zugleich König von Ungarn. Er ſtarb 1519. Dann folgte ſein Sohn Ludwig II., in beiden Reichen, fand aber 1526 in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken ſeinen Tod. Da er keinen Sohn hinterlaſſen, ſo folgte ihm ſein Schwager Ferdinand von Oeſterreich, der Gemahl ſeiner Schweſter Anna, vermöge Erbverträgen. Böhmen blieb ſeitdem bei dem Hauſe Habsburg. —

Was iſt nun das Ergebniß dieſer Ueberſicht? Bei einigen Fürſtenthümern, wie bei Braunſchweig-Lüneburg, den Anhalten, der Pfalz, herrſchte allerdings das Streben nach Zerſplitterung, nach Auflöſung in kleinere Theile vor, aber bei den meiſten iſt offenbar das Streben nach Verdichtung der Lande, nach Vereinigung größerer Gebiete vorwiegend: ſo in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, am Niederrhein, in Baden, Baiern, Heſſen. Unter den früher ſo erfolgreich emporſtrebenden Geſchlechtern ging zwar Würtemberg zurück, dagegen traten in den meiſten anderen ganz bedeutende fürſtliche Perſönlichkeiten hervor, welche wohl die nöthigen Eigenſchaften beſaßen, um ihren Beſtrebungen Nachdruck zu verſchaffen. So in Heſſen, in Sachſen, in Baiern, in Baden, in Pommern, in Jülich und Berg. Dazu rechne man, daß die geiſtlichen Fürſtenthümer um dieſe Zeit großentheils in die Hände der weltlichen Fürſtenhäuſer gekommen waren. Lauter Erſcheinungen, geeignet, das Selbſtgefühl des Fürſtenthums zu ſteigern und es zu beſtimmen, ſeine beſonderen Plane mit deſto größerem Eifer zu verfolgen, dagegen der Reichsgewalt ſo wenig wie möglich Einfluß auf die fürſtliche Macht zuzugeſtehen.

7. Maximilian I. Neue Reichsreformverſuche.

Wie waren nun die Verhältniſſe des Kaiſerhauſes?

Das Haus Habsburg hatte ſich ſeit einigen Jahrzehenden zu einer höchſt bedeutenden Macht emporgeſchwungen. Nicht nur war es ihm geglückt, alle früheren Beſitzungen des Hauſes wieder zu vereinigen, alſo Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Tyrol, die ſchwäbiſchen Lande, ſondern ihnen auch durch die Vereinigung mit Burgund einen ſehr anſehnlichen Zuwachs hinzuzufügen. Dazu kam noch die Anwartſchaft auf die Königreiche Böhmen und Ungarn und auf die ſpaniſche Monarchie, indem ſich Maximilians Sohn Philipp (1496) mit Johanna, der Erbin von Kaſtilien und Aragonien, vermählte. Das Haus Habsburg war am Ende des 15. Jahrhunderts das mächtigſte deutſche Fürſtenhaus. Es ſchloß mit ſeinen Beſitzungen von der Nordſee anfangend den Rhein hinauf bis an die Schweiz und von da bis zur öſtlichen Gränze mit wenig Unterbrechungen das ganze halbe Deutſchland ein. Dazu nun noch der ſchwäbiſche Bund, eine Macht im Innern des Reiches, über welche der Kaiſer verfügen konnte. Seit Karl IV. hatte kein Kaiſer eine ſolche Macht beſeſſen. Die Verſuchung lag ſehr nahe, dieſe hervorragende Stellung zu benutzen, um in Deutſchland eine größere Gewalt anzuſtreben, um ſo mehr, als einem ſolchen Verſuche die öffentliche Meinung entgegengekommen wäre, ihn eifrigſt unterſtützt haben würde. Auch iſt kein Zweifel, daß Maximilian ſolche Gedanken in ſeiner Seele trug. Es war eine von ſeinem Vater vollkommen verſchiedene Perſönlichkeit: raſch, feurig, lebhaft, von dem größten Unternehmungsgeiſt, tapfer, der erſte Ritter ſeiner Zeit, in allen Leibesübungen geübt, die geiſtigen Strebungen der Nation mit Aufmerkſamkeit verfolgend, dabei von früheſter Jugend an durch eine reiche Schule des Lebens gegangen, daher erfahren, ein Kenner des Menſchen, wie wenige. Dieſe Eigenſchaften machten ihn zum Liebling des Volks: man ſah in ihm das Ideal eines Kaiſers verwirklicht: man hoffte von ihm die Durchführung der großen Ideen, von welchen die öffentliche Meinung getragen war. Faſt alle Schriftſteller der damaligen Zeit, die Humaniſten voran, preiſen ihn als den Retter des Vaterlandes, als die Zierde der Nation, und können die ſelbſtſüchtigen Abſichten und Beſtrebungen der Fürſten nicht genug tadeln.

Gleichwohl hat Maximilian die großen Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht erfüllt. Die Hinderniſſe, die ſich den Wünſchen der öffentlichen Meinung und ſeinen eigenen Planen entgegenthürmten, waren zu groß, als daß er ſie zu beſiegen vermochte.

Maximilian beſaß zwar eine bedeutende Hausmacht. Dieſe war jedoch von einem äußeren Feinde beſtändig in Schach gehalten. Wir haben geſehen, wie es über die burgundiſche Erbſchaft zwiſchen ihm und Frankreich ſofort zu Zerwürfniſſen und zum Kriege gekommen. Der Krieg wurde zwar durch den Frieden zu Arras beendigt. Allein die Feindſchaft, welche zwiſchen den beiden Mächten beſtand, war zu ſehr in der Natur der Dinge gegründet, als daß an einen dauerhaften Frieden hätte gedacht werden können. Vielmehr benutzte Frankreich jede Gelegenheit, um von Neuem mit Oeſterreich anzubinden. Maximilian hatte ſich mit der Erbin von Bretagne, Anna, verlobt. Bretagne war aber dem Könige Karl von Frankreich ein zu ſchätzbares Land, als daß er es einem fremden Fürſten gegönnt hätte. Er wollte es lieber ſelbſt in Beſitz nehmen, und zwang Anna (1491), ihm ihre Hand zu reichen. Die Beleidigung Maximilians war um ſo größer, als im Frieden von Arras ausgemacht worden war, daß Karl die Tochter Maximilians, Margaretha, heirathen ſollte, die auch zur Erziehung nach Paris geſchickt worden war. Karl ſandte ſie jetzt ihrem Vater zurück. Natürlich kam es ſofort zum Kriege. Dieſer wurde aber von Seite des Kaiſers durchaus nicht mit der Kraft geführt, welche die Beleidigung erforderte. Denn er wurde von Deutſchland nicht unterſtützt. Die deutſchen Fürſten nämlich hüteten ſich wohl, dem Oberhaupte der Nation in ſeinen Streitigkeiten mit ſeinen Feinden beizuſpringen, weil ſie dadurch nur die Macht deſſelben vermehrt hätten, und Frankreich auf der andern Seite wußte die Eiferſucht der deutſchen Fürſten vortrefflich zu benutzen, um Maximilian in Schach zu halten. Es knüpfte ſeitdem namentlich mit den rheiniſchen Fürſten

Verbindungen an, welche auf die Entwickelung der deutſchen Verhältniſſe einen unheilvollen Einfluß äußerten. Und gerade dieſer Umſtand war eine der weſentlichſten Urſachen, warum der deutſche Kaiſer nicht ſo entſchieden mit ſeiner inneren Staatskunſt voranſchritt, als er wohl ſonſt gewünſcht hätte. Der Streit mit Frankreich wurde zwar durch den Frieden zu Senlis (1493) wieder beigelegt und zwar nicht zum Nachtheile Maximilians, welcher die Grafſchaften Burgund, Artois und Charolois zurückerhielt. Aber Karl VIII. verſtand ſich nur deßhalb zu dieſen Zugeſtändniſſen, weil er die Hand frei haben wollte bei dem vorhabenden Feldzuge nach Italien, wo, wären ſeine Plane geglückt, dem deutſchen Reiche ein noch gefährlicherer Schlag verſetzt worden wäre. Seitdem hörte die Feindſchaft zwiſchen Habsburg und Frankreich nicht auf, und ebenſowenig die Verſuche des letzteren, zum Nachtheil des Kaiſers Einfluß auf die inneren Verhältniſſe Deutſchlands zu üben.

Unter ſolchen Umſtänden erklärt ſich die Entwicklung, welche nunmehr die inneren Zuſtände des deutſchen Reiches nahmen.

Die Nothwendigkeit einer Reform, ſo oft und ſo vergebens verſucht, war ein ſo dringendes Bedürfniß und wurde namentlich in den letzten Jahrzehenten ſo laut und ſo anhaltend begehrt, daß ſich ihr die Gewalten nicht mehr entziehen konnten. Auch die Fürſten drangen darauf, wie wir denn geſehen haben, daß ſie ſelbſt unter der Regierung Friedrichs III. ſie öfter denn einmal in Anregung gebracht hatten. Die Reform der Reichsverfaſſung, wie ſie die Fürſten wünſchten, war aber eine ganz andere, als wie ſie der Kaiſer beabſichtigte, und als wie ſie die öffentliche Meinung verlangte. Die Fürſten wünſchten eine ſolche Verfaſſung, in welcher die Reichsgewalt durch die Fürſten beſchränkt oder vielmehr durch ſie ſelbſt ausgeübt worden wäre, während hingegen der Kaiſer ſeine Macht eher erweitern als beſchränken wollte. Das war der Kern des Unterſchiedes zwiſchen beiden Gewalten, und der Kampf zwiſchen dieſen beiden Richtungen zieht ſich durch die vielen großen Reichstage hin, welche in dem letzten Jahrzehend des 15. und in dem erſten des folgenden Jahrhunderts gehalten worden ſind und in denen ſchließlich die fürſtliche Anſchauung den Sieg davon trug.

Es iſt nicht zu läugnen: eine Zeitlang machten ſich ſelbſt bei den Fürſten Geſichtspunkte geltend, welche auf die Herſtellung einer größeren Einheit des Reiches gerichtet waren. Die Seele dieſer Beſtrebungen war der Erzbiſchof Berthold von Mainz, ein geborener Graf von Henneberg, ſeit dem Jahre 1486 im Beſitz des Kurfürſtenthums. Dieſer verfolgte den Gedanken, eine ſtändiſche Reichsverfaſſung zu Stande zu bringen, welche zwar den Kaiſer beſchränke, ja ihm die eigentliche Verwaltung im Weſentlichen ganz aus der Hand nähme — in derſelben Weiſe, wie auch die Landſtände, beziehungsweiſe ihre Ausſchüſſe in den einzelnen fürſtlichen Gebieten nicht ſelten die Summe der Gewalt in ihre Hände gebracht hatten — aber doch zugleich den Gedanken der Einheit des Reiches entſchiedener und kräftiger feſthalte und handhabe, als es bisher der Fall geweſen. Zu dieſem Ende brachte er drei Einrichtungen in Vorſchlag, die auf das Innigſte mit einander zuſammenhingen, nämlich den Reichsrath, das Kammergericht und den gemeinen Pfennig. Der Reichsrath ſollte aus 16 Perſonen beſtehen, aus einem Vorſitzenden, den der König ernennt, aus den Abgeordneten von ſechs Kurfürſten — der König von Böhmen wurde übergangen — und aus zehn von den übrigen Ländern. Derſelbe ſollte nun die eigentliche Reichsregierung führen. Das Kammergericht, aus ebenſo viel Perſonen beſtehend, auf dieſelbe Weiſe zuſammengeſetzt, ebenfalls ganz unabhängig, ſollte das höchſte Reichsgericht ſein und bei ihm unter andern auch die Entſcheidung über Landfriedensbruch liegen. Endlich drittens der gemeine Pfennig war eine, regelmäßig zu entrichtende, Abgabe — 1 Gulden von 1000 — von allen Angehörigen des Reichs ohne Unterſchied, ohne Rückſichtnahme auf die einzelnen Gebiete, zu denen ſie gehörten: von dieſer Reichsſteuer ſollte ſowohl das Kammergericht, als auch das Reichsregiment beſtritten werden, und ſonſtige Reichsausgaben. Die Verwendung dieſer Reichsſteuer ſollte aber ebenfalls den Reichsſtänden, beziehungsweiſe dem Reichsrathe, überlaſſen ſein. Man ſieht: es war dies eine wohl auf dem Gedanken der Einheit ruhende, aber weſentlich republikaniſche Verfaſſung, nur daß eben die Träger dieſer Verfaſſung nicht das Volk, ſondern die Fürſten waren — die Städte waren zwar auch nicht vergeſſen, ſie hatten aber nicht mehr als zwei Stimmen.

Auf dem Reichstage zu Worms (1495) rückte Berthold mit dieſen Vorſchlägen heraus, und erfreute ſich wohl der Zuſtimmung der Stände. Allein Maximilian, welcher ſeine königlichen Vorrechte dadurch auf das Aeußerſte geſchmälert ſah, wollte die beiden erſten Punkte nicht eingehen. Da er aber von den Ständen Geld verlangte wegen des Kriegs gegen den König von Frankreich, der ſich eben nach Italien geworfen, ſo entſchloß er ſich bezüglich des Kammergerichts nachzugeben, welches denn ſofort in der von Berthold vorgeſchlagenen Weiſe zum Reichsgeſetz erhoben ward. Gegen den gemeinen Pfennig hatte natürlich der König ſelber nichts einzuwenden. Dafür ließen denn die Stände ihrerſeits den Reichsrath fallen. Sonſt iſt dieſer Reichstag auch dadurch merkwürdig, daß auf ihm der ewige Landfriede errichtet ward. Dieſer Beſchluß unterſchied ſich in ſo ferne von allen vorangegangenen, daß der Landfriede nicht mehr auf eine gewiſſe Anzahl Jahre, ſondern für immer ſtatt haben ſollte.

Dieſe Beſchlüſſe ſtanden nun wohl auf dem Papier, fanden aber großen Widerſpruch im Leben. Beſonders gegen den gemeinen Pfennig hatte man von allen Seiten Einwendungen zu machen, und er ging auch nur zu einem ſehr geringen Theile ein. Auch mit dem Landfrieden wollte es nicht gehen und das Kammergericht konnte ebenfalls zu keiner rechten Lebensfähigkeit gelangen. Es wurden in den nächſten Jahren noch mehrere Reichstage gehalten, auf denen die wormſer Beſchlüſſe erneuert wurden: außerdem verfaßte man eine Menge neuer Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften beſonders über Polizeigegenſtände, ohne daß dieſe jedoch ſonderlich befolgt worden wären. Man ſah: dieſe Umgeſtaltungsverſuche wollten keinen rechten Fortgang nehmen. Zum Theil arbeitete ihnen wohl der Kaiſer ſelbſt entgegen, da ihm offenbar das Streben der Stände, ſeine Gewalt einzuſchränken, ihm das Heft der Regierung aus der Hand zu nehmen, unangenehm war.

Uebrigens waren ihm die Stände doch noch überlegen und im Jahre 1500, auf dem Reichstage zu Augsburg, als der König wieder um Hülfe gegen den äußeren Feind nachſuchte, erklärten dieſe, ihm nur unter der Bedingung beiſpringen zu wollen, wenn er ſich zur Annahme des Reichsrathes verſtehe. Maximilian gab wirklich nach, und ſo trat der Reichsrath ganz nach dem Vorſchlage Bertholds unter dem Namen eines Reichsregiments ins Leben. Hiermit war denn das ganze ſtaatliche Gebäude des Kurfürſten von Mainz aufgerichtet.

Allein wie dem König nun doch die gewünſchte Hülfe nicht wurde, wie das Reichsregiment faſt in allen Dingen mit der Anſicht des Königs in Widerſpruch gerieth, wie es in den auswärtigen Angelegenheiten eine ihm geradezu entgegengeſetzte Staatskunſt befolgte, da machte endlich Maximilian dem lange genährten Unwillen Luft. Er ſah ſich beſchimpft, ſeine Ehre angetaſtet: er errichtete jetzt auf eigene Fauſt ein neues Kammergericht, auch ein Reichsregiment, und kümmerte ſich nichts mehr um die vorhergehenden Beſchlüſſe. Jedoch die Kurfürſten, Berthold an der Spitze, leiſteten entſchiedenen Widerſtand: ſie hielten mehrere Verſammlungen, um gegen das Verfahren des Königs Widerſpruch einzulegen. Es kam zu völligem Bruche: ſchon dachte man daran, den König abzuſetzen (1502).

Sollte nun aber Maximilian dieſen Zeitpunkt nicht benutzen, um auf ſeine Weiſe eine gründliche Reichsreform vorzunehmen und damit zu beginnen, daß er das widerſpenſtige Fürſtenthum überwältigte?

Ich finde, daß gerade um jene Zeit eine Reihe von Schriften erſchienen iſt, welche den Kaiſer ziemlich unzweideutig dazu aufforderten. Es war die nationale, beſonders von den Humaniſten vertretene Partei, die in dem Kaiſer den Wahrer der Einheit ſowohl, wie einer großartigen auswärtigen Staatskunſt, dagegen in allen Verſuchen der Fürſten nur volksfeindliche, undeutſche, die Zerriſſenheit des Reiches bezweckende Abſichten erblickte.

Es lag aber am Tage, daß bei der damaligen Stellung des Fürſtenthums, bei ſeinen vielfältigen Verbindungen mit Frankreich, von dem es augenblicklich unterſtützt worden wäre, ohne eine Volksbewegung nichts erreicht werden konnte. An einer ſolchen fehlte es nun wirklich nicht. Gerade im Jahre 1502, zur Zeit, als der Bruch zwiſchen Maximilian und den Fürſten offenbar geworden war, ſollte eine Bauernverſchwörung ausbrechen. Der Mittelpunkt derſelben war im Bisthum Speier, in Untergrumbach. Ein junger Bauer, Joſ Fritz, war die Seele der Verſchwörung. Der Zweck des Aufruhrs war Vertilgung des Adels, der Fürſten und der Pfaffen: man wollte ſich die gleiche Freiheit erringen wie die Schweizer. Der Plan der Ausführung war in großem Maßſtabe entworfen. Denn nicht auf das Bisthum Speier wollte man ſich beſchränken: man wäre von da gegen die Markgrafſchaft Baden vorgerückt, und dann immer weiter, bis ganz Deutſchland dem Bundſchuh unterworfen geweſen wäre. Darum wollten die Verſchworenen an einem Orte nicht länger als 24 Stunden bleiben. Sie hofften eine allſeitige Unterſtützung von Bürgern und Bauern, da die Liebe zur Freiheit doch allgemein ſei. In der That waren bereits mehr als 7000 Menſchen in die Sache verwickelt.

Maximilian war aber nicht geſonnen, ſich eines ſolchen Bundesgenoſſen zu bedienen. Seine ganze Richtung, ſeine bisherige ſtaatliche Handlungsweiſe ſtand einem ſolchen Verfahren entgegen. Wir haben geſehen, wie er in früher Jugend ſich mit der niederländiſchen Demokratie verfeindet hatte, welche Demüthigungen er von ihr erduldet, wie er ſie ſpäter wieder zur Unterwerfung gezwungen hat. Die bäuerliche Bewegung der Käſebröder insbeſondere konnte er nicht vergeſſen. Später, 1494, bewies er ſich ebenfalls feindlich gegen die uralte bäuerliche Demokratie der Frieſen, die ihre Unabhängigkeit bis auf die letzten Zeiten behauptet hatten. Um den Herzog Albrecht den Beherzten von Sachſen zu belohnen, der ihm gegen die Niederländer die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, ernannte er dieſen zum erblichen Statthalter von Friesland unter Bedingungen, welche die Freiheit der Frieſen bedeutend beſchränkten. Auch waren dieſe nicht geſonnen, ſich zu unterwerfen, und nur durch Klugheit und geſchickte Benutzung der unter ihnen ſelbſt eingeriſſenen Uneinigkeiten gelang es Albrecht Boden zu faſſen. Wie er nun aber im Jahre 1499 ſeinen zweiten Sohn Heinrich zum Statthalter ernannte, welcher auf gewaltthätige und willkürliche Weiſe verfuhr, da erhoben ſich die Frieſen nochmals, um ihre ganze Freiheit wieder zu erringen. Heinrich wurde von ihnen belagert und wäre ſicherlich verloren geweſen, wenn nicht ſein Vater noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen. Albrecht begann nun den Vernichtungskrieg gegen die frieſiſche Freiheit und 1500 war es ihm in der That gelungen, ſie zu unterwerfen. Es geſchah dies in demſelben Jahre, in welchem die benachbarten Dithmarſen einen neuen Unterwerfungsverſuch von Seite der Holſteiner auf die glorreichſte Weiſe zurückſchlugen.

Ebenſo feindſelig benahm ſich Maximilian gegen die Schweizer. Er ſuchte jede Veranlaſſung hervor, um mit ihnen anzubinden.

Zuletzt kam es wegen einer Gränzſtreitigkeit zwiſchen den Tyrolern und den Graubündtnern, welche letztere ſich nun in die Eidgenoſſenſchaft aufnehmen ließen, zu völligem Bruch und zu Krieg (1499). Maximilian hoffte bei dieſer Gelegenheit die Sonderſtellung der Schweizer brechen, und für die ehedem dem Hauſe Habsburg zugefügten Niederlagen Rache nehmen zu können. Aber dieſer Schweizerkrieg, an welchem ſich hauptſächlich der ſchwäbiſche Bund betheiligte, nahm einen für den Kaiſer ſehr unglücklichen Ausgang. Er erlitt Niederlagen über Niederlagen, und mußte ſich zuletzt zu einem nachtheiligen Frieden verſtehen. Die Schweiz ſtand ſeitdem mächtiger und ſiegreicher da, wie je, und erweiterte ſich bald durch die Aufnahme von Baſel und Schaffhauſen in ihre Eidgenoſſenſchaft. 1504 wurde ſogar die Befreiung der Eidgenoſſen von den Reichsgerichten und den Reichsſteuern ausgeſprochen.

Daß dadurch der Haß Maximilians gegen dieſe Bauern ſich noch mehr ſteigern mußte, begreift ſich, und ſo hatte er gegen Alles einen Widerwillen, was mit der Schweiz in irgend einer Beziehung ſtand. Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtete er auch die eben erwähnte Bauernverſchwörung. Er ſah in ihr nur einen Zuſammenhang mit der Schweiz, er glaubte, daß ſie durch die Eidgenoſſenſchaft gegen ihn und das Reich angeſtiftet ſei,*) und weit entfernt, ſich ihrer zu bedienen, bewies er vielmehr einen großen Eifer, um ſie zu unterdrücken. Die Verſchwörung, kurz vor ihrem Ausbruch entdeckt, wurde beſonders auf Maximilians Betrieb auf das Härteſte geahndet. Alle Schuldigen ſollten mit dem Leben beſtraft, ihre Güter eingezogen, ihre Kinder in die Verbannung gejagt, die Rädelsführer an Roßſchweife gebunden und ſo auf die Richtſtätte geſchleppt werden.**)

Wenn nun aber der Kaiſer zur Durchführung ſeiner Plane von einer bäuerlichen Bewegung abſah, was boten ſich ihm für fernere Mittel dar? Es ſcheint, daß er einen Augenblick daran gedacht habe, die Städte auf ſeine Seite zu ziehen. Allein dieſe hatten ſchon lange eine Richtung verfolgt, welche der habsburgiſchen Staatskunſt nichts weniger als vortheilhaft war. Vor allen Dingen auf ihren Beutel bedacht, waren ſie ſehr ärgerlich über die beſtändigen Geldforderungen Maximilians und beſonders darüber, daß ſie bei den Reichsſteuern verhältnißmäßig viel höher, als die andern Stände angeſetzt worden ſeien. Es war daher ganz in ihrem Vortheil, daß der Kaiſer beſchränkt wurde, und ſo waren ſie in die Anſichten des Kurfürſten Berthold von Mainz ſehr gerne eingegangen, der die Wichtigkeit der Städte erkennend nichts verſäumte, um ſie für ſeine Plane zu gewinnen, und ihnen daher auch einen größeren Antheil an der Reichsregierung zugeſichert hatte.

---

*) Vergleiche die merkwürdige Mittheilung Maximilians gegen die Reichsſtädte vom 24. Juni 1502 in den Urkunden zur Geſchichte des ſchwäbiſchen Bundes, herausgegeben von Klüpfel. (1846.) I. S. 469. 470. 471. Er glaubte übrigens daß auch Frankreich bei dieſem Bundſchuh mit unter der Decke ſpiele.

**) Trithemius chronicon Hirsaugiense ad ann. 1502. Mone badiſche Archiv. II. 168. 169.

Auch der ſchwäbiſche Bund nahm dem Kaiſer gegenüber nicht mehr die frühere Stellung ein. Er war ſelbſtändiger geworden, verfolgte eine eigene Staatskunſt, die mitunter ſogar der kaiſerlichen in den Weg trat. Natürlich: eines der bedeutendſten Mitglieder war der Erzbiſchof von Mainz, und Albrecht von Baiern, der früher vom Bunde ſo lebhaft bekämpft worden war, war nun ſelber Mitglied deſſelben, ja ſogar Feldhauptmann.

Nun war noch die Ritterſchaft vorhanden, welche dem Kaiſer treu anhing, und die er ſelbſt ſehr bevorzugte. Ja, es ſind Spuren vorhanden, daß Maximilian wohl einmal den Gedanken gehegt, mit Hülfe der Ritterſchaft eine Umgeſtaltung des Reichs durchzuführen.*) Immerhin aber wäre ihre Macht allein zu ſchwach für eine ſolche Aufgabe geweſen.

Aber das Fürſtenthum ſelbſt kam ihm jetzt zu Hülfe. Bei allen dieſen Verfaſſungsplanen, die ſeit 1495 der Gegenſtand ſo vieler Reichsverhandlungen geweſen, wurde im Grunde doch nur ein Theil der Fürſten, die Kurfürſten, bedacht: ſie hatten verhältnißmäßig die meiſten Stimmen, und außerdem war die Leitung des Ganzen in ihre Hände gekommen. Das mindermächtige Fürſtenthum fühlte ſich dadurch beeinträchtigt, glaubte ſeine Unabhängigkeit eigentlich nur zu Gunſten einiger anderen Fürſten opfern zu müſſen, und ſetzte

---

*) Urkundliche Darſtellung der Geſchichte Wilhelms von Grumbach in Stumpf Denkwürdigkeiten der deutſchen, beſonders fränkiſchen Geſchichte. I

BIBLIOT REGIA MONACENSI

ſich daher je länger, um ſo entſchiedener, dieſen Verſuchen entgegen. Von dieſer Seite konnten alſo die Kurfürſten keine Unterſtützung gewärtigen. Außerdem waren manche Fürſten durch perſönliche Verhältniſſe an das Kaiſerhaus gebunden, wie das ſächſiſch-albertiniſche Haus durch Friesland, die Herzoge von Braunſchweig, die Herzoge von Würtemberg und andere.

Und nun kam glücklicher Weiſe für den Kaiſer der pfälziſch-baieriſche Krieg dazu. Max wurde in der Streitigkeit zwiſchen Pfalz und Baiern-München über die landshutiſche Erbſchaft zum Schiedsrichter gewählt. Er entſchied zu Gunſten des letzteren, und zwang, als die Pfalz nicht nachgeben wollte, dieſe in einem Kriege, in welchem ſich wieder die Kräfte des Reichs um den Kaiſer ſchaarten, zur Nachgiebigkeit. Einer der vorzüglichſten Feinde des Kaiſers, der beſonders mit Frankreich in genauen Beziehungen geſtanden, war ſomit gedemüthigt.

Jetzt glaubte Maximilian ſich wieder ſo mächtig, daß er nun die Reichsreform ſelber, und natürlich in ſeinem Sinne durchführen könne. Auf dem Reichstage zu Köln (1505) machte er darauf bezügliche Vorſchläge. Er lehnte ſich an die Einrichtungen Bertholds von Mainz an, allgemeinen Pfennig, Reichskammergericht, Reichsregiment; allein dieſe geſtaltete er weſentlich um, ſo daß eben die Summe der Macht beim Kaiſer und nicht bei den Ständen geweſen wäre. Bedeutſam iſt, daß auch der Ritterſchaft ein gewiſſer Antheil an der Reichsregierung eingeräumt worden wäre. Die Stände dachten jedoch nicht daran, auf dieſe Vorſchläge einzugehen. Sie wieſen das Reichsregiment zurück, ebenſo den gemeinen Pfennig, und nur das Kammergericht behielten ſie in der früher ſchon gut geheißenen Einrichtung bei. Statt des gemeinen Pfennigs, den man nun ganz fallen ließ, kehrte man wieder auf die Matrikel zurück, d. h. die einzelnen Gebiete wurden als ſolche, je nach ihrer Macht veranſchlagt: der Gedanke der Landeshoheit der einzelnen Fürſtenthümer trat alſo wieder an die Stelle des Gedankens der Reichseinheit, welcher dem gemeinen Pfennig zu Grunde gelegen. Was das Reichsregiment anbetrifft, ſo verzichteten die Stände darauf, eine ähnliche Einrichtung wieder ins Leben zu rufen: ſie erklärten, ſie wollten den Kaiſer in der Regierung nicht beſchränken, er habe bisher wohl und weiſe regiert. Dies hieß jedoch nichts anderes, als die frühere Unbeſtimmtheit zurückführen, wo der Kaiſer nur dann auf Gehorſam der Fürſten rechnen konnte, wenn es ihnen beliebte.

Dies war der Ausgang der zehnjährigen Unterhandlungen über eine Reform der Reichsverfaſſung. Man ſieht: das Ergebniß war im Grunde kein anderes, als daß man wieder zu dem Alten zurückkehrte. Die Stände, oder vielmehr die Kurfürſten, wollten zuerſt eine größere Einheit, mit Zurückſetzung des Königs, mit Vorwiegen der ſtändiſchen Macht. Das ließ ſich aber nicht durchführen, weil ſich dieſem Gedanken ſowohl der König, als die kleineren Reichsſtände, als auch die öffentliche Meinung widerſetzten. Dann wollte der König eine Reform des Reichs mit Vorwiegen der königlichen Macht. Dem ſetzten ſich die Stände entgegen. Endlich beſchloſſen die Stände, ſowohl ihren Gedanken aufzugeben, als auch der König, den ſeinigen: man kehrte alſo zum Alten zurück. Das Reich blieb in ſeiner Zerſplitterung, in ſeiner ſtaatsrechtlichen Unbeſtimmtheit, und nur das Kammergericht ließ man als einzige Errungenſchaft, aber im Sinne der Reichsſtände, beſtehen. Dabei blieb es denn, und alle folgenden Reichstage unter Maximilian veränderten nichts mehr in der Sachlage. Das einzige Bemerkenswerthe iſt noch, daß zur beſſeren Handhabung des Landfriedens ſpäter die deutſchen Länder in zehn Kreiſe eingetheilt wurden, ein Streben, wie wir uns erinnern, das ſeit mehr als einem Jahrhundert verfolgt worden war. Dieſe Kreiſe waren der öſterreichiſche, der baieriſche, der ſchwäbiſche, der fränkiſche, der oberrheiniſche, der niederrheiniſche (die 4 rheiniſchen Kurfürſten umfaſſend), der weſtphäliſche, der oberſächſiſche, der niederſächſiſche, der burgundiſche. Böhmen wurde nicht dazu gezählt.

8. Staatliche Folgen von dem nochmaligen Scheitern der Reformbeſtrebungen. Auswärtige Verhältniſſe. Innere Auflöſung. Bäuerliche Umwälzungsverſuche.

Noch einmal alſo wurden die Hoffnungen der Nation auf eine durchgreifende Aenderung der Reichsverfaſſung getäuſcht. Was waren die Folgen davon?

Fürs Erſte, daß das Reich gegen Außen wieder eine ſehr ſchlechte Rolle ſpielte. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts war in die äußere Staatskunſt der großen Mächte Europas eine außerordentliche Bewegung gekommen. Der Schauplatz derſelben war Italien, wo ſich zuerſt Frankreich, ſodann Spanien feſtzuſetzen ſuchte. Karl VIII. von Frankreich unternahm 1494 den Eroberungszug gegen Neapel, welcher zwar mißglückte, aber 1499 ſetzte ſich deſſen Nachfolger Ludwig XII. in Mailand feſt, und bald darauf theilte er ſich mit Spanien in das Königreich Neapel. Seitdem übte Frankreich den entſchiedenſten Einfluß auf die italieniſchen Verhältniſſe. Dieſe Thatſache war an ſich ſchon eine Verkleinerung des deutſchen Reiches: denn dieſes beſaß immerhin noch die Oberhoheit über Italien, und wenn nun doch einmal Fremde über dies Land herrſchen ſollten, ſo hatte Deutſchland zweifelsohne das erſte und älteſte Recht darauf. Sie wurde aber für Deutſchland um ſo bedenklicher, wenn man bedachte, daß es gerade Frankreich war, welches über Italien herrſchte. Denn ſeit geraumer Zeit hatte dieſe Macht ihr Augenmerk auf Deutſchland gerichtet, ſuchte, wie wir geſehen, durch Verbindungen mit deutſchen Fürſten Einfluß auf die inneren Verhältniſſe des Reiches zu gewinnen, und trachtete an der Weſtgränze ein Stück nach dem anderen davon loszureißen. Durch ſein Uebergewicht in Italien wurde Frankreich noch mehr geſtärkt und die Gefahr für Deutſchland noch größer. Eine geſunde Staatskunſt gebot daher der deutſchen Nation, dieſer Macht entſchieden entgegen zu treten und ihre Fortſchritte in Italien zu hemmen. Dies war nicht nur ein Gebot der Nationalehre, ſondern auch der Selbſterhaltung. Maximilian erkannte mit richtigem Blicke die Lage der Dinge: er ſah in Frankreich den gefährlichſten Feind und glaubte Alles aufbieten zu müſſen zu ſeiner Bekämpfung. Allerdings waren die Abſichten Frankreichs vorzugsweiſe gegen die habsburgiſche Hausmacht, gegen die burgundiſchen Beſitzungen, gerichtet, und es war alſo zunächſt das eigene Haus, welches Max zu vertheidigen unternahm. Aber die Vortheile Deutſchlands und Oeſterreichs fielen hier zuſammen, und die habsburgiſche Staatskunſt war alſo zugleich eine nationale, indem ſie gegen Frankreich in die Schranken trat.

Hier aber zeigte ſich ſogleich, von welch traurigen Erfolgen das Vorwiegen der fürſtlichen Anſchauungsweiſe begleitet war. Maximilian vermochte die Reichsſtände zu keiner entſchiedenen auswärtigen Staatskunſt zu beſtimmen. Sie machten ihre Unterſtützung beſtändig von Zugeſtändniſſen in den inneren Angelegenheiten abhängig, und wenn ſie doch zuletzt Hülfe gewährten, ſo war dieſe ſo unbedeutend, daß mit ihr keine erklecklichen Erfolge erreicht werden konnten. Nun hätte zwar Maximilian ſeine eigenen Kräfte anſtrengen können: auch verſäumte er dieſes nicht, aber dieſe Kräfte reichten nicht aus, um ſo weniger, als Max ein ſchlechter Haushalter war: er ſah ſich immer wieder in die Nothwendigkeit verſetzt, das Reich herbeizuziehen. Aber das Reich ſpielte, wie geſagt, eine ſehr erbärmliche Rolle. Und es war nicht immer die beſſere Ueberzeugung, welche dieſe Haltung der Reichsfürſten in den auswärtigen Angelegenheiten beſtimmte, ſondern gar zu häufig franzöſiſcher Einfluß. So entzog ſich das Reich bisweilen jeder Hülfe. Oft freilich glaubte es doch etwas thun zu müſſen. Es gab aber dann ſo wenig und ſo ſpät, daß die Betheiligung des deutſchen Reichs an den europäiſchen Händeln ihm weit mehr zum Nachtheil und zum Spotte gereichte, als eine gänzliche Unthätigkeit. So mußte es Maximilian geſchehen laſſen, daß Frankreich im Beſitze Mailands blieb, Spanien im Beſitze Neapels und daß die Venetianer ſich immer weiter in Oberitalien ausdehnten, ohne das deutſche Reich zu beachten. Die Mißachtung der Venetianer beſtimmte endlich Maximilian (1508) ſich mit Frankreich, Spanien, dem Papſte gegen dieſen Freiſtaat zu verbinden. Es kennzeichnet aber die damalige Haltung des deutſchen Reiches, daß es ihm trotz der Verbündeten nicht möglich war, über Venedig erkleckliche Vortheile zu erringen. Später löſte ſich die Verbindung gegen Venedig auf, und durch Papſt Julius II. wurde eine andere gegen Frankreich in's Leben gerufen, welches aus Italien verdrängt werden ſollte. Auch Maximilian trat dieſem Bunde bei und ſuchte bei dieſer Gelegenheit ſich auch des Herzogthums Burgund zu bemächtigen. In der That gelang die Vertreibung der Franzoſen aus Italien, nicht aber durch Maximilian, ſondern durch die Schweizer: dieſe ſetzten auch den neuen Herzog ein, Maximilian Sforza, den Sohn des von den Franzoſen geſtürzten Ludwig Moro, und der Kaiſer mußte denſelben in ſeiner Würde beſtätigen. Sein Verſuch aber gegen das Herzogthum Burgund (1512) mißlang gänzlich. Auch in Italien trat bald wieder eine Wendung zu Gunſten der Franzoſen ein. Der neue franzöſiſche König, Franz I., unternahm 1515 nochmals einen Zug gegen Italien und es gelang ihm durch den Sieg über die Schweizer bei Marignano, ſich wieder Mailands zu bemächtigen, und hierdurch den früheren Einfluß in Italien zu befeſtigen.

Die traurige Rolle, welche Deutſchland in den europäiſchen Händeln ſpielte, wurde von den vaterländiſch-geſinnten Männern um ſo tiefer gefühlt, als die meiſten Kriege der Fremden mit deutſchem Blute geführt wurden. Die deutſchen Landsknechte gehörten zu dem gefürchtetſten Fußvolke der damaligen Zeit, und nur die Schweizer durften ſich mit ihnen meſſen. Sie wurden daher von den kriegführenden Mächten angeworben, und unſere Söhne ſchlugen die Schlachten der fremden Könige. „Was könnte Deutſchland ſein, rufen unſere vaterländiſch geſinnten Männer aus, wenn es die eigene Kraft benutzen, für ſich ſelber ausbeuten wollte. Kein Staat der Welt könnte ihm Widerſtand leiſten!“ Denn die vaterländiſche Geſinnung der Deutſchen erſtreckte ſich ganz beſonders auch auf die auswärtige Staatskunſt. Sie wünſchte von Deutſchland auch in der Beziehung zu den übrigen Staaten wieder die vorwiegende Stellung eingenommen zu ſehen, wie ſie daſſelbe in den Zeiten der ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer inne gehabt.

Daran war nun aber um ſo weniger zu denken, als die inneren Zwieſpälte, Uneinigkeiten und Fehden wieder in erſchrecklicher

Weiſe überhand nahmen. Der ewige Landfriede ſtand zwar auf dem Papier. Aber daß man ihm nachkam, daran fehlte viel. Nur der ſchwäbiſche Bund hielt innerhalb ſeines Kreiſes noch die Ordnung aufrecht, aber auch nur mit genauer Noth. Dieſe Anſtalt, welche gleich nach ihrem Entſtehen eine ſo große Kraft entfaltet hatte und eine ſo bedeutende Zukunft verſprach, ſo daß man in ihr den Keim einer einheitlichen Verfaſſung für ganz Deutſchland zu erblicken glaubte, erduldete natürlich auch die Einflüſſe der oben angegebenen Entwicklungen. Der ſchwäbiſche Bund wurde von den Fürſten, die für ihre Selbſtherrlichkeit fürchteten, mit mißgünſtigen Blicken betrachtet und von ihnen offen und insgeheim bekämpft. Einer der gefährlichſten Gegner deſſelben war der Kurfürſt von der Pfalz. Bei der Erneuerung deſſelben im Jahre 1512 traten mehrere Fürſten nicht mehr hinzu. Die bedeutendſten unter dieſen waren der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Markgraf von Baden. Ja, die feindſelige Geſinnung derſelben trat ſofort in einer anderen Verbindung hervor, welche eben dieſe Fürſten mit dem anerkannten Gegner des ſchwäbiſchen Bundes, mit dem Kurfürſten von der Pfalz ſchloſſen. Alle Verſuche, dieſen Gegenbund aufzulöſen, ſcheiterten. Der Kaiſer ſelbſt, der von dem ſchwäbiſchen Bunde deßhalb angegangen wurde, ließ es an der nöthigen Thatkraft fehlen, wie er denn in ſeinen letzten Jahren mehr durch Unterhandlungen, als durch kräftiges Dreinſchlagen auszurichten verſuchte. Dies machte den Bund etwas ängſtlich und minder zuverſichtlich, wie ſonſt. So konnte es denn kommen, daß ein einfacher Edelmann, Franz von Sickingen, freilich einer der gefürchtetſten und angeſehenſten Ritter in Franken und am Rhein, ihm ungeſtraft Trotz bieten durfte. Allerdings noch andere Fürſten zitterten vor ihm, wie denn der Landgraf von Heſſen (1518) von ihm zu einem demüthigen Vergleiche gezwungen ward. Und nicht nur der ſchwäbiſche Bund, ſondern ſelbſt das geſammte Reich wagte nichts gegen den kühnen Ritter, welcher dem ewigen Landfrieden Hohn ſprach und für ſeine Privatſtreitigkeiten keinen anderen Richter anerkannte, als das Schwert. Aber außer Sickingen kümmerten ſich noch eine Menge anderer Ritter nichts um den Landfrieden, trieben vielmehr das frühere Handwerk der Wegelagerei, und machten die Wege unſicher. Einer der bekannteſten dieſer Edelleute vom alten Schlag iſt Götz von Berlichingen. Alle Augenblicke ſucht er Händel mit einer Stadt, um ihr ihre Waaren niederwerfen zu können, oder mit einem Biſchof, um ihn zu brandſchatzen. Wie klagen die Kaufleute über dieſe wilden Wegelagerer, und wie wenig wird im Ganzen gegen ſie ausgerichtet! Trieben es doch die Fürſten nicht viel beſſer! Auch unter ihrem Geleite wurden Räubereien ausgeübt, und wenn ſie ſelbſt in Streitigkeiten verwickelt waren, ſo griffen ſie auch lieber zum Schwerte, als daß ſie Recht beim Kammergericht ſuchten.

Unter ſolchen Umſtänden, da eigentlich Alles auseinanderzufallen drohte, begreift es ſich, wie die umwälzenden Gedanken in den unteren Schichten der Geſellſchaft erneuerte Verſuche wagen konnten, um ſich geltend zu machen. Wir bemerken im zweiten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts zunehmende Kühnheit in den Entwürfen und Beſtrebungen des gemeinen Mannes.

Zunächſt in den Städten. Hier ſetzten ſich die bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts begonnenen Umwälzungsverſuche mit geſteigertem Uebergewichte der demokratiſchen Parteien fort. So kommt es 1509 in Erfurt zu einer Empörung der Gemeinde gegen den Rath; 1511 desgleichen in Konſtanz; 1512 in Speier; 1513 in Köln, Worms, Aachen, Deventer, Andernach, Halle, Lübeck, Regensburg, Schweinfurt und in einer Menge anderer.*) Hier ſiegt überall die Gemeinde, und nicht ſelten wird der Sieg derſelben damit bezeichnet, daß die Rathsherren, gegen welche die Empörung ſich gerichtet hat, hingerichtet werden.

In demſelben Jahre 1513, welches ſo günſtig für den Sieg der ſtädtiſchen Demokratie war, verſuchten auch die Bauern eine neue Erhebung. Diesmal war der Mittelpunkt das Dorf Lehen bei Freiburg im Breisgau. Die Seele der Verſchwörung war aber wieder jener Joſt Fritz, der ſchon im Jahre 1502 die Bauernverſchwörung im Bisthum Speier angezettelt hatte, und dem es gelungen war, ſich unerkannt im Lande herumzutreiben, und für ſeine Plane Anhänger zu gewinnen. Die Verſchwörung erſtreckte ſich auf beide Ufer des Rheins von Baſel an bis Bruchſal, und es waren ſogar Edelleute und Pfarrer in dieſelbe verwickelt. Die

---

*) Trithemius chronicon Hirsaugiense ad ann. 1513.

Ziele dieſer Verſchwörung waren doch geſteckt. Gleich der erſte Satz von den zwölf Bundesartikeln derſelben lautete: keinen anderen Herrn anzuerkennen, als Kaiſer und Papſt. Vogeln, Fiſchen, Holz und Wald ſollte frei und allgemein ſein. Alle unbilligen Steuern und Zölle ſollten abgethan werden. Um Schuld ſollte Jeder nur vor dem eigenen Richter an dem Orte, wo er geſeſſen iſt, zur Rede ſtehen. Nur ſo lange ſollte man Zinſe geben, bis dieſe dem Hauptgute gleich kommen. Die geiſtlichen Gerichte ſollten nur in geiſtlichen, nicht aber in Schuldſachen richten. Kein Prieſter ſollte mehr, als eine einzige Pfründe haben, die übrigen ſollten ihm genommen und Anderen gegeben werden. Endlich ſollte ein beſtändiger Friede in der ganzen Chriſtenheit aufgerichtet werden: Alle, die ſich dawider ſetzten, ſollte man erſchlagen; wer zu kriegen Luſt hätte, dem ſollte man Geld geben, und ihn an die Türken und Ungläubigen ſchicken. Höchſt bedeutſam war, daß die Bauern zuletzt erklärten, wenn der Bundſchuh aufgerichtet, der Hauſe zuſammengekommen ſei, dem Kaiſer Maximilian von ihrem Vorhaben Anzeige machen und ihn bitten zu wollen, an die Spitze zu treten. Erſt wenn er es verweigere, wolle man zu den Schweizern rücken.

Mit dem letzten Gedanken überſchritt, wie man ſieht, dieſe Verſchwörung den beſchränkten bäuerlichen Geſichtskreis und lehnte ſich an die allgemeinen Wünſche der öffentlichen Meinung an. Es iſt merkwürdig, daß gerade um dieſelbe Zeit von Seite der Humaniſten ähnliche Gedanken ganz offen ausgeſprochen wurden. Coccinius*) machte den Fürſten ganz ernſtlich den Vorſchlag, ihre geſammte Gewalt in die Hände des Kaiſers niederzulegen. Sie thäten ja doch nichts, was dem Reiche fromme, unterſtützten den Kaiſer in nichts, es ſei daher billig, daß ſie alle ihre Rechte wieder an denſelben herausgäben. „Früher, ſagt er, als die Kaiſer Zölle und ſämmtliche königliche Gerechtſame noch beiſammen hatten, waren ſie mächtig genug, um die größten Heere auf die Beine zu bringen. Wenn ſpäter die Kaiſer aus Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit manche ihrer Rechte an die Fürſten überlaſſen haben, wie Karl IV., ſo iſt damit nicht geſagt, daß die Fürſten ſich dieſer ihrer Rechte ganz nach Belieben bedienen dürften. Thun ſie es ſo, daß es dem Reiche zum Schaden gereicht, wie jetzt, ſo können dieſe Vorrechte von Rechts wegen ihnen wieder genommen werden. Ueberlaſſet alſo, ihr Fürſten, entweder dem Kaiſer Maximilian alle Rechte des Reichs, oder ſagt zu ihm: Alles, was wir haben, gehört dir. Bediene dich deſſen, wie du willſt. Auch erkennen wir dich und deine männlichen Nachkommen als Kaiſer, als unſere geborenen und erblichen Herren an.“

---

*) Coccinii de bellis Italicis ap. Froheri scriptores rerum Germanicarum. II. 288. 289.

Das war deutlich genug geſprochen. Maximilian war aber damals weniger, wie je, in der Lage, dergleichen Gedanken verwirklichen zu können. Und der Hülfe des gemeinen Mannes wollte er jetzt ſo wenig, wie früher, ſich bedienen. Zwar hat es den Anſchein, als ob er einen Augenblick lang geſchwankt habe. Wenigſtens wurde das Gerücht verbreitet, als ob der Kaiſer günſtig für den Bundſchuh geſinnt ſei, und die Langſamkeit, mit welcher die kaiſerliche Regierung in Enſisheim gegen die Bauern verfuhr, als ihre Verſchwörung von Freiburg und Baden entdeckt worden war, war allerdings geeignet, um jenes Gerücht nicht ganz unwahrſcheinlich zu finden. Doch bald änderte ſich die Lage der Dinge. Die kaiſerliche Regierung erklärte jenes Gerücht für falſch und forderte nun zur äußerſten Strenge gegen die Verſchwörer auf. Viele wurden mit dem Leben geſtraft, Joſt Fritz gelang es aber wiederum, zu entkommen.

Ein Jahr darauf, 1514, kam es im benachbarten Würtemberg zum Aufſtand des „armen Konrad“. Der Herzog Ulrich führte eine verſchwenderiſche Regierung, machte ungeheuere Schulden, und um dieſe zu decken, legte er Steuern über Steuern auf das Land. Zuletzt führte er ein kleineres Gewicht und Maaß ein, während doch die alten Preiſe und die von jenen zu erhebenden Abgaben blieben. Da erhob ſich der Bauer in ganz Würtemberg und griff zu den Waffen. Längſt ſchon hatte er ſich in eine Verbindung zuſammengethan, der arme Konrad genannt, die Anfangs unſchuldiger Natur geweſen zu ſein ſcheint, durch den zunehmenden Druck jedoch von ſelbſt eine ſtaatliche Bedeutung gewann. Dieſer Bauernaufruhr war um ſo gefährlicher, weil er nicht vereinzelt ſtand. Denn alle anderen Schichten der Geſellſchaft, insbeſondere aber die Bürgerſchaft in den Städten, waren mit dem Herzog unzufrieden: ſie alle verlangten ernſtlich die Abſtellung ihrer vielfachen Beſchwerden.

Der Herzog entſchloß ſich endlich nachzugeben. Er verſammelte (1515) ſeine Landſchaft zu einem Landtag in Tübingen. Dort kam es zu dem bekannten tübinger Vertrag, welcher die Rechte der Landſtände zu dem Herzoge ſicher ſtellte, die meiſten Mißbräuche abſchaffte und Vorſorge gegen eine ähnliche Willkürherrſchaft, wie die vorangegangene, traf. Dagegen übernahm die Landſchaft die Bezahlung der Schulden des Herzogs. Mit dieſem tübinger Vertrag waren aber die Bauern nichts weniger als zufrieden. Sie hatten verlangt, ebenfalls zu dem Landtag zugezogen zu werden, welchem Begehren jedoch nicht entſprochen wurde: ſie ſtellten Forderungen, welche zum Theil gerade gegen die auf dem Landtage vertretenen Schichten der Geſellſchaft, gegen die Ehrbarkeit in den Städten und gegen den Adel gerichtet waren, und die nun, wie ſich von ſelbſt verſteht, abgewieſen wurden. Ja, es wurden von den Landſtänden Geſetze wider die Empörung des gemeinen Mannes verabfaßt, welche denſelben in eine noch härtere Lage zurückſtießen. Wenn man nun bedachte, daß der Bauer gerade wegen der erhöhten Steuern ſich erhoben hatte, und daß dieſe Beſchwerde durch die Uebernahme der Schulden des Herzogs von Seite der Landſchaft nicht nur nicht abgeſtellt, ſondern ſogar noch verſtärkt wurde, ſo begreift ſich, daß die Bauerſchaft ſich nicht zufrieden gab, ſondern immer noch unter den Waffen ſtehen blieb. Damals war aber der Bauer überall ſchwierig: im benachbarten Baden wirkten die Umtriebe der Bundſchuher noch nach, in Franken kam es ebenfalls zu Unruhen: es war zu fürchten, daß eine allgemeine Empörung der Bauern daraus würde, welche, wenn ſie ſich mit den Unzufriedenen in den Städten in Verbindung ſetzte, noch gefährlicher werden mußte. Der Herzog von Würtemberg glaubte daher mit aller Strenge dagegen auftreten zu müſſen: er wurde bereitwillig unterſtützt von dem fränkiſchen Adel, der in dem armen Konrad den eigenen Gegner zu erblicken vermeinte, und ſo wurde dieſe bäuerliche Erhebung mit Waffengewalt unterdrückt, und nach der Weiſe der Zeit auf die grauſamſte Weiſe beſtraft.

Es dauerte aber nicht lange, ſo galt eben dieſer Herzog Ulrich von Würtemberg ſelber als ein Gönner des armen Konrad. Noch in demſelben Jahre 1515 nämlich beging er einen Mord an einem fränkiſchen Edelmann Hans von Hutten, und brachte dadurch den geſammten Adel gegen ſich auf. Selbſt ſein eigener Adel ging nun damit um, ihn zu ſtürzen. Der an Hutten vollzogene Mord wurde vor das Gericht des Kaiſers gebracht. Dieſer war ohnedies übel auf den Herzog zu ſprechen, weil er aus dem ſchwäbiſchen Bund getreten war, und ſich an Pfalz und Frankreich anlehnte, zuletzt ſeine Frau, eine baieriſche Prinzeſſin und eine Nichte des Kaiſers, durch üble Behandlung zur Flucht genöthigt hatte. Schon im Jahre 1516 ſollte Ulrich in die Acht gethan werden, und nur durch die Verwendung des kaiſerlichen Kanzlers, des Kardinals Mathäus Lang, gelang es dieſelbe abzuwenden. Ulrich übte hierauf eben ſolche Rache an ſeinem Adel, wie ehedem an dem armen Konrad, lehnte ſich aber jetzt, wie es ſcheint, mehr an den letzteren an, um im Falle der Noth vom Volke unterſtützt zu werden. Wenigſtens warf ihm Maximilian bei mehr als einer Gelegenheit vor, daß er mit dem armen Konrad gemeinſame Sache mache, und in des Kaiſers eigenen Erblanden die Empörung des gemeinen Mannes vorbereite.*) Merkwürdig bleibt immerhin, daß Ulrich mit der republikaniſchen Schweiz in ſehr freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, eine Verbindung, die um ſo wichtiger war, weil er von dorther im Falle der Noth die beſten Krieger erhalten konnte.

Wie tiefgewurzelt aber die Beſtrebungen der Bauern waren, ſah man daraus, daß trotz aller bisher mißlungenen Verſuche immer wieder neue gemacht wurden. Im Breisgau ſpuckte immer noch Joſt Fritz mit ſeinen Geſellen;**) in Ungarn kam es 1516 zu einem ſehr gefährlichen Bauernaufſtand, und 1517 nicht minder in der wendiſchen Mark.***) Da rotteten ſich die Bauern in großer Anzahl zuſammen, fielen über den Adel her, ermordeten ihn, und trugen die Köpfe der erſchlagenen Edelleute auf Spießen umher. Lange dauerte der Unfug, bis endlich Maximilian 800 Landsknechte gegen ſie ſchickte, welche die Empörung in blutiger Weiſe unterdrückten.

---

*) Urkunden zur Geſchichte des ſchwäb. Bundes. II. 145. 146. 147.

**) Schreiber der Bundſchuh zu Leben. S. 39.

***) Franck deutſche Chronika. S. 267.

9. Kampf der Humaniſten gegen die Scholaſtiker. Reuchlin und die Ketzermeiſter. Ulrich von Hutten.

Während nun dieſe Unruhen auf dem ſtaatlichen Gebiete ſtatt fanden, während es in den unteren Schichten der Geſellſchaft kochte und gährte, kam es auf einem anderen Gebiete zu einer nicht minder bedeutenden Bewegung. Es entſpann ſich ein ernſtlicher folgenreicher Kampf zwiſchen den Humaniſten, den Vertretern der neuen freien wiſſenſchaftlichen Richtung, und den Scholaſtikern, den Anhängern des Alten.

Dieſe, die Theologen des alten Schlags, die Mönche und die Ketzerrichter, hatten ſchon lange den Fortſchritten des Humanismus mit Unwillen zugeſehen, und ſuchten ihnen, wo ſie konnten, entgegenzuarbeiten. Allein wenn es auch ihren kleinlichten Ränken hie und da gelang, den Humaniſten Hinderniſſe in den Weg zu werfen, die Lehrthätigkeit des einen oder des andern auf einer Hochſchule unmöglich zu machen — denn ſie waren immerhin noch im Beſitze der Gewalt — ſo machte die humaniſtiſche Richtung im Ganzen und Großen von Tag zu Tag größere Eroberungen. Ja, ſie wurde nun immer kecker in ihren Angriffen auf das alte Lehrgebäude und auf die Vertreter deſſelben, die ſie mit den Waffen des Witzes auf ebenſo erfolgreiche Weiſe wie mit den Waffen der Gelehrſamkeit beſtritt: jene wurden von Tag zu Tag lächerlicher und verächtlicher, während der Humanismus bereits als diejenige Richtung galt, welche allein zu wahrhafter Geiſtesbildung führen könne. Doch gaben ſich die Scholaſtiker noch keineswegs geſchlagen. Vielmehr benutzten ſie die kirchliche Gewalt, die immer noch in ihren Händen lag, dazu, um auf den Humanismus einen großen Schlag zu führen. Sie verſuchten, eines der Häupter der neuen wiſſenſchaftlichen Richtung in einen Ketzerprozeß zu verwickeln, in der Hoffnung, wenn ſie dieſen Einen zu Boden geſchmettert, auch die

Andern demüthigen zu können. Der Mann, den ſie ſich zum Gegenſtand ihres Angriffs auserſehen, war Johann Reuchlin.

Ein ehemaliger Jude, Namens Pfefferkorn, welcher zum Chriſtenthum übergetreten war, und ſich des beſondern Schutzes der kölner Dominikaner und Theologen erfreute, glaubte die Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung beſonders dadurch beweiſen zu müſſen, daß er ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen auf das Maßloſeſte verfolgte. Nachdem er mehrere Bücher gegen ſie geſchrieben, ſuchte er zuletzt beim Kaiſer Maximilian einen Erlaß zu bewirken, zufolge deſſen alle Bücher der Juden, weil ſie gegen das Chriſtenthum gerichtet ſeien, vertilgt werden ſollten: nur das alte Teſtament ſollte übrig bleiben. Maximilian ertheilte nun mehreren gelehrten Männern, unter dieſen auch Johann Reuchlin, den Auftrag, ihr Gutachten über dieſen Vorſchlag abzugeben. Reuchlin gab es (1510), und natürlich nicht im Sinne Pfefferkorns. Darüber wurde dieſer wüthend: er ſchrieb ſofort eine biſſige Schrift gegen Reuchlin, in welcher er ihm vorwarf, daß er nur deßhalb zu Gunſten der jüdiſchen Bücher ſich ausgeſprochen, weil er von den Juden beſtochen worden ſei. Reuchlin antwortete darauf in einer Schrift, dem Augenſpiegel (1511), in welcher er Pfefferkorn und ſein Gebahren in dieſer Angelegenheit ziemlich derb und leidenſchaftlich abfertigte. Jetzt aber legten ſich die kölner Dominikaner, in deren Auftrag Pfefferkorn bisher gehandelt, in den Streit. Sie erklärten, daß in dem Augenſpiegel Reuchlins mehrere ketzeriſche Sätze enthalten ſeien, und daß ſie daher die Sache vor ihr Gericht ziehen wollten. Darüber erſchrack denn doch Johann Reuchlin. Er hatte die neue Wiſſenſchaft von jeher nur in rein gegenſtändlicher Weiſe behandelt, und nicht daran gedacht, Jemanden anzugreifen. Sein Ruhm war ihm auch nicht aus einer verneinenden, ſondern aus einer poſitiven Thätigkeit erwachſen. Auch hatte er bisher nur allgemeine Anerkennung, nicht Angriffe erfahren. Um ſo mehr erſchrack er, als das theologiſche Ungewitter ſich gegen ihn zuſammenzog. Ein Ketzerprozeß war keine Kleinigkeit. Einem aus ſeinen Schriften oder ſonſtigen Aeußerungen Ketzereien herauszuklauben, war damals ebenſo leicht, wie heutzutage Hochverrath. Und wenn diejenigen, welche die Kirchengewalt in den Händen hatten, wie die Ketzerrichter, entſchloſſen waren, Einem wegen ſeiner Geſinnungen den Ketzerprozeß an den Hals zu werfen, ſo war dem ebenſo wenig zu entrinnen, wie heutzutage dem Hochverrathsprozeß. Die kölner Dominikaner hatten noch dazu einen Mann an ihrer Spitze, der mit allen Ketzerrichtern, was Unduldſamkeit, Hochmuth, Grauſamkeit und Ränkeſucht anbetrifft, wetteifern konnte. Das war Jakob von Hogſtraten. Reuchlin alſo glaubte, zuerſt gelinde Saiten aufziehen zu müſſen: er ſchrieb einen ſehr demüthigen Brief an die kölner Theologen, durch welchen er jene zufrieden zu ſtellen hoffte: in dieſem Briefe ſagte er ganz offen, daß er nichts anderes glaube, als was die Kirche vorſchreibe, und daß er alles von vornherein widerrufe, was er etwa im Widerſpruche mit der Kirche geſchrieben haben möchte. Dieſer Brief Reuchlins, der auf den Leſer einen etwas peinlichen Eindruck macht, wenn man bedenkt, daß einer der größten Gelehrten ſeiner Zeit zu unwiſſenden und hochmüthigen Theologen ſich ſo weit heruntergeben konnte, hatte jedoch nicht die gewünſchte Wirkung. Die Kölner verlangten von ihm nicht nur den Widerruf des Augenſpiegels, ſondern daß er ſogar eine neue Schrift gegen dieſen ſelbſt ſchreiben ſollte. Das war denn doch zu viel. Jetzt ermannte ſich Reuchlin und trat gegen die Kölner in einer anderen Sprache auf. Er nannte ſie Verläumder und Lügner und behandelte ſie nicht mehr als ſeine Richter, ſondern als ſeine Feinde. Dieſe dagegen leiteten nun wirklich (1513) den Ketzerprozeß gegen ihn ein.

Den äußeren Verlauf dieſes Prozeſſes zu verfolgen, würde zu weitläuftig ſein. In Kürze nur ſo viel, daß die Sache zuletzt noch vor den Papſt kam, daß dieſer, ſelbſt ein Freund der Humaniſten, den Biſchof von Speier mit der Unterſuchung derſelben beauftragte, daß dieſer zu Gunſten Reuchlins ſich ausſprach, daß nun aber Hogſtraten nochmals nach Rom Berufung einlegte, wo der Prozeß mehrere Jahre anhängig war, bis ihn der Papſt niederſchlug (1517), und daß ſchließlich Franz von Sickingen die Dominikaner zwang, Johann Reuchlin ganz in Ruhe zu laſſen, und ihm alle Prozeßkoſten zu erſtatten, die ſich über 100 Goldgulden beliefen.

Der äußere Prozeß war aber bei Weitem das Unwichtigere. Die Hauptſache war, daß ſich um dieſen Prozeß der Kampf des Humanismus mit der alten Schultheologie gleichſam kriſtalliſirte. Denn alle Humaniſten ſahen ſich in Johann Reuchlin angegriffen: ſie ſahen, daß es ſich nicht ſowohl um den einzelnen Mann, ſondern um die Richtung, welche er vertrat, handelte, und daß die Niederlage Reuchlins gleichbedeutend war mit einer Niederlage des Humanismus. Sie Alle, dieſe rüſtigen Gelehrten, traten daher auf den Kampfplatz und ſtritten gegen die Verfinſterer und blinden Eiferer mit allen Waffen des Geiſtes. Sie boten ihren ganzen Einfluß auf, um Hohe wie Niedere gegen ſie einzunehmen. Allen aber ging an Kühnheit, Muth und Schlagfertigkeit Ulrich von Hutten voran. Dieſer, einem alten fränkiſchen Adelsgeſchlechte entſproſſen, 1488 geboren zu Stackelberg am Rhein, zeigte ſchon in früheſter Jugend die Kühnheit und Selbſtändigkeit ſeines Weſens. Er war, als nachgeborener Sohn, zum geiſtlichen Stande beſtimmt, entfloh aber, weil er keine Luſt dazu hatte, aus der Kloſterſchule, in die er von ſeinem Vater gethan worden war, und wählte ſich nun ſeinen eigenen Lebensgang. Er beſuchte die Hochſchulen, Erfurt, Köln, Frankfurt an der Oder, wo er ſich mit der ganzen Gluth ſeiner Seele auf die neuen Wiſſenſchaften warf, die Alten auf das Eifrigſte ſtudierte, und ſich ſelbſt als lateiniſcher Dichter hervorthat. Dann machte er Reiſen durch Deutſchland, theils um dieſes kennen zu lernen, theils um die Liebe zu dem neuen Studium noch weiter zu verbreiten. Endlich beſuchte er auch Italien, um dort ſeinem Vater zu Gefallen das römiſche Recht zu treiben: denn dieſer erklärte, ſich mit ſeinem Sohne nur unter der Bedingung ausſöhnen zu wollen, daß er eine einträgliche Wiſſenſchaft, das Recht, ſtudiere. Hutten aber benutzte dieſen ſeinen italieniſchen Aufenthalt nur zur Erweiterung ſeiner allgemeinen Bildung und ſeiner Lebenserfahrung. Das römiſche Recht lernte er allerdings kennen, aber nur um es zu verachten, gleich wie die geſammte Scholaſtik. Hutten war jedoch keine Natur, die ſich mit eigener fortſchreitender Erkenntniß begnügte: was er gelernt, was er innerlich durchgearbeitet, als Wahrheit erkannt hatte, ſollte zugleich der Mitwelt zu Gute kommen. Seine wiſſenſchaftliche Richtung war weſentlich eine werkthätige, ins Leben eingreifende. Nachdem er die Verwerflichkeit, Abgeſchmacktheit und Thorheit des Scholaſticismus erkannte, ſo wollte er ihn auch vernichten, ſeinen Einfluß auf die Mitwelt zerſtören. Und keiner beſaß auch ſo ſehr alle Eigenſchaften zu einem derartigen Beginnen. Hutten war wohl der beredteſte, erfindungsreichſte, einbildungskräftigſte Schriftſteller ſeiner Zeit. Mit entſchiedenſter

Ueberlegenheit greift er den Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen an, geht ihm ohne Umſchweif zu Leibe, hebt dann die verſchiedenen Geſichtspunkte, von denen er betrachtet werden kann, hervor, und dies Alles in ſo feuriger, hinreißender, überzeugender Sprache, wie keiner. Man ſieht, wie dieſer Schriftſteller bei Allem, was er ſchreibt, mit ganzer Seele iſt: da macht kein Buch den Eindruck, als ob es ein Erzeugniß des klügelnden Verſtandes wäre, als ob der Verfaſſer Rückſichten genommen hätte. Vielmehr, es iſt der ganze Menſch, wie er leibt und lebt, der ſeine Seele auf das Papier gegoſſen: man merkt es ihm an, daß der Verfaſſer jeden Augenblick entſchloſſen wäre, für die Ideen, für die er eben mit der Feder gekämpft, auch in anderer Weiſe einzuſtehen. Es iſt die Kühnheit, der rückſichtsloſe Muth, die höchſte Liebe zur Freiheit, was allen ſeinen Arbeiten die Anziehungskraft verleiht, womit ſie edlere Gemüther zu entflammen vermögen. Dabei war er aber nicht minder des Witzes, der Ironie und der Satyre Meiſter, die er auf die ſchonungsloſeſte Weiſe zu handhaben verſtand. Hutten war einer von den Männern, wie ſie große umwälzende Zeiten nicht ſelten hervorzubringen pflegen, die alle Ideen der Mitwelt in ſich wie in einem Brennpunkt vereinigen und nachdem ſie dieſelben in ſich zu einem großen Ganzen verarbeitet, nun auch in die Wirklichkeit zu überſetzen ſtreben. Zunächſt nun war ſeine Thätigkeit auf den Sturz des Scholaſticismus gerichtet. Er trat an die Spitze der Schaar, welche für Reuchlin kämpfte, und trug nicht wenig zu ihrem Siege bei.

Von bedeutendem Einfluſſe darauf ſind ohnſtreitig die Briefe der dunkeln Männer geweſen, welche im Anfange des Jahres 1516 erſchienen ſind, und von denen Hutten wenigſtens als der Urheber, ja auch als der vorzüglichſte Verfaſſer angenommen werden muß. Dieſe Briefe enthalten weitaus die beſte Satyre, welche damals erſchienen iſt. Sie ſind angeblich von Anhängern des Alten, von Dominikanern, Theologen, Feinden Reuchlins und der Humaniſten geſchrieben, die nun alle ihre Schwächen, Fehler und Schlechtigkeiten und zugleich ihre Furcht vor ihren Feinden, den Humaniſten, auf die ergötzlichſte Weiſe zur Schau ſtellen. Sie ſchreiben alle ein ganz furchtbares Küchenlatein, das allein ſchon hingereicht hätte, ſie dem Gelächter der Mitwelt preiszugeben. Aber nicht minder belachenswerth iſt der Inhalt dieſer Briefe: die Wichtigkeit, mit welcher ſie gewiſſe ganz einfältige Gegenſtände behandeln, die Leerheit ihrer ſcholaſtiſchen Unterſuchungen, das Behagen, mit welchem ſie von ihren unzüchtigen Streichen reden, und die Naivetät, mit welcher ſie die Angriffe der Reuchliniſten auf ſie ſelber erzählen, und wie wenig dieſe von ihnen und ihren Glaubensſätzen hielten. Die Briefe der dunkeln Männer hatten eine ganz außerordentliche Wirkung: noch niemals waren die Anhänger des Alten ſo ſehr in ihrer Blöße hingeſtellt, ſo ſehr mit Jauche übergoſſen worden. Und noch nie hatte ein Angriff auf ſie ein ſo außerordentliches Gelächter hervorgerufen. Die Getroffenen wußten zwar in Rom ein Verbot dieſer Briefe auszuwirken. Dies ſchadete aber ſo wenig etwas, daß ſie nur noch mehr verbreitet wurden, und ein zweiter Theil (1517) davon erſchien, der ſogar noch ernſthafter war und noch tiefer ging. Dieſer griff nun ſchon einzelne Kirchenlehren und den Papſt ſelber an.

Ueberhaupt hatte ſich nach und nach ein immer entſchiedenerer Widerſtand gegen Rom herausgebildet. Die deutſche vaterländiſche Geſinnung, von welcher die Humaniſten erfüllt waren, mußte ſie von ſelber zu dem Wunſche führen, die Abhängigkeit der deutſchen Nation von Rom aufgehoben zu ſehen. Dieſe Abhängigkeit erſchien aber um ſo unerträglicher, je unverſchämter die Päpſte mit ihren Geldforderungen wurden, je weniger ſie ſich um den Inhalt der Konkordate kümmerten, je größere Summen ſie von den neu ernannten Biſchöfen und Erzbiſchöfen verlangten, je rückſichtsloſer ſie die deutſchen Kirchenpfründen an ihre Günſtlinge, an die ſogenannten Kurtiſanen, verliehen, und je größer der Unfug mit der Häufung der Kirchenſtellen auf eine und dieſelbe Perſon wurde. Selbſt die Reichstage hatten von Zeit zu Zeit ihre Beſchwerden gegen die zunehmenden Mißbräuche erhoben, doch ohne daß ſie irgend eine Wirkung gehabt hätten. Im Jahre 1510, als Maximilian in Streit mit dem Papſte Julius II. gerieth, dachte er ernſtlich daran, dieſe Beſchwerden hervorzuſuchen und geltend zu machen. Damals gab er Jakob Wimpfeling den Auftrag, eine Schrift gegen die Anmaßungen der Päpſte und für die Unabhängigkeit der deutſchen Kirche zu ſchreiben. Er veranſtaltete auch mit Ludwig von Frankreich die Kirchenverſammlung zu Piſa, und ſchließlich dachte er ſogar daran, die päpſtliche Krone ſich ſelbſt auf das Haupt zu ſetzen, was wohl nichts anderes bedeuten ſollte, als die geiſtliche und die weltliche Macht in ſich zu vereinigen. Die darauf folgenden Ereigniſſe vereitelten aber ſowohl die Wirkſamkeit der Kirchenverſammlung zu Piſa, welche vielmehr bald aufgehoben wurde, als auch Maximilians Plan auf die päpſtliche Krone. Nur Wimpfeling verfaßte die ihm aufgetragene Schrift gegen die Anmaßungen des päpſtlichen Hofes (1515), welche, wie gemäßigt ſie im Ganzen gehalten war, dennoch das klarſte Zeugniß von der papſtfeindlichen Geſinnung der deutſchen Nation ablegte.

Nun aber nahm Ulrich von Hutten auch dieſe Frage in die Hand. Wenn irgend Einer mit dem Eifer zu den neuen Studien die glühendſte Liebe zum Vaterlande vereinigte, ſo war es Ulrich von Hutten. Der Ruhm, die Größe, die Freiheit ſeines Volkes galt ihm über Alles: auch in dieſer Beziehung gipfelt in ihm die öffentliche Meinung ſeiner Zeit. In Italien hatte er nun hinreichende Gelegenheit, das Weſen des Papſtthums kennen zu lernen, die ungeheure Sittenloſigkeit, die Frivolität, mit welcher am päpſtlichen Hofe ſelbſt vom chriſtlichen Glauben geſprochen wurde, die Schamloſigkeit, mit welcher man ſich nicht ſcheute, zu erklären, daß man die Leichtgläubigkeit des Volks eben nur benutzen wolle, um ſich den Beutel zu füllen. Früher ſchon ließ ſich Hutten mit Entrüſtung über dieſe Wahrnehmungen aus. Im Jahre 1517 aber entdeckte er zufälliger Weiſe eine Schrift Laurentius Vallas, eines italieniſchen Humaniſten in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, über die falſche Schenkung Konſtantins (an die Päpſte). Dieſe Schrift, die früher verboten war, gab er neu heraus und begleitete ſie mit einer Vorrede, welche das Stärkſte enthält, was ſeit langer Zeit gegen das Papſtthum geſchrieben worden war. Dieſe Vorrede war zwar eine Widmung an den nicht lange zuvor gewählten Papſt Leo X., der bekanntlich ein großer Freund der Wiſſenſchaften und Künſte war, und Hutten gibt ſich hierin das Anſehen, als halte er Leo für einen Papſt, wie er ſein ſolle, weßhalb er kein Bedenken trage, ihm die neue Ausgabe Vallas zu widmen; was er aber in der Vorrede gegen die früheren Päpſte ſagt, paßt bis auf das Kleinſte auf das Papſtthum unter Leo X. Denn alle die Mißbräuche, die er an jenen rügt, beſtanden noch fort, und wurden ebenſo ſchamlos geübt, wie ehedem. Solche Päpſte nun, die jene Mißbräuche übten, nennt er Diebe, Räuber und Tyrannen, gegen die man um ſo entſchiedener auftreten müſſe, als ſie ſich ſelber die Seligſten und Heiligſten nennen, „dieſe Wölfe in Schafskleidern, welche die chriſtliche Heerde verſchlangen, und die Seelen der Chriſten tödteten". —

Auf dieſe Weiſe befand ſich die ganze Nation nach den verſchiedenſten Richtungen hin in der heftigſten Gährung. Eine große Umwälzung faſt auf allen Gebieten hatte ſich bereits unter den Geiſtern vollzogen, oder war begonnen. Es kam jetzt darauf an, die neuen Richtungen und Ideen in das Leben einzuführen. In dieſem Augenblick trat ein Mann auf die öffentliche Bühne des Lebens, der auf dem kirchlichen Gebiete in gewaltigſter großartigſter Weiſe die Bahn dazu brach: Martin Luther.

10. Luthers Anfänge.

Martin Luther, 1483 zu Eisleben in der Grafſchaft Mansfeld geboren, der Sohn eines Bauern, Auguſtinermönch, ſeit 1508 Profeſſor der Theologie an der 1502 geſtifteten Univerſität Wittenberg, gehörte ſeiner ganzen Geiſtesrichtung nach nicht zu den Humaniſten. Dieſe, an der Hand der Alten herangebildet, durch ſie von ſo manchen Vorurtheilen befreit, mit keckem Muthe, friſcher Natürlichkeit das Leben betrachtend, nicht unzugänglich für die heitere und luſtige Seite der Zeit, ſchritten ſo zu ſagen im Lichte der Welt auf der öffentlichen Bühne des Lebens einher und wie ſie ſich, in beſtändigem lebhaften Verkehre mit einander, alle neuen Errungenſchaften auf dem geſammten Gebiete des Wiſſens anzueignen wußten, ſo ſtrebten ſie in rühmlichem Wetteifer vorwärts in wiſſenſchaftlicher Forſchung, kampfgerüſtet gegen ihre Feinde, die ſie, wie wir geſehen, bis auf das Blut zu geißeln wußten, unbekümmert um irgend eine Gränze, die ihnen Halt geboten hätte. Wir haben ſchon erwähnt, wie die Einen bereits bei der Läugnung der Gottheit Chriſti, Andere bei der Läugnung Gottes und der Unſterblichkeit der Seele angekommen waren. Wie ſehr die Einen von der Nothwendigkeit einer Wiederherſtellung der ächten chriſtlichen Lehre durchdrungen ſein mochten, ſo war doch bei den Andern die ſatyriſche Richtung ſo überwiegend, daß ſie ſich mit den Angriffen auf die Abgeſchmacktheiten der Kirchenlehre begnügten, und nicht daran dachten, eine tiefere religiöſe Richtung zu verfolgen.

Luther dagegen ſtand auf einem ganz anderen Standpunkte: der Kern ſeiner Natur war ein tiefes religiöſes Bewußtſein. Er hatte eine reiche innere Entwicklung durchgemacht: was er war, war er eigentlich nur durch ſich ſelbſt geworden, ohne äußere Einwirkungen: eine in ſich abgeſchloſſene, in gewiſſem Sinne einſeitige, aber von Kraft ſtrotzende Natur, um ſo kräftiger, als ſie nur durch einen ungeheuern inneren Kampf zur Klarheit, zu einer beſtimmten Lebensanſchauung durchgedrungen war. Luther faßte nämlich als Mönch in Erfurt die Lehren von der Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur, von dem über unſere Sünden zürnenden Gott, den wir daher auf alle Weiſe zu verſöhnen ſuchen müßten, nicht in der oberflächlichen Weiſe auf, wie die meiſten ſeiner Standesgenoſſen, welche durch die vorgeſchriebenen kirchlichen Büßungen genug gethan zu haben glaubten, ſondern er nahm ſie in dem ganzen Ernſte, der hineingelegt werden konnte. Er war in der That von ſeiner Sündhaftigkeit auf das Tiefſte überzeugt, und dieſe Ueberzeugung machte ihn um ſo unglücklicher, als er durch Zweifel gequält wurde, ob denn die von der Kirche vorgeſchriebenen Büßungen, Faſten, Kaſteien, Geißeln u. ſ. w. in der That hinreichend ſeien, um die Sünden abzuwaſchen, Gott zu verſöhnen und die ewige Seligkeit zu erlangen. Dieſe Zweifel quälten ihn unaufhörlich, rüttelten ſein ganzes Innere auf und machten ihn zum troſtloſeſten Menſchen. Dabei erfüllte er alle Regeln des Ordens auf das Gewiſſenhafteſte: wie er ſelbſt von ſich erzählt: wäre irgend Einer durch Möncherei in den Himmel gekommen, ſo wäre er es gewiß geweſen; aber das Alles half ihm nichts. Endlich machte ihn ein alter Mönch, dem er ſeine Anfechtungen und Geiſtesqualen mittheilte, auf die Worte der Schrift aufmerkſam: „Es gibt eine Vergebung der Sünden“, und auf die Lehre Auguſtins von der Rechtfertigung durch den Glauben. Das war es, was Luther brauchte. Nun wurde es auf einmal Licht in der Nacht ſeines Gemüthes: jetzt hatte er den Punkt gefunden, an dem er ſich feſthalten konnte, der ihn mit freudiger Zuverſicht erfüllte. Die auf Auguſtinus gegründete Lehre Luthers, welche den Mittelpunkt ſeiner ganzen Theologie und ſeines reformatoriſchen Wirkens wurde, iſt in Kurzem folgende. Der Menſch iſt von Natur ſündhaft und kann aus eigener Kraft die Gebote Gottes nicht erfüllen: er hat keinen freien Willen, ſein Wille iſt vielmehr nur zum Böſen geneigt; deßhalb reichen auch alle Werke, die er thut, nicht hin, um ihm die ewige Seligkeit zu erwerben. Aber Gott iſt zugleich der Gott der Liebe. Um den Menſchen doch der Seligkeit theilhaftig werden zu laſſen, hat er ſeinen eingebornen Sohn auf die Erde geſchickt, daß dieſer die Sünden der Welt auf ſich nehme und für ſie ſterbe. Der Opfertod Chriſti iſt das Zeugniß dafür, daß Gott uns ein Gott der Liebe iſt, daß er uns ſündhaften Menſchen ſeine Gnade wieder zu Theil werden läßt, daß wir die ewige Seligkeit erwerben können. Wir ſind daher durch Chriſtus gerechtfertigt, aber nur dadurch, daß wir an ihn glauben. Durch den feſten unerſchütterlichen Glauben an Chriſtus als den Erlöſer erwerben wir uns die göttliche Gnade, und mit Hülfe der göttlichen Gnade werden wir wiedergeboren, können wir das Gute thun. So iſt denn der Glaube unſere eigentliche Rechtfertigung, nicht aber unſere Werke.

Wenn man nun dieſe Lehre mit der theologiſchen Richtung der Humaniſten vergleicht, ſo erſcheint ſie gewiſſermaßen als Rückſchritt. Luther verkannte auch nicht im Geringſten den Unterſchied, der zwiſchen ſeiner Lehre und der des Erasmus z. B. ſtatt fand, war aber weit entfernt, die ſeinige als untergeordnet zu betrachten, vielmehr behauptete er von Erasmus, daß er eben noch nicht bis zum eigentlichen Weſen des Chriſtenthums durchgedrungen ſei. Uebrigens hatte er mit dem Humanismus manche Berührungspunkte. Fürs Erſte, daß dieſer den Scholaſticismus bekämpfte, den auch Luther als den hauptſächlichſten Gegner ſeiner religiöſen Anſicht betrachtete: denn eben der Scholaſticismus hatte die Lehre von den äußerlichen Werken und der Verdienſtlichkeit derſelben bis auf die höchſte Spitze ausgebildet. Fürs Zweite, daß durch den Humanismus ein genaueres und gründlicheres Studium der Bibel ermöglicht wurde. Denn Luther ſtützte ſeine Lehre vorzugsweiſe auf die Bibel, beſonders auf Paulus, und nahm ſie, gleich wie alle reformatoriſchen Vorgänger, als das Wort Gottes, als die eigentliche Quelle der chriſtlichen Religion an.

Auch mit den freieren theologiſchen Richtungen früherer Zeit verglichen, erſcheint Luthers Glaubensbegriff nicht als Fortſchritt. Zu verkennen iſt indeſſen nicht, daß unter dieſen, wie in Goch, Weſſel und Weſel, manche Anklänge an die lutheriſche Rechtfertigungslehre ſich finden. Doch kannte Luther zur Zeit, als er ſeine Ueberzeugung ausbildete, die Schriften dieſer Männer nicht. Nur einige von den Myſtikern waren ihm bekannt. Beſonders die „deutſche Theologie" ſprach ihn außerordentlich an, ſo daß er ſie im Jahre 1516 neu herausgab und in der Vorrede mit dem größten Lobe überſchüttete. Es fällt dies auf, wenn man bedenkt, daß die Grundrichtung dieſes Buches eine pantheiſtiſche iſt, und daß in ihm die Unfreiheit des menſchlichen Willens keineswegs angenommen wird. Allein die religiöſe Richtung dieſes Büchleins, wie überhaupt die der Myſtik, hatte doch viel Verwandtſchaft mit der lutheriſchen Anſchauungsweiſe, inſoferne als die Myſtik, um zum wahren Schauen Gottes zu gelangen, eine allſeitige Entäußerlichung des Menſchen, und zuletzt ein vollkommenes Aufgeben ſeiner ſelbſt, ſeines Ich, ſeiner Beſonderheit als Kreatur verlangte: nur alsdann ſei er fähig, Gott in ſich aufzunehmen, in Gemeinſchaft mit ihm zu treten, ſich durchgotten zu laſſen. Denn im Grunde genommen beſtand das Weſentliche der lutheriſchen Lehre, das, wodurch ſie weltgeſchichtliche Wirkungen hervorbrachte, doch darin, daß die wahre Frömmigkeit nicht in etwas Aeußerlichem, ſondern in der Geſinnung, in der Erneuerung des ganzen inneren Menſchen zu ſuchen ſei. Und eben in dieſem Punkte traf ſie mit der Myſtik zuſammen. Es beſteht allerdings zwiſchen dieſer und der lutheriſchen Rechtfertigungslehre noch ein ſehr weſentlicher Unterſchied. Nach jener wirkt Gott ſeiner Natur gemäß von vornherein in dem Menſchen: der Menſch iſt ſelbſt ein Theil des göttlichen Weſens, daher unmöglich blos zum Böſen geneigt: um zur Vollkommenheit zu gelangen, darf er nur die göttliche Kraft ſeines Weſens wirken laſſen und ihr folgen. Nach Luther hingegen beſteht zwiſchen

Gott und dem Menſchen eine ungeheuere Kluft: es ſind zwei ganz verſchiedene Naturen, um mich ſo auszudrücken: der eine der Herr, der Gebieter, das vollkommenſte Weſen, der andere ein nichtswürdiges Geſchöpf, unfrei, nur zum Böſen und zum Schlechten geneigt. Dieſe ungeheuere Kluft wird aber ausgeglichen durch die göttliche Gnade. Dieſer Gnade können wir alle theilhaftig werden durch den Glauben an Chriſtus. Ein feſter inniger Glaube an Chriſtus wirkt aber ſo mächtig, daß wir durch ihn allerdings Gott in uns ziehen können und er in uns wirkt. Das Reich Gottes iſt dann in unſerem Herzen aufgeſchlagen. So traf denn Luther in ſeiner Anſicht über die Wirkungen der göttlichen Gnade wiederum mit der Myſtik zuſammen. Beide gelangten zu einem und demſelben Ergebniß, nur auf verſchiedenen Wegen.

Ueberhaupt iſt in Luther der myſtiſche Grundſtoff in keineswegs unbedeutender Weiſe vertreten. In ſeinen ſpäteren Schriften kommen manche Aeußerungen vor, die ſehr lebhaft an die früheren Myſtiker erinnern, ja ſogar an ihre pantheiſtiſche Anſchauungsweiſe hinſtreifen. In manchen wichtigen Augenblicken ſeines Lebens, wo er übermenſchlicher Hülfe ſehr bedürftig war, wendet er ſich zu Gott im Gebet, in faſt himmelſtürmender Weiſe, und fordert von ihm Unterſtützung, gleichſam als ſei Gott ſein Diener und er, Luther, der Gebieter. An Träumen und Geſichten, die ihn in unmittelbare Berührung mit Gott gebracht hätten, fehlte es ihm auch nicht. Dennoch, ſcheint es, befriedigte die Myſtik allein ſein religiöſes Bedürfniß nicht. Er fühlte ſich nur ſtark, ruhig und ſicher in der Rechtfertigungslehre, in der Vorſtellung eines perſönlichen Gottes, deſſen Liebe, Hülfe und Unterſtützung er verſichert ſei durch den Glauben an den Erlöſer. Dieſer Glaube war aber in ihm ſo kräftig und erfüllte ihn mit einer ſo großen Zuverſicht und einem ſolchen Todesmuth, daß er vor den größten Gefahren nicht zurückbebte, daß er mit einer faſt übermenſchlichen Kühnheit die Kämpfe mit den erſten Mächten der Welt beſtand, geradeaus auf ſein Ziel losſteuernd, links und rechts die gewaltigſten Schläge austheilend, durch nichts ſich beirren laſſend. Und man mag nicht ſo unrecht haben, wenn man behauptet, daß Luther aus einer mehr vernunftgemäßen Lehre nicht jene ungeheuere ſittliche Kraft und jenen Muth gezogen haben würde, welcher erforderlich war, um ſo große Dinge zu vollbringen.

Es dauerte übrigens doch lange, bis Luther aus ſeiner Lehre Folgerungen zog, welche die Einrichtungen und Grundſätze der Kirche angegriffen hätten. Er war zwar ein Gegner der Scholaſtiker und ihres Treibens, nahm wohl auch die Partei Reuchlins in ſeinem Streite mit den Kölnern, aber er glaubte noch feſt an den Papſt und an die römiſche Kirche, dachte auch nicht daran, irgend wie an dem kirchlichen Gebäude zu rütteln. Da aber erſchien, im Jahre 1517, ein Ablaßkrämer, Johann Tetzel, in der Nähe von Wittenberg, ein Dominikaner, der an Schamloſigkeit Alles überbot, was noch jemals von der Kirche bezüglich des Ablaſſes war geſündigt worden.

Der Ablaß wurde vom Papſte ausgeſchrieben, angeblich um den Erlös für die Verbeſſerung der Peterskirche in Rom zu verwenden, eigentlich aber, um die Kaſſe des Papſtes zu füllen. In Deutſchland gab ſich der Erzbiſchof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, dazu her, ihn in ſeiner Diöceſe zu verbreiten. Dieſer Albrecht war, wie der Papſt Leo X. ſelbſt, einer der aufgeklärteſten Kirchenfürſten jener Zeit, ein Beſchützer der humaniſtiſchen Studien, ein Gönner Reuchlins, ein Gegner der Scholaſtiker und der Dominikaner. Aber er gehörte zu den vielen Prälaten, welche für ſich ſelbſt zwar freiſinnig dachten, nichts deſto weniger aber den Aberglauben des Volkes begünſtigten, um aus dieſem Nutzen zu ziehen. Ueberdies hatte Albrecht noch eine beſondere Veranlaſſung, um ſich an dem Vertrieb des Ablaſſes zu betheiligen. Er war dem Papſte für das Pallium eine große Summe, 30,000 Gulden, ſchuldig, die er für den Augenblick nicht auftreiben konnte, und ſein Stift war durch die in den letzten Jahren ſo oft vorgekommenen Erledigungen des erzbiſchöflichen Stuhls und die damit in Verbindung ſtehenden Steuern an den päpſtlichen Hof ſo erſchöpft, daß er es ihm nicht zumuthen konnte, die Palliumsgelder nochmals zu zahlen. Er bedang ſich alſo die Hälfte der in ſeiner Diöceſe eingehenden Ablaßgelder aus: dafür wollte er ſich mit dem Vertrieb des Ablaſſes befaſſen. Einer ſeiner Beauftragten war nun der Dominikaner Tetzel, eine an und für ſich ſchon übel berufene Perſönlichkeit: er hatte ſchon viele ſchlechte Streiche gemacht, und in Augsburg wollte ihn der Kaiſer Maximilian einmal erſäufen laſſen: nur durch die Fürbitte des Kurfürſten Friedrich des Weiſen von Sachſen wurde er gerettet. Tetzel ging nun in der Anpreiſung des Ablaſſes noch weit über die Lehre der Kirche hinaus: nicht nur die Strafe für die Sünde, ſondern die Sünde ſelbſt werde durch den Ablaß aufgehoben, und nicht nur ſich ſelbſt könne man dadurch ſündlos machen, ſondern jede andere Seele dadurch, daß man für ſie zahle, aus dem Fegefeuer erlöſen. Ja, auch für zukünftig zu begehende Sünden könnte man durch den Ablaß Verzeihung erlangen. Es war Alles ganz genau verzeichnet: jede Sünde wurde berechnet: eine Vielweibereiſünde koſtete 6 Dukaten, ein Meineid 9, ein Mord 8, eine Zauberei 2. Ein Geiſtlicher, der ſich mit einer Nonne oder Beichttochter vergangen, wurde für 3 Dukaten losgeſprochen: eine Nonne, welche Unzucht getrieben, für 9, konnte dann aber noch Aebtiſſin werden. Mitunter ließ wohl auch Tetzel mit ſich handeln, und ſchlug den Ablaß wohlfeiler los, als er ſollte, wenn er ſah, daß er nicht mehr bekommen konnte. Am bezeichnendſten für die Unſittlichkeit des Ablaßunfuges iſt wohl die Aeußerung Tetzels, daß er ſelbſt Einen, der die Mutter Gottes beſchlafen und geſchwächt hätte, von dieſer Sünde befreien könne.

Dieſem Unfuge trat nun Martin Luther mit voller Entſchiedenheit entgegen. Zwar durfte der Ablaß im Kurfürſtenthum Sachſen, wozu Wittenberg gehörte, nicht verkauft werden — Friedrich der Weiſe hatte dies ausdrücklich verboten — aber an der ſächſiſchen Gränze trieb Tetzel doch ſein Weſen, und ſelbſt aus Wittenberg ſtrömten viele Leute zu ihm, um ſich Ablaß zu kaufen. Da ſchlug nun Luther am 31. Oktober 1517 die 95 Streitſätze gegen den Ablaß an der Schloßkirche zu Wittenberg an.

Dieſe Streitſätze waren nur gegen den Ablaß gerichtet, ja eigentlich nur gegen den Mißbrauch, der mit ihm getrieben ward, keineswegs aber gegen die Kirche oder gegen den Papſt. Allein es waren in ihnen ſchon die Keime zu der ganzen ſpäteren kirchenfeindlichen Richtung Luthers enthalten. Vor Allem bedeutend war die Behauptung, daß das Weſen der Buße nicht in Beichte und Genugthuung (d. h. von der Kirche vorgeſchriebenen äußeren Werken), ſondern in der wahren Reue des Menſchen über ſeine Sünde beſtehe: finde dieſe ſtatt, ſo ſei der Menſch ſchon aller Güter Chriſti und der göttlichen Gnade und Verzeihung theilhaftig: er brauche keinen Ablaß, keine Dazwiſchenkunft eines Prieſters. Man ſieht: es iſt dies der Ausgangspunkt des ſpäteren Angriffs auf die Lehre vom katholiſchen Prieſterthum, auf die geſammte Hierarchie. Sodann ſind in dieſen Streitſätzen ſchon einige enthalten, welche die Unumſchränktheit des Papſtes angreifen: Luther läugnet, daß ſich der Papſt über Alles hinwegſetzen dürfe, er müſſe ſich an die beſtehenden Kirchengeſetze halten.

Luthers Streitſätze machten in Deutſchland großes Aufſehen, und fanden unter den Gebildeten allgemeinen Beifall. Denn über den Ablaßunfug war man doch allenthalben entrüſtet. Natürlich ließen auch die Gegner nicht lange auf ſich warten. Da kam zuerſt Tetzel ſelbſt, dann Jakob Hogſtraten, der kölner Ketzermeiſter, der ſchon in der reuchliniſchen Sache eine Rolle geſpielt, Johann Eck, einer der berühmteſten und ſtreitfertigſten Scholaſtiker der damaligen Zeit, endlich ſogar ein römiſcher Kardinal, Silveſter Prierias. Aber die Angriffe dieſer Männer, weit entfernt, Luther zu widerlegen, befeſtigten ihn nicht nur in ſeinen bereits gewonnenen Ueberzeugungen, ſondern ſtießen ihn vorwärts durch die Uebertreibungen, welche ſie ſich zu Schulden kommen ließen. Sie behandelten ihn von vornherein als einen Ketzer, der des Verbrennens würdig ſei: ſeinen Sätzen ſtellten ſie in ausſchweifendſter Weiſe eben die Lehren wieder entgegen, die er angegriffen: Silveſter Prierias ſagte vom Papſte, er ſei die allgemeine Kirche, unumſchränkt, könne von Niemanden gerichtet werden, auch von einer Kirchenverſammlung nicht, ſelbſt wenn er die Seelen der Chriſten offenbar zum Teufel führe. Da ſcheute ſich denn auch Luther nicht mehr, zu erklären, wenn es ſich ſo verhalte, wolle er von Rom nichts mehr wiſſen, dann ſei es hölliſches Ottergezücht: da ſollten lieber Alle dazu thun, um dieſes Sodom, das die Kirche Gottes zu Grunde richte, anzugreifen und umzuſtoßen.

Der lutheriſche Handel hatte nun doch ſchon ein ſo großes Aufſehen erregt, daß der Papſt, welcher ſich Anfangs ganz gleichgültig verhalten zu haben ſchien, endlich einſchreiten zu müſſen glaubte. Er gab dem Kardinal Cajetan, der ſich in Deutſchland aufhielt, den Auftrag, Luthern zu ſich zu entbieten und ihn zu verhören. Die Zuſammenkunft fand in Augsburg ſtatt, im Oktober

1518, diente aber nur dazu, die Kluft zwiſchen Luther und der Kirche noch größer zu machen. Denn der Kardinal, unglücklicher Weiſe Dominikaner und ein eifriger Anhänger der Scholaſtik, verlangte von Luther nichts, als unbedingten Widerruf, und als Luther erklärte, dieſen könne er nicht leiſten, bis er aus der Schrift widerlegt worden, ſo wurde er aufs Zornigſte entlaſſen. Luther ſchrieb ſodann eine Berufung vom ſchlecht unterrichteten Papſt an den beſſer zu unterrichtenden: wie er aber erfuhr, daß Rom von ſeinem Fürſten die Auslieferung verlangte, und daß Cajetan ihn auf das Schrecklichſte verketzere, ſo berief er ſich (November 1518) auf eine allgemeine Kirchenverſammlung.

Als die Dinge dieſe Wendung genommen, glaubte man in Rom andere Saiten aufziehen zu müſſen. Denn darüber war man ſich klar, daß Luther einen großen Theil des Volks auf ſeiner Seite habe, und daß ein ernſtes Verfahren gegen ihn auch von weltlicher Seite auf Widerſtand geſtoßen wäre. Wenigſtens glaubte man, daß ſein Landesfürſt, Friedrich der Weiſe von Sachſen, entſchloſſen ſei, ihn zu ſchützen. Und dieſer Friedrich war einer der einflußreichſten Fürſten Deutſchlands, um ſo einflußreicher im gegenwärtigen Augenblick, wo es ſich um die Wiederbeſetzung des deutſchen Thrones handelte. Maximilian wurde alt und fühlte das Herannahen des Todes. Noch vor ſeinem Tode wollte er ſeinem Enkel Karl die deutſche Krone verſchaffen. Der Papſt wünſchte dies zu verhindern, da eben dieſer Karl zugleich König von Spanien und Neapel war, und ſuchte daher das Einverſtändniß der deutſchen Fürſten. Es war natürlich, daß Friedrich nicht vor den Kopf geſtoßen werden durfte. Man beſchloß alſo, die lutheriſche Sache in anderer Weiſe anzugreifen. Der römiſche Hof ſchickte einen gewandten, milden und verſtändigen Mann, Karl von Miltitz, nach Sachſen. Dieſer hatte den Auftrag, mit Luther zu unterhandeln und ihn zur Ruhe zu bewegen. Er leiſtete Alles, was er vermochte. Luther war über die freundliche Art und Weiſe, wie Miltitz mit ihm verfuhr, gerührt, erklärte, wenn man gleich Anfangs mit ihm ſo verfahren hätte, ſo wäre die Sache nicht ſo weit gediehen, und verſprach, zwar nicht zu widerrufen, aber doch auch nichts weiter in der Sache ſchreiben zu wollen, wenn auch den Gegnern gleiches Stillſchweigen aufgelegt werde; ja, eine Anſprache an den Papſt drucken zu laſſen, in welcher er ſich wegen etwaiger heftiger Ausdrücke entſchuldigen und Jedermann zum Gehorſam gegen die römiſche Kirche ermahnen wolle. Dies geſchah im Anfange des Jahres 1519.

Demnach ſchien die ganze Sache auf friedlichem Wege beigelegt zu ſein, als der Ehrgeiz Johann Ecks ſie wieder aufrüttelte. Dieſer forderte zwar nicht Luther, aber ſeinen Freund und Amtsgenoſſen, Dr. Karlſtadt in Wittenberg, zu einer Unterredung über den freien Willen auf, nahm nun aber in das Verzeichniß der Streitſätze, die er verfechten wollte, ſolche auf, welche nicht nur den unfreien Willen, ſondern auch andere Meinungen Luthers bekämpften, beſonders ſolche, die ſich auf die Stellung des Papſtthums bezogen. Luther glaubte nun nicht zurückbleiben zu dürfen. Er nahm den Handſchuh auf, der ihm hingeworfen wurde: er ſelber erſchien jetzt auf dem Kampfplatz.

In Leipzig ging dieſe Unterredung vor ſich, im Juni und Juli des Jahres 1519. Eck, als gewandter Klopffechter in ganz Deutſchland berühmt, wußte allerdings ſeine Gegner in die Enge zu treiben, und ſich das Anſehen zu geben, als ſei der Sieg auf ſeiner Seite, obſchon die Wittenberger ihn ebenfalls für ſich in Anſpruch nahmen. Die Hauptſache aber war, daß Luther ſowohl durch die Vorbereitungen zu dem Kampfe, als auch in der Unterredung ſelbſt einen ſehr großen Schritt weiter geführt wurde. Er ſtudierte nämlich eifriger die Kirchengeſchichte und gelangte durch dieſes Studium zu der feſten Ueberzeugung, daß das Papſtthum keine göttliche, ſondern eine menſchliche Einrichtung ſei, die man eben darum wieder abſchaffen könne. Dieſe Ueberzeugung ſprach er auch in der leipziger Unterredung aus. Eck warf ihm nun vor, daß er in die Ketzerei des Johann Huß verfalle: Luther entgegnete, nicht alle Sätze Huſſens, die in Konſtanz verdammt worden, ſeien ketzeriſch. Eck erwiderte: dann läugne er ja die Unfehlbarkeit einer Kirchenverſammlung. Luther nahm keinen Anſtand, zu erklären: Allerdings, auch eine Kirchenverſammlung könne irren: es gebe weiter keine Quelle des chriſtlichen Glaubens außer der heiligen Schrift.

Und nun verſenkte er ſich immer tiefer in das Studium der Kirchengeſchichte: er las die Schriften Huſſens, Wikleffs, Johann Weſſels und anderer kirchenfeindlicher Männer. Er wurde von der Wahrnehmung überraſcht, daß dieſe Männer doch eigentlich nichts Anderes gelehrt hätten, wie er ſelber: es erfüllte ihn mit der tiefſten Verachtung gegen die Kirche, daß ſie dieſe Männer als die ärgſten Ketzer verſchreie, welche doch nur die Wahrheit des Evangeliums gepredigt. Nun fielen ihm plötzlich die Schuppen von den Augen. Worauf er ſelber noch nicht gekommen, dazu führten ihn dieſe ſeine Vorgänger. Schon glaubte er in dem Papſte den Antichriſt ſehen zu müſſen: er drang jetzt zu der Anſicht von dem allgemeinen Prieſterthum aller Chriſten hindurch, zu einem neuen Begriff von der Kirche. Die wahre Kirche iſt ihm nicht die äußere, ſondern eine geiſtige, die Gemeinſchaft aller Chriſtgläubigen auf Erden, d. h. aller derer, die im rechten Glauben, Liebe und Hoffnung leben. Das Haupt der wahren Kirche iſt darum auch nicht der Papſt, ſondern Chriſtus. Und nun ſtellte er endlich mit vollſter Beſtimmtheit einen Grundſatz auf, welcher fortan die mächtigſte Triebfeder des Zeitalters werden ſollte, den Grundſatz einer unbedingten Freiheit in Sachen des Glaubens. Niemand könne über den Glauben urtheilen, als Gott: kein Menſch habe das Recht ihn zu gebieten oder zu verbieten. Er verwirft darum jeden Zwang in Glaubensſachen: natürlich auch den Bann.

11. Theilnahme der Nation. Fortgang der reformatoriſchen Bewegung bis zum Reichstag von Worms.

Und nun, als Luther auf dieſem Punkte ſeiner religiöſen Entwicklung angekommen war, traf er erſt recht mit dem Geiſte der Zeit, mit der Richtung der Nation zuſammen. Denn geſtehen wir etwas Fremdartiges und ſtand mit der ſonſtigen freien Geiſtesrichtung der damaligen Zeit gewiſſermaßen in Widerſpruch. Allein der Tiefſinn, mit welchem Luther dieſe Lehre erfaßte, die unerbittliche Folgerichtigkeit, mit welcher er ſie ausbildete, hatte ihn nachgerade zu denſelben Ergebniſſen geführt, zu welchen die freigeſinnten Parteien der Nation bereits auf einem anderen Wege gekommen waren: zum Widerſtande gegen den Papſt, zur Bekämpfung der äußeren Kirche, ihrer Mißbräuche, ihrer Satzungen, ihrer Tyrannei und endlich zu dem Grundſatze unbedingter Freiheit in Sachen des Glaubens. Dieſe einfachen, aber eine der größten Umwälzungen in ihrem Schooße tragenden Beſtrebungen waren es, welche Luthern zum Manne des Volks, zum Mittelpunkte des Geiſtes der Zeit, ja zum Führer deſſelben machten. Und Niemand war von der Natur ſo ſehr mit allen Eigenſchaften des Führers einer ſo großen geiſtigen Bewegung ausgerüſtet, als Luther. Dieſe von Natur ihm innewohnende Kraft, dieſer Todesmuth, dieſe ihm durch ſeine Lehre gewordene Ueberzeugung, daß er unter göttlichem Schutze ſtehe, verbunden mit der erſtaunlichſten Thätigkeit nach allen Seiten hin, als Schriftſteller, Lehrer, Prediger, Rathgeber — waren nothwendig, um die ungeheuren Erfolge zu erzielen, deren ſich die Bewegung erfreute. Darum wurde er aber willig von allen freien Parteien als Mittelpunkt ihrer Beſtrebungen, als Führer angeſehen, und alle Richtungen derſelben löſten ſich gewiſſermaßen in die eine große, in die lutheriſche Bewegung auf.

Da waren es zunächſt die Humaniſten, die mit gewohntem Eifer die lutheriſche Sache zu ihrer eigenen machten. Sie betrachteten gleich Anfangs den Ablaßſtreit als eine Fortſetzung des reuchliniſchen Handels — Luther ſelbſt hatte als Anhänger Reuchlins in dem Streite deſſelben Partei genommen, und war den Humaniſten ſchon früher als Gegner der Scholaſtiker bekannt: was war natürlicher, als daß ſie ſich nun ebenfalls ſeiner annahmen? Es kam hinzu, daß kurz nach dem Beginn des Ablaßſtreites einer der namhafteſten Humaniſten, Philipp Melanchthon, obſchon noch ein ganz junger Mann, als Lehrer der alten Sprachen nach Wittenberg berufen wurde, durch welchen die humaniſtiſchen Studien in Wittenberg

That ſehen wir die erſten wiſſenſchaftlichen Größen der damaligen Zeit Partei für Luther nehmen, ſo Johann Reuchlin, Erasmus, Wilibald Pirkheimer, Peutinger, um nur einige zu nennen. Die Humaniſten verſäumten nun nicht, den Streit auf dieſelbe Weiſe, wie den reuchliniſchen, zu behandeln, indem ſie die Lauge des Witzes und des Spottes über die Gegner ausſchütteten: nur wurden ihre Angriffe immer heftiger, weiter greifend und gefährlicher.

Und nun blieb natürlich auch nicht jene nationale Richtung zurück, von der wir geſehen, daß ſie einen ſo weſentlichen Beſtandtheil des Zeitgeiſtes ausmachte, welche die Größe, Selbſtändigkeit und Freiheit Deutſchlands erſtrebte, die aber nicht zu erreichen war, ſo lange die Abhängigkeit von Rom beſtand. An der Spitze dieſer nationalen Widerſtandspartei ſtand Ulrich von Hutten, welcher, ſeitdem er durch die Herausgabe der Schrift Vallas den Kampf wider Rom begonnen, keinen Augenblick denſelben unterbrach, ſondern von Tag zu Tag heftiger in ſeinen Angriffen wurde. Er ſchrieb eine Menge Schriften wider die römiſche Gewaltherrſchaft: keine aber war bitterer, als die „römiſche Dreifaltigkeit", die bereits im Sommer 1519 erſchien, wo er die Habſucht, den Geiz, die Schamloſigkeit und entſetzliche Laſterhaftigkeit des römiſchen Hofes mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte, und zuletzt die Deutſchen aufforderte, dieſen Sitz des Satans zu zerſtören. So weit war überhaupt ſchon die nationale Richtung gelangt: ſie verlangte eine völlige Trennung Deutſchlands von Rom, und in zahlloſen Schriften wurde dieſelbe ausgeſprochen.

Und es waren nicht blos die Gelehrten, die kühnen Humaniſten, welche ſolchen Beſtrebungen huldigten: faſt alle Stände des Volkes waren bereits in die Bewegung hineingeriſſen. Am Erſten zündete ſie bei den Reichsſtädten, die ja von jeher eine kirchenfeindliche Richtung verfolgten: faſt alle ohne Ausnahme ſtürzten ſich jetzt mit Lebhaftigkeit in die lutheriſche Bewegung, wenn auch nicht gerade immer die Obrigkeiten der Städte, ſo doch die Gemeinden. Aber auch der Adel wurde dafür gewonnen. Nicht ohne großen die neuen Ideen einzunehmen und durch dieſen auf die anderen Standesgenoſſen zu wirken. Es war wohl nicht immer die bloße Ueberzeugung von der Wahrheit der Sache, die man verfechte, und die reine Begeiſterung für dieſelbe, welche den Adel bewog, die Partei der Reformation zu ergreifen, ſondern ebenſo ſehr die ſtofflichen Vortheile, welche er dadurch zu erhalten hoffte. Denn die neue Richtung, indem ſie gegen die äußere Kirche auftrat, und den Grundſatz des allgemeinen Prieſterthums aller Chriſten aufſtellte, dagegen den eines beſonderen Prieſterſtandes bekämpfte, beſtritt zugleich der Kirche das Recht, äußere Güter zu beſitzen: vielmehr ſollten dieſe dem Allgemeinen zu Gute kommen, der Gemeinde, dem Volke, dem Staate. Dabei hoffte denn der Adel nicht leer auszugehen. Früher, ſahen wir, hat er die Stifte als Verſorgungsanſtalten für nachgeborene Söhne und Töchter betrachtet: daraus vielfach durch das Fürſtenthum verdrängt, hielt er es jetzt für zuträglicher, ſie überhaupt in Beſitz zu nehmen. Nicht minder aber, wie der Adel, ja im Allgemeinen noch viel entſchiedener, wie er, ſchloß ſich die bäuerliche Landbevölkerung an die Bewegung an. Sie war ja, wie wir geſehen, gegen die Geiſtlichkeit am meiſten erbittert, und alle ihre bisherigen Umwälzungsverſuche hatten zugleich Abſtellung kirchlicher Mißbräuche zum Zwecke. Es war natürlich, daß ſie die neue Bewegung mit dem größten Eifer ergriff, und vor keinen Folgerungen derſelben zurückbebte. Ja, ſogar in der Geiſtlichkeit ſelbſt bemerken wir eine ganz außerordentliche Theilnahme an derſelben. Dieſe Erſcheinung kann nicht auffallen, wenn wir bedenken, daß die Abneigung gegen die Mönchsgelübde innerhalb der Kloſtergeiſtlichkeit ſelbſt ſchon ſeit Jahrzehenden überhand genommen, daß manche Aebte, die ein edleres Streben verfolgten, ſich zur humaniſtiſchen Richtung bekannten, und daß überhaupt die beſſeren Kräfte unter der Geiſtlichkeit längſt ſchon zu den neuen Beſtrebungen ſich gewendet hatten. Nun war ſicher nicht ohne Bedeutung, daß die Bewegung aus einem Mönchsorden hervorgegangen war. Wir bemerken, daß die Auguſtiner faſt überall der Bewegung, die durch einen ihrer Brüder hervorgerufen worden, ſich anſchloſſen. Bald folgten andere Mönche, beſonders Franziskaner, die

Dorfpfarrer. Im Allgemeinen war es wohl die Strömung der Zeit, welche die Meiſten von dieſen bewog, ſich an die Bewegung anzuſchließen, aber nicht minder wirkte auch bei ihnen die Hoffnung auf eine Verbeſſerung ihrer Lage ein. Die niederen Geiſtlichen nämlich befanden ſich in ſehr traurigen Verhältniſſen. Sie hatten wohl kaum genug, um zu leben, während die Mitglieder der höheren Geiſtlichkeit, die Pfründenbeſitzer, als deren Stellvertreter die Pfarrer die geiſtlichen Thätigkeiten auszuüben hatten, Alles in Hülle und Fülle beſaßen, zehn bis zwanzig und noch mehr Pfründen, von denen eine einzige hinreichend geweſen wäre, um einen Dorfpfarrer anſtändig zu ernähren. Sie hofften alſo durch die Bewegung eine Abſtellung dieſer ſchreienden Mißbräuche und eine Verbeſſerung ihrer Lage. Indeſſen ſelbſt die höhere Geiſtlichkeit war der Bewegung nicht allenthalben abgeneigt. Wir haben geſehen, wie manche Biſchöfe ja ſchon von der humaniſtiſchen Richtung ergriffen worden ſind, eine Erſcheinung, welche ſich in den erſten Jahrzehenden des 16. Jahrhunderts noch weit häufiger wiederholte. Viele von ihnen waren von der Nothwendigkeit einer Läuterung der Kirchenlehre überzeugt. Sodann litten ja alle dieſe hohen Würdenträger der Kirche unter den Anmaßungen des Papſtes, unter ſeinen unaufhörlichen Ausbeutereien. Sie mußten ja unerhört große Summen nach Rom ſchicken. Es lag demnach nur in ihrem eigenen Vortheile, wenn dieſe Anmaßungen aufhörten, was am ſicherſten dadurch zu erzielen war, daß man die Abhängigkeit der deutſchen Kirche von Rom aufhob. Es braucht nicht erſt weiter ausgeführt zu werden, von welch außerordentlicher Bedeutung es geweſen wäre, wenn es gelang, das deutſche Biſthum in ſeiner Mehrheit für die Bewegung zu gewinnen und dasſelbe zu vermögen, in geſchloſſenen Reihen ihr voranzugehen. Unter den Männern, welche dies mit vollſter Klarheit eingeſehen und Alles in Bewegung ſetzten, um ein ſolches Ergebniß herbeizuführen, nimmt wieder Ulrich von Hutten einen der erſten Plätze ein. Vor Allem wendete er ſein Augenmerk auf den wichtigſten deutſchen Erzbiſchof, auf den von Mainz, dem er von früher her, von der Zeit des reuchliniſchen Kampfes, befreundet war, und an deſſen Hof

Veranlaſſung zu der Bewegung gegeben, für die neuen Ideen zu gewinnen. Im Anfang des Jahres 1520 wurde ſogar einer der Anhänger der neuen Lehre, Capito, von Baſel nach Mainz berufen, zum Rathe des Kurfürſten ernannt, und dieſem geſtattet, in lutheriſchem Sinne den entſchiedenſten Einfluß zu üben. Ebenſo waren die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, wo Hutten gleichfalls ſeine Freunde und Geſinnungsgenoſſen hatte, ferner von Augsburg, von Konſtanz und ſo manche Andere Anhänger der Neuerung: die Hoffnung auf den Beitritt des deutſchen Bisthums war daher ſo ungegründet nicht. Was endlich die weltlichen Fürſten anbetrifft, ſo hatten ſich dieſe, mit Ausnahme des Herzogs Friedrich des Weiſen von Sachſen, im Ganzen gleichgültig gegen die neuen Ideen bewieſen, in ſo ferne als ſie dieſelben weder unterſtützten, noch hemmten. Es war aber immerhin kein kleiner Vortheil, daß ſie das Letztere nicht thaten. So war die Hoffnung vorhanden, daß ſie ſich ebenfalls zu ihnen ſchlagen würden. Und Viele von ihnen waren von den zahlloſen Mißbräuchen der päpſtlichen Herrſchaft und der Nothwendigkeit einer Abſtellung derſelben ebenfalls überzeugt.

Dieſen außerordentlichen Anklang, dieſe allſeitige Theilnahme der Nation hatte die neue Lehre gefunden. Es war natürlich, daß Luther durch dieſe Wahrnehmung in ſeinen Ideen nur beſtärkt wurde, daß er auf dem Grunde, den er gelegt, immer weiter fortbaute und daß die Beſtrebungen, die mit ihm und um ihn unternommen wurden, wiederum auf ihn zurückwirkten und ihn weiter trieben. Im Sommer des Jahres 1520 war er ſchon ſo weit gekommen, den ganzen Inhalt der neuen Ideen, die er theils ſelber aus ſich heraus erzeugt, theils in den Strebungen der Zeit vorgefunden hatte, in einer Schrift an den Adel der deutſchen Nation niederzulegen. Folgendes ſind die Grundſätze, die er hier niederlegt. Erſtens der Grundſatz von dem allgemeinen Prieſterthum aller Chriſten, wonach die Annahme der Kirche, als ſei der Prieſterſtand ein beſonderer, unvertilglicher Stand, bekämpft, vielmehr die Behauptung ausgeſprochen wird, daß der Prieſter nur der Diener, der Beamte der Gemeinde ſei, und von ihr, wenn er ihr nicht genüge, entſetzt werden könne. Zweitens der Grundſatz der Glaubensfreiheit. Drit-

Kirche von Rom. Viertens Aufhebung oder wenigſtens Beſchränkung der Klöſter. Fünftens Aufhebung aller widerchriſtlichen Gebräuche, der Wallfahrten, der Vorrechte der einzelnen Kirchen, der Seelmeſſen, der Befreiungen, der Faſten, aller Feſttage außer dem Sonntage, des Bannes, der Eheloſigkeit der Geiſtlichen, des geiſtlichen Rechts. Sechstens Vereinigung mit den Böhmen, d. h. den Nachkommen der Huſſiten. —

Und nun, bei dieſen außerordentlichen Fortſchritten der kirchenfeindlichen Richtung, glaubte der römiſche Hof nicht länger mit ernſtlichen Widerſtandsmaßregeln zurückbleiben zu dürfen. Schon im Anfange des Jahres 1520 war Eck nach Rom gegangen, um dem römiſchen Stuhle ſeine Hülfe anzubieten: im Sommer kam er wieder nach Deutſchland heraus mit der Bannbulle gegen Luther und die namhafteſten ſeiner Anhänger. Dieſe Waffe der geiſtlichen Macht war doch noch nicht ganz ohne Wirkung. Viele unter den bisherigen Anhängern der neuen Ideen wurden eingeſchüchtert: natürlich wagten manche Obrigkeiten nicht, dem päpſtlichen Gebote einen offenbaren Ungehorſam entgegenzuſetzen, und ſo gelang es Eck in der That, drei der eifrigſten Anhänger Luthers, Adelmann von Adelmannsfelden, Domherr in Eichſtädt, Wilibald Pirkheimer und Lazarus Spengler, zwei nürnberger Bürger, zum Widerrufe zu nöthigen: der Erzbiſchof von Mainz, mit der päpſtlichen Ungnade bedroht, wenn er Hutten noch ferner ſchütze, ſah ſich veranlaßt, dieſen letzteren aufzugeben: überhaupt kam nun plötzlich ein merkliches Schwanken in die höheren Kirchengewalten zum Nachtheile der neuen Lehre. Im Ganzen jedoch diente die Bannbulle, und die Art und Weiſe, auf welche ſie verkündet wurde — Johann Eck, Luthers perſönlicher Feind, wurde damit beauftragt, außer ihm ein ehemaliger Jude Aleander, den man der größten Erpreſſungen beſchuldigte — nur dazu, den Unwillen gegen Rom noch höher zu ſteigern, und die Widerſtandspartei noch weiter zu treiben. Die Schriften derſelben wurden immer heftiger, leidenſchaftlicher, umwälzungsſüchtiger: ſchon ſcheute man ſich nicht mehr drucken zu laſſen, daß nicht nur Rom, ſondern die geſammte Prieſterſchaft zu allen Zeiten nichts Anderes erſtrebt habe, als das Volk zu belügen und zu betrü-

Prieſter Finſterniß, aus Finſterniß Licht, ſie ſeien Räuber und Diebe, und nicht eher werde es der Menſchheit wieder wohl werden, als bis das ganze Gelichter vernichtet ſei. Allen aber ſchritt wieder Ulrich von Hutten in dem Kampfe für die religiöſe und nationale Freiheit voran: er errichtete mit ſeinem Freunde Franz von Sickingen eine eigene Druckerei auf der Ebernburg, wo er mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen zahlloſe Flugſchriften verfertigte und in die Welt hinaus ſchickte: ihm und ſeinen Freunden war es vollkommen klar geworden, daß es ſich jetzt nicht mehr um einzelne Zugeſtändniſſe handeln könne, die man der geiſtlichen Gewalt abnöthige, ſondern um gänzlichen Bruch mit dem alten Lehrgebäude, um vollſtändige Losſagung von Rom, um Feſtſtellung ganz neuer Einrichtungen im Sinne der Freiheit. In dieſem Sinne ſind auch alle ſeine Schriften geſchrieben.

Und zu dieſer Ueberzeugung gelangte um dieſelbe Zeit auch Luther. Anfangs glaubte er, der gegen ihn erlaſſene Bannſtrahl ſei eine bloße Erdichtung Ecks. Wie er aber jeden Zweifel über die Aechtheit der Bannbulle aufgeben mußte, ſo faßte er einen großen Entſchluß. Er verbrannte am 10. December 1520 die Bannbulle ſammt dem geiſtlichen Recht und mehreren Schriften ſeiner Gegner in einer feierlichen Handlung, wozu Studenten, Profeſſoren und andere Gelehrten eingeladen waren, vor dem Elſterthore in Wittenberg. Er ſelber warf die Bulle in die Flammen mit den Worten: „Dieweil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo verzehre dich das ewige Feuer.“ Es war die entſchiedenſte Erklärung, daß er ſich ein für allemal von dem Papſtthum losgeſagt habe. Und ſo wurde die That auch von der geſammten Nation gefaßt. Sie fand allgemeinen Anklang.

Und jetzt war die Frage, wie ſich zu dieſer großen nationalen Bewegung, die mit unwiderſtehlicher Macht vorwärts gedrungen war, die eben ſo ſehr auf eine Läuterung der Kirchenlehre, wie auf die Unabhängigkeit von Rom ſich gerichtet hatte, die oberſte Gewalt im Reiche, der Kaiſer ſich verhalten werde. Man ſollte meinen, daß dieſer, dem wegen ſeines Verhältniſſes zum Papſte doch ein ſehr großer unberechenbarer Vortheil aus dem Gelingen der Bewegung erwachſen mußte, dieſelbe nicht mit ungünſtigen Augen betrachtet habe. Es iſt jetzt nöthig, der anderen Seite unſerer nationalen Entwicklung, der ſtaatlichen, wiederum unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

12. Staatliche Verhältniſſe bis zum Reichstag von Worms. Uebergang des Kaiſerthums von Maximilian I. auf Karl V. Die verſchiedenen Parteien im Reiche.

In den letzten Zeiten ſeines Lebens ſcheint Maximilian auf die Reform der Reichsverfaſſung in kaiſerlichem Sinne vollkommen verzichtet zu haben. Die bitteren Erfahrungen, die er hatte machen müſſen, die Widerſtände, auf welche er geſtoßen, verleideten ihm dieſe Beſtrebungen. Nicht, als ob die öffentliche Meinung ſich in Bezug auf dieſe Frage geändert habe: im Gegentheile, wir finden die Anſicht, daß eine Verbeſſerung der Reichsverfaſſung im Sinne der Einheit, aber mit Verſtärkung der kaiſerlichen Gewalt, das allein Erſprießliche und Wünſchenswerthe für Deutſchland ſei, noch in dem letzten Jahre Maximilians mit derſelben Begeiſterung und Lebhaftigkeit ausgeſprochen, wie ehedem. Einer der erſten Schriftſteller der Nation, einer der begeiſtertſten Vorkämpfer für ihre Freiheit, Ulrich von Hutten, ließ im Jahre 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Türkenkrieg eine Rede drucken, die zu dem Beſten gehörte, was aus ſeiner Feder gefloſſen: und in dieſer Rede ſchilderte er nicht nur mit den brennendſten Farben alle Fehler und Untugenden des deutſchen Fürſtenthums, dem er weiſſagend zuruft, daß ſich wider daſſelbe eine furchtbare Empörung des gemeinen Mannes erheben werde, wenn es ſich nicht baldigſt beſſerte, ſondern er weiſt auch die Nothwendigkeit einer kräftigen kaiſerlichen Gewalt und des einmüthigen Gehorſams der Fürſten gegen ſie nach. Auch die religiöſe Bewegung war nicht nur nicht gegen die kaiſerliche Gewalt gerichtet ſondern hing vielmehr auf das Innigſte mit jener nationalen ſtaatlichen Richtung zuſammen, welche die Einheit des Reichs unter der Wiederherſtellung des Kaiſerthums erſtrebte. Maximilian jedoch, wie er ſchon früher Anſtand nahm, ſich ernſtlich an die Grundſtoffe der Nation anzuſchließen, welche es allein ehrlich mit dem Kaiſerthum meinten und die Wiederherſtellung ſeines früheren Glanzes möglich gemacht hätten, dachte in ſeinen ſpäteren Jahren noch viel weniger daran. Seine einzige Sorge war nur darauf gerichtet, die Größe ſeines Hauſes, wozu er den Grund gelegt, dauerhaft zu befeſtigen, und vor Allem die Nachfolge eines ſeiner Enkel auf dem deutſchen Throne zu bewerkſtelligen.

Maximilians Sohn Philipp war im Jahre 1507 geſtorben. Er hinterließ zwei Söhne, Karl und Ferdinand, welche nun eine Macht erbten, der ſich kein anderer Staat Europas vergleichen konnte. Von ihrer Mutter her kamen ſie in den Beſitz der ſpaniſchen Monarchie, Siciliens, Neapels; von ihrem Vater erbten ſie die burgundiſchen Lande; von ihrem Großvater die öſterreichiſchen Beſitzungen in Deutſchland. Aber ſchon dachte Maximilian daran, dieſe Beſitzungen auch gegen den Oſten hin zu erweitern. Er hatte zwar ſchon mit dem Könige von Ungarn und Polen, Wladislaus, im Jahre 1491 einen Vertrag geſchloſſen, zufolge deſſen das habsburgiſche Haus die Anwartſchaft auf dieſe beiden Königreiche, im Falle der Mannsſtamm Wladislaus' ausſtürbe, haben ſollte. Allein er wollte noch ſicherer gehen, und verlobte daher im Jahre 1515 ſeinen zweiten Enkel Ferdinand mit der Tochter des Königs Wladislaus, Anna, welcher außer ihr nur noch einen Sohn, Ludwig, beſaß, der ihm in der Regierung folgte. Nach dem Tode dieſes Ludwig ſchienen daher die beiden Königreiche den Habsburgern unzweifelhaft zufallen zu müſſen, wie dies auch geſchehen iſt. Und nun, nachdem ihm dieſe Unterhandlung ſo gut geglückt war, bot Maximilian Alles auf, um für ſeinen älteſten Enkel, Karl, die Nachfolge im Reiche durchzuſetzen. Hiebei ſtieß er freilich auf lebhaften Widerſtand von Seite der Kurfürſten. Auch erlebte er den glücklichen Ausgang der Unterhandlungen nicht mehr. Im Januar 1519 ſtarb er, in einem Alter von nicht ganz 60 Jahren.

Nach ſeinem Tode bildete zweifelsohne die Beſetzung des kaiſerlichen Thrones eine Zeitlang die wichtigſte Frage im deutſchen

Reiche. Es traten zwei mächtige Bewerber um denſelben auf. Der eine war eben jener Enkel des verſtorbenen Kaiſers, Karl, Herr von Burgund und zugleich König von Spanien, Neapel und Sicilien. Der andere war der König von Frankreich, Franz I. Beide Könige bewarben ſich nicht blos aus Achtung vor der kaiſerlichen Würde an und für ſich um den Kaiſerthron, ſondern weit mehr wurden ſie durch ihre ſonſtige ſtaatliche Lage dazu getrieben. Frankreich und Habsburg waren, wie wir geſehen, ſchon von den Zeiten Maximilians her ſtaatliche Gegner. Es war zwar zwiſchen beiden Mächten im Jahre 1516 der Friede von Noyon geſchloſſen, und in dieſem Frieden war ſogar eine engere Verbindung ausgemacht worden: Karl von Spanien nämlich ſollte ſpäter eine Tochter des Königs von Frankreich heirathen. Allein Niemand täuſchte ſich darüber, daß dieſer Friede kein aufrichtiger ſei, ſondern daß er blos als eine Art Waffenſtillſtand betrachtet werden dürfe. Denn die Eiferſucht beider Mächte war zu ſehr in der Natur der Dinge, in der gegenſeitigen Lage ihrer Reiche gegründet, als daß an eine aufrichtige Verſöhnung gedacht werden konnte. Das Haus Habsburg erſchien dem Könige Franz jetzt gefährlicher, wie je. Unter Maximilian war es ihm nicht ſehr gefährlich. Dieſer war, wie wir geſehen, durch eine Menge von Hinderniſſen abgehalten, gegen Frankreich die ganze Kraft zu entfalten. Ganz anders war es aber unter Karl, welcher zu den Beſitzungen ſeines Großvaters und Vaters auch noch die ſpaniſche Monarchie hinzufügte, nebſt Neapel und Sicilien, dadurch alſo Frankreich von drei Seiten bedrohte, vom Weſten, vom Oſten her und in Italien. Erhielt Karl zu ſeinen Erbreichen auch noch die deutſche Kaiſerkrone, welche bisher zwar wenig Macht gewährte, aber unter einem ſonſt ſo mächtigen Herrſcher, wie Karl, eine neue Bedeutung erlangen konnte, ſo war Franz I. doppelt und dreifach gefährdet. Abgeſehen von allem Anderen, war zu erwarten, daß Karl das Herzogthum Mailand, in deſſen Beſitz ſich Franz I. befand, als Lehen des deutſchen Reiches in Anſpruch nahm und den König von Frankreich daraus verdrängte. Die franzöſiſche Staatskunſt mußte daher Alles aufbieten, um Karln die Kaiſerkrone zu entziehen. Und darauf war auch ihre Thätigkeit gerichtet. Sie verfolgte aber, indem ſie dieſes erſtrebte, zugleich einen noch großartigeren Plan. Franz I. bewarb ſich ſelber um die Kaiſerkrone.

Wäre ihm dies gelungen, ſo war Karl nicht nur um einen bedeutenden Vortheil gebracht, ſondern Franz bekam nun mehrfache Waffen gegen Karln in die Hände. Als deutſcher Kaiſer war er der Oberlehnsherr von den burgundiſchen Landen Karls, die zum deutſchen Reiche gehörten: als König von Frankreich war er es ohnedies über Flandern und Artois: von zwei Seiten konnte er daher ſeinen Gegner auf der verwundbarſten Seite faſſen, zu geſchweigen davon, daß ihm ſodann der Beſitz von Mailand ohnedies geſichert geblieben wäre. Die Wichtigkeit dieſer Vortheile war zu groß, als daß nicht Franz Alles aufgeboten hätte, um zum Ziele zu gelangen. Die Verbindung zwiſchen Frankreich und den deutſchen Fürſten, die ſchon ſeit geraumer Zeit unterhalten worden war, wurde lebhafter, wie je. Franz ließ es ſich ganz bedeutende Summen koſten, um die Kurfürſten zu beſtechen. Mehrere waren auch bereits auf ſeine Seite gebracht, wie Pfalz und Trier: man hegte Hoffnung, daß man auch die übrigen gewinnen werde, und außerdem waren mehrere andere Fürſten, wie Würtemberg und Braunſchweig, zu ihm herübergezogen worden.

Natürlich ſtrengte nun auch die habsburgiſche Partei Alles an, um Franz den Rang abzulaufen. Sie wußte nicht minder, um welch große Sache es ſich handle. Sie ſah in der Gewinnung der Kaiſerkrone ebenfalls eine Lebensfrage, und bewies den größten Eifer, um den Sieg zu erlangen. Natürlich kam zuletzt Alles auf die deutſchen Fürſten an. Von ihrem Standpunkte aus angeſehen, behagten ihnen eigentlich beide Bewerber gleich wenig. Eben die große Macht Karls erſchien ihnen bedenklich für ihre „Freiheit“, und Franz, obſchon im Beſitze eines minder großen Reiches, genoß doch als Beherrſcher der Franzoſen eine ſo bedeutende Gewalt, daß ſie faſt als eine unbeſchränkte bezeichnet werden konnte: was war natürlicher, als daß er ſich beſtreben würde, dieſe Gewalt, wie er ſie über die Franzoſen beſaß, auch auf die Deutſchen auszudehnen? Mit der fürſtlichen Selbſtändigkeit war es dann vorbei. Am Liebſten wäre es daher den Fürſten geweſen, Einen aus ihrer Mitte, der keine bedenklich große Hausmacht beſaß, zum Kaiſer zu erwählen. Ein ſolcher Ausweg hätte auch dem Papſte am Meiſten zugeſagt, der natürlich dann für ſich und für Italien am Wenigſten zu beſorgen gehabt hätte, während ihm Franz ſowohl, wie

Karl, die ja beide italieniſche Fürſtenthümer beſaßen, als deutſche Kaiſer gleich ſehr mißbehagten: immerhin aber wäre ihm Franz noch lieber geweſen, als Karl. In der That dachten die Fürſten eine Zeitlang daran, einen kleineren deutſchen Großen zu wählen: es war der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen. Dieſer war jedoch zu klug, um darauf einzugehen: er ſah, daß um aus der deutſchen Krone etwas zu machen, es einer größeren Hausmacht bedürfe, als ihm zu Gebote ſtand. Er ſchlug ſie alſo aus. Es blieb demnach nur noch die Wahl zwiſchen Frankreich und Habsburg. Zuletzt entſchieden ſich aber doch die Kurfürſten für letzteres — im Juni 1519 erfolgte die Wahl — und keinen geringen Antheil an dieſer Entſchließung hatte Friedrich der Weiſe von Sachſen ſelbſt. Es mochte wohl bei den Kurfürſten der Gedanke maßgebend geweſen ſein, daß Karl wegen ſeines weitſchichtigen Länderbeſitzes ſehr oft gezwungen ſein werde, ſich außerhalb Deutſchlands aufzuhalten, daß es ihm daher nicht möglich ſein werde, ſich viel um die deutſche Regierung zu bekümmern, die dann den Kurfürſten in die Hände fallen werde. Und in der That: bei dem Wahlvertrage machten ſie die Bedingung, daß Karl, ſo wie er Kaiſer geworden, endlich den Gedanken ausführe, den ſie bereits unter Maximilian verfolgt, der aber damals geſcheitert war, nämlich ein Reichsregiment einzuſetzen, und zwar ganz nach der früheren fürſtenfreundlichen Anlage. Karl verſprach nicht nur dies, ſondern auch noch — ein weiteres Zugeſtändniß an die hohe Ariſtokratie — daß er alle Bündniſſe der Unterthanen gegen die Fürſten, alſo von Rittern, Städten, Bauern, verbieten wolle; er erklärte ſich demnach von vornherein gegen die demokratiſchen Beſtrebungen der Nation. Endlich mußte er verſprechen, keine Anſchläge einzugehen, um die kaiſerliche Würde in ſeiner Familie erblich und eigenthümlich zu machen, ſondern den Kurfürſten das volle und freie Wahlrecht zu ſichern.

Die Fürſten hatten ſich demnach hinlänglich vorgeſehen. Es war nun die Frage, wie ſich Karl V. als deutſcher Kaiſer benehmen werde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der kaiſerlichen Regierung gleich von Beginn an der Gedanke vorſchwebte, die Reichsgewalt zu erweitern und zu ſtärken, ein Gedanke, welchen Karl V. ſein ganzes Leben lang verfolgte und noch wenige Jahre vor ſeinem Tode auf die überraſchendeſte Weiſe auszuführen ſuchte. Und dieſer Gedanke ſchien jetzt bereits eine neue Kraft zu erhalten: denn eben um die Zeit, als Karl V. die Kaiſerkrone davon trug, errang die habsburgiſche Macht einen neuen Zuwachs durch ein gar nicht unbedeutendes Land, durch Würtemberg. Der Herzog Ulrich nämlich, ſchon ſeit der hutten'ſchen Geſchichte mit dem kaiſerlichen Hauſe verfeindet, in genauen Verbindungen mit Frankreich, beging unmittelbar nach Maximilians Tode einen Landfriedensbruch: wegen einer unbedeutenden Veranlaſſung überzog er die Reichsſtadt Reutlingen, nahm ſie ein, und ließ ſich daſelbſt zum Herren huldigen: ſchon fürchtete man, er werde noch weiter vorangehen und auch andere Reichsſtädte ſich unterwerfen. Dieſer Friedensbruch war nicht nur gegen den ſchwäbiſchen Bund, ſondern insbeſondere auch gegen Oeſterreich gerichtet: man glaubte, daß dieſe Handlung mit den Abſichten des Königs von Frankreich auf die deutſche Kaiſerkrone zuſammenhänge: Habsburg ſollte hier in Schwaben beſchäftigt, angegriffen, ſein Einfluß geſchmälert werden. Indeſſen auf Betrieb der öſterreichiſchen Regierung erhob ſich der ſchwäbiſche Bund gegen den Herzog von Würtemberg, trieb ihn aus dem Lande, und als Ulrich einige Wochen darauf wiederkehrte, wurde er nochmals verjagt. Würtemberg aber wurde vom ſchwäbiſchen Bund an den Kaiſer Karl überlaſſen, und zwar nicht als Oberhaupt des Reichs, ſondern als Erzherzog von Oeſterreich: nur unter dieſer Bedingung wollte Karl das Land übernehmen. Der ſchwäbiſche Bund, der bei der Verwaltung des Landes weit mehr Koſten und Unbequemlichkeiten gehabt haben würde, als ihm Vortheil daraus erwuchs, der überdies die Kriegskoſten bezahlt zu haben wünſchte, ſah keinen andern Ausweg, als auf dieſen Vorſchlag einzugehen: nur mußte Karl verſprechen, aus den Einkünften des Herzogthums den Mitgliedern des Bundes wirklich die Kriegskoſten zurückzuerſtatten. Wenn man bedenkt, welch wichtige Rolle in Schwaben Würtemberg von jeher geſpielt, daß der Herzog dieſes Landes in der letzten Zeit eine Oeſterreich feindſelige Staatskunſt eingeſchlagen, daß er mit den benachbarten Fürſten, die ebenfalls feindſelig gegen die Habsburger ſich benahmen, genau verbündet geweſen, ſo begreift ſich die Wichtigkeit des Sturzes des Herzogs Ulrich und der Erwerbung ſeines Landes. Oeſterreich herrſchte nunmehr in Schwaben unbedingt, und war, wie es ſcheint, noch mehr wie jemals Herr des ſchwäbiſchen Bundes. Um ganz ſicher zu gehen, ließ ſich die öſterreichiſche Regierung auch noch den jungen Sohn des Herzogs Ulrich, Chriſtoph, ausliefern, der nunmehr in öſterreichiſchem Gewahrſam gehalten wurde.

Dieſes Verhalten Oeſterreichs bei der würtembergiſchen Angelegenheit deutete auf ernſtere weitergehende Abſichten, auf eine gewiſſe Entſchiedenheit, und ließ eben deßhalb manche Hoffnungen entſtehen. Doch würde man ſich täuſchen, wenn man annehmen wollte, daß die Beſtrebungen der kaiſerlichen Regierung auf daſſelbe ausgegangen wären, was die vaterländiſche Richtung der damaligen Zeit erſtrebte. Die Staatskunſt Karls war nichts weniger als deutſchnational. Vielmehr betrachtete er ſich immer zugleich als den Herrn ſo vieler andern Länder, und die Rückſichten, welche dieſe geboten, waren bei Weitem maßgebender für ſeine Staatskunſt, als die Rückſichten auf Deutſchland. Es kam hinzu, daß bald (1522) eine Theilung zwiſchen ihm und ſeinem jüngeren Bruder Ferdinand verabredet wurde, in Folge deren der letztere die deutſchen Beſitzungen als erblichen Antheil bekam, während Karl im Beſitze von Burgund, Spanien, Neapel und Sicilien blieb, wodurch natürlich die Theilnahme Karls für Deutſchland ſich noch mehr vermindern mußte. Dieſe Thatſache brachte aber den Kaiſer von vornherein in eine ſchiefe Stellung zu Deutſchland. Er ward genöthigt, Richtungen einzuſchlagen, welche geradezu im Widerſpruche mit derjenigen waren, die er als deutſcher Kaiſer befolgen mußte. Es war allerdings ſeine Abſicht, ſeine Gewalt im Reiche ſo hoch zu ſteigern, als möglich, aber nur, um ſich ungehindert der Kraft Deutſchlands für ſeine ſonſtigen Zwecke bedienen zu können, nicht um der Nation ſelber willen. Die Zweideutigkeit und Zweizüngigkeit, welche aber eine ſolche Staatskunſt nothwendig mit ſich brachte, mußte ihm nachgerade alle die Grundſtoffe entfremden, welche ſonſt ſeinen Beſtrebungen günſtig geweſen wären.

Gleich in dem jetzigen Augenblicke, wo doch das deutſche Oberhaupt ſo nothwendig geweſen, zeigte es ſich, daß die Rückſichten auf ſeine anderen Länder überwogen. Karl befand ſich zur Zeit ſeiner Wahl in Spanien: erſt im Jahre 1520 kam er in die Niederlande; erſt im Oktober wurde er zu Aachen gekrönt, und erſt im Anfange des folgenden hielt er ſeinen erſten Reichstag, in Worms.

Inzwiſchen war das deutſche Reich ohne Regierung: die aufgelöſten Zuſtände nahmen immer mehr überhand: die Verwirrung und gegenſeitige Feindſeligkeit vergrößerte ſich von Tag zu Tag: die verſchiedenen Parteien ſammelten friſche Kräfte, um ſich unter dem neuen Kaiſer und bei der Errichtung der bevorſtehenden neuen Ordnungen gegen einander zu meſſen.

Es gab damals ohngefähr ſieben Parteien im deutſchen Reiche. Zunächſt die öſterreichiſch-kaiſerliche, zu welcher ſich, wie wir geſehen, ein nicht geringer Theil der öffentlichen Meinung hielt und die meiſten der Schriftſteller, welche wegen ihrer freien und vaterländiſchen Geſinnung einen bedeutenden Einfluß auf die Nation übten.

Die zweite Partei war die kurfürſtliche, welche die Abſicht hatte, die Plane Bertholds von Mainz wieder aufzunehmen, ein Reichsregiment einzuführen, welches den Kaiſer in allen ſeinen Bewegungen beſchränke und die Reichsregierung in die Hände der Stände, d. h. vorzugsweiſe der Kurfürſten bringe. Von dieſer Partei wurde allerdings der Gedanke der Reichseinheit feſtgehalten, aber nicht unter der kaiſerlichen Fahne, ſondern unter der Fahne der Reichsſtände.

Die dritte Partei war der ſchwäbiſche Bund. Dieſer Verein, welcher früher zu ſo großen Hoffnungen berechtigte, verfolgte, ſeitdem man den Gedanken aufgeben mußte, daß ſich aus ihm heraus eine neue Reichsverfaſſung entwickeln werde, eine Richtung, welche dem Gedanken einer erneuerten Reichsgewalt, unter welchen Formen auch immer, nichts weniger als günſtig war. Trotz des Abfalls ſo mancher ehemaliger Mitglieder, trotz mancher bewieſenen Schwächen und trotz vielfacher Spaltungen in ſeinem Inneren, bildete er nichts deſto weniger eine achtunggebietende Macht im deutſchen Reiche, war verhältnißmäßig gut eingerichtet, entfaltete, beſonders wenn es galt, Landfriedensbrecher zu beſtrafen, eine bedeutende und raſch zuſammengebrachte Kriegsmacht. Dieſer Bund war aber nachgerade übermüthig geworden, pochte auf ſeine Selbſtändigkeit und war nicht gewillt, außer ſich ſelbſt einen höheren Richter anzuerkennen. So wollte er ſich auch dem Kammergerichte nicht fügen, lud vielmehr Leute, die nicht zu ihm gehörten, vor ſein Gericht, wo er Kläger und Urtheiler in Einer Perſon war, und machte ſich nicht ſelten der Ungerechtigkeit und der Willkür ſchuldig. Der Bund ſtand zwar im Ganzen gut mit dem Kaiſer: doch durfte man darauf nicht zu ſehr bauen. Denn in ihm hatte nachgerade das Fürſtenthum das Uebergewicht erhalten: beſonderen Einfluß übte der Herzog von Baiern, als das angeſehenſte und mächtigſte Mitglied des Bundes, welcher nicht geſonnen war, den Bund für etwas anders als für ſeine eigenen Zwecke zu gebrauchen. Seit dieſem Uebergewichte des Fürſtenthums bewies ſich der Bund nach zwei Seiten hin ganz anders, wie ehedem: er trat nämlich feindſelig gegen den Adel und gegen die Städte auf. Was den Adel betrifft, ſo meinen wir natürlich den, welcher nicht zum Bunde gehörte, beſonders den rheiniſchen und fränkiſchen: die Feindſeligkeit gegen die Städte erſtreckte ſich aber auf die eigenen Mitglieder. Die Städte klagten häufig darüber, daß ſie bei der Bundeshülfe immer zu hoch angeſetzt ſeien, während man ſie doch nicht zu den Berathungen ziehe, und in der That nicht ſelten wurden ſie bei den wichtigſten Maßnahmen übergangen. Beſonders aber ſeit dem Ueberfall Reutlingens durch Ulrich von Würtemberg hegten ſie gegen ihre fürſtlichen Bundesgenoſſen das äußerſte Mißtrauen. Es dauerte nämlich ziemlich lange, bis ſich der ſchwäbiſche Bund erhob: ein Mitglied deſſelben, Kaſimir von Ansbach, erklärte ſogar, gegen Würtemberg nicht kämpfen zu wollen, und zugleich fing er Streit mit Nürnberg an. Nun fürchteten die Städte, es ſei auf nichts Geringeres, als auf einen Ueberfall ſämmtlicher Städte von Seite der Fürſten, ihrer eigenen Bundesgenoſſen, abgeſehen, und auf eine Theilung der Städte unter die Fürſten: eine Beſorgniß, die ſich zwar nicht erfüllte, von der ſich aber die Städte niemals mehr losmachen konnten. Sie waren daher ungerne beim ſchwäbiſchen Bunde und ſuchten wieder von ihm loszukommen.

Die vierte Partei bildete das mindermächtige Fürſtenthum: dieſes war ſowohl feindſelig gegen den ſchwäbiſchen Bund, als gegen die kurfürſtliche Partei geſinnt, von denen es ſeine Unabhängigkeit gefährdet glaubte. Seine einzige Abſicht war die Ausbildung der Landeshoheit: deßhalb konnte auch ihm keine Entwicklung zuſagen, welche auf eine größere Einheit des Reichs, auf eine Stärkung der kaiſerlichen Macht hinauslief.

Zur fünften Partei gehörte der Adel, beſonders der reichsunmittelbare in Schwaben, Franken und am Rhein, welcher noch eine gewiſſe Unabhängigkeit behauptet hatte, die aber von Tag zu Tag mehr von den Fürſten gefährdet ward. Der Adel war daher der abgeſagte Feind des Fürſtenthums und zwar aller Parteien deſſelben auf gleiche Weiſe. Er wollte weder von der kurfürſtlichen Partei, noch von dem ſchwäbiſchen Bunde, noch von dem mindermächtigen Fürſtenthum etwas wiſſen. Dagegen war es in ſeinem Vortheil, ſich an den Kaiſer anzuſchließen und die Gewalt deſſelben zu erweitern. Eine vollkommene Umwälzung der Zuſtände zum Nachtheile der Fürſten, mit Erhebung eines kräftigen Kaiſerthums, lag daher gar nicht außer ſeinen Beſtrebungen.

Die Städte, die ſechste Partei, hielten wohl im Ganzen an der beſchränkten ängſtlichen kaufmänniſchen Staatskunſt feſt, wie wir dieſelbe bereits ſeit dem Ausgange des erſten großen Städtekrieges ſich haben entwickeln ſehen. Sie hegten — ſelbſt, wie wir eben dargethan, die Mitglieder des ſchwäbiſchen Bundes — die größte Angſt vor den Fürſten, denen ſie alles Ueble gegen ſich zutrauten, und dieſe Beſorgniſſe waren durchaus nicht ungerechtfertigt. Bei jeder Gelegenheit — auch auf den Reichstagen — wurden ſie zurückgeſetzt, ihres früheren Einfluſſes beraubt, während man immer größere Geldforderungen an ſie ſtellte. Eben dieſe letzteren waren ihnen beſonders ärgerlich, und wie wir bereits oben bemerkt, ſie waren namentlich daran Schuld, warum die Reichsſtädte auch der Erweiterung der kaiſerlichen Gewalt abgeneigt waren, und warum ſie ſich den Entwürfen Maximilians widerſetzten. Sie fürchteten nämlich, in jenem Falle noch mehr beſteuert zu werden, als bisher, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu verlieren: ſie waren daher gegen den Kaiſer nicht minder mißtrauiſch, wie gegen die Fürſten. So erklärt ſich denn, wie bei ihnen ſchon ſeit geraumer Zeit der Gedanke aufkommen konnte, ſich an die Eidgenoſſenſchaft anzuſchließen und „ſchweizeriſch zu werden“,*) ein Gedanke, welcher beſonders ſeit der Ueberhandnahme der Demokratie in den Städten eine neue Nahrung bekommen mochte. Dieſer Gedanke eines vereinigten Freiſtaats konnte natürlich nicht ausgeführt werden, ſo wie derſelbe ſich blos auf die Reichsſtädte erſtreckte, ſondern man mußte zugleich die umliegenden Gebiete, die Bauerſchaften mit herein ziehen. In dieſem Falle war es aber ein großartiger Gedanke, der eine außerordentlich folgenreiche Zukunft möglicher Weiſe in ſeinem Schooße trug: eine ſüdweſtliche deutſche Republik, welche Schwaben, Franken, die Rheingegenden, die Schweiz umfaßte, war das nächſte Ziel, welches man verfolgt hätte: aber über daſſelbe hinaus konnte ſich die republikaniſche Bewegung auch den anderen deutſchen Gebieten mittheilen. Die Umgeſtaltung des Reichs wäre dann nicht unter der Fahne des Kaiſerthums, ſondern unter der Form einer Bundesrepublik erfolgt.*)

---

*) Vergl. den Brief Dr. Ilſungs aus Augsburg vom 8. März 1519 an den Geheimſchreiber des Herzogs Wilhelm von Baiern, bei Jörg Deutſchland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526 (1851.) S. 30.

Und ſolchen Gedanken war auch die ſiebente Partei im Reiche, die Bauerſchaft, keineswegs fremd. Dieſe, ſeit geraumer Zeit die umwälzungsſüchtigſte Partei im Reiche, da ſie unter allen Umſtänden durch eine Veränderung nur gewinnen zu können ſchien, war ja, wie wir geſehen, beſonders durch das Beiſpiel der Schweiz angeregt, und hatte bei allen ihren bisherigen Unternehmungen die Eidgenoſſenſchaft im Auge. Die Bauerſchaft war gegen alle herrſchenden Gewalten feindſelig geſinnt, gegen die Geiſtlichkeit, gegen die weltlichen Fürſten, gegen den Adel, gegen die reichen Kaufleute in den Städten, und nur gegen die Gemeinen in den Städten hegte ſie Zuneigung, da im Ganzen die Lage dieſer letztern mit der ihrigen übereinſtimmte und ihre Strebungen die nämlichen waren.

Man ſieht: die Nation war in einer größeren Zerſetzung aller ihrer einzelnen Beſtandtheile begriffen, wie je. Von einem einmüthigen Zuſammenwirken aller ihrer Parteien zur Herbeiführung eines beſſeren Zuſtandes konnte keine Rede ſein. Es war nur noch die Frage, welche Partei das Uebergewicht behauptete. Auf dem erſten Reichstage, welchen der neue Kaiſer hielt, auf dem zu Worms, im Anfange des Jahres 1521 mußte ſich dies entſcheiden. Hier ſollte aber nicht nur die ſtaatliche Lage des Reiches zur Sprache kommen, ſondern auch die religiöſe Bewegung.

---

*) Darauf hin deutete auch die Weiſſagung, es ſollte einſt eine Kuh auf dem Schwanenberge (in Franken) ſtehen, und da brüllen, daß mans mitten in der Schweiz höre, d. h. ganz Deutſchland ſollte zur Schweiz, nämlich frei wie die Schweiz werden.

13. Reichstag zu Worms. Die ſtaatlichen Verhältniſſe und der Fortgang der religiöſen Bewegung in den Jahren 1521 und 1522.

Die nationale Partei, an ihrer Spitze die Hutten und Sickingen, welche neben der religiöſen Freiheit und der Unabhängigkeit von Rom zugleich die Erſtarkung des Kaiſerthums, die Einheit des Reichs, die Beſchränkung des Fürſtenthums erſtrebte, gab ſich ſchon lange alle erdenkliche Mühe, die kaiſerliche Regierung für ihre Anſichten zu gewinnen. Nicht nur in der Preſſe wirkte ſie für dieſen Gedanken, ſondern Hutten wandte ſich auch perſönlich an den Kaiſer und ſeinen Bruder Ferdinand, um ja nichts zu verſäumen. Dieſe Partei verlangte, daß der Kaiſer an die Spitze der religiöſen Bewegung treten, die Abhängigkeit von Rom aufheben, die Freiheit der Gewiſſen verkünden ſolle. Würde er dies thun, ſo ſtellte ſie ihm zugleich eine großartige Erweiterung der kaiſerlichen Macht in Ausſicht. Und in der That hätte der Kaiſer dann, falls er eine Reform des Reichs unter der Fahne des Kaiſerthums hätte durchſetzen wollen, auf die ganze öffentliche Meinung rechnen können.

Jedoch der kaiſerliche Hof war, abgeſehen davon, daß Karl V. kein Verſtändniß für die religiöſe Bewegung in Deutſchland beſaß, zur Zeit der Eröffnung des Reichstages von Worms durch Rückſichten geleitet, welche ihn zu einer ganz anderen Entſcheidung drängten. Der König von Frankreich, ſeit der Wahl Karls V. zum deutſchen Kaiſer doppelt auf ihn eiferſüchtig, bereitete einen großen Krieg gegen ihn vor. Karl V. ſuchte nun ſeinerſeits Bundesgenoſſen wider dieſen gewaltigen Gegner. Vor Allem brauchte er den Papſt, da einer der Hauptſchauplätze des Kampfes Italien ſein mußte. Der Papſt aber, ohnedies gegen Karl mißtrauiſch, wegen ſeiner doppelten Eigenſchaft als Kaiſer und König von

Neapel, erklärte nur dann auf ſeine Seite treten zu wollen, wenn er ihm bei der Unterdrückung der religiöſen Bewegung in Deutſchland beiſtehen würde. Die päpſtliche Hülfe erſchien dem kaiſerlichen Hofe als ſo durchaus nothwendig, daß er um jeden Preis dieſelbe erlangen zu müſſen glaubte: er ging alſo auf die geſtellte Bedingung ein.

Und eben dieſer bevorſtehende Krieg mit Frankreich war auch die Urſache, warum die kaiſerliche Regierung verderband davon abſah, größere Entwürfe bezüglich einer Aenderung der Reichsverfaſſung zu verfolgen. Dieſe Entwürfe würden jetzt auf bedeutende Hinderniſſe von Seite der Fürſten geſtoßen ſein, da eine Verbindung derſelben mit Frankreich nahe lag. Ohnedies hatte der Kaiſer in dem Wahlvertrage ganz andere, fürſtenfreundliche, Verſprechungen gemacht. Man ſah ſich alſo genöthigt, auch in ſtaatlicher Beziehung die Ideen der nationalen Partei unberückſichtigt zu laſſen.

Immerhin aber war die Lage der Dinge ſo, daß eine Wendung zu Gunſten derſelben nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Was zunächſt die religiöſe Bewegung betrifft, ſo war die Anſicht der Mehrzahl der Reichsſtände, welche zu Worms verſammelt waren, nichts weniger als mit den Forderungen des Papſtes und mit der Bereitwilligkeit des Kaiſers, denſelben Genüge zu leiſten, einverſtanden. Die Beſchwerden der Nation gegen den Papſt waren ja uralt, und wurden faſt auf jedem Reichstage wiederholt: auch jetzt ſuchte man dieſelben hervor, und ſetzte 101 Punkte auf, welche man abgeſtellt zu ſehen verlangte: dieſe Punkte ſtimmten mit den Forderungen der öffentlichen Meinung, ſo ferne ſie ſich gegen die Hierarchie und ihre Mißbräuche gerichtet hatte, im Weſentlichen überein. Und ſo wieſen die Reichsſtände auch die Forderung des päpſtlichen Geſandten, Luthern ungehört zu verdammen, zurück. Es ward beſchloſſen, obgleich ſich die päpſtlichen Geſandten mit Händen und Füßen dagegen ſträubten, Luthern vor die Reichsverſammlung zu laden und ſich dort verantworten zu laſſen. Zu dieſem Ende wurde ihm freies kaiſerliches Geleite zugeſagt. Die Möglichkeit war vorhanden, daß die Reichsverſammlung, wenn ſie Luthern gehört, keineswegs in ſeine Verdammung willigen werde.

Und ſo war auch in Bezug auf die ſtaatlichen Einrichtungen das Verhältniß zwiſchen Kaiſer und Ständen nicht gerade ein freundliches zu nennen. Die Kurfürſten nämlich, fußend auf die von dem Kaiſer bei dem Wahlvertrag gemachten Verſprechungen, legten ihm den Entwurf zu einem Reichsregiment vor, zufolge deſſen das kaiſerliche Anſehen zu einem Schatten gemacht, die Gewalt vielmehr in die Hände der Stände, vorzugsweiſe der Kurfürſten niedergelegt worden wäre. Das Reichsregiment, aus zwanzig Perſonen zuſammengeſetzt, wovon ſechs auf die Kurfürſten kamen, zwölf auf die übrigen Stände, der neunzehnte der Vorſitzende, der zwanzigſte einer der Kurfürſten war, von denen jeder abwechſelnd ein Vierteljahr lang bei dem Regimente anweſend ſein mußte, ſollte nämlich beſtehen, auch während ſich der Kaiſer im Reiche befand, und da dieſem Regimente die wichtigſten Befugniſſe zugetheilt wurden, ſo war die Abſicht nicht zu verkennen, dem Kaiſer alle wirkliche Macht aus den Händen zu winden. So viel wollte ſich aber Karl V. doch nicht gefallen laſſen: er erklärte, den Entwurf in dieſer Form nicht annehmen zu können: es erfolgte eine merkliche Spannung zwiſchen dem Kaiſer und den Fürſten. Unter ſolchen Umſtänden glaubte man von Seite der kaiſerlichen Regierung die nationale Partei doch nicht vor den Kopf ſtoßen zu dürfen: man trat vielmehr mit ihr in Unterhandlungen. Die Häupter dieſer Partei waren theils in Worms ſelbſt, theils bei Sickingen auf der benachbarten Ebernburg verſammelt. Die kaiſerliche Regierung ging ſo weit, daß ſie Franz von Sickingen zum Rathe erwählte und zum Feldhauptmann in dem bevorſtehenden Kriege gegen Frankreich: ja auch Ulrich von Hutten wurde die Ausſicht eröffnet, in irgend einer Weiſe in den kaiſerlichen Dienſt aufgenommen zu werden. Dieſe Thatſachen erhielten ein deſto größeres Gewicht, wenn man bedachte, daß gerade während des Reichstags von Hutten und ſeinen Genoſſen von der Ebernburg aus die heftigſten Schriften gegen die päpſtlichen Geſandten und überhaupt gegen die ganze kirchliche Partei geſchleudert wurden, ja daß dieſe nicht anſtanden, den Vernichtungskrieg gegen ſie zu predigen.

Trotz alle dem war aber doch nicht daran zu denken, daß die kaiſerliche Regierung ernſtlich in die Plane der nationalen Partei eingehen werde. Die oben angegebenen Beweggründe blieben immer die maßgebenden für die kaiſerliche Staatskunſt. Man verſuchte nunmehr durch geſchickte Unterhandlung wenigſtens ſo viel zu erreichen, als möglich war. Was das Reichsregiment anbetrifft, — jene von den Kurfürſten vorgeſchlagene Einrichtung, welche dem Kaiſer am wenigſten behagte — ſo war ihm zwar nicht zu entgehen, doch verſuchte der Kaiſer einige Veränderungen zu ſeinen Gunſten durchzuſetzen. Und dies gelang ihm. Die Anzahl der Mitglieder wurde auf 22 Perſonen ausgedehnt, von denen die zwei neuen durch den Kaiſer ernannt werden ſollten; ferner ſollte das Regiment nur dann aufgerichtet werden, wann der Kaiſer nicht im Lande ſei; den Vorſitzenden ſollte der Kaiſer ernennen; und endlich ſollte in verhältnißmäßig kurzen Zwiſchenräumen ein Wechſel in den Perſonen der Mitglieder des Regiments vorgenommen werden: man hoffte, durch dieſe Einrichtung einen größeren Einfluß üben zu können. Trotz dieſer Zugeſtändniſſe, die man dem Kaiſer machte, war gleichwohl die Aufrichtung des Regiments als ein Sieg der kurfürſtlichen Partei zu bezeichnen, als eine Schmälerung des kaiſerlichen Anſehens, und als eine Niederlage der demokratiſchen Beſtandtheile der Nation. Denn an dem Regimente waren weder die Ritter, noch die Städte vertreten: ja die letzteren — von der Ritterſchaft war es ohnedies nie der Fall — waren nicht einmal zu den Verhandlungen des Reichstags zugezogen: ausdrücklich wurde ihnen Sitz und Stimme auf demſelben verweigert.

Und die religiöſe Frage nahm ebenfalls einen der nationalen Partei höchſt ungünſtigen Ausgang.

Luther folgte mit Freuden der an ihn ergangenen Aufforderung. Es fehlte nicht an Perſonen, welche ihm, als er ſich Worms näherte, Warnungen zugehen ließen, und ihn zu beſtimmen ſuchten, wieder umzukehren, da ſein Leben in Gefahr ſei. Nicht nur von Freunden gingen dieſe Warnungen aus, ſondern auch von der päpſtlichen Partei, welche in dem Nichterſcheinen Luthers einen weit ſichereren Erfolg vorausſah, als in ſeinem Auftreten. Luther ſetzte aber all dieſen Rathſchlägen den unerſchütterlichſten Muth, das begeiſterteſte Gottvertrauen entgegen. „Und wenn ſo viel Teufel in Worms wären, antwortete er, als Ziegel auf den Dächern ſind, ſo ſpräng ich doch unter ſie mit Freuden.“ Sein Erſcheinen machte begreiflich in Worms ein ungeheueres Aufſehen. Schon bei ſeinem Einzug — er ſaß in einem offenen Wagen — hatte ſich eine zahlloſe Menſchenmenge verſammelt, die ihn bis in ſeine Wohnung begleitete. Am andern Tage, am 17. April, als er das erſte Mal vor den Reichstag geladen ward, waren die Straßen ſo vollgeſtopft von Menſchen, daß man ihn auf Umwegen, durch Gärten und Häuſer zu dem Orte der Verſammlung führen mußte. Der Reichstag ſelbſt war einer der glänzendeſten und beſuchteſten ſeit langer Zeit: alle Kurfürſten waren daſelbſt gegenwärtig, außer ihnen gegen ſechzig Fürſten, eine Menge von Biſchöfen, Aebten und ſonſtigen Großen, Gelehrten und Städteabgeordneten. Luther wurde zweimal vor die Reichsverſammlung geladen. Das eine Mal wurde ihm die Frage vorgelegt, ob er ſich als Verfaſſer ſeiner Schriften bekenne, und ob er die in ihnen niedergelegten Grundſätze widerrufe. Das Erſte bejaht er, bezüglich der zweiten Frage bat er ſich Bedenkzeit für den andern Tag aus. Da hielt er denn die merkwürdige, kühne todesmuthige Rede, in welcher er erklärte, nicht widerrufen zu können, da dies wider ſein Gewiſſen und wider die heilige Schrift ſei, eine Rede, die er mit den berühmten Worten ſchloß: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ Es wurden nachher noch verſchiedene Verſuche gemacht, ihn umzuſtimmen, ihn wenigſtens zur Zurücknahme einiger ſeiner Sätze zu vermögen: es war vergebens. Am 26. April reiſte er wieder von Worms ab. Auf dem Wege wurde er aber auf Anſtiften ſeines Landesherrn, des Kurfürſten Friedrich, welcher das Kommende vorausſah, aufgehoben und auf die Wartburg gebracht, wo er eine Zeitlang verborgen lebte.

Nach Luthers Abreiſe drangen die päpſtlichen Geſandten mit erneuerter Heftigkeit auf ſeine Verdammung. Der Kaiſer fühlte aber wohl, daß die Mehrzahl der Reichsſtände in einen ſolchen Beſchluß nicht willigen werde: denn Luthers Benehmen hatte doch bei Vielen einen tiefen Eindruck gemacht, abgeſehen davon, daß ſie bei der außerordentlichen Theilnahme, welche Luther beim Volke gefunden, im Falle ſeiner Verdammung eine Empörung fürchteten. Ganz in der Nähe, in Worms ſelbſt, drohte man ſogar damit. Ein Anſchlag an den Straßenecken beſagte, daß mehr als 400 Edelleute ſich verſchworen hätten, um Luthern zu ſchützen, ebenſo ein Bundſchuh von 8000 Bauern. Genug: man wartete von Seite der kaiſerlichen Regierung, bis der Kurfürſt von Sachſen und der größte Theil der Fürſten, deren man nicht gewiß war, den Reichstag verlaſſen hatten: dann erſt wurde über die Sache verhandelt: der Kaiſer und die päpſtlichen Geſandten erlangten von den Zurückgebliebenen die Zuſtimmung zu der Verordnung, zufolge deren Luthers Lehre verboten, er ſelbſt in die Reichsacht gethan wurde. Man ſetzte aber den Tag dieſes Beſchluſſes auf mehrere Wochen zurück, als ſei er zu einer Zeit gefaßt worden, wo noch alle Fürſten beiſammen geweſen.

Dies waren die Ergebniſſe des Reichstages von Worms. Man ſieht: es wurden Beſchlüſſe daſelbſt gefaßt, welche ſtaatlich wie religiös im Widerſpruch mit der öffentlichen Meinung, mit der Mehrzahl der Nation waren. Staatlich, indem durch die Errichtung des Reichsregiments nur die kurfürſtliche Partei begünſtigt ward, während die anderen, insbeſondere aber Adel und Bürgerthum, von der Bauerſchaft gar nicht zu reden, zurückgeſetzt wurden. Religiös, indem die neue Lehre der Verdammung preisgegeben ward, während ſich dieſe doch bereits der ganzen Nation bemächtigt hatte.

Es war jetzt nur die Frage, ob dieſe Beſchlüſſe auch ausgeführt werden konnten. Die nächſte Zukunft lehrte ſofort das Gegentheil.

Was zuerſt das Reichsregiment anbetrifft, welches zu Nürnberg im November 1521 ins Leben trat, ſo ſetzte man ſich ihm von den verſchiedenſten Seiten entgegen: von Seite der Städte, des Adels, der kleineren Fürſten, des ſchwäbiſchen Bundes. Sie alle ſahen ſich durch die Gewalt, welche das Regiment für ſich in Anſpruch nahm, gefährdet. Durch den ſchwäbiſchen Bund wirkte aber auch der Kaiſer dem Regimente entgegen. Er erblickte in dem Bunde ein Gegengewicht wider dieſe ſtändiſche Gewalt, und gab ſich daher noch auf dem Reichstage von Worms alle Mühe, um ſeine Erneuerung zu Wege zu bringen: denn mit dem nächſten Jahre lief die Friſt, auf welche er geſchloſſen war, zu Ende. Das wichtigſte, angeſehenſte und einflußreichſte Mitglied des ſchwäbiſchen Bundes war der Herzog von Baiern: es galt alſo zunächſt dieſen für den Gedanken zu gewinnen. Auch ging er gerne darauf ein, da er wohl einſah, daß ihm der ſchwäbiſche Bund ebenſo viel Vortheil gewähre, wie dem Kaiſer. Deſto größer war die Abneigung bei den Städten. Dieſe wollten nichts mehr von der Erneuerung des Bundes wiſſen, aus den Gründen, die wir ſchon oben angeführt: ſie beklagten ſich darüber, daß ſie mit den Beiträgen zu hoch angeſetzt ſeien, daß man ſie zu den wichtigſten Berathungen gar nicht ziehe, daß man ihnen doch keinen rechten Schutz gewähre, und daß die verſchiedenen Ausnahmen, welche die Fürſten des Bundes mit anderen Fürſten ſich vorbehielten, den Zweck deſſelben doch zur reinen Täuſchung machten. Bei den oberländiſchen Städten, welche ſich am Eifrigſten und am Längſten widerſetzten, wirkte offenbar der Gedanke eines Anſchluſſes an die Eidgenoſſenſchaft ein. Bei den gegenwärtigen Zuſtänden des Reichs hielten ſich die Reichsſtädte für verrathen und verkauft, und ſelbſt dem Kaiſer trauten ſie nicht, da er mit den Fürſten in ſo engen Verhältniſſen zu ſtehen ſchien, und die Städte auf dem Reichstage von Worms offenbar zurückgeſetzt hatte. Da aber die kaiſerliche Regierung nicht nachgab, es weder an guten Worten noch auch an Drohungen fehlen ließ, ſo wurden die Städte doch endlich vermocht, in die Erſtreckung des ſchwäbiſchen Bundes zu willigen. (1522.) Nun aber nahm dieſer ſofort eine entſchieden feindſelige Stellung gegen das Reichsregiment ein. Er erkannte daſſelbe als oberſte Behörde des deutſchen Reiches nicht an, ſondern betrachtete ſich ihm gegenüber ebenſo unabhängig. Und er konnte dem Regimente wohl trotzen, da er über eine ſehr bedeutende kriegeriſche Macht zu verfügen hatte, während das Reichsregiment noch gar keine ſtoffliche Unterlage beſaß.

Die Mitglieder des Reichsregiments ſahen bald ein, daß es ſich vor Allem darum handle, ihm dieſe ſtoffliche Unterlage zu verſchaffen. Sie brauchten Mannſchaft und Geld, vor Allem aber das letztere, weil damit auch die erſtere zu erlangen war. Sie dachten nun daran, eine allgemeine Reichsſteuer ins Leben zu rufen, wagten jedoch nicht zu dem gemeinen Pfennig zurückzukehren, welcher unter Maximilian einen ſo großen Widerſtand gefunden hatte. Sie verfielen dagegen auf die Errichtung eines Gränzzolls, der auf alle fremden Waaren gelegt werden ſollte. Man berechnete, daß ein ſolcher Zoll mehr eintrage, als jede andere Art der Beſteuerung: begreiflich, daß die Regimentsmitglieder dieſen Gedanken mit Eifer verfolgten. Deſto größer war aber der Widerſpruch von Seite der Stände. Vor Allem erhoben ſich dagegen die Städte, welche in der Errichtung des Zolls ihr gänzliches Verderben erblickten: denn eigentlich ſchien dieſe Maßregel nur gegen ſie gerichtet.

Sie ſetzten Hände und Füße in Bewegung, um ſie nicht ins Leben treten zu laſſen, und als nichts Anderes half, ſchickten ſie eine eigene Geſandtſchaft an den Kaiſer nach Spanien (1523), um die Aufhebung dieſer Einrichtung zu bewerkſtelligen. Aber nicht nur die Städte waren gegen den Gränzzoll, ſondern auch die Fürſten. Sie ſahen darin eine bedeutende Hülfsquelle für die Reichsgewalt, welche zunächſt allerdings dem ſtändiſchen Regimente zukam, aber möglicher Weiſe über kurz oder lang — wenn etwa das Regiment ſich auflöſte — dem Kaiſer in die Hände fallen mußte. Dieſen aber wollten ſie ſo wenig als möglich unterſtützen, und ſelbſt der Herzog von Baiern, mit dem der Kaiſer doch als Haupt des ſchwäbiſchen Bundes in gutem Vernehmen ſtand, wirkte dieſem Reichszoll aus dem Grunde entgegen, weil möglicher Weiſe eine Erhöhung der kaiſerlichen Gewalt daraus erwachſen könnte und hiemit Unterdrückung aller Fürſten.*)

Der eine auf dem Reichstage zu Worms gefaßte Beſchluß, die Errichtung des Reichsregiments, obſchon ins Leben getreten, ſtieß alſo jetzt bereits auf die vielfältigſten Hinderniſſe und Widerſetzlichkeiten.

Ebenſo aber ging es mit dem andern Beſchluſſe, mit dem Verbote der lutheriſchen Lehre. Weit entfernt, daß das Verbot etwas genützt hätte, dehnte ſich vielmehr die Theilnahme noch weiter aus, ja es trat die Bewegung nunmehr in eine Entwickelungsſtufe ein, welche Niemanden gefährlicher werden mußte, als den herrſchenden Gewalten.

Seit dem Reichstage von Worms mußte man die Hoffnung aufgeben, welche von den Führern der Bewegung bis dahin gehegt worden war, daß ſich die Fürſten, geiſtliche wie weltliche, an die Spitze derſelben ſtellen und in Uebereinſtimmung mit den Wünſchen der öffentlichen Meinung eine neue Ordnung der Dinge begründen würden. Die herrſchenden Gewalten hatten dieſes nicht nur nicht gethan, ſondern ſie hatten ſogar die neue Lehre verdammt. Die Folge davon war, daß nun die Bewegung keine Rückſicht weiter auf ſie nahm, vielmehr den Widerſtand, welchen ſie bisher gegen die geiſtliche Gewalt bewieſen, jetzt auch gegen das Fürſtenthum kehrte. Die Bewegung ſchlug jetzt eine demokratiſche, fürſtenfeindliche, auch in ſtaatlicher Beziehung umwälzungsſüchtige Richtung ein.

---

*) Vergl. Jörg a. a. O. S. 14 — 15.

Schon früher hatten die Führer der Bewegung es für nöthig gefunden, ſich mit ihren Schriften an den gemeinen Mann zu wenden, und dieſen in die Frage des Tages mit hereinzuziehen. Jetzt wird dieſes Streben immer allgemeiner. Nicht nur, daß faſt alle Schriften in deutſcher Sprache geſchrieben wurden, ſondern man ging auch in die Anſchauungsweiſe des gemeinen Mannes ein, man ſchrieb im Volkstone, mit der entſchiedenſten Derbheit, und ſuchte namentlich durch kleinere Flugſchriften, durch ihren witzigen Inhalt, durch unterhaltende Einkleidung auf die Maſſen zu wirken. Beſonders großen Beifall fanden die Geſpräche, unter welcher Form die neuen Ideen ſehr häufig dargeſtellt wurden. Dieſe Geſpräche erinnerten an die Faſtnachtſpiele, übertrafen ſie aber natürlich bei Weitem in Bezug auf den Inhalt der Gedanken und auf die Zwecke, die man dabei verfolgte. Bald war ganz Deutſchland mit einer Fluth von ſolchen Volksſchriften überſäet: eine wurde begieriger geleſen, wie die andere. Je derber, je einſchneidender, um ſo mehr behagten ſie. Außer dieſen Schriften wirkten aber auch die Führer durch ihre Perſönlichkeit. Wir finden, daß jetzt eine Menge von Anhängern der Neuerung als Prediger durch die deutſchen Länder zogen, da und dort das Volk auf offenem Markte, oder auf freiem Felde verſammelten und Reden hielten. Mit Begierde wurden ſolche herumreiſende Prediger von dem Volke gehört. Setzten ſich etwa die herrſchenden Gewalten entgegen, ſo war es meiſtens zu ſpät. Denn ſie hielten ſich nie lange an einem Orte auf, ſondern wanderten, nachdem ſie ein paar Reden gehalten, wieder weiter.

Die Theilnahme des gemeinen Mannes an der Bewegung ſteigerte ſich durch dieſe und ähnliche Erſcheinungen außerordentlich. Er warf ſich mit dem größten Eifer in die angeregten Fragen, las entweder ſelber die Schriften der Widerſtandspartei, beſonders auch die Bibel, welche ſeit dem Jahre 1521 von Luther verdeutſcht wurde, oder ließ ſie ſich vorleſen. Faſt das ganze öffentliche Leben wurde von dieſen Beſtrebungen durchdrungen. Selbſt in den Wirthshäuſern, auf offenem Markte, ſprach man über religiöſe Gegenſtände. Die Laien waren bald beſſer unterrichtet, als die Geiſtlichen ſelbſt. Diejenigen unter ihnen, welche ſich noch zum alten Lehrgebäude bekannten, und die meiſtentheils unwiſſend waren, wurden bei jeder Gelegenheit von den Laien verſpottet: es kam nicht ſelten vor, daß ihnen auf der Kanzel von Einem aus der Gemeinde in die Rede gefallen wurde, daß man ſie ſogar heruntertrieb, daß dagegen Laien die Kanzel betraten und predigten. Ueberhaupt ſtieg der Haß gegen die Geiſtlichkeit bis zum höchſten Grade: man verachtete jeden Pfaffen von vornherein, nur weil er ein Pfarrer war, und ſo hielten es ſelbſt ſolche Geiſtliche, welche Anhänger der Neuerung waren, und als reiſende Prediger auf die Volksmaſſen wirken wollten, für angemeſſener, ſich für Laien, für Bauern auszugeben, weil man zu ſolchen mehr Zutrauen hegte, als zu den Geiſtlichen.

Unter ſolchen Umſtänden, bei dieſem täglichen Anwachſen der Widerſtandspartei, ſowohl in Bezug auf den Umfang als auf die innerliche Kraft, war natürlich an eine Ausführung des wormſer Beſchluſſes gar nicht zu denken. Die Anhänger der Neuerung waren zu maſſenhaft, als daß man nur irgend etwas gegen ſie auszurichten vermochte. Ja, wenn der päpſtliche Geſandte Miltitz im Jahre 1519 ſagen konnte, daß unter fünf Leuten immer zwei oder drei Luthern anhingen, ſo konnte man dies nunmehr wohl mit wenig Ausnahmen vom ganzen Volke behaupten. Und natürlich mit dem äußeren Umſichgreifen der Bewegung wuchs auch ihr Inhalt: die Ideen riſſen ſich mehr und mehr von dem Beſtehenden los, wurden klarer, folgerichtiger, entſchiedener, umwälzender. Eben in jenen Zeiten entwickeln ſich die großen Gedanken, welche das eigentliche Weſen der Reformation ausmachten, Gedanken, welche die ſpäteren Jahrhunderte erfüllten, und wenn auch zeitweiſe unterdrückt, ſogar durch die Vertreter der Reformation ſelber, doch immer wieder als die Grundſäulen jeder wahren freien Geiſtesbildung erkannt worden ſind und ſich geltend gemacht haben.

So ſtellte man als Grundſatz hin, daß man keine Ueberlieferung, kein Anſehen, keine Gewalt in Glaubensſachen anerkenne: die einzige Quelle der Religion könne nur das Evangelium ſein, das wahre unverfälſchte Wort Gottes, wie man es nannte, und neben ihm der geſunde Menſchenverſtand, Natur und Vernunft. Die Natur bildete einen zu weſentlichen Beſtandtheil in der geiſtigen

Entwicklung der Nation während der letzten Jahrhunderte, als daß ſie nicht auch jetzt eine bedeutende Rolle hätte ſpielen ſollen. Ja, die Einflüſſe dieſer natürlichen Richtung, ſelbſt auf religiöſe Meinungen, ſind offenbar viel ſtärker geweſen, als man ſelber wußte. Aus ihr entſprangen die Anſichten über die Ehe, über das Verhältniß beider Geſchlechter: die Nothwendigkeit von der Aufhebung der Eheloſigkeit der Geiſtlichkeit, der unnatürlichen Kirchengeſetze, welche die Heirathen zwiſchen Verwandten erſchweren, die Scheidung zwiſchen Ehegatten verbieten; überhaupt die Bekämpfung aller der Lehrmeinungen, welche von dem mittelalterlichen Grundſatze von der Tödtung des Fleiſches ausgegangen ſind. Man erkannte der Natur in und außer dem Menſchen wieder ihr volles Recht zu: nur dadurch glaubte man das Rechte zu treffen, und die Sittlichkeit weit mehr zu befördern, als durch die unnatürlichen Kirchengeſetze, die doch niemand gehalten. Neben dieſem freien Grundſatze ſpielt nun aber das Evangelium, das Wort Gottes, eine große Rolle. Es war daſſelbe das Schlagwort für die Bewegungspartei geworden. Natürlich: Luther ſelber ſtützte ſein ganzes Lehrgebäude auf die Bibel, die er als göttliche Offenbarung faßte. Seine Anhänger folgten ihm hierin nach. Sie legten ſchon deßhalb ein ſo großes Gewicht darauf, weil die Kirche ſich rühmte, eine göttliche Einrichtung zu ſein. Dieſem Vorgeben war die Spitze abgebrochen, ſo wie man die Bibel als eigentliches Wort Gottes faßte, in dem Gott ſeinen Willen geoffenbart habe: denn da in der Bibel von dem Papſtthume und überhaupt von der geſammten Hierarchie nichts ſtand, ſo mußten dieſe ſchon dadurch zuſammenfallen. Daß indeſſen die Bibel verſchiedene Auslegungen zulaſſe, wollte man nicht beſtreiten. Jedem Chriſten ſtehe aber das Recht der Schriftauslegung zu. Ja, in Bezug auf die Verfaſſer der einzelnen bibliſchen Bücher, auf die Aechtheit derſelben wurden bereits ſcharfſinnige Unterſuchungen angeſtellt.

Der Kern der neuen Lehre beſtand aber offenbar darin, daß man die Religion als etwas rein Innerliches faßte, im Gegenſatze zu der Kirche, welche die Hauptſache in etwas Aeußerlichem ſuchte. Luther bezeichnete dieſes Innerliche als Glauben, mit Beziehung auf den beſondern Ausgangspunkt ſeiner Theologie, wovon wir oben geſprochen. Im Weſentlichen aber muß man darunter die Geſinnung verſtehen. Die Geſinnung alſo iſt der neuen Lehre die Hauptſache, und Alles, was mit ihr in keine nothwendige Beziehung gebracht werden kann, müſſe daher verſchwinden. Und ſo wurden denn alle bisherigen Gebräuche der Kirche, alles weltliche Gepränge, alle äußeren Bußwerke, Anbetung der Heiligen, Reliquienverehrung, Faſten, Roſenkranzbeten, Kirchen und Altäre bauen, Meſſen ſtiften, und wie alle dieſe mittelalterlichen frommen Kirchenwerke heißen mochten, über Bord geworfen. Man glaubte auch alle Feiertage entbehren zu können, außer dem Sonntag. Man fand nicht einmal das Kirchengehen ſo unabläſſig nothwendig: der Chriſt könne ebenſo gut in ſeinem Kämmerlein beten oder in Gottes freier Natur: der wahre Tempel Gottes ſei die Seele des gläubigen Menſchen. Und ſo wurden auch die Sakramente behandelt: von den ſieben Sakramenten der Kirche behielt man nur die Taufe und das Abendmahl bei; und ſelbſt auf dieſe wurde keineswegs ein großes Gewicht gelegt: man betrachtete ſie als Zeichen für die Verheißung der Gnade Gottes: die Nothwendigkeit dieſer Sakramente beſtritt man durchaus. Dagegen legte man das größte Gewicht auf die Liebe des Nächſten: hierin erblickte man das Weſen des Chriſtenthums, und die wahrhaft religiöſe Geſinnung des Menſchen könne ſich eben nur in den Werken der Liebe bethätigen.

Aus dieſen Grundſätzen folgte aber von ſelbſt der von der Gewiſſensfreiheit, von der Duldung gegen Andersgläubige. Die wahre Religion ſei etwas Innerliches, das könne nur Gott beurtheilen, und geſetzt auch, uns anderen erſcheine die Religion des Nebenmenſchen als Irrthum, ſo gebiete uns die Liebe, ihn zu dulden und ihn höchſtens durch Ueberzeugung auf den rechten Weg zu leiten. Der Grundſatz der Gewiſſensfreiheit wurde nun in der größtmöglichſten Ausdehnung angewendet: nicht blos auf Chriſten, ſondern auch auf Nichtchriſten, auf Juden, Türken, Heiden. Man hielt demgemäß auch die Ehe zwiſchen Chriſten und Nichtchriſten zuläſſig. Ja, man ſcheute ſich nicht zu bekennen, daß auch ein Nichtchriſt den rechten Glauben haben könne.

Bei ſo freien Anſichten konnte natürlich das Prieſterthum, wie ſich daſſelbe in der katholiſchen Kirche ausgebildet hatte, dieſer bevorrechtete Stand, welcher die Vermittlung zwiſchen Gott und den Menſchen bildete, ohne deſſen Zuthun die Seligkeit nicht zu erlangen war, nicht mehr beſtehen. Wir haben bereits bemerkt, wie bald Luther den Grundſatz von dem allgemeinen Prieſterthum aller Chriſten aufgeſtellt. Er wurde unerbittlich feſtgehalten und die weitgehendeſten Folgerungen daraus gezogen. Urſprünglich habe jeder Chriſt das Recht zu predigen — das eigentliche Amt des Prieſters —: nur um Verwirrung zu vermeiden, beſtelle man Einen in der Gemeinde, der das Predigtamt übe: das Recht der Ernennung beſitze die Gemeinde, ſie könne den Prediger, wenn er ihr nicht gefiele, ebenſo gut wieder abſetzen, und wo überhaupt ſchlechte Prieſter ſeien, habe jeder Laie nicht nur das Recht, ſondern ſelbſt die Pflicht, das Predigtamt zu üben, ſo wie er den Beruf dazu in ſich ſpüre. Und fehle es an Männern, ſo ſtehe auch Weibern das Recht zu. Indem nun aber der Prieſter zu einem Diener der Gemeinde herabſank, war es natürlich, daß man ihn aller der Vorrechte entkleidete, die er bisher beſeſſen. Die weltlichen Güter ſollten den Kirchen genommen werden und der Gemeinde zufallen, ebenſo alle Nebeneinnahmen, die ſogenannten Accidentien, mit denen die Geiſtlichen ſo häufig Wucher getrieben: dagegen ſollte die Gemeinde für den Unterhalt des Pfarrers ſorgen. Die Geiſtlichen ſollten ſich in keiner äußerlichen Weiſe von den Laien unterſcheiden, ebenſo gekleidet ſein, wie dieſe, keine Freiheit vor den Bürgern voraushaben, derſelben Obrigkeit unterworfen ſein, wie dieſe, alle ehrlichen Handwerke thun dürfen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man auch die Mönchsorden nicht mehr dulden wollte und wenn auch nicht auf eine plötzliche Aufhebung des ganzen Mönchsweſens, ſo doch auf Einrichtungen drang, welche ein allmähliges Ausſterben deſſelben ermöglichten.

Und ſo wurde auch ausdrücklich die Vorſtellung von der Kirche, als einer äußeren Genoſſenſchaft, deren Haupt der Papſt ſei, über die er unumſchränkt gebiete, welcher er Glaubensſätze vorſchreibe, niedergeriſſen. Man erkannte keine außere Kirche mehr an, ſondern nur eine geiſtige, deren Haupt Chriſtus ſei. Hierdurch verſtand es ſich von ſelbſt, daß auch von einer beſonderen Stellung der Kirche neben oder gar über dem Staate keine Rede mehr ſein konnte. Diejenigen, welche bisher die Kirche ausgemacht hatten, nämlich die Prieſter, ſeien, da ſie ſich ja im Weſentlichen von den Laien nicht unterſchieden, folgerichtig der weltlichen Macht ebenſo unterworfen, wie dieſe. Unter dieſem Grundſatze verſtand man jedoch nicht das, was ſpäter daraus gemacht worden iſt, daß nämlich die Obrigkeiten das Recht haben ſollten, in Glaubensſachen zu gebieten. An ſolche Folgerungen dachte die Bewegung um ſo weniger, als ſie vielmehr gerade damals gegen die weltliche Macht, gegen Fürſten und Herren, nicht minder ſtrafend, rügend und angreifend zu Werke ging, als gegen die Geiſtlichkeit.

Von Tag zu Tag ſtieg die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes mit den öffentlichen Zuſtänden. Die Steuern nahmen kein Ende, und doch war es um die Sicherheit der Straßen, des Eigenthums, des Rechts um nichts beſſer geworden. Seit Jahrzehenden beſchäftigte man ſich mit einer Reform des Reichs: aber alle Verſuche, welche von oben herab deßhalb unternommen wurden, führten zu keinem Ergebniß. Ein ſicheres Zeichen, daß den großen Herren das Salz der Erde nicht übermäßig zu Theil geworden. Was war natürlicher, als daß der Gedanke Wurzeln ſchlug, da die großen Herren keine Beſſerung im öffentlichen Weſen zu Stande brächten, ſo müſſe das Volk dazu thun? Die Aenderung aber, welche das Volk in den öffentlichen Zuſtänden beabſichtigte, war weſentlich verſchieden von dem, was die Fürſten bisher ausgeklügelt. Das Volk verlangte in den ſtaatlichen Dingen ein ebenſo durchgreifendes Verfahren, wie in der Religion. Der Grundſatz der Freiheit wurde hier in derſelben Ausdehnung in Anwendung gebracht, wie bei den Gewiſſen. Die Anſicht, daß alle Menſchen einander gleich ſeien, die ſich bereits die letzten Jahrhunderte daher geltend gemacht, erhielt jetzt eine fernere Begründung durch das Evangelium, und ſo konnte man ſich eine neue Ordnung der Dinge nur unter der Herrſchaft jenes Grundſatzes denken. Auch war man überzeugt, daß eine wirkliche Heilung der vielen Gebrechen des Reiches nicht zu bewirken ſei, ſo wie man alle die beſonderen Satzungen, Ordnungen, Geſetze und Gerechtſame ſtehen laſſe; vielmehr verlangte man eine vollkommene Aufhebung aller dieſer Geſetze, insbeſondere aber des römiſchen Rechts, dagegen ſollte ein neues gemeinſames Recht, nämlich das Naturrecht (d. h. das alte germaniſche Recht) aufgerichtet werden. Ebenſo müßten alle bisherigen Zölle, Mauthen, Geleite u. ſ. w. fallen, vielmehr die Straßen und Wege im ganzen Reiche frei ſein: dagegen müßte eine gemeinſame Münze, gemeinſames Maaß und Gewicht aufgerichtet werden. Und nicht minder war man auf Mittel und Wege bedacht, um die Verhältniſſe der niederen Stände zu verbeſſern, namentlich ihre Beziehungen zu den reichen Kaufleuten, und die Ungleichheit des Vermögens zu beſeitigen.*)

Unter ſolchen Umſtänden, bei dieſer von Tag zu Tag ſteigenden Aufregung der Maſſen, bei ihrer neuerungsſüchtigen, umwälzenden Geſinnung, bei dem zunehmenden Haſſe gegen die Fürſten — glaubten die Häupter der nationalen Partei, Hutten und Sickingen, ſei die Zeit gekommen, um eine großartige ſtaatlich-religiöſe Umwälzung in den öffentlichen Zuſtänden des Reiches, und zwar mit den Waffen, durchzuſetzen. Im Sommer 1522 ſollte das Unternehmen ausgeführt werden.

14. Umwälzungsverſuch Huttens und Sickingens.

Schon ſeit dem Ausgange des wormſer Reichstages ging Hutten mit dieſem Unternehmen um. Aber erſt ſeit der Rückkehr Sickingens von dem Feldzuge gegen Frankreich konnte an die Ausführung deſſelben gedacht werden. Die Mittel, welche beiden Männern zu Gebote ſtanden, waren nicht unbedeutend, und die Vorbereitungen, welche ſie zu dem beabſichtigten Schlage trafen, zeugten von nicht geringem Verſtand und Einſicht. Sickingen gebot an ſich ſchon über anſehnliche Kräfte: als weit und breit bekannter Kriegsherr gelang es ihm leicht, Tauſende von Söldnern unter ſeine Fahnen zu verſammeln, und ſo die nothwendige ſtoffliche Unterlage für das Unternehmen zu gewinnen. Aber weit bedeutender war die Unterſtützung, welche er durch ſeine Verbindungen zu erlangen hoffte. Sickingen galt als der erſte Edelmann im deutſchen Reiche: ſein Anhang unter dem deutſchen Adel war daher ein ſehr großer, man konnte ihn als das Haupt des Adels betrachten, beſonders des rheiniſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen. Es war nicht ſchwer, den Adel für das Unternehmen zu gewinnen, welcher ſich ſowohl an die neuen religiöſen Ideen angeſchloſſen hatte, als auch auf das Heftigſte gegen die Fürſten erbittert war. Bei dem Gelingen des Unternehmens ſtand ihm eine glänzende Zukunft in Ausſicht: er erlangte wieder die frühere Bedeutung, ſicherte ſich die Freiheit und vereitelte für immer die Abſichten des Fürſtenthums. So wurde bereits im Anfange des Jahres 1522 auf einem Tage zu Landau eine große Adelsverſchwörung geſchloſſen, Sickingen zum Haupte ernannt. Der Adel bildete demnach den eigentlichen Kern der beabſichtigten Umwälzung.

---

*) Siehe beſ. die angebliche Reformation Friedrichs III. Vergl. meine Reformationsgeſchichte. II. S. 339 folg.

Natürlich aber entging es Hutten und Sickingen nicht, daß mit ihm allein wenig auszurichten ſei. Sie erkannten ſehr wohl, daß alle fürſtenfeindlichen Stände mit herbeigezogen werden müßten, alſo die Städte und die Bauern. Und Hutten ließ es auch an keinen Verſuchen fehlen, um eine Vereinigung zwiſchen Adel, Städten und Bauern zu Stande zu bringen. In mehreren Schriften, die das Stärkſte enthalten, was bisher gegen die Fürſten geſchrieben worden, führte er dieſen Gedanken aus. Sodann handelte es ſich darum, die Häupter der religiöſen Bewegungspartei ebenfalls in den Plan mit hereinzuziehen. Hutten verſuchte es zuerſt mit Luther. Mit dieſem ſchien es zwar nicht gelingen zu wollen. Aber dagegen befanden ſich mehrere andere Häupter der religiöſen Bewegungspartei, Oekolampad, Bucer, Schwebel, Aquila, Brunfels, auf der Ebernburg, welche in das Unternehmen vollkommen eingeweiht und mit ihm einverſtanden waren. Auch der Erzbiſchof von Mainz ließ ſich ſehr tief in die Sache ein: ſein ganzer Adel verband ſich mit Sickingen, von ihm ſelbſt ſagte man, daß er vorgehabt, ſein Erzſtift in ein weltliches Fürſtenthum zu verwandeln. Selbſt der Kaiſer ſchien zu den Planen Sickingens in irgend einer Beziehung geſtanden zu ſein. Wenigſtens war die Meinung verbreitet, daß Sickingen im Auftrage des Kaiſers handle, und wenn dies auch nicht der Fall geweſen ſein mochte, ſo hoffte man wenigſtens bei dem Gelingen des Unternehmens den Dank Karls V. verdienen zu können. Denn allem Anſcheine nach ging daſſelbe zugleich auf die Stärkung des Kaiſerthums hinaus.

Im Anfang Septembers 1522 begann Sickingen mit dem Kriege gegen den Erzbiſchof von Trier, gegen welchen er eine unſcheinbare Veranlaſſung hervorſuchte. Gelang ihm der Sturz dieſes Kurfürſten, der übrigens ein Freund Frankreichs und ein heftiger Gegner der Reformation war, ſo war dies immerhin ein ganz bedeutender Erfolg. Von da aus wäre Sickingen ſofort auf den Landgrafen von Heſſen losgegangen. Aber gleich der Anfang war von keinem Glücke begleitet. Sickingen lag acht Tage vor Trier, ohne die Stadt einnehmen zu können, welche der Erzbiſchof heldenmüthig vertheidigte. Unterdeſſen rafften die benachbarten Fürſten von Heſſen und von der Pfalz, welche die größeren Abſichten Sickingens durchſchauten, eifrigſt Kriegsſchaaren zuſammen und eilten dem Erzbiſchof zu Hülfe. Franz gab nun die Belagerung Triers auf und zog ſich auf ſeine Burgen zurück.

Damit war doch ſchon viel verloren. Eine Bauernbewegung, welche Sickingen hoffte, und welche auch da und dort ſchon ausgebrochen war, bedeutete nur etwas, wenn ſie ſich an ein ſiegreiches Heer im offenen Felde anſchließen konnte. Das war jetzt vorbei. Bald folgte ein neues Unglück: die drei Fürſten, Trier, Pfalz, Heſſen, griffen nunmehr die Freunde Sickingens am Rhein und in der Wetterau an und brachen ihre Burgen. Zugleich wurde Sickingen vom Reichsregiment in die Acht gethan.

Gleichwohl ſtand ſeine Sache noch gar nicht ſchlecht. Seine Macht war noch ungebrochen: der ihm verbündete Adel nur zu einem kleinen Theile in den Kampf verwickelt, der andere eben im Begriff, für ihn zu rüſten, die Aufregung im Volke von Tag zu Tag ſteigend, die Furcht vor Empörung allgemein; endlich nahm ſich ſogar das Reichsregiment, an ſeiner Spitze der Erzherzog Ferdinand ſelbſt, des Kaiſers Bruder, Franzens an.

Mit dem Reichsregiment war nämlich nachgerade eine merkwürdige Aenderung vorgegangen. Urſprünglich eine ſtändiſche Einrichtung, im Sinne der kurfürſtlichen Partei, hatte ſich dieſe oberſte Reichsbehörde, deren Mitglieder zwar von den einzelnen Fürſten geſetzt, aber bei der Uebernahme des Amtes von ihren beſonderen Eiden und Verpflichtungen gegen ihre Landesherrn entbunden werden mußten, allmählig von ihren fürſtenfreundlichen Anſchauungen befreit, und ſtrebte das, was ſie vorſtellen ſollte, in der That zu werden: die nationalen Geſichtspunkte in jeder Beziehung ſchienen bei ihr die Oberhand zu gewinnen. Dies zeigte ſich nicht nur in der unverkennbaren Hinneigung der Mitglieder des Regiments zu der religiöſen Bewegung, ſo daß dieſe durch daſſelbe ſogar in Schutz genommen, und durch den Einfluß des Regiments auf dem nächſten Reichstage der wormſer Beſchluß wieder umgeſtoßen wurde, ſondern auch in der Haltung, welche es in dem ſickingiſchen Handel einnahm. Obſchon das Regiment zuerſt die Achtserklärung gegen Franz ausgeſprochen hatte — vielleicht nur aus dem Grunde, um die Fürſten zu beſtimmen, von weiteren Maßnahmen abzuſtehen, und die Ausgleichung der Sache dem Regiment zu überlaſſen — ſo ergriff es doch ſpäter ganz entſchieden ſeine Partei, geſtand zu, daß es ſich in der Achtserklärung übereilt habe, und verlangte von den Fürſten, daß ſie mit dem weiteren Verfahren gegen Sickingen inne halten ſollten. Am Eifrigſten benahm ſich dabei der Statthalter des Kaiſers, der Erzherzog Ferdinand ſelbſt. Kein Zweifel, daß das Regiment über die Plane und Abſichten Sickingens vollkommen unterrichtet war, und daß es ſie unterſtützen wollte. Ganz auffallend tritt dieſe Abſicht in Folgendem hervor. Zu derſelben Zeit, als die drei rheiniſchen Fürſten Sickingen neuerdings angreifen wollten, im Frühling 1523, ſollte mit ihnen in Verbindung der ſchwäbiſche Bund die fränkiſche Ritterſchaft überziehen. Veranlaſſung dazu war allerdings vorhanden. Denn mehrere Mitglieder dieſer Ritterſchaft hatten an einigen Angehörigen des ſchwäbiſchen Bundes den Frieden gebrochen. Nichts deſto weniger aber ſetzte ſich das Reichsregiment dieſem Vorhaben des ſchwäbiſchen Bundes auf das Heftigſte entgegen. Warum? weil eben dieſe fränkiſche Ritterſchaft rüſtete, um Sickingen zu Hülfe zu kommen.

Das Reichsregiment ſtand alſo auf der Seite Sickingens und billigte ſeine Plane. Dagegen waren die drei rheiniſchen Fürſten, ſo wie auch der ſchwäbiſche Bund im Begriff, Sickingen und den ihm verbündeten Adel anzugreifen. Es war nun die Frage, wer der ſtärkere Theil ſei?

Das Reichsregiment befand ſich im Augenblicke nicht im Beſitz einer Kriegsmacht. Wenn es den Fürſten mit Erfolg entgegentreten und ſein Vorhaben aufrecht erhalten wollte, ſo mußte es ſich an das Volk, an die Bauern und an die Städte wenden. Dazu ſcheint es aber keine Luſt gehabt zu haben, und wenn auch, ſo waren die Städte unglückſeliger Weiſe auf das Reichsregiment eben wegen der Aufrichtung des Gränzzolls äußerſt aufgebracht, ſo daß dieſe nicht daran dachten, es in irgend einer Weiſe zu unterſtützen. Es kam hinzu, daß die Sache Sickingens durch den Bund mit dem fränkiſchen Raubadel den Städten in einem minder vortheilhaften Lichte erſchien, abgeſehen davon, daß es durchaus nicht in ihrem Weſen lag, einer ſinkenden Sache beizuſpringen.

Genug: das Reichsregiment fand nirgends Unterſtützung: es mußte alſo Sickingen ſich ſelber überlaſſen. Franz, auch der Hülfe ſeiner fränkiſchen Freunde entbehrend, weil dieſe durch den ſchwäbiſchen Bund in Schach gehalten wurden, war zuletzt nur auf ſich ſelber angewieſen. Er zog ſich auf ſeine Feſte Landſtuhl zurück. Dieſe wurde von den drei rheiniſchen Fürſten belagert. Sickingen fand daſelbſt 7. Mai 1523 ſeinen Tod. Mit ihm entfloh der Unternehmung die Seele und der Arm. Sie war als vollkommen geſcheitert zu betrachten. Auch Ulrich von Hutten fand wenige Monate darauf, im Auguſt 1523, ſeinen Tod. Die Fürſten verfolgten ihren Sieg bis aufs Aeußerſte, nahmen die feſten Schlöſſer des Adels ein, vertrieben ihre Beſitzer: der ſchwäbiſche Bund verfuhr nicht anders mit der fränkiſchen Ritterſchaft, gegen 23 Schlöſſer zerſtörte er, und eine Menge Edelleute mußten als Geächtete in die Verbannung wandern. Es war ein großer Sieg des Fürſtenthums über den Adel: er hat ſeitdem nie wieder die frühere Bedeutung erlangt.

Dieſer Ausgang des ſickingiſchen Unternehmens war nicht ohne ſchwere Folgen. Fürs Erſte hob nicht nur das Fürſtenthum ſein Haupt und gewann wieder neue Zuverſicht, ſondern auch die päpſtliche Partei. Einen Augenblick lang fühlte ſich die Bewegung entmuthigt, gehemmt, geſchlagen. Fürs Zweite führte der Ausgang Sickingens auch den Sturz des Reichsregiments herbei, d. h. jener Richtung in demſelben, welche, wie wir geſehen, größere nationale Zwecke verfolgte. Faſt alle Parteien hatten gegen das Regiment zu klagen, die Fürſten vor Allem, dann die Städte, die Anhänger des Papſtthums, endlich der Kaiſer ſelbſt, welcher ſich darüber ärgerte, daß es ihn durch die Begünſtigung Sickingens zu ſehr blosgeſtellt habe.

Es wurden alſo die bisherigen Mitglieder des Regiments abgeſetzt. Mit genauer Noth erlangte der Kaiſer auf dem Reichstage zu Nürnberg (1524), daß das Regiment überhaupt beibehalten wurde — die Fürſten merkten nämlich, daß es zu einer Waffe des Kaiſers geworden war — allein es wurde nun nach Eßlingen verlegt, und errang im Grunde doch keine Bedeutung mehr.

Und jetzt gingen die verſchiedenen Parteien im Reiche weiter auseinander, wie je. Der Adel, erbittert über die eben erlittene Niederlage, dürſtete nach Rache. Die Städte, welche auf dem Reichstage nochmals mit ihrer Forderung um Sitz und Stimme abgewieſen worden waren, verließen denſelben in der äußerſten Entrüſtung und trafen Vorbereitungen, um ſich gegen das übermüthige Fürſtenthum zu vertheidigen, von welchem ſie angegriffen zu werden fürchteten. Sie hielten mehrere Städtetage, nochmals wurde der Gedanke eines Anſchluſſes an die Eidgenoſſenſchaft beſprochen, ſchon trat man mit dieſer in Unterhandlungen und ebenſo wurden ſolche mit Böhmen eröffnet. Die Fürſten, obgleich zuſammenſtehend gegen Adel und Städte, waren doch Einer gegen den Andern: jeder verfolgte ſeinen eigenen Vortheil, dachte aber nicht an das Ganze. Die kurfürſtliche Partei hatte nun zwar durch die Auflöſung des Reichsregiments eine Niederlage erlitten, dagegen verſuchte der Pfalzgraf am Rhein die Gewalt, welche daſſelbe beſeſſen, unter dem Namen der Reichsſtatthalterſchaft, die ihm von Rechtswegen gebühre, an ſich zu bringen, darin auch wohl von einigen andern Fürſten unterſtützt, welche unter franzöſiſchem Einfluſſe ſtanden, während der Kaiſer ſowohl, wie der ſchwäbiſche Bund, dieſe Beſtrebungen wiederum mit mißtrauiſchen Blicken überwachten.

Und zu dieſem Allem kam noch die unglückſelige Wendung, welche die religiöſe Bewegung einſchlug.

Wir haben bereits angedeutet, daß der Beſchluß des wormſer Reichstages nicht zum Vollzug kam, ja daß der das Jahr darauf abgehaltene Reichstag unter dem Einfluſſe des Regiments einen dem wormſer geradezu entgegengeſetzten Beſchluß faßte, nämlich die Predigt des Evangeliums ganz frei zu laſſen. Auf dem Reichstage von 1524, wo ſich in ſo mancher Beziehung eine Rückwirkung geltend machte, wurde doch dieſer Beſchluß im Weſentlichen aufrecht erhalten, ja es war ſogar beſchloſſen, nächſtens einen neuen Tag zu Speier zu halten, wo die religiöſe Frage ihre vollkommene Erledigung finden ſollte. Man konnte keinen Augenblick im Zweifel ſein, daß dies wohl im Sinne der Neuerung, nämlich im Sinne der Unabhängigkeit von Rom geſchehen wäre.

Nun aber gelang es dem päpſtlichen Geſandten, einige Fürſten, die Herzoge von Baiern nebſt mehreren Biſchöfen zur Schließung eines Bundes zu vermögen, deſſen Zweck die Aufrechthaltung der katholiſchen Religion ſei. Dieſer Bund wurde noch im Jahre 1524 zu Regensburg geſchloſſen, und er erhielt dadurch ſeine ganze unglückſelige Bedeutung, daß ihm der Bruder des Kaiſers ſelbſt, der Reichsſtatthalter, Ferdinand, beitrat. Hierdurch hörte der kaiſerliche Hof auf, über den Parteien zu ſtehen; er wurde ſelbſt Partei und entfremdete ſich hiermit die ganze nationale Richtung, welche zugleich mit der religiöſen Freiheit die Einheit des Reichs unter dem Kaiſerthum erſtrebte. Daß der Kaiſer mit der Handlung Ferdinands übereinſtimmte, bezeugte er ſofort durch ein Ausſchreiben, in welchem er den Tag zu Speier verbot, der nun auch nicht zu Stande kam. Und daß es dem Erzherzog ernſt war mit ſeiner religiöſen Ueberzeugung, bewieſen die blutigen Verfolgungen gegen die Anhänger der Neuerung, die jetzt in ſeinen Ländern begannen und denen die anderen katholiſchen Fürſten nachfolgten.

Die Haltung des Kaiſers war aber ein neuer Grund des Mißtrauens der Städte, der Entfremdung gegen das Kaiſerthum. Denn gerade in den Städten hatte die religiöſe Bewegung die tiefſten Wurzeln geſchlagen: ſie waren nicht geſonnen, die Freiheit, die ſie in dieſer Beziehung erlangt, ſich wieder nehmen zu laſſen.

Aber dabei blieb es nicht ſtehen. Um dieſelbe Zeit, als die zwei religiöſen Parteien, die altpäpſtliche und die reformatoriſche, einander ſo ſchroff gegenübertraten, war es innerhalb der letzteren ſelbſt zu einer tiefen Spaltung gekommen. Es erhoben ſich unter den Anhängern der Neuerung Gegenſätze, welche der bisher ſo großartig und unwiderſtehlich daherſchreitenden Bewegung die größte Gefahr brachten, indem ſie ihre Kraft, ihre Einmüthigkeit, ihre Geſchloſſenheit untergruben.

15. Gegenſätze innerhalb der reformatoriſchen Richtung.

Eine Bewegung von ſolchem Umfang, ſolcher Kraft und ſolcher Tragweite, wie wir ſie bisher geſchildert haben, war nicht möglich, ohne daß in ihrem Schooße ſelbſt eine Menge verſchiedener Anſchauungen, Richtungen, Beſtrebungen entſtanden. Hatten ſich doch an der Hervorbringung derſelben gar manche Parteien und Richtungen betheiligt, welche von verſchiedenen Standpunkten ausgingen und verſchiedene Ziele im Auge hatten. Anders dachte der Geiſtliche, anders der Ritter, anders der Bauer, anders der Gelehrte. In der That: kaum, daß die Bewegung ſo weit angeſchwollen war, daß man annehmen konnte, der größere Theil der Nation ſei von ihr ergriffen, machten ſich innerhalb derſelben verſchiedene Anſchauungen geltend, welche, durch keinen überlegenen Geiſt vermittelt, bald zu Gegenſätzen wurden.

Zunächſt begegnen wir Männern, welche zwar die Bewegung mit hervorgerufen hatten, nun aber, als ſie da war, nichts mehr von ihr wiſſen wollten. Es waren ruhige Naturen, deren Wirkſamkeit mehr eine lehrende, als eine werkthätige geweſen, welche ſich über die Folgerungen nicht klar waren, die aus ihren Lehren gezogen werden konnten und nun auf das Unangenehmſte überraſcht wurden von der Heftigkeit, mit welcher die neue Richtung ſich geltend machte, von der Rückſichtsloſigkeit, mit welcher ſie das Beſtehende niederriß, und von der allgemeinen Aufregung, der Unruhe und der Unſicherheit aller Verhältniſſe, welche die Bewegung begleiteten. Sie meinten, das hätten ſie nicht gewollt, eine ſolche Umgeſtaltung der Dinge ſei nicht in ihren Abſichten gelegen: ſie wandten daher der Bewegung den Rücken, und verhielten ſich entweder gleichgültig gegen ſie oder bekämpften ſie ſogar. Die Anzahl ſolcher Männer war nicht gering. Es gehörten namentlich ſolche zu ihnen, welche gewiſſe Stellungen einnahmen, die ſie bei dem Siege der Neuerung zu verlieren fürchteten, Biſchöfe, Domherren, Aebte, Profeſſoren und dergleichen. Dahin gehörte, um nur Einige anzuführen, Jakob Wimpheling, einer der namhafteſten Vorkämpfer der neuen Richtung, der noch kurz vorher eine Abhandlung gegen das Papſtthum geſchrieben; ſelbſt Johann Reuchlin, deſſen Streit ja gewiſſermaßen den Anlaß gegeben zu der religiöſen Bewegung, der aber in den letzten Jahren ſeines Lebens von derſelben nichts mehr wiſſen wollte.

Ueberhaupt kann man dazu einen nicht kleinen Theil der Humaniſten rechnen: ſolche nämlich, welche lediglich den wiſſenſchaftlichen Standpunkt im Auge, die Beſorgniß hegten, daß unter der allgemeinen Aufregung, bei dem Vorzuge, welcher einestheils der Theologie zu Theil geworden, anderntheils bei der Bedeutung, welche die niederen Stände des Volks gewonnen hatten, die Wiſſenſchaften leiden möchten. Und ſo ganz unbegründet war dieſe Vermuthung nicht. Die Theologie gewann in kurzem weitaus ein ſo ungeheueres Uebergewicht und beſchäftigte ſo ſehr faſt alle Geiſter, daß die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften vor ihr in den Schatten treten mußten, und an manchen Hochſchulen, Wittenberg voran, faſt gar nicht mehr gelehrt wurden. Und ebenſo nachtheilig mußte der Wiſſenſchaft auch die Richtung ſein, welche ſich der Preſſe bemächtigt hatte. Sie drohte ſich faſt ganz in Flugſchriften aufzulöſen. Man las kaum etwas Anderes mehr, als was auf die Bewegung Bezug hatte, und zwar mußte es im Volkstone gehalten ſein. Die Thätigkeit in der Preſſe warf ſich daher ganz auf dieſe Richtung: ſelber die Papiſten mußten im Volkstone ſchreiben, wenn ſie geleſen werden wollten.

Unter den Humaniſten, welche meiſt aus dem eben angedeuteten Grunde der Bewegung abgeneigt wurden, nimmt Erasmus die erſte Stelle ein. Sein Verhalten zu der Reformation war bei dem außerordentlichen Anſehn, welches er in der gelehrten Welt genoß, von keiner geringen Bedeutung. Zuerſt hatte er ſie gut geheißen: er ſah in ihr eben nichts weiter, als eine Folgerung ſeiner Grundſätze. Aber bald fand er doch Manches an ihr zu tadeln. Nicht etwa, weil ſie im Grundſatze weiter gegangen wäre, als er billigen konnte. Im Gegentheil: Erasmus war ebenſo freiſinnig, ja noch freiſinniger, als Luther, und zwar nicht nur in religiöſer, ſondern auch in ſtaatlicher Hinſicht. Wir haben bereits bemerkt, wie er ſich ſocialiſtiſchen Meinungen hinneigte. Im Jahre 1516 ſchrieb er ein Buch über die Erziehung eines chriſtlichen Prinzen, das heute noch als Muſter empfohlen werden kann. Er führt darin aus, daß der Fürſt des Volkes wegen da ſei, nicht umgekehrt, daß die Freiheit des Volkes und deſſen Wohlfahrt des Fürſten höchſtes Ziel ſein müßte, daß es eine Majeſtätsbeleidigung nur gegen das Volk gebe, nicht gegen den Fürſten, und daß diejenigen, welche in der Willkürherrſchaft und in der Knechtſchaft der Bürger die wahre Größe des Fürſten erblickten, folgerichtig auch dazu kommen müßten, den Schweinehirten und Eſelstreiber für den größten Fürſten zu halten: denn Schweine und Eſel, als unvernünftiges Vieh, haben natürlich noch viel weniger Rechte gegen den Menſchen, als der Bürger gegen den Fürſten. Dieſe Schrift gewinnt noch dadurch an Bedeutſamkeit, daß ſie Erasmus dem jungen König von Spanien, dem ſpäteren Kaiſer Karl V. gewidmet hat. Allein Erasmus bei all' ſeiner Freiſinnigkeit war kein Mann der That. Sein Wunſch war, eine Umgeſtaltung der Theologie, der Kirche, des ſtaatlichen Lebens auf dem Wege ruhiger Entwicklung, durch die Macht der freien Wiſſenſchaft herbeizuführen: er hoffte, daß am Ende die herrſchenden Gewalten ſelber, von der Nothwendigkeit einer tief gehenden Verbeſſerung überzeugt, dieſelbe durchführten. Er hoffte dies um ſo mehr, als er mit den meiſten hohen Herrſchaften ſehr gut ſtand, manchen Jahrgehalt von ihnen bezog, viele Geſchenke erhielt, die er nicht entbehren wollte und konnte — denn er hatte viele Bedürfniſſe — die aber weggefallen wären, ſowie es zu einer vollkommenen Umkehrung aller Verhältniſſe von unten herauf gekommen wäre. Erasmus war alſo aus perſönlichen Beweggründen Ariſtokrat. Geſetzt aber auch, dieſe Verhältniſſe hätten nicht ſtatt gefunden, ſo war es überhaupt nicht des Erasmus Sache, ſich in Gefahren zu ſtürzen. Ein Kampf, nicht nur zwiſchen Ideen, ſondern zwiſchen natürlichen Kräften, wo zuletzt die ganze Perſönlichkeit einſtehen mußte, war gar nicht nach ſeinem Geſchmack. Je größeren Umfang daher die Bewegung gewann, je leidenſchaftlicher ſie wurde, je entſchiedener ſie zum Kampfe drängte und zum Angriff auf die herrſchenden Gewalten, um ſo weniger wollte er von ihr wiſſen. Dazu kam aber endlich, daß manche Lehren, welche die Bewegung voran ſtellte, mit ſeiner Ueberzeugung nicht übereinſtimmten. Beſonders mit der Rechtfertigungslehre Luthers, der Lehre von der Unfreiheit des Willens und von der Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur, wollte ſich ſein klarer Verſtand gar nicht befreunden. Erasmus war Rationaliſt und über den zum Theil noch beſchränkten rechtgläubigen Standpunkt Luthers weit hinaus. Um ſo viel weniger war er geſonnen, ſich an der lutheriſchen Bewegung zu betheiligen. Uebrigens nahm Erasmus lange eine parteiloſe Stellung ein, und ſuchte zwiſchen den beiden mit einander kämpfenden Richtungen, bei welchen er überall ſeine guten Freunde und Gönner hatte, ſich in der Schwebe zu halten, bis ſein Streit mit Ulrich von Hutten ihn zwang, ſich auszuſprechen. Dieſer nämlich war nach dem unglücklichen Ausgang des ſickingen'ſchen Unternehmens in die Schweiz gegangen. Dort wollte er in Baſel ſeinen alten Freund Erasmus beſuchen, wurde aber von deſſen Thüre weggewieſen, weil der ängſtliche Mann mit dem gefürchteten und verfolgten Umwälzer nichts mehr zu thun haben wollte. Hutten war über dieſe Behandlung empört, und da ihn das zweideutige Benehmen des Erasmus längſt ſchon unangenehm berührt hatte, ihn, dem nichts mehr zuwider war, als Halbheit und Unentſchiedenheit, ſo griff er Erasmus in einer äußerſt bitteren Schrift an, der letzten, die er geſchrieben, von der die Schwäche und die Feigheit des Erasmus und ſeine Schmeicheleien gegen die großen Herren den weſentlichen Inhalt bildeten. Erasmus antwortete darauf in einer nicht minder bitteren Schrift, in welcher er nicht nur Huttens Perſönlichkeit mit Schmutz bewarf, ſondern ganz offen erklärte, daß er nicht zur lutheriſchen Partei gerechnet ſein wollte: er halte ſich vielmehr zur katholiſchen Kirche, und erkenne die Gewalt des Papſtes als die rechtmäßige an. Hutten erhielt dieſe Schrift nicht mehr zu Geſicht. Er ſtarb am 29. Auguſt 1523 zu Ufnau, einer Inſel des züricher Sees. Dieſer edle Deutſche, der Leben, Kräfte und Alles, was ihm zu Gebote ſtand, dahingab, um ſeinem Volke die Freiheit zu erkämpfen, ſtarb arm, entblöſt von Allem: das Einzige, was er zurückließ, war ſeine Feder.

In dem Streite mit Hutten hatte Erasmus ſich von der umwälzungsſüchtigen Partei der Bewegung losgeſprochen: bald aber folgte auch der Bruch mit der Partei, welche nur die Lehre voranſtellte. Der tiefgehende Widerſpruch zwiſchen Luthers und Erasmus'

Theologie war beiden ſchon längſt klar geworden, und beide Männer ſprachen ſich darüber ganz rückſichtslos in Briefen an ihre Freunde aus, die aber ihnen beiderſeitig wieder zu Geſicht kamen. In der Schrift gegen Hutten ſetzte nun Erasmus die Grundlehren der lutheriſchen Theologie, die Unfreiheit des Willens, die Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur, die bloße Rechtfertigung durch den Glauben auf gleiche Stufe mit den Grübeleien der Scholaſtiker. Luther war äußerſt aufgebracht darüber und äußerte ſich verächtlich über die Theologie des Erasmus. Die Spannung wurde immer größer und ſchon forderten die Papiſten Erasmus auf, gegen Luther zu ſchreiben. Dieſer, beſtimmt durch ſeine Freunde, richtete zwar noch einen verſöhnlichen Brief an jenen; der Brief war aber ſo hochmüthig gehalten, daß er gerade das Gegentheil bewirkte. Im Sommer 1524 ſchrieb Erasmus in der That gegen Luther, ſeine Schrift über den freien Willen.

Daß Erasmus gegen Luther in die Schranken trat, war immerhin ein bedenkliches Ereigniß, um ſo mehr, als er dies keineswegs als Papiſt, als Anhänger des alten Lehrgebäudes, ſondern als gelehrter, bibelforſchender und zugleich freimüthiger Mann that. Es konnte dies als Beweis gelten, daß in der neuen Richtung doch nicht Alles ohne Ausnahme wahr und über allen Zweifel erhaben ſei. Und Erasmus hatte immer noch einen ganz bedeutenden Anhang. Allein noch gefährlicher war der Zwieſpalt, welcher innerhalb der entſchiedenen Bewegungspartei ſelber ausbrach.

Wir können hier nämlich zwei große Richtungen unterſcheiden, welche ebenfalls in einem tiefgehenden nicht zu vermittelnden Widerſpruch gegen einander ſtanden. Das Haupt der einen Richtung war Luther und ihre vorzüglichſten Verfechter waren die Profeſſoren an der Univerſität Wittenberg: wir können ſie daher als lutheriſche oder wittenbergiſche bezeichnen. Der Grundzug der anderen war die Myſtik, und wir wollen ſie daher die myſtiſche nennen.

Oben haben wir bereits bemerkt, wie der Lehrbegriff Luthers, obſchon er in ſeinen Ergebniſſen mit den Beſtrebungen der Zeit zuſammentraf, gleichwohl weder mit den freien Anſichten der Humaniſten, noch ſelbſt mit manchen der früheren weitergehenden theologiſchen Richtungen übereinſtimmte. Der lutheriſche Lehrbegriff ruht auf zwei Hauptgrundſätzen: erſtens auf der Annahme, daß die eigentliche Quelle der chriſtlichen Religion die Bibel ſei, das geoffenbarte Wort Gottes: und dieſes Wort Gottes dürfe man daher nicht willkürlich deuten, ſondern man müſſe es buchſtäblich nehmen; zweitens auf der Lehre von der allein ſeligmachenden Kraft des Glaubens an den Erlöſer, eine Lehre, mit welcher die von der Unfreiheit des Willens, von der Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur, von der Nichtsnutzigkeit der guten Werke auf das Innigſte zuſammenhing: ſie waren alle Glieder einer und derſelben Kette. Dieſe zwei Grundſätze enthielten von vornherein eine gewiſſe Beſchränkung der freien Forſchung und konnten zu den furchtbarſten Mißdeutungen führen, wie denn in der That geſchehen iſt. Namentlich die Lehre von der Rechtfertigung blos durch den Glauben verleitete zu einer gränzenloſen Verwirrung der Begriffe über die Anforderungen der Sittlichkeit an den Menſchen.

Eine in jeder Beziehung geiſtig ſo außerordentlich aufgeregte Zeit wie die damalige, konnte aber unmöglich bei dieſen Lehrſätzen ſtehen bleiben. Es dauerte nicht lange, ſo that ſich neben der lutheriſchen Richtung in der Theologie eine andere hervor, welche bereits im 14. Jahrhundert eine ſo große Rolle geſpielt, welche wir noch im 15. eine ſo mannichfaltige Wirkung haben entfalten ſehen, zu welcher ſelbſt Luther anfänglich in Beziehungen geſtanden: die myſtiſche. Sie trat jetzt nicht nur neben Luther auf den Kampfplatz, ſondern ſie ſtellte ſich ihm ſogar entgegen. Das Unterſcheidende dieſer myſtiſchen Richtung beſtand nun in Folgendem. Fürs Erſte erkannte ſie die Bibel nicht als die einzige Quelle des Glaubens an, ſondern ſie nahm neben ihr, als dem äußerlichen Worte Gottes, noch ein anderes, ein innerliches Wort Gottes an, welches in unſeren Herzen niedergelegt ſei, als eine fortwährende Offenbarung Gottes in den Menſchen. Es iſt dies der pantheiſtiſche Grundſtoff, welcher bereits bei den Myſtikern des 14. Jahrhunderts ſo ſehr ausgebildet worden iſt. Mit dieſer Annahme einer fortwährenden göttlichen Offenbarung in den Menſchen hing nun aber die Verwerfung der Lehre von der Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur und von der alleinſeligmachenden Kraft des Glaubens an den Erlöſer zuſammen. Dieſe myſtiſche Richtung ſelbſt aber zerfiel wieder in zwei Schattirungen: wir können die eine die ſtoffliche, die andere die geiſtige oder die philoſophiſche nennen. Die ſtoffliche

Richtung der Myſtik faßte die Lehre von einer fortwährenden Offenbarung Gottes im menſchlichen Geiſte ſo auf, als ob Gott ſelbſt in Perſon zu einzelnen auserwählten Menſchen niederſteige und denſelben durch Geſichte, Träume, Erſcheinungen, Geſpräche ſeinen Willen enthülle. Zu einer ſolchen Bevorzugung könne man natürlich nicht ſo leicht gelangen: es müſſen ihr die größten inneren Kämpfe des Menſchen vorangegangen ſein, er muß ſich von allem Irdiſchen entäußert, die ganze Welt mit ihren Freuden geflohen, die Leiden Chriſti gewiſſermaßen in ſich ſelber durchgemacht haben und dergleichen, bis er ſo weit gekommen, daß ſich der Geiſt Gottes in ihm niederläßt und ihn lehrt. Dieſe Richtung erinnerte in vieler Beziehung wieder an das eben überwundene Mönchsweſen: ſie hielt ebenfalls viel auf unſcheinbare Kleider, auf graue oder ſchwarze, und näherte ſich ihm auch inſofern, als ſie meinte, die wahre Kirche beſtehe eben nur aus den Auserwählten d. h. aus den Mitgliedern ihrer Sekte; wie auch der Mönchsſtand ſich für vorzüglicher, als jeden anderen hielt. Dieſe trieb indeſſen das Streben nach Innerlichkeit, nach Entäußerlichung ſo weit, daß ſie nicht nur nichts, was in der katholiſchen Kirche daran erinnert, wie Bilder und ſonſtigen Kirchenſchmuck dulden wollte, ſondern daß ſie das Daſein derſelben als Sünde betrachtete: die Bilderſtürmerei ſpielt daher bei dieſer Partei eine große Rolle. Die andere, die geiſtige oder philoſophiſche Richtung der Myſtik nahm die Ideen eines Eckart und der Brüder vom freien Geiſte wieder auf. Sie verſtand unter der fortwährenden göttlichen Offenbarung nichts weiter, als daß Gott, welcher Alles in Allem ſei, welcher daher in der ganzen Natur, in jedem Dinge ſich finde, ebenſo auch in dem Menſchen ſich offenbare, hier aber auf der höchſten Stufe: hier nämlich ſei er zum Selbſtbewußtſein, zur Selbſterkenntniß gekommen. Mit dieſer Vorſtellung war natürlich die Lehre von der Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur, von der Rechtfertigung durch den Glauben an Chriſtus nicht in Uebereinſtimmung zu bringen. Ja folgerichtig mußte dieſe Richtung, ebenſo wie die Brüder des freien Geiſtes, zur Läugnung der Gottheit Chriſti gelangen. Und hier fiel ſie mit den Ergebniſſen der freieren Richtung des Humanismus, z. B. mit Erasmus, zuſammen welcher in der That ſich über dieſe

Seite der Myſtik weit beifälliger äußerte, als über die ſtreng lutheriſche Richtung.

Schon aus dem Angegebenen erſieht man den tiefen unzuvermittelnden Gegenſatz zwiſchen Luther und der Myſtik. Allein er trat noch in einer anderen Beziehung hervor, in dem Verhältniß nämlich, in welches ſich beide zu der weltlichen Macht, zu Staat und Geſellſchaft ſetzten.

Die Gährung, in welcher ſich die Nation ſeit mehreren Jahrzehnden befand, war, wie wir ſo oft bemerkt, eine allgemeine: ſie betraf den Staat und die Geſellſchaft nicht minder, wie die Wiſſenſchaft und die Kirche. Auf die Gährung folgte eine Bewegung, zunächſt die wiſſenſchaftliche in dem Kampfe zwiſchen Reuchlin und den Kölnern, dieſer folgte die religiöſe ſeit 1517, und der religiöſen ſollte die ſtaatliche folgen. Hutten und Sickingen beabſichtigten damit die Bahn zu brechen; es mißlang aber vorderhand. Keinem, der die Dinge und die Menſchen kannte, mochte es entgehen, daß eine erſprießliche Entwicklung keiner einzelnen dieſer Richtungen möglich ſei, ohne die beiden anderen; nur eine allgemeine, eine gemeinſchaftliche Bewegung auf allen drei Gebieten zuſammen konnte zum Ziele führen. Luther dachte aber anders. Er fing an die religiöſe Bewegung von der ſtaatlichen zu trennen. Nicht als ob er die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung der ſtaatlichen Verhältniſſe nicht ebenfalls eingeſehen, nicht als ob er gegen die Fehler und Gebrechen der damaligen Fürſten blind geweſen wäre — im Gegentheil öfter wie einmal ſprach er es aus, daß dem Staate ebenſo ein Luther noth thue, wie der Kirche, und gegen die Fürſten zieht er bei mehr als einer Gelegenheit ſo los, wie nur irgend Einer — aber es fiel ihm nicht ein, die ſtaatliche Umgeſtaltung zum beſonderen Gegenſtand ſeiner Beſtrebungen zu machen, oder ſie mit ſeiner Lehre in eine beſtimmte Verbindung zu bringen. Es iſt nicht unmöglich, daß die beſonderen Verhältniſſe, unter den ſich Luther befand, einen größeren Antheil an ſeinen ſtaatlichen Anſichten hatten als die innere Ueberzeugung und daß, hätte er vielleicht unter anderen minder wohlwollenden Fürſten gelebt, die ihm Hinderniſſe in den Weg geworfen, folgerichtig auch zu einer umſtürzenden Richtung auf dem ſtaatlichen Gebiete gekommen wäre: genug, daß es nicht ſo war. Seit dem unglücklichen Ausgange des ſickingenſchen Unternehmens, in welches er ebenfalls hereingezogen werden ſollte, und das ſeine Partei nicht wenig mit Haß beſchwerte, wurde er all dieſen ſtaatlichen Beſtrebungen noch abgeneigter: er fürchtete, ſie möchten ſeine Sache verderben. So bildete er ſich allmählig die Meinung aus, daß den Chriſten die weltlichen Dinge nichts angingen: Aufruhr und Ungehorſam gegen die Obrigkeit ſei nicht einmal chriſtlich, denn nach der Bibel ſei die Obrigkeit von Gott eingeſetzt; auch wenn dieſe unrecht handle, ſo dürfe der Chriſt, nichts dagegen mit Gewalt thun, denn ſeine Pflicht ſei zu leiden und zu dulden; jenſeits, in der anderen Welt, werde es ihm ſchon vergolten werden. War ſchon dieſe Anſicht den Fürſten günſtig, indem ſie die germaniſchen Grundſätze über ſtaatliche Freiheit geradezu aufhob, ſo war es nicht minder die, wonach ihnen, als der weltlichen Obrigkeit, die Aufſicht über die Kirche gebühre, und wornach ſie auch über die Güter derſelben zu verfügen hätten, welche Luther jetzt gleichfalls aufſtellte.

Ganz anders die Myſtik. Ihre Beſtrebungen erſtreckten ſich nicht blos auf die Religion, ſondern auch — und hierin erinnerte ſie wiederum an die Myſtik des 14. Jahrhunderts, an die Begharden und die Brüder des freien Geiſtes — auf die geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe. Sie dehnte den Grundſatz von dem allgemeinen Prieſterthum oder von der Gleichheit aller Chriſten auch auf den Staat aus: ſie ſetzte ſich hier mit den Wünſchen und den Beſtrebungen des gemeinen Mannes in die unmittelbarſte Beziehung: ſie wollte nicht nur die Lehre, ſie wollte auch das Leben, ſie wollte Staat und Geſellſchaft reformiren. Doch beſtand allerdings ein nicht unbedeutender Unterſchied zwiſchen den ſtaatlichen Anſichten der Myſtik und denen der Nationalen. Die ſtaatliche Umſturzpartei, an deren Spitze die Hutten und Sickingen geſtanden, wollte eine Erneuerung des deutſchen Reiches unter dem Kaiſerthum. Den Myſtikern war es aber mehr um ſocialiſtiſche Reformen zu thun, um eine allgemeine chriſtliche Republik: die Nationalität trat ſomit in den Hintergrund, und an die Stelle derſelben der Communismus, wie denn die Lehre von der Gütergemeinſchaft bei ihnen eine ausgedehnte Verbreitung fand.

Es war gegen Ende des Jahres 1521, zur Zeit, als Luther auf der Wartburg ſaß, als dieſe Richtung ſich zum erſten Male bemerklich machte. Mehrere Leute aus Zwickau, einfache Handwerker, Nikolaus Storch, Marx Thomä, Marx Stübner — der letzte hatte übrigens ſtudirt — kamen, da ſie von Zwickau ausgewieſen waren, nach Wittenberg, um dort ihre Anſichten zu verbreiten. Man nannte ſie nur die zwickauer Propheten. Sie rühmten ſich Geſpräche mit Gott: was ſie lehrten, das thäten ſie in unmittelbarem Auftrage Gottes: die Bibel ſei zur Lehre des Menſchen unkräftig: der Menſch müſſe allein durch den Geiſt gelehrt werden, alle andere Gelehrſamkeit ſei nichts. Bisher ſei viel zu wenig gethan: die ganze Kirche ſammt ihrem Gottesdienſt, Bildern u. ſ. w. müßte umgeſtoßen werden: die Welt überhaupt ſei voll ſchlechter Menſchen, Gott habe ihre Vertilgung beſchloſſen, ein neues unſchuldiges Geſchlecht müſſe an ihre Stelle treten: in dieſer werden dann jene Propheten herrſchen. Zu dieſem Ende hatte ſich Storch bereits mit 12 Apoſteln umgeben, denn er ſelber hielt ſich von Gott zum Herrſcher über dieſes neue Geſchlecht erwählt. Unter den vielen eigenthümlichen Meinungen, welche ſie vorbrachten, war beſonders die von der Wiedertaufe auffallend: die Kindertaufe ſei zu verwerfen, in der Bibel ſtehe kein Wort davon, nur dann habe die Taufe einzutreten, wenn dem Menſchen der rechte Glaube gekommen ſei. Dieſe Männer brachten nun in Wittenberg große Aufregung hervor: manche Lehrer an der Univerſität, namentlich Andreas Karlſtadt, Didymus, der Rector der Stadtſchule, Mohr, Martin Cellarius, ſchlugen ſich zu ihnen: ſelbſt Melanchthon war anfänglich ſo überraſcht, daß er in ſeinen Ueberzeugungen irre wurde; beſonders die Lehre von der Kindertaufe machte ihm viel zu ſchaffen. Und nun griff dieſe Partei, Karlſtadt voran, ſofort zum Werke. Der ganze alte Gottesdienſt wurde abgeſchafft, Meſſe nicht mehr geleſen, das Abendmahl in beiden Geſtalten ausgetheilt, die Bilder aus den Kirchen geworfen, kurz, Alles umgeſtoßen, was noch an die alte Kirche erinnerte. Der Rector Mohr ſchloß die Stadtſchule und warf die Bücher zum Fenſter hinaus: man brauche fortan keine Gelehrſamkeit mehr, weil man von Gott ſelbſt gelehrt würde: Karlſtadt ging zu den Bürgern und verlangte von dieſen die Auslegung einzelner Schriftſtellen, indem ſie, als Ungelehrte, mehr davon verſtänden, als er in ſeiner gelehrten Thorheit.

Die Art und Weiſe, wie die myſtiſche Partei gleich bei ihrer erſten Erſcheinung auftrat, war viel zu ſtürmiſcher und ſchwärmeriſcher Natur, als daß die Beſonnenen ſich von ihr hätten beſtechen laſſen können. Vor Allem aber war Luther darüber entrüſtet; er fürchtete, daß ſeine ganze Ausſaat verloren gehe, wenn dieſe Richtung noch weiter um ſich greife. Wider den Willen des Kurfürſten verließ er die Wartburg und erſchien Anfang März 1522 in Wittenberg, wo er mehrere Tage hinter einander predigte und mit ebenſoviel Sanftmuth, als Beſtimmtheit, Klarheit und Entſchiedenheit über das Verwerfliche der letzten Vorgänge ſprach. Luthers Erſcheinen reichte hin, die Ruhe wieder herzuſtellen: Karlſtadt ſowohl, als die zwickauer Propheten, mußten vor ihm weichen. Die letztern verließen die Stadt, Karlſtadt wurde zur Ruhe verwieſen, und Luther begann nun auf ſeine Weiſe die Reformation des Gottesdienſtes nach dem Sinne der neuen Lehre.

Aber jene myſtiſche Partei war keineswegs zu Boden geſchlagen. Sie ſammelte vielmehr neue Kräfte zum Angriffe auf die lutheriſche Anſchauungsweiſe. Karlſtadt, der ſich grollend nach Orlamünde zurückzog, wo er als Pfarrer wirkte, aber in grobem Bauernrock und grauem Filzhut daherging, um recht auffallend zu zeigen, daß es keinen Unterſchied zwiſchen Laien und Prieſtern gebe, ſchrieb nun mehrere Schriften, in denen er die myſtiſchen Grundlehren, wie wir ſie oben angegeben, weiter entwickelte: es war aber beſonders die freiere geiſtige Richtung der Myſtik, der er ſich zuwandte. Endlich ſtellte er eine Anſicht über das Abendmahl auf, welche Luthern viel zu gefährlich dünkte, als daß er ſie ungerügt hätte laſſen dürfen. Er beſtritt nämlich, daß das Abendmahl ein Sakrament ſei, denn Brod und Wein ſei eben nichts weiter, als Brod und Wein: die Annahme, als verwandle ſich daſſelbe in den Leib und in das Blut Chriſti, ſei lächerlich und unvernünftig: auch komme gar nichts darauf an, denn es handle ſich nicht darum, Chriſtus körperlich, ſondern geiſtig in uns aufzunehmen. Gegen dieſe Anſicht trat Luther mit Heftigkeit auf: beſonders deßhalb, weil ſie mit der Bibel nicht übereinſtimme, denn bei den Einſetzungsworten des Abendmahls habe Chriſtus ausdrücklich geſagt: „das iſt mein Leib und mein Blut: das eſſet und trinket!“ Nahm er Karlſtadts Auslegung an, ſo gab er ſeinen Grundſatz, die Bibel wörtlich zu nehmen, preis, und dann fiel die ganze Grundlage ſeiner Theologie zu Boden. Freilich Karlſtadt hatte längſt die Anſicht von der Bibel als alleinigen Quelle des Glaubens aufgegeben, und mit den Myſtikern ein inneres Wort Gottes angenommen.

Die karlſtadtiſchen Ideen fanden ungemeinen Beifall, nicht nur bei dem gemeinen Manne, ſondern auch bei den Geiſtlichen, und nicht wenige predigten nunmehr in ſeinem Sinne. Luther empfand täglich mehr, wie ſehr er an Boden verliere, und betrieb daher, daß Karlſtadt des Landes verwieſen wurde (September 1524). Vorher ſchon hatte er durchgeſetzt, daß Karlſtadt im Lande nichts drucken laſſen dürfe, was nicht die Erlaubniß der Behörden erhalten. Es war dies der erſte Abfall von dem von ihm ſelbſt aufgeſtellten Grundſatze der Glaubensfreiheit. Karlſtadt begab ſich an den Rhein und in die Schweiz, wo ſich ſeiner Anſicht vom Abendmahl der größte Theil der ſüddeutſchen Bewegung anſchloß.

Und um dieſelbe Zeit griff überhaupt die freiere myſtiſche Richtung, welche in ihren Ergebniſſen mit dem geſunden Menſchenverſtande zuſammentraf, immer weiter um ſich. Schon läugnete man mit Entſchiedenheit die Gottheit Chriſti: namentlich in Nürnberg war dieſe Meinung ſehr verbreitet, wo als Haupt derſelben ein Lehrer an einer der dortigen Schulen, Johann Denck, ſich bemerklich machte. Andere führten bereits die ganze Religion auf den einfachen Satz zurück: daß ich meinem Nächſten thun ſoll, was ich mir will gethan haben: dieſes wollen, ſei der Glaube. Der heilige Geiſt ſei nichts weiter, als unſere Vernunft: jeder Menſch habe daher den heiligen Geiſt, und wer keine Vernunft habe, könne auch nicht ſündigen.

Noch größer war die Aufregung, welche Thomas Münzer, Pfarrer in Altſtädt, einem kurfürſtlich-ſächſiſchen Städtchen in der Nähe der Grafſchaft Mansfeld, hervorbrachte. Er war im Jahre 1498 zu Stollberg geboren. Von der Natur mit großen Geiſtesgaben ausgeſtattet, entwickelte er ſich ſehr raſch, war ſchon in ſeinem 15. Jahre Lehrer, und wurde 1520 als evangeliſcher Prediger nach Zwickau gerufen. Dort ſchloß er ſich an die Partei der Propheten an, mußte ſpäter mit ihnen die Stadt verlaſſen, begab ſich zunächſt nach Böhmen, in der Hoffnung, hier einen Boden für die Verwirklichung ſeiner Anſichten zu finden, verließ es aber wieder, als ſich ſeine Hoffnung nicht erfüllte, und begab ſich ſodann nach Altſtädt, wo er als Seelſorger nah und fern einen ungemeinen Einfluß übte. In

Münzer waren alle Richtungen der Myſtik mit ſeltener Kraft vereinigt. Obſchon er nichts von dem Prophetenthum ſeiner Genoſſen hielt, ſo verſchmähte er es doch nicht, die Vorſtellung von göttlichen Offenbarungen ſich zu Nutzen zu machen, und ſich ſelber Geſpräche mit Gott zu rühmen; wohl in der Hoffnung, ſeinen Ideen bei der Menge größeren Eingang zu verſchaffen, wenn er ſie als höhere Eingebungen darſtellte. Aus ſeinen Schriften aber geht hervor, daß er eigentlich zur freieren Richtung der Myſtik gehörte. Er verwarf die Bibel als einzige Quelle des Glaubens, ſetzte ihr vielmehr das innere Wort Gottes entgegen, griff die lutheriſche Rechtfertigungslehre an, welche nur zur Weichlichkeit und zur Wolluſt führe, hielt nichts von den Sakramenten, welche die Lutheraner noch beibehalten hatten, vom Abendmahle und der Taufe, und drang überhaupt auf einen vollkommenen Umſturz des ganzen Kirchenweſens. Daneben aber legte er zugleich das größte Gewicht auf eine Umgeſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe. Er war von dem größten Haſſe gegen die Fürſten erfüllt, und predigte ihren Sturz. Faſt ſcheint es, als ob ihm dieſe ſeine ſtaatliche Richtung die Hauptſache geweſen wäre, wenigſtens ſpäter, und als ob er die religiöſe Bewegung nur habe benutzen wollen, um jene durchzuführen. Er wälzte ungeheuere Gedanken in ſeiner Seele. Vernichtung des ganzen Fürſtenthums, des weltlichen und des geiſtlichen, aller beſtehenden Verhältniſſe, Aufrichtung eines neuen Reiches, wo Jeder des Andern Bruder ſei, wo alle Frohnden, alle Laſten, alle Herrſchaftsrechte aufhörten, vielmehr eine Gemeinſchaft der Güter beſtehe, das war das Ziel, welches er im Auge hatte. Er lehnte ſich dabei, wie man ſieht, an die Vorſtellung der zwickauer Propheten an, welche ihrerſeits nur die Lehre von einem tauſendjährigen Chriſtenreich, die ſich von Zeit zu Zeit, auch bei den Huſſiten, aufgethan, wieder aufwärmten; es iſt aber kein Zweifel, daß Münzer doch zugleich andere, mehr auf das wirkliche Leben ſich ſtützende Gedanken gehabt hat: denn er geht bei ſeinen ſtaatlichen Forderungen, wie ſie in ſeinen Schriften hervortreten, ganz entſchieden von den uralten germaniſchen Rechtsbegriffen aus, ſo daß man faſt glauben ſollte, das, was er wollte, ſei die Aufrichtung einer Demokratie nach deutſchem Muſter geweſen. Münzer, bei all' ſeiner Jugend, war doch ein geborener Umwälzer. Er begnügte ſich nicht mit Predigen, ſondern ſtiftete zunächſt in

Altſtädt einen Verein zur Durchführung ſeiner Ideen, und ſandte von da ſeine Boten aus, um Anhänger für ſeine Plane zu gewinnen.

Luther war ſchon längſt auf Münzer erbittert und bat den Kurfürſten von Sachſen, ihm das Handwerk zu legen; als ſeine Verſuche, Aufruhr zu machen, immer unzweifelhafter wurden, ſetzte er es endlich durch, daß Münzer ebenſo, wie Karlſtadt, des Landes verwieſen wurde. Münzer begab ſich zuerſt nach Nürnberg, wo er gegen Luther eine ſeiner heftigſten Schriften, „wider das ſanftlebende Fleiſch von Wittenberg" herausgab, in der er ihn beſonders der Fürſtendienerei beſchuldigt, und vorausſagt, wozu dieſe Unterordnung der reformatoriſchen Partei unter die weltliche Macht führen werde; wurde aber auch hier ausgewieſen und begab ſich dann nach Schwaben, in die Nähe der Schweiz.

Hier war bereits eine ähnliche Bewegung entſtanden, wie ſie die zwickauer Propheten und Münzer im Sächſiſchen angefangen hatten.

In der Schweiz hatte ſich Ulrich Zwingli, 1482 geboren, ſeit 1516 Prediger in Zürich, an die Spitze der Reformation geſtellt und dieſelbe, unterſtützt durch ſeinen Freund Oekolampadius, ſeit 1523 Profeſſor der Theologie in Baſel, glücklich durchgeführt. Zwingli gehörte zu den Humaniſten, war ein Anhänger der erasmus'ſchen Schule, und faßte daher von vornherein die Reformation in einem viel freieren Geiſte auf, wie Luther. Daher zollte er der karlſtadtiſchen Anſicht vom Abendmahl ſeinen Beifall: bereits im Jahre 1523 war er, ſelbſtändig, zu der Ueberzeugung gekommen, daß im Abendmahl eben nur einfaches Brod und Wein vorhanden ſei, und daß die Handlung überhaupt nur als bloßes Erinnerungszeichen an Chriſti Verſöhnungstod aufgefaßt werden dürfe. Auch in ſtaatlicher Beziehung dachte er anders, wie Luther. Es fiel ihm nicht ein, das öffentliche Weſen von der Religion zu trennen, und eine ſtaatliche Wirkſamkeit als unvereinbar mit einer ächt chriſtlichen zu erklären. Vielmehr nahm er den lebhafteſten Antheil an der Staatskunſt ſeiner Republik, und ſeinem Einfluſſe ſind manche Maßnahmen der züricher Regierung zuzuſchreiben. Er war ein entſchiedener Haſſer der Willkürherrſchaft, des Druckes, welchen die Mächtigen und Vornehmen gegen den armen Mann übten, und fand eine Auflehnung des Volkes gegen allzugroße Gewalt der

Mächtigen ganz in der Ordnung. Und wie Zwingli dachten im Grunde alle anderen Reformatoren in jenen Gegenden, nicht nur in der Schweiz, ſondern auch im Elſaß, am Rhein, in Schwaben. Waren ja mehrere von ihnen, wie Oekolampad, Bucer, Schwebel, Brunsfels, Kettenbach, in das ſickingenſche Unternehmen verwickelt und wurden deßhalb verfolgt. Ein Gegenſatz zu Luther war daher nicht zu verkennen, wie er ſich denn auch bald genug bemerklich machte.

Nichts deſto weniger fehlte es auch in jenen Ländern nicht an Gegnern der Art und Weiſe, wie die anerkannten Häupter der Bewegungspartei die Reformation durchzuführen ſtrebten. Schon im Jahre 1523 that ſich in Zürich eine Sekte auf, welche man wegen ihrer eigenthümlichen Anſicht über die Taufe — ſie verwarfen nämlich gleich den zwickauer Propheten die Kindertaufe, und verlangten, daß alle die, welche ächte Chriſten ſein wollten, ſich noch einmal taufen laſſen müßten — die Wiedertäufer nannte. Dieſe Sekte, an deren Spitze drei nicht unbedeutende Männer ſtanden, Konrad Grebel, Simon Stumpf und Felix Manz, vertrat mehr die ſtoffliche Richtung der Myſtik, indem ſie viel auf Aeußerlichkeiten hielt, auf ſchlechte graue Kleider, auf Tödtung des Fleiſches, auf Erneuerung altteſtamentlicher Zuſtände, und darauf drang, eine eigene Kirche zu bilden, in welcher nur die Auserwählten, d. h. die Anhänger ihrer Sekte ſich befänden: alle anderen Menſchen ſeien als Gottloſe zu betrachten und zu verfolgen. In dieſer neuen Kirche aber ſollte vollkommene Gleichheit herrſchen, wie auch die Gütergemeinſchaft eingeführt ſein. Die Führer dieſer Sekte ſuchten zuerſt auch Zwingli zu ſich herüberzuziehen: wie dies aber mißlang, ſo traten ſie entſchieden gegen ihn auf. Bald fand dieſe Sekte eine Menge Anhänger: vor Allem unter dem gemeinen Volke, unter Handwerkern und Bauern, welche durch die ſocialiſtiſche Richtung der Wiedertäufer angezogen wurden. Aber auch Viele unter den Predigern, welche ſich an der allgemeinen reformatoriſchen Bewegung betheiligt hatten, ſchloſſen ſich an. Unter dieſen nimmt Balthaſar Hubmaier, Prediger in Waldshut, eine bedeutende Stelle ein. In der Schweiz wie in Schwaben, im Elſaß, am Rhein, in Baiern griff die wiedertäuferiſche Sekte um ſich und brachte hier eine nicht mindere Aufregung hervor, wie Münzer und ſeine Genoſſen in Sachſen. Es war natürlich, daß Münzer, ſeitdem er (gegen Ende des Jahres 1524) ſich in jenen Gegenden niederließ, ſich ſofort mit dieſen Beſtrebungen in Verbindung ſetzte.

Faſſen wir noch einmal kurz das Geſagte zuſammen, ſo ſtellen ſich uns folgende Parteien dar: erſtens eine, welche aus Solchen beſtand, die zwar früher zur freien Richtung gehört, nun aber aus verſchiedenen Gründen ſich von der Bewegung losgeſagt haben; zweitens eine gemäßigte erhaltende Bewegungspartei; drittens eine rückſichtslos vorwärts ſchreitende, eine Umſturzpartei. Jede dieſer Parteien aber hat wieder mehrere Schattirungen. Die erſte beſteht entweder aus Solchen, welche ſofort gegen die Bewegung feindſelig auftreten, weil ſie ihnen zu weit gegangen, oder aus Solchen, die ſich zu ihr nur beobachtend oder gleichgültig verhalten, weil ſie mit der Verfahrungsweiſe der Bewegungsmänner nicht übereinſtimmen, nicht ſelten ſogar, weil die Bewegung theilweiſe unfreie Beſtandtheile in ſich aufgenommen. Die gemäßigte oder erhaltende Bewegungspartei theilt ſich wieder in die Lutheraner und in die Zwinglianer. Das Gemeinſame dieſer Partei beſteht darin, daß ſie die Bibel als die Quelle des Chriſtenthums, daß ſie Chriſtus als Sohn Gottes, die chriſtliche Religion als eine geoffenbarte betrachtet. Sie unterſcheiden ſich aber darin, daß Luther die Bibel wörtlich verſtanden wiſſen will und der Vernunft bei der Auslegung derſelben keine Mitwirkung zugeſteht, während die Zwinglianer dieſes thun; ferner darin, daß Luther auf manche Aeußerlichkeiten der Lehre wieder mehr Gewicht legt, wie z. B. auf die beiden Sakramente, während die Zwinglianer die Sakramente als etwas ganz Unweſentliches betrachten, ja das Abendmahl nur als Erinnerungsmahl faſſen; endlich darin, daß Luther in den ſtaatlichen Dingen eine das Fürſtenthum begünſtigende Richtung verfolgte, während Zwingli und ſeine Freunde in der Schweiz und in Süddeutſchland mit den freieren ſtaatlichen Beſtrebungen in ſehr engen Beziehungen ſtanden. Endlich die myſtiſche Partei, welche wir auch die Umſturzpartei genannt haben, theilte ſich 1) in Solche, welche, den Grundſatz der Freiheit im ausgedehnteſten Sinne für ſich in Anſpruch nehmend, über das geoffenbarte Chriſtenthum hinaus zu einer philoſophiſchen, pantheiſtiſchen Anſchauung gelangten, ſodann 2) in die Wiedertäufer, welche die ſtoffliche Richtung der Myſtik vertraten, ſich auf Erſcheinungen Gottes, Offenbarungen, Träume u. ſ. w. beriefen, ein großes neues Reich Gottes auf Erden mit Gütergemeinſchaft gründen wollten, und zu dieſem Behufe vorher die Vernichtung aller herrſchenden Gewalten beabſichtigten. Hiemit ſind im Allgemeinen die Hauptrichtungen innerhalb der Bewegung ſelber angegeben: natürlich gab es außerdem noch eine Menge Schattirungen: die einzelnen Richtungen ſpielten oft ſehr in einander über, und manche Perſönlichkeit vereinigte in ſich die Beſtandtheile verſchiedener Parteien.

Nichts konnte der Bewegung verderblicher ſein, als der Zwieſpalt, der nunmehr in ihr eingeriſſen. Es war um ſo bedenklicher, als keine Partei nachgeben wollte. Luther ließ ſich durch den Streit mit Karlſtadt und Münzer verleiten, ſo manche ſeiner früheren freien Grundſätze wieder aufzugeben, und ſeine Hauptlehren mit einer Schroffheit hinzuſtellen, daß ein vernünftiger Menſch keinen Sinn mehr darin finden konnte. Er ſprach es offen aus, daß die Vernunft des Teufels Hure ſei, und eine Meinung um ſo verwerflicher, je mehr ſie mit der Vernunft übereinſtimme. Mehr und mehr ſchwand aus ſeinem Lehrgebäude die Innerlichkeit, die Lebendigkeit, die Freiheit, und ſonderbare Meinungen, die vor den eben bekämpften der Scholaſtiker nicht viel voraus hatten, traten an die Stelle der früheren friſchen natürlichen Richtung. Ebenſo unduldſam waren die Wiedertäufer, die Umſturzpartei der myſtiſchen Richtung, die eben auch nirgends Heil erblickten, als in ihrer Sekte. Am freieſten waren die Zwinglianer und die zur philoſophiſchen Richtung der Myſtik gehörten, obſchon auch Zwingli es nicht verſchmähte, wider ſeine Gegner, die Wiedertäufer, das Schwert der Obrigkeit zu Hülfe zu rufen.

Unter ſolchen Umſtänden — bei dieſen Gegenſätzen innerhalb der Bewegung ſelbſt — wozu noch die Verſchiedenheit der ſtaatlichen Parteien kam, mochte es wohl mehr als zweifelhaft erſcheinen, ob der Verſuch, die neuen Ideen mit Gewalt in das Leben einzuführen, einen glücklichen Ausgang nehmen werde.

16. Der Bauernkrieg.

Und doch war nichts natürlicher, als eben dieſer Verſuch.

Seit Jahren war die Aufregung genährt worden. Die Unzufriedenheit mit den ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtänden wuchs von Tag zu Tag, ohne daß weder vom Reich, noch von den einzelnen Reichsſtänden Abhülfe geſchehen wäre. Die Nothwendigkeit einer großen durchgreifenden Reform wurde allgemein gefühlt, von Niemanden mehr, als vom gemeinen Mann. Es geſchah aber nichts von oben, um dieſem Gefühle Rechnung zu tragen. Und zu dieſer ſtaatlichen Unzufriedenheit kam jetzt noch die religiöſe Aufregung: dieſe Lehren von der chriſtlichen Freiheit und von der Gleichheit, dieſe furchtbaren Ausfälle der Flugſchriften gegen die Obrigkeiten, welche das Wort Gottes unterdrücken, gegen die „großen Hanſen“ in ihrer Pracht und in ihrem Wohlleben, die aber Gott doch noch von ihrem Stuhle herunterwerfen werde, wenn ſie ſich nicht beſſerten, dieſe ſchroffe Verhöhnung jedes menſchlichen Anſehens, dem man das Evangelium und das Naturrecht als die einzig berechtigten Geſetzesquellen für alle Zuſtände des Lebens entgegenhielt! Selbſt Luther, obſchon er ſpäter eine ganz andere Meinung über die Obrigkeit ausgeſprochen hat und über die Art und Weiſe, wie man den Widerſachern des Evangeliums entgegentreten ſoll, hat doch durch ſeine früheren Schriften nicht wenig dazu beigetragen, die aufrühreriſche Stimmung in den Menſchen zu nähren: forderte er doch das deutſche Volk einmal auf, ſich in dem Blute der Päpſtlichen zu baden, und erklärte er, daß diejenigen etwas Gott Wohlgefälliges thun, welche die Biſchöfe vernichteten, Kirchen und Klöſter zerſtörten! Die eigenthümliche Anſicht über die Obrigkeit, wie wir ſie oben dargelegt, ſtellte er erſt auf, ſeitdem er mit den zwickauer Propheten, Karlſtadt, Münzer und den Wiedertäufern zuſammengeſtoßen, und ſelbſt dann noch nannte er die Fürſten in ſeinen Schriften gelegentlich gottvergeſſene, elende Buben, welche der Verachtung des Volks würdig ſeien, thörichte, unſinnige Narren, deren Tyrannei und Muthwillen man auf die Länge nicht ertragen könne noch wolle. Was Wunder, wenn die Leſer dieſes Urtheil des Reformators über die herrſchenden Gewalten ſich hinter die Ohren ſchrieben, dagegen die Richtigkeit ſeiner Lehre vom unbedingten Gehorſam gegen die Obrigkeit bezweifelten? Denn abgeſehen davon, daß dem geſunden Menſchenverſtande ein ſolches Gebot Gottes nicht in den Sinn wollte, daß dies noch dazu in vollkommenem Widerſpruche mit den deutſchen Rechtsgrundſätzen war, welche das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk als einen Vertrag auffaßten, den der Fürſt nicht einſeitig brechen dürfe, ohne des Gehorſams der Untergebenen verluſtig zu gehen, ſo waren aus der Bibel ſelbſt genug Stellen aufzufinden, welche gegen jene Lehre vom unbedingten Gehorſam mit Erfolg gebraucht werden konnten. Und nun bedenke man noch die Wirkſamkeit der herumreiſenden Prediger! Das waren lauter Leute, die entweder aus dem Volke hervorgegangen waren, oder durch Neigung und Grundſätze getrieben, ihm angehören wollten. Alle dieſe Prediger, die einen ſo außerordentlichen Beifall fanden, welche Hunderte und Tauſende von Zuhörern um ſich verſammelten, waren zugleich auch in ſtaatlicher Beziehung freigeſinnte Leute, und verſäumten nicht, in ihren Reden auch die bürgerlichen Zuſtände und die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung derſelben zu beſprechen, und zwar mit dem nämlichen Eifer, mit welchem ſie die religiöſen Dinge behandelten. Der Boden war alſo gehörig vorbereitet. Daß nun aber der Aufruhr von den Bauern ausging, war ſehr natürlich: dieſer Stand war am meiſten gedrückt, war, wie wir geſehen, ſeit Jahren zur Empörung geneigt, und hatte beſonders ſeit der Ueberhandnahme der religiöſen Bewegung noch mehr Selbſtgefühl und Bewußtſein ſeiner eigenen Kraft erlangt, da ja die Flugſchriften ſich beſonders angelegen ſein ließen, ihn hervorzuziehen, ſeinen geſunden Verſtand, ſeine Tüchtigkeit, ſeine Liebe zur Wahrheit in recht auffallender Weiſe den Pfaffen und den großen Hanſen entgegenzuſtellen, ja ihn gewiſſermaßen zum Schiedsrichter in der großen Frage der Zeit zu machen. Die Anzeichen einer großen Empörung des gemeinen Mannes waren auch ſo unzweideutig und ſo allgemein, daß man ſeit fünf Jahren überall davon ſprach: die Preſſe war voll davon, und kam immer wieder darauf zurück. Beſonders aber ſeit dem Unternehmen Huttens und Sickingens war man faſt täglich darauf gefaßt. Und Niemand war mehr davon überzeugt und fürchtete ſich begreiflich mehr darauf, als die Fürſten und die Regierungen überhaupt.

Es iſt daher kein Zweifel: wenn irgend eine, ſo war die große Umwälzung, welche unter dem Namen des Bauernkriegs bekannt iſt, eine naturgemäße, von ſelbſt gewordene, aus den Tiefen des Volksbewußtſeins hervorgegangene. Gleichwohl iſt nicht zu läugnen, daß der wirkliche Ausbruch der Empörung herbeigeführt worden iſt von Männern und Parteien, welche dieſen Plan ſeit längerer Zeit mit der beſtimmteſten Abſicht verfolgten. Hier ſind zunächſt die Flüchtlinge zu erwähnen, welche ſeit längerer oder kürzerer Zeit wegen früherer mißlungener Aufſtandsverſuche den deutſchen Boden verlaſſen mußten, und ſich meiſtens in der Schweiz aufhielten. Vor Allem jener unermüdliche Joſt Fritz, den wir ſchon öfter erwähnt[1], und ſeine Geſellen. Sodann der Herzog Ulrich von Würtemberg, der ſich ſeit ſeiner Vertreibung in Mömpelgardt und in der Feſte Hohentwiel im Hegau aufhielt und dort über Plänen brütete, ſich wieder in den Beſitz ſeines Fürſtenthums zu ſetzen. Er verſuchte zuerſt durch franzöſiſche Hülfe dieſen Zweck zu erreichen: wie dies nicht gelingen wollte, ſo verſuchte er es mit den Bauern. An ihn ſchloſſen ſich jene fränkiſchen Ritter an, welche bei dem ſickingiſchen Unternehmen betheiligt geweſen und in die Verbannung gejagt worden waren. Auch ſie erblickten die Möglichkeit der Rückkehr nur in einem völligen Umſturz der Dinge. Wir ſahen, ſchon Hutten und Sickingen riefen die Bauern auf zur Unterſtützung ihrer Plane. Dieſen Gedanken ſuchten die fränkiſchen Ritter jetzt auszuführen. Unter ihnen nimmt beſonders Dr. Fuchs von Fuchsſtein eine hervorragende Stelle ein. Er war früher Kanzler beim Pfalzgrafen am Rhein, ſodann Reichsregent, und als ſolcher war er einer der eifrigſten Unterſtützer der ſickingen'ſchen Plane. Bei der Eroberung von Landſtuhl hatte man aber Briefe von ihm gefunden, welche ſeine auf den Sturz des Fürſtenthums gerichteten Geſinnungen klar genug enthüllten: er mußte ſich nun der Rache der Fürſten durch die Flucht entziehen. Darauf begab er ſich zu Ulrich von Würtemberg und war von nun an einer ſeiner gewandteſten Unterhändler, bei der Erhebung der Bauern ganz beſonders betheiligt. Der Herzog Ulrich und dieſe fränkiſchen Ritter faßten nun einen großartigen Plan, der, wenn er ausgeführt worden wäre, ihrem Unternehmen die glücklichſte Wendung hätte geben können. Sie verſuchten den böhmiſchen Adel in ihre Plane hereinzuziehen und ihn zu beſtimmen, um dieſelbe Zeit in Baiern und Oeſterreich einzufallen, wenn Ulrich mit ſeiner ganzen Macht, unterſtützt von den Bauern, in Schwaben eingefallen wäre. Ihre Umtriebe in Böhmen waren auch ziemlich weit gediehen, führten aber zuletzt — aus unbekannten Gründen — doch zu keinem Ergebniß. ¹)

---

[1] Die bisherigen Geſchichtſchreiber des Bauernkrieges laſſen ihn ſeit 1518 verſchwinden, ſo noch Zimmermann in ſeiner allgemeinen Geſchichte des großen Bauernkriegs, I. S. 325. Aber nach einer erſt neuerdings von Mone herausgegebenen Chronik (Quellenſammlung der badiſchen Landesgeſchichte, II. 1854. S. 17.) erſcheint er im Anfange des Bauernkrieges im Hegau. „Unter ſolchen Bauern iſt auch Fritz von Grunbach uff dem Stift Speier mit einem alten grauen Bart geweſen, der ſich allwegen hat hören laſſen, er konne oder moge nit erſterben, der Bundſchuh hab dann zuvor ſein Fürgang erlangt.“

Außer dieſen Flüchtlingen gab es aber in Deutſchland ſelbſt Männer, welche den Umſturz planmäßig betrieben. Hieher ſind Münzer und die Wiedertäufer zu rechnen, welche alle deutſchen Länder durchſtreiften, um zum Aufruhr aufzufordern und Verbindungen einzuleiten; ſodann ſolche, welche weniger von religiöſen als von ſtaatlichen Beweggründen geleitet waren und höchſt wahrſcheinlich einen geheimen Bund unter einander geſtiftet hatten. Unbedenklich kann man dazu Wendel Hippler zählen, früher Kanzler bei den Grafen von Hohenlohe, dann in Unfrieden von ihnen entlaſſen, ein Mann von dem weitſehendſten Blicke und von den größten ſtaatsmänniſchen Gedanken. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß im Sommer des Jahres 1524 in Oberſchwaben an der Gränze der Schweiz, wo ſich Münzer und Karlſtadt eine Zeit lang aufhielten, Verabredungen unter den Umſturzmännern gepflogen und die Rollen, die jeder

---

¹) Jörg a. a. O. S. 162 ff. Erzherzog Ferdinand an Karl V. vom 14. März 1525 bei Lanz Correſpondenz des Kaiſers Karl V. I. S. 154.

bei der Volksbewegung zu übernehmen habe, vertheilt worden ſind. Hier begann auch die Empörung.

Den Anfang machten die Unterthanen des Grafen von Lupfen in der Landgrafſchaft Stühlingen im Schwarzwald im Juni 1524. An die Spitze derſelben ſtellte ſich ein ehemaliger Landsknecht, Hans Müller von Bulgenbach. Im Auguſt trat die Stadt Waldshut bei und die Grafſchaft Hauenſtein, welche unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſtand. Hier gleich zeigte ſich, wie weit die Empörung angelegt war. Die Aufgeſtandenen gründeten eine „evangeliſche Brüderſchaft", errichteten eine Bundeskaſſe und ſchickten von da aus Boten in alle deutſchen Länder, um gleichfalls zum Aufſtand aufzufordern: ſie wollten künftig keinen Herrn mehr anerkennen, als den Kaiſer: alle Schlöſſer, Klöſter, und was geiſtlich ſei, zerſtören. Bald darauf erhob ſich der Hegau, der Kletgau, die Baar, am Anfang des folgenden Jahres die Gegenden um den Bodenſee, der Unterallgau, der Oberallgau, wo die Bauern der Abtei Kempten den Anfang machten, kurz, ganz Oberſchwaben. Doch ſchien der Aufſtand bald wieder eine friedliche Färbung anzunehmen: Bauern und Obrigkeiten, insbeſondere der ſchwäbiſche Bund, traten mit einander in Unterhandlungen. Die Bauern ſetzten zu dieſem Ende ihre Forderungen auf und ſtellten ſie in den bekannten 12 Artikeln, welche um die Mitte März 1525 verabfaßt wurden, zuſammen.[1]

Der Inhalt dieſer Artikel iſt in Kurzem folgender: 1) Jede Gemeinde ſoll fortan das Recht haben, ſich durch Stimmenmehrheit ihren Pfarrer zu wählen, welcher nur das reine Evangelium zu verkünden hat, und ihn, falls er ſich unwürdig zeige, wieder abzuſetzen; 2) der Kornzehnte ſoll von nun an von der Gemeinde erhoben, damit der Pfarrer beſoldet, der Ueberſchuß zur Unterſtützung der Armen verwendet werden; der kleine und der Blutzehnte hört auf; Zehnten, welche Laien an ſich gebracht haben, ſollen, wenn ſie die Rechtmäßigkeit des Erwerbs nachgewieſen von der Gemeinde abgelöſt werden; 3) die Leibeigenſchaft hört gänzlich auf; 4) Wild, Geflügel, Fiſche im fließenden Waſſer zu fangen, ſoll Jedermann frei ſtehen, es müßte denn Einer urkundlich nachweiſen, daß er das Fiſchwaſſer gekauft habe; 5) die Holzungen, die einer Gemeinde widerrechtlich abgedrungen werden ſind, fallen wieder an ſie zurück, und die Gemeindeglieder können daraus ihren Bedarf an Brenn- und Bauholz unentgeldlich beziehen. Sind die Holzungen aber von ihrem gegenwärtigen Beſitzer erkauft, ſo ſoll ſich die Gemeinde mit ihm darüber vergleichen; 6) Frohndienſte dürfen nicht gemehrt werden, ſondern es ſoll das alte Herkommen bleiben; 7) Lehngüter dürfen nicht mit Beſchwerungen überſetzt werden, ſondern die Herrſchaft muß ſich genau an die Verträge halten; 8) wenn Güter mit Gülten ſo überladen ſind, daß die Arbeit für den Anbauenden keinen Ertrag mehr liefert, ſo ſoll nach der Entſcheidung ehrbarer Leute der Zinsfuß verringert werden; 9) Gerichtsſtrafen ſollen nicht willkürlich erhöht, ſondern nach dem alten geſchriebenen Herkommen auferlegt werden; 10) widerrechtlich an ſich gebrachte Gemeindegüter müſſen wieder zurückgegeben werden; über rechtlich erkaufte ſoll man ſich vergleichen; 11) die Abgabe, welche Todtfall heißt, iſt ganz abzuſchaffen. 12) Jeder dieſer Artikel ſoll als abgethan angeſehen werden, wenn er auf den Grund der heiligen Schrift als ungeziemend bewieſen werden kann. Dagegen behält ſich die Bauerſchaft vor, noch mehr Artikel aufzuſtellen, falls ſich dergleichen „in der Schrift mit Wahrheit“ erfinden ließen.

---

[1] Der Verfaſſer dieſer Artikel, über den man ſich lange geſtritten, ſcheint nach den neueſten Unterſuchungen Jörgs niemand anders, als der Ritter Fuchs von Fuchsſtein zu ſein.

Die Forderungen, welche die Bauern ſtellten, waren, wie man ſieht, noch ſehr gemäßigt. Die meiſten dieſer Artikel verlangen nichts Neues, nichts Ungewöhnliches, ſondern nur die Wiederherſtellung des Rechtszuſtandes, die Beobachtung des Herkommens, und es iſt aus den früheren Weisthümern mit Leichtigkeit nachzuweiſen, daß die Rechte, welche die Bauern hier verlangen, ihnen ehedem in der That zugeſtanden haben. Neu iſt nur der erſte, zweite, dritte und eilfte Artikel. Dergleichen wurde aber, wie wir geſehen, ſeit Jahren von der öffentlichen Meinung gefordert. Immerhin jedoch waren dieſe Forderungen ſo bedeutend, daß ſich eine gutwillige Annahme derſelben von Seite der Betheiligten ſchwerlich erwarten ließ. Auch dachten die Obrigkeiten nicht daran, die Forderungen der Bauern zuzugeſtehen. Wenn ſie ſich in Unterhandlungen mit ihnen einließen, ſo geſchah es nur, um Zeit zu gewinnen, um ſie von entſchiedenem Vorangehen abzuhalten, und um inzwiſchen mit Kraft rüſten zu können.

Um die Mitte des März änderte ſich aber auf einmal die Scene. Der Herzog Ulrich von Würtemberg brach Ende Februar mit einem Haufen Schweizer, ferner unterſtützt von den hegauer und ſchwarzwälder Bauern, in Würtemberg ein, und drang, von den Einwohnern faſt allenthalben freudig begrüßt, bis in die Nähe von Stuttgart vor. Es zeigte ſich jedoch ſogleich, daß Ulrich kein Feldherr war: er wußte die ihm gebotenen Vortheile nicht zu benutzen. Unterdeſſen rückte ihm das Heer des ſchwäbiſchen Bundes unter der Anführung des Truchſeß von Waldburg entgegen; die Schweizer, von ihren Obrigkeiten abgerufen, verließen den Herzog; die Bauern, über ſeine Geſinnungen enttäuſcht, wandten ſich ebenfalls von ihm: ſo ſah er ſich zum Rückzuge genöthigt, und ſchon am 17. März hatte er bereits die Gränzen ſeines Landes wieder überſchritten. Von dieſem Gegner befreit, wollte ſich nun der ſchwäbiſche Bund gegen die Bauern wenden, die er bisher mit Unterhandlungen hingehalten hatte. Da aber, in der letzten Woche des März, erhob ſich wie mit Einem Schlage die Bauerſchaft in dem größten Theile des übrigen Deutſchlands, und zwar überall maſſenweiſe. In drei großen Richtungen wälzte ſich die Empörung gegen den Norden hin fort: von der Markgrafſchaft Burgau über Nördlingen, Oettingen, nach Franken hinein, wo Eichſtädt, Ansbach, Bamberg, Würzburg, die Grafſchaften, die Städte, kurz, ganz Franken, ſich der Umwälzung anſchloſſen; von da nach Thüringen, wo Münzer Mühlhauſen zum Heerd des Aufſtandes umſchuf, und nach den ſächſiſchen Landen, ſprang ſogar bis nach Preußen hinüber; ſodann von Würtemberg aus nach Heilbronn, Weinsberg, ins Hohenlohiſche hinein, ins Mainziſche bis nach Heſſen und Weſtphalen; endlich auf beiden Seiten des Rheins vom Breisgau aus ins Badiſche, in die Pfalz, in die Biſthümer Speier, Worms, Mainz, und vom Sundgau ins Elſaß, nach Lothringen in die jenſeitige Pfalz bis ins Trieriſche. Eine vierte Linie bewegte ſich ſüdlich nach Tyrol, ſprang von da in das Erzbisthum Salzburg und in die öſterreichiſchen Herzogthümer hinüber: doch erfolgte hier der Aufſtand erſt ſpäter, Ende April und im Monat Mai. Ganz

Schwaben, Franken, Heſſen, Thüringen, Sachſen, die Rheingegenden bis nach Köln, theilweiſe Weſtphalen, Tyrol, Oeſterreich, Salzburg, ſtanden im Aufruhr. Nur Baiern hielt ſich noch: doch ſelbſt da begann der Aufruhr bereits zu ſpucken.

Die Bewegung erfolgte, wie geſagt, urplötzlich: kaum hatte ſich irgendwo ein kleiner Haufe zuſammengethan, ſo war er in wenigen Tagen ſchon zu Tauſenden angewachſen: unwiderſtehlich lawinenartig wälzte ſie ſich fort. Und es waren nicht blos die Bauerſchaften, welche ſich anſchloſſen, obſchon von dieſen die Bewegung ausgegangen und ſie den Kern derſelben bildeten: nein, es war eine eigentliche Volksbewegung: denn es betheiligten ſich alle Kräfte, die den niederen Ständen angehörten, entweder unmittelbar, thätig eingreifend, oder wenigſtens mit dem Herzen, und mittelbar die Bewegung fördernd und unterſtützend. Insbeſondere drei Stände ſind dabei ins Auge zu faſſen: 1) die niedere Geiſtlichkeit; 2) die Städtebevölkerung; 3) die Landsknechte. Alle drei waren von gleicher Wichtigkeit.

Was die Geiſtlichkeit anbetrifft, ſo waren faſt alle Geiſtlichen, die der religiöſen Neuerung angehörten, Begünſtiger des Aufſtandes. Denn es war derſelbe nicht blos gegen die weltlichen Herrſchaften, ſondern insbeſondere gegen die Kirche und ihre Herrſchaft gerichtet. Manche von dieſen, welche überhaupt der vorwärts ſchreitenden Richtung angehörten, ſtellten ſich ſogar an die Spitze der Bauernhaufen und ſpielten eine nicht unbedeutende Rolle dabei. Dadurch erhielt die Bewegung einen religiöſen Anſtrich und es begreift ſich, wie die Obrigkeiten dazu kommen konnten, die Schuld des Aufſtandes lediglich der neuen Lehre beizumeſſen. Von der ſtädtiſchen Bevölkerung waren es allerdings nicht die Räthe, nicht die Herren, welche die Gewalt in den Händen hatten, nicht die Reichen und Vornehmen, die ſich an die Bewegung anſchloſſen, ſondern die Gemeinen, die Handwerker, die Proletarier, kurz alle, die in ſtaatlicher, wie in geſellſchaftlicher Beziehung über gar manche Mißbräuche zu klagen hatten und den allgemeinen Sturm benutzen wollten, um auch die ſtädtiſchen Zuſtände zu verbeſſern. Und ſo erhob ſich jetzt faſt überall die Gemeinde wider den Rath, ſtürzte denſelben und führte eine demokratiſche Verfaſſung ein, oder zwang ihn wenigſtens zu bedeutenden Zugeſtändniſſen. Ebenſo wurde faſt durchgängig der Anſchluß an die Bauern gefordert. Die Landſtädte ſolcher Gebiete, wohin ſich die Bewegung gewendet hatte, traten größtentheils bei. Weniger war dies bei den Reichsſtädten der Fall. Die meiſten waren zu ängſtlich, um offen beizutreten, und wenn ſie es vermeiden konnten, thaten ſie es. Dagegen unterſtützten ſie die Bauern auf andere Weiſe, ließen ihnen Lebensmittel und Kriegsbedarf zukommen und dergleichen. Viele Reichsſtädte ſchloſſen ſich aber unbedingt an, wie Heilbronn, Rotenburg an der Tauber, Windsheim, Schweinfurt, Mühlhauſen, Erfurt, Memmingen, Nördlingen, Kaufbeuern, Kempten, Donauwörth, Weißenburg: Mainz verſuchte bei dieſer Gelegenheit wieder die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen, und trat daher gleichfalls auf die Seite der Bauern. Die Dinge lagen aber ſo, daß über kurz oder lang der Beitritt aller Reichsſtädte in Ausſicht ſtand. Wenigſtens wurde dieſes von den Fürſten gefürchtet: ja, ſie hielten die Städte ſogar für die eigentlichen Urheber der Empörung. Und wenn man bedenkt, welch große Beſorgniſſe die Reichsſtädte vor den Fürſten hegten, wie ſie durch die letzteren in ihrer Reichsſtandſchaft beeinträchtigt worden waren, wie alle Verſuche, ihre frühere Stellung wieder einzunehmen, an dem Widerſtande eben der Fürſten ſcheiterten, wie ſie für nothwendig fanden, ihre Bündniſſe zu erneuern und ſogar mit der Eidgenoſſenſchaft in Unterhandlungen zu treten, ſo läßt ſich begreifen, wie ſelbſt bei den Regierungen der Städte der Gedanke entſtehen konnte, dieſe große Volksbewegung zu benutzen, um das ihnen feindliche Fürſtenthum zu ſtürzen und auf dem Ruin deſſelben eine neue Ordnung der Dinge zu gründen, mit Einem Worte: die Plane des Städtebundes von 1388 wieder aufzunehmen.[1] War nun ſchon dieſe Stimmung der Städte gefährlich, ſo war es nicht minder die Haltung der Landsknechte, des Fußvolks der damaligen Zeit. Dieſe, wie ſchon öfter angeführt, aus dem Bauernſtande hervorgegangen, hegten das größte Mitgefühl für die Beſtrebungen ihrer Standesgenoſſen, boten ſich von ſelber den Bauern als Kämpfer für ihre Sache an, wären höchſt wahrſcheinlich maſſenweiſe zu ihnen übergetreten, ſowie die Bauern nur einigermaßen leidliche Bedingungen geſtellt hätten — ein Theil derſelben fand ſich ohnedies bei den Bauernheeren ein — und waren, ſelbſt wenn ſie unter den Reihen der Fürſten kämpften, durchaus nicht zuverläſſig, ſowie es gegen die Bauern gehen ſollte.

---

[1] Vergleiche den Brief des Mutianus Rufus an den Kurfürſten von Sachſen, unter Anderem in meiner Schrift „zur politiſchen Geſchichte Deutſchlands“ (1842) S. 263.

Alle dieſe Dinge machen es begreiflich, daß Adel und Fürſten, geiſtliche und weltliche, von einem paniſchen Schrecken ergriffen wurden, daß ſie im Augenblicke völlig den Kopf verloren, und daß ſie, um nur ihr Daſein zu retten, in Alles eingingen, was die Bauern forderten. Fürſten und Adel machten allerdings zuerſt einige Verſuche, Zuſammenkünfte zu veranſtalten, um auf dieſen gemeinſame Maßregeln gegen die Empörung zu beſprechen, dieſe führten jedoch zu keinem Ergebniſſe. Nur der ſchwäbiſche Bund nahm noch eine achtunggebietende Stellung ein. Doch fehlte es auch in ihm nicht an Angſt und Zaghaftigkeit, und trotz einiger glücklichen Treffen gegen die Bauern, die der Feldherr des Bundes, Georg Truchſeß von Waldburg, erfochten (bei Leipheim, 4. April, bei Wurzach, 14. April), ſah er ſich doch veranlaßt, am 17. April mit den Bauern einen für ſie günſtigen Waffenſtillſtand abzuſchließen bei Weingarten. Inzwiſchen aber wurden anderwärts Edelleute, Grafen, Fürſten, Biſchöfe und Klöſter von den Bauern überzogen, gebrandſchatzt, zur Annahme der 12 Artikel oder anderer, wohl auch zum Beitritt in ihre Brüderſchaft gezwungen, und die meiſten der herrſchenden Gewalten prieſen ſich glücklich, unter den eingegangenen Bedingungen wenigſtens ihr Daſein gefriſtet zu haben. Die Meinung der Fürſten von der Gewalt der Volksbewegung war ſo groß, daß manche unter ihnen keinen Anſtand nahmen, mit den Bauern in Unterhandlungen zu treten, um mit ihrer Hülfe gewiſſe ſelbſtſüchtige Zwecke zu verfolgen, auf Koſten ihrer Standesgenoſſen. Man glaubte ſo ziemlich allgemein, es ſei jetzt die Zeit gekommen, die geiſtlichen Fürſtenthümer aufzuheben. Die weltlichen Fürſten wollten ſich nun die Beute nicht entgehen laſſen und glaubten dieſen Zweck am erſten durch die Verbindung mit der Volksbewegung erreichen zu können. So knüpfte der Markgraf Kaſimir von Ansbach geheime Unterhandlungen mit den Führern der Bauern an, um vermittelſt derſelben die reichen fränkiſchen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichſtädt in ſeine Hände zu bringen: ganz Franken hätte ihm dann zufallen müſſen. Nicht minder unterhandelte der Herzog Wilhelm von Baiern mit den aufrühreriſchen Bauern im Erzbisthum Salzburg, um dieſes für Baiern ſo günſtig gelegene große geiſtliche Fürſtenthum zu erlangen: freilich ſtieß er hier mit dem Erzherzog Ferdinand zuſammen, welcher daſſelbe Ziel verfolgte.

Es war alſo wieder ein Augenblick eingetreten, wie deren die deutſche Geſchichte mehrere aufzuweiſen hat, wo die herrſchenden Gewalten, von Schrecken gelähmt, ſich ohnmächtig fühlten, den Sturm, der die alte Ordnung der Dinge umſtürzen ſollte, zu beſchwören, da ſie ſich eigentlich ſchon ſelber aufgegeben hatten und kaum noch daran dachten, diejenigen Kräfte, die ihnen noch zu Gebote ſtanden, zu verwenden, um dem drohenden Umſturze zu begegnen. Es kam jetzt darauf an, dieſen günſtigen Augenblick zu benutzen, um endlich die ſtaatliche und religiöſe Reform, wie ſie das deutſche Volk ſeit Jahrhunderten erſtrebte, mit kühner und ſicherer Hand durchzuführen.

Fanden ſich nun in der Volksbewegung die dazu nöthigen Kräfte? die gehörige Einſicht? die Gemeinſamkeit des Zuſammenwirkens? die dazu erforderliche Entſchloſſenheit und der Muth?

Wenn man den Bauernkrieg blos von der Oberfläche betrachtet, ſo kommt er uns als ein wüſtes, rohes Getreibe vor. Kaum ſcheint der Beweggrund ein anderer, als die wildeſte Zerſtörungswuth geweſen zu ſein: zügelloſe Volksmaſſen ſtürzen ſich auf die Burgen und Schlöſſer des Adels, auf Kirchen und Klöſter, plündern, was zu plündern iſt, betrinken ſich in den vorgefundenen geiſtigen Getränken, ſchütten das Uebrige auf den Boden, mißhandeln Mönche, Geiſtliche, Edelleute, kurz jeden, den ſie als ihren Feind betrachten, und verbrennen zu guter Letzt auch noch die erſtürmten Gebäude. Ueber tauſend Burgen und Klöſter ſind während des Bauernkrieges ein Raub der Flammen geworden. Dieſe Seite des Bauernkrieges iſt auch von jeher beſonders hervorgehoben, und man hat der blinden Zerſtörungswuth auch noch die Grauſamkeit und den Blutdurſt der Bauern, als weſentliche Eigenſchaften der großen Volksbewegung, hinzugefügt. Auch iſt gar nicht zu läugnen, daß ſich unter den Maſſen nicht wenige Leute fanden, die von keinen höheren Beweggründen geleitet geweſen ſind, als von dem augenblicklichen Genuß und von der Raubſucht, andere, welche für die zahlloſen

Quälereien der höheren Stände gegen ſie eine blutige Rache nehmen wollten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Uebelthaten und Ueberſchreitungen ſolcher Leute am meiſten in die Augen fielen und deßhalb an die große Glocke gehängt wurden. Doch würde man Unrecht thun, nach dieſen die ganze Volksbewegung zu beurtheilen. Die Bauern ließen allerdings meiſtens einen ziemlich derb aufgetragenen Uebermuth der Sieger hervortreten, im Ganzen aber klangen die Worte rauher als die Thaten, und wenn man wohl öfter von ihnen die Aeußerung hörte, ſie wollten alle Edelleute, Fürſten und Pfaffen todtſchlagen, ſo kann man im Grunde nur ſehr vereinzelte Thatſachen anführen, wo ſie grauſam gehandelt haben. Eine von dieſen war die weinsberger That. Und auch dieſe That wird durch die Umſtände, unter deren Einfluß ſie vollzogen wurde, ſehr gemildert. Die Beſatzung von Weinsberg, an deren Spitze der Graf von Helfenſtein ſtand, unterhandelte nämlich vorher mit den Bauern, ließ aber während des Waffenſtillſtandes eine Schaar derſelben treuloſer Weiſe überfallen und gänzlich aufreiben. Natürlich wurden die Bauern wüthend über dieſe Treuloſigkeit und wollten ihre Brüder rächen. Noch während der Belagerung von Weinsberg verhehlten ſie auch nicht, daß die ganze Beſatzung ſterben müßte. Und als ſie nun Stadt und Schloß wirklich erſtürmt hatten (17. April), ſo wurde der Graf von Helfenſtein nebſt anderen Rittern, die man vorfand, durch die Spieße gejagt, trotz des Flehens ſeiner Frau, die ſich mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arme den Bauern vor die Füße warf. Nach dem Tode des Grafen wühlte man auch noch in ſeinem Leichnam, der Eine beſchmierte mit ſeinem Fette ſeinen Spieß; der Anführer der Bauern, Jäcklein Rohrbach, zog die Kleider und das Barett des Grafen an, und tanzte mit dieſem vor der Gräfin herum: kurz, es fielen bei dieſer Gelegenheit Scheußlichkeiten und Gräuelthaten genug vor. Man muß nun aber bedenken, daß außerdem, daß die Rache der Bauern durch die Treuloſigkeit der Ritter an ihren Brüdern eine Entſchuldigung findet, nicht einmal das ganze Bauernheer an dieſer That Antheil hatte, ſondern vielleicht nur der achte Theil, der unter der Führung des Jäcklein Rohrbach ſtand. Dieſer nahm die Handlung vor, während die Uebrigen ſich in die Häuſer und Schenken zerſtreut hatten, alſo von der Sache nicht einmal etwas wußten. Auch wurde dieſe That von der Mehrzahl entſchieden mißbilligt, und um ähnlichen Auftritten vorzubeugen, die nothwendigen Maßregeln getroffen. Lieſt man überhaupt die Ordnungen, welche die Bauern unter ſich ſelbſt aufgerichtet, ſo ſieht man, daß wenigſtens die Führer nichts weniger, als zuchtloſes Treiben im Sinne hatten: ſo wurde im Lager ausdrücklich das Zutrinken, Völlerei, Gottesläſterung, Streit und Hader, Spiel, Unzucht verboten, Gehorſam gegen die Hauptleute zur Pflicht gemacht. Trotz alledem war es doch nicht möglich, alle Unordnungen zu verhüten, ſo wenig wie dies bei einem regelmäßigen Heere der Fall iſt. Merkwürdiger Weiſe aber pflegt man einem ſolchen alle Gräuel und Gewaltthaten nachzuſehen, während man von einem Volksheere einen ſo hohen Grad von Zucht und von Ordnung verlangt, als ob es von jeher nichts Anderes getrieben hätte, und eine Sittenreinheit, vor welcher ſelbſt die Tugend der Engel verblaſſen müßte. Auch damals trug die That von Weinsberg und ähnliche Ueberſchreitungen ihre bitteren Früchte: man nahm den Bauern dergleichen Dinge zehnmal mehr übel, als alle Grauſamkeiten der Herren: das Niederreißen der Burgen, das Verbrennen der Klöſter, die Plünderungen, die Völlerei, der man ſich dabei hingab, ließen den Bauernkrieg nur als den Ausbruch der roheſten und niedrigſten Leidenſchaften erſcheinen.

Und doch war nichts weniger als dieſes der Fall: aus der Tiefe der Volksbewegung hervor entwickelte ſich vielmehr eine Fülle der großartigſten und nationalſten Gedanken. Freilich war eben dieſe Fülle und Reichhaltigkeit der Gedanken eher ein Nachtheil als ein Vortheil zu nennen: denn ſie hinderte die Gemeinſamkeit des Ziels und eben darum die Gemeinſamkeit des Handelns.

In Bezug auf das letzte Ziel, welches die Bewegung verfolgte, muß man vor Allem zwei große Parteien unterſcheiden. Die eine Partei beſchränkte ſich auf die Verbeſſerung der bäuerlichen Verhältniſſe, ging alſo über den Geſichtskreis des Bauernſtandes nicht hinaus; die andere hingegen hatte eine allgemeine Reform des ganzen deutſchen Reiches im Sinne. Die erſte Partei war der Natur der Sache nach friedlicher geſinnt: ſie ging gerne und leicht in Unterhandlungen ein, welche ihr die Hoffnung gewährten, ihre Zwecke, wenn auch nur theilweiſe, zu erreichen. Die andere Partei aber, welche eine durchgreifende Reform des Reiches wollte, konnte natürlich in friedlichen Unterhandlungen, welche die herrſchenden Gewalten ſtehen gelaſſen hätten, keine Förderung ihrer Plane entdecken und ſuchte ſie daher zu vereiteln. Auch kannte ſie die Natur des Fürſtenthums zu gut, um nicht zu wiſſen, daß alle Zugeſtändniſſe, welche im Augenblicke der Noth von den herrſchenden Gewalten an die Bauern gemacht würden, nach einiger Zeit, wenn ſich das Blatt gewendet, wieder zurückgenommen worden wären. Dieſe zwei Parteien finden ſich faſt in allen Bauernheeren und ſtreiten miteinander um die Herrſchaft: ſeit Ende März aber war die zweite obenan, am entſchiedenſten ausgeprägt in Franken und im Odenwald. Dieſe zweite Partei ſelber aber war keineswegs einig. Wir können in ihr vielmehr drei verſchiedene Richtungen unterſcheiden. Die eine Richtung wollte eine Reform des Reichs auf demokratiſcher Grundlage, jedoch mit Berückſichtigung des Adels und mit einer kaiſerlichen Spitze; die zweite Richtung war republikaniſch; die dritte myſtiſch-ſocialiſtiſch: ſie wollte auf Erden ein Gottesreich ſtiften, mit Gütergemeinſchaft und Aufhebung jeder obrigkeitlichen Gewalt. Auch dieſen drei Hauptrichtungen fehlte es indeſſen nicht an mannigfachen Schattirungen. So ſtand zwiſchen der erſten und zweiten noch ein demokratiſches Kaiſerthum mit Aufhebung des Adels, zwiſchen der zweiten und dritten eine bürgerlich-ſocialiſtiſche Reform, deren Ziel war, eine größere Gleichheit des Vermögens zu Gunſten der armen gedrückten Stände herbeizuführen: Fürſten, Edelleute und Geiſtliche hätten dann ihre Güter mit den Armen theilen müſſen. Auch eine demokratiſch-ſocialiſtiſche Verfaſſung mit kaiſerlicher Spitze ward erſtrebt.

Wir haben geſehen, alle bisherigen ſtaatlichen Reformbeſtrebungen, welche aus dem Volke hervorgingen, drangen auf die Erneuerung und Kräftigung des Kaiſerthums: es war daher ſehr natürlich, daß die kaiſerliche Spitze auch in der großen Volksbewegung einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer Verfaſſungsentwürfe ausmachte, und daß ſogleich im Anfange der Empörung der Grundſatz aufgeſtellt ward, fortan Niemanden mehr als Herrn anerkennen zu wollen, als den Kaiſer. Es war nun die Frage, wen man an die Spitze des Ganzen ſtellen wolle. Das Natürlichſte und Einfachſte war, den gegenwärtigen Kaiſer als ſolchen anzuerkennen, oder ſeinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, welcher in Abweſenheit Karls V.

deſſen Statthalter im deutſchen Reiche war, an die Spitze zu ſtellen. Für Letzteres ſprach das Verhalten des Erzherzogs bei dem ſickingenſchen Unternehmen. Gegen ihn und gegen das habsburgiſche Haus überhaupt ſprach aber die Feindſeligkeit der beiden Brüder wider die neue Lehre, die ja einen weſentlichen Beſtandtheil der ganzen Reform ausmachte, ferner die harten Maßregeln, welche Ferdinand gegen die erſten bäuerlichen Aufſtandsverſuche, die ja zum Theil von ſeinen eigenen Unterthanen ausgegangen waren, angeordnet hatte. Man glaubte ſomit in den Habsburgern Gegner der Volksbewegung zu erkennen: und es war demnach ſehr zu bezweifeln, ob ſie ſich an die Spitze derſelben ſtellen würden. Der Gedanke lag nun ſehr nahe, einen Anderen zum Kaiſer zu machen. Daß es einmal dazu kommen würde, daß ein neuer Kaiſer nicht von den Kurfürſten, ſondern unmittelbar vom Volke auf den deutſchen Thron geſetzt werde, fürchtete Ferdinand ſchon im Jahre 1524 *). Und in der That: die Beſorgniß war nicht ohne Grund. Zwei Fürſten hatten Ausſicht, durch die Volksbewegung auf den kaiſerlichen Thron gehoben zu werden: der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen. Der Erſtere verfolgte ähnliche Gedanken ſchon vor ſeiner Vertreibung aus Würtemberg: wenn er jetzt durch die Bauern ſich wieder in den Beſitz ſeines Fürſtenthums ſetzen wollte, ſo hieß dies nichts Anderes, als Krieg mit Oeſterreich und mit dem Kaiſer: vollkommene Sicherheit erlangte er nur durch den Sturz des habsburgiſchen Kaiſers, und was war natürlicher, als daß er unter dieſer Vorausſetzung ſelber nach der deutſchen Krone ſtrebte? Gewiß hatten auch die geheimen Unterhandlungen des Fuchsſteiners dieſes Ziel im Auge und waren auch nicht ganz ohne Erfolg. Indeſſen die ganze Perſönlichkeit des Herzogs Ulrich, ſo wie ſeine frühere Handlungsweiſe, namentlich im armen Konrad, ließen bei den Bauern kein rechtes Vertrauen aufkommen, und der unrühmliche Ausgang ſeines Feldzugs nach Würtemberg im März 1525, in Verbindung mit ſeinem ganzen Gebahren während deſſelben, das nichts weniger als auf eine Aenderung ſeiner früheren ſtaatlichen Geſinnungen hindeutete, ent-

---

*) Vergl. ſeine Inſtruction für Karl von Burgund bei Chmel Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen. 1848. II. S. 140—142; 109—111. Jörg a. a. O. S. 621—623.

fremdete ihm die Gemüther der Bauern vollends. Dagegen waren auf den Kurfürſten Friedrich von Sachſen mit weit mehr Grund die Hoffnungen der Bewegungsmänner gerichtet. Dieſer Fürſt empfahl ſich nicht nur dadurch, daß unter ſeinem Schutze die religiöſe Bewegung entſtehen und gedeihen konnte, ſondern auch dadurch, daß er vielleicht unter allen damaligen Fürſten — nur etwa der Markgraf Philipp von Baden konnte hierin mit ihm gleichgeſtellt werden — am mildeſten und gerechteſten über die Volksbewegung urtheilte. Er geſtand offen, daß die Fürſten die größte Schuld an der Empörung des gemeinen Mannes trügen, ja er war großherzig genug, zu erklären: wenn er wüßte, daß er mit Unrecht die fürſtliche Herrſchaft übe, ſo würde er ſie augenblicklich niederlegen. Mit dieſen Geſinnungen im Einklang ſtand, daß er nicht im Geringſten daran dachte, gegen den Aufſtand ſich zu rüſten, ja daß er ſogar die drohende Haltung des ſchwäbiſchen Bundes gegen die Bauern unverhohlen mißbilligte *). Daher kam es denn, daß die Bauern ihn allein unter allen Fürſten nebſt dem Erzherzog Ferdinand als Schiedsrichter erwählten, und daß ſelbſt die weiteſtgehenden Parteien ihn allein unter allen Fürſten ſtehen bleiben laſſen wollten. Welch große Hoffnung die Bewegungsmänner überhaupt auf Friedrich den Weiſen bei der Durchführung ihrer Plane geſetzt, geht auch aus dem Schreiben eines derſelben, Weigands von Miltenberg, hervor **). Es war allerdings noch ſehr die Frage, ob dieſer Fürſt ſich in der entſchiedenen Weiſe, wie man hoffte, an die Spitze der Bewegung ſtellen werde. Wie dem aber auch ſein mag: auch auf ihn mußte man verzichten. Denn er ſtarb bereits am 5. Mai 1525.

Es blieb nun keiner übrig, als der Erzherzog Ferdinand. Denn unter den anderen deutſchen Fürſten nahm keiner in Bezug auf Geſinnung und ſonſtige nothwendige Eigenſchaften eine hervorragende Stellung ein. Der Landgraf von Heſſen, welcher wegen ſeines Geiſtes und ſeiner Kühnheit ohne alle Widerrede am beſten ſich dazu geeignet hätte, war damals noch zu jung und ſpielte ſowohl in dem ſickingenſchen Unternehmen, als auch in dem Bauernkriege eine den volksthümlichen Beſtrebungen geradezu entgegengeſetzte

---

*) Jörg a. a. O. S. 280.

**) Öchſle Beiträge zur Geſchichte des Bauernkriegs. S. 160.

Rolle. Der Erzherzog Ferdinand hingegen änderte bald ſein Verhalten gegen die Volksbewegung, und zwar zu ihren Gunſten. Es entging ihm nicht, ſo wenig wie bei dem ſickingenſchen Unternehmen, zu welch großen weitausſehenden Entwürfen er die Bewegung benutzen könnte. Er hatte ſchon im Jahre 1524 vor, römiſcher König, d. h. der eigentliche Beherrſcher von Deutſchland zu werden: ihm mußte es daher beſonders daran gelegen ſein, die Machtverhältniſſe des Kaiſerthums ſo günſtig wie möglich zu geſtalten. Wir ſehen daher den Erzherzog Ferdinand ſeit dem Monat Februar mit den Bauern in eifrigen Unterhandlungen: beſonders ſeiner Mitwirkung iſt der Waffenſtillſtand von Weingarten (am 17. April), der im Ganzen für die Bauern günſtig war, zuzuſchreiben. Ferdinand ſpielte übrigens ein doppeltes Spiel, um, wenn etwa die großen Entwürfe mißlangen, doch wenigſtens ein gutes Stück Landes zu gewinnen: er hatte es beſonders auf den Allgau abgeſehen. Dieſer Landſtrich, deſſen Beſitz die öſterreichiſche Herrſchaft über ganz Schwaben faſt vollendet hätte, wäre ihm wohl ohne Zweifel zugefallen, ſo wie er mit den Bauern entſchieden gemeinſame Sache gemacht hätte. Es war jedoch bedenklich, ſich zu tief mit ihnen einzulaſſen und offen auf ihre Seite zu treten; denn wer wußte denn, was ihre Unternehmung für einen Ausgang nehmen würde? Ferdinand hielt es daher für das Beſte, die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, um in dieſer Eigenſchaft nach allen Seiten hin geſichert zu ſein. In welcher fürſtenfeindlichen Weiſe er jedoch das Vermittleramt auszuüben beabſichtigte, zeigte er deutlich genug bei der Beſetzung von Füſſen. Dieſes Städtchen, an der Gränze vom Allgau, Tyrol und Baiern gelegen, gehörte dem Biſchof von Augsburg. Es war Anfang April ſchon einige Mal von den Bauern aufgefordert worden, in ihre Brüderſchaft zu treten: als ſie eine abſchlägige Antwort erhielten, ſo beſchloſſen die Bauern, es mit Gewalt zu nehmen. Das Städtchen war nicht ſtark genug, um Stand halten zu können. Dies wußte Ferdinand und machte nun dem Biſchof den Vorſchlag, es einſtweilen zu beſetzen und in ſeine Obhut zu nehmen. Der Biſchof ging darauf ein: Ferdinand beſetzte Füſſen, ließ ſich aber ſofort als eigentlichen Herrn huldigen. Als nun die Bauern kamen, erhielten ſie von dem öſterreichiſchen Befehlshaber die Antwort, daß ſich die Stadt an den Erzherzog ergeben habe, und daß ſie ihm daher gehöre, worauf die Bauern in der That abzogen.

Das Verhalten des Erzherzogs bei dieſer Gelegenheit machte aber die Bauern mißtrauiſch. Sie ſagten, es ſei kein ehrlich Spiel, wenn ein Verbündeter (der Erzherzog) einen gemeinſamen Feind gegen den anderen Verbündeten in Schutz nehme: denn ſie glaubten, Füſſen gehöre dem Biſchofe von Augsburg in der That noch. Andere meinten, ſie hätten die Stadt dem Erzherzog als einen Beutepfennig gerne gegeben, es wäre daher unnöthig geweſen, ſie vorher in Beſitz zu nehmen. Durch dieſes gegen Ferdinand entſtandene Mißtrauen wurde nun die zweite Partei unter den Bauern, nämlich die republikaniſche, nicht wenig verſtärkt. Dieſe Partei, welche, wie wir geſehen, ſchon ſeit einiger Zeit entſtanden war, und beſonders in den Städten, ſo wie auch in einigen Oeſterreich zugehörigen Landen Anhänger gefunden hatte, beabſichtigte eine Verfaſſung, wie die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, und drückte ihre Plane und Abſichten ziemlich deutlich in einer Schrift „an die Verſammlung gemeiner Bauerſchaft“ aus *). Dieſe Schrift, welche um die Mitte April geſchrieben ſein mochte, warnte die Bauern vor Unterhandlungen mit den herrſchenden Gewalten, vor allzu großem Vertrauen gegen ſie: den Herren ſei nicht zu glauben, und wenn die Bauern nicht mit Ernſt dazu thäten, ſo würden ſie ſpäter von den Fürſten noch viel mehr unterdrückt werden, als es bisher der Fall geweſen: nur in der Aufrichtung einer Republik ſei Rettung. Dieſe republikaniſche Partei wurde außerdem verſtärkt durch die Schonung, welche die kaiſerliche Partei dem Adel angedeihen laſſen wollte. Nach ihr ſollte derſelbe nicht aufgehoben werden, vielmehr — im Sinne Hutten's und Sickingen's und der um Ulrich von Würtemberg verſammelten Ritter — eine neue Bedeutung erhalten, die freilich nicht in Widerſpruch mit den demokratiſchen Beſtrebungen der Bewegung treten dürfte. Eine ſolche Schonung des Adels war aber der großen Mehrzahl der Bauern widerwärtig, vielmehr verlangten ſie eine vollkommene Aufhebung des Standesunterſchieds, der Adel ſollte alle ſeine Schlöſſer und Burgen abthun, in die

---

*) An die Verſammlung gemeiner Pauerſchaft, ſo in hochdeutſcher Nation und viel anderer Ort mit Empörung und Ufruhr entſtanden, u. ſ. w. Vergl. Zimmermann a. a. O. II. 113—115.

Städte ziehen, Bürger werden, in Nichts ſich von den Anderen unterſcheiden. Bezeichnend für dieſe Richtung iſt der Ausſpruch: es ſolle künftig kein anderes Haus mehr geben, als ein Bauernhaus.

Indeſſen ſchloß eine ſo derb ausgeprägte adelfeindliche Geſinnung die kaiſerliche Spitze nicht mit Nothwendigkeit aus. Ganz entſchieden war aber dieſes bei der dritten Richtung, bei der myſtiſch-ſocialiſtiſchen, der Fall. Dieſe Richtung war zu ſehr von ſchwärmeriſchem Geiſte durchdrungen, zu ſehr erfüllt mit altteſtamentlichen Vorſtellungen, als daß ſie auf die Dinge dieſer Welt die gehörige Rückſicht hätte nehmen können. Sie fand ſich aber eigentlich nur unter den Bauernhaufen in Thüringen und Sachſen, wo Münzer ſein Weſen trieb, und ſelbſt hier ſcheinen nüchterne und der Wirklichkeit mehr entſprechende Richtungen doch auch in nicht geringem Grade vorhanden geweſen zu ſein. Von der eigentlich ſchwärmeriſchen Richtung in Thüringen wollten indeſſen die übrigen Bauernhaufen nichts wiſſen. Sie war daher ſo ziemlich vereinzelt und hätte ſpäter nothgedrungen ſich den anderen Haufen anbequemen müſſen. Wir glauben dies ſogar auch von Münzer, deſſen Prophetenrolle wir nur für ein Mittel zum Zwecke halten.

Die Verſchiedenheit der Meinungen war alſo, wie man ſieht, groß genug. Und eben dieſe Verſchiedenheit hinderte die Gemeinſamkeit des Plans und des Handelns. Gleichwohl läßt ſich nicht verkennen, daß aus allen Verfaſſungsbeſtrebungen zwei Grundſätze mit überwiegender Kraft hervortreten: erſtens eine demokratiſche Grundlage mit entweder völliger oder möglichſter Beſeitigung des Standesunterſchieds; zweitens eine kaiſerliche Spitze mit Beſeitigung des Fürſtenthums. Letztere wurde ſogar von den am weiteſten gehenden Bauernhaufen betont und hervorgehoben, und würde ohne Zweifel von allen angenommen worden ſein, ſo wie der Erzherzog den ernſtlichen Willen zeigte, in die Plane der Bauern einzugehen. Wie? wenn er ſich jetzt noch offen zu den Bauern geſchlagen, ſich an die Spitze der Bewegung geſetzt, die Leitung derſelben in die Hand genommen, Einheit in ſie gebracht hätte?

Den Erzherzog mochten wohl ähnliche Gedanken beſchäftigen, aber er hatte doch ſeine guten Gründe vorſichtig zu ſein. Fürs Erſte wußte er nicht, wie weit die Bauern gehen würden? ob man ſich auf ſie verlaſſen könnte? Die Verbindung einiger Haufen mit

Herzog Ulrich wurde doch bedenklich. Sodann: ſein bloßer Name nützte nichts: wir haben geſehen, wie wenig man auf ſeine Stimme bei dem ſickingenſchen Unternehmen geachtet. Er war nur furchtbar und von Einfluß, wenn er eine Kriegsmacht hinter ſich ſtehen hatte. Die beſaß er aber im Augenblicke nicht. Er war gar nicht gerüſtet, hatte auch nicht Geld genug, um raſch ein bedeutendes Heer auf die Beine zu bringen. Dagegen war den Fürſten, insbeſondere des ſchwäbiſchen Bundes, ſein zweideutiges Verhalten gegen die Bauern nicht entgangen. Sie erkannten augenblicklich ſeine eigentlichen Abſichten und traten dieſen, wo ſie konnten, entgegen. Schon das Verfahren mit Füſſen beunruhigte ſie: als nun aber der Feldherr des ſchwäbiſchen Bundes, Georg Truchſeß von Waldburg, ohne beim Bunde anzufragen, lediglich auf Antrieb des Erzherzogs den Vertrag von Weingarten eingegangen, ſo waren ſie aufs Höchſte darüber entrüſtet, und ſie beſchloſſen, fortan dem Truchſeß mehrere Räthe des Bundes beizuordnen, ohne welche er nichts von Wichtigkeit thun dürfte, um dadurch dem Einfluſſe Ferdinands zu begegnen. Die Seele des ſchwäbiſchen Bundes war der baieriſche Kanzler Leonhard von Eck, einer der erſten Staatsmänner der damaligen Zeit, ſchlau, umſichtig, dabei aber auch kühn im Augenblicke der Gefahr, grundſätzlich ein Feind jeder Neuerung und jeder volksthümlichen Freiheit. Dieſem Manne ſind eigentlich alle Maßregeln zuzuſchreiben, welche jetzt das Fürſtenthum nahm, um ſeine ſinkende Sache wieder aufzurichten. Dieſer durchſchaute Ferdinands Entwürfe, erkannte die Schwächen der Volksbewegung, ſuchte den Muth des Fürſtenthums wieder zu beleben und drang unabläſſig auf immer größere Rüſtungen. Der ſchwäbiſche Bund brachte nun endlich eine Kriegsmacht auf die Beine, welche groß genug war, um jeden etwaigen Verſuch von Seite des Erzherzogs zu vereiteln, und auch der Empörung Schach bieten zu können.

Unter ſolchen Umſtänden, ſieht man, hing das Schickſal der Volksbewegung in letzter und entſcheidender Stelle doch wieder von den Bauern ſelber ab, von der Klugheit und der kriegeriſchen Einſicht ihrer Führer, von der Tapferkeit der Maſſen.

Es iſt das Zeichen des ächten Staatsmannes, daß er ſich nicht von augenblicklichen Erfolgen täuſchen läßt, ſondern daß er die innerſte Natur der Dinge und der Menſchen, mit denen er zu thun hat, ergründet und nach dieſer ſeine Handlungsweiſe einrichtet. Bisher waren die Bauern ſiegreich geweſen: faſt alle ihre Bewegungen waren von den außerordentlichſten Erfolgen begleitet. Aber man durfte dabei nicht überſehen, daß ſie es eigentlich nie mit einem bedeutenden Feinde zu thun gehabt, daß ihnen kein geordnetes Heer gegenübergeſtanden war. Wo dies der Fall geweſen, wie bei Leipheim und Wurzach, wurden ſie geſchlagen. Die Bauern hatten ſich wohl zu Haufen, aber noch zu keinem Heere gebildet. Es war alſo die Aufgabe: erſtens die Fürſten zu verhindern, größere Heere zuſammenzuziehen; zweitens alle kriegeriſchen Kräfte im Lager der Bauern zu vereinigen und die Bauernhaufen ſelber zu einer wohlgeſchulten Kriegsmacht heranzubilden; drittens dafür zu ſorgen, daß ſämmtliche Bauernheere einen gemeinſamen Kriegsplan befolgten. Nun befand ſich im vereinigten odenwäldiſchen und fränkiſchen Heere, welches von der größten Wichtigkeit war, da es den Mittelpunkt des ganzen Aufſtandes bildete, ein Mann von ausgezeichnetem ſtaatsmänniſchen Blick, der ſchon erwähnte Wendel Hippler. Dieſer täuſchte ſich nicht im Geringſten über die Schwächen der Volksbewegung, und um dieſe zu beſeitigen, machte er den Bauern folgende Vorſchläge. Erſtens ſollten ſie ſich mit dem Adel verbinden, dieſen in die Bewegung mit hineinziehen, und zwar nicht ſo, daß er gezwungen würde, ſondern daß er mit ganzer Seele derſelben angehöre, was natürlich nur dann möglich ſei, wenn er durch die Bewegung nicht verliere, ſondern gewinne. Man ſieht: es war dies die Wiederaufnahme des ſickingenſchen Planes. Hippler hatte dabei beſonders im Auge, daß durch den Beitritt des Adels das Bauernheer Reiterei erhalte, die ihm gänzlich mangelte, und daß dagegen die Reiterei dem Heere der Fürſten entzogen würde. Denn bisher beſtand eben die Reiterei meiſtens noch aus Edelleuten. Der zweite Vorſchlag Hipplers war, die Landsknechte, welche ſich in großer Anzahl dem Bauernheere angeboten hatten, in Sold zu nehmen und aus ihnen beſondere Schaaren zu bilden, welche den Kern des Heeres ausmachen ſollten. Der dritte Vorſchlag ging dahin, daß die Bauern nicht, wie es bisher der Fall war, nur vier Wochen lang beim Heere blieben, worauf ſie durch andere abgelöſt wurden, ſondern daß ſie länger ausharrten, damit es möglich ſei, aus dieſen Bauernhaufen ein wohlgeſchultes Heer zu geſtalten.

Alle dieſe Vorſchläge wurden aber abgewieſen: der erſte, weil ihm die ziemlich durchgängige Abneigung der Bauern gegen den Adel entgegenſtand, den man noch dazu wegen ſeiner faſt völligen Unterwerfung unter die Bauern verachtete; der zweite, weil man mit den Landsknechten die Beute nicht theilen wollte; der dritte, weil man es unbequem fand. Jeder Bauer wollte eben gerade ſo lange beim Heere bleiben, um anſehnliche Beute zu machen, und dann mit ſeinem Raube heimgehen, um ihn zu genießen. Man kann wohl ſagen: die Verwerfung der hippleriſchen Vorſchläge entſchied über das Schickſal der Volksbewegung.

Wendel Hippler gab nun aber doch ſeine Bemühungen nicht auf. Und da er ſah, daß er mit den zwei letzten Vorſchlägen auf keinen Fall durchdringe, ſo verſuchte er wenigſtens den erſten, die Verbindung mit dem Adel, durchzuſetzen. Zu dieſem Ende machte er den Bauern den Vorſchlag, einen berühmten kriegserfahrenen Ritter zum Hauptmann zu wählen, nämlich Götz von Berlichingen. Er hoffte vermittelſt desſelben den ganzen fränkiſchen Adel zu gewinnen. Es war dies aber ein unglückſeliger Gedanke. Götz von Berlichingen wurde allerdings von den odenwälder Bauern (Ende April) gezwungen, ihr Hauptmann zu werden *), er war aber niemals mit ganzem Herzen bei der Sache: ja eben ſeine Hauptmannſchaft trug nicht wenig dazu bei, die Spaltung zwiſchen den verſchiedenen Parteien der Bauern zu vermehren und dadurch ihre Kraft zu lähmen. Anfangs nämlich verſuchte er mit Wendel Hippler, zu Gunſten des Adels zu wirken, und ſo verfaßten ſie (5. Mai) die ſogenannte Declaration der zwölf Artikel, deren Zweck kein anderer war, als dem Adel wieder einige der Rechte zu ſichern, welche ihm durch die zwölf Artikel abgeſprochen worden waren, wenigſtens auf ſo lange, bis die allgemeine Reform des Reichs zu Stande gekommen wäre, und mit Entſchiedenheit auszuſprechen, daß der Zweck der Bewegung keineswegs in der völligen Abthuung aller Zinſen, Gülten und Schulden beſtehe, ſo wenig wie in der Abthuung jeder Obrigkeit; vielmehr wurde der Gehorſam gegen dieſe geboten. Man ſieht:

---

*) Daß Götz von Berlichingen nur gezwungen Hauptmann der Bauern wurde, und daß er niemals mit ganzem Herzen bei der Bewegung war, iſt erſt neuerdings wieder durch Zöpfls Abhandlung: „Die Hauptmannſchaft des Götz von Berlichingen“ (1850) urkundlich erwieſen.

Wendel Hippler hatte zugleich die Abſicht, in die Bewegung mehr Ordnung, Geregeltheit, Anſtand zu bringen, und die Meinung zu beſeitigen, welche ſich nur zu ſehr verbreitet hatte, als wäre man jetzt aller Geſetze und Abgaben ledig und dürfte thun, was man wolle. Was Letzteres anbetrifft, ſo ſtimmten hierin die meiſten Führer der Bauern mit Hippler überein, insbeſondere auch die Führer der fränkiſchen Bauern. Ganz anders aber verhielt es ſich mit den adelfreundlichen Beſtrebungen. Als den odenwälder Bauern die Declaration der 12 Artikel zu Geſichte kam, ſo wurden ſie wüthend darüber: ſie ſagten, nicht deßhalb hätten ſie ſich erhoben, um wieder unter die alte Knechtſchaft zu kommen: ſie führten einen Bauernkrieg und brauchten deßhalb den Adel nicht: ſie hielten Götz von Berlichingen ſammt Wendel Hippler für Verräther und trachteten ſogar in der erſten Leidenſchaft nach ihrem Leben. Dieſe legte ſich zwar wieder, aber ſeitdem wurde Götz von Berlichingen mit Mißtrauen betrachtet, ſo zu ſagen als Gefangener behandelt; an eine Annahme der Declaration war nicht zu denken. Auch die fränkiſchen Haufen verfaßten gerade um dieſe Zeit einige Artikel, in welchen recht im Gegenſatz zu der Declaration der 12 Artikel der Grundſatz ausgeſprochen ward, daß der Adel all ſeine Burgen und Schlöſſer abthun, jedem Bürger und Bauern gleichgeachtet werden müßte: ja es wurde ihm ſogar verboten, Kriegsdienſt zu Roß zu leiſten, ſondern zu Fuß, wie die Bauern.

Es iſt begreiflich, daß in Anbetracht aller dieſer Dinge der Adel kein ſonderliches Gefallen an der Volksbewegung fand. Zwar traten mehrere mächtige Grafen, wie die von Werthheim, von Hohenlohe, von Rieneck, von Henneberg, in den Bund der Bauern, jedoch mehr durch den Drang der Dinge dazu genöthigt, als aus freiem Antriebe, und ſie waren ſo wenig mit ganzem Herzen bei der Sache, wie Götz von Berlichingen.

Und nun dürfen wir ferner nicht vergeſſen, daß auch die Hinneigung der Städte zu der Volksbewegung doch nur eine ſehr bedingte war. Wir haben geſehen, nur ein Theil derſelben trat zu ihnen. Aber gerade die mächtigſten zögerten und ſuchten abzuwarten. Sie hatten gute Gründe: die Regierungen wußten, daß der Sieg der Bauern gleichbedeutend war mit dem Siege der ſtädtiſchen Demokratie, oder, was ſie noch mehr fürchteten, des Proletariats über die

Reichen. Manche ſtädtiſche Regierungen nahmen daher keinen Anſtand, mit den Fürſten zur Unterdrückung der Bewegung in heimliche Unterhandlungen zu treten.

Zu dieſen Spaltungen kam noch eine andere. Die thüringiſchen Bauern ſuchten bei den fränkiſchen um Bündniß und Unterſtützung nach. Sie wurde ihnen abgeſchlagen, wahrſcheinlich, weil die fränkiſchen Bauern mit der Richtung Thomas Münzers nicht übereinſtimmten, oder vielmehr, weil ſie Luthern nicht beleidigen wollten. Ohne Zweifel wieſen ſie aus demſelben Grunde den Dr. Karlſtadt aus ihrem Lager, der von Rothenburg an der Tauber, wo er ſich beim Beginn der Empörung aufgehalten, zu ihnen gekommen war. Die Bauern hegten nämlich Anfangs die Hoffnung, daß Luther auf ihre Seite treten werde. Sie mochten in dieſer Meinung durch die Thatſache beſtärkt werden, daß ſich ja eine Menge der neugläubigen Geiſtlichen an ſie angeſchloſſen hatten. Deßhalb nannten ſie Luthern zur Zeit, als ſie mit den Regierungen unterhandelten, als einen der Schiedsrichter über ihre Forderungen, und ſchickten ihm auch die 12 Artikel zu, um ſein Gutachten darüber abzugeben. Die Bauern täuſchten ſich aber vollkommen in dieſer ihrer Meinung von Luther. Hier zeigte ſich vielmehr eine der unglücklichſten Folgen von der Spaltung, welche in der religiöſen Seite der Bewegung eingeriſſen war. Luther ſah nämlich von vornherein in dem Bauernaufſtande nur das Werk ſeiner Gegner, der Schwarmgeiſter und der Mordpropheten, wie er Karlſtadt, Münzer und die Wiedertäufer nannte, und war ihm ſchon aus dieſem Grunde entſchieden abgeneigt: denn er ſchloß nicht mit Unrecht, daß mit dem Gelingen der Volksbewegung dieſe ſeine Gegner obenan kommen würden. Dazu kam ſeine Lehre von dem leidenden Gehorſam der Chriſten, von der unbedingten Unterwerfung unter die Obrigkeit. Doch war die erſte Schrift, welche er über die Angelegenheit der Bauern ſchrieb, die „Ermahnung auf die 12 Artikel der Bauernſchaft“ noch ziemlich glimpflich. Er hielt darin zuerſt den Fürſten eine furchtbare Strafpredigt, maß ihrer Tyrannei und ihrem Wüthen die einzige Schuld an dem Aufſtande bei, ſtellte dieſen als eine gerechte Strafe des Himmels hin und ſagte, daß ſie dieſer nicht entgehen würden: ſelbſt wenn ſie dieſe Bauern erſchlagen hätten, ſo würde Gott wieder andere erwecken. Im Widerſpruche damit nannte er aber im zweiten

Theile das Verfahren der Bauern ein unchriſtliches, ein ungöttliches, ſetzte ihnen die Lehre vom leidenden Gehorſam auseinander und verlangte die Niederlegung der Waffen. Dann ſollten ſich beide Parteien gütlich verſtändigen. Darauf konnten natürlich die Bauern nicht eingehen: vielmehr wurden ihre Bewegungen kühner, umfaſſender, zugleich häuften ſich die damit verbundenen Unordnungen, die Verbrennung der Burgen und Klöſter: auch die That von Weinsberg kam hinzu. Jetzt wurde Luther wüthend. Er ſchrieb eine zweite Schrift „wider die mordbrenneriſchen Haufen der Bauern", in welcher er jede Milde, jede Klugheit, jede Billigkeit außer Augen ſetzt, und von den Fürſten, als der rechtmäßigen Obrigkeit, die Verfolgung und Ermordung der Bauern verlangt, als Leuten, die ſich wider das göttliche Gebot geſetzt: keiner könne etwas Gott wohlgefälligeres thun, als die Bauern umzubringen.

Dieſes Verhalten Luthers zum Bauernkriege war doch nicht ohne große Wirkungen. Wie ſehr auch in Folge ſeiner Streitigkeiten mit weitergehenden Richtungen ſein Anſehen gelitten haben mochte, ſo zählte er doch noch eine große Zahl von Anhängern, die in ihm den Helden der religiöſen Bewegung verehrten: viele von dieſen, die der Bauernempörung Anfangs ihren Beifall geſchenkt haben mochten, wurden jetzt an derſelben irre, ſchwankten oder wandten ſich von ihr ab. Was aber das Wichtigſte war: die Regierungen erhielten nunmehr durch Luthers Lehre eine ſittliche Unterlage, und konnten ſich, indem ſie gegen die Bauern in die Schranken traten, gewiſſermaßen rühmen, die öffentliche Meinung auf ihrer Seite zu haben, d. h. ſofern ſie von dem Lutherthum vertreten ward.

Die Ereigniſſe thaten aber immerhin das Meiſte.

Es war eine Zeit, in der erſten Hälfte des Mai, wo der Volksaufſtand trotz der Spaltungen in ſeinem Innern, trotz der kriegeriſchen Schwäche der Bauernheere, durch große zuſammenhängende ſtrategiſche Bewegungen noch Alles gewinnen konnte.

Damals hatten die Fürſten noch nicht gerüſtet. Nur Ein Heer derſelben war vorhanden, das des ſchwäbiſchen Bundes unter dem Truchſeß von Waldburg. Dagegen ſtanden Bauernheere in großer Anzahl in Würtemberg, im Allgau, im Schwarzwald, im Elſaß, in Franken, in Thüringen: eben erhob ſich die Empörung in Salzburg. Der Erzherzog Ferdinand nahm immer noch die Partei der Bauern:

in Tyrol, wo ſich ebenfalls die Bewegung erhob, ſtellte er ſich ſogar, wie es ſchien, an ihre Spitze. Rüſtungen wurden allerdings vorbereitet, von dem Herzog von Lothringen, von dem Pfalzgrafen am Rhein, von dem Landgrafen von Heſſen, den Herzogen von Braunſchweig und Sachſen. Auch war bedenklich, daß Baiern, das einzige Gebiet in Süddeutſchland, von der Bewegung noch gar nicht berührt worden. Es galt nun, einen gemeinſamen Plan zu verfolgen. Dieſer konnte nur darin beſtehen: 1) das Heer des Truchſeß von Waldburg zu erdrücken; 2) die Verſuche der Fürſten von Heſſen, Sachſen, Braunſchweig zu vereiteln; 3) Baiern zu überziehen und das Feuer der Empörung auch in dieſes Land zu werfen, um die Herzoge abzuhalten, ihren Standesgenoſſen zu Hülfe zu kommen; und endlich 4) den Pfalzgrafen und den Herzog von Lothringen zurückzuwerfen. Demzufolge mußte zu gleicher Zeit ein Heer vom Allgau, ein zweites vom Schwarzwald, ein drittes von Franken aufbrechen, um in Verein mit dem würtembergiſchen Heer den Truchſeß von allen Seiten zu umſchließen und aufzureiben. Ein anderes Heer mußte vom Allgau aus in das Baieriſche einfallen. Die Hauptmacht der Franken mußte von Würzburg aus alle kleineren Schaaren an ſich ziehen, bis in das Ansbachiſche vordringen, um die Rüſtungen des Markgrafen Kaſimir zu vereiteln, ſich Nürnbergs bemächtigen, was vermittelſt der überwiegenden demokratiſchen Partei daſelbſt nicht ſehr ſchwer fallen konnte, ſodann in Baiern eindringen, um dem allgauiſchen Heere die Hand zu reichen. Ferner ein Theil der Franken mußte ſich mit den Thüringern verbinden, um den dortigen Fürſten entgegenzutreten. Und was von ſchwarzwälder und anderen rheiniſchen Schaaren noch übrig war, mußte über den Rhein ziehen, um den dortigen Brüdern gegen den Herzog von Lothringen zu Hülfe zu kommen.

Die Nothwendigkeit eines gemeinſamen Zuſammenwirkens wurde auch von den Führern der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Bauern keineswegs verkannt, und auf Wendel Hipplers Antrag wurde von dem fränkiſchen Heere Anfang Mai beſchloſſen, an alle Bauernhaufen zu ſchreiben, ihre Geſandten nach Heilbronn zu ſchicken, um dort theils über einen gemeinſamen Kriegsplan, theils über die Reform der Reichsverfaſſung zu berathen. Ebenſo waren auch faſt alle der oben angegebenen Kriegsbewegungen von einzelnen Führern in Vorſchlag gebracht worden. Die Allgäuer wollten ein Heer gegen Würtemberg ſchicken, ein anderes gegen Baiern — das letztere ging in der That bei Schongau am 11. Mai über den Lech, und warf die ihm entgegenſtehende Reiterei zurück —: die Schwarzwälder zogen wirklich den Würtembergern zu Hülfe, und ſogar der Herzog Ulrich hatte von Neuem gerüſtet, um mit einem wohlbewaffneten Heere in ſein Fürſtenthum einzubrechen. Die Elſäſſer riefen die Unterſtützung ihrer Brüder jenſeits des Rheines an. Bei den odenwälder Bauern gab Götz von Berlichingen den Rath, eine ſtarke Abtheilung nach Hall vorzuſchieben, dieſe Stadt in Beſitz zu nehmen, und von da aus dem ſchwäbiſchen Bund entgegenzurücken. Bei den Franken wurde der Vorſchlag gemacht, raſch mit geſammter Kraft gegen Ansbach zu nach Nürnberg zu ziehen. Und die Thüringer baten die Oberfranken um Unterſtützung. Kurz: es fehlte keineswegs an gutem Rath. Das Unglück war nur, daß er nicht gehört, oder wenn auch, daß er nicht ausgeführt wurde.

Betrachten wir zuerſt, was in Franken geſchah. Die vereinigten Schaaren vom Odenwald, vom Neckarthal und von Franken faßten Anfang Mai den unglückſeligen Entſchluß, den Frauenberg bei Würzburg zu belagern und zu erſtürmen. Im Bauernrathe waren die Stimmen getheilt: unter Anderen war Wendel Hippler nicht dafür. Und um ſo leichter konnte man die Belagerung unterlaſſen, als die Beſatzung der Feſtung ſammt dem ganzen Domcapitel ſich bereit erklärte, die 12 Artikel anzunehmen. Der Uebermuth Florian Geyers, ſonſt einer der tüchtigſten, kriegskundigſten und edelſten Führer — er war ein geborener Edelmann, aber mit voller Seele der Sache der Bauern ergeben — hinderte jedoch die Annahme dieſes Anerbietens: die Bauern verlangten die Uebergabe des Frauenbergs, die natürlich verweigert wurde. Nun lagen die Bauern vier Wochen lang vor der Feſtung, vergeudeten ihre beſten Kräfte — namentlich ging ein großer Theil der ſchwarzen Schaar, des Kernes des Bauernheeres, deren Anführer eben jener Florian Geyer war, bei dem Sturme zu Grunde —, verloren die koſtbarſte Zeit, das Selbſtvertrauen und den Muth. Und inzwiſchen ließen ſie dem Markgrafen Kaſimir Zeit, ſich zu rüſten, ebenſo den Fürſten von Heſſen und Sachſen, gegen welche ſie den Thüringern die geforderte Unterſtützung abſchlugen. Und auch an Hülfe gegen das ſchwäbiſche Bundesheer wurde nicht gedacht. Das Einzige von allgemeiner Bedeutung, was ſie thaten, und was möglicher Weiſe zu einer günſtigen Wendung hätte führen können, war die Ausſchreibung eines allgemeinen Bauerntages nach Heilbronn und die Niederſetzung eines Ausſchuſſes (9. Mai) zur Berathung der künftigen Reichsverfaſſung.

Der allgemeine Bauerntag kam aber nicht zu Stande: nur die vor Würzburg vereinigten Schaaren ſchickten ihre Geſandten dazu: der wichtigſte unter dieſen war Wendel Hippler. Dieſer entwarf nun mit ſeinem Freunde Weigand, einem mainziſchen Beamten in Miltenberg, die Grundzüge der künftigen Reichsverfaſſung, die ein neues Zeugniß von dem Geiſte und der Staatsklugheit ihres Urhebers ablegen *). Wendel Hippler wußte ſehr gut, daß die Bauern, trotzdem, daß ſie damals noch allmächtig erſchienen, nicht im Stande wären, aus eigener Kraft ihr Vorhaben durchzuführen: er glaubte daher den Augenblick, wo die Furcht der Fürſten noch keineswegs gewichen war, benutzen zu müſſen, um durch ſcheinbar gemäßigte Vorſchläge Fürſten und Adel zum Eingehen in die Sache der Bauern und in die von ihnen beabſichtigte Reichsreform zu beſtimmen. Seine Vorſchläge lauten daher nichts weniger, als übertrieben, durchgreifend zwar, aber doch ſich an das Beſtehende anlehnend: Fürſten und Adel werden ſogar in ihrer Stellung gelaſſen, und wenn ſie auch zu Gunſten des gemeinen Mannes manche von ihren Rechten aufgeben müſſen, ſo werden ſie reichlich dafür durch die geiſtlichen Güter und Fürſtenthümer entſchädigt, welche Hippler, wie es ſcheint, als Hauptköder für die weltlichen Herren ausgeworfen hatte. Dabei ſollten ſeine Vorſchläge zur Reichsreform nicht in der That ſchon dieſe Reform enthalten: es ſollten

---

*) Der heilbronniſche Verfaſſungsentwurf gründete ſich auf die ſogenannte Reformation Friedrichs III., die wir Seite 159 erwähnt haben. Schon in meiner Reformationsgeſchichte II. 338 habe ich die Vermuthung ausgeſprochen, daß dieſe ſogenannte Reformation Friedrichs III. wahrſcheinlich Wendel Hippler zum Verfaſſer hat. In dieſer Vermuthung werde ich beſtärkt durch Vergleichung anderer Schriftſtücke Wendel Hipplers: die Schreibart in dieſen ſcheint mir mit der in der Reformation ein und dieſelbe zu ſein. Wendel Hippler mochte die ſogenannte Reformation Friedrichs III. vorher drucken laſſen, um ſeinen Vorſchlägen eine geſchichtliche Berechtigung zu geben.

eben nur die Vorſchläge der Bauern ſein: eine allgemeine Verſammlung, wozu auch die anderen Stände ihre Geſandten ſchicken könnten, ſollte das eigentliche Werk vollenden: es ſchien alſo dadurch den Fürſten und Herren keineswegs vorgegriffen. Betrachtet man übrigens die hippleriſchen Vorſchläge aufmerkſam, ſo kann es Einem nicht entgehen, daß ſeine eigentliche Abſicht auf vollkommene Umgeſtaltung des ganzen Reichs mit demokratiſcher und zum Theil auch ſocialiſtiſcher Grundlage und mit kaiſerlicher Spitze ausging, auf die Herabſetzung der Fürſten zu großen Gutsbeſitzern oder zu bloßen Beamten, und auf die durchgreifende Einheit des ganzen Reiches.

Der hippleriſche Entwurf zur Reichsreform enthält 12 Artikel. Der erſte verlangt eine Reform der Geiſtlichkeit; der zweite eine Reform der Fürſten und des Adels; der dritte eine Reform der Städte und der Gemeinden; der vierte die Abſchaffung des römiſchen Rechts — nur an den hohen Schulen dürfte es gelehrt werden, aber kein römiſcher Rechtsgelehrter dürfte in irgend einem Gerichte ſitzen; der fünfte das Verbot, daß Geiſtliche zu weltlichen Räthen genommen werden; der ſechste die Aufhebung aller bisherigen verſchiedenen Rechte und Einführung des Naturrechts, mit einer neuen Ordnung der Gerichte; der ſiebente Abthuung aller ungeſetzlichen Zölle, Geleite, Umgelder, Aufſchläge und Beſchwerden; der achte Freiheit der Straßen; der neunte Aufhebung der Steuern, außer der an den Kaiſer; der zehnte eine gleiche Münze durch das ganze Reich; der eilfte gleiches Maß und Gewicht; der zwölfte Aufhebung der großen Handelsgeſellſchaften und Beſchränkung des Uebergewichts des Hauptguts (Capitals). Endlich wird Abthuung aller beſonderen Bündniſſe verlangt: nur der kaiſerliche Schirm und Friede ſoll gehandhabt werden.

Einige von dieſen Artikeln wollen wir noch beſonders herausheben. Was die neue Ordnung der Gerichte betrifft, ſo ſollte an der Spitze des ganzen deutſchen Reiches das Kammergericht ſtehen. Dieſes ſollte 16 Mitglieder zählen, nämlich zwei von Fürſten, zwei von Grafen und Herren, zwei von der Ritterſchaft, drei von Reichsſtädten, drei von allen Fürſtenſtädten, vier von allen Gemeinden. Der Kammerrichter ſoll einer aus dem Grafen- oder Herrenſtande ſein. Unter dem Kammergerichte ſtehen vier Hofgerichte, jedes ebenfalls mit 16 Perſonen beſetzt, wie das Kammergericht. Unter jedem Hofgerichte ſtehen vier Landgerichte, alſo 16 im Ganzen, jedes mit 16 Perſonen beſetzt, vier von Fürſten, Grafen und Herren, vier von Edelleuten, vier von allen Städten, vier von allen Gemeinden. Der Landrichter ſoll ein rittermäßiger Mann ſein. Unter jedem Landgerichte ſtehen vier Freigerichte, alſo 64 im ganzen Reiche, jedes ebenfalls mit 16 Mitgliedern beſetzt, vier von den Reichsſtädten, vier von dem Adel, vier von den Fürſtenſtädten, vier von allen Gemeinden. Außer dieſen gibt es noch Stadt- und Dorfgerichte. Von jedem dieſer Gerichte kann an das nächſt höhere Berufung eingelegt werden. Schon dieſe Eintheilung der Gerichte, wobei auf die beſonderen Gebiete gar keine Rückſicht genommen iſt, hätte das Fürſtenthum durchbrochen, welches auf dieſe Weiſe eines ſeiner weſentlichſten Rechte, nämlich die Gerichtsbarkeit verloren hätte. Aber noch mehr: mit der Aufhebung der Zölle, der Geleite, des Münzrechts, des Rechts auf die Bergwerke — denn der zehnte Artikel erklärte die Bergwerke für frei und verordnete für das ganze Reich nur 21 Münzſtätten, mit der Beſtimmung, daß jede Münze auf der einen Seite den Reichsadler haben müßte, auf der andern könnte wohl das Bildniß der Münzherren ſein — verloren die Fürſten faſt alle ihre Regalien. Und nimmt man hinzu, daß ihnen im neunten Artikel unterſagt war, Steuern zu erheben, ſo ſieht man wahrlich nicht, was ihnen vom eigentlichen Weſen des Fürſtenthums übrig geblieben wäre. Wenn nun der zweite Artikel von Lehen ſpricht, die ſie von Kaiſer und Reich tragen, von dem Gehorſam, den ſie dem Kaiſer erzeigen, und dem Schutz, den ſie den Unterthanen angedeihen laſſen müßten, ſo geht doch ziemlich klar hervor, daß Wendel Hippler die Fürſten, gleich wie die frühere Reichsverfaſſung, als bloße Beamte von Kaiſer und Reich angeſehen wiſſen wollte: darauf deutet auch die Stelle, daß ſie je nach ihrer Geburt „verſehen“, d. h. beſoldet werden ſollten. Alſo für die mannichfachen Rechte der Selbſtherrlichkeit, die ſie aufgeben mußten, ſollten ſie ein beſtimmtes anſtändiges Einkommen erhalten, das, wie geſagt, aus den geiſtlichen Gütern herausgeſchnitten worden wäre.

Der Kaiſer dagegen, obſchon der Entwurf abſichtlich nur wenig und faſt nur beiläufig von ihm ſpricht, wird als der alleinige und wahrhafte Beherrſcher des deutſchen Reiches hingeſtellt. Ihm müſſen Alle gehorchen: ihm allein wird geſteuert — allerdings auch nur mäßig: denn nach dem neunten Artikel ſoll die Kaiſerſteuer alle zehn Jahre einmal kommen — er allein hält Schirm und Frieden über das ganze Reich.

Bemerkenswerth ſind noch die Anſichten des Entwurfs über die Reform der geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Durch alle Artikel beinahe zieht ſich wie ein rother Faden der Gedanke, daß die armen Leute mit den Reichen und Vornehmen gleichberechtigt ſind, daß ihnen alſo auch daſſelbe zukommen muß, wie dieſen. Am weitläuftigſten aber läßt ſich darüber der eilfte Artikel aus. Darnach ſollen die großen Handelsgeſellſchaften, welche, wie wir geſehen, ſchon ſeit lange der Gegenſtand des allgemeinen Unwillens geweſen, abgeſchafft werden, und fortan weder einem Einzelnen, noch einer Geſellſchaft erlaubt ſein, mehr, als 10,000 Gulden als Betriebsgut zu verwenden. Wer mehr, als dieſe Summe verwendet, ſoll das Hauptgut und die Hälfte von dem Ueberſchuß an die Reichskammer verlieren. Der Kaufmann, der über 10,000 Gulden reich iſt, kann ja ſein übriges Geld zur Unterſtützung Anderer verwenden: es an den Rath der Stadt zu vier vom Hundert leihen, der es dann wieder um fünf vom Hundert an ärmere Bürger zu beſſerer Betreibung ihres Geſchäfts ausleiht. Ferner ſollen alle Geldwechslergeſchäfte verboten ſein. Sodann muß unter den Großhändlern eine Ordnung gemacht werden, damit die kleineren Kaufleute nicht unterdrückt werden, ſondern ſich auch ernähren könnten. Den Krämern in Städten, die mehrere Waaren feil halten, ſoll nur Eine Waare zugelaſſen, und den Kaufleuten überhaupt ſoll eine Ordnung gemacht werden, wie ſie jede Waare geben ſollten, damit man ſich im Kaufe darnach richten könne und der Käufer nicht übervortheilt werde.

So ſchön und wohlausgedacht aber auch der heilbronner Verfaſſungsentwurf ſein mochte: die Ereigniſſe, welche um dieſelbe Zeit eintraten, als der Bauernausſchuß in Heilbronn zuſammenſaß, hinderten ſeine Ausführung. Die Verſäumniſſe der Bauern rächten ſich jetzt furchtbar.

Nach dem Vertrage von Weingarten war der Truchſeß vom ſchwäbiſchen Bunde aufgefordert worden, mit ſeinem Heere nach

Würtemberg zu ziehen, um das dortige Bauernheer anzugreifen und zu vernichten. Die Würtemberger, welche ihre Gefahr erkannten, ſchrieben an die Allgauer, an die Hegauer und an die Schwarzwälder und baten um Hülfe. Die Allgauer, welche mit dem Erzherzog Ferdinand, dem Beherrſcher Würtembergs, in gutem Vernehmen ſtanden, hielten ſich natürlich ruhig. Dagegen ſandten die Hegauer und Schwarzwälder, die den Vertrag von Weingarten nicht angenommen hatten, wirklich Hülfe, aber nur wenig. Der größere Theil der Schwarzwälder trat von dem zuerſt beabſichtigten Zuge zurück, weil zugleich auch der Herzog Ulrich rüſtete und mit den würtemberger Bauern in Unterhandlungen ſtand, und von dem Herzog wollte jener Theil der Schwarzwälder nichts wiſſen. Der Ausfall der Schwarzwälder war allerdings bedeutend, konnte aber durch Ulrichs Heer, welches ſtark an Reiſigen war, erſetzt werden: nur mußte daſſelbe eben noch zu rechter Zeit ankommen. Indeſſen im würtembergiſchen Heere ſelbſt waren die Anſichten über den Herzog verſchieden: die Einen wollten ihn, die Andern nicht. Es trat eine merkliche Spaltung ein. Inzwiſchen rückte der Truchſeß vor, knüpfte mit den Bauern Unterhandlungen an, die zu nichts führten, die ihm aber Gelegenheit gaben, die Lage der Bauern und ihre Uneinigkeit auszukundſchaften, und griff ſie endlich, noch ehe Ulrich angekommen, am 12. Mai bei Böblingen an. Er war ihnen an Geſchütz und durch Reiterei überlegen. Anfangs kämpften beſonders die hegauer und ſchwarzwälder Bauern tapfer. Die Schlacht endete aber doch mit einer furchtbaren Niederlage der Bauern. Das Heer wurde ganz zerſprengt, und hiemit hatte der würtembergiſche Aufſtand ſein Ende erreicht.

Um dieſelbe Zeit, als dieſe für die Bauern ſo unglückliche Schlacht vorfiel, welche ihnen ein ganzes Land entriß, wälzte ſich gegen ſie noch von zwei anderen Seiten her ein drohender Sturm. Der Herzog Anton von Lothringen rückte mit einem Heere von 30,000 Mann im Elſaß ein, ſchlug die Bauern einige Mal und vernichtete ſie endlich (17. Mai) durch ſchändlich treuloſen Ueberfall bei Elſaßzabern. Hiemit endete die elſäßiſche Bewegung. Zugleich hatten die Fürſten von Heſſen, Braunſchweig, Sachſen, und die Grafen jener Gegenden ihre Streitkräfte vereinigt und rückten gegen die thüringiſchen Bauern heran. Münzer ſtellte ſich den

Fürſten mit ſeinem Heere bei Frankenhauſen entgegen (15. Mai): es ward gänzlich zerſprengt und aufgerieben, Münzer ſelbſt gerieth in Gefangenſchaft, ein paar Tage darauf mußte ſich auch Mühlhauſen ergeben. Hiemit endete der Aufſtand in Heſſen, Thüringen, bald darauf auch in Sachſen.

Und inzwiſchen verfolgte der Truchſeß ſeinen Siegeslauf. Am 21. nahm er Weinsberg. Sein nächſter Plan war, ſich mit dem Heere des Kurfürſten von der Pfalz zu verbinden, um ſodann die Schaaren im Neckarthal, Odenwald und in Franken anzugreifen. Der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz hatte zwar mit den Bauern Verträge geſchloſſen, ließ ſich aber theils durch die wittenberger Theologen, beſonders Melanchthon, den er um ein Gutachten gebeten, theils durch den Adel und die übrigen Fürſten beſtimmen, gegen die Bauern zu rüſten: ein angeblicher Vertragsbruch der Bauern ward auch bald aufgefunden. So brach das kurfürſtliche Heer zuerſt gegen Malſch auf, dann gegen Bruchſal, wirthſchaftete furchtbar mit den Bauern, und nachdem ſie zur Unterwerfung gebracht waren, vereinigte ſich der Kurfürſt mit dem Truchſeß bei Fürfelden (28. Mai). Das vereinigte pfälziſche und bündiſche Heer mochte ohngefähr 12,000 Mann betragen, und war beſonders ſtark an Geſchütz und Reiterei, indem ſich ihm eine Menge Edelleute angeſchloſſen hatten, die vor Begierde brannten, ſich für die Zerſtörung ihrer Schlöſſer und für ſo manche Schmach an den Bauern zu rächen. Voll Siegeszuverſicht zog es gegen die Franken heran.

Als Wendel Hippler die Nachricht von der Schlacht bei Böblingen erhielt, — es war ſchon den Tag darauf — ſo erkannte er ſofort, was auf dem Spiele ſtand. Er reiste daher ſogleich von Heilbronn aus den Neckar entlang, um die Bauern zum Widerſtand zu entflammen, und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, fand jedoch wenig Unterſtützung. Dann ritt er nach Würzburg in das Bauernlager. Hier war man über die Nachrichten, welche Wendel Hippler brachte, ſehr beſtürzt, nahm ſich aber doch zuſammen und entfaltete, beſonders unter ſeiner Mitwirkung, eine ziemlich große Thätigkeit. Man ſchrieb nun an die verſchiedenen Bauernhaufen, an die Hegauer, die Schwarzwälder, die Rheinfranken, ſogar an den Herzog Ulrich von Würtemberg und forderte dieſe auf, dem bündiſchen Heere in den Rücken zu fallen, man entbot die Bauern und Städte von Franken, man beſchloß, einen allgemeinen Landtag in Schweinfurt zu halten, wohin alle Franken eingeladen werden ſollten, man trat mit einzelnen Fürſten, wie mit dem liſtigen Markgraf Kaſimir von Ansbach, in Unterhandlungen, ſogar auch mit den Fürſten des heranrückenden feindlichen Heeres, und endlich beſchloß man, zunächſt Krautheim zu beſetzen, dort ein Bauernlager zu bilden, und inzwiſchen eine Heeresabtheilung dem Feinde entgegenzuſchicken, um die Verbündeten zu ſchützen, und das Vordringen des Truchſeß aufzuhalten. Das war zwar Alles gut ausgedacht. Allein es fehlte an der Ausführung. In einen großen Theil der Bauern war bereits Entmuthigung eingeriſſen: ſie fühlten jetzt wohl, daß ſie keine Kriegsleute ſeien: zu ſpät ging man in Hipplers Vorſchlag ein, Landsknechte anzuwerben, ſie waren jetzt nicht mehr zu finden: dieſer Mangel an Selbſtvertrauen gab die Sache der Bauern von vornherein verloren. Noch zaghafter aber waren die Städte, beſonders die kleineren, die Landſtädte, welche dem vereinigten Heere der Fürſten die Thore öffneten, ja ſchon vorher heimlich mit ihnen in Unterhandlungen getreten waren, in der Hoffnung, ſich dadurch Strafloſigkeit zu ſichern. Sie verſchmähten wohl auch nicht, ihre eigenen Bundesgenoſſen, die Bauern, an die Fürſten zu verrathen.

Am 23. Mai zog nach gemeinſamer Uebereinkunft der odenwälder Haufe unter Georg Metzler und Götz von Berlichingen von Würzburg ab, um den Fürſten entgegenzurücken. Das fränkiſche Aufgebot ſollte ſich ſpäter mit ihm vereinigen. Die Odenwälder, etwa 7000 Mann ſtark, kamen am 27. nach Neckarſulm, warfen in dieſes Städtchen, obſchon es kurz vorher dem Truchſeß gehuldigt hatte, eine Beſatzung, zogen ſich aber wieder zurück, weil ſie ſich allein nicht ſtark genug fühlten, um dem vordringenden Fürſtenheer Stand halten zu können, und ſie von dem Heranrücken des fränkiſchen Aufgebots nichts wußten. Auf dem Rückwege am 28. erſah zuerſt Götz von Berlichingen ſeinen Vortheil, um ſich davon zu machen. Sein Beiſpiel war anſteckend: der ganze odenwälder Haufe begann ſich aufzulöſen: nur etwa 2000 wußte Georg Metzler noch beiſammen zu halten. Nach dem Abzug der Odenwälder erſchien das fürſtliche Heer vor Neckarſulm und ſuchte das Städtchen zu erſtürmen. Die Beſatzung der Bauern wehrte ſich aber tapfer, und alle Stürme des bündiſchen Heeres wurden zurückgeworfen: denn ſie hoffte immer noch auf Entſatz. In der That kam in der Nacht das fränkiſche Aufgebot, auch etwa 7000 Mann ſtark, in der Nähe des Städtchens an. Unſtern auf Unſtern verfolgte aber das bäuerliche Heer. Dieſe Bauernſchaar, welche die Odenwälder nicht mehr traf, die ſie hier ſicher vermuthete, hielt ſich ebenfalls nicht für ſtark genug, um es mit dem Fürſtenheere aufzunehmen, zog ſich alſo wieder nach Krautheim zurück, und von da nach Königshofen an der Tauber, wo ſich die Reſte der Odenwälder mit ihr vereinigten. Neckarſulm aber mußte ſich den Tag darauf an den Truchſeß ergeben. Dieſer verfolgte die Bauern auf ihrem Rückzuge, bis er ſie endlich am 2. Juni bei Königshofen erreichte. Die Bauern mochten 7 bis 9000 Mann ſtark ſein. Das Fürſtenheer war ihnen nicht nur an Waffengeübtheit, Geſchütz und Reiterei, ſondern auch an Anzahl weit überlegen. Kaum begann die Schlacht, ſo begaben ſich die Bauern auf die Flucht. Georg Metzler war unter den erſten. Nur einige Hundert wehrten ſich tapfer. Sie warfen ſich in einen anliegenden Wald und vertheidigten ſich mit ſolchem Erfolg und ſolcher Entſchloſſenheit, daß ihnen das Leben geſichert blieb. Ungefähr 4000 Bauern wurden in dieſem Treffen erſchlagen.

Die Nachricht von dieſer Niederlage wirkte natürlich auf die Bauern ſehr entmuthigend. Die Meiſten hielten jetzt Alles für verloren, und jeder ſuchte für ſich ſelbſt zu ſorgen. Nicht Alle aber gaben die Hoffnung auf: eine Schaar von etwa 5000 Mann ſtellte ſich bei dem Schloſſe Ingolſtadt, einige Stunden von Würzburg, dem Feinde entgegen. Es war am 4. Juni. Die Lage des Fürſtenheeres war ziemlich bedenklich. Denn unter den Landsknechten war eine Meuterei ausgebrochen: ſie wollten gegen die Bauern nicht fechten, nahmen aber zum Vorwand, daß ſie für den Tag von Königshofen einen Schlachtſold verlangten. Wie? wenn die Meuterei zu einem förmlichen Angriffe auf das Fürſtenheer umgeſchlagen wäre, während die Bauern von vorne angriffen? Faſt durchgängig in dieſem Kriege war die Stimmung der Landsknechte in den fürſtlichen Heeren zu Gunſten der Bauern, und es wäre ſehr zu verwundern, wenn dieſe gar nicht davon unterrichtet geweſen wären. Gewiß iſt aber, daß ſie dieſe günſtige Stimmung niemals zu benutzen verſtanden. Das erſte Erforderniß war freilich, daß ſie Miene machten, ſich gegen die Fürſten ordentlich zu ſchlagen, auf daß die Landsknechte für ihren Abfall nicht Spott und Schande davon trügen. Luſt zum Schlagen hatten aber im Ganzen doch nur wenige. Auch jetzt, kaum daß die Hauptmaſſe der Reiſigen gegen die Bauern heranrückte, begannen ſie zu fliehen: drei- bis viertauſend wurden auf der Flucht niedergemacht. Nur 600 Mann, der Reſt der ſchwarzen Schaar, unter der Anführung des Florian Geyer, zog ſich in geſchloſſenen Reihen, alle Angriffe der Reiſigen zurückweiſend, auf die Trümmer des Schloſſes Ingolſtadt zurück. Hier wehrten ſich dieſe Tapfern bis tief in die Nacht hinein mit dem größten Heldenmuthe gegen die ganze Macht des bündiſchen Heeres, dem ſie die empfindlichſte Verluſte zufügten, bis ſie endlich alle umgebracht wurden. Nur Florian Geyer gelang es, mit einigen der Kühnſten ſich durchzuſchlagen. Indeſſen wenige Tage darauf ereilte auch ihn das Schickſal. Bei einem Verſuche, den Aufſtand zu erneuern, wurde er am 9. Juni überfallen, und mit den letzten ſeiner Anhänger erſtochen.

Mit dieſer letzten Schlacht war der Bauernkrieg in Franken zu Ende. Vor Würzburg befanden ſich zwar immer noch ohngefähr 5000 Mann, ſie dachten jedoch nicht ans Fechten. Aber auch nicht an die Flucht: vielmehr blieben ſie alle in Würzburg liegen, und warteten den Einzug der Fürſten ab. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß hier die Würzburger einen ſchändlichen Verrath übten, denen von den Fürſten Strafloſigkeit zugeſichert worden zu ſein ſcheint, wenn es ihnen gelänge, die Bauern durch Vorſpiegelungen in der Stadt zu behalten. Am 8. zogen die Fürſten in Würzburg ein. Sofort begann das Blutgericht: gegen zweihundert Bauern wurden daſelbſt enthauptet. Dann zog der Truchſeß von Würzburg ab, um das übrige Franken zu beruhigen, während der Pfalzgraf wieder in die Heimath zurückkehrte, wo ſich die Bauern, freilich zu ſpät, auf die Aufforderung der Franken nochmals erhoben hatten. Dieſer nochmalige Verſuch erhielt durch die Niederlage der Bauern bei Pfeddersheim (24. Juni) ſeine Endſchaft. Der Truchſeß aber ſtellte in Verbindung mit dem Markgrafen Kaſimir von Ansbach in ganz Franken die Ruhe her, und eilte ſodann, dem Befehle des ſchwäbiſchen Bundes gehorchend, wieder nach Schwaben.

Während ſich in Franken das Schickſal des Bauernkrieges erfüllte, verloren die Oberſchwaben die koſtbarſte Zeit mit Unterhandlungen und mit Waffenſtillſtänden. Zunächſt, in der erſten Hälfte des Mai, hatten die Oberallgauer eine große Kriegsunternehmung gegen Baiern vor. Sie rückten auch in großen Maſſen über den Lech, warfen die baieriſche Reiterei zurück, und konnten um ſo mehr auf glückliche Erfolge rechnen, als die Herzoge von Baiern nur ſehr ſchwach gerüſtet waren — der größte Theil ihrer Waffenmacht befand ſich beim ſchwäbiſchen Bundesheer — während die Oberallgauer eine ziemliche Anzahl von gedienten Kriegsleuten in ihren Reihen zählten und auch erfahrene Anführer hatten. Da aber ließen ſich die Führer überreden, auf einen von den Herzogen von Baiern ihnen angebotenen, durch den Erzherzog Ferdinand vermittelten Waffenſtillſtand einzugehen, zufolge deſſen ſich die Herzoge von Baiern verpflichteten, die Bauern nicht anzugreifen, wogegen dieſe wieder über den Lech zurückgingen. Es ſcheint, daß der Erzherzog Ferdinand die Hoffnung hegte, auf friedlichem Wege die Sache der Bauern fördern zu können, ſei es, um noch größere Entwürfe daran zu knüpfen, oder ſei es blos, um den Allgau zu erlangen. Genug: er ſchloß am 13. Mai mit den oberallgauer Bauern einen für ſie ſehr vortheilhaften Vertrag zu Füſſen, zufolge deſſen er die Aufhebung der Leibeigenſchaft zuſicherte, ſoferne er als Statthalter des Kaiſers es könne, die andern Beſchwerden der Bauern aber auf einem Tag zu Kaufbeuern am 20. Juni gütlich entſcheiden wollte. Dagegen ſollten die Bauern zum Gehorſam zurückkehren, hätten indeſſen das Recht, ſich zu wehren, ſo wie Eingriffe in ihre Rechte geſchähen. Die Bauern waren damit zufrieden.

Allein der ſchwäbiſche Bund, welcher die Abſichten des Erzherzogs durchſchaute, wollte davon nichts wiſſen. Er nahm zwar den Stillſtand an, welcher ihm erwünſcht war, nicht aber die Bedingungen. Daß ſich jetzt auch die Bauern nicht an den Vertrag banden, iſt natürlich. Der Ausbruch neuer Feindſeligkeiten ließ nicht lange auf ſich warten. In Memmingen erhob ſich die Bürgerſchaft wider den Rath: der letztere ſchickte nach Ulm an den ſchwäbiſchen Bund um Hülfe: der Bund ſandte etwa 2000 Mann, welche eingelaſſen wurden. Jetzt belagerten die Bauern die Stadt. Der Bund betrachtete dies als einen Friedensbruch und bot den Truchſeß auf, mit ſeinem Heere nach Schwaben zu rücken. Dies geſchah. Ende Juni brach der Truchſeß daſelbſt ein, zwang die Bauern, die Belagerung von Memmingen aufzuheben, und zog weiter. Dem Erzherzog Ferdinand war dies höchſt unerwünſcht. Er befahl dem Truchſeß, mit ſeinem Zuge inne zu halten. Aber der Bund ertheilte ihm die gemeſſene Weiſung, vorzurücken. Vergebens machte der Erzherzog wiederholt kräftige Vorſtellungen dagegen. Indeſſen rotteten ſich die Oberallgauer wieder zuſammen und ſtellten ſich an 30,000 Mann ſtark, in der Nähe von Kempten, dem Truchſeß gegenüber. Es waren meiſt geübte Leute, und der Ausgang des Kampfes wäre ſehr zweifelhaft geweſen. Sie hatten eine vortreffliche Stellung, und in einzelnen kleineren Gefechten waren die Bauern Sieger geblieben. Da nahm der Truchſeß zum Verrath ſeine Zuflucht. Es gelang ihm und Georg von Frundsberg, die angeſehenſten Führer der Bauern, welche unter ihnen in den italieniſchen Kriegen gedient hatten, zu beſtechen. Dieſe ließen die Pulvervorräthe der Bauern in die Luft ſprengen, führten ſie aus ihrer vortheilhaften Stellung, ſpielten das Geſchütz den Bündiſchen in die Hände, und machten ſich dann davon. Der Truchſeß fiel jetzt über die ihrer Führer Beraubten her, tödtete eine große Anzahl, die Uebrigen zerſtreuten ſich. Nur der dritte Theil hielt noch zuſammen, und wollte es noch einmal gegen den Truchſeß verſuchen. Er ward aber umzingelt und mußte ſich zuletzt auf Gnade und Ungnade ergeben. Dies war um die Mitte des Juli.

Der Bauernaufſtand im Allgau war hiemit zu Ende. Aber der ſchwäbiſche Bund wollte auch dem Erzherzoge ſeine Hand fühlen laſſen. Das Heer mußte nun auch gegen Füſſen vorrücken, und dieſes einnehmen, um es dem Erzherzoge zu entreißen und ſeinem rechtmäßigen Beſitzer, dem Biſchof von Augsburg, zurückzugeben. Ferdinand ſträubte ſich dagegen: es war umſonſt. Und bald mußte er ſehen, wie der ſchwäbiſche Bund ſeinen Entwürfen auch bei Salzburg in den Weg trat.

Der Erzherzog ſuchte nämlich auch den ſalzburgiſchen Aufruhr zu benutzen, um das Erzſtift wo möglich in ſeine Hände zu bringen. Er knüpfte, wohl zum Theil veranlaßt durch die Tyroler, mit den ſalzburger Bauern Unterhandlungen an, und es befand ſich unter dieſen eine nicht unbedeutende Partei, welche die Plane des Erzherzogs unterſtützte. Zu gleicher Zeit war freilich auch der Herzog Wilhelm von Baiern auf den Gedanken gerathen, den Aufruhr zu benutzen, um das Erzſtift an ſich zu bringen, und auch er knüpfte deßhalb mit den Aufrührern Unterhandlungen an. Ja, wie Ferdinand Füſſen, ſo beſetzte er jetzt Mühldorf, eine erzbiſchöfliche Stadt, die aber von baieriſchem Gebiete umſchloſſen war. Auch mit Ferdinand trat er in Unterhandlungen, deren Zweck kein anderer war, als Verſtändigung der beiden Nachbarn des Erzbiſchofs über die Art und Weiſe, wie ſie ſich in ſein Gebiet theilen wollten. Bald jedoch hielt der Herzog von Baiern es für zuträglicher, ſich mehr auf die Seite des Erzbiſchofs zu ſchlagen, von welchem er das ganze Erzſtift für ſeinen Bruder Ernſt zunächſt als Gehülfen, dann als ſeinen Nachfolger zu erlangen hoffte. Ferdinand durchſchaute aber dieſe Plane und ſuchte ſie zu vereiteln, indem er mehr und mehr in die Gedanken der Aufrührer einging und dieſe zu beſtimmen ſuchte, ſich in öſterreichiſchen Schutz zu begeben. Zuletzt hielt der Herzog, um Ferdinands Plane zu vereiteln, es für das Beſte, den ſchwäbiſchen Bund zu rufen, obgleich der Erzbiſchof kein Mitglied deſſelben war. In der That rückte das Bundesheer im Auguſt in das Salzburgiſche ein dem Erzbiſchof zu Hülfe. Vergebens legte Ferdinand Verwahrung gegen dieſes Verfahren ein: das Heer rückte vor, und noch dazu angeführt von Ludwig, dem Bruder des Herzogs Wilhelm von Baiern. Uebrigens hielten die Bundesfeldherren auch hier in Salzburg nicht für gerathen, mit den Bauern, welche gut bewaffnet waren und eine große Anzahl von Landsknechten in ihren Reihen zählten, eine Hauptſchlacht zu wagen: man trat in Unterhandlungen, welche der Herzog Ludwig von Baiern leitete, und am 30. Auguſt 1525 ward mit ihnen ein für ſie ſehr günſtiger Vertrag geſchloſſen. Es ward allen vollkommene Verzeihung zugeſichert, und über die einzelnen Beſchwerden ſollte der ſchwäbiſche Bund entſcheiden. Daß Herzog Ludwig ſich zu einem ſo milden Vertrage entſchloß, hatte unter Anderem wohl auch darin ſeinen Grund, weil er die Salzburger als die künftigen Unterthanen ſeines Bruders, des Herzogs Ernſt betrachtete, den der Erzbiſchof Lang der Verabredung gemäß in der That zu ſeinem Gehülfen erwählte. Die baieriſche Staatskunſt trug demnach auch hier den Sieg über die öſterreichiſche davon, wie im Allgau und bei Füſſen.

Dies war das Ende des ſalzburgiſchen Aufruhrs. Zugleich mit ihm oder noch vorher war derſelbe auch in den noch übrigen Ländern gedämpft worden, in Steiermark, in Tyrol, im Breisgau, und im Sundgau. —

Auf dieſe Weiſe endete die ungeheuere Volksbewegung, welche unter dem Namen des Bauernkrieges bekannt iſt: eine Bewegung, welche in Bezug auf Umfang, Kraft, Zweck und Möglichkeit des Gelingens vielleicht nur noch mit einer einzigen, die wir alle mit erlebt haben, verglichen werden kann. Sie ſcheiterte — nicht etwa an der Gleichgültigkeit des Volks gegen die Zwecke derſelben, oder an der Unreife der Deutſchen für eine beſſere Verfaſſung — für gute ſtaatliche Zuſtände iſt ein Volk allezeit reif, und das deutſche war es damals mehr, wie ſpäter — ſondern ſie ſcheiterte an dem Mangel an Zuſammenwirken, an Gliederung, an Zucht, kurz an einem allumfaſſenden Plan, der ſich ſowohl des Zieles, als auch des Weges, um dahin zu gelangen, klar bewußt iſt.

17. Folgen des Bauernkriegs. Plötzliche Wendung in der Entwicklung der Reformation.

Nachdem der ſeit Jahrzehenden vorbereitete und geahnte Verſuch, von unten herauf eine gewaltſame Umkehr aller Verhältniſſe durchzuführen, im Bauernkriege geſcheitert war, ſo war es natürlich, daß eben die Gewalten, gegen welche er ſich gerichtet hatte, ſich feſter ſetzten, wie je: eine ungeheuere Rückwirkung trat ein.

Zunächſt richtete ſie ſich, wie ſich denken läßt, gegen diejenigen Perſonen, welche ſich an der Empörung betheiligt hatten. Fürſten und Adel ließen an den armen Bauern eine furchtbare Rache aus, und wenn man die Grauſamkeiten, welche ſich die Sieger gegen die Ueberwundenen erlaubten, mit den Ungebührlichkeiten der Bauern zur Zeit ihres Uebergewichts vergleicht, ſo kann man nicht anders ſagen: die Bauern ſtehen als wahre Engel da gegen ihre Herren. Schon auf dem Schlachtfelde, auf der Flucht wurden die Bauern zu Tauſenden hingeſchlachtet, wenn ſie nicht mehr daran dachten, ſich zu vertheidigen: Zeitgenoſſen berechnen die Zahl der nur auf dem Schlachtfelde gemordeten Landleute zu mehreren hunderttauſend. Dann kamen aber erſt die Hinrichtungen, zunächſt der Führer natürlich, deren man größtentheils habhaft wurde — nur Wenige unter den Namhafteren entkamen, wie Georg Metzler, auch Wendel Hippler, der indeſſen 1526 in Speier aufgegriffen ward und dort im Gefängniſſe ſtarb — und dann Anderer. Enthauptung war noch eine milde Todesſtrafe. Doch begnügte man ſich damit in Thüringen: ſelbſt Thomas Münzer traf keine härtere Strafe. Anderwärts aber war man äußerſt erfinderiſch in der Ausdenkung neuer Todesarten. Jäcklein Rohrbach, der dem Truchſeß bald nach der böblinger Schlacht in die Hände fiel, wurde mit einer Kette an einen Baum gebunden, ſo daß er ein paar Schritte weit um denſelben herumgehen konnte, dann Holz an den Baum gelegt, dieſes angezündet, und ſo der Unglückliche langſam gebraten. Der Truchſeß und ſeine Edelleute ſchauten nicht nur voller Behagen zu, wie der Unglückliche zu Tode gemartert ward, ſondern ſie trugen wohl auch ſelber Holz zum Feuer. Dieſes Stückchen wurde mehrmals aufgeführt. Der Markgraf Kaſimir von Ansbach gefiel ſich darin, ſeinen Unterthanen die Augen ausſtechen zu laſſen: dieſer war ſchon von Natur grauſam, er glaubte es aber noch mehr ſein zu müſſen, um dadurch die Zweideutigkeit zu verdecken, die er während des Bauernkrieges bewieſen hatte. Bei den Hinrichtungen wurde oft auf die willkürlichſte Weiſe verfahren: man nahm ſich keine Zeit, ſorgfältige Unterſuchungen anzuſtellen. Einfache Anzeigen genügten: mancher ſchlechte Menſch brachte auf dieſe Weiſe ſeinen Privatfeind auf das Blutgerüſte. Uebrigens dauerten die Unterſuchungen lange fort, nachdem auch der erſte Blutdurſt geſättigt war: unbedachte Reden, die Einem zur Zeit der Bewegung entſchlüpft waren, wurden jetzt ſorgfältig aufgeklaubt, um daraus hochverrätheriſche Abſichten abzuleiten: keiner, auch nicht der bravſte ruhigſte Mann war ſicher, wenn er eine gewiſſe Unabhängigkeit des Willens behauptete. Und nun dazu der ungeheuere Verluſt an Geld und Gütern. Die Fürſtenheere brannten während des Krieges faſt alle Dörfer nieder, durch welche ſie kamen: dann brandſchatzten ſie die Einwohner, und nach dem Kriege wurden die Brandſchatzungen und die Forderungen wegen Schadenerſatz nochmals wiederholt, und nicht ein Mal, ſondern mehrere Mal. Waren die Leute nicht ſchon durch den Krieg zu Grunde gerichtet, ſo wurden ſie es jetzt vollends.

Man kann ſich denken, daß es den Herren nicht einfiel, die Lage der Bauern überhaupt zu verbeſſern. Die Verträge, welche die Bauern hie und da während des Aufſtandes mit den Herren geſchloſſen hatten, wurden als erzwungen ſämmtlich aufgehoben: nur ausnahmsweiſe gedachte ſich einer oder der andere Fürſt an das Verſprechen zu halten, wie der Markgraf Philipp von Baden, oder der Kurfürſt von Sachſen. Da bei der Zerſtörung ſo vieler Schlöſſer auch die früheren Verträge der Bauern mit ihren Herren verbrannt waren, ſo mußten ſich die Bauern zu neuen Verträgen verſtehen, welche für ſie noch viel ungünſtiger lauteten, wie die früheren. Die meiſten ihrer ſonſtigen Vorrechte gingen verloren: ſo ihre Volksverſammlungen, ihre Volksgerichte, ihre Mitwirkung bei der Wahl der Beamten. Was aber das Wichtigſte war: die Bauern mußten alle ihre Waffen ausliefern, und durften ſich bei Strafe keine neuen anſchaffen. Die Entwaffnung des Landvolks blieb ſeitdem Regel.

Die Wuth der Bauern über all dieſes war ſehr groß. Die Erbitterung war im Allgemeinen viel ſtärker, wie zur Zeit vor dem Bauernkrieg: mehrere Jahre hinfort wuchs die Gährung und man fürchtete allenthalben eine neue Empörung, eine Stimmung, welche durch die Flüchtlinge genährt ward, die ſich meiſt in der Schweiz aufhielten und von da aus ihre Sendlinge nach Deutſchland ſchickten. In der That: in Salzburg kam es wirklich im Jahre 1526 zu einem neuen Aufruhr, an deſſen Spitze ſich der frühere Führer des tyroler Aufſtandes, Geismaier, ſtellte, ohnſtreitig einer der bedeutendſten Bauernführer, von den entſchiedenſten Geiſtesgaben: er hatte Anfangs Erfolg, konnte ſich aber doch auf die Länge nicht halten, und die Folge davon war, daß auch in Salzburg die Verhältniſſe für die Bauern viel ungünſtiger wurden.

Uebrigens ſah man doch von Seite des Reiches ſowohl wie des ſchwäbiſchen Bundes ein, daß die Herrſchaften endlich mit ihren Quälereien aufhören müßten, wenn man nicht eine neue Auflage des Bauernkrieges erleben wollte. Es wurden daher auf dem Reichstage von 1526 mildernde Beſtimmungen erlaſſen und darauf gedrungen, daß die Unterthanen in ihre früheren Rechte wieder eingeſetzt werden, und die Bedrückungen der Beamten aufhören ſollten.

Im Allgemeinen blieb aber das Ergebniß doch: der Bauernſtand war gebrochen, er kam in eine viel unglücklichere Lage wie vordem, und durch die allgemeine Entwaffnung war ihm die Möglichkeit entzogen, durch eigene kühne That ſich aus derſelben zu befreien.

Hiemit ſank aber nicht nur die Hoffnung für eine Verbeſſerung der Lage des Landvolks, ſondern auch die Hoffnung für eine Umgeſtaltung der geſammten Reichsverfaſſung im volksthümlichen Sinne.

All die großen darauf zielenden Ideen, welche mehrere Jahrzehende hindurch die Thätigkeit des deutſchen Volkes erfüllten, ſchienen nun aufgegeben werden zu müſſen. Ihre Durchführung war nur möglich, wenn die ganze Nation ihre Geſammtkraft daran ſetzte: ſo wie der zahlreichſte und kräftigſte Beſtandtheil des Volks nicht mehr mitwirkte, ſo war jedes darauf bezügliche Unternehmen von vornherein verloren.

Dagegen zogen die Fürſten die größten Vortheile daraus. Alle ihre Beſtrebungen, welche durch die reformatoriſche Bewegung aufgehalten, vernichtet werden ſollten, erhoben ſich jetzt mit friſcher Kraft, und zwar nach allen Seiten hin.

Die reformatoriſche Bewegung und der Bauernkrieg insbeſondere bezweckte unter Anderem auch die Beſeitigung des römiſchen Rechts und eine Erneuerung des deutſchen: jetzt iſt nicht mehr daran zu denken: das römiſche Recht gewinnt vielmehr eine unwiderſtehliche Ausbreitung, und damit zugleich alle die Grundſätze, welche auf eine Erhöhung der Fürſtengewalt hinzielen.

Auf daſſelbe Ziel führte aber noch eine andere den Bauern feindliche Macht, welche während des Krieges eine Rolle geſpielt hatte: das Lutherthum. Wir haben es ſchon bemerkt, müſſen es aber der Wichtigkeit halber noch einmal wiederholen: die lutheriſche Lehre von der Obrigkeit war kein geringer Hebel für den Sturz der Volksbewegung, und bildet von nun an eine höchſt bedeutende Grundlage für die um ſich greifende Fürſtenmacht.

Dieſe Lehre iſt es auch vorzugsweiſe geweſen, welche nunmehr die Fürſten beſtimmte, in größerer Anzahl das Lutherthum anzunehmen, ſich offen dafür zu bekennen.

Bis zum Bauernkriege zögerten ſie, weil ſie in der religiöſen Neuerung zugleich eine Gefahr für die Obrigkeit erblickten. Der Bauernkrieg ſchien ſogar dieſe Anſchauung zu rechtfertigen, und ſo ward denn in der That von allen katholiſchen Ständen die Volksbewegung als ein Ausfluß der religiöſen Neuerung hingeſtellt. Eine der nächſten Folgen des Bauernkrieges war daher eine furchtbare Verfolgung der neuen Lehre von Seite der katholiſchen Fürſten: eine Menge von Predigern wurden hingerichtet, gleichviel ob ſie bei der Empörung betheiligt waren oder nicht. Schon glaubte man, mit den Bauern zugleich auch über das ganze Lutherthum Herr geworden zu ſein.

Aber ein anderer Theil der Fürſten wußte ſehr gut zu unterſcheiden zwiſchen Luthers Lehre und zwiſchen den Meinungen, welche den Bauernkrieg hervorgerufen haben. Sie erkannten augenblicklich, welch unermeßlichen Vortheil ihnen die lutheriſche Lehre brächte, daß durch keine ihre Macht feſter begründet werden könnte, zumal in Verbindung mit der Obergewalt über die Kirche, welche ihnen Luther gleichfalls einräumte, und mit der Ausſicht auf die Erwerbung der Kirchengüter, welche nicht ausbleiben konnte.

Folgende Fürſten bekannten ſich jetzt offen zu der religiöſen Neuerung: der Kurfürſt Johann von Sachſen, der Landgraf Philipp von Heſſen, die Markgrafen Kaſimir und Georg von Ansbach und Baireuth, die Herzoge Philipp, Otto, Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg, Fürſt Wolfgang von Anhalt, Herzog Heinrich von Mecklenburg, die Grafen von Mansfeld. Der Hochmeiſter des deutſchen Ordens in Preußen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, verwandelte ſogar das geiſtliche Fürſtenthum, das er verwaltete, in ein weltliches Erbfürſtenthum, in das Herzogthum Preußen, und gab damit ein äußerſt lockendes Beiſpiel zur Nachahmung.

Wir wollen nicht behaupten, daß bei ihnen die Hinneigung zur neuen Lehre nicht auch das Ergebniß ihrer Ueberzeugung geweſen ſei: warum ſollte die allgemeine kirchenfeindliche Richtung der Zeit gerade an den Fürſten ſpurlos vorübergegangen ſein? Aber ſo viel iſt auch gewiß: hätte die neue Lehre nicht zugleich eine Ausſicht auf Erweiterung der Macht und des Vermögens geboten, aus bloßer Liebe zur Wahrheit hätten ſie ſich wohl ſchwerlich ihrer angenommen.

Es war natürlich, daß die Fürſten, ſeitdem ſie ſich in größerer Anzahl zu ihr bekannten, die weitere Entwicklung der Reformation nunmehr in ihre Hand nahmen, ſich an die Spitze derſelben ſtellten.

Hierdurch aber hörte ſie auf, eine Volksbewegung zu ſein, was ſie bis dahin geweſen. Sie erhält einen neuen Inhalt, eine neue Richtung: ſie muß fürſtlichen Zwecken dienen.

Und ſogleich zeigte ſich dies in dem Verhältniß der Fürſten zu Kaiſer und Reich.

Wir haben geſehen: eines der Hauptziele der reformatoriſchen Bewegung und noch des Bauernkriegs war die Kräftigung des Kaiſerthums, die Herſtellung der Einheit des Reichs. Von den Fürſten wird jetzt die religiöſe Neuerung gerade zum Deckmantel der entgegengeſetzteſten Strebungen gebraucht, zum Widerſtand gegen die kaiſerliche Gewalt, zur Ausbildung der Landeshoheit der einzelnen Fürſten.

Und die Haltung der kaiſerlichen Regierung der neuen Lehre gegenüber war allerdings geeignet, eine ſolche feindſelige Stellung des neugläubigen Fürſtenthums gleichſam herauszufordern, und entſchuldbar erſcheinen zu laſſen.

Wir wiſſen, wie der Kaiſer auf dem Reichstage zu Worms Luther dem Pabſte preisgab, wie er 1524 den Reichstag zu Speier vereitelte, wie er dagegen auf die Ausführung des wormſer Beſchluſſes drang und die Widerſpenſtigen bedrohte. Dieſe ſtreng katholiſche Haltung war allerdings zugleich das Ergebniß der ſtaatlichen Verbindung, in welcher Karl mit dem Papſte ſtand. Dieſer war des Kaiſers Bundesgenoſſe in ſeinem erſten Kriege mit dem Könige Franz I. von Frankreich, welcher von 1521 bis 1525 dauerte, und mit abwechſelndem Glücke in Italien und in Frankreich geführt ward. Dieſer erſte Krieg endete mit der Schlacht bei Pavia (24. Februar 1525) zum Nachtheile des franzöſiſchen Königs: Franz I. wurde ſelbſt gefangen genommen und mußte ſich nunmehr von Karl V. die Friedensbedingungen vorſchreiben laſſen. Im

Frieden zu Madrid (14. Januar 1526) verzichtete Franz auf alle ſeine Anſprüche auf Italien, auf die Lehnshoheit über Flandern und Artois, auf das Herzogthum Burgund zu Gunſten Karls V. Indeſſen Franz I. war nicht geſonnen, dieſe Bedingungen zu erfüllen: vielmehr bereitete er ſogleich nach ſeiner Befreiung einen zweiten Krieg gegen Karl vor (1526 bis 1529), an welchem auch der Papſt Clemens VII. Theil nahm, der nicht minder, wie der franzöſiſche König, über die Machterweiterung des Kaiſers erſchrack. Dieſe feindſelige Haltung des Papſtes beſtimmte nun zwar den Kaiſer, gegen die religiöſe Bewegung in Deutſchland minder ſchroff aufzutreten, wie bisher, um dem heiligen Vater von dieſer Seite ſeine Macht fühlen zu laſſen: auf dem Reichstage zu Speier (1526) wurde daher beſchloſſen, daß jeder Reichsſtand hinſichtlich der Religion es halten dürfe, wie er es vor Gott und vor dem Kaiſer verantworten könne. Allein die folgenden Ereigniſſe zeigten, daß das Benehmen der kaiſerlichen Regierung auf dieſem ſpeierer Reichstage nicht als Maßſtab für die eigentliche Geſinnung Karls V. angeſehen werden dürfe. Karl war auch in dieſem zweiten Kriege mit Frankreich glücklich: ſein Heer erſtürmte (1527) Rom, belagerte den Papſt in der Engelsburg, nahm ihn gefangen, bereitete ihm die größten Demüthigungen: aber nicht lange darauf ſöhnte ſich der Kaiſer mit dem Papſte aus, und verſprach ihm aufs Neue die Verfolgung der neuen Lehre in Deutſchland. Sein Bruder Ferdinand erhielt daher die gemeſſenſten Weiſungen und auf dem 1529 abermals zu Speier abgehaltenen Reichstage trat die eigentliche religiöſe Geſinnung des Kaiſers — obſchon er ſelbſt nicht gegenwärtig war — ſcharf genug hervor. Es war inzwiſchen gelungen, auf dem Reichstage eine katholiſche Mehrheit zu bilden, und dieſe beſchloß denn die Aufrechthaltung des wormſer Beſchluſſes in den noch katholiſchen Ländern, in den anderen Innehalten mit jeder Neuerung, überhaupt mit jeder Verbreitung der neuen Lehre.

Es war ein nicht genug zu beklagendes Unglück für Deutſchland, daß Karl V. die religiöſe Bewegung in Deutſchland nicht nur nicht begriff, ſondern daß er gegen ſie ſogar feindſelig geſinnt war; ein nicht minderes Unglück, daß ſein Bruder Ferdinand im Ganzen denſelben Anſichten huldigte. Die Nation, welche Erſtarkung des Kaiſerthums und religiöſe Freiheit zugleich wollte, ſah ſich jetzt in die bittere Nothwendigkeit verſetzt, ſich für das Eine oder das Andere zu entſcheiden. Und da jenes ſeit dem Unterliegen der Bauern kaum mehr erreichbar war, ſo entſchieden ſich eben die Meiſten für die religiöſe Freiheit. Die Fürſten, welche für dieſelbe gegen den Kaiſer in die Schranken traten, erſchienen jetzt bei Weitem nicht mehr in dem ungünſtigen Lichte, wie vordem: vielmehr konnten ſie ſich als vom Geiſte der Zeit, von den nationalen Wünſchen und Hoffnungen getragen betrachten.

Und daher geſchah es auch, daß jetzt ein Theil der Städte mit ihnen gemeinſame Sache machte.

Wir erinnern uns: lange vor dem Bauernkriege beſtand zwiſchen Fürſten und Städten ein ſehr geſpanntes Verhältniß, und im Bauernkriege ſelbſt haben die letzteren eine äußerſt zweideutige, den Fürſten keineswegs günſtige Haltung beobachtet. Auch war die Erbitterung der Fürſten gegen ſie ſehr groß, und in der erſten Zeit des Sieges gingen jene wirklich damit um, die Städte für ihr Verhalten empfindlich zu züchtigen: wäre das Fürſtenthum ganz einig geweſen, ſo wären die Städte wohl ſchwerlich einer großen, ihre Unabhängigkeit bedrohenden Gefahr entgangen. Und auch ſo empfanden ſie theilweiſe die Rache des Fürſtenthums: Mühlhauſen wurde vorderhand als Landſtadt den benachbarten Fürſten übergeben, Weiſſenburg im Elſaß entging mit genauer Noth dem Verluſt der Reichsunmittelbarkeit, Mainz wurde wieder Landſtadt, andere wurden wegen ihrer Theilnahme am Bauernkriege bedeutend gebrandſchatzt. Es war aber ein Glück für die Städte, daß ein Theil der Fürſten zur neuen Lehre übertrat, und daß dieſe ihnen, deren Hülfsquellen ſie im Falle der Noth in Anſpruch zu nehmen gedachten, die Hand zum Bündniſſe boten. Nun waren die meiſten Reichsſtädte Anhänger der Neuerung, im Ganzen wohl mehr aus innigſter Ueberzeugung, als die Fürſten, aber weltliche Beweggründe ſpielten doch auch keine unbedeutende Rolle dabei: die Städte gewannen durch die Einziehung der Klöſter, durch die Obergewalt über die Geiſtlichkeit wohl nicht minder, wie die Fürſtenthümer. Dieſe Vortheile wollten ſie ſo wenig aufgeben, wie die Freiheit der Gewiſſen. Daß man dies aber am Ende verlangen würde, beſorgten ſie ebenſo, wie die Fürſten. Und es war nur die Frage, ob ſie in dieſem Falle dem Kaiſer gehorchen ſollten, oder nicht? Die

Antwort auf dieſe Frage konnte nicht lange zweifelhaft ſein: der Gedanke der Reichsangehörigkeit, der Uebereinſtimmung ihrer Staatskunſt mit der kaiſerlichen, war bei ihnen doch ſchon ſeit geraumer Zeit abgeſchwächt: wir haben bemerkt, wie wenig zufrieden ſie mit den kaiſerlichen Beſtrebungen geweſen, und daß ihr Staatsleben ſich in ganz anderen Kreiſen bewegte. Genug: ſie zogen das Beharren bei ihren religiöſen Ueberzeugungen der Unterordnung unter den Willen des Kaiſers vor. Da ſie aber für ſich allein nicht ſtark genug zum Widerſtande waren, ſo ergriffen ſie gerne die Verbindung mit dem neugläubigen Fürſtenthum, durch welche ſie zugleich einen Schutz gegen die etwaigen Unterwerfungsgelüſte der katholiſchen Fürſten erhielten. Die Fürſten thaten aber natürlich nichts umſonſt: auch die Städte mußten ſich verpflichten zur Unterſtützung des Fürſtenthums, falls dieſes angegriffen werden ſollte!

Welch plötzliche Veränderung in allen Stellungen! Die reformatoriſche Bewegung, urſprünglich fürſtenfeindlich, reichseinheitlich, jetzt auf einmal zu Gunſten des Fürſtenthums, für die Erweiterung ſeiner Macht: die Städte, ehedem die ſicherſte Stütze des Kaiſerthums, die natürlichen und geſchworenen Feinde der Fürſten, jetzt mit ihnen im Bunde, und zwar gegen den Kaiſer!

Aber noch mehr! Die neugläubigen Fürſten beſchränkten ſich bei ihrem Widerſtande gegen den Kaiſer nicht blos auf einheimiſche Kräfte. Schon ſehr früh traten ſie mit den Feinden des Kaiſers, mit dem Auslande, namentlich mit dem König von Frankreich in Unterhandlungen, eine Verbindung, welche von Jahr zu Jahr inniger wurde und die entſchiedenſten Rückwirkungen auf die inneren Verhältniſſe des deutſchen Reiches äußerte.

So nahm die reformatoriſche Bewegung, urſprünglich durch und durch national, auf die Wiederherſtellung einer großen deutſchen Staatskunſt in den auswärtigen Verhältniſſen dringend, auch in dieſer Beziehung die entgegengeſetzteſten Richtungen auf. Das Ausland begann eine größere Rolle bei uns zu ſpielen, wie je.

Und nun glaube man nicht, als ob dieſe kaiſerfeindliche Geſinnung nur bei den neugläubigen Fürſten anzutreffen geweſen ſei, und als ob die katholiſchen Fürſten etwa um ſo eifriger die Rechte des Kaiſers vertheidigt hätten. Nichts weniger, als dieſes. Vielmehr waren ſie auf das Haus, welches den Kaiſerthron inne hatte, ebenſo eiferſüchtig, wie jene, und insbeſondere die Herzoge von Baiern, welche an der Spitze der ſtreng katholiſchen Partei ſtanden, traten den Habsburgern, wo ſie konnten, entgegen. Und die Haltung, welche der Erzherzog Ferdinand den ſtaatlichen Bewegungen in Deutſchland gegenüber beobachtete, mochte allerdings eine ſolche Geſinnung hervorrufen. Erinnern wir uns, wie er ſich im ſickingen'ſchen Handel, im Bauernkriege, bei Füſſen und in Salzburg benahm. Ueberall glaubten die Fürſten der habsburgiſchen Vergrößerungsſucht zu begegnen: aber überall widerſetzten ſie ſich ihr auch mit dem glücklichſten Erfolge. Jetzt, unmittelbar nach dem Bauernkriege, gingen ſie ſogar damit um, einen römiſchen König zu wählen, um dadurch Ferdinand für ſein Verhalten bei den letzten Vorgängen noch empfindlicher zu züchtigen. Der Gedanke ging von den Häuſern Pfalz und Baiern aus, und zum römiſchen König ſollte eben der Hauptgegner Ferdinands, der Herzog Wilhelm von Baiern gewählt werden. Dieſen Plan mußte man zwar vorderhand fallen laſſen, indem der Kurfürſt von der Pfalz ſich wieder auf die Seite des Kaiſers bringen ließ, aber aufgegeben wurde er keineswegs. Und nicht nur im Reich trat Baiern Habsburg gegenüber: es machte Ferdinand auch die böhmiſche Krone ſtreitig. Im Jahre 1526 nämlich ſtarb der letzte König von Ungarn und Böhmen, Ludwig II.: er verlor ſein Leben gegen die Türken, in der Schlacht bei Mohacz. Da er keine Kinder hinterließ, ſo ſollte ihm vermöge der Erbverträge der Erzherzog Ferdinand in beiden Reichen folgen. Indeſſen beide Reiche waren Wahlreiche, und die Stände wollten ſich ihr Recht, den König ſelber zu wählen, nicht nehmen laſſen. Ferdinand konnte nichts Beſſeres thun, als dieſes Recht anerkennen. Nun aber erhob ſich ſofort in beiden Reichen eine gegenöſterreichiſche Partei: in Ungarn wählte ſie einen Großen, Namens Zapolya, zum Könige, in Böhmen aber warf ſie ihre Augen auf den Herzog von Baiern. Dieſer gab ſich auch die äußerſte Mühe, Ferdinand den Rang abzulaufen. Es war jedoch vergeblich: ſein eifriger Katholicismus, gegen welchen der ferdinandeiſche noch als freiſinnig gelten konnte, machte ihn bei den Böhmen doch zu verhaßt. So wurde Ferdinand am 25. November 1526 von den böhmiſchen Ständen trotz der baieriſchen Ränke zum Könige gewählt. Auch in Ungarn ernannte ihn eine Partei zum Könige:

die Gegenpartei, Zapolya an der Spitze, wußte ſich jedoch immerhin zu behaupten.

Durch die Erwerbung Böhmens und Ungarns wurde die öſterreichiſche Macht in Deutſchland mehr als um das Doppelte verſtärkt: ein neuer Grund zur Eiferſucht und zum Widerſtande gegen dieſelbe. In der That verdoppelte jetzt Baiern ſeinen Eifer, wenigſtens die römiſche Königskrone Ferdinand zu entziehen und ſich ſelber zuzubringen.

Und mit allen dieſen kaiſerfeindlichen Beſtrebungen der katholiſchen Stände in Deutſchland war der Papſt einverſtanden. Nichts wäre ihm unliebſamer geweſen, als eine wirkliche Verſtärkung der kaiſerlichen Macht: ja in dieſem Sinne fühlte ſich der Papſt ſammt den katholiſchen deutſchen Fürſten als Bundesgenoſſen der neugläubigen.

Dies iſt alſo die eine Seite, welche bei der Wendung der Dinge in Folge des unglücklichen Ausganges des Bauernkrieges in Betracht kommt: an eine Reform der Reichsverfaſſung im kaiſerlich einheitlichen Sinne, mit Beſchränkung der Fürſtengewalt, war nicht mehr zu denken. Dieſem Gedanken ſetzten ſich katholiſche wie lutheriſche Fürſten in gleicher Weiſe entgegen: ja ſelbſt die öffentliche Meinung änderte ſich hierin, ſeitdem man über die religiöſen Geſinnungen Karls V. nicht mehr in Zweifel ſein konnte. Dagegen erſtieg die Landesherrlichkeit eine neue Stufe der Macht, theils durch den Sieg über den Aufruhr, der ihr eine ſittliche Kraft gab, ſchon deßhalb, weil ſie ſich jetzt nicht mehr vor der Umwälzung zu fürchten brauchte, theils durch die religiöſe Neuerung, welche ihr die Gewalt und die Güter der Kirche, ſo wie einen Theil der öffentlichen Meinung zu Füßen legte.

Die andere Seite, nämlich die religiöſe, bietet einen nicht minder gewaltigen Umſchwung der Dinge dar.

Die reformatoriſche Bewegung beabſichtigte urſprünglich, wie im Staate, ſo auch in der Kirche eine allgemeine Umwälzung, nicht die Trennung eines Theiles der Nation von der Kirche. Der Bauernkrieg hatte den Zweck, dieſe allgemeine Umwälzung, welche auf ganz Deutſchland berechnet war, gewaltſamer Weiſe durchzuführen. Nach dem Ausgange des Bauernkrieges mußte man aber auch in religiöſer Beziehung die Hoffnung aufgeben, daß die neuen Ideen zu allgemeiner Herrſchaft gelangten. Die katholiſche Kirche konnte nicht nur nicht überwunden werden, ſie erhob ſich vielmehr wieder mächtiger und kräftiger, wie jemals ſeit dem Beginn der Bewegung. Jetzt waren nur noch zwei Fälle möglich: entweder die katholiſche Kirche errang wieder die allgemeine Herrſchaft und unterdrückte die Neuerung vollſtändig; oder aber die Neuerung that ſich als eine beſondere kirchliche Genoſſenſchaft auf und trennte ſich als ſolche vollſtändig von der katholiſchen Kirche. Von dieſen beiden Fällen iſt der letztere eingetreten. Und zwar kann man die Zeit unmittelbar nach dem Bauernkriege als diejenige betrachten, wo ſich dieſe Entwicklung vollzog. Die reformatoriſche Bewegung, welche durch den Gang der Ereigniſſe verhindert ward, die ganze Nation mit ſich fortzureißen, und demzufolge eine unabhängige deutſche Kirche zu gründen, begnügte ſich damit, einen Theil der Nation für ſich zu gewinnen, mit dieſem eine neue Kirche aufzurichten und in ihr die neuen Bildungen fortzuſetzen. Hierdurch aber kam die religiöſe Spaltung in die Nation, eine Spaltung, welche die unglückſeligſten Folgen nach ſich zog, namentlich auch in ſtaatlicher Beziehung.

Und hätte nur dieſe Kirche die Friſche und Kühnheit des Geiſtes bewahrt, durch welche ſich die reformatoriſche Bewegung ausgezeichnet! Leider aber begannen auch hier die unerfreulichſten Veränderungen einzutreten.

Vor Allem: in der neuen Kirche, deren hauptſächlichſte Beſtandtheile die fürſtlichen Gebiete bildeten, kam nunmehr diejenige religiöſe Partei zur Herrſchaft, welche im Bauernkriege nicht gemeinſame Sache mit den Empörern gemacht, ſich ihnen vielmehr auf das Entſchiedenſte widerſetzt und den Grundſatz des unbedingten Gehorſams gegen die Obrigkeit aufgeſtellt hatte, nämlich die erhaltende oder die lutheriſche. Alle anderen Parteien und Richtungen, welche doch bisher einen ſo großen Antheil an der geiſtigen Entwicklung der Nation gehabt, wurden als ketzeriſch und unchriſtlich ausgeſchieden, mit denen man keine Gemeinſchaft haben dürfe. Es war dies der entſchiedenſte Abfall von der urſprünglichen Idee der Reformation, der Abfall von dem Grundſatze der Gewiſſensfreiheit. Es bezeichnet ſo recht die Treuloſigkeit dieſer neuen rechtgläubigen Kirche, wenn ſie erklärt: den Grundſatz der Gewiſſensfreiheit taſte ſie nicht an, aber dieſe könne man doch nur denen zugeſtehen, welche den wahren Glauben beſäßen: dagegen ſei es eine Sünde wider Gott, denen, die einen falſchen hätten, Glaubensfreiheit zugeſtehen zu wollen. Die urſprüngliche Gewiſſensfreiheit der Reformation machte dieſen Unterſchied zwiſchen wahrem und falſchem Glauben nicht, indem ſie ſehr richtig behauptete, daß nur Gott, und nicht die Menſchen, über den Glauben entſcheiden könnte, ſondern ſie war eine unbedingte, rückſichtsloſe, allgemeine.

Ging mit dem Grundſatze der Gewiſſensfreiheit eine der wichtigſten Errungenſchaften der reformatoriſchen Bewegung verloren, ſo wurde ein fernerer Hauptgrundſatz derſelben, das allgemeine Prieſterthum *), in einer Weiſe beſchränkt, daß von dem urſprünglichen Gedanken wenig oder nichts mehr übrig blieb. Aus dieſem Grundſatze hätte ſich eine vollkommen demokratiſche Kirchenverfaſſung entwickeln müſſen, und noch im Bauernkriege hatte man dieſes Ziel auf das Beſtimmteſte verfolgt. Ja, noch nach demſelben war man in einem fürſtlichen Gebiete, in Heſſen, nahe daran, dies Ziel zu erreichen. Allein eine demokratiſche Kirchenverfaſſung paßte nicht mehr zu den Anſichten über die Obrigkeit, welche die lutheriſche Partei aufgeſtellt hatte. Darnach ſollte die Obrigkeit auch über die Kirche die oberſte Gewalt beſitzen. So geſchah es denn, daß man alle die Rechte, welche nach der urſprünglichen Idee vom allgemeinen Prieſterthum die Gemeinde haben ſollte, dieſer nahm und ſie auf den Fürſten übertrug, welcher demnach das Recht erlangte, Pfarrer ein- und abzuſetzen, die Güter der Kirche zu verwalten, und überhaupt die Aufſicht über ſie zu führen: mit Einem Worte, der Fürſt wurde zugleich der Biſchof ſeiner Landeskirche. Die religiöſe Freiheit gewann dadurch keineswegs, wie wir im Verlaufe dieſer Geſchichte noch Gelegenheit genug haben werden, wahrzunehmen. Jetzt bereits ſtellten die Theologen der neuen Rechtgläubigkeit den Grundſatz auf, daß der Fürſt die Pflicht habe, über der Erhaltung des wahren Glaubens zu wachen und den Unglauben zu beſtrafen. Das heißt: was man eben mit großer Mühe der katholiſchen Kirche abgerungen hatte, gab man freiwillig an die Fürſten preis.

---

*) Vergleiche S. 157.

Natürlich durfte man jetzt auch nicht mehr der Gemeinde geſtatten, den Glauben des ihr vorgeſetzten Prieſters zu prüfen und ſich ihm entgegenzuſetzen. Sehr bald bildete ſich vielmehr ein neues Prieſterthum, welches an Herrſchſucht und Verfolgungsſucht hinter dem katholiſchen nicht zurückblieb. Und wie es zum Weſen des Prieſterthums gehört, ſich mit Aeußerlichkeiten zu umgeben und auf ſtrenge Beobachtung derſelben ein Gewicht zu legen, ſo gab man auch in der neuen rechtgläubigen Kirche nur zu bald die rein innerliche Richtung der Reformation auf: man hielt wieder ſehr viel auf den Kirchenbeſuch, auf die Begehung der Sakramente — zunächſt des Abendmahls — und ſcheute ſich ſogar nicht, den Grundſatz aufzuſtellen, daß der wahre Glaube nicht von ſelber in die Menſchen komme, ſondern nur vermittelſt des Gehörs, d. h. durch die Predigt des Prieſters. Was war dies anders, als die Wiederherſtellung der Anſicht der katholiſchen Kirche, nach welcher der Prieſter dem Menſchen zur Erlangung der Seligkeit unentbehrlich ſei?

Dies alſo war die unglückſelige Wendung, welche die Reformation in Folge der Niederlage der Bauern bei uns genommen hat. Anſtatt daß die Bewegung, wie die Umſturzpartei erwartete, durch den Bauernkrieg einen großartigen Abſchluß in ihrem Sinne erhalten hätte, war Alles zum geraden Gegentheil umgeſchlagen.

18. Fortwirken der reformatoriſchen Kräfte.

Aber eine Kraft von ſolcher Tiefe und ſolchem Umfang, wie ſie die reformatoriſche Bewegung entwickelt hatte, läßt ſich nicht ſo leicht unterdrücken. Sie kann durch ſtoffliche Gewalt wohl verhindert werden, die äußeren Formen des Lebens ſich zu unterwerfen und umzugeſtalten, niemals aber, die geiſtige Welt zu durchdringen und hier ihre Eroberungen zu machen. Auch nach dem Bauernkriege nehmen wir die außerordentlichſten Wirkungen der reformatoriſchen Ideen wahr, und zwar in ihrer urſprünglichen unverfälſchten Geſtalt: ja wir ſehen ſie ſogar in manchen Kreiſen das Leben beherrſchen.

Beginnen wir mit den ſtaatlichen Verhältniſſen.

Man hätte denken ſollen, daß die Fürſten nach der Niederſchlagung des Aufruhrs und mit Hülfe der Lehre Luthers, welche den Chriſten verbot, der obrigkeitlichen Gewalt, ſelbſt wenn ſie die größte Willkür übte, Widerſtand zu leiſten, nun mit raſchen Schritten zur Unumſchränktheit vorgegangen wären. Dem war jedoch nicht ſo. Wie ſehr auch die Fürſtengewalt durch die jüngſten Ereigniſſe und durch den Eintritt der eben dargelegten Verhältniſſe gewonnen haben mochte: ihrer Unumſchränktheit ſtanden zwei Hinderniſſe entgegen: erſtens eine Einrichtung, welche zu tiefe Wurzeln in dem deutſchen Volksleben geſchlagen hatte, als daß ſie Luthers einfältige Lehre von der Obrigkeit ſofort hätte umſtürzen können, nämlich die landſtändiſchen Verfaſſungen; zweitens eben dieſe Lehre Luthers von dem Gehorſam gegen die Obrigkeit. Denn ſo wenig Luther eine Empörung der Unterthanen gegen die Fürſten erlauben wollte, ſo wenig mochte er eine Auflehnung der Fürſten gegen den Kaiſer gut heißen: er ſah in den erſteren in der That nicht viel mehr, als Unterthanen des Kaiſers, und jede gewaltthätige Unternehmung der Fürſten gegen Kaiſer und Reich fand an ihm einen heftigen Gegner. Soferne alſo die Fürſtengewalt durch ihren Widerſtand gegen den Kaiſer Nahrung erhalten konnte zu ihrer ferneren Erweiterung, fand ſie in der neuen Lehre eher Widerſpruch als Förderung, wenigſtens in den erſten Jahren. Später änderten ſich die Verhältniſſe allerdings. Was aber die landſtändiſchen Verfaſſungen anbetrifft, ſo war es für dieſe ein Glück, daß ſich die Landſtände im Ganzen an der Empörung nicht betheiligt oder mit ihr in Beziehungen geſetzt hatten: nur hie und da war es der Fall, wie in Tyrol, Salzburg, Bamberg: meiſtens bewieſen ſich ſogar die Landſtände der Erhebung feindſelig. Und dies war ſehr natürlich. Denn eine der Abſichten des Bauernkrieges war eine vollkommene Veränderung der ſtändiſchen Einrichtung: ſelbſt da, wo ſich die Bauern mit ihren Planen nur auf die eigene Landſchaft beſchränkten, hätten ſie an die Stelle der bisherigen Landſtände eine eigentliche Volksvertretung und zwar im Sinne unſeres Jahrhunderts geſetzt. Höchſt merkwürdig ſind in dieſer Beziehung die Vorſchläge der tyroliſchen Bauern, die ſogenannten meraner Artikel, und der Aufruf Geismayers bei dem zweiten ſalzburger Aufruhr. Wären dieſe Gedanken der Bauern ins Leben getreten, ſo erhielt das landſtändiſche Weſen einen vollkommenen Umſchwung: an den Verſammlungen der Stände hätte ſich das ganze Volk betheiligt: eine allgemeine ſtaatliche Bildung hätte Platz gegriffen, kurz unſere Geſchichte wäre eine andere geworden. Selbſt blos die Aufnahme des Bauernſtandes in ihre Verſammlungen hätte hingereicht, die Landſtände zu verjüngen. Sie haben aber — mit ſehr wenig Ausnahmen, und zwar nur da, wo es ſchon hergebracht war — nicht daran gedacht, den Bauern die Standſchaft zu bewilligen. Und wir werden ſpäter noch nachzuweiſen haben, wie ſich dies Verſäumniß an ihnen rächte. Vorderhand aber war es immerhin ein Glück, daß ſie noch beſtanden: denn ſie allein bildeten noch einen Damm gegen die Willkürherrſchaft. Ja, ſie ſpielten während des 16. Jahrhunderts in gar manchen Gebieten eine glänzende Rolle und ſpiegelten jenen mächtigen Freiheitsgeiſt wieder zurück, der uns in den erſten Zeiten des Jahrhunderts entgegenleuchtete. Und an dieſer Erſcheinung hat die Reformation einen nicht geringen Antheil. Die Fürſten nämlich, welche die neue Lehre in ihren Gebieten einführten, konnten ſchon bei den mannigfachen Einrichtungen, welche die Religionsveränderung nothwendig machte, die Landſtände nicht entbehren: ſpäter, als ſie auf den Angriff des Kaiſers oder der katholiſchen Stände gefaßt ſein mußten, oder wenn ſie ſelber die Waffen ergriffen, hatten ſie die Zuſtimmung und die Hülfe der Landſchaft doppelt nöthig: kurz, ohne die Landſtände konnten ſie die neue Stellung unmöglich behaupten. Daher erhob ſich gerade in den evangeliſchen Gebieten das landſtändiſche Weſen zu einer neuen Bedeutung. Und in den katholiſchen Ländern wirkten ähnliche oder ihnen verwandte Urſachen zur Hervorbringung derſelben Erſcheinung.

Ueberhaupt war jener ſtaatliche Freiheitsſinn, wie wir ihn im Eingange dieſes Buches in Deutſchland wahrgenommen haben, noch lange nicht erloſchen: ein nicht unbeträchtlicher Theil von Deutſchland war vielmehr eben daran, ihm neue Grundlagen zu verſchaffen. Der ganze Norden von Deutſchland, welcher an dem Bauernkriege keinen Theil genommen — nur in Preußen fand eine, ebenſo ſchnell wieder unterdrückte Bauernerhebung ſtatt — war noch ungebrochen. Vielmehr erhob ſich dort erſt jetzt eine Bewegung, ähnlich der, welche in den Jahren 1522 bis 1525 das ſüdliche Deutſchland ergriffen hatte. Die Bevölkerung begann jetzt die neue Lehre einzuführen, in den Fürſtenthümern und in den Städten, und im Gefolge dieſer religiöſen Bewegung war überall eine ſtaatliche, eine demokratiſche. Die alten Stadträthe nämlich waren meiſt Anhänger der alten Lehre: ſie wurden entweder geſtürzt und neue Räthe, mit neuen Verfaſſungen traten an ihre Stelle, oder, wenn man ſie ſtehen ließ, ſo wurden ſie wenigſtens gezwungen, Zugeſtändniſſe an die Gemeinde zu machen. Dieſe Bewegung im Norden war von Jahr zu Jahr in beſtändigem Zunehmen begriffen, und wir werden ſpäter noch darſtellen, zu welch weit ausſehenden Entwürfen ſie führte.

Und auch im Süden war die freiere ſtaatliche Richtung keineswegs erſtorben. Sie trat vielmehr in zwei religiöſen Parteien äußerſt ſtark und gewichtig hervor, nämlich in der zwingliſchen und in der myſtiſchen. Dieſe führen uns aber zu einer neuen Reihe von Betrachtungen.

Wenn es auch den Wittenbergern gelungen war, eine neue Kirche zu gründen, in welcher ihre Grundſätze die Herrſchaft behaupteten, dadurch die Reformation neuerdings in ſpaniſche Stiefeln einzuſchnüren und den Geiſt ſo viel wie möglich auszutreiben, ſo machten ſie noch keineswegs die ganze reformatoriſche Partei aus, nicht einmal die Mehrzahl, ja nicht einmal die Hälfte. Vielmehr kann man behaupten, daß von der Zeit an, wo ſich der lutheriſche Lehrbegriff und die lutheriſche Kirche zu jener ſchroffen Rechtgläubigkeit abgeſchloſſen hatte, welche die wichtigſten und großartigſten Ideen der reformatoriſchen Bewegung mit Füßen trat und wieder ausmerzte, die der lutheriſchen entgegengeſetzten Richtungen innerhalb der reformatoriſchen Partei immer mehr Anhänger gewannen, unter den Gelehrten, wie unter dem gemeinen Volke. Und nichts war natürlicher, als dieſe Erſcheinung. Denn was hatte man denn eigentlich mit dem Lutherthum gewonnen? Ein neues ebenſo unduldſames Prieſterthum, wie das katholiſche, eine neue nur aus einem anderen Grunde hergeleitete Unterdrückung der religiöſen Freiheit und der Freiheit der Forſchung, ein Preisgeben der Unterthanen an die ſchrankenloſe Gewalt der Obrigkeit: in der That, nicht ſehr lockende Errungenſchaften! Dagegen hatte ſich in den übrigen religiöſen Richtungen der urſprüngliche friſche freie Geiſt der Reformation noch in voller Kraft erhalten, wohl hie und da überwuchert durch Unkraut, aber ohne daß der Stamm wirklich darunter gelitten hätte. Dahin wandten ſich nun die Gemüther.

Zwingli hatte indeſſen ſeine Lehre vom Abendmahl, von den Sakramenten überhaupt, ſo wie ſein ganzes religiöſes Lehrgebäude weiter ausgebildet. Darin nahmen nun diejenigen Lehren, welche Luther als die hauptſächlichſten anſah, wie die von der Erbſünde, von der Unfreiheit des Willens, von der Rechtfertigung durch den Glauben und dergleichen, entweder eine untergeordnete Stelle ein, oder Zwingli ſetzte ihnen ſogar andere entgegen. Im Ganzen hielt er ſich viel mehr an die urſprünglichen Ideen der Reformation, an die Innerlichkeit, an die Geſinnung, an die Liebe, und ſeine ganze Richtung befriedigt bei weitem mehr den geſunden Menſchenverſtand, wie die lutheriſche. Luther wurde aber beſonders durch Zwinglis Lehre vom Abendmahl ſo wüthend, daß er ihn in den heftigſten Schmähſchriften bekämpfte, ihn in gleiche Rangſtufe mit den Wiedertäufern warf, und ihn als Ketzer hinzuſtellen ſich bemühte. Zwingli und ſeine Freunde antworteten, und zwar mit ſo viel Gelehrſamkeit und Schärfe der Beweisführung, daß ſie den Wittenbergern ſehr empfindliche Niederlagen beibrachten, zumal da ſie ſich in dem ganzen Streit würdevoll benahmen. Wie in der Lehre, ſo war auch in der Einrichtung der Kirche Zwingli von Luther verſchieden. Während dieſer die Kirchenverfaſſung auf die fürſtliche Gewalt gründete, ſo hielt ſich Zwingli als Republikaner an die urſprüngliche Idee der Reformation, daß die Gemeinde dieſelbe zu beſtimmen habe. Nur veränderte er dieſen Gedanken inſoferne, als er das Recht der Gemeinde auf den großen Rath, den Vertreter derſelben, zurückführte. Immerhin aber erhielt dadurch die Kirchenverfaſſung eine demokratiſche Grundlage. Auch der Gottesdienſt, wie ihn Zwingli einrichtete, war weſentlich von dem lutheriſchen verſchieden. Luther hielt ſich ſo viel als möglich an das Hergebrachte, und ließ von den alten Kirchengebräuchen ſo viel beſtehen, als ſich nur einigermaßen mit der neuen Lehre vertragen mochte: Zwingli aber vereinfachte den Gottesdienſt außerordentlich, beſeitigte die Bilder, ſelbſt die Kirchenmuſik, in dieſer Beziehung an die myſtiſchen Parteien ſich anſchließend. Endlich was die ſtaatlichen Richtungen beider Männer betrifft, ſo ſpielte bei Zwingli gerade in den letzten Jahren ſeines Lebens das Staatliche eine große Rolle. Das Streben, die weltliche Verfaſſung der Eidgenoſſenſchaft umzugeſtalten, wobei Zürich und Bern, welche die Reformation angenommen, das Uebergewicht erhalten hätten über die katholiſchen Urkantone, nahm ſeine Thätigkeit nicht minder in Anſpruch, wie die Bewegung auf dem religiöſen Gebiete, und er ſtand keinen Augenblick im Zweifel, für die Durchführung ſeiner ſtaatlichen Anſichten die Waffen zu ergreifen. Wie geſagt: er hielt es durchaus nicht mit dem wahren Chriſtenthum für unvereinbar, ſich um den Staat und die bürgerliche Freiheit, und zwar auf das Eifrigſte zu bekümmern, während Luther dem Chriſten in ſtaatlichen Dingen die Rolle des Dulders und des Leidenden zuweist: das Vorbild des „beſchränkten Unterthanenverſtandes" unſeres Jahrhunderts.

Die zwingliſche Richtung fand in ganz Süddeutſchland eine ſehr große Verbreitung: in den Reichsſtädten, welche ſich entſchieden für die Reformation ausgeſprochen und demgemäß neue kirchliche Einrichtungen getroffen hatten, bekannten ſich die Obrigkeiten faſt ausſchließlich zu ihr, und begreiflich fand unter den Einwohnern die lutheriſche Auffaſſung noch viel weniger Bekenner. Indeſſen erſtreckte ſich die Wirkung der zwingliſchen Lehren ſelbſt bis in diejenigen Gebiete hinein, wo äußerlich wenigſtens die lutheriſche Auffaſſung die Herrſchaft beſaß: ſelbſt im Norden von Deutſchland fanden Zwinglis Meinungen eine Menge von Anhängern.

Aber noch eine größere Verbreitung fanden die Lehren der verſchiedenen myſtiſchen Parteien, welche die Zeitgenoſſen ſammt und ſonders unter dem Namen der Wiedertäufer zuſammenzufaſſen pflegen. Dieſe Bezeichnung iſt eigentlich nicht richtig, indem die Wiedertaufe keineswegs bei allen myſtiſchen Parteien zu den weſentlichen Lehren gerechnet ward, und ſelbſt diejenigen, bei welchen ſie eine bedeutendere Rolle ſpielt, legen auf ſie doch kein größeres Gewicht, als auf andere Lehren. Gleichwohl wollen auch wir die Bezeichnung der Kürze wegen beibehalten. Auch hatten die Zeitgenoſſen dieſes Wort nicht ganz ohne Grund gebraucht: denn bei den meiſten dieſer Parteien galt die Wiedertaufe gewiſſermaßen als äußeres Unterſcheidungs- und Erkennungszeichen. Wir haben geſehen, welch bedeutende Rolle die Wiedertäufer bis zum Bauernkriege und noch während deſſelben geſpielt. Nach dem unglücklichen Ausgange des Umſturzverſuches verloren ſie ſich nicht nur nicht, ſondern ihre

Bedeutung wie die Zahl ihrer Bekenner wuchs von Jahr zu Jahr. Alle mit den öffentlichen Zuſtänden Unzufriedenen ſcheinen ſich zu ihnen geſchlagen zu haben: man kann ſie daher, um in der Sprache unſerer Tage zu reden, die äußerſte Linke der Bewegung nennen, die eigentliche Freiheitspartei. Daraus ſchon ergibt ſich, daß ſie nicht in allen Dingen gleich dachten, ſondern daß eine Menge verſchiedener Anſichten bei ihnen auftauchten: in der That, bereits im Jahre 1530 zählte man unter ihnen mehr als 70 Sekten. Es kann nicht unſere Abſicht ſein, hier ins Einzelne einzugehen. Wir begnügen uns, die allgemeine Richtung der Wiedertäufer darzuſtellen und den Standpunkt zu bezeichnen, welchen ſie nunmehr in der geiſtigen Entwicklung unſerer Nation einnahmen.

Vor Allem muß man ins Auge faſſen, daß die Wirkſamkeit der Wiedertäufer eine doppelte iſt. Erſtens erſcheinen ſie als Widerſtandspartei gegen kirchliche und ſtaatliche Unterdrückung, zweitens arbeiten ſie alle religiöſen Gährungsſtoffe nicht nur der Reformationszeit, ſondern der myſtiſchen Richtung überhaupt in ſich durch. In beiden Beziehungen ſind ſie der Ausgangspunkt für eine Reihe ſehr bedeutender Erſcheinungen auf dem Gebiete des Staates, wie der Kirche, nicht nur in Deutſchland, ſondern in den Niederlanden, in Frankreich, in England, in Nordamerika. Das ganze Sektenweſen zur Zeit der engliſchen Staatsumwälzung lehnt ſich an dieſe wiedertäuferiſchen Richtungen an.

Was nun das Erſte anbetrifft, ſo war der Widerſtand der Wiedertäufer, gleich wie in der erſten Zeit ihres Auftretens, nicht minder gegen Staat und Geſellſchaft, wie gegen die Kirche gerichtet. Und das letzte Ziel dieſes Widerſtandes ging auf eine vollkommene Freiheit, auf Beſeitigung jeder Art von Beherrſchung hinaus. Sie griffen deßhalb vor Allem das Prieſterthum an, und zwar nicht blos das katholiſche, ſondern auch das evangeliſche: und hier nicht nur das, wie es ſich in der lutheriſchen Kirche neuerdings entwickelt hatte, ſondern auch das zwingliſche. Denn wenn auch Zwingli ſeine Kirche auf die Gemeinde gegründet hatte, ſo ſpielte doch eine Zwiſchenbehörde, der große Rath, die größte Rolle dabei: der Rath ernannte die Prediger, und ſo wie dieſe ernannt waren, ſo nahmen ſie in der Gemeinde ein nicht minderes Anſehen für ſich in Anſpruch, wie die lutheriſchen. Die Wiedertäufer hingegen hielten an der urſprünglichen Idee des allgemeinen Prieſterthums mit unerbittlicher Folgerichtigkeit feſt, wollten keinen neuen Prieſterſtand dulden, ſondern ſie ernannten nur Vorſteher für ihre Gemeinden. Ihre kirchliche Verfaſſung war eine durchaus demokratiſche. Aber nicht nur das Prieſterthum griffen ſie an, ſondern auch alle diejenigen Lehren, welche dem Prieſterthum eine gewiſſe Unterlage für eine neue Herrſchaft verſchaffen konnten, vor Allem alſo jede auf ein religiöſes Geheimniß ſich ſtützende Lehre, welches den Prieſter unentbehrlich macht, wie z. B. das Sakrament des Abendmahls. Daher die Wiedertäufer Jeſus nicht als Erlöſer betrachteten, ſondern nur als Lehrer und Vorbild. Dagegen fand die Läugnung der Gottheit Chriſti bei ihnen eine immer größere Verbreitung. Durchgängig nehmen ſie die Freiheit des menſchlichen Willens an, vermöge der göttlichen Kraft, die im Menſchen wohne und ihm ſchon das Rechte lehre. Alſo auch von dieſer Seite ſtellen ſie den Menſchen auf ſeine eigenen Füße.

Wie in der Kirche, ſo nahmen ſie auch im Staate, wie wir aus dem Bisherigen hinlänglich erſehen haben, eine vollkommene Freiheit und Gleichheit der Menſchen in Anſpruch und da der wirkliche Staat dieſe Forderung nicht im Geringſten erfüllte, ſo erhoben ſie gegen den Staat überhaupt Widerſtand, gegen alle ſeine Einrichtungen, gegen jede obrigkeitliche Gewalt. Es iſt alſo im Grunde eine gewiſſe Herrſcherloſigkeit, Anarchie, wie wir es gegenwärtig nennen, was ſie verlangen: ſie behaupten, Niemand habe das Recht, über den Andern zu herrſchen: alle Menſchen ſeien einander gleich. Folgerichtig beſtreiten ſie dann auch das Recht des Staates, die Todesſtrafe zu verhängen, Krieg zu führen, überhaupt zu ſtrafen und das Schwert zu gebrauchen. An die Stelle des Staates ſetzen ſie dagegen ein ideales Zuſammenleben mit Gütergemeinſchaft, brüderlicher Liebe und vollkommenem Ueberfluß an Allem, mit Einem Worte, wie ſchon Münzer verlangte, ein Gottesreich auf Erden. Dieſe Anſichten waren keine vereinzelte Erſcheinung: wir können vielmehr ihre Strömung in der ganzen Entwicklung der Myſtik verfolgen: wir ſind ihnen bereits im 14. Jahrhundert begegnet, bei den Huſſiten, beim Pauker von Niklashauſen, bei der Bauernverſchwörung im Elſaß von 1493, bei dem Bundſchuh in Lehen. Und der innere Zuſammenhang dieſer ſocialiſtiſchen

Anſichten mit der religiöſen Grundlage der Myſtik wird wohl durch ihre pantheiſtiſche Richtung vermittelt. Wenn Gott in der Welt, in der Natur, in der Menſchheit erſt zum Daſein gelangt, ſo begreift es ſich, daß er wünſchen muß, daß dieſes Daſein eines ſeiner würdiges ſei: der Wunſch der Gottheit muß alſo dahin gehen, daß derjenige Grundſtoff, in welchem ſich Gott auf der höchſten Stufe offenbart, indem er in ihm zum Selbſtbewußtſein gelangt, nämlich das Menſchengeſchlecht, in der That der Tempel Gottes ſei: und die Aufgabe der Menſchheit iſt alſo, ſchon in dieſer Welt nach allgemeiner Heiligung, nach einem Gottesreiche zu ſtreben. Während die katholiſche, insbeſondere aber die lutheriſche Kirche den Menſchen nach jenſeits verweiſt, wo er den Lohn für ſeine Tugenden und für ſeine Leiden finden werde, und inzwiſchen den Großen dieſer Welt verſtattet, die Erde zu einem Marterhaus für die Menſchheit umzugeſtalten, wie denn Luther in der That die Fürſten nur die Büttel und Henker unſers Herrgotts nennt, glaubt vielmehr die pantheiſtiſche Myſtik nur dadurch Gott recht zu dienen, daß ſie ſeine eigentliche Behauſung, nämlich die Menſchheit, zu einem ſchönen Garten bereitet, in welchem der Herr mit Wohlgefallen ſich ergehen könne, in welchem nicht einige Wenige die Anderen mit Füßen treten, ſondern wo der Menſch ein ſeinem Urbild entſprechendes Daſein führt. Nach der Myſtik iſt das letzte Ziel des Menſchen eine völlige Entäußerlichung ſeiner ſelbſt, ſeines Ich, ſo daß zuletzt eben nur dasjenige in ihm zurückbleibt, was Gott iſt. Ein ſolcher Menſch iſt nichts Beſonderes, hat nichts Beſonderes: er lebt nur für das Ganze, für Gott. Sind, wie dies das letzte Ziel der Menſchheit ſein muß, Alle von dieſem Geiſte durchdrungen, ſo hört natürlich alle Beſonderheit auf, und eine vollkommene Brüderlichkeit, eine Gemeinſchaft in Allem und Jedem tritt ein. Auch Geſetze ſind nicht mehr nöthig: denn Alle ſind von dem gleichen Geiſte der göttlichen Liebe beſeelt. Ein ſolches wahres Reich Gottes auf Erden zu gründen, das iſt das Streben Gottes ſelbſt, und ſomit aller derer, die von ſeinem Geiſte durchdrungen ſind.

Wir glauben mit dem Obigen die tiefere Bedeutung der religiös-ſocialiſtiſchen Beſtrebungen der Wiedertäufer dargelegt zu haben. Abgeſehen aber von ihrem Zuſammenhange mit der pantheiſtiſchen Richtung der Myſtik hatte die Ausſicht auf ein Gottesreich auf

Erden, wo alle die Plackereien der Herrſchenden aufhören würden, ſo viel Lockendes, daß ſchon deßhalb eine Menge von Menſchen zu den Wiedertäufern hingezogen wurde, insbeſondere ſeitdem die Beſtrebungen des Bauernkrieges mißlungen waren. Gerade die zahlloſen Leiden und Drangſale, welche die niederen Stände von der Rachſucht der Fürſten zu erdulden hatten, und welche ihnen zuletzt unerträglich wurden, ließen ihnen den Eintritt eines ſolchen Gottesreiches äußerſt wünſchenswerth erſcheinen, und zwar nicht erſt in weiter Ferne, ſondern in der allernächſten Zukunft. Was man wünſcht, hofft man. Daher fand die Meinung, daß jenes Gottesreich ſehr nahe bevorſtehe, allgemeine Verbreitung. Damit in Verbindung ſtanden freilich eine Menge wunderlicher Meinungen, Weiſſagungen, Abenteuerlichkeiten. Denn man darf nicht vergeſſen, daß die Wiedertäufer fortwährend an einer unmittelbaren Verbindung Gottes mit dem Menſchen feſthielten, und daß daher allerlei Offenbarungen, welche Gott den Auserwählten zukommen laſſe, eine große Rolle ſpielten. Auch macht es die Erbitterung gegen die herrſchenden Gewalten, und gegen die Grauſamkeiten, die ſie an den Bauern, wie an den Wiedertäufern ſelber verübten, begreiflich, daß der Gedanke, das Gottesreich könne nur durch Vernichtung aller beſtehenden Gewalten, alſo nur mit Blutvergießen aufgerichtet werden, ſich immer feſter ſetzte. Nicht Wenige aber wieſen dieſe Rolle der Auflöſung aller beſtehenden Verhältniſſe den Türken zu: auf dieſe, welche in jener Zeit immer drohendere Fortſchritte machten, ſetzten die Wiedertäufer die größte Hoffnung: ſie meinten, ſie würden mit ihren Heerſchaaren über Europa hereinbrechen, alles ausfegen, was dem Reiche Gottes widerſtrebe, und dann würde dieſes auf dem allgemeinen Untergange des Beſtehenden aufgerichtet werden können.

Dieſe Seite der wiedertäuferiſchen Thätigkeit, Widerſtand gegen das Prieſterthum und gegen die beſtehenden Staatsordnungen, war die am meiſten in die Augen fallende und wohl auch die einflußreichſte und wirkſamſte. Aber nicht minder beachtenswerth iſt die andere Seite, nämlich die innerliche Durcharbeitung der verſchiedenen religiöſen Gährungsſtoffe, der vorzugsweiſe reformatoriſchen ſowohl, wie der myſtiſchen.

Darin unterſcheiden ſich die Wiedertäufer eben auch weſentlich von der evangeliſchen, beſonders der lutheriſchen Kirche, daß, während dieſe ſich ſchroff abgegränzt hat und mit Aengſtlichkeit darüber wacht, daß keine abweichenden Lehrmeinungen innerhalb derſelben auftauchen, die Wiedertäufer dagegen in ſchrankenloſer Freiheit alle religiöſen Ideen und Fragen bis zur äußerſten Gränze verfolgen, ohne ſich viel darum zu bekümmern, was daraus werden könne. Wir bemerken daher bei den Wiedertäufern die bunteſte Mannichfaltigkeit der Meinungen. Freilich konnte es nicht fehlen, daß neben tiefſinnigen und geiſtreichen Anſichten auch Schwärmerei, Selbſtbetrug, Verkehrtheit, baarer Unſinn, ja ſogar völlige Lächerlichkeit in üppiger Fülle emporſchoß. Das gehörte eben auch zur Durcharbeitung der religiöſen Fragen, und jede Verkehrtheit trug gewiſſermaßen das Heilmittel in ſich ſelbſt, ſo wie man ihr geſtattete, bis zur äußerſten Gränze voranzugehen, wo ſie in ſich ſelbſt zuſammenfallen mußte. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, dieſe verſchiedenen wunderlichen Geſtaltungen des religiöſen Bewußtſeins bei den wiedertäuferiſchen Sekten weiter zu verfolgen. Nur einige Punkte, die nicht ohne eine allgemeine Bedeutung ſind, wollen wir herausheben.

Wir haben geſehen, welch große Rolle das „Evangelium" in der Reformation ſpielte, und daß ſich dieſelbe eine Zeitlang eigentlich nur auf die Forderung beſchränkte, das Evangelium, das Wort Gottes, wie es in der Bibel enthalten iſt, rein zu predigen. Nun beſtritten zwar die Wiedertäufer die Bibel als das einzige Wort Gottes, indem ſie neben ihr noch ein inneres Wort annahmen. Nichts deſtoweniger aber hielten ſie die Bibel ſehr in Ehren, und zwar nicht blos das neue, ſondern auch das alte Teſtament. Sie ſtudierten ſie ſehr eifrig und beachteten ſorgfältig ihre Ausſprüche, beſonders deßhalb, weil ſie die in der Bibel dargeſtellten ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände zu Vorbildern für die Gegenwart nahmen. In dieſer Beziehung hielten ſich viele von ihnen mit ſolcher Treue an den wörtlichen Ausſpruch der Bibel, daß ſelbſt Luther, der doch ſein ganzes Lehrgebäude auf den Wortverſtand derſelben gründete, ihnen gegenüber zu Schanden werden mußte. Zum Beiſpiel: weil in der Schrift ſteht, was euch in das Ohr geraunt iſt, das kündet von den Dächern, ſtiegen ſie auf die Dächer und predigten von da herab. Oder, weil es heißt, mit den Kindern müſſe man zu Kindern werden, ſo gebehrdeten ſie ſich in Allem, wie die Kinder. Weil es heißt, den Gläubigen und Reinen ſind alle Dinge rein, ſo aßen ſie, auch wenn ſie krank waren, Alles ohne Unterſchied. Weil es heißt: ſorget nicht, was ihr eſſen werdet, ſo ſetzten ſich ein Mal zwölfhundert Wiedertäufer zuſammen, um auf die Speiſe zu warten, die ihnen der himmliſche Vater zuſenden werde. Durch nichts konnte wohl die Einfältigkeit des lutheriſchen Grundſatzes, die Bibel nur nach dem Buchſtaben zu faſſen, deutlicher bewieſen werden, als durch dieſe Folgerichtigkeit der beſchränkten, aber ehrlichen Schwärmer, während Luther in hundert Fällen wenigſtens fünfzig Mal ſich über ſeinen eigenen Grundſatz hinwegſetzte, ohne ihn im Mindeſten aufzugeben.

Ein anderer Grundſatz der Wiedertäufer, wie der Myſtiker überhaupt, war die Entweltlichung, die Verachtung aller, ſelbſt der unſchuldigſten Vergnügungen, von Muſik und Saitenſpiel, von ſchönen Kleidern und ſonſtigem Putz, überhaupt von Verſchwendung und Pracht, von Wohlleben und Ueppigkeit. Dieſer Grundſatz hatte offenbar damals ſeine Berechtigung: es war eine wohlthätige Rückwirkung gegen die ungeheuere Verſchwendung und Prunkſucht, die in allen Ständen eingeriſſen war, insbeſondere aber auch gegen die Unſittlichkeit, deren ſich die Lutheraner ſchuldig machten. Denn dieſe legten ſich Luthers Lehre, daß die guten Werke zu nichts nütze ſeien, und daß Alles der Glaube an den Erlöſer thue, folgerichtig dahin aus, daß ſie ſich allen Begierden hingeben dürften, die Liebe des Nächſten vernachläſſigen, ſie ſeien durch Chriſti Erlöſungstod doch der göttlichen Gnade theilhaftig. Zu dieſem Schluſſe berechtigten ſie ſo manche Aeußerungen Luthers, wie z. B., daß Tugend und Rechtſchaffenheit heidniſche Eigenſchaften wären, oder daß ſich Niemand zu beſſern brauche, ſondern nur ſeine Unfähigkeit, das Gute zu thun, erkennen ſolle. Auch finde ich, daß ein großer Theil der Wiedertäufer gerade durch ihr einfaches ſtilles arbeitſames Leben, das ſie nicht blos von Andern forderten, ſondern in der That ſelber führten, im Allgemeinen einen ſehr vortheilhaften Eindruck machten und zwar auch auf Solche, die nicht zu ihnen gehörten. Ausdrücklich wurden ſie wegen dieſer Eigenſchaften von Unparteiiſchen den Lutheranern vorgezogen. Auf der anderen

Seite warfen ihnen die Gegner nicht mit Unrecht vor, daß ſie durch ihr Eifern gegen die Welt ein neues Mönchthum einführten: denn manche, wie ſchon oben erwähnt, hielten eben auf äußere Dinge, auf unſcheinbare Tracht, auf Seufzen, Sauerſehen und dergleichen entſetzlich viel, und trieben auch die Entäußerlichung auf eine Spitze, wo ſie lächerlich werden mußte. Ich brauche nicht erſt daran zu erinnern, daß ſich dieſe Richtung, ſowohl in ihrer ſchönen ſittlichen wie in ihrer unberechtigten Seite, bei vielen ſpäteren Sekten, ja bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wie z. B. bei den Quäkern und bei den Pietiſten.

Ein Hauptgrundſatz der reformatoriſchen Bewegung war das Hervorheben der Geſinnung gegenüber den bloßen äußerlichen Werken, welche die Kirche vorſchrieb. Und wir haben eben geſehen, wie weit Luther ſeine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben trieb. Recht verſtanden liegt in jenem Satze, daß Alles auf die Geſinnung ankomme, eine tiefe unbeſtreitbare Wahrheit, aber falſch verſtanden mußte ſie auch auf Abwege führen, wie wir eben bei den Lutheranern wahrgenommen. Während nun eine Partei der Wiedertäufer im Widerſpruch gegen den „todten Glauben“ der Lutheraner, der zur Fleiſchlichkeit führe, auf gute Werke und äußere Zucht drang, ſtellte eine andere Partei den Satz auf, ein Wiedergeborener, d. h. Einer, der einmal vom Geiſt Gottes durchdrungen ſei, könne nicht ſündigen, er ſei ſündelos. Eine Anſicht, wie wir uns erinnern, welche bereits die Myſtiker des 14. Jahrhunderts aufgeſtellt haben. Auch dieſer Satz hat noch in einem gewiſſen Sinne ſeine Berechtigung, allein es wurde ihm nun der andere hinzugefügt: auch wenn er Dinge thue, die bei Andern Sünde wären, ſündige er nicht. Denn eigentlich ſündige nicht der Wiedergeborene, ſondern nur das Fleiſch. Damit war nun freilich der Heuchelei Thür und Thor geöffnet.

Offenbar aber drückte ſich hierin das Bedürfniß aus, das Verhältniß der Sinnlichkeit zu dem Sittengeſetze feſtzuſtellen und der erſteren ihre Berechtigung zu verſchaffen. Wir haben geſehen, welch großen Einfluß die Natur auf die reformatoriſchen Anſichten übte, und daß eben die Nothwendigkeit, das Naturgeſetz zu berückſichtigen, beſonders mitwirkte, um die Anſichten über die Ehe und über das Verhältniß beider Geſchlechter umzugeſtalten. Die Anſichten über dieſes Verhältniß, und über die Ehe namentlich, waren im Anfang der Reformation ſehr naturaliſtiſch, und gingen viel weiter, als man ſpäter für gut erachtete. Luther hielt es durchaus für unmöglich, Keuſchheit zu bewahren, und geſtattete dem Naturtrieb ſo viel, daß er ſogar einmal zweifelte, ob nicht die Vielweiberei erlaubt ſei: dem Landgrafen Philipp von Heſſen wurde auch bekanntlich von dem wittenberger Theologen eine doppelte Ehe geſtattet. Man muß ſich übrigens, um den rechten Standpunkt zu gewinnen, erinnern, daß in jenem Zeitalter der Geſchlechtstrieb überhaupt in einer ganz ungewöhnlichen Erregung war, offenbar im Zuſammenhang mit der geiſtigen Aufgeregtheit der Menſchheit, und daß eben in jenes Zeitalter die Entſtehung der Luſtſeuche fällt. Auch die Wiedertäufer nahmen dieſe Frage in die Hand und löoten ſie der That nach mitunter in ſehr natürlicher Weiſe: da aber ihre ganze Richtung eine ideale war, ſo ſuchten ſie die Begründung weniger in der Natur als vielmehr im Geiſte, und dadurch erhielt ihre ganze Behandlung dieſer Frage nicht ſelten etwas Zweideutiges und Heuchleriſches. Doch muß man ſehr wohl verſchiedene Richtungen unterſcheiden.

Im Allgemeinen hielten ſie die Ehe keineswegs für ein unauflösliches Band, ſondern ſie verlangten ſogar die Löſung derſelben, wenn der Zweck derſelben nicht vollkommen erreicht würde.

Die Einen — und es werden dieſe wohl die größere Mehrzahl ausgemacht haben — hielten den Zweck der Ehe nur dann erreicht, wenn die Seelen der Ehegatten zuſammen ſtimmen: das ſei die rechte, die geiſtliche Ehe. Eine Ehe, wo jene Uebereinſtimmung der Seelen nicht ſtattfinde, ſei daher aufzulöſen, und wo ſich eben Zwei finden, die zu einander paſſen, müſſen ſie ſich heirathen.

Die Andern hielten, den Grundſatz der Gütergemeinſchaft in roher Weiſe faſſend, auch eine Gemeinſchaft der Weiber für nothwendig.

Wieder Andere hielten die Ehe überhaupt für unzuläſſig. Andere verlangten von den Weibern Befriedigung der Sinnlichkeit, indem ſie dieſelbe auf allerlei Säze der Schrift zu ſtützen ſuchten. Und manche Sekten trieben in ihren Zuſammenkünften offenbar Unzucht. Verirrungen, die uns ſchon bei den myſtiſchen Sekten des 14. Jahrhunderts begegnet ſind, und die in der geſchlechtlichen

Gereiztheit der Zeit ihre hauptſächlichſte Erklärung finden. Denn im Allgemeinen begegnen uns dieſe geſchlechtlichen Verirrungen bei den Wiedertäufern nicht häufiger, ja nicht einmal ſo häufig, als bei den anderen Religionsparteien. Der Unterſchied zwiſchen ihnen beſtand nur darin, daß die Andern ſich dem Geſchlechtstrieb ohne Weiteres überließen, während die Wiedertäufer für die Befriedigung desſelben ein Geſetz aufſtellen wollten. —

An die Wiedertäufer ſchließt ſich eine andere Reihe geiſtiger Entwicklungen an, welche noch eine höhere Stufe einnimmt, als die eben betrachtete. Es iſt diejenige Richtung der Myſtik, die wir die geiſtige oder philoſophiſche genannt haben. Zu ihr gehörten eine Anzahl von bedeutenden Männern, wie Johann Denck, Hetzer, Kautz, Bünderlin, Schwenkfeld, Johann Campanus, Michael Servet, welche alle mehr oder minder die pantheiſtiſche Seite der Myſtik ausbildeten. Von dieſen ruhte Caspar Schwenkfeld von Oſſing, ein ſchleſiſcher Edelmann, welcher zuerſt in Schleſien weſentlich zur Einführung der Reformation mitgewirkt, bald aber in Folge eines Streites mit Luther, deſſen Rechtfertigungslehre er nicht billigen konnte, ſeine Heimath verlaſſen mußte, und ſich nun vielfach in den ſüddeutſchen Städten umhertrieb, noch am Entſchiedenſten auf der urſprünglichen Grundlage der Myſtik, nämlich auf einem tiefen religiöſen Gefühl. Er gab die Perſönlichkeit Gottes und Chriſti nicht auf, nahm aber, wie die Wiedertäufer, eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf den Menſchen an, und bekämpfte die ganze äußere Kirchlichkeit der neuen Rechtgläubigkeit und alle ſich darauf beziehenden Grundſätze. Bei den andern tritt ſchon mehr der Verſtand hervor. Johann Campanus und Michael Servet bekämpften wiſſenſchaftlich die Lehre von der Dreieinigkeit. Denck, Hetzer, Kautz, Bünderlin, weſentlich pantheiſtiſcher Richtung, entwickelten beſonders die Lehre, daß Chriſtus nicht Gott ſei. Die Spitze von Allen aber bildet Sebaſtian Franck, welcher für das Reformationszeitalter das iſt, was Eckart für das 14. Jahrhundert, ohnſtreitig einer der gewaltigſten Geiſter Deutſchlands in jener Zeit, als Philoſoph unbedingt der erſte.

Von ſeinem äußeren Leben iſt wenig bekannt. Er war zu Donauwörth geboren, wahrſcheinlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts, hat ſich bis zum Jahre 1530 etwa um und in Nürnberg aufgehalten, ging dann nach Straßburg, von da vertrieben 1532 nach Eßlingen, 1533 nach Ulm, wo er bis 1539 blieb, auch hier durch die Theologen vertrieben nach Baſel, Straßburg, wahrſcheinlich auch nach Sachſen, und iſt wohl im Jahre 1543 geſtorben. In ſeinen früheren Jahren mag er lutheriſcher Pfarrer geweſen ſein, ſpäter legte er ſich nur auf die Schriftſtellerei, trieb aber nebenbei noch immer ein Gewerbe: ſo war er einmal Seifenſieder, ein anderes Mal Buchdrucker. Er beſaß einen großen Schatz von Kenntniſſen und zwar in allen Gebieten des Wiſſens: beſonders aber die geiſtigen Beſtrebungen ſeiner Zeit hat wohl keiner ſo genau gekannt, wie er, und mit ſolcher Vorurtheilsloſigkeit behandelt.

Francks Bedeutung iſt eine doppelte: erſtens iſt er Philoſoph, und als ſolcher hat er den reformatoriſchen Grundſatz der Freiheit des Geiſtes zu vollſter Klarheit durchgebildet, zweitens iſt er Volksſchriftſteller, und als ſolcher von weſentlichem Einfluß auf die Bildung der Nation.

Was das Erſte anbetrifft, ſo hat wohl keiner ſeiner Zeitgenoſſen die einfachen, großen, wahrhaft befreienden Grundſätze der Reformation in dieſer Reinheit und Folgerichtigkeit aufgefaßt und in ſich dargeſtellt, wie Sebaſtian Franck. Die Lehren von der Gewiſſensfreiheit, von der völligen Bedeutungsloſigkeit jeder äußerlichen Gottesverehrung, von dem allgemeinen Prieſterthum, von der Verwerfung der äußeren Kirche, von der Geſinnung, von der chriſtlichen Liebe ſind von ihm auf das Schönſte entwickelt, und heute noch kann man, was er darüber ſagt, als Muſter einer freien, edeln, wahrhaftigen, vorurtheilsloſen Denkweiſe empfehlen. Er unterſcheidet ſich darin ſehr vortheilhaft nicht nur von den neuen evangeliſchen Kirchen, ſondern auch von ſo manchen Sekten der Wiedertäufer, bei denen die Schwärmerei eine nicht geringe Rolle ſpielte. Auch in ſtaatlicher Beziehung erkennt man in ihm den ächt reformatoriſchen Geiſt: mit Freimüthigkeit geißelt er die öffentlichen Zuſtände ſeiner Zeit, die Laſter und Gebrechen des Fürſtenthums, ja er neigt ſich auch ſocialiſtiſchen Meinungen hin, obſchon er nicht ſo weit geht, wie die Wiedertäufer, welche eine vollkommene Umkehr der geſellſchaftlichen Ordnung bezweckten. Auch ſteht er entſchieden auf dem nationalen Standpunkte: er iſt ein Deutſcher mit Leib und Seele, und ein großer Theil ſeiner Schriften — wir werden ſpäter noch darauf zurückkommen — iſt der Darſtellung von deutſchem Weſen und deutſcher Sitte gewidmet; er hatte vorzugsweiſe die Bildung ſeiner Nation im Auge.

Um nun zu ſeiner Philoſophie überzugehen *), ſo nimmt er von vornherein keine andere Quelle der Erkenntniß an, als die Vernunft. Er nennt ſie wohl auch mit den Myſtikern das innere Wort Gottes und gibt ihr noch andere Namen, aber er verſteht nichts Anderes darunter, als die Vernunft, das Ich. Dieſes innere Wort, als das eigentliche Wort Gottes, ſetzt er nun mit dem entſchiedenſten Bewußtſein dem äußeren Worte, der Bibel, entgegen, ja er ordnet die letztere der Vernunft dergeſtalt unter, daß die Ausſprüche der Bibel nur inſoferne anzunehmen ſeien, als ſie der Vernunft nicht widerſprechen. Nichts ſei lächerlicher, als die Bibel nach dem Wortverſtande zu nehmen: wollte man dies, ſo könne man aus ihr allen möglichen Unſinn ableiten: Ovids Buch von der Kunſt zu lieben, könne man ebenſo leicht vertheidigen, als den Buchſtaben der Schrift. Da nun alſo das innere Wort die Hauptſache ſei, ohne welche das äußere nicht einmal verſtanden werden könne, ſo ſchadete es auch nichts, wenn die Bibel verloren ginge. Es fällt ihm natürlich nicht ein, dieſes innere Wort blos auf die Chriſten zu beſchränken: auch die Heiden hätten es beſeſſen: die ganze Menſchheit ſei deſſelben theilhaftig.

Und nun, mit dieſer Befreiung von jedem fremden Anſehen, entwickelt er denn ſeine Anſichten über den Zuſammenhang der Dinge. Seine Lehre iſt im Weſentlichen eine pantheiſtiſche und die Schriften der Myſtiker des 14. Jahrhunderts haben einen großen Einfluß auf ihn geübt. Alles, was iſt, iſt Gott: er iſt die einzige Subſtanz, und außer ihm gibt es Nichts. Gott iſt aber auch nur, ſoferne er in der Welt iſt. Denn an und für ſich iſt Gott nichts: er iſt willenlos, affektlos, bewegungslos, ohne Zeit, ohne Raum, kurz er iſt nichts. Er wird erſt etwas in der Welt, in den Kreaturen. Aber Gott hat die Welt nicht etwa erſt erſchaffen: da

---

*) Die Hauptquelle ſind ſeine Paradoxa. 1534. Ausführlicher habe ich über Franck gehandelt in meiner Reformationsgeſchichte III. S. 314—396. Vergleiche auch noch den inhaltreichen Aufſatz von Baur in Zellers theologiſchen Jahrbüchern Jahrgang 1848. S. 490 folg.

er ohne die Welt nichts kann, nichts will, vielmehr iſt ſie als dasjenige, wodurch Gott iſt, von Ewigkeit geweſen, und wird in Ewigkeit ſein: ſie iſt ewig und unendlich, wie Gott ſelbſt: denn Gott iſt nur mit der Welt und in der Welt. Demgemäß nimmt Franck auch die Ewigkeit und Unvergänglichkeit des Stoffs, der Materie, an. Jedes geſchaffene Ding vergehe wohl, d. h. verliere die beſondere Form, in welcher es zur Erſcheinung gekommen, aber es gehe keineswegs unter: die Subſtanz bleibe ewig. Ein Ding zerfällt in Staub, aber aus dem Staube entwickelt ſich wieder ein Neues. Die Erde iſt wie ein Phönix: ſie bleibt für und für. Wenn Gott Alles in Allem iſt, aller Weſen Weſen, wie ſich Franck ausdrückt, aller Leben, Gewächs, Natur Leben, Gewächs, Natur, ſo verſteht es ſich, daß er auch im Menſchen iſt, oder vielmehr, daß er auch das Weſen des Menſchen ausmacht. Nach Franck iſt Gott in der That jede wirkende Kraft im Menſchen: der Menſch kann nichts thun ohne Gott, ſelbſt die Sünde nicht: denn Gott iſt eben Alles, wie denn auch ſelbſt der Teufel Gott iſt.

Franck ſieht alſo in Gott die wirkende, ſchaffende Naturkraft, die, weil ſie die einzige Subſtanz iſt, auch Alles wirken muß, und welche demgemäß auch das Böſe wirkt. Dieſes Wirken Gottes erfolgt mit Nothwendigkeit zufolge ſeines Weſens, nicht mit vorbeſtimmtem Willen. Gott hat vielmehr keinen Willen, ſondern er wirkt in jedem Dinge verſchieden, je nach dem Weſen und nach der Natur dieſes Dinges: er wirkt dem Weſen der Pflanze entſprechend, in der Pflanze, wiederum anders im Steine. Und ſo wirkt er auch im Menſchen, wie der Menſch will: er iſt hier nur die freie nachfolgende Kraft, deren ſich der Menſch bedient, und ohne welche der Menſch nichts machen kann, aber dieſe Kraft ſelber iſt willenlos. So wird Gott erſt im Menſchen zum Willen, wie er auch erſt in ihm zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt gelangt.

Durch dieſe beiden Eigenſchaften, durch die Freiheit des Willens, wie dadurch, daß Gott erſt in ihm zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt gelangt, erſcheint der Menſch als Krone der Schöpfung, ja als Gott ſelbſt. Die Freiheit des Willens vertheidigt Franck ſehr eifrig gegen die lutheriſche Lehre von der Erbſünde: gerade darin unterſcheide er ſich von allen anderen Geſchöpfen, daß er dieſe Freiheit beſitze. Ja, er deutet gewiſſermaßen an, daß er durch dieſe Eigenſchaft das vollkommenſte Weſen ſei, und, uneigentlich geſprochen — da Gott an ſich ja nicht iſt, da Gott für ſich ja keinen Willen habe — noch über Gott ſtehe. Und dieſelbe Ueberlegenheit behauptet der Menſch, ſoferne ſich Gott in ihm erkennt. Auch hier nimmt Franck als Maßgebendes den Menſchen ſelber, ſeine Individualität an, und je nach dieſer geſtaltet ſich die Erkenntniß von Gott, d. h. es gibt nach ihm durchaus keine abgelöſte Vorſtellung von Gott, keine, die außerhalb des Menſchen in Wirklichkeit ſei, ſondern die Gotteserkenntniß richtet ſich nach der beſonderen Bildungsſtufe des Menſchen, und iſt gewiſſermaßen nur der Abdruck ſeines Innern. Und ſo deutet Franck bereits an, daß die bibliſchen Lehren von dem Zorne Gottes und von ſeiner Verſöhnung durch Chriſti Tod im Grunde nur das Erzeugniß unſerer eigenen Vorſtellungen von Gott ſeien; die Menſchen könnten ſich eben Gott nicht anders, als zornig denken, als ein Weſen, das nur durch ein Opfer ſich befriedigen laſſe, deßhalb bildeten ſie ſich jene Lehren aus. Der Schwerpunkt ſeiner Lehre fällt demnach auf das menſchliche Selbſtbewußtſein, auf das Ich, und nach dieſem geſtaltet ſich auch die gegenſtändliche Welt verſchieden: dem Einen ſo, dem Anderen anders: ein Anklang, wie man ſieht, an die Grundlage der Fichte'ſchen Philoſophie und der Feuerbach'ſchen.

Aus dem Bisherigen wird hervorgegangen ſein, daß bei unſerem Franck der perſönliche Gott vollkommen verſchwunden iſt: ja es hat den Anſchein, als ob Gott nach ihm in der Natur und im Menſchen ganz und gar aufgegangen und verloren ſei, als willenloſe mit Nothwendigkeit wirkende Naturkraft. Aber an anderen Stellen erſcheint er nun doch wieder als Perſönlichkeit. Genau betrachtet, iſt zwar Franck hiebei nur auf die ſeinen Zeitgenoſſen geläufigen Vorſtellungen eingegangen, aber es iſt doch nicht zu verkennen, daß er unter Gott außer der wirkenden Kraft noch etwas anderes verſteht: nämlich die Idee des Guten, das gleichfalls in unſeren Herzen niedergelegte Sittengeſetz. Das iſt das eigentliche Wort Gottes, das Licht der Natur, der heilige Geiſt, die Vernunft. Hiemit erſt gelangt Francks philoſophiſches Lehrgebäude zum Abſchluß. Dadurch ſucht er die obenangeführte Anſicht, daß Gott auch die Sünde wirkt, mit der Forderung der Sittlichkeit in Einklang zu bringen. Gott iſt alſo nach Franck in doppelter Weiſe im Menſchen: erſtens als Idee des Guten, als Sittengeſetz; zweitens als wirkende Kraft. Es iſt nun die Aufgabe des Menſchen, ſich mit der Idee des Guten zu durchdringen, ſein ganzes Selbſt dieſer Idee zum Opfer zu bringen, denn nur ſie iſt das eigentliche Sein: nur dann, wenn er ſie in ſich aufgenommen, wenn er ſie in ſich zur Herrſchaft hat gelangen laſſen, hat er Gott und hat Gott ihn, iſt er Gott ſelbſt. Der Menſch kann nun freilich ſich von der Idee des Guten abkehren, den entgegengeſetzten Weg gehen, das Böſe thun, ſündigen. Indem er dies thut, ſo gibt er das eigentliche Sein, Gott, auf — denn nur Gott iſt — und ſtrebt nach dem Gegentheil des Seins, nach dem Nichts. Die Sünde iſt alſo eigentlich Nichts, und Sündigen das Streben, aus dem Nichts ein Etwas, ein Sein zu machen. Nun könnte allerdings der Menſch die Sünde nicht vollbringen ohne Gott, ſoferne er die wirkende Kraft iſt, allein Gott will die Sünde nicht, er vollzieht als wirkende Kraft nur den Willen des Menſchen. Ebenſo vollzieht Gott auch den Willen des Menſchen, ſo wie er ſich zum Guten, zum eigentlichen Weſen Gottes kehrt, das in unauslöſchlichen Zügen in ſein Herz gegraben iſt.

Und nun brauchen wir kaum erſt zu bemerken, daß Franck auch von Chriſtus und von der Lehre von der Erlöſung eine von der lutheriſchen und von der hergebrachten Kirchenlehre ſehr abweichende Meinung gehabt hat. Er ſah in Chriſtus nicht Gott, ſondern nur das Muſter eines Menſchen, welcher eben das Sittengeſetz in ſich zur vollkommenſten Herrſchaft gebracht hat. Aber Chriſtus iſt nicht der einzige Menſch dieſer Gattung, ſondern alle Menſchen von höherer, edlerer Richtung, auch die Heiden nicht ausgenommen, ſind auf gleiche Stufe zu ſetzen, wie denn überhaupt jeder Menſch Chriſtus werden ſoll und auch werden kann. —

Nicht minder bedeutend, wie als Philoſoph, war Franck als Volksſchriftſteller. Er hat es ſich, wie es ſcheint, zur Lebensaufgabe geſtellt, das Volk zu geiſtiger wie ſtaatlicher Freiheit heranzubilden. Was er ſchrieb, war daher nur auf das Volk berechnet. Und er beſaß auch alle Fähigkeiten, eine ſolche Aufgabe zu löſen. Nächſt Luther ſchrieb vielleicht keiner einen ſo kräftigen, klaren, verſtändlichen und anſchaulichen Styl, wie er: auch ſeine philoſophiſchen Bücher zeichnen ſich darin aus, wiewohl es keine kleine Aufgabe war, in der noch ungelenkigen Sprache die geeigneten Ausdrücke zu finden.

Beſonders aber wollte er auf das Volk durch geſchichtliche Arbeiten wirken. Und als Geſchichtſchreiber nimmt er ebenfalls eine ganz bedeutende Stelle ein. Namentlich beachtenswerth ſind ſeine deutſche Geſchichte (1534) und ſeine allgemeine Chronik (1531). Was ihn vor allen andern auszeichnet, iſt die beſondere Rückſichtnahme auf die Culturgeſchichte. So ſtellte er ſich in der allgemeinen Chronik zur beſonderen Aufgabe, die verſchiedenen Einrichtungen in Staat und Kirche geſchichtlich zu verfolgen: er zeigte, wie der Adel entſtanden, wie die Leibeigenſchaft, Zehnten, Steuern, Zölle aufgekommen, von wo ſich die Fürſten herſchreiben, die Verhältniſſe der Städte und dergleichen; namentlich der Geſchichte der Kirche und ihrer verſchiedenen Einrichtungen, der Mönchsorden, der Kirchenlehre, des Papſtthums u. ſ. w. widmete er eine große Aufmerkſamkeit. Und nicht minder bildend und unterrichtend war die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Anſichten der heidniſchen Philoſophen über die Entſtehung der Welt, über das Verhältniß zwiſchen Gott und Welt, Gott und Menſch, und andere das geiſtige Leben berührende Gegenſtände. Wohl am bedeutendſten aber war ſeine Ketzerchronik, in welcher er die von der Kirchenlehre abweichenden Meinungen der früheren, wie ſeiner eigenen Zeit ſehr ausführlich beſchreibt: dieſer Theil ſeiner Chronik iſt für jene Zeit eine unſchätzbare Quelle. Dabei vergaß er nun die deutſche Nation insbeſondere nicht; er ſchrieb nicht nur eine deutſche Geſchichte, welche im Ganzen wohl nicht ſo bedeutend iſt, wie die allgemeine Chronik, aber doch hinreichend war für die Bildung des Volks, ſondern er ſammelte auch die deutſchen Sprüchwörter, in denen ſich die ganze geſunde Natur unſeres Volkes niedergelegt, und die treffenden Bemerkungen, mit denen er ſie begleitete, wirkten vielleicht ebenſo mächtig, wie manches ſeiner größeren Bücher. —

Ein verwandter Geiſt war Theophraſtus Paracelſus von Hohenheim: geboren 1493 zu Einſiedeln in der Schweiz, geſtorben 1541. Was Franck auf dem Gebiete der Philoſophie und der Geſchichte, war er auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft. Der mächtige Aufſchwung, den die Naturforſchung ſeit dem 15. Jahrhundert genommen hatte, und der ſich in geiſtigem Zuſammenhange mit den reformatoriſchen Bewegungen von Jahr zu Jahr ſteigerte, fand endlich in Paracelſus den kräftigſten Vertreter, ja ſeine Spitze. Mit Recht haben ihn ſchon die Zeitgenoſſen — wenn auch manche nur aus Spott — den Luther der Heilkunde genannt. Er hat die Feſſeln der Schule und des Herkommens zerbrochen, und ſeine Wiſſenſchaft nur aus dem reinen ungetrübten Borne der Natur geſchöpft. Es bezeichnet ſo recht die ganze Kühnheit und Urſprünglichkeit ſeines Weſens, daß er ſeine Vorleſungen in Baſel — wohin er im Jahre 1526 als Profeſſor der Naturkunde berufen ward – damit eröffnete, daß er die Werke von Galen und Avicenna, an deren Ausſprüche ſich die ärztlichen Schulen bisher eben ſo ſklaviſch zu halten pflegten, wie die Scholaſtiker an den falſch verſtandenen Ariſtoteles, feierlich verbrannte, wie Luther ſeiner Zeit die Bannbulle und das geiſtliche Recht verbrannt hatte. Und die Verachtung, welche er gegen den ganzen gelehrten Troß der Hochſchulen hegte, der ohne Selbſtändigkeit der Forſchung und des Urtheils nur die alten hergebrachten Meinungen nachplappert, konnte er freilich nicht ſchärfer und gröber ausdrücken, als indem er ſagte: ſeine Schuhriemen wüßten mehr, als die Alten, und ſein Bart habe mehr Erfahrung, als alle hohen Schulen. „Mir nach! ruft er aus, ich nicht euch, ihr Galen, Avicenna! Mir nach, ich nicht euch, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meißen, ihr von Köln, ihr von Wien ꝛc. Mir nach, und ich nicht euch, mein iſt die Monarchie!“ Denn er ſchöpfe aus der rechten Quelle, aus der Natur. Sie allein ſei die Lehrmeiſterin.

Und Paracelſus war vollkommen berechtigt zu dieſem Selbſtgefühl. In der That, er iſt nicht nur der Reformator der Heilkunde, ſondern auch in gewiſſem Sinne der geſammten Naturwiſſenſchaft zu nennen. Zwei Eigenſchaften befähigten ihn dazu: erſtens eine außerordentlich reiche Erfahrung, in der es ihm keiner ſeiner Zeitgenoſſen gleich that; zweitens eine äußerſt feine, ſcharfe und glückliche Beobachtungsgabe, die es nicht blos verſteht, die äußeren Erſcheinungen der Dinge wahrzunehmen, ſondern den inneren Zuſammenhang, die Naturgeſetze ſelber zu entdecken. Die Erfahrung ſammelte er ſich auf ſeinen vielen Reiſen, mit denen er faſt das ganze Leben zubrachte: denn außer den zwei Jahren, die er ſich in Baſel aufhielt — ſchon 1528 verließ er die Hochſchule wieder — war er beſtändig unterwegs. Er durchforſchte alle Länder Europas und verſäumte keine Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu erweitern:

ſelbſt von Landfahrern, Nachrichtern, Scherern, ſagt er, habe er ſich nicht geſcheut zu lernen. Und ſo hat er nicht blos im Allgemeinen durch die Aufſtellung eines richtigen Grundſatzes eine neue Bahn gebrochen, ſondern auch im Einzelnen ſehr wichtige Entdeckungen gemacht. Namentlich iſt von Bedeutung, daß er die Scheidekunſt mit der Heilkunde in Verbindung ſetzte; er brachte eine Menge chemiſcher Arzneimittel in Aufnahme, und war überhaupt ſchon zu dem Grundſatze gelangt, welchen die neuere Heilkunde ſich angeeignet, daß die Geſundheit in der richtigen Miſchung der Stoffe beſtehe, und daß die Krankheit nicht ſelten in der Ausſcheidung oder in dem Uebergewicht eines Stoffes zu ſuchen ſei: die Aufgabe ſei nun, den Abgang jenes Stoffes zu erſetzen oder ſein Uebergewicht zu verringern. Man erſtaunt überhaupt, wie weit Paracelſus bereits im Einzelnen gekommen war. So ſtellte er ſchon die wichtige Behauptung auf, daß alles Leben aus Samen, aus Begattung hervorgehe, nicht blos der Menſch, ſondern auch die Pflanze. Er bewies bereits die Grundloſigkeit des Satzes in der Heilkunde, daß man das Entgegengeſetzte mit Entgegengeſetztem heilen müſſe: in ſoferne der Vorgänger der Homöopathie, wie er denn die Arzneimittel vereinfachte und ein beſonderes Gewicht auf die Heilkraft des Körpers ſelber legte. Die ſogenannte Paraſitentheorie, wornach die Krankheit als Individuum zu betrachten iſt, die ebenfalls aus einem Keime entſpringe und ſich im menſchlichen Körper nur eingeniſtet habe, eine Lehrmeinung, welche heut zu Tage eine ganze Schule von Aerzten beſchäftigt, iſt bereits von ihm klar ausgebildet worden.

Seine bedeutendſten Leiſtungen hat er alſo offenbar in der Heilkunde vollbracht. Aber Paracelſus wollte das ganze Reich der Natur umfaſſen und den inneren Zuſammenhang deſſelben ſich erklären. Auch kommt er in der That faſt in jeder ſeiner Schriften, auch wenn ſie den beſonderſten Gegenſtand betreffen, auf das Allgemeine zurück: das Kleinſte ſetzte er mit dem großen Ganzen in Beziehung. Es braucht wohl nicht erſt bemerkt zu werden, daß es ihm bei der Größe der Aufgabe, bei dem Mangel an Vorarbeiten, nicht möglich war, überall das Rechte zu treffen, daß er in manchen Vorurtheilen ſeines Zeitalters ſtecken blieb, oder daß er bei den Verſuchen, manche Naturerſcheinungen ſich zu erklären, der Einbildungskraft einen zu großen Spielraum gewährte, die ihn denn auf Abwege führte. So leitete er Regen, Schnee, Hagel, Wind, Donner und Blitz von den Geſtirnen ab: von den Schneeſternen komme der Schnee, von den Windſternen der Wind und dergleichen: bei der Erklärung von Donner und Blitz, obſchon er ſie ebenfalls von den Sternen ableitete, ſchwebte ihm doch eine Ahnung von der eigentlichen Urſache vor. Mitunter lehnte er ſich an den deutſchen Volksglauben an, was um ſo begreiflicher iſt, als er die Neigung hatte, alle Kräfte der Natur zu perſonificiren, ſei es auch nur, um den Gedanken um ſo mehr zu veranſchaulichen. So meinte er, jeder Körper in der Natur habe ſeinen Geiſt, ſeinen Spiritus, damit das Leben deſſelben bezeichnend. Aber er nahm auch mit der altdeutſchen Götterlehre Nymphen, Gnomen, Lemuren (Luftgeiſter) an, denen er alle die Eigenſchaften zuſchreibt, wie der Volksglaube: der Menſch ſtehe aber über ihnen, als freies, göttliches Weſen. Auch darin ging er mit dem Volksglauben, daß er an die Kräfte der Sympathie glaubte: dies aber, wie wir gleich ſehen werden, doch nur mit einer gewiſſen Beſchränkung.

Trotz alledem aber hat er auch auf dieſem Gebiete ſeine unläugbaren Verdienſte. Und dieſe treten beſonders in zwei Punkten hervor, wodurch er auf die allgemeine geiſtige Entwicklung der Nation einzuwirken vermochte, nämlich einmal in der Bekämpfung des Aberglaubens, und zweitens in ſeiner Lehre vom Menſchen und deſſen Verhältniß zur Welt.

Was das Erſte betrifft, ſo bekämpfte er ebenſowohl den Wahn der Sterndeuterei, daß die Geſtirne das Schickſal des Menſchen beſtimmten, als die Alchemie, welche da vermeinte, aus unedeln Erzen Gold hervorbringen zu können, und dergleichen, auf das Entſchiedenſte. Allerdings mochte es einiger Zeit bedurft haben, bis ſich Paracelſus von dieſen Vorurtheilen ſeiner Zeit, — wurde er ja ſelbſt in dieſen alchemiſchen und aſtrologiſchen Wiſſenſchaften unterrichtet — losgeriſſen hatte. Auch fand er ſich bei ſeinem herumſchweifenden Leben, wo er oft bitteren Mangel leiden mußte, nicht ſelten in der Lage, von der Thorheit ſeiner Zeitgenoſſen Gebrauch machen zu müſſen, mit Sterndeuterei und ähnlichen Künſten ſich ſein Brod zu verdienen, und ſo mochte er zum Theil wohl ſelber mit daran Schuld ſein, wenn man ihn als Vertreter einer Richtung betrachtete, von welcher er nicht nur nichts hielt, ſondern die er ſogar in ſeinen Schriften entſchieden bekämpft *). Unter der Alchemie, wie er dies Wort in ſeinen Schriften gebrauchte, verſtand er nichts weiter, als Scheidekunſt, und ein hauptſächlicher Zweck derſelben ſei, Arzneien zu bereiten. Einen Einfluß der Geſtirne auf die Erde nahm er allerdings an, aber nicht in der Weiſe der Sterndeuter, ſondern wie oben bemerkt, er betrachtete ſie als die natürlichen Urſachen gewöhnlicher wiederkehrender Naturerſcheinungen. Und ſo war er auch ein entſchiedener Widerſacher jenes Aberglaubens, welcher dem Menſchen im Bund mit dem Teufel und böſen Geiſtern die Macht zuſchrieb, gewiſſe

---

*) In der Ausgabe ſeiner Werke von Johann Huſerus. Baſel 1589, welche zehn Bände umfaßt, finden ſich allerdings manche Schriften, welche im Widerſpruche mit dieſer Behauptung zu ſtehen ſcheinen. Aber dieſe ihm zugeſchriebenen Schriften ſind nicht alle von ihm, ſondern von andern; manche mögen einer früheren Zeit angehören, wo er ſich noch nicht durchgebildet hatte, und andere, welche allerdings Gedanken von ihm enthalten, ſind verfälſcht, wie er denn ſelber erzählt, daß ſeine Schüler ihm Manches angedichtet und von dem Ihrigen zugeſetzt hätten. Zu den Büchern, welche nicht von Paracelſus herrühren, obſchon offenbar mit Gedanken von ihm durchflochten, rechne ich die neun Bücher de rerum natura im ſechsten Bande ſeiner Werke. Es iſt dies eine Schrift, auf welche ſich ſeine Gegner beſonders berufen haben, und in welcher es allerdings an barocken und unſinnigen Gedanken nicht fehlt. Es findet ſich dort das „Recept, ein Menſchlein zu machen“, die Geſchichte von dem Goldbaume und Anderes. Man darf übrigens nur die Vorrede zu dieſer Schrift leſen (angeblich vom Jahre 1537), um zu erkennen, daß ſie unmöglich von Paracelſus ſein kann. Hier bittet er ſeinen guten Freund, dem er die Schrift widmet, ſie äußerſt geheim zu halten, als einen großen Schatz, ſie Niemanden mitzutheilen, damit nicht etwa die Sophiſten, nämlich Paracelſus wiſſenſchaftliche Gegner, darüber herfallen könnten. Das iſt nicht die Sprache des Paracelſus. Er hat es im Gegentheil als ſeine Lebensaufgabe betrachtet, ſeine Gegner überall anzugreifen, wo nur immer möglich. Sich vor ihnen zu verkriechen, war nicht ſeine Sache. Wie ganz anders iſt ſeine „Vertheidigungsſchrift“ vom Jahre 1538 (im zweiten Band, S. 143 folg.), welche unzweifelhaft ächt iſt. Hier beklagt er ſich, daß ſeine Gegner den Druck ſeiner Schriften abſichtlich verhindert hätten, weil ſie ſich vor ihm fürchteten. Auch war es ihm in der That nur durch die Landſtände des Herzogthums Kärnthen, denen auch die Schrift gewidmet iſt, gelungen, dieſe nebſt einigen anderen herauszugeben. Uebrigens bemerkt der Herausgeber Huſerus ſelbſt, daß von den neun Büchern de rerum natura nicht die Handſchrift des Paracelſus ſelber aufgefunden werden konnte. Dem Drucke lag eine andere Handſchrift zu Grunde. Doch iſt die Bemerkung Huſers, daß er eine Schrift nach der eigenen Handſchrift des Paracelſus abgedruckt, noch kein Beweis für die Aechtheit. Denn gerade manche ſolcher angeblich nach Paracelſus Handſchrift abgedruckten Werke widerſprechen ſich ſo ſehr, daß ſie unmöglich von Einem Verfaſſer ſein können.

übernatürliche Dinge zu vollbringen. Alles, was geſchehe, geſchehe durch Gott, und nicht durch den Teufel. Der Teufel habe nicht einmal die Macht, einen Topf zu zerbrechen oder wieder ganz zu machen, wenn Gott es nicht wolle. Nichts lächerlicher daher, als die Vorſtellungen von ſeiner großen Macht. In der That leitet er alle Hexerei, Zauberei u. ſ. w. aus der Einbildungskraft her, und die Geiſter succubus und incubus, welche in den Hexengeſchichten eine ſo große Rolle ſpielen, läßt er ganz einfach „aus der ſtarken Imagination derer kommen, die in Sinnen und Gedanken buhlen". In dieſem Ankämpfen gegen den Hexenglauben hatte er einen Geſinnungsgenoſſen an Cornelius Agrippa von Nettesheim, welcher überhaupt viel Aehnlichkeit mit Paracelſus beſaß und in ſeinem Buche über die Eitelkeit des menſchlichen Wiſſens geiſtvoll ſchon den wiſſenſchaftlichen Zweifel bei uns angebahnt hatte. Trat Paracelſus gegen den Teufel in die Schranken, ſo bekämpfte er nicht minder die Heiligen, inſoferne der fromme Aberglaube ihnen oder ihren Gebeinen die Kraft zuſchrieb, Krankheiten zu heilen und dergleichen. Das ſei Alles Betrug der Prieſter: der Körper der Heiligen ſei eben nicht anders, wie der anderer Menſchen und könne nichts wirken, was wider ſeine Natur wäre. Und in gleiche Rangſtufe mit dieſem Aberglauben ſetzte er die Ceremonien, auf welche er bei Gelegenheit der unſichtbaren Krankheiten zu ſprechen kommt: er drückt ſich über ſie in ächt reformatoriſchem Sinne aus *).

Ueberhaupt iſt nicht zu verkennen, daß die reformatoriſche Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete einen großen Einfluß auf ihn ausübte; beſonders Luthers Perſönlichkeit achtete er ſehr hoch. „Wer dem Luther feind iſt, ſagt er in der Vorrede zu ſeinem Paragranum, dieſelb Rott' iſt mir auch verhaßt." Und ſo vertiefte er ſich denn nach der Weiſe der Zeit in das Studium der Bibel, wovon alle ſeine Schriften genugſam Zeugniß ablegen, und ſelbſt die lutheriſche Grundlehre von der Erlöſung durch Chriſtus hat ihn mächtig ergriffen. Man ſieht aber auch zugleich, daß Paracelſus viel zu ſelbſtändig war, um Luthern in allen ſeinen Verirrungen unbedingt zu folgen. Gleich in der Hauptlehre von der Unfreiheit des menſch-

---

*) Seine Schrift de origine morborum invisibilium im erſten Bande der Werke iſt über die oben im Texte berührte Seite ſeiner Thätigkeit am merkwürdigſten.

lichen Willens weicht er entſchieden von ihm ab. Hier kommt er vielmehr ganz auf die Anſicht Sebaſtian Francks hinaus.

Der Menſch beſteht nach Paracelſus aus zwei verſchiedenen Naturen. Die eine iſt leiblich, tödlich, vergänglich, die andere iſt unvergänglich, ewig, göttlich. Beide Naturen ſind aus Gott, nur mit dem Unterſchied, daß die ewige unmittelbar aus Gott geboren, nicht erſchaffen wird, während die vergängliche das Ergebniß eines natürlichen Vorganges iſt, der ſich nach beſtimmten Geſetzen vollzieht. Der leibliche Menſch rührt zwar aus dem limbus, dem Urſtoff, aus welchem Gott alle Dinge geſchaffen hat. Gott iſt alſo bei Paracelſus weſentlich Schöpfer, und er ſtellt ſich ihn wohl einmal ſo vor, daß er ſich ſelber erſchaffen hat und die Welt. Allein mit dieſer Vorſtellung ſteht eine andere im Widerſpruch, wornach die Naturkräfte, welche die Welt erhalten, welche immerfort ſchaffen, vernichten, um daraus wieder Neues zu gebären, nicht geſchaffen ſind, ſondern ungeſchaffen, ebenſo ewig, wie Gott ſelbſt. Wir finden alſo im Grunde bei Paracelſus die zwei Erſcheinungsweiſen Gottes wieder, wie bei Franck, bei welchem Gott auf der einen Seite wirkende Kraft, auf der andern die Idee des Guten und Wahren iſt. Bei Paracelſus iſt Gott in letzter Eigenſchaft der Gebärer der menſchlichen Seele und der Richter über Gut und Bös, alſo die Stimme des Gewiſſens.

Was nun aber zunächſt die leibliche Seite des Menſchen betrifft, ſo hebt Paracelſus mit Entſchiedenheit die Abhängigkeit des Menſchen von der Natur hervor. Er kann nur beſtehen durch die Nahrung, und dieſe erhält er von der Natur. Bei der Auseinanderſetzung des Verhältniſſes des Menſchen zu ſeiner Nahrung ſtreift er ganz nahe an die materialiſtiſche Auffaſſung der Neuern hin. Er drückt das Verhältniß in ſeiner kräftigen Weiſe dadurch aus, daß er ſagt: der Menſch ißt ſich ſelbſt. Das heißt: das, was er iſt, iſt er eben nur durch die Nahrung, welche er verzehrt. Er ißt ſein eigenes Blut, ſeine eigenen Glieder, ſeine Arme, Beine, Nägel u. ſ. w. Ja, er ſagt ſogar, daß in den Kräutern z. B., welche der Menſch verzehrt, in gewiſſem Sinne die Formen des Menſchen ſelbſt enthalten ſeien. An dieſe Anſicht von dem unmittelbaren Zuſammenhange des Menſchen mit dem Stoffe, wornach er eben nur als das Ergebniß eines Vorganges der Naturkräfte erſcheint, ſchließt ſich auch die an, daß er in dem Menſchen nur eine höhere Stufe des Thieres erblickt. In jedem Menſchen, ſagt er, ſteckt ein Thier. Und mit dem thieriſchen Weſen im Menſchen bezeichnet er nicht etwa blos die allerniedrigſten Seelenkräfte, ſondern ſelbſt ſolche, zu welchen eine höhere Entwicklung des Verſtandes erforderlich iſt. Wie unter den Thieren ſelbſt ein bedeutender Unterſchied ſtattfinde, ſo daß das eine entwickelter ſei, als das andere, in demſelben Verhältniſſe ſtehe der Menſch zum Thier. Ein guter Baumeiſter ſteht in demſelben Verhältniß zum Storch, in welchem dieſer zu der Taube ſteht; ein guter Sänger in demſelben Verhältniß zur Nachtigall, wie dieſe zum Raben; ein guter Redner in demſelben Verhältniß zum Specht, wie dieſer zum Kranich. Ja, er ſpricht es offen aus, daß das Thier Vernunft habe (womit er den Verſtand meint), und unſere Vernunft ſei eben nichts weiter, als die Vernunft des Thieres, zur höheren Entwicklung gebracht. Und auch in ſo ferne ſteht der Menſch höher, als das Thier, als er verſchiedene Fertigkeiten verſchiedener Thiere in ſich vereinigt.

Indeſſen bleibt Paracelſus bei dieſer Seite des Menſchen nicht ſtehen, ſondern er ſchreibt ihm, wie oben angedeutet, noch eine höhere Natur zu, die göttliche. Dieſe göttliche Natur macht ihn erſt zum Menſchen: durch ſie wird er das edelſte Weſen der Schöpfung. Und dieſe Natur beſteht in der Fähigkeit, das Göttliche zu erkennen, Bös und Gut zu unterſcheiden, und ſich frei zu beſtimmen für das Eine oder für das Andere. In dem freien Willen des Menſchen ſieht er alſo ſein eigentliches Weſen, wie Sebaſtian Franck.

Dieſe hohe Stufe des Menſchen drückt er nun dadurch aus, daß er ihn die kleine Welt (den Mikrokosmos) nennt, im Gegenſatz zur großen (dem Makrokosmos). Er verſteht dieſen Ausdruck nicht bildlich, ſondern wirklich. Er ſagt, alle Beſtandtheile der Natur ſind im Menſchen vorhanden: nicht nur die Erde, Steine und Pflanzen, ſondern auch der Himmel, wie die Luft und das Firmament. In dem Firmament erkennt er nämlich das Thieriſche. Der Menſch aber befindet ſich troz alledem in beſtändigem Kampfe mit der Welt. Denn jedes Ding iſt an ſich zwar vollkommen, aber feindlich gegen das außer ſich Seiende: denn es hat eben nur einen Zweck, den der Selbſterhaltung; zu dieſem Zwecke bekämpft oder verſchlingt es die anderen Gegenſtände. Dieſer Gedanke, daß Alles in der Natur auf dem

Selbſterhaltungstriebe beruht, war ein tiefer Blick in die Naturwiſſenſchaft, und im entſchiedenſten Widerſpruche mit der bekannten Zweckmäßigkeitslehre der Theologen. — Auch Paracelſus wollte, wie Franck, zugleich auf das Volk wirken. Es bezeichnet ihn, daß er, was bis dahin unerhört war, ſeine Vorleſungen in Baſel deutſch hielt, während ſie bisher alle in lateiniſcher Sprache gehalten wurden. Ebenſo ſind alle ſeine Werke in deutſcher Sprache geſchrieben.

Was Paracelſus für die Heilkunde und für die Naturwiſſenſchaft überhaupt war, indem er die rechte Bahn zu ihrer Erforſchung eröffnete, war Nikolaus Kopernikus (ſtarb 1543) für die Sternkunde, und Andreas Veſalius (geboren zu Brüſſel 1512, geſtorben 1564) für die Zergliederung des menſchlichen Körpers. Der erſtere hatte ſein Werk über die Umwälzungen des Himmels, welches die wiſſenſchaftliche Begründung ſeiner Lehre von der Bewegung der Erde enthielt, bereits im Jahre 1530 vollendet, 1539 wurden ſeine Anſichten durch ſeinen Schüler Rheticus bekannt, und 1543 ward es gedruckt. Um ſicher zu gehen, widmete Kopernikus ſein Buch dem Papſte. Veſalius, auch inſoferne ein Geiſtesverwandter des Paracelſus, als er die Lehre Galens auf das Lebhafteſte bekämpfte, gab bereits im Jahre 1539 Tafeln über den menſchlichen Körper heraus, und 1543 folgte ſein Hauptwerk über die Einrichtung des menſchlichen Körpers, wodurch er dieſe Wiſſenſchaft vollkommen neu geſtaltete.

Fügen wir dieſen Vertretern des ächt reformatoriſchen Geiſtes im Leben und in der Wiſſenſchaft noch einen Mann hinzu, der zwar an Geiſt und Leiſtungen auf ſeinem Gebiete, der Dichtkunſt, ihnen nachſtand, aber in Bezug auf Streben, guten Willen und erfolgreiche Wirkſamkeit ihnen wohl an die Seite geſetzt werden darf. Wir meinen Hans Sachs, den Schuhmachermeiſter von Nürnberg, geboren 1494, geſtorben 1576. In religiöſer Hinſicht ſtand er zwar keineswegs auf der Höhe von Franck: im Gegentheil, er war ein gläubiger Chriſt, ein guter Lutheraner, und verherrlichte ſogar in ſeinen Dichtungen mitunter jene Glaubenslehren, wider welche eben die freiere Richtung der Zeit ſich erhob. Und auch als Dichter kann man ihn durchaus nicht zu den Sternen erſter Größe zählen. Er ſchrieb zu viel, als daß er auf die Form und Durcharbeitung der Gedanken die nöthige Muße hätte wenden, oder daß alle ſeine Arbeiten der Erguß einer ächt dichteriſchen Stimmung hätten ſein können. Demohngeachtet hat er eine nicht geringe Bedeutung. Denn einmal faßte er vom Lutherthum doch nur die befreiende reformatoriſche Richtung auf, welche aus dem größten Theil ſeiner Werke hervorleuchtet, und man kann wohl ſagen, was er etwa einſeitig Theologiſches gedichtet, iſt mehr äußeres Machwerk, als innerlich erfahren. Läßt er ſich auch nicht in tiefere Ergründung der religiöſen Fragen ein, ſo faßt er doch mit Schärfe die abgeſchmackten und zugleich verderblichen Folgerungen mancher der lutheriſchen Lehren ins Auge, insbeſondere diejenigen, welche aus der Lehre vom Glauben entſprangen. Schon im Jahre 1524 tadelte er in einem Schriftchen die Sittenloſigkeit der Lutheraner, welche meinten, mit ihrem Glauben ſei Alles gethan, während ſie die Liebe des Nächſten vernachläſſigten, worin doch die eigentliche Lehre des Evangeliums beſtehe, und ſpäter äußerte er ſich immer entrüſtet über die Streitigkeiten, welche innerhalb der reformatoriſchen Parteien über den Glauben entſprangen. Seine ganze Richtung war eine werkthätige: er wollte das Volk zur Tugend heranbilden, ein Streben, welches mit der ſchroffen Glaubenslehre Luthers, die keine Tugend kennt, nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden kann. Und hier hängt Hans Sachs mit der humaniſtiſchen Richtung zuſammen, welche, wie wir dargethan, vor dem Beginn der religiöſen Bewegung das Weſen des Chriſtenthums in die Sittenlehre ſetzte. Eines der Hauptverdienſte unſeres Dichters beſteht darin, daß er die an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts angebahnte Vermittlung zwiſchen der humaniſtiſchen und volksthümlichen Richtung mit vollſter Beſtimmtheit fortzuführen trachtete, und zwar in Bezug auf den Inhalt ſowohl, wie auf die Form. Was erſteren betrifft, ſo bearbeitete Hans Sachs alles, was ihm von alten Griechen und Römern durch Ueberſetzungen bekannt wurde, Geſchichtsbücher, Dichtungen, philoſophiſche Schriften auf ſeine Weiſe und brachte dadurch einen großen Vorrath von Kenntniſſen, Lebensregeln, Erfahrungen unter das Volk. Den Alten ſchloſſen ſich die neueren Humaniſten und Dichter, deutſche wie ausländiſche an: namentlich Boccacio wurde ziemlich von ihm ausgebeutet. Aber nicht minder bearbeitete er die Stoffe unſerer älteren vaterländiſchen Dichter, ſo daß er gleichſam alle Blüthen der dichteriſchen Strebungen älterer und neuerer Zeit noch einmal durchkoſtete und in neuem Gewande ſeinen Zeitgenoſſen vor die Augen brachte. Was nun aber die Form angeht, ſo iſt gar nicht zu verkennen, daß Sachs ein redliches Streben zeigte, die Volksdichtung aus der Rohheit, welcher ſie ſich Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts überlaſſen, herauszureißen und ihr eine edlere Richtung zu geben. Endlich hat er in einigen Zweigen der Dichtkunſt offenbare Fortſchritte gemacht, wie im Schauſpiel, welches unter ſeinen Händen etwas ganz Anderes wurde, als vorher. Zu dieſer Gattung hatte er die unläugbarſten Anlagen, wie auch zum Schwank, wo er mitunter das Vollkommenſte leiſtete. Und vergeſſen wir endlich nicht, daß unſer ehrlicher Schuſter, wie es ihm darum zu thun war, in veredelndem Sinne auf die Sittlichkeit ſeines Volkes einzuwirken, zugleich auch in ſtaatlicher Beziehung eine freie bürgerliche Seele beurkundete: er war ein Feind jeder Tyrannei, jedes Verſuches, das Volk um ſeine Freiheit zu berauben, und die ſchlechte Wirthſchaft der Großen, die Bedrückungen der Armen durch Beamte und Adel u. ſ. w., ſind nicht ſelten der Gegenſtand ſeiner ernſtlichſten Rügen. Hans Sachs hat zwar erſt 1560 eine Ausgabe ſeiner Werke veranſtaltet, allein ſchon vorher kamen die einzelnen Stücke in die Oeffentlichkeit: er war weit und breit berühmt und geleſen.

19. Die Ereigniſſe vom Reichstage zu Speier (1529) bis zur wittenberger Konkordie.

Man ſieht demnach: der befreiende reformatoriſche Geiſt des Jahrhunderts war immer noch thätig und trieb Blüthen und Früchte.

Und man darf die Wirkſamkeit dieſer freieren Richtungen nicht zu geringe anſchlagen. In dem erſten Jahrzehend nach dem Bauernkrieg beherrſchten ſie weit mehr, als man dies von dem Lutherthum behaupten kann, die öffentliche Meinung. Wie ſehr die zwingliſchen Lehren um ſich gegriffen — auch Albrecht Dürer, welcher überhaupt die reformatoriſche Bewegung mit ganzer Seele in ſich aufgenommen, bekannte ſich zu ihnen, wie ſo viele Nürnberger, obwohl der Rath ſtreng lutheriſch war — haben wir ſchon bemerkt, ebenſo, welch großen Anklang die wiedertäuferiſchen Meinungen bei den Maſſen fanden. Die Wiedertäufer wurden zwar von den fürſtlichen Regierungen ſchwer verfolgt: nicht ſelten wurden ſie zu Hunderten hingerichtet: und lutheriſche und katholiſche Fürſten handelten hierin ganz gleich. Aber trotz alle dem mehrten ſich von Tag zu Tag ihre Anhänger. Ihre Hauptniederlagen waren die großen Reichsſtädte, wie Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, Konſtanz. Hier wurden ſie geduldet: und eben hier zählten ſie die meiſten Bekenner, und ihre Meinungen drangen nicht ſelten bis in die Stadträthe ſelber ein. Und vielleicht noch größeren Einfluß, wenigſtens auf die gebildeteren und einflußreicheren Perſonen der Städte übten Männer, wie Denck, Schwenkfeld, Franck, Paracelſus. Francks Bücher wurden außerordentlich ſtark geleſen: von ſeiner Chronik mußten noch bei ſeinen Lebzeiten mehrere Auflagen veranſtaltet werden: ſie wurde, wie er es wünſchte, ein Volksbuch. In Ulm ſchützten ihn die angeſehenſten Männer der Stadt, wie der Bürgermeiſter Beſſerer. Und eben ſo weit verbreitet war die ſchwenkfeldiſche Richtung. Ueberhaupt hat es in jener Zeit eine nicht geringe Anzahl von Männern gegeben, welche in der Weiſe, wie Franck, frei über allen Parteien ſtanden, Männer, welche die urſprünglichen Grundſätze der Reformation in ihrer Tiefe erfaßten und vor keinen Folgerungen zurückbebten, denen es aber nicht einfiel, eine beſondere Sekte ſtiften zu wollen: ſie fanden ſich vielmehr auf gleiche Weiſe unter Lutheranern, Zwinglianern und Katholiken, ſo daß alſo dieſe Kirchen ſelbſt das ketzeriſche Gift in ihrem Schooße trugen. Und ſelbſt Männer, welche als Vertreter der einen oder anderen Kirche galten, namentlich aber Zwinglianer, wurden nicht ſelten von freigeiſtigen Meinungen angeſteckt.

Es war alſo noch keineswegs entſchieden, ob wirklich die ächte freie reformatoriſche Richtung oder ob die neue Rechtgläubigkeit, welche von ihr abgefallen war, den Sieg davon tragen werde. Das war einer der Gegenſtände des Kampfes, welcher in dem erſten Jahrzehend nach dem Bauernkriege von der Nation durchgefochten wurde.

Aber er war nicht der einzige. Zugleich ſetzte ſich der Kampf zwiſchen den reformatoriſchen Parteien überhaupt und zwiſchen der katholiſchen Kirche fort. Und in dieſen Kampf hinein ſpielt wieder ein anderer, der zwiſchen dem Fürſtenthum und dem Kaiſer oder dem Hauſe Habsburg.

Was den Katholicismus anbetrifft, welcher bis zum Jahre 1525 geiſtig faſt ganz überwunden zu ſein ſchien, ſo war dieſer Feind jetzt keineswegs mehr gering zu achten. Er erhob ſich mit neuer Kraft ſeit dem Ausgange des Bauernkrieges. Und nicht wenig trug zu ſeiner allmähligen ſittlichen Erſtarkung der Zwieſpalt bei, welcher unter den reformatoriſchen Parteien eingeriſſen war. Ebenſo der Glaubenszwang der Lutheraner. Nicht mit Unrecht ſagte man: wenn die evangeliſche Freiheit nur darin beſteht, daß man nichts anderes glauben darf, als was Luther lehrt, ſo wäre es nicht nöthig geweſen, von der gemeinſamen Kirche und vom Papſte abzufallen: wir haben ja nunmehr einen noch ſchlimmeren. Die Anzahl derer, welche von der Neuerung wieder zu der alten Kirche zurückkehrten, mehrte ſich von Tag zu Tag. Bei Manchen mochten wohl unreine Beweggründe mit im Spiele geweſen ſein. Aber ſehr Viele, und zwar doch meiſt bedeutende Männer, thaten dieſen Schritt aus Ueberzeugung. Es iſt ſehr beachtenswerth, daß die meiſten dieſer Männer, ſo lange ſie auf der Seite der Neuerung ſtanden, ſich zu freieren weitergehenden Meinungen bekannten, entweder ſich den Zwinglianern oder Wiedertäufern näherten, oder ſich beim Bauernkriege irgendwie betheiligt hatten und darum von Luther verfolgt wurden: ſo Georg Wizel, Johann Haner, Sylvius Egranus und Andere. Auch die Rechtfertigungslehre Luthers und die daraus entſpringende Sittenloſigkeit der neuen Rechtgläubigen war häufig die Urſache der Abtrünnigkeit. Auch darf man nicht vergeſſen, daß der größte Theil jener Männer nicht geſonnen war, wiederum Alles an der katholiſchen Kirche gut zu heißen: ſie hofften vielmehr immer noch eine Reform, wie denn auch die katholiſchen Stände dieſen Gedanken keineswegs aufgegeben hatten, weßhalb ſie faſt auf jedem Reichstage von dem Papſte die Zuſammenberufung einer allgemeinen Kirchenverſammlung verlangten.

Und bei alle dem war die feindſelige Geſinnung des Kaiſers gegen die neue Lehre nicht gering anzuſchlagen: jetzt insbeſondere, wo er nach der Beendigung des zweiten franzöſiſchen Krieges über alle ſeine Gegner Herr geworden und ſich mit aller Kraft den deutſchen Angelegenheiten widmen konnte.

Die Lage des Lutherthums in den nächſten Jahren nach dem Bauernkriege war daher ſehr bedenklich: es hatte die öffentliche Meinung nicht mehr auf ſeiner Seite, ſo viele Fürſten, ſelbſt den Kaiſer gegen ſich: und ſo erklärt ſich denn, wie Erasmus zu der Anſicht kommen konnte, es werde bald mit der neuen Kirche aus ſein. In der That wurde ſie eigentlich nur durch zwei Dinge gehalten: 1) durch Luthers Perſönlichkeit; 2) durch die Fürſten.

Luther war mehr noch, als Theolog: er war auch Menſch. Und der Menſch in Luther war viel mehr werth, als ſeine ganze Theologie. Während dieſe unter ſeinen eigenen Händen immer mehr erſtarrte, indem er in Folge der Streitigkeiten mit ſeinen Gegnern wie im Uebermuthe alle die Beſtandtheile aus ihr entfernte, die ihr eine tiefere Bedeutung zu geben und eine innere Entwicklungsfähigkeit zu ſichern vermochten, ſo erſetzte er durch ſeine ungeheuere Kraft, ſeinen Muth, ſeine Ausdauer, ſeine unglaubliche Thätigkeit und wohl auch durch ſeine Klugheit den Schaden, den ſeine theologiſche Einſeitigkeit angerichtet haben mochte. Und bei dieſen glänzenden Eigenſchaften beſaß er zugleich ein tiefes Gemüth, wodurch die Härte ſeines Lehrbegriffes gewiſſermaßen wieder gemildert wurde. Er liebte die Freuden der Geſelligkeit, des häuslichen Lebens, und ergab ſich ihnen mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines kindlich-frommen Sinnes. Und ſo war er auch ein großer Freund der Muſik, eine Liebhaberei, welche ſeiner Kirche einen großen Vortheil brachte. Denn Luther wurde dadurch der Schöpfer des proteſtantiſchen Kirchenliedes, welches der neuen Kirche eine tiefe religiöſe Weihe zu geben vermochte, und wodurch für das Lutherthum vielleicht mehr Anhänger geworben wurden, als durch alle ſpäteren Glaubensſchriften.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß an Luther alle die neuen ſeinem Lehrbegriff widerſprechenden Meinungen, mit denen er in ſo heftigem Kampfe liegen mußte, wirkungslos vorüber gegangen wären. Sie übten vielmehr auf ihn einen großen nachhaltigen Einfluß und warfen ihn in ein Meer von Zweifeln. Seine Bekenntniſſe in dieſer Beziehung ſind außerordentlich merkwürdig. Wir erſehen daraus, daß Luther gerade an der Grundlage ſeiner Theologie, an der Rechtfertigungslehre, faſt die ganze Zeit ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit hindurch gezweifelt hat: ja, er geſteht offen, daß er ſie eigentlich nie habe glauben können, und beneidete ſeine Schüler, denen es ſo leicht damit werde. Ebenſo machte ihm die Abendmahlslehre der Zwinglianer furchtbar zu ſchaffen, und nicht minder die anderen freieren Anſichten der Zeit. Zweifel an Gott, Dreieinigkeit, Unſterblichkeit, ewigem Leben quälten ihn vielfach, ja er ſagte offen, mit der bloßen Vernunft könne man dieſe Dinge nimmermehr begreifen. Dieſe Zweifel, meinte er nun, ſeien die Erzeugniſſe des Satans. Mit dem Teufel hat er überhaupt ſehr viel zu ſchaffen: alle Nacht komme er zu ihm, um ihn zu quälen und zu peinigen mit ſeinen Fragen und Zweifeln, und das Aergſte ſei, daß er ſo ſehr mit Schriftſtellen gerüſtet ſei, daß Luther gegen ihn nichts auszurichten vermöge. Es war Luthers geſunde Natur, ſein klarer Verſtand, die werkthätige Richtung, welcher er doch ſonſt im gewöhnlichen Leben zu folgen pflegte, welche ſolche Zweifel in ihm erregte, und faſt fühlt man ſich zu der Annahme geneigt, daß Luther, wenn er die rechten Männer um ſich gehabt, welche nicht in der Weiſe der Gegnerſchaft, ſondern als rathende und wohlwollende Freunde mit ihm geſprochen, zu einer freieren Anſicht hätte gebracht werden können. Wenigſtens ſagt er ſelbſt einmal bei Gelegenheit des karlſtadtiſchen Abendmahlſtreites, wenn ihm Einer vor fünf Jahren mit rechten Gründen für die freiere Anſicht begegnet wäre, er würde ſie mit der größten Freude angenommen haben. Und mit den vielfachen Zweifeln, die ihn fortwährend ängſtigten, konnte er faſt niemals allein fertig werden: er mußte immerfort Troſt bei ſeinen wittenberger Freunden ſuchen.

Aber eben dieſe ſeine Freunde waren keine Männer von ſelbſtändigem Urtheil, ſondern blinde Nachbeter Luthers, welche nicht wagten, eine eigene Meinung zu haben. Zu dieſen iſt auch Philipp Melanchthon zu rechnen. Er war urſprünglich Humaniſt und gehörte ſeinem Weſen nach zur Richtung des Erasmus, mit welchem er auch fortwährend in freundſchaftlichem Vernehmen ſtand. Er unterſchied ſich aber dadurch, und zwar keineswegs zu ſeinem Vortheile, von Erasmus, daß dieſer, wenn er auch äußerlich hin- und herſchwankte, in ſeinem Innern doch niemals die Unabhängigkeit ſeiner Denkweiſe ſich hat rauben laſſen: er iſt ſich im Weſentlichen bis zu ſeinem Tode (1536) gleich geblieben, und ſelbſt, nachdem er mit Luther gebrochen und ſein Feſthalten an der römiſchen Kirche offen bekannt, hat er Schriften geſchrieben, welche an Freiſinn und geiſtiger Unabhängigkeit den kühnſten aus ſeiner früheren Zeit nichts nachgeben. Melanchthon hingegen, obwohl ſehr gelehrt, mit einer Fülle von Wiſſen ausgeſtattet, von tüchtigem Verſtande und der gewandteſten Darſtellungsgabe — war doch eine unſelbſtändige Natur, welche ihre Anregungen von einem fremden Willen erhielt. Luthers Perſönlichkeit übte auf ihn einen ſo überwältigenden Einfluß, daß er ſich ihm ganz zu eigen gab, und ſeine Kenntniſſe, ſeine Fähigkeiten, ſeine Feder nur zum Dienſte der lutheriſchen Ideen verwandte. Er mochte ſich wohl ſelber einreden, daß er ganz vollkommen von den Glaubenslehren Luthers überzeugt ſei, obſchon, wie man nachweiſen kann, dies im Grunde genommen doch nicht der Fall war, und gleichſam um den geheimen Widerſpruch ſeines Innerſten zu verdecken, gebährdete er ſich in der Verfechtung gerade der einſeitigſten und unvernünftigſten der lutheriſchen Anſichten mit einem Eifer und mit einer Härte, die eigentlich gar nicht in ſeiner Natur lag. Man pflegt ihn gewöhnlich den ſanften Melanchthon zu nennen: dieſe Bezeichnung iſt unpaſſend: er war nur ſchwach. Wie nun aber gerade ſchwache Naturen gelegentlich auch um die Schwäche zu bemänteln eigenſinnig, hart, ja grauſam ſein können, ſo auch Melanchthon. Luther hat niemals darein gewilligt, daß man Menſchen, wenn ſie ſchon von ſeinem Glauben abwichen, deßhalb tödte: er war daher immer gegen die Hinrichtung der Wiedertäufer: Melanchthon dagegen empfiehlt ſie den Fürſten auf das Eifrigſte an, wie er überhaupt mit der Todesſtrafe und ſonſtigen Verfolgungen gegen Andersdenkende gleich bei der Hand iſt. Durch ſolche Härte konnte er ſeine lutheriſche Rechtgläubigkeit recht auffallend an den Tag legen. Eine ſolche Natur war begreiflich nicht geeignet, Luthern über das Unhaltbare mancher ſeiner theologiſchen Meinungen aufzuklären: er fürchtete ſich zu ſehr vor dem Meiſter, als daß er es gewagt hätte, an ſeinem Lehrgebäude zu rütteln. Und die anderen Wittenberger waren geradeſo. Wenn ſich daher Luther in ſeiner Herzensangſt an ſie wandte, ſo hörte er nichts, als das Echo ſeiner eigenen Gedanken: und ſo wurde er denn durch ſeine Umgebung immer wieder in ſeinen Anſichten beſtärkt. Gleichſam um die Stimme ſeines Gewiſſens oder des Teufels, wie er es nannte, zu übertäuben, ſchrieb er dann gewöhnlich um ſo heftiger und zuverſichtlicher gegen ſeine Widerſacher, ſo daß Uneingeweihte ſeinen Schriften nicht im Geringſten anmerken, von welchen Zweifeln Luther umhergetrieben wurde. Dieſe Zuverſicht, die ſich in ſeinen Schriften ausſpricht, dieſe, wie es ſchien, ganz zweifelloſe Ueberzeugung von der Wahrheit ſeines Glaubens war eben doch für Viele ein mächtiger Zauber.

Die zweite Stütze des Lutherthums, ſagten wir, waren die Fürſten. In der That: ohne die Fürſten hätte ſich die neue Kirche, trotz aller perſönlichen Gaben Luthers, wohl keinenfalls erhalten können. Aber auch mit ihnen hatte Luther zu ſchaffen, nicht weniger wie mit ſeinem eigenen Lehrgebäude. Zu ſpät ſah er ein, wie unklug es gehandelt war, den Fürſten die Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten zu überlaſſen. Hof und Adel dachten vor Allem daran, ſich mit den Kirchengütern zu bereichern, aber für Schulen, Prediger, Kirchen und dergleichen geſchah wenig oder nichts. Dazu kam, daß die Fürſten ſofort ihre ſtaatlichen Plane in die Sache des Evangeliums miſchten. Keiner aber war den Wittenbergern unbequemer, als derjenige, dem das Lutherthum am Meiſten verdanke, der Landgraf Philipp von Heſſen.

Das war in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Fürſt. Von der Natur mit großen Geiſtesgaben ausgerüſtet, raſch, kühn, feurig, war er ſchon in ſehr jungen Jahren zum Beſitze ſeines Fürſtenthums gelangt, zeigte aber gleich durch glückliche Unternehmungen gegen gefährliche Feinde, welche ſein Fürſtenthum bedrohten, was für ein Geiſt in ihm walte. Er beſiegte Sickingen und die Bauern. Wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß jugendliche Fürſten, die ſich ihrer Kraft bewußt ſind, ſich gerne über verfaſſungsmäßige Beſchränkungen ihres Willens hinwegſetzen, ſo machte auch Philipp anfangs den Verſuch, die Rechte ſeiner Landſtände zu umgehen. Er ſtieß jedoch auf entſchiedenen Widerſtand, beſann ſich, gab nach, und ſeitdem hat er es nie mehr verſucht, die ſtändiſche Wirkſamkeit und die Rechte des Volkes beſchränken zu wollen: im Gegentheil, man kann Philipp von Heſſen als das Muſter eines verfaſſungsgetreuen Fürſten aufſtellen, welcher ſich als Landesherr nur in ſo ferne in ſeinem Rechte weiß, als er mit ſeiner ganzen Wirkſamkeit auf dem Grunde des Volkswillens ruht. Und von demſelben Geſichtspunkte ging er bei der Einführung der Reformation in ſeinem Lande aus. Er war weit entfernt, dieſe Angelegenheit für ſich allein abmachen zu wollen. Er rief vielmehr im Jahre 1526 eine Verſammlung von Geiſtlichen und Laien zuſammen, und ließ von dieſer unter dem Vorſitze Lamberts von Avignon, eines Freundes von Zwingli, eine Kirchenordnung entwerfen. Dieſe Kirchenordnung iſt dadurch merkwürdig, daß ſie vollkommen auf demokratiſcher Grundlage beruht, ſich ganz an die Ideen anſchließt, wie ſie im Anfange der religiöſen Bewegung ausgeſprochen worden waren: die Gemeinde iſt nämlich die Grundlage des kirchlichen Gemeinweſens, ſie ernennt den Pfarrer und andere Kirchenbeamten: in Bezug auf allgemeine kirchliche Einrichtungen wird nur von einer allgemeinen Verſammlung, wozu die Gemeinden ihre Abgeordneten ſchicken, entſchieden. Es iſt bezeichnend, daß Philipp mit dieſer Kirchenordnung vollkommen einverſtanden war, während ſie Luther höchlich mißbilligte, und den Landgrafen ſchon das Jahr darauf von ihrer Einführung abmahnte. Sie hat ſich allerdings nicht ganz erhalten und wurde ſpäter durch andere Einrichtungen umgewandelt: am Willen des Landgrafen lag es aber nicht. Ebenſo fiel es ihm nicht ein, über das Kirchengut zu walten, wie es ihm beliebte. Hierüber trafen die Landſtände die nöthigen Beſtimmungen: und vielleicht in keinem Lande wurden die Kirchengüter ſo ſehr für gemeinnützige Zwecke verwendet, wie in Heſſen. Philipp gründete daraus unter anderen Stiftungen auch die Hochſchule in Marburg (1527). Und ſo nahm Philipp überhaupt die großen freien Grundſätze der reformatoriſchen Bewegung in ſich auf: er faßte ſie viel reiner, edler, folgerichtiger, als alle wittenberger Theologen zuſammengenommen. An dem Grundſatze der Gewiſſensfreiheit hat er ſein ganzes Leben lang feſtgehalten, er hat nie Jemanden wegen des Glaubens verfolgt, beſtraft, am Wenigſten tödten laſſen: die Wiedertäufer, welche faſt von allen Fürſten hingerichtet wurden, fanden in ſeinem Lande eine Zuflucht. Mit den Zwinglianern ſtand er in genauem Verkehr, und ſein ganzes Weſen neigte ſich überhaupt vielmehr der zwingliſchen als der lutheriſchen Richtung zu. Wie Schade, daß dieſer Fürſt in jener Zeit nicht an der Spitze des deutſchen Reiches ſtand! So, als Landgraf von Heſſen, verfolgte er eben eine Richtung, wie ſie ſeinen Vortheilen als deutſcher Fürſt am Beſten entſprach. Philipp iſt vorzugsweiſe der Vertreter des deutſchen Fürſtenthums, ſofern daſſelbe nach möglichſter Unabhängigkeit, nach Erweiterung ſeiner Rechte dem Kaiſer gegenüber ſtrebt. Auch die Reformation faßte er zum Theil in dieſem Sinne auf. Nachdem er die neue Lehre angenommen, iſt er ſofort unermüdlich thätig, um ein Bündniß von den Bekennern derſelben zuſammenzubringen: er fürchtet, das Haus Habsburg möchte die Religion zum Vorwande nehmen, um die evangeliſchen Fürſten zu überziehen und ſeiner Ländergier fröhnen zu können: er fürchtet das Nämliche von den katholiſchen Fürſten. Er iſt daher fortwährend auf der Hut und glaubt dieſer Gefahr nur durch Bündniſſe entgegentreten zu können: dieſe Bündniſſe ſelber aber ſollen ihm wieder eine neue Quelle der Macht und des Einfluſſes eröffnen. Bereits 1526 brachte er das Bündniß von Torgau zu Stande. Philipp ließ ſich nun freilich von ſeinem Feuer leicht zu unbedachten Schritten verleiten: im Jahre 1527 ließ er ſich von einem Betrüger, Dr. Pack, einem ehemaligen Kanzler des Herzogs Georg von Sachſen, eines der entſchiedenſten Gegner der neuen Lehre weiß machen, daß zwiſchen dem Herzog Georg, Oeſterreich und noch mehreren andern katholiſchen Fürſten ein Bündniß gegen die evangeliſchen im Werke ſei. Da fiel Philipp ohne Weiteres im Jahre 1528 über die benachbarten Biſchöfe von Würzburg und Bamberg her, welche den Frieden nur durch große Summen erkauften. Später ſtellte ſich freilich heraus, daß das angebliche katholiſche Bündniß nur eine Erfindung Pack's war.

Dieſer ſo thätige, eifrige, lebhafte Fürſt mißfiel nun den Wittenbergern ſehr. Erſtens waren ihnen ſeine ſtaatlichen Beſtrebungen, ſeine Verſuche, das Evangelium mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen und weiter zu verbreiten, äußerſt zuwider, weil ſie ſich nicht von dem Gedanken losmachen konnten, daß dies Sünde ſei: namentlich jede Art von Widerſetzung gegen den Kaiſer hielten ſie für Aufruhr: und zweitens ärgerte ſie an ihm ſeine Hinneigung zu den Zwinglianern. Dieſe haßte Luther noch viel mehr, wie die Katholiken, welchen in der That ſeine Lehre vom Abendmahle z. B. viel näher ſtand, wie den Zwinglianern.

Da der Abendmahlsſtreit fortan eine ſo große Rolle ſpielt, wird es nicht unzweckmäßig ſein, die unterſcheidenden Lehren etwas ausführlicher, als wir bisher gethan, darzuſtellen. Zwingli läugnete beim Genuſſe des Abendmahls die Verwandlung von Brod und Wein in den Leib und in das Blut Chriſti: das „iſt" bei den Einſetzungsworten heiße ſo viel als „bedeute": Brod und Wein bleiben alſo einfach Brod und Wein und das Abendmahl habe weiter keine Bedeutung, als daß wir uns dabei an den Erlöſungstod Chriſti erinnern. Luther dagegen behauptete, das „iſt" ganz wörtlich nehmend, in dem Augenblicke, daß der Chriſt Brod und Wein in den Mund nehme, verzehre derſelbe den wirklichen Leib Chriſti. Die katholiſche Kirche endlich läßt die Verwandlung des Brodes und des Weines in den Leib Chriſti durch den Prieſter vollziehen, ſo daß das Brod bereits in den Leib Chriſti verwandelt iſt, ehe es der Chriſt in den Mund nimmt. Man ſieht alſo, daß die lutheriſche und die katholiſche Auffaſſung des Sakraments ſich ſehr nahe ſtehen, indem ſie das Weſentliche mit einander gemein haben, daß ſie eine Verwandlung in den Leib Chriſti annehmen. Die zwingliſche Auffaſſung war Luthern insbeſondere auch deßhalb ſo zuwider, weil Zwingli dem Abendmahle überhaupt keine Bedeutung beilegte: es ſei etwas ganz Unweſentliches: der Glaube hänge damit gar nicht zuſammen. Luther hingegen betrachtete das Sakrament des Altars als ein ganz weſentliches Stück der chriſtlichen Lehre. Im Sakrament erfülle ſich erſt unſere Rechtfertigung durch Chriſtus: der bloße Glaube thue es nicht: denn Gott handle mit uns durch äußerliche Dinge und ohne die äußerlichen Dinge wolle er nicht mit uns handeln. Erſt indem wir das Abendmahl genießen, wodurch Chriſtus gewiſſermaßen noch einmal für uns ſtirbt, erhalten wir von Gott die ganz beſtimmte Zuſage, daß Chriſtus uns rechtfertigt. Es hängt mit dieſer äußerlichen Auffaſſung des Sakraments zuſammen, daß Luther die Meinung aufſtellte, auch wenn Unwürdige das Sakrament verzehrten, ſo verwandle ſich in ihnen demohngeachtet das Brod in den chriſtlichen Leib. Dieſe grob ſinnliche Auffaſſung wurde natürlich von den Zwinglianern derb verſpottet: ſie ſagten, das Chriſtenthum verlange, daß wir Chriſtus geiſtig in uns aufnehmen ſollten: alles Andere ſei Judaismus und Götzendienſt. Luther dagegen meinte, die Sakramentirer — ſo nannte er die Zwinglianer — ſeien die ärgſten Ketzer, und noch ſchlimmer, als die Katholiken. Der bisherige Kampf, nämlich der mit dem Papſtthum, ſei nur ein Kinderſpiel geweſen: jetzt erſt — ſeit dem Abendmahlſtreite — gehe der Streit mit dem eigentlichen Satan an.

In dieſer Lage der Dinge kamen die Wittenberger auf den Gedanken, ſich den Katholiken zu nähern, und ſich mit der Kirche wieder auszuſöhnen. Beſonders nach dem Reichstage zu Speier (1529) wurde dieſer Gedanke ſehr lebhaft von ihnen gepflegt.

Auf dem Reichstage waren, wie wir oben bemerkt, von der Mehrzahl der Stände Beſchlüſſe gefaßt worden, welche die innere Weiterentwicklung wie die äußere Verbreitung der neuen Lehre unmöglich machten und allem Anſchein nach nur die Vorboten von noch ſchärferen Maßregeln ſein ſollten. Diejenigen Reichsſtände aber, welche ſich zur neuen Lehre bekannten, legten gegen den ſpeierer Reichsabſchied eine Verwahrung (Proteſtation) ein, und eine Berufung an den Kaiſer wie an eine künftige nationale Kirchenverſammlung (19. April 1529). Von dieſem Schritte ſind die Anhänger der neuen Lehre ſeitdem Proteſtanten genannt worden. Die Verwahrung wurde unterſchrieben von dem Kurfürſten Johann von Sachſen, Georg, Markgraf von Brandenburg (Baireuth), Ernſt, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, Philipp, Landgraf von Heſſen, und Wolfgang, Fürſt zu Anhalt; ferner von vierzehn Städten, nämlich Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konſtanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Ißny, St. Gallen, Weißenburg und Windsheim. Aber unter den Städten befanden ſich mehrere, welche ſich zu der zwingliſchen Lehre bekannten, namentlich Straßburg, Ulm, Konſtanz, Lindau, Memmingen; ja ihnen zu Liebe hatte man in der Berufungsſchrift gegen denjenigen Punkt des Reichsabſchieds, welcher die zwingliſche Abendmahlslehre unbedingt verdammte, ebenfalls ſich verwahrt, ſo daß demnach lutheriſche und zwingliſchgeſinnte Stände einträchtig mit einander gingen. Dieſes Ergebniß war aber durch die unabläſſigen Bemühungen des Landgrafen von Heſſen herbeigeführt worden, welcher nur in der Verbindung aller verſchiedenen Parteien der neuen Lehre die Möglichkeit erkannte, den katholiſchen Gegnern mit Erfolg Widerſtand leiſten zu können. Er brachte auch Melanchthon auf ſeine Seite, der diesmal von dem Landgrafen ſich beſtimmen ließ, da Luther eben nicht gegenwärtig war.

Allein in dieſer Verbindung mit den Zwinglianern erblickte Luther das größte Verderben. Er hatte daher an der ſpeierer Proteſtation gar keine Freude. Jetzt verhinderte er nicht nur alle Bemühungen des Landgrafen, ein Bündniß der proteſtirenden Stände zuſammenzubringen, ſondern er dachte ernſtlich an eine Ausſöhnung mit der Kirche, und er hatte Augenblicke, wo er glaubte, daß dies gar nicht ſo ſchwer fallen würde, da er innerlich eine größere Verwandtſchaft mit dem Katholicismus wie mit der zwingliſchen oder wiedertäuferiſchen Richtung in ſich verſpürte. Es iſt merkwürdig, wie er ſelber ſeine Richtung kennzeichnet. In einem Bedenken an den Kaiſer Karl vom Mai 1529, welches eben zum Behufe einer Ausſöhnung geſchrieben war, rühmt er von ſeiner Lehre Folgendes: ſie habe die Religion wieder hergeſtellt; ſie habe ſich der Bilderſtürmern entgegengeſetzt; ſie habe das Anſehen der Obrigkeit und die Majeſtät der Fürſten auf eine höhere Stufe erhoben, als ſie ſeit vielen hundert Jahren eingenommen; ſie ſei den aufrühreriſchen Münzeranern entgegengetreten mit einer Stärke, wie ſonſt Niemand; ſie habe die Sakramentirer (Zwinglianer) unterdrückt; ebenſo die Wiedertäufer, und hiemit die Keime der verwerflichſten Lehren über Dreieinigkeit, Chriſtus u. ſ. w., die doch überall zerſtreut ſeien.

Dem Landgrafen aber war dieſe Annäherung der Wittenberger an die Katholiken, von deren Erfolgloſigkeit er überzeugt war, ſehr unerwünſcht: ihm war es vor Allem darum zu thun, die Spaltung im Lager der Proteſtanten aufzuheben, damit man ſodann mit gemeinſchaftlichen Kräften dem Feinde begegnen könne. Zu dieſem Ende veranſtaltete er noch im Jahre 1529 ein Religionsgeſpräch zu Marburg zwiſchen Luther und Zwingli und ihren beiderſeitigen Freunden. Mit genauer Noth brachte Philipp dieſes Geſpräch zu Stande: die Zwinglianer waren zwar gleich bereit, dagegen aber zögerten die Wittenberger. Und es iſt bezeichnend für die lutheriſche Richtung, daß Luther anfänglich verlangte, es ſollten zu dieſem Geſpräche auch noch katholiſche Theologen gezogen werden, damit es nicht den Anſchein habe, als verſchwöre man ſich gegen die Katholiken. Wie zu erwarten, führte das Religionsgeſpräch zu Marburg (1. Oktober) zu keinem erfreulichen Ergebniß: jede Partei blieb auf ihrer Meinung und Luther ſchlug jedes Bündniß, auch jede Freundſchaft mit den Zwinglianern ab. Das Einzige, wozu er ſich verſtand, war, daß man das gegenſeitige Schimpfen laſſen wollte. Der Landgraf hatte ſich indeſſen mit den Zwinglianern verſtändigt über ein abzuſchließendes Bündniß mit den Schweizern und den oberländiſchen Städten, und gab ſich nun alle Mühe, um die lutheriſchen Fürſten zu einem ſolchen Bündniſſe zu bewegen. All' dieſe Verſuche ſcheiterten aber an Luthers Starrſinn: — denn die wittenberger Theologen beſtimmten wieder den Willen des Kurfürſten von Sachſen — er verlangte, daß die Städte zuvor die theologiſchen Artikel unterſchreiben ſollten, welche er und ſeine Freunde zu Schwabach aufgeſetzt hatten: dazu konnten ſich aber jene nicht verſtehen und ſo mußte natürlich auch das Bündniß unterbleiben.

Unter ſolchen Umſtänden rückte der Reichstag von Augsburg heran, welchen der Kaiſer endlich einmal wieder nach langer Zeit perſönlich beſuchen wollte, und auf welchem er die Glaubensangelegenheit beſtimmt zu entſcheiden gedachte.

Karl V. hatte ſich ſeit dem Reichstage von Worms durch ſeine glücklich geführten und beendigten Kriege einen außerordentlichen Ruhm erworben. Jetzt insbeſondere, nach der Beendigung des zweiten Krieges mit Frankreich, galt er ohne allen Zweifel als der mächtigſte und gewaltigſte Fürſt der Chriſtenheit. Es war natürlich, daß dieſe ſeine Weltſtellung auch auf das Verhältniß zum deutſchen Reiche eine Rückwirkung äußerte: obſchon der Kaiſer geſetzlich ſehr beſchränkt war, ſo drang ſich doch die Vorſtellung auf, daß das Oberhaupt des Reichs, welches als europäiſcher Fürſt eine Fülle von Macht in ſich vereinigte, dieſe wohl auch verwenden könne, um den alten Formen des Kaiſerthums ein neues Leben einzuhauchen, ihnen wieder eine Bedeutung zu verſchaffen. Und in der That: als Karl V. nach Deutſchland zurückkehrte, ſo hatte er ohne Zweifel den Gedanken, hier in derſelben Weiſe ſein Anſehen und ſeine Macht zu erweitern, wie in Europa überhaupt. Die Religionsfrage gab ihm eine erwünſchte Gelegenheit, in recht auffallender Weiſe ſein Schiedsrichteramt zu üben: er hatte zwar auch dem Papſte verſprechen müſſen, den Proteſtantismus auszurotten: ſicherlich aber hätte dieſes Verſprechen allein ihn nicht beſtimmt, in der Weiſe voranzugehen, wie er es that.

Der beſtimmte Wille des Kaiſers in Verbindung mit der Thatſache, daß eben doch der größere Theil der Reichsſtände gegen die neue Lehre eingenommen ſei, weiſſagte für die Proteſtanten nichts Gutes.

Und nun kam hinzu, daß dieſe nicht einmal unter ſich einig waren: vielmehr ſtanden ſich jetzt das zwingliſche und das lutheriſche Bekenntniß einander ſchroffer gegenüber, wie je.

Der Landgraf Philipp von Heſſen gab ſich zwar noch auf dem Reichstage von Augsburg alle erdenkliche Mühe, eine Verbindung zwiſchen beiden zu Stande zu bringen, und die Zwinglianer waren, wie immer, dazu bereit, wenn man von ihnen nicht verlangte, daß ſie ihre Meinungen aufgeben und die der Wittenberger annehmen ſollten. Aber Melanchthon hatte diesmal von Luther die gemeſſenſte Weiſung, ſich in keiner Weiſe mit den Zwinglianern in ein Bündniß einzulaſſen, vielmehr ſie den Katholiken preis zu geben. Dagegen ſetzte Melanchthon die Verſuche fort, ſich mit den Katholiken zu verſtändigen und ihnen zu beweiſen daß die Lutheraner im Grunde genommen von der Lehre der Kirche gar nicht abwichen.

Endlich kam der Kaiſer (Juni 1530) in Augsburg an, und nach einigen Vorverhandlungen wurde von den Proteſtanten verlangt, daß ſie ihr Glaubensbekenntniß einreichen ſollten. Die Lutheraner überreichten nun ihr Glaubensbekenntniß, welches Melanchthon verfaßt hatte und das unter dem Namen der augsburger Confeſſion bekannt iſt. Die oberländiſchen, zwingliſchgeſinnten Städte, Straßburg, Lindau, Konſtanz, Memmingen, welche von den Lutheranern zurückgewieſen worden waren, überreichten eine beſondere Bekenntnißſchrift. Zwingli ſandte ebenfalls eine.

Die augsburger Confeſſion verläugnet ihren Urſprung und den nächſten Zweck, den ſie im Auge hatte, nicht. Es galt nämlich vor Allem, die Uebereinſtimmung der lutheriſchen Lehre mit der katholiſchen nachzuweiſen: es ſind daher nicht ſowohl die Verſchiedenheiten, als vielmehr die Gleichheiten beider Kirchenlehren hervorgehoben, und vor allen Dingen wird die Verdammung freierer entgegengeſetzter Meinungen, wie der zwingliſchen, wiedertäuferiſchen und anderer, gefliſſentlich betont. Auch nach der Uebergabe der Confeſſion hat es ſich Melanchthon nicht verdrießen laſſen, mit den Katholiken über die Ausſöhnung der Lutheraner zu unterhandeln: er hat beſonders ſtark den Geſichtspunkt hervorgehoben, daß wenn

Katholiken und Lutheraner ſich verbänden, es ihnen leicht werden würde, die Zwinglianer, Wiedertäufer und andere noch freier geſinnte Sekten zu unterdrücken: im entgegengeſetzten Falle würden aber dieſe gefährlichen Sekten noch weiter um ſich greifen. Der weiſe Profeſſor dachte nicht daran, daß die Katholiken, ſowie ſie mit Hülfe der Lutheraner die freiere Richtung unterdrückt hätten, ſofort über die Lutheraner ſelber hergefallen wären. In ſeinem Verſöhnungseifer ging er ſo weit, daß er dem päpſtlichen Geſandten Campegius von den Neuerungen der Lutheraner ein Stück nach dem andern opferte, ſo daß er für dieſe zuletzt nichts mehr ausbedang, als die Geſtattung der Prieſterehe und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt. Würde man ihnen dieſe zwei Dinge zugeſtehen, ſo wollten ſie wieder in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehren, den Papſt, die Biſchöfe ſammt ihrer Gerichtsbarkeit, alle Ceremonien, alle ſonſtigen Lehren der Katholiken wieder anerkennen. Ja, er verlangt nicht einmal ein förmliches Zugeſtändniß der Kirche bezüglich jener zwei Punkte, ſondern er iſt ſchon zufrieden, wenn ſie dieſelben nur ſtillſchweigend duldet, ein Auge dabei zudrückt: er war nahe daran, die neue Lehre ohne irgend eine ſichere Bürgſchaft an das Papſtthum vollkommen preiszugeben.

Trotz alle dem erreichte Melanchthon ſein Ziel nicht: die Kirche wollte auch auf dieſe wenigen Zugeſtändniſſe nicht eingehen. Auch waren die proteſtantiſchen Stände nichts weniger, als mit dem Verfahren Melanchthons einverſtanden; im Gegentheil, er mußte wegen ſeiner Schwäche und Zaghaftigkeit von ſeinen Glaubensgenoſſen die bitterſten Worte hören. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich alſo. Der Kaiſer ließ nun von katholiſchen Theologen eine Widerlegung der proteſtantiſchen Bekenntnißſchrift verfertigen und auf dem Reichstage vorleſen: den Proteſtanten wurde eine Abſchrift davon abgeſchlagen, weil man jedes weitere Unterhandeln für unnöthig hielt. Da die proteſtantiſchen Stände ſich weigerten, von ihrem Glauben zu laſſen, ſo verlangte der Kaiſer von dem Reichstage die offene Verdammung derſelben und Anwendung von Gewalt. Es zeigte ſich jedoch bei dieſer Gelegenheit, daß auch die katholiſchen Stände Bedenken trugen, dem Kaiſer zu willfahren, indem ſie demſelben dadurch ein Schwert in die Hand gegeben hätten, das möglicher Weiſe auch gegen ſie ſelber angewendet werden konnte. Genug: der

Beſchluß der Stände lautete dahin (November 1530), daß den Proteſtanten bis zum 15. April 1531 Bedenkzeit gegönnt ſein ſolle: kehrten ſie bis dahin nicht zurück, wurde Anwendung von Zwangsmaßregeln in Ausſicht geſtellt. Im Reichsabſchiede wurden die als ketzeriſch bezeichneten Lehren der Lutheraner mit denen der Zwinglianer und Wiedertäufer zuſammengeworfen und als gleich verderblich angenommen, ſo daß alſo dem Melanchthon all' ſein Bemühen, die Sache der Lutheraner von der der andern reformatoriſchen Parteien zu trennen, gar nichts geholfen hat.

Der Ausgang des augsburger Reichstages, die drohende Haltung, welche der Kaiſer während deſſelben beobachtet, ſeine Abſicht, den Erzherzog Ferdinand von den Kurfürſten zum römiſchen König wählen zu laſſen, was auch noch im December 1530 wirklich geſchehen iſt — all' das hatte die Wirkung, daß die proteſtantiſchen Fürſten ſich über die verſchiedenen Bedenklichkeiten, welche früher dem Abſchluſſe eines Bündniſſes entgegengeſtanden waren, hinwegſetzten — auch die wittenberger Theologen wurden nun durch die Rechtsgelehrten eines Beſſern belehrt — und noch im December 1530 zu Schmalkalden den Grund zu einem evangeliſchen Bündniſſe legten, welches am 24. März 1531 in der That abgeſchloſſen wurde, bekannt unter dem Namen des ſchmalkaldiſchen Bundes. Die erſten Theilnehmer waren der Kurfürſt Johann von Sachſen, die Herzoge Philipp, Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg, der Landgraf Philipp von Heſſen, der Fürſt Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld. Aber es war auch gelungen, die Bedenklichkeiten wegen der Verſchiedenheit der Lehre zwiſchen den Lutheranern und Zwinglianern zu beſeitigen, indem Bucer, der ſtraßburger Prediger, welcher ſich zur zwingliſchen Auffaſſung bekannte, den Wittenbergern eine zufriedenſtellende Erklärung gab. So wurden auch folgende Städte in den ſchmalkaldiſchen Bund aufgenommen: Straßburg, Ulm, Konſtanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Ißny, Lübeck, Magdeburg, Bremen. Nur zu einer Aufnahme der Schweizer, welche von den oberländiſchen Städten und dem Landgrafen von Heſſen gleichfalls betrieben wurde, wollten ſich die Lutheraner nicht verſtehen.

Und nun entwickelte der Landgraf von Heſſen eine unglaubliche Thätigkeit, dieſes Bündniß zu ſtärken, zu erweitern und ihm eine immer größere Bedeutung zu verſchaffen. Er trat nun faſt mit allen Feinden des Kaiſers in Verbindung: mit England, mit Dänemark, mit Frankreich, mit Geldern, mit Lothringen, mit Zapolya, mit Venedig. Ja, es gelang ihm auch, die gut katholiſchen Herzoge von Baiern auf ſeine Seite zu ziehen: dieſe, ſchon längſt feindſelig gegen die Habsburger, wurden noch eiferſüchtiger auf ſie ſeit der Wahl Ferdinands zu römiſchen König, da ſich der Herzog Wilhelm ſelber darauf Hoffnung gemacht hatte: am 31. Oktober 1531 kam zwiſchen Baiern und einem Theil der evangeliſchen Stände ein Bündniß wider die Habsburger zu Stande.

Und nun kam hinzu, daß eben jetzt die öſterreichiſchen Lande durch den türkiſchen Sultan Soliman bedroht wurden, welcher im Frühlinge des Jahres 1532 mit einem großen Heere von Ungarn aus gegen Wien heranzog.

Unter ſolchen Umſtänden fand ſich der Kaiſer nicht nur nicht in der Lage, gegen die Proteſtanten feindſelig aufzutreten, ſondern er hatte ſogar ihre Unterſtützung nöthig, um den gefährlichen Feind abzuwehren. Die Proteſtanten erklärten ſich aber nur dann zur Hülfe bereit, wenn ihnen in der Religionsangelegenheit Zugeſtändniſſe gemacht würden. Und ſo entſchloß ſich Karl zum nürnberger Religionsfrieden, 23. Juli 1532. Zufolge deſſen ſollte binnen Jahresfriſt eine freie allgemeine Kirchenverſammlung zuſammengerufen werden, auf welcher die religiöſe Frage zu entſcheiden ſei; bis dahin ſollte man mit allem Verfahren gegen die Proteſtanten inne halten, und ein allgemeiner Friede zwiſchen dem Kaiſer und allen Ständen ſtatt finden.

Der Landgraf von Heſſen war mit dieſem Religionsfrieden nicht einverſtanden, erſtens weil er ihm zu unbeſtimmt ſchien, zweitens weil er ſich nur auf die gegenwärtigen Bekenner des Proteſtantismus, nicht auf die zukünftigen erſtreckte, ſodann auch — wir werden noch darauf zurückkommen — weil auf die Zwinglianer keine Rückſicht genommen war. Philipp entzweite ſich darüber mit dem Kurfürſten von Sachſen: der Zwiſt wurde zwar wieder beigelegt und der Landgraf trat dem Religionsfrieden gleichfalls bei. Es zeigte ſich jedoch ſehr bald, wie recht er geſehen hatte, daß er dem Frieden nicht traute. Kaum war die Kriegsgefahr beſeitigt und Soliman zurückgetrieben, ſo nahm das Kammergericht trotz des Religionsfriedens dennoch Prozeſſe gegen die proteſtantiſchen Fürſten vor, und ſelbſt den erſten Artikel des Religionsfriedens ſuchte man auszubeuten, um daraus eine Waffe gegen die Proteſtanten zu ſchmieden, indem der Papſt auf die Berufung einer Kirchenverſammlung nur unter Bedingungen eingehen wollte, welche die Proteſtanten nicht annehmen konnten.

Der Landgraf wollte nun dem ungewiſſen Zuſtand durch eine kühne, raſche That ein Ende machen. Schon lange ging er mit dem Gedanken um, den Herzog Ulrich von Würtemberg wieder in ſein Fürſtenthum einzuſetzen. Zwei große Vortheile mußten ihm daraus erwachſen: erſtens wurde dies wichtige Land dem Hauſe Oeſterreich entriſſen; zweitens gewann er an Ulrich für ſich wie für den Proteſtantismus einen Bundesgenoſſen. Mit ungemeiner Umſicht, Schlauheit und Gewandtheit betrieb Philipp dieſe Unternehmung: er unterhandelte mit auswärtigen Staaten, wie mit Frankreich, Dänemark und mit einheimiſchen Fürſten, namentlich mit den Herzogen von Baiern: das Einverſtändniß dieſer Fürſten war um ſo wichtiger, als durch ſie auch der ſchwäbiſche Bund zur Unthätigkeit bewogen ward, wie es denn überhaupt gelang, ihn vollends zu ſprengen: ſchon ſeit mehreren Jahren hatte er keine Bedeutung mehr. Im April 1534 brach Philipp mit einem Heere von 24,000 Mann von Heſſen auf: in wenigen Wochen hatte er Würtemberg erobert und die Oeſterreicher daraus vertrieben. Der Erzherzog Ferdinand, welcher noch größere Uebel fürchtete, hielt es für das Beſte, nachzugeben. Er verſtand ſich, 29. Juni 1534, zu dem Frieden von Kadan. In Folge dieſes Friedens wurde Ulrich wieder in ſein Herzogthum Würtemberg eingeſetzt, der denn dort ſogleich den Proteſtantismus einführte; alle Prozeſſe des Kammergerichts gegen die Proteſtanten wurden niedergeſchlagen: dafür erkannten die proteſtantiſchen Fürſten Ferdinand als römiſchen König an, was ſie bisher verweigert hatten.

Dieſe würtembergiſche Unternehmung war nicht nur ein Sieg des Landgrafen über das Haus Oeſterreich, des Fürſtenthums über die Reichsgewalt, des Proteſtantismus über den Katholicismus, ſondern zugleich ein Sieg des Lutherthums über den Zwinglianismus.

Seit dem Tage von Schmalkalden verſchlimmerte ſich die Lage des Zwinglianismus von Jahr zu Jahr. Luther bereute bald ſeine

Nachgiebigkeit: die Bedenken gegen ein Bündniß mit den zwingliſch geſinnten Städten erhoben ſich bei ihm mit der früheren Stärke: er wußte dieſe Bedenken auch dem ſächſiſchen Hofe und den übrigen proteſtantiſchen Fürſten mitzutheilen: ſo trat bald zwiſchen den oberländiſchen Städten und den Fürſten eine große Erkältung ein, ſo daß die erſteren bald merkten, ſie würden im Falle der Noth von den Fürſten wohl im Stiche gelaſſen werden. Dafür verfolgten ſie einen andern Gedanken, welchen auch der Landgraf von Heſſen mit Eifer pflegte, nämlich einen Bund zwiſchen den ſüddeutſchen Städten und den Schweizern zu Stande zu bringen. Allein auch dieſer Gedanke mußte ſehr bald aufgegeben werden. Die Entwicklung der Reformation nahm in der Schweiz plötzlich eine höchſt unglückliche Wendung. Im Jahre 1531 kam es zum Kriege zwiſchen den katholiſchen und reformirten Kantonen: die letzteren, Zürich an der Spitze, erlitten bei Cappel (11. Oktober 1531) eine furchtbare Niederlage: Ulrich Zwingli ſelbſt fand in der Schlacht ſeinen Tod. Die Reformirten wurden zu einem ſchmählichen Frieden gezwungen, in Folge deſſen ſie alle ihre Bündniſſe mit einander und mit Auswärtigen aufgeben und große Entſchädigungsſummen zahlen mußten: von einer Weiterentwicklung der Reformation in der Schweiz konnte auf lange hin keine Rede mehr ſein. Dieſe Wendung der Dinge in der Schweiz war für die oberländiſchen Städte um ſo trauriger, weil ſie an den Schweizern immer noch einen Rücken gehabt hatten: ſie ſtanden jetzt ganz allein. Denn daß ſie auf die proteſtantiſchen Fürſten nicht zählen konnten, bewies ihnen der nürnberger Religionsfriede, welcher ſich nur auf die lutheriſchen Stände erſtrecken ſollte, nicht auf die zwingliſchen. Die Städte waren von den proteſtantiſchen Fürſten im Stich gelaſſen worden. Und daſſelbe Ergebniß hatte auch der Friede von Kadan. Zwar gab ſich der Landgraf von Heſſen alle Mühe, in dieſen Frieden einen Artikel hineinzubringen, welcher den Zwinglianern gleiches Recht, wie den Lutheranern bewillige: ſeine Bemühungen ſcheiterten aber ſowohl an dem Widerſtande des Königs Ferdinand, als an dem der lutheriſchen Fürſten, beſonders des Kurfürſten von Sachſen. Es war eine der Künſte der Katholiken, wenn ſie gezwungen wurden, Friede zu machen, zwiſchen den verſchiedenen Reformationsparteien zu unterſcheiden und dadurch die Spaltung unter ihnen noch zu erweitern. Es war natürlich, daß ihnen die zwingliſchen Meinungen weit gefährlicher erſchienen, als die lutheriſchen. Den Lutheranern wurden alſo Zugeſtändniſſe gemacht, unter der Bedingung, daß ſie die Zwinglianer preisgäben, und die Lutheraner waren in ihrer religiöſen Beſchränktheit einfältig genug, in dieſe Bedingung einzugehen, ja ſie hatten noch dazu eine rechte Freude, auf dieſe Weiſe ihren Gegnern einen Schabernack geſpielt zu haben.

Die oberländiſchen Städte, welche dem Zwinglianismus huldigten, befanden ſich bei ſo bewandten Umſtänden in keiner geringen Verlegenheit. Sie konnten alle Augenblicke überzogen werden: was ſollten ſie anfangen? Sie waren zwar im ſchmalkaldiſchen Bunde. Ob ſie aber von dieſem unterſtützt würden? Es war dies kaum zu erwarten, wenn ſie nicht ihre zwingliſche Richtung aufgaben, und mehr oder weniger ſie mit der lutheriſchen vertauſchten.

Nun hatte eine derartige Entwicklung ſchon ſeit mehreren Jahren wenigſtens unter den Theologen der oberländiſchen Städte begonnen. Dieſe fanden weit mehr Geſchmack an der äußeren Kirchlichkeit der lutheriſchen Richtung, an der Bedeutung, welche Luther dem Predigtamte gab, überhaupt an der Herrſcherſtellung, zu welcher er das proteſtantiſche Prieſterthum zu erheben ſtrebte, als an den demokratiſchen Grundſätzen, auf denen ſich das neue Kirchenweſen in den ſüddeutſchen Städten aufgebaut hatte. Sie alle wünſchten eben mehr oder minder kleine Päpſte zu ſein, über den Glauben unbedingt zu gebieten. An der Spitze dieſer Richtung ſtand Martin Bucer in Straßburg und Martin Frecht in Ulm. Bucer entging es nicht, daß eine Vereinbarung mit den Wittenbergern nothwendigerweiſe das Emporkommen einer ſtrengeren Kirchlichkeit auch in den ſüddeutſchen Städten zur Folge haben müßte, und betrieb daher mit Eifer eine Ausſöhnung und Verſtändigung mit den Lutheranern, welche die nothwendige Vorausſetzung eines wirkſamen Bündniſſes mit ihnen war. Er hatte ſchon früher von ſeiner Auffaſſung des Abendmahls eine ſolche Auslegung zu geben gewußt, daß ſich Luther damit zufrieden erklärte. Jetzt hoffte er denſelben Erfolg. Seit dem Ende des Jahres 1534 unterhandelte er ſehr eifrig mit Luther und Melanchthon. Die Unterhandlungen zogen ſich jedoch lange hin, weil Luther immer noch mißtrauiſch war, und erſt noch die Meinungen der Anderen vernehmen wollte. Im

Sommer 1535 ſchien er endlich ſo weit zufrieden geſtellt, daß er gegen die Aufnahme der Oberländer in den zu erneuernden ſchmalkaldiſchen Bund weiter keine Schwierigkeit machte: denn die Augsburger, bisher zwingliſch, welche aber durchaus in den ſchmalkaldiſchen Bund aufgenommen werden wollten, hatten ſolche Erklärungen gegeben und auch von andern oberländiſchen Predigern beigebracht, daß Luther in ihnen keine weſentliche Verſchiedenheit von ſeiner Anſicht entdeckte. Allein bald änderte er wieder ſeine Geſinnungen: er entbot die oberländer Theologen zu ſich nach Eiſenach, um mit ihnen vollkommen in's Reine zu kommen. Im Mai 1536 machten ſich dieſe auf den Weg. Luther befand ſich aber nicht in Eiſenach, angeblich, weil er krank war: die Oberländer mußten alſo vollends nach Wittenberg. Hier empfing ſie Luther, wie ein Fürſt ſeine Unterthanen: er hielt ihnen eine furchtbare Strafpredigt und erklärte, nicht eher traue er ihnen, bis ſie ſeine Artikel unterſchrieben. Die Oberländer gaben nach: ſo kam am 25. Mai die „wittenberger Konkordie" zu Stande, in welcher die oberländer Prediger im Weſentlichen den zwingliſchen Lehrbegriff vollkommen aufgaben und dagegen den lutheriſchen annahmen.

Das war zwar nicht im Sinne der oberländiſchen Bevölkerung: auch hatten die Prediger noch lange hinfort mit den widerſtrebenden Geſinnungen der Einwohner zu kämpfen: immerhin aber war die Bahn gebrochen für die unfreiere Richtung der Reformation, und nicht wenig wurde dieſe dadurch unterſtützt, daß auch in Würtemberg ſofort das Lutherthum eingeführt wurde.

Der Sieg des Lutherthums über den Zwinglianismus wirkte aber auch auf die Stellung der Wiedertäufer und der anderen freien Richtungen zurück. Die Wiedertäufer, allerdings von den fürſtlichen Regierungen auf das Blutigſte verfolgt, auf den Reichstagen ausdrücklich mit den ſchwerſten Strafen belegt, hatten bisher immer noch bei den zwingliſch geſinnten Städten einen Zufluchtsort gefunden. Allein ſchon von dem Augenblick an, wo bei dem ſüddeutſchen proteſtantiſchen Prieſterthum jene ſtrengere kirchliche Richtung überhand zu nehmen begann, eiferte dieſes bei den ſtädtiſchen Obrigkeiten gegen die Duldung der Wiedertäufer und verwandter Richtungen, und vollends als die Unterhandlungen mit den Wittenbergern begannen, hörten die Angriffe auf dieſe Sekten nicht mehr auf. Die ſtädtiſchen Obrigkeiten ſahen ſich endlich veranlaßt, nachzugeben, und nun ihrerſeits ebenfalls ſchärfer gegen die Wiedertäufer zu verfahren. Augsburg ging unter den größeren Städten damit voran, dann kam Straßburg, wo Bucer das Seinige that: am längſten ſträubte ſich Ulm, das noch im Jahre 1535 einen auf Schwenkfeld und Franck unternommenen Angriff der proteſtantiſchen Prediger zurückwies. Im Allgemeinen aber konnte es keinem Zweifel mehr unterworfen ſein, daß die Wiedertäufer ſowohl wie die übrigen freien Richtungen die Hoffnung aufgeben mußten, nun, nachdem das Lutherthum durch die Waffen und die Staatskunſt der proteſtantiſchen Fürſten ein ſo großes Uebergewicht erlangt, auch nur die Obrigkeiten kleinerer Gemeinweſen, wie der Reichsſtädte, zu ſich herüberzuziehen.

Aber eben in dieſem Augenblick begnügten ſich die Wiedertäufer ſchon nicht mehr mit ſo beſcheidenen Erwartungen: vielmehr machten ſie einen Verſuch, mit Gewalt der Waffen ſich nicht etwa blos die Anerkennung zu erkämpfen, nein, die ausſchließliche Herrſchaft über die ganze Welt an ſich zu reißen: ein Verſuch, ähnlich dem Bauernkrieg, der, wie dieſer, keineswegs ohne alle Ausſicht auf Erfolg war, beſonders wenn man ihn mit einer andern gleichzeitigen Bewegung, die von ſtaatlich-demokratiſchen Triebfedern ausging, in Verbindung brachte. Der Schauplatz der einen wie der andern Bewegung war diesmal der Norden von Deutſchland.

20. Das Reich der Wiedertäufer in Münſter und der Bürgermeiſter Wullenweber in Lübeck.

Die Wiedertäufer waren im Norden nicht minder verbreitet, als im Süden. Beſonders zahlreich aber waren ſie in den Niederlanden, in Holland, Seeland, Friesland. Sie wurden zwar auf das Grauſamſte verfolgt, mit Brand und Schwert gegen ſie gewüthet: es half aber nichts. Im Gegentheil: dieſe zahlreichen Hinrichtungen verſtärkten nur die Sekte. Denn die Wiedertäufer ohne Ausnahme ſtarben mit der größten Seelenſtärke, mit der freudigſten Todesverachtung: ihre Hingebung erregte Bewunderung: ein Märtyrer für die wiedertäuferiſche Ueberzeugung erweckte ihr hundert neue Bekenner.

Eben bei den niederländiſchen Wiedertäufern fand nun der Gedanke, daß das Gottesreich auf Erden, jenes tauſendjährige Reich, zu deſſen Regierung Chriſtus ſelbſt vom Himmel herunterſteigen werde, nahe bevorſtehe, den größten Anklang. Je größer die Verfolgungen waren, denen ſich die Bekenner der Sekte ausgeſetzt ſahen, mit um ſo lebhafterer Begierde wünſchten ſie dieſes Reich herbei. Beſonders ein gewiſſer Melchior Hofmann, ein Kürſchner aus Schwaben, der ſich mit aller Gluth religiöſer Begeiſterung in die Bewegung der Zeit geworfen und ſich faſt in allen Ländern Deutſchlands herumgetrieben hatte, verbreitete jene Meinungen in den Niederlanden. Dieſer wurde nun im Jahre 1533 in Straßburg, wohin er vom Norden aus zurückgekehrt, in's Gefängniß geworfen. Da aber that ſich ein Schüler von ihm, Johann Matthieſen, ein Bäcker aus Harlem, als Prophet auf. Dieſer erklärte, jetzt ſei der Augenblick gekommen, das Gottesreich aufzurichten. Er ſandte zwölf Apoſtel in alle Welt aus, um die nöthigen Vorkehrungen dazu zu treffen.

Die Aufrichtung des Gottesreiches iſt aber nicht möglich ohne Vertilgung der beſtehenden Gewalten, der Gottloſen überhaupt. Das Gottesreich beginnt daher nothwendigerweiſe mit einer furchtbaren Strafe über alle diejenigen, welche nicht mit dem Bundeszeichen, d. h. der Wiedertaufe verſehen ſind: denn nur dieſe, die Wiedertäufer, ſind die Theilhaber dieſes Gottesreiches. Alle anderen müſſen ſterben und ſind von der Erde zu vertilgen. Man muß dieſen Ideengang feſthalten, um ſich daraus das blutige Verfahren der Wiedertäufer zu erklären. Die Vernichtung aller Nichtwiedertäufer entſpringt aus ihren religiöſen Ueberzeugungen. Und die Ueberzeugung von dem bevorſtehenden Gottesreich gibt ihnen wiederum den Muth, ein ſo ungeheueres Unternehmen, wie den Kampf gegen die ganze übrige Welt zu beginnen. Sicherlich: hätten die Wiedertäufer, und zwar ihre Propheten ſelber nicht an das tauſendjährige Reich geglaubt, und an die unmittelbare Unterſtützung Gottes, ihr Beginnen wäre auf keine Weiſe zu erklären. Aber merkwürdig bleibt immerhin, daß ſich bei dieſen Wiedertäufern, welche die hauptſächlichſte Rolle bei den jetzt zu erzählenden Begebenheiten ſpielen, dicht neben der offenbarſten Schwärmerei eine ſolche Fülle von Klugheit, Umſicht, Berechnung, Folgerichtigkeit, entſchloſſenſter Tapferkeit und kriegeriſcher Zucht findet, daß man faſt verſucht ſein möchte, an dem wirklichen Vorhandenſein der Schwärmerei zu zweifeln.

Nachdem der Prophet Matthieſen die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß jetzt das Chriſtusreich aufgerichtet werden müſſe, ſuchte er ſich einen Ort aus, wo er den Anfang damit machen könne. Er fand dieſen Ort in Münſter, der Hauptſtadt des Biſthums Münſter in Weſtphalen.

In Münſter hatte ſich die Bürgerſchaft ſchon an den Unruhen des Bauernkrieges betheiligt. Die Verſuche der Bürgerſchaft wurden zwar, wie anderwärts, von dem Fürſtbiſchof zurückgewieſen, es blieb aber ein Gährungsſtoff zurück, der endlich im Jahre 1531 ſich Luft machte. In dieſem Jahre erhob ſich nämlich die Bürgerſchaft für die Reformation gegen den Katholicismus. An der Spitze der reformatoriſchen Partei ſtand der Prediger Bernhard Rothmann, ein Mann von den bedeutendſten Geiſtesanlagen und einer hinreißenden Beredſamkeit, für den die Einwohner ſchwärmten. Der Biſchof glaubte nichts Beſſeres thun zu können, als Rothmann des Landes zu verweiſen. Die Bürgerſchaft aber ſchützte nicht nur Rothmann, ſondern berief noch mehrere andere evangeliſche Prediger. Jetzt kam es zum Kriege zwiſchen dem Biſchof und der Stadt. Dieſe war aber im Vortheil, und zuletzt wurde unter der Vermittlung des Landgrafen Philipp von Heſſen am 14. Februar 1533 ein Friede geſchloſſen, welcher der Stadt die freie Ausübung der evangeliſchen Religion ſicherte. Damit war aber die Gährung nicht zu Ende. Bisher war es eigentlich die lutheriſche Auffaſſung geweſen, für die man gekämpft hatte. Bald aber wurde über dieſe hinausgegangen. Zunächſt neigte ſich Rothmann — denn dieſer blieb fortwährend der Tonangeber — zu den Zwinglianern hin, namentlich in der Abendmahlsfrage. Dann traten auch in Münſter die Wiedertäufer auf, und Rothmann, beſtochen von der größeren Folgerichtigkeit ihrer Lehren, wurde auch von ihnen gewonnen: mit ihm der größere Theil der evangeliſchen Geiſtlichen. Allein die Bürgerſchaft folgte ihrem Prediger doch nicht ganz: vielmehr trat nun eine Spaltung in ihr ein zwiſchen den Proteſtanten und den Wiedertäufern: namentlich der Stadtrath wollte nichts von letztern wiſſen. Er veranſtaltete ein Religionsgeſpräch zwiſchen den Proteſtanten und den Wiedertäufern, behauptete, die letzteren ſeien überwunden und verbot Rothmann das Predigen. Das wurde jedoch nicht beachtet. Jetzt gedachte der Rath Gewalt zu gebrauchen und die Wiedertäufer auszutreiben; dieſe aber, die Bürger Knipperdolling und Tilbeck an der Spitze, ſetzten ſich zur Wehre, und erzwangen von dem Rathe einen Frieden, zufolge deſſen die Wiedertäufer bei ihrem Glauben bleiben durften; nur in den Kirchen durften ſie nicht predigen.

Dieſes Münſter nun erſah ſich Matthieſen, der durch ſeine Sendlinge von Allem genau unterrichtet war, zum Ausgangspunkte des neuen Meſſiasreiches. In der That, die Lage war vortrefflich. Eingeſchloſſen von lauter geiſtlichen Fürſtenthümern, wo Alles gährte, wo man bei glücklichem Erfolg auf allgemeinen Anklang rechnen durfte, nicht weit von Holland, von wo aus man leicht Unterſtützung erlangen, auf das man wieder zurückwirken konnte, in der Nähe des Rheins, durch den man mit den oberdeutſchen Gegenden in leichten Verkehr zu treten vermochte, hinter ſich die großen Hanſeſtädte, wo eben eine gewaltige Volksbewegung begonnen hatte: es ſchien Alles zuſammenzuwirken, um den Erfolg zu verbürgen.

Anfang des Jahres 1534 erſchienen eine große Anzahl holländiſcher und frieſiſcher Wiedertäufer in Münſter, zuletzt der Prophet Matthieſen ſelbſt. Sofort kam in die Bewegung mehr Zuſammenhang und Plan. Die Häupter der Wiedertäufer gingen darauf aus, die Stadt in ihre Hände zu bringen. Am 9. Februar erhoben ſie einen Aufſtand. Dieſer ſchien zwar zu mißglücken, indem der Stadtrath ſchnell einige Tauſend Bauern und einige Reiter des Biſchofs zu Hülfe gerufen hatte, ſo daß er das Uebergewicht behauptete. Allein die Wiedertäufer, nicht minder geſchickt im Unterhandeln wie in entſchloſſener Gegenwehr, wußten einen für ſie vortheilhaften Frieden zu Wege zu bringen. Die beiden Religionsparteien ſollten einander vollkommen gleich ſein, die zu Hülfe gerufenen Reiter und Bauern aber die Stadt verlaſſen. Aergerlich über dieſen Frieden verließen nun eine Menge vornehmer Einwohner die Stadt: die Wiedertäufer wurden in der That die Herren. Am

23. Februar 1534, wo ein neuer Rath gewählt werden ſollte, hatten ſie bereits ſo ſehr das Uebergewicht erhalten, daß ein vollkommen wiedertäuferiſcher Rath gewählt ward: Knipperdolling und Tilbeck wurden Bürgermeiſter. Aber auch damit waren die Wiedertäufer nicht zufrieden: am 28. Februar erklärten ſie, alle Gottloſen müßten aus der Stadt wandern. In der That: jeder, der ſich nicht wiedertaufen laſſen wollte, wurde ausgetrieben. Die Ausgetriebenen mußten aber alle ihre Habe zurücklaſſen.

So waren denn die Wiedertäufer wirklich Meiſter der Stadt. Es kam nun darauf an, erſtens die Stadt zu behaupten, zweitens in ihr den Anfang mit dem neuen Gottesreiche zu machen, drittens den Aufſtand von Münſter aus weiter zu verbreiten.

Der Biſchof von Münſter umſchloß ſogleich die Stadt. An eine Uebergabe war aber nicht zu denken. Vielmehr wurden von den Wiedertäufern die umfaſſendſten Vorkehrungen zu ihrer Vertheidigung getroffen. Auch machten ſie die kühnſten Ausfälle. Bei einem derſelben fand aber der Prophet Matthieſen ſelbſt ſeinen Tod. Er prophezeite, mit wenig Leuten das ganze Belagerungsheer zu vernichten, wurde aber von den Feinden in Stücke gehauen. An ſeine Stelle trat nun Johann von Leiden.

Das war noch ein ganz junger Mann von 25 Jahren, aber von großen Geiſtesgaben, kühn, ehrgeizig, von einer hinreißenden Beredſamkeit, die von einer äußerſt vortheilhaften äußern Bildung unterſtützt ward. Er war der Sohn eines Schulzen von Gröningen, Namens Bockold, lernte das Schneiderhandwerk, trieb ſich dann als Kaufmann vielfach in der Welt umher, in England, Portugal, Lübeck, und ließ ſich endlich in Leiden häuslich nieder, wo er eine Wittwe heirathete und eine Wirthſchaft betrieb. Er war auch Dichter, ſeine Verſe fanden in der Meiſterſängerzunft, deren Mitglied er war, den größten Beifall, er ſchrieb Schauſpiele, bei deren Aufführung er wohl ſelber eine Rolle ſpielte: kurz, ſein früheres Leben ſchien doch ein ziemlich weltliches geweſen zu ſein. Dann aber wurde auch er von der wiedertäuferiſchen Richtung ergriffen, warf ſich mit aller Lebhaftigkeit ſeiner Natur in die religiöſen Fragen, ſtudirte ſehr eifrig die Bibel und galt bald unter ſeinen Glaubensgenoſſen als eine hervorragende Erſcheinung. Schon im Sommer 1533 erſchien er in Münſter, und von ihm iſt wohl zuerſt der Gedanke ausgegangen, dieſe Stadt zum Mittelpunkt der wiedertäuferiſchen Plane zu machen. Er war die rechte Hand des Propheten Matthieſen, galt ſelber als Prophet, wurde von jenem den Andern immer als ein Bruder vorgeſtellt, der von Gott zu großen Dingen auserſehen ſei: es war daher natürlich, daß er ſofort in ſeine Stelle eintrat. Zufälliger Weiſe hatte er auch noch Tags vorher den Tod Matthieſens vorausgeſagt.

Der Tod des Propheten Matthieſen brachte der äußern Lage der Stadt keinen Nachtheil. Im Gegentheil, Johann von Leiden ſchien ſich mit noch größerer Umſicht und Klugheit der Vertheidigung zu unterziehen: die Stadt wurde immer mehr befeſtigt: mehrere Stürme, welche der Biſchof von Münſter in Verbindung mit einigen benachbarten Fürſten unternahm, wurden auf das Glorreichſte zurückgeſchlagen, die Wiedertäufer ſetzten ihre Ausfälle fort, mit dem beſten Erfolge, vernagelten ſogar einmal neun Kanonen und machten fortwährend Gefangene. Der Biſchof ſah ſich endlich in die Nothwendigkeit verſetzt, das deutſche Reich um Hülfe anzugehen.

Inzwiſchen gingen im Innern der Stadt die größten Veränderungen vor. Zuerſt wurde der Stadtrath abgeſetzt und eine neue Verfaſſung, der der iſraelitiſchen Gemeinde im alten Teſtamente entſprechend, eingerichtet. An der Spitze der Gemeinde ſtanden zwölf Aelteſte: ihr Haupt war der Prophet Johann von Leiden. Sodann wurde die Gütergemeinſchaft eingeführt. Zunächſt allerdings wohl, weil ſie ein weſentlicher Beſtandtheil des wiedertäuferiſchen Glaubens war, dann aber auch, damit die Führer in den Beſitz des geſammten Vermögens der Stadt kämen, wodurch ſie die Mittel erhielten, auch anderwärts die Empörung anzuſtiften. Die Gütergemeinſchaft wurde im Allgemeinen ohne Widerrede aufgenommen, von Manchen ſogar mit Begeiſterung. Bald indeß folgte eine andere Einrichtung, welche mehr Widerſtand fand, nämlich die Vielweiberei. Es liegt nahe, den Beweggrund dazu in zügelloſen Neigungen des Propheten Johann von Leiden zu ſuchen, von dem auch die Einrichtung ausging, welcher, obſchon bereits verheirathet, dennoch die ſchöne Wittwe Matthieſens zur Frau nahm, und die Zahl ſeiner Frauen nach und nach bis auf ſechszehn vermehrte. Und dieſen Beweggrund pflegt man in der Regel als den eigentlichen anzunehmen. Sollten ſich aber keine anderen Erklärungen dieſer

Erſcheinung auffinden laſſen? Die Wiedertäufer ſelber gaben als Grund erſtens das Beiſpiel der alten Patriarchen an, denen Gott die Vielweiberei zugelaſſen, ohne daß ſie deßhalb in ſeinen Augen minder heilig erſchienen wären; zweitens ſei ſie auch im neuen Teſtament nirgens ausdrücklich verboten; drittens beriefen ſie ſich dabei auf das Wort der Schrift: „Wachſet und mehret euch!“ was ſie ſo auslegten, als ſei es die Aufgabe der Chriſten, ſo viel Kinder als möglich zu zeugen. Dieſer Grund hatte doch, wenn wir uns an die Abſicht der Wiedertäufer erinnern, das Geſchlecht der Gottloſen auszurotten, auch ſeine verſtändige Seite. Dann gaben ſie aber auch noch einen vierten Grund an, von ſittlicher Natur. Sie ſagten nämlich, jede Befriedigung des Geſchlechtstriebes, dem nicht die Abſicht der Vermehrung des Menſchengeſchlechts zu Grunde liege, ſei Sünde. Außerhalb der Ehe dürfe daher dieſe Befriedigung von vornherein nicht ſtatt finden: daher müſſe Jedermann ſich verheirathen. Aber auch in der Ehe kann eine blos ſinnliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes ſtatt finden, ohne daß man den Zweck habe, einen Menſchen zu zeugen, z. B. wenn die Frau bereits empfangen hat. Dies iſt ebenfalls Sünde und nicht zu dulden. Der Geſchlechtstrieb iſt nun einmal da, und verlangt ſeine Befriedigung. Es gibt alſo, wenn man zugleich den eigentlichen Zweck deſſelben, nämlich Vermehrung des Menſchengeſchlechts und zwar ohne Sünde erreichen will, keinen anderen Ausweg, als mehrere Weiber zu nehmen. Vielleicht hat aber außer dieſen noch ein anderer Grund obgewaltet, den ſie freilich nirgends angaben, weil er eine Klugheitsmaßregel geweſen wäre. In Münſter befanden ſich verhältnißmäßig ungewöhnlich viel Weiber, ohngefähr 8 bis 9000, während nur 1500 bis 2000 waffenfähige Männer. *) Dieſe Weiber waren keineswegs alle zuverläſſig: viele von ihnen gehörten den Männern an, welche am 27. Februar als Gottloſe ausgetrieben wurden. Ueberhaupt aber war ein ſo großer Theil der Bevölkerung, der nicht mit dem ganzen wiedertäuferiſchen Weſen verſchmolzen war, bedenklich. Durch die Vielweiberei aber wurde auf einmal dieſer ganze Theil der Bevölkerung in die wiedertäuferiſche Gliederung eingereiht: jeder Wie-

---

*) Gresbeck bei Cornelius Berichte der Augenzeugen über das münſteriſche Wiedertäuferreich. (1853.) S. 107.

dertäufer hatte ſeine Weiber zugleich als Perſonen zu betrachten, die ſeiner Obhut übergeben waren, für die er einzuſtehen hatte. Für dieſe Annahme ſcheint die ſtrenge Beſtimmung zu ſprechen, daß alle Weiber ohne Unterſchied Männer nehmen mußten, ferner, daß die früheren Ehen für aufgelöſt erklärt wurden, und endlich, daß ſogar auch alte Weiber ſich einen Herrn — ſo wurden nämlich die Ehemänner bezeichnet — wählen mußten, der nur die Aufgabe hatte, ſie zu beſchützen und zu belehren. Und nun wiſſen wir, daß die Weiber wirklich einen ſehr bedeutenden Beſtandtheil der Vertheidigung ausmachten. Sie wurden wie die Männer in Rotten abgetheilt, ſtanden unter beſonderen Führern, wurden eingeübt, hatten ihre beſtimmten Plätze an den Wällen und an den Thoren, und wenn es zum Sturme kam, ſo waren es gerade die Weiber, die mit einem Muth und einer Tapferkeit fochten, welche der der Männer nichts nachgab. Kurz, es war den Wiedertäufern in der That gelungen, die Weiber zu einem weſentlichen und nützlichen Beſtandtheil ihrer Einrichtungen zu machen.

Die Vielweiberei verſtieß aber doch zu ſehr gegen die Sitte, als daß ſich kein Widerſpruch dagegen erhoben hätte. Vielmehr gab eben ſie einem Theile der Einwohnerſchaft Veranlaſſung zu allgemeinem Mißvergnügen. Ein gewiſſer Mollenhak zettelte eine Verſchwörung an: mehrere hundert Bürger traten auf ſeine Seite. Es gelang, die Häupter der Wiedertäufer, Johann von Leiden, Knipperdolling und Andere, in der Nacht gefangen zu nehmen. Dann aber fehlte es den Verſchworenen an Entſchloſſenheit. Die Wiedertäufer dagegen, kaum von der Gefangenſchaft ihrer Häupter benachrichtigt, rotteten ſich zuſammen, griffen die Verſchwörer an, warfen ſie und überwältigten ſie vollſtändig. Natürlich wurde eine furchbare Rache an ihnen genommen, 47 wurden hingerichtet, die Andern, etwa 100, begnadigt.

Seitdem herrſchten die Führer der Wiedertäufer unbeſtritten in Münſter. Niemand wagte es ſeitdem, ihnen zu widerſprechen: die kleinſte Widerſetzlichkeit wurde mit dem Tod beſtraft. Die blutige Strenge, mit welcher die Wiedertäufer verfuhren, und von welcher uns die Geſchichtſchreiber ſo viel berichten, hat wohl vor Allem darin ihren Grund, daß ſie nur dadurch ſich in der Herrſchaft der Stadt behaupten und ihren Anordnungen Folge geleiſtet ſehen konnten. Höchſt wahrſcheinlich würde die ausgezeichnete Vertheidigung der Stadt nicht möglich geweſen ſein ohne eine geringere Strenge. Sodann muß man immer ins Auge faſſen, daß jedes auch ſcheinbar geringe Vergehen, welches beurkundete, daß der Begeher deſſelben von dem Weſen der Wiedertaufe abgefallen war, als todeswürdiges Verbrechen angeſehen, und der Wiedertäufer ſodann als Gottloſer betrachtet wurde, der als ſolcher ſchon des Todes würdig ſei. Ferner waren alle von dem Belagerungsheer Gefangenen ebenfalls Gottloſe, und deßhalb dem Tode verfallen, konnten ſich indeſſen retten, wenn ſie ſich taufen ließen. Bei alledem kann man ſich doch vor dieſen münſteriſchen Geſchichten des Schauders nicht erwehren. Dahin mußte zuletzt die grauſame Behandlung führen, deren ſich die Regierungen gegen die Wiedertäufer ſchuldig gemacht hatten.

Die inneren Entwicklungen der wiedertäuferiſchen Gemeinde waren aber noch nicht zu Ende. Im September 1534 that ſich ein neuer Prophet auf, welcher verkündigte, von Gott die Offenbarung erhalten zu haben, daß Johann von Leiden der König des neuen Reiches, König alſo über die ganze Welt ſein ſollte. Niemand widerſprach, zumal als Johann erklärte, daß ihm von Gott dieſelbe Offenbarung geworden ſei. Er richtete ſich nun einen Hofſtaat ein, den er prachtvoll kleidete: er ſelber erſchien immer auf das Glänzendſte herausgeputzt, mit Krone und Scepter: kurz, er ließ es in der äußeren Darſtellung des Königthums an nichts fehlen.

Es gebricht uns an Nachrichten über die geiſtige Entwicklung der münſteriſchen Wiedertäufer, über ihre inneren Parteiungen, über das Hervortreten verſchiedenartiger Richtungen. Daß dergleichen aber ſtatt gefunden, geht ſelbſt aus den wenigen Nachrichten hervor, welche uns davon übrig geblieben ſind. Offenbar beruhte das Wiedertäuferreich auf dem Prophetenthum. Das heißt: der größte Theil glaubte an die Propheten und ihre Offenbarungen, hielt ſich für das heilige auserwählte Volk, und war überzeugt von der Ausbreitung des Gottesreiches über die ganze Erde. Daher die ungeheure geiſtige Aufregung in Münſter, die Verzückungen, der theilweiſe Wahnſinn, der dort in den groteskeſten Erſcheinungen zu Tage kam. Allein die Lage, in welcher man ſich befand, die Nothwendigkeit, ſich zu vertheidigen, ja noch über die Vertheidigung hinaus Erfolge zu erringen, erforderte zugleich die äußerſte Klugheit und Umſicht, die ſchlaueſte

Berechnung, die denn auch angewendet wurde. Es konnte nicht anders ſein: nachgerade mußte der Verſtand in Zuſammenſtoß gerathen mit der Schwärmerei. So bildeten ſich zwei Parteien, eine weltliche verſtändigere und eine geiſtliche oder ſchwärmeriſche. An der Spitze der erſten ſtand der König und Rothmann, an der Spitze der andern Knipperdolling. Es ſcheint nun, daß der König zuerſt zum Bewußtſein kam, daß er aber nichts deſtoweniger die Rolle des Propheten fortſpielte, ohne welche jetzt ſchon nichts mehr ausgerichtet werden. Aber bei alledem iſt es klar, wie er darnach trachtete, an die Stelle des finſtern Ernſtes, der ſonſt den Wiedertäufern eignete allmählig ein heiter frohes Leben treten zu laſſen, während ein anderer Theil der Wiedertäufer mit dieſen Beſtrebungen durchaus unzufrieden war. *) Auch in anderen Beziehungen wurde ſpäter Manches gemildert: ſo die Vielweiberei, deren unglückliche Folgen ſofort an den Tag kamen: zuletzt hörte ſie thatſächlich faſt ganz auf. Hätte ſich die wiedertäuferiſche Bewegung über Münſter hinaus verbreitet, ſo würden höchſt wahrſcheinlich jene beiden Gegenſätze mehr hervorgetreten ſein. So aber fühlte man die Nothwendigkeit, ſie zu verdecken. Der König wußte die Gegenpartei zu beſchwichtigen: es ſchien nur ein Wille über Münſter zu herrſchen.

Nun aber kam es vor Allem darauf an, die Bewegung über Münſter hinaus zu führen. Darauf war von Anfang an das Streben der Wiedertäufer gegangen, überall die Empörung anzufachen. In der That: es war Alles in der heftigſten Gährung. Die Fürſten, die vor Münſter lagen, fürchteten nichts ſo ſehr, als eine Empörung des gemeinen Mannes, der allenthalben von den wiedertäuferiſchen Meinungen angeſteckt war. In den Niederlanden bereiteten ſich die Wiedertäufer zu einem furchtbaren Aufſtande vor: Alles lief ihnen zu, keine Stadt, kein Dorf, wo ſie nicht einen großen Anhang hatten. In den Städten am Rhein, wie in Köln, in Weſel, war es nicht viel anders. Von da aus ſchickten die Wiedertäufer ihre Sendlinge nach Münſter, um ſich über den Aufſtand zu berathſchlagen: ebenſo ſetzten ſich die Münſterer mit den Straßburgern, mit den Oberländern überhaupt in Verbindung. Nichts aber würde entſcheidender gewirkt haben, als eine Verbindung mit Lübeck, wie ſie beabſichtigt geweſen zu ſein ſcheint.

---

*) Gresbeck a. a. O. S. 138, 139.

In Lübeck nämlich hatte ſich eine ähnliche Bewegung, aber ſtaatlich-demokratiſcher Natur, erhoben.

Oben haben wir bereits angegeben, daß im Norden das Streben, die Kirchenverbeſſerung einzuführen, überall von einem neuen Aufſchwunge der Demokratie begleitet war. Nirgends aber führte dieſe Erſcheinung zu bedeutenderen Ereigniſſen, als in Lübeck. Hier ſetzte ſich die Ariſtokratie, welche das Ruder der Stadtverwaltung in den Händen hatte, noch im Jahr 1528 den reformatoriſchen Beſtrebungen mit dem entſchiedenſten Erfolge entgegen. Aber ſchon im Jahre 1530 war die reformatoriſche Partei, welche zugleich die demokratiſche war, in ſolchem Uebergewicht, daß ſie die Einführung der neuen Lehre erzwang. In Folge dieſer religiöſen Kämpfe wurde der alte Rath geſtürzt, eine neue demokratiſche Verfaſſung eingeführt, und im März 1533 der Führer der Demokratie, Jürgen Wullenweber, als Bürgermeiſter an die Spitze der Stadt geſtellt.

Dieſer Wullenweber war eine der kühnſten Naturen, welche die Geſchichte der Städte, ja unſeres Vaterlandes aufzuweiſen hat. Er faßte die großartigſten Plane. Was der Bauernkrieg im Süden und in der Mitte Deutſchlands erſtrebte, das ſuchte er im Norden zu erringen. Er beabſichtigte eine große Verbindung der nordiſchen Demokratie, vermittelſt derſelben wollte er die alte Größe der Hanſe wieder herſtellen, ja noch erweitern, die nordiſchen Fürſtenthümer in und außer Deutſchland von der Hanſe abhängig machen, und Lübeck ſollte der Mittelpunkt und das Haupt dieſer neuen weltbeherrſchenden Macht ſein. Die Verhältniſſe der nordiſchen Reiche ſchienen dieſen Plan zu begünſtigen.

Schon ſeit einem Jahrzehend hatte Lübeck in die Geſchicke der drei nordiſchen Reiche mächtig eingegriffen. Chriſtian II., ſeit 1513 der Beherrſcher von Dänemark, Norwegen und Schweden, Schwager Karls V., war ein Feind der Hanſe, deren Handel er auf alle Weiſe zu beeinträchtigen ſuchte, begünſtigte dagegen die Holländer. Die Lübecker konnten daher nichts ſehnlicher wünſchen, als den Sturz Chriſtians II., und in der That haben ſie ſehr weſentlich dazu mitgewirkt, ihn herbeizuführen. Sie unterſtützten Guſtav Waſa, welcher Chriſtian den ſchwediſchen, und Friedrich von Holſtein, der ihm den däniſchen Thron raubte (1522). Im Jahre 1523 mußte Chriſtian II. als ein Verbannter ſeine Reiche meiden. Zum Dank für ihre Unterſtützung erhielten die Lübecker von Guſtav Waſa eine Beſtätigung ihrer Gerechtſame in Schweden, und von Friedrich I. von Dänemark Bornholm auf 50 Jahre verpfändet. Im Jahre 1531 machte Chriſtian II. einen neuen Verſuch ſich wieder in den Beſitz ſeiner Reiche zu ſetzen: er landete mit einer holländiſchen Flotte in Norwegen und hatte Erfolg. Da waren es wieder die Lübecker, die den Dänen zu Hülfe eilten. Sie hemmten die Fortſchritte Chriſtians und der Holländer, ja er ſelbſt gerieth (1532) durch ihre Vermittlung in die Hände ſeines Oheims, Königs Friedrich von Dänemark. Nunmehr glaubten die Lübecker mit Recht auf die Dankbarkeit der Dänen Anſprüche machen zu dürfen: ſie verlangten von den letzteren mit ihnen in Verbindung entſchiedene Fortſetzung des Kriegs gegen die Holländer, ihre verhaßten Nebenbuhler. Allein Friedrich, durch die Gefangennahme Chriſtians II. ſeines gefährlichſten Feindes entledigt, der lübecker Hülfe nicht mehr benöthigt, ſchloß mit den Holländern einen Handelsvertrag, welcher die Lübecker äußerſt beeinträchtigte.

Dies war die Lage der Dinge, als Wullenweber an die Spitze des lübiſchen Freiſtaates trat. Vor Allem drang er auf einen Krieg mit Holland und noch im März 1533 wurde er begonnen. Der am 10. April 1533 erfolgte Tod des Königs Friedrich von Dänemark aber wurde ſofort von ihm benützt, um größere Entwürfe an dieſes Ereigniß zu knüpfen. Dänemark war ein Wahlreich, und noch wußten die verſchiedene Stände nicht, wen ſie zum Könige wählen ſollten. Vorderhand wollte Adel und Geiſtlichkeit den Thron unbeſetzt laſſen, um deſto unbeſchränkter zu herrſchen. Wullenweber erſah darin die günſtigſte Gelegenheit für Lübeck, den däniſchen König ſelber zu beſtimmen. Aber noch weiter gingen ſeine Gedanken: auch Schwedens König ſollte von Lübeck abhängig ſein. Wullenweber nämlich, vertrauend auf Guſtav Waſa's Dankbarkeit für Lübeck, verlangte von dieſem Unterſtützung gegen die Holländer: Waſa ſchlug ſie ihm nicht nur ab, ſondern ſchloß wie Dänemark mit Holland Bündniß und entzog Lübeck die früheren Gerechtſame. Jetzt dachte Wullenweber auch an den Sturz des ſchwediſchen Königs. Er ſetzte ſich mit der äußerſt zahlreichen demokratiſchen Partei in den drei nordiſchen Reichen in Verbindung, namentlich mit den Häuptern derſelben, mit den Bürgermeiſtern von Kopenhagen und Malmö, und mit dieſen wurde dann der Plan entworfen, daß in dem Augenblicke, wo eine lübiſche Flotte lande, ſofort die Empörung des Volkes beginnen ſollte. Jetzt galt es auch die übrigen Hanſeſtädte für den Plan zu gewinnen. In der That: Stralſund, Wismar, Roſtock gingen darauf ein: hier nämlich ſiegte ebenfalls die demokratiſche Partei, und wenn auch vorderhand von anderen Städten keine thätige Hülfe erwartet werden konnte, ſo war doch überall Alles in Gährung, Alles geſpannt auf Lübeck: über kurz oder lang ſchien ihm Alles zufallen zu müſſen. Und um dieſelbe Zeit eröffnete ſich ſogar auch eine Verbindung mit dem Könige Heinrich VIII. von England, der durch Wullenwebers Freund und Feldhauptmann, Marx Meier, für Lübeck gewonnen war: ſchon hegte er die Hoffnung, die nordiſchen Kronen ſich ſelber auf das Haupt zu ſetzen.

Wullenweber glaubte zuerſt ſeine Plane auf kürzerem Wege durchführen zu können. Er bot dem Herzoge Chriſtian von Holſtein, Friedrichs I. älteſtem Sohne, die däniſche Krone an, und Sten Sture, einem ſchwediſchen Großen, die ſchwediſche. Beide Männer wollten jedoch die betreffenden Kronen nicht aus der Hand des Bürgerthums nehmen: ſie ſchlugen das Anerbieten aus. Jetzt ergriff Wullenweber einen anderen Weg. Zunächſt alſo wollte er Dänemark angreifen. Um die Hände frei zu haben, ſchloß er einen vierjährigen Frieden mit Holland. Dann erklärte er (Mai 1534) an Dänemark, wie an den Herzog Chriſtian von Holſtein den Krieg: an Dänemark, weil es die Verträge nicht gehalten, an Chriſtian, weil er den ehemaligen König Chriſtian II. nicht herausgeben wollte. Denn die Befreiung dieſes Königs, obſchon früher der Lübecker heftigſter Feind, aber ein Gegner des Adels und der Geiſtlichkeit und inſofern ein Freund des Volkes, nahm man zum Vorwand. Feldherr der Lübecker war der Graf Chriſtoph von Oldenburg, ein Verwandter Chriſtians II., Marx Meier war der Anführer der Flotte.

Die Erfolge dieſes Krieges waren Anfangs außerordentlich. Zuerſt fielen die Lübecker in Holſtein ein, wo ſie mehrere feſte Oerter nahmen. Dann ſegelte ihre Flotte nach Dänemark. Bei ihrem Erſcheinen erhob ſich überall der Aufſtand: in Seeland, wo die Hauptſtadt Kopenhagen am 15. Juli überging, in Laaland, Langeland, Falſter, Fünen: kurz, alle däniſchen Inſeln fielen den Lübeckern zu. Auch in Schoonen war die Empörung ausgebrochen und von Erfolg begleitet. Endlich erhoben ſich auch die jütiſchen Bauern und beſiegten den Adel. Die demokratiſchen Entwürfe Wullenwebers waren alſo von dem entſchiedenſten Glücke gekrönt.

Und eben um dieſe Zeit war es, wo er auch mit Münſter eine Verbindung einzuleiten ſuchte. *) Er ſandte einen Kundſchafter dorthin, um ſich genau von Allem zu unterrichten und der Stadt die Unterſtützung Lübecks anzubieten. Man ſieht daraus, wie umfaſſend die Plane Wullenwebers waren. Er hatte es nicht blos auf die hanſiſche Demokratie abgeſehen: er wollte, wie es ſcheint, auch die entfernteren Beſtrebungen in ſeine Kreiſe ziehen. Man ſieht, welch ungeheuere Folgen die Verbindung zwiſchen der hanſiſchen Demokratie und zwiſchen den Wiedertäufern hätte nach ſich ziehen können. Kein Zweifel, die letzteren hätten durch dieſe Verbindung auch innerlich gewonnen: der klare Verſtand Wullenwebers konnte ſich mit den ſchwärmeriſchen Beſtandtheilen der münſterer Wiedertäufer nicht befreunden: höchſt wahrſcheinlich hätten ſich dieſe ausgeſchieden, die edleren wahrhaft freien wären zurückgeblieben: die Bewegung hätte eine andere Natur angenommen.

Allein die Verbindung zwiſchen Münſter und Wullenweber kam nicht zu Stande. Sei es, weil der Plan von den Fürſten durch die Gefangennahme des Boten entdeckt wurde, ſei es, weil Wullenweber von einer derartigen Verbindung für ſeine Volksgunſt fürchtete — denn die lutheriſchen Pfaffen in Lübeck verſäumten nicht, jetzt ſchon darauf hinzuweiſen, daß die demokratiſchen Strebungen Wullenwebers mit den Wiedertäufern zuſammenhingen — ſei es endlich, was am wahrſcheinlichſten, weil ihm ſelber die Entwicklung der Wiedertäuferei, wie ſie ſich inzwiſchen in Münſter vollzogen hatte, nicht behagte. Beide Bewegungen liefen nunmehr getrennt neben einander her und verfolgten jede ihre beſondere Bahn.

Betrachten wir zuerſt die lübiſche Bewegung.

Das Glück blieb Wullenweber nicht lange treu. Während er in Dänemark ſo große Erfolge erzielte, raffte Chriſtian von Holſtein, den der däniſche Adel in der Angſt ſeines Herzens inzwiſchen zum Könige erwählt hatte, ein ſtarkes Heer zuſammen, verband ſich mit

---

*) Bekenntniß Johanns von Elheede, bei Cornelius Berichte von Augenzeugen ꝛc. S. 260, 261.

einigen deutſchen Fürſten, namentlich mit dem Landgrafen Philipp von Heſſen und lagerte ſich im September 1534 vor Lübeck. Die Lübecker ſuchten ihn wegzuſchlagen, erlitten aber dabei beträchtliche Verluſte. Durch dieſe Niederlage verlor Wullenweber einen Theil der Volksgunſt und die ihm feindliche Ariſtokratie ſetzte alle Hebel in Bewegung, um dieſe Stimmung Wurzeln ſchlagen zu laſſen. Der Landgraf von Heſſen ſuchte nun einen Frieden zu vermitteln, und er kam am 18. November 1534 wirklich zu Stande wider den Willen Wullenwebers, der aber bereits einen Theil ſeines Einfluſſes eingebüßt hatte. Darnach ſollte zwar zwiſchen Lübeck und dem König Chriſtian III. als Herzog von Holſtein, Friede ſein, dagegen ſollte der Krieg noch währen zwiſchen Lübeck und demſelben Chriſtian als König von Dänemark.

Chriſtian, der jetzt ſeine Hände frei hatte, warf alle ſeine Kräfte nach Dänemark: zugleich unterſtützte ihn der König von Schweden, der Herzog Albrecht von Preußen. Die Dinge änderten ſich bald zum Nachtheile Lübecks. Wullenweber verzagte aber nicht. Er wußte nun ebenfalls einen deutſchen Fürſten auf ſeine Seite zu ziehen, den Herzog Albrecht von Mecklenburg, dem er mit der Regentſchaft über Dänemark ſchmeichelte. Endlich kam es in Fünen zu einer entſcheidenden Schlacht am Oxenberge, am 14. Juni 1535: die Lübecker erlitten hier eine ſchwere Niederlage, ihre tüchtigſten Leute fielen oder wurden gefangen. Und in denſelben Tagen wurde auch die lübiſche Flotte geſchlagen.

Die Hülfsquellen von Lübeck waren nun freilich noch nicht erſchöpft: allein die Feinde Wullenwebers benutzten dies Unglück vortrefflich zu ſeinem Sturze. Um dieſelbe Zeit erſchien ein Erlaß des kaiſerlichen Kammergerichts, welches bei ſchwerer Strafe der Stadt Lübeck gebot, die demokratiſche Verfaſſung abzuſchaffen, die alte wieder herzuſtellen, die alten Räthe wieder einzuſetzen. Wullenweber war gerade auf einer Geſchäftsreiſe abweſend, als dieſes kammergerichtliche Urtheil anlangte. Seine Feinde ſetzten es durch, daß man beſchloß, jenem Urtheil ſich zu fügen: als Wullenweber erſchien, waren die Dinge ſchon ſo ganz verändert, daß er nichts anders thun konnte, als abdanken. Es war im Auguſt 1535. Mit ſeinen großen Entwürfen war es nun zu Ende. Er hat zwar, wie es ſcheint, noch einmal den Verſuch machen wollen, ſich wieder der erſten Gewalt zu bemächtigen, kam aber nicht dazu, ſondern gerieth bei dieſer Gelegenheit in die Hände ſeines Feindes, des Erzbiſchofs von Bremen, der ihn ſodann ſeinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunſchweig überließ. Dort wurde er auf die Folter geſpannt und mußte eine Menge Dinge ausſagen, von denen er nichts wußte, damit die Junker in Lübeck, die wieder im Regimente ſaßen, Gelegenheit erhielten, klagbar gegen ihn aufzutreten. Namentlich mußte er auch ausſagen, daß er in Lübeck die Wiedertäuferei habe einrichten wollen. In ihrer niedrigen Rachſucht dachten ſie nicht einmal daran, ihren Mitbürger ſich von dem fremden Fürſten, den er gar nichts anging, ausliefern zu laſſen. Wullenweber wurde zum Tode verurtheilt wegen Bekenntniſſe, die ihm durch die Tortur erpreßt worden waren, und die er vor ſeinem Tode widerrufen hat, und am 24. September 1537 zu Wolfenbüttel hingerichtet. Der Krieg zwiſchen Dänemark und Lübeck dauerte natürlich nicht lange mehr. Am 14. Februar 1536 wurde ein Friede geſchloſſen, welcher ſcheinbar zwar Lübeck günſtig war, aber der Hanſe den Todesſtoß verſetzte.

Als Wullenweber gezwungen wurde, ſeine Bürgermeiſterſtelle niederzulegen, war auch bereits Münſter gefallen.

Merkwürdig blieb es immerhin, welch zähen Widerſtand die Stadt dem Feinde entgegenſetzte. Der Biſchof von Münſter, ſahen wir, hatte das Reich um Hülfe angegangen. Auf einem Reichstage wurde auch eine Hülfe bewilligt und die benachbarten Fürſten ſchickten ihre Schaaren, insbeſondere thätig war der Landgraf von Heſſen. Es half Alles nichts: die Stadt konnte nicht erobert werden. Die Wiedertäufer ſahen aber nun freilich ein, daß ſie ſich auf die Länge nicht würden behaupten können — ſchon deshalb nicht, weil ihnen nachgerade die Lebensmittel ausgingen — wenn ſie nicht entſetzt würden. Und auf auswärtige Hülfe ſetzten ſie auch die größte Hoffnung. Und zwar nicht ohne Grund. Namentlich die Brüder in Holland waren im Begriff, in großen Schaaren dem Reiche in Münſter zu Hülfe zu kommen, und auch in der Umgegend von den weſtphäliſchen Städten hoffte man einen Aufſtand. Da aber vereitelte der Verrath alle dieſe Hoffnungen. Viele der Sendlinge, welche mit großen Summen ausgeſchickt worden waren, um den Aufſtand anzuzetteln, geriethen in die Hände der Belagerer: einer von ihnen erkaufte ſich ſein Leben durch das Verſprechen, den Verräther zu machen. Er erzählte Alles, was er von den auswärtigen Verbindungen der Münſterer wußte, kehrte dann ſelbſt nach Münſter zurück, wo er eine wunderbare Geſchichte von ſeinem Entkommen erzählte, wurde vom König, der in ihm ein vortreffliches Werkzeug ſah, in alle ſeine Anſchläge und namentlich in die Verbindungen mit auswärtigen Wiedertäufern eingeweiht, und theilte dies Alles wieder dem Biſchof von Münſter mit. Dadurch wurden die Regierungen in den Stand geſetzt, ſich aller Fäden der wiedertäuferiſchen Bewegung zu bemächtigen und jeden Aufſtand unmöglich zu machen. Die Wiedertäufer, welche ſich von Holland aus in Bewegung ſetzten, wurden aufgegriffen, mehrere Schiffe, die mit ihnen beſetzt waren, verſenkt: ein anderer Theil in Friesland warf ſich in ein Kloſter, wurde aber dort vernichtet. Zuletzt, im Mai, als ſchon eine Menge einzelner Verſuche mißlungen waren, ſetzten die Wiedertäufer noch ihre ganze Hoffnung auf einen Verſuch, Amſterdam zu überrumpeln, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen, ſie zu einem ähnlichen Mittelpunkt, wie Münſter zu machen, um von da aus den Aufſtand durch alle Niederlande zu bewerkſtelligen. Aber auch dieſer Verſuch mißlang, obſchon die Wiedertäufer dabei die größte Kühnheit und Tapferkeit an den Tag gelegt.

Und nun war an eine Rettung von Münſter nicht mehr zu denken. Schon lange hatte der Hunger ſchauderhafte Verheerungen daſelbſt angerichtet: zu Hunderten liefen Weiber und Männer in das Lager, um dem Hungertode zu entgehen. Nur die eigentlichen Wiedertäufer, die entſchloſſen waren, für ihre Ueberzeugung zu ſterben, blieben zurück. Aber obſchon das Häuflein ſehr zuſammengeſchmolzen war — man berechnete ſogar die Kämpfer auf nicht mehr als 200 — ſo hätte die Stadt doch wohl nicht durch einen regelmäßigen Sturm genommen werden können. Da aber wurden den Belagerern durch zwei Ueberläufer die Stellen entdeckt, an welchen die Stadt Nachts erſtiegen werden könnte. Durch Verrath wurde ſie in der Nacht vom 24. Juni 1535 genommen. Die Wiedertäufer wehrten ſich noch verzweifelt mehrere Stunden lang: zuletzt erlagen ſie der Uebermacht. Natürlich wurden ſie dann ſchauderhaft niedergemetzelt. In Münſter ſelber trat eine furchtbare Rückwirkung ein: der Katholicismus in der ſtrengſten Form wurde wieder eingeführt.

Rothmann war im Getümmel entkommen: aber der König nebſt Knipperdolling und einem andern der Führer, Krechting, geriethen in die Gefangenſchaft. Natürlich verſuchte man allerlei Geſtändniſſe aus ihnen herauszubringen, namentlich in Bezug auf ihre auswärtigen Verbindungen. Sie haben aber Niemanden angegeben, namentlich läugneten ſie jede Verbindung mit Lübeck ab. Knipperdolling uud Krechting wieſen auch alle Verſuche der lutheriſchen Geiſtlichen, ſie zu bekehren, ſchroff zurück. Johann von Leiden hingegen ging gerne in Unterhaltungen mit ihnen ein. Aus den uns erhaltenen Nachrichten darüber geht hervor, daß er wenigſtens zuletzt nicht an ſein Prophetenthum geglaubt hat. Er ſcheint eine Zeitlang die Hoffnung gehegt zu haben, daß man ihm das Leben ſchenke. Gewiß in dieſer Abſicht ging er ſcheinbar in die Anſichten der lutheriſchen Theologen ein, gab ſich das Anſehen, als halte er ſich von ihren Gründen überwunden: ſo in der Lehre vom Abendmahl und in der Rechtfertigungslehre. Johann von Leiden kannte ſeine Leute. In der That: die Theologen fanden ſich außerordentlich geſchmeichelt über dieſe Nachgiebigkeit des Königs in den Hauptpunkten der lutheriſchen Lehre, und offenbar wird er in ihrem Berichte über die Unterredung mit ihm mit ſichtbarer Vorliebe, ja mit einer gewiſſen Bewunderung behandelt: Scharfſinn, Beleſenheit in der Schrift, außerordentliche Beredſamkeit wagen ſie ihm nicht abzuſprechen. Uebrigens konnte ihm natürlich nichts das Leben retten. Johann von Leiden, wie er ſah, daß er ſterben müſſe, benahm ſich noch mit Würde. Er ſtarb den furchtbaren Martertod — eine ganze Stunde lang wurde er mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt — mit einer ſo heldenmüthigen Standhaftigkeit, daß ſelbſt die lutheriſchen Berichterſtatter ihre Bewunderung nicht verbergen können. Auch Knipperdolling und Krechting ſtarben mit derſelben Seelenſtärke. Die Hinrichtung fand am 22. Januar 1536 ſtatt. Ihre Leichname wurden in drei eiſerne Käfige geſteckt und zum ewigen Wahrzeichen an dem Thurme der Lambertskirche aufgehängt.

Dieſe, die münſteriſche und die lübeckiſche, waren die zwei letzten großen Volksbewegungen in der Reformationszeit. Mit ihnen haben die Verſuche des deutſchen Volks, aus ſeinem innerſten Kerne heraus und mit ſeinen eigenen Kräften eine großartige Umwandlung des ganzen geiſtigen, religiöſen und ſtaatlichen Lebens im Sinne der

Freiheit durchzuſetzen, ihren Abſchluß gefunden. Die eigentlichen Abſichten der großen reformatoriſchen Bewegung am Anfange des Jahrhunderts waren mißlungen. Die Kräfte waren umſonſt angeſtrengt, vergeudet worden. Das Volk war erſchöpft: es trat vom Schauplatze ab. Die religiöſe Entwickelung kam nunmehr in die Hände der Theologen, die kirchlich-ſtaatliche in die Hände der Fürſten. Wenn auch die urſprünglichen freien Beſtrebungen und Richtungen nicht ohne Weiteres vertilgt werden konnten, ſo mußten ſie doch darauf verzichten, einen beſtimmenden Einfluß auf das Leben gewinnen zu können. Namentlich die wiedertäuferiſche Richtung hatte eine ſchwere Niederlage erlitten, nicht ſowohl durch die endliche Einnahme der Stadt Münſter, als vielmehr durch die Ungeheuerlichkeiten, welche dort zu Tage gekommen waren, die man offenbar übertrieb*) — denn nur Feinde berichteten von nun an über dieſe Ereigniſſe — und die man als ein nothwendiges Ergebniß dieſer religiöſen Richtung hinzuſtellen ſich bemühte. Das Lutherthum konnte die Wendung in Münſter als einen eben ſo großen Sieg betrachten, als das Zuſtandebringen der wittenberger Konkordie.

21. Erfolge des Proteſtantismus.

Ueber die folgenden Ereigniſſe können wir uns ſchon kürzer faſſen. Der Friede von Kadan, die wittenberger Konkordie, der Ausgang des Wiedertäuferreichs, der Untergang Wullenwebers waren lauter Siege einer und derſelben Partei, der erhaltenden proteſtantiſchen, der lutheriſch-fürſtlichen. Alle anderen Parteien und Strebungen, religiöſe wie ſtaatliche, hatten vor ihr weichen müſſen. Sie allein blieb fortan die Trägerin der Reformation oder vielmehr des

---

*) Erſt neuerdings iſt man gerechter geworden. So Haſe in den neuen Propheten (1851), beſonders aber Cornelius in der Vorrede zu den „Berichten der Augenzeugen über das münſterer Wiedertäuferreich“. Er hat auch eine Geſchichte deſſelben verſprochen.

Proteſtantismus. Dies war das Ergebniß der gewaltigen Kämpfe, welche das Jahrzehnd erfüllten, das dem Bauernkriege gefolgt war.

Dieſe Partei aber, da ſie keineswegs die urſprünglichen Abſichten der Reformation vertritt, ſondern nur eine neue Rechtgläubigkeit und die Vortheile des Fürſtenthums, kann unſere Neigung nicht mehr feſſeln, um ſo weniger, als durch ſie der Riß in die Einheit des deutſchen Reiches ſich immer mehr erweiterte.

Freilich: auch Karl V. war kein Kaiſer im Sinne der Nation. Seine Plane und Strebungen waren allerdings großartig: er beabſichtigte die Wiederherſtellung des Kaiſerthums und zwar in dem urſprünglichen mittelalterlichen Sinne, im Sinne Karls des Großen, wornach der Kaiſer in der That der Herr der Welt wäre, und das Kaiſerthum eine Weltmonarchie. Und nicht blos auf Europa hatte er es abgeſehen: als König von Spanien beſaß er bereits die Länder der neu entdeckten Welt: er wollte dann noch die Türken aus Europa und Kleinaſien vertreiben, Jeruſalem wieder herſtellen: ſelbſt nach Afrika unternahm er eine Art Kreuzzug gegen die Ungläubigen. In dieſer Weltmonarchie ſollte Ein Herrſcher, und Ein Glaube ſein, nämlich der katholiſche. Die Herrſchaft des Katholicismus gehörte zu Karls Idee vom Kaiſerthum als weltgebietende Macht: ſie war ein weſentlicher Beſtandtheil ſeiner Entwürfe. Aber dabei war er doch nicht geſonnen, ſich dem Papſte unterzuordnen in der Weiſe, wie dies die Kaiſer in den letzten Zeiten des Mittelalters gethan: vielmehr wünſchte er auch hier das Verhältniß hergeſtellt zu ſehen, wie es unter Karl dem Großen oder unter den fränkiſchen Kaiſern geweſen: der Kaiſer ſollte der Erſte ſein und der Papſt der Zweite, der Kaiſer der Schutzherr der Kirche, der Papſt der Schützling. Daß der Papſt mit dieſen Planen des Kaiſers nicht einverſtanden war, verſteht ſich von ſelbſt, und eben die Eiferſucht zwiſchen Papſt und Kaiſer ſpielt in den Staatshändeln Karls V. eine große Rolle: nicht ſelten durchkreuzte der Papſt des Kaiſers Entwürfe auf das Empfindlichſte. Es leuchtet ein, daß Karl V. in dieſem Theile ſeiner Plane eine innere Verwandtſchaft hatte mit der religiöſen Bewegung der Nation: aber auf der anderen Seite war er doch wieder zu ſtrengkatholiſch, um bis zu dem eigentlichen Kerne derſelben voranzugehen: das Weſen der katholiſchen Lehre wollte er auf keine Weiſe fahren laſſen. Eine eigentliche Verſtändigung zwiſchen ihm und der Nation in der religiöſen Frage war daher nicht möglich. Und ſo kamen auch ſeine weltbeherrſchenden Plane nicht Deutſchland zu Gute: nicht auf die deutſche Nation hätte er den Schwerpunkt gelegt, ſondern auf ſeine außerdeutſchen Länder, auf Spanien und Burgund; aber auch in einem anderen Falle konnte für Deutſchland kein Gewinn daraus erwachſen: nicht den Mittelpunkt einer Weltmonarchie zu bilden, war Deutſchlands Beſtimmung.

Begreiflich war der Kaiſer über die reformatoriſche Bewegung in Deutſchland ſehr ärgerlich, da ſie alle ſeine Plane durchkreuzte: und nicht blos über die religiöſe Seite, ſondern auch über die ſtaatliche. Er ſah nur zu deutlich, welch feſte Stellung die proteſtantiſchen Fürſten ihm, dem Kaiſer, gegenüber eingenommen hatten. Niemals aber, trotz aller Zugeſtändniſſe, hat er den Gedanken aufgegeben, ſie bei gelegener Zeit dafür zu züchtigen und aus ihrer Stellung wieder herauszuwerfen. Nur vorderhand war es ihm nicht möglich. Seine auswärtigen Staatshändel machten ihm zu viel zu ſchaffen. Im Jahre 1535 wurde er in einen Krieg mit Tunis verwickelt: kaum davon zurückgekehrt, hatte er den dritten Krieg mit Frankreich zu beſtehen, welcher bis 1538 dauerte und durch den Waffenſtillſtand von Nizza beendet ward. Dann nahmen ihn Unruhen in den Niederlanden — in Gent 1539 — in Anſpruch, die ungariſchen Angelegenheiten, Kriege mit den Türken, 1541 ein zweiter Zug nach Tunis, der aber mißlang.

Und unterdeſſen errang der Proteſtantismus immer größere Erfolge. Am 10. Juli 1536 wurde der ſchmalkaldiſche Bund auf zehn Jahre erneuert. Da traten als neue Mitglieder bei die Herzoge Ulrich von Würtemberg, Barnim und Philipp von Pommern, der Pfalzgraf Ruprecht von Zweibrücken, die Fürſten Georg und Joachim von Anhalt, Graf Wilhelm von Naſſau. Von Städten waren Mitglieder des Bundes Straßburg, Ulm, Konſtanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Iſny, Augsburg, Frankfurt, Eßlingen, Lübeck, Magdeburg, Bremen, Hannover, Hamburg, Minden, Braunſchweig, Goslar, Göttingen, Eimbeck. Man gab dem Bund eine feſtere Verfaſſung: der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen wurden zu Häuptern deſſelben erwählt. Bald gewann der Proteſtantismus noch größere Erfolge durch den Tod zweier ſeiner entſchiedenſten Gegner unter den Fürſten. Im Jahre 1535 ſtarb nämlich der Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg, und im Jahre 1539 der Herzog Georg von Sachſen. Die Nachfolger dieſer Fürſten, Joachim II. und Heinrich, traten ſofort zur neuen Lehre über. Jetzt war faſt der ganze Norden von Deutſchland proteſtantiſch geworden. Nur Heinrich der Jüngere von Braunſchweig hielt noch zäh am Katholicismus, ſeine Macht war jedoch zu gering, als daß dies von großer Bedeutung hätte ſein können.

Und nun ſchloſſen zwar auch die katholiſchen Stände (der Kaiſer, König Ferdinand, der Kurfürſt von Mainz, der Erzbiſchof von Salzburg, die Herzoge von Baiern, welche ſeit dem Frieden von Kadan die erbittertſten Feinde der Proteſtanten geworden, und der Herzog Heinrich von Braunſchweig) am 10. Juni 1538 zu Nürnberg einen Bund mit einander, und noch im Jahr 1539 hatten ſie ſehr kriegeriſche Abſichten gegen die Proteſtanten, allein die allgemeinen europäiſchen Verhältniſſe, eine neue Mißſtimmung mit Frankreich, welcher in der That der vierte Krieg (1542—1544) folgte, der ausbrechende Krieg mit den Türken, die geldernſche Erbfolgeſache *) machten es dem Kaiſer rein unmöglich, gegen die Proteſtanten feindlich aufzutreten. Vielmehr ſah er ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſie bei guten Geſinnungen zu erhalten: er näherte ſich ihnen, ordnete (1541) Religionsgeſpräche in Worms und in Regensburg an, angeblich, um eine Verſtändigung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten zuwege zu bringen, und als dieſe, wie zu erwarten, zu nichts führten, ſo erneuerte er 1542 auf dem Reichstage zu Speier die früheren Religionsfrieden.

Durch dieſe Erfolge wurden die proteſtantiſchen Fürſten immer kühner und rückſichtsloſer. Im Jahre 1541 wurde der biſchöfliche Stuhl von Naumburg erledigt. Das Domkapitel wählte einen zwar gemäßigten, aber doch katholiſch geſinnten Geiſtlichen, Julius von Pflug, zum Biſchof. Der Kurfürſt von Sachſen vernichtete die Wahl, ſetzte eigenmächtig Nikolaus Amsdorf, einen ſtarren Lutheraner, zum Biſchof ein, und zog die weltliche Regierung des Biſthums an ſich. — Im Jahr 1542 überzog der Herzog Heinrich von Braunſchweig die proteſtantiſch geſinnten Städte Goslar und Braunſchweig mit Krieg. Der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf

---

*) Vergl. Seite 81.

von Heſſen kamen dieſen Städten zu Hülfe, aber bei dieſer Gelegenheit jagten ſie Herzog Heinrich aus dem Lande, nahmen ſein Herzogthum in Beſitz, das ſie für ſeine Söhne aufbewahren wollten, und führten dort die Reformation ein. Das Kammergericht nahm ſich des Herzogs an: die proteſtantiſchen Fürſten kündigten ihm den Gehorſam auf. Als Herzog Heinrich im Jahr 1545 mit gewaffneter Hand wieder in ſein Land einfiel, gerieth er ſogar in die Gefangenſchaft des Landgrafen von Heſſen. — Als im Jahre 1544 der Biſchof von Merſeburg ſtarb, ſo ſetzte die proteſtantiſche Partei die Wahl des ſächſiſchen Prinzen Auguſt durch; ein anderer proteſtantiſcher Fürſt, Georg von Anhalt, wurde ſein geiſtlicher Gehülfe.

Und inzwiſchen traten immer wieder neue Fürſten zum Proteſtantismus über. So der Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg, der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz und 1542 ſogar ein geiſtlicher Kurfürſt, der Erzbiſchof von Köln, Hermann von Wied. Seinem Beiſpiele folgte auch der Biſchof von Münſter, derſelbe, welcher zuerſt nach der Beſiegung des Wiedertäuferreiches daſelbſt den Katholicismus wieder eingeführt hatte.

Und alle dieſe Handlungen und Maßnahmen geſchahen, ohne daß die Proteſtanten auf einen ernſtlichen Widerſtand geſtoßen wären. Im Gegentheil: der Kaiſer ſchien ihnen im Augenblicke geneigter, wie je. Er brauchte ihre Hülfe gegen Frankreich und gegen die Türkei. Er machte ihnen daher auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1544 größere Zugeſtändniſſe, als ſonſt: ſie kamen faſt einer völligen Anerkennung des Proteſtantismus und aller der von ihm vorgenommenen neuen Einrichtungen gleich.

Das proteſtantiſche Fürſtenthum war auf der Höhe ſeiner Macht.

22. Der ſchmalkaldiſche Krieg. Uebergewicht des Kaiſers.

Aber im September 1544 ſchloß der Kaiſer mit Frankreich den Frieden zu Krespy und das Jahr darauf einen Waffenſtillſtand mit den Osmanen. Er hatte jetzt freie Hand und gedachte ſich mit aller Thatkraft auf die deutſchen Angelegenheiten zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt gekommen, den er ſchon lange herbeigewünſcht, wo er, nicht mehr beirrt durch andere Rückſichten, über die proteſtantiſchen Fürſten herfallen und ihnen ſeinen Willen aufnöthigen konnte.

Die Verhältniſſe der Proteſtanten ſelbſt ſchienen ſein Unternehmen zu begünſtigen. Es herrſchte nämlich unter ihnen nichts weniger, als Einmüthigkeit. Einmal nämlich beklagten ſich die Städte des ſchmalkaldiſchen Bundes über die Fürſten, welche ihnen zu viel Geld abforderten und doch nicht daran dächten, die Rathſchläge der Städte zu hören: dann herrſchte ſeit längerer Zeit Mißverſtändniß zwiſchen Philipp von Heſſen und dem Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen: durch die Doppelehe Philipps (1539) *) wurde es nur vermehrt, wie der Landgraf überhaupt durch dieſe Handlung bei ſeinen Glaubensgenoſſen viel von ſeinem Anſehen eingebüßt hat. Dann kam es wieder zu Zerwürfniſſen zwiſchen dem Kurfürſten von Sachſen und ſeinem Vetter, Moritz, der 1541 ſeinem Vater Heinrich in der Regierung des Herzogthums Sachſen gefolgt iſt. Dieſe Zerwürfniſſe hätten beinahe zu

---

*) Der Landgraf verliebte ſich nämlich in ein Hoffräulein, Margaretha von der Saal, und da er auf eine andere Art nicht in ihren Beſitz gelangen konnte, ſo beſchloß er ſie zu heirathen, obgleich ſeine rechtmäßige Gattin noch lebte. Er wußte ſich indeſſen die Zuſtimmung Luthers und Melanchthons zu dieſem Schritte zu verſchaffen, freilich nicht ohne daß ſie großen Aerger darüber empfanden.

einem Kriege geführt: der wurde nun zwar verhütet, aber Moritz trat doch aus dem ſchmalkaldiſchen Bunde. Ueberhaupt gehörten nicht alle proteſtantiſchen Fürſten dieſem Bunde an. So weigerte ſich namentlich der Kurfürſt von Brandenburg ihm beizutreten, ebenſo der Kurfürſt von der Pfalz.

Dem Kaiſer entgingen die Vortheile, welche in dieſen Verhältniſſen lagen, nicht. Er verſuchte, noch größere Trennungen unter den Proteſtanten zu wege zu bringen, den einen oder den andern Fürſten zu ſich herüber zu ziehen. Auch dies gelang ihm. Vor Allem wichtig war der Gewinn des Herzogs Moritz von Sachſen, der durch das Verſprechen des Kaiſers, ihm die Kurwürde und das damit verbundene Kurland zu übertragen, bewogen ward, an ſeinem Vetter zum Verräther zu werden. Auch der Markgraf Albrecht von Kulmbach, genannt der Alcibiades, ſchloß ſich dem Kaiſer an. Unter den katholiſchen Fürſten gewann er den Herzog von Baiern, und zwar durch das Verſprechen, ihm die pfälziſche Kurwürde zu verſchaffen, wenn der Pfalzgraf Friedrich nicht vom Proteſtantismus zurücktreten werde. Daneben betrieb er insgeheim kriegeriſche Rüſtungen.

Noch aber hielt er mit ſeinen eigentlichen Geſinnungen zurück. Er verdeckte ſie unter Beſtrebungen, die man ſeit Jahren an ihm gewohnt geweſen: unter Ausſöhnungsverſuchen. Der Papſt, mit dem der Kaiſer ſich bereits verſtändigt hatte, und der ihm zu dem bevorſtehenden Kriege eine Anzahl Truppen verſprach, ſchrieb eine allgemeine Kirchenverſammlung aus, die in der That im December 1545 zu Trient eröffnet ward: der Kaiſer lud die proteſtantiſchen Fürſten ein, dieſelbe zu beſchicken. Sie lehnten es ab: der Kaiſer aber ordnete, um ſie ſicher zu machen, ein neues Religionsgeſpräch an, das auf dem Reichstag zu Regensburg abgehalten werden ſollte. Im Juni 1546 wurde dieſer Reichstag eröffnet. Hier aber ſprach der Kaiſer und der ganze Hof ſo unzweideutig ſeine eigentliche Geſinnung aus, daß die proteſtantiſchen Fürſten ſofort den Reichstag verließen, um ſich zur Gegenwehr zu rüſten. Die Bekanntmachung des Bündniſſes zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſt, welche durch den Papſt ſelber erfolgte, ließ den Fürſten keinen Zweifel mehr.

Und nun war zwar der ſchmalkaldiſche Bund raſcher zur Stelle und ſtreitfertiger, als man gedacht hätte. Der Kaiſer hatte noch auf dem Reichstage ihn zu trennen verſucht: er behauptete, ſeine Abſichten gingen nur auf Heſſen und Sachſen und betreffen die Religion nicht: den Anderen wolle er ein gnädiger Kaiſer ſein. Allein er verrechnete ſich: die Proteſtanten hielten zuſammen: die Mitglieder des ſchmalkaldiſchen Bundes, Fürſten und Städte, rüſteten eifrig und hatten viel früher ihre Schaaren auf dem Platze — in Schwaben — ehe Karl V. ſeine Rüſtungen vollendet hatte. Dem Kaiſer erwuchs freilich daraus der Vortheil, daß er jetzt, wie es ſchien, mit Fug und Recht über die Fürſten die Reichsacht ausſprechen konnte: in einem Erlaſſe vom 20. Juli nannte er den Landgrafen von Heſſen und den Kurfürſten von Sachſen Empörer, aufrühreriſche Verletzer der kaiſerlichen Majeſtät, alle ihre Unterthanen wurden von ihrer Treue entbunden, alle Stände, bei Verluſt ihrer Freiheiten, aufgefordert, ſich von ihnen zu trennen.

Dagegen benutzten die Proteſtanten den Vortheil, der ihnen aus ihrer früheren Kampfbereitſchaft erwachſen konnte, gar nicht. Sie blieben faſt unthätig, ohne irgend eine raſche Unternehmung, ſo lange ſtehen, bis der Kaiſer ſein Heer beiſammen hatte. Dann wurde der Krieg von Seite der Proteſtanten ebenfalls nicht mit der gehörigen Thatkraft geführt, beſonders aus dem Grunde, weil keine Einheit in der Führung war, der Kurfürſt und der Landgraf ſich nicht vertrugen, und die beſte Zeit durch Berathungen vergeudet ward. Endlich im November 1546 fiel Herzog Moritz von Sachſen der Verabredung mit dem Kaiſer gemäß in die Länder des Kurfürſten ein und nahm ſie in Beſitz. Auf dieſe Nachricht verließ Johann Friedrich ſofort das ſchmalkaldiſche Heer, um ſeinem Lande zu Hülfe zu eilen. Dies war aber das Zeichen zuerſt für den Rückzug, dann für die Auflöſung des proteſtantiſchen Heeres.

Der Kaiſer war Meiſter im Felde geblieben. Die Unterwerfung von ganz Süddeutſchland war die Folge davon. Ulm ging voran, dann folgte Memmingen, Biberach, Heilbronn, Reutlingen, Eßlingen, der Herzog von Würtemberg, Augsburg, Frankfurt, Straßburg und Andere. Sie alle flehten die Gnade des Kaiſers an, erhielten ſie aber nur unter den größten Demüthigungen und gegen die Erlegung ungeheuerer Geldſummen.

Und nun, mit dem Jahre 1547, wandte ſich Karl V. gegen den Norden von Deutſchland. Das Erſte war die Abſetzung jenes Kurfürſten von Köln, der zum Proteſtantismus übergetreten war: ein anderer, Adolf von Schaumburg, kam an ſeine Stelle, und führte den Katholicismus wieder ein. Dann zog der Kaiſer gegen den Kurfürſten von Sachſen.

Johann Friedrich hatte nun zwar mit leichter Mühe den Herzog Moritz aus dem Kurfürſtenthum gejagt und ihm noch einen Theil ſeines eigenen Landes abgenommen; aber dem Kaiſer war er nicht gewachſen. Karl V. ereilte ihn am 24. April 1547 bei Mühlberg mit einem dreifach überlegenen Heer, ſchlug ihn vollſtändig und nahm ihn ſelber gefangen. Johann Friedrich mußte ſich, wenn er ſein Leben retten wollte, zu der wittenberger Uebereinkunft entſchließen, zufolge deren er die Kurwürde und die Hälfte ſeines Gebiets an den Herzog Moritz abtrat. Die Freiheit erhielt er aber dadurch keineswegs.

Und nun lag dem Kaiſer Alles daran, auch das andere Oberhaupt der Proteſtanten, den Landgrafen von Heſſen in ſeine Hände zu bekommen. Philipp ſah wohl, daß er unter den gegenwärtigen Umſtänden jeden Widerſtand gegen den Kaiſer aufgeben müſſe: er ging daher gerne in die Unterhandlungen ein, welche Moritz von Sachſen, ſein Schwiegerſohn, und der Kurfürſt von Brandenburg in der Abſicht einleiteten, ihn mit dem Kaiſer auszuſöhnen. Die Unterhandlungen führten zum Ziel: Philipp erſchien am 14. Juni in Halle, um ſich dem Kaiſer zu unterwerfen. Er hoffte gegen das Verſprechen, allen Bündniſſen zu entſagen, alle ſeine Feſtungen bis auf eine zu ſchleifen, all' ſein Geſchütz auszuliefern, alle Gefangenen, namentlich Herzog Heinrich von Braunſchweig frei zu geben, — denn darüber war er mit den beiden Fürſten übereingekommen — die Gnade des Kaiſers wieder zu erlangen. Allein er täuſchte ſich: er wurde feſtgehalten, als Gefangener behandelt. Der Kaiſer behauptete, vermöge des Wortlautes der Uebereinkunft mit dem Landgrafen ſtehe ihm dies zu: aber in den mündlichen Unterhandlungen mit den beiden Kurfürſten hatte er ſich dermaßen geäußert, daß dieſe nicht im Entfernteſten an eine Gefangennahme des Landgrafen dachten. Sie erhoben auch Widerſpruch gegen dieſes unerhörte Verfahren. Es half ihnen aber nichts: der Landgraf blieb Gefangener.

Der Kaiſer ſah alle ſeine Hoffnungen erfüllt: den gefürchteten ſchmalkaldiſchen Bund geſprengt, ſeine Häupter gefangen, den Proteſtantismus ohnmächtig zu ſeinen Füßen, ja ganz Deutſchland zitternd vor der Gewalt ſeiner Waffen. Nie war ein Kaiſer ſeit drei Jahrhunderten ſo mächtig geweſen, wie nun Karl V. erſchien. Er war der allgewaltige Gebieter: nirgends mehr ein Widerſtand: er ſchien ſeinen Willen zum Geſetz machen zu können.

Wie nun? wenn Karl dieſen äußerſt günſtigen Zeitpunkt benutzt hätte, um ſich zum wirklichen Herrn von Deutſchland zu machen, das Kaiſerthum in ſeiner früheren Bedeutung wieder herzuſtellen und den Gedanken durchzuführen, mit dem ſich die öffentliche Meinung die ganze Zeit über getragen hat?

Karl V. hegte allerdings ſolche Entwürfe, ſie waren aber doch ſehr verſchieden von dem, was die öffentliche Meinung verlangte. Hätte er ein Kaiſer im nationalen Sinne werden wollen, ſo mußte er ſich auf das Volk ſtützen, auf den niederen Adel, das Bürgerthum und die Bauern: er mußte zugleich ſtaatliche und individuelle Freiheit gewähren. Das war jedoch keineswegs ſeine Abſicht: Karl vertritt vielmehr ſo recht eigentlich das Weſen des neueren Fürſtenthums, welches darnach trachtet, ſo viel wie möglich die Feſſeln der früheren Staatsordnungen abzuſtreifen und ſeinen Willen zum Geſetze zu machen. Er war von jeher ein Feind der Volksfreiheiten, der Volksbewegungen, aller Kräfte, die aus volksthümlichem Boden erwuchſen, und ſeine Regierung trug beſonders dazu bei, die ſtändiſchen Freiheiten jener Länder, deren Beherrſcher er war, allmählig zu unterhöhlen. In Deutſchland war er nichts weniger, als ein Begünſtiger eines freien Bürgerthums: im Gegentheil, unter ihm verloren nicht nur die Reichsſtädte überhaupt die ſtaatliche Bedeutung, die ſie früher eingenommen hatten, wie man ihnen denn Sitz und Stimme an den Reichstagen verweigerte, ſondern der Kaiſer war insbeſondere ein Feind aller demokratiſchen Regungen in denſelben: er hob die demokratiſchen Stadtverfaſſungen auf und begünſtigte die Geſchlechter. Demnach konnte es ſeine Meinung nicht ſein, ſich bei ſeinen Entwürfen auf die Kraft des Volkes zu ſtützen, ſie durch eine Volksbewegung durchführen zu laſſen. Es finden ſich zwar Spuren, daß er den Adel an ſich zu ziehen ſuchte, um ihn gegen das Fürſtenthum zu gebrauchen.*) Indeſſen wurde dieſer Gedanke nicht weiter verfolgt. Karl gedachte vielmehr ganz andere Mittel anzuwenden: einmal die Künſte der Unterhandlung, der Täuſchung, der Beſtechung, der Trennung und ſodann die Gewalt. Er ließ deßhalb ſeine ſpaniſchen Truppen in Deutſchland ſtehen, obſchon dies verfaſſungswidrig war.

Es lag in der Natur des Kaiſers, daß er ſeinen Plan nicht mit Einem Male enthüllte, ſondern nur Stück für Stück mit demſelben hervortrat. Er hoffte dann auf weniger Widerſtand zu ſtoßen. Sein Anſehen war ſo allgewaltig, daß er jetzt auf dem Reichstage faſt Alles durchſetzte, was er verlangte. Er vereinigte die Niederlande in ein Ganzes, ließ ſie von den Reichsgerichten befreien, und doch zugleich als Reichsland anerkennen, wodurch ſie Anſpruch auf die Hülfe des Reiches erlangten, falls ſie angegriffen würden. Für dieſe Vergünſtigung verſtand ſich der Kaiſer zu der Entrichtung einer Steuerſumme, welche das Doppelte einer kurfürſtlichen Beiſteuer betragen ſollte. Dann ſetzte er durch, daß er allein das Reichskammergericht beſetzte, was bisher die Stände gethan; ferner beſtimmte er die Reichsſtände, eine Reichskaſſe zu errichten, über welche der Kaiſer ohne Rechnungsablage ſchalten und walten durfte. Man ſieht, wie Vieles er ſchon erreicht hatte. Das war jedoch bei Weitem nicht Alles: ſeine Abſicht ging dahin, den ſchwäbiſchen Bund zu erneuern, aber in einer viel größeren Ausdehnung, wie ehedem: er ſollte nämlich das ganze Reich umfaſſen. Dies hieß bei dem unzweifelhaften Uebergewicht, was der Kaiſer geübt haben würde, nichts Anderes, als die ganze Reichsverfaſſung im Sinne und zu Gunſten Karls umgeſtalten. Eine fernere Abſicht war, das Kaiſerthum in ſeinem Hauſe erblich zu machen, und es zunächſt auf ſeinen Sohn Philipp übertragen zu laſſen, mit Uebergehung des Königs Ferdinand und deſſen Familie. Zu dieſem Ende ließ er ſeinen Sohn nach Deutſchland kommen, der ſich einſtweilen den deutſchen Fürſten vorſtellen und ihre Neigung erwerben ſollte.

Zugleich war ſein Augenmerk auf die religiöſen Verhältniſſe gerichtet. Seine Abſicht war, koſte es was es wolle, die kirchliche Einheit wieder herzuſtellen, in dem Sinne jedoch, den wir oben bereits angegeben, daß er, der Kaiſer, das Uebergewicht über den Papſt behauptete. Der Papſt, welcher dieſe Abſichten des Kaiſers ſehr wohl durchſchaute, war jedoch keineswegs geſonnen, ihm nachzugeben. Vielmehr trat er eben jetzt ihm feindlich gegenüber. Schon im December 1546 rief er ſeine Truppen von dem Heere des Kaiſers zurück — die Unterwerfung der proteſtantiſchen Fürſten war ihm ſogar leid, weil dadurch die Macht des Kaiſers verſtärkt wurde — dann verlegte er die Kirchenverſammlung von Trient, wo er den zu großen Einfluß des Kaiſers fürchtete, nach Bologna. Der Kaiſer, äußerſt aufgebracht, verlangte nun die augenblickliche Wiederverlegung der Verſammlung nach Trient: der Papſt ſchlug dieſe Forderung entſchieden ab: es kam zu einem völligen Bruche zwiſchen Kaiſer und Papſt: in Folge dieſer Verhältniſſe ſetzte die Kirchenverſammlung mehrere Jahre lang ihre Sitzungen aus. Doch ſollte den Kaiſer auch in dieſem Streite das Glück begünſtigen. Der Papſt Paul III. ſtarb im Jahre 1549, und ihm folgte Julius III., welcher unter dem Einfluße der kaiſerlichen Partei gewählt wurde. Dieſer eröffnete im Jahre 1551 wieder die Kirchenverſammlung in Trient.

---

*) Vergl. Moſer Beiträge zu reichsritterſchaftlichen Sachen (1775.) I. 39. 127.

Inzwiſchen verfolgte der Kaiſer den Gedanken, eine Formel zu finden, unter welche ſich das proteſtantiſche und das katholiſche Glaubensbekenntniß vereinigen laſſe. Denn dies ſah er wohl, ohne irgend welche Zugeſtändniſſe, blos mit Gewalt der Waffen, war es doch nicht möglich die Proteſtanten zur Kirche zurück zu bringen. Auch war ſein ausgeſprochener Wille, daß in der Kirche ſelbſt eine Reformation der Sitten und der Mißbräuche vorgenommen werden ſollte. Er ließ nun von mehreren Theologen ein Glaubensbekenntniß verfertigen, welches einſtweilen (interim) gelten ſollte, bis die Kirchenverſammlung darüber entſchieden habe. Dies führt daher den Namen des Interim. Darin war den Proteſtanten die Prieſterehe und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zugegeben. In allem Uebrigen waren die katholiſchen Grundſätze feſtgehalten. Die Meinung des Kaiſers war eigentlich, daß dies Interim für Katholiken und Proteſtanten zugleich gelten ſollte. Die erſteren verweigerten aber die Annahme, und ſo ſah ſich der Kaiſer gezwungen, es nur für die Proteſtanten gelten zu laſſen, die dadurch freilich in Nachtheil geriethen. Auch ſetzten ſich die Geiſtlichen und wohl auch die Obrigkeiten Anfangs dagegen. Der Kaiſer war aber zu mächtig, als daß der Widerſtand lange dauern konnte. Das Interim wurde mit Gewalt durchgeſetzt, bei dieſer Gelegenheit die proteſtantiſchen Geiſtlichen, die ſich nicht fügen wollten, verjagt oder ins Gefängniß geworfen. Und nun war von keiner geringen Bedeutung, wie ſich die Univerſität Wittenberg benahm. Luther lebte nicht mehr: er war kurz vor dem Ausbruch des ſchmalkaldiſchen Krieges geſtorben, am 18. Februar 1546. An der Spitze der Univerſität ſtand jetzt Melanchthon. Dieſer aber erklärte ſich zwar nicht ganz für dieſes Interim, nahm es aber in den weſentlichſten Theilen (durch das Leipziger Interim) gleichfalls an. Wittenberg war inzwiſchen in die Hände des neuen Kurfürſten Moritz gerathen, und den Einflüſſen dieſes Fürſten und ſeines Hofes gab ſich jetzt Melanchthon eben ſo hin, wie früher dem Luthers. Moritz, ein Verbündeter des Kaiſers, ſuchte nun aber vor Allem auch die religiöſe Frage in deſſen Sinne zu erledigen. Unter ſolchen Umſtänden war es natürlich, daß die Proteſtanten ſich auch nicht mehr weigerten, die neue Kirchenverſammlung von Trient zu beſchicken und ſich ihren Ausſprüchen zu unterwerfen. Der Kaiſer ſchien an dem Ziele ſeiner Wünſche angelangt.

In dieſem Augenblicke aber erfolgte ein plötzlicher Umſchlag der Dinge, der alle ſeine Entwürfe zerſtörte.

23. Wendung der Dinge. Die Religionsfrieden von Paſſau und Augsburg. Abdankung Karls V.

Karl V. ſchien zwar in Deutſchland allmächtig zu ſein: in Wahrheit aber beruhte ſein Uebergewicht mehr auf dem augenblicklichen Schrecken, welchen der Erfolg ſeiner Waffen hervorgerufen, als auf dem ſicheren Grunde feſt wurzelnder Neigungen. Im Gegentheil: eigentlich fand er nirgends Neigung, nirgends Uebereinſtimmung mit ſeinen Entwürfen.

Die Proteſtanten hatten ſich ihm gefügt: es war aber klar, daß ſie nur der augenblicklichen Gewalt wichen, daß im Grunde nur die Obrigkeiten nachgaben, das Volk aber nun und nimmermehr ſeine Ueberzeugungen aufgeben wollte. Und überall war nicht einmal die äußere Unterwerfung erreicht worden. Im Norden ſetzte man dem Interim einen ſehr zähen Widerſtand entgegen, beſonders in den Städten, wie in Magdeburg. Ueber dieſe Stadt mußte deßhalb die Acht ausgeſprochen werden, Moritz von Sachſen wurde mit ihrer Vollziehung beauftragt.

Aber nicht blos in religiöſer Hinſicht ſtand dem Kaiſer die Abneigung des Volks entgegen. Es fühlte recht gut heraus, daß der Kaiſer auch in ſtaatlicher Beziehung ihm nicht wohlwolle. Die Anweſenheit der ſpaniſchen Truppen, der Uebermuth, deſſen ſich dieſe überall ſchuldig machten, der rückſichtsloſe Hohn, mit welcher ſie die deutſchen Bürger behandelten, ließen keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, daß das Kaiſerthum unter Karl V. zur Willkürherrſchaft werden würde, daß die perſönliche Freiheit der Einzelnen auf das Aeußerſte bedroht ſei.

Und das deutſche Fürſtenthum, von jeher ſo mißtrauiſch und eiferſüchtig, verhehlte ſich jetzt auch nicht im Geringſten, was ihm bevorſtehe. Proteſtantiſche und katholiſche Fürſten dachten hierüber gleich. Die Art und Weiſe, wie der Kaiſer den Landgrafen von Heſſen in ſeine Hände gebracht hatte, wie er ihn behandeln ließ, empörte Alle, und mehrmals vereinigten ſie ihre Bitten, um beim Kaiſer ſeine Befreiung zu bewirken. Es war aber vergeblich. Aus dem Hohn und der Verachtung, mit welcher die Fürſten am kaiſerlichen Hofe behandelt wurden, konnten ſie ſich entnehmen, weſſen ſie ſich für die Zukunft verſehen dürften. Daß unter dieſen Umſtänden die Neigung, Karls Sohn Philipp auf den Thron zu befördern, nicht ſehr groß ſein konnte, iſt klar. Dieſer Philipp gab ſich zwar gefliſſentlich Mühe, die Neigung der deutſchen Fürſten zu gewinnen: er ahmte ihre Sitten nach, er machte ihre Gelage mit und ſuchte mit ihnen im Trinken zu wetteifern. In dieſer Beziehung war er aber ein Stümper gegen ſie: im Trinken that es den deutſchen Fürſten keiner zuvor: es begegnete ihm wohl, daß er bei ſolchen Gelegenheiten die Beſinnung verlor, zum Geſpötte ward.

Aber eben die Abſicht, welche Karl mit Philipp hatte, entfremdete ihm auch ſeine eigene Familie, ſeinen Bruder Ferdinand und deſſen Sohn Maximilian. Zwar ließ ſich Karl zu dem Zugeſtändniß herbei, zuerſt Ferdinand das Kaiſerthum zuzuwenden, und erſt nach deſſen Tode Philipp folgen zu laſſen: Maximilian ſollte dann römiſcher König werden. Aber auch ſo wäre Ferdinands Familie in Nachtheil gekommen, und Maximilian ließ ſich ſchlechterdings nicht bewegen, ſeine Zuſtimmung zu geben. Es iſt klar, daß unter ſolchen Umſtänden das öſtreichiſche Haus mit den verſchiedenen Kräften des Widerſtandes gegen Karl V. in einem, wenn auch nur inneren Zuſammenhange ſtand.

Waren aber die auswärtigen Verhältniſſe, deren friedliche Geſtaltung es, wie wir geſehen, dem Kaiſer möglich gemacht hatte, jenen furchtbaren Schlag auf die deutſchen Fürſten auszuführen, immer noch ſo geartet? Auch in dieſer Beziehung war in letzter Zeit eine bedeutende Veränderung eingetreten. Im Oſten regten ſich die Türken von Neuem und nahmen alle Kräfte Ferdinands in Anſpruch: in Frankreich aber war Franz I. geſtorben, und ſein Sohn und Nachfolger Heinrich II. nahm mit friſchen Kräften die feindſelige Staatskunſt gegen das Haus Habsburg wieder auf: ein Krieg mit Frankreich ſchien über kurz oder lang unvermeidlich.

Da fragte es ſich nun, ob ſich Jemand fand, der dieſe Beſtandtheile des Widerſtandes zu benutzen, zu vereinigen wußte, um den Kaiſer mit Erfolg anzugreifen.

In der That ein ſolcher fand ſich: es war derſelbe Moritz von Sachſen, deſſen Abfall den ſchmalkaldiſchen Bund zu Falle gebracht, durch welchen eigentlich Karl V. ſeine großen Erfolge errungen hatte. Moritz fühlte ſich ſchon ſeit längerer Zeit aus verſchiedenen Gründen dem Kaiſer entfremdet. Einmal ärgerte es ihn, daß Karl ſich ſo rückſichtslos bei der Gefangennahme des Landgrafen von Heſſen benommen: dann ängſtigten ihn die Entwürfe des Kaiſers nicht minder, als die übrigen Fürſten: ferner fühlte er ſich nicht einmal im eigenen Lande ſicher: denn ſeine Unterthanen waren nichts weniger als mit ſeiner Staatskunſt zufrieden, und es tauchte wohl der Gedanke auf, ihn abzuſetzen und Moritzens Bruder Auguſt zur Herrſchaft zu berufen: endlich dachte er ſich die Möglichkeit eines Krieges des Kaiſers mit Frankreich, eines Bündniſſes der proteſtantiſchen Fürſten mit Heinrich II., in Folge deſſen Moritz ſeine Kur, ſeine neu gewonnenen Länder alle wieder hätte verlieren können. Alles reiflich erwogen, ſchien ihm nichts ſicherer zu ſein, als ſeine Staatskunſt zu verändern, Karl V. anzugreifen, als Hort des Proteſtantismus aufzutreten, und ſich dadurch wieder zum Haupte dieſer Partei zu machen. Zu dieſem Ende trat er mit den Söhnen des Landgrafen von Heſſen, mit dem Markgrafen Albrecht von Kulmbach und mit mehreren andern Fürſten in heimliche Unterhandlungen, ſchloß ein Bündniß mit Heinrich II. von Frankreich, in Folge deſſen dieſer den Kaiſer in demſelben Augenblicke angreifen ſollte, wenn Moritz über ihn herfalle — dafür wurden dem franzöſiſchen Könige die Bisthümer Metz, Toul, Verdun überlaſſen — und betrieb ſodann umfaſſende Rüſtungen, was er um ſo leichter thun konnte, als er im Auftrage des Kaiſers immer noch Magdeburg belagerte. Als er Alles gehörig vorbereitet hatte, brach er mit ſeinem Heere auf — im März 1552 — vereinigte ſich mit den Schaaren der heſſiſchen Landgrafen und des Markgrafen Albrecht, war in einem Nu im ſüdlichen Deutſchland, an der tyroliſchen Gränze und überraſchte den Kaiſer, der nicht im Geringſten an eine ſolche Möglichkeit dachte, ſo unvermuthet, daß dieſer ſich mit genauer Noth von Insbruck retten konnte. Karl V. ſuchte Hülfe: er fand ſie nirgends, nicht einmal ſein eigener Bruder wollte oder konnte ſie gewähren: die Kirchenverſammlung von Trient ſtob im Augenblicke aus einander, die geiſtlichen Fürſten, auf welche Karl noch am meiſten rechnete, eilten nach ihren Gebieten, um dieſe ſicher zu ſtellen: kurz der Kaiſer ſchien verloren.

Er ließ ſich jetzt zu Unterhandlungen herbei. Auf einem Fürſtentage zu Paſſau, im Mai 1552, welchen zwar der Kaiſer nicht ſelber beſuchte, wohl aber ſein Bruder Ferdinand, wurden dieſe gepflogen. Moritz verlangte einen endlichen Religionsfrieden, gleiche Berechtigung der Proteſtanten mit den Katholiken, Anerkennung aller Veränderungen, welche dieſe in ihrem Gebiete vorgenommen, namentlich ſolcher, welche ſich auf die geiſtlichen Beſitzungen bezogen. Damit war zwar Ferdinand, wie die andern Fürſten einverſtanden, aber Karl V. wollte ſich nicht dazu verſtehen, denn er gab den Gedanken der Wiederherſtellung der Kircheneinheit immer noch nicht auf: es kam daher zuletzt in Paſſau (2. Auguſt 1552) nur zu einem vorläufigen Frieden, der endliche ſollte auf dem nächſten Reichstage geſchloſſen werden. Außerdem aber mußte ſich Karl bequemen, die zwei gefangenen Fürſten wieder frei zu geben.

Unterdeſſen war auch der Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Heinrich II. beſetzte die drei Biſthümer Metz, Toul, Verdun. Karl V., nachdem er mit den Proteſtanten Friede geſchloſſen, wandte jetzt ſeine Waffen gegen den König, war aber ſehr unglücklich, und mußte ſich zuletzt, 5. Februar 1555, zu dem Waffenſtillſtande von Vaucelles verſtehen, welcher jene drei Biſthümer in den Händen Frankreichs ließ.

Inzwiſchen wurde Deutſchland von den gräulichſten innerlichen Fehden zerrüttet. Sie wurden beſonders von dem Markgrafen Albrecht von Kulmbach verurſacht, welcher den letzten Krieg dazu benutzen wollte, um die geiſtlichen Fürſtenthümer, zunächſt die fränkiſchen, in Beſitz zu nehmen, und auch nach dem paſſauer Religionsfrieden nicht davon ablaſſen wollte. Er zerfiel darüber mit ſeinem früheren Verbündeten, Moritz von Sachſen, der ſich ihm mit bewaffneter Hand entgegenſtellte, aber in der Schlacht bei Sievershauſen (September 1553) ſeinen Tod fand. Markgraf Albrecht ſetzte ſeine Raubzüge gegen die geiſtlichen Stifter, auch am Rhein noch mehrere Jahre lang fort, bis er vom Kammergericht in die Reichsacht gethan, von den verbündeten Feinden angegriffen und überwältigt, nach Frankreich entfloh, wo er bald darauf zu Grunde ging. Die deutſchen Länder, welche durch dieſe letzten Unruhen und durch den Wechſel der Bündniſſe in die lebhafteſte Aufregung geſetzt worden waren, beruhigten ſich allmählig, und ſo ward endlich (1555) ein Reichstag nach Augsburg zuſammengerufen, wo die Religionsſache für immer erledigt werden ſollte. Der Kaiſer war nicht ſelber anweſend, da er wohl fühlte, daß er mit ſeinen Anſichten nicht durchdringen werde und doch auch die endliche Beruhigung Deutſchlands nicht mehr hindern wollte, ſein Bruder Ferdinand leitete die Verhandlungen.

Hier kam nun wirklich der Religionsfriede zu Stande, am 25. September 1555. Derſelbe enthielt folgende Punkte. Erſtens bezog er ſich nur auf die Katholiken und auf die Bekenner des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes. Alle anderen reformatoriſchen Parteien waren von demſelben ausgeſchloſſen. Zweitens wurde nur den Landesherrn die Glaubensfreiheit geſtattet d. h. es war ihnen die freie Wahl zwiſchen den beiden Glaubensbekenntniſſen gelaſſen, die Religion der Unterthanen aber ſollte von dem Landesherrn abhängig ſein. Drittens wurde dieſe zweite Beſtimmung wiederum dadurch beſchränkt, daß ſie ſich nicht auf die geiſtlichen Fürſten erſtrecken ſollte: es war vielmehr keinem katholiſchen geiſtlichen Fürſten erlaubt, ſein Fürſtenthum proteſtantiſch zu machen: dieſe Beſtimmung iſt bekannt unter dem Namen des geiſtlichen Vorbehalts. Dagegen wurde viertens durch kaiſerliche Erklärung, nicht aber im Frieden ſelber, denjenigen Unterthanen katholiſcher Fürſten, welche jetzt bereits Verwandte des augsburger Glaubensbekenntniſſes ſeien, daſſelbe beizubehalten erlaubt. Fünftens ſollten die proteſtantiſchen Fürſten im Beſitz der geiſtlichen Güter bleiben, welche ſie bis dahin inne gehabt, vorausgeſetzt, daß dieſelben nicht unmittelbaren Reichsſtänden gehört hätten. Auch die geiſtliche Gerichtsbarkeit wurde in den proteſtantiſchen Gebieten als aufgehoben betrachtet. —

Karl V., von dem ſich das Glück, das ihn während ſeines früheren Lebens faſt unabläſſig begleitet, in den letzten Jahren ſo auffallend abgewendet hatte, war nun der Regierung müde. Schon im Oktober 1555 übertrug er die Regierung der italieniſchen und der Niederlande, im Anfang des Jahres 1556 die Spaniens an ſeinen Sohn Philipp II. Im September 1556 dankte er auch als Kaiſer ab. Den Gedanken, das Kaiſerthum ebenfalls auf ſeinen Sohn überzutragen, hatte er aufgegeben: er ſah, daß er damit doch nicht durchdringe. Vielmehr erklärte er in einem Schreiben an die Kurfürſten ausdrücklich, daß er das Kaiſerthum ſeinem Bruder Ferdinand überlaſſe. Dieſer wurde nun im Jahre 1558 von den Kurfürſten zum Kaiſer erwählt.

Karl V. zog ſich nach Spanien zurück, in das Kloſter St. Juſt bei Eſtramadura. Hier ſtarb er am 21. September 1558.

Achtes Buch.

1. Rückblick. Auswärtige Verhältniſſe. Die Kaiſer Ferdinand I. und Maximilian II.

Faſſen wir die Ergebniſſe des letzten Buches noch einmal zuſammen.

Die große nationale Bewegung, welche wir mit dem Namen der Reformation zu bezeichnen pflegen, umſchloß drei Richtungen, eine ſtaatliche, eine religiöſe und eine wiſſenſchaftliche. Die ſtaatliche war ſowohl reichseinheitlich, kaiſerlich, wie volksthümlich, freiheitlich. Die religiöſe verlangte nicht nur Unabhängigkeit von Rom, ſondern auch Freiheit der Gewiſſen. Die wiſſenſchaftliche, zugleich religiös und ſtaatlich frei, ſuchte eine Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben: ſie wollte volksthümlich werden.

Die Bewegung konnte nur dadurch gelingen, daß einmal die verſchiedenen Beſtandtheile derſelben und zweitens der Kaiſer gemeinſame Sache mit einander machten.

Dieſes Zuſammenwirken erfolgte aber nicht. Fürs Erſte ging der Kaiſer nicht auf die Ideen der Bewegung ein. Er wollte zwar Stärkung des Kaiſerthums, nicht aber in nationalem, nicht in freiheitlichem Sinne. Er wollte eine Reform der Kirche, Uebergewicht des Kaiſerthums über das Papſtthum, nicht aber, wie die Deutſchen, eine vollſtändige Beſeitigung deſſelben: im Gegentheil, er wollte das Papſtthum als ein weſentliches Glied der beabſichtigten Weltmonarchie beſtehen laſſen.

Da nun in den wichtigſten Punkten ein ſo weſentlicher Unterſchied zwichen dem Kaiſer und der reformatoriſchen Bewegung ſtatt fand, geſchah es, daß ſie einander feindlich gegenüber traten.

Dies war aber um ſo unheilvoller, da der Kaiſer, als der Beherrſcher ſo vieler Länder, mächtiger war, als irgend ein Kaiſer ſeit den letzten Jahrhunderten.

Es würde gleichwohl wenig bedeutet haben, wenn die verſchiedenen reformatoriſchen Beſtandtheile einmüthig geweſen wären.

Allein auch dieſes war nicht der Fall. Vielmehr traten ſehr bald die ſchneidendſten Gegenſätze hervor. Einmal der Gegenſatz zwiſchen derjenigen Richtung, welche zugleich ſtaatliche Freiheit erſtrebte, und zwiſchen derjenigen, welche davon abſah, vielmehr in dieſer Hinſicht dem Fürſtenthum huldigte. Sodann der Gegenſatz zwiſchen der freieren und unfreieren Richtung in der Auffaſſung der Religion.

Die ſtaatlich und religiös freiſinnige Partei, in welcher das eigentliche Weſen der reformatoriſchen Bewegung zur Erſcheinung kam, machte nun einen gewaltigen Verſuch zur Durchführung ihrer Ideen. Dieſer Verſuch ſcheiterte im Bauernkrieg.

Damit war die urſprüngliche großartige volksthümliche, religiös wie ſtaatlich nach vollſtändiger Freiheit ringende Bewegung erlegen.

Zwei Verſuche zehn Jahre ſpäter, durch Wullenweber und die Wiedertäufer — Bewegungen, welche indeſſen beide ſchon nicht mehr ſo großartig und national waren, wie der Bauernkrieg — hatten daſſelbe Schickſal.

Wären alle herrſchenden Gewalten einig geweſen, Kaiſer, Fürſten, Kirche und Adel, ſo hätte jetzt überhaupt die ganze Reformation erliegen müſſen.

Aber ein Theil der herrſchenden Gewalten, gegen welche die Bewegung gerichtet war, ein Theil der Fürſten nahm nunmehr die religiöſe Bewegung ſelber in die Hand.

Wohl gemerkt aber! nicht die urſprüngliche freie Richtung derſelben, ſondern die rückſchreitende, unfreie.

Dadurch gewinnt erſtens die von der urſprünglichen Idee abgefallene reformatoriſche Richtung Beſtand, zweitens wird die Bewegung, welche bisher volksmäßig geweſen, eine fürſtliche, landesherrliche.

Und da ſich dieſer Bewegung auch in der neuen Laufbahn der Kaiſer widerſetzt, als Verfechter des Katholicismus, ſo ward der Kampf um den Glauben zugleich ein Kampf des Fürſtenthums gegen den Kaiſer.

Dieſe neue fürſtlich-proteſtantiſche Partei nimmt von der urſprünglichen Reformation die papſtfeindliche inſoferne nationale Richtung auf, ſonſt aber gerade fremdartige Beſtandtheile.

Der Kaiſer nimmt von den urſprünglichen reformatoriſchen Ideen nur die einheitliche, die kaiſerliche Richtung auf, außerdem ebenfalls gegenreformatoriſche Beſtandtheile.

Es entſpinnt ſich nun ein Kampf zwiſchen dem Kaiſer und der proteſtantiſch-fürſtlichen Partei, in welchem dieſe zuerſt im Vortheil iſt, dann unterliegt, ſchließlich aber doch den Sieg davon trägt.

Das Ergebniß dieſes Kampfes, wie es ſich in dem augsburgiſchen Religionsfrieden herausgeſtellt hat, iſt nun folgendes.

Vor Allem mußte der Gedanke einer Kräftigung des Kaiſerthums, wie einer ſtärkeren Reichseinheit aufgegeben werden. Vielmehr befeſtigte ſich das Fürſtenthum mehr, wie je, und nicht blos das proteſtantiſche, ſondern auch das katholiſche, welchem die Kämpfe des erſteren ebenfalls zu Gute kamen.

Sodann wurde die Trennung der Nation in zwei religiöſe Lager ſtaatsrechtlich feſtgeſtellt. Den Proteſtanten wurde gleiche Berechtigung mit den Katholiken zugeſtanden. Die Einen trennten ſich vom Papſte, die Anderen erkannten ihn noch an. Der Vortheil, welchen der Sieg des Proteſtantismus inſofern brachte, als die Abhängigkeit von Rom aufhörte, kam alſo nur dem einen Theil der Nation zu Gute: der andere Theil wurde durch die Treue, die er dem Papſte bewahrte, ſeinen Reichsgenoſſen weit mehr entfremdet, als Gleichgeſinnten anderer Länder.

Mit dem augsburger Frieden wurde aber keineswegs vollſtändige Religionsfreiheit gewonnen. Vielmehr erlangte dieſe nur die unfreiere Richtung der Reformation, das Lutherthum: alle anderen Glaubensbekenntniſſe wurden davon ausgeſchloſſen. Ferner wurde ſelbſt die dergeſtalt beſchränkte Religionsfreiheit nicht dem Belieben des Individuums anheimgegeben, ſondern ſie wurde nur den Landesherrn ertheilt. Dieſe hatten alſo die Religion in ihren Ländern zu beſtimmen, und die Unterthanen mußten ſich in dieſer Beziehung dem Willen der Fürſten unbedingt fügen.

So gering, ſo kläglich war das Ergebniß der ungeheuern Anſtrengungen, welche die Nation ſeit mehr als einem halben Jahrhundert gemacht hatte, um die öffentlichen Verhältniſſe im Sinne der Freiheit und Einheit neuzugeſtalten. Wahrhaften Gewinn zog nur das Fürſtenthum, dem Kaiſer, der Kirche, den eigenen Unterthanen gegenüber.

Und die nothwendige Folge dieſes traurigen Ausganges war das Zurücktreten der geiſtigen Bildung. Der Tag, der ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts für die Wiſſenſchaft angebrochen war, begann einer neuen Barbarei zu weichen.

Blicken wir auf die auswärtigen Verhältniſſe, ſo gewähren uns dieſe ein nicht minder unerfreuliches Bild.

Der Kaiſer war zwar während Karls V. Regierung der mächtigſte und angeſehenſte Fürſt der Chriſtenheit. Allein Karl V. war dies nicht ſowohl als Oberhaupt der deutſchen Nation, als vielmehr, weil er ſo viele andere Kronen in ſeiner Perſon vereinigte. Für Deutſchland als ſolches that er nichts: als er abdankte, ſah man, daß das Reich eben durch ihn namhafte Verluſte erlitten hatte. Mailand, welches Karl allerdings an ſich gebracht, übergab er an ſeinen Sohn Philipp II., und hiermit kam dieſes Reichslehen an Spanien; die Niederlande, welche er zwar von Deutſchland nicht völlig trennte, indem er ſie als einen beſonderen Kreis des deutſchen Reiches, den burgundiſchen, ausdrücklich anerkennen ließ, waren doch nur dem Namen nach beim Reiche, indem zufolge des burgundiſchen Vertrages (1548) jede Einwirkung deſſelben aufgehoben ward; Metz, Toul, Verdun endlich gingen allerdings nicht mit Karls Willen, aber eben doch unter ſeiner Regierung an Frankreich verloren.

Der Verluſt dieſer drei Bisthümer führt uns auf eine andere traurige Seite unſerer auswärtigen Beziehungen. Dieſe Bisthümer wurden uns, wie wir geſehen, in Folge des Bündniſſes des franzöſiſchen Königs mit den deutſchen Fürſten entriſſen. Das war eben auch eine von den unglücklichen Folgen unſerer einheimiſchen Kämpfe, daß der Einfluß des Auslands auf unſere inneren Angelegenheiten immer ſtärker geworden war. Er hat zwar, wie wir uns erinnern, ſchon in früheren Zeiten ſtatt gefunden: er wuchs jedoch mit den religiöſen Zerwürfniſſen und mit der zunehmenden Fürſtenmacht. Jene boten eine Entſchuldigung, dieſe ſicherte vor der Rache des Kaiſers. Das Fürſtenthum gewöhnte ſich daran, das Reich und ſeine Unverletzlichkeit gering zu ſchätzen gegenüber den Vortheilen, die es für ſich ſelbſt verfolgte. Eben die Geſchichte jener drei Bisthümer zeigte, wie jetzt ſchon das

Ehrgefühl und die Liebe zum Vaterlande aus unſerem Fürſtenthum entwichen war, obſchon gerade in dieſer Zeit die Vaterlandsliebe von den Fürſten häufiger im Munde geführt wird, als ſonſt. Moritz von Sachſen hatte noch ſo viel Schamgefühl, daß er in dem Vertrage mit Heinrich II. von Frankreich dieſem die drei Biſthümer nicht als vollkommenes Eigenthum zuſicherte, ſondern er ſollte ſie nur in der Eigenſchaft als Reichsſtatthalter beſitzen. Natürlich aber kehrte ſich Heinrich II. nicht daran, ſondern dieſer König, welcher verſicherte, nur als Beſchützer der deutſchen Freiheit den Krieg gegen den Kaiſer erhoben zu haben, begann damit, den neu erworbenen deutſchen Gebieten alle ihre alten Geſetze zu nehmen und ſie nach franzöſiſcher Weiſe, d. h. unumſchränkt zu beherrſchen. Der Kaiſer Karl unterlag in dem Kriege: nach ſeiner Abdankung, als Philipp II. mit Frankreich Friede ſchloß, dachte das Reich nicht einmal daran, die Forderung zu ſtellen, daß es zu den Unterhandlungen ebenfalls zugezogen würde: die drei Biſthümer wurden daher in dem Frieden von Chateau en Cambreſis (6. Februar 1559) nicht einmal erwähnt, als verſtände es ſich von ſelbſt, daß Frankreich in ihrem Beſitze bliebe: und als endlich noch in demſelben Jahre der Kaiſer Ferdinand bei den Reichsſtänden die Sache wieder in Anregung brachte, fand er ſo wenig Eifer bei den deutſchen Fürſten, daß er ſich damit begnügen mußte, an Heinrich II. eine Geſandtſchaft abzufertigen, welche die Biſthümer wieder zurückfordern ſollte. Als dieſer Schritt, wie zu erwarten, nichts fruchtete, ſo rührten die Reichsſtände keinen Fuß, um mit Gewalt der Waffen die entriſſenen Gebiete wieder zurückzunehmen: die Biſthümer blieben bei Frankreich.

Und um dieſelbe Zeit gingen im Oſten des Reichs gleichfalls durch die Läſſigkeit der deutſchen Fürſten, aber auch durch die Engherzigkeit der Hanſeſtädte nicht minder wichtige Gebiete verloren. Die Oſtſeeländer Eſthland, Livland, Kurland, welche früher mit dem gemeinſamen Namen Livland bezeichnet zu werden pflegten, waren im 13. Jahrhundert von den Schwertrittern erobert und ſeitdem von ihnen beherrſcht worden, ſtanden jedoch unter der Oberhoheit des deutſchen Ordens in Preußen. Dieſe Länder gehörten, wie Preußen ſelbſt bis zum Frieden von Thorn, zum deutſchen Reich. Im Jahre 1521 kaufte ſich der Heermeiſter der Schwertritter von der Abhängigkeit von Preußen los, und 1525 wurde in dieſen Gegenden, wie in Preußen, die Reformation eingeführt. Livland erhielt jedoch bald einen ſehr gefährlichen Nachbarn an dem Großfürſten von Rußland, oder vielmehr von Moskau, wie er ſich damals noch nannte, Iwan II. Waſſiljewitſch, welcher, ſein Reich nach allen Seiten erweiternd, auch die Oſtſee zu gewinnen trachtete, und deßhalb die Livländer unabläſſig bekämpfte. Am furchtbarſten war ſein Angriff auf dieſe Länder im Jahre 1558. Die Städte Dorpat, Narwa, Reval, die zur Hanſe gehörten, wandten ſich in ihrer Bedrängniß an Lübeck und andere Hanſeſtädte um Hülfe, allein die Lübecker gewährten ſie nicht, aus jämmerlichem Handelsneid, weil ſie mit den livländiſchen Städten wegen des Handels nach Rußland früher in Zwiſt gerathen waren. So ſich ſelbſt überlaſſen, wurden dieſe Gegenden auf das Schrecklichſte verheert, Narwa, Dorpat eingenommen und die Einwohner unterworfen. Jetzt wandte ſich der Heermeiſter an das deutſche Reich. Hier verhehlte man ſich die Gefährlichkeit der Ruſſen keineswegs: man fürchtete, ſie würden bald im Norden von Europa dieſelbe Rolle ſpielen, wie die Türken im Oſten: man beſorgte namentlich, daß wenn es ihnen gelänge, eine Seemacht zu gründen, ſie das ganze deutſche Meer zu beherrſchen trachteten, und daß es dann mit dem deutſchen Handel vorbei ſei: ja man traute ihnen zu, daß ſie mit ihren zahlloſen Schaaren bis in das Innere Deutſchlands vordringen und daſſelbe zu unterwerfen ſuchen würden; der Kaiſer Ferdinand hatte daher früher ſchon die Ausfuhr von Waffen nach Rußland verboten.*) Auch nahm er ſich jetzt eifrig der oſtſeeiſchen Provinzen an und brachte die Sache an den Reichstag. Die deutſchen Fürſten hatten jedoch ebenſo wenig, wie bei den lothringiſchen Bisthümern, Luſt, für die Erhaltung dieſer Länder etwas einzuſetzen: auch in dieſer Angelegenheit beſchränkte man ſich darauf, eine Geſandtſchaft an den ruſſiſchen Großfürſten zu ſchicken, die natürlich nichts half. Der Heermeiſter der Schwertritter, ſo von dem deutſchen Reiche im Stich gelaſſen, warf ſich endlich (1561) den Polen in die Arme, bei welchen doch noch mehr Menſchlichkeit und Bildung vorhanden war, wie bei den Ruſſen, die in den letzten Kriegen ſich als wahre Kannibalen gezeigt hatten. In dem mit Polen aufgerichteten Vertrage wurde Livland (im engeren Sinne) an dieſes Reich vollkommen abgetreten: Kurland nebſt Semgallen behielt der Heermeiſter, Gotthold Kettler, als erbliches Herzogthum für ſich, jedoch unter polniſcher Hoheit: Eſthland endlich nebſt Reval ſuchte Schutz bei Schweden.

---

*) Epitome rerum gestarum sub Ferdinando I. bei Schard rerum Germanicarum scriptores. III. S. 181.

Nicht minder traurig war die Stellung, welche das deutſche Reich den Türken gegenüber einnahm. Zwar ſtieß Deutſchland nicht unmittelbar mit den Türken zuſammen, aber das Gränzland Ungarn gehörte dem deutſchen Kaiſer, und da in den letzten Jahrzehenden die Türken von Ungarn aus häufig in das deutſche Gebiet einfielen, und mehr, denn einmal, die Hauptſtadt des Kaiſers, Wien belagerten, ſo war der Türkenkrieg zugleich eine deutſche Angelegenheit. Auch verſäumte Ferdinand nicht, die deutſchen Reichsſtände gegen dieſe gefährlichen Feinde um Hülfe anzurufen, mit denen er die ganze Zeit ſeiner Regierung über zu kämpfen hatte. Vom Reiche wurde wohl mehrmals Hülfe geleiſtet, allein immer nur für einen Feldzug, und nicht umfaſſend genug, während nur ein fortgeſetzter, thatkräftig betriebener Krieg zu einem glücklichen Ergebniſſe führen konnte. Dazu mochten ſich aber die Fürſten nicht verſtehen, theils weil ſie die Koſten ſcheuten, theils weil ſie meinten, daß ſie die Sache eigentlich nichts anginge, hauptſächlich aber aus Eiferſucht gegen das Haus Habsburg. Sie ſahen ſogar in der Türkengefahr von Zeit zu Zeit ein vortreffliches Mittel, das Kaiſerhaus zu Zugeſtändniſſen zu nöthigen und den allzu kühnen Flug des Doppeladlers niederzuhalten. So geſchah es denn, daß die Türken ſich unter den Regierungen Karls V. und Ferdinands I. in Ungarn immer weiter ausbreiteten. Es wurde dies ihnen um ſo leichter, als Ferdinand gleich 1526 nicht von ganz Ungarn als König anerkannt worden war, ſondern ein Theil der Einwohner einen ungariſchen Großen, Johann Zapolya, zum Oberhaupte gewählt hatte. Dieſer rief die Türken zu Hülfe, und ſo lange er lebte, waren ſie ſeine Bundesgenoſſen gegen Oeſterreich, d. h. ſie herrſchten in Ungarn. Nach Zapolyas Tode (1540) übernahm der türkiſche Sultan Soliman die Vormundſchaft über deſſen noch unmündigen Sohn Johann Sigmund: 1551 erhob er einen neuen Krieg gegen Ferdinand, der für letzteren wieder ſehr unglücklich ausfiel, und im Jahre 1562 ſah ſich der Kaiſer, nirgends her unterſtützt, zu einem demüthigenden achtjährigen Waffenſtillſtande genöthigt, zufolge deſſen er ohngefähr die Hälfte von Ungarn nebſt Siebenbürgen an Johann Sigmund abtreten, und für die andere Hälfte eine jährliche Abgabe von 30,000 Goldgulden an die Türken zahlen mußte.

So ſtanden die Dinge unmittelbar nach dem Religionsfrieden: die Nation innerlich zerſpalten, das Kaiſerthum geſchwächt, das Fürſtenthum mächtiger, aber auch ſelbſtſüchtiger und unvaterländiſcher, wie je: das Reich kraftlos gegen außen, ein Gebiet nach dem andern ihm entriſſen, und das Alles mit Gleichgültigkeit hingenommen.

Wie aber? waren dieſe unglückſeligen Verhältniſſe nicht zu beſeitigen? War die religiöſe Spaltung nicht vielleicht noch zu heben? dem Nationalbewußtſein ein neuer Schwung zu geben? das Reich innerlich zu ſtärken, gegen Außen zu einer edleren thatkräftigeren Haltung zu begeiſtern?

In der That: die beiden Kaiſer nach Karl V. gaben ſich alle Mühe, ein ſolches Ergebniß herbei zu führen. Weder an Einſicht, noch an gutem Willen hat es ihnen dazu gefehlt.

Ferdinand I. (von 1556 bis 1564) hat von jeher die deutſchen Verhältniſſe mit nationalerem Auge betrachtet, als ſein Bruder, und wir erinnern uns, wie er in den wichtigſten Augenblicken immer deutlich gefühlt hat, welche Handlungsweiſe die richtige ſei: ſo im ſickingiſchen Handel und im Bauernkrieg. Allein er war abhängig von ſeinem Bruder und von andern Verhältniſſen, und konnte deßhalb ſich nie vollkommen frei bewegen. Auch dürfen wir nicht vergeſſen, daß er die reformatoriſche Bewegung niemals in ihrem ganzen Umfange gut geheißen hätte: religiös ſtand er ſo ziemlich auf derſelben Stufe, wie Karl V. Jedoch auch hier trat im Laufe der Zeit eine Aenderung ein. Ferdinand mußte ſich ſagen, daß er eigentlich dem Proteſtantismus den deutſchen Thron verdankte: ohne den rechtzeitigen Widerſtand deſſelben wäre Karls V. Plan, Philipp II. zum Kaiſer zu machen, durchgegangen. Es war natürlich, daß er gegen den Proteſtantismus milder und billiger wurde. Aber außerdem hatte ſich ihm, ſtärker noch als ſeinem Bruder, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbeſſerung der Kirche aufgedrungen. Er hielt es für unerläßlich, die Eheloſigkeit der Geiſtlichen aufzuheben und dem Volke den Laienkelch zu gewähren. Das Letztere war an ſich unbedeutend und gewiſſermaßen nur als äußeres Kennzeichen anzuſehen: dagegen hätte die Aufhebung der Eheloſigkeit die unermeßlichſten Folgen nach ſich ziehen müſſen. Ferdinand verlangte aber noch weitere Reformen: vor Allem wünſchte er, ebenſo wie ſein Bruder, die Herſtellung des Uebergewichts der kaiſerlichen Macht über das Papſtthum, was, da er natürlich von dem Gedanken einer Weltmonarchie abſah und ſich nur als deutſcher Kaiſer fühlte, die Verſelbſtändigung der deutſchen Kirche zur Folge gehabt hätte. Und ſo gab er die Hoffnung nicht auf, daß es doch noch zu einer Verſtändigung zwiſchen den beiden Religionsparteien kommen, daß demnach auch die kirchliche Einheit der Nation erhalten werden könnte.

Aber zu noch größeren Hoffnungen berechtigte Ferdinands Sohn und Nachfolger Maximilian II., geboren 1527, zum römiſchen Könige erwählt 1562, Kaiſer von 1564 bis 1576. Das war einer der ausgezeichnetſten Fürſten nicht nur ſeiner Zeit, ſondern aller Jahrhunderte. Faſt ſchien es, als ob die reformatoriſchen Ideen, die in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts keinen Kaiſer fanden, der ſie hätte verwirklichen können und mögen, nunmehr plötzlich ſich in Maximilian verkörpert hätten. Eine edle Natur: Güte und Wohlwollen machten den Grundton ſeines Weſens aus; dabei geiſtvoll, reich begabt mit Fähigkeiten aller Art, mit dem ſchärfſten Verſtande, der feinſten Beobachtungsgabe, nicht minder geſchickt, die Erſcheinungen des gewöhnlichen Lebens aufzufaſſen, wie in die Tiefen der Wiſſenſchaft zu dringen; endlich von dem unermüdlichſten Streben, einem unerſättlichen Durſte nach Wahrheit, die höchſten Ziele ſich ſteckend. Es war natürlich, daß eine ſolche Natur nicht unberührt blieb von den religiöſen Bewegungen ſeiner Zeit: ſchon in früher Jugend wurde Maximilian mit dem Proteſtantismus vertraut und dieſer übte einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſeine Seele, daß er in ihm die eigentliche religiöſe Wahrheit erkannte. Allgemein glaubte man, daß er bei ſeiner Thronbeſteigung offen zur neuen Lehre übertreten werde: er gerieth deßhalb auch mit ſeinem Vater in Zerwürfniſſe, und dieſe gediehen einmal ſo weit, daß Maximilian ſich veranlaßt ſah, bei mehreren proteſtantiſchen Fürſten anzufragen, was er ſich von ihnen zu verſehen habe, wenn er wegen der Religion genöthigt ſei, ſeine Zuflucht zu ihnen zu nehmen. Es waren die großen einfachen Wahrheiten der urſprünglichen Reformation, die ihn ſo ergriffen hatten: die Gewiſſensfreiheit, das Zurückführen der Religion auf den inneren Menſchen, die Beſeitigung der Prieſterherrſchaft, endlich die nationale Seite der Bewegung, die Aufhebung der Abhängigkeit von Rom. Und ſo nahm Maximilian auch die ſtaatliche Richtung der reformatoriſchen Beſtrebungen in ſich auf: es war eines ſeiner Hauptziele, Deutſchland in ſich wieder zu einigen, zu kräftigen, gegen Außen mächtig, angeſehen, gefürchtet zu machen. Zwar von der Durchführung jener großartigen Entwürfe, wie ſie von Sickingen und im Bauernkriege beabſichtigt waren, mußte jetzt abgeſehen werden: das Fürſtenthum war nicht mehr zu beſeitigen, auch dachte Maximilian ſelbſt nicht daran, da er mit den Häuptern des proteſtantiſchen Fürſtenthums in ſo freundlichen Verhältniſſen ſtand; allein es konnte immerhin Manches geſchehen zur Stärkung der Einheit, Anderes konnte vorbereitet werden. Vor Allem aber glaubte Maximilian auf die äußere Staatskunſt ſein Augenmerk wenden zu müſſen: er wollte dieſer eine edlere, nationalere Richtung geben: kein Zweifel, daß die Erfolge, welche hier errungen worden wären, von dem heilſamſten Einfluſſe auf die inneren Angelegenheiten hätten ſein müſſen: die Nation, gegen Außen hin vereinigt, hätte ein verſtärktes Gefühl der Zuſammengehörigkeit, eines großen Ganzen gewonnen.

Allein wie edel, wie groß auch die Abſichten und Strebungen des Einzelnen ſein mögen: für ſich ſelber vermag er nichts: er iſt immer von den Umſtänden abhängig. Es fragte ſich, ob die Nation fähig, ob ſie Willens war, in die Gedanken Ferdinands und Maximilians einzugehen. Betrachten wir zuvörderſt die zwei Gegenſätze, in denen das Nationalbewußtſein vorzugsweiſe zur Erſcheinung gekommen war: den Proteſtantismus und den Katholicismus.

2. Verbreitung des Proteſtantismus.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts befand ſich der Proteſtantismus unläugbar in dem entſchiedenſten Uebergewicht, nicht blos, weil nachgerade der größte Theil der weltlichen Fürſten zu ihm übergetreten war, ſondern weil überhaupt die kirchenfeindliche Strömung in der Nation noch fortwirkte. Eine Ueberſicht der Gebiete wird uns dies anſchaulich machen.*)

I. In Niederſachſen war die Reformation in alle braunſchweig-lüneburgiſchen Lande eingedrungen, und hatte ſich hier feſtgeſetzt. Daß ſich die grubenhagenſche Linie, welche mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ausſtarb, zum Proteſtantismus bekannte, haben wir ſchon bemerkt, ebenſo das Haus Lüneburg. Das mittlere Haus Braunſchweig zählte nun zwar in ſeinen beiden Linien, in Calenberg und Wolfenbüttel, Fürſten, welche zu den entſchiedenſten Gegnern der Reformation gehörten. Dort regierte Erich, hier Heinrich der Jüngere. Allein Erich, welcher allerdings den Katholicismus wieder in ſeinem Gebiete einführen wollte, wurde 1553 von den Landſtänden gezwungen, die freie Ausübung der evangeliſchen Religion zu geſtatten: mit ſeinem Tode (1584) kam Calenberg an Wolfenbüttel. Heinrich der Jüngere von Braunſchweig-Wolfenbüttel, ein noch größerer Feind der Proteſtanten, ſah ſich doch ſeinen Unterthanen gegenüber in demſelben Verhältniß, wie Erich: ſie gehörten alle zur neuen Lehre und zwangen ihm wenn auch nicht völlige Duldung, doch manche Zugeſtändniſſe ab. Als er aber im Jahre 1568 ſtarb, ſo kam mit ſeinem Sohne Julius (1568—1589) ein eifriger Proteſtant auf den Fürſtenſtuhl von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Vorher ſchon von ſeinem Vater wegen ſeiner Anhänglichkeit an die neue Lehre verfolgt, ſpielte er jetzt in allen Angelegenheiten, welche die Religion angingen, eine wichtige Rolle. Ihm folgte ſein Sohn Heinrich Julius (1589—1613). Ebenſo war in Schleswig-Holſtein bereits von Chriſtian III. die Reformation eingeführt.

Und nicht minder hatte die neue Lehre in den geiſtlichen Fürſtenthümern überhand genommen. Die Erzbiſchöfe von Bremen waren bis zum Jahr 1566 aus dem Hauſe Braunſchweig, die, wenn ſie auch die Reformation nicht förmlich einführten, ihr doch geneigt waren. Nachher wurde der Herzog Heinrich von Sachſen-Lauenburg Erzbiſchof, welcher Proteſtant war, ſich ſogar verheirathete, und nach ſeinem Tode (1585) folgte der proteſtantiſche Herzog Johann von Holſtein-Gottorp. Das Bisthum Verden war in dieſen Zeiten meiſtens mit dem Erzbisthum Bremen vereinigt, und entſchieden proteſtantiſch. Seit 1585 wurde Biſchof daſelbſt Philipp Sigmund, Sohn des Herzogs Julius von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Das Bisthum Lübeck war ſchon ſeit 1535 von Biſchöfen verwaltet, welche entweder ſelber proteſtantiſch waren oder doch den Proteſtantismus nicht hinderten. Ebenſo war das Bisthum Hildesheim ganz proteſtantiſch. Das Bisthum Halberſtadt war bis 1577 von brandenburgiſchen Prinzen verwaltet, welche zugleich Erzbiſchöfe von Magdeburg waren und von denen der letzte (ſeit 1550) der neuen Lehre angehörte. Nachher wurde ein anderer Sohn des Herzogs Julius von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Heinrich Julius, Biſchof daſelbſt, natürlich ein ebenſo guter Proteſtant, als ſein Vater.

---

*) Vergleiche S. 78 folg.

Daß endlich die Städte ſammt und ſonders die neue Lehre angenommen hatten, haben wir ſchon mehrmals angeführt.

II. In Weſtphalen, welches größtentheils aus geiſtlichen Fürſtenthümern beſtand, ſtoßen wir auf dieſelbe Erſcheinung, die wir eben betrachtet haben. Der Verſuch des Erzbiſchofs von Köln, in den vierziger Jahren ſein Fürſtenthum proteſtantiſch zu machen, wirkte natürlich auch auf die weſtphäliſchen Beſitzungen des Erzſtifts. Münſter, der Schauplatz der wiedertäuferiſchen Unruhen, wo kurz nach der Unterdrückung derſelben der Katholicismus zurückgeführt ward, öffnete ſich doch bald wieder der neuen Lehre, und die Biſchöfe ſelber neigten ſich ihr zu. Ebenſo in Osnabrück, wo die Biſchöfe abwechſelnd proteſtantiſch und katholiſch waren, im letzteren Falle aber das Umſichgreifen des Proteſtantismus nicht hindern konnten. Nicht anders waren die Verhältniſſe in Minden. Auch in Paderborn, obſchon die Biſchöfe katholiſch, waren die proteſtantiſchen Ideen bei der Einwohnerſchaft überwiegend. In Oſtfriesland, ſeit dem vorigen Jahrhundert bereits unter einem Grafengeſchlechte zu einer Grafſchaft vereinigt, ebenſo in Oldenburg: überall herrſchte die neue Lehre.

III. In den Niederlanden, welche ſeit Karls V. Abdankung an Philipp II. von Spanien gekommen waren, wurden zwar die neuen Ideen auf das härteſte verfolgt. Sie konnten jedoch ſo wenig unterdrückt werden, daß vielmehr der größte Theil der Einwohnerſchaft ſich zu ihnen hinneigte.

IV. Am Niederrhein wurde der Proteſtantismus in dem bedeutendſten weltlichen Fürſtenthum, in Jülich, Cleve, Mark und Berg, eingeführt. Im Erzſtift Köln ſcheiterte zwar ein derartiger Verſuch in den vierziger Jahren; aber die neue Lehre war demungeachtet unter der Einwohnerſchaft verbreitet, und im Anfang der achtziger Jahre konnte ſogar ein Erzbiſchof einen nochmaligen Verſuch wagen, das Erzſtift proteſtantiſch zu machen.

V. Am Mittelrhein hatte der Proteſtantismus einen bedeutenden Zuwachs erhalten a) an dem pfalzgräflichen Hauſe. Was zunächſt die kurfürſtliche Linie anbetrifft, ſo führte Otto Heinrich (ſtarb 1559) die lutheriſche Religion ein. Ihm folgte Friedrich III. aus dem ſimmernſchen Hauſe, welcher noch weiter ging und das Glaubensbekenntniß, wie es ſich in der Schweiz, namentlich unter dem Einfluſſe Kalvins, auf den wir noch zurückkommen werden, ausgebildet hatte, an die Stelle des Lutherthums ſetzte. Nach Friedrichs Tode (1576) ſtellte zwar ſein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. das Lutherthum wieder her. Er ſtarb jedoch bereits 1583. Da deſſen Sohn Friedrich IV. erſt neun Jahre alt war, ſo führte Johann Kaſimir, Friedrichs III. zweiter Sohn, einſtweilen die Regierung. Dieſer, einer der thätigſten proteſtantiſchen Fürſten, führte die kalviniſche Religion wieder ein. Er ſtarb 1592. Ihm folgte dann ſein Neffe Friedrich IV. (ſtarb 1610). — Außer der kurfürſtlichen Linie beſtanden noch zwei andere, nämlich 1) die zweibrückenſche, und 2) die lützelſteiniſche oder veldenziſche. Beide bekannten ſich zum Proteſtantismus. Die lützelſteiniſche ſtarb im Jahre 1694 aus. Der Stammvater der zweibrückenſchen Linie, Ludwig, ſtarb 1527, und hinterließ einen Sohn Wolfgang (ſtarb 1569), welchem der Kurfürſt Otto Heinrich ſeiner Zeit die Pfalz Neuburg, ſeinen urſprünglichen Antheil, vermachte, weßhalb dieſe Linie auch die neuburgiſche genannt wird. Wolfgang war ein ebenſo eifriger Lutheraner, als Friedrich III. Kalviniſt war. Er hinterließ drei Söhne: 1) Philipp Ludwig, Stammvater der Linie Neuburg-Sulzbach (ſtarb 1614); 2) Johann, Stammvater der jüngeren zweibrückenſchen Linie (ſtarb 1604); 3) Karl, Stammvater der birkenfelder Linie (ſtarb 1610). b) In Naſſau nahmen die beiden Hauptlinien, die walramiſche und die ottoniſche, die Reformation an. Die walramiſche theilte ſich wieder in die Zweige Idſtein-Wiesbaden, Weilburg und Saarbrücken, vereinigte ſich jedoch, da die beiden anderen Zweige ausſtarben, unter der weilburgiſchen Linie, wo Ludwig II. (1582 bis 1625) die Vereinigung zu Stande brachte. Die ottoniſche Linie, welcher Dillenburg, Beilſtein und Siegen gehörte, erwarb ſich bereits im 14. Jahrhundert durch Heirath Beſitzungen in den Niederlanden, namentlich die Grafſchaft Vianden in Lützelburg und die Erbſchaft von Polanen, wozu Breda gehörte, in Brabant. Im 16. Jahrhundert erlangte dieſe Linie gleichfalls durch Heirath das Fürſtenthum Oranien (Orange) im ſüdlichen Frankreich, unweit Avignon gelegen, und von dieſer Beſitzung nannte ſie ſich fortan Naſſau-Oranien. Dieſe Linie hatte ſich gleichfalls getheilt, und zwar in den Zweig, welcher die niederländiſchen, und in den, welcher die deutſchen Beſitzungen inne hatte. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ſtarb jedoch die niederländiſche Linie aus, und die deutſche, an deren Spitze Wilhelm der Schweigſame (1533 zu Dillenburg geboren) ſtand, vereinigte nun die niederländiſchen und deutſchen Beſitzungen, ſo wie das Fürſtenthum Oranien miteinander. Später erfolgte jedoch wieder eine Trennung, indem Wilhelm die niederländiſchen Beſitzungen und Oranien behielt, während ſein Bruder Johann die deutſchen Beſitzungen (Dillenburg) bekam. Wir werden ſpäter ſehen, welch bedeutenden Antheil eben dieſe Linie Naſſau-Oranien an den religiöſen Bewegungen nahm. c) Auch in anderen Grafſchaften, Wittgenſtein, Solms, Sayn, Iſenburg wurde die Reformation eingeführt.

Was die geiſtlichen Fürſtenthümer anbetrifft, Mainz, Trier, Worms, Speier, ſo blieben die Biſchöfe zwar katholiſch, allein die Bevölkerung bekannte ſich größtentheils zur neuen Lehre: namentlich gilt dies auch vom Adel, ſo daß die Kirchenfürſten oft gezwungen waren, zu ihren Räthen und in ihrem Hofſtaat entſchiedene Proteſtanten anzunehmen.

VI. Am Oberrhein wurde in Baden die Reformation eingeführt, und zwar in Baden-Baden von Markgraf Bernhard III., welcher 1536 ſtarb, in Baden-Pforzheim aber oder Durlach von Karl II., welcher 1577 ſtarb. Unter den Nachkommen Bernhards von Baden-Baden kam zwar die Reformation wieder etwas ins Stocken. Die Söhne deſſelben waren nämlich bei ſeinem Tode noch unmündig: der ſtreng katholiſche Herzog von Baiern führte die

Vormundſchaft, ließ die Prinzen nicht nur ſelbſt katholiſch erziehen, ſondern führte auch den Katholicismus wieder in Baden ein. Philibert ſtarb 1569. Sein Sohn Philipp II. ſtarb 1588. Aber unter deſſen Nachfolger Eduard Fortunatus, der das Land unſäglich zerrüttete, kam Baden-Baden bereits 1596 an die gut proteſtantiſche Linie Baden-Durlach. Der zweite Ahnherr dieſer Linie Karl II. hinterließ drei Söhne: 1) Ernſt Friedrich, derſelbe, der auch Baden-Baden, welches Eduard Fortunatus nicht mehr zu behaupten vermochte, an ſich nahm, ſtarb 1604 ohne Nachkommen. 2) Jakob III. von Hachberg, ſtarb 1590 gleichfalls ohne Nachkommen. 3) Georg Friedrich (ſtarb 1638), der das Geſchlecht fortſetzte, ein eifriger Lutheraner, auf den wir noch zurückkommen werden. — Das Bisthum Straßburg blieb zwar katholiſch, allein die Städte waren eifrig proteſtantiſch, namentlich die Stadt Straßburg galt auch jetzt noch als einer der bedeutendſten Mittelpunkte der reformatoriſchen Partei in jenen Gegenden.

VII. Auch in Lothringen, namentlich unter den Städten, hatte die Reformation um ſich gegriffen.

VIII. In Schwaben hatte die neue Lehre gleich von Anfang zahlreiche Bekenner gefunden: dieſes Land war ſpäter einer der bedeutendſten Schauplätze für ihre Wirkſamkeit. Wir haben bereits angeführt, wie die Reichsſtädte ſie angenommen, und wie ſeit 1534 auch in dem mächtigſten Fürſtenthum daſelbſt, in Würtemberg, der Proteſtantismus eingeführt wurde. Unter Ulrichs Sohn Chriſtoph IV. (1550 bis 1568) ſpielte Würtemberg als Hort der neuen Lehre eine bedeutende Rolle. Unter ihm wurden dem Bisthum Augsburg alle Klöſter entriſſen. Auf Chriſtoph folgte Ludwig V., mit deſſen Tode (1593) dieſe Linie ausſtarb. Es folgte ſodann die Linie von Mömpelgardt, geſtiftet durch Herzog Ulrichs Bruder Graf Georg.

IX. Das baieriſche Fürſtenhaus war eine der ſtärkſten Säulen des Katholicismus. Allein trotz aller Vorſichtsmaßregeln Herzog Wilhelms IV. (ſtarb 1550) hatten eben doch die proteſtantiſchen Ideen Wurzeln geſchlagen, insbeſondere auch unter dem Adel, und Wilhelms Sohn Albrecht V. (ſtarb 1579) ſah ſich genöthigt, den Landſtänden Zugeſtändniſſe deßhalb zu machen, den Laienkelch und die Predigt des Evangeliums zu geſtatten. Auf Albrecht V. folgte deſſen Sohn Wilhelm V. (ſtarb 1626), welcher aber ſchon 1596 die Regierung an ſeinen Sohn Maximilian I. (geboren 1573) abtrat. In der Reichsſtadt Regensburg herrſchte ſchon ſeit früher der Proteſtantismus.

X. In Franken waren ſämmtliche Reichsſtädte, der größte Theil des Adels, die Markgrafſchaften von Ansbach und Baireuth proteſtantiſch. Allein auch in den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Eichſtädt, ſo wie in den mainziſchen Beſitzungen, und in der Abtei Fulda hatte er um ſich gegriffen: der größte Theil der Einwohnerſchaft bekannte ſich zur neuen Lehre.

XI. Heſſen, unter dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen (ſtarb 1567) ein ſo bedeutender Vorkämpfer der Reformation, blieb auch unter ſeinen Söhnen der von ihm eingeſchlagenen Richtung treu. Philipp theilte ſein Land unter vier Söhne, von denen jedoch nur zwei das Geſchlecht fortſetzten, nämlich Wilhelm IV. der Weiſe (ſtarb 1592), der Stifter der Linie Heſſen-Kaſſel, und Georg I. (ſtarb 1596), der Stifter der Linie Heſſen-Darmſtadt.

XII. Nicht minder galten Meißen und Thüringen, oder Kurſachſen und Herzogthum Sachſen, fortwährend als Bollwerk des Proteſtantismus. Was zunächſt Kurſachſen betrifft oder die albertiniſche Linie, ſo folgte auf Moritz deſſen Bruder Auguſt, ſtarb 1586; dann deſſen Sohn Chriſtian I. (ſtarb 1591), ſodann Chriſtian II. (ſtarb 1611). Die Bisthümer Naumburg, Merſeburg, Meißen wurden jetzt von ſächſiſchen Prinzen verwaltet und überhaupt zu Kurſachſen gerechnet. Die herzogliche Linie des Hauſes Sachſen, oder die erneſtiniſche, ſtammte von dem unglücklichen Johann Friedrich, dem ehemaligen Kurfürſten, ab. Dieſer ſtarb 1554, und hinterließ zwei Söhne: 1) Johann Friedrich den Mittleren, den Stifter der älteren gothaiſchen Linie, der ſich in die grumbachiſchen Händel verwickelte, in die Reichsacht gethan ward, 1567 ſein Fürſtenthum verlor und bis zu ſeinem Tode (1595) in der Gefangenſchaft gehalten wurde. Seine beiden Söhne Johann Kaſimir (ſtarb 1637) und Johann Ernſt (ſtarb 1638) hinterließen keine Nachkommen, worauf ihre Länder an die weimariſche Linie fielen; 2) Johann Wilhelm, Stifter der weimariſchen Linie, welcher ſeit 1567 auch die Länder ſeines älteren Bruders verwaltete, ſtarb 1573. Da ſeine Söhne noch unmündig waren, ſo verwaltete das Land einſtweilen der Kurfürſt Auguſt.

XIII. In den Fürſtenthümern aus dem anhaltiſchen Hauſe war ebenfalls ſchon ſeit länger der Proteſtantismus eingeführt. Was zunächſt Anhalt anbetrifft, deſſen Fürſten einen ſo großen Eifer für die neue Lehre an den Tag legten, ſo ſtarben die verſchiedenen Zweige dieſes Hauſes um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus, und Joachim Ernſt beſaß um 1570 ganz Anhalt wieder allein (ſtarb 1586). Er hatte aber mehrere Söhne, welche wieder fünf verſchiedene Linien ſtifteten: 1) Johann Georg ſtiftete die deſſauiſche Linie; 2) Chriſtian I. die bernburgiſche; 3) Auguſt die plötzkauiſche; 4) Rudolf die zerbſtiſche; 5) Ludwig die köthenſche. — Das wichtige Erzbisthum Magdeburg war völlig proteſtantiſch, nicht nur die Einwohnerſchaft, ſondern auch die Erzbiſchöfe. Sie waren ſeit dem Anfange des Jahrhunderts aus dem brandenburgiſchen Hauſe. Sigismund, welcher 1566 ſtarb, erklärte ſich vor Kaiſer und Reich für die neue Lehre: ſein Nachfolger Joachim Friedrich, Sohn des Kurfürſten Johann Georg von Brandenburg, verheirathete ſich ſogar 1568, und blieb demohngeachtet Erzbiſchof. Ebenſo wurde auch das Bisthum Ratzeburg von proteſtantiſchen Biſchöfen aus dem Hauſe Mecklenburg verwaltet.

XIV. In Mecklenburg ſelbſt war die Reformation ſchon ſeit geraumer Zeit eingeführt. Hier führte ſeit 1552 Johann Albrecht die Regierung, neben ihm ſeit 1556 ſein Bruder Ulrich. Nach dem Tode des erſteren (1576) regierte Ulrich allein (ſtarb 1603). — Das Bisthum Schwerin, welches ſchon ſeit geraumer Zeit mit mecklenburgiſchen Prinzen beſetzt worden war, verwaltete ſeit 1550 eben dieſer Ulrich. Die Herzoge wünſchten das Stift vollkommen abhängig zu machen: dies gelang aber vorderhand nicht, indem die Reichsunmittelbarkeit deſſelben vom Kammergerichte aufrecht erhalten wurde. Das Stift war aber vollkommen proteſtantiſch.

XV. Auch Pommern hatte ſchon frühe die Reformation angenommen. Philipp I., der ſich in den ſchmalkaldiſchen Krieg eingelaſſen hatte, ſtarb 1560. Ihm folgte ſein Sohn Bogislaus XIII. (ſtarb 1603). Das Bisthum Kamin wurde ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts von pommernſchen Prinzen verwaltet. Die Reformation war daſelbſt ſchon früher eingeführt worden.

XVI. Brandenburg war ſeit Joachim II. (ſtarb 1571) proteſtantiſch. Ihm folgte ſein Sohn Johann Georg (ſtarb 1598), und dieſem Joachim Friedrich (ſtarb 1608), welcher früher Erzbiſchof von Magdeburg geweſen. — Die Biſthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus, früher ſchon von den Kurfürſten verwaltet, wurden unter Johann Georg völlig mit den Kurlanden vereinigt.

XVII. Die Beſitzungen des Hauſes **Habsburg** umfaßten unter Ferdinand I. außer Ungarn, Böhmen nebſt Lauſitz, Schleſien und Mähren, Oeſterreich, Kärnthen, Steyermark und Krain, Tyrol und die vorder öſterreichiſchen Lande in Schwaben und im Elſaß. In allen dieſen Ländern war der Proteſtantismus eingeriſſen. In Böhmen waren noch beträchtliche Reſte der Huſſiten vorhanden, welche durch die reformatoriſche Bewegung einen neuen Schwung erhielten. Aber außerdem thaten ſich daſelbſt auch Lutheraner und andere Glaubensparteien auf. Zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges ſtanden die Unkatholiſchen in ſehr genauen Beziehungen zu dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen. Im eigentlichen Oeſterreich bekannte ſich der größte Theil der Einwohner, insbeſondere aber auch der Adel zu den neuen Lehren, nicht minder in Steyermark. Ferdinand konnte nicht anders: er mußte die neue Lehre dulden. Maximilian II ging noch weiter: er geſtand dem Herrenſtande und dem Adel das vollkommene Recht freier Religionsübung zu. So ſehr hatten ſich die neuen Ideen der Gemüther bemächtigt, daß Ferdinand unter ſeinen eigenen Räthen eine Menge von Proteſtanten zählte: am Hofe Maximilians II. waren ſie ſogar überwiegend. Nach Ferdinands Tode (1564) fielen die Beſitzungen des Hauſes wieder auseinander. Er vertheilte ſie nämlich unter ſeine drei Söhne folgendermaßen: der Aelteſte, Maximilian, der zugleich Kaiſer wurde, erhielt Böhmen, Ungarn und Oeſterreich; der zweite, Ferdinand, vermählt mit der ſchönen Augsburgerin Philippine Welſer, bekam Tyrol und die vorderöſterreichiſchen Lande (ſtarb 1595); der dritte, Karl, endlich, Steyermark, Kärnthen und Krain (ſtarb 1590).*)

So ſtand es in Deutſchland. Der Proteſtantismus war alſo in unzweifelhaftem Uebergewicht: ja die Zeitgenoſſen berechneten, daß eigentlich nur noch ein Zehntel der Bevölkerung den Katholicismus bekenne. Noch bedeutſamer wurde die Stellung des Proteſtantismus dadurch, daß er ſich nun über die Gränzen Deutſchlands hinaus ergoſſen und ringsum alle Nachbarländer ergriffen hatte.

---

*) Wir haben zur Bequemlichkeit des Leſers bei dieſer Ueberſicht der Gebiete unſere frühere Eintheilung beibehalten, wollen nun aber doch die Eintheilung nach den Reichskreiſen angeben, welche ſich von unſerer nur wenig unterſcheidet.

In der Schweiz, die zwar thatſächlich unabhängig vom deutſchen Reiche war, aber doch noch dazu gerechnet wurde, und ohnedies ſeit

---

Zum niederſächſiſchen Kreiſe gehörten die Herzogthümer Braunſchweig-Lüneburg, Holſtein, Mecklenburg, Sachſen-Lauenburg, die Stifte Bremen, Magdeburg, Halberſtadt, Hildesheim, Quedlinburg, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, Goslar, Nordhauſen, Mühlhauſen. Zum weſtphäliſchen Kreiſe gehörten die Grafſchaften Oſtfriesland, Oldenburg, Hoya, Diepholz, Lingen, Bentheim, Tecklenburg, Schauenburg, Lippe, Rietberg, das Herzogthum Jülich, Cleve, Mark und Berg, die Grafſchaften Sayn, Wied, Reifferſcheid, Blankenheim, Naſſau-Dillenburg, die Stifte Münſter, Osnabrück, Minden, Paderborn, Corvey, die Städte Köln, Aachen, Dortmund, Soeſt. Zum burgundiſchen Kreiſe gehörten die niederländiſch-ſpaniſchen Beſitzungen. Zum niederrheiniſchen oder Kurkreiſe gehörten die vier rheiniſchen Kurfürſtenthümer, nämlich Köln, Trier, Mainz, Pfalz, mit den dazu gehörigen Beſitzungen Kölns in Weſtphalen und von Mainz im Heſſiſchen, im Eichsfeld und im Sächſiſchen (Erfurt). Der oberrheiniſche Kreis beſtand aus den Landgrafſchaften Heſſen, den Grafſchaften Wittgenſtein, Solms, Naſſau-Weilburg, Waldeck, Iſenburg, Hanau, den nichtkurfürſtlichen pfälziſchen Ländern, den Grafſchaften Leiningen, Salm, Fleckenſtein, Mömpelgardt, den Bisthümern Worms, Speier, Straßburg, Baſel, der Abtei Fulda, den Städten Worms, Speier, Weißenburg, Straßburg ꝛc. Zum ſchwäbiſchen Kreis gehörten das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafſchaft Baden, die Grafſchaften Oettingen, Helfenſtein, Hohenzollern, Fürſtenberg, Waldburg, Fugger, das Bisthum Augsburg, die Abteien Kempten, Elwangen, die Städte Ulm, Augsburg, Eßlingen, Reutlingen ꝛc. Der baieriſche Kreis beſtand aus dem Herzogthum Baiern, der Oberpfalz, dem Fürſtenthum Neuburg, dem Erzbisthum Salzburg, den Bisthümern Freiſingen, Regensburg, Paſſau, der Stadt Regensburg. Der fränkiſche Kreis beſtand aus den brandenburgiſchen Markgrafſchaften Ansbach und Kulmbach, den Grafſchaften Henneberg, Rieneck, Werthheim, Caſtell, Schwarzenberg, Hohenlohe, Limburg, Pappenheim, den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Eichſtädt, dem Gebiete des Deutſchordens in Mergentheim, den Städten Nürnberg, Rotenburg, Windsheim, Schweinfurt, Weißenburg. Der oberſächſiſche Kreis umfaßte Kurſachſen, Herzogthum Sachſen, die Grafſchaften Reuß, Schwarzburg, Mansfeld, Stolberg, die Fürſtenthümer Anhalt, das Kurfürſtenthum Brandenburg, das Herzogthum Pommern. Der öſterreichiſche Kreis endlich umfaßte alle habsburgiſchen Beſitzungen, nämlich die Lauſitz, Schleſien, Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Tyrol, die Beſitzungen in Schwaben und im Elſaß. Die Kreiſe Niederſachſen, Weſtphalen, Oberrhein, Schwaben, Baiern, Franken hießen die ſechs alten Kreiſe: die anderen vier waren erſt ſpäter dazu gekommen.

dem Beginn der religiöſen Bewegung in den lebhafteſten Wechſelwirkungen mit Deutſchland ſtand, hatte zwar die Reformation unmittelbar nach Zwinglis Tod, dem noch in demſelben Jahre (1531) auch der Oekolampads folgte, Verluſte erlitten: es dauerte jedoch nicht lange, ſo errang ſie im Weſten neue, ungleich größere Erfolge. Genf, von jeher in Streitigkeiten mit den Herzogen von Savoyen, und von dieſen mannigfach bedrängt, wußte endlich nur durch die Verbindung mit den Eidgenoſſen ſeine Unabhängigkeit zu behaupten und die Freiheit dauerhaft zu befeſtigen: die Folge dieſer Verbindung war die Einführung der Reformation (1535). Da es darüber zwiſchen Savoyen und Bern zum Kriege kam, geſchah es, daß die ganze Waadt von den Bernern den Herzogen abgenommen wurde: ſofort wurde denn auch hier die Reformation eingeführt (1536). Nicht minder drangen die neuen Ideen in die italieniſche Schweiz ein, wo in Graubünden Religionsfreiheit gewährt wurde.

Genf wurde von nun an einer der wichtigſten Mittelpunkte des Proteſtantismus. Hier wirkte Kalvin, eigentlich Cheauvin, von Geburt ein Franzoſe (1509 zu Noyon geboren, geſtorben 1564), ſeit 1541: der zweite Gründer jenes „reformirten“ Glaubensbekenntniſſes, welches, zwiſchen dem Lutherthum und den wiedertäuferiſchen Richtungen in der Mitte ſtehend, früher in Zwingli und Oekolampad ſeine Vorkämpfer gehabt und in Süddeutſchland ſo mächtigen Anklang gefunden, ſeit der Mitte der dreißiger Jahre aber ſeinen Einfluß dort verloren hatte. Die kalviniſche Religionsauffaſſung, auf deren innere Bedeutung wir noch zurückkommen werden, machte bald weit größere Eroberungen. In Frankreich wurde ſie von Allen ergriffen, welche von dem Katholicismus nicht mehr befriedigt wurden: bald bildeten die Kalviniſten oder Hugenotten (wahrſcheinlich eine Verfälſchung des Wortes Eidgenoſſen) eine wichtige ſtaatliche Partei, und die franzöſiſche Geſchichte der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dreht ſich vorzugsweiſe um den Kampf zwiſchen der alten und der neuen Religion. Auch in die Niederlande war der Kalvinismus gedrungen und wurde dort die vorherrſchende Religionsanſicht. Nicht minder fand er in den brittiſchen Reichen Eingang: in England wurde der Kalvinismus ſeit dem Regierungsantritt der Königin Eliſabeth (1558) Staatsreligion: in Schottland bekannte ſich das Volk zu ihm.

Und ebenſo hatte der Proteſtantismus, jedoch in der Form des Lutherthums, in den nordiſchen Reichen Platz gegriffen: die Könige von Dänemark und von Schweden führten ihn in ihren Ländern ein: in Preußen, in den Oſtſeeländern, überall hatte er den Katholicismus verdrängt. Und ſchon fand er auch in Polen Eingang: in Ungarn hat er eben ſolche Eroberungen gemacht, wie in Oeſterreich.

Gewiß: nie lagen die äußeren Verhältniſſe für die neue Lehre günſtiger, als in den Zeiten Ferdinands und Maximilians. Bei der durchgreifenden romfeindlichen Geſinnung der Nation, bei der Friedensliebe der Kaiſer, bei der freien Anſicht Maximilians insbeſondere, bei der vorherrſchenden nationalen Richtung dieſes Fürſten ließ ſich die Möglichkeit denken, daß eine Formel und kirchliche Einrichtungen aufgefunden werden konnten, in welchen ſich beide Religionsparteien vereinigten, durch welche die kirchliche Einheit wieder hergeſtellt, zugleich aber auch eine feſte geſchloſſene Haltung dem Papſte gegenüber eingenommen, mit Einem Worte eine unabhängige deutſche Nationalkirche gegründet wurde. Das Letztere war die Hauptſache: alles Andere ergab ſich dann von ſelbſt. Auf die einzelnen Lehren kam wenig an: ja, in manchen hatte die katholiſche Kirche offenbar die vernünftigere Anſicht, wie z. B. in der Lehre von dem Verhältniſſe des Glaubens zu den guten Werken. Nur freilich bedurfte es, um ſich zu einer ſolchen Anſchauung zu erheben, der Vorurtheilsloſigkeit, eines freien Blickes. Leider war er jedoch bei den Proteſtanten nicht vorhanden. Die innere Geſchichte der neuen Lehre, zu welcher wir nun übergehen, bietet vielmehr ein in demſelben Verhältniſſe trübes Bild, als ihre Ausbreitung ein erhebendes dargeboten.

3. Innere Geſchichte des Proteſtantismus.

Nach der entſcheidenden Wendung in Münſter verloren die Wiedertäufer die große Bedeutung, welche ſie bis dahin gehabt. Ihre Anhänger minderten ſich: bei denen, welche treu blieben, trat ſelbſt eine Rückwirkung ein. Sie gaben die angreifende, kriegeriſche, umwälzeriſche Richtung auf und bildeten jene Lehren aus, die das Weſen der Religion in einem ſtillen, arbeitſamen, züchtigen Leben ſuchen. Das Haupt dieſer Richtung war Menno Simonis aus Delft (geſtorben 1561). Seine Anhänger tragen von ihm den Namen der Mennoniten. Die eigenthümlichen ſtaatsfeindlichen Lehren der Wiedertäufer hat er ſehr ermäßigt: ſo behielt er allerdings den Grundſatz bei, daß kein Mennonit irgend ein obrigkeitliches Amt übernehmen dürfe, indem die Obrigkeit überhaupt Chriſti Reich fremd ſei, jedoch für jetzt hielt er die weltliche Obrigkeit für nothwendig, dachte alſo nicht daran, ſie als ſolche zu bekämpfen. Es wurde zwar von ihm der Gebrauch der Waffen, überhaupt jede Art von Rache verworfen: ſodann der Eid (mit Rückſicht auf den Spruch der Bibel: „eure Rede ſei ja, ja, nein, nein! was drüber iſt, das iſt von Uebel!"), die Kindertaufe und jede Eheſcheidung außer in dem Falle des Ehebruchs. Man ſieht aber, daß dies alles unſchädliche Lehren waren. Nichts deſto weniger wurden die Mennoniten von den Obrigkeiten eben ſo heftig verfolgt, wie die münſteriſchen Wiedertäufer: gleichwohl erhielten ſie ſich, wie die Wiedertäufer überhaupt, in verſchiedenen Gegenden von Deutſchland, namentlich in Holland, Friesland, in den Seeſtädten, in Mähren, Schleſien, auch in Heſſen und der Pfalz. Aber freilich an ihre frühere Wirkſamkeit war bei den furchtbaren Verfolgungen, die ihrer warteten, nicht mehr zu denken.

Ebenſo büßten die anderen freieren Richtungen nachgerade ihren Einfluß ein. Auf einer Verſammlung von lutheriſchen Theologen zu Schmalkalden im Jahre 1540, welche Melanchthon leitete, wurden ausdrücklich die Lehren Sebaſtian Francks und Schwenkfelds verdammt. Franck mußte ſchon 1539 aus Ulm weichen, wo ſeine Gönner ihn nicht mehr gegen die Theologen zu ſchützen wagten: Schwenkfeld das Jahr darauf. Der Letztere irrte bis zu ſeinem Tode (1561) als Flüchtling in Deutſchland umher, nirgends ſicher, immer in der Angſt, den lutheriſchen Eiferern in die Hände zu gerathen. Er zählte zwar viele Anhänger, und ſo machten ſeine Anſichten beſonders auch auf den Landgrafen Philipp von Heſſen einigen Eindruck, der ſogar in Briefwechſel mit ihm trat; jedoch waren die Dinge bereits ſo geartet, daß die Schwenkfeldianer nicht wagten, mit ihren Meinungen offen hervorzutreten, geſchweige denn eine ausgeſprochene Partei zu bilden: ſie durften froh ſein, wenn man ſie nur nicht entdeckte und verfolgte. So mochte auch die bei weitem freiere Richtung Sebaſtian Francks immerhin noch ihre Vertreter finden, wie die vielen Auflagen ſeiner Bücher, namentlich der Chronik, bezeugen: allein man durfte ſie nicht öffentlich bekennen, ſie nicht zu verbreiten trachten. That es Einer, ſo ſetzte er ſich den größten Gefahren aus. So Theobald Thamer. Dieſer, ein geborener Elſäßer, ſeit 1544 Profeſſor der Theologie in Marburg, begann zuerſt an der lutheriſchen Rechtfertigungslehre zu zweifeln: er meinte, die Werke ſeien eben auch nothwendig, und die Rechtfertigungslehre Luthers laſſe ſich aus der Schrift nicht beweiſen. Später verwarf er die Bibel als die einzige Quelle der religiöſen Erkenntniß, und ſtellte neben ſie das Gewiſſen (die Vernunft) und die Welt (die Kreaturen). Ja, er ſetzte letztere, wie Franck, noch über die Schrift. Daher ſtellte er die rechtſchaffenen Heiden den Chriſten gleich, wie er denn meinte, daß ein Philoſoph, wie Ariſtoteles, noch mehr werth ſei, als die lutheriſche Bibel. Natürlich konnten ſolche Anſichten mit der proteſtantiſchen Theologie nicht beſtehen. Thamer mußte aus Marburg weichen. Es war noch ein Glück für ihn, daß ſein Landesherr der Landgraf Philipp der Großmüthige war, der ihm offenbar wohlwollte. Philipp ſuchte zuerſt die Anſichten Thamers mit den gewöhnlichen Gründen der lutheriſchen Theologen zu widerlegen, und ſchickte ihn dann (1553) auf ſeine eigenen Koſten zu Melanchthon und zu einigen anderen Theologen, angeblich, damit dieſe ihn belehren ſollten, wahrſcheinlich aber, um zu verſuchen, ob ſich nicht eine Verſtändigung zwiſchen Thamer und den proteſtantiſchen Theologen erzielen laſſe, damit er dann den Mann, deſſen Geiſt er offenbar zu ſchätzen wußte, an der Hochſchule behalten könne. Daran war aber nicht zu denken. Melanchthon ſprach gleich von Verbrennen, und die Andern blieben in ihrer Unduldſamkeit hinter Melanchthon nicht zurück. Der Landgraf Philipp, der nicht immer handeln konnte, wie er wollte, weil er bedeutende Rückſichten auf ſeine Glaubensgenoſſen zu nehmen hatte, entließ jetzt Thamern ſeines Dienſtes. Er ging ſpäter, ohne ſeine Meinung zu verändern, zu der katholiſchen Kirche über, und iſt im Jahre 1569 zu Freiburg im Breisgau geſtorben. Dieſe freieren Richtungen fanden alſo keine Stätte mehr im proteſtantiſchen Deutſchland: wohl tauchten ſie von Zeit zu Zeit wieder auf: ſo namentlich in der Zeit des Interim, wo insbeſondere auch die Wiedertäufer ſich nochmals bemerklich machten, ſie wurden jedoch gleich wieder unterdrückt.

Die freieren Richtungen zogen ſich nunmehr, da ihnen in Deutſchland jeder Spielraum verſagt war, in die Schweiz zurück, wo man noch weit mehr religiöſe Freiheit gewährte. Die Schweiz, insbeſondere Baſel, war um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein merkwürdiger Sammelplatz für freigeiſteriſche Meinungen. Von allen Ländern kamen ſie dort zuſammen: von Deutſchland, den Niederlanden, Spanien, Frankreich, Italien. Nach Baſel zog ſich Sebaſtian Franck zurück, nachdem er Ulm hatte verlaſſen müſſen: doch ſtarb er bereits 1543. Dahin begab ſich auch (1544) David Joris aus Delft, ein Haupt der Wiedertäufer, offenbar einer der geiſtreichſten Köpfe dieſer Sekte (ſtarb 1556). In Genf befanden ſich die Libertiner oder die Sekte des freien Geiſtes, und waren hier ſo mächtig, daß ſie eine Zeitlang ſogar die Stadt beherrſchten. Hieher flüchteten Michael Servet, die Italiener Caſtelli, Curio, Ochino, Socini, Gribaldo, Blandrata, Gentile, die ſich abwechſelnd in Genf, Bern, Zürich, Baſel aufhielten.

Es iſt anziehend, dieſe freien Richtungen in der Schweiz zu beobachten. Alle Schattirungen derſelben waren vertreten: Myſtik, Humanismus, Bibelſtudium, Tiefe der religiöſen Empfindung und zerſetzender Verſtand reichten ſich die Hand: alle nach Freiheit ringenden geiſtigen Kräfte der Zeit fanden ſich hier zuſammen und zeigen uns die großen in Deutſchland bereits mißlungenen Beſtrebungen nach wahrer Aufklärung gleichſam in einem Spiegel. Zugleich aber erſehen wir aus der Aufeinanderfolge der verſchiedenen Richtungen, wie allmählig die Kühnheit aus dem Zeitalter verſchwindet: die Späteren treten bei Weitem behutſamer auf, wie die Früheren, und dies iſt nicht etwa blos das Ergebniß der Furcht, ſondern ſie ſind in der That innerlich nicht ſo frei, wie ihre Vorgänger.

In Franck ſehen wir Alles noch in ſchöner Uebereinſtimmung. Er geht in Kühnheit der Meinungen allen Anderen voran, ſo zwar, daß die rechtgläubigen proteſtantiſchen Theologen die ganze Gefährlichkeit ſeiner Anſichten für die Kirchenlehre nicht einmal begriffen; denn diejenigen ſeiner Lehren, welche die oben erwähnte Verſammlung von 1540 verdammte, waren in Vergleich mit anderen Anſichten, die er vortrug, unbedeutend. Dabei iſt er aber frei von aller Schwärmerei, von aller Selbſtüberhebung: es iſt ein durchaus klarer, folgerichtiger Geiſt, der ſich nicht blos in dem Reiche der Gedanken herumtrieb, ſondern auch dem Leben ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, und hier eine Schärfe der Beobachtung entwickelte, welche mit der Tiefe ſeines philoſophiſchen Denkens gleichen Schritt hielt. Aber auch die gemüthliche Seite iſt bei ihm vertreten: über Allem aber iſt der Hauch einer edeln Sittlichkeit ausgegoſſen.

David Joris oder Georg hat viel Aehnlichkeit mit Franck. Ob er ſeine Schriften gekannt, bezweifle ich, da er von niederem Herkommen war und keine wiſſenſchaftliche Erziehung genoſſen hatte: er war ein Selbſtgelehrter. Demohngeachtet war er ein außerordentlich fruchtbarer Schriftſteller. In den dreißiger Jahren hat er in den Niederlanden und Norddeutſchland unter den Wiedertäufern eine bedeutende Rolle geſpielt, und offenbar war der Ehrgeiz eine nicht geringe Triebfeder ſeiner Handlungen. So wahr aber auch dies iſt, ſo wurde doch noch vielmehr von den rechtgläubigen Theologen ſowohl, wie von manchen wiedertäuferiſchen Sekten, die er bekämpfte, auf ihn gelogen, und dieſe Lügen ſind bis auf den heutigen Tag nachgeſchrieben worden, obſchon ſie bereits vor anderthalb hundert Jahren widerlegt worden ſind*). Offenbare Lüge iſt, daß er Aufhebung der Ehe, Gemeinſchaft der Weiber, Unzucht gelehrt habe, ſo wie, daß er ſelber mehrere Frauen gehabt. Er hatte vielmehr jene reinere Auffaſſung der Ehe, der wir ſchon früher bei den Wiedertäufern begegnet ſind, wornach ſie nicht blos ein äußeres Band ſein durfte, ſondern das freie Ergebniß reiner Liebe, einer Uebereinſtimmung der Seelen. Eine Ehe, in welcher dieſes Erforderniß nicht vorhanden, ſei keine, und müßte allerdings zertrennt werden. Ferner warf man ihm vor, daß er ſich ſelber für den Meſſias halte, für noch vorzüglicher, als Chriſtus. Gegen dieſen Vorwurf hat er ſich ſelber vertheidigt und ihn entſchieden abgelehnt. Was er für ſich in Anſpruch nahm, war im Grunde nicht mehr, als was ſo manche Philoſophen für ſich in Anſpruch nehmen, welche da vermeinen, daß nur in ihrem Lehrgebäude die Wahrheit zu finden ſei. Joris hat ſeine Lehren in einen Schwall von ſalbungsvollen Worten, in eine Reihe von Bildern und Gleichniſſen eingehüllt. Der Kern ſeiner Anſichten beſtand aber in Kurzem darin, daß er das Weſen der Religion in das Geiſtige, Innerliche, nicht in das Aeußerliche ſetzte. Offenbar verſuchte er die wiedertäuferiſchen Richtungen in eine mehr geiſtige Bahn zu leiten, weßhalb er ausdrücklich von allem Sektenweſen abſah und den Grundſatz aufſtellte, daß man ſich äußerlich zu jeder Religionsgenoſſenſchaft halten könne, wenn man nur innerlich frei ſei. Er verwirft, wie Franck, die Schrift als eigentliches Wort Gottes: Gottes Wort ſei vielmehr inwendig im Herzen. Die Schrift könne daher auch nur von dem erleuchteten inneren Worte richtig verſtanden werden. Der Grundton ſeines Lehrgebäudes iſt daher pantheiſtiſch. Es gibt nach ihm nur Einen Gott: die Dreieinigkeit iſt ein Irrthum. Wohl aber hat ſich die Gottheit in der Weltgeſchichte geoffenbart, und zwar in drei Entwicklungsſtufen, welche von drei menſchlichen Perſonen vertreten werden, von Moſes, Chriſtus und David oder Elias. Dieſe drei Entwicklungsſtufen entſprechen Leib, Seele und Geiſt oder dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe, oder dem Kindesalter, der Jugend und dem Mannesalter. Die erſte Entwicklungsſtufe (das Alterthum) iſt die Zeit des Glaubens, des Geſetzes, der Befangenheit, das leibliche Vorbild der zweiten. Die zweite Entwicklungsſtufe, welche durch Chriſtus bezeichnet wird, iſt auch nur ein Vorbild der dritten: Chriſtus ſelber iſt gewiſſermaßen nur als Muſter des neuen geiſtigen Lebens aufzufaſſen; daß durch ihn ein wahrhaft vollkommenes Reich noch nicht geſtiftet wurde, beweiſt die Geſchichte, indem daſſelbe vom Antichriſt untergraben werden konnte. Die Menſchen faßten nämlich Chriſtus nur nach dem Fleiſche, nicht nach dem Geiſte. Der wahre Chriſtus, der Chriſtus nach dem Geiſte, die dritte Entwicklungsſtufe, muß jetzt kommen. Das iſt dann das ewige Reich Gottes. Der Prophet eben dieſes neuen Reiches iſt Joris. Wie er von dieſem eigentlichen wahren Chriſtus ſpricht, dem Chriſtus nach dem Geiſte, geſchieht faſt ganz mit den Worten Francks. Das Weſen dieſer neuen Richtung beſteht ihm eben darin, daß der Menſch ſeine Selbſtſucht, ſeine Leidenſchaft, kurz den alten Adam auszieht und unterdrückt, und dafür Gott in ſich wirken läßt. Auch darin erinnert er an Franck, daß er den Menſchen gewiſſermaßen zum

---

*) In Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte. II. S. 876. folg. und S. 1313—1500.

Mittelpunkt der ganzen Welt macht, daß er die wichtigſten Vorſtellungen der Kirchenlehre in ihn verlegt. So gibt es nach ihm keinen Teufel, keinen Engel, keine Hölle, keinen Himmel, keine Seligkeit außer in unſerem Herzen. Auch kein ewiges Gericht gibt es, außer in uns. Es ſtimmt damit zuſammen, was er von der Ewigkeit der Welt und von der Unſterblichkeit der Seele ſagt. Himmel und Erde nämlich werden nicht vergehen, ſondern in Ewigkeit beſtehen. Wo die Schrift von ihrer Vergänglichkeit ſpreche, verſtehe ſie nur die Menſchen der Welt darunter. Er nimmt alſo die Ewigkeit des Stoffes an. Dagegen läugnet er die Unſterblichkeit der Seele. Er macht nämlich einen Unterſchied zwiſchen den Seelen der Wiedergeborenen und denen der Ungläubigen. Die letzteren ſind ſterblich und vergehen mit den Körpern gänzlich: die Seelen der Gläubigen dagegen ſind unſterblich, d. h. ſie ſind in das göttliche Weſen aufgegangen und mit ihm eins geworden. Joris hielt ſich, wie geſagt, ſeit 1544 in Baſel auf, aber unter einem falſchen Namen: er ſtand in großer Achtung, theils wegen ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit, theils wegen des Reichthums, den er an den Tag legte, und wegen ſeiner Wohlthätigkeit gegen die Armen. Er wurde nämlich von ſeinen Glaubensgenoſſen in den Niederlanden, mit denen er fortwährend in Verkehr blieb, ſehr reichlich unterſtützt.

Die Libertiner oder die freien Geiſter, wie ſie ſich ſelber nannten, welche nicht nur dem Namen, ſondern auch dem Weſen nach als eine Fortſetzung der Brüder des freien Geiſtes vom 14. Jahrhundert gelten können, und ſowohl an David Joris als an Sebaſtian Franck erinnern, entſtanden in den Niederlanden und zogen ſich in den dreißiger Jahren nach Genf, wo ſich bald ein großer Theil der Einwohner, und zwar ſehr angeſehener und einflußreicher, ihnen anſchloß. Wir kennen die Lehren der Sekte nur aus den Berichten ihrer Feinde, welche ihnen natürlich eine gehäſſige Bedeutung unterzulegen ſtrebten. Aber auch ſo iſt nicht zu verkennen, daß die Anhänger dieſer Sekte zu den vorurtheilloſeſten und freidenkendeſten Geiſtern der Zeit gehörten. Auch ſie verwarfen von vornherein die Bibel als Quelle der religiöſen Erkenntniß: ſie ſei nur ein todter Buchſtabe, der Geiſt aber mache lebendig. Es gibt nur Einen Geiſt, den Geiſt Gottes. Der lebt und webt in allen Geſchöpfen: es gibt keine Engel: das ſind nur Eingebungen, Bewegungen des Geiſtes;

ebenſo lebt der Geiſt Gottes in uns. Was unſere Seele iſt, das iſt Gott. Gott iſt von ſich ſelbſt verſchieden: er iſt ein anderer in der Welt, ein anderer im Himmel. Teufel, Welt, Sünde iſt nichts, iſt Wahn: ebenſo Einer, der noch nicht wiedergeboren iſt, d. h. Gott vollkommen in ſich hat wirken laſſen. Der Geiſt Gottes iſt der, der Alles wirkt. Was wir thun, wirkt Gott. Was Gott thut, wirken wir. Denn Gott iſt in uns. Chriſtus iſt nicht am Kreuze geſtorben, ſondern nur Wahn. Er iſt uns nur Vorbild, nicht Erlöſer. Jeder Menſch ſoll Chriſtus werden. Es gibt keine Auferſtehung des Fleiſches. Die wahre Auferſtehung beſteht in der Wiedergeburt des gläubigen Menſchen. Die äußere Ehe iſt nicht die rechte: nur die geiſtige Ehe iſt die wahre, eine ſolche, in welcher die Seelen der Ehegatten zuſammenſtimmen, die durch wahre Zuneigung an einander gefeſſelt ſind. Der Wiedergeborene ſoll nur getroſt ſeinen inneren Trieben folgen: er darf ſicher ſein, den rechten Weg zu gehen. Außerdem warf man ihnen auch vor, daß ſie die Gemeinſchaft der Güter gelehrt hätten und das Recht des Einzelnen, ſich von fremdem Eigenthum ſo viel anzueignen, als er erlangen könne. Gewiß war dies Verläumdung. Wohl aber lehrten ſie, daß der Einzelne, der Wiedergeborene, ſeinen Beſitz als ein Gut betrachten ſoll, das nicht nur für ihn beſtimmt ſei, ſondern mit dem er auch ſeinen leidenden Nebenmenſchen und Bedürftigen beiſpringen müſſe. Der Communismus der Libertiner war demnach mehr ein ſubjektiver, als ein objektiver. Die Libertiner bildeten eigentlich keine Sekte. Vielmehr richteten ſie ſich nach dem Grundſatze, den ſchon Seb. Franck aufſtellte, und dem auch David Joris folgte, ſich nicht äußerlich von anderen Menſchen abzuſchließen, indem es ja unter jeder Kirchengemeinſchaft wahrhaft fromme Männer gebe, und es durchaus nicht auf äußere Gebräuche, ſondern auf die Geſinnung des Menſchen ankomme. So hielten ſich die Libertiner zur reformirten Kirche. Man begreift, daß jener Grundſatz bald weit gefährlicher werden konnte, als alles Sektenweſen. Er ſicherte die Freiſinnigen vor Verfolgung, gewährte ihnen einen viel bedeutenderen Spielraum und wandte von ihnen das gewöhnliche Schickſal jeder Sekte ab, daß ſie nämlich in Folge der äußeren Abgeſchloſſenheit die innere Schwungkraft, die geiſtige Beweglichkeit und Entwicklungsfähigkeit verlor.

Bei den eben beſchriebenen freien Richtungen bildete offenbar die Myſtik die Grundlage und den Ausgangspunkt. Bei Anderen tritt mehr der humaniſtiſche Beſtandtheil hervor. So in Michael Servet. *) Das war von Geburt ein Spanier, eigentlich ein Arzt, der ſich aber ſchon frühe mit theologiſchen Studien beſchäftigte. Bereits im Jahr 1531, wo er ſich in der Schweiz aufhielt, ſchrieb er ein Buch über die Irrthümer der Dreieinigkeit. Dieſes Buch, welches mit großem Scharfſinn geſchrieben iſt, in welchem der Verfaſſer ein umfaſſendes Bibelſtudium und eine bedeutende Sprachkenntniß entwickelt, ſtellte folgende Sätze auf. Die Gottheit iſt eins und untheilbar. Die drei Perſonen der Gottheit ſind daher Irrthum: ſie ſind nichts, als Erſcheinungsweiſen Gottes. Eine dieſer Erſcheinungsweiſen iſt das Wort (der Logos). Das Wort iſt aber nicht Chriſtus, ſondern Chriſtus, in welchem ſich Gott als Logos allerdings geoffenbart hat, iſt wirklicher Menſch. Eine andere Erſcheinungsweiſe Gottes iſt der Geiſt. Der Geiſt Gottes iſt die ſchaffende, wirkende, erhaltende Naturkraft. Heiliger Geiſt heißt er in ſoferne, als er den Geiſt des Menſchen erleuchtet. Im Grunde genommen iſt er nichts Anderes, als eine Bewegung Gottes im Menſchengeiſte, außerhalb dieſes gibt es keinen heiligen Geiſt. Servet, welcher Anfangs verſuchte, die ſchweizer Theologen, namentlich Oekolampad, für ſeine Anſichten zu gewinnen, verließ, als dies mißlang, Deutſchland und begab ſich nach Frankreich, wo er in Paris ſich den Naturwiſſenſchaften hingab und ſpäter als Arzt in Vienne, unter einem falſchen Namen, lebte und eines großen Rufes ſich erfreute. Er ſcheint dort Bekanntſchaft mit den Schriften der freiſinnigen deutſchen Myſtiker gemacht zu haben, und wohl auch mit verſchiedenen wiedertäuferiſchen Sekten in Verbindung gekommen zu ſein. Seine ſpäteren Schriften laſſen dieſes ſchließen. Seine naturwiſſenſchaftlichen Anſichten erinnern vielfach an die Ideen des Paracelſus, deſſen Schriften er alſo gekannt haben muß oder mit dem er vielleicht ſelbſt in perſönliche Berührung gekommen iſt. Als Naturforſcher iſt er von keiner geringen Bedeutung für die damalige Zeit: bekanntlich hat er den Blutumlauf gekannt und beſchrieben, lange vor der Entdeckung des Engländers Harvey (1619). Im Jahre 1553 ließ Servet ein zweites

---

*) Siehe oben S. 249.

größeres theologiſches Werk, unter dem Titel: „Wiederherſtellung des Chriſtenthums" erſcheinen. In dieſem Buche ſind im Weſentlichen dieſelben Anſichten, wie im erſten, enthalten, nur weiter ausgeführt. Der pantheiſtiſche Grundſtoff tritt ſtärker hervor: zugleich aber entfernte ſich Servet inſoferne etwas von ſeiner früheren Lehre, als er die göttliche Natur in Chriſtus mehr betonte, als früher. Die Eigenthümlichkeit ſeiner Lehre beſtand nämlich darin, daß er Chriſtus von Gott als dem Logos förmlich zeugen ließ, ſo daß göttliche und menſchliche Natur ſich in ihm vermiſchte: die menſchliche Natur nahm er von Maria, die göttliche von dem Logos. Es entſtand ſomit eine ganz eigenthümliche, von den ſonſtigen Menſchen völlig verſchiedene Natur, die aber immerhin nicht Gott ſelber iſt, ſondern nur der Sohn Gottes. (Eine Lehre, die an Schwenkfeld erinnert, welcher in Chriſtus ein vergottetes Fleiſch annahm, von dem gewöhnlichen menſchlichen Fleiſche verſchieden.) Außer der Lehre von der Dreieinigkeit beſtritt Servet die Rechtfertigungslehre der Lutheraner und die Kindertaufe. Auch an ein tauſendjähriges Reich glaubte er, doch nicht an ein äußerliches, wie die ſchwärmeriſchen Wiedertäufer, ſondern an ein geiſtiges. Servets Buch erregte großes Aufſehen, nicht nur in Deutſchland, ſondern insbeſondere auch in Italien.

Nach Italien waren die reformatoriſchen Anſichten ſchon ſehr frühe eingedrungen, und verbreiteten ſich mit Schnelligkeit über einen nicht geringen Theil der Bevölkerung. Allein mit dem Jahre 1542 begann dort eine furchtbare Verfolgung der Neugläubigen, weßhalb nun eine Menge bedeutender Männer von dort auswanderten, und ſich zunächſt in der Schweiz niederließen. Curio und Caſtellio, beide ausgezeichnete Humaniſten, fanden an der Univerſität Baſel bereits in den vierziger Jahren eine Anſtellung: Camillo in Graubündten, Lelio Sozzini aus Siena, urſprünglich ein Rechtsgelehrter, lebte meiſtens in Zürich; ebenſo Ochino, früher Franziskanermönch, von großem Ruf als Prediger; Gribaldo kam um die Mitte der fünfziger Jahre nach Genf, das er aber bald verließ, ebenſo Gentile und Biandrata. Dieſe Italiener waren lauter humaniſtiſch gebildete Leute, und es überwog bei ihnen mehr der zerſetzende ſcharfe Verſtand, als die religiöſe Empfindung, obſchon nicht zu läugnen iſt, daß auch die myſtiſchen Richtungen der Zeit Einfluß auf ſie ausübten. Daher gehen ſie in der Regel über die proteſtantiſche Rechtgläubigkeit hinaus und nähern ſich weit mehr den freieren, einem gebildeten Verſtande zuſagenderen Anſichten der Zeit. Zweifel an der Dreieinigkeit iſt ihnen namentlich allen gemeinſam. Doch dachten ſie nicht alle gleich: die Einen waren freier, die Anderen beſchränkter.

Am Weiteſten ging Camillo, der ſich in Graubündten niedergelaſſen hatte: eigentlich ein freiſinniger Wiedertäufer. Hauptgrundſätze waren ihm, daß der Geiſt Gottes im Menſchen wohne, daß Chriſtus blos Menſch geweſen, der auch hätte ſündigen können, daß Taufe und Abendmahl keine Bedeutung hätten, daß der Wiedergeborene keiner Geſetze mehr bedürfe. Auch die Sterblichkeit der Seele nahm er an. Bei Lelio Sozzini war der Zweifel der vorherrſchende Beſtandtheil ſeiner geiſtigen Thätigkeit: namentlich bezweifelte er die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe, die Auferſtehung des Fleiſches, die Dreieinigkeit. Die Sakramente hielt er ebenfalls für bedeutungslos: in Chriſtus ſah er nicht den Erlöſer, ſondern nur Muſter und Vorbild, nicht Gott, ſondern nur den Geſetzgeber. Die Freiheit des Willens erkennt er dem Menſchen zu: er ſelber ſei ſein Erlöſer. Auch bei Bernhard Ochino ſpielte der Zweifel eine bedeutende Rolle, aber auch myſtiſche, wiedertäuferiſche Ideen. Der heilige Geiſt, meinte er, erleuchte die Menſchen, auch ohne die Schrift. Die Sakramente ſind ihm blos Bilder und Gedenkzeichen. Die Rechtfertigung durch Chriſtus beſtreitet er, ſo wie die Erbſünde und die Dreieinigkeit. An die Wiedertäufer erinnert er durch ſeine Vertheidigung der Vielweiberei. Entſchieden bekämpft er die Todesſtrafe wegen des Glaubens: er nimmt die Gewiſſensfreiheit im ausgedehnteſten Sinne in Anſpruch.

Alle dieſe Männer heben, indem ſie die Dreieinigkeit beſtreiten, die Dreiheit in der Gottheit auf, indem ſie die letztere eben nur als einig darſtellen. Chriſtus iſt ihnen mehr oder weniger Menſch. Soweit aber gehen andere, wie Gribaldo, Biandrata, Gentile nicht. Sie wollen die Gottheit Chriſti nicht läugnen, nehmen überhaupt die Dreiheit in der Gottheit an, nur ſo, daß ſie den Vater höher ſtellen, als Sohn und Geiſt. Sie waren offenbar nicht ſo bedeutend, als die Anderen, alle zuſammen aber kamen an Geiſt und Tiefe des Denkens nicht Servet und den deutſchen freieren Myſtikern gleich.

Dieſe Männer waren nicht ohne Einfluß auf die religiöſen Bewegungen in der Schweiz: ſie wirkten nicht nur auf ihre Landsleute, ſondern auch auf die Deutſchen ein, und der religiöſe Zweifel ſchien weiter um ſich zu greifen.

Allein auch in der Schweiz ſollte es den freien Anſichten nicht lange vergönnt ſein, ſich zu bethätigen.

Bald nach dem Tode Zwinglis und Oekolampads machte ſich daſelbſt eine lutheriſirende Richtung geltend, beſonders durch Martin Bucer vermittelt, welcher, wie wir uns erinnern, auch der hauptſächlichſte Betreiber der wittenberger Konkordie geweſen war. Dieſe lutheriſirende, ſtreng kirchliche Richtung erhielt eine neue Stärke durch die Wirkſamkeit Johann Kalvins in Genf. Er hatte ſich früher in Straßburg aufgehalten, hatte dort das augsburgiſche Glaubensbekenntniß unterſchrieben, war ein guter Freund Bucers und trug eine beſondere Verehrung für Luther zur Schau, während er auf Zwingli nicht gut zu ſprechen war. Er tadelte nicht nur ſeine Auffaſſung der Abendmahlsfrage, ſondern auch andere ſeiner Lehren, ſolche namentlich, die auf eine vernunftgemäßere Richtung hinausliefen. In der Abendmahlsfrage theilte Kalvin die Anſicht Bucers, daß wir den Leib Chriſti allerdings genießen, jedoch nur geiſtig, während Luther den leiblichen Genuß vorausſetzte, Zwingli aber das ganze Sakrament nur als Erinnerungsmahl faßte und jedes Geheimniß dabei ausſchloß. Beſonders wurde Kalvin von Luthers Grundlehre, von der auguſtiniſchen Lehre von der Unfreiheit des Willens und der Erlöſung durch die Gnade angezogen. Er verfolgte dieſe Lehre folgerichtig bis auf die äußerſte Spitze, indem er die Behauptung aufſtellte, daß Gott unter den Menſchen die Einen zur ewigen Verdammniß verurtheilt, die Anderen zur Gnade erwählt habe. Wie ſich der Menſch auch ſtellen wolle, gegen dieſen ewigen Rathſchluß Gottes vermöge er nichts. Ebenſo ſtreng war Kalvin in ſeiner Anſicht über die Stellung und Bedeutung der Kirche und der Geiſtlichkeit. Er führte wieder den Bann, überhaupt eine ſtrenge Kirchenzucht ein, die, obſchon eine Gemeindeeinrichtung, gleichwohl größtentheils den Händen der Geiſtlichen überlaſſen wurde, die dadurch wieder eine ungeheure Macht in die Hände bekamen, nicht viel geringer, als die der ſpaniſchen Inquiſition: kurz er wollte Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Nicht mit Unrecht bezeichnete man ihn mit dem

Namen eines neuen Papſtes: keiner that es Kalvin an Herrſchbegier, Verfolgungsſucht, Grauſamkeit gegen Andersdenkende voraus. Uebrigens wurde es ihm doch nicht ſo leicht, einen allgemeinen unbeſtrittenen Einfluß auf die ganze Schweiz zu gewinnen, wie er vorhatte. Er mußte zunächſt mit den Libertinern kämpfen, welche in ihm ihren gefährlichſten Gegner erkannten und ihn daher mehrmals zu ſtürzen trachteten. Dann aber ſetzte ſich ihm Bern entgegen, wo die zwingliſche Richtung vorherrſchte, beſonders ſeit 1544 wieder, wo Luther neuerdings ohne alle Veranlaſſung ſich auf das Heftigſte gegen den todten Zwingli ausgelaſſen hatte. Die Berner hielten Kalvin für einen Lutheraner und haßten ihn darum. Und ſelbſt in den andern reformirten Kantonen hatte in der Abendmahlsfrage die zwingliſche Richtung abermals die Oberhand gewonnen. Kalvin hielt es jetzt für das Beſte, einen Schritt zur Verſöhnung zu thun: im Jahre 1549 wurde in Zürich zwiſchen den Theologen der Schweiz eine Uebereinkunft geſchloſſen. Da nahm Kalvin bezüglich der Abendmahlsfrage die der zwingliſchen Auffaſſung ſich hinneigenden Sätze der Anderen an, während dieſe in den übrigen Sätzen ſich ihm fügten. Von dieſer Zeit an — obſchon jetzt noch Bern, welches die Zürcher Uebereinkunft nicht annahm, feindſelig blieb — behauptete Kalvin einen ganz bedeutenden Einfluß auf die ſchweizer Theologen, und ihm vorzugsweiſe iſt es zuzuſchreiben, daß die freien Richtungen in der Schweiz ſo bald und ſo blutig unterdrückt wurden.

Zunächſt richtete ſich Kalvin gegen die Libertiner in Genf ſelbſt, mit welchen er lange hinfort einen ſchweren Kampf zu beſtehen hatte, da ein ſehr bedeutender Theil der Einwohner zu denſelben gehörte. Endlich, im Jahre 1555 gelang es ihm, ſie für immer zu vernichten, indem er einen verunglückten Umſturzverſuch derſelben ſehr geſchickt zu ihrem Verderben zu benutzen wußte. Am berüchtigtſten iſt er geworden durch den Prozeß, den er über Michael Servet verhängte. Dieſer, in Frankreich wegen ſeiner „Wiederherſtellung des Chriſtenthums" angeklagt, ins Gefängniß geworfen, war glücklich daraus entkommen und flüchtete 1553 nach Genf. Dort hielt er ſich eine Zeitlang verborgen auf, wurde aber endlich von Kalvin entdeckt, und auf ſeinen Antrieb gefangen genommen. Da Servet ſeine Anſichten über die Dreieinigkeit nicht widerrufen wollte, wurde er auf Kalvins Antrag zum Tode verurtheilt, und noch in demſelben Jahre 1553 lebendig verbrannt. Die Hinrichtung Servets regte doch ſehr die Gemüther auf gegen dieſen neuen geiſtlichen Tyrannen: beſonders von Baſel aus, wo ſich ſo viele freiſinnige Männer befanden und die mildere Richtung bis dorthin die Oberhand behauptet hatte, wurde Kalvin heftig angegriffen: namentlich die Humaniſten Curio und Caſtellio tadelten ihn ſcharf in mehreren Schriften, ſie ſelber gehörten zu der freigeſinnten Partei. Andere lobten ihn hinwiederum wegen ſeines Eifers, und namentlich thaten dies die deutſchen proteſtantiſchen Theologen, wie denn Melanchthon nicht ſchnell genug ſich beeilen konnte, ſeine Zuſtimmung zu Kalvins Verfahren in der ſervet'ſchen Angelegenheit auszuſprechen. Von dieſer Zeit hörten die Verfolgungen gegen die freiere religiöſe Richtung, namentlich gegen die Läugner der Dreieinigkeit nicht auf. In Genf verfolgte Kalvin alle Andersdenkenden als der ärgſte Ketzerrichter. Im Jahre 1554 ließ er Gribaldo, der ſich nur vorübergehend dort aufhielt, verhören und ausweiſen. Da ſich in der italieniſchen Gemeinde daſelbſt dreieinigkeitsgegneriſche Anſichten erhalten hatten, ſo verlangte Kalvin, daß alle Mitglieder derſelben ein ihnen vorgelegtes Glaubensbekenntniß unterſchrieben. Die ſich weigerten, ſo ihr Gewiſſen gefangen zu geben, wurden ausgewieſen. Gentile, der bald darauf im Punkt der Dreieinigkeit von Kalvin nur gering abweichende Anſichten ausſprach, wurde 1558 zum Tode verurtheilt und konnte ſich nur durch Widerruf retten. Aber der Strafe, im Bußhemd mit Ruthen durch die Stadt gepeitſcht zu werden, ſeine Bücher mit eigener Hand verbrennen zu müſſen, entging er nicht. Er entfloh darauf nach Polen.

Aber Kalvin begnügte ſich nicht blos mit Genf, ſondern er ſpürte überall, in der ganzen Schweiz, nach ketzeriſchen Meinungen: kein Anderer hatte eine ſo feine Naſe, wie er, und wußte ſo ſicher das ketzeriſche Gift zu entdecken, auch wenn es noch ſo ſehr verborgen lag. Unaufhörlich fachte er den Eifer der anderen Theologen an. So verdächtigte er bei Bullinger in Zürich Lelio Sozzini und Bernhard Ochino. Der Erſtere hütete ſich ſeitdem (1554), ſeine Zweifel laut werden zu laſſen: er ſtarb ferner unangefochten 1561. Ochino aber mußte 1563 aus Zürich weichen. Er irrte dann eine Zeitlang in Deutſchland umher, ging 1564 nach Polen und Mähren, und ſtarb bald darauf. Auch die Baſeler Curio und Caſtellio entgingen glücklicher Weiſe noch durch den Tod der Rache Kalvins. Denn nachgerade gewann auch in Baſel die ſtrenge Richtung Kalvins das Uebergewicht. Wie ſehr dies der Fall war, bewies die nachträgliche Verbrennung des David Joris. Dieſer lebte, wie wir angedeutet, in Baſel ſeit dem Jahre 1544 unter einem falſchen Namen: er nannte ſich Johann van Bruck. Und kein Menſch hatte etwas gegen ihn einzuwenden: im Gegentheil, er galt als ein frommer Mann. Im Jahre 1556 ſtarb er. Drei Jahre nach ſeinem Tode entdeckte man zufällig, daß er der berüchtigte David Joris geweſen: die Baſeler, beſonders von Kalvin wegen dieſer ihrer Nachläſſigkeit hart getadelt, eröffneten, um doch etwas zu thun, nachträglich noch einen Prozeß gegen Joris, ließen ſeine Leiche ausgraben und 1559 durch den Henker verbrennen. Ueberall in der Schweiz wurden nun die freien Regungen unterdrückt. Den Schlußſtein dieſer rechtgläubigen Gegenwirkung bildet die Hinrichtung Gentiles, der von Polen 1566 wieder nach der Schweiz zurückkehrte, und in demſelben Jahre in Bern verbrannt wurde: gleichzeitig mit ihm Gerwer, ein Haupt der Wiedertäufer. Es bezeichnet ſo recht den Umſchwung der Meinung, daß von dieſer Hinrichtung kaum mehr geſprochen wurde: die Rechtgläubigkeit hatte auch in der Schweiz den entſchiedenſten Sieg davon getragen.

Dieſe Bewegungen in der Schweiz haben auch auf Deutſchland ihre Wirkung geäußert. Mehrere der freigeſinnten Männer kamen ſelbſt nach Deutſchland heraus und ſuchten dort ihre Meinungen zu verbreiten, ſo Lelio Sozzini, Bernhard Ochino, der eine Zeitlang in Augsburg lehrte: Gribaldo war einmal als Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft nach Tübingen gerufen, ſein Freund Vergerio als Theolog. Biandrata, in Siebenbürgen Leibarzt des Fürſten, kam wiederholt nach Deutſchland heraus. Und in der That: an der Univerſität Heidelberg und in der Umgegend gewannen dieſe freieren Meinungen Anhänger: ſo Neuſer und Sylvan, bekannt wegen ihrer Gelehrſamkeit, und noch einige Pfarrer. Aber die Geſchichte eben dieſer Männer zeigt das entſchiedene Uebergewicht der theologiſchen Barbarei. Gegen jenen Gribaldo in Tübingen trat ſein eigener Freund und Landsmann Vergerio als Ankläger auf, um dadurch ſich ſelber zu retten. Gribaldo durfte noch froh ſein, daß es ihm gelang, aus dem Gefängniſſe zu entfliehen. Die Heidelberger aber wurden 1570 gefangen geſetzt, zum Tode verurtheilt, Sylvan wirklich (1572) hingerichtet, Neuſer entging einem gleichen Schickſale nur durch die Flucht: nach mannichfachen Schickſalen wandte er ſich in die Türkei, wo er zum Islam überging.

Wie ſehr nun die Lutheraner und Kalviniſten zuſammenhielten, wenn es galt, die freien Regungen innerhalb des Proteſtantismus zu unterdrücken, und ſie mit Feuer und Schwert auszurotten, ſo erbittert waren doch wieder beide rechtgläubige Kirchen gegen einander: ja in der lutheriſchen Kirche bildete die Hinneigung zu der kalviniſchen Abendmahlslehre, deren ſich eine Partei in derſelben ſchuldig machte, einen der weſentlichſten Gegenſtände des Streites. Denn kaum war Luther geſtorben, ſo fielen die Theologen einander in die Haare und bekämpften ſich mit der größten Wuth. Kaum vermögen wir heutzutage die Spitzfindigkeiten, über die ſie ſich ſtritten, zu begreifen, noch viel weniger aber, daß ſie ſich einander deßhalb auf Tod und Leben verfolgten. Man hat mit Recht geſagt, daß die proteſtantiſche Theologie ſofort wieder in den Scholaſticismus zurückgefallen ſei: aber darin unterſchied ſich der frühere Scholaſticismus noch ſehr vortheilhaft von dieſem neuen, daß er es nur beim Wortſtreite bewenden ließ, aber nicht daran dachte, den Gegner als Ketzer zu behandeln. Dieſe Neuerung hat die proteſtantiſche Theologie auf dem Gewiſſen. So unerquicklich nun dieſe Streitigkeiten ſind, ſo können wir ſie doch nicht ganz umgehen: einmal, weil ſie die mit der Herrſchaft der neuen Rechtgläubigkeit einreißende Barbarei veranſchaulichen, zweitens, weil ſie weſentlich Schuld an der unglückſeligen Wendung geweſen ſind, welche unſere Geſchichte genommen hat.

Zunächſt kam es zum Streit zwiſchen Melanchthon und ſeinen Anhängern, den ſogenannten Philippiſten, und den ſtrengen Lutheranern.

Der „ſanfte“ Melanchthon, der ſein ganzes Leben über kein Bedenken getragen hatte, Andersdenkende zu verdammen und die ſtärkſten Strafen über ſie zu verhängen, ſollte am Abende ſeines Lebens an ſich ſelber erfahren, wie die Unduldſamkeit thue. Wir haben oben ſchon angedeutet, daß Melanchthon eigentlich niemals mit den ſchroffen Lehrſätzen Luthers einverſtanden war, daß er aber nicht wagte, ihm zu widerſprechen. Erſt ſpäter, nachdem ſich ihm die ſchädlichen ſittlichen Folgerungen mancher lutheriſcher Glaubensmeinungen immer unzweifelhafter aufgedrungen hatten, nachdem er eingeſehen, zu welch furchtbaren Mißverſtändniſſen ſie führten, wohl auch in Folge einer Lockerung des perſönlichen Verhältniſſes zu Luther, kam er leiſe mit ſeinen Anſichten heran: nach Luthers Tode aber trat er entſchiedener damit hervor. Der Unterſchied ſeiner Anſicht von der lutheriſchen betraf beſonders drei Punkte: die Unfreiheit des Willens, das Verhältniß des Glaubens zu den guten Werken und endlich die Lehre vom Abendmahl. Während Luther die vollſtändige Unfreiheit des Willens angenommen hatte, geſtand Melanchthon dem Menſchen eine gewiſſe mitwirkende Kraft bei dem Empfang der göttlichen Gnade zu. Während Luther feſtſetzte, daß der Glaube an Chriſti Verſöhnungstod allein rechtfertige ohne die Werke, nahm Melanchthon an, daß doch auch gute Werke nothwendig wären, als Früchte des Glaubens. Endlich bezüglich des Abendmahls ſchloß ſich Melanchthon ſpäter an die Anſicht Kalvins an, wornach allerdings der Leib Chriſti mit dem Brode und dem Weine genoſſen würde, aber nur geiſtig. Die innere Mittheilung Chriſti ſei die Hauptſache, nicht das äußere Eſſen und Trinken.

Mit dieſen Anſichten Melanchthons waren aber die ſtrengen Lutheraner, an ihrer Spitze Flacius Illyricus, Nikolaus Amsdorf, Heßhus, Wigand, Mörlin, keineswegs einverſtanden. Sie hielten dieſelbe für eine Verfälſchung der ächten lutheriſchen Lehre, als deren Ritter ſie ſich aufwarfen. Zunächſt griffen ſie Melanchthon wegen ſeines Verhaltens in der Zeit des Interim an. Da hatte er ſich freilich manche Blößen zu Schulden kommen laſſen: nicht nur, weil er in einer Menge von „gleichgültigen Dingen“ (adiaphora), wie er es nannte, nachgegeben, ſondern insbeſondere, weil er einen Brief an den Miniſter des Kurfürſten Moritz, Herrn von Carlowitz, geſchrieben, in welchem ſeine Geſinnung in einem nichts weniger als vortheilhaften Lichte erſchien: er ſchimpfte darin über den gefangenen Johann Friedrich, ſeinen bisherigen Landesherrn, und ließ ſeiner Galle über die Sklaverei, in der ihn Luther gehalten, freien Lauf. Der Brief kam in die Oeffentlichkeit, und wurde von Melanchthons Gegnern beſtens ausgebeutet. Beſchränkten ſie ſich nun bei dieſen interimiſtiſchen Streitigkeiten darauf, die Schwäche und die Menſchenfurcht Melanchthons durchzuziehen, ſo gingen ſie doch bald hernach auf die Lehre ſelber über. Ein Schüler und Anhänger Melanchthons, Georg Major, Superintendent der Grafſchaft Mansfeld, ſprach deſſen Anſicht, daß die guten Werke eben auch nothwendig zur Seligkeit ſeien, unumwunden in einer ſeiner Schriften aus. Gegen dieſen erhob ſich nun Amsdorf und der ganze Troß der ſtrengen Lutheraner in wüthenden Streitſchriften (1552); ja Amsdorf ging ſo weit zu erklären, daß die guten Werke ſogar ſchädlich zur Seligkeit ſeien. Sie brachten es auch dahin, daß Major ſeines Amtes entſetzt und aus dem Lande gejagt wurde. Ein Anderer, der Superintendent Juſtus Menius in Gotha, hatte gleiches Schickſal, nur, weil er behauptete, daß diejenigen, welche die Seligkeit ohne ihr Zuthun durch Gottes Gnade erlangt hätten, darauf ſehen müßten, ſie nicht wieder durch Sünden zu verlieren. Im Jahre 1555 entwickelte ein gewiſſer Pfeffinger in Leipzig die melanchthoniſche Anſicht von der Mitwirkung des menſchlichen Willens bei dem Werke der Beſſerung. Auch dagegen ſchrieen Amsdorf, Flacius und Genoſſen: ſie nannten es eine Frechheit und Vermeſſenheit der neuen Rotte, zu behaupten, daß der Menſch aus natürlichen Kräften des freien Willens ſich zur Gnade ſchicken könne, obſchon Melanchthons und Pfeffingers Anſicht nur dahin ging, daß der Menſch fähig ſei, die ihm dargebotene göttliche Gnade aufzunehmen, und daß eben nur inſofern von einer mitwirkenden Kraft des Menſchen geſprochen werden könne. In der Wuth, die ſich im Verlaufe des Streites immer mehr ſteigerte, das gänzliche Unvermögen des Menſchen zum Guten als die einzig richtige Meinung hinzuſtellen, gerieth endlich Flacius auf die Behauptung, daß die Erbſünde die Subſtanz des Menſchen ſei, daß er alſo aus nichts Anderem beſtehe, als eben nur aus Erbſünde. Die Andersglaubenden wurden als die ärgſten Ketzer bezeichnet. Endlich wurde auch der Sakramentsſtreit wieder hervorgeſucht. Die ſtrengen Lutheraner begannen ihn, ohne daß von Seite der Schweizer irgend eine Veranlaſſung gegeben worden wäre. Im Jahre 1552 ſchrieb Weſtphal, Prediger in Bremen, eine wüthende Schrift gegen Kalvins Abendmahlslehre, welche dieſer beantwortete, worauf eine neue Schrift Weſtphals folgte: bald nahmen die bekannteſten lutheriſchen Theologen an dieſem Streite Theil. Die ſtrengen Lutheraner hatten es dabei wiederum auf Melanchthon abgeſehen, von dem ſie wußten, daß er Kalvins Anſicht theile: ſie hofften ihn zu beſtimmen, an dem Streite unmittelbaren Antheil zu nehmen, um geradezu gegen ihn ſelber auftreten zu können: Melanchthon aber hütete ſich wohl, ſich auszuſprechen, obgleich er auch von Kalvin mehrmals aufgefordert wurde, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Melanchthon wurde durch alle dieſe Streitigkeiten in die peinlichſte Lage verſetzt. Er fürchtete ſeine Gegner und wagte es daher nicht, ihnen furchtlos die Stirne zu bieten. Dieſe konnten es ſogar wagen, ihm im Jahre 1557 den Vorſchlag zu machen, einen öffentlichen Widerruf ſeiner Meinungen zu thun. So weit war es gekommen, und zwar durch die früher von Melanchthon ſelbſt gut geheißene und geübte Unduldſamkeit gegen fremde Meinungen. Sein Benehmen gegen die Zwinglianer im Jahr 1530 war im Grunde nicht viel anders, als das der Flacianer gegen ihn. Das Leben war ihm verbittert: er wünſchte zu ſterben, um endlich von der Streitſucht der Theologen befreit zu ſein, und im Jahre 1560 wurde wirklich dieſer Wunſch erfüllt.

Aber nach Melanchthons Tode ruhten die Streitigkeiten keineswegs. Sie wurden vielmehr immer heftiger. Meiſtens drehten ſie ſich um die Abendmahlsfrage. In Bremen wurde der Prediger Hardenberg, ein genauer Freund Melanchthons und mehrerer ſchweizer Theologen, des Kalvinismus verdächtig, und ſeine ſtreng lutheriſchen Amtsgenoſſen ruhten nicht eher, als bis ſie ihn 1561 von ſeiner Stelle vertrieben hatten. Beſonders ſtark wurde aber die Wuth der Lutheraner aufgeregt, als im Jahre 1559 in Kurpfalz der Kalvinismns eingeführt ward. Es war dies das erſte proteſtantiſche Land ſeit 1536, in welchem die ſchweizeriſche Anſicht vom Abendmahl die Oberhand gewann. Eine weitere Verbreitung derſelben in Deutſchland lag nahe. Alſo ſtrengten die Lutheraner alle Kräfte an, um den Kalvinismus zu vernichten. In ihrem blinden Eifer ließen ſie ſich, wie z. B. die würtembergiſchen Theologen, zu der Behauptung hinreißen, die übrigens auch Luther einmal aufgeſtellt hatte, daß der Leib Chriſti allenthalben ſei: denn iſt er allenthalben, ſchloſſen ſie, ſo muß er auch im Brode und im Weine ſein. Der Haß der Lutheraner gegen die Kalviniſten kannte bald keine Gränzen mehr. Sie erblickten in ihnen die ärgſten Ketzer: jedes menſchliche Gefühl ſetzten ſie ihnen gegenüber aus den Augen. Als die reformirte Gemeinde in England, durch Maria vertrieben, Schutz an den norddeutſchen Küſten ſuchte, wurde ſie mit kaltem Hohne davon weggetrieben.

Zu dieſen Streitigkeiten kam nun noch die oſiandriſche, die ſich jedoch nur auf Preußen beſchränkte. Oſiander, früher Prediger in Nürnberg, in den Zeiten des Interim vom Herzoge nach Preußen gerufen, wo er an die Spitze des dortigen Kirchenweſens geſtellt wurde, von großem perſönlichen Einfluſſe auf den Fürſten, ſtellte eine eigenthümliche Lehre über die Rechtfertigung auf. Er behauptete nämlich, die Rechtfertigung beſtände nicht in einer Gerechterklärung, ſondern in einer Gerechtmachung, und zwar dadurch, daß Chriſtus ſelber in uns niederſteige und uns mit ſeinem Geiſte und ſeinem Willen durchdringe. Man ſieht: es iſt dies ein Anklang an die Myſtik, und folgerichtig entwickelt, mußte dieſe Anſicht zuletzt zu der freieren Richtung führen, wie denn Oſiander wirklich ſchon den Unterſchied zwiſchen dem äußeren und dem inneren Worte macht. Allein die ſtrengen Lutheraner in Königsberg, die noch dazu durch Oſianders Herrſchſucht und ſtolzes Weſen gegen ihn aufgebracht wurden, entdeckten ſofort das ketzeriſche Gift in dieſen Meinungen, und bekämpften ihn unabläſſig, trotz des Schutzes des Herzogs. Oſiander entging weiteren Unannehmlichkeiten durch ſeinen Tod im Jahre 1552. Aber ſeine Anhänger, beſonders ſein Schwiegerſohn Funck, hatten nun alle Angriffe auszuhalten, und wie weit die Leidenſchaft der Eiferer ging, werden wir ſpäter noch ſehen.

Dieſe Streitigkeiten gewannen aber erſt dadurch eine unglückſelige Bedeutung, daß ſie ſich nicht blos auf den Hader der Theologen beſchränkten, ſondern daß dieſe auch die Regierungen darein zu verflechten wußten. Zwar verſuchten mehrere Fürſten eine Verſöhnung, und es wurden zu dieſem Ende mehrere Verſammlungen veranſtaltet. Sie führten aber zu keinem Ziele; denn die Theologen wollten eben keinen Frieden, und dann wirkten auch ſtaatliche Beweggründe mit ein. Hinter dem Streite der Ueberlutheraner gegen Melanchthon und die Wittenberger verſteckte ſich zugleich der bitterſte Haß des erneſtiniſchen Hauſes Sachſen gegen das albertiniſche, welchem das erſtere es nie vergeben konnte, daß es von ihm um den Kurhut und um die Hälfte des Gebietes gebracht worden war. Johann Friedrich der Mittlere, der älteſte Sohn des unglücklichen Johann Friedrich, ein beſchränkter aber eigenſinniger Fürſt, ſtellte es ſich zur beſonderen

Aufgabe, ſeinem Vetter, dem Kurfürſten Auguſt, auf alle Weiſe wehe zu thun. Ausdrücklich zu dieſem Zwecke ſtiftete er die Univerſität Jena, welche er im Jahre 1557 eröffnete, obſchon die feierliche Einweihung erſt im Februar 1558 erfolgte, und an dieſe Univerſität berief er einen Flacius und andere übereifrige Lutheraner, die denn ſofort den Krieg gegen Wittenberg begannen. Johann Friedrich gefiel ſich darin, als Hort des ächten unverfälſchten Lutherthums zu erſcheinen: er ließ demzufolge im Jahre 1559 eine Glaubensvorſchrift ausgehen, in welcher die bekannten Lehrſätze Luthers bis auf die äußerſte Spitze getrieben wurden, und welche jeder Geiſtliche unterſchreiben mußte, wenn er nicht ſeine Stelle verlieren wollte.

Uebrigens hatten die Eiferer bei all dieſen Streitigkeiten doch noch eine andere Abſicht. Sie erſtrebten nämlich nichts Geringeres, als die Einführung einer neuen Hierarchie, derzufolge die lutheriſche Geiſtlichkeit dieſelbe unbeſchränkte Gewalt über die Gewiſſen erhalten ſollte, wie der Papſt, und dieſe Gewalt wünſchten ſie ſogar der weltlichen Obrigkeit gegenüber zu behaupten. Sie wollten mit Einem Worte daſſelbe, was Kalvin bereits erreicht hatte. Es ſchien eine Zeit lang, als ob ſie mit dieſen ihren Abſichten Erfolge hätten: in verſchiedenen deutſchen Gebieten verfuhren ſie als die ärgſten Inquiſitoren und mit einer Unverſchämtheit, die alle Gränzen überſtieg. In Preußen gelang es ihnen dermaßen die Oberhand zu gewinnen, daß ſie Funck, den Schwiegerſohn Oſianders, nebſt einigen anderen ſeiner Anhänger (1566) auf das Blutgerüſte brachten: der Herzog wurde ſogar gezwungen, den früher ausgewieſenen Gegner Oſianders, Mörlin, eigenhändig nach Königsberg zu berufen, und ihn gewiſſermaßen um Verzeihung zu bitten. Im Allgemeinen aber mißlangen dieſe Verſuche doch, indem das Fürſtenthum nicht gewillt war, die Gewalt über die Kirche, welche ihm der Proteſtantismus übergeben hatte, fahren zu laſſen, vielmehr eben dieſe unbeſchränkte Herrſchaft über die Gewiſſen, welche die lutheriſchen Eiferer für ſich in Anſpruch nahmen, ſelber ausüben wollte. Im Grunde kam es auf Eins hinaus, wer die Tyrannei übte, ob die Pfaffen oder die Obrigkeiten. Merkwürdig iſt es aber immerhin, die verſchiedenen Wechſelfälle, die ſich in dieſem Kampfe herausſtellten, zu beobachten.

Der erſte dieſer Kämpfe eröffnete ſich im Herzogthum Sachſen. Die ſtrenglutheriſchen Eiferer an der Univerſität Jena, Flacius, Muſäus, Wigand, Richter, waren Anfangs mit dem Herzog Johann Friedrich in dem beſten Vernehmen. Als mehrere Theologen, unter denen Steigel der bedeutendſte war, ſich weigerten, die ſtrengen Lehrſätze über die Unfreiheit des Willens zu unterſchreiben, vielmehr in dieſem Punkte ſich zu der Anſicht der Wittenberger bekannten, ſo ließ ſie der Herzog auf Flacius Betrieb gefangen nehmen und auf das Schloß Grimmenſtein bringen (1559). Man hatte dabei es für nöthig gefunden, einen großen Aufwand von kriegeriſchen Streitkräften zu entfalten: unter einer Bedeckung von 300 Mann wurden dieſe Männer in die Gefangenſchaft geſchleppt, und man ſprach ſogar davon, daß ſie zum Tode verurtheilt werden ſollten. Auf die Verwendung mehrerer Fürſten, wie des Landgrafen Philipp von Heſſen, der damals noch lebte, wurden ſie zwar wieder freigegeben, ſie ſollten ſich jedoch in einem Geſpräche über ihre Meinungen rechtfertigen, und dann ſtille verhalten. Flacius und ſeine Genoſſen gingen nun aber immer weiter. Sie warfen ſich in Jena eigenmächtig zu Wächtern des Glaubens über das ganze Land auf, ſetzten ein Ketzergericht nieder, zogen jeden, der ihnen verdächtig ſchien, vor daſſelbe, verhörten ihn wegen ſeiner religiöſen Meinungen und ſprachen nach Umſtänden den Bann über ihn aus. So machten ſie es mit mehreren angeſehenen Profeſſoren der Univerſität Jena, die als Anhänger Steigels galten, wie mit dem Rechtsgelehrten Weſenbeck. Sie waren niedrig genug, dieſes ihr angemaßtes Bannrecht ſogar zu den gemeinſten Erpreſſungen zu benutzen. Dies Verfahren erſchien denn doch dem Hofe zu ſtark. Er errichtete jetzt ein Conſiſtorium, welchem die geiſtliche Gerichtsbarkeit, das Bannrecht, wie die Cenſur der theologiſchen Bücher übergeben wurde, wozu nicht nur keiner der jenenſiſchen Theologen genommen ward, ſondern dem ſie ſogar ſelber unterworfen ſein ſollten. Darüber wurden nun die Eiferer wüthend. Jetzt begannen ſie den Hof ſelbſt zu bekämpfen, beſtritten das Recht der Obrigkeit, ſich in die Kirchenangelegenheiten zu miſchen, und behaupteten, daß nur der Prieſterſtand befugt ſei, über Religion und Glauben zu entſcheiden: was der Hof beabſichtige, ſei unerhörter Eingriff in die Rechte der Kirche: ihm ſtehe nur das Recht zu, die Kirche zu beſchützen und die Urtheile der Geiſtlichkeit zu vollziehen. Ja, ſie drohten dem Herzog ſelber mit dem Bann. Als von Seite des Hofes keine entſcheidenden Maßregeln gegen ſie genommen wurden, ſo wurden ſie in ihrem Hochmuthe nur beſtärkt. Sie ſuchten die ganze Geiſtlichkeit des Landes gegen die neue Konſiſtorialordnung aufzureizen, und erklärten dem Herzoge geradezu, daß ſie ſich ihr nicht unterwerfen würden. Endlich war das Maß erfüllt. Der Herzog jagte die vier ärgſten Schreier (Muſäus, Richter, Wigand und Flacius) noch im Jahre 1561 aus dem Lande. Und als die noch ſehr zahlreiche flacianiſche Partei unter den Geiſtlichen die Händel fortſetzen wollte, ſo ſchickte ihnen der Herzog noch weitere vierzig Pfarrer nach. Ja, er bat ſich nun ſelbſt von Wittenberg einige Theologen aus, um die erledigten Stellen an der Univerſität Jena neu zu beſetzen.

Im Herzogthum Sachſen war es alſo den überlutheriſchen Pfaffen mißlungen, ein neues Papſtthum zu gründen. Sie verſuchten es nun an anderen Orten. Einer von ihnen, Muſäus, wurde als Prediger nach Bremen gerufen. Er entfaltete dort in Verbindung mit den anderen ebenſo herrſchſüchtigen Geiſtlichen eine ähnliche Wirkſamkeit, wie in Jena. Nachdem es ihm gelungen, den des Kalvinismus verdächtigen Hardenberg und einen anderen Geiſtlichen nur deßhalb abſetzen zu laſſen, weil er auf der Kanzel nicht gegen Hardenberg ſchimpfte, ſo trachtete er das in Jena mißlungene lutheriſche Papſtthum in Bremen aufzurichten. Er hatte um ſo mehr Hoffnung, dies zu erreichen, als der größere Theil des Raths mit den Pfaffen gemeinſame Sache gegen die demokratiſche Partei gemacht hatte, die zugleich in religiöſer Hinſicht freiſinniger war, und an deren Spitze das Rathsmitglied von Büren ſtand, den ſie gerne unterdrückt hätte. Muſäus entwarf daher eine Kirchenordnung, der zufolge die Geiſtlichkeit eine ſchrankenloſe Gewalt über die Gewiſſen der Einwohner erhalten ſollte: ſie durfte Jeden ohne Ausnahme wegen des Glaubens verhören, ohne Weiteres den Bann über ihn ausſprechen: der von der Geiſtlichkeit ausgeſprochene Bann zog aber auch ſtaatliche Folgen nach ſich: aller bürgerlichen Aemter ſollte der Gebannte verluſtig gehen, kein ehrliches Begräbniß erhalten, ſondern wie ein Vieh auf den Anger geſchleppt werden. Man ſieht: es war die Abſicht, vermittelſt des Bannes auch die Herrſchaft in bürgerlichen Dingen an ſich zu reißen. Dies erſchien dem Rathe in Bremen, ſo erbärmlich er ſonſt war, denn doch zu gefährlich: er lehnte die neue Kirchenordnung ab, erließ aber ein neues ſtrenglutheriſches

Religionsedict, welches beſonders darauf berechnet war, Büren von dem Bürgermeiſteramt auszuſchließen, das der Verfaſſung gemäß mit dem Jahre 1562 ihm übertragen werden ſollte. Büren jedoch machte dieſen Ränken ſchnell ein Ende. Von der Bürgerſchaft unterſtützt, zwang er den Rath, das Religionsedict zurückzunehmen, und ihm weiter keine Schwierigkeit bei der Uebernahme ſeines Amtes zu machen. In Folge dieſes Sieges von Büren mußte aber auch Muſäus die Stadt räumen, und mit ihm noch zehn Prediger, die auf ſeiner Seite geweſen.

Alſo auch in Bremen war die Aufrichtung eines lutheriſchen Papſtthums mißlungen. Jetzt verſuchte es ein anderes Mitglied dieſer Rotte in Magdeburg. Tilemann Heßhus hatte ſchon als Superintendent in Kurpfalz (1559) wegen ſeiner unbändigen Herrſchſucht und ſeines überlutheriſchen Eifers großes Aufſehen gemacht: von dort vertrieben, wo zum Theil in Folge der Anmaßung dieſes Eiferers der Kurfürſt ſich bewogen ſah, den Kalvinismus einzuführen, begab ſich Heßhus nach Bremen und 1560 wurde er von dem Stadtrathe von Magdeburg als Superintendent in dieſe Stadt berufen. Hier verſammelte er alle lutheriſchen Eiferer, namentlich die eben aus Jena vertriebenen, um ſich, und ſtrebte ſofort nach unumſchränkter Gewalt über die Gewiſſen. Aber bald ſtieß auch er mit der Obrigkeit zuſammen. Heßhus wünſchte einen alten mildgeſinnten Prediger an der St. Ulrichskirche zu Gunſten eines ſeiner Geſinnungsgenoſſen aus Jena, Wigand, aus ſeiner Stelle zu verdrängen. Zu dieſem Ende ließ er jenen Prediger eines Vergehens beſchuldigen, das an ſich ſchon keines war, zu allem Ueberfluſſe aber nicht einmal erwieſen werden konnte, und ohne den Angeſchuldigten nur darüber zu hören, forderte er die Kirchenvorſteher auf, eine neue Wahl vorzunehmen, und bezeichnete zugleich ſeinen Freund Wigand als den, auf welchen die Wahl fallen müßte. Der Stadtrath aber, der ſich von der Grundloſigkeit jener Beſchuldigung überzeugt hatte, bedeutete die Kirchenvorſteher, vorderhand mit der Wahl inne zu halten. Darüber wurde Heßhus wüthend, ſchimpfte von der Kanzel herab über den Rath, der ſich vermeſſen, der Kirche in die Arme zu greifen und das Recht der Gemeinde ſchmälern wolle, und gab ſich alle Mühe, die Bürgerſchaft gegen den Rath aufzuhetzen. Noch größer wurde der Zorn, als der Rath den jenenſer Vertriebenen verbot, irgend etwas über ihre Händel drucken zu laſſen, und Heßhus ſelbſt bedeuteten, ſich auf der Kanzel aller Schimpfereien auch gegen einen Erlaß des niederſächſiſchen Kreiſes zu enthalten, welcher den Predigern verbot, die Religionsſtreitigkeiten auf die Kanzeln zu bringen und etwas ohne die vorläufige Cenſur der betreffenden Behörden drucken zu laſſen. Heßhus trat jetzt als Ritter der Preßfreiheit auf, freilich nicht der unbedingten, ſondern er verlangte ſie eben nur für ſich und ſeine Geſinnungsgenoſſen: dem heiligen Geiſte, der aus den Prieſtern rede, dürfe man nicht das Maul verbinden, die Steine müßten darüber ſchreien, wenn auch die Prediger dazu ſchweigen ſollten. Er kehrte ſich ſo wenig an das Verbot des Rathes, daß er nur noch ärger von der Kanzel herab ſchimpfte, die Bürgerſchaft aufreizte, diejenigen Prediger, die es nicht unbedingt mit ihm halten wollten, verdammte, und dem Rathe ſelber mit dem Banne drohte. Dieſer verbot ihm endlich die Kanzel: aber Heßhus ließ nun durch einen ſeiner Anhänger wirklich den großen Bann über den Stadtrath ausſprechen, wie über alle Anhänger deſſelben und die ihm treuen Prediger, und erklärte den Rath in Folge des Bannes auch ſeines Amtes verluſtig. Da ließ ihn endlich der Rath (1562) ſammt der ganzen Rotte mit Gewalt aus der Stadt ſchaffen, und ſtellte dadurch die aufs Aeußerſte gefährdete Ruhe in der Bürgerſchaft wieder her.

Dieſe Beſtrebungen der lutheriſchen Geiſtlichkeit, die Kirche unabhängig von der weltlichen Obrigkeit zu machen, oder vielmehr die Kirche noch über ſie zu ſtellen durch das in Anſpruch genommene Bannrecht, welches mit einer weit größeren Willkür ausgeübt werden ſollte, als das römiſche Papſtthum jemals gethan, waren doch ziemlich allgemein: auch die lutheriſchen Prediger in Lüneburg theilten ſie, und Flacius ſchrieb ſogar eine eigene Schrift darüber. Dieſe Schrift enthielt die ſtärkſten Ausfälle gegen die Fürſten: ſie verſündigten ſich an dem heiligen Geiſt, wenn ſie ſich unterſtänden, den Predigern Ziel und Maß zu ſetzen; aber freilich die Kirche habe von jeher gegen Fürſten und Herren kämpfen müſſen und müſſe es auch jetzt wieder thun. Es iſt nicht zu läugnen: in allen dieſen Beſtrebungen finden ſich Anklänge an die urſprünglichen freien Ideen der Reformation, ſo namentlich bei der Betonung der Gewiſſens-, der Preß- und Redefreiheit. Und gewiß: die meiſten dieſer

Herren mochten ſich nicht wenig ärgern über die große Gewalt in Kirchenſachen, welche den Fürſten von den Reformatoren zugetheilt worden war. Aber es iſt nicht minder gewiß, daß von eigentlicher Religionsfreiheit bei dieſen Eiferern keine Rede war, ſondern daß ſie eben nichts weiter wollten, als eine ſchrankenloſe Gewalt über die Anderen für ſich ſelber.

Daß aber dieſe angeblich von dem heiligen Geiſte erfüllten Theologen nicht einmal nach reiner Ueberzeugung handelten, ſondern daß ſie von der niedrigſten Selbſtſucht geleitet wurden, bewies das ſchändliche Verhalten, das ſie gegen ſich ſelber übten, wenn Einer auf Koſten des Anderen einen Vortheil erhaſchen konnte. Als ſich im Jahre 1567 im Herzogthum Sachſen der Wind wieder gedreht hatte, ſo daß vom Hofe abermals die ſtreng lutheriſche Richtung verfochten wurde, beabſichtigte dieſer zuerſt den Flacius nach Jena zu berufen. Dieſer hatte ſich indeſſen ohne Amt und Anſtellung vielfach in der Welt umhergetrieben. Aber die Stelle wünſchte auch Heßhus für ſich zu haben, der inzwiſchen vom Herzoge Wolfgang von Zweibrücken angeſtellt worden war. Um nun die Berufung Flacius zu verhindern, griff er jetzt ſeine Meinung über die Erbſünde an, daß dieſe nämlich die Subſtanz des Menſchen ausmache, und fand dieſe Meinung, an welcher er ſonſt nicht das Mindeſte auszuſetzen gehabt hatte, auf einmal ketzeriſch. In der That verhinderte er durch den Lärm, den er deßhalb gegen Flacius erhob, ſeine Berufung nach Jena, wogegen er wirklich ſelber dieſe Stelle erhielt (1569). Der Streit über dieſen Gegenſtand wurde nun weiter fortgeführt, ohne daß Flacius etwas dabei gewonnen hätte: beinahe Alles wandte ſich von ihm ab; er konnte nirgends mehr eine Unterkunft finden, und ſtarb endlich 1575 unter den traurigſten Umſtänden in Frankfurt am Main. Heßhus ſollte nun aber bald ein ähnlicher Freundſchaftsdienſt, wie er dem Flacius erwieſen, von einem ſeiner Geſinnungsgenoſſen geſpielt werden. Im Jahre 1573 drehte ſich im Herzogthum Sachſen wiederum der Wind: nach dem Tode des Herzogs Johann Wilhelm überkam der Kurfürſt Auguſt von Sachſen die Verwaltung des Landes. Dieſer jagte ſofort alle überlutheriſchen Eiferer aus dem Lande, unter Anderen den Heßhus. Der wurde aber nach Preußen als Biſchof von Samland gerufen. Auch ſein Freund Wigand kam dahin, erhielt aber nur eine geringe Landpfarrei. Wigand fand jedoch bald, daß er das biſchöfliche Amt eben ſo gut verſehen könnte als Heßhus, und um dieſen zu verdrängen, ſo beſchuldigte er ihn, wie Heßhus früher den Flacius, der Ketzerei: er lehre nämlich, daß Chriſtus auch nach ſeiner menſchlichen Natur allmächtig, allwiſſend, anbetungswürdig ſei. Heßhus vertheidigte ſich, aber umſonſt: er erbot ſich zu jeder Erklärung, die man wünſche: es war vergebens! Er wurde (1577) abgeſetzt. Darauf wurde er vom Herzog Julius von Braunſchweig an die Univerſität Helmſtädt berufen. Dort ſpielte er einen ſehr geſchmeidigen Hoftheologen und verſtand ſich zu jeder Richtung, die man von ihm verlangte: er bekämpfte jetzt ſogar das ſtarre Lutherthum, als deſſen furchtbarer Vertheidiger er bisher aufgetreten war.

Dies war überhaupt das Ergebniß der verſchiedenen Verſuche der lutheriſchen Geiſtlichkeit, ſich eine päpſtliche Gewalt anzumaßen. Sie wurden von dem Fürſtenthum überwunden, und die proteſtantiſche Theologie, ſo ungebärdig ſie ſich auch eine Zeitlang ſtellen mochte, wurde doch bald wieder zahm und unterwarf ſich dem Willen der Fürſten. So erbot ſich ein gewiſſer Selnecker, der zuerſt eine ſtreng lutheriſche Meinung an den Tag gelegt, dadurch aber den Unwillen ſeines Landesherrn, des Kurfürſten von Sachſen, auf ſich gezogen hatte, auf allen Vieren von Braunſchweig nach Torgau zu kriechen, nur um ſeinen Fürſten wieder zu verſöhnen. Freilich gewann dadurch die Religionsfreiheit nichts, denn die Willkür, welche die Fürſten übten, war nicht minder maßlos wie die der Theologen.

Wir haben eben geſehen, welch raſcher Wechſel der Meinungen an dem herzoglichen Hofe von Sachſen ſtattzufinden pflegte: zuerſt iſt die ſtrenglutheriſche Meinung obenan, dann werden die Anhänger derſelben verjagt: fünf Jahre darauf kommen ſie wieder an die Reihe; aber nach Verlauf derſelben Zeit müſſen ſie nochmals den Platz räumen. Und wie der Hof dachte, ſo mußte die geſammte Geiſtlichkeit, das ganze Land denken. Wer ſich nicht fügen wollte, wurde abgeſetzt oder aus dem Lande gejagt.

In Kurſachſen war es nicht viel anders. Dort hatten zuerſt die Melanchthonianer die Oberhand, an deren Spitze Melanchthons Schwiegerſohn, der gelehrte Arzt Peucer ſtand, der auch auf den

Kurfürſten Auguſt einen großen Einfluß übte. Unter deſſen Herrſchaft griff die kalviniſche Anſicht vom Abendmahl in Wittenberg immer weiter um ſich. Doch hüteten ſich Peucer und ſeine Anhänger ſehr wohl, dieſe ihre Meinung offen auszuſprechen: denn Kurfürſt Auguſt war ein Anhänger der lutheriſchen Abendmahlslehre. Die Feinde der Wittenberger ſuchten dieſe mehrmals bei dem Kurfürſten zu verdächtigen, es war jedoch umſonſt. Er ließ ſich durch das allerdings unredliche Spiel der Wittenberger allemal täuſchen. Ja, er ging in ſeinem Aerger gegen die Ueberlutheraner ſo weit, daß er alle Geiſtlichen, welche ſich nicht zu einer förmlichen Verdammung des Flacianismus verſtehen wollten, abſetzte und des Landes verwies. Aber im Jahre 1573 ließen ſich die Wittenberger verleiten, ein Buch herauszugeben, in welchem ſie ſich zur kalviniſchen Abendmahlslehre bekannten. Jetzt gingen dem Kurfürſten plötzlich die Augen auf, und er wurde nun maßlos in ſeinem Grimme. Der Buchdrucker, der das Buch herausgegeben, wurde um ſein ganzes Vermögen geſtraft und des Landes verwieſen. Die Führer der Partei aber, der Kanzler Krakow, der Profeſſor Peucer, zwei Hofprediger, wurden (1574) ins Gefängniß geworfen. Der Kurfürſt ließ eine Erklärung über das Abendmahl aufſetzen, welche alle ſeine Theologen, die ſchaarenweiſe nach Torgau getrieben wurden, unterſchreiben mußten, wenn ſie nicht abgeſetzt und fortgejagt werden wollten. In dieſer Erklärung ſtand unter Anderem, daß alle Schriften Luthers als göttliche Wahrheit anerkannt werden müßten. Sechs Profeſſoren an der Univerſität Wittenberg weigerten ſich, dieſes Urtheil zu unterſchreiben. Sie wurden ins Gefängniß geworfen und ſo lange gequält, bis ſie bedingungsweiſe unterſchrieben. Dann wurden ſie ihrer Aemter entſetzt und aus dem Lande gejagt. Die vier „Hauptverbrecher“ aber wurden zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt und gefoltert. Krakow brachte ſich ſelbſt um, ein Anderer wurde wahnſinnig, ein Dritter ſtarb: nur Peucer erhielt ſich am Leben ohne zu widerrufen, wurde aber gräßlich mißhandelt. Vergebens wurde der Kurfürſt von anderen Fürſten zur Milde ermahnt. Der Kaiſer Maximilian bat ſich Peucer ſogar zu ſeinem Leibarzte aus, nur um ihn dadurch frei zu machen. Alle Bitten waren beim Kurfürſt umſonſt: erſt nach zwölf Jahren (1586) gab er ihn auf die Fürſprache ſeiner Braut, einer anhaltiſchen Prinzeſſin, frei, die ſich am Hochzeitstage die Loslaſſung Peucers als Geſchenk ausgebeten hatte. Der Kurfürſt ſelbſt ſtarb kurze Zeit darauf. — Nach ſeinem Tode änderte ſich plötzlich wieder die theologiſche Richtung in Kurſachſen, indem der neue Kurfürſt Chriſtian I. die Kalviniſten begünſtigte. Jetzt wurden die ſtrengen Lutheraner verfolgt. Aber ſchon nach wenigen Jahren ſchlug die Meinung nochmals um, als nach dem Tode Chriſtians ein neuer Herrſcher zur Regierung gelangte. Der Kanzler Krell, welcher die kalviniſche Richtung vorzugsweiſe durchgeſetzt hatte, mußte dieſe ſeine Religionsanſicht ſogar mit dem Tode büßen. Er wurde (1611) hingerichtet.

In Kurpfalz bemerken wir einen ähnlichen Wechſel der Religion. Zuerſt unter Otto Heinrich wurde das Lutherthum daſelbſt eingeführt. Unter ſeinem Nachfolger Friedrich III. wurde dieſes abgeſchafft (1560) und der Kalvinismus kam an die Reihe. Der Kurfürſt ließ 1563 den ſogenannten Heidelberger Katechismus verfertigen, und alle Geiſtlichen wurden auf denſelben vereidigt. Diejenigen, welche von dem Lutherthume nicht laſſen wollten, wurden abgeſetzt. Aber nach ſeinem Tode (1576) führte ſein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. das Lutherthum wieder ein, und verfuhr bei Verfolgung der Kalviniſten mit empörender Härte. Die Geiſtlichen, die bisher kalviniſch gelehrt hatten, wurden gezwungen, die entgegengeſetzte Meinung zu verkünden: wer ſich widerſetzte, wurde abgeſetzt. Ja, es wurde nun eine allgemeine Hausunterſuchung im Lande veranſtaltet und Jeder gezwungen, einen Eid abzulegen, daß er ſich nun wieder zum Lutherthum halten wolle. Die beſten Lehrer der Univerſität Heidelberg wurden entlaſſen: das ganze Unterrichtsweſen gerieth in Verfall. Aber ſchon im Jahr 1585 nach dem Tode Ludwigs erfolgte wieder eine Aenderung zu Gunſten des Kalvinismus.

Aus dem Bisherigen ergibt ſich Folgendes. Eigentlich zankte man ſich um nichts, um Worte, um Formeln. Selbſt die Abendmahlsfrage iſt nicht davon auszunehmen. Denn Kalvin nahm ja mit den Lutheranern den Genuß des wahren Leibes Chriſti an, nur fügte er hinzu, daß dies auf geiſtige Weiſe geſchehe, während die Lutheraner ſich blos dadurch von Kalvin unterſchieden, daß ſie meinten, der Leib Chriſti werde wirklich gegeſſen. Abſichtlich aber legte man den Kalviniſten ganz andere, nämlich die zwingliſchen

Meinungen unter, um deſto mehr über ihre Gottloſigkeit ſchimpfen zu können. Ueberhaupt tritt in dieſen Religionszänkereien der Lutheraner die größte Unduldſamkeit und Herrſchſucht an den Tag: von keiner Seite wird Freiheit der Meinung, der Forſchung anerkannt: jede Partei verlangte von der anderen unbedingte Unterwerfung, dachte aber nicht daran, die Möglichkeit eines Irrthums zuzugeſtehen. Schließlich jedoch gewinnt die ſtrengere, ſchroffere, herrſchſüchtigere und unvernünftigere Partei die Oberhand über die milderen Melanchthonianer. Gelegentlich wird nun zugleich der Verſuch gemacht, dieſer übereifrigen lutheriſchen Geiſtlichkeit eine neue päpſtliche Gewalt zu verſchaffen: dieſer Verſuch mißlingt indeß zu Gunſten der weltlichen Macht. Dieſer wird eben zuletzt die Entſcheidung auch in religiöſen Dingen anheim gegeben, und wie der Fürſt glaubt, ſo muß ſein ganzes Land glauben, mag es wollen oder nicht. Da es nun aber in Deutſchland verſchiedene Gebiete gab, geſchah es, daß auch die Religionsanſichten verſchieden waren, daß in den verſchiedenen Landeskirchen verſchiedene Richtungen walteten. Dies mußte manche Ungehörigkeit nach ſich ziehen: wer in dem einen Lande wegen ſeiner Meinung die Pfarre verlor, wurde in dem anderen wegen derſelben Meinung befördert; wer hier unbedingt eine Lehre als göttliche Wahrheit verkündete, wurde dort, weil er Gott geläſtert, in das Gefängniß geworfen und geſtäupt. Ja in einem und demſelben Lande, ſogar unter der nämlichen Regierung, waren die Unterthanen dieſem Wechſel der Religionsanſicht ausgeſetzt. Zuletzt wußte man nicht mehr, was man glauben dürfe, noch viel weniger, was der rechte Glaube ſei. Denn da nach der lutheriſchen Meinung die Obrigkeit von Gott eingeſetzt iſt, als ſolche die Pflicht und das Recht hat, über den Glauben zu wachen, alſo wohl ſelber am beſten wiſſen ſollte, welches der rechte Glaube ſei, ſo mußte wohl jedem einfältigen Laien der Verſtand ſtille ſtehen, wenn er ſah, daß die von Gott eingeſetzten Obrigkeiten ſo verſchieden über die Religion dachten.

Nun kamen einige Theologen von der ſtrengen Partei, die um die Mitte der ſiebziger Jahre den Sieg davongetragen hatte, auf den Gedanken, ein gemeinſames Glaubensbekenntniß für alle proteſtantiſchen Kirchen in Deutſchland zu Stande zu bringen, nach welchem fortan unbedingt gelehrt werden müßte. Die proteſtantiſche

Kirche hatte zwar bereits ihre Bekenntnißſchriften, das augsburger Glaubensbekenntniß, die Vertheidigung (Apologie) derſelben, die ſchmalkalder Artikel und Luthers Katechismus, und es war demnach ein neues Glaubensbekenntniß nicht mehr nöthig. Allein man hatte die Abſicht, eben die ſchroffere, härtere, unvernünftigere Meinung zur Herrſchaft zu bringen, die melanchthonianiſche Richtung gänzlich zu entfernen, und vor Allem die Hinneigung derſelben zum Kalvinismus auf das Entſchiedenſte zu verdammen. Die Haupttriebfeder war der ehrgeizige, eitle, ränkevolle Jakob Andreä, Kanzler an der Univerſität Tübingen, welcher Jahrelang in den proteſtantiſchen Ländern herumreiste und unter den Fürſten namentlich den Herzog Julius von Wolfenbüttel und den Kurfürſten Auguſt von Sachſen dafür zu gewinnen wußte. Man glaubte um ſo leichter zum Ziele zu gelangen, als die melanchthonianiſche Partei durch ihren Sturz in Wittenberg (1574) eine ſo große Niederlage erlitten hatte. Es fanden ſich zwar noch Anhänger dieſer Partei in Heſſen, Anhalt, Pommern, Süddeutſchland, ſie waren jedoch in entſchiedener Minderzahl gegen die ſtrengere Partei, welche in den meiſten Kirchen in Norddeutſchland, Oberſachſen, Würtemberg, neuerdings (ſeit 1576) auch in der Pfalz die Oberhand erhalten hatte. Man hoffte auf ſie, wenn es nicht anders ginge, auch durch Einſchüchterung wirken zu können. Andreä brachte nun endlich im Jahre 1576 mit mehreren anderen Theologen das ſogenannte torgauiſche Buch zu Stande, welches ſofort überall herumgeſchickt wurde. Allein es zeigte ſich hiebei ſogleich, wie wenig Uebereinſtimmung unter den Theologen vorhanden ſei. Die Einen, namentlich die Niederſachſen, fanden das Buch nicht ſtreng, nicht eifrig, nicht verdammend genug, während die Heſſen, Anhaltiner, Pommern mehr Milde verlangten. Die Eintrachtsmänner kamen nun im Jahr 1577 noch einmal im Kloſter Bergen zuſammen, um die Ausſtellungen zu berückſichtigen; ſie änderten daran, jedoch faſt nur zu Gunſten der ſchroffen Richtung. In dieſer neuen Geſtalt wurde das Buch, welches den Titel „Konkordienformel" erhielt, angenommen von Kurſachſen, Herzogthum Sachſen, Kurbrandenburg, Markgrafſchaft Ansbach, Braunſchweig, Grubenhagen, Lüneburg, Mecklenburg, Würtemberg, Zweibrücken, Baden, Henneberg, Mömpelgardt, den niederſächſiſchen Seeſtädten und mehreren oberländiſchen Städten. Hier wurde die Formel faſt überall mit Zwang eingeführt, wenn man auch ſcheinbar den Pfarrern erlaubte, frei ihre Meinung darüber zu ſagen. Stimmten ſie nicht mit der Formel überein, ſo wurden ſie eben abgeſetzt. Aus Furcht, die Pfarrei zu verlieren, unterſchrieben nun die Meiſten, auch ſolche, die mit der Formel nicht übereinſtimmten. Indeſſen wurde der Beitritt zur Konkordienformel entſchieden abgelehnt von Heſſen, Holſtein, Pommern, Anhalt, Magdeburg, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt, Speier, Worms. Auch der Kurfürſt Ludwig VI. von der Pfalz wurde bedenklich, weil ihm der in der Konkordienformel gebrauchte Ausdruck des Verdammens bezüglich der kalviniſchen Anſicht zu hart dünkte, da ja doch ſein eigener Vater ſich zu derſelben bekannt hatte. Den Kurfürſten wußte man indeſſen durch eine Vorrede zu beſchwichtigen, worauf auch er beitrat. Allein dagegen trat der Pfalzgraf von Zweibrücken wieder zurück, und ſchließlich ſogar der erſte und eifrigſte Beförderer des Werks, der Herzog Julius von Wolfenbüttel. Dieſer Herzog, der ſich ſonſt ſo ſehr ſeines Eifers für die lutheriſche Rechtgläubigkeit rühmte, fand plötzlich, daß es auch Fälle gebe, wo es vortheilhafter ſei, ein etwas weiteres theologiſches Gewiſſen zu haben. Es bot ſich ihm Gelegenheit, ſeine Söhne auf die Stifte in Halberſtadt und Minden zu bringen. Zu dieſem Ende war es aber nöthig, daß ſie ſich einweihen, ſich die Tonſur geben und noch einige andere Dinge mit ſich vornehmen ließen, welche Melanchthon in der Zeit des Interim als gleichgültige (adiaphora) bezeichnet hatte, die man thun oder laſſen könnte, was ihm aber von den Eiferern ſo furchtbar übel genommen wurde. Auch jetzt fanden die Betreiber des Konkordienwerkes für nöthig, den Herzog Julius wegen ſeiner adiaphoriſtiſchen Geſinnung ſtark zu tadeln. Die Folge davon war jedoch, daß er nun mit der Sache gar nichts mehr zu thun haben wollte und in der That ſeinen Beitritt verweigerte. So war denn trotz aller Bemühungen eine allgemein gültige Formel für die proteſtantiſche Kirche nicht zu Stande gekommen. Uebrigens wurde dieſelbe eben doch von der Mehrzahl der proteſtantiſchen Stände (1580) angenommen, nämlich von drei Kurfürſten, zwanzig Herzogen und Fürſten, vierundzwanzig Grafen, vier Freiherren, fünfunddreißig Reichsſtädten, zuſammen ſechsundachtzig Reichsſtänden. Durch die Annahme der Formel wurde die fernere Entwickelung der lutheriſch-proteſtantiſchen Theologie unmöglich gemacht. Sie wurde wo möglich noch ſtarrer und lebloſer als bisher.

Und nun, bei dieſer Beſchränktheit des Proteſtantismus, bei der Leidenſchaftlichkeit, mit welcher man ſich über unweſentliche Beſtimmungen der Lehre, als hinge Tod und Leben davon ab, herumſtritt, bei der dadurch geſteigerten Unverträglichkeit und Händelſucht, brauchen wir wohl nicht erſt weiter auszuführen, daß auch an eine Verſöhnung zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus nicht zu denken war. Im Jahre 1557 veranſtaltete Ferdinand I. noch einmal ein Religionsgeſpräch zu Worms. Die freiſinnige Partei unter den Katholiſchen war dort überwiegend, überhaupt lagen die Dinge von dieſer Seite her günſtiger, wie je. Allein nun brachte die ſtreng-lutheriſche Partei unter den Proteſtanten ihre Händel mit den Melanchthonianern auch vor dieſe Verſammlung: ſie erklärte, die Letzteren ſeien von dem reinen augsburgiſchen Glaubensbekenntniß abgefallen, ſie könnte daher mit ihnen nichts zu thun haben. Die Spaltung unter den Proteſtanten wurde daher offenbar, und in Folge davon mußte das Geſpräch abgebrochen werden.

Aber ſchon dachte auch der Katholicismus nicht mehr an eine Ausſöhnung.

4. Erhebung des Katholicismus.

Innerhalb der katholiſchen Kirche war doch ſchon bald nach dem Beginn der Reformation das Bedürfniß nach einer Verbeſſerung erwacht. Doch ging dies Bedürfniß nach zwei entgegengeſetzten Richtungen auseinander. Die eine näherte ſich mehr dem proteſtantiſchen Grundſätze und verſuchte theils durch Aufnahme proteſtantiſcher Ideen die Kirche zu verjüngen, theils eben dadurch wieder eine Vereinigung mit den Proteſtanten herbeizuführen. Das Haupt dieſer Partei war der Kardinal Contarini. Die andere dagegen wollte eine völlige Wiederherſtellung des alten Katholicismus, verlangte daher eine Erneuerung des mittelalterlichen Geiſtes der Kirche und war demzufolge die entſchiedenſte Gegnerin des Proteſtantiſmus; deſſen Unterjochung betrachtete ſie daher als eine Hauptaufgabe der Kirche. Das Haupt dieſer Partei war der Kardinal Caraffa, der ſpätere Papſt Paul IV. Die letztere Richtung gewann ſeit dem regensburger Geſpräch von 1541 die Oberhand. Seitdem erfolgte die innere Wiederherſtellung des Katholicismus einerſeits, und in unmittelbarer Verbindung damit andererſeits die Gegenwirkung gegen den Proteſtantismus.

Noch im Jahre 1541 wurde die Inquiſition neu eingerichtet. Mit einer furchtbaren Strenge verfuhr ſie zunächſt in Italien, wo ſie in Kurzem alle proteſtantiſche Regungen unterdrückte. Dann ſuchte ſie dieſelbe aber auch auf andere Länder, insbeſondere auf Deutſchland auszudehnen.

Gerade in dieſem Wendepunkte tauchte eine neue Geſellſchaft, der Orden der Jeſuiten auf, 1540 und 1543 von dem Papſte beſtätigt, welcher ſich eben jene doppelte Aufgabe ſetzte. Die Jeſuiten waren für das Reformationszeitalter das, was die Bettelmönche für das dreizehnte Jahrhundert: nur in einem weit umfaſſenderen Maßſtabe. Die Jeſuiten waren von gleichem Eifer erfüllt, wie jene Bettelmönche. Ihre innere Einrichtung war aber weit zweckmäßiger für die Erreichung des großen Zieles, das ſie verfolgten. Sie begünſtigten auf der einen Seite jede Individualität und wieſen ihr den entſprechenden Wirkungskreis an, auf der anderen aber duldeten ſie keine Selbſtſtändigkeit dem Orden und ſeinem Zwecke gegenüber. Das erſte und oberſte Geſetz, welches ſie aufſtellten, war unbedingter Gehorſam gegen die Obern und gegen den Papſt. Die römiſche Kirche hat es von jeher verſtanden, den Kreis ihrer Lehren ziemlich weit zu ziehen und dieſe ſelbſt in eine Form zu faſſen, welche je nach Umſtänden nach verſchiedenen Seiten hin verändert werden konnte: mit Einem Worte, die Kirchenlehre war von jeher biegſam und ſchwungkräftig geweſen, und geſtattete, abgeſehen von der Kircheneinrichtung und dem Grundſatze der Unfehlbarkeit der Kirche, eine ziemliche Mannichfaltigkeit der Meinungen. Auch die neue katholiſche Kirche, obſchon ſie äußerlich mit einer großen Strenge auftrat, gab jenen Grundſatz nicht auf. Sie faßte mit feſtem ſicherem Blicke das Weſen deſſen, was ſie erreichen wollte, ins Auge, war aber durchaus nicht ängſtlich weder über die Mittel, noch über den Weg: ſie wußte ſogar hie und da ein Auge zuzudrücken, Manches zuzugeſtehen, oder zu überſehen, was eigentlich ihren Grundſätzen widerſprach, wenn ſie dabei nur die Hauptſache gewann. Alſo ganz verſchieden von dem Proteſtantismus, welcher ſich über Nebenſachen wüthend ſtritt und dabei die Hauptſache, die eigentliche Grundlage ſeines Weſens, die einzige Kraft, womit er der Kirche die Spitze zu bieten vermochte, die Freiheit der Forſchung, außer Augen ſetzte, ja ſelbſtmörderiſch vernichtete. Von Niemanden aber wurde jene Klugheitsmaßregel der Kirche in einer weiteren Ausdehnung angewendet, als von den Jeſuiten, und zwar mit dem größten Erfolge. Sie verſtanden es, faſt jede geiſtige Richtung mit der Kirchenlehre irgendwie in Uebereinſtimmung zu bringen, vermöge einer ganz eigenthümlichen Beweisfertigkeit, welche ſie ſpäter dahin führte, auch jede Handlung entſchuldbar zu finden, weßhalb ihre Sittenlehre ſo verrufen war. In der erſten Zeit ihres Auftretens kehrten ſie jedoch eine ganz andere Seite heraus. Sie erſchienen überall als Reformatoren der Kirche, und in einem gewiſſen Sinne waren ſie es auch. Ihr ganzes Auftreten bildete einen für ſie höchſt vortheilhaften Gegenſatz zu der katholiſchen Geiſtlichkeit, deren Sitten ſo viel Anſtoß gegeben hatten: es waren anſtändige, feine, ehrbare Leute, denen es um die zur Schau getragene Reform vollkommen Ernſt zu ſein ſchien. Dabei entfalteten ſie die größte Thätigkeit, und zwar, wie wenigſtens der Anfang zeigte, eine ſehr erſprießliche. Beſonders auf drei Dinge verlegten ſie ſich: auf die Predigt, auf die Beichte und auf den Unterricht. Der letztere war offenbar der bedeutendſte Zweig ihrer Wirkſamkeit: denn dadurch konnten ſie das heranwachſende Geſchlecht gewinnen. Auf den Unterricht verwandten ſie daher auch den größten Fleiß. Sie errichteten überall, wo ſie ſich niederließen, Schulen, und waren ſo klug, den Unterricht unentgeldlich zu ertheilen. Sehr natürlich, daß ihre Schulen bald außerordentlich beſucht wurden. Sie wußten nun aber eine ſolche Lehrweiſe anzuwenden, daß die Jeſuitenſchulen auch an und für ſich einen großen Ruf erlangten. Die Lehrweiſe war zugleich unterhaltend und belehrend, klar, faßlich, folgerichtig: ſehr vortheilhaft abſtechend gegen die proteſtantiſchen Schulen, in denen eben um jene Zeit die dürre Theologie einen ſo überwiegenden Einfluß erlangte, daß die früheren humaniſtiſchen Studien zurückgedrängt wurden. Es kam hinzu, daß ſie in ihren Schulen zugleich auf anſtändiges äußerlich frommes Benehmen ſahen. Sie bildeten wohlgezogene Leute.

Die Jeſuiten wußten ſich bereits im Jahre 1550 in Deutſchland einzuniſten. Zunächſt in Wien, wo ſie den Kaiſer Ferdinand I. ſelbſt für ſich gewannen, der eben in ihnen nur die Reformatoren der Kirche erblickte. Dann im Jahre 1556 gründeten ſie eine Niederlaſſung in Ingolſtadt, und in demſelben Jahre eine dritte in Köln. Von dieſen drei Punkten breiteten ſie ſich in die benachbarten Länder aus und zwar mit unglaublicher Schnelligkeit. Zehn Jahre darnach hatten ſie ſich bereits in Baiern, Franken, Schwaben, in den Rheingegenden, Tyrol, Oeſtreich, Böhmen, Mähren feſtgeſetzt. Und mit ihnen drang auch die gegenproteſtantiſche, die eifrigkatholiſche Geſinnung vor.

Noch aber hatte der Katholicismus mit ſehr bedeutenden Widerſtänden zu kämpfen, die nicht blos von Seite des Proteſtantismus kamen. Wir haben bemerkt, welche Anſichten der Kaiſer Ferdinand über die Reform der Kirche, über das Verhältniß der kaiſerlichen Macht zum Papſtthum hegte. Dieſe Anſichten ſtanden im Widerſpruch mit den Beſtrebungen, welche die römiſche Kurie verfolgte. Der Widerſpruch trat unter dem Papſt Paul IV. offen zu Tage. Dieſer, ein unverſöhnlicher Feind des Hauſes Habsburg, weigerte ſich Ferdinand als Kaiſer anzuerkennen und ſuchte jenes Recht, welches ſich früher das Papſtthum auf die Kaiſerwahl angemaßt hatte, wieder geltend zu machen. Es drohte zu völligem Bruche zu kommen. Wie man auf Seite des Kaiſers über den Papſt dachte, geht aus der Erklärung ſeines Kanzlers hervor: er gab deutlich zu verſtehen, daß wenn der Papſt in ſeinem Beginnen fortfahre, man ihn abſetzen laſſen müſſe, daß, wenn er ſelber nicht dazu thue, man eine allgemeine Kirchenverſammlung zuſammenberufen werde, die dann den Papſt richte, denn ſie ſei über dem Papſt: ſeine Anmaßungen bezüglich des Kaiſerthums finde er aber ſo kindiſch, daß er für das Beſte halte, ſich gar nicht darum zu bekümmern: ob der Papſt den Kaiſer beſtätige oder nicht, ſei völlig gleichgültig. Zwar habe der Kaiſer das Recht, den Papſt wegen ſeines Benehmens beim Kopf zu nehmen und zu züchtigen: es ſei aber nicht einmal der Mühe werth.

Zum Glücke für das Papſtthum ſtarb aber Paul IV. ſchon 1559. Und ſein Nachfolger Pius IV. verfolgte eine viel verträglichere Staatskunſt. Dieſer ſuchte ſich mit dem Kaiſer in gutes Vernehmen zu ſetzen, und theilweiſe, um dem Kaiſer zu Willen zu ſein, rief er die tridentiner Kirchenverſammlung, die ſchon zweimal unterbrochen worden war, wieder zuſammen (1562). Der Kaiſer hoffte nun auf dieſer Verſammlung diejenigen Reformen durchzuſetzen, welche er ſo ſehnlichſt wünſchte. Anfangs verſuchte er auch die proteſtantiſchen Stände zur Beſchickung der Kirchenverſammlung zu vermögen: jedoch, wie zu erwarten, ohne Erfolg. Er beſchränkte ſich nun darauf, ſeinerſeits Vorſchläge zu machen. Sie waren von der umfaſſendſten Art: fingen beim Papſte an und hörten bei den niederen Geiſtlichen auf: darunter denn die Forderungen von der Prieſterehe und vom Laienkelch. Rom kam dadurch in keine geringe Verlegenheit, zumal da es Anfangs den Anſchein hatte, als ob die Kirchenverſammlung überhaupt dem Papſte gegenüber eine entſchiedene Haltung beobachten, ſeine Gewalt beſchränken und durchgreifende Veränderungen vornehmen werde. Er war aber durchaus nicht gewillt, ſich dies gefallen zu laſſen. Vielmehr ſollte die Papſtgewalt in der ganzen früheren Ausdehnung wieder hergeſtellt werden. Der Papſt trat nun zunächſt mit dem Kaiſer in Unterhandlungen, und hier leiſteten bereits die Jeſuiten, welche auf Ferdinand großen Einfluß gewonnen hatten, gute Dienſte. Man beſtimmte ihn, von ſeinen Forderungen abzuſtehen, indem man ihm die Gewährung des Laienkelchs für ſeine öſterreichiſchen Unterthanen geſtattete. Von der Zulaſſung der Prieſterehe könne aber durchaus keine Rede ſein. Der Kaiſer, der von Deutſchland gar nicht unterſtützt war, fügte ſich endlich, wiewohl unwillig. Rom aber hatte den Sieg davon getragen, und es gelang ihm, durch gleich ſchlaue Unterhandlungen auch die übrigen Widerſtände auf der Kirchenverſammlung zu beſeitigen.

So geſchah es, daß die Verſammlung in vollkommen päpſtlichem Sinne beendet ward (1563). Alle alten Glaubenslehren wurden feſtgehalten, nur hie und da ermäßigt. Allerdings wurden die offenbarſten Mißbräuche abgeſchafft, wie z. B. der Ablaßhandel, obſchon der Ablaß ſelbſt nicht verboten ward. Auch eine ſtrengere Zucht über die Sitten der Geiſtlichen wurde eingeführt; und das iſt die eigentliche reformatoriſche Seite der tridentiner Kirchenverſammlung geweſen. Aber die päpſtliche Gewalt wurde nicht nur nicht vermindert, vielmehr in der ganzen früheren Ausdehnung wieder hergeſtellt, ſo weit dies möglich war. Ganz war es freilich nicht möglich: denn an die Fürſten mußten manche Zugeſtändniſſe gemacht werden. Das Papſtthum ſah aber ſelber ein, daß es ſich ohne die Fürſten nicht mehr halten könne: es mußte ſich vielmehr mit ihnen verbinden, um ihrer Unterſtützung ſicher zu ſein.

Und nun, ſo im Innerenhergeſtellt, der katholiſchen Bevölkerung durch die theilweiſe Reform wieder ſicher, begann das Papſtthum mit erneuerter Kraft die Gegenreformationen in den einzelnen Ländern.

In Deutſchland ſtieß es freilich noch auf beträchtliche Hinderniſſe. Im Jahr 1564 war Maximilian II. auf den kaiſerlichen Thron gelangt. Die Proteſtanten hegten von ihm die größten Hoffnungen: ſie erwarteten nichts Geringeres, als daß er zu ihnen übertreten oder zum Mindeſten die zwei Punkte des Religionsfriedens beſeitigen werde, welche das weitere Umſichgreifen des Proteſtantismus in den Ländern katholiſcher Stände verhindern konnten, nämlich den geiſtlichen Vorbehalt und das Recht der Landesherren, über die Religion der Unterthanen zu verfügen. Auch verſäumten ſie nicht, darauf bezügliche Anträge zu ſtellen. Und Maximilian II. hatte in der That ſeine freie duldſame Geſinnung noch keineswegs aufgegeben, ſo wenig wie ſeine Abneigung gegen Rom: er willigte ſchlechterdings nicht in die Forderung des Papſtes, ihm den herkömmlichen „Gehorſam" zu leiſten oder ſich von ihm die Beſtätigung ſeiner Wahl zu erbitten, ſondern ließ ihm einfach ſeine Wahl anzeigen, wobei der Geſandte nur einige nichtsſagende Höflichkeitsformeln hinzufügte.

Allein die Erwartungen der Proteſtanten befriedigte er doch nicht. Nachgerade nämlich kam er von ſeiner Vorliebe für den Proteſtantismus bedeutend zurück, Dank den nichtswürdigen Zänkereien und gegenſeitigen Verketzerungen der Theologen. Dieſe ewigen Streitigkeiten der Proteſtanten unter ſich ſelber, dieſe Spaltungen, die daraus erwuchſen, dieſer Lärm, mit dem ſie das ganze Reich erfüllten, waren ihm auf das Tiefſte verhaßt, um ſo mehr, da ſie mit ſeiner milden duldſamen Geſinnung in dem ſchneidendſten Widerſpruche ſich befanden. Mehrmals machte er die Proteſtanten ſelber darauf aufmerkſam, ihre Zänkereien zu laſſen, weil ſie dadurch nur den

Katholiken in die Hände arbeiteten: es war umſonſt! Eine Religion aber, welche ſo wenig chriſtliche Liebe übte, wie damals die proteſtantiſche, konnte er unmöglich für die wahre halten. Geſetzt aber, er wäre zum Proteſtantismus übergegangen, konnte er hoffen, dadurch die Einheit wieder herzuſtellen? Zeigte ihm nicht ſchon die Gegenwart zur Genüge, daß die Proteſtanten ebenſo untereinander geſpalten waren, wie ſie und die Katholiken? Auf ſeinem erſten Reichstage von 1566 wurde ja von proteſtantiſchen Fürſten ſelber an ihn der Antrag geſtellt, den Kurfürſt Friedrich III. von der Pfalz von dem Religionsfrieden auszuſchließen, weil er ſich zum Kalvinismus bekenne, und jener Friede nur den Lutheranern zu Gute komme. Nur der Beſonnenheit der übrigen weltlichen Kurfürſten und wohl auch der Billigkeit Maximilians ſelber war es zuzuſchreiben, daß man auf jene Forderung nicht einging.

Alſo nicht einmal unter den Proteſtanten hätte er Einigkeit angetroffen: wie war aber zu erwarten, daß die katholiſchen Stände zu der neuen Lehre herübergebracht werden könnten? ſie, die eben jetzt durch die tridentiner Beſchlüſſe, durch die Wirkſamkeit der Jeſuiten ein neues Selbſtgefühl erhalten hatten, und ebenſo einig und entſchieden waren, als die Proteſtanten geſpalten und ſchwankend. Maximilian II. konnte keinen Augenblick in Zweifel ſein. Er für ſeine Perſon blieb duldſam, wie zuvor, ertheilte ſeinen Unterthanen Religionsfreiheit, verſuchte wohl auch zuerſt Vermittlungen zwiſchen den Parteien, aber nachdem alle dieſe Verſuche, wie zu erwarten, geſcheitert waren, nahm er eine Stellung über den Parteien ein. Bei ſeinen bekannten milden Geſinnungen würde er zwar gegen vollkommene Religionsfreiheit, alſo auch gegen die Aufhebung des geiſtlichen Vorbehalts nichts einzuwenden gehabt haben. Aber er allein hatte darüber nicht zu entſcheiden: das ſtand dem Reichstage zu. Wären die Proteſtanten einig geweſen, ſo würden ſie wohl hier ihre Forderungen haben durchſetzen können, ſo eng und feſt auch die katholiſchen Stände zuſammen hielten. Aber eben an der Einigkeit fehlte es. Noch auf den letzten Reichstagen unter Maximilian ſcheiterte die Durchſetzung der Freiſtellung der Religion an dem Zwieſpalt zwiſchen dem eifrig lutheriſchen Kurfürſt Auguſt von Sachſen und zwiſchen dem kalviniſchen Friedrich III. von der Pfalz.

Unter ſolchen Umſtänden erklärt es ſich, warum die katholiſchen Gegenreformationen außerordentliche Fortſchritte machten. Sie begannen bereits in den ſechsziger Jahren in Baiern: von Baiern aus wurde 1570 in Baden-Baden der Katholicismus wieder eingeführt: bald darauf vollbrachte der Abt von Fulda ſeine Gegenreformation, der Erzbiſchof von Mainz ſtellte 1574 im Eichsfeld die alte Lehre wieder her, der Erzbiſchof von Trier fing in ſeinem Gebiete ebenfalls damit an. Und zu dieſem kam die blutige Unterdrückung des Proteſtantismus und zugleich der ſtaatlichen Freiheit in den Niederlanden.

In den Niederlanden hatte Karl V. vergebens verſucht, die neuen Ideen zu unterdrücken: all' ſeine furchtbare Strenge, all' die blutigen Hinrichtungen hatten zu nichts geführt. Philipp II. hoffte endlich durch noch größere Strenge zum Ziele zu kommen. Er veränderte durch Errichtung neuer Bisthümer die Kirchenverfaſſung vollkommen, führte die Inquiſition daſelbſt ein und umzog die Niederländer mit einem geiſtlichen Netze, welches ihre bisherige Freiheit geradezu aufheben mußte. Gegen all' dieſe Beſtrebungen erhoben ſich Widerſtände, zuerſt des Adels, der den Bund der Geuſen ſtiftete, dann des gemeinen Volks. Es erfolgten von Seite der Neugläubigen Unordnungen, Ausbrüche der Leidenſchaft: die Kirchen wurden geſtürmt, die Bilder zerſtört, aufreizende Volksverſammlungen gehalten. Jetzt aber ſchickte Philipp II. (1567) den Herzog von Alba dahin, mit einem ſpaniſchen Heere, welcher auf eine furchtbare Weiſe wirthſchaftete. Er hob alle Landesfreiheiten auf, nahm die Häupter der Widerſtandspartei, deren er habhaft werden konnte, gefangen, errichtete einen Blutrath, welcher ohne Rückſicht auf die Geſetze die Menſchen, die ihm Alba bezeichnete, zum Tode verurtheilte, und ließ nun die Niederländer zu Tauſenden hinrichten. Unter dieſen Männer aus den angeſehenſten und edelſten Geſchlechtern, wie die Grafen von Egmont und von Hoorn. Die Entflohenen, unter der Anführung des Prinzen Wilhelm von Oranien, verſuchten mit Waffengewalt den Herzog von Alba mit ſeinen Spaniern aus dem Lande zu vertreiben. Ihre Verſuche mißlangen jedoch: Alba behauptete den Sieg, und bis 1571 waren alle Regungen des Widerſtandes unterdrückt: der Katholicismus überall wieder hergeſtellt.

5. Aeußere und innere Staatskunſt Maximilians II.

Auf die Herſtellung einer einigen freien deutſchen Nationalkirche mußte man alſo verzichten: die Gegenſätze waren nicht mehr zu vermitteln: kaum, daß es Maximilian II. gelang, ſich frei über den Parteien zu erhalten. Ob es nun möglich war, dem Geiſte der Nation durch große auswärtige Unternehmungen eine andere Richtung zu geben?

Maximilian verfolgte dieſen Gedanken ſeine ganze Regierung hindurch mit dem größten Eifer. Gleich auf ſeinem erſten Reichstage (1566) verſuchte er die Nation zu einem Kriege gegen die Türken zu beſtimmen, welche eben den Frieden gebrochen hatten und mit ihren Horden Ungarn überſchwemmten. In der That gelang es ihm, die Reichsſtände — die Proteſtanten hegten damals von dem Kaiſer noch große Erwartungen — zu einer bedeutenden Türkenhülfe zu vermögen, und noch in demſelben Jahre begann der Krieg. Aber ſei es, daß die Hülfe doch nicht in der Ausdehnung geleiſtet wurde, als ſie bewilligt worden, oder ſei es, daß aus den Deutſchen nachgerade das kriegeriſche Feuer verſchwunden war, genug: in dieſem Feldzuge wurde ſo viel wie nichts ausgerichtet. Das Jahr darauf ſetzte der Kaiſer den Kampf mit eigenen Kräften fort, und obſchon er nicht unrühmlich ſtritt, ſo ſah er ſich im Jahre 1568 dennoch genöthigt, auf dieſelben unrühmlichen Bedingungen, wie ſein Vater, mit den Türken Frieden zu ſchließen. Doch gelang es ihm (1570) wenigſtens mit dem Fürſten von Siebenbürgen einen Vertrag zu ſchließen, zufolge deſſen das Land nach dem Tode des Fürſten wohl das Recht haben ſollte, ſich einen Woiwoden zu wählen, dieſer aber die Oberhoheit des Kaiſers als Königs von Ungarn anerkennen müßte.

Auch auf die Oſtſeeländer richtete Maximilian II. ſein Augenmerk, ſowie auf die Wiederherſtellung des Uebergewichts der Hanſe im deutſchen Meere.

Nach dem unglücklichen Ausgange Wullenwebers waren die Angelegenheiten der Hanſe immer mehr zurückgegangen. Die nordiſchen Könige achteten keines der früheren großen Vorrechte dieſer

Verbindung und beſonders Lübeck mußte es empfinden. So hinderte Schweden den Handel Lübecks mit Narwa. Die Stadt raffte ſich endlich noch einmal zuſammen, um mit den Waffen in der Hand ihr früheres Uebergewicht wieder zu erlangen. Sie ſchloß 1563 ein Bündniß mit dem Könige von Dänemark und begann den Krieg gegen Schweden. Sie hatte verſucht, auch die übrigen Hanſeſtädte zum Beitritt zu vermögen: dieſe aber antworteten, mit Betteln könne man bei den Fürſten mehr ausrichten, als mit Kriegen. Die Hanſeſtadt wandte ſich jetzt an den Kaiſer, Maximilian II., welcher ſofort an dem nordiſchen Kriege den lebhafteſten Antheil nahm. Schon 1565 verbot er die Ausfuhr von Waffen, ſonſtigem Kriegsbedarf, Lebensmitteln und anderen Waaren nach Schweden, und da er ſehr wohl erkannte, daß es die höchſte Zeit für Deutſchland ſei, alle Kräfte anzuſpannen, um das Uebergewicht auf dem nach ihm benannten Meere nicht ganz zu verlieren, ſo gab er ſich alle Mühe, auch die deutſchen Reichsſtände zum Einſchreiten zu beſtimmen. Es war ſein Plan, auch Livland wieder an das Reich zurück zu bringen. Auf dem Reichstage von 1566, auf welchem die Türkenhülfe bewilligt worden war, brachte er auch dieſe Verhältniſſe in der Oſtſee zur Sprache. Er ſagte, der Kaiſer werde ein Mehrer des Reichs genannt: um dieſen Beinamen in der That zu verdienen, ſei es vor allen Dingen nöthig, all' die Stücke, die dem Reiche in letzter Zeit verloren gegangen ſeien, herbei zu bringen und dem Reiche wieder die Achtung und das Anſehen zu verſchaffen, die es ehedem genoſſen. Maximilian dachte ſogar daran, in der Oſtſee eine Reichsflotte zu errichten und einen Reichsadmiral aufzuſtellen.

Allein all' dergleichen großartige Gedanken ſcheiterten an der Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit der Reichsſtände. Sie erwiederten auf des Kaiſers Anbringen, ſie hätten jetzt ſchon die Türkenhülfe bewilligt, und hätten kein Geld mehr für Anderes: der Kaiſer möge eben ſehen, was er durch Unterhandlungen ausrichte. Maximilian verſuchte nun vor Allem einen ehrenvollen Frieden zu Stande zu bringen, welcher in den Oſtſeeländern die Oberhoheit des Reiches und den Vortheil Lübecks ſichere, und dies gelang ihm in der That. Im Jahr 1570 wurde unter ſeiner Vermittlung zwiſchen Schweden, Dänemark und Lübeck der ſtettiner Friede geſchloſſen. Zufolge dieſes Friedens verſtand ſich der König von Schweden dazu, der Stadt Lübeck die Vorrechte zu beſtätigen, die ſie in Schweden genoſſen, 75,000 Thaler wegen früherer Anſprüche auszuzahlen, die Fahrt nach Narwa freizugeben, nur durfte kein Kriegsbedarf an die Ruſſen geliefert werden. Die Stücke von Livland, welche der König von Schweden beſetzt hatte, gab er wieder an den Kaiſer heraus, welcher als das rechtmäßige Oberhaupt von Livland anerkannt wurde: doch ſollte der König Reval und einige andere Plätze ſo lange noch behalten dürfen, bis man mit ihm über die Bezahlung der Kriegskoſten, die er in der Vertheidigung des Landes gegen die Ruſſen aufgewendet, ins Reine gekommen ſei.

Maximilian II. hatte mit dieſem Friedensſchluſſe Alles erreicht, was ohne Waffen erreicht werden konnte. Es galt nun, das Wiedergewonnene feſtzuhalten. Bald zeigte ſich's, daß dies nicht möglich war, weil das deutſche Reich nicht wollte.

Die Lübecker ernteten in der That nicht die Vortheile, die ihnen der ſtettiner Friede zu gewähren ſchien. Nicht einmal die Dänen dachten daran, ſich für die Hülfe derſelben dankbar zu erweiſen, indem ſie bald darauf die Vorrechte der Hanſe, die ſie in dem däniſchen Gebiete genoß, gar nicht mehr berückſichtigten. Aber auch Schweden kam den Friedensbeſtimmungen nicht nach. Es hinderte wiederum den Handel nach Narwa, und nahm ſogar mehrere lübeckiſche Schiffe weg.

Zu dieſem Verfahren hatte indeſſen Schweden allen Grund. Nach dem ſtettiner Frieden begannen nämlich die Ruſſen wieder ihre Einfälle in Livland. Schweden vertheidigte Reval und die anderen Orte, welche es noch im Beſitz hatte: es kam alſo zu einem Kriege zwiſchen Schweden und Rußland. Während dieſes Krieges ſetzten nun die Hanſeſtädte den Handel mit Narwa fort und brachten den Ruſſen auch Gegenſtände, die ſie zur Fortſetzung des Krieges brauchten. Schweden verlangte nun von Lübeck, dieſen Handel aufzugeben, der den ausdrücklichen Beſtimmungen des ſtettiner Friedens zuwiderlaufe. Lübeck erklärte ſich dazu bereit, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch die übrigen Hanſeſtädte von dem Handel mit Rußland abſtänden. Dieſe jedoch in ihrer beſchränkten kaufmänniſchen Selbſtſucht wollten davon nichts wiſſen, alſo ſetzte Lübeck den Handel fort. Dadurch war Rußland in den Stand geſetzt, Livland immer mehr und mehr zu bedrängen, und dieſe Gebiete kamen wieder in die traurigſte Lage. Der Czar nahm 1575 Stadt und Landſchaft Pernau weg, verheerte die Gegend um Riga, ſchleppte über 30,000 Menſchen nach Moskau, und dachte überhaupt daran, ganz Livland an ſich zu reißen und die Oſtſee zu gewinnen.

Sowohl die Hanſeſtädte, die von Schweden beeinträchtigt zu ſein wähnten, als die Livländer, welche von den Ruſſen überwältigt zu werden drohten, wandten ſich an Kaiſer und Reich.

Maximilian brachte nun dieſe Sache wiederholt an die Kurfürſten und Reichsſtände. Da jedoch dieſe zu keiner entſchiedenen Maßregel zu beſtimmen waren, ſo that er für ſich ſelber, was er vermochte. Er ſchrieb wiederholt an den Czar, mit den Feindſeligkeiten inne zu halten, und ſchickte auch 1575 eine vorläufige Geſandtſchaft an ihn, welche auf der einen Seite betonte, daß der Czar Livland in Ruhe laſſen möchte, da es dem Reich gehöre, auf der andern ihn zu einem gemeinſamen Kriege gegen die Türken aufforderte.

Es war dies übrigens kein neuer Gedanke. Schon Karl V. hatte daran gedacht, mit Hülfe der Ruſſen die Türken aus Europa zu vertreiben *). Dies war ein Glied in ſeinem großen Plane, eine Weltmonarchie zu gründen. Denn zugleich war es Karl's Abſicht, die Ruſſen zur katholiſchen Kirche zu bekehren, wie denn damals in der That Unterhandlungen darüber gepflogen worden ſind. Der Czar Iwan Waſſiljewitſch ſeiner Seits ergriff mit Eifer die Gelegenheit, ſich mit dem deutſchen Reiche in Verbindung zu ſetzen. Schon 1547 ſchickte er eine Geſandtſchaft an Karl V., welche ſeine Bereitwilligkeit erklären ſollte, zu einem Türkenkriege Heer und Volk herzugeben, auch die deutſche National-Kirchenverſammlung (welche damals von allen Seiten gefordert wurde) zu beſchicken, um wegen der Vereinigung der ruſſiſchen und der lateiniſchen Kirche zu

---

*) Brief Karls V. an den Papſt Julius III. vom J. 1551 in Hormayrs Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Jahrgang 1835. S. 37. Ueber das Folgende vergleiche das Schreiben Iwans Waſſiljewitſch an Karl V. vom Jahr 1557, aus dem Nachlaſſe des Reiſenden Sigmund von Herberſtein abgedruckt, daſelbſt. S. 11—35.

unterhandeln. Zugleich forderte er von Karl Gelehrte, Baumeiſter, Werkleute, um ſeine Unterthanen aus der Barbarei zur Bildung zu bekehren, ferner Büchſenmeiſter, Waffenſchmiede, Pulvermacher und dergleichen, um die Kriegskunſt auf eine höhere Stufe zu bringen. Inzwiſchen aber erfolgte in Deutſchland die Wendung durch Moritz von Sachſen. Karl V. hatte genug zu thun, um ſich nur in Deutſchland oben zu erhalten, bald darauf dankte er ab; ſein Bruder Ferdinand aber ſcheint das Verhältniß zu Rußland mit ganz anderen Augen angeſehen zu haben als Karl, nämlich ebenſo, wie die öffentliche Meinung in Deutſchland, zumal als der Czar das deutſche Reichsland Livland zu erobern trachtete: er verbot ſogar, wie wir bereits erwähnt *), die Waffenausfuhr nach Rußland. Iwan Waſſiljewitſch war jedoch dies Abbrechen der freundlichen Beziehungen zum deutſchen Reiche ſehr unerwünſcht. Im Jahr 1557 richtete er ein neues Schreiben an Karl V., der aber damals ſchon abgedankt hatte, welches in vieler Beziehung ſehr merkwürdig iſt. Er beklagt ſich darin über das Mißtrauen, welches das deutſche Volk gegen ſeine Abſichten hege, als ſuche er ſich nur gegen die Deutſchen zu ſtärken, um ſie deſto leichter unterdrücken zu können, und es ſei ihm nicht zu glauben und zu trauen. Ein ſolches Mißtrauen habe er nicht verdient, da er vielmehr von jeher eine große Neigung zur deutſchen Nation gehabt, und eine innige Verbindung mit dem deutſchen Reiche eifrig wünſche. Zu dieſem Zwecke wolle er einen ſtändigen Geſandten in Deutſchland halten, dazu einen Deutſchen von Geburt ernennen, der in Augsburg ſeinen Sitz haben ſolle. Ferner wolle er dem Kaiſer 7,500,000 Thaler gegen die Türken vorſchießen und zwar auf zwanzig Jahre, gegen eine Verzinſung von Fünf vom Hundert. Dieſe Zinſen ſollen zum Türkenkriege verwendet werden: die Fugger ſollen die Zahlmeiſter ſein. Kommt es wirklich zum Kriege, ſo will er außerdem noch 30,000 Reiter ſtellen auf fünf Jahre. Die Urſachen dieſer großmüthigen Geſinnungen des Czaren gegen Deutſchland ſeien folgende: erſtens ſeien die Ruſſen mit den Deutſchen Eines Urſprunges und Herkommens; zweitens habe ſich der Czar Scythien unterworfen, welches der Stammſitz der Deutſchen geweſen, wie noch heutiges Tages

---

*) Siehe oben S. 330.

ſo viele Namen von Städten, Burgen, Wäldern, Flüſſen, Bergen bewieſen, wodurch ſeine Beziehung zu Deutſchland noch inniger werde; drittens ſeien die Deutſchen die Nachbarn der Ruſſen und trieben mit ihnen Kaufmannſchaft; viertens würden die Deutſchen von den Türken, den Bluthunden, am Meiſten angefochten; fünftens werde deutſche Treue und Redlichkeit vor allen anderen geprieſen, weßhalb der Großfürſt ſich ſo viele Leute aus Deutſchland verſchrieben. — Uebrigens war die Großmuth und Uneigennützigkeit des Czaren doch nicht ſo gar außerordentlich. Denn für die Geldſumme von 7,500,000 Thalern verlangte er eine Verſicherung von deutſchem Grund und Boden, und vorderhand, ehe er ſeine 30,000 Reiter ſtellte, verlangte er vom Kaiſer ein Regiment deutſcher Landsknechte, und 500 Reiter mit einem deutſchen Oberſten, angeblich, um ſie gegen die Türken zu gebrauchen, in Wahrheit aber, um ſeine Ruſſen bei ihnen in die Schule gehen zu laſſen. Um nun aber jeden Argwohn, als meine es der Czar nicht ehrlich, niederzuſchlagen, erbot er ſich 25 junge ruſſiſche Fürſtenſöhne als Geißeln zu ſenden. Uebrigens enthält das Schreiben noch einige Stellen, welche den Argwohn der Deutſchen doch rechtfertigten. Er nannte ſich nämlich im Eingange Kaiſer aller Reuſſen, Herr von Europa und Aſien. Am Schluſſe erklärte er, bis eine allgemeine Kirchenverſammlung zu Stande komme, wolle er gleichwohl der deutſchen Nation gnädiger Kaiſer ſein. Er ſtellte ſich überhaupt mit dem deutſchen Kaiſer auf ganz gleichen Fuß, und meinte, wenn die zwei mächtigſten Reiche, Rußland und Deutſchland, ſich verbänden, müßte der Türke erliegen: er, der Czar, wolle den Sultan mit deutſcher Hülfe in Konſtantinopel heimſuchen, wohin er nicht weit habe, und das der Chriſtenheit abgedrungene (oſtrömiſche) Kaiſerthum ſammt anderen Königreichen und Landen wieder einverleiben. Wem einverleiben? bleibt in der Feder ſtecken. Natürlich nur dem ruſſiſchen Reiche.

Dieſe ruſſiſchen Vorſchläge ſcheint nun Ferdinand I. nicht annehmbar gefunden zu haben: die Verbindung wurde nicht angeknüpft, der Krieg der Moskowiter mit Livland ging fort. Erſt Maximilian regte jenen Gedanken einer Verbindung zwiſchen Rußland und Deutſchland gegen die Türken wieder an. Der Czar, deſſen Eitelkeit durch die kaiſerliche Geſandtſchaft geſchmeichelt war, und der eine Freude daran fand, den deutſchen Kaiſer ſeinen lieben Bruder zu nennen — ergriff jenen Gedanken, wie zu erwarten, mit beiden Händen — er verſtand ſich ſogleich dazu, mit dem Krieg gegen Livland inne zu halten, und ſchickte dann eine große Geſandtſchaft an Maximilian II., um das angeregte Bündniß weiter zu beſprechen. Dieſe Geſandtſchaft erklärte aber ganz beſtimmt, daß der Czar Livland als ſein Eigenthum betrachte und es daher nicht abgeben wolle. Dagegen wolle er dahin wirken, daß der eben erledigte polniſche Thron mit einem der Söhne Maximilians beſetzt werde. Der Kaiſer, der allerdings, wie wir ſpäter ſehen werden, Abſichten auf Polen hatte, wollte aber Livland auf keinen Fall fahren laſſen. Er forderte nun die Reichsſtände auf, die nothwendigen Entſchließungen zu faſſen. Das Einzige aber, wozu ſich dieſe verſtanden, war, daß ſie bewilligten, eine große feierliche Geſandtſchaft an den Czaren abzuſchicken, welche die Rechte des Reichs auf Livland ins Reine bringen ſollte. Aber ſelbſt dieſe Geſandtſchaft unterblieb, weil ſich Niemand fand, der das Geld dazu herſchießen wollte. Der König von Schweden, der inzwiſchen von dieſen Verhandlungen Nachricht erhalten, machte wiederholte Vorſtellungen gegen eine Verbindung mit den Ruſſen, welche dem Kaiſer doch nichts nütze, da dieſelben nicht in der Lage wären, gegen die Türken ernſtliche Hülfe zu leiſten, und kündigte zum Schluß den Schutz Livlands auf: das heißt, was er davon gegen die Ruſſen zu behaupten vermöge, werde er von nun an als ſein Eigenthum betrachten. Welche Abſichten Iwan Waſſiljewitſch damals auf Deutſchland hatte, hat der Jeſuit Poſſovino *) in der Beſchreibung ſeiner Geſandtſchaft nach Rußland im Jahre 1581, 1582 mit dürren Worten erzählt: ſie kommen auf daſſelbe hinaus, was die deutſche Nation fürchtete. Poſſovino erzählt nämlich, der Czar nenne ſich in dem Schreiben an die Türken Kaiſer der Deutſchen, rühme ſich von Cäſar Auguſtus abzuſtammen, ſei überzeugt, von Gott erwählt zu ſein, um die ganze Welt zu erhalten, ſetze insbeſondere große Hoffnung auf die religiöſen Spaltungen im Abendlande, die ihm die Herrſchaft anbahnen würden: das Uebrige werde ſeine Härte thun.

---

*) Vergleiche die Schrift „1582. 1825. Zwei Vorgeſchichten. Vom Verfaſſer der oſteuropäiſchen Gefahr. Trier. 1854.“ S. 6.

Die Abſichten Iwans waren indeſſen größer als ſeine Mittel. Er konnte ſich weder gegen Polen, noch gegen Schweden halten. Nach ſeinem Tode (1584) waren die Ruſſen noch unglücklicher, mußten die Oſtſeeländer an Schweden und Polen abtreten. Und als mit dem Anfange des folgenden Jahrhunderts die Bürgerkriege begannen, war an die Verfolgung jener größeren Plane nicht mehr zu denken. Doch kehren wir zu unſerer Geſchichte zurück.

Man ſieht alſo: der Verſuch Maximilians, das Reich zu einer entſchiedenen ehrenvollen auswärtigen Staatskunſt zu vermögen, ſcheiterte nicht minder, wie der Vermittlungsverſuch der Religion.

Dieſe Haltung des Reichs war um ſo unverzeihlicher, als zu gleicher Zeit die deutſchen Fürſten in den Kriegen auswärtiger Fürſten Blut und Kräfte vergeudeten. Die Bürgerkriege in Frankreich wurden von deutſchen Fürſten mit durchgefochten, und zwar ſtanden ſie auf beiden Seiten: die Einen kämpften für die Hugenotten, wie der Pfalzgraf Caſimir am Rhein, die Anderen, ſelbſt Proteſtanten, für den franzöſiſchen König. Ebenſo war es in den Niederlanden. Maximilian, den es ſchmerzte, daß die kriegeriſchen Kräfte, welche Deutſchland ſo gut für ſich ſelber brauchen konnte, an das Ausland verloren gingen, machte daher auf dem ſpeierer Reichstage von 1570 den Ständen den Vorſchlag, daß künftighin kein deutſcher Fürſt bei einem fremden Herrſcher Kriegsdienſte nehmen dürfte, ohne Willen und Wiſſen des Kaiſers. Aber in dieſem Vorſchlag erblickten die deutſchen Fürſten einen unerhörten Eingriff in ihre Freiheit: er wurde daher zurückgewieſen.

Unter ſolchen Umſtänden begreift es ſich, wie der Anfangs ſo vaterländiſch geſinnte Maximilian nachgerade, da alle ſeine großen Entwürfe an der Selbſtſucht, Engherzigkeit und Gleichgültigkeit der Reichsſtände geſcheitert waren, eine Staatskunſt einſchlug, welche mehr und mehr die habsburgiſchen Familienrückſichten ins Auge faßte. Dieſe veränderte Richtung ſeiner Staatskunſt tritt insbeſondere in ſeinen Beziehungen zu Frankreich und zu Spanien hervor.

Anfangs war er auch hier geſonnen, nur die nationalen Rückſichten vorwalten zu laſſen. Im Jahre 1566, als er den Antrag ſtellte auf die Herbeibringung aller entfremdeten Reichstheile, dachte er namentlich auch an Metz, Toul und Verdun. Noch feindſeliger war ſeine Geſinnung gegen Philipp von Spanien, dem er es nicht vergeſſen konnte, daß er die Abſicht gehabt, ihn um das deutſche Kaiſerthum zu bringen. Beim Beginne der niederländiſchen Händel machte er dem Könige Philipp die ernſtlichſten Vorſtellungen gegen ſeine übermäßige Strenge, und bot ſich zur Vermittlung an. Mehr konnte er, wenn er nicht den Boden der Verträge verlaſſen wollte, nicht thun: denn nach dem burgundiſchen Vertrage von 1548 waren die Niederlande von jeder Einmiſchung der deutſchen Reichsgewalt in ihre inneren Angelegenheiten befreit. Ob er aber ſpäter nicht weiter gegangen wäre? ob er nicht von der Berufung der Niederländer an den Schutz des Reichs Veranlaſſung genommen hätte, ſie gegen ihre Dränger in Obhut zu nehmen? Einer der vertrauteſten Räthe Maximilians, der freiſinnige biedere General von Schwendi läßt es wenigſtens vermuthen, daß man an dem Hofe des Kaiſers eine Zeitlang dieſen Gedanken gehegt hat. Aber mit dem Jahre 1570 oder eigentlich ſchon 1569 änderte ſich plötzlich Alles. Im Jahre 1568 nämlich ſtarb Philipps II. einziger Sohn Don Carlos und gleich darauf ſeine zweite Frau Eliſabeth. Philipp war alſo Wittwer und erbelos. Er machte nun Maximilian II. den Vorſchlag, eine ſeiner Töchter zu heirathen. Dadurch kam alſo, wenn aus dieſer Ehe Kinder hervorgingen, die Nachkommenſchaft der kaiſerlichen Prinzeſſin auf den ſpaniſchen Thron: wo nicht, ſo war ſogar die Ausſicht vorhanden, daß die deutſche Linie des Hauſes Habsburg in den Beſitz der ſpaniſchen Monarchie gelangte. Dieſe Ausſicht hatte Verführeriſches genug für Maximilian, um ſofort in den Vorſchlag einzugehen. 1570 erfolgte die Verlobung von des Kaiſers Tochter Anna mit Philipp II. Nun aber hatte Maximilian II. gewiſſermaßen gleiches Anliegen mit Philipp, daß ihm die Niederlande erhalten würden, und ſeitdem ändert er merklich ſein Benehmen. Er verbot die Empörung der Niederländer und Oraniens gegen Spanien, und drohte dem Letzteren als einen Landfriedensbrecher mit der Strafe des Reichs. Aber in demſelben Jahr 1570 bewarb ſich auch Karl IX. von Frankreich um eine Tochter Maximilians, der ſie gleichfalls erhielt. Auch auf den franzöſiſchen Thron konnten demnach möglicher Weiſe die Nachkommen des Kaiſers gelangen. Auch gegen Frankreich hin änderte ſich daher merklich das Benehmen Maximilians. Von der Herbeibringung von Metz, Toul, Verdun war keine Rede mehr.

Freilich dachte Maximilian nicht daran, die geſammte Staatskunſt ſeiner beiden Schwiegerſöhne gutzuheißen. Bezüglich der Niederlande fuhr er fort, auf die eindringlichſte Weiſe zur Milde zu ermahnen, und über die Bartholomäusnacht (1572) äußerte er ſich mit der ganzen Entrüſtung ſeiner edeln Seele. Allein die Schwenkung, welche ſeine Staatskunſt zu Gunſten der beiden weſtlichen Könige genommen, war doch zu bedeutend, als daß ſie nicht bemerkt worden wäre und ihm nicht das Mißtrauen namentlich der proteſtantiſchen Stände in Deutſchland zugezogen hätte. In der letzten Hälfte ſeiner Regierung war er bei weitem nicht mehr ſo beliebt, als vorher. Und dies iſt wohl hauptſächlich der Grund, warum er in der Verfolgung einer glänzenden Ausſicht auf ein großes Reich im Oſten Deutſchlands von der Nation ſo ganz und gar nicht unterſtützt wurde.

Mit dem Jahre 1574 war der Thron von Polen erledigt. Maximilian warb um dieſe Krone für einen ſeiner Söhne, Ernſt. Indeſſen wurde er ſelber (1575) gewählt. Welch große Ausſichten knüpften ſich an die Verbindung von Polen und Deutſchland! Mit vereinten Kräften waren die Türken zu bezwingen, die Oſtſeeländer zu nehmen, die Ruſſen zurückzuwerfen! Aber eine andere Partei der Polen wählte Stephan Bathori, Fürſten von Siebenbürgen, einen Bundesgenoſſen der Türken, zum Könige. Dieſer Partei traten ſpäter ſogar auch diejenigen bei, welche ſich jüngſt für den Kaiſer entſchieden hatten. Als Maximilian die Sache an die Reichsſtände brachte und Hülfe begehrte, ſo ſtellten ſich dieſe faſt auf die Seite Bathoris: ſie ſahen den letzteren als den rechtmäßigen König an, und gaben dem Kaiſer den Rath, auf die polniſche Krone zu verzichten.

Glücklicher war Maximilian in der Behauptung der Oberherrlichkeit des Reichs über Italien. Als der Herzog Kosmus von Florenz oder Toskana — erſt Karl V. hatte ihn zu dieſem Range erhoben — ſich (1569) beigehen ließ, vom Papſte Pius V. ſich den Titel eines Großherzogs in Hetrurien mit königlichen Ehrenzeichen ertheilen zu laſſen, ſo erhob der Kaiſer den entſchiedenſten Widerſpruch dagegen: er erklärte dieſe durch den Papſt vorgenommene Standeserhöhung für null und nichtig, da der Papſt kein Recht dazu habe, nur dem Kaiſer, als dem Oberherrn über Italien komme dieſes zu; und er ließ dieſe Erklärung durch ſeine Geſandten in öffentlicher Sitzung vor dem Papſt und den verſammelten Kardinälen wiederholen. Alle Verſuche des Papſtes, dem Kaiſer durch geſchichtliche Beiſpiele das Recht des römiſchen Stuhles zu beweiſen, waren vergeblich Endlich ſah ſich Kosmus doch bewogen, den Kaiſer ſelber demüthig um die Verleihung des Titels eines Großherzogs zu bitten. Maximilian ließ aber lange dieſe Bitte unberückſichtigt. Kosmus ſtarb (1574) darüber weg, auch Papſt Pius V. Kosmus Nachfolger Franz wiederholte die Bitte, Maximilian verlangte zwar zuerſt, daß der Papſt Gregor XIII. die Handlung ſeines Vorgängers wieder zurücknehmen ſollte. Dazu wollte ſich aber Gregor nicht verſtehen. Zuletzt (1576) ertheilte Maximilian doch den Titel eines Großherzogs, behielt ſich aber ausdrücklich die Oberhoheit des deutſchen Reiches über Toskana vor.

Bei dieſer Gelegenheit machten ſogar die Kurfürſten, insbeſondere der pfälziſche, Friedrich III., dem Kaiſer den Vorſchlag, einen Reichsſtatthalter über Italien zu ernennen, um die Rechte des Reiches noch deſto kräftiger wahren zu können. Dieſer Reichsſtatthalter müßte dann durch die Italiener ſelber unterhalten werden. Daran dachte indeß Maximilian nicht, da er wohl einſah, daß eine den Italienern unmittelbar auf dem Nacken ſitzende oberhoheitliche Gewalt auf weit mehr Widerſpruch ſtoßen würde, als eine von der Ferne her geübte. Er hatte nun aber wirklich die Befriedigung, daß die Italiener ſeine Oberhoheit anerkannten, und bei verſchiedenen Gelegenheiten ſeine Entſcheidung verlangten. So ſchlichtete er (1576) die inneren Händel der Republik Genua und ertheilte ihr eine neue Verfaſſung, welche ſie bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts beibehalten hat. Ebenſo die Streitigkeiten verſchiedener fürſtlichen Geſchlechter. Selbſt der (ſpaniſchen) Regierung von Mailand ertheilte er bisweilen die ernſtlichſten Weiſungen, namentlich wenn ſie ſich beigehen ließ, kleinere Fürſtengeſchlechter, wie z. B. die Markgrafen von Maleſpina, zu bedrücken. —

Immerhin aber erreichte Maximilian in der äußeren Staatskunſt nur einen ſehr kleinen Theil von dem, was er beabſichtigte. War er vielleicht in der inneren Staatskunſt glücklicher?

In der That: hier ſind ſeine Erfolge zwar nicht ſo in die Augen fallend, eben deßwegen wenig oder gar nicht bemerkt, aber ſie ſind unläugbar ſehr bedeutend.

Die Niederlage Karls V. hatte dem Kaiſerthum einen ſchweren Stoß verſetzt, von dem es ſich nicht ſo leicht wieder erholen zu können ſchien. Das Fürſtenthum war übermächtig, eiferſüchtig, mißtrauiſch, ſeiner Kräfte ſich bewußt, an ſeine Ueberwältigung nicht mehr zu denken, kaum noch an einige Unterordnung. Dagegen hatte die kaiſerliche Gewalt in den unruhigen Zeiten von 1552 bis 1555 ungemein an Anſehen verloren. Es galt nun vor Allem das Mißtrauen des Fürſtenthums zu beſeitigen, zugleich aber eine ſolche Stellung einzunehmen, daß die kaiſerliche Gewalt wieder hergeſtellt, befeſtigt, in der Folge ſogar erweitert werden konnte. Dieſe zwei einander widerſprechenden Aufgaben ſuchten nun die Kaiſer Ferdinand I. und Maximilian II. zu löſen. Und ſie thaten es mit großem Geſchicke, beſonders der letztere.

Was nun zunächſt die Beſeitigung des Mißtrauens der Fürſten betrifft, ſo kam ihnen ſehr ihre milde Anſicht in religiöſen Dingen zu ſtatten, vor Allem aber, daß ſie bei der Beſetzung der geiſtlichen Stifte durch proteſtantiſche Fürſten, was eigentlich mit dem augsburgiſchen Religionsfrieden im Widerſpruch ſtand, ein Auge zudrückten. Dabei verſäumten ſie nicht, die perſönlichen Beziehungen zu den Fürſten zu pflegen und hier war es insbeſondere die Liebenswürdigkeit Maximilians, welche große Erfolge bewirkte. Kurz: ſeit lange beſtand im Ganzen kein ſo freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen den Reichsfürſten und den Oberhäuptern der Nation, als unter dieſen beiden Kaiſern.

Dabei aber vergaßen ſie nicht, denjenigen Kräften des Reichs, welche dem Fürſtenthum das Gegengewicht halten konnten, ihre beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen.

Zunächſt dem Adel. Dieſer hatte ſeit Sickingens Unternehmen nichts Aehnliches mehr verſucht. Das Uebergewicht des Fürſtenthums über denſelben ſchien ſich aber von Jahr zu Jahr zu befeſtigen. Erſt in der Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges verſuchte Karl V., wie wir oben angedeutet, den Adel an ſich zu ziehen und gegen das Fürſtenthum in die Waffen zu rufen. Die Ausführung dieſes Gedankens unterblieb zwar vor der Hand, aber der Adel vergaß dieſen Gedanken nicht, vielmehr bereitete ſich unter ihm von dieſer Zeit an eine neue Bewegung vor, welche von Jahr zu Jahr an Kraft, Stärke, Bedeutung zunahm. Je mächtiger das Fürſtenthum um ſich griff, um ſo entſchiedener glaubte er ſich zur Wehre ſetzen zu müſſen: er hielt es für die höchſte Zeit, ſeine Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen. Der Mittelpunkt dieſer Adelsbewegung war die Reichsritterſchaft in Franken, Schwaben und am Rhein, Edelleute, denen es bisher gelungen war, ſich in einer gewiſſen Unabhängigkeit zu behaupten, aber dieſe Unabhängigkeit wurde von den umliegenden Fürſten keineswegs in vollem Maße anerkannt, im Gegentheile, eben in jener Zeit verſuchten ſie die Reichsritterſchaft zu ihren Landſaſſen zu machen. Dieſe jedoch ſchloß ſich in den Jahren 1559, 1560 enger aneinander an, gründete einen „ewigen" Verein, entwarf eine Ritterordnung und bat den Kaiſer um ſeinen Schutz gegen die Vergewaltigungen der Fürſten *). Ferdinand I., welcher ſchon an der ſickingiſchen Adelsbewegung einen ſo lebhaften Antheil genommen hatte, ging wirklich in die Forderungen der Ritterſchaft ein, beſtätigte ihre bisherigen Freiheiten und Rechte und ihre neue Verbindung, und ſcheint ſich überhaupt mit ihr in genaue Beziehung geſetzt zu haben: denn bei den Verſammlungen der Ritterſchaft, welche ſich in dieſen Zeiten ſehr häufig wiederholten, waren zugleich auch kaiſerliche Bevollmächtigte thätig. Die Ritterſchaft faßte nun die geeigneten Beſchlüſſe, um ihren Zweck, die vollkommene Sicherung ihrer Reichsunmittelbarkeit, durchzuführen: ſie errichtete eine Bundeskaſſe, in welche jedes Mitglied zehn vom Hundert ſeines Einkommens zahlen mußte, verpflichtete alle Mitglieder zu unbedingtem Gehorſam, ſelbſt ſolche, die in Dienſten von Fürſten ſtanden, erklärte ſolche, welche aus Armuth gezwungen würden, in fürſtliche Dienſte zu treten, aus gemeinſamen Mitteln zu unterſtützen, damit ſie ihre Unabhängigkeit bewahren könnten, und legte ein beſonderes Gewicht darauf, daß der Adel auch ſittlich wieder erſtarken müßte, weßhalb ſie eine Art Beaufſichtigung über das Privatleben ihrer Mitglieder einführte. Wurde auch nur der eine Zweck erreicht, die Behauptung der Reichsunmittelbarkeit der fränkiſchen, ſchwäbiſchen

---

*) Vergleiche über dieſe Verhältniſſe die aus archivaliſchen Urkunden geſchöpfte „Geſchichte der Reichsritterſchaft unter Kaiſer Ferdinand I. und Maximilian II." von J. J. Moſer in deſſen Beiträgen zu reichsritterſchaftlichen Sachen. 1775. Stück 1 und 2.

und rheiniſchen Ritterſchaft, ſo war damit ſchon außerordentlich viel gewonnen: denn dann war den Fürſten von Würtemberg, Baden, Pfalz, Mainz, Worms, Trier, Würzburg, Bamberg, Ansbach, der größte Theil des in ihren Ländern angeſeſſenen Adels entzogen, und dieſer dafür dem Kaiſer unterworfen. Aber die Ritterſchaft ging noch weiter: ſie gedachte ihren Verein über den Adel von ganz Deutſchland auszudehnen, den geſammten deutſchen Adel reichsunmittelbar zu machen: ſchon waren mit dem Adel in Baiern, Heſſen, Sachſen Verbindungen angeknüpft. Die Seele dieſer Beſtrebungen war der fränkiſche Ritter Wilhelm von Grumbach, ein äußerſt thatkräftiger, gewandter, aber auch unruhiger, gewaltthätiger und ehrgeiziger Edelmann. Er war mit dem Biſchof von Würzburg in Händel gerathen, hatte in Folge davon alle ſeine Güter verloren, ſuchte ſich dafür an ihm zu rächen: aber als er ihn durch ſeine Leute (1559) gefangen nehmen laſſen wollte, geſchah es, daß dieſe ihn erſchoſſen: dadurch wurden ſeine Angelegenheiten nur noch verwickelter. Er glaubte zuletzt nur durch eine allgemeine Bewegung auch wieder in den Beſitz ſeines Eigenthums zu kommen. Uebrigens nahm ſich ſeiner der Kaiſer Ferdinand an.

Dieſe Bewegung erſchien den deutſchen Fürſten ſehr bedenklich. Sie waren ſich bald klar darüber, daß ſie nur eine Fortſetzung des ſickingiſchen Handels ſei und hegten um ſo größere Beſorgniſſe, als ſie wußten, daß der Adel von Ferdinand ſelbſt unterſtützt werde. Die Fürſten von Würtemberg, Baiern, Kurpfalz, Zweibrücken, Heſſen, Baden hielten daher mehrfache Zuſammenkünfte und beſchloſſen einander gegenſeitig zu unterſtützen. Noch hofften ſie, daß der neue Kaiſer Maximilian eine ihnen mehr befreundete Richtung einſchlagen werde: ſie hatten in ſeinem Wahlvertrage die Beſtimmung aufgenommen, daß er alle ſorgſamen und gehäſſigen Bündniſſe des Adels und Anderer aufheben wolle.

Allein Maximilian erfüllte dieſe Hoffnungen der Fürſten nicht. Er befolgte ganz die Handlungsweiſe ſeines Vaters: ja er ging noch weiter. Nicht nur beſtätigte er alle bisherigen Freiheiten und Bündniſſe der Reichsritterſchaft, nicht nur verbot er den Fürſten dieſe zur Landſaſſerei zu bringen, ſondern er gab ihr auch ein merkwürdiges Vorrecht, in Folge deſſen die Reichsritterſchaft zu einem geſchloſſenen Körper, gleichſam zu einem ähnlichen Gebiete verwandelt wurde, wie die Gebiete der Fürſten. Er erklärte nämlich, daß alle Beſitzungen der Reichsritterſchaft für alle Zeiten ein Ganzes ausmachen ſollten: ſelbſt wenn etwa die eine oder die andere in die Hände eines Fürſten gerathe, ſo ſolle ſie dadurch dem ritterſchaftlichen Verbande nicht entzogen werden, und ebenſo zu den Zwecken der ritterſchaftlichen Verbindung beiſteuern, wie die andern. Dieſe Beſteuerung hatte den Zweck, von vornherein die Fürſten abzuhalten, die Güter der Ritterſchaft käuflich an ſich zu bringen, oder, wenn auch, dadurch wenigſtens die allgemeine Steuerkraft nicht ſchwächen zu laſſen.

Maximilian war alſo entſchloſſen, die Reichsunmittelbarkeit der fränkiſchen, ſchwäbiſchen, rheiniſchen Ritterſchaft aufrecht zu erhalten. Dagegen ging er in den andern Gedanken, nämlich den Adel der übrigen deutſchen Fürſtenthümer unmittelbar zu machen, nicht ein. Abgeſehen von allen anderen Gründen, welche ein ſolches Verfahren unräthlich erſcheinen ließen, konnte es der Kaiſer ſchon deßhalb nicht thun, weil ſich dieſer Gedanke an die Perſon des Ritters Wilhelm von Grumbach knüpfte, der gegen Ende des Jahres 1563 eine That begangen hatte, welche allgemeinen Unwillen erregte und die der Kaiſer ſchlechterdings beſtrafen mußte. Grumbach nämlich hatte mit einem Reiterhaufen von etwa 800 Mann die Stadt Würzburg überfallen, geplündert, das Domkapitel gebrandſchatzt und durch Drohungen zu einem Vertrage gezwungen, zufolge deſſen dem Ritter alle ſeine Güter wieder zurückgegeben werden mußten. Das war ein Landfriedensbruch von der erſchwerendſten Art. Der Kaiſer Ferdinand, welcher früher immer gut für Grumbach geſtimmt war, gerieth doch über dieſe Geſchichte in den wüthendſten Zorn: er verhängte Anfangs 1564 die Acht über Grumbach, und Maximilian II., der eine Ehre darein ſetzte, das Reich zu beruhigen, und geordnete Zuſtände zurückzuführen, fällte über dieſen rohen Ausbruch der Selbſthülfe kein milderes Urtheil. Grumbach, daran verzweifelnd, bei dem Kaiſer Verzeihung zu erwirken, folgte jetzt nur der Eingebung der Selbſtſucht. Er ſuchte und fand Schutz bei dem Herzog Johann Friedrich dem Mittleren von Sachſen, den er ſchon früher für ſeine Sache zu gewinnen gewußt hatte. Dieſen verſtrickte er jetzt ganz in ſeine Entwürfe: mit Hülfe einer allgemeinen Adelsempörung ſollte Johann Friedrich nicht nur den Kurhut und die Kurlande wieder erlangen, ſondern ſelbſt Kaiſer werden *). Der beſchränkte aber eigenſinnige und noch dazu auf ſeinen Vetter, den Kurfürſt Auguſt von Sachſen, wüthend aufgebrachte Fürſt, welcher in den Planen Grumbachs zugleich eine Befriedigung ſeiner eigenen Gelüſte erblickte, ließ ſich ganz von dem Ritter leiten, verwandte Geld, Zeit, Kräfte, kurz Alles, was ihm zu Gebote ſtand, auf die Durchführung dieſes Planes, und dadurch erhielt dieſer eben doch einige Bedeutung. Alle Abmahnungen von Seiten des Kaiſers, Grumbachs ſich zu entſchlagen, waren vergebens.

Maximilian brachte endlich die Sache vor den Reichstag von 1566. Hier wurde nun die Achtsvollziehung gegen Grumbach und Johann Friedrich verhängt, der Kurfürſt von Sachſen als Oberſt des oberſächſiſchen Kreiſes damit beauftragt. Ende des Jahres 1566 begann dieſer wirklich die Belagerung des Grimmenſteins und Gothas, wohin ſich Johann Friedrich zurückgezogen hatte. Grumbach wandte ſich jetzt an ſeine Freunde, namentlich an die Reichsritterſchaft. Aber auch Maximilian hatte dieſe bereits aufgefordert, dem Aechter keinen Vorſchub zu leiſten. Die Reichsritterſchaft konnte nicht lange im Zweifel ſein, welche Partei ſie ergreifen ſolle. Vom Kaiſer war ſie geſchützt, gefördert worden: ſie hatte gegen ihn durchaus nichts zu klagen: die Sache Grumbachs verſprach aber mit einem ſo wenig bedeutenden Haupte, wie Johann Friedrich, gar nichts. Früher hatte ſie ſich allerdings für Grumbach verwendet: als dies nichts half, und die Sache zur Entſcheidung kommen ſollte, trat ſie auf die Seite des Kaiſers und ſchlug Grumbach jederlei Hülfe ab. Nun war ſeine Sache verloren: von nirgendsher unterſtützt, nur auf die Kräfte des Herzogs und auf die einiger ſeiner Genoſſen beſchränkt, konnte er ſeinen Untergang

---

*) Zuerſt machte Grumbach allerdings auch jetzt noch den Verſuch, den Kaiſer Maximilian in ſeinen Plan mit hineinzuziehen: er ſandte ſeinen Freund David Baumgärtner an ihn: der ſollte die Aufhebung der Acht erwirken und zugleich dem Kaiſer den Plan der durch den Adel zu bewirkenden allgemeinen Umwälzung vorlegen: Zweck derſelben ſei, den Kaiſer zum wirklichen Herrn von Deutſchland zu machen. Aber das Haus Habsburg ſollte im Kaiſerthum mit dem Hauſe Sachſen abwechſeln. Vergl. Baumgärtners Inſtruktion in Stumpf Denkwürdigkeiten I. 17—39. Erſt, als Maximilian nicht darauf einging, trat er feindlich auch gegen den Kaiſer auf.

vorausſehen. Im April 1567 übergab ſich Gotha und der Grimmenſtein, in Folge einer unter der Beſatzung ausgebrochenen Meuterei, an den Kurfürſten Auguſt: Grumbach mit mehreren ſeiner Genoſſen wurden auf eine grauſenhafte Weiſe hingerichtet, der Herzog aber nach Wien gebracht, um dort ſein Leben in ewiger Gefangenſchaft zu verſchließen.

Mit dieſem Ausgange Grumbachs verſchwand nun auch der Gedanke einer allgemeinen Empörung des deutſchen Adels wider das Fürſtenthum. Dagegen erhielt ſich die fränkiſche, ſchwäbiſche und rheiniſche Ritterſchaft in ihrer Reichsunmittelbarkeit. Es kam ihr ſehr zu ſtatten, daß ſie an den grumbachiſchen Händeln ſich nicht betheiligt hatte: die Fürſten, froh, dem drohenden Sturme entgangen zu ſein, unternahmen weiter nichts gegen ſie: die Ritterſchaft aber blieb ſeitdem die treueſte Anhängerin des Kaiſers.

Die Ritterſchaft war aber nicht der einzige von den außerhalb des Fürſtenthums befindlichen unabhängigen Beſtandtheilen des Reichskörpers, über welchen Maximilian ſeinen ſchützenden Arm hielt: auch dem Reichsbürgerthum wandte er ſeine Aufmerkſamkeit zu. Wir haben bereits bemerkt, wie er ſich bemühte, die Hanſe wieder in Aufnahme zu bringen, die ehemalige Bedeutung ihres Handels herzuſtellen. Kein Reichstag vergeht, auf welchem er nicht irgend ein Geſetz zum Schutze und zur Förderung des deutſchen Handels in Vorſchlag gebracht und durchgeſetzt hätte. Aber auch in ihrem Verhältniſſe zum Reiche förderte er die Städte. Unter Karl V., erinnern wir uns, wurde ihre Wirkſamkeit am Reichstage bedeutend geſchmälert: Maximilian ſtellte ſie wieder her. Er nahm ſie überall in Schutz, wo er konnte, und wachte mit Sorgſamkeit darüber, daß keine Reichsſtadt in irgend ein abhängiges Verhältniß zu einem Fürſten komme. Unter den Einflüſſen dieſer Vorſorge ſehen wir nun die Städte eine nicht mindere Regſamkeit entfalten, wie den Adel. Sie halten regelmäßig jedes Jahr ihre Zuſammenkünfte: ja es wird nun eine Verbindung zwiſchen den ſüddeutſchen und Hanſeſtädten eingeleitet: ſie verſprechen ſich redlich zu unterſtützen gegen die Uebergriffe des Fürſtenthums, gegen ihre Anmaßungen mit Aufrichtung neuer Zölle und dergleichen: ſie beſchließen endlich regelmäßige Beſchickung der Reichstage, und zwar durch jede, auch die kleinſte Reichsſtadt: denn mit friſchem Eifer wollen ſie ſich nun der Reichsangelegenheiten annehmen. Sie erhalten ein neues Gefühl ihrer Bedeutſamkeit, und ſind entſchloſſen, das, was ſie aus dem Sturm der Zeiten gerettet, nicht untergehen zu laſſen. Sie erheben ſich bisweilen zu dem Gedanken einer Verſtändigung mit dem Adel. Sie ſind für die Reichsritterſchaft und ſuchen ihre Plane zu fördern, wohl wiſſend, daß Städte und Ritterſchaft einen gemeinſamen Feind am Fürſtenthum beſitzen.

Maximilian ſcheint aber zugleich deutlich gefühlt zu haben, daß das Bürgerthum ſeine Aufgabe nur löſen könne unter freien Verfaſſungen: er bewies ſich daher, ganz im Gegenſatze zu Karl V., als ein Begünſtiger der demokratiſchen Formen. Karl hatte zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges die demokratiſchen Verfaſſungen vieler Reichsſtädte eigenmächtig aufgehoben und ariſtokratiſche an ihre Stelle geſetzt. Schon Ferdinand I. hatte nun aber angefangen, die erſteren wieder herzuſtellen: in noch größerer Ausdehnung geſchah es unter Maximilian II. Ganz auffallend zeigte ſich deſſen Begünſtigung der demokratiſchen Formen bei Bremen. Hier war, wie wir oben erzählt, in Folge der religiöſen Streitigkeiten (1562) eine Umwälzung eingetreten: der ariſtokratiſch geſinnte Rath wich aus der Stadt, die demokratiſche Partei kam an das Ruder. Der ausgewichene Rath wußte nun die ariſtokratiſche Hanſe zu beſtimmen, die Stadt Bremen wegen der letzten Veränderungen aus der Hanſe zu ſtoßen und jeden Verkehr mit ihr abzubrechen. Die Sache kam zuletzt an den Kaiſer. Maximilian zwang zunächſt die Hanſe, alle gegen Bremen erlaſſenen feindſeligen Beſchlüſſe aufzuheben, die Stadt wieder in den Bund aufzunehmen, und vermittelte endlich den Streit zwiſchen dem ausgewichenen und dem wirklichen Rath in Bremen dahin, daß zwar der erſtere wieder in die Stadt zurückkehren durfte, jedoch mit Verzichtleiſtung auf ſeine ehemalige Würde: er mußte dem neuen (demokratiſchen) Rath den Eid der Treue leiſten und die inzwiſchen eingetretenen Veränderungen anerkennen (1568).

Aber auch landſäſſige Städte beſchützte Maximilian gegen die Vergewaltigungen des Fürſtenthums: ſo die Stadt Trier gegen ihren Erzbiſchof, Roſtock gegen die Herzoge von Mecklenburg; Hamburg, über welche die Herzoge von Holſtein die Landesherrlichkeit in Anſpruch nahmen, obſchon bereits Maximilian I. (1510) erklärt hatte, daß ſie von Alters her eine Reichsſtadt geweſen ſei, nahm er ebenfalls in ſeinen Schutz. Es ſind Spuren vorhanden, daß Maximilian II. auch den Landſtänden der einzelnen Gebiete ſeine Fürſorge gewidmet habe. Den baieriſchen beſtätigte er ihre Freiheiten, wie denen ſeiner eigenen Länder: die holſteiniſche und mecklenburgiſche Ritterſchaft war er geneigt, in gleiche Rangſtufe mit der ſchwäbiſchen und fränkiſchen zu ſetzen.

So bemerkt man überall das Beſtreben, die natürlichen Freunde des Kaiſerthums zu heben, zu unterſtützen, in ihnen neuerdings das Gefühl zu beleben, daß der Kaiſer ihr Oberhaupt, ihr Vertheidiger ſei, und auf dieſe Weiſe das Kaiſerthum neue Wurzeln in der Nation ſchlagen zu laſſen.

Auch in anderer Beziehung wurde dieſes Streben von Maximilian II. ſehr eifrig verfolgt. Er kannte die Gebrechen der öffentlichen Zuſtände im deutſchen Reiche ſo gut, wie keiner, und ſuchte ihnen, wie er konnte, abzuhelfen. Er ließ auf den Reichstagen Geſetze gegen den Wucher beſchließen, unter welchem beſonders die niederen Stände entſetzlich gelitten hatten: er wachte eifrig über der Erhaltung des Landfriedens, welcher namentlich durch das für auswärtige Mächte in Deutſchland geworbene Kriegsvolk geſtört ward. Gelang es ihm auch nicht, auf dem Reichstage den Beſchluß durchzuſetzen, daß ohne Willen des Kaiſers kein Deutſcher in fremde Kriegsdienſte treten dürfe, ſo erreichte er wenigſtens ſoviel, daß ihm zuerſt von beabſichtigten Werbungen Anzeige gemacht werden mußte. Sodann ließ er (1570) eine Kriegsordnung für Reiter und Landsknechte entwerfen, welche durch die Annahme des Reichstages allgemeine Gültigkeit erhielt: in ihr war ein beſonderes Gewicht auf ſtrenge Zucht, auf Verhütung jeder Ungehörigkeit, jeder Ausſchweifung gelegt; aber außerdem lag ihr der Gedanke zu Grunde, daß der Kaiſer der natürliche Oberherr aller deutſchen Kriegsſchaaren ſei. Es ſollte dies, wie es ſcheint, den Anfang zu einem Nationalheere machen.

Aber am bedeutendſten und erfolgreichſten war die Errichtung des Reichshofraths. Uebrigens war auch damit bereits Ferdinand I. vorangegangen. Als oberſtes Reichsgericht galt ſeit Maximilian I. das Kammergericht. Das war aber eine ſtändiſche Einrichtung: dieſe oberſte Gerichtsbehörde wurde größtentheils von den

Ständen beſetzt. Der Kaiſer ernannte nur den Richter und die Vorſitzenden nebſt einigen Beiſitzern. Gegen das Kammergericht lagen aber häufig Klagen vor: man tadelte die Langſamkeit des Verfahrens, Parteilichkeit, Unordnungen aller Art. Häufig blieben auch manche Stellen unbeſetzt. Nun fiel Ferdinand auf den Gedanken, ſeinem Hofrath, welcher eigentlich eine Verwaltungsbehörde war, und zwar ſowohl für die Angelegenheiten des Reichs, als der öſterreichiſchen Erbländer, die Befugniß zu ertheilen, regelmäßig — denn ausnahmsweiſe kam es früher ſchon vor — auch ſolche Streitſachen entſcheiden zu dürfen, die eigentlich vor das Kammergericht gehörten. Die Reichsſtände erhoben gegen dieſes Verfahren keinen Widerſpruch, weil es doch immer von den ſtreitenden Parteien abhing, ob ſie ihre Sache vor den Reichshofrath, oder vor das Kammergericht bringen wollten. Es war jedoch dieſe Einrichtung von einer außerordentlichen Bedeutung für die Hebung des kaiſerlichen Anſehens, beſonders ſeitdem Maximilian II. dem Reichshofrath eine neue Geſchäftsordnung gab und darüber wachte, daß er die bei ihm anhängigen Sachen raſch, unparteiiſch, ohne große Koſten erledigte. Durch alle dieſe Eigenſchaften unterſchied ſich der Reichshofrath ſehr vortheilhaft von dem Kammergericht. Bald wandten ſich die Parteien in großen Maſſen an den Reichshofrath, um dort ihre Streitigkeiten entſcheiden zu laſſen, und dieſer eröffnete daher einen ſehr gefährlichen Wettſtreit mit dem Kammergericht. Indem nun aber der Kaiſer auf dieſe Weiſe die höchſte Gerichtsbarkeit, wenigſtens mitwirkend, an ſich gebracht — denn er beſetzte ganz allein die Stellen des Reichshofraths — errang er eine Bedeutung, wie er ſie lange nicht mehr beſeſſen: er wurde weit mehr der Mittelpunkt des ganzen Reichskörpers, als z. B. im 15. Jahrhundert.

Darauf hin zielte überhaupt die ganze Thätigkeit Maximilians II., im Großen wie im Kleinen. Er war unermüdlich: nichts Wichtiges fiel im Reiche vor, um das er ſich nicht bekümmert hätte, wo er nicht eingeſchritten wäre. Er ſuchte das Gefühl der Gemeinſamkeit rege zu erhalten durch häufige Reichstage, die er immer ſelber beſuchte. Und hier war er der belebende Geiſt, der Anreger, der Führer. Maximilian verſtand es auch, etwas vorzuſtellen: nicht blos durch äußeren Prunk, obſchon, wenn es nöthig war, er es auch an dieſem nicht fehlen ließ, ſondern durch ſeine ganze Perſönlichkeit. Er war ſo recht das Bild eines Kaiſers aus früherer Zeit, der ſich um Alles ſelber kümmerte, überall hülfreich einſchritt, äußerſt thätig und arbeitſam, dabei voll Milde und Wohlwollen. Man kannte ſeine unbeſtechliche Gerechtigkeitsliebe, ſeine Leutſeligkeit. Alle Tage nach Tiſch hatte Jedermann Zutritt bei ihm, der Höchſte wie der Niederſte. Alle hörte er liebreich an, und antwortete Jedem in ſeiner Sprache: er ſprach das Deutſche, das Lateiniſche, das Italieniſche, das Spaniſche, das Franzöſiſche, das Ungariſche, das Böhmiſche gleich geläufig. Wo es möglich war, entſchied er raſch: nichts war ihm mehr zuwider, als ein ſchleppender Gerichtsgang: er trieb daher ſeine Gerichte zu ſchneller Erledigung der Geſchäfte an und wachte darüber, daß ſo viel wie möglich Ungerechtigkeit gegen ſeine Unterthanen verhütet wurde. Auch in anderer Fürſten Landen nahm er ſich der Unglücklichen an. Jenen Peucer, der wegen ſeiner kalviniſchen Glaubensanſicht von Kurfürſt Auguſt von Sachſen in Banden gehalten wurde, bat er ſich von ſeinem Landesherrn zum Leibarzt aus, um ihn dadurch zu befreien. Doch gab ihn der Kurfürſt nicht los. Bezeichnend für beide Fürſten ſind die Geſpräche, welche bei dieſer Gelegenheit zwiſchen ihnen gewechſelt wurden. Der Kurfürſt ſuchte die Vorliebe des Kaiſers für ſeinen Schützling dadurch zu erſchüttern, daß er ihm von einem Briefwechſel zwiſchen Peucer und Maximilians Leibarzt Krato von Kraftheim ſprach, in welchem ſich beide mißbilligend über Handlungen des Kaiſers ausgelaſſen hätten. Maximilian erwiederte: „Sie werden wohl Grund dazu haben, denn wir Fürſten handeln nicht immer ſo, wie wir ſollten."

Faſſen wir Alles zuſammen, ſo waren die zwanzig Jahre der Regierung Ferdinands und Maximilians von der äußerſten Wichtigkeit. Es gelang zwar nicht Alles, was ſie beabſichtigten: es gelang weder die religiöſe Entzweiung aufzuheben, noch eine großartige auswärtige Staatskunſt einzuſchlagen: auch im Innern konnten ſie nicht Alles durchſetzen, was ſie wünſchten; aber nichts deſto weniger war der Reichskörper, der nach Karls V. Niederlage auseinanderzufallen drohte, wieder zu einer feſteren Einheit verbunden, das kaiſerliche Anſehen war geſtiegen, es waren Einrichtungen getroffen, welche daſſelbe befeſtigen, erweitern konnten. Adel und Städte waren wieder in das rechte Verhältniß zum Kaiſerthrone geſetzt, die höchſte Gerichtsbarkeit ihm wenigſtens zugleich mit dem Kammergericht wieder zu Theil geworden, Ordnung, Ruhe und Stetigkeit der Verhältniſſe zurückgekehrt.

Es war im Allgemeinen das Beſtreben Ferdinands und Maximilians geweſen, das Beſtehende feſtzuhalten oder wieder zu beleben gegen die gleichmachenden Unterwerfungsgelüſte des Fürſtenthums. Hierin lag, wie die Dinge nun einmal ſtanden, zugleich die Erhaltung der Freiheit und des Kaiſerthums. Nachdem die Beſtrebungen der Reformationszeit, die beſtehenden Verhältniſſe aufzulöſen, umzuſtürzen, aber zu Gunſten der niedern Stände, des Volkes, vor der Fürſtengewalt erlegen waren, ſo galt es jetzt, die Fortſchritte der Fürſtengewalt dadurch einzudämmen, daß man wenigſtens diejenigen Ordnungen noch aufrecht erhielt, in denen ſich Freiheit und Unabhängigkeit ſowie unmittelbare Beziehung zum Reiche erhalten hatten. In der That zeichnet ſich eben dieſer Zeitabſchnitt dadurch aus, daß man ſich bemühte, die noch geretteten Freiheiten mit Aengſtlichkeit feſtzuhalten, ihr altes geſchichtliches Recht zu beweiſen und gegen Jederman zu vertheidigen. Es iſt in gewiſſem Sinne eine Gegenwirkung des altgermaniſchen Bewußtſeins gegen das römiſche Recht und gegen das aus ihm hergeleitete Uebergewicht der Staatsgewalt in den einzelnen Fürſtenthümern.

6. Rudolf II. Fortgang der katholiſchen Gegenreformationen.

Darin bewährt ſich die wahre Größe des Staatsmannes, daß ſeine Schöpfungen nicht mit ihm untergehen, ſondern lange nach ſeinem Tode noch fortdauern. Das Walten Ferdinands I. und Maximilians II. äußerte noch mehrere Jahrzehende hindurch eine heilſame Wirkung, trotzdem, daß die folgende Regierung nichts weniger, als eine fähige war. Die Beſtrebungen dieſer beiden Kaiſer, das Reich innerlich wieder zu einigen, zu ordnen, zu feſtigen, trugen ihre guten Früchte, und während faſt alle Länder ringsum von den größten innerlichen Unruhen durchzuckt waren, genoß das deutſche Reich eine verhältnißmäßige Ruhe: es wurde wenigſtens noch nicht an den Grundlagen der von jenen Kaiſern neu aufgerichteten Staatsordnung gerüttelt. Freilich hätten noch weit größere Erfolge erzielt werden können, wenn Maximilian im Reiche einen Nachfolger von ſeinem Geiſte, ſeinen Geſinnungen, ſeiner Richtung gehabt hätte. Leider war dies nicht der Fall.

Maximilian II. ſtarb im Jahre 1576. Schon das Jahr vorher hatte er ſeinen älteſten Sohn Rudolf von den Kurfürſten zu ſeinem Nachfolger erwählen laſſen. Nun war zwar dieſer Fürſt keineswegs ohne geiſtige Anlagen: namentlich hatte er von ſeinem Vater die Vorliebe für die Wiſſenſchaften geerbt: auch in der Staatskunſt hielt er ſich an manche Grundſätze ſeines Vaters mit lobenswerther Folgerichtigkeit, wie er denn namentlich die Reichsritterſchaft begünſtigte, und bisweilen die Landſtände in Schutz nahm gegen die Eingriffe der Landesherrn. Aber im Ganzen war ſeine Richtung doch weſentlich verſchieden von der Maximilians.

Rudolf II., deſſen Mutter eine Schweſter Philipps II. von Spanien war, hatte weit mehr von dieſer geerbt, als von ſeinem Vater. Auf den Antrieb ſeiner Mutter wurde er auch in früher Jugend nach Spanien geſendet, und am Hofe Philipps II. erzogen. Dort ſaugte er alle Grundſätze dieſes Königs ein. So theilte er in ſtaatlicher Hinſicht die Meinung Philipps II. von der Unumſchränktheit der fürſtlichen Gewalt. Die Willkür machte ſich in ſeiner Regierung nur zu ſehr bemerkbar, nicht nur in ſeinen Erblanden und in ſeiner unmittelbaren Umgebung, ſondern auch im Reiche. Es wurde dies um ſo unangenehmer vermerkt, als die Willkür keineswegs immer geübt ward, um etwas Gutes durchzuſetzen, ſondern gar zu häufig aus Laune, oder aus Parteilichkeit. So gab namentlich der Reichshofrath, der ſich unter Maximilian II. durch ſeine ſtrenge Rechtlichkeit und muſterhafte Geſchäftsordnung ausgezeichnet hatte, jetzt wegen der entgegengeſetzten Eigenſchaften zu den häufigſten Klagen Veranlaſſung. Sodann war Rudolf kein Freund des Bürgerthums. Er theilte in dieſer Beziehung die Anſicht Karls V. Er gerieth daher bald mit den Reichsſtädten in die äußerſten Zerwürfniſſe. Er betrachtete dieſen Beſtandtheil des Reichs als ihm unmittelbar unterworfen, mit dem er ſchalten könne, wie ihm beliebte, und ſprach ihm daher die Eigenſchaft eines ſelbſtſtändigen Reichsſtandes ab. Die Städte waren aber nicht geſonnen, ſich dies gefallen zu laſſen. Sie ſetzten ſich dem Kaiſer auf das Entſchiedenſte entgegen, und ſchon auf dem Reichstage von 1582 kam es zwiſchen ihnen und Rudolf zu den bitterſten Erörterungen. Sie weigerten ſich auch die Türkenſteuer zu bezahlen, ſo lange ihren Beſchwerden nicht vollkommen abgeholfen ſei. Von dieſer Zeit an löste ſich denn das freundliche Verhältniß zwiſchen Kaiſer und Städten, welches Maximilian hergeſtellt hatte, wieder auf: die Städte beobachteten das Verfahren des Kaiſers mit nicht minderem Mißtrauen und Eiferſucht, wie die Fürſten.

Rudolf war den Städten insbeſondere deßhalb abgeneigt, weil ſie ſich größtentheils zum Proteſtantismus bekannten. Denn am ſpaniſchen Hofe hatte er neben den eben erwähnten ſtaatlichen Grundſätzen eine ſtrengkatholiſche unduldſame Richtung in ſich aufgenommen. Er war ein Zögling der Jeſuiten und hielt es deßhalb für ſeine Pflicht, ſoviel wie möglich zur Herſtellung des katholiſchen Glaubens und zur Ausrottung der Ketzerei mitzuwirken: alſo auch in dieſer Beziehung das Widerſpiel ſeines Vaters. Unter ſeiner Regierung gewannen daher die katholiſchen Gegenreformationen eine immer größere Ausdehnung.

Er begann damit in ſeinen eigenen Landen. Im Jahre 1578 verordnete er, daß der proteſtantiſche Gottesdienſt in der Stadt Wien aufhören ſollte. Rechtlich war er allerdings nicht erlaubt: denn eigentlich war nur dem Adel Religionsfreiheit zugeſtanden, aber Maximilian II. duldete den proteſtantiſchen Gottesdienſt auch in den Städten. Rudolf, der den Wortlaut des Geſetzes für ſich hatte, hob nun zunächſt in Wien die öffentliche Ausübung des Proteſtantismus auf, dann begann er in den übrigen Städten in Oeſterreich unter der Ens mit den katholiſchen Gegenreformationen, trieb überall die proteſtantiſchen Prediger aus, ſetzte die proteſtantiſchen Räthe ab und katholiſche an ihre Stelle; hierauf verſuchte er dasſelbe auch ob der Ens: doch ſtieß er hier auf kräftigen Widerſtand. Ueberhaupt durfte er es noch nicht wagen, den Proteſtantismus vollkommen in ſeinen Landen aufzuheben, ſo ſehr er es wünſchte, da beinahe der geſammte Adel dem neuen Bekenntniß angehörte.

Aber er verſäumte nichts, um die Proteſtanten ſo viel wie möglich zu drücken.

Ebenſo machte er es im Reich. Wo er als Kaiſer unmittelbar entſcheiden zu dürfen glaubte, that er es überall zum Nachtheil des Proteſtantismus. Den Streit zwiſchen der Stadt Trier und ihrem Erzbiſchof, den Maximilian einſtweilen zum Vortheile jener geſchlichtet hatte, entſchied jetzt (1579) Rudolf zu Gunſten des Erzbiſchofs. Die Stadt, meiſtens proteſtantiſch, wurde dem Erzbiſchof vollkommen unterworfen, und dieſer führte ſofort in den nächſten Jahren (von 1581 bis 1584) die Gegenreformation ein, und zwar mit der größten Schonungsloſigkeit. In Aachen hatte es ſeit 1580 Unruhen gegeben: der proteſtantiſche Theil der Bürgerſchaft gewann die Oberhand, veränderte die Regierung, ſetzte einen neuen Stadtrath ein, die katholiſchen Räthe flohen aus der Stadt. Rudolf II. that ſofort dieſe Reichsſtadt in die Acht und beauftragte einige benachbarte Fürſten und die ſpaniſchen Generale in den Niederlanden mit der Vollziehung derſelben. Er konnte freilich damit nicht durchgreifen, denn die Aachener wehrten ſich tapfer und ſchlugen die Stürme der Belagerer ab. Allein er zeigte bei dieſer Gelegenheit nach verſchiedenen Seiten hin ſeine Geſinnungen, die keineswegs geeignet waren, ihm das Vertrauen der Stände zu erwerben. Denn eben dieſe aachen'ſche Geſchichte brachte die Städte gegen ihn auf, welche in Rudolfs Verfahren einen unerhörten Eingriff in ihre Rechte erblickten, und ſelbſt die proteſtantiſchen Fürſten wurden ſehr bedenklich, da er hier offenbar den augsburger Religionsfrieden verletzt hatte.

Seit dem Jahre 1582 häuften ſich die Klagen der proteſtantiſchen Stände über die Verletzung des Religionsfriedens von Seite der Katholiken. Und da die Letzteren mit ihren Erfolgen immer kühner, rückſichtsloſer und übermüthiger wurden, ſo wuchs die Erbitterung der Proteſtanten immer mehr. Sie wären wohl in der Lage geweſen, den Katholiken die Spitze zu bieten: doch bedurfte es dazu der Zuſammenſetzung aller ihrer Kräfte. Allein daran mangelte es. Seit 1580 wurde vielmehr die Spaltung zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Bekenntniſſen, dem lutheriſchen und dem kalviniſchen, immer größer, und ein Zuſammenwirken derſelben war jetzt weniger zu erwarten, wie jemals.

Nirgends zeigten ſich die traurigen Wirkungen dieſer Spaltung in einem ſchärferen Lichte, als bei den Unruhen, welche in Folge des Uebertritts des Erzbiſchofs von Köln, Gebhard Truchſeß von Waldburg, zum Proteſtantismus entſtanden. Es war dies freilich eine ziemlich unſaubere Geſchichte. Gebhard Truchſeß, ſeit 1577 Erzbiſchof von Köln, verliebte ſich in eine junge Dame, eine Gräfin von Mansfeld, wußte ſich ihre Gunſt zu verſchaffen, wurde nun aber von ihren Brüdern, welche die Schande der Schweſter nicht dulden wollten, gezwungen, ſie zu heirathen. Gebhard that es dann wirklich (1583), trat zum Proteſtantismus über, gab aber ſein Erzbisthum nicht auf, ſondern gedachte es beizubehalten, und den Proteſtantismus daſelbſt einzuführen. Dies wäre im Falle des Gelingens ein außerordentlicher Erfolg des Proteſtantismus geweſen: der hätte nun über vier Kurfürſtenthümer zu verfügen gehabt, und die Angelegenheiten des Reichs nahmen eine andere Wendung. Die Katholiken ſtrengten darum auch alle Kräfte an, um das Vorhaben Gebhards zu vereiteln. Der Papſt that Gebhard in den Bann und entſetzte ihn ſeines Kurfürſtenthums; das ſtreng katholiſche Domkapitel und die rheiniſchen Stände waren damit einverſtanden, ſie ſetzten Gebhard den entſchiedenſten Widerſtand entgegen. Vor Allem aber kam es jetzt darauf an, einen Mann ihm als Erzbiſchof entgegenzuſtellen, der mächtig genug war, um ſich wider ihn zu behaupten. Dieſen fand man in Ernſt, Bruder des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, welcher bereits Biſchof von Freiſingen, von Lüttich und von Hildesheim war. Sein Bruder ſtellte ihm Geld und Schaaren zur Verfügung: es konnte nicht lange zweifelhaft ſein, wohin ſich der Sieg neigen würde, wenn Gebhard nicht von auswärts Unterſtützung erhielt. Aber die Proteſtanten nahmen ſich der Sache faſt gar nicht an. Die weltlichen Kurfürſten richteten zwar einige Schreiben deßhalb an den Kaiſer, und Rudolf II. war diesmal zu Gunſten des katholiſchen Gegenerzbiſchofs weniger eifrig, als man ſonſt erwarten möchte, weil er auf das baieriſche Haus eiferſüchtig war, von dem er fürchtete, daß es ihn um die Kaiſerwürde bringen möchte *), allein ihre Schreiben nützten nichts, wenn ihnen keine Thaten folgten. Dieſe

---

*) Aretin, Geſchichte Maximilians I. von Baiern, I. S. 266.

unterblieben aber, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Gebhard, wie ſich allmählig herausſtellte, die kalviniſche Glaubensanſicht bekannte, nicht die lutheriſche. Für einen Kalviniſten war man aber nicht geſonnen, irgend etwas einzuſetzen. Der Kurfürſt von Sachſen war überdies noch ganz beſonders vom Herzog von Baiern bearbeitet worden: katholiſcher Seits hegte man damals ſogar die Hoffnung, ihn zur alten Kirche zu bekehren*). Unter allen deutſchen Fürſten war es zuletzt nur der Pfalzgraf Johann Kaſimir, welcher Gebhard unterſtützte: er zog ihm im Jahre 1583 mit einer Kriegsſchaar zu Hülfe. Allein auch er hielt nicht lange aus, denn in demſelben Jahre ſtarb ſein Bruder, Ludwig, der Kurfürſt von der Pfalz, und er eilte nach Hauſe, um die Verwaltung des Kurfürſtenthums für ſeinen unmündigen Neffen zu übernehmen. So erlag Gebhard im Jahr 1584 ſeinen Gegnern.

Die Wendung der Dinge in Köln war aber von dem größten Einfluſſe auf den Fortgang der katholiſchen Gegenreformationen. Denn nun drangen ſie auch gegen den Norden hin vor. Bald darauf nämlich wurden die Biſchofsſtühle von Osnabrück, Minden, Münſter erledigt. Es gelang der katholiſchen Partei, in dieſen drei Stiften die Wahl ſtrengkatholiſcher Prälaten durchzuſetzen. In Münſter wurde Ernſt ſelbſt gewählt. In allen drei Stiften wurde der Katholicismus wieder eingeführt. Zugleich beſtieg den biſchöflichen Stuhl in Paderborn ein ſtreng katholiſcher Fürſt, Theodor von Fürſtenberg, der hier eine ebenſo wirkſame gegenproteſtantiſche Thätigkeit entfaltete.

Nicht minder bedeutend waren die Gegenreformationen in Süddeutſchland. In den fränkiſchen Bisthümern, haben wir früher bemerkt, war der Proteſtantismus überwiegend. Biſchof Julius von Würzburg, begann (1584) als der erſte unter ſeinen Standesgenoſſen in ſeinem Sprengel ihn auszurotten. Die proteſtantiſchen Prediger wurden verjagt, die proteſtantiſchen Beamten abgeſetzt, die Unterthanen mußten entweder die Meſſe beſuchen und ſich überhaupt den katholiſchen Gebräuchen unterwerfen oder auswandern. Er verfuhr mit der größten Härte, aber er erreichte ſeinen Zweck. Angeregt von den Erfolgen des Biſchofs von Würzburg begann denn auch der von Bamberg mit den Gegenreformationen: es dauerte hier etwas länger, aber man kam zuletzt zu demſelben Ergebniß. Noch härter verfuhr der Erzbiſchof von Salzburg, Wolf Dietrich von Raitenau, der im Jahre 1588 die Gegenreformation in ſeinem Bisthum einführte. Wer ſich nicht zum Katholicismus bekennen wollte, wurde ausgetrieben: dies Schickſal traf die reichſten Bürger: den Erzbiſchof kümmerte es nichts: er war auch ſonſt gewaltthätig und ſetzte ſich über die Rechte der Stände wie des Kapitels hinweg.

---

*) Aretin, Geſchichte Maximilians I. von Baiern, I. S. 242.

Und ſo griffen die katholiſchen Gegenreformationen auch in den Reichsſtädten um ſich. Einige, wie Ueberlingen, Biberach, Pfullingen, Köln hatten ſich ohnedies von jeher zum Katholicismus gehalten: in Schwäbiſch-Gmünd begann aber jetzt der katholiſche Rath ebenſo wie die Fürſten und Biſchöfe den Proteſtantismus zu bedrücken. Selbſt in Augsburg, ſonſt eine ſo eifrig proteſtantiſche Stadt, erhielt der Katholicismus inſoferne das Uebergewicht, als der Rath vorzugsweiſe mit Katholiken beſetzt war. Es kam beſonders in den achtziger Jahren zu Reibungen und Unruhen: der Rath jagte einmal (1587) elf proteſtantiſche Prediger aus der Stadt, ohne daß er einen ernſtlichen Widerſtand gefunden hätte: denn er wurde vom Kaiſer unterſtützt.

Dadurch kam nun auch eine Spaltung in die Reichsſtädte. Die proteſtantiſchen — und dazu gehörten doch die wichtigſten, wie Ulm, Straßburg, Speier, Frankfurt, Nürnberg, Regensburg — betrachteten ſeitdem Augsburg mit Mißtrauen: ſie entnahmen der Stadt das Archiv der Reichsſtädte, welches bis dahin dort bewahrt worden war, und verlegten es nach Ulm. Augsburg fand ſich darüber gekränkt, beklagte ſich überhaupt, daß man die vom Rathe ausgetriebenen Proteſtanten in den Reichsſtädten aufnehme, beſchickte die Städtetage nicht mehr, und gab keine Beiträge weiter. Die Einmüthigkeit der reichsſtädtiſchen Staatskunſt, welche unter Maximilian II. ſo große Erfolge zu verſprechen ſchien, erhielt durch dieſe religiöſen Zwieſpälte einen gewaltigen Stoß.

Alle dieſe Gegenreformen wurden von den Katholiken mit der größten Härte durchgeſetzt. Die Proteſtanten mußten entweder ihre religiöſen Ueberzeugungen abſchwören oder in die Verbannung wandern. Die proteſtantiſchen Stände konnten nicht Worte genug finden, um dieſes Verfahren in ſeiner Abſcheulichkeit hinzuſtellen. Eigentlich aber hatten ſie Unrecht. Denn die katholiſchen Stände hatten den Wortlaut des augsburgiſchen Religionsfriedens auf ihrer Seite, wonach die Religion der Unterthanen ſich nach der des Landesherrn richten mußte; dann verfuhren die proteſtantiſchen Fürſten gegen die Katholiken in ihren Landen nicht anders: ſie duldeten hier eben auch keine andere Religion, als die ihrige. Dies wurde ihnen auch von den Jeſuiten, den Vorkämpfern auch in dem katholiſchen Schriftenthum, oft genug vorgeworfen: und der Vorwurf konnte nicht widerlegt werden. Aber freilich die Jeſuiten gingen noch weiter. Sie griffen auch die Gültigkeit des Religionsfriedens an. Sie ſagten, er ſei vom Papſt nicht beſtätigt worden, der Kaiſer habe überhaupt in kirchlichen Dingen gar nichts entſcheiden können, endlich ſei der Religionsfriede nur als ein vorläufiges Abkommen anzuſehen, welches durch die von der tridentiner Kirchenverſammlung zu Stande gebrachte Reform ſeine Endſchaft erreicht habe: Niemand ſei alſo ſchuldig, den Religionsfrieden zu halten.

Dieſe Anſchauungen griffen unter den Katholiken, bei welchen der Fanatismus durch die Thätigkeit der Jeſuiten beſtändig angefacht wurde, immer weiter um ſich. Selbſt der Kaiſer folgte ihnen, wo er es vermochte. Er benutzte ſeine kaiſerliche Macht, um in den Reichsordnungen dem Katholicismus das Uebergewicht zu verſchaffen. Am auffallendſten trat dies Beſtreben in ſeinen Beziehungen zum Kammergericht hervor. Dies Gericht, welches gleicher Weiſe von Proteſtanten und Katholiken beſetzt wurde, ſollte alljährlich von einer ſtändiſchen Bevollmächtigung unterſucht werden, um allenfallſigen Mängeln und Gebrechen abzuhelfen. Die mit der Unterſuchung beauftragten Stände wechſelten alle Jahre, ſo daß nach und nach alle Stände daran kamen. Nun traf es ſich im Jahre 1587, daß den Erzbiſchof von Magdeburg die Reihe getroffen hätte. Dieſen aber wollte der Kaiſer nicht anerkennen, da er Proteſtant und verheirathet war. Er hob alſo eigenmächtig die Unterſuchung des Kammergerichts auf, und ſeitdem hat keine mehr ſtattgefunden. Von nun an aber war der katholiſche Einfluß dort überwiegend, und der Kaiſer ſcheute ſich nicht, dem Kammergericht Befehle zu ertheilen, wozu er verfaſſungsmäßig gar kein Recht hatte, wie z. B. daß daſſelbe die Religionsſachen, nämlich Klagen der

Proteſtanten gegen Beeinträchtigungen von Seite der Katholiken, einſtellen, und die Entſcheidung ihm überlaſſen ſolle. Es fehlte nicht viel, ſo war nachgerade das Kammergericht in daſſelbe Verhältniß zum Kaiſer gekommen, wie der Reichshofrath, welcher außerdem auf dem Wege der Verordnung Beſchlüſſe erließ, die mit den Beſtimmungen der Reichsverfaſſung nicht in Einklang gebracht werden konnten.

So weit waren die Dinge bereits gekommen, als in dem letzten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts zwei Fürſten auftraten, welche die Wiederherſtellung des Katholicismus ſich zu ihrer Lebensaufgabe ſetzten, Zöglinge der Jeſuiten, ganz umſponnen von den fanatiſch-katholiſchen Anſchauungen derſelben, dabei aber höchſt thatkräftig und von ungewöhnlichen Geiſtesanlagen. Das war Ferdinand von Steyermark und Maximilian von Baiern. Der Vater des erſten war Karl, der Sohn Ferdinands I., welcher von dieſem Steyermark, Kärnthen und Krain als Antheil erhalten hatte *). Karl hatte den Proteſtanten in ſeinem Gebiete ſehr bedeutende Zugeſtändniſſe machen müſſen, ſuchte ſie jedoch ſeit 1584 wieder zurückzuziehen, doch ſtarb er über dieſen Beſtrebungen hinweg, und unter der vormundſchaftlichen Regierung — Ferdinand war erſt 1578 geboren — geriethen dieſe Gegenreformationen wieder ins Stocken. Als der junge Fürſt ſelber die Regierung ergriff, ſo war ſeine erſte Sorge, den Proteſtantismus auszurotten. Es war dies keine kleine Aufgabe. Denn der größte Theil der Einwohner bekannte ſich zu der neuen Lehre: Ferdinand erklärte jedoch, eher wolle er ſein Land aufgeben, ehe er in ihm die Ketzerei duldete. Im Jahr 1598 begann er die Gegenreformationen, mit aller Schonungsloſigkeit, die den religiöſen Fanatiker bezeichnet: die proteſtantiſchen Kirchen wurden niedergeriſſen, die Geiſtlichen verjagt oder gefangen geſetzt, die Einwohner entweder aus dem Lande getrieben, jedoch mit Hinterlaſſung des zehnten Pfennigs ihres Vermögens, oder gezwungen zum Katholicismus überzutreten. Die Stände ſetzten ihm zwar Widerſtand entgegen: er wurde niedergeſchlagen. Ferdinands Beſtrebungen waren von dem entſchiedenſten Erfolge begleitet.

Dadurch ermuthigt, dachte nun auch Rudolf II. an weitere

---

*) Siehe S. 342.

Maßregeln gegen den Proteſtantismus in ſeinen Landen: in Oeſterreich, in Ungarn, in Böhmen, überall ſuchte er die beſtehenden Rechte der Proteſtanten umzuſtoßen, oder ihnen eine andere Auslegung zu geben. In allen öſterreichiſchen Landen ſah ſich der Proteſtantismus auf das Bedenklichſte bedroht, wo er nicht ſchon vollkommen unterdrückt war.

Unter ſolchen Umſtänden war es natürlich, daß die Eiferſucht der proteſtantiſchen Fürſten von Jahr zu Jahr wuchs, nicht nur gegen die Katholiken überhaupt, ſondern insbeſondere auch gegen den Kaiſer. Sie beſorgten von ihm nicht nur die Unterdrückung des Proteſtantismus, ſondern auch ihrer ſtaatlichen Stellung. Sie gewöhnten ſich daran, in dem Hauſe Habsburg nur den willfährigen Diener der ſpaniſchen Staatskunſt zu ſehen: die Entwürfe Karls V., meinte man, ſeien fortwährend die des kaiſerlichen Hauſes. Und ſie hatten doch einiges Recht zu einer ſolchen Vermuthung, wenn ſie die Willkür, womit Rudolf II. das Reichsgerichtsweſen behandelte, ins Auge faßten. Widerſtand gegen den Kaiſer ſchien alſo ſchon die Selbſterhaltung zu gebieten. Nichts war daher natürlicher, als eine engere Vereinigung der proteſtantiſchen Fürſten. Auch wurde ſie ſeit lange erſtrebt: doch kam man nicht dazu, wegen des leidigen Zwieſpalts zwiſchen den Kalviniſten und Lutheranern. Nach dem Tode des ſtreng lutheriſchen Kurfürſten Auguſt von Sachſen (1586) ſchien es zwar einen Augenblick, als ob jener Gedanke ſich verwirklichen könne: denn deſſen Nachfolger Chriſtian I. neigte ſich zum Kalvinismus. Sofort ergriff der damalige Verwalter der Pfalz, Johann Kaſimir, mit Eifer dieſen Gedanken: ſchon war ein Bund im Werke zwiſchen den beiden kurfürſtlichen Häuſern: Johann Kaſimir hatte große Dinge vor; er wollte die Pfaffengaſſe entlang nach Weſtphalen einbrechen, von da nach Franken, Alles brandſchatzen oder verheeren, durch Vogtland nach Böhmen eindringen, den Kaiſer daraus verjagen und abſetzen*). Allein er ſtarb ſchon 1592 und kurz vorher Chriſtian I. von Sachſen.

---

*) Neuer kalviniſtiſcher Modell. Geſtellt durch Chriſtian Gottlieb von Friedberg. 1616. S. 66. Der Verfaſſer ſagt, daß man dieſe Entwürfe in dem kurſächſiſchen Archive gefunden habe, nach dem Tode Chriſtians I. Der Friedensbruch der Türken ſei mit dieſen Entwürfen in Zuſammenhang geſtanden.

Die Verwaltung des Kurfürſtenthums Sachſen übernahm nun aber, da der Sohn Chriſtians unmündig war, der ſtreng lutheriſche Friedrich Wilhelm, Herzog von Sachſen-Altenburg, der Alles wieder auf den alten Stand zurückführte. Ja, die Spannung zwiſchen Kurſachſen und der Pfalz, zwiſchen Lutheranern und Kalviniſten wurde jetzt noch größer, wie zuvor, und die Theologen beider proteſtantiſchen Bekenntniſſe bekämpften ſich fortan mit der größten Wuth.

Und dies war auch der Grund, warum von Seite der Proteſtanten die ſchwierige Lage, worein der Kaiſer ſeit 1592 gerathen war, nicht beſſer benutzt wurde. In dieſem Jahre nämlich brachen die Türken den Frieden und erhoben den Krieg gegen Oeſterreich, der faſt ununterbrochen bis 1606 fortgeführt wurde. Rudolf war nicht im Stande, dem Feinde aus eigenen Mitteln zu widerſtehen, zumal da er ein äußerſt ſchlechter Haushalter war. Er wandte ſich alſo ans Reich. Auf den Reichstagen bildete fortan die Türkenhülfe den vorzüglichſten Gegenſtand der Verhandlungen. Die proteſtantiſchen Stände aber waren am reichſten, da die katholiſchen durch die Gegenreformationen ihre Gebiete entvölkert und in der Regel die reichſten und thätigſten Einwohner ausgetrieben hatten. Wie nahe lag es nun, daß die Proteſtanten an ihre Hülfe wenigſtens die Bedingung knüpften, daß ihren Beſchwerden abgeholfen würde. Auch verfehlten ſie nicht, dieſelben vorzubringen. Daß ſie aber keine Erfolge hatten, lag einmal an jenem Zwieſpalt zwiſchen Kalviniſten und Lutheranern, der es zu keiner Einmüthigkeit kommen ließ, dann aber auch an der Thätigkeit des zweiten jener oben erwähnten eifrig katholiſchen Fürſten, des Herzogs Maximilian von Baiern.

Dieſer Fürſt, mit Ferdinand von Steyermark in Ingolſtadt, der berühmteſten Pflanzſtadt des Jeſuitismus, von den Vätern der Geſellſchaft erzogen, ebenſo eifrig wie Ferdinand für den katholiſchen Glauben und für die Ausrottung der Ketzerei, leitete ſeit 1595 die baieriſche Staatskunſt. Er war für die katholiſche Partei eine um ſo bedeutendere Stütze, als er nicht gewöhnliche Anlagen beſaß und als Staatsmann die meiſten ſeiner Standesgenoſſen übertraf. Er brachte den baieriſchen Staat, den ſein Vater ſchrecklich verſchuldet hinterlaſſen hatte, durch weiſe Sparſamkeit wieder empor, ſuchte die

Kräfte des Landes nach allen Seiten hin zu heben, und war daher — für die damalige Zeit ein großer Vorzug — immer bei Kaſſe. Dieſer unterſtützte, wo er konnte, die kaiſerliche Staatskunſt, ſofern ſie katholiſch war, brachte in die katholiſchen Stände an den Reichstagen Einheit und Zuſammenhang, ſchürte dagegen den Zwieſpalt unter den Proteſtanten, indem er Kurſachſen durch kluge Freundlichkeit auf ſeine und des Kaiſers Seite zu bringen wußte, und ſo bewirkte vorzugsweiſe ſein Einfluß das Durchgehen der kaiſerlichen Wünſche, insbeſondere der Türkenhülfe.

So geſchah es, daß auf den Reichstagen die katholiſche Anſicht überwog und die Proteſtanten überſtimmt wurden. Wenn man die Kräfte der Gebiete, die Einwohnerzahl berechnete, ſo waren die Proteſtanten gegen die Katholiken damals offenbar noch im Vortheil, trotz der katholiſchen Gegenreformationen. Aber auf den Reichstagen wurde nicht darauf Rückſicht gewonnen, ſondern man zählte nur die Stimmen. Die katholiſchen Reichsſtände machten aber ſchon deßhalb die größere Anzahl aus, weil eine Menge von Biſchöfen, Aebten u. ſ. w. dazu gerechnet wurden, welche nicht verſäumten, regelmäßig die Reichstage zu beſuchen, um der katholiſchen Partei das Uebergewicht zu verſchaffen. Dieſes Verhältniß erſchien nun freilich den proteſtantiſchen Fürſten ſehr bedrohlich: es kam der Gedanke bei ihnen auf, ſich den Mehrheitsbeſchlüſſen nicht mehr zu unterwerfen. Doch war auch ein ſolcher Schritt nicht mit Erfolg durchzuführen, ohne eine engere Vereinigung, zu welcher man es demohngeachtet nicht bringen konnte.

So durfte es Rudolf II. wagen, immer entſchiedener mit ſeinen Maßregeln gegen die Proteſtanten voranzugehen. Im Jahr 1593 nahm er noch einmal die achenſche Sache vor, that die Stadt in die Acht, wenn ſie den alten katholiſchen Rath nicht wieder einſetzte, und beauftragte endlich 1598 die benachbarten Fürſten, unter andern den Herzog von Jülich und den Erzbiſchof Ernſt von Köln mit der Vollziehung derſelben. Der katholiſche Rath wurde in der That wieder eingeſetzt.

Aber weit bedenklicher war der Vorgang mit Donauwerth im Jahr 1605. Dieſe Reichsſtadt war proteſtantiſch: nur ein Kloſter, zum heiligen Kreuz, war katholiſch geblieben. Mit dieſem war aber die Stadt ſchon vor mehreren Jahrzehenden übereingekommen, daß ſie zwar das Kloſter dulden würde, nur dürfte die Religionsübung nicht öffentlich geſchehen: die Aufzüge bei Hauptfeſten dürften nur durch eine kleine enge Gaſſe, ohne Fahne, ohne alles Aufſehen ſtattfinden. Im Jahre 1605 aber ſetzte ſich der neue eifrig katholiſche Abt über dieſe Uebereinkunft hinweg; er zog mit fliegenden Fahnen in großem Gepränge durch die Stadt. Der Rath verwies ihm ein ſolches Beginnen: es war vergebens. Darüber kam es zu einem Auflauf der Bürgerſchaft: die Mönche wurden mißhandelt, der Aufzug geſtört. Nun entbot der Reichshofrath im Namen des Kaiſers den Stadtrath zu ſich, um zu hören, daß er die Acht verwirkt habe, und unterſagte jede fernere Störung der katholiſchen Religionsübung auf das Strengſte. Der Abt unternahm jetzt weitere Aufzüge: es erfolgte ein neuer noch heftigerer Auflauf von Seite der Bürgerſchaft. Darauf beauftragte der Kaiſer den Herzog Maximilian von Baiern mit dem Schutze der Katholiken in Donauwerth, und da ſich gerade in Folge davon die Unruhen vermehrten, ſo ſprach der Kaiſer, insbeſondere auf Antrieb Maximilians, wirklich die Reichsacht über Donauwerth aus und beauftragte den Herzog von Baiern mit der Vollziehung derſelben. Maximilian nahm im December 1607 die Stadt mit Waffengewalt ein, verhaftete die Rädelsführer, ſoweit er derſelben habhaft werden konnte, zog das Vermögen der Entflohenen ein, hob den proteſtantiſchen Gottesdienſt auf, verbot den Einwohnern ſogar, in den benachbarten Orten proteſtantiſche Prediger zu hören, ſchickte dagegen Jeſuiten nach Donauwerth, um die Einwohner zum katholiſchen Glauben zu bekehren, hielt die Stadt fortwährend mit bewaffneter Macht beſetzt, und machte Miene, dieſelbe ſeinem Gebiete vollkommen einzuverleiben. In der That erreichte er beim Kaiſer (1609) ſo viel, daß ſie ihm als Pfandſchaft überlaſſen wurde. Und nun verfuhr er dort mit der größten Willkür, veränderte die ſtädtiſchen Einrichtungen nach ſeinem Belieben, behandelte die Einwohner mit der äußerſten Strenge und traf ſchließlich Anordnungen, um den Proteſtantismus gänzlich daſelbſt auszurotten und den alleinſeligmachenden Glauben dafür aufzurichten.

Dieſer letzte Vorgang bildet einen bedeutſamen Wendepunkt in unſerer Geſchichte. Er war die Veranlaſſung zu Ereigniſſen, welche die größte Zerrüttung des Vaterlandes herbeiführten. Ehe wir aber zur Darſtellung derſelben übergehen, wollen wir zuerſt einen Blick auf die geiſtigen, ſittlichen und ſtaatlichen Zuſtände der Nation werfen, wie ſie ſich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entwickelt hatten.

7. Wirkungen der religiöſen Verhältniſſe auf Wiſſenſchaft, Staat und Leben.

Aus dem Bisherigen wird klar geworden ſein, wie das ganze Leben des Volks von dem Kampfe, der ſich auf dem religiöſen und kirchlichen Gebiete entſponnen hatte, beherrſcht ward. Der Einfluß, welchen dieſer Kampf auf die deutſche Bildung übte, war aber um ſo unglückſeliger, als nachgerade aus der Religion beider Parteien alle edleren freieren Richtungen verſchwunden waren und ein ſtarrer Lehrbegriff Platz gegriffen hatte, welcher alle Liebe ausſchloß und die geringſte Abweichung von dem als gültig angenommenen Glauben auf das Grauſamſte beſtrafte. Eine furchtbare Barbarei im Leben, wie faſt in jedem Zweige des Wiſſens war die Folge davon. In der Theologie war wieder ein Scholaſticismus eingeriſſen, welcher die Abgeſchmacktheit des mittelalterlichen wo möglich noch überbot. Man wandte allen Scharfſinn an, um Fragen zu entſcheiden, die an und für ſich höchſt gleichgültig waren, deren Beantwortung für die wahre Religion auch nicht das Geringſte austrug.*) Und wagte ſich die Theologie an Gegenſtände von bedeutenderem Inhalt, ſo wurde eine unbefangene Forſchung von vornherein unmöglich gemacht durch den unduldſamſten Ketzereifer, durch die Forderung, ſich dem kirchlichen Lehrbegriff unbedingt zu unterwerfen.

In dieſer Richtung ging alle Geiſtesthätigkeit auf. Die volksthümliche ſowohl als auch die humaniſtiſche Richtung, die in der

---

*) Auf einem Religionsgeſpräch zu Regensburg 1601 zwiſchen katholiſchen und lutheriſchen Theologen ſtritten dieſe ſich unter Anderem darüber, ob der Hund, der dem Tobias nachgelaufen, mit dem Schwanze gewedelt habe oder nicht? Die Katholiken gaben das Wedeln für einen Glaubensartikel aus, die Proteſtanten beſtritten es.

Reformationszeit ſo bedeutende Rollen geſpielt, mußten vor ihr in den Schatten treten.

Was die erſte betrifft, ſo ging die volksthümliche Dichtung mit raſchen Schritten ihrem Verfalle entgegen. Die Theologie bekämpfte das weltliche Volkslied als unſittlich: ſie duldete nur das Kirchenlied; was noch von dichteriſcher Kraft im Volke vorhanden war, durfte ſich alſo nur hier verſuchen. Aber hier mußte die dichteriſche Kraft nachgerade verſiechen. Als die erſten Zeiten der reformatoriſchen Begeiſterung vorüber waren, wurden in das Kirchenlied alle die unerquicklichen theologiſchen Streitigkeiten zwiſchen Lutheranern, Kalviniſten und anderen proteſtantiſchen Sekten aufgenommen: ein ſolcher Inhalt widerſtrebt aber jeder Dichtung. In der That liefert das Kirchenlied jener Zeit einen nicht unbedeutenden Beitrag zu der einreißenden Barbarei.

Ein ähnliches Schickſal, wie die volksthümliche Dichtung, hatte der Humanismus. Er war, wie wir früher nachgewieſen, in ſo ferne mit jener verwandt, als er ſich ebenfalls in unmittelbare Beziehung zum Leben geſetzt, ſelbſt mit Geſchichte gemacht hatte. Eine unſerer großartigſten Geſtalten, Hutten, iſt aus ihm hervorgegangen. Dieſe revolutionäre Richtung des Humanismus verſchwindet allerdings ſchon mit dem Tode Huttens. Es blieb aber noch eine andere verwandte Richtung übrig, wie ſie in Erasmus vertreten iſt, welche auf dem Wege der Ueberzeugung, ſtiller Wirkſamkeit eine geiſtige Umbildung bewerkſtelligen wollte, immerhin aber die allgemeinen Verhältniſſe, das ganze Leben der Nation ins Auge faßte. Indeſſen auch dieſe Richtung verliert bereits mit dem Tode des Erasmus ihre Bedeutſamkeit: der Tod dieſes Gelehrten erfolgte gleichzeitig mit dem Siege des Lutherthums über die humaniſtiſch-zwingliſche Richtung in der Wittenberger Konkordie. Einzelne Gelehrte, welche dieſer Richtung angehörten, lebten zwar noch: aber ihre Wirkſamkeit war ſehr untergeordnet, da die Theologie Alles beherrſchte, und die Feindſeligkeit derſelben gegen den Humanismus, den ſie des Heidenthums bezüchtigte, von Jahr zu Jahr ſtärker hervortrat. Zwar bildet ſich hin und wieder ein neuer Mittelpunkt für die humaniſtiſchen Studien, wie in Heidelberg unter dem Kurfürſten Otto Heinrich, in Baſel, wo Erasmus Andenken noch nachwirkt, in Königsberg, wo Sabinus den Humanismus wieder in

Aufnahme bringen wollte, in Wien unter Maximilian II.; doch waren dieſe Erſcheinungen vorübergehend. Ohnedies ſtarben drei der bedeutendſten Vertreter dieſer Richtung im Jahre 1560 hinweg, Melanchthon in Wittenberg, Lotichius in Heidelberg, Sabinus in Königsberg. Joachim Camerarius, ein Schüler Melanchthons, als der erſte Humaniſt Deutſchlands geprieſen, folgte zwar erſt im Jahre 1574; aber ſeine Briefe ſind ein Zeugniß dafür, wie es mit den humaniſtiſchen Wiſſenſchaften immer weiter abwärts geht. Sie verloren ihren allgemein bildenden Charakter: ſie zogen ſich in den engen Kreis der Schule zurück, beſchränkten ſich auf die Grammatik, auf bloßes Gedächtnißwerk, wurden pedantiſch. Erſcheint dazwiſchen einmal Einer, wie Nikodemus Friſchlin, der wieder den friſchen Geiſt des Alterthums in ſich aufgenommen, der dem Leben ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet, ſo ſteht er wie ein wildfremder Menſch in der ihn umgebenden Welt, und der Ausgang eben dieſes Mannes — als Gefangener auf dem Hohenasperg — zeigt, wie wenig es einem Gelehrten gerathen war, ſich in andere Sachen, als in bloße Schulangelegenheiten, zu miſchen.

Mit der Geſchichte iſt es nicht anders. Auf der Bahn, welche Sebaſtian Franck eröffnet hatte, wurde nicht fortgegangen. An eine geiſtige Durchdringung des geſchichtlichen Stoffs, an eine klare, lichtvolle Darſtellung, an unparteiiſche Kritik iſt nicht mehr zu denken. Dies Alles wurde von der vorherrſchenden beſchränkten theologiſchen Richtung unmöglich gemacht. Das einzig Verdienſtliche, was in dieſer Wiſſenſchaft geleiſtet wurde, ſind die Sammlungen der Quellen der deutſchen Geſchichte, welche nun einzelne Gelehrte veranſtalteten, wie Johann Piſtorius (1544—1607), Juſtus Reuber (1542—1607), Marquard Freher (1565—1614), Lindenbrog, Vater und Sohn (1540—1616 und 1573—1648), Melchior Goldaſt (1576—1635), Simon Schard (1574), Chriſtian Urſtiſius (1585), Friedrich Hortleder (1617), und viele andere. Die Zeitgeſchichte wurde in einzelnen fliegenden Blättern, ſpäter in den halbjährig erſcheinenden „Relationen" niedergelegt, die ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Frankfurt am Main herauskamen und die Stelle unſerer Zeitungen vertraten. Natürlich findet man hier nur Thatſachen, chro-

---

*) Siehe S. 255.

nikenartig an einander gereiht, nicht den inneren Zuſammenhang der Begebenheiten, die wahren Beweggründe der handelnden Perſonen, die diplomatiſchen Umtriebe. Doch ſind ſie immerhin wichtig für den Stand der geiſtigen Bildung der damaligen Zeit.

Vielleicht einen noch größeren Rückſchritt machten die Naturwiſſenſchaften. Es kennzeichnet den Umſchwung auf dieſem Gebiete, daß die Entdeckung des Kopernikus ſo wenig Anhänger fand, und daß es noch mehr als ein halbes Jahrhundert bedurfte, bis ſie durchbrechen konnte, und auch dann nicht ohne Gefahr. Nichts war natürlicher als dieſe Erſcheinung. Stand doch das kopernikaniſche Syſtem im ſchroffſten Widerſpruch mit dem bisherigen Glauben der Kirche, mit der Weltanſicht der Bibel. Daher wurde es insbeſondere auch von den proteſtantiſchen Theologen bekämpft und ſelbſt Melanchthon nahm keinen Anſtand, Kopernikus für einen Narren zu erklären, den man ins Irrenhaus ſtecken ſolle. Dagegen wurde die Sterndeuterei und die Alchemie wieder hervorgeſucht und mit dem lebhafteſten Eifer betrieben. Es gab nicht leicht einen fürſtlichen Hof, an welchem nicht ein Aſtrolog angeſtellt war und ein Alchemiſt ſein Weſen trieb. Allgemein war die Sucht, aus unedeln Metallen Gold zu machen; daß dies eine Menge von Betrügern benutzte, um ſich zu bereichern, war natürlich. Freilich wurde in der Regel doch der Betrug entdeckt und mit dergleichen Alchemiſten von Seite der Fürſten nicht ſelten auf eine grauſame Weiſe umgegangen. Und doch reichten dergleichen Erfahrungen nicht hin, um den Glauben an die Goldmacherkunſt zu erſchüttern: die Betrogenen meinten nur, daß der Alchemiſt ihnen aus böswilliger Abſicht das Ergebniß ſeiner Kunſt vorenthalte. Merkwürdig, daß dieſe Auswüchſe der Naturwiſſenſchaft gerade die Schriften des Mannes beförderten, der am meiſten dagegen geeifert, des Theophraſtus Paracelſus. Man ſchrieb ihm eine Menge von Werken zu, alchemiſtiſchen, aſtrologiſchen und andern abergläubiſchen Inhalts, die er unmöglich verfaßt haben konnte, die aber doch großentheils in die am Ende des 16. Jahrhunderts veranſtaltete Ausgabe ſeiner Schriften ihren Weg fanden und von der leichtgläubigen Mitwelt als die ächten Erzeugniſſe der paracelſiſchen Muſe hingenommen wurden.

Mit dieſem Rückſchritt in den Naturwiſſenſchaften und in der Theologie hing nun der fabelhafteſte Wunderglaube zuſammen. Man ſieht am Himmel alle Augenblicke die ſonderbarſten Erſcheinungen: blutige Sonnen und Monde, Kreuze, ſtreitende Heere, förmliche Aufzüge und dergleichen. Sorgfältig werden die Nachrichten davon in den Flugblättern der damaligen Zeit niedergelegt, und kein Menſch denkt daran, ſie zu bezweifeln. Mißgeburten von den wunderlichſten Formen, in deren Erfindung die Einbildungskraft die äußerſte Grenze des Möglichen überſchritten zu haben ſcheint, werden in unzähliger Menge mitgetheilt. Und ſo glaubte vielleicht keine Zeit ernſtlicher an den perſönlichen Teufel und an ſeinen Einfluß auf die Menſchen, wie die damalige. Auch in dieſem Punkte waren die Theologen die Eifrigſten. Das Daſein des perſönlichen Teufels war ihnen ein ebenſo wichtiger Glaubensſatz, wie das Daſein Gottes, und wer an erſteren nicht glaubte, war ihnen kein geringerer Ketzer, als wer das Daſein Gottes bezweifelte. Es war natürlich: da ſie aus der Theologie die Vernunft verbannt hatten und den prüfenden Verſtand, ſo war jedem Unſinn Thür und Thor geöffnet, beſonders wenn er ſich, wie die Lehre vom Teufel, auf das jüdiſche und chriſtliche Alterthum ſtützen konnte. Dieſe Lehre wurde aber gerade jetzt auf die phantaſtiſchſte Weiſe ausgebildet, und es entwickelte ſich eine förmliche teufliſche Mythologie. Die Einbildungskraft, die ſich nicht mehr in den heiteren Spielen der Dichtung verſuchen durfte, wandte ſich nun auf die Ausmalung des teufliſchen Reiches; aber die Gebilde, welche ſie ſchuf, trugen den Stempel der Barbarei, der Roheit und Grauſamkeit. Was ſich etwa aus den Beſtandtheilen altdeutſcher Götterlehre in dem Teufelsglauben erhalten haben mochte, wurde jetzt mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt durch die fanatiſche, poeſieloſe theologiſche Richtung der damaligen Zeit. Der Teufel erſcheint nach dieſen Vorſtellungen als eine bedeutende Macht, welche ſogar mit Gott um die Herrſchaft über die Welt ſtreitet. Er hat einen förmlichen Hofſtaat um ſich, eine Menge von höheren und niederen böſen Geiſtern, die er ausſendet, um die Menſchen zu verführen oder zu quälen. Er ſelbſt tritt aber am häufigſten auf, und zwar unter den verſchiedenſten Geſtalten; doch fehlt ihm ſelten das eigenthümliche Zeichen, der Pferdefuß. Er ſucht die Menſchen durch Vorſpiegelungen aller Art, namentlich durch das Verſprechen, ihnen Reichthümer und ſinnliche Genüſſe zu verſchaffen, für ſich zu gewinnen. Sie müſſen ſich ihm dann mit ihrem eigenen Blute verſchreiben. Beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte hat er eine Menge von Anhängern. Dieſe, die Hexen, die dadurch ſich dem Teufel ergeben, daß ſie mit ihm Unzucht treiben, erhalten durch die Verbindung mit ihm die Macht, ihren Nebenmenſchen auf alle Weiſe zu ſchaden, ihnen Krankheiten anzuhängen, das Vieh fallen zu machen, die Saaten zu verderben, Gewitter heraufzubeſchwören und dergleichen. Sie können ſich auch in allerlei Thiere verwandeln, meiſtens in Katzen und Wölfe. An gewiſſen Tagen fahren ſie auf einem Beſen reitend zum Schornſtein hinaus, um den nächtlichen Feſten des Teufels beizuwohnen. Der Teufel ſitzt dann in Bocksgeſtalt mit ſchwarzem menſchlichen Geſicht an einem ſteinernen Tiſch oder auf einem hohen Stuhl; alle müſſen zu ihm treten, um ihm durch Knieen und Küſſen (des Afters) die Ehrfurcht zu bezeugen; dann wird gegeſſen, aber ohne Salz und Brod, und getrunken aus Kuhklauen und Roßköpfen. Nach der Mahlzeit wird getanzt. Merkwürdig iſt, daß dieſe Feſte den Theilnehmern kein Vergnügen gewähren. Sehr natürlich: denn mitunter verzehren ſie Kröten und Schlangen. Der Teufel ſelbſt erſcheint meiſtens als hart, der die Hexen ſchlägt, wenn ſie nicht genug Unthaten vollbracht haben. — Noch erfindungsreicher iſt die Einbildungskraſt in der Ausmalung der Hölle, in welche die böſen Menſchen nach dieſem Leben kommen, und der ewigen Strafen, welche ihrer dort warten. Die furchtbarſten Martern müſſen ſie hier erleiden und zwar ohne Ausſicht auf ein Ende. Nichts bezeichnet ſo ſehr die barbariſche Theologie der damaligen Zeit, als die Grauſamkeit, mit welcher der Gott des Chriſtenthums in der Hölle die Sünden der Menſchen beſtrafen läßt.

Unter ſolchen Umſtänden war an eine Nationalliteratur nicht zu denken. Die gegenſeitige Durchdringung des Humanismus und der Volksthümlichkeit, welche in andern Ländern Europa's gerade um jene Zeit Nationalliteraturen hervorgebracht, und welche, wie wir geſehen, auch in Deutſchland angeſtrebt wurde, im Reformationszeitalter und noch ſpäter von Hans Sachs, wurde völlig unterbrochen durch die unglückſelige Entwickelung, welche der öffentliche Geiſt in Deutſchland genommen hatte. Der Humanismus, welcher immer bildend, anregend, das Schöne fördernd einzuwirken pflegt, mußte einer zelotiſchen, barbariſch geſinnten Prieſterſchaft das Feld räumen, welche keine höheren Intereſſen kannte, als die Herrſchaft ihrer Glaubensſätze. Ein lebhafter Kampf auf dem Gebiete des Geiſtes, der Religion, des Staates pflegt ſonſt von keinen ſchlechten Wirkungen auf die Literatur begleitet zu ſein; aber es muß ſich dann um das höchſte Gut, um die Freiheit oder um das Vaterland, handeln. Darum handelte es ſich aber bei den theologiſchen Kämpfen in Deutſchland ſeit langer Zeit nicht mehr. Dieſe waren im Gegentheile vollkommen geeignet, nicht nur die wahre Religioſität, ſondern jedes höhere Intereſſe, jeden Geſchmack, jederlei tiefere Bildung zu vernichten. Der vaterländiſche Sinn ward unter dem heilloſen Gezänke der Theologen ebenfalls unterdrückt, das Ausland gewann immer größeren Einfluß, wie man aus der Verunſtaltung der deutſchen Sprache durch die jetzt immer mehr ſich verbreitende Aufnahme von Fremdwörtern erſieht. Und ſo ſank unſere Nationalliteratur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr. Nur einige Ausnahmen ſind zu nennen, wie z. B. Fiſchart.*) Und auch er iſt von den Auswüchſen der Zeit, von dem unglückſeligen theologiſchen Gezänke, von religiöſer Beſchränktheit nicht frei zu ſprechen. Bezeichnend für das Zeitalter iſt die Ausbildung der Fauſtſage, welche zum erſtenmale im Jahr 1587 gedruckt erſchien.**) Der Held der Sage iſt der ſchon früher erwähnte Zauberer Johann Fauſt, welcher, nicht zufrieden mit der Kirchenlehre, den eigentlichen Zuſammenhang der Dinge ergründen möchte und zu dieſem Ende einen Bund mit dem Teufel ſchließt. Es ſind in dieſe Sage eine Menge von volksthümlichen Schwänken und Späſſen und all' die Geſchichten aufgenommen, welche von früheren Zauberern erzählt werden; der Grundgedanke aber, der durch das Fauſtbuch hindurchgeht, iſt die Verwerflichkeit des Wiſſensdranges, des Strebens nach Wahrheit auf einem andern Wege, als auf dem der Kirche. Darum wird dieſes Streben in die engſte Verbindung gebracht mit den unſittlichen Ausſchweifungen des Helden, gleichſam als müßte ein denkender Menſch zugleich ein moraliſches Ungeheuer ſein. Die Geſchichte des Fauſt endet auch begreiflicher Weiſe damit, daß ihn der Teufel holt.

---

*) Vergl. über ihn Gervinus Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen, III. S. 116 ff. Seine bedeutendſten Werke ſind „das glückhafte Schiff“, „die Flöhhatz“, „der Bienenkorb des heiligen römiſchen Immenkorbs und ſeiner Hummelszellen“, „Gargantua“, freie Bearbeitung nach Rabelais.

**) Die verſchiedenen auf die Fauſtſage bezüglichen Schriften ſind zuſammengedruckt in Scheible's Kloſter.

Da der Teufel in den Vorſtellungen der Zeit eine ſo große Rolle ſpielt, eine ſo große Herrſchaft übt, ſo iſt es natürlich, daß die gläubigen Chriſten Alles aufbieten müſſen, um ſein Reich zu ſchwächen, ſeiner Herrſchaft entgegenzutreten. Die Teufelaustreibungen, ſchon in den früheſten Zeiten geübt, waren daher jetzt wieder recht an der Tagesordnung. Vornehmlich aber wollte man Rache an denen üben, die ſich dem Teufel verſchrieben, alſo die chriſtliche Religion abgeſchworen hatten. Daher erhielten die Hexenprozeſſe jetzt eine ungeheuere Ausdehnung. Hexenprozeſſe hatte es allerdings früher ſchon gegeben, und wir erinnern uns, wie bereits im Jahre 1487 der Papſt Johann XXIII. den Hexenhammer verabfaſſen ließ, welcher das Nähere über die gerichtliche Verfolgung der Hexen anordnete.*) Doch nahmen während der Reformation die Hexenprozeſſe bedeutend ab. Daß ſie jetzt wieder aufgenommen wurden, und in einer bisher nie gekannten Ausdehnung, hängt mit dem ungeheueren Rückſchritt in Religion und Theologie zuſammen, namentlich damit, daß das Vorhandenſein des perſönlichen Teufels als Glaubensſatz galt. Man lebte der Ueberzeugung, das Reich Chriſti zu fördern, wenn man ſo viel wie möglich Anhänger des Teufels den Flammen opferte.

Das Verfahren bei den Hexenprozeſſen kann uns aber deutlich zeigen, welcher Verirrungen die Menſchheit fähig iſt, wenn man einmal den Grundſatz aufſtellt, daß die Vernunft nicht gelten ſolle, oder gar, wie ſich Luther ausdrückte, des Teufels Hure ſei. Das Verfahren war wie bei der Inquiſition. Eine der Hexerei angeklagte Perſon galt von vornherein für ſchuldig. Läugnete ſie, ſo wurde ſie auf die Folter geſpannt und auf die unſäglichſte Weiſe gemartert. Geſtand ſie nicht, ſo ſah man darin Verſtocktheit und fuhr ſo lange mit Foltern fort, bis ſie Alles eingeſtand, was man ſie fragte, oder unter den Martern den Geiſt aufgab. Geſtand ſie, ſo war ihr Urtheil geſprochen: ſie wurde verbrannt. Gewöhnlich wurden aber die der Hexerei Angeklagten auch nach Mitſchuldigen gefragt und ſo lange gefoltert, bis ſie welche nannten. So kam es, daß oft ganze Dörfer der Hexerei verdächtig, angeſchuldigt, verurtheilt wurden, und der Henker hat in manchen Gegenden nicht viel weniger zu der Entvölkerung beigetragen, wie die Schrecken des Krieges. In der kleinen Reichsſtadt Windsheim wurden allein im Jahre 1596 23 Frauen als Hexen verbrannt; in Lothringen in einem Zeitraum von 15 Jahren 900. Von Genf behauptet man, daß in drei Monaten 500 Perſonen wegen Hexerei verurtheilt worden ſeien. Dieſer Unfug dauerte in dieſer entſetzlichen Geſtalt und in dieſer ungeheueren Ausdehnung doch ein ganzes Jahrhundert (von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17.). Es war gar nicht dagegen aufzukommen. Denn Leute, welche die Angeklagten vertheidigten, oder ſolche, welche gar den ganzen Hexenglauben bezweifelten, galten ſelbſt als der Hexerei verdächtig, und es war ſehr begreiflich, daß ſich immer Wenigere der Gefahr, die mit der Vertheidigung der Unſchuld verbunden war, ausſetzen wollten. Die Verblendung der Hexenverfolger war aber um ſo größer, als faſt alle diejenigen, die man eines Bundes mit dem Teufel beſchuldigte, ſich keineswegs großer Glücksgüter erfreuten, was man allenfalls als einen Beweis ihres Verbrechens hätte anführen können, ſondern ſie waren meiſtentheils arm, in den elendeſten Verhältniſſen, hatten alſo von ihrem angeblichen Bunde mit dem Teufel nicht den geringſten Vortheil. Aber all' dieſe und ähnliche Gründe ſchlugen bei den Hexenrichtern nicht an. Indeſſen darf man doch nicht vergeſſen hinzuzufügen, daß das Reichskammergericht nicht ſelten ein milderes Urtheil in den Hexenprozeſſen fällte, manche gänzlich niederſchlug, oder die Strafen ermäßigte. Nur gelang es den unglücklichen Opfern des Aberglaubens äußerſt ſelten, bis zum Reichskammergericht durchzudringen, da ſie, meiſt den niederen Ständen angehörig nicht die nöthigen Geldmittel beſaßen, um nur Anwalte zu finden, die ihre Sache führten. Auch wurden die Urtheile in der Regel ſo ſchnell vollzogen, daß die Berufung nichts mehr nützen konnte.

---

*) Siehe S. 46.

Bei den Hexenprozeſſen tritt die Mangelhaftigkeit des damaligen Gerichtsverfahrens in peinlichen Sachen am grellſten hervor. Das Weſentlichſte bei denſelben aber, nämlich das Inquiſitionsverfahren, verbunden mit der Tortur, griff in Folge der Einführung des römiſchen Rechts und der durch die Theologie geförderten Barbarei des Zeitalters auch bei den übrigen peinlichen Fällen durch.

Die Geſetzgebung trug dabei die geringſte Schuld. Die Verwirrung, welche bereits am Ende des 15. Jahrhunderts, wie wir geſehen, in den deutſchen Rechtszuſtänden, insbeſondere aber im peinlichen Recht, eingeriſſen war, rief an verſchiedenen Orten Verſuche hervor, dieſem Uebel durch neue Rechtsbücher abzuhelfen. Unter dieſen nimmt die von dem bambergiſchen Miniſter Freiherrn Johann von Schwarzenberg verfaßte, im Jahre 1507 im Fürſtenthume Bamberg eingeführte peinliche Halsgerichtsordnung eine der erſten Stellen ein. Aus ihr iſt die von Kaiſer Karl V. veranſtaltete, im Jahre 1532 zum Reichsgeſetz erhobene peinliche Halsgerichtsordnung, die ſogenannte Karolina, hervorgegangen.*) In dieſem Geſetzbuche bildet der Anklageprozeß im Weſentlichen noch die Grundlage: auch geht dasſelbe noch überall von dem Grundſatze aus, daß Niemanden Unrecht geſchehen dürfe. Die Karolina läßt zwar die Tortur zu, um das Geſtändniß der That von dem Angeklagten zu erpreſſen, ohne welches überhaupt keine Verurtheilung erfolgen konnte, aber ſie geht dabei mit großer Behutſamkeit zu Werke: die Tortur ſollte nur dann angewendet werden, wenn hinlängliche Anzeigen und Beweiſe vorhanden waren, daß der Angeklagte das Verbrechen wirklich begangen. Sie warnt vielmehr vor jeder leichtſinnigen ungerechtfertigten Anwendung der Tortur, ebenſo vor ſchlechter Behandlung des Angeklagten im Gefängniſſe und dergleichen. Sie geſtattet ihm, vor der Anwendung der Tortur oder der peinlichen Frage, wie man ſie gewöhnlich nannte, auf alle Weiſe den Beweis ſeiner Unſchuld zu führen. Und die Tortur ſollte eigentlich nur dann zugelaſſen werden, wenn durch andere Beweiſe die Richter die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß der Angeklagte in der That ſchuldig ſei. Aber dieſe für die damalige Zeit immerhin menſchlichen Grundſätze wurden von den Gerichten höchſt ſelten beherzigt. Die Tortur wurde vielmehr in der Regel auf die leichtſinnigſte Weiſe angewendet, oft ſogleich, wenn der Angeklagte auf die erſte Frage nicht geſtand. Der Grundſatz, daß der Richter ſich hüten ſolle, einem Angeklagten Unrecht zu thun, mußte einem anderen weichen, nämlich, daß Gerechtigkeit gehandhabt, d. h. Vergeltung für das Verbrechen geübt werden ſolle, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß eine Menge Unſchuldiger unter dem Racheſchwert der Gerechtigkeit zu Grunde gingen. Daß aber durch die Tortur eine Menge falſcher Bekenntniſſe erpreßt wurden, geht ſchon aus der Beſchaffenheit der angewendeten Martern hervor. Dies erſieht man aus folgender Darſtellung, die den Acten eines Prozeſſes aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts entnommen iſt. „Weigerte ſich der Angeklagte, auf die ihm vorgelegten Fragen ja zu ſagen, ſo wurden ihm mit Darmſaiten die Hände ſo feſt auf den Rücken gebunden, daß das Blut aus den Einſchnitten in Strömen hinunterfloß und unter den Nägeln hervordrang. So wurde der Angeklagte zum zweiten Male befragt. Waren ſeine Antworten noch nicht völlig genügend, ſo wurde ein Strick mit einem Haken von der Decke der Marterkammer hinuntergelaſſen, der Haken in den Verband der Hände geſchlagen und der Gemarterte an der Rolle in die Höhe gezogen. Da er nun gewöhnlich in Ohnmacht verfiel und alſo gar nicht antworten konnte, ſo wurden ihm unter dem Vorwande der Verſtocktheit die ſogenannten ſpaniſchen Stiefel angelegt und dieſe mit meſſingenen Schrauben ſo feſt zugeſchroben, daß nicht nur das Fleiſch zerquetſcht, ſondern oft die Knochen zermalmt wurden. Jetzt erwachte der Gemarterte gewöhnlich aus ſeiner Betäubung, durch die grenzenloſen Schmerzen geweckt, und ſchrie, zu Allem Ja ſagen zu wollen. Wenn dann ſpäter der Angeklagte ſein Bekenntniß widerrief, ſo wurde die peinliche Frage wiederholt, auf dieſelbe Weiſe, doch mit der Schärfung, daß der auseinandergereckte Leib mit brennendem Schwefel beſpritzt wurde. Unter die Fußſohlen wurden zugleich kleine brennende Lichter geſtellt.“*) Die Barbarei dieſer Einrichtungen wurde noch dadurch erhöht, daß Richter und Henker die roheſten Späße machten, während ihre Opfer unter den grauſamſten Martern erlagen.

---

*) Vergl. Zöpfl, deutſche Rechtsgeſchichte (1846). II. 1. S. 196 und 2. S. 419 ff.; ſodann deſſelben „das alte Bamberger Recht als Quelle der Carolina". (1839.)

---

*) v. Strombeck, Henning Brabant und ſeine Zeitgenoſſen. Ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Städte- und Juſtizweſens im Anfange des 17. Jahrhunderts. 1829. S. 50 ff.

Den Folterwerkzeugen entſprachen die Todesarten. Es war noch eine Wohlthat zu nennen, wenn Einer nur enthauptet oder gehängt wurde. Gewöhnlich aber gingen der Todesſtrafe noch die unſäglichſten Martern voraus. Der Eine wurde mit glühenden Zangen gezwickt, dem Anderen mit dem Rad Arme und Beine zerquetſcht, dem Dritten bei lebendigem Leib das Herz aus dem Leibe geſchnitten und um den Mund geſchlagen, dem Vierten der Leib von vier Roſſen im eigentlichen Sinne des Worts auseinander geriſſen: manchmal wurden dieſe verſchiedenen Martern zugleich angewendet. Auch geringere Verbrechen oder Vergehen wurden mit dem Tode beſtraft, wie Diebſtahl, Raub, Unzucht, Gottesläſterung und dergleichen. Als geringe Strafen kommen Verſtümmelungen der Gliedmaßen, Abhauen der Hände, Abſchneiden der Naſen, der Ohren, der Geſchlechtstheile häufig vor. Wie war dieſe Grauſamkeit der Gerechtigkeitspflege anders möglich, da das damalige Chriſtenthum keinen Gott der Liebe mehr kannte, ſondern nur einen finſtern, ſtrengen, rächenden und ſtrafenden Gott, der die Sünder zu ewigen Höllenſtrafen verdammte und von keinem Erbarmen etwas wußte? Derſelbe Geiſt, der in der Theologie herrſchte, trieb auch in den Wahrern der öffentlichen Ordnung ſein Weſen.

Wir haben bis jetzt nur eine Seite der damaligen Zuſtände zu ſchildern geſucht. Wenden wir uns nun zu den ſtaatlichen Verhältniſſen.

Oefter ſchon haben wir die Urſachen angedeutet von der Veränderung, die ſich in dem Verhältniß zwiſchen den obrigkeitlichen Gewalten und den freien Ständen des Volks im Laufe des 16. Jahrhunderts entwickelte. Die Veränderung des Kriegsweſens, die damit in Verbindung ſtehende Entwöhnung des Volks von den Waffen — wie allmählig ſie ſich auch vollzog — raubte demſelben doch die Grundlage des Widerſtandes gegen allenfallſige Rechtsverletzungen von Seiten der obrigkeitlichen Gewalt. Aber in den Anſichten ſelbſt über die Befugniſſe, über das eigentliche Weſen der obrigkeitlichen Gewalt war theils durch die Verbreitung des römiſchen Rechts, welches in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts faſt die ausſchließliche Herrſchaft errang, theils durch die eben dargeſtellte unglückſelige Richtung, welche Religion und Theologie eingeſchlagen hatte, ein großer Umſchlag erfolgt. Die römiſchen Rechtslehrer ſchrieben, auf die den Imperatoren zuſtehende unbeſchränkte Gewalt geſtützt, den Obrigkeiten, wenigſtens den Fürſten, die gleichen Befugniſſe zu, ja ſogar das Recht, etwa beſtehende Privilegien der Einzelnen, wenn ſie dem Vortheil des Staats widerſprächen, aus eigener Machtvollkommenheit aufzuheben. Und die Theologen beider Bekenntniſſe wetteiferten mit einander, dieſe Lehre gutzuheißen und thatſächlich die Willkürherrſchaft der Fürſten zu unterſtützen. Was den Proteſtantismus betrifft, ſo erinnere ich nur an die Willkürlichkeiten, welche ſich die Fürſten ſeit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Bezug auf den Glauben ihrer Unterthanen erlaubten,*) und welche in der Regel von der übereifrigen kirchlichen Partei der Theologen ausgegangen waren. Wenn aber dem Fürſten in Bezug auf das Höchſte, was man damals kannte, in Bezug auf den Glauben unumſchränkte Gewalt zugeſchrieben ward, um wie viel mehr durfte er ſie in den weltlichen Dingen üben. Die katholiſche Kirche ging zwar grundſätzlich in der Anſicht über die Befugniſſe der weltlichen Gewalt nie ſo weit, wie das Lutherthum, allein in einzelnen Fällen begünſtigte ſie thatſächlich die Willkürherrſchaft der Fürſten ſo ſehr, als nur immer möglich, und namentlich war dies in Deutſchland der Fall.

Es war ihr natürlich ſehr darum zu thun, die zwei mächtigſten katholiſchen Fürſtenhäuſer, Baiern und Oeſterreich, ſich wohlgeſinnt zu erhalten. Zu dieſem Ende ertheilte ſie denſelben nicht nur bedeutende Rechte über die Kirchen ihrer Länder, ſondern ſie wiederholte immer den Grundſatz, daß der Gehorſam der Unterthanen gegen die weltliche Macht in dem innigſten Zuſammenhange mit der katholiſchen Rechtgläubigkeit ſtehe, und ſie verſäumte nicht, gelegentlich die Grundſätze über die Fürſtenbefugniſſe auszuſprechen, welche die baieriſchen und öſterreichiſchen Fürſten ſelber befolgten, und daher gerne zu hören wünſchten. Und ſo hängt offenbar die außerordentliche Steigerung der Fürſtengewalt in Baiern, die am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts faſt unumſchränkt geworden war, die Zurückführung der Landſtände auf Null mit der Niederlage des Proteſtantismus in dieſem Lande zuſammen. Die baieriſchen Landſtände hatten früher ſehr bedeutende Rechte und noch im Anfang des 16. Jahrhunderts ſpielten ſie eine große Rolle. Die Herzoge ſuchten zwar ihnen gegenüber ihre Gewalt zu erweitern und nicht ohne Erfolg, aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts erhob ſich in den Landſtänden eine neue gewaltige Oppoſition, welche meiſt vom Adel ausging, der zugleich proteſtantiſch war. Dieſe Oppoſition, welche mit der Grumbachiſchen Bewegung zuſammenhing, wurde nun zugleich mit dem Proteſtantismus unterdrückt und ſeitdem waren die baieriſchen Stände die willfährigen Werkzeuge der Gewalt. Ja, Maximilian I., dem die Stände einmal Vorſtellungen machen wollten, rief, darüber erbittert, 39 Jahre lang keinen Landtag mehr zuſammen. Er regierte das Land nach eigenem Gutdünken und erhob Steuern, wie ihm beliebte. — Was aber Oeſterreich anbetrifft, ſo war dort die proteſtantiſche und hiermit die ſtändiſche Oppoſition vor der Hand noch zu mächtig, als daß man dieſelben Erfolge hätte erzielen können, wie in Baiern. Die Anſichten indeß, die man über die fürſtliche Gewalt hatte, ſo wie über die Stellung derſelben zu der katholiſchen Kirche, gehen deutlich aus einem Schreiben des Erzherzogs Mathias hervor, welches derſelbe im Jahre 1604 an ſeinen Bruder, den Kaiſer Rudolf II., richtete.*) Er ſetzt ihm hier die Gründe auseinander, warum er die den Landſtänden zugeſicherte Religionsfreiheit nicht zu halten brauche. Erſtens ſei ſie wider den wahren Glauben. Zweitens können die religiöſen Verhältniſſe nur durch die Kirche geordnet werden, nicht von der weltlichen Obrigkeit. Drittens muß der Fürſt einmal jenſeits Rechenſchaft geben von den Seelen, die er in der Verdammniß gelaſſen, während er ſie, wenn er ſie zum rechten Glauben gezwungen, hätte ſelig machen können. Viertens iſt keine Politik durchzuführen bei verſchiedenen Religionen. Fünftens: der Nachkomme iſt nicht ſchuldig, die Zugeſtändniſſe des Vorgängers zu halten, wenn es gegen ſein Gewiſſen geht, am wenigſten, wenn ſie der Freiheit der Kirche widerſprechen. *Ueberhaupt kann der Landesherr jedes Privilegium an einen Unterthanen jederzeit, wenn er eine beſondere Urſache hat, wieder aufheben, wie überhaupt kein Landesfürſt mit Gnaden* und Privilegien gegen ſeine Unterthanen verbunden iſt. Die öſterreichiſchen Herrſcher — dies muß man feſthalten — hatten alſo den Willen und die Abſicht, die Freiheiten ihrer Stände nicht zu achten oder ſie zu brechen, ſofern ſie ihnen unbequem waren, und wenn ſie es vorderhand noch nicht gethan, ſo lag die Schuld nicht an ihnen, ſondern an den Verhältniſſen. Und wie in Baiern und Oeſterreich, ſo war es faſt mit allen katholiſchen Gebieten in Deutſchland. Wo ſich der Katholicismus erhalten oder wiederhergeſtellt hatte, war er von einem weltlichen Despotismus begleitet.

---

*) Seite 371—374.

---

*) Bei Khevenhiller Annales Ferdinandei. Tom. VI. ad ann. 1604. S. 2784 ff.

Dieſe Anſichten über die unbegrenzte Gewalt der Obrigkeit wurden auch — freilich nur von gewiſſen Seiten — auf das Kaiſerthum übertragen. Natürlich: ſo wie man die römiſche Lehre von der Unumſchränktheit der Imperatoren auf die obrigkeitlichen Gewalten anwendete, ſo durfte man ſie am wenigſten den deutſchen Kaiſern vorenthalten, welche ja als die unmittelbaren Nachfolger der römiſchen Imperatoren angeſehen wurden. Wir haben oben ſchon angedeutet, daß Rudolf II. das Kaiſerthum gerade ſo faßte, und daß er ſich in dem Kreiſe, wo er freien Spielraum hatte, nämlich im Reichsgerichtswesen, die größten Willkürlichkeuten erlaubte. Aber nach jener Lehre hätte das Kaiſerthum noch viel mehr ſein müſſen: es mußte darnach ſtreben, die Fürſten wieder in eine Art von Unterthanenverhältniß zurückzubringen, d. h. es mußte im Weſentlichen die Beſtrebungen Karls V. wieder aufnehmen. Kein Zweifel, daß dies der Hintergedanke der kaiſerlichen Staatskunſt war, wie wir bereits angedeutet und ſpäter noch ſehen werden. Nur paßte freilich Rudolf II. am wenigſten dazu, einen ſolchen Gedanken mit Kraft und unabläſſig zu verfolgen. Auch bot die Art und Weiſe, wie der Kaiſer mit ſeinen eigenen Landen, mit ſeiner Umgebung verfuhr, die Willkür, die er allenthalben ſelber an den Tag legte, oder die ſeine Günſtlinge übten, der deutſchen Nation keine erfreuliche Bürgſchaft dar für die Güte des Zuſtandes, der dann eingetreten wäre. Mit einem Worte, die kaiſerlichen Beſtrebungen waren im Grunde wenig populär, abgeſehen davon, daß man ſie ſich nicht anders dachte, als im innigſten Bunde mit dem Jeſuitismus und mit den Spaniern.

Die geſteigerten Anſichten von der fürſtlichen Gewalt hatten faſt überall eine Vermehrung des Hofſtaats, eine Erhöhung der Pracht, des Aufwandes in ihrem Gefolge. Die Ueppigkeit, die Schwelgerei die Verſchwendung an den Höfen nimmt gegen das Ende des 16. Jahrhunderts immer mehr zu. Und namentlich bemerken wir, daß die Aufwandsgegenſtände großentheils vom Auslande genommen wurden, wodurch ſie ſich noch mehr vertheuerten. Die Fürſten ſind daher ſehr häufig in Geldverlegenheit: ſie wenden ſich dann an die Juden, die um das Ende des 16. Jahrhunderts an den Höfen eine große Rolle ſpielen, und borgen von ihnen. Zuletzt mußten aber doch die Unterthanen zahlen. Dieſen wurde es aber jetzt doppelt ſchwer. Denn der Wohlſtand der Deutſchen hatte in Folge des allmähligen Umſchwungs des Handels, der durch die Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien hervorgebracht wurde, bedeutend gelitten. Dazu kam das Herabkommen der Hanſe durch den Verluſt ihrer Vorrechte in Schweden, Dänemark, England, ferner durch den Aufſchwung des engliſchen Handels, namentlich der Tuchwebereien, deren Erzeugniſſe die Engländer in Deutſchland vertrieben. Emden in Oſtfriesland war dafür der Hauptſtapelplatz. Die Hanſeſtädte, auch andere Reichsſtädte thaten freilich Alles, um das deutſche Reich zum kräftigen Einſchreiten dawider zu vermögen. Von da aus geſchah aber wenig oder nichts. Der deutſche Handel und Gewerbfleiß ſank von jetzt an immer mehr, und hiermit auch der Wohlſtand und die Steuerfähigkeit. Man fühlte das doch ſehr; ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts mehren ſich die Klagen über die ſchlechten Zeiten, über die zunehmende Armuth, über die Unerſchwinglichkeit der Abgaben.

Gleichwohl kann man nicht ſagen, daß vom Volke nunmehr Mäßigkeit und Sparſamkeit geübt worden wären; vielmehr findet an Ueppigkeit, Wohlleben, Praſſerei, Laſter, mit denen die Höfe vorangingen, mehr und mehr unter dem gemeinen Volke ſich verbreiten. Ueberhaupt waren die Sitten nichts weniger als lobenswerth. Trotz der ſtrengen Kirchlichkeit, trotz der Härte der Geſetze mehren ſich doch die Verbrechen in ungeheuerem Grade, und ſie tragen denſelben Stempel, den die Theologen dem Chriſtenthum, die Geſetzgeber dem Recht aufgedrückt hatten, den Stempel der Barbarei. Ja, man kann nachweiſen, daß in demſelben Verhältniß, in welchem die Strafen verſchärft wurden, die Verbrechen ſich vermehrten, grauſamer wurden. Und wie war es anders möglich!

Die Einbildungskraft des gemeinen Mannes wurde mit der Anſchauung der gräßlichen Hinrichtungen, mit den Bildern von Hölle und Teufel genährt. Da war nirgends Erbarmen, nirgends Mitleid zu finden, nicht einmal bei Gott. Was Wunder, wenn die Leute verwilderten, ſich an die Grauſamkeit und Gefühlloſigkeit gewöhnten! Und endlich: die Geiſtlichkeit ſelbſt, welche die Wahrerin der Sittlichkeit ſein ſollte, ging mit dem ſchlechten Beiſpiele voran. Was die katholiſche Kirche betrifft, ſo wurde in derſelben von den Jeſuiten und ſpäter von der Tridentiner Kirchenverſammlung allerdings ein Anlauf genommen zur Verbeſſerung der Sitten des Klerus. Es dauerte aber nicht lange, ſo kamen wieder dieſelben Klagen über die Unſittlichkeit der katholiſchen Geiſtlichen zum Vorſchein, wie in den Zeiten vor der Reformation. Die Jeſuiten, die ſich doch Anfangs als die eigentlichen Sittenverbeſſerer hinzuſtellen bemüht hatten, machen es jetzt nicht anders, wie die Uebrigen. Von ihnen werden eben ſolche Scandale, namentlich was fleiſchliche Vergehungen betrifft, erzählt, wie von der ſonſtigen katholiſchen Geiſtlichkeit. Bei den Proteſtanten iſt es nicht viel beſſer. Unzucht kommt allerdings hier weniger vor, weil die Geiſtlichen ſich verheirathen durften, obſchon ſie keineswegs fehlt; deſto mehr ergeben ſie ſich dem Trunke, geben Anſtoß durch Beſuch von Gelagen und anderen öffentlichen Vergnügungen, und ſind auch ſonſt von allerlei ärgerlichen Gebrechen und Laſtern nicht frei. Das Leben war ja überhaupt das Untergeordnete in der damaligen Theologie: die Hauptſache war der Glaube und die Reinheit der Lehre.

8. Gegenwirkungen.

Aufkommen einer freieren Richtung in Religion und Wiſſenſchaft.

Dies waren im Allgemeinen die geiſtigen, ſittlichen und ſtaatlichen Zuſtände an der Scheide des 16. und des 17. Jahrhunderts. Aber es fehlte doch auch nicht an Gegenwirkungen. Schon in den ſiebenziger Jahren treten ſie hervor, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts erlangen ſie immer mehr Stärke, am Anfange des folgenden eröffneten ſie ſogar gegen die traurige Richtung, aus welcher jene Zuſtände hervorgegangen, einen nicht erfolgloſen Kampf. Und zwar bemerken wir dieſe Gegenwirkungen auf allen Gebieten: in Religion und Kirche ſowohl, wie in der Wiſſenſchaft, in der Dichtung, im Staate.

Beginnen wir mit den religiöſen Verhältniſſen. Der Verſuch der eifrigen Lutheraner, durch die Konkordienformel die reine Lehre feſtzuſtellen, hatte doch nicht zum gewünſchten Ziele geführt: nicht alle proteſtantiſchen Stände waren derſelben beigetreten, ja eben die nicht Beigetretenen fühlten ſich durch den Ketzereifer, der dabei an den Tag gelegt worden, von dem ſtrengen Lutherthum mehr und mehr zurückgeſtoßen. Es waren Heſſen-Kaſſel, Anhalt, Naſſau, Holſtein, Braunſchweig, Bremen, Nürnberg und andere. In allen dieſen Ländern bildete ſich ein freierer religiöſer Geiſt aus. Sie näherten ſich dem Kalvinismus, ohne jedoch die ſchroffen Lehren deſſelben, z. B. von der Gnadenwahl, anzunehmen; in mehreren von ihnen bildete ſich allmählig eine eigene Art von proteſtantiſcher Kirche, die ſogenannte reformirte, die ſich meiſtentheils an die kalviniſche Pfalz anſchloß und den Heidelberger Katechismus von 1563 annahm. Dies geſchah in Naſſau (1582), in den Grafſchaften Wittgenſtein, Solms, Sayn, Iſenburg und Wied, in Bremen (1581 und 1613), in Anhalt (1596), in Heſſen-Kaſſel (1605), in der Mark Brandenburg (1614), in Mecklenburg (1618): bei beiden letzteren jedoch nur von Seite der Fürſten. In denjenigen Gebieten, welche zwar die Konkordienformel nicht angenommen, aber noch lutheriſch geblieben waren, wie in Holſtein, Braunſchweig, Nürnberg, wurde doch jene freiere und mildere Richtung gepflegt, die den Gegnern der Konkordienformel eigenthümlich war. Sie legten mehr Werth auf das werkthätige Chriſtenthum.

Aber zugleich machte ſich auch wieder jene myſtiſche Richtung geltend, die im Reformationszeitalter eine ſo große Rolle geſpielt hatte. Sie war noch eine ſtärkere Gegenwirkung gegen die ſtarre, alles Lebens und aller Liebe ermangelnde Buchſtabenrechtgläubigkeit, als wie ſie in den reformirten Kirchen zu Tage gekommen. Dieſe Richtung lehnt ſich zunächſt an die myſtiſchen Schriften des Reformationszeitalters an, wie z. B. an die Schriften des Paracelſus, Schwenkfelds und der Wiedertäufer, und nimmt daher die ſchon früher beſprochenen Ideen wieder auf, wie die Idee vom inneren Wort im Gegenſatz zum äußern, von der weſentlichen Vereinigung mit Gott, von der Verachtung aller gelehrten Theologie. So Valentin Weigel, Pfarrer in Tſchopau in Meißen, der 1588 geſtorben iſt. Aber wie ſich die Myſtik im Reformationszeitalter zur Philoſophie zuſpitzt, ſo hat auch die Myſtik des 17. Jahrhunderts einen Philoſophen aufzuweiſen, der ſogar noch berühmter geworden iſt, als der Philoſoph des Reformationszeitalters Sebaſtian Franck; wir meinen Jakob Böhme.

Er war im Jahre 1575 zu Alt-Seidenberg, einem Dorfe unweit Görlitz, geboren. Seine Aeltern, arme Bauersleute, thaten ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre. Nach mehrjähriger Wanderſchaft, auf welcher er Gelegenheit hatte, das Schulgezänk der Geiſtlichen, den engherzigſten Sektenhaß derſelben ſtatt des Gebotes allgemeiner Menſchenliebe gründlich kennen zu lernen, kehrte er im Jahre 1594 nach Görlitz zurück, wurde Schuhmachermeiſter und heirathete. Er hat während ſeines Lebens ſein Handwerk redlich und fleißig betrieben, aber dabei dachte er zugleich über die höchſten Wahrheiten der Religion nach, wobei es ihm an ſonderbaren Erſcheinungen, wie ſie bei den Myſtikern gebräuchlich waren, nicht fehlte. Er beſaß keine wiſſenſchaftliche Bildung, nur die Schriften Schwenkfelds, Paracelſus, Weigels kannte er; die Wahrheiten, die er gefunden, ſtellten ſich ihm daher mehr als Anſchauungen, als Bilder, denn als ſtreng logiſche Ausführungen dar. Um ſich ſelbſt klar zu werden, ſchrieb er (1610) ſeine Ideen auf unter dem Titel: „die Morgenröthe im Aufgang". Das Buch war nicht zum Druck beſtimmt, kam aber doch unter die Leute. Der eifrig lutheriſche Pfarrer Richter in Görlitz predigte nun gegen Böhme als einen Ketzer und Gottesläugner, und bewirkte ſogar, daß er aus der Stadt verbannt wurde. Zwar wurde ihm bald darauf die Rückkehr wieder geſtattet, allein nur unter der Bedingung, daß er nichts mehr ſchreibe, ſondern ſich mit ſeinem Leiſten begnüge. Erſt nach einiger Zeit, als er immer mehr Gönner gefunden, durfte er ſich wieder gehen laſſen. Er verfaßte nun eine Reihe von Schriften.*) Im Jahre 1624 iſt er geſtorben.

---

*) Vergl. über ihn Moriz Carriere, die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit. (1847.) S. 609 ff.

Böhme iſt, wie die Myſtiker überhaupt, ein Gegner des Buchſtabenglaubens. Der göttliche Geiſt iſt nach ihm an keine Form gebunden, ſondern redet tagtäglich aus ſeinen Kindern, den Menſchen. Er nennt daher die Bibel, wie Franck, ein Zeugniß, ein Gehäuſe des Geiſtes, aber erſt das lebendige Wort iſt ihm das wahre, das Wort, das in jedem Menſchen ſich findet. „Liegt doch Himmel und Erde, ſagt er einmal, dazu Gott ſelbſt im Menſchen: ſoll er denn im Buche nicht dürfen leſen, was er ſelbſt iſt? In uns iſt die Pforte der Gottheit: in uns müſſen wir ſie ſuchen und finden.“ Auch in der Lehre von Gott erinnert er ſehr oft an Franck. Gott iſt ihm das Ewigeine, das zugleich allen Unterſchied in ſich enthält, alſo auch die Welt. Das Göttliche erſcheint ihm nämlich als Prozeß, als That und Bewegung, als Selbſtoffenbarung; aber dieſe Selbſtgeſtaltung der Gottheit in der Welt iſt ihm nicht ein einmaliges Geſchehen, ſondern ſie geht immerdar vor, die Gottheit wird in jedem Augenblicke geboren, als ihr ſelbſt Beginn und Ende: es iſt ein immer und ewig währender Anfang, kein Erſtes und Letztes der Entwickelung, ſondern ein Kreis, der in ſich ganz und geſchloſſen nur durch unſere Darſtellung ſtückweiſe oder allmählig zu entſtehen ſcheint. Gott an ſich nennt er, wie Franck, das Nichts: das Unbeſtimmte, Unbegreifliche, den Abgrund, aus dem Alles erſteht, den Urgrund, der weder begründet iſt, noch begründet, eine Stille ohne Weſen, eine Ruhe ohne Anfang und Ende, ohne Licht und Finſterniß, eine unfaßliche Weite ohne Stätte. Die Welt läßt nun Böhme dadurch entſtehen, daß das Nichts die Sehnſucht nach Geſtaltung, nach Wirklichkeit empfindet, d. h. ſich offenbart. Gott hat nach Böhme allerdings die Welt aus Nichts gemacht, aber das Nichts iſt er ſelbſt, der Urgrund aller Dinge. In der Weltſchöpfung tritt ſofort die Dreiheit hervor. Gott, ſofern er der Wille iſt, der die Welt erſchafft, iſt der Vater; ſein ſich ſelbſt Erfaſſen als das Centrum zum Etwas, d. h. zur Wirklichkeit, iſt der Sohn; der Ausgang vom Willen und Gemüth die Kraft und der Geiſt. In ſoferne nun unterſcheidet ſich Böhme von Franck, daß er Gott doch zugleich als Wille, als Selbſtbewußtſein, als freie Geiſtigkeit, mit einem Worte als freie Subjectivität faßt, während er bei Franck, wie wir geſehen, erſt im Menſchen zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt, überhaupt zum Willen gelangt. Aber darin ſtimmt Böhme wieder mit Franck überein, daß er die Natur oder die Welt, ohne welche Gott niemals wirklich wäre, als *ewig* annimmt, ebenſo wie den Geiſt. Die Welt iſt auch ihm zugleich mit Gott entſtanden, oder vielmehr beide ſind gewiſſermaßen eins: ſie ſtehen nicht neben einander, nicht außer einander, ſondern ſie greifen in einander über, gehören zu einander. Die ewige Natur iſt ihm die unentfaltete volle Möglichkeit des Seins. Und ſo iſt denn Gott der Urgrund jedes Dings und zwar in ſeiner Ganzheit, d. h. er iſt überall, natürlich auch im Menſchen.

Die Lehre Böhme's vom Menſchen ſtimmt ebenfalls in vielen Punkten mit der Francks überein. Auch er nimmt die Freiheit des menſchlichen Willens an, ſofern der Menſch ein Zweig des göttlichen Weſens iſt. Und die Sünde erklärt er faſt mit denſelben Worten, wie der Philoſoph des Reformationszeitalters. Sie iſt ihm die Abkehr des Menſchen von dem göttlichen Willen, der Verſuch, etwas Eigenes zu ſein: dadurch wird die Sünde überwunden, daß der Menſch wieder des eigenen Willens ledig wird und den Willen Gottes in ſich walten läßt. Und in ähnlicher Weiſe ſpricht er ſich auch über Chriſtus und über die Erlöſung aus. Chriſtus ſollte den Menſchen in ſeiner Reinheit wieder herſtellen, nachdem durch Adam die göttliche Kraft in demſelben verdunkelt worden war. Chriſtus war ein Weſen wie wir, kein Fremder, denn ſonſt müßte auch ein Fremder in uns wiedergeboren werden, nicht wir ſelbſt. Allerdings iſt Chriſtus Gott, aber in ſoferne, als Chriſti Wollen und Thun nichts anderes, als das Wollen und Thun Gottes iſt. Er iſt uns ſomit das wahre Vorbild, wie wir Gott wieder in uns lebendig machen können. Und in dieſem Sinne nennt er die ächten Chriſten auch Götter, ein Ausdruck, den Franck ebenfalls von den Wiedergeborenen gebraucht.

Das letzte Ziel des Menſchen beſteht Böhme nun darin, Chriſtus in ſich aufzunehmen, d. h. ſich vom Böſen zu kehren und die göttliche Kraft in ſich walten zu laſſen. Das allein bedingt die Rechtfertigung vor Gott. Beſſerung, innere Erneuerung, geiſtige Wiedergeburt — das iſt die Hauptſache. Alles andere tritt vor dieſem zurück. Und ſo ſind ihm denn z. B. die Sakramente auch nichts weiter, als Bilder, äußere Zeichen.

Der philoſophiſche Beſtandtheil von Böhme's Lehre war natürlich nur einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Gebildeten zugänglich, dagegen wirkte ſeine Sittenlehre unverkennbar auch auf das Volk ein. Böhme ſelbſt war eine durchaus edle, milde, ſanftmüthige Natur und bildet einen für ihn ſehr vortheilhaften Gegenſatz zu dem Wahrer der Rechtgläubigkeit, ſeinem Widerſacher Richter; und ſo weht auch durch alle ſeine Schriften ein Geiſt der Duldung und der Liebe. Ein werkthätiges Chriſtenthum zu fördern, die Menſchenliebe unter ſeinen Zeitgenoſſen erglühen zu machen — das iſt zuletzt doch das Hauptziel, welches er verfolgte. In dieſer Beziehung ſind die ſocialiſtiſchen Meinungen merkwürdig, die er vorträgt, die alle darauf hinauslaufen, daß die Menſchen im Grunde einander alle gleich ſind, und daß die Reichen, die Vornehmen, die Fürſten die ihnen vererbten Glücksgüter doch nur ſo zu betrachten hätten, daß ſie von Gott zu Verwaltern derſelben eingeſetzt werden ſeien, die ſie zum Wohl ihrer Mitmenſchen anwenden ſollten. Anſichten, die nicht neu ſind, da ſie ſchon im Reformationszeitalter oft genug vorgetragen wurden, unter Anderem auch von Erasmus und von Franck, von den Wiedertäufern zu ſchweigen, die aber, wie wir ſpäter noch ſehen werden, gerade für die damalige Zeit ihre ſehr praktiſche Bedeutung hatten.

Die myſtiſche Richtung verbreitete ſich ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in Kurzem immer weiter. Wir bemerken ſie namentlich unter den niederen Ständen, gerade wie im Reformationszeitalter, beſonders in Schleſien und in Sachſen. Bald aber fand ſie ihren Weg ſelbſt in die proteſtantiſche Geiſtlichkeit. Hier iſt beſonders Johann Arnd, geboren 1555 zu Ballenſtädt, geſtorben 1621 zu Braunſchweig, der Verfaſſer „des wahren Chriſtenthums", und Johann Valentin Andreä zu nennen, geboren 1586, geſtorben 1654, Prediger und Conſiſtorialrath im Würtembergiſchen, welche beide werkthätiges Chriſtenthum zu befördern ſtrebten. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß ſich der Myſtik wie ſonſt ein ziemlich ſtarker Beſtandtheil von Schwärmerei anfügte, der den guten Kern derſelben nicht ſelten verdunkelte und auf Abwege führen mußte. So tritt in Langenſalza in Kurſachſen im Jahre 1614 ein gewiſſer Ezechiel Meth auf, welcher ſich ſelbſt für Chriſtus hielt, und die Anſichten der ſchwärmeriſchen Wiedertäufer wiederholte. Ohngefähr um dieſelbe Zeit bildete ſich der Orden der Roſenkreuzer, aus Myſtikern und Alchemiſten zuſammengeſetzt, welcher die Geheimniſſe der Magie zu ergründen, den Stein der Weiſen zu finden trachtete. Er war veranlaßt durch eine ſatyriſche Schrift jenes oben angeführten Andreä, in welcher er die Wunderſucht ſeiner Zeitgenoſſen geißeln wollte: man nahm den Scherz für Wahrheit und ſtiftete nun erſt den Orden, den er als ſchon ſeit dem 15. Jahrhundert beſtehend angegeben hatte.

Als Gegengewicht gegen dieſe Verirrungen der Myſtik konnte der Humanismus gelten, welcher eben um jene Zeit gleichfalls einen neuen Aufſchwung nahm. Dieſe Erſcheinung hing einigermaßen mit den ſeit der Konkordienformel neu gebildeten reformirten Kirchen zuſammen. Dieſe hatten faſt alle die Richtung Melanchthons in ſich aufgenommen, und mit derſelben auch ſeine Vorliebe für den Humanismus, welcher, unter der Herrſchaft des rechtgläubigen Lutherthums zurückgedrängt, jetzt ſich wieder hervorwagen durfte. In der That wurde an den reformirten Hochſchulen, wie z. B. in Heidelberg und Marburg, weit mehr auf claſſiſche Bildung geſehen. Beſonders aber zwei erſt am Ende des 16. Jahrhunderts gegründete Hochſchulen ſind in dieſer Beziehung auszuzeichnen, nämlich Altdorf und Helmſtädt. Nürnberg verlegte ſein im Jahre 1526 gegründetes Gymnaſium, bei deſſen Einweihung Melanchthon ſelbſt zugegen war, der auch für die erſten Lehrer geſorgt hatte, im Jahre 1573 nach Altdorf, ließ demſelben im Jahre 1578 vom Kaiſer die Vorrechte einer Akademie und im Jahre 1622 einer Hochſchule ertheilen, und verſäumte nichts, um den Aufſchwung der Anſtalt zu befördern. Hier wurde denn zunächſt auf die claſſiſchen Studien das Augenmerk gerichtet, und ihr Geiſt durchwehte bald die ganze Hochſchule. Auch die theologiſche Facultät daſelbſt zeichnete ſich durch ihre für die damalige Zeit freiſinnige und friedfertige Haltung aus. Sie neigte ſich nicht nur zur Richtung Melanchthons, ſondern im Herzen zum Kalvinismus, während Nürnberg doch äußerlich noch lutheriſch war. Sogar ſocinianiſtiſche Meinungen wurden eine Zeitlang dort gehegt. Unter den Philoſophen iſt der claſſiſch gebildete Taurellus zu nennen, der, obſchon vorſichtig, den Naturgeſetzen in dem Haushalt Gottes eine Stelle anweist, die ſich mit den hergebrachten Meinungen von der Allmacht Gottes nicht recht vertrug, weßhalb er ſogar der Gottesläugnung beſchuldigt wurde. Noch bedeutender, als Altdorf, war Helmſtädt. Dieſe Hochſchule, im Jahr 1576 von dem Herzoge Julius von Braunſchweig gegründet, hatte Anfangs allerdings eine mehr lutheriſch-rechtgläubige Richtung. Bald aber (1589) wurde von Roſtock einer der erſten Philologen damaliger Zeit, Caſelius (1533—1613), dahin berufen, welcher ſofort die humaniſtiſche Richtung in Aufnahme brachte, und eine Menge von Schülern dahin zog. Der helmſtädtiſche Humanismus erinnerte vielfach an den im Anfang des 16. Jahrhunderts. Er war theologiſch frei, nicht ſelten anſtößig durch die ketzeriſchen Meinungen, welche ſeine Vertreter aufſtellten. So ſoll Einer geäußert haben, ohne philoſophiſche Erkenntniß ſei noch Keiner ſelig geworden; ein Anderer, der Philoſoph Martini, vertheidigte öffentlich den Satz, der Menſch ſei von Natur weder gut noch bös,*) — Sätze, die freilich der theologiſchen Rechtgläubigkeit geradezu ins Geſicht ſchlugen, die ſich denn dadurch rächte, daß ſie die Humaniſten des Epicureismus beſchuldigte.**) Hier, in Helmſtädt, unter Caſelius bildete ſich auch Georg Calixtus (geboren 1596, geſtorben 1656), welcher nach vielen Reiſen durch die Länder Europa's im Jahr 1614 Profeſſor der Theologie in Helmſtädt wurde und von nun an eine neue Richtung in derſelben begründete, welche einerſeits Duldung, Friedensliebe und Gewiſſensfreiheit predigte, andererſeits ſich mehr auf ſprachliche und ſachliche Studien ſtützte. Wir werden ſpäter noch auf ihn zurückkommen.

Dieſe freie, nach Erkenntniß und nach wahrer Bildung ſtrebende Richtung bemächtigte ſich nun auch wieder der Naturwiſſenſchaften. Wie wir in der Theologie und im Humanismus eine Wiederaufnahme der beſſeren Seiten des Reformationszeitalters bemerkt haben, ſo nehmen auch die Naturwiſſenſchaften wieder die ſtreng wiſſenſchaftlichen ernſten Beſtrebungen jener Zeit auf. Der deutſche Gelehrte, der hier vor allen Andern genannt werden muß, iſt Johann

---

*) Vergl. Tholuk, das akademiſche Leben des 17. Jahrhunderts (1852). II. S. 191. Anmerk. 62.

**) Tholuk, der Geiſt der lutheriſchen Theologen Wittenbergs im 17. Jahrhundert (1852). S. 59 ff.

Keppler.*) Aber gerade ſein Leben läßt uns einen Blick thun in die ungeheueren Schwierigkeiten, mit welchen die freiere Richtung zu kämpfen hatte. Keppler war im Jahre 1571 im Würtembergiſchen geboren. Er ſtudirte Anfangs in Tübingen Theologie, konnte ſich jedoch mit der lutheriſchen Rechtgläubigkeit, die gerade in jener Hochſchule einen ihrer vorzüglichſten Sitze hatte, nicht befreunden, ſondern ſprach unverhohlen ſeine abweichenden Meinungen aus. Er wurde deßhalb als Heuchler, Ketzer, Gottesläugner betrachtet und aus der theologiſchen Candidatenliſte ausgeſtrichen. Keppler wandte ſich nun mit um ſo größerem Eifer der Mathematik und den Naturwiſſenſchaften zu. Sein Lehrer Mäſtlin gehörte zu den vorurtheilsfreieren Männern dieſer Wiſſenſchaft: er war namentlich ein Anhänger des kopernikaniſchen Syſtems. Es bezeichnet aber ſo recht die damaligen Zuſtände, daß Mäſtlin aus Furcht vor den Theologen ſeine Ueberzeugungen nicht immer ausſprechen durfte, ja ſogar mitunter ihnen gerade zuwider handeln mußte. Im Jahr 1583 hatte der Papſt Gregor XIII. einen neuen Kalender verfertigen laſſen, welcher, auf die Forſchungen der Aſtronomen geſtützt, eine weſentliche Verbeſſerung der Zeitrechnung war. Mäſtlin war von der Nothwendigkeit und Richtigkeit des gregorianiſchen Kalenders vollkommen überzeugt, mußte aber doch dagegen ſchreiben, weil die proteſtantiſchen Theologen, die Tübinger voran, ſich gegen die Annahme deſſelben ſetzten, da er vom Papſte ausgegangen ſei.**)

---

*) Vergl. über ihn v. Breitſchwert, Johann Kepplers Leben und Wirken. Stuttgart 1831.

**) Wir wollen das Gutachten der Tübinger Theologen als bezeichnend für den damaligen Bildungsſtand hieher ſetzen: „Da der Kaiſer den Papſt für den Vicar Chriſti auf der Erde hält, ſo iſt ſich nicht zu wundern, daß er deſſen Kalender in ſeinen Erblanden einführte und den Ständen des römiſchen Reichs zuſchickte. Julius Cäſar hatte nicht Glieder ſeines Reichs, die Herren und Regenten für ſich ſelbſt waren, wie die Stände des römiſchen Reichs. Kaiſerliche Majeſtät wiſſen ſich ſelbſt zu beſcheiden, und geben in ihrem Schreiben den Ständen klar zu verſtehen, daß es zu allerhöchſtem Wohlgefallen gereichen würde, wenn ſie ſich dieſem Werke accommodirten. Allein der neue Kalender iſt offenbar zu Beförderung des abgöttiſchen papiſtiſchen Weſens geſtellt, und wir halten den Papſt billig für einen gräulichen reißenden Bärwolf. Nehmen wir ſeinen Kalender an, ſo müſſen wir in die Kirche gehen, wenn er uns in dieſelbe läuten läßt. Sollen wir uns mit dem Antichriſt vergleichen? Wie ſtimmt Chriſtus mit Belial? Sollte es ihm gelingen, uns ſeinen Kalender

Bekanntlich beſtanden von dieſer Zeit an zwei Zeitrechnungen, die des alten Kalenders, nach welchem ſich die Griechen und die Proteſtanten richteten, und die des gregorianiſchen, welche von den Katholiken angenommen wurde. Beide waren zehn Tage auseinander. — Unſer Keppler erhielt in ſeinem 22. Jahre eine Anſtellung als Lehrer der Mathematik am Gymnaſium zu Gräz in Steyermark; das erſte Amtsgeſchäft deſſelben war die Abfaſſung eines ſteyermärkiſchen Kalenders für das Jahr 1594, und zwar nach der gregorianiſchen Zeitrechnung. Da er dieſelbe für die richtige erkannt hatte, ſo ſprach er ſich auch für ſie aus und wirkte für ihre Annahme von Seite der Proteſtanten, wenn ſchon ohne Erfolg. Aber ſelbſt Keppler mußte erfahren, wie wenig ſein Zeitalter für höhere wiſſenſchaftliche Erkenntniß empfänglich ſei, und daß er ſogar in die unrichtigen Vorſtellungen ſeiner Zeitgenoſſen ſcheinbar eintreten mußte, um erſt nach und nach der beſſeren Erkenntniß Eingang zu verſchaffen. So mußte er in dem Kalender aſtrologiſche Gaukeleien vortragen, er mußte vom Einfluß der Geſtirne auf die Witterung und auf den Menſchen ſprechen, er mußte die Weltbegebenheiten voraus verkünden: denn ſonſt hätte kein Menſch ſeinen Kalender geleſen. Keppler ärgerte ſich darüber, daß er es thun mußte, er nannte alle dergleichen in den Kalendern enthaltene Weiſſagungen nichtswürdige Vermuthungen, aber er konnte der Nothwendigkeit nicht entgehen. Doch benutzte er dieſe Vorausverkündungen dazu, um ſich über den Gang der ſtaatlichen und kirchlichen Angelegenheiten auszuſprechen. So wollte er mit einer Stelle ſagen: „So lange diejenigen, welche die Freiheit des Gewiſſens verfochten, eng ver-

---

unter kaiſerlicher Autorität an den Hals zu werfen, ſo würde er uns das Band dergeſtalt an die Hörner bringen, daß wir uns ſeiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten. Der Papſt greift hiemit den Reichsfürſten nach ihren Fürſtenhüten. Wenn der neue Kalender nicht allgemein angenommen wird, ſo wird darum die Welt nicht untergehen. Es wird weder früher noch ſpäter Sommer, ob die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche im Kalender etliche Tage tiefer hineingeſetzt iſt oder nicht; kein Bauer wird ſo einfältig ſein, daß er um des Kalenders willen um Pfingſten Schnitter oder um Jakobi Leſer in den Weinberg beſtellt. Dies ſind blos Vorwände von Leuten, die dem Papſt den Fuchsſchwanz ſtreichen und nicht dafür angeſehen ſein wollen. Der Satan iſt aus der chriſtlichen Kirche ausgetrieben, den wollen wir durch ſeinen Statthalter, den Papſt, nicht wieder einſchleichen laſſen.“

bunden waren, waren ſie mächtig. So wie ſich aber bei ihnen die Furcht vor den Katholiken verlor, ſo fingen ſie unter ſich Streit an, damit ſie um ſo leichter überwunden würden." Keppler wirkte in Gräz bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Aber im Jahr 1598 trat die furchtbare Verfolgung des Proteſtantismus durch Ferdinand von Steyermark ein. Keppler wurde zwar Anfangs nicht, wie die andern Proteſtanten, die ihren Glauben nicht abſchwören wollten, vertrieben, daran waren jedoch die Jeſuiten Schuld, welche in Keppler den talentvollen Mann ſchätzten und ihn für die katholiſche Kirche zu gewinnen ſtrebten. Als dieſe ihre Hoffnung an der Ehrenhaftigkeit und an der Ueberzeugungstreue Kepplers ſcheiterte, ſo mußte auch er das Land meiden. Er wünſchte jetzt in ſein Vaterland zurückzukehren. Aber die würtembergiſchen Theologen, die wegen ſeiner freien Geſinnung auf ihn erbittert waren, wirkten aus, daß ihm die Rückkehr verboten wurde. Nun erſt folgte er der Einladung des Kaiſers Rudolf II., der ein beſonderer Beſchützer der Naturforſcher war, nach Prag zu kommen, um mit dem berühmten Sternkundigen Tycho de Brahe gemeinſam zu arbeiten. Nach dem Tode Brahe's (1601), der aber kein Anhänger der kopernikaniſchen Lehre war und mit dem ſich daher Keppler nie recht befreunden konnte, trat Letzterer an deſſen Stelle ein. Er blieb am Hofe des Kaiſers bis zu deſſen Tode (1612) und auch bis zum Tode ſeines Nachfolgers Matthias (1619). Später wurde er von Wallenſtein in Dienſte genommen, und ſtarb im Jahre 1630.

Die weltgeſchichtliche Bedeutung Kepplers liegt darin, daß er das kopernikaniſche Syſtem, das bisher von den Theologen als ein ſchriftwidriges, ketzeriſches verworfen worden war, in Aufnahme brachte, neu begründete und erweiterte. Es iſt doch ſehr bezeichnend, wie vorſichtig er dabei zu Werke gehen zu müſſen glaubte, um die Theologen nicht zu beleidigen. Ueber den Vorwurf, daß die Lehre des Kopernikus der Bibel widerſtreite, läßt er ſich folgendermaßen vernehmen: „Die Bibel ſpricht von Dingen des menſchlichen Lebens mit dem Menſchen, wie Menſchen davon zu ſprechen gewohnt ſind. Sie iſt kein Lehrbuch der Optik oder Sternkunde, ſie will einen höheren Zweck erreichen. Es iſt ein tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr ſucht. Joſua wünſchte die Verlängerung des Tages, Gott erhörte ſeinen Wunſch. Wie? das war hier nicht zu unterſuchen.“ Er läugnet alſo keineswegs das Anſehen und die Glaubwürdigkeit der Bibel überhaupt, nur in Bezug auf die Naturwiſſenſchaften will er ſie nicht gelten laſſen. Hier folgte er nur der Erfahrung und den von der Wiſſenſchaft aus ihr abgeleiteten Grundgeſetzen. Er ſelber machte zwei wichtige Entdeckungen, durch die er die alte Sternkunde umſtürzte und die neue gründete. Die erſte iſt die Entdeckung der Ellipſe, d. h. der ovalen Kreisbewegung um die Sonne; die zweite, daß die Bewegung der Wandelſterne in der Nähe der Sonne ſchneller, in der Entfernung langſamer ſei. Dieſe beiden Entdeckungen machte Keppler im Jahre 1609 in einer Schrift bekannt, welche er die neue Aſtronomie nannte. Später knüpfte Newton an die Entdeckungen Kepplers an, um die Sternkunde dem Standpunkte zuzuführen, auf dem ſie ſich heute noch befindet.

Ein großer Mann auf *einem* Gebiete der Wiſſenſchaft, der dadurch zu neuen Wahrheiten gekommen, daß er die Vorurtheile überwunden, wird dieſen ſeinen freien Geiſt überall bethätigen. Nicht nur, daß Keppler die Sterndeuterei, Alchemie, Wunderſucht und andere unrichtige Vorſtellungen ſeiner Zeitgenoſſen über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände bekämpfte, auch in andern Gebieten des Lebens und der Wiſſenſchaft bewies er ſeinen freien vorurtheilsloſen Geiſt. Wir haben geſehen, wie wenig er mit der theologiſchen Rechtgläubigkeit ſeiner Zeit übereinſtimmte. Sein ganzes Leben lang eifert er gegen die religiöſe Unduldſamkeit und gegen den Geiſt der Verfolgung, der die Kirchen ſeiner Zeit erfüllte. Und ſo hatte er auch Gelegenheit, die Folgen von dem Weſen des Hexenglaubens in ſeiner eigenen Familie wahrzunehmen. Seine Mutter wurde in Würtemberg der Hexerei angeklagt (1615), und ſchon war der Prozeß gegen ſie eingeleitet. Mit unſäglichen Mühen gelang es dem Sohne, die Niederſchlagung des Prozeſſes zu erwirken. Wahrſcheinlich wäre dies nicht möglich geweſen, hätte ſich nicht Keppler noch am Hofe des Kaiſers befunden. Keppler durfte zwar bei der Vertheidigung ſeiner Mutter den Hexenglauben überhaupt nicht antaſten. Immerhin aber eröffnet er die Reihe derer, welche ſpäter dem Hexenglauben entgegentraten.

Neben Keppler iſt noch Joachim Jungius (1587—1657)*) zu nennen, der nicht nur als Naturforſcher — in der Pflanzenkunde iſt er ein Vorgänger Linné's geweſen — ſich auszeichnete, ſondern faſt das geſammte Gebiet der Wiſſenſchaft in den Kreis ſeiner Forſchungen zog. Man hat ihn mit ſeinem großen Zeitgenoſſen, dem Engländer Bacon von Verulam, verglichen, welcher bekanntlich der Wiſſenſchaft neue Bahnen eröffnete, indem er, im Widerſpruch mit dem bisherigen Herkommen, die Erfahrung als die Quelle wiſſenſchaftlicher Erkenntniß betrachtete. Jungius ging von demſelben Gedanken aus. Er iſt weniger bekannt geworden, als andere ſeiner Zeitgenoſſen, weil er wenig geſchrieben, ſondern all ſeine Kraft auf unmittelbare Lehrthätigkeit verwendet hatte. Gerade aber in der Geſchichte der Beſtrebungen um eine vernunftgemäßere Unterrichtsweiſe nimmt er eine bedeutende Stelle ein. Und eben dieſe Beſtrebungen bilden ein weſentliches Glied in den verſchiedenen Reformverſuchen jener Zeit. Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts trat Wolfgang Ratich, geboren 1571 im Holſteiniſchen, als Umgeſtalter des Unterrichts- und Schulweſens auf. Er bekämpfte das bisherige Verfahren als pedantiſch, zeit- und geiſttödtend; dagegen war ſein Streben darauf gerichtet, durch eine das Weſen des Schülers ſowohl, wie die Natur des Gegenſtandes berückſichtigende Unterrichtsweiſe dem Zögling nicht nur in kürzerer Zeit, wie gewöhnlich, und noch viel gründlicher, wie bisher, die alten Sprachen beizubringen, ſondern auch noch andere Wiſſenſchaften, die ſogenannten Erfahrungswiſſenſchaften, in den Kreis des Unterrichts hereinzuziehen. Ratich meinte es gut, hatte aber zu wenig wiſſenſchaftliche Kenntniſſe. Aber im Jahre 1612 wurde Jungius, damals Profeſſor der Mathematik in Gießen, und mit ihm Helvich, ebenfalls Profeſſor daſelbſt, für Ratichs Lehrweiſe, die ſo ganz und gar ſeiner Richtung entſprach, gewonnen, und ſeit dieſer Zeit iſt durch dieſe beiden Männer die neue Unterrichtsweiſe weſentlich gefördert und durchgebildet worden. Die Grundſätze, von welchen die neue Unterrichtsweiſe ausging, waren im Weſentlichen folgende. Vor Allem ſollte auf den ganzen Menſchen Rückſicht genommen werden, nicht blos auf das Gedächtniß. Die ausſchließliche Herrſchaft der lateiniſchen

---

*) Vergleiche Guhrauer, Joachim Jungius und ſein Zeitalter (1850).

Sprache ſollte aufhören: der Unterricht in den alten Sprachen ſollte mit dem Griechiſchen und Hebräiſchen beginnen, das Lateiniſche ſich anreihen. Vor Allem aber ſollte auch die deutſche Sprache wiſſenſchaftlich gelehrt werden, und die verſchiedenen Wiſſenſchaften ſeien in deutſcher Sprache zu behandeln. Der Unterricht dürfe ſich nicht blos auf die Sprachen erſtrecken, ſondern auch auf die ſogenannten realen Wiſſenſchaften, namentlich auch auf die Naturwiſſenſchaften. Endlich: der ganze Unterricht gründe ſich auf Anſchauung und Erfahrung. Kein Satz ſoll fortan gelten, welcher der Vernunftgründe entbehrt. Das Herkommen ſoll keine Vorſchrift mehr ſein. Welche ungeheuere Umwandlung in unſerer ganzen geiſtigen Bildung ſtand bevor, wenn dieſe Grundſätze zu allgemeiner Geltung gekommen wären! Wenn dies übrigens auch damals nicht gelang, ſo ſchlugen ſie doch Wurzeln in einem Jüngling, Amos Comenius, auf deſſen Wirkſamkeit wir ſpäter noch zurückkommen werden. Jungius aber begnügte ſich nicht blos mit dieſen immerhin ſehr verdienſtlichen, aber im Ganzen mehr formellen Beſtrebungen, ſondern er ging auf den Inhalt der Wiſſenſchaften ſelbſt ein. Beſonders der Philoſophie wandte er ſein Augenmerk zu. Hier iſt er nicht minder als Reformator zu betrachten, wie andere ſeiner Zeitgenoſſen.

Sehen wir nun in Religion und Wiſſenſchaft eine neue Richtung ſich bethätigen, ſo bemerken wir ſie nicht minder in der Dichtkunſt. Wir haben oben bemerkt, wie durch das Vorherrſchen der engherzigen Kirchlichkeit die volksmäßige Dichtung verſank und daß ſich überhaupt keine Nationalliteratur bilden konnte. Eine Rückwirkung auf dieſem Gebiete blieb ſo wenig aus, wie auf den anderen. Zunächſt zeigte ſie ſich in dem Streben, dem Schauſpiel, welches, wie die Dichtung überhaupt, vorherrſchend kirchlich geworden war, indem eben nur bibliſche Gegenſtände dargeſtellt wurden, und zwar mit durchaus dogmatiſchem Charakter, wieder einen weltlichen Inhalt zu geben und namentlich das Luſtſpiel nochmals in Aufnahme zu bringen. Da kamen im Jahre 1600 engliſche Schauſpieler nach Deutſchland, die alle Gegenden durchzogen und mit dem größten Beifalle aufgenommen wurden. Sie brachten ein ganz neues Schauſpiel auf, mit weltlichen Stoffen, mit Schwänken und Späßen. Sie kamen dem Bedürfniß des Volks gerade entgegen. Von jetzt an ändert ſich plötzlich der Geſchmack. Die Schauſpiele, die nun gedichtet wurden, tragen vorherrſchend das weltliche Gepräge; der Schwank macht ſich in ihnen wieder ebenſo geltend, wie früher im Faſtnachtſpiel. Und ſo kommen überhaupt alle die Figuren, Vorſtellungen, Ausdrucksweiſen nochmals zum Vorſchein, wie ſie im Reformationszeitalter gewöhnlich waren, wie ſie Hans Sachs auf die Bühne brachte. Unter den Dichtern, welche dieſe Richtung verfolgten, ſind beſonders zwei zu nennen, die beide in den erſten Jahrzehenden des 17. Jahrhunderts wirken, nämlich Jakob Ayrer in Nürnberg und der Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig. Der erſtere iſt volksmäßiger als der zweite, aber auch roher: die Derbheit und Unflätigkeit des Reformationszeitalters findet ſich auch bei ihm. Dieſe Erſcheinung iſt von einer nicht geringen Bedeutſamkeit. So Manches auch noch an dieſen Schauſpielen auszuſetzen iſt, ſowohl was den Geſchmack im Einzelnen, als die Anlage betrifft, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß das Volk einen neuen Anlauf zu nehmen ſuchte, um die Dichtung wieder dem nationalen Geiſte gemäß zu geſtalten. Es war eine Rückwirkung gegen die Herrſchaft der Rechtgläubigkeit und des kirchlichen Fanatismus, die nicht geringere Folgen nach ſich hätte ziehen können, wie die Rückwirkung auf den anderen Gebieten. Und dazu kam noch eine andere Erſcheinung, nämlich die Gründung der fruchtbringenden Geſellſchaft (1617), die vom anhaltiſchen Hofe ausging, deren Hauptziel war, das nationale Weſen in der deutſchen Dichtung wieder zu fördern und die Einflüſſe des Auslands, die nichts weniger als heilſam ſich darſtellten, auszumerzen.

9. Gegenwirkungen auf dem ſtaatlichen Gebiete. Einfluß der Republik der vereinigten Niederlande.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der Religion und der Wiſſenſchaft erfolgte eine neue Bewegung: vielleicht in einem noch höheren Grade war es in ſtaatlichen Dingen der Fall.

Betrachten wir zunächſt die vom Reiche ſelbſt anerkannten nichtfürſtlichen Gewalten, die in unſerer Geſchichte immer eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hatten, die Reichsritterſchaft und die Reichsſtädte.

Was die erſtere anbetrifft, ſo ſuchte ſie mit Zähigkeit die zu den Zeiten Ferdinands I. und Marimilians II. gewonnenen Vortheile feſtzuhalten. Wir haben ſchon bemerkt, daß Rudolf II. in dieſem Punkte der Staatsklugheit ſeines Vaters folgte: und er hat ſeine ganze Regierung dieſe Politik fortgeübt, die Ritterſchaft ſich geneigt zu erhalten, indem er ſie gegen die etwaigen Angriffe der Fürſten ſchützte. An Klagen derſelben fehlt es freilich nicht, und hie und da that wohl auch der Kaiſer aus Läſſigkeit weniger, als der Grundſatz erheiſcht hätte. Gegen Ende des Jahrhunderts fühlte nun aber die Ritterſchaft wieder ſehr lebhaft das Bedürfniß, ſich enger an einander anzuſchließen, ja ſich aus ſich ſelbſt heraus zu verjüngen. Es iſt doch ſehr merkwürdig, daß auf verſchiedenen Zuſammenkünften derſelben Beſchlüſſe gefaßt worden ſind, welche darauf abzielten, ungebührliches Betragen der Standesgenoſſen zu verhüten oder zu rügen, auf daß der Adel ſich ſelbſt keine Unehre mache. Und aus den vielen geheimen Zuſammenkünften, welche die Ritterſchaft damals gehalten hat, ſollte man faſt ſchließen, daß ſie mit großen Dingen umgegangen, ähnlich wie zur Zeit Sickingens und Grumbachs.*) Bemerkenswerth iſt ferner, daß gerade von dieſer Zeit an aus dem Adel eine Menge Schriftſteller hervorgegangen ſind, welche ſich mit der Geſchichte und den ſonſtigen Angelegenheiten des Standes beſchäftigten, bei welchen allen der Gedanke der Freiheit der durchgreifende iſt. So viel iſt klar, daß die Geſinnung des reichsunmittelbaren Adels damals ebenſo fürſtenfeindlich war, wie je vorher, und daß er jeden günſtigen Anlaß ergriffen hätte, um das Fürſtenthum zu beſchränken und weiter zurückzudrängen.

Einen ähnlichen Eifer in der Bewahrung ihrer einmal eingenommenen Stellung zeigten die Reichsſtädte: nur daß ſie nicht, wie der Adel, mit dem Kaiſer freundlich ſtanden, ſondern, wie wir geſehen, beſonders der religiöſen Angelegenheiten wegen ihm ernſtlichen Widerſtand entgegenſetzten. Auch die Reichsſtädte waren ſehr auf ihrer Hut gegen Fürſtenthum und gegen Alles, was ihre Rechte beeinträchtigen konnte, und hatten wieder jenes Selbſtgefühl gewonnen, das ſie unter Karl V. verloren. Auch ſie fühlen das Bedürfniß, ihre Rechte und ihre ganze Stellung geſchichtlich darzuſtellen und dadurch gewiſſermaßen zu befeſtigen. So läßt Nürnberg durch den Rathſchreiber Müllner ſeine Geſchichte aufzeichnen, Lehmann ſchreibt die Geſchichte von Speier, Gaſſer die augsburgiſchen Annalen — Werke, die nicht nur als Specialgeſchichten von Bedeutung ſind, ſondern insbeſondere wegen des entſchiedenen darin ausgeſprochenen reichsſtädtiſchen Bewußtſeins. Und ſo iſt eben dies die Zeit, wo die Waffenſpiele, die Uebungen im Büchſen- und Bogenſchießen, überhaupt kriegeriſche Beſchäftigungen der Bürgerſchaften wieder mit lebhafterem Eifer betrieben werden: gleichſam, als fühle man, daß eine Zeit heranrücke, wo man dergleichen brauche. Im Norden thun ſich die Hanſeſtädte hervor gegen die benachbarten Könige und denken auf Mittel und Wege, wie ſie ihnen gegenüber wieder die ehemalige Bedeutung erlangen können. Die Stadt Braunſchweig ſetzt ſich, wie ehedem, den Anforderungen des Herzogs entgegen und führt mit ihm einen jahrelangen Krieg. Die Stadt Emden widerſtrebt ihrem Oberherrn, dem Grafen von Oſtfriesland.

---

*) J. J. Moſer, Geſchichte der Reichsritterſchaft unter Kaiſer Rudolf II., in deſſen Beiträgen zu reichsritterſchaftlichen Sachen (1775). Auch Höfler hat im Archiv für öſterreichiſche Geſchichtsquellen einige bemerkenswerthe Urkunden über dieſe Verhältniſſe mitgetheilt. Sie ſind beſonders abgedruckt als „Beiträge zur fränkiſchen Geſchichte“. Ich habe ſie aber augenblicklich nicht zur Hand, um die Seitenzahl, wo ſie ſtehen, angeben zu können.

Aber auch in das landſtändiſche Weſen der einzelnen Gebiete kommt mehr Lebhaftigkeit und Schwung. In demſelben Grade, in welchem von Seite der Fürſten die Vorrechte und die ganze Stellung der Stände als dem eigentlichen Weſen des Fürſtenthums und der „Staatsraiſon“ widerſprechend beſtritten werden, ſehen wir die Stände ſich auf die Hinterfüße ſtellen und ihre alten hergebrachten Rechte vertheidigen. Allerdings in manchen Ländern war die Zeit der ſtändiſchen Bedeutung unwiederbringlich verloren. So in Baiern, nachdem dort der Proteſtantismus und der Adel gebrochen war, ebenſo in den Gebieten einiger geiſtlichen Fürſten, wie z. B. des Erzbiſchofs von Salzburg, mit Einem Worte überall, wo Fürſtengewalt und wiederhergeſtellter Katholicismus mit einander Hand in Hand gingen: da war dann die Folge dieſer Vereinigung ein unbegränzter ſtaatlicher und pfäffiſcher Despotismus. Auch in den

Ländern ſtreng lutheriſcher Fürſten wollten die Landſtände nicht viel bedeuten, wie z. B. in Kurſachſen, weil hier, ebenſo wie in katholiſchen Ländern, von Seite der rechtgläubigen Kirchenlehre die unumſchränkte Gewalt des Fürſten gepredigt wurde. Ganz anders benahmen ſich aber die lutheriſchen Landſtände in den Gebieten katholiſcher Herren, ſolcher namentlich, welche katholiſche Gegenreformationen durchzuführen ſtrebten. Der Kampf um den Glauben war hier zugleich von einem Kampf um ſtaatliche Rechte begleitet, und wir ſehen gerade hier das Bewußtſein ſtaatlicher Freiheit auf das Lebhafteſte ſich bethätigen. Dies war insbeſondere in den öſterreichiſchen Ländern der Fall. Da ſetzten ſich die proteſtantiſchen Landſtände allen Gegenreformationen hartnäckig entgegen, drangen zwar, wie z. B. in Steyermark, nicht immer durch, im Ganzen aber behaupteten ſie ſich, beſonders in den Gebieten Rudolfs II., ſo fanatiſch er auch war, und wenn ſie auch hie und da Niederlagen erlitten, ſo entwich doch nie das ſtaatliche Selbſtbewußtſein, nie das Gefühl, daß ſie die verlorenen Rechte wieder erlangen, neue dazu erobern müßten. Dieſe Thätigkeit, dieſes Selbſtgefühl der Stände findet ſich auf gleiche Weiſe in Böhmen und in den dazu gehörenden Provinzen, in Schleſien, den Lauſitzen, Mähren, wie in Oeſterreich oder in Ungarn. Indeſſen fehlte es auch nicht in anderen lutheriſchen Gebieten an einem neuen Schwung des landſtändiſchen Weſens. In Preußen, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Holſtein, Braunſchweig, Heſſen, Jülich-Cleve, Oſtfriesland und ſo manchen anderen bemerken wir an der Scheide der zwei Jahrhunderte gerade wie vor hundert Jahren ein lebhaftes Ringen der Stände mit ihren Fürſten, Streit über die Ausdehnung der fürſtlichen Gewalt, über die Gränze der landesherrlichen und der landſtändiſchen Rechte, und zuletzt wiſſen eben doch die Stände die Beſtätigung ihrer früheren Rechte und zwar mit der ihnen günſtigen Auslegung durchzuſetzen.

Die Landſtände waren freilich noch in der früheren Weiſe zuſammengeſetzt, das heißt aus Adel, Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft. Die Bauern waren in der Regel nicht vertreten. Nur ausnahmsweiſe war dies der Fall, und zwar meiſt in ſolchen Gebieten, wo der Adel ſich zur reichsunmittelbaren Ritterſchaft geſchlagen hatte, wie am Rhein, in Schwaben, in Franken. So beſtanden die Landſtände in Würtemberg aus gar keinem Adel, ſondern nur aus Prälaten, Städten und Landſchaft. In Ansbach-Baireuth war der Adel, der hier ebenfalls ſich größtentheils zur Reichsritterſchaft hielt auf den Landtagen äußerſt gering vertreten, während weitaus der größte Theil der Abgeordneten aus Städten, Märkten und Dörfern beſtand.*) Sonſt aber hatten die Bauern gewöhnlich keine Stimme auf den Landtagen. Unter den Ständen hatte ſich aber vor Allem der Adel hervorgethan, der weit mehr Kraft und Entſchloſſenheit in der Vertheidigung der Freiheit, oder, was wohl meiſtens gleichbedeutend war, ſeiner Vorrechte und Standesvortheile entfaltete, als der Bürgerſtand, der, ſofern er auf den Landtagen erſchien, überhaupt eine zahme Haltung angenommen hatte. So kann man ſagen, daß die Landſtände vorzugsweiſe eine ariſtokratiſche Körperſchaft geworden waren, die nicht gerade immer das Wohl des Landes, ſondern ebenſo häufig oder noch häufiger den eigenen Vortheil ins Auge faßten.

Die Unzulänglichkeit dieſer Einrichtung der Landſtände war ſchon zu den Zeiten des Bauernkrieges von 1525 gefühlt worden. Unterdeſſen hatten ſich die Verhältniſſe im Weſentlichen nicht geändert. Der Druck der Bauern von Seite ihrer adeligen Herren wurde nicht vermindert, und in manchen Gegenden, wenn ungewöhnliche Ereigniſſe, wie Kriege, Mißwachs, dazwiſchen kamen, bis ins Unerträgliche erhöht. So bemerken wir in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands unter den Bauern eine heftige Gährung, die gegen das Ende des Jahrhunderts hier und da zum Ausbruch kommt. Im Jahre 1585 erhebt ſich ein Aufruhr der Bauern in Salzburg; 1589 in Steyermark; 1590 in Schleſien; 1595 beginnt der oberenſiſche Bauernkrieg, der ſich mehrere Jahre hinzieht; 1597 kommt ein Bauernkrieg in Niederöſterreich hinzu, 1600 einer in Kärnthen, 1601 erhebt ſich ein neuer Aufruhr ob der Ens.**)

Und um dieſelbe Zeit erheben ſich auch von Neuem die niederen Stände in den Städten gegen die Räthe. In Braunſchweig wird 1602 der ariſtokratiſche Rath geſtürzt und eine demokratiſche Verfaſſung eingeführt. Im Jahre 1612 erfolgt eine ähnliche Bewegung in Frankfurt am Main, bald darauf in Worms, ohne daß jedoch beide gelungen wären. In anderen Städten, wie Speier, Ulm, Augsburg, Nürnberg, gährte es wenigſtens unter der Bevölkerung und war die Geſinnung der niederen Stände eine gleiche.

---

*) Fränkiſches Archiv von Büttner, Keerl und Fiſcher (1790). I. S. 120 ff.

**) Vergl. Khevenhiller Annales Ferdinandei bei den betreffenden Jahren.

Dieſe Bewegungen von Seite der niederen Stände haben eine allgemeinere Bedeutung. Die Bauernunruhen waren wohl nur durch den Druck, unter dem die Landleute ſchmachteten, hervorgerufen worden, und ihr nächſtes Ziel mochte kein anderes ſein, als dieſen zu beſeitigen, die früheren Rechte und Verhältniſſe, die eben von den adeligen Herren nicht mehr geachtet worden waren, wieder herzuſtellen. Aber im Verlaufe des Kampfes mochten ſie ſich wohl weitere Ziele ſtecken, ebenſo wie dies bei den ſtädtiſchen Unruhen der Fall war. Schon miſchten ſich in dieſe Kämpfe Beſtrebungen ſocialiſtiſcher Natur. Die wiedertäuferiſchen Anſichten von der Gleichheit aller Menſchen, namentlich in Bezug auf die Vermögensverhältniſſe, kommen wieder zum Vorſchein. So ſcheint die Meinung von der Unrechtmäßigkeit des Geldleihens für Zinſen ſehr verbreitet geweſen zu ſein. Man nannte dies Wucher und unchriſtlich.*)

---

*) Vergl. eine Flugſchrift folgenden Titels: „Chriſtlicher und nützlicher Unterricht, ob ein Chriſt ohne Verletzung ſeines Gewiſſens kein Geld auf gewöhnlichen und landesüblichen Zins ausleihen, noch einigen Zins davon fordern und einnehmen könne. Durch einen wohlbekannten evangeliſchen Theologum des Kurfürſten von Sachſen. Leipzig 1615.“ S. 20 ff. Die Gründe, welche gegen das Zinsnehmen vorgebracht wurden, waren folgende: 1) Es iſt aller Menſchen Natur tief eingebildet Gottes Will und Ordnung, daß in allen Contrakten Gleichheit gehalten werde, damit nicht ein Theil durch das ander ausgeſogen und gleichſam aufgefreſſen werde; Der aber, ſo um ausgeliehenen Geldes willen Zins nimmt, der hält nicht Gleichheit, denn er nimmt über ſein Hauptgut den Zins, als zu Uebermaß, und muß endlich der eine Theil, nämlich der Zinsmann, erſchöpft werden und verderben. Derhalben iſt aller Zins eine Ungleichheit, wucheriſch, unrecht, ſündlich und verdammlich. 2) Fürs Andere. Es iſt Unrecht, Geld zu nehmen für etwas Nichtiges, oder für den bloßen Dienſt des Leihens, den ein Menſch dem anderen aus natürlicher Pflicht und göttlichem Befehl ſchuldig iſt. 3) Zum Dritten Es iſt wider Natur und Recht, etwas, das von Natur unfruchtbar iſt, wollen für fruchtbar gehalten haben, und als fruchtbar austhun. Geld aber iſt von Natur ein unfruchtbar Ding. Denn ein Thaler den andern nicht hecket, noch hecken kann, wie eine Henne Eier leget u. ſ. w. 4) Zum Vierten. Geld iſt allein dazu geordnet, gemacht und erfunden, daß es ſei medium communicationis, kann demnach das pretium

Ueberhaupt ging durch die ganze Nation, durch alle Stände, durch Hohe und Niedere, eine demokratiſche Richtung hindurch, ähnlich der im Bauernkriege von 1525, welche, über die Geſichtspunkte der einzelnen Stände ſich erhebend, republikaniſche Einrichtungen anſtrebte, die auf dem Grundſatze allgemeiner Freiheit und Gleichheit beruhten. Dieſe Erſcheinung hing mit dem Kalvinismus und mit der großartigen Entwicklung zuſammen, welche der Freiheitskampf der Niederlande genommen, weßhalb wir dieſe nun näher ins Auge faſſen müſſen.

Was zunächſt den Kalvinismus anbetrifft, ſo verfolgte dieſer, gerade ſo wie der Zwinglianismus, weil auf republikaniſchem Boden entſtanden, eine demokratiſche Richtung in Bezug auf die ſtaatlichen Dinge und ſtand alſo auch in dieſer Beziehung zum Lutherthum in ſchneidendem Gegenſatz. In den Ländern, wo der Kalvinismus ſich auszubreiten geſucht, fand er nun noch mehr Nahrung für die Ausbildung ſeiner ſtaatlichen Richtung. In Frankreich wurden die Kalviniſten von der Regierung auf das Grauſamſte verfolgt: das Königthum ſuchte ſeine Gewalt zur Ausrottung des Kalvinismus zu benutzen. Begreiflich, daß dieſer der größte Haſſer des Königthums wurde. Dieſe demokratiſche Richtung war die urſprüngliche und ging nicht mehr verloren, auch ſeitdem Heinrich IV. ſelbſt, das Haupt der Kalviniſten, nach der franzöſiſchen Krone ſtrebte. Und als er ſie erlangt hatte, freilich nicht, ohne daß er ſeinen Glauben abgeſchworen, ſo machen ihm eben die Hugenotten, ſeine ehemaligen Anhänger, noch gar viel zu ſchaffen. In England iſt es nicht anders. Dort ſchieden ſich von der Hochkirche die eigentlichen Kal-

---

oder der Werth nicht ſein oder geachtet werden. In Zinsnehmen aber erlanget der Zinsherr nicht etwa einig ander Waar oder Gut, ſondern häufet allein und vermehrt das ausgeliehene Geld. 5) Hiezu kommt zum Fünften die Erfahrung, welche bezenget, daß die Wucherer und Zinsherren gar bald und leicht nicht allein gemeine Leute, ſondern auch ganze Land und Herrſchaften verderben, erſchöpfen und ausſaugen. Dann es natürlich, wo nicht Gleichheit gehalten wird, daß auch menſchliche Gemeinſchaft und Geſellſchaft in die Länge nicht beſtehen noch dauern kann, ſondern es muß der erſchöpfte Theil endlich verſiegen und verderben, bevoraus auch aus der Urſachen, dieweil der Armen und Dürftigen gemeiniglich mehr iſt, denn der Reichen und Vermögenden. — Dieſe Anſichten, bemerkt der Verfaſſer oben angeführter Schrift, ſeien allgemein verbreitet. Er ſucht ſie jedoch zu widerlegen und zwar nicht ohne Geſchick, wenn auch beſcheiden.

viniſten, die Puritaner, aus, die nicht nur in religiöſen Dingen ſehr ſtreng, ſondern ſtaatlich Demokraten und mit der engliſchen Regierung nichts weniger als zufrieden waren.

In England und Frankreich war die dem Kalvinismus weſentliche Staatsform nicht die herrſchende geworden: dagegen gelang es ihm bei den vereinigten Niederlanden.

Die Niederlande ſchienen im Jahre 1568 durch Alba vollkommen unterworfen. Die erſten Verſuche, welche Wilhelm von Oranien gemacht, um die Spanier hinauszuwerfen und eine allgemeine Empörung zu veranſtalten, waren geſcheitert. Aber indeſſen machte die fortgeſetzte Gewaltherrſchaft Alba's, die ungeheueren Steuern, welche er auf das Land legte, die Einwohner immer unwilliger und einer Empörung geneigter. Als es endlich im Jahre 1572 einigen Waſſergeuſen — ſo nannte man die Gegner der Spanier, welche zur See ſie bekämpften — gelang, ſich des Hafens Briel zu bemächtigen, ſo verbreitete ſich der Widerſtand gegen die Spanier bald über alle nördlichen Provinzen. Alba wurde zwar jetzt abberufen und durch einen milderen Feldherrn erſetzt; allein die begonnene Empörung war nicht wieder zu dämpfen; ja nun ſchloſſen ſich auch, durch die Gewaltthätigkeit der ſpaniſchen Truppen geärgert, die ſüdlichen (belgiſchen) Provinzen an die Empörung an, welche in Anſehung der Religion mit den nördlichen nicht übereinſtimmten, indem dieſe proteſtantiſch, die ſüdlichen katholiſch waren. Sie ſchloſſen mit einander im Jahre 1576 die ſogenannte genter Pacification, zufolge welcher ſie ſich gegenſeitig Beiſtand zu leiſten verſprachen zur Aufrechthaltung ihrer Rechte und Freiheiten. Eine Zeitlang hatte es wirklich den Anſchein, als ob die geſammten Niederlande für Spanien verloren wären. Dies war nun allerdings nicht der Fall. Denn einmal trat der Religionsunterſchied zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen ſo bedeutend hervor, daß an ein gemeinſames Zuſammenſetzen aller Kräfte gegen Spanien ſchon aus dieſem Grunde nicht zu denken war, weßhalb der Prinz von Oranien 1579 unter den ſieben nördlichen Provinzen einen beſonderen Bund, die utrechter Union, ſtiftete. Sodann erhielten die Spanier an dem Prinzen Alexander Farneſe von Parma ſeit dem Jahre 1579 einen ebenſo ausgezeichneten Staatsmann, als Feldherrn, welcher es nicht nur verſtand, die ſüdlichen Provinzen wieder an Spanien zurückzubringen, ſondern auch die nördlichen mehr und mehr in die Enge zu treiben. Dieſe hatten bisher ſich immer noch nicht von Philipp II. förmlich losgeſagt: ſeitdem aber von ihm der Prinz von Oranien für vogelfrei erklärt worden war (1580), kündigten ſie dem Könige den Gehorſam auf, und von dieſer Zeit an treten die ſieben vereinigten Staaten (Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Gröningen, Friesland, Oberyſſel) als Republik auf. Der Leiter derſelben war der Prinz von Oranien als Generalſtatthalter. Die Lage der neuen Republik war Anfangs nichts weniger, als erfreulich. Sie fühlte ſich allein nicht ſtark genug, der ganzen ſpaniſchen Macht zu widerſtehen, wandte ſich deßhalb mehrmals an Frankreich um Unterſtützung, von wo aus auch ein königlicher Prinz, der Herzog von Anjou, geſendet wurde, um die Oberhoheit zu übernehmen. Aber die Treuloſigkeit, mit welcher er verfuhr, das offenbare Beſtreben, die Niederländer unter ein eben ſolches Joch zurückzubringen, wie ſie es unter der ſpaniſchen Herrſchaft getragen, reizte die Provinzen dergeſtalt gegen ihn auf, daß er ſich gezwungen ſah, das Land zu verlaſſen (1583). Nun aber traf die Niederländer das größte Unglück, die Ermordung des Prinzen von Oranien durch einen katholiſchen Fanatiker, Balthaſar Gerard, im Jahre 1584. Da jetzt der Prinz von Parma immer größere Fortſchritte machte, ſo wandte ſich die Republik an die Königin Eliſabeth von England. Dieſe, welche die Niederlande ſchon immer heimlich unterſtützt hatte, ging jetzt um ſo lieber auf eine engere Verbindung mit denſelben ein, als ſie ſich von dem Könige Philipp II. ebenfalls bedroht ſah. Sie ſchickte ihren Günſtling, den Grafen von Leiceſter, hinüber (1586), mit Truppen und Geld: er ſollte die oberſte Leitung des neuen Staates übernehmen. Es wiederholte ſich jedoch mit Leiceſter faſt daſſelbe Spiel, wie mit Anjou. Er ſuchte ſeine Befugniſſe mehr und mehr zu erweitern, eine unumſchränkte Gewalt anzuſtreben. Hiegegen erhob ſich der republikaniſche Sinn der Niederländer: bald kam es zu großen Zerwürfniſſen und zuletzt ſah ſich die Königin Eliſabeth genöthigt, Leiceſter abzurufen (1587). Dadurch wurde übrigens das gute Verhältniß zwiſchen England und der Republik nicht geſtört: ja Eliſabeth bedurfte gerade jetzt ſehr der niederländiſchen Hülfe. Denn eben bereitete Philipp II. die große Unternehmung gegen England vor. Gegen die ungeheueren Kräfte, welche

Philipp aufbot, um dieſes Reich zu erobern, bedurfte es einer Zuſammenſetzung aller Hülfsmittel. Und in der That: die Niederländer, welche wußten, was auf dem Spiele ſtand, waren nicht minder eifrig als die Engländer. Die große ſpaniſche Unternehmung endete mit der Zerſtörung der unüberwindlichen Flotte (1588).

Es war dies ein Ereigniß von der größten weltgeſchichtlichen Bedeutung. Von dieſer Zeit an, kann man ſagen, erfolgt überall ein Umſchlag zu Gunſten der Freiheit. Philipp II. hatte eine furchtbare Niederlage erlitten, die ſchwer zu verwinden war: unermeßliche Summen waren in der Flotte zu Grunde gegangen, ſein Staatsſchatz wurde allmählig erſchöpft. England, von einer großen Gefahr befreit, wurde nun ſein unverſöhnlichſter Feind. Die Niederlande dagegen waren eines zuverläſſigen Bundesgenoſſen gewiß, ohne daß ſie deßhalb für ihre Freiheit beſorgt zu ſein brauchten. Und zu Allem kam, daß ſich gerade jetzt Philipp II. in die franzöſiſchen Angelegenheiten verwickelte, um den Hugenotten Heinrich von Navarra, den rechtmäßigen Erben des 1589 ermordeten Königs Heinrich III., vom Throne auszuſchließen, dieſen dagegen an ſein Haus zu bringen. Darüber vernachläſſigte er den niederländiſchen Krieg, ließ ſeinen Feldherrn, Alexander von Parma, mehrere Feldzüge nach Frankreich machen, die jedoch nicht zum Ziele führten, während deſſen ſich die Niederländer erholten. Endlich ſtarb Parma (1592), ein Feldherr, der nicht leicht zu erſetzen war; die franzöſiſchen Dinge nahmen plötzlich eine Wendung zu Gunſten Heinrichs von Navarra, ſo daß dieſer im Jahr 1594 von der ganzen Nation als König anerkannt wurde, und Heinrich IV. erklärte nun an Philipp den Krieg. Und in demſelben Augenblicke erhielten auch die Niederländer an dem jungen Moritz von Oranien, dem Sohne Wilhelms, einen ausgezeichneten Führer: trotz ſeiner Jugend errang er doch über die Spanier ſehr bedeutende Erfolge; in Kurzem nahm er ihnen den größten Theil der Plätze wieder ab, die ſie unter Parma auf dem Gebiete der vereinigten Staaten erobert hatten. Bis zum Jahre 1598 war das urſprüngliche Gebiet derſelben vollkommen wiederhergeſtellt. Von dieſer Zeit an war das Fortbeſtehen der Republik verbürgt. Philipp II. ſtarb 1598 und ſein Nachfolger Philipp III. vermochte nichts mehr zu ändern, obſchon der Krieg noch bis zum Jahre 1609 fortgeführt wurde.

Die Republik nahm mitten unter dem Kriegsgetümmel einen ungemeinen Aufſchwung. Erkennend, daß die eigentliche Bedeutung der kleinen Niederlande von jeher im Handel und Gewerbfleiß beſtanden, warfen ſich dieſe Republikaner mit unglaublicher Kraft und Ausdauer auf die Schifffahrt, insbeſondere um den Spaniern und Portugieſen den Vorrang im Handel mit den außereuropäiſchen Ländern abzulaufen, und ſie möglicherweiſe von den neuen Anſiedelungen zu verdrängen. Dies gelang ihnen in der That mit Oſtindien, wo ſie ſich ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts feſtſetzten und bald die Spanier ganz daraus vertrieben, theilweiſe auch mit Weſtindien. Zugleich machten ſie eine Menge von Entdeckungsreiſen, theils um neue Quellen des Handels aufzufinden, theils um die Wiſſenſchaft der Erdkunde zu erweitern. So entdecken (1594) Wilhelm Baarentz und Brand Isbrand die Admiralitätsinſeln, Williams Eiland, Oranieninſeln und den nördlichen Theil von Nowaja-Semlja; Cornelis Ney macht (1596) den aſiatiſchen Norden näher bekannt; Jakob von Heemskerke beſucht (1596) Spitzbergen, Baarentz entdeckt die Bäreninſel, Cornelis Houtman (1598) die comoriſchen Inſeln und die Inſel Sumatra; in den Jahren 1598—1601 umſegelt Olivier van Noort die ganze Erde; 1609 wird von Hudſon die Inſel Long-Island und der Hudſonsfluß entdeckt und 1610 von demſelben die Hudſonsſtraße und die Hudſonsbay; 1611 von Jaen Mayen die nach ihm benannte Inſel an der Oſtküſte Grönlands; 1615—1617 fand eine neue Erdumſegelung ſtatt von Wilhelm Lemaire und Wilhelm Corneliſſon Schouten. So kam es, daß, während der neue Staat als ſolcher arm war, doch die Einwohner ungeheuere Reichthümer anſammelten und verhältnißmäßig noch reicher wurden, als zur Zeit des Mittelalters. Es dauerte nicht lange, ſo waren die Holländer die erſte Seemacht der Welt.

Dieſe außerordentlichen Anſtrengungen auf dem Gebiete der Staatskunſt, des Kriegs, der Schifffahrt, des Welthandels blieben nicht ohne Rückwirkung auf andere Gebiete geiſtiger Thätigkeit. Die Niederländer ſchufen damals eine neue Malerſchule, der vorzugsweiſe werkthätigen Richtung der Einwohner entſprechend, das gewöhnliche Leben erfaſſend. Ferner erhielt die wiſſenſchaftliche Bildung bei ihnen einen neuen Schwung. Mitten unter den erſten Anſtrengungen der Umwälzung gründeten ſie die Hochſchule von

Leiden (1575): andere folgten, wie Franecker 1585, Gröningen 1614. Dieſe wiſſenſchaftlichen Anſtalten zeichneten ſich vortheilhaft vor den meiſten deutſchen aus. Zunächſt muß man dabei ins Auge faſſen, daß der Grundſatz der Reformation, die Gewiſſensfreiheit, von vornherein als ein weſentliches Stück des neuen Staates feſtgehalten wurde. Noch zu Wilhelms von Oranien Zeiten wurde die Duldung aller Sekten ausgeſprochen: dieſer Grundſatz erhielt ſich bis in das zweite Jahrzehend des 17. Jahrhunderts hinein. Dadurch war nun die unerfreuliche Entwickelung der Theologie, wie wir ſie in Deutſchland geſehen, unmöglich gemacht. Sodann wurde wieder dem Studium des Alterthums die größte Sorgfalt gewidmet, und es entſpricht dem republikaniſchen Sinne der Einwohner, daß insbeſondere die ſachliche Seite des Alterthums, die Staatskunſt, die Geſetzgebung, die bürgerlichen Zuſtände, Philoſophie und Mythologie, betrieben wurde, während man die Sprachlehre gewiſſermaßen nebenbei, durch das Leſen der alten Schriftſteller erlernte. Die bedeutendſten Philologen der zweiten Hälfte des 16. und der erſten des 17. Jahrhunderts gehörten den Holländern an. So Juſtus Lipſius (1547—1606), berühmt durch ſeine Verdienſte um Tacitus und durch die Bearbeitung der römiſchen Alterthümer; Janus Douſa (1545—1604); Janus Rutgers (1589—1625); Meurſius (ſtarb 1639); Daniel Heinſius (1580—1655); Ubbo Emmius (1547—1625); Gerhard Voſſius (1577—1649).

Damit in Verbindung ſtand nun die Geſchichtſchreibung, die Erdkunde, die Naturwiſſenſchaften, die Mathematik. In allen dieſen Fächern ſehen wir die Niederländer auf der Bahn des Fortſchritts. Im Jahre 1590 erfindet Zacharias Janſen aus Middelburg das Fernrohr, welches ſo weſentlich war für die Wiſſenſchaft der Sternkunde. Willebrod Snell (1591—1626) lieferte die erſte Erdmeſſung nach richtigen aſtronomiſchen Grundſätzen. Ebenſo machen ſich Wilhelm Janſen aus Amſterdam (1571—1638), Johann David Fabricius (ſtarb 1617) und Philipp Landsberg aus Seeland (1561—1632) um die Sternkunde verdient. Johann Baptiſt von Helmont (1577—1644) tritt in die Fußtapfen des Paracelſus, erweitert die Wiſſenſchaft der Chemie, entdeckt das Gas. Und ſo zeichneten ſich die Niederländer in jenen Zeiten vor allen Völkern durch die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Erdkunde aus. Abraham

Ortel aus Antwerpen (1527—1598) liefert die erſte Erdbeſchreibung mit Karten und Wörterbuch. Ueberhaupt wurden in den Niederlanden die beſten Karten verfertigt. Die Geſchichtſchreibung wurde ſchon durch die großen Ereigniſſe, in deren Mitte ſich die Niederländer befanden, die ſie ſelbſt mit hervorgebracht, ungemein angeregt: ſie verläßt den trockenen Chronikenſtyl, erhält Leben und Farbe, ſucht nach einem inneren Zuſammenhange der Begebenheiten. Die Geſchichte der Staatsumwälzung wird von einer Menge von Zeitgenoſſen geſchrieben, von denen wir nur Emanuel van Meteren (1535—1612), Peter Bor aus Utrecht (1559—1635) und Aitzema aus Doccum (1600—1669) anführen wollen. Aber dieſe unmittelbare Anſchauung des Lebens, wie ſie all dieſen Geſchichtſchreibern eigen war, führte nun zu einer richtigen Auffaſſung und Darſtellung der Geſchichte überhaupt. Schon Gerhard Voſſius ſchrieb über die Theorie der hiſtoriſchen Kunſt.

Der freie, auf einer Fülle von Gelehrſamkeit ruhende und zugleich dem Fortſchritt zugewandte Geiſt der niederländiſchen Wiſſenſchaft wird von keinem Manne glänzender vertreten, als von Hugo Grotius aus Delft (1583—1645), der in mehreren Fächern zugleich bahnbrechend war. Schon als vierzehnjähriger Knabe trat er als Schriftſteller auf, erhielt in ſeinem fünfzehnten die Doctorwürde, wurde darauf Rechtsanwalt, 1607 Generaladvokat von Holland, Seeland und Weſtfriesland, 1617 Rathspenſionär von Holland und als ſolcher Mitglied der niederländiſchen Generalſtaaten. Er beſaß die tiefſte und feinſte humaniſtiſche Bildung, die ſich vor Allem in der Klarheit ſeiner Schriften bemerklich machte: er hat ſich aber durch Arbeiten auf dieſem Gebiete noch beſonders verdient gemacht, namentlich durch ſeine Anmerkungen zum Tacitus und Statius und durch ſeine metriſchen Ueberſetzungen griechiſcher Dichter. Seine geſchichtlichen Arbeiten zeichnen ſich durch eine klare, den inneren Zuſammenhang der Begebenheiten nachweiſende Darſtellung aus. Er hat ſich auf mehreren Gebieten der Geſchichte verſucht: die Geſchichte ſeiner eigenen Zeit und Nation hat er in den Annalen niedergelegt — ein Buch, das vor allen andern gleichzeitigen hervorragt —; aber auch die ältere Geſchichte der Niederlande hat er bearbeitet. Selbſt dem Urſprunge der amerikaniſchen Völker widmete er eine Unterſuchung. Als Theolog war er einer der

Verfechter der Gewiſſensfreiheit, der Duldung, der vorurtheilsfreien Forſchung. Seine Anmerkungen zum alten und neuen Teſtamente eröffneten für die Auslegung der Bibel eine neue Bahn: er ſtützt ſie wieder auf eine gründliche Kenntniß der Sprache und verlangt namentlich, daß auf die zur Zeit der Abfaſſung der bibliſchen Bücher obwaltenden geſchichtlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe Rückſicht genommen werde. Am berühmteſten iſt er aber geworden durch ſein Buch über das Völkerrecht, welches zugleich das Naturrecht enthält, das aber einer ſpäteren Zeit ſeines Lebens angehört. Die erſte Ausgabe iſt 1631 erſchienen: ſeitdem wurde es unzählige Mal aufgelegt.

Es war natürlich, daß die Niederlande bei dieſem ungemeinen Aufſchwunge, den alle Zweige des Wiſſens und der menſchlichen Thätigkeit bei ihnen genommen hatten, einen großen Einfluß auf das benachbarte Deutſchland üben mußten. Schon vom Beginn der Bewegung an wurde das niederländiſche Weſen von den Deutſchen mit Begierde verfolgt. Wilhelm von Oranien brachte die erſten Kriegsſchaaren von Deutſchland aus hinüber und ſeitdem wurde die Verbindung der Deutſchen und der Niederländer nicht mehr unterbrochen. Bei den einzelnen, oben dargeſtellten Momenten des Fortſchritts der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Bildung in Deutſchland ſind zweifelsohne die Niederländer ſchon von Einfluß geweſen. Insbeſondere trugen ſie zur Wiederbelebung des claſſiſchen Studiums bei. Eine Menge junger Deutſchen ſtudirten auf den niederländiſchen Hochſchulen und nahmen natürlich alles Neue in ſich auf, was ſie da fanden. Aber nichts mochte wohl einen größeren Eindruck auf ſie machen, als die Beobachtung des freien Staatsweſens und der freien ſtaatlichen Grundſätze, welche dort ausgeſprochen wurden.

Dieſe überflutheten ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts die deutſchen Länder, mochten ſie nun durch Männer, die in den Niederlanden ſtudirt hatten, oder durch Flugſchriften oder auf andere Weiſe mitgetheilt werden.

Die Niederlande übten jetzt auf Deutſchland denſelben ſtaatlichen Einfluß, den ſeit dem 14. Jahrhundert die Schweiz ausgeübt hatte. Das heißt: ſie regten republikaniſche demokratiſche Ideen an. Merkwürdig, wie dieſe jetzt allenthalben in Deutſchland hervorbrechen, wie ſo zu ſagen die ganze Luft damit angefüllt iſt. Faſt in jedem Ereigniß, in jedem mit den öffentlichen Zuſtänden ſich befaſſenden Buche treten ſie uns entgegen. Und es waren nicht blos unklare, verſchwommene Meinungen und Gefühle: nein, man hegte ganz beſtimmt die Hoffnung, die Monarchie brechen, eine Univerſaldemokratie einführen zu können.*)

Man glaubte ſich zu dieſer Hoffnung um ſo mehr berechtigt, als die Niederländer weit mehr, als früher die Schweizer, eine ungemeine Thätigkeit in Bezug auf die äußere Staatskunſt entwickelten, eine Menge von Verbindungen anknüpften, Volksbewegungen unterſtützten, mit Geld nachhalfen, ſo daß man beinahe überall ihre Hand mit im Spiele ſah, wo ſich ein Widerſtand gegen fürſtliche Gewalt bemerklich machte. Beſonders aber auf Deutſchland richteten ſie ihr Augenmerk, da ſie immerhin noch zum deutſchen Reich gehörten, das Reich aber ſeit dem Tode Maximilians II. ſich im Ganzen ihnen feindſelig erwieſen hatte. Nicht nur der ſpaniſch geſinnte Kaiſer Rudolph II. that dies, ſondern auch die katholiſchen Reichsſtände, und ſelbſt lutheriſche Fürſten theilten die Meinung, daß der niederländiſche Freiheitskampf eine nicht zu rechtfertigende Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit ſei. Lutheriſche Fürſten ſtritten ſogar in den Reihen der Spanier gegen die Niederländer. Was war natürlicher, als daß die Niederländer nun das Wiedervergeltungsrecht übten! So unterſtützten ſie ſchon in den achtziger Jahren den Erzbiſchof Gebhard von Köln, der proteſtantiſch geworden war, gegen die katholiſchen Fürſten, in Cleve übten ſie ſeit den neunziger Jahren Einfluß; 1602 halfen ſie der Stadt Emden gegen ihren Herrn, den Grafen von Oſtfriesland, 1605 der Stadt Braunſchweig gegen den Herzog Heinrich Julius. Sie unterſtützten und reizten insgeheim die öſterreichiſchen Unzufriedenen, und zugleich ſetzten ſie ſich mit der Republik Venedig und mit der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft in Verbindung. Später (1613) ſchloſſen ſie ein Bündniß mit der Hanſe, welche davon ein Wiederaufleben ihrer früheren Bedeutung erwartete, und mit Magdeburg. Seit dem Waffenſtillſtand mit Spanien (1609), ſcheint es, verdoppelten ſie ihre Thätigkeit. So konnte es kommen, daß die Einen, die demokratiſche Partei in Deutſchland, die Hoffnung, die Andern, Fürſten und Katholiken, die Furcht hegten, die Niederländer ſtrebten nach Unterdrückung aller Fürſtenthümer, nach Aufrichtung volksthümlicher Freiſtaaten.*)

---

*) Die hauptſächlichſte Quelle dafür iſt eine Flugſchrift aus dem Jahre 1620, der »Discordista«, wovon ich die weſentlichſten Stellen in meinem Werke: „Zur politiſchen Geſchichte Deutſchlands“ (Stuttgart, bei Franckh, 1842), S. 304 ff. habe abdrucken laſſen. Ferner gehört hieher: „Vertrautes Schreiben an einen kurfürſtlich brandenburgiſchen Rath von einem fürnehmen oberländiſchen Fürſten“ (dem Herzoge von Würtemberg) aus dem Jahre 1614, neuerdings abgedruckt im Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen, VIII. S. 54 ff. Sodann: „Politiſcher Probierſtein aus Parnaſſo. Erſtlich italieniſch beſchrieben von Trajano Boccalini. Nun zum andern Male überſehen und wieder aufgelegt, 1620.“ Die erſte Ausgabe iſt vom Jahre 1612. Endlich: „Neuer calviniſcher Modell des heiligen römiſchen Reichs ꝛc. Durch Chriſtian Gottlieb von Friedberg, 1616.“ Beſonders S. 127.

Und in der That: wenn man die einzelnen Thatſachen zuſammenfaßt und ſie mit ihrer allgemeinen Stellung vergleicht, kann man ſich kaum der Anſicht erwehren, daß all' dieſer Geſchäftigkeit der Niederländer die geheime Abſicht zu Grunde lag, die Fürſtenthümer ſo viel wie möglich zu ſchwächen, ja vielleicht Alles zu einem großen Schlage vorzubereiten, um die Monarchie zu ſtürzen und Volksverfaſſungen einzuführen.

Es ſind Spuren vorhanden, daß ſie ſogar Frankreich, deſſen Regierung ſie doch bisher unterſtützt hatte, in dieſem Sinne bearbeiteten. Von Oldenbarneveldt, dem bedeutendſten und einflußreichſten Staatsmann der Republik, erzählte man, daß er geſagt habe, Spanien müſſe man zwar niederhalten, aber auch Frankreich nicht zu mächtig werden laſſen. Freilich hegte Heinrich IV. ohngefähr gleiche Geſinnungen gegen die Niederländer: war er ja einmal ſchon auf dem Punkte, ſich mit Spanien dergeſtalt zu vergleichen, daß eine Tochter von ihm einen ſpaniſchen Prinzen, der die Niederlande zur Mitgift bekäme, heirathen ſollte, wogegen Heinrich IV. ſich anheiſchig machte, die Niederlande zur Unterwerfung zu zwingen.**) Dieſer Entwurf wurde zwar nicht ausgeführt: der König war ſich aber der Gefährlichkeit des neuen Freiſtaats wohl bewußt. Wogegen die Niederländer, insbeſondere nach Heinrichs IV. Tode, wie die Staatskunſt des Hofes ſich weſentlich änderte, ſich nicht ſcheuten, insgeheim alle Kräfte des Widerſtandes gegen die franzöſiſche Regierung zu unterſtützen.

---

*) Discordista, a. a. O. Vertrautes Schreiben eines oberländiſchen Fürſten ꝛc. a. a. O.

**) Ranke, franzöſiſche Geſchichte, II. 119, 120.

In England war es ohngefähr ebenſo. Nach Eliſabeths Tode (1603) kam Jakob I. zur Regierung, der bekanntlich ſehr übertriebene Vorſtellungen von der königlichen Gewalt und ihrem göttlichen Urſprunge hatte. Er betrachtete die Niederländer als Rebellen, ſchloß auch ſehr bald Frieden mit Spanien, und ſuchte ſogar durch Verheirathung ſeines Sohnes mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin in ein noch engeres Verhältniß mit dieſer Macht zu treten. Die Niederländer ihrerſeits verſäumten nicht, mit der demokratiſchen Partei in England, mit den Puritanern, die ſich dem Hofe feindſelig zeigte, Verbindungen anzuknüpfen.

Und nicht geringeren Einfluß hatten ſie in Deutſchland. Hier wirkten ſie auf alle demokratiſchen Gewalten, auf Reichsſtädte, Landſtände, überhaupt auf Alles, was freiſinnig angeregt war. Merkwürdigerweiſe aber auch auf die fürſtlichen Höfe.

In der That: die demokratiſchen und republikaniſchen Ideen waren zugleich mit dem Mitgefühl für die Niederlande in gar manche deutſche Höfe eingedrungen, wo die Räthe der Fürſten, mitunter ſogar ihre erſten Miniſter ſich zu ihnen bekannten. Das waren lauter Männer, die in den Niederlanden ſtudirt und dort die freiſinnigen Ideen eingeſogen hatten, meiſtens Leute aus dem Bürgerſtande, aus Reichsſtädten, von vornherein alſo ſchon auf einem demokratiſchen Standpunkte *). Dies gilt übrigens im Ganzen doch nur von den Höfen kalviniſcher Fürſten, wo ſchon durch das religiöſe Bekenntniß für die freien ſtaatlichen Anſichten eine Brücke gebaut worden war. Hieher ſind die anhaltiſchen Höfe, der Hof von Heſſen-Kaſſel (beſonders unter dem Landgrafen Moritz) und die Kurpfalz zu rechnen.

Dieſe ſind ſchon in ſehr früher Zeit in Verbindung mit den Niederlanden geweſen, und haben ſie bereits im Beginn des Frei-

---

*) Discordista. „Die, welchen in Fürſtenhöfen wichtige Sachen zu traktiren anbefohlen worden, ſind gemeiniglich der Monarchie und Principatui Feind, hingegen der Demokratie und popularischer Regierung Freund: denn ſie ſind meiſtentheils aus Städten bürtig und richten alſo ihre Rathſchläg nach der Städter Nutz und Erſprießlichkeit.“

heitskampfes unterſtützt, wie der Pfalzgraf Johann Kaſimir im Jahre 1578. Es galt zugleich dem Umſichgreifen des Katholicismus und des Hauſes Habsburg einen Widerſtand entgegenzuſetzen. Uebrigens hat damals Johann Kaſimir in dem Ausſchreiben, welches er erlaſſen, um ſeinen Hülfezug zu rechtfertigen, mit klaren dürren Worten das Recht des Widerſtandes von Seiten der Unterthanen gegen ihre Fürſten ausgeſprochen, ſo wie dieſe die Volksrechte beeinträchtigten: ein Grundſatz, der von der Kurpfalz feſtgehalten wurde. Die Häuſer Pfalz und Oranien traten indeſſen bald einander noch näher: eine Tochter Wilhelms von Oranien, alſo eine Schweſter Moritzens, Johanna Auguſte, heirathete Friedrich IV. von der Pfalz (1592—1610).

Die demokratiſche Richtung der kalviniſchen Höfe entbehrte freilich nicht einer tieferen Berechnung. Sie ſuchten das Volk an ſich heranzuziehen, dieſes durch allerlei zu gewinnen, um in ihm eine Stütze zu haben, wenn ſie den Adel mit ſeinen unbequemen Vorrechten zurückzudrängen ſtrebten. Ein Verfahren, das in den Augen des Volks natürlich ſeine Berechtigung hatte, während die Fürſten gerade auf der allgemeinen Gleichheit die unbeſchränkte Herrſchaft aufrichten konnten. Aehnliche Beſtrebungen wurden damals in anderen Ländern Europa's ebenfalls verfolgt, und daß man die angegebene Abſicht gerade den demokratiſch geſinnten deutſchen Fürſten unterlegte, geht aus einer Menge damaliger Flugſchriften zur Genüge hervor. *) Und es iſt ſehr bemerkenswerth, daß ſelbſt in den Niederlanden der Gegenſatz einer monarchiſch-demokratiſchen und einer ariſtokratiſchen Richtung ſeit dem Jahre 1609 ſehr ſtark hervortrat.

Die Verfaſſung der Republik der vereinigten Niederlande war eigentlich ariſtokratiſch. Die höchſte Gewalt beruhte allerdings auf den Generalſtaaten, d. h. auf der Verſammlung aller Abgeordneten aus den Provinzen: ſie gab die Geſetze, beſtellte den Generalſtatthalter, den Befehlshaber des Heeres und der Flotte, erhob die Steuern, beſorgte die äußere Staatskunſt, kurz hatte alle Befugniſſe der Regierung. Allein die Generalſtaaten waren nicht aus der Wahl des ganzen Volks hervorgegangen, ſondern aus den Obrigkeiten der

---

*) Statt aller: Secretissima instructio Gallo-Britanno-Batava, Friderico I. Electori regi Bohemiae et comiti Palatino data, ex Gallico conversa ac bono publico in lucem vulgata Anno 1620.

einzelnen Provinzen und Städte, und dieſe wurden ebenfalls nicht durch das Volk beſetzt, ſondern ergänzten ſich ſelbſt und zwar aus einer Anzahl alter rathsfähiger Familien. Kurz, die Verwaltung der Städte und der Provinzen befand ſich in den Händen von ariſtokratiſchen Körperſchaften. Nun hatte zwar die Geſchichte des jungen Freiſtaates bewieſen, daß man nicht übel dabei fuhr. Denn die ariſtokratiſchen Perſönlichkeiten, deren Händen das Ruder des Staats anvertraut war, waren ausgezeichnete Staatsmänner und zugleich die unbeſcholtenſten Charaktere. Es konnte aber nicht fehlen, daß in Folge der allgemeinen Bewegung auch in den unteren Schichten des Volks der Wunſch emporkam, einen größeren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu üben, kurz, daß ſich eine demokratiſche Partei bildete. Dies war jedoch von keiner Bedeutung, ſo lange die Generalſtaaten oder der Vertreter derſelben, Oldenbarneveldt und der Generalſtatthalter, der Prinz Moritz von Oranien, der die ausübende Gewalt hatte, mit einander Hand in Hand gingen. Später wünſchte aber der Prinz ſeine Stellung, welche in ſo ferne eine beſchränkte war, als er in den wichtigſten Entſchließungen immer wieder an die Generalſtaaten zurückgeben mußte, unabhängiger zu machen. In den Zeiten des Kriegs war er als Feldherr an ſich ſchon von größerer Bedeutung: darum hatte er in den Waffenſtillſtand mit Spanien (1609) nicht eingehen wollen, während Oldenbarneveldt, der die Abſichten des Prinzen durchſchaute, mit dem größten Eifer den Frieden befürwortete und zuletzt auch durchdrang. Jetzt ſuchte nun aber Moritz noch eine andere Stütze: er lehnte ſich an die demokratiſche Partei an und hob dieſe aus allen Kräften. Es verſteht ſich, daß es ihm dabei weniger um die Herſtellung einer eigentlichen Demokratie, als um die Stärkung ſeiner Gewalt zu thun war. In Folge dieſer Verbindung errang er wirklich das Uebergewicht über ſeinen Gegner, Oldenbarneveldt und deſſen Anhänger, unter welchen ſich auch Hugo Grotius befand, leider nicht, ohne daß er zugleich einen religiöſen Fanatismus, der bis dahin in den Niederlanden unbekannt war, ſchürte und unterſtützte; und wie weit er es ſchon gebracht, zeigte die Verurtheilung Oldenbarneveldts zum Tode wegen Anklagen, die durchaus nicht erwieſen werden konnten (1618). Hugo Grotius wurde ins Gefängniß geworfen, ſpäter aber durch ſeine Gattin gerettet.

Und ſo hatte es den Anſchein, als ob Moritz unter dem Schilde der Demokratie, gerade ſo wie die gleichgeſinnten deutſchen Fürſten, zu abſoluter Gewalt gelangen könnte.

Ob die Dinge in der That ſich ſo geſtalten würden, war freilich noch ſehr die Frage. Denn noch war Alles in wilder Gährung, und die demokratiſchen Fluthen hoch angeſchwollen. Ein Italiener, der von der deutſchen Freiheit begeiſtert war, ſagte ſogar den Untergang der Monarchie voraus, und zwar durch Deutſchland.*)

Die Niederländer aber benutzten vorderhand ihr gutes Verhältniß zu den deutſchen kalviniſchen Fürſten, um durch ſie ihre nächſten Zwecke zu erreichen, Anderes anderen Zeiten vorbehaltend. Die Furcht vor ihren weit ausſehenden Planen war aber doch bereits damals in die Fürſten gefahren, wie aus dem oben angeführten Schreiben des oberländiſchen Fürſten (des Herzogs von Würtemberg) hervorgeht.

Faſſen wir das über die ſtaatlichen Verhältniſſe Geſagte zuſammen, ſo werden wir wohl folgende Parteien unterſcheiden müſſen. Die erſte war die kaiſerliche, jedoch mit abſolutiſtiſchen, ſogenannten „ſpaniſchen“ Abſichten. Die zweite Partei war das Fürſtenthum, welches dem Kaiſer gegenüber ſeine Unabhängigkeit zu wahren ſucht, den Unterthanen gegenüber aber größere Machtfülle anſtrebt. Dem Fürſtenthum gegenüber bemerken wir die alten Widerſtandsparteien, Adel und Städte, die auf ihren hergebrachten Rechten fußen, und dieſe nicht antaſten laſſen wollen. Aber zugleich erhebt ſich im Volke eine demokratiſche Partei, theils von den Bauern ausgehend, theils von den niederen Schichten in den Städten, theils von Republikanern mit allgemeineren Geſichtspunkten. Und endlich thut ſich eine fürſtliche Partei hervor, die ſich an die demokratiſchen Richtungen anſchließt, aber zugleich dem Kaiſer und dem Hauſe Habsburg widerſtrebt, und überhaupt höhere Zwecke verfolgt.

---

*) Der oben erwähnte Trajanus Boccalini in dem Probierſtein aus dem Parnaſſo, S. 90: „Jetzt ſehen wir, daß die Deutſchen, welche ebenſo ſubtile ſpitzfindige Anſtifter freier Regimenter, als künſtliche Uhrmacher ſind, die unſterbliche Freiheit, darnach die allerklügſten Philoſophen ſo viele hundert Jahre vergeblich geſonnen, erfunden und auf die Bahn gebracht, weßhalb die Monarchien ihren Untergang zu beſorgen haben. Von dem kleinen Fünklein der ſchweizeriſchen Freiheit iſt es ausgegangen: daraus hat ſich nachher ein ſo grauſam Feuer angezündet, daß es in ganz Deutſchland ausgebreitet iſt. Die Republiken (Reichsſtädte) in Deutſchland ſind Poſaunen, welche die Monarchen von ihrem tiefen Schlaf auferwecken ſollen. — — Die deutſche Freiheit iſt deßhalb ſo gefährlich, weil die freien Stände nicht daran denken, andere zu unterjochen, ſondern ſich mit Vertheidigung ihrer Freiheit begnügten. — — Dies Unheil [man bedenke, daß der Verfaſſer einen Fürſten ſprechen läßt] iſt um ſo gefährlicher, als es wie ein Krebs alle Tage weiter um ſich frißt, und wenn es neue Städte und Völker ergriffen, macht es ſie gleich den andern Tag auch frei, und aus Fremden und Feinden vertraute Landsleute und Freunde. Dieſe Seuche wird in Kurzem alle Welt anſtecken und vergiften. Jedermann hält die Freiheit für die einzige Glückſeligkeit, was man auch mit vielem Blut nicht zu theuer erkaufen könne. Wenn es den Holländern glücken ſollte, ſie in ihrer Freiheit zu befeſtigen, ſo kann man darauf rechnen, daß es um die anderen Monarchien geſchehen iſt.“

Dieſe ſtaatlichen Parteien greifen dann wieder in die religiöſen ein und zerſetzen ſie mitunter, oder werden von ihnen zerſetzt. Der Kaiſer iſt gut katholiſch, ja jeſuitiſch geſinnt, ebenſo wie Ferdinand von Steyermark und Maximilian von Baiern. Da er aber als Kaiſer zugleich ſtaatliche Zwecke verfolgte, ſo betrachtete er von jeher das mächtige, aufſtrebende Haus Baiern mit einer gewiſſen Eiferſucht; die Jeſuiten dagegen waren aufrichtigere Freunde Maximilians als des Kaiſers, weil es ihnen überhaupt nicht darum zu thun war, die kaiſerliche Gewalt unter allen Umſtänden zu ſtärken und zu befeſtigen. Und auch Maximilian vergißt neben dem Katholicismus doch niemals ſein fürſtliches Intereſſe zu wahren, ſelbſt wenn dies auf Koſten des gut katholiſchen Kaiſerhauſes geſchehen ſollte. Es gab aber außer der jeſuitiſchen noch eine andere katholiſche Partei, die es mit der alten Reichsverfaſſung und mit dem Kaiſerthum hielt, dagegen auf das von den Jeſuiten begünſtigte katholiſche weltliche Fürſtenthum weniger gut zu ſprechen war. Dazu gehörten die meiſten Kirchenfürſten und der reichsunmittelbare Adel. Was die proteſtantiſchen Religionsparteien anbetrifft, ſo findet ſich, wie wir geſehen, die demokratiſche Richtung mehr bei den Kalviniſten, die erhaltende bei den Lutheranern. Doch unter gewiſſen Umſtänden gehören auch die Lutheraner zur Widerſtandspartei. Von den Fürſten aber waren die lutheriſchen, den Kurfürſten von Sachſen voran, mehr kaiſerlich, ja ſogar mehr katholiſch geſinnt, als kalviniſch. Der Widerſtand gegen den Kaiſer und ſeine angeblichen ſpaniſchen Gelüſte ging daher vorzugsweiſe von den kalviniſchen Fürſten aus, an ihrer Spitze der Kurfürſt von der Pfalz. Dieſe waren auch am rührigſten in dem Angriff auf den Katholicismus überhaupt, und der Gedanke, dieſen zu ſtürzen, um ſich der noch übrigen geiſtlichen Fürſtenthümer zu bemächtigen, lag ihnen nicht ferne. Die Reichsſtädte waren zwar meiſt lutheriſch, nahmen aber doch eine andere Stellung ein, als die lutheriſchen Fürſten, da ſie vom Kaiſer ſchlecht behandelt wurden. Sie hatten eher Neigung, ſich an die kalviniſchen Fürſten anzuſchließen.

10. Die Ereigniſſe bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs. Union und Liga. Letzte Jahre Rudolfs II. Mathias.

Dies war die Lage der Dinge, als der Vorgang mit Donauwerth ſich ereignete. Er verurſachte die größte Aufregung bei den proteſtantiſchen Ständen. Mehr wie je, waren ſie jetzt beſorgt um ihre Freiheit, und der Vorſchlag, ſich zuſammen zu thun, um weiteren Uebergriffen der Katholiken zu begegnen, fand nun geneigtere Ohren.

Im Anfange des Jahres 1608 wurde ein Reichstag in Regensburg gehalten. Rudolf II. war nicht ſelbſt gegenwärtig, ſondern ließ ſich durch den wegen ſeines Religionseifers den proteſtantiſchen Ständen verhaßten Erzherzog Ferdinand von Steyermark vertreten. Die Proteſtanten verlangten auf dieſem Reichstage, ehe ſie ſich in etwas Anderes einließen, die Regelung des Reichsgerichtsweſens, namentlich eine Beſchränkung der Befugniſſe des Reichshofraths und die Beſeitigung ihrer vielfachen Religionsbeſchwerden: ſie verlangten ferner eine Erneuerung des Religionsfriedens, die kalviniſchen Fürſten überhaupt die Freiſtellung der Religion. Da aber die Katholiken die Mehrheit hatten, ſo wurde dieſes Anſinnen der Proteſtanten verworfen. Von jetzt an nahmen dieſe an keiner Verſammlung mehr Theil, ſondern beriethen ſich beſonders. Der Kaiſer, bei ſo drohenden Ausſichten, hätte gerne nachgegeben, wohl auch einige der katholiſchen Kirchenfürſten. Andere jedoch, unter dieſen beſonders der Herzog Maximilian von Baiern, ſetzten ſich mit allem Eifer dagegen. So verließen die Proteſtanten den Reichstag noch vor ſeinem Schluſſe. Seitdem kam auf lange Zeit kein Reichstag mehr zu Stande.

Sofort aber verſammelte ſich ein Theil der proteſtantiſchen Stände auf Veranlaſſung des Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz in Ahauſen im Ansbachiſchen und ſchloß hier (4. Mai 1608) einen Bund zu gegenſeitigem Schutz, unter dem Namen der proteſtantiſchen Union. Die Theilnehmer deſſelben waren außer dem Kurfürſten von der Pfalz der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Chriſtian und Joachim Ernſt von Ansbach, der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der Markgraf Georg Friedrich von Baden, der Fürſt Chriſtian von Anhalt, der Landgraf Moritz von Heſſen-Kaſſel, Kurbrandenburg und folgende Reichsſtädte: Ulm, Straßburg, Nürnberg, Worms, Speier, Hall, Heilbronn, Weiſſenburg, Landau, Nördlingen, Memmingen, Kempten, Rotenburg, Schweinfurt, Weiſſenburg im Nordgau. Zum Bundeshaupt wurde der Kurfürſt von der Pfalz erwählt; zum General Markgraf Joachim Ernſt von Ansbach mit 6000 Gulden monatlichem Gehalt; zum Generaloberſtlieutenant Fürſt Chriſtian von Anhalt mit 4000 Gulden monatlich; zum General der Reiterei der Markgraf von Baden; zu Oberſten Graf Julius Friedrich von Würtemberg und Graf Kraft von Hohenlohe.

Die Union nahm eine achtunggebietende Stellung ein. An und für ſich ſchon war ſie eine mächtige Verbindung, ſie wurde aber noch bedeutender durch die mannigfachen Beziehungen mit auswärtigen Staaten, welche ſie ſofort einzuleiten ſich beeilte. Sie trat in Unterhandlungen mit den Niederlanden, mit Frankreich, der Schweiz, Venedig. Von Frankreich namentlich durfte ſie im Falle der Noth die entſchiedenſte Unterſtützung gewärtigen.

Und dazu kam, daß im Lager ihrer Gegner eben jetzt eine faſt unheilbare Spaltung eingeriſſen war. Das Haus Habsburg, vor dem ſich die Proteſtanten bisher am meiſten gefürchtet, war in die furchtbarſten Zwieſpälte gerathen, und brachte ſich ſelber die tödtlichſten Wunden bei.

Der Kaiſer Rudolf hatte ſeit längerer Zeit ſeine Erbländer auf die läſſigſte und unzulänglichſte Weiſe verwaltet. Wir haben oben bemerkt, daß er Sinn für die Wiſſenſchaften hatte, weniger jedoch für Geſchichte und Staatskunſt, als für die Naturkunde, für Kunſt, Alterthümer, Sonderbarkeiten aller Art, für die er ungeheuere Summen verſchwendete. Nachgerade aber gab er ſich dieſen Liebhabereien, namentlich auch aſtrologiſchen und alchemiſchen Träumereien dergeſtalt hin, daß er ſich faſt gar nichts mehr um die Regierungsgeſchäfte kümmerte. Stöße von Acten lagen in ſeinem Kabinete aufgehäuft, die auf Erledigung harrten: er konnte ſich aber nicht einmal entſchließen, nur ſeinen Namen zu unterſchreiben. Geſandte, ſelbſt angeſehener Höfe, mußten oft Tage lang warten, bis es ihnen gelang, vorgelaſſen zu werden: und auch dann erhielten ſie in der Regel keine beſtimmte Antwort. Rudolf beſchäftigte ſich inzwiſchen mit ſeinen Aſtrologen oder Alchemiſten, mit denen er die Goldmacherkunſt ergründen wollte: oder er ſchaute ſeinen Malern zu. Wer ihn in ſolchen Beſchäftigungen ſtörte, dem geſchah es wohl bisweilen, daß er ihm Geräthſchaften oder was ihm gerade in die Hände fiel, voll Wuth an den Kopf warf. Die Regierungsgeſchäfte überließ er ſeinen Räthen oder Günſtlingen, mit denen er häufig wechſelte, die aber keineswegs begabt oder uneigennützig waren: es war bekannt, daß man an der kaiſerlichen Kanzlei durch Beſtechung Alles erreichen konnte. Mitunter beherrſchte ein Kammerdiener, wie z. B. Lang, den Kaiſer dergeſtalt, daß die ganze kaiſerliche Staatskunſt von ihm abhing; und dieſer Lang gehörte zu den verworfenſten Geſchöpfen, wie er denn auch endlich ſeine mannigfachen Verbrechen mit dem Tode büßte.

Daß die Länder, welche Rudolf beherrſchte, unter ſolchen Umſtänden ſehr herunter kamen, daß namentlich die Stellung zum Auslande immer unglückſeliger wurde, braucht nicht erſt weiter auseinander geſetzt zu werden. Namentlich gegen die Türken erlitt man unaufhörlich Verluſte: in Siebenbürgen erfolgte im Jahre 1602 der Aufſtand des Stephan Botskai; die unzufriedenen Proteſtanten in Ungarn ſchloſſen ſich ihm an, und da ſie durch die Türken unterſtützt wurden, ſo ſchien Siebenbürgen und Ungarn für Oeſterreich verloren.

Die Unfähigkeit des Kaiſers entging ſeiner Familie nicht, am wenigſten dem Bruder Rudolfs, Mathias. Er war früher vom Kaiſer zurückgeſetzt und mit offenbarem Mißtrauen behandelt worden, weil er ſich noch als ganz junger Menſch in die niederländiſchen

Angelegenheiten gemiſcht hatte, und zwar in ziemlich zweideutiger Weiſe. Nachdem er die Niederlande wieder verlaſſen (1582), war er jahrelang zur Unthätigkeit verdammt. Erſt ſpäter, als die ungariſchen Angelegenheiten eine immer ſchlimmere Wendung nahmen, wurde er vom Kaiſer zum Statthalter in Oeſterreich und Ungarn ernannt. Allein Rudolf hatte das Mißtrauen gegen den Bruder nicht verloren und ſuchte alle ſeine Maßnahmen zu hemmen. Mathias hatte eingeſehen, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden ein Friede mit den Türken, wie mit Stephan Botskai und den ungariſchen Unzufriedenen das einzig Erſprießliche ſei, und knüpfte deßhalb mit ihnen Unterhandlungen an. Im Juni 1606 ſchloß er Friede mit Botskai, den er als erblichen Fürſten von Siebenbürgen beſtätigte: den Ungarn wurde Religionsfreiheit zugeſichert. Im November 1606 folgte der Friede mit den Türken. Aber ſchon während dieſer Unterhandlungen zeigte ſich Rudolf einem Frieden durchaus abgeneigt: als er geſchloſſen war, ſo weigerte er ſich, denſelben anzuerkennen. Mathias, der in dieſem Verfahren des Kaiſers eine feindſelige Geſinnung gegen ihn wahrzunehmen glaubte, traf nun die geeigneten Maßregeln. Noch vor dem Abſchluß des Friedens mit den Ungarn und mit den Türken (im April 1606) berief er die Glieder des Hauſes Habsburg nach Wien und beſtimmte ſie, in einer vorderhand noch geheim zu haltenden Urkunde, dem Kaiſer wegen ſeiner Gemüthsblödigkeit das Seniorat des Hauſes abzunehmen und es Mathias zu übertragen. Seitdem wuchs die Feindſchaft beider Brüder von Tag zu Tag. Mathias glaubte zu bemerken, daß Rudolf ihn vom Throne auszuſchließen und dieſen dem Erzherzog Ferdinand von Steyermark zuzuwenden beabſichtige. Wenigſtens war es ſehr auffallend, daß der Kaiſer zu ſeinem Stellvertreter auf dem Reichstage zu Regensburg nicht Mathias, ſondern Ferdinand erwählte. Mathias dagegen ſchloß ſich enger an die Ungarn und an die Oeſterreicher an, machte den Proteſtanten, die in beiden Ländern die Mehrzahl ausmachten, fernere Zugeſtändniſſe, und unter ſeinem Schutze ſchloſſen Oeſterreicher und Ungarn zu Preßburg (1608) einen Bund mit einander zur Aufrechthaltung ihrer Rechte. Als jetzt Rudolf die Auflöſung dieſes Bundes verlangte und rüſtete, ſo rückte Mathias im April mit einem Heere nach Mähren und Böhmen, und zwang ſeinen Bruder, durch den

Vertrag vom 25. Juni 1608, ihm Ungarn, Oeſterreich und Mähren förmlich abzutreten und die Nachfolge im Königreiche Böhmen zu ſichern.

Mathias hatte ſeine Erfolge nur den Proteſtanten zu danken. Es war natürlich, daß dieſe nun auf die Erfüllung der Hoffnungen drangen, die er ihnen gemacht hatte. Aber Mathias hatte es nicht ehrlich gemeint. Es war überhaupt eine zweideutige ſchwankende Natur, überdies abhängig vom Biſchof Kleſl von Wien, einem allerdings ſehr ſchlauen und umſichtigen Staatsmann, aber einem ſehr eifrigen Katholiken. Mathias weigerte ſich daher Anfangs, die Forderungen der öſterreichiſchen Proteſtanten nach Wiederherſtellung ihrer Rechte, wie ſie zu den Zeiten Maximilians II. beſtanden, zu bewilligen. Aber die proteſtantiſchen Stände weigerten ſich nun, dem Mathias als Landesherrn zu huldigen, warben Truppen und machten Anſtalten, ſich ihm mit bewaffneter Hand zu widerſetzen. Endlich entſchloß ſich Mathias (März 1609) zur Nachgiebigkeit: er beſtätigte den öſterreichiſchen Ständen die Religionsfreiheit, und jetzt erſt (Mai 1609) erfolgte von ihrer Seite die Huldigung.

Die Böhmen machten es den Oeſtreichern nach. Im Jahre 1608, als Mathias gegen Rudolf heranrückte, hatte dieſer in der Angſt ſeines Herzens den böhmiſchen Proteſtanten oder Utraquiſten, welche auch hier die große Mehrzahl ausmachten, die Religionsfreiheit zugeſichert. Nach der Entfernung des Mathias ſchien er das Verſprechen vergeſſen zu wollen. Die Böhmen aber verſammelten ſich zu einem Landtage, ſtellten hier an den Kaiſer die entſchiedenſten Forderungen und als ſie ihnen abgeſchlagen wurden, ſo errichteten ſie das ſogenannte Defenſionswerk, d. h. ſie rüſteten ein Heer, beſtellten dreißig Directoren und ernannten drei Feldhauptleute, den Grafen Mathias von Thurn, Leonhard von Fels, Johann von Bubna. Jetzt gab der Kaiſer nach. Er ertheilte den Böhmen 11. Juli 1609 den berühmten Majeſtätsbrief. Darnach ſollten alle im Jahre 1575 beſtandenen proteſtantiſchen Parteien freie Religionsübung haben, auch neue Kirchen und Schulen bauen dürfen: es wurde ihnen wieder ein Conſiſtorium überlaſſen, ſo wie auch die prager Hochſchule, an der ſie von nun an die Lehrer zu beſtellen haben ſollten.

So hatte der Proteſtantismus mit Einem Schlage die außerordentlichſten Erfolge errungen. In den öſterreichiſchen Landen, wo ſeit Rudolfs II. Regierungsantritt die katholiſchen Gegenreformationen von Jahr zu Jahr weiter um ſich gegriffen hatten, wurde ihnen plötzlich ein Damm entgegengeſetzt: die ſpaniſch-jeſuitiſchen Beſtrebungen des habsburgiſchen Hauſes wurden mit Einem Male gebrochen, in Folge des Zwieſpaltes zwiſchen Mathias und Rudolf, ja der Proteſtantismus ſchien jetzt in Oeſterreich daſſelbe Uebergewicht gewinnen zu müſſen, welches bisher der Katholicismus geübt.

Dieſe Dinge waren natürlich von dem größten Einfluß auf die Stellung des Proteſtantismus im Reiche, und namentlich der Union. Schon auf dem Reichstage von Regensburg hatte Mathias es für nöthig gefunden, ſich mit den proteſtantiſchen Fürſten in Verbindung zu ſetzen, und nach dem Abſchluß der Union wurde dieſe Verbindung nicht aufgegeben, weil ſich Mathias, der auch den Kaiſerthron im Auge hatte, ſo viel wie möglich Stützen zu gewinnen ſuchte. Aber auch Rudolf, den ſeit dem erſten Zuſammentreffen mit Mathias eine namenloſe Furcht beſchlichen, glaubte jetzt anders gegen die Proteſtanten auftreten zu müſſen. Als die Union im Sommer 1609 eine Geſandtſchaft an ihn ſchickte, an ihrer Spitze den Fürſten Chriſtian von Anhalt, um vom Kaiſer die Wiederherſtellung Donauwerths zu verlangen, ſo gab der Kaiſer wirklich die Erklärung, daß die Stadt innerhalb 4 Wochen an das Reich zurückfallen ſollte, und er ſtellte auch in der That eine ähnliche Forderung an Maximilian von Baiern. Daß dieſe Zuſage des Kaiſers nicht in Erfüllung ging, daran war vor Allem der Herzog von Baiern Schuld, der die Stadt nur dann herausgeben wollte, wenn man ihm die Vollziehungskoſten bezahlte, und dieſe ſetzte er ſo hoch an — nämlich zehnmal höher, als er wirklich ausgegeben — daß er darauf rechnen konnte, der Kaiſer oder das Reich werde ſie nie bezahlen.

Die plötzliche Veränderung in der Lage des Proteſtantismus, die drohende Stellung, welche die Union eingenommen, war in der That geeignet, die katholiſchen Stände beſorgt zu machen und den Wunſch zu erzeugen, ſich ebenfalls zuſammen zu thun, um allenfallſigen Uebergriffen der proteſtantiſchen Stände entgegenzutreten. Dieſer Gedanke leitete beſonders den Herzog Maximilian von Baiern. Schon auf dem Regensburger Reichstage, noch vor dem Abſchluſſe der Union, wollte er eine katholiſche Verbindung zu Stande bringen, und ſeitdem arbeitete er mit dem raſtloſeſten Eifer an der

Ausführung dieſes Gedankens. Es wurde ihm doch nicht ſo leicht, ſeinen Zweck zu erreichen. Denn offenbar waren es nicht blos religiöſe Beweggründe, die ihn dabei beſtimmten, ſondern auch ſtaatliche. Maximilian hatte durch die Donauwerther Geſchichte den größten Haß der Proteſtanten auf ſich geladen: er konnte darauf rechnen, daß, wenn es einmal zu Thätlichkeiten käme, er ihn ſchwer empfinden müßte. Er wollte ſich nun durch eine anſehnliche Verbindung mit katholiſchen Ständen ſicher ſtellen. Aber Maximilian ſtrebte überhaupt nach einer vorwiegenden einflußreichen ſtaatlichen Stellung. Dieſe konnte er nur als Haupt einer mächtigen Verbindung einnehmen. In dieſer Eigenſchaft ſtand er ſowohl den Proteſtanten gewappnet gegenüber, als auch dem Hauſe Habsburg, falls dieſes daran denken ſollte, die Eiferſucht gegen das wittelbachiſche Haus weiter treiben zu wollen. Aber eben dieſe ſtaatlichen Abſichten Maximilians entgingen den katholiſchen Kirchenfürſten, auf die er bei einem zu errichtenden Bunde zunächſt angewieſen war, keineswegs. Dieſe Kirchenfürſten, Biſchöfe und Erzbiſchöfe waren, wie wir bereits oben bemerkt, in der Regel gut kaiſerlich geſinnt, und wollten nicht gerne in eine Verbindung ſich einlaſſen, die, wie Maximilian beabſichtigte, vom Kaiſer unabhängig ſei. Beſonders der Erzbiſchof von Mainz, Johann Schweikard, ein äußerſt gewiegter Staatsmann, durchſchaute den Herzog. Er machte auch den Vorſchlag, den Kaiſer zum Haupte der Verbindung zu erklären. Dagegen ſetzte ſich Maximilian aus allen Kräften. Endlich (Juni 1609) brachte er den katholiſchen Bund zu Stande, der nun die Liga genannt ward. Die erſten Theilnehmer waren außer ihm die Biſchöfe von Würzburg, Konſtanz, Augsburg, Regensburg, Straßburg und Paſſau, der Propſt von Ellwangen und der Abt von Kempten. Maximilian wurde zum Bundeshaupte erwählt. Im Auguſt traten dann die drei geiſtlichen Kurfürſten, von Mainz, Trier und Köln bei. Das Mißtrauen, welches bei dieſen geiſtlichen Herren herrſchte, zeigte ſich aber gleich darin, daß der Erzbiſchof von Mainz zum zweiten Bundeshaupte erwählt wurde.

Wie nun die Union mit den Niederlanden und mit Frankreich in Beziehungen getreten war, ſo ſuchte die Liga ebenfalls ausländiſche Hülfe. Sie wandte ſich an den Papſt, an die italieniſchen Fürſten, an Spanien, ſelbſt an Frankreich, um wenigſtens ſoviel zu bewirken, daß Heinrich IV. den Proteſtanten keine Hülfe gewähre. Die Ausſichten auf auswärtige Unterſtützung waren aber Anfangs ſehr gering: nur der König von Spanien verſprach im Falle der Noth Truppen ſtellen zu wollen. Deſto eifriger betrieb Maximilian die innere Einrichtung des Bundes, und die Ausdehnung deſſelben: ſo wurde Ferdinand von Steyermark darin aufgenommen und noch mehrere andere geiſtliche Herren.

Die Union war aber doch ſtärker, als die Liga, und eben war ein Ereigniß eingetreten, welches ihr neue Vortheile ſichern ſollte. Im März 1609 ſtarb der letzte Herzog von Jülich-Cleve, Johann Wilhelm, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Die von ihm beſeſſenen Länder (Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensburg) machten ſchon an ſich ein anſehnliches Fürſtenthum aus: noch bedeutender wurden ſie durch ihre Lage. Dieſes Fürſtenthum konnte von dem größten Einfluſſe ſein auf die Verhältniſſe in den Niederlanden, am Rhein und in Weſtphalen, und es war daher natürlich, daß beide miteinander ſtreitende Religionsparteien ſich alle Mühe gaben, es an ſich zu bringen. Das Erbrecht ſprach nun aber mehr für die Proteſtanten. Der letzte Herzog hatte vier Schweſtern. Die älteſte, Marie Eleonore, die Gemahlin des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, war zwar geſtorben, ſie hatte aber eine Tochter, Anna, hinterlaſſen, die an den Kurfürſten Johann Sigmund von Brandenburg verheirathet war. Die zweite Schweſter, Anna, war die Gemahlin des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, die dritte, Magdalene, des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, die vierte, Sibylla, des Markgrafen Karl von Burgau. All' dieſe machten Anſprüche auf die Erbſchaft. Aber auch der Kurfürſt von Sachſen glaubte ſich berechtigt, da ſeinem Hauſe ſchon von den Kaiſern Friedrich III. und Maximilian I. die Anwartſchaft auf die jülichiſchen Lande zugeſichert worden war. Am meiſten Recht hatten offenbar der Kurfürſt von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg. Dieſe ſetzten ſich auch ohne Weiteres in den Beſitz der Lande, und durch Vermittlung der Union, insbeſondere des Landgrafen Moritz von Heſſen-Kaſſel, ſchloſſen ſie am 10. Juni 1609 mit einander den Vertrag zu Dortmund, zufolge deſſen ſie bis zu förmlicher Austragung der Sache ſich gemeinſam in den Beſitz des Fürſtenthums theilen wollten. Dieſe Wendung der Dinge war der katholiſchen Partei, war insbeſondere dem Hauſe Habsburg ſehr unangenehm. Spanien bearbeitete den Kaiſer Rudolf II. und dieſer entſchloß ſich, vorderhand die Länder zu Handen des Reichs zu nehmen. Er erklärte alle Maßnahmen der beiden Fürſten für null und nichtig, hob den dortmunder Vergleich auf und ſchickte ſeinen Neffen, den Erzherzog Leopold, Biſchof von Straßburg und Paſſau, ab, um ſich in den Beſitz der ſtreitigen Lande zu ſetzen. In der That gelang es ihm, ſich der Hauptfeſtung, Jülichs, zu bemächtigen. Leopold forderte die Liga, deren Mitglied er war, auf, ihn zu unterſtützen, und ſie verſprach Hülfe.

Aber gerade dieſes Verfahren des Kaiſers veranlaßte neue Bewegungen. Die beſitzenden Fürſten ſowohl, wie die Union, wandten ſich an die Niederlande und an Frankreich um Hülfe. Heinrich IV. welcher ſchon lange mit den proteſtantiſchen Fürſten in Beziehungen geſtanden hatte, glaubte jetzt Alles aufbieten zu müſſen, um die Feſtſetzung des Hauſes Habsburg in Jülich-Cleve zu verhindern. Er faßte den Gedanken, gegen dieſes Haus einen großen Krieg zu beginnen, deſſen letzter Zweck die Vernichtung ſeiner Uebermacht geweſen wäre. Die Union wurde demgemäß auf das Eifrigſte bearbeitet, und ſchon im Februar 1610 kam ein Bündniß zwiſchen ihr und Frankreich zu Stande. Heinrich betrieb die umfaſſendſten Rüſtungen: ebenſo die Union. Die letztere handelte raſch: ein Theil ihrer Kriegsmacht fiel in das Bisthum Straßburg ein, um die Schaaren, welche Leopold daſelbſt zuſammengezogen, zu zerſtreuen: der Markgraf von Ansbach aber beſetzte die Bisthümer Bamberg und Würzburg und ſpielte dort den Herrn: die Bisthümer Speier und Worms wurden ebenfalls von den Truppen der Union durchzogen: zugleich drangen die Holländer in das Jülichiſche ein, ebenſo Fürſt Chriſtian von Anhalt. Die Union war überall ſiegreich: nichts ſchien ihr widerſtehen zu können.

Dieſe Erfolge der Union erklären ſich zum Theil aus den Veränderungen, die inzwiſchen mit der Liga vorgegangen waren. Die Seele derſelben, Maximilian von Baiern, hielt auf einmal mit ſeiner Thätigkeit inne. Von vornherein lag es nicht in ſeinem Vortheile, zu einer Vergrößerung des Hauſes Habsburg oder zu einer Erweiterung der kaiſerlichen Gewalt mitzuwirken. Er wies daher eine Aufforderung des Kaiſers, in der jülichiſchen Sache die Vollziehung ſeines Machtſpruches gegen Brandenburg und Neuburg zu übernehmen, mit Entſchiedenheit zurück. Er erklärte, daß die Liga mit dieſer Sache nichts zu thun habe, und er änderte ſeine Meinung auch dann nicht, als Rudolf II. ſich veranlaßt ſah, (7. Juli 1610) den Kurfürſten von Sachſen mit Jülich und Cleve zu belehnen. Außerdem fühlte ſich Maximilian damals überhaupt von Habsburg mannigfach beleidigt. Spanien verlangte, daß Ferdinand von Steyermark zum Bundesoberſten der Liga ernannt werde. Maximilian wollte nun ſeine Hauptmannſtelle niederlegen. Die geiſtlichen Fürſten, welche die Thätigkeit Maximilians ſehr wohl erkannten, thaten nun zwar Alles, um ihn von dieſem Entſchluſſe abzubringen, und durch ihre Vermittlung wurde beſtimmt, daß die eigentliche Leitung der Liga dem Herzoge von Baiern verbleiben ſollte, während Ferdinand nur den Namen eines Bundesoberſten führe; aber nun ſtellte Spanien die Forderung, daß Ferdinand der Bundesſteuer enthoben ſein ſollte. Als dies nicht durchging, — Maximilian ſetzte ſich aus allen Kräften dagegen — ſo verlangte der König von Spanien, daß ihm der Titel Protector der Liga, und Ferdinand der Titel Viceprotector beigelegt werde, wodurch angedeutet werden ſollte, daß das Haus Habsburg doch die oberſte Stelle in dieſem Bunde beanſpruche. Trugen nun all' dieſe Dinge zur Entfernung zwiſchen Maximilian und Oeſterreich bei, ſo verfehlten zugleich Frankreich und die Union nicht, den Herzog von Baiern in dieſer Geſinnung zu beſtärken. Heinrich IV. knüpfte Unterhandlungen mit ihm an in der Abſicht, ihn von Oeſterreich abzuziehen, und ihn zu einer näheren Verbindung mit der Union zu vermögen. Zu dieſem Ende bot er ihm ſogar die deutſche Kaiſerkrone an. Auch das Haupt der Union, der Kurfürſt von der Pfalz, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um ſich Maximilian zu nähern.

Die großen Entwürfe Heinrichs IV. kamen zwar nicht zur Ausführung, denn im Mai 1610 wurde er von Ravaillac ermordet, und die nachfolgende Regierung befolgte eine andere Staatskunſt, wie er. Aber die ſchon unter ihm eingeleiteten Unterhandlungen zwiſchen der Union und Maximilian wurden fortgeſetzt. Die Union war um ſo geneigter zum Frieden, als das Haupt derſelben, der Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz, ſchon im September 1610 ſtarb und ſein Sohn, Friedrich V., noch minderjährig war. So kam es ſchon im Oktober 1610 zu einem Vergleich zwiſchen der

Union und Maximilian von Baiern, als dem Haupte der Liga, den dieſer übrigens eigenmächtig abſchloß, ohne vorher ſeine Bundesgenoſſen zu fragen: inzwiſchen traten dieſe um ſo lieber bei, als ſie in der letzten Zeit ziemliche Furcht beſchlichen hatte, und ſie doch nicht geneigt waren, ſich viel anzuſtrengen, am wenigſten große Summen auf Kriegsrüſtungen zu verwenden.

Die proteſtantiſche Partei war alſo immer noch im Vortheil, und bald ſollten die neuen Bewegungen, die in den habsburgiſchen Landen erfolgten, ihre Lage noch günſtiger geſtalten.

Der Kaiſer Rudolf vergaß ſeinem Bruder Mathias und den Böhmen nie die Demütbigungen, die er von ihnen erlitten. Lange ging er mit Entwürfen um, wie er ſich rächen, wie er ſich wieder in den Beſitz der verlorenen Länder und Rechte ſetzen könnte. Die jülich-cleviſche Angelegenheit ſollte ihm nun einen Vorwand geben, um ſich die Mittel zu einem ſolchen Beginnen zu verſchaffen. Der Erzherzog Leopold, der, wie wir geſehen, als kaiſerlicher Bevollmächtigter nach Jülich geſendet worden war, veranſtaltete in ſeinem Stifte Paſſau bedeutende Truppenwerbungen, angeblich um ſie in Jülich zu verwenden. Allein ſeit dem Jahre 1610 hatten die Dinge daſelbſt eine ſolche Wendung genommen, daß der Kaiſer darauf verzichten mußte, durchzudringen: gegen die beiden beſitzenden Fürſten, Brandenburg und Neuburg, die noch dazu von den Holländern unterſtützt wurden, war nicht aufzukommen. Der Erzherzog kehrte nach Paſſau zurück, allein er ließ die daſelbſt ſtehenden Truppen nicht auseinander gehen. Sie vermehrten ſich von Tag zu Tag und bald fühlten ſich alle benachbarten Länder von ihnen bedroht: beſonders aber die öſterreichiſchen, die unter der Botmäßigkeit des Mathias ſtanden. Man fürchtete, daß Rudolf mit ihnen Gewaltſchritte beabſichtige. In der That brachen ſie, nachdem der Kaiſer lange hinfort von verſchiedenen Seiten vergebens aufgefordert worden war, ſie zu entlaſſen, Ende 1610 gegen Oeſterreich auf, und betrugen ſich hier auf eine barbariſche Weiſe. Zuletzt wurden ſie doch zurückgeſchlagen: nun aber (Januar 1611) warfen ſie ſich nach Böhmen und bemächtigten ſich der kleinen Stadt Prag. Der Kaiſer, der bisher dieſem „Paſſauer Volke“ gegenüber eine zweideutige Haltung beobachtet hatte, warf jetzt plötzlich die Maske ab: er erklärte ſich zum Oberhaupte des paſſauer Kriegsvolkes, welches gekommen ſei, um Ruhe und Ordnung in Böhmen herzuſtellen: es vollziehe nur ſeine Befehle. Das Verfahren der Paſſauer ließ nun gar keinen Zweifel mehr aufkommen, zu welchem Zwecke ſie hergekommen ſeien: offen ſprachen ſie davon, daß der Majeſtätsbrief vernichtet werden müßte. Auch glaubte man zu wiſſen, daß Rudolf beabſichtige, den Erzherzog Leopold, der ſich jetzt ſelbſt an die Spitze des paſſauer Volkes ſetzte, zu ſeinem Nachfolger in Böhmen und im Reiche zu machen. Die Prager ſetzten aber all' dieſen Umtrieben und Gewaltthätigkeiten den entſchiedenſten Widerſtand entgegen: ſie befeſtigten die Altſtadt und ſchlugen alle Verſuche der Paſſauer, einzudringen, zurück. Täglich kam es zu den blutigſten Kämpfen. Inzwiſchen war die Kunde von dem Einbruch der Paſſauer durch das Land erſchollen: von allen Seiten kamen die Landleute den Pragern zu Hülfe, und es ſtellte ſich immer klarer heraus, daß der Verſuch Rudolfs geſcheitert ſei. Zugleich forderten die böhmiſchen Stände, die ſich inzwiſchen verſammelt hatten, den König Mathias auf, ihnen zu Hülfe zu eilen. Mathias folgte um ſo lieber dieſer Aufforderung, als er ſehr wohl wußte, daß ſein eigenes Schickſal auf dem Spiel ſtand: er rückte mit 18,000 Mann in Böhmen ein. Jetzt entſank Rudolf der Muth, und ebenſo dem Erzherzog Leopold. Der Kaiſer bezahlte das paſſauer Kriegsvolk und entließ es. Mathias rückte nichts deſto weniger vor und in Prag ein. Sofort erfolgte ein gänzlicher Umſchlag der Dinge. Die Führer der ſtändiſchen Widerſtandspartei, den Grafen von Thurn an der Spitze, riſſen die Gewalt an ſich, nahmen eine Menge Verhaftungen kaiſerlicher Räthe vor, und behandelten den Kaiſer ſelbſt als Gefangenen. Er konnte ſich nun ſelbſt ſagen, was er zu gewärtigen habe. Die Stände wollten nichts mehr von ihm wiſſen, und am 12. April 1611 mußte er Böhmen an ſeinen Bruder Mathias abtreten. Er hatte nun alle ſeine Kronen verloren: nur die deutſche war ihm übrig geblieben.

Der Kaiſer überlebte nicht lange dieſe traurigen Ereigniſſe. Am 20. Januar 1612 endete er ſein Leben. Man hatte ihn nicht dazu bewegen können, noch bei ſeinen Lebzeiten die Wahl ſeines Nachfolgers im Reiche vornehmen zu laſſen. Die Kaiſerwahl verzog ſich daher bis in den Sommer. Anfangs, ſcheint es, hatte ein Theil der Kurfürſten, namentlich Pfalz und Köln, den Plan, das Haus

Habsburg zu umgeben und den Herzog von Baiern zu wählen. Dieſe Anſicht ſtieß jedoch auf Widerſtand, und da ſich Mathias alle Mühe gab, die Gunſt der proteſtantiſchen Fürſten zu gewinnen, denen er große Hoffnungen machte, ſo ſtrengten ſich dieſe beſonders an, ſeine Wahl durchzuſetzen. Auf dem Wahltage war es nahe daran, daß die weltlichen Kurfürſten Beſtimmungen in die Wahlcapitulation gebracht hätten, welche die rechtliche Stellung der Proteſtanten im Reiche weſentlich verbeſſerten: ſie verlangten Freiſtellung der Religion und eine Umgeſtaltung des Reichshofraths dergeſtalt, daß dieſer Gerichtshof wie das Reichskammergericht eine Einrichtung der Reichsſtände geworden wäre: er ſollte gleichmäßig aus katholiſchen und proteſtantiſchen Mitgliedern zuſammengeſetzt werden; und nur dem Umſtande, daß zuletzt Kurſachſen auf die Seite der widerſtreitenden geiſtlichen Kurfürſten trat, war es zuzuſchreiben, daß dieſe Vorſchläge nicht durchgingen. Mathias wurde am 3. Juni 1612 zum Kaiſer gewählt.

Das kaiſerliche Anſehen hatte in den letzten zehn Regierungsjahren Rudolfs ungemein verloren. Was Maximilian II. hergeſtellt, war beinahe Alles wieder zu Grunde gegangen. Auf der einen Seite zeigte der Kaiſer Streben nach Willkürherrſchaft, auf der anderen gänzliche Unfähigkeit, ſeine Plane durchzuführen. Zuletzt erlitt er ſchmähliche Niederlagen von all' den Mächten, die er niederwerfen wollte. Der Proteſtantismus ſtand nun mächtiger da, wie je, und zugleich gefahrdrohender: kein Zweifel, daß dieſe Religionspartei, die ſich vom Kaiſer ſo vielfach verletzt ſah, ihrerſeits nun Alles aufbot, um die kaiſerliche Gewalt ſo viel wie möglich zu beſchneiden. Und zugleich konnte man ſich doch auch nicht auf die katholiſchen Stände verlaſſen, da die bedeutendſte Macht unter denſelben, der Herzog von Baiern, dem Hauſe Oeſterreich ebenfalls entfremdet war.

Der neue Kaiſer beſtieg alſo den Thron unter den ſchwierigſten Verhältniſſen. Er hatte aber während der letzten Jahre die Macht des Proteſtantismus und der ſtaatlichen Freiheitspartei kennen gelernt und glaubte denſelben Rechnung tragen zu müſſen. Offenbar ging er in den erſten Jahren ſeiner Regierung von dem Gedanken aus, im Allgemeinen die Staatskunſt ſeines Vaters, Maximilians II., zu befolgen. Er wollte den Proteſtanten gegenüber Milde und Verſöhnlichkeit vorwalten laſſen, ihnen ſo viel Zugeſtändniſſe machen, als thunlich war, ſodann in der Reichsverwaltung und beſonders im Gerichtsweſen die vielen unter ſeinem Vorgänger eingeſchlichenen Mißbräuche und Gebrechen beſeitigen, dadurch ſich das Vertrauen der Stände gewinnen, dann die zwei Verbindungen Union und Liga auflöſen und verſuchen, wie er eine beſondere kaiſerliche Partei bilden könne: auch dem Auslande gegenüber ſollte wieder Entſchiedenheit gezeigt werden: vielleicht daß ſich die Kräfte der Nation in der Richtung gegen das Ausland zuſammenfaſſen ließen.

Aber ſchon auf dem erſten Reichstage, den Mathias hielt, zu Regensburg im Jahre 1613, ſollte er erfahren, mit wie ſpröden Beſtandtheilen es ein deutſcher Kaiſer zu thun hatte. Mathias hatte abſichtlich als erſten zu berathenden Gegenſtand die Verbeſſerung des Reichsgerichtsweſens namhaft gemacht, deren Erledigung den Proteſtanten ja beſonders zu Gute gekommen wäre; ſodann erklärte er ausdrücklich, ihre ſonſtigen Beſchwerden ebenfalls zur Sprache bringen zu wollen. Allein die Geſandten der proteſtantiſchen Fürſten — perſönlich waren die wenigſten erſchienen — verlangten vor Allem, und ehe ſie ſich in etwas Anderes einlaſſen könnten, Abſtellung ihrer Beſchwerden, namentlich Feſtſtellung der Stimmengleichheit der Proteſtanten und Katholiken auf dem Reichstage. Vergebens antwortete ihnen Mathias, er werde ihnen gewiß Rechnung tragen, nur auf ihren Vorſchlag, die Mehrheit der Stimmen nicht gelten zu laſſen, könne er nicht eingehen: ſie blieben bei ihrer erſten Forderung. Natürlich ſetzten ſich die Katholiken auf das Heftigſte dagegen, auch Mathias konnte nicht wohl nachgeben, und ſo blieben die Geſandten der proteſtantiſchen Stände von dem Reichstage weg, verwahrten ſich aber gegen alle Beſchlüſſe, die auf ihm gefaßt werden möchten. Der Reichstag war hiemit geſprengt. Mathias gab ſich ſpäter wiederholte Mühe, die beiden Religionsparteien auszugleichen: ſeine Verſuche ſcheiterten aber ebenſo ſehr an dem Starrſinn der Katholiken wie der Unirten.

Glücklicher ſchien der Kaiſer in dem Verſuche zu ſein, die beiden Verbindungen nach und nach zu ſchwächen und aufzulöſen und ſtatt ihrer eine eigene kaiſerliche Partei zu bilden. Er begann mit der Liga, auf welche er größeren Einfluß üben konnte, als auf die Union. Sein Plan war zunächſt, die Liga zu einer rein ſtaatlichen

Verbindung umzugeſtalten, in welche alle diejenigen aufgenommen werden ſollten, die es mit Kaiſer und Reich ehrlich meinten. Für dieſen Plan war auch der Kurfürſt von Mainz. Aber Maximilian von Baiern ſetzte demſelben den entſchiedenſten Widerſtand entgegen, und da er als Haupt der Liga und durch ſeine ganze Perſönlichkeit auf einen nicht geringen Theil der Mitglieder, ſelbſt der Biſchöfe, einen großen Einfluß hatte, ſo drang er natürlich mit ſeiner Anſicht durch. Nun aber ging die Abſicht des kaiſerlichen Hofes dahin, die Stellung des Herzogs von Baiern als Haupt der Liga zu untergraben, und auch hierbei half der Kurfürſt von Mainz. Es wurde alſo auf einem Bundestage im Oktober 1613 beſchloſſen, daß von nun an die Liga drei Leitungen (Directionen) haben ſollte, eine öſterreichiſche, baieriſche, rheiniſche. Die öſterreichiſche erhielt der Bruder des Kaiſers, Erzherzog Maximilian, Deutſchmeiſter und zugleich Statthalter von Tirol, die rheiniſche der Erzbiſchof von Mainz, die bayeriſche erhielt der Herzog Maximilian. Ferner wurde beſchloſſen, daß ehe die Liga zu den Waffen greife, ſie zuvor den kaiſerlichen Hof davon benachrichtigen ſolle. Der Herzog von Baiern hatte ſich zwar auch gegen dieſe Beſchlüſſe geſetzt: diesmal drang er aber nicht durch. Nur ſo viel wurde zugeſtanden, daß es den einzelnen Mitgliedern der Liga freiſtehen ſollte, an welche Leitung ſie ſich anſchließen wollten. Dadurch erreichte Maximilian ſo viel, daß alle ſüddeutſchen Mitglieder bei ihm verblieben. Der Erzherzog hatte nur über das öſterreichiſche Gebiet zu verfügen. Maximilian ging aber bald noch weiter. Im Jahre 1614 ſchloß er mit den Mitgliedern ſeiner Leitung, Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Augsburg, Ellwangen, Regensburg, Paſſau, einen beſonderen Vertrag ab, der ihm als Bundeshaupt eine weit größere Macht und Selbſtſtändigkeit verlieh, als den andern Bundeshäuptern. Er kümmerte ſich auch gar nichts mehr um dieſelben, beſchickte ihre Bundestage nicht, ließ ſich mit ihnen in nichts mehr ein. Bald ſtellte ſichs heraus, daß nur der baieriſche Bund Kraft, Stärke, Bedeutuug hatte, die anderen drohten zu verkommen. Und um dieſe Zeit verſtärkte ſich Maximilian durch eine ſonderbare Familienverbindung. Jener eine von den Fürſten, welche Jülich-Cleve in Beſitz genommen, der Pfalzgraf von Neuburg, oder vielmehr deſſen Sohn Wolfgang Wilhelm, war mit dem Kurfürſten von Brandenburg in Zwieſpalt gerathen.

Da er ihm nicht gewachſen war, ſuchte er nach einer anſehnlichen Verbindung: er warb um eine Schweſter des Herzogs von Baiern. Man verſagte ſie ihm nicht, aber nur unter der Bedingung, wenn er katholiſch würde. Wolfgang Wilhelm, ſo ein eifriger Lutheraner er bisher geweſen, ließ ſich zuletzt doch beſtechen: er trat 1614 zum Katholicismus über, heirathete die baieriſche Prinzeſſin und trat in die Liga ein. Dadurch wurde der baieriſche Einfluß am Rhein bedeutend verſtärkt: das Erzbisthum Köln beſaß ohnedies ein Bruder Maximilians. Kurz vorher hatte der Herzog von Baiern ſich auf Koſten Salzburgs auszudehnen geſucht. Schon lange war er mit dem Erzbiſchof Wolf Dietrich, in der erſten Zeit ſeiner Herrſchaft einem der gewaltthätigſten katholiſchen Gegenreformatoren, in Händel gerathen. Endlich rückte der Herzog (im Oktober 1611) mit bewaffneter Macht im Erzbisthum ein, beſetzte dieſes und nahm den Erzbiſchof gefangen. Dies war nach allen Seiten hin ein ungeſetzmäßiges Verfahren: ſowohl am kaiſerlichen Hofe als in Rom war man darüber aufgebracht. Aber der Kaiſer Rudolf war damals von keiner Bedeutung mehr und bald darauf ſtarb er: und in Rom fürchtete man den Herzog von Baiern zu ſehr, als daß man gewagt hätte, ernſtlicher gegen ihn zu verfahren. Maximilian rechtfertigte ſich dadurch, daß er dem Erzbiſchofe allerlei Ketzereien andichtete und ſein wüſtes unſittliches Leben — er lebte in wilder Ehe — aufdeckte: ja er verlangte ſogar ſeine Abſetzung. Dies erreichte er zwar nicht, aber der Papſt ließ den Erzbiſchof ſeiner Stelle entſagen, gegen einen jährlichen Gehalt von 24,000 Gulden. Der Papſt betrachtete jetzt den Erzbiſchof als ſeinen Gefangenen und wollte ihn nach Rom abführen laſſen. Maximilian widerſetzte ſich aber dieſem Wunſche des Papſtes: er behielt den Erzbiſchof bis zu ſeinem Tode in der Gefangenſchaft, und zwar in einer ſehr harten, trotz aller Bitten des Papſtes, des Kaiſers und der anderen Reichsfürſten. Der Herzog hatte offenbar die Abſicht, den erzbiſchöflichen Stuhl an ſein Haus zu bringen. Dies gelang ihm aber nicht, indem das Kapitel, das er doch nicht mit Gewalt zu ſchrecken wagen durfte, keine große Luſt bezeigte, ſich dem baieriſchen Einfluß zu unterwerfen, und von Seite Oeſterreichs ſehr ſtark dagegen gearbeitet wurde. Er begnügte ſich alſo damit, die Wahl eines Mannes durchzuſetzen, der ihm als unbedeutend, „ungeſtudiert“ geſchildert wurde, und den er als ſein Werkzeug gebrauchen zu können hoffte. Mit dem neuen Erzbiſchof ſchloß er nun Verträge ab, ganz zum Vortheil Baierns, auch verſprach derſelbe in die Liga zu treten. Dieſe kraftvolle Staatskunſt des Herzogs von Baiern, welche bemüht war, nach allen Seiten hin ſeine Macht zu vergrößern, war nur noch mehr Aufforderung für Oeſterreich, ihm entgegenzutreten. Der Erzherzog Maximilian ſuchte allerlei Vorwände hervor, um mit ihm anzubinden. Endlich verlangte er, daß der Kreis des baieriſchen Directoriums in der Liga beſchränkt, daß namentlich das Bisthum Augsburg und die Propſtei Ellwangen zum öſterreichiſchen Directorium geſchlagen werden ſollten. Maximilian legte jetzt tief gekränkt im Anfang der Jahres 1616 die Bundeshauptſchaft nieder und wollte nichts mehr mit der Liga zu thun haben. Dieſe ſelbſt aber war nun ihrer Auflöſung nahe.

Mathias hatte erreicht was er wollte. Die Liga, ihres bedeutendſten, kräftigſten, ſelbſtſtändigſten Hauptes beraubt, war ihm nicht mehr gefährlich. Nun hoffte er die Auflöſung auch der andern Verbindung durchſetzen zu können. Im April 1617 gebot er ſowohl die Auflöſung der Liga als der Union. Er täuſchte ſich aber. Die Union folgte ſeiner Aufforderung nicht: vielmehr erneuerte ſie ſich auf weitere drei Jahre. Sie hatte allen Grund dazu.

Es handelte ſich nämlich jetzt um die wichtige Frage, welcher der Nachfolger des Kaiſers werden ſollte, in den öſterreichiſchen Landen und im Reiche. Mathias hatte ſo wenig Nachkommen wie ſein Vorgänger. Auch ſeine beiden Brüder, der Erzherzog Albrecht, Statthalter in den ſpaniſchen Niederlanden, und Maximilian, der Statthalter von Tirol, waren kinderlos. Nur Ferdinand von Steyermark, der ohnedies die nächſte Anwartſchaft auf die Länder der deutſchen Linie Habsburg hatte, beſaß Nachkommenſchaft. Bei der großen Aufregung, in welche ſeit den letzten Unruhen alle habsburgiſchen Länder verſetzt worden waren, ſchien es aber ſehr wünſchenswerth, ja nothwendig zu ſein, daß noch bei den Lebzeiten Mathias etwas Beſtimmtes über die Nachfolge feſtgeſetzt würde. Der Erzherzog Maximilian, der ſich überhaupt große Mühe gab, im Intereſſe des Hauſes dieſe Frage ins Reine zu bringen, entſagte für [illegible] allen Anſprüchen zu Gunſten Ferdinands und bewog auch ſeinen Bruder Albrecht dazu. Allein auch Spanien mußte ſeine

Einwilligung geben und vor Allem das Haupt der Familie, der Kaiſer. Spanien, ſchien es, wollte doch ſeine Anſprüche auf die deutſchen Länder nicht ſo ohne Weiteres aufgeben: es erhob Bedenklichkeiten, und zögerte lange mit beſtimmter Antwort. Noch mehr aber ſchien ſich der Kaiſer bedenken zu wollen.

Allem Anſchein nach handelte er hierbei nach dem Rathe ſeines Miniſters Kleſel, Biſchof von Wien und Kardinal, welcher ſeit geraumer Zeit den größten Einfluß auf ihn übte, ja ihn vollkommen beherrſchte. Kleſel war aus niederem Stande geboren und hatte ſich durch ſeine Talente und ſeine Gewandtheit von einer Stufe zur andern emporgeſchwungen, bis er der allvermögende Miniſter des Kaiſers geworden war. Er war ehrgeizig, herrſchſüchtig, und wollte nicht gerne ſeinen Einfluß auf ſeinen Herrn mit jemand Anderem theilen. Aber er war doch zugleich ein ſchlauer und umſichtiger Staatsmann, der die Dinge und die Menſchen kannte, und in den letzten Bewegungen Achtung vor der Gewalt der öffentlichen Meinung gewonnen hatte.

Seit dem Jahre 1608 hatte in den habsburgiſchen Landen die Freiheitspartei nicht nur in religiöſer Beziehung, ſondern auch in ſtaatlicher ungemeine Erfolge errungen. In Ungarn, in Oeſterreich, in Mähren, in Böhmen: überall hatten die Landſtände die entſchiedenſten Siege erfochten, thatſächlich ihre Gewalt immer höher geſteigert. Mathias ſelbſt ſchildert die Lage der Dinge in einem Briefe an Ferdinand von Steyermark:*) „Alles drohe zu Grunde zu gehen. In Oeſterreich und Mähren verhehle man gar nicht mehr, einen Fremden wählen zu wollen, wenn der erbliche Fürſt den Ständen nicht gefalle. Zu dieſem Ende ſeien ſie bereits mit der Union und mit den Kalviniſten in Verbindung getreten. Mit Ungarn ſtehe man in beſtändigem Verkehr: auch da denke man daran, einen Einheimiſchen, und keinen Habsburger zu wählen. In Böhmen gingen die Forderungen ſo weit, daß alles künftige Regieren unmöglich werde. In Mähren habe der Landeshauptmann ſämmtliche Rechte des Fürſten an ſich geriſſen, demſelben jegliches Mittel bei dem Landtage abgeſchnitten, ſo daß die Markgrafſchaft mehr einer Republik, als einem Fürſtenthum gleiche und das fürſtliche Einkommen in die Truhe der

---

*) Vom Jahre 1613, bei Hurter, Geſchichte Ferdinands II. (1854). VII. 15.

Stände fließe, die endlich hätten angeloben müſſen, keine Befehle von dem Landesherrn mehr annehmen zu wollen.“ Auch Fremde beurtheilten die öſterreichiſchen Zuſtände nicht anders. Der baieriſche Geſandte am kaiſerlichen Hofe, Auguſt Boden, berichtete an ſeinen Herrn: „Seit Rudolfs Abſterben iſt unter allen Ständen der Erbländer große Agitation. Ueberall regt ſich der Geiſt des Republikanismus.“ *) Bei ſolchen Geſinnungen der Erbländer ſchien es nun gewagt, die Erbfolge Ferdinands zur Sprache zu bringen: denn gerade gegen Ferdinand hegten ſie das größte Mißtrauen wegen ſeiner fanatiſch-katholiſchen Geſinnung und des Einfluſſes der Jeſuiten. Es war zu fürchten, daß dadurch die Aufregung vermehrt würde, ja daß ſich offener Widerſtand erhebe. Es ſchien alſo gerathen, dieſe Frage noch etwas hinauszuſchieben. Zu dieſen Beweggründen allgemeinerer Natur kam aber noch ſowohl von Seite des Kaiſers als ſeines Miniſters Kleſel die Beſorgniß, wäre einmal die Erbfolge Ferdinands beſtimmt und von den Ländern anerkannt, ſo würde man nicht mehr freier Herr ſeiner Entſchließungen ſein, ſondern Ferdinand und ſeine Partei würde Einfluß zu üben ſuchen auf die Maßnahmen des kaiſerlichen Cabinets und ein Recht dazu beanſpruchen.

Mathias und Kleſel wichen Anfangs einer beſtimmten Antwort auf dieſe Frage, die von dem Erzherzog Maximilian unabläſſig und mit dem größten Eifer in Anregung gebracht ward, dadurch aus, daß ſie meinten, es wäre wohl beſſer, wenn zuerſt die Frage wegen der Nachfolge im deutſchen Reiche erledigt werde: ſei Ferdinand erſt einmal römiſcher König, ſo werde ſeine Anerkennung als Beherrſcher der Erbländer keine Schwierigkeiten mehr haben. Maximilian möge daher ſich zunächſt um die deutſche Krone für Ferdinand bemühen.

Aber die Hinderniſſe, die hier zu beſiegen waren, ſchienen noch weit größer zu ſein. Denn die proteſtantiſchen Stände, die ohnedies ſchon lange daran gedacht, das Haus Oeſterreich vom deutſchen Throne auszuſchließen, konnten dieſen Plan bei ihren Glaubensgenoſſen um ſo leichter durchſetzen, weil die unduldſame katholiſche Geſinnung Ferdinands bekannt war. Als Beweggrund zu dieſer

---

*) Wolf, Geſchichte Maximilians I. von Baiern. III. S. 312.

ihrer Handlungsweiſe aber pflegten ſie anzugeben, daß ſonſt das Wahlrecht der deutſchen Fürſten thatſächlich verloren gehe und Oeſterreich ohnedies darnach ſtrebe, die deutſche Krone in ſeinem Hauſe erblich zu machen. Dieſer Grund war, wie man ſieht, nicht religiöſer, ſondern ſtaatlicher Natur, und konnte auch die katholiſchen Reichsſtände beſtimmen. Nun erhielt dieſes Vorgeben der Proteſtanten eine auffallende Beſtätigung durch eine im Jahre 1616 bekannt gewordene geheime Denkſchrift des Erzherzogs Maximilian über die Art und Weiſe, wie die Wahl Ferdinands zum deutſchen Kaiſer durchzuſetzen ſei. In dieſer Denkſchrift, die nur für den Kaiſer oder für die Familie beſtimmt war, wurde die Hoffnung ausgeſprochen, daß die geiſtlichen Kurfürſten entſchieden für Ferdinand ſeien; der Kurfürſt von Sachſen, ohnedies dem Hauſe Habsburg freundlich geſinnt, werde auch leicht zu gewinnen ſein. Die zwei andern weltlichen Kurfürſten aber, Pfalz und Brandenburg, müßten zum Gehorſam gebracht werden: zu dieſem Ende ſollte das Haus unter dem Vorwande des venetianiſchen Krieges, in welchen Ferdinand eben verwickelt war, Truppenmaſſen zuſammenziehen, Ferdinand ſelbſt den Oberbefehl übernehmen. Dieſe Denkſchrift gerieth in die Hände der unirten Fürſten und wurde natürlich beſtens ausgebeutet. Alle ihre Befürchtungen ſchienen jetzt bewahrheitet: ſie hatten nun Grund genug, ihre Verbindung zu erneuern. Selbſt der Kurfürſt von Sachſen wurde ſtutzig. Doch wies er das Anſinnen, der Union beizutreten, zurück. Aber der Kurfürſt von der Pfalz nahm von dieſer Denkſchrift Veranlaſſung, ſich dem Herzog Maximilian von Baiern wieder zu nähern, und ihm die Kaiſerwürde nochmals anzubieten. In welcher Abſicht dieſer Vorſchlag gemacht wurde, werden wir ſpäter noch ſehen. Gewiß iſt, daß Maximilian, obſchon er auf den Antrag ſeines geheimen Raths dieſen Vorſchlag zurückwies, doch ſich ſehr angelegentlich mit dieſem Gedanken beſchäftigte, und die Unterhandlungen mit Kurpfalz fortſetzte. Jedenfalls konnte das Haus Oeſterreich, von dem er ſo vielfach beleidigt war, in der Kaiſerfrage nicht auf ihn rechnen.

Der Erzherzog Maximilian that nun alles Mögliche, um bei den Fürſten die übeln Wirkungen ſeiner Denkſchrift zu verwiſchen — er erklärte ſie verfälſcht, aus ſeiner Feder ſei ſie ganz anders hervorgegangen — aber er faßte von dieſer Zeit an das entſchiedenſte

Mißtrauen gegen Kleſel, dem er nicht nur die Veröffentlichung der Denkſchrift, ſondern überhaupt den ſchlechten Fortgang der Nachfolgeangelegenheit zuſchrieb. Kleſel konnte zuletzt nicht mehr ausweichen, und als endlich auch Spanien ſich bereit erklärte, in die Nachfolge Ferdinands einzuwilligen, jedoch nur gegen die Abtretung des Elſaſſes, ſo beſchloß Mathias, die Thronfolge wenigſtens in den Erbländern ins Reine zu bringen: an die deutſche Krone war vorderhand nicht zu denken. Man begann bei den böhmiſchen Ständen. Merkwürdiger Weiſe ſtieß man hier nicht auf den Widerſpruch, den man beſorgte. Ferdinand wurde von ihnen im Juni 1617 als künftiger König von Böhmen angenommen und gleich darauf gekrönt. Freilich hatte er verſprechen müſſen, alle Rechte der Stände zu beſtätigen, ſodann, daß er ſich, ſo lange Mathias lebte, in die Regierung nicht im Mindeſten einmiſchen wolle. Die Nebenländer leiſteten bald darauf ebenfalls die Huldigung. Hierauf verſuchte man es mit den Ungarn. Der Widerſtand war hier ſchon bedeutender: endlich, im Mai 1618, wurde Ferdinand auch hier gewählt, jedoch nicht, ohne daß er ſich vorher zu den bedeutendſten Zugeſtändniſſen hatte verſtehen müſſen.

Kaum aber war Ferdinand in den Erbländern als künftiger Herrſcher anerkannt, ſo bewahrheiteten ſich die Befürchtungen von ſeinem übeln Einfluß auf die Regierung des Kaiſers. Zunächſt in Böhmen. Die jeſuitiſche Partei gewann immer mehr Boden: die Räthe des Kaiſers wurden aus Anhängern Ferdinands genommen: von allen Seiten begannen die Rückwirkungen gegen das Uebergewicht des Proteſtantismus. Der Graf Mathias von Thurn, das Haupt der Widerſtandspartei, wurde ſeines Amtes als Burggraf vom Karlſtein (als ſolcher hatte er die Krone und die Reichsfreiheiten zu hüten) entſetzt, und dieſes einem der heftigſten Feinde der Proteſtanten, Martinitz, übergeben. Die Proteſtanten ſahen in dieſen Handlungen und in einer Menge anderer Quälereien die ſicherſten Anzeichen ihrer bevorſtehenden gänzlichen Unterdrückung. Die Gemüther waren ſchon auf das Höchſte erbittert, als folgende Geſchichte die Veranlaſſung zum Ausbruch einer vollkommenen Umwälzung wurde.

Die proteſtantiſchen Einwohner der Orte Braunau und Kloſtergrab bauten ſich Kirchen. Sie waren jedoch die Unterthanen zweier katholiſchen Herren, des Erzbiſchofs von Prag und des Abtes zu Braunau. Dieſe behaupteten, in dem Majeſtätsbrief, worauf ſich jene beriefen, ſei die Befugniß, Kirchen ohne die Erlaubniß ihrer Oberen zu bauen, nicht gegründet. Als die Proteſtanten dennoch in dem Baue fortfuhren, wurden die Kirchen niedergeriſſen und mehrere der vorzugsweiſe Betheiligten in das Gefängniß geworfen. Dieſes geſchah mit Zuſtimmung, ja auf Befehl der kaiſerlichen Regierung. Die böhmiſchen Stände ſahen hierin eine Verletzung des Majeſtätsbriefs und kamen auf die Aufforderung des Grafen von Thurn in Prag zuſammen, im März 1618, wo ſie eine Beſchwerdeſchrift an den Kaiſer aufſetzten nnd abſchickten. Zugleich ſetzten ſie eine neue Zuſammenkunft auf den 21. Mai feſt, wo man ſich über die zu erwartende Antwort berathſchlagen würde. Der Kaiſer, der ſich damals in Wien aufhielt, gab eine Antwort, aber eine abſchlägliche, in den härteſten Ausdrücken abgefaßte: er verbot darin unter Anderem die beabſichtigte nochmalige Zuſammenkunft der Stände. Dieſe kamen doch zuſammen und geriethen, als ihnen der Beſcheid des Kaiſers vorgelegt wurde, in die größte Wuth. Bald ſtellte ſich die Meinung feſt, daß das Schreiben des Kaiſers nicht ächt ſei, ſondern von ſeinen Statthaltern Martinitz und Slawata, die man als die eifrigſten Feinde der Proteſtanten kannte, geſchmiedet. Am 23. Mai 1618 begaben ſich die Führer der proteſtantiſchen Stände, Graf Mathias von Thurn, Colon von Fels, Graf von Schlick und Andere auf das prager Schloß, um die Räthe zur Rede zu ſtellen. Es kam zu einem heftigen Wortwechſel: das Ende deſſelben war, daß die kaiſerlichen Räthe Martinitz und Slawata mit ihrem Schreiber Fabricius zum Fenſter hinausgeworfen wurden.*)

Die Böhmen ſuchten ſich zwar bei dem Kaiſer in einem gleich an ihn abgeſchickten Schreiben wegen dieſer Gewaltthat zu entſchuldigen. Zugleich trafen ſie aber ſo umfaſſende Vertheidigungsanſtalten, daß daraus ihr Entſchluß hervorleuchtete, mit den Waffen in der Hand ihrem Oberhaupt entgegen zu treten, ſowie dieſer ihnen nicht genehme Entſchlüſſe faſſen ſollte.

---

*) Sie kamen doch mit dem Leben davon, indem ſie auf Kehricht fielen.

11. Anfang des dreißigjährigen Kriegs. Der böhmiſch-pfälziſche Krieg.

Als die Nachricht von dieſen Vorgängen nach Wien kam, ſo gerieth der Kaiſer in die äußerſte Beſtürzung. Es fehlte zwar nicht an Stimmen, welche zu ſofortiger Anwendung von Gewalt riethen, ja die böhmiſchen Unruhen als einen glücklichen Anlaß betrachteten, um den Kaiſer von den vielfachen Beſchränkungen zu befreien, die ihm die Stände auferlegt; aber Mathias ſowohl wie ſein Miniſter Kleſel hielten es für beſſer, den Weg der Güte und der Schonung einzuſchlagen, da ſie ſehr wohl wußten, wie gering doch im Ganzen die Macht des Kaiſers ſei, und wie wenig er ſich auf die ihm unterworfenen Völker verlaſſen könne. Mathias erklärte alſo öffentlich, daß er nicht daran gedacht, den Majeſtätsbrief zu verletzen, und ermahnte die Böhmen zur Ruhe. Dies half aber nichts. Die Stände ernannten vielmehr aus ihrer Mitte dreißig Directoren, denen ſie die ganze Regierungsgewalt übertrugen: ſie trieben die Jeſuiten aus dem Lande, befreiten die wegen der braunauer Angelegenheit Gefangenen, übergaben dem Grafen von Thurn wieder das Amt eines Burggrafen vom Karlſtein, rüſteten ein Heer aus: kurz thaten Alles, woraus der Kaiſer erkennen mußte, daß ſie nicht im Geringſten geſonnen ſeien, ſich zu fügen, obſchon ſie in ihren öffentlichen Schriften behaupteten, daß ſie nichts gegen den Kaiſer hätten. Mathias konnte ſich auch jetzt noch zu keinen entſchiedenen Maßregeln entſchließen. Da glaubte die ferdinandiſche Partei ſtatt ſeiner handeln zu müſſen. Da ſie wußte, daß Mathias ganz von Kleſel beherrſcht wurde, der ihr Mißtrauen ſchon in der Erbfolgeangelegenheit ſo ſehr erregt hatte, ſo hielt ſie vor Allem die Entfernung Kleſels für nothwendig. Er wurde alſo auf Veranſtalten des Erzherzogs Maximilian und Ferdinands von Steyermark am 20. Juli 1618 verhaftet und fortgeſchafft: erſt, nachdem die That ausgeführt war, wurde der Kaiſer davon in Kenntniß geſetzt. Er gerieth freilich in die größte Beſtürzung, hatte aber doch nicht genug Kraft, um ſie wieder rückgängig zu machen. Von nun an war der

Kaiſer in den Händen der beiden Erzherzoge, und mußte thun, was dieſe für gut hielten.

Entſchiedenes Auftreten war jetzt die Loſung. Der Kaiſer ſchickte alſo im Auguſt 1618 eine Anzahl Truppen nach Böhmen unter der Anführung Boucquois und Dampierres, zwei Feldherren, die man von den ſpaniſchen Niederlanden hatte kommen laſſen. Allein die Kriegsmacht des Kaiſers war viel zu gering, als daß ſie gegen die Böhmen etwas hätte ausrichten können: Boucquoi und Dampierre wurden vom Grafen von Thurn mehrmals geſchlagen, die wichtige Stadt Pilſen, bisher dem Kaiſer treu, wurde ebenfalls eingenommen, ja das böhmiſche Heer näherte ſich ſogar gegen Ende des Jahres der öſterreichiſchen Gränze.

Unter ſolchen Umſtänden griff der Kaiſer nochmals zur Milde. Er bat mehrere Fürſten des Reichs, unter Anderen den Kurfürſten von Sachſen, zwiſchen ihm und den Böhmen zu vermitteln, wozu ſich dieſer auch verſtand. Der Kaiſer bot ſogar einen Waffenſtillſtand an. Aber die Böhmen wollten nicht nachgeben. Sie ſtellten Forderungen für die Bewilligung des Waffenſtillſtandes auf, die der Kaiſer nicht annehmen zu können glaubte. Dennoch ließ er die Unterhandlungen nicht fallen.

Endlich ſtarb er am 20. März 1619. Und nun nahm die böhmiſche Angelegenheit für das Haus Habsburg eine noch unglückſeligere Wendung.

Mathias hatte die öſterreichiſchen Finanzen in der größten Zerrüttung hinterlaſſen. Schon von Rudolf II. hatte er eine ungeheuere Schuldenmaſſe übernehmen müſſen, und unter ſeiner Regierung war nichts geſchehen, um den Staatshaushalt zu verbeſſern. Die kaiſerliche Kammer hatte überall Schulden, ſelbſt bei Bäckern, Metzgern und anderen Handwerkern. Dazu kam, daß die Stände der einzelnen Länder, die ſeit 1609 von Jahr zu Jahr ſelbſtſtändiger geworden waren, immer weniger Steuern bewilligten. Am meiſten Einkünfte hatte der Kaiſer noch aus Böhmen gezogen: aber ſeit dem Aufſtand war auch dieſe Quelle verſiegt: denn die Stände nahmen alle kaiſerlichen Einkünfte für ſich in Beſchlag. Wie war bei dieſer Lage der Dinge an eine erfolgreiche Unterdrückung des Aufſtandes durch Waffengewalt zu denken! Ferdinand entſchloß ſich daher, durch die Gewalt der Umſtände bewogen, gerade ſo, wie

Mathias, zuerſt den Weg der Güte einzuſchlagen. Er erklärte, den Majeſtätsbrief und alle die Freiheiten der Böhmen, wie er es im Jahre 1617 verſprochen, beſtätigen zu wollen: ja die Beſtätigung erfolgte wirklich (6. April 1619). Allein die Bewegung war ja gerade gegen Ferdinand gerichtet. Nicht eigentlich gegen Mathias hatten ſich die Böhmen erhoben, ſondern gegen die jeſuitiſche Staatskunſt Ferdinands, welche, wie ſie vermeinten, den Kaiſer umſponnen hatte. Es ſtellte ſich immer deutlicher heraus, daß das letzte Ziel der Bewegung kein anderes war, als die Herrſchaft Ferdinands von ſich abzuſchütteln.

Und ſchon hatte die Bewegung auch die Nebenländer Böhmens ergriffen. Zuerſt erklärten ſich die Schleſier für ſie, welche bereits im Jahre 1618 den Böhmen eine Anzahl Hülfsvölker zuſchickten; im Mai 1619 erhoben ſich die Mähren: die Stände ſetzten dort ebenfalls Directoren ein, denen ſie die Regierung übergaben, ſchloſſen ein Bündniß mit den Böhmen, jagten die Jeſuiten aus dem Lande, zogen die Güter der Geiſtlichkeit ein, hoben die Klöſter auf und rüſteten mit aller Macht. Bald ſchloſſen ſich auch die Lauſitzen an die Bewegung an. Von allen dieſen Ländern wurden Abgeordnete nach Prag geſchickt, um an den Berathungen des böhmiſchen Landtags Theil zu nehmen.

Ja die Bewegung bemächtigte ſich nun auch des Erzherzogthums Oeſterreich. Noch unter Mathias hatten die proteſtantiſchen Stände vielfach über Beeinträchtigung ihrer Freiheiten zu klagen: als die böhmiſchen Unruhen ausbrachen, ſteigerte ſich der Geiſt der Widerſpenſtigkeit. Jetzt, nach des Kaiſers Tode, nahmen ſie von dem Umſtande, daß Erzherzog Albrecht, der eigentlich ein näheres Recht auf Oeſterreich beſaß, als Ferdinand, noch nicht zu Gunſten ſeines Vetters darauf verzichtet hatte, Veranlaſſung, Ferdinanden nicht nur die Huldigung zu verweigern, ſondern die ganze Staatsverwaltung in die Hände zu nehmen. An der Spitze der Widerſtandspartei ſtand der Freiherr Georg Erasmus von Tſchernembel, ein äußerſt geſcheidter, kenntnißreicher, freiſinniger und zugleich entſchloſſener Mann, mit allen Eigenſchaften eines Parteihauptes ausgerüſtet. Er faßte die weiteſten Geſichtspunkte ins Auge, ſetzte ſich mit allen dem Hauſe Habsburg feindſeligen Kräften, ſo namentlich auch mit der Union in Verbindung, und betrieb vor Allem das Zuſtandekommen einer allgemeinen Verbrüderung der habsburgiſchen Erblande, Böhmens, Oeſterreichs, Ungarns.

Und während nun dieſe Bewegung in der unmittelbaren Nähe Ferdinands ſich immer weiter entwickelte, die er auf keine Weiſe zu hemmen vermochte, während der Geiſt der Unzufriedenheit ſich ſogar bis nach Steyermark verbreitete, während die Ungarn, bisher noch ruhig, ebenfalls dem allgemeinen Strome zu folgen drohten, drang der böhmiſche Feldherr Graf Mathias von Thurn in Oeſterreich ein, und rückte, Ende Mai, unmittelbar gegen Wien vor. Schon hatte er ſich mit den Unzufriedenen in Wien in Verbindung geſetzt, um mit ihrer Hülfe ſich der Hauptſtadt zu bemächtigen.

Doch dies war noch nicht Alles. Zugleich hatte ſich gegen Ferdinand auch im Reich ein ſehr gefährlicher Feind erhoben, um ihm die Kaiſerkrone ſtreitig zu machen und jene Empörungen in den Erblanden zu einem glücklichen Ziele zu führen. Dies war der Kurfürſt von der Pfalz und die mit ihm verbündete proteſtantiſche Union.

Der Kurfürſt von der Pfalz war bisher, wie wir geſehen, das Haupt der proteſtantiſchen Widerſtandspartei. Seine Abſicht war bisher auf Abwehr der katholiſchen Gegenreformationen, der Uebergriffe des Kaiſers, auf Ausſchließung der Familie Habsburg vom Kaiſerthrone gerichtet. Aber durch die revolutionären Bewegungen in den öſterreichiſchen Erblanden erhielten dieſe Beſtrebungen nicht nur einen neuen Schwung, ſondern ſie ſteigerten ſich ſogar zu den kühnſten Entwürfen, zu dem Gedanken einer vollkommenen Umgeſtaltung der öffentlichen Zuſtände des deutſchen Reiches.

Die Seele dieſer Entwürfe war der Fürſt Chriſtian von Anhalt, ein Mann von den größten Fähigkeiten und von dem unternehmendſten Geiſte. Er war der Sohn des Fürſten Joachim Ernſt, und der Stifter der bernburgiſchen Linie *). Da er noch vier Brüder hatte, ſo war natürlich ſein Fürſtenthum klein: die Verwaltung deſſelben konnte ihn nicht ausfüllen. Sein Thatendrang führte ihn ſchon früh über Deutſchland hinaus. Er brachte in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts dem König Heinrich IV. von Frankreich deutſche Hülfsvölker zu. Später trat er in die

---

*) Vergl. Seite 341.

Dienſte des Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz, übernahm die Statthalterſchaft der Oberpfalz, und hatte ſeitdem den weſentlichſten Antheil an der auswärtigen Staatskunſt dieſes Fürſtenthums. Er half die Union mit gründen, leitete die Unterhandlungen mit Heinrich IV., ſpielte eine Rolle in dem Kriege über die jülich-cleviſche Angelegenheit, und ſeit dem Tode Friedrichs IV., unter dem Kurfürſten Friedrich V., ſtieg ſein Einfluß noch mehr. Bei Freund und Feind galt er als einer der gewiegteſten Staatsmänner. Jetzt, bei dem allgmeinen Sturme, der ſich in den öſterreichiſchen Landen gegen das Haus Habsburg erhoben, glaubte er, ſei der Zeitpunkt gekommen, um von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, all die Mächte, die bisher der proteſtantiſchen Partei im Wege geſtanden, niederzuwerfen, und eine neue Ordnung der Dinge aufzurichten. Er wollte ein neues Reich auf proteſtantiſch-demokratiſcher Grundlage, mit Kurpfalz an der Spitze, Vernichtung des Hauſes Habsburg, Aufhebung der geiſtlichen Fürſtenthümer. Was aus den weltlichen Fürſtenthümern, auch aus den proteſtantiſchen, hätte werden müſſen, kann man daraus ſchließen, daß der Fürſt von Anhalt überall die Partei der Landſtände nimmt, daß er den Grundſatz der Volksherrlichkeit feſthält, ferner daß er die niedern Stände auf Koſten des Adels begünſtigt: die Landſtände wären, wie ſie es in Oeſterreich beabſichtigt, die eigentlichen Herrſcher geworden, der Fürſt nicht viel mehr, als der erbliche oberſte Staatsbeamte, gerade ſo wie auch der Kaiſer nicht mehr geworden wäre, als der oberſte Beamte des Reichs, oder, wie man ſich damals ausdrückte, als der Doge von Venedig *).

Dieſe ungeheuere Umwälzung war nicht ohne eine allgemeine Volksbewegung durchzuſetzen. Sie war zwar bereits an verſchiedenen

---

*) Hauptquellen: 1) „Der unirten Proteſtirenden Archiv“, in der Schlacht am weißen Berge von den Kaiſerlichen den Pfälzern abgenommen. Der darin enthaltene Stoff wurde verarbeitet in 2) „Fürſtlich Anhaltiſche geheime Kanzlei“, vom baieriſchen geheimen Rath Jocher, 1621. 3) »Acta consultatoria Bohemica«, bei der Eroberung Heidelbergs durch Tilly aufgefunden. Es ſind Aufzeichnungen des öſterreichiſchen Edelmanns Georg Erasmus von Tſchernembel, der nach der Eroberung Oberöſterreichs im Auguſt 1620 ſich nach Böhmen begeben und einer der einflußreichſten Räthe Friedrichs V. wurde. Er war ein Vertrauter Chriſtians von Anhalt. Alle drei Schriften ſind auch abgedruckt in Londorp acta publica, III.

Orten eingetreten, und wurde ferner von allen Seiten verkündet. Aber ehe man ſich ihrer bemächtigen, ſie ordnen konnte, bedurfte es eines Anfangs mit einer ziemlich bedeutenden Macht: man mußte einen Kern haben, an den ſich die Bewegung anſchließen konnte. Dazu brauchte man Geld und Truppen. Die Pfalz an ſich war nicht reich genug. Man mußte ſich alſo nach anderer Hülfe umſehen. In Deutſchland bot ſich die Union an; was die auswärtigen Staaten anbetrifft, ſo ſtand man ja ſeit geraumer Zeit mit vielen in Verbindung.

Die Union ganz in den Plan einzuweihen, war nicht gerathen, einmal, weil die meiſten Mitglieder wohl Anſtand genommen hätten, ſich in eine ſo weit ausſehende Unternehmung einzulaſſen, die in ihren letzten Folgerungen ihnen ſelbſt gefährlich werden mußte, zweitens, weil man nicht geſonnen war, ſich durch ihre Einflüſſe und ihren Privatnutzen in der Verfolgung des großen Planes hemmen zu laſſen. Aber ſie ganz zu umgehen, war auch nicht räthlich. Es wurden alſo einflußreiche Mitglieder derſelben in das Geheimniß gezogen, ſolche, auf deren Muth und Unternehmungsgeiſt zu bauen war: zuerſt der Markgraf Joachim Ernſt von Ansbach, ſpäter der Markgraf Georg Friedrich von Baden. Dieſen wurde nicht der ganze Plan enthüllt, ſondern nur ſo viel, als nöthig war, um ihre Selbſtſucht zu erregen, und ſie dadurch zu gewinnen. Man ſagte ihnen, daß man über die katholiſchen Stände, namentlich die geiſtlichen Fürſtenthümer herfallen, ſie unter ſich theilen wolle — dem Markgrafen von Ansbach namentlich ſollten die fränkiſchen Bisthümer zu Theil werden, dem Markgrafen von Baden Breiſach und Anderes. Auch die beabſichtigte Ausſchließung Oeſterreichs vom Kaiſerthum, wie von ſeinen Erblanden verſchwieg man ihnen nicht *).

Das Ausland betreffend, ſo waren ſchon lange Verbindungen mit Frankreich, mit den Niederlanden, mit England angeknüpft. Von der franzöſiſchen Regierung war freilich ſeit dem Tode Heinrichs IV. keine Unterſtützung zu erwarten; deſto inniger ſchloß man ſich an das Haupt der Hugenotten, den Herzog von Bouillon an. Mit England aber ſtand die Pfalz in der genaueſten Familienbeziehung

---

*) Markgraf Georg Friedrich von Baden an Bern, Dec. 1619, im ſchweizeriſchen Geſchichtsforſcher. XII. (1844) Zweite Abtheilung, S. 25, 26.

Der junge Kurfürſt Friedrich V. hatte im Jahre 1613 die Tochter des Königs Jacob I., Eliſabeth, geheirathet. Man hoffte von dort Unterſtützung mit Geld und Truppen. Auch die Verbindung mit den Niederlanden war ſehr lebhaft: auch von ihnen erwartete man unmittelbare Unterſtützung, oder wenigſtens eine mittelbare dadurch, daß ſie die Spanier verhinderten, dem Hauſe Oeſterreich zu Hülfe zu eilen. Nicht minder wurden mit Dänemark Beziehungen angeknüpft; dieſe Macht ſollte beim allgemeinen Losbruch einen Einfall in Weſtphalen machen, um hier die katholiſchen Beſtandtheile in Schach zu halten.

So im Norden. Im Süden ſetzte man ſich mit der proteſtantiſchen Schweiz in Verbindung, welche wenigſtens italieniſchen Kriegsvölkern, die Oeſterreich zu Hülfe kämen, den Paß verlegen ſollte. Noch bedeutender aber waren die Unterhandlungen mit dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen. Dieſer unternehmende Fürſt war in ſoferne von Gewicht, als er unter allen italieniſchen Mächten am entſchiedenſten Widerſtand gegen Spanien leiſtete, welches als Beherrſcher von Mailand ſein unmittelbarer Nachbar war, und als er die öffentliche Meinung von Italien auf ſeiner Seite hatte, welche in ihm den Verfechter italieniſcher Freiheit und Unabhängigkeit gegen die öſterreichiſche Uebermacht erblickte. Schon frühe waren mit ihm Verbindungen angeknüpft worden. Jetzt, im Sommer 1618, bezeigte er Luſt, in die Union aufgenommen zu werden, und machte Kurpfalz ſelber den Antrag, eine Schaar von 2000 Knechten, welche der Graf Ernſt von Mansfeld für ihn in Deutſchland werben ſollte, ihm zur Verfügung zu ſtellen. Sofort nahm man davon Veranlaſſung, mit dem Herzog in nähere Unterhandlungen einzugehen: er erbot ſich zu der Darſtreckung von ſehr anſehnlichen Geldmitteln, ſo bedeutend, daß der Markgraf von Ansbach meinte, damit die Welt umkehren zu können; jedoch nur unter der Bedingung, daß man ihm zur deutſchen Kaiſerkrone verhelfe. Ein Vorſchlag, auf welchen die pfälziſche Partei ernſtlich einzugehen nicht Willens war: jedoch wurden die Unterhandlungen mit Eifer fortgeſetzt. Durch Savoyen hoffte man auch die Republik Venedig zu gewinnen: ſie ſollte ebenfalls Geld vorſchießen; man hätte ihr dafür die angränzenden öſterreichiſchen Gebiete überlaſſen.

Und während ſo mit dem Auslande unterhandelt wurde, verſäumte man nicht, Alles zu thun, um die Liga einzuſchläfern, und das Haupt der katholiſchen Partei, Maximilian von Baiern, zu gewinnen. Die mit ihm früher ſchon eingeleiteten Unterhandlungen wegen der Kaiſerwürde wurden unabläſſig fortgeſetzt. Nach dem Bisherigen bedarf es keiner weiteren Auseinanderſetzung, daß dieſe Unterhandlungen von Seite der Pfalz nicht ehrlich gemeint waren. Die Hauptabſicht war, Maximilian von Oeſterreich ganz zu trennen, ihn, falls er ſich wirklich um die Kaiſerkrone bewerben ſollte, dadurch in eine ſchiefe Stellung zu der ganzen katholiſchen Partei zu bringen, und ihn ſchließlich zu vereinzeln. Er war dann unſchädlich gemacht.

Und endlich ſetzte ſich die kurpfälziſche Partei gleich vom Beginn der Bewegung an mit den Böhmen und mit den übrigen öſterreichiſchen Landen in die genaueſte Verbindung, wenn auch nur heimlich, und verſäumte nicht zu ſchüren und zu reizen und den Gedanken hervorzurufen, daß man nichts Beſſeres thun könne, als den Kurfürſten von der Pfalz zum König von Böhmen zu wählen. Auch leiſtete Pfalz den Böhmen ſehr erſprießliche Dienſte, ſie unterſtützte dieſelben mit Geld, ſie ſchickte ihnen den Grafen von Mansfeld mit 4000 Mann zu Hülfe. Dieſer kühne verwegene Abenteurer begann ſeine kriegeriſche Laufbahn in dieſem Lande gleich damit, daß er die wichtige Stadt Pilſen eroberte.

Dieſe Beſtrebungen der kurpfälziſchen Partei hatten eine Zeit lang den beſten Erfolg. Ferdinand fiel in immer größere Bedrängniß. Wir haben oben bemerkt, wie gegen Ende Mai 1619 der Graf von Thurn mit ſeinem Heere gegen Wien heranrückte: am 6. Juni ſtand er vor der Stadt. Bald regten ſich die Unzufriedenen: eine Abordnung derſelben ſtürmte ſogar am 11. Mai zu Ferdinand in die Burg, in ſein Zimmer, um von ihm die Bewilligung ihrer Forderungen zu erzwingen; ſchon glaubte man ihn verloren. Nun kam freilich diesmal unvermuthete Rettung: eine Abtheilung dampierreſcher Kuiraſſiere, welche in Krems lag, rückte gerade zu rechter Zeit in die Stadt, um die Perſon des Fürſten zu ſchützen; auch die Einwohner von Wien, namentlich die Studenten, hatten ſich im Ganzen treu gezeigt, und Thurn, nachdem er vergebens gehofft, daß ſein Anhang ihm die Thore öffnen möchte, noch dazu von den Directoren in Böhmen abgerufen, zog wieder dahin zurück. Aber die Verhältniſſe waren im Ganzen doch nicht beſſer geworden. Vielmehr erhob ſich eben jetzt ein neuer Feind gegen Ferdinand, der Fürſt von Siebenbürgen, Bethlen Gabor.

Stephan Botskai, der im Jahre 1606 Fürſt von Siebenbürgen geworden, war noch in demſelben Jahre geſtorben. Darauf wählten die Siebenburger Gabriel Bathori zu ihrem Fürſten. Dieſer machte ſich aber durch Grauſamkeit und willkürliche Regierung verhaßt. Er wurde 1613 von einem Edelmann, Bethlen Gabor, geſtürzt, dieſer von den ſiebenbürgiſchen Ständen als Fürſt anerkannt und noch von Mathias beſtätigt. Er hatte ſich ſeitdem ruhig gehalten. Die Böhmen verſäumten aber nicht, ihn ebenfalls zum Aufſtande aufzufordern. Bethlen Gabor war ein ſehr ehrgeiziger Mann. Er ſtrebte nach der ungariſchen Krone; nachdem er das Unternehmen hinlänglich vorbereitet, ſich namentlich der Hülfe des türkiſchen Sultans verſichert hatte, brach er mit einem Heere auf und nach Ungarn ein. Die Unzufriedenen daſelbſt, ebenfalls von den Böhmen aufgereizt, ſtellten ſich zu ſeinen Fahnen: in Kurzem hatte er ganz Oberungarn in Beſitz genommen und rückte dann weiter vor, um Ferdinand in Oeſterreich ſelbſt anzugreifen.

Und während dies geſchah, war der Gedanke einer allgemeinen Verbindung der öſterreichiſchen Länder zur Ausführung gekommen. Am 8. Juli 1619 eröffnete ſich die Verſammlung der verbündeten Völker in Prag. Es wurde eine neue Verfaſſung entworfen. Als Grundzüge derſelben wurden das freie Wahlrecht des Oberhaupts hingeſtellt, ferner unbedingte Religionsfreiheit; Bezeichnung der Beamten durch die Stände; Aufhebung der Staatsverträge mit Spanien; der König ſolle keinen Krieg führen, keine Truppen werben, keine Feſtungen anlegen dürfen, ohne Bewilligung der Stände; die Stände endlich ſollten das Recht des Widerſtandes haben, wenn ihre Verfaſſung, ihre Rechte angetaſtet würden.

So ging die Umwälzung in den habsburgiſchen Ländern unaufhaltſam weiter. Und inzwiſchen ſah ſich Ferdinand im Reiche vergeblich um Hülfe um. Er hatte ſich zu wiederholten Malen an Maximilian von Baiern gewendet, aber immer kalte abſchlägliche Antwort erhalten. Maximilian vergalt jetzt dem Hauſe Habsburg die Feindſeligkeiten, die es gegen ihn als Haupt der Liga unternommen. Er ging ſo wenig in die Wünſche Ferdinands ein, daß er ſich ſogar nicht einmal zum Vermittler zwiſchen ihm und den Böhmen gebrauchen laſſen wollte: ja er behandelte die Böhmen, die ſich wiederholt an ihn gewandt, mit Freundlichkeit. Auch hier ſchienen alſo die Abſichten von Kurpfalz vollkommen zu gelingen.

Indeſſen bald trat eine Wendung der Dinge ein.

Fürs Erſte zerſchlugen ſich die Unterhandlungen mit Savoyen. Dieſer Fürſt verlangte nicht nur die deutſche, ſondern auch die böhmiſche Krone für das Geld, welches er vorſchießen wollte. Das war aber nicht im Plane der kurpfälziſchen Partei. Sie ließ ihn alſo fahren, aber erhielt dann auch nicht die Geldmittel, auf welche ſie gerechnet hatte. Zugleich verſchwand die Hoffnung, Venedig zur Darſtreckung von Hülfsgeldern bewegen zu können.

Sodann wurde die Abſicht, Ferdinand von der deutſchen Kaiſerkrone auszuſchließen, vereitelt. Die kurpfälziſche Partei arbeitete zunächſt aus allen Kräften dahin, die Kaiſerwahl ſo lang wie möglich hinauszuſchieben, bis inzwiſchen die Dinge eine entſchiedenere Wendung genommen hätten. Während der Zeit wäre der Pfalzgraf, als der Reichsverweſer, thatſächlich Kaiſer geweſen. Allein es war ihm nicht möglich, die anderen Kurfürſten für ſeine Anſicht zu gewinnen. Der Kurfürſt von Mainz ſchrieb auf den 28. Auguſt den Wahltag aus. Auch die Anſtrengungen des Pfalzgrafen, die Wahl auf einen anderen Fürſten zu lenken, waren vergebens. Die drei geiſtlichen Kurfürſten, ſowie der Kurfürſt von Sachſen waren entſchieden für Ferdinand. Dies wußte man lange vor der Wahl. Wollte nun Kurpfalz in der That den Krieg gegen Habsburg erheben, ſo wäre es zweckmäßiger geweſen, wenn es der Wahl gar nicht beigewohnt hätte. Aber am Hofe zu Heidelberg, wo Chriſtian von Anhalt gerade nicht anweſend war, befand man ſich in der größten Verlegenheit, und wußte ſich nicht zu rathen. Endlich beſchloß man, den Wahltag zu beſchicken, und dort für den Herzog von Baiern zu ſtimmen. Es war übrigens immer noch die Möglichkeit vorhanden, den Dingen eine für Habsburg gefährliche Wendung zu geben. Die Böhmen hatten eine Geſandtſchaft geſchickt, welche die Kurſtimme für ſich in Anſpruch nehmen ſollte. Und in der That wurde anfänglich von den drei weltlichen Kurfürſten das Anſinnen geſtellt, daß vor der Kaiſerwahl die böhmiſche Angelegenheit ins Reine zu bringen ſei. Allein den drei geiſtlichen Kurfürſten gelang es, wie ſo oft bei ähnlichen Gelegenheiten, Kurſachſen zu ſich herüber zu ziehen: die Mehrheit war alſo für die Vornahme der Wahl, und für die Abweiſung der böhmiſchen Geſandten, während Ferdinand als König von Böhmen anerkannt wurde. Auch dieſe Entſcheidung hätte dem kurpfälziſchen Geſandten Veranlaſſung geben können, ſich dem Wahlgeſchäft zu entziehen. Er blieb aber ſeiner Weiſung gemäß, ſtimmte zwar für den Herzog von Baiern, als ſich aber alle anderen Stimmen auf Ferdinand vereinigten, ſo gab er ihm die ſeinige ebenfalls. Von Kurpfalz wurde alſo Ferdinand förmlich als Kaiſer anerkannt.

Dadurch gerieth Kurpfalz in eine ſchiefe unglückſelige Stellung, wenn doch noch die früheren Entwürfe ausgeführt werden ſollten. Und bald kam der Augenblick der Entſcheidung.

Am 28. Auguſt 1619 wurde Ferdinand zum deutſchen Kaiſer gewählt. Aber ſchon am 17. Auguſt wurde er von den Böhmen des böhmiſchen Thrones verluſtig erklärt, und am 27. der Pfalzgraf Friedrich V. zum König von Böhmen gewählt. Er hatte ſchon lange dieſes Ereigniß vorbereitet: als es endlich eingetreten war, ſo ſchwankte er doch, ob er annehmen ſollte, oder nicht. Zuletzt gaben ſeine Gemahlin, der Fürſt Chriſtian von Anhalt und ſein geheimer Rath Camerarius den Ausſchlag. Am 1. Oktober erſchien er in Prag, wurde mit ungemeinem Jubel empfangen und gekrönt.

Aber inzwiſchen waren endlich auch von der Gegenpartei alle Vorbereitungen zu einem verzweifelten Kampfe getroffen worden.

Ferdinand war von der Krönung in Frankfurt nach München zu Herzog Maximilian von Baiern gereiſt, um ihn zu beſtimmen, ſich ſeiner anzunehmen. Der Herzog ging endlich darauf ein. Maximilian, der ſeit ſeinem Rücktritt von der Liga im Jahre 1616 eine parteiloſe Stellung eingenommen, ſogar zu Kurpfalz in faſt freundſchaftlichem Verhältniß geſtanden hatte, hielt es jetzt an der Zeit, Partei zu ergreifen. Im Geheimen hatte er übrigens ſchon Alles vorbereitet. Während er ſich äußerlich freundlich gegen Kurpfalz ſtellte und dieſe Macht ſeinerſeits zu täuſchen ſuchte, ging er damit um, die Liga wieder herzuſtellen. Schon im Jahre 1617 legte er den Grund zu einer neuen Liga, indem er ſich mit Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Ellwangen vereinigte. Er forderte ſodann Spanien und den Papſt auf, einmal ernſtlich den Fortſchritten der proteſtantiſchen Union entgegen zu treten, Geld und Kriegskräfte zu bewilligen. Er veranlaßte ferner im Anfang des Jahres 1619 das Zuſammentreten der rheiniſchen Liga, dann im Auguſt die Wiederherſtellung der allgemeinen, weigerte ſich jedoch vorderhand, die Hauptmannſchaft zu übernehmen. Endlich, als Ferdinand nach dem Wahltage ihn beſuchte und ſich zu den umfaſſendſten Zugeſtändniſſen bereit erklärte, beſchloß er wieder, mit aller Kraft als Haupt ſeiner Partei aufzutreten, als Verfechter des Katholicismus und fürſtlicher Machtvollkommenheit. Am 8. Oktober 1619 wurde zwiſchen Ferdinand und Maximilian ein Vertrag geſchloſſen, der dem Kaiſer die entſchiedenſte Hülfe des Baiernfürſten zuſicherte. Freilich nicht ohne ſchwere Opfer konnte Ferdinand dieſe Hülfe erkaufen. Maximilian mußte als unumſchränktes Haupt der Liga anerkannt werden: weder der Kaiſer noch irgend ein Prinz des öſterreichiſchen Hauſes ſollten in die oberſte Leitung ein Wort einreden, oder den Herzog irgendwie hemmen dürfen. Es ſollte ferner kein Waffenſtillſtand, kein Friede geſchloſſen werden ohne Theilnahme des Herzogs. Der Kaiſer verpflichtet ſich, dem Herzog jeden Landſchaden und alle Unkoſten zu erſetzen, die er in dem Kriege erleiden ſollte, und bis die Zahlung erfolgt, ihm den Werth an Land und Leuten pfandweiſe einzuräumen. Sollte der Herzog in dieſem Kriege baieriſches Gebiet verlieren, ſo ſoll ihm der Kaiſer dafür eben ſo viel öſterreichiſches Land abtreten. Alle Theile des öſterreichiſchen Gebiets, die der Herzog den Feinden Habsburgs entreißt, ſollen ihm mit allen Nutzungen und Rechten ſo lange pfandweiſe überlaſſen bleiben, bis alle Koſten an Baiern erſtattet ſind. Die Feldherrn des Kaiſers ſollen den Herzog fortwährend von allen Unterhandlungen und Planen unterrichten, auch mit ihm über Alles Rückſprache nehmen. Endlich mußte Ferdinand dem Herzog verſprechen, den Pfalzgrafen in die Acht zu thun und die pfälziſche Kurwürde an Baiern zu übertragen.

Dieſe Bedingungen waren ſchwer, aber es war nun doch die Ausſicht vorhanden, daß der Kaiſer wieder Herr im eigenen Lande würde. Maximilian wollte jedoch den Krieg nicht eher unternehmen, als bis er vollkommen gerüſtet war, als bis er eine ſolche Kriegsmacht um ſich verſammelt hatte, daß die Gegner durch ſie erdrückt werden mußten. Demzufolge drang er darauf, daß die

Liga bedeutende Geldmittel und ein Heer von 21,000 Mann zuſammenbrachte; der König von Spanien wurde beſtimmt, mit einem Heere um dieſelbe Zeit in die Unterpfalz einzubrechen, wenn Maximilian den Krieg gegen Böhmen beginne; und endlich gelang es auch, den Kurfürſten von Sachſen, ohnedies der heftigſte Gegner von Kurpfalz, dergeſtalt auf die Seite des Kaiſers zu ziehen, daß er ebenfalls mit ihm gemeinſame Sache gegen Böhmen machte. Freilich gleichfalls nicht ohne bedeutende Zugeſtändniſſe von Seite Ferdinands. Dieſer mußte dem Kurfürſten von Sachſen die Lauſitz überlaſſen.

Wie ſah es nun auf der Seite der Gegner aus? Die auswärtigen Verbindungen derſelben bewieſen ſich allmählig alle als trügeriſch. Von Savoyen und Venedig haben wir ſchon geſprochen. Was den König von England anbetrifft, der ſeinem Schwiegerſohne am erſten hätte beiſpringen ſollen, ſo befolgte dieſer überhaupt eine ſehr ſchwankende, kraftloſe äußere Staatskunſt: überdem war er mit der Annahme der böhmiſchen Krone von Seite des Pfalzgrafen durchaus nicht einverſtanden: kurz, von daher hatte man keine ernſtliche Unterſtützung weder mit Geld noch mit Truppen zu gewärtigen. Die Niederländer endlich, welche ſich Anfangs der böhmiſchen Angelegenheit mit Eifer angenommen und viele Verſprechungen gemacht hatten, leiſteten im entſcheidenden Augenblick wenig Hülfe, da ſie durch die Rüſtungen der Spanier gezwungen waren, ihr ganzes Augenmerk auf ihr eigenes Land zu richten. Es blieb alſo nur die Union übrig und die empörten öſterreichiſchen Lande.

Aber ſelbſt auf die Union konnte man ſich nicht verlaſſen. Wir haben oben bemerkt, daß in die eigentlichen Plane der kurpfälziſchen Partei nur einige Wenige eingeweiht waren. Die meiſten Mitglieder glaubten, daß es ſich nur um Abwehr der katholiſchen Gegner, um Aufrechthaltung der Religionsfreiheit handle. Als nun der Pfalzgraf die böhmiſche Krone angenommen, ſo wurden ſie ſtutzig. Mehrere fürſtliche Mitglieder der Union waren entſchieden gegen dieſe Annahme. Sie trugen Bedenken, dem neuen König ſeine neue Krone vertheidigen zu helfen, da ihnen kein Vortheil daraus erwuchs. Die Reichsſtädte aber hatten ſchon lange Klagen darüber geführt, daß alle Laſt der Kriegsführung auf ſie gewälzt worden ſei, während die Fürſten mit ihren Geldbeiträgen in Rückſtand blieben. Dieſe Stimmung machte ſich auf den Unionstagen, die der Pfalzgraf abhielt, nur zu ſehr bemerklich, beſonders auf dem zu Nürnberg gegen Ende des Jahres 1619. Hier gab ſich Friedrich alle Mühe, den Beſchluß durchzuſetzen, daß das böhmiſche Weſen als eine Sache der Union betrachtet werde: es war vergebens. Ja, die Mitglieder beſtanden ſogar darauf, daß der Pfalzgraf diejenigen Truppen der Union, die er eigenmächtig mit nach Böhmen genommen, wieder herausgeben, ferner daß er auf die Beſoldung, die er als General der Union beziehe, verzichten ſollte. Und ſo waren auch alle Verſuche der kurpfälziſchen Partei, die Union zu entſcheidendem Angriffe auf die Liga zu beſtimmen, vergebens. Das Einzige, was erreicht wurde, war, daß eine Geſandtſchaft an den Herzog von Baiern abgeſchickt ward, welche eine beſtimmte Antwort, ob Krieg oder Frieden, verlangen ſollte. Maximilian gab aber keine beſtimmte Antwort, ſondern ſpeiste ſie mit Redensarten ab, mit denen ſie ſich begnügte.

Zugleich aber war die katholiſche Partei ungemein thätig, die Spaltung, die unter den Unirten eingeriſſen war, dadurch zu erweitern, daß ſie gegenſeitiges Mißtrauen unter ſie ſäete. Sie ließ eine Menge von Schriften erſcheinen, in welchen die ſelbſtſüchtigen Abſichten der Häupter der Union ſcharfſinnig auseinander geſetzt wurden. Den Fürſten machte man bange mit dem demokratiſchen Geiſte des Kalvinismus, der auf den Umſturz aller Monarchien ausgehe: Friedrich begünſtige dieſe Demokratie, um mit ihrer Hülfe ſich zum unumſchränkten Herrn aufzuwerfen. Den Reichsſtädten ſuchte man die Ueberzeugung beizubringen, daß es auf ihre Freiheit und Selbſtändigkeit abgeſehen ſei: ſie hätten bisher ohnedies am meiſten zahlen müſſen, die unirten Fürſten gingen aber damit um, ſie vollends zu unterwerfen: ſie würden den Krieg benutzen, um Beſatzungen in ſie zu legen, und durch dieſelben ſich ihrer zu bemächtigen. Man bediene ſich auch gegen ſie, d. h. gegen die patriziſchen Obrigkeiten der Städte, der demokratiſchen Geſinnung der unteren Stände: man werde die bisherigen Verfaſſungen ſtürzen, um Volksherrſchaften einzuführen, die zuletzt ebenfalls den Fürſten erliegen müßten.

Dieſe Schriften waren nicht ohne Wirkung. Selbſt einer der wenigen Eingeweihten, der Markgraf von Ansbach, begann untreu zu werden. Ihm war es vornehmlich um die fränkiſchen Biſthümer zu thun: als er ſah, daß Pfalz und Anhalt ſeinen Privatvortheil hintanſetzten, um all' ihre Kraft auf die böhmiſche Sache zu verwenden, trennte er ſich von ihnen und dachte auf die eigene Rettung. Unter ſolchen Umſtänden war es dem Herzog Maximilian von Baiern leicht, die Union zu einem Abkommen zu vermögen, welches den Pfalzgrafen völlig opferte. Er hatte inzwiſchen ſeine Rüſtungen beendet und war mit der Liga der Union mehr als um das Doppelte überlegen. Bei Ulm lagen ſich im Juni 1620 beide Heere gegenüber. Maximilian verlangte von den Unirten eine beſtimmte Erklärung, ob ſie Krieg oder Frieden wollten? Die Unirten entſchieden ſich für den Frieden. Am 3. Juli wurde er abgeſchloſſen. Darnach ſollte kein Theil dem andern den Durchzug der Truppen verweigern. Die böhmiſchen Angelegenheiten ſind in dem Frieden nicht mit inbegriffen, d. h. die Union überließ Böhmen und den Pfalzgrafen ihrem Schickſal.

Maximilian rückte unmittelbar nach dieſem Vertrag mit der Kriegsmacht der Liga gegen Oeſterreich.

Die empörten öſterreichiſchen Lande hatten, wie wir bemerkt, eine Verbrüderung aufgerichtet, und es war Ausſicht vorhanden, daß Friedrich nach und nach von allen als Oberhaupt angenommen wurde. Aber es fehlte an rechtem Zuſammenwirken. Zwar noch im Jahre 1619 ſtanden die Dinge ſehr vortheilhaft für die Aufgeſtandenen. Bethlen Gabor rückte mit den Ungarn gegen Wien, ebenſo Thurn, der nun zum zweiten Male einbrach. Es war zur Zeit, als Ferdinand von München wieder in Wien angekommen. Aber im entſcheidenden Augenblicke fehlte es an gegenſeitiger Unterſtützung. Ferdinand wurde zum zweiten Male gerettet: Thurn kehrte nach Böhmen zurück und Bethlen Gabor verſtand ſich ſogar zu einem Waffenſtillſtande mit dem Kaiſer (Januar 1620). Bethlen Gabor war überhaupt nicht recht zu trauen. Er begann zwar bald darauf von Neuem den Krieg gegen Ferdinand, und wurde im Auguſt 1620 von den ungariſchen Ständen förmlich zu ihrem König erkoren; allein er verſäumte auch diesmal da, wo es am Nöthigſten war, Hülfe zu leiſten.

Der Herzog Maximilian von Bayern hielt es für das Sicherſte, zuerſt ſich gegen das Erzherzogthum Oeſterreich zu wenden. Dieſes

Land ſetzte ſich zwar zur Wehre, wenigſtens Oberöſterreich, war aber viel zu ſchwach, um aus eigenen Kräften dem Heere der Liga Widerſtand leiſten zu können. Und weder von Bethlen Gabor noch von Böhmen aus wurde es unterſtützt. Es mußte ſich alſo unterwerfen. Maximilian ließ ſich von den Ständen huldigen (Auguſt 1620) und nahm das Land dem Vertrage mit Ferdinand gemäß vorläufig als Pfand in Beſchlag. Hierauf wandte er ſich nach Böhmen.

Auch hier waren die Zuſtände nichts weniger als erfreulich. In Böhmen waren bald die mit jeder Umwälzung verbundenen Unordnungen eingetreten. Es fehlte an einer geſchickten Verwaltung: die Kriegsverfaſſung koſtete ungeheueres Geld, die Steuern mußten alſo um ein Bedeutendes erhöht werden; außerdem litten die Einwohner unglaublich von den Schrecken des Kriegs. Doch für die Freiheit kann ein Volk Manches ertragen und große Opfer bringen. Allein — und dies iſt wohl ins Auge zu faſſen — die böhmiſche Freiheit kam nicht dem ganzen Volke zu Gute.

Die Bewegung in Böhmen war vielmehr vom Adel ausgegangen, wurde vorzugsweiſe von ihm geleitet, und war weſentlich auf die Vortheile des Adels berechnet. Weder der Bauernſtand noch die Städte hätten, wenn die Umwälzung geglückt wäre, ihre Stellung verbeſſert. Ja, der Bauernſtand war auf den Adel ſo aufgebracht, daß er lieber auf ihn, als auf den Kaiſer losgeſchlagen hätte, und es bezeichnet ſo recht die Furcht des Adels vor ihm, daß er durch die Stände die Verfügung treffen ließ, die Bauern ſollten ihre Waffen den Obrigkeiten ausliefern, und nur zum Behuf von Kriegsdienſten wieder herausbekommen. Hätte die kaiſerliche Regierung ihren Vortheil recht verſtanden, ſo hätte ſie nur die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Böhmen verkünden dürfen: die ganze Landbevölkerung wäre zu ihr geſtanden. Auch wurde dieſer Vorſchlag der kaiſerlichen Regierung wirklich gemacht, ſie ging aber nicht darauf ein. So mußte ſich der Bauernſtand fügen und für die vom Adel begonnene Umwälzung ſein Geld geben und ſein Blut verſpritzen. Der Adel war aber geſonnen, die freilich nur für ihn vorhandene ſtaatliche Freiheit ſo unbeſchränkt wie möglich zu machen. Anfangs hatte er daher den Gedanken, das Königthum überhaupt aufzuheben, und eine Art Republik einzuführen, in der Art, wie ſie Venedig damals beſaß. Nur die Betrachtung, daß Böhmen, um die begonnene Umwälzung zum glücklichen Ziele zu führen, auswärtiger Unterſtützung bedürfe, machte die Mehrzahl des Adels geneigt, unter den anderen Fürſten ſich ein neues Oberhaupt zu ſuchen. Man dachte an mehrere: zuletzt blieb aber doch nur die Wahl zwiſchen Kurſachſen und der Pfalz. Der Kurfürſt von Sachſen hatte einen ziemlich bedeutenden Anhang, einmal weil er lutheriſch war, wie die Mehrzahl der proteſtantiſchen Stände in Böhmen, zweitens weil ſein Land unmittelbar an Böhmen ſtieß. Aber abgeſehen davon, daß Kurſachſen ſchon wegen ſeines freundlichen Verhältniſſes zum Kaiſerhauſe niemals die Wahl angenommen hätte, erſchien den Böhmen die ziemlich willkürliche Regierungsweiſe dieſes Fürſten bedenklich: ſie fürchteten in Bezug auf ihre ſtaatlichen Freiheiten unter ihm eher zu verlieren, als zu gewinnen. Vom Pfalzgrafen aber wußte man, daß er die ſtaatlich-freiheitliche Richtung begünſtige. Dies war ein weſentlicher Grund zu ſeiner Erwählung; ein anderer war freilich die Hoffnung, durch ihn und ſeine vielfachen Verbindungen mit dem Auslande die böhmiſche Sache am beſten fördern zu können. Natürlich wurde dem neuen König nur unter der Bedingung gehuldigt, daß er die ihm vorgelegten ſtändiſchen Freiheiten beſtätigte: er war dadurch in der That ſo beſchränkt, wie nur irgend ein König der neueren Zeit.

Die kurpfälziſche Staatskunſt huldigte aber mehr einer demokratiſchen Richtung: die Beſtrebungen der böhmiſchen Ariſtokratie konnten ihr daher nicht gefallen. Friedrich V. und ſeine Staatsmänner, Chriſtian von Anhalt, Camerarius, und Andere, entdeckten, kaum daß ſie in Prag angekommen, in jedem Zweige der Verwaltung, die bisher eben nur dem Adel übergeben geweſen war, eine ſo ungeheuere Verwirrung, daß ſie die entſchiedenſten Reformen für nothwendig erachteten. Der Fürſt von Anhalt wurde an die Spitze des böhmiſchen Kriegsweſens geſtellt, wie er denn überhaupt auch hier die Seele der friedericianiſchen Staatskunſt war; andere Deutſche, die der König mitgebracht, erhielten ebenfalls betreffende Stellen. Das erregte doch ſchon böſes Blut unter dem böhmiſchen Adel, noch mehr aber, wie von Seite der pfälziſchen Partei der Vorſchlag gemacht wurde, die Leibeigenſchaft aufzuheben, die Bauern zu befreien, und die Beſteuerung dergeſtalt zu ordnen, daß der größere Theil der Laſten auf die Vornehmen und auf die Reichen, und nicht auf die Unteren gefallen wäre. Der Adel widerſetzte ſich dieſen Vorſchlägen, und da es gefährlich war, ihn zu beleidigen, ließ man ſie fallen; das Mißtrauen war aber erwacht: der Adel fügte ſich nicht den Anordnungen von Seite der pfälziſchen Staatsmänner, ſo verſtändig ſie auch waren: die Einzelnen dachten mehr an ihren Nutzen, als an das allgemeine Beſte. Zu dieſen Spaltungen in ſtaatlicher Hinſicht kam nun noch eine religiöſe. Der Hofprediger des Königs Friedrich, Scultetus, trug ſeine ſtreng kalviniſche Geſinnung etwas zu ſtark in ſeinen Predigten zur Schau: aus der Hofkirche wurden die Bilder entfernt, die der kalviniſchen Religionsanſchauung ein Gräuel waren, und man verfuhr dabei auf eine leidenſchaftliche Weiſe. Darüber ärgerten ſich nun die Lutheraner: der kurſächſiſche Hofprediger Hoe, einer der erbittertſten Gegner des Kalvinismus, überdies von dem kaiſerlichen Hofe beſtochen, benutzte dieſen Anlaß, um die heftigſten Anklagen gegen die Kalviniſten zu ſchleudern, und die Eiferſucht ſeiner böhmiſchen Glaubensgenoſſen anzuregen: kurz es fehlte auch in dieſer Beziehung nicht an Zwieſpalt.

Im böhmiſchen Lager herrſchte alſo nichts weniger als Einigkeit. Was aber die Hauptſache war, die Kriegsverfaſſung war nicht der Art, daß man einem ſo zahlreichen und wohlgerüſteten Feinde, wie Maximilian von Baiern und die Liga, mit Erfolg hätte widerſtehen können. Die Truppen waren ſehr zuſammengeſchmolzen, ſchlecht gekleidet und gerüſtet, nicht bezahlt — alle die Vorſchläge, die gemacht worden waren, um Geld zu erhalten, damit man wenigſtens die Soldaten befriedigen könnte, wurden zurückgewieſen — und endlich von Generalen angeführt, die entweder unfähig waren, wie der Graf von Hohenlohe, oder die ſich den Anordnungen des Oberbefehlshabers nicht fügen wollten. Von Seite des Fürſten von Anhalt wurde nichts verſäumt, was man von einem Generaliſſimus erwarten konnte: aber es mangelte an der Ausführung. Er hatte, da er die Schwäche des böhmiſchen Heeres kannte, den Plan, das ligiſtiſch-kaiſerliche Heer, welches im September 1620 in Böhmen einbrach, durch Hin- und Herzüge zu ſchwächen, es durch unaufhörliche Scharmützel zu ermüden und zu vermindern, bis es mit Erfolg angegriffen werden konnte. Maximilian merkte aber den Plan, und rückte unaufhaltſam gegen Prag vor. Jetzt wollte der Fürſt von Anhalt eine Abtheilung des feindlichen Heeres auf dem Marſche mit der Hauptmacht angreifen, ſie ſchlagen, und ſich dann auf die andern werfen. Dieſem Vorhaben wurde aber von den anderen Generalen, namentlich dem Grafen von Hohenlohe, widerſprochen, und man beſchloß endlich, ſich auf Prag zurückzuziehen, und dort die Hauptſchlacht zu liefern. Hier kam es endlich am 8. November zur Entſcheidung. Das ligiſtiſch-kaiſerliche Heer war wenigſtens um ein Drittheil ſtärker, als das böhmiſche: es mochte 32,000 zählen, die Böhmen 20,000. Auch in dieſem Treffen that übrigens Anhalt ſeine Pflicht: auch ein Theil des Heeres ſtritt Anfangs mit großer Tapferkeit. Da flohen zuerſt die ungariſchen Hülfstruppen, die ſich beim Heere befanden; bald war die Flucht allgemein, in Zeit von einer Stunde war die gänzliche Niederlage der Böhmen entſchieden.

Friedrich V. bat bei Maximilian um einen Waffenſtillſtand. Er wurde auf 8 Stunden bewilligt. Dieſen benutzte er, um mit ſeinen Anhängern, dem Fürſten von Anhalt, den Grafen von Hohenlohe und Thurn, und Anderen zu entfliehen. Er reiste zuerſt nach Schleſien, um zu ſehen, ob er hier den Kampf noch fortſetzen könnte. Allein inzwiſchen war auch der Kurfürſt von Sachſen in die Lauſitzen eingebrochen, und bedrohte Schleſien. Friedrich ſah, daß Alles verloren ſei: er floh weiter nach Berlin, ſpäter nach Holland.

Die Folge der prager Niederlage war die Unterwerfung der Hauptſtadt und ganz Böhmens. Maximilian begab ſich nach München zurück; ein Theil des ligiſtiſchen Heeres blieb unter dem General von Tilly in dem Königreiche ſtehen, um den Kaiſer zu unterſtützen bei den Maßregeln, die er nun anzuwenden gedachte. In den erſten Monaten nach der prager Schlacht wurden noch keine Veranſtaltungen getroffen, die auf eine Verfolgung von Seite der kaiſerlichen Regierung hätten ſchließen laſſen. Dies geſchah aber nur, um diejenigen, deren man habhaft werden wollte, ſicher zu machen. In der That: ein großer Theil angeſehener Männer, die bei der Umwälzung eine Rolle geſpielt, blieben entweder von Anfang in Prag oder kehrten dahin zurück, auf die Gnade des Kaiſers hoffend. Plötzlich aber, im Februar 1621, begannen die Verhaftungen: acht und vierzig Männer wurden in das Gefängniß geſchleppt, vor Gericht geſtellt, zum Tode verurtheilt, ihre Güter eingezogen. Am 20. Juni 1621 wurde das Urtheil an ihnen vollſtreckt. Anderen wurde mit dem Tode gedroht, wenn ſie ſich nicht ſelbſt als der

Theilnahme an der Empörung ſchuldig angeben würden. Ueber ſiebenhundert Edelleute erſchienen auf dieſe Drohung und flehten um Gnade. Man ſchenkte ihnen das Leben, nahm ihnen aber ihre Güter entweder ganz oder doch zum größten Theile. Die Gütereinziehungen ſollen ſich auf eine Summe von 24 Millionen Thalern belaufen haben.

Und nun wurde an die Ausrottung der Ketzerei gegangen. Zuerſt wurde den kalviniſchen Geiſtlichen das Predigen unterſagt, ſpäter — Anfangs ſcheute man ſich vor dem Kurfürſten von Sachſen, weil man dieſem verſprochen hatte, gegen das lutheriſche Glaubensbekenntniß nichts zu unternehmen — auch den lutheriſchen. Zuletzt wurde erklärt, daß der Kaiſer in Böhmen überhaupt keine anderen Unterthanen, als nur katholiſche dulden wolle. Die Proteſtanten mußten alſo entweder katholiſch werden oder das Land meiden. Die fürchterlichſten Gewaltthätigkeiten wurden begangen; aber der Wille des Kaiſers wurde ausgeführt. Eine Menge der gebildetſten und wohlhabendſten Familien verließen das Land, da ſie ihren Glauben nicht ändern wollten. Die Folge davon war, daß Böhmen an Wohlſtand, Kunſt, Gewerbthätigkeit ebenſo herunter kam, wie andere Länder, wo die katholiſchen Gegenreformationen geſiegt hatten: aber dafür hatte Ferdinand auch die Beruhigung, daß er dieſes Land für die alleinſeligmachende Kirche wieder gewonnen hatte.

An eine Beobachtung der den Böhmen zuſtehenden ſtaatlichen Rechte war unter dieſen Umſtänden, wo Gewalt vor Recht ging, natürlich nicht zu denken. Ferdinand erklärte übrigens ſpäter (1627) noch ausdrücklich den böhmiſchen Majeſtätsbrief für null und nichtig, ebenſo die freie Königswahl. Den Ständen blieb nur das Steuerbewilligungsrecht.

Auf ähnliche Weiſe, wie mit Böhmen, wurde mit den Nebenländern verfahren. Früher oder ſpäter wurde dort der Katholicismus wieder eingeführt, der Proteſtantismus verboten, die unkatholiſchen Einwohner ausgetrieben oder gewaltſam bekehrt, die landesherrliche Gewalt zum Nachtheil der Landesfreiheiten hergeſtellt.

Dies war der Ausgang der außerordentlichen Bewegung, welche den Anfang des dreißigjährigen Krieges bezeichnet. Von der Religion ausgehend, war ſie doch weſentlich ſtaatlicher Natur. Eine Menge verſchiedener Richtungen und Abſichten hatten ſich in ſie verwoben:

der Grundgedanke war aber doch Beſchränkung fürſtlicher Willkürherrſchaft, Herſtellung freiheitlicher Zuſtände. Die Kräfte, die dabei thätig waren, waren bedeutend genug, ſowohl was die Maſſen, als die Stärke betraf: es galt nur ſie zuſammenzufaſſen, in einen großen Strom zu vereinigen, zu ordnen und zu leiten. Ein Verſuch dazu wurde gemacht: er mißlang, und zwar aus demſelben Grunde, aus welchem ähnliche Bewegungen in Deutſchland immer zu mißlingen pflegen: im entſcheidenden Augenblicke traten verſchiedene Gegenſätze innerhalb der Bewegung ſelbſt hervor, die ein gemeinſames Zuſammenwirken unmöglich machten, die Bewegung lähmten, den Sieg des Gegners herbeiführten.

Als die große volksthümliche Seite der Bewegung überwunden war, ſo traten darum jene anderen ſelbſtſüchtigen Beſtandtheile, die wir neben jener zugleich thätig ſahen, keineswegs vom Schauplatze ab: im Gegentheile, ſie ſpielen von jetzt an die Hauptrolle und ſind immerhin noch ſtark genug, um den Kampf ſo lange fortzuſetzen, bis aus ihm heraus wieder andere großartigere Beſtrebungen erwachſen. Die Seele aber der großen volksthümlichen Beſtrebungen, Chriſtian von Anhalt, ſuchte ſich, nachdem er geſehen, daß nichts mehr zu hoffen war, mit dem Kaiſer auszuſöhnen, und wurde im Jahre 1624 begnadigt. Im Jahr 1630 iſt er geſtorben.

Die Sieger begnügten ſich nicht damit, dem Feinde den Raub abgenommen, ſich wieder in den Beſitz der Stellung geſetzt zu haben, aus der ſie verdrängt worden waren: ſie wollten ihren Gegner vernichten.

Den Kaiſer trieb dazu wohl die Nothwendigkeit. Er hatte dem Herzog von Baiern die pfälziſche Kur verſprochen und Entſchädigung für die Kriegskoſten: bis dieſe ihm ausgezahlt würden, behielt Maximilian Oberöſterreich als Pfand. Nichts natürlicher, als daß Ferdinand, um ſein Land wieder zu erhalten, den Bundesgenoſſen mit den Gütern Friedrichs bezahlt machen wollte.

Friedrich V. nebſt ſeinen Anhängern, dem Fürſten von Anhalt, den Grafen von Thurn, Mannsfeld, Hohenlohe, wurden alſo bereits im Januar 1621 vom Kaiſer ohne Zuziehung der Fürſten in die Reichsacht gethan und ihrer Lehen verluſtig erklärt. Maximilian mit der Liga ſollte zunächſt die Länder des Pfalzgrafen in Beſitz nehmen. Die Oberpfalz vertheidigte aber der Graf von Mannsfeld.

Dieſer Freibeuter hatte an der Schlacht am weißen Berge nicht Theil genommen, ſondern befand ſich mit einer Truppenabtheilung in Pilſen. Er behauptete ſich daſelbſt noch einige Zeit lang, und zog ſich dann in die Oberpfalz zurück, wo er ſeine Schaaren bis auf 13,000 Mann brachte, wahrſcheinlich mit niederländiſchem Geld. Maximilian ließ ihn hier angreifen, betrieb aber den Krieg während des Sommers 1621 mit großer Läſſigkeit, vermuthlich um endlich den Kaiſer zu beſtimmen, ihn mit der Kur zu belehnen, womit dieſer immer zögerte. Endlich geſchah es, vorderhand aber noch geheim: und nun wurde der Krieg mit größerem Eifer geführt. Bald war Mannsfeld ſo in die Enge getrieben, daß er Unterhandlungen anknüpfte, und ſogar in die Dienſte des Kaiſers zu treten ſich erbot. Plötzlich aber entwiſchte er in die untere Pfalz: wahrſcheinlich nicht ohne Wiſſen und Willen des Herzogs von Baiern. Denn nun zog ſich der Krieg in dieſes Land.

Die untere Pfalz war noch im Jahre 1620 von den Spaniern unter der Führung des General Spinola angegriffen und zum größten Theil eingenommen worden: nur die feſten Plätze Lautern, Heidelberg, Mannheim, Frankenthal hielten ſich noch. Die Union, welche verſprochen hatte, die Länder des Pfalzgrafen zu ſchützen, erfüllte dieſes Verſprechen nicht nur nicht, ſondern ſie löste ſich im April förmlich auf. Eine andere Wendung nahmen die Dinge ſeit der Ankunft des Grafen von Mannsfeld. Er entſetzte Frankenthal, das von den Spaniern belagert wurde, griff die Länder der benachbarten geiſtlichen Mitglieder der Liga an, in denen er furchtbar hauste, und brachte die rückgängige Sache des Pfälzers wieder zum Stehen.

Friedrich V. hatte inzwiſchen überall nach Hülfe geſucht: bei den niederſächſiſchen Ständen, dem König von Dänemark, den Hanſeſtädten, aber überall abſchlägige Antwort erhalten. Auch ſein Schwiegervater, der König von England, wollte von einer Fortſetzung des Kampfes nichts wiſſen. Nur die Generalſtaaten, welche von einem wiederausbrechenden Kriege mit den Spaniern bedroht waren — im Jahre 1621 lief der Waffenſtillſtand zu Ende — und die das größte Anliegen hatten, dem Hauſe Habsburg ſo viel wie möglich Feinde zu erwecken, nahmen ſich ſeiner in ſo fern an, als ſie die Geldmittel darboten, um neue Heere und neue Vertheidiger ſeiner Sache auf die Beine zu bringen. Es gelang, noch im Jahre 1621 einen norddeutſchen Fürſten, Chriſtian, den Bruder des regierenden Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Herrn des Bisthums Halberſtadt, einen Abenteurer ohne größere kriegeriſche Fähigkeiten, aber einen Haudegen und Freibeuter, wie Mannsfeld, für die Sache des Pfalzgrafen zu gewinnen. Er brachte ein Heer von 10,000 Mann zuſammen, mit dem er noch im Herbſte 1621 in die Pfalz eindringen wollte; er wurde zwar von dem baieriſchen Feldherrn zurückgeworfen, brachte aber im Winter ſein Heer auf 20,000 Mann und kam das Jahr darauf wieder. Zugleich wurde der Markgraf Georg Friedrich von Baden, einer der Fürſten, die etwas mehr in die Plane der kurpfälziſchen Staatskunſt eingeweiht, und dem einige nicht unbeträchtliche Stücke der zu machenden Beute zugedacht waren, beſtimmt, die Waffen für den Pfalzgrafen zu ergreifen. So ſtanden im Frühling des Jahres 1622 drei Heere gegen das vereinigte ſpaniſch-ligiſtiſche Heer in der Pfalz, an deſſen Spitze ſich der baieriſche General Freiherr von Tilly befand. Friedrich V. ſelbſt erſchien um dieſe Zeit in dem Lager, um durch ſeine Gegenwart die Tapferkeit ſeiner Anhänger anzufeuern.

Tilly bewährte aber hier auf das Glänzendſte ſeine Feldherrngaben. Obſchon nur halb ſo ſtark wie ſeine Gegner, wußte er ihrer doch Herr zu werden, indem es ihm gelang, ſie einzeln anzugreifen und zu ſchlagen. Am 6. Mai 1622 erfocht er bei Wimpfen einen glänzenden Sieg über den Markgrafen von Baden, deſſen Macht hierdurch zerſprengt wurde. Noch aber ſtand ihm Mannsfeld entgegen und eben ſollte der Herzog Chriſtian von Braunſchweig mit 20,000 Mann heranrücken. Um die Vereinigung mit ihm herzuſtellen, brach Mannsfeld in das Gebiet des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt ein, den man als einen Anhänger des Kaiſers und als einen Verräther an der proteſtantiſchen Sache betrachtete, und gefangen nahm. Tilly griff jetzt mit aller Macht Mannheim an, und bewog dadurch das mannsfeldiſche Heer zur Umkehr; inzwiſchen rückte er auf einem andern Wege gegen den Main vor, griff mit überlegenen Streitkräften Chriſtian bei Höchſt an und ſchlug ihn am 20. Juni gänzlich aufs Haupt. Nur mit wenigen Trümmern ſeines Heeres gelangte Chriſtian in das Lager des Pfalzgrafen. Dieſe wiederholten Niederlagen verſchlimmerten die Lage Friedrichs ungemein. Er gab endlich ſelber den Kampf auf: am 13. Juli entließ er ſein Heer, das er ohnedies nicht mehr bezahlen konnte. Mannsfeld und Chriſtian zogen mit demſelben aus Kurpfalz ab, den Niederlanden zu. Tilly war es nun ein Leichtes, die feſten Plätze, die in den Händen pfälziſcher Beſatzungen waren, zu erobern. Im September bemächtigte er ſich Heidelbergs — die werthvolle Handſchriften-Sammlung daſelbſt wurde bei dieſer Gelegenheit von dem Herzog Maximilian dem Papſte geſchenkt — im Oktober Mannheims, das Frühjahr darauf fiel den Spaniern Frankenthal in die Hände. Die ganze Kurpfalz war jetzt erobert. Und nun endlich, im Februar 1623 auf einem Fürſtentage zu Regensburg wurde der Herzog Maximilian von dem Kaiſer förmlich mit der pfälziſchen Kur belehnt. Auf eine Einwendung der anweſenden proteſtantiſchen Fürſten ließ ſich übrigens der Kaiſer bewegen, dieſe Belehnung nur auf die Perſon Maximilians, nicht auf ſeine Nachkommen auszudehnen, und den Verwandten des geächteten Friedrich die Ausſicht auf eine Wiedergewinnung ihrer Lande und Rechte vorzubehalten.

12. Der däniſche Krieg. Uebergewicht des Kaiſers. Wallenſtein.

Auf dieſe Weiſe war die religiös-ſtaatliche Widerſtandspartei im Reiche vollkommen überwunden. So heftig vorher ihr Andringen, ſo außerordentlich eine Zeit lang ihre Erfolge geweſen, ſo furchtbar war nun die Rückwirkung. Der Katholicismus ging ſofort zum Angriffe über — ausdrücklich wurde dies auf einem Bundestag der Liga erklärt — aber zugleich mit dem Katholicismus erlangte das Kaiſerthum, die zweite der von der Union angegriffenen Gewalten, eine Stärke, wie ſchon lange nicht mehr: eben jetzt ſchienen ſich die Befürchtungen der Gegner erſt recht zu bewahrheiten.

Es ſchien keine beſſere Gelegenheit zu geben, die kaiſerliche Gewalt wiederherzuſtellen und in dem Sinne Karls V. zu erweitern, als die gegenwärtige, wo die heftigſten Widerſacher alle niedergeſchlagen waren, andere vor Schrecken gelähmt, ſich hüteten, ein ähnliches Schickſal auf ſich herabzubeſchwören. Der Kaiſer nahm nach eine demgemäße Haltung an. In der pfälziſchen Angelegenheit zeigte er bereits, wie wenig er geſonnen ſei, ſich durch den Widerſpruch der Fürſten in ſeinen Entſchließungen beirren zu laſſen. Nicht anders verfuhr er mit Baden und Heſſen. Was Baden anbetrifft, ſo war die Rache des Kaiſers einigermaßen dadurch gehemmt, daß der Markgraf Georg Friedrich, ehe er die Waffen ergriff, die Regierung förmlich an ſeinen Sohn abgetreten hatte, der ſich an dem Kampfe nicht betheiligte. Allein man konnte der durlachiſchen Familie noch auf eine andere Weiſe beikommen. Sie hatte Baden-Baden in Beſitz genommen, das (1623) dem Eduard Fortunatus gehörte.*) Freilich mit dem Willen und auf den Wunſch der Landſtände. Jetzt wurde vom Kaiſer den (katholiſchen) Söhnen des Eduard Fortunatus Baden-Baden wieder zuerkannt und der durlachiſchen Linie abgeſprochen. Mit Heſſen aber verhielt es ſich ſo. Die zwei heſſiſchen Hauptlinien, Kaſſel und Darmſtadt, waren auf das Bitterſte mit einander verfeindet: die kaſſelſche Linie war kalviniſch und gehörte zur Widerſtandspartei, die darmſtädiſche dagegen lutheriſch und ſchloß ſich an den Kaiſer an. Beide Linien waren nun ſchon ſeit 1604 in Streit über die marburgiſche Erbſchaft. Jetzt ließ der Kaiſer dieſen Streit zum Nachtheil der kaſſelſchen Linie entſcheiden. Der Landgraf Moritz mußte nicht nur Alles, was er davon hatte, an ſeinen Vetter herausgeben, ſondern ihm auch noch die Nutznießung von achtzehn Jahren vergüten. In Heſſen-Kaſſel enthüllte aber der Kaiſer ſchon weitere Entwürfe. Er verſprach der heſſiſchen Ritterſchaft die Reichsunmittelbarkeit, wenn ſie ſich an ihn anſchließen würde, was ſie wirklich that. Er gab hiermit alſo ein ſehr bedenkliches Beiſpiel von Aufreizung der Unterthanen gegen die Landesherren. Später wurde Moritz durch ihn gezwungen, die Regierung niederzulegen zu Gunſten ſeines Sohnes Wilhelm.

Die Liga aber ſchob ſich nun immer weiter gegen den Norden hin vor. Veranlaſſung dazu gaben ihr die erneuten Rüſtungen der zwei Freibeuter, Mannsfeld und Chriſtian von Braunſchweig, welche im Jahr 1623 mit friſchen Streitkräften im Felde erſchienen. Tilly ſuchte ſie in Sachſen auf, ſchlug den Einen, Chriſtian von Braunſchweig, am 6. Auguſt bei Stadtlohe, den Anderen, Mannsfeld, der ſich nach Oſtfriesland geworfen hatte, vertrieb er auch daraus. Zugleich nahm er ehemals katholiſche Stifte, die aber von proteſtantiſchen Fürſten beſeſſen wurden, wieder für die Kirche in Beſchlag. So entriß er die Abtei Hersfeld dem Landgrafen von Heſſen, das Bisthum Halberſtadt den Dänen, an die es Chriſtian abgetreten, das Kloſter Althaldensleben dem Adminiſtrator von Magdeburg, gewiſſe ehemals zum Bisthum Würzburg gehörige Abteien dem Grafen von Hanau.

---

*) Vergl. Seite 339.

Dieſe Fortſchritte der ligiſtiſch-kaiſerlichen Partei machten nun doch das proteſtantiſche Fürſtenthum in Norddeutſchland beſorgt. Sie dachten daran, ſich zu rüſten, um im Falle der Noth ſich zur Wehre ſetzen zu können. Der eifrigſte aber unter dieſen norddeutſchen Fürſten war der König Chriſtian IV. von Dänemark, dem zugleich das Herzogthum Holſtein gehörte. Das war ein ehrgeiziger, länderſüchtiger Herr, der ſchon immer darnach geſtrebt hatte, ſeine Länder durch den Beſitz der benachbarten Stifte (Bremen, Verden u. ſ. w.) und wo möglich auch der Hanſeſtädte abzurunden, weßhalb er auch mit dieſen faſt immer in Fehde lag. Jetzt hoffte er durch den Krieg ſeinen Lieblingsplan ausführen zu können.

Für ſich allein würde freilich Chriſtian nicht gewagt haben, die Waffen zu ergreifen. Aber ſchon hatten die Fortſchritte des Hauſes Oeſterreich auch bei den großen Mächten Europa's ſo große Bedenken erregt, daß ſie entſchloſſen waren, ihnen zu begegnen. England, von deſſen lahmer Staatskunſt wir früher ſchon geſprochen, wurde im Jahre 1624 von der ſpaniſchen Linie des Hauſes Habsburg tödtlich beleidigt — eine Heirath zwiſchen dem engliſchen Thronerben und einer ſpaniſchen Prinzeſſin, die ſo gut wie ausgemacht war, wurde auf eine für England ehrenrührige Weiſe von Seite Spaniens wieder rückgängig gemacht — und wollte ſich nun rächen. In Frankreich war ſeit dem Jahre 1624 der Kardinal von Richelieu an die Spitze der Verwaltung gekommen. Dieſer große Staatsmann trat wieder in die Staatskunſt Heinrichs IV. ein, und glaubte nichts verſäumen zu dürfen, um Habsburg zu ſchwächen und zu Grunde zu richten. Endlich: die Generalſtaaten, die bisher ſchon immer die deutſche Widerſtandspartei unterſtützt hatten, befolgten nun um ſo entſchiedener dieſe Politik, da der Krieg zwiſchen ihnen und Spanien wirklich ausgebrochen war.

Es bereitete ſich alſo ein europäiſcher Bund gegen die Liga und das Haus Oeſterreich vor. Zunächſt ſollte derſelbe aus den deutſchen proteſtantiſchen Ständen beſtehen, Dänemark und Schweden ſollten aber auch hereingezogen werden. Nicht minder Bethlen Gabor. Dieſer hatte zwar im Jahre 1622 mit dem Kaiſer den Frieden zu Nikolsburg geſchloſſen, zufolge deſſen er auf die Krone von Ungarn zu Gunſten Ferdinands verzichtete, dagegen ſieben Geſpannſchaften auf Lebenszeit erhielt, ſowie auch den Titel eines Reichsfürſten. Der Friede war aber von ihm im Jahre 1623 gebrochen worden: er drang mit 60,000 Mann in Mähren ein und verſetzte den Kaiſer in den größten Schrecken. Nun kam wohl ſchon 1624 ein neuer Friede zu Stande, aber Bethlen Gabor erbot ſich gleichwohl zu einem neuen Anfall auf den Kaiſer. Es handelte ſich jetzt nur darum, wer die Oberanführung übernehmen ſollte. Anfangs dachte man an den König von Schweden, Guſtav Adolf, der ſeine großen kriegeriſchen Gaben damals ſchon in dem Kriege gegen Polen bewieſen hatte. Die Eiferſucht des Königs von Dänemark bewirkte aber, daß man dieſen Vorſchlag fallen ließ — Guſtav Adolf zog ſich überhaupt vom Kriege zurück — und die Anführung dem Könige von Dänemark übertrug. England erbot ſich zu einer monatlichen Unterſtützung von 300,000 Gulden, Holland von 50,000; Frankreich gab für zwei Jahre eine Million Livres. Außerdem rüſtete England 12,000 Mann aus unter der Anführung des Grafen von Mannsfeld, und Chriſtian von Braunſchweig warb ebenfalls eine Reiterſchaar. Der König von Dänemark brachte den größten Theil der niederſächſiſchen Stände auf ſeine Seite. Im Mai 1625 wurde er zum Oberſten des niederſächſiſchen Kreiſes ernannt, ein Heer zu werben beſchloſſen, und der Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, der Herzog Friedrich von Holſtein-Gottorp, der Adminiſtrator von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, ſowie die Herzoge von Mecklenburg ſchloſſen mit dem Könige von Dänemark noch einen beſonderen Bund. Bald war ein Heer von mehr als 40,000 Mann zuſammen.

Als ſich dieſes Ungewitter gegen die Liga zuſammenzog — denn dieſe wäre zunächſt angegriffen worden — ſo verlangte ſie Hülfe. Der Herzog von Baiern, das Haupt derſelben, drang ſehr lebhaft in den Kaiſer, er möge nun ſeinerſeits doch auch für ein Heer ſorgen: die Liga allein könne die Feinde nicht beſtehen. Ferdinand aber befand ſich, wie immer, in großer Geldverlegenheit. Da erbot ſich einer ſeiner Generale, Wallenſtein, ein Heer von 40,000 Mann aufzubringen, welches dem Kaiſer nichts koſtete. Die Räthe des Kaiſers hielten dies für Prahlerei: ſie wollten zufrieden ſein mit 20,000 Mann. Wallenſtein gab darauf die Antwort: „20,000 würden Hungers ſterben, aber 50 000 werden ſich ſelbſt ernähren.“ Er wurde ſofort zum kaiſerlichen oberſten Feldhauptmann ernannt: im Sommer 1625 begann er die Werbungen, und noch ehe derſelbe verlief, befand er ſich mit einem Heere von mehr als 30,000 Mann in den niederſächſiſchen Gegenden, um Tilly zu unterſtützen.

Der Krieg begann im Juni 1625. Die Veranlaſſung zu demſelben war die Wegnahme des Städtchens Hörter durch Tilly. Der König von Dänemark erklärte dies für eine Feindſeligkeit und eröffnete die Kriegsunternehmungen. Im Jahr 1625 kam es zu keiner Entſcheidung. Aber im Jahr 1626 trat der Herzog Georg von Lüneburg-Celle, einer der bedeutendſten Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes, zur Partei des Kaiſers über und nahm kaiſerliche Dienſte. Es war dieſe Handlung, deren Beweggrund wohl in der Eiferſucht des Hauſes Lüneburg auf Wolfenbüttel geſucht werden darf, von keiner geringen Bedeutung, da ſie einen Riß in die proteſtantiſchen Reichsſtände Niederſachſens machte. Bald darauf (25. April 1626) verſuchte Mannsfeld die Stellung Wallenſteins, der ſich bei Deſſau verſchanzt hatte, anzugreifen, erlitt aber eine völlige Niederlage. Er flüchtete mit den Trümmern ſeines Heeres nach der Mark Brandenburg, wo er ſich jedoch bald wieder verſtärkte und dann über Schleſien nach Mähren zog, um dem Bethlen Gabor die Hand zu reichen, welcher der Verabredung mit den Feinden des Kaiſers gemäß die Waffen gegen ihn erhoben hatte. Zugleich war in Oberöſterreich ein furchtbarer Bauernkrieg ausgebrochen, der kaum bewältigt werden zu können ſchien. Wallenſtein, von dem Kaiſer um Hülfe angegangen, eilte Mannsfeld in Gewaltmärſchen nach, konnte ihn aber doch nicht mehr erreichen: die Vereinigung ſeiner Schaaren mit dem Heere Bethlen Gabors war bereits vollzogen, als Wallenſtein auf ungariſchem Boden erſchien. Der Feldzug, den er nun gegen Bethlen Gabor eröffnete, brachte ihm keine Lorbeeren: er errang keine Erfolge, und zuletzt, Ende des Jahres 1626, entſchloß ſich der Kaiſer zu einem Frieden mit dem Fürſten von Siebenbürgen, der die früheren Verträge erneuerte. Kurz vorher war Mannsfeld geſtorben. Bethlen Gabor ſtarb drei Jahre ſpäter im Jahr 1629. Inzwiſchen kämpfte Tilly allein gegen den König von Dänemark und gegen Chriſtian von Halberſtadt. Der letztere erlag auch bereits im Juni einer Krankheit, und der König von Dänemark wurde von Tilly bei Lutter am Barenberge (27. Auguſt 1626) aufs Haupt geſchlagen. Dieſer Sieg war von bedeutenden Folgen. Der Herzog von Wolfenbüttel verließ jetzt die Sache des Dänen, die meiſten niederſächſiſchen Stände folgten dieſem Beiſpiele: Chriſtian IV. ſchien nur auf ſeine eigenen Kräfte beſchränkt.

Nach dem Frieden mit Bethlen Gabor führte Wallenſtein ſein Heer nach Schleſien, welches inzwiſchen von den Dänen unter dem Adminiſtrator von Magdeburg und dem Grafen von Thurn eingenommen worden war, jagte ſie aus dem Lande und kehrte in den Norden von Deutſchland zurück.

Man hätte nun die Beendigung des däniſchen Krieges erwarten ſollen: denn den vereinten Kräften beider Feldherren war Chriſtian IV. nicht gewachſen. In der That wurde er im Laufe des Jahres 1627 aus Deutſchland hinausgeworfen, ja verlor auch noch Holſtein, Schleswig, Jütland. Plötzlich aber ſtockten die Erfolge: der Krieg wurde ſchläfriger betrieben, und zog ſich noch bis ins Jahr 1629 hinein.

Die Urſache davon war Wallenſtein. Er verhinderte die Beendigung des Kriegs. Die Fortſetzung deſſelben wurde durch die großen Entwürfe geboten, mit denen er ſich trug. Wir müſſen nun den Mann und ſeine Plane etwas näher ins Auge faſſen.

Albrecht von Waldſtein — denn ſo hieß eigentlich die böhmiſche Herrenfamilie, aus welcher er ſtammte — war im Jahr 1583 geboren, der jüngſte Sohn ſeiner Eltern. Sie gehörten dem proteſtantiſchen Glauben an. Wallenſtein, der früh die Eltern verloren und in einer Jeſuitenſchule zu Olmütz ſeine Erziehung erhalten hatte, wurde für den Katholicismus gewonnen. Schon in frühester Jugend zeigte der Knabe einen herriſchen, hochfahrenden Geiſt, der ſich für Großes beſtimmt glaubte. Man bemerkte, daß er ſich gerne bedienen ließ und im geſelligen Leben Anforderungen machte, die mit ſeinen beſcheidenen Vermögensverhältniſſen nicht im Einklange ſtanden. Einer ſeiner Verwandten ſagte ihm daher einmal: „Ihr thut ja, als wäret Ihr ein Fürſt.“ „Was nicht iſt, kann noch werden!“ erwiederte darauf der junge Wallenſtein. Nachdem er verſchiedene Reiſen gemacht, und auf Hochſchulen den Studien, namentlich aſtrologiſchen, obgelegen, nahm er Kriegsdienſte im Heere des Kaiſers, das eben gegen die Türken kämpfte. Er zeichnete ſich hier aus, ſo daß er zum Hauptmann befördert wurde. Aber da ſchon im Jahre 1606 der Friede zu Stande kam, ſo wurde ſeine kriegeriſche Laufbahn unterbrochen. Dafür verbeſſerte er ſeine Vermögensverhältniſſe außerordentlich durch die Verheirathung mit einer ſehr reichen Wittwe, die ausgedehnte Güter in Mähren beſaß und ihn bei ihrem Tode (1614) zum alleinigen Erben einſetzte. Wallenſtein verheirathete ſich 1617 zum zweiten Male mit der Tochter des Grafen Karl von Harrach, geheimen Rathes Ferdinands, wodurch er in unmittelbare Berührung mit dem Hofe kam. Sein Beſtreben war nun darauf gerichtet, ſich bei der kaiſerlichen Familie und beſonders bei dem muthmaßlichen Thronfolger in Gunſt zu ſetzen. Ferdinands Wohlwollen wußte er ſich bald zu erwerben. In dem venetianiſchen Kriege (1617) that er ihm bedeutende Dienſte: er rüſtete auf eigene Koſten ein Reiterregiment aus und führte es ihm zu. Bei mehreren Gelegenheiten zeichnete er ſich aus während dieſes Feldzuges und hat weſentlich zu den Erfolgen deſſelben beigetragen. Im böhmiſchen Kriege ſchwankte er keinen Augenblick, die Partei des Kaiſers zu ergreifen, obſchon er ſich dadurch großen Verluſten ausſetzte, indem er, wie ſo viele andere, als Verräther des Vaterlandes ſeiner Güter für verluſtig erklärt ward. Er leiſtete Ferdinand während dieſes Krieges ſehr weſentliche Dienſte: unter Anderm rüſtete er wieder für den Kaiſer ein Reiterregiment aus, an deren Spitze er bei mehreren Gefechten den Ausſchlag gab und Siege erfocht. Nach der Unterdrückung des Aufſtandes half Wallenſtein die Ordnung wieder herſtellen, namentlich in Mähren. In dem Kriege gegen Bethlen Gabor in den Jahren 1621 bis 1624 wurde er ebenfalls verwendet und man ſchrieb ihm mehrere Erfolge zu, welche die kaiſerlichen Truppen über den Siebenbürger erfochten. Kurz: er erwarb ſich den Ruf eines kühnen, entſchloſſenen, fähigen Generals. Wichtiger aber noch als dieſe Kriegsthaten war die Vergrößerung ſeines Vermögens, die ihn in den Jahren 1621 bis 1626 beſchäftigte. Er benutzte nämlich die zahlreichen Gütereinziehungen der böhmiſchen Empörer zum Ankauf derſelben: den zehnten Theil aller in Beſchlag genommenen Güter brachte er an ſich um eine Summe von 7 Millionen Gulden; ſie mochten aber doppelt ſo viel werth ſein. Denn die Güter wurden ſehr niedrig geſchätzt und mancher Unterſchleif damit getrieben. Wallenſtein bezahlte übrigens die Summen zum geringſten Theile in Baarem. Er hatte einmal eine Menge Gegenrechnungen zu ſtellen für die Auslagen, die er während des Kriegs für den Kaiſer gemacht; dieſe Gegenrechnungen wurden an Zahlungsſtatt von dem Kaiſer angenommen. Einen anderen Theil blieb er ſchuldig, bis er auch dieſen mit Gegenrechnungen tilgen konnte. Was er bezahlte, bezahlte er endlich mit ſchlechter Münze. Genug: Wallenſtein wurde durch dieſe Güterankäufe ein Millionair, einer der reichſten Herren in den öſterreichiſchen Landen, und ſein Reichthum vermehrte ſich von Jahr zu Jahr, weil er zugleich ein vortrefflicher Haushalter war. Eine der angekauften Herrſchaften hieß Friedland. Dieſe ließ er vom Kaiſer zum Fürſtenthum, ſpäter zum Herzogthum erheben. Davon nannte er ſich nun Herzog von Friedland. Auch Sagan, eine andere der von ihm angekauften Herrſchaften, wurde vom Kaiſer zum Herzogthum erhoben.

Der Reichthum Wallenſteins war die Staffel zu ſeiner Größe. Er allein machte es ihm möglich, dem Kaiſer ein Heer auf die Beine zu ſtellen, ohne daß dieſer in ſeinen Beutel zu greifen brauchte, und dies noch dazu in einer Zeit, wo eine Menge neuer Gefahren gegen das Haus Habsburg ſich aufthürmten. Wallenſtein, der Retter in der Noth, hatte alles Recht auf die Dankbarkeit des Kaiſers, und in der That gelangte er ſofort zu einem ſo außerordentlichen Anſehen und Einfluß bei Ferdinand, wie ſich deſſen kein Anderer rühmen konnte.

Wallenſtein hatte nun zwar mit ſeinem Gelde ein Heer aufgebracht. Es fiel ihm aber nicht ein, die Erhaltung deſſelben ebenfalls aus ſeinen Mitteln zu beſtreiten. Sein Heer koſtete ihm nicht das Geringſte. Das Mittel, wodurch er dies erreichte, war allerdings kein neues: denn ſchon Mannsfeld und Chriſtian von Braunſchweig hatten es angewandt; aber Wallenſtein führte es in dem größten Maßſtabe aus. Er ließ nämlich ſein Heer von den Ländern unterhalten, in denen es ſich befand: und dieſe mußten nicht nur Lebensmittel, Pferde, Wägen und ſonſtigen Bedarf herbeiſchaffen, ſondern wurden auch noch gebrandſchatzt. Mit dem daraus gewonnenen Gelde wurden die Generale, Offiziere und Soldaten bezahlt. Es verſteht ſich, daß ein ſolches Verfahren nur dann mit Erfolg auf die Länge angewendet werden konnte, wenn das Heer ſo zahlreich war, daß jeder Widerſtand der Einwohner gegen dieſe Erpreſſungen als hoffnungslos erſchien. Wallenſtein vermehrte daher ſein Heer fortwährend und brachte es in Kurzem zu einer bis dahin unerhörten Stärke.

Dies war aber mehr noch, als eine finanzielle, eine politiſche Maßregel. Sie war ihm das Mittel, um ſeine großen Entwürfe durchzuführen. Offenbar nur ihretwillen hat er nach der Stellung eines kaiſerlichen oberſten Feldhauptmanns geſtrebt. Und worin beſtanden dieſe Entwürfe?*) Es waren keine anderen, als die Karl V. gehabt hatte, die man überhaupt von Seite des proteſtantiſchen Fürſtenthums dem Hauſe Oeſterreich immer vorgeworfen: er wollte den Kaiſer zum unumſchränkten Herren von Deutſchland machen, zu dieſem Ende die Reichsverfaſſung umſtürzen, die Fürſtenthümer aufheben, die Einheit des Reiches herſtellen. Dies glaubte er nur an der Spitze eines großen Heeres durchſetzen zu können. Um es aber fortwährend auf den Beinen zu erhalten, war Krieg erforderlich. Der Krieg mit Dänemark an ſich war ihm gleichgültig, aber höchſt wünſchenswerth, ja nothwendig, ſoferne er als Vorwand für eine beſtändige Waffenbereitſchaft, für die unausgeſetzte Vermehrung des Heeres gelten konnte. Darum alſo zog er den Krieg ſo lange hinaus. Es würde ihm aber für ſeinen Zweck nichts genützt haben, wenn er die ganze Armee auf dem Kriegsſchauplatze gehabt hätte. Denn um ſo unerklärlicher wären die geringen Erfolge geweſen. Nein! er mußte ſie über ganz Deutſchland vertheilen. Darum legte er in allen Ländern Deutſchlands Werbeplätze an. Hier blieben die geworbenen Truppen liegen, mußten von den Ländern unterhalten werden und trieben Brandſchatzungen von ihnen ein. So waren friedländiſche Schaaren durch die rheiniſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen, heſſiſchen, ſächſiſchen Lande vertheilt: in Norddeutſchland herrſchten ſie ohnedies: nicht nur die braunſchweigiſchen Gebiete, auch Pommern und Brandenburg waren von ihnen beſetzt. Durch dieſe Maßregel erreichte Wallenſtein einen doppelten Zweck. Einmal: er ſaugte die Länder ſo aus, daß ihren Herren alle Mittel zu etwaigem Widerſtande genommen wurden, und zwar auf lange Zeit. Denn die wallenſteiniſchen Soldaten hausten furchtbar und nahmen Alles, was ſie bekommen konnten. Zweitens: er ſetzte ſich einſtweilen in den einzelnen Gebieten feſt, um ſpäter, wenn die Zeit gekommen, nichts weiter nöthig zu haben, als ihre förmliche Beſitznahme auszuſprechen. Zugleich dienten die Werbeplätze dazu, um ſo viel Volk zu verſammeln, als nöthig war, um über größere Gebiete, die vorderhand nicht mit Truppen belegt werden durften, wie z. B. Baiern, herzufallen. Baiern war von Schwaben, wie von Franken her durch friedländiſche Werbeplätze bedroht.

---

*) Ueber die Plane Wallenſteins vor ſeiner erſten Abſetzung kann ſeit den neueſten Mittheilungen Aretins und Hurters (zur Geſch. Wallenſteins, 1855) aus den baieriſchen und öſterreichiſchen Archiven kein Zweifel mehr obwalten. Uebrigens wurde durch dieſe nur beſtätigt, was Gfrörer bereits in ſeiner Geſchichte Guſtav Adolphs theils nachgewieſen, theils vermuthet hat. Ueber Wallenſteins Plane während ſeines zweiten Generalats ſtellt ſich allerdings jetzt ein anderes Urtheil heraus, als Gfrörer noch hatte.

Wallenſtein würde aber dieſes Verfahren, welches den Reichsgeſetzen vollkommen widerſprach, nicht haben einſchlagen dürfen ohne den Willen des Kaiſers. Aber am Wiener Hofe ſcheint man mit ſeinen Planen, ſelbſt den weiteſt gehenden, einverſtanden geweſen zu ſein. Wir haben früher ſchon die ausſchweifenden Vorſtellungen von der kaiſerlichen Macht erwähnt. Nach dem Siege über die Böhmen und über den Pfalzgrafen ſcheint man an ihre Verwirklichung gedacht zu haben. Wir haben bereits einige darauf bezügliche Thatſachen angeführt. Am kaiſerlichen Hofe wurden aber Vorſchläge gemacht, welche darauf abzielten, der kaiſerlichen Gewalt überhaupt eine feſtere Begründung zu verſchaffen, und zwar dadurch, daß man die bisherigen landesherrlichen Gewalten unterhöhlte, die niederen Beſtandtheile der Geſellſchaft verſelbſtſtändigte, und dadurch an das Kaiſerthum feſſelte. Dahin gehörte der Vorſchlag, der in den Zeiten der böhmiſchen Unruhen gemacht worden war, die Leibeigenſchaft der böhmiſchen Bauern aufzuheben. Aehnliche Vorſchläge, ſich auf dieſe zahlreiche Menſchenklaſſe zu ſtützen, ſind noch ſpäter gemacht worden. Ebenſo gab man den Rath, in den Reichsſtädten die niederen Stände gegen die Patrizier zu begünſtigen, demokratiſche Verfaſſungen daſelbſt einzuführen und dadurch dieſen beſonders wegen ſeines Reichthums ſehr bedeutenden und einflußreichen Beſtandtheil ganz auf die Seite des Kaiſers zu ziehen. Man machte alſo dem Kaiſer den Vorſchlag, ſich auf dieſelben Kräfte zu ſtützen, auf welche ſich die kurpfälziſche Partei hatte ſtützen wollen: auf die demokratiſchen Elemente der Nation. Es ſcheint jedoch, daß man auf dieſe Vorſchläge nicht eingegangen ſei. Vielmehr erfolgte ja im Jahre 1626 der öſterreichiſche Bauernaufruhr, der nur durch die äußerſten Anſtrengungen von Oeſterreich und Baiern unter dem General von Pappenheim unterdrückt werden konnte. In den Reichsſtädten glaubte ſich die kaiſerliche Regierung mehr an das Patriziat anlehnen zu müſſen, als an die Zünfte. Uebrigens ließ ſie keinen Anlaß vorübergehen, um den Städten ſich freundlich zu erweiſen und ſie an ſich zu feſſeln. Im Jahre 1627 machte ſie ſogar den Hanſeſtädten den Antrag, ihre frühere Bedeutung herſtellen zu wollen *), ſie wollte Alles aufbieten, um ihrem Handel wieder aufzuhelfen. Zu dieſem Ende ſollte ein ſehr vortheilhafter Vertrag mit Spanien geſchloſſen werden, demzufolge die Hanſeſtädte in Zukunft allein nach Spanien handeln dürften; wenn Schweden, Dänemark, Frankreich, England Waaren hätten, deren man in Spanien bedürfe, ſollten ſie in den Hanſeſtädten verkauft und einzig von hier aus nach Spanien geführt werden dürfen; desgleichen ſolle Alles, was von Spanien in Handel komme, namentlich auch die weſtindiſchen Waaren, in dieſe Städte gebracht und dort verkauft werden. Der Vertrag kam übrigens nicht zu Stande. Sehr entſchieden verfolgte ferner die kaiſerliche Regierung den Gedanken, die Ritterſchaft der einzelnen Gebiete, hiermit den bedeutendſten und rührigſten Theil der Landſtände an ſich zu ziehen und dadurch die fürſtliche Gewalt zu unterhöhlen. Nicht nur bei Heſſen, wie wir geſehen, machte ſie es ſo, ſondern auch bei Braunſchweig, Mecklenburg, Holſtein, kurz überall, wo es thunlich war. Unter ſolchen Umſtänden wurden natürlich die Plane Wallenſteins am kaiſerlichen Hofe gerne aufgenommen. Er pflegte ſich dort zu äußern: „Man braucht keine Fürſten und Kurfürſten mehr, jetzt iſt es Zeit, denſelben das Gaſthütel abzuziehen; wie in

---

*) Burmeiſter, Beiträge zur Geſchichte Europa's im 16. Jahrhundert. Aus den Archiven der Hanſeſtädte (1843), Urkunde 10, S. 188.

Spanien und Frankreich Ein König iſt, alſo ſoll auch in Deutſchland nur Ein Herr allein ſein.“ Ebenſo hörte man den Kaiſer ſagen: man müſſe den Kurfürſten die Gewalt etwas beſchneiden, darum ſei kein Friede zu machen. Wäre übrigens die Geſinnung der kaiſerlichen Miniſter nicht von ſelbſt den wallenſteiniſchen Planen entgegengekommen, ſo hatte er Mittel genug in den Händen, um ſie ſich geneigt zu machen. Er verfehlte nie, mit vollen Seckeln in Wien zu erſcheinen und nach allen Seiten hin Gnaden und Geſchenke auszutheilen: faſt alle Miniſter waren von ihm beſtochen. So war Wallenſtein allmächtig: er konnte durchſetzen, was er wollte.

Und warum ſollte der Kaiſer nicht das vollſte Vertrauen zu ſeinem Feldhauptmanne hegen, da er wirklich in Zeit von wenig Jahren den Kaiſer mächtiger, gefürchteter gemacht hatte, wie irgend einer ſeiner Vorfahren auf dem deutſchen Throne geweſen! Auch gegen Außen hin wollte er den alten Ruhm des Reiches wieder herſtellen! Er dachte an die Wiedergewinnung der Herrſchaft in den deutſchen Gewäſſern: er wollte eine deutſche Flotte gründen; zu dieſem Ende wurden auch jene oben erwähnten Unterhandlungen mit den Hanſeſtädten angeknüpft: und Wallenſtein ließ ſich bereits im Jahre 1628 vom Kaiſer den ſtolzen Titel beilegen: General des oceaniſchen und baltiſchen Meeres.

Wie weit man aber bereits im Jahre 1628 gehen zu können glaubte, zeigen die Vorgänge mit Mecklenburg und Braunſchweig. Die Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friedrich und Johann Albert, waren wider ihren Willen in den däniſchen Krieg verwickelt worden. Um ſie zur Theilnahme zu bewegen, brach der König von Dänemark mit einigen Regimentern im Jahr 1627 in ihr Gebiet ein und zwang ſie, ihr Landvolk mit ſeinem Heere zu vereinigen. Sobald es thunlich war, traten ſie von dieſem Bunde zurück, unterhandelten mit Wallenſtein und nahmen kaiſerliches Kriegsvolk in ihr Gebiet auf. Sie hatten nicht mehr gethan, als der Herzog von Wolfenbüttel, dem doch nach ſeinem Rücktritt von dem däniſchen Bündniſſe in einem Vertrage mit Tilly Verzeihung zugeſichert wurde. Demohngeachtet drang Wallenſtein beim Kaiſer darauf, ſie als Verräther zu beſtrafen. Am 1. Februar 1628 erklärte ſie Ferdinand ihrer Länder verluſtig, weil ſie die kaiſerliche Mahnung, mit dem Könige von Dänemark ſich nicht einzulaſſen, verächtlich in den Wind geſchlagen und in der Verſchwörung wider das Reich halsſtarrig verharrt hätten. Alle Schritte der Herzoge von Mecklenburg, dieſes harte Urtheil aufzuheben oder mildern zu laſſen, waren vergebens. Aber ſchon dachte Wallenſtein dem Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel ein ähnliches Schickſal zu. Er beauftragte den Grafen von Pappenheim, General bei der Liga, eine Unterſuchung gegen den Herzog einzuleiten. Der Fall war aber hier viel ſchwieriger. Der Wolfenbüttler hatte ſich allerdings ebenſo viel, ja noch mehr zu Schulden kommen laſſen, als die Herzoge von Mecklenburg, allein durch den Vertrag mit Tilly wurde er für ſtraffrei erklärt. Man konnte ſich alſo höchſtens auf ſein Verhalten nach jenem Vertrage beziehen. Da war es nun durchaus unmöglich, hinlänglichen Stoff zu einer Anklage aufzufinden. Gleichwohl verlangte Wallenſtein auch ſeine Abſetzung: aber diesmal drang er nicht durch.

Mit dieſen Prozeſſen gegen die Reichsfürſten verband Wallenſtein noch eine beſondere Abſicht. Es ſollten mit den den Fürſten abgenommenen Ländern verdiente Generale belohnt werden, und zwar nicht blos kaiſerliche, wie er ſich denn ſelbſt zunächſt Mecklenburg hatte ertheilen laſſen, während mit den Gütern des halberſtädter Chriſtian mehrere andere kaiſerliche Generale belohnt wurden, ſondern auch Generale der Liga. So ſollte eben der Graf von Pappenheim das Fürſtenthum Wolfenbüttel, Tilly das Fürſtenthum Calenberg erhalten. Die geheime Abſicht war, durch die Verleihung der Fürſtenthümer an erprobte Kriegsmänner dieſe nur um ſo enger an das kaiſerliche Intereſſe und an die beabſichtigte neue Ordnung der Dinge zu ketten; ſodann aber insbeſondere, durch jene Verleihungen mit der Gütermaſſe des Wolfenbüttlers die tüchtigſten Feldhauptleute der Liga von derſelben weg und ins kaiſerliche Lager herüberzuziehen. Denn die Auflöſung der Liga und ihres Heeres war ein weſentliches Glied in dem Plane Wallenſteins.

Die Liga war bis zum Auftreten des Herzogs von Friedland die einzige wahrhafte Macht in Deutſchland geweſen. Was Ferdinand war, war er nur durch ſie. Ihr Heer hatte den Krieg in Böhmen geendet, den pfälziſchen Krieg und auch die erneuten Verſuche Mannsfelds und Chriſtians von Halberſtadt vernichtet. War aber die Liga geſonnen, dem Streben Ferdinands nach Unumſchränktheit nachzugeben? Nichts weniger, als dieſes. Wir erinnern uns, daß an der Spitze der Verbindung Maximilian von Baiern ſtand, der gerade den inneren Krieg zur Vergrößerung ſeiner Macht zu benutzen gedachte und ſo eiferſüchtig auf ſeine fürſtlichen Rechte war, wie kein anderes Mitglied der hohen Reichsariſtokratie. Daß aber Maximilian nicht geſonnen war, dem öſterreichiſchen Hauſe zu Liebe von ſeinen Errungenſchaften etwas aufzugeben, konnte man aus ſeinem Verhalten bezüglich der Verwaltung Oberöſterreichs erſehen. Dort ſtieß das baieriſche und das öſterreichiſche Intereſſe unaufhörlich an einander. Gar zu gerne hätte Ferdinand dieſe Provinz, die er dem Baierfürſten als Pfand hatte überlaſſen müſſen, wieder herausgehabt. Der Herzog weigerte ſich deſſen, bis er für ſeine aufgewendeten Koſten entſchädigt würde. Endlich verglich man ſich im Jahre 1628 dahin, daß dem Herzog für Oberöſterreich die Oberpfalz, die er übrigens ſchon inne hatte, übergeben ward. Von der Liga alſo, deſſen unumſchränktes Oberhaupt Maximilian war, durfte man am Wenigſten eine Bereitwilligkeit bezüglich der kaiſerlichen Entwürfe erwarten. Folglich mußte ſie aufgelöst werden, und vor Allem ihr Heer, das zunächſt am gefährlichſten war. Wallenſtein that nun Alles, was er konnte, um dieſen Zweck zu erreichen. Im däniſchen Kriege nahm er für ſeine Völker immer die beſten Winterlager in Anſpruch, und zwang die Liga, mit ſolchen Gegenden vorlieb zu nehmen, die entweder ausgehungert oder ungeſund waren. Die Soldaten ſtarben entweder haufenweiſe weg, oder liefen davon, meiſtens zum Heere des Friedländers. Dann ſuchte Wallenſtein und der kaiſerliche Hof die Liga in einen Krieg mit den Niederländern zu verwickeln, angeblich zur Unterſtützung Spaniens: man hoffte aber, daß ſie ſich daſelbſt aufreiben möge: unterdeſſen hätte man in Deutſchland freie Hand gehabt. Zugleich wurden Verſuche gemacht, die beſten Offiziere aus der Liga für das kaiſerliche Heer zu gewinnen. So ſollten die Fürſtenthümer Calenberg und Wolfenbüttel die Köder ſein, um Tilly und Pappenheim, die beſten Generale der Liga, zu verführen. Mit dieſen gelang es nun zwar nicht — Pappenheim ging erſt ſpäter über — aber eine Menge anderer, wie Gallas, Anholt u. ſ. w. wurden gewonnen. Nichts natürlicher, als dieſe Erſcheinung. Die Offiziere im kaiſerlichen Heere wurden, freilich auf Unkoſten der Länder, weit beſſer bezahlt, als die in der Liga, und ebenſo hatten es die Soldaten viel beſſer.

Dieſe ungeheuern Anſtrengungen, dieſe raſtloſen Thätigkeiten Wallenſteins — wem ſollten ſie eigentlich zu Gute kommen? Wallenſtein ſprach allerdings nur vom Hauſe Oeſterreich: das deutſche Kaiſerthum ſollte eine in dieſem Hauſe erbliche Monarchie werden. Aber der Friedländer war keine Natur, die nur für Andere arbeitet, und nicht an ſich ſelber denkt. Er hatte vielmehr bei der Verfolgung dieſer ſeiner Plane ſich mindeſtens ebenſo ſehr im Auge, wie den Kaiſer. Zunächſt wollte er ſich ein Reichsfürſtenthum erwerben. Er ließ ſich demnach vom Kaiſer mit dem Herzogthum Mecklenburg belohnen. Und gar zu gerne hätte er dieſem Herzogthume Pommern oder Brandenburg hinzugefügt: die Fürſten dieſer Länder waren jedoch zu klug, um ſich eine Blöße zu geben, daß mit ihnen, wie mit den mecklenburgiſchen Herzogen hätte verfahren werden können. Wallenſtein begnügte ſich daher vorderhand mit der Beſetzung dieſer Länder durch ſeine Truppen.

Aber gerade die mecklenburgiſche Angelegenheit liefert einen recht augenſcheinlichen Beweis, wie Wallenſtein zunächſt an ſich ſelber dachte. Sein Wunſch, den Beſitz Mecklenburgs ſich zu ſichern, war eigentlich die Haupturſache, warum der däniſche Krieg mit einem für Chriſtian IV. ſo vortheilhaften Friedensſchluſſe beendet ward. Wir haben geſehen, wie viele Niederlagen dieſer König erlitten, wie er von dem vereinigt ligiſtiſch-wallenſteiniſchen Heere in die Enge getrieben ward. Schon im Jahre 1627 bat er um Frieden. Damals aber ſtellte Wallenſtein ſo hohe Bedingungen, daß Chriſtian IV. unmöglich darauf eingehen konnte. Der Krieg wurde alſo fortgeſetzt. Aber inzwiſchen erlangte Wallenſtein Mecklenburg. Es war ihm jetzt vor Allem darum zu thun, dieſes neue Beſitzthum ſich zu ſichern. Dänemark, als Verbündeter der Herzoge, um deſſentwillen ſie ihr Fürſtenthum verloren, war am Erſten verpflichtet, ſich ihrer anzunehmen und ihnen ihr Erbtheil wieder zurück zu erobern. Vor Allem alſo mußte Wallenſtein ſich von dieſer Seite ſicher ſtellen. Er knüpfte mit dem Könige Chriſtian geheime Unterhandlungen an und verſprach ihm einen vortheilhaften Frieden, wenn er die Herzoge opferte. Der König ging darauf ein. Seit dem Anfang des Jahres 1629 begannen zu Lübeck die Friedensunterhandlungen, wo Wallenſtein den Kaiſer vertrat. Am 22. Mai wurde der Friede abgeſchloſſen. Der König von Dänemark erhielt zufolge deſſelben alle die ihm von Kaiſer und Reich abgenommenen Provinzen wieder zurück, dagegen verſpricht er dem Kaiſer Gehorſam: weder der Herzoge von Mecklenburg noch des Kurfürſten von der Pfalz iſt in dem Frieden mit einer Sylbe erwähnt. Beide wurden alſo geopfert. Wallenſtein that aber dem Könige noch einen anderen Gefallen. Wir haben oben angedeutet, daß im Jahre 1628 ein Handelsvertrag zwiſchen Spanien und den Hanſeſtädten im Werke war, vermittelt durch die kaiſerliche Regierung. Die Ausführung dieſes Gedankens wäre für Dänemark von dem größten Nachtheil geweſen. Chriſtian verlangte alſo, daß die Unterhandlungen darüber abgebrochen würden, und Wallenſtein willfahrte auch hierin. Er ſelber verlangte vom Kaiſer in ſehr gebieteriſchen Ausdrücken die Abberufung des Geſandten, der mit dieſer Sache betraut war. Und ſo geſchah es auch. Uebrigens hatte Wallenſtein wohl noch einen anderen Grund zu der Unterbrechung dieſer Verhandlungen. Er wollte Spanien keinen zu großen Fuß in Deutſchland gönnen. Denn Spanien verlangte für jene Vergünſtigungen zugleich den Abbruch aller Handelsbeziehungen mit denjenigen Staaten, die mit Spanien in Feindſchaft lebten.

Und ſo war die möglichſte Sicherſtellung des Beſitzes von Mecklenburg wohl einer der Beweggründe zu den Händeln, in welche Wallenſtein mit Stralſund gerieth. Er wollte in der Nähe ſeines neuen Herzogthums keine ſelbſtändige Macht dulden. Die Hanſeſtädte ſchienen ihm aber beſonders gefährlich. Theils wegen ihres Freiheitsſinnes, theils wegen ihres guten Vernehmens mit Schweden, eine Macht, die Wallenſtein aus guten Gründen fürchtete. In dieſer Beziehung dünkte ihm beſonders Stralſund gefährlich. Er verlangte alſo von der Stadt die Aufnahme einiger tauſend Mann ſeiner Truppen. Die Stadt verweigerte dieſe Forderung, und ebenſo die Erlegung von 150,000 Gulden, mit welcher Summe ſie die Einquartierung abkaufen könnte. Unterhandlungen führten zu nichts. Wallenſtein ließ alſo die Stadt durch ſeinen General Arnim belagern. Es war im Mai 1628. Später leitete er die Belagerung ſelber. Er ſcheute kein Opfer, keine noch ſo großen Verluſte ſeiner Truppen — „und wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden“ — ſagte er — „ſo müßte ſie herunter!“ — ſo wichtig erſchien ihm der Beſitz dieſer Stadt. Aber die Einwohner wehrten ſich heldenmüthig;

ſie wurden außerdem von Dänemark, das damals noch nicht Friede geſchloſſen, und von Schweden unterſtützt. Nachdem Wallenſtein 12,000 Leute in den Gräben von Stralſund verloren, gab er die Belagerung auf.

Aber der Beſitz eines Reichsfürſtenthums war wohl noch nicht das höchſte Ziel, welches er verfolgte. Schon damals glaubte man, daß er ſelbſt nach der Kaiſerkrone ſtrebte. Mehreres deutete darauf hin. Einmal, daß er gar nicht gut mit dem Sohne des Kaiſers, dem ſpäteren Kaiſer Ferdinand III., ſtand. Sodann hatte er ſich von Ferdinand II. ein ſonderbares Vorrecht für ſeine Herrſchaft Friedland ertheilen laſſen: wenn nämlich der Beſitzer deſſelben ſich des Verbrechens des Hochverraths ſchuldig mache, ſo ſollten die Güter nicht dem Fiscus, ſondern den Erben anheimfallen. Unmöglich wäre ihm eine ſolche Forderung in den Sinn gekommen, wenn ihn nicht ähnliche Gedanken ſelber beſchäftigt hätten. Auch paſſen dieſe kühnen Entwürfe weit mehr zu dem Charakter Wallenſteins, zu ſeinem raſtloſen Ehrgeize, zu ſeiner unbegränzten Herrſchſucht, und zu ſeinem Selbſtgefühl, als ein Sichabmühen für die Größe eines Andern. Auch war das Gelingen dieſes Planes nicht ſo unwahrſcheinlich. Wäre nämlich unter Ferdinand II. die Reichsverfaſſung umgeſtürzt, die Kurfürſten beſeitigt worden, ſo wäre der Thron von Deutſchland nur demjenigen anheimgefallen, welcher die Gewalt auf ſeiner Seite hatte. Dieſe beſaß aber nicht der Sohn des Kaiſers, ſondern Wallenſtein.

Von jeher war es eine ſeiner Hauptabſichten geweſen, das Heer vollkommen von ſich abhängig zu machen. Er ſah darum den gemeinen Soldaten durch die Finger, verſchaffte ihnen gute Tage, machte ſie zu den Herren der Welt und weckte in ihnen zugleich das Gefühl, daß ſie all' dies nur Wallenſtein verdankten. Die Generale und Offiziere zog er an ſich durch reiche Geſchenke und Auszeichnungen aller Art. Vor Allem aber ging ſein Streben dahin, keine beſondere Richtung in dem Heere aufkommen zu laſſen: die Soldaten ſollten ſich nur als Soldaten fühlen, als nichts Anderes. Darum ſorgte er dafür, daß das katholiſche Gepräge, welches dem Heere der Liga aufgedrückt war, aus dem ſeinigen verſchwand. Gleich im Anfang nahm er eine Menge von Proteſtanten in daſſelbe auf; ja ſie machten bald die Mehrzahl aus. Als man ihn darüber tadelte, ſo entſchuldigte er ſich damit, daß er ſagte, man müſſe dem Mißtrauen begegnen, als trachte der Kaiſer nach der Ausrottung des Proteſtantismus in Deutſchland. Ihm ſelber war die Religion vollkommen gleichgültig, und wenn er ſich ſcheinbar als guter Katholik, als Freund der Jeſuiten, als Erbauer von Kirchen und Klöſtern zeigte, ſo that er dies nur aus Berechnung. Ja, ſeitdem er ſich an der Spitze des kaiſerlichen Heeres befand, ſpielte er den geiſtlichen Fürſten wohl am ſchlimmſten mit. Denn beſonders ihre Länder hatte er für die Erpreſſungen ſeiner Soldaten auserſehen. Wahrſcheinlich würde er kein einziges geiſtliches Fürſtenthum haben ſtehen laſſen, wenn er bis zur Ausführung ſeiner Entwürfe gekommen wäre. Ebenſo wenig betonte er in ſeinem Heere die nationale Richtung. Es wimmelte in demſelben vielmehr von Abenteurern aus aller Herren Ländern, die an nichts weiter dachten, als ihr Glück zu machen, wozu ſie unter einem Führer, wie Wallenſtein, alle Ausſicht hatten.

Aber der Friedländer hatte für den Fall, daß ihm Gelegenheit gegeben würde, ſelbſt den deutſchen Thron zu beſteigen, ſchon an das Ausland gedacht und an die Ausſöhnung mit denjenigen Mächten, die als Feinde von Habsburg bekannt waren. In dieſem Sinne auch betrieb er den Frieden mit Dänemark: in dieſem Sinne knüpfte er ſogar Unterhandlungen mit dem Pfalzgrafen an durch den Grafen von Hohenlohe.

Um aber das öſterreichiſche Haus zu täuſchen, erklärte er z. B. gegen den ſpaniſchen Geſandten in Wien: nach dem Tode des Kaiſers und ſeines Sohnes würde er dafür wirken, daß die Kaiſerkrone an Spanien komme. Und den Kaiſer überzeugte er vollkommen von ſeiner Treue und Anhänglichkeit durch die Verſicherung, nach Wallenſteins Tode ſollten alle ſeine Güter an Ferdinand zurückfallen.

Man glaube nicht, daß all' dieſe Plane Wallenſteins nicht damals ſchon durchſchaut worden wären, ja wir kennen ſie nur von ſolchen, die über ſie vollkommen ins Klare gekommen, alle darauf bezügliche Thatſachen in Erfahrung gebracht haben. Und auch den Kaiſer ſuchte man gegen ihn einzunehmen. Wallenſtein ſtand aber zu feſt in der Gunſt Ferdinands und ſeiner Miniſter, als daß man hätte durchdringen können.

Die Plane des Herzogs von Friedland gegen das deutſche Fürſtenthum traten nach dem Abſchluß des lübecker Friedens immer klarer hervor. Es war jetzt kein Feind mehr zu bekriegen, und dennoch wurde das Heer nicht abgedankt, vermehrte ſich im Gegentheil durch neue Werbungen, und dabei forderte der Kaiſer von der Liga Abdankung ihrer Truppen. Wallenſtein beſchönigte die fortwährenden Rüſtungen mit einem vorhabenden Kriege gegen die Türken und gegen Italien, wo allerdings, wie wir gleich ſehen werden, Feindſeligkeiten ſich entſponnen hatten; ſodann mit der Vollziehung des Reſtitutionsedikts.

Dieſes Edikt wurde vom Kaiſer am 6. März 1629 erlaſſen, und ſollte endlich den Streit über die von den Proteſtanten in Beſchlag genommenen geiſtlichen Güter, der ſeit dem augsburger Frieden zwiſchen den zwei Religionsparteien entbrannt war, zum Vortheil der katholiſchen Kirche erledigen. Darnach ſollten bei Strafe der Reichsacht 1) alle mittelbaren, ſeit dem paſſauer Vertrage (1552) eingezogenen Stifte, Klöſter und andere Kirchengüter jeder Art den Katholiken wieder erſtattet; 2) alle unmittelbaren gegen den geiſtlichen Vorbehalt eingezogenen Stifte wieder mit katholiſchen Prälaten beſetzt werden; 3) die katholiſchen Reichsſtände haben das Recht, ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen, oder ſie aus dem Lande zu ſchaffen; 4) die Wohlthat des Religionsfriedens genießen fortan nur die Katholiken, und die dem unveränderten augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe anhängen: alle anderen Sekten (alſo auch die Kalviniſten) ſind davon ausgeſchloſſen.

Dieſes Reſtitutionsedikt war zwar nicht im Sinn Wallenſteins, ſondern, wie wir gleich ſehen werden, von einer ganz anderen Partei ins Leben gerufen, allein es griff doch ebenfalls tief in den Beſitz der Reichsſtände ein und hätte die Macht der bedeutendſten proteſtantiſchen Fürſten ſehr geſchmälert. Dadurch nämlich, daß nicht der augsburger Religionsfriede von 1555, ſondern der paſſauer von 1552 als der Zeitpunkt angenommen wurde, von welchem an die in Beſchlag genommenen geiſtlichen Güter und Stifte wieder herausgegeben werden ſollten, geſchah es, daß gerade die wichtigſten Stifte dieſes Schickſal traf — denn während der Zeit vom paſſauer bis zum augsburger Religionsfrieden war die Beſitznahme der meiſten derſelben vor ſich gegangen. So ſollten von den Proteſtanten außer einer Menge von

Kirchen, Klöſtern und Abteien die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, ferner die Bisthümer Minden, Halberſtadt, Verden, Lübeck, Ratzeburg, Meißen, Merſeburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Camin zurückerſtattet werden. Der Kaiſer zögerte auch nicht lange mit der Ausführung des Edicts. In Schwaben fing man an. In Augsburg wurden den 14 evangeliſchen Predigern ihre Dienſte aufgeſagt, alle evangeliſchen Kirchen geſperrt, den proteſtantiſchen Einwohnern der öffentliche und Privatgottesdienſt bei ſchwerer Strafe unterſagt. Ebenſo verfuhr man in Kaufbeuern, Ulm, Regensburg und anderen ſchwäbiſchen und fränkiſchen Reichsſtädten, nicht minder in Würtemberg. Man hielt ſich übrigens nicht einmal immer genau an das Jahr 1552, ſondern griff noch weiter zurück. Der Erzbiſchof von Köln erhielt alle Beſitzungen, welche die Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg dem Bisthum Hildesheim entzogen hatten. Das Erzbisthum Magdeburg, das früher ein brandenburgiſcher Prinz, Chriſtian Wilhelm, inne gehabt, der aber wegen ſeiner Verbindung mit Dänemark in die Acht gethan worden war, und welches dann einen Sohn des Kurfürſten von Sachſen zum Adminiſtrator erkoren, mußte den Sohn des Kaiſers, Leopold Wilhelm, als Erzbiſchof annehmen. Demſelben wurde auch noch das Erzbisthum Bremen übergeben. Er hatte bereits ſchon die Bisthümer Straßburg, Paſſau und Halberſtadt. Und ſo ging es fort durch das ganze proteſtantiſche Deutſchland.

Der Kaiſer war auf der Höhe ſeiner Macht.

13. Bund gegen den Kaiſer. Richelieu. Guſtav Adolf.

Aber während der Kaiſer durch ſeinen General Wallenſtein eine ſo außerordentliche Macht gewonnen hatte, war man bereits von verſchiedenen Seiten thätig, dieſelbe anzugreifen.

Der Mittelpunkt, die Seele dieſer Angriffe war der Cardinal Richelieu, der Miniſter Ludwigs XIII., Königs von Frankreich. Wir haben ſchon bemerkt, wie er die Staatskunſt Heinrichs IV. wieder aufnahm, das Haus Oeſterreich auf allen Seiten zu bekämpfen.

Vorderhand wollte er demſelben nicht gerade mit offenen Waffen entgegentreten: deſto thätiger war er durch Unterhandlungen, durch Unterſtützung der Feinde Oeſterreichs mit Geldmitteln, durch Auffindung immer neuer Verlegenheiten für daſſelbe.

Eben als die deutſche Linie dieſes Hauſes daran war, im Reiche die letzte Hand anzulegen zur Befeſtigung der Gewalt, verwickelte er den Kaiſer in Händel in Italien. Im Jahre 1627 war der Herzog Vincenz II. von Mantua aus dem Geſchlechte der Gonzaga geſtorben. Der nächſte Erbe war Karl Gonzaga, Herzog von Nevers. Aber dieſer war ein Vaſall der Krone Frankreich. Spanien, das bisher die vorwiegende Macht in Italien geweſen, wünſchte ihn begreiflich nicht, weil es fürchtete, daß dadurch Frankreich einen feſten Fuß in dieſem Lande faſſen möchte. Der Herzog von Nevers aber verheirathete ſich plötzlich mit der einzigen Erbin, die außer ihm noch Anſprüche machen konnte, und ſetzte ſich in den Beſitz des Fürſtenthums. Der König von Spanien, wie der Kaiſer, welcher als oberſter Lehensherr auch ein Wort mitzuſprechen hatte, waren darüber erbittert und reizten die Herzoge von Guaſtalla und von Savoyen, die ebenfalls Anſprüche zu machen hatten, auf. Die Spanier griffen zu den Waffen: der Kaiſer erklärte, Mantua vorderhand für das Reich in Beſchlag nehmen zu wollen. Der Herzog von Nevers war verloren, wenn ſich Frankreich nicht ſeiner annahm. Richelieu ſah das wohl: im Januar 1629 brach daher ein franzöſiſches Heer über die Alpen, zwang den Herzog von Savoyen zum Frieden und drängte die Spanier zurück. Jetzt verlangten die Spanier vom Kaiſer, daß er ſie unterſtütze: Ferdinand ließ im Sommer 1629 wirklich ein Heer von mehr als 30,000 Mann nach Italien rücken, um ſich mit den Spaniern zu vereinigen. Im erſten Augenblick waren ſie den Franzoſen weit überlegen: ſchon tauchten Entwürfe auf, auch in Italien die kaiſerliche Gewalt in der früheren Ausdehnung wieder herzuſtellen.

Aber eben die Beſorgniß vor ſolchen Entwürfen bewogen nicht nur die weltlichen italieniſchen Fürſten, ſich enger an Frankreich anzuſchließen, ſondern auch den Papſt Urban VIII. Dieſer war ohnedies kein Freund vom Hauſe Habsburg, ſondern mehr franzöſiſch geſinnt. Die großen Fortſchritte der kaiſerlichen Macht erfüllten ihn mit Furcht und Schrecken. Es wiederholten ſich faſt dieſelben Verhältniſſe, wie zu den Zeiten Karls V. und Clemens VII. In dem

Augenblicke, als Ferdinand als Vorkämpfer des Katholicismus die letzten Widerſtände des Proteſtantismus zu brechen ſich anſchickte, fühlte ſich der Papſt vom Kaiſer auf das Gefährlichſte bedroht. Schon ſprach Wallenſtein davon, daß Rom ſeit einem Jahrhundert nicht geplündert worden: er werde das unternehmen. Urban VIII. lehnte ſich nur um ſo enger an die franzöſiſche Staatskunſt an, und war ſeitdem als ein Gegner des Kaiſers zu betrachten.

Allein ſchon hatte ſich Richelieu auch mit Deutſchland in Verbindung geſetzt. Es gab dort genug Elemente des Widerſtandes gegen die kaiſerliche Machterweiterung. Es galt jetzt dieſe zu unterſtützen. Vornehmlich auf die Liga richtete Richelieu ſein Augenmerk. Seit langer Zeit ſtand er mit dem Haupte derſelben, mit Maximilian von Baiern, in heimlicher Verbindung und ſuchte dieſen vom Kaiſer abzuziehen. Dies gelang zwar nicht in der vollen Ausdehnung, wie Richelieu wohl gewünſcht hätte, allein Maximilian und die Liga kamen den Planen des franzöſiſchen Miniſters wenigſtens auf halbem Wege entgegen. Bei der Liga waren zwei Richtungen zu unterſcheiden; einmal die ſtreng katholiſche, zweitens der Widerſtand gegen die ſtaatlichen Entwürfe des Kaiſers und Wallenſteins. Beide Richtungen wußte Richelieu auf das Beſte auszubeuten. Die erſte diente ihm dazu, den Kaiſer zuletzt zu einer Maßregel zu bewegen, welche ihn mit den Proteſtanten auf das Heftigſte verfeinden mußte, nämlich zur Erlaſſung des Reſtitutionsedikts. Dieſes Edikt iſt in der That weniger das Werk derjenigen Staatskunſt, die bisher den kaiſerlichen Hof beherrſchte, ſondern das Werk der Gegner. Weder Wallenſtein war damit zufrieden, noch die kaiſerlichen Miniſter. Sie ſtellten dem Kaiſer vor, daß ein Religionskrieg daraus werden könnte. Wie wenig ſie daran dachten, die Grundſätze des Reſtitutionsedikts als die ihrigen anzuerkennen, geht daraus hervor, daß ſie ſchon im Jahre 1626 den Antrag ſtellten, daß der Kaiſer die neu eroberten geiſtlichen Beneficien ſeinen verdienten Miniſtern verleihen ſolle.*) Schon damals hatte ſich die Liga dieſem Vorſchlage entgegengeſetzt, und ſeitdem drang ſie unabläſſig in den Kaiſer, die Stifte ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückzugeben. Sie wurde in dieſem Begehren von der ſtreng katholiſchen Partei, von den Jeſuiten, von dem Papſte unterſtützt, und Richelieu verſäumte nicht, in eben dieſem Sinne zu ſchüren. Der Kaiſer ſelbſt aber war von zwei verſchiedenen Trieben beherrſcht: von katholiſcher Rechtgläubigkeit und von dem Streben nach ſtaatlicher Allgewalt. So lange beide ſich mit einander vereinigen ließen, war Einigkeit in ſeiner Handlungsweiſe nicht zu verkennen. So wie ſie aber mit einander in Zwieſpalt geriethen, wie jetzt, wo ſein Beichtvater ihn zu Gunſten des Reſtitutionsedikts bearbeitete, ſiegte endlich die katholiſche Rechtgläubigkeit. Er erließ das Reſtitutionsedikt, durch welches er überdies den Zorn des Papſtes zu beſchwichtigen hoffte. Richelieu hatte die Wirkungen dieſer Maßregel richtig berechnet. Die Proteſtanten wurden auf das Höchſte erbittert, und nicht nur diejenigen Stände unter ihnen, die zu der Widerſtandspartei gehört und bei den Feindſeligkeiten gegen das Haus Habsburg eine Rolle geſpielt hatten, ſondern auch ſolche, welche bisher in ſtaatlicher Hinſicht auf der Partei des Kaiſers geſtanden, ſogar durch ihre Haltung weſentlich zu den Erfolgen deſſelben beigetragen hatten, wie z. B. der Kurfürſt von Sachſen. Es war zu erwarten, daß all' dieſe Stände nur auf eine Gelegenheit warteten, um ſich gegen den Kaiſer und ſeine katholiſche Staatskunſt zu erheben.

---

*) Aretin, Baierns auswärtige Verhältniſſe ſeit dem 16. Jahrhundert (1839), S. 250.

Der andere Punkt, in welchem die Liga Richelieu dienen ſollte, war vielleicht noch von einer größeren Bedeutung. Sie ſollte unmittelbar die Plane des Kaiſers, das Verfahren Wallenſteins angreifen. Der Liga war das letzte Ziel, worauf Ferdinand und Wallenſtein hinarbeiteten, nicht verborgen. Beſonders Maximilian von Baiern und der Kurfürſt von Mainz gaben ſich außerordentliche Mühe, hinter die eigentlichen Abſichten Wallenſteins zu kommen. Der Herzog von Baiern hielt in der Nähe des Friedländers und am kaiſerlichen Hofe Kundſchafter, die ihn von Allem unterrichteten. Schon im Jahre 1628 waren ihm die wallenſteiniſchen Plane in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt. Nun waren aber er und der Kurfürſt von Mainz auch bemüht, ihnen entgegen zu arbeiten. Sie veranſtalteten mehrere Bundestage der Liga, mehrere Kurfürſtentage, wo ſie die Schritte beriethen, welche ſie thun wollten. Zunächſt gingen ſie den Kaiſer an, die Gewaltthätigkeiten abzuthun, welche ſich das friedländiſche Volk erlaube, überhaupt die Werbungen einzuſtellen und die deutſchen Länder von den Einlagerungen der Soldaten zu befreien. Als dieſe Forderungen mit leeren Vertröſtungen, denen aber keine Thaten folgten, beantwortet wurden, ſo war die Liga entſchloſſen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben: ſchon wurde ihr General Tilly in Kenntniß geſetzt, daß er ſich darauf gefaßt machen ſolle, gegen Wallenſtein feindſelig zu verfahren. Noch drohender wurde ihre Sprache, als die Abſetzung der Herzoge von Mecklenburg erfolgte, als die des Herzogs von Wolfenbüttel im Werke war, als man kaiſerlicher Seits ſogar die Abdankung des ligiſtiſchen Heeres verlangte. Richelieu befeſtigte Maximilian in dieſer Haltung, indem er im Falle der Noth die Hülfe Frankreichs in Ausſicht ſtellte und zu dieſem Ende mit ihm über ein Bündniß unterhandelte. Die Liga verlangte jetzt nicht nur die Verminderung des kaiſerlichen Heeres, ſondern brachte ſogar die Abdankung Wallenſteins zur Sprache. Sie drang in den Kaiſer, einen Kurfürſtentag zu berufen, um endlich die Beruhigung Deutſchlands ins Werk zu ſetzen. Er gab zuletzt den Bitten nach. Im Juni 1630 wurde der Fürſtentag in Regensburg eröffnet.

Wallenſtein wußte wohl, was auf dem Spiele ſtand. Es handelte ſich jetzt darum, ob ſeine Pläne verwirklicht werden ſollten, oder ob er auf die Ausführung derſelben verzichten müſſe. Ihm war es auch vollkommen klar, was zu thun ſei. Jetzt oder nie war die Zeit gekommen, die rückſichtsloſeſte Gewalt anzuwenden. Er ſammelte in Memmingen ein großes Heer, angeblich, um mit demſelben nach Italien aufzubrechen, in Wahrheit aber, um — wie Gfrörer glücklich vermuthet — über die verſammelten Fürſten in Regensburg herzufallen und ſie ſämmtlich aufzuheben. Es war nun freilich die Frage, ob Ferdinand zu einer ſolchen Gewaltthat ſeine Zuſtimmung geben werde. Er gab ſie aber nicht.

Auf dem Kurfürſtentage zu Regensburg fanden ſich auch Geſandte Richelieus und des Papſtes ein. Beide machten mit den deutſchen Fürſten gemeine Sache. Richelieu verſprach ein Heer — ſchon wurde es in der Champagne zuſammengezogen — um die deutſchen Fürſten, wenn ſie von Ferdinand vergewaltigt würden, zu unterſtützen. Der Papſt aber fürchtete, wie wir geſehen, die Macht des Kaiſers, und ſuchte ſie wie nur immer möglich zu ſchwächen. Solche Bundesgenoſſen im Hinterhalt, verlangten die deutſchen

Fürſten auf das Entſchiedenſte die Abdankung Wallenſteins. Alle Gräuel, welche ſeine Soldateska verübt, wurden mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert. Was ſollte der Kaiſer thun? Auf der einen Seite verdankte er allerdings dem Friedländer die Fülle der Macht, deren er ſich jetzt erfreute; aber zugleich hatten ſich auch von allen Seiten die drohendſten Gefahren erhoben. Einmal ein Krieg mit Frankreich, deſſen Vorſpiel in Mantua bereits begonnen hatte; ſodann ein Krieg mit Schweden — wir werden gleich das Nähere darüber berichten —; endlich ein Krieg mit dem geſammten deutſchen Fürſtenthum, dem katholiſchen, wie dem proteſtantiſchen. Dieſe Verhältniſſe waren bedenklich genug, um zur reiflichſten Erwägung aufzufordern. Dazu kam aber noch die religiöſe Rückſicht, die beim Kaiſer ſo viel vermochte. Die Jeſuiten, die Verfechter des Papſtes, der diesmal gegen den Kaiſer ſtand, verſäumten nicht, ihren Einfluß auf Ferdinand beſtens zu benutzen. Und bot nicht das ganze Verfahren Wallenſteins genug Handhaben dar, um die Lauterkeit ſeiner katholiſchen Geſinnung in Frage zu ſtellen? Endlich wird man auch nicht verfehlt haben, dem Kaiſer perſönlich all' die Thatſachen mitzutheilen, welche ſelbſt an der Anhänglichkeit und der Treue Wallenſteins Zweifel geſtatteten. Genug: Ferdinand gab zuletzt nach. Er dankte Wallenſtein ab. Es war im Auguſt 1630.

Man fürchtete Anfangs, der Friedländer werde ſich nicht fügen wollen. Die Männer, welche zu ihm nach Memmingen abgeſendet wurden, um ihm die Nachricht zu überbringen, waren daher angewieſen, ſich der ſchonendſten Sprache zu bedienen. Wider Erwarten nahm ſie Wallenſtein ganz freundlich auf. Er war bereits von Allem unterrichtet. So wehe es ihm thue, erwiderte er ihnen, daß ſich der Kaiſer ſo wenig ſeiner angenommen, ſo wolle er doch Gehorſam leiſten. Er verlange nichts weiter, als daß man ihm ſeinen reichsfürſtlichen Stand und das Herzogthum Mecklenburg laſſe. Aber ſchon waren die Kurfürſten geſonnen, ihm auch dieſes zu nehmen. Sie erklärten: ergebe ſich aus den Reichsgeſetzen, daß die Herzoge von Mecklenburg nicht des Hochverraths ſich ſchuldig gemacht hätten, ſo könne Wallenſtein das Land nicht bleiben. Ja, ſie drohten ſogar, ihn zur Erſtattung des von ſeinen Soldaten ihren Unterthanen Ausgeſaugten anzuhalten.

Und nachdem ſie über den Kaiſer dieſen bedeutenden Sieg erfochten, ſo wollten ſie ihn auch ſo weit wie möglich verfolgen. Sie forderten die Verminderung des kaiſerlichen Heeres. Auch darauf ging Ferdinand ein, der größte Theil wurde entlaſſen, bis auf 39,000 Mann. Der Kaiſer verlangte für dieſe Zugeſtändniſſe von den Kurfürſten wenigſtens die Erklärung ſeines Sohnes zum Nachfolger auf dem deutſchen Thron. Dieſes Begehren wurde abgeſchlagen. Dagegen ſtellten ſie die Forderung, daß von nun an ein gemeinſames Oberhaupt über das Heer der Liga und das des Kaiſers beſtellt würde, und zwar ſollte dies der Herzog von Baiern ſein, dem dieſelbe ausgedehnte Befugniß, wie dem Friedländer eingeräumt werden ſollte. Was bisher der Kaiſer geweſen, wäre dadurch Maximilian geworden. Ferdinand konnte ſich dazu nicht entſchließen. Endlich kam man überein, dem Grafen von Tilly den Oberbefehl zu übergeben.

Und während Richelieu hier auf eine ſo erfolgreiche Weiſe arbeitete, während dem Kaiſer im Innern des Reichs ein Widerſtand geworden war, der alle ſeine Plane vereitelte, während er ſelbſt ſich des einzigen Mannes beraubte, der jenen Widerſtand zu brechen vermochte, führte der franzöſiſche Miniſter einen neuen höchſt gefährlichen Feind auf den Boden des Reichs. Es war der König von Schweden, Guſtav Adolf. Dieſer ausgezeichnete Fürſt, im Jahre 1594 geboren, kam im Jahre 1611 zur Regierung. Sein Vater, Karl IX., hatte ihm einen Krieg mit Polen hinterlaſſen. Er, der letzte Sohn Guſtavs I. aus dem Stamme Waſa, war von den Schweden zum Könige erkoren worden, weil der rechtmäßige Herrſcher, Sigismund, zugleich König von Polen, zum Katholicismus übergetreten war. Sigismund wollte Schweden nicht fahren laſſen: er begann den Krieg, und dieſer zog ſich bis in die Regierung Guſtav Adolfs hinein. In dieſem Kriege bildete ſich der junge König zum Feldherrn und zum Staatsmann aus. Die Erfolge, die er hier errungen, verſchafften ihm bald einen großen Ruf in ganz Europa, und wir haben geſehen, wie man bereits im Jahre 1625 daran gedacht hat, ihm den Oberbefehl im Kriege gegen den Kaiſer zu übertragen. Jetzt, nach der Beſiegung des Dänen, dachte Richelieu wieder an ihn; er knüpfte Unterhandlungen mit ihm an, wobei ſich auch die kurpfälziſche Partei betheiligte, und ſuchte ihn zu einem

Angriff auf den Kaiſer zu vermögen. Guſtav Adolf hatte für ſich Gründe genug zur Feindſchaft gegen das Haus Oeſterreich. In ſeinem Kriege mit Polen war dieſes vom Kaiſer mit Truppen unterſtützt worden: die Feſtſetzung Wallenſteins an der Küſte des deutſchen Reichs, die ausgeſprochene Abſicht deſſelben, die Herrſchaft über die nordiſchen Gewäſſer an ſich zu reißen, erſchienen ihm drohend genug für die eigene Machtſtellung; eben deßhalb hatte er bereits die Stralſunder unterſtützt und dadurch weſentlich zu der erfolgreichen Vertheidigung dieſer Stadt beigetragen; aber um ſo feindſeliger benahm ſich ſeitdem Wallenſtein gegen ihn. Als er Geſandte zu den Lübecker Friedensunterhandlungen ſchickte, wurden ſie von Wallenſtein auf das Schimpflichſte weggewieſen. Gleichwohl würde ſich Guſtav Adolf geſcheut haben, einen Krieg mit dem Kaiſer zu beginnen, einmal, weil der polniſche noch nicht beendet war, zweitens, weil die Macht des Gegners, zumal unter der Führung Wallenſteins, zu gewaltig erſchien, um ſie beſiegen zu können. Allein nun trat Richelieu ein. Durch ſeine Vermittlung kam (6. Sept. 1629) ein Waffenſtillſtand mit Polen auf 6 Jahre zu Stande. Sodann bot er dem König ein Bündniß mit Frankreich und Geldunterſtützung an. Man konnte ſich zwar vorderhand noch nicht über die Bedingungen eines Bündniſſes vereinigen — erſt ſpäter kam es zu Stande — aber die Unterhandlungen hatten doch den Erfolg, daß Guſtav Adolf, der auf die Unterſtützung Frankreichs rechnen zu dürfen glaubte, ſich zum Kriege entſchloß. Nachdem er dem deutſchen Kaiſer Bedingungen geſtellt, die dieſer unmöglich annehmen konnte, ſo begann er den Krieg. Am 24. Juni 1630 landete er mit einem Heere von 15,000 Mann zu Uſedom an der pommeriſchen Küſte.

Was war die eigentliche Urſache ſeiner Einmiſchung in die deutſchen Angelegenheiten? In der Bekanntmachung, die er bei ſeinem Auftreten in Deutſchland erließ, gibt er als ſolche die oben angeführten Beleidigungen von Seite des Reichsoberhauptes an, beſonders die Unterſtützung des Königs von Polen gegen ihn, ſodann das Verfahren gegen ſeine Vettern, die Herzoge von Mecklenburg. Gewiß war die nächſte Urſache die Nothwendigkeit der Abwehr einer weiter um ſich greifenden Gewalt des Kaiſers, die zuletzt auch ſeine Herrſchaft in der Oſtſee bedrohte. Aber auch die Ausſicht auf Eroberungen, wenigſtens an der deutſchen Küſte, mag ein nicht geringer Beſtimmungsgrund geweſen ſein. Am wenigſten wird er ſich durch den Gedanken, als Retter der deutſchen Freiheit und des Proteſtantismus aufzutreten, haben bewegen laſſen. Aber ſicherlich rechnete er darauf, daß er unter dieſem Aushängeſchilde einen großen Theil der deutſchen Fürſten, wenigſtens der proteſtantiſchen, unter ſeinen Fahnen werde vereinigen können. Doch täuſchte er ſich Anfangs in dieſer Hoffnung.

Die Furcht vor dem Kaiſer war bei den deutſchen Fürſten noch ſo gewaltig, daß keiner von denen, die noch etwas zu verlieren hatten, es wagte, ſich an den König von Schweden anzuſchließen; denn ſeine Kriegsmacht war doch gar zu gering. Die aber, welche ſich an ihn anſchloſſen, wie z. B. die Herzoge von Mecklenburg, oder der ehemalige Verwalter von Magdeburg, konnten ihm nichts nützen, erwarteten vielmehr ſelber von ihm Unterſtützung. Die Fortſchritte Guſtav Adolfs waren daher Anfangs an und für ſich gering, immerhin aber bedeutend, wenn man die Schwierigkeiten in Anſchlag bringt, die er zu beſiegen hatte.

Er bemächtigte ſich zuerſt der Inſeln Rügen, Uſedom und Wollin, ſetzte dann nach Pommern hinüber, wohin ſich die kaiſerlichen Truppen zurückgezogen hatten, und verlangte von dem Herzoge Bogislaus die Uebergabe Stettins. Der Herzog machte Anfangs Einwendungen, mußte ſich aber fügen. Zwiſchen beiden Fürſten kam es zu einem Vertrage, wobei ſich aber der Herzog ſeine Pflichten gegen Kaiſer und Reich vorbehalten zu müſſen glaubte. Guſtav Adolf ſchlug dann im Laufe des Jahres die Kaiſerlichen vollends aus Pommern hinaus und bemächtigte ſich auch noch der Neumark. Ebenſo machte er Verſuche auf Mecklenburg, die jedoch vorderhand noch keinen Fortgang nehmen wollten. Dies Land war von kaiſerlichen Beſatzungen vertheidigt und Guſtav Adolf hatte noch zu wenig Truppen. Immerhin aber waren ſeine Fortſchritte im Verhältniß zu ſeiner geringen Kriegsmacht beträchtlich.

Eine der Urſachen dieſer Erſcheinung war wohl, daß die zwei Mächte, gegen welche der König von Schweden zu kämpfen hatte, nämlich der Kaiſer und die Liga, noch nicht recht wußten, welche Stellung ſie ihm gegenüber einnehmen ſollten. Guſtav Adolf war zuerſt mit den kaiſerlichen Truppen handgemein geworden, ſie wurden aber von dem Heere der Liga, an deren Spitze Tilly ſtand, nicht unterſtützt, obſchon der kaiſerliche Befehlshaber, Conti, dringend darum gebeten hatte: offenbar deßhalb, weil Maximilian von Baiern noch nicht im Klaren war, ob er Guſtav Adolf als Feind zu betrachten habe. Richelieu nämlich, der fortwährend mit Schweden unterhandelte, und zugleich mit Maximilian von Bayern, wünſchte, daß zwiſchen Schweden und der Liga ein Bündniß oder wenigſtens Parteiloſigkeit zu Stande komme. So lange die Unterhandlungen noch in der Schwebe waren, hielt es Maximilian für unklug, feindſelig gegen den König aufzutreten: er gab daher ſeinem Feldherrn, der zwar auch der des Kaiſers war, aber doch wohl in größerer Abhängigkeit von ſeinem bisherigen Herrn, dem Kurfürſten von Baiern ſtand, die Weiſung, ſich ruhig zu verhalten.

Mit dem Anfang des Jahres 1631 kam endlich zu Bärwalde (in der Neumark) der Vertrag zwiſchen Schweden und Frankreich zu Stande. Letzteres erbot ſich zu einer jährlichen Geldunterſtützung von einer Million Livres, wogegen der König ein Heer von 30,000 Mann gegen den Kaiſer führen wollte. Der Zweck des Bündniſſes beider Kronen ſollte ſein, die gemeinſchaftlichen Freunde zu ſchützen, die Sicherheit der Oſtſee und des Oceans, die Freiheit des Handels, die Rechte der unterdrückten oder bedrängten Stände des deutſchen Reiches wieder herzuſtellen, die an beiden Meeren und in Veltelin und Graubündten errichteten Feſtungen zu zerſtören, und überhaupt Alles wieder in den Stand zu ſetzen, in welchem es vor dem Ausbruch des deutſchen Krieges geweſen. Dem Herzoge von Baiern wurde Parteiloſigkeit zugeſichert, wenn er ſeinerſeits ſie ebenfalls wolle. Guſtav Adolf wünſchte letztere eigentlich nicht. Und auch Maximilian konnte nicht wohl darauf eingehen, da er den Zweck des Bündniſſes hätte gutheißen müſſen, das zugleich gegen ſeinen Vortheil gerichtet war: wenn Alles in den vorigen Stand geſetzt wurde, mußte er auch die pfälziſche Kur wieder herausgeben.

Der Abſchluß des Vertrags mit Frankreich gab dem Könige einen Rückhalt und er konnte jetzt ſchon kühner vorangehen. Seine Fortſchritte in Mecklenburg wurden immer bedeutender, ſeine kriegeriſche Tüchtigkeit ſtellte ſich immer klarer heraus. Zugleich aber wußte er ſich durch ſein freundliches und herablaſſendes Weſen, ebenſo wie durch die ſtrenge Mannszucht, die er unter ſeinen Truppen hielt, und durch die Vorſorge, die er dem Bürger und Bauern ſchenkte, die Liebe des Volkes zu gewinnen. Die ſchwediſche Kriegführung war himmelweit von derjenigen verſchieden, die man bei den kaiſerlichen Truppen gewohnt war.

Immerhin alſo erſchien Guſtav Adolf als ein nicht gering zu ſchätzender Gegner. Die proteſtantiſchen Stände kamen nun auf den Gedanken, Guſtav Adolf zu benutzen, um vom Kaiſer und der katholiſchen Partei die Aufhebung des Reſtitutionsedikts zu erzwingen. Nicht, als ob ſie ſich mit dem König von Schweden von vornherein verbinden wollten, ſondern die proteſtantiſchen Stände ſollten vorerſt in einen Bund zuſammentreten, der mächtig genug war, um jeder Partei, auf welche er ſich neigte, den Sieg zu verſchaffen. Dieſer Bund ſollte dem Kaiſer gegenüber eine ernſte Sprache führen, und ihm, wenn er auf die Forderungen der Proteſtanten nicht eingehen würde, mit einem Anſchluß an Schweden drohen. Der Gedanke war gut, und ſchon im Februar 1631 wurde an ſeine Ausführung geſchritten. In dieſem Monate kamen alle proteſtantiſchen Stände, entweder perſönlich oder durch Geſandte vertreten, in Leipzig zuſammen, um ſich darüber zu beſprechen. Allein die Verzagtheit des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen verdarb wiederum Alles. Ein wirklicher Bund kam nicht zu Stande: man begnügte ſich, an den Kaiſer ein bewegliches Schreiben zu ſchicken, in dem er um Zurückziehung des Reſtitutionsedikts gebeten ward; aber was dann geſchehen ſollte, wenn, wie zu erwarten war, der Kaiſer eine abſchlägige Antwort ertheilte, darüber war gar nichts Beſtimmtes ausgemacht worden.

Guſtav Adolf glaubte endlich gegen die deutſchen Fürſten ernſter auftreten zu müſſen, zumal da ſich nun endlich auch Tilly in Bewegung ſetzte. Noch im Jahre 1630 war Guſtav mit dem Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, ſeinem eigenen Schwager, wegen eines Bündniſſes in vergebliche Unterhandlungen getreten. Doch wurden ſie immer wieder erneuert. Um nun einen Anſchluß des Kurfürſten an Schweden zu verhindern, rückte Tilly im März 1631 von den Weſergegenden nach Brandenburg, legte nach Frankfurt an der Oder eine Beſatzung, wandte ſich dann plötzlich nach Mecklenburg, wo augenblicklich der König ſtand, eroberte eine vom König genommene Feſtung, Neubrandenburg, wieder, und machte Miene, den Schweden ernſtlich auf den Leib zu gehen, zog ſich aber bald wieder nach Magdeburg zurück. Nun aber brach Guſtav Adolf nach Frankfurt an der Oder auf, und erſtürmte dieſe Feſtung am 3. April 1631. Ebenſo fielen Landsberg und Kroſſen in ſeine Gewalt. Der Kurfürſt mußte ſich endlich entſchließen (Mai), ſeine Feſtungen Spandau und Küſtrin den Schweden zu übergeben. Jetzt wollte der König auch den Kurfürſten von Sachſen zu einem Vertrage bewegen: er rückte deßhalb nach Wittenberg und knüpfte Unterhandlungen mit ihm an. Aber der Kurfürſt Johann Georg wollte ſich zu nichts verſtehen.

Inzwiſchen fiel die Eroberung Magdeburgs vor. Dieſe Stadt hat ſeit der Reformation eine bedeutende Rolle geſpielt und in den Religionskriegen den nachhaltigſten Widerſtand gegen den Kaiſer entfaltet. Sie galt im Norden als die Vorkämpferin des Proteſtantismus. Das Erzbisthum gehörte zu jenen Stiften, welche in proteſtantiſche Hände übergegangen waren. Früher war ein Markgraf von Brandenburg, Chriſtian Wilhelm, Beſitzer des Erzſtifts. In Folge des däniſchen Kriegs, an dem er Theil genommen, wurde er in die Acht gethan und verjagt. Das proteſtantiſche Domkapitel wählte ſodann den Sohn des Kurfürſten von Sachſen, Auguſt, zum Verwalter. Nach der Erlaſſung des Reſtitutionsedikts wurde aber, wie wir geſehen, der Sohn des Kaiſers, Leopold Wilhelm, von Kaiſer und Papſt zum Erzbiſchofe eingeſetzt. Allein Chriſtian Wilhelm gab darum ſein ehemaliges Beſitzthum nicht auf. Bald nach der Ankunft des Königs von Schweden auf dem Boden des deutſchen Reiches verfügte er ſich zu ihm, trat mit ihm in Bündniß und begab ſich ſodann nach Magdeburg, wo er die Einwohner zu gewinnen wußte. Er ſetzte ſich in der Stadt feſt, warb Truppen und verſuchte das ganze Erzſtift wieder zu erobern. Pappenheim bekam nun den Auftrag, die Stadt zum Gehorſam zurückzubringen. Noch im Jahre 1630 begann er die Belagerung: da er jedoch zu wenig Truppen hatte, ſo vermochte er nichts auszurichten. Endlich, im März 1631, rückte auch Tilly mit ſeinem Heere heran, und nun wurde die Belagerung mit größerem Ernſte betrieben. Die Stadt wurde aber von einem ſehr tapfern Kriegsmanne befehligt, dem ſchwediſchen Oberſt von Falckenberg, den Guſtav Adolf geſchickt hatte. Sie hielt ſich auch mit dem größten Muth, ſelbſt nachdem alle Vorwerke gefallen waren. Denn ſie hoffte bald von dem Könige entſetzt zu werden. Tilly ſelbſt, welcher die Entſetzung durch den König fürchtete, dachte ſchon daran, die Belagerung aufzuheben; er wurde aber vom Kriegsrathe überſtimmt, und beſonders Pappenheim drang auf Sturm. Am 20. Mai 1631 wurde er unternommen. Er gelang vollkommen. Die Bürger, von Nachtwachen ermüdet, hatten ſich zur Ruhe begeben: kaum befanden ſich Wachen auf den Wällen — Verrätherei mag wohl auch im Spiele geweſen ſein —; kurz, Pappenheim drang in die Stadt. Es erfolgte freilich noch ein furchtbarer Kampf, aber die Kaiſerlichen blieben Sieger. Die Gräuel, die nachher von den Kaiſerlichen geübt worden ſind, waren im dreißigjährigen Kriege gewöhnlich. Es kam aber dazu eine furchtbare Feuersbrunſt, welche in Kurzem die ganze Stadt, eine der reichſten und anſehnlichſten in Norddeutſchland, in Aſche legte. An dieſem Unglücke trägt Tilly keine Schuld: entweder iſt es durch Pappenheim veranlaßt worden, oder, was noch wahrſcheinlicher, durch die Magdeburger ſelbſt.*)

Man machte Guſtav Adolf Vorwürfe darüber, daß er Magdeburg nicht zu Hülfe gekommen wäre. Er entſchuldigte ſich ſo gut er konnte. Der Hauptgrund war, weil er ſich, ehe er Kurbrandenburg und Kurſachſen vollkommen auf ſeiner Seite hatte, einer ſo gefahrvollen Unternehmung, wie dem Angriff auf das große kriegsgeübte kaiſerliche Heer, nicht ausſetzen wollte. Doch jetzt fanden ſich allmählig einige Bundesgenoſſen. Der Kurfürſt von Brandenburg wurde am 21. Juni durch Drohungen vermocht, ein förmliches Bündniß mit dem Könige abzuſchließen. Am 22. Auguſt kam ein ſolches mit dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen zu Stande; ebenſo mit dem Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar. Und nicht lange ſollte es dauern, ſo wurde durch die Umſtände auch der Kurfürſt von Sachſen gezwungen, ſich Guſtav Adolf in die Arme zu werfen.

Tilly nämlich war nach der Einäſcherung Magdeburgs zuerſt nach Thüringen und nach Heſſen gezogen, kehrte nun aber zurück, als Guſtav Adolf ſich anſchickte, die kaiſerlichen Beſatzungen am linken Elbufer anzugreifen. Der Verſuch Tilly's, den König aus ſeiner feſten Stellung bei Werben (an der Elbe) herauszuwerfen, ſcheiterte aber vollkommen, und da zu gleicher Zeit auch der Landgraf von Heſſen losbrach, von dem Herzoge Bernhard von Weimar unterſtützt, ſo ſah ſich Tilly gezwungen, entweder ſich nach Kurſachſen zurückzuziehen, oder noch weiter nach Franken zurückzuweichen. Am kaiſerlichen Hofe war man aber, wie es ſcheint, müde, dem Kurfürſten von Sachſen noch eine weitere Parteiloſigkeit zuzugeſtehen. Tilly erhielt die gemeſſenſten Weiſungen, den Kurfürſten aufzufordern, die kaiſerlichen Soldaten einzulagern, die feſten Plätze ihm zu übergeben, kurz ſich an ihn anzuſchließen. Als Johann Georg darauf eine abſchlägige Antwort ertheilte, ſo brach Tilly im Auguſt 1631 in Kurſachſen ein und nahm mehrere Städte, unter anderen Leipzig, weg. Und nun zögerte der Kurfürſt nicht länger, mit dem König von Schweden ein Bündniß abzuſchließen und ihn um ſchleunige Hülfeleiſtung anzugehen. Die Truppen beider Fürſten vereinigten ſich bei Torgau und drangen gegen Tilly vor.

---

*) Vergl. Gfrörer, Guſtav Adolf, S. 814, Aretin, Baierns auswärtige Verhältniſſe, S. 300.

Bei Breitenfeld kam es zwiſchen beiden Heeren zum Kampf am 17. Sept. 1631. Es war die erſte größere Schlacht, welche Guſtav Adolf in Deutſchland liefern ſollte. Anfangs ſchwankte der Sieg. Die kurſächſiſchen Soldaten wurden von den kaiſerlichen geworfen und begaben ſich in wilde Flucht. Aber Guſtav Adolf hielt mit ſeinen Schweden Stand und erfocht über den alten verſuchten Tilly einen glorreichen Sieg. Tilly's Heer wurde halb vernichtet; ſein ganzes Geſchütz gerieth in die Hände des Siegers.

Die moraliſche Wirkung dieſes Sieges war aber noch größer, als die kriegeriſche. Jetzt kam ein proteſtantiſcher Reichsſtand nach dem andern und ſuchte das ſchwediſche Bündniß. So die Fürſten von Anhalt, der Herzog Wilhelm von Weimar, die Reichsſtädte und andere. Guſtav Adolf beſchloß nun, mit ſeinem Heere nach Franken und an den Rhein zu ziehen; der Kurfürſt von Sachſen dagegen ſollte Schleſien und Böhmen erobern.

Der Zug des Königs war von nun an nur ein Siegeszug. Er rückte zuerſt nach Franken, erſtürmte Würzburg, nahm das ganze Stift in Beſitz, richtete eine neue Regierung dort ein und ließ ſeinen Feldmarſchall Horn zur Sicherung der Eroberung zurück. Er ſelbſt brach im October mit 20,000 Mann auf, um längs des Mains an den Rhein zu ziehen. Alle auf dieſem Wege befindlichen Orte mußten ſich ihm ergeben; die Reichsſtadt Frankfurt ſchloß ein Bündniß mit ihm; dann nahm er Mainz, Worms, Speier, die Pfalz, woraus er die Spanier vertrieb, die ſeit der Eroberung dieſelbe in Beſitz hatten; kurz all' dieſe Gegenden waren in ſeiner Gewalt.

Unterdeſſen war auch der Kurfürſt von Sachſen glücklich geweſen. Er rückte mit einem Heere nach Böhmen ein, nahm ohne Schwertſtreich Prag, und gegen Ende des Jahres 1631 war der größte Theil des Königreiches in ſeiner Gewalt. Die Vertriebenen, wie der Graf von Thurn, kehrten zurück, und richteten ſich wieder in ihren Häuſern ein.

Dieſe außerordentlichen Erfolge ſeiner Waffen weckten nun in Guſtav Adolf die großartigſten Entwürfe. Es war ihm jetzt nicht mehr darum zu thun, blos einige Eroberungen zu machen: er wollte Herr von ganz Deutſchland werden. Dies ſieht man nicht blos daraus, daß er alle eroberten Länder zu ſeinen Handen nahm — ſelbſt die Pfalz gab er an ihren ehemaligen Beſitzer, Friedrich V. nicht heraus, obſchon dieſer ſelbſt im Lager des Königs ſich einfand und ihn bis zu ſeinem Tode (1632) auf allen Kriegszügen begleitete — ſondern daß er auch von ſolchen Reichsſtänden, welche Bündniß mit ihm ſuchten, wie die Reichsſtädte und Fürſten, die Lehensunterthänigkeit unter die Krone Schweden forderte. Ja, er ſprach ſeine Abſicht ganz offen aus, als Frankreich im Anfang des Jahres 1632 mit ihm wieder wegen einer Neutralität zwiſchen Schweden und Baiern unterhandelte. Eine der Bedingungen, die er ſtellte, war die, daß er zum römiſchen Könige gewählt werden müſſe. Er verfolgte alſo denſelben Plan, wie Wallenſtein. Aber er unterſchied ſich darin von demſelben, daß er nicht blos auf die Gewalt ſeine Herrſchaft gründen wollte, ſondern auf die Liebe und Zuneigung zunächſt der proteſtantiſchen Glaubensparteien, ſodann insbeſondere auf die niederen Stände des Volks. Er nahm alſo die demokratiſche Richtung wieder auf, welche den Bewegungen im Anfange des Krieges zu Grunde lag. Darum trug er die Vorſorge für den Bürger und Bauern ſo auffallend zur Schau; darum gab er ſich ſo große Mühe, die Reichsſtädte zu gewinnen. Und dieſe hatte er wirklich ganz auf ſeine Seite gebracht. Uebrigens betrug er ſich auch klug und ſchonend gegen die Katholiken, ſo daß der Papſt Urban VIII.

der überhaupt große Bewunderung vor dem ſchwediſchen König hegte, lange nicht dazu gebracht werden konnte, den Krieg als einen Religionskrieg zu betrachten: er fühlte ſich vielmehr gewiſſermaßen als Verbündeten Guſtav Adolfs, der die gefährliche Macht das Hauſes Oeſterreich gebrochen habe.

Doch ſtanden dem Könige große Hinderniſſe entgegen. Einmal das deutſche Fürſtenthum, ſodann Frankreich, welches jetzt auf ihn eiferſüchtig zu werden begann. Was jenes anbetrifft, ſo ſchaarte ſich zwar daſſelbe um ihn, ſeitdem ein Sieg den andern drängte, jedoch meiſt aus ſelbſtſüchtigen Abſichten, und es war nicht anzunehmen, daß die Fürſten, welche die Gewalt des öſterreichiſchen Hauſes ſo ungerne ertrugen, ſich willig unter die ſchwediſche Oberherrſchaft beugen würden. Allein Guſtav Adolf, ſcheints, wollte gerade die ſelbſtſüchtigen Abſichten der Fürſten benützen, um ſie unſchädlich zu machen. Sie alle ſchloſſen ſich an ihn an, um von ſeinen Eroberungen, namentlich von den geiſtlichen Fürſtenthümern, Nutzen zu ziehen. Einer ſuchte den Andern zu verdrängen. Der König verſprach Jedem, was er wünſchte, aber Mehreren daſſelbe, um ſie alle vorderhand zu beſtimmen, ihm nur um ſo treuer zu dienen, damit ihnen der Preis ihrer Anhänglichkeit nicht entgehe: aber er war nicht geſonnen, von all' dieſen Verſprechungen irgend eine zu erfüllen. Er wollte vielmehr alle gemachten Eroberungen in Franken, wie am Rhein für ſich ſelber behalten. Sie ſollten den Grundſtock des neuen Kaiſerthums bilden.

Natürlich konnten Frankreich dieſe Entwürfe des Königs nicht unbekannt bleiben. Aber ſie waren ihm nichts weniger, als gelegen. Richelieu wünſchte zwar die Macht des Hauſes Habsburg gebrochen, aber er wollte kein einiges, kein ſtarkes Deutſchland. Bald trat daher zwiſchen Frankreich und Schweden eine Spannung ein. Richelieu wünſchte z. B. das linke Rheinufer, namentlich den Elſaß, zu beſetzen: Guſtav Adolf ſetzte ſich dagegen: „er ſei gekommen, Deutſchland zu beſchützen, nicht es zerſplittern zu laſſen.“ Richelieu ſchloß hinter dem Rücken des Königs ein Bündniß mit dem Kurfürſten von Trier, der ſein Land unter den Schutz Frankreichs ſtellte: Guſtav war auf das Aeußerſte darüber aufgebracht. Ebenſo ſchloß Frankreich noch im Jahre 1631 ein Bündniß mit dem Herzoge von Baiern und brachte fortwährend die Neutralität der Liga zur Sprache, von welcher doch der König nichts wiſſen wollte. Kurz, je länger, je mehr geſtaltete ſich das Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Mächten zu einem feindſeligen. Doch war Guſtav Adolf nicht geſonnen, ſich dadurch von der Verfolgung ſeiner Plane abhalten zu laſſen, und gleich in den erſten Monaten des neuen Jahres fügte er ſeinen bisherigen Siegen neue hinzu.

Tilly war nach der Schlacht bei Breitenfeld nach Weſtphalen gezogen, verſtärkte ſich dort mit anderen Heerhaufen, dann folgte er dem Könige langſam nach Franken, das er aber nicht mehr zu retten vermochte, und lagerte ſich während des Winters in der Oberpfalz. Von da aus verſuchte er den Schweden Franken wieder abzunehmen, trieb ſie auch aus Bamberg hinaus. Allein nun ſetzte ſich Guſtav Adolf mit ſeinem Heere vom Rhein her in Bewegung (März 1632). Tilly floh vor der Uebermacht, um die baieriſche Gränze zu decken, und bezog ein Lager am Lech, bei Rain. Der König zog durch Franken, durch Nürnberg, Schwabach und ſchwenkte dann rechts ab nach Donauwerth. Dieſe Stadt befand ſich ſeit dem Jahre 1607 in den Händen des Kurfürſten von Baiern. Die baieriſche Beſatzung wurde jetzt heraus geſchlagen, die Stadt empfing den König mit großer Freude: er ſtellte ſofort den Proteſtantismus wieder her. Dann verſuchte er den Uebergang über den Lech, den ihm Tilly verwehren wollte. Unter dem Schutz ſeiner Kanonen ließ der König eine Brücke ſchlagen und drang mit ſeinen Schweden hinüber (15. April 1632). Die Baiern wurden geworfen, Tilly ſelbſt wurde tödtlich verwundet und ſtarb vierzehn Tage darauf an ſeinen Wunden. Nun zog Guſtav Adolf nach der Reichsſtadt Augsburg, ſtellte dort den Proteſtantismus wieder her und ließ ſich von der Einwohnerſchaft huldigen. Darauf drang er in Baiern ein und nahm das ganze Land in Beſitz. Auch die Reſidenz des flüchtigen Kurfürſten, München, ſuchte er heim. Maximilian war inzwiſchen nach Regensburg geflohen, welcher Reichsſtadt er ſich hinterliſtiger Weiſe zu bemächtigen gewußt hatte, und flehte von da aus den Kaiſer an, ihm zu Hülfe zu eilen.

Die reißenden Fortſchritte des Königs von Schweden hatten ſchon lange am kaiſerlichen Hofe die Ueberzeugung hervorgerufen, daß niemand anders ſie zu hemmen vermöge, als der Herzog von Friedland. Schon gleich nach der Schlacht bei Breitenfeld hatte daher der Kaiſer an ihn das Anſinnen geſtellt, daß er wieder den Oberbefehl übernehmen möge. Wallenſtein verfolgte den Siegeslauf des Königs mit geheimer Schadenfreude: er wußte, daß man wieder zu ihm kommen würde, und wartete darauf. Doch wies er die erſte Anfrage mit Entſchiedenheit ab. Als aber der Kaiſer nicht nachließ, ihn mit Bitten zu beſtürmen, ſo erklärte er ſich im Anfang des Jahres 1632 bereit, dem Kaiſer ein Heer von 50,000 Mann auf die Beine zu bringen: zur Uebernahme deſſelben könne er ſich aber nicht entſchließen. Ende des März war das neue Heer wirklich aufgebracht: Wallenſtein ſelbſt öffnete ſeine Schatzkammern und bewog auch ſeine alten Freunde und Offiziere, ſich anzuſtrengen. Kurz, das Unglaubliche war geſchehen, und es zeigte ſich in dieſer einen Thatſache ſofort wieder der Zauber, der ſich an den Namen des Friedländers knüpfte. Nun aber weigerte ſich Wallenſtein, den Oberbefehl zu übernehmen. Er wußte ſehr gut, daß ohne ihn die Schöpfung, die er eben ins Leben gerufen, in das Nichts zurückſinken werde. Ferdinand wußte das ſo gut wie er, und beſtürmte ihn mit Bitten, ihn doch nicht im Stiche zu laſſen. Endlich gab Wallenſtein nach, aber unter den demüthigendſten Bedingungen. Erſtens: Wallenſtein iſt nicht nur des Kaiſers, ſondern des ganzen Erbhauſes und der Krone Spanien oberſter Feldherr. Zweitens: Dieſe Gewalt ſteht ihm in ihrem ganzen Umfang mit unbeſchränkter Vollmacht zu. Drittens: Weder der Kaiſer noch ſein Sohn dürfen ſich je perſönlich beim Heere einfinden, noch weniger den Oberbefehl verlangen. Iſt Böhmen befreit, ſoll der Sohn des Kaiſers in Prag ſeinen Sitz nehmen. Viertens: Als ordentliche Belohnung wird dem Herzog von Friedland ein öſterreichiſches Erbland verſchrieben. Fünftens: Als außerordentliche Belohnung erhält er die Oberlehensrechte über alle zu erobernden Lande. Sechstens: Ihm allein ſteht es zu, Güter im Reiche einzuziehen. Siebentens: Der Herzog verfährt auch in Begnadigungsfällen nach freieſter Willkür. Achtens: Verzeihung oder Zurücknahme von Gütereinziehungen kann nur vom Herzog von Friedland nachgeſucht und ertheilt werden. Neuntens: Sobald es zu Unterhandlungen kommt, muß das Herzogthum Mecklenburg dem Friedländer im Friedensſchluſſe geſichert werden. Zehntens: Zur Führung des Kriegs erhält derſelbe alle nöthigen Geldmittel. Eilftens: Alle kaiſerlichen Erbländer ſtehen ihm und ſeinem

Heere jeder Zeit zum Rückzuge offen.*) Wir brauchen nicht erſt hinzuzufügen, daß nach dieſen Bedingungen in Wirklichkeit nicht Ferdinand, ſondern Wallenſtein der Kaiſer war.

Uebrigens bewies Wallenſtein ſofort durch die That, daß er des Vertrauens würdig ſei, das man auf ihn geſetzt. Er begann damit, das Königreich Böhmen von den Sachſen zu ſäubern. Liſt, Beſtechung — der ſächſiſche General Arnim, von früher her dem Friedländer befreundet, ſoll von ihm 60,000 Gulden erhalten haben — und Gewalt mußten ihm auf gleiche Weiſe dienen. Ende Mai waren die Sachſen aus Böhmen hinausgeworfen und dies wichtige Königreich dem Kaiſer wieder gewonnen. Dringende Bitten des Kurfürſten von Baiern und Ferdinands beſtimmten ſodann den Herzog von Friedland, wiewohl zögernd, ſich an die baieriſchen Gränzen vorzuſchieben. Im Juni fand zu Eger die Vereinigung der kaiſerlichen und der baieriſchen Völker ſtatt. Wallenſtein und Maximilian begegneten ſich bei dieſer Gelegenheit perſönlich, und umarmten ſich vor den Truppen als die beſten Freunde, während ſie einander auf das Tödtlichſte haßten. Guſtav Adolf war auf die erſte Nachricht von den Bewegungen der feindlichen Truppen nachgerückt, in der Hoffnung, ihre Vereinigung hindern zu können. Als er dieſe Abſicht vereitelt ſah, bezog er bei Nürnberg ein Lager, um dieſe ihm befreundete Stadt vor dem Schickſal Magdeburgs zu ſchützen. Das vereinigte kaiſerliche und baieriſche Heer folgte ihm und nahm eine feſte Stellung auf der alten Veſte bei Fürth ein.

Guſtav Adolf war Anfangs um zwei Drittheile ſchwächer, als Wallenſtein; er ertheilte daher den verſchiedenen Heeresabtheilungen, die in den nächſten Ländern Deutſchlands zerſtreut warn, den Befehl, zu ihm zu ſtoßen. Wallenſtein machte weder Miene, ſo lange der König ſchwach war, ihn ernſtlich anzugreifen, noch auch die Vereinigung mit den heranrückenden Truppenabtheilungen zu hindern. Er blieb ruhig in ſeinem Lager. Als Guſtav Adolfs Heer endlich bis auf 50,000 Mann angewachſen war, ging er ſelbſt zum Angriffe über. Am 24. Auguſt ſtürmte er das wallenſteiniſche Lager, wurde jedoch mit großem Verluſte zurückgetrieben. Er blieb noch 14 Tage bei Nürnberg ſtehen; da ihm aber zuletzt die Lebensmittel ausgingen und überhaupt die Stadt während dieſer Zeit furchtbar gelitten hatte, ſo entſchloß er ſich zum Abzuge. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zog er vor dem friedländiſchen Lager vorüber, ohne daß Wallenſtein Miene gemacht hätte, ihn anzugreifen. Guſtav Adolf ließ zur Deckung Frankens den Herzog Bernhard von Weimar mit ohngefähr 8000 Mann zurück: er ſelbſt wandte ſich mit der Hauptmacht wieder nach Baiern, wahrſcheinlich in der Abſicht, von da aus nach Oeſterreich einzubrechen. Da riefen ihn die Bewegungen Wallenſteins nach Sachſen.

---

*) Gfrörer, Guſtav Adolf, S. 908.

Der Herzog von Friedland nämlich rückte, nachdem er die Oberpfalz und einen Theil von Franken furchtbar verheert, plötzlich in das Kurfürſtenthum Sachſen ein. Guſtav Adolf eilte zurück, um das Land zu retten. Beide Heere traten ſich Anfangs November bei Lützen in der Nähe von Leipzig zum zweiten Male gegenüber. Wallenſteins Heer, von dem ſich zwar Maximilian von Baiern getrennt hatte, war immer noch ſehr ſtark, wenigſtens 25,000 Mann: überdies ſtand der Graf von Pappenheim in ſeiner Nähe, der ſich bis dahin auf eigene Fauſt in Weſtphalen behauptet hatte. Das ſchwediſche Heer war nicht ſtärker als 20,000 Mann. Am 16. November begann die Schlacht. Sie war eine der mörderiſcheſten, die je gefochten worden. Die unerſchrockenſte Tapferkeit, die kaltblütigſte Todesverachtung wurde von beiden Seiten an den Tag gelegt. Aber während der Schlacht, als er eben ſeinem rückweichenden Mitteltreffen zu Hülfe kommen wollte, gerieth Guſtav Adolf in einen Haufen kaiſerlicher Küraſſiere und ward erſchoſſen. Die Nachricht von ſeinem Tode erfüllte die Schweden mit gränzenloſer Wuth. Geführt vom Herzog Bernhard von Weimar, der jetzt den Oberbefehl übernahm, ſtürzten ſie auf die Feinde und ſchmetterten ſie zuſammen. Schon glaubten ſie, den Sieg in Händen zu haben, als der Graf von Pappenheim mit ſeinen Küraſſieren auf dem Schlachtfelde ankam und dem Treffen eine andere Wendung gab. Aber noch hatten die Schweden über einige unverſehrte Regimenter zu verfügen. Dieſe erneuerten jetzt zum dritten Male die Schlacht, trieben die Kaiſerlichen nochmals zurück. Pappenheim ſelbſt wurde erſchoſſen. Wallenſtein gab nun das Zeichen zum Rückzug.

Der Tod Guſtav Adolfs machte ſeinen großen Entwürfen ein Ende. Sie hätten nur durch eine Perſönlichkeit, wie er, durchgeführt werden können. Aber mit ihm verſchwindet überhaupt aus dem dreißigjährigen Kriege jenes Element, welches auf volksthümlichen Boden geſtützt, die Wünſche und die Bedürfniſſe der Maſſen ergreifend, eine neue ſtaatliche Schöpfung hervorzurufen ſtrebte: eine Schöpfung, bei welcher die nationale einheitliche und die freiheitliche Richtung einander die Hände gereicht hätten. Sicher: wäre Guſtav Adolf deutſcher Kaiſer geworden, ſo hätte das deutſche Reich in dem Rathe der großen Mächte fortan eine andere Rolle geſpielt, als es wirklich ſpielte. Mit Frankreich wäre es wohl zum Bruch gekommen. Durch die Vereinigung mit Schweden hätte das Reich eine Seemacht gewonnen: die Unterwerfung Dänemarks wäre nicht ausgeblieben, und auch die Republik der vereinigten Niederlande hätte ſich wohl an das dergeſtalt erneuete Reich angeſchloſſen. Die Ausführung der Plane Guſtav Adolfs wäre alſo wahrſcheinlich für Deutſchland kein Unglück geweſen. Denn nicht von Schweden wäre Deutſchland abhängig geworden, ſondern Schweden wäre ſo zu ſagen im deutſchen Reiche aufgegangen. Ein Gedanke, den übrigens ſchon die kurpfälziſche Partei, oder beſſer Chriſtian von Anhalt und Erasmus von Tſchernembel gehabt haben. Nach ihnen hätte Schweden, Dänemark und die Niederlande zum deutſchen Reiche geſchlagen werden ſollen *). Nach dem Tode des Königs aber, da Schweden von vornherein gar nicht mehr an die Ausführung jener Plane denken konnte, iſt die Einmiſchung der Schweden, wie überhaupt des Auslands, für Deutſchland nur ein Unglück geweſen. Die großen Gedanken treten von jetzt an zurück, und nur die entſetzlichſte Selbſtſucht, die niedrigſten Beweggründe, die unglückſeligſten Beſtrebungen kommen an die Tagesordnung.

---

*) Die 27 consultatio von Tſchernembel, in Londorp acta publica. III, 237.

14. Die Ereigniſſe bis zum Frieden von Prag: Wallenſteins Ausgang.

Nach dem Tode Guſtav Adolfs ſchien die Sache der Proteſtanten einer völligen Auflöſung zuzueilen. Niemand wollte eine gemeinſame Leitung anerkennen: jeder der deutſchen Fürſten, die ſich an den König von Schweden angeſchloſſen, handelte auf eigene Fauſt. Von einer Unterordnung unter Schweden, die ihnen ſchon in den letzten Zeiten Guſtav Adolfs unerträglich erſchienen, wollten ſie nichts mehr wiſſen: zwiſchen den ſchwediſchen Generalen und den deutſchen, die meiſtens zugleich Fürſten waren, herrſchte daher die größte Zwietracht. Endlich gelang es dem ſchwediſchen Kanzler Oxenſtierna, dem bedeutendſten Staatsmann Guſtav Adolfs, dem vom ſchwediſchen Staatsrathe auch die Leitung des deutſchen Krieges übergeben worden war, und dem franzöſiſchen Geſandten, dem größten Theil der proteſtantiſchen Stände die Ueberzeugung beizubringen, daß Zuſammenhalten noth thue, und zugleich Anſchluß an Schweden und Frankreich. Im April 1633 wurde zu Heilbronn eine Zuſammenkunft der proteſtantiſchen Stände vom ſchwäbiſch-fränkiſchen und den rheiniſchen Kreiſen veranſtaltet: auf dieſer wurde ein Bündniß geſchloſſen, und Schweden die Leitung des Krieges anvertraut. Aber dem Herzog Bernhard von Weimar mußte Franken als Herzogthum abgetreten — als ſchwediſches Lehen — und auch den Nachkommen Friedrichs V. die Pfalz wieder herausgegeben werden. Ebenſo wurden dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen die weſtphäliſchen Stifte, dem Herzog Wilhelm von Weimar das Eichsfeld, dem Herzog von Würtemberg die Grafſchaft Sigmaringen, Baar und Hohenberg überlaſſen. Frankreich gab ſich Mühe, die anderen proteſtantiſchen Stände, namentlich Kurſachſen und Brandenburg, zum Beitritt zu vermögen, jedoch ohne Erfolg. Indeſſen wurde von dieſen beiden Mächten das Bündniß mit Schweden jedenfalls noch nicht aufgegeben.

Mit dem Tage von Heilbronn kam in das ſchwediſch-proteſtantiſche Lager wieder mehr Einheit und Kraft. Der Herzog Bernhard von Weimar und der Feldmarſchall Horn ergoſſen ſich mit ihren

Schaaren nach Baiern, durchzogen dieſes von einem Ende zum andern, hauſten furchtbar darin, und nahmen im November 1633 auch Regensburg.

Während deſſen ſaß Wallenſtein ruhig in Böhmen. Er hatte ſich dahin gleich nach der Schlacht bei Lützen zurückgezogen, und ſich dort während des Winters mit ſeinem Heere eingelagert. Auch als das Frühjahr kam, wurde er nicht thätiger. Einige kleine Streifzüge durch Schleſien, nach Sachſen und nach Brandenburg abgerechnet, hat er während des Jahres 1633 nichts von Bedeutung ausgeführt. Insbeſondere konnten ihn keine Bitten, weder Maximilians, noch Ferdinands, vermögen, dem hart bedrängten Baiern zu Hülfe zu eilen und die Schweden herauszuſchlagen. Niemand täuſchte ſich darüber, daß dieſe Handlungsweiſe vom Rachgefühle eingegeben war: denn Wallenſtein wußte ſehr wohl, daß Maximilian vorzugsweiſe an ſeinem Sturze im Jahr 1630 Schuld geweſen. Aber Wallenſtein wurde noch durch andere Beweggründe beſtimmt. Er unterhandelte während dieſer Zeit auf das Eifrigſte mit den Feinden des Kaiſers und hatte die Abſicht, an dieſem zum Verräther zu werden.

Wir erinnern uns der großen Plane des Friedländers in den Jahren von 1626 bis 1630. Dieſe Plane hatte er zwar noch nicht ganz aufgegeben, aber ſie erlitten eine weſentliche Veränderung, da inzwiſchen die Weltlage eine andere geworden. Damals war Wallenſtein thatſächlich der Herr von ganz Deutſchland, und keine Macht vermochte ihm zu widerſtehen. Aber inzwiſchen hatte ſich das proteſtantiſche Fürſtenthum wieder erhoben; die Schweden hatten in Deutſchland eine feſte Stellung eingenommen, außerdem konnte man jeden Augenblick darauf rechnen, daß auch Frankreich ſeine Heere über den Rhein ſchickte. Wallenſtein mußte darauf verzichten, allein über all' dieſe Feinde Herr zu werden. Wollte er dennoch das Ziel ſeines Ehrgeizes erreichen, ſo ſchien dies nur unter Zuſtimmung eben dieſer Feinde des Kaiſers möglich zu ſein. Alſo mußte er mit ihnen unterhandeln, ſie auf ſeine Seite zu bringen ſuchen. Eine ſolche Handlungsweiſe ſchien aber noch aus einem andern Grunde gefordert zu werden. Wallenſtein hatte den Kaiſer durch die Bedingungen, unter welchen er zum zweiten Male den Oberbefehl übernahm, auf das Tiefſte gedemüthigt. Mußte er nicht annehmen, daß der Kaiſer ſich ſo bald als möglich rächen, daß er wenigſtens den ſtolzen, hochfahrenden Diener wieder beſeitigen werde, wenn er ihn nicht mehr brauchte? Und überdies hatte Wallenſtein das große Vertrauen, welches man auf ſeine kriegeriſche Tüchtigkeit ſetzte, in der letzten Zeit ſehr ſchlecht gerechtfertigt. Er war jetzt bereits nicht mehr unentbehrlich: ſo wenig, wie er, hätte jeder Andere auch thun können.

Um alſo einer zweiten Niederlage und hiemit der völligen Verzichtleiſtung auf das Ziel ſeines Ehrgeizes zu entgehen, knüpfte er Unterhandlungen mit den Feinden des Kaiſers an, mit Frankreich, Schweden, Kurſachſen, Brandenburg. Er erbot ſich, vom Kaiſer abzufallen, ſein ganzes Heer mit herüberzuziehen, ja den Kaiſer ſelbſt zu bekriegen und ihn zum Frieden zu zwingen. Der Preis dieſer Verrätherei war wohl nicht mehr das Kaiſerthum. — Zwar iſt in den Unterhandlungen mit Frankreich davon die Rede geweſen — Richelieu erbot ſich einmal, Wallenſtein die römiſche Königskrone zu verſchaffen — aber ernſtlich konnte dies nicht gemeint ſein, da bei der jetzigen Lage der Dinge die proteſtantiſchen Fürſten auch wieder ein Wort darein zu ſprechen hatten, und es noch ſehr die Frage war, ob ſie darauf eingehen wollten. Außerdem mochte die Kaiſerkrone jetzt für Wallenſtein nichts Lockendes mehr haben, da er darauf verzichten mußte, eine unumſchränkte, einheitliche Monarchie daraus zu geſtalten. Deſto entſchiedener verlangte er das Königreich Böhmen: dieſe Forderung ſpielt in allen den Unterhandlungen mit Frankreich und Schweden die Hauptrolle. Uebrigens glaubte er auch Anſprüche darauf zu haben, wenigſtens auf ein öſterreichiſches Erbland, da in dem Vertrag mit dem Kaiſer als Belohnung für ſeine Dienſte ausdrücklich ein ſolches ausbedungen war. Ob bei dem gewöhnlichen Lauf der Dinge der Kaiſer ſein Verſprechen halten würde, ſchien ihm aber noch ſehr die Frage.

So eifrig Wallenſtein dieſe Unterhandlungen betrieb, ſo konnte er ſich doch nicht entſchließen, ſie zum Ziele zu führen nnd den entſcheidenden Schritt zu thun. Aber inzwiſchen war man mit ihm in Wien immer unzufriedener geworden: und dieſe Stimmung wurde genährt durch den Kurfürſten von Baiern, der im Augenblicke am meiſten von Wallenſtein litt. Schon im December war man entſchloſſen, ihn vom Oberbefehl zu entfernen, wenigſtens eine bedeutende Veränderung mit den Befugniſſen deſſelben vorzunehmen. Man machte den Anfang damit, daß man von ihm einige Regimenter verlangte, die unter den Befehl eines ſpaniſchen Prinzen gegeben werden ſollten. Wallenſtein ſeinerſeits glaubte nun vorangehen zu müſſen. Er ſetzte die Unterhandlungen mit Frankreich eifriger fort und erklärte ſich jetzt bereit, loszuſchlagen. Dann ſuchte er ſich ſeiner Offiziere zu verſichern. Das Vorgeben Wallenſteins, den Oberbefehl niederzulegen, weil man ihn in Wien nicht mehr zu wollen ſcheine, war für dieſelben eine Veranlaſſung, eine Erklärung zu unterſchreiben, in welcher ſie ihn ihres Gehorſams verſicherten, und Gut und Blut für ihn zu opfern verſprachen. Dies geſchah am 12. Januar 1634, in Pilſen, wo ſich damals Wallenſtein mit dem Hauptlager befand. Sofort wurde dies nach Wien gemeldet — Wallenſtein war von Spionen umgeben — und zugleich hatte der Hof die unzweideutigſten Beweiſe von den verrätheriſchen Unterhandlungen des Friedländers mit Frankreich erhalten. Man glaubte jetzt nicht mehr zögern zu dürfen. Am 24. Januar 1634 erklärte der Kaiſer durch eine Urkunde Wallenſtein ſeines Generalats für entſetzt. Doch wagte man noch nicht, dieſen Beſchluß zu veröffentlichen, weil man nicht wußte, ob man ſich auf das Heer verlaſſen könne. Einige von den treugebliebenen Generalen, Gallas, Aldringer, Piccolomini erhielten daher den Auftrag, ſich zuerſt nach der Stimmung zu erkundigen. Als Gallas die gehörigen Einleitungen getroffen, ſchlug er am 14. Februar den kaiſerlichen Erlaß in Prag an. Wallenſtein ſchickte jetzt Eilboten über Eilboten an die Franzoſen und an die Schweden, namentlich an Bernhard von Weimar, um ihm zu Hülfe zu kommen. Um dieſem näher zu ſein, begab er ſich nach Eger. Aber ehe noch der Herzog eintreffen konnte, wurde Wallenſtein ermordet, in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar, nebſt vier ſeiner Vertrauten, Kinsky, Illo, Terzka und Neumann. Es iſt noch nicht ausgemacht, ob die Mörder (Buttler, Leßlie, Devereux) mittelbaren oder unmittelbaren Auftrag vom Kaiſer erhalten haben, um dieſe That auszuführen. Gewiß iſt, daß ſie Ferdinand II. auf ſich nahm. Der Kurfürſt von Baiern wünſchte ihm Glück zu dieſem Ereigniß.

Von nun an nahm die Sache des Kaiſers wieder eine glücklichere Wendung. Die Unordnungen, die unmittelbar nach Wallenſteins Ermordung im kaiſerlichen Heere ausgebrochen waren, wurden bald gedämpft: der größte Theil war ohnedies dem Kaiſer treu geblieben. Den Oberbefehl übernahm der Sohn des Kaiſers, Ferdinand, bereits zum König von Ungarn erklärt, erſt fünf und zwanzig Jahre alt, aber von kriegeriſchen Fähigkeiten, außerdem durch die Erfahrung alter verſuchter Generale unterſtützt. Er ſchlug die Schweden zuerſt aus der Oberpfalz heraus, verfolgte ſie dann nach Baiern, drängte ſie Schritt vor Schritt zurück, eroberte (26. Juli) das wichtige Regensburg, welches Bernhard von Weimar und Horn vergebens zu entſetzen ſuchten, rückte ſodann bis Donauwerth, welches er den Schweden gleichfalls wieder abnahm, und ſchlug ſie endlich (6. September 1634) bei Nördlingen gänzlich aufs Haupt. Das ganze ſchwediſche Heer wurde aufgerieben, der Feldmarſchall Horn ſelbſt gefangen: mit genauer Noth rettete Bernhard von Weimar die Trümmer des Heeres.

In Folge dieſer Niederlage verloren die Schweden Baiern, Schwaben, Franken: all' dieſe Länder wurden von den kaiſerlichen Schaaren überſchwemmt und eingenommen. Aber noch mehr! Der Kurfürſt von Sachſen, der ſchon ſeit der Schlacht bei Lützen keine rechte Freude mehr an dem Kriege gehabt, und durch ſeinen General Arnim bereits mit Wallenſtein hatte unterhandeln laſſen, war ſeit der Nördlinger Schlacht noch friedliebender geworden: mit Eifer wurden zwiſchen ihm und dem kaiſerlichen Hofe die Unterhandlungen betrieben; endlich, am 30. Mai 1635, kam der prager Friede zu Stande. Darnach wurde im Weſentlichen das Reſtitutionsedikt wieder aufgehoben. Bezüglich der mittelbaren Stifte und anderer geiſtlichen Güter, welche von den Ständen des augsburger Glaubensbekenntniſſes vor dem paſſauer Religionsfrieden eingezogen worden, ſollte es bei der Beſtimmung dieſes Friedens bleiben. Die reichsunmittelbaren Stifte aber, welche vor jenem Vertrage und diejenigen, welche nach demſelben eingezogen worden, ſollten die Stände in der Art, wie ſie dieſelben am 12. November 1627 inne hatten, vierzig Jahre lang fortbehalten, in eben dem Religionszuſtand, wie er zu jener Zeit geweſen. Bis zum Ablauf dieſer Friſt wollte man ſich über die endliche Regelung dieſer Verhältniſſe friedlich vergleichen. Sollte dies aber nicht möglich ſein, ſo bleibt es bei den Verhältniſſen, wie ſie am 12. November 1627 geweſen. Das Erzſtift Magdeburg erhält des Kurfürſten von Sachſen Sohn, Auguſt, auf Lebenszeit; der Markgraf Chriſtian Wilhelm von Brandenburg (der ehemalige Verwalter des Erzſtifts, der bei der Eroberung Magdeburgs gefangen genommen worden und ſeitdem zum Katholicismus übergegangen war) bezieht ein Jahrgeld von 12,000 Thalern. Das Bisthum Halberſtadt bekommt des Kaiſers Sohn, Leopold Wilhelm. Die Reichsritterſchaft und die Reichsſtädte ſollten bei dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe ruhig gelaſſen werden, gemäß dem Religionsfrieden. In den öſterreichiſchen Erblanden aber ſoll die Religionsübung vom Willen des Landesfürſten abhängig ſein. Bezüglich der Pfalz bleiben die kaiſerlichen Anordnungen in Kraft. Die Herzoge von Mecklenburg ſollen bei Land und Leuten bleiben, wenn ſie dieſen Frieden annehmen. Dem Kaiſer und den augsburger religionsverwandten Ständen ſollen alle Länder wieder herausgegeben werden, die ſie bis zur Ankunft der Schweden beſeſſen. Eine allgemeine Amneſtie wird vom Jahre 1630 an bewilligt: ſie erſtreckt ſich jedoch nur auf die augsburger Religionsverwandten; namentlich aber ſind die böhmiſchen und pfälziſchen Händel ausgeſchloſſen; ferner alle Unterthanen des Hauſes Oeſterreich, die ſich gegen den Kaiſer haben gebrauchen laſſen; ſodann der Herzog von Würtemberg, der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach, die Grafen von Löwenſtein, Hohenlohe, Oettingen u. a. Zur Vollſtreckung und Handhabung dieſes Friedens ſollten die Kriegsvölker des Kurfürſten von Sachſen und aller andern Stände mit den kaiſerlichen Truppen vereinigt und gegen alle diejenigen gebraucht werden, die ſich dem Frieden widerſetzen würden. In einem Nebenartikel wurde dem Kurfürſten Ober- und Niederlauſitz erblich abgetreten, jedoch als böhmiſches Mannlehen.

Man ſieht: Johann Georg hat ſich in dieſem Frieden zunächſt ſelber am Meiſten bedacht — er bedang ſich die Lauſitzen und das Erzſtift Magdeburg aus — und ſodann ſeine lutheriſchen Glaubensgenoſſen; denn der Kalviniſten iſt mit keinem Worte gedacht. Dadurch, daß die Pfalz und ſo manche andere Fürſten vom Frieden ausgeſchloſſen wurden, war von vornherein die Fortſetzung des Krieges bedingt. Und grauſam fand man es, daß die Oeſterreicher und Böhmen geopfert wurden. Proteſtantiſcher Seits war man daher Anfangs ſehr über den prager Frieden erbittert. Demungeachtet wurde er von einer beträchtlichen Anzahl Stände angenommen: von den Reichsſtädten Frankfurt, Nürnberg, Erfurt, Lübeck, Hamburg, Bremen, vom Herzoge Wilhelm von Sachſen-Weimar nebſt ſeinen Brüdern Albrecht und Ernſt, von den Herzogen von Mecklenburg, Braunſchweig-Lüneburg, Pommern, dem Kurfürſten von Brandenburg und mehren andern kleineren Fürſten, Grafen und Herren. Man war der Drangſale des Krieges herzlich ſatt und wünſchte endlich wieder zur Ruhe zu kommen.

Unter ſolchen Umſtänden wurde die Lage der Schweden immer hoffnungsloſer. Von den Kaiſerlichen immer weiter in den Norden zurückgedrängt, die zugleich auch am Rhein ſiegreich waren und die Pfalz wieder eroberten, entſchloß ſich Oxenſtierna, den Frieden anzubieten. Er unterhandelte deßhalb mit Kurſachſen. Allein der Kaiſer verlangte von den Schweden augenblickliches Verlaſſen des deutſchen Reichs. Von einer Entſchädigung mit Grund und Boden war keine Rede. Nur für die früher geleiſteten Dienſte bot der Kurfürſt eine Summe an. Der ſchwediſche Kanzler brach jetzt die Unterhandlungen ab, und noch ehe das Jahr 1635 verging, erklärte Kurſachſen an Schweden den Krieg und begann es mit den Kaiſerlichen vereint anzugreifen. Die Schweden wurden an die äußerſte Gränze von Deutſchland zurückgetrieben, und ſchon glaubte man von dieſer Seite den Krieg geendet.

15. Theilnahme Frankreichs. Allgemeiner Krieg.

Aber eben um dieſe Zeit trat endlich auch Frankreich als offener Feind des Hauſes Habsburg auf.

Frankreich hatte ſeit dem Tode Guſtav Adolfs die außerordentlichſte Rührigkeit entfaltet, um die Auflöſung der proteſtantiſchen Widerſtandspartei zu verhindern, den Krieg gegen Oeſterreich von Neuem anzufachen. Zugleich aber ſtrebte es darnach, den ſchwediſchen Einfluß bei den deutſchen Fürſten ſoviel wie möglich zu unterhöhlen, dieſe dagegen deſto mehr an ſich ſelbſt zu feſſeln. Dieſe Beſtrebungen waren von dem beſten Erfolge begleitet. Bald nach der Schlacht bei Nördlingen, als die proteſtantiſchen Stände von Süddeutſchland in größter Angſt die Hülfe Frankreichs anriefen, erklärte ſich dieſes nur dann dazu bereit, wenn man ihm die Feſtungen Philippsburg und Breiſach diesſeits des Rheins und das ganze Elſaß abtrete. Es verlangte ferner, daß Frankreich ſolche Stände des Reichs, die den Feind verlaſſen und ſich unter ſeinen Schutz begeben würden, aufnehmen dürfe; von den Verbündeten ſollte ihnen Neutralität zugeſichert werden. Frankreich hatte, wie man ſieht, dabei die Liga im Auge. Die deutſchen Fürſten gingen gerne auf dieſe Bedingungen ein. Ja es war ſogar von einer Art Rheinbund die Rede. Nur der ſchwediſche Kanzler beſann ſich noch. Inzwiſchen übergab man einſtweilen den Franzoſen die verlangten Feſtungen, und dafür unterſtützte das franzöſiſche Heer den Herzog von Weimar bei der Entſetzung Heidelbergs, ohne daß jedoch eine Kriegserklärung erfolgt wäre. Philippsburg wurde ihnen aber Anfang 1635 von den Kaiſerlichen wieder abgenommen. Es war dies ein großer Verluſt, weil die Franzoſen dieſe Feſtung als Waffenplatz für den kommenden Krieg auserſehen, daher außerordentliche Vorräthe und Kriegsgeräthſchaften daſelbſt aufgeſpeichert hatten. Dies und die Gefangennahme des Kurfürſten von Trier, der unter franzöſiſchem Schutze ſtand, durch die Spanier (März 1635), gab endlich der Krone Frankreich Veranlaſſung, an Spanien den Krieg zu erklären, und hiemit auch mit dem Kaiſer förmlich zu brechen (19. Mai 1635). Zugleich wurde das Bündniß mit Schweden erneuert.

Vorerſt ſollte aber der offene Beitritt Frankreichs zum Kriege nicht viel helfen. Das franzöſiſche Heer verrichtete am Rhein keine großen Heldenthaten und vermochte den Siegeslauf der kaiſerlichen Truppen, die ſich unter Gallas und Johann von Werth hierher zogen, nicht zu hemmen. Ja, dieſe Feldherrn drangen ſogar im Jahre 1636 in Frankreich ein, und Johann von Werth ſetzte ſchon Paris in Schrecken. Der Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, welcher ſich mit Frankreich verbündet hatte und einen Jahrgehalt von da bezog, wie ſo manche andere deutſche Fürſten, wurde vom Kaiſer geächtet, die Vollziehung dieſes Spruches dem Landgrafen Georg von Darmſtadt übertragen. Im Jahre 1637 ſtarb Wilhelm, und ſeine Wittwe Amalie Eliſabeth mußte ſehen, wie das Land von den Kaiſerlichen überſchwemmt ward. Dem Kaiſer gelang es auch noch im Jahre 1636, auf einem Reichstage zu Regensburg die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen König durchzuſetzen. Dies war ein bedeutender Erfolg, und ein für das habsburgiſche Haus um ſo glücklicheres Ereigniß, als der Kaiſer ſchon das Jahr darauf (15. Februar 1637) ſtarb. Ohne Widerrede folgte ihm nun ſein Sohn Ferdinand III. als Oberhaupt des Reiches.

Bald trat aber eine Wendung zu Gunſten der Feinde des Kaiſers ein. Einmal nämlich erholten ſich unterdeſſen die Schweden wieder unter dem General Baner, der ſeit dem Siege bei Wittſtock (Oktober 1636) über Kaiſerliche und Sachſen von Neuem gegen den Süden vordrang, Heſſen von den Kaiſerlichen befreite, Sachſen heimſuchte und, wenn auch unter wechſelnden Schickſalen, dennoch das Glück der ſchwediſchen Waffen aufrecht erhielt. Im Jahre 1639 fiel er ſogar in Böhmen ein. Zugleich aber hatte der Herzog Bernhard von Weimar am Oberrhein die entſchiedenſten Erfolge. Dieſer bedeutende Heerführer, den die proteſtantiſchen Stände im Jahre 1634 zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt, der ſich aber im Jahre 1635 von Frankreich hatte berücken laſſen, hielt ſich in den Jahren 1635, 1636, 1637 im Elſaß mit genauer Noth gegen die Uebermacht der Kaiſerlichen. Plötzlich im Jahre 1638 ging er zum Angriff über, eroberte Rheinfelden in einer mörderiſchen Schlacht (1. März 1638), wobei er die zwei feindlichen Feldherrn, Johann von Werth und Savelli, zu Gefangenen machte, nahm darauf Breiſach, das die Kaiſerlichen mit unglaublicher Hartnäckigkeit vertheidigten, in Folge davon den ganzen Breisgau, hierauf auch die Grafſchaft Burgund. Er war jetzt Herr vom ganzen Oberrhein, weit und breit der gefürchtetſte Kriegsmann. Aber er ſpielte nun auch eine ſtaatliche Rolle. Bernhard von Weimar, nachdem er ſein Herzogthum Franken verloren, wollte ſich am Rhein ein Fürſtenthum erobern. Schon früher hatte er ſich das Elſaß und das ihm entſprechende rechte Rheinufer dazu auserſehen: nun hatte er es gewonnen. Allein dies war nicht im Sinne Richelieus, der vielmehr das Elſaß für Frankreich gewinnen wollte. Da man den deutſchen Fürſten nicht beleidigen durfte, ſo wurden nun von Seite Frankreichs die feinſten Ränke gegen ihn geſchmiedet, um ihn zu bewegen, dieſen Landſtrich abzutreten und ſich überhaupt Frankreich ganz hinzugeben. Allein Bernhard war eine viel zu ſelbſtändige Natur, als daß er darauf eingehen mochte. Im Gegentheil, je länger er mit Frankreich in Verbindung ſtand, um ſo mehr lernte er deſſen Treuloſigkeit kennen. Alle Verſuche, die man von Paris aus machte — Anerbieten einer königlichen Prinzeſſin, Anerbieten der Kaiſerkrone, Geld, wollten nicht anſchlagen. Der Herzog behauptete ſeine Selbſtändigkeit. Auch der kaiſerliche Hof erkannte die Wichtigkeit Bernhards, und ließ daher ebenfalls kein Mittel unverſucht, um ihn zu ſich herüberzuziehen. Jedoch ging Bernhard auch auf dieſe Anerbietungen nicht ein, da der Kaiſer für das Allgemeine keine ſolche Bedingungen gewährte, wie der Herzog fordern zu dürfen glaubte.

Die Stellung, welche Bernhard eingenommen, war ganz dazu geeignet, um ihn zum Haupte einer dritten Partei zu machen, welche, zwiſchen dem Auslande und der kaiſerlich-katholiſchen Partei in der Mitte ſtehend, eine immer größere Selbſtſtändigkeit erſtrebe, und zuletzt den Frieden vorſchreibe im deutſchen Sinne und im Sinne der Religionsfreiheit *). Der Gedanke einer ſolchen dritten Partei wurde beſonders von der Landgräfin von Heſſen, Amalie Eliſabeth, gepflegt, die darüber mit Bernhard von Weimar unterhandelte; es war ſogar einmal die Rede davon, daß beide ſich heirathen ſollten. Leider konnte dieſer Gedanke nicht verwirklicht werden, denn der einzige Mann, der fähig geweſen wäre, eine ſolche Partei zu bilden und ihr eine Bedeutung zu geben, Bernhard von Weimar, ſtarb ſchon im Jahre 1639, am 8. Juli, wie man vermuthet an Gift. Der franzöſiſche Hof hatte von dieſem Todesfall den meiſten Vortheil. Er wußte die Offiziere, das Heer Bernhards auf ſeine Seite zu ziehen, und als er dies gewonnen, ſo konnte es ihm auch nicht fehlen, die Erwerbungen des deutſchen Fürſten ſich anzueignen. Das Elſaß blieb ſeitdem bei Frankreich.

Der Krieg wurde nun mit erneuten Kräften betrieben, aber er nahm einen immer unglückſeligeren Charakter an. Die Fremden führen jetzt das große Wort; ſie ſind es eigentlich, die den Krieg

---

*) Aus einem Briefe Bernhards von Weimar bei Rommel, Geſchichte von Heſſen, VIII, 539, ſcheint zwar hervorzugehen, daß der Herzog dem Plane einer dritten Partei abgeneigt war. Allein der Brief beweist nur, daß Bernhard in der letzten Zeit ſeines Lebens ſchwankte, welche Politik er befolgen ſolle. In einer mehr für Frankreich günſtigen Stimmung wurde der Brief geſchrieben: ſeine ganze Stellung aber mußte ihn gerade zur Aufſtellung einer dritten Partei hindrängen.

fortſetzen, aber mit deutſchen Kräften, mit deutſchen Truppen, auf Deutſchlands Koſten. Das Vaterland hatte unter den Drangſalen des 22jährigen Krieges entſetzlich gelitten: ganze Landſtrecken waren verödet, ein Menge von Dörfern und Städten waren in Rauch aufgegangen, Gewerbe und Künſte gingen ihrem Verfalle entgegen, die Gebiete entvölkerten ſich theils durch den Krieg, theils durch die Hungersnoth. Die Leiden der Menſchen ſtiegen unſäglich. Je länger der Krieg dauerte, um ſo verwilderter, grauſamer wurde die Soldateska, die ſich der unmenſchlichſten Handlungen ſchuldig machte. Die Völker ſchrien daher nach Friede. Auch die Regierungen fühlten die Nothwendigkeit deſſelben, und es wurden daher Unterhandlungen angeknüpft. Allein man konnte ſich nicht vergleichen. Einmal wollte ſich weder die katholiſche Partei, noch ſelbſt das Lutherthum zu allgemeiner Religionsfreiheit verſtehen: die Reformirten hätten daher keine freie Religionsübung erlangt. Zweitens war die pfälziſche Sache ein bedeutendes Hinderniß. Die proteſtantiſche Widerſtandspartei ſowohl, wie Frankreich und Schweden, letzteres insbeſondere, verlangten die Wiedereinſetzung der Nachkommen Friedrichs V. in ihre ehemaligen Rechte und Länder; dagegen ſetzte ſich aber ſowohl der Kaiſer, wie namentlich Maximilian von Baiern. Letzterer hätte dann die Pfalz und den Kurhut wieder herausgeben, Oeſterreich aber den Herzog für die Oberpfalz entſchädigen müſſen. Durch dieſe Weigerung erhielten die auswärtigen Mächte immer neue Vorwände zum Kriege, und die vom Religionsfrieden ausgeſchloſſenen Reformirten wurden zum Bunde mit dem Auslande hingedrängt, um unter ſeinem Schutze beſſere Bedingungen zu erlangen. Ein anderer Punkt betraf die geiſtlichen Güter, durch deren Herausgabe ein großer Theil der proteſtantiſchen Stände bedeutend an ſeinem Beſitzſtande verloren hätte. Zwar wurde das Reſtitutionsedikt aufgehoben, aber die im prager Frieden bezüglich jenes Punktes feſtgeſetzten Beſtimmungen waren für die Proteſtanten immer noch ſehr nachtheilig. Ferner waren ja eben in jenem prager Frieden nicht wenige Stände von der Amneſtie ausgenommen, die daher ſchon deßhalb an das Ausland ſich anzuſchließen gezwungen wurden. Zwar verſtand ſich Ferdinand III. im Jahre 1641 dazu, eine allgemeine Amneſtie zu bewilligen, aber nur eine unverbindliche und unvergreifliche. Endlich iſt nicht zu leugnen, daß manche der proteſtantiſchen Stände nur deßhalb das Ausland unterſtützten und den Krieg fortſetzten, weil ſie dadurch überhaupt größere Vortheile, Zuwachs an Land und Leuten zu erlangen hofften. So ſchließt ſich nicht nur Heſſen-Kaſſel, ſondern auch Braunſchweig-Lüneburg und ſpäter auch Brandenburg an die Franzoſen und Schweden an.

Genug: der Krieg ging abermals an, und im Anfange der vierziger Jahre wandte er ſich abermals zum Nachtheil der Kaiſerlichen. Baner drang im Jahre 1641 bis nach Regensburg vor, wo er den dort verſammelten Reichstag zu überrumpeln hoffte; er wurde zwar zurückgetrieben, und ſtarb im Mai 1641. Allein nun trat an die Spitze des ſchwediſchen Heeres Torſtenſohn, einer der kühnſten und genialſten Feldherrn des dreißigjährigen Krieges. Er brach im Jahre 1642 in Schleſien und Mähren ein, bedrohte ſogar Wien, wurde zwar zurückgedrängt, erfocht aber (2. Nov. 1642) bei Leipzig einen großen Sieg über die Kaiſerlichen und Sachſen, und dehnte in Folge deſſelben ſeine Eroberungen wieder nach Schleſien, Böhmen und Mähren aus; zum zweiten Male bedrohte er Wien. Feindſelige Bewegungen des Königs von Dänemark gegen Schweden bewogen ihn, in Eilmärſchen nach Norddeutſchland zurückzukehren; unvermuthet drang er in Holſtein, in Jütland ein und zwang den König zum Frieden. Dann drängte er den kaiſerlichen General Gallas zurück, der ihn in Jütland einſchließen wollte, und brach wieder nach Oeſterreich ein, wo er ſich mit Ragocy, dem Fürſten von Siebenbürgen, in Verbindung ſetzte, daß dieſer mit ihm zugleich den Angriff auf Wien unternehme. Die Kaiſerlichen ſchlug er in einer mörderiſchen Schlacht bei Jankow (1645) und bedrohte Wien zum dritten Male.

Zugleich waren die Franzoſen auch am Rhein und in Süddeutſchland thätig geweſen. Sie drangen unter Guébriant im Jahre 1643 vor, wurden zwar vom baieriſchen General von Werth über den Rhein zurückgeworfen, kehrten aber wieder mit friſchen Kräften. Da erlitten ſie von ihm (24. Nov. 1643) die Niederlage bei Duttlingen, in deren Folge ihr ganzes Herr zerſtreut ward. Nun aber übernahm Turenne den Oberbefehl über die Franzoſen; dieſer ſtellte das Gleichgewicht wieder her. Er drang in Baiern ein, ſchlug die Feinde bei Allersheim (1645), zog ſich aber wieder zurück, um ſich mit neuen Truppen zu verſtärken.

Torſtenſohn hatte Anfang 1646 wegen ſchwächlicher Geſundheit den Oberbefehl an Wrangel abgegeben. Dieſer wurde aus Oeſterreich herausgetrieben, verband ſich aber mit Turenne und drang mit dieſem vereint nochmals in Baiern ein, welches auf eine furchtbare Weiſe verheert wurde. Maximilian, ſchon lange mit den Franzoſen in Unterhandlungen, entſchloß ſich jetzt, um ſein Land zu retten, zu einem Waffenſtillſtande mit den Feinden (März 1647). Dadurch wurden zwar für den Augenblick die Schrecken des Krieges von ſeinem Lande abgewendet, aber der Kaiſer gerieth darüber in den größten Zorn, weil nun ſein Land den Feinden preisgegeben war. Maximilian hob daher den Waffenſtillſtand wieder auf und ſchloß einen neuen Bund mit dem Kaiſer. Aber nun ergoſſen ſich auch die Schweden wieder unaufhaltſam in ſein Land und verheerten diejenigen Theile, die ſie das letzte Mal verſchont hatten, auf eine ebenſo barbariſche Weiſe. Als Johann von Werth ſie wieder herausſchlug, Ende 1648, war das größte Unglück ſchon geſchehen.

Inzwiſchen war eine andere Abtheilung der Schweden unter dem General Königsmark in Böhmen eingedrungen und hatte ſich der kleinen Seite von Prag bemächtigt (Juli 1648). Schon machte er Miene, auch die Altſtadt zu ſtürmen, als die Nachricht vom Frieden eintraf.

16. Der weſtphäliſche Friede.

Schon auf einem Kurfürſtentage zu Nürnberg vom Jahre 1640 hatte man über die Frage verhandelt, wie der Friede herzuſtellen ſei. Der Kaiſer wurde dann angegangen, einen Reichstag zu berufen, um dieſen Gegenſtand weiter zu beſprechen. Noch in demſelben Jahre wurde er in Regensburg eröffnet; es war der erſte ſeit dem Jahre 1613. Hier wurde auf die Vermittelung Dänemarks hin beſchloſſen, daß mit den fremden Mächten in Münſter und Osnabrück unterhandelt werden, und daß die Eröffnung der Friedenstagſatzung im Jahre 1642 ſtattfinden ſolle. Doch verzögerte ſich die Sache noch bis ins Jahr 1643. Dann kamen zwar die Geſandten, um über die vorläufigen Beſtimmungen des Friedensgeſchäftes ins Reine zu kommen; ſie geriethen aber bald über Rang, Titel, Ehrenbezeugungen und ähnliche Dinge ſo ſehr in Streitigkeiten, daß das Geſchäft keinen rechten Fortgang nehmen wollte. Ferner verlangten die Geſandten von Schweden und Frankreich die Zulaſſung von Abgeordneten der deutſchen Fürſten und anderer Reichsſtände zu den Verhandlungen, damit ſie Gelegenheit hätten, unter dem Schutze der fremden Mächte „die deutſche Freiheit" wieder herzuſtellen, welche durch den Kaiſer gefährdet ſei. Der Kaiſer war zwar darüber aufgebracht, willigte aber zuletzt doch in die Beſchickung des Congreſſes durch die Stände.

Endlich, am 11. Juni 1645, wurden die Verhandlungen eröffnet. Die franzöſiſchen Geſandten waren S. Avaux, Servien, Longueville, die ſchwediſchen Johann Oxenſtierna, der Sohn des Kanzlers, und Salvius; von Seite des Kaiſers Crane und der Graf von Trautmannsdorf. Die fremden Mächte ſtellten zuerſt folgende Forderungen: 1) eine allgemeine Begnadigung vom Jahre 1618 an, welche die Wiedereinſetzung der Betheiligten in alle Rechte und Länder einſchließe; 2) daß künftig kein römiſcher König bei nicht erledigtem Throne gewählt werden dürfe; 3) Beſchränkung der kaiſerlichen Macht durch die Stände bezüglich Kriegs und Friedens, der Steuererhebung, der Entſetzung eines Reichsſtandes; 4) Recht der Reichsſtände, Bündniſſe mit Auswärtigen zu ſchließen; 5) vollkommener Religionsfrieden; 6) Entſchädigung für die beiden Kronen Schweden und Frankreich; 7) Entſchädigung der Bundesgenoſſen beider Kronen; 8) Erklärung des Kaiſers, daß er ſich fortan in den Krieg zwiſchen Spanien und Frankreich nicht miſchen wolle.

Der Kaiſer hatte Anfangs die Abſicht, die Stände des Reichs auf ſeine Seite zu ziehen, um mit ihrer Hülfe die Forderungen der Fremden nach Entſchädigung zurückweiſen zu können. Demzufolge ſprach er ſich über die Forderungen, welche die Mächte bezüglich der Verfaſſung des deutſchen Reichs ſtellten, nachgiebig aus, ſelbſt auch bezüglich der religiöſen Verhältniſſe — nur die eigenen Länder wollte er nicht inbegriffen wiſſen — dagegen wies er die Forderungen der Fremden wegen Entſchädigung mit Entſchiedenheit zurück. Allein das war gerade der Punkt, auf welchen es jenen am meiſten ankam. Schweden rückte alsbald mit ſeinem Begehren klar heraus; es verlangte ganz Pommern, Schleſien, Kamin, Wismar, das

Erzſtift Bremen, das Stift Verden. Die Franzoſen zögerten noch etwas mit ihren Forderungen, gaben ſich aber inzwiſchen alle Mühe, die Reichsſtände dadurch zu kirren, daß ſie ſich als Schützer der deutſchen Freiheit hinſtellten. An einen feſten Anſchluß der Stände an den Kaiſer gegen die Fremden, der anfangs erwartet werden konnte — denn in der erſten Antwort derſelben auf die Vorſchläge von Frankreich und Schweden wurden ihre Zumuthungen zurückgewieſen — war auch bald nicht mehr zu denken, da ſofort die Katholiken und die Proteſtanten über die Religionsfrage und über die geiſtlichen Güter einander in die Haare geriethen, und den letzteren, wenn die Katholiken nicht nachgeben wollten, nun jede Ausſicht, ihre Forderungen durchzuſetzen, verſchwand, wenn ſie nicht die der fremden Mächte unterſtützten.

Der kaiſerliche Geſandte Graf von Trautmannsdorf gab ſich zwar alle Mühe, zu vermitteln; er hatte vom Kaiſer die Vollmacht, bezüglich der Religionsfrage ziemlich weit zu gehen. Er ermahnte die Parteien zur Verſöhnlichkeit und ſtellte ihnen die Nothwendigkeit des Zuſammenhaltens vor. Den Franzoſen bot er zuerſt die drei lothringiſchen Bisthümer, die ſie zwar ſchon beſaßen, aber unter der Hoheit des Reiches, ferner Pignerol (in Piemont) und Moyenvic (in Lothringen) an. Allein die Franzoſen verlangten außer den drei Bisthümern noch Ober- und Unterelſaß, den Sundgau, den Breisgau, Breiſach, die Waldſtädte und das Beſatzungsrecht in Philippsburg, ferner Ausſchluß des Herzogs von Lothringen, mit dem ſie ſich im Kriege befanden, vom Frieden. Dieſe Forderung ſchien den Ständen doch ſo übertrieben, daß ſie ſie Anfangs zurückwieſen.

Aber Frankreich hatte unter den Fürſten ſeine guten Freunde, Würtemberg, Baden-Durlach, vor Allem aber den Kurfürſten von Baiern. Mit dieſem ſtand, wie wir uns erinnern, Frankreich von jeher in diplomatiſchen Beziehungen. Jetzt verſprach es ihm Sicherung der Kurwürde und der Oberpfalz, wenn er dagegen die franzöſiſchen Forderungen unterſtützen wollte. Baiern bot daher ſeinen ganzen Einfluß auf, um den Kaiſer zu bereden, das Elſaß zu opfern. Und als Frankreich dieſes hatte, ſo ſetzte es auch ſeine anderen Forderungen mit Breiſach und Philippsburg durch. Schon im Mai 1646 war man darüber ins Reine gekommen. Es wurde auch noch von Seite des Reichs zugegeben, daß von Baſel bis Philippsburg keine neue Feſtungswerke angelegt werden ſollten.

Nicht ſo leicht wurde es Schweden, ſeine Begehren durchzuſetzen. Ihm ſtellte ſich beſonders der Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, (ſeit 1640) entgegen, welcher die nächſten Anſprüche auf Pommern hatte. Nach langwierigen Unterhandlungen kam man überein, — die Fortſchritte der ſchwediſchen Waffen in der letzten Zeit trugen das Meiſte dazu bei — an Schweden Vorpommern, Stettin, Wismar, Bremen und Verden abzutreten. (Februar 1647.)

Die pfälziſche Familie, welche ſchon von Frankreich geopfert war, und für welche zuletzt auch Schweden Frankreich zu Liebe zu wirken aufhörte, mußte ſich mit der Unterpfalz begnügen, und mit einer achten Kurwürde, während Maximilian von Baiern die pfälziſche Kurwürde nebſt der Oberpfalz erhielt.

Inzwiſchen bekämpften ſich die Religionsparteien mit größter Wuth. Trautmannsdorf ermahnte die Katholiken lange hinfort vergebens zur Nachgiebigkeit. Namentlich Baiern wollte nicht nachgeben. Zuletzt verglich man ſich doch dahin, daß in den Reichsgerichten, wenn religiöſe Gegenſtände entſchieden werden ſollten, die eine Hälfte der Richter Proteſtanten, die andere Katholiken ſein ſollten. Die Religionsfreiheit wurde zunächſt in demſelben Sinne zugeſtanden, wie in dem augsburger Religionsfrieden, d. h. ſie kam vor Allem den Landesherren zu Gute: ſie hatten das Recht, in ihrem Lande zu reformiren, oder mit anderen Worten eine Religion einzuführen, welche ſie wollten, und die alſo als die öffentliche galt. Doch auch ſolche, welche eine andere Religion bekennen als der Landesherr, ſollten geduldet werden, wenn ihnen auch die öffentliche Religionsübung verſagt war. Die Proteſtanten erlangten außerdem noch die Begünſtigung, daß die öffentliche Ausübung ihrer Religion, wenn ſie im Jahre 1624 irgendwo in einem katholiſchen Gebiet ſtattgefunden hatte, nicht mehr unterdrückt werden dürfe. Bezüglich der geiſtlichen Güter wurde ebenfalls das Jahr 1624 als geſetzliches Jahr angenommen. Was die Proteſtanten davon in dieſem Jahre beſeſſen, ſollte ihnen bleiben. Nur auf die öſterreichiſchen Lande wurde dieſe Religionsfreiheit nicht ausgedehnt, wie dieſe denn auch von der allgemeinen Amneſtie in ſo fern ausgeſchloſſen wurden, als die früheren Verurtheilten zwar zurückkehren durften, aber ihrer Güter nicht mehr theilhaftig wurden. Sie befanden ſich größtentheils in anderen Händen.

Zwiſchen den Lutheranern und den Kalviniſten oder Reformirten kam es aber noch zu einem heftigen Kampfe. Zwar darüber verſtändigte man ſich bald, daß die Reformirten ebenſo wie die Lutheraner des Religionsfriedens theilhaftig ſein ſollten. Allein als die Frage beſprochen wurde, ob den Reformirten ebenſo das Recht zuſtände, in ihrem Lande zu reformiren, wie den Lutheranern, d. h. ob die reformirten Landesherren das Recht haben ſollten, ihre lutheriſchen Unterthanen zum reformirten Glauben zu zwingen, ſo ſetzten ſich die Lutheraner dieſer Forderung mit der größten Heftigkeit entgegen. Endlich wurde die Frage durch Schweden im Sinne eigentlicher Religionsfreiheit vermittelt, d. h. es ſollten Lutheraner und Reformirte unter reformirten wie unter lutheriſchen Regenten ihre freie Religionsübung haben dürfen.

Uebrigens erſtreckte ſich der Grundſatz der Religionsfreiheit, der in dem weſtphäliſchen Frieden in einem viel ausgedehnteren Sinne als in den vorigen Religionsfrieden ausgeſprochen wurde, doch nur auf die drei Bekenntniſſe, das katholiſche, lutheriſche und reformirte: kein anderes ſollte ſich eines gleichen Bürgerrechtes zu erfreuen haben.

Was die Beſtimmungen über die Reichsverfaſſung betrifft, ſo haben es ſich die fremden Mächte beſonders angelegen ſein laſſen, die Anſicht zu verbreiten, daß die kaiſerliche Gewalt von Rechtswegen nur eine ſehr beſchränkte ſei, daß hingegen die Reichsſtände die „Souveränität", d. h. volle unabhängige landesherrliche Gewalt beſäßen. Von Schweden ging namentlich im Jahre 1641 ein Buch aus, von einem gewiſſen Hippolythus a Lapide (der Verfaſſer hieß Chemnitz) „über den politiſchen Stand des heiligen römiſchen Reichs", in welchem dieſe Grundſätze folgerichtig entwickelt worden ſind. Der Zweck dieſes Buches war namentlich darauf gerichtet, das Streben des habsburgiſchen Hauſes nach einer ſolchen Kaiſergewalt, wie ſie die römiſchen Imperatoren gehabt, wie ſie Wallenſtein noch aufzurichten trachtete, als völlig mit der Geſchichte des deutſchen Reiches und mit den Rechten der deutſchen Stände im Widerſpruch hinzuſtellen. Es war dies, genau genommen, keine neue Anſicht: wir erinnern uns, wie die proteſtantiſch-kalviniſche Bewegung am Anfange dieſes Jahrhunderts von demſelben Gedanken geleitet war.

Allein das Buch brachte die Meinung wieder in Erinnerung, und führte ſie mit großem Geſchicke aus. Die fremden Mächte fußten auch darauf bei den weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen und ſo wurden einzelne Beſtimmungen in die Friedensacte aufgenommen, welche ihr entſprachen. Darnach ſollten die Reichsſtände in allen ihren Rechten, Ländern und Regalien geſchützt werden, ſie ſollten in allen Berathungen über Reichsſachen, über Krieg und Frieden, Auflagen von Steuern, Einquartierung ꝛc. ihr freies Stimmrecht haben: ſie ſollten das Recht haben, ſowohl unter ſich, wie mit Auswärtigen Bündniſſe zu ſchließen, nur ſollten ſie nicht wider den Kaiſer und das Reich und wider den Landfrieden gerichtet ſein.

Was die Entſchädigung der einzelnen Reichsſtände anbetrifft, ſo bekam der Kurfürſt von Brandenburg für den Theil von Pommern, der an Schweden abgetreten werden mußte, die Biſthümer Halberſtadt, Minden und Kamin als weltliche Fürſtenthümer, und das Erzbisthum Magdeburg als ein Herzogthum; Kurſachſen die vier magdeburgiſchen Orte Querfurt, Jülerbock, Dann und Burk; Mecklenburg-Schwerin für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Braunſchweig-Lüneburg die abwechſelnde Nachfolge im Bisthum Osnabrück, ferner Walkenried und Gröningen; Heſſen-Kaſſel die Abtei Hersfeld, ferner die Aemter Schauenburg, Bückeburg, Sachſenhagen und Stadthagen, und 600,000 Thaler. Auch der marburgiſche Erbfolgeſtreit wurde zu ſeinem Vortheile erledigt.

Endlich wurde auf dieſem Frieden auch die Republik der vereinigten Niederlande und die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft als unabhängige Staaten anerkannt.

Am 24. Oktober 1648 wurde endlich der Friede abgeſchloſſen.

Somit war wohl der Krieg beendet. Aber er hatte die traurigſten Wirkungen hinterlaſſen. Wir werden ſie in dem nächſten Buche entwickeln.

Vaterländiſche
Geſchichte

von den

älteſten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Eduard Duller,

fortgeſetzt von

Profeſſor Dr. Karl Hagen.

Fünfter Band.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Aug. Oſterrieth
in Frankfurt a. M.

Vorrede zum fünften Bande.

Endlich kann ich den Leſern mit der Vollendung dieſes fünften Bandes den wenigſtens vorläufigen Schluß unſers Werkes übergeben. Sie mögen die Verzögerung desſelben mit den vielen Amtsgeſchäften entſchuldigen, mit denen ich ſeit meiner Berufung zur Profeſſur der Geſchichte an hieſiger Hochſchule (im Herbſt 1855) überhäuft bin. Es war mir kaum möglich, zu andern Zeiten, als in den Ferien an dieſem Werke zu arbeiten, da außer denſelben faſt meine ganze Zeit durch Lehrthätigkeit in Anſpruch genommen iſt. Eben darum ſchien es auch gerathen, mit vorliegendem Bande, der ohnedies eine Periode beendet, unſer Werk abzuſchließen. Damit will ich nicht geſagt haben, als ob ich überhaupt darauf verzichtete, den Reſt, der die neueſte Zeit enthält, zu bearbeiten. Nur will ich bezüglich der Friſt, bis zu welcher die Bearbeitung erſcheinen ſoll, keine Verpflichtungen eingehen, da ich nicht weiß, ob ich ſie erfüllen könnte.

Was nun die zwei letzten Bände unſers Werkes betrifft, ſo glaube ich noch einige Worte darüber ſagen zu müſſen. Der Leſer wird die Grundſätze, welche ich in der Vorrede zum erſten Bande über meine Behandlung der deutſchen Geſchichte niedergelegt, auch in dieſen Bänden befolgt ſehen. Ich wollte die allgemeinen Grundzüge unſerer nationalen Entwicklung während dieſer Zeit darlegen und von den Schickſalen unſeres Volkes in großen, aber ſcharfen und beſtimmten Strichen ein Bild entwerfen. Der allgemeine Zuſammenhang, die den Ereigniſſen zu Grunde liegenden Ideen, überhaupt das kulturhiſtoriſche Moment war mir die Hauptſache. Man wird es deßhalb begreiflich finden, daß ich dem Reformationszeitalter einen größeren Raum gewidmet habe, als anderen Abſchnitten, die einen größeren Zeitraum umfaſſen, daß überhaupt der zweite Band, der eine Epoche behandelt, die ſo reich an innern Entwicklungen iſt, einen größeren Umfang erhalten hat, als der dritte Band, der ſich mit einem faſt gleich großen Zeitraum beſchäftigt. Man wird es mir Dank wiſſen, daß ich die unerquickliche und langweilige Zeit vom weſtphäliſchen Frieden bis zum öſterreichiſchen Erbfolgekriege nicht ausführlicher bearbeitet, während man es hoffentlich in der Ordnung findet, daß ich das halbe Jahrhundert von 1740—1790, wo unſere Nation einen ſo großen geiſtigen Aufſchwung genommen, einläßlicher behandelt habe.

Die Zeit von 1496 bis 1648 bedurfte um ſo mehr einer ausführlichen Darſtellung, als ſie den Schlüſſel bietet zu der unerfreulichen Wendung, welche unſere nationale und politiſche Entwicklung ſeit dem dreißigjährigen Kriege genommen hat. Ich hoffe, ich habe durch meine Darſtellung, den Leſern in die wahren Urſachen derſelben einen Einblick gewährt. Nachdem wir darauf ein ganzes Jahrhundert politiſch wie geiſtig faſt todt geweſen, beginnen wir ſeit der Thronbeſteigung Friedrichs II. von Preußen ein neues Leben, zunächſt aber nur auf dem geiſtigen Gebiete, wo wir das nachholen, was wir in der Reformation unvollendet zurückgelaſſen. Dieſe neue Erhebung des deutſchen Geiſtes, welche mit der claſſiſchen Periode unſerer Nationalliteratur bezeichnet wird, hat in den letzten Jahren eine ſo vielfältige Bearbeitung erfahren, daß ich darauf verzichten mußte, etwas Neues zu geben. Ich beſchränkte mich alſo bloß auf eine allgemeine Ueberſicht, wie ſie ohnedies der Anlage des Werkes gemäß war, und betonte überhaupt weniger die äſthetiſche, als die allgemeine geſchichtliche Seite. Aus meiner Darſtellung ſelbſt aber wird man den Eindruck gewinnen, daß dieſe geiſtige ſchönwiſſenſchaftliche Seite unſerer nationalen Erhebung nach einer Ergänzung ſucht, nämlich durch die politiſche Seite. Dieſe Stufe der Entwicklung wird aber erſt in der nächſten Periode beſchritten, welche mit der franzöſiſchen Revolution beginnt, und fortgeſetzt bis auf dieſen Tag, ohne daß ſie noch einen Abſchluß gefunden hätte. Es iſt keine Frage, daß für die Gegenwart gerade dieſer Abſchnitt unſerer Geſchichte der intereſſanteſte und der wichtigſte iſt, und ſo wiederhole ich denn das obengegebene Verſprechen, vorausgeſetzt, daß dieſe Geſchichte beim Publikum einen Anklang findet, der mich zur Fortſetzung ermuthigt.

Bern, den 24. September 1857.

K. Hagen.

Neuntes Buch.

1. Einleitung. Folgen des dreißigjährigen Krieges.

Nach dem dreißigjährigen Kriege war Deutſchland einem großen Kirchhof oder einer Wildniß zu vergleichen. Tauſende von Dörfern, Hunderte von Städten lagen in Aſche; zwei Drittheile ſeiner Bewohner waren zu Grunde gegangen *); ganze Länderſtrecken waren verödet: kaum, daß noch ein Drittheil angebaut war: die Felder waren mit Unkraut oder wildem Geſträuch bedeckt, auf den Brandſtätten der Märkte und Dörfer ſchoß Gras empor: oft dienten ſie auch den Wölfen zum Aufenthalt, die hier die Leichname der Erſchlagenen verzehrten.

Der Krieg war mit einer ganz entſetzlichen Barbarei geführt worden. Die Soldateska, ſchon beim Beginne des Krieges verwildert, da der Zuſtand der religiöſen und ſittlichen Bildung des Zeitalters wohl kein anderes Ergebniß erzielen konnte, erſtieg im Verlaufe eines dreißigjährigen Räuber- und Mörderlebens die höchſte Stufe der Grauſamkeit und der Entmenſchung. Und es gilt dies auf gleiche Weiſe von allen Heeren. Die Schweden waren nach dem Tode Guſtav Adolfs um nichts beſſer, als die anderen. Noch lebt im Munde des Volks die Erinnerung an ihre furchtbare Erſcheinung:

---

*) Die Entvölkerung war ſo groß, daß ein fränkiſcher Kreistag vom 14. Februar 1650 beſchloß, jeder Mannsperſon zu erlauben, zwei Weiber zu nehmen. Auch ſollte Niemand unter 60 Jahren in ein Kloſter gehen, auch katholiſche Prieſter heirathen dürfen. Fränkiſches Archiv (1790) I. S. 155.

Der Schwed iſt kumme,
Hat Alles mitg'numme,
Hat Fenſter 'neing'ſchlage,
Hat's Blei davon trage,
Hat Kugeln d'raus goſſe,
Und d' Bauern erſchoſſe.

Daß die Soldaten Alles mitnahmen, was ſie fanden und fortſchleppen konnten, daß ſie bei dem Sturm einer Stadt in der erſten Wuth Alles niedermachten, was ihnen unter die Hände gerieth, iſt begreiflich. Aber ſie quälten auch mit ausgeſuchter Grauſamkeit die Bauern und Bürger, um aus ihnen Geſtändniſſe zu erpreſſen, wo ſie etwa ihre Güter verborgen hätten, oder auch aus bloßem Muthwillen und reiner Freude am Martern. Sie ſteckten den Armen Sperrhölzer in den Mund und goſſen Miſtjauche hinein: war dann der Bauch gehörig angefüllt, ſo traten ſie auf demſelben herum. Sie hieben ihnen Naſen, Ohren, Arme und Beine ab; ſie riſſen ihnen die Fußſohlen auf und ſtreuten Salz und Pfeffer hinein; ſie ſchnitten ihnen Riemen aus dem Körper oder ſpannten ihnen ein Seil um den Kopf, das ſie ſo feſt zuzogen, daß den Unglücklichen das Blut aus Mund, Naſen, Augen und Ohren drang. Sie ſchabten ihnen das Fleiſch bis an die Knochen ab, oder knüpften ſie an den Geſchlechtstheilen auf oder verbrannten ſie bei lebendigem Leibe. Frauen und Jungfrauen wurden überall geſchändet, aber ſie entgingen darum nicht anderer Mißhandlung: nicht ſelten, daß ſie an den Brüſten aufgezogen, oder ihnen die Leiber aufgeſchnitten oder ſie ſonſt zu Tode gemartert wurden.

Und dieſelbe Brutalität, wie gegen die Menſchen, bewieſen die Soldaten gegen die Sachen. Wo ſie genug Lebensmittel fanden, ergaben ſie ſich der viehiſcheſten Völlerei *): was ſie nicht verzehren konnten, nahmen ſie mit oder vernichteten ſie in der Regel, ſo daß weder den unglücklichen Eigenthümern, noch den nachfolgenden Soldaten etwas übrig blieb. Und außerdem zerſchlugen oder verbrannten ſie aus

---

*) In Windsheim aßen einmal 12 Soldaten mit Weib und Kindern den Brei von einer Metze Habermehl, nebſt 72 Laiblein Brod zu 2 Pfund, und tranken 30 Maas Bier dazu. Zwei andere Soldaten aßen 3 Laiblein Brod und 35 Klöße auf einmal, und ſtarben darüber, der eine mit einem Kloß im Munde. Schirmer Geſchichte der Reichsſtadt Windsheim. (1848.) S. 173.

bloßem Muthwillen Haus- und Küchengeräthe, Fenſter, Thüren, kurz Alles, was zu zerſtören war. Die Ankunft eines Trupps Soldaten galt daher überall für das größte Unglück: aus den Dörfern entflohen die Bauern in die Wälder, wo möglich mit ihrer Habe; oder wurde ſchon vorher die Ankunft eines größeren Heeres gemeldet, in die benachbarten Städte, in welche ſie dann all' ihr Vieh mitſchleppten. Durch die Ueberfüllung ſank aber das Vieh im Preiſe, auch riſſen Krankheiten unter ihm ein: ſo kam es häufig vor, daß eine Kuh nicht theurer zu ſtehen kam, als ein Laib Brod. Nach einiger Zeit erfolgte freilich wieder eine Rückwirkung: am Ende des dreißigjährigen Krieges war ein ſo großer Viehmangel, daß ſich die Menſchen ſelber an Wagen und Pflug ſpannen mußten. Uebrigens waren auch die Städte nicht ſicher: hielt ſich wohl bisweilen die eine oder die andere Stadt ein paar Tage, ſo mußte ſie ſich zuletzt doch ergeben, und dann war auch Alles verloren, was die Landleute gerettet hatten. Die Bürger entgingen niemals der furchtbarſten Brandſchatzung.

Durch die Schlemmerei und die Zerſtörungsſucht der Soldaten einerſeits, andererſeits durch das Verſinken des Ackerbaues entſtanden nun Theuerung und Hungersnoth, die natürlich wieder unſägliches Elend im Gefolge hatte, namentlich Krankheiten und Seuchen, wie die Peſt. Es kam vor, daß die Menſchen Leichname aus den Gräbern oder vom Schindanger holten, um ſie zu braten und zu eſſen. Geſtorbene Geſchwiſter wurden aufgezehrt; Eltern tödteten ihre Kinder, um ihren Hunger damit zu ſtillen, und dann aus Verzweiflung ſich ſelbſt.

So war der Wohlſtand des deutſchen Volkes gänzlich zu Grunde gerichtet: die Felder verwüſtet, Handel und Gewerbe darnieder, der Reichthum früherer Jahrhunderte ein Raub der Soldaten geworden, die drückendſte Armuth allenthalben — es war natürlich, daß kaum ein Menſchenalter hinreichte, um nur einigermaßen wieder erträgliche Zuſtände zu ſchaffen: an eine völlige Vernarbung der zahlloſen geſchlagenen Wunden war gar nicht zu denken.

Und hätten die Folgen des Kriegs nur die materiellen Intereſſen betroffen! Aber es ging noch weit mehr verloren: der Volksgeiſt erhielt durch den dreißigjährigen Krieg einen ſo tödtlichen Schlag, daß er ſich von ihm nie wieder erholte.

Oefter ſchon ſind wir in unſerer Geſchichte Beſtrebungen nach einer Umgeſtaltung des Reiches begegnet, wie diejenigen waren, welche den dreißigjährigen Krieg hervorgerufen haben. Dem Mißlingen derſelben folgte allemal eine Zeit der Erſchlaffung, des Verſinkens des öffentlichen Geiſtes, der Selbſtſucht, der Entſittlichung. Aber noch nie hatte eine Bewegung ſo lange gedauert, wie diesmal, und noch nie war ſie von ſo furchtbaren Gräueln begleitet geweſen. Je länger ſie anhielt, je ſtärker in Folge davon alle Kräfte angeſpannt werden mußten, je heftiger alle Adern des Volkslebens davon in Bewegung geſetzt wurden, um ſo furchtbarer mußte auch die Rückwirkung ſein. Die früheren Bewegungen haben trotz ihres Mißlingens doch immer wieder eine Anſtrengung des nationalen Geiſtes zugelaſſen, und zwar nach nicht ſehr langer Zeit. So folgten auf die Niederlage der Demokratie am Ende des 14. Jahrhunderts bereits gegen die Mitte des 15. der zweite Städtekrieg, gegen das Ende desſelben die verſchiedenen Freiheitsbeſtrebungen, die ſich faſt in ununterbrochener Reihe fortſetzten bis zur Reformation und bis zum Bauernkrieg. Die Niederlage, welche die freiheitlich-nationale Richtung in dieſem erlitt, war freilich ſehr ſchwer, aber doch konnte bereits nach einem Jahrzehend der Aufruhr in Münſter und die wullenweberiſche Bewegung erfolgen. Und ſelbſt auf die traurige Wendung der Dinge gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts kam, wie wir geſehen, eine Zeit der Reform und des Zuſammenfaſſens des nationalen Geiſtes unter Maximilian II. Aber der dreißigjährige Krieg iſt ſo zu ſagen als der Todtengräber des deutſchen Geiſtes zu betrachten. Er hat die lebenskräftigen Triebe des Volks an der Wurzel angefreſſen und vernichtet. Das Volk wurde durch die greuelhafte Behandlung von Seite der Soldateska entehrt: es wurde im innerſten Keime ſeines Weſens gebrochen; es verlor das Selbſtgefühl, das Gefühl freier Perſönlichkeit, das Gefühl des Rechts, da es dreißig Jahre lang ſich daran gewöhnt hatte, ſich vor der rohen Gewalt zu beugen. So wurde die Nation durch die namenloſen Leiden des Kriegs völlig entnervt, verdumpft, gleichgültig gegen jedes höhere Streben, gegen das öffentliche Weſen, gegen das Geſammtvaterland; jeder Einzelne gewöhnte ſich daran, nur an ſich zu denken: das individuelle Element, das eine ſo bedeutſame Rolle in unſerer Geſchichte ſpielt, ſchlug nun vollkommen in jene unerfreuliche Richtung um, die wir ſchon öfter wahrgenommen haben, nämlich in den Mangel an Gemeinſinn, in Selbſtſucht und particulariſtiſche Beſchränktheit oder in ſklaviſche Unterwürfigkeit vor den Machthabern. Und das Hauptunglück war, daß dieſe Richtung von jetzt an die herrſchende blieb: der deutſche Geiſt ſchien für immer jene Schnellkraft eingebüßt zu haben, mit welcher er ſich aus ähnlichen Zuſtänden früherer Zeit immer wieder emporgeriſſen.

Um das Unglück voll zu machen, ſo kam gerade in dieſem Augenblicke, wo der deutſche Volksgeiſt ſich ſelbſt verloren und gleichſam aufgegeben hatte, die Einwirkung der Fremden hinzu. Wir haben geſehen, wie lange ſie Einfluß geübt, wie ſie eigentlich an der Verlängerung des Krieges, an dem traurigen Ausgange deſſelben Schuld geweſen. Auch fehlte es nicht an Stimmen, welche ſich des ſchädlichen Einfluſſes der Fremden vollkommen bewußt waren: nicht nur bei den Sittenrichtern jener Zeit, bei Riſt, Moſcheroſch und Andern tritt das hervor, ſondern auch noch in anderen Erſcheinungen, in den Geſellſchaften zur Aufrechthaltung deutſcher Sprache und Sitten, wie in dem Palmenorden, den Pegnitzſchäfern und andern. Aber dieſe Erſcheinungen waren vereinzelt und vermochten den Strom der Zeit nicht aufzuhalten. Die Fremden, vor Allem die Franzoſen, gewannen zunächſt bei den fürſtlichen Höfen Einfluß. Dies war natürlich, da ſie ihnen ja ſo viel verdankten, da ſie in den Franzoſen fortwährend ihre Beſchützer gegen die kaiſerliche Uebermacht zu erblicken gewohnt waren. Der Einfluß war vor Allem ein politiſcher, aber der ſittliche konnte nicht ausbleiben. Die deutſchen Höfe waren bald die Abbilder des franzöſiſchen: überall fanden ſich nun franzöſiſche Kammerherrn und Köche, Spieler und Weiber, Künſtler und Diener. Der deutſche Hofadel lernte — wenn auch mit Mühe — die franzöſiſchen Umgangsformen: franzöſiſche Gouverneurs und Gouvernanten waren nun unerläßlich. An den Höfen wurde franzöſiſch geſprochen, franzöſiſch gedacht, franzöſiſch gehandelt. Von den Höfen theilte ſich dieſes Ausländerweſen dem Mittelſtande mit, und zuletzt auch den unteren Schichten der Geſellſchaft. So hinderte eben der Einfluß der Ausländer das Emporkommen eines deutſchen Geiſtes. Das gänzliche Erliegen deſſelben unter dem Einfluſſe der Fremden drückte ſich nirgends deutlicher, als in der Sprache aus. Sie war noch nie ſo abgeſchmackt geweſen, wie jetzt, wegen der Ueberladung mit Fremdwörtern und des unendlich knechtiſchen Sinnes, der ſich in ihr offenbarte.

Dies waren die Ergebniſſe des dreißigjährigen Krieges für den Nationalgeiſt. Betrachten wir jetzt die Ergebniſſe für das Reich.

Wir haben geſehen, welch' gewaltige Anſtrengungen die verſchiedenen Parteien, beſonders in der erſten Hälfte des Krieges, machten, um den Sieg davon zu tragen und ſodann das Reich in ihrem Sinne umzugeſtalten.

Zuerſt iſt es die fürſtlich demokratiſche Partei, vermiſcht mit dem Kalvinismus, dann die kaiſerlich-abſolutiſtiſche, vermiſcht mit dem Katholicismus, dann die ſchwediſch-kaiſerlich demokratiſche, vermiſcht mit dem Proteſtantismus, die nach einander die Herrſchaft zu erringen ſtreben.

Keine dieſer Parteien ſiegt auf die Dauer, aber keine wird auch auf die Dauer vernichtet. Sie halten ſich ſo ziemlich das Gleichgewicht, theils durch eigene Kraft, theils durch Unterſtützung der Fremden. Das Ergebniß des langwierigen blutigen Kampfes iſt daher nicht eine vollkommen neue Ordnung der Dinge, ſondern die Wiederherſtellung und Bewahrung der alten, ſo jedoch, daß die gegeneinheitliche Richtung ſchärfer betont und das Unzulängliche der bisherigen Zuſtände nur noch mehr befeſtigt wird.

Das Haus Habsburg wird nicht vernichtet, wie dies die urſprüngliche Abſicht geweſen: es bleibt ſogar im Beſitze des Kaiſerthrones. Aber es ſind ihm alle Mittel benommen, das Reich zu einer Monarchie zu geſtalten. Die Unabhängigkeit und Selbſtherrlichkeit der Reichsſtände oder ihre Souveränität, wie man von nun an dieſes Verhältniß zu nennen begann, wurde vielmehr entſchieden ausgeſprochen. Das deutſche Reich, obſchon dem Namen nach eine Monarchie, hatte im Weſentlichen den Charakter eines Staatenbundes angenommen.

Und doch wurde dieſer Charakter nicht mit Folgerichtigkeit ausgebildet, woraus neue Formen, neue Staatsordnungen, neue Reichsgewalten hätten entſtehen müſſen, ſondern man bewegte ſich immer noch in den alten Formen: darnach erſchien der Kaiſer immer noch als der Herr der Welt, als der erſte Fürſt der Chriſtenheit, als Quelle und Ausfluß aller Rechte, obſchon er in Wahrheit nichts oder wenig mehr zu ſagen hatte. Der Kaiſer war todt: aber man gab ſich der Täuſchung hin, als ob er noch lebe.

Ebenſo wenig wurden zwei andere Reichsgewalten beſeitigt, die früher allerdings eine große Bedeutung gehabt, ſie aber in Folge der letzten Entwicklungen vollſtändig verloren hatten, nämlich Reichsritterſchaft und Reichsſtädte. Ja, im weſtphäliſchen Frieden wurde ihnen ihre bisherige Stellung, ſo häufig den Angriffen der Fürſten ausgeſetzt, feierlich verbürgt.

Die Fürſten endlich behaupteten nicht nur ihre bisherige Stellung, ſondern kräftigten und erweiterten ſie durch die Beſchränkung der kaiſerlichen Macht, durch ihr Recht, Bündniſſe mit Fremden zu ſchließen, überhaupt durch das den Reichsſtänden zugeſtandene Recht voller Landesherrlichkeit, was natürlich ihnen vorzugsweiſe zu Gute kam. —

Gehen wir nun etwas näher ein in die Betrachtung der verſchiedenen Beſtandtheile des Reichskörpers.

2. Reichsſtädte und Reichsritterſchaft *).

Von den Reichsſtädten waren 52 übrig geblieben, nämlich **): I. in Niederſachſen: 1) Lübeck; 2) Bremen; 3) Hamburg; 4) Goslar; II. in Weſtphalen: 5) Dortmund; III. am Niederrhein: 6) Aachen; 7) Köln; IV. am Mittelrhein: 8) Wetzlar; 9) Frankfurt; 10) Friedberg; 11) Worms; 12) Speier; V. am Oberrhein: 13) Straßburg (bis 1681, von wo an es an Frankreich fiel, wie die andern elſäſſiſchen Reichsſtädte); 14) Gengenbach; 15) Offenburg; 16) Zell; VI. in Schwaben: 17) Lindau; 18) Buchhorn; 19) Ueberlingen; 20) Ravensburg; 21) Wangen; 22) Isny; 23) Kempten; 24) Leutkirch; 25) Kaufbeuern; 26) Memmingen; 27) Augsburg; 28) Ulm; 29) Biberach; 30) Buchau; 31) Pfullendorf; 32) Rotweil; 33) Reutlingen; 34) Weil; 35) Eßlingen; 36) Heilbronn;

---

*) Vergl. Perthes das deutſche Staatsleben vor der Revolution (1847) und Biedermann Deutſchland im 18. Jahrhundert I.

**) Vergl. das Verzeichniß derſelben aus dem 14. Jahrhundert im 1. Band, S. 196 folg.

37) Wimpfen; 38) Hall; 39) Dinkelsbühl; 40) Nördlingen; 41) Aalen; 42) Gemünd; 43) Giengen; 44) Bopfingen; VII. in Bayern: 45) Regensburg; VIII. in Franken: 46) Nürnberg; 47) Rotenburg an der Tauber; 48) Windsheim; 49) Schweinfurt; 50) Weißenburg; IX. in Thüringen: 51) Mühlhauſen; 52) Nordhauſen.

Die reichsunmittelbare Ritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rhein begriff über 1000 Gebiete, die freilich nicht groß waren. Selten hatte eines mehr, als einige Stunden im Umfang, oft weniger. Immerhin aber war die dem Fürſtenthum dadurch entzogene Länderſtrecke nicht unbedeutend.

Allein dieſe beiden Beſtandtheile des Reichs, aus denen früher ein Neubau deſſelben hätte hervorgehen können, hatten jetzt ihre Bedeutung vollkommen verloren. Einmal gewannen diejenigen Verhältniſſe, welche wir ſchon früher als ihnen ſchädlich angedeutet haben, im Laufe des dreißigjährigen Krieges immer mehr Beſtand, ſo namentlich die Veränderung des Kriegsweſens. Seitdem das Söldnerweſen eine ſo ungeheuere Ausdehnung gewonnen hatte, wie im dreißigjährigen Kriege, beſonders aber ſeit der Aufrichtung ſtehender Heere, die bald darauf allgemein wurden, war es mit der früher ſtaatlichen Bedeutung ſowohl der Städte, wie der Ritterſchaft vorbei. Schon während des Krieges war die vollkommene Schutzloſigkeit der Städte gegenüber den wilden Soldatenhorden offenbar geworden: und gerade das Bewußtſein der Ohnmacht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, drückte ihnen von nun an das Gepräge ſtaatlicher Unbedeutendheit auf. Es kam aber noch etwas Anderes dazu. Die Städte büßten während des Krieges ihren Wohlſtand ein. Die aus früheren Jahrhunderten aufgehäuften Schätze gingen verloren. Nicht nur dem Einzelnen wurden ſeine Baarſchaft, ſeine Kleinodien genommen; ſondern die Gemeinden wurden mit den furchtbarſten Brandſchatzungen heimgeſucht. Die Schatzkammern wurden geleert, die Zeughäuſer ausgeplündert; aber all das reichte nicht hin, um die Unerſättlichkeit der Krieger zu ſtillen: ſo waren die Städte genöthigt, Schulden zu machen, um die von ihnen geforderten Gelder aufzubringen. Und es war keine Ausſicht vorhanden, dieſen ungeheueren Ausfall in dem ſtädtiſchen Vermögen wieder zu decken. Denn, wie ſchon bemerkt, auch Handel und Gewerbe war zu Grunde gegangen:

die auswärtigen Völker überholten darin während des Kriegs Deutſchland bei Weitem: es war uns faſt unmöglich geworden, mit ihnen noch zu wetteifern. Auch in dieſer Beziehung wurde alſo unſer Volk um mehr als ein Jahrhundert zurückgeworfen: und dies gilt insbeſondere von den Reichsſtädten, die bisher hauptſächlich die Sitze des Gewerbfleißes geweſen waren. Sie kamen ſeitdem aus Schulden nicht mehr heraus.

Hatten nun ſchon die angedeuteten Verhältniſſe den Reichsſtädten unheilbare Wunden geſchlagen, ſo hinderte die Verkommenheit des Reichs vollends jedes kräftige Wiederaufleben derſelben. Das Nämliche gilt von der Reichsritterſchaft. Beide Beſtandtheile hingen auf das Innigſte mit dem Reiche zuſammen: von da aus empfingen ſie ihr Leben: ſiechte dieſes dahin, ſo waren auch ihnen die Lebensadern abgeſchnitten. Und ſo tritt dieſelbe Erſcheinung ein, die wir ſchon gegen das Ende des Mittelalters wahrgenommen haben, nur in einem viel erhöhteren Maße wie damals. Denn dort ſchien bald wieder ein neues Leben in den Reichskörper zu kommen, was jetzt ein- für allemal beſeitigt war. Die Folge davon war, daß aus Städten und Ritterſchaft die eigentliche Lebenskraft verſchwand. Um ſo mehr wurden die überkommenen Formen feſtgehalten, in ihnen das Weſen des Bürgerthums geſucht, wenn ſie ſich auch überlebt hatten und das eigentliche Verſtändniß des Geiſtes, der ſie in's Leben gerufen, längſt entſchwunden war. Von jetzt an begann das Zunftweſen ſeinen unerfreulichen Charakter anzunehmen, der Unterſchied der Stände wurde weit mehr betont, wie früher, ohne daß ihm jedoch jene politiſche Triebkraft inwohnte, welche früher die verſchiedenen Stände der ſtädtiſchen Gemeinweſen belebte, und in ſo vielen Kämpfen ſich bethätigt hat.

Vielmehr tritt ein gänzliches Verkommen ihrer inneren Zuſtände ein. Die Beſtrebungen am Anfange des dreißigjährigen Kriegs und wohl auch zu den Zeiten Guſtav Adolfs waren die letzten Anſtrengungen der demokratiſchen Partei: nur hie und da, wie 1686 in Hamburg, erfolgt eine vereinzelte, aber verunglückte demokratiſche Bewegung. Seitdem ergriff die allgemeine Erſchlaffung und Gleichgültigkeit am öffentlichen Weſen auch die Bürgerſchaften der Städte. Die Verfaſſungen waren durchgängig ariſtokratiſch, in ſoferne als der Rath die Bürgerſchaft vollkommen beherrſchte, ohne ſich irgend einer Aufſicht zu unterwerfen, mochte er nun von patriziſchen Geſchlechtern beſetzt ſein oder aus einer Art Wahl hervorgehen. Die größten Veruntreuungen und Verſchleuderungen kamen vor. Es wurden Schulden gemacht, ohne daß angegeben wurde, wo das erhobene Geld hingekommen ſei. Bei den Umlagen herrſchte die größte Parteilichkeit: die Rathsfreunde, die Reichen, die Verwandten der herrſchenden Körperſchaft blieben verſchont, die Armen, die Mittelſtände dagegen wurden überbürdet. Und daneben geſchah nichts für die allgemeine Wohlfahrt, für das Heben der Gewerbe, des Unterrichts, gemeinnütziger Anſtalten. Das Gerichtsweſen war gänzlich verdorben: die Richter waren käuflich, parteiiſch; es wurden Acten unterſchlagen, Geſchenke von den Parteien genommen, übermäßige Strafen aus Parteileidenſchaften zuerkannt.

Es waren wohl noch in den meiſten Reichsſtädten Einrichtungen vorhanden, die es der Bürgerſchaft geſtattet hätten, gegen ſolches Gebahren ihrer Obrigkeiten aufzutreten. Sie wurden aber nicht oder nur höchſt ſelten angewendet. Einmal, weil überhaupt der frühere kräftige Geiſt erſtorben war, und dann, weil es den Räthen gelang, in die Körperſchaften, welche die Gemeinden vertreten ſollten, Gevattern oder ſonſtige abhängige Leute hineinzubringen. Wenn es gar zu arg wurde, ſchickte wohl der Kaiſer Beauftragte in eine Stadt, um Unterſuchungen anzuſtellen, im Ganzen wurde aber dadurch nichts gebeſſert.

Nicht anders ſah es mit den Reichsrittern aus. Seit der Veränderung des Kriegsweſens war denſelben die eigentliche Unterlage ihrer politiſchen Bedeutſamkeit entzogen. Da ſie nun nicht einmal zu den Reichstagen zugelaſſen wurden, ein Recht, welches wenigſtens die Reichsſtädte gerettet hatten, und wo ſie in Verbindung mit dieſen immerhin noch eine Rolle hätten ſpielen können, ſo waren ſie zu blos leidenden oder geduldeten Mitgliedern des Reichs herabgeſunken: alles unmittelbare thätige Eingreifen in die allgemeine Politik war ihnen abgeſchnitten. Da konnte denn nichts anderes eintreten, als was wirklich erfolgte. Die Reichsritterſchaft als lebendiges politiſches Gemeinweſen verkam ebenfalls. Die Einen, welche in ſich den Trieb ſpürten, auf einer größeren Bühne etwas zu gelten, zogen an die Fürſtenhöfe, wo ſie entweder als Miniſter oder als Hofſchranzen auftraten. Der größte Theil aber blieb auf ſeinen Gütern ſitzen, um dort zu verbauern. Da die Reichsritter kleine Souveräne waren, welche die Eigenſchaft eines Landesherrn und eines Grundherrn in ſich vereinigten, ſo übten ſie über ihre Bauern eine faſt ſchrankenloſe Gewalt, die gewöhnlich ſehr mißbraucht wurde. Die Bauern wurden mit den härteſten Frohnden gedrückt; für allgemeine gemeinnützige Einrichtungen geſchah nichts. Die Dörfer und die Landſchaften der Reichsritter kennzeichneten ſich daher durch ſehr ſchlechtes Ausſehen. Nun hatten ſich wohl noch die größeren und kleineren Vereine der Reichsritterſchaft erhalten, die Kantone, Kreiſe, das ritterſchaftliche Corpus. Allein wo ſollte bei dieſem das Leben herkommen, wenn es aus den einzelnen Mitgliedern bereits entflohen war? Die Verwaltung dieſer Vereine wurde in der Regel nicht den Würdigſten und den Beſten übergeben; allerlei Ränke machten ſich bei der Wahl der Vorſteher bemerklich; das Rechnungsweſen wurde nicht minder ſchlecht verwaltet, wie bei den Reichsſtädten, nicht zum allgemeinen Beſten, ſondern zum Vortheil der Einzelnen.

Bei dieſer Unbedeutendheit der Reichsſtädte und der Reichsritterſchaft hatte ſich das Fürſtenthum vor ihnen nicht mehr zu fürchten.

Nicht, als ob nicht gleichwohl noch Eiferſucht vorhanden geweſen wäre: Adel und Reichsſtädte haben fortwährend Streitigkeiten mit den Fürſten, wie vor Alters auch: an Proceſſen fehlt es nicht; von beiden Ständen gehen Schriften aus, die das Standesintereſſe wahren ſollen gegenüber dem Fürſtenthum; im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts werden eine Menge juriſtiſcher und geſchichtlicher Bücher in dieſem Sinne geſchrieben, ſo daß, wenn man dieſe ins Auge faßt, man beinahe verſucht ſein möchte, zu glauben, es beſtänden noch die kräftigen Gegenſätze und Machtverhältniſſe, wie im 14. Jahrhundert. Aber näher beſehen war dieſe Feindſeligkeit der Reichsbürger und der Reichsſtädte nur eine überlieferte, eine Reliquie aus der alten Zeit, die man, wie andere Einrichtungen, überkommen hatte und die man aus Gewohnheit oder aus Ehrfurcht vor dem Alterthum noch fortführte; eine lebenskräftige, unmittelbar ins Leben eingreifende, die Staatszuſtände umgeſtaltende Widerſetzung war ſie aber nicht: es blieb ein unerquickliches, nichts weniger als anziehendes, kleinliches Gezänke. Kam es irgendwo zu Ernſt, ſo unterlagen die Städte immer. So mußte ſich Erfurt 1664 an

Kurmainz ergeben, mit dem es in Händel gekommen war, weil ſich die Stadt weigerte, den Kurfürſten in das Kirchengebet einzuſchließen. Bremen und Hamburg konnten vor den Angriffen der Dänen und Schweden nur durch die Dazwiſchenkunft einiger deutſchen Fürſten, die ein beſonderes Intereſſe dabei hatten, wie des großen Kurfürſten, gerettet werden.

Gehen wir jetzt zu den Fürſtenthümern über.

3. Die Fürſtenthümer.

1. Niederſachſen.

a. Weltliche Gebiete.

1. Braunſchweig-Lüneburg und Wolfenbüttel.

Bei dem Beginn des dreißigjährigen Krieges gab es in den braunſchweigiſchen Landen zwei Linien: 1) das mittlere Haus Braunſchweig; 2) das mittlere Haus Lüneburg. Zu jenem gehörten der Herzog Friedrich Ulrich und Chriſtian, der Adminiſtrator in Halberſtadt, der bekannte Haudegen. Er ſtarb, wie wir geſehen, ſchon 1626, und ſein Bruder Friedrich Ulrich, der regierende Herzog, folgte ihm im Jahre 1634 nach, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Seine Länder fielen nun an die zweite Linie. Dieſe Linie oder das mittlere Haus Lüneburg beſtand damals aus zwei Zweigen, aus dem dannenbergiſchen und aus dem zelliſchen. Zu letzterem gehörte der Herzog Georg, der im dreißigjährigen Kriege eine Rolle ſpielte. Beide Zweige theilten ſich nun nach mannigfachen Streitigkeiten in die Beſitzungen des ausgeſtorbenen mittleren Hauſes Braunſchweig und gründeten zwei neue Häuſer. Nämlich aus der dannenbergiſchen Linie, welche Wolfenbüttel und Grubenhagen — das ſie jedoch ſpäter wieder abtreten mußte — in Beſitz nahm, ging das neue Haus Braunſchweig-Wolfenbüttel hervor, und aus der zelliſchen, welche Calenberg erbte, das neue Haus Lüneburg oder Hannover.

Was nun zunächſt Braunſchweig-Wolfenbüttel betrifft, ſo waren die Regenten folgende: Auguſt, geb. 1579, geſt. 1666, zuerſt Domherr in Hildesheim und Straßburg, wiſſenſchaftlich gebildet, vorzüglicher Erweiterer der Bibliothek in Wolfenbüttel. Ihm folgte ſein Sohn Rudolf Auguſt, geſtorben 1704. Er bezwang 1671 die Stadt Braunſchweig, gründete 1687 die Ritterakademie, und ließ ſich 1702 aus Eiferſucht gegen Hannover in ein Verſtändniß mit Frankreich ein, dem er jedoch zu entſagen gezwungen ward. Da er keine Kinder hatte, ſo folgte ihm ſein prachtliebender und verſchwenderiſcher Bruder Anton Ulrich (—1714), der 1710 zum Katholicismus übertrat; und dieſem ſein Sohn Auguſt Wilhelm (—1731) gleichfalls ohne Kinder, worauf die bevernſche Linie, von Herzog Auguſts jüngſtem Sohne Ferdinand Albrecht, das Land erbte. Ferdinand Albrecht II. ſtarb aber auch ſchon 1735. Darauf folgte ihm ſein Sohn Karl (1735—1780), Begünſtiger der Wiſſenſchaften, Förderer der Univerſität Helmſtädt, Gründer des Collegium Carolinum in Braunſchweig 1745. Der Sohn und Nachfolger desſelben war Karl Wilhelm Ferdinand (1780—1807), der preußiſche General, der ſich im ſiebenjährigen Kriege ausgezeichnet und den verunglückten Feldzug von 1792 in die Champagne geleitet hat.

Die Regenten aus dem neuen Hauſe Lüneburg-Zelle oder Hannover waren folgende: Herzog Georg, ſtarb 1641. Sein Sohn Chriſtian Ludwig (1641—1665) erhielt im weſtphäliſchen Frieden die Abtei Walkenried. Er hatte keine Kinder, wohl aber drei Brüder. Der älteſte nach ihm, Georg Wilhelm (1665—1705) wollte zuerſt das ganze Land für ſich behalten, gerieth nun aber deßhalb mit ſeinem anderen Bruder, Johann Friedrich, in Streit. Beide ſahen ſich nach auswärtiger Hülfe um. Zuletzt wurde der Streit durch Frankreich, Schweden, Köln und Brandenburg dahin ausgeglichen, daß Georg Wilhelm Zelle, Hoya und Diepholz erhielt, Johann Friedrich aber Calenberg, Göttingen und Grubenhagen. Georg Wilhelm erwarb auch 1689 Sachſen-Lauenburg, jedoch nicht ohne Weiterungen, da auch Kurſachſen, Brandenburg und Mecklenburg Anſprüche darauf machten. Doch dem kurſächſiſchen Hauſe kaufte er ſeine Anſprüche um 1,100,000 Gulden ab. Sein Bruder Johann Friedrich, der 1651 katholiſch geworden war und eine andere auswärtige Staatskunſt befolgte, wie Georg Wilhelm — der letztere ſchloß ſich an den Kaiſer an, während Johann Friedrich an Frankreich und Schweden — ſtarb ſchon 1679, ohne Kinder zu hinterlaſſen, und es folgte ihm nun der jüngſte Bruder, Ernſt Auguſt, der bisher proteſtantiſcher Biſchof von Osnabrück geweſen. Auch Ernſt Auguſt (—1698) ſtand Anfangs im Bunde mit Frankreich, trat aber 1675 wieder auf die Seite von Kaiſer und Reich, und iſt ſeitdem ein eifriger Anhänger des öſterreichiſchen Hauſes geblieben. Er verlegte ſeine Reſidenz von Iburg nach Hannover, weßhalb von nun an das Herzogthum Lüneburg dieſen Namen erhielt, führte das Erſtgeburtsrecht in ſeinem Hauſe ein, ſpielte in den Kriegen gegen Ludwig XIV. von Frankreich eine nicht unbedeutende Rolle und erlangte wegen der vielen Verdienſte, die er ſich dabei um das Haus Oeſterreich erworben, im Jahre 1692 die Kurwürde, die jedoch erſt ſeit dem Frieden von Utrecht allgemein anerkannt ward. Er war vermählt mit Sophie (ſtarb 1714), einer Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, des Winterkönigs, und der engliſchen Eliſabeth. Aus dieſer Ehe ging Georg Ludwig hervor (1698—1727), welcher nach dem kinderloſen Tode Georg Wilhelms (1705) auch Lüneburg-Zelle erbte, und ſomit alle lüneburgiſchen Lande wieder vereinigte. Er erwarb aber auch noch Bremen und Verden (1715) von Dänemark, welches dieſe Länder den Schweden abgenommen hatte, und dieſe Erwerbung wurde im Frieden mit Schweden beſtätigt (1719). Im Jahr 1714 beſtieg er den Thron von Großbritannien, als der Sohn der engliſchen Eliſabeth. Ihm folgte ſein Sohn Georg Auguſt, als König von Großbritannien Georg II. (1727—1760). Er iſt der Gründer der Univerſität in Göttingen, der Georgia Auguſta, im Jahr 1737. Georg III. (von 1760—1826.)

2. Holſtein und Dänemark.

Schleswig-Holſtein und Dänemark gehörten, wie wir geſehen, derſelben Familie an. Allein die zwei Söhne Friedrichs V. (ſtarb 1533), Chriſtian III. und Adolf bildeten zwei Linien, die königliche und die Holſtein-Gottorpiſche.

Was zuerſt die königliche Familie betrifft, ſo ſtarb der Stifter derſelben, Chriſtian III., im Jahre 1559. Er führte die Reformation in Dänemark ein, und hinterließ mehrere Söhne, wovon jedoch nur zwei das Geſchlecht fortſetzten, nämlich: Friedrich II., welcher die königliche Linie fortpflanzte, und Johann den Jüngeren, den Stammvater der ſonderburgiſchen Linie.

Friedrich II., der Fortpflanzer der königlichen Linie, ſtarb 1588. Deſſen Sohn Chriſtian IV. miſchte ſich in den dreißigjährigen Krieg und ſtarb 1648. Es folgte dann immer der Sohn auf den Vater: Friedrich III. (1648—1670); Chriſtian V. (—1699); Friedrich IV. (—1730); Chriſtian VI. (—1746); Ludwig V. (—1766); Chriſtian VII. (—1808.)

Johann der Jüngere, der Stammvater der ſonderburgiſchen Linie, ſtarb 1622. Dieſer hinterließ vier Söhne, welche vier beſondere Linien gründeten. 1) Alexander (ſtarb 1627) gründete die ſonderburgiſche Linie. Ihr gehörte die ſüdliche Hälfte der Inſel, Alſen in der Oſtſee oder Stadt und Amt Sonderburg; 2) Friedrich (ſtarb 1658) gründete die norburgiſche Linie. Ihr gehörte der Nordantheil der Inſel Alſen. Dieſer fiel 1669 Schulden halber wieder an das königliche Haus zurück. 1722 ſtarb die Linie ganz aus; 3) Philipp (ſtarb 1663) gründete die glücksburgiſche Linie. Ihre Beſitzungen waren in Angeln, an dem flensburgiſchen Meerbuſen und umfaßten einen großen Theil von Sundewit. Die Linie erloſch 1779; 4) Ernſt (ſtarb 1671) gründete die plöniſche Linie, welche 1761 erloſch. Was nun insbeſondere die ſonderburgiſche Linie betrifft, ſo hinterließ ihr Stifter Alexander drei Söhne, welche wieder drei beſondere Linien gründeten. Nämlich Ernſt Günther (ſtarb 1689) ſtiftete die auguſtenburgiſche Linie; Auguſt Philipp (ſtarb 1675) die bekkiſche; Philipp Ludwig (ſtarb 1689) die wieſenburgiſche. Letztere ſtarb 1761 aus, die beiden andern aber erhielten ſich bis auf dieſen Tag. Die bekkiſche erbte 1779 auch Glücksburg.

So viel von der ſonderburgiſchen und königlichen Linie. Wenden wir uns nun zu der Linie Holſtein-Gottorp. Der Stifter derſelben Adolf ſtarb 1586. Er bekam die Herzogthümer Schleswig-Holſtein nicht ganz, ſondern es wurde zwiſchen ihm und ſeinem Bruder, dem König Chriſtian III., dergeſtalt getheilt, daß die däniſchen und gottorpiſchen Antheile in einander hineinlieſen. 1556 wurde auch Dithmarſen unterworfen. Es folgte dann der Sohn auf den Vater: Johann Adolf (ſtarb 1616); Friedrich III., der Große (ſtarb 1659), welcher das Erſtgeburtsrecht einführte; Chriſtian Albert, von 1655—1666 Biſchof von Lübeck (ſtarb 1694). Die Herzoge von Holſtein-Gottorp lagen in beſtändigem Streite mit den Königen von Dänemark, und ſchloſſen ſich in der Regel an die Feinde derſelben, namentlich an Schweden an. In dem röthſchilder Frieden (1658) erlangten ſie die Souveränität des Herzogthums Schleswig, waren dann aber gegen Dänemark unglücklich, wurden aus dem Lande vertrieben und gelangten erſt 1689 durch den Vergleich von Altona wieder in den Beſitz deſſelben. In die Unruhen zur Zeit Karls XII. von Schweden wurden ſie natürlich auch wieder verwickelt: im Frieden von 1720 mußten ſie ihren Antheil an Schleswig Dänemark überlaſſen. Dagegen eröffnete ſich ihnen die Ausſicht auf zwei Throne, auf den ruſſiſchen und auf den ſchwediſchen. Chriſtian Albert hinterließ zwei Söhne, Friedrich IV. (1694—1702) und Chriſtian Auguſt (1726). Der ältere dieſer Brüder, Friedrich IV., war der regierende Herzog. Er hinterließ einen Sohn Karl (ſtarb 1739), welcher ſich mit Anna, der Tochter Peters des Großen von Rußland, vermählte. In dieſer Ehe wurde Karl Peter Ulrich erzeugt (ſtarb 1762), welcher nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth den ruſſiſchen Thron beſtieg. Seine Gemahlin war Katharina II. Der zweite Sohn Chriſtian Alberts, Chriſtian Auguſt, war Biſchof von Lübeck, und hinterließ drei Söhne. Der älteſte, Adolf Friedrich, durch ſeine Mutter Albertine von der Schweſter Guſtav Adolfs Katharine abſtammend, wurde 1751 König von Schweden (ſtarb 1771). Der zweite Friedrich Auguſt, 1750 Biſchof von Lübeck, erhielt 1774 Oldenburg und wurde dadurch der Stifter des Hauſes Holſtein-Oldenburg. Das Geſchlecht der Grafen von Oldenburg war nämlich 1667 mit Anton Günther ausgeſtorben. Oldenburg fiel nun an Dänemark und Holſtein-Gottorp, welche bis 1676 das Land gemeinſchaftlich regierten, dann Dänemark allein. Die Kaiſerin Katharina II. verglich ſich endlich (1773) mit Dänemark dahin, daß ſie Holſtein-Gottorp an Dänemark abtrat, während Dänemark auf Oldenburg verzichtete — zu Gunſten Holſtein-Gottorps. Oldenburg überließ nun Kaiſer Paul, Katharinas II. Sohn, 1774, dem jüngern Aſt ſeines Hauſes, eben jenem Friedrich Auguſt (ſtarb 1785). Sein

Sohn Wilhelm Peter Friedrich, blödſinnig, dankte 1788 ab zu Gunſten des jüngſten Aſtes des Hauſes, des fürſtlich-lübeckiſchen. Der dritte Sohn Chriſtian Alberts nämlich, Georg Ludwig (ſtarb 1763) iſt der Stifter der fürſtlich-lübeckiſchen Linie und der Stammvater der heutigen Herzoge von Oldenburg.

b. Geiſtliche Gebiete.

Von den geiſtlichen Gebieten gingen ein das Erzſtift Bremen und das Stift Verden, welche im weſtphäliſchen Frieden an Schweden gekommen waren, ſeit 1715 aber an Hannover. Lübeck blieb zwar Bisthum, kam aber an Holſtein-Gottorp, Halberſtadt an Brandenburg. Quedlinburg war ein lutheriſches Damenſtift geworden, und ſtand unter dem Schutze von Kurſachſen, von welchem 1697 die Schutzherrlichkeit an Brandenburg abgetreten wurde. Es blieb alſo nur noch das Bisthum Hildesheim übrig, mit katholiſchem Biſchof und Domkapitel, aber meiſt proteſtantiſcher Einwohnerſchaft.

II. Weſtphalen.

a. Weltliche Gebiete.

Ueber die Grafſchaft Oldenburg haben wir bereits bei Holſtein-Gottorp berichtet. Hoya und Diepholz kamen an das Haus Braunſchweig; Ravensburg, Tecklenburg, Lingen an Brandenburg, Schaumburg theilweiſe an Heſſen-Kaſſel, theilweiſe an Lippe. Die Grafſchaft Dortmund war in das Gebiet der Reichsſtadt gleichen Namens aufgegangen. Von bedeutenderen Grafſchaften iſt alſo nur noch Lippe und Bentheim übrig geblieben. Oſtfriesland war früher republikaniſch regiert. Später wußte ein gräfliches Geſchlecht die Landeshoheit zu erlangen: dies ließ ſich 1654 in den Fürſtenſtand erheben, ſtarb aber 1744 aus. Darauf kam das Land an Preußen.

b. Geiſtliche Gebiete.

Die geiſtlichen Fürſtenthümer hatten ſich außer dem Bisthum Minden, welches durch den weſtphäliſchen Frieden als weltliches Fürſtenthum an Brandenburg kam, alle behauptet: alſo die Landſtriche, welche zum Erzſtift Köln gehörten, ferner die Bisthümer

Münſter, Osnabrück, Paderborn und die Abtei Corvey. Nur war bei Osnabrück beſtimmt worden, daß immer der andere Biſchof aus dem braunſchweigiſchen Hauſe genommen werden mußte.

III. Niederlande.

a. Weltliche Gebiete.

Die nördlichen Niederlande oder die Republik der vereinigten Niederlande (Geldern, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Oberyſſel, Gröningen), gewöhnlich Holland oder die Generalſtaaten genannt, die ſich, wie wir geſehen, von Spanien frei gemacht, wurden im weſtphäliſchen Frieden förmlich aus dem Reichsverbande entlaſſen.

Die ſüdlichen oder ſpaniſchen Niederlande aber wurden als noch zum Reichsverbande gehörig angenommen. Durch den utrechter und raſtadter Frieden (1714) kamen ſie an das Haus Oeſterreich zurück, und blieben bei demſelben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Sie beſtanden aus zehn Provinzen: Artois, Flandern, Hennegau, Namür, Luremburg, Limburg, Obergeldern, Brabant, Antwerpen, Mecheln.

b. Geiſtliche Gebiete.

Das Bisthum Utrecht wurde natürlich im proteſtantiſchen Holland aufgehoben. Dagegen beſtand im ſüdlichen Theil das Bisthum Lüttich fort, ſehr reich, mit einem mächtigen Adel und ſtarken Domkapitel. Sodann iſt auch die Abtei Stablo zu erwähnen.

IV. Niederrhein.

a. Weltliche Gebiete.

Die jülich-cleviſchen Lande hatten ſeit dem Tode des letzten Herzogs (1609) zu großen Zerwürfniſſen Veranlaſſung gegeben *). Wir haben geſehen, wie Pfalzneuburg und Brandenburg ſich in den Beſitz der Lande ſetzten, und zwar dergeſtalt, daß Pfalzneuburg Jülich und Berg, Brandenburg dagegen Cleve, Mark, Ravensburg in Beſitz nahm. Beide kamen aber mit einander in Streit, und

---

*) Vergl. Bd. II. (IV.) S. 477.

dieſer zog ſich durch den dreißigjährigen Krieg hindurch. Pfalzneuburg wurde durch die Spanier, Brandenburg durch die Holländer unterſtützt. Auch der weſtphäliſche Friede beendigte dieſen Streit nicht völlig: erſt 1666 wurde er dahin beigelegt, daß die beiden Häuſer im Beſitze der bereits inne habenden Länder blieben. Da Pfalzneuburg im Jahre 1690 das Kurfürſtenthum Pfalz erbte, ſo kam hiermit Jülich und Berg an Kurpfalz.

Ferner ſind die Grafſchaften Virneburg, Blankenheim, das Herzogthum Ahremberg (ſeit 1576), die Grafſchaft Gimborn (Schwarzenberg) zu erwähnen.

b. Geiſtliche Gebiete.

Unter den geiſtlichen Gebieten behauptete ſich das Kurfürſtenthum Köln in der früheren Ausdehnung. Die Kurfürſten waren bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem Hauſe Baiern: ſo Ferdinand (1612—1650); Max Heinrich (—1688); Joſeph Clemens (—1723); Clemens Auguſt (—1761). Nicht ſelten waren ſie auch noch Biſchöfe benachbarter Stifte, ſo namentlich von Lüttich und von Münſter.

V. Mittelrhein.

a. Weltliche Gebiete.

1. Das pfälziſche Haus.

Der unglückliche Pfalzgraf Friedrich V., der König von Böhmen, ſtarb 1632. Er hatte mehrere Söhne und Töchter hinterlaſſen. Die eine Tochter Sophie heirathete Ernſt Auguſt von Hannover und iſt die Stammmutter der jetzigen Könige von Großbritannien. Da nach dem weſtphäliſchen Frieden die Kurpfalz wieder an das Geſchlecht Friedrichs V. zurückfiel, ſo ergriff ſein älteſter Sohn Karl Ludwig (1648—1680) die Regierung. Er war freiſinnig, namentlich ein Beſchützer der Wiſſenſchaften, ſuchte die Hochſchule in Heidelberg wieder emporzubringen. Ihm folgte ſein Sohn Karl, der aber ſchon im Jahr 1685 ſtarb, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Dieſer Todesfall gab zu dem Mordkrieg Ludwigs XIV. Veranlaſſung, indem dieſer für Charlotte Eliſabeth, Tochter Karl Ludwigs und Gemahlin von Ludwigs XIV. Bruder, Philipp von Orleans, einen Theil der Pfalz in Anſpruch nahm.

Es folgte nun in der Kur die (katholiſche) pfalzneuburgiſche Familie, dieſelbe, welche auch Jülich und Berg geerbt hatte. Der erſte Kurfürſt aus dieſem Hauſe war Philipp Wilhelm (1685—1690). Ihm folgten nach einander ſeine beiden Söhne Johann Wilhelm (ſtarb 1716) und Karl Philipp (ſtarb 1742). Der letztere hatte aber nur eine Tochter, Eliſabeth Auguſte, die noch vor ihm ſtarb (1728). Sie war vermählt mit Joſeph Karl Emanuel, Prinz von Pfalzneuburg-Sulzbach. Der ſtarb zwar auch ſchon 1729. Aber aus dieſer Ehe waren zwei Töchter hervorgegangen. Die älteſte, Eliſabeth, vermählte ſich mit Karl Theodor von Sulzbach, welcher im Jahr 1742 die Kur erbte.

Dieſe ſulzbachiſche Linie ſtammte her von Auguſt, dem jüngeren Bruder jenes Wolfgang Wilhelm, welcher Jülich-Berg geerbt. Auguſt war Sulzbach überlaſſen worden. Schon der Sohn desſelben Chriſtian Auguſt (ſtarb 1708) war katholiſch geworden. Deſſen Sohn Theodor (ſtarb 1737) war der Vater jenes Joſeph Karl Emanuel, welcher ſich mit Eliſabetha Auguſte von Kurpfalz vermählt hatte, und Johann Chriſtianus (ſtarb 1733), welcher Karl Theodor erzeugte, den Erben der Kurpfalz. Dieſer Karl Theodor, der auch noch Baiern erbte, ſtarb 1799 ohne Söhne zu hinterlaſſen. Die Kur fiel ſodann an die zweibrückener Linie.

Johann, der Stammvater der jüngeren zweibrückener Linie *), welcher 1604 ſtarb, hinterließ drei Söhne: Johann II., welcher die neue zweibrückener Linie gründete; Friedrich Caſimir, den Stifter der landsbergiſchen Linie; Johann Caſimir, den Stifter der kleeburgiſchen Linie. Die zweibrückener Linie ſtarb 1661, die landsberger 1681 aus. Die kleeburgiſche beerbte ſie. Johann Caſimir von Kleeburg (ſtarb 1652) war aber vermählt mit Katharina, Tochter des Königs Karl IX. von Schweden und Schweſter Guſtav Adolfs. Der Sohn aus dieſer Ehe, Karl Guſtav, beſtieg nach der Abdankung der Königin Chriſtine im Jahre 1654 als Karl X. den ſchwediſchen Thron. Er ſtarb 1660, ihm folgte ſein Sohn Karl XI. (ſtarb 1697) und dieſem Karl XII. (ſtarb 1718). Dieſen Königen von Schweden blieb Zweibrücken. Beim Tode Karls XII. fiel Zweibrücken zuerſt an einen Nebenzweig der kleeburgiſchen Linie.

---

*) Vergl. Bd. II. (IV.) S. 337.

Da aber dieſer ſchon 1731 ausſtarb, und hiermit die ganze zweibrückener Linie, ſo fiel Zweibrücken an die birkenfelder Linie.

Die birkenfelder Linie war gegründet von Karl (ſtarb 1610), dem jüngſten Sohn Wolfgangs von Pfalzneuburg. Dieſer hinterließ zwei Söhne: Georg Wilhelm von Birkenfeld und Chriſtian von Birkenfeld-Biſchweier. Die erſte Linie ſtarb ſchon 1671 aus. Die biſchweieriſche Linie erbte daher das Ganze. Chriſtians Söhne, Chriſtian II. und Johann Karl, gründeten nun wieder zwei Linien: jener, deſſen Sohn Zweibrücken erbte (1733), die zweibrückenſche, und dieſer die birkenfelder Linie. Aus der zweibrückener Linie gingen die Erben Karl Theodors und die jetzigen Könige von Baiern hervor, aus der birkenfelder die heutigen Herzoge in Baiern.

2. Naſſau.

In Naſſau beſtanden noch die zwei Hauptlinien, die walramiſche und die ottoniſche. Was die walramiſche Linie betrifft, ſo haben wir früher geſehen, wie die zerſtreuten Beſitzungen dieſes Hauſes von Ludwig II. 1582 wieder zuſammengebracht wurden (ſtarb 1625). Deſſen Söhne gründeten aber wieder drei Linien, nämlich Saarbrück, Idſtein und Weilburg. Von dieſen erloſch die idſteiner Linie 1721. Die beiden andern aber dauerten fort; ja die ſaarbrücker theilte ſich wieder in mehrere Zweige, welche indeſſen auch bald wieder erloſchen, ſo daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur noch zwei übrig waren, Saarbrück-Uſingen und Saarbrück-Saarbrück.

Die ottoniſche oder oraniſche Linie hatte ſich unter Wilhelm von Oranien (ſtarb 1584) dergeſtalt getheilt, daß Wilhelm der Schweigſame Oranien und die niederländiſchen Beſitzungen behielt, hingegen ſeinem jüngeren Bruder Johann (ſtarb 1579) die deutſchen Beſitzungen überließ. Die niederländiſche Linie, welche zugleich die Erbſtatthalterſchaft der Republik der vereinigten Niederlande beſaß, ſtarb im Jahr 1702 mit Wilhelm von Oranien, der zugleich König von England war, aus. Und es folgte ihr nun die deutſche Linie. Dieſe Linie hatte ſich unter den Söhnen Johanns wieder in verſchiedene Zweige getheilt: ſie ſtarben aber bald aus, und es blieb nur die Linie Naſſau-Dietz-Oranien übrig, welche alle Beſitzungen vereinigte. Aus ihr ging Johann Wilhelm Friſo hervor, der 1702 das Haus Oranien beerbte, auch Erbſtatthalter der Republik der vereinigten Niederlande wurde. Er ſtarb 1711. Seine Nachkommen ſind die heutigen Könige der Niederlande.

3. Grafſchaften.

Von Grafſchaften haben ſich erhalten: Leiningen, die Rheingrafſchaft, Iſenburg, Sayn, Wied und Runkel, Wittgenſtein, Weſterburg, Solms, Holzapfel.

b. Geiſtliche Gebiete.

Hier blieben die beiden Erzſtifte und Kurfürſtenthümer Trier und Mainz, ſo wie die Bisthümer Worms und Speier. Die Kurfürſten von Mainz waren: Johann von Schönborn (1647—1673); Lothar Friedrich von Metternich (—1675); Damian von der Leyen (—1679); Karl Heinrich von Metternich (—1679); Anſelm Franz von Ingelheim (—1695); Lothar Franz von Schönborn (—1729); Franz Ludwig von Neuburg (—1732); Philipp Karl von Elz (—1743); Johann Karl von Oſtein (—1763); Emmerich Joſeph von Breitbach (—1774); Friedrich Karl Joſeph von Erthal (—1802). Die Kurfürſten von Trier waren: Philipp Chriſtoph von Soteren (1623—1652); Karl Kaspar von der Leyen (—1676); Johann Hugo von Orsbeck (—1711); Karl von Lothringen (—1716); Franz Ludwig von Neuburg (—1729); Franz Georg von Schönborn (—1756); Johann Philipp von Waldersdorf (—1768); Clemens Wenzel von Sachſen (—1801).

VI. Oberrhein.

a. Weltliche Gebiete.

Vom linken Rheinufer haben wir nichts weiter zu ſagen, da das Elſaß im weſtphäliſchen Frieden an Frankreich abgetreten werden mußte mit der Feſtung Breiſach am rechten Ufer, eine Erwerbung, die 1681 durch die Wegnahme Straßburgs noch vervollſtändigt wurde. Nur Mömpelgardt (zu Würtemberg) blieb beim Reiche.

Auf dem rechten Rheinufer ſind die Habsburger und die Markgrafen von Baden immer noch die bedeutendſten Landesherrn. Die Habsburger beſitzen den Breisgau und die Ortenau und durchſchneiden das badiſche Gebiet, welches dadurch in drei abgeſonderte Theile zerriſſen wird. Dieſe vorderöſterreichiſchen Beſitzungen hatte Ferdinand II. an ſeinen Bruder, den Erzherzog Leopold V. überlaſſen (1619). Die Nachkommen Leopolds blieben im Beſitze der Lande, ſtarben aber ſchon im J. 1663 aus, worauf die Länder an das kaiſerliche Haus zurückfielen.

Was Baden anbetrifft, ſo beſtanden beim Beginn des dreißigjährigen Krieges zwei Linien, die von Baden-Baden und die von Baden-Durlach. Eine Zeit lang waren beide Markgrafſchaften unter Georg Friedrich von Baden-Durlach vereinigt, da dieſer den Eduard Fortunatus aus Baden-Baden vertrieben hatte. Nach Georg Friedrichs Niederlage bei Wimpfen (1622) wurde aber vom Kaiſer die (katholiſche) Linie Baden-Baden unter Wilhelm wiederhergeſtellt (1623). Dieſer führte im Lande den Katholicismus wieder ein, und ſtarb 1677. Sein Sohn war ſchon vorher geſtorben, hinterließ aber einen Sohn Ludwig Wilhelm (geboren 1655), der ſich als Feldherr in den Kriegen gegen die Türken auszeichnete, ebenſo in dem Reichskrieg gegen Ludwig XIV. Er baute das Schloß von Raſtatt, und ſtarb 1707. Ihm folgte ſein Sohn Ludwig Georg (ſtarb 1761), dieſem ſein Bruder Auguſt Georg (ſtarb 1771). Mit ihm erloſch die Linie, und Baden-Baden wurde von Baden-Durlach beerbt.

Georg Friedrich von Baden-Durlach, der im Anfang des dreißigjährigen Krieges eine ſo thätige Rolle ſpielte, hatte zwar auf das Fürſtenthum zu Gunſten ſeines Sohnes Friedrichs V. verzichtet. Nichtsdeſtoweniger wurden die baden-durlachiſchen Lande von den ligiſtiſchen und kaiſerlichen Truppen überſchwemmt und Friedrich V. ſah ſich genöthigt, aus dem Lande zu fliehen. In Folge der Siege Guſtav Adolfs ſetzte er ſich aber nicht nur wieder in den Beſitz ſeiner Lande, ſondern nahm auch Baden-Baden weg und alle öſterreichiſchen Beſitzungen zwiſchen dem Rhein und dem Schwarzwald von Rheinfelden bis Philippsburg. Nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen (1634) wurde er aber nochmals vertrieben, erhielt jedoch im weſtphäliſchen Frieden ſeine Lande zurück (ſtarb 1659). Ihm folgte ſein Sohn Friedrich VI. (ſtarb 1671), der als ein guter Regent geſchildert wird, darauf ſein Sohn Philipp Magnus (ſtarb 1709). Unter ihm kam das Land wegen der

Drangſale, denen es in den franzöſiſchen Kriegen ausgeſetzt war, ſehr herunter. Sein Sohn Karl Wilhelm (ſtarb 1737), Gründer verſchiedener gemeinnütziger Anſtalten, eines Waiſenhauſes, eines Irren- und Arbeitshauſes, ferner der Reſidenzſtadt Karlsruhe (1717 und 1720), wird als ein ſparſamer, wohlwollender, ſorgſamer und gerechtigkeitsliebender Fürſt gerühmt. Ihm folgte ſein Enkel Karl Friedrich, für welchen vorderhand eine Vormundſchaft eintrat. Dieſer erbte Baden-Baden 1771. Es war ein Muſter eines deutſchen Fürſten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

b. Geiſtliche Gebiete.

Die Bisthümer Straßburg und Baſel zählten noch zum Reiche.

VII. Lothringen und Burgund.

Lothringen und Bar gehörte noch bis zum Jahre 1736 zum deutſchen Reiche. Das Herzogthum war am Ende des 15. Jahrhunderts an die Linie Vaudemont gekommen. Während des dreißigjährigen Krieges nahmen die Herzoge die Partei des Kaiſers, wurden aber dafür von Frankreich aus dem Lande getrieben. Sie erhielten es zwar im Jahr 1656 unter ſchweren Bedingungen wieder, wurden aber 1670 nochmals verjagten, und kamen erſt durch den Frieden von Ryßwick 1697 wieder in den Beſitz von Lothringen. Sie waren inzwiſchen in die Dienſte von Oeſterreich getreten, und zeichneten ſich darin aus. Beſonders Karl von Lothringen, geboren 1642, geſtorben 1690, war als Feldherr berühmt. Im Jahre 1733 nahm Frankreich das Herzogthum wieder weg und in dem Frieden von 1735 ward ausgemacht, daß Franz Stephan, der damalige Herzog, der Gemahl Maria Thereſias von Oeſterreich, auf Lothringen verzichten ſolle zu Gunſten des ehemaligen Königs von Polen, Stanislaus Lesczinsky. Nach dem Tode desſelben 1766 fiel Lothringen förmlich an Frankreich.

Die Grafſchaften Saarbrücken und Saarwerden, beide naſſauiſch, und Salm gehörten zum Reich.

Die geiſtlichen Gebiete Metz, Toul, Verdun waren ſchon im 16. Jahrhundert an Frankreich gekommen.

Die Grafſchaft Burgund gehörte bis 1668 zum Reiche. In dieſem Jahre wurde ſie von Ludwig XIV. erobert, und in dem nimwegiſchen Frieden (1679) förmlich an Frankreich abgetreten.

VIII. Schwaben.

a. Weltliche Gebiete.

Hier ſind zu nennen: 1) die Habsburger, die ſich im Beſitz der früher beſeſſenen Gebiete behaupteten; 2) die Herzoge von Würtemberg. Das Herzogthum Würtemberg beſaß ſeit dem Jahre 1593 die mömpelgardiſche Linie. Friedrich, der Stammvater dieſer Linie, ſtarb 1608. Die Reihe der Herzoge iſt folgende: Eberhard III. (—1674); Wilhelm Ludwig (—1677); Friedrich Karl, Adminiſtrator (1677—1693); Eberhard Ludwig (—1733); Karl Alexander (—1737); Karl Eugen (—1793), der letzte der Stifter der Karlsſchule; 3) die Fürſten von Fürſtenberg, im ſüdlichen Schwaben, Beſitzer von Bar, Stuhlingen, Heiligenberg, Mößkirch, Hauſen, Gundelfingen, Trochtelfingen, Jungnau. Im Jahre 1664 wurden ſie in den Fürſtenſtand erhoben; 4) die Fürſten von Hohenzollern. Von ihnen ſtammten die Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Brandenburg ab, indem der jüngere Sohn des Grafen Rudolf II., Konrad, im 12. Jahrhundert das Burggrafthum Nürnberg erlangte. Der ältere Sohn blieb im Beſitze der Stammlande. Graf Karl I. von Hohenzollern (im 16. Jahrhundert) hinterließ zwei Söhne, Eitel Friedrich (ſtarb 1604), welcher die Linie Hechingen, und Karl II. (ſtarb 1606), welcher die Linie Sigmaringen gründete. Im Jahr 1623 wurde die Grafſchaft zum Fürſtenthum erhoben; 5) die Grafen von Waldburg; 6) die Grafen von Oettingen-Wallerſtein und Katzenſtein; 7) die Grafen von Fugger; 8) die Grafen von Königseck, Beſitzer der Grafſchaften Rotenfels, Staufen und Werdenfels am Bodenſee; 9) die Grafen von Leyen und Hohengeroldseck; 10) die Grafen von Montfort oder Feldkirch zu Tetnang; 11) die Grafen von Pappenheim; 12) die Grafen von Rechberg.

b. Geiſtliche Gebiete.

1) Das Biſthum Augsburg; 2) das Biſthum Conſtanz; 3) das Biſthum Chur; 4) die Abtei zu Kempten; 5) die Probſtei zu Elwangen; 6) die Abtei zu Buchau.

IX. Baiern.

a. Weltliches Gebiet.

Was der Herzog Maximilian I. von Baiern während des dreißigjährigen Krieges für eine Rolle ſpielte, haben wir geſehen. Er erlangte für Baiern die Kurwürde, die ihm auch im weſtphäliſchen Frieden verblieb, und die Oberpfalz, mit Ausnahme von Neuburg und Sulzbach. Er ſtarb 1651. Ihm folgte ſein Sohn Ferdinand Maria (—1679), und dieſem Maximilian Emanuel (—1726). Er ſtand anfangs gut mit Oeſterreich, half 1683 Wien entſetzen, nahm 1686 Ofen ein und 1688 Belgrad. In dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg verband er ſich mit den Franzoſen, verlor 1704 gegen Marlborough die Schlacht am Schellenberge und die bei Höchſtädt gegen Eugen von Savoyen und Marlborough, wurde 1706 in die Reichsacht gethan, verlor alle ſeine Länder, die von den Oeſterreichern beſetzt wurden, gegen welche 1705 von den Bauern bei Sendling vergebens ein Aufſtand verſucht wurde. Durch den Frieden zu Raſtatt 1714 kam er aber wieder in den Beſitz ſeiner Länder und Würden. Ihm folgte ſein Sohn Karl Albert (—1745), der in dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege eine Hauptrolle ſpielte, und 1740 Kaiſer wurde. Sein Sohn Maximilian Joſeph, ein freiſinniger Fürſt, Stifter der münchener Akademie der Wiſſenſchaften, ſtarb 1777, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Mit ihm erloſch die ganze Linie, und es folgte ſodann Karl Theodor von der Pfalz.

b. Geiſtliche Gebiete.

Die Bisthümer Freiſing, Regensburg, Paſſau blieben, wurden jedoch meiſtens mit bajeriſchen Prinzen beſetzt; ebenſo das Erzbisthum Salzburg und die Probſtei Berchtesgaden.

X. Franken.

a. Weltliche Gebiete.

1. Die markgräflich brandenburgiſchen Lande.

Die fränkiſchen Markgrafſchaften Kulmbach und Ansbach fielen im Jahre 1603 *) an die kurfürſtliche Linie des Hauſes Hohenzollern zurück. Aber es wurden ſofort zwei jüngere Söhne des Kurfürſten Johann Georg von Brandenburg (ſtarb 1598), nämlich Chriſtian und Joachim Ernſt wieder damit ausgeſtattet. Chriſtian war der Gründer der Linie Baireuth, Joachim Ernſt der Linie Ansbach.

---

*) Siehe Bd. II. (IV.) S. 85.

Was zunächſt die baireuther Linie betrifft, ſo regierte Chriſtian von 1603—1655. Er machte alſo den ganzen dreißigjährigen Krieg mit. Er verlegte die Reſidenz von der Feſtung Plaſſenburg nach Baireuth und beſtimmte dieſe Stadt zum Sitz der Regierung. Im dreißigjährigen Krieg nahm er die Partei der Schweden, nach der Schlacht bei Nördlingen verlor er ſeine Lande, erhielt ſie aber wieder, als er dem prager Frieden beitrat (1635). Ihm folgte ſein Enkel Chriſtian Ernſt (—1712), vorderhand unter der Vormundſchaft von Ansbach und dem großen Kurfürſten. Er hat an den Reichskriegen jener Zeit einen ſehr thätigen Antheil genommen: er war in den Jahren 1676 bis 1679 Befehlshaber der Reichsarmee, 1683 beim Entſatz von Wien, im ſpaniſchen Erbfolgekriege nach dem Tode Ludwigs von Baden wiederum General der Reichsarmee. Doch nicht ſehr glücklich. Entſchiedene Verdienſte hat er ſich um ſein Land erworben durch die Förderung der Künſte des Friedens. Ihm folgte ſein Sohn Georg Wilhelm (—1726), prachtliebend und verſchwenderiſch, Stifter des rothen Adlerordens, Gründer der Eremitage in Baireuth. Er hatte keine Kinder, es folgte ihm daher ſein Vetter Georg Friedrich Karl (—1735), das Gegentheil von der vorigen Regierung, äußerſt ſparſam, aber gewaltthätig. Sein Sohn Friedrich (1735—1763), Gemahl der preußiſchen Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine, Schweſter Friedrichs II., führte wieder mehr als königliche Pracht am Hofe ein, hatte eine große Liebhaberei für Bauten, mit denen er Baireuth verſchönerte, war Gründer der Univerſität Erlangen (1743), und einer Maler- und Bildhauerakademie in Baireuth. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, folgte ihm ſein Oheim Friedrich Chriſtian. Nach ſeinem kinderloſen Tode (1769) fiel Baireuth an die ansbachiſche Linie.

Die ansbachiſche Linie wurde gegründet von Joachim Ernſt (1603—1625), der in der Geſchichte der Union und der erſten Zeiten des dreißigjährigen Krieges eine bedeutende Rolle ſpielte. Ihm folgten nach einander ſeine zwei Söhne Friedrich (ſtarb 1634) und Albrecht (ſtarb 1667). Dieſer trat dem prager Frieden bei und ſuchte die Wunden, die der Krieg dem Lande geſchlagen, zu heilen. Dieſelbe Richtung verfolgte ſein Sohn Johann Friedrich (1667—1686), welcher gleich ſeinem Vetter in Baireuth und dem

Kurfürſten von Brandenburg die franzöſiſchen Reformirten, die in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes auswanderten, in ſeinem Lande aufnahm. Ihm folgten nach einander ſeine drei Söhne Chriſtian Albrecht (—1692); Georg Friedrich (—1703), Wilhelm Friedrich (—1723). Darauf kam zur Regierung des letzteren Sohn Karl Wilhelm Friedrich (—1757), ein äußerſt verſchwenderiſcher, prachtliebender und gewaltthätiger Fürſt, Erbauer des neuen Schloſſes von Ansbach, Stifter des Gymnaſiums daſelbſt (1736). Sein Sohn Chriſtian Friedrich Karl Alexander (—1752) erbte Baireuth. Es iſt derſelbe, der den Engländern gegen die Amerikaner Truppen verkaufte.

2. Die Grafſchaften.

Es beſtanden noch: 1) die Grafen von Hohenlohe, ſeit 1744 in den Reichsfürſtenſtand erhoben, in eine Menge von Linien getheilt. Die Hauptlinien waren: a. Hohenlohe-Langenburg, b. Hohenlohe-Neuenſtein, c. Hohenlohe-Waldenburg (Bartenſtein und Schillingsfürſt); 2) die Grafen von Pappenheim, die wir bereits bei Schwaben erwähnt haben; 3) die Grafen von Erbach; 4) die Grafen von Löwenſtein-Werthheim, 1710 in den Reichsfürſtenſtand erhoben; 5) die Grafen von Caſtell; 6) die Grafen von Schwarzenberg, ſeit 1670 in den Reichsfürſtenſtand erhoben, ſeit 1689 Beſitzer des Kletgaues in Schwaben, außerdem in den Niederlanden, am Rhein, in Steyermark und Böhmen begütert; 7) die Grafen von Noſtiz-Rieneck; 8) die Grafen von Pückler-Limburg; 9) die Grafen von Schönbern, ſeit 1671 in den Reichsgrafenſtand erhoben.

b. Geiſtliche Gebiete.

Sie haben ſich trotz vielerlei Anfechtungen alle erhalten, nämlich die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichſtädt, das kurfürſtlich-mainziſche Gebiet, ferner die Abtei Fulda, ſeit 1752 Hochſtift, endlich das Gebiet des deutſchen Ordens in und um Mergentheim.

XI. Heſſen.

a. Weltliche Gebiete.

1. Das heſſiſche Haus.

Die Söhne Philipps des Großmüthigen, Wilhelm IV. und Georg I. gründeten zwei Linien, die von Heſſen-Kaſſel und die von Heſſen-Darmſtadt.

Der Gründer der Linie Heſſen-Kaſſel, Wilhelm IV., ſtarb im Jahre 1592. Ihm folgte ſein Sohn Moritz, der in den Zeiten der Union und des dreißigjährigen Krieges eine Rolle ſpielte und 1627 abdanken mußte. Seine zwei Söhne gründeten zwei Linien: der jüngere, Ernſt (ſtarb 1693) die Linie Rheinfels-Rotenburg; der ältere, Wilhelm V., die Hauptlinie. Er führte das Erſtgeburtsrecht in Kaſſel ein, nahm bedeutenden Theil am dreißigjährigen Krieg, ſtarb aber ſchon 1637, worauf ſeine Wittwe Amalie Eliſabeth mit großer Klugheit und Umſicht die Regentſchaft führte, bis 1650. Dann folgte ihr Sohn Wilhelm IV. (—1663). Nach deſſen Tode trat wieder die Regentſchaft einer Frau ein, nämlich Hedwig Sophien's, der Wittwe des verſtorbenen Landgrafen und Schweſter des großen Kurfürſten von Brandenburg. Das war eine ausgezeichnete Fürſtin. Sie verwaltete das Land für Wilhelm VII, der ſchon 1670 ſtarb, und für Karl, bis zum Jahre 1677. Ein dritter Sohn, Philipp (ſtarb 1721) ſtiftete die Linie Philippsthal. Karl ergriff im Jahr 1677 die Zügel der Regierung; er wird als einer der beſten Regenten geſchildert, ſtiftete das Collegium Carolinum in Kaſſel, und führte mehrere ſchöne Bauten aus. Er ſtarb 1730, und hinterließ zwei Söhne, nämlich 1) Friedrich (ſtarb 1751), zugleich König von Schweden (1730) als Gemahl der Schweſter Karls XII., Eleonore Ulrike; 2) Wilhelm VIII., zuerſt Statthalter in Heſſen, ſeit 1751 Landgraf, erwirbt Hanau, ſtirbt 1760. Ihm folgte ſein Sohn Friedrich II. (—1781), welcher katholiſch wurde, ungemein prachtliebend, der ſeine Unterthanen an die Engländer verkaufte.

Die Linie von Heſſen-Darmſtadt wurde von Georg I. gegründet (ſtarb 1596). Er hinterließ zwei Söhne, Ludwig V. und Friedrich. Der letztere (ſtarb 1638) iſt der Gründer der Linie Heſſen-Homburg. Ludwig V. (ſtarb 1626) ſetzte die Hauptlinie fort. Die Namen der Landgrafen ſind: Georg II. (—1660); Ludwig VI. (—1678); Ludwig VII. (—1678); Ernſt Ludwig (—1738); Ludwig VIII., erwirbt 1736 die Grafſchaft Hanau-Lichtenberg (—1768); Ludwig IX. (—1790). Dieſe Linie war lutheriſch, wie die kaſſelſche reformirt, ſtand, wie letztere auf Seite der Schweden, ſo auf Seite des Kaiſers während des dreißigjährigen und der folgenden franzöſiſchen Kriege.

2. Die Grafen von Waldeck

wurden ſeit 1712 in den Reichsfürſtenſtand erhoben.

b. Geiſtliche Gebiete.

Die Abtei Hersfeld iſt proteſtantiſch geworden und wurde 1648 im weſtphäliſchen Frieden Heſſen-Kaſſel zugewieſen. Die kleinen mainzer Beſitzungen ſind bei dieſem Erzſtifte geblieben.

XII. Thüringen und Meißen. (Sachſen.)

a. Weltliche Gebiete.

1. Das ſächſiſche Haus.

Wir haben früher ſchon angegeben, wie in dem ſächſiſchen Haus zwei Linien, die erneſtiniſche und die albertiniſche entſtanden, von denen jene zuerſt auch die Kurwürde beſaß, ſie aber in Folge des unglücklichen Krieges mit Karl V. nebſt der Hälfte des Landes an die albertiniſche Linie abtreten mußte.

I. Was nun zunächſt die albertiniſche oder kurfürſtliche Linie betrifft, ſo haben wir bereits *) die Reihe der Regenten bis auf Chriſtian II. (ſtarb 1611) mitgetheilt. Dieſem folgte ſein Bruder Johann Georg I. (—1656), welcher den ganzen dreißigjährigen Krieg durchmachte. Im weſtphäliſchen Frieden wurde ihm der Beſitz der Lauſitzen beſtätigt, die er ſich vom Hauſe Habsburg für ſeine Hülfe gegen die Böhmen ausbedungen hatte, jedoch als böhmiſches Lehen; ferner erhielt er die vier magdeburgiſchen Aemter Querfurt, Dam, Jüterbock und Burg, endlich die Stifte Meißen, Merſeburg und Naumburg, die er jedoch vorher ſchon beſeſſen hatte. Er hinterließ vier Söhne: 1) Johann Georg, Fortſetzer der Kurlinie; 2) Auguſt, Stifter der weiſſenfelſiſchen Linie, die 1746 erloſchen iſt; 3) Chriſtian, Stifter der merſeburger Linie, 1738 erloſchen; 4) Moritz, Stifter der zeiziſchen Linie, 1718 erloſchen. Der Kurfürſt Johann Georg II. (1656—1680), Vermehrer der dresdener Kunſtkammer, führte große Pracht an ſeinem Hofe ein. Johann Georg III. (—1691) unterſtützte den Kaiſer im Krieg gegen die Türken. Ihm folgten nach einander ſeine zwei Söhne,

---

*) Bd. II. (IV.) S. 341.

Johann Georg IV. (—1694) und Friedrich Auguſt I., der Starke, (—1633), welcher 1697 auch König von Polen wurde, als ſolcher hieß er Auguſt II. Dieſer ging, um die polniſche Krone erlangen zu können, zur katholiſchen Kirche über, bei welcher ſeine Nachkommen geblieben ſind. Er gerieth in einen Krieg mit dem König Karl XII. von Schweden, wurde aus Polen vertrieben, mußte in dem Frieden von Altranſtädt (1706) auf dieſe Krone verzichten, erhielt ſie aber ſpäter wieder. Er iſt bekannt wegen ſeiner ungeheuren Prachtliebe und Verſchwendung. Um das Geld dazu aufzubringen, verkaufte er unter Anderem an Brandenburg die Erbvogtei über Quedlinburg, das Reichsſchultheißenamt über Nordhauſen und das Peterskloſter bei Halle, an Braunſchweig-Lüneburg ſeine Anſprüche auf Lauenburg, an Schwarzburg die Rechte der Landeshoheit. Ein natürlicher Sohn von ihm iſt der Marſchall Moritz von Sachſen. Ihm folgte ſein Sohn Friedrich Auguſt II., als König von Polen Auguſt III. (—1763). Er gerieth wegen Polen in einen Krieg mit Frankreich, der 1735 beigelegt wurde, ſpäter nahm er Theil am öſterreichiſchen Erbfolgekrieg und am ſiebenjährigen. Der Graf von Brühl ſein allgewaltiger Miniſter. Des Königs Sohn, Friedrich Chriſtian, ſtarb ſchon 1763, worauf deſſen Sohn Friedrich Auguſt (—1827) in der Regierung folgte.

II. Die erneſtiniſche Linie *) fiel ſeit den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts mit der weimariſchen zuſammen. Der Stifter der weimariſchen Linie, Johann Wilhelm (ſtarb 1573) hinterließ zwei Söhne: 1) Friedrich Wilhelm, welcher die altenburgiſche Linie ſtiftete, die 1672 erloſch; 2) Johann, Stifter der neuen Linie Weimar (ſtarb 1605). Dieſer hatte acht Söhne, die faſt alle im dreißigjährigen Krieg eine Rolle ſpielten. Der berühmteſte unter ihnen war der jüngſte, Bernhard, der im Jahr 1635, nachdem er das Elſaß erobert, geſtorben iſt. Nur zwei von dieſen acht Brüdern ſetzten das Geſchlecht fort, nämlich Wilhelm, der Fortſetzer der weimariſchen Linie (ſtarb 1662) und Ernſt der Fromme (1605—1675), der Stifter der gothaiſchen Linie, der auch Altenburg erbte.

Was nun zunächſt die weimariſche Linie betrifft, ſo hatte Wilhelm vier Söhne, welche vier Linien ſtifteten. Die jüngeren drei

---

*) Vergl. Bd. II. (IV.) S. 340.

(nämlich Eiſenach, Markſuhl, Jena) erloſchen aber 1671, 1741, 1690, und es blieb alſo nur die Hauptlinie übrig, welche Johann Ernſt (—1683) fortſetzte. Die Regenten dieſes Hauſes waren Wilhelm Ernſt (ſtarb 1728 ohne Kinder), deſſen Neffe Ernſt Auguſt (—1748), der das Recht der Erſtgeburt einführte, Ernſt Auguſt Conſtantin (—1758), Karl Auguſt (geboren 1757), der Freund Göthes.

Die gothaiſche Linie wurde, wie ſchon geſagt, von Ernſt dem Frommen geſtiftet, einem der trefflichſten deutſchen Regenten. Er hinterließ ſieben Söhne, welche ebenſo viele Linien gründeten, nämlich Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eiſenberg, Hildburghauſen, Saalfeld. Aber drei davon erloſchen ſehr bald: die coburger 1699, deren Land dann an die Linie Saalfeld kam, die römhilder 1710, die eiſenberger 1707. Die gothaiſche Hauptlinie wurde fortgeſetzt von Friedrich I. (—1691), Friedrich II. (—1732), als vortrefflicher Fürſt, namentlich guter Haushalter gerühmt, Friedrich III. (—1772); Ernſt II. (—1804).

2. Andere Häuſer.

Es beſtanden noch: 1) die Grafen von Reuß, erſt ſeit 1778 in den Fürſtenſtand erhoben, getheilt a. in die ältere Linie in Greiz; b. in die jüngere in Gera, Schleiz, Lobenſtein, Ebersdorf. 2) Die Grafen von Schönburg: a. Waldenburg; b. Penik. 3) Die Grafen von Schwarzburg, 1697 in den Fürſtenſtand erhoben: a. Sondershauſen; b. Rudolſtadt. Sie geriethen wegen der Reichsfürſtenwürde in Streit mit den ſächſiſchen Häuſern, welche Hoheitsrechte über ſie geltend machten. 4) Die Grafen von Gleichen, ſtarben aber 1731 aus, worauf ihre Beſitzungen theilweiſe an die Grafen von Hatzfeld kamen. 5) Die Grafen von Stolberg in Stolberg, Wernigerode, Hohenſtein. 6) Die Grafen von Mansfeld, 1697 in den Reichsfürſtenſtand erhoben: a. die eislebiſche oder lutheriſche Linie, 1710 erloſchen; b. die bornſtädtiſche oder katholiſche, 1780 erloſchen.

b. Geiſtliche Gebiete.

Sie wurden alle mit Kurſachſen vereinigt, nur das Eichsfeld blieb bei Mainz.

XIII. Fürſtenthümer aus dem anhaltiſchen Stamme.

a. Weltliche Gebiete.

1. Sachſen-Lauenburg ſtarb im Jahre 1689 mit Julius Franz aus. Darauf kam das Ländchen an Braunſchweig-Lüneburg (Hannover).

2. Anhalt. Die Söhne Joachim Ernſts (ſtarb 1586) gründeten fünf Linien, die deſſauiſche, die bernburgiſche, die plötzkauiſche, die zerbſtiſche, die köthenſche.

Der Stifter der deſſauiſchen Linie war Johann Georg (1586—1618), welcher die reformirte Religion in ſeinem Lande einführte. Seine Nachfolger: Johann Caſimir (—1660); Johann Georg (—1693); Leopold, der Kriegsheld (—1747), Leopold Maximilian (—1751); Leopold Friedrich Franz (—1817).

Der Stifter der bernburgiſchen Linie war Chriſtian I. (—1630), welcher in den Zeiten der Union und im Anfang des dreißigjährigen Krieges eine ſo wichtige Rolle ſpielte. Sein Sohn Chriſtian II. hatte ſich zuerſt gleichfalls am dreißigjährigen Kriege betheiligt, dann ſich aber wie ſein Vater mit dem Kaiſer ausgeſöhnt, ſpäter jedoch trat er auf die Seite Guſtav Adolfs, nahm 1635 den prager Frieden an, und ſtarb 1656. Sein Sohn Victor Amadeus (—1718) wird als vortrefflicher Fürſt gerühmt, ſtarb als der älteſte Fürſt des römiſchen Reichs. Die ſpäteren Regenten waren: Karl Friedrich (—1721); Victor Friedrich (—1765); Friedrich Albrecht (—1796).

Der Stifter der zerbſter Linie, Rudolf, ſtarb 1621. Es folgten darauf Johann, der im Lande das Lutherthum wieder einführen wollte (—1667); Johann Ludwig (—1704); Chriſtian Auguſt (—1747). Deſſen Tochter war Sophie Auguſte Friederike, 1745 vermählt mit Peter von Holſtein-Gottorp, die ſpätere Kaiſerin von Rußland, Katharina II. Mit Chriſtian Auguſts Sohne Friedrich Auguſt ſtarb 1793 die Linie aus.

Der Stifter der köthenſchen Linie, Ludwig (—1650), iſt berühmt geworden als Gründer der Fruchtbringenden Geſellſchaft, 1617. Aber ſchon mit ſeinem Sohn Wilhelm Ludwig ſtarb 1665 die Linie aus, worauf ſie von der plötzkauiſchen beerbt wurde.

Der Stifter der plötzkauiſchen, ſpäter köthenſchen Linie, Auguſt, ſtarb 1653. Seine Nachfolger waren Lebrecht (—1669); Imanuel (—1670); Imanuel Albrecht (—1704); Leopold (—1728); Auguſt Ludwig (—1755). Deſſen Söhne ſtifteten nun wieder zwei Linien, Karl Georg Lebrecht die köthenſche, Friedrich Erdmann die Linie Pleß.

b. Geiſtliche Gebiete.

Magdeburg fiel im weſtphäliſchen Frieden an Brandenburg, Ratzeburg an Mecklenburg.

XIV. Mecklenburg.

Die beiden Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friedrich I. und Johann Albert, hatten während des dreißigjährigen Krieges manches Ungemach erfahren. Zuerſt durch Wallenſtein aus ihrem Lande vertrieben, waren ſie ſpäter durch die Schweden wieder in den Beſitz deſſelben gekommen. Im Jahr 1635 nahmen ſie den prager Frieden an und ſöhnten ſich ganz mit dem Kaiſer aus. Im weſtphäliſchen Frieden mußten ſie zwar Wismar an die Schweden abtreten, erhielten aber dafür die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg.

Die beiden Brüder ſtifteten zwei Linien: Adolf Friedrich die ältere Linie Schwerin, Johann Albert die Linie Güſtrow, die aber ſchon mit ſeinem Sohne Guſtav Adolf 1695 erloſch. Dagegen ſetzte ſich die ſchweriner Linie fort. Adolf Friedrich I. ſtarb 1658 und hinterließ drei Söhne: 1) Chriſtian Ludwig zu Schwerin (—1692); 2) Friedrich zu Grabow (—1688); 3) Adolf Friedrich II. (—1708), Stifter der ſtrelitzer Linie.

Chriſtian Ludwig war ein ungemein heftiger, jähzorniger, leidenſchaftlicher Menſch, wurde katholiſch, hielt ſich meiſtens in Frankreich am Hofe Ludwigs XIV. auf, verwickelte ſich in deſſen erſte Kriege, indem er ihm gegen Kaiſer und Reich beiſtand, gerieth aber ſpäter (1684) mit Ludwig XIV. doch in Zerwürfniß, der ihn in Paris gefangen nahm, war in beſtändigen Händeln mit ſeinen Brüdern und ſtarb ohne Nachkommen. Es folgte ihm nun der Sohn ſeines Bruders in Grabow, nämlich Friedrich Wilhelm (1692—1713). Dieſer kam wegen der güſtrowſchen Erbſchaft 1695 mit dem Hauſe Strelitz in Händel. Der Kaiſer erkannte ihm zwar den Beſitz zu, allein Brandenburg und Schweden ſetzten ſich dagegen und zuletzt mußte er ſich 1701 zu einer Theilung entſchließen. Er gerieth ferner in Streitigkeiten mit ſeinen Landſtänden, die ſchon 1668 angefangen hatten. Wir werden ſpäter noch darauf zurückkommen. Auch er hatte keine Kinder. Es folgte ihm alſo ſein Bruder Karl Leopold (—1747). Unter dieſem wurden die Streitigkeiten mit den Landſtänden immer heftiger: er verwendete gegen ſie einige Regimenter des Kaiſers Peter von Rußland, mit deſſen Nichte er ſich verheirathete, und ſiegte eine Zeitlang ob. Der Kaiſer und die Reichsgerichte nahmen aber die Partei der Stände. Der Kurfürſt von Hannover wurde 1719 mit einer Execution gegen den Herzog beauftragt. Da dies keinen Erfolg hatte, indem Preußen Widerſpruch erhob, wurde endlich (1728) der Herzog förmlich der Regierung entſetzt und dieſe ſeinem Bruder Chriſtian Ludwig übergeben. Mit dieſer Entſcheidung waren doch auch die anderen Fürſten nicht zufrieden. Auch hörten die Unruhen nicht auf, bis der Herzog ſtarb. Da er keine Söhne hinterlaſſen, ſo folgte ihm ſein Bruder, der bisherige Adminiſtrator Chriſtian Ludwig (—1757). Er verglich ſich mit den Ständen und ſtellte die Ruhe wieder her. Sein Nachfolger war Friedrich (—1785).

XV. Pommern.

Das Geſchlecht der alten Herzoge ſtarb 1637 aus. Die Markgrafen von Brandenburg waren nach der Erbverbindung mit dem ausgeſtorbenen Geſchlecht die nächſtberechtigten Erben. Da ſich aber die Schweden im Beſitz Pommerns befanden, und nicht darauf verzichten wollten, ſo wurde im weſtphäliſchen Frieden eine Theilung beliebt. Vorpommern nebſt Rügen blieb den Schweden, Hinterpommern fiel an Brandenburg. Im Frieden von Stockholm (1720) verlor aber Schweden von Vorpommern das Stück von der Oder bis zur Peene, nebſt den Inſeln Wollin und Uſedom an Brandenburg.

XVI. Brandenburg.

Brandenburg machte unter Johann Sigismund (1608—1619) zwei wichtige Erwerbungen. Einmal nämlich erbte es das Herzogthum Preußen, da dieſe Linie des brandenburgiſchen Hauſes mit Albrecht Friedrich, dem Sohne des erſten Herzogs von Preußen, im Jahre 1618 ausgeſtorben war. Zweitens erwarb es einen Theil der jülichiſchen Lande, Cleve, Mark und Ravensburg. Durch dieſe beiden Erwerbungen ſtieg der Umfang der brandenburgiſchen Hausmacht, die beim Regierungsantritt Johann Sigmunds 672 Quadratmeilen betragen hatte, auf 1460 Quadratmeilen. Das Haus Hohenzollern war hiermit weitaus das mächtigſte deutſche Fürſtenhaus nach dem habsburgiſchen. Der nachfolgende Kurfürſt Georg Wilhelm (1618 — 1640) hat während des dreißigjährigen Krieges eine traurige Rolle geſpielt. Deſto glänzender war das Auftreten ſeines Sohnes, des großen Kurfürſten, Friedrich Wilhelm (1640—1688). Er erwarb im weſtphäliſchen Frieden Hinterpommern mit dem Bisthum Kamin, das Bisthum Halberſtadt, das Bisthum Minden, das Erzbisthum Magdeburg, zuſammen 525 Quadratmeilen. Im Jahr 1657 und 1660 erlangte er die Souveränetät über Preußen, was für die Stellung Brandenburgs von der größten Wichtigkeit war. Auf die politiſche Thätigkeit des großen Kurfürſten werden wir noch öfter zurückkommen. Friedrich III., ſein Sohn (—1713) erlangte 1700 die königliche Würde für Preußen, und vermehrte das preußiſche Gebiet durch einige kleinere Parcellen, Tauroggen, Quedlinburg, Tecklenburg, Limburg in Franken, Mörs und Lingen, endlich mit dem Fürſtenthum Neuchatel (1707). Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) erwirbt im utrechter Frieden 1713 den oberen Theil des Herzogthums Geldern, im ſtockholmer Frieden 1720 Vorpommern bis an die Peene. Bei ſeinem Tode war der Staat 2174 Quadratmeilen groß. Unter Friedrich II. (—1786) wurde der Gebietsumfang bis auf 3568 Quadratmeilen mit 6 Millionen Einwohnern vergrößert.

XVII. Oeſterreich.

Unter Kaiſer Mathias beſtand die habsburgiſche Macht aus einem Länderbeſitze von 6261 Quadratmeilen. Im dreißigjährigen Kriege verlor ſie die Lauſitzen an Sachſen und das Elſaß an Frankreich, zuſammen gegen 500 Quadratmeilen. Außerdem gab Ferdinand II. an ſeinen Bruder Leopold die vorderöſterreichiſchen Lande ab *). Ferdinands III. (—1657) Sohn Leopold I. erlitt im Anfange ſeiner Regierung ebenfalls Verluſte gegen die Türken, gewann ihnen aber

---

*) Siehe oben Seite 25.

ſpäter ganz Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien ab, die ihm im Frieden von Carlowitz (1699) geſichert blieben. Ferner erwarb er die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Brieg, Liegnitz und Wohlau. Im Frieden zu Utrecht und Raſtadt (1714) erhielt Oeſterreich aus der ſpaniſchen Erbſchaft Belgien, Mailand und Neapel, zuſammen 2650 Quadratmeilen, und im Frieden zu Paſſarowitz (1718) von den Türken Temeswar, Krajowa, einen Theil von Servien und Bosnien, gegen 1740 Quadratmeilen. Damals beſaß Oeſterreich im Ganzen 13,620 Quadratmeilen, aber noch unter dem Kaiſer Karl VI. verlor es Neapel und Sicilien, Parma und Piacenza, ſo wie Servien und Bosnien wieder und das Gebiet verringerte ſich bis auf 10,430 Quadratmeilen.

Wir haben bei vorſtehender Ueberſicht der fürſtlichen Gebiete zur Bequemlichkeit des Leſers unſere frühere Eintheilung beibehalten, bemerken aber zugleich, daß die oben *) angegebene Eintheilung nach den acht, beziehungsweiſe zehn Kreiſen die geſetzliche war. Zur Vervollſtändigung geben wir noch eine kurze Ueberſicht der Reichsſtände nach ihrem Rang und nach ihren Machtverhältniſſen.

Den erſten Rang nahmen die Kurfürſten ein. Deren gab es neun: 1) Mainz; 2) Trier; 3) Köln; 4) Böhmen; 5) Baiern; 6) Sachſen; 7) Brandenburg; 8) Pfalz; 9) Braunſchweig-Lüneburg (Hannover).

Geiſtliche Fürſten (Biſchöfe) gab es 24, nämlich: 1) Erzbiſchof von Salzburg; 2) Hochmeiſter des deutſchen Ordens; 3) Biſchof von Bamberg; 4) Würzburg; 5) Worms; 6) Eichſtädt; 7) Speier; 8) Straßburg; 9) Konſtanz; 10) Augsburg; 11) Hildesheim; 12) Paderborn; 13) Osnabrück; 14) Münſter; 15) Freiſingen; 16) Regensburg; 17) Paſſau; 18) Trident; 19) Brixen; 20) Baſel; 21) Lüttich; 22) Chur; 23) Lübeck; 24) Fulda.

Gefürſtete Aebte waren: 1) Kempten; 2) Elwangen; 3) Murbach und Lüders; 4) Johannitermeiſter zu Heidersheim; 5) Berchtolsgaden; 6) Stablo; 7) Corvey; 8) Emmeran; 9) St. Blaſien.

---

*) Bd. II. (IV.) S. 342. Note.

Gefürſtete Aebtiſſinnen: 1) Buchau; 2) Burſcheid; 3) Eſſen; 4) Gandersheim; 5) Hervord; 6) Lindau; 7) Niedermünſter in Regensburg; 8) Obermünſter in Regensburg; 9) Quedlinburg; 10) Neuſtadt Prag.

Weltliche Fürſten aus alten Geſchlechtern: 1) Oeſterreich; 2) Pfalzgrafen in Sulzbach und Zweibrücken; 3) Sachſen erneſtiniſche Linie; 4) Ansbach und Baireuth; 5) Braunſchweig-Wolfenbüttel; 6) Würtemberg; 7) Heſſen-Kaſſel und Heſſen-Darmſtadt; 8) Baden; 9) Mecklenburg; 10) Holſtein; 11) Anhalt; 12) Lothringen.

Neue fürſtliche Häuſer mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag: 1) Ahremberg; 2) Hohenzollern; 3) Lobkowitz; 4) Salm; 5) Dietrichſtein; 6) Naſſau; 7) Auersberg; 8) Fürſtenberg; 9) Schwarzenberg; 10) Lichtenſtein; 11) Thurn und Taris; 12) Schwarzburg-Sondershauſen und Rudolſtadt.

Neue Fürſten aus reichsgräflichen Häuſern, aber im Fürſtenrath nicht eingeführt: 1) Waldeck; 2) Oettingen-Spielberg; 3) Mansfeld; 4) Lamberg; 5) Trautſon; 6) Löwenſtein; 7) Stolberg-Geudern; 8) Solms-Braunfels; 9) Iſenburg-Birſtein; 10) Hohenlohe; 11) Auersberg; 12) Kinsky; 13) Hazfeld.

Reichsgrafen gab es 62; nämlich 14 im Wetterauiſchen, 19 im Schwäbiſchen, 13 im Fränkiſchen, 16 im Weſtphäliſchen.

Nach ihrem Länderumfang kamen die Reichsſtände folgendermaßen aufeinander:

Oeſterreich zwiſchen 6000 und 12,500 Quadratmeilen.

Brandenburg, Preußen, zwiſchen 1460 und	3568	Q.-M.
Kurſachſen	729	„
Baiern mit Oberpfalz	719	„
Rheinpfalz mit Jülich und Berg . .	434	„
Hannover	514	„
Lothringen	378	„
Heſſen-Kaſſel	260	„
Salzburg	240	„
Münſter	220	„
Mecklenburg-Schwerin	210	„
Mecklenburg-Strelitz	36	„
Würtemberg	200	„
Mainz	175	„

Holſtein	173	Q.-M.
Ansbach-Baireuth	160	„
Würzburg und Bamberg	160	„
Trier	160	„
Köln	140	„
Lüttich	105	„
Heſſen-Darmſtadt	100	„
Braunſchweig-Wolfenbüttel	94	„
Osnabrück	56	„
Sachſen-Gotha	55	„
Baden	54	„
Neuburg und Sulzbach	50	„
Anhalt	50	„
Naſſau	48	„
Augsburg (Bisthum)	46	„
Hildesheim	45	„
Oldenburg	45	„
Paderborn	44	„
Fulda	43	„
Sachſen-Weimar	42	„
Waldeck	39	„
Hohenlohe	34½	„
Schwarzburg	30	„
Fürſtenberg	30	„
Oettingen	24	„
Eichſtädt	22	„
Konſtanz	22	„
Baſel (Bisthum)	22	„
Kempten	16	„
Berchtolsgaden	16	„
Stablo	16	„
Iſenburg	15	„
Mansfeld	12½	„
Fugger	11	„
Hohenzollern	10½	„
Lübeck (Bisthum)	10	„
Mergentheim (Deutſchmeiſterei)	10	„

Ahremberg	7½ Q.-M.
Corvey	5 „

Die Reichsgrafſchaften mochten durchſchnittlich 6 bis 8 Quadratmeilen betragen.

4. Die Landeshoheit und die landſtändiſchen Verfaſſungen.

Gehen wir nun etwas näher in die Natur der fürſtlichen Macht ein, ſo tritt uns hier vor Allem das Verhältniß der Fürſten zu den Landſtänden entgegen. Die landſtändiſchen Verfaſſungen waren im Verlaufe des dreißigjährigen Kriegs keineswegs zu Grunde gegangen, ja ſie wurden im weſtphäliſchen Frieden ausdrücklich beſtätigt, und im Allgemeinen hat es bis zur Auflöſung des Reichs als Grundſatz gegolten, daß jeder Reichsſtand durch eine landſtändiſche Verfaſſung beſchränkt ſein ſolle. Aber die frühere Bedeutung derſelben ging verloren, und die Mitte des 17. Jahrhunderts iſt als der Zeitpunkt zu bezeichnen, wo ſich dieſe Thatſache entſchieden feſtgeſtellt hat. Bemerkten wir früher, daß das ſtaatsrechtliche Verhältniß zwiſchen Fürſten und Ständen auf einem Vertrage beruhte, an welchen beide gebunden waren, daß ferner die Befugniſſe der Stände ſo weit gingen, als das Bedürfniß erheiſchte, daß alſo ihre Wirkſamkeit gar nicht begränzt war, ſo ſehen wir jetzt die ſtändiſche Thätigkeit in beſtimmte Gränzen eingeengt: ſie iſt von jetzt an ſo zu ſagen nur eine zugelaſſene, geduldete, nicht mehr urſprüngliche. Denn unterdeſſen hatte ſich jene Anſchauung von der Natur des Fürſtenthums, wie ſie das römiſche Recht aufgeſtellt, wornach daſſelbe alle Staatsgewalten in ſich begreift, weiter ausgebildet; ſie war in den meiſten Ländern Europas zur Herrſchaft gekommen, und beſonders in Frankreich, welches ja ſeit dem dreißigjährigen Kriege einen ſo großen Einfluß auf Deutſchland geäußert, war ſie durch Richelieu mit der größten Folgerichtigkeit feſtgeſtellt worden; die franzöſiſche Anſchauung von der Monarchie als unumſchränkter Macht galt ſeitdem als Vorbild und Muſter. Dieſe Staatsanſchauung war freilich den Grundſätzen, auf welchen die landſtändiſchen Verfaſſungen beruhten, geradezu entgegengeſetzt, und wir haben ja geſehen, welch hartnäckiger Widerſtand von Seite dieſer letztern gegen die Willkürherrſchaft des Fürſtenthums von der Reformationszeit an geleiſtet wurde. Nun aber kam gar Manches zuſammen, um den Widerſtand endlich zu brechen. Fürs Erſte hatten die Landſtände in mehreren Landen doch bereits während des dreißigjährigen Kriegs ſchwere Niederlagen erlitten, von welchen ſie ſich nie mehr erholen konnten, ſo in Baiern und Oeſterreich. In Baiern gingen die Landtage ſeitdem völlig ein, in Oeſterreich ſanken ſie zu bloßen Geldtagen oder Poſtulattagen herab, d. h. die Stände kamen zuſammen, um die von der Regierung geforderten Gelder zu bewilligen und unter ſich auszuſchlagen. Dieſe Thatſache in zwei ſo beträchtlichen Ländern war nicht ohne bedeutende moraliſche Wirkung. Sodann müſſen wir die allgemeine Erſchlaffung und Verdumpfung nach dem dreißigjährigen Kriege in Rechnung bringen. Drittens dürfen wir nicht vergeſſen, daß die Landſtände doch ſchon lange aufgehört hatten, das allgemeine Landeswohl zu wahren, daß ſie vielmehr nur die Intereſſen, die Vorrechte der einzelnen Stände vertraten, die, wie z. B. die Vorrechte des Adels, mit dem allgemeinen Beſten nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden konnten, und daß daher die große Maſſe des Volks den Kämpfen der Stände mit Gleichgültigkeit zuſah, ja es ereignete ſich nicht ſelten, daß das Volk in den Fürſten weit mehr ſeine eigentlichen Vertreter erkannte, als in den Ständen. Gerade nach dem dreißigjährigen Kriege traten mehrere nicht unbedeutende Regenten auf, welche ſich die Landeswohlfahrt ſehr angelegen ſein ließen, und deßhalb als Väter des Vaterlandes oder ſonſt als kräftige Herrſcher geprieſen wurden: ſo der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Ernſt der Fromme von Gotha, Karl Ludwig Kurfürſt von der Pfalz, Ernſt Auguſt von Hannover, Friedrich VI. von Baden-Durlach, Chriſtian Ernſt von Baireuth. Eine Erweiterung der fürſtlichen Macht ſchien daher unter ſolchen Regenten nicht bedenklich. Endlich aber — ſie hatten ſeit der Veränderung des Kriegsweſens, beſonders aber ſeit der Einführung der ſtehenden Heere — und dieſe wurden nach dem dreißigjährigen Kriege allgemein — die Gewalt in den Händen, und gebrauchten ſie natürlich auf das Beſte. Die größeren Fürſten hatten ſchon während des Krieges ein beſtändiges Heer unterhalten; ſie gaben es jetzt nicht auf, um ſo weniger, als auch die Nachbarn (Frankreich, Schweden) nicht entwaffneten. Die Kleineren machten es nach. So hielt denn Jeder ſein ſtehendes Heer, angeblich um gegen fremden Ueberfall gerüſtet zu ſein, in Wahrheit aber, um vermittelſt deſſelben ſeine Herrſchaft im Innern zu erweitern.

Freilich, um ſtehende Heere zu halten, brauchte man Geld, und es war kaum zu erwarten, daß die Stände die dazu nöthigen Gelder verwilligen würden, da dies im Grunde doch nicht viel anderes hieß, als das eigene Todesurtheil unterſchreiben. Auch ſperrten ſie ſich lange genug dagegen. Die Fürſten bedienten ſich daher des Reichstages, um allgemeine Grundſätze über das Steuerbewilligungsrecht der Stände ausſprechen zu laſſen, wornach dieſes wichtige Recht zu einem bloßen Schatten herabgeſunken wäre. Schon in den Reichstagsabſchied vom Jahre 1654 wurde die Beſtimmung aufgenommen, „daß jedes Kurfürſten und Standes Landſaſſen, Unterthanen und Bürger zu Beſetzung und Erhaltung der ihnen zugehörigen nöthigen Feſtungen, Plätze und Garniſonen ihrem Landesfürſten, Herrſchaften und Oberen mit hilflichem Beiſtande gehorſamlich an die Hand zu gehen ſchuldig ſein ſollten.“ In der Wahlcapitulation Kaiſer Leopolds I. vom Jahre 1658 wurden dieſe Grundſätze erweitert und ſchärfer ausgedrückt. Demnach ſollten ſich die Landſtände die Dispoſition über die Landſteuer mit Ausſchließung ihres Landesherrn nicht anmaßen, noch ſich den 1654 beſchloſſenen Beiträgen zu Feſtungen ꝛc. entziehen, und wenn Jemand von den Landſtänden oder Unterthanen deßwegen bei den Reichsgerichten etwas anbringen oder ſuchen würde, ſollte er ab- und zur ſchuldigen Parition an ſeinen Landesherrn gewieſen werden. Den Kurfürſten ſollte erlaubt ſein, ſich bei ihren hergebrachten Rechten wider ihre Unterthanen ſelbſt und mit Aſſiſtenz der benachbarten Stände zu behaupten und ſie zum Gehorſam zu bringen, und die darüber entſtandenen Proceſſe ſollten ſchleunigſt ausgeführt und entſchieden werden. Wenn in Sachen der Landesfürſten und Obrigkeiten auf das Anbringen der Unterthanen vom Reichshofrath oder der Reichskammer Mandate ertheilt würden, ohne die dabei intereſſirten Stände zuvor vernommen zu haben, ſollte dieſen verſtattet ſein, ſolchen keine Folge zu leiſten. Noch weiter gingen die Vorſchläge des Reichstages von 1670. Demgemäß ſollten die Landſtände und Unterthanen eines jeden Reichsſtandes ſchuldig ſein, „nicht nur zur Landesdefenſion, ſondern auch zur Handhabung und Erfüllung der dem weſtphäliſchen Frieden nicht entgegenſtehenden Bündniſſe und zur Erhaltung und Beſatzung nicht nur der nöthigen, ſondern ohne Unterſchied der Feſtungen und Plätze, auch zur Verpflegung der Truppen und anderer hiezu gehöriger Bedürfniſſe ihrer Landesherren und Oberen die jedesmal erforderlichen Mittel, und folglich Alles, was von ihnen, und ſo oft es verlangt würde, gehorſam und unverweigerlich herzugeben: auch ſollten dagegen bei den Reichsgerichten keine Klagen der Unterthanen angenommen werden, noch ihnen einige Privilegien oder Exemtionen dawider zu ſtatten kommen.“ Der Kaiſer verſagte zwar dieſem Vorſchlage ſeine Genehmigung (Februar 1671), es ſollte vielmehr Jeder bei ſeinen bisherigen Rechten bleiben, und die förmliche Aufhebung der landſtändiſchen Verfaſſungen — denn ſo viel wollte jener Vorſchlag bedeuten — war ſomit abgewendet. Aber doch glaubte der Kaiſer hinzuſetzen zu müſſen, daß diejenigen Kurfürſten und Stände, die ein Mehreres gegen ihre Unterthanen und Landſaſſen rechtmäßig hergebracht hätten, dabei geſchützt und gehandhabt werden ſollten. Zuletzt kam die Hauptſache darauf hinaus, ob die Fürſten im Stande waren, ihre Anſprüche durchzuſetzen, oder nicht. Waren ſie mächtig genug, ihrer Landſtände Herr zu werden, ſo hatten ſie von der Einſprache des Kaiſers oder gar des Reichstags nichts weiter zu beſorgen.

Nun gewannen in den erſten Jahrzehenden nach dem weſtphäliſchen Frieden mehrere größere Fürſten über ihre Landſtände ſo entſcheidende Siege, daß das Uebergewicht des Fürſtenthums ſeitdem nicht mehr zweifelhaft ſein konnte. Vor Allem iſt hier Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Preußen, der große Kurfürſt, zu erwähnen. Keiner der deutſchen Landesherren hatte ſich ſo beſtimmt die fürſtliche Unumſchränktheit zum Ziel geſetzt, wie er, und keiner ging mit ſoviel Kraft, Umſicht, Folgerichtigkeit, aber auch keiner mit ſo viel Liſt, Ränken und Gewaltthätigkeit zu Werke, um das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Er hatte noch vom dreißigjährigen Kriege her ein beträchtliches Heer. Dieſes wollte er nicht nur beibehalten, ſondern noch vergrößern. Aber die Stände mußten vorerſt die dazu nöthigen Gelder verwilligen. Die in den Marken rief er im Jahre 1653 zuſammen. Um ſie ſeinen Wünſchen geneigt zu machen, beſtätigte er ihnen noch ihre bisherigen Rechte und Privilegien, obſchon er damals bereits entſchloſſen war, ſie zu beſeitigen: die Stände bewilligten ſodann die geforderten Steuern auf 6½ Jahre. Auf einem ſpäteren Landtage, wo er immer noch mehr Steuern forderte, deren Bewilligung ſich anfangs die Stände widerſetzten, kam ihm der Gegenſatz des Adels und des Bürgerſtandes zu Hülfe: er entſprach dem Wunſche des letzteren, eine neue indirecte Steuer einzuführen, wodurch er der Bewilligung der Stände großentheils entbunden ward. Der Adel trennte ſich damals vom Bürgerſtande, und ſeitdem wurde kein allgemeiner Landtag mehr gehalten, ſondern der Kurfürſt rief nur bisweilen die einzelnen Stände der einzelnen Marken zuſammen, bei denen er Alles durchſetzte, was er wollte. Die Stände waren zu derſelben Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken, wie in Oeſterreich. Mit größeren Schwierigkeiten hatte er allerdings im Herzogthum Preußen zu kämpfen. Hier beſaßen die Stände ſehr umfaſſende Rechte: dem Fürſten waren nach allen Seiten hin die Hände gebunden, und die Stände waren um ſo glücklicher in der Behauptung ihrer Gerechtſame, als bis in das Jahr 1657 das Herzogthum Preußen ein Lehen der polniſchen Krone war, ſo daß die Stände beim Könige von Polen immer Schutz fanden gegen Beeinträchtigungen von Seite des Landesherrn. In dem genannten Jahre aber erlangte der Kurfürſt durch den Vertrag zu Welau die Aufhebung der Lehensabhängigkeit Preußens von Polen, die Feſtſtellung der Souveränität. Die Souveränität faßte er nun ſogleich als unumſchränkte Macht auf. Er ſchrieb eigenmächtig Steuern aus, ließ ſie durch ſeine Soldaten eintreiben, ſtellte die Einnahmen unter ſeine eigene Verwaltung. Die preußiſchen Stände wollten ſich das aber doch nicht gefallen laſſen: ſie verweigerten daher die Anerkennung der Souveränität und eine neue Huldigung, und wollten ſich nur dann dazu verſtehen, wenn ihnen der Kurfürſt folgende Punkte bewillige (1661): 1) eidliche Beſtätigung ihrer Privilegien; 2) das Recht, über Krieg und Frieden mitzuſprechen; 3) Entfernung der fremden Truppen; 4) Verſprechen, keine neuen Steuern einzuführen; 5) Entſcheidung der Streitigkeiten zwiſchen Kurfürſten und Unterthanen durch Standesgenoſſen als Schöffen, vierzehn Tage vor Eröffnung eines Landtags; 6) regelmäßiger Landtag alle zwei Jahre; 7) Entbindung der Stände von dem Eide der Treue, wenn ihre Privilegien verletzt würden. Dieſe Forderungen waren nichts Neues und Unerhörtes, ſie ruhten auf einem guten geſchichtlichen Grunde, aber der Kurfürſt war weit entfernt, ſie zuzugeſtehen. Da jedoch die Stände einen Rücken an dem Könige von Polen hatten, da ferner Adel und Bürgerſtand vorerſt noch zuſammenhielten, ſo fand es der Kurfürſt bedenklich, ohne Weiteres mit Gewalt dreinzufahren. Er gebrauchte daher Liſt und Ränke. Er erklärte ſich bereit, ihre Privilegien gelten zu laſſen, jedoch nur ſo weit, als ſie der Souveränität nicht widerſprechen. Er verſuchte ſodann, Adel und Bürgerſtand zu trennen. Dies gelang ihm: er brachte den Adel auf ſeine Seite, den er vermochte, ſeine Zuſtimmung zu der Einführung der Acciſe zu geben, eine Steuer, die nicht den Adel, wohl aber die Städte traf, die ſich daher aus allen Kräften widerſetzten. Nachdem der Kurfürſt nun die beiden Stände getrennt, brauchte er vorerſt gegen den Bürgerſtand Gewalt: er bemächtigte ſich widerrechtlich Rhodes, des Schöppenmeiſters von Königsberg, des Hauptes der bürgerlichen Widerſtandspartei, den er bis zu ſeinem Tode (1678) im Gefängniſſe ſchmachten ließ, ſchüchterte dadurch die Stände überhaupt ein und brachte ſie endlich auf dem Landtage von 1663 zur Huldigung. Er beſtätigte zwar im Allgemeinen ihre Privilegien, achtete ſie aber nicht; vielmehr betrachtete er ſich ſeitdem als unumſchränkten Herrn. Von Seite des Adels ging ſpäter (1670) freilich noch eine Oppoſition aus; aber auch dieſe wurde unterdrückt. Der Führer derſelben, der Oberſt von Kalkſtein, der nach Polen geflohen war, wurde dort auf Befehl des Kurfürſten völkerrechtswidrig gefangen genommen, nach Preußen geſchleppt, und dort 1671 hingerichtet. So wurden die Marken und das Herzogthum Preußen um ihre landſtändiſche Verfaſſung gebracht. Mit den neu erworbenen Landestheilen machte es Friedrich Wilhelm nicht anders. Magdeburg, welches ebenfalls ſeine alten Gerechtſame erhalten wollte, wurde von ihm mit Waffengewalt bezwungen, und mußte ſich fügen. Eben ſo mußten die Stände in Cleve und Berg und in Pommern der Landeshoheit weichen.

Und ſo wie der Kurfürſt von Brandenburg machten es auch andere Fürſten. Im Jahre 1661 unterwarf ſich der Biſchof Bernhard von Galen die Stadt Münſter, die auf ihre alten Rechte pochte, mit Waffengewalt; 1664 wurde die Stadt Erfurt gezwungen, die Botmäßigkeit des Erzbiſchofs von Mainz anzuerkennen; 1671 endlich wurde die Stadt Braunſchweig, die ſo lange die Vertreterin ſtädtiſcher Unabhängigkeit im Norden von Deutſchland geweſen, von den Herzogen unterworfen.

Wo es nicht zu offenbarer Gewalt von Seite der Fürſten kam, waren wenigſtens die Stände ſo eingeſchüchtert, daß ſie keinen thatſächlichen Widerſtand leiſteten: höchſtens legten ſie Verwahrungen ein und brachten ihre Streitigkeiten an die Reichsgerichte. Wollten ſie Verſammlungen halten, die nicht vom Fürſten berufen waren, ein Recht, das ihnen in früheren Zeiten ohnſtreitig zukam, ſo wurden ſie für Rebellen erklärt und auf das Härteſte wider ſie verfahren. Die Proceſſe an den Reichsgerichten fielen in der Regel auch nicht zu ihren Gunſten aus. Ein beſtimmter Grundſatz wurde dort auf keine Weiſe angenommen. Streitſachen von demſelben Inhalt wurden auf die verſchiedenſte Weiſe entſchieden. Von vornherein hüteten ſich die Reichsgerichte, die Partei der Unterthanen gegen einen mächtigeren Reichsfürſten zu nehmen: thaten ſie es doch, ſo fehlte es an der Ausführung ihrer Beſchlüſſe; denn von ſelbſt unterwarf ſich dieſen kein Fürſt, wenn ſie gegen ſeinen Vortheil lauteten. Sodann kam immer die jeweilige Staatsklugheit des kaiſerlichen Hofes in Betracht. Hatte der Kaiſer die Freundſchaft eines angeklagten Fürſten nöthig, ſo beeinflußte er die Reichsgerichte, namentlich den Reichshofrath, dergeſtalt, daß keine für ihn unangenehme Entſcheidung gefaßt wurde. Ueberdies war das Verfahren an den Reichsgerichten ſo langſam und ſo koſtſpielig, daß die Landſtände nachgerade Bedenken trugen, dieſen Weg einzuſchlagen. Demzufolge ſanken dieſelben faſt in allen Ländern zu bloßen geldbewilligenden Verſammlungen herab: einen entſcheidenden Einfluß auf den ganzen Gang der Regierung hatten ſie nicht mehr.

Dieſe Wendung der Dinge wurde beſonders auch durch den bereits öfter angedeuteten Gegenſatz zwiſchen dem Adel und dem

Bürgerſtande herbeigeführt. Die Fürſten entſchloſſen ſich meiſtens, dem Adel ſeine bisherigen Vorrechte zuzugeſtehen, oder ihm ſogar neue hinzuzufügen, wenn er ſeinen Widerſtand aufgebe, und die Fürſten in ihren Maßnahmen gegen den Bürgerſtand nicht beirre. Der Adel ging darauf ein. Er erhielt ſodann Steuerfreiheit für ſeine Perſon, Gerichtsbarkeit auf ſeinen Gütern, das Recht, allein Rittergüter beſitzen zu dürfen, Jagdgerechtigkeit, Freiheit vom Kriegsdienſt, einen befreiten Gerichtsſtand und endlich das ausſchließliche Recht, bei den höchſten Kriegs-, Hof- und Staatsämtern verwendet zu werden. Der Adel erhielt dadurch eine weit bevorzugtere geſellſchaftliche und ſtaatliche Stellung, als er bisher beſeſſen: zwar verlor er ſeine politiſche Bedeutung dem Fürſtenthume gegenüber, dagegen wurden dieſe Verluſte reichlich aufgewogen durch die vielfachen ſtofflichen Vortheile, die ihm durch die Auszeichnung vor den Bürgerlichen geworden. In dieſem Gegenſatz zu dem Bürgerſtande ſah er von nun an ſein eigentliches Weſen: da er die wahrhaft politiſche Selbſtändigkeit eingebüßt, ſo warf er ſich mit um ſo größerem Eifer auf dieſe Bevorzugung vor dem Bürgerſtande. Das Standesvorurtheil, der Adelsſtolz beginnt eigentlich erſt von dieſer Zeit politiſcher Bedeutungsloſigkeit an recht zu wuchern. Dieſe Richtung wurde noch abſichtlich genährt durch das Fürſtenthum. Dieſes in ſeinem Streben nach unumſchränkter Macht fühlte bald das Bedürfniß, dieſelbe durch äußeren Glanz, durch Entfaltung von Pracht und Prunk hervortreten zu laſſen, durch einen Hofſtaat, welcher gewiſſermaßen die Scheidewand bilden ſollte zwiſchen dem Fürſten und dem gemeinen Volke: es lag nahe, derjenigen Klaſſe von Menſchen, denen es erlaubt war, um die Perſon des Fürſten zu ſein, einen höheren Rang anzuweiſen, und mit Aengſtlichkeit darauf zu halten. Die Fürſten begünſtigten alſo abſichtlich das Standesvorurtheil des Adels, den immer greller hervortretenden Standesunterſchied.

Dagegen wurde der Bürgerſtand immer tiefer herabgedrückt. Seitdem ſich der Adel ſo entſchieden auf die Seite des Fürſtenthums geſchlagen, war er dieſem wehrlos preisgegeben. Die Fürſten nahmen ihm nach und nach alle Rechte, auf denen ſeine Selbſtverwaltung beruhte, und bevormundeten ihn, ſo weit ſie es für gut fanden. Vor Allem aber wurde die Steuerlaſt auf ihn gewälzt. Dieſer

Verluſt ſeiner Rechte, dieſe beſtändige Bevormundung, dieſer Druck, der von oben auf ihn geübt wurde, brachte zuletzt jenen Knechtsſinn hervor, durch den ſich das deutſche Bürgerthum des 18. Jahrhunderts ſo unvortheilhaft von den früheren Jahrhunderten unterſchied. Und um einigermaßen entſchädigt zu ſein für den Verluſt der Freiheit, warfen ſich die einzelnen Klaſſen des Bürgerſtandes ebenſo auf Rang und Titel, wie der Adel: auch beim Bürgerſtande greift von jetzt an erſt jene engherzige Beſchränktheit um ſich, welche keinen Sinn mehr hat für große Verhältniſſe, dagegen ſich in der haarſcharfen Feſtſtellung der Unterſchiede in der bürgerlichen Geſellſchaft und in leeren ſteifen Formen und Gebräuchen gefällt.

Nur in einigen wenigen Ländern wußten ſich die Stände eine größere Bedeutung zu bewahren, und ſogar den Fürſten einen erfolgreichen Widerſtand entgegenzuſetzen. So in Würtemberg, wo, wie wir früher geſehen, der Adel gar nicht auf den Landtagen vertreten war, ferner in Heſſen und in Mecklenburg. In letzterem Lande kam es zwiſchen den Fürſten und den Landſtänden ſchon ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts zu bedeutenden Streitigkeiten, die mit wenigen Unterbrechungen ein ganzes Jahrhundert fortdauerten. Der Hauptgegenſtand des Streites betraf die eigenmächtige Beſteuerung des Landes von Seite des Herzogs zu Gunſten ſeines ſtehenden Heeres. Die Sache kam natürlich vor die Reichsgerichte. Diesmal nahm der Reichshofrath die Partei der Stände (1707). Der Kaiſer ſchickte eigene Beauftragte in das Land, um die Sache zu unterſuchen. Sie verſchleppte ſich aber, der Herzog Friedrich Wilhelm ſtarb darüber hinweg, und ſein Nachfolger Karl Leopold griff viel thatkräftiger ein. Er vermählte ſich mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin, erhielt von Peter dem Großen einige ruſſiſche Regimenter, um damit ſeine Landſtände im Zaume zu halten, brachte ſein ſtehendes Heer bald auf 16,000 Mann, verband ſich auch mit dem berliner Hofe, der ihm gleichfalls Hülfe gegen ſeine Landſtände zuſicherte, und verfuhr, auf dieſen Rückhalt geſtützt, auf das Gewaltthätigſte gegen dieſelben: er ließ die bedeutendſten Führer durch die Ruſſen gefangen nehmen; Peter der Große behauptete bei dieſer Gelegenheit, ein Recht dazu zu haben, weil ſie ſich gegen ſeinen Schwiegerſohn und gegen ſeine Nichte ungebührlich benommen hätten. Der Kaiſer beauftragte ſodann den Kurfürſten von Hannover mit der Vollziehung des reichsgerichtlichen Erkenntniſſes, das inzwiſchen nochmals zu Gunſten der Landſtände ausgefallen war. Die Hannoveraner rückten ein, die Ruſſen verließen das Land, aber dafür ſetzten ſich nun preußiſche Truppen im Lande feſt, offenbar, um die Partei des Herzogs zu nehmen. So kam es zu keinem Ergebniß. Endlich (1728) entſetzte der Kaiſer den Herzog Karl Leopold der Regierung und übergab dieſe ſeinem Bruder Chriſtian Ludwig. Ueber dieſe Entſcheidung waren aber die benachbarten Fürſten ſehr ungehalten: auch hörten die Unruhen damit nicht auf, Karl Leopold fügte ſich dem kaiſerlichen Spruche durchaus nicht, bot vielmehr das Landvolk für ſich auf, und wirklich erhob ſich dieſes zu Gunſten des abgeſetzten Herzogs (1733), obgleich ohne Erfolg. Endlich ſtarb Karl Leopold im Jahr 1747, und unter ſeinem Nachfolger Chriſtian Ludwig wurde der Friede hergeſtellt, aber doch mehr zu Gunſten des Herzogs. Der kaiſerliche Hof hatte inzwiſchen, wie ſo oft, ſeine Anſicht geändert.

Ebenſo beſtanden in Oſtfriesland zwiſchen Fürſten und Ständen ſchon ſeit dem Anfange des 17. Jahrhunderts beträchtliche Streitigkeiten. Beſonders heftig wurden ſie ſeit dem Jahre 1666, und ſie dauerten fort bis zum Ausſterben des regierenden Hauſes im Jahre 1731. Die Stände würden wohl haben ganz unterliegen müſſen, da ſowohl die Könige von Dänemark, als die Herzoge von Braunſchweig den Fürſten mehrmals Hülfstruppen zuſchickten, wenn ſich ihrer nicht die Generalſtaaten angenommen hätten. Auch die Reichsgerichte nahmen bisweilen die Partei der frieſiſchen Stände, ſpäter traten ſie jedoch ebenfalls auf die Seite der Fürſten.

In den braunſchweigiſchen Ländern wurden zwar die Landſtände beibehalten unter den hergebrachten Formen, und es wurden regelmäßig Landtage gehalten, ſie waren aber ſo zahm, daß ſie die Fürſten nicht im Geringſten hinderten. Ebenſo die Stände in Kurſachſen. In anderen Ländern, wie in Kurpfalz, in Kurmainz, in Baden, in dem ſchon angeführten Baiern, in Anhalt, waren ſie ganz in Abgang gekommen.

5. Die Willkürherrſchaft.

So ſtellte ſich demnach als Ergebniß der politiſchen Entwicklung in den einzelnen Gebieten die thatſächliche Unumſchränktheit der fürſtlichen Macht heraus. Anfänglich machten die Fürſten als Grund dieſer Regierungsweiſe die Pflicht geltend, das allgemeine Wohl des Volkes fördern zu müſſen, eine Aufgabe, welche durch keine beſchränkenden Einrichtungen gehemmt werden dürfe, weßhalb alle ſolche, wo ſie noch beſtanden, vor der Staatsgewalt, die der Fürſt vertrete, weichen müßten. Es liegt aber in der Natur der unumſchränkten Herrſchaft, daß ſie ſich nicht lange blos als Mittel zur Erreichung des allgemeinen Beſten, ſondern als Selbſtzweck erfaßt. Die unumſchränkte Macht als ſolche oder die Willkür iſt dann das letzte Ziel, nach dem man ſtrebt, und an dieſes knüpft ſich bald ein noch verwerflicheres: rückſichtsloſes Schalten mit dem Vermögen der Unterthanen, um den augenblicklichen Launen, der Genußſucht, der Verſchwendung, der Pracht und Ueppigkeit fröhnen zu können. Alle dieſe Stufen hat das Fürſtenthum bei uns durchlaufen.

Wir haben oben ſchon angedeutet, daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mehrere vortreffliche Regenten auf deutſchen Fürſtenſtühlen ſaßen, die entweder von natürlichem Wohlwollen geleitet, ſich Mühe gaben, das Beſte ihrer Unterthanen zu fördern und gemeinnützige Einrichtungen ins Leben riefen, oder welche, große ſtaatliche Entwürfe im Auge, die ihnen untergebenen Länder zu einer erhöhten politiſchen Bedeutung bringen wollten. Zu den letzteren gehörte der große Kurfürſt, welcher in der That den Grund legte zu der europäiſchen Bedeutſamkeit Preußens, und vorzüglich um in dieſer ſeiner auswärtigen Staatskunſt nicht gehemmt zu werden, hat er die Macht der Landſtände gebrochen. Er hat freilich, um ſein unverhältnißmäßig großes Heer halten zu können, das Land mit ſchweren Steuern gedrückt: aber zugleich hat er ſich auf das Eifrigſte bemüht, der Landeskraft nach allen Seiten hin einen höheren Schwung zu geben, der Betriebſamkeit friſche Quellen zu eröffnen, überhaupt das ganze Staatsgebäude mit einem neuen auf jene großen Staatszwecke gerichteten Geiſte zu durchdringen.

Eine ähnliche Richtung befolgten die Regenten der fränkiſchen Linie des brandenburgiſchen Hauſes in der zweiten Hälfte des 17.

Jahrhunderts. Chriſtian Ernſt, der Markgraf von Baireuth (1655—1712) zeichnete ſich durch Hebung des Ackerbaues, durch Förderung der Gewerbthätigkeit — beſonders nahm er viele franzöſiſche Proteſtanten auf, die ſeit der Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich entflohen waren — durch Sorge für den Schulunterricht — 1664 ſtiftete er das Gymnaſium in Baireuth — aus. Auch der Markgraf von Ansbach, Johann Friedrich (1667—1686) war ein wohlwollender, gebildeter, kenntnißreicher Fürſt.

Unter anderen ſüddeutſchen Fürſten ſind als wohlwollende, von ihrer Regentenpflicht erfüllte Herrſcher zu erwähnen der Kurfürſt von der Pfalz Karl Ludwig (1648—1680): ein beſonderer Gönner der Wiſſenſchaften, freiſinnig; derſelbe, welcher den Philoſophen Spinoza an die Hochſchule von Heidelberg berufen wollte; ferner Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (1677—1707), der ſich als Feldherr in den Türkenkriegen und in den Reichskriegen einen Namen erworben; Friedrich VI. von Baden-Durlach (1659—1677). Unter den Regenten von Heſſen-Kaſſel zeichnete ſich Hedwig Sophie, die Schweſter des großen Kurfürſten (1663—1677) und Karl (1677—1730) aus.

Auch die erneſtiniſche Linie des Hauſes Sachſen lieferte mehrere wohlwollende Regenten. Wir erwähnen hier nur Ernſt den Frommen, Herzog von Gotha (1605—1675), ein äußerſt ſparſamer Fürſt, der den Bauer ſo viel wie möglich erleichterte, ſeine Einkünfte auf gemeinnützige Einrichtungen verwendete, auf Waiſenhäuſer, Schulen und Kirchen, die beſten Gelehrten an ſeinen Hof zog, wie den Freiherrn von Seckendorf, den Verfaſſer der Geſchichte des Lutherthums und des deutſchen Fürſtenſtaats. Sein Gedenkſpruch war: „Regenten ſind gemacht aus Erden, regieren auf Erden, und müſſen zur Erde werden.“ Auch Friedrich II. (1691—1732) von Gotha hat ein gutes Andenken hinterlaſſen.

Unter den Fürſten aus dem braunſchweig-lüneburgiſchen Hauſe nimmt eine bedeutende Stelle ein Johann Friedrich von Calenberg (Hannover) 1665—1679, Ernſt Auguſt von Hannover (ſtarb 1698); beide Gönner Leibnitzens.

Eigentlich mußte die furchtbare Zerrüttung der deutſchen Länder nach dem dreißigjährigen Kriege die Fürſten von ſelbſt darauf führen, zunächſt auf die Wiederherſtellung des Wohlſtandes bedacht zu ſein, daher einen weiſen Haushalt zu führen und für die eigene Perſon nicht zu viel zu verbrauchen. Aber nicht alle Fürſten dachten ſo, wie die angeführten. Außerdem hatte ſich Deutſchland ohngefähr nach einem Menſchenalter, gegen Ende des 17. Jahrhunderts wieder erholt, trotz der vielen Kriege, in welche es inzwiſchen neuerdings verwickelt wurde — denn ſie dauerten weder ſo lange noch wurden ſie ausſchließlich auf deutſchem Boden geführt — und unterdeſſen hatte Frankreich einen immer ſtärkeren Einfluß auf die deutſchen Höfe gewonnen: man nahm von dort, wie ſchon erwähnt, wenigſtens die Regierungsgrundſätze, die Sitten und den Hofſtaat an. Hatten die deutſchen Fürſtenſöhne im 17. Jahrhundert vorzugsweiſe die Niederlande oder auch England zur Bereiſung gewählt, um ſich durch die Anſchauung der dortigen Einrichtungen für die Regierung vorzubereiten, ſo beſuchten ſie jetzt vor Allem Paris oder Verſailles, um hier ihre Studien zu machen. Sie brachten aber nur ungemeſſene Vorſtellungen von fürſtlicher Machtvollkommenheit, Liebe zu Aufwand und Pracht und Freude an den rauſchenden Vergnügungen des Hofes und ſeiner Liederlichkeit mit heraus.

Die Unumſchränktheit des deutſchen Fürſtenthums war, wie wir geſehen, gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Allgemeinen thatſächlich feſtgeſtellt. Die Fürſten gefielen ſich nun darin, ihr ſouveränes Belieben als oberſtes Geſetz bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen, und einen ihrer Macht entſprechenden Glanz zu entfalten. Dies zeigte ſich theils im Unterhalten von unverhältnißmäßig großen ſtehenden Heeren, wozu die Landſtände die Mittel bewilligen mußten, mochten ſie wollen oder nicht, — denn eben die Heere wurden zu ihrer Einſchüchterung und überhaupt zur Befeſtigung der fürſtlichen Machtvollkommenheit gebraucht — theils in einem zahlreichen koſtbaren Hofſtaat. Früher hatte als Muſter der burgundiſche, beziehungsweiſe ſpaniſche Hof gedient, und der kaiſerliche Hof, wohl auch theilweiſe der baieriſche blieben noch jetzt dieſem Muſter treu; die meiſten deutſchen Höfe aber ahmten ſeit dem weſtphäliſchen Frieden den franzöſiſchen nach. Steifheit und Unnatur war nach dem einen wie nach dem anderen dieſer Hofgebräuche an der Tagesordnung. Der Fürſt ſoll wie ein höheres faſt übermenſchliches Weſen erſcheinen, der dem gewöhnlichen Leben in die größtmöglichſte Entfernung gerückt werden ſoll: mit dem gemeinen Volke ſoll er daher nie in Berührung kommen. Nur Leute von Adel dürfen ſich ihm nähern, und auch hier wird ein bedeutender Unterſchied zwiſchen hohem und niederem, altem und neuem Adel, höheren und niederen Aemtern gemacht. Jedem am Hofe iſt bis aufs Kleinſte Tritt und Schritt vorgeſchrieben: der Fürſt ſelbſt iſt einer ſtarren Regel unterworfen, von der er ſich nicht entbinden darf. Jahr aus, Jahr ein muß er in beſtimmten Stunden des Tages immer wieder daſſelbe thun, oder ſich thun laſſen. Dieſer Unnatur entſprach auch die Tracht. Ludwig XIV. hatte die Allongeperücken aufgebracht, die nun von allen Höfen nachgeahmt wurden und ein weſentliches Stück des Anzuges bildeten. Ohne Allongeperücke, mit ſeinen bloßen natürlichen Haaren durfte man nicht am Hofe erſcheinen. Dieſer entſprach der Kopfputz der Damen, der mitunter förmliche Thürme vorſtellte. Dazu gehörten die hohen Abſätze an den Schuhen, die Reifröcke der Damen, die reich mit Gold und Silber geſtickten Kleider der Herren und dergleichen.

Um eine Anſchauung zu geben von dem Treiben an den deutſchen Höfen jener Zeit, wollen wir Gebräuche und Hofſtaat einiger mittheilen. Am kaiſerlichen Hofe galt, wie ſchon erwähnt, das ſpaniſche Ceremoniel. Wenn der Kaiſer ſich aus dem Bette erhoben, geht er aus dem Schlafgemach in das zunächſt gelegene Zimmer im Schlafrock. Hier läßt er ſich von den Kammerdienern ankleiden und die Perücke aufſetzen. Dabei darf Niemand zugegen ſein, als wer die Aufwartung hat. Darauf hört er die Meſſe. Bei Tiſche erſcheint er in ſpaniſchem Koſtüm, den Federhut auf dem Kopfe, den er während der ganzen Mahlzeit aufbehält, während die Gäſte den Kopf entblößt haben müſſen. Bei feierlichen Gelegenheiten ſpeiſt der Kaiſer allein, ſitzend, die Andern müſſen ſtehen. Eine Unmaſſe Bedienter und Aufwärter, von geringerem und höherem Rang, bedient den Kaiſer. Bis ein Teller an ihn gelangt, muß er durch 24 Hände gehen. Wer ſich dem Kaiſer naht, muß ſich auf das Knie niederlaſſen, und zwar mehrere Male; ebenſo, wenn er ſich wieder entfernt. Ein Zeichen der allerhöchſten Gnade iſt, zum Handkuß zugelaſſen zu werden. Die Umgebung des Kaiſers muß immer in einer beſtimmten Tracht, mit Allongeperücken, erſcheinen. Selbſt auf den Jagden wird dieſes Ceremoniel eingehalten. Nur der Oberjägermeiſter und die Jagdjunker dürfen in

Jägerkleidern erſcheinen, die andern in Hofkleidern. Keiner darf in Gegenwart des Kaiſers ein Gewehr abdrücken, oder den Hirſchfänger entblößen. Zwei Jagdjunker erhielten einmal einen derben Verweis, als ſie dies Gebot übertraten, um dem Kaiſer das Leben zu retten, das durch einen Keuler gefährdet war.

Der kaiſerliche Hofſtaat war in ſechs Oberhofämter oder Stäbe eingetheilt, nämlich in den Oberhofmeiſterſtab, Oberhofkammerſtab, Oberhofmarſchallſtab, Oberhofſtallmeiſterſtab, Oberlandjägermeiſterſtab, Oberhoffalkenmeiſterſtab. Wir wollen nur die beiden erſten etwas näher betrachten. Unter dem Oberhofmeiſter ſtanden der Oberhofkuchelmeiſter, der Oberhofſtabelmeiſter, der Oberhofſilberkämmerer, der Hofunterſilberkämmerer, vier kaiſerliche Mundſchenken, zwei Vorſchneider, vierzehn Truchſeſſe, welche Stellen faſt ſämmtlich von Reichsgrafen verwaltet wurden, drei kaiſerliche Hofräthe, ein Obercontroleur, die Oberhofkapellane und Hofprediger, der Oberhoftanzmeiſter und das Ballet, die kaiſerliche Kapelle und die Sänger und Sängerinnen der Oper, ſieben Hofmedici, die Beamten der Bibliothek, der Garteningenieur, der Hofarchitect, die Akademie der Maler und Bildhauer, die Hiſtoriographen, Poeten und Hiſtorici des Hofes, zwei Hofzuckerbäckerinnen, ein Hofbraumeiſter, eine Hofknopfmacherin, die Hatſchiere und die Trabantengarde. Unter dem Oberkuchelmeiſter ſtanden wieder der Kuchelinſpector, zwei Controleure mit vier Schreibern, ein Mundkoch, fünf Meiſterköche, drei Bäckereiköche, ein Mundkuchelthürhüter nebſt 27 Gehülfen.

Unter dem Hofkämmerer ſtanden ſämmtliche Kammerherren und Kammerdiener, die kaiſerlichen Beichtväter, die kaiſerliche Kunſtkammer, die Antiquitäten- und Medaillenſammlung, die Leibmedici, acht Leibchirurgen, Leibapotheker, Zahn- und Wundarzt, ein Leib-Perüquier, ein Kammerbarometermacher, neun Kammermaler, eine indianiſche Kammermalerin, ein Edelſteinſchneider, ein Kammergoldarbeiter, ein Kammerjuwelier, ein Kryſtallſchneider und Spiegelmacher, zwei Wappen-, Siegel- und Steinſchneider, vier Kammer-Medailleurs, ein Kammerballmeiſter und eine Menge anderer Handwerker.

Die Kaiſerin hatte einen Oberhofmeiſter, eine Oberhofmeiſterin, einen Beichtvater für ſich und für das Frauenzimmer, fünf Kammerfräulein und zwölf Hofdamen, Kammerfrauen, Kammerdienerinnen, Gardedamen, ſämmtlich von Adel. Aus dem Bürgerſtande wurden nur die „Kammermenſcher" gewählt, darunter ein Kuchelmenſch, ein Abwaſchmenſch, eine Leilachwäſcherin, drei Extrafrauenzimmermenſcher und zwei Strapaziermenſcher. —

Am Hofe von Dresden unter den beiden Auguſten*) waren eilf Hofämter: der Oberhofmarſchall, der Oberkammerherr, Oberſtallmeiſter, Oberhofjägermeiſter, Oberſchenk, Oberküchenmeiſter, Schweizerhauptmann, Oberfalkenmeiſter, Kämmerer, Generalpoſtmeiſter, Hofmarſchall. Unter dem Hofmarſchallamt ſtanden 84 Kammerjunker, 6 Jagd- und 16 Hofpagen mit dem Pagenhofmeiſter, Capitain und 6 Lehrern für Sprachen, Mathematik, Fechten, Tanzen und Reiten, und dem **maitre des morales**, die Hofjägerei mit Leib- und Hofſchützen, Trüffel- und Kammerjägern, die Hofkirchenkapelle mit Cantoren, Organiſten, Sängern, Kammermuſikern, Trompetern, Paukern, 12 Bockpfeifern, 28 Lakaien, 14 Heiducken, 5 Läufern, dem Heirroſos und 24 Mohren.

Der Hof von Dresden war einer der üppigſten und verſchwenderiſchſten. Die Kurfürſten von Sachſen waren nämlich zugleich Könige von Polen und glaubten ihrer Königswürde nichts vergeben zu dürfen. Es war natürlich, wenn es dort hoch herging. Ein einziges Hoffeſt koſtete allein 4 Millionen Thaler; ein Lager bei Mühlberg 5 Millionen**). Aber auch der Herzog von Würtemberg, der kaum über eine halbe Million Einwohner gebot, hatte einen Hofſtaat von 2000 Perſonen; ſein Reiſegefolge beſtand aus 700 Perſonen und bedurfte 600 Pferde zur Fortſchaffung***). Der Markgraf von Ansbach, Karl Wilhelm Friedrich (1723—1757), deſſen Gebiet kaum 80 □ Meilen betrug, hatte doch ebenfalls folgende Hofämter: 1) einen Oberhofmarſchall; 2) einen Hofmarſchall; 3) einen Oberſtallmeiſter; 4) einen Oberfalkenmeiſter; 5) einen Oberjägermeiſter. Unter dem Hofmarſchall ſtanden 16 Kammerherren, 12 Pagen, 39 Kammer-, Forſt- und Hofjunker, 3 Leibärzte, 1 Hofprediger, 1 Hausvogt, Kammerdiener und Mundſchenken, Kellermeiſter, Fouriere, 1 Küchenmeiſter mit 8 Köchen, 1 Silberkämmerer†). Noch üppiger und verſchwenderiſcher war der Hof der Markgrafen von Baireuth unter Georg Wilhelm 1712–1726, und unter Friedrich (1735–1763), dem Gemahl der Schweſter Friedrichs des Großen. Da wimmelte es von Kammerherren, Kammerjunkern, franzöſiſchen Mundköchen, Kammerdienern, Heiducken, italieniſchen Sängern und Sängerinnen, franzöſiſchen Schauſpielern und vornehmen Abenteurern aller Art. Aber es gab überhaupt keinen Fürſten oder Grafen, der nicht ſeinen Hofſtaat und ſein ſtehendes Heer beſaß, wie gering dies auch ſein mochte. Natürlich fehlte es auch nicht an Rangliſten, an welchen bei den kleinen Höfen mit derſelben Aengſtlichkeit feſtgehalten wurde, wie bei den großen. Beiſpielsweiſe theilen wir eine Rangordnung von Hohenlohe-Oehringen mit, ein Gebiet, das einige Quadratmeilen umfaßte *). Hier kommen die Aemter in folgender Reihe auf einander: 1) Geheimer Rath und Hofmarſchall; 2) Oberſtallmeiſter und Oberſtlieutenant; 3) die Kammerjunker nach dem Alter; 4) die Hofräthe; 5) der Leibmedicus; 6) Superintendent und Conſiſtorialrath; 7) die Hofjunker nach dem Alter; 8) die Regierungsräthe; 9) die Kammerräthe; 10) der Oberpfarrer und Conſiſtorialrath; 11) der Hofprediger und Conſiſtorialrath; 12) die Amtleute mit Rathstitel; 13) Rath und Doctor; 14) die Oekonomieräthe; 15) die Lieutenants ohne Hofchargen; 16) ſämmtliche Geiſtliche in den Städten und auf dem Lande; 17) der Stallmeiſter; 18) die Regierungsſecretaire; 19) die Kammeraſſeſſoren; 20) Stadtſchultheiß; 21) der Amtsverweſer zu Künzelsau; 22) Amtleute ohne Rathstitel; 23) Pagenhofmeiſter und Pagen; 24) fünf Kammerdiener, deren einer Chirurg, ein anderer Friſeur; 25) Kammeractuarius; 26) Kammerkaſſier; 27) Regiſtratoren; 28) Praeceptores literati; 29) Renovatoren; 30) Kammerregiſtrator; 31) Marſchcommiſſär; 32) Amtsverweſer; 33) Spitalverwalter; 34) Steuerverwalter; 35) Hofverwalter; 36) Kaſtenverwalter; 37) Burgvogt; 38) Bauverwalter; 39) Oberförſter; 40) Kanzeliſten; 41) Amtsactuarius; 42) Haushofmeiſter; 43) Conditor; 44) Hoffourier; 45) Präceptoren und Organiſten (illiterati); 46) Amtsſchultheiß; 47) Bauinſpectoren; 48) Mundköche; 49) Wildmeiſter; 50) Hofjäger; 51) Büchſenſpanner; 52) die Kammer-

---

*) Klemm Kulturgeſchichte IX. S. 329.

**) Keyßler Reiſen II. S. 1326.

***) Biedermann, Deutſchland im 18. Jahrhundert I. S. 233.

†) Ritter von Lang, Ansbachs Jubeljahre im dritten Jahresbericht des hiſtoriſchen Vereins des Rezatkreiſes (1833). S. 25 folg.

---

*) Fränkiſches Archiv I. (1790). S. 251.

huſaren; 53) Hofjunker und Trompeter; 54) die übrigen Förſter, nach dem Dienſtalter; 55) die Hofgärtner; 56) die Hofküfer und Kellermeiſter; 57) die Beiköche; 58) die Laufer, Heiducken, Jagd- und andern Lakaien; 59) die Reitknechte, Stallhuſaren, Kutſcher, Hofpoſtillons und Vorreuter; 60) Gärtner und Conditorsgeſellen und Küferknechte; 61) Stall- und Pagenjungen.

Unter den größeren deutſchen Höfen that ſich beſonders der preußiſche während der Regierung Friedrichs I. durch Entfaltung einer ungemeinen Pracht hervor. Schon der große Kurfürſt legte einen nicht geringen Werth auf den Glanz ſeines Hofes; er meinte, es gehöre dies dazu, um die politiſche Bedeutung des Staats an den Tag zu legen; aber er wurde von ſeinem Nachfolger, dem es gelang, für Preußen den königlichen Titel zu erlangen, weit überboten. Friedrich I. fand in dieſem Hofprunk ſein eigentliches Element. Er nahm ſich beſonders Ludwig XIV. zum Muſter. Sein Hofſtaat koſtete ihm jährlich über 400,000 Thaler. Eine beſondere Pracht legte er bei der Vermählung ſeiner Tochter mit dem Erbprinzen von Heſſen-Kaſſel an den Tag (1700). Alle Kleidungen der Herrſchaften und der meiſten Hofleute verſchrieb man aus Frankreich, auch Sänger und Schauſpieler. Alle Garden, die Leibgarde zu Pferd und zu Fuß, die 100 Schweizer, die Grandmusquetairs, Gensdarmen und Grenadiere wurden neu gekleidet, die Gensdarmen in Blau und Silber, die Grandmusquetairs in Scharlach und Gold. Die Brautkutſche war mit Karmoiſinſammt ausgeſchlagen, mit Gold beſetzt, die Geſchirre der Pferde mit vergoldeten Buckeln und Schnallen beſchlagen, mit vielen goldenen Quaſten behängt, die Zügel und Leinen beſtanden aus Goldgeflecht. Die Tafel war mit goldenen und ſilbernen Gefäßen und Geſchirren beſetzt. Es gab vier verſchiedene Gänge zu je 46 Speiſen außer den Früchten und dem Confecte. Das Kleid der Braut war weiß von Silberſtück, ihr Fürſtenmantel aus einem ganz goldenen Netze. Den Schweif des ſieben Ellen langen Kleides, das über und über mit Diamanten beſäet war, trugen ſechs Kammerfräuleins, da aber das Kleid einen Centner wog, ſo wurden ſie noch durch 2 Brautpagen unterſtützt. —

Ein unumgängliches Erforderniß eines Fürſten nach der Mode war, daß er die eheliche Treue nicht bewahrte, ſondern in der Liebe ausſchweifte, vor Allem aber ſich eine Maitreſſe hielt, nach dem Muſter des Hofes Ludwigs XIV. Selbſt ſolche Fürſten glaubten dieſe Mode mitmachen zu müſſen, die gar nicht das Bedürfniß nach ſinnlichen Ausſchweifungen hatten, wie der oben erwähnte Friedrich I. von Preußen, welcher ſich, um Ludwig XIV. es ja in Allem nachzuthun, eine Maitreſſe hielt, obſchon er zu ihr in weiter keinem Verhältniß ſtand, als daß er jeden Abend in der Dämmerung eine Stunde in ſeinem Zimmer mit ihr auf und abging. Das Maitreſſenweſen übte auf unſere Höfe denſelben entſittlichenden Einfluß, wie in Frankreich. Der Sinn für Tugend und Ehrbarkeit ging verloren: die Maitreſſen gewannen den entſchiedenſten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten: die Hofſchranzen machten ihnen den Diener und ſuchten ihre Gunſt zu gewinnen: das Laſter gab alſo den Ton an und wurde umworben. Es kam dazu, daß die Maitreſſen furchtbare Summen koſteten: Auguſt dem Starken von Sachſen koſtete eine allein über 20 Millionen Thaler.

Tüchtigkeit der Geſinnung, Ehrenwerthigkeit des Charakters höheres Streben konnten natürlich unter ſolchen Umſtänden nicht aufkommen. Es war noch das Geringſte, wenn dieſe Hohlheit des Hofprunks nur abgeſchmackte ſchaale Menſchen erzeugte. Aber auch ein erbärmlicher Knechtsſinn, kriechende Schmeichelei gegen den allgewaltigen Gebieter waren die Folgen dieſes höfiſchen Weſens. Was war natürlicher, als daß die Herrſcher in dem Gefühle ihrer Allmacht nur beſtärkt wurden. Es war etwas Gewöhnliches, daß ſich die Fürſten, wie Trajan, deliciæ generis humani nennen ließen. Dieſe Bezeichnung entblödeten ſich die Schmeichler ſelbſt nicht bei einem Fürſten anzuwenden, der wegen ſeiner Grauſamkeit bekannt war, und eigenhändig z. B. einen Schäfer niederſchoß, der ihm mit ſeiner Heerde nicht ſchnell genug aus dem Wege ging, oder einen Bedienten, von dem ihm berichtet wurde, daß er die Hunde des Fürſten nicht gehörig verſorge. Es war der Markgraf Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach *). Ein ungemeiner Wechſel der fürſtlichen Gunſt gegen die Perſonen ihrer nächſten Umgebung war auch eine Folge dieſes Bewußtſeins der Allmacht, dieſer Gewißheit, alle Handlungen belobt zu ſehen. In dieſer Zeit der Willkür-

---

*) Ritter von Lang a. a. O.

herrſchaft ſteigen einzelne Perſonen in raſcheſter Zeit zu den höchſten Ehrenſtellen, Macht und Einfluß empor, um ebenſo ſchnell wieder in das Nichts zurückzuſinken. Sie durften noch froh ſein, wenn ſie bei ihrem Sturze mit dem Leben davon kamen: ihr Vermögen verloren ſie ohnedies gewöhnlich: aber nicht ſelten mußten ſie die Ungnade des Fürſten mit dem Tode büßen.

Denn der Geiſt der Willkür war durch alle Einrichtungen des Staats gedrungen und hatte auch die Gerichte zu bloßen Organen der fürſtlichen Willensmeinung herabgewürdigt. Es war die Zeit der ſogenannten Cabinets-Juſtiz: der ausgeſprochene Wille des Herrſchers genügte, um die Gerichte ein dieſem entſprechendes Erkenntniß fällen zu laſſen. Ja, die Fürſten ſetzten ſich oft ſelbſt an die Stelle der Gerichte, veränderten die Erkenntniſſe oder caſſirten ſie nach Belieben.

Unter ſolchen Umſtänden konnten die Beamten überhaupt nichts anderes ſein als Werkzeuge fürſtlicher Willkür. In früheren Zeiten, als die landſtändiſchen Verfaſſungen noch in Kraft waren, haben wir geſehen, betrachteten ſie ſich nicht ſowohl als Diener des Fürſten, wie als Vertreter des Landes und Volkes, und nicht ſelten traten ſie dem Fürſten entgegen, wenn er etwas wider die Verfaſſung vornehmen wollte. Dieſe Stellung der Beamten hört nun auf. Sie ſind im eigentlichen Sinne des Wortes nichts anderes, als Bediente des Fürſten, und ſo werden ſie denn auch genannt. Selbſtſtändigkeit der Geſinnung wurde nicht mehr geduldet: ſie haben blos die Befehle des Herrn zu vollziehen. Je ſklaviſcher ſie aber gegen oben waren, um ſo übermüthiger wurden ſie gegen unten. Das Volk wurde auf das Härteſte von ihnen gedrückt: Erpreſſungen aller Art waren an der Tagesordnung, und je deſpotiſcher die Verfaſſung wurde, um ſo weniger durften die Unterthanen auf eine Abhülfe dieſer Mißbräuche hoffen. Außerdem war aber der Geſchäftsgang in der Regel äußerſt ſchleppend: Saumſeligkeit, Unwiſſenheit, Beſtechlichkeit: das waren die Merkmale des Beamtenſtandes in den Zeiten der Willkürherrſchaft. Die Beamtenſtellen wurden meiſt nicht nach Verdienſt, ſondern nach Gunſt vergeben: nicht ſelten wurden ſie förmlich verkauft, und zwar um hohe Summen: natürlich mußten die Käufer die aufgewendeten Gelder aus den Unterthanen wieder herauszuſchlagen ſuchen.

Die ungeheuere Verſchwendung an den Höfen koſtete überhaupt viel Geld. Das mußten die Unterthanen herbeiſchaffen, und zwar, da der Adel ſteuerfrei war, meiſt Bürger und Bauern. Die Steuern nahmen daher von Jahr zu Jahr zu: die Regierungen ſind außerordentlich erfinderiſch in neuen Einnahmsquellen: ſie reißen Monopole an ſich, wie das Salzverkaufsrecht, Bierbrauerei, Kalenderverkauf; auch zur Münzverſchlechterung nehmen ſie bisweilen wieder ihre Zuflucht. Doch all' dies vermochte ihre Ausgaben nicht zu decken. Sie machten daher Schulden, und zwar leichtſinniger, wie früher, weil ſie jetzt nicht mehr den Widerſtand der Landſchaft zu beſorgen hatten. —

Die Zuſtände in den fürſtlichen Gebieten waren alſo ebenſo unerfreulich, wie die in den Reichsſtädten und bei der Ritterſchaft. Das Volk iſt um alle Selbſtbethätigung an dem öffentlichen Weſen gebracht; es iſt zu einer todten, trägen, gehorchenden, leidenden und zahlenden Maſſe erniedrigt: der Gemeingeiſt iſt erſtickt, das politiſche Urtheil gänzlich entſchwunden: es iſt gewohnt, in dem Fürſten einen Gott auf Erden zu ſehen, deſſen Laſter ſogar als Tugenden angeſchaut werden müſſen.

6. Das Reich.

Bei dieſer Lage der Dinge, bei dem Verkommen des Reichsadels und des Reichsbürgerthums, bei der Unterdrückung des Volksgeiſtes in den Fürſtenthümern, bei der vorherrſchenden Richtung der Höfe auf Verſchwendung und leeren Prunk, welche für edlere und höhere Beſtrebungen keinen Raum mehr geſtattete, war für das Reich nichts zu erwarten. Es kam hinzu, daß die bedeutendſten deutſchen Fürſtenhäuſer in Beziehungen zu anderen, auswärtigen Staaten gekommen waren, welche ſie ihre Stellung nicht mehr blos vom deutſchen, ſondern von einem europäiſchen Geſichtspunkte aus anſehen ließen. Der Kurfürſt von Brandenburg wurde 1657 ſouveräner Herzog, 1700 König von Preußen: es war natürlich, daß ihm die letztere Eigenſchaft die maßgebende war. Der deutſche

Kurfürſt wurde dem Könige untergeordnet. Zwar benahm ſich noch der große Kurfürſt keineswegs feindſelig gegen das Reich: im Gegentheile, er hat im Weſentlichen eine deutſche Staatskunſt befolgt und in der Regel mit dem Kaiſer gemeinſame Sache gemacht. Aber dieſe Erſcheinung iſt doch nur dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ſeine Intereſſen zufälliger Weiſe mit einer deutſchen Staatskunſt zuſammenfielen. Sein Hauptſtreben aber ging dahin, Preußen eine europäiſche Bedeutung zu verſchaffen, und wir werden ſpäter noch ſehen, daß unter Umſtänden vor dieſem Streben die deutſche Staatskunſt zurücktreten mußte. Seine Nachfolger haben dieſe Beſtrebungen mit Erfolg fortgeführt. Der deutſche Geſichtspunkt war alſo bei der preußiſchen Staatskunſt von nun an der untergeordnete.

Der Kurfürſt von Sachſen ferner wurde ſeit 1697 König von Polen, und die Vereinigung beider Kronen dauerte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Auch dieſer betrachtete ſich ſeitdem nicht als deutſchen, ſondern als europäiſchen Fürſten. Ein dritter Kurfürſt, der von Hannover, wurde ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts König von Großbritannien, und es war nichts begreiflicher, als daß er ſich von nun an von der Politik ſeines großen Reiches leiten ließ, daß dagegen die deutſche in den Schatten trat.

Außer dieſen eben genannten haben noch andere deutſche Fürſten auswärtige Throne beſtiegen, ohne daß ſie dabei den deutſchen Reichsverband aufgegeben hätten: aber auch ihre ganze politiſche Thätigkeit richtete ſich nach den Bedürfniſſen jener fremden Throne. So wurde der Linie Pfalz-Zweibrücken nach der Abdankung der Königin Chriſtine im Jahre 1654 der ſchwediſche Thron zu Theil, und dieſe Linie hat den Schweden drei Könige gegeben, Karl X. (ſtarb 1660), Karl XI. (ſtarb 1697) und Karl XII. (ſtarb 1718). Erſt nach dem kinderloſen Tode des letzteren fiel Zweibrücken an einen anderen pfälziſchen Zweig. Sofort aber wurde ein anderer deutſcher Fürſt ſchwediſcher König, nämlich Friedrich von Heſſen-Kaſſel, der Gemahl der Schweſter Karls XII., Eleonore Ulrike (1720—1751), welcher zugleich regierender Landgraf von Heſſen blieb. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beſtieg ein Herzog von Holſtein-Gottorp den ruſſiſchen Thron, nämlich Peter (1762), der Gemahl der Kaiſerin Katharina II., einer Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt. Auch die Niederlande dürfen wir nicht vergeſſen. Die Erbſtatthalter der Republik wurden nach dem Ausſterben der Nachkommenſchaft Wilhelms des Schweigſamen (1702) aus der deutſchen Linie, Naſſau-Diez-Oranien genommen, welche den deutſchen Reichsverband keineswegs aufgab.

Rechnen wir nun dazu, daß der König von Dänemark als Herzog von Holſtein, und ſeit 1667 als Graf von Oldenburg, ferner der König von Schweden als Herzog von Bremen und Verden und von Pommern deutſche Reichsſtände waren, Fürſten, die immerhin, beſonders Schweden, ein bedeutendes Gewicht in die politiſche Wagſchale legen konnten, ſo begreift ſich, daß das aus ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzte deutſche Reich keine einmüthige feſte entſchloſſene Staatskunſt befolgte, ſondern daß es von den entgegengeſetzteſten Strömungen hin- und hergeworfen ward.

Das kaiſerliche Haus ſelbſt befolgte eigentlich keine deutſche Staatskunſt mehr. Da der Kaiſer ſeit dem weſtphäliſchen Frieden ſo beſchränkt war, daß er im Grunde doch nichts Erkleckliches durchſetzen konnte, ſo wandte er ſich mit aller Kraft auf ſeine Hausmacht, die nun auch bei Oeſterreich über die Grenzen des deutſchen Reiches hinausging und dieſes Haus weit mehr als eine europäiſche wie als eine deutſche Macht erſcheinen ließ. Der einzige Vortheil, den die Habsburger aus der deutſchen Kaiſerkrone ziehen zu können glaubten, war, daß ſie das Reich in ihre Hauskriege verwickelten. Dieſes Beſtreben wurde aber durchſchaut und rief Widerſpruch hervor, der beſonders von Frankreich aus genährt wurde. Oeſterreich mußte nun ſuchen, durch Mittel aller Art die einflußreichſten Stände auf ſeine Seite zu bringen, was meiſtens durch Zugeſtändniſſe geſchah, wobei das Reich oder die ohnedies ſchon ſehr geſchmälerte Reichsgewalt Einbußen erlitt. Das Ergebniß war, daß die bedeutenderen Reichsſtände ſich um das Reich und ſeine Einrichtungen nichts mehr kümmerten, oder nur dann, wenn ſie dieſelben für ihren Vortheil zu brauchen gedachten.

Der Lehre nach galt der Kaiſer immer noch als Haupt der Chriſtenheit, als der Herr der Welt, und die Krönungsfeierlichkeiten wurden mit einem dieſer Vorſtellung entſprechenden anſpruchsvollen Prunk vollzogen: Schwert, Scepter und Krone Karls des Großen, figurirten dabei: der neue Kaiſer mußte ausdrücklich verſprechen, die vom Reich abgekommenen Länder wieder herbeibringen zu wollen und überhaupt ein Mehrer des Reichs zu ſein. In Wahrheit beſchränkte ſich aber die Macht des Kaiſers auf das Recht, einige Privilegien, beſonders Standeserhöhungen zu ertheilen, und auch dieſes Recht wurde inſofern geſchmälert, als die alten Fürſtenhäuſer ſich die Erhebung neuer Familien in den Reichsfürſtenſtand verbaten, ſich vielmehr ihre Zuſtimmung ausbedangen. Außerdem maßten ſich die größeren Fürſten das Recht an, ebenfalls Standeserhöhungen — bis zum Grafen — vorzunehmen. In allen nur einigermaßen wichtigen Punkten war der Kaiſer an die Zuſtimmung der Reichsſtände gebunden, welche durch die Capitulationen, die ſie jedem neuen Kaiſer vorlegten, ihn immer mehr beſchränkten. Er durfte ohne die Reichsſtände keinen Krieg anfangen, keinen Frieden ſchließen, keine Geſetze geben, keine Steuern ausſchreiben, keine Execution vornehmen laſſen.

Das geſetzmäßige Organ der Reichsſtände war der Reichstag. Dieſer zerfiel in drei Räthe oder Collegien: 1) in das kurfürſtliche Collegium; 2) in des fürſtliche; 3) in das reichsſtädtiſche. Die Kurfürſten waren die Erzbiſchöfe von Mainz, von Trier, von Köln, die Herzoge von Baiern und von Sachſen, der Markgraf von Brandenburg, der König von Böhmen, der Pfalzgraf am Rhein, alſo acht an der Zahl; im Jahre 1696 kam nun noch eine neunte Kur, die von Braunſchweig-Hannover, hinzu. Das fürſtliche Collegium oder der Reichsfürſtenrath theilte ſich wiederum in die geiſtliche und in die weltliche Bank. Zu der geiſtlichen gehörten 33 Virilſtimmen und 2 Curiatſtimmen. Bei der weltlichen Bank wurde wieder zwiſchen alten und neuen (nämlich ſeit 1582) Fürſtenhäuſern unterſchieden. Zu den alten Häuſern rechnete man Oeſterreich, Pfalz, Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig-Lüneburg, Pommern, Würtemberg, Heſſen, Baden, Mecklenburg, Holſtein, Savoyen, Anhalt, Aremberg; zu den neuen Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichſtein, Naſſau, Auersberg, Fürſtenberg, Schwarzenberg, Lichtenſtein, Thurn und Taxis und Schwarzburg. Dieſen Häuſern zuſammen ſtanden 61 Stimmen zu. Dazu kamen noch die vier Grafencurien, von denen jede eine Stimme hatte, nämlich die wetterauiſche, ſchwäbiſche, fränkiſche und weſtphäliſche. Das reichsſtädtiſche Collegium theilte ſich wieder in die rheiniſche und in die ſchwäbiſche Bank. Die rheiniſche, wozu die wetterauiſchen und weſtphäliſchen Städte gehörten, zählte 14, die ſchwäbiſche, wozu auch die fränkiſchen gerechnet wurden, 37 Städte. Die drei Collegien beriethen abgeſondert von einander: es war die Zuſtimmung aller drei erforderlich, wenn ein Beſchluß gültig ſein ſollte. Bei Religionsſachen beſtand eine andere Eintheilung, nämlich in die Katholiſchen und in die Evangeliſchen. Der Reichstag, welcher der Natur der Sache nach nur eine gewiſſe Zeit dauern ſollte, und womit es in der That früher nicht anders gehalten worden war, wurde ſeit dem Jahre 1663 nicht mehr aufgelöst: er blieb immer beiſammen. Einige Fürſten knüpften damals ihre Türkenhülfe an die Bedingung, daß der Reichstag nicht eher aufgelöst werden möchte, als bis gewiſſe Fragen erledigt wären: da das letztere nicht geſchah, ſo dauerte auch der Reichstag fort. Dieſer erhielt dadurch eine veränderte Form. Er wurde ſeitdem von den Fürſten gar nicht mehr beſucht, ſondern ſie ließen ſich durch ihre Geſandten vertreten. Auch der Kaiſer erſchien auf dem Reichstage nicht mehr, ſondern ſchickte ſeine Bevollmächtigten. Die Folge davon war, daß auf demſelben nichts mehr zu Ende kam. Denn die Geſandten waren nicht mit ausgedehnten Vollmachten verſehen, ſondern mußten bei jedem Falle ſich von ihren Regierungen Weiſungen einholen. Bis dieſe alle einkamen, verging ungeheuere Zeit. Gewöhnlich waren ſie auch dann nicht beſtimmt abgefaßt, oder es wurden neue Vorſchläge gemacht, über welche wiederum Weiſungen von den anderen Geſandten eingeholt werden mußten: endlich blieben ſie auch wohl ganz aus, wenn die betreffenden Regierungen abſichtlich eine Frage nicht zur Erledigung kommen laſſen wollten: kurz, der Reichstag entſchied eigentlich keine einzige wichtige Frage mehr. Die Geſandten beſchäftigten ſich dann, um doch etwas zu thun, mit ganz unbedeutenden oder lächerlichen Dingen, und unter dieſen nahmen die Streitigkeiten über Rang und Titel eine der erſten Stellen ein. Es war natürlich, daß das Titelweſen, welches wir in den einzelnen Ständen und Gebieten eine ſo große Rolle haben ſpielen ſehen, auch auf dem Reichstage ſich bemerklich machte, wo denn keiner vor dem andern zurückſtehen, die mächtigeren aber es den kleineren zuvorthun wollten. Zuvörderſt verlangten die Kurfürſten für ihre Geſandten den Titel „Excellenz", welcher bisher nur den Geſandten der Mächte erſten Rangs, alſo der Könige, gegeben wurde: im weſtphäliſchen

Frieden wurde ihnen dieſe Forderung zugeſtanden. Seitdem hielten ſich die Kurfürſten Königen gleich, und ihre Geſandten ſollten ſelbſt den Geſandten der Könige noch vorgehen. Die anderen Fürſten aus alten Häuſern eiferten nun den Kurfürſten nach: ſie verlangten ebenfalls für ihre Geſandten und Miniſter den Titel „Excellenz": die geiſtlichen, und die kleineren Fürſten, ſelbſt Grafen, wollten auch nicht zurückbleiben. Aber die Kurfürſten weigerten ſich, den altfürſtlichen Häuſern dieſe Forderungen zuzugeſtehen, und die letzteren wiederum machten es ſo mit den neuen Fürſten. Der Hader über den Vorrang hörte nicht auf. Die kurfürſtlichen Geſandten verlangten z. B. bei feierlichen Gaſtmahlen auf rothen Stühlen zu ſitzen, während ſie den fürſtlichen nur grüne zugeſtanden. Sie wollten durch Edelknaben und mit goldenen Meſſern und Gabeln bedient werden: den fürſtlichen ſollten nur Livreebediente aufwarten und ſie auf Silber ſpeiſen. Aber die fürſtlichen Geſandten waren weit entfernt, nachzugeben: im Gegentheil drangen ſie in den kaiſerlichen Bevollmächtigten, den Streit wegen der Stühle zu ihren Gunſten dahin zu entſcheiden, daß nur grüne Stühle geſetzt würden. Ein kurfürſtlicher Geſandter glaubte nun die Ehre ſeines Herrn dadurch wahren zu können, daß er mit einem rothen Mantel erſchien, und dieſen auf den Stuhl zurückfallen ließ, ſo daß es den Anſchein hatte, er ſäße doch auf einem rothen Stuhl. Eine andere Auszeichnung wurde darin geſucht, daß kurfürſtlichen Geſandten der Stuhl auf den Teppich geſetzt wurde, worauf der kaiſerliche Bevollmächtigte unter dem Baldachin ſaß, den fürſtlichen nur auf den Boden des Zimmers; auch dagegen ſträubten ſich die letzteren: endlich erwirkten ſie, daß ihre Stühle wenigſtens auf die Franſen des Teppichs geſetzt wurden. Ebenſo war die Reihenfolge der Toaſte bei feierlichen Gaſtmahlen ein Gegenſtand des Haders. Der Kaiſer Leopold ließ einmal bei kurfürſtlichen Höfen Beſchwerde führen, daß ihre Geſandten nicht zugeben wollten, daß nach der Geſundheit des Kaiſers und der Kaiſerin erſt auf die Geſundheit des Hauſes Oeſterreich und Burgund und der kaiſerlichen Geſandten getrunken würde, ehe die Reihe an die Kurfürſten und an die Fürſten käme *).

---

*) Pütter, hiſtoriſche Entwicklung der heutigen Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs (1786). II. 267. 268.

Doch genug von dieſen Jämmerlichkeiten. Leider haben ſie auch ihre traurige Seite. Der deutſche Reichstag wurde dadurch zum Geſpötte und die wichtigſte Einrichtung des Reichskörpers, durch welche ſo zu ſagen die Souveränität deſſelben ſich offenbarte, verlor jeden ſittlichen Halt.

Nicht anders war es mit den übrigen Einrichtungen des Reichs. Was zunächſt das Reichsgerichtsweſen anbetrifft, ſo beſtanden noch das Reichskammergericht und der Reichshofrath als oberſte Gerichtsbehörden: jenes wurde durch die Reichsſtände, dieſes durch den Kaiſer beſetzt. Allein das Kammergericht verlor bald alle Bedeutung. Einmal hatte es einen Gegner am Kaiſer, der mit ihm durch den Reichshofrath concurrirte; zweitens wurde es von den mächtigeren Reichsſtänden nicht geachtet, welche auf ihre Selbſtſtändigkeit eiferſüchtig, keine Klage ihrer Unterthanen dort vornehmen laſſen wollten. Die Andern endlich behielten die nöthigen Geldmittel vor, ſo daß immer ein bedeutender Rückſtand war und die Beiſitzer des Kammergerichts in der Regel am Hungertuche nagten. Seit dem Jahre 1588 fand auch keine Unterſuchung mehr ſtatt. Beſtechlichkeit, Parteilichkeit, ein zum Sprüchwort gewordener ſchleppender Geſchäftsgang war an der Tagesordnung. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts beliefen ſich die rückſtändigen Proceſſe auf 61,000. Von weſentlichem Einfluſſe auf die geringe Bedeutung des Kammergerichts war der Umſtand, daß ihre Beſchlüſſe nicht immer ausgeführt wurden, aus Mangel einer kräftigen Reichsgewalt. Waren nämlich die Beſchlüſſe gegen einen mächtigen Reichsſtand gerichtet, ſo waren ſie ſo gut wie gar nicht gefaßt. Ein ſolcher unterwarf ſich nicht, und der Kaiſer hütete ſich wohl, ihn zu zwingen. Da übrigens das Kammergericht von den Reichsſtänden beſetzt war, die ein beſonderes Intereſſe hatten, ihre Selbſtſtändigkeit zu wahren, ſo nahmen die Unterthanen derſelben z. B. Landſtände u. ſ. w. Anſtand, ihre Klagen dort anzubringen. Sie wandten ſich meiſtens an den Reichshofrath, welcher außer der oberſtrichterlichen Eigenſchaft noch die eines Regierungscollegium hatte. Da der Kaiſer die Stellen an dieſem Gerichte beſetzte, ſo hatte er in ihm allerdings ein Mittel, ſein Anſehen geltend zu machen, und Bedrängte zu ſchützen. Hier und da geſchah es wohl auch. Doch erſtreckte ſich der kaiſerliche Schutz, wie wir ſchon oben angedeutet, meiſtentheils nur auf die Unterthanen geringerer Reichsſtände: gegen mächtigere war wegen Rückſichten, die der kaiſerliche Hof nehmen zu müſſen glaubte, keiner zu erhalten.

Das Reichsfinanzweſen war nicht beſſer beſtellt. Es wurden zwar vom Reichstage gewiſſe Steuern bewilligt für die Zwecke des Reichs, ſo namentlich zur Unterhaltung des Kammergerichts — die ſogenannten Kammerzieler — für Geſandtſchaften u. ſ. w. Allein die Reichsſteuern wurden nicht regelmäßig bezahlt, und nicht nach ihrem vollen Betrag. Die größeren Reichsſtände gingen mit dieſer Nachläſſigkeit voran — und wer wollte ſie zwingen? — dann kamen die kleineren, welche es unbillig fanden, daß ſie mehr zahlen ſollten, wie die großen. So war das Reich immer ohne Geld.

Noch ſchlechter ſah es mit dem Reichskriegsweſen aus. Das Reich als ſolches unterhielt kein ſtehendes Heer. Kam es zu einem Kriege, ſo mußten die Stände je nach ihrer Macht Mannſchaften ſtellen. Die kleineren Stände nahmen dazu gewöhnlich ſchnell angeworbenes Geſindel, das mitunter erſt aus dem Zuchthauſe entlaſſen wurde, oder Leute, die Schildwache geſtanden hatten: von kriegeriſcher Zucht konnte keine Rede ſein. Mehrere kleinere Haufen wurden zu einem Regimente zuſammengethan: da waren nun Waffen, Bekleidung, Kriegsweiſe ſehr verſchieden, eine Einheit nicht hineinzubringen. Es kam hinzu, daß die Beſetzung der Offizierſtellen nicht von den militäriſchen Oberen, vom General oder Feldmarſchall abhing, ſondern von den einzelnen Ständen: der eine hatte einen Fähndrich, der andere einen Lieutenant, der dritte einen Hauptmann zu ſtellen. Keine Ausſicht auf Beförderung, da, wenn etwa der Hauptmann, den der eine Reichsſtand ſtellte, umgekommen war, nicht der Lieutenant nachrücken durfte, den ein anderer ſtellte, ſondern die Stelle des Hauptmanns wurde wieder von dem erſten Reichsſtande beſetzt. Die Mannſchaften der einzelnen Stände waren nun noch dazu ſehr eiferſüchtig auf einander, wollten einander in nichts nachgeben, die Rangſtreitigkeiten fehlten auch hier nicht, und gewöhnlich hatten ſie immer einen Rückhalt an ihren Herren. Die Truppen mächtigerer Reichsſtände ſtellten allerdings mehr vor, waren beſſer geſchult, gleichmäßig gekleidet und von beſſeren Offizieren angeführt. Sie bildeten ſich aber eben deßhalb auch mehr ein und ſchauten auf die andern Reichstruppen mit Verachtung herab, welche ihnen denn dieſe reichlich vergalten, indem ſie dieſelben im Fall der Noth im Stiche ließen, ja ſich ſogar darüber freuten, wenn ihnen ein Unfall begegnete. An der Spitze des Reichsheeres ſtand ein Reichsfeldmarſchall und mehrere Generale, die der Reichstag erwählte, immer mit Berückſichtigung der Religionsgleichheit, ſo daß ebenſo viele proteſtantiſche als katholiſche Generale gewählt wurden. Auch dieſe ſtanden ſelten mit einander in großer Einigkeit. Traf es ſich, daß ein Reichsfürſt Untergeneral wurde, während der Feldmarſchall dieſem Stande nicht angehörte, ſo durfte der letztere kaum auf Gehorſam, noch weniger auf gewiſſenhafte und raſche Ausführung ſeiner Befehle rechnen. Eben ſo betrachteten ſich die Generale von mächtigeren Reichsfürſten als vollkommen unabhängig und ließen ſich von dem Reichsfeldmarſchall wenig befehlen.

Nehmen wir nun Alles zuſammen, was wir über das Reich geſagt, ſo iſt das Ergebniß ein ſehr unerfreuliches und troſtloſes. Der Gedanke der Gemeinſamkeit, der Einheit war beinahe ganz abhanden gekommen: der Partikularismus, die ſchnödeſte Selbſtſucht trat an ſeine Stelle: die Macht des Kaiſers war geſchmälert und bedeutete als ſolche kaum etwas mehr: das deutſche Reich war keine Monarchie, ſondern ein Staatenbund, eine Republik von erlauchten Mitgliedern, wie Friedrich der Große ſich ausdrückte; aber die Reichsſtände, nachdem ſie dergeſtalt ſich unabhängig gemacht, trachteten nun nicht darnach, wenigſtens dieſe neue Form des Reichs mit kräftigen lebensfähigen Einrichtungen zu durchdringen, durch welche die innere Einheit gewahrt, die Stellung zum Auslande geſichert würde, ſondern Jeder dachte nur an ſich ſelbſt und nicht an das Reich: die größeren, weil ſie bereits wo anders den Schwerpunkt ihres Daſeins gefunden, die kleineren aus bloßer Selbſtſucht oder aus Gleichgültigkeit.

Unter ſolchen Umſtänden konnte unſere Geſchichte ſeit dem weſtphäliſchen Frieden nichts weniger als erfreulich ſein.

7. Ferdinand III. und Leopold I. bis zu den Reunionen Ludwigs XIV.

Nach dem weſtphäliſchen Frieden regierte Ferdinand III. noch neun Jahre.

Der Einfluß, den Frankreich und Schweden während des dreißigjährigen Krieges und während der weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen auf die Reichsſtände ausgeübt, ſetzte ſich fort und wenigſtens der von Frankreich in noch entſchiedenerer Weiſe, wie bisher. Anfangs zwar hatte es nicht dieſen Anſchein. Die Schweden nämlich ſchienen in Schach gehalten durch den Kurfürſten von Brandenburg, der die erſte Macht im deutſchen Norden war. Er gerieth mit ihnen in Streitigkeiten, weil ſie mit der Herausgabe von Hinterpommern zögerten. Und Frankreich war durch die Unruhen der Fronde auf einige Zeit an einer kräftigen auswärtigen Politik gehemmt. Der Kaiſer ſetzte daher im Jahre 1653 die Wahl ſeines älteſten Sohnes Ferdinand zum römiſchen König ohne Widerſpruch durch, obſchon in den weſtphäliſchen Frieden die Beſtimmung aufgenommen war, daß bei Lebzeiten des Kaiſers kein römiſcher König gewählt werden ſolle. Aber der junge Ferdinand ſtarb ſchon 1654. Der Kaiſer wollte nun ſeinen zweiten Sohn Leopold wählen laſſen. Diesmal jedoch ſtieß er auf bedeutende Hinderniſſe.

Inzwiſchen nämlich hatten ſich die Verhältniſſe vielfach geändert. Einige Kurfürſten, wie Mainz und Trier, hatten ſich wegen Rangſtreitigkeiten mit dem Kaiſer überworfen: dieſe arbeiteten den Wünſchen deſſelben entgegen. Ferner waren in Frankreich die Unruhen der Fronde beigelegt, ſo daß die auswärtige Staatskunſt wieder mit der gewohnten Thatkraft gehandhabt werden konnte. Sofort wurde die Verbindung dieſer Macht mit Schweden hergeſtellt. Hier war der kriegeriſche Karl X. ſeit Chriſtinens Abdankung (1654) König geworden. Zwar entſprach er der Aufforderung Frankreichs, ſeine Waffen unmittelbar gegen Deutſchland zu wenden, nicht: aber die Unruhen, die er im Norden erregte, führten im Grunde zu demſelben Ergebniß, welches Frankreich beabſichtigte. Er warf ſich (1655) auf Polen, eroberte dies, nahm auch Polniſch-Preußen weg und zwang den Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Preußen als ſchwediſches Lehen anzuerkennen, und ſich mit ihm zu verbinden. Die Polen erholten ſich zwar nach einiger Zeit und warfen die Schweden zurück: doch wußten ſich dieſe durch die Hülfe des großen Kurfürſten immerhin zu behaupten. Dieſe Ausdehnung der ſchwediſchen Macht im Norden, unmittelbar an ſeiner Gränze, war dem Kaiſer ſehr unangenehm. Er gab ſich alle Mühe, den Kurfürſten von Brandenburg vom ſchwediſchen Bündniſſe abzuziehen: dies hatte aber nur die Folge, daß der König von Schweden, um ſich des Kurfürſten zu verſichern, mit ihm den Vertrag von Labiau ſchloß (1656), zufolge deſſen er ihm Preußen als ſouveränes Herzogthum überließ.

Mitten unter dieſen Ereigniſſen ſtarb Ferdinand III. (1657), ohne daß es ihm gelungen war, ſeinem Sohn Leopold die Nachfolge auf dem Kaiſerthrone zu ſichern. Auch war es wirklich ſehr zweifelhaft, ob Leopold gewählt würde. Denn diesmal hatte der König von Frankreich, Ludwig XIV., ernſtlich vor, es zu verhindern. Ja, Anfangs beabſichtigte er, ſich ſelber wählen zu laſſen. Schon waren die geiſtlichen Kurfürſten und Baiern gewonnen: nur an dem Widerſpruche der proteſtantiſchen Kurfürſten ſcheiterte das Vorhaben. Dann aber wollte Frankreich wenigſtens das Haus Habsburg vom Throne verdrängen: es bemühte ſich zuerſt für den Kurfürſten von Baiern, dem es ſogar eine Unterſtützung von 3 Millionen anbot, um den kaiſerlichen Hofſtaat zu beſtreiten; dann, als Baiern nicht darauf eingehen wollte, gedachte Frankreich unter der habsburgiſchen Familie Unfrieden zu ſäen, indem es den Oheim Leopolds, den Erzherzog Leopold Wilhelm in Vorſchlag brachte. Als auch dies nicht gelingen wollte, indem der Erzherzog die Krone ausſchlug, widerſetzte ſich Ludwig XIV. zwar nicht länger der Wahl Leopolds, welche am 18. Juli 1658 vor ſich ging, aber ſein Einfluß auf die deutſchen Fürſten hatte es doch bewirkt, daß dem neuen Kaiſer Frankreich gegenüber die Hände gebunden wurden. In die Wahlcapitulation wurde ein Artikel aufgenommen, wornach ſich der Kaiſer auf keine Weiſe in den franzöſiſch-ſpaniſchen Krieg — der noch bis 1659 dauerte, und durch den pyrenäiſchen Frieden beendet ward — einmiſchen und weder als Kaiſer noch ſeines Hauſes wegen die Feinde der Krone Frankreich unterſtützen durfte.

Ja, Ludwig XIV. ſchloß noch im Jahre 1658 mit einem Theile der deutſchen Fürſten einen Bund, die rheiniſche Allianz, wodurch die Mitglieder derſelben völlig in Abhängigkeit von Frankreich geriethen. Es waren die drei geiſtlichen Kurfürſten, der Biſchof von Münſter, der Pfalzgraf von Neuburg, die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, und endlich der König von Schweden, Karl X. Die deutſchen Fürſten nahmen Jahrgelder vom franzöſiſchen Könige, dem ſie dagegen im Falle der Noth Soldaten zu ſtellen verſprachen: ſie verriethen um ſchnödes Geld die deutſchen Intereſſen.

Es zeigten ſich ſofort die Folgen von dieſem Hereinziehen der rheiniſchen Fürſten in die franzöſiſche Staatskunſt. Im Jahre 1659 ſchloß Ludwig XIV. mit Spanien den pyrenäiſchen Frieden ab. Darnach wurden Frankreich von Spanien folgende Orte mit völliger Oberhoheit abgetreten: Arras, Hesdin, Beraume, Bethune, Grevelingen, Landrecy, Quesnoy, Thionville, Montmedy, Yvoir und andere Plätze in Artois, Hennegau, Flandern, Luxemburg. Dieſe Orte lagen im burgundiſchen Kreiſe und gehörten alſo zum deutſchen Reiche. Dies erlitt dadurch eine beträchtliche Einbuße. Aber das deutſche Reich regte ſich nicht, theils weil dem Kaiſer ſchon durch die Wahlcapitulation die Hände gebunden waren, theils wegen der in Frankreichs Solde ſtehenden rheiniſchen Allianz.

Nicht ſo entſchiedenes Uebergewicht, wie im Weſten, hatten die Nachbarn Deutſchlands im Norden. Der Schwedenkönig hatte ſich zwar in Polen feſtgeſetzt, allein es gelang allmählig Oeſterreich, den Kurfürſten von Brandenburg vom ſchwediſchen Bündniſſe abzuziehen, ja ihn ſogar zum Kriege gegen dieſe Macht zu vermögen. Freilich that Friedrich Wilhelm nichts umſonſt. Er verlangte als Preis die Anerkennung der Souveränität Preußens von Seite des Königs von Polen. Leopold beſtimmte denſelben, dieſe Forderung zuzugeſtehen. Es geſchah im Vertrage zu Welau (1657). Auch Dänemark ergriff jetzt die Waffen gegen Schweden. Karl X. war nun in einer gefährlichen Lage. Er aber warf ſich raſch auf den einen Gegner, auf Dänemark, in der Abſicht ihn völlig zu vernichten. Auch hatte er Anfangs den entſchiedenſten Erfolg. Bald aber wandte ſich das Glück: von Brandenburg, von Oeſterreich, von Holland, das ſich ebenfalls der Dänen annahm, angegriffen, erlitt er namhafte Verluſte, und als er 1660 ſtarb, ſo war Schweden froh, den Frieden zu Oliva (1660) zu erlangen. Daß dieſer Friede nicht ſo nachtheilig für Schweden ausfiel, als ſich nach ſeinen letzten Unfällen erwarten ließ, hatte es nur dem Umſtande zu danken, daß er unter franzöſiſcher Vermittelung zu Stande kam. Schweden behielt alle ſeine früheren Beſitzungen und gab nur die Eroberungen an Dänemark heraus.

Kaum war dieſer nordiſche Krieg beendet, ſo entbrannte ſchon wieder ein neuer an der ſüdöſtlichen Gränze des Reichs. Seit dem Jahre 1660 war der Kaiſer in einen Türkenkrieg verwickelt. Da er ihn unglücklich führte, ſo verlangte er die Hülfe der Reichsſtände auf dem Reichstage von 1663. Man konnte dort, wie immer, nicht fertig werden. Die Türken brachen inzwiſchen unter dem Großvezier Achmet Kiuprili in Ungarn ein, eroberten Neuhäuſel, und warfen ſich ſogar nach Mähren. Endlich entſchloß ſich der Reichstag zur Unterſtützung, ſelbſt Ludwig XIV. bot ſeinen Beiſtand an. Das vereinigte kaiſerliche und Reichsheer erfocht dann 1664 unter Montecuculi an der Raab einen großen Sieg über die Türken. Der Kaiſer ſchloß darauf einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand, der nach einem ſo rühmlichen Siege keineswegs vortheilhaft für den Kaiſer war: Großwardein und Neuhäuſel blieben den Türken, ebenſo behauptete ſich der von den Türken eingeſetzte Fürſt von Siebenbürgen. Aber Leopold traute weder den Ungarn noch den deutſchen Reichsſtänden, noch Ludwig XIV., und war froh unter jenen Bedingungen ſich der läſtigen Feinde zu entledigen.

Inzwiſchen begann Ludwig XIV. an der deutſchen Gränze ſeine weiteren Entwürfe auszuführen.

Einmal überzog er den Herzog von Lothringen, entriß ihm einen Theil ſeiner Beſitzungen und vernichtete die politiſche Bedeutung und Selbſtſtändigkeit des Landes, indem er ihm die ſchwerſten Bedingungen auferlegte. Lothringen gehörte noch zum deutſchen Reiche. Aber es nahm ſich des Herzogs nicht an.

Zweitens begann er einen Krieg gegen die ſpaniſchen Niederlande. In dem pyrenäiſchen Frieden war eine Heirath zwiſchen Ludwig XIV. und der älteſten Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien, Maria Thereſia, verabredet und nachher vollzogen worden. Doch ſollte Ludwig gegen einen Brautſchatz für ſich und ſeine Nachkommen auf die ſpaniſche Monarchie verzichten. Philipp IV. ſtarb 1665 und ihm folgte ſein Sohn Karl II., erſt 4 Jahre alt, und ſo ſchwächlich, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte. Da keine männlichen Nachkommen weiter vorhanden waren, ſo bot ſich für Ludwig XIV., als dem Gemahl der älteſten Schweſter des Königs, die Ausſicht auf die Erwerbung der ſpaniſchen Monarchie. Er erklärte daher ſeinen Verzicht auf die ſpaniſche Monarchie für ungültig, erbot ſich jedoch ihn aufrecht zu erhalten, wenn man ihm die ſpaniſchen Niederlande abtrete. Darauf wollte die ſpaniſche Regierung nicht eingehen. Ludwig entſchloß ſich nun, die Niederlande mit Gewalt wegzunehmen. Um nicht in dieſem ſeinem Plane geirrt zu werden, unterhandelte er heimlich mit England und mit den rheiniſchen Fürſten, die ihm ohnedies durch die rheiniſche Allianz verbunden waren, die ihm aber noch beſonders verſprechen mußten, dem Kaiſer den Weg zu verſperren, wenn er den Spaniern zu Hülfe kommen ſollte. Ja, er brachte nun auch den Kurfürſten von Brandenburg im Jahr 1665 zur rheiniſchen Allianz, und im Jahr 1667 trat auch Baiern dazu. Die Einſprache des Kaiſers aber mußte Ludwig XIV. vor Allem fürchten: denn er hatte in doppelter Beziehung Anſprüche auf die ſpaniſche Monarchie, erſtens als Abkömmling Karls V., zweitens aber als Gemahl der zweiten Tochter Philipps IV., Margaretha Thereſia, mit welcher er ſich im Jahr 1666 vermählte.

Nachdem ſich nun Ludwig XIV. nach allen Seiten hin geſichert zu haben glaubte, brach er im Jahr 1667 in die ſpaniſchen Niederlande ein, mit dem beſten Erfolg: er nahm einen Ort nach dem andern weg, ohne viel Widerſtand zu finden. Denn die Spanier, die ſich ſo etwas nicht verſehen hatten, waren kaum gerüſtet.

Der Kaiſer erſchrack wirklich Anfangs, als er die Kunde vernahm, hütete ſich aber doch, dem Könige von Frankreich feindlich entgegenzutreten: erſtens wegen der Verbindung Ludwigs mit den rheiniſchen Fürſten, zweitens noch aus einem anderen Grunde. Ludwig nämlich bot dem Kaiſer eine Theilung der ſpaniſchen Monarchie an: Leopold ging auf dieſen Vorſchlag ein, der ihm doch die Hälfte derſelben ſicherte, und ſo kam im Jahr 1668 zwiſchen beiden Monarchen ein geheimer Theilungsvertrag zu Stande, für den Fall, daß der junge König ohne männliche Nachkommen ſtürbe *).

Vom Kaiſer hatte alſo Ludwig XIV. nichts zu fürchten. Dagegen nahmen ſich Spaniens Holland, England (deſſen König Karl II. vom Parlamente gezwungen worden war) und Schweden an, welche im Jahr 1668 die ſogenannte Trippelallianz ſchloſſen und Frankreich zum Frieden von Aachen vermochten. Es begnügte ſich mit den eroberten Plätzen, nämlich Charleroi, Binche, Abt, Douai, Scarpe, Tournay, Oudenarde, Lille, Armentieres, Courtray und einigen anderen Plätzen. Auch dieſer Friedensſchluß brachte alſo dem deutſchen Reiche neue Verluſte.

Ludwig XIV. hatte übrigens damit ſeine Abſichten auf die ſpaniſchen Niederlande nicht aufgegeben, ſondern er wartete nur eine gelegenere Zeit ab. Zunächſt aber wollte er ſich an den Holländern rächen. Dies ſchien für den erſten Augenblick unmöglich, da die drei Mächte der Trippelallianz im Jahre 1669 ſich enger verbanden, um den weiteren Anſprüchen Ludwigs entgegenzutreten. Die nächſte Aufgabe Ludwigs alſo mußte ſein, dies Bündniß zu trennen. Es gelang ihm leicht, den König Karl II. von England, der ohnedies perſönlich nicht für die Politik der Trippelallianz war, und ſelbſt ſeine Miniſter durch Beſtechung zu ſich herüberzuziehen, dieſe Macht ſogar zu einem Bündniſſe gegen Holland zu vermögen (1670), und ebenſo gelang es ihm mit Schweden, wo inzwiſchen die franzöſiſche Partei an das Ruder gekommen. Zugleich unterhandelte er mit den deutſchen Fürſten, die, wie gewöhnlich bereit waren, gegen Hülfsgelder die Fremden in allen ihren Entwürfen zu unterſtützen. So kam zwiſchen ihm und dem Kurfürſten von Köln durch Vermittlung des Fürſten Wilhelm von Fürſtenberg ein Bündniß zu Stande (1669 und 1672), zufolge deſſen der Kurfürſt dem Könige von Frankreich 18,000 Mann zu ſtellen verſprach. Ebenſo wurde mit dem Biſchof Bernhard von Münſter ein Subſidienvertrag geſchloſſen: nicht minder mit dem Biſchof von Osnabrück, Ernſt Auguſt von Lüneburg. Ja, ſelbſt der Kaiſer wurde durch ſeinen Miniſter Lobkowitz, der von Ludwig XIV. beſtochen war, 1671 zu einem geheimen Vertrage bewogen, in welchem er ſich verpflichtete, der Abrede von 1668 zufolge, nichts gegen Ludwig zu unternehmen, am wenigſten den vereinigten Niederlanden beizuſtehen.

---

*) Ranke franzöſiſche Geſchichte. III. 376.

Die Holländer, die das Verderben gegen ſich heranrücken ſahen, ſuchten nach Hülfe, wurden aber faſt überall abgewieſen. Nur der Herzog von Lothringen erbot ſich, ihnen beizuſtehen, wurde aber plötzlich von Ludwig XIV. überfallen und aus dem Lande gejagt, Lothringen von den Franzoſen in Beſitz genommen. Der Herzog begab ſich in kaiſerliche Dienſte, wo er 1675 ſtarb. Auch ſein Neffe Karl, der eigentliche Thronerbe, blieb in kaiſerlichen Dienſten. Aber außer Lothringen, auf deſſen Hülfe verzichtet werden mußte, bot ſich den Holländern doch noch eine andere Macht zur Unterſtützung an: der Kurfürſt von Brandenburg. Der letztere fürchtete für ſeine rheiniſchen Beſitzungen, wenn die Franzoſen ſich in den Niederlanden feſtſetzten. Doch that er nichts umſonſt. Er ließ ſich von den Holländern bedeutende Hülfsgelder bezahlen.

Ludwig XIV. brach im Jahr 1672 mit 140,000 Mann in die vereinigten Niederlande ein, machte reißende Fortſchritte, unterſtützt von den Fürſten von Münſter und Köln, nahm einen Platz nach dem andern: die Niederlande ſchienen verloren. Aber auch die deutſchen Länder wurden nicht geſchont: namentlich die Beſitzungen des Kurfürſten von Brandenburg wurden auf das Ernſtlichſte bedroht.

Dieſer gab ſich nun alle erdenkliche Mühe, gegen Frankreich einen Bund zu Stande zu bringen. Vor Allem ſuchte er den Kaiſer dazu zu bewegen. In der That durfte dieſer, wenn er nicht alles Anſehen als Oberhaupt des Reiches einbüßen wollte, nicht länger unthätig ſein. Die rheiniſchen Länder wurden fortwährend von den franzöſiſchen Truppen durchzogen, Kriegsſteuern von ihnen erpreßt, mit den Menſchen auf das Empörendſte umgegangen, die Fürſten, die mit Ludwig XIV. nicht gemeinſame Sache machen wollten, wie Kurpfalz und Trier, als Feinde behandelt. Aber der Kaiſer hatte mit Frankreich jenes geheime Bündniß geſchloſſen, das ihn verpflichtete, nichts Feindliches gegen es zu unternehmen. Da indeß der Kurfürſt von Brandenburg immer mehr drängte, und er endlich damit drohte, ſich an Ludwig XIV. anzuſchließen, und mit ihm ſich in die Niederlande zu theilen, ſo entſchloß ſich Leopold, wenigſtens *ſcheinbar* gegen Frankreich zum Schutze des Reiches aufzutreten. Er ließ zu dem Heere des Kurfürſten ein anderes unter Montecuculi rücken, allein er gab ſeinem Feldherrn die Weiſung, gegen die Franzoſen nur die Waffen zu zeigen, nicht ſie zu gebrauchen. Montecuculis Aufgabe war daher, alle kräftigen Maßregeln des Kurfürſten zu hemmen, ihn von jedem kriegeriſchen Vorgehen abzuhalten, dagegen beide Heere in der Irre herumzuführen, wobei ſie, ohne nur auf den Feind zu ſtoßen, genug Einbuße erlitten. Montecuculi gelang die Löſung dieſer Aufgabe vortrefflich. Es wurde nicht das Geringſte ausgerichtet. Der Kurfürſt merkte endlich die Abſicht, erfuhr auch zufällig den geheimen Vertrag von 1671 und ſchloß, da er ſah, daß unter ſolchen Umſtänden doch Alles vergeblich ſei, mit Frankreich Frieden (1673).

Inzwiſchen wurden die Uebergriffe Frankreichs bezüglich Deutſchlands immer bedenklicher. Die Gewaltthätigkeiten gegen Glieder des Reichs, die Brandſchatzungen, die Verheerungen der deutſchen Länder mehrten ſich. Der Kaiſer durfte nicht länger zuſehen. Er machte daher Ludwig XIV. ernſtliche Vorſtellungen und verlangte die Abführung ſeiner Truppen von dem Boden des Reichs. Der König verweigerte es. Der Krieg war nun unvermeidlich. Unterdeſſen hatte ſich aber auch Spanien geregt. Es ſah in den vereinigten Niederlanden ſich ſelbſt bedroht und eilte ihnen beizuſtehen. Auch auf den Kaiſer gewann es einen größeren Einfluß. Zwiſchen beiden Mächten kam 1673 ein Bündniß zu Stande, in welches auch die vereinigten Niederlande aufgenommen wurden. Sofort kam in die kaiſerliche Staatskunſt mehr Schwung. Die franzöſiſchgeſinnten Miniſter wurden entlaſſen: Wilhelm von Fürſtenberg als Verräther feſtgenommen und nach Wien abgeführt; ebenſo ſein Bruder Egon, Biſchof von Straßburg, wegen Anhänglichkeit an Frankreich entſetzt. Der Kaiſer ſchickte ein neues Heer an den Rhein: es drang ſiegreich vor: Münſter und Köln wurden gezwungen, dem franzöſiſchen Bündniß zu entſagen, und auch der Reichstag fand ſich bewogen, an Frankreich den Krieg zu erklären (1674). Jetzt wandten ſich die Herzoge von Braunſchweig-Zell und Wolfenbüttel ebenfalls von Frankreich ab. Nicht minder gelang es, den Kurfürſten von Brandenburg zum neuen Kriege gegen dieſe Macht zu bewegen: auch Dänemark trat bei, und England wechſelte ſeine Staatskunſt.

Die Verhältniſſe hatten alſo plötzlich eine für Ludwig XIV. ſehr gefährliche Wendung genommen. Aber der Bund, der ſich gegen ihn gebildet, ſo groß er auch war, richtete doch wenig aus. Er war aus zu verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Höhere

Beweggründe leiteten wohl keinen einzigen ſeiner Gegner: jeder dachte eben nur an den eigenen Nutzen, entſchloſſen, die Partei, die er eben genommen, mit einer andern zu vertauſchen, die ihm mehr Vortheil zu verſprechen ſchien. Dazu kam, daß die verſchiedenen Generale der Verbündeten, des Kaiſers, des Reichsheeres, der mächtigeren Fürſten ſowohl über den allgemeinen Kriegsplan, als über die Ausführung im Einzelnen unaufhörlich in Hader geriethen, ſo daß ſie ſich gegenſeitig hemmten und alle Erfolge vereitelten. Am meiſten Einſicht zeigte der große Kurfürſt, der immer zu raſchem Vordringen, augenblicklichem Benutzen der Schwäche der Feinde rieth, aber auch an dem kaiſerlichen Feldherrn, Beurnonville, einen beſtändigen Hemmſchuh fand, der die beſten Gelegenheiten vorübergehen ließ, den Franzoſen eine Schlappe beizubringen. In Folge dieſer Uneinigkeit der Heerführer wurde in den Jahren 1674 und 1675 von den Verbündeten gar nichts ausgerichtet, obſchon ſie den Franzoſen um das Doppelte überlegen waren. Sie zogen ſich unverrichteter Dinge über den Rhein zurück.

Inzwiſchen hatte Ludwig XIV. die Schweden zu einem Bündniſſe und zu einem Einfalle in Deutſchland vermocht. Namentlich ſollten ſie ſich gegen den Kurfürſten von Brandenburg wenden, in dem der König mit Recht einen ſeiner gefährlichſten Gegner erblickte. In der That brachen die Schweden im Jahre 1675 in das Brandenburgiſche ein.

Der Kurfürſt ſtand, als dieſer Einbruch erfolgte, mit ſeinem Heere am Rhein. Er wandte ſich an die Verbündeten um Unterſtützung gegen dieſen Unfall, fand aber überall taube Ohren, namentlich auch beim Kaiſer, welcher ihm mißtraute, und ſeinen Sieg ſchon deßwegen nicht gerne ſah, weil er dadurch nur noch mächtiger zu werden drohte. Friedrich Wilhelm war alſo blos auf ſich ſelber angewieſen. Er verließ das Reichsheer und eilte nach Brandenburg zurück, ſchlug aber die Schweden am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin aufs Haupt und warf ſie aus dem Lande.

Nun wurde freilich vom Reich und den Verbündeten den Schweden der Krieg erklärt. Beſonders Dänemark that ſich jetzt hervor. Auch Braunſchweig-Zell und Wolfenbüttel und der Biſchof von Münſter waren ſehr eifrig, den Krieg gegen Schweden fortzuſetzen, weil ſie hofften, von der ſchwediſchen Beute auch etwas abzubekommen, namentlich Bremen und Verden, was ihnen ſo gut gelegen war. Dänemark ſuchte bei dieſer Gelegenheit ſich an Holſtein-Gottorp zu rächen, das immer von Schweden unterſtützt worden war. Es nahm den Herzog Chriſtian Albert treuloſer Weiſe gefangen (1675), und zwang ihm die Souveränität über Schleswig, ſo wie mehrere Plätze ab. Schweden konnte gegen ſo viele Feinde nicht Stand halten. Es verlor in den Jahren 1676, 1677, 1678 alle ſeine Beſitzungen in Deutſchland, die ihm von Brandenburg, von Braunſchweig-Lüneburg und Münſter entriſſen wurden, Pommern, Bremen und Verden.

Die Unterſtützung Frankreichs war alſo Schweden zu ſeinem eigenen Verderben ausgeſchlagen, und auch am Rhein entbehrten eine Zeit lang die franzöſiſchen Waffen des Glücks. Immerhin aber war Schwedens Einfall für Frankreich inſoferne vortheilhaft, als dieſes Luft bekam und ein Theil ſeiner Gegner im Norden beſchäftigt wurde. Bald erholten ſich auch wieder die franzöſiſchen Waffen: bei den deutſchen Truppen traten die oben erwähnten unglückſeligen Verhältniſſe mit erneuter Stärke hervor: nicht einmal Siege wußten ſie zu benutzen, und ſo hatten im Allgemeinen die Franzoſen das Uebergewicht, beſonders in den Niederlanden.

Das Bedürfniß nach Frieden machte ſich nun auf mehreren Seiten geltend. Auch der Kaiſer wünſchte ihn, da ſeit einiger Zeit in Ungarn Unruhen ausgebrochen waren, zu deren Dämpfung er ſeine ganze Kraft brauchte. Frankreich war dem Frieden nicht entgegen. Nimwegen wurde zum Sitze der Unterhandlungen beſtimmt. Ludwigs Abſicht ging nun vor Allem dahin, die Verbündeten zu trennen. Dies gelang ihm leicht. Die Intereſſen derſelben waren, wie wir geſehen, ſehr verſchieden. Ueberdem geriethen die Geſandten derſelben ſofort über Rang und Titel in die gewohnten bitteren Streitigkeiten, welche die Einmüthigkeit noch mehr erſchwerten.

Zuerſt wurden die Holländer vermocht, ſich von den Verbündeten zu trennen und mit Ludwig XIV. einen beſonderen Frieden zu ſchließen (Auguſt 1678). Sie eilten um ſo mehr, als Ludwig wohlweislich ihnen alle Eroberungen wieder zurückgab. Dann wurde mit Spanien abgeſchloſſen (September 1678). Dieſe Macht mußte freilich mehr herausgeben. Sie trat ab die Grafſchaft

Burgund, mit der Grafſchaft Biſanz erhielt wohl größtentheils die im aachener Frieden verlorenen Plätze zurück, gab aber dafür Valenciennes, Buchain, Condé, Cambray, St. Omer, Ypern, Warwick, Warneton, Poperingen, Bailleul, Caſſel, Baray, Maubeuge. Dieſe Plätze wie Burgund und Biſanz, die bisher zum deutſchen Reiche gehört hatten, erhielt Ludwig mit voller Oberhoheit. Es war alſo ein neuer Verluſt für Deutſchland.

Im Februar 1679 ließ ſich auch der Kaiſer herbei, für das Reich abzuſchließen. Eigentlich hatte er dem Reichstage verſprochen, ihn von den Friedensbedingungen in Kenntniß zu ſetzen; auch durfte er verfaſſungsmäßig ohne denſelben nicht Friede machen. Er hatte es aber für gut befunden, die Zuſtimmung des Reichstages zu umgehen. Freilich war der Friedensſchluß nicht ſehr ehrenvoll für das Reich. Frankreich gab zwar das Beſetzungsrecht von Philippsburg zurück, erhielt aber dafür von Oeſterreich Freiburg. Der gefangene Wilhelm von Fürſtenberg ſollte freigegeben, der Bruder deſſelben, Egon, Biſchof von Straßburg, ebenſo wie Wilhelm einer der thätigſten Werkzeuge der franzöſiſchen Staatskunſt im Reiche, ſollte wieder in alle ſeine Güter und Würden eingeſetzt werden. Der Herzog von Lothringen ſollte gleichfalls ſein Land zurückerhalten, jedoch unter den härteſten Bedingungen: da er ſie anzunehmen weigerte, ſo blieb Lothringen im Beſitze Frankreichs. Endlich gab der Kaiſer Brandenburg preis zu Gunſten der Schweden: das heißt, Schweden ſollte alle ſeine deutſchen Beſitzungen wieder bekommen, eine Bedingung, an welcher Ludwig XIV. unerbittlich feſthielt: er ſetzte eine Ehre darein, ſeinen Bundesgenoſſen nicht ſtecken zu laſſen. Und der Kaiſer ließ ſich um ſo leichter dafür gewinnen, als er weit mehr die Vergrößerung Brandenburgs fürchtete: „er wolle nicht, daß ſich im Norden ein neues Königreich Vandalen bilde.“ Natürlich mußten ſich auch Braunſchweig und Münſter fügen, die denn Bremen und Verden an Schweden herausgaben.

Es blieb nur noch der Kurfürſt von Brandenburg übrig. Der war aber jetzt von Allen verlaſſen. Freilich Anfangs handelte er nicht beſſer, wie die anderen auch. Wie er merkte, daß er von ſeinen bisherigen Verbündeten keine Unterſtützung in ſeinen Planen erwarten dürfe, noch vor dem Abſchluſſe des Friedens zwiſchen

Holland und Frankreich, wandte er ſich insgeheim an Ludwig XIV., in der Abſicht, mit dieſer Macht noch früher abzuſchließen, als die anderen, wenn er gute Bedingungen erhalte. Er verſprach, wenn man ihm Pommern bis an die Peene überlaſſe, das Beſte Frankreichs aus allen Kräften befördern zu wollen. Doch Frankreich wies ihn ab, obſchon er dieſe Verſuche mehrmals wiederholte. Denn Ludwig wollte vor Allem die volle Wiederherſtellung Schwedens. Der Kurfürſt hoffte nun durch die Waffen beſſere Bedingungen zu erhalten, warf auch 1679 die Schweden mehrmals aus Preußen heraus. Aber inzwiſchen hatten die Franzoſen durch die Friedensſchlüſſe freie Hand erhalten, und konnten jetzt alle ihre Kräfte gegen ihn aufbieten: ſeine weſtphäliſchen und rheiniſchen Länder hatten ſie ohnedies in Händen: und endlich war zu beſorgen, daß auch die Polen ihm den Krieg erklärten, welche die Franzoſen beſtändig wider den Kurfürſten aufreizten. Dieſer wandte ſich nun nochmals an Ludwig: er erbot ſich ſogar, Cleve an Frankreich zu überlaſſen gegen ſchwediſch Pommern; er verſprach, beim Tode des Kaiſers dem Dauphin ſeine Stimme als deutſcher Kaiſer zu geben. Alles vergebens. So entſchloß er ſich denn zum Frieden in Germain en St. Laye, 29. Juni 1679. Demzufolge gab er alle Eroberungen an Schweden heraus bis auf das Stück von Pommern jenſeits der Oder. Ludwig verſprach ihm aber 300,000 Thaler Kriegskoſten, wenn er es von nun an mit Frankreich halte. Auch Dänemark mußte alles Eroberte an Schweden zurückerſtatten, ebenſo Holſtein-Gottorp wieder einſetzen.

Ludwig XIV. hatte bei dieſen Friedensſchlüſſen die Schwäche des Reiches hinlänglich kennen gelernt. Er glaubte ihm jetzt noch vielmehr bieten zu dürfen.

8. Die Zeit der Reunionen. Neuer Krieg mit Frankreich. Friede zu Ryßwick.

Das Elſaß war zwar im weſtphäliſchen Frieden an Frankreich abgetreten worden: aber mit den Reichsſtädten und andern unmittelbaren Reichsſtänden hatte es eine eigene Bewandtniß. Dieſen wurde ihr bisheriges Verhältniß zum Reich, alſo ihre Reichsunmittelbarkeit vorbehalten. In dem betreffenden Artikel des münſterer Friedens fand ſich nun aber die Stelle: „daß dies der Oberhoheit des franzöſiſchen Königs keinen Abbruch thun ſoll“, welche dieſer natürlich zu ſeinem Vortheile auslegte. Es war dies eine von den vielen ähnlichen Stellen in Friedensſchlüſſen, die an Zweideutigkeit kränkeln und die man im verſchiedenſten Sinne auslegen kann. Ludwig betrachtete ſich ſofort als den eigentlichen Souverän des ganzen Elſaſſes und machte beſonders unaufhörliche Eingriffe in die Rechte der Reichsſtädte. Dieſe wandten ſich zu wiederholten Malen an das Reich: von dieſem wurden auch an Ludwig XIV. Vorſtellungen gemacht, die ihn aber nichts kümmerten. Im letzten Kriege (1673) nahm er nun die 10 Reichsſtädte vollends weg und belegte ſie mit Beſatzungen. Sie beſchwerten ſich fortwährend beim Reich, und auf dem nimweger Frieden kamen auch dieſe Verhältniſſe zur Sprache, ohne daß dieſer Streitpunkt im Frieden ſelbſt ſeine Erledigung gefunden hätte: der Kaiſer hielt es für beſſer, denſelben auf die lange Bank zu ſchieben. Nur Straßburg war noch als Reichsſtadt übrig geblieben. Sie galt als einer der wichtigſten Schlüſſel des Reichs.

Ludwig XIV. war aber entſchloſſen, immer weiter zu gehen. Kaum war der Nimweger Frieden geſchloſſen, ſo behandelte er die Reichsſtädte als völlige Unterthanen: ſie mußten ihm als ihrem oberſten Herrn und Gebieter Gehorſam ſchwören. Sodann traf er eine unerhörte Maßregel. Er ſetzte im Jahre 1680 drei Gerichte nieder, die ſogenannten Reunionskammern zu Metz, zu Breiſach und zu Biſanz, welche zu unterſuchen hatten, welche Beſitzungen, Lehnſchaften u. ſ. w. ehemals zu den Landſtrichen und Städten gehört hätten, die Frankreich in den letzten Friedensſchlüſſen erworben. Dieſe Gerichte fanden nun, nicht nur, daß das ganze Elſaß, ſondern auch andere Gebiete vermöge jenes Grundſatzes dem König von Frankreich gehörten: als Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgard, Lauterburg, Germersheim, Falkenburg, Homburg, Bitſch u. ſ. w., die Grafſchaft Chini und einige andere Plätze in Luxemburg. Die Beſitzer dieſer Gebiete, der König von Schweden wegen Zweibrücken, der König von Spanien wegen verſchiedener niederländiſchen Beſitzungen, der Prinz von Oranien, der Kurfürſt von der Pfalz, der Pfalzgraf von Veldenz, der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden und der ganze unmittelbare Adel zwiſchen Rhein und Moſel wurden vor jenes Gericht geladen, und da ſie nicht erſchienen, ihnen die betreffenden Gebiete ohne Weiteres abgeſprochen und Ludwig XIV. zuerkannt. Jeder Widerſtand der Beraubten ſollte als Rebellion angeſehen werden.

Der Kaiſer und das Reich erſtaunten freilich über dieſe Unverſchämtheit des franzöſiſchen Königs. Sie beſchloſſen aber vorderhand nur, ihm Vorſtellungen zu machen, und auch den König von England um ſeine Vermittelung anzugehen. Der Kaiſer ſchickte noch einen beſonderen Geſandten an Ludwig. Aber Alles war vergebens. Der König kannte ſeine Leute. Er wußte, daß die Reichsſtände zwar viel Zeit mit Berathungen, Vorſtellungen, weitläufigen juriſtiſchen Ausführungen verloren, aber nicht daran dächten, das Schwert zu ziehen, wenn es das gemeinſame Vaterland und die Ehre beträfe, und nicht der Einzelne einen Vortheil für ſich erblicke. Er antwortete auf alle Vorſtellungen, er habe das augenſcheinlichſte Recht, und fuhr fort, einzuziehen. Endlich ließ er ſich herbei, ſeine Geſandten auf einen Congreß zu ſchicken, wo auch Bevollmächtigte des Reichs erſchienen, um ſich über die Streitſache zu beſprechen. Dieſer Congreß wurde im Juli 1681 zu Frankfurt am Main eröffnet. Aber hier hatten die Geſandten der deutſchen Fürſten wieder ſo viel über Rang und Titel zu ſtreiten, daß man gar nicht zur Hauptſache kam. Inzwiſchen nahm Ludwig XIV. Straßburg, jene wichtige Reichsſtadt, mit Gewalt und Verrath weg (Sept. 1681) und vervollſtändigte dadurch ſeine elſäſſiſchen Reunionen ganz bedeutend.

Nach dieſer neuen Gewaltthat, die noch dazu dem Reich einen unerſetzlichen Verluſt bereitete, hätte man wenigſtens eine Kriegserklärung an Ludwig XIV. erwarten dürfen. In der That war eine Zeitlang davon die Rede, und es wurde zu dieſem Ende eine beſſere Kriegsordnung, als die bisherige, ins Leben gerufen. Auch ſchloſſen einige rheiniſche und fränkiſche Fürſten ein Vertheidigungsbündniß. Zum Kriege kam es aber gleichwohl nicht. Einmal zeigte der Kaiſer keinen rechten Ernſt, welcher durch die ungariſchen Unruhen und durch einen Einfall der Türken bedroht ward, und der Schutz dieſer ſeiner öſtlichen Länder galt ihm natürlich mehr, als die Wahrung der weſtlichen Gränzen des Reichs. Sodann ſetzte ſich ein anderer Theil der Fürſten, und unter dieſen der Kurfürſt von Brandenburg, einem Kriege mit Frankreich auf das Entſchiedenſte entgegen. Der Letztere war noch von den Zeiten des nimweger Friedens her beleidigt: er hielt es ſeitdem für zuträglicher, die Partei Frankreichs zu nehmen. Er wurde zu dieſer Staatskunſt insbeſondere durch die Veränderung vermocht, die in den Beziehungen zwiſchen Frankreich und Schweden eingetreten waren. Letzteres war durch die Reunionen Ludwigs, die ja auch ein ſchwediſches Beſitzthum, Zweibrücken, trafen, tief beleidigt. Es ſchloß ſofort mit dem Prinzen von Oranien, der ebenfalls durch die Reunionen bedroht wurde, überhaupt aber der entſchiedenſte Gegner der franzöſiſchen Politik war, einen Bund (1681) gegen die Anmaßungen Ludwigs, dem auch der Kaiſer beitrat. Um ſo lebhafter warf ſich der Kurfürſt von Brandenburg auf die franzöſiſche Seite: er hoffte dadurch endlich ſeine Abſichten auf die ſchwediſchen Beſitzungen in Deutſchland ausführen zu können. Außerdem hatte er Anſprüche auf das Fürſtenthum Jägerndorf in Schleſien, die er bei dieſer Gelegenheit ebenfalls zu verwirklichen hoffte. Bei ſolchem Zwieſpalt unter den deutſchen Mächten ſchien nun ein neuer Krieg mit Frankreich höchſt bedenklich. Man zog alſo vor, ferner zu unterhandeln. Ludwig zeigte ſich zu einem zwanzigjährigen Waffenſtillſtande geneigt für den Fall, daß ihm das Reich den thatſächlichen Beſitz der bereits reunirten Länder zugeſtehe. Kaiſer und Reich entſchloß ſich dazu im Jahre 1684, und die Gewaltthat Ludwigs war ſomit von dem beſten Erfolge gekrönt. Auch Spanien mußte wieder einige Plätze abgeben, unter anderen Luxemburg.

Die Schwäche des Reichs war durch dieſe Reunionsgeſchichten ſo offenbar geworden, daß auch geringere Mächte es wagen durften, an ihm zu zerren. Der König von Dänemark, der ſich mit Frankreich verbündet hatte, verfuhr wieder feindlich gegen den Herzog von Holſtein-Gottorp, trotz der Abmahnungen des Kaiſers, und zog zuletzt den herzoglichen Antheil von Schleswig ohne Umſtände ein (1684). Auch die Herzoge von Mecklenburg und Lauenburg drohte er mit Krieg zu überziehen, wenn ſie ihm nicht ihre angeblich noch ſchuldenden Gelder aus dem vorigen Kriege bezahlten, was ſie dann thaten. Das Hochſtift Lübeck brandſchatzte er um 125,000 Thaler, unbekümmert um die Befehle des Kaiſers. Und endlich (1685) griff er Hamburg an, eine Stadt, die ihm von derſelben Bedeutung erſchien, wie dem Könige von Frankreich Straßburg. Da Unruhen in der Stadt ausgebrochen waren, und eine Partei in derſelben ſich ſogar mit dem Könige verbündet hatte, wäre ihm beinahe ſein Vorhaben geglückt. Zum Heile für Hamburg gönnten aber die benachbarten Fürſten dem däniſchen Könige dieſen fetten Biſſen nicht. Kurbrandenburg und Braunſchweig-Zelle nahmen ſich ernſtlich der alten Hanſeſtadt an, und bewogen den König zum Abzuge*) (1686).

Inzwiſchen war der Krieg mit den Türken längſt ausgebrochen. Leopold wollte in Ungarn ebenſo eine unumſchränkte Willkürherrſchaft begründen, mit Beſeitigung der ſtändiſchen Rechte, wie dies den Habsburgern in den öſterreichiſchen Erbländern und in Böhmen gelungen war. Er ſtieß aber dabei auf den entſchiedenſten Widerſtand. Beſonders ſeit dem Jahre 1674 erhoben die Ungarn die Fahne der Empörung, wählten einen ihrer Großen, Tököly, zum Könige, und riefen zuletzt, da ſie nicht hofften, allein ihr Sache ausfechten zu können, die Türken zu Hülfe (1682). Die brachen mit einem großen Heere in die Länder des Kaiſers ein und belagerten Wien (1683). Dies erregte doch einen großen Schrecken in der abendländiſchen Chriſtenheit. Auch einige der angeſeheneren deutſchen Fürſten entſchloſſen ſich zum Beiſtand — doch gehörte der

---

*) Vergleiche über dieſe hamburgiſchen Geſchichten das intereſſante Oſterprogramm von Prof. Wurm in Hamburg: „der europäiſche Hintergrund der Snitger-Jaſtramſchen Wirren in Hamburg 1686“ (1855).

Kurfürſt von Brandenburg nicht dazu. — Das Hauptverdienſt der Rettung Wiens gebührt aber dem König von Polen, Johann Sobiesky, der an der Spitze ſeiner und deutſcher Schaaren Wien entſetzte und den Türken eine große Niederlage beibrachte. Doch war freilich damit der Krieg nicht beendet, ſondern er ging noch bis zum Ende des Jahrhunderts fort. Indeſſen kam der Kaiſer nie mehr in ſo bedenkliche Lage, da er glücklicher Weiſe mehrere vortreffliche Feldherren gefunden hatte, ſo den Herzog von Lothringen, den Markgrafen Ludwig von Baden, den Prinzen Eugen von Savoyen.

Vielmehr diente gerade dieſer türkiſche Krieg und die Erfolge, die in ihm errungen wurden, dazu, die Macht des Kaiſers ſehr bedeutend zu ſtärken, ihm wieder Anſehen zu verſchaffen. Um ſo eiferſüchtiger blickte Ludwig XIV. auf dieſe Wendung der Dinge. Er glaubte die habsburgiſche Macht nicht weiter um ſich greifen laſſen zu müſſen. Und bald bot ſich eine Veranlaſſung dar, ſie von Neuem anzugreifen, oder vielmehr ſich neuerdings auf Koſten des Reiches zu vergrößern. Im Jahre 1685 ſtarb der Kurfürſt von der Pfalz, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen. Es folgte ihm nun die neuburgiſche Linie, die bisher im Beſitze von Jülich und Berg geweſen. Ludwig XIV. aber nahm einen Theil der Pfalz, Simmern, Lautern, Sponheim, Germersheim, für ſeinen Bruder, den Herzog Philipp von Orleans, in Anſpruch, welcher der Gemahl der Schweſter des verſtorbenen Kurfürſten Charlotte Eliſabeth war.

Zu dieſem Handel kam bald noch ein anderer. Im Jahr 1688 ſtarb der bisherige Erzbiſchof von Köln, Maximilian Heinrich von Baiern. Dieſer Kurfürſt des deutſchen Reiches war unter dem Einfluſſe der Brüder Fürſtenberg geſtanden, die ſo eifrige Anhänger Frankreichs geweſen, und ſo lange Maximilian Heinrich lebte, befand ſich auch das Kurfürſtenthum Köln in beſtändigem Bunde mit Frankreich und trug weſentlich zu den Erfolgen der franzöſiſchen Politik gegenüber von Deutſchland bei. Denn Köln war außerordentlich mächtig. Der Kurfürſt vereinigte damals zufälliger Weiſe die Bisthümer Lüttich, Münſter und Hildesheim in ſeiner Perſon. Er war alſo weitaus der angeſehenſte deutſche Fürſt im nordweſtlichen Deutſchland. Natürlich mußte Ludwig XIV. wünſchen, dieſes wichtige Fürſtenthum mit einem ihm ergebenen Manne beſetzt zu ſehen, und er bot daher ſeinen ganzen Einfluß auf, um die Wahl Wilhelms von Fürſtenberg durchzuſetzen, der kurz vorher zum Coadjutor gewählt worden war. Nicht minderes Intereſſe hatte aber der Kaiſer, die Wahl Fürſtenbergs, des Reichsverräthers, zu hintertreiben. In der That betrieb er die Aufſtellung eines Gegencandidaten, eines baieriſchen Prinzen, Joſeph Clemens, der das ganze baieriſche Haus hinter ſich ſtehen hatte, und dem auch der Papſt geneigt war, welcher eben damals mit Ludwig XIV. in mannichfache Händel ſich verwickelt hatte. Es erfolgte nun eine doppelte Wahl. Fürſtenberg erlangte zwar die Mehrheit der Stimmen, aber nur in Köln, nicht in Lüttich, Münſter und Hildesheim, wo andere gewählt wurden, ſodann hatte er ſelbſt für Köln nicht die nöthigen zwei Drittheile. Für den baieriſchen Prinzen aber entſchied ſich der Papſt.

Ludwig XIV. war jedoch nicht gewillt, von einem Vorhaben ohne Weiteres zurückzutreten, oder einen Bundesgenoſſen zu verlaſſen. Theils um Fürſtenberg in ſeinem Kurfürſtenthum zu ſichern, theils um die beanſpruchten pfälziſchen Landestheile in Beſitz zu nehmen, glaubte er Gewalt anwenden zu müſſen. Plötzlich fiel er mit einem Heere in die Kurpfalz ein, nahm dieſe ohne Weiteres hinweg, dehnte ſich weiter am Neckar hin aus, wandte ſich dann gegen Mainz, nahm auch dieſes und befand ſich in Kurzem im Beſitz der vier rheiniſchen Kurfürſtenthümer.

Der Handſtreich war ihm zwar gelungen, aber doch erhoben ſich nun gegen ihn die energiſcheſten und umfaſſendſten Widerſtände. Der Uebermuth, den Ludwig XIV. bisher an den Tag gelegt, hatte doch zu viele deutſche Fürſten perſönlich betroffen, als daß er auf die Länge hin auf dieſelbe Unterſtützung, die er bisher in Deutſchland gefunden, rechnen durfte. Baiern, das ihm ſonſt immer befreundet war, ſtand jetzt wegen der kölner Angelegenheit gegen ihn. Braunſchweig-Lüneburg (Hannover) hatte ſich in der letzten Zeit ſehr enge an den Kaiſer angeſchloſſen. Brandenburg, welches ſo viel zur Verwirklichung der franzöſiſchen Anſprüche in den Reunionsgeſchichten beigetragen, hatte ſich ihm inzwiſchen ebenfalls entfremdet, theils weil Ludwig XIV. nicht auf die brandenburgiſchen Plane bezüglich Schwedens eingehen wollte, welche Macht im Gegentheil von Ludwig mehr begünſtigt ward, als Brandenburg, theils wegen der Bedrängung des Fürſtenthums Orange, auf welches Brandenburg nach dem Tode Wilhelms von Oranien die Anwartſchaft hatte, theils endlich wegen der Bedrückungen der franzöſiſchen Proteſtanten, von Seite Ludwigs XIV., in Folge der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Schon im Jahr 1685 hatte der große Kurfürſt ein geheimes Bündniß mit Wilhelm von Oranien geſchloſſen: im Jahr 1686 kam der große augsburger Bund hinzu, den der Kaiſer mit einem großen Theile der deutſchen Fürſten ſchloß, und deſſen Zweck war, den Anmaßungen Ludwigs entgegenzutreten. Als er ſich daher die neuen Vergewaltigungen erlaubt hatte, ſo erklärte der Reichstag an Ludwig XIV. den Krieg (Febr. 1689). Bald zogen von allen Seiten deutſche Schaaren gegen ihn heran, welche ihn aus den unteren Rheingegenden wieder hinauswarfen. Noch bedenklicher wurde die Lage Ludwigs, ſeitdem der Prinz von Oranien in Folge des Sturzes Jakobs II. König von England geworden war, der nun ſofort von Seite dieſes Reiches ihm ebenfalls den Krieg erklärte. Auch Spanien blieb nicht zurück.

Ludwig ſah bald, daß er die eroberten Länder nicht behaupten könne. Um ſie nun aber auch ſeinen Feinden werthlos zu machen ſo gebrauchte er ein barbariſches Mittel. Er ließ die Pfalz auf das Gräulichſte verwüſten und niederbrennen. Das fruchtbare Land ward zu einem Aſchenhaufen. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch das Heidelberger Schloß zerſtört (März 1689) von dem franzöſiſchen General Melac.

Dieſe Grauſamkeit feuerte nun das Reich zu größeren Anſtrengungen an: beſonders thätig bewies ſich der Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich III. (ſeit dem Tode des großen Kurfürſten 1688), und bei der großen Menge von Verbündeten gegen den König — auch der Herzog von Savoyen trat jetzt bei — ſchienen diesmal Erfolge errungen werden zu müſſen. Im Allgemeinen bewies wirklich Ludwig XIV. nicht mehr die entſchiedene kriegeriſche Ueberlegenheit, wie vordem. Gleichwohl zog das Reich aus dieſem Kriege keineswegs die Vortheile, die es erwartete.

Nach einiger Zeit nämlich traten wieder jene unglücklichen Erſcheinungen hervor, die wir bei den früheren Kriegen bemerkt haben: Eiferſüchteleien aller Art, Uneinigkeit der Heerführer, Ungehorſam gegen die Befehle des Obergenerals, Streitigkeiten über dieſen ſelbſt.

Die Folge davon war, daß der Kriegseifer der deutſchen Stände ſchon nach zwei Jahren erſchlaffte und daß Ludwig wieder Erfolge gewann. Der Kaiſer, welcher immer noch mit dem Türkenkriege beſchäftigt war, ſah dieſen, wie gewöhnlich, als den wichtigeren an, kümmerte ſich wenig um den franzöſiſchen und überließ die Führung deſſelben den Ständen, die dann wieder ärgerlich darüber wurden. Dazu kam nun noch das Zerwürfniß, welches die hannöveriſche Kur hervorbrachte.

Der Herzog Ernſt Auguſt von Hannover nämlich, der ſpäter alle braunſchweig-lüneburgiſchen Lande vereinigte, früher, wie ſo viele andern deutſchen Fürſten, im Solde Frankreichs, hatte ſich doch ſchon ſeit geraumer Zeit enge an den Kaiſer angeſchloſſen und dieſem, beſonders in den Türkenkriegen, ſehr weſentliche Dienſte geleiſtet. Ja, Ernſt Auguſt machte ſich verbindlich, dem Hauſe Oeſterreich wegen der ſpaniſchen Erbſchaft beizuſtehen und immer auf ſeiner Seite zu bleiben, wenn der Kaiſer dem Herzog und ſeinen Nachkommen die Kurwürde ertheilen wollte. Dafür verſprach Ernſt Auguſt, bei erledigtem Kaiſerthrone immer einem Prinzen aus dem Hauſe Oeſterreich ſeine Stimme zu geben. Der Kaiſer ging darauf ein und brachte die Sache auf dem Reichstage von 1692 vor. Er ſtieß jedoch auf den lebhafteſten Widerſpruch der Kurfürſten und des Fürſtencollegiums. Demohngeachtet ertheilte der Kaiſer am 19. December 1692 dem Herzoge von Hannover die Kurwürde. Darüber kam der Reichsfürſtenrath in Bewegung: Sachſen-Coburg, Gotha, Brandenburg-Culmbach, Braunſchweig-Wolfenbüttel, Heſſen-Kaſſel, Holſtein-Glückſtadt, Baden-Baden, die Biſchöfe von Münſter, Bamberg und Eichſtädt traten zu Regensburg in einen Bund zuſammen, und erklärten die neunte Kur für nichtig. Natürlich ſuchte Frankreich aus dieſen Dingen Nutzen zu ziehen: ſchon war Braunſchweig-Wolfenbüttel von Frankreich gewonnen und ſogar in dem eigenen Hauſe des neuen Kurfürſten brachen Zerwürfniſſe aus, weil die jüngeren Söhne mit dem Erſtgeburtsrecht, welches Ernſt Auguſt gleichfalls einführte, nicht zufrieden waren.

Unter ſolchen Umſtänden, bei dieſen Zwiſtigkeiten der Stände ſelbſt, waren die geringen Erfolge der deutſchen Waffen gegen Ludwig XIV. begreiflich. Glücklicher Weiſe wurde im Jahr 1693 der Markgraf Ludwig von Baden zum Reichsgeneral ernannt, ein

Fürſt von bedeutenden kriegeriſchen Eigenſchaften, der ſich bereits in dem Türkenkriege auf die rühmlichſte Weiſe hervorgethan hatte. Freilich machte er, als er den Oberbefehl übernahm, die Bedingung, daß kein Kurfürſt beim Heere erſcheinen dürfte, weil ſonſt an Zuſammenwirken der Kriegsbewegungen nicht zu denken war. Der Markgraf bewirkte bei ſeinen verhältnißmäßig ſchwachen Kräften — das Reich ſtellte im höchſten Falle nur 60,000 Mann auf, gewöhnlich aber nur 40,000 oder noch weniger — doch ſo viel, daß die Franzoſen ſich dieſſeits des Rheins nicht zu halten vermochten, ſondern wieder auf das linke Rheinufer zurückgeworfen wurden. Größere Erfolge konnten jedoch nicht erzielt werden.

Ludwig XIV. wäre gleichwohl nicht im Stande geweſen, den Krieg länger auszuhalten, da ihm beſonders durch die Engländer und Holländer, und ſelbſt durch Savoyen, wo einen Augenblick der Prinz Eugen befehligte, hart zugeſetzt wurde. Er erbot ſich alſo zu Unterhandlungen. Hier verſuchte er wieder ſein altes Mittel, die Verbündeten zu trennen. Dies gelang ihm zuerſt mit dem Herzoge von Savoyen, der im Jahre 1696 gegen die Abtretung von Caſale und Pignerol und die Verheirathung einer ſpaniſchen Prinzeſſin mit dem Dauphin Friede mit Ludwig XIV. ſchloß. Darauf hin war auch Holland und England geneigt zu Friedensunterhandlungen. Der Congreß wurde im Mai 1697 zu Ryßwick eröffnet, an dem auch das deutſche Reich Antheil nahm. Ludwig XIV. trachtete vor Allem darnach, ſich mit dem Könige Wilhelm von England zu ſetzen. Bald kam er mit ihm ins Reine, indem er die Hauptforderung deſſelben, nämlich Anerkennung ſeiner Königswürde von Seite Frankreichs, und Preisgeben Jakobs II. zugeſtand. Darauf wurde zwiſchen beiden Kronen auf den Stand vor dem Kriege abgeſchloſſen.

Das deutſche Reich ſtand nun allein. Es machte zwar ſeine Anforderungen auf Straßburg und das Elſaß wieder geltend, wurde aber von ſeinen Verbündeten nicht unterſtützt, die jetzt kein Intereſſe mehr zeigten, ſich Deutſchlands anzunehmen, da ſie ihre Verhältniſſe ſchon zu ihrer Zufriedenheit geordnet hatten. Ludwig war bereit, alle ſeine Reunionen wieder herauszugeben, außer dem Elſaß: ſelbſt Spanien wurde diesmal von Ludwig XIV. glimpflicher behandelt. Wollte das deutſche Reich ſeine Forderungen durchſetzen, ſo mußte es allein den Krieg fortführen: auf Verbündete war nicht zu rechnen. Dazu war aber der Kaiſer nicht geneigt, und der größte Theil der Reichsſtände eben ſo wenig. Das Ergebniß war alſo, daß der Friede mit Ludwig XIV. wiederum in deſſen Sinne zu Stande kam. Am 1. November 1697 wurde er abgeſchloſſen. Darnach verzichtete das Reich für immer auf Straßburg und die früheren reichsunmittelbaren Stände des Elſaſſes. Dagegen wurde dem Kaiſer und Reich und allen Reichsgliedern Alles außer dem Elſaß zurückgegeben, was ſowohl unter dem Namen von Reunionen, als auch während des Krieges war weggenommen worden. Auch Freiburg und Breiſach wurde an Oeſterreich zurückgegeben, Philippsburg an das Reich. Lothringen wurde wieder hergeſtellt unter den früheren für Frankreich vortheilhaften Bedingungen. Bei dem Abſchluſſe des ryßwicker Friedens ſpielte die Religion wieder eine nicht unbedeutende Rolle. Ludwig XIV. verfolgte, wie wir wiſſen, beſonders ſeit der Aufhebung des Edikts von Nantes ſeine proteſtantiſchen Unterthanen; ebenſo machte er es im Elſaß, das großentheils proteſtantiſch war: er ſuchte dort den Katholicismus wieder herzuſtellen. Dies war kein geringes Verdienſt des franzöſiſchen Königs in den Augen der Jeſuiten, die ſo großen Einfluß auf Leopold beſaſſen: ſie beſonders machten letzteren für den Frieden geneigt, beſonders aber für eine Klauſel, die in der That in den Friedensvertrag hineinkam, wonach die katholiſche Religion im Elſaß im damaligen Zuſtande bleiben ſollte, d. h. wornach in vollem Widerſpruch mit dem weſtphäliſchen Frieden die proteſtantiſchen Einwohner zum Katholicismus gezwungen werden durften. Die proteſtantiſchen Stände des Reichs ſetzten ſich freilich gegen dieſe Klauſel, aber ohne Erfolg, da diesmal der Kaiſer, wie die katholiſchen Stände, auf der Seite des franzöſiſchen Königs waren.

An der weſtlichen Seite, gegen Frankreich, hatte alſo das Reich unter der Regierung Leopolds Verluſte über Verluſte erlitten, und vielleicht kein Abſchnitt unſerer bisherigen Geſchichte iſt ſchmachvoller, als dieſe zweite Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Dagegen war Leopold um ſo glücklicher gegen die Türken. Hier ſtand an der Spitze ſeiner Kriegsſchaaren der vortreffliche Eugen von Savoyen, ebenſo groß als Krieger, wie als Staatsmann und Menſch. Es war allerdings eine Art Wunder, daß Leopold dieſen Mann, der in vielen Dingen ſeiner Zeit voraus geeilt, namentlich auch in religiöſer Beziehung freiſinnig war, ſo lange in ſeiner Umgebung duldete und ihm ſo wichtige Dinge anvertraute: denn Leopold war das Gegentheil davon; er war ganz abhängig von den Jeſuiten, ſchwach, unſelbſtſtändig, ohne eigenes Urtheil. Auch wurden häufig genug Verſuche gemacht, Eugen zu ſtürzen, und einmal, nach einem ſeiner glorreichſten Siege, bei Zenta (1697) wurde er ſogar ins Gefängniß geworfen, weil er wider den Befehl des Hofkriegsraths die Schlacht geſchlagen und gewonnen hatte — er machte die Depeſche erſt auf, nachdem der Sieg erfochten war. Aber die Verdienſte Eugens waren ſo unleugbar, ſein Charakter, ſeine Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit lagen Jedermann ſo offen zu Tage, und vor Allem — man brauchte ihn ſo nothwendig, daß alle Ränke, die gegen ihn geſponnen wurden, nichts vermochten. Eugens Feldherrngaben veränderten die Stellung Oeſterreichs zu den Osmanen, die ſeit anderthalb Jahrhunderten eine ſehr gedrückte und untergeordnete geweſen, vollkommen. Im Frieden von Carlowitz (1699) wurde ganz Ungarn — auch das ſüdliche, das bisher in den Händen der Türken geweſen —, Siebenbürgen und Slavonien erworben, ein Ländergebiet von 3070 Quadratmeilen.

9. Die Zeiten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges und des nordiſchen. Joſeph I. und Karl VI.

Kaum war der Friede zu Ryßwick geſchloſſen, ſo wurde das Reich in einen neuen Krieg verwickelt, in den ſpaniſchen Erbfolgekrieg.

Der König Karl II. von Spanien, der letzte männliche Sproſſe aus der ſpaniſchen Linie des Hauſes Habsburg, ſtarb endlich im Jahre 1700, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Er hatte aber zwei Schweſtern, von denen, wie wir geſehen, die älteſte an Ludwig XIV., die zweite an den Kaiſer Leopold vermählt war. Beide Mächte machten natürlich Anſprüche auf die ſpaniſche Monarchie. Aber zu ihnen geſellte ſich eine dritte, Baiern. Der Kurfürſt von Baiern, Maximilian Emanuel, war nämlich vermählt mit einer Tochter des Kaiſers Leopold und jener ſpaniſchen Prinzeſſin, und aus dieſer Ehe war ein Sohn, Joſeph Ferdinand, hervorgegangen. Dieſe ſpaniſche Erbfolgefrage war von einer europäiſchen Bedeutung: denn von der Art und Weiſe, wie ſie gelöſt wurde, hing die Zukunft des europäiſchen Staatenſyſtems ab. Wurde Frankreich Erbe der ganzen ſpaniſchen Monarchie, ſo war deſſen Uebergewicht in Europa entſchieden: wurde es Oeſterreich, ſo ſchienen ſich die Zeiten Karls V. erneuern zu müſſen. Es lag alſo im Intereſſe der anderen Mächte, weder dem einen noch dem andern der Streitenden die ganze Monarchie zukommen zu laſſen, ſondern ſie zu theilen, damit das Gleichgewicht nicht zu ſehr geſtört würde. Von dieſem Geſichtspunkte ging beſonders der König Wilhelm von England aus, ohnſtreitig der wichtigſte und bedeutendſte Fürſt der damaligen Zeit. Ludwig XIV., der ſich ſelber ſagte, daß er ohne einen Kampf mit ganz Europa die ganze ſpaniſche Monarchie nicht davon tragen könne, entſchloß ſich, in den Gedanken der Theilung einzugehen. Schon im Jahre 1698 kam zwiſchen ihm und Wilhelm ein Vertrag zu Stande, dem zufolge Frankreich, Oeſterreich und Baiern ſich dergeſtalt in die ſpaniſche Monarchie theilen ſollten, daß Baiern Spanien und die Niederlande, Frankreich die beiden Sicilien, Oeſterreich Mailand erhielt. In Spanien, wo man den Gedanken feſthielt, daß die ganze ſpaniſche Monarchie beiſammen bleibe, wurde der Kurprinz von Baiern zum Erben ernannt: allein er ſtarb noch vor dem Tode Karls II., im Jahre 1699. Es kam nun zu einem neuen Theilungsvertrage zwiſchen Ludwig XIV. und Wilhelm. Demnach ſollte ein zweiter öſterreichiſcher Prinz Spanien und die Niederlande bekommen, Frankreich die beiden Sicilien und Lothringen; der Herzog von Lothringen dagegen Mailand. Oeſterreich war aber nicht damit zufrieden. Noch viel weniger Spanien, welches von einer Theilung nichts wiſſen wollte. Dieſes fragte nur darnach, welche Macht am fähigſten ſei, die ganze Monarchie zu behaupten. Man entſchied ſich zuletzt für Frankreich. Der König Karl II. ſetzte in ſeinem Teſtament den zweiten Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zum Geſammterben ein, und ſtarb gleich darauf (November 1700). Ludwig XIV. kümmerte ſich jetzt nichts um den Vertrag mit König Wilhelm von England, ſondern wollte ſeinen Enkel dem

Teſtamente Karls II. gemäß in die geſammte ſpaniſche Monarchie einſetzen. Philipp erſchien auch ſofort in Spanien und nahm die Huldigung der Einwohner entgegen.

Aber natürlich konnte dies Oeſterreich nicht dulden, und eben ſo wenig England, wo zwar Wilhelm 1702 ſtarb, aber die nachfolgende Regierung der Königin Anna, von Marlborough geleitet, dieſelbe Staatskunſt befolgte. England, Holland und der Kaiſer ſchloſſen ſchon im September 1701 einen Bund gegen Frankreich.

Jedoch Ludwig XIV. hatte bereits in Deutſchland nach gewohnter Weiſe ſeine Verbindungen angeknüpft. Vor Allem verband er ſich mit dem Kurfürſten von Baiern, welcher erbittert war über Oeſterreich, das ſeine Anſprüche auf Spanien nicht anerkannte, und überhaupt nach großen Dingen ſtrebte. Ludwig verſprach ihm die ſpaniſchen Niederlande und die thätigſte Unterſtützung in ſeinen ſonſtigen Entwürfen. Durch den Kurfürſten von Baiern wurde auch deſſen Bruder, der Kurfürſt Joſeph Clemens von Köln, für Frankreich gewonnen. Aber Marimilian Emanuel beſaß überdies einen großen Einfluß auf das Reich. Er wußte die Kreiſe Franken, Schwaben, Oberrhein auf ſeine Seite zu ziehen und ſie wenigſtens zu beſtimmen, in der ſpaniſchen Sache parteilos zu bleiben. Die meiſten Fürſten waren noch auf den Kaiſer erbittert wegen der hannöveriſchen Kur und wegen des ryßwicker Friedens. Ja, mit den Herzogen von Braunſchweig-Wolfenbüttel ſchloß Ludwig XIV. einen Vertrag, zufolge deſſen ihm die Herzoge eine Anzahl Truppen ſtellen ſollten.

Dieſen Beſtrebungen gegenüber wußte ſich doch auch der Kaiſer zu verſtärken. Er gewann die zwei mächtigſten Fürſten im nördlichen Deutſchland, Brandenburg und Hannover. Der Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg, pracht- und glanzliebend, wünſchte für Preußen den Königstitel zu erwerben, was nur durch die Zuſtimmung des Kaiſers möglich war. Leopold verſtand ſich dazu, wenn ihm der Kurfürſt in der ſpaniſchen Erbfolgeſache beiſtehen wolle. So kam zwiſchen Beiden ein Vertrag zu Stande: Friedrich nahm im Jahr 1701 den Titel eines Königs in Preußen an, und ſtellte fortan dem Kaiſer ſeine Truppen. Hannover hatte ſich ſchon ſeit 1692 dem Kaiſer zur Hülfe verpflichtet. Dieſe war demſelben gerade in dieſem Augenblick ſehr förderlich, da ſich eben die Herzoge von Wolfenbüttel für den König von Frankreich rüſteten. Der Kurfürſt von Hannover brach in Wolfenbüttel ein und zwang die Herzoge, die Waffen zu ſtrecken, ja ſich mit dem Kaiſer zu verbinden. Eine Schilderhebung im Norden Deutſchlands zu Gunſten Frankreichs war ſomit abgewendet. Aber endlich brachte der Kaiſer doch auch den Reichstag zur Kriegserklärung an Frankreich. Urſache genug war vorhanden, da Ludwig ſeine Truppen in das Lüttichiſche und Kölniſche hatte einrücken laſſen, ferner Mailand und Mantua, welche Reichslehen waren, weggenommen hatte. Die Kriegserklärung des Reichs erfolgte im Oktober 1702.

Die Verbündeten waren diesmal von zwei ausgezeichneten Feldherren geführt: das Heer des Kaiſers vom Prinzen Eugen, das vereinigte holländiſche und engliſche Heer von dem Herzoge von Marlborough. Eugen warf ſich zuerſt nach Italien, da Savoyen vom ryßwicker Frieden her im Bündniſſe mit Ludwig XIV. ſich befand, und gewann dort die entſchiedenſten Erfolge. 1703 trat Savoyen zum Bunde gegen Frankreich. In den Niederlanden wurden die Franzoſen von Marlborough in Schach gehalten. Aber es war doch ein Uebelſtand für den Kaiſer, daß der Kurfürſt von Baiern, ein geſchickter und muthiger Feldherr, den Süden Deutſchlands beherrſchte und, von franzöſiſchen Truppen unterſtützt, noch weiter um ſich zu greifen drohte. Prinz Eugen, damals an der Spitze des Hofkriegsrathes, ſah ein, daß vor Allem die Stellung dieſes Fürſten durchbrochen werden müſſe. Da die öſterreichiſchen Waffen, die zugleich in Italien und in Ungarn gegen die neuerdings dort ausgebrochenen Unruhen verwendet werden mußten, für ſich allein nicht ſtark genug dazu waren, ſo faßten Eugen und Marlborough den Entſchluß, ſich zu vereinigen und mit geſammter Kraft auf die Gegner zu fallen. Der engliſche Feldherr führte ſodann jenen meiſterhaften Marſch von den Niederlanden nach Baiern aus, wo er ſich mit Eugen vereinigte. Sie eroberten die baieriſchen Verſchanzungen auf dem Schellenberge (2. Juli 1704) und ſchlugen das vereinigte baieriſche und franzöſiſche Heer bei Höchſtädt gänzlich aufs Haupt (13. Auguſt 1704). Die ganze franzöſiſche Armee ward vernichtet, der Marſchall Talard ſelbſt gefangen genommen. In Folge dieſes großen Sieges gerieth ganz Baiern in die Hände der Kaiſerlichen: die Ausſicht der Franzoſen auf kriegeriſche Erfolge im Innern Deutſchlands war für lange dahin: der Kurfürſt von Baiern ſelbſt nebſt ſeinem Bruder, dem Erzherzog von Köln, wurden in die Reichsacht gethan und ihrer Fürſtenthümer für verluſtig erklärt.

Bald nach dieſen bedeutenden Erfolgen ſtarb der Kaiſer Leopold (5. Mai 1705), und es folgte ihm ſein ſchon vorher zum römiſchen Könige gewählter älteſter Sohn Joſeph I. Das war ein ganz anderer Mann, als ſein Vater: lebhaft, kühn, feurig, freiſinnig in religiöſer Beziehung, von ſelbſtändigem Urtheil, auch als Krieger nicht unbedeutend. Er war entſchloſſen, den Krieg mit noch größerem Eifer, als ſein Vater, fortzuſetzen. Er wurde nun auch nach Spanien geſpielt, wo der Erzherzog Karl, dem dieſes Land beſtimmt war, erſchien, um dem Bourbonen Philipp die Krone ſtreitig zu machen. Die Franzoſen, die auch am Rhein unglücklich waren, ſollten nun auch in ihrem eigenen Lande angegriffen werden (1705), und ſchon wurde von Marlborough und Eugen, der inzwiſchen wieder in Italien befehligte, der Feldzugsplan entworfen. Allein die Ausführung ſcheiterte an der Läſſigkeit des Reichsheeres und an der Eiferſucht des Markgrafen Ludwig von Baden. Auch im Jahr 1706 wurde von dem Reichsheere aus denſelben Urſachen und weil die Stände nicht einmal den fünften Theil der vorgeſchriebenen Truppen ſtellten, nichts ausgerichtet. Dagegen erfocht Marlborough wieder einen großen Sieg bei Ramillies (1706), in Folge deſſen die ſpaniſchen Niederlande in die Hände der Verbündeten geriethen. Eugen war in demſelben Jahre in Italien glücklich. Er warf die Franzoſen aus der Lombardei und Piemont hinaus und vertrieb ſie das Jahr darauf vollends aus Italien. Auch Neapel wurde erobert. In Spanien wurde Philipp gezwungen, Madrid zu verlaſſen, und der Erzherzog Karl als König anerkannt. So erlitt Ludwig XIV. auf allen Punkten die bitterſten Verluſte. Die einzige ſchwache Seite ſeiner Gegner war die Reichsarmee, welche den Rhein vertheidigen ſollte. Der franzöſiſche Marſchall Villars konnte es nach dem Tode des Reichsgenerals Ludwig von Baden (1707) wagen, über den Rhein zu gehen, die elenden Reichstruppen, die von dem Markgrafen Chriſtian Ernſt von Baireuth ſchlecht geführt wurden, zurückzudrängen und bis tief in Schwaben vorzudringen. Doch war der Marſchall ſo ſchwach, daß er ſelber wieder zurückging. Ebenſo wenig wurde im Jahre 1708 von den Reichstruppen gethan, obſchon ſie einen neuen General in dem Kurfürſten Georg von Hannover erhalten hatten. Inzwiſchen bedeckten ſich Eugen und Marlborough in den Niederlanden mit Ruhm, ſchlugen die Franzoſen bei Oudenarde, und eroberten das für uneinnehmbar gehaltene Ryſſel.

Ludwig, dergeſtalt an den wichtigſten Punkten in unläugbarem Nachtheil, entſchloß ſich endlich um Frieden zu bitten. Er erbot ſich nicht nur, die ſpaniſche Monarchie mit Oeſterreich zu theilen, ſondern wäre wohl auch zu gänzlichem Verzicht bereit geweſen. Aber die Sieger gedachten Ludwig für den Uebermuth, mit welchem er früher ſeine Gegner zu behandeln gepflegt, zu züchtigen: ſie verlangten nicht nur die Herausgabe aller ſeiner früheren Eroberungen, ſondern ſogar, daß er ſeinen Enkel ſelber aus Spanien vertreiben ſollte (1709). Dieſe Bedingungen konnte Ludwig nicht annehmen. Er ſetzte den Krieg fort, aber mit ſo wenig Glück, wie bisher.

Unter ſolchen Umſtänden war für das deutſche Reich eine Gelegenheit gekommen, ſich in den Beſitz der an Frankreich verlorenen überrheiniſchen Provinzen zu ſetzen. In der That machte das Reich ſolche Forderungen: es verlangte nicht nur Straßburg und die zehn Reichsſtädte, ſondern das ganze Elſaß und außerdem Metz, Toul, Verdun, überhaupt das ganze Lothringen zurück. Auf dieſen Forderungen beſtand beſonders auch Kaiſer Joſeph, welcher entſchloſſen ſchien, nach allen Seiten hin das kaiſerliche Anſehn zu kräftigen und dem Reich einen neuen Schwung zu geben.

So wies er die Anmaßungen des Papſtes Clemens XI. (1700—1721) mit Entſchiedenheit und Erfolg zurück. Der heilige Vater neigte ſich zu Ludwig XIV., in welchem er einen eifrigeren Sohn der Kirche erblickte, als in dem freiſinnigen Joſeph Auch dünkte ihm die wachſende Macht des Kaiſers, beſonders ſeit der Eroberung Oberitaliens und Neapels gefährlich. Er weigerte ſich, Joſephs Bruder Karl als König von Spanien und Neapel anzuerkennen, und verbot die Durchmärſche der kaiſerlichen Truppen durch das römiſche Gebiet. Auch in Deutſchland machte er dem Kaiſer zu ſchaffen: er beſtritt das Recht desſelben bei Beſetzung der Pfründen in den Domſtiften, das ſogenannte Recht der erſten Bitte: er nahm die Beſtätigung von ſeiner Seite in Anſpruch. Er legte eine Verwahrung gegen die Herſtellung der Rechte der Proteſtanten in Schleſien ein, die der Kaiſer dem Könige Karl XII. von Schweden zu lieb zugeſtanden hatte. Der Kaiſer kümmerte ſich jedoch um all' dieſe Einſprachen nichts. Er ließ fortwährend ſeine Truppen durch römiſches Gebiet ziehen, beſetzte ſogar Parma und Piacenza und nahm die Oberhoheit des Reichs über dieſe beiden Fürſtenthümer in Anſpruch. Clemens bedrohte jetzt das kaiſerliche Heer mit dem Bann. Umſonſt! Der Kaiſer wurde vielmehr durch des Papſtes fortwährende Weigerung, Joſephs Bruder als König von Spanien anzuerkennen, noch heftiger, und ſeine Generale ſprachen unzweideutig die Abſicht des Kaiſers aus, die alten Rechte Deutſchlands über Italien wieder zurückzufordern. Jetzt erließ der Papſt ein Abmahnungsſchreiben an Joſeph am 2. Juni 1708. Dies ließ der Kaiſer mit den ſchonungsloſeſten Ausdrücken widerlegen. Zugleich vollzog Joſeph noch einen anderen Akt ſeiner kaiſerlichen Gewalt: er that den Herzog von Mantua und Montferrat in die Acht des Reichs, weil er ſich mit Frankreich wider den Kaiſer verbunden. Jetzt drohte der Papſt dem Kaiſer ſelber mit dem Bann. Aber Joſeph ließ ſich nicht einſchüchtern: er gab ſeinem General Daun den Befehl, nach Rom vorzurücken. Nun erſt gab Clemens nach. Es kam ein Vergleich zu Stande, zufolge deſſen zwar der Kaiſer ſeine Truppen aus päpſtlichem Gebiet zurückziehen ſollte: aber der Papſt verſprach dafür in einem geheimen Artikel die Anerkennung Karls von Spanien, die bald darauf auch öffentlich erfolgte.

Es war ein Unglück für das deutſche Reich, daß dieſer kraftvolle und freiſinnige Kaiſer — auch die in Ungarn während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs neuerdings entſtandenen Unruhen unter Ragoczy legte er auf eine milde Weiſe bei — ſchon nach einer ſiebenjährigen Regierung ſtarb, im April 1711, kaum 33 Jahre alt.

Durch dieſen Todesfall bekam der ſpaniſche Erbfolgekrieg plötzlich eine andere Wendung. Joſeph hatte nämlich keinen Sohn, und es folgte ihm alſo in der Regierung ſein Bruder Karl, der Erbe der ſpaniſchen Monarchie. Dadurch wäre die geſammte habsburgiſche Hausmacht in der ganzen Ausdehnung, wie zur Zeit Karls V., wieder vereinigt worden: eine Thatſache, welche für die Ruhe Europas nicht wünſchenswerth war, da ſich ja die ehrgeizigen Entwürfe jenes Kaiſers wieder erneuern konnten. Auch die bisherigen Verbündeten Oeſterreichs konnten dieſe Entwicklung der Dinge nicht wollen. Es kam hinzu, daß um dieſelbe Zeit eine bedeutende Veränderung im engliſchen Miniſterium vorging. Die Partei der Whigs, die bisher das Staatsruder geführt, an deren Spitze Marlborough geſtanden, wurde 1710 geſtürzt: die Tories kamen an ihre Stelle, und hierbei verlor auch Marlborough ſeinen Einfluß. Zwar ward er noch nicht ſeines Oberbefehls entſetzt, weil man ihn brauchte; allein um ihn entbehren zu können, mußte das neue Miniſterium Friede machen. Schon im Jahr 1711 wurden daher geheime Friedensunterhandlungen mit Ludwig XIV. angeknüpft, auf Grundlagen hin, die bei Weitem nicht mehr ſo hart lauteten, als die früheren: der Enkel Ludwigs ſollte König in Spanien bleiben. Auf dieſen Grundlagen wurde im Jahre 1713 der Friede zu Utrecht abgeſchloſſen, einerſeits zwiſchen Frankreich, und andererſeits zwiſchen England und Holland. Der Herzog von Savoyen ſollte Sicilien erhalten: Neapel, Mailand und die ſpaniſchen Niederlande ſollte Oeſterreich bekommen.

Aber Oeſterreich war mit dieſem Frieden nicht einverſtanden. Das deutſche Reich, zu deſſen Oberhaupt der nunmehrige Beherrſcher von Oeſterreich, Karl, erwählt wurde, wollte nichts davon wiſſen, da von ſeinen Anſprüchen auf das Elſaß keine Rede war. Kaiſer und Reich ſetzten alſo den Krieg allein fort. Jedoch ohne Erfolg. Denn die mächtigſten Reichsfürſten waren durch einen andern Krieg zu ſehr in Anſpruch genommen. So mußte ſich denn Kaiſer und Reich ſchon im Jahre 1714 zu dem Frieden von Raſtatt entſchließen, in welchem die Beſtimmungen der Utrechter Uebereinkunft angenommen warden. Das Elſaß blieb bei Frankreich: alle Hoffnungen auf Wiedergewinnung der überrheiniſchen ehemaligen deutſchen Provinzen zerrannen. Auch die Kurfürſten von Baiern und von Köln mußten wieder hergeſtellt werden.

Dagegen bot der eben erwähnte andere Krieg, der nordiſche, eine reichere Ausbeute. Karl XII. war im Jahre 1697 ſeinem Vater Karl XI. auf dem ſchwediſchen Throne gefolgt, nicht älter als 15 Jahre. Dieſe große Jugend des Königs wollten ſeine nächſten Nachbarn, Rußland, Polen, Dänemark benutzen, um ihm die Länder zu entreißen, welche die Schweden ſeit den Zeiten Guſtav Adolfs erworben hatten. Schon im Jahre 1698 ſchloſſen ſie miteinander einen Bund gegen Schweden. Darauf griff der König von Dänemark die Herzoge von Holſtein-Gottorp an, die ſich immer im Bunde mit Schweden befanden, und der König Auguſt von Polen, zugleich Kurfürſt von Sachſen, Liefland, während Peter von Rußland in Ingermannland einfiel. Karl XII. aber ging ohne Weiteres auf Dänemark los, beſiegte dasſelbe, zwang es zum Frieden von Travendahl (1700), warf ſich dann auf die Ruſſen, beſiegte ſie bei Narwa, und jagte die Sachſen aus Liefland. Hierauf drang er in Polen ein, bemächtigte ſich des ganzen Landes, ließ den König Auguſt abſetzen nnd Stanislaus Lesczinsky zum König wählen. Da Auguſt aber noch immer Widerſtand leiſtete, ſo verfolgte ihn Karl XII. bis nach Sachſen und zwang ihn zum Frieden von Altranſtädt (1706), wonach Auguſt auf alle Anſprüche auf Polen verzichtete, Stanislaus anerkannte, ſich von dem Bunde mit Rußland losſagte, und den Schweden Quartiere und Brandſchatzungen bewilligte. Nunmehr wandte ſich der ſchwediſche König wider Rußland. Er drang in dieſes Reich ein, Anfangs mit Erfolg. Aber mit der Schlacht bei Pultawa (1709) wandte ſich ſein Glück. Sein ganzes Heer wurde aufgerieben: er entkam mit genauer Noth in die Türkei und verſuchte den Sultan zu einem Kriege gegen den Czar zu bewegen. Und nun brachen auch Sachſen und Dänemark wieder los. Auguſt bemächtigte ſich nochmals des polniſchen Thrones. Die Dänen erklärten an Schweden den Krieg.

An dieſem nordiſchen Kriege hatten bis jetzt weder das Reich noch einzelne Reichsfürſten Theil genommen, wegen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges. Anders geſtaltete ſich nun die Sache, da die nordiſchen Verbündeten den Krieg auf deutſches Gebiet zu ſpielen trachteten, nämlich auf die ſchwediſchen Beſitzungen in Deutſchland. Anfangs ſchloſſen Kaiſer und Reich, England und Holland einen Vertrag (1710) im Haag, dahin gehend, daß für die deutſchen Beſitzungen Schwedens während des Krieges Parteiloſigkeit ſtattfinden ſollte. Karl XII. nahm jedoch dieſen Vertrag nicht an. Nun eroberten die Dänen Bremen und Verden und bekämpften wieder den Herzog von Holſtein. Ruſſen und Sachſen drangen in Pommern ein. Vergebens machte das Reich nochmals den Vorſchlag, dieſe deutſchen Provinzen Schwedens einſtweilen in die Verwaltung des Reiches zu geben. Da glaubte der neue König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. (ſeit 1713), die politiſchen Verhältniſſe benutzen zu können, um das wichtige Stettin und vielleicht ganz Pommern bis an die Peene, wornach bereits der große Kurfürſt getrachtet, zu gewinnen. Er ließ ſich von den nordiſchen Verbündeten einſtweilen Stettin in Verwahrung geben, und als Karl XII., der inzwiſchen wieder zurückgekommen, nichts davon wiſſen wollte, erklärte ihm der König von Preußen den Krieg (1715). Ebenſo trat Hannover den Verbündeten bei gegen das Verſprechen Dänemarks, ihm die eroberten Herzogthümer Bremen und Verden gegen eine Summe Geldes zu überlaſſen. Der Krieg wurde zwar von Karl XII. noch fortgeſetzt, aber ſo unglücklich, daß von ihm nichts mehr zu fürchten war. Stralſund, ganz Pommern wurde erobert, ebenſo Wismar. Demnach hatte es den Anſchein, als ob die von den Schweden im weſtphäliſchen Frieden erlangten deutſchen Provinzen wieder an das Reich zurückfallen ſollten.

Aber da meldete ſich bereits ein noch viel gefährlicherer Feind der Czar Peter von Rußland. Peter, der die gewaltigſten Entwürfe zur Vergrößerung ſeines Reiches in der Seele trug, und einen nicht geringen Theil davon ausführte, hegte unter Anderem den Plan, die Herrſchaft in der Oſtſee an ſich zu reißen und zugleich in Deutſchland feſten Fuß zu faſſen. Der Wunſch, mit Deutſchland in engere ſtaatsrechtliche Beziehungen zu treten, um daſelbſt einen geſetzmäßigen Einfluß ausüben zu können, war ſo groß, daß er ſich ſogar erbot, das den Schweden abgenommene Liefland als deutſches Reichslehn in Empfang zu nehmen: er wäre dadurch Reichsfürſt geworden, mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Zugleich ging er mit einem anderen deutſchen Fürſten eine Verwandtſchaftsverbindung ein. Er verheirathete ſeine Nichte an den Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, und wir haben ſchon oben geſehen, wie er dieſen Fürſten gegen ſeine Landſtände unterſtützte. Er hoffte durch ihn Wismar erhalten zu können: auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß er ſeine Augen auf ganz Mecklenburg geworfen; er hätte den Herzog anderweitig entſchädigt. Der ſchwediſche Antheil an Pommern wäre früher oder ſpäter ebenfalls in ſeine Hände gerathen. Ja, noch weiter ſcheinen die Abſichten Peters gegangen zu ſein: es wurde ihm vorgeworfen, daß er ſogar im Sinne gehabt habe, ſeinen eigenen Bundesgenoſſen, den König von Dänemark, zu überfallen und ſich verrätheriſcher Weiſe Kopenhagens zu bemächtigen.

Dieſe weit ausſehenden Entwürfe Peters blieben ſeinen Verbündeten nicht verborgen. Sie waren aber nicht im geringſten geſonnen, dieſelben gut zu heißen oder zu unterſtützen. So wenig als der Kaiſer auf Peters Wunſch, Reichsfürſt zu werden, einging, ſo wenig wollten die nordiſchen Fürſten ihn zum Nachbarn haben. Beſonders wirkte ihm der Kurfürſt Georg I. von Hannover, ſeit 1714 auch König von Großbritannien, entgegen. Der letztere war nämlich von dem Kaiſer mit der Ausführung der reichsgerichtlichen Erkenntniſſe gegen den Herzog von Mecklenburg in ſeinem Streite mit den Landſtänden beauftragt, und da Peter die Partie des Herzogs nahm, und durch ſeine Ruſſen die mecklenburgiſchen Stände auf das Maßloſeſte quälen und ausſaugen ließ, ſo mußte natürlich die Spannung zwiſchen beiden Fürſten immer ſtärker werden. Die Bedrückungen, welche ſich Peter gegen die Mecklenburger erlaubte, wurden immer unerträglicher, ſo daß Hannover, Dänemark und Preußen auf dem Reichstage ſich über ihn beſchwerten. Der Kaiſer verlangte von dem Czaren ungeſäumte Abführung ſeiner Truppen aus Mecklenburg und forderte den niederſächſiſchen und oberſächſiſchen Kreis auf, ihn mit Gewalt hinauszutreiben. Peter ſah nun auch wohl ſelber ein, daß es ihm mit der Feſtſetzung in Deutſchland nicht glücken würde, zögerte indeſſen immer noch, ſeine Truppen aus Mecklenburg herauszuziehen, und betrug ſich frech genug gegen Kaiſer und Reich. „Ich bin Willens geweſen," ſagte er, „meine Truppen wegzuſchicken, da ich aber höre, daß es der Kaiſer verlangt, ſo will ich ſie in Mecklenburg laſſen und möchte wohl ſehen, wer ſie hinausjagen will." Später äußerte er, er wolle gehen, aber wenn die Hannoveraner Miene machten, ihn zu vertreiben, werde er noch 70,000 Mann anrücken laſſen.

Die Zerwürfniſſe unter den Verbündeten lockerten natürlich nachgerade ihren Bund, und brachten die Angelegenheiten Schwedens wieder empor. Denn Jeder ſuchte nun mit Karl XII. abgeſondert zu unterhandeln, um auf Koſten der Anderen deſto beſſere Bedingungen zu erhalten. Preußen hielt es jedoch für zuträglicher, ſich enger an Rußland anzuſchließen. Da wurde Karl XII. im Decbr. 1718 zu Friedrichshall erſchoſſen. Die nachfolgende Regierung war nicht geſonnen, den Krieg weiter fort zu führen, neigte ſich jedoch mehr zu England und Hannover hin. Mit dieſem wurde auch

1719 zuerſt Friede geſchloſſen: Hannover erhält Bremen und Verden gegen eine Million Thaler. Großbritannien vermittelte nun auch den Frieden zwiſchen Schweden und Preußen, der 1720 in Stockholm zu Stande kam. Preußen erhielt Stettin, den ganzen Landſtrich zwiſchen Oder und Peene, die Inſeln Wollin und Uſedom, ſammt den Ausflüſſen der Swine und Dinow, dem friſchen Haff und der Oder, bis ſie in die Peene fließt; zahlt dagegen an Schweden zwei Millionen. Der Friede mit Dänemark wurde in demſelben Jahre abgeſchloſſen. Dänemark gibt alle Eroberungen in Pommern bis an die Peene, Stralſund, Rügen, Wismar an Schweden zurück und erhält dafür 600,000 Thaler. Schweden gibt Holſtein-Gottorp auf. Dänemark wird der Beſitz des herzoglichen Antheils von Schleswig zugeſtanden. Der Friede mit Rußland kam 1721 zu Stande. Rußland erhielt Liefland, Eſthland, Ingermannland und einen Theil von Karelen, gegen zwei Millionen Thaler.

10. Die Zeiten bis zum Tode Karls VI.

Noch ehe der nordiſche Krieg zu Ende ging, verwickelte ſich Oeſterreich in einen neuen Krieg mit den Türken. Dieſe griffen Venedig an: die Republik ſuchte Schutz bei Oeſterreich, welches denſelben gewährte. Eugen wurde wieder Oberbefehlshaber über die kaiſerlichen Truppen: er erfocht den großen Sieg bei Peterwardein über das türkiſche Heer. Auch das Reich nahm Theil am Kriege, Eugen erfocht das Jahr darauf neue Siege über die Türken, und dieſe mußten ſich endlich zu dem Frieden von Paſſarowitz (1718) verſtehen, deren Inhalt wir oben*) bereits angegeben haben. Oeſterreich befand ſich nun auf der Höhe ſeiner Macht.

Aber in demſelben Augenblicke, als es mit der Türkei beſchäftigt war, wurden ſeine italieniſchen Beſitzungen von den Spaniern angegriffen. Zwiſchen Spanien und Oeſterreich war nämlich noch kein Friede geſchloſſen, nur die Parteiloſigkeit Italiens feſtgeſtellt. Inzwiſchen verheirathete ſich Philipp V. von Spanien mit Eliſabeth Farneſe, und dieſe faßte mit dem Miniſter Alberoni ehrgeizige Plane: die Spanier landeten 1717 mit einer Flotte in Sardinien und nahmen die Inſel weg. Oeſterreich, Frankreich, England, Holland traten nun gegen Spanien in einen Bund. Aber jedenfalls ohne Erfolg, denn 1718 eroberte Spanien auch Sicilien. Der Krieg ging nun fort bis zu Alberoni's Sturz 1719, im Jahre 1720 wurde Friede geſchloſſen. Darnach erhielt Oeſterreich Sicilien und gab dafür Sardinien an den Herzog von Savoyen, der den Titel eines Königs von Sardinien annahm. Dagegen ſollte Don Carlos, der erſtgeborene Sohn Philipps V. aus zweiter Ehe, die Anwartſchaft auf Toscana, Parma und Piacenza erhalten, bei dem zu erwartenden Ausſterben der herrſchenden Dynaſtie.

---

*) Siehe Seite 39.

So war denn dieſe Gefahr von Oeſterreich ebenfalls abgewendet. Allein den Kaiſer Karl VI. beherrſchte noch ein anderer Gedanke, der ſeine ganze politiſche Thätigkeit beſtimmte, die Anerkennung der ſogenannten pragmatiſchen Sanction oder der ſeit dem Jahre 1713 von ihm feſtgeſtellten öſterreichiſchen Erbfolgeordnung von Seite der europäiſchen Mächte. Karl hatte nämlich keinen männlichen Nachkommen, ſondern nur zwei Töchter, Maria Thereſia und Anna. Außerdem waren von ſeinem verſtorbenen Bruder, Joſeph I., noch zwei Töchter vorhanden, von denen die ältere Maria Joſepha (1719) mit dem Kurprinzen von Sachſen, Friedrich Auguſt, die jüngere, Maria Amalia (1722), mit dem Kurprinzen von Baiern vermählt war. Karl ſetzte nun in der pragmatiſchen Sanction feſt, daß ihm in Ermangelung von männlichen Nachkommen ſeine Töchter und deren männliche und weibliche Nachkommen, nach deren Abgange erſt Joſephs I. hinterlaſſene Töchter und deren Nachkommen jedesmal nach dem Rechte der Erſtgeburt in der geſammten öſterreichiſchen Hausmacht folgen ſollten. Da Joſephs I. Nachkommen ein näheres Recht hatten, ſo mußten die beiden Töchter vor ihrer Vermählung die pragmatiſche Sanction anerkennen. Man konnte ſich aber nicht recht darauf verlaſſen: Karl VI. wünſchte ſie daher noch bei ſeinen Lebzeiten von allen Mächten verbürgt zu ſehen, und dieſer Geſichtspunkt wurde von nun an bei allen diplomatiſchen Verhandlungen, in die er ſeitdem ſich einließ, als der eigentlich maßgebende feſtgehalten. Ja, er gab ihm zu Liebe manche beträchtliche Vortheile auf. Zwar rieth ihm Eugen, lieber für gute Finanzen und Heerweſen zu ſorgen: denn damit allein könne man etwaigen Angriffen widerſtehen; allein der Kaiſer hoffte mehr von den Unterhandlungen. An ſolchen fehlte es denn nun während des ganzen Zeitraums bis zu ſeinem Tode nicht. Sie waren aber alle fruchtlos, wie die Folge ausgewieſen hat.

Zuerſt ſollten auf einem Congreſſe zu Cambray die obwaltenden Streitigkeiten zwiſchen den europäiſchen Staaten, insbeſondere zwiſchen Oeſterreich und Spanien ausgeglichen werden. Der ging aber im Jahre 1724 ohne Ergebniß auseinander. Dann erfolgte eine augenblickliche Annäherung zwiſchen Oeſterreich und Spanien, weil der König Ludwig XV. von Frankreich ſtatt der ihm verlobten ſpaniſchen Prinzeſſin die Tochter des ehemaligen polniſchen Königs Stanislaus Lesczinsky geheirathet hatte: es war ſogar von einer Vermählung zwiſchen dem Erbprinzen von Spanien und der älteſten Tochter des Kaiſers die Rede. Darauf ſchloſſen ſich England und Frankreich enger aneinander und wußten auch den König von Preußen in ihren Bund zu ziehen, dem ſie einige ſchleſiſche Fürſtenthümer, auf die er Anſprüche hatte, zu verſchaffen verſprachen. Aber bald darauf wußte ihn der Kaiſer auf ſeine Seite zu bringen, indem er ihm bei dem bevorſtehenden Ausſterben der Linie Pfalz Neuburg die Erwerbung von Berg in Ausſicht ſtellte, obſchon er in den Verhandlungen mit Neuburg dieſem eine ganz entgegengeſetzte Verſicherung gegeben hatte. Zwiſchen dem Kaiſer und dem König von Preußen kamen wirklich in den Jahren 1726 und 1728 geheime Verträge zu Stande, zufolge deren der letztere gegen eine ziemlich unbeſtimmt gehaltene Ausſicht auf Berg die pragmatiſche Sanction anerkannte und dem künftigen Schwiegerſohne des Kaiſers, als welchen ſich ſpäter der Herzog von Lothringen herausſtellte, ſeine Stimme bei der Kaiſerwahl verſprach. Da auch Rußland dem Bunde zwiſchen Oeſterreich und Preußen beitrat, eine Macht, welche hierdurch einen größeren Einfluß auf den Weſten Europas gewann, ſo glaubten auch England (Hannover) und Frankreich eine feindſeligere Stellung einnehmen zu müſſen. Ein Hauptgegenſtand der Eiferſucht dieſer Mächte auf Oeſterreich war die oſtindiſche Handelscompagnie in Oſtende, welche ſie gerne beſeitigt wünſchten. Die Spannung wurde immer größer. Doch kam es nicht zum Krieg, ſondern zu einem neuen Congreſſe in Soiſſons 1729, der aber wiederum ohne Ergebniß ſich auflöſte. Aber den Seemächten gelang es endlich, auch Spanien von Oeſterreich wieder abzuziehen: in dem Vertrag von Sevilla 1729 zwiſchen Spanien, Frankreich, England wurde dem Infanten von Spanien, Don Carlos, verſprochen, daß er Parma und Piacenza ſogleich beſetzen ſollte. Darüber war nun freilich Oeſterreich ſehr entrüſtet: von Neuem ſtand ein Krieg in Ausſicht. Aber er wurde nochmals verhindert, indem England und Spanien es vorzogen, ſich mit Oeſterreich zu dem Frieden von Wien (1731) zu verſtändigen: in dieſem erkannten die beiden Mächte die pragmatiſche Sanction an, Oeſterreich gab dagegen die oſtendiſche Geſellſchaft auf und ertheilte ſeine Zuſtimmung dazu, daß der Infant von Spanien ſofort die ihm zugeſprochenen italieniſchen Beſitzungen, Parma und Piacenza — eben war der bisherige Beſitzer derſelben geſtorben — beſetzen dürfe. Doch waren hiermit die Händel noch nicht zu Ende. Denn Spanien wünſchte, daß der Infant dieſe Länder nicht als Reichslehen, ſondern unabhängig beſitzen möge, und machte darauf bezügliche Anſprüche.

Zu dieſen Streitigkeiten im Weſten von Europa kamen nun die Händel über die polniſche Königswahl. Der König Auguſt II. von Polen, zugleich Kurfürſt von Sachſen, wünſchte gerne ſeinem Sohne die Nachfolge von Polen zu ſichern, aber er wollte auch die pragmatiſche Sanction nicht anerkennen, ſondern hoffte, daß ſein Sohn als Gemahl einer Tochter des Kaiſers Joſeph einen Theil von dem habsburgiſchen Beſitzthum erlangen werde. Um beide Zwecke zu erreichen, knüpfte er verſchiedene Verbindungen an, wobei die Zweizüngigkeit ſeiner Staatskunſt auf das Klarſte hervortrat. Gegen Oeſterreich nämlich verband er ſich mit Frankreich: er hatte ſogar den Plan, in Deutſchland einen Fürſtenbund zu ſtiften, der wie zu den Zeiten Richelieus und Ludwigs XIV. unter franzöſiſchem Schutze ſtehen ſollte. Aber zugleich lehnte er ſich wieder an Oeſterreich an, um deſſen Unterſtützung bei der polniſchen Sache zu erlangen: und da er die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction verſprach — ein Verſprechen, das er jedoch nicht zu halten gedachte — ſo gewann er wirklich Oeſterreichs Unterſtützung. Er ſuchte auch Preußen zu gewinnen. Aber Preußen hatte mit Rußland ausgemacht, den Kurprinzen von Sachſen nicht zum König wählen zu laſſen, ſondern einen anderen Prinzen, während Frankreich ſeine Macht für den Schwiegervater des Königs, Stanislaus Lesczinſky einzuſetzen beſchloß.

Während dieſer Verhandlungen ſtarb König Auguſt II. im Februar 1733. Die Mehrzahl der Polen wählte Stanislaus Lesczinſky zum Könige. Aber inzwiſchen hatte ſich Oeſterreich mit Rußland dahin verſtändigt, die Wahl des Kurprinzen von Sachſen, welcher ſeinerſeits nochmals die pragmatiſche Sanction anerkannte, durchzuſetzen. Die Ruſſen ſchickten ein Heer von 20,000 Mann, vertrieben den Stanislaus und ließen den Kurfürſten von Sachſen als Auguſt III. zum Könige wählen.

Frankreich erklärte hierauf an Oeſterreich den Krieg (Oct. 1733). Spanien und Sardinien ſchloß ſich der Kriegserklärung an. Dem Reich ſollte nach der ausdrücklichen Erklärung Frankreichs der Krieg nicht gelten, da aber demohngeachtet die Feindſeligkeiten der Franzoſen ſofort auf dem Reichsboden begannen, ſo erklärte das Reich (Februar 1734) an Frankreich ebenfalls den Krieg. Dieſer wurde nun in den Jahren 1734 und 1735 von Seite des Kaiſers und des Reichs auf eine ſehr unglückliche Weiſe geführt. Zwar übernahm Eugen am Rhein den Oberbefehl über die Reichsarmee, allein dieſe ſtand den Franzoſen an Zahl bedeutend nach, indem die Stände verſäumt hatten, ihre vertragsmäßigen Truppenantheile zu ſtellen: außerdem litt ſie an den bekannten Gebrechen, war ſchlecht bewaffnet, geübt und geſchult, und die Truppen größerer Reichsſtände, welche von dieſen Gebrechen frei waren, thaten ſo viel wie nichts. Beſonders die Preußen, da ſich der König neuerdings mit dem Kaiſer überworfen hatte. So eroberten die Franzoſen gleich im erſten Anlaufe Lothringen, drangen über den Rhein, trieben überall Brandſchatzungen ein, belagerten Philippsburg, und nahmen es trotz der Nähe des Reichsheeres. Auch in Italien war der Kaiſer ſehr unglücklich. So zog ſich der Krieg bis in das Jahr 1735 hinein ohne erhebliche Begebenheiten. Nur in Polen gewannen die Verbündeten Erfolge gegen Frankreich, indem hier die Ruſſen die Wahl Auguſt III. aufrecht erhielten. Sie ſandten ſogar ein Hülfscorps an den Rhein, ohne jedoch hier den Dingen eine andere Wendung zu geben.

Der kaiſerliche Hof war daher zu Unterhandlungen geneigt, die denn ſofort in Wien eröffnet wurden. Hier kam es bereits im Oktober 1735 zu folgendem Frieden. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen, Bräutigam der Tochter des Kaiſers, Maria Thereſia, tritt Lothringen an Stanislaus Lesczinsky ab und erhält dafür das Großherzogthum Toscana, wenn dies erledigt wird. Nach Stanislaus Tode fällt Lothringen an Frankreich. Stanislaus verzichtet auf die Krone von Polen, behält jedoch den königlichen Titel bei. Auguſt III. wird als König von Polen allgemein anerkannt. Don Carlos erhält Neapel und Sicilien. Der Kaiſer bleibt im Beſitz von Mailand, Mantua und erhält für Neapel und Sicilien Parma und Piacenza zu völligem Eigenthum. Frankreich erkennt die pragmatiſche Sanction an.

Dieſer für Kaiſer und Reich ſehr nachtheilige Friede — der erſtere verlor zwei Königreiche, das letztere ein ſehr anſehnliches Herzogthum — wurde vom Kaiſer ohne Zuziehung des Reichs abgeſchloſſen. Aber Karl VI. war es vor Allem um die Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction von Seite Frankreichs zu thun, die er in dieſem Frieden erhielt, und dann knüpften ſich wohl auch noch andere Entwürfe an dieſes neue Einverſtändniß mit Frankreich. Er hoffte ſich mit Hülfe deſſelben auf Koſten der Türken entſchädigen zu können — Rußland und Polen ſollten auch dazu helfen — und ſogar religiöſe Geſichtspunkte wurden ins Auge gefaßt. Der Reichstag fand ſich nicht veranlaßt, ſich dem Frieden zu widerſetzen, er ertheilte vielmehr ſeine nachträgliche Genehmigung.

Das Vertrauen des Kaiſers auf Frankreich war aber eitel. Denn kaum war der Friede geſchloſſen, ſo ſpann dieſes doch wieder Ränke gegen Oeſterreich und pflegte Unterhandlungen mit deſſen Feinden. Dazu gehörte neuerdings der König von Preußen. Dieſer war von Oeſterreich ſeit dem letzten Kriege aus Eiferſucht ſchnöde behandelt worden. Friedrich Wilhelm I., ärgerlich über ſeine bisherige öſterreichiſche Staatskunſt, die ihm doch nichts eintrug, näherte ſich nun Frankreich wieder, und bereits 1739 wurde zwiſchen beiden Mächten ein geheimer Vertrag abgeſchloſſen, in welchem Preußen von Frankreich Berg zugeſichert wurde.

Die Hoffnung des Kaiſers, ſich auf Koſten der Pforte zu entſchädigen, wurde nicht nur nicht verwirklicht, ſondern Oeſterreich erlitt vielmehr die entſchiedenſten Verluſte nach dieſer Seite hin. Allerdings unternahm es in Verbindung mit Rußland im Jahre 1736 einen Krieg gegen die Türkei. Aber das kaiſerliche Heer befand ſich in dem ſchlechteſten Zuſtande: auch Eugen von Savoyen ſtarb gerade um dieſe Zeit, und der Graf von Seckendorf, dem der Oberbefehl übergeben wurde, war kein Feldherr, der ihn erſetzen konnte. Außerdem befolgten die Unterbefehlshaber aus Eiferſucht nicht die gegebenen Befehle. So wurden die Oeſterreicher, obwohl anfangs ſiegreich, ſpäter auf allen Punkten geſchlagen. Nun wurde zwar Seckendorf, dem man dies Unglück zuſchrieb, abgerufen und gefangen geſetzt; aber ſeine Nachfolger waren nicht glücklicher. Der Kaiſer bat nun um Frieden. Als Unterhändler ſandte er den Grafen von Neiperg zu den Türken, welche eben Belgrad belagerten. Dieſe Wahl iſt ein deutlicher Beweis, in welch ſchlechten Händen ſeit Eugens Tode ſich das öſterreichiſche Staatsweſen befand. Neiperg begab ſich in das türkiſche Lager, ohne ſich vorher von ihnen Bürgſchaften für ſeine perſönliche Sicherheit geben zu laſſen. Er wurde alſo von ihnen als Gefangener behandelt und war außer aller Verbindung mit den Seinigen. So ſchloß er unter Vermittelung Villeneuves, des Geſandten von Frankreich, welche Macht, wie wir geſehen, ſchon auf einem anderen Punkte gegen Oeſterreich Ränke ſchmiedete, den ſchmachvollen Belgrader Frieden (September 1739), zufolge deſſen die Türken ganz Serbien mit den Feſtungen Belgrad und Schabatſch, die ganze öſterreichiſche Walachei, die Inſel und Feſtung Orſowa und das Fort St. Eliſabeth erhielten, in Bosnien die Grenzen wieder auf den Fuß des Karlowitzer Friedens geſetzt wurden. Nur den Banat Temeswar behielt der Kaiſer. Der Kaiſer war freilich erſtaunt über dieſen Friedensſchluß, beſtätigte ihn aber doch, da Neiperg, noch bevor die Uebereinſtimmung des Kaiſers angekommen war, Belgrad den Türken übergeben hatte. Später ließ er wohl Neiperg und andere Generale, die ſich während des Krieges große Verſehen hatten zu Schulden kommen laſſen, gefangen ſetzen, und in einem Rundſchreiben an die Mächte Europas beklagte er ſich offen über ſeine ſchlechten Diener, die ihn betrogen hätten. Aber dies war nur ein Beweis mehr, wie faul die politiſchen Zuſtände waren.

Ein Jahr nach dieſem unrühmlichen Frieden (20. Oktober 1740) ſtarb der Kaiſer, und dieſes Ereigniß war die Loſung zu einem neuen allgemeinen Kriege, deſſen Schauplatz wiederum Deutſchland ſein ſollte.

11. Zuſtände der geiſtigen Bildung ſeit dem weſtphäliſchen Frieden.

Die ſtaatlichen Verhältniſſe waren alſo troſtlos genug. Aber auch auf anderen Gebieten ſah es nicht beſſer aus. Die freiere Richtung in Religion und Wiſſenſchaft, die ſich an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts Bahn brechen wollte, wurde in Folge der traurigen Wendung des dreißigjährigen Krieges wieder zurückgedrängt und mußte nochmals der Barbarei und der Unduldſamkeit das Feld räumen.

Was zunächſt Religion und Kirche betrifft, ſo ſprachen wir ſchon von den Beſtrebungen Calixts. Dieſer Helmſtädter Theologe verfolgte im Gegenſatz zu der Unduldſamkeit der verſchiedenen Religionsparteien den Gedanken, Friede und Eintracht wieder zurückzuführen, indem er zu beweiſen ſuchte, daß es gewiſſe große Grundgedanken gebe, welche allen Religionsparteien gemeinſam wären: an dieſen ſollte man feſthalten: daraus ſollte man die Nothwendigkeit gegenſeitiger Duldung und Brüderlichkeit ſchöpfen: alle anderen Punkte, über welche eine Verſchiedenheit der Anſichten beſtehe, ſeien mehr oder minder unweſentlich, ihnen eine Wichtigkeit beizulegen, ſei vollends mit dem wahren Sinne des Chriſtenthums unvereinbar. Dabei kann man aber doch nicht ſagen, daß ſich bei ihm der Proteſtantismus verflacht oder verflüchtigt hätte: vielmehr wollte er in Allem auf das eigentliche Weſen der Reformation, wie ſich daſſelbe in der erſten Zeit dargeſtellt, zurückgehen und hier war ja die Gewiſſensfreiheit und zwar in weiteſter Ausdehnung einer der Hauptgrundſätze geweſen. Calixt war zwar nicht ohne Einfluß. Unter den Theologen hat er ſich eine wenn auch kleine Schule herangebildet: noch bedeutender war ſeine Wirkung auf Regierungen und

Staatsmänner. Ja, der König von Polen veranſtaltete im Jahre 1644 ein Religionsgeſpräch zu Thorn, wo auf der Grundlage der calixtiniſchen Anſichten eine Vermittelung zwiſchen den verſchiedenen Religionsparteien angebahnt werden ſollte. Im Allgemeinen aber hatten dieſe wohlmeinenden Beſtrebungen doch keinen Erfolg. Sie ſcheiterten an der Halsſtarrigkeit der Theologen, welche durch die unglückliche Wendung, die der Religionskrieg genommen, in ihrer Beſchränktheit und in ihrem Glaubenseifer nur beſtärkt wurden. Calixt wurde von ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen, den Lutheranern, auf das Aergſte verketzert, die es ihm als beſonderes Verbrechen anrechneten, daß er zwiſchen Lutheranern und Reformirten die Eintracht herſtellen wollte, und die letzte Zeit ſeines Lebens — er ſtarb 1656 — hatte er nichts weiter zu thun, als ſich gegen die Angriffe der rechtgläubigen Theologen zu vertheidigen.

Der Ausgang dieſes Vermittelungsverſuches kann uns ſchon einen Beweis davon liefern, daß auch der weſtphäliſche Friede, der doch ein Religionsfriede ſein ſollte, dies nur in äußerlichem Sinne war. Duldſamkeit der Geſinnung wurde dadurch nicht bewirkt: vielmehr bekämpften ſich ſeitdem die verſchiedenen Religionsparteien mit derſelben Wuth wie bisher. Die Heftigkeit, mit welcher Reformirte und Lutheraner ſich gegenſeitig verketzerten, die Härte, mit welcher die Rechtgläubigen bei den proteſtantiſchen Glaubensgenoſſenſchaften die weiter Gehenden, Freiſinnigen, verfolgten, war nie größer geweſen. Natürlich kam nun auch die Religionswiſſenſchaft nicht aus der ſcholaſtiſchen Barbarei und aus der Abgeſchmacktheit heraus, in welche ſie ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts gerathen war. Ja, die Rohheit ging bis ins Unglaubliche *).

---

*) Beiſpielsweiſe theilen wir einige Predigttexte mit aus Samuel Dietrichs „Geiſtlicher Oelkammer“, ein Buch, welches dreizehn Auflagen erlebte, die letzte aus dem Jahre 1684, welches die Barbarei der Prediger am beſten veranſchaulicht. (Mitgetheilt in Daumers polemiſchen Blättern. I. Nürnberg 1834. S. 92.)

I. Der Teufel als großer Kettenhund.

Erſter Theil: Denn er hat nicht blos den Adam, ſondern auch den Sohn Gottes in die Beine gebiſſen.

Zweiter Theil: Denn hernachmals hat er dennoch, nachdem ihn der Sohn Gottes beſiegt, wieder mit Schimpf und Schande in ſein hölliſches Hundsloch zurückkriechen müſſen.

Aber auch zwiſchen den Proteſtanten und den Katholiken ſetzten ſich die bisherigen Angriffe und Anfeindungen fort. Und im Ganzen neigte ſich der Vortheil doch mehr auf die Seite der Katholiken. Da der Proteſtantismus durch den innerlichen Gegenſatz der Lutheraner und Reformirten, ſo wie durch die Verlaſſung ſeines eigentlichen Weſens, des Geiſtes der freien Forſchung, ſich ſelbſt ſo unendlich geſchwächt hatte, daß er in den Augen des geſunden Menſchenverſtandes vor dem Katholicismus nichts mehr voraus beſaß, ſo mußte er von vornherein darauf verzichten, neue Eroberungen zu machen. Aber er konnte ſich nicht einmal in dem bereits eingenommenen Gebiete behaupten. Gab man einmal die religiöſe Freiheit preis, das Recht des Individuums, ſich ſeinen Glauben nach eigener Ueberzeugung zu geſtalten, ſondern lehnte man ſich wieder an die Autorität an, an einen von Außen aufgedrungenen Glauben, ſo war offenbar der Katholicismus viel folgerichtiger, befriedigte gläubige Gemüther viel mehr, als die proteſtantiſche Rechtgläubigkeit mit ihrer Willkür. Seit dem weſtphäliſchen Frieden mehrten ſich daher die Uebertritte zum Katholicismus bedeutend, und dieſe Erſcheinung wurde um ſo bedenklicher, als ſie ſich nicht bloß auf Privatperſonen, ſondern auf Fürſten erſtreckte.

Die Reihe proteſtantiſcher Fürſten, die ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts zum Katholicismus übergingen, iſt in der That ſehr anſehnlich: kaum gibt es eine proteſtantiſche Fürſtenfamilie, die nicht das eine oder das andere abtrünnige Mitglied aufzuweiſen hätte. Die Beweggründe waren natürlich verſchieden. Sehr häufig finden wir unter ihnen nachgeborne Prinzen, die in die Dienſte des Hauſes Oeſterreichs oder anderer katholiſcher Mächte getreten. Aber auch regierende Fürſten traten zum Katholicismus über, ja manche ehedem

---

II. Unſer Herr Jeſus Chriſtus als ein Schornſteinfeger.
Wir beſehen da: 1. den Schornſteinfeger ſelbſt; 2. den Rauchfang, den er feget; 3. die Beſemen, womit er kehret.
III. Unſer Herr Jeſus Chriſtus eine Schieß- und Paſſionsſcheibe:
Dabei betrachten wir: 1. die Schützen; 2. den Pfeil; 3. die Fehlſchüſſe.
V. Das ſauſende und brauſende Evangelium.
Dabei forſchen wir nach: 1. wie? wo? und wohin es ſauſet; 2. wie? wo und wohin es bruaſet?

proteſtantiſche Fürſtenfamilie fiel für immer ab. Und dazu gehörten ſogar zwei Fürſtenhäuſer, die früher die eifrigſten Vorkämpfer der neuen Lehre geweſen: das Haus Pfalz und Kurſachſen. Das kurpfälziſche Haus wurde katholiſch, ſeitdem Pfalzneuburg die Kur übernommen (1685), die ſulzbachiſche und die zweibrückener Linie, die ſpäter in der Kur folgten, gingen ebenfalls zum Katholicismus über. Das kurſächſiſche Haus änderte im Jahre 1697 den Glauben, und wir haben oben bereits den Beweggrund angegeben: der Kurfürſt wollte König des katholiſchen Polen werden. Ja, auch im heſſiſchen Hauſe fehlte es nicht an Abtrünnigen. Heſſen-Darmſtadt konnte mehrere nachgeborne Prinzen aufweiſen, die katholiſch wurden. Von Heſſen-Kaſſel, ſonſt ſo eifrig in der Vertheidigung des reformirten Glaubensbekenntniſſes, ging nicht nur eine Nebenlinie, Rheinfels (1652), ſondern auch der regierende Fürſt ſelbſt, nämlich Friedrich II. (bereits 1749, als er noch Erbprinz war), zur katholiſchen Kirche über. Nicht minder war dies im braunſchweigiſchen Hauſe der Fall. Hier wurde Johann Friedrich von Hannover 1651, Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel 1711 katholiſch. In Mecklenburg kehrte Chriſtian Ludwig von Schwerin (1663) in den Schooß der „allein ſelig machenden" Kirche zurück, und ſelbſt Würtemberg zeigte einen Abtrünnigen, den Herzog Karl Alexander, der bereits als Erbprinz 1712 übergegangen war.

Durch dieſe Uebertritte veränderte ſich das Verhältniß beider Religionsparteien im Reiche ganz gewaltig. Stand früher wenigſtens das weltliche Fürſtenthum mit Ausnahme bloß von Oeſterreich und Baiern auf der Seite des Proteſtantismus, ſo hat ſich nun der Katholicismus der großen Mehrheit der deutſchen Fürſten zu erfreuen. Im kurfürſtlichen Collegium, wo früher — da Böhmen eine Zeit lang die Kurrechte nicht ausübte — die beiden Religionsparteien einander ganz gleich waren, iſt der Proteſtantismus nur noch durch zwei Mitglieder, Brandenburg und Hannover, vertreten: die übrigen ſechs oder ſieben gehören dem katholiſchen Glaubensbekenntniſſe an. Die katholiſche Richtung erhielt dadurch das Uebergewicht, und es begreift ſich, wie der Katholicismus nochmals beabſichtigen konnte, zum Angriff auf den Proteſtantismus überzugehen und denſelben möglichſt zu beſchränken. Zwar dachten einige von den übergegangenen Fürſten nicht daran, ihren neuen Glauben den Unterthanen aufzubringen, vielmehr ſollte ihre Religionsänderung nur perſönlich ſein — dies gilt namentlich vom Kurfürſten von Sachſen, von den Herzogen von Braunſchweig und von Würtemberg — aber die ſittliche Einwirkung dieſer Glaubensänderungen konnte nicht ausbleiben; außerdem behielt der Kurfürſt von Sachſen die Leitung des evangeliſchen Körpers am Reichstage bei, ein ganz ſonderbares Verhältniß, welches jedenfalls die Folge hatte, daß der evangeliſche Körper nicht mit der Kraft und Entſchiedenheit auftrat, als er ſonſt wohl gethan hätte. Andere abtrünnige Fürſten hingegen benutzten ſofort ihre Macht als Landesherrn dazu, um ihre proteſtantiſchen Unterthanen zu drücken, und dazu gehörte vor Allem das kurpfälziſche Haus. Die Kurfürſten aus dem Hauſe Pfalzneuburg nahmen den proteſtantiſchen Gemeinden ihr Kirchenvermögen, wenigſtens zum Theil, und gaben es den Katholiken, die ſich in großer Anzahl in der Pfalz anſiedelten, zwangen ſie, denſelben ihre Kirchen einzuräumen, und bewirkten dadurch, daß ſie über 60 Pfarr- und Schullehrerſtellen eingehen laſſen mußten. Die Verwaltung des Kirchenvermögens wurde einer gemiſchten Behörde übergeben, wovon ein Katholik Vorſitzender war. Ueberhaupt erhielten nur Katholiken die Aemter, bis auf die Dorfſchulzen herunter. Im Jahre 1719 verbot der Kurfürſt ſogar den heidelberger Katechismus und nahm den Proteſtanten die Hauptkirche weg. Zugleich ließen die Katholiken eine Menge fanatiſcher Schmähſchriften gegen die Proteſtanten erſcheinen, in denen ſie wieder offen zu ihrer Verfolgung aufforderten. Damit in Verbindung ſtand die oben erwähnte ryßwickiſche Clauſel, wornach die Katholiken im Widerſpruche mit dem weſtphäliſchen Frieden ſich auf Unkoſten der Proteſtanten in den rheiniſchen Ländern wieder ausbreiten konnten. Wie wenig der Glaubenshaß nachgelaſſen, konnte man auch deutlich aus dem Beiſpiel des Erzbiſchofs Leopold Anton von Salzburg erſehen. Dieſer trieb über 30,000 ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen aus dem Lande (1731), die dann in verſchiedenen Ländern, unter anderen in Preußen, Unterkunft fanden.

Natürlich beſchwerten ſich die proteſtantiſchen Stände über dieſe Gewaltthätigkeiten von Seite der Katholiken, aber lange ohne Erfolg, da auf dem Reichstage die Katholiken überwogen, und das Kaiſerhaus ſelbſt die ſtreng katholiſche Anſicht begünſtigte. Leopold war ganz in den Händen der Jeſuiten; ſein Nachfolger, Joſeph I., war freiſinniger, wie wir geſehen, regierte aber zu kurz, und unter Karl VI., der mitunter wohl etwas freiere Eingebungen hatte, wurde im Ganzen doch die ſtreng katholiſche Richtung beibehalten. Die proteſtantiſchen Fürſten brauchten nun zwar, da ihre Beſchwerden nicht beachtet wurden, Gegenthätlichkeiten, indem ſie die katholiſchen Kirchen in ihren Landen ſchloſſen, und hie und da bewirkten ſie wohl die Beſeitigung der ſchreiendeſten Gewaltthätigkeiten, wie z. B. den Heidelbergern wieder ihre Kirche eingeräumt werden mußte. Im Ganzen aber wurde doch wenig gebeſſert, und wenn hie und da eine den Proteſtanten feindliche Maßregel wieder zurückgenommen ward, wie 1734 die ryßwickiſche Clauſel, ſo wurde dies mehr durch die politiſchen Verhältniſſe bewirkt, als durch eine Aenderung der Geſinnung.

Dieſen Charakter der Beſchränktheit bemerken wir auch in den übrigen Kreiſen des geiſtigen Lebens. Wir haben früher bemerkt, wie ſich der friſche Geiſt an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts unter anderem auch in einer Reform des ganzen Erziehungs- und Unterrichtsweſens ankündigte, wie man für daſſelbe eine vernünftige Grundlage zu gewinnen ſtrebte. Dieſe Beſtrebungen wurden nun wohl von Amos Comenius (1592—1671) fortgeſetzt. In dieſem geiſtreichen Manne ſind die Keime zu all' den Grundſätzen enthalten, von welchen ſich im 18. Jahrhundert die Reformatoren des Schulunterrichts leiten ließen. Er ging von der Anſchauung aus, drang darauf, daß der Unterricht ſtufenweiſe vorwärts ſchreite und immer für die Faſſungskraft des Schülers berechnet ſei, daß die Mutterſprache nicht vernachläſſigt werden dürfe neben den todten Sprachen, vielmehr die erſte Stelle einzunehmen haben, und daß die Sprachen weniger nach abgezogenen Regeln, ſondern an Beiſpielen, an den Schriftſtellern ſelbſt erlernt werden ſollten. Ferner legte er den ſogenannten Realien, d. h. außerſprachlichen Unterrichtsgegenſtänden (Naturwiſſenſchaft, Mathematik, Geſchichte, Erdkunde) eine bei weitem größere Bedeutung bei, als ihnen bisher eingeräumt worden, da die Erlernung des Lateiniſchen und des Griechiſchen als die Hauptſache galt. Aber die Wirkſamkeit des Comenius, obwohl ſie für das ſpätere Geſchlecht nicht verloren war, ſollte doch in ſeiner Zeit ſeinen Landsleuten nur in einem ſehr geringen Grade zu Gute kommen. Schweden, England, Ungarn wurden auf ihn aufmerkſam und riefen ihn, um die Schulen nach ſeinen Grundſätzen einzurichten, während er in Deutſchland nirgends lange ſeines Bleibens hatte, und zuletzt nur in Hamburg eine ruhige Unterkunft fand. Einige wenige Schulen benutzten eine Zeit lang ſeine Bücher, insbeſondere ſeinen orbis pictus, ſpäter wurden ſie jedoch wieder abgeſchafft, und man kehrte theils zu der alten pedantiſchen Weiſe zurück, zu dem Eintrichtern eines halb barbariſchen Latein, das man nicht ſowohl als Mittel zur Kenntniß des Alterthums als vielmehr als zweite Mutterſprache betrachtete, wie denn auf den Hochſchulen die Vorleſungen nur in lateiniſcher Sprache gehalten wurden, oder nahm auch jene Richtung auf, die wir ſeit dem weſtphäliſchen Frieden in den politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtänden ſich haben bilden ſehen, die unter dem Einfluſſe des Franzoſenthums großgezogene knechtiſche vor den Großen kriechende, das Standesvorurtheil fördernde Geſinnung. Man fing an, in den Schulen und Univerſitäten einen Unterſchied zwiſchen adeligen und bürgerlichen („niedrig geborenen") Schülern zu machen, jene zu begünſtigen vor dieſen, ihnen zu Liebe auch das Franzöſiſche zu lehren, die Sprache „der galanten Welt", und ſonſtige Unterrichtsgegenſtände, welche die Vornehmen brauchen könnten. Bald wurden übrigens für die Letzteren beſondere Schulen gegründet, die ſogenannten Ritterakademien, wo die Adeligen vollkommen von dem „bürgerlichen Pack" getrennt waren *).

So verbreiten unſere Gelehrten nicht nur die Pedanterei, die Abgeſchmacktheit und Beſchränktheit der alten Richtung, ſondern auch den Knechtsſinn der neuen. Es tritt dies wohl nirgends deutlicher hervor, als in der Art und Weiſe, wie Geſchichte, beſonders neuere, geſchrieben wurde. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es noch einige Hiſtoriker, welche an die Unabhängigkeit und Geſinnungstüchtigkeit der alten freien Zeit erinnerten. So Veit Ludwig von Seckendorf (1626—1691), der Verfaſſer der Geſchichte des Lutherthums, die ſich eben ſo ſehr durch Reichhaltigkeit des Stoffs als durch eine ehrenwerthe im Ganzen ächt reformatoriſche

---

*) Raumer, Geſchichte der Pädagogik II. S. 110—112.

Richtung auszeichnet. Aber Seckendorf war auch einer von den wenigen Staatsmännern, welche ſich der von Frankreich herübergekommenen Willkürherrſchaft der Fürſten widerſetzten, und zu beweiſen ſuchten, daß dieſe Regierungsweiſe im Widerſpruche mit den deutſchen Rechtsgrundſätzen ſei*). Auch Pufendorf (1632—1694), der Geſchichtſchreiber des dreißigjährigen Kriegs und der Regierung des großen Kurfürſten, gehört hierher wegen ſeiner Wahrheitsliebe und Unabhängigkeit der Geſinnung. Aber ſolche Männer waren ſelten: ſie wurden von Schmeichlern und Kriechern abgelöst, die an keinem Fürſten etwas auszuſetzen fanden, ſondern alle wegen ihrer Tugenden bis in den Himmel erhoben. Dies bezieht ſich nicht nur auf die Geſchichte der eigenen Zeit, ſondern auch der vergangenen. Von einer Rückſichtnahme auf das Volk war nun vollends keine Rede mehr: die Geſchichte ſank zu bloßer Fürſtenlobpreiſung herab.

Der Knechtsſinn der Gelehrten tritt am unverhüllteſten in den Widmungen ihrer Bücher an Fürſten oder allgewaltige Miniſter hervor. Hier wetteiferte die Unterwürfigkeit mit der Geſchmackloſigkeit. Ich will, um die Sache anſchaulich zu machen, unten einige Beiſpiele geben von Büchern, die mir gerade zur Hand ſind, bemerke aber dabei, daß dieſe Muſter nicht einmal zu den ärgſten gehören **). Die Gelehrten hatten es ſich nun ſelbſt zuzuſchreiben,

---

*) Beſonders in ſeinem deutſchen Fürſtenſtaat. Auszüge davon finden ſich in meiner Schrift: Fragen der Zeit, vom hiſtoriſchen Standpunkte betrachtet. Erſter Theil (Stuttgart, Frankf. 1843) S. 310. ff.

**) Dr. Karl Friedrich Schöpff, hochfürſtlich brandenburg-culmbachiſcher Hofrath und onolzbachiſcher Rath, widmet ſeine nordgau-oſtfränkiſche Staatsgeſchichte (1753) „dem durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Joſeph Friedrich, Herzog zu Sachſen ꝛc." kaiſerlichem wirklichen geheimen Rath und General-Feldmarſchall, mit folgenden Worten: „Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Fürſt und Herr! Ew. Herzogliche Durchlaucht hohe Anweſenheit in allhieſigen Landen iſt ein ſo allgemeiner Grund zur durchgängigen Devotion, daß man nichts Wichtigeres dermalen vorzunehmen im Stande iſt, als Höchſt-Denenſelben die submisseſte Ehrfurcht zum Opfer zu bringen, und dagegen nichts ſo Strafbares und Nachtheiliges begeben könnte, als dieſe erwünſchte Gelegenheit zur Vollbringung dieſer geheiligten Pflicht vorbeigehen zu laſſen. Durchlauchtigſter Herzog! Ich bin der geringſte Knecht von denjenigen, welche Höchſt-Denſelben die devoteſte Treue zu consecriren, vor ihre größte und dabei unterthänigſte Schuldigkeit erachten; hierzu kommt mir keine andere Gelegenheit entgegen, als wenn ich gegenwärtige Hiſtorie Ew. Herzoglichen Durchlaucht ehrerbietigſt zuzuwenn ſie von den Großen auf die verächtlichſte Weiſe behandelt, ihren Bedienten gleich geſetzt und mitunter der ärgſte Spott mit

---

ſchreiben und zu dediciren, mich in tiefſter Unterthänigkeit erkühne. Der Inhalt dieſes Buches und das ruhmvolle Andenken derer darin beſchriebenen Landesherren hat verdient, daß es einem ſolchen Großen Herzog und Helden gewidmet wird, und es kann im Gegentheil dem Ruhm dieſer alten Markgrafen und Grafen kein größerer Zuſatz und keine würdigere Ehre widerfahren, als daß Ew. Herzogliche Durchlaucht gnädigſt geſchehen laſſen, daß Höchſt-Deroſelben Portrait und dieſe devoteſte Zueignungsſchrift dem glorwürdigſten Andenken Deroſelben vorgeſetzt werde. Ew. Herzogliche Durchlaucht wollen nur dieſes Opfer meiner Devotion gnädigſt vermerken und nur das einige unſchätzbare Glück vergönnen, daß ich mich Zeitlebens in unaufhörlicher Treue und tiefſter Submission nennen dürfe, Ew. Herzoglichen Durchlaucht unterthänigſter Knecht.“

Der Herausgeber von Oetters Sammlung verſchiedener hiſtoriſcher Nachrichten, fünftes Stück (1748), Gothard Pötſch, widmet das Buch dem Fürſten Karl von Löwenſtein-Werthheim und noch fünf Reichsgrafen deſſelben Hauſes mit folgenden Worten: „Durchlauchtigſter Fürſt wie auch Hochgeborene Reichsgrafen, Gnädigſte Grafen und Herren! Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht und Ew. Hochgräflichen Excellenzien haben mit Dero weltgeprieſenen Huld und Gnade einige Zeit hero meine Wenigkeit in ganz unverdienter Weiſe in dem vollkommenſten Maaße zu überſchütten geruhet; ſo gar, daß ſeit einem Jahr die gnädigſte Erlaubniß erhalten, in Deroſelben geſammten Hochfürſtlichen und Hochgräflichen Landen mit meinem Bücherverlag ein freies und ungehindertes Negotium treiben zu dörfen. Alle dieſe huldreichſten Gnadenbezeugungen verbinden mich demnach auf das Höchſte, von meinem mit unterthänigſter Dankbarkeit angefüllten submisseſten Gemüth, eine obwohl geringe doch wahre Probe in vollkommen tiefſtem Respect an den öffentlichen Tag zu legen. Ich finde aber bei meinem Unvermögen hiezu keine beſſere Gelegenheit, als wenn Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht und Ew. Hochgräfliche Excellenzien das fünfte Stück der Oetteriſchen Sammlung in unterthänigſter Devotion gehorſamſt zueigne. Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht und Ew. Hochgräfl. Excellenzien werden alſo nach Dero angeſtammten beſonderen Clemenz, gnädigſt zu erlauben geruhen, daß mich erkühne, Höchſt- und Hochderoſelben mit erſt angeführtem V. Stück nur beregten Sammlung in devoteſter Hoffnung gnädigſter Aufnahme hiermit in tiefſchuldigſter Submission meine unterthänigſte Aufwartung zu machen, und demſelben durch Vorſetzung Dero respective Durchlauchtigſt und Hochgräflichen Namen die größte Ehre und Zierde zu geben. Es erforderte zwar meine tiefſchuldigſte Obliegenheit, hiebei von Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht und Ew. Hochgräflichen Excellenzien hohes Stammhaus und von Deroſelben unvergleichlicher Eigenſchaften und bewundernswürdigen Tugenden ausführliche unterthänigſte Erwähnung zu thun, als wozu überflüſſige Gelegenheiten hätte, indem Dero uralten Hauſes hohe Verdienſte, welche öfters von denen mächtigſten Potentaten verehret worden, mehr als zu viel bekannt iſt; Höchſt und Hochdieſelben werden mir aber in Ungnaden nicht ihnen getrieben wurde. Nicht ſelten vertraten Gelehrte die Stelle des Hofnarren. So Gundling beim König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieſer Fürſt, auf den wir ſpäter noch zurückkommen werden, ernannte ſeinen Hofnarren Morgenſtern, welcher die Stelle Gundlings einnehmen ſollte, aus Spott zum Vicekanzler der Univerſität Frankfurt an der Oder, und führte ihn ſelbſt dorthin, um ihn der geſammten Profeſſorenſchaft und den Studenten vorzuſtellen. Morgenſtern ſollte dort disputiren, und zwar über „vernünftige Gedanken von der Narrheit und den Narren“ *). Sämmtlichen Profeſſoren ließ der König befehlen, zu erſcheinen und zu opponiren. Morgenſtern mußte ſich auf der Rednerbühne in einem geſtickten blauſammtenen Kleide mit großen rothen Aufſchlägen und rother

---

vermerken, wenn hiermit frei bekenne, daß meine geringe Feder ſich hierzu viel zu ſchwach und zu untüchtig befinde. Dahero, wenn ſchon zu hohem Ruhm Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht und Hochgräfl. Excellenzien, auch Dero uralten Hauſes, diesfalls etwas unternehmen wollte, ſo würde es doch nicht nach Genügen, ſondern viel zu gering und ſchlecht ausfallen und mit der Hohheit und Vortrefflichkeit Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht und Ew. Hochgräfl. Excellenzien, wie auch Dero hohen Stammhauſes nicht im Mindeſten übereinkommen. Höchſt und Hochdieſelben werden mir alſo zu Gnaden halten, wenn alles Dasjenige, was zu Deroſelben und zu Dero uralten Hauſes unſterblichen Ehren geſagt werden könnte, mehr mit einem ehrerbietigſten Stillſchweigen bewenden, als mit meinem unvermögenden Kiel der ganzen Welt anpreiſe. Ich werde vielmehr an deſſen Statt mein inbrünſtiges Flehen zu Gott dem Allerhöchſten dahin richten, daß er als Geber alles Guten das geſammte Durchlauchtigſte und Hochgräfliche Löwenſtein-Werthheimſche Haus noch ferner mit der reichſten Fülle alles höchſt erſprießlichen Segens dergeſtalt gnädiglich überſchütten wolle, damit daſſelbe an Flor und Aufnahm von Tag zu Tag neuen Zuwachs überkomme, und endlich gar zur höchſten Stufe der Vollkommenheit gelangen möge. Inſonderheit aber wolle er Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht und Ew. Hochgräfl. Excellenzien Höchſt verehrungswürdigſten Perſonen bis auf die ſpäteſten Zeiten und hohen Alter bei allen Hochfürſtl. und Hochgräfl. hohen Wohlſein mildiglich conserviren; damit der glorreichen Regierungen die geſammte Hochfürſtl. und Hochgräfl. Lande ſich noch lange Zeit unterthänigſt zu erfreuen, meine Wenigkeit aber Gelegenheit haben möge, in Deroſelben Landen unter Dero hohem Schutz und Schirm mein bisheriges Bücher-Cmmercium noch fernerhin führen zu dürfen; wie ich dann Dero unſchätzbare hohe Huld und Gnade mir in tiefſter Erniedrigung ausbitte, und in Deren unterthänigſter Getröſtung mit vollkommenſter Submission bis an das Ende meines Lebens verharre Ew. ꝛc. unterthanigſter gehorſamſter Knecht G. Pötſch.“

*) Stenzel, Geſchichte des preußiſchen Staates III. (1841) S. 504 ff.

Weſte zeigen: die Silberſtickereien an den Knopflöchern, den Taſchen, den Beinkleidern und den Zwickeln der Strümpfe beſtanden aus lauter Haſen. Eine große Perücke bedeckte Kopfe und den ganzen Rücken: ſtatt des Degens hatte er einen Fuchsſchwanz an der Seite und auf dem Hute Haſenhaare. Es ging ſehr tumultuariſch her. Der König hatte aber ſeine Freude daran: ſo wollte er's haben. Keiner der Profeſſoren hatte den Muth, eine ſo entwürdigende Rolle von ſich abzulehnen, als der einzige Moſer, der nun freilich einer anderen Richtung angehörte, und auf den wir noch zurückkommen werden. —

Auch unſere Nationalliteratur ſank wieder in die tiefſte Unbedeutendheit, Leerheit und Geſchmackloſigkeit zurück. An der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts war auch hier, wie wir geſehen, ein neuer Anlauf genommen worden, theils in den Dramen, theils in den fruchtbringenden und ähnlichen Geſellſchaften, welche die deutſche Richtung wieder betraten im Gegenſatze zu der immer weiter um ſich greifenden Ausländerei. Opitz (1597—1639), der ſich an dieſe Beſtrebungen anlehnte, ſchien der Dichtkunſt eine ganz neue Bahn zu eröffnen, indem er mit der nationalen Richtung eine höhere geiſtige Bildung, ein künſtleriſches Bewußtſein verband. Mit ihm wetteiferten Spee, Weckherlin, nach ihm bildeten ſich Flemming, Gryphius, Zinkgräf, Harsdörfer, Klai, Dach, Zeſen, Riſt und eine Menge anderer. Aber jene Geſellſchaften hatten doch zu wenig Geiſt und ſelbſt ihre Sprachreinigungsverſuche, die an und für ſich verdienſtlich waren, neigten ſich viel zu ſehr zur Abgeſchmacktheit, als daß ſie mit Erfolg hätten wirken können. Opitz ſelbſt war kein wahrer Dichter: es fehlte ihm der Schwung und die Einbildungskraft, die er dann durch Verſtand und ſententiöſe Gedanken zu erſetzen ſuchte. Durch ihn fing eigentlich die Dichtkunſt an, ein Monopol der Gelehrten zu werden. Die in Folge des dreißigjährigen Krieges eingetretenen unglückſeligen politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände beſchleunigten nur die Erſcheinung, daß die Dichtkunſt ſich mehr und mehr dem Volksmäßigen und Natürlichen abwandte, und ſich in geſchraubten, erhaben ſein ſollenden, in Wahrheit aber ſteifen und abgeſchmackten Wendungen gefiel. Die Sprachmengerei, nahm trotz aller Bekämpfung derſelben täglich zu und verunſtaltete die deutſche Sprache immer mehr. Rechne man dazu die Einwirkung der neuen franzöſiſchen

Sitten, welche alle Höfe beherrſchten, und von da aus ſich den übrigen Kreiſen der Geſellſchaft mittheilten, jene angebliche „Feinheit und Galanterie", die aber zumal bei den ungeſchickten Deutſchen in Geziertheit und hohle Geſpreiztheit umſchlug, ſo kann man ſich ohngefähr vorſtellen, wie unſere Dichtkunſt beſchaffen war. Niemals hatte der Mangel eines tüchtigen Staatsweſens ſo niederdrückend auf unſere Nationalliteratur gewirkt, wie in dieſer Zeit. Niemals war unſere Dichtung ſo langweilig, geſchmacklos, ſo überladen mit pedantiſchem gelehrten Prunk, mit mythologiſchen Bildern, mit Wendungen, die man den Fremden entlehnt hatte, geweſen, ſo platt, wäſſerig, fade, witzelnd, ſteif, unnatürlich, verſchroben, wie die Mode, und bei alledem ſo überzeugt von ihrer Güte und Unübertrefflichkeit. Von einem eigentlichen Verſtändniß des Alterthums und ſeiner Dichter, die man ſich demohngeachtet zum Muſter nahm, war längſt keine Rede mehr. Einzelne Dichter von hervorragender Fähigkeit, wie Hoffmann von Hoffmannswaldau und Lohenſtein, kehren doch bei Weitem mehr die verwerflichen Richtungen des Zeitalters heraus und bringen eigentlich den falſchen Geſchmack deſſelben auf die Spitze, beſonders Schwulſt und Ueberladenheit. Auch ſind es gerade dieſe verwerflichen Seiten derſelben, welche von den Zeitgenoſſen nachgeahmt werden. Wir brauchen nun nicht erſt hinzuzufügen, daß der knechtiſchen Richtung des Zeitalters entſprechend, auch die Dichtung ſich darin gefiel, den Großen zu ſchmeicheln. Anpreiſung der Fürſten oder hoher Gönner und ihrer rühmlichen Eigenſchaften macht einen beträchtlichen Beſtandtheil der damaligen Reimereien aus.

Und ſo war auch die bildende Kunſt ſchon lange in den tiefſten Verfall gerathen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die großen Meiſter des Reformationszeitalters geſtorben waren, begann ſie zu ſinken: doch erlebte ſie in den Schülern, die ſie gezogen, noch eine Nachblüthe, und ſelbſt an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts ſchien ſie, wie viele andere Zweige, einen neuen Schwung zu nehmen. Beſonders die Bildnißmalerei war damals in großer Blüthe. Aber der dreißigjährige Krieg vereitelte auch auf dieſem Gebiete für lange Zeit jedes nur einigermaßen noch bemerkenswerthe Beſtreben.

Wie wenig überhaupt in der ganzen geiſtigen Richtung eine Verbeſſerung eingetreten war, beweiſen die fortwährenden Herenproceſſe und das grauſame Verfahren bei peinlichen Rechtshändeln und Hinrichtungen.

Die geiſtige Bildung entſprach alſo in jeder Beziehung unſeren jämmerlichen politiſchen Zuſtänden. Religion und Theologie beſchränkt, von ſcholaſtiſcher Dürrheit, abergläubiſch, glaubenseiferig, unduldſam; alle Wiſſenſchaften der Lebendigkeit, der Freiheit ermangelnd; die Schulen und die Univerſitäten die Sitze des Vorurtheils, der Pedanterie, der Geiſtloſigkeit; die Nationalliteratur in tiefſtem Verfall; im ganzen Volksleben Rohheit und Barbarei.

12. Erſte Spuren einer beſſeren Richtung. Pietiſten, Spinoza, Leibnitz, Thomaſius, Wolff, Gottſched.

Und doch können wir ſchon in dieſer Zeit der dickſten Finſterniß die Anfänge zu einem neuen Geiſtesleben bemerken. Es brauchte nicht eigentlich von vorne angefangen zu werden: man durfte ſich nur an jene Beſtrebungen anlehnen, die wir am Anfange des 17. Jahrhunderts wahrgenommen haben, und die ſich, wenn auch nur in vereinzelten, Erſcheinungen bis in die Zeit des tiefen Verfalls hineinzogen.

Was zunächſt die Religion anbetrifft, ſo haben wir geſehen, wie an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts unter den Kräften des Widerſtandes ſich auch wieder die Myſtik befand, welche im Gegenſatz zu der ſtarren Rechtgläubigkeit und Unduldſamkeit der herrſchenden Kirchen ein lebendiges und werkthätiges Chriſtenthum predigte. Dieſe Richtung ſetzte ſich fort, nicht ohne daß ſie hin und wieder in Schwärmerei und ſonſtige Auswüchſe verfiel, aber ſie war doch geeignet, einen beſtändigen Sauerteig unter das verrottete Glaubensſyſtem zu werfen. Hierher ſind beſonders die Labadiſten zu rechnen, die bei der gelehrten Aebtiſſin Eliſabeth von Herford, einer pfälziſchen Prinzeſſin, Aufnahme fanden, eine Sekte, die im Weſentlichen die wiedertäuferiſchen Anſichten, mit beſonderer Betonung des aſketiſchen Elementes, erneuerten. Sie mußten zwar ſchon 1672 Herford wieder verlaſſen, aber dann übte der berühmte Engländer Peen, der Stifter der Quäker, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Aebtiſſin und andere Geiſtesverwandte aus*).

Bis dahin befanden ſich aber die Myſtiker außerhalb der Kirche, und wurden von ihr und den Obrigkeiten verfolgt. Ein weiterer Fortſchritt geſchah nun dadurch, daß der Geiſt der Myſtik in die bevorrechteten Kirchen Eingang fand und dieſelben zu durchdringen ſtrebte. Dieſer Aufgabe unterzogen ſich die ſogenannten Pietiſten, als deren Führer Spener (1635—1705) und Franke (1663—1727) zu betrachten ſind. Spener, in Straßburg geboren, wurde 1666 nach Frankfurt am Main berufen, wo ſein Hauptaugenmerk auf die Herſtellung eines werkthätigen lebendigen Chriſtenthums gerichtet war. Im Gegenſatz zu der dürren Scholaſtik und Dogmatik der proteſtantiſchen Theologie ging er wieder wie Luther auf die Bibel zurück, und ſtiftete im Jahre 1670 die ſogenannten collegia pietatis, d. h. die Zuſammenkünfte von Laien Sonntags Nachmittags, um ſich gegenſeitig zu erbauen. Nun dachte Spener an eine Reform der Kirche, die er in folgenden Punkten erblickte: 1) im Bibelſtudium; 2) in der Wiederaufrichtung des Grundſatzes vom geiſtlichen Prieſterthum; 3) in einer ſtärkeren Betonung der Sittlichkeit; 4) in Milde und Duldſamkeit gegen Andersgläubige; 5) in gänzlicher Reform des theologiſchen Studiums und der Hochſchulen. Natürlich ſtieß Spener auf den entſchiedenſten Widerſpruch von Seite ſeiner Standesgenoſſen. Aber er ließ ſich nicht irre machen. Im Jahre 1686 wurde er als Oberhofprediger nach Dresden berufen, wo er in demſelben Geiſte weiter wirkte. Zugleich wurde er hier unterſtützt von Auguſt Hermann Franke, einem Privatdocenten der Theologie in Leipzig, der ſich an Arndts „wahrem Chriſtenthum“ herangebildet und dieſelbe Richtung, wie Spener, eingeſchlagen hatte. Auch er hielt collegia pietatis: ſeine Anhänger traten mit ziemlicher Schärfe gegen die Anhänger des Alten auf, und riefen deßhalb einen großen Sturm von Seite der Leipziger Theologen hervor, der ſich bald auch gegen Spener kehrte. Dieſer fiel nach einiger Zeit bei dem Kurfürſten von Sachſen in Ungnade, aber ſchon 1691 wurde er vom Kurfürſten von Brandenburg nach Berlin berufen, wo er von nun an eine ſehr große Wirkſamkeit entfaltete. Das Kurfürſtenthum Brandenburg galt ſeitdem als die eigentliche Zufluchtsſtätte einer freieren theologiſchen Richtung: denn 1692 wurde auch die Hochſchule in Halle errichtet, wohin ſofort Franke berufen wurde, der nun den Pietismus dort zur herrſchenden theologiſchen Richtung erhob. Ein Verſuch, den die Rechtgläubigen Anfangs gemacht, die Pietiſten auf gleiche Stufe mit den Myſtikern zu ſetzen, um ſie vom Religionsfrieden auszuſchließen, mißlang dadurch, wie denn die Pietiſten in der That in der proteſtantiſchen Kirche verblieben.

Die Pietiſten nahmen allerdings von der Myſtik nur eine Seite, die werkthätige, auf, unterſchieden ſich hingegen von ihr durch ſtrenges Halten an der Bibel, an der Offenbarung und an der Lehre von der Sündhaftigkeit des Menſchen. Indeſſen darin näherten ſie ſich den myſtiſchen Sekten wieder, daß ſie ein großes Gewicht auf ihre Partei legten, in welcher ſie ausſchließlich die Frömmigkeit vertreten ſahen, daher denn der Name Pietiſten, Frömmler. Ferner, daß ſie dieſe, wie ehedem die Wiedertäufer, mehr in Aeußerlichkeiten, in dem Fliehen der Welt und ſelbſt unſchuldiger Vergnügungen, wie des Tanzes, des Theaters u. ſ. w., als in der Geſinnung erblickten. Es war nicht die Meinung Speners und Frankes, dieſen Separatismus als das wahre Chriſtenthum hinzuſtellen; aber nachgerade bildete derſelbe eben doch einen weſentlichen Beſtandtheil des Pietismus und dieſer trug nicht wenig dazu bei, in der Folge die heilſamen Wirkungen der neuen religiöſen Richtung wieder ſehr in Frage zu ſtellen.

Aber als die Pietiſten dieſe unerfreuliche Seite herauskehrten, trat ihnen ſchon eine andere Richtung entgegen, welche gleichfalls aus der Myſtik entſprungen war und ſich inzwiſchen ebenfalls ſelbſtändig ausgebildet hatte, nämlich die philoſophiſche Richtung oder, wie ſie ſpäter wohl auch genannt ward, die Aufklärung.

Wir haben öfter ſchon angemerkt, daß in der Myſtik ein ſpeculativer Beſtandtheil vorhanden war: zu allen Zeiten hat ſich dieſer bemerklich gemacht, erſt am Anfang des 17. Jahrhunderts in Jacob Böhme. Das Weſentliche dieſes philoſophiſchen Beſtandtheils der gelus Sileſius zu nennen (1624—1677), aus Breslau gebürtig, zuerſt Proteſtant, ſpäter zum Katholicismus übergegangen, weil er ſich von der dürren proteſtantiſchen Theologie nicht mehr befriedigt fühlte. Dieſer, bekannt als einer der beſten religiöſen Liederdichter der damaligen Zeit, ſprach eben in dieſen Liedern die pantheiſtiſche Anſchauungsweiſe ſo ſcharf, wie nur immer möglich aus*). Doch war die Speculation in der Myſtik überwuchert von Gefühlsſchwärmerei, wie denn bei ihr überhaupt die Schärfe des Denkens zurücktrat vor inneren Anſchauungen, geiſtigen Geſichten und Uebernatürlichkeiten. Es galt nun, das denkkräftige Element ſelbſtändig auszubilden, und der philoſophiſchen Grundanſchauung der Myſtik eine logiſche Begründung zu verſchaffen. Dies geſchah von Baruch Spinoza.

Dem Spinoza war ſchon Carteſius (1596—1650) vorausgegangen, ein Franzoſe zwar, der aber doch einen unverkennbaren Einfluß auf Deutſchland ausgeübt hat. Von der größten Bedeutung war der Satz, den er an die Spitze ſeiner Philoſophie ſtellte, daß man vom Zweifel ausgehen müſſe, von der Vorausſetzungsloſigkeit, und zwar in jeder Beziehung. Dadurch wurde der Einfluß der rechtgläubigen Theologie grundſätzlich beſeitigt: der menſchliche Geiſt wurde der Feſſeln entledigt, die ihn bisher gefangen gehalten, die Vernunft wurde wieder in ihre Rechte eingeſetzt. Das philoſophiſche Syſtem des Carteſius ſelbſt hatte noch der Mängel genug, wie er denn zuletzt, ſo gut es ging, daſſelbe mit der herrſchenden Kirchenlehre in Verbindung zu bringen ſuchte, aber es war ſchon genug, daß man nur den Muth gewonnen hatte, den Zweifel und die Vorausſetzungsloſigkeit als den Anfang des Philoſophirens zu bezeichnen: denn von dieſem Anfange konnte man ſpäter zu ganz andern Schlüſſen vorſchreiten, als Carteſius gethan. Natürlich fehlte es ihm nicht an Gegnern von Seite der rechtgläubigen Theologen, aber doch gelang es ſeiner Philoſophie, in einigen deutſchen Hochſchulen Wurzeln zu faſſen, wie z. B. in Duisburg: dem großen Kurfürſten gebührt das Verdienſt, einer der erſten Beſchützer der neuen Philoſophie geweſen zu ſein.

---

*) Z. B. in folgenden Sinngedichten: (bei Hagenbach, Geſchichte der Reformation. IV. S. 424.)

Daß Gott ſo ſelig iſt und lebet ohn' Verlangen,
Hat er ſowohl von mir, als ich von ihm empfangen.

Ich bin ſo groß, als Gott, er iſt als ich ſo klein,
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht ſein.

Gott mag nicht ohne mich ein einziges Würmchen machen;
Erhalt' ich's nicht mit ihm, ſo muß es ſtracks zukrachen.

Auf den Grund des Carteſius baute nun Baruch Spinoza (1632—1677) fort. Er war in Amſterdam geboren, und in der jüdiſchen Religion erzogen. Da aber ſeine Meinungen ſo durchaus nicht mit dem Judenthum übereinſtimmten, ſo wurde er von ſeinen Glaubensgenoſſen ausgeſtoßen und gehörte ſeitdem keiner Religionsgenoſſenſchaft an, da er doch auch nicht zum Chriſtenthum übertreten wollte. Spinoza hat nun zum erſten Mal die Grundlage und das Ziel der myſtiſchen Speculation, nämlich den Pantheismus, mit logiſcher Schärfe entwickelt, begründet und dieſe Anſchauungsweiſe in ein wohl zuſammenhängendes Ganze gebracht. Nach ihm gibt es nur eine einzige Subſtanz: dieſe Subſtanz iſt untheilbar, unendlich, ewig. Dieſe Subſtanz iſt Gott, Gott iſt daher Alles: außer Gott gibt es nichts; er iſt die Urſache aller Dinge. Darum gibt es keine Zufälligkeit, ſondern Alles iſt durch die innere Nothwendigkeit der göttlichen Natur beſtimmt, auf gewiſſe Art zu beſtehen und zu wirken. Gott wirkt nicht nach Willkür, ſondern nach der inneren Nothwendigkeit ſeines Weſens, auch nicht nach einem moraliſchen Zwecke handelt er, denn dann würde etwas außer ſeinem Weſen Vorhandenes geſetzt, da doch Gott die einzige Urſache vom Weſen und dem Daſein aller Dinge iſt. Mit Einem Worte: Gott und das Sein ſind eins, nicht zwei verſchiedene Dinge. Aber man muß von dem Weſen und den Eigenſchaften Gottes ſeine Erſcheinungen, die Modificationen ſeines Weſens, unterſcheiden. Dieſe zertheilen ſich in zwei große Beſtandtheile, in die Geiſterwelt und in die Körperwelt, dieſe die Erſcheinung der unendlichen Ausdehnung, jene die Erſcheinung des unendlichen Denkens.

Die eigentliche Bedeutſamkeit Spinozas liegt in ſeiner Methode den Späteren immer als eine geiſtige Ringſchule gegolten. Wie man auch über ſeine Lehre an ſich denken mochte, der es allerdings weder an Schwächen, noch an Lücken fehlte, ſo war ſein Syſtem doch ein Muſter ächt wiſſenſchaftlicher Beweisführung. Und eben wegen dieſer Eigenſchaften iſt es ihm gelungen, den Pantheismus, ein Moment von der größten Bedeutſamkeit in der Geſchichte der ſpätern deutſchen Philoſophie, zum erſten Male in den Kreis der eigentlichen Wiſſenſchaft einzuführen, während derſelbe, wie wir geſehen, bisher mehr oder weniger in Verbindung mit myſtiſcher Schwärmerei aufgetreten war. Das iſt die Bedeutung Spinozas für die Geſchichte der eigentlichen Philoſophie. Er hat ſich aber auch um die Geiſtesfreiheit überhaupt Verdienſte erworben, und dieſe mochten vielleicht allgemeiner und durchgreifender ſein, wie jene. So hat er mit der ihm eigenen Schärfe und Gedankenklarheit die Gewiſſensfreiheit auf eine Weiſe vertheidigt, wie es ſeit lange nicht mehr geſchehen war, und ebenſo die politiſche Freiheit, denn der freie Menſch in allen Beziehungen war das letzte große Ziel, nach welchem er ſtrebte. Die Grundſätze, die er bei dieſer Gelegenheit ausgeſprochen, die Unterſuchungen, die er über dieſe Fragen angeſtellt, waren allgemein verſtändlicher und für ein größeres Publikum anziehender, als jene rein philoſophiſchen Unterſuchungen, die immer nur einem kleineren Kreiſe zugänglich waren, und hatten daher eine größere Wirkung.

Doch kann man nicht ſagen, daß Spinoza einen ſolchen Erfolg gehabt habe, wie Carteſius. Einmal hatte er nicht die weitſchichtigen Verbindungen, deren Carteſius ſich erfreute. Die einzige Gelegenheit, die ſich ihm dargeboten, um ſeinen Anſichten eine größere Verbreitung zu verſchaffen, und überhaupt auf eine umfaſſendere Weiſe zu wirken, hat er aus freiem Entſchluſſe vorübergehen laſſen. Im Jahre 1673 nämlich erhielt er vom Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz einen Ruf als Profeſſor der Philoſophie an die Hochſchule in Heidelberg. Spinoza lehnte den Ruf ab, weil das Berufungsſchreiben eine Bedingung enthielt: man vertraue, „er werde die Freiheit zu philoſophiren nicht zum Umſturze der öffentlich feſtſtehenden Religion mißbrauchen.“ Er erklärte darauf offen: „Weil

Erſtlich bedenke ich, daß ich von der Fortbildung der Philoſophie zurücktrete, wenn ich dem Unterrichte der Jugend obliege; ſodann bedenke ich, daß ich nicht weiß, innerhalb welcher Gränzen jene Freiheit zu philoſophiren gehalten werden müſſe, damit ich nicht die öffentlich feſtſtehende Religion umzuſtürzen ſcheine“ *). Spinoza blieb alſo in ſeiner beſcheidenen Zurückgezogenheit und verdiente ſich ſeinen Lebensunterhalt nach wie vor mit Glasſchleifen. Denn er hatte keine vornehmen Gönner, die ihn unterſtützt hätten, und würde auch von Niemanden eine Unterſtützung angenommen haben, um ſeine Unabhängigkeit nicht zu verlieren. Die zweite Urſache, warum das ſpinoziſtiſche Syſtem geringeren Eingang fand, wie das des Carteſius, war die, daß ſein Widerſpruch gegen die Lehren der beſtehenden Kirchen viel entſchiedener und unzweideutiger zu Tage lag, wie das ſeines Vorgängers. Die Zionswächter verſäumten nicht, Spinoza's Lehrgebäude ſofort als ein atheiſtiſches zu verſchreien. Und dieſe Meinung blieb die herrſchende bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Es war Leibnitz vorbehalten, die neue freiere Entwicklung der Philoſophie, die ſich mit Spinoza ſo zu ſagen unmöglich gemacht hatte, wieder zu Ehren zu bringen und ihr einen Einfluß auf die geiſtige Bildung der Nation zu ſichern. Aber ſeine Wirkſamkeit beſchränkte ſich nicht blos darauf: faſt in jedem Zweige des Wiſſens kann man ihn als einen Bahnbrecher betrachten, der eine neue gediegenere vorurtheilloſere Behandlung vorbereitete.

Gottfried Wilhelm Leibnitz **) war im Jahr 1646 zu Leipzig geboren, der Sohn des dortigen Profeſſors der Philoſophie. Schon in der früheſten Jugend entwickelte er die bedeutendſten Fähigkeiten: erſt 15 Jahre alt, beſuchte er die Hochſchule in Leipzig, mit 16 Jahren wurde er Baccalaureus, mit 18 habilitirte er ſich als Magiſter der Weltweisheit. Sein eigentliches Fach war die Rechtswiſſenſchaft, in welcher er ſich eine eben ſolche Fülle von Kenntniſſen ſammelte, wie in der Philoſophie. Doch verweigerte ihm die juriſtiſche Facultät in Leipzig den Grad eines Doctors, aus

---

*) Spinozas Leben von Berthold Auerbach in deſſen deutſcher Ausgabe der Werke Spinozas I. Seite CIII.

**) Vergl. Guhrauer, Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. Eine ſelbſtſüchtigen kleinlichen Beweggründen, weßhalb Leibnitz ſeine Vaterſtadt verließ, um ſich in Altdorf (1666) das Doctorat des Rechts zu erwerben. Bei dieſer Gelegenheit entfaltete er eine ſolche Menge von Kenntniſſen und eine ſolche Fülle von Geiſt, daß die Hochſchule daſelbſt von Bewunderung hingeriſſen ward und ihn zu behalten wünſchte. Aber Leibnitz ſtrebte nach einem größeren Wirkungskreiſe. In Nürnberg lernte ihn der Freiherr von Boyneburg kennen: dieſer nahm ihn mit nach Frankfurt am Main: von dort aus machte er ihn bekannt mit dem Kurfürſten von Mainz, Johann von Schönborn, der ihn im Jahe 1670, erſt 24 Jahre alt, als ſeinen Rath anſtellte. Durch dieſe Verbindungen wurde Leibnitz bald in den höchſten Kreiſen bekannt, und trotz ſeiner Jugend in die Staatskunſt der damaligen Zeit eingeweiht, wie er denn von Mainz aus nach Paris ging, um dem Könige Ludwig XIV. den Vorſchlag zu machen, ſeine Waffen zur Eroberung der Türkei und Aegyptens zu verwenden — ſeine eigentliche Abſicht war dabei, ihn von der Verfolgung ſeiner Plane in Europa abzuhalten — ein Unternehmen, auf welches natürlich der franzöſiſche König nicht einging. Der Aufenthalt in Paris wurde von Leibnitz benutzt, um ſich mit den berühmteſten Gelehrten Frankreichs in Verbindung zu ſetzen und die wiſſenſchaftlichen Forſchungen derſelben ſich anzueignen. Auch London beſuchte er zu derſelben Zeit, urſprünglich auch wegen eines politiſchen Zweckes, aber auch hier verſäumte er nicht, die Bekanntſchaft der dortigen Gelehrten zu machen. So ſah ſich Leibnitz mit Einem Male in den Mittelpunkt der gelehrten Welt Europa's verſetzt, und da gerade Frankreich und England in wiſſenſchaftlicher Bildung damals auf der Höhe der Zeit ſtanden, ſo begreift ſich, welchen großen bleibenden Nutzen unſer Leibnitz von dieſen Reiſen ziehen konnte. Nach dem Tode des Kurfürſten Schönborn folgte er einem Ruf des Herzogs Johann Friedrich von Hannover (1676), der ihn zu ſeinem Bibliothekar und Hofrathe ernannte. Auch unter deſſen Nachfolgern, Ernſt Auguſt und Georg, blieb er in dieſer Stellung. Der Hof von Hannover ſpielte damals, wie wir aus dem Vorhergehenden erſehen haben, eine bedeutende Rolle in den deutſchen und europäiſchen Angelegenheiten, und Leibnitz wurde ſehr oft dabei verwendet. Da Hannover ſo

Hofe in Berührung: in den Streitigkeiten deſſelben mit Ludwig XIV. leiſtete er ihm ſehr erſprießliche Dienſte, wie denn mehrere Proclamationen und rechtliche Auseinanderſetzungen z. B. in der ſpaniſchen Erbfolgeſache aus ſeiner Feder gefloſſen ſind. Zum Danke dafür wurde er vom kaiſerlichen Hofe zum Freiherrn und zum Reichshofrathe ernannt. Aber auch mit dem preußiſchen Hofe kam er durch Hannover in Verbindung. Die Gemahlin Ernſt Auguſts, Sophie, die Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, war eine beſondere Gönnerin und Verehrerin Leibnitzens, und ebenſo ihre Tochter, Sophie Charlotte, welche als eine eigentliche Schülerin deſſelben bezeichnet werden kann. Dieſe letztere nun war vermählt mit Friedrich, dem erſten Könige von Preußen; durch ſie kam Leibnitz auch nach Berlin, und ihrem Einfluſſe beſonders iſt die Gründung der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Berlin (1700) zuzuſchreiben, deren erſter Vorſitzender Leibnitz wurde: von ihm rührte auch die ganze Einrichtung derſelben her. Auch dem ſächſiſchen Hofe war er bekannt, und ebenſo Peter dem Großen von Rußland, welcher zum Dank für die vielen Belehrungen, die ihm Leibnitz ertheilte, ihm eine Beſoldung zukommen ließ.

Dieſe vielfältigen Verbindungen mit den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft, die guten Dienſte, die er ihnen leiſtete, der europäiſche Ruf, deſſen er genoß, eröffneten ihm nun die Möglichkeit, einen großen heilſamen Einfluß auf ſie auszuüben. Doch brachte es zugleich ſeine Stellung mit ſich, daß er ſich den Geſichtspunkten der Herrſchenden anbequemen mußte; eine klar und entſchieden ausgeſprochene gegenſätzliche Anſicht würde jede Einwirkung von vornherein vereitelt haben. Aber der Charakter Leibnitzens paßte nun zufällig ganz zu der Handlungsweiſe, die ihm die Verhältniſſe vorgeſchrieben. Er war durchaus milder und verſöhnlicher Natur: er glaubte weniger durch Streit und Widerſpruch, als durch poſitives Schaffen und durch Feſtſtellung eines gemeinſamen Geſichtspunktes, unter den ſich auch die verſchiedenſten Parteien vereinigen ließen, den Fortſchritt und die ächte Wiſſenſchaft fördern zu können. So hat er ſich zwar gleich in früheſter Jugend, ſo wie ihm die Schriften der neueren Philoſophen und Naturforſcher zu Geſicht gekommen, für dieſe gegen die Scholaſtik entſchieden, aber dies hinderte ihn nicht, auch die gute Seite derſelben anzuerkennen, wie denn ſein ausgebreitetes Wiſſen ihn gerecht gegen die verſchiedenſten Richtungen machte. Im Allgemeinen war ſein Beſtreben darauf gerichtet, ſich zwar an das Beſtehende in Staat und Kirche anzulehnen, aber indem er für dieſes eine philoſophiſche Grundlage ſuchte, es mit einem neuen Geiſte zu durchdringen und ihm höhere ſittlichere Ziele zu ſtecken. Leibnitz war dabei nicht immer glücklich: auch eine gewiſſe Zweideutigkeit und Folgewidrigkeit machte ſich bei ihm bemerklich. Nichtsdeſtoweniger kann man ihm den Ruhm nicht abſprechen, in Deutſchland für die ächte Wiſſenſchaft eine neue Bahn eröffnet zu haben.

In der Philoſophie glaubte er ſowohl die Anſicht der Carteſianer, welche Geiſt und Körper als unvermittelte Gegenſätze einander gegenüber ſtellten, als auch die des Spinoza, nach welcher Gott in der Welt aufging, bekämpfen zu müſſen. In dem Beſtreben, die von der Kirche angenommene Lehre von einem perſönlichen Gotte mit einem vernünftig geordneten und beſeelten Weltganzen in Verbindung zu bringen, kam er auf das Syſtem, welches er die Monadologie, oder die Lehre von den Monaden genannt hat. Nicht befriedigt von dem rohen Empirismus der Carteſianer, welche in der Materie nur die todte Maſſe erblickten, deren weſentliche Eigenſchaft die Ausdehnung ſei, ſtellte er den Satz auf, daß in der Materie noch eine andere, eine geiſtige Kraft enthalten ſei, und dieſe wäre ihr eigentliches Leben, ihre Subſtanz. Die Subſtanz iſt das Unzerſtörbare in der Natur, hat kein Anfang und Ende; ſie iſt über die ganze Natur verbreitet, und löst ſich da in Einheiten, Monaden, auf. Die Monaden bilden den überſinnlichen Beſtandtheil der ganzen Natur. Sie ſind das einzig und wahrhaft Seiende außer Gott: das andere iſt Erſcheinung. Die Monaden ſind als ſolche über Raum und Zeit erhaben, denn Raum und Zeit ſind nichts Seiendes, ſondern drücken nur Verhältniſſe aus. Ohne die Monaden würden alle Dinge nur verſchwindende flüchtige Veränderungen und Gebilde der Einen göttlichen Subſtanz ſein, d. h. die Natur ſelbſt und alle Subſtanz würde Gott ſein. Aber die Monaden, welche vielerlei ſind, höhere und niedere, müſſen zuletzt einen Einigungspunkt haben. Dieſen finden ſie in Gott, der Urmonas: aus ihm fließen ſie immer wieder von Neuem aus. Sie ſind nicht mit jeder einzelnen ſchwebte aber Gott der Plan des Ganzen vor, und ſo hat jede Monade wieder eine Beziehung zum Allgemeinen, d. h. es iſt ein großer bewußter allgemeiner Zuſammenhang der Dinge. Das iſt die vorher beſtimmte (präſtabilirte) Harmonie. Darum iſt die wirkliche Welt die beſte, die vollkommenſte, weil Gott ſie als ſolche mit Bewußtſein geſchaffen hat. Sie iſt nichtsdeſtoweniger unvollkommen, weil die einzelnen Monaden, aus welchen ſie beſteht, eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit haben, welche mit den anderen in Widerſpruch geräth: daraus ſei denn auch das Uebel in der Welt zu erklären. Die höchſte Stufe unter den Monaden nimmt der Menſch ein, weil er Vernunft beſitzt und durch dieſelbe die Kenntniß der nothwendigen und ewigen Wahrheiten erlangen kann, wodurch er ſich zur Kenntniß unſerer ſelbſt und Gottes erhebt, als der einigen zureichenden Urſache aller Dinge. Auf die Betonung der Vernunft als der eigentlichen Quelle unſerer Erkenntniß läuft bei Leibnitz zuletzt Alles hinaus, und inſofern hat man ſein Syſtem Rationalismus genannt. Man nannte es auch Idealismus, weil er im Gegenſatz zu den Empirikern oder Senſualiſten, d. h. denen, welche Alles von der Wahrnehmung unſerer Sinne ableiten wollten, als das eigentlich Wahre und Seiende die in unſerem Geiſt oder in unſerer Vernunft liegenden Ideen aufſtellte. Die Ideen und Wahrheiten ſeien uns angeboren, weil wir von Gott ausgefloſſen ſeien.

Man hat mit Recht darauf aufmerkſam gemacht *), daß Leibnitz nach dieſer Seite ſeiner Philoſophie mit der Myſtik zuſammenhing, die ja ebenfalls die Welt vergeiſtigte und vergöttlichte: auch bei ihm nehmen wir alſo den Einfluß dieſer Geiſtesrichtung wahr. Allein auf der anderen Seite ſetzte er derſelben doch wieder Ziel und Schranke, indem er ſich hütete, in den Phantaſieen der Myſtik ſich zu verlieren, die der Wirklichkeit zu wenig Rechnung trug. Denn Leibnitz, wenn er auch das geiſtige und ideale Moment in den Dingen hervorhob, läugnete doch keineswegs die Wirklichkeit der Erſcheinung, die äußeren Dinge: ja er geſteht zu, daß wir die Ideen und ewigen Wahrheiten erſt durch die Anregung der Sinnenwelt kennen lernen. Sie liegen zwar in uns, aber keineswegs als fertig, ſondern blos als Anlagen, als Fähigkeiten, die ſich erſt entwickeln

---

*) Ritter, Geſch. der neueren Philoſophie. IV. (1853.)

müſſen, und zwar durch Berührung mit der Außenwelt. Auch dieſes iſt weiſe von Gott angeordnet, weil wir dadurch zugleich des Zuſammenhangs mit dem Weltall bewußt werden. Auf dieſe Weiſe ſuchte er auch der Erfahrung gerecht zu werden: jener auf die Erforſchung des Stofflichen zugewendeten Richtung, welche bereits zu ſeiner Zeit begonnen hatte und während des 18. Jahrhunderts, wenigſtens in Frankreich und England, zur herrſchenden werden ſollte.

Denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß es Leibnitz bei ſeinem Streben, ein philoſophiſches Gebäude aufzuſtellen, vor Allem um einen praktiſchen Zweck zu thun war. Er wollte in dem umfaſſendſten Sinne wirken für die Vervollkommnung der menſchlichen Zuſtände, in Religion und Kirche, in den Staatsverhältniſſen und in der Wiſſenſchaft: da wollte er nun einen feſten Punkt finden, von wo aus alle dieſe verſchiedenen Ausſtrahlungen in eine ſeinem Ideale entſprechende Bahn geleitet werden konnten: natürlich konnte er ſich dabei dem Studium des Einzelnen, der vielſeitigſten Erfahrung nicht verſchließen.

Und in dem, was er auf dem Gebiete der einzelnen Wiſſenſchaften zuwege gebracht, ſind ſeine Leiſtungen vielleicht noch bedeutender, wie in der Philoſophie. Am wenigſten in die Augen fallend waren ſeine Erfolge in Religion und Theologie. Hier nahm er den Gedanken des Calixtus wieder auf, die verſchiedenen Religionsparteien zu vereinigen, und bei den mehrfachen Verſuchen, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Seite der Katholiken gemacht wurden, um dieſes Ziel zu erreichen, ſpielte er eine nicht unbedeutende Rolle, ebenſo bei den Vereinigungsverſuchen zwiſchen Lutheranern und Reformirten, die er gleichfalls anregte. Alle dieſe Beſtrebungen hatten aber keinen Erfolg, indem einerſeits die römiſche Kirche mehr forderte, als von den Proteſtanten zugeſtanden werden konnte, andererſeits die proteſtantiſchen Geiſtlichen den Philoſophen Leibnitz mit einem ſchwer zu verhehlenden Mißtrauen betrachteten. Denn Leibnitz war zwar mild und duldſam gegen alle religiöſen Meinungen, und daher auch gegen die Katholiken (die darum hofften, ihn zum Uebertritte bewegen zu können, jedoch vergeblich), wie gegen die rechtgläubigen Proteſtanten: aber nicht minder gegen die Schwärmer und alle Arten von Ketzern. Innerlich war er nichts weniger, als kirchlich geſinnt: er ging nie in die Kirche und zum Abendmahl, deßhalb hieß man ihn den „Glaubenichts“: wenn er auch die Möglichkeit der Offenbarung nicht läugnen wollte, ſo hielt er ſie doch nicht für unumgänglich nothwendig, und er meinte, mit der natürlichen Religion oder der Philoſophie komme man auch aus. Dadurch verlor er in den Augen der Rechtgläubigen, und ſein Einfluß auf die tonangebende Theologie war daher gering; aber auf die reiferen Geiſter wirkte er demohngeachtet befreiend.

Ganz entſchiedene in die Augen fallende Verdienſte hat er ſich aber um eine beſſere Behandlung der Geſchichte erworben. Es war eine ſeiner Obliegenheiten, als er in die Dienſte des Hauſes Hannover trat, die Geſchichte desſelben zu beſchreiben. Er hat zu dieſem Ende die umfaſſendſten Forſchungen gemacht, reiste in Deutſchland und Italien umher, um Stoff und Urkunden zu finden, und gab auch eine Menge bis dahin unbekannter oder ungedruckter Quellenſchriftſteller für die Geſchichte des Mittelalters heraus. Ein ſo klarer ſcharfblickender Geiſt, wie Leibniß, konnte ſich natürlich nicht mit den Mährchen begnügen, mit denen die damaligen Geſchichtſchreiber der regierenden Häuſer den Urſprung und den weiteren Verlauf ihrer Herrſchaften aufzupußen pflegten. Er übte hiſtoriſche Kritik, ſichtete den aufgehäuften Stoff, und ſtrebte auch hier nach Wahrheit. Sein Hauptwerk über die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig iſt übrigens erſt neuerdings gedruckt worden.

Und ſo erkannte er auch bereits die hohe Wichtigkeit, welche die Sprache für das Geſchichtsſtudium habe. Auch hier ſtellte er neue Geſichtspunkte auf, regte zum Studium an, begann mit dem Sammeln des Stoffs. In der Mathematik iſt er durch die Erfindung der Differentialrechnung, deſſen Früherſchaft ihm Newton ſtreitig machte, berühmt geworden. In der Geologie kam er auf den Gedanken einer allmähligen Entſtehung der Erde, da ihn die vaterländiſchen Geſtaltungen und Bildungen der Erdoberfläche und die Reſte eigenthümlicher Formen in den Verſteinerungen auf frühere Umwälzungen führten. Die Erdkugel ſei aus der Sonne herausgeſchmolzen und in Feuer geſtanden: die Felſen ſeien die Schlacken, die aus der Verbrennung übrig geblieben. Als die Oberfläche der Erde aus der großen Verbrennung ſich abgekühlt habe, ſei die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Luft getrieben, auf die Erde niedergefallen, habe die Oberfläche abgewaſchen, das in der Aſche feſtgebliebene Salz aufgelöſt und ſo das Meer gebildet. Das Feuer habe ſich in das Innere der Erde als Centralfeuer zurückgezogen: daher die Vulkane. Hierauf ſei eine neue ebenſo mächtige Zerſtörung durch Waſſer gefolgt, lange vor der Sündfluth.

Und ſo wandte er auch den ſtaatlichen Dingen ſeine Aufmerkſamkeit zu. Schon in ſeinen früheren Zeiten dachte er an eine Reform der Rechtswiſſenſchaft, wovon er bereits die Grundzüge entworfen. Von der Ausführung dieſes Gedankens wurde er aber durch ſo manche andere Dinge abgehalten. Seinen Aufenthalt in Paris wandte er unter Anderem dazu an, um den großen Aufſchwung des Gewerbweſens daſelbſt kennen zu lernen, und mahnte die Deutſchen, es den Franzoſen hierin nachzuthun. Wie ſehr er in die äußere Staatskunſt ſeiner Zeit eingegriffen, haben wir ſchon erwähnt. Indeß er wünſchte auch im Innern gar Vieles verändert. Auch hier lehnte er ſich an das Gegebene an; er war durchaus für die Reichsverfaſſung: aber er wünſchte Kaiſerthum und Einheit des Reichs wieder geſtärkt und gekräftigt zu ſehen. Wir haben noch eine Abhandlung von ihm über Fürſtenerziehung, welche ebenfalls von nationalem Geiſte getragen iſt.

Allein gerade das deutſche Fürſtenthum ſchlug zu ſeiner Zeit, wie wir geſehen haben, eine unerfreuliche Richtung ein. Leibnitz ſelbſt ſollte die Launenhaftigkeit und Willkürlichkeit desſelben am Schluſſe ſeines Lebens zur Genüge erfahren. Am preußiſchen Hofe galt er ſeit dem Tode ſeiner Gönnerin Sophie Charlotte wenig mehr; ſelbſt über die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften wurde er nicht mehr gefragt, und bei dem dritten Herzoge von Hannover, dem er diente, dem Könige Georg von Großbritannien, fiel er in förmliche Ungnade. Er dachte daher ſchon daran, ſich wo anders niederzulaſſen, als er 1716 ſtarb. Das Leichenbegängniß des großen Mannes war ein rechtes Beiſpiel, welchen Einfluß Gnade oder Ungnade der Mächtigen auf die Maſſen ausübte. Kein Menſch folgte der Leiche, als ein treuer Schüler und Anhänger des Verſtorbenen, der auch ſpäter ſein Leben beſchrieben hat, Eckhardt.

Leibnitz hat in prophetiſchen Worten die europäiſche Revolution vorausgeſagt, wenn die Fürſten nicht anders würden, auch das Schickſal, welches Deutſchland von Frankreich drohte, wenn es nicht beſſer auf ſeiner Hut ſei. Allein er wurde von den Großen nicht mehr gehört.

War dies nicht ein Fingerzeig, daß eine Erneuerung des nationalen Geiſtes und ein Fortſchritt der Bildung nicht von oben ausgehen ſollte, ſondern von unten, aus dem Schooße des Volkes ſelbſt?

Leibnitz, weil er zunächſt auf die höheren Kreiſe wirken wollte, ſchrieb ſeine wichtigſten Werke theils in lateiniſcher, theils in franzöſiſcher Sprache[*]. Nicht, als ob er die deutſche Sprache geringgeſchätzt habe: im Gegentheile, er ſuchte den Gebrauch derſelben in Aufnahme zu bringen, und meinte ſogar, daß ſie ſich ganz vortrefflich für den Ausdruck philoſophiſcher Begriffe eigne; auch um die Reinigung derſelben von Fremdwörtern hat er ſich bemüht, und ſein Deutſch machte in dieſer Beziehung eine rühmliche Ausnahme: ja ſogar eine gelehrte Zeitſchrift[**] in deutſcher Sprache hat er gegründet und eine Zeitlang größtentheils ſelbſt geſchrieben. Im Allgemeinen aber war, wie geſagt, ſeine Wirkſamkeit mehr ins Große, Allgemeine gehend, als unmittelbar werkthätig, mehr auf die höheren Kreiſe gerichtet, als auf das Volk. Um die Ideen des Fortſchritts, einer neuen geiſtigen Entwicklung der Nation unter das große Publikum zu verbreiten, dazu bedurfte es eines anderen Mannes. Das war Thomaſius.

Chriſtian Thomaſius (1655—1728) war der Sohn des Profeſſors der Philoſophie Jakob Thomaſius in Leipzig, eines Lehrers von Leibnitz, welchem der letztere einen Theil ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe in der Geſchichte der Philoſophie verdankte. Unſer Chriſtian Thomaſius zeigte, wie Leibnitz, ſchon in früher Jugend große Fähigkeiten: auch er wurde ſchon in ſeinem 17. Jahre Magiſter der Philoſophie; aber auch er wählte ſich die Rechtsgelehrſamkeit zu ſeinem eigentlichen Fache. Wie Leibnitzens, ſo war auch ſein Streben auf den Fortſchritt, auf eine vernünftigere und edlere Grundlage der Wiſſenſchaften gerichtet, aber wenn die Richtung des erſtern, ſeinem Charakter entſprechend, eine vermittelnde und verſöhnende geweſen, ſo tritt uns in Thomaſius der eigentliche Oppoſitionsmann entgegen, welcher die Gebrechen der Zeit nicht nur erkennt, ſondern ſie ſofort angreift und auszurotten trachtet. Dabei wurde er von den glücklichſten Anlagen unterſtützt: er beſaß Witz und Laune, Muth, Entſchloſſenheit, Ausdauer und — was keineswegs gering anzuſchlagen iſt — eine Zugabe von Ehrgeiz, der ihn beſtändig antrieb, ſeine Meinungen und Verbeſſerungsvorſchläge zur Geltung zu bringen. Auch er lehnte ſich Anfangs an die Myſtiker an und machte eine Zeit lang einen eifrigen Vertheidiger der Pietiſten: wie wir aber ſchon bei Leibnitz einen Uebergang aus der myſtiſchen Anſchauungsweiſe in den Rationalismus bemerkt haben, ſo ſehen wir dieſe Erſcheinung noch entſchiedener bei Thomaſius ſich vollziehen: er iſt als der Gründer der ſogenannten „Aufklärung“ des 18. Jahrhunderts in Deutſchland zu betrachten. Aber eben darum gelten ſeine Beſtrebungen nicht blos dem Gelehrtenſtande: er greift vielmehr dieſen in ſeinem Pedantismus, in ſeiner dem Leben entfremdeten Zurückgezogenheit an: er will die Bildung allgemeiner machen, unter das Volk bringen.

---

[*] Die Theodicee 1710, die Monadologie 1714, ſeine zwei wichtigſten philoſophiſchen Schriften, hat er jene in franzöſiſcher, dieſe in lateiniſcher Sprache, die mathematiſchen, juriſtiſchen und hiſtoriſchen meiſtens lateiniſch geſchrieben.

[**] Monatlicher Auszug neuer Bücher. Hannover 1700 bis 1702. Es war nicht die erſte, ſollte aber die von Thomaſius, wie wir gleich ſehen werden, gegründete, jedoch bald wieder eingegangene, erſetzen.

Thomaſius begann ſeine öffentliche Wirkſamkeit als Lehrer an der Hochſchule in Leipzig (1688). Hier that er etwas Unerhörtes: er hielt ſeine Vorleſungen in deutſcher Sprache. Bisher waren alle Vorleſungen lateiniſch abgehalten worden. Aber er ging noch weiter: in demſelben Jahre gab er auch eine gelehrte Zeitſchrift heraus, gleichfalls deutſch geſchrieben. Es war noch nicht ſo lange her, daß überhaupt eine gelehrte Zeitſchrift, eine Literaturzeitung, ins Leben getreten: dieſe, im Anfang der achtziger Jahren gleichfalls in Leipzig gegründet, von dem Hiſtoriker Otto Mencken, waren die acta eruditorum. Natürlich wurden auch dieſe nur lateiniſch geſchrieben. Das Unternehmen unſeres Thomaſius bildet nun einen Wendepunkt: nicht nur weil er durch die Anwendung der Mutterſprache bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden die kaſtenartige Abgeſchloſſenheit des Gelehrtenſtandes durchbrach, ſondern auch weil er die Gebrechen deſſelben, ſeinen Pedantismus und ſeine Unduldſamkeit, lächerlich zu machen ſuchte. Beſonders ſcharf trat er gegen die Ketzermacherei der Theologen auf: ihnen gegenüber nahm er ſich der Pietiſten mit Wärme und Eifer an, zu denen er ſich ſchon deßhalb hingezogen fühlte, weil ſie ſich den Myſtikern näherten, aus denen auch er ſeine erſte philoſophiſche Bildung geſchöpft, in denen er die Förderer eines lebendigen Chriſtenthums erkannte. Natürlich boten die rechtgläubigen Theologen Alles auf, um des Thomaſius Wirkſamkeit zu hemmen, und in der That brachten ſie es dahin, daß ihm verboten wurde, ferner Vorleſungen zu halten. Auch verhaftet ſollte er werden: aber Thomaſius, vorher davon unterrichtet, floh nach Berlin und wurde bereits 1691 als Profeſſor an der neu errichteten Hochſchule in Halle angeſtellt, der er von nun an ſeine volle Thätigkeit widmete. Da hieher auch die Pietiſten gerufen wurden, ſo konnte man dieſe Hochſchule als die Trägerin eines neuen friſchen Geiſtes betrachten, und es war jetzt nicht mehr ſo leicht möglich, denſelben zu unterdrücken.

Aber Thomaſius vergaß über der Sorge für die Hochſchule doch nicht ſeine dem Allgemeinen zugewendete Wirkſamkeit. Er hat eine Menge von Schriften geſchrieben, in deutſcher Sprache, über die verſchiedenſten Gegenſtände, aber ſämmtlich darauf berechnet, einer vernünftigeren Anſchauung Bahn zu brechen. Denn das war zuletzt das Ergebniß ſeiner vielfältigen Unterſuchungen, daß Alles, was mit der Vernunft übereinſtimme, wahr, hingegen Alles, was ihr widerſpreche, falſch ſei. Darum bekämpfte er auch den Aberglauben auf das Entſchiedenſte: er hielt ihn für gefährlicher, als den Atheismus, welches Wort von den Eiferern treuloſer Weiſe als Verdächtigung gegen vernünftige Leute gebraucht werde; ebenſo das Vorurtheil, die Autorität: „ein weiſer Mann müſſe nach ſeinem eigenen Urtheil gehen". Daß er bei ſolchen Grundſätzen fortwährend die Religionsfreiheit vertheidigte gegen die Unduldſamkeit der Theologen, verſtand ſich von ſelbſt: ja er glaubte ſogar den Fürſten deßhalb ein größeres Recht in religiöſen Dingen einräumen zu dürfen, weil er ſie für freiſinniger hielt, als die Gottesgelehrten. Er nahm für ſie die Befugniß in Anſpruch, in Mitteldingen unbedingt zu befehlen und z. B. das Läſtern und Schimpfen in Religionsſachen zu verbieten. Dagegen ſtritt er ihnen das Recht ab, Ketzer zu beſtrafen.

Je entſchiedener nun aber die rationaliſtiſche Anſchauungsweiſe bei Thomaſius ſich ausbildete, um ſo mehr mußte er ſich von den Pietiſten entfernen, zumal da ſie ja, wie wir oben geſehen, bald ſelbſt einer gewiſſen Unduldſamkeit ſich ſchuldig machten und innerhalb einer beſtimmten Schranke ſtehen blieben. Thomaſius behauptete hingegen ſeinen einmal eingenommenen Standpunkt; er nahm gegen Pietiſten und Myſtiker das Recht der Vernunft in Schutz, und ſo traten die Gegenſätze zwiſchen der rein vernünftigen, zugleich dem Leben und der Erfahrung zugewendeten und zwiſchen der gläubigen Richtung, die urſprünglich derſelben Quelle entſprungen waren, einander immer ſchroffer gegenüber. Wir finden die Pietiſten fortan als entſchiedene Gegner der Philoſophie.

Die Bemühungen des Thomaſius für Aufklärung haben bedeutende Früchte getragen. Nirgends traten ſie auffallender zu Tage, als bei den Hexenprozeſſen. Dieſe waren noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts allgemein. Die Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften hatten allerdings den Hexenglauben ſchon erſchüttert, und die Hinrichtungen fielen nicht mehr ſo maſſenweiſe vor, wie früher, aber im Allgemeinen wurde der Grundſatz noch feſtgehalten. Erſt Samuel Becker, ein proteſtantiſcher Pfarrer in Amſterdam, legte in einem 1691 erſchienenen Buche, „die bezauberte Welt,“ die ganze Bodenloſigkeit des Teufelsglaubens und der Hexenprozeſſe dar. Wie ſehr jedoch die tonangebenden Behörden noch von dem alten Vorurtheile befangen waren, geht daraus hervor, daß eine proteſtantiſche Synode Beckers Lehren verdammte und ihn ſelbſt des Predigtamtes entſetzte. In Deutſchland war es Thomaſius, der auf dem Wege Beckers muthig vorwärts ſchritt. Anfangs war auch er von dem Teufelsglauben befangen, „aus Gewohnheit, weil es ſo hergebracht war“. Ja als Berichterſtatter eines Hexenprozeſſes ſtimmte er ſogar für die Beſtrafung der Angeſchuldigten, während die Beiſitzer des Gerichtes ſich dagegen erklärten. Das trieb Thomaſius zu einläßlichen Unterſuchungen über die ganze Frage an, und da konnte es denn nicht fehlen, daß ſein ſcharfer Verſtand ſich bald von der Grundloſigkeit des Hexenglaubens überzeugte. Und nun (ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts) griff er ihn ſofort an mit dem ganzen Feuer ſeiner für Recht und Menſchlichkeit glühenden Seele und mit all’ dem Witz und Spott, der ihm eigen war. Natürlich ſtemmte ſich auch gegen dieſen Angriff das Vorurtheil; aber Thomaſius kam zu Gute, daß er in einem Lande lebte, deſſen Fürſten ſchon ſeit geraumer Zeit ein milderes Verfahren in den Hexenprozeſſen eingeſchlagen hatten, und die ihn jetzt in ſeinem Kampfe mit ihrem Anſehen unterſtützten. Thomaſius gebührt ohnſtreitig das Verdienſt, dem Hexenglauben eine tödtliche Wunde beigebracht zu haben, wenn er auch nicht mit Einem Male aufhörte, ſondern die letzten Opfer deſſelben noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ſich erſtreckten. — Auch gegen die Anwendung der Tortur bei peinlich Angeklagten ſprach ſich Thomaſius aus.

Die Anregungen von Männern, wie Leibniz und Thomaſius, ließen ſich in verſchiedenen Wiſſenſchaften bemerken. In der Geſchichte weiß ſich die Kritik eine immer größere Geltung zu verſchaffen: auch wird die deutſche Sprache häufiger angewendet. Ein höchſt merkwürdiges Werk in dieſem Fache iſt Arnolds unpartheiiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie, 1697 bis 1700. Der Verfaſſer, welcher 1666 zu Annaberg in Schleſien geboren war, einige Zeit die Profeſſur der Geſchichte in Gießen bekleidete und im Jahre 1714 als Prediger zu Perleberg ſtarb, gehörte der freieren myſtiſchen Richtung an, machte die Bekanntſchaft des Thomaſius und wurde beſonders durch ihn zur Abfaſſung und Herausgabe des erwähnten Werkes beſtimmt. Ja, man behauptet, daß ein großer Theil deſſelben von Thomaſius herrühre. Ein ſolches Werk hatte die deutſche Literatur ſeit Sebaſtian Franck nicht mehr aufzuweiſen. Es war auch faſt ganz im Geiſte von deſſen Chronik abgefaßt. Da wird an alle die von der Kirche hergebrachten Beſchuldigungen gegen die Ketzer im Mittelalter, wie ſeit der Reformation das Meſſer der Kritik gelegt, die angeblichen Ketzer nicht nur in Schutz genommen, ſondern meiſtentheils als die Träger ächter Religioſität und Frömmigkeit hingeſtellt, die Schäden und Gebrechen der herrſchenden Kirchen ſchonungslos aufgedeckt, überhaupt der ganzen Geſchichte ein neuer von dem bisherigen durchaus verſchiedener, aber edlerer und menſchlicherer Standpunkt angewieſen. Dem Forſcher iſt dieſes Buch auch heute noch eine ſchätzbare Quelle, weil ſie eine Menge von Einzelnheiten, Thatſachen, Auszüge aus Schriften enthält, die ſich nirgendwo anders finden. — Die große allgemeine Bedeutung, die man der Arnoldiſchen Kirchenhiſtorie zuerkennen muß, haben nun andere geſchichtliche Bücher aus jener Zeit, wie Maskovs (1689—1761) „Geſchichte der Deutſchen bis zur fränkiſchen Monarchie" oder Bünaus (1697—1762) „deutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie" nicht, aber ſie zeigen immerhin einen Fortſchritt der

Wiſſenſchaft an, indem ſie gründlicher und mit mehr Geiſt geſchrieben waren, als die bisherigen, und die Anwendung der deutſchen Sprache bei hiſtoriſchen Gegenſtänden beförderten.

In der Philoſophie hat ſich Chriſtian Wolff (1679—1754) nicht unbedeutende Verdienſte erworben, obwohl man ihn keineswegs einen ſchöpferiſchen Geiſt nennen kann. Aber er brachte die Ideen Leibnitzens zu größerer Geltung und unter die Leute und zwar dadurch, daß er den von Thomaſius angebahnten Weg einſchlug und weiter verfolgte, die Wiſſenſchaft nämlich zu populariſiren, allgemein verſtändlich zu machen. Er ſchrieb ſeine Schriften meiſt in deutſcher Sprache, klar, einfach: ſeitdem gewöhnte man ſich daran, philoſophiſche Gegenſtände überhaupt in der Mutterſprache zu behandeln. Darin beſteht ſein Hauptverdienſt: Schärfe des Denkens, Tiefe der Anſchauungen hat man bei ihm nicht zu ſuchen: auch eines ſtrengen Zuſammenhanges entbehrt ſein Syſtem: er war Eklektiker. Aber indem er ſich bemühte, die rationaliſtiſchen Anſichten Leibnitzens und Thomaſius weiter auseinander zu ſetzen und zugleich der von England und Frankreich zu uns herübergedrungenen naturaliſtiſchen Richtung Rechnung zu tragen, und dies Alles in einer gemeinverſtändlichen, wenn auch breiten Sprache, leiſtete er der Aufklärung einen großen Vorſchub: man kann ihn gewiſſermaßen den Philoſophen des geſunden Menſchenverſtandes nennen. Der Streit, in den er mit den unduldſamen Pietiſten der Hochſchule in Halle verwickelt ward, in deſſen Folge er von dem gewaltthätigen Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1723) aus Halle vertrieben wurde, nützte ſeinem Ruhme mehr, als er ihm ſchadete. Er erhielt ſogleich eine Anſtellung in Gießen und ſpäter (1740) wurde er ſogar wieder nach Halle gerufen, wo er einen glänzenden Einzug hielt.

Auch die Dichtung ſchien, durch die bisherigen Entwicklungen angeregt, einen neuen Aufſchwung nehmen zu wollen. Schon am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts machte ſich eine Rückwirkung gegen die bombaſtiſche, geſpreizte, abgeſchmackte Manier der Hofmannswaldau und der Lohenſtein bemerkbar: ihnen gegenüber legten Dichter, wie Wernicke, Canitz, Brockes, Poſtel, Günther ein größeres Gewicht auf Einfachheit, Natürlichkeit und Reinheit der Sprache. Freilich waren dieſe Männer mit Ausnahme höchſtens von Günther nicht Dichter im wahren Sinne des Wortes: denn die Einfachheit und Vernünftigkeit, deren ſie ſich befleißigten, ging nicht ſelten in Nüchternheit über: es fehlte ihnen an Schwung. Aber ihre Richtung war wenigſtens eine Uebergangsſtufe und ſchloß die Möglichkeit eines Fortſchrittes in ſich.

Da kam Gottſched (1700—1766), um die von Thomaſius, Wolff und andern eingeſchlagene freiere Richtung auch in die Nationalliteratur einzuführen und ihr hier das Uebergewicht zu verſchaffen. Gottſched, ein geborner Preuße, kam im Jahre 1723 nach Leipzig, wo er bald von einigen Profeſſoren gefördert und beſonders bei den nach Thomaſius Vorgange deutſch geſchriebenen acta eruditorum verwendet ward. Er erwarb ſich bald als Recenſent einen Namen, trat dann als Verbeſſerer des Geſchmacks auf, indem er Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften in deutſcher Sprache hielt, und gründete eine gelehrte Verbindung, welche entſchieden dieſe Richtung verfolgte. Als Haupt derſelben, als Herausgeber mehrer Zeitſchriften, als Schriftſteller übte er von nun an mehrere Jahrzehende hindurch einen überwiegenden Einfluß auf den deutſchen Mittelſtand aus, und die geiſtige Entwicklung, die ſich von nun an in dieſem vollzog, rührt großen Theils von Gottſched her, wenn ſie auch ſpäter weit über ihn hinausging.

Gottſcheds Verdienſte laſſen ſich in Kurzem auf folgende Punkte zurückführen. Er nahm die Beſtrebungen des Thomaſius nach den zwei vorzüglichſten Seiten ſeiner Thätigkeit, Aufklärung und Popularität, auf und verſchaffte ihnen eine breitere Unterlage. Was jene anbetrifft, ſo hatte ſchon Thomaſius auf die Schriften der Franzoſen hingewieſen, die ſeit geraumer Zeit eine Nationalliteratur beſaßen, nicht nur für Poeſie, ſondern auch für die ernſten Wiſſenſchaften, und bei denen die erſten Geiſter eben damit beſchäftigt waren, die Feſſeln des Vorurtheils zu zerſprengen, und die Vernunft und den geſunden Menſchenverſtand gegen die verrotteten Lehrſätze der Kirchen in den Kampf zu führen. Gottſched machte die Deutſchen durch Ueberſetzungen mit den berühmteſten Schriftſtellern der Franzoſen bekannt: ſo veranſtaltete er z. B. eine Ueberſetzung von dem Wörterbuch Bayles, eine Fundgrube für den Bekämpfer der herrſchenden Vorurtheile. So war er es beſonders, der das Lob Voltaire's bei uns verkündete und auf ſeine verſchiedenen Schriften aufmerkſam machte, die doch ſelbſt alle keinen andern Zweck verfolgten, als den althergebrachten Glauben in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern. Aber bei aller Vorliebe für die Franzoſen bekämpfte er doch wieder mit aller Entſchiedenheit den Einfluß, den ſie ſeit dem weſtphäliſchen Frieden auf uns übten, wo unſere Höfe ihre Sitten, Moden, Fehler und Laſter und auch ihre Sprache angenommen hatten. Vielmehr wollte er das Deutſche und zwar das reine, von Fremdwörtern entkleidete, wieder in Aufnahme bringen: die Deutſchen ſollten ihre Mutterſprache in derſelben Weiſe ausbilden, wie die Franzoſen oder Engländer die ihrige. Zu dieſem Ende ſchrieb er Sprachlehren, Wörterbücher, Lehrbücher, gab er deutſche Zeitſchriften heraus, machte er wieder aufmerkſam auf unſere frühere deutſche Literatur, wie er denn die Dramen des Mittelalters, Faſtnachtsſpiele u. ſ. w. ſammelte. Aber nicht nur den Ausländern, ſondern auch den Gelehrten gegenüber verfocht er den Gebrauch der Mutterſprache. Er wollte, wie bereits Thomaſius und Wolff den Anfang gemacht, das barbariſche Latein aus den Schulen verdrängen, den Gebrauch der Mutterſprache auch bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden allgemein machen. Er ſelber ging mit dem Beiſpiele voran; ſo ſchrieb er z. B. ein Handbuch der Philoſophie.

Man wird Gottſched bei näherer Betrachtung von einer gewiſſen Plattheit nicht freiſprechen können, ſo wenig wie von dem Fehler der Selbſtüberhebung und des Eigennutzes. Aber darum hatte er doch ſeine großen Verdienſte um die allmälige Erhebung des deutſchen Geiſtes. Auch fehlte es nicht an Männern, die, nachdem Gottſched das Seinige geleiſtet, ihn überholten, ſogar ſelbſt gegen ihn in die Schranken traten und die Nation in immer ſchnelleren Pulsſchlägen einer freieren Entwickelung entgegenführten.

So bemerken wir am Ende des vierten Jahrzehends des 18. Jahrhunderts überall die Wirkungen eines neuen Geiſtes, als Friedrich II. den Thron von Preußen beſtieg: unter ihm ſollte die Nation einen noch höheren geiſtigen Aufſchwung nehmen.

Zehntes Buch.

1. Friedrich Wilhelm I. von Preußen und die Jugendjahre Friedrichs II.

Friedrich Wilhelm I., der ſeit dem Jahre 1713 auf den preußiſchen Thron gekommen, war eine merkwürdige Perſönlichkeit. Er bildet das vollkommene Widerſpiel nicht nur ſeines Vaters, ſondern der meiſten Fürſten ſeiner Zeit. War ſein Vater prachtliebend und verſchwenderiſch, ſo befleißigte er ſich der größten Einfachheit und Sparſamkeit. Er entließ den koſtbaren Hofſtaat ſeines Vorgängers und richtete Alles bürgerlich einfach oder militäriſch ein. Die feierlichen Audienzen, Salons, Hoffeſtlichkeiten — Alles verſchwand. Der König gönnte ſich des Tages nur eine einzige Erholung: das war das ſogenannte Tabakscollegium, welches er regelmäßig um 5 Uhr beſuchte, um ſich mit ſeinen Vertrauten auf das Ungezwungenſte zu unterhalten. Hier wurde Bier getrunken und geraucht. Hier mußten auch die fremden Geſandten ſuchen, eingeführt zu werden, weil ſich hier der König gehen ließ und ſie noch am erſten ſeine Geſinnungen erfuhren. Jede Art von Ausgaben, die keinen unmittelbaren Nutzen brachten, ſchaffte er ab. Dagegen zeigte er große Vorſorge für den materiellen Aufſchwung ſeines Landes. Auf dieſe Weiſe hob er daſſelbe empor, brachte den Haushalt des Staates in den blühendſten Zuſtand und hinterließ ſeinem Nachfolger eine gefüllte Kaſſe, während die übrigen Monarchien von Schulden erdrückt waren.

Wie geſund und weiſe nun auch die Grundſätze ſein mochten, die den König bei dieſem Verfahren leiteten, ſo kann man doch nicht ſagen, daß er höherer geiſtiger Bildung zugänglich geweſen wäre. Es war eine derbe Natur, aber roh. Er verachtete die Gelehrſamkeit und die Gelehrten und wir haben ſchon oben ein Beiſpiel angeführt, wie er mit den Profeſſoren ſeiner Hochſchulen umzugehen pflegte. Dieſes Verfahren konnte nun noch damit entſchuldigt werden, daß die Gelehrſamkeit ſeiner Zeit in der That eine todte war und dem Leben keinen unmittelbaren Nutzen gewährte. Aber auch die feinere geiſtige Bildung der Franzoſen war ihm ein Gräuel: er haßte die franzöſiſche Literatur wegen ihres unreligiöſen Geiſtes. Denn Friedrich Wilhelm I. war ein rechtgläubiger Proteſtant von ächtem Schrot und Korn, und hielt an den alten Grundlehren der proteſtantiſchen Kirche feſt, wenn er ſich auch — ohnſtreitig wegen ihrer praktiſchen Richtung — mehr den Pietiſten näherte als den eigentlichen Rechtgläubigen mit ihrem ſcholaſtiſchen Kram. Wir haben ſchon erwähnt, daß er den Philoſophen Wolff von Halle verjagte, weil dieſer bei ihm wegen ſeiner freien religiöſen Meinung verdächtigt worden war.

Denn Friedrich Wilhelm war ein Selbſtherrſcher im vollſten Sinne des Wortes. Die Unumſchränktheit des königlichen Willens hat keiner ſeiner Vorgänger ſo ſehr auf die Spitze getrieben, wie er. Sein Wille war ihm Geſetz, und zwar in Allem. Jeder mußte ſich ihm fügen, ſelbſt in Dingen, die mit Staat und Regierung nichts gemein hatten: denn er betrachtete ſich ſeinen Unterthanen gegenüber als den Hausvater und Zuchtmeiſter, der für ihre Erziehung zu ſorgen habe und dem ſie unbedingt gehorchen müßten. So erließ der König die willkürlichſten Verordnungen, die bis in Haus und Familie drangen, wie z. B. über die Mode. Einmal verbot er ſogar das Tragen baumwollener Stoffe. Jeder Uebertretende wurde mit den ſchwerſten Strafen, auch mit Zuchthaus belegt: um ſich zu verſichern, daß das Verbot gewiſſenhaft beobachtet werde, ſtellte er Hausſuchungen an. Jedermann betrachtete ihn mit der entſetzlichſten Furcht. Wer ihn auf der Straße von Weitem kommen ſah, ſuchte ihm zu entrinnen, weil man nicht ſicher war, daß der König Einen anhielt, fragte, tadelte und wenn man ihm etwa mißfiel, gleich ſelber mit dem Stocke zuhieb oder den Uebelthäter ins Zuchthaus ſchickte. Bemerkte er übrigens die Fliehenden, ſo ſchickte er ihnen wohl Polizeidiener nach, um ſie aufzufangen: natürlich ging es ihnen dann doppelt ſchlecht. So trieb wohl keiner die Cabinetsjuſtiz weiter, als Friedrich Wilhelm. Nicht ſelten caſſirte er die

Urtheile ſeiner Gerichte, wenn ſie ihm zu milde dünkten, und ſchärfte ſie.

Am meiſten fiel dieſe ſeine Willkür bei den Werbungen für das Heer auf. Der König war ein großer Freund des Soldatenweſens. Die Finanzen und das Heerweſen, meinte er, ſeien die zwei Angelpunkte des Staates. Er brachte ſein Heer auf mehr als 70,000 Mann. Er war ein ganz beſonderer Liebhaber von großen ſchönen Leuten: aus dieſen bildete er ſeine Potsdamer Garde, die in ganz Europa berühmt war. Die Leute dazu warb er nun in aller Herren Länder an, und wandte darauf ganz ungeheure Summen. Dieſer Liebhaberei zu Gefallen richtete er ſogar oftmals ſeine Politik ein. Die Fürſten, welche etwas von ihm begehrten, konnten durch nichts leichter ihr Verlangen durchſetzen, als wenn ſie ihm lange Leute ſchickten. Aber auch in Händel gerieth er wegen dieſer Liebhaberei. Denn er ſchickte ſeine Werber rückſichtslos in die Gebiete anderer Fürſten, die ſich dann oft die größten Gewaltthätigkeiten erlaubten. Vollends nun aber die eignen Unterthanen des Königs waren gar nicht ſicher, ſo wie ſie das Unglück hatten, ſich einer bedeutenden Körperlänge zu erfreuen. Gottſched, der ſo berühmt geworden, entfloh deßhalb aus dem Preußiſchen, um den Werbern des Königs zu entgehen, die bereits Jagd auf ihn gemacht hatten. Und es war kein ſchönes Loos, preußiſcher Soldat zu ſein. Denn Friedrich Wilhelm verlangte natürlich auch von ſeinen Soldaten die ſtrengſte Pünktlichkeit, nicht blos im Allgemeinen, ſondern ganz beſonders auch in jenen unbedeutenden Kleinigkeiten, die wir den Gamaſchendienſt zu nennen gewohnt ſind, und ließ das geringſte Verſehen mit unverhältnißmäßiger Härte beſtrafen. Ausreißerien fielen daher ſehr häufig vor, um ſo mehr, als die Wenigſten freiwillig zur Fahne gekommen waren.

Dieſer König Friedrich Wilhelm I. hatte nun einen ihm ſehr unähnlichen Sohn. Friedrich war im Jahre 1712 geboren. Seine Mutter war Sophie Dorothea, eine hannöveriſche Prinzeſſin, die Tochter des erſten Königs von Großbritannien aus dem hannöveriſchen Hauſe. Seine Großmutter, die geiſtreiche Sophie Charlotte, die Tochter der pfälziſchen Sophie, die Freundin Leibnizens, ſtammte gleichfalls aus dieſem Hauſe, und ſicher iſt der freie und hohe Sinn dieſer weiblichen Ahnen auf den Enkel übergegangen. Friedrich

Wilhelm I. überließ die erſte Erziehung ſeiner Kinder ihrer Mutter. Dieſe, wie alle Prinzeſſinnen jener Zeit, franzöſiſch gebildet, ſorgte auch für eine ſolche Erziehung. Friedrich erhielt eine franzöſiſche Erzieherin, die nur franzöſiſch ſprach, was denn zur Folge hatte, daß ihm das Franzöſiſche viel geläufiger war, als das Deutſche, daß überhaupt ſeine ganze Bildung und Anſchauungsweiſe eine franzöſiſche wurde. Mit ſieben Jahren wurde er dem General von Finckenſtein übergeben, der vom König den Auftrag erhielt, den Kronprinzen ganz nach des Vaters Weiſe zu erziehen: vor Allem ſollte er ſich die Religion einprägen, Abſcheu vor den Ketzern und vor der katholiſchen Religion bekommen, Liebe zu ſeinen Eltern und zum Kriegsweſen faſſen. Latein brauchte er nicht zu lernen, dagegen Mathematik, Artillerie und Oekonomie, Zeitgeſchichte, Erdkunde und Völkerrecht. Aber leider wollte dieſe Art von Erziehung beim Prinzen nicht anſchlagen. Er zeigte ſchon in früheſter Jugend ſehr viel Geiſt und Lebhaftigkeit. Da der Religionsunterricht ſehr langweilig gegeben ward, wurde er dem Prinzen verleidet, ja zuwider. Nicht minder der Mechanismus des Soldatendienſtes, auf den der Vater ſo viel Gewicht legte. Da ihn dieſer karg hielt — der König gab ihm ein ſehr knapp zugemeſſenes Taſchengeld, über welches er die ſtrengſte Rechnung führen mußte — ſo bekam er um ſo mehr Neigung zum Wohlleben und zur Verſchwendung. Dagegen zeigte er entſchiedene Vorliebe für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften: er wußte ſich die dahin einſchlagende franzöſiſche Literatur zu verſchaffen: er trieb Muſik, blies die Flöte. Dies Alles ärgerte den König: er ſah in dem Kronprinzen einen ungerathenen Sohn, haßte ihn vom ſechsten Jahre an, und da er in ſeiner eigenen Familie ebenſo tyranniſch verfuhr, wie in ſeinem Reiche, ſo ließ er ſich von ſeiner Leidenſchaft hinreißen, den Prinzen und ſeine älteſte Schweſter Wilhelmine, welche die Neigungen mit Friedrich theilte, auf das Gröblichſte zu mißhandeln: ſelten, daß er mit ihm zuſammenkam, ohne ihn zu prügeln. Liebe zum Vater wurde dadurch beim Prinzen nicht geweckt: im Gegentheil, die Entfremdung zwiſchen Beiden, die ſo durchaus verſchiedene Naturen waren, ſtieg mit jedem Jahr.

Mit dem achtzehnten Jahre wurde der Kronprinz mündig erklärt. Aber das Verhältniß zu dem Vater beſſerte ſich darum nicht.

Der König prügelte ihn immer noch eigenhändig, wenn er ihn ſah, zog ihn an den Haaren im Zimmer umher, wollte ihn ſogar einmal erwürgen. Der Prinz konnte dieſe Behandlung nicht länger aushalten: er ging mit dem Gedanken um, zu entfliehen. Im Jahre 1730, auf einer Reiſe an den Rhein, bei welcher er den König begleitete, wollte er ihn ausführen: er mißlang. Der König, wüthend darüber, wollte anfangs den Prinzen durchbohren, und nur mit Mühe wurde er durch ſeine Umgebung von dieſem Ausbruche der Wuth zurückgehalten. Dann eilte er in ſeine Staaten zurück, ließ den Prinzen verhaften, ſeine Mitſchuldigen ebenfalls und eine ſtrenge Unterſuchung gegen ſie einleiten. Der Prinz läugnete nicht, ſuchte jedoch ſeine Mitſchuldigen zu retten. Der König dachte daran, ihn entweder von der Thronfolge auszuſchließen oder ihn zum Tode verurtheilen zu laſſen, weil er den Fluchtverſuch als Deſertion behandelte. Aber das Kriegsgericht erklärte, daß ihm über den Kronprinzen kein Urtheil zukomme: Katte, ſeinen beſonderen Vertrauten und Mitſchuldigen, verurtheilte es zu lebenslänglicher Feſtungsſtrafe. Der König hob das Urtheil über Katte auf und veränderte es in Hinrichtung mit dem Schwert. Am 6. November 1730 wurde es vollzogen, und zwar unmittelbar unter dem Fenſter des Kronprinzen, in der Feſtung Küſtrin, wo er gefangen gehalten wurde.

Der Prinz war natürlich auf das Tiefſte erſchüttert. Er machte ſich nun auf ſeine eigene Hinrichtung gefaßt. Doch ließ der König nach einiger Zeit eine Milderung in ſeinem Verfahren eintreten. Friedrich wurde aus der ſtrengen Haft entlaſſen, mußte jedoch in Küſtrin bleiben, wo ihn der König bei der Kriegs- und Rechnungskammer arbeiten ließ. Da lernte er die Geſchäfte von Grund aus, im Einzelnen, kennen und verſchaffte ſich jene Fülle von Kenntniſſen, durch die er ſich ſpäter auszeichnete, die ihn befähigten, der erſte Miniſter ſeines Reiches zu ſein. Aber ſchon faßte er auch Pläne zu Verbeſſerungen, zu Neuerungen. Allmählig ſöhnte ſich der Vater mit ihm aus, ſo wie er ſah, daß er doch Luſt zu den Geſchäften und Arbeitſamkeit zeigte, und beſonders als der Sohn einer Verlobung mit einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin, die Friedrich Wilhelm für ihn ausgeſucht, keinen Widerſtand entgegenſetzte, behandelte er ihn immer freundlicher. Nun wurde Friedrich in das General-Directorium (Miniſterium) eingeführt, und wieder ins Heer aufgenommen, aus welchem ihn der König nach dem Fluchtverſuche ausgeſtoßen hatte.

Der König kaufte auch für ihn das Schloß Rheinsberg bei Ruppin, das der Kronprinz ganz nach ſeinem Geſchmacke herrichten ließ. Das war ſein liebſter Aufenthalt während der letzten vier Jahre der Regierung ſeines Vaters. Hier erſt bildete er ſich ganz zu dem aus, was er ſpäter als König war. Er umgab ſich mit gleichgeſinnten gebildeten Männern, ergötzte ſich mit ihnen in heiterer Geſelligkeit, aber zugleich ſtudierte er auf das Eifrigſte die neue Literatur. Denn wenn er ſich auch äußerlich mit ſeinem Vater ausgeſöhnt hatte und ihm inſoferne genug that, als er nun mit Eifer in den Regierungsgeſchäften arbeitete und ſelbſt auch dem Soldatenweſen ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo gab er doch mit nichten ſeine eigentliche Richtung auf: im Gegentheil, jenen Trieb nach Bildung, nach Selbſtſtändigkeit des Urtheils über die wichtigſten Angelegenheiten des Lebens ſuchte er jetzt erſt recht zu befriedigen. Von Rheinsberg aus knüpfte er einen Briefwechſel mit den berühmteſten Schriftſtellern an, beſonders mit den franzöſiſchen, und dieſe innige Verbindung mit denſelben iſt für ſeine ſpätere Wirkſamkeit entſcheidend geweſen.

Wir haben öfter ſchon die Wendung angedeutet, welche die franzöſiſche Literatur Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts genommen. Nachdem ſie durch die Akademie unter Richelieu einen nationalen Einigungspunkt gefunden, ſtieg ſie unter der ruhmreichen Regierung Ludwigs XIV. bald zu dem höchſten Glanze empor. Bald errang ſie eine europäiſche Bedeutung. Mit der Politik und den Sitten der Franzoſen wurde auch ihre Literatur allgemein, wenigſtens unter den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft. Dort ſprach man, wie wir geſehen, kaum etwas Anderes, als Franzöſiſch: man las daher auch vorzugsweiſe franzöſiſche Bücher. Indem aber die franzöſiſche nationale Literatur alle Arten von Wiſſenſchaften in den Kreis ihrer Behandlung zog, geſchah es, nicht nur, daß dieſe den Leſern mundgerecht gemacht, ſondern auch, daß darin ſolche Anſichten und Grundſätze vorgetragen wurden, welche mit den bisherigen Grundlagen von Staat und Kirche in vollkommenem Widerſpruche ſich befanden. Die franzöſiſche Literatur nämlich lehnte ſich bald an die engliſche an, und hier war in Folge der erſten und zweiten

Staatsumwälzung eine geiſtige Bewegung ins Leben getreten, welche nach vollkommener Freiheit ſtrebte und die Feſſeln des Vorurtheils in allen Beziehungen zu durchbrechen ſuchte. Das Studium der Naturwiſſenſchaften, welches dort vorzugsweiſe betrieben wurde und in einem der größten Geiſter, die ſe gelebt haben, in Newton, ſeinen Mittelpunkt fand, trug beſonders dazu bei, die freiere Richtung zu befördern. Sie übten einen ganz gewaltigen Einfluß auf Locke, der bereits im 17. Jahrhundert ein philoſophiſches Syſtem aufſtellte, das ſich geradezu auf die Erfahrung, auf die Sinnenwelt ſtützte und den entſchiedenſten Gegenſatz gegen die ſpiritualiſtiſchen Syſteme der bisherigen Theologie und Philoſophie bildete. Die ganze Literatur der Engländer nahm von jetzt an dieſe Richtung. Da gibt es keinen nur irgend bedeutenden Schriftſteller, der nicht als Kämpfer gegen die verrottete Dogmatik aufträte und nicht den bevorrechteten Kirchen mit ihrem Offenbarungsglauben die natürliche Religion und die Vernunft entgegenſetzte. Dieſe Richtung bemächtigte ſich denn auch der franzöſiſchen Literatur. Beſonders ein Schriftſteller war es, der ſie nach Frankreich verpflanzte und ihr bald eine ungemeine Verbreitung verſchaffte: Voltaire. Keiner vereinigte aber auch ſo viele ſchriftſtelleriſche Gaben in ſich, um dieſe Wirkung hervorzubringen. Mit einer ungemeinen Leichtigkeit, Anmuth und Gewandtheit der Darſtellung verband er den ſchlagendſten Witz, der die lächerlichen Seiten des alten Syſtemes aufzufinden und dem Geſpötte preis zu geben wußte. Voltaire ſetzte es ſich zur Hauptaufgabe, die Tyrannei der Geiſtlichkeit und ihrer Glaubensſätze zu brechen, dagegen unbedingte Gewiſſensfreiheit an ihre Stelle zu ſetzen. Damit verband ſich wohl auch gelegentlich eine politiſche Oppoſition, gerichtet gegen die Willkür des Thrones und gegen die ſittlichen Gebrechen deſſelben, zumal ſeitdem dieſer die Kirche und das Pfaffenweſen in Schutz nahm, eine Oppoſition, welche jedoch von anderen Schriftſtellern, wie z. B. von Montesquieu, noch viel entſchiedener gehandhabt ward.

Mit dieſer franzöſiſchen Literatur alſo und mit den vorzüglichſten Vertretern derſelben, wie mit Voltaire, ſetzte ſich Friedrich in die regſte Verbindung. Dies war von einer großen Bedeutung. Denn wenn auch, wie wir bereits angeführt, ein gewiſſer Einfluß der franzöſiſchen auf die deutſche Literatur ſtatt fand, ſo hüteten ſich diejenigen deutſchen Schriftſteller, welche denſelben vermittelten, gleichwohl, die freiheitlichen Grundſätze zu ſtark zu betonen, um nicht die Geiſtlichkeit und die Behörden aufzubringen: ihre Beſtrebungen, ſo verdienſtlich ſie auch ſein mochten, waren im Ganzen doch ſehr unſchuldig. Friedrich aber, der unmittelbar aus dem Borne ſelber ſchöpfte und einen unabweislichen Drang nach Wahrheit fühlte, bebte vor keinen Folgerungen zurück, was um ſo höher angeſchlagen werden muß, als er entſchloſſen war, die Grundſätze, die ſich ihm als wahr erwieſen, auch auf dem Throne zu bethätigen. Und Friedrich nahm es damit ſehr ernſt. Er ſtudierte mit Eifer die verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme, ſo beſonders auch das Leibnitz-Wolffiſche, ohne daß er auf die Länge davon befriedigt worden wäre. Aber Eines war ihm vor Allem klar, die Verwerflichkeit der Religionsverfolgungen, der Gewiſſensbeſchränkungen, der Prieſterherrſchaft. „Die Prieſter, ſchrieb er einmal an Voltaire, ſind von den älteſten Zeiten an immer Heuchler und Betrüger geweſen. Es ſcheint mir, daß die Theologen, welcher Nation und Religion ſie ſein mögen, von gleichem Schlage ſind. Immer wollen ſie ſich eine deſpotiſche Gewalt über die Gewiſſen anmaßen: das macht ſie zu eifrigen Verfolgern aller derjenigen, welche es wagen, die Wahrheit zu ſagen. Sie ſind immer bereit, den Bannſtrahl zu ſchleudern, um, wie ſie ſagen, das eingebildete Trugbild der Irreligion, wirklich aber, um die Feinde ihres Ehrgeizes und ihrer Wuth zu zerſchmettern. Dieſe Diener eines Gottes des Friedens predigen mit einem Herzen voll Haß und Ehrgeiz Demuth, die ſie nie geübt haben. Ihr mit ihrer Moral ſo wenig übereinſtimmendes Verfahren kann ihre Lehre nur in Mißcredit bringen.“ Er war entſchloſſen, ſowie er den Thron beſtiegen, unbedingte Religionsfreiheit zu gewähren.

Natürlich beſchäftigte er ſich auch mit der Staatskunſt. Und hier ging er nicht nur in die Grundſätze der franzöſiſchen Schriftſteller ein, ſondern er übertraf ſie ſogar. Er bildete ſich ein Ideal von einem Fürſten und von einer Regierung, wie es nur aus einem großen edeln Herzen hervorgehen konnte. Ja, auch über die Rechtstitel der fürſtlichen Macht ſtellte er ſo freie Grundſätze auf, daß man erſtaunt, dergleichen aus einer fürſtlichen Feder fließen zu ſehen. Wir haben aus dieſer rheinsberger Zeit noch zwei politiſche Abhandlungen von ihm, in welchen er ſeine Anſichten offen darlegt. Die eine, aus dem Jahre 1737, behandelt den gegenwärtigen Zuſtand von Europa; die andere, von 1738, iſt der Antimachiavell. In beiden ſpricht er ſich mißbilligend, ja mit dem bitterſten Spotte, über die europäiſchen Fürſten aus, von denen keiner ſeine Pflicht erkenne, noch weniger darnach handle. Sie richteten ſich und ihre Völker durch Verſchwendung zu Grunde: jeder von ihnen wolle ein Ludwig XIV. ſein: auch noch ſo klein, wollten ſie mit Soldaten ſpielen, die doch zu nichts weiter gut ſeien, als am Theater verwendet zu werden. Was iſt aber der Fürſt? „Er iſt nur ein Diener des Volkes. Er hat ſeine Macht nur vom Volke erhalten: folglich darf er auch keine höheren Intereſſen kennen, als die des Volkes. Kein Menſch hat ein Recht, ſich eine unbeſchränkte Herrſchaft über ſeine Mitmenſchen anzumaßen, vermöge deren er über ihr Leben und über ihre Güter verfügen und ſie unglücklich machen könnte, wenn es ihm beliebe. Der Fürſt hat alſo nur für das Wohl ſeiner Unterthanen zu ſorgen, und ihre Freiheit zu erhalten.“ Bei ſolchen Grundſätzen iſt es begreiflich, daß er über das erbliche Fürſtenthum ziemlich geringſchätzig dachte. „Leuten eines gewiſſen Ranges, ſchrieb er einmal, erkennt man den Preis zu, wenn ſie die Hälfte, andern, wenn ſie das Ganze des Laufes zurückgelegt haben, entweder weil wir weniger als andere fähig ſind, etwas zu leiſten, oder weil niedrige Schmeichler die unbedeutendſten Handlungen erheben.“ Unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung ſchrieb er an Voltaire: „Ich hatte eine Epiſtel über den Mißbrauch der Mode und des Herkommens angefangen, als mich das Herkommen der Erſtgeburt nöthigte, meine Epiſtel auf einige Zeit zu verlaſſen. Ich hätte ſie gern in eine Satyre gegen dieſe Mode ſelbſt verwandelt, doch ſoll die Satyre aus dem Munde der Fürſten verbannt ſein.“

2. Friedrich II. Regierungsantritt. Der öſtreichiſche Erbfolgekrieg und der erſte ſchleſiſche Krieg.

Dieſer vorurtheilsfreie, reichbegabte, von den höchſten Idealen erfüllte Fürſt beſtieg nun am 31. Mai 1740 den preußiſchen Thron. Gleich ſeine erſten Regierungshandlungen ließen erkennen, daß er auf dem Throne kein anderer geworden. Vor Allem trat er mit der größten Selbſtſtändigkeit auf: er handelte überall nach eigenem Urtheil und bald waren die Miniſter nichts weiter als die bloßen Ausführer ſeiner Entſchlüſſe. Von ſeinem Vater behielt er die Sparſamkeit bei, aber in zwei Punkten wich er entſchieden von ihm ab. Er verkündigte nämlich ſofort unbedingte Religionsfreiheit, die er in die bekannten Worte zuſammenfaßte: „In meinem Staate kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.“ Und was das Heer anbetrifft, ſo führte er hier eine menſchlichere Behandlung der Soldaten ein. Die lange Grenadiergarde, die ſo viel Geld koſtete, hob er auf; dagegen vermehrte er das Heer um 20,000 Mann. Seine menſchliche Sinnesweiſe zeigte er ſofort in der Aufhebung der Folter und der Todesſtrafe wegen Diebſtahls ohne Mord. Die Rechtspflege ſollte unbeſchränkt gehandhabt werden. Gnadenſachen ſeien nicht mit Juſtizſachen zu vermengen: er wolle es ſchlechterdings bei den Rechten und Gerichten bewenden laſſen. Die Grundſätze. die er überhaupt von ſeinen Beamten befolgt zu ſehen wünſchte, drückte er ihnen kurz in folgenden Worten aus: „Das Intereſſe des Landes iſt auch das meinige, ich kann keines haben, das dem des Landes entgegen wäre. Ihr ſollt uns daher nicht mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern ſuchen, ſondern den Vortheil des Landes neben unſerem Intereſſe im Auge haben, weil wir zwiſchen beiden keinen Unterſchied ſehen.“ Auch die Wiſſenſchaften vergaß er nicht. Er rief ſofort mehrere berühmte Gelehrte an ſeine Hochſchulen, ſo den Philoſophen Wolff, den ſein Vater fortgejagt, den Mathematiker Euler; der berühmte franzöſiſche Gelehrte Maupertuis wurde als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften nach Berlin, die ſofort neu gegründet werden ſollte, berufen. Auch eine literariſch-politiſche Zeitung rief er ins Leben, die unbeſchränkte Freiheit haben ſollte, über das zu ſchreiben, was eben vorgehe. Und zugleich dachte er doch auch daran, eine franzöſiſche Oper in Berlin einzurichten, und traf ſchon Vorbereitungen dazu.

Dieſe Thatſachen berechtigten zu der Anſicht, daß der neue König von Preußen vor Allem die Künſte des Friedens pflegen, daß er eine beſondere Sorgfalt auf die geiſtige und materielle Hebung des Landes verwenden werde. In der That ſprach er ſich als Kronprinz in dieſem Sinne aus. Noch im Antimachiavell ereifert er ſich gegen die Eroberer und gegen den Krieg: der Ehrgeiz ſei nie genügſam, ſondern unerſättlich, viele Menſchen würden nur der Einfälle eines Einzigen wegen unglücklich gemacht, der es oft gar nicht verdiene, von der Welt gekannt zu werden. Muth und Gewandtheit fänden ſich ebenſo bei dem Straßenräuber, als bei dem Helden, nur daß dieſem Lorbeeren, jenem der Strick zu Theil wird. Der Krieg an ſich ſei ſchrecklich, ein Unrecht und eine tyranniſche Grauſamkeit, ſowohl gegen die Nachbarn als gegen das eigene Volk. Aber ſeitdem er König geworden, trat an die Stelle dieſer gemüthlichen Anſchauungsweiſe der Ehrgeiz und die Ruhmbegierde. Er wollte in jeder Beziehung König ſein und eine Rolle ſpielen, alſo auch in der auswärtigen Staatskunſt.

Unter ſeinem Vater war die äußere Politik ſehr haltungslos und ungeſchickt geweſen: Preußen wurde daher vom Auslande etwas verächtlich angeſehen, namentlich ſpottete man über den alten König und ſeine Soldatenliebhaberei: man nannte ihn nur den Korporal. Friedrich II. war entſchloſſen, das anders zu machen. Preußen ſollte fortan ein Gewicht in die politiſche Wagſchale Europas legen. Zu dieſem Ende mußte es entſchieden, kräftig, kühn, ſelbſtbewußt auftreten, und wo möglich ſich zu vergrößern ſuchen, daß ſeine Macht auch dem königlichen Titel, den es führte, entſpreche. Friedrich erſtrebte alſo eine größere europäiſche Machtſtellung für Preußen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß hiemit der deutſche Geſichtspunkt bei ihm zurücktrat, noch viel entſchiedener, wie bei irgend einem ſeiner Vorfahren.

Mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit und Rührigkeit warf er ſich nun in dieſe auswärtigen Staatshändel. Die Handlungsweiſe aber, die er hier anwandte, ſtach ſehr ab gegen die Grundſätze, die er als Kronprinz ausgeſprochen. Im Antimachiavell ereifert er ſich doch ſehr gegen die Diplomatie ſeiner Zeit, die der Inbegriff der Schurkerei und der Ungerechtigkeit ſei. Er verlangt, daß aus den Verträgen jede Zweideutigkeit und Unredlichkeit entfernt, dagegen Rechtſchaffenheit und Aufrichtigkeit wieder hergeſtellt werde, welche man unter Fürſten nicht mehr finde. Im eigenen Intereſſe der Fürſten ſei es, keine Schurken zu ſein, indem ſie doch die Welt nur einmal betrügen könnten und dann alles Vertrauen verloren hätten. Dieſen Grundſätzen entgegen, begann er vielmehr, wie wir gleich ſehen werden, damit, daß er alle ſeine Verbündeten hinter das Licht führte, und ſich an keine Verträge band; allerdings, weil er fürchtete, von ihnen überliſtet und hintangeſetzt zu werden, wenn er ihnen nicht zuvorkomme. Er ſchlug ſie alſo mit ihren eigenen Waffen, aber er bediente ſich ihrer mit einer ſolchen Gewandtheit, daß man glauben ſollte, er habe ſich ganz beſonders darauf eingeübt.

Zunächſt dachte er daran, Berg zu erwerben, woran ſchon ſeinem Vater ſo viel gelegen. Er trat deßhalb mit Frankreich in Unterhandlungen, und als dieſe keinen erwünſchten Erfolg hatten, näherte er ſich England. Zugleich zeigte er gegen den Biſchof von Lüttich, mit dem er wegen der Grafſchaft Herſtal, die ihm von der oraniſchen Erbſchaft zugefallen, in Händel gekommen war, daß er entſchloſſen ſei, ſeine Rechte zu vertheidigen. Er zwang den Biſchof mit Waffengewalt, die Streitſache nach dem Wunſche Friedrichs zu erledigen.

Da ſtarb am 20. October 1740 der Kaiſer Karl VI. Friedrich erkannte augenblicklich in dieſem Ereigniß eine vortreffliche Gelegenheit, ſeine Macht auf Koſten Oeſtreichs zu vergrößern, und er zauderte keinen Augenblick, dieſen Gedanken auszuführen.

Nach der pragmatiſchen Sanction, welche allerdings alle Staaten, außer Baiern, anerkannt hatten, war die älteſte Tochter des Kaiſers, Maria Thereſia, die Erbin der ganzen öſtreichiſchen Monarchie und ſie nahm auch ſofort davon Beſitz. Allein die Anerkennung jenes Hausgeſetzes hinderte diejenigen Mächte, welche Anſprüche auf die Erbſchaft zu haben glaubten, keineswegs, doch noch mit denſelben hervorzutreten, ſo wie ſich nur eine Ausſicht auf Erfolg bot. Das waren Spanien, Baiern, Sardinien, Sachſen. Auch Frankreich ergriff wohl die nächſte Gelegenheit, Oeſtreich zu ſchaden, mit beiden Händen, trotzdem daß auch dieſe Macht die pragmatiſche

Sanction anerkannt hatte. Und ſchon ſuchte der Kurfürſt von Baiern, Karl Albert, die franzöſiſche Regierung für einen ſolchen Plan zu gewinnen: auch war bereits eine Partei am Hofe Ludwigs XV. thätig, denſelben auszuführen. An Feinden der öſtreichiſchen Erbin ſchien es alſo nicht zu fehlen.

Dazu kam nun aber, daß die öſtreichiſchen Staaten bei dem Tode Karls VI. ſich in einer großen Zerrüttung befanden. Er hatte ſchwere Opfer gebracht, um die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction durchzuſetzen, und dabei die Vertheidigungskraft des Landes geſchwächt. Das Heer war ſeit den letzten Verluſten entmuthigt, gelichtet, nicht ſtärker als 55,000 Mann; der Schatz leer, Schulden genug, Alles in einem kläglichen Zuſtande. Eine raſche, kühn ausgeführte Unternehmung gegen dieſe Macht ſchien alſo gelingen zu müſſen.

Friedrich II. richtete ſeine Abſichten auf Schleſien, das ihm von den öſtreichiſchen Staaten am nächſten lag und ſeine Beſitzungen vortrefflich abrunden konnte. Seine Vorfahren hatten ihm Anſprüche auf einige ſchleſiſche Fürſtenthümer vererbt: dieſe beſchloß er geltend zu machen. Sie waren zweifelhaft genug, und Friedrich ſelbſt hat in der Geſchichte ſeiner Zeit urſprünglich nicht ſie als die Beweggründe zu dem ſchleſiſchen Kriege dargeſtellt, ſondern ſeinen Ehrgeiz. Er rüſtete ſo geheim, als möglich, aber raſch und eifrig. Niemand wußte, als die Rüſtungen zuletzt doch offenbar wurden, wem ſie galten. Endlich wurde Maria Thereſia aufmerkſam, und ließ bei ihm anfragen, weſſen ſie ſich von ihm zu verſehen habe. Er ſtellte nun einfach ſeine Forderung. Er verlangte Niederſchleſien, auf das er Anſprüche habe: wenn Maria Thereſia ihm daſſelbe abtrete, mache er ſich verbindlich, ſie gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen. Die Königin war ſehr entrüſtet über dieſe Zumuthung des kleinen Königs von Preußen: ſie wurde ohne Weiteres zurückgewieſen. Aber nun ließ Friedrich wirklich (December 1740) 30,000 Preußen in Schleſien einrücken, unter ſeinem und des Generals von Schwerin Befehl, und daſſelbe in Beſitz nehmen, was um ſo leichter ging, als Schleſien faſt gänzlich von öſtreichiſchen Beſatzungen entblößt war. Ein Theil der Einwohner empfing ihn mit dem größten Jubel: das waren die Evangeliſchen, welche wirklich unter einem ſchweren Drucke ſeufzten. Die Katholiken, die ſonſt mit der öſtreichiſchen Regierung nicht unzufrieden waren, wußte Friedrich bald durch ſeine Leutſeligkeit und durch ſeine religiöſe Duldſamkeit zu gewinnen.

Auch nach dem Einrücken in Schleſien gab der König ſeine Unterhandlungen mit Maria Thereſia in obigem Sinne nicht auf. Er hoffte ſie immer noch zur Nachgiebigkeit bewegen zu können. Daran war aber nicht zu denken. Maria Thereſia wurde nur noch aufgebrachter gegen Friedrich und verlangte von ihm augenblickliches Zurückziehen ſeiner Truppen aus Schleſien. Als dies verweigert ward, ſo rückten die Oeſtreicher im Frühjahr 1741 unter General Neipperg in Schleſien ein, um die Preußen wieder hinauszutreiben. Aber am 10. April 1741 kam es zur Schlacht bei Mollwitz, in welcher die letzteren unter Schwerin einen Sieg über die Oeſtreicher erfochten. Anfangs ſchien die Schlacht einen für die Preußen unglücklichen Ausgang nehmen zu wollen. Friedrich hielt ſchon Alles für verloren, und entfernte ſich auf Schwerins Anrathen vom Schlachtfelde. Erſt am andern Tage erhielt er die Nachricht vom Siege.

Die Schlacht bei Mollwitz war von großen Folgen. Einmal errang ſich der junge König bei den europäiſchen Mächten Anſehen und Bedeutung und vernichtete die geringe Meinung, welche dieſelben von der auswärtigen Staatskunſt Preußens bis dahin gehabt. Sodann beſchleunigte ſie die Feindſeligkeiten derjenigen Mächte, welche Maria Thereſia den Beſitz der ganzen öſtreichiſchen Monarchie nicht gönnten.

Wir haben ſchon angeführt, wie der Kurfürſt Karl Albert von Baiern um die franzöſiſche Hülfe buhlte. Für ſich allein hätte er freilich gar nichts vermocht. Denn er hatte Baiern ſchon völlig verſchuldet überkommen, und that nun ſeinerſeits auch noch das Möglichſte, um die Schulden zu vermehren. Es war ein verſchwenderiſcher, leichtſinniger, für leeren Hofprunk eingenommener Fürſt, dabei bigott, ſchwach, ohne geiſtige und ſittliche Kraft. Habſucht und Eitelkeit beſtimmten ihn, nicht nur auf die öſtreichiſche Erbſchaft Anſprüche zu machen, ſondern ſich auch noch um die deutſche Kaiſerkrone zu bewerben. Da er aber weder in ſeinem verſchuldeten Lande, noch in ſich die Mittel fand, ſo große Entwürfe auszuführen, ſo wandte er ſich an Frankreich, deſſen Bundesgenoſſe Baiern in ſeinen Kriegen mit Oeſterreich geraume Zeit immer geweſen. Der Kurfürſt ſchämte ſich nicht, die demüthigſten Briefe an den franzöſiſchen König und ſeine Miniſter zu ſchicken, ſich ihnen zu Füßen zu werfen, ihre Unterſtützung förmlich zu erbetteln. Anfangs wollte der Kardinal Fleury, welcher damals die franzöſiſche Staatskunſt leitete, nicht darauf eingehen. Aber neben ihm beſtand am Hofe eine Kriegspartei, durch Belleisle vertreten, welche den König Ludwig XV. zu bearbeiten wußte, und ſie erhielt die Oberhand, ſeitdem Friedrichs II. glänzende Erfolge bekannt geworden. Denn nun ſchien der Angriff auf Oeſterreich nicht mehr mißlingen zu können. Frankreich ſchloß zu Nymphenburg (Mai 1741) mit Baiern einen Vertrag ab, in deſſen geheimen Artikeln die erſtere Macht dem Kurfürſten einige Millionen Livres und außerdem noch 60,000 Mann verſprach zur Unterſtützung ſeiner Anſprüche auf die öſterreichiſche Monarchie und zur Erlangung der Kaiſerwürde. Dagegen ſoll er, wenn er Kaiſer geworden, von den Franzoſen nichts von dem zurückverlangen, was ſie am Rhein und in den Niederlanden erobern würden. Auch mit Spanien wurde ein Vertrag geſchloſſen. Daſſelbe verſprach 6000 Mann: der Infant Don Philipp ſollte Alles erhalten, was er in Italien erobern würde. Nicht minder wußte Frankreich Sachſen zu ſich herüberzuziehen: ihm wurde Mähren und Oberſchleſien verſprochen für die Hülfe, die es leiſten würde.

Natürlich ſuchten nun die Verbündeten vor Allem, mit Friedrich II. in ein näheres Bündniß einzutreten. Aber nicht minder bemühte ſich England, ihn davon zurückzuhalten. England war eiferſüchtig auf Frankreich und fürchtete nicht mit Unrecht das ſteigende Uebergewicht deſſelben, ſo wie ihm die Zertrümmerung oder auch nur Schwächung Oeſterreichs gelinge. Friedrich II. ſelbſt war es auch keineswegs um das Letztere zu thun. Er durchſchaute die franzöſiſche Staatskunſt vollkommen: er fürchtete nicht minder ihr Streben nach Uebermacht, wie England, und darum wäre er lieber mit dem letzteren auf die Seite Oeſterreichs getreten, wenn dieſes ihm Schleſien überlaſſen hätte. Wirklich bevorwortete England bei Maria Thereſia dieſen Wunſch Friedrichs. Aber letztere war durchaus nicht dazu zu bewegen. Da nun auch England die Forderung Friedrichs zu ſtark fand und ihn zu bewegen ſuchte, ſie herabzuſtimmen, ſo gab er endlich den Bitten Frankreichs nach. Er ſchloß (Juni 1741) mit demſelben ein Bündniß. Frankreich gewährleiſtete ihm Schleſien, wogegen er auf Berg verzichtete, und Karl Albert ſeine Stimme zur Kaiſerwürde zu geben verſprach.

Die Baiern und Franzoſen begannen nun den Krieg. Im September 1741 gingen die letzteren über den Rhein, verbanden ſich mit den Baiern, drangen in Oberöſterreich ein, eroberten es: Karl Albert ließ ſich huldigen: Maria Thereſia floh mit dem Hofe aus Wien: Alles war in der größten Beſtürzung. Und dazu kam, daß ſie um dieſelbe Zeit jede Ausſicht auf Unterſtützung von Seite fremder Mächte aufgeben mußte. Denn ein zweites franzöſiſches Heer drang nach Hannover und zwang den König Georg II. von England, der bisher immer für Oeſterreich geweſen, zur Parteiloſigkeit. Zugleich wurden die Schweden von Frankreich bewogen, an Rußland den Krieg zu erklären, um dieſes von der Unterſtützung Oeſterreichs abzuhalten.

Mitten in dieſer Noth verzagte doch Maria Thereſia nicht. Und bald änderte ſich die Lage der Dinge zu ihren Gunſten.

Friedrich II., der inzwiſchen ſich ganz Niederſchleſiens bis an die Neiſſe bemächtigt hatte — auch die Stadt Breslau nahm er im Auguſt 1741 ein — war nun in der Lage, durch thätige Unterſtützung ſeiner Verbündeten die öſterreichiſche Monarchie bis an den Rand des Abgrunds zu drängen. Allein wir haben ſchon oben angegeben, daß dies nicht ſeine Abſicht war. Er würde dadurch Frankreich übermächtig gemacht haben, und dieſes ſchien ihm darnach zu ſtreben, aus den Trümmern der öſterreichiſchen Monarchie drei gleich große Staaten, Baiern, Sachſen, Preußen zu geſtalten, die doch nicht groß genug geweſen wären, um eine ſelbſtſtändige Stellung einzunehmen, daher fortwährend abhängig von Frankreich. Zu einer ſolchen Rolle wollte ſich aber Friedrich nicht erniedrigen: außerdem gönnte er Baiern und Sachſen nicht, daß dieſe neben ihm emporſtiegen. Er kam alſo immer wieder auf die frühere Politik zurück, ſich lieber mit Oeſterreich zu vergleichen. Und dazu war jetzt Ausſicht vorhanden. Maria Thereſia, durch die Noth gezwungen, von den Engländern beſtürmt, ließ ihm Frieden anbieten unter den von ihm geſtellten Bedingungen. Unter der Vermittlung der engliſchen Geſandten wurde im October 1741 zu Kleinſchnellendorf mit Friedrich ein mündliches Abkommen getroffen, folgenden Inhalts: der König ſolle durch einen vor Ablauf des Jahres abzuſchließenden Vertrag mit voller Souveränität Niederſchleſien bis an die Neiſſe und auf dem rechten Oderufer bis an die Grenze des Fürſtenthums Oppeln, dazu jedoch die Feſtung Neiſſe erhalten, welche der Befehlshaber nach vierzehntägiger Scheinbelagerung übergeben werde. Von da ab wollte der König nicht mehr angriffsweiſe gegen die Königin und deren Verbündete verfahren. Die preußiſchen Truppen ſollten Winterquartiere in Oberſchleſien nehmen dürfen und der kleine Krieg zum Scheine fortgeſetzt werden. Dieſer Vertrag ſollte jedoch unverletzliches Geheimniß ſein: würde es nicht bewahrt, ſo erachte ſich der König nicht mehr an den Vertrag gebunden *). Wirklich wurde bald darauf Neiſſe den Preußen übergeben: der öſterreichiſche General Neipperg zog ſich aus Schleſien zurück, die Preußen bezogen die Winterquartiere in Oberſchleſien.

Auf dieſe Weiſe war alſo Maria Thereſia von ihrem thätigſten und gefährlichſten Feinde befreit. Aber inzwiſchen hatte ſie anderweitig ihre Kräfte verſtärkt. Nach der Flucht von Wien begab ſie ſich nach Ungarn, nach Peſth. Hier trat die junge, ſchöne und hochherzige Frau vor den Reichstag, ſchilderte ihm ihr Unglück, alle ihre Verbündeten hätten ſie verlaſſen: ſie ſetze ihre einzige Hoffnung auf die allbewährte Treue und Tapferkeit der Ungarn: von ihnen erwarte ſie Beiſtand und Schutz für ſich, ihre Kinder, ihre Krone. Die Magnaten, begeiſtert von der Perſönlichkeit der Königin, riſſen ihre Säbel aus den Scheiden, und riefen wie aus Einem Munde: „Leben und Blut für unſern König, Maria Thereſia!" Sofort wurde beſchloſſen, daß alle Edelleute zu Pferd ſteigen, 30,000 Mann Fußvolk, 15,000 Reiter und 20,000 Rekruten geſtellt werden ſollten. Mit ungemeiner Rührigkeit wurde an die Ausführung dieſer Beſchlüſſe gegangen, und in Kurzem ſah ſich Maria Thereſia im Beſitze eines Heeres, welches nun wieder angriffsweiſe gegen ihre Feinde zu Werke gehen konnte. Auch fehlte es ihr nicht an Erfolgen. Karl von Baiern hatte nicht gewagt, ſich Wiens zu bemächtigen, ſondern wandte ſich nach Böhmen. Hier eroberte er zwar Prag und ließ ſich als König von Böhmen huldigen. Aber er vermochte doch nicht das öſterreichiſche Heer, das

---

*) Stenzel Geſchichte des preußiſchen Staats. IV. S. 160.

inzwiſchen unter dem Herzog Karl von Lothringen in Böhmen eingedrungen, zu vertreiben, und inzwiſchen brach ein anderes Heer in Oberöſterreich ein, um daſſelbe von den Verbündeten zu ſäubern: in Kurzem war dieſes erreicht und die Oeſterreicher ſchickten ſich ſogar an, in Baiern einzubrechen.

Aber dieſe Erfolge Maria Thereſias machten nun doch wieder Friedrich beſorgt, zumal als er Beweiſe in Händen zu haben glaubte, daß ſie es mit dem Abkommen in Kleinſchnellendorf nicht ehrlich meine. Dieſes geheime Abkommen nämlich wurde wider die Verabredung bekannt gemacht, und zwar, wie der König von Preußen vermuthete, aus keinem andern Grunde, als um ihn bei ſeinen Verbündeten in ein ſchlechtes Licht zu ſtellen, und ihn mit denſelben zu entzweien. Friedrich war raſch entſchloſſen. Er leugnete das Abkommen öffentlich ab: um nun aber ſeinen bisherigen Verbündeten zu beweiſen, daß er ſie nicht zu verlaſſen gedenke, ſchloß er mit ihnen neue Bündniſſe, verſprach thätigere Unterſtützung, wogegen er ſich von ihnen die Grafſchaft Glatz zuſichern ließ, und fiel bereits im December 1741 mit einem preußiſch-ſächſiſchen Heere in Mähren ein, während ein anderes ſich nach Böhmen bewegte.

Dies veränderte wieder die Lage der Dinge. Denn Friedrich machte in Mähren bedeutende Fortſchritte, ohne vielen Widerſtand zu finden, und in Böhmen nahmen die Sachen auch wieder eine andere Wendung. Zugleich erfolgte um dieſe Zeit die Kaiſerwahl Karl Alberts. Die Franzoſen übten, ſeitdem ſie den Krieg gegen Maria Thereſia unternommen, einen ſo überwiegenden Einfluß auf die Kurfürſten aus, daß bald der Gemahl Maria Thereſias, Franz Stephan, der ſich ebenfalls um die Kaiſerkrone bewarb, jede Hoffnung dazu aufgeben mußte. Am 24. Januar 1742 wurde der Kurfürſt von Baiern wirklich zum Kaiſer gewählt: als ſolcher hieß er Karl VII.

Aber ſofort wandte ſich wieder das Glück. Die Oeſterreicher waren inzwiſchen ſiegreich in Baiern eingedrungen, bemächtigten ſich einer Stadt nach der andern, zuletzt auch Münchens und nahmen ganz Baiern ein. Ein neues franzöſiſches Heer, welches ihnen entgegengeſchickt wurde, vermochte nichts Weſentliches auszurichten. Zugleich nahm die Unternehmung Friedrichs II. nach Mähren einen unglücklichen Ausgang. Er ſtürmte zwar Iglau und drang bis Znaym vor. Aber nun ſtockten plötzlich ſeine Erfolge. Die Haupturſache war die Uneinigkeit in ſeinem Heere. Dieſes beſtand zum Theil aus Sachſen. Aber der Kurfürſt von Sachſen war mißtrauiſch auf Friedrich, weil er fürchtete, er möchte ſich zuletzt mehr von der öſterreichiſchen Beute aneignen, als ihm lieb war, und ſich insbeſondere in den Beſitz deſſen ſetzen, was er für ſich ſelber in Anſpruch nahm. Hatte er ſchon früher mit Widerwillen ſeine Truppen zu der Unternehmung hergegeben, ſo rief er ſie jetzt förmlich ab. Dies geſchah in dem Augenblicke, als ein öſterreichiſches Heer von 40,000 M. zum Schutze Mährens heranrückte. Friedrich war demſelben nicht gewachſen. Da auch die Franzoſen auf ſeine Aufforderung keine Hülfe ſchickten, ſo zog er ſich nach Böhmen zurück.

Bald entdeckte er das ſteigende Mißtrauen ſeiner Verbündeten. Zu ihrer Thätigkeit hatte er auch kein Zutrauen. Dazu kam, daß inzwiſchen England kräftiger die Partie Maria Thereſias nahm. Er war alſo gewillt, von Neuem mit derſelben in Unterhandlungen zu treten. Sie wurden durch engliſche Vermittlung eröffnet, aber da Friedrich nunmehr außer Niederſchleſien auch die Grafſchaft Glatz und Oberſchleſien in Anſpruch nahm, ſo konnte man ſich lange nicht verſtändigen. Endlich erfocht Friedrich bei Chotuſitz in Böhmen am 17. Mai 1742 einen neuen Sieg über die Oeſterreicher. Dies gab den Ausſchlag. Die Unterhandlungen wurden nun mit neuem Eifer aufgenommen: und am 28. Juni 1742 kam es zum Frieden von Breslau. Darnach trat Maria Thereſia an Friedrich Nieder- und Oberſchleſien nebſt der Grafſchaft Glatz mit vollkommener Souveränität ab, wogegen der König auf alle Anſprüche an Maria Thereſia verzichtete. Die letztere hatte vom König auch noch verlangt, daß er ſich mit ihr gegen ihre Feinde verbünde: dies war jedoch von Friedrich abgelehnt worden. Er wollte ſich die Hände nicht binden laſſen. Er hatte durch dieſen Friedensſchluß 700 Quadratmeilen mit 1,400,000 Einwohnern gewonnen.

3. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg. Fortſetzung. Der zweite ſchleſiſche Krieg. Friedensſchlüſſe zu Dresden und zu Aachen.

Der Schmerz Maria Thereſias über den Verluſt Schleſiens war ſehr groß: aber die Beſtürzung und Erbitterung der Verbündeten über den Abfall des Königs von Preußen war nicht geringer. Sie fürchteten ſogar im erſten Augenblick, er werde ſich mit der Königin von Ungarn gegen ſeine bisherigen Bundesgenoſſen vereinigen.

Aber das fiel Friedrich II. nicht ein. Im Gegentheil, er wünſchte die Fortſetzung des Kriegs, damit beide Gegner ſich ſchwächten, während er ſich ſtärke. Er beruhigte daher die Franzoſen, erklärte, daß er durch den breslauer Frieden ſeinen Bund mit Frankreich nicht für aufgelöst betrachte, und ermunterte den Kurfürſten von Sachſen zur Fortſetzung des Kriegs, „daß er doch auch ein Stück Landes erhalte." Dieſer jedoch, höchlich auf den König von Preußen erbittert, vollkommen überzeugt, daß alle ſeine Bemühungen umſonſt ſein würden, trat dem breslauer Frieden bei und verzichtete auf ſeine Anſprüche an die öſterreichiſche Erbſchaft. Frankreich aber befand ſich augenblicklich in ſo trauriger Lage, daß der Kardinal Fleury Maria Thereſia in einem ſehr demüthigen Schreiben den Frieden anbot. Er wurde aber nicht angenommen: vielmehr veröffentlichte die Königin Fleurys Brief, um Frankreich in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten. Karl VII., aus ſeinem Lande vertrieben, in Frankfurt am Main, wo er ſeinen Hof hielt, von den Franzoſen, ſeinen Beſchützern, übermüthig behandelt, ſtimmte ebenfalls ſeine Forderung tief herab: er hätte ſich ſogar mit Vorderöſterreich begnügt, wenn ihm Maria Thereſia den Frieden gegönnt und den Kaiſertitel zugeſtanden hätte. Natürlich lehnte ſie auch dieſes ab.

Vielmehr gedachte ſie die gewonnenen Vortheile auf das kräftigſte zu verfolgen. Noch im Jahre 1742 trieb ſie die Franzoſen aus Böhmen hinaus und ſetzte ſich wieder in den Beſitz dieſes wichtigen Landes. Das Jahr darauf war ſie noch glücklicher. Der Kaiſer, welcher mit Hülfe der Franzoſen ſein Land und München einen Augenblick lang erobert hatte, wurde abermals daraus vertrieben, die Franzoſen über den Rhein zurückgeworfen, Baiern völlig als öſterreichiſche Provinz behandelt. Unter ſolchen Umſtänden glaubte Georg II, der König von Großbritannien und Kurfürſt von Hannover, eine kräftigere Haltung annehmen zu können. Er hatte ſchon gleich nach dem breslauer Frieden ein Schutzbündniß mit Friedrich II. geſchloſſen und damals bereits denſelben aufgefordert, mit ihm vereint gegen die Franzoſen zu gehen. Dies war von Friedrich abgelehnt worden. Jetzt glaubte Georg II. auch ohne Preußens Unterſtützung es mit den Franzoſen aufnehmen zu können. Er rüſtete alſo für Oeſterreich, trotz der abmahnenden Vorſtellungen Friedrichs II. Ein neues franzöſiſches Heer, das ihn zu überfallen gedachte, wurde bei Dettlingen geſchlagen (27. Juni 1743). Georg verfolgte daſſelbe bis über den Rheinſtrom, und zugleich brach der öſterreichiſche Feldherr Karl von Lothringen in das Elſaß ein. Der Kaiſer Karl VII. mußte ſogar aus Frankfurt flüchten und fand nirgends Schutz, als in Frankreich.

Dieſe ungemeinen Erfolge weckten nun in Maria Thereſia die ausſchweifendſten Entwürfe. Sie wollte ganz Baiern behalten, Elſaß und Lothringen noch dazu erobern, und als Entſchädigung für die Kriegskoſten ebenfalls in Beſitz nehmen, Karln VII. vom Kaiſerthron ſtoßen und ihren Gemahl darauf ſetzen. Das Geringſte, wozu ſie ſich verſtand, wäre geweſen, Karl VII. für Baiern mit Lothringen oder mit einem kleinen Fürſtenthum in Italien zu entſchädigen.

Dies weckte denn doch wieder in Friedrich II. große Beſorgniſſe. Er fürchtete, nach dem gänzlichen Unterliegen ihrer Gegner werde Maria Thereſia auch über ihn herfallen. Es war ihm nicht unbekannt, daß ſie den Verluſt Schleſiens nicht verſchmerzen konnte: ſie ſah fortwährend in dem breslauer Frieden eine Demüthigung, die ſie von dem kleinen König von Preußen erlitten. Sie haßte darum keinen Fürſten mehr, als ihn. Dazu kam, daß Georg II., beſtändig auf die Bekämpfung Frankreichs bedacht, auf Friedrich II. geſpannt war, weil dieſer nichts davon wiſſen wollte. Georg hätte zuletzt auch nichts dagegen gehabt, wenn Friedrich gleichfalls eine Züchtigung erlitten. Am 13. September ſchloß er zu Worms ein Bündniß mit Oeſterreich und Sardinien, in welchem ſich die drei vertragenden Mächte alle ihre Beſitzungen gewährleiſteten, die ſie bis zum Jahre 1739 beſeſſen. Schleſiens war mit keinem Worte erwähnt. Alſo galt das Bündniß Preußen. Bald darauf (im December 1743) wurde ein Bündniß ähnlichen Inhalts zwiſchen Oeſterreich und Sachſen geſchloſſen, und auch mit andern deutſchen Staaten, wie mit Mainz und Köln. Friedrich, dem dies Alles ſehr bedenklich vorkam, verſuchte nun mit den übrigen deutſchen Fürſten eine dritte Partei zu bilden, um den Frieden herzuſtellen, ohne die Franzoſen hereinzuziehen. Dieſer Verſuch ſcheiterte, ebenſo der, Maria Thereſia zum Frieden mit dem Kaiſer zu bewegen.

Endlich glaubte er handeln zu müſſen. Er näherte ſich wieder den Franzoſen, unterhandelte mit dieſen und ſchloß am 5. Juni 1744 ein neues Bündniß, deſſen Zweck Aufrechthaltung des Kaiſers und Beilegung des öſterreichiſchen Erbfolgeſtreites ſein ſollte. Friedrich vergaß dabei ſeinen Vortheil nicht. Es ſollte ihm außer den bereits gewonnenen Landſchaften auch noch der nördliche Theil von Böhmen bewilligt werden. Frankreich mußte ihm ferner verſprechen, den Krieg an England und an Oeſterreich zu erklären und ſtark im Felde zu erſcheinen. Damit aber das Bündniß Friedrichs mit Frankreich und ſeine neue Theilnahme am Kriege nicht als ein Bruch des breslauer Friedens erſcheine, ſo ſchloß er noch ein beſonderes Bündniß mit dem Kaiſer, Kurpfalz und Heſſenkaſſel unter dem Namen der Union. Darnach ſollte ſein Benehmen blos als Unterſtützung des Reichsoberhaupts von Seite eines Reichsfürſten angeſehen werden. In einem geheimen Vertrage mit dem Kaiſer ließ er ſich aber auch von dieſem den nördlichen Theil von Böhmen verſprechen.

Nachdem die Franzoſen in das Feld gerückt, ſo brach Friedrich II. im Auguſt 1744 mit 80,000 Mann in Böhmen ein. Zugleich erließ er eine Bekanntmachung, in welcher er dieſe ſeine Handlung entſchuldigte. Alles geſchehe nur zum Schutze des Kaiſers und der Reichsfreiheit, welche Maria Thereſia unterdrücken wolle. Die letztere war auf den plötzlichen Einbruch Friedrichs nicht gefaßt. In Böhmen ſtanden daher faſt keine Truppen. Friedrich hatte alſo leichtes Spiel: er nahm ſchon im September Prag ein und bemächtigte ſich des größten Theils von Böhmen. Maria Thereſia ſäumte aber nicht, ihm zu begegnen. Sie ließ von Ungarn aus unter Bathyany ein Heer nach Böhmen rücken: ein anderes, das unter Karl von Lothringen gegen die Franzoſen am Rhein ſtand, rief ſie gleichfalls zur Hülfe herbei. Die Franzoſen bewieſen ſich bei dieſer Gelegenheit als laue Bundesgenoſſen. Sie hinderten den Abzug des öſterreichiſchen Heeres nicht, drangen auch nicht nach Deutſchland ein, ſondern blieben vor Freiburg liegen: ſelbſt Hannover griffen ſie nicht an, obſchon dies vorher ausgemacht worden war. Sie mißtrauten nämlich dem Könige von Preußen, ſie meinten, er werde ſich plötzlich wieder mit Maria Thereſia vertragen und wollten ſich ſeinetwegen nicht anſtrengen. Nur Karl VII. ſetzte ſich an die Spitze eines Heeres, drang in Baiern ein und ſah München wieder. Dann geſchah aber auch nichts weiter von ſeiner Seite. Dagegen ließ der Kurfürſt von Sachſen dem letzten Vertrage gemäß 20,000 M. nach Böhmen zu dem öſterreichiſchen Heere ſtoßen.

Friedrich II. befand ſich in der ſchlimmſten Lage. Er ſah ſich von allen Seiten angegriffen, ohne Ausſicht auf irgend eine Unterſtützung ſeiner Verbündeten. Er wünſchte dieſe Lage durch eine entſcheidende Schlacht zu verändern. Die öſterreichiſchen Feldherren vermieden dies aber abſichtlich, während dem ihre leichte Reiterei die Preußen unaufhörlich beunruhigte und ihre Reihen lichtete. Friedrich zog ſich endlich zurück, gab Prag, zuletzt ganz Böhmen auf und eilte nach Schleſien. Die Oeſterreicher rückten nach, nahmen bis Ende des Jahres 1744 Glatz und Oberſchleſien ein und bedrohten auch die übrigen Theile. Maria Thereſia erließ ein Ausſchreiben, in welchem ſie den breslauer Frieden, den der König von Preußen gebrochen, für aufgehoben, ſich ſelbſt wieder als Beſitzerin Schleſiens erklärte. Sie entband die neuen Unterthanen Friedrichs vom Eide der Treue.

Bald ſollte noch mehr Unglück über Friedrich II. hereinbrechen. Er warf zwar die Oeſterreicher wieder aus Schleſien hinaus, aber am 20. Januar 1745 ſtarb der Kaiſer Karl VII. Dadurch war Friedrich ſogar der Vorwand zum Kriege entzogen. Nicht genug: der Sohn des verſtorbenen Kaiſers, Maximilian Joſeph, ein junger, unſchuldiger Menſch, neigte ſich zum Frieden, und da die Oeſterreicher neuerdings ſiegreich in Baiern einrückten, ſo unterzeichnete er denſelben zu Füſſen, 22. April 1745. Darnach gab Maria Thereſia alle baieriſchen Eroberungen heraus. Dagegen verzichtete der neue Kurfürſt auf alle Anſprüche an die öſterreichiſche Erbſchaft und verſprach dem Gemahl der Maria Thereſia, Franz Stephan, ſeine Stimme zur Kaiſerwahl zu geben. Um dieſe Zeit ſagte ſich auch

Kurpfalz und Heſſen von der Union los und erklärten ſich parteilos. Friedrich ſtand alſo in Deutſchland vollkommen allein.

Aber es kam noch mehr. Schon im Januar 1745 hatte Georg II. in Warſchau eine Quadrupelallianz zu Stande gebracht, zwiſchen England, Oeſterreich, Sachſen und den Generalſtaaten. Dieſe und England gaben Geld, Sachſen und Oeſterreich Truppen. Der Bund war gegen Friedrich gerichtet. Auch Rußland war dazu eingeladen worden. Dies lehnte zwar vorderhand den Beitritt ab, erklärte aber an Friedrich auf ſeine Anfrage, daß es keinesfalls einen Angriff auf Kurſachſen dulden werde. Halb und halb galt alſo auch Rußland als mit der Quadrupelallianz im Bunde. Friedrich wandte ſich nun an England, um durch deſſen Vermittlung Friede mit Oeſterreich zu erlangen. Auch dies war umſonſt, da Oeſterreich nur unter der Bedingung der Herausgabe Schleſiens von einem Frieden etwas wiſſen wollte. Jetzt ſuchte er Sachſen von dem Bunde abzubringen: mit Frankreich zugleich ſuchte er den Kurfürſten zu bearbeiten: man bot Geld und die Kaiſerkrone für dieſen Preis. Alles umſonſt. Während nun Friedrich alle ſeine Bemühungen, den gegen ihn heranrückenden Sturm zu beſchwören, mißlangen, dachte Maria Thereſia an nichts weiter, als an die vollſtändige Demüthigung Preußens. Nicht nur Schleſien wollte ſie wieder haben, ſondern dem Staate Alles nehmen, bis auf die Mark Brandenburg: die genommenen Stücke ſollten unter die Verbündeten vertheilt werden. Auf dieſen Plan wollte freilich England nicht eingehen. Aber da ſchloß Maria Thereſia mit Sachſen einen geheimen Bund in dieſer Abſicht (18. Mai 1745.). Letzteres ſollte von Preußen Magdeburg bekommen, den Saalkreis, das Fürſtenthum Croſſen, den Züllichauer Kreis, die böhmiſchen Lehen Preußens in der Lauſitz und den Schwiebuſer Kreis.

Friedrich erkannte ſeine gefährliche Lage in ihrer vollen Größe. Aber er blieb unverzagt. „Eher wollte er umkommen, aber mit Ehren, als ein ſchmachvolles Leben führen.“ Er arbeitete Tag und Nacht mit der äußerſten Anſtrengung und bereitete Alles vor zu der hartnäckigſten Vertheidigung.

Die Oeſterreicher, ohngefähr 80,000, mit 30,000 Sachſen verbunden, brachen im Mai 1745 von verſchiedenen Seiten in Schleſien ein. Friedrich erwartete ſie. Er ließ das Gerücht verbreiten, er ſei verzagt und ziehe ſich daher zurück. Die Oeſterreicher glaubten es und wurden dadurch ſicher. Plötzlich ſtand ihnen Friedrich (4. Juni) zwiſchen Hohenfriedberg und Striegau gegenüber und griff ſie an. Er gewann einen vollſtändigen Sieg. 9000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld, 7000 Gefangene wurden gemacht, 66 Geſchütze erbeutet.

Zugleich waren auch die Franzoſen glücklich geweſen. Am 11. Mai 1745 gewann ihr Feldherr, der Marſchall Moritz von Sachſen, bei Fontenai einen Sieg gegen die Engländer und machte in Belgien immer größere Fortſchritte. Der Einfall des Prätendenten Eduard Stuart in England ſetzte den König Georg II. in weitere Verlegenheiten und machte ihn geneigt zum Frieden. Er knüpfte alſo mit Friedrich II. Unterhandlungen an, welche dieſer nicht zurückwies. Schon am 28. Auguſt 1745 kam es zwiſchen beiden Mächten zum geheimen Vertrag von Hannover, in welchem ſich Georg Preußen gegenüber zur Gewährleiſtung Schleſiens erbot und auf den Grund des breslauer Abkommens einen Frieden mit Oeſterreich auszuwirken verſprach.

Aber Maria Thereſia war nicht zu bereden, darauf einzugehen. Zu derſelben Zeit geſtalteten ſich auch die Dinge im Reiche immer freundlicher für ſie. Es gelang ihr, die Kurfürſten für ihren Gemahl zu gewinnen. Frankreich hatte längſt allen Einfluß verloren: ein anderer Bewerber war auch nicht vorhanden. So wurde Franz Stephan am 13. September 1745 zum Kaiſer erwählt. Nur zwei Kurfürſten, Brandenburg und Kurpfalz, waren dagegen und legten eine Verwahrung ein.

Friedrich glaubte nun wieder mit mehr Kraft im Felde auftreten zu müſſen. Er erklärte den Krieg an Sachſen und ſchickte ein Heer gegen daſſelbe. Er ſelbſt, der von Schleſien aus nach Böhmen eingedrungen war, befand ſich im Augenblicke in der Nähe von Staudenz in einer ſehr gefährlichen Stellung. Er hatte nur 19,000 Mann, während die Feinde ihr Heer auf 35,000 vermehrt hatten. Die letzteren hatten ihn eingeſchloſſen und hätten ihn bei größerer Raſchheit und Kühnheit vernichten können. Aber Friedrich, nachdem er die Gefahr eingeſehen, kam ihr zuvor. Er griff die Feinde am 30. September 1745 bei Sohr an, und erfocht wieder einen glänzenden Sieg. Da er aber doch zu ſchwach war, ſo zog er ſich nach Schleſien zurück.

Jetzt beabſichtigten die Oeſterreicher mit den Sachſen zuſammen, einen Winterfeldzug gegen Schleſien zu unternehmen, und zwar von der Lauſitz aus. Zu dieſem Ende zogen die Oeſterreicher im November 1745 nach Sachſen. Aber Friedrich, der ſein Augenmerk auf Alles gerichtet hatte, merkte die Abſicht, erfuhr ſie ſpäter auch noch durch Zufall aus ganz ſicherer Quelle, war raſch entſchloſſen, brach plötzlich in Sachſen ein, warf ſich zwiſchen die Oeſterreicher und Sachſen, ehe ſie ſich vereinigt hatten, ſchlug eine Abtheilung der letztern und drängte die erſteren gegen die Grenze hin (November). Die Unterhandlungen, die er nun mit dem Kurfürſten von Sachſen anknüpfte, führten vorderhand zu nichts. Da erfocht Friedrichs Feldmarſchall, der alte Leopold von Deſſau, bei Keſſelsdorf (15. December 1745) einen neuen Sieg über die Sachſen. Darauf fiel Dresden in die Hände des Königs, der ſich aber dabei ſehr artig benahm, wie überhaupt die Sachſen in dem Betragen der feindlichen Preußen einen ſehr bedeutenden Abſtand von den Rohheiten der befreundeten Oeſterreicher bemerkten. Die letzteren betrachteten die Sachſen als Ketzer und glaubten ſie daher ſchon darum übel behandeln zu dürfen.

Jetzt war der Kurfürſt von Sachſen entſchloſſen, den Frieden anzunehmen. Er beſchwor Maria Thereſia dies ebenfalls zu thun. England hatte ſchon lange das Gleiche gewollt, und drängte jetzt immer mehr. Die Lage Maria Thereſias war auch nichts weniger als gänzend. Der Schatz war erſchöpft: man mußte ſuchen, ſich wenigſtens von Einem Feinde zu befreien. Sie willigte endlich ein. So kam am 25. December 1745 unter engliſcher Vermittlung zwiſchen ihr und Sachſen einerſeits, andererſeits Friedrich II. der Friede von Dresden zu Stande. Dieſem gemäß behielt Friedrich Schleſien und Glatz auf den Grund des breslauer Friedens, dagegen erkennt der König von Preußen den Gemahl Maria Thereſias als Kaiſer an, gibt dem Kurfürſten von Sachſen ſein Land zurück und empfängt von ihm eine Million Thaler, zugleich ſeine Verzichtleiſtung auf Schleſien.

Kurpfalz, das bisher feindſelig war, aber ſeine Länder verloren hatte, nahm 3. Januar den dresdener Frieden an, erkannte Franz Stephan als Kaiſer und wurde in ſeine Länder wieder eingeſetzt.

In Deutſchland war alſo der Friede hergeſtellt. Noch aber dauerte der Krieg mit Frankreich und Spanien fort. Der letztere wurde in Italien geführt, der erſtere in den Niederlanden. Aber hier wurden die Franzoſen von einem ausgezeichneten Feldherrn angeführt, dem Marſchall Moritz von Sachſen, der in den Jahren 1746 und 1747 Siege über Siege erfocht. Er drang ſogar auch in die vereinigten Niederlande ein, um dieſe endlich von England und Oeſterreich abzuziehen, was aber mißlang. Da nun die Franzoſen gegen die Engländer zur See im Nachtheil waren und zuletzt auch Rußland dem Bunde Oeſterreichs und Englands beitrat, ſogar ein Heer von 37,000 Mann zur Hülfe ſchickte, ſo neigte ſich Frankreich zum Frieden, dem weder England noch Holland abgünſtig waren. Nur Maria Thereſia wollte Anfangs nicht daran. Endlich wurde auch ſie umgeſtimmt. So kam es 18. October 1748 zum Frieden von Aachen. Im Weſentlichen wurde Alles auf den früheren Stand der Dinge hergeſtellt. Für Deutſchland wurden keine Veränderungen beliebt. Der Kaiſer wurde von allen Staaten anerkannt, ebenſo die pragmatiſche Sanction, aber auch Schleſien für Friedrich II. gewährleiſtet. Nur in Italien erfolgte eine Veränderung: Parma, Piacenza, Guaſtalla wurden an den ſpaniſchen Prinzen Don Philipp abgetreten: dieſe Herrſchaften ſollten aber an Oeſterreich zurückfallen, wenn ſeine männliche Nachkommenſchaft ausſtirbt oder wenn der Prinz den ſiciliſchen oder ſpaniſchen Thron beſteigt. An Sardinien waren ſchon im Jahre 1743 die Landſchaften Vigevanaſo, ein Theil von Paveſe und die Grafſchaft Anghiera abgetreten worden. Dies wurde von Neuem beſtätigt.

4. Die Zeiten vom Dresdener Frieden bis zum Beginn des ſiebenjährigen Krieges.

Friedrich II. hatte ſich in den beiden ſchleſiſchen Kriegen den glänzendſten Feldherrnruhm erworben. Aber er ließ ſich dadurch nicht blenden und in eine falſche Bahn leiten. Nicht eigentlich Eroberer wollte er ſein. War er es in dem ſchleſiſchen Kriege, ſo hatte er dabei keine andere Abſicht, als dem anſpruchsvollen preußiſchen Königstitel eine entſprechende ſtoffliche Unterlage zu verſchaffen, dadurch ſich eine gewiſſe Unabhängigkeit unter den europäiſchen Mächten zu ſichern und vor Allem ſich ein Mittel zu erwerben, um ſeine großen Reformplane auszuführen. Denn auf dieſe warf er ſich jetzt mit aller Kraft: nur im Frieden, ſagte er, könne er noch größer werden, als er ſchon ſei. Die Thätigkeit, welche er hier entwickelte, verſchaffte ihm eigentlich erſt ſeine große hiſtoriſche Bedeutung: mit ihr beginnt für die innere Entwickelung Deutſchlands eine neue Epoche.

Er folgte ganz den Grundſätzen, die er ſchon als Kronprinz und bei ſeinem Regierungsantritte ausgeſprochen hatte: der Fürſt ſolle ſich als den erſten Diener ſeiner Unterthanen betrachten und an nichts weiter denken, als an die Wohlfahrt derſelben. Dieſe hatte er daher beſtändig im Auge. Er hielt die ſchärfſte Aufſicht auf die Beamten, die ſich durchaus keine Willkürlichkeiten mehr erlauben durften: wurden ihm dergleichen hinterbracht, ſo wurden die Betreffenden auf das Strengſte beſtraft.

Die Willkür war aber nicht auszumerzen, ſo lange noch die alte Gerichtsverwaltung beſtand. Dieſe litt an den heilloſeſten Gebrechen: Trägheit, Saumſeligkeit, Unwiſſenheit, Beſtechlichkeit, Ungerechtigkeit waren bei den preußiſchen Gerichten an der Tagesordnung. Dazu kam, daß ein großer Theil der Rechtsſachen den Verwaltungsbehörden überlaſſen wurde: ja, daß ſich nicht ſelten die Kriegsbehörden in die Rechtspflege miſchten, wodurch derſelben natürlich erſt recht das Gepräge der Willkür aufgedrückt wurde. Friedrich dachte alſo vor Allem an eine Geſetzesreform. Dieſe ließ er durch ſeinen

Juſtizminiſter Cocceji ſeit dem Jahre 1746 ins Leben rufen. Er begann damit in Pommern, die andern Landſchaften folgten. Durch dieſe Reform wurde eine ſtrenge Sonderung der Rechtsſachen von der Verwaltung bewirkt und eine eben ſo ſchnelle wie gerechte Erledigung der Prozeſſe. Damit in Verbindung ſtand die Bildung eines eigentlichen Rechtsgelehrtenſtandes. Niemand wurde hinfort angeſtellt, der ſich nicht eine wiſſenſchaftliche Bildung erworben hatte. Zeugniſſe vom Univerſitätsbeſuch, wie eine vorhergegangene Prüfung waren unerläßlich. Die jungen Rechtsgelehrten traten zuerſt in den Stand der Referendarien und Auscultatoren, welche Einrichtung um dieſelbe Zeit gegründet wurde. Da Friedrich II. auf die ſtrengſte gewiſſenhafteſte Gerechtigkeitspflege ſah, und immer darauf drang, daß die Richter ſich nur an das Geſetz halten ſollten, ſo bildete ſich in dem preußiſchen Juriſtenſtande jene Unabhängigkeit der Geſinnung aus und jenes ſtrenge Rechtsgefühl, durch welche Eigenſchaften er ſich ſo vortheilhaft von andern unterſchied, und welche ſich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, trotz aller Entſittlichungsverſuche. In dem Volke aber wurde durch dieſe Einrichtungen das Bewußtſein des Rechtsſchutzes hervorgerufen: Perſonen und Eigenthum waren jetzt nicht mehr der Willkür preisgegeben: man fühlte ſich ſicher unter der Regierung Friedrichs II.

Ein fernerer Gegenſtand der Aufmerkſamkeit Friedrichs war der Staatshaushalt. Hier war nun im Ganzen weniger zu thun, da ſchon ſein Vater, wie wir geſehen, ein muſterhafter Staatswirth geweſen. Er durfte nur auf dem eingeſchlagenen Wege fortfahren. In der That war Friedrich nicht minder ſparſam wie ſein Vorgänger. Durch den Beſitz Schleſiens wurden aber ſeine Einkünfte beträchtlich erhöht, zumal er hier ſogleich eine Steuerreform vornehmen ließ, wornach auch die reicheren, bisher bevorrechteten Stände zu den Abgaben zugezogen wurden, in Folge welcher Einrichtung er in Kurzem mehr als dreimal ſo viel aus Schleſien zog, als die öſterreichiſche Regierung. Die alten Provinzen trugen über ſieben Millionen Thaler ein, Schleſien vierthalb. Im Jahre 1752 beliefen ſich die geſammten Einkünfte auf 12 Millionen. Friedrich verbrauchte ſie bei Weitem nicht alle: wie ſein Vater, lebte er einfach. Für ſeine Perſon nahm er ſich nicht mehr als 190,000 Thaler: ſeine Mutter erhielt 50,000, von ſeinen Brüdern jeder 12,000. Da blieb ihm nun genug übrig, um in den Schatz zurückzulegen: im Jahre 1752 befanden ſich in demſelben 7 Millionen.

Zugleich entwickelte der König eine unglaubliche Thätigkeit, um die Zeugungskraft des Landes nach allen Richtungen hin zu heben. Er durchreiste die verſchiedenen Provinzen ſeines Landes, um ſich in eigener Perſon von ihrem Zuſtande und von dem, was noch zu thun ſei, zu überzeugen. Er ſorgte für das Kleinſte wie für das Größte, und nichts entging ſeinem Gedächtniſſe, wenn es auch noch ſo unſcheinbar ſein mochte. Er rief eine Menge von Fabriken und Manufacturen ins Leben, zog zu dieſem Ende, weil ihm die eigenen Unterthanen nicht thätig genug zu ſein ſchienen, eine Menge fremder Handwerker und Anbauer in das Land, machte Wüſten urbar, gründete mehrere hundert neuer Dörfer, gab den verſchiedenen Zweigen der Landwirthſchaft einen neuen Schwung, wie er denn z. B. die Seidenzucht ins Leben rief. Es war ihm bei all dieſem darum zu thun, daß das Land ſelbſt die nothwendigſten Bedürfniſſe erzeugte, um nicht nöthig zu haben, das Geld dafür in das Ausland zu ſchicken.

Aber bei alledem vergaß er auch das Heer nicht. Er wußte ſehr gut, daß ſeine Stellung immer noch nicht ganz ſicher ſei. Er ſtand nur feſt, wenn er ſich auf ein zahlreiches und geübtes Heer verlaſſen konnte. Dieſem wurde daher die größte Sorgfalt gewidmet. Um 1755 beſtand es aus 152,000 Mann, darunter 32,500 Mann Reiterei. Dieſe letztere, unter ſeinem Vater vernachläſſigt, war eigentlich als eine Schöpfung Friedrichs II. zu betrachten.

Und alle dieſe neuen Gründungen und Verbeſſerungen waren lediglich aus dem Geiſte Friedrichs II. ſelbſt hervorgegangen. Er war, wie geſagt, ſein erſter, ja ſein einziger Miniſter. Denn diejenigen Männer, welche unter dieſem Namen an der Spitze der einzelnen Verwaltungszweige ſtanden, hatten auf ſeine Entſchließungen durchaus keinen Einfluß, ſondern waren blos als die Ausführer ſeiner Ideen zu betrachten. Bei dieſer ungemeinen Regierungsthätigkeit gewann er aber immer noch Zeit,, um ſeinen früheren Liebhabereien, der Beſchäftigung mit Philoſophie, Literatur und den ſchönen Künſten nachzuhängen. Er erneuerte die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, die unter ſeinem Vater ſich faſt ganz aufgelöst hatte, und rief den berühmten Mathematiker Maupertuis, der ihm von Voltaire empfohlen worden war, als Präſidenten derſelben. Ebenſo kamen noch andere bekannte franzöſiſche Schriftſteller an ſeinen Hof, wie La Mettrie, der Marquis d'Argens, der Italiener Algarotti, endlich der berühmteſte unter allen, Voltaire, der ſich vom Jahre 1743 bis 1752 am Hofe Friedrichs aufhielt. Im Umgange mit dieſen Männern verlebte der König die Zeit, die ihm von den Regierungsgeſchäften übrig blieb: meiſt in Sansſouci, einem ſchönen Schloſſe in der Nähe von Potsdam, das er ſich eigens nach ſeinem Geſchmacke erbauen ließ. Durch dieſe Männer ließ er ſich anregen: aber er ſelber war nicht minder ſchöpferiſch. Es ſind uns von ihm eine Menge Gedichte erhalten, des verſchiedenſten Inhalts, der jedesmalige Ausdruck ſeiner Stimmung, ſeiner Lebensanſchauungen. Aber auch in der proſaiſchen Literatur verſuchte er ſich, wie früher. Hier ſind denn vor Allem ſeine „Denkwürdigkeiten des brandenburgiſchen Staats" und die „Geſchichte ſeiner Zeit" von Bedeutung, welche unter den damaligen Geſchichtswerken den erſten Rang mit einnehmen.

Alle ſeine Werke ſind in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, wie denn ſeine ganze Bildung, wie wir früher ſchon bemerkt, eine franzöſiſche war; auch die Veröffentlichungen der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin erſchienen franzöſiſch. Friedrich konnte der deutſchen Literatur, die zur Zeit ſeiner Jugendbildung allerdings mit der franzöſiſchen ſich nicht meſſen durfte, keinen Geſchmack abgewinnen: dieſe Abneigung blieb ihm auch in den ſpäteren Jahren. Daraus erklärt ſich nun aber, daß ſeine Fürſorge ſich gerade dieſem Zweige der nationalen Entwicklung nicht zugewendet hat. Friedrich that nichts von Bedeutung für die Hebung ſeiner Hochſchulen, auch nichts für die Landſchulen. Faſt hat es den Anſchein, als ob er es nicht der Mühe werth gehalten, die Unterthanen geiſtig weiter zu bilden, und als ob er die geiſtige Freiheit und Unbefangenheit, die er ſelbſt in ſo hohem Grade beſaß, als eben nur für ſich und für Naturen gleicher Begabung vorhanden betrachtet hätte.

Dies erklärt denn auch die Stellung, die er zu den verſchiedenen religiöſen Bekenntniſſen einnahm. Er für ſich ſelbſt war ein Anhänger der Lehren, welche die franzöſiſchen Schriftſteller, vor Allen Voltaire, predigten. Er war Deiſt und ein Gegner des Offenbarungsglaubens: ja, er verachtete die verſchiedenen poſitiven

Religionen. Aber es fiel ihm nicht ein, etwa Anhänger für dieſe ſeine Anſichten werben zu wollen, und ſeine Macht als König dazu zu benützen, gewaltſam die beſtehenden Religionsmeinungen zu unterdrücken. Das Einzige, worauf er ſich beſchränkte, war die Toleranz. Er wollte, daß alle religiöſe Meinungen in ſeinen Ländern geduldet werden, und trat daher den rechtgläubigen Prieſtern, welche dieſen Grundſatz thatſächlich verläugneten, ſchroff und ſtreng gegenüber: aber er ließ Jedem ſeine Religion, den Lutheranern und Reformirten ebenſo, wie den Herrnhutern und Schwenkfeldianern und nicht minder den Katholiken. Nur verlangte er, daß keine dieſer Religionen mit dem Staatsvortheil irgendwie in Widerſpruch komme. —

So waltete Friedrich II. während der Friedensjahre. Aber bald ſollte ſich ein neues Ungewitter über ihn zuſammenziehen.

Friedrich hatte durch ſein Verhalten in dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege, durch die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher er nicht nur ſeine Gegner, ſondern auch ſeine Verbündeten behandelte, alle Mächte gegen ſich aufgebracht. Und dieſe feindſelige Stimmung vermehrte er noch durch die ſarkaſtiſchen Bemerkungen über die Lenker der Staaten ſeiner Zeit, über die Fürſten und ihre Miniſter, die er ſich faſt bei jeder Gelegenheit erlaubte und die den Betreffenden wieder zu Ohren kamen. So ſchonte er insbeſondere weder die Kaiſerin von Rußland, Eliſabeth, die er wegen ihres unzüchtigen Lebenswandels geißelte, noch auch den franzöſiſchen Hof, wo ſich Ludwig XV. von ſeiner Maitreſſe, der Marquiſe von Pompadour, beherrſchen ließ: Friedrich verbot ausdrücklich ſeinem Geſandten, ihr ſeine Aufwartung zu machen, was doch von den Geſandten aller anderen Mächte geſchah. Aber begreiflich Niemand war aufgebrachter wider Friedrich II. als Maria Thereſia, die am Meiſten durch ihn verloren. Sie dachte unabläſſig daran, wie ſie ſich wieder in den Beſitz Schleſiens ſetzen und die aufſtrebende Größe Preußens dämpfen könne. Und das Oeſterreich, welches nun noch einmal ſich mit Friedrich II. meſſen wollte, war inzwiſchen ein ganz anderes geworden, als es ſich in den zwei ſchleſiſchen Kriegen dargeſtellt.

Maria Thereſia hatte zwar ſchon beim Beginn des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs ihren Gemahl, den Kaiſer Franz I., dem ſie ſeit dem Jahre 1736 angetraut war, zum Mitregenten angenommen. Dies geſchah jedoch nur zum Schein: er hatte mit der Regierung der öſterreichiſchen Lande gar nichts zu thun. Dieſe behielt ſich vielmehr Maria Thereſia allein vor. Sie war im Jahr 1717 geboren, alſo nur um fünf Jahre jünger, als Friedrich II. Sie war ihm aber eine ebenbürtige Nebenbuhlerin. Von geſundem Sinn, großen Fähigkeiten, entſchiedener Willenskraft, dabei wohlwollend, gutherzig und edel, hatte ſie eine Erziehung genoſſen, wie ſie den Neigungen und Anſichten ihres Vaters gemäß war, welcher dem ſteifen Ceremoniel des Jahrhunderts eine übermäßige Wichtigkeit beilegte, und vor Allem eine ſtrenge katholiſche Rechtgläubigkeit ſeiner Tochter einflößen laſſen zu müſſen glaubte. Von dieſer letzteren hat ſie ſich auch niemals losmachen können. In allen anderen Beziehungen hat ſie ſich, theils unter den Einwirkungen der bitteren Erfahrungen, die ſie in den erſten Jahren ihrer Regierung gemacht, theils aus eigener Geiſteskraft von dem Schlendrian des bisherigen öſterreichiſchen Staatsweſens losgeriſſen und ebenſo wie Friedrich II. danach geſtrebt, ihr Reich umzugeſtalten, ihm einen neuen Geiſt einzuhauchen. Sie war nicht im Geringſten blind gegen die mannichfachen Gebrechen der öſterreichiſchen Verwaltung: nachdem ſie aber dieſelben erkannt, ſo wandte ſie auch den regſten Eifer an, ihnen abzuhelfen. Sie rief eine Menge neuer Schöpfungen ins Leben, die für Oeſterreich ebenſo eine neue Aera begründeten, wie Friedrichs II. Regierung für Preußen. Und ſie dachte groß genug, dabei die Grundſätze ihres Gegners ſelbſt ſich zu eigen zu machen.

Vor Allem dachte ſie daran, ſich ein neues Miniſterium zu bilden, welches fähig ſei, in ihre Gedanken einzugehen und ſie durchzuführen. An die Spitze der Geſchäfte ſtellte ſie den Grafen Wenzel Anton von Kaunitz-Rittberg, geboren im Jahre 1711. Dieſer Mann hatte ſich in ſeiner Jugend eine allgemeine wiſſenſchaftliche und ſtaatliche Bildung angeeignet, hatte an verſchiedenen Hochſchulen ſtudiert, die Welt geſehen und beſonders die franzöſiſche Bildung in ſich aufgenommen. Schon im Anfang der vierziger Jahre wurde er als Geſandter nach Italien geſchickt, wo er die dortigen Verhältniſſe auf das Genaueſte kennen lernte und ſeine Aufgabe mit großem Erfolge löſte. Später hielt er ſich als Geſandter in den Niederlanden und London auf: auch die hier gemachten Erfahrungen gingen nicht verloren. 1748 wohnte er als öſterreichiſcher Geſandter dem aachener Frieden bei. Maria Thereſia, die längſt in ihm das erkannt hatte, was ſie brauchte, ernannte ihn nun zum Miniſter des Auswärtigen, ſpäter zum geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler, d. h. zu ihrem erſten Miniſter. Und ſie täuſchte ſich in ihm nicht. Kaunitz war äußerſt fein und ſchlau, daher zum Diplomaten geboren, doch war er dies nicht auf Koſten der Redlichkeit. Auch freiſinnig war er, ohne Vorurtheil, der nur auf das Verdienſt ſah, nicht auf Geburt, von durchdringendem Verſtande, großen Kenntniſſen, tüchtiger Arbeitskraft, dabei uneigennützig, dem es nur darum zu thun war, Oeſterreich in eine neue ehrenvolle Laufbahn einzuführen. Eines ſolchen Mannes bedurfte Maria Thereſia für ihre Reformen.

Den Anfang machte auch ſie, wie Friedrich II., mit einer Verbeſſerung der Gerechtigkeitspflege. Sie verordnete eine ſtrenge Sonderung der Rechtsſachen von den öffentlichen und Polizeiangelegenheiten (1749). Sie rief dann (1748—1752) eine neue Organiſation der Kreisämter ins Leben. Zweck und nächſte Folge dieſer Einrichtung ſollte die Befreiung des Landmannes vom Grundherrn ſein und deſſen naturgemäße Einreihung in den einheitlichen Staatsorganismus.

Sodann wandte ſie ſich zu einer Verbeſſerung der Finanzen. Es wurde eine beſſere, nämlich gleichmäßigere Beſteuerung eingeführt: die verſchiedenen Quellen des Nationalwohlſtandes gehoben und mehr ausgebeutet: der Gewerbfleiß, der Handel befördert, das Münzweſen verbeſſert. Bald ſah man die ſchönſten Ergebniſſe: die Staatseinnahmen ſtiegen außerordentlich im Verhältniß zu den Zeiten ihres Vaters: im Jahre 1757 beliefen ſie ſich bereits auf 57 Millionen Gulden.

Aber auch das Heer vergaß ſie nicht. Sie machte ſich die Erfahrung der ſchleſiſchen Kriege vollkommen zu Nutzen. Das Heer ſollte ganz neu eingerichtet werden, und zwar nach preußiſchem Muſter. Mit einer ungemeinen Rührigkeit wurde dieſe Umbildung ins Werk geſetzt. Beſonderes Verdienſt erwarb ſich dabei der Feldmarſchall von Daun, den man als den Schöpfer der öſterreichiſchen Kriegsmacht betrachten kann. Um tüchtige Offiziere zu erhalten, wurden Militärſchulen errichtet: ſo eine Ingenieurſchule zu Wien, eine Kadettenſchule in Wieneriſch-Neuſtadt. Für die Reiterei wurden Geſtüte angelegt: die Feſtungen allenhalben ausgebeſſert, die Vertheidigung der Grenzen zweckmäßiger eingerichtet, und überhaupt nichts verſäumt, um Oeſterreich in kriegeriſcher Beziehung auf einen achtunggebietenden Fuß zu ſetzen.

Maria Thereſia wandte aber auch der Pflege der Wiſſenſchaften ihre Aufmerkſamkeit zu. Sie rief Gerhard van Swieten, geboren 1700 zu Leiden, praktiſcher Arzt daſelbſt und Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaft, der ſich als Schriftſteller einen außerordentlichen Ruf erworben hatte, im Jahre 1745 nach Wien, ernannte ihn zu ihrem Leibarzt und zugleich zum Vorſtand des geſammten Medicinal- und Erziehungsweſens. Als ſolcher hat er ſich um Oeſterreich ſehr große Verdienſte erworben. Denn er war freiſinnig und aufgeklärt, und wenn er auch keineswegs mit den Anſichten der franzöſiſchen Schriftſteller einverſtanden war, die er ſogar als Obercenſor verbot, ſo wurde doch immerhin unter ihm der Anfang zu einer freieren Entwicklung gelegt. Doch wurde allerdings auch unter ihm mehr für die höheren Unterrichtsanſtalten gethan, als für die Volksſchulen, die noch unbeachtet blieben. —

So regte ſich im Allgemeinen auch in Oeſterreich der Geiſt einer neuen Zeit. Maria Thereſia, geſtützt auf die fortſchreitende Entwicklung ihrer Länder, auf ein vortreffliches Heer und auf ihre nicht übel beſtellten Finanzen, konnte es nun wohl wagen, mit Friedrich II. einen neuen Gang zu verſuchen.

Doch ging ſie dabei ungemein vorſichtig zu Wege. Sie wollte wo möglich einen Bund der mächtigſten Staaten gegen Friedrich zu Stande bringen, um ihn ſofort erdrücken zu können. Dabei gedachte ſie nicht gerade angreifend zu Werke zu gehen: ſie wollte nicht ohne Weiteres den dresdener Frieden brechen, hoffte jedoch, daß wohl Friedrich II. ſelbſt Gelegenheit geben werde, um ſich als desſelben entbunden erklären zu können.

Schon im Jahr 1746 ſchloß ſie ein Bündniß mit der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, die, wie wir geſehen, beſonders aufgebracht auf Friedrich war. Dieſem Bündniſſe zufolge ſollte Maria Thereſia Schleſien wieder bekommen, falls Friedrich ſie angreife, oder auch Rußland oder auch Polen. — Auch nach dem aachener Frieden wurden dieſe freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Oeſterreich und

Rußland fortgeſetzt, und da die Mißſtimmung Eliſabeths gegen Friedrich II. ſich nicht minderte, ſo durfte Maria Thereſia wohl einer Unterſtützung von Seite Rußlands in einem Kriege gegen Preußen gewiß ſein.

Sodann verſuchte ſie den König Georg von England für ihre feindſeligen Abſichten gegen Friedrich zu gewinnen. Georg jedoch, obſchon er perſönlich mit Friedrich II. gar nicht gut ſtand, wollte gleichwohl nicht darauf eingehen, was denn zur Folge hatte, daß ſich Maria Thereſia von England abwandte, wenn auch nicht öffentlich, und bald darauf ſogar mit ihm in Streitigkeiten gerieth.

Jetzt kam ſie auf den Gedanken, Frankreich von Preußen ab und auf ihre Seite zu ziehen. Kaunitz wurde ſchon im Jahre 1750 als öſterreichiſcher Bevollmächtigter nach Frankreich geſchickt, um den Hof von Verſailles in dieſem Sinne zu bearbeiten. Es war dies keine kleine Aufgabe. Denn es galt, die ſeit dem Anfang des 16. Jahrhunderts, insbeſondere aber ſeit Heinrichs IV. und Richelieus Zeiten überlieferte Politik, die in fortwährender Bekämpfung des Hauſes Habsburg beſtand, umzuſtürzen, dieſe Politik als ein Vorurtheil hinzuſtellen und dagegen einen Bund mit Oeſterreich als den franzöſiſchen Intereſſen gemäß darzulegen. Aber Kaunitz war ganz der Mann dazu, eine ſolche Aufgabe zu löſen. Er erkannte ſehr bald, daß es eigentlich zwei Regierungen in Frankreich gab, eine Regierung der Miniſter und eine Regierung des Königs, auf welche deſſen Günſtlinge und beſonders die Frau von Pompadour den größten Einfluß übte. Dieſe letztere war die maßgebende Regierung. An ſie wandte ſich alſo Kaunitz. Er machte der Frau von Pompadour den Hof, gewann ſie und brachte ſie vollkommen gegen Friedrich auf, indem er nicht verſäumte, ihr all' die beleidigenden Aeußerungen zu hinterbringen, die der König von Preußen über ſie gethan haben ſollte. Zuletzt beſtimmte er die Kaiſerin, ein höchſt freundliches Handbillet an die Pompadour zu ſchicken, was dieſe denn vollends auf die öſterreichiſche Seite brachte. War aber die Pompadour gewonnen, ſo konnte man wohl auch der Zuſtimmung Ludwigs XV. gewiß ſein. Freilich die Miniſter, welche Kaunitz faſt ganz außer Acht gelaſſen hatte, hingen noch an der herkömmlichen Staatskunſt feſt: indeſſen dieſe mußten ſich zuletzt doch dem Willen des Königs fügen. So ſtanden die Sachen, als Kaunitz Frankreich verließ (1753) und Stahremberg ſeinen Poſten einnahm.

Bald darauf kam es zwiſchen Frankreich und England wegen ihrer beiderſeitigen Beſitzungen in Nordamerika zu Händeln (1754), welche ſchon das Jahr darauf, allerdings vorerſt nur in Amerika, zu völligem Kriege umſchlugen. England fürchtete, von Frankreich in Hannover angegriffen zu werden, und wandte ſich deßhalb an Oeſterreich. Dieſes ſollte ſich zu der Vertheidigung Hannovers verpflichten, wenn es etwa von Frankreich angegriffen würde. Oeſterreich, welches ſich mit Frankreich in ſo freundſchaftliche Verhältniſſe eingelaſſen hatte, war dieſe Zumuthung unangenehm: gleichwohl mochte dieſelbe nicht ſo ohne Weiteres zurückweiſen. Aber zugleich wollte es die Verhältniſſe benützen, um ſeinen Planen gegen Friedrich II. näher zu kommen. Kaunitz erklärte alſo, unmöglich könne Oeſterreich die Vertheidigung Hannovers übernehmen, ſo lange es nicht gegen Friedrich II. ſicher geſtellt ſei. England ſollte alſo mit Rußland einen Subſidienvertrag ſchließen, demzufolge letzteres eine Armee von 60,000 Mann aufſtelle, um Friedrich von kriegeriſchem Vorgehen abzuhalten. England war damit einverſtanden. Ein derartiger Vertrag wurde 1755 wirklich mit Rußland abgeſchloſſen. Aber nachdem dies geſchehen war, ſo weigerte ſich Kaunitz gleichwohl, in die Forderung Englands bezüglich der Vertheidigung Hannovers einzugehen: er verlangte vielmehr einen Angriff auf Preußen ſelbſt. Durch dieſe Macht ſei das alte Staatenſyſtem umgeſtoßen worden: dies müſſe wieder hergeſtellt werden. Darauf wollte nun aber England auf keine Weiſe eingehen, und als das öſterreichiſche Cabinet nicht umgeſtimmt werden konnte, ſo entſchloß ſich endlich der König Georg, ſich an Friedrich II. ſelbſt zu wenden, und dieſen zu einem Bündniſſe zu vermögen.

Friedrich, dem das gegen ihn gerichtete diplomatiſche Getriebe größtentheils nicht unbekannt war, ging nach einigem Bedenken auf das angetragene engliſche Bündniß ein. Am 16. Januar 1756 wurde es abgeſchloſſen. Beide Theile erneuerten ihre früheren Bündniſſe und Gewährleiſtungsverträge, und verpflichteten ſich zu gegenſeitigem Schutz ihrer Beſitzungen.

Dieſes Bündniß gab nun den Dingen plötzlich eine ganz andere Wendung. Oeſterreich, welches ſeit 1754 ſich alle Mühe gegeben hatte, Frankreich zu einem Angriffskriege auf Preußen zu beſtimmen, ohne daß dies jedoch vorderhand gelungen wäre, weil immer noch zwei Parteien am franzöſiſchen Hofe ſich die Waage hielten, benutzte nun dieſen preußiſch-engliſchen Vertrag vortrefflich zu ſeinem Zwecke. Ludwig XV. wurde ſehr aufgebracht wider Friedrich II., den er des Abfalls beſchuldigte, und als verſchiedene Verſuche, die noch immer vom franzöſiſchen Miniſterium gemacht wurden, Preußen von England weg und zu ſich herüberzuziehen, mißlangen, ſo gab er endlich den Bitten Oeſterreichs nach, freilich nicht ganz ſo weit, wie Kaunitz gewünſcht hätte. Am 1. Mai 1756 wurde zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ein Vertrag abgeſchloſſen, folgenden Inhalts. In dem Kriege zwiſchen Frankreich und England wollte Oeſterreich keine Partei nehmen, dagegen verſprach Frankreich die öſterreichiſchen Staaten nicht anzugreifen. Außerdem aber ſicherten ſich beide Mächte im Falle eines Angriffs 24,000 Mann Hülfstruppen zu. In geheimen Artikeln wurde die Vertheidigung der beiderſeitigen Staaten auch auf den Fall ausgedehnt, daß irgend eine Macht als Bundesgenoſſin Englands ſie angriff. Demnach hatte ſich alſo Frankreich immer noch nicht zu einem förmlichen Angriff auf Friedrich II. herbeigelaſſen, Kaunitz hegte aber die Hoffnung, daß er dieſes Ziel doch noch erreichen werde: es wurden in dieſem Sinne von ihm die Unterhandlungen eifrig fortgeſetzt und mehrere Vorſchläge dem franzöſiſchen Hofe unterbreitet.

Noch glücklicher war die öſterreichiſche Staatskunſt bei Rußland. Auch Eliſabeth war ſehr ärgerlich über das öſterreichiſch-preußiſche Bündniß: ja ſie ging ſehr lebhaft auf den Gedanken eines Angriffsbündniſſes gegen Friedrich II. und zu deſſen Schwächung ein. Es wurde bereits wieder verabredet, wie in dem zweiten ſchleſiſchen Kriege, was man Preußen nehmen, und wie man es vertheilen wolle. Schleſien und Glatz bekommt Oeſterreich, das Königreich Preußen Polen, Kurland und Semgallen Rußland, Magdeburg Sachſen, Pommern Schweden. Doch ſollte der Angriff auf das folgende Jahr (1757) verſchoben werden. Inzwiſchen begannen bereits die Rüſtungen in Oeſterreich und Rußland.

Friedrich II. waren natürlich die letzteren nicht entgangen, aber er hatte ſich außerdem noch in den Beſitz von Schriftſtücken geſetzt, die ihm keinen Zweifel ließen über das gegen ihn Beabſichtigte. Er hatte, wie die andern auch, an den verſchiedenen Höfen ſeine Spione, die um Geld von untergeordneten Beamten die Geheimniſſe ihrer Regierungen herauszubringen wußten. So wurden ihm namentlich ſchon ſeit mehreren Jahren durch einen beſtochenen Kanzelliſten Abſchriften von dem diplomatiſchen Briefwechſel des dresdener Cabinets mitgetheilt. Dieſer Hof war zwar augenblicklich nicht in das Bündniß Oeſterreichs und Rußlands aufgenommen, aber er wußte doch ſo ziemlich von Allem, außerdem war er ein unverſöhnlicher Feind Friedrichs, und der letztere glaubte, daß der dresdener Hof jeden Augenblick bereit ſei, ſich mit den Gegnern Friedrichs wider ihn zu verbinden. Auch von dem Geheimſchreiber des öſterreichiſchen Geſandten in Berlin erhielt er mehrere wichtige Aktenſtücke, und ſelbſt der ruſſiſche Thronfolger, der Großfürſt Peter, ein leidenſchaftlicher Verehrer Friedrichs, ſtand mit ihm ſeit dem Jahre 1755 in geheimem Briefwechſel. Friedrich war alſo ganz ſicher, daß er angegriffem würde. Da beſchloß er zuvorzukommen, und zwar noch im Jahre 1756, ehe die Feinde darauf gefaßt waren. Er theilte dieſen ſeinen Beſchluß dem engliſchen Geſandten mit. Dieſer ſuchte ihn zuerſt davon abzuhalten. Friedrich ließ ſich bereden, zuerſt bei Maria Thereſia anzufragen, was ihre Rüſtungen bedeuteten; da er aber darauf eine zweideutige Antwort erhielt, ſo war ſein Entſchluß gefaßt.

5. Die erſten Jahre des ſiebenjährigen Krieges.

Das Erſte war, daß er am 28. Auguſt 1756 in das Kurfürſtenthum Sachſen einrückte. Sachſen gehörte zwar nicht zu den gegen Preußen Verbündeten. Aber ſei es, daß Friedrich dies wirklich meinte, oder daß er einen Bund Sachſens mit Oeſterreich von vornherein unmöglich machen wollte: genug, er hielt es für unumgänglich nothwendig, ſich vor Allem dieſes Landes zu verſichern. Von da aus wollte er ſodann in Böhmen einbrechen. Der preußiſche

Miniſter des Auswärtigen kündigte an demſelben Tage, an welchem das Einrücken der Preußen in Sachſen ſtattfand, dem ſächſiſchen Geſandten in Berlin dieſes an: ſein Herr ſehe ſich durch das Betragen des wiener Hofes zu einer ſolchen Handlungsweiſe genöthigt: am Tage darauf erklärte daſſelbe der preußiſche Geſandte in Dresden dem Könige Auguſt.

Am dresdener Hofe herrſchte die größte Beſtürzung. Man war auf ſo etwas gar nicht vorbereitet. Das ſächſiſche Heer war nicht ſtärker als 18,000 Mann, befand ſich in dem ſchlechteſten Zuſtand und war größtentheils im Lande zerſtreut. Doch ſammelte es ſich nach und nach in einem feſten Lager zwiſchen Pirna und dem Königſtein. Der König Auguſt wäre gerne bereit geweſen, den Preußen den Durchmarſch durch ſein Land zu geſtatten. Aber bald ſtellte es ſich heraus, daß Friedrich nichts weniger beabſichtigte, als das ganze Land in Beſchlag zu nehmen und ſich während des Krieges ſeiner Hülfsmittel zu bedienen. Dieſes machte er in einem öffentlichen Erlaſſe bekannt, und zugleich bemächtigten ſich die preußiſchen Truppen aller feſten Plätze, auf welche ſie ſtießen. Jetzt legte der König Auguſt eine feierliche Verwahrung ein: natürlich umſonſt. Dann verſtand er ſich dazu, den Preußen mehrere feſte Plätze zu überlaſſen, ſein Heer auf ein Drittel zu vermindern und auch dieſes nicht beiſammen zu laſſen: Alles vergebens. Friedrich verlangte zuerſt ein Bündniß gegen Oeſterreich, und als dies der König ablehnte, Ueberlaſſung des ſächſiſchen Landes und Heeres auf die Dauer des Krieges. Dies wurde ebenfalls entſchieden verweigert, und nun behandelte Friedrich II. den König Auguſt als Feind. Er nahm das Land förmlich in Beſitz, ſtellte es unter ſeine Verwaltung, als ob es eine preußiſche Provinz wäre, und ſchickte ſich endlich zur Einſchließung des Lagers bei Pirna an. Das ſächſiſche Heer gerieth bald wegen Mangel an Lebensmitteln in die traurigſte Lage. Da aber Friedrich das Heer ſchonen wollte, weil er es mit dem ſeinigen zu vereinigen gedachte, ſo wandte er keine ernſtlichen Mittel an, um es zu erdrücken. So vergingen Wochen, und unterdeſſen gewannen die Oeſterreicher Zeit, ſich zu rüſten.

Unter dem Feldmarſchall Brown ſtanden 22,000 Mann in Böhmen und weitere 22,000 ſollten von Mähren aus nachrücken. Auf die dringenden Bitten des Königs Auguſt rückten die Oeſterreicher bis Lowoſitz vor, in der Abſicht, die Sachſen zu entſetzen. Friedrich aber ließ 40,000 Mann zur Einſchließung der Sachſen zurück, mit 24,000 zog er ſelbſt den Oeſterreichern entgegen. Am 1. October kam es zur Schlacht bei Lowoſitz, in welcher Friedrich den Oeſterreichern eine Niederlage beibrachte und ſie zum Rückzuge nöthigte. Er übergab nun dem Feldmarſchall Keith den Oberbefehl über das böhmiſche Heer und eilte nach Sachſen zurück, um endlich das Heer in Pirna zur Uebergabe zu nöthigen.

Ein ſpäterer Verſuch Browns, durch einen Seitenmarſch den Sachſen zu Hülfe zu kommen und ihren Rückzug nach Böhmen zu ermöglichen, mißlang. So ergab ſich denn am 15. October das ſächſiſche Heer, das noch 17,000 Mann ſtark war, mit 109 Kanonen an Friedrich. Es trat nun in ſeine Dienſte, mit Ausnahme ſeiner Offiziere, welche aber verſprechen mußten, nicht gegen Preußen zu dienen. Doch waren ihm dieſe ſächſiſchen Soldaten von keinem großen Nutzen: ſie dienten mit Widerwillen unter ihm, fochten ſchlecht gegen die Oeſterreicher, und ſuchten, wo es ihnen möglich war, auszureißen.

Friedrich hatte durch den unvermuthet langen Widerſtand der Sachſen eine koſtbare Zeit verloren. Er hatte zwar Sachſen gewonnen, aber ohne jenen Widerſtand hätte er bei den verhältnißmäßig geringen öſterreichiſchen Truppen in Böhmen dieſes Land überfallen können. So war dies nicht möglich. Er zog ſeine Truppen aus Böhmen zurück: Maria Thereſia gewann Zeit ſich immer umfaſſender zu rüſten und gegen Friedrich Feinde heraufzubeſchwören.

Der Ueberfall Friedrichs paßte vortrefflich in ihre Plane. Der Einfall in Sachſen war offenbar ein Bruch des Reichsfriedens. Der König von Preußen hatte ſich ſchwer gegen die Geſetze des Reichs verſündigt und demnach dasſelbe ſich zum Feinde gemacht. Nach den Reichsgeſetzen fragte damals freilich kein Fürſt mehr, außer wenn ſie zu ſeinem Intereſſe paßten, und man wußte, daß namentlich von den größeren Reichsfürſten keiner ſich um dieſelben kümmerte. Aber diesmal war es doch anders. Der Gemahl Maria Thereſias war zugleich Kaiſer, und natürlich wandte er Alles an, um die Unbill, die ſeiner Gattin angethan worden, zu rächen. Schon im September 1756 forderte er Friedrich auf, ſeine Truppen aus Sachſen abzuführen und von weiteren Empörungen abzuſtehen, ſowie er auch die brandenburgiſchen Truppen vom Eide der Treue gegen ihren Fürſten entband. Sodann brachte er die Sache vor den Reichstag und bewirkte hier (10. Januar 1757) den Beſchluß eines Reichsexecutionskriegs und die Aufſtellung eines dreifachen Reichscontingents gegen Friedrich II., bis der Kurfürſt von Sachſen wieder in den Beſitz ſeines Landes geſetzt und entſchädigt ſei. Dieſem Beſchluß traten freilich nicht alle Mitglieder bei. Dagegen ſtimmten beſonders Hannover, die ſächſiſchen Herzogthümer, Baireuth, Braunſchweig, Naſſau, Baden, Heſſen-Kaſſel und Schaumburg-Lippe, aber die Mehrzahl (60 von 99) war dafür. Demnach hatte Friedrich in der That das Reich gegen ſich.

Natürlich ließ er es nicht dabei bewenden: er vertheidigte ſich in Denkſchriften, ſo gut er konnte, und ließ es dabei an Derbheiten nicht fehlen, im Weſentlichen wurde aber doch nichts verändert, und im Auguſt 1757 wurde er ſogar vom Kaiſer noch mit der Acht bedroht, nicht minder die Anhänger desſelben, d. h. diejenigen Fürſten, welche wider die Reichsexecution geſtimmt hatten.

Das Reich als ſolches wäre freilich kein gefährlicher Gegner geweſen, um ſo weniger, als nicht alle Stände den Beſchlüſſen gegen ihn beitraten. Aber ſchon hatte Maria Thereſia auch mit Rußland einen Vertrag gegen Preußen abgeſchloſſen (22. Januar 1757). Der Inhalt iſt unbekannt: aber höchſt wahrſcheinlich wurde in demſelben für Rußland der Beſitz Oſtpreußens in Ausſicht geſtellt.

Auch Frankreich wurde endlich zu einem entſchiedenen Angriffe auf Friedrich vermocht. Am 1. Mai 1757 wurde zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ein Bündniß gegen Preußen geſchloſſen. Frankreich verpflichtete ſich zu 105,000 Mann und weitere 10,000 baieriſchen und würtembergiſchen Hülfstruppen und 12 Millionen Gulden Subſidien. Preußen ſollte an Oeſterreich Schleſien, die Grafſchaft Glatz, das Fürſtenthum Croſſen und einen der Kaiſerin genehmen Landſtrich in der Nähe ihrer Erbſtaaten, an Sachſen das Herzogthum Magdeburg und den Saalkreis, ſowie das Herzogthum Halberſtadt abtreten, wogegen Sachſen einen Theil der Lauſitz an Oeſterreich herausgeben würde. Schweden ſollte das preußiſche Vorpommern erhalten und Cleve und Obergeldern an Kurpfalz kommen. Oeſterreich verpflichtet ſich dagegen, an Frankreich einige Orte in den Niederlanden abzutreten, und die übrigen an den Infanten Don

Philipp, Herzog von Parma, Piacenza und Guaſtella, welche Fürſtenthümer dagegen wieder an Oeſterreich kommen.

Und nun wurde auch Schweden gewonnen, welches ſich in einem Vertrage vom 22. September 1757 gegen Frankreich und Oeſterreich verpflichtete, für 4 Millionen Livres 20 bis 25,000 Mann gegen Preußen zu ſtellen.

Demnach hatte Friedrich mit Einem Male fünf Gegner zu bekämpfen, Oeſterreich, das Reich, Rußland, Frankreich und Schweden. Sie zuſammen ſtellten eine Truppenmacht von 430,000 Mann ihm entgegen. Er ſelber war auf Niemanden angewieſen, als auf ſich und auf England. Sein Heer belief ſich auf 200,000 Mann. England wollte 50,000 ſtellen und zahlte ſodann den Fürſten von Heſſen-Kaſſel, Braunſchweig, Gotha und Schaumburg-Lippe Hülfsgelder, um in Verbindung mit den Hannoveranern ein Heer von etwa 60,000 Mann auszumachen. Die Feinde waren ihm alſo bei Weitem überlegen.

Aber es war ein Vortheil für ihn, daß ſeine Feinde wenig mit einander übereinſtimmten, die Kriegsbewegungen alſo nicht gehörig in einander eingriffen, während er zugleich König in ſeinem Lager war.

Der Plan der Verbündeten war folgender. Die Franzoſen ſollten ſich mit einem Heere in Bewegung ſetzen, um Hannover anzugreifen, dieſes zur Parteiloſigkeit zu zwingen und ſodann weiter gegen Preußen vorgehen: ein anderes franzöſiſches Heer ſollte ſich mit den Reichstruppen verbinden, um gegen Thüringen vorzudringen. Zugleich ſollten die Schweden in Pommern, die Ruſſen mit 100,000 Mann in Preußen einfallen, und inzwiſchen ſollten Oeſterreicher von Böhmen aus Sachſen und Schleſien angreifen.

Friedrich II. beſchloß, ſeine Kräfte zu vereinigen, um mit dieſen einen Hauptſchlag auszuführen, und zwar auf ſeinen gefährlichſten Gegner. Er wollte mit einem Heere von 117,000 Mann ſich auf Böhmen werfen, Prag nehmen, nach Mähren vordringen und wo möglich die Oeſterreicher erdrücken. Dieſer Plan wurde aber möglichſt geheim gehalten: ja er täuſchte die Oeſterreicher durch eine Menge von Bewegungen dermaßen über ſeine Abſichten, daß ſie an nichts weniger, als an einen Einfall der Preußen in Böhmen dachten: ſie verſäumten alle Vorſichtsmaßregeln und ſo konnten die Preußen

Ende April 1757 auf verſchiedenen Punkten in Böhmen eindringen, ohne auf großen Widerſtand zu ſtoßen. Anfang Mai befand ſich der König mit 64,000 Mann vor Prag. Hier aber ſtellten ſich ihm die Oeſterreicher mit 61,000 Mann unter Karl von Lothringen und dem General Brown entgegen. Der Feldmarſchall Daun war mit einem Heere von 30,000 Mann in der Nähe, von denen er bereits 9000 vorausgeſchickt. Friedrich hatte keine Zeit zu verlieren, er griff den Feind am 6. Mai an und erfocht einen glänzenden Sieg. Freilich war er theuer erkauft: mehrere ſeiner Generale fielen, unter dieſen der alte Schwerin, der weſentlich mit zum Siege beigetragen. Auch erlitten die Preußen einen Verluſt von 12,000 Mann an Todten und Verwundeten. Aber der Verluſt der Oeſterreicher war noch größer, und auch ſie hatten den Tod eines ihrer tüchtigſten Generale, Brown's, zu beklagen.

Die Schlacht bei Prag hatte den Rückzug der Oeſterreicher zur Folge. Aber die Stadt hielt ſich noch, und in ihr befanden ſich gegen 60,000 Mann. Die Stadt konnte entſetzt werden, wenn man Daun, der ſich inzwiſchen verſtärkt hatte, heranrücken ließ. Friedrich beſchloß daher ihm mit einem Theile ſeines Heeres entgegen zu gehen. Daun, äußerſt vorſichtig, deſſen Kriegskunſt beſonders darin beſtand, ſich keine Blöße zu geben, und vor Allem ſich nicht von Friedrich ſchlagen zu laſſen, zog ſich bei der Annäherung der Preußen zurück, bis endlich bei Kolin am 18. Juni die beiden Heere ſich gegenüber ſtanden. Die Oeſterreicher waren viel ſtärker, als Friedrich vermuthete. Sie betrugen etwa 60,000 Mann, während er nur 34,000 M. bei ſich hatte. Dennoch griff Friedrich an. Er machte aber bei der Anordnung und im Laufe der Schlacht große Fehler und erlitt eine vollkommene Niederlage.

Die Niederlage bei Kolin hatte für Friedrich die traurigſten Folgen. Er mußte ſich nun zurückziehen und die Belagerung von Prag aufgeben. Doch hoffte er ſich wenigſtens bis in die Mitte Auguſts in Böhmen halten zu können. Auch dieſe Hoffnung wurde vereitelt. Er theilte ſein Heer in zwei Theile: die eine Abtheilung, 40,000 Mann, unter dem Befehle des Prinzen von Preußen ſollte ſich bei Jungbunzlau aufſtellen, um den Weg nach Zittau zu decken und Verſtärkungen aus Schleſien an ſich zu ziehen: die andere Abtheilung, 36,000 Mann, unter dem Befehle des Königs ſelbſt, ſollte bei Leitmeritz den Weg nach Sachſen decken. Aber der Prinz von Preußen war der ihm gewordenen Aufgabe nicht gewachſen. Er wurde von den Oeſterreichern zum Rückzuge genöthigt, verlor auf demſelben viel Mannſchaft und Gepäck und konnte doch Zittau nicht retten, welches vielmehr mit den großen Vorräthen, die ſich daſelbſt befanden, in die Hände der Oeſterreicher gerieth (27. Juli). Auf dieſe Nachrichten hin ſah ſich der König genöthigt, Böhmen gleichfalls zu räumen, und ſich auf Pirna zurückzuziehen. Er war wüthend über ſeinen Bruder, aber die Sache war nun einmal nicht zu ändern. Jetzt beſchloß er, um die Scharte auszuwetzen, mit ſeinen vereinigten Truppen die Oeſterreicher anzugreifen, zu ſchlagen und wieder aus Sachſen hinauszuwerfen; aber der vorſichtige Daun zog ſich nach Zittau zurück, und nahm hier eine ſo feſte Stellung ein, daß der König verzweifelte, ſie nehmen zu können. Er ſtand alſo vom Angriffe ab.

Um dieſelbe Zeit, als er dieſe Verluſte in Böhmen und Sachſen erlitten, traf ihn auch auf den übrigen Kriegsſchauplätzen ein Unglück nach dem andern. Die Ruſſen waren wirklich unter dem General Aprarin 100,000 Mann ſtark in Preußen eingerückt, und verheerten Alles auf die gräulichſte Weiſe. Der General Lehmann, der ihnen hier mit nicht mehr als 28,000 Preußen gegenüberſtand, und von dem Könige den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, die Ruſſen anzugreifen, wurde von ihnen am 30. Auguſt bei Großjägerndorf geſchlagen und mußte ſich zurückziehen. Die Ruſſen konnten jetzt alſo weiter vorwärts dringen.

Zugleich nahm der Krieg in Hannover eine äußerſt unglückliche Wendung. Ein franzöſiſches Heer unter dem Marſchall d'Eſtrées, 100,000 Mann ſtark, war bis an die Weſer vorgedrungen. Das hannöveriſche Miniſterium, kleinmüthig und ängſtlich, wagte nicht nur keinen Widerſtand, ſondern ſuchte ſogar für Hannover die Parteiloſigkeit zu erlangen. Das von England aufgeſtellte hannöveriſche Beobachtungsheer, 54,000 Mann ſtark, unter dem unfähigen Herzog von Cumberland, zog ſich vor den Franzoſen zurück, und ließ ſich endlich am 26. Juli von ihnen bei Haſtenbeck ſchlagen. Bald darauf wurde d'Eſtrées abgerufen und der Herzog von Richelieu erhielt den Oberbefehl des franzöſiſchen Heeres. Dieſer bedrängte die Hannoveraner ſo ſehr, daß ſich endlich der Herzog von Cumberland zu dem Vertrag von Seeven (8. September) entſchloß, zufolge deſſen die Feindſeligkeiten aufhören, die heſſiſchen, braunſchweigiſchen und anderen Miethstruppen unentwaffnet und nicht als Kriegsgefangene in ihre Heimath zurückgehen, die Hannoveraner aber in zwei Abtheilungen Lager beziehen ſollten. Darauf drang Richelieu in die preußiſchen Länder ein, die ihm nun vollkommen preisgegeben waren. Mit den Fürſten, deren Truppen kurz vorher im engliſchen Solde geſtanden, wurde nun dahin unterhandelt, daß ſie ihre Schaaren den Verbündeten überlaſſen ſollten.

Unterdeſſen war ein anderes franzöſiſches Heer, angeführt vom Prinzen von Soubiſe, über den Rhein gegangen, vereinigte ſich mit den Reichstruppen und brach nach Thüringen vor, um von da aus gleichfalls die preußiſchen Staaten zu bedrohen. Endlich drangen auch die Schweden, 22,000 Mann ſtark (12. September), über die Peene in die Uckermark ein, ohne den geringſten Widerſtand zu finden, erhoben überall ſtarke Kriegsſteuern: ſchon dachten ſie daran, Berlin zu nehmen.

Dies war aber noch nicht Alles. Der König, welcher hoffte, die Reichstruppen treffen und ſchlagen zu können, verließ mit einem Theile ſeiner Kriegsmacht Sachſen und ließ als Befehlshaber daſelbſt den Herzog von Bevern und den General Winterfeld zurück, um die Oberlauſitz und Schleſien zu decken. Die Oeſterreicher, die ſich während Friedrichs Anweſenheit ziemlich ruhig verhalten, griffen nun aber die Preußen an, ſchlugen ſie (7. Sept.) bei Moys, und Winterfeld, einer der tüchtigſten Generale Friedrichs, verlor dabei ſein Leben. Nun ſtand Schleſien den Oeſterreichern offen. Bald darauf fielen ſie auch hier ein und eine öſterreichiſche Streifabtheilung drang ſogar bis Berlin vor und nahm dieſes.

Der König befand ſich in der furchtbarſten Lage. Seit dem Vertrag vom Kloſter Seeven ſtand er ganz allein ſo vielen ſiegreichen Feinden gegenüber. Auf allen Seiten beinahe war nun ſein Land denſelben offen: ſein Heer, ſonſt immer nur zu ſiegen gewohnt, durch die letzten Schläge entmuthigt, zuſammengeſchmolzen. Friedrich hatte Augenblicke, wo er Alles verloren gab und vor ſeinen Gegnern erliegen zu müſſen feſt überzeugt war.

Aber er wurde darum nicht kleinmüthig. Er wollte untergehen, aber mit Ehren. „Betrachten Sie mich", ſchrieb er dem Marquis d'Argens, „wie eine Mauer, in welche das Unglück ſeit zwei Jahren Breſche geſchoſſen hat. Ich werde von allen Seiten erſchüttert. Dennoch glauben Sie nicht, daß ich nachgebe, und wenn alle Elemente zu Grunde gingen, ſo würde ich mich unter ihren Trümmern mit ſo kaltem Blute begraben laſſen, als ich Ihnen ſchreibe. In dieſer ſchrecklichen Zeit muß man ſich mit ehernen Eingeweiden und mit ſtählernem Herzen waffnen, um alle Empfindungen zu verlieren. Da iſt die Zeit des Stoicismus.“ Voltaire, mit dem er während dieſer Zeit ebenfalls einen Briefwechſel unterhielt, wies ihn darauf hin, daß er ja Philoſoph ſei, und daß er, wenn er auch dem Throne entſagen müſſe, wie ſo viele andere Fürſten, durch die Philoſophie entſchädigt werden würde. Dem antwortete er: „Voltaire in ſeiner Einſiedelei kann ſich in Frieden den Tugenden des Weiſen hingeben, aber ich, vom Schiffbruche bedroht, muß dem Sturme trotzend als König denken, leben und ſterben.“

So war er zwar auf den Untergang gefaßt, aber er verſäumte darum keine Maßregel, um denſelben abzuwenden. Und in ſeinem Geiſte, in ſeiner Willensſtärke beſaß er unerſchöpfliche Hülfsquellen, um ſich aus der furchtbaren Lage wieder herauszureißen. Freilich darf man dabei nicht vergeſſen, daß er auch vom Glücke auf eine ſeltene Weiſe begünſtigt wurde.

Einmal nämlich herrſchte unter ſeinen Feinden keine vollkommene Uebereinſtimmung, und dieſem Umſtande muß man es zuſchreiben, daß plötzlich die Unternehmungen derſelben ſtockten und dem Könige wenigſtens nach einigen Seiten hin wieder Luft geſchafft wurde.

Was zunächſt die Ruſſen betrifft, ſo benutzten ſie den Sieg bei Großjägerndorf nicht in der Weiſe, wie man erwarten durfte. Im Gegentheile, ſie hielten mit ihrem Fortſchreiten inne und zogen ſich bald darauf ganz nach Rußland zurück. Wie uns Friedrich ſelbſt erzählt, ſo iſt dieſes Ereigniß durch den Großfürſten Peter bewirkt worden, da die Kaiſerin Eliſabeth damals gerade wegen Krankheit abgehalten wurde, ſich mit den Staatsgeſchäften abzugeben.

Zweitens gelang es dem Könige, das eine Heer der Franzoſen von weiterem Vorſchreiten abzuhalten. Richelieu nämlich, welcher daſſelbe befehligte, gehörte zu jener Partei am franzöſiſchen Hofe, welche niemals mit dem öſterreichiſchen Bündniſſe einverſtanden war, alſo mit Widerwillen gegen Friedrich die Waffen führte.

Friedrich erfuhr dies von Voltaire, und richtete an den Herzog auf deſſen Rath ein eigenhändiges Schreiben, um mit demſelben über einen Frieden zu unterhandeln. Richelieu ging darauf ein und ſchloß am 17. Oktober einen Waffenſtillſtand ab bis zum 15. April, zufolge deſſen die Franzoſen gegen Lieferung von Lebensmitteln das Halberſtädtiſche räumten und die Bode weder von Preußen noch von Franzoſen überſchritten werden ſollte. Dieſem Vertrag verweigerte zwar Ludwig XV. die Genehmigung, aber dem ungeachtet verhielt ſich Richelieu ruhig, und Friedrich II. hatte alſo von dieſer Seite her nichts weiter zu beſorgen.

Nun aber erhob er ſich, um wieder einige furchtbare Schläge auf ſeine Gegner zu führen.

Auf die Nachricht von der Einnahme Berlins durch die Oeſterreicher war er dahin geeilt, um die Hauptſtadt zu retten. Sie war aber ſchon vorher geräumt worden. Jetzt verſuchte er dem vereinigten franzöſiſchen und Reichsheere beizukommen, welches bei ſeiner erſten Annäherung (im September) vor ihm zurückgewichen war. Dieſes Heer war dann ſpäter wieder vorgedrungen, ſogar bis Leipzig, zog ſich aber Ende Oktober hinter die Saale zurück und nahm eine Stellung, Merſeburg gegenüber, zwiſchen Unſtrut und Saale ein. Es war 64,000 Mann ſtark: aber wir haben oben ſchon angegeben, wie das Reichsheer beſchaffen war: außerdem kämpften die Meiſten ungern wider Friedrich. Dazu kamen beſtändige Streitigkeiten zwiſchen dem Prinzen von Hildburghauſen, dem Befehlshaber des Reichsheeres, und zwiſchen Soubiſe, dem Feldherrn der Franzoſen. Der König von Preußen war in Eilmärſchen von Berlin hierher geeilt, verſammelte um ſich 28,000 Mann und rückte dem Feinde nach. Als er ihm nahe gekommen, und ſeine Uebermacht bemerkte, ſo verzichtete er auf eine Schlacht und wollte ſich zurückziehen. Aber die Führer des feindlichen Heeres, wie ſie das merkten, hofften ihn erdrücken zu können und beſchloſſen ihn anzugreifen. Soubiſe war ſo ſicher, daß er die Gefangenſchaft Friedrichs II. ſchon in Paris melden ließ. Damit er ihnen aber ja nicht entgehe, ſollten Bewegungen ausgeführt werden, um ihm von allen Seiten den Rückzug abzuſchneiden. Friedrich II. war bald entſchloſſen. Er griff nun ſelber den überraſchten Feind auf dem Marſche an, und brachte ihm in Zeit von einer Stunde eine vollkommene Niederlage bei. Er machte 5000 Gefangene, erbeutete 67 Geſchütze und faſt alles Gepäck. Das war die Schlacht bei Roßbach (5. November 1757).

Und nun eilte der König, nachdem er dem Herzog von Braunſchweig den Befehl des Heeres zur weiteren Verfolgung des Feindes übergeben, nach Schleſien, um dieſes zu retten. Die Oeſterreicher waren in Oberſchleſien eingedrungen, hatten dieſes und die Grafſchaft Glatz genommen und belagerten Schweidnitz. Der ihnen entgegenſtehende preußiſche Feldherr, der Herzog von Bevern, der die Feſtung hätte entſetzen können, zögerte und ſo fiel ſie den Oeſterreichern wirklich in die Hände (14. November). Dies war ein großer Verluſt für die Preußen, denn 180 Geſchütze, große Kriegsvorräthe und eine wohlgefüllte Kaſſe gingen an die Feinde verloren. Der Herzog von Bevern wurde nun immer weiter zurückgedrängt, gerieth ſogar ſelbſt in die Gefangenſchaft der Oeſterreicher, und bald darauf ging auch Breslau an dieſelben verloren. Sie befanden ſich nun im Beſitze vom größten Theil Schleſiens.

Dies war die Lage der Dinge, als der König erſchien. Um unangefochten nach Schleſien kommen zu können, mußte er zuerſt die öſterreichiſche Abtheilung in der Lauſitz entfernen, die ihm den Weg verſperren konnte. Er ſchickte daher den General Keith mit 6000 Mann nach Böhmen. Dies bewog denn in der That den Führer des öſterreichiſchen Heeres in der Lauſitz, dieſe zu verlaſſen und nach Böhmen aufzubrechen. Friedrich II. hatte nun den Weg frei. Er brachte nach Schleſien nicht mehr, als 14,000 Mann mit. In Verbindung mit dem bevernſchen Heere war er etwa 32,000 Mann ſtark. Die Oeſterreicher, unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl von Lothringen, zählten 80 bis 90,000 Mann und hatten außerdem eine ſehr vortheilhafte Stellung bei Breslau inne. Nichts deſto weniger beſchloß der König, ſie unverweilt anzugreifen. Es war der Entſchluß der Verzweiflung. Er that alles Mögliche, um in ſeinen Offizieren und Soldaten wieder das Selbſtvertrauen, das Siegesgefühl zu beleben. Seine Bemühungen waren nicht vergebens. Alle wurden von Begeiſterung hingeriſſen, als ſie den hohen Muth des Königs wahrnahmen, der entſchloſſen war, einen dreimal ſtärkeren Feind entweder zu ſchlagen oder zu ſterben. Glücklicher Weiſe herrſchte in dem Lager der Oeſterreicher Uneinigkeit. Der vorſichtige Feldmarſchall Daun gab den Rath, in der feſten Stellung, die man eingenommen, zu beharren, während der Oberbefehlshaber, Herzog von Lothringen, aus Eiferſucht gegen Daun und in der Begierde, durch eine offene Feldſchlacht den diesjährigen Feldzug zu Gunſten der Oeſterreicher zu beenden, die Meinung verfocht, Friedrich entgegenzurücken. Dieſe Meinung gewann die Oberhand. Sofort brach das öſterreichiſche Heer auf, um die Preußen aufzuſuchen. Zwiſchen Neumarkt und Leuthen ſtießen ſie am 5. December auf einander. Die Oeſterreicher waren, wie geſagt, dreimal ſo ſtark, wie die Preußen. Aber Friedrich half ſich damit, daß er ſcheinbar den rechten Flügel der Oeſterreicher bedrohte, während er mit ſeiner Hauptmacht eine vortrefflich ausgeführte Schwenkung gegen ihren linken machen und dieſen nun von vorne und von der Seite zugleich angreifen ließ. Dieſer wurde geworfen, gänzlich in die Flucht geſchlagen: darauf rückten die ſiegreichen preußiſchen Colonnen gegen das Centrum an, warfen auch dieſes und in Kurzem war die vollſtändige Niederlage der Oeſterreicher entſchieden. Sie ließen 10,000 Todte auf dem Schlachtfelde, verloren 12,000 Gefangene, 116 Kanonen. Das Heer war entmuthigt und entging mit genauer Noth einer vollkommenen Auflöſung. Der Herzog von Lothringen zog ſich darauf nach Böhmen zurück, beſtändig von den nachrückenden Preußen verfolgt. Breslau, die übrigen Feſtungen, außer Schweidnitz, ganz Schleſien gerieth wieder in die Hände Friedrichs II.

Dieſe großen Erfolge hatte die perſönliche Kriegführung des Königs. Aber auch auf anderen Punkten wandte ſich wieder das Glück zu ſeinen Gunſten. Nachdem die Ruſſen zurückgegangen, wandte ſich der vor ihnen ſichere General Lehmann mit ſeinem Heer gegen die Schweden. Dieſe zogen ſich jetzt über die Peene zurück, wurden auch hier von Lehmann verfolgt, und er nahm ſogar ſeine Winterquartiere im ſchwediſchen Pommern. Auch in Hannover trat inzwiſchen eine vollkommene Aenderung der Verhältniſſe ein. In England war man über den Vertrag vom Kloſter Seeven ſehr ungehalten, zumal als derſelbe nicht einmal den beabſichtigten Zweck erfüllte, den Schutz Hannovers, denn dieſes Land wurde von den Franzoſen doch als erobertes betrachtet. Als nun um dieſelbe Zeit eine Veränderung im brittiſchen Miniſterium erfolgte, indem Pitt an die Spitze deſſelben trat, der ein Bewunderer Friedrichs II. war, ſo beſchloß man, den Vertrag von Seeven aufzuheben, und die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen. Dies geſchah Ende November. An die Spitze des hannöveriſchen Heeres wurde auf Friedrichs Rath der Herzog Ferdinand von Braunſchweig geſtellt, der Bruder des regierenden Herzogs Karl, der bereits in den zwei ſchleſiſchen Feldzügen unter Friedrich II. den Krieg kennen gelernt. Dieſer begann ſofort nicht ohne Glück die Feindſeligkeiten wider die Franzoſen.

So hatte ſich Friedrich II. am Ende des Jahres 1757 auf die glorreichſte Weiſe aus der ſchwierigſten Lage, in die er verſetzt werden konnte, herausgeriſſen. Er ſtand größer da, wie je.

6. Die Jahre 1758, 1759, 1760, 1761.

Aber an Friede war darum nicht zu denken. Die Hülfsquellen ſeiner Gegner waren noch lange nicht erſchöpft. Im Jahr 1758 ſtellten ſie ihm wieder 370,000 Mann entgegen, während er über nicht mehr als 145,000 gebot, außer dem engliſchen Heere in Hannover unter dem Herzoge von Braunſchweig, das ſich auf 61,000 Mann belief. Die Geiſteskraft Friedrichs mußte alſo ſeine geringere Truppenzahl wieder erſetzen.

Es war nun ein Glück für ihn, daß er von Weſten her durch die Franzoſen nicht mehr bedroht wurde. Denn der Herzog von Braunſchweig, welcher bereits im Februar 1758 den Feldzug gegen dieſelben erneuerte, hatte ſo bedeutende Erfolge, daß er ſie ſogar bis über den Rhein zurückwarf. Dies erklärt ſich zum Theil aus dem Wechſel des franzöſiſchen Oberbefehlshabers. Richelieu, deſſen Abneigung gegen das öſterreichiſche Bündniß in Paris bekannt war, wurde nämlich abberufen und durch einen vollkommen unfähigen Mann, den Grafen Clermont, erſetzt. Dieſer wich nicht nur, wie bemerkt, vor dem Herzog von Braunſchweig über den Rhein zurück, ſondern er ließ ſich auch hier noch von ihm bei Krefeld ſchlagen (23. Juni), obſchon er viel ſtärker, als ſein Gegner war. Nun wurde zwar auch Clermont abgerufen: der neue franzöſiſche Feldherr, Contades, der inzwiſchen ſein Heer bedeutend verſtärkt hatte, drängte den Herzog von Braunſchweig wieder über den Rhein hinüber, und rückte, unterſtützt durch eine entſprechende Bewegung Soubiſes, weiter in Weſtphalen vor. Im Ganzen aber konnten beide franzöſiſchen Feldherrn doch wenig gegen Braunſchweig ausrichten, und beim Ende des Feldzugs verließ Contades den deutſchen Boden, um ſeine Winterquartiere auf dem linken Rheinufer zu nehmen, während Soubiſe ſich hinter den Main zurückzog.

Friedrich II. beſchloß, gleich beim Beginn des Feldzugs ſich mit aller Macht auf Oeſterreich zu werfen. Er wollte mit ſeinem Hauptheere nach Mähren dringen, Olmütz nehmen, wo möglich die Kaiſerin zum Frieden ſchrecken. Er täuſchte Daun, der den Oberbefehl über das öſterreichiſche Heer übernommen, vollkommen über ſeine Abſicht: dieſer meinte, er werde Böhmen angreifen wollen, und war darauf gefaßt, während Friedrich plötzlich in Mähren einrückte, und ſchon am 5. Mai vor Olmütz ſtand. Allein von dieſem Augenblicke an ſcheiterten die Erwartungen des Königs. Die Feſtung wurde ſehr tapfer vertheidigt: die Belagerung von Seite der Preußen wurde ſehr ungeſchickt geleitet: man lag Wochen vor der Feſtung, ohne irgend einen Erfolg erzielt zu haben. Inzwiſchen näherte ſich Daun, engte die Preußen ein, vermied aber jede Schlacht, zu welcher ihn der König zu reizen ſuchte. Das Heer der Preußen lichtete ſich auf dieſe Weiſe mit jedem Tage, und als auch ein Zuzug, der aus Schleſien kam, von den Oeſterreichern aufgegriffen wurde, ſo gab endlich Friedrich die Belagerung auf, und zog ſich unter den größten Gefahren, beſtändig von den Oeſterreichern bedroht, über Böhmen nach Schleſien zurück. Es war im Auguſt.

Hier aber blieb er nicht lange. Die Ruſſen, die bereits im Januar 1758 Königsberg genommen und ſich in den Beſitz von ganz Oſtpreußen geſetzt hatten, waren inzwiſchen 75,000 Mann ſtark unter ihrem General Fermon langſam vorgerückt, wobei ſie ſich die furchtbarſten Ausſchweifungen erlaubten, und belagerten Küſtrin. Das ihnen entgegenſtehende preußiſche Corps unter Dohna war nicht ſtark genug, um ihnen ernſtlichen Abbruch zu thun. Da beſchloß Friedrich ſie zu ſchlagen. Er ließ in Schleſien 40,000, in Sachſen 30,000 Mann zur Deckung gegen die Oeſterreicher zurück, mit den übrigen verfügbaren Truppen eilte er in Gewaltmärſchen nach Küſtrin. Mit Dohna vereinigt, war er nicht ſtärker als 32,000 Mann. Die Ruſſen zählten 55,000. Dennoch griff er ſie 25. Auguſt bei Zorndorf an. Es war eine äußerſt blutige Schlacht. Beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu; aber die Ruſſen hatten doppelt ſo viel Leute, als die Preußen verloren, und zogen ſich bald darauf ganz zurück. Oſtpreußen gaben ſie aber natürlich nicht auf.

Inzwiſchen hatte der Prinz Heinrich, welcher das preußiſche Heer in Sachſen befehligte, einen äußerſt ſchweren Stand gegen Daun und gegen das Reichsheer, welche zuſammen gegen ihn operirten. Doch hielt er ſich bis zur Ankunft ſeines Bruders, des Königs. Dieſer war nach dem Siege bei Zorndorf raſch wieder umgekehrt, vereinigte ſich mit einem Theile des ſchleſiſchen Heeres und wollte Daun in der Oberlauſitz angreifen. Allein dieſer zog ſich vorſichtig zurück und wich fortwährend einer Schlacht aus. Endlich beging der König den Fehler, ganz in der Nähe des dauniſchen Heeres, zu Hochkirch bei Bautzen, in einer höchſt ungünſtigen Oertlichkeit ein Lager zu ſchlagen, das noch dazu ganz von den Oeſterreichern überſehen werden konnte. Hier überfiel ihn Daun in der Nacht des 13. Oktober 1758 und brachte ihm eine empfindliche Niederlage bei. Dennoch aber mißlang die beabſichtigte Vernichtung oder Auflöſung des preußiſchen Heeres. Dieſes wehrte ſich vielmehr mit dem größten Heldenmuthe und endlich zog ſich der König in guter Ordnung zurück und nahm eine Stunde weiter eine neue Stellung ein, wo Daun ihn nicht anzugreifen wagte. Die Preußen hatten in dieſer Schlacht 9000 Mann und 101 Geſchütze verloren. Friedrich wandte ſich bald darauf nach Schleſien, um die Feſtung Neiſſe zu entſetzen, die inzwiſchen von den Oeſterreichern belagert worden war. Darauf kehrte er nach Sachſen zurück, um Daun von der Belagerung Dresdens abzudrängen. Auch dieſes gelang. Der öſterreichiſche Feldherr zog ſich gegen Ende des Jahres nach Böhmen zurück.

Die Schweden waren während dieſes Jahres auch wieder auf dem Kampfplatze erſchienen, ohne daß ſie größere Erfolge gehabt hätten, als das vergangene.

Friedrich hatte ſich alſo auch im Jahre 1758 wider ſeine vielen Feinde behauptet. Aber die unnatürliche Anſpannung aller der ihm zu Gebote ſtehenden Kräfte konnte doch nicht lange fortdauern. Er ſah dies ſehr wohl und wünſchte den Frieden. Auch Frankreich wäre demſelben nicht abgeneigt geweſen. Aber Oeſterreich war entſchieden dagegen und wußte auch Rußland in gleicher feindſeliger Geſinnung wider Friedrich zu erhalten. Die einzige günſtige Veränderung, die in den diplomatiſchen Verhältniſſen ſich ergab, war die Auflöſung des Vertrags von 1757 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, die Theilung Preußens betreffend: dieſer Vertrag wurde durch einen neuen erſetzt, in welchem die Zerſplitterung der preußiſchen Monarchie aufgegeben, dagegen nur Schleſien und Glatz für Oeſterreich ausbedungen wurde: auch gab Frankreich beträchtlich weniger Hülfsgelder an Oeſterreich und verpflichtete ſich nur zur Stellung von 100,000 Mann. Dies war zwar etwas, aber nicht viel. Friedrich ſah ſich auch im Jahre 1759 350,000 Mann gegenüber, während er bei der äußerſten Erſchöpfung ſeiner Lande nicht mehr als 130,000 aufbringen konnte. Er würde die Mittel auch dazu nicht haben beſtreiten können, wenn ihn nicht die Engländer ſeit 1758 mit Hülfsgeldern von einer Million jährlich unterſtützt, und wenn er nicht die fremden Länder, in deren Beſitz er ſich geſetzt, wie Sachſen, Anhalt, Mecklenburg (die beiden letzten waren ſeine Feinde, hatten auf dem Reichstage gegen ihn geſtimmt), auf das Furchtbarſte belaſtet hätte. Das hannöveriſche Heer mochte etwa 70,000 betragen.

Eben dieſes begann auch im Jahre 1759 die Kriegsunternehmungen. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, in Verbindung mit ſeinem Neffen, dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, der ſich in dieſem Kriege große Lorbeeren errungen, wollte wieder angreifend zu Werke gehen, bemächtigte ſich Fuldas, ließ Streifzüge bis nach Franken unternehmen, wo die Franzoſen und Reichstruppen geſchreckt, und ziemliche Beute gemacht wurde, und beſchloß endlich, den Franzoſen Frankfurt wieder zu nehmen, das ſie ſeit dem Januar inne hatten. Jedoch der franzöſiſche Feldherr, Herzog von Broglio, kam den Hannoveranern zuvor, er ſtellte ſich bei Bergen auf, wurde hier zwar von Braunſchweig angegriffen, ſchlug ihn aber zurück (13. April). Der Herzog von Braunſchweig trat nun den Rückzug an. Jetzt aber gingen die Franzoſen mit ihren zwei Heeren, das eine in Franken unter Broglio, das andere am Niederrhein unter Contades, zum Angriff über, drangen in Heſſen und in

Weſtphalen ein, und drängten Braunſchweig zurück. Dieſer ſtellte ſich endlich (31. Juli) bei Minden zur Wehre, und ſchlug die Franzoſen gänzlich aufs Haupt. Dieſe zogen ſich nunmehr zurück: der Herzog verfolgte ſie bis Gießen, wo ſie wieder Halt machten. Obwohl durch neue Truppen verſtärkt, vermochten ſie doch nichts weiter auszurichten, ſelbſt als Braunſchweig eine Abtheilung ſeines Heeres dem König von Preußen abgegeben hatte. Er behauptete gegen ſie Weſtphalen und Heſſen.

Was den König Friedrich anbetrifft, ſo wollte er diesmal ſich auf die Vertheidigung beſchränken. Nur noch vor dem Beginn der größeren Kriegsbewegungen ließ er einige Streifzüge in die benachbarten Reichskreiſe unternehmen, um zu plündern, wodurch er den Reichstruppen und den Franzoſen Schrecken einjagte. Ebenſo gelang es ihm durch einzelne keck ausgeführte Handſtreiche Magazine der Ruſſen in Polen, der Oeſterreicher in Mähren und Böhmen zu zerſtören.

Daun wünſchte, daß die Ruſſen, die ſich im Königreich Polen aufgeſtellt, nach Schleſien vordringen möchten, um mit ihnen gemeinſam gegen Friedrich zu operiren. In der That drangen ſie (Juni) bis nach Züllichau vor: Daun fiel nun in die Oberlauſitz ein, um ſich ihnen zu nähern, und bezog ein feſtes Lager bei Markliſſa. Der König bezog nicht weit davon gleichfalls ein Lager bei Löwenberg in Schleſien. Daun ſuchte nun die Verbindung mit den Ruſſen herzuſtellen und ſchickte zu dieſem Ende den General Laudon mit einer Heeresabtheilung von 18,000 Mann ab. Friedrich wollte dies verhindern, entſendete daher den General Wedell: aber dieſer vollzog nicht nur nicht den gewordenen Auftrag, ſondern ließ ſich von den Ruſſen ſchlagen, die freilich viel zahlreicher waren. Sie nahmen ſodann mit den Oeſterreichern eine Stellung bei Kunnersdorf ein, in der Nähe von Frankfurt an der Oder (3. Auguſt).

Der König beſchloß jetzt, den Oberbefehl gegen die Ruſſen ſelber zu übernehmen, und ſie zu ſchlagen, ehe ſie ſich mit dem großen Heere der Oeſterreicher verbunden hätten. Er übergab den Oberbefehl in Schleſien ſeinem Bruder Heinrich, in Sachſen ließ er etwa 10,000 Mann zurück, alle übrigen Truppen zog er an ſich, vereinigte ſich mit dem Heere Wedells, war nun 48,000 Mann ſtark und rückte gegen die Ruſſen vor. Dieſe, welche, wie geſagt, eine feſte Stellung bei Kunnersdorf eingenommen hatten, waren, ſeitdem ſie ſich mit Laudon vereinigt, dem Könige um das Doppelte überlegen. Am 12. Auguſt griff er ſie an, ſchlug ihren linken Flügel, nahm ihnen 90 Geſchütze, und glaubte nun ſchon den Sieg in Händen zu haben. Aber der rechte Flügel der Ruſſen war noch nicht geſchlagen, obſchon außerordentlich erſchüttert. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ſich in der Nacht zurückgezogen hätten: der General Finck machte daher dem Könige den Vorſchlag, von weiteren Angriffen abzuſtehen, da ohnedies die preußiſchen Truppen von der Blutarbeit ſehr ermüdet waren. Aber Friedrich wollte davon nichts hören, er hoffte die Ruſſen gänzlich vernichten zu können und befahl daher den Angriff auf ihre letzte, äußerſt vortheilhafte Stellung. Dieſer mißlang aber vollkommen. Die Preußen wurden zurückgeworfen, in Unordnung gebracht und ihre Niederlage durch die Oeſterreicher unter Laudon vollendet. Sie verloren 18,000 Mann, die den Ruſſen abgenommenen Geſchütze, einen großen Theil ihrer eigenen.

Es war für Friedrich ein furchtbarer Schlag. Vier Tage lang konnte er ſich von demſelben nicht erholen. Er meinte nun wirklich, es ſei mit Preußen aus. Aber die Feinde zogen aus ihrem Siege nicht den Vortheil, den ſie hätten ziehen können. Die Ruſſen blieben zunächſt unbeweglich in ihrer Stellung. Später vereinigten ſie ſich zwar mit einem anderen öſterreichiſchen Corps unter Haddik, aber thaten auch dann nichts. Unterdeſſen benutzte der König die Zeit, um ſein Heer wieder in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, ließ neue Kanonen gießen, und hauchte ſeiner Umgebung friſchen Muth und Vertrauen ein, das ihm ſelber wieder geworden war. Die Ruſſen, anſtatt dem Wunſche Dauns zu willfahren, geradezu auf Berlin loszugehen, zogen ſich vielmehr langſam nach Schleſien hinein und bedrohten Glogau. Friedrich II. kam ihnen jedoch zuvor und deckte daſſelbe. Sie wichen ihm aus, machten nun zwar Anſtalt, auf Breslau loszugehen, aber als auch hier ihnen Friedrich zuvorkam, zogen ſie ſich weiter links, thaten nichts mehr, trotz aller Aufforderungen Dauns, und verließen (Oktober 1759) Schleſien, um ihre Winterquartiere in Polen zu nehmen. So war Friedrich durch die Unthätigkeit ſeiner Feinde von einer großen Gefahr befreit worden.

Aber unterdeſſen drohte Sachſen verloren zu gehen. Es war ſehr ſchwach vertheidigt, weil der König den größten Theil der dortigen Truppen zu ſeinen anderweitigen Unternehmungen an ſich gezogen hatte. Das Reichsheer drang daher ſchon im Auguſt daſelbſt ein, ohne großen Widerſtand zu finden, vereinigte ſich bald darauf mit dem öſterreichiſchen Corps Haddiks, welches ſich von den Ruſſen inzwiſchen getrennt hatte, nahm Leipzig und (5. September) auch Dresden ein. Der König ſchickte jetzt ein Corps nach dem andern wieder nach Sachſen, auch der Prinz Heinrich kehrte hierher zurück, vereinigte ſich mit jenen, und ſtellte ſich, 40,000 Mann ſtark, bei Strehlen an der Elbe auf. Daun rückte nun nach Dresden, um dieſes zu decken, wagte aber nicht, den Prinzen anzugreifen, ſondern bezog ein feſtes Lager bei Schilda. Der König, welcher vergeblich in den Prinzen drang, mit ſeinem viel ſchwächeren Heere gegen die Oeſterreicher angreifend zu Werke zu gehen, und Dresden wieder zu nehmen, erſchien nach dem Abzuge der Ruſſen ſelber in Sachſen, worauf ſich Daun nach Dresden zurückzog. Friedrich wollte um jeden Preis Dresden wieder nehmen, aber auch zugleich das öſterreichiſche Heer unter Daun vernichten. Zu dieſem Ende beorderte er den General Finck mit 13,000 Mann nach Maxen, um im Rücken Dauns eine Stellung einzunehmen, und dieſem den Rückzug abzuſchneiden. Dieſes gefährliche Unternehmen hatte aber einen unglücklichen Ausgang. Finck wurde von Daun eingeſchloſſen mit 36,000 Mann und mußte ſich ihm (21. November) ergeben. Der König war äußerſt aufgebracht darüber. Denn er mußte nun auf ſeinen Plan, Dresden zu nehmen, verzichten. Vielmehr verſchanzte ſich Daun darin während des Winters, während der König ſich in Freiberg und Umgegend einlagerte.

Die Lage Friedrichs war am Anfange des Jahres 1760 viel ſchlimmer, als vorher. Die Gegner befanden ſich im Beſitz eines Theiles von Sachſen und Dresdens und konnten von da aus ſich überall hinwenden. Friedrich, deſſen Verluſte im vergangenen Jahre ungeheuer geweſen waren, konnte mit äußerſter Noth ſein Heer auf 90,000 Mann bringen. Die Gegner ſtellten diesmal zwar auch nicht ſo viel, als in den früheren Jahren, aber doch 280,000 Mann. Wenn man nun auch rechnet, daß England das hannöveriſche Heer auf 75,000 Mann brachte, ſo waren die Verbündeten Preußen und England immerhin um ein Bedeutendes überlegen. Der König ſelber täuſchte ſich nicht im Geringſten über ſeine Lage. „Je mehr ich über die Zukunft nachdenke", ſchrieb er an Ferdinand von Braunſchweig, „deſto weniger Mittel finde ich gegen die Uebel, die ich voraus ſehe. Dauert der Krieg fort, ſo ſehe ich meinen Untergang vor Augen. Unſere Feinde ſind viel zu zahlreich, viele von uns verlieren den Muth, und die innere Tüchtigkeit der Truppen fällt ſichtbar. Sie mögen nur unſere Grabſchrift machen."

Der Anfang des Feldzugs beſtätigte nur zu ſehr dieſe Befürchtungen. Die Oeſterreicher rückten unter Laudon mit Uebermacht in Schleſien ein, nahmen Glatz, vernichteten die preußiſche Heeresabtheilung unter Fouqué bei Landshut und drangen bis Breslau vor, welches ſie belagerten. Zugleich zogen die Ruſſen mit 80,000 Mann heran, welchen der König den Prinzen Heinrich mit 34,000 Mann entgegenſchickte. Mit dieſen war nichts auszurichten. Er wandte ſich alſo wieder nach Schleſien, um Breslau zu entſetzen, was geſchah. Laudon rückte hierauf an die Grenze, um ſich mit Daun zu verbinden. Aber nun näherten ſich die Ruſſen Breslau.

Der König hatte inzwiſchen in Sachſen gegen die Oeſterreicher unter Daun und gegen das Reichsheer, die ihm faſt um das Doppelte überlegen waren, ſich abgearbeitet, ohne einen Erfolg zu gewinnen, hatte Dresden vergebens belagert, und entſchloß ſich endlich auf die Nachricht von der Annäherung der Ruſſen, nach Schleſien aufzubrechen. Daun war ihm gefolgt und vereinigte ſich, wie geſagt, mit dem Heere Laudons. Dadurch verſtärkte er ſich auf 90,000 Mann, während der König nur 30,000 hatte. Die Oeſterreicher ſuchten nun dem Könige den Weg nach Schleſien zu verſperren. Friedrich aber ſtieß am 15. Auguſt 1760 bei Liegnitz auf Laudon, brachte ihm eine ſchwere Niederlage bei, und öffnete ſich dadurch den Weg nach Breslau. Er benutzte ſogleich dieſen Sieg, um die Ruſſen zum Rückzuge zu bewegen. Er ließ ihnen die Nachricht davon, wie auch die Abſicht, mit ſeinem Bruder Heinrich zuſammen die Ruſſen anzugreifen, in die Hände ſpielen, worauf der ruſſiſche Feldherr Soltikoff in der That aufbrach, um ſich nach Hermſtadt zu ziehen.

Friedrich, der ſich mit dem Heer des Prinzen Heinrich vereinigte, war nun 50,000 Mann ſtark: aber die Oeſterreicher betrugen immerhin noch 80,000. Hätten ſie mit den Ruſſen gemeinſam gegen den König operirt, ſo war er doch verloren. Zu ſeinem Glücke war dies nicht der Fall. Daun belagerte Schweidnitz, während die Ruſſen ſich in die Mark wandten. Friedrich aber ſtellte ſich nun den Oeſterreichern im Rücken auf, ſo daß dieſe die Belagerung von Schweidnitz aufhoben und ſich gegen Landshut zurückzogen. Die Verſuche, die der König machte, um ſie vollends aus Schleſien hinauszutreiben, hatten jedoch keinen Erfolg.

Unterdeſſen waren, wie geſagt, die Ruſſen in die Mark eingebrochen: eine Abtheilung derſelben unter Tottleben wurde vorangeſchickt, um Berlin zu nehmen, und auch die Oeſterreicher ſchickten ein Corps unter Lascy, um dieſen Angriff zu unterſtützen. Berlin hielt ſich Anfangs tapfer gegen Tottleben. Als dieſer aber noch durch die Oeſterreicher verſtärkt wurde, ergab ſich die Stadt (8. Oktober). Sie wurde um 1½ Million Thaler gebrandſchatzt.

Als der König die Bedrohung ſeiner Hauptſtadt erfuhr, ſo brach er mit 55,000 Mann von Schleſien auf und eilte ihr in Gewaltmärſchen zu Hülfe. Er kam zwar nicht bald genug zum Entſatz. Allein kaum hatten die Ruſſen und Oeſterreicher ſeine Annäherung erfahren, als ſie ſofort Berlin räumten, und die Einen an die Warthe, die andern in die Niederlauſitz an die Elbe ſich zurückzogen.

Die Hauptſtadt und die Mark war demnach wieder vom Feinde befreit. Aber unterdeſſen war ganz Sachſen in die Hände des Feindes gerathen. Die den Preußen noch verbliebenen feſten Plätze Torgau und Wittenberg mußten ſich ergeben (Oktober). Der König wandte daher gleich wieder um, entſchloſſen, Sachſen, es koſte, was es wolle, zu erobern. Daun ſollte ihm daſſelbe ſtreitig machen. Er mußte ihn alſo ſchlagen. Bei Torgau (3. November) ſtieß er auf ihn. Daun war 64,000 Mann ſtark, der König 41,000. Die Schlacht wüthete den ganzen Tag und ſchwankte lange hin und her. Endlich entſchied ſich der Sieg für die Preußen, beſonders durch den General Zieten. Daun zog ſich zurück: die Preußen nahmen den größten Theil von Sachſen wieder ein, indem ſie das Reichsheer hinausdrängten. Aber Daun hielt ſich in Dresden, und ſomit war der Plan des Königs doch nicht ganz in Erfüllung gegangen.

Seine Erfolge waren aber immerhin von Bedeutung, zumal die preußiſchen Waffen auch auf den übrigen Kriegsſchauplätzen vom Glück begleitet waren. In Schleſien hielten ſie ſich wacker gegen

Laudon, in Pommern gegen die Schweden. Aber der Krieg zwiſchen den Franzoſen und dem hannöveriſchen Heere lief diesmal zum Nachtheile des letztern aus. Der Herzog von Broglio, der nunmehrige Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres, das ſich auf 115,000 Mann belief, nahm Heſſen und einen Theil von Hannover ein, und behauptete ſich hier im Winter.

Die Lage Friedrichs verſchlimmerte ſich, je länger der Krieg dauerte, weil er bei der geringen Macht, die ihm zu Gebote ſtand, ihn bei Weitem nicht ſo aushalten konnte, wie ſeine Gegner, denen ihre ausgedehnten Länder ſo viel natürliche Hülfsquellen eröffneten. Er wünſchte daher den Frieden, natürlich einen ehrenvollen, aber die deßhalb gepflogenen Unterhandlungen führten zu nichts. Er mußte ſich alſo nochmals zum Kriege rüſten, und brachte für das Jahr 1761 ſein Heer zuſammen mit dem des Herzogs von Braunſchweig wieder auf 160,000 Mann. Seine Feinde ſtellten über 300,000 Mann auf. Die letzteren hatten außerdem unterdeſſen den Krieg gelernt, ihre Truppen waren tüchtiger geworden, während die Haltung des preußiſchen Heeres, deſſen alte Soldaten und Generale größtentheils umgekommen waren und die durch Rekruten, zum Theil aus feindlichen Ländern, erſetzt werden mußten, von Jahr zu Jahr ſich verſchlimmerte. All' dies wirkte zuſammen, um den Feldzug des Jahres 1761 für Friedrich II. ungünſtig ausfallen zu laſſen.

Zwar in Hannover wandte ſich wieder das Glück. Der Herzog von Braunſchweig ſandte im Frühjahr ein Streifcorps gegen die Franzoſen, welches ſie in ihren Cantonirungen in Heſſen überfiel und ſie über den Main zurückjagte. Aber da es ſich zu lange mit der Belagerung Kaſſels aufhielt, ſammelten ſich die Franzoſen wieder und die Hannoveraner wurden bis über die Diemel zurückgedrängt. Jedoch ſeit dem Juli drang Braunſchweig wieder ſiegreich gegen die Feinde vor, obſchon er nur die Hälfte ſo ſtark war, wie ſie. Die Franzoſen zogen ſich über den Rhein und über den Main zurück.

Auch in Sachſen wußte ſich der Prinz Heinrich mit 30,000 Mann gegen die Oeſterreicher unter Daun und gegen das Reichsheer zu behaupten, was freilich einestheils der ſchlechten Beſchaffenheit des Reichsheeres zugeſchrieben werden muß, ſodann der ängſtlichen Vorſicht Dauns, der nichts auf das Spiel ſetzen wollte. Aber die Preußen wurden von den Oeſtreichern doch ziemlich eingeengt.

Deſto unglücklicher gingen die Dinge im Ganzen in Schleſien. Hier wurden die Oeſterreicher, 90,000 Mann ſtark, von dem unternehmenden Laudon befehligt, welchen Friedrich, der hier ſelbſt die Führung übernahm, nur 55,000 Preußen entgegenſtellen konnte. Noch ſchwieriger wurde deſſen Lage, als ſich die Ruſſen, ohngefähr 80,000 Mann, unter Buturlin nach Schleſien zogen und eine Vereinigung mit Laudon beabſichtigten. Friedrich mußte Alles daran liegen, dieſe zu verhindern. Es gelang ihm auch zuerſt, aber endlich wurde er doch von dem ſchlauen Laudon überliſtet. Die Vereinigung erfolgte im Auguſt bei Brieg. Friedrichs Lage war dadurch eine verzweifelte geworden. Er zog ſich in ein feſtes Lager zwiſchen Schweidnitz und Striegau zurück, entſchloſſen ſich hier bis auf das Aeußerſte zu vertheidigen. In der That rückten die Oeſterreicher und Ruſſen gegen ihn heran, ſchloſſen das Lager von allen Seiten ein, und ſchon entwarf Laudon auf den 2. September einen allgemeinen Angriffsplan. Plötzlich verweigerte aber der ruſſiſche Befehlshaber Buturlin jede Mitwirkung. Ja ſpäter trennte er ſich ganz von Laudon, ließ ihm nur 12,000 Ruſſen, und ging mit dem Reſte ſeiner Streitmacht nach Polen zurück. So war Friedrich gerettet: denn Laudon wollte allein nichts gegen Friedrich unternehmen: er wandte ſich gegen Freiburg, wo er ein Lager bezog. Der König war dadurch ſicher geworden, verließ ſeine Stellung und marſchirte nach Münſterberg. Da kehrte Laudon plötzlich zurück, überfiel Schweidnitz und nahm die Feſtung ein (30. September). Dies war für die Oeſterreicher ein großer Gewinn. Außer 357 Geſchützen, die ihnen dadurch in die Hände fielen, hatten ſie nun einen feſten Punkt in Schleſien erworben: dadurch waren ſie Meiſter der fruchtbarſten Striche der Fürſtenthümer Liegnitz, Jauer, Schweidnitz und Münſterberg.

Unterdeſſen war ein anderes Corps der Ruſſen unter dem General Romanzoff von Oſtpreußen aus, das ſie ſeit mehreren Jahren inne hatten, gegen Kolberg gerückt, um dieſe wichtige Feſtung, die ſchon das vorige Jahr vergebens von den Ruſſen berennt worden war, zu erobern. Ihnen traten die Preußen unter dem Prinzen von Würtemberg entgegen. Aber er war der Aufgabe nicht gewachſen. Er bezog mit ſeinen 12,000 Mann ein Lager bei Kolberg, wurde hier von den Schweden und Ruſſen eingeſchloſſen und in die bedenklichſte Lage gebracht. Zwar ſchickte ihm der König ein Corps unter dem General Platen zu Hülfe, aber auch die Ruſſen erhielten von dem großen Heer, das von Schleſien nach Polen gezogen war, Verſtärkung. Mit genauer Noth ſchlug ſich der Prinz von Würtemberg, ſchrecklich zugerichtet, durch, aber Kolberg mußte ſich am 16. December den Ruſſen ergeben.

Am Ende des Jahres 1761 war die Lage Friedrichs II. trauriger, wie je. Halb Schleſien, halb Sachſen war in den Händen der Oeſterreicher, die Ruſſen im Beſitze von Oſtpreußen, Hinterpommern, der Neumark: ſein Heer auf 60,000 Mann herabgeſchmolzen, der Muth desſelben bedeutend geſunken. Und zu all dieſem kam eine Veränderung im britiſchen Miniſterium, in deren Folge der für Friedrich ſo gutgeſinnte Pitt ausſchied und Bute an die Spitze der öffentlichen Geſchäfte trat, welcher durchaus den Frieden wollte, bereits Unterhandlungen deßhalb einleitete und ſich kein Gewiſſen daraus gemacht hätte, Friedrich zu opfern. Er begann damit, daß er dem Könige von Preußen die bis dahin ausgezahlten Hülfsgelder entzog. Dieſer wurde dadurch der wichtigſten Geldmittel beraubt. Nun hatte der König zwar ſchon früher mit der Pforte Unterhandlungen angeknüpft, in der Hoffnung, ſie zu einem Kriege mit Rußland oder Oeſterreich zu bewegen: aber die Verwirklichung dieſer Hoffnung lag noch in ſehr weitem Felde. Ebenſo hatte der Khan der Tartaren eine Geſandtſchaft an ihn geſchickt, um ihm ein Bündniß anzutragen: und in der That wurden Verabredungen mit ihm getroffen, daß er das nächſte Jahr mit 16,000 Mann in Ungarn einfallen ſollte: aber auch dieſe Dinge waren keineswegs ſicher. Kurz: für Friedrich II. war wenig Hoffnung vorhanden: er befand ſich im Anfange des Jahres 1762 in der troſtloſeſten Lage.

7. Die letzten Kriegsbegebenheiten und der Friede zu Hubertsburg.

Da trat ein Ereigniß ein, welches mit Einem Male Alles veränderte. Am 5. Januar 1762 ſtarb die Kaiſerin von Rußland, Eliſabeth, die Todfeindin Friedrichs II., und der Großfürſt Peter, der Bewunderer des Königs von Preußen, beſtieg den ruſſiſchen Thron. Sofort ſtellte dieſer alle Feindſeligkeiten gegen Preußen ein, und bereits am 4. März wurde zwiſchen Rußland und Preußen ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Die beiden Monarchen traten nun in den freundſchaftlichſten Verkehr: der Kaiſer von Rußland erbat ſich von Friedrich die Inhaberſchaft eines preußiſchen Regiments, und ließ ſich von ihm zum Generalmajor, darauf zum Generallieutenant ernennen. Er verſuchte nun, den allemeinen Frieden herzuſtellen. Als dies mißlang, indem weder Oeſterreich noch Frankreich darauf eingehen wollten, ſo ſchloß er im Mai 1762 mit Friedrich allein einen Friedens- und Freundſchaftsvertrag. Der Kaiſer verſprach alle ruſſiſchen Eroberungen an Preußen herauszugeben und auch den Frieden Preußens mit Schweden zu befördern.

In der That folgte dieſer ſehr bald, nämlich am 22. Mai. Schweden ſagte ſich in dieſem von dem Bunde gegen Friedrich los: die gegenſeitigen Gefangenen wurden freigegeben: die Grenzen beider Staaten auf den vorigen Stand hergeſtellt.

Schon am 8. Juni wurde zwiſchen Rußland und Preußen ein Bündniß geſchloſſen. Rußland verſprach Preußen mit 15,000 Mann zu Hülfe zu kommen. Dagegen verſprach Friedrich, den Kaiſer von Rußland, der früher Herzog von Holſtein geweſen, in ſeinen Anſprüchen gegen Dänemark zu unterſtützen.

Auf dieſe Weiſe war Friedrich nicht nur eines mächtigen Gegners entledigt, ſondern er hatte ſogar in ihm einen Bundesgenoſſen gewonnen. Dadurch verbeſſerten ſich ſeine Angelegenheiten um das Doppelte. Er konnte nun all' die Schaaren, die er bisher gegen die Schweden und Ruſſen hatte aufſtellen müſſen, gegen die Oeſterreicher verwenden. Es gelang ihm, ſein Heer bis auf 120,000 Mann zu bringen, abgeſehen von den 15 bis 20,000 Ruſſen unter

Tſchernitſchef, die ihm Peter III. überließ. Maria Thereſia hatte dagegen ſchon früher, weil ſie bei der gänzlichen Erſchöpfung Friedrichs ſeinen Untergang vorausſah, ihr Heer um 20,000 Mann vermindert. Sie hatte jetzt nicht mehr als 150,000 Mann, zwar immer noch mehr, als ihr Friedrich entgegenſtellen konnte: aber bei der Furcht vor Friedrichs außerordentlichen Feldherrngaben glaubten ſeine Gegner, nur durch vielfach überlegene Streitkräfte ihm gewachſen zu ſein.

Der König übernahm den Oberbefehl in Schleſien, wo er 78,000 Mann um ſich verſammelte. Ihm ſtand Daun mit 88,000 Oeſterreichern gegenüber. Des Königs Abſicht war, ſich des wichtigen Schweidnitz wieder zu bemächtigen, während das Daun auf alle Weiſe zu vereiteln ſuchte, daher ſich zur Deckung dieſer Feſtung aufſtellte. Da der König ſein Heer um 14,000 Mann geſchwächt hatte, die unter dem Herzog von Bevern eine öſterreichiſche Truppenabtheilung in Oberſchleſien beunruhigen ſollten, ſo wartete er, ehe er eine entſcheidende Bewegung gegen Daun unternahm, auf die Ruſſen unter Tſchernitſchef. Dieſe kamen endlich an, Ende Juni 1762. Jetzt beſchloß der König, 80,000 Mann ſtark, Daun anzugreifen, der mit ſeinen 85,000 ein befeſtigtes Lager auf den Höhen von Burkersdorf hinter Schweidnitz bezogen hatte. In dieſem Augenblicke traf aber den König eine furchtbare Nachricht, die ihm die Mitwirkung der Ruſſen entzog. Der Kaiſer Peter III. war nämlich von ſeiner Gemahlin, Katharina II., am 6. Juli 1762 entthront, ſpäter ermordet worden: Katharina beſtieg ſelber den Thron der Czaren, und eine ihrer erſten Maßregeln war die Abberufung der ruſſiſchen Hülfstruppen von dem Heere Friedrichs II. Tſchernitſchef erhielt den Befehl am 19. Juli und theilte ihn dem Könige mit. Dieſer gerieth Anfangs in die größte Beſtürzung. Denn zugleich wurden ihm andere Dinge gemeldet, welche die Beſorgniß in ihm erweckten, Katharina werde nun feindſelig gegen ihn verfahren, und es zwiſchen ihr und Friedrich zum Bruche kommen. Doch faßte er ſich bald. Er bat den ruſſiſchen General, ſeinen Abzug nur um 3 Tage aufzuſchieben. Während dieſer Zeit wollte er den Sturm auf Dauns Lager unternehmen. Tſchernitſchef ſollte ihn zwar dabei nicht thätlich unterſtützen, aber ſich doch dem einen Flügel der Oeſterreicher gegenüber aufſtellen, um dieſe im Schach zu halten. Glücklicherweiſe erfuhren dieſe nichts von der ruſſiſchen Thronveränderung. Der König begann den Sturm am 21. Juli: er gelang vollkommen. Nach einem mörderiſchen Kampfe wurde Daun zum Weichen gezwungen: er zog ſich an die Quellen der Weiſtritz an der böhmiſchen Grenze zurück, und war ſomit ganz von Schweidnitz abgedrängt. Die Ruſſen verließen am Tage darauf das preußiſche Lager.

Jetzt eilte der König, Schweidnitz zu erobern. Er unternahm die Belagerung mit um ſo leichteren Muthe, als er inzwiſchen die Gewißheit erhielt, daß Katharina doch nicht mit ihm brechen werde. Aber die Feſtung wurde auf das Tapferſte vertheidigt. Durch Friedrichs Eigenſinn wurde die Einnahme derſelben noch länger hinausgeſchoben, weil er der Beſatzung freien Abzug verweigerte, wozu ſie ſich erboten hatte. Erſt am 9. Oktober gerieth ſie in ſeine Hände. Bald darauf wurde mit den Oeſterreichern ein Waffenſtillſtand geſchloſſen: ſie bezogen nun ihre Winterlager in Oberſchleſien und der Grafſchaft Glatz. Der König ging nach Sachſen.

Hier hatte ſich ſein Bruder Heinrich mit 14,000 Mann gegen die Oeſterreicher und die Reichsarmee geſchlagen. Anfangs war er gegen ſie im Nachtheil. Dann ſchlug er ſie aber bei Freiberg (29. Oktober), wobei ſich beſonders der General Seidlitz auszeichnete. Der General Kleiſt machte einen glücklichen Streifzug nach Böhmen, wo er die öſterreichiſchen Vorräthe in Saaz zerſtörte. Nun kam der König an. Seine Abſicht ging zuerſt darauf aus, Dresden zu nehmen: es war aber zu ſtark befeſtigt, als daß dies möglich geweſen wäre.

Er ließ aber ein anderes Unternehmen ausführen, was ihn dem Frieden näher brachte. Er ſchickte nämlich unter dem kühnen General Kleiſt einige Streifabtheilungen in die benachbarten Reichskreiſe, um dieſe durch die unmittelbaren Schrecken des Kriegs, denen er ſie ausſetzte, zum Frieden zu bewegen. Kleiſt erſchien am 20. November vor Bamberg und nahm die Stadt ohne Weiteres ein, brandſchatzte ſie um eine Million Thaler, nahm 500 Rekruten und 1000 Pferde und ſonſtigen Kriegsbedarf. Eine kleinere Abtheilung von etwa 200 Mann und einigen Huſaren ſtattete der Reichsſtadt Windsheim einen Beſuch ab, hieb die Thore ein, ſtürmte den Ort, plünderte, erlaubte ſich die größten Gewaltthätigkeiten dabei und verlangte 100,000 Thaler. Da die Summe natürlich nicht gleich aufgebracht werden konnte, ſo wurden die angeſehenſten Männer als Geißeln mit fortgeſchleppt. Aus dem Zeughaus wurden 14 Kanonen, 250 Stück Musketen mitgenommen. Noch erbärmlicher benahm ſich die Reichsſtadt Rotenburg an der Tauber. Hier erſchien der preußiſche Lieutenant Stirzenbecher mit 35 Huſaren. Er verlangte Einlaß. Der wurde ihm verweigert. Da legten die Huſaren Feuer an das Gatter des Thors, und ſchoſſen in die Stadt mit ihren Piſtolen hinein. Rotenburg zählte damals 800 wehrhafte Männer und beſaß ein wohlverſehenes Zeughaus. Aber an Vertheidigung wurde nicht gedacht. Die beiden Stadträthe ſaßen voller Angſt beiſammen und beſchloſſen endlich, ſich mit dem Feinde zu vergleichen. Eine Abordnung unterhandelte mit dem Lieutenant. Er verſprach, allein hineinzukommen: als aber das Thor geöffnet ward, ſo führte er doch ſeine 35 Huſaren hinein, die dann einquartiert wurden. Stirzenbecher verlangte vom Rath 800,000 Thaler. Man brachte aber nur 30,000 Gulden zuſammen, die man ihm gab. Er zog dann den andern Tag ab, nahm aber ebenfalls mehrere Rathsherren als Geißeln mit ſich. Von Bamberg aus rückte Kleiſt nach der Reichsſtadt Nürnberg, zwang ſie zur Uebergabe, brandſchatzte ſie um 1½ Million Gulden, plünderte ebenfalls das Zeughaus und ſchleppte auch von hier die angeſehenſten Rathsperſonen mit fort. Seine Huſaren ſtreiften von da bis Regensburg, dem Sitze des Reichstags. Dieſer gerieth in äußerſtes Schrecken. Viele Geſandte ergriffen die Flucht.

Friedrich erreichte mit dieſen Streifereien vollkommen was er wollte. Da er noch ausſprengen ließ, daß er in Kurzem auf ähnliche Weiſe auch Schwaben und Baiern heimſuchen werde, ſo beeilten ſich die Reichsſtände, bei ihm um Frieden nachzuſuchen, und verſprachen, ſogleich ihre Truppen von dem Reichsheere abzuberufen, was denn geſchah. Auch auf dem Reichstage wurde nun die Parteiloſigkeit beſprochen, die denn ſchon im Anfange des Jahres 1763 beſchloſſen wurde.

Unter ſolchen Umſtänden ſtanden dem Frieden keine großen Hinderniſſe mehr entgegen. England und Frankreich waren ſchon lange des Krieges müde und unterhandelten mit einander über denſelben bereits im Jahre 1761. Frankreich hatte zur See und in ſeinen

Colonien die größten Verluſte erlitten. Auch in Deutſchland war es unglücklich geweſen und noch im Jahre 1762 erlitten die franzöſiſchen Feldherrn d'Eſtrées und Soubiſe mehrere Niederlagen von dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig und ſeinem Neffen. Die Verhältniſſe geboten alſo Frankreich den Frieden. Schon am 5. November 1762 wurde in Paris der vorläufige Friede beſchloſſen: am 10. Februar 1763 kam der beſtimmte Friede zwiſchen England und Frankreich zu Stande. In dieſem Frieden wurden von Frankreich die in Deutſchland innehabenden Länder an ihre Herrn zurückgegeben. Nur bezüglich der rheiniſchen Beſitzungen Friedrichs II. war der engliſche Miniſter Bute unedel genug, zuzugeben, daß die Franzoſen im Beſitz der Feſtungen Weſel, Geldern und deren Gebiete bleiben ſollten. Friedrich II. ließ aber die Feſtung Weſel, welche die Franzoſen in Beſitz hatten, überrumpeln, und vereitelte ſomit die Plane ſeiner Feinde.

Maria Thereſia, ſo von allen ihren Bundesgenoſſen verlaſſen, von Schweden, Rußland, Frankreich, dem deutſchen Reiche, ſah endlich ein, daß es ihr nicht möglich ſei, ihren urſprünglichen Plan, Schleſien wieder zu erobern, auszuführen. Der Krieg hatte ungeheuere Summen gekoſtet, die Staatsſchuld hatte ſich dadurch beträchtlich vermehrt. Außerdem fürchtete ſie nun doch bei fortgeſetzten Feindſeligkeiten den Abſchluß eines Bündniſſes des Königs von Preußen mit der Pforte und in Folge davon den Einbruch der Türken in Ungarn. Dazu kam, daß es ihr darum zu thun war, ihrem älteſten Sohne Joſeph die Nachfolge auf dem Kaiſerthrone zu ſichern, was bei der Fortdauer des Krieges nicht wohl erzielt werden konnte. Sie war alſo dem Frieden geneigt, und ließ auch dem Könige von Preußen die erſten Anträge machen. Friedrich zweifelte Anfangs an der Redlichkeit ihrer Abſichten; nachdem er ſich aber von derſelben überzeugt, ſo ging er mit Freuden darauf ein. Noch am Ende des Jahres 1762 wurde das Schloß Hubertsburg in Sachſen zum Orte der Unterhandlungen beſtimmt. Schon am 15. Februar 1763 kam der Friede zu Stande.

Nach dieſem Frieden bleibt der König von Preußen im Beſitz von Schleſien und der Grafſchaft Glatz, auf den Grund des breslauer und dresdener Friedens, verſpricht aber in einem geheimen Artikel dem Erzherzog Joſeph künftig ſeine Stimme zu geben, wenn er ſich um die Kaiſerwürde bewerben würde, und einzuſtimmen, wenn einer der Erzherzoge durch die Vermählung mit der Prinzeſſin von Modena dieſes Herzogthum erblich an ſich bringen wolle. Das deutſche Reich wurde in den Frieden eingeſchloſſen und trat demſelben am 18. förmlich bei. An demſelben Tage wurde auch der Friede zwiſchen Sachſen und Preußen unterzeichnet. Der Kurfürſt von Sachſen wurde wieder in den Beſitz ſeiner Lande geſetzt.

8. Preußen und das deutſche Reich. Kaiſer Joſeph II. Theilung Polens.

Nie hatte ſich die perſönliche Größe Friedrichs II. in einem ſo glänzenden Lichte gezeigt, wie in dem ſiebenjährigen Kriege. Es war ein Kampf des Geiſtes mit der Gewalt: unwillkürlich nimmt man Partei für den kühnen Fürſten, welcher es wagt mit ſeinen geringen Mitteln faſt ganz Europa die Stirne zu bieten, welcher troß der großen Unfälle, die ihn treffen, doch nie ſich ſelbſt verliert, aus den ſchwierigſten Lagen mit der bewunderungswürdigſten Schnellkraft ſich herauszureißen verſteht, und Dank ſeiner Ausdauer, ſeinem Muthe und ſeinem Ehrgefühl, das ihm nie erlaubt hätte, ſich ſchmachvoll zurückzuziehen, zuletzt doch das Feld behauptet und als Sieger aus dieſem furchtbaren Kampfe hervorgeht. Die europäiſche Machtſtellung, zu welcher Friedrich ſeinen Staat emporzuheben trachtete, war nun geſichert: Preußen war eine Macht erſten Ranges, eine Großmacht geworden. Niemand dachte mehr daran, ihm dieſe Stellung ſtreitig zu machen.

Ob aber Deutſchland dadurch gewonnen? Das iſt eine andere Frage.

Wir haben geſehen, wie ſchlecht es um das deutſche Reich ſtand, wie die kaiſerliche Würde zu einem Schatten herabgeſunken, wie der Gedanke der Einheit des Reichs mehr und mehr abhanden gekommen war vor dem Umſichgreifen der Landesherrlichkeit. Eine Veränderung dieſer unglückſeligen Zuſtände in dem Sinne, daß die kaiſerliche Macht wieder erweitert und der Gedanke der Einheit wieder ſchärfer betont würde, war aber jetzt, durch das Emporkommen Preußens, vollends unmöglich geworden.

Preußen mußte es mehr, wie irgend einer andern Macht, daran liegen, eine ſolche Entwicklung zu verhüten.

Die anderen Staaten nämlich, die zugleich Mitglieder des deutſchen Reichs waren, wie Großbritannien, Schweden, Dänemark, hätten im Grunde wenig oder nichts an ihrer eigentlichen Bedeutung verloren, wenn auch das deutſche Fürſtenthum durch die Erhöhung der kaiſerlichen Gewalt etwas mehr eingeſchränkt worden wäre, weil der Schwerpunkt ihrer Macht in ihren außerdeutſchen Beſitzungen lag. Ganz anders bei Preußen. Der Schwerpunkt ſeiner Macht ruhte in den Ländern, die zum deutſchen Reiche gehörten, und auch dasjenige Land, wovon es den königlichen Titel führte, von dem es ſeine Souveränität, alſo ſeine europäiſche Stellung ableitete, nämlich Preußen, war weſentlich deutſch und hatte früher ebenfalls zum deutſchen Reiche gehört. Wäre alſo eine Erweiterung der kaiſerlichen Macht eingetreten, ſo war die europäiſche Stellung Preußens in Frage geſtellt: ja, die Beſeitigung eben dieſer europäiſchen Stellung Preußens war ſo ſehr eine Nothwendigkeit für das wiederhergeſtellte Kaiſerthum, daß ſie jedesfalls bewerkſtelligt werden mußte. Um dieſes zu verhüten, um die Großmachtſtellung Preußens zu bewahren, mußte alſo das deutſche Reich in dem erbärmlichen Zuſtande erhalten werden, in dem es ſich befand, und mußte insbeſondere diejenige Macht, von welcher allein jene Wiederherſtellung der kaiſerlichen Gewalt ausgehen konnte, nämlich das Haus Habsburg*), auf alle Weiſe überwacht und eingeſchränkt, jede etwaige Vergrößerung desſelben wo möglich verhütet werden. Mit andern Worten: der Gegenſatz zu Oeſterreich gehörte fortan zu einem der weſentlichſten Artikel der preußiſchen Staatskunſt, und ebenſo die Verhütung jeder etwaigen Verjüngung der Reichsverfaſſung.

---

*) Schon als Kronprinz hatte Friedrich II. die Anſicht, daß der kaiſerliche Hof darnach ſtrebe, das Reich bei dem Hauſe Oeſterreich erblich zu machen, und aus demſelben eine reine Monarchie zu geſtalten. Vergleiche ſeine 1736 geſchriebenen „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand des europäiſchen Staatenſyſtems“.

Derſelbe Umſtand, welcher den Beweggrund zur fortanigen Oppoſition Preußens gegen die Erhöhung der kaiſerlichen Macht bildete, ſicherte ihm auch den Erfolg. Preußen wurzelte mit dem größten Theile ſeiner Beſitzthümer in Deutſchland. Dieſe bildeten doch eine ſo anſehnliche Maſſe, daß an eine Ueberwältigung derſelben nicht ſo leicht zu denken war, auch wenn Preußen für ſich allein ſtand. Aber es ſtand nicht mehr allein, ſo wie es ſich zum Führer des deutſchen Fürſtenthums aufwarf: es war zu erwarten, daß die Fürſten, um ihre bedrohte Landesherrlichkeit zu retten, ſich ohne Weiteres an Preußen anſchloſſen, ſeitdem dieſes eine ſo bedeutende Macht geworden, ſeitdem alſo ein Anſchluß an dasſelbe nicht mehr mit Gefahren verbunden war. Dazu kam aber noch ein religiöſes Moment. Preußen war der Hort des Proteſtantismus geworden. Seitdem die beiden Kurfürſten, welche vordem als die Führer der neuen Lehre galten, nämlich der von Sachſen und der von der Pfalz, katholiſch geworden waren, fiel die Führerſchaft des Proteſtantismus von ſelber Preußen anheim: denn der Kurfürſt von Hannover, der allerdings auch noch proteſtantiſch war, kam ſchon deßhalb nicht in Betracht, weil er als König von England ſich zu wenig um die deutſchen Verhältniſſe kümmerte. Jene Eigenſchaft iſt ſchon von den Vorfahren Friedrichs II. ausgebeutet worden, noch mehr wurde ſie es von ihm und ſeinen Nachfolgern. Die Proteſtanten ſchloſſen ſich fortan an die preußiſchen Könige als ihre natürlichen Beſchützer an. So übernahmen dieſelben in gewiſſem Sinne die Rolle, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts die Kurfürſten von der Pfalz geſpielt hatten. Allerdings beſteht zwiſchen beiden noch ein weſentlicher Unterſchied. Die letzteren beabſichtigten bei der Oppoſition, die ſie gegen das Haus Habsburg unternahmen, nicht die Erhaltung der unglückſeligen Reichszuſtände, ſondern eine Reform derſelben von Grund aus, wobei ſie allerdings ſelber den Kaiſerthron einzunehmen hofften, während die Hohenzollern ſeit Friedrich II. eine Reform der Reichsverfaſſung auf alle Weiſe zu verhindern trachteten, nicht als ob ſie dieſelbe für vorzüglich gehalten hätten, ſondern weil ſie ihren Intereſſen beſſer entſprach.

Durch die Erhebung Preußens wurde alſo die Zerſplitterung Deutſchlands nicht nur befeſtigt, ſondern es wurde eine förmliche Trennung in zwei Hauptlager eingeleitet: auf der einen Seite ſteht Oeſterreich mit dem Katholicismus und dem Kaiſerthum, auf der anderen Preußen mit dem Proteſtantismus, dem Fürſtenthum und mit dem Norden. Der Dualismus an ſich iſt nichts Neues in unſerer Geſchichte: denn ſeit der Reformation ſtanden ſich ja Proteſtantismus und Katholicismus lange feindlich gegenüber. Aber in der Weiſe, wie er nun auftritt, iſt er allerdings etwas Neues: zwei Häuſer, die einander an Macht ſo ziemlich nahe ſtehen, eiferſüchtig auf einander, jedes darnach ſtrebend, ſich zu verſtärken mit entſprechenden Kräften, ſo daß die Gegenſätze, welche ſonſt das deutſche Leben beherrſcht haben, ſich in ihnen gleichſam von Neuem verkörpern und befeſtigen, und die Ausſicht auf eine Wiederherſtellung eines einheitlichen nationalen Staatsweſens in die weiteſte Ferne hinausgerückt wird.

Leider erſtreckte ſich der Gegenſatz zwiſchen Oeſterreich und Preußen nicht blos auf die inneren Verhältniſſe, ſondern übte einen ſehr ſchädlichen Einfluß auf die auswärtige Staatskunſt, wie wir ſogleich ſehen werden. —

Der Kaiſer Franz I. ſtarb im Jahre 1765. Schon im Jahre vorher war ſein älteſter Sohn zum römiſchen König und alſo zum Nachfolger ernannt worden, wobei Friedrich II. dem Verſprechen in dem hubertsburger Frieden gemäß ihm ſeine Stimme gegeben hatte: er beſtieg nun ohne Widerrede den deutſchen Kaiſerthron als Joſeph II.

Er war erſt 24 Jahre alt, aber ein Jüngling von den vortrefflichſten Eigenſchaften. Er beſaß bei einem großen Verſtande, einer ſcharfen Beobachtungsgabe, ein wahrhaft wohlwollendes Herz, welches nicht etwa blos einer vorübergehenden Aufwallung huldigte, ſondern das Heil der Menſchheit, namentlich die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen zur Aufgabe ſeines Lebens machte. Zu dieſen Eigenſchaften kam noch eine Feſtigkeit des Charakters, eine Ausdauer des Willens, wie ſie in dieſer Stärke ſich ſelten auf dem Throne findet, meiſt nur das Erbtheil hochbegabter Naturen. Es ging ihm übrigens in ſeiner Jugend ähnlich wie Friedrich II. Er wurde von langweiligen Lehrern unterrichtet — ſollte er doch die Geſchichte ſeines Hauſes in 15 eigens für ihn geſchriebenen Folianten ſtudiren, in denen nichts als Thatſachen und keine einzige Ueberſicht vorkam — ſie beklagten ſich über ſeinen Mangel an Fähigkeiten, an Fleiß, während der hochſtrebende Jüngling ſie längſt überſchaut hatte, und nun ſein eigener Lehrer wurde, durch Nachdenken und Studium ſolcher Bücher, die ihm mehr zuſagten. Beim Beginn des ſiebenjährigen Krieges war er ſchon alt genug, um die Ereigniſſe desſelben zu verfolgen. Friedrich II. erregte ſeine Bewunderung: dieſer königliche Nebenbuhler weckte in ihm frühzeitig den Sporn der Nacheiferung: er wollte in ſeinem Wirkungskreiſe ebenſo groß werden, als jener in dem ſeinigen.

Nach dem Tode ſeines Vaters wurde er zwar von ſeiner Mutter, Maria Thereſia, zum Mitregenten in den öſterreichiſchen Erblanden angenommen, aber im Weſentlichen behielt ſie doch die Regierung in ihren Händen: Joſeph ſollte ſich blos mit dem Militärweſen beſchäftigen und mit der Verwaltung des Kaiſerthums. Er ſuchte ſich vor Allem durch Reiſen einen Schatz von Kenntniſſen zu ſammeln und ſich über die Lage der Welt ſo umfaſſend als möglich zu unterrichten. Er bereiste Frankreich, die Schweiz, Italien: insbeſondere aber ſeine eigenen Länder. Er reiste als Privatmann, als Graf von Falkenſtein, nur von wenigen Begleitern gefolgt, ohne allen Prunk, ohne Aufwand: er ſchlief gewöhnlich nur auf einem Feldbette, begnügte ſich mit gewöhnlicher Koſt, wie er denn in Allem höchſt einfach war und ſofort das ſteife Ceremoniel gänzlich beſeitigte, das ehedem am kaiſerlichen Hofe gebräuchlich war und wovon ſich noch unter ſeiner ebenfalls einfachen Mutter einige Spuren erhalten hatten. Auf dieſen ſeinen Reiſen erſchien er allenthalben als ein freundlicher, rettender Engel für die Unſchuld und das Elend, während er mit unerbittlicher Strenge die gewiſſenloſen Beamten verfolgte, deren es ſelbſt unter der Regierung ſeiner ſonſt weitſehenden Mutter genug gab. Die Erfahrungen, die er hier machte, waren auch für ſeine Mutter nicht verloren: nicht nur in einzelnen Fällen gab ſie ihm nach, ſondern auch das Ganze ihrer Handlungsweiſe nimmt ſeitdem eine noch freiere Richtung an, wie bisher. Manche vortreffliche Einrichtungen in der thereſianiſchen Zeit verdanken Joſeph II. ihre Entſtehung.

Man erkennt aus dem Bisherigen leicht den Schüler, den Nacheiferer Friedrichs II. Aber es gab doch wieder Punkte, wo ſich ihn

Joſeph nicht zum Muſter nahm. Hatte Friedrich eine vorzugsweiſe franzöſiſche Bildung, ſo fand Joſeph II. ſeinen Ruhm darin, ein deutſcher Mann zu ſein. Seit langer Zeit hatte kein Kaiſer dem deutſchen Weſen ſolche Liebe und ſolches Intereſſe zugewendet, wie er. Aber er erblickte auch das deutſche Weſen nicht in der ſteifen altväteriſchen Förmlichkeit des vergangenen Jahrhunderts, ſondern in Einfachheit und Natürlichkeit. Dieſe wollte er überall wieder zurückführen, wo er nur konnte: natürlich auch in den Staatsverhältniſſen.

Als deutſcher Kaiſer hatte er freilich Gelegenheit genug, ſich davon zu überzeugen, wie viel es da noch aufzuräumen gebe. Unter den vielen Gebrechen des deutſchen Reichs waren die bei den zwei höchſten Reichsgerichten die augenfälligſten. Längſt war eine Verbeſſerung derſelben gefordert worden, aber, wie oft es auch die früheren Kaiſer, namentlich auch Joſephs Vater verſucht haben mochten, es war niemals gelungen. Joſeph ging mit größerer Thatkraft daran: aber bald mußte er ſehen, wie das verknöcherte deutſche Juriſtenthum in Verbindung mit der Landesherrlichkeit lieber an den längſt veralteten, unerfreulichen Einrichtungen hängen blieb, als eine Erneuerung nach dem Geiſte der Zeit und mit einem friſchen Lebenselemente zugeſtanden hätte. Nachdem er ſich zehn Jahre lang herumgeplagt, und nichts unverſucht gelaſſen, was zum Ziele führen konnte, mußte er ſich ſagen, daß Alles umſonſt ſei: nur die Erfahrung hatte er gewonnen, daß mit dem verroſteten alten Reichskörper auf dem gewöhnlichen Wege nichts mehr anzufangen wäre.

Joſeph wollte aber nicht umſonſt Kaiſer des deutſchen Reiches ſein. Vor ſeiner lebhaften Einbildungskraft zogen all' die großen Geſtalten der deutſchen Kaiſer vorüber, bei welchen die Würde auch von der Macht begleitet war: er wollte wirklich das Kaiſerthum zu einer neuen Bedeutung erheben. Aber ehe er noch mit ſich ins Reine gekommen war, wie dies zu bewerkſtelligen ſei, wurde er von der nicht minder wichtigen äußern Politik in Anſpruch genommen.

Friedrich II. hatte, wie geſagt, Preußen zu einer Großmacht erhoben. Aber wenn er auch durch die Eroberung Schleſiens Preußen bedeutend vergrößert hatte, ſo ſtand die ſtoffliche Ausdehnung dieſes Staates doch in keinem Verhältniſſe zu der anſpruchsvollen Stellung, die er nunmehr eingenommen hatte. Es war mit Einem Worte eine durchaus künſtliche Stellung, welche durch die ungewöhnliche Geiſteskraft Friedrichs gewonnen und behauptet wurde, welche aber, ſo lange ſich der Staat nicht noch mehr vergrößerte, einer natürlichen Grundlage entbehrte. Der Staat mußte alſo noch größer zu werden ſuchen. Das eine Mittel dazu war Eroberung. Aber davon mußte Friedrich abſehen. Seine Staaten hatten durch den letzten Krieg unendlich gelitten und er bedurfte langer Friedensjahre, um die Wunden zu heilen, die derſelbe ihnen geſchlagen hatte. Außerdem hatte ſich Friedrich eben in dieſem letzten Kriege mit genauer Noth oben erhalten; zuletzt war er gewiſſermaßen durch einen Zufall (den Thronwechſel in Rußland) gerettet worden: er war zu klug, um ſich nochmals den Wechſelfällen des Glückes hinzugeben, das ſich das zweite Mal gegen ihn erklären konnte. Blieb aber der Staat in ſeiner bisherigen verhältnißmäßig doch geringen Größe, ſo mußte die Großmachtſtellung durch befriedigende diplomatiſche Verhältniſſe zu den andern Mächten erhalten werden. Dieſe anderen Mächte aber waren ihm keineswegs freundlich geſinnt. Was einmal Oeſterreich betrifft, ſo beſaß Friedrich ſelbſt eine zu große Eiferſucht gegen dasſelbe, um nicht zu vermuthen, daß dieſes von den gleichen Gefühlen gegen ihn beherrſcht werde. In der That war Friedrich äußerſt mißtrauiſch gegen Oeſterreich, und verſtellte ſich nicht ſo ſehr, um dies Mißtrauen nicht merken zu laſſen. Die zweite Großmacht, Frankreich, war ihm feindſelig ſeit dem ſiebenjährigen Kriege und dieſe Stimmung veränderte ſich nicht, auch nach dem hubertsburger Frieden: im Gegentheile, die Verbindung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, welche ja kurz vorher ihn an den Rand des Verderbens geführt, wurde immer inniger, und ſollte durch die Verheirathung des Dauphins mit einer Erzherzogin noch mehr befeſtigt werden. Endlich England, die einzige Macht, welche ihm im ſiebenjährigen Kriege beigeſtanden, hatte ſich ja ſchon gegen den Schluß desſelben von ihm abgewendet; ſeitdem wurde die Spannung zwiſchen dieſer Macht und Preußen immer größer. Ja, es konnte jeden Augenblick zum Bruche kommen. Es blieb noch Rußland übrig und an dieſe Macht glaubte ſich Friedrich unter den gegenwärtigen Umſtänden anſchließen zu müſſen. Er ſuchte alſo bei Katharina II. um ein Schutzbündniß nach. Anfangs wollte es ihm damit nicht glücken, weil ſeine Feinde, insbeſondere auch Frankreich und Oeſterreich ihm entgegenarbeiteten. Aber im Oktober 1763 ſtarb der König von Polen, Auguſt III., der zugleich Kurfürſt von Sachſen war. Der Kaiſerin von Rußland war es daran gelegen, einen ihr ganz ergebenen Mann, Stanislaus Poniatowski, auf den polniſchen Thron zu bringen. Sie bedurfte dazu der Hülfe Preußens. Friedrich ſicherte ihr dieſelbe zu, und ſo kam im März 1764 zwiſchen beiden Mächten ein Bündniß zu Stande. Dasſelbe ſollte nur acht Jahre beſtehen: man gewährleiſtete ſich die gegenſeitigen Beſitzungen, verſprach einander einen Beiſtand von 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern. Was Polen anbetrifft, ſo verpflichtete man ſich, nicht nur ſich zu widerſetzen, daß dies Königreich erblich würde, ſondern auch nicht die Unternehmungen derer zuzugeben, die durch eine Aenderung der Reichsverfaſſung eine eigentliche Monarchie einzuführen gedächten. Ferner verſprach man, die ſogenannten Diſſidenten, d. h. Nichtkatholiken gegen die Bedrückungen der herrſchenden Kirche zu beſchützen. Sodann beſchloß man, Alles ſo einzuleiten, daß Stanislaus Poniatowski polniſcher König würde. Bald darauf rückten 10,000 Ruſſen in Polen ein: Friedrich ſtellte preußiſche Truppen an der polniſchen Gränze auf. Dieſe Maßregeln hatten zur Folge, daß Poniatowski, der von Rußland und Preußen Unterſtützte, vom Reichstag wirklich zum Könige gewählt ward.

Von dieſer Zeit an aber enthüllten ſich mehr und mehr die eigentlichen Plane der ruſſiſchen Kaiſerin bezüglich Polens. Katharina II. nahm in jeder Beziehung die Plane ihres Vorgängers, Peters des Großen, wieder auf. Sie ſuchte ſich nach allen Seiten zu vergrößern, Einfluß zu gewinnen. Polen ſollte fortan von Rußland ſo umſponnen werden, daß dieſes allein dort herrſchte, bis eine Zeit komme, wo man es ganz einverleiben konnte. Dieſen Beſtrebungen ſetzte ſich die patriotiſche Partei in Polen entgegen, aber ſie wurde unterdrückt, und der König von Preußen unterſtützte dabei auf das Eifrigſte die Plane der Kaiſerin.

Mitten in dieſe Angelegenheiten fiel nun noch ein Krieg Rußlands mit der Pforte, ſeit dem Jahre 1769. Dieſer Krieg wurde zum Vortheil der Ruſſen geführt. Bis zum Jahre 1770 hatten ſie ſich der Moldau und Wallachei bemächtigt, und drohten noch immer weiter vorzugehen. Auch nach dieſer Seite hin verfolgte alſo Katharina II. mit dem glücklichſten Erfolg die Beſtrebungen Peters des Großen.

Aber dieſe Fortſchritte der Ruſſen in Polen und in der Türkei verſetzten den wiener Hof in die größte Unruhe. Wurde ihnen nicht eine Armee entgegengeſetzt, ſo breitete ſich die ruſſiſche Macht immer weiter aus und Oeſterreich hatte bald an ihr den gefährlichſten Nachbar. Schon im Jahre 1767 hatte Maria Thereſia ein Heer an der polniſchen Gränze aufgeſtellt, um nöthigen Falls den Polen zu Hülfe zu kommen. Die Verbindung Rußlands mit Preußen hatte ſie damals abgehalten, entſchiedener voranzugehen. Wie nun aber der Krieg Rußlands mit der Pforte dazu kam, ſo glaubte der wiener Hof, kein Mittel unverſucht laſſen zu dürfen, um das drohende Uebergewicht Rußlands in die gehörigen Schranken zurückzuweiſen. Er näherte ſich Friedrich II., um mit ihm vereint ein ſolches Ergebniß zu bewirken.

Auch bei Friedrich II. waren durch die letzten Ereigniſſe Bedenklichkeiten aufgeſtiegen. Auch er fürchtete, daß ſein Bundesgenoſſe allzu mächtig werden, und ihm mit der Zeit, wie den Polen, Geſetze vorſchreiben würde. Er kam alſo dem wiener Hofe entgegen, und es wurde ſchon im Jahre 1769 zwiſchen ihm und dem Kaiſer Joſeph eine Zuſammenkunft zu Neiſſe verabredet. Dieſe Zuſammenkunft hatte aber zunächſt keine weitere Folge, als daß die gegenſeitige Mißſtimmung beider Höfe einem freundſchaftlichen Verhältniſſe wich, was insbeſondere durch die ungeheuchelte Verehrung, welche Joſeph II. vor dem Könige von Preußen hegte, bewirkt ward. Man beſchloß wohl auch, bei einem etwaigen Kriege zwiſchen England und Frankreich die Parteiloſigkeit zu behaupten, aber in Bezug auf Rußland wurde noch nichts ausgemacht. Erſt auf einer zweiten Zuſammenkunft beider Fürſten in Neuſtadt in Mähren (1770), als inzwiſchen die Ruſſen immer größere Eroberungen gemacht hatten, kam das Verhältniß zu Rußland ausführlich zur Sprache. Der König hatte unterdeſſen bereits Schritte gethan, um einen Frieden zwiſchen Rußland und der Pforte zu ermöglichen: er bot ſeine Vermittlung und die des wiener Hofes an: die Pforte ging darauf ein, der petersburger Hof ſtellte aber ſehr hohe Forderungen. Oeſterreich, immer mehr bedroht, verſtärkte ſeine Truppen in Ungarn, und machte Miene, an dem Kriege Theil zu nehmen, wenn Rußland nicht nachgebe. Auf der Zuſammenkunft in Neuſtadt legte nun Kaunitz dem König von Preußen offen ſeine Abſichten dar. Er ſetzte die Nothwendigkeit auseinander, ſich den ehrſüchtigen Planen der Ruſſen zu widerſetzen, und erklärte, Maria Thereſia würde niemals zugeben, daß die ruſſiſchen Heere über die Donau gingen, oder daß der petersburger Hof Eroberungen machte, wodurch er ein Nachbar von Ungarn würde. Die Verbindung Preußens mit Oeſterreich ſei der einzige Damm, den man dieſer überſtrömenden Fluth, die ganz Europa zu überſchwemmen drohte, entgegenſetzen könnte.

Kaunitz hatte, wie man ſieht, den einzig richtigen Geſichtspunkt. Aber Friedrich, obgleich er die Gefährlichkeit der Ruſſen ebenſo gut einſah, wurde doch durch das Mißtrauen gegen Oeſterreich verhindert, auf die Vorſchläge dieſes Hofes einzugehen: eine Weigerung, welche bald zu der unſeligſten Staatskunſt führen ſollte. Er ſchützte gegen Kaunitz und Joſeph II. ſein mit Rußland geſchloſſenes Bündniß vom Jahre 1764 vor, das ihn abhalte, die Vorſchläge Oeſterreichs anzunehmen. Seine einzige Abſicht gehe dahin, zu verhüten, daß der ruſſiſch-türkiſche Krieg allgemein werde: in dieſem Sinne wolle er Alles thun, um dasſelbe zu einem billigen Frieden mit der Pforte geneigt zu machen. Die letztere hatte, wie geſagt, die Vermittlung der Höfe zu Wien und Berlin ſich gefallen laſſen.

Friedrich wandte ſich zuerſt an die Kaiſerin Katharina. Sie nahm zwar nach einiger Weigerung ebenfalls die Vermittlung beider Höfe an, ſtellte aber ſo ungeheuere Forderungen — unter anderen die Abtretung der Moldau und Wallachei — daß der König von Preußen es für angemeſſener hielt, dieſelben dem wiener Hofe zu verſchweigen, weil dadurch die Mißſtimmung desſelben gegen Rußland nur hätte verſtärkt werden müſſen. Er verſuchte die Kaiſerin zur Herabſtimmung ihrer Forderungen zu bewegen, konnte aber im Weſentlichen nichts erreichen, und mußte ſich zuletzt doch entſchließen, die ruſſiſchen Vorſchläge dem wiener Hofe mitzutheilen. Dieſer war aber ſo aufgebracht darüber, daß er ſeine Kriegsrüſtungen nur mit deſto größerm Eifer betrieb. Er wollte jetzt allein Rußland entgegentreten, und verlangte von Preußen nur, daß es ſich ruhig verhalte, wenn Rußland irgendwo anders, als in Polen angegriffen würde. Friedrich verweigerte dieſe Forderung. Jetzt ſchloß Oeſterreich mit der Pforte (6. Juli 1771) ein Bündniß, zufolge welches der wiener Hof der Pforte alle von Rußland eroberten Provinzen wiederzuſchaffen und die Unabhängigkeit Polens zu ſichern verſprach dagegen aber von der Pforte acht Millionen Gulden Hülfsgelder und das Verſprechen der Abtretung eines beſtimmten Strichs der Wallachei ſowie einer neuen Gränzbeſtimmung der Moldau und Wallachei gegen Siebenbürgen erhielt. Zugleich rückten öſterreichiſche Kriegsvölker in Polen ein und beſetzten die Zipſer Geſpannſchaft, an welche der wiener Hof Anſprüche hatte, offenbar, um im Falle eines Krieges die Polen gegen die Ruſſen unterſtützen zu können.

Katharina II. war beſonders über dieſen letzten Schritt Oeſterreichs ungemein entrüſtet. „Wenn der wiener Hof Polen zerſplittern will", äußerte ſie gegen den Bruder Friedrichs II., den Prinzen Heinrich, „ſo haben die übrigen Nachbarn des Königreichs das Recht, dasſelbe zu thun." Die Spannung wurde immer größer, und ein Krieg zwiſchen Rußland und Oeſterreich war faſt unvermeidlich.

Da nun in einem ſolchen Falle Friedrich II. ſich nicht entſchließen konnte, die Partei Oeſterreichs zu nehmen, aber auch nicht gerne auf die Seite Rußlands getreten wäre, um nicht die Uebermacht dieſes Reiches zu verſtärken, ſo ſah er kein anderes Mittel, ſich aus einem ſolchen Entweder Oder herauszureißen, als den Krieg zu verhindern. Dieſes glaubte er am beſten dadurch erreichen zu können, daß er den Ruſſen Vergrößerungen verſchaffte, nur nicht auf Koſten der Türkei, daß er ferner auch den Oeſterreichern Mittel darbot, ſich ebenfalls zu vergrößern, damit ſie den Ruſſen ihren Zuwachs nicht mißgönnten. Diejenige Macht aber, auf deren Koſten ſich Rußland und Oeſterreich vergleichen und zugleich vergrößern ſollten, war Polen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß derjenige, der einen ſo glücklichen Ausweg fand, um den Krieg zu verhüten, nämlich der König von Preußen, nun auch nicht leer ausgehen durfte: auch er erſah ſich ein Stück von Polen. Dadurch erreichte er zugleich einen der weiteren Zwecke, die ſich die preußiſche Staatskunſt vorſetzen mußte, nämlich das Gebiet zu vermehren, um Preußen auch in Bezug auf Länderausdehnung den übrigen Großmächten näher zu bringen.

Friedrich war zuerſt auf dieſen Gedanken gebracht worden durch die oben angeführte Aeußerung der Kaiſerin Katharina bezüglich der Beſetzung der zipſer Geſpannſchaft durch öſterreichiſche Truppen. Er ließ am petersburger Hof anfragen, ob jene Aeußerung ernſthaft gemeint geweſen ſei, und machte darauf den Vorſchlag einer Zerſtückelung Polens. Die Kaiſerin Katharina ergriff den Gedanken mit großer Lebhaftigkeit. Nun war nur noch die Frage, ob Oeſterreich dafür zu gewinnen ſei. Friedrich übernahm, die Stimmung des wiener Hofes zu erforſchen. Er eröffnete dem öſterreichiſchen Geſandten: Rußland äußere nicht die mindeſte Unzufriedenheit über die Beſetzung der zipſer Geſpannſchaft, er rathe dem wiener Hof, ſich in dieſer Gegend von Polen nach Zuträglichkeit auszubreiten: er könnte das mit um ſo weniger Gefahr thun, weil ſein Beiſpiel von den benachbarten Mächten dieſes Königreichs nachgeahmt werden würde.

Aber der wiener Hof war Anfangs durchaus nicht geſonnen, in dieſen Vorſchlag einzugehen. Kaunitz antwortete trocken: wenn ſein Hof einige unbedeutende Theile von Polen an der ungariſchen Gränze habe beſetzen laſſen, ſo ſei dies nicht in der Abſicht geſchehen, ſolche zu behalten, ſondern blos um ſich zu ſeinem Rechte wegen einiger Summen zu verhelfen, die das Haus Oeſterreich von der Republik fordere, und er habe ſich nicht eingebildet, daß ein Gegenſtand von ſo unbeträchtlichem Werthe den Gedanken an einen Theilungsplan veranlaſſen könne, zumal da die Ausführung desſelben von allen Seiten unüberſteigliche Hinderniſſe finden würde. Sein Hof ſei bereit, die von ſeinen Truppen beſetzten Gegenden zu räumen, wofern die übrigen Mächte dasſelbe thäten.

Friedrich war alſo abgewieſen, aber er gab darum ſeinen Plan nicht auf. Er unterhandelte weiter über denſelben mit Rußland, ſchmeichelte ſich bei dem petersburger Hofe dadurch ein, daß er ihm alle verdächtigen Bewegungen der Oeſterreicher mittheilte, und bewirkte endlich das Zuſtandekommen eines Vertrags bezüglich der Theilung Polens, im Allgemeinen nach den oben angegebenen Grundſätzen, daß nämlich die Kaiſerin gegen ein Stück von Polen auf die Moldau und Wallachei verzichte. Um den wiener Hof einzuſchüchtern, erklärte Friedrich, im Falle eines Kriegs zwiſchen beiden Kaiſerhöfen auf die Seite Rußlands treten zu müſſen, und um dieſer Drohung Nachdruck zu geben, betrieb er einige Rüſtungen.

Die Oeſterreicher gaben endlich nach. Da ihre Hauptbeſorgniß, durch die Erwerbung der Moldau und Wallachei von Seite der Ruſſen dieſe zu Nachbarn zu bekommen, gehoben war, ſo wurden ſie friedlicher, und überlegten ſich auch den polniſchen Theilungsplan etwas genauer. Wollten ſie denſelben verhindern, ſo mußten ſie an Rußland und Preußen zugleich den Krieg erklären: denn dieſe hatten nun einmal mit einander die Theilung Polens beſchloſſen und ein neues Bündniß aufgerichtet, zufolge deſſen ſich Friedrich II. ſogar verpflichtete, gegen Oeſterreich einen Krieg anzufangen, ſo wie daſſelbe Rußland wegen Polen angreifen ſollte. Oeſterreich hatte im Augenblicke außer der Pforte, die aber gänzlich darniederlag, keinen anderen Bundesgenoſſen als Frankreich: aber dieſes war gar nicht in der Lage, Krieg zu führen. Wohl oder übel, mußte man alſo die Theilung Polens geſchehen laſſen. Aber wie? ſollte man den Gegnern verſtatten, ſich zu verſtärken, ohne eine entſprechende Vermehrung der eigenen Macht zu erlangen? Rußland und Preußen luden Oeſterreich ein, der Theilung Polens ſich anzuſchließen. Sollte dieſe Einladung aus Ehr- und Rechtsgefühl zurückgewieſen werden? Kaunitz war der Erſte, der über die großen Bedenklichkeiten, welche von Seite des Rechts gegen dieſe Gewaltthat erhoben werden konnten, hinwegſah. Er gewann dann auch den Kaiſer Joſeph, welcher über der Ausſicht auf eine beträchtliche Vermehrung der öſterreichiſchen Macht ſeine ſonſt edeln Grundſätze in den Hintergrund ſeines Herzens zurückdrängte. Nur die Kaiſerin Maria Thereſia wollte lange nicht in die polniſche Theilung willigen. „Als alle meine Länder angefochten wurden", ſchrieb ſie an Kaunitz, „und gar nicht mehr wußte, wo ruhig niederkommen ſollte, ſteifte ich mich auf mein gutes Recht und auf den Beiſtand Gottes. Aber in dieſer Sach, wo nicht allein das offenbare Recht himmelſchreiend wider uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider uns iſt, muß bekennen, daß Zeitlebens nicht ſo beängſtigt mich befunden und mich ſehen zu laſſen ſchäme. — Bedenk' der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachei unſer Ehr und Reputation in die Schanze ſchlagen." — Zuletzt gab ſie aber doch nach, freilich nicht ohne den größten Widerwillen. „Ich merk wohl, daß ich allein bin", ſagte ſie, „und nicht mehr en vigueur, darum laſſe ich die Sachen, jedoch nicht ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." Noch, als ſie den Theilungsentwurf unterſchrieb (Februar 1772), konnte ſie ſich nicht enthalten hinzuzuſetzen: „Placet, weil ſo viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber ſchon längſt todt bin, wird man erfahren, was aus dieſer Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

Wir wollen nun dieſe polniſche Theilungsgeſchichte nicht genauer verfolgen. Der letzte und entſcheidende Theilungsvertrag zwiſchen den drei Mächten wurde im Auguſt 1772 in Petersburg abgeſchloſſen: Oeſterreich nahm ſich Gallizien mit 1360 □Meilen und 2,580,000 Einwohnern, Preußen die ehemals zum Herzogthum Preußen gehörigen, ſpäter an Polen abgetretenen Landſtriche, Weſtpreußen, Marienburg, Culm, Ermeland, Michelau und den Netzdiſtrict (außer den Städten Thorn und Danzig), mit 631 □Meilen und 600,000 Einwohnern; Rußland endlich bekam den größten Theil von Litthauen mit 1660 □Meilen und 1,800,000 Einwohnern. Der polniſche Reichstag wurde gezwungen, in dieſe Theilung zu willigen.

Das eine Uebel, welches Friedrich II. durch die polniſche Theilung abzuwenden hoffte, nämlich ein Krieg zwiſchen Rußland und Oeſterreich, war nun zwar beſeitigt; aber nur durch ein weit größeres, nämlich durch die Verſtärkung Rußlands an der preußiſchen Grenze. Auch darf man dabei nicht außer Augen laſſen, daß Rußland dreimal ſo viel Land erhielt, als Preußen, daß alſo das Gleichgewicht zwiſchen beiden Mächten dadurch ſehr bedeutend zum Vortheile Rußlands ſich verändert hatte. Und die andere Hoffnung, von welcher Friedrich ſich leiten ließ, nämlich das Zuſtandekommen eines billigen Friedens zwiſchen Rußland und der Pforte, ging doch auch nicht in Erfüllung. Auf verſchiedenen Friedenszuſammenkünften ſtellten die Ruſſen ſo übertriebene Forderungen, daß der Sultan unmöglich darauf eingehen konnte. Die Unterhandlungen wurden alſo abgebrochen und der Krieg fortgeſetzt. Zuletzt mußten ſich doch die Türken (Juli 1774) zu einem Frieden verſtehen, den die Ruſſen ihnen vorſchrieben.

Aber auch das gute Vernehmen zwiſchen den drei Mächten, die den polniſchen Theilungsvertrag geſchloſſen, blieb nicht lange ungeſtört. Bald kamen ſie über die Ausdehnung der Länderſtriche, die jedes ſich angeeignet, in Streit. Friedrich mußte alle Augenblicke beſorgen, daß Katharina II. ſich von ihm abwende: zwiſchen Rußland und Oeſterreich ſtieg die Spannung wieder auf einen hohen Grad, ſeitdem (1775) der im Jahre 1771 zwiſchen Kaunitz und der Pforte geſchloſſene Vertrag öffentlich bekannt wurde. Und was endlich das Verhältniß zwiſchen Oeſterreich und Preußen anbetrifft, ſo war Friedrich gleichfalls über Oeſterreich wegen des eben berührten Vertrages und der darin in Ausſicht geſtellten Vergrößerung Oeſterreichs aufgebracht. Außerdem erſchien ihm der Ehrgeiz des jungen Kaiſers äußerſt bedenklich. Er wußte, daß er daran dachte, das venetianiſche Friaul wieder zu erobern, ſich Bosniens zu bemächtigen, ohne Schleſien, das Elſaß und Lothringen zu rechnen, deren Verluſt er noch nicht vergeſſen hatte. Als ſich im Jahre 1775 das Gerücht von einer gefährlichen Krankheit Friedrichs II. verbreitete, wurden ſofort die öſterreichiſchen Truppen in Marſch geſetzt und an die böhmiſche Grenze beordert, um, wie Friedrich meinte, bei der Nachricht vom Tode des Königs in ſeine Staaten einzubrechen und dem Nachfolger die Wahl zu laſſen, ob er Schleſien zurückgeben oder ſich aufreiben laſſen wolle.

Die Theilung Polens war eine Drachenſaat, deren unglückliche Früchte ſich theilweiſe jetzt ſchon zeigten, die aber ſpäter in immer größerem Maße hervorbrechen ſollten.

Das gute Verhältniß zwiſchen Preußen und Oeſterreich, welches im Jahre 1769 einen ſo ſchönen Anfang genommen, war geſtört, und mußte wieder dem alten Mißtrauen weichen. Rußland war durch die polniſche Theilung, durch den Frieden mit der Pforte, mächtiger geworden, wie je: und ſchon hatte Friedrich II. auf mehrfache Weiſe den Uebermuth und die Selbſtſucht ſeines Bundesgenoſſen zu empfinden gehabt. Gleichwohl war er an denſelben gebunden, und mußte Alles aufbieten, ihn bei guter Geſinnung zu erhalten, weil die Entwürfe des deutſchen Kaiſers ſich immer mehr ſeiner Erfüllung näherten, die dergeſtalt beſchaffen waren, daß Friedrich II. ihm auf alle Weiſe entgegentreten zu müſſen glaubte.

9. Der baieriſche Erbfolgekrieg vom Jahre 1778.

Seitdem der Kaiſer durch den Ausgang ſeiner Verſuche, die heilloſen Gebrechen des Reichsgerichtsweſens abzuſchaffen, die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß mit dem Reichskörper, ſo lange er in ſeiner elenden Verfaſſung beharre, gar nichts anzufangen ſei, ſo bildete ſich in ihm mehr und mehr der Gedanke aus, der auch ſeiner thatkräftigen kühnen durchgreifenden Natur entſprach, die veraltete Reichsverfaſſung umzuwerfen, und auf den Trümmern derſelben eine neue Ordnung der Dinge aufzurichten, die der alten Kaiſeridee und ſeinen Forderungen von der Einfachheit und Natürlichkeit der Staatszuſtände beſſer entſpreche. Dies war aber nur dadurch möglich, daß die öſterreichiſche Hausmacht immer größer wurde, ſo daß zuletzt das übrige Deutſchland nothwendiger Weiſe in ihr aufgehen müßte. Ein Plan, wie wir uns erinnern, den die früheren Kaiſer aus dem Hauſe Habsburg, Baiern, Luxemburg ebenfalls gehabt hatten, ohne daß er ihnen jedoch gelungen wäre, ein Plan ferner, der, wie wir oben gezeigt, die Großmachtſtellung Preußens in Frage ſtellen, und dieſe Macht daher zur entſchiedenen Gegnerin desſelben machen mußte. Auch war ſich Friedrich II. ſehr bald über die Abſichten des Kaiſers klar. In ſeinen Denkwürdigkeiten ſpricht er ſich folgendermaßen darüber aus. „Joſeph war (1777) durch die Normandie, durch Bretagne, Provence, Languedoc, Burgund und die Freigrafſchaft gekommen: alle dieſe Provinzen hatten einſt ihre eigenen Souveräne gehabt und waren allmählig der franzöſiſchen Monarchie einverleibt worden. Dies Alles machte einen lebhaften Eindruck auf ihn, und veranlaßte die für ihn niederſchlagende Vergleichung zwiſchen dieſem unter einem Haupte vereinten Staatskörper und der deutſchen Reichsverfaſſung, wo er zwar Kaiſer war, worin ſich aber Könige und Souveräne befanden, welche mächtig genug waren, ſich ihm zu widerſetzen, ja, ſelbſt Krieg mit ihm zu führen. Hätte es in ſeiner Macht geſtanden, würde er unverzüglich alle Provinzen des Reichs zu ſeinen Domänen geſchlagen haben, um ſich zum Souverän dieſes großen Staatskörpers zu machen, und damit ſeine Macht über die Macht aller Monarchen Europas zu erheben. Dieſer Plan beſchäftigte ihn unaufhörlich und er war der Meinung, das Haus Oeſterreich müſſe denſelben niemals aus den Augen verlieren. Dieſer herrſchſüchtige Grundſatz war es, aus welchem ſeine brennende Begierde, Baiern zu beſitzen, floß.“

Mit Baiern nun verhielt es ſich folgendermaßen. Der Kurfürſt von Baiern, Maximilian Joſeph, hatte keine Kinder. Starb er, was im Jahre 1777 der Fall war, ſo fiel Baiern an den nächſten Erben, nämlich an den Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz. Aber auch dieſer hatte keine ehelichen Kinder, wohl aber eine Menge unehelicher, die jedoch nach deutſchen Rechtsgrundſätzen von der Nachfolge ausgeſchloſſen waren; und es hätte nach dem Abſterben Karl Theodors eine Seitenlinie, die von Pfalz-Zweibrücken, die Kurpfalz ſowohl wie Baiern erben müſſen. Dieſe Umſtände wollte Joſeph benutzen, um Baiern an ſich zu bringen. Er unterhandelte mit Karl Theodor und verſprach dieſem, ſeine natürlichen Kinder anſtändig zu verſorgen, wenn er ihm Baiern abtreten würde. Karl Theodor ging darauf ein. Nun ſtarb der Kurfürſt von Baiern, und ſofort nahm Joſeph das Land für ſich in Anſpruch. Er gründete ſeine Rechte auf einige alte Urkunden und auf die Oberlehensherrlichkeit, die er als König von Böhmen über die baieriſchen Lehen zu haben glaubte. Oeſterreichiſche Truppen rückten ohne Weiteres in Baiern ein, und der Kurfürſt von der Pfalz, der ſich eben in München befand, unterzeichnete einen Vergleich, worin er zwei Drittheile von Baiern an Oeſterreich abtrat.

Die Wichtigkeit dieſes Ereigniſſes war klar. Erhob ſich kein Widerſpruch dagegen, ſo war zu erwarten, daß Karl Theodor nach und nach ſein ganzes Beſitzthum an den Kaiſer abzutreten gezwungen ward. Der Kaiſer befand ſich dann aber in der Lage, den oben angedeuteten Plan ſehr leicht auszuführen. Schwaben, von den vorderöſterreichiſchen Beſitzungen und von Baiern aus umſponnen, vermochte ſich vor dem übermächtigen Nachbar nicht zu retten. Durch den Beſitz von der Kurpfalz, von Jülich und Berg beherrſchte der Kaiſer den Rhein und die angränzenden Gegenden, Weſtphalen, Heſſen, Franken: waren aber dieſe dem kaiſerlichen Syſteme eingereiht, wer wollte ihm dann auf die Länge widerſtehen? Selbſt an die Wiedererwerbung von Elſaß und Lothringen konnte man denken. Aber es war noch mehr zu beſorgen. Blieb man unthätig, ſo ſchien der deutſche Staatskörper ſtillſchweigend das Recht zu billigen, welches der Kaiſer beanſpruchte, über erledigte Erbfolgen nach Willkür zu ſchalten. Eine gänzliche Umſtürzung der Rechte, der Verträge, der Erbverbrüderungen und der Privilegien, wodurch die Beſitzungen der Fürſten geſichert wurden, war die Folge davon.

Merkwürdiger Weiſe wurde Anfangs von denen, die das nächſte Recht dazu hatten, gegen das Verfahren des Kaiſers keine Verwahrung eingelegt. Der Herzog von Zweibrücken fürchtete ſich und war nahe daran, den Vergleich Karl Theodors mit Joſeph zu genehmigen. Kurſachſen machte einen leiſen Anſpruch auf einige Allodien der baieriſchen Erbſchaft geltend, wurde aber vom wiener Hof nicht gehört.

Deſto thätiger war Friedrich II. Er ſchickte einen Unterhändler den Grafen von Görz, nach München, der gerade noch zur rechten Zeit ankam, um den Herzog von Zweibrücken von der Genehmigung des Vergleichs abzuhalten, und ihn zu beſtimmen, eine Verwahrung einzulegen. Er verband ſich ferner mit Sachſen, welches ihn ebenſo wie der Herzog von Zweibrücken beauftragte, ſeine Rechte wahrzunehmen. Zugleich wandte ſich Friedrich an die Höfe von Petersburg und Verſailles, um ſich über die Geſinnung derſelben zu vergewiſſern. Darauf trat er mit dem wiener Hofe ſelbſt in Unterhandlung und beſtritt entſchieden die Rechtmäßigkeit des kaiſerlichen Verfahrens.

Der Kaiſer, nicht geſonnen, nachzugeben, von Begierde brennend, ſich mit dem großen Friedrich zu meſſen, ſammelte ein Heer an der baieriſchen Gränze: Friedrich II. desgleichen und ebenſo Sachſen. Inzwiſchen wurden die Unterhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Preußen fortgeſetzt. Sie führten zu nichts. Preußen gab ſeinen letzten Beſcheid: wenn die Oeſterreicher nicht den größten Theil von Baiern an den Kurfürſten von der Pfalz zurückgeben wollten, werde es dieſe Weigerung als eine Kriegserklärung anſehen. Da der Kaiſer nicht darauf eingehen mochte, wurden die Unterhandlungen am 4. Juli 1778 abgebrochen, und die Truppen beider Mächte erhielten Befehl, vorzurücken.

Friedrich II. ſtellte ſein Heer in Schleſien auf: der Kaiſer in Böhmen und Mähren. Schon im Juli brach der König in Böhmen ein, um die Oeſterreicher, die bei Königingräz und Jaromir feſte Lager bezogen hatten, anzugreifen. Aber plötzlich ſtockten die Unternehmungen: einmal, weil der König das Lager zu feſt fand, um ſeine Ueberwältigung für möglich zu halten; zweitens, weil man von Seite der Oeſterreicher nur vertheidigungsweiſe zu Werke gehen wollte; drittens, weil ſofort, freilich hinter dem Rücken des Kaiſers, von Maria Thereſia Friedensunterhandlungen eingeleitet wurden. Maria Thereſia war nämlich von Anfang nicht für die baieriſchen Plane ihres Sohnes und hatte nur ungern nachgegeben: jetzt, wie es zum Kriege gekommen, gewann die Beſorgniß vor einem ungünſtigen Ausgange bei ihr die Oberhand. Sie ſchickte alſo im Geheimen einen Unterhändler, Thugut, zu Friedrich, und erbot ſich, auf die ganze baieriſche Erbſchaft zu verzichten, wenn man ihrem Sohne nur einen geringen Antheil mit einer Million Einkünfte laſſe. Zugleich traf ſie die nöthigen Vorbereitungen, um einen ernſtlichen Zuſammenſtoß beider Heere zu verhindern.

Friedrich, der aus dieſen Schritten der Kaiſerin ſah, daß er ſeinen Zweck vollkommen erreichen werde, ſpannte nun doch ſeine Forderungen ziemlich hoch: er wollte Joſeph II. auch nicht einmal jenen von Maria Thereſia ausbedungenen kleinen Antheil an der baieriſchen Erbſchaft zugeſtehen. Unterdeſſen hatte der Kaiſer dieſe geheimen Unterhandlungen ſeiner Mutter erfahren. Er war wüthend darüber und erklärte ihr, auf keine Weiſe in dieſelben eintreten zu wollen. Sie wurden alſo vorderhand abgebrochen: die Feindſeligkeiten ſetzten ſich fort. Friedrich, deſſen Truppen bei ihrer Unthätigkeit durch Krankheiten viel mehr gelitten hatten, als wenn ſie einige Hauptſchlachten geſchlagen hätten, zog ſich endlich im Herbſt aus Böhmen zurück. Auch ſein Abzug wurde übrigens von den Oeſterreichern nicht benutzt, um ihn anzugreifen, da diesmal wiederum die Kaiſerin ihre Hände mit im Spiele hatte. Das folgende Jahr zog ſich der Krieg nach Schleſien hinein, aber ebenfalls ohne daß es zu entſcheidenden Schlägen gekommen wäre. Man nannte den Krieg ſpottweiſe den Kartoffelkrieg.

Friedrich II. ſetzte indeſſen ſeine Hoffnungen nicht blos auf die Waffen, ſondern mehr noch auf die auswärtigen Mächte. Wir haben oben ſchon angegeben, daß er ſich ſofort mit Frankreich und Rußland in Beziehung ſetzte. Der König von Frankreich, Ludwig XVI., war zwar ein Schwager Joſephs II., aber ſeinem Miniſterium konnte es doch nicht gleichgültig ſein, wenn der Kaiſer zu ſehr wachſe auf Koſten des deutſchen Fürſtenthums, und Friedrich II. verſäumte nicht, hervorheben zu laſſen, daß Joſeph II. ſpäter auch daran denken werde, den Franzoſen Elſaß und Lothringen wieder abzunehmen. Genug, der franzöſiſche Hof ging in die Plane Friedrichs in ſo ferne ein, als er den Kaiſer zur Nachgiebigkeit ermahnte. Auch that er ihm noch einen anderen guten Dienſt. Der petersburger Hof nämlich, an den ſich Friedrich II. gleichfalls wandte, ſchon deßhalb, weil er in Folge ſeines Bündniſſes mit demſelben eine Unterſtützung durch ruſſiſche Truppen beanſpruchen konnte, befand ſich im Augenblicke nicht in der Lage, dieſem Wunſche zu entſprechen, weil neue Mißhelligkeiten mit der Pforte ausgebrochen waren, die jeden Augenblick die Erneuerung des Krieges befürchten ließen. Friedrich lag Alles daran, dieſen zu verhüten. Er wandte ſich deßhalb an den Hof von Verſailles und dieſer übernahm es, die Pforte zu milderen Geſinnungen zu bringen, ſo daß wirklich für den Augenblick die Zwiſtigkeiten zwiſchen Rußland und der Pforte beſeitigt wurden. Hierauf aber ergriff Katharina II. mit Begierde die ihr von Friedrich gebotene Gelegenheit, ſich in die deutſchen Angelegenheiten zu miſchen. Sie verlangte in hohem Tone von dem wiener Hofe, den Fürſten des Reichs wegen ihrer Beſchwerden, und ſonderlich wegen der gerechten Klagen, die ſie über die Beſitznehmung von Baiern führten, volle Genugthuung zu geben, widrigenfalls ſie ſich für Preußen erklären werde.

Joſeph II. würde auch auf dieſe Drohung Rußlands hin nicht nachgegeben haben. Deſto größeren Eindruck machte ſie auf Maria Thereſia. Sie wünſchte unter allen Umſtänden von dieſem Kriege loszukommen. Sie bat daher Frankreich um ſeine Vermittlung. Dieſes ging darauf ein und ſchickte ſofort einen Geſandten, den Herrn von Breteuil, nach Wien, um die nöthigen Schritte dazu einzuleiten. Das öſterreichiſche Intereſſe wurde von ihm keineswegs wahrgenommen: von Seite Frankreichs hielt man ſich vielmehr an die Grundſätze, welche Friedrich II. in einer dem franzöſiſchen Miniſterium übermachten Denkſchrift über dieſe Angelegenheiten niedergelegt hatte. Unterdeſſen hatte auch die Kaiſerin von Rußland einen Geſandten geſchickt, den Fürſten Repnin. Dieſer ſollte eigentlich die dem Könige von Preußen zu Hülfe geſchickten ruſſiſchen Truppen befehligen. Er benahm ſich aber, wie Friedrich ſelbſt berichtet, als ſei er gekommen, um im Namen ſeines Hofes dem deutſchen Reiche Geſetze vorzuſchreiben. Der König von Preußen hatte indeß noch mehr Gelegenheit, über die Annehmlichkeiten eines ruſſiſchen Bündniſſes nachzudenken. Katharina II. gab nicht mehr als 16,000 M., verlangte aber dafür nicht nur, daß ſie von Friedrich vollkommen unterhalten würden, was jährlich zwei Millionen gekoſtet, ſondern auch eine halbe Million Hülfsgelder für einen Krieg, den ſie nicht mit den Türken führte.

Der Herr von Breteuil hatte bereits im Januar 1779 die Grundzüge eines Friedens entworfen, die von Maria Thereſia, dem Könige von Preußen und dem ruſſiſchen Geſandten Repnin im Allgemeinen genehmigt wurden. Wegen einzelner Punkte wurden aber die Unterhandlungen noch fortgeſetzt. Bereits im März wurde ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen: in demſelben Monat der Friedenscongreß zu Teſchen eröffnet, und am 13. Mai 1779 daſelbſt der Friede unterzeichnet. Der Kaiſer gibt ganz Baiern und die Oberpfalz, außer dem burghauſer Kreiſe (etwa 34 □Meilen) an den Kurfürſten von der Pfalz zurück; die Erbfolge in dieſen Staaten bleibt dem Herzoge von Zweibrücken, ſowie allen Seitenlinien, die dasſelbe Recht haben, verſichert; der Kurfürſt von Sachſen erhält zur Schadloshaltung ſechs Millionen Gulden; der Kaiſer thut auf das Lehen Schönburg zum Vortheile Sachſens Verzicht, da dasſelbe überall von dem Kurfürſtenthum Sachſen eingeſchloſſen iſt. Dem König von Preußen wird die Erbfolge in den Markgrafſchaften in Baireuth und Anſpach — dieſe war nämlich von Seite Oeſterreichs in Anregung gebracht worden — nicht beſtritten, dagegen entſagt er ſeinen Anſprüchen auf Jülich und Berg. Rußland, Frankreich und das deutſche Reich übernehmen die Gewährleiſtung dieſes Vertrags.

Der Kaiſer hatte ſich bis auf den letzten Augenblick dem Frieden abgeneigt gezeigt, und endlich nur nachgegeben, weil ſeine Weigerung bei dem entſchiedenen Widerwillen ſeiner Mutter gegen die Fortſetzung des Kriegs doch erfolglos geweſen wäre. Seine bittere Stimmung drückte er gleich darauf in folgendem Brief an einen ſeiner Freunde aus: „Der Feldzug iſt vorüber, und der König hat dabei weder ſeinen Ruhm, noch ſeine Vortheile vergrößert; er hat vielmehr eingeſehen, daß er das non plus ultra ſeiner Entwürfe geweſen. Demungeachtet wird er der Kaiſerin in einem verhaßten Geſichtspunkte gezeigt — und in dem Senat, dem keiner in Europa Geſetze geben ſollte, wurde der Friede projektirt. In dieſer Abſicht hatte man Teſchen zum Congreßorte beſtimmt. Hierauf erſchienen ſogleich eine große Anzahl Ambaſſadeurs, und arbeiteten mit vieler Weisheit drei Monden lang an einem Frieden, demzufolge Oeſterreich einen geringen Antheil an dem acquirirten Baiern überkommen. Man ermangelte nicht, der Kaiſerin, meiner Mutter, die Vortheile davon ſehr einleuchtend darzuthun, und die Macht des Königs durch ein Prisma zu zeigen. Sofort ſagte Einer dem Andern eine Menge Complimente und in Wien wurden deßwegen 99,000 Tedeum geſungen und geſchoſſen. Zwar genehmigte ich, um die Kaiſerin nicht zu betrüben, dieſen Frieden und leiſtete Garantie hierüber. Ich kann aber mein Betragen hierbei mit jenem von Karl V. in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzug mit ſeiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er ſtieg zwar auch zu Schiffe, war aber der letzte, der es that. Ich bin, wie einer der venetianiſchen Generals, der im Krieg ihre Landarmee commandirt und in dieſer Abſicht die Beſtallung der Republik erhält. Wenn die Feldzüge vorbei ſind, ſo bekommt er eine Penſion. Leben Sie zufrieden als ein Weiſer. Genießen Sie alle Reize Ihres Privatſtandes und beneiden Sie ja das Glück der Könige nicht. Joſeph."

Er zog ſich in der That gänzlich von der Regierung der Erblande zurück, bis zum Tode ſeiner Mutter, der aber ſchon ein Jahr nach dem Frieden von Teſchen, 1780, erfolgte. Jetzt erſt war Joſeph ſein eigener Herr geworden: jetzt erſt konnte er daran denken, ſeine Entwürfe in ihrer ganzen Ausdehnung auszuführen.

Wir werden ſpäter noch darauf zurückkommen. Sofern ſie ſich auf Deutſchland bezogen, ſtand ihnen aber nach wie vor Friedrich II. von Preußen entgegen und hinderte ihre Ausführung. Es war ein Unglück für Deutſchland, daß die zwei größten Fürſten des Jahrhunderts Gegner waren. Wenn irgend Einer, ſo war Joſeph II. der Mann dazu, um dem deutſchen Reichskörper ein neues Leben einzuhauchen, ihm wieder eine größere politiſche Bedeutung zu verſchaffen. Daß es nicht dazu kam, iſt die Schuld Friedrichs II. Aber es iſt auch ſeine Schuld, daß die Fremden, insbeſondere die Ruſſen, einen

Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Deutſchlands erhielten, der für die Zukunft nur verderblich ſein konnte. Schon jetzt zeigten ſich die Folgen. Joſeph II., welcher erkannt hatte, daß Friedrich II. nur durch ſeine Verbindung mit Rußland ihm gefährlich war, ſuchte vor Allem, das preußiſch-ruſſiſche Bündniß zu löſen. Es gelang ihm 1780 wirklich durch einen Beſuch bei der Kaiſerin Katharina II., aber nur indem er ſelber mit ihr ein Bündniß ſchloß, wodurch er ſich verbindlich machte, mehr oder minder für ruſſiſche Zwecke zu arbeiten.

Nach dieſer Seite hin iſt alſo die Zuträglichkeit von Friedrichs II. Staatskunſt für Deutſchland mehr als zweifelhaft.

10. Umwandlung der inneren Zuſtände in den einzelnen deutſchen Ländern.

Von deſto heilſamerer Wirkung war die ganz neue Art von Regierung, die er eingeführt, und die Grundſätze, die er über das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk aufgeſtellt.

Wir haben oben *) dargethan, in welch unglückliche Zuſtände das deutſche Volk durch die Willkürherrſchaft der Fürſten geſtürzt worden war. Nicht nur ſeine Freiheit und ſeine Rechte hatte es verloren, ſondern auch das Bewußtſein davon. Es gewöhnte ſich daran, von ſeinen Herrſchern Alles zu leiden: es dumpfte ſich in einen blinden Gehorſam hinein, und ſah es für ein Recht der Fürſten an, mit ihren Unterthanen umzugehen, wie es ihnen beliebte. Die Fürſten aber hatten ihre Unumſchränktheit auf das Schnödeſte mißbraucht: ſie ſaugten ihre armen Unterthanen aus, um den ſchmählichſten Lüſten zu fröhnen: ſie meinten, die Völker ſeien ihretwegen da, und müßten ſich Alles von ihnen gefallen laſſen.

---

*) Seite 51 folg.

Es war offenbar ein bedeutender Fortſchritt, wenn die Fürſten, unbeſchadet ihrer unumſchränkten Gewalt, ſich auch der Pflichten erinnerten, die ſie gegen das Volk hätten, und daß die Sorge für die Wohlfahrt desſelben ihre eigentliche, ja, ihre ausſchließliche Aufgabe ſei. Eine ſolche Umgeſtaltung in den Anſchauungen der deutſchen Fürſten erfolgte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wenn auch nicht bei allen, ſo doch bei vielen: und dieſe Erſcheinung wurde durch Friedrich II. bewirkt. Er war der erſte Fürſt, der darüber die freieſten, uneigennützigſten Grundſätze aufſtellte. Er hat ſie ſein ganzes Leben lang beibehalten, und noch wenige Jahre vor ſeinem Tode hat er eine Abhandlung „über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten“ verabfaßt, in welcher er ſeine Anſichten auf das Unzweideutigſte kund gibt. Er faßt hier das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk wie einen Vertrag auf. Die Völker hätten urſprünglich Einen ihres Gleichen zum Oberhaupt gewählt, um die Geſetze zu handhaben, ihre Freiheit und ihr Eigenthum zu ſchützen. Dieſe Stellung der Obrigkeit ſei heute noch dieſelbe. „Die Könige ſind alſo nicht“, ſagt er, „mit der höchſten Gewalt bekleidet, um ſich ungeſtraft den Ausſchweifungen und jeder Art des Aufwands ergeben zu können; ſie ſind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz ſich auf dem öffentlichen Schauplatz brüſte, und mit Verachtung die Einfalt der Sitten, die Armuth und den Elenden niedertrete; ſie ſtehen nicht an der Spitze des Staats, um neben ſich einen Haufen von Müßiggängern zu halten, deren Nichtsthun und Unbrauchbarkeit alle Arten von Laſtern erzeugt. — — Der Regent ſtellt den Staat vor: er und ſeine Völker bilden einen Körper, der nicht glücklich ſein kann, als ſofern beide durch Eintracht verbunden werden. Der Fürſt iſt für den Staat, den er beherrſcht, was das Haupt für den Körper iſt: er muß für das Ganze ſtehen, denken und handeln, um dieſem alle Vortheile zu verſchaffen, deren er empfänglich iſt. Wenn man will, daß die monarchiſche Regierungsform den Vorzug vor der republikaniſchen behaupte, ſo iſt dem Souverän ſein Urtheil geſprochen: er muß thätig und gerecht ſein, muß alle ſeine Kraft aufbieten, den Standpunkt auszufüllen, auf welchen er geſetzt iſt. Er muß der erſte Richter, der erſte General, der erſte Finanzmann, der erſte Miniſter der Geſellſchaft ſein. Dabei darf er nie vergeſſen, daß er ein Menſch iſt, wie der geringſte ſeiner Unterthanen. Er iſt nichts, als der erſte Diener des Staats, und iſt verbunden, mit aller Rechtſchaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick ſeinen Mitbürgern über ſeine Staatsverwaltung Rechenſchaft ablegen ſolle. — Müßte man nicht wahnſinnig ſein, wenn man ſich vorſtellen wollte, daß Menſchen zu Einem ihres Gleichen geſagt hätten: wir erheben Dich über uns, weil wir gern Sklaven ſein wollen, und wir geben Dir die Macht, unſere Gedanken nach Deiner Willkür zu lenken? Sie haben vielmehr geſagt: wir bedürfen Deiner, um die Geſetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weiſe regiert zu werden, und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von Dir Achtung für unſere Freiheit. Dies iſt das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung ſtattfinden kann." Zu dem Bilde eines Regenten, wie er es in der Abhandlung darſtellt, iſt Friedrich ſich ſelber geſeſſen: die Grundſätze, die er hier ausſpricht, hat er alle auf das Gewiſſenhafteſte befolgt.

Was war natürlicher, als daß nicht nur ſeine Unterthanen, ſondern auch die anderer Herrſcher für ihn ſchwärmten, daß das Volk ihm noch bei ſeinen Lebzeiten den Beinamen des Großen, des Einzigen ertheilte? Aber eine weitere Folge dieſer ſeiner Gewiſſenhaftigkeit als Regent, dieſer ſeiner Vorſorge für Volk und Staat war, daß er ſich allein gegen halb Europa ſiegreich vertheidigen und Preußen zu dem Range einer Großmacht erheben konnte.

Das machte Eindruck auf die anderen Fürſten, beſonders auf das jüngere Geſchlecht: es forderte zur Nachahmung auf.

Wir haben ſchon angedeutet, wie Maria Thereſia ſich Friedrich II. in ſo manchen Dingen zum Muſter nahm. Auch in den Hauptgrundſätzen war ſie nicht von ihm verſchieden. Sie fühlte ſich vor Allem als Landesmutter, als dem Volke angehörend, weßhalb ſie denn auch die ſteife Hofetikette, die noch unter ihrem Vater eine unüberſteigliche Kluft zwiſchen dem Fürſten und dem Volke gebildet, größtentheils beſeitigte. Sie zeigte ſich gerne dem Volke und ſprach mit ihm in ſeiner Weiſe. Es iſt ſo recht bezeichnend für die außerordentliche Veränderung, die in dieſer Beziehung vorgegangen war, daß Maria Thereſia, als ihr im Schauſpielhauſe die erfreuliche Nachricht von der Geburt eines Enkels hinterbracht wurde, ſofort von ihrer Loge aus der Verſammlung zurief: „Der Leopold hat an

„Bub'n." So etwas wäre unter Karl VI. rein undenkbar geweſen.

Noch weiter ging Joſeph II. Er trieb die Einfachheit ſeiner äußeren Erſcheinung ſo weit, wie nur immer möglich. Er miſchte ſich beſtändig unter das Volk, um ſeine Bedürfniſſe, ſeine Zuſtände zu erforſchen, und hielt den Geringſten ſeiner Unterthanen nicht zu ſchlecht, um nicht mit ihm zu verkehren. Jedermann war der Zutritt zu ihm geſtattet, und keinen Gekränkten ließ er ohne Hülfe. Er war ein Menſchenfreund im edelſten Sinne des Wortes. Dieſe Geſinnung drückte ſich auch in der Inſchrift aus, die er über das Thor des dem Publikum eröffneten Augartens ſetzen ließ: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort von ihrem Schätzer Joſeph." In Bezug auf den Unterſchied der Stände war er noch freiſinniger, als Friedrich der Große. Der Letztere hatte eine Vorliebe für den Adel, „deſſen Erbtheil eine gewiſſe Ehrenhaftigkeit ſei". Er nahm aus ihm vorzugsweiſe ſeine hohen Staatsbeamten und ſeine Offiziere, ja, unterſtützte ärmere Edelleute reichlich, während er den Bürgerſtand für ſich ſelber ſorgen ließ, und ihm im Ganzen wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte. Joſeph hingegen waren alle Stände gleich. Zu dem Bauernſtande hatte er eine beſondere Neigung. Er war ein Anhänger des ſogenannten phyſiokratiſchen Syſtems, welches die Hauptkraft des Staates in dem Landbaue erblickte. So trat er ſogar ſelbſt einmal auf einer ſeiner Reiſen an den Pflug eines Bauern und ackerte zwei Furchen: dadurch gewiſſermaßen anzeigend, daß ſich der Bauer ſeines Standes nicht zu ſchämen habe, daß er die Grundlage des Staates ſei. Die Begünſtigung des Adels, die in Oeſterreich hergebracht war und der ſich auch ſeine Mutter nicht entziehen konnte, ſollte unter ſeiner Regierung ganz aufhören: er ſah nur auf Fähigkeit und Verdienſt.

Dieſe Handlungsweiſe der zwei mächtigſten Herrſcher in Deutſchland, wovon der eine ſogar das Oberhaupt des deutſchen Reiches war, übte doch einen ganz gewaltigen Einfluß auf die übrigen Fürſten. Wir ſehen nach und nach das ſteife Hofceremoniel einer natürlicheren und einfacheren Weiſe weichen, die Fürſten mehr in unmittelbarem Verkehr mit dem Volke, darauf bedacht, die Mißbräuche der Verwaltung abzuſtellen, unſinnige Reſte aus dem Mittelalter zu beſeitigen, wie Leibeigenſchaft der Bauern, Landwirthſchaft, Gewerbe und Handel zu befördern, die geiſtige Bildung zu heben, Unterrichtsanſtalten zu gründen, und überhaupt in die Staatsverwaltung einen neuen Geiſt zu bringen, den Geiſt der Verſtändigkeit, der Nützlichkeit, der Menſchlichkeit.

Unter den Fürſten, welche dieſer neuen Richtung huldigten, ſind beſonders folgende hervorzuheben. Was Süddeutſchland anbetrifft, ſo gab ſich Maximilian Joſeph, Kurfürſt von Baiern (1745—1777), eine außerordentliche Mühe, das ſchrecklich verwilderte Baiern aus dem Zuſtande der Rohheit, in welche es durch ſeine ſtreng katholiſchen Vorfahren hineingeſtürzt worden war, wieder herauszureißen. In Baden war Karl Friedrich (1738—1811), der im Jahre 1748 die ſelbſtſtändige Regierung antrat, einer der edelſten deutſchen Fürſten, im wahren Sinne des Wortes ein Vater des Volks: in ſeinem Leben äußerſt einfach, ein muſterhafter Staatswirth. Er brachte die materielle Kultur des Landes in jeder Beziehung empor, aber ſorgte nicht minder für die geiſtige Bildung, gründete gute Unterrichtsanſtalten, ſchaffte ſchon 1767 die Tortur ab, ſpäter die Leibeigenſchaft. Am Rhein gehörte Karl Theodor, Kurfürſt von der Pfalz (1742—1777), wenigſtens in ſeinen früheren Jahren dieſer beſſern Richtung an: er begünſtigte Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur. Sein Miniſter Hompeſch ſuchte im Verwaltungsfache ſich an die neuere Zeit anzuſchließen. Auch in den drei geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, Trier und Köln gab ſich ein edles Streben kund, der neuen Zeit gerecht zu werden. Beſonders Emmerich Joſeph von Mainz iſt hier auszuzeichnen: er ſuchte die Hochſchule in Erfurt wieder emporzubringen, und berief daher ausgezeichnete Leute dahin; ſein Nachfolger, von Erthal, trachtete darnach, Mainz zu einem Mittelpunkte geiſtiger Bildung und Aufklärung zu machen. Einer ihrer bedeutendſten Miniſter war der aufgeklärte Karl von Dalberg. Vom Kurfürſten von Köln wurde damals auch die Hochſchule in Bonn gegründet. In Münſter wirkte als Miniſter der freiſinnige von Fürſtenberg. In Norddeutſchland wetteiferten die Kurfürſten von Hannover, die ſeit der Gründung der Hochſchule in Göttingen einen Mittelpunkt freierer Wiſſenſchaftlichkeit geſtiftet, mit den Herzogen von Braunſchweig, namentlich den Herzogen Karl und Karl Wilhelm Ferdinand, um die Verbreitung eines beſſeren freieren Geiſtes. Auch die Fürſten von Anhalt-Deſſau, die Grafen von Lippe, die Herzoge von der erneſtiniſchen Linie des Hauſes Sachſen ſind hier zu nennen. Unter dieſen hat ſich keiner einen größeren Ruhm erworben, als Karl Auguſt von Weimar, welcher im Jahre 1775 die Regierung antrat.

Es war, wie geſagt, ein großer Schritt vorwärts, daß die Fürſten nun auch wieder an ihre Pflichten dachten, daß ſie ihre Unterthanen wieder wie Menſchen behandelten, und ſich um ihr Wohl und Wehe kümmerten. Dabei dürfen wir aber Folgendes nicht vergeſſen: erſtens, daß nicht alle Fürſten dieſer beſſeren Richtung huldigten; zweitens, daß ſie, ſelbſt bei denen, welche ſich zu ihr bekannten, nicht ſo durchgreifend war, wie z. B. bei Joſeph II. oder Friedrich II.; und drittens, was die Hauptſache iſt, daß bei all' dieſer Vorſorge der Regenten für das Volk an eine eigentliche ſtaatliche Freiheit und Selbſtändigkeit desſelben gar nicht gedacht wurde.

Wenn Friedrich II. ſich als den erſten Diener des Staats hinſtellte, dem ſeine Macht von dem Volke übertragen ſei, und zwar nur, um ſie zum Beſten desſelben zu handhaben, ſo hätte vernünftiger Weiſe aus dieſem Grundſatze die Folgerung gezogen werden müſſen: das Volk iſt der eigentliche Souverain, es hat darüber zu wachen, ob der Fürſt in der That ſein Beſtes wahre, es hat daher von Zeit zu Zeit ſich zu verſammeln, um die Handlungsweiſe des Fürſten zu prüfen und ſich darüber zu berathen, ob man ihm ſeine Macht laſſen oder ſie an einen Andern übergeben wolle: kurz, dieſer Grundſatz führte nothwendiger Weiſe zur Republik oder allerwenigſtens zu einer beſchränkten Monarchie. Aber Friedrich II. machte ſein ganzes Leben lang nicht die mindeſte Anſtalt, eine ſolche Einrichtung ins Leben zu rufen: die Stände blieben vielmehr während ſeiner Regierung in derſelben Bedeutungsloſigkeit wie unter ſeinen nächſten Vorfahren. Freilich die alten Stände hatten ſich überlebt, und würden Friedrich in ſeiner landesväterlichen Wirkſamkeit nur hinderlich geweſen ſein. Aber er dachte auch nicht daran, dieſe Einrichtung nach freiſinnigeren Grundſätzen umzugeſtalten, wozu ihm England und Nordamerika Anhaltspunkte hätten geben können. Vielmehr übte er während ſeiner ganzen Regierung eine vollkommen unumſchränkte Gewalt. Sie hatte zwar in ſeinen Augen einen anderen Urſprung oder einen anderen Rechtstitel, als die Könige bis zu ſeiner Zeit anzunehmen pflegten: ſie war ihm nicht von Gottes Gnaden verliehen, ſondern ſo zu ſagen von des Volkes Gnaden. Aber der Umfang derſelben war um kein Haar geringer, als bei den anderen unumſchränkten Fürſten. Nach ſeiner Lehre hatte das Volk alle Gewalt, welche ihm urſprünglich zugeſtanden, auf den Fürſten übertragen, ſo daß dieſer ganz allein als der Vertreter des Volkes gelte, und zwar in allen möglichen Beziehungen. Friedrichs Fürſt nahm ohngefähr eine Stellung ein, wie wir ſie in unſeren Tagen von Napoleon dem franzöſiſchen Volke gegenüber beanſpruchen ſehen. Nun hatte allerdings kein Fürſt ſo ſehr das Recht, ſich als den wahren Vertreter des Volkes und ſeiner Intereſſen zu betrachten, wie Friedrich II.; aber über dieſem Bewußtſein vergaß er, ſeinem Volke eine ſtaatliche Bildung zu verſchaffen, ſo daß es ſpäter einmal auf ſeinen eigenen Füßen hätte ſtehen können. Das Volk wurde nicht befragt, nicht zu den öffentlichen Dingen herangezogen — was mitunter doch auch nichts geſchadet hätte, denn Friedrich beging trotz ſeiner außerordentlichen Regentengaben demohngeachtet manche Mißgriffe aus Mangel an richtiger Erkenntniß der Zuſtände des Landes — mit Einem Worte: ſein Volk war und blieb bevormundet, ohne eigentliche ſtaatliche Freiheit und Selbſtändigkeit. Und dieſelbe Stellung, wie Friedrich II., nahmen auch jene andern wohlwollenden Fürſten zu ihren Völkern ein: es war, wie man dies Verhältniß ganz richtig zu bezeichnen pflegt, ein erleuchteter Deſpotismus: der zwar im Ganzen wohlthätig wirkte, aber nichts deſtoweniger ein Deſpotismus.

Ja, die Allgewalt des Throns ſtieg eigentlich erſt durch ſolche erleuchtete Regenten, weil das Volk, da es die Sorge für ſeine Wohlfahrt in ſo guten Händen ſah, gar nicht einmal in die Verſuchung gerieth, daran zu denken, ſelber einen Theil davon zu übernehmen: es kam alſo gar nicht aus dem Gefühle der eigenen Unmündigkeit heraus. Sodann war es eine eigenthümliche Richtung der aufgeklärten Machthaber, die Reſte aus dem Mittelalter ſo viel wie möglich zu beſeitigen: und zu dieſen gehörten unter anderen auch Einrichtungen, in welchen ſich das individuelle Element, die Eigenſtändigkeit Einzelner, wie ganzer Genoſſenſchaften erhalten hatte: mochte manche von dieſen Einrichtungen auch noch ſo ſehr von Unkraut überwuchert ſein, ſo erlitt nichtsdeſtoweniger durch ihre Beſeitigung der Grundſatz individueller Freiheit einen Abbruch, und was dieſe verlor, kam der Fürſtengewalt zu Gute.

Sollte in dieſer Beziehung ein Fortſchritt eintreten, ſo war unumgänglich nothwendig, daß das Volk überhaupt wieder das Bewußtſein der Freiheit erhielt. Dieſes erhielt es, aber nur auf einem Umwege, durch die Wiſſenſchaft und die Literatur. Das deutſche Volk mußte ſich erſt von den Feſſeln der Schule, der Kirche, der Fremden losmachen, mußte erſt einen ungeheuern innern Gährungsprozeß durcharbeiten, mußte ſich in Folge desſelben erſt geiſtig befreien, bis es daran denken konnte, auch den Staatsverhältniſſen gegenüber mit einer gewiſſen Selbſtändigkeit aufzutreten und die Rechte in Anſpruch zu nehmen, welche es früherhin geübt.

Es iſt übrigens kein Zweifel, daß zu dieſer Entwickelung, die wir nun zu betrachten haben, das freiſinnige Fürſtenthum keinen unbedeutenden Anſtoß gegeben, wie wir ſogleich ſehen werden. Berachten wir zunächſt die Veränderungen, die ſich in Religion und Kirche ereignet: ſie bilden die Grundlage für fernere Entwickelungen.

11. Religion und Kirche. Umſichgreifen rationaliſtiſcher Anſchauungsweiſe. Aufhebung der Jeſuiten.

Wir haben oben ſchon dargeſtellt, wie einerſeits durch den Pietismus, andererſeits durch Thomaſius und die Wolffiſche Philoſophie, theilweiſe ſelbſt durch Gottſched die unduldſame, ſchroffe und dürre Rechltgäubigkeit des Proteſtantismus erſchüttert ward. Sie wurde es noch mehr durch das Beiſpiel Friedrichs des Großen. Der Unduldſamkeit der Theologen wurde wenigſtens in ſeinen Staaten das Handwerk gelegt. Die freieren Anſichten durften nun ohne Gefahr ausgeſprochen werden, und ſo wie einmal dies der Fall war, ſo konnte man ihren endlichen Sieg verbürgen.

Ich habe oben bereits angeführt, daß Friedrich nicht daran dachte, für ſeine religiöſen Anſichten Anhänger zu werben: er geſtattete Jedem ſeinen Glauben, ja, er behandelte bei ſeiner Freigeiſterei die Rechtgläubigkeit mit einer gewiſſen Schonung, weil er die Ueberzeugung hegte, die Maſſe der Menſchen werde ſich nie zu einer vorurtheilsloſen freien Denkweiſe emporſchwingen können: Wunder und Unbegreiflichkeit ſei ihr Bedürfniß. „Das Volk, ſagt er einmal, hat einen unwiderſteblichen Hang zum Wunderbaren; es ſteckt meiſtens in der tiefſten Unwiſſenheit; es hat nicht Zeit zum Nachdenken und Prüfen. Daher ſeine Anhänglichkeit an den Cultus, den eine lange Gewohnheit geheiligt hat. Ein Philoſoph, der es unternähme, ihm eine ganz einfache Religion zu lehren, würde in Gefahr kommen, geſteinigt zu werden. Die Menſchen wollen einmal Gegenſtände, durch welche ihre Sinne getroffen, ihrer Einbildungskraft Nahrung gegeben werde. Daher kommt es, daß ſo häufig Proteſtanten zum Katholicismus übertreten. Ich bin moraliſch überzeugt, daß wenn man eine zahlreiche Colonie von Ungläubigen etablirte, nach einiger Zeit ſich abergläubiſche Meinungen unter ihnen bilden würden. Man ſchafft eine lächerliche Religion ab, und führt eine noch ausſchweifendere ein. Welche Umwälzungen auch in den Anſichten vorgehen, immer folgt ein Cultus dem andern.“ Dieſer Ueberzeugung von der geiſtigen Schwäche nicht nur ſeiner Zeitgenoſſen, ſondern der Menſchen überhaupt, muß man es zuſchreiben, daß er manche freigeiſtiſche Bücher, welche Religionsſpöttereien enthielten, verbot. Er wollte dadurch Aergerniß vermeiden. Aber nicht minder verbot er die Conventikel der Pietiſten oder Mucker, wie er ſie nannte, die er überhaupt nicht leiden konnte, weil ſie von dem Augenblick an, wo ſie eine gewiſſe Herrſchaft erlangt, nun ebenſo ſtolz, hochmüthig und unduldſam wurden, als die frühere Rechtgläubigkeit, und durch ihr abgeſchmacktes Toben gegen das weltliche Weſen eine freie allſeitige Bildung zu verhindern trachteten. Friedrich ließ ſich im Aerger über ein ſolches Gebahren mitunter zu Handlungen hinreißen, die ſeiner unwürdig waren. So verlangte einmal die durchaus pietiſtiſch geſinnte theologiſche Facultät in Halle vom Miniſterium die Ausweiſung der Schauſpieler aus der Stadt, da dieſelben nur das zeitliche und ewige Verderben der Studenten herbeiführten. Der König verweigerte nicht nur dies, ſondern verordnete noch dazu, daß der Profeſſor Franke, der Hauptpietiſt, ſelber in das Theater gehen müßte: auch ſollte ihm darüber ein Zeugniß eingeſchickt werden. „Zukünftig, fügte er hinzu, werden die Herren Pfaffen wohl vernünftiger werden, und nicht denken, mir Naſen anzudrehen. Die halliſchen Pfaffen müſſen kurz gehalten werden: es ſind evangeliſche Jeſuiten und man muß ihnen bei allen Gelegenheiten nicht die mindeſte Autorität einräumen." Später erließ doch der König dem Profeſſor Franke das Erſcheinen im Theater, er mußte aber dafür eine Geldſtrafe an die Armenkaſſe zahlen.

So ſtreng er nun gegen die Pietiſten verfuhr, wenn ſie ſich in Dinge miſchen wollten, die ſie eigentlich nichts angingen, ſo bereitwillig ertheilte er Männern ſeinen Schutz, die aus bloßer Liebe zur Wahrheit religiöſe Lehren verkündeten, welche in offenem Widerſpruche mit der herrſchenden Kirchenlehre waren. Zu dieſen gehörte Johann Chriſtian Edelmann (1698—1767) aus Weißenfels in Meißen, einer der erſten Männer damaliger Zeit, welche mit aller Entſchiedenheit die Offenbarung und die Gottheit Chriſti beſtritten. Edelmann bietet übrigens wie ſein Lehrer Dippel (1673—1734) wieder einen Beweis dafür, daß die vernunftgemäße (rationaliſtiſche) Anſchauungsweiſe aus der Myſtik ſich entwickelte. Denn nicht nur verkehrte er Anfangs mit Myſtikern, ſogar mit Pietiſten und Herrnhutern, auf die wir noch zu ſprechen kommen werden, ſondern in ſeinen Schriften ſelbſt ſind eine Menge myſtiſcher Anklänge enthalten. Jeſus iſt nach ihm bloßer Menſch, nach dem ordentlichen Lauf der Natur von Maria geboren. Gott hat ihn erweckt und mit vortrefflichen Gaben ausgerüſtet, um den Menſchen das Verhältniß zu Gott zu lehren, und die durch viele thörichte Meinungen getrennten Gemüther miteinander in der Liebe zu vereinigen und durch Abſtellung der Religionsgrübeleien den freien Gebrauch der Vernunft herzuſtellen. Es lag ihm nichts ſo ſehr am Herzen, als die Sünde, welche die Pfaffen zwiſchen Gott und den Menſchen erräumt hatten, gänzlich aufzuheben. Darum verdient er den Namen eines Heilandes. — Die Gründe unſerer Erkenntniß ſind Vernunft, Verhältniſſe der Natur und Gründe der Wahrſcheinlichkeit. Es iſt ein Gott, der durch die Vernunft erkannt wird, ewig, weiſe, gütig, heilig, unveränderlich. Die Welt iſt von Ewigkeit geweſen, Gott ohne dieſelbe nicht denkbar: die Geſchöpfe ſozuſagen die Glieder Gottes. Die menſchliche Seele iſt eine Kraft des unſterblichen Gottes; Gott ſelbſt iſt in uns das, was wir ſind: daher iſt die Seele unſterblich. Wunder gibt es nicht, wohl eine Vorſehung, aber keine Offenbarung.

Gott kann von Menſchen nicht beleidigt werden, alſo gibt es keine Sünde wider Gott. Die chriſtliche Religion iſt Aberglaube, wie jede andere, die heilige Schrift ein gutes Buch und nicht zu verachten, doch von Menſchen gemacht und keine unfehlbare Regel der Erkenntniß. Es gibt weder Engel noch Teufel: die Lehre vom Teufel iſt eine Fabel, die vom Heidenthum herrührt, und nur um des Gewinnſtes willen beibehalten worden; ebenſo ſtammt die Lehre von der Dreieinigkeit von dem abgöttiſchen Judenthum; der dreieinige Gott iſt ein ſelbſt errichtetes Götzenbild; die Geſchichte der Schöpfung, vom Falle der Menſchen, die Lehre von der Erbſünde, von der Auferſtehung Jeſu, von den Gnadenmitteln nichts als Fabeln, von den Pfaffen erdacht.

Dieſe Anſichten waren doch noch zu keck, als daß ſie Deutſchland jetzt ſchon ertragen hätte. Edelmann wurde überall als Ketzer verfolgt, 1745 wurden ſogar ſeine Schriften auf kaiſerlichen Befehl zu Frankfurt am Main verbrannt. Zuletzt fand er, wie geſagt, nur Schutz bei Friedrich dem Großen, mußte jedoch verſprechen, ſich ruhig zu verhalten und nichts mehr drucken zu laſſen.

Eine freiere Entwicklung der Theologie ging nur allmälig und langſam vor ſich, aber gewann dann einen um ſo breiteren Boden. Es war ſchon viel gewonnen, daß auf den Vorgang Friedrichs II. hin, dem nach und nach auch die übrigen proteſtantiſchen Fürſten folgten, der Geiſt der Duldſamkeit mehr und mehr in die Theologie eindrang, ſelbſt wenn ſie im Weſentlichen noch an der Rechtgläubigkeit feſthielt. Ein ſehr beachtenswerthes Beiſpiel in dieſer Beziehung iſt Mosheim, geſtorben als Kanzler der Hochſchule in Göttingen (1693—1755), der Vater der neueren Kirchengeſchichte, von außerordentlicher Gelehrſamkeit, rechtgläubig zwar, aber doch ſehr mild gegen Andersdenkende, der Erſte ſeines Gleichen, der es ſich abgewann, bei der Darſtellung ketzeriſcher Meinungen Unparteilichkeit an den Tag zu legen. Eben ſo tritt in Bengel (1687—1752) und Gellert (1715—1769), von denen der Eine im Süden, der Andere im Norden die proteſtantiſche Rechtgläubigkeit vertrat, eine große Milde hervor.

Ein weiterer Schritt geſchah dadurch, daß man ſich entſchloß, die Quellen der chriſtlichen Religion, die heilige Schrift, die Kirchenväter u. ſ. w. nicht mehr durch die Brille des Glaubensbekenntniſſes zu leſen, ſondern nach dem Wortlaut, und ſie dann durch die Sprachkunde und Geſchichte zu erläutern. In dieſer Beziehung haben Wettſtein aus Baſel (1693—1754), Erneſti in Leipzig (1707—1781), Michaelis in Göttingen (1717—1791) die Bahn gebrochen. Der Letztere hat durch ſein Buch über das moſaiſche Recht eine Menge von irrigen Vorausſetzungen zerſtört und den Anfang gemacht, den Boden, auf dem die bibliſchen Darſtellungen ſpielen, aus ſich ſelbſt zu begreifen.

Nachdem man aber einmal ſo weit war, ſo konnte der Geiſt der Prüfung nicht mehr zurückgehalten werden. Semler (1725—1791), Profeſſor der Theologie in Halle, hat einen großen Schritt vorwärts gethan. Ja, man kann wohl ſagen, daß die neue Richtung in der Theologie, welche jetzt die Ueberhand gewinnen ſollte, vorzugsweiſe von ihm aus ſich herſchrieb. Er ſtammte aus einer pietiſtiſchen Familie, und ſtudierte auch zuerſt in Halle, dem Hauptſitze des Pietismus, hatte alſo genug Gelegenheit, das Weſen desſelben kennen zu lernen. Seine geſunde Natur ſträubte ſich aber gegen die Uebertreibungen des Pietismus, gegen dies ewige Gewimmer über den ſündhaften Menſchen, da er, ein guter, ſtrebender, ſittlich ſchöner Charakter, bei dem eifrigſten Suchen doch nicht eine ſo entſetzliche Sündhaftigkeit an ſich wahrnehmen konnte, wie die Pietiſten es verlangten. Zugleich fand er einen Unterſchied zwiſchen der Religion und der Theologie. Er überzeugte ſich, daß man ein frommer Chriſt ſein könne mit dem Herzen und mit der That, während man über die Glaubensſätze, die der Verſtand näher zu beſtimmen hat, noch ſehr mit ſich in Zweifel ſei. Er fand übrigens mit ſeiner Geſinnung einen Anhaltspunkt an dem milden Baumgarten, der ſpäter auch (1751) ſeine Anſtellung als Profeſſor der Theologie in Halle bewirkte. Semlers Wirkſamkeit war weſentlich prüfender Natur. Er wandte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Entſtehungsgeſchichte der Bibel von ihrer menſchlichen Seite, als einer Sammlung von Büchern, die aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Verfaſſern herrühren, fand natürlich die verſchiedenen Bücher nicht gleich wichtig und gleichbedeutend, kam z. B. bei dem Hohenliede Salomons auf die Meinung hinaus, der wir ſchon bei Erasmus begegnet ſind, daß es ein Liebeslied ſei, und zerſtörte überhaupt, wenn er es auch nicht mit ausdrücklichen Worten ſagte, die Anſicht von dem unmittelbaren göttlichen

Urſprung der Bibel. Ebenſo zeigte er, wie ſich allmählig die chriſtlichen Lehren gebildet, wie ſich viele derſelben unmittelbar an das Judenthum anſchloſſen, wo ſie eine durchaus nationale und örtliche Bedeutung gehabt, und daß es nothwendig ſei, dieſe wieder zu beſeitigen. Nicht minder wies er alle Arten frommen Betruges nach, von denen die Geſchichte der erſten chriſtlichen Jahrhunderte erfüllt iſt, und fand zuletzt, daß diejenige Religion, die zu ſeiner Zeit als chriſtliche ausgegeben ward, himmelweit von derjenigen verſchieden ſei, wie ſie Chriſtus gelehrt habe. Das eigentlich Weſentliche des Chriſtenthums ſah er in dem, was, wie er ſich ausdrückte, zur Ausbeſſerung des Menſchen diente, d. h. in der Sittenlehre. — Semler wurde wegen dieſer Anſichten freilich Anfangs verketzert, aber er bekümmerte ſich nichts darum, da er unter einer erleuchteten Regierung lebte, ſondern fuhr fort in dem angegebenen Sinne zu lehren. Seine Wirkſamkeit für eine freiere, vorurtheilsloſere Richtung in der Theologie, als Lehrer und Schriftſteller, iſt nicht hoch genug anzuſchlagen. Wie geſagt, man kann von ihm eine neue Epoche beginnen.

In demſelben Sinne wirkten andere als Prediger und Seelſorger. Jeruſalem (1709—1789), Abt in Ridagshauſen im Braunſchweigiſchen, berühmt als einer der erſten Kanzelredner ſeiner Zeit, deſſen Predigten einen ungemein großen Leſerkreis fanden, hielt wohl im Ganzen noch an der Offenbarung feſt, aber ohne die Lehrbeſtimmungen darüber als etwas Weſentliches zu betrachten. Auch er fand das Weſentliche des Chriſtenthums in der Sittenlehre. Noch weiter ging Spalding (1714—1804). Dieſer hatte ſich an den Engländern herangebildet, welche damals in Bezug auf freie religiöſe Anſichten den Deutſchen voraus waren. Im Jahre 1748 ſchrieb er eine Schrift, „Beſtimmung des Menſchen“, welche ſofort ein großes Aufſehen erregte und kurz hintereinander ſieben Auflagen erlebte. In dieſem Buche leitet er die Sittenlehre nicht aus den Geboten der Schrift, ſondern aus dem Weſen der menſchlichen Natur her. Friedrich der Große wurde durch dieſe Schrift auf ihn aufmerkſam, und rief ihn nach Berlin, wo er als Oberconſiſtorialrath eine große Wirkſamkeit entfaltete, und weſentlich zu der religiöſen Aufklärung in Preußen beitrug. Dazu diente insbeſondere ſeine Schrift über den Werth der Gefühle im Chriſtenthum, in welcher er ſich bemühte, der Religioſität einen anderen Charakter zu geben, und ſie von den vielen Schlacken zu ſäubern, welche ihr die Rechtgläubigen und die Pietiſten angehängt. Die prüfende Vernunft war bei ihm die Hauptſache. Seine Predigten tragen daher auch einen natürlichen, mitunter wohl auch nüchternen Charakter, der denn überhaupt von dieſer Zeit an ſich der Prediger bemächtigt. Rechtſchaffenheit und Tugend, Glückſeligkeit, gewiſſenhafte Pflichterfüllung und das Vergnügen, welches dieſes gewähre, waren von nun an die Hauptgegenſtände der Betrachtungen, während die bisherigen Glaubenslehren, wie Wiedergeburt, Erlöſung, Heiligung, allmälig daraus verſchwanden. Auch Zollikofer aus St. Gallen (1730—1788), Pfarrer in Leipzig, ebenfalls als guter Kanzelredner bekannt, gehörte dieſer Richtung an. Teller aus Leipzig (1734 geboren, ſeit 1767 in Berlin) vertrat ſie noch entſchiedener und ausgeſprochener. Sein Chriſtenthum iſt Vernunftglaube.

Man kann ſagen: um die Mitte der ſechziger Jahre hatte eine freiere und mildere Religionsanſicht in den meiſten proteſtantiſchen Ländern einen feſten Boden gewonnen. Zwar war die alte Rechtgläubigkeit noch keineswegs beſeitigt: ſowohl auf den Lehrſtühlen der Hochſchulen, wie unter den Predigern, befanden ſich noch eine Menge Anhänger derſelben, ebenſo unter dem Volk: aber die höheren Stände ſowohl, die doch meiſt franzöſiſche Bildung beſaßen, wie der gebildete Mittelſtand bekannten ſich zu der freieren Richtung.

Auch in den katholiſchen Ländern erfolgte um dieſelbe Zeit eine ähnliche Erſcheinung.

Die franzöſiſchen Schriftſteller, welche für die religiöſe Aufklärung kämpften, ein Voltaire, Diderot und die ſogenannten Encyclopädiſten, hatten ihre Hauptangriffe gegen die katholiſche Kirchenlehre, gegen die Anmaßungen des Prieſterthums und beſonders gegen die Jeſuiten gerichtet, welche ja die eigentlichen Vertreter des reactionären Katholicismus und Papismus waren. Die Abſichten der ſüdeuropäiſchen Regierungen, Frankreichs, Spaniens, Portugals, Neapels, welche um dieſe Zeit, wie manche in Deutſchland, einen erleuchteten Despotismus zur Schau trugen, fielen mit dieſen Beſtrebungen der aufgeklärten franzöſiſchen Schriftſteller zuſammen: ſie wollten nämlich die Regierungsgewalt unabhängig machen von der Kirche, und ſo waren es zunächſt dieſe katholiſchen Regierungen, welche mit den

Prozeſſen gegen die Jeſuiten, ſpäter mit ihrer Vertreibung vorangingen. In Portugal wurden die Jeſuiten ſchon im Jahre 1759 aufgehoben, in Frankreich 1764, in Spanien 1767: es folgten unmittelbar Neapel, Parma und die anderen italieniſchen Staaten. Zugleich mit dieſem Vorgehen gegen die Jeſuiten war eine Beſeitigung der Feſſeln verbunden, in welche von den Zeiten der tridentiner Kirchenverſammlung an die Regierungen mehr oder minder von dem Papſte verſtrickt worden waren.

Dieſes Verfahren verfehlte nicht eine bedeutende Wirkung auf Deutſchland zu äußern. Hier war die jeſuitiſche Partei bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch ſehr mächtig, wie wir oben geſehen haben. Sie fand eine Hauptſtütze an dem Kaiſerhauſe, deſſen Staatskunſt mit wenig Ausnahmen — wozu Joſeph I. gehörte — eine ſtreng katholiſche war. Die Volkserziehung in den öſterreichiſchen Landen war ganz in den Händen der Jeſuiten, die Anſchauungsweiſe des Volks durch und durch beſchränkt katholiſch. Selbſt Maria Thereſia, die doch in ſo mancher Hinſicht den Anforderungen einer neuen Zeit huldigte, war in religiöſer Beziehung äußerſt befangen: ſie ließ ſich ſogar noch im Anfange ihrer Regierung im Sinne der früheren Zeiten zu harten Maßregeln gegen die Proteſtanten in ihren Ländern verleiten. Ebenſo herrſchten die Jeſuiten unbedingt in Baiern bis zum Tode Karls VII. Die Herzoge waren ganz von ihnen umſponnen.

Weniger war dies in den Ländern der geiſtlichen Fürſten der Fall. Beſonders bei den rheiniſchen Erzbiſchöfen, die wir ſchon oben unter den wohlwollenden Regenten genannt haben, hat ſich ein Geiſt der Aufklärung und der Duldung geltend gemacht, der wohl als ein Ergebniß von dem Einwirken der franzöſiſchen Literatur angeſehen werden muß. Die Verfolgungen der Proteſtanten hörten nicht nur auf, ſondern ſie wurden ſogar hervorgezogen, und z. B. auf den Hochſchulen zu Erfurt und Mainz wurden eine Menge von Profeſſuren mit Proteſtanten beſetzt. Bei bloßer Duldung blieb es aber nicht. Auch ein Geiſt des Widerſtandes gegen die Uebergriffe Roms machte ſich bei ihnen bemerkbar: es kam wieder der Gedanke einer unabhängigen deutſchen Nationalkirche auf. Im Jahre 1763 erſchien von dem berühmten Weihbiſchof von Trier, Johann Nikolaus von Hontheim, unter dem angenommenen Namen Juſtinus Febronius ein Buch über den Zuſtand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des Papſtes, welches nicht nur in Deutſchland, ſondern in ganz Europa großes Aufſehen erregte, da es die Gewalt des Papſtes in ſehr enge Gränzen beſchränkte. Er vertheidigte nämlich mit der gründlichſten Gelehrſamkeit das ſogenannte biſchöfliche Syſtem, nach welchem der Papſt nur dem Range, nicht der Gewalt nach der erſte unter den Biſchöfen ſei, und nichts ohne die letzteren und ohne die Kirchenverſammlungen thun könne. Vielmehr ſeien alle Biſchöfe in ihrem Biſchofsamt einander gleich. Allgemeine Kirchenverſammlungen ſeien nothwendig, insbeſondere um die Kirche zu reformiren. Daß Biſchöfe in der Kirche, und unter dieſen ein erſter (Primas) ſei, iſt wohl nach göttlichen Rechte; daß aber dieſer Primas der Biſchof zu Rom ſei, beruht auf menſchlicher Anordnung. Zu den fälſchlich angegebenen Rechten des Primats gehört die Untrüglichkeit des Papſtes, die Macht über die zeitlichen Güter der Könige und Fürſten und die freie Ausübung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit in den Diöceſen anderer Biſchöfe. All' dieſe und noch andre angemaßten Rechte beruhen auf keiner geſchichtlichen Grundlage: es wird namentlich die Unächtheit der Dekretalen des Iſidor mit ſchlagenden Gründen nachgewieſen. Daß die rheiniſchen Erzbiſchöfe mit den in dieſem Buche niedergelegten Grundſätzen übereinſtimmtent bewieſen ſie gleich ein Jahr nach ſeinem Erſcheinen. Im Jahre 1764 bei Gelegenheit der Wahl Joſephs II. äußerten ſie in einem Schreiben an den Kaiſer, wie nöthig es ſei, die immer mehr ſich ausbreitenden Eingriffe des Papſtes in die Freiheit der deutſchen Kirche abzuſchaffen und fernerhin nicht weiter zu dulden. Ja, im Jahre 1769 wurde zu dieſem Behufe von den drei geiſtlichen Kurfürſten eine Behörde von drei Bevollmächtigten, zu denen Hontheim gehörte, in Koblenz niedergeſetzt: ſie entwarfen 31 Artikel, die darauf abzielten, die Abſchaffung der bisherigen päpſtlichen Anmaßungen zu bewirken und die Freiheit der katholiſchen Kirche in Deutſchland herzuſtellen.

Glücklicher Weiſe hatten ſich inzwiſchen doch auch in Baiern und Oeſterreich die Dinge weſentlich verändert. In Baiern verfolgte der ſchon oben erwähnte Kurfürſt Maximilian Joſeph eine durchaus freiſinnige Richtung. Die Männer, die er gebrauchte, um die Zuſtände des Staates zu ordnen, waren auch in religiöſer Beziehung freiſinnige Leute, und hatten ſich von den furchtbaren Folgen der Herrſchaft der Jeſuiten viel zu gründlich überzeugt, als daß ſie nicht eine vollkommene Beſeitigung derſelben für durchaus nothwendig gehalten hätten, wenn anders ihre ſonſtigen Reformen nicht in's Stocken gerathen ſollten. Schon im Jahr 1759 beredeten ſie den Kurfürſten zur Gründung der Akademie der Wiſſenſchaften, welche fortan den Mittelpunkt der Fortſchrittspartei in Baiern zu bilden berufen war. In der That war die Akademie außerordentlich thätig, nach allen Seiten hin die Aufklärung zu fördern. Sie hatte freilich viel zu thun: unter der Herrſchaft der Jeſuiten war das Volk geiſtig ungemein verwahrloſt worden: in ganzen Landgerichten gab es oft nur eine Schule, die Lehrer überboten an Robheit nicht ſelten ihre Schüler, reines Deutſch war nirgends anzutreffen, weil das Hochdeutſch ketzeriſch war! Auch hielten ſich die Jeſuiten und die übrigen Finſterlinge noch für mächtig genug, um den Aufklärern, trotzdem daß ſie der Kurfürſt ſelbſt begünſtigte, entgegen zu treten. Sie ſchimpften auf ſie ſogar von der Kanzel herab, nannten ſie Großhanſen und Perückenſtöcke, die man mit dem Schwert ausrotten müſſe, Lutheraner, Freimaurer, Freigeiſter und dergleichen: das größte Verbrechen aber, das ſie begangen haben ſollten, war die Duldung gegen Andersgläubige: deßhalb waren ſie in den Augen der Jeſuiten Schurken, wie ſie ſie auch öffentlich nannten. Doch all' dieſes wüthende Sträuben war vergeblich. Die Freiſinnigen behielten die Oberhand. Im Jahre 1769 ernannte der Kurfürſt eine neue geiſtliche oberſte Behörde, um die landesherrlichen Rechte in geiſtlichen Dingen zu wahren und zu leiten. Fortan durfte keine geiſtliche Anordnung in Vollzug geſetzt werden, ohne die Genehmigung dieſes geiſtlichen Raths: zu den geiſtlichen Wahlen wurden kurfürſtliche Abgeordnete geſendet; ohne Wiſſen des geiſtlichen Raths durften ferner keine Novizen in die Klöſter aufgenommen werden; die peinliche Gerichtsbarkeit im Innern derſelben wurde aufgehoben; die Kerker der Klöſter wurden geöffnet, wobei manche ſchauderhafte That an das Licht kam: man fand eingemauerte Nonnen, man hörte von den furchtbaren Grauſamkeiten, die an freiſinnigen Mönchen verübt worden waren. Und ſchon dachte man daran, auch die Unterrichtsanſtalten ganz den Händen der Geiſtlichkeit zu entziehen.

In Oeſterreich war zwar Maria Thereſia ſelbſt bigott; aber die Männer, welche vorzugsweiſe ihr Vertrauen beſaßen, wie Kaunitz und van Switen, waren freiſinnig und hätten ihrerſeits die Pfaffenwirthſchaft vollſtändig gebrochen. Sie konnten nun zwar nicht ſo weit gehen, als ſie gemocht hätten, bereiteten aber doch in vielen Punkten einen Umſchwung der Dinge vor. Wir haben ſchon angegeben, daß van Switen an die Spitze des Unterrichtsweſens geſtellt, daß ihm das Amt eines Obercenſors übergeben war. In dieſen beiden Eigenſchaften konnte er vieles für die Aufklärung thun, was er denn auch nicht verſäumte. Noch entſchiedener aber neigte ſich Joſeph II. zur religiöſen Aufklärung hin. Er bot ſeinen ganzen Einfluß auf, um ſeine Mutter zu beſtimmen, in dieſe Richtung einzutreten. Die Geſinnung ſeiner Mutter zu ändern, war unmöglich; aber ſie verſchloß darum ihr Ohr nicht der Abſtellung offenbarer Mißbräuche, die in der Kirche ihres Reiches eingeriſſen waren. So wurde doch ſchon im Jahre 1767 verordnet, daß von nun an nicht mehr Novizen in Klöſter angenommen werden dürften, als von 1766 an Geiſtliche geſtorben ſeien; 1768 wurden die Inquiſitionsgerichte, 1769 die kleinen Klöſter aufgehoben; in demſelben Jahre erging eine Verordnung, der zufolge in den öſterreichiſchen Erblanden Niemand ohne Zuſtimmung der weltlichen Obrigkeit wegen Ketzerei oder anderer Urſachen mit dem Kirchenbanne belegt werden durfte. Im Jahre 1770 wurde verboten, Ordensgelübde vor dem 24. Jahre abzulegen, 1771 wurde die Anordnung erlaſſen, daß (zur Verhinderung der Erbſchleicherei für Klöſter) bei Aufſetzung von letzten Willenserklärungen kein Geiſtlicher zugegen ſein durfte; ferner ſollten keine neuen Brüderſchaften errichtet, die Feiertage vermindert werden: kein Ordenscandidat durfte hinfort dem Kloſter mehr als 1500 Gulden einbringen; die Kloſterkerker wurden ebenfalls, wie in Baiern, aufgehoben. Im Jahre 1772 wurden ſämmtliche Proceſſionen verboten, welche ein Ausbleiben über Nacht bedingten.

Für Maria Thereſia waren dieſe Anordnungen viel, aber immer nicht genug für Joſeph II., der noch ganz anders mit dem Pfaffenweſen aufzuräumen wünſchte. Daß die Kaiſerin aber nur mit Widerwillen in größere Reformen bezüglich der kirchlichen Angelegenheiten einging, erſieht man aus der Art und Weiſe, wie ſie ſich bei der Aufhebung des Jeſuitenordens benahm. Die ſüdeuropäiſchen Höfe, welche wie oben angeführt die Jeſuiten aus ihren Reichen vertrieben hatten, forderten nun vom Papſte eine völlige Aufhebung dieſes Ordens, und erſuchten, um ihrer Forderung ein deſto größeres Gewicht zu geben, auch den kaiſerlichen Hof, ſich ihnen anzuſchließen. Joſeph II. war natürlich vollkommen damit einverſtanden, aber die Kaiſerin konnte durch nichts bewogen werden, ihre Zuſtimmung zu geben: „ſie glaube wohl, ſagte ſie, daß die andern Regenten ihre guten Gründe zu den gegen die Jeſuiten ergriffenen Maßregeln gehabt haben möchten; was jedoch ihre Staaten beträfe, ſo könne ſie das Benehmen der in denſelben befindlichen Ordensmitglieder nur billigen: ſie halte das Fortbeſtehen des Ordens ſowohl in Bezug auf das Wohl ihres Volkes als auch im Intereſſe der Religion für gleich wichtig, ſie werde ihn alſo erhalten und ſchützen.“ Joſeph II. konnte unter dieſen Umſtänden nichts Anderes thun, als daß er nach dem Tode des Papſtes Clemens XIII. (1769) ſeinen ganzen Einfluß aufbot, um in Verbindung mit den bourboniſchen Höfen einen freigeſinnten Mann auf den päpſtlichen Stuhl zu bringen, von dem die Aufhebung des Ordens zu erwarten ſei. In der That täuſchte Ganganelli, als Papſt Clemens XIV. — denn dies war der unter den Einflüſſen der bourboniſchen Höfe und des Kaiſers gewählte Papſt — dieſe Hoffnungen nicht: ſchon im Juli 1773 hob er den Orden der Jeſuiten feierlich auf. Maria Thereſia ließ ſich zuletzt nur dadurch dazu bewegen, dieſer Bulle nachzukommen, daß der Papſt Clemens XIV. ſelbſt an ſie ſchrieb und ſie bedeutete, daß ſie durch das Widerſtreben gegen eine Verfügung des Oberhaupts der Kirche ihr Gewiſſen beſchwere. So fügte ſich denn die Kaiſerin, wenn ſchon mit ſchwerem Herzen: auch in Oeſterreich wurden die Jeſuiten aufgehoben. Die Aufhebung der Jeſuiten war von einer weltgeſchichtlichen Bedeutung: in Deutſchland bildet ſie namentlich in dem Unterrichtsweſen der katholiſchen Staaten eine Epoche: wahre Geiſtesbildung war hier unter dem Volke von jetzt an nicht mehr unmöglich geworden. Niemand wußte die Bedeutung dieſes Ereigniſſes mehr zu würdigen wie Joſeph II. „Clemens XIV., ſagt er in einem Briefe, hat ſich durch die Aufhebung der Jeſuiten einen fortdauerden Ruhm erworben. Ehe ſie in Deutſchland bekannt geworden, war die Religion eine Glückſeligkeitslehre der Völker; ſie haben ſie zum empörenden Bilde umgeſchaffen, zum Gegenſtand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. Ein Inſtitut, das die ſchwärmeriſche Einbildungskraft eines ſpaniſchen Veteranen in einer der ſüdlichen Gegenden Europas entwarf, das eine Univerſalherrſchaft über den menſchlichen Geiſt zu erwerben geſucht und in dieſem Geſichtspunkte alles dem infalliblen Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unſeliges Geſchenk für die Enkel Tuiskons ſein. Das Synedrium dieſer Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augenmerke ihrer Plane gemacht. Ihre Intoleranz war Urſache, daß Deutſchland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und ſie ſind Urheber der abſcheulichen Aufhebung des Edicts von Nantes geworden. Der mächtige Einfluß, den ſie über die Fürſten des Hauſes Habsburg hatten, iſt zu ſehr bekannt. Ferdinand II. und Leopold I. ſind ihre Gönner bis zum letzten Hauche ihres Lebens geweſen. Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der höchſten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weiſen Führung anvertraut. Man weiß zu ſehr, welchen Gebrauch ſie davon gemacht, welche Plane ſie ausgeführt, und welche Feſſeln ſie den Nationen auferlegt haben. Wenn ich zu irgend einem Haſſe fähig wäre, ſo müßte ich dieſe Menſchengattung haſſen."

Aber nachdem einmal der Jeſuitenorden geſtürzt war, ſo begann auch für den deutſchen Katholicismus eine neue Zeit. Auch hier taucht nicht ohne Einfluß von Seite der benachbarten proteſtantiſchen Länder eine Richtung auf, welche ausgehend von dem Geiſte der Milde und der Duldung die Härten der Kirchenlehre verwiſcht, ſich begnügt, auf Tugend und Rechtſchaffenheit zu dringen, und vor dem allgemein menſchlichen Standpunkt den kirchlichen in den Schatten treten läßt.

12. Reform in dem Erziehungsweſen. Baſedow.

Dieſe verſtändige, natürliche, mehr dem Leben zugewendete Richtung, die wir in der Religion und Theologie nach und nach haben überhand nehmen ſehen, ſpielte nun auch in dem Erziehungsweſen eine ganz bedeutende Rolle. Ja, dieſes erlitt eine vollkommene Umwandlung.

Wir haben oben angegeben, wie ſchlecht es im 17. Jahrhundert und noch bis in das 18. hinein mit dem Unterrichtsweſen ausſah, und daß alle Bemühungen eines Comenius, demſelben durch eine verſtändigere und natürlichere Lehrart einen neuen Geiſt einzuhauchen, von keinem dauernden Erfolge begleitet geweſen ſind. Doch gingen ſeine Anſichten keineswegs ganz verloren: hie und da ſuchte der eine oder der andere Schulmann ſie wieder hervor. Am Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts, zur Blüthezeit des Pietismus, wo derſelbe beſonders die werkthätige menſchenfreundliche Seite hervorkehrte, iſt von ihm auch bezüglich des Unterrichtsweſens vieles Dankenswerthe geſchehen. In dieſe Zeit fallen die ſogenannten frankiſchen Stiftungen in Halle, die heute noch beſtehen, Waiſenhaus, Schulen u. ſ. w. Das Eigenthümliche der frankiſchen Schulen beſtand nun zunächſt in dem vorwaltenden chriſtlichen oder vielmehr pietiſtiſchen Element; aber es traten in ihnen auch die ſogenannten Realien ſtark hervor, auf welche verhältnißmäßig ſogar mehr Gewicht gelegt ward, wie auf die alten Sprachen, von denen das Griechiſche ziemlich vernachläſſigt wurde: man las nur das neue Teſtament, keinen andern griechiſchen Schriftſteller. Da dieſe Schulen andern zum Muſter dienten, ferner außerordentlich ſtark beſucht waren, ſo war ihr Einfluß doch nicht unbedeutend und ſie trugen wohl Manches dazu bei, das Bedürfniß, dem Unterricht in den Realien eine größere Ausdehnung zu geben, mehr und mehr zu verbreiten.

Noch einen weiteren Schritt vorwärts machten die Schulmänner Gesner und Erneſti. Der erſte*) (1691—1762) war zu Roth geboren, ſtudierte in Jena und war an verſchiedenen Schulen als Rector thätig, wie in Weimar, Ansbach, Leipzig, zuletzt (1734) wurde er Profeſſor und Bibliothekar in Göttingen. Es war ein Mann von der umfaſſendſten Gelehrſamkeit, hatte ſich einen Schatz von den mannigfachſten Erfahrungen geſammelt und — was die Hauptſache iſt — war ein Mann von Geiſt. Gegen den Schlendrian, mit welchem die alten Sprachen auf den Schulen getrieben wurden, ſprach er ſich auf das Entſchiedenſte aus. Sehr merkwürdig iſt, was er über den grammatikaliſchen Unterricht ſagt. Urſprünglich ſeien die Grammatiken zur Erleichterung des Sprachenlernens beſtimmt geweſen, ſpäter aber ſeien höchſt gelehrte Grammatiken erſchienen, die zur erſten Grundlegung ebenſo ungeſchickt ſeien, als die ſubtilſte und trefflichſt gefaßte Lancette zum Brodſchneiden. Kinder ſolle man nicht mit unverſtändigem Auswendiglernen der Regeln und Ausnahmen martern, und ihnen dadurch den Geſchmack am Studiren gleich Anfangs und vielleicht auf immer benehmen. Sprachen ſeien vor der Grammatik geweſen, die Menſchen hätten recht geredet, ehe ſie an die Sprachkunſt gedacht. Alſo ſei es hundertmal leichter, durch den Gebrauch und die Uebung ohne Grammatik eine Sprache zu lernen, als die Uebung und den Gebrauch aus der Grammatik. Das Letztere ſei ſchlechterdings unmöglich. So wies er immer auf einen lebendigen Sprachunterricht hin, auf eine Lehrweiſe, wornach die Schüler ſelbſtthätig ſein, ſelber die Regeln entdecken müßten. Auch die alten Schriftſteller will er ſo geleſen wiſſen, daß es den Schülern möglich werde, in ihren Geiſt einzudringen, ihre Schönheiten zu begreifen. Dies geſchehe durch ſogenanntes curſoriſches Leſen. Und ſo empfahl er denn auch wiederholt die Realien. Sprachlicher Unterricht dürfe nie vom ſachlichen getrennt werden: dieſe Trennung ſei ein weſentliches Uebel: daher lerne die Jugend ſo viele Namen ohne irgend einen Begriff der benannten Dinge zu erhalten. Er empfahl deßhalb die Bücher des Comenius. Unter den Realien hob er beſonders die Naturwiſſenſchaften, Mathematik, Sternkunde, Erdbeſchreibung, Geſchichte hervor. Vor Allem aber, meinte er, müſſe ein beſonderes Gewicht auf die Kenntniß der Mutterſprache gelegt werden.

---

*) Vergl. Raumer, Geſchichte der Pädagogik. II. S. 173 ff.

In Gesners Fußſtapfen trat ſein Schüler Erneſti (1707—1781), derſelbe, den wir ſchon oben als Theologen erwähnt haben. Er war früher Rector der Thomasſchule in Leipzig. Als ſolcher hat er ein lateiniſch geſchriebenes Buch über die Erziehung herausgegeben, in welchem die geſundeſten Anſichten ſich finden. Er fordert zunächſt von den Müttern, die Kinder ſelbſt zu ſtillen und nicht Ammen preiszugeben: ſie ſelber zu erziehen und nicht Kinderfrauen zu überlaſſen. Befehlen oder gebieten die Eltern etwas, ſo ſollen ſie Grund dazu anführen, weil die Kinder lieber überzeugt als gezwungen gehorchen. Der Unterricht ſollte ſo ſein, daß die Kinder nichts blind auf Glauben annehmen, ſondern nur das, wovon man ihnen den Grund angebe, überall müßten ſie auch nach Gründen fragen. So bewahre man ſie vor Leichtgläubigkeit, Aberglauben, Vorurtheilen. Auch ſolle man ſich hüten, ihr Gedächtniß papageienmäßig mit leeren oder unverſtandenen Worten anzufüllen.

Nun erſchien im Jahre 1762 der Emil des Genfer Rouſſeau: ein Buch, das bei all' ſeinen Schwächen und Uebertreibungen dennoch das Streben der Zeit nach Einfachheit und Natürlichkeit ſo durchaus befriedigte, daß ſich fortan die Männer, die das Erziehungsweſen reformiren wollten, geradezu an daſſelbe anſchloſſen. Rouſſeau ſpricht in Bezug auf die Mutterpflichten ganz die Anſichten aus, die wir eben von Erneſti vernommen haben. Er verlangt dann, daß bei der erſten Erziehung des Kindes überall die Natur zur Lehrerin genommen werde. Sinnliche Empfindungen geben den erſten Stoff kindiſcher Erkenntniſſe: dieſe Eindrücke muß man ihnen in gehöriger Ordnung zukommen laſſen: man muß ihnen Gelegenheit geben das Sehen mit dem Fühlen zu vergleichen. Der Zerſtörungstrieb der Kinder ſtammt nicht aus Bosheit, ſondern aus lebhafter Begierde nach Thätigkeit: man muß dieſem Trieb Genüge leiſten. Koſtbares Spielzeug iſt Ueberfluß, wohlfeiles, einfaches thut daſſelbe. Man lehre ſie nichts, was ſie von ſelbſt lernen, wie z. B. das Gehen. Mit den Kräften entwickelt ſich in den Kindern die Fähigkeit, dieſe Kräfte zu beherrſchen, und hierdurch ein ſelbſtbewußtes individuelles Daſein. Das Kind ſoll ſeine Schwachheit fühlen, nicht darunter leiden; es muß abhängig ſein, aber nicht gehorchen; es muß bitten, aber nicht befehlen. Es genießt eine unvollkommene Freiheit, und in dieſe muß es ſich fügen. Man hüte ſich, frühzeitig in die Kinder Lehren zu pflanzen, die ſie noch nicht verſtehen: der Kindescharakter ſoll ſich frei und ungehindert entwickeln. Beſonders verwerflich iſt, ſie zum Hermurmeln von Gebeten anzuhalten. Aller Unterricht muß auf die Anſchauung gegründet ſein. Man fange erſt ſpät an, ſie leſen und ſchreiben zu lehren: am wenigſten zwinge man ſie dazu. Ungezwungen werden ſie von ſelbſt darauf kommen. Vor Allem übe man den Leib der Zöglinge auf jede Weiſe. Was der menſchliche Verſtand aufnimmt, wird ihm durch die Sinne zugeführt, das Sinnliche bildet die Grundlage des Geiſtigen; unſere Füße, unſere Hände, unſere Augen lehren uns zuerſt Philoſophie. Darum muß man Glieder und Sinne als Werkzeuge unſeres Verſtandes üben, und deßwegen muß der Leib geſund und ſtark ſein. Die Sinne bilden ſich am früheſten im Kinde aus, ihre Vervollkommnung ſollte man daher zuerſt ins Auge faſſen. Meßt, zählt, wägt, vergleicht! Auch die Kinderſpiele ſollen nicht nur das Auge, ſondern alle Organe üben. Iſt der Zögling ſoweit, daß er ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigen kann, ſo muß der Unterricht dergeſtalt beſchaffen ſein, daß überall die Selbſtthätigkeit, das eigene Urtheil des Zöglings geweckt wird. Vor Allem dringt Rouſſeau auf Unterricht in den Naturwiſſenſchaften. Auch die gewöhnlichen Handwerke ſoll der Knabe kennen lernen, mitunter ſogar ſelber üben. Er iſt dafür, daß Jeder ein nützliches Handwerk lerne. Leibes- und Geiſtesübungen ſollen einander zur Erholung dienen. Was die Religion betrifft, ſo ſoll der Zögling in keiner der ſogenannten poſitiven Religionen unterrichtet werden, ſondern in einer Religion der Natur, des Herzens.

Dies ſind im Weſentlichen die Grundſätze, die wir im Emil niedergelegt finden. Das Buch machte ein außerordentliches Aufſehen, beſonders in Deutſchland. Hier nahm ſie ſofort ein Mann auf, der nach ihnen das ganze Erziehungsweſen umzugeſtalten begann: Baſedow. Er war im Jahre 1723 in Hamburg geboren, ſtudirte in Leipzig Theologie und Philoſophie, wurde ſpäter Hofmeiſter und 1753 Profeſſor der Sittenlehre und der ſchönen Wiſſenſchaften auf der Ritterakademie zu Soröe in Dänemark. Früher in Hamburg ein Schüler des aufgeklärten Reimarus, in Leipzig eingeweiht in die verſchiedenen theologiſchen Streitſchriften, die damals erſchienen, angezogen von der wolffiſchen Philoſophie, die beſonders auch den Naturwiſſenſchaften Rechnung trug, konnte es nicht fehlen, daß er der freien Richtung in der Theologie folgte und hier noch weiter ging, als die damaligen Vertreter derſelben auf den Lehrſtühlen und auf den Kanzeln für gut fanden. Alle Geheimniſſe der chriſtlichen Religion, welche die herrſchende Kirchenlehre bekannte, waren ihm Unſinn: er bildete ſich eine natürliche Religion aus, die ſich an die der engliſchen Freidenker anſchloß. In dieſem Sinne hat er in den fünfziger und ſechsziger Jahren eine Menge von Büchern geſchrieben, welche ſämmtlich die Vernunft als die eigentliche Quelle der religiöſen Erkenntniß, wie der Sittenlehre hinſtellten, aber auch die Vertreter des alten Lehrgebäudes auf das Aeußerſte gegen ihn aufbrachten. Dieſe Angriffe bewirkten zuletzt doch, daß er die Stelle in Soröe aufgeben mußte: aber das däniſche Miniſterium verſetzte ihn (1761) nach Altona, mit einem angemeſſenen Gehalte, wo er nach einer andern Seite hin thätig ſein konnte. Er hatte nämlich frühzeitig auch dem Erziehungsweſen ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt, und die Ueberzeugung gewonnen, daß daſſelbe von Grund aus umgeſtaltet werden müßte, ebenſo wie die Religion. Auch hier nahm er den Standpunkt der Natürlichkeit ein, von welchem er bei der Religion ausgegangen war. Schon als Hofmeiſter hatte er eine neue Unterrichtsweiſe verſucht: er ließ ſich zur Faſſungskraft der Kinder herab und ſuchte ihnen das Lernen gleichſam ſpielend beizubringen. Zugleich knüpfte er das Lernen an die nächſten Umgebungen an, in der Stube, im Haus, im Garten, in Stall und Scheune, in den Werkſtätten.

Nun erſchien Rouſſeaus Emil, welches ſeine eigenen Meinungen auf beſtimmte Grundſätze zurückführte, ſeine dunklen Ahnungen in helles Licht verſetzte: Baſedow war von dieſem Werke begeiſtert, und gab ſich von nun an mit ganzer Seele und ſeiner ganzen Kraft dem Gedanken der Umgeſtaltung des deutſchen Erziehungsweſens hin. So ließ er denn nach einander verſchiedene Bücher ausgehen, in denen er ſeine Grundſätze entwickelte. Zugleich wandte er ſich an Fürſten, Akademien, Freimauerlogen, Gelehrte, um ihn in ſeinen Bemühungen zu unterſtützen. Vor Allem bereitete er ein Hauptbuch vor, Elementarwerk von ihm genannt, welches das eigentliche Unterrichtsbuch für die Jugend werden ſollte. Er nahm hier wieder den Gedanken des Amos Comenius auf, den dieſer in ſeinem Orbispictus ausgeführt, den Kindern nämlich durch Bilder Anſchauungen von den Gegenſtänden zu geben, weßhalb denn dieſes Elementarwerk mit einer Menge Kupfer verſehen ſein ſollte. Die Bemühungen Baſedows waren nicht vergebens: er erhielt von allen Seiten Unterſtützung: man war begierig auf ein Werk, welches ſo ſehr den Bedürfniſſen der Zeit zu entſprechen ſchien. Ja, der Fürſt Leopold Franz von Anhalt-Deſſau lud ihn ſogar (1771) zu ſich nach Deſſau ein, um eine Erziehungsanſtalt nach ſeinen Grundſätzen aufzurichten. Es war dies das Philanthropin. Im Jahre 1774 trat es ins Leben.

Die Grundſätze, welche Baſedow in ſeinen verſchiedenen Schriften ausſprach und in dem Philanthropin anwandte, laſſen ſich auf folgende zurückführen. War der bisherige Unterricht theils auf die Kirchenlehre, theils auf die alten Sprachen geſtützt, ſo ging Baſedow darauf aus, Weltbürger zu bilden. An die Stelle der beſonderen chriſtlichen Bekenntniſſe ſetzte er ſeine natürliche Religion, mit ſehr wenigen, aber allgemein gültigen Lehren: ein Gott als Schöpfer, Erhalter und Herr der Welt: die Hauptſache aber die Sittenlehre, Tugend, Rechtſchaffenheit, Liebe des Nächſten. Die Sprachen traten im Verhältniß zu der bisherigen Lehrweiſe zurück: auch fing man bei der Erlernung derſelben nicht mit der Grammatik an, ſondern mit dem Sprechen, dem Leſen: die Grammatik bildete erſt den Schluß. Dagegen wurde deſto mehr auf Sachgegenſtände geſehen: auf Naturwiſſenſchaften, Größenlehre, Erdkunde, überhaupt auf das Nützliche. Brauchbare, Handgreifliche: die Technologie oder Beſchreibung der Handwerke und Künſte bildete einen nicht unbedeutenden Theil des Unterrichts. Dieſer ging überall von der ſinnlichen Anſchauung aus: die Schüler lernen kein Wort, ohne daß ſie den Gegenſtand ſehen, den es bezeichnet. Wenn man denſelben nicht in Wirklichkeit zeigen konnte, zeigte man ihn im Bild — Baſedows Elementarbuch war eben auf dieſe Weiſe des Unterrichts berechnet. Die Erdkunde begann man mit der unmittelbaren Umgebung, und ſo ſchritt man fort von dem Dorfe zum Bezirke, vom Bezirke zum Lande, vom Lande zum Welttheil und ſo weiter. Auf Auswendiglernen wird kein Werth gelegt: dagegen das Denkvermögen auf alle Weiſe geſtärkt. Aber zugleich wird die leibliche Bildung ins Auge gefaßt. Die unnatürliche fratzenhafte Kleidung der damaligen Zeit, die man den Franzoſen entlehnt hatte, betreßte Röcke, kurze Beinkleider, Strümpfe, Puder, Haarbeutel, womit man auch die Kinder quälte, denen dadurch alle freie Bewegung unmöglich gemacht war, wurde vollkommen beſeitigt. Die Kinder trugen bequeme Jacken, weite Beinkleider: gingen ohne Halsbinden, den Hemdkragen über das Kleid zurückgeſchlagen, tummelten ſich im Freien, machten Fußreiſen, lernten auch zur Erholung Drechſeln, Schreinern oder andere Handarbeiten. Der Leib ſollte ebenſo gekräftigt werden, wie die Seele gebildet.

Baſedow machte mit ſeinen Grundſätzen und ſeiner Erziehungsanſtalt in Deſſau überall ein großes Aufſehen: die der neuen Richtung angehörten, begrüßten das Unternehmen mit lebhafter Freude: auch die aufgeklärten Regierungen, worunter namentlich die preußiſche ſchenkten ihm ihren Beifall. Die Anzahl der Zöglinge im Philanthropinum wuchs von Jahr zu Jahr: die Lehrer die da gebildet wurden, verbreiteten nun die neuen Grundſätze in die verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands: bald wurden mehrere andere Anſtalten in dieſem Sinne gegründet, wie in Hamburg, in Schnepfenthal (1784). Zugleich entſtand eine ganz neue Literatur von Kinderſchriften, unter denen ſich beſonders die von Campe in Hamburg und die von Salzmann in Schnepfenthal auszeichneten. Dieſe mehr noch, als die betreffenden Anſtalten, bewirkten in Kurzem einen vollkommenen Umſchwung der Anſichten über die Erziehung, und halfen weſentlich mit die Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten. Wer kennt nicht Campes Robinſon? Ein Kinderbuch, das heute noch ſeine Anziehungskraft äußert, während allerdings die andern Kinderſchriften von ihm und Salzmann mehr oder minder vergeſſen ſind. Für die damalige Zeit waren ſie aber alle von einer außerordentlichen Bedeutung.

Baſedow ſelbſt war eine wunderliche Perſönlichkeit. Mit ſeiner ungemeinen Lebhaftigkeit, ja Schwärmerei, mit welcher er ſein Werk betrieb, ſtieß er nicht ſelten an: auch mit ſeiner nächſten Umgebung konnte er ſich nicht gut vertragen. Schon im Jahre 1778 gab er die Leitung des Philanthropinums auf, war aber immer noch thätig als Schriftſteller bis zu ſeinem Tod (1790).

13. Fortwirken myſtiſcher Richtungen. Die Herrnhuter, Hamann, Lavater.

Blicken wir zurück. Allmählig hatte ſich aus der Myſtik, die wir immer im Gegenſatze zu der dürren Dogmatik der herrſchenden Kirchen bemerkt haben, derjenige Beſtandtheil als ein ſelbſtändiger abgeſondert, welcher der Erkenntniß, der Denkkraft ſich zuwandte. Zuerſt ſehen wir ihn als philoſophiſchen Pantheismus, theils offen, wie bei Spinoza, theils verſteckt, wie bei Leibnitz, ſich offenbaren: und noch Edelmann hat im Weſentlichen dieſen Standpunkt eingenommen. Nachgerade aber wird demſelben nicht nur die ſchroffe Spitze abgebrochen, ſondern auch die philoſophiſche Tiefe genommen, und es tritt an die Stelle dieſer Eigenſchaften der geſunde Menſchenverſtand, eine Richtung auf das Praktiſche, Nützliche, Brauchbare, Natürliche. Dieſe Richtung gewann, je allgemein verſtändlicher ſie war, einen deſto breiteren Boden. Sie hat ſich um die allmählige Erhebung des Volkes aus der Unbildung oder Verbildung zu einem menſchlicheren Daſein ungemeine Verdienſte erworben. Aber ſie hatte auch ihre Schattenſeiten. Die einſeitige Hervorhebung des bloß Nützlichen und im Leben Brauchbaren führte zu einer Vernachläſſigung der Einbildungskraft und anderer edlerer Kräfte, die im Menſchen ſchlummern: die Betonung des geſunden Menſchenverſtandes, der bloßen Moral im Gegenſatze zu der bisher gebräuchlichen Glaubenslehre führte nachgerade zu einer gewiſſen Plattheit, Nüchternheit und Philiſterhaftigkeit, die zuletzt über Alles den Stab brach, was es nicht begreifen konnte, auch wenn es das Genialſte war.

Aber noch hatte dieſe Richtung nicht die allgemeine Herrſchaft errungen. Eben die Myſtik, aus welcher ſie hervorgegangen, von der ſie ſich aber nachgerade vollkommen abgelöst hatte, bildete nun einen Gegenſatz zu ihr. Die Myſtik lag zu tief im Blute des deutſchen Volkes und drückt zu ſehr eine Geiſtesrichtung desſelben aus, als daß ſie ſich hätte beſeitigen laſſen. Neben der Aufklärung lief ſie einher: wie immer, trat ſie in verſchiedenen, von einander unabhängigen Lebensäußerungen hervor.

Wir beginnen mit den Herrnhutern. Der Stifter derſelben war der Graf Nikolaus von Zinzendorf (1700—1760), aus einer alten adeligen Familie, früher in Oeſterreich begütert, ſpäter in Kurſachſen. Schon in früher Jugend neigte er ſich religiöſer Myſtik zu: beſonders entwickelte ſich in ihm das Bedürfniß, mit Jeſus in ein inniges und lebendiges Verhältniß zu treten. Er unterhielt ſich mit ihm ganze Stunden lang, er ſchrieb ihm wohl kleine Briefe, die er zum Fenſter hinaus warf, in der Hoffnung, daß ſie zu ihm gelangen würden. Ebenſo ſpürte er in ſich ſchon als Kind einen lebhaften Drang zu predigen. Wie er herangewachſen, kam er an das Pädagogium in Halle, unter die Obhut Franckes, des Pietiſten. Dadurch erhielt ſeine religiöſe Stimmung noch mehr Nahrung. Auch auf der Hochſchule und auf Reiſen, die er machte, wurde ſie nicht zurückgedrängt. Von letzteren zurückgekehrt, hielt er in ſeinem eigenen Hauſe in Dresden religiöſe Zuſammenkünfte, wo er ſelber predigte. Aber ſeine religiöſen Anſchauungen nahmen nach und nach eine beſondere Richtung, die ſich weder von den alten Rechtgläubigen, noch von den Pietiſten befriedigt fühlte. Das Weſen derſelben beſtand in einer innigen, ja ſchwärmeriſchen Hingebung an Chriſtus, den Heiland, der für uns geſtorben ſei, und die lutheriſche Rechtfertigungslehre bildete alſo den Kern ſeiner Lehre. Während aber die Pietiſten in dieſer Lehre mehr die Sündhaftigkeit des Menſchen und den Bußkampf betonten, ſo hob er das Moment der Erlöſung hervor, was denn ſeiner Lehre den Charakter der Freudigkeit und innern Befriedigung ausdrückte. Damit in Verbindung ſtand eine werkthätige Richtung, hervorgegangen aus Menſchenliebe, der Frucht des Bewußtſeins der eigenen Erlöſung durch Chriſtus. Zinzendorf ging ſchon lange mit dem Gedanken um, dieſer ſeiner religiöſen Anſchauungsweiſe eine größere Verbreitung zu verſchaffen, als der Zufall ihm zu Hülfe kam. Mehrere Mitglieder nämlich der böhmiſchen Brüdergemeinde, Nachkommen der alten Huſſiten und Waldenſer, flüchteten ſich wegen erlittener Verfolgung im Jahre 1722 auf ſeine Güter und baten um Aufnahme. Er gewährte ſie ihnen, baute ihnen ein eigenes Dorf, welches er Herrnhut nannte, und beſchloß nun ſogleich, in dieſer Gemeinde ſeine Gedanken zur Ausführung zu bringen. Es gelang um ſo mehr, als dieſe böhmiſchen Brüdergemeinden im Weſentlichen von jeher ohngefähr dieſelben Grundſätze befolgt hatten, welche Zinzendorf in Anwendung bringen wollte.

Bei der Gründung einer beſonderen religiöſen Genoſſenſchaft dachte aber Zinzendorf nicht daran, ſich von der lutheriſchen Kirche, welcher er angehörte, zu trennen. Er fragte deshalb bei der theologiſchen Fakultät in Tübingen an, ob eine Kirche von mähriſchen Brüdern, in wiefern ſie die evangeliſche Lehre zu Grunde legt, ohngeachtet ihrer beſonderen Gebräuche und Disciplin in Gemeinſchaft mit der lutheriſchen Kirche fortdauern könne? Die Frage wurde bejaht. Zinzendorf, der bisher der Vorſteher der herrnhuter Gemeinde geweſen, trat nun ſelbſt in den geiſtlichen Stand. Er ließ ſich prüfen und weihen (von lutheriſchen Geiſtlichen) und durch Jablonsky, Oberhofprediger in Berlin, welcher ſchon früher von Mähren ausgewandert war und Biſchof der mähriſchen Brüder geweſen, die biſchöfliche Würde ertheilen. Was nun das Religionsgebäude der Herrnhuter betrifft, ſo bildete die Grundlage und den Mittelpunkt desſelben die ſchon oben angeführte Lehre von der Erlöſung. Chriſtus, der Gekreuzigte, das Lamm, das durch ſein Blut die Sünden der Welt hinweggenommen hat, iſt das immer wiederkehrende Thema der herrnhuter Gemeinden. War durch die Aufklärungstheologie die Lehre vom Kreuze und was damit zuſammenhing, in den Schatten geſtellt gegen Gott Vater, den Schöpfer und Erhalter der Welt, war von Chriſtus meiſtentheils nur als Lehrer, als Prediger einer vollkommenen Sittenlehre die Rede, ſo betonten die Herrnhuter den Kreuzestod mit deſto größerer Entſchiedenheit, ja, mit einer gewiſſen Einſeitigkeit, ſo daß bei ihnen Gott Vater vor dem Sohne in den Schatten trat. Bei der Ausbildung dieſer Lehre machte ſich nun das Vorherrſchen des Gefühls, der Einbildungskraft, ſinnlicher Bilder in einer oft ausſchweifenden Weiſe geltend. Die Lieder der Herrnhuter, welche ſich faſt nur um das Verhältniß der menſchlichen Seele zu Chriſtus bewegen, geben genugſam Zeugniß davon: ſie ſind mitunter nicht minder abgeſchmackt, als die Erzeugniſſe der rechtgläubigen Kirchendichtung. Aber wenn bei der lutheriſchen Rechtgläubigkeit und bei dem Pietismus das ſtarre Feſthalten am Dogma eine Unduldſamkeit gegen Andersgläubige oder einen geiſtlichen Hochmuth zum Gefolge hatte, ſo bemerken wir vielmehr bei den Herrnhutern die größte Duldſamkeit: ſie betrachteten Niemanden als ihren Feind, wenn er nur an Chriſtum glaubte, bei was für einer äußeren Kirche er ſich ſonſt immer befinden mochte. Dies war, wie bereits angedeutet, das Ergebniß der Freudigkeit und innern Befriedigung, welche die Erlöſungslehre über ſie ausſtrahlte, und der vorherrſchenden Gefühlsrichtung. Dieſe drückte denn allerdings den herrenhuter Gemeinden zugleich den Stempel einer gewiſſen Weichheit und Weichlichkeit auf.

Bemerkenswerth aber iſt, daß bei all' dieſer Gefühlsſchwelgerei das praktiſche Element durchaus nicht vernachläſſigt ward. Im Gegentheile, gerade die Herrnhuter zeichneten ſich durch Fleiß, Arbeitſamkeit, Betriebſamkeit aus und konnten in dieſer Beziehung Anderen als Muſter gelten. Ein beſonderes Kennzeichen derſelben war die außerordentliche Reinlichkeit, Ordnung und Nettigkeit, die bei allen ihren Anſtalten, in Haus, Hof und Garten ſich bemerkbar machte. Dieſe würde freilich in der Allgemeinheit, wie ſie ſich darbietet, nicht haben ſtattfinden können, ohne die eigenthümliche Verfaſſung, die ihnen Zinzendorf gegeben hat. Die Grundzüge derſelben beſtehen in Folgendem.

Die Herrnhuter behalten zwar den Unterſchied zwiſchen Lehrern und Zuhörern bei. Aber außer dem Predigtamt haben ſie noch andere Aemter, nnd zwar zur Beſorgung ſowohl der leiblichen als der geiſtlichen Wohlfahrt. Das Amt der Aelteſten, Mitälteſten, Viceälteſten beſteht in Beten, Rathen, zuweilen auch im Entſcheiden; das Amt der Helfer ſchränkt ſich auf Vorträge bei den Verſammlungen, auf Privatſeelſorge und auf die äußere Leitung der Gemeinde ein; das Amt der Aufſeher auf die Bemerkung aller bei der Gemeinde vorkommenden Gebrechen; das Amt der Ermahner auf freundliche Zurechtweiſung der Fehlenden; das Amt der Diener auf den Dienſt im Waiſenhauſe, auf Krankenpflege, Beſorgung der Krankenkaſſe, Ausübung der Gaſtfreiheit. Hierzu kommen noch andere Aemter, wie Almoſenpfleger, Handwerksaufſeher, Privatlehrer. Alle Beamte werden von der Gemeinde gewählt. Außer dem Aelteſten, dem Prediger und einigen Helfern, ſind die übrigen Beamten von weiblichem Geſchlechte bei der Weibergemeinde und von männlichem Geſchlechte bei der Männergemeinde. Außerdem gab es noch gewiſſe engere Bande, in welchen ſich die Vertrauteren zu unumſchränkter gegenſeitiger Beichte verpflichteten. Der Verſammlungen und Uebungen gibts mehrere. Des Sonntags wohnen ſie regelmäßig dem Gottesdienſte bei, außerdem haben ſie noch ihre beſonderen Andachtsübungen. Jeden Tag kommen ſie Morgens und Abends in den Erbauungsſtunden zuſammen. In der Frühverſammlung hat jeder der Brüder die Freiheit zu reden. Auch in der Nacht wird bei jeder Stunde gebetet von denen, die das Loos der Nachtwache trifft. Das Abendmahl genießen ſie ſo oft, als ſie erweckt zu ſein glauben; aber außerdem halten ſie Liebesmahle, größere und kleinere, bei Hochzeiten, Faſt- und Bettagen, bei dem Wegreiſen eines Bruders und anderen Gelegenheiten. Die Kleidung der Herrnhuter iſt gleich, äußerſt einfach, von dunkeln Stoffen. In allen dieſen Einrichtungen iſt eine gewiſſe Klöſterlichkeit nicht zu verkennen. Sie tritt noch mehr hervor in der Anordnung, daß die unverheiratheten Brüder und Schweſtern abgeſondert nach den Geſchlechtern in beſtimmten Gebäuden zuſammenwohnen, und daß ſie ſehr eingezogen leben müſſen. Die Zucht ſpielt überhaupt eine große Rolle: bei aller Liebe und Freundlichkeit, mit welcher die Aufſeher die Fehlenden zurechtweiſen, fehlt es doch auch nicht an Strenge. Selbſt der Bann wird ausgeſprochen gegen die Ungehorſamen. Die individuelle Freiheit iſt in gar manchen Dingen ziemlich beſchränkt, ſo z. B. bei Verheirathungen, welche meiſt von den Aelteſten angeordnet werden, bei denen übrigens mitunter auch das Loos entſcheidet, welches überhaupt bei ihnen häufig angewendet wird. — Dieſe Verfaſſung der Brüdergemeinden erinnert doch in ſehr vielen Punkten an die wiedertäuferiſchen Gemeinden im Reformationszeitalter, ja, ſie iſt gewiſſermaßen als der Abſchluß jener Beſtrebungen zu betrachten, welche neben der inneren Religioſität ein entſprechendes äußeres Bild derſelben darſtellen wollten.

Die Brüdergemeinde breitete ſich ſehr bald weiter aus. Zinzendorf ſelbſt machte zu dieſem Behufe eine Menge von Reiſen in Deutſchland, den übrigen europäiſchen Ländern, ja ſelbſt in Amerika, um überall Anhänger zu erwecken und Brüdergemeinden zu ſtiften: außerdem ſchickte er Biſchöfe aus, um die neue Lehre zu verkünden. Er hatte unglaublichen Erfolg. Zum Theil mochte wohl ſeine Perſönlichkeit daran ſchuld ſein, welche uns von den Zeitgenoſſen von der vortheilhafteſten Seite geſchildert wird: aber das Bedürfniß ſo mancher frommer Seelen, die weder von der ſtarren Rechtgläubigkeit, noch von der emporkommenden Aufklärung befriedigt wurden, kam ihm ebenſo hülfreich entgegen. Als er ſtarb, war ſeine Lehre bis nach Norwegen, Grönland, Lappland, bis nach Aethiopien und Guinea, ja bis hinab zu den Hottentotten, ferner bis nach Rußland, Perſien, Paläſtina, endlich bis nach Nord- und Südamerika und Weſtindien verbreitet: der vielen Gemeinden, die er in Deutſchland geſtiftet, nicht zu gedenken.

Aber außer den Herrnhutern beſtanden noch eine Menge myſtiſcher Sekten von den mannigfachſten Schattirungen, von der tollſten Schwärmerei und Wüſtheit bis zu jener milden ſtillen werkthätigen Frömmigkeit, wie wir ſie eben bei den Herrnhutern kennen gelernt. Ein gewiſſer Elias Eller, ein Bandweber und zugleich Bürgermeiſter in Ronsdorf im Herzogthum Berg, der noch in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſein Weſen trieb, gab ſich für den Herrn Chriſtus ſelbſt aus und ſeine Frau für das Sonnenweib in der Offenbarung Johannis. Die von ihm geſtiftete Partei ergab ſich dem liederlichſten Leben und den ſchändlichſten Ausſchweifungen. Eine ähnliche Sekte war die der Brüggler im Kanton Bern (ſeit dem Jahre 1746). Ihre Lehre war ganz die von etlichen ſchwärmeriſchen wiedertäuferiſchen Sekten im Reformationszeitalter: was das Fleiſch thue, ſei keine Sünde; wer einmal im Himmel angeſchrieben, dem ſchade nicht, er möge auch thun, was er wolle; dem Gerechten könne kein Geſetz gegeben werden; ein wiedergeborener Menſch könne nicht ſündigen, ſondern es ſei Alles recht was er thue; die auserwählten Kinder Gottes dürften nichts arbeiten; das komme nur den ungläubigen Heiden und Babyloniern zu; der liebe Gott ſei nun zu alt, möge ſich mit der Regierung der irdiſchen Dinge nicht beladen, habe alſo ihnen das Regiment übergeben, und was ſie auf Erden thäten, ſei im Himmel wohl gemacht. — Propheten, meiſt aus dem Handwerkerſtande, ſtanden in Menge auf: ſie waren alle von Gott ſelbſt gelehrt, und theilten nun ihre Offenbarungen ihren Anhängern mit, deren es doch nicht wenige gab. Beſonders am Rhein, im Iſenburgiſchen, Büdingen, der Wetterau ſpielten die Begeiſteten oder Inſpirirten eine große Rolle. Der Graf Kaſimir von Wittgenſtein-Berleburg nahm in ſeinem Ländchen Alle auf, die um der Religion willen anderswo verfolgt wurden, ſo daß Berleburg der Sammelplatz der verſchiedenſten Schwärmer wurde.

Unter dieſen zeichnete ſich ein gewiſſer Hochmann aus, der ſich an den Schriften Böhmes herangebildet. Er griff beſonders die Lauheit der Geiſtlichen an, ging während des Gottesdienſtes in die Kirchen, betrat nach der Predigt des Pfarrers noch einmal die Kanzel und predigte dann auf ſeine Weiſe: oft fiel er ſogar den Geiſtlichen während der Predigt ins Wort. Er ſcheint doch eine ungemeine Rednergabe gehabt zu haben. In der Regel predigte er auf offenem Felde, vor Tauſenden von begeiſterten Zuhörern. — In Berleburg kam auch eine neue Bibel heraus, welche den Ideen der myſtiſchen Parteien eine weite Verbreitung gab. Sie geht darauf aus, überall den Buchſtaben der Schrift in Geiſt zu verwandeln: findet überall in der Bibel geheime Beziehungen auf den inneren Menſchen, und lehnt ſich in gewiſſem Sinne an die Richtung der Aufklärer an.

Von weit größerer Bedeutung als die eben angeführten Erſcheinungen auf dem Gebiete der Myſtik, waren die Männer, bei welchen die Myſtik einen weſentlichen Beſtandtheil ihres Weſens bildete, die aber ſonſt auf vielfache Weiſe mit der neuen Entwicklung zuſammenhingen und dieſe ſogar mit zu fördern trachteten. Dies waren Hamann (1730—1789), Lavater (1741—1801) und Jung Stilling (1740—1817). Der erſtere, der nach mannigfachen Schickſalen nach Königsberg, ſeiner Vaterſtadt, ſich zurückgezogen, war bekannt mit den erſten Männern unſerer Literatur, und von dieſen geſchätzt: Herder nannte ihn den Magus des Nordens. Es war eine originelle Perſönlichkeit, voll Geiſt, aber verworren, von Einem zum Andern ſpringend; als Schriftſteller nicht abgerundet, keine größere Aufgabe vollendend, aber anregend im höchſten Grade, und zwar auf allen Gebieten. Dieſer geiſtreiche Mann war nun der modernen Aufklärung abgeneigt, weil ſie ihm flach und wäſſerig erſchien, das eigentliche Weſen des Chriſtenthums verkennend: er neigte ſich dagegen mehr zur bisherigen Kirchenlehre, beſonders zur Erlöſungslehre, die wir eben bei den Herrnhutern eine ſo große Rolle haben ſpielen ſehen. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß er damit keineswegs in die Fußſtapfen der alten Rechtgläubigkeit trat: als geiſtreicher Mann ſuchte er vielmehr die alte Lehre mit philoſophiſchem Geiſte zu durchdringen.

Noch entſchiedener trat der myſtiſche Grundſtoff bei Lavater hervor. Er war Prediger in Zürich, hatte aber ſowohl durch ſeine Schriften, wie durch perſönliche Bekanntſchaften mit den bedeutendſten deutſchen Gelehrten einen großen Einfluß auf Deutſchland. Auch in *ſeiner* Jugend bemerken wir eine ähnliche Erſcheinung, wie bei Zinzendorf: wie dieſer mit Chriſtus, ſo verkehrte Lavater mit Gott, den er durch Gebet nach ſeiner Ausſage oftmals vermochte, ſich ſeiner in beſtimmten Fällen anzunehmen. Dieſer unerſchütterliche Glaube an einen perſönlichen Gott, mit dem man ſich durch das Gebet in unmittelbare Beziehung ſetzen könne, iſt ihm denn auch ſein ganzes Leben hindurch geblieben und bildete die Grundlage ſeiner religiöſen Anſchauungsweiſe. Und ſo glaubte er, daß das Geheimnißvolle und Wunderbare nicht mit der apoſtoliſchen Zeit aufgehört habe, ſondern auch noch in der Gegenwart vorhanden ſei. Das Geiſterreich ſei den Menſchen nicht verſchloſſen, ſondern nur verdeckt: aber es bedürfe des Glaubens, dieſe Decke zu lüften. Mit dieſen Anſichten trat Lavater zuerſt in ſeinen „Ausſichten in die Ewigkeit" hervor, wo er auf ſchwärmeriſche Weiſe den Zuſtand ſchildert, der uns nach dem Tode erwarte, ohngefähr ſo, wie der Schwede Swedenborg, deſſen Schwärmereien damals bekannt geworden. Was Chriſtus anbetrifft, ſo faßt er ihn zwar entſchieden als Gott auf, aber doch nicht in der beſchränkten Weiſe der Rechtgläubigen, ſondern eher in der Weiſe der Myſtiker des Reformationszeitalters, etwa Schwenkfelds: er läßt Chriſtum gleichſam immer wieder von Neuem Menſch werden, um eine Geſtalt in uns zu gewinnen. Sein Chriſtus hat ſeinen Himmel nicht nur über den Sternen, ſondern in der Bruſt des Menſchen: er iſt die Lebenskraft, die beſtändig Alle durchſtrömt und erquickt. — Auch faßte er als das Weſen der chriſtlichen Religion die Menſchenliebe auf, die ihn dann wieder mit ſo manchen Beſtrebungen ſeiner Zeit, welche von ganz anderen Standpunkten ausgingen, in Beziehungen brachte. So iſt er ein Anhänger der Erziehungslehre Baſedows, während er mit deſſen religiöſen Anſichten nicht übereinſtimmte. Eben dieſes Hervorheben der Liebe als des Weſens des Chriſtenthums machte ihn auch duldſam gegen Andersgläubige, wie wir ihn denn mit Männern der verſchiedenſten Richtungen in inniger Verbindung erblicken.

Jung Stilling iſt im Ganzen auf derſelben Stufe wie Lavater, wenn auch ſeine Wirkſamkeit und ſein Ruf als Gelehrter und Schriftſteller nicht ſo bedeutend war. Er war der Sohn eines Schullehrers im Naſſauiſchen, hatte von Jugend an die wunderlichſten Schickſale, die er ſelbſt in einem ſeiner geleſenſten Werke erzählt — war zuerſt Schneider, dann Schulmeiſter, dann Augenarzt, zuletzt Profeſſor und Freund Karl Friedrichs von Baden, und ſah nun in allen ſeinen Begegniſſen, ſelbſt den kleinſten und unſcheinbarſten, die unmittelbare Einwirkung Gottes, mit dem er ſich durch Gebet ebenſo in unmittelbare Beziehung ſetzt wie Lavater. Aber auch Stilling war ein Charakter voll Liebe und Wohlwollen, daher ebenfalls duldſam, verkehrte mit Männern der entgegengeſetzteſten Richtungen, auch mit Freigeiſtern, während er wie Lavater ganz entſchieden an Wunder glaubte.

Wunder- und Geiſtergeſchichten ſpielten überhaupt in jener Zeit — dicht neben der Aufklärung und Freigeiſterei — eine große Rolle unter Katholiken wie unter Proteſtanten. Ein großes Aufſehen machten namentlich die Wunderkuren des Pater Gaßner, der in den ſechziger und ſiebenziger Jahren in Baiern ſein Weſen trieb. Dieſer gab vor, alle Krankheiten rührten vom Teufel her: ſie würden alſo geheilt dadurch, daß man ihn austriebe, und er ſelbſt behauptete, dieſe Kunſt zu beſitzen. Zuerſt trat er in Konſtanz auf, dann in Augsburg und machte nun Reiſen von einem Orte zum andern, um ſeine Wunderkuren zu vollziehen. Er hatte einen ungeheueren Zulauf. Selbſt Lavater glaubte, ſeiner Richtung gemäß, an dieſe Wunderkuren und knüpfte mit Gaßner einen Briefwechſel an. Zuletzt ſetzte Kaiſer Joſeph II. den Betrügereien ein Ende, indem er Gaßner dieſelben verbot. Aehnliche Geſchichten fielen übrigens auch in proteſtantiſchen Ländern vor: ſelbſt in Berlin, wo doch die Aufklärung vorzugsweiſe zu Hauſe war, fehlte es nicht an Geiſterbeſchwörungen, und nach Holſtein kam der Graf St. Germain, der ſchon vorher in Paris großes Aufſehen gemacht hatte: er rühmte ſich, das Lebenselixir zu beſitzen, er ſei 300 Jahre alt, und könne ächte Edelſteine machen. Später trat ein noch größerer Gauner, Balſamo oder Graf Caglioſtro, wie er ſich nannte, auf, der Hauptſchauplatz ſeiner Gaukelkunſt war aber Frankreich. Der Magnetismus Mesmers aus Wien nahm ebenfalls in jener Zeit ſeinen Anfang, wurde indeſſen auch erſt in Paris weiter ausgebildet. —

Dies ſind die Gegenſätze, die Gährungen auf dem Gebiete der Religion und Kirche. Nicht geringer ſind ſie in der ſchönen Literatur.

14. Entwickelung der Natinalliteratur bis zum Auftreten Leſſings.

Wir haben oben dargethan, welch große Verdienſte ſich Gottſched um die deutſche Nationalliteratur erworben. Aber ſeine Richtung war gleichwohl einſeitig. Es war ihm vor Allem darum zu thun, beſtimmte Regeln für die Dichtung aufzuſtellen. Dieſe entnahm er den Franzoſen, die er als Muſter anpries, einmal an und für ſich, und zweitens, weil ſie unter allen Neueren die Alten am Beſten verſtanden und nachgeahmt hätten, die er allerdings ebenfalls als Muſter betrachtete. Die Franzoſen aber hatten keine wahre naturgemäße Dichtkunſt, auch war ihr Verſtändniß der Alten nichts weniger als ein richtiges: das Weſen der franzöſiſchen Dichtung beſtand vielmehr in nüchterner Verſtändigkeit, mit Bombaſt aufgeſtutzt und mit Witz untermiſcht: aber die Mängel der franzöſiſchen Dichtung traten nicht ſo an den Tag wegen der außerordentlichen Ausbildung der Sprache, der Gewandtheit und Feinheit des Ausdrucks, die ſie unter dem Einfluß des Hofes gewonnen hatte, und Gottſched, dem ohnedies kein eigentlicher Sinn für wahre Poeſie inwohnte, mochte man es verzeihen, wenn er es als das Höchſte, zu dem es die Deutſchen bringen könnten, anſah, eine den Franzoſen durchaus angepaßte und abgelernte Nationalliteratur zu beſitzen.

Gottſched hatte mit dieſen Anſichten bis in den Anfang der vierziger Jahren die ganze deutſche Literatur beherrſcht. Da ſollte ihm aber ſeine bisherige Herrſchaft ſtreitig gemacht werden. Es waren zwei Schweizer, Bodmer (1698—1783) und Breitinger (1701—1771), die anfangs zwar mit ihm übereinſtimmten, ſpäter aber bei weiterem

Fortſchritt mit ihm in Widerſpruch geriethen. Sie forderten außer der Regel, die Gottſched für das Weſentliche anſah, noch etwas Anderes: der Dichter müſſe Empfindung, Einbildungskraft haben: er müſſe ferner malen können, d. h. ſeine Schilderungen müßten ein vollkommenes Abbild der Wirklichkeit ſein. Und zu all' dieſem verlangten ſie auch noch einen großartigen Inhalt: der Dichter müſſe das Gemüth erheben, er müſſe begeiſternd wirken. Während nun Gottſched vorzugsweiſe oder ausſchließlich die Franzoſen als Muſter empfohlen hatte, wieſen die Schweizer vielmehr auf die Engländer hin, auf Milton mit ſeinen religiöſen Dichtungen, aber auch auf Shakeſpeare.

Der Streit zwiſchen Gottſched und den Schweizern wurde bald allgemein: er ward mit großer Bitterkeit geführt. Im Ganzen aber neigte ſich der Sieg auf die Seite der Schweizer. Das war immerhin ein Fortſchritt, wenn auch die Richtung, welche ſie vertraten, von ihnen ſelbſt nicht einmal vollkommen durchgebildet ſein mochte, und wenn ſie auch einſeitig zu werden drohte durch das Betonen des Inhalts: ſie kamen nämlich darauf hinaus, von dem Dichter moraliſche Zwecke zu fordern. Daher begünſtigten ſie ſo ſehr Gedichte religiöſen Inhalts. Bodmer ſelbſt ſchrieb eine Noachide. Haller, der berühmte Naturforſcher, der aber auch Dichter war (1708—1777) befriedigte ganz ihren Geſchmack, wegen des durchaus ernſten und würdigen Inhalts ſeiner Gedichte, während ein anderer gleichzeitiger Dichter, Hagedorn (1708—1754), aus Hamburg, mehr die heitere Seite des Lebens hervorhob. Zugleich bildete ſich in Leipzig, unter den Augen Gottſcheds ſelbſt, ein Verein von Dichtern, die ſeit dem Jahre 1744 die Bremer Beiträge herausgaben, welche ſich thatſächlich von Gottſched losriſſen und jeder auf ſeine Weiſe ſchriftſtelleriſch thätig waren. Es gehörten dazu Gellert (1715—1769), Profeſſor der Sittenlehre in Leipzig, den wir bereits unter den Vertretern der Rechtgläubigkeit angeführt, berühmt durch ſeine Fabeln und Erzählungen; Gärtner (1712—1791); die beiden Schlegel, wovon der eine, Elias, Dramatiker; Rabener (1714—1771), Steuerreviſor in Leipzig, bekannt durch ſeine Satyren; Zachariä (1726—1777), der ſich beſonders mit dem komiſchen Heldengedichte beſchäftigte; Ebert (1723—1793); Käſtner (1719—1800), Profeſſor der Mathematik zu Leipzig, ſpäter zu Göttingen; Weiſſe (1726—1804), beſonders bekannt durch ſeinen Kinderfreund, u. a.

Keiner aber erregte ein größeres Aufſehen als Klopſtock aus Quedlinburg (1724—1803), der ebenfalls dieſem Kreiſe angehörte, aber bald alle durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Muſe übertraf. Er war der erſte deutſche Dichter wieder nach langer Zeit, aus welchem die Gluth der Begeiſterung in mächtigen Strömen ſich ergoß, deſſen Erzeugniſſen man es auf den erſten Blick anſah, daß ſie nicht künſtlich gemacht ſeien, ſondern der reine Abdruck der Empfindung des Dichters. Dem entſprach nun eine ungewöhnliche Kühnheit in Bezug auf die Form. Er riß ſich von den bis dahin gebräuchlichen Versarten los, vom Reim und vom Alexandriner, führte den Hexameter ein und andere reimloſe Versarten der Alten, erfand wohl auch neue dazu. Und dazu kam noch die ganze Richtung des Dichters. Sie war durchaus groß und edel. Seine Seele war von den erhabenſten Empfindungen bewegt. Gott, Freiheit, Vaterland: das waren die Gegenſtände, die er unaufhörlich beſang, die ſich ſo zu ſagen wie ein rother Faden durch alle ſeine Dichtungen hindurchziehen. Er gab dem Nationalgefühl, ohne welches eine ſelbſtändige deutſche Literatur nicht denkbar war, einen neuen Anſtoß, indem nicht nur die Vaterlandsliebe als eine der erſten Tugenden von ihm geprieſen ward, ſondern indem er Gegenſtände aus der vaterländiſchen Geſchichte beſang, beſonders ſolche, in denen ſich die Deutſchen groß und freiheitsliebend gezeigt hatten, ſo die Zeiten der Hermannsſchlacht. Die vaterländiſche Richtung Klopſtocks bewährte ſich auch darin, daß er die germaniſche Götterlehre, wie ſie in der Edda enthalten iſt, wieder hervorſuchte und aus ihr dichteriſche Bilder entlehnte, anſtatt aus der griechiſchen und römiſchen. Neben Vaterlandsliebe und Freiheitsgefühl — beide ſind ihm gewiſſermaßen eins — ſpielte aber auch die Religion eine große Rolle bei unſerm Dichter, nicht die beſchränkte der alten Rechtgläubigen verſteht ſich, aber auch nicht die neue rationaliſtiſche, ſondern ohngefähr jene, wie wir ſie im vorhergehenden Abſchnitt geſchildert haben. Die Perſon Chriſti, des Gottmenſchen, des Erlöſers, war ihm ein Weſentliches: aber er faßte mehr die menſchenfreundliche Seite auf als die dogmatiſche: ſo konnte bei ihm die Religion, obſchon er im Ganzen an den Grundlagen der poſitiven Chriſtenlehre feſthielt, ein erwärmendes Feuer ſein, das Element, das ſeinem ganzen Streben gleichſam erſt den

Stempel der Erhabenheit, der Idealität aufdrückte. Auch iſt ſein großes religiöſes Heldengedicht, der Meſſias, in welchem er das Leben und die Thaten Jeſu beſang, dasjenige Werk, welches ihn am bekannteſten gemacht hat. Schon im Jahre 1748 waren die erſten Geſänge davon erſchienen, und erregten ſofort ein ganz ungemeines Aufſehen. Die Schweizer erkannten ſogleich in Klopſtock den Mann, der ihr Ideal von einem Dichter verwirklicht habe: ſie prieſen ihn natürlich allen an, und fortan galt Klopſtock vielen als Muſter und Vorbild.

Bei allen Verdienſten, die ſich Klopſtock um die Nationallitteratur erworben, fehlte es ihm doch nicht an Mängeln. Seine Richtung war eine einſeitige. Er ſchwebte in Idealen, und vergaß darüber die Erde zu ſeinen Füßen. Bei fortgeſetzter Verfolgung dieſer Richtung mußte die Poeſie wieder unnatürlich werden: geziert, geſchraubt: denn unmöglich kann ſie ſich lange hinfort mit derſelben Kraft und Wahrheit auf jener Höhe der himmliſchen Begeiſterung erhalten, wie ſie Klopſtock forderte. Mit dieſer idealen Richtung hing aber noch ein anderer Mangel der klopſtockſchen Muſe zuſammen. Es fehlte ihm die Geſtaltung, welche dem Künſtler eben nur aus der Beobachtung des wirklichen Lebens, aus einem Heimiſchwerden auf dem Boden der Sinnenwelt erwächſt.

Eine ſolche, mehr der Wirklichkeit und dem heiteren Genuſſe zugewandte Richtung vertrat eine andere Reihe von Dichtern, als deren Mittelpunkt man Gleim (1719—1802) betrachten kann. Er war zu Ermsleben, einem Städtchen im Halberſtädtiſchen, geboren. Sein Vater, Oberſteuereinnehmer des Orts, ſorgte für die wiſſenſchaftliche Ausbildung des Sohnes und ließ ihn in Halle ſtudieren. Hier verband ſich Gleim mit einigen gleichgeſinnten Jünglingen, Uz und Götz, die, wie er, Neigung zur Dichtkunſt empfanden: ſie ſtudierten miteinander den Anakreon und verſuchten ſich in der ſcherzhaften Weiſe dieſes griechiſchen Dichters. Nach den Univerſitätsſtudien trat Gleim, beim Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Krieges (1744) in die Dienſte des Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, und machte als Kriegsſecretair den Feldzug mit. Nach dem Feldzuge erhielt er die einträgliche Stelle eines Domſecretairs zu Halberſtadt, die er bis zu ſeinem Tode verwaltet hat. Er iſt von nun an von einer nicht geringen Bedeutung in der

Literatur, weil er den Mittelpunkt der freieren Dichterweiſe bildete, und alle, beſonders die jüngern aufſtrebenden Fähigkeiten ſich an ihn anlehnten. Der „Vater Gleim" war weit und breit berühmt: er war der gaſtfreundlichſte Mann von der Welt, und half Allen auf, ſo weit er es vermochte. Die Richtung nun, die er im Gegenſatze zu der klopſtockiſchen in ſeinen Gedichten verfolgte, war eine heitere, dem Lebensgenuß zugewandte: Amor und Bacchus ſind die Gottheiten, die er verehrt, und die er beſingt. Doch beſchränkte er ſich nicht blos darauf. Außer dem Anakreon nämlich galt ihm und Gleichgeſinnten auch Horaz als Muſter, der Prediger jenes gehaltenen Epikuräismus, der im Genuſſe nicht untergeht, ſondern ſich zu beſchränken und Maaß zu halten weiß und zuletzt die Tugend, als die eigentliche Quelle der wahren Glückſeligkeit, empfiehlt. Und dies iſt der Punkt, an welchem dieſe Dichter mit der aufkläreriſchen Theologie jener Zeit zuſammenhängen, die nüchtern und verſtändig die Myſterien, ſowie alle damit in Verbindung ſtehenden Schwärmereien bei Seite läßt, und nur die Sittenlehre, Tugend und Rechtſchaffenheit betont. Zu dem gleimiſchen Kreiſe gehörten außer den ſchon erwähnten Uz (1720—1796) aus Ansbach und Götz (1721—1781) aus Worms, die preußiſchen Dichter Kleiſt (1715—1758) aus Pommern, Ramler (1725—1798) eben daher; Anna Louiſe Karſch (1722—1791) aus Schleſien, Michaelis aus Zittau (1746—1772), Johann Georg Jacobi aus Düſſeldorf (1840—1714) und andere. Doch mangelte es allen dieſen Dichtern an Urſprünglichkeit: ſie arbeiten nicht aus dem vollen Leben, ſondern lehnen ſich an ihre Vorbilder, an Anakreon und Horaz an, copiren ſie, führen antike Schäfernamen in die Poeſie ein, die dadurch wieder eine fremde und unnatürliche Färbung erhält, und gerathen überhaupt durch die Richtung, die ſie verfolgen, in eine gewiſſe Weichlichkeit hinein, welche durch ihre gegenſeitigen Lobeserhebungen, durch ihre Freundſchaftsſchwärmerei noch mehr genährt wurde. Einen Augenblick lang hatte es den Anſchein, als ob die unmittelbare Wirklichkeit ihnen den Stoff zu großartigeren volksthümlichen Dichtungen bieten ſollte. Es war dies zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, wo Friedrich der Große wie die Bewunderung von ganz Deutſchland, ſo noch mehr die ſeiner Unterthanen erregte! Damals ſchrieb Gleim die Lieder eines preußiſchen Grenadiers (1756), die zu dem Beſten gehören, was ſeine Muſe geſchaffen, voll Kraft und Wahrheit, voll Natur und Volksthümlichkeit. Auch Andere fingen nun an, den großen König zu beſingen! Aber der ſiebenjährige Krieg ging zu Ende, und in Deutſchland trat eine lange Ruhe ein, die nur vorübergehend durch den Krieg von 1778 unterbrochen ward. Die politiſchen Begebenheiten gaben alſo fortan keinen Stoff mehr, und Friedrich der Große ſelbſt, dem jene patriotiſchen Dichtungen galten, wollte von der deutſchen Literatur nichts wiſſen, da er ſie im Vergleich mit der franzöſiſchen nur pedantiſch, hölzern, langweilig fand.

Es war Wieland (1733—1813) vorbehalten, dieſen Vorwurf, den man bis dorthin allerdings unſerer Literatur machen konnte, von uns abzuwälzen, indem er zeigte, daß die Deutſchen nicht minder wie die Franzoſen es verſtänden, mit Anmuth ihre Gedanken darzuſtellen, und auch in Bezug auf die Vorurtheilsfreiheit des Inhalts mit denſelben zu wetteifern. Er war in Biberach einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt geboren, erhielt von ſeinem Vater, einem proteſtantiſchen Prediger, eine ſehr ſorgfältige Erziehung, bezog, mit einer Maſſe Kenntniſſe bereichert, ſchon in ſeinem 17. Jahre die Hochſchule Erfurt, ſpäter Tübingen, und kam bereits von hier aus mit den Schweizern in Berührung, indem er ihnen einige ſeiner Dichtungen ſchickte. Die Schweizer ermunterten den hoffnungsvollen jungen Mann, und ſo war es natürlich, daß er zunächſt die Richtung einſchlug, die ſie als die ächte und wahre vertheidigten, nämlich die religiöſe. Auch Klopſtock beſtärkte ihn darin, deſſen Gedichte er um dieſe Zeit kennen lernte, und die einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Die erſten Werke Wielands tragen alſo einen durchaus religiöſen, ja, engherzig ſittlichen Charakter, welcher durch die perſönliche Bekanntſchaft mit Bodmer noch verſtärkt ward. Allein dieſe Richtung widerſprach der Natur Wielands. Als er aus dem bodmeriſchen Kreiſe herausgetreten, und nach Biberach zurückgekehrt war, wo er ein Amt mit einem beſcheidenen Einkommen erhielt, ließ er ſeiner eigentlichen Natur freien Lauf, die ihn von Bodmer und Klopſtock hinweg geradezu in das Lager Gleims und der Anakreontiker führte. Nicht geringen Einfluß auf ihn übte zugleich der Graf von Stadion, der ſich in ſeiner Nähe niedergelaſſen hatte, weltmänniſch gebildet, von mannichfacher Lebenserfahrung, außerdem im Beſitz einer reichen

Schriftenſammlung der engliſchen und franzöſiſchen Freidenker. Dieſe lernte hier Wieland kennen, und nahm bald ihre Lehren in ſich auf. Ebenſo bedeutend, als dieſe, mochte der Einfluß Shakespeares ſein, den er ins Deutſche überſetzte, ein Unternehmen, wodurch er ſich allein ſchon ein großes Verdienſt um die Entwicklung der deutſchen Literatur erworben. In den ſechziger Jahren verfaßte nun Wieland eine Reihe von Schriften (die komiſchen Erzählungen, Don Sylvio von Roſalva, Agathon, Muſarion, Idris und Zenide, der neue Amadis, die Grazien), in welcher ſeine neue Richtung in greller Weiſe ſich kund gibt. Hatte ſich in ſeinen früheren Werken eine ſeraphiſche Heiligkeit, eine ſittlich-religiöſe Ueberſchwänglichkeit breit gemacht, ſo ſpielte in den neueren die Sinnlichkeit, ja, die Lüſternheit die Hauptrolle. Wieland ging in der Ausmalung erotiſcher Scenen noch weiter, wie die Anakreontiker, indem er ſich die franzöſiſchen Schriftſteller zum Vorbild nahm, die bekanntlich in dieſem Punkte nicht eklig ſind. Aber ſeine Scherze ſind in das Gewand gefälliger Anmuth gehüllt, wie er denn die Grazie als eine weſentliche Eigenſchaft des Dichters betrachtete, und die Grazien ſelbſt zum Gegenſtande eines ſeiner Geſänge nahm. Auch ſind ihm dieſe üppigen Schilderungen bei Weitem nicht die Hauptſache, ſondern er ſucht vor Allem die Lebensweisheit, zu welcher er durchgedrungen, vor den Leſern zu entfalten: dieſe iſt alſo der Kern ſeiner Dichtungen, die demnach alle einen lehrenden Inhalt haben. Seine Lebensweisheit geht aber auf einen weiſen Epikuräismus hinaus. Er verlacht die ſteifen und ſauertöpfiſchen Sittenprediger, die nur in höheren Welten ſchwelgenden Platoniker, er weist nach, wie alle ihre Lehren auf irrigen Vorausſetzungen beruhen, indem unſere Natur eine ſtarke Zugabe von Sinnlichkeit erhalten habe, die durchaus befriedigt werden müſſe, und der jene ſtrengen Tugendprediger eben auch verfallen, ſo wie ſich nur eine Gelegenheit biete. Dabei verwirft er natürlich nicht alle Tugend, aber er ſchränkt ſie mit Rückſicht auf unſere Schwächen und auf die Anforderungen der Sinnlichkeit in engere Gränzen ein: eine weiſe Befriedigung des Lebensgenuſſes iſt auch ihm, wie jener gleimiſchen Schule, das Höchſte, was man erſtreben könne. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er, wie in der Lebensweisheit, ſo auch in der Religion, den Anſichten ſeiner Vorbilder, der freidenkeriſchen Franzoſen, folgte: nur ſpricht er ſie nicht ſo ſchroff aus, ſondern ſteht mehr auf dem Standpunkte der deutſchen aufkläreriſchen Gottesgelehrten.

Wieland macht durch die außerordentliche Leichtigkeit und Anmuth der Darſtellung, die über ſeine Dichtungen ausgegoſſen iſt, eine Epoche. Er hat gezeigt, weſſen die deutſche Sprache fähig iſt, und der vaterländiſchen Literatur auch bei denen Achtung erzwungen, welche bisher ſich nur an die franzöſiſche gehalten, alſo vor Allem bei den höheren Ständen. Er hieß von nun an der deutſche Voltaire. Auch bildete ſeine ſinnliche Richtung eine wohlthätige Gegenwirkung gegen die Klopſtockianer, welche vor lauter Engeln und Seraphen die Dinge dieſer Welt vergaßen, wie überhaupt ſeine ganze Lebensanſchauung weſentlich dazu beigetragen hat, der freieren Denkweiſe den Sieg zu verſchaffen. Aber auch Wieland hat ſeine Schattenſeiten. Vor Allem iſt zu bemerken, daß der Einfluß ſeiner Muſter, der Franzoſen, doch ſehr ſtark hervortritt. Die ſpielende, ſcherzende Weiſe, die er ihnen entnommen, in Verbindung mit der Subjectivität, welche er ſich allzu breit in den Vordergrund drängen ließ, hinderte ihn, vollkommen in ſich abgerundete Kunſtwerke zu ſchaffen. Man merkt es zu ſehr ſeinen Erzeugniſſen an, daß die poetiſche Form, in welcher ſie erſcheinen, eben nur eine Form iſt, um des Verfaſſers philoſophiſche Gedanken auf den Markt zu bringen: ja, der Dichter ſelbſt ſtört durch unmittelbares Auftreten die poetiſche Täuſchung auf unangenehme Weiſe: und nicht ſelten wird er dabei breit und geſchwätzig. Eben daher kommt es auch, daß er in der Behandlung der Zeiten, die er uns ſchildert, nie gegenſtändlich verfährt. Ein Theil ſeiner Dichtungen ſpielt im alten Griechenland, ein anderer in der Ritterwelt. Aber in keinem hat er die rechte Farbe getroffen. Die alten Griechen ſah er durch die Brille der Franzoſen und Lucians: der Ritterwelt legte er nun vollends ein ganz modernes Gewand bei, was freilich den Gedanken, die er entwickeln wollte, beſſer entſprach. Erſt in ſeinen ſpäteren Schriften (wie im Ariſtipp) und im Oberon (1780) hat er bei der Darſtellung der griechiſchen, wie der ritterlichen Welt eine größere Gegenſtändlichkeit an den Tag gelegt. Endlich dürfen wir nicht überſehen, daß doch der ganzen Richtung Wielands, wie der gleimiſchen, eine gewiſſe Weichlichkeit anklebte, die auf die Länge nur ſchädlich wirken konnte. In allen ſeinen Schriften ſind eine Menge Andeutungen über die

Gebrechen und Schwächen der Zeit enthalten, aber ſie ſind ſo vorſichtig, ſo verſteckt und mit ſo wenig Entſchiedenheit angebracht, daß dieſe Angriffe nicht viel helfen konnten. Dazu bedurfte es eines ganz anderen Auftretens.

Wieland hat, wie wir geſehen, einen Theil ſeiner Erzählungen in Griechenland ſpielen laſſen: er hat dadurch dieſe Welt den Deutſchen wieder näher gebracht, und zwar von einer Seite, von welcher aus ſie wohl den Wenigſten bekannt war, nämlich von Seite ihres geſellſchaftlichen, geiſtigen und künſtleriſchen Lebens. Hatte er aber dieſen Schilderungen eine etwas franzöſiſche Färbung gegeben, ſo ſollte nun die alte Welt durch einen andern Mann beſſer bekannt werden. Winckelmann aus Stendal (1717—1768) empfand ſchon in früher Jugend eine unbezwingliche Neigung zu dem Alterthum, als deſſen charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit er mit ſicherem Gefühle die Schönheit erkannte, und eine Sehnſucht nach Italien, um dort die Reſte antiker Kunſt mit eigenen Augen zu ſehen. Aber die gedrückten Verhältniſſe, unter denen er ſich befand, — er war lange Zeit Schulmeiſter — erlaubten ihm nicht eher dieſen Wunſch zu erfüllen, als bis er katholiſch wurde, um vom Kurfürſten von Sachſen die Mittel dazu zu erlangen. Im Jahre 1755 trat er die Reiſe nach Italien an. Hier hat er nun ſein ganzes übriges Leben zugebracht: die Frucht der Studien, denen er ſich dort hingab, iſt ſeine Geſchichte der antiken Kunſt (1764), welche dieſen Zweig der Wiſſenſchaft vollkommen umgeſtaltete, und nicht nur für Deutſchland, ſondern für ganz Europa eine neue Bahn brach. Keiner war vor ihm ſo tief in das Weſen der antiken Kunſt eingegangen; aber keiner war auch von der Natur ſo antik angelegt, wie Winckelmann: es war in ihm ſo zu ſagen ein heidniſches Element: das Chriſtenthum war ihm nicht nur völlig gleichgültig, ſondern er hatte einen Widerwillen dagegen, weil es den geraden Gegenſatz zum Alterthum bildete. Dafür beſaß er die lebendigſte Empfänglichkeit für das Sinnlich-Schöne, deſſen Darſtellung ja das Weſen der antiken Kunſt ausmacht. Dieſe fand nun in Italien die reichſte Befriedigung. Nicht nur Rom bot eine große Ausbeute, ſondern nicht lange vorher hatten auch die Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum ſtattgefunden. Winckelmann nahm nun Alles in ſich auf mit der Luſt des Enthuſiaſten und dem ſcharfen Auge des Kenners zugleich; er entwickelte in ſeinen Schilderungen jene Vorſtellungen von der Kunſt der Alten, die ſeitdem bei uns heimiſch geworden ſind. Er hat zuerſt mit ſicherem Griffel dargeſtellt, wie ſie nicht nur im Allgemeinen der ſchönen Natur gehuldigt, ſondern wie dieſer Schönheitsſinn in dem Einzelnſten zur Aeußerung kam. Er hat dadurch unſere Dichter wieder vertraut gemacht mit der ächten Plaſtik, welche auch ihren Darſtellungen zu Gute kommen mußte. Aber ſein Verdienſt erſtreckte ſich noch weiter. Er hat den Zuſammenhang der Kunſt mit dem übrigen Leben der Griechen dargethan: er hat darauf hingewieſen, wie die verſchiedenen Aeußerungen einer Nation, Geſellſchaft, Staat, Wiſſenſchaft, Dichtung und Kunſt in der innigſten Wechſelwirkung ſtehen, und dadurch einem Umſchwunge in der Behandlung der Geſchichte vorgearbeitet. Für die Deutſchen insbeſondere war dies von großer Bedeutung, weil ſie daraus die Lehre entnehmen konnten, daß ein Volk auf den verſchiedenen Gebieten geiſtiger Bildung nur dann groß werden kann, wenn Staat und Leben von dem Hauche der Freiheit durchdrungen ſind. Denn Winckelmann zeigte zugleich, indem er eine ganz neue Eintheilung der Epochen der bildenden Kunſt aufſtellte, wie die Blüthe und der Verfall derſelben im unmittelbaren Zuſammenhange mit der Blüthe und dem Verfalle der griechiſchen Freiheit ſtand. So hat Winckelmann durch ſeine Werke die ſchiefen und falſchen Vorſtellungen der Franzoſen über die alte Welt verdrängt und eine wahrere an ihre Stelle geſetzt, dadurch das Alterthum für uns gleichſam erſchloſſen und hiermit zugleich den Weg angedeutet, wie ſich bei uns eine lebendigere, natürlichere, großartigere, Literatur und Kunſt bilden könne.

15. Leſſing.

Eine Fülle geiſtiger Beſtrebungen und Richtungen war demnach um die Mitte des Jahrhunderts in der Nation zu Tage gekommen. Aber noch war Alles unklar und verſchwommen. Die verſchiedenſten Richtungen liefen neben einander her, griffen wohl auch in einander über: es fehlte noch an einer ſichern feſten Einſicht in die eigentlichen Grundſätze, welche unſere Nationalliteratur befolgen müſſe. Da trat Leſſing auf als der große Lehrer der Nation. Von ihm beginnt eine neue Epoche.

Gotthold Ephraim Leſſing (1729—1781) war geboren zu Kamenz in der Oberlauſitz, wo ſein Vater Pfarrer war. Wie er herangewachſen, kam er in die Schule zu Meißen, wo er ſich vor allen anderen Mitſchülern auszeichnete, ſo daß der Lehrer von ihm äußerte, er ſei ein Pferd, das doppeltes Futter brauche. Eine gewiſſe Selbſtändigkeit ſeines Weſens, ein Gefühl ſeiner Ueberlegenheit machte ſich wohl auch bemerklich, ſo daß der Conrector etwas verdrießlich über ſein vorlautes Weſen ihm den Spitznamen: „der admirable Leſſing" gab. Kaum 17 Jahre alt, bezog er die Hochſchule in Leipzig, wo er nach dem Wunſche ſeiner Eltern Theologie ſtudieren ſollte. Aber Leſſing hatte keine Luſt dazu, wie er denn überhaupt den Vorleſungen der dortigen Profeſſoren keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Er trieb ſich lieber mit Schauſpielern herum, bei denen er Unterricht im Declamiren nahm, und war ein ziemlich lebensluſtiger Student. Das Bewußtſein einer gewiſſen Befangenheit im äußern Auftreten, was er noch von der Schule mitbrachte, bewog ihn, ſich in allen ritterlichen Künſten zu üben: er lernte Reiten, Tanzen, Fechten, und brauchte auf dieſe Weiſe mehr Geld, als ſeine Eltern auftreiben konnten. Die Letzteren waren ſehr ungehalten über ihren Sohn, beſonders weil er die Theologie an den Nagel hänge und mit Schauſpielern verkehre, was den frommen Pfarrersleuten nach den damaligen Anſichten ein Gräuel war. Aber Leſſing hatte darum nicht ſich ſelbſt aufgegeben: er fühlte nur, daß er die Theologie nicht zu ſeinem Lebensberufe wählen könne: dafür ſtudierte er ſehr fleißig in den allgemeinen Wiſſenſchaften, und wußte ſich, ſo jung er war, einen großen Schatz von Kenntniſſen zu ſammeln. Auch ſelbſtthätig trat er auf, indem er noch als Student mehrere Gedichte und Luſtſpiele verfaßte. In Leipzig blieb er nicht lange. Er fühlte einen unüberwindlichen Drang, ſich in der Welt umzuſehen, begab ſich deßhalb nach Berlin, ſpäter nach Wittenberg: nachher kehrte er doch wieder nach Berlin zurück, wo er die Bekanntſchaft mit dem Buchhändler Friedrich Nicolai machte, der einen ſo weſentlichen Einfluß auf die Entwicklung unſerer Literatur erlangen ſollte. Mit ihm, einem der Hauptvertreter der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, und mit Mendelsſohn, einem gelehrten Juden, der ſich vorzüglich mit Philoſophie beſchäftigte und dieſe in allgemein verſtändlicher Sprache darzuſtellen wußte, gab er ſeit dem Jahre 1759 die Literaturbriefe heraus, in welchen er zuerſt den Verſuch machen wollte, nach ſeinen gewonnenen Einſichten und Erfahrungen die Erzeugniſſe unſerer Literatur zu beurtheilen, das Falſche und Unzulängliche rückſichtslos anzugreifen, und dagegen die richtigen Grundſätze aufzuſtellen. Indeſſen ſchon im Jahre 1760, alſo mitten im ſiebenjährigen Kriege, trat er in die Dienſte des Generals von Tauenzien, Gouverneurs von Breslau, und lernte auf dieſe Weiſe den Krieg mit eigenen Augen kennen. Nach einigen Jahren verließ er ſie wieder, und nahm dann die Stelle eines Theaterkritikers in Hamburg an, um, wie er hoffte, ein deutſches Nationaltheater dort gründen zu können. Aber ſchon 1769 erhielt er die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel, die er bis zu ſeinem Tode verwaltete.

Leſſings eigentliche Größe beſteht nicht in der Dichtkunſt. Er hat ſich zwar in ſeiner Jugend und noch ſpäter in allerlei Dichtungsarten verſucht, aber obſchon ſeine Poeſien ſich ſogar neben dem beſten Aehnlichen ſeiner Zeit ſehen laſſen dürfen, ſo hat er doch in der Folge ſelber über ſie den Stab gebrochen: wie er ſeine ſpäteren Dichtungen, die Dramen, betrachtet wiſſen wollte, werden wir noch ſehen. Diejenige Thätigkeit, wodurch ſich Leſſing unſterblich gemacht hat, iſt ſeine Kritik: dadurch hat er die Befreiung der deutſchen Literatur von den verſchiedenen Feſſeln, in denen ſie bis dahin gelegen, bewirkt, und zugleich hat er die Nation mit kühner und ſicherer Hand auf die Bahnen gewieſen, die ſie von nun an einſchlagen müſſe. Leſſing beſaß alle Eigenſchaften, um eine ſolche Aufgabe zu erfüllen. Vor Allem Freiheit und Unabhängigkeit des Charakters. Wie er ſchon in ſeiner Jugend den Eltern widerſtrebte, die ihn in eine Bahn drängen wollten, die ſeiner Natur widerſprach, ſo hat er ſpäter den feſten Entſchluß gefaßt und durchgeführt, nie ein Amt anzunehmen, das ſeinen Neigungen nicht genüge: er hat ſich lieber als Schriftſteller kümmerlich durchzuſchlagen geſucht, um nicht die Freiheit zu verlieren. Und ſo galt auch vor ihm kein Anſehen der Perſon, keine durch ehrwürdiges Alter geheiligten Meinungen: er mußte überall ſelbſt ſehen, denken, prüfen. Keiner ſeiner Zeitgenoſſen beſaß aber auch einen ſo ſcharfen Verſtand, eine ſo gewandte ſiegreiche Dialektik, der es gelang, die Gedanken bis in das Innerſte zu zergliedern und ihre Haltloſigkeit, ihre Widerſprüche nachzuweiſen. Und daneben gebot er über eine ſo ungeheuere Gelehrſamkeit, eine ſolche Fülle von Kenntniſſen auf den verſchiedenſten Gebieten des Wiſſens, die dazu noch ſo in das Einzelne, ſogar in das Kleinliche eingingen, daß, wenn man nur einen Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen betrachtete, man glauben möchte, er habe ſich nie mit etwas Anderem abgegeben, während er doch die gleiche Gelehrſamkeit in einem ganz entgegengeſetzten Fache ebenſo großartig beurkundete. Darin aber beſtand nun wieder die Größe von Leſſing, daß er auf eigentliche Gelehrſamkeit als ſolche gar nichts hielt: ein bloßer Bücherwurm war ihm ein Gräuel: vielmehr war ihm der Geiſt, der die Wiſſenſchaften beherrſchen ſolle, das einzig Erſtrebenswerthe. Und dieſe Vorurtheilsloſigkeit, dieſe freie Denkart erhielt er durch die Kenntniß des Lebens, die er ſich in ſeiner Laufbahn hatte angelegen ſein laſſen. Er kannte die Dinge dieſer Welt, er kannte die Menſchen beſſer, wie irgend einer der zeitgenöſſiſchen Dichter. Und dieſe Lebenserfahrung, dieſer unmittelbare Zuſammenhang mit der Welt, in dem er ſich wußte, drückte denn auch wieder ſeiner Schreibart die eigenthümliche Schönheit auf, die wir immer an ihr bewundern werden. Leſſing iſt der erſte Proſaiker der Nation geworden. Er hat der deutſchen Sprache wieder die Kraft und die Unmittelbarkeit zurückgegeben, die ihr ſeit den Zeiten Luthers abhanden gekommen. Er verſtand es nämlich ſo zu ſchreiben, wie man ſpricht: da ſind keine langweiligen Perioden, keine ſchleppenden Tiraden, keine unnöthigen Redensarten, keine Vorausſetzungen. Er geht unmittelbar in die Sache ein, die er behandeln will: er ſtellt ſich einen Laien vor, der eigentlich von derſelben noch nichts verſteht. Er entwickelt dann mit Klarheit und Anſchaulichkeit, aber mit ebenſo viel Kürze und Lebendigkeit ſeine Gedanken, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß er uns ſelbſt an trockenen Gegenſtänden durch die geiſtreiche und verſtändliche Art der Behandlung Antheil abzwingt: er weiß den Leſer immer zu feſſeln. Auf dieſe Weiſe iſt er populär im edelſten Sinne des Worts. Die Tiefe der Gedanken verliert nicht im Geringſten bei ihm: ſie gewinnen vielmehr durch die Darſtellung, die klar, verſtändlich, natürlich und eben darum ſchön iſt.

Einem Mann mit ſolchen Eigenſchaften ausgerüſtet konnte die Erreichung des Zieles, das er ſich vorgeſetzt, nicht lange zweifelhaft ſein. Und was wollte er denn? Während Klopſtock und ſeine Anhänger die Poeſie in himmliſche Welten oder in die uralten Zeiten zurückverlegten, während Wieland franzöſiſirte und die Gleims und Genoſſen in Gefühlsſchwelgerei aufzugehen drohten, wollte Leſſing die Poeſie wieder deutſch machen, natürlich, kräftig, lebendig. Er zertrümmerte die falſchen Götzen des Geſchmacks, die Franzoſen mit ihrer frivolen Zierlichkeit und ihren Perückenſtöcken nicht minder, wie die Deutſchen, welche die Poeſie zu einer Dienerin der Moral machen wollten, oder ſich in überirdiſche Sphären verſtiegen, und wies vielmehr auf die kräftige Schönheit der Griechen hin, die uns immer noch als die Lehrer des ächten Geſchmacks erſcheinen müßten. Wie Winckelmann in der Kunſt die Alten uns erſchloß, ſo Leſſing in der Poeſie und Wiſſenſchaft. Keiner der Zeitgenoſſen iſt ſo tief in ihren Geiſt eingedrungen, wie Leſſing, und hat es ſo verſtanden, die Kenntniß deſſelben zum Allgemeingut zu machen. Durch ihn und Winckelmann begann der Humanismus bei uns wieder zu erſtehen und ähnliche Früchte zu bringen, wie im Reformationszeitalter, eine Erſcheinung, die freilich erſt dann möglich war, ſeitdem der chriſtliche Dogmatismus vor einer milderen Religionsanſicht die Segel ſtreichen mußte. Verlangte nun aber Leſſing eine ängſtliche Nachahmung der Alten? Nichts weniger, als dieſes. Vielmehr entnahm er denſelben nur das, wodurch eben ihre Kunſt und Poeſie zum Muſter werden konnte, die Natürlichkeit und die Schönheit: bei welchen modernen Dichtern er die nämlichen Eigenſchaften fand, die ſtellte er ebenfalls als Muſter auf, wie er es denn insbeſondere geweſen iſt, welcher auf Shakespeare hinwies und ſeine Schönheiten uns aufdeckte. Und ſollte nun Shakespeare von den Deutſchen nachgeahmt werden? Auch das nicht. Sondern die Deutſchen ſollten auf eigenem Boden das ihnen Gemäße ſchaffen: freilich die Dichtung konnte bei uns nicht natürlich, nicht lebendig, nicht kräftig werden, ſo wie ſie ſich an längſt vergangene Zeiten und Vorſtellungen anlehnte: ſie ſollte vielmehr aus dem Borne des unmittelbaren Lebens ſchöpfen: darum wies er ſie auf die Gegenwart, auf die heimiſchen Zuſtände und Sitten an: ſie ſollte ein Abbild des Lebens werden.

In dieſer Richtung iſt Leſſing zuerſt in den Literaturbriefen (1759) aufgetreten. Noch beſtimmter und klarer hat er ſeine Grundſätze entwickelt in dem Laokoon (1766), oder über die Gränzen der Poeſie und Malerei, wo er die verſchiedenen Gattungen der Kunſt charakteriſirt und die jeder zukommende Eigenthümlichkeit feſtſetzt. Er ſpricht ſich da beſonders gegen die Vermiſchung der verſchiedenen Gattungen, namentlich der Poeſie und Malerei aus, wie ſie die Schweizer vertheidigten: wogegen er die Reinhaltung der Gattung mit ſiegreichen Gründen verlangt. Hier ſchon hat er tiefe Blicke nicht nur in das Weſen des Alterthums, ſondern in das Weſen der Poeſie überhaupt gethan. Noch entſchiedener aber trat er in der Dramaturgie auf.

Das Drama nämlich hielt er für diejenige Gattung, deren Ausbildung uns vorzugsweiſe angemeſſen ſei: alle andern Arten der Dichtung ſetzte er daher gegen ſie in den Schatten. Nun war freilich das deutſche Drama zu ſeiner Zeit in einem ſehr erbärmlichen Zuſtande. Gottſched hatte ſich früher in Leipzig große Mühe gegeben, um daſſelbe in Aufnahme zu bringen. Aber er ging dabei von ſeinen franzöſiſchen Beiſpiel aus: und die franzöſiſchen Schauſpieldichter blieben uns nach Gottſcheds Vorgang Muſter, ſammt allen ihren Regeln, ihren drei ariſtoteliſchen Einheiten (der Handlung, des Ortes, der Zeit) und ihren ſonſtigen Verſchrobenheiten. Als nun Leſſing nach Hamburg gerufen ward, um die dortige Bühne in Aufnahme zu bringen, ſo ſchrieb er die Dramaturgie (1767, 1768), eines ſeiner Hauptwerke, in welchem er ſich bemühte, nicht nur den franzöſiſchen Geſchmack in ſeiner äſthetiſchen Unzulänglichkeit hinzuſtellen, ſondern auch die wahren Grundſätze des Dramas zu entwickeln. Er griff die erſten Größen der Franzoſen, Corneille, Racine, Voltaire an, und bewies mit ſchlagenden Gründen die Fehler, die ſie gemacht, die Sünden, die ſie an der Natur, an der poetiſchen Wahrheit begangen. Dagegen ſetzte er ihnen als einen ächten Dramatiker Shakeſpeare entgegen, den jene nur mit Naſenrümpfen anzuſehen pflegten: er hat, wie geſagt, zuerſt ſeine außerordentliche Begabung, ſein großartiges Genie enthüllt. Und ſo iſt er überall auf die ächte Quelle der Poeſie und des Dramas insbeſondere, auf das Leben, auf den Menſchen, auf ſeine Leidenſchaften zurückgegangen, die er mit der größten Meiſterſchaft zergliedert: er hat mit überzeugender Wahrheit nachgewieſen, was der Dichter vorzugsweiſe im Auge behalten müſſe: die Natur, den inneren nothwendigen Zuſammenhang der vorgehenden Begebenheiten: da müſſe alles ineinander eingreifen, nichts zufällig, nichts überflüſſig ſein; und vor Allem: die Menſchen, die Charaktere müſſen ſich in Handlungen vor uns zeigen: ſie müſſen plaſtiſch ſein. Dagegen legte er auf die Regeln der Franzoſen und ſonſtige Geſetze gar keinen Werth. Das Genie brauche keine: es mache ſie ſich ſelbſt. Ebenſo rieth er den Schauſpieldichtern, ſich nicht ſklaviſch an die gebundene Rede zu halten, damit ſie durch die Schwierigkeiten derſelben nicht abgehalten würden, ihre Perſonen ſo natürlich und lebendig als möglich ſprechen zu laſſen.

Leſſing hat in ſeinen ſpäteren Jahren noch mehrere Dramen verfaßt, um in ihnen zu zeigen, wie ohngefähr dieſe Gattung beſchaffen ſein müßte: ſo das Luſtſpiel Minna von Barnhelm, die Tragödien Miß Sara Sampſon, Philotas, Emilia Galotti, und das dramatiſche Gedicht Nathan den Weiſen. Dieſe gehören, was die Wahl des Stoffes, Anlage, Charakterzeichnung, Lebendigkeit und Natürlichkeit des Geſprächs anbetrifft, zu dem Beſten, was unſere Literatur aufzuweiſen hat: ſie haben bereits zur Zeit ihrer Erſcheinung ein großes Aufſehen gemacht, und das ſpätere Geſchlecht hat ſich an ihnen herangeſchult: die Hauptſache war, daß er unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Gleichwohl dachte er ſelbſt ſehr beſcheiden über ſeine Dichtergaben. Am Schluſſe der hamburgiſchen Dramaturgie ſpricht er ſich folgendermaßen darüber aus: „Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter. Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigiebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in denen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.“ Und die Kritik, die er ſelber geübt, hat in der That dem deutſchen Drama aufgeholfen. Zwar ſollten die Hoffnungen, die er ſich von ſeiner Wirkſamkeit in Hamburg gemacht, nicht unmittelbar in Erfüllung gehen: der Gedanke, ein deutſches Nationaltheater dort zu gründen, ſcheiterte an den vielfachen Hinderniſſen, die ſich ihm entgegen thürmten. Bitter ſpricht er ſich bei dieſer Gelegenheit über die Nation ſelbſt aus: „über den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſchen noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei: keinen eigenen haben zu wollen.“ Gleichwohl iſt die Wirkſamkeit Leſſings als Dramaturg eine ganz außerordentliche geweſen. Er hat in der That die Feſſeln zerbrochen, in welchen die Fremden den Geiſt unſerer Schauſpieldichtung gefangen gehalten.

Aber Leſſing war nicht blos auf dieſem Gebiete der Befreier der Nation: er war es auch noch auf einem andern: in der Theologie.

Wir haben oben die Wendung, welche die Theologie genommen, näher bezeichnet. Im Allgemeinen hatte eine verſtändige, nüchterne Richtung obgeſiegt, welcher die Sittenlehre als die Hauptſache des Chriſtenthums und dieſes ſelbſt mit der Vernunft eigentlich als eines galt. Aber dabei wagte man doch nicht, weder die Göttlichkeit der chriſtlichen Religion überhaupt, noch die Offenbarung insbeſondere zu läugnen, nur betonte man die ſich darauf beziehenden hergebrachten Lehren nicht mehr, ſondern man bemühte ſich, die Grundſätze der Aufklärung, die natürliche Religion, die Philoſophie ſo gut als es ging mit dem Chriſtenthum in Verbindung zu bringen. Wer wird es in Abrede ſtellen, daß ein ſolches Verfahren weſentlich dazu beitrug, eine freiere religiöſe Bildung unter die Maſſen zu verbreiten, indem es die gewohnten Namen und Formen ſtehen ließ, während inzwiſchen unvermerkt ein ganz anderer Geiſt untergeſchoben ward? Aber eine gewiſſe Unredlichkeit, Halbheit und Schwäche konnte dieſer Partei ebenfalls nicht abgeſprochen werden, und Lavater durfte man nicht ſo Unrecht geben, wenn er in Bezug auf ſie ſagte, daß er zwar mit Leuten aller Richtungen als Brüdern verkehre und daß er alle dulde — Myſtiker, Herrnhuter, Socinianer, Deiſten und Atheiſten — nur wer in der Qualität eines chriſtlichen Bruders komme und doch ganz poſitiv und klar die Lehre Chriſti verwerfe, wer Chriſt ſein wolle und doch die Autorität Chriſti und der Apoſtel als Orakel der Gottheit nicht verehre, mit dem wolle er nichts zu thun haben. Wie es nun aber zu geſchehen pflegt, daß eine grundſätzlich halbe Richtung, obſchon im Allgemeinen dem Fortſchritt huldigend, wenn ſie zur Herrſchaft gekommen, eine gewiſſe Rechthaberei und Herrſchbegierde, ſowohl gegen die vorangegangene überwundene als gegen weiter gehende Strebungen an den Tag legt, ſo war es auch mit der Aufklärung jener Zeiten der Fall. Sie wollte nichts mehr gelten laſſen, was ihrem Lehrgebäude widerſprach. Dieſe Erſcheinung zeigte ſich auf allen Gebieten. In der Literatur hatte Friedrich Nicolai, dem weſentliche Verdienſte um die Entwicklung derſelben nicht abgeſprochen werden können, der aber im Ganzen ein flacher Kopf war, durch die allgemeine deutſche Bibliothek (ſeit 1765) einen Richterſtuhl eingenommen, von dem ohngefähr in ähnlicher Weiſe, wie früher von Gottſched, Alles heruntergemacht werden ſollte, was dem ſeichten Urtheil vorderhand unbegreiflich war.

Leſſing war ein viel zu logiſcher Kopf, viel zu kraftvoll und energiſch, als daß er an der neuen Theologie, die Alles verwäſſerte und verwiſchte, Gefallen finden ſollte. Ihm mißfiel dieſe Halbheit: er, der in früheren Zeiten mit Moſes Mendelsſohn den Spinoza ſtudiert, ſpäter, ſeitdem er Bibliothekar in Wolfenbüttel geworden, ſich in die Schriften Leibnizens vertieft hatte, ſah in der neumodiſchen philoſophiſchen Theologie nur eine Verwiſchung der Philoſophie, des klaren, logiſchen Denkens. Einige ungedruckte Schriftchen von Leibniz, die er herausgab (1770, 1772), boten ihm Veranlaſſung, ſich darüber auszuſprechen. Die Theologen der neuen Richtung waren natürlich ſehr ungehalten darüber und wollten ſogar ſchon gegen ihn ſchreiben: ja, ſie fürchteten, Nikolai ebenfalls, Leſſing werde in das Lager der Altgläubigen übergehen. Wie wenig kannten ſie ihn! „Was gehen mich die Orthodoxen an?“ ſchrieb er an ſeinen Bruder*), der ihn wegen ſeines Verhaltens um Auskunft gebeten: „ich verachte ſie eben ſo ſehr, als Du, nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchaalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.“ Und ein andermal:**) „Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Sudeleien einen anderen Zweck hätte, als jene großen Abſichten fördern zu helfen. Laß mir aber doch meine eigene Art, wie ich dieſes thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler, als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wiſſen: ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders, unſere neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer? Mit der Orthodoxie war man Gott ſei Dank ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortſetzen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nach dieſem Punkte genauer, und ſiehe weniger auf das, was ſie einreißen, als was ſie dafür an die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt, aber das möchte ich nicht mit Dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaßt.“

---

*) Leſſings Briefwechſel. III. S. 178.

**) Daſelbſt. S. 211.

Leſſing wollte alſo keine Halbheit. Wie ſehr er geneigt war, noch viel weiter zu gehen, als die neumodiſchen Theologen, bewies er durch die Herausgabe der ſogenannten „Wolfenbüttler Fragmente eines Ungenannten“, welche in den Jahren von 1774 bis 1777 erfolgte. Der Verfaſſer dieſer Fragmente, der aber erſt ſpäter bekannt geworden, war der im Jahr 1768 verſtorbene Reimarus, Profeſſor der hebräiſchen Sprache und der Mathematik am Gymnaſium in Hamburg, der ſich ſchon im Jahre 1764 durch die Herausgabe ſeiner „Abhandlungen über die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion“ einen Namen gemacht. Leſſing war in den Beſitz ſeines literariſchen Nachlaſſes gekommen, und verſäumte nicht, ihn der Leſewelt mitzutheilen. Der Inhalt dieſer Fragmente iſt in Kurzem folgender.

Das erſte Fragment handelt von der Duldung der Deiſten, und von der Verſchreiung der Vernunft von den Kanzeln. Das zweite handelt von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten. Die chriſtliche Religion ſei weder jemals allgemein verkündet worden, noch ſei dies überhaupt möglich: die Bibel könnte doch nicht in alle Sprachen, über 500, überſetzt werden: auch ſtünden die Vorurtheile der anderen Religionen entgegen. Das dritte Fragment enthält den Durchgang der Iſraeliten durch das rothe Meer, was nach der Erzählung der Bibel mit allen Umſtänden eine Unmöglichkeit ſei. Das vierte Fragment heißt: „daß die Bücher des alten Teſtamentes nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren.“ Das fünfte betrifft die Auferſtehungsgeſchichte Jeſu: in den Ausſagen der Evangeliſten ſeien Widerſprüche über dieſe Begebenheit vorhanden. Auch ſprachen die Jünger nur davon, daß ſie den Auferſtandenen geſehen hätten: kein anderes menſchliches Auge habe ihn erblickt. Das ſechste Fragment handelt von dem Zweck Jeſu und ſeiner Jünger. Er habe Anfangs nach jüdiſchen Begriffen ein Meſſias ſein wollen; wie aber ſeine Jünger ſpäter geſehen hätten, daß ſeine Abſicht mißlungen ſei, ſo hätten ſie erſt das meſſianiſche Reich in ein geiſtliches Reich umgeſchmolzen und gepredigt, das Reich Chriſti ſei nicht von dieſer Welt. Dann erſt hätten ſie auch die Geſchichte von der Auferſtehung Jeſu erfunden.

Dieſe Fragmente erregten ein ganz außerordentliches Aufſehen. Mit einer ſolchen Kühnheit und Rückſichtsloſigkeit hatte noch Niemand die Grundlage der chriſtlichen Religion angegriffen. Die freier Denkenden ſtimmten mit ein; beſonders ſolche, welche ähnliche Ausführungen ſchon von den engliſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern her gewohnt waren. Hingegen die Theologen, ſelbſt die, welche zu der aufkläreriſchen Richtung gehörten, waren nicht damit einverſtanden: Semler, der doch eigentlich als der Vater derſelben galt, ſchrieb ſogar wider die Fragmente. Aber natürlich ſchlugen beſonders die Rechtgläubigen, deren es doch noch viele gab, ein Zettergeſchrei auf. Unter dieſen that ſich vor Allen der Paſtor Götze in Hamburg hervor, der ſchon wider die zahmeren Aufklärer öfter wie einmal aufgetreten war, der das Theater als gottlos und unchriſtlich verdammte und überhaupt als ein ächter Vertreter der blinden ketzereifrigen Rechtgläubigkeit erſchien. Leſſing hatte nun zwar dem Fragmentiſten keineswegs in Allem beigepflichtet, ja er fügte den Fragmenten Anmerkungen bei, in denen er ſie beſtritt, er ſtellte ſich mitunter auf den Standpunkt der Rechtgläubigen, denen er hiemit zeigte, wie ſie ſich eigentlich bei der Bekämpfung dieſer neuen Anſichten verhalten müßten. Aber freilich: er hatte die Sache ſo auf Schrauben geſtellt, er war dabei von ſo eigenthümlichen Geſichtspunkten ausgegangen, daß man nicht unſchwer zwiſchen den Zeilen leſen konnte, daß er ſeinerſeits ebenfalls nicht im Mindeſten an die Offenbarung glaube. Alſo wurde auch Leſſing angegriffen. Aber er bewies nun, daß der Offenbarung und den Wundern, durch welche man ſie erhärten wollte, gar keine Beweiskraft für die Wahrheit der chriſtlichen Religion zukomme, die vielmehr aus anderweitigen Gründen bewieſen werden müſſe. Darauf wurde er verdächtigt, angepoltert. Und nun nahm er die Partie des Fragmentiſten und ſetzte in der That die unauflöslichen Widerſprüche der Evangeliſten in Bezug auf die Auferſtehungsgeſchichte mit den ſiegendſten Gründen auseinander, bewies ſonnenklar, welcher Unſinn es ſei, wenn man die chriſtliche Religion nur von dem Beſtehen der Bibel abhängig machen wollte, aber er deckte nun auch die Armſeligkeit der Beweisführung der Gegner mit vernichtender Klarheit auf. Jetzt fuhr Götze, der bisher noch immer etwas an ſich gehalten, mit den größten Schmähungen und Verleumdungen über ihn her, ſchämte ſich ſogar nicht auszuſtreuen, daß er von den Amſterdamer Juden für die Herausgabe der Fragmente 1000 Thaler erhalten und ſuchte ihn ſchließlich auch bei ſeinem Landesherrn, dem Herzog von Braunſchweig, anzuſchwärzen. Leſſing nahm den Handſchuh auf, und lieferte in einer Reihe von Streitſchriften das Beſte, was ſeit Luthers Zeiten von Seite der fortſchreitenden geiſtesfreien Richtung gegen die ketzereifrige Rechtgläubigkeit geſchrieben worden.

„O!“ ruft er an einer Stelle*) aus, „daß Er mich hören könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! Luther du! Großer verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg ſchreiend, aber gleichgültig daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joch der Tradition erlöſet: wer erlöſet uns von dem unerträglichen Joch des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es itzt lehren würdeſt: wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!“ Es iſt der Geiſt der freien Forſchung, das ſchönſte Erbtheil des denkenden Menſchen, der aus ihm ſpricht; nirgends drückt er ſich größer darüber aus, als in der bekannten Stelle: „Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſein vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. — Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater! gib! Die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein.“ Leſſing zermalmte ſeinen Gegner Götze, der durch die Meiſterwerke, welche jener gegen ihn geſchleudert, unſterblich geworden iſt, aber, wie immer, war auch hier ſeine Wirkſamkeit von den tiefgreifendſten Folgen. Er hat in die Theologie die Fackel der Kritik geworfen, die er nun heller leuchten ließ, als man bis hieher ſich getraute, und dem jüngeren Geſchlechte einen neuen Anſtoß gegeben. Er hat nicht nur einzelne wichtige Fragen, ſo das Verhältniß der Evangeliſten zu einander, die Entſtehungsgeſchichte der Bibel, auf neu anregende Weiſe behandelt, ſondern er ging ſchon daran, Grundzüge eines Chriſtenthums der Vernunft auszuarbeiten', welche in großen Umriſſen die weſentlichen Lehren deſſelben, ſo wie ſie dem geiſtigen Bildungszuſtande der Zeit entſprächen, enthalten ſollten. Zugleich legte er dieſe ſeine Gedanken in einem dramatiſchen Gedicht nieder, dem letzten, das er geſchrieben, Nathan dem Weiſen: ſeiner ſchönſten und edelſten dichteriſchen Schöpfung, zugleich ein würdiges Denkmal ſeines Charakters. Ein Jahr darauf ſtarb er.

---

*) Eine Parabel. Leſſings Werke, Literatur und Theologie. X. S. 15.

16. Politiſche Oppoſition.

In Wiſſenſchaft, Kunſt und Theologie war alſo die Nation auf dem Wege, ſich zu befreien. Sollten aber dieſe Beſtrebungen ohne Einfluß auf die Politik geweſen ſein? In der That, um die ſiebenziger Jahre ſehen wir auch in Bezug auf Staat und Geſellſchaft den Geiſt der Freiheit ſich regen.

Schon die verſchiedenen Richtungen der Literatur, die wir bisher kennen gelernt, haben einen Antheil an dieſer Erſcheinung. Ein Hauptbeſtandtheil der Klopſtock'ſchen Muſe, ſahen wir ja, war die Liebe zu Freiheit und Vaterland, und diejenigen, die ſich dieſen Dichter zum Muſter nahmen, ſich an ihm heranbildeten, verſäumten nicht, gerade dieſe Seite, eine edle Männlichkeit, Unabhängigkeit des Charakters, Haß gegen alles Schlechte im Staat und in der Geſellſchaft ſtark zu betonen. Auch Wieland, der doch einer ganz anderen Richtung angehörte, vergaß gleichwohl nicht, auf die Uebelſtände in Staat und Geſellſchaft anzuſpielen: ja, im Jahre 1772 ſchrieb er einen politiſchen Roman, den goldenen Spiegel, der ſich nichts Geringeres zum Ziele ſetzte, als ein Lehrer der Fürſten zu ſein. Lavater dichtete amals ſeine Schweizerlieder, welche durchaus vom Freiheitsgeiſte eingehaucht ſind, wie denn überhaupt die mannichfachen Berührungen ſchweizeriſcher Schriftſteller mit deutſchen, die ſich ſeit dem Streite Bodmers mit Gottſched angeknüpft hatten, auch in politiſcher Beziehung nicht ohne bedeutenden Einfluß geweſen. Vielleicht am ſchlagartigſten unter allen Dichtern wirkte auch hier wieder Leſſing, nicht blos im Allgemeinen durch den Geiſt der Freiheit und Selbſtändigkeit, der aus allen ſeinen Werken ſpricht und der ſich unwillkürlich dem Leſer mittheilt, ſondern insbeſondere durch diejenigen ſeiner Schriften, welche verhältnißmäßig doch den größten Leſerkreis fanden, durch ſeine Theaterſtücke. Namentlich die Emilia Galotti hatte eine ungeheure Wirkung hervorgebracht. Das Stück ſpielt in der Gegenwart, iſt ein bürgerliches Trauerſpiel: Perſonen aus den höchſten Ständen ſtellen dort die Intriguanten, die Böſewichter vor. Dafür wird uns in einem Bürgerlichen das Bild eines biedern edeln Charakters entgegengehalten, und dieſer macht einen um ſo tieferen Eindruck, als er zugleich Republikaner iſt. Auf der einen Seite alſo die Herrſchenden mit ihren Laſtern, auf der andern ein Unterthan mit Unabhängigkeit der Geſinnung, Freiheitsliebe und großartiger Willensſtärke. Dieſe Vertheilung der Rollen wurde von nun an Mode in unſerer dramatiſchen Literatur. Göthe erzählt uns in ſeinem Leben, daß man nunmehr die Böſewichter gewöhnlich aus den höheren Ständen nahm.

Aber dem Freiheitsſinne war bereits von anderer Seite her unter die Arme gegriffen worden. In Süddeutſchland waren es die beiden Moſer, Vater und Sohn, die ſchon ſeit mehreren Jahrzehnten in zahlreichen Schriften Angriffe auf die beſtehenden Zuſtände unternommen hatten. Johann Jakob von Moſer (1701—1785) aus einer alten würtembergiſchen Familie, war einer der berühmteſten und fruchtbarſten Publiciſten des 18. Jahrhunderts: ſein deutſches Staatsrecht iſt heute noch eine Fundgrube für die öffentlichen Verhältniſſe der damaligen Zeit. Er hatte mannichfache Schickſale, gab aber niemals die Unabhängigkeit ſeiner Geſinnung auf, ſprach und ſchrieb unter allen Umſtänden für Freiheit und Recht, und mußte dieſen ſeinen biederen, männlichen Sinn eine Zeitlang mit dem Verluſt ſeiner perſönlichen Freiheit büßen, indem ihn der tyranniſche Herzog' Karl von Würtemberg ins Gefängniß werfen ließ, weil er als Landſchaftsconſulent ſich der Uebergriffe des Landesherrn widerſetzte. Dieſe ſeine Freiheitsliebe drückt ſich auch in allen ſeinen Schriften aus, in denen er bei jeder Gelegenheit auf die Willkürherrſchaft der Fürſten loszieht, dagegen die geſchichtlichen Rechte der Landſtände wieder hervorzieht. Da Moſer nun, wie geſagt, ein geleſener Publiciſt war, ſo übte er doch einen nicht geringen Einfluß. Noch weiter ging ſein Sohn Karl Friedrich (1723—1798), welcher die allgemeinen ſtaatlichen Verhältniſſe von Deutſchland ins Auge faßte. Im Jahre 1759 erſchien ſein Buch: „Der Herr und der Diener,“ in welchem er die elenden Regierungen, ihre maßloſe Verſchwendung, ihre ſchlechten Verwaltungen geißelt, aber nicht minder den Sklavenſinn des Volkes, das ſich all dies gefallen laſſe. Er fühlt den tiefſten Schmerz darüber, daß den Deutſchen der Nationalgeiſt abhanden gekommen: überall nur eng begränzte kleinliche Intereſſen: überall nur Höfe und ihre Knechte. Auch die Gelehrten ſeien zu höfiſchen Werkzeugen geworden, die Lehrer des Staatsrechts ſeien Lehrer des Eigennutzes und des blinden Gehorſams, die ihre Wiſſenſchaft als Handwerk zum Lebensunterhalt treiben und keine andere, als knechtiſche, eigennützige und niederträchtige Geſinnungen einflößen können. Dieſe freiſinnige, dem Hofweſen und dem Knechtsſinn feindſelige Richtung hat er denn ſein ganzes Leben beibehalten, und in faſt allen ſeinen Schriften bethätigt. Er wollte zugleich die Deutſchen aufrütteln, ihnen großartigere Intereſſen einflößen, die Vaterlandsliebe bei ihnen beleben. Und es iſt gar keine Frage, daß er Wirkung gehabt: zunächſt allerdings in Süddeutſchland, in Würtemberg namentlich, wo auf der einen Seite noch ein gewiſſes Verfaſſungsleben beſtand, auf der anderen die Herzoge durch ihre Willkür und ihren Despotismus daſſelbe herausforderten.

Was Moſer für den Süden, iſt Juſtus Möſer (1720—1794) für den Norden. Nur nimmt Möſer nicht die ſchroffe oppoſitionelle Stellung ein, wie Moſer. Er war ein angeſehener Beamter im Fürſtenthum Osnabrück und hat als ſolcher unendlich viel Gutes gewirkt, was er aber nur dadurch konnte, daß er ſich in die Verhältniſſe ſchickte und blos das Mögliche anſtrebte. Aber auch er war von der Unzulänglichkeit unſerer politiſchen Zuſtände überzeugt, von der Nothwendigkeit einer ſtaatlichen Bildung unter dem Volke, und er hat ſeinerſeits angefangen, die Bauſteine dazu zu liefern. Vor allem Andern iſt anerkennenswerth, daß er einen Sinn für das geſunde Volksmäßige beſaß, und daß er das Intereſſe daran wieder zu beleben ſuchte. In dieſem Sinne hat er ſchon 1760 eine Schrift wider Gottſched geſchrieben, in welcher er den Hanswurſt in Schutz nahm, den Gottſched bekanntlich von der Bühne vertrieben hatte. Auch Leſſing war in dieſem Punkte Möſers Meinung. Von weit größerer Bedeutung war aber ſeine osnabrückiſche Geſchichte, deren erſte Ausgabe im Jahre 1768 erſchien. Das iſt eine eigentliche Volksgeſchichte. Möſer zeigte an dieſem kleinen Fürſtenthum, wie man Geſchichte ſchreiben, auf welche Gegenſtände der Hiſtoriker ſeine Aufmerkſamkeit wenden müſſe, nämlich nicht blos auf äußere Begebenheiten, auf die Perſonen der Fürſten, ſondern auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, auf die Stellung der Stände, auf die Verfaſſung, und daß es ſeine Hauptaufgabe ſei, nachzuweiſen, wie ſich nach und nach die Dinge geändert, durch welche Umſtände die verſchiedenen Umwandlungen in Sitte und Recht, in Verfaſſung und Verwaltung bewirkt worden ſeien. Er geht alſo immer vom Volke aus, und dieſes bildet ſomit den eigentlichen Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen. In der Einleitung zu dieſem Buche verbreitet er ſich nun aber über die deutſche Geſchichte überhaupt, und hat hier in großen Umriſſen mit wenigen Worten die Grundzüge derſelben angegeben, vollkommen treffend und ſchlagend, wodurch plötzlich ein ganz neues Licht über dieſen wichtigen Gegenſtand verbreitet ward. Wenn nun ſchon dieſe hiſtoriſchen Arbeiten Möſers geeignet waren, die politiſche Bildung zu fördern und Andeutungen zu geben, was eigentlich unſere gegenwärtigen unerfreulichen öffentlichen Zuſtände herbeigeführt, auf was wir alſo hinzuſteuern hätten, wenn es beſſer werden ſollte, ſo hat er in einer Reihe kleinerer Aufſätze, die in der osnabrückiſchen Wochenſchrift herauskamen, ſeine Anſichten über einzelne unmittelbar in das Leben eingreifende Gegenſtände niedergelegt, und dieſe gingen von demſelben Geſichtspunkte aus. Sie ſind ſpäter beſonders abgedruckt worden, in den „patriotiſchen Phantaſien“.

Moſer und Möſer nahmen alſo bei ihren politiſchen Bemühungen den deutſchen Standpunkt ein, wie Klopſtock und ſeine Anhänger.

Sie wollen den Patriotismus wieder erwecken, und glauben, daß in dem eigentlichen Weſen des deutſchen Volksthums, in den urſprünglichen germaniſchen Rechtsgrundſätzen alle Beſtandtheile eines freien und großen Staatslebens enhalten ſeien: nur ſei dieſes beſſere Weſen durch die ſchlechten Einrichtungen der ſpäteren Jahrhunderte vollkommen erdrückt worden, und es komme darauf an, es wieder an das Licht zu ziehen. Sie geben beide ganz richtig den Punkt an, von welchem ausgegangen werden müſſe: Hebung des Volkes überhaupt (des dritten Standes) und Vertretung deſſelben am Reichstage, wodurch einerſeits die Freiheit, andererſeits die Einheit gewahrt werde und ein neuer Schwung in die Nation komme.

Allein wie wäre dergleichen zu bewerkſtelligen geweſen! Ein Blick auf die Gegenwart mußte jede Hoffnung darauf niederſchlagen. Die Meiſten verloren vielmehr die Hoffnung, daß aus dem deutſchen Staatskörper als ſolchem etwas zu machen ſei: ſelbſt Leſſing, ſahen wir, der doch ſonſt eine ſo entſchieden deutſche Richtung verfolgte, verzweifelte zuletzt am deutſchen Nationalcharakter. Aber inzwiſchen hatten noch andere Einwirkungen ſtatt gefunden. Die franzöſiſchen Schriftſteller, die alle bei uns geleſen wurden, ſprachen ſich nachgerade auch über Staat und Geſellſchaft aus. Früher waren es die Bücher Montesquieus, die man ſtudierte: ſeit dem ſiebenten Jahrzehent aber erregten die Werke Rouſſeaus ein ungemeines Aufſehen: wie ſein „Emil“ in der Erziehung, ſo brachte ſein „Geſellſchaftsvertrag“ in den Anſichten über den Staat eine vollkommene Umwälzung hervor. Der Gedanke, welcher Rouſſeaus ſtaatlicher Lehre zu Grunde lag, war derſelbe, den wir Friedrich den Großen ſo oft haben ausſprechen hören, daß nämlich die Obrigkeit nur vermöge eines Vertrags zwiſchen ihr und dem Volke beſtehe. Aber Rouſſeau zog aus dieſem Grundſatze noch ganz andere Folgerungen, als Friedrich für gut gefunden hatte zu ziehen: er kam vermöge deſſelben zur Forderung einer reinen Demokratie.

Rouſſeau hatte bei der Darlegung ſeiner Meinungen durchaus keine Rückſichten auf beſtehende Verhältniſſe, auf Klima und Nationalcharakter genommen: ſondern er betrachtete den Menſchen als abgezogenes Weſen, der, wenn er ſeiner Natur folge, überall zu dem gleichen Ergebniſſe gelange. Sein Ideal einer Staatsverfaſſung ſei alſo überall zu verwirklichen. Das nationale Element mußte demgemäß in den Schatten geſtellt werden: das Weltbürgerthum trat an ſeine Stelle.

Hiernach ging man nicht mehr von den natürlichen und geſchichtlichen Bedingungen aus, die den Völkern zu Grunde liegen, und von denen ſich kein Volk ungeſtraft losſagt, ſondern man faßte die Freiheit als ein Ding an ſich auf, das überall gleich ſei, und das daher die Unterſchiede der Nationen verwiſchen müſſe. Die Vaterlandsliebe gilt als ein überwundener Standpunkt: die Schranken der Völker müſſen fallen: ein Bürger der Welt zu ſein, ſei das Höchſte, was man erſtreben müſſe: der ganzen Menſchheit zu nützen, die edelſte Aufgabe. Eine Anſicht, die wir ſchon bei Baſedow und den Erziehungsreformatoren überhaupt haben hervortreten ſehen, und welche von nun an immer weiter um ſich greift. Auch hing ſie ganz genau mit der Aufklärung zuſammen, welche alle poſitiven Grundlagen verwiſchte, alle Reſte einer früheren Zeit, die man nicht mehr verſtand, beſeitigte und an Alles nur den Maßſtab einer nüchternen Vernunft, der Brauchbarkeit und der Nützlichkeit legte.

Wenn nun auch das Weltbürgerthum von einer Erneuerung und Umbildung des deutſchen Reichs als ſolches abſah, ja, wenn es ſogar gegen dieſes vollkommen gleichgültig geworden war, ſo wurde immerhin durch daſſelbe der allgemeine Freiheitsſinn genährt, gerade ſo wie durch die patriotiſchen Schriftſteller. Das Weltbürgerthum war mit allen beſtehenden Einrichtungen unzufrieden, die ſich im Widerſpruche mit dem geſunden Menſchenverſtande, mit der Natur und Vernunft befanden: all' dieſe engherzigen Sitten und Gebräuche, die Kleinmeiſterei in den Städten, das Rang- und Titelweſen, der Zunftzwang, kurz: ſämmtliche Ueberbleibſel der Barbarei ſollten beſeitigt werden, um einer ſchönen vollkommenen Menſchlichkeit Raum zu verſchaffen. Dieſer Gedanke war es namentlich, der den Geſellſchaften der Freimaurer zu Grunde lag, die ſeit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutſchland eine ungemeine Verbreitung gewonnen.

Die Freimaurerei hat ihren Urſprung in England, wo ſie im Jahre 1717 unter den Einflüſſen der religiöſen und ſtaatlichen Aufklärung, welche eben damals in dieſem Lande mit ſiegender Gewalt emportauchte, gegründet wurde. Der Zweck derſelben ſollte ſein, den Geiſt der Humanität ſo weit wie möglich zu verbreiten, dazu mitzuwirken, ein freies Menſchenthum zu geſtalten, das ſich über alle ſtaatliche und kirchliche Beſchränkung und Ausſchließlichkeit erhebe *). Sie war alſo von vornherein für die ganze Welt berechnet, und in der That wurden ſofort von England aus in den verſchiedenſten Ländern von Europa Logen gegründet. In Deutſchland war die erſte die in Hamburg (1733); es folgten dann die in Braunſchweig (1738), in Berlin (1740), in Leipzig (1741), in Altenburg (1742), in Frankfurt am Main (1742). In kurzer Zeit verbreitete ſich die Maurerei durch alle Staaten Deutſchlands. Der ausgeſprochene Zweck war ein ſo allgemeiner, umfaſſender, daß allerlei unter ihm begriffen werden konnte, und es immer auf die Leiter der einzelnen Logen ankam, welche Richtung ſie ihr geben wollten. Auch mochten ſie nicht ſelten von dieſen mißbraucht werden, was um ſo leichter anging, als die Maurerei in geheimnißvolles Dunkel gehüllt war in welches nur ein Eingeweihter zu dringen vermochte: eine Erſcheinung, die wohl zunächſt daraus zu erklären iſt, weil die Maurerei aus einer geſchloſſenen mittelalterlichen Brüderſchaft herrührt, welche fortwährend ihre Nahrung fand in dem Mangel alles öffentlichen Lebens, ſo daß die nach edlerem Ziele Strebenden das Bedürfniß fühlten, ſich enger aneinander anzuſchließen und durch geheimnißvolle Zeichen und Gebräuche die Bande nur um ſo feſter zu knüpfen: aber ohnedies war die Geheimnißthuerei ein Zug der Zeit. Welch mannichfache Mißbräuche alſo mit der Freimaurerei getrieben ſein mochten, ſo wurden doch die eigentlichen Zwecke derſelben von Zeit zu Zeit immer wieder in Erinnerung gebracht. Auch in dieſer Beziehung griff Leſſing in das Leben ein. In ſeinen Freimaurergeſprächen (Ernſt und Falck) hat er ſchön und klar die urſprünglichen edeln Abſichten der Verbindung, die mit dem reinen und freien Menſchenthum zuſammenfielen, auseinandergeſetzt.

Aber die freiſinnigen weltbürgerlichen Ideen drangen allmählig auch auf die Hochſchulen ein. Hier iſt vor Allem Göttingen zu nennen, wo Schlözer (1735—1809) ſeit dem Jahre 1764 eine außerordentliche Wirkſamkeit entfaltete. Er war Profeſſor der Geſchichte und Staatswiſſenſchaften, und hat beide in dem neuen Sinne behandelt. Die Geſchichte erforſchte er mit prüfendem Geiſt, und ließ ſich durch die hergebrachten Meinungen nicht irren. Seine

---

*) Hettner, Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. I. S. 220.

Richtung, durchaus verſtändig, frei von aller Sentimentalität und Phantaſie, neigte ſich nun freilich allzu ſehr der nüchternen Aufklärung der Nikolai und Baſedow zu, als daß ſie Sinn für die tieferen geiſtigen Beweggründe in der Geſchichte gehabt haben könnte, wie er denn z. B. vollkommen unempfänglich iſt für die geiſtige Größe der Griechen, die ihm mit ihrem kleinen Ländchen nichts bedeuten gegen die ungeheuere Macht eines Tamerlan. Aber im Allgemeinen wirkte er doch befreiend: er ſtrebte aus den verrotteten mittelalterlichen Zuſtänden heraus, um eine neue Ordnung der Dinge zu verkünden, die unſeren Bedürfniſſen, den Forderungen der Vernunft und der Freiheit angemeſſen ſei.

Beſondere Verdienſte um die politiſche Aufklärung hat er ſich durch die verſchiedenen Zeitſchriften erworben, die er ſeit dem Jahre 1774 herausgab. (Briefwechſel von 1774—1782. Staatsanzeiger, 1783—1792.) Dieſe Zeitſchriften waren der Beſprechung der beſtehenden Zuſtände in den einzelnen deutſchen Ländern gewidmet. Alle Fehler und Schlechtigkeiten, die daſelbſt von den Regierungen begangen wurden, wurden hier aufgedeckt mit einem Freimuth und einer Rückſichtsloſigkeit, wie man ſie bisher nur an einem Moſer gewohnt war. Nichts wurde geſchont: geiſtliche und weltliche Fürſten, Reichsritter, Magiſtrate von Städten, Jeſuiten und proteſtantiſche Pfaffen, Alles mußte herhalten, was ſich der Tyrannei, der Bedrückung, der Ungerechtigkeit ſchuldig gemacht hatte. Bald war Schlözers Zeitſchrift von Allen gefürchtet, ſie war eine Art Macht geworden. Dies wäre freilich nicht möglich geweſen, wenn nicht Schlözer die Vorſicht gebraucht hätte, die eigene Regierung zu ſchonen, ja ſogar ihre Partei ſehr eifrig zu nehmen, in dem Krieg, den ſie eben mit den Nordamerikanern führte. So wurde er von ihr geſchützt gegen alle Reclamationen, die von Seite der Angegriffenen allerdings nicht ausblieben: und an gemeinſame Maßregeln der Regierungen gegen die Preſſe dachte man damals noch nicht.

Zugleich mit den ſchlözeriſchen Zeitſchriften erſchienen welche ähnlichen Inhalts im Süden von Deutſchland, ſo die Chronik von Schubart, von 1774 an, und die Chronologen von Wekherlin. Sie gingen nicht ſo entſchieden mit der Farbe heraus, wie Schlözer, weil ſie mehr Rückſichten zu nehmen hatten und ſich nicht des Schutzes erfreuten, wie der Profeſſor in Göttingen, waren aber in demſelben Geiſte geſchrieben.

Der Unmuth über die beſtehenden Verhältniſſe wurde noch ungemein geſteigert durch das ſchamloſe Betragen mehrerer deutſcher Regierungen in dem Unabhängigkeitskriege der Nordamerikaner (1777—1782). Sie verkauften nämlich ihre Unterthanen an die Engländer, um ſich im fremden Lande für ſie todtſchlagen zu laſſen, und ſteckten das Geld in die Taſche. Es waren die Regierungen von Braunſchweig, Heſſen-Kaſſel, Heſſen-Hanau, Ansbach, Waldeck, Anhalt-Zerbſt. Gegen 30,000 deutſche Soldaten wurden den Engländern von ihren Regierungen geliefert: davon kamen etwa 12,000 zurück. Natürlich erbitterte dieſer Seelenhandel das Volk gegen die Fürſten: in demſelben Grade aber begeiſterte man ſich für die Amerikaner und die Sache, welche ſie verfochten.

Alſo auch in politiſcher Beziehung war in Deutſchland das Freiheitsgefühl erwacht. Aber noch war es unklar und verſchwommen: bei den Einen ſchweifte es in das leere Allgemeine aus, bei den Andern hielt es ſich an beſchränkte örtliche Verhältniſſe. Eine feſte Partei, die ein beſtimmtes großes Ziel ins Auge gefaßt, und ſich auch über die Mittel verſtändigt hätte, um daſſelbe zu erreichen, war noch nicht vorhanden. Seit dem Jahre 1777 ſchien ſich nun eine ſolche Partei zu bilden: in dem Illuminatenorden. Damit verhielt es ſich folgendermaßen.

In dem genannten Jahre ſtarb, wie wir geſehen, der freiſinnige Kurfürſt Maximilian Joſeph von Baiern. Sein Land erbte Karl Theodor, der zugleich Kurfürſt von der Pfalz war. Dieſer hatte zwar, wie wir oben angedeutet, der neuen Richtung in Bezug auf Literatur und Kunſt gehuldigt: in religiöſer Beziehung aber gehörte er noch ganz der alten Zeit an. Er war bigott-katholiſch. Nun bemächtigten ſich ſeiner die Mitglieder der eben aufgehobenen Geſellſchaft Jeſu, und beſtürmten ihn, die von ſeinem Vorgänger eingeſchlagene freiſinnige Richtung wieder zu verlaſſen, ja eine entgegengeſetzte einzuſchlagen. Sofort begann in Baiern ein gewaltiger Rückſchritt in allen Beziehungen. Dies führte denn zur weiteren Ausbildung des Illuminatenordens.

Schon im Jahre 1776 war derſelbe gegründet worden von Weishaupt, Profeſſor der Rechte an der Hochſchule in Ingolſtadt, einem der vorzüglichſten Leiter der freiſinnigen Partei. Zunächſt ſollte er ſich blos auf Baiern beſchränken: Weishaupt wollte in dieſem Lande alle Freunde der Aufklärung in einen großen Bund vereinigen, um mit gemeinſamen Kräften dem Umſichgreifen der Finſterlinge entgegenzuwirken. Aber bald trieb ihn ſein Ehrgeiz, den Bund über ganz Deutſchland, ja noch weiter auszudehnen. Und ſo ſehr war dieſer Gedanke zeitgemäß, daß wirklich in wenigen Jahren eine Menge ſehr bedeutender Männer aus allen Gegenden Deutſchlands in denſelben traten. Es erklärt ſich dies theilweiſe daraus, daß man Anfangs den Orden der Illuminaten oder der Erleuchteten als einen Zweig oder als eine höhere Stufe des Freimaurerordens anſah, der, wie wir bemerkt, eine ſo große Verbreitung gefunden hatte. So werden als Mitglieder der Illuminaten genannt Sonnenfels in Wien, der kaiſerliche Geſandte Graf Metternich, die Grafen von Coſtanza, die Freiherren von Montgelas, von Meggenhofer, die Profeſſoren Koppe, Feder, Martens in Göttingen, der Miniſter Fritſch in Weimar, der Freiherr von Dalberg, Nikolai in Berlin, der Freiherr von Knigge, Bode in Hamburg, ſogar der Herzog von Weimar und der Erbprinz von Gotha.

Was war nun eigentlich der Zweck dieſes Ordens? Weishaupt hat in ſeinen ſpätern Schriften einen ſehr unſchuldigen angegeben, der, ſo allgemein, wie er ſich ausdrückt, vollkommen mit dem des Freimaurerordens zuſammenfällt. „Er ſoll keineswegs die vorhandenen Staaten aufheben, denn dieſe ſind für den größten Theil der Menſchen noch ganz angemeſſen; aber er ſoll die geſonderten Menſchen zu einer Reife, Vollkommenheit und höheren Sittlichkeit bringen, welche das männliche Alter der Welt ausmacht.“ Näher kommen ſchon dem eigentlichen Zwecke folgende Aeußerungen *): „man wolle Bildung unter alle Klaſſen verbreiten und die regierenden Herren unter Vormundſchaft des Ordens bringen. Man wolle deßhalb die Regenten mit den Ordensbrüdern, das heißt, mit Leuten umgeben, deren Rechtſchaffenheit erprobt wäre, welche die Wahrheit liebten, und denen, welche die Macht in Händen hätten, die Wahrheit zu ſagen, muthig genug wären.“ Knigge ſprach ſich noch deutlicher dahin aus, daß der Zweck des Ordens eine Zerſtörung jedes Aberglaubens und ein Zerbrechen aller Ketten ſei. Bekanntlich haben ſpäter die Feinde des Ordens demſelben vorge-

---

*) Schloſſers Geſch. des 18. Jahrhunderts. III. 304.

worfen, daß ſein Zweck die allgemeine Umwälzung geweſen, und ihn mit der franzöſiſchen Revolution in genaue Verbindung geſetzt*).

Der Orden lehnte ſich in der äußeren Einrichtung an die Freimaurer an, nahm von dieſen die Gebräuche, die verſchiedenen Grade, überhaupt das Geheimnißvolle auf, was allen dieſen Verbindungen eigen war. An der Spitze ſtand der Stifter: der Orden theilte ſich dann in Inſpektionen, dieſe in Provinzen, dieſe wieder in die Mitgliederverſammlungen in den einzelnen Städten. An der Spitze jeder Gliederung ſtand ein Vorſteher mit einem Capitel. Der Aufnahme gingen Prüfungen und Feierlichkeiten voraus. Der Aufzunehmende bekräftigte eidlich, daß er mit allem Rang, Ehren und Titel, die er in der bürgerlichen Geſellſchaft fordern könne, im Grunde doch nichts weiter ſei, als ein Menſch. Er gelobte ewiges Stillſchweigen, unverbrüchliche Treue und Gehorſam allen Oberen und Satzungen des Ordens. Ueber die Einzelnen wurde von den Oberen ein Buch geführt wegen ihres Verhaltens, ja ſie mußten ſelbſt Nachrichten geben über ihren Seelenzuſtand, über ihren Briefwechſel, ihre Beſchäftigung**). Man ſieht: die Illuminaten haben ſich die Jeſuitenorden zum Muſter genommen: ſie wollten ebenſo wie dieſe ſich ihrer Untergebenen vollkommen bemächtigen.

Der Orden war, wie geſagt, ſehr verbreitet: in Baiern zählte er allein über 2000 Mitglieder aus allen Ständen, und gerade die Gebildeteſten gehörten dazu.

---

*) Wichtige Anekdoten eines Augenzeugen über die franzöſiſche Revolution. 1800. S. 15 ff.

*) Perthes, das deutſche Staatsleben von der Revolution. S. 263.

17. Die Sturm- und Drangperiode. Herder, Göthe, Schiller.

Dies iſt nun der Hintergrund von dem Bilde, welches die geiſtige Entwicklung unſerer Nation in den ſiebziger Jahren uns vor Augen ſtellt, und das wir jetzt zu betrachten haben.

Nach langem Schlafe iſt endlich die Nation wieder erwacht: ſie iſt zum Bewußtſein der Menſchenwürde, zum Bedürfniß der Freiheit gelangt: ſie ſchämt ſich der Feſſeln, die ſie ſo lange getragen und die ſie noch trägt. Schon legt ſie die Hand an, um dieſe zu zerſprengen, und ſich zu einem Zuſtande durchzuarbeiten, wo Natur und Vernunft, Mannesſtolz und freie Geiſteskraft ſich einander die Hände reichen! Schon hat Leſſing mit mächtiger Hand die hemmenden Bande in Dichtung, Wiſſenſchaft und Kunſt zerſchellt: ſchon hat Wieland die conventionellen Regeln durchbrochen, und dem heitern Lebensgenuſſe ſeine Berechtigung erſtritten: ſchon wankt die Heiligkeit der Throne und das Recht des verjährten Beſitzes — wohlan! ſchreiten wir auf dieſem Wege voran, und vollenden wir das Begonnene!

Das war ohngefähr die Stimmung der Jugend in den ſiebenziger Jahren. In der That: die Nation war in einer ungeheuren geiſtigen Gährung begriffen. Die alten Anſchauungsweiſen waren überwunden: man fühlte, daß man vorwärts müſſe, aber wenn auch Leſſing im Allgemeinen den rechten Weg angegeben hatte, ſo hatten ſich doch neben ihm eine ſolche Menge von verſchiedenen Richtungen aufgethan, daß man ſich in einer Welt der ſchneidendeſten Gegenſätze befand, die Einen wohl irre machen konnten, wohin man ſich wenden ſollte! Da ſtand neben der Aufklärung in der Theologie die Myſtik, neben der baſedowſchen Nützlichkeitslehre der erneuerte Humanismus, neben dem üppigen Wieland der ſittlich ſtrenge Klopſtock, neben dem deutſch patriotiſchen Möſer das Weltbürgerthum! Und dazu noch die engherzigen beſchränkten geſellſchaftlichen Verhältniſſe, dieſe Scheidung der Stände, die noch nicht aufgehört, dieſer Druck, der von oben herab auf dem Einzelnen, wie auf der Geſammtheit laſtete, dieſer Mangel eines großartigen öffentlichen Lebens, kurz dieſe Unnatur, die alles Große und Edle ertödtet, dem kühnen weiterſtrebenden Geiſt die Flügel beſchneidet! Es war begreiflich, daß die in der Luft der geiſtigen Gährung aufgezogene Jugend, ſchon vermöge der Lebhaftigkeit der Empfindung, die ihr eignet, all' dies viel tiefer fühlte, daß ihr die Zuſtände ganz unerträglich erſchienen, und daß ſie nicht ſchnell genug aus denſelben herauskommen konnte. Die geiſtige Aufregung ſteigerte ſich bei ihr auf den höchſten Grad! Es liegt aber in der Natur eines ſolchen Seelenzuſtandes, daß der Einzelne ſich überſchätzt, daß er ſich mehr zutraut, als er leiſten kann, daß er in der Anſpannung der Kräfte die Aufregung nur noch mehr ſteigert, die dann aber krankhaft wird und eine Abſpannung und Erlahmung zum Gefolge hat. So haben ſich in dieſer Sturm- und Drangperiode die Tonangebenden alle für Genies gehalten, und doch nur ſehr wenige verdienen dieſen Namen. Das aber, was dieſe Periode beſonders kennzeichnet, iſt das leidenſchaftliche Hinſtreben zur Natur, die Losſagung von aller Sitte und Regel, gänzliche Ungebundenheit, maßloſer Freiheitsſinn, Herumwerfen mit Kraft und mit Urſprünglichkeit — und dicht daneben wieder ein Verzweifeln an der Menſchheit — und zugleich eine gewiſſe Weichlichkeit des Gefühls oder, wie man es damals nannte, Empfindſamkeit.

Und nun kam eben ein neuer Schriftſteller] hinzu, der dieſes titaniſche Streben nur noch mehr anfachen ſollte: Herder (1744—1803). Er war zu Mohrungen in Oſtpreußen geboren, der Sohn eines armen Schullehrers. Im väterlichen Hauſe galt noch die alte Frömmigkeit: beſonders hielt man viel aufs Bibelleſen. Der junge Herder wurde daher ſchon in früheſter Jugend mit der Bibel vertraut, die in Ermangelung anderer Bücher ihm Alles erſetzen mußte. Er faßte ſie nun aber mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft auf: ſie war ihm nicht blos ein Erbauungsbuch, ſondern ein Schatz von Poeſie. Dieſe jugendlichen Eindrücke muß man feſthalten, um ſeine ſpätere Richtung zu erklären. Er kam dann auf die Schule, wo er die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller mit denſelben Empfindungen ſtudierte: er zeigte eine außerordentliche Empfänglichkeit für ihre dichteriſchen Schönheiten. Auf der Hochſchule zu Königsberg, die er als blutjunger Menſch bezog, um dort Theologie zu ſtudieren, machte er die Bekanntſchaft Hamanns, den wir oben ſchon erwähnt haben; und dieſe übte auf ihn eine bleibende Wirkung. Nicht nur weckte und beförderte er in ihm ein gewiſſes myſtiſches Element, das ohnedies in ſeiner Natur lag, ſondern er gab ihm in Bezug auf Literatur und Leben die mannichfachſten Anregungen, da Hamann ein Menſch von dem reichhaltigſten Wiſſen war, das er nur nicht verſtand in ein harmoniſches Ganzes zu geſtalten. Hier lernte Herder auch Oſſian und die alten ſchottiſchen Dichter kennen und begeiſterte ſich an ihnen. Er beſaß eine ganz beſondere Empfänglichkeit für die eigentliche Volksdichtung, deren Weſen und eigenthümliche Schönheit keiner bis dorthin mit ſo ſicherem Inſtincte herausgefunden hatte: das alte Teſtament hatte ihm in dieſer Beziehung den Orient eröffnet, dann führte ihn Homer in die Volksdichtung der Griechen ein: Oſſian fügte die der nordiſchen Nationen hinzu. Voll von Ideen, inneren Anſchauungen und Thätigkeitstrieb verließ Herder Königsberg, um, erſt zwanzig Jahre alt, eine Stelle an der Domſchule in Riga zu übernehmen, wo er Gelegenheit fand, ſeine Kenntniß der alten Literatur mehr und mehr zu erweitern. Die Kräfte und Ideen, die Hamann in ihm geweckt, ſchlummerten nicht. Er verfolgte mit äußerſtem Intereſſe die Entwickelung der deutſchen Literatur: aber er glaubte entdeckt zu haben, daß ihr immer noch das Bewußtſein des rechten Punktes fehle, worauf ſie hinzuſteuern habe. Da gab er im Jahre 1767 ſeine „Fragmente zur Literatur" heraus.

Dieſes Werk des noch ſehr jungen Mannes wirkte in ganz ähnlicher Weiſe wie die bedeutenderen eines Klopſtock, eines Wieland, eines Winckelmann, eines Leſſing, in welcher ſie eine neue Richtung beſchritten. Und zwar wirkte der Inhalt in gleicher Weiſe wie die Form. Was jenen anbetrifft, ſo gibt er treffliche Bemerkungen über die griechiſchen und lateiniſchen Dichter und die Stellung der deutſchen Literatur zu denſelben. Begeiſtert von den Alten, eingedrungen in ihr tiefſtes Weſen, welches er auf das Schönſte abzuſchildern verſteht, kann er natürlich die Vergleichungen nicht gelten laſſen, die zwiſchen ihnen und den damaligen deutſchen Dichtern gemacht zu werden pflegten: ſo wird z. B. nachgewieſen, welch ein großer Unterſchied zwiſchen Homer und Klopſtock ſei — deſſen Meſſias war von ſeinen Anhängern unbedenklich neben die Ilias geſtellt worden —, daß Gleim keinen Anſpruch auf den Namen eines deutſchen Anakreon habe, während ſeinen Liedern eines preußiſchen Grenadiers alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen wird; daß Geßner mit Unrecht mit Theokrit verglichen wird u. ſ. w. Und was iſt denn der eigentliche Nerv ſeiner Unterſuchungen? Dies, daß er überall auf die Natur, auf Urſprünglichkeit, auf Volksmäßigkeit dringt. Er macht den großen Unterſchied von Natur- und Kunſtpoeſie: jene ſei die vorzüglichere, in Zeiten entſtanden, wo Alles noch einfach, unmittelbar geweſen, erſt ſpäter ſei die Proſa aufgekommen, und die Kunſtpoeſie, die aus Reflexion hervorgehe, aus Nachahmung. Eben darum ſtellt er die Lateiner den Griechen gegenüber in Schatten, da jene doch nur die Nachahmer von dieſen geweſen, und fordert eine größere Berückſichtigung der griechiſchen Schriftſteller auf den Schulen, welche die ächten Muſter ſeien: eben darum dringt er auch bei den Deutſchen auf Originale, die aus der eigenen Natur ſchöpften, nicht Nachahmer ſeien. Aber ſie ſollten dann auch ihre Kraft ſprudeln und ſich nicht beengen laſſen durch beſchränkende Geſetze. Und er ſelbſt ging in der Form ſeiner Darſtellung ſofort mit dem Beiſpiele voran. Sein Styl ſchon war eine vollkommene Revolution. Da war keine Spur mehr von der behaglichen Breite, von den ſchleppenden Perioden, die bis dorthin gebräuchlich waren: aber es fehlte ihm allerdings auch die körnige Kürze Leſſings, die ſcharfe Gliederung der Gedanken: er entbindet ſich von allen Regeln, ſpringt keck von einem Ausruf zum andern; es war ein Gemiſch von Poeſie und Proſa: ein ungemeines Feuer ſtrömt durch ſeine Rede hindurch, die mächtig ergreift, überwältigt, mit ſich fortreißt. Den Fragmenten, die ihm eine Stelle unter den erſten Schriftſtellern verſchafften, ließ Herder im Jahre 1769 die „kritiſchen Wälder" folgen, in welchen er ſeine Gedanken weiter ausſpinnt. Er tritt hier mitunter Leſſing entgegen, den er ſonſt rühmend anerkennt.

Bald darauf verließ Herder Riga, um die Welt zu ſehen. Er bereiſte Frankreich, ſah Paris, beſuchte auf der Rückreiſe die Niederlande, machte in Deutſchland die Bekanntſchaft verſchiedener Gelehrten, unter andern Leſſings, begleitete dann den Prinzen von Eutin auf einer Reiſe und erhielt ſodann 1771 vom Grafen von Schaumburg-Lippe einen Ruf als Conſiſtorialrath und Superintendent nach Bückeburg, wo er bis zum Jahre 1776 blieb. Herders Geſichtskreis erweiterte ſich bedeutend, ſeitdem er in die große Welt eingetreten. Die Schüchternheit, die ihm noch von ſeiner Jugend her anklebte, verlor ſich: ein ungemeiner Ehrgeiz ſtellte ſich bei ihm ein: er wollte in der Welt etwas Großes leiſten, er wollte reformiren. Zunächſt aber ging er auf der Bahn fort, die er betreten: in der Kunſtkritik. Er führte jenen Gedanken der Naturpoeſie weiter aus in den „Blättern von deutſcher Art und Kunſt“: er wies bei Oſſian und Shakeſpeare nach, was dieſe bedeute: er machte wieder auf das Volkslied aufmerkſam, das wir ganz außer Acht gelaſſen, auf die Kraft, Unmittelbarkeit, ſinnliche Verſtändlichkeit und Fülle der Empfindung, die in ihm zu Tage kommen. Ja, er begann ſofort mit einer Sammlung von Volksliedern aller Nationen, als Muſter und Vorbild für die Dichter. Sie erſchien (1778) unter dem Titel: „Stimmen der Völker“.

Und zugleich wandte er der Theologie ſein Augenmerk zu, welcher er ebenfalls eine ganz neue Geſtalt geben wollte. Wir haben oben ſchon angedeutet, daß in ihm ein myſtiſches Element vorhanden war. Dies entſprach ſeiner ſprudelnden Einbildungskraft, der Lebhaftigkeit ſeiner Empfindung, ſeinem Streben, die ganze Welt, die geiſtige und die phyſiſche, zu umfaſſen. Unmöglich konnten ihm daher die nüchternen Aufklärer unter den Theologen gefallen, die ihm den eigentlichen Kern der Religion ganz verloren zu haben ſchienen. Er ließ ſogar gegen einen der Führer dieſer Richtung, Spalding, eine donnernde Philippika los. Dieſer hatte eben ein Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamtes geſchrieben, in welchem die nüchternen verſtändigen Anſichten der Aufklärer niedergelegt ſind. Herder bekämpfte ſie: er ſah vielmehr in dem Amt des Predigers das Amt Gottes. Daß die Prediger nur Lehrer der Weisheit und Tugend ſein ſollen, war ihm ein widerlicher Gedanke. Man brauche dann keine Religion. Aber dieſe ſei nicht denkbar, wenn man nicht an eine Offenbarung Gottes in der Bibel und in dem Gange des ganzen Menſchengeſchlechts glaube, wenn man nicht Alles auf Chriſtus zurückführe. Herder trat alſo als Gegner der Rationaliſten auf, aber er war darum kein Rechtgläubiger. Er neigte ſich mehr zu Jung und Lavater, mit denen er auch in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, ohne daß er ihre Ueberſchwänglichkeiten getheilt hätte. Es war beſonders das poetiſche Element der Myſtik, was ihn ſo anzog, und wie ſehr ihn dieſes beherrſchte, zeigte er in ſeiner „älteſten

Urkunde des Menſchengeſchlechts“ (1774), das die Rechtgläubigen ſo erbitterte, daß ſie in ihm einen Ketzer erblickten. In dieſem Buche nämlich ſuchte er die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte allegoriſch zu erklären: ſie iſt ihm eine uralte poetiſch-philoſophiſche Urkunde, die freilich unter ſeinen Händen etwas ganz anderes wird, als die Glaubenslehre angenommen hatte. Wie wenig er ferner geneigt war, den Begriff der Offenbarung der Bibel in dem rechtgläubigen Sinne zu nehmen, bewies er auch noch in der Ueberſetzung des hohen Liedes Salomonis, das er für ein Liebeslied erklärt, weßhalb er ihm auch den Titel gab: „Lied der Liebe, oder die älteſten und ſchönſten Lieder des Morgenlandes“.

Aber auch der Geſchichte wendete ſich Herder zu. Schon im Jahre 1772 hat er eine Preisſchrift, „über den Urſprung der Sprache“ geſchrieben, in welcher er ſich gleichmäßig gegen die materialiſtiſchen Erklärer und gegen die Vertheidiger des göttlichen Urſprungs der Sprache erklärt: ſie ſei untrennbar von dem Unterſcheidungszeichen des Menſchen, ſeiner Vernunft. Im Jahre 1774 ſchrieb er Grundzüge einer Philoſophie der Geſchichte, voll von geiſtreichen Andeutungen, die er ſpäter in ſeinem größeren Werke weiter ausführte.

So hatte Herder gleich in den erſten Jahren ſeines Auftretens auf verſchiedenen Punkten neue Bahnen beſchritten, neue Geſichtspunkte eröffnet, zur Nachahmung angeregt. Er war ganz der Mann dazu, um das Feuer, welches die Jugend erfüllte, nur noch mehr anzufachen, ihre Beſtrebungen zu ſteigern, ſie in ihrem Unabhängigkeitsgefühl zu ſtärken.

Um die ſiebziger Jahre hatten ſich ohngefähr vier Gruppen von jungen Schriftſtellern gebildet, welches alle das mit einander gemein hatten, daß ſie der neuen Naturrichtung angehörten, von ungemeinem Freiheitsgefühle erfüllt waren und eine neue Epoche der Literatur herbeizuführen trachteten; aber dabei unterſchieden ſie ſich doch wieder von einander im Einzelnen. Die erſte dieſer Gruppen lehnte ſich an Gleim und Wieland an, und ſuchte die Naturrichtung in einer noch ſchärferen Betonung der Sinnlichkeit, als ſich die beiden genannten erlaubt hatten. Dazu gehörte namentlich Heinſe (1746—1803), der in Erfurt mit Wieland bekannt geworden war und dann die Freundſchaft Gleims gewann, ein äußerſt fähiger Dichter, der es ſich zur Aufgabe geſetzt, den ſinnlichen Genuß auf poetiſche Weiſe zu verklären: er pries die Nacktheit der Griechen und ihre naiven Sitten, er meinte, wir müßten wieder dahin zurück; ferner Mauvillon (1743—1794), der ſich beſonders auf die Kritik warf, und hier mit Beſtimmtheit allen ſittlichen Maßſtab bei Beurtheilung eines Gedichtes verwarf: die Dichtung habe nur zu ergötzen, die Leidenſchaften zu erregen, die Ideen zu erweitern, den Geſchmack zu bilden; ſodann Clamer Schmidt, Freiherr von Goltz und andere.

Dieſer Gruppe entgegengeſetzt war die des Göttinger Hainbundes. Er wurde im Jahre 1772 von mehreren jungen Männer in Göttingen, die theilweiſe noch ſtudierten, geſtiftet. Die Mitglieder deſſelben waren Boie, Bürger, von Schönborn, Cramer, Hahn, Hölty, die Gebrüder Stolberg, Voß, Miller: auch Claudius iſt dahin zu rechnen. Dieſer Bund lehnte ſich an Klopſtock an, an ſeine vaterländiſche freiheitliche und zugleich ſtreng ſittliche Richtung: Klopſtock wurde von dieſen Jünglingen als Vater verehrt, während ſie zugleich entſchieden feindſelig gegen Wieland auftraten, d. h. gegen ſeine üppig ſinnliche und franzöſirende Richtung und bei ihren Zuſammenkünften z. B. ſeine Bücher verbrannten. Nur Bürger machte in dieſer Beziehung eine Ausnahme; bei ihm war vielmehr das ſinnliche Element ſehr ſtark vertreten. Dagegen warfen ſie ſich mit allem Eifer auf das Volksmäßige: das Volkslied wurde nach dem Vorgange Herders gerade von dieſem Bunde auf das Lebhafteſte gepflegt und in Aufnahme gebracht. Auch ging aus ſeinem Schooße wirklich eine Erneuerung des Volksliedes hervor. Bürger (1748—1794) hat es hierin allen andern zuvorgethan: ſeine Leonore, die im Anfang der ſiebziger Jahre erſchien, wirkte ſchlagartig und hat offenbar auf dieſem Felde die Bahn gebrochen. Und ſo war auch der politiſche Freiheitsſinn eines der weſentlichſten Merkmale dieſer Verbindung. Haß gegen die Tyrannen (gegen die Fürſten), gegen ihre Willkür, gegen ihre ſchnöde Behandlung der Unterthanen machte ſich in einer Menge von Gedichten Luft. Wenn übrigens Anfangs das deutſche Element eine ſehr große, faſt ausſchließliche Rolle bei ihm ſpielte — mit Hindeutung auf die altdeutſchen Zuſtände nannten ſie ſich den Hainbund, ſie ſelbſt ſich Barden — ſo wurde doch auch das Studium der Alten in dem neuen von Leſſing und Herder angegebenen Sinne nicht vernachläſſigt. Ja, es gingen aus ihm ſpäter ſehr ſchätzbare Ueberſetzungen derſelben, wie z. B. die voßiſchen, hervor.

Zwiſchen beiden Gruppen inne, was die Richtung anbetrifft, lag die ſchwäbiſche, beſonders von Schubart (1739—1791) und Weckherlin (1739—1792) vertreten. Beide bekannt als die Herausgeber von freiſinnigen Zeitſchriften, neigte ſich doch der letztere mehr zu Wieland, zu den Franzoſen und zu der religiöſen Aufklärung hin, während Schubart Anhänger Klopſtocks und ſeiner religiöſen Rechtgläubigkeit war, und zugleich auch ſein politiſcher Freiſinn mehr das vaterländiſche Gewand trug. Uebrigens gehörten beide, in Bezug der Sitten, zu der wielandiſch-gleimiſchen Schule: ihr Leben, wie darauf bezügliche Gedichte ſind nicht weniger üppig, wie die der erwähnten Gruppe.

Die vierte Gruppe beſtand aus Schriftſtellern am Rhein. Es gehörte dazu Göthe, Merck, Schloſſer, Maler Müller, Lenz, Klinger, Leiſewitz. In dieſen war der Sturm und Drang, das Hinausſtreben aus den Banden der Sitte in kräftige Natur, vielleicht am umfaſſendeſten vertreten. Dem entſprach nun die beſondere Liebe, die ſie dem Drama widmeten, wo Bewegung, Charakter, Handlung, Thatkraft am entſchiedenſten zu Tage kommt, während die Göttinger ſich mehr mit der Lyrik beſchäftigten. Wie aber dieſen das Volkslied, ſo war jenen Shakeſpeare ihr Abgott: ſie kannten keinen höhern Dramatiker, jeder wollte es ihm gleichthun.

In der letzten Gruppe ragte aber vor allen andern Göthe hervor (1749—1832). Er war in Frankfurt am Main geboren, der Sohn eines angeſehenen Rathsherrn. Er hatte eine ſorgfältige Erziehung genoſſen, ſchon in früher Jugend durch die Familie ſeines Vaters Gelegenheit, die Menſchen zu beobachten, und ſich einen Vorrath von Kenntniſſen und Erfahrungen zu ſammeln: zugleich ſtrebte das unverkennbare Dichtertalent, Alles zu geſtalten, in Reime und Verſe zu bringen. Herangewachſen bezog er die Hochſchule in Leipzig (1765). Er ſollte die Rechte ſtudieren: doch zog ihn angeborene Neigung beſtändig zur Dichtung hin. Aber hier traten die Gegenſätze in unſerer Literatur immer dichter an ihn heran. Das machte ihn unſicher, ſchwankend: denn er hatte ſich bis jetzt eigentlich in jeder Dichterweiſe verſucht, je nachdem eben das Muſter war, das er gerade geleſen. Leſſings kritiſche Werke machten einen großen Eindruck auf ihn: beſonders der Laokoon. Durch ihn angeregt beſuchte er die Gallerien in Dresden und gewann zum erſten Male Einſicht in die plaſtiſche Kunſt. Von Leipzig kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er die myſtiſch angeregte Fräulein von Klettenberg kennen lernte. Dadurch wurde ein neues Element in ihm geweckt. Eine Zeitlang gab er ſich ganz dieſen myſtiſchen Eindrücken hin, die, wie bei Herder, weit mehr ſeiner Dichternatur entſprachen, als die nüchterne Aufklärung: ja er beſchäftigte ſich ſogar mit Alchemie und las die einſchlagenden Bücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert, ſo namentlich die Schriften des Theophraſtus Paracelſus. So durchkreuzten ſich in ſeiner Seele eine Menge verſchiedener Richtungen und Anſchauungen, die noch unter einander gährten und ſprudelten. So kam er nach Straßburg, wo ihn Herder kennen lernte. Dieſer zeigte ihm erſt den rechten Weg und machte ihn über ſich ſelbſt klar. Er wies ihm die großen Standpunkte, die er eben ſelbſt eingenommen hatte, er flöste ihm Selbſtvertrauen ein und weckte in ihm das Streben, jene hohen Ziele zu erreichen. Da hörte Göthe von ihm die Anſichten über Volks- und Naturdichtung, und von nun an riß er ſich völlig von den beengenden Schranken des Vorurtheils los. Wahrheit, Natur, aufrichtige Empfindung, Gradheit und Derbheit — das waren nun die Eigenſchaften, die er allein gelten ließ. Bald hatte ſich um ihn eine Geſellſchaft von Gleichgeſinnten gebildet, unter denen Lenz der Begabteſte zu ſein ſchien. Hier wurde Shakespeare ſtudiert, verſchlungen. Man fand Alles an ihm vortrefflich, ſelbſt ſeine Fehler, ſelbſt die Färbung, die er von ſeiner Zeit entlehnt hatte: man hielt auch dieſe für nachahmungswerth, beſonders ſeine Derbheit, die ſtark aufgetragenen Späße u. ſ. w. Von Straßburg kehrte Göthe wieder nach Frankfurt zurück, wo er andere Einflüſſe erfuhr, die den eben empfangenen zwar nicht widerſprachen, aber ſie doch mäßigten. Unter den Männern, die ſehr vortheilhaft auf Göthe einwirkten, iſt beſonders Merk und ſein ſpäterer Schwager Schloſſer zu nennen.

Im Jahre 1773 trat Göthe endlich vor das Publikum mit ſeiner erſten Schöpfung, dem Götz von Berlichingen. Dies Drama machte ein ganz gewaltiges Aufſehen. All' die Forderungen, die man ſchon ſeit geraumer Zeit an einen vaterländiſchen Dichter geſtellt hatte, ſchienen nun in ihm in Erfüllung gegangen. An der ungeheuern Wirkung dieſer Dichtung hatten Inhalt und Form gleichen Antheil. Das Stück ſpielt in der Reformationszeit, einem Abſchnitt unſerer Geſchichte, wo eine ähnliche Gährung die Nation ergriffen hatte, wie die, welche nun die Gemüther beſchäftigte: ja, wo im Grunde dieſelben Ideen das Leben beherrſchten, wie nun, die Ideen der Freiheit, der Volksthümlichkeit, der Natürlichkeit. Und eben dieſe Ideen der jungen Generation treten faſt auf jeder Seite des Werkes hervor, ja, ſie ſind es, welche die ſittliche Größe des Helden bedingen. Man mag jetzt, wo wir die Geſchichte beſſer kennen gelernt, zweifeln, ob der hiſtoriſche Charakter des Götz richtig aufgefaßt, ob dem Bauernkrieg die ihm gebührende Stelle angewieſen iſt: das Alles kommt aber bei einem Kunſtwerk gar nicht in Betracht, welches ganz andere Geſetze hat, als die Geſchichtſchreibung. Der eigentliche Charakter jener Zeit iſt jedenfalls mit Meiſterhand gezeichnet. Ebenſo große Wirkung aber, wie der Inhalt, machte die Form. Was die Anlage anbetrifft, ſo warf der Dichter alle Regeln über den Haufen: er kümmerte ſich um keine Einheiten mehr. Unaufhörlich wechſeln die Scenen, wie es eben das Leben mit ſich bringt. Die Handlung — was bisher noch keiner gewagt — ſpielt nicht nur in den verſchiedenſten Räumen, ſondern ſogar mehrere Jahre hindurch. Und dazu noch die Sprache! Dieſe Natur, dieſe Kraft, dieſe Anſchaulichkeit, dieſe Einfachheit des Styls, dieſe Raſchheit und Beweglichkeit des Geſprächs — das war etwas ganz Neues, Unerhörtes, und zwang den Leſern Bewunderung ab.

Noch war Alles voll von Götz von Berlichingen, ſo erſchien Göthe ſchon (1774) mit einer neuen Dichtung, einem Roman, den „Leiden des jungen Werther". Dieſer machte das nämliche Aufſehen, wie Götz, obſchon der Held des Romans ein ganz anderer Charakter iſt, wie jener Held des Reformationszeitalters. Wir haben oben ſchon angedeutet, daß in der damaligen Zeit neben der umwälzenden Richtung noch eine andere beſtand, eine weichliche, empfindſame, die an ſich und der Welt verzweifelte. Dieſe führte mitunter zum Selbſtmord. Göthe ſelbſt war bisweilen von einer ähnlichen Stimmung ergriffen worden. Dieſe wollte er nun ebenfalls abſchildern, um, wie er ſagt, mit derſelben abzuſchließen, und that dies mit der gleichen Naturwahrheit, wie im Götz. Dabei kommen natürlich all' die Dinge zur Sprache, welche das junge Geſchlecht an den geſellſchaftlichen Zuſtänden auszuſetzen hatte, und die Ideen der Zeit fanden daher im Werther einen noch viel unmittelbareren Ausdruck, wie im Götz.

Durch dieſe zwei Werke hatte Göthe die Ueberzeugung bei der Nation hervorgebracht, daß er ihr erſter Dichter ſei. Beſonders das jüngere Geſchlecht, jene Sturm- und Drangmänner vergötterten ihn, und bildeten ſich an ihm heran. Götz und Werther riefen eine Menge Nachahmungen ins Leben: von dieſer Zeit ſchreiben ſich die Rittergeſchichten her, die maſſenweiſe Deutſchland überflutheten, ferner die empfindſamen Romane, unter denen beſonders Millers Sigwart Epoche machte. Von den Männern, die wir oben unter den verſchiedenen Gruppen der neuen Richtung genannt haben, gingen einzelne zu Grunde: andere haben ſich überſtürzt und Unzulängliches hervorgebracht. Die bedeutendſten unter ihnen waren Klinger (1753—1831), ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller, revolutionärer Natur, dem es beſonders darauf ankam, die ſchlechten Seiten unſerer Zuſtände hervorzuheben; Voß vom Göttinger Bund (1751—1828), bekannt durch ſeine Idylle Louiſe, und als Ueberſetzer des Homer; Bürger, den wir ſchon als Volksdichter erwähnt: unglückliche Schickſale hemmten ihn vielfach; Hölty (1748—1776); Claudius (1743—1815), bekannt durch ſeinen Wandsbecker Boten, einer frommen myſtiſchen Richtung zugethan, Freund Herders und Hamanns. Einer der genialſten war Heinſe, der die oben angedeuteten Anſichten im Jahre 1781 in einem Romane, Ardinghello, niederlegte, ein Buch, das trotz mancher Gebrechen doch zu den bedeutendeſten Erzeugniſſen der damaligen Zeit gehörte. Das unglücklichſte Schickſal hatte Schubart. Dem Herzog Karl von Würtemberg war ſchon lange der freie Ton ärgerlich, mit dem er dichtete (eines ſeiner bekannteſten Gedichte iſt die Fürſtengruft) und ſeine Zeitung ſchrieb. Er ließ ihn von Ulm, wo er ſich aufhielt, auf ſein Gebiet locken, dort feſtnehmen und auf den Aſperg ſetzen, wo er zehn Jahre lang (1777—1787) in der Gefangenſchaft ſchmachten mußte, auf die ſchauderhafteſte Weiſe gequält.

Von Würtemberg aus ſollte nun aber ein neuer Dichter ausgehen, der mit Göthe um die Palme ſtritt, und die freiheitliche, himmelſtürmende Richtung der damaligen Zeit am kräftigſten und großartigſten wiederſpiegelte. Friedrich Schiller (1759—1805) war zu Marbach, einem würtembergiſchen Städtchen, geboren, der Sohn eines Wundarztes. Seine Eltern zogen ſpäter nach Ludwigsburg: hier wurde der Herzog Karl auf ihn wegen der guten Zeugniſſe ſeiner Lehrer aufmerkſam: er nahm ihn in ſeine neue Erziehungsanſtalt, die Karlsſchule, auf (1773). Hier widmete er ſich zuerſt dem Rechtsfache, ſpäter der Heilkunde, aber nebenbei beſchäftigte er ſich auf das Angelegentlichſte mit der Literatur und mit der Dichtung. Beſonders Göthe, Herder, Leſſing, Klopſtock zogen ihn an: auch Shakespeare wurde eifrig von ihm geleſen. Der Geiſt des jüngern Geſchlechts, das Streben nach Freiheit, Haß gegen Gewaltthat und gegen Erbärmlichkeit bemächtigte ſich um ſo mehr unſeres Schiller, als ihm eine für alles Edle und Große glühende Seele inwohnte und als die despotiſche Regierung ſeines Landesherrn, des Herzogs Karl, eine ſolche Geſinnung nur nähren mußte. Die grauenhafte Behandlung von Schillers Landsmann, Schubart, von Seite des Herzogs, mußte gegen ihn empören, und überhaupt gegen Zuſtände, unter denen ein ſolcher Despotismus möglich war. Noch auf der Karlsſchule trug ſich Schiller mit einem Drama, in welchem dieſe ſeine Geſinnung ihren Ausdruck finden ſollte. Gleich nachdem er die Karlsſchule verlaſſen und eine Stelle als Regimentsarzt erhalten hatte, wurde es ausgearbeitet (1780—1781) und in letzterem Jahre unter dem Titel: „Die Räuber“ gedruckt.

Dieſes Drama übertraf an Kraft, Kühnheit, Himmelſtürmerei Alles, was bis dahin in dieſer Richtung erſchienen war, und verfehlte darum nicht, die größte Wirkung zu machen. Zwar ſind die Charaktere ins Ungeheuere gezeichnet und die Handlung ſelbſt ſtreitet zu ſehr mit der Wahrſcheinlichkeit, als daß man es ein vollendetes Kunſtwerk nennen darf. Aber nichtsdeſtoweniger treten in dieſem Schauſpiel ſchon alle die großen Eigenſchaften hervor, welche den Verfaſſer zum Liebling der Nation machten. Außer der Gluth der Empfindung, die das Ganze durchzieht, außer dem mächtig daherbrauſenden Strome der Sprache, außer der plaſtiſchen Lebendigkeit der Scenen, war es insbeſondere die unmittelbare Beziehung zu den Ideen des damaligen Geſchlechts, was den außerordentlichen Eindruck hervorbrachte, deſſen ſich das Stück gleich nach ſeinem Erſcheinen zu erfreuen hatte. Iffland in Mannheim, einer der erſten Schauſpieler der damaligen Zeit, wollte das Stück ſofort aufführen: es geſchah und zwar mit dem größten Beifall. Schiller ſelbſt war bei der Aufführung gegenwärtig.

Allein dies hatte für ihn Unannehmlichkeiten zur Folge. Er hatte ſich, weil ihm der Herzog den Urlaub verweigerte, heimlich aus Stuttgart entfernt: wieder zurückgekehrt, ließ ihn derſelbe in das Gefängniß werfen, und verbot ihm überhaupt, ferner etwas zu dichten oder drucken zu laſſen, ehe er es ihm vorgelegt. Da entſchloß ſich Schiller zur Flucht (1782). Er begab ſich nach Mannheim, wo ſich der freiſinnige Karl von Dalberg ſeiner annahm. Er hielt ſich jedoch nicht lange daſelbſt ſicher, da er die Zurückforderung des Herzogs Karl fürchtete und begab ſich unter fremdem Namen nach Bauerbach, in der Nähe von Meiningen, zu ſeiner Gönnerin, der Frau von Wollzogen, wo er ein Jahr lang zubrachte. Hier arbeitete er zwei weitere Dramen aus, den „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“, die in den Jahren 1783 und 1784 gedruckt wurden. In dieſen Dramen iſt zwar die Maßloſigkeit, wie wir ſie in den Räubern bemerkt, gemildert, aber die Richtung iſt dieſelbe. In beiden herrſcht ein glühender Freiheitsſinn, und wenn er in dem erſten Stücke ſozuſagen allgemein gehalten iſt, ſo werden in dem zweiten die politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände Deutſchlands, die Willkür und die Menſchenverachtung von Seiten der höchſten Kreiſe, zugleich ihre Laſterhaftigkeit und ſittliche Entartung in erſchreckender Weiſe geſchildert. Der Dichter tritt hier alſo an die unmittelbarſte Gegenwart heran. Dieſe drei erſten Dramen Schillers haben mehr, wie irgend ein anderes Buch dazu mitgewirkt, den politiſchen Freiſinn zu nähren und das Volk zum Bewußtſein ſeiner unglücklichen Zuſtände zu führen.

Im Jahre 1784 begab ſich Schiller wieder nach Mannheim, wo er eine Zeitſchrift, die Thalia, herausgab. Er wechſelte dann öfter ſeinen Aufenthalt, hielt ſich namentlich länger in Leipzig, Dresden, Rudolſtadt auf. Nachgerade legte ſich in ihm der Sturm, der ſeine erſten Dichtungen durchbrauſt hatte, und er begann jetzt ſich mehr und mehr abzuklären und nach feſten Grundſätzen zu trachten, die ihn bei ſeiner Thätigkeit leiten ſollten. Er gab ſich namentlich viel mit hiſtoriſchen Studien ab, die er ſchon deßhalb machte, weil die Stoffe ſeiner nächſten Dramen aus der Geſchichte genommen werden ſollten. Die großen Fortſchritte, die er in ſeiner inneren Entwicklung gemacht, traten in ſeinem „Don Carlos" hervor, der im Jahre 1787 erſchien. Auch hier herrſcht noch durchaus die freiheitliche Richtung vor, aber die üppigen Auswüchſe der früheren Dramen ſind beſchnitten, ohne daß dadurch die Kraft und die Tiefe der Gedanken, oder die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee gelitten hätte: man ſieht, der Dichter ſtrebt zugleich nach Schönheit, nach Maaß.

Um dieſe Zeit war es, daß Schiller mit Weimar bekannt wurde, mit Göthe. Der Letztere bewirkte dann ſeine Anſtellung als Profeſſor der Geſchichte in Jena (1789). Den Hof von Weimar, der von nun an ſo enge mit der geiſtigen Bildung unſerer Nation verknüpft ſein ſollte, müſſen wir jetzt etwas näher betrachten.

18. Weimar.

Die bisherige Entwicklung unſerer Literatur hatte ſich aus dem Volke ſelbſt herausgebildet, ohne daß einer der vielen deutſchen Höfe derſelben unter die Arme gegriffen hätte. Hie und da zeigte wohl ein Fürſt ein Intereſſe daran, und förderte den einen oder den anderen unſerer großen Schriftſteller, wie der Herzog von Braunſchweig, welcher Leſſing nach Wolfenbüttel, oder der Kurfürſt von Mainz, welcher Wieland nach Erfurt (1772) an die dortige Hochſchule oder der Fürſt von Schaumburg-Lippe, welcher Herdern nach Bückeburg rief. Im Ganzen wollte das aber wenig bedeuten: eine ſorgenfreie Stellung hatte keiner dieſer Männer, außer Herder, und wir erfahren z. B. aus dem Briefwechſel Leſſings, daß dieſer große Mann noch in den letzten Jahren ſeines Lebens mit Nahrungsſorgen zu kämpfen hatte. Es war aber dieſer Mangel einer Fürſorge der Fürſten offenbar ein Glück für unſere Literatur. Denn ſchwerlich würde ſie ſich in dieſer volksthümlichen Richtung entwickelt haben, wie ſie that, wenn ſich die Fürſten ihrer angenommen hätten: mehr oder minder wäre ſie eine Hofpoeſie geworden. Nachdem ſie aber bereits eine ſelbſtändige Stellung eingenommen, mit ſiegendem Uebergewicht die freie volksthümliche Richtung eingeſchlagen hatte, ſtellte ſich ein deutſcher Fürſt die ſchöne Aufgabe, die Heroen unſerer Literatur an ſeinem Hofe zu verſammeln, nicht, um ſie zu beeinflußen, ſondern um ſich ihres Umganges zu erfreuen, und ihnen die Möglichkeit zu verſchaffen, einen Mittelpunkt zu bilden, von wo aus auf die geiſtige Bildung unſerer Nation in dem Sinne der freieren Richtung, aber mit Beſeitigung alles Uebertriebenen und Unſchönen der Sturm- und Drangperiode eingewirkt werden könnte.

An dem Hofe zu Weimar waltete als Regentin ſeit dem Jahre 1758 die verwittwete Herzogin Amalia, eine braunſchweigiſche Prinzeſſin, eine geiſtreiche, freiſinnige und wohlwollende Fürſtin, welche auch an Kunſt und Literatur ein großes Intereſſe nahm. Als ihr älteſter Sohn, der Großherzog Karl Auguſt, für den ſie die Vormundſchaft führte, herangewachſen war, ſo fühlte ſie das Bedürfniß, ihm einen Erzieher zu geben, welcher der neuen geiſtigen Strömung angehörte und eine umfaſſende allgemeine Bildung beſäße. Sie fiel auf Wieland, der ſeit dem Jahre 1770 an der Hochſchule in Erfurt angeſtellt war und der eben ſeinen goldenen Spiegel, jenes Lehrbuch für Fürſten, geſchrieben hatte. Noch im Jahre 1772 wurde er nach Weimar gerufen, um die Erziehung Karl Auguſts zu übernehmen.

Der junge Fürſt trat im Jahre 1775 die ſelbſtändige Regierung an. Er hatte Götz von Berlichingen und Werther geleſen, und ſich für den Verfaſſer begeiſtert. Auf einer Reiſe nach Darmſtadt machte er in Frankfurt Göthes Bekanntſchaft. Deſſen Perſönlichkeit übte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er beſchloß, ihn an ſeinen Hof zu ziehen. Er wurde noch in demſelben Jahre (1775) nach Weimar gerufen, wo er der Günſtling, der Freund des Herzogs wurde. Göthe bewirkte dann auch die Berufung Herders (1776) als Oberconſiſtorialrath nach Weimar. Auf dieſe Weiſe waren drei Heroen unſerer Literatur in Weimar vereinigt.

In der erſten Zeit machte Göthe'n das Hofleben und die mannichfachen Vergnügungen, die er anordnen ſollte, viel zu ſehr zu ſchaffen, als daß er neue Schöpfungen hervorbringen können, welche ihm ebenbürtig geweſen. Denn was er veröffentlichte, war im Verhältniß zu Götz und Werther unbedeutend. Zwar trug er ſich mit einer Menge von Entwürfen, aber es kam nichts zur Ausführung. Auch war er in einer inneren Entwicklung begriffen, die er noch nicht zum Abſchluß gebracht hatte. Dieſe neue Entwicklung ſtrebte offenbar aus der wilden Sturm- und Drangperiode hinaus. Zwar in den erſten Jahren in Weimar war noch kaum etwas davon zu verſpüren: ja Göthe riß den Hof ſelbſt in ſein genialiſches, allen beſchränkenden Feſſeln der Sitte den Krieg erklärendes Treiben hinein: eine Menge darauf bezügliche Anekdoten ſind uns noch aufbewahrt: auch kamen die Freunde und Geſinnungsgenoſſen Göthes, einer nach dem andern, wie Lenz, Merk, Klinger, nach Weimar, und halfen wohl mit das ſtürmiſche Treiben zu verſtärken. Aber Göthe fühlte ſelbſt nach einiger Zeit, daß doch eine Schranke geſetzt werden müßte. Die früheren Freunde wurden entfernt, und man kehrte zu einiger Regelmäßigkeit zurück. Allmählig trat das eigentliche Weſen Göthes mit immer größerer Klarheit hervor. Es ſtellte ſich bald heraus, daß er nicht geſchaffen war, unſere politiſche Entwicklung zu fördern: diejenige Seite ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, welche eine Richtung nach der Politik in ſeinen erſten Werken allerdings vermuthen ließ, wurde daher bald verlaſſen, oder nur ſehr beiläufig behandelt. Dagegen war es ſeine eigentliche Aufgabe, an der geiſtigen Bildung unſerer Nation, an ihrer inneren Befreiung nach allen Seiten hin zu arbeiten und den endlichen Sieg der fortſchreitenden Richtung wo möglich feſtzuſtellen. Dazu gehörte freilich eine außerordentliche Vielſeitigkeit: aber gerade ſie beſaß Göthe in dem höchſten Grade. Sein gutes Glück wollte nun noch dazu, daß er mit den ausgezeichneteſten Perſönlichkeiten ſeiner Zeit, die verſchiedene Richtungen vertraten, in unmittelbare Berührung kam, daß es ihm alſo vergönnt war, ſich auf der Höhe aller geiſtigen Beſtrebungen zu halten, ſie mit einander in Verbindung zu bringen. Die Hauptſache war ihm allerdings die Poeſie.

Hier hatte ihm nun zwar ſeine Natur im Weſentlichen ſchon den rechten Weg gezeigt: dieſe wies ihn überall darauf hin, die Erſcheinungen in ihrer Gegenſtändlichkeit aufzufaſſen, und ſo klar, ſo der Wirklichkeit entſprechend, wie möglich, wiederzugeben.

Aber in ſeinen früheren Schriften hatte ſich eine gewiſſe Derbheit ziemlich breit gemacht, die mitunter an das Unſchöne hinſtreifte. Es galt nun, jene Naturwahrheit beizubehalten, aber ihr zugleich die Schönheit hinzuzufügen. Dieſe neue Stufe der Entwicklung beſchritt Göthe in Italien. Drei Jahre (1786—1788) brachte er daſelbſt zu: ſie haben ihn unermeßlich gefördert. Es war namentlich das Studium der alten Kunſt und Literatur in Verbindung mit dem entſprechenden italieniſchen Himmel, was ihm eine ganz neue Welt aufſchloß und ſeine fortanige Richtung beſtimmte. Noch in Italien hatte er mehrere vollendete Kunſtwerke geſchaffen, die Iphigenia, Torquato Taſſo, Egmont und unmittelbar nach ſeiner Rückkehr, den Fauſt.

Der letztere ſollte ſo zu ſagen der Abſchluß der Sturm- und Drangperiode ſein, indem er ſie ſelbſt, die Ideen und Strebungen darſtellte, von denen ſie erfüllt war. Kein Stoff eignete ſich aber trefflicher dazu, als die Sage vom Fauſt. Denn im Fauſt der Sage ſind die Strebungen jener ketzeriſchen freigeiſtigen Parteien des Reformationszeitalters perſonificirt, welche über Kirche und Buchſtabenglauben weit hinaus waren; dieſe haben aber die auffallendſte Aehnlichkeit mit der Sturm- und Drangperiode, ja die geiſtige Strömung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts iſt eigentlich eine Wiederaufnahme jener freieren Richtung des 16., welche aber damals noch nicht hatte durchdringen können. Es kam hinzu, daß der Glaube an Magie im 18. Jahrhundert neben der Freigeiſterei eine eben ſolche Rolle ſpielte, wie im Reformationszeitalter. Dieſe innere Beziehung der Fauſtſage zu der Gegenwart lag auch ſo nahe, daß mehrere auf den Gedanken gekommen ſind, ſie zu bearbeiten. So machte ſchon Leſſing auf ſie aufmerkſam, ja er hat ſogar einige Scenen als Probe mitgetheilt: Klinger hat die Sage in der Form eines Romanes bearbeitet (1791), Maler Müller ebenfalls. Göthe hatte ſchon in Straßburg daran gedacht, einiges daran gearbeitet, dann aber liegen laſſen, von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen, bis er endlich den erſten Theil als Fragment in die Welt ſchickte. Es lag nun aber auf der Hand, daß Göthe den Grundgedanken des Fauſtbuchs nicht beibehalten konnte. Darnach wird Fauſt zuletzt vom Teufel geholt, als ſchuldige Strafe für ſeinen Wiſſensdrang, für ſeine Nichtbefriedigung von der Dogmatik der Kirche. Das war nicht mehr zeitgemäß, widerſprach vollkommen den Ideen der Epoche und Göthes zumal. Vielmehr mußte die Himmelsſtürmerei Fauſts nur als ein nothwendiger Seelenzuſtand des ſtrebenden Menſchen erſcheinen, als eine Uebergangsſtufe, in welcher er allerdings dem Irrthum unterworfen iſt, aber gerade ſein Streben nach Licht und Wahrheit, gerade ſein Wiſſensdrieb iſt zuletzt die Bürgſchaft, daß er ſich nicht ſelbſt verliert, daß er nicht zu Grunde geht, d. h. dem Teufel verfällt. Göthe hat dieen Ausgang des Gedichts ſchon in dem Prologe klar angedeutet, indem er den Herrn von Fauſt ſagen läßt: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, ſo werd' ich ihn bald in die Klarheit führen!“ und zu Mephiſtopheles, nachdem er ihm erlaubt, Fauſt auf ſeine Weiſe zu führen: „Steh beſchämt, wenn du bekennen mußt: ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.“ So gefaßt aber wurde Fauſt nicht nur eine Darſtellung der bewegenden Kräfte der damaligen Zeit, ſondern er erweiterte ſich ſo zu ſagen zu einem Gedichte vom ſtrebenden Menſchen überhaupt. Die höchſten Aufgaben der Menſchheit, die Vermittlung zwiſchen der Idee und der Wirklichkeit, zwiſchen Geiſt und Natur, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit, zwiſchen Wiſſen und Glauben mußten in dieſem Gedichte zur Sprache kommen: ja, wenn der ganze Kreis des Lebens umſchrieben werden ſollte, ſo durfte auch die Politik nicht fehlen! Man ſieht: der Stoff war ein ſo ungeheurer, daß er nicht ſo leicht bewältigt werden konnte. Das Gedicht blieb Fragment. Denn die formale Beendigung deſſelben im zweiten Theil iſt kaum zu rechnen, da Göthe denſelben in Zeiten geſchrieben hat, wo ihm die dichteriſche Kraft ausgegangen war. Auch entſpricht die Ausführung nicht der Anlage des erſten Theiles, und Gervinus hat mit Recht angemerkt, daß es Göthe in dieſem zweiten Theile weniger um die Darſtellung des allgemeinen Gedankens, als nur ſeines eigenen ſpäteren, ganz individuellen Bildungsganges zu thun geweſen ſei. Aber der erſte Theil gehört allerdings zu dem Größten und Tiefſten, was nicht nur unſere ſondern die ganze europäiſche Literatur geſchaffen. Hier erſieht man in welch umfaſſender Weiſe Göthe alle Richtungen ſeiner Zeit in ſich vereinigt hat. Was insbeſondere die philoſophiſchen Anſſchauungen anbetrifft, wie ſie namentlich in Fauſts Munde erſcheinen, ſo erkennt ein Kundiger nicht ſchwer die Anknüpfung an die Ideen, wie wir ſie von der freieren Myſtik des Reformationszeitalters haben ausſprechen und von da durch Jakob Böhme und Spinoza bis zum 18. Jahrhundert ſich haben hinziehen ſehen. Dieſe Anſicht war offenbar die von Göthe ſelbſt, und ſo erklärt ſich denn ſeine Hinneigung zur Myſtik, wie wir ſie bei ſeiner Bekanntſchaft mit dem Fräulein von Kettenberg wahrgenommen haben, die ihn auch zur Freundſchaft mit Lavater und Jung-Stilling führte: es war dieſelbe Richtung, welcher auch Herder angehörte: bei beiden aber war die Myſtik zu einer höheren philoſophiſchen Anſicht des Lebens durchgedrungen.

Als Göthe dieſe neue Stufe der Entwicklung beſchritten hatte, lernte er Schiller kennen. Er war Anfangs von ſeinen erſten Stücken nicht erbaut, weil dieſe einer Richtung angehörten, über welche er ſchon hinaus war. Aber wir haben ſchon angegeben, daß Schiller auch bereits angefangen hatte, ſich zu mäßigen und zu beſchränken. Bei näherer Bekanntſchaft fand das natürlich Göthe: er bewerkſtelligte ſeine Anſtellung in Jena, und nun wirkten beide Männer zuſammen in gleichem Sinne. Aber ein großer Unterſchied blieb zwiſchen beiden immer: Schiller, wenn er ſich auch in der Form mäßigte und vervollkommnete, wenn er auch ſeine geiſtige Bildung immer mehr vertiefte und erweiterte, hat doch niemals die urſprüngliche freiheitliche dem Staatsweſen zugewandte Richtung aufgegeben. Er beſtärkte ſich vielmehr in derſelben durch das Studium der Geſchichte, und bald beſchenkte er die Nation mit einigen Früchten dieſes Studiums. Noch vor ſeiner Berufung nach Jena erſchien ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande, im Jahr 1791 die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. An dieſe Werke dürfen wir freilich nicht einen ſtrengen hiſtoriſchen Maßſtab anlegen: aber er erwarb ſich offenbar ein großes Verdienſt durch die Art und Weiſe der Behandlung: er brach die Bahn, Geſchichte für ein großes Publikum zu ſchreiben, nicht blos für Fachgelehrte. Dieſen hiſtoriſch-politiſchen Neigungen entſprach nun ſeine dichteriſche Thätigkeit. Er war vorzugsweiſe Dramatiker, und zwar der größte, den die Nation bis dahin gehabt hat. Er verſtand es, das eigentliche Weſen des Dramas, Handlung und zwar ſolche, welche durch die Größe des Hintergrundes und durch die Beziehung zur Mitwelt, zu den großen Fragen des Tages intereſſirt, zur Darſtellung zu bringen. Bei Göthe aber trat das Politiſche, das Intereſſe an den großen Begebenheiten der Zeit in den Hintergrund: ihn intereſſirt nur der Menſch als ſolcher. Er war bemüht, das rein Menſchliche zur höchſten geiſtigen Blüthe zu bringen. Und nach dieſer Richtung hin hat er auch noch in den ſpäteren Jahren Vortreffliches geleiſtet. Es war ein Glück für die Nation, daß unſere beiden größten Dichter, die ſich gegenſeitig ergänzten, in dem Momente wo ſie in das Alter der Reife eingetreten waren, einander näher gerückt wurden, ſo daß ſie gemeinſam mit einander auf den Geſchmack und die geiſtige Bildung der Nation einwirken konnten. Dies geſchah von Seite Schillers durch eine Reihe äſthetiſcher Aufſätze, ſpäter von Beiden zuſammen durch die Herausgabe der Horen.

Wieland war durch Schiller und Göthe allerdings etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Die Berührung mit beiden wirkte aber befruchtend auf ihn, und er hat noch in den ſiebenziger und achtziger Jahren eine Reihe von Dichtungen veröffentlicht, von denen einige zu den beſten ſeiner Erzeugniſſe gehören, ſo Oberon, der 1780 erſchien. Von dieſer Zeit an gab er aber die gebundene Rede auf, und ſchrieb nur noch in Proſa, und in dieſer ſelbſt lauter Dinge, die ſich auf die damalige geiſtige Bewegung bezogen und auf die Fragen, welche von der Nation erörtert wurden. Und dieſe Thätigkeit Wielands war nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Zeit.

Ueberhaupt ſollten von Weimar nicht nur in Bezug auf Poeſie und Kunſt, ſondern in faſt allen Zweigen des Wiſſens, die mit der allgemeinen Bildung der Nation zuſammenhängen, Anregungen und Läuterungen erfolgen. In der großartigſten Weiſe wirkte hier Herder.

Wir haben oben die Gegenſätze angegeben, welche Religion und Theologie beherrſchten: auf der einen Seite eine etwas platte und ſchaale Aufklärung, auf der andern eine überſprudelnde Myſtik. Auf der Seite der letzteren haben wir ſogar Herder bemerkt, ebenſo Göthe: ja faſt alle die ſogenannten Originalgenies ſtanden mehr oder minder auf Seite der letztern, weil dieſe ihrem auf das Ungewöhnliche gerichteten Weſen mehr entſprach, als die unpoetiſche nüchterne Aufklärung. Es kam hinzu, daß einer der bedeutendeſten Vertreter der letzteren, der Berliner Buchhändler Nikolai, ſowohl ein Gegner der Myſtik, wie der neuen poetiſchen Richtung der Originalgenies war. Nicolai befand ſich im Beſitze der verbreiteteſten kritiſchen Zeitung, der allgemeinen Bibliothek, die ſeit Jahrzehenden im Sinne der Aufklärung das Richteramt über die Erſcheinungen der Literatur geübt hatte. Von da aus wurde aber auch Göthe angegriffen wegen Werthers Leiden, Nikolai perſiflirte das Buch ſogar in einem eigenen Romane „Werthers Freuden“; von da aus wurde die neu erwachte Vorliebe für das Volkslied lächerlich gemacht, von da aus wurde überhaupt jede Art von Schwärmerei angegriffen. Göthe und Schiller waren daher Gegner von Nikolai und verhöhnten ihn in mehrern Spottgedichten, während wie wir geſehen, Herder und Göthe Freunde von Jung und Lavater waren und ſie in Schutz nahmen. Der letztere machte damals beſonders Aufſehen durch ſeine Phyſiognomik, wonach er den Charakter und die Anlagen des Menſchen aus ſeinen Geſichtszügen erkennen wollte. Nun hatten ſich zwar mehrere der Originalgenies durch ihre barocken Manieren unmöglich gemacht; aber auch die Aufklärer lieferten doch mehrere Beiſpiele von Zügelloſigkeit, welche ihre Richtung in Mißachtung bringen mußte. Das auffallendſte war das von Bahrdt.

Er war im Jahre 1741 geboren, im Meißniſchen, und ſtudierte in Leipzig Theologie, wo er ſich ſchon einem wüſten Leben hingab. Er ſchlug ſich aber, da er die akademiſche Laufbahn betreten wollte, Anfangs zur Rechtgläubigkeit und ſetzte eine Ehre darein, dieſe zu vertheidigen. Aber bald kamen Zweifel bei ihm auf, dazu wurde ſein Lebenswandel liederlicher, ſo daß er 1768 Leipzig verlaſſen mußte. Er erhielt darauf eine Anſtellung in Erfurt als Profeſſor der Philoſophie: dort trug er Lehren vor, die ihm den Ruf der Irrgläubigkeit zuzogen: er begab ſich darauf nach Gießen, ſpielte dort Anfangs den Rechtgläubigen, predigte in dieſem Sinne, gewann Anfangs die Leute für ſich, hielt theologiſche Vorleſungen, gab aber darauf „die neueſten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“ heraus, die eine freie Ueberſetzung der Bibel in Sinne der Aufklärung waren, freilich ſo zugeſtutzt, daß die Rechtgläubigen die Bibel nicht mehr erkannten. Dieſes Buch erregte daher einen großen Sturm der Rechtgläubigen: beſonders der Paſtor Götze in Hamburg fuhr darüber her, und Bahrdt ſah ſich genöthigt, wo anders ein Unterkommen zu ſuchen. Er wandte ſich an Baſedow: durch ihn erhielt er eine Stelle an einer Philanthropie in der Schweiz; aber auch da war ſeines Bleibens nicht lange: er kehrte nach Deutſchland zurück, und wurde in Türkheim an der Hardt Generalſuperintendent. Hier ließ er eine zweite Auflage ſeiner Offenbarungen drucken: dieſe verurſachte aber einen neuen Sturm, und zwar unter der katholiſchen Geiſtlichkeit, und Bahrdt wurde um 1779 durch einen Reichshofrathsbeſchluß ſeiner Aemter enthoben und unfähig erklärt, je wieder eine geiſtliche Stelle im deutſchen Reich zu bekleiden. Demohngeachtet ſtellte ihn der preußiſche Unterrichtsminiſter von Zedlitz an der Hochſchule in Halle an, obſchon ſich hier Semler gegen ihn erklärte. In Halle hielt er Vorleſungen bis zum Jahre 1787 über verſchiedene Gegenſtände, nicht ohne Beifall; dabei ſchrieb er immer fort, lauter deiſtiſche Bücher, gab aber ſeinen höchſt unſittlichen Lebenswandel nicht auf, obſchon er verheirathet war, veranlaßte dadurch Scandal, und wurde endlich unmöglich. Im Jahre 1787 kaufte er ſich in der Nähe von Halle einen Weinberg und wurde Gaſtwirth. Alles ſtrömte ihm nun zu aus Neugierde, und er verſäumte nicht, mit ſeinen Gäſten die unwürdigſten Poſſen zu ſpielen. Eine Schrift gegen das preußiſche Religionsedict unter Wöllner (wir werden noch darauf zurückkommen) verurſachte eine Unterſuchung gegen ihn, und zweijährige Feſtungsſtrafe. Nachdem er ſie erſtanden, kehrte er nach Halle zurück (1790), ſtarb aber zwei Jahre darauf an einer eckelhaften Krankheit, die er ſich durch ſeine Ausſchweifungen zugezogen hatte.

Aber auch auf der Seite der Myſtik fehlte es nicht an Wunderlichkeiten, Schwärmereien und Ausſchweifungen. Lavater, offenbar der bedeutendſte Vertreter dieſer Richtung, verrannte ſich täglich mehr in barocke Behauptungen, wurde unduldſamer gegen die, welche nicht unbedingt mit ihm gehen wollten, und ſtieß auf dieſe Weiſe auch ſeine ehemaligen Freunde von ſich ab. Und nebenbei gab er ſich ſehr große Blößen durch die Verbindung mit den damaligen Wunderthätern und Geiſterbannern. Außer dem ſchon erwähnten Jeſuiten Gaſſer glaubte er Anfangs auch feſt an Caglioſtro und deſſen Gaukeleien. Aber eben der Unfug, den ſo viele Betrüger mit Geiſterbeſchwörungen, mit Magnetismus, mit dem Steine der Weiſen, mit der Goldmacherkunſt und dergleichen trieben, und der damals gerade in ſeiner höchſten Blüthe ſtand, öffnete Göthe und Herdern die Augen, und ſie wandten ſich von der Myſtik entſchieden weg. Göthe war ſeit ſeinem Aufenthalte in Italien, ſeit der Einwirkung der Antike der abgeſagte Feind jeder Schwärmerei, ja auch gleichgültig gegen das Chriſtenthum geworden. Und was Herder anbetrifft, ſo kam auch dieſer ſehr von der ſtürmiſchen Art und Weiſe zurück, wie er in ſeinen erſten Zeiten die Aufklärung angegriffen hatte. Seine übrigen Beſtrebungen ſtanden viel mehr mit einer freien vernünftigen Anſicht des Chriſtenthums, als mit der gewöhnlichen theologiſchen oder einer unklaren Myſtik in Uebereinſtimmung. Endlich Wieland hatte ja von jeher auf der Seite der Aufklärung geſtanden. Jetzt erwarb er ſich um eine vorurtheilsloſe Würdigung der ſchwärmeriſch-myſtiſchen Richtung große Verdienſte durch ſeine oben angedeutete ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Er ſuchte den Hang zu Wundern und dergleichen pſychologiſch zu erklären und bearbeitete die Geſchichte ähnlicher Propheten, Geiſterſeher und Wunderthäter aus den früheren Jahrhunderten, beſonders zur erſten Zeit des Chriſtenthums und der letzten des Heidenthums, wo ſich denn eine Menge Vergleichungspunkte mit der Gegenwart ergaben. Beſonders iſt hierher zu rechnen ſein Peregrinus Proteus (1791). Außerdem überſetzte Wieland in jenen Jahren die Werke Lucians, des Spötters, des abgeſagten Feindes jeder Schwärmerei, für das große Publikum ins Deutſche: ebenſo die Briefe und die Satiren des Horaz und die Briefe Ciceros. Gewiß: keiner unter den deutſchen Schriftſtellern war geeigneter, dieſe Werke zu übertragen, denn keiner vermochte vermöge ſeiner Geiſtesrichtung ſo in ihren Geiſt einzudringen, wie Wieland. Göthe that nun auch noch das Seinige, um dieſer Wunderglauberei einen Stoß zu verſetzen. Er ſchrieb den Großkophtha, deſſen Gegenſtand bekanntlich die Halsbandgeſchichte iſt, bei welcher Caglioſtro eine Rolle ſpielte.

Bei dieſem Abweiſen der ſchwärmeriſchen Myſtik blieb aber Herder nicht ſtehen. Er ſtellte ſich vielmehr die große und ſchöne Aufgabe, die Gährungen, welchen Religion und Theologie ſo lange unterworfen geweſen, zum Abſchluß zu bringen und eine religiöſe Weltanſicht zu begründen, welche der freien geiſtigen Entwicklung der Nation den möglichſt großen Spielraum gewähre, ohne jedoch der Gleichgültigkeit oder der Spötterei gegen das Chriſtenthum zu verfallen. Dieſe Aufgabe konnte darum Herder vor allen anderen löſen, weil alles ihn intereſſirte, was ſich auf den Menſchen und ſeine Entwickelung bezog, weil er ſich insbeſondere auch zu dem Studium der Geſchichte, und zwar ihrer Geſetze, hingezogen fühlte. Dieſe univerſale Bildung verſetzte ihn denn auf den hohen Standpunkt, den er einnehmen mußte, um jene Aufgabe zu löſen. Schon in den Briefen über das Studium der Theologie (1780) iſt ſein Streben darauf gerichtet, eine Vermittlung zwiſchen der Vernunft und dem Chriſtenthum zu ermöglichen. Dies gelingt ihm dadurch, daß er dem letzteren die Aufgabe zuerkennt, das reine Menſchenthum herbeizuführen, die allſeitigſte Entwicklung aller Kräfte des Menſchen. So gefaßt ſchloß das Chriſtenthum freilich jede Einſeitigkeit aus, und Herder verlangt wirklich die entſchiedenſte Duldung, auch gegen die Ungläubigen: denn auf Einzelnes komme es gar nicht an. Die Theologen ſelbſt aber ſuchte er zu einer reineren und freieren Betrachtung der Bibel, der Quelle der proteſtantiſchen Theologie, anzuleiten. Sie ſollen ſie als ein weltliches Buch leſen, mit Kritik, und vor Allem den Geiſt der Zeiten und der Länder unterſcheiden. Er ſelbſt gab in dem „Geiſt der hebräiſchen Poeſie“ (1782) ein glänzendes Beiſpiel der von ihm geforderten Methode. Und in dem Buche über Spinozas Syſtem (1787) zeigte er, wie weit und umfaſſend ſeine religiöſe Anſicht ſei. Er war der erſte Theologe, der es wagte, Spinoza in Schutz zu nehmen, und ihn gegen den Vorwurf des Atheismus zu vertheidigen. In dieſem Buche tritt aber auch hervor, was der eigentliche Kern der herderiſchen Myſtik war, die Wiederaufnahme nämlich jener pantheiſtiſchen Anſchauungsweiſe, die wir wie einen rothen Faden von dem 14. Jahrhundert an bis zum 18. durch alle freiſinnigen Parteien ſich haben durchziehen ſehen. — Mit Einem Worte: es war Herders Abſicht, das Chriſtenthum auf die höchſten Spitzen zurückzuführen, die einzelnen Lehren zu vereinfachen und ſo allgemein zu ſtellen, daß jede Anſicht dabei beſtehen könne. Auf dieſe Weiſe allein war es möglich, die religiöſe Aufklärung aus der Flachheit, der ſie zu verfallen drohte, zu retten, aber auch die Frivolität abzuhalten, welche das religiöſe Leben z. B. in Frankreich vergiftete. Dem Chriſtenthum ſollte wenigſtens ſeine hiſtoriſche Bedeutung geſichert bleiben, wenn man auch zugab, daß ſein Inhalt je nach der Bildungsſtufe der Menſchheit ſich verändere und erweitere. In dieſer Richtung arbeitete denn die freiſinnige Theologie fort. Die Hochſchule in Jena war ein Mittelpunkt derſelben, wo Griesbach, Eichhorn, Paulus lehrten. In Göttingen that ſich beſonders Planck hervor, der durch ſeine „Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs" (ſeit 1781) in der kirchengeſchichtlichen Literatur eine Epoche machte, und auch in dieſem Zweige der Wiſſenſchaft die frühere Richtung vollkommen beſeitigte. Was dieſes Werk für den Proteſtantismus, war der „Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche" (1782) für das Allgemeine. Der Verfaſſer dieſes Buches war Spittler (1752—1810), ebenfalls Profeſſor in Göttingen, von dem wir gleich mehr hören werden.

Herder war, wie wir ſahen, auf ſeinen freieren theologiſchen Standpunkt durch das Studium der Geſchichte geleitet worden. Er hat auch für dieſes eine neue Bahn gebrochen, durch ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit (1788). Dies Buch iſt nun überaus merkwürdig, weil es außer der Wiſſenſchaft, die es eigentlich behandeln wollte, noch einer andern einen Anſtoß gab: den Naturwiſſenſchaften. Indem nämlich Herder nach der Grundlage forſchte, auf welcher er die Geſchichte aufbauen, in welcher er die Geſetze ihrer Entwickelung finden ſollte, ſtieß er auf die Natur, und die Betrachtung dieſer, ihrer Entwickelung, ihrer Geſetze und ihres Zuſammenhangs mit dem Menſchen bildet einen bedeutenden Abſchnitt ſeines Buches. Mit der Fühlung eines Sehers hatte er den ungeheueren Einfluß, den die Naturwiſſenſchaften auf die geſchichtliche Entwicklung üben, entdeckt, und ihnen daher eine eindringende Betrachtung gewidmet. Es kam ihm dabei zu ſtatten, daß Weimar gerade auch den Naturwiſſenſchaften die eifrigſte Aufmerkſamkeit zuwandte. Beſonders Göthe hat ſich außer der Kunſt mit keinem Zweige des Wiſſens angelegentlicher beſchäftigt, als mit ihnen. Es war nun aber höchſt bedeutſam, daß Deutſchland gerade in jener Zeit auch in der Bearbeitung dieſer Wiſſenſchaft einen neuen Aufſchwung nahm, nachdem es lange hinfort nur an den Werken der Fremden gezehrt hatte. In einzelnen Fächern haben Haller (in der Phyſiologie), Lichtenberg (in der Phyſik), Sömmering (in dem Bau des menſchlichen Körpers) Ausgezeichnetes geleiſtet. Aber den Geiſt der Natur, und namentlich die Beziehung derſelben zum Menſchen und ſeiner geiſtigen Entwicklung erfaßte Georg Forſter (1754—1794), einer der edelſten und größten Männer, die Deutſchland hervorgebracht, der hier um ſo mehr genannt werden muß, als ſeine Schriften durch die Art und Weiſe der Darſtellung auch in dieſem Zweige der Wiſſenſchaft Epoche machen. Seine Schriften ſind nämlich Kunſtwerke, zeichnen ſich durch die vollendetſte Klarheit und Anſchaulichkeit aus, und ſind alſo nicht blos für den Gelehrten, ſondern für das größere Publikum berechnet. Mit Recht hat ihn daher ſein neueſter geiſtreicher Bearbeiter den Naturforſcher des Volkes genannt*).

Herder fand, als er ein ſo großartiges Unternehmen, wie die Geſchichte der Menſchheit begann, zu wenig Vorarbeiten vor, als daß nicht ſein Werk an vielen Lücken, Unrichtigkeiten und Fehlern hätte leiden ſollen. Aber darum bleibt ſein Verdienſt doch ungeſchmälert. Dies beſteht darin, daß er zeigte, daß die Geſchichte nicht blos eine Zuſammenhäufung von Thatſachen ſei, ſondern daß es vor Allem auf den Geiſt ankomme, der das Ganze durchzieht, auf den inneren Zuſammenhang ihrer Theile. Er hat vor Allem betont, daß weniger die äußeren Begebenheiten, als die Cultur, Poeſie und Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion, Sitte und Weiſe beachtet werden müſſen: denn dieſe allein bilden den Kern der wahren Geſchichte. Zugleich ſchwebte ihm wieder die unmittelbare Beziehung zu der Gegenwart vor. Er wollte durch ſeine Behandlung der Geſchichte einen neuen Beleg geben für die Wahrheit deſſen, was er ſich zur Aufgabe geſtellt, nämlich die Menſchheit zu allſeitiger Entwicklung ihrer Kräfte, oder, wie er ſich ausdrückte, zur Humanität zu führen. Denn der Grundgedanke, der ſeine Philoſophie der Geſchichte durchzieht, iſt der, die Menſchheit ſtrebe nach Vervollkommnung. Dieſes zugegeben, war ſein Streben, ſeine Nation zu bilden, ihr den eigenen Geiſt mitzutheilen, kein erfolgloſes, ſondern ſeine Verwirklichung war in der Natur der Geſchichte begründet.

Wenn Herder von der hohen Warte der Philoſophie aus die Geſchichte behandelte, ſo erhielt ſie durch andere eine Bearbeitung von der entgegengeſetzten Seite, die eine nothwendige Ergänzung zu ſeiner Weiſe war. Planck und Spittler in Göttingen, die wir ſchon vorhin erwähnt, behandelten die Geſchichte von der ſogenannten pragmatiſchen Seite, d. h. ſie gingen von den unmittelbaren Urſachen aus, welche die Ereigniſſe beſtimmten, und ſuchten namentlich aus den Charakteren der handelnden Perſonen, aus den Zeitverhältniſſen, wohl auch aus zufälligen Umſtänden die Ereigniſſe und den Gang der Entwicklung zu erklären. Spittler hat in zwei Specialgeſchichten, in der Geſchichte von Würtemberg (1785) und von Hannover (1786), ſeine ausgezeichnete Befähigung zu dieſer Art von Geſchichte beurkundet. Seine Geſchichte der europäiſchen Staaten (1793), beſonders angeregt durch die franzöſiſche Revolution, lieferte den Beweis, mit welch ſicherem Fühlen er die beſtimmenden Momente in der Entwicklung der Staatsverfaſſungen herauszufinden verſtand. Ein anderer Geſchichtforſcher war Johannes Müller, der in ſeiner Schweizergeſchichte ohngefähr das nämliche erſtrebte.

---

*) Jac. Moleſchott, Georg Forſter, der Naturforſcher des Volks. 1855.

Der Gedanke Herders, Erziehung des Menſchengeſchlechts zur Humanität, ſchien durch die große Reform des Erziehungsweſens einen bedeutenden Schritt zu ſeiner Verwirklichung gethan zu haben. Die Ideen Baſedows hatten doch überall gezündet, und wenn man auch nicht ganz in ſeine Plane einging, ſo waren ſie im Weſentlichen doch faſt überall angenommen worden, und die Erziehungsanſtalten wurden in dieſem Sinne umgeſtaltet. Eine weitere Vervollkommnung dieſer Ideen kam durch Peſtalozzi hinzu. Herder ſelbſt war einer der eifrigſten Beförderer der neuen Weiſe: ſchon 1769 war er auf dieſelbe Anſicht gekommen, als Baſedow. Die Einſeitigkeit jedoch, womit dieſer nur die Brauchbarkeit des zu Lernenden betonte, und die Geringſchätzung, womit die alten Sprachen behandelt wurden, wollte freilich Herder nicht gelten laſſen. Aber die alten claſſiſchen Studien erhielten ſeit den Anregungen Leſſings und Winkelmanns ebenfalls einen neuen Schwung. Es war namentlich Heyne in Göttingen, und Wolff in Halle (1759—1824), welche ſie auf eine geiſtreichere Weiſe behandelten, und auch in dieſer Beziehung die Nation um einen großen Schritt vorwärts brachten.

Bei dieſer entſchiedenen Betonung einer ungehemmten allſeitigen Entwicklung des Menſchen war es natürlich, daß Herder auch in politiſcher Beziehung freiſinnig war. Faſt in jeder ſeiner Schriften trat dieſe Richtung hervor. Er hat es ſich beſonders angelegen ſein laſſen, diejenigen Männer unſerer Nation, die gerade den politiſchen Freiſinn vertraten, der Vergeſſenheit zu entreißen und ihr Leben wie einen Spiegel der Gegenwart vorzuhalten. So hat er namentlich Ulrich von Hutten das ſchönſte Denkmal geſetzt, jenem Heros des Reformationszeitalters, der nicht nur die religiöſe, ſondern auch die ſtaatliche Befreiung der Nation im Auge hatte. Und auch dieſe Richtung der herderſchen Thätigkeit war nicht ohne Einfluß auf die Zeit. Wir ſehen in den zwei letzten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts die politiſchen Zeitſchriften ſich vermehren: ſo tritt Moſer noch einmal auf mit ſeinem patriotiſchen Archiv (von 1784 an); ſo erſcheinen in Göttingen außer den ſchlözeriſchen noch mehrere andere Zeitſchriften, wie das deutſche Muſeum, von Dohm und Boie gegründet, das göttinger Magazin der Wiſſenſchaft und Literatur von Georg Forſter und Lichtenberg, das hiſtoriſche Magazin von Meiners und Spittler; ſo kommt ſeit 1783 in Berlin die Monatſchrift von Gedicke und Bieſter heraus; ferner ſeit 1785 das Journal von und für Deutſchland von Göckingk, die alle mehr oder minder ſich mit Politik beſchäftigen, und zwar im Sinne des Fortſchritts.

Aber die Richtung blieb dieſelbe, die wir ſchon früher angedeutet haben, nämlich die weltbürgerliche. Auch Herder gehörte dazu. Der Patriotismus trat mehr und mehr zurück vor dem Gedanken der allgemeinen Freiheit und der Humanität. So kam's, daß die politiſche Geſtaltung des Vaterlandes als ſolches durchaus nicht in dem Geſichtskreiſe der freiſinnigen Männer lag: ihr Freiheitsſinn entbehrte daher eines beſtimmten praktiſchen Zieles. Dieſer Mangel eines rein nationalen Intereſſes erklärt denn auch das Scheitern der Entwürfe Joſephs II. Die Nation war wohl zur innerlichen geiſtigen Befreiung durchgedrungen, aber der praktiſch-politiſche Sinn war ihr noch nicht erſchloſſen.

19. Joſephs II. innere Reformen und Vergrößerungsplane.

Mit der freien Entwickelung der Nation in Bezug auf geiſtige Bildung, religiöſe Aufklärung und geſellſchaftliche Zuſtände, wie wir ſie eben geſchildert, ſuchte nun der Kaiſer Joſeph II., der ſeit dem Tode ſeiner Mutter (1780), wie wir geſehen, auch unbeſchränkter Gebieter in Oeſterreich geworden, gleichen Schritt zu halten. Er war bereits ein Vierziger, als er die Regierung Oeſterreichs übernahm, alſo in einem Alter, wo man ſchon eine beſtimmte Lebensrichtung zu haben pflegt. Die beſaß auch Joſeph, und da es ihm bei Lebzeiten ſeiner Mutter nicht geſtattet war, thatkräftig einzugreifen, ſo hatte er ſeine Zeit dazu angewendet, um das ganze Gebäude der Reform auszudenken, welches er in Oeſterreich aufrichten wollte. Und in der That: kaum hatte er ſeine Regierung angetreten, ſo fing er an umzugeſtalten, in einem ſo großartigen und umfaſſenden Maßſtabe, mit einem ſolchen Ineinandergreifen der einzelnen Theile, daß man ſah, dieſe Reformen im Ganzen, wie im Einzelnen, waren das Ergebniß der reifſten und der einläßlichſten Ueberlegung. Die Haſt aber, mit welcher Joſeph ſeine Reformen betrieb, war ein Beweis, wie lange er ſie ſchon in ſeiner Seele trug: er glaubte ſich beeilen zu müſſen, um die verlorene Zeit einzubringen und dem übrigen Deutſchland nachzukommen.

Denn es iſt kein Zweifel: ſo Vieles auch ſchon unter ſeiner Mutter geſchehen war, ſo ſtand doch Oeſterreich, nicht minder wie Baiern, außerordentlich weit hinter Deutſchland zurück. Der ſchwere Druck, der ſeit den Tagen Ferdinands II. auf den Geiſtern laſtete, der große Einfluß, welcher dort grundſätzlich der Geiſtlichkeit geſtattet war, hatte das Volk in einem Zuſtande geiſtiger Beſchränktheit und Unmündigkeit gehalten, von dem es ihm ſchwer wurde, ſich emporzuringen. Denn du kannſt die Geiſter, ſagt der große Römer, leichter erdrücken, als wieder ins Leben rufen. Joſeph II. ſah mit Schmerz dieſe niedere Bildungsſtufe des Volks, und da er ſehr richtig erkannte, daß die bisherigen Einrichtungen die Schuld davon trügen, ſo ſollten dieſe an der Wurzel angepackt werden: er wollte eine vollkommene Neugeſtaltung der Monarchie. Wir kennen ſchon ſeine politiſchen Grundſätze: ſie waren die des ſogenannten aufgeklärten Despotismus: er betrachtete ſich als den Verwalter des Staats, deſſen heiligſte Pflicht die Sorge für die Wohlfahrt des Ganzen, wie des Einzelnen wäre. Er war frei von allen Vorurtheilen, religiöſen wie politiſchen, und wollte ſie überall brechen. Da dies auf Widerſtand ſtieß, weil die Berechteten ihre Privilegien zu Gunſten der Geſammtheit und des Volkes nicht aufgeben wollten, ſo brauchte Joſeph Gewalt: denn er wollte entſchieden durchgreifen und glaubte ſich in der Verfolgung ſeiner guten und redlichen Abſichten durch nichts hemmen laſſen zu dürfen. So iſt denn ſein Verfahren nicht ohne Härten und Eigenmächtigkeit, aber zu Gunſten des allgemeinen Beſten, und vor Allem zu Gunſten des Volks: denn dieſes begünſtigte er augenſcheinlich gegen Adel und Pfaffen.

Das erſte Geſetz von den weitgreifendſten Folgen, welches er erließ, war das Cenſuredict (1781). Durch dieſes wollte er die Geiſter entbinden von den Feſſeln der Cenſur, die in Oeſterreich ſchon wegen der verworrenen Maſchine, die dafür aufgeſtellt war, ſchwer auf den Schriftſtellern laſtete, auch abgeſehen von den despotiſchen Grundſätzen, nach denen ſie ſeit Jahrhunderten von den Beamten geübt wurde. Zunächſt alſo hob er die Cenſurcommiſſionen in den Provinzen auf, behielt für jede Provinz nur ein Reviſionsamt bei und übertrug die Leitung des Cenſurweſens für die ganze Provinz der betreffenden Regierung. Die oberſte Leitung deſſelben für das ganze Reich behielt er ſich ſelbſt vor: unter ihm ſtand die Haupt- und Hofcommiſſion. Die Grundſätze, nach welchen Joſeph die Cenſur gehandhabt wiſſen wollte, waren folgende. Unzüchtige Bücher und ſolche Schriften, welche Wiſſenſchaft und Aufklärung nie befördern können, ferner ſolche, welche die chriſtliche Religion ſyſtematiſch angreifen, endlich ſolche, welche durch abergläubiſche Verdrehung der Eigenſchaften Gottes und ſchwärmeriſche Andächteleien das Chriſtenthum verächtlich darſtellen, ſollten verboten ſein. Dagegen ſollten Kritiken, wenn es nur keine Schmähſchriften ſind, ſie mögen nun treffen, wen ſie wollen, vom Landesfürſten bis zum Unterſten, nicht verboten werden, beſonders wenn der Verfaſſer ſeinen Namen dazu drucken läßt und ſich alſo für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darſtellt, „da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude ſein muß, wenn ihm ſolche auf dieſem Wege zukommt".

Streng wiſſenſchaftliche Bücher wollte Joſeph anfangs gänzlich von der Cenſur befreien, verlangte nun aber für ſie, da dieſer Grundſatz auf zu großen Widerſpruch ſtieß, wenigſtens die größtmöglichſte Schonung. So ſollten größere Bücher, auch wenn ſie einzelne anſtößige Stellen enthalten, und ihr Inhalt ſonſt belehrend iſt, nicht verboten werden. Ebenſo ließ er Zeitungen faſt ganz frei, überzeugt, daß er aus ihnen die öffentliche Meinung und die vielen Mißſtände, die überall noch in Oeſterreich vorhanden waren, am ſicherſten erfahren werde. Ueberhaupt ſchärfte er den Cenſoren eher Nachſicht als Strenge ein: diejenigen, denen in den Provinzen die Druckerlaubniß verweigert war, konnten ſich an die Hauptcommiſſion wenden, die ohnedies über alle wichtigen Bücher zu entſcheiden hatte, und wurden hier in der Regel nicht abgewieſen. Uebrigens konnte man von ihr aus an den Kaiſer gehen, und dieſer geſtattete immer den Druck, ſelbſt wenn das Buch Schmähungen gegen ihn ſelbſt enthielt. So kennzeichnet folgende Thatſache ſeinen edlen Charakter vortrefflich. Ein Oberſtlieutenant von einer altadeligen Familie, der die ihm anvertraute Kaſſe beſtohlen hatte, und deshalb zur Feſtungsſtrafe und öffentlichen Ausſtellung — letzteres war allerdings eine Verſchärfung von Joſeph ſelbſt — verurtheilt worden war, ſchrieb eine freche Vertheidigungsſchrift, in welcher er den Kaiſer einen wetterwendiſchen Monarchen und einen Tyrannen nannte. Die Hauptcommiſſion verſagte der Schrift den Druck. Der Verleger wandte ſich an Joſeph, welcher die Druckbewilligung ertheilte. Als man ihm darüber Vorſtellung machte, antwortete er: „Sollte Jemand einen ſolchen Grad ſchamloſer Unbeſcheidenheit erreichen, daß er ſo weit ſich vergeſſe, uns durch leichtſinnige und muthwillige Läſterungen zu ſchmähen, ſo ſoll ſeine Verwegenheit nicht mit Strafe, ſondern mit Verachtung geahndet werden; denn rührt die Läſterung von Leichtſinn her, ſo verdient ſie Verachtung; entſteht ſie aus Blödſinn, ſo erfordert ſie Mitleid; iſt aber Frevel die Urſache geweſen, ſo verzeihen wir dem Thoren.“ — Joſeph wandte aber ſeine Aufmerkſamkeit nicht blos der gegenwärtigen und zukünftigen Preſſe zu, ſondern auch der vergangenen. Er gab eine Menge bisher verbotener Bücher frei, die alle in dem Verzeichniß verbotener Bücher ſtanden, das in Wien ſo gut exiſtirte, wie in Rom: über 2000 Bücher wurden auf dieſe Weiſe dem Verkehr anheim gegeben. Ferner verbot er die Durchſuchungen der Häuſer von Seite der Geiſtlichen, um verbotene Bücher zu entdecken — was bisher der Fall geweſen — und die den Laien abgenommenen Bücher, welche in den Klöſtern aufgeſpeichert waren, mußten ihren ehemaligen Beſitzern zurückgegeben werden. Ueberhaupt ſollte jedes Buch, welches Eigenthum eines Privaten ſei, nicht mehr der Cenſur unterworfen ſein. Später hob er die Cenſur faſt ganz auf, indem er den Verlegern in Wien — und dieſe vertraten doch eigentlich den Buchhandel der Monarchie — erlaubte, ihre Artikel ohne Weiteres drucken zu laſſen. Die Cenſur folgte dann nachher: wie mild dieſe aber unter Joſeph II. gehandhabt wurde, beweiſt die Thatſache, daß in den erſten Jahren nach dem Cenſuredict nur drei bis vier Bücher verboten wurden.

In demſelben Jahre, in welchem Joſeph das Cenſuredict verkündete (1781), erließ er auch das Toleranzedict, durch welches er den Gewiſſenszwang beſeitigte. Vermöge dieſes Geſetzes wurde den Nichtkatholiſchen, augsburgiſchen und ſchweizeriſchen Confeſſionsverwandten, wie auch nichtunirten Griechen freie Religionsübung geſtattet. Auch ſollten ſie in politiſcher Beziehung, alſo namentlich bei Vergebung der Aemter, den Katholiken vollkommen gleichgeſetzt werden, da einzig und allein auf Verdienſt, Fähigkeit und frommen chriſtlichen Lebenswandel Bedacht zu nehmen ſei. Der Gebrauch, bei gemiſchten Ehen die Kinder nur in der katholiſchen Kirche erziehen zu laſſen, iſt aufgehoben: iſt der Vater katholiſch, werden die Kinder katholiſch; iſt die Mutter katholiſch, ſo werden die Mädchen katholiſch, die Knaben proteſtantiſch. Den Nichtkatholiken iſt es erlaubt, Schullehrer ihrer Religion zu haben. Keiner ſoll überhaupt wegen der Religion an Geld oder Leib geſtraft werden können. Die Katholiſchen ſollen ſich aller Schmähungen und beleidigender Vorwürfe gegen die Nichtkatholiſchen enthalten: aber auch den letzteren wird Mäßigung anempfohlen.

Uebrigens war das Toleranzedict nicht allgemein: d. h. es waren davon die ſogenannten Freigeiſter oder Deiſten ausgeſchloſſen. Joſeph II. war überhaupt kein Anhänger der franzöſiſchen Religionsſpötter. Er meinte es aufrichtig mit dem Chriſtenthum, und glaubte von jenen, daß ſie daſſelbe ſyſtematiſch zu Grunde richten wollten. Wenigſtens tritt ſeine Anhänglichkeit an das Chriſtenthum in allen ſeinen bezüglich der Religion gegebenen Erlaſſen immer entſchieden hervor.

Dem Toleranzedict folgten eine Menge anderer Verordnungen, welche der katholiſchen Kirche in ſeinen Landen eine ganz neue Geſtalt geben ſollten. Zuerſt wandte er ſich gegen die Klöſter, welche er als die eigentlichen Sitze der Verdummung und des Aberglaubens betrachtete. Er hob jeden Zuſammenhang derſelben mit den Ordensgeneralen in Rom auf, unterwarf ſie der Aufſicht der Landesbiſchöfe, entfernte alle ausländiſchen Mönche aus den öſterreichiſchen Klöſtern, verbot, daß innerhalb der nächſten zwölf Jahre Novizen angenommen würden, und hob endlich eine große Anzahl Klöſter auf. Etwa 700 traf dieſes Schickſal: 30 bis 36,000 Mönche und Nonnen wurden auf dieſe Weiſe ſäculariſirt. Uebrigens blieben doch noch 1324 Klöſter mit etwa 27,000 Seelen übrig. Die ausgetriebenen Mönche und Nonnen wurden verſorgt, die Einkünfte der Klöſter von der kaiſerlichen Regierung verwaltet, zur Erbauung von Kirchen, Ausſtattung von Pfarreien, Anſtellung neuer Pfarrer auf dem Lande, Errichtung von Schulen verwendet. Sodann wurde der Gottesdienſt einfacher eingerichtet, unnütze Gebräuche, Wallfahrten, Umzüge, Andachten abgeſchafft, deutſche Kirchenlieder eingeführt, die Bibel in die Landesſprache überſetzt. Die bisherigen biſchöflichen Seminarien, in welchen die Geiſtlichen gebildet worden waren, wurden aufgehoben: an ihre Stelle traten Generalſeminarien, an welchen der Kaiſer aufgeklärte Männer anſtellte, welche die künftigen Geiſtlichen nach ſeinen freiſinnigen Grundſätzen unterrichten ſollten. Von nun an ſollten nur ſolche Pfarrer angeſtellt werden, welche die Generalſeminarien beſucht hätten: die bis dahin häufige Gewohnheit, die Pfarrer aus den Klöſtern zu nehmen, wurde abgeſchafft.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Joſeph bei dieſem entſchiedenen Beſtreben, die religiöſe Aufklärung zu fördern, jeden auswärtigen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten ſeines Landes zu beſeitigen ſtrebte. So verordnete er, daß keine Bulle oder kein Breve des Papſtes bekannt gemacht werden dürfe, ohne Zuſtimmung des Kaiſers. Die Enthebung von den kirchlichen Verordnungen und beſondere geiſtliche Befreiungen durften künftig nicht mehr unmittelbar beim Papſte geſucht werden, ſondern von den Biſchöfen des Landes. Ueberhaupt ſollte kein Titel, keine Würde, keine Gunſtbezeugung vom Papſte angenommen werden, ohne vorher bei der Regierung anzufragen.

Der Papſt Pius VI., der natürlich über dieſe Maßnahmen des Kaiſers ſehr erſtaunt war, verſuchte zuerſt, ob er nicht durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit Joſeph II. auf andere Gedanken bringen könnte. Er reiste daher im Februar 1782 nach Wien. Dieſe Reiſe machte ein großes Aufſehen, da man dergleichen ſeit Jahrhunderten nicht mehr gewohnt geweſen. Der Papſt wurde überall mit der größten Ehrerbietung empfangen: in Wien ſelbſt war er der Gegenſtand der lebhafteſten Aufmerkſamkeit: man drängte ſich an ihn, um ſeinen Segen zu empfangen oder zum Handkuſſe zugelaſſen zu werden. Auch der Kaiſer war gegen ihn ſehr zuvorkommend und freundlich. Aber der Zweck der päpſtlichen Reiſe wurde nicht erreicht. Joſeph ging von ſeinen Reformen nicht ab. Als der Papſt Wien verließ, um über München nach Rom zurückzukehren, begleitete ihn der Kaiſer bis zum Kloſter Mariabrunn. Sie beteten noch mit einander in der Kloſterkirche: Joſeph ſchien beim Abſchiede gerührt. Aber noch an demſelben Tage erſchienen kaiſerliche Bevollmächtigte, um das Kloſter aufzuheben. Von dieſer Zeit an wurde das Verhältniß zwiſchen Papſt und Kaiſer immer geſpannter. Beſonders geriethen ſie über die Beſetzung der geiſtlichen Würden in der Lombardei hintereinander: dieſe nahm der Kaiſer und der Papſt auf gleiche Weiſe für ſich in Anſpruch. Der Erſtere hatte aber die vollendete Thatſache für ſich voraus. Da übrigens der Papſt ſich nicht zufrieden geben wollte, ſo erſchien Joſeph plötzlich in Rom (Decbr. 1783). Er hatte damals die Abſicht, das Kirchenweſen ſeiner Monarchie gänzlich von Rom zu trennen, die Oberherrſchaft des Papſtes nicht länger anzuerkennen, eine deutſche Kirche zu gründen: Abſichten, wie wir uns erinnern, in welche ſelbſt die deutſchen Biſchöfe eingegangen wären. Doch kam es damals nicht ſo weit. Es wird erzählt, daß Joſeph insbeſondere durch den ſpaniſchen Geſandten Azara, dem er ſeine Gedanken mitgetheilt, davon abgebracht worden ſei. Vielleicht wirkte aber auch die Nachgiebigkeit des Papſtes ein, der wohl des Kaiſers Abſicht erfahren haben mochte. Denn es kam nun noch während der Anweſenheit Joſephs in Rom zwiſchen ihm und Pius VI. ein Vertrag zu Stande, in welchem der Papſt ſeine Rechte, die er bisher geltend gemacht, vollkommen an den Kaiſer abtrat. Bald darauf kam es jedoch zu neuen Mißhelligkeiten, die am Ende doch noch zu der Trennung der deutſchen Kirche von Rom führen zu können ſchienen.

Der Papſt hatte nämlich bei ſeiner Anweſenheit in München daſelbſt eine neue Nuntiatur errichtet, welcher die pfalzbaieriſchen und jülichbergiſchen Lande als Diſtrict angewieſen waren. Dies war ein Eingriff in die Rechte der deutſchen Erzbiſchöfe, der rheiniſchen, wie des ſalzburgiſchen. Sie ließen ſich das auch nicht gefallen, ſondern riefen den Schutz des Kaiſers an. Joſeph erwiederte, er habe dem Papſt ſofort erklären laſſen, wie er niemals geſtatten werde, daß die Erz- und Biſchöfe im Reich in ihren von Gott und der Kirche eingeräumten Diöceſanrechten geſtört würden; er betrachte die Nuntien nur als Abgeſandte in politiſchen oder dem Papſt unmittelbar vorbehaltenen Rechten, werde ihnen aber niemals Jurisdiction oder Judicatur geſtatten. Darauf hielten die Erzbiſchöfe eine Zuſammenkunft im Bad Ems (1786) und beſchloſſen dort die ſogenannte emſer Punctation, welche zum Zwecke hatte, den Anmaßungen des Papſtes ein für allemal den Riegel vorzuſchieben. „Der römiſche Papſt, ſagen ſie im Eingange der Beſchlüſſe, iſt und bleibt zwar immer der Oberaufſeher und Primas der ganzen Kirche, der Mittelpunkt der Einigkeit. Alle Katholiken müſſen ihm immer den kanoniſchen Gehorſam leiſten. Aber alle anderen Vorzüge und Reſervationen, die mit dieſem Primat in den erſten Jahrhunderten nicht verbunden, ſondern aus den nachherigen iſidoriſchen Dekretalen zum offenbaren Nachtheil der Biſchöfe gefloſſen ſind, können jetzt, wo die Unterſchiebung und Falſchheit derſelben hinreichend erprobt und allgemein anerkannt iſt, in den Umfang dieſer Jurisdiction nicht gezogen werden. Dieſe gehören vielmehr in die Claſſe der Eingriffe der römiſchen Curie und die Biſchöfe ſind befugt, ſich ſelbſt in die eigene Ausübung der von Gott ihnen verliehenen Gewalt, beſonders da keine dahin abzweckende Vorſtellungen bei dem päpſtlichen Stuhl bis jetzt gewirkt haben, unter dem Schutz des Kaiſers einzuſetzen.“ Man war alſo auf dem beſten Wege, den Einfluß des Papſtes auf die deutſche Kirche vollkommen zu beſeitigen: ſchon dachten die Kirchenfürſten an die Zuſammenberufung eines Nationalconciliums. —

Aber nicht nur die religiöſen Angelegenheiten beſchäftigten den Kaiſer: er wollte auch die materielle Wohlfahrt ſeiner Unterthanen fördern. Er hob im Jahre 1781 die Leibeigenſchaft in Böhmen, Mähren, Schleſien gänzlich auf; die Bauern durften nun frei heirathen, fortziehen, Handwerke erlernen, brauchten keine Hofdienſte mehr zu thun. Die Roboten und Naturalleiſtungen konnten abgelöſt werden*). Sodann dachte er an eine neue Steuerregulirung. Dabei leitete ihn der Grundſatz einer möglichſt gleichen Vertheilung der Abgaben, insbeſondere aber der Erleichterung der bäuerlichen Bevölkerung, während die Edelleute ſtrenger als bisher angezogen werden ſollten. Zu dieſem Ende ſollte alſobald eine Vermeſſung der Monarchie begonnen werden. Dagegen ſträubte ſich der Adel, und einer der adeligen Miniſter Joſephs, Chotek, weigerte ſich auch, die darauf bezügliche Verordnung zu unterſchreiben, da ſie dem Adel ſo viel Unrecht zufüge. Der Kaiſer griff aber, wie überall, entſchieden durch.

Und ſo änderte er an der Geſetzgebung — die Todesſtrafe wurde abgeſchafft — an der Gerichtsverfaſſung, die viel einfacher wurde, und wobei es dem Kaiſer beſonders darauf ankam, daß die Prozeſſe ſo ſchnell wie möglich erledigt wurden; an den Polizeieinrichtungen: eine Menge von Humanitätsanſtalten rief er ins Leben, Volksſchulen, Taubſtummeninſtitute, Krankenhäuſer, Gebähr- und Findelhäuſer; beſonders aber das Armenweſen wurde muſterhaft geordnet. Sodann förderte er Handel und Gewerbe: die Zwangsvorſchriften bei Zünften und Handwerken wurden aufgehoben; die öſterreichiſchen Conſuln im Ausland vermehrt; der Handel nach Oſtindien von den Niederlanden aus eifriger betrieben, ebenſo die Schifffahrt auf der Donau bis ins ſchwarze Meer u. ſ. w.

Dieſe umfaſſenden Reformen Joſephs II. hatten nun allerdings eine größere geiſtige Bethätigung ſeines Volkes zur Folge. Im Ganzen aber entſprach ſie doch nicht den Abſichten und den Hoffnungen des Kaiſers. Einmal nämlich muß man bedenken, daß das herangewachſene Geſchlecht, welches die Segnungen von Joſephs Reformen unmittelbar genießen konnte, noch an dem Druck der vorhergegangenen Zeiten litt, in welche ihre Jugend gefallen, und dann darf man nicht außer Augen laſſen, daß die Ausführung von den Reformen des Kaiſers ſehr hinter ſeinen Wünſchen zurückblieb, weil die Beamten, die den bisherigen Deſpotismus gewohnt waren, ſich nicht in Joſephs menſchenfreundliche und freiſinnige Gedanken hineinfinden konnten. Insbeſondere wollten ſie lange ſeine eigentlichen Abſichten bezüglich einer freien Bewegung der Preſſe nicht begreifen.

---

*) Biedermann a. a. O. S. 240, 241.

So ſpielt die öſterreichiſche Literatur in den achtziger Jahren nicht eben eine bedeutende Rolle. Sonnenfels (1733—1817), Denis (1729—1800), Maſtalier (1731—1795) ſind vor allen anderen zu nennen: ſie gehören aber noch der früheren Periode an. Unter den Jüngeren thaten ſich Blumauer (1755—1798), Alxinger (1755—1797) und Friedrich Auguſt Müller (1767—1807) hervor. Sonnenfels, eigentlich Rechtsgelehrter, war durch die Literaturbriefe angeregt, auf dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften auch etwas zu leiſten, daß Oeſterreich nicht ganz von dieſer Bewegung ausgeſchloſſen würde. Nach mannigfachen Schickſalen gelang es ihm (1763), die Profeſſur der politiſchen Wiſſenſchaften an der Hochſchule in Wien zu erhalten, wo er ſich aber durch ſeine Freimüthigkeit manche Feinde zuzog. Er war unermüdlich thätig, um die Literatur in Oeſterreich emporzubringen, gründete 1764 eine Wochenſchrift „der Vertraute“, die er jedoch wegen der Cenſur nicht fortſetzen konnte, ließ ſich aber nicht abſchrecken: 1765 verſuchte er es mit einer neuen Wochenſchrift: „der Mann ohne Vorurtheil“, und dies Mal war er glücklicher. Er weckte dadurch das Intereſſe an der Literatur, und, wie ſchon der Titel ſagt, an der freieren Richtung. Beſonders ließ er ſich angelegen ſein, das Theater aus der Rohheit zu reißen, in der es ſich damals befand. Schon 1768 wurde er zum Theatercenſor ernannt. Joſeph II. unterſtützte ihn in ſeinen Bemühungen: er gründete auch ein Nationaltheater (das heutige Hofburgtheater), ſorgte für gute Schauſpieler und gab ihnen die Mittel, ſich auszubilden. Sonnenfels war aber noch auf anderen Gebieten thätig. Er ſchrieb über die wichtigſten Gegenſtände in den Staatswiſſenſchaften, kämpfte ritterlich für die Abſchaffung der Tortur und für die Beſchränkung der Todesſtrafe, und erreichte wirklich, daß noch unter Maria Thereſia die Tortur abgeſchafft und die Todesſtrafe nur auf wenige Verbrechen beſchränkt wurde. Schon 1779 wurde er zum Hofrath bei der Hofkanzlei ernannt. Sonnenfels war einer der Männer, auf welche Joſeph beſonders zählte bei der Durchführung ſeiner Reformen. Denis war ein Anhänger der klopſtockiſchen Schule und ſuchte in dem Sinn derſelben den Geſchmack zu verbeſſern: auch Maſtalier, der wie Denis Oden dichtete. Alringer bildete ſich an Wieland heran, und dichtete Rittereyen. Blumauer, bekannt durch ſeine Traveſtie der Aeneis, ahmte in ſeinen Gedichten mehr Bürger nach.

Weit bedeutender, als die Poeſie, war ein anderer Zweig der Kunſt in Oeſterreich vertreten, nämlich die Muſik. Ja, man kann ſagen, daß Oeſterreich hierin alle anderen deutſchen Länder überholte: ſeine muſikaliſchen Fähigkeiten ſtehen in ihrem Fache auf derſelben Höhe, wie die Wieland, die Göthe und Schiller in der Poeſie. Faſt ſollte man meinen, als ob der fortſchreitende Geiſt der Zeit, der ſich in Deutſchland in ſo vielfachen Gebieten kund gab, in Oeſterreich, weil ihm dieſe Gebiete verſchloſſen waren, ſich mit um ſo größerer Kraft auf das einzige geworfen hätte, das noch offen ſtand, eben auf die Muſik. Denn eine innere Beziehung zwiſchen der Entwicklung der Muſik und der Literatur iſt offenbar vorhanden. So entſpricht der religiöſen Richtung der Bodmer und der Klopſtock die faſt gleichzeitige Thätigkeit der Sebaſtian Bach (1685—1750) und der Händel (1684—1759). Beide Tondichter waren Norddeutſche wie Klopſtock. Wie nun aber die Dichtung von dem Augenblicke an, wo ſie zur ächten Naturdichtung wurde, zu den Süddeutſchen überging, zu Wieland, Göthe, Schiller, ſo ſehen wir in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch die Tondichtung zu den Süddeutſchen, d. h. vorzugsweiſe zu den Oeſterreichern übergehen. Chriſtoph Gluck (1714—1787) war in dem Dorfe Weidenwang in der Oberpfalz geboren; Haydn (1732—1809) in Rohrau auf der Gränze von Ungarn und Oeſterreich; Wolfgang Mozart (1756—1791) in Salzburg. Vergleiche hinken: aber im Allgemeinen könnte man wohl ſagen, daß Gluck an Leſſing erinnert, Haydn mehr der Richtung Wielands entſpreche, Mozart aber ſich mit Göthe vergleichen ließe.

Aber auch die ernſteren Wiſſenſchaften hatten in den öſterreichiſchen Staaten manchen bedeutenden Vertreter. So in der Geſchichte Kollar, Pelzl, Dobrowsky, Rauch, Schmidt. Der letztere (1736—1794) war eigentlich kein geborner Oeſterreicher, ſondern aus dem Würzburgiſchen, wurde aber nach Wien berufen, wo er bald der

Director des Staatsarchivs und der Geſchichtslehrer des Thronfolgers wurde. Er hatte ſchon 1778 begonnen eine deutſche Geſchichte zu ſchreiben, welche für einen größeren Leſerkreis berechnet war und alſo den Einfluß vom Aufſchwung unſerer ſchönen Literatur auf die ernſtere beurkundete. Es kennzeichnet wieder Joſeph II. vortrefflich, was er zu dieſem Hiſtoriker ſagte. Schmidt meinte nämlich, daß das Vertrauen auf ſeine Unparteilichkeit durch den Eintritt in öſterreichiſche Dienſte etwas gelitten habe. Darauf erwiederte ihm Joſeph: „Das muß wohl von ſelbſt vergehen, zeigen Sie ſich nur feſt als den Alten; ſchonen Sie Niemanden, auch mich nicht, wenn Sie mit Ihrer Geſchichte ſo weit kommen; meiner Vorfahren und meine Fehler ſollen unſere Nachkommen belehren.“ Unter den Männern von allgemeiner wiſſenſchaftlicher Bildung iſt beſonders Ignaz von Born (1742—1791) zu nennen: namentlich als Naturforſcher hat er ſich hervorgethan. Er war ebenfalls einer der eifrigſten Anhänger der joſephiniſchen Reformen: 1783 ließ er ein ſatyriſches Werk gegen die Mönche erſcheinen, die Monachologie, in welchem er die verſchiedenen geiſtlichen Orden nach dem Linnéſchen Syſtem rangordnete. Auch Martini, Rautenſtrauch, Greiner Kieſel, Molinari, Riegger, Eybel, Eckhel, der Numismatiker, Schneller verdienen eine rühmende Erwähnung. —

Wie groß und umfaſſend aber auch die Thätigkeit des Kaiſers bezüglich der inneren Reformen ſeines Reiches war, ſo beſchränkte er ſich doch nicht blos darauf. Er hatte eben ſo ſehr die äußere Staatskunſt im Auge. Wir haben oben angedeutet, wie er unmittelbar nach dem Frieden zu Teſchen ſich der Kaiſerin Katharina von Rußland näherte, um ſie von Preußen abzubringen. Katharina ſchien darauf eingehen zu wollen. Es wird uns berichtet, daß ſie dem Kaiſer Rom, Italien, ja die Oberherrſchaft über das ganze weſtliche Europa angeboten habe, wenn er nichts gegen ihren Entwurf habe, das alte griechiſche Kaiſerthum wieder herzuſtellen, und mit ihrem zweiten Sohne Konſtantin zu beſetzen. Zwar wurde vorderhand noch nichts Beſtimmtes zwiſchen beiden Herrſchern ausgemacht; aber alle Bemühungen Friedrichs II., die Kaiſerin für ſich günſtig zu ſtimmen, waren doch auch vergebens; und im Jahr 1783 kam zwiſchen Joſeph und Katharina in der That ein Vertheidigungsbündniß zu Stande. Das heißt: Joſeph hatte nun nichts weiter gegen ihre Eroberungen auf Koſten der Türkei, da er ſein Augenmerk auf den Weſten gerichtet.

Hier gerieth er zuerſt in Händel mit Holland.

Bei Gelegenheit des utrechter Friedens (im Jahr 1715) war zwiſchen Oeſterreich und den vereinigten Niederlanden der ſogenannte Barrieretractat geſchloſſen worden. Darnach verband ſich der Kaiſer, von den ſpaniſchen Niederlanden nie etwas der Krone Frankreich oder ſonſt Jemanden abzutreten. Ferner ſollten die Holländer und der Kaiſer zuſammen 35,000 Mann in den ſpaniſchen Niederlanden halten: und in die feſten Plätze an der Gränze Frankreichs ſollten gemiſchte öſterreichiſch-holländiſche Beſatzungen gelegt werden, ſo namentlich in Dendermonde, Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern, Fort Knocke. Für die Unterhaltung der holländiſchen Truppen in den ſpaniſchen Niederlanden verpflichtete ſich der Kaiſer zu einem jährlichen Beitrage von einer halben Million Reichsthaler. Dieſer Tractat dauerte bis zum ſiebenjährigen Kriege. Während deſſelben hatten die Holländer ihre Truppen aus den Barriereplätzen zurückgezogen, weil ſie weder mit den Engländern noch mit den Franzoſen zuſammenſtoßen wollten. Aber nach demſelben kehrten ſie wieder dahin zurück. Zwar behauptete man öſterreichiſcher Seits, durch die Zurückziehung der Truppen hätten die Holländer den Vertrag von ſelbſt aufgehoben: wie ſie jedoch auf dem Vertrage beſtanden, ſo gab Maria Thereſia nach. Joſeph II. aber ſah die Sache ganz anders an. Ihm war eine fremde Beſatzung in ſeinen Feſtungen ſehr unangenehm. Er erklärte alſo den Holländern, er werde die niederländiſchen Feſtungen ſchleifen laſſen. Vergebens wendeten dieſe ein, daß der Barrieretractat ja zum Schutze der Holländer gegen Frankreich geſchloſſen worden ſei. Joſeph ließ ſich nicht irren: die Feſtungen wurden 1782 geſchleift, und die Holländer zogen ihre Beſatzungen zurück.

Damit war aber Joſeph keineswegs zufrieden. Er verlangte jetzt von ihnen Oeffnung der Schelde und Herausgabe einiger Landesſtriche, welche ſie ſich im Laufe der Zeiten widerrechtlich angemaßt hätten. Auch ließ er wirklich einige der ſtreitigen Forts beſetzen, erklärte jedoch auf dieſe verzichten zu wollen, wenn die Sperrung der Schelde aufgehoben würde. Ja, ehe ſich die Holländer darüber erklärt, betrachtete er ſeinen Vorſchlag bereits als angenommen, und ließ die Schelde durch zwei öſterreichiſche Schiffe befahren (1784). Die Holländer aber ſchoſſen auf dieſe Schiffe und nahmen ſie weg. Jetzt erklärte der Kaiſer den Krieg und ließ 30,000 Mann nach den Niederlanden aufbrechen. Da legte ſich Frankreich ins Mittel und nach langen Unterhandlungen kam am 20. September 1785 ein Vertrag zu Stande, wonach die Holländer zwar die Sperrung der Schelde behaupteten, aber an den Kaiſer 9 Millionen herauszahlten, von denen die Hälfte Frankreich übernahm: außerdem mußten ſie noch zwei Gränzdiſtricte abtreten, einige Forts ſchleifen und die Hoheit des Kaiſers über die Schelde von Antwerpen bis Saftingen anerkennen.

Noch ehe dieſe holländiſchen Streitigkeiten erledigt waren, dachte Joſeph II. daran, den baieriſchen Erwerbungsplan, von dem er im Jahre 1779 hatte abſtehen müſſen, wieder aufzunehmen. Nur ſollte er diesmal eine etwas andere Geſtalt erhalten. Joſeph ließ nämlich dem Kurfürſten Karl Theodor einen Tauſch anbieten: er ſollte dem Kaiſer Baiern abtreten gegen die öſterreichiſchen Niederlande mit Ausnahme von Luxemburg und Namur Der Kurfürſt war bald für den Plan gewonnen. Auch mit Frankreich und mit Rußland wurde deßhalb unterhandelt, und beide ſchienen nicht nur nichts gegen den Plan zu haben, ſondern Rußland verwendete ſich ſogar ſehr eifrig für die Wünſche des Kaiſers, um ihm einen Gegendienſt zu thun für die Rußland freundliche Rolle, die er im Orient ſpielte. Der ruſſiſche Geſandte, Romanzoff, erhielt den Auftrag, den Erben Karl Theodors, den Herzog Karl von Zweibrücken, zu bearbeiten. Er verſprach demſelben im Namen des Kaiſers für ſeine Einwilligung eine Million, deſſen Bruder Maximilian eine halbe: der Kurfürſt ſollte anderthalb bekommen: überdies die Niederlande zu einem Königreiche Burgund erhoben werden. Er rieth dem Herzog, dem Vertrag ja ſeine Zuſtimmung zu geben, da derſelbe jedenfalls durchgeſetzt werden würde: denn Frankreich und Rußland ſeien dafür. Dieſe Vorſchläge wurden von Romanzoff dem Herzog Karl im Anfang Januar 1785 unterbreitet. Der Letztere war ſehr beſtürzt darüber und bat ſich Bedenkzeit aus. Sie wurde ihm auf acht Tage zugeſtanden.

Wir haben früher ſchon von den Entwürfen Joſephs II. bezüglich Deutſchlands geſprochen*). Seit dem Jahre 1780 waren nun noch manche Dinge dazu gekommen, welche die Befürchtungen derer, die ihm einen Umſturz der Reichsverfaſſung zutrauten, zu beſtätigen vermochten. Seit dem Scheitern ſeiner Entwürfe bezüglich der Verbeſſerung des Reichsgerichtsweſens, war ihm die Verfaſſung zum Eckel geworden, und er machte daraus gar kein Hehl. Er war aber nicht geſonnen, ſich durch dieſelbe in der Verfolgung ſeiner Entwürfe abhalten zu laſſen: in Großem und Kleinem ſetzte er ſich über ſie hinweg. Prozeſſe, welche das Reichskammergericht bereits entſchieden hatte, zog er noch einmal vor den Reichshofrath. Ferner ſuchte er ein altes Recht der Kaiſer, in jedem deutſchen Stift einem Laien Unterhalt anzuweiſen (Panisbriefe, Brodbriefe) wieder hervor, und übte daſſelbe in einer auffallenden Ausdehnung aus. Auf alle Stifte wurden ausgediente Soldaten, Hof- und Staatsbeamte angewieſen, ſogar den Stiften aufgegeben, den Paniſten ſtatt der Naturalverpflegung Geldſummen zu verabreichen, den ſchwäbiſchen ſogar zugemuthet, dem Kaiſer dafür, daß ſie ſeit langer Zeit von dieſer Laſt frei geweſen, eine bedeutende Summe nachzuzahlen. Im ſchwäbiſchen Kreiſe wurden verſchiedene Verſuche gemacht, die dortigen Reichsſtände auf irgend eine Weiſe in ein Unterthanenverhältniß zu Oeſterreich zu bringen, und in Bezug auf Würtemberg ging ſogar das Gerücht, daß der Kaiſer damit umgehe, dieſes Land, wie Baiern, gegen Modena einzutauſchen. Gegen die angränzenden geiſtlichen Reichsſtände verfuhr er beſonders willkürlich. Der Biſchof von Paſſau hatte noch Diöceſanrechte in Oeſterreich. Im Jahre 1783 aber trennte Joſeph den ganzen in Oeſterreich gelegenen Theil des paſſauer Sprengels los, und wendete ihn theils dem Erzbisthum Wien, theils dem Bisthum Linz zu. Auch Güter beſaß das Stift Paſſau in Oeſterreich: ſie wurden ihm ebenfalls genommen. Das Capitel beklagte ſich beim Kaiſer und nannte dies Verfahren eine Verletzung der Wahlcapitulation. Es half nichts. Es wandte ſich an den Reichstag. Da aber ließ ihm der Kaiſer ſagen, wenn es die dort angebrachte Klage nicht ſofort zurücknehme, ſo würde das Hochſtift und das ganze Reich eine ſtarke

---

*) Seite 299 folg.

Erſchütterung erleiden. Das eingeſchüchterte Capitel nahm alſo die Klage zurück, ſuchte aber unterdeſſen heimlich nach Hülfe, jedoch vergebens. Der neue Biſchof, ein öſterreichiſcher Unterthan, verglich ſich endlich mit dem Kaiſer nach ſeinem Willen, zahlte ihm 400,000 Gulden, und erhielt die Güter im Oeſterreichiſchen wieder zurück, nicht aber die abgeriſſenen Theile des Sprengels. Ebenſo wurden den Biſchöfen von Lüttich, von Conſtanz, von Chur, von Regensburg, von Salzburg ihre Diöceſanrechte im Oeſterreichiſchen genommen und dieſe den Landesbiſchöfen zugetheilt. Kein Zweifel: alle dieſe Maßnahmen waren Verletzungen der Verfaſſung. Aber noch hatte ſich Niemand dem Kaiſer mit Erfolg widerſetzt. Gelang vollends die Erwerbung Baierns, ſo ſchien er bald am Ziele ſeiner Wünſche zu ſein.

20. Der Fürſtenbund. Friedrichs II. Tod.

Bis hieher war Joſeph II. ſo ziemlich Alles gelungen. Er hatte ſeine inneren Reformen ins Werk geſetzt, welche, einmal befeſtigt, die Kraft ſeiner Länder um ein Beträchtliches erhöhen mußten; er war mit ſeinen Vergrößerungsplanen in gutem Zuge, und die Furcht vor ſeiner rückſichtsloſen Thatkraft ſchien im Reiche doch ſo groß zu ſein, daß er wohl hoffen durfte, auch ferner damit durchdringen zu können.

Aber jetzt tritt eine Wendung der Dinge ein. Ein außerordentlicher Widerſtand gegen alle Entwürfe des Kaiſers kommt zu Tage. Er iſt zunächſt gegen ſeine baieriſchen Plane gerichtet.

Der Herzog Karl von Zweibrücken hatte, nachdem er die Vorſchläge des Grafen Romanzoff vernommen, nichts Eiligeres zu thun, als ſich an den König von Preußen zu wenden, und ihn um Beiſtand zu bitten. Denn er dachte nicht daran, in den Tauſchhandel einzugehen. Friedrich II., wie keiner eiferſüchtig auf Joſephs II. Plane und Vergrößerungsgelüſte, war entſchloſſen, ihnen entgegenzutreten. Er ließ der Kaiſerin Katharina ſagen, er werde ſich dem baieriſchen Tauſchhandel mit aller Kraft widerſetzen: ſie möge doch nicht ihr eigenes Werk, den teſchener Frieden, zerſtören. Katharina antwortete bald. Es ſei nicht ihre Abſicht, dem Frieden von Teſchen entgegen zu handeln, oder den Herzog von Zweibrücken zwingen zu wollen, irgend etwas einzugehen, was er ſeinem Intereſſe zuwider finde. Sie habe nur den Tauſch für annehmbar gehalten, und ihn daher unterſtützt. Wenn aber der Herzog nicht darauf eingehen wolle, ſo ſei die Sache erledigt: der Kaiſer ſelbſt werde nicht mehr darauf beſtehen. Eine ähnliche Erklärung gab auch Frankreich ab, die zweite jener Mächte, die den Frieden zu Teſchen verbürgt hatten. Und endlich ertheilte ſelbſt Joſeph II. eine beruhigende Verſicherung.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß den beiden fremden Mächten die Weigerung des Herzogs von Zweibrücken und die Einmiſchung Friedrichs II. ſehr erwünſcht gekommen. Denn eigentlich konnte die Erſtarkung Oeſterreichs keineswegs in ihrem Intereſſe liegen. Die Kaiſerin Katharina zumal hatte ſich dem Kaiſer in dieſer Sache nur deßhalb willfährig gezeigt, damit er ihre Entwürfe im Orient unterſtütze. Und ſie verließ ſehr eilfertig ſeine Partie, nachdem ſie nur auf einigen Widerſtand geſtoßen. Frankreich aber hatte viel zu häufig erfahren, welch guter Bundesgenoſſe der Herzog von Baiern für es geweſen, als daß es dieſes Land an Oeſterreich hätte überlaſſen mögen. Dieſe Verhältniſſe lagen auf platter Hand, und Friedrich II. kannte ſie recht gut. Er mußte ſich ſagen, daß Frankreich und Rußland den Kaiſer in dieſer Frage auf keinen Fall unterſtützen würden. Aber wie? wenn Joſeph II. auch ohne den Beiſtand dieſer Mächte, auf eigene Fauſt den liebgewonnenen Plan ins Werk ſetzen wollte? oder wenn er überhaupt auf die eine oder andere Art ſeine Vergrößerungsplane auf Koſten der deutſchen Reichsſtände fortſetzte? Gegen dieſe Möglichkeit mußte Abhülfe getroffen werden.

Friedrich II. war ſchon im Oktober 1784 auf den Gedanken gekommen, einen Bund zwiſchen den mächtigſten deutſchen Fürſten zu ſtiften, „um dem Umſturz der deutſchen Verfaſſung und Freiheit entgegen zu treten und jedes Mitglied des Reichs bei dem freien und ruhigen Genuß ſeiner Beſitzungen und Rechte zu handhaben“. Auch entwarf er bereits den Entwurf eines ſolchen Fürſtenbundes, und ſein Miniſter Herzberg verfertigte eine Denkſchrift darüber.

Jetzt wurde dieſer Gedanke eifriger betrieben. Zunächſt wandte ſich Friedrich an die Kurfürſten von Hannover und Sachſen (1785 März): dieſe gaben dem Antrag ihren Beifall und im Juni kamen ihre Bevollmächtigten in Berlin zuſammen, um den Bund abzuſchließen.

So geheim auch die Unterhandlungen gepflogen wurden, ſo waren ſie doch dem kaiſerlichen Hofe bekannt geworden. Kaunitz erließ ſchon im April ein Rundſchreiben an die öſterreichiſchen Geſandten im Reich: ſie ſollten den Verleumdungen von Seite Preußens entgegen treten, und im Mai machte er eine Anſtrengung, den beabſichtigten Fürſtenbund im Keime zu erſticken. Er ließ nämlich allen Reichsſtänden, welche Beſorgniſſe wegen gefährlicher Abſichten von irgend einer Seite hätten, eine Verbindung mit dem Reichsoberhaupte ſelbſt anbieten. Dieſer Vorſchlag wurde (Juni) auch auf dem Reichstage vorgebracht: über dem beſtehenden geſetzmäßigen Reichsverband ſollte noch eine innigere Vereinigung zwiſchen Kaiſer und Ständen erfolgen.

Aber dieſer Vorſchlag wurde von keinem einzigen Reichsſtand angenommen: auch die wiederholten Abmahnungen des Kaiſers vor dem Fürſtenbund, der wider die Reichsgeſetze ſei, hatten keine Wirkung. Im Gegentheil: die Fürſten fühlten nur noch mehr das Bedürfniß, ſich an den König von Preußen anzuſchließen, der allein ihr ferneres Daſein verbürgen könnte und wollte. Und auch die Stimmung in der Nation war weit mehr gegen, als für Joſeph: einmal weil man ſeit Jahrhunderten gewohnt war, in den Habsburgern die gefährlichſten Gegner der ſogenannten deutſchen Freiheit zu ſehen, von der natürlich jetzt auch wieder viel die Rede war; zweitens, weil die proteſtantiſche Partei — trotz der Reformen des Kaiſers — in ihm eben doch nur einen katholiſchen Fürſten ſah, während ſie den König von Preußen als ihren natürlichen Beſchützer betrachtete; drittens, weil, wie wir geſehen, ein eigentliches nationales Bewußtſein der öffentlichen Meinung abhanden gekommen war: man hatte nicht einmal mehr das Bedürfniß, ein einziges großes Reich zu bilden, dem zu Liebe man anfangs ein klein wenig Willkür gerne mit in den Kauf genommen hätte: ſondern man lebte nur in weltbürgerlichen Ideen, denen die damalige Verfaſſung Deutſchlands zuträglicher zu ſein ſchien, als die Gründung eines großen öſterreichiſch-deutſchen Reiches. Daher denn die Erſcheinung, daß für den deutſchen Fürſtenbund ungleich mehr Schriften erſchienen ſind, als gegen denſelben, und daß mehrere der ausgezeichnetſten Schriftſteller der damaligen Zeit offen die Feder für ihn ergriffen haben, ſo Johann von Müller.

Am 23. Juli 1785 wurde in Berlin der Fürſtenbund wirklich abgeſchloſſen, zunächſt nur zwiſchen Preußen, Hannover, Sachſen. Der Inhalt deſſelben war folgender. Die drei Kurfürſten wollten ſich die Aufrechthaltung und Befeſtigung des deutſchen Reichsſyſtems nach den Reichsgeſetzen zum unveränderlichen ſorgfältigen Augenmerk nehmen, und zu dem Ende ein vollkommenes Einverſtändniß und vertrauliche Correſpondenz unterhalten; vor Allem wollen ſie dahin arbeiten, daß die Reichsverſammlung in geſetzmäßiger Thätigkeit erhalten werde, daß die Reichsgerichte bei geſetzmäßiger Ordnung verbleiben, daß die Reichskreiſe in ihrem Beſtand nicht verletzt werden; ſodann aber, daß ſämmtliche Stände des Reichs bei ihren Landen und Gerechtſamen, auch Haus- Familien- und Erbfolgeverfaſſungen unbeſchwert und ungekränkt belaſſen und dabei auf keinerlei Weiſe beunruhigt werden. Sollten die ſich verbindenden Kurfürſten bemerken, daß in dem einen oder andern Stücke der Reichsverfaſſung und den reichsſtändiſchen Gerechtſamen entgegengehandelt oder etwas dagegen beabſichtigt würde, ſo ſollen ſie ſich hinfort in ihren Maßregeln vereinigen und durch alle verfaſſungsmäßigen Mittel ein ſolches zu hintertreiben ſuchen, und über die etwa weiter erforderlichen kräftigen und wirkſamen Maßregeln ſich unter einander verſtehen und ſelbige mit allem Nachdruck und möglichſter Thätigkeit zur Ausführung bringen. Jeder Stand, ohne Unterſchied der Religion, ſoll dieſer Verbindung beizutreten eingeladen werden. In geheimen Artikeln wurde die thätige Hülfe feſtgeſetzt, welche die drei Kurfürſten zu ſtellen hätten, wenn es zum Kriege käme, und ſodann gemeinſchaftliches Einverſtändniß beſchloſſen bezüglich der künftigen Kaiſerwahl und der Wahlcapitulation.

Dem Bunde ſind noch im Jahre 1785 folgende Fürſten beigetreten: der Kurfürſt von Mainz Karl Joſeph von Erthal, der Herzog Karl von Zweibrücken, der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der Fürſt Leopold Friedrich von Anhalt-Deſſau, der Fürſt von Anhalt-Köthen, der Fürſt von Anhalt-Bernburg, der Landgraf

Friedrich II. von Heſſen-Kaſſel, der Markgraf Karl Alexander von Ansbach-Baireuth, der Herzog Ernſt II. von Gotha, der Herzog Karl Auguſt von Weimar, die Herzoge von Mecklenburg, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, der Fürſtbiſchof Friedrich von Osnabrück. Es waren alſo faſt alle größeren weltlichen Fürſten Mitglieder des Bundes geworden; nur Würtemberg, Heſſen-Darmſtadt, Oldenburg, Anhalt-Zerbſt haben den Beitritt verweigert: ſie ſtanden damals in engeren verwandtſchaftlichen Beziehungen zu Oeſterreich und Rußland. Die geiſtlichen Fürſten (mit Ausnahme des von Mainz), die kleineren weltlichen, die Grafen und die Reichsſtädte wurden gar nicht eingeladen, weil man ihre Bedenklichkeiten kannte, und weil ſie dem Bunde doch von keinem weſentlichen Vortheil geweſen wären.

Durch die Errichtung des Fürſtenbundes wurden die weiteren Entwürfe des Kaiſers, ſich auf Koſten irgend eines deutſchen Landes zu vergrößern oder im Innern des Reichs eine weſentliche Veränderung zu Gunſten der kaiſerlichen Macht vorzunehmen, auf das Beſtimmteſte vereitelt. Nach dieſer Seite hin mußte alſo Joſeph ſeine Abſichten aufgeben. Und ſo iſt es auch diesmal Friedrich II. gelungen, das drohende Uebergewicht Oeſterreichs zu beſeitigen, und das Reich bei ſeiner elenden Verfaſſung zu erhalten. Daß es dem Könige von Preußen nicht um dieſe zu thun war, die er verachtete, ſondern nur um ſein eigenes Intereſſe, welches zufällig mit der Erhaltung der Reichsverfaſſung zuſammenhing, ſagten ſelbſt ſeine damaligen Vertheidiger. Unter andern Umſtänden würde er ſich kein Gewiſſen daraus gemacht haben, eben ſo zu verfahren, wie Joſeph II. Als dieſer zur Zeit des Erbfolgekriegs ſcherzend die Worte hingeworfen, es ſei am gerathenſten, wenn Oeſterreich den Süden, Preußen den Norden von Deutſchland ſich zueigne, ſo wurden dieſe Worte von Friedrich aufgegriffen: und im Jahre 1780 wurde ſein Bruder zum Kaiſer geſchickt, um die Theilungsentwürfe bezüglich Deutſchlands weiter zu beſprechen. Wäre der Kaiſer darauf eingegangen, ſo würde kein Fürſtenbund geſchloſſen worden ſein. So aber hielt ſich Joſeph damals für ſtark genug, unter dem Rückhalt Rußlands, auch ohne und wider Preußen ſeine Plane zu verfolgen, die dann freilich nur einen noch kräftigeren Widerſtand Preußens hervorriefen.

Daß man bei dem Fürſtenbunde nicht ſowohl den Schutz Deutſchlands als vielmehr die Schwächung Oeſterreichs im Auge gehabt, geht auch aus einer Ausführung einer der damaligen Denkſchriften hervor. Hier hieß es: „es ſei für das Gleichgewicht Europas von der äußerſten Wichtigkeit, daß Frankreichs Macht gegen Oeſterreich nicht allzu ſehr geſchwächt werde. Allen Mächten müſſe daher daran gelegen ſein, daß Oeſterreich ſeine ſchwache Seite durch den Beſitz der Niederlande nicht verliere, und durch den Erwerb von Baiern nicht Frankreich für immer außer Stand ſetze, im deutſchen Reiche Bundesgenoſſen zu haben, und wenn unter dieſen, wie natürlich, der Regent Baierns ſich befinde, durch den Beſitz der Donau geſichert, bis ins Herz der öſterreichiſchen Staaten einzudringen." Wo blieb da die deutſche Einheit?

Die Schließung des Fürſtenbundes war das letzte Werk Friedrichs des Großen. Ein Jahr darauf, am 17. Auguſt 1786, endete er ſein Leben, in einem Alter von 74 Jahren. Obwohl man auf dieſes Ereigniß ſchon lange gefaßt war — denn er kränkelte mehrere Monate lang — ſo machte es doch allenthalben den tiefſten Eindruck. Selbſt ſeine Gegner vernahmen die Kunde mit Rührung, mit vollkommener Anerkennung ſeiner Größe. „Wann", rief Kaunitz aus, „wann wird ein ſolcher König das Diadem wieder zieren!"

21. Rückſchritte in Baiern und Preußen. Verfolgung der Illuminaten. Allgemeiner Widerſtand gegen Joſeph II. Letzte Jahre und Tod.

Die Schließung des Fürſtenbundes bildet in vielfacher Hinſicht einen Wendepunkt in unſerer Geſchichte. Von jetzt an drängten ſich Schlag auf Schlag Ereigniſſe, welche ſämmtlich darauf abzielten, den auf ſo vielen Gebieten erfolgten Aufſchwung der Nation wieder zurückzudrängen.

Betrachten wir zunächſt das Schickſal jener Beſtrebungen der rheiniſchen Erzbiſchöfe, die Unabhängigkeit der deutſchen Kirche wieder herzuſtellen. Die emſer Punctation erfolgte gerade ein Jahr nach der Schließung des Fürſtenbundes, und der Erzbiſchof von Mainz war ja, wie wir geſehen, ein Mitglied des letzteren. Begreiflich waren dem Kaiſer ſeit dem Widerſtande, den er neuerdings wieder erfahren, die Reichsangelegenheiten noch unangenehmer geworden, als bisher. Dies iſt auch der Grund, warum er ſich der emſer Punctation nicht eifriger angenommen hat, als er wirklich gethan. Uebrigens wies er die Sache keineswegs von ſich, ſondern ſetzte einen Reichshofrathsausſchuß nieder, um über dieſelbe ein Gutachten auszuarbeiten, zugleich erinnerte er aber die Erzbiſchöfe, daß ſie ſich auch mit den Biſchöfen und ebenſo mit den weltlichen Reichsſtänden ihres erzbiſchöflichen Sprengels verſtändigen möchten. Dieſe Verſtändigung erfolgte aber nicht. Im Gegentheile: zwiſchen ihnen und den Erzbiſchöfen trat eine Spannung ein, die beſonders durch den päpſtlichen Hof unterhalten ward. Ja, der letztere wandte ſich in dieſer Sache ſogar an den Vertreter des Proteſtantismus in Deutſchland, an den preußiſchen Hof, um von ihm Schutz gegen den katholiſchen Kaiſer und gegen die Abſichten der Erzbiſchöfe zu erhalten, und ſo ſehr hatte die Eiferſucht gegen Joſeph II. den Hof von Berlin verblendet, daß er wirklich ſich des Papſtes annahm. Der Einwirkung des preußiſchen Hofes in Verbindung mit dem pfalzbaieriſchen iſt es zuzuſchreiben, daß der ganze Plan der Erzbiſchöfe vereitelt ward. Das Gutachten des Reichshofrathsausſchuſſes unterblieb, und ſomit fiel die Sache von ſelbſt.

Zur Zeit der Schließung des Fürſtenbundes erfolgte ein weiterer Rückſchritt in Baiern, der aber ſeine Wirkungen über ganz Deutſchland ausdehnte. Wir meinen die Aufhebung und Verfolgung des Illuminatenordens.

Der Orden hatte allerdings in ſich ſelbſt keinen Halt. Er war aus zu verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, als daß ſich je eine durchgreifende Zuſammenwirkung hätte ermöglichen laſſen. Außerdem ſpielte Selbſtliebe, Eitelkeit, Herrſchſucht, Fehler welche bei allen geheimen Verbindungen der damaligen Zeit an der Tagesordnung waren, bei den Führern des Ordens eine zu große Rolle. Schon im Jahre 1784 war daher ſchon eine Trennung eingetreten, in deren Folge namentlich die norddeutſchen Mitglieder ſich von Weishaupt trennten. Wie dem aber auch ſein mag: die Verfolgung, welche jetzt über den Orden verhängt wurde, war durch den Jeſuitismus und durch die rückſchreitende Partei bewirkt worden: man haßte in ihm die Richtung, den Trieb nach Aufklärung.

Der Orden wurde beim Kurfürſten von Baiern von ehemaligen Mitgliedern deſſelben, die ſich wie es ſcheint von vornherein nur aus böſer Abſicht hatten aufnehmen laſſen, verrathen: er wurde der Irreligion, der Sittenverderbniß, der Staatsverrätherei, der Giftmiſcherei, des verſuchten Meuchelmords beſchuldigt. Man ging übrigens ſehr vorſichtig und langſam gegen ihn zu Werke. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen worden waren, wurde der Orden im Jahre 1785 verboten, und dann eine Treibjagd gegen die ehemaligen Mitglieder deſſelben veranſtaltet. Es waren, wie geſagt, die gebildeteſten und ausgezeichnetſten Männer des Landes darunter. Diejenigen, deren man habhaft wurde, wurden auf die widerrechtlichſte Weiſe behandelt, ihrer Aemter entſetzt, ins Gefängniß geworfen, theilweiſe ihre Güter eingezogen, und überall auf die barbariſchſte Weiſe gegen all' die Männer verfahren, die irgendwie den Fortſchritt und die Aufklärung begünſtigt hatten. Weishaupt und noch mehrere andere retteten ſich übrigens. Jener fand Schutz bei dem Herzog Ernſt von Gotha, andere wurden bereitwillig von Joſeph II. aufgenommen, der ihnen Anſtellungen ertheilte. Auch der Herzog Karl von Zweibrücken nahm ſich ihrer an.

Die Verfolgung der Illuminaten erſtreckte ſich aber nicht blos auf Baiern. Auch im Norden wurde nun gegen ſie verfahren. Schon Friedrich II. waren ſie verdächtig vorgekommen und er machte ſogar nach Baiern Mittheilungen darüber. Aber erſt unter ſeinem Nachfolger begann die eigentliche Verfolgung. Sie war zwar nicht ſo hart, wie in Baiern, weil die Illuminaten im Norden mit den Freimauern zuſammenhingen, die man ſchonen wollte. Nichts deſtoweniger wurden ſie verhört, unter polizeiliche Aufſicht geſtellt, ihre Briefe erbrochen und ein allgemeines Spionirſyſtem eingerichtet.

Aber die preußiſche Regierung war noch in anderer Beziehung eine Vertreterin des Rückſchritts geworden.

Friedrich II. hatte keine Kinder. Es folgte ihm alſo der Sohn ſeines älteſten Bruders, Friedrich Wilhelm II. (1786—1797). Dieſer hatte ſich ſchon in früher Jugend den zügelloſeſten Ausſchweifungen ergeben, und ſich dadurch moraliſch zu Grunde gerichtet.

Von Natur ohnedieß ſchwach, ließ er ſich willenlos von ſeiner Umgebung leiten, und in dieſe wußten ſich Leute einzudrängen, die ſchon bei den Lebzeiten Friedrich des Großen einen Widerſtand gegen deſſen Grundſätze gebildet hatten, namentlich in religiöſer Beziehung. Sie beeilten ſich jetzt, eine ganz andere Ordnung der Dinge an die Stelle der bisherigen zu ſetzen. Das waren die Pietiſten Wöllner und Biſchofswerder. Es gelang ihnen um ſo leichter, den König in ihre frömmelnde, rechtgläubige und glaubenseifrige Richtung hineinzutreiben, als ja bekanntlich Ausſchweifung und Frömmelei nahe verwandt ſind. Uebrigens gab der König bei all ſeiner Frömmigkeit den ausſchweifenden Lebenswandel nicht auf, ſondern hielt ſich neben ſeiner Gemahlin eine Menge von Beiſchläferinnen und Maitreſſen, die denn Scandal genug verurſachten. Schon im Jahre 1788 erließ der König das Cenſur- und Religionsedict, welches der unter Friedrich II. gegoltenen Gewiſſensfreiheit den Todesſtoß verſetzen ſollte. Darnach ſollte die alte Rechtgläubigkeit mit Gewalt wieder eingeführt werden. Alle Geiſtlichen, die von den Lehren der ſymboliſchen Bücher abwichen, wurden mit Entſetzung bedroht. Eine Prüfungsbehörde unter Wöllners unmittelbarer Leitung ſollte die Wirkung des Edicts ſichern. Es wurden Spione im Lande herumgeſchickt, um die aufkläreriſchen Prediger aufzuſpüren und anzuklagen. Die bekannteren Vertreter der Aufklärung wurden zum Rücktritte vermocht, wie Spalding, oder förmlich abgeſetzt, wie Teller. Man verfuhr alſo in Preußen ohngefähr ebenſo, wie in Baiern.

Die Verfolgung der Illuminaten in Baiern, der Rückſchritt in Preußen, und ſo manche andere Dinge äußerten denn doch eine ganz gewaltige Rückwirkung auf die Preſſe. Sie, die in den ſiebenziger und Anfang der achtziger Jahre einen ſo kühnen Anlauf genommen hatte, wurde nun eingeſchüchtert, oder, wo dieſes nicht der Fall, geknebelt. So wurden die ſchlözeriſchen Staatsanzeigen, die, wie wir geſehen, eine Macht gebildet, jetzt auf einmal zahm, und die hannöveriſche Regierung, die ſie bisher gegen auswärtige Reclamationen geſchützt, erklärte jetzt geradezu, daß ſie das, was die anderen Regierungen an Schlözers Zeitſchrift getadelt, nicht mehr dulden werde. Die Exjeſuiten hoben überall wieder ihr Haupt empor: die Aufklärung in den geiſtlichen Fürſtenthümern ſollte der alten Unduldſamkeit weichen, und proteſtantiſche wie katholiſche Fürſten wurden von den Feinden des Fortſchritts umſponnen.

Am traurigſten aber waren die Widerſtände, welche Joſeph II. mit ſeinen Reformen erfahren ſollte.

Von vornherein hatte er mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als Friedrich II. Dieſer fand eigentlich gar keine Widerſtände vor. Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit war es gewohnt, ſich unter den Willen des Herrſchers zu beugen: außerdem war ja ſelber ein großer Theil derſelben in einer der Friedrichiſchen ähnlichen geiſtigen Entwicklung begriffen; den Adel begünſtigte er, wie wir ſahen; und was die Maſſe des Volkes anbetrifft, ſo hatte dieſes nur Urſache, ſich der Vorſorge des Königs zu freuen. Joſeph II. aber hatte bei ſeinen Reformen die zwei mächtigſten und einflußreichſten Stände gegen ſich, die Geiſtlichkeit und den Adel; und das Volk, deſſen Beſten eigentlich ſeine Reformen galten, und das ihn auch hätte unterſtützen können, war doch durch den Einfluß der Pfaffen und den Druck des Adels ſo verwahrloſt, daß es die Abſichten des Kaiſers nicht einmal begriff. Dazu kam noch, was wir bereits angeführt, daß Joſeph von ſeinen eigenen Beamten verrathen und verkauft war. Auch würde ein vorſichtigeres langſameres und allmähligeres Verfahren des Kaiſers wohl von weniger Nachtheilen begleitet geweſen ſein. So aber konnte er das ganze Gebäude ſeiner Verbeſſerungen nicht ſchnell genug aufgerichtet ſehen, und verſäumte darum einen ſicheren dauerhaften Grund zu legen. Selbſt die Hochherzigkeit des Kaiſers ſchlug zu ſeinem Unheil aus. Die Preßfreiheit, die er gewährt, wurde von den Feinden der neuen Ordnung auf das Beſte ausgebeutet, um dieſe den Maſſen verdächtig zu machen und den Kaiſer ſelbſt herunterzuziehen.

Vor Allem war es die Geiſtlichkeit, welche unermüdlich ſchürte, und leider! hatte ſie eben noch einen ſo ungeheuren Einfluß auf das Volk, daß ihre Umtriebe auf keinen unfruchtbaren Boden fielen. Hohe und niedere Geiſtliche — ſie waren alle durch die Reformen tief verletzt, ja auch materiell benachtheiligt — ſo führte der Kaiſer die ungeheuer hohen Einkünfte der Biſchöfe auf mäßige Summen zurück — manche mochten wohl auch in ihren Gewiſſen gekränkt ſein. Der Adel war nicht minder erbittert, theils durch die beabſichtigte Steuerregulirung, theils durch die theilweiſe Robotenablöſung, theils durch den Grundſatz des Kaiſers, daß er bei der Anſtellung keinen Unterſchied mache zwiſchen den Ständen, ſondern nur auf Tüchtigkeit und Fähigkeit ſehe. Er arbeitete ihm alſo wo er konnte entgegen. Doch würde der Kaiſer, wenn er es nur mit den eigentlich deutſchen Ländern und mit Böhmen zu thun gehabt hätte, zuletzt doch haben durchdringen können: aber der Hauptwiderſtand ging von Ungarn und den Niederlanden aus, und hier erhielt er eine ungewöhnliche Kraft durch das nationale Element, welches Joſeph gleichfalls beleidigte.

Joſeph II. war nämlich auch in ſo fern ein Kind ſeiner Zeit, als er die Berechtigung der Nationalitäten nicht anerkannte, ſondern in ſeinen Ländern Alles nach einen und denſelben Grundſätzen einzurichten gedachte. Er wollte centraliſiren. Nun war aber Oeſterreich aus einer Menge von verſchiedenen Volksthümlichkeiten zuſammengeſetzt, welche beſondere Rechte, beſondere Verwaltungen, beſondere Staatseinrichtungen beſaßen. Namentlich bei zwei Völkern hatten ſich dieſe hergebrachten Gewohnheiten und Rechte in großer Kraft erhalten, bei den Ungarn und Belgiern. Die Ungarn beſaßen eine Verfaſſung, die den Ständen noch weit mehr Rechte gewährte, als ſie in den übrigen Ländern der Monarchie erhalten hatten: auch war der Adel daſelbſt zahlreich, kriegeriſch, beſonders bevorzugt. Der Kaiſer beleidigte aber die Ungarn ſchon dadurch, daß er ſich dort nicht krönen, vielmehr die Krone nach Wien bringen ließ, daß er dem Land eine ganz neue Eintheilung gab, die deutſche Sprache zur Geſchäftsſprache erhob, die Reichsſtände mißachtete. Dazu kam noch (1784) ein furchtbarer Bauernaufſtand in Siebenbürgen, wozu die Reformen Joſephs als Vorwand dienen mußten. Zwei Walachen, Horia und Kloſchka, gaben vor, vom Kaiſer zur Ausrottung des Adels bemollmächtigt zu ſein, regten die Bauern auf, und fielen über die Edelleute her, die auf eine ſchauderhafte Weiſe ermordet wurden: viele hundert Edelhöfe und Dörfer gingen in Flammen auf. Zuletzt wurden ſie freilich durch Soldaten auseinander geſprengt, die Rädelsführer gefangen und hingerichtet, aber es war natürlich, daß dieſes Ereigniß den Widerſtand des ungariſchen Adels gegen des Kaiſers Reformen nur verſtärken mußte. Uebrigens war der Widerſtand der Ungarn vorderhand noch nicht revolutionär, ſondern er hielt ſich innerhalb der geſetzlichen Schranken.

Aber in den Niederlanden ſchlug er zur Rebellion aus. Die Belgier hatten eine Verfaſſung, die ſich noch vom 16. Jahrhundert herſchrieb. Als ſie durch den utrechter Frieden an Oeſterreich kamen, wurde ihnen dieſe Verfaſſung durch Karl VI. feierlich beſtätigt. Es waren doch ſehr ſchöne Rechte, welche ſie ſich zu bewahren gewußt. Der Fürſt mußte die Rechte und Privilegien jeder Provinz immer wieder von Neuem beſchwören: verletzte er ſie, ſo waren die Unterthanen des Gehorſams gegen ihn entbunden, bis er ſie wieder hergeſtellt. Die Steuerbewilligung war nicht blos zum Schein. Der Einzelne durfte nicht außer Landes vor Gericht geſtellt werden, im Lande ſelbſt nur vor beſtimmte Gerichte. Die innere Verwaltung war größtentheils den Ständen überlaſſen. Die Regierung führte der Fürſt mit einem Staatsrath, einem geheimen Rath und Finanzrath. Aber dieſe Verfaſſung hatte ſich überlebt; Geiſtlichkeit und Adel waren eigentlich die herrſchenden Stände, dem Volke kamen die Freiheiten der Verfaſſung nicht zu Gute, und die belgiſche Geiſtlichkeit war noch dazu eine der fanatiſchſten und bigotteſten, die es gab.

Joſeph hatte bei ſeinem Regierungsantritt die Privilegien der Belgier beſtätigt, und in den erſten Jahren, während ſeinen Streitigkeiten mit den Holländern die Gemüther gewonnen. Seitdem aber bekannt geworden, daß er die Niederlande an Baiern verkaufen wollte, minderte ſich die Zuneigung, und die größte Unzufriedenheit verurſachte es, als er die Neuerungen, denen er ſeine übrigen Provinzen unterworfen hatte, auch in Belgien einführen wollte. Beſonders über die religiöſen wurde man aufgebracht. Aber die Proteſtationen von Seite der Biſchöfe, der Stände, der Hochſchule in Löwen waren vergebens. Der Kaiſer fuhr in ſeinen Reformen fort. Aber da wuchs auch die Gährung, und als die biſchöflichen Seminarien unterdrückt, dagegen das Generalſeminarium in Löwen eröffnet wurde, kam es zu Unruhen (Dec. 1786), die ſich bald über das ganze Land verbreiteten. Der Kaiſer kümmerte ſich aber nichts darum, änderte jetzt auch an der Verwaltung, ſchaffte die alte Provincialeintheilung ab, führte eine neue Gerichtsordnung ein, hob die Freiheiten und Privilegien der einzelnen Körperſchaften u. ſ. w. auf, kurz, er änderte eben Alles nach Gutdünken, ohne nach der beſtehenden Verfaſſung zu fragen. Da bereitete ſich ein großer Aufſtand vor, die Stände verweigerten die Steuern, die Regierung verlor den Kopf, Alles wurde rebelliſch. Joſeph, jetzt aufmerkſam, berief eine Abordnung der Belgier nach Wien, konnte ſich jedoch mit ihnen nicht verſtändigen, und glaubte endlich Gewalt anwenden zu müſſen. Er ſchickte neue Truppen nach Belgien, ferner (1788) den Grafen Trautmannsdorf, um die Sache zu leiten. Aber es war zu ſpät. Einen Augenblick ſchienen die öſterreichiſchen Waffen die Oberhand zu behalten: aber die Aufſtändiſchen, welche auf kurze Zeit Belgien verlaſſen hatten, verſtärkten ſich im Auslande, brachen mit doppelter Macht ein, und bald theilte ſich die Umwälzung dem ganzen Lande mit: die Oeſterreicher mußten weichen, und ſchon im November 1789 wurde der Kaiſer von den Staaten von Flandern für aller ſeiner Rechte verluſtig erklärt.

Unglücklicher Weiſe war der Kaiſer damals in einen Türkenkrieg verwickelt, der ihn viel mehr beſchäftigte, als die belgiſche Angelegenheit.

Das gute Vernehmen zwiſchen ihm und der Kaiſerin Katharina von Rußland ward ſeit 1780 nicht geſtört, weil Joſeph ruhig zuſah, wie ſich die Kaiſerin auf Koſten der Türkei vergrößerte, ſo z. B. 1783 mitten im Frieden die Krim wegnahm und die Pforte nöthigte, dieſe Halbinſel ihr abzutreten. Aber ſie war damit noch nicht zufrieden. Im Jahre 1787 lud ſie Joſeph II. ein, ſie in der Krim zu beſuchen, die ſie eben bereiſte. Hier unterhandelte ſie mit ihm wegen eines Türkenkrieges. Es ward von ihnen ein gemeinſamer Krieg gegen die Pforte beſchloſſen: Katharina ſowohl, wie Joſeph hofften ſich auf deren Koſten zu bereichern. Eine Veranlaſſung wurde bald gefunden. Im Jahre 1788 begann der Krieg.

Er wurde von Seite Oeſterreichs nicht gerade mit glänzendem Erfolge geführt. Man ſchrieb die Schuld der fehlerhaften Anordnung Lasczis zu, auf welchen Joſeph ſehr viel hielt. Der Kaiſer ſelbſt war beim Heer, ohne weſentlich etwas verbeſſern zu können. Erſt nachdem der alte Laudon gerufen wurde, nahmen die Dinge eine glücklichere Wendung. Unmuthig kehrte der Kaiſer nach Wien zurück. Damals fing er ſchon an zu kränkeln. Er machte daher den zweiten türkiſchen Felzug (1789) nicht mit. Dieſer hatte diesmal bedeutende Erfolge. Die Türken erlitten mehrere große Niederlagen: Belgrad, Buchareſt, noch mehrere andere Feſtungen wurden ihnen genommen: die Plane Joſephs ſchienen alſo einen guten Fortgang zu nehmen.

Aber dieſe Nachrichten waren auch die einzigen erfreulichen, welche die letzten Lebenstage Joſephs erheiterten. Sonſt erfuhr er nichts, als Betrübendes. Die Unzufriedenheit mit ſeinen Reformen nahm in allen Provinzen überhand. Zu der Rebellion in den Niederlanden, die ſich nun ganz von ihm losgeſagt, ſchien jetzt auch eine in Ungarn kommen zu wollen, die ihm doppelt gefährlich geweſen wäre wegen des Türkenkriegs. Und überdies zog ſich gegen ihn noch ein anderes Ungewitter zuſammen. Preußen, welches die Vergrößerung Oeſterreichs fürchtete, glaubte Alles anwenden zu müſſen, um dem Türkenkrieg Schranken zu ſetzen. Schon hatte es einen Bund mit England geſchloſſen und Rüſtungen betrieben. In den Niederlanden, wohin es ſeit 1787 Truppen geſchickt — um die holländiſche Revolution zu dämpfen — hatte es ſchon das Seinige gethan, um den belgiſchen Aufſtand zu ſchüren. Und zu Allem kam die franzöſiſche Revolution, die jetzt bereits ihre weitgreifenden Wirkungen auf Deutſchland äußerte.

Der Kaiſer ſah in eine trübe Zukunft. Er war des Lebens müde. Noch auf dem Todtenbette widerrief er einen großen Theil ſeiner Reformen, von denen er ſich eine andere Wirkung verſprochen hatte. Er fühlte ſehr gut, in wie vollkommenem Widerſpruche ſeine Erfolge mit ſeinen Abſichten geweſen. Kurz vor ſeinem Tode ſprach er die denkwürdigen Worte: „Man ſchreibe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürſt, deſſen Abſichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle ſeine Entwürfe ſcheitern zu ſehen.“ Er ſtarb am 20. Februar 1790, 49 Jahre alt.

Seit Maximilian II. hatte Deutſchland keinen ſolchen Kaiſer mehr gehabt. Beide Fürſten haben überhaupt vieles mit einander gemein: dieſelbe Herzensgüte, Sorge für das Wohl des Volkes, religiöſe Aufklärung, Streben nach einer Reform des Reichs und nach einer großartigen auswärtigen Staatskunſt. Wie wir aber ſchon Maximilian von den unglücklichen Verhältniſſen beengt ſahen, ſo daß er nur einen Theil ſeiner wohlmeinenden Abſichten erreichen konnte, ſo war dies in einem noch viel höheren Grade bei Joſeph II. der Fall. Er büßte zugleich für die Sünden ſeiner Vorfahren ſeit Rudolf II. Denn dieſe haben es verſchuldet, daß man im Reiche alles Thun der Habsburger mit Mißtrauen betrachtete, ſo daß ſelbſt die edelſten Beſtrebungen eines Kaiſers aus dieſem Hauſe demſelben Geſichtspunkte unterworfen wurden: ſie haben es aber auch verſchuldet, daß der wohlwollende, menſchenfreundliche, nur auf das Beſte ſeiner Unterthanen bedachte Fürſt ein Volk vorfand, das nicht einmal fähig war, ſeine edlen Bemühungen zu würdigen, geſchweige denn ihn zu unterſtützen. Ein Fortwirken ſeiner Nachfolger in ſeinem Sinne würde indeſſen doch noch zum Ziel geführt haben. Allein dieſes war in Oeſterreich ſo wenig der Fall, wie in Preußen. Dort, wie hier, traten ungeheuere Rückſchritte ein.

Und dieſe Erſcheinung gibt uns denn den rechten Maßſtab an die Hand zur Beurtheilung desjenigen Staatsweſens, welches den Zeitraum charakteriſirt, den wir in gegenwärtigem Buche behandelt haben. Es iſt kein Zweifel, daß wir den aufgeklärten Regierungen von Friedrich II., Joſeph II. und jener Fürſten, die ſich dieſe großen Männer zum Muſter genommen haben, ſehr bedeutende Fortſchritte in unſerer Entwickelung verdanken. So lange aber dem Volk noch keine Mitwirkung an dem Staatsweſen gegönnt war, ſondern ſo lange Alles nur dem Belieben der Monarchen überlaſſen blieb, war eigentlich nichts gewonnen: weil durch den Nachfolger Alles wieder in Frage geſtellt werden konnte, was etwa der Vorfahre Großes und Erſprießliches gegründet hatte. Und dieſe Erſcheinung trat denn wirklich ein; zunächſt in Preußen und Oeſterreich: andere Fürſten folgten. Das nächſte Ziel der Nation konnte alſo kein anderes ſein, als eine Mitwirkung des Volkes an den öffentlichen Zuſtänden durchzuſetzen. In dieſer Beziehung war die eben ausgebrochene franzöſiſche Revolution von einer außerordentlichen Bedeutung.

Freilich in einer anderen ſollte dieſes große Ereigniß nur unheilvoll auf Deutſchland wirken. Das deutſche Reich war nicht in der Lage, einem kühnen Gegner die Stirne bieten zu können. Es war altersſchwach geworden und krank. Man hatte verſäumt, es zu reformiren, neu zu geſtalten. Im Gegentheil: eben erſt hatte man große Anſtrengungen gemacht, um das alte Räderwerk zu erhalten, obſchon es keinem Aufmerkſamen entgehen konnte, daß es ſich abgenutzt hatte und unbrauchbar geworden war. Vollends nun aber die Eiferſucht zwiſchen Oeſterreich und Preußen, die in den letzten Jahren wieder recht auffallend zu Tage gekommen, ließ keine erfreuliche Ausſicht auf die Zukunft des Reiches zu: es war die Möglichkeit vorhanden, daß es in dem Kampfe zwiſchen beiden zermalmt würde. Endlich aber: in der öffentlichen Meinung war auch kein rechtes Vertrauen mehr zu dem Reich. Die Aufgeklärten, die Männer des Fortſchritts waren ſchon längſt darüber hinweggegangen und betrachteten es als Rumpelkammer. Leider aber hatten ſie mit dem Reich auch zugleich den deutſchen Patriotismus verloren, das Weltbürgerthum dafür eingetauſcht.

Die politiſchen Zuſtände waren alſo ſehr traurig. Dagegen hatte die Nation in geiſtiger Bildung während des letzten halben Jahrhunderts ungemeine Fortſchritte gemacht. So lange und tief der Schlaf geweſen, in welchen ſie ſich ſeit den erſten großen Bewegungsjahren der Reformation verſenkte, ſo groß, ſo umfaſſend, ſo weit verbreitet war nun ihre Thätigkeit. Sie holte jetzt ein, was ſie im Reformationszeitalter verſäumt. Sie ſchuf eine nationale Literatur und brachte den Kern der Reformation, die Geiſtesfreiheit, zu einer ſchönen Entwickelung. Sie machte auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft die gewaltigſten Fortſchritte: eben war ſie daran, auch in der Philoſophie eine neue Epoche zu eröffnen.

Da brach die franzöſiſche Revolution aus. Mit ihr beginnt eine ganz neue Zeit.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

General- und Special-Regiſter.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Buch.

Die Anfänge des deutſchen Volkes.

Seite

Vorwort 3

1. Der indo-germaniſche Stamm 5
   Urſitz des indo-germaniſchen Urvolks S. 7. — Inder, 9. — Zendvolk, 11. — Pelasger, 15. — Kelten, 17. — Slaven, 21. Indo-Germaniſche Kaukaſier und Afghanen, 23.
2. Bekanntwerden der Griechen und Römer mit dem keltiſch-germaniſchen Norden 28
3. Einwanderung und erſte Verbreitung der Germanen in Europa 31
   Aelteſte Sitze der Germanen S. 32. — Beſonderung der ſkandinaviſchen und deutſchen Germanen, 33. — Der deutſche Boden in der Urzeit, 34.
4. Aeußeres der Germanen 35
   Geſtalt, Tracht, Rüſtung, Wohnung und Lebensweiſe S. 35.
5. Anlagen und Eigenſchaften 38
6. Religion 39
   Weltvorſtellung S. 40. — Schöpfungsſage, 41. — Die drei alten Aſen, 44. — Das jüngere Göttergeſchlecht und die Vanen, 45. — Kampf und Frieden zwiſchen Aſen und Vanen, 46. — Aſen und Aſynien, 47. — Einheriar, Walkyrien, 50. — Hel, 51. — Rieſen und Eliben, 52. — Nornen, 53. — Loki, 54. — Götterdämmerung und Weltbrand, 54. — Weltverjüngung, 57. Heldenſage, 57. — Niflungen, 58. — Prieſter, 60. — Opfer, 61. — Heilige Orte, 63. — Sinnbilder und Bilder von Göttern, 64. — Götterbilder, 65. — Weiſſagung und Zauber, 66. — Runen, 69. — Dichtkunſt, 70. — Religiöſe Sittenlehre, 72. Verwebung der Religion ins Volksleben, 73.

Seite

7. Geſellſchaftlicher Zuſtand 76

a) Stände 76

Freie S. 76. — Adel, Leibeigene, 77. — Zinspflichtige, Liten, Hörige, 79. Freigelaſſene, 80.

b) Geſammt- und Sondergrundbeſitz 80

c) Die Familie 82

Munt und Gewehre S. 83. — Die Ehe und Stellung der Frauen, 84. — Erziehung und Mündigkeit, Wehrhaftmachung und Entlaſſung aus der väterlichen Gewalt, 87. — Schwertleite, 90. — Verhältniß der Familie zur Gemeinde, 91.

d) Erwerbszweige, Verkehr und Münzweſen . . . 91

Handel S. 93.

8. Staatsverfaſſung 94

Ortsgemeinden, Gaugemeinden, Landesgemeinden S. 94. — Gemeindeverſammlungen, Obrigkeiten, 96. — Landesverſammlung. Allgemeines Stimmrecht, 97.

9. Rechtsverwaltung 98

Begriff des Verbrechens. Gerichtsſtätten S. 99. — Ladung. Hegung des Gerichts, 100. — Anklage, 101. — Beweismittel. Eid und Eidhelfer, 102. — Gottesurtheil, 103. — Urtheil, Sühne, 104. Strafen, 105.

10. Heerverfaſſung 106

11. Treueverhältniſſe 108

Gefolge S. 108. — Treuefolge bei Beutefahrt, Wanderung und Werbung, 109.

12. Völkerbünde 110

13. Folgen des Vordrängens der Germanen gegen die Kelten 112

Wanderung der Kimbern und Teutonen S. 113. — Die Kimbern und Teutonen waren Kelten, 114. — Wanderung der Helvetier, 115.

14. Zuſammenſtoß der Römer mit den Germanen in Gallien 116

Arioviſt in Gallien S. 117. — Arioviſt und Cäſar. Niederlage Arioviſts, 118.

15. Erſte Rheinübergänge der Römer 119

Cäſars erſter Rheinübergang S. 120. — Cäſars zweiter Rheinübergang, 121. — Unterwerfung Belgiens. Der Rhein Gränze, 122.

16. Eroberung der Alpenländer durch die Römer . . . 123

Errichtung des römiſchen Kaiſerthums S. 124. — Die Donau Gränze, 126.

17. Angriffe der Römer auf Norddeutſchland 126

Druſus dringt in Norddeutſchland ein. S. 127. — Druſus an der Elbe. Sein Rückzug und Tod, 128. — Vorrücken der römiſchen Eroberung gegen Norddeutſchland, 129.

Seite

18. Marobods Suevenreich 130
Roms Kampf und Friede mit Marobod. S. 132.

19. Der norddeutſche Völkerbund und die Teutoburger Siegesſchlacht 132
Varus in Norddeutſchland S. 133. — Armin, der Cherusker, 134. — Der norddeutſche Völkerbund, 135. — Plan zur Vernichtung der Römer, 136. — Kampf im Teutoburger Wald, 137. — Untergang des Römerheeres 138. — Errettung des deutſchen Volksſtammes, 139.

20. Norddeutſchlands Vertheidigungskämpfe unter Armin 140
Germanicus in Norddeutſchland. Thusnelda gefangen S. 141. Armin ruft zum Freiheitskampfe auf, 142. — Feldzugsplan des Germanicus, 143. — Angriff Armins. Rückzug der Römer, 144. — Cäcinas Gefahr, 145. — Cäcinas Rettung, 146. — Neuer Feldzug des Germanicus, 147. — Armin und ſein Bruder Flavius, 148. — Schlacht bei Idiſtaviſo, 149. — Schlacht an der Weſer, 150. — Des Germanicus Rückzug an den Rhein, 151. — Züge wider die Chatten und Marſen, 152. — Rückberufung und Triumphzug des Germanicus, 153.

21. Kampf zwiſchen Marobod und Armin. Beider Männer Ende 154
Schlacht ohne Entſcheidung S. 155. — Marobods ſchmähliches Ende, 156. — Armins Ermordung durch die eigenen Verwandten, 157.

22. Angriffe einzelner germaniſcher Völker gegen Rom und innere Kämpfe 158
Untergang der Anſivarier. Kampf der Chatten und Hermunduren S. 159.

23. Niederländiſcher Freiheitskampf unter Claudius Civilis 159
Ausgang des juliſchen Kaiſergeſchlechts S. 160. — Kaiſerwechſel, 161. — Veranlaſſung des Aufſtands der Bataver, 162. — Freiheitsbund der Bataver, Caninefaten und Frieſen, 163. — Civilis ſucht Gallien und die dortigen Germanen zu gewinnen, 164. — Erſter Sieg der Bataver, 165. — Beitritt der Bructerer und Tenchterer zum Bunde, 166. — Kampf bei Asciburgium, 167. — Belagerung von Castra vetera. Erhebung der Gallier, 168. — Umſichgreifen des Aufſtandes, 169. — Beitritt belgiſcher Stämme zum Freiheitsbund, 170. — Wendung des Kriegsglücks, 171. — Schlacht bei Trier, 172. — Unglück und Feſtigkeit des Civilis, 173. — Schlacht bei Castra vetera, 174. — Fernere unglückliche Kämpfe der Bataver, 175. — Friedensunterhandlung, 176. — Wiederherſtellung der früheren Verhältniſſe der Bataver zu Rom, 177.

Seite

24. Die Zehntländer und die römiſche Gränzwehr. Zuſtand der Länder am rechten Ufer der Donau und am linken des Rheins. 178

Beſteuerung und Städteverwaltung S. 181. — Städtiſche Behörden. Bodenbau, 182. — Bildung und Lebensgenuß, 183. Längere Ruhe am Rhein und an der Donau, 184.

25. Markomannenkrieg 184

Bildung des Markomannenbundes, 185. — Vorrücken germaniſcher und anderer Schaaren gegen Italien, 186. — Antonius Sieg über die Quaden. Friedensunterhandlungen, 187. — Wiederausbruch des Krieges. Frieden des Commodus, 188. Stellung der Germanen zu Rom, 189.

26. Alemannen, Franken, Sachſen und Gothen 190

Alemannen S. 190. — Franken. 192. — Saliſche, ripuariſche und Oſtfranken, 193. — Sachſen, 193. — Gothen, 194. — Neue Reichseintheilung durch Kaiſer Conſtantin, 197. — Neue Kaiſerſtadt, Konſtantinopel, 198.

27. Das Chriſtenthum 199

Innere Auflöſung des Heidenthums und Judenthums S. 290. Meſſiashoffnung. Phariſäer, Eſſäer und Therapeuten, 291. — Die Lehre Philos vom Logos, 202. — Jeſus von Nazareth, 203. — Gründung der erſten Meſſiasgemeinde, 204. — Chriſtusbegriff und Lehre des Paulus, 205. — Streit zwiſchen den Juden- und Heidenchriſten, 206. — Verſöhnung und Vereinigung beider Hauptrichtungen, 207. — Entſtehung der katholiſchen Kirche, 208. — Das ideale Chriſtusbild und Chriſtusleben, 209. — Umwandlung der chriſtlichen Gemeindeverfaſſung, 210. — Verbreitung des Chriſtenthums in der Verfolgung, 211. — Ausbildung des kirchlichen Glaubenslehrgebäudes, 212. — Lehre des Arius und nicäiſches Glaubensbekenntniß, 213. — Auguſtiniſcher Lehrbegriff, 214. — Vorſtellung vom Gegenſatz Gottes, 215. — Kirchliche Handlungen und Feſte. Heiligendienſt, 216. — Reliquienverehrung. Weltentſagung. Klöſter, 217. — Einheit und Unfehlbarkeit der katholiſchen Kirche, 218. — Das Chriſtenthum wird Staatsreligion, 219. — Stellung der Kirche zum Staat im Morgenland. Erſtarkung der Kirche im Abendland, 220. Verjüngung der römiſchen Weltherrſchaft, 222.

28. Das Chriſtenthum bei den Gothen 222

Biſchof Ulfilas S. 224. — Gothiſche Bibelüberſetzung, 225. Gothiſche Schriftzeichen, 226.

Zweites Buch.

Die Zeiten der Völkerwanderung.

Seite

1. Beginn der Völkerwanderung. Einbruch der Hunnen. Aufnahme der Weſtgothen ins römiſche Reich . . . 229
Anſturm der Hunnen wider die Gothen S. 230. — Aufnahme der Weſtgothen ins römiſche Reich, 231. — Der Weſtgothen Rachezüge, 232. — Die Weſtgothen als Föderaten, 233. — Theilung der römiſchen Reichsherrſchaft, 234.

2. Die Weſtgothen in Italien, Gallien und Spanien. Gründung ihres Reichs 234
Erſter Zug der Weſtgothen nach Italien S. 235. — Rhadagais in Italien. Sueven und Vandalen in Gallien, 236. — Die Weſtgothen zum zweiten Male in Italien, 237. — Alarich erobert Rom, 238. — Alarichs Pläne und ſein Tod, 239. — Die Vandalen, Alanen und Sueven in Spanien, 240. — Die Weſtgothen in Spanien, 241. — Gründung des toloſaniſchen Reichs der Weſtgothen, 242.

3. Die Reiche der Vandalen in Afrika und der Sueven in Spanien 243
Gründung des Vandalenreichs in Afrika S. 244. — Gründung der Suevenherrſchaft in Spanien, 245.

4. Die Sachſen in Britannien 245
Letzte Zuſtände des Römerthums S. 247.

5a. Attilas Hunnenreich 247
Verhältniß der Hunnen zum römiſchen Reich S. 248. — Die Hunnen unter Attila, 249. — Attilas Perſönlichkeit, 250. — Attila zieht gegen das Abendland, 251. — Verdrängung der Burgunder. Attila in Gallien, 252. — Schlacht auf den catalauniſchen Feldern, 253. — Attilas Rückzug, 254. — Attila in Italien, 255. — Attilas Tod. Auflöſung des Hunnenreichs, 256. — Stellung der Oſtgothen und Gepiden, 257.

5b. Die letzten Geſchicke und das Erlöſchen des abendländiſchen Kaiſerthums 257
Bojarier und Thüringer S. 258. — Die Vandalen in Rom, 259. — Ausbreitung des weſtgothiſchen Reichs, 260. — Die letzten weſtrömiſchen Kaiſer, 261. — Die letzte Stunde des weſtrömiſchen Kaiſerthums, 262. — Odoaker, König der Völker in Italien, 263. — Odoakers Walten, 264. — Untergang der römiſchen Herrſchaft in Gallien, 265.

6. Begründung des Oſtgothenreichs in Italien 265
Stellung der Oſtgothen zum oſtrömiſchen Reich S. 266. — Theodorich führt die Oſtgothen nach Italien, 267. — Odoaker fällt durch Theodorich, 268. — Theodorich, König von Italien,

Seite

269. — Theodorichs Geltung bei den Völkern, 270. — Verhältniß der Oſtgothen zu den Römern, 271. — Oſtgothiſche Staatseinrichtungen, 272. — Hof- und Staatsbeamte, 273. — Behörden und Obrigkeiten in den Provinzen, 274. — Städtiſche Obrigkeiten, 275. — Ehrenämter und Ehrentitel, 276. — Beſteuerungsweſen, 277. — Italiens Wohlſtand unter Theodorich, 278. — Religiöſer Gegenſatz zwiſchen Römern und Oſtgothen, 279. — Die katholiſche Kirche gegen Theodorich, 280. — Verfahren Theodorichs gegen Albinus und Boëthius, S. 281. — Theodorichs Tod, 282.

7. Begründung des Frankenreichs in Gallien durch Chlodwig und ſeine Söhne 283

Sage von Childerich und Baſina S. 283. — Chlodwig erweitert ſein Herrſchergebiet, 284. — Chlodwig beſiegt die Alemannen, 285. — Chlodwig läßt ſich taufen, 286. — Verhältniß der Römer zu den Franken, 287. — Stellung der Franken zum Chriſtenthum, 288. — Zerrüttung Burgunds, 289. — Chlodwig gegen Burgund, 290. — Chlodwigs Kämpfe gegen die Weſtgothen, 291. — Chlodwig ſiegt bei Vouglé, 292. — Er vergrößert das Frankenreich durch Theile des weſtgothiſchen, 293. — Chlodwig vertilgt die fränkiſchen Fürſtengeſchlechter, 294. — Er einigt die Frankenſtämme, 295. — Chlodwigs Söhne theilen das Frankenreich, 296. — Zwiſt bei den Thüringern, 297. — Unterwerfung Thüringens und Burgunds, 298. — Chlotar I., Alleinherrſcher im Frankenreiche, 299.

8. Untergang des vandaliſchen und oſtgothiſchen Reiches 300

Entartung der Vandalen in Afrika, S. 300. — Juſtinian bekriegt die Vandalen, 301. — Untergang des Vandalenreiches, 302. — Juſtinian bekriegt die Oſtgothen, 303. — Mißgeſchick der Oſtgothen, 304. — Ihre Erhebung unter Totilas, 305. — Schlacht bei Tagniä, 306. — König Tejas. Untergang des Oſtgothenreichs, 307. — Das griechiſche Exarchat in Ravenna, 308.

9. Gründung des Longobardenreiches in Italien . . . 308

Stammſagen der Longobarden, S. 309. — Sagenhafte Longobardenkönige, 310. — Sieg der Longobarden über die Heruler, 311. — Die Avaren, die Slaven, 312. — Alboin überwindet die Gepiden, 313. — Zug der Longobarden nach Italien, 314. — Italiens Eroberung durch die Longobarden, 315. — Alboins Ermordung, 316. — Herrſchaft der Herzoge Authari, 317. — Staatszuſtände bei den Longobarden, 318. — Theodolinde, 319. — Verdrängung des Arianismus durch den Katholicismus, 320. — Romaniſchwerden der Longobarden, 321.

Seite

10. Romaniſch- und Katholiſchwerden der Sueven und Weſtgothen in Spanien 322
Untergang des Arianiſmus im Suevenreiche, S. 322. — Hermenegilds Empörung gegen ſeinen Vater, 323. — Vereinigung des ſuev. Reiches mit dem weſtg., 324. — Einführung des Katholiciſmus in denſelben, 325. — Einrichtungen bei den Weſtgothen, 326.

11. Die Angelſachſen 327
Arthur, S. 320. — Die altbritiſche Nationalkirche, 330. — Bekehrung der Angelſachſen zum Katholiciſmus, 331. — Angelſächſiſche Dichtkunſt, 332. — Lied von Bövwulf, 333. — Angelſächſiſche Verfaſſung. Der König, 334. — Aethelinge, Ealdormanen, Thegen, 335. — Ceorle, Hlafords, Gemote, 336. — Hundrede, Gereſa, Gegyldan, 337. — Gerichtsverfahren, 338. — Königliche Gerichtsbarkeit, 339.

12. Umwandlung des Gemeindeſtaats in den Lehens- und Beamtenſtaat bei den Franken 340
Hofämter bei den Franken; der major domus S. 341. — Dreifacher Bann des Königs, 342. — Gerichtsverfaſſung. Gaugrafen, Rachinburgen, 343. — Immunität, — Lehen, Vaſallen, Antruſtionen, 344. — Bevorrechteter Stand der Großen, 345. — Verhältniß der Kirche zum Königthum und Staat, 346. — Geiſtliche Gerichtsbarkeit. Kirchenverſammlungen, 347. — Reichsſtände und Reichstage. — Alode, ſaliſche Erde, 348. — Miniſterialen. Schutzverhältniß, 349. — Standesverhältniſſe der andern deutſchen Stimmen, 350. — Rechtsbücher 351.

13a. Verfall der Merovinger. Aufſtreben der majores domus 352
Neue Theilungen des Frankenreiches, S. 353. — Kämpfe der Merovinger unter ſich, 354. — Wiedervereinigung des Frankenreiches durch Chlotar II, 355. — Erhöhte Macht der majores domus, 356. — Pipin von Landis, 357. — Pipin von Heriſtall, 358. — Pipin von Heriſtall als alleiniger major domus, 359. — Karl Martell, 360. — Karl Martell als alleiniger major domus, 361. — Karls Siege, 362. — Der Prophet Mohammed und der Islam, 363. — Eroberung Spaniens durch die Moslemen, 364. — Karl Martells Sieg bei Tours und Poitiers, 365. — Chriſtlicher Glaubenskampf und Heidenbekehrungseifer, 366.

13b. Deutſchlands Verchriſtlichung und kirchliche Verbindung mit Rom 367
Die Bekehrer Deutſchlands, S. 368. — Der Benedictiner-Orden, 369. — Bekehrer in Baiern, Oſtfranken und Alemannien, 370. — Gründung St. Gallens, 371. — Bekehrer

Seite

in Friesland und Sachſen, 372. — Leben des Bonifacius, 373. — Bonifacius ſchwört dem Papſtthum Treue, 374 und (375) fällt die Thorseiche an der Eder. Bonifacius wirkt für die Alleinherrſchaft der römiſchen Kirche in Deutſchland, 376. — Er wird Erzbiſchof von Mainz, 377. — Tod des Bonifacius, 378. — Verfaſſung der römiſch-deutſchen Kirche, 379. — Die falſchen Decretalen. Treueſchwur der deutſchen Biſchöfe, 380. — Rechte derſelben und der Metropoliten. Synoden, 381. — Mißbräuche in der deutſchen Kirche und Sittenverfall der Geiſtlichkeit, 382. — Kanoniſches Leben, 383. — Erhaltung des Heidenthums in chriſtlicher Färbung, 384. — Weſſobrunner Gebet, 385. — Umfärbung heidniſcher Sagen und Sitten in chriſtliche, 386. — Umwandlung der heidniſchen Götter in Teufel, 387. — Abſchwörungsformel, 388. — Indiculus superstitionum, 389. — Chriſtlicher Aberglaube, 390.

14. Untergang des merovingiſchen, Aufgang des karolingiſchen Königthums 391

Theilung des Reichs unter Karl Martells Söhne, S. 391. — Pipins Unterhandlungen mit dem Papſt, 392. — Vollendung und kirchliche Weihe der Thronumwälzung, 393. — Bundesverhältniß zwiſchen Pipin und dem Papſtthum, 394. — Pipins Schenkung an die römiſche Kirche, 395. — Pipins Kampf gegen die Volksherzoge, 396. — Theilung des Reichs unter Pipins Söhne, 397. — Gegenſatz der Sachſen und Frieſen zu den Franken, 398. — Rückblick, 399. — Abſchluß der Völkerwanderung, 400.

Drittes Buch.

Die Karolinger.

1. Karl der Große. Vereinigung des longobardiſchen Reiches mit dem fränk. Thaſſilos Sturz 403

Karls Perſönlichkeit, S. 404. — Karls Zwiſt mit ſeinem Bruder, 405. — Karl beraubt ſeine Bruderssöhne, 406. — Karl erobert das Longobardenreich, 407. — Einführung der fränkiſchen Verfaſſung im italieniſchen Reiche, 408. — Thaſſilos Strebungen nach Selbſtſtändigkeit. Sein Mißgeſchick, 410. — Thaſſilos Sturz, 412.

2. Kämpfe gegen die Heiden, Zurückdrängung der Avaren und Krieg gegen die Araber in Spanien 413

3. Dreißigjähriger Krieg gegen die Sachſen 416

Beginn des Sachſenkriegs, 417. — Feldzüge von 772, 774 und 775, 418. — Feldzug von 776, 419. — Reichstag in

Seite

Paderborn, 420. — Kriege von 778, 779 und 780, 421. — Sieg der Sachſen am Suntelberg, 422. — Hinrichtung von 4509 Sachſen (782), 423. — Neue Erhebung der Sachſen, 424. — Feldzüge von 783 und 784, 425. — Unterhandlungen und Abbio, S. 426. — Unterwerfung des ſächſiſchen Adels, 427. — Fränkiſche Einrichtungen in Sachſen, 428. — Neue Erhebungen der Sachſen (793), 429. — Verheerungszüge in den Jahren 795—798, 430. — Gewaltſame Verpflanzung von Sachſen nach Frankenland, 431. — Vergleich mit den Sachſen, 432.

4. Verhältniß des Frankenreiches zu den Slaven und Dänen 432

Kriege gegen die Wilten, Soraben und Czechen, S. 433. — Krieg gegen die Dänen, 434. — Die Eider Gränze, 435.

5. Karls des Großen Reich und deſſen Verfaſſung . . . 436

Markeneinrichtung, S. 437. — Gaugrafen, 438. — Sendgrafen, 439. — Reichstage, 440. — Volkszuſtimmung für die Thronfolge. Reichsgericht, 441. — Königliche Dienſtmannſchaft, königliche Einkünfte, 442.

6. Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums im oſtfränkiſchen Königthum 443

Verhältniß zwiſchen Karl und Papſt Leo III, S. 443. — Karls Kaiſerkrönung, 444. — Bedeutung des Kaiſerthums, 445. — Karls Familie, 446. — Erhebung ſeines Sohnes Ludwig zur Kaiſerwürde, 447. — Karls Tod, 448.

7. Zuſtand der Bildung im Frankenreiche unter Karl dem Großen 449

Karls Sorge für die Landwirthſchaft, S. 449. — Handel, 450. — Baukunſt, 451. — Bildhauer- und Malerkunſt, 452. — Tonkunſt. Karls Sinn für Wiſſenſchaften, 453. — Fürſorge für Schule, deutſche Sprache und deutſchen Volksgeſang, 454. — Verwebung der alten Götterſage mit der geſchichtentſproßenen Heldenſage, 456. — Das Hildebrandslied, 458. — Sagenhafte Auffaſſung Karls des Großen, 463.

8. Zerrüttung im Reiche Karls des Großen unter Ludwig I., dem Frommen 464

Ludwigs des Frommen Kaiſerkrönung durch den Papſt, S. 465. — Ludwig der Fromme theilt das Reich unter ſeine 3 Söhne, 466. — Verurtheilung Bernhards, 468. — Empörung der 3 ältern Söhne Ludwigs, 469. — Zweite Empörung der 3 Söhne, 470. — Verrätherei des Papſtes. Gefangennehmung des Kaiſers, 471. — Ludwigs Demüthigung und Befreiung, 472. — Neue Reichstheilung, 473. — Ludwigs des Frommen Tod, 474.

Seite

9. **Auflöſung des Reiches Karls des Großen** 475

Bruderkrieg. Schlacht bei Fontenaille, S. 475. — Die Stellinga in Sachſen, 476. — Schwur bei Straßburg, 477. — Unterdrückung der Stellinga, 478. — Vertrag zu Verdun, 479.

10. **Erlöſchen des karolingiſchen Hauptſtammes in Oſtfranken** 480

Ludwigs des Deutſchen Söhne theilen Deutſchland, S. 481. — Wiedervereinigung des karolingiſchen Reiches unter Kaiſer Karl dem Dicken, 482. — Entthronung Karls des Dicken. Arnulf, 484.

11. **Normannen und Slaven gegen Deutſchland** 485

Deutſchlands Bedrängung durch die Normannen, S. 486. — Das großmähriſche Reich, 487. — Svatopluk, 488.

12. **Auflöſung der Gauverfaſſung. Entſtehung der Territorien. Wiederherſtellung der Volkſtamm-Herzogthümer** 480

Territorien S. 490. — Neue Volkſtammherzogthümer, 491.

13. **Veränderte Stellung des Papſtthum zum Kaiſer- und Königthum** 493

Erſte Herausgabe und Anwendung der falſchen Decretalen, S. 494.

14. **Ausbreitung des Chriſtenthums im deutſchen Norden und Einfluß desſelben auf die Entwicklung deutſcher Bildung** 494

Ausbreitung des Chriſtenthums nach Norden, S. 495. — Ansgar, 496. — Gottſchalk und Habranus, 497. — Verwandlungslehre des Paſchaſius Radbertus, 498. — Wunderglaube und frommer Knechtsſinn, 499. — Rhabanus Maurus, 500. Geiſtliche Gedichte in der Volksſprache, 501. — Otfrieds Evangelienharmonie, 502. — Heliand, 503. — Ludwigsleich, 505.

15. **Kaiſer Arnulf** 507

Arnulfs Sieg über die Normannen, S. 508. — Arnulf, im Bund mit den Ungarn, gegen Svatopluk, 509. — Ausgang des großmähriſchen Reiches, 510. — Arnulfs Stellung zu Italien, 511. — Arnulfs Kaiſerkrönung, 512. — Arnulfs Tod, 513.

16. **König Ludwig, das Kind. — Der Kampf der Babenberger und des ſaliſchen Geſchlechts. Deutſchlands Bedrängung durch die Ungarn** 514

Kampf der Babenberger und der Salier, S. 515. — Einbrüche der Ungarn, 516. — Niederlage der Deutſchen bei Preßburg, 517. — Tod Ludwigs des Kindes, 518.

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Buch.

Das Reich unter den ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſern.

Seite

1. Deutſchland ein Wahlreich. — König Konrad I. . . 3
König Konrads Kämpfe mit Lothringen und mit Heinrich von Sachſen, S. 4. — Kämpfe mit den Kammerboten und Arnulf, 6. — Konrads letzte Verfügungen, 7.

2. Deutſchlands Erſtarkung und Erhebung unter König Heinrich I. 7
Erwählung Heinrichs von Sachſen, S. 8. — Unterwerfung der Herzoge von Schwaben und Baiern, 9. — Wiedervereinigung Lothringens mit dem deutſchen Reich, 10. — Waffenſtillſtand mit den Ungarn. Burgenbau, S. 11. — Kämpfe mit den Slaven, 12. — Ablauf des Waffenſtillſtandes, 13. — Beſiegung der Ungarn und der Dänen, 14. — Heinrichs I. Tod, 16.

3. Größe und Macht des deutſchen Reiches und Wiedervereinigung des Kaiſerthums mit dem deutſchen Königthum unter Otto I. 17
Krönung Otto I., S. 17. — Charakter Otto I., 18. — Kämpfe gegen Slaven und Ungarn, 19. — Empörung Eberhards von Franken und Thankmars, 20. — Aufſtand in Baiern, 22. — Aufſtand Giſelbrechts und Heinrichs, 23. — Markgraf Gero und die Slaven, 24. — Große Verſchwörung gegen Otto, 25. — Unterwerfung der Heveller, 26. — Neue Verſchwörung gegen Otto, 27. — Entdeckung der Verſchwörung, 28. — Verleihung der Herzogthümer, 29. — Des deutſchen Reichs Anſehn im Ausland, 30. — Italiäniſche Verhältniſſe, 31. — Ottos Heerfahrt nach Italien, 32. —

Seite

Ottos Vermählung mit Adelheid, 33. — Aufſtand Konrads von Lothringen, 34. — Aufſtand Ludolfs und Arnulfs von Baiern, 35. — Reichstag in Cinna. Unterwerfung Konrads, Arnulfs Fall, 36. — Verſöhnung Ottos und Ludolfs, 37. — Einbruch der Ungarn, 39. — Schlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg, 40. — Sieg der Deutſchen, 41. — Kampf gegen die Slaven, 42. — Sieg der Deutſchen über ſie, 43. — Hermann Billungs und Geros Gewalt, 44. — Ottos Kaiſerkrönung, 45. — Gericht über Papſt Johann XII., 46. — Die Papſtwahl vom Kaiſer abhängig, 47. — Neue Wirren in Italien, 48. — Otto I. zum dritten Mal in Italien, 49. — Erzbisthum Magdeburg, 50. — Verhandlungen mit dem griechiſchen Kaiſerhof. Ottos I. Tod, 51.

4. Das deutſche Reich unter den 3 letzten Kaiſern aus dem ſächſiſchen Hauſe, Otto II., Otto III., und Heinrich II. 52

Kriege um Schleswig und Lothringen, S. 53. — Otto II. Geſchicke in Italien und ſein Tod, 54. — Ränke Heinrichs II. von Baiern, 55. — Ottos III. Kämpfe gegen die Böhmen, Obotriten und andere ſlaviſche Völker, 56. — Kaiſerkrönung Otto III. Neuer Kampf mit den Slaven, 58. — Zweite Romfahrt Ottos III., 59. — Ottos III. dritte Romfahrt, 60. — Sein Tod. Bewerber um die deutſche Krone, 61. — Wahl Heinrichs II., 62. — Entſtehung der Markgrafſchaft Oeſterreich, 63. — Stellung Böhmens und Polens zum deutſchen Reich, 64. — Kampf um die baieriſche Herzogswürde, 65. — Kriege mit Polen und Lothringen, 66. — Romfahrten und Kaiſerkrönung Heinrichs II., 67. — Vertrag über die Erbfolge in Burgund. Tod Heinrichs II., 68. — Rückblick, 69.

5. Erſte Entwicklung des deutſchen Städteweſens . . . 69

Gegenſatz zwiſchen Bevorrechteten und Gemeinfreien, ſich ſpiegelnd im Bildungszuſtand, S. 70. — Begriff des Reichs, 72. — Altrömiſche Rhein- und Donau- und neu entſtandene Städte, 72. — Entwicklung des dritten Standes, 74. — Weichbildrecht, 75. — Stadtverfaſſung von Köln, 76. — Kunſt und Handwerk, 77. — Kirchliche und bürgerliche Baukunſt, 78. — Unternehmungsgeiſt der Bürger, 79.

6. Konrad II., der Salier. — Erwerbung Burgunds. Erblichkeit der niederen Lehen 80

Die beiden Konrade, S. 81. — Erwählung Konrads II., 82. — Streit um Burgund, 83. — Konrads II. Kaiſerkrönung, 84. — Aufſtand Ernſts von Schwaben, 85. — Ernſts Freundestreue, Achtung und Untergang, 86. — Kämpfe gegen Ungarn und Polen, 87. — Kämpfe gegen Odo von Cham-

Seite

pagne und Ulrich von Böhmen, 88. — Geſetz über Erblichkeit der niederen Lehen, 89. — Odos Tod. Belehnung der Normannen, 90. — Konrads II. Tod, 91.

7. Königthum und Kaiſerthum in der Fülle der Macht; Gegenſtrebungen des Papſtthums. Heinrich III. und Hildebrand 91

Heinrichs III. Kämpfe gegen Böhmen und Ungarn; letztere im Lehensverbund mit Deutſchland, S. 92. — Einführung des Gottesfriedens, 94. — Zerrüttung der Kirche, 95. — Heinrichs III. Kaiſerkrönung. Verbot der Simonie, 96. — Deutſche Biſchöfe als Päpſte, 97. — Hildebrand, Rathgeber der Päpſte, 98. — Inveſtitur, 99. — Cölibat, 100. — Des Kaiſers Stellung zu den Großen, 101. — Gottfried von Lothringen in Tuscien, 102. — Mißſtimmung der ſächſiſchen Großen, 103. — Heinrich III. in Italien. Fürſtenverſchwörung in Deutſchland, 104. — Frankreichs Anſprüche auf Lothringen, 105. — Heinrichs III. Tod, 106.

8. Fortſchritte des Papſtthums. Reichsverweſung in Deutſchland 106

Hildebrands Thätigkeit, S. 107. — Papſtwahlgeſetz; päpſtliche Belehnung der Normannen, 108. — Reichsverwaltung durch die Kaiſerin, 109. — Hanno von Köln bemächtigt ſich der Reichsverwaltung, 110. — Adalbert von Bremen mißleitet Heinrich IV. Erziehung, 111. — Fürſtentag in Tribur, Adalberts Sturz, 112. — Zweideutiges Benehmen des Königs, 113.

9. Heinrich IV. im Kampf mit den Sachſen 113

Anklage Egenos gegen Otto von Nordheim, S. 114. — Otto und Magnus gefangen. Zorn der ſächſiſchen Großen, 115. — Hannos Wiedereinſetzung, 116. — Aufſtand in Sachſen, 117. — Verhandlungen in Gerſtungen, Anklage Regingers, 118. — Treue der Wormſer zum König, 119. — Friede mit den ſächſiſchen Großen, 120. — Aufſtand der Kölner Bürger gegen Hanno, 121. — Heinrichs Sieg über die Sachſen bei Hohenburg, 122. — Demüthigung der ſächſiſchen Großen, 123. — Des Königs Wortbruch, 124.

10. Gregor VII. im Kampf gegen das Königthum . . . 124

Papſt Gregor VII., S. 125. — Gregors VII. Anſchauung vom Papſtthum und deſſen Verhältniß zur weltlichen Macht, 126. — Gregors VII. Dictate, 128. — Die Stütze des Papſtthums, 129. — Beſchlüſſe der römiſchen Kirchenverſammlungen über Simonie, Cölibat und Laien-Inveſtitur, 131. — Widerſtand der deutſchen Geiſtlichen gegen Einführung des Cölibats, 132. — Heinrich IV. nach Rom vorgeladen, 134. — Abſetzung Gregors VII. durch die deutſchen Biſchöfe, 135. — Heinrich IV. im Bann. Sachſen in Aufſtand, 136. —

Seite

Fürſtentag zu Tribur, 137. — Heinrich IV. in Canoſſa, 138. — Seine Verſprechungen und ſeine Löſung vom Bann, 139. — Reichstag zu Forchheim, 140. — Abſetzung Heinrichs und Erwählung Rudolfs von Schwaben, 141. — Heinrichs IV. Anhang bei dem Volk, 142. — Heinrich IV. neuerdings in Kirchenbann, 143. — Tod des Gegenkönigs Rudolf, 144. — Heinrich IV. vor Rom, 145. — Heinrich IV. Kaiſerkrönung, 146. — Gregors VII. Flucht nach Salerno, 147. — Gregors VII. Tod. — Der Gegenkönig Hermann, 148.

11. Beginn der Kreuzzüge. Fortgeſetzter Kampf des Papſtthums und Fürſtenthums gegen das Kaiſerthum. Heinrichs IV. Ausgang. Heinrich V. 148

Heinrich IV. abermals in Italien, S. 149. — Des Königsſohnes Konrad Verführung, 150. — Erwählung Heinrichs (V.) zum Thronfolger, 151. — Anregung der Kreuzzüge, 152. — Die erſten Kreuzfahrerhaufen am Rhein, 153. — Glaubenstollheit, Judenverfolgung. Eroberung Jeruſalems, 154. — Die baieriſchen Großen und Heinrich V., 155. — Abfall Heinrichs V. Treue der Städte, 156. — Heinrich IV. am Regenfluß von den Fürſten verrathen, 157. — Heinrich IV. durch Argliſt gefangen und zur Abdankung gezwungen, 158. — Seine Freiheit, 159. — Heinrichs IV. Tod, 160.

12. Heinrich V. im Kampf gegen Papſtthum und Fürſtenthum. Inveſtiturſtreit. Aufſchwung des Bürgerthums 161

Inveſtiturſtreit. Heinrich V. in Italien, S. 161. — Vertrag Heinrichs V. mit Paſchalis II., 162. — Des Papſtes Gefangennehmung, Schwur und Erledigung, 163. — Heinrich V. zum Kaiſer gekrönt und gebannt, 164. — Fürſtenverſchwörung unter Adalbert von Saarbrücken, 165. — Ausbruch der Empörung. Schlacht am Welfesholz, 166. — Die Erbſchaft Mathildens. Adalberts Ränke, 167. — Würzburger Reichsbeſchluß, 168. — Wormſer Concordat. Tod Heinrichs V., 169. — Rückblick auf die Salier, 170. — Politiſche Mündigkeit der Städte, 171. — Freiburger Stadtrecht, 172.

13. Deutſchland in den Tagen Lothars und Konrads III. Hohenſtaufen und Welfen. Reformatoriſche Anregung in der Schweiz und in Süddeutſchland 173

Erwählung Lothars. Bekämpfung der Hohenſtaufen, S. 174. — Lothar, des Papſtes Vaſall. Unterwerfung der Hohenſtaufen, 175. — Streit über Apulien. Lothars Tod, 176. — Erwählung Konrads III. Achtung Heinrichs des Stolzen, 177. — Kampf zwiſchen den Hohenſtaufen und Welfen, 178. — Die Weiber von Weinsberg. Verſöhnungsvertrag, 179. — Arnold von Breſcia und die neue Weltanſchauung, 180. —

Seite

Arnold von Brescia in Zürich. Verbreitung und Einfluß ſeiner Lehre, 182. — Kreuzzüge der Süd-, Weſt- und Norddeutſchen, 184. — Tod Konrads III. Erwählung Friedrichs I., 185.

14. Letzter Machtglanz des Kaiſerthums. Friedrich I., der Rothbart, im Kampf gegen den Geiſt der neuen Zeit; Wachsthum und Zerſplitterung der Welfenmacht . . 185

Friedrichs I. Stellung zum Papſtthum und Vertrag mit dem Papſte, S. 186. — Friedrich I. in Italien, 188. — Roncaliſcher Reichstag, 189. — Hinrichtung Arnolds und Kaiſerkrönung Friedrichs I., 190. — Gericht über die Friedensbrecher in Deutſchland, 191. — Oeſterreich zum Herzogthum erhoben, 192. — Vorrechte der Herzoge von Oeſterreich, 193. — Anſehen des Kaiſerthums im Ausland, 194. — Zwiſt mit dem Papſt, 195. — Mailands Unterwerfung, 196. — Zweiter roncaliſcher Reichstag, 197. — Begünſtigung des römiſchen Rechts, 198. — Mailands Aechtung, Cremas Belagerung und Ergebung, 199. — Papſt Alexander III. im Bund mit den lombardiſchen Städten, 200. — Belagerung Mailands, 201. — Mailands Unterwerfung und Zerſtörung, 202. — Gericht über Mainz, 203. — Heinrich des Löwen Machtvergrößerung, 204. — Fehden oder Parteiungen in Deutſchland, 205. — Lombardiſcher Städtebund, 206. — Friedrichs I., Glück, Bedrängniß und Flucht, 207. — Vergrößerung der hohenſtaufiſchen Hausmacht, 208. — Thätigkeiten Friedrichs des Rothbarts und Heinrichs des Löwen, 209. — Neue Heerfahrt Friedrichs I. nach Italien, 210. — Fruchtloſe Unterhandlungen mit den Lombarden, 211. — Zwieſprach des Kaiſers mit Heinrich dem Löwen, 212. — Schlacht bei Legnano. Friede zwiſchen Kaiſer und Papſt, 213. — Waffenſtillſtand mit den Lombarden, 214. — Aechtung Heinrichs des Löwen und Zertheilung ſeiner Macht, 215. — Heinrichs des Löwen Kampf, Unterwerfung und Verbannung, 216.

15. Anerkennung der italieniſchen Städte-Republiken. Entwicklung des deutſchen Bürgerthums. Friedrichs I. Reichsfeſt und Kreuzfahrt 217

Konſtanzer Friede mit den Lombarden, S. 218. — Verfaſſungen deutſcher Städte, 219. — Handwerker-Schutzgilden und Genoſſenſchaften, 220. — Ausdehnung deutſchen Handels und deutſcher Anſiedelungen, 221. — Ritterſchaft und Ritterthum, 222. — Reichsfeſt zu Mainz, 223. — Vertrag des Kaiſers mit den Lombarden, 224. — Vermählung König Heinrichs mit Konſtanze von Sicilien, 225. — Geſetz über den Landesfrieden. Friedrichs Kreuzfahrt, 226. — Sein Tod. — Gründung des deutſchen Ordens, 227. — Verfaſſung des deutſchen Ordens, 228. — Friedrich der Rothbart in der Volksſage, 229.

Seite

16. Hohenſtaufiſches Erbreich in Neapel und Sicilien durch Heinrich VI. 229

Heinrich VI. Seine Kaiſerkrönung, S. 230. — Unruhen in Deutſchland, 231. — Verſöhnung der Hohenſtaufen und Welfen, 232. — Heinrichs Vorſchlag der Erblichkeit bei den Fürſten, 233. — Königswahl Friedrichs II. — Heinrichs Tod, 234.

17. Erniedrigung des König- und Kaiſerthums unter das Papſtthum. Philipp, Otto IV. und Friedrich II. 234

Philipp und Otto IV. Gegenkönige, S. 235. — Philipps Wiedererwählung und Ermordung durch Otto von Wittelsbach, 236. — Ottos IV. Anerkennung, Kaiſerkrönung und Zerfall mit dem Papſte, 238. — Krönung Friedrichs II. als deutſcher König, 240.

18. Höhepunkt des Papſtthums. Innocenz III. 241

Innocenz III. Perſönlichkeit, S. 242. — Erweiterung der Papſtmonarchie durch Innocenz III., 243. — Die Bettelorden, 244. — Verhältniß der Kirche zum Volksglauben, 245. — Kultus. Kirchenverweltlichung, 246. — Reformeiſer, Sekten, Verfahren gegen Ketzer, 247. — Inquiſition, 248.

19. Beginnender Kampf des Papſtthums gegen das Deutſchland ſich entfremdende Kaiſerthum 249

Charakter Friedrichs II., S. 250. — Friedrich II. gegen die Städte, 251. — Friedrichs II. Kaiſerkrönung und Geſetz gegen die Ketzer, 252. — Friedrich II. im Bann, 253. — Friedrichs II. Kreuzzug und Verſöhnung mit dem Papſt, 254.

20. Herrenthum und Volkskraft in Deutſchland. Der deutſche Orden in Preußen. Die Inquiſition und der Kreuzzug gegen die Stedinger 255

Ermordung Engelbrechts von Köln, S. 255. — Geſetz von Ravenna gegen die Städte, 256. — Befreiung Holſteins, Hamburgs und Lübecks, 257. — Eroberung Lieflands, Kurlands, Eſthlands, Preußens ꝛc., 258. — Der Ketzerrichter Konrad von Marburg, 259. — Die Stedinger, 260. — Kreuzzug gegen ſie, 261. — Untergang der Stedinger, 262.

21. König Heinrichs Abfall und Untergang. — Mainzer Landfriede. Wahl Konrads IV. 262

Friedrich von Oeſterreich geächtet, S. 265. — Groſer Freibrief für Wien, 266.

22. Untergang Friedrichs II. und der Hohenſtaufen. Deutſchlands Zerrüttung unter den Pfaffenkönigen Heinrich Raspe und Wilhelm 267

Kampf des Kaiſers gegen die Lombarden, S. 267. — Bund des Papſtes mit den Lombarden, 268 — Kirchenverſammlung zu Lyon, 269. — Abſetzung des Kaiſers durch Papſt und Kirchenverſammlung, 270. — Die Mongolen; Schlacht auf

Seite

der Ebene bei Liegnitz, 271. — Die Gegenkönige Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland, 272. — Mordanſchlag wider Konrad IV., 273. — Tod Friedrichs II., Deutſchlands Zerrüttung, 274. — Konrads Niederlage bei Oppenheim, Fahrt nach Italien und Tod, 275. — Tod König Wilhelms. Uebertragung des hohenſtaufiſchen Erbreichs an Karl von Anjou. Ermordung Konradins, 276. — Rückblick auf die Hohenſtaufen, 278.

23. Der Städtebund. — Auflöſung der höchſten Reichsgewalt. — Wiederherſtellung des Wahlkönigthums 279

Verſchiedene Städte-Einigungen, S. 279. — Entſtehung des rheiniſchen Städtebundes. Zutritt von Fürſten und Adel, 280. — Des Bundes Ordnung und Kriegsmacht, 281. — Beſtätigung des Bundes durch König Wilhelm, 282. — Haltung des Bundes bei der Thronerledigung, 283. — Wahl Richards von England und Alfons von Caſtilien, 284. — Auflöſung des Städtebundes. Geſetzloſigkeit in Deutſchland, 285. — Ludwig von Baiern, Albrecht von Meißen; Ottokar von Böhmen; Konrad von Hochſtaden, 286. — Kölns Unterjochung und Befreiung, 288. — Die Hanſa. — Tod König Richards, 289. — Erwählung Rudolfs von Habsburg, 290.

24. Reichsverfaſſung 290

Drei Klaſſen von Freien. Königswahl; 7 Kurfürſten, S. 291. Wahlort, Krönungsſtadt; des Königs Eid, 292. — Kaiſerwürde; heil. röm. Reich; Schirmvogtei der Kirche, 293. — Königlicher Hof. Reichsregierung. Königliche Gerichtsbarkeit, 294. — Reichskriegsverfaſſung, 295. — Einkünfte des Königs, 296. — Verfaſſung der Fürſtenländer, 297.

25. Verfaſſung der Fürſtenländer, der freien Landgemeinden und der Städte 297

Hofverfaſſung. — Städtiſche Verfaſſung, S. 301.

26. Ritterlich-adeliges Leben 308

Gegenſätzliches Gepräge des Mittelalters S. 304. — Burgen und deren Einrichtungen, 305. — Ritterliche Rüſtung, 306. Tracht der höheren Stände, 307. — Leben auf den Burgen. Feſte, 308. — Turniere, 309. — Erziehung, 310. — Formen des Familienlebens, 311. — Frauendienſt und Galanterie, 312. Entartung des adlig-ritterlichen Lebens, 313.

27. Städtiſches und Bauern Leben 314

Anlage der Städte S. 314. — Städtiſche Wappen. Oeffentliche und Privatgebäude, 315. — Häusliche Einrichtung, 316. — Bürgerliche Tracht. Familienfeſte, 317. — Trinkgelage. Bewaffnung, 318. — Volksfeſte, 319. — Mummereien, Pfeifergericht, 320. — Schattenſeiten des ſtädtiſchen Lebens, 321. — Barbariſche Strafen, 322. — Kampfrecht. Fahrende

Seite

Frauen, 323. — Milde Anſtalten für Arme und Kranke, 324. — Badhäuſer, Gebär- und Waiſenhäuſer ꝛc., 325. — Volksſchulen und höhere Bildungsanſtalten, 326. — Bäuerliches Leben, 327.

28. Kirchenweſen und Geiſtlichkeit 328

Entnationaliſirung durch Rom S. 328. Legate, exemte Prälaten, Congregationen, 329. — Pfründen, Kapital, 330. — Geiſtliche Gerichtsbarkeit, Sendgerichte, 331. — Geißlerfahrten, 332. — Narren- und Eſelsfeſte, 333. — Unwiſſenheit und Unſittlichkeit der Geiſtlichkeit, 334. — Keime der Reform, 335.

29. Juden und Rechtloſe 335

Judenhaß entſproßt dem romaniſchen Princip, S. 336. — Judenſchutz, Sonderrechte der Juden, 337. — Friedrichs II. Ordnung in Wien, 338. — Erniedrigungen und Mißhandlungen der Juden, 339. — Fahrende Leute, 340. — Königthum der fahrenden Leute, 341. — Scharfrichter, 342.

30. Dichtung, Wiſſenſchaft und Kunſt 342

Mittelhochdeutſche Kunſtdichtung S. 343. — Ritterliche Dichter, 344. — Hof- und Schriftſprache. Verskunſt, 345. — Religiöſe Dichtungen, 346. — Hartmanns v. Aue, Rudolfs v. Ems Konrads v. Würzburg Dichtungen, 347. — Geſchichtliche Dichtungen, Arnolied, Kaiſerchronik, antike Stoffe, Reimchroniken, Karls-Sagen, 348. — Thierſage, orientaliſche Sagen, byzantiniſche Romane, Orendel, Herzog Ernſt ꝛc., 350. — Artusſagen. Hartmanns Erek und Iwein, 352. — Die Gralſage, 353, — Wolfram von Eſchenbachs Parzival, 354. — Volksthümliches Epos, 356. — Nibelungenlied I. Siegfrieds Ermordung, 357. — Nibelungenlied II. Kriemhildens Rache, 358. — Dietrichs Sage, 362. — Gudrun, 363. — Kürzere poetiſche Erzählungen, Lyrik, 365. — Minnegeſang, 366. — Walther von der Vogelweide, 367. — Reinmar von Zweter, 369. — Dichterſchulen, Volksgeſang, 370. — Deutſcher Kirchengeſang. Die Lehrdichtung, 371. — Drama. Deutſche Proſa, 373. — Rechtsdenkmäler. Sachſen- und Schwabenſpiegel, 375. Scholaſtiſche Wiſſenſchaft. Albert der Große, 376. — Thomas v. Aquino, Duns Scotus, Roger Bako, 377. — Volkspredigt und Myſtik, 378. — Naturwiſſenſchaften. Heilkunde, 379. — Baukunſt, Bundesleben der Baugenoſſenſchaften, 380. — Romaniſcher, gothiſcher Bauſtyl, 381. — Kirchenbaukunſt, 382. Kölner Dom, 384. — Erwin v. Steinbach. Weltliche Baukunſt, 385. — Bildhauer- und Malerkunſt, 386.

Inhalt des dritten Bandes.

Fünftes Buch.

Die Zeiten von Rudolf von Habsburg bis zu dem großen Städtekriege.

Seite

1. Die erſten Zeiten der Regierung Rudolfs von Habsburg. Krieg mit Ottokar von Böhmen. Gründung der habsburgiſchen Hausmacht durch Erwerbung der öſterreichiſchen Lande 3

Wahl Rudolfs von Habsburg S. 4. — Verhältniß zu Italien, 5. — Anerkennung der päpſtlichen Gewalt, 6. — Freundliche Stellung zu der Kirche, 7. — Verhältniß zu den deutſchen Fürſten, 8. — Rudolf und das Bürgerthum, 9. — Rudolfs Perſönlichkeit, 11. — Allgemeine Kennzeichen ſeiner Staatskunſt, 12. — Ottokar von Böhmen, 13. — Krieg und Frieden mit Ottokar, 14. — Neue Zerwürfniſſe, 15. — Ottokars Ausgang, 16. — Oeſterreich kommt an das Haus Habsburg, 17.

2. Rudolfs letzte Jahre. Herſtellung des Landfriedens. Innere Empörungen. Demüthigung vor dem Papſt. 18

Rudolfs Entwürfe S. 18. — Landfrieden, 19. — Der Norden und die Niederlande, 20. — Herbeiſchaffung des entfremdeten Reichsguts, 21. — Unzufriedenheit mit Rudolf, 22. — Aufrühriſche Bewegungen, 25. — Der falſche Friedrich, 26. — Empörung der ſchwäbiſchen Grafen, 28. — Fehde mit dem Abt von St. Gallen, 29. — Kirchenverſammlung zu Würzburg, 30. — Anmaßungen der Päpſte, 31. — Spannung mit der Kirche, 32. — Reichstag zu Erfurt, 33. — Rudolfs Tod, 34.

Seite

3. Adolf von Naſſau 34

Wahl Adolfs von Naſſau, S. 34. — Zugeſtändniſſe an die Kurfürſten, 35. — Adolfs Perſönlichkeit, 36. — Regierungsgrundſätze, 37. — Plane, 38. — Krieg um Meißen. Bund mit England, 39. — Begünſtigung des Bürgerthums, 40. — Adolf und Albrecht von Oeſterreich, 42. — Verſchwörung der Fürſten gegen den König, 43. — Krieg zwiſchen Adolf und Albrecht, 45. — Adolfs Abſetzung, 46. — Schlacht bei Göllheim. Adolfs Tod, 47.

4. Albrecht von Oeſterreich 48

Nochmalige Wahl Albrechts, 48. — Zugeſtändniſſe an die Kurfürſten, 49. — Albrechts Perſönlichkeit. Zerwürfniß mit dem Papſt. Bund mit Frankreich, 51. — Zerwürfniß mit den rheiniſchen Kurfürſten, 52. — Freundliches Verhältniß zu den Städten, 53. — Bund Albrechts und der Städte gegen die Fürſten, 54. — Beſiegung der widerſpenſtigen Fürſten, 55. — Ausſöhnung mit dem Papſte, 56. — Spannung mit dem König von Böhmen, 57. — Krieg mit Böhmen, 58. — Böhmen kommt an Habsburg, 59. — Albrechts fernere Plane, 60. — Unglück in Meißen und Böhmen, 61. — Verſchwörung gegen den König, 62. — Abrechts Ermordung, 63.

5. Heinrich VII. Italien vor und während ſeiner Regierung 64

Abſichten des Königs von Frankreich auf Deutſchland, S. 65. — Wahl Heinrichs von Lützelburg, 66. — Zugeſtändniſſe an die Kurfürſten, 67. — Heinrichs Perſönlichkeit, 68. — Seine ſtaatliche Richtung, 69. — Spannung mit den Habsburgern, 70. — Erwerbung Böhmens, 71. — Verhältniß zu den deutſchen Städten, 72. — Begünſtigung der Geiſtlichkeit, 73. — Zuſtände Italiens, 74. — Heinrich in der Lombardei, 77. — Kampf mit den lombardiſchen Städten. Einzug in Rom, 78. — Kaiſerkrönung. Zerwürfniß mit Neapel und mit dem Papſte, 79. — Heinrichs VII. Tod, 80.

6. Die Gegenkönige Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oeſterreich bis zur Schlacht bei Mühldorf 81

Wahlumtriebe, 82. — Die Wittelsbacher, 83. — Zwieſpaltige Königswahl, 85. — Verſchenkungen und Verſetzungen der Gegenkönige, 86. — Streitkräfte derſelben, 88. — Ludwig ein Freund des Bürgerthums, Friedrich des Adels, 87. — Perſönlichkeit der Gegenkönige, 90. — Urſachen der Dauer des Kriegs, 91. — Schwankungen des Bürgerkriegs, 92. — Schlacht bei Mühldorf, 94.

7. Die Ereigniſſe bis zum Frieden zu Hagenau. Ludwigs Streit mit dem päpſtlichen Stuhle, Aufenthalt in Italien 96

Seite

Belohnungen der Fürſten durch Ludwig S. 97. — Verſetzungen der Reichsſtädte, 98. — Erwerbung der Mark Brandenburg, 99. — König Johann von Böhmen, 100. — Ausſöhnung desſelben mit den Habsburgern, 101. — Verhältniſſe in Italien, 102. — Anfang des Streites zwiſchen dem Papſte und Ludwig dem Baiern, 103. — Fortſetzung des Streites, 105. — Ludwigs Flucht vor Burgau, 107. — Verhandlungen zwiſchen Ludwig und den Habsburgern, 108. — Ludwigs Zug nach Italien, 109. — Ludwig zum Kaiſer gekrönt, 110. — Unglück in Italien, 111. — Friede zu Hagenau, 112.

8. Die Ereigniſſe bis zum Kurverein in Renſe. Fortwährender Zwiſt zwiſchen Kaiſer und Papſt. Verhältniß zu Frankreich und England 113

Günſtige Lage Ludwigs nach dem Frieden zu Hagenau. Vertrag von Pavia, 113. — Landfrieden, 114. — Johann von Böhmen in Italien, 115. — Ludwigs religiöſe Richtung, 117. — Vergebliche Verſuche der Ausſöhnung mit dem Papſt, 118. — Ludwig dankt ab zu Gunſten Heinrichs von Niederbaiern, 120. — Beabſichtigter Landesverrath an Frankreich, 121. — Fortwährender Zwiſt zwiſchen Kaiſer und Papſt. Ludwig nimmt die Abdankung zurück, 122. — Streit über Kärnthen und Tyrol, 123. — Papſt Benedict XII. und Ludwig, 124. — Die Ausſöhnung mit dem Papſte durch Frankreich vereitelt, 126. — Bund zwiſchen Ludwig und Eduard von England gegen Frankreich, 127. — Die deutſchen Kirchenfürſten für den Kaiſer, 128. — Reichstag in Frankfurt, 129. — Kurverein von Renſe, 130. — Hoftag zu Koblenz, 131.

9. Erwerbung von Niederbaiern, Tyrol und Holland durch Ludwig. Des Kaiſers größere Plane. Widerſtand der Fürſten 133

Auflöſung des engliſchen Bündniſſes, 133. — Friede mit Frankreich, 134. — Erwerbung von Niederbaiern, 135. — Erwerbung von Tyrol, 136. — Ludwigs höhere Plane, 137. — Ludwig und die Reichsſtädte, 138. — Ludwig begünſtigt die demokratiſchen Bewegungen, 140. — Widerſtand der Fürſten und des Adels gegen Ludwig, 141. — Dieſer ſchließt ſich an die Reichsſtädte an, 143. — Neue Unterhandlungen zwiſchen Kaiſer und Papſt, 145. — Reichstag in Frankfurt, 146. — Fürſtentag in Renſe, 147. — Verſchwörung der Fürſten gegen den Kaiſer, 148.

10. Kampf um das Reich von 1346 bis 1350. Ludwigs Tod. Günther von Schwarzburg und Karl IV. 149

Wahl Karls von Mähren, 149. — Ludwigs Tod, 150. — Karl IV. von den Städten anerkannt, 151. — Widerſtand der baieriſchen Partei, 152. — Der falſche Waldemar, 153.

Seite

Wahl Günthers von Schwarzburg, 154. — Friede zwiſchen Karl und Günther. Deſſen Tod, 155. — Stellung des Kaiſerthums, 156. — Streben der Kaiſer nach einer Hausmacht, 157. Die Kaiſer und die Städte, 158.

11. Die bedeutendſten Fürſtenthümer und Herrſchaften im 14. und 15. Jahrhundert 160
I. Nordſachſen. Braunſchweig-Lüneburg, 160. — Die Grafen von Holſtein, 162. — Geiſtliche Gebiete, 163. — II. Weſtphalen, 163. — III. Niederlande, 164. — IV. Niederrhein, 166. — V. Mittelrhein. Pfalz, 168. — Trier, 170. — Mainz, 171. — Worms. Speier, 173. — VI. Oberrhein, 173. — Habsburger. Baden, 174. — Straßburg. Baſel, 175. — VII. Lothringen und Burgund, 176. — VIII. Schwaben, 177. — IX. Baiern, 178. — X. Franken, 180. — Die Burggrafen von Nürnberg, 181. — Die Biſthümer 182. — XI. Heſſen, 183. — XII. Thüringen und Meißen, 183. — XIII. Fürſtenthümer aus dem anhaltiſchen Stamm, 185. — Sachſen-Wittenberg, Sachſen-Lauenburg, 186. — Anhalt, 187. — Erzſtift Magdeburg, 187. — XIV. Mecklenburg, 188. — XV. Pommern, 188. — XVI. Brandenburg, 189. — XVII. Böhmen, 190. — XVIII. Oeſterreich, 191.

12. Die Städte 193
Allgemeine Bemerkungen über die Fürſtenthümer, S. 193. — Die großen Gebiete und die Kaiſer, 195. — Verzeichniß der Reichsſtädte, 196. — Die Landſtädte, 199.

13. Reichthum der Städte. Kunſtfleiß und Handel . . . 202
Gewerbthätigkeit S. 202. — Handel, 203. — Die Hanſe, 204. — Brügge. Handel der ſüddeutſchen Städte, 207. — Reichthum der Städte, 208.

14. Demokratiſche Bewegungen in den Städten. Sturz der Geſchlechterherrſchaft. Aufkommen der Zunftverfaſſungen 209
Unabhängigkeit der Städte, 210. — Geſchlechter und Zünfte, 211. — Kampf zwiſchen beiden. 212. — Kaiſer Ludwig und die zünftiſchen Bewegungen, 214. — Sieg der Zünfte im Süden. Geſchlechter in Nürnberg, 215. — Zünftiſche Bewegungen im Norden, 216. — Aufblühen der Städte ſeit dem Siege der Demokratie, 217. — Städtiſche Einrichtungen, 218.

15. Pfahlbürgerthum. Zwiſte der Städte mit Adel und Fürſten. Veränderung des Kriegsweſens. Bedeutung des Fußvolks 218
Entlaufen der Unfreien in die Städte, 219. — Pfahlbürgerthum, 220. — Streit zwiſchen Fürſten und Städten, 222. — Neue Bedeutung des Fußvolks, 223. — Siege des Fußvolks

Seite

über die Ritter, 224. — Erfindung des Schießpulvers, 225. Adelige Söldner in Städten, 226.

16. **Verhältniß der Landſtädte und des niederen Adels zu den Fürſten. Aufkommen der landſtädtiſchen Verfaſſungen** 226
Freiheitsſinn der Landſtädte, S. 227. — Die wendiſchen Seeſtädte, 228. — Die ſächſiſchen Städte. Lüneburg, 229. — Magdeburg, 230. — Verhältniſſe des niederen Adels zu den Fürſten, 231. — Fürſten und Städte gegen den Adel, 232. — Adel und Städte gegen die Fürſten, 233. — Entſtehung der landſtändiſchen Verfaſſungen, 234. — Wirkſamkeit und Rechte der Landſtände, 236.

17. **Verhältniſſe der Landbevölkerung. Freiheitskämpfe der Frieſen, Dithmarſen, Schweizer. Rückwirkung auf das übrige Deutſchland** 242
Verhältniſſe der Bauern, S. 243. — Freiheitskämpfe der Frieſen, 250. — Der Dithmarſen, 253. — Entſtehung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, 255. — Schlacht bei Morgarten, 259. — Schlacht bei Laupen, 260. — Erweiterung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, 261. — Freiheitsbeſtrebungen im Bauernſtand, 262. — Neue Stellung der Dorfgemeinden, 263. — Freie Gemeinden, 266. — Centen und Marken, 267.

18. **Umſchwung der Dichtung im volksmäßigen Sinne** . 269
Verfall der ritterlichen Dichtung, S. 269. — Volksthümliche Dichter, 271. — Lehrgedicht, 273. — Das Volkslied, 274. — Der Schwank, 275.

19. **Karl IV. Seine Entwürfe. Verhältniß zur Kirche und zum Fürſtenthum. Goldene Bulle. Wahl Wenzels zum römiſchen Könige** 276
Rückblick, S. 276. — Karl IV., 277. — Seine Perſönlichkeit, 278. — Staatliche Plane, 279. — Stellung zu der Kirche, 280. — Verhältniß zum Bürgerthum, 282. — Stellung zum Fürſtenthum, 284. — Die goldene Bulle, 285. — Begünſtigung der Fürſten, 288. — Erwerbung der Oberpfalz, 289. — Karl IV. und Rudolf von Oeſterreich, 290. — Die Mark Brandenburg, 291. — Karls Erwerbungen in Deutſchland, 292. — Bund gegen Karl, 293. — Erwerbung der Mark Brandenburg, 294. — Wahl Wenzels zum römiſchen Könige, 295.

20. **Anfänge des ſchwäbiſchen Städtebundes. Karls IV. Tod** 296
Karls verfehlte Staatskunſt, S. 296. — Die ſchwäbiſchen Städte und Würtemberg, 297. — Widerſtand der Städte gegen Karls Abſichten, 299. — Städtekrieg, 300. — Karl

Seite

und das Bürgerthum. Erfurt, 301. — Karls Abſichten auf die Hanſe, 302. — Friede mit den Städten. Karls Tod, 303.

21. Wenzel. Emporkommen des großen Städtebundes . 304

Wenzels Perſönlichkeit, S. 305. — Verfahren der Fürſten und Städte, 307. — Großer Herrenbund, 308. — Großer Städtebund, 309. — Plane des großen Städtebundes, 310. — Verhältniß zur Hanſe, 311. — Erfolge des großen Städtebundes, 312. — Wenzel mit den Fürſten dagegen, 314. — Heidelberger Bündniß, 315. — Verbindung zwiſchen dem Städtebund und den Schweizern, 316. — Leopold von Oeſterreich gegen die Schweiz, 318. — Schlacht bei Sempach, 319. — Neue Anſchläge der Fürſten gegen die Städte, 320. — Bund Wenzels und der Städte gegen die Fürſten, 322. — Das mergentheimer Bündniß. Gefangennahme Pilgrims von Salzburg, 324.

22. Der große Städtekrieg. Niederlage der Demokratie 325

Bedeutung des großen Städtekrieges, S. 325. — Macht der Städte, 327. — Ihre kriegeriſchen Erfolge, 328. — Friedensunterhandlungen, 329. — Der König von Frankreich im Bunde mit den deutſchen Fürſten, 330. — Umtriebe der Fürſten gegen Wenzel, 331. — Gegen die Städte, 333. — Ausgang der Friedensunterhandlungen, 334. — Erneuerung des Kriegs, 335. — Belagerung von Kaufbeuern, 336. — Die Fürſten vor Augsburg, 337. — Niederlage der Städte bei Döffingen, 338. — Vergebliche Belagerung Windsheims durch die Fürſten, 339. — Abfall Wenzels von den Städten, 340. — Wenzel für die Fürſten gegen die Städte, 341. — Bund der Städte mit dem Erzbiſchof von Mainz, 342. — Mit einigen anderen Kirchenfürſten, 343. — Die Städte gegen den Pfalzgrafen am Rhein, 344. — Ihre Niederlage bei Worms, 345. — Folgen der Niederlage, 346. — Niederlage der Frankfurter bei Eſchborn, 347. — Reichstag zu Eger, 348. — Ausgang des Städtekriegs, 349. — Sieg des Fürſtenthums, 350.

Sechſtes Buch.

Das fünfzehnte Jahrhundert.

1. Verfall des Reichs unter den Königen Wenzel und Ruprecht 353

Rückblick, S. 353. — Beginnender Verfall des Bürgerthums, 354. — Straßburg und Rotenburg bedroht, 355. — Die ſchwäbiſchen Städte im Bunde mit Würtemberg, 356. — Wenzels Regierung in Böhmen, 357. — Seine erſte Gefangen-

Seite

ſchaft, 358. — Umtriebe der deutſchen Fürſten, 359. — Neuer Anſchluß des Königs an die Städte und den Adel, 360. — Verſuche der Fürſten zu ſeinem Sturze, 361. — Wenzels Abſetzung, 362. — Wahl Ruprechts von der Pfalz. Unruhen in Böhmen, 363. — Wenzels zweite Gefangenſchaft, 364. — König Ruprechts Plane, 365. — Widerſtand der Fürſten, 366. — Und der Reichſtädte, 367. — Das Marbacher Bündniß, 368. — Ruprecht vermehrt ſeine Hausmacht, 369. — Der Appenzeller Krieg, 370. — Tod König Ruprechts, 372. — Abnahme der Bedeutung der Demokratie, 373.

2. **Verfall der Kirche** 374

Päpſtliche Mißbräuche, S. 375. — Die Kirchenſpaltung, 378. — Stellung der deutſchen Biſchöfe, 379. — Verfall des deutſchen Biſthums, 381. — Entſittlichung der niederen Geiſtlichkeit, 382.

3. **Emporkommen einer freieren religiöſen Richtung. Myſtiker. Waldenſer. Die Brüder vom freien Geiſte. Johann Huß** 383

Das Bürgerthum im Widerſpruch mit der Kirche, S. 383. — Folgen des Streites zwiſchen Kaiſer Ludwig und der Kirche, 384. — Die Fürſten gegen die Geiſtlichkeit, 385. — Freiere religiöſe Richtungen. Die Myſtik, 386. — Aſketiſche Richtung der Myſtik. Geißelfahrten, 387. — Spirituelle Richtung der Myſtik, 388. — Schwärmeriſche Richtung, 389. — Pantheiſtiſche Richtung, 390. — Werkthätige Richtung, 391. — Naturaliſtiſche Richtung, 392. — Die Waldenſer, 393. — Die Brüder des freien Geiſtes, 394. — Materialiſtiſche Richtungen, 395. — Auswüchſe der freien religiöſen Richtungen, 396. — Socialiſtiſche Richtungen, 397. — Aeußere Schickſale der freieren religiöſen Richtungen, 398. — Zuſammenhang der religiöſen Beſtrebungen mit den ſtaatlichen, 400. — Religiöſe Bewegung in Böhmen, 401. — Wicliffe, 402. — Johann Huß, 403.

4. **Die Kirchenverſammlungen von Piſa und Konſtanz** . 405

Reformatoriſche Richtungen innerhalb der Kirche. Die Hochſchule in Paris, 405. — Die Kirchenverſammlung in Piſa, 406. — In Konſtanz, 407. — Abſetzung der drei Päpſte, 406. — Die Deutſchen auf der Konſtanzer Verſammlung, 410. — Wahl des Papſtes Martin V., 411. — Vereitlung der Kirchenverbeſſerung, 412. — Verbrennung Hußens, 413.

5. **Die Huſſitenkriege** 413

Aufregung in Böhmen, S. 414. — Tod König Wenzels, 415. — Parteien in Böhmen. Die Kelchner, 416. — Die Taboriten, 417. — Ihre religiöſen Anſichten, 418. — Beghardiſche Meinungen, 419. — Begharden von den Taboriten verfolgt,

420. — Staatliche und communiſtiſche Anſichten der Taboriten, 421. — Sigmund gegen die Huſſiten, 422. — Schlechter Ausgang des erſten Kreuzzugs gegen die Böhmen. Zizka, 423. — Abſetzung Sigmunds, 424. — Deſſen Niederlage bei Deutſchbrod. Zizkas Tod, 425. — Deſſen Kriegskunſt, 426. — Prokop der Große. Neue Siege der Huſſiten, 427. — Ihre Raubzüge in Deutſchland, 428. — Niederlage des letzten Kreuzheeres bei Tauß, 429.

6. Das Reich und die Kirche bis zum Tode Sigmunds. Verſuche der Wiederherſtellung des Reichs. Die Anfänge der Kirchenverſammlung in Baſel. Friede mit den Huſſiten 430

Einwirkung des Huſſitismus in Deutſchland, S. 430. — Neue religiöſe und ſtaatliche Bewegungen, 431. — Traurige öffentliche Zuſtände im Reiche, 432. — Sigmunds Hausmacht, 433. — Reichsverfaſſungsentwürfe, 434. — Feindſelige Geſinnungen der Fürſten, 436. — Verfall der Reichsgewalt, 437. — Sigmund und die Huſſiten, 438. — Beſorgniſſe der Fürſten, 439. — Die Kirchenverſammlung in Baſel, 440. — Die prager Kompaktaten, 441. — Sigmund wieder böhmiſcher König, 442. — Streit zwiſchen der baſeler Verſammlung und dem Papſte, 443. — Der Papſt und Sigmund, 444. — Fortſetzung des Streits zwiſchen dem Papſt und den Baſelern, 445. — Cuſanus Vorſchläge zu einer neuen Reichsverfaſſung, 446. — Sigmunds vergebliche Verſuche zur Reichsverfaſſungsverbeſſerung, 449.

7. Albrecht II. und die erſten Zeiten Friedrichs III. Gänzliches Scheitern der Reichsverfaſſungsentwürfe und der Kirchenverbeſſerung 450

Scheitern von Albrechts II. Reichsverfaſſungsentwürfen, S. 451. — Neue Bündniſſe der Städte, 452. — Bruch zwiſchen der baſeler Kirchenverſammlung und dem Papſt, 453. — Friedrich III., 454. — Seine Händel in den Erbſtaaten, 455. — Seine kirchliche Richtung, 456. — Die öffentliche Meinung in Deutſchland bezüglich der Kirche, 457. — Die Fürſten und die Kirche, 458. — Aeneas Sylvius, 459. — Uebereinkunft zwiſchen Friedrich und dem Papſte, 460. — Widerſtand der deutſchen Fürſten gegen Rom, 461. — Trennung der deutſchen Fürſten in der Kirchenfrage, 462. — Das wiener Konkordat, 463. — Auflöſung der baſeler Verſammlung. Sieg des Papſtes, 464.

8. Schweizer und Armagnaken. Der zweite große Städtekrieg 465

Schweizerkrieg, S. 465. — Die Armagnaken in Deutſchland, 467. — Abzug derſelben, 468. — Ausgang des Schweizer-

Seite

kriegs, 469. — Fürſtenbund und Städtebund, 470. — Krieg zwiſchen Fürſten und Städten, 471. — Niederlage der Städte, 473. — Ausgang des Städtekriegs, 474. — Nachtheilige Wirkungen für das Bürgerthum, 475.

9. Neue Gährungen. Fürſtenkrieg. Eiferſucht zwiſchen den Hohenzollern und Wittelsbachern. Nochmalige Aufnahme der nationalen kirchlichen Richtung. Verſuche, Friedrich abzuſetzen. Georg Podiebrad . . 476

Die Hohenzollern, S. 477. — Albrecht Achilles, 478. — Die Wittelsbacher, 479. — Der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, 480. — Der Kaiſer wider denſelben, 481. — Unzufriedenheit der Fürſten mit dem Kaiſer, 482. — Mit dem Papſte, 483. — Die Fürſten gegen Kaiſer und Papſt, 485. — Auflöſung der Widerſtandspartei, 486. — Einnahme von Donauwerth durch Ludwig den Reichen, 487. — Reichskrieg gegen Baiern und Pfalz, 488. — Sieg der Wittelsbacher. Bedrängniſſe des Kaiſers, 489. — Neue Verſuche gegen Kaiſer und Papſt, 490. — Georg von Podiebrad, König von Böhmen, 491. — Streben Podiebrads nach der Kaiſerkrone, 492. — Verhandlungen mit den Wittelsbachern und den Hohenzollern, 493. — Die Tage in Eger und Nürnberg, 494. — Vereitlung des podiebradiſchen Planes durch Albrecht Achilles, 495. — Neuer Reichskrieg gegen die Wittelsbacher, 496. — Vergebliche Friedensverſuche, 497. — Theilnahme der Städte an dem Fürſtenkrieg, 498. — Neue Niederlagen der kaiſerlichen Partei, 499. — Ende des Kriegs, 500. — Papſt und Kaiſer gegen Podiebrad, 501. — Die Fürſten für Podiebrad, 502. — Neue Plane der Widerſtandspartei. Podiebrads Tod, 503.

10. Auswärtige Verhältniſſe. Schleswig-Holſtein, Dithmarſen und Dänemark, Preußen und Polen, Böhmen und Ungarn, Türkengefahr, Italien 504

Vergebliche Reichsverbeſſerungsverſuche, S. 505. — Schleswig-Holſtein und Dänemark, 506. — Dithmarſen, 508. — Der deutſche Orden und Preußen, 510. — Der Friede zu Thorn. Preußen und Polen, 511. — Böhmen, Polen und Ungarn, 512. — Türkengefahr, 514. — Italien. Herzogthum Mailand, 515.

11. Der burgundiſche Krieg 516

Zuſammenkommen der burgundiſchen Beſitzungen, S. 516. — Philipp der Gute von Burgund, 517. — Plane der Herzoge von Burgund, 518. — Habsburg und Burgund. Karl der Kühne, 519. — Verpfändung der vorderöſterreichiſchen Lande an Burgund, 520. — Friedrich III. und Karl der Kühne in Trier, 521. — Spannung zwiſchen beiden, 524. — Reichs-

Seite

krieg gegen Burgund, 525. — Friede zwiſchen dem Reich und Burgund, 526. — Ausgang Karls des Kühnen, 527.

12. Friedrichs III. letzte Jahre. Errichtung des ſchwäbiſchen Bundes 528

Friedrich III. aus ſeinen Erbſtaaten verjagt, S. 528. — Friedrich und die Wittelsbacher, 529. — Gründung des ſchwäbiſchen Bundes, 530. — Wiedereroberung Oeſterreichs. Friedrichs III. Tod, 531.

Inhalt des vierten Bandes.

Siebentes Buch.

Das Reformationszeitalter.

Seite

1. **Einleitung. Oeffentliche Zuſtände am Ende des 15. Jahrhunderts. Nachtheilige Folgen von dem Scheitern der Reformbeſtrebungen. Städteweſen. Fürſtenthum. Römiſches Recht. Kriegsweſen** 3
   Rückblick S. 3. — Folgen vom Scheitern der Reformbeſtrebungen, 4. — Die deutſchen Städte am Ende des 15. Jahrhunderts, 5. — Vorherrſchen des kaufmänniſchen Geſichtspunktes, 6. — Verfall der Sitten. Proletariat, 7. — Verfaſſungszuſtände der Städte. Vorwiegen der Ariſtokratie, 9. — Das deutſche Fürſtenthum, 10. — Landſtände, 11. — Begünſtigung des Particularismus, 13. — Verfall des deutſchen Rechts, 13,14. — Römiſches Recht, 15. — Aufhören der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, 19. — Unterſuchungsverfahren und Tortur, 20. — Verſtärkung der Fürſtengewalt, 21. — Söldnerweſen, 21, 22. — Reichsſtädte von den Fürſten bedroht, 23. — Zunahme der fürſtlichen Willkür gegenüber den Landſtänden, 23. — Karl der Kühne von Burgund und die deutſchen Fürſten, 24.
2. **Freiheitsbeſtrebungen. Städte, Adel, Landſtände, Bauern** 25
   Neue Thätigkeit des reformatoriſchen Geiſtes. Karl der Kühne. Der Wendepunkt, 25, 26. — Reichsſtädte, 26. — Hanſe, 27. Schwäbiſcher Bund, 27. — Landſtädte, 28. — Unruhen in den niederländiſchen Städten, 28, 29. — Bewegung in den niederſächſiſchen Städten, 30, 31. — Rheiniſche Landſtädte, 32. — Der Adel und das Fürſtenthum, 32, 33, 34. — Landſtände, 35. — Freiheitsbeſtrebungen unter den niedern Ständen. Demokratiſche Bewegungen in den Städten, 36. — Bewegungen unter den Bauern im 15. Jahrhundert, 37. —

Seite

— Bäuerliche Zuſtände, 38, 39. — Beſtrebungen der Bauern, 40. — Der Pauker von Niklashauſen, 41. — Bauernaufſtände am Ende des 15. Jahrhunderts, 42. — Germaniſche Natur der geſammten Freiheitsbeſtrebungen. Widerſtand gegen das römiſche Recht, 43.

3. Kirchliche und religiöſe Verhältniſſe 43
Verweltlichung der Kirche S. 44. — Sittenloſigkeit in den Klöſtern, 45. — Zunehmende Härte der Kirchengewalt, 46. — Haß des Volks gegen die Kirche, 47. — Reformatoriſche Richtungen. Die Brüder des gemeinſamen Lebens, 47, 48. — — Thomas von Kempen, 48. — Johann Weſſel, Johann von Hoch, Johann von Weſel, 48, 49. — Felix Hemmerlein, Geiler von Kaiſersberg, 50. — Weſen der freieren religiöſen Richtungen, 51.

4. Emporkommen einer neuen wiſſenſchaftlichen Richtung. Humanismus 51
Einleitung. Befreiung der Wiſſenſchaft von der Kirche, S. 52. — Humanismus, 53. — Fürſtliche Gönner des Humanismus, 53. — Erfindung der Buchdruckerkunſt, 54. — Umgeſtaltung der Wiſſenſchaft durch den Humanismus. Sprachen. Darſtellungsweiſe, 54. — Erweiterung der Kenntniſſe, 55. — Einfluß auf die Geſchichtſchreibung, 55. — Einfluß auf die Naturwiſſenſchaften, 56. — Alchemie und Sterndeuterei, 58. — Fauſtſage. Zauberer und Magier, 59. — Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften, 60. — Entdeckungen neuer Welten, 61. — Himmelskunde. Kopernikus, 62. — Einfluß des Humanismus auf die Theologie, 63. — Erasmus von Rotterdam, 64. — Rationaliſtiſche Richtung, 65, 66.

5. Volksdichtung und bildende Kunſt 67
Volksmäßigkeit der Dichtung. Freiheitsdrang S. 67. — Schauſpiel und Faſtnachtsſpiel, 68. — Reineke Fuchs. — Sebaſtian Brandts Narrenſchiff, 69. — Annäherung der Volksdichtung und des Humanismus, 70. — Deutſche Malerei im 15. Jahrhundert. Die Brüder van Eyk, 71. — Naturrichtung in der deutſchen Malerei, 72. — Albrecht Dürer, 73. — Lukas Cranach, Hans Holbein, 74. — Gothiſche Baukunſt, 75. — Aufſchwung der kunſtverwandten Handwerke, 76. — Allgemeine Richtung der Zeit am Ende des 15. Jahrhunderts, 77.

6. Die deutſchen Fürſtenthümer in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts 78
I. Niederſachſen, Braunſchweig, Lüneburg S. 78. — Schleswig-Holſtein, 79. — Bremen, Hildesheim, Halberſtadt, 80. — II. Weſtphalen, 80. — III. Niederlande, 80. — IV. Niederrhein, 81. — V. Mittelrhein, Pfalz, 81. — Mainz, Trier, 83. — VI. Oberrhein, 83. — VII. Lothringen, 83. — VIII. Schwaben, 83. — IX. Baiern, 84. — X. Franken, 85. —

Seite

XI. Heſſen, 85. — XII. Thüringen und Meißen, 85. — XIII. Anhaltiſcher Stamm, 86. — XIV. Mecklenburg, 87. — XV. Pommern, 87. — XVI. Brandenburg, 87. — XVII. Böhmen, 88.

7. Maximilian I. Neue Reformationsverſuche 89

Das Haus Habsburg. Maximilian I. S. 89. — Habsburg und Frankreich, 90. — Reichsverbeſſerungsentwürfe, 91. — Plane Bertholds von Mainz. Reichstag von Worms, 92. — Reichstag von Augsburg. Reichsregiment, 93. — Zwiſt zwiſchen Kaiſer und Reichsſtänden, 94. — Maximilian I. und die Demokratie, 95. — Krieg mit den Schweizern, 96. — Maximilian und die Reichsſtädte, 97. — Schwäbiſcher Bund und Ritterſchaft, 97. — Das mindermächtige Fürſtenthum gegen die Reformen, 97. — Gänzliches Scheitern der Reichsverbeſſerungsentwürfe, 98. — Rückkehr zum Alten, 99.

8. Staatliche Folgen von dem nochmaligen Scheitern der Reformbeſtrebungen. Auswärtige Verhältniſſe. Innere Auflöſung. Bäuerliche Umwälzungsverſuche . . 100

Auswärtige Verhältniſſe S 100, 101. Innere Auflöſung. Fauſtrecht. Franz von Sickingen, 103. — Demokratie in den Städten, 104. — Der Bundſchuh zu Lehen. 105. — Der arme Konrad im Würtembergiſchen, 106. — Bauernaufſtand in der wendiſchen Mark, 108.

9. Kampf der Humaniſten gegen die Scholaſtiker. Reuchlin und die Ketzermeiſter. Ulrich von Hutten . . . 109

Die Scholaſtiker gegen den Humanismus S. 109. — Reuchlin und die kölner Dominikaner, 110. — Reuchlins Ketzerproceß, 111. — Ulrich von Hutten, 112. — Die Briefe der dunkeln Männer, 113, 114. — Widerſtand gegen Rom, 114. — Hutten gegen Rom, 115.

10. Luthers Anfänge 116

Die Humaniſten und Luther S. 116. — Seine innere Entwicklung, 117. — Luthers Verhältniß zur Myſtik, 119. — Ablaßunfug. Johann Tetzel, 121. — Luther gegen den Ablaß, 122. Anfang der lutheriſchen Bewegung, 123. — Gegner Luthers. Cajetan, Miltitz, 124. — Johann Eck, Leipziger Disputation, 125. — Einfluß auf Luther, 126.

11. Theilnahme der Nation. Fortgang der reformatoriſchen Bewegung bis zum Reichstag von Worms . . 126

Theilnahme der Nation an der Bewegung S. 126. — Die Humaniſten. Philipp Melanchthon, 127, 128. — Nationale Richtung. Hutten. Reichsſtädte, 128. — Adel, Bauern niedere Geiſtlichkeit, 129. — Höhere Geiſtlichkeit, 130. — Luther an den Adel der deutſchen Nation, 131. — Bannbulle gegen Lu-

Seite

ther und ſeine Anhänger, 132. — Verbrennung der Bannbulle durch Luther, 133.

12. Staatliche Verhältniſſe bis zum Reichstag von Worms. Uebergang des Kaiſerthums von Maximilian I. auf Karl V. Die verſchiedenen Parteien im Reiche . . . 134

Letzte Zeiten Maximilians S. 134. — Die habsburgiſche Macht, 135. — Streit um den Kaiſerthron zwiſchen Habsburg und Frankreich, 136. — Kaiſerwahl Karls V., 138. — Würtemberg an das Haus Habsburg, 139. — Staatskunſt Karls V., 140. — Parteien im Reiche, 141. — Der ſchwäbiſche Bund, 142. — Der Adel und die Städte, 143. — Die Städte und die Bauerſchaft, 144.

13. Reichstag zu Worms. Die ſtaatlichen Verhältniſſe und der Fortgang der religiöſen Bewegung in den Jahren 1521 und 1522 145

Die nationale Partei und der Kaiſer S. 145. — Der Reichstag von Worms und die religiöſe Frage, 146. — Die politiſche Frage auf dem Reichstag, 147. — Luther in Worms, 148, 149. — Ergebniſſe des Reichstags. Verdammung Luthers, Errichtung eines Reichsregiments, 150. — Stellung des Reichsregiments, 151. — Umſichgreiſen der neuen Lehre, 152. — Volksſchriften und Volksprediger, 153. — Demokratiſche Richtung der religiöſen Bewegung, 154. — Grundſätze der neuen Lehre. Natur, Evangelium, 155. — Innerlichkeit der Religion, Gewiſſensfreiheit, 156. — Allgemeines Prieſterthum, Lehre von der Kirche, 157. — Anſichten über die ſtaatlichen Verhältniſſe, 158.

14. Umwälzungsverſuch Huttens und Sickingens . . . 159

Verbindungen Sickingens S. 159. — Adelverſchwörung zu Landau, 160. — Abſichten auf Städte und Bauern, 160. — Sickingen gegen Trier, 161. — Sickingen und das Reichsregiment, 162. — Sickingens Ausgang, 163. — Wachſende Spannung unter den Parteien, 164. — Das regensburger Bündniß, 165.

15. Gegenſätze innerhalb der reformatoriſchen Richtung 166

Apoſtaten S. 166. — Der Humanismus im Gegenſatz zur neuen Lehre, Erasmus, 167. — Erasmus und Hutten, 169. — Erasmus und Luther, 170. — Luther und die Myſtik, 171. — Verſchiedene Richtungen der Myſtik, 172. — Luthers ſtaatliche Anſichten, 173. — Staatliche Richtung der Myſtik, 174. — Die zwickauer Propheten, 175. — Luther und Karlſtadt, 176. — Thomas Münzer, 177, 178. — Ulrich Zwingli, 179. — Die Wiedertäufer in der Schweiz, 180. — Rückblick auf die verſchiedenen Gegenſätze, 181.

16. Der Bauernkrieg 183

Allgemeine Aufregung, S. 183. — Anführer des Aufruhrs,

Seite

184. — Ulrich von Würtemberg und die Reichsritterſchaft, 186. — Anfang des Bauernkriegs, 187. — Die zwölf Artikel der Bauern, 187, 188. — Allgemeiner Aufſtand, 189. — Verhältniß der Geiſtlichkeit zum Bauernkrieg, 190. — Städte und Landsknechte, 191. — Nachgiebigkeit der Fürſten, 192. — Die rohe Seite der Volksbewegung, 193. — Die That von Weinsberg, 194. — Höhere Ziele des Bauernkrieges, 195. — Verſchiedene Parteien, 196. — Ulrich von Würtemberg, 197. — Friedrich der Weiſe von Sachſen, 198. — Erzherzog Ferdinand und die Bauern, 199. — Die republikaniſche Partei, 200. — Die myſtiſch-ſocialiſtiſche Partei, 201. — Die Fürſten gegen Erzherzog Ferdinand, 202. — Wendel Hipplers Vorſchläge, 203. — Götz von Berlichingen, Hauptmann der Bauern, 204. — Die Bauern und der Adel, 205. — Luther und der Bauernkrieg, 206. — Nothwendigkeit eines gemeinſamen Kriegsplanes, 208. — Belagerung des Frauenbergs bei Würzburg, 209. — Der Heilbronner Entwurf einer Reichsverfaſſung, 210. — Die Schlachten bei Böblingen und bei Elſaßzabern, 214. — Ausgang des Bauernkriegs in Thüringen. Thomas Münzer. Der Pfalzgraf gegen die Bauern in Franken, 215. — Entmuthigung im fränkiſchen Bauernheere, 216. — Die Schlachten bei Königshofen und Ingolſtadt, 217. — Ende des Kriegs in Franken und der Pfalz, 218. — Die Bauern im Allgau, 219. — Ende des Kriegs im Allgau, 220. — Der ſalzburger Aufruhr, 221. — Ende des Bauernkriegs, 222.

17. Folgen des Bauernkrieges. Plötzliche Wendung in der Entwicklung der Reformation . . : 222

Rache der Herren an den Bauern, S. 223. — Neue Aufſtandsverſuche, 224. — Folgen des Bauernkriegs, 225. — Annahme des Lutherthums durch die Fürſten, 226. — Die lutheriſchen Fürſten und der Kaiſer, 227. — Karl V. und die Reformation, 228. — Verhältniß der Städte zu Kaiſer und Fürſten, 229. — Bund der Städte mit den Fürſten, 230. — Die katholiſchen Fürſten und das Haus Habsburg, 231. — Widerſtand gegen das Kaiſerthum, 232. — Die neue Rechtgläubigkeit, 233. — Aufgeben oder Abſchwächung der urſprünglichen Grundſätze der Reformation, 234.

18. Fortwirken der reformatoriſchen Kräfte 235

Die landſtändiſchen Verfaſſungen, S. 236. — Die Reformation und die Landſtände, 237. — Demokratiſche Bewegungen in den norddeutſchen Städten, 238. — Die zwingliſche Richtung, 239. — Die Wiedertäufer, 241. — Ihr Widerſtand gegen Kirche und Staat, 242. — Das Gottesreich auf Erden, 244. — Sekten der Wiedertäufer, 245. — Die Wiedertäufer und die Bibel, 246. — Die Wiedertäufer und die Welt, 247.

Seite

— Die Wiedertäufer und die geſchlechtlichen Verhältniſſe, 248. — Philoſophiſche Richtung der Myſtik, 249. — Sebaſtian Franck, 250. — Seine pantheiſtiſche Philoſophie, 251. — Franck als Volksſchriftſteller, 254. — Als Hiſtoriker, 255. — Theophraſtus Paracelſus, 256. — Kopernicus, Veſalius, 263. — Hans Sachs, 264.

19. Die Ereigniſſe vom Reichstage zu Speier (1529) bis zur wittenberger Konkordie 265

Verbreitung der freieren Richtungen, S. 266. — Erſtarkung des Katholicismus, 267. — Luthers Perſönlichkeit, 268. — Luthers Zweifel und innere Kämpfe, 269. — Philipp Melanchthon, 270. — Die Fürſten und das Lutherthum, 271. — Der Landgraf Philipp von Heſſen, 272. — Verſchiedene Auffaſſungen der Abendmahlslehre, 274. — Der Reichstag von Speier, 275. — Annäherung der Lutheraner an die Katholiken, 276. — Das Religionsgeſpräch zu Marburg, 277. — Der Reichstag zu Augsburg, 278. — Schließung des ſchmalkaldiſchen Bundes, 280. — Der nürnberger Religionsfriede, 281. — Unternehmung gegen Würtemberg. Friede zu Kadan, 282. — Niederlagen des Zwinglianismus, 283. — Unterhandlungen zwiſchen den Zwinglianern und Lutheranern, 284. — Die wittenberger Konkordie, 285. — Verfolgungen der Wiedertäufer, 286.

20. Das Reich der Wiedertäufer in Münſter und der Bürgermeiſter Wullenweber in Lübeck 287

Die Wiedertäufer in den Niederlanden, S. 287. — Reformatoriſche Bewegung in Münſter, 288. — Holländiſche Wiedertäufer in Münſter. 289. — Herrſchaft der Wiedertäufer in Münſter. Johann von Leiden, 290. — Neue Einrichtungen. Gütergemeinſchaft, 291. — Vielweiberei, 292. — Empörung gegen die Wiedertäufer unterdrückt, 293. — Johann von Leiden König des neuen Reiches, 294. — Innere Parteiungen, Wirkung nach Außen, 295. — Jürgen Wullenweber, Bürgermeiſter in Lübeck, 296. — Seine umfaſſenden demokratiſchen Plane, 297. — Krieg Lübecks mit Dänemark, 298. — Lübeck und Münſter, 299. — Niederlage der Lübecker, Sturz Wullenwebers, 300. — Deſſen Ausgang, 301. — Eroberung von Münſter, 302. — Ausgang der wiedertäuferiſchen Führer, 303. — Siege des Lutherthums, 304.

21. Erfolge des Proteſtantismus 304

Plane Karls V., S. 305. — Auswärtige Staatshändel, 306. — Erfolge des Proteſtantismus, 307.

22. Der ſchmalkaldiſche Krieg. Uebergewicht des Kaiſers 309

Uneinigkeiten unter den Proteſtanten, S. 309. — Plane des Kaiſers gegen die proteſtantiſchen Fürſten, 310. — Der ſchmal-

Seite

kaldiſche Krieg, 311. — Niederlage des Proteſtantismus, 312. — Des Kaiſers Entwürfe, 313. — Das Interim, 315.

23. Wendung der Dinge. Die Religionsfrieden von Paſſau und Augsburg. Abdankung Karls V. . . . 317

Mißſtimmung gegen den Kaiſer, S. 317. — Krieg Moritzens von Sachſen gegen Karl V., 319. — Der paſſauer Religionsfriede, 320. — Unruhen in Deutſchland. Augsburger Religionsfriede, 321. — Karls V. Abdankung und Tod 322.

Achtes Buch.

Die Zeiten vom Tode Karls V. bis zum weſtphäliſchen Frieden.

1. Rückblick. Auswärtige Verhältniſſe. Die Kaiſer Ferdinand I. und Maximilian II. 325

Rückblick, S. 325. — Der augsburger Religionsfriede, 327. — Auswärtige Verhältniſſe unter Karl V., 328. — Verluſt von Metz, Toul, Verdun, 329. — Verluſt der Oſtſeeländer, 330. — Verhältniß zu den Türken, 331. — Ferdinand I., 332. Maximilian II., 333.

2. Verbreitung des Proteſtantismus 334

I. Niederſachſen, S. 335. — II. Weſtphalen. III. Niederlande, 336. — IV. Niederrhein. V. Mittelrhein, 337. — VI. Oberrhein, 338. — VII. Lothringen. VIII. Schwaben, 339. — IX. Baiern, 339. — X. Franken. XI. Heſſen. XII. Meißen und Thüringen, 340. — XIII. Anhalt. XIV. Mecklenburg. XV. Pommern. XVI. Brandenburg, 341. — XVII. Oeſterreich, 342. — Die Schweiz, 343. — Die auswärtigen Staaten 344.

3. Innere Geſchichte des Proteſtantismus 345

Sinken der Bedeutung der Wiedertäufer. Menno Simonis, 346. — Abnahme der freieren religiöſen Richtungen. Theobald Thamer. 347. — Die freieren Richtungen in der Schweiz, 348. — David Joris, 349. — Die Libertiner in Genf, 351. — Michael Servet, 353. — Italieniſche Flüchtlinge, Camillo, Lelio Sozzini, Bernhard Ochino, 355. — Religiöſe und kirchliche Richtung Kalvins, 356. — Hinrichtung Servets, 357. Verfolgung der freien Richtungen in der Schweiz, 358. — Rückwirkung auf Deutſchland. Neuſer und Sylvan in Heidelberg, 359. — Streit innerhalb des rechtgläubigen Proteſtantismus, 360. — Melanchthon und die Ueberlutheraner, 361. — Tod Melanchthons. Lutheraner und Kalviniſten, 363. — Oſiandriſche Streitigkeit, 364. — Verſuche ein lutheriſches Papſtthum aufzurichten, 365. — Anmaßungen der Ueberluthe-

Seite

raner in Jena, 366, in Bremen, 367. — Händel des Superintendenten Heßhus in Magdeburg, 368. — Herrſchſucht der lutheriſchen Geiſtlichen, 369. — Selbſtſucht der Ueberlutheraner, 370. — Fügſamkeit der Eiferer unter das Fürſtenthum, 371. — Willkür der Fürſten in religiöſen Dingen, 372. — Die Konkordienformel, 375. — Verhältniß zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus, 377.

4. Erhebung des Katholicismus 377

Bedürfniß von Reformen in der katholiſchen Kirche. Zwei Parteien, S. 377. — Die Jeſuiten, 378. — Ferdinand I. und die Reform der Kirche, 380. — Die tridentiner Kirchenverſammlung, 381. — Maximilian II. und die katholiſche Kirche, 382. — Maximilian und der Proteſtantismus, 383. — Katholiſche Gegenreformationen, 384.

5. Aeußere und innere Staatskunſt Maximilians II. . . 385

Türkenkrieg, S. 385. — Die Hanſe, 386. — Der Friede zu Stettin, 387. — Deutſchland und Rußland, 388. — Verhältniß Maximilians zum Ausland, 392. — Zu Spanien und Frankreich, 393. — Abſichten auf die polniſche Krone, 394. — Verhältniß zu Italien, 395. — Maximilian II. und die deutſchen Fürſten, 396. — Bewegungen unter dem deutſchen Adel, 397. — Wilhelm von Grumbach, 399 und Johann Friedrich von Sachſen, 400. — Maximilian und die Reichsſtädte, 401. — Fürſorge für das Reich, 403. — Der Reichshofrath, 404. — Maximilians II. Leutſeligkeit, 405. — Ergebniß ſeiner Staatskunſt, 406.

6. Rudolf II. Fortgang der katholiſchen Gegenreformationen 406

Rudolfs II. ſtaatliche Richtung, S. 407. — Deſſen religiöſe Richtung, 408. — Parteilichkeit gegen die proteſtantiſchen Stände, 409. — Der Kurfürſt Gebhard von Köln, 410. — Fortgang der katholiſchen Gegenreformationen, 411. — Ferdinand von Steyermark, 414. — Widerſtand der proteſtantiſchen Fürſten, 415. — Zwieſpalt unter ihnen, 416. — Maximilian von Bayern, 416, 417. — Die donauwerther Angelegenheit, 418.

7. Wirkungen der religiöſen Verhältniſſe auf Wiſſenſchaft, Staat und Leben 419

Geiſtige Bildung des Zeitalters unter den Einflüſſen des religiöſen Rückſchritts, S. 419. — Sinken der volksthümlichen Dichtung und des Humanismus, 420. — Geſchichte, 421. — Naturwiſſenſchaften, 422. — Teufelsglaube, 423. — Nationalliteratur. Fauſtſage, 425. — Hexenprozeſſe, 426. — Peinliches Gerichtsverfahren, 428. — Todesſtrafen, 430. — Steigen der fürſtlichen Gewalt, 431. — Die kaiſerliche Gewalt, 433.

— Ueppigkeit an den Höfen, 434. — Rohheit und Unſittlichkeit im Volke, 435.

8. Gegenwirkungen. Aufkommen einer freieren Richtung in Religion und Wiſſenſchaft 435

Freiere Richtung in den reformirten Kirchen, S. 436. — Myſtiſche Richtung. Jakob Böhme, 437. — Verbreitung der Myſtik, 440. — Aufnahme des Humanismus: in Altdorf, 441, in Helmſtädt, 442. — Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften. Johann Keppler, 443. — Joachim Jungius. Verſuche einer Reform des Schulweſens, 447. — Neuer Aufſchwung der volksthümlichen Dichtung, 448.

9. Gegenwirkungen auf dem ſtaatlichen Gebiete. Einfluß der Republik der vereinigten Niederlande . . . 449

Die Reichsritterſchaft, S. 450. — Die Reichsſtädte, 451. — Die Landſtände. 452. — Bewegungen unter den Bauern, 453. Socialiſtiſche Beſtrebungen, 454. — Demokratiſche Richtung des Kalvinismus, 455. — Der Freiheitskampf der Niederlande, 456. — Aufſchwung der holländiſchen Seemacht, 459. — Aufſchwung der Wiſſenſchaften in den Niederlanden, 460. — Hugo Grotius, 461. — Einfluß der Niederlande auf Deutſchland, 462. — Republikaniſirende Thätigkeit der Niederlande, 464. — Einwirkung auf die deutſchen Höfe, 465. — Demokratiſche Richtung der kalviniſchen Höfe, 466. — Prinz Moritz von Oranien und die Ariſtokratie, 467. — Politiſche Parteien in Deutſchland, 468. — Verhältniß der politiſchen Parteien zu den kirchlichen, 469.

10. Die Ereigniſſe bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs. Union und Liga. Letzte Jahre Rudolfs II. Mathias 470

Der Reichstag von Regensburg im Jahre 1608, S. 470. Gründung der proteſtantiſchen Union, 471. — Rudolfs II. läſſige Verwaltung, 472. — Rudolf II. und Mathias, 473. Der böhmiſche Majeſtätsbrief, 474. — Uebergewicht der Union, 475. — Die katholiſche Liga, 476. — Der jülich-cleviſche Erbſchaftsſtreit, 477. — Heinrich IV. von Frankreich und die Union, 478. Eiferſucht zwiſchen Maximilian von Baiern und dem Hauſe Habsburg, 479. — Das paſſauer Kriegsvolk, 480. — Rudolf II. tritt auch Böhmen an Mathias ab. Rudolfs Tod, 481. — Mathias deutſcher Kaiſer, 482. — Der Reichstag von Regensburg im Jahre 1613, 483. — Die Liga und der Kaiſer, 484. — Machterweiterung Maximilians von Baiern, 485. — Schwächung der Liga, 486. — Verhandlungen über die öſterreichiſche Erbfolge, 487, über die Nachfolge im Reich, 489. — Ferdinand künftiger König von Böhmen, 490. — Ausbruch der bömiſchen Unruhen, 491.

Seite

11. Anfang des dreißigjährigen Kriegs. Der böhmiſch-pfälziſche Krieg 492

Schwankende Haltung des Mathias. Gefangennahme des Miniſters Kleſel durch die ferdinandiniſche Partei, S. 492. — Fortgang der böhmiſchen Unruhen. Tod Mathias, 493. — Ueble Lage Ferdinands. Bewegung in Schleſien, Mähren, Oeſterreich, 494. — Entwürfe der kurpfälziſchen Partei, 495. Fürſt Chriſtian von Anhalt, 496. — Deſſen große Plane, 497. — Verbindungen mit dem Ausland, 498. — Kurpfalz, Baiern und Oeſterreich, 499. — Fortgang der Empörung in den öſterreichiſchen Landen, 500. — Verhandlungen über die Kaiſerwahl, 501. — Ferdinand II. deutſcher Kaiſer, Friedrich V. König von Böhmen, 502. — Vertrag zwiſchen Ferdinand und Maximilian, 503. — Streitkräfte der kurpfälziſchen Partei, 504. — Unzuverläſſigkeit der Union, 505. — Vertrag zu Ulm. Unterwerfung Oeſterreichs, 506. — Böhmiſche Zuſtände, 507. — Kurpfalz und die böhmiſche Ariſtokratie, 509. — Schlacht am weißen Berge, 510. — Unterwerfung Böhmens durch den Kaiſer, 511. — Verfolgung des Sieges durch die katholiſche Partei, 512. — Der Krieg in der Pfalz, 513. — Eroberung der Pfalz durch die Liga, 515.

12. Der däniſche Krieg. Uebergewicht des Kaiſers. Wallenſtein 515

Verfahren des Kaiſers, S. 516. — Verbindung des Auslands gegen Habsburg, 517. — Ausbruch des däniſchen Kriegs, 519. — Albrecht von Wallenſtein, 521. — Seine Plane, 523. — Abſetzung der Herzoge von Mecklenburg, 526. — Prozeſſe gegen die Reichsfürſten, 527. — Plane gegen die Liga, 528. — Friede mit Dänemark, 529. — Belagerung Stralſunds, 530. — Höchſte Ziele Wallenſteins, 531. — Das Reſtitutionsedikt, 533.

13. Bund gegen den Kaiſer. Richelieu. Guſtav Adolf . . 535

Richelieu gegen Habsburg. Krieg gegen Mantua, S. 535. — Richelieu und die Liga, 536. — Die Liga gegen den Kaiſer und Wallenſtein, 537. — Abſetzung Wallenſteins, 539. — Guſtav Adolf, 540. Deſſen Landung in Deutſchland, 541. — Erſte Kriegsunternehmung, 542. — Vertrag zu Bärwalde, 543. — Stellung der Proteſtanten, 544. — Eroberung Magdeburgs, 545. — Bündniſſe der Proteſtanten mit Guſtav Adolf, 546. — Schlacht bei Breitenfeld, 547. — Guſtav Adolfs Entwürfe, 548. — Spannung zwiſchen Schweden und Frankreich, 549. — Eroberung Baierns, 550. — Wallenſtein zum zweiten Mal Generaliſſimus, 551. — Das Lager bei Nürnberg, 552. — Schlacht bei Lützen. Guſtav Adolfs Tod, 553. — Guſtav Adolf und Deutſchland, 554.

Seite

14. Die Ereigniſſe bis zum Frieden von Prag. Wallenſteins Ausgang 555

Tag zu Heilbronn, S. 555. — Plane Wallenſteins, 556. — Unterhandlungen mit den Fremden, 557. — Wallenſteins Ermordung, 558. — Schlacht bei Nördlingen. Friede von Prag, 559. — Unglück der Schweden, 561.

15. Theilnahme Frankreichs. Allgemeiner Krieg 561

Frankreichs offene Theilnahme am Kriege, S. 562. — Erfolge des Herzogs Bernhard von Weimar, 563. — Plan einer dritten Partei. Tod Bernhards von Weimar, 564. — Die Schrecken des Krieges, 565. — Die letzten Kriegsjahre, 566, 567.

16. Der weſtphäliſche Friede 567

Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück, S. 568. — Der weſtphäliſche Friede, 571.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des fünften Bandes.

Neuntes Buch.

Die Zeiten vom weſtphäliſchen Frieden bis zum Tode Kaiſer Karls VI.

Seite

1. **Einleitung. Folgen des dreißigjährigen Krieges** . . 3
Barbarei der Kriegsführung, S. 3. — Vernichtung des Wohlſtands, 5. — Schwächung des Nationalgeiſtes, 6. — Einreißen der Ausländerei, 7. — Haltloſigkeit der Reichsverfaſſung, 8.

2. **Reichsſtädte und Reichsritterſchaft** 9
Reichsſtädte, S. 9. — Bedeutungsloſigkeit derſelben, 10. — Verſinken der Reichsritterſchaft, 11. — Verkommen der inneren Zuſtände der Städte, 12. — Fortwirken der Eiferſucht gegen das Fürſtenthum, 13.

3. **Die Fürſtenthümer** 14
I. Niederſachſen. Braunſchweig, Lüneburg und Wolfenbüttel, S. 14. — Holſtein und Dänemark, 16. — Geiſtliche Gebiete, 19. — II. Weſtphalen, 19. — III. Niederlande. IV. Niederrhein, 20. — V. Mittelrhein. Das pfälziſche Haus, 21. — Naſſau, 23. — Geiſtliche Gebiete, 24. — VI. Oberrhein. Baden, 25. — VII. Lothringen und Burgund, 26. — VIII. Schwaben, 27. — IX. Baiern, 28. — X. Franken. Brandenburgiſche Fürſtenthümer, 29. — Grafſchaften. Geiſtliche Gebiete, 30. — XI. Heſſen, 31. — Waldeck, 32. — XII. Thüringen und Meißen. Kurfürſtenthum Sachſen, 32. — Die erneſtiniſche Linie, 33. — Andere Häuſer, 34. — XIII. Anhalt, 35. — XIV. Mecklenburg, 36. — XV. Pommern. XVI. Brandenburg, 37. — XVII. Oeſterreich, 38. — Ueberſicht der Fürſtenthümer nach dem Rang, 39. — Nach dem Länderumfang, 40.

Seite

4. Die Landeshoheit und die landſtändiſchen Verfaſſungen 42

Schickſale der landſtändiſchen Verfaſſungen. Abnahme ihrer Bedeutung, S. 43. — Die Reichstage gegen die Landſtände, 44. — Der große Kurfürſt von Brandenburg und die Landſtände, 46. — Die Landſtände und die Reichsgerichte, 48. — Der Adel auf Seite des Fürſtenthums, 49. — Niederdrückung des Bürgerſtandes, 50. — Vereinzelte Widerſtände der Landſtände gegen das Fürſtenthum. Würtemberg. Mecklenburg, 50. — Oſtfriesland, 51.

5. Die Willkürherrſchaft 54

Verſchiedene Stufen der Willkürherrſchaft.. Wohlwollende Regenten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, S. 54. — Prachtſucht und Ueppigkeit der Höfe, 56. — Kaiſerlicher Hofſtaat, 57. — Dresdener Hofſtaat, 57. — Rangordnungen, 58. — Aufwand und Pracht am preußiſchen Hof, 59. — Maitreſſenweſen. Schmeichelei, 60. — Cabinetsjuſtiz. Die Beamten Werkzeuge fürſtlicher Willkür, 61. — Nachtheiliger Einfluß auf den Volkscharakter, 62.

6. Das Reich 62

Die bedeutendeſten Reichsfürſten zugleich im Beſitz fremder Throne, S. 63. — Nachtheiliger Einfluß auf die äußere Staatskunſt, 64. — Unbedeutendheit der kaiſerlichen Gewalt, 64. — Der Reichstag 65. — Das Reichsgerichtsweſen, 68. — Das Reichsfinanzweſen, das Kriegsweſen, 69. — Vollſtändiger Mangel an Gemeinſinn, 70.

7. Ferdinand III. und Leopold I. bis zu den Reunionen Ludwigs XIV. 71

Frankreich und Schweden, S. 71. — Tod Ferdinands III. Wahl Leopolds I., 72. — Einfluß Ludwigs XIV., 73. — Der nordiſche Krieg, 74. — Der Türkenkrieg, 74. — Ludwigs XIV. Krieg wegen der ſpaniſchen Niederlande, 75. — Frieden zu Aachen, 76. — Krieg Ludwigs XIV. gegen die Holländer, 77. — Reichskrieg gegen Frankreich, 78. — Einbruch der Schweden in Brandenburg. Schlacht bei Fehrbellin, 79. — Friedensunterhandlungen zu Nimwegen, 80. — Friede daſelbſt zwiſchen Frankreich und dem Reich, 81. — Friede zu Germain en Laye zwiſchen Brandenburg, Schweden und Frankreich, 82.

8. Die Zeit der Reunionen. Neuer Krieg mit Frankreich. Friede zu Ryßwick 83

Ludwigs XIV. Reunionskammern, S. 83. — Einziehung deutſcher Gebiete. Wegnahme Straßburgs, 84. — Erbärmliche Haltung des Reichs. Waffenſtillſtand von 1684, 85. — Dänemarks Anmaßungen. Türkenkrieg. Belagerung Wiens, 86. — Die

Seite

pfälziſche Erbſchaftsſache, 87. — Einbruch Ludwigs XIV. in die Pfalz und die Rheingegenden, 88. — Reichskrieg gegen Frankreich. Verheerung der Pfalz, 89. — Geringe Erfolge des Reichskriegs. Die hannöveriſche Kur, 90. — Friedenscongreß zu Ryſwick, 91. — Nachtheiliger Friede für das Reich, 92. — Glücklicher Krieg gegen die Türken, 93.

9. Die Zeiten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges und des nordiſchen. Joſeph I. und Karl VI. 93

Spaniſche Erbfolgeſache, S. 93. — Tod Karls II. von Spanien. Der Enkel Ludwigs XIV. zum Univerſalerben eingeſetzt, 94. — Krieg gegen Ludwig, deſſen Verbindungen in Deutſchland, 95. — Reichskrieg. Eugen von Savoyen und Marlborough, 96. — Tod Leopolds I. Joſeph I. Kaiſer, 97. — Erfolge gegen Ludwig XIV., 98. — Kräftige Haltung gegen Rom. Tod Joſephs I., 99. — Friede zu Utrecht und Raſtadt, 100. — Der nordiſche Krieg, 101. — Peters des Großen von Rußland Abſichten auf Deutſchland, 102. — Allgemeiner Friede, 104.

10. Die Zeiten bis zum Tode Karls VI. 104

Türkenkrieg. Friede zu Paſſarowitz, S. 104. — Händel im Weſten Europas. Die pragmatiſche Sanction, 105. — Händel wegen der polniſchen Königswahl, 107. — Nachtheiliger Friede in Wien, 109. — Unglücklicher Türkenkrieg. Schmachvoller belgrader Frieden, 110.

11. Zuſtände der geiſtigen Bildung ſeit dem weſtphäliſchen Frieden 111

Erfolgloſe Beſtrebungen Calixts, S. 111. — Unduldſamkeit und Barbarei bei den einzelnen Religionsparteien, 112. — Uebergewicht des Katholicismus, 113. — Uebertritt proteſtantiſcher Fürſten zur katholiſchen Kirche, 114. — Bedrückung der Proteſtanten in der Pfalz, 115. — Gegenthätlichkeiten von Seite der proteſtantiſchen Fürſten, 116. — Erziehungsweſen. Amos Comenius Beſtrebungen beſeitigt, 116. — Schlechter Zuſtand der Schulen, 117. — Der Geſchichtſchreibung, 118. — Knechtsſinn der Gelehrten, 118. — Verfall der Nationalliteratur, 121. — Der bildenden Kunſt, 122.

12. Erſte Spuren einer beſſeren Richtung. Pietiſten, Spinoza, Leibnitz, Thomaſius, Wolff, Gottſched 123

Fortwirken der Myſtik, S. 123. — Die Pietiſten. Spener. Francke, 124. — Philoſophiſche Richtung der Myſtik. Angelus Sileſius, 125. — Carteſius, 126. — Spinoza, 127. — Leibnitz, 129. — Sein Leben, 130. — Sein Charakter, 131. — Philoſophie, Monadenlehre, 132. — Wirkſamkeit in den anderen Wiſſenſchaften. Theologie, 134. — Geſchichte. Naturwiſſenſchaften, 135. — Recht und Staat, 136. — Sorge für die

Seite

Mutterſprache 137. — Chriſtian Thomaſius. Vergleich mit Leibnitz, 137. — Gegen den Pedantismus und die Unduldſamkeit, 138. — Gegen den Aberglauben, 139. — Nationaliſtiſche Anſchauungsweiſe, 140. — Gegen die Hexenprozeſſe 140. — Arnolds unpartheiiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie, 141. — Chriſtian Wolff, der Philoſoph, 142. — Gottſcheds Verdienſte um die Nationalliteratur 143.

Zehntes Buch.

Das Zeitalter Friedrichs II. und Joſephs II.

1. Friedrich Wilhelm I. von Preußen und die Jugendjahre Friedrichs II. 147

Friedrich Wilhelms I. Charakter, Sparſamkeit, S. 147. — Religiöſe Richtung, 148. — Willkür, 148. — Soldatenliebhaberei, 149. — Friedrichs II. erſte Jugendjahre, 150. — Zerwürfniß mit dem Vater. Spätere Ausſöhnung, 151. — Friedrich auf Schloß Rheinsberg, 152. — Die franzöſiſche Literatur, 153. — Friedrichs freie religiöſe Anſichten, 154. — Politiſche Grundſätze 155.

2. Friedrichs II. Regierungsantritt. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg und der erſte ſchleſiſche Krieg 156

Friedrichs Regierungsantritt. Erſte Handlungen, S. 156. — Auswärtige Staatskunſt, 157. — Abſichten auf Schleſien, 159. — Anfang des ſchleſiſchen Krieges. Schlacht bei Mollwitz, 160. Vertrag zu Nymphenburg zwiſchen Frankreich und Baiern, 161 und Friedrich II., 161. — Bedrängniß Maria Thereſias, 162. — Vertrag zu Kleinſchnellendorf, 163. — Die Ungarn erheben ſich für Maria Thereſia, 163. — Erfolge derſelben, 164. — Karl Albert Kaiſer, 164. — Friedrich von Neuem gegen Oeſterreich. Schlacht bei Chotuſitz. Friede zu Breslau, 165.

3. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg. Fortſetzung. Der zweite ſchleſiſche Krieg. Friedensſchlüſſe zu Dresden und zu Aachen 166

Bedrängniſſe der Gegner Maria Thereſias, S. 166. — Beginn des zweiten ſchleſiſchen Krieges, 168. — Unglück Friedrichs II., Tod Karls VII. Vertrag zu Füſſen, 169. — Friedrichs II. gefährliche Lage, 170. — Franz Stephan Kaiſer. Neue Siege Friedrichs II., 171. — Friede zu Dresden, 172. — Friede zu Aachen, 173.

4. Die Zeiten vom Dresdener Frieden bis zum Beginn des ſiebenjährigen Krieges 174

Seite

Friedrichs II. Regierungswirkſamkeit. Verbeſſerung der Rechtspflege, S. 174. — Staatshaushalt, 175. — Sorge für die materiellen Intereſſen. Heerweſen, 176. — Geiſtige Bildung, 177. — Verhältniß zu den europäiſchen Höfen, 178. — Maria Thereſia, 179. — Reformen in Oeſterreich, 180. — Plane gegen Friedrich, 181. — Diplomatiſches Getriebe bis zum Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges, 182.

5. Die erſten Jahre des ſiebenjährigen Krieges 185

Beſitznahme Sachſens durch Friedrich II., S. 186. — Schlacht bei Lowoſitz. Uebergabe des ſächſiſchen Heeres bei Pirna, 187. — Neue Feinde Friedrichs: das Reich, Rußland, Frankreich, Schweden, 188. — Feldzugsplan der Verbündeten im Jahre 1757, 189. — Schlacht bei Prag. Schlacht bei Kolin, 190. — Traurige Lage Friedrichs, 191. — Schwanken der Gegner, 193. — Schlacht bei Roßbach, 194. — Friedrich in Schleſien, 195. — Schlacht bei Leuthen 196. — Erfolge Friedrichs II. 197.

6. Die Jahre 1758, 1759, 1760, 1761 197

Das Jahr 1758. Erfolge des Herzogs von Braunſchweig, S. 197. — Friedrichs unglücklicher Zug nach Mähren, 198. — Schlacht bei Zorndorf. Ueberfall bei Hochkirch, 199. — Vergebliche Friedensunterhandlungen, 200. — Das Jahr 1759, 201. — Schlacht bei Kunnersdorf, 202. — Friedrich in Sachſen. Niederlage bei Maxen, 203. — Das Jahr 1760. Schlacht bei Liegnitz, 204. — Schlacht bei Torgau, 205. — Das Jahr 1761. Siege des Herzogs von Braunſchweig, 206. — Einnahme von Schweidnitz und von Kolberg, 207. — Friedrichs traurige Lage, 208.

7. Die letzten Kriegsbegebenheiten und der Friede zu Hubertsburg 209

Tod der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland. Bund zwiſchen Friedrich II. und dem Czar Peter III., S. 209. — Das Jahr 1762, 210. — Preußiſche Brandſchatzungen im Reiche, 211. — Friede zu Hubertsburg, 213.

8. Preußen und das deutſche Reich. Kaiſer Joſeph II. Theilung Polens 214

Preußen und Deutſchland, S. 214. — Kaiſer Joſeph II., 217. — Verſuch einer Verbeſſerung des Reichsgerichtsweſens, 219. — Stellung Preußens zu den andern Mächten, 220. — Preußiſch-ruſſiſches Bündniß, 221. — Zuſammenkunft Joſephs II. und Friedrichs II. in Neiße und Neuſtadt, 222. — Diplomatiſche Verhandlungen, 223. — Theilung Polens, 225. — Gegenſeitige Stellung von Oeſterreich, Preußen, Rußland, 228.

9. Der baieriſche Erbfolgekrieg vom Jahre 1778 . . 229

Joſephs II. Pläne und Friedrich II., S. 229. — Joſephs II. Abſichten auf Baiern, 230. — Widerſtand Friedrichs II., 231.

Seite

— Bairiſcher Erbfolgekrieg, 232. — Einfluß von Frankreich und Rußland, 233. — Der Friede von Teſchen, 234. — Mißſtimmung Joſephs II., 235. — Rußland und Deutſchland, 236.

10. Umwandlung der inneren Zuſtände in den einzelnen deutſchen Ländern 236

Friedrichs II. Regierungsgrundſätze, S. 237. — Maria Thereſia, 238. — Joſeph II. und das Volk, 239. — Einfluß von Friedrichs II. und Joſephs II. freiſinnigen Grundſätzen auf die übrigen deutſchen Fürſten, 240. — Aufgeklärter Despotismus, 241.

11. Religion und Kirche. Umſichgreifen rationaliſtiſcher Anſchauungsweiſe. Aufhebung der Jeſuiten . . . 243

Friedrichs II. Regierungsgrundſätze bezüglich der Religion, S. 244. — Freigeiſterei Edelmanns, 245. — Allmäliges Aufkommen des Geiſtes der Duldung bei den Theologen, 246. — Vernunftgemäßere Theologie bei den Proteſtanten. Semler, 247. — Jeruſalem, Spalding, 248. — Zollikofer, Teller, 249. — Katholiſche Länder. Angriffe auf die Jeſuiten, 250. — Juſtinus Febronius. Freiſinnige Kirchenfürſten, 251. — Religiös freiſinnige Richtungen in Baiern unter Kurfürſt Maximilian Joſeph, 252. — Fortſchritte der religiöſen Aufklärung in Oeſterreich unter Maria Thereſia, 253. — Aufhebung der Jeſuiten, 254. — Joſeph II. über die Jeſuiten, 255.

12. Reform in dem Erziehungsweſen. Baſedow 256

Die Pietiſten, S. 256. — Gesner, 257. — Erneſti, 258. — Rouſſeaus Emil, 258. — Baſedow, 259. — Seine Wirkſamkeit für eine neue Erziehungsweiſe, 260. — Seine Grundſätze über Erziehung und Unterricht, 261. — Verbreitung der Baſedow'ſchen Grundſätze, 262.

13. Fortwirken myſtiſcher Richtungen. Die Herrnhuter, Hamann, Lavater 263

Verhältniß der Aufklärung zur Myſtik S. 263. — Die Herrnhuter, 264. — Andere myſtiſche Richtungen, 268. — Berleburger Bibel, 268. — Hamann, 268. — Lavater, 270. — Jung-Stilling. Wunder- und Geiſtergeſchichten, 271.

14. Entwicklung der Nationalliteratur bis zum Auftreten Leſſings 272

Gottſched, S. 272. — Die Schweizer, Bremer Beiträger, 273. — Klopſtock, 274. — Gleim, 275. — Die gleimiſche Schule, 276. Wieland, 277. — Winckelmann, 280.

15. Leſſing 281

Leſſings Leben, S. 282. — Charakter, 283. — Wiſſenſchaftliche Richtung, 284. — Aeſthetiſche Anſichten, 285. — Dramaturgie, 286. — Leſſing als dramatiſcher Dichter, 287. — Leſſing und die aufkläreriſche Theologie, 289. — Die wolfenbüttler Frag-

Seite

mente, 291. — Leſſings Streitſchriften gegen Paſtor Göze, 293. — Leſſings allgemeiner Einfluß auf die weitere Entwicklung der Theologie, 294.

16. **Politiſche Oppoſition** 294

Einfluß der Dichter auf den politiſchen Freiſinn, S. 294. — Die patriotiſche Richtung. Die beiden Moſer, 295. — Juſtus Möſer, 296. — Einfluß von Rouſſeaus Geſellſchaftsvertrag, 298. — Das Weltbürgerthum, 299. — Die Freimaurer, 300. — Schlözer. Politiſche Zeitſchriften, 301. — Der Illuminatenorden, 302.

17. **Die Sturm- und Drangperiode. Herder, Göthe, Schiller** 305

Allgemeines über die Stimmung der Jugend, S. 305, und über die Sturm- und Drangperiode, 306. — Herder, 306. — Seine Fragmente zur Literatur, 307. — Kritiſche Wälder, 308. — Blätter von deutſcher Art und Kunſt, 309. — Einfluß auf die Theologie. Gegen die aufkläreriſche Richtung, 309. — Verſchiedene Gruppen junger Dichter. Der wielandiſche Kreis. Heinſe, 310. — Der göttinger Hainbund, 311. — Der ſchwäbiſche und der rheiniſche Dichterkreis, 312. — Göthe, 313. — Götz von Berlichingen und Werther, 314. — Die anderen Dichter der Sturm- und Drangperiode, 315. — Schiller. Die Räuber, 316. — Fiesko, Kabale und Liebe, 317. — Don Carlos, 318.

18. **Weimar** 318

Allgemeines über das Verhältniß der Fürſten zur Entwicklung unſerer Literatur, S. 318. — Der Hof in Weimar. Wieland, Göthe, Herder dahin gerufen, 319. — Göthe in Weimar, 320. — Göthe in Italien. Fauſt, 321. — Schiller als Hiſtoriker und Dramatiker, 323. — Göthe und Schiller, 321. — Wieland in Weimar, 324. — Herder in Weimar, 324. — Die Weimarer und die platte Aufklärung (Nikolai), 325. — Bahrdt, 326. — Die Weimarer und die ſchwärmeriſche Myſtik, 327. — Herder als Reformator der Theologie, 328. — Herder und ſeine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, 329. — Verhältniß zu den Naturwiſſenſchaften. Georg Forſter, 329. — Pragmatiſche Geſchichtſchreibung. Planck, Spittler, Johannes Müller, 331. — Erziehungsweſen. Humanismus. Heyne und Wolff, 331. — Politiſcher Freiſinn. Humanität. Weltbürgerthum, 332.

19. **Joſephs II. innere Reformen und Vergrößerungsplane** 333

Allgemeines über Joſephs Abſichten und Thätigkeit, S. 333. Cenſuredict, 334. — Toleranzedict, 336. — Kirchliche Reformen, 337. — Joſeph II. und der Papſt, 338. — Die emſer

Seite

Punctation, 339. — Joſephs II. politiſche Reformen, 340. — Theilnahme Oeſterreichs an der ſchönen Literatur. Sonnenfels ꝛc., 341. — Tondichtung. Sebaſtian Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, 342. — Theilnahme Oeſterreichs an der wiſſenſchaftlichen Literatur, 343. — Joſephs II. äußere Politik. Verhältniß zu Rußland, 343. — Streitigkeiten mit Holland, 344. — Wiederaufnahme des baieriſchen Plans, 345. — Joſephs II. Verfahren im Reich, 346.

20. Der Fürſtenbund. Friedrichs II. Tod 347

Widerſtand gegen Joſeph II., S. 347. — Friedrich II. gegen Joſephs baieriſche Plane. Verhalten von Rußland und Frankreich, 348. — Unterhandlungen über den deutſchen Fürſtenbund, 349. — Schließung des Fürſtenbundes. Mitglieder desſelben, 350. — Vereitlung der kaiſerlichen Plane, 351. — Tod Friedrichs II., 352.

21. Rückſchritte in Baiern und Preußen. Verfolgung der Illuminaten. Allgemeiner Widerſtand gegen Joſeph II. Letzte Jahre und Tod 352

Schickſal der emſer Punctation, S. 353. — Verfolgung des Illuminatenordens, 354. — Rückſchritt in Preußen, 355. — Adel und Geiſtlichkeit gegen Joſephs Reformen, 356. — Unzufriedenheit der Ungarn, 357. — Unruhen in Belgien, 358. — Türkenkrieg von 1788 und 1789, 359. — Allgemeiner Widerſtand. Joſephs II. Tod, 360. — Schluß, 361.